This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

BP 362.1

HARVARD
COLLEGE
LIBRARY

Blätter für literarische Unterhaltung.

Jahrgang 1833.

Erster Band.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Jahrgang 1833.

Erster Band.

Januar bis Juni.

(Enthaltend: Nr. 1—181, Beilagen Nr. 1—6, literarische Anzeiger Nr. I—XVI.)

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1833.

29179
BP 362.1

15 Mar 1936

HARVARD
UNIVERSITY
LIBRARY

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

1833.

Monat Januar;

enthaltend
31 Blätter: Nr. 1—31, 1 Beilage: Nr. 1, und 3 literarische Anzeiger: Nr. I—III.

Zur Nachricht.

Von dieser Zeitschrift erscheint außer den Beilagen täglich eine Nummer und ist der Preis für den Jahrgang 12 Thaler.

Alle Buchhandlungen des In- und Auslandes nehmen Bestellung auf diese Zeitschrift an; ebenso alle Postämter, die sich an die königl. sächs. Zeitungsexpedition in Leipzig, das königl. preuß. Grenzpostamt in Halle, oder das fürstl. Thurn und Taxische Postamt in Altenburg wenden.

Die Buchhandlungen, welche ihren sich für diese Zeitschrift eignenden Verlag schnell angezeigt wünschen, werden wohl thun, von ihren Neuigkeiten ein Freiexemplar an die Redaction derselben einzusenden.

Gegen Vergütung von 3 Thlr. werden Anzeigen, Antikritiken und dergl. den Blättern für literarische Unterhaltung, und gegen Vergütung von 1 Thlr. 12 Gr. der Isis beigelegt oder beigeheftet, indeß kann die Verlagshandlung eine Verantwortlichkeit für diese fremden Anzeigen in keiner Art übernehmen.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1833.

Inhalt.

Nr. 1. Zur Nachricht. — Vom Kriege. Hinterlassenes Werk des Generals K. v. Clausewitz. Erster Theil. — Le roi s'amuse. Drame par Victor Hugo. — Notizen.

2. Vom Kriege. Hinterlassenes Werk des Generals K. v. Clausewitz. Erster Theil. (Beschluß.) — Elisabeth, Herzogin zu Sachsen und Landgräfin zu Thüringen. Ein Beitrag zur Geschichte der sachsen-koburg-gothaischen Lande, von C. F. Schulze. — Wo landete Gustav Adolf? — Notizen.

3. Der gegenwärtige Zustand des armenischen Volkes. — Divination auf den nächsten würtembergischen Landtag. — Literarische Notizen. — Literarische Anzeige.

4. Der gegenwärtige Zustand des armenischen Volkes. (Beschluß.) — Drei geistliche Hirtenbriefe. (1. Hirtenbrief Seiner päpstlichen Heiligkeit Gregor XVI. an alle Bischöfe der katholischen Welt. Oder das Urtheil der Kirche Christi über den Geist, die Richtungen und Gefahren dieser Zeit. Erlassen in Rom den 15. Aug. 1832. 2. Die ursprüngliche Kirche Christi. Hirtenbrief des Herrn Bischofs von Danzig, Primas Coadjutor Lothringens. Erlassen den 1. März 1832. 3. Hirtenbrief vom Bischof Dröste in Magdeburg.) — Bäder aus dem Kriegsleben von Moyle Sherer. Aus dem Englischen übersetzt von R. Lindau. Herausgegeben von W. A. Lindau. — Notizen.

5. Drei Reisen in Italien. Erinnerungen von C. F. v. Rumohr. — Kleine Schriften Polen betreffend. (1. Der Feldzug der Russen und Polen zwischen Bug und Narew im Jahre 1831. Nach den besten bis jetzt vorhandenen Materialien. 2. Preußen und Polen, eine Betrachtung der Verhältnisse beider in Bezug auf die neueste polnische Revolution, mit vorzüglicher Rücksicht auf die von einigen Zeitungsschreibern gegen Preußen gerichteten Angriffe und die übergetretenen polnischen Truppen bei Elbing, Dirschau und Marienburg. Nach den zuverlässigsten Quellen und eigner Wahrnehmung. Von einem Bewohner Westpreußens.) — Literarische Notizen.

6. Drei Reisen in Italien. Erinnerungen von C. F. v. Rumohr. (Beschluß.) — Der Graf von Mirabeau, von J. E. Mahir. — Correspondenznachrichten aus Berlin. — Notizen.

7. Zur Charakteristik der neuern englischen Romanpoesie, mit besonderer Beziehung auf Cooper's „Bravo" und Bulwer's „Eugen Aram". Von F. G. Kühne. Erster Artikel. — Der Sonntag. Gedicht in sechs Gesängen von L. Bechstein, nebst sechs Kupfertafeln, erfunden und radirt von F. Berthold. — Literarische Notizen aus Rußland.

8. Zur Charakteristik der neuern englischen Romanpoesie, mit besonderer Beziehung auf Cooper's „Bravo" und Bulwer's „Eugen Aram". Von F. G. Kühne. Erster Artikel. (Beschluß.) — Die frei- und heimlichen Gerichte Westfalens. Beitrag zu deren Geschichte nach Urkunden aus dem Archiv der freien Stadt Frankfurt. Von F. Ph. Usener. — Notizen.

9. Die Unterwelt. (1. Die Unterwelt, oder Gründe für ein bewohnbares und bewohntes Inneres unserer Erde. 2. Pluto, oder Vertheidigung des Buches: „Die Unterwelt ꝛc." 3. Die Unterwelt ꝛc. Zweiter Theil.) — Wer ist Verfasser des von Katholiken hochgeschätzten und gewöhnlich Thomas a Kempis zugeschriebenen Erbauungsbuches: „De imitatione Christi"? (Denkschrift über den wahren Verfasser des Buches von der Nachfolge Christi, von Hrn. G. v. Gregory. Revidirt und herausgeg. durch den Hrn. Grafen Lansuinais. Ins Deutsche übersetzt und mit den nothwendigen Erläuterungen und Zusätzen versehen von J. B. Weigel.) — Notiz.

10. Die Geschichte der Seele. Von G. H. Schubert. Zwei Bände. Von Dr. C. B. Meißner. — Aus Italien. — Romanenliteratur. (1. Schriften von N. Bronikowski. Dreizehnter und vierzehnter Band. Olgierd und Olga, oder Polen im 14. Jahrhunderte. Vierter und fünfter Theil. 2. Die Urgroßmutter und ihre Familie. Erzählung von L. Kruse. 3. Die alten Freunde. Erzählung. Palmyra. Phantasiestück. Aus dem Dänischen. Von L. Kruse. 4. Die Särge von Mansfeld. Historisch-romantische Erzählung von Wermoseit.) — Literarische Anzeige.

Nr. 11. Die Geschichte der Seele. Von G. H. Schubert. Zwei Bände. Von Dr. C. B. Meißner. (Fortsetzung.) — Neuere englische Literatur. (1. The music of nature; or, an attempt to prove that what is passionate and pleasing in the art of singing, speaking and performing upon musical instruments, is derived from the sounds of the animated world. By W. Gardiner. 2. Quaunoon-e-Islam; or the customs of the moosulmans of India: comprising a full and exact account of their various rites and ceremonies, from the moment of birth till the hour of death. By Jaffur Shurreef; translated by G. A. Herklots. 3. History of the war of the succession in Spain. By Lord Mahon.) — Notizen.

12. Die Geschichte der Seele. Von G. H. Schubert. Zwei Bände. Von Dr. C. B. Meißner. (Beschluß.) — Neuere englische Literatur. (Beschluß.) — Notizen.

13. Ein Blick auf Friedrich Murhard's politisch-literarische Thätigkeit im Jahre 1832. Erster Artikel. (1. Der Zweck des Staats. Eine propolitische Untersuchung im Lichte unsers Jahrhunderts. Von F. Murhard. 2. Das Königlicher Veto. Eine wichtige Aufgabe in der Staatslehre der constitutionellen Monarchie von F. Murhard.) — Gedichte von Henriette Ottenheimer. — Notizen.

14. Ein Blick auf F. Murhard's politisch-literarische Thätigkeit im Jahre 1832. Erster Artikel. (Beschluß.) — 1. Getreue Erzählung des Verlaufs meiner processualischen Verhältnisse in der freien Hansestadt Hamburg. Von J. F. to der Horst. 2. Des Freiherrn Ferdinand Alexander von Seckendorf Rechtsstreit wider Se. Majestät den König von Sachsen. Herausgegeben von H. Luden. — Niebuhr über Göthe.

15. Dänemarks Handel, Schifffahrt, Geld- und Finanzwesen von 1730—1830 historisch dargestellt vom Grossirer M. L. Nathanson. — 1. Atar-Gull von Eugène Sue. Aus dem Französischen. 2. Der Salamander. Ein Roman aus dem Seeleben von E. Sue. Deutsch von L. v. Alvensleben. — Ueber den gewesenen Präsidenten Griechenlands Grafen Kapodistrias. — Notizen.

16. Die Frauen von Neidschütz. Novelle von A. Bronikowski. Zwei Theile. — Materialien zur östreichischen Geschichte. Von J. Chmel. Erster Band. — Lesefrüchte.

17. Scenen aus Lappland. Erster Artikel. (1. Der Verfasser berichtet über sich selbst. 2. Der Jahrmarkt in Lappland.) — Russische Memoiren. — Findlinge.

18. Scenen aus Lappland. Erster Artikel. (Fortsetzung.) — Russische Memoiren. (Beschluß.) — Notizen.

19. Scenen aus Lappland. Erster Artikel. (Beschluß.) — Romanenliteratur. (1. Die Burgruinen Böhmens. Eine Reihe historisch-romantischer Erzählungen von Bohemus. Zweiter Band. 2. Oberschlesische Sagen und Erzählungen von J. Minsberg. Zweites Bändchen. 3. Novellen von J. E. Benno. Zweites Bändchen. 4. Der berüchtigte Wildschütz des sächsischen Erzgebirgs, Karl Stülpner. Ein biographisches Gemälde, der Wahrheit treu angelegt und mit romantischen Farben ausgemalt von F. v. Sydow. 5. Zeichnungen aus dem Leben und der Vergangenheit. Von A. v. Sartorius.) — Notizen.

Beilage Nr. 1. Conversations-Lexikon der neuesten Zeit und Literatur. (E. W. Hengstenberg und die Evangelische Kirchenzeitung.)

20. Maler Nolten. Novelle in zwei Theilen von Eduard Mörike. — Aus Italien. — Schreiben an *** über den Herzog von Reichstadt. Von einem seiner Freunde. — Notiz.

21. Maler Nolten. Novelle in zwei Theilen von E. Mörike. (Beschluß.) — Der britische Verein zur Verbreitung nützlicher Kenntnisse und seine Gegner. — Lesefrüchte.

27. 28. Meister Reinhart Fuchs in seinen verschiedenen Gestaltungen. Von L. Tieck. Erster Artikel. (Beschluß.) — Wie sehen wir? wohin gehen wir? und was haben wir zu thun? oder: Ueber die vernünftige Gestaltung unserer Straßen. Aus dem Französischen des Alphons de Lamartine übersetzt und der Beachtung unserer Zeit beim Beginn des Jahres 1833 gewidmet. — Notizen.

28. Meister Reinhart Fuchs in seinen verschiedenen Gestaltungen. Von L. Tieck. Erster Artikel. (Beschluß.) — Neue Zeitschrift für die Geschichte der germanischen Völker. Von dem Thüringisch-sächsischen Vereine für Erforschung des vaterländischen Alterthums und die Erhaltung seiner Denkmale, herausgegeben durch den zeitigen Secretair des Vereins, F. Kruspe. Erster Band, erstes bis drittes Heft. — Notiz.

29. Taschenbücherschau für 1833. Vierter Artikel. (13. Vergißmeinnicht, von C. Spindler. 14. Huldigung den Frauen, herausgegeben von Gaßelt. 15. Rheinisches Taschenbuch, herausgegeben von Dr. Adrian. 16. Taschenbuch zum geselligen Vergnügen. 17. Phantasiegemälde von G. Döring. 18. Hebe. Eine poetisch-musikalische Toilettengabe.) — Der Freiherr von Reichlin-Meldegg. — Findlinge.

30. Taschenbücherschau für 1833. Vierter Artikel. (Beschluß.) — Examinalien zu einer Apologie des Rationalismus von J. Kayser. Worin eine Zuschrift an Herrn Dr. Hahn, dessen Sendschreiben an Herrn Dr. Bretschneider betreffend. — Ueber das Herrufen der Armen und das dabei vorkommende Recht der Gemeinden. Von Pastor Hansen zu Rettmark.

31. Mittheilungen über Griechenland. (Athen, 12. October.) — Tobias Olfers, eines braunschweigischen Rathsherrn, Geschichtsbücher der Stadt Braunschweig, herausgegeben von G. F. v. Uechtritz. Mit einer Vorrede des Geheimraths von Strombeck.

32. Mittheilungen über Griechenland. (Beschluß.) — Romanenliteratur. (1. Die Pietistin. Novelle von H. G. Zeßner. 2. Zwei Novellen. Aus dem Italienischen übersetzt von Demfreiden. 3. Schriften von H. E. H. Beland. Achtzehnter Band. Auch unter dem Titel: Der Marchese. Laura. Zwei Novellen. 4. Angelo dell' Duca. Romantische Novelle und Sittengemälde aus dem Räuberleben in Italien, nach italienischen Volksgesängen bearbeitet von H. E. H. Beland. 5. Erzählungen. Herausgegeben von G. Nazel.) — Notiz.

33. 25. Ludwig Tieck. — Nachrichten über russische Literatur. — Süd- und Norddeutsche am Horizonte speculativer Theologie. Fragment eines evangelischen Briefwechsels. Herausgegeben von A. Günther. — Notiz.

34. Ludwig Tieck. (Beschluß.) — Nachrichten über russische Literatur. (Beschluß.) — Notizen aus China.

35. Das Nichtvorhandensein der Schicksalsidee in der alten Kunst, nachgewiesen am König Oedipus des Sophokles von K. J. Hoffmann. Von A. Wendt. — M. Joachim Slüter, erster evangelischer Prediger zu Rostock. Ein Beitrag zur Reformationsgeschichte aus der Historia von der Lere, Levende und Tode M. Joachim Slüter's gestellet und geordenet durch Nicolaum Gryse, zur Erörterung des Andenkens an den vor 300 Jahren gestorbenen Zeugen der Wahrheit, jetzt aufs Neue herausgegeben mit Erläuterungen von K. F. L. Arndt. — Anatomische Leiden. Novelle von C. Herlossohn. — Kritische Miscellen.

36. Das Nichtvorhandensein der Schicksalsidee in der alten Kunst, nachgewiesen am König Oedipus des Sophokles von K. J. Hoffmann. Von A. Wendt. (Beschluß.) — Neuestes Gemälde Italiens, der ionischen Inseln und Maltas. Von Reigebaur. Zwei Theile. Auch unter dem Titel: Schütz, Allgemeine Erdkunde u. s. w. Zweiundzwanzigster und dreiundzwanzigster Band. — Lehrbuch der allgemeinen Weltgeschichte für höhere Bildungsanstalten und Gymnasien von K. L. Herrmann.

Die achte Auflage
des
Conversations-Lexikons
in 24 Lieferungen zu 16 Groschen.

Trotz der vielen Versuche, die in den letzten Jahren gemacht worden sind, die Leipziger Originalausgabe des Conversations-Lexikons zu verdrängen, hat sich die Theilnahme des Publicums für dieselbe nicht vermindert, und der zweite Abdruck der siebenten Auflage, der 1830 in 18,000 Exemplaren erschien, ist wiederum völlig vergriffen. Dankbar für diese Theilnahme, die in der Geschichte der Literatur ohne Beispiel ist, und erfreut über die rühmliche Anerkennung, welche dieses Werk auch im Auslande findet, so daß selbst literarisch reiche Länder, wie in der neuesten Zeit Frankreich und England, es als Grundlage oder Vorbild ähnlicher Unternehmungen benutzen, habe ich bei der achten Auflage keine Kosten und Mühe gescheut, um dem Werke einen höhern Grad von Vollkommenheit zu geben, und erlaube mir hierüber nur Folgendes zu bemerken:

1) Das ganze Werk wird von mehr als zwanzig deutschen Gelehrten, die sämmtlich in der Literatur und Wissenschaft hochangesehen sind und die in der Vorrede genannt werden sollen, gründlich revidirt, und vorzüglich darauf Rücksicht genommen, daß das Mangelhafte durch Einschaltung neuer Artikel und Fortführung der früher aufgenommenen bis auf die neueste Zeit ergänzt, das Ungehörige ausgeschieden und auf Reinheit der Sprache die größte Sorgfalt gewendet werde. Der reiche Stoff, den das „Conversations-Lexikon der neuesten Zeit und Literatur" darbietet, wird zwar bei der Bearbeitung der achten Auflage sorgfältig benutzt, geschichtliche Artikel zu ergänzen und wissenschaftliche Erörterungen zu berichtigen, jenes Werk behält jedoch seinen selbständigen Werth und sein Interesse und wird fortfahren, durch eine ausführliche Darstellung der Zustände der Gegenwart sich den ausgezeichneten Beifall zu erhalten, mit welchem es die achtbarsten Wortführer im Publicum empfangen haben.

2) Im Aeußern wird diese achte Auflage mit der siebenten übereinstimmen, aber durch eine besondere Einrich-

tung wird es möglich gemacht, den Druck des ganzen Werkes gleich scharf herzustellen; das Papier soll noch weißer und gleichmäßiger, der Druck noch correcter sein.

Hiernach darf ich in dieser achten Auflage **ein mehrfach bereichertes, überall verbessertes und vervollständigtes Werk** versprechen.

Der Preis des Conversations-Lexikons hat stets für beispiellos billig gegolten und nur die starken Auflagen machten es möglich, gegen 700 Bogen auf weißem Druckpapier für 15 Thaler zu liefern. Indeß war dieser Preis trotz seiner Billigkeit für Viele zu hoch, da er auf einmal entrichtet werden mußte, ich glaube daher den Wünschen eines großen Theils des deutschen Publicums zu entsprechen, wenn ich die Erscheinung der achten Auflage in

24 Lieferungen, deren zwei einen Band bilden,

und wovon jede beim Empfang zu bezahlen ist, ankündige. Die Lieferung kostet

auf weißem Druckpapier	**16 Gr.**
auf gutem Schreibpapier	**1 Thlr.**
auf extrafeinem Velinpapier	**1 Thlr. 12 Gr.**

und da jede 4—6 Wochen bestimmt eine Lieferung erscheint, so vertheilt sich die Ausgabe für das ganze Werk auf zwei Jahre und wird daher auch dem Minderbemittelten nicht schwer fallen.

Zu diesen Bedingungen kann jede Buchhandlung des In- und Auslandes die achte Auflage des Conv.-Lex. liefern und die erste Lieferung wird im Februar zu erhalten sein.

Denen aber, die ein ähnliches, jedoch minder umfangreiches, und deshalb auch billigeres Werk wünschen, empfehle ich:

Joh. Hübner's Zeitungs- und Conversations-Lexikon. Einunddreißigste Auflage, dem jetzigen Stande der Cultur angemessen und mit vorzüglicher Rücksicht auf die nächste Vergangenheit und Gegenwart, besonders Deutschlands, erweitert, umgearbeitet und verbessert von F. A. Rüder. Ein vaterländisches Handwörterbuch. Mit 150 Bildnissen von vorzüglich ausgezeichneten Deutschen. Vier Theile. Gegen 200 Bogen in gr. 8. auf gutem Druckpapier. Leipzig, 1824—27.

und will dasselbe, so weit der freilich nicht bedeutende Vorrath reicht, für den ungemein billigen Preis von fünf Thalern erlassen. Das Werk wird für das Bedürfniß Vieler ausreichen, es hat sich eine lange Reihe von Jahren bewährt und ist vollständig durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

Die Verlagshandlung des Conversations-Lexikons hat nun seit mehr als 20 Jahren gegen offenen und versteckten Nachdruck kämpfen müssen, indem eine Unzahl ähnlicher Unternehmungen begonnen worden, die sich mit großem Geräusch ankündigten, aber in der That meistens nur das Wort Conversations-Lexikon als ein Aushängeschild betrachteten, unter welchem sie das Publicum täuschen zu können meinten. Ich nehme kein Monopol für ein Conv.-Lex. in Anspruch, werde aber stets gegen Unternehmungen auftreten, die unter diesem Namen das Publicum irre führen und erlaube mir in dieser Hinsicht einige Worte über die Werke der Herren Basse und Brüggemann. Das Basse'sche Conversations-Taschenlexikon ist nun seit dem Jahre 1828, wo es begann, bis zum zweiundsechzigsten Bändchen geblieben, es kostet also jetzt schon, à Bändchen 6 Gr., mehr als die siebente Auflage, und der Preis wird sich am Ende wol auf 18 Thlr. stellen. Und was erhält das Publicum für diesen Preis? Gegen 70 dünne Bändchen in Sedez, für den Gebrauch äußerst unbequem und was das Innere betrifft, ein aus ähnlichen encyklopädischen Werken entlehntes, mit vielen Fehlern vermehrtes Allerlei, ohne bestimmten Plan und ohne alle Kritik zusammengetragen. Das Brüggemann'sche Neueste Conversations-Lexikon will zwar vorgeblich nicht mit dem meinigen concurriren, der Titel aber schon deutet an, daß es für dasselbe Publicum, das ich im Auge habe, bestimmt sein soll. Auch haben Herr Brüggemann und seine „Gesellschaft deutscher Gelehrten" es nicht verschmäht, mein Werk erweislich auf das Unverschämteste zu plündern, und das Meiste, was geboten wird, ist fast nur ein verwässerter Auszug aus der siebenten Auflage des Conversations-Lexikons, dem Conv.-Lex. der neuesten Zeit und Literatur, der Pierer'schen Encyklopädie rc. Was bei Herrn Brüggemann neu und original ist, erkennt wer die Mühe langen Suchens nicht scheut sehr leicht. Uebrigens sind Darstellung und Sprache so nachlässig und leichtsinnig, daß es schwer sein mag, etwas Aehnliches nachzuweisen. Belachens- oder vielmehr beklagenswerthe Stellen seines Werkes anzuführen, enthalte ich mich, denn das Publicum mag prüfen und entscheiden!

Leipzig, im Januar 1833.

F. A. Brockhaus.

Register.

Aberglaube in Irland, Not. 36.
Aebli, J. P., Geschichte des Landes Glaris, 292.
Abschied einer Missionairin, Not. 840.
Abyssinien, Neueste Kunde von, 1310.
Adèle, Mad., Atab de Montbard, 1328.
Adolf VI., Graf v. Holstein, Drama, 451.
Ackerbaucolonien, Belgische, 259.
Album littér. red. p. A. Gathy, 1503.
Alexis, W., Cabanis, 825.
Algier, Ueber, 242.
Allart, Hort., Indienne, 319.
Alpenrosen f. 1833, 282.
Alterthumswissenschaften und ältere französ. Literatur, 1099.
Alvensleben, L. v., Der Lügenkaiser, 543.
Amerika, Reisen d. Herzogs Paul v. Würtemberg in. Erster Art. 1129. Zweiter Art. 1473.
— Skizzen aus (v. J. W. Adrian). 1289. Zweiter Art. 1413.
Ammon, Fr. W. Ph. v., Galerie der denkwürdigsten Personen, welche im 16., 17. u. 18. Jahrh. von der evang. zur kathol. Kirche übergetreten sind, 842.
— Chr. Fr. v., Die Fortbildung des Christenthums zur Weltreligion, 860.
Androssof, A., Statistische Denkwürdigkeiten über Moskau, 28.
Anekdoten, 868.
Angelsachsen, Die Gesetze der, herausgeg. v. R. Schmidt. 1. Th. 647.
Annuaire du bureau des longitudes p. 1833. 900.
Antiken, 193.
Anzeiger für Kunde des deutschen Mittelalters, 1156.
Aphorismen (Extrablatt — Reminiscenz) 532, (Gleichniß — Gegensatz) 552, (Lavatette — Für Pädagogen) 676, (Lebensweisheit — Hoheit des Gefühls) 784, (Verlorne Worte — Schöne Maxime — Ruggire tedesco) 824, (Cocard tricolore — Schönes Gleichniß) 896, (Politik — Werth der Anekdoten) 1040, (Anekdote — Vorschlag — Adelsprobe) 1148, (Jakobiner — Anekdote) 1164, (Méprise — Caricatur) 1176, (Caricatur — Anas- 1833.
train) 1192, (Fouché — die Charte — Audiatur et altera pars) 1208, (Le deserteur — Reflexion — Danton — Delille) 1324.
Arago, Betrachtungen über die Bewegung und die Natur der Kometen, 274.
— Einfluß des Mondes auf unsre Atmosphäre, 967.
Arago, J., et Kermel, Insomnies. 779.
Arbigar der graue Wanderer, 520.
Arblay, Mad. d', Memoirs of Dr. Burney. Not. 804.
Arlincourt, d', Les écorchers, 320. Uebersetz. v. Gambihler. 567.
Armenisches Volk, Gegenwärtiger Zustand desselben, 9.
— Literatur, Not. 804.
Arnault, Souvenirs d'un sexagénaire, 964.
Arnoult, F., et Fournier, Struensée, 964, 1147.
Artaud, A. F., Macchiavell, son génie et ses erreurs, 1059.
Artemisio, Die Schauerruine, 971.
Arthur vom Nordstern, Blicke der Vernunft in das Jenseits, 857.
Athalie, Eine vor-Racine'sche, 696.
Athene. Redig. v. Chr. Kapp. 1. u. 2. H. 327.
Atkinson, J., Customs and manners of the women of Persia, 787.
Auch eine polit. Schrift, 1455.
Austin, Sar., Characteristics of Goethe, 982.
Autenrieth, J. H. F. v., Ueber den Geist, der im 30jähr. Kriege auf der Univers. Tübingen herrschte, 1320.
Baader, Franz, Philosoph. Schriften und Aufsätze. 2. Bd. 1057.
Baasch, A. J., Gedichte, 839.
Baggesen's, J., Briefwechsel, 801.
Bähr, J. C. F., Geschichte der römischen Literatur, 1255.
Baiern, Fortgesetzte Geschäftsvereinfachung in, 620.
Baierns Heerzug nach Griechenland, 1028.
Balbi, Adr., Abrégé de géographie, 900.
Baillie, Miß, Die seltsame Ehe. Uebersf. v. Luise Ey. 1352.
Ball, G., Robespierre, oder der neunte Thermidor, 597.
Balzac, M. v., Neue Erzählungen, a. d. Franz. v. O. L. B. Wolff. 1. Bd. 1179.
Bangßel, Ed., Erzählungen und Novellen. 1. Bdch. 576.
Bären, Die, des Proph. Elisa, 1295.
Barginet, A., Die zweiunddreißigste Halbbrigade. deutsch v. O. L. B. Wolff. 859.
Bärmann, G. R., Adlev IV., der Held von der Schauenburg, 889.
Barrington, J., Historic memorials of Ireland, 888.
Bartels, Fr., Das Bombardement von Antwerpen, 1100.
Barthold, Fr. W., Der Römerzug König Heinrichs von Luxelburg, 225.
— — — Georg von Frundsberg. Not. 1036.
Bauernfeld, Lustspiele, 450.
Baumstark, Edw., Staatswissenschaftliche Versuche über Staatscredit, Staatsschulden u. s. w. 1007.
Bechstein, L., Der Sonntag, 28.
— — Novellen und Phantasiegemälde, 159.
— — Faustus, 561.
— — Das tolle Jahr, 1159.
Belani, H. E. R., Schriften. 18. B. 112.
— — — — Angelo dell' Duca, 112.
— — — — Erzählungen, 800.
— — — — Pietro Mancino, der Bandit, 1092.
Beleuchtung, Geschichtliche, des deutschen Staatsrechts, I. 887.
Bemerkung über den Aufsatz: Beiträge zur Charakterschildr. einiger Zeitgenossen in den Bl. f. 1831 (v. P. emerit. P. in D.), 476.
Benecke, G. F., Beiträge zur Kenntniß der altdeutschen Sprache und Literatur. 2. Hälfte. 147.
Bennati, F., Die physiolog. u. patholog. Verhältnisse der menschl. Stimme, 1363.
Benno, J. E., Novellen. 2s Bdch. 76.
Béranger, Chansons nouv. et dernières, 576.
Berger, Mor., Winterabende, 1092.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Jahrgang 1833.

Erster Band.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Jahrgang 1833.

Erster Band.

Januar bis Juni.

(Enthaltend: Nr. 1—181, Beilagen Nr. 1—6, literarische Anzeiger Nr. I—XVI.)

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1833.

29179
BP 362.1

15 Mar 1936

HARVARD
UNIVERSITY
LIBRARY

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

1833.

Monat Januar;

enthaltend

31 Blätter: Nr. 1—31, 1 Beilage: Nr. 1, und 3 literarische Anzeiger: Nr. I—III.

Zur Nachricht.

Von dieser Zeitschrift erscheint außer den Beilagen täglich eine Nummer und ist der Preis für den Jahrgang 12 Thaler.

Alle Buchhandlungen des In- und Auslandes nehmen Bestellung auf diese Zeitschrift an; ebenso alle Postämter, die sich an die königl. sächs. Zeitungsexpedition in Leipzig, das königl. preuß. Grenzpostamt in Halle, oder das fürstl. Thurn und Taxische Postamt in Altenburg wenden.

Die Buchhandlungen, welche ihren sich für diese Zeitschrift eignenden Verlag schnell angezeigt wünschen, werden wohl thun, von ihren Neuigkeiten ein Freiexemplar an die Redaction derselben einzusenden.

Gegen Vergütung von 3 Thlr. werden Anzeigen, Antikritiken und dergl. den Blättern für literarische Unterhaltung, und gegen Vergütung von 1 Thlr. 12 Gr. der Isis beigelegt oder beigeheftet, indeß kann die Verlagshandlung eine Verantwortlichkeit für diese fremden Anzeigen in keiner Art übernehmen.

Leipzig:

F. A. Brockhaus.

1833.

Inhalt.

Nr. 1. Zur Nachricht. — Vom Kriege. Hinterlassenes Werk des Generals K. v. Clausewitz. Erster Theil. — Le roi s'amuse. Drame par Victor Hugo. — Notizen.

2. Vom Kriege. Hinterlassenes Werk des Generals K. v. Clausewitz. Erster Theil. (Beschluß.) — Elisabeth, Herzogin zu Sachsen und Landgräfin zu Thüringen. Ein Beitrag zur Geschichte der sachsen-koburg-gothaischen Lande, von C. F. Schultze. — Wo landete Gustav Adolf? — Notizen.

3. Der gegenwärtige Zustand des armenischen Volkes. — Diskussion auf den nächsten würtembergischen Landtag. — Literarische Notizen. — Literarische Anzeige.

4. Der gegenwärtige Zustand des armenischen Volkes. (Beschluß.) — Drei geistliche Hirtenbriefe. (1. Hirtenbrief Seiner päpstlichen Heiligkeit Gregor XVI. an alle Bischöfe der katholischen Welt. Oder das Urtheil der Kirche Christi über den Geist, die Richtungen und Gefahren dieser Zeit. Erlassen in Rom den 15. Aug. 1832. 2. Die ursprüngliche Kirche Christi. Hirtenbrief des Herrn Bischofs von Mainz, Primas Coadjutor Lothringens. Erlassen den 1. März 1832. 3. Hirtenbrief vom Bischof Dräseke in Magdeburg.) — Bilder aus dem Kriegsleben von Moyle Sherer. Aus dem Englischen übersetzt von R. Lindau. Herausgegeben von W. T. Lindau. — Notizen.

5. Drei Reisen in Italien. Erinnerungen von C. F. v. Rumohr. — Kleine Schriften Polen betreffend. (1. Der Feldzug der Russen und Polen zwischen Bug und Narew im Jahre 1831. Nach den besten bis jetzt vorhandenen Materialien. 2. Preußen und Polen, eine Beleuchtung der Verhältnisse beider in Bezug auf die neueste polnische Revolution, mit vorzüglicher Rücksicht auf die von einigen Journalisten gegen Preußen gerichteten Angriffe und die übergetretenen polnischen Truppen bei Elbing, Dirschau und Marienburg. Nach den zuverlässigsten Quellen und eigner Wahrnehmung. Von einem Bewohner Westpreußens.) — Literarische Notizen.

6. Drei Reisen in Italien. Erinnerungen von C. F. v. Rumohr. (Beschluß.) — Der Graf von Mirabeau, von J. C. Mahir. — Correspondenznachrichten aus Berlin. — Notizen.

7. Zur Charakteristik der neuern englischen Romanpoesie, mit besonderer Beziehung auf Cooper's „Bravo" und Bulwer's „Eugen Aram". Von F. G. Kühne. Erster Artikel. — Der Sonntag. Gedichte in sechs Gesängen von L. Bechstein, nebst sechs Kupfertafeln, erfunden und radirt von F. Wertheld. — Literarische Notizen aus Rußland.

8. Zur Charakteristik der neuern englischen Romanpoesie, mit besonderer Beziehung auf Cooper's „Bravo" und Bulwer's „Eugen Aram". Von F. G. Kühne. Erster Artikel. (Beschluß.) — Die frei- und heimlichen Gerichte Westfalens. Beitrag zu deren Geschichte nach Urkunden aus dem Archiv der freien Stadt Frankfurt. Von F. Ph. Ufeier. — Notizen.

9. Die Unterwelt. (1. Die Unterwelt, oder Gründe für ein bewohnbares und bewohntes Inneres unserer Erde. 2. Pluto, oder Vertheidigung des Buches: „Die Unterwelt ꝛc." 3. Die Unterwelt ꝛc. Zweiter Theil.) — Wer ist Verfasser des von Katholiken hochgeschätzten und gewöhnlich Thomas a Kempis zugeschriebenen Erbauungsbuches: „De imitatione Christi"? (Denkschrift über den wahren Verfasser des Buches von der Nachfolge Christi, von Hrn. B. v. Gregory. Revidirt und herausgeg. durch den Hrn. Grafen Lansjuinais. Ins Deutsche übersetzt und mit den nothwendigen Erläuterungen und Zusätzen versehen von J. B. Weigel.) — Notiz.

10. Die Geschichte der Seele. Von G. H. Schubert. Zwei Bände. Von Dr. C. B. Meißner. — Aus Italien. — Romanenliteratur. (1. Schriften von A. Bronikowski. Dreizehnter und vierzehnter Band. Dlgierd und Olga, oder Polen im 11. Jahrhunderte. Vierter und fünfter Theil. 2. Die Arzvoßmutter und ihre Familie. Erzählung von L. Kruse. 3. Die alten Freunde. Erzählung. Palmora. Phantasiestück. Aus dem Dänischen. Von L. Kruse. 4. Die Grafen von Mansfeld. Historisch-romantische Erzählung von Wartenfeld.) — Literarische Anzeige.

Nr. 11. Die Geschichte der Seele. Von G. H. Schubert. Zwei Bände. Von Dr. C. B. Meißner. (Fortsetzung.) — Neuere englische Literatur. (1. The music of nature; or, an attempt to prove that what is passionate and pleasing in the art of singing, speaking and performing upon musical instruments, is derived from the sounds of the animated world. By W. Gardiner. 2. Quanoon-e-Islam; or the customs of the moosulmans of India: comprising a full and exact account of their various rites and ceremonies, from the moment of birth till the hour of death. By Jaffur Shurreef; translated by G. A. Herklots. 3. History of the war of the succession in Spain. By Lord Mahon.) — Notizen.

12. Die Geschichte der Seele. Von G. H. Schubert. Zwei Bände. Von Dr. C. B. Meißner. (Beschluß.) — Neuere englische Literatur. (Beschluß.) — Notizen.

13. Ein Blick auf Friedrich Murhard's politisch-literarische Thätigkeit im Jahre 1832. Erster Artikel. (1. Der Zweck des Staats. Eine propolitische Untersuchung im Lichte unsers Jahrhunderts. Von F. Murhard. 2. Das königliche Veto. Eine wichtige Aufgabe in der Staatslehre der constitutionellen Monarchie von F. Murhard.) — Gedichte von Henriette Ottenheimer. — Notizen.

14. Ein Blick auf F. Murhard's politisch-literarische Thätigkeit im Jahre 1832. Erster Artikel. (Beschluß.) — 1. Getreue Erzählung des Verlaufs meiner processualischen Verhältnisse in der freien Hansestadt Hamburg. Von J. F. to der Horst. 2. Des Freiherrn Ferdinand Alexander von Seckendorf Rechtsstreit wider Se. Majestät den König von Sachsen. Herausgegeben von H. Luden. — Niebuhr über Göthe.

15. Dänemarks Handel, Schifffahrt, Geld- und Finanzwesen von 1730—1830 historisch dargestellt vom Grossherr M. L. Nathanson. — 1. Atar-Gull von Eugene Sue. Aus dem Französischen. 2. Der Salamander. Ein Roman aus dem Seeleben von E. Sue. Deutsch von L. v. Alvensleben. — Ueber den gewesenen Präsidenten Griechenlands Grafen Kapodistrias. — Notizen.

16. Die Frauen von Neidschütz. Novelle von A. Bronikowski. Zwei Theile. — Materialien zur östreichischen Geschichte. Von J. Chmel. Erster Band. — Lesefrüchte.

17. Scenen aus Lappland. Erster Artikel. (1. Der Verfasser berichtet über sich selbst. 2. Der Jahrmarkt in Lappland.) — Russische Memoiren. — Findlinge.

18. Scenen aus Lappland. Erster Artikel. (Fortsetzung.) — Russische Memoiren. (Beschluß.) — Notizen.

19. Scenen aus Lappland. Erster Artikel. (Beschluß.) — Romanenliteratur. (1. Die Burgruinen Böhmens. Eine Reihe historisch-romantischer Erzählungen von Bohemus. Zweiter Band. 2. Oberschlesische Sagen und Erzählungen von F. Minsberg. Zweites Bändchen. 3. Novellen von J. C. Benno. Zweites Bändchen. 4. Der berüchtigte Wildschütz des sächsischen Erzgebirgs, Karl Stülpner. Ein biographisches Gemälde, der Wahrheit treu angelegt und mit romantischen Farben ausgemalt von F. v. Sydow. 5. Erscheinungen aus dem Leben und der Vergangenheit. Von A. v. Sartorius.) — Notizen.

Beilage Nr. 1. Conversations-Lexikon der neuesten Zeit und Literatur. (E. W. Hengstenberg und die Evangelische Kirchenzeitung.)

20. Maler Nolten. Novelle in zwei Theilen von Eduard Mörike. — Aus Italien. — Schreiben an *** über den Herzog von Reichstadt. Von einem seiner Freunde. — Notiz.

21. Maler Nolten. Novelle in zwei Theilen von E. Mörike. (Beschluß.) — Der britische Verein zur Verbreitung nützlicher Kenntnisse und seine Gegner. — Lesefrüchte.

24. H. Meine Reinhart Fuchs in seinen verschiedenen Gestaltungen. Von Ludwig Ettmüller. Erster Artikel. — Wo stehen wir? wohin gehen wir? und was haben wir zu thun? Gedanken über die vernünftige Gestaltung unserer Staaten. Aus dem Französischen des Alphons de Lamartine übersetzt und der Beachtung unserer Zeit beim Beginn des Jahres 1838 gewidmet. — Notizen.

25. Meine Reinhart Fuchs in seinen verschiedenen Gestaltungen. Von L. Ettmüller. Erster Artikel. (Beschluß.) — Neue Zeitschrift für die Geschichte der germanischen Völker. Vom Thüringisch-sächsischen Vereine für Erforschung des vaterländischen Alterthums und die Erhaltung seiner Denkmale, herausgegeben durch den zeitigen Secretair des Vereins, K. Rosenkranz. Erster Band, erstes bis drittes Heft. — Notiz.

26. Taschenbücherschau für 1838. Vierter Artikel. (13. Vergißmeinnicht, von G. Spindler. 14. Huldigung den Frauen, herausgegeben von Castelli. 15. Rheinisches Taschenbuch, herausgegeben von Dr. Adrian. 16. Taschenbuch zum geselligen Vergnügen. 17. Phantasiegemälde von G. Döring. 18. Heft. Eine poetisch-musikalische Toilettengabe.) — Der Freiherr von Reichlin-Meldegg. — Zialdinge.

27. Taschenbücherschau für 1838. Vierter Artikel. (Beschluß.) — Grundlinien zu einer Philosophie des Nationalismus von J. Körner. Beim eine Zuschrift an Herrn Dr. Hahn, dessen Sendschreiben an Herrn Dr. Bretschneider betreffend. — Ueber das Gerathen der Armen und das dabei betheiligte Recht der Communen. Von Pastor Hansen zu Rottmark.

28. Mittheilungen über Griechenland. (Athen, 12. October.) — Julius Olfers's, eines braunschweigischen Rathsherren, Geschichtbücher der Stadt Braunschweig, herausgegeben von C. F. v. Rechelde. Mit einer Vorrede des Geheimraths von Strombeck.

29. Mittheilungen über Griechenland. (Beschluß.) — Romanenliteratur. 1. Die Pietistin. Novelle von H. G. Zehner. 2. Zwei Novellen. Aus dem Italienischen übersetzt von Demselben. 3. Schriften von H. C. A. Eckermann. Achtzehnter Band. Auch unter dem Titel: Der Wiederkehrende. Zwei Novellen. 4. Angelo der Duca. Romantische Novelle und Sittengemälde aus dem Räuberleben in Italien, nach italienischen Volksgesängen bearbeitet von H. C. A. Eckermann. 5. Erzählungen. Herausgegeben von G. Nagel.) — Notiz.

30. Ludwig Tieck. — Nachrichten über russische Literatur. — Süd- und Nordlichter am Horizonte speculativer Theologie. Fragment eines evangelischen Briefwechsels. Herausgegeben von A. Günther. — Notiz.

31. Ludwig Tieck. (Beschluß.) — Nachrichten über russische Literatur. (Beschluß.) — Notizen aus China.

32. Das Nichtvorhandensein der Schicksalsidee in der alten Kunst, nachgewiesen am König Oedipus des Sophokles von K. J. Hoffmann. Von A. Wendt. — M. Joachim Slüter, erster evangelischer Prediger zu Rostock. Ein Beitrag zur Reformationsgeschichte aus der Historia von der Lere, Levende und Tode M. Joachim Slüter's gestellet und geordnet durch Nicolaum Gryse, zur Erneuerung des Andenkens an den vor 300 Jahren gestorbenen Zeugen der Wahrheit, jetzt aufs Neue herausgegeben mit Erläuterungen von M. F. L. Arndt. — Anatomische Leiden. Novelle von G. Herlossohn. — Kritische Miscellen.

33. Das Nichtvorhandenseyn der Schicksalsidee in der alten Kunst, nachgewiesen am König Oedipus des Sophokles von K. J. Hoffmann. Von A. Wendt. (Beschluß.) — Neuestes Gemälde Italiens, der ionischen Inseln und Maltas. Von Reigebaur. Zwei Theile. Auch unter dem Titel: Schutz, Allgemeine Erdkunde u. s. w. Zweiundzwanzigster und dreiundzwanzigster Band. — Lehrbuch der allgemeinen Weltgeschichte für höhere Bildungsanstalten und Gymnasien von A. L. Herrmann.

Die achte Auflage
des
Conversations-Lexikons
in 24 Lieferungen zu 16 Groschen.

Trotz der vielen Versuche, die in den letzten Jahren gemacht worden sind, die leipziger Originalausgabe des Conversations-Lexikons zu verdrängen, hat sich die Theilnahme des Publicums für dieselbe nicht vermindert, und der zweite Abdruck der siebenten Auflage, der 1830 in 14,000 Exemplaren erschien, ist wiederum völlig vergriffen. Dieselbe für diese Theilnahme, die in der Geschichte der Literatur ohne Beispiel ist, und erfreut über die rühmliche Anerkennung, welche dieses Werk auch im Auslande findet, da selbst literarisch reiche Länder, wie in der neuesten Zeit Frankreich und England, es als Grundlage oder Muster ähnlicher Unternehmungen benutzen, habe ich bei der achten Auflage keine Kosten und Mühe gescheut, um dem Werke einen höhern Grad von Vollkommenheit zu geben, und erlaube mir hierüber nur Folgendes zu bemerken:

1) Das ganze Werk wird von mehr als zwanzig deutschen Gelehrten, die sämmtlich in der Literatur und Wissenschaft hochangesehen sind und die in der Vorrede genannt werden sollen, **gründlich revidirt**, und vorzüglich darauf Rücksicht genommen, daß das Mangelhafte durch Einschaltung neuer Artikel und Fortführung der früher aufgenommenen bis auf die neueste Zeit ergänzt, das Ungehörige ausgeschieden und auf Reinheit der Sprache die größte Sorgfalt gewendet werde. Der reiche Stoff, den das „Conversations-Lexikon der neuesten Zeit und Literatur" darbietet, wird zwar bei der Bearbeitung der achten Auflage sorgfältig benutzt, geschichtliche Artikel zu ergänzen und wissenschaftliche Erörterungen zu berichtigen, jenes Werk behält jedoch seinen **selbständigen** Werth und sein Interesse und wird fortfahren, durch eine **ausführliche** Darstellung der Zustände der Gegenwart sich den ausgezeichneten Beifall zu erhalten, mit welchem es die achtbarsten Wortführer im Publicum empfangen haben.

2) Im Aeußern wird diese achte Auflage mit der siebenten übereinstimmen, aber durch eine besondere Einrich-

tung wird es möglich gemacht, den Druck des ganzen Werkes gleich scharf herzustellen; das Papier soll noch weißer und gleichmäßiger, der Druck noch correcter sein.

Hiernach darf ich in dieser achten Auflage ein mehrfach bereichertes, überall verbessertes und vervollständigtes Werk versprechen.

Der Preis des Conversations-Lexikons hat stets für beispiellos billig gegolten und nur die starken Auflagen machten es möglich, gegen 700 Bogen auf weißem Druckpapier für 15 Thaler zu liefern. Indeß war dieser Preis trotz seiner Billigkeit für Viele zu hoch, da er auf einmal entrichtet werden mußte, ich glaube daher den Wünschen eines großen Theils des deutschen Publicums zu entsprechen, wenn ich die Erscheinung der achten Auflage in

24 Lieferungen, deren zwei einen Band bilden,

und wovon jede beim Empfang zu bezahlen ist, ankündige. Die Lieferung kostet

auf weißem Druckpapier 16 Gr.
auf gutem Schreibpapier 1 Thlr.
auf extrafeinem Velinpapier 1 Thlr. 12 Gr.

und da jede 4—6 Wochen bestimmt eine Lieferung erscheint, so vertheilt sich die Ausgabe für das ganze Werk auf zwei Jahre und wird daher auch dem Minderbemittelten nicht schwer fallen.

Zu diesen Bedingungen kann jede Buchhandlung des In- und Auslandes die achte Auflage des Conv.-Lex. liefern und die erste Lieferung wird im Februar zu erhalten sein.

Denen aber, die ein ähnliches, jedoch minder umfangreiches, und deshalb auch billigeres Werk wünschen, empfehle ich:

Joh. Hübner's Zeitungs- und Conversations-Lexikon. Einunddreißigste Auflage, dem jetzigen Stande der Cultur angemessen und mit vorzüglicher Rücksicht auf die nächste Vergangenheit und Gegenwart, besonders Deutschlands, erweitert, umgearbeitet und verbessert von F. A. Rüder. Ein vaterländisches Handwörterbuch. Mit 150 Bildnissen von vorzüglich ausgezeichneten Deutschen. Vier Theile. Gegen 200 Bogen in gr. 8. auf gutem Druckpapier. Leipzig, 1824—27.

und will dasselbe, so weit der freilich nicht bedeutende Vorrath reicht, für den ungemein billigen Preis von fünf Thalern erlassen. Das Werk wird für das Bedürfniß Vieler ausreichen, es hat sich eine lange Reihe von Jahren bewährt und ist vollständig durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

Die Verlagshandlung des Conversations-Lexikons hat nun seit mehr als 20 Jahren gegen offenen und versteckten Nachdruck kämpfen müssen, indem eine Unzahl ähnlicher Unternehmungen begonnen wurden, die sich mit großem Geräusch ankündigten, aber in der That meistens nur das Wort Conversations-Lexikon als ein Aushängeschild betrachteten, unter welchem sie das Publicum täuschen zu können meinten. Ich nehme kein Monopol für ein Conv.-Lex. in Anspruch, werde aber stets gegen Unternehmungen auftreten, die unter diesem Namen das Publicum irre führen und erlaube mir in dieser Hinsicht einige Worte über die Werke der Herren Basse und Brüggemann. Das Basse'sche Conversations-Taschenlexikon ist nun seit dem Jahr 1828, wo es begann, bis zum zweiundsechzigsten Bändchen gediehen, es kostet also jetzt schon, à Bändchen 6 Gr., mehr als die siebente Auflage, und der Preis wird sich am Ende wol auf 18 Thlr. stellen. Und was erhält das Publicum für diesen Preis? Gegen 70 dünne Bändchen in Sedez, für den Gebrauch äußerst unbequem und was das Innere betrifft, ein aus ähnlichen encyklopädischen Werken entlehntes, mit vielen Fehlern vermehrtes Allerlei, ohne bestimmten Plan und ohne alle Kritik zusammengetragen. Das Brüggemann'sche Neueste Conversations-Lexikon will zwar vorgeblich nicht mit dem meinigen concurriren, der Titel aber schon deutet an, daß es für dasselbe Publicum, das ich im Auge habe, bestimmt sein soll. Auch haben Herr Brüggemann und seine „Gesellschaft deutscher Gelehrten" es nicht verschmäht, mein Werk erweislich auf das Unverschämteste zu plündern, und das Meiste, was gegeben wird, ist fast nur ein verwässerter Auszug aus der siebenten Auflage des Conversations-Lexikons, dem Conv.-Lex. der neuesten Zeit und Literatur, der Pierer'schen Encyklopädie ꝛc. Was bei Herrn Brüggemann neu und original ist, erkennt wer die Mühe langen Suchens nicht scheut sehr leicht. Uebrigens sind Darstellung und Sprache so nachlässig und leichtsinnig, daß es schwer sein mag, etwas Aehnliches nachzuweisen. Belachens- oder vielmehr beklagenswerthe Stellen seines Werkes anzuführen, enthalte ich mich, denn das Publicum mag prüfen und entscheiden!

Leipzig, im Januar 1833.

F. A. Brockhaus.

Register.

Aberglaube in Irland, Not. 36.
Aebli, J. P., Geschichte des Landes Glaris, 292.
Abschied einer Missionairin, Not. 840.
Abyssinien, Neueste Kunde von, 1310.
Adèle, Mad., Atab de Montbard, 1328.
Adolf VI., Graf v. Holstein, Drama, 451.
Ackerbaucolonien, Belgische, 259.
Album littéc. red. p. A. Gathy, 1503.
Alexis, W., Cabanis, 325.
Algier, Ueber, 242.
Allart, Hort., Indienne, 319.
Alpenrosen f. 1838, 282.
Alterthumswissenschaften und ältere französ. Literatur, 1099.
Alvensleben, L. v., Der Lügenkaiser, 543.
Amerika, Reisen d. Herzogs Paul v. Würtemberg in. Erster Art. 1129. Zweiter Art. 1473.
— Skizzen aus (v. J. B. Adrian). 1289. Zweiter Art. 1413.
Ammon, Fr. W. Ph. v., Galerie der denkwürdigsten Personen, welche im 16., 17. u. 18. Jahrh. von der evang. zur kathol. Kirche übergetreten sind, 842.
— Chr. Fr. v., Die Fortbildung des Christenthums zur Weltreligion, 860.
Androssof, A., Statistische Denkwürdigkeiten über Moskau, 28.
Anekdoten, 868.
Angelsachsen, Die Gesetze der, herausgeg. v. R. Schmidt. 1. Th. 647.
Annuaire du bureau des longitudes p. 1838. 300.
Antiken, 193.
Anzeiger für Kunde des deutschen Mittelalters, 1156.
Aphorismen (Extrablatt — Reminiscenz) 532, (Gleichniß — Gegensatz) 552, (Lavalette — Für Pädagogen) 676, (Lebensweisheit — Hoheit des Gefühls) 784, (Verlorne Worte — Schöne Maxime — Ruggire tedesco) 824, (Cocard tricolore — Schönes Gleichniß) 896, (Politik — Werth der Anekdoten) 1040, (Anekdote — Vorschlag — Adelsprobe) 1148, (Jakobiner — Anekdote) 1164, (Mépriser — Caricatur) 1176, (Caricatur — Anatrain) 1192, (Fouché — die Charte — Audiatur et altera pars) 1208, (Le deserteur — Reflexion — Danton — Delille) 1324.
Arago, Betrachtungen über die Bewegung und die Natur der Kometen, 274.
— Einfluß des Mondes auf unsre Atmosphäre, 967.
Arago, J., et Kermel, Insomnies. 779.
Arbigar der graue Wanderer, 520.
Arblay, Mad. d', Memoirs of Dr. Burney. Not. 804.
Arlincourt, d', Les écorchers, 320. Uebersetz. v. Gambihler. 567.
Armenisches Volk, Gegenwärtiger Zustand desselben, 9.
— Literatur, Not. 804.
Arnault, Souvenirs d'un sexagénaire, 964.
Arnoult, F., et Fournier, Struensée, 964, 1147.
Artaud, A. F., Macchiavell, son génie et ses erreurs, 1059.
Artemisio, Die Schauerruine, 971.
Arthur vom Nordstern, Blicke der Vernunft in das Jenseits, 857.
Athalie, Eine vor-Racine'sche, 696.
Athene. Redig. v. Chr. Kapp. 1. u. 2. H. 327.
Atkinson, J., Customs and manners of the women of Persia, 787.
Auch eine polit. Schrift, 1455.
Austin, Sar., Characteristics of Goethe, 932.
Autenrieth, J. H. F. v., Ueber den Geist, der im 30jähr. Kriege auf der Universt. Tübingen herrschte, 1320.
Baader, Franz, Philosoph. Schriften und Aufsätze. 2. Bd. 1037.
Baasch, A. J., Gedichte, 839.
Baggesen's, J., Briefwechsel, 301.
Bähr, J. C. F., Geschichte der römischen Literatur, 1255.
Baiern, Fortgesetzte Geschäftsvereinfachung in, 620.
Baierns Heerzug nach Griechenland, 1028.
Balbi, Adr., Abrégé de géographie, 900.
Baillie, Miß, Die seltsame Ehe. Uebersf. v. Luise Ey. 1352.
Ball, G., Robespierre, oder der neunte Thermidor, 597.
Balzac, M. v., Neue Erzählungen, a. d. Franz. v. O. L. B. Wolff. 1. Bd. 1179.
Bangßel, Ed., Erzählungen und Novellen. 1. Bdch. 576.
Bären, Die, des Proph. Elisa, 1295.
Barginet, A., Die zweiunddreißigste Halbbrigade. deutsch v. O. L. B. Wolff. 839.
Bärmann, G. R., Adlev IV., der Held von der Schauenburg, 839.
Barrington, J., Historic memorials of Ireland, 888.
Bartels, Fr., Das Bombardement von Antwerpen, 1100.
Barthold, Fr. W., Der Römerzug König Heinrichs von Luxemburg, 225.
— — — Georg von Frundsberg. Not. 1036.
Bauernfeld, Lustspiele, 450.
Baumstark, Edw., Staatswissenschaftliche Versuche über Staatscredit, Staatsschulden u. s. w. 1007.
Bechstein, L., Der Sonntag, 28.
— — Novellen und Phantasiegemälde, 159.
— — Faustus, 561.
— — Das tolle Jahr, 1159.
Belani, H. E. R., Schriften. 18. B. 112.
— — — — Angelo dell' Duca, 112.
— — — — Erzählungen, 800.
— — — — Pietro Mancino, der Bandit, 1092.
Beleuchtung, Geschichtliche, des deutschen Staatsrechts, I. 587.
Bemerkung über den Aufsatz: Beiträge zur Charakterschildr. einiger Zeitgenossen in den Bl. f. 1831 (v. P. emerit. P. in D.), 476.
Benecke, G. F., Beiträge zur Kenntniß der altdeutschen Sprache und Literatur. 2. Hälfte. 147.
Bennati, F., Die physiolog. u. patholog. Verhältnisse der menschl. Stimme, 1365.
Benno, J. E., Novellen. 2s Bdch. 76.
Béranger, Chansons nouv. et dernières, 576.
Berger, Mor., Winterabende, 1092.

Berlin, Correspondenznachrichten aus, 23, 152, 288, 464, 547, 668, 827, 911, 1055, 1203, 1495.
Berri, Herzogin von, Denkwürdigkeiten u. Hauptmomente aus ihrem Leben, 524.
Berthoud, Henr., Le cheveu du diable, 951.
Beschreibung der Schlacht bei Lützen und Gustav Adolfs Tod, 641.
Betrachtungen über die Repräsentation moralischer Personen, 1282.
Bibelübersetzung, Verfälschung der englischen, 492.
Bibliothek parlamentarischer Beredsamkeit. 1. H. 1283.
Bidpai, Kalila und Dimna, a. d. Arab. v. C. A. Holmboe. 1330.
Bignan, Une fantaisie de Louis XIV, 950.
Bilderbeck, L. F. v., Das Specialgericht, 192.
Birmanen, Zustand des Christenthums in ihrem Reiche, 932.
Bischoff, Merkwürdige Criminalrechtsfälle. 1. Bd. 1387.
Blanc, G. L., Handbuch des Wissenswürdigsten aus der Natur u. Gesch. der Erde. 1. Th., 1257.
Blätter aus Prevorst. 2. Samml. 193.
Blaul, G. Fr., Das Musikfest, 812.
Blicher, S. S., Mesmerische Liebe und Mädchen auf Rhodos, übers. v. L. Kruse. 916.
Blindekuh, Not. 448.
Blum, K., Dramatische Werke, 714.
Blumenbach, W. C. W., Neuestes Gemälde der östreich. Monarchie, 1239.
Blumenlese aus Schlesiens Alpenthälern, 831.
Bohemus, Die Burgruinen Böhmens. 2. Bd. 75.
Bohtz, A. W., Geschichte der neuern deutschen Poesie, 315.
Bonnelier, Hippol., Calomnie, 320.
— — La plaque de cheminée, 780.
— — Juive et Mauresque, 1327.
Borel, P., Champavert, contes immoraux, 780.
Börne, L., Briefe aus Paris. 3. u. 4. Th. 665.
Both, L. W., Bühnenrepertoir des Auslands. 2—4. Bd. 718.
Böttiger, K. W., Geschichte Baierns, 591.
Boucher, Glossary of archaic and provinc. words, Not. 60, 112.
Boury, Ad., Mémoires de, 1241.
Brasilien, Klima. Not. 84.
Braun, J., Die Medicin des 19. Jahrhunderts, 645.
— von Braunthal, Fragmente aus d. Tagebuch eines jungen Ehemanns, 756.
Briefe aus und nach Abdera u. s. w. über Demokritos angebl. Verrücktheit, 194.
— — Wien über den Herzog v. Reichstadt, 1040.
— — Wien an Frau L—u. 1305.
Brockhausen, Rud., Luise, die Königin, sechs Gesänge. 837.
Brockhausiana, Art. aus der Zeit. f. d. eleg. W. abgedr. 991.
Bronikowski, Alex. v., Schriften 13. und 14. Bd. oder Olgierd u. Olga. 4. u. 5. Th. 40.
— — — Die Frauen von Reidschütz, 61.
— — — Veit, 519.
— X., Polnische Miscellen, Nr. 1. 388.
Broschürenliteratur, 145.
Bruchstücke, Italienische, 1189.
Bruckbräu, F. W., Rosa's Garbinenseufzer, 364.
Brun, Frieder., Römisches Leben, 989. vgl. Not. 1264.
Buccaneer, The, a tale, 564.
— — Uebersetzungen v. L. Lax und v. J. Sporschil, 1017.
Buchdruckereien u. Buchhändler in Frankreich, 295.
Bucher, A. L., Für Revolutionsfreunde u. Revolutionsfeinde, 150.
Bucher, Introduct. à la science de l'histoire, 1139.
Buchhändler, Ueber Beruf und Stand des deutschen, 421. Nr. 2. 461.
Bucholtz, F. B. v., Geschichte der Regierung Ferdinand I. 8. Bd. 290.
Buckingham, J. S., The parliament. review and family magaz. Not. 640.
Buessard, P., Le marquis de Kernotriou, 320.
Bührlen, F. L., Der Enthusiast, 868.
— — — Zeitansichten eines Süddeutschen, 907.
Bülau, Fr., Verfassung und Verfassungsrecht des Königreichs Sachsen. 1. Bd. 1463.
Bulgari, Stamati, Notice sur Capodistrias, 392.
Bulwer, Eugen Aram, 25. Walter Scott's Urtheil darüber, 132.
— England and the English, 1043.
Bürger, G. A., Aesthet. Schriften. Herausgeg. v. K. v. Reinhard. 407.
Burnes, J., Narrat. of a visit to the court of Sinde, 522.
Burnouf, E., Rapport sur les travaux de la société asiat. (Aufsatz v. J. G. L. Kosegarten) 1493.
Buß, F. J., Volks- u. Völkermoral, 312.
Bussoni, Ph., Mémoires, fragmens historiq. et correspond. de la duch. d'Orleans, 843.
Butte, Dr. Wilh. 739.
Byron über Scott, 776.
— Lord, Dritter Art. 855.
— über Liebe, 991.
Cabot, Seb., A memoir on, 612.
Cäcilie, Taschenb. f. Freunde der Tonkunst, herausgeg. v. Lyser. 283.
Callenius, G., Der Tod des Malachowski. Drama. 709.
Camaleonti, o. der Briefwechsel durch die Kapuze, Lustsp. v. C. P. U. 448.
Campagna, Räuber der, 715.
Canada, Statist. Not. 944.
Cannabich, J. G. Fr., Neuestes Gemälde von Frankreich, 1239.
Capefigue, Histoire constitutionn. et administrat. de la France, 1321.
Cappellari, P. M., Triumph des heiligen Stuhls, 1431.
Casanova, Urtheil der Revue de Paris über ihn, 928.
Cellini, Benven., Vita, scritta da lui medes., publ. dal Tassi, 587.
Celtische Sprache und Literatur, Not. 116.
Cent-et-une nouvelles. 1. Bd. 852.
Chambers, Rob., Lives of illustr. and disting. Scotsmen, 243.
Charlatan, Urspr. des Worts, 864.
Chezy, W. v., Camoens, Trsp. 593.
— — — Petrarca, Drama. 709.
China, Notizen aus, 120.
Chinesen, Ueber Schriftsprache u. Wörterbücher, der (Aufsatz v. Wilh. Schott), 869.
Chmel, Jos., Materialien zur östreich. Geschichte. 1. Bd. 63.
Chodschko, Alex., Poesien, 1271.
Choulant, Die Heilung der Scropheln durch Königshand, 1176.
Clarence, Ursprung des herzogl. Titels von, 172.
Claudon, Thérèse, 320.
Clausewitz, General K. v., Vom Kriege. 1. Th. Hinterlass. Werke. 1. Bd. 1. 2. Th. 947.
Clip, Die Macht des Gewissens, Drama. 594.
Cobres, Al., Der Reichstag der Thiere, 176.
Comic offering, The. Ed. by L. H. Sheridan. 167.
Conseil, L. P., Polit. und philosoph. Miscellen aus den Memoiren und der Correspond. v. Th. Jefferson. 741.
Constant, Benj., Du polythéisme romain, 935.
Conversations-Lexikon der neusten Zeit und Literatur (Probe daraus), 77.
— — Dritter Art. 8—12. H. 389.
Cooper's Bravo, 25.
Corbière, E. de, Les pilotes de l'Iroise, 320.
Cornelia auf 1834, herausgeg. von Aloys Schreiber, 1434.
Coup d'oeil sur la révolut. de Pologne, 888.
Cramer, Fr., Geschichte der Erzieh. u. des Unterrichts in welthistor. Entwickelung. 1. Bd. 269.
Craon, la Princ. de, Thomas Morus, 779.
Crasselt, F. A., Die Bekanntschaften im Lingkischen Bade und die Ahnung, 971.
— — — Die Cur, nebst andern interess. Erzählungen, 971.
Crebillon, Das Sopha, deutsch v. J. Casanova, 1191.
Crome, A. F. W., Selbstbiographie, 1057.
Crusius, M., Notiz über dessen Turcograecia, 1500.
Curiosa, Literar. 1119.

Curtis, Th., The exist. monopoly, 492.
Cuvier, G., Mémoires, 1370.
Dahl, J. C., Domcapitular in Mainz 1031.
— — — Die heilige Hildegardis, 1116.
Dänemark, Finanzen von, wie der Herzogthümer Schleswig u. Holstein, 773, vgl. Nathanson.
Danilewsky, A. Michalewsky-, Denkwürdigkeiten aus d. J. 1814 u. 15, 67.
Dankhahr, W. v., Der Uebertritt des poln. Corps v. Gielgud u. s. w. aufs preuß. Gebiet, 471.
Darstellung, Geschichtl., des Feldzugs der Briten gegen die nordamerikan. Freist. A. d. Engl. frei bearb. v. G. Nagel, 183.
Davy, H., tröstende Betrachtungen auf Reisen, verd. v. K. F. Ph. v. Martius. 797.
Dazur, Fr., Marie ou l'initiation, 1328.
De imitatione Christi, wer es geschrieben? 35.
Decker, Fr., Perlen, Diamanten und Juwelen, 833.
Delatouche, Valée aux loups, 912, 923.
Delatour, La vie intime, 912.
Delavigne, Cas., Les fils d'Edouard, trag. 743.
Delavigne, Cas., Ludwig XI. Trsp., übers. v. P. H. Kalb. 605.
Demarest, Témoignages historiques ou quinze ans de haute police sous Napoléon, 700.
Demosthenes' Staatsreden. Uebers. u. s. w. v. Frdr. Jacobs. 657.
Denkwürdigkeiten und Hauptmomente aus dem Leben der Herzogin v. Berri, 524.
Deppen, O. v., Novellen. 1 Bdch. 1092.
Desbordes-Valmore, une raillerie de l'amour, 952.
— — Les pleurs. Poésie nouv. 969.
Desprez, Ern., Un enfant, 951.
Dialektisches, 756.
Diamant, Der größte, Not. 536.
Distling, J. G., Versuche zu Sehen, oder Blicke auf die Vergangenheit, 312.
Divination auf den nächsten würtemberg. Landtag, 10.
Don Pedro's Rache, bearb. v. L. Kruse, 1179.
Doppel- und Wundermenschen i. J. 1557. Misc. 68.
Döring, G., Das Opfer von Ostrolenka, 347.
— — Phantasiegemälde a. 1833. 102.
— — Roland vor Bremen, 347.
— — Tage der Vorzeit. Dramat. Gedicht. 713.
— H., Jean Paul Friedr. Richter's Leben und Charakteristik, 1205.
Dramatische Bücherschau f. 1832. Erster Artikel 445. Zweiter Art. 593. Dritter Art. 709.
Dresdens literar. Leben u. Weben am Ende des 18. Jahrh. Erster Art. 625. Zweiter Art. 749.
Droz-Desnoyer, Le conteur noir, 779.
Druckfehlerunfug, Not. 448.
Duden, Gottfr., Europa und Deutschland von Nordamerika aus betrachtet, 919.
Duelle in Jena, Not. 100.
Duller, Ed., Der Antichrist, 1287.
Dunlap, Will., History of the american theatre, 1044.
Duval, Alex., und Victor Hugo. 352, 589.
Dyce, Alex., Ausgabe der dramat. Werke von Greene, Peele und Webster, 780.
Dymocritos, oder hinterlass. Papiere eines lachenden Philosophen. 2. Bd. 571.
Earle, A., A narrat. of a nince months resid. in New Zealand in 1827. 44.
Eberwein, Jul., Spiele für die deutsche Bühne. 1. Bdch. 721.
Eduard, Erzähl. in Beispielen, 848.
Ehe, Ueber die, 312.
Eichendorff, Jos. Frhr. von, Die Freier, Lustsp. 722.
Eisenlohr, Chr. Jak., Irene, oder Versuch z. Vermittl. der philosoph. Systeme (v. G. Mehring), 153.
Eisenmann, J. A., und G. F. Hohn, topographisch-statist. Lexikon vom Königr. Baiern, 303.
Eisenschmidt, L. M., Beiträge z. Kenntniß des Katholicismus, 600.
Ellrich, Aug., Genrebilder aus Oestreich und den verwandten Ländern, 1183.
Emerina auf Madagascar. Not. 536.
Emmy, Märzveilchen, 1352.
England, Briefposten in, und statist. Notiz. 1368.
— Dampfwagen und Eisenbahnen, 323.
— Journalwesen in, 635.
— Skizzen aus (v. J. B. Adrian), 817, 993.
— Vorschlag zu einer literar. Bank, 772.
Englische Literatur, Neuere, 43, 243, 454, 563, 787, 863, 930, 1043, 1246.
— Marine und Dampfschifffahrt zw. Indien, Not. 764.
— Romanpoesie zur Charakteristik der neuern u. s. w. (v. F. G. Kühne). Erster Art. 25. Zweiter Art. 177.
— Union, große literar. 388.
Enk, M., Dorat's Tod, 1069.
Ensayo histor.-critico sobre la legislacion de Navarra, 533.
Entführung, Die, oder der alte Bürgercapit. Lustsp. 880.
Erdmann, Fr., Expeditio Russorum auct. Nisamio, 1354.
Erfahrungen eines jungen Magisters. 844.
Erinnerungen eines alten preuß. Offiz. aus d. Feldzügen 1792—94. 1127.
Erzählungsliteratur, 510.
Escher, Dor., Poetische Anklänge, 834.
Esser, W., Denkschrift auf Georg Hermes, 563.
Etienne, Pauline, 1147.
Etwas über die neuesten Volksfeste in Süddeutschland, besonders in Baiern, 1201.
Eustathios von Thessalonich. Not. 632.
Falsen, C., Ida. Aus d. Dän. von Chr. E. Wettwer. 717.
Faulkner, A. B., Visit to Germany and the Low Countr. 454.
Feldzug der Russen u. Polen zwischen Bug und Narew, 19.
Félix, Jul. de St., Dalilah, 951.
Ferber, C. W., Neue Beiträge zur Kenntniß des gewerbl. u. commerc. Zustandes der preuß. Monarchie, 607.
Feuerbach, A. v., kleine Schriften. 1. und 2. Abth. 533.
Fiacre, Urspr. des Namens, 864.
Fichte, J. H., Ueber Gegensatz, Wendepunkt und Ziel heut. Philosophie, 233.
Finanz, Ueber das Wort, Not. 148, vgl. 444, 552.
Fladung, J. A. F., Popul. Vorträge über Physik, 1471.
Flugschriften, 312, 532.
Foa, Eug., La laide, 319.
Follenberg, K., Gesch. der Verbindungen der neusten Zeit. 7. H. 1489.
Forget me not for 1838 by F. Shoberl, 163.
Förster, F., Gustav Adolf. Histor. Drama. 601.
Fortiguerra, N., Richardett, übers. v. J. D. Gries. 2. Th. 675.
Foucher, Paul, Passions dans le monde, 779.
Fouinet, E., La strége, 319.
Fouque, Karol. v., Der Schreibtisch, 1451.
Frähn's, Ch. M., Beleucht. der merkwürd. Notiz. eines Arabers aus d. 11. Jahrh. 1231.
France pittoresque, 1285.
Frankl, L. A., Das Habsburglied, 335.
Frankreich, Buchdruckereien u. Buchhändler in, 295.
— Religiöser Glaube in, 727.
— Verbrechen in, Not. 83.
— Vertheilung des Bodens in, 712.
Franz, Agnes, Cyanen, 1352.
Französisch und nur Französisch! Not. 776.
Französische Colonien, Statist. Not. 944.
— literar. Antiquitäten, 512, 1099.
— Romane, Neueste, 319, 774, 950, 1056, 1147, 1327.
— Sprüchwörter, Ueber einige, 1236.
— Zeitschriften in den Provinzen, 556.
Frémy, Arn., Les deux anges, 319.
Frère, Ed., Fragmens littér. de Jeanne Grey, 976.
Freudenreich, O., Die Familie Orloff, 776.
Freundesgräber, 839.
Freya, od. eheliche Liebe und häusliches Leben, 419.
Friedberg, K. M. v., Schweizer. Annalen 1. Bd. 1. u. 2. H. 487.
Friederich, G., Gustav Adolf's Heldentod, 858.
Friedrich der Große, Not. über ihn, 315, 496, 1291, 1308, 1412.
— — — dessen eigenhänd. Marginalresolutionen, 847.

Friendship's offering and winter 's wrath, 167.
Fritzart, Fritz, Anregungen. Erste Nummer. 287.
Gagern, Mein Antheil an der Politik. IV. 497, vgl. 801.
Gardiner, W., The music of nature, 43.
Gay, Mad. S., Un mariage sous l'empire, 774.
Gegenwart, Polit. und literar. 345.
Geib, K., Handbuch der griech. u. röm. Mythologie, 1411.
Gelehrtengeschichte, Beiträge zur, 1361.
Gentleman, The irish, 932.
Gerdessen, J. A., Reden an das Volk, 1276.
Gerhard, Ed., Thatsachen des archäolog. Instituts in Rom, 599.
Gersdorf, Wilhelm. v., Renate, 848.
Geschichte, Die, von den sieben Schwaben, 168.
Geschichtschreiber und die Geschichtschreibung der neusten Zeiten, Ansichten darüber, 465.
Gittermann, J. Ch. H., Christliche Lieder, 830.
Glaukopolitanus, Caes. Nyktimen., Die magnetischen Träume, 830.
Glümer, Charl. v., Die graue Nonne an Clemence's Grab, 344.
— — — Die Fehde der Gegenkönige, 344.
— — — Wahrheit und Dichtung. 1. u. 2. Bdch. 1392.
Godolphin, 1043.
Golbéry, de, Essai sur l'hist. et les antiquités du départem. du Haut-Rhin, 1099.
Gordon, Th., History of the greek revolution, 455.
Göschel, K. F., Hegel und seine Zeit, 233.
Gosselmann, K. A., Reise in Columbien, übers. v. A. G. F. Freese. 1240. . .
Goßler, A., Das Christenthum, 1090.
Göthe, Ueber Kunst und Alterthum. 3s H. des 6. Bds. 143.
— und Satan, v. Leop. O. 1164.
Göthe's nachgelassene Werke. 1—5. Bd. 609.
— Briefe an Lavater, herausgeg. v. Hirzel. 691.
Gottesstaat des heil. Augustin, 884.
Götzinger, M. W., Deutsche Dichter. 2. Th. 674.
Gräberg von Hemsö, Das Sultanat Mogh'ribb-ul Akſa, übers. v. A. Reumont. 1378.
Gräbner, K., Novantiken. 2. Bd. 971.
Graff's althochdeutscher Sprachschatz, 623.
Gräff, Der, wie er leibt und lebt, 883.
Gregor, ein Gespräch über das Papstthum. 1335.
Gregory, G. v., Denkschrift über den wahren Verfasser des Buches von der Nachfolge Christi, übers. v. J. B. Weigel. 85.
Greswell, W. P., A view of the early paris. greek press. 564.
Greverus, J. P. E., Ueber Shakspeare's Romeo und Julie, 1284.
Griebel, F., Telyn, 966.
Griechenland, Mittheilungen über, 105, 378, 427, 658, 678, 750, 955, 1210.
— Notizen, 900, 1376.
Griechische Sprache, Grammatik und Lexikographie, 972.
Grienwaldt, J. M., Wiens erste Belagerung durch die Türken. Drama. 451.
Griesselich, L., Skizzen aus der Mappe eines reisenden Homöopathen, 1501.
Grosheim, G. C., Fragmente aus der Geschichte der Musik, 1115.
— — — Chronolog. Verzeichniß, 1184.
Groszkowsky, C. v., Das Leben des Gener. Gr. Bog. Tauenzien, 459.
Großmann, Chr. G. L., Ueber eine Reformation der protestant. Kirchenverfass. in Sachsen, 155.
Gruber, G. A., v., Spätlinge, 829.
Gruner, G. A., Ueber Volksschulwesen u. Volksveredlung, 1371.
Gruppe, Die, der Charitinnen, 220.
Guacharogrotte, Die, 752.
Gumloda. Westfäl. Taschenb. f. 1833, herausgeg. v. M. Bachmann. 731.
Gunn, W., Cartonensia, 360.
Günther, A., Süd- und Nordlichter am Horizonte speculat. Theologie, 116.
— J. J., Physische Geschichte unsrer Erde, 1344.
Gustav Adolf, wo er gelandet? 8.
— — König von Schweden, der Retter Deutschlands, 642.
Halevy, L., et Francis, Indiana, drame. 1479.
Halls, J. J., The life and advent. of Nathan Pearce, 1310.
Hamburg, Correspondenznachr. aus, 908.
Hamilton, Elisab., Briefe über Erziehung. A. d. Engl. v. F. K. Meier. 187.
Hammelburger Reise. 11. Fahrt. 925.
Hammer, Jos. v., Geschichte des osman. Reiches. 9. Bd. 1322.
Hänisch, Ad., Das Mädchen von Gleiwitz, 651.
Hanke, Henr., Tante und Nichte, u. Die dritte Frau, 376.
— — Elisabeth, 1392.
Hansen, Ueber das Heirathen der Armen, 104.
Hanssen, G., Histor.-statist. Darstellung der Insel Fehmarn, 1036.
Hauser, Kasp., Bemerkungen über ihn. 549.
— — ein psychologisches Nachtstück, 685.
d'Haussez, Bar. de, La Grande-Bretagne, 871.
Havard, Aug., und K. Michael, Sprößlinge. 1. Bdch. 376.
Heath's pictur. annual, by L. Ritchie. 164.
Hebe. Eine poetisch-musikal. Toilettengabe. 102.
Hegel's, G. W. F., Werke. 1. 2. 11. u. 12. Bd. 233.
Heidnische Gräber, Not. 76.
Heigel, C. M., Die Zeitalter, 721.
Heine, H., Französische Zustände, 346.
Heine, H., Zur Geschichte der neuern schönen Literatur in Deutschland, 929. 2. Th. 1333.
Heinroth, J. A. C., Gedichte. 1. H. 830.
— J. C. A., Grundzüge der Criminalpsychologie, 1050.
Hecker, J. F. C., Die Tanzwuth, 895.
— E. Th., Saitenklänge, 965.
Hengstenberg, C. W., und die evangelische Kirchenzeitung, 77.
Herbst, Ferd., Die Kirche und ihre Gegner, 579.
— — Bibliothek christl. Denker. 2. Bd. Lavater. 783.
Herloßsohn, C., Anatomische Leiden, 124.
Hermanfried, Trauersp. 597.
Hermann, Ueber den Unterricht in der Kunst, 832.
Hermes, Georg, 362.
Herrmann, A. L., Lehrbuch der allgem. Weltgeschichte, 128.
Herzenskron, Dramatische Kleinigkeiten. 3. Bd. 721.
Heures du soir, 680, 1328.
Heyse's Handwörterbuch d. deutsch. Sprache, 519.
Hirt, Hofr., Dr. Waagen u. s. w. 169.
Hirtenbriefe, Drei geistliche, 14.
Hodges, G. Ll., Narrative of the expedit. to Portugal in 1832. 1247.
Hoffbauer, J. H., Der Mensch in allen Zonen der Erde, 336.
Hoffmann, K. J., Das Nichtvorhandensein der Schicksalsidee in der alten Kunst (v. Amad. Wendt), 121.
— H., Geschichte des deutschen Kirchenliedes, 271.
— — Holländische Volkslieder, 1105.
— J. D., Faust, 680.
— C. J., Kampfbilder, 837.
— K. F. Volkr., Jahrbuch d. Reisen u. neusten Statistik. 1. Jahrg. 1003.
— — — — Die Erde und ihre Bewohner, 1304.
— W., Beschreib. der Erde, 1304.
— J. J., Beiträge zum Schachspiel, 1352.
Hoffnung. Ein Gedicht. 834.
Hock, C. F., Cholerodea (Kritik v. Th. Mundt), 514.
Hook, Th., The parson's daughter, 1043
Hormayr, Jos. v., Taschenbuch f. d. vaterländ. Geschichte. Neue Folge. 4. Jahrg. 397.
Horst, J. F. to der, Getreue Erzählung des Verlaufs meiner processual. Verhältnisse in Hamburg, 55.
Huber, V. A., Skizzen aus Spanien. 2. Th. 1005.
Huerne de Pommeuse, Des colonies agricoles, 259.
Hug, Rud., Die demagog. Umtriebe in d. Burschenschaften, 694, vgl. Follenberg.
Hugo, Victor, Le roi s'amuse, 3.
— — La Quinquengrogne, 20.
— — Lucrèce Borgia, 227, 261; Parodien darauf, 608.
— — und Alex. Duval, 352, 539.

Hugo, Victor, Littérature et philosophie mêlées, 1171.
Huldigung den Frauen a. 1833, herausgeg. v. Castelli, 97.
— — — a. 1834, 1373.
Humboldt, Rob., Die Lutherbrille, 1243.
Hurtado, Der Teufel in Sevilla, Oper, bearb. v. Lichtenstein. 452.
Hyakinth, Denkwürdigkeiten über die Mongolei. A. d. Russ. v. Fr. v. d. Borg. 179.
Jacob le bibliph. Vertu et tempérament, 775 — Quand j'étais jeune 776.
Jacob, K. G., Charakteristik Lucian's von Samosata, 420.
Jacob's Ansichten von den Wirkungen der Gold- u. Silberausbeute u. der Münze, 723.
Jacobi, C. F., Geschichte der Stadt und des ehemal. Stifts Feuchtwangen, 1480.
Jacobs, Friedr., Kleine Erzählungen des Pfarrers von Mainau, 1207.
Jacquemont's Reise im Orient, 988.
Jahn, Fr. L., Merke zum deutschen Volksthum, 1307.
Jahrbuch deutscher Bühnenspiele. Herausgegeb. v. F. W. Gubitz. 12. Jahrg. f. 1833. 446.
Jahre, Zwei, in Petersburg, 1073.
James, Mary of Burgund, 932.
Ideen, Neue, über die Beschiffung der Luft, 1443.
Jean Paul, Wahrheit aus dessen Leben. 7. 8. Heft. (v. L. Rellstab) 1169.
Jeanne de Naples, 1147.
Jesuitenbekanntschaft, Eine, 1374.
Jeux floraux, 765.
Igor's Zug gegen die Polowzer, 1124.
Immermann, K., Merlin. Eine Mythe. (Beurtheil. v. W. Alexis) 573.
l'Impartial, 1277.
Indien, Frauenverlosung, Not. 96.
— Notizen (Weihe eines Parsentempels — Alter der Welt), 156, 252.
— Schulwesen im britischen, 129.
Inglis, H. D., The Tyrol, 863.
Insel, Die. Histor.-romant. Erzählung, 843.
Jollois, Antiquités du grand cimetière d'Orleans, 656.
Jost, J. M., Allgemeine Geschichte des israelit. Volks, 605.
— — — Offnes Sendschreiben, 861.
Journal of an excursion to Antwerp, 863.
Italien, Aus, 39, 84, 212, 424, 732, 791, 936, 948, 984, 1060, 1228, 1272.
— Bemerkungen eines Reisenden über, 969.
— Literar. Notizen, 528, 540, 544, 576, 624, 1080, 1152, 1244.
— Zustand der Liter. u. der Wissenschaften in, 1445.
Juden, ihre Lage in Preußen und Schriften, 245.
Juristischer Irrthum, Starker, Not. 840.
Kaffre, Monographie des, Not. 808.
Kaiser, Jos., Kleinigkeiten für eine allzulange Stunde, 484.
— Franz, Der Weltorganismus, 1175.
Kalaschnikof, J., Die Kamtschadalin, 115.
— — Die Tochter des Kaufmanns Sholobow (v. F. G. Kühne), 1001.
Kamenski, Demetr. Bantysch-, Geschichte Kleinrußlands, 1195.
Kapodistrias, Schriften über, 60, 260, 392.
Karamsin's Geschichte des russischen Reichs. 11. Bd. herausgeg. v. Bludow. 1405.
Karls XI. von Schweden Vision, Officiell. Gutachten darüber, 1068.
Karr, Alph., Sous les tilleuls, 775.
Kartoffeln und ihre Verbreitung, 864.
Keepsake, The, ed. by F. Mansel Reynolds, 164.
Kempis, Thomas a, 35.
Kirchenmusik, Ueber, 819.
Kirchhofer, M., Das Leben Wilh. Farel's, 1240.
Klaproth, J., Examen crit. des travaux de feu M. Champollion, 586.
Klein, J. A., Das Moselthal. 1. Abthl 782.
— — — Denkblätter f. meine Freunde. 800.
Klencke, Herm., Harmonien für Geist, Herz und Sinn, 834.
Klenze, Versuch über die Bedeutung der Provinzialstände, 433.
Klusmann, Fr., Novellenkranz deutscher Schriftsteller. 1. u. 2. Bd. 344.
Klüg, W. A., Anschauungen a. d. Schweiz, 332.
Knorring, K. v., Russische Bibliothek für Deutsche. 1—3s H. 173.
Knowles, J. Sher., The wife, a tale of Mantua, 1248.
Köchy, K., Poetische Werke. 1. Th. 812.
Komet, Der zu erwartende große, 276.
Kometen, Ueber, 274.
Koenig, H., Die hohe Braut, 1041.
Königs, J. J., Der Sommer, 850.
Kopenhagen, Correspondenznachr. 627.
Korais, literar. Nachlaß, 720.
Körner, Jul., Grundlinien zu einer Philosophie des Nationalismus, 103.
Korte, C. G., König Boilmar auf Harbenstein, Trauersp. 722.
Rosegarten's, L. Gotth., Reden und kleine prosaische Schriften, herausgeg. von G. Chr. Fr. Mohnike. 1081.
Kotzebue, A. v., Geschichte des deutschen Reichs, fortges. v. F. A. Rüder. 4. Bd. 448.
— — — Almanach dramatischer Spiele. 31. Jahrg. 447.
Krämer, G. v., Geschichte der unüberwindl. Flotte, 1396.
Krebse, ihre Verwandlung, 1144.
Krikel, Adelb. Jos., Fußreise durch den größten Theil der östreich. Monarchie, 1155.
Kritiker und Kritiken. Lesefr. 64.
Kröger, J. C., Reisen durch Deutschland und die Schweiz, 219.
Krosigk, Ernest. v., Ländliche Stunden, 244.
Krug, W. Tr., Allgem. Handwörterbuch der philosophischen Wissenschaften. 1. 2. Bd. 1104.
Krüger, Joh., Die Maurin, 916.
Kruse, L., Die Urgroßmutter und ihre Familie, 40.
— — Die alten Freunde. Palmyra. 40.
— — Mesmerische Liebe u. das Mädchen von Rhodos, 916.
— — Das schwarze Herz, 1179.
— — Don Pedro's Rache, 1179.
— — S. auch Blicher und Raymund.
Kruseman, C., Notizen, herausgeg. v. A. Cl. Sterk, a. d. Holländ. übers. v. C. Mayboom. 444.
Kucharski, Neue Eintheilung der slawischen Dialekte, 851.
Kuhfahl, L., Die Geschichte der Verein. Staaten von Nordamerika. 1. u. 2. Th. 1899.
Kühne, F. T., Poésies françaises et italiennes, 199.
Kunst, Denkmäler alter, 140.
Kunststatistik, Zur, Not. 148.
Kurländer, Lustspiele, oder dramat. Almanach f. 1833. 23. Jahrg. 446.
Labutte, Deux mois de sacerdoce, 320.
Lacroix, J., Une grossesse, 780.
Ladenburg, L., Die Gleichstellung der Israeliten Badens, 861.
Lafosse, T., Le bosquet de Romainville, 779.
Lamartine, Alph. de, Wo stehen wir? 92.
Lämmergeier, Der, o. Geieradler, 455.
Landpartie, Die, nach Königstein, 883.
Lang, H., Ritter v., Sendschreiben an J. F. Böhmer, 639.
Lange, Ed., Die Wiedertäufer zu Münster, Schausp. 713.
— G., Untersuchungen über die Gesch. u. das Verhältniß der nord. u. deutschen Heldensage, 902.
Laplace, Voyage autour du monde, 592.
Lappland, Scenen aus. Erster Artikel 65. Zweiter Art, 161.
Lasker, J., Gedichte, 839.
Lassailly, Les roueries de Trialph. 951.
Lassanis, G., Der Renegat auf Morea, übers. v. Harro Harring, 602.
Laube, H., Das neue Jahrhundert, 1219.
Lauenstein, Fr., Neue Sammlung von Gedichten, 833.
Lauter, K., Prinz Hugo, Trsp. 598.
Leben, Das, auf dem Lande, 244.
Lebensdauer, Menschl., Berechnung derselben, 1168.
Leclerq, Th., Nouv. proverbes dramatiques, 1056.
Lefèvre, Jul., Confidences, 964.
Legouvé, E., Max. 779.
Leibrock, Aug., Der weiße Sonntag und drei andere Erzählungen, 800.
— — Die Familie Ahlburg, 972.
Lembert, Histor. Skizze der k. k. Hoftheater in Wien, 1468.
Léon, Mad. de St., Henri, 780.
Leopardi von Rimini Gesprächsbüchlein, 684.
Lerminier, E., De l'influence de la philosophie du 18. siècle sur la législat. 2070.

Leſſing's, G. Ephr., Urtheil über Ketzer, 62.
— Ch. Fr., Reiſe in Schweden, Stimme aus Schweden darüber, 555.
Lettres de Napoléon à Josephine, 1200; Bemerkungen gegen dieſen Aufſatz von Buddeus, 1395.
Lewald, Fr., Ueber das Anlehn der königl. preuß. Seehandlung, 211.
— A., Das Octoberfeſt im J. 1832. 1172.
— — Novellen. 3. Th. 1323.
Lewicki, Joſ., Grammatik der ruſſiniſchen Sprache, 760.
Liber, L., Frescogemälde und Genrebilder, 833.
Lies mich! Taſchenbuch f. geſell. Unterhalt. a. 1834. 1377.
Life, The, of a saylor, 787.
Lindeman, F. L. v., Meine Gefangenſchaft in Rußland, 1404.
Lindner, Wolf, Einige humoriſt. Abende. 180.
Lipowsky, F. J., Leben u. Thaten Maximilian Joſ. III. 1460.
Literariſche Nachweiſungen, 788.
Literary souvenir, The, 167.
Lithgow, Will., oder die Greuel der Inquiſition, 972.
Littrow, J. J., Ueber Lebensverſicherungen und andere Verſorgungsanſtalten, 131.
— — — Ueber den gefürchteten Kometen d. J. 1832. 275.
Livre, Le, des conteurs, 319, 779.
Localdramen, Kleine, 879.
Lochner, G. W. K., Nürnberger Jahrbücher. 1. H. 353.
London, Statiſt. Not. 944.
Lorenz, Rud., Grundzüge zu Vorträgen über die Geſch. der Völker und Staaten des Alterth. 965.
Löw's Geſchichte der deutſchen Reichs- und Territorialverfaſſung, krit. Misc. 124.
Löwenigh, Barto v., Gedichte, 830.
Lucchesini, March. Ceſare, 732.
Luden, H., Geſchichte des deutſchen Volkes. 7. Bd. 441.
— — Des Freiherrn Ferdin. Alex. v. Seckendorf Rechtsſtreit wider Se. Maj. den König v. Sachſen, 55.
Ludwigh, G. v., Reiſe in Ungarn im J. 1831, 1111.
Ludwig XVI. Nachtrag zu deſſen Geſchichte, 499.
— XVIII. Memoiren, überſ. v. K. W. Schübler. 3. 4. Bd. 550, vergl. Not. 560. 5—7. Bd. 1324.
— C. L. C., Geſchichte der letzten 50 Jahre. 2. Th. 1237.
Lützner Schlacht, Schriften über die 200jährige Jubelfeier derſelben, 641.
Lützow, K. v., Bernh. Mergy, oder die Bartholomäusnacht, 1023.
Maccaroniſches, Geſchichtlich-, 696.
Mac Farlane, C., The lives and exploits of banditti and robbers, 244.
Machiavelli's, Nic., ſämmtl. Werke. Ueberſetzt v. Joh. Ziegler. 1. Bd. 1150. 2. u. 3. Bd. 1490.
— — Der Fürſt, in Verbind. mit Friedrich II. Antimachiavell, v. W. Grafen von Hohenthal-Städteln. 1. Liefr. 1151.
Mahir, J. E., Der Graf v. Mirabeau, 22.
Mahon, History of the war of the succes. in Spain, 47, vgl. 604.
Mai, A., Scriptorum veter. nova coll. 4. u. 5. Bd. Not. 504.
Mackintoſh, J., Geſchichte von England, überſ. v. C. F. Wurm. 2. Th. 1491.
Malchus, C. A. v., Handbuch der Militairgeographie v. Europa, 1294.
Maltitz, G. A. v., Pfefferkörner. 3. Hftl. 175.
Manna, Das, der Israeliten, 1296.
Mannert, Konr., Geſchichte der Deutſchen. 2. Th. 896.
Mannhart, J. B., Anfangsgründe d. Geographie, 228.
Mannsdorff, J. D. F., Geſchichte der geheimen Verbindungen der neuſten Zeit. 1. H. 694.
Manou, Lois de, trad. du sanscrit par Loisel. de Longchamps. 1087.
Marheineke, Ph., Geſchichte der deutſchen Reformation, 194.
Maria Aegyptiaca, 795.
Marſano, M., Marco Doloroſo, 511.
— — Die unheimlichen Gäſte, 511.
Martin, H., Le libelliste, 952.
Martineau, Miß Har., Selbſtbiographie, 1348.
Masson, M., et A. Luchet, Thaddaeus le ressuscité, 952.
Mäßigkeitsvereine in Großbritannien und Amerika, 708.
Matraja, Giov. Gius., Genigrafia italiana, 212.
Matthäi, G. Chr. R., Der Myſticismus, 332.
Matthias, Ueber Poſten u. Poſtregale (v. Nürnberger), 453.
Matthiſſon's, Fr. v., literariſcher Nachlaß. 3. u. 4. Bd. 196.
Mayer, K., Lieder. 618.
Melesville, Zampa, od. die Marmorbraut kom. Oper, n. d. Franzöſ. v. C. Blum, 598.
Memoiren eines preuß. Offiziers. Herausgeg. v. C. Herloßſohn. 1485.
Memoiren eines deutſchen Staatsmannes, 1109.
Mémoires de la société des antiquaires de Normandie, 1099.
Mennechet, Ed., Seize ans sous les Bourbons, 1177.
Menzel, Wolfgang, 701.
— — Taſchenbuch d. neuſten Geſchichte. 3. Jahrg. 1082.
— — Antrag an die Regier. über den Büchernachdruck, 1226.
Merikaniſche Alterthümer, 1359.
Meynert, H., Kriegsſcenen, 164.
— — Korallenzweige, 511.
Michelet, K. L., Einleitung in Hegel's philoſophiſche Abhandlungen, 233.
Michels, F., Geſchichte und Beſchreib. der ehemal. Abtei Camp, krit. Misc. 124.
Mickiewicz, Not. 636.
— Ordon's Redoute, 747.
— Die Bücher des poln. Volks, 1282.
— Konrad Wallenrodt (v. K. L. Kannegießer), 1345.
Minsberg, F., Oberſchief. Sagen u. Erzählungen. 2. Bdch. 75.
Miscellen, 664, 1024, 1048, 1084, 1096, 1140, 1160, 1212, 1228, 1248, 1256, 1291, 1308, 1316, 1320, 1328, 1344, 1360, 1372, 1380, 1392, 1432, 1444, 1460, 1492, 1496.
Miscellen, Krit., 124, 340.
Miserrimus, 564.
Mohl, Rob., Geſchichtliche Nachweiſungen über die Sitten u. ſ. w. der tübinger Studirenden während des 16. Jahrhund. 190.
Moltke, H. v., Darſtellung der innern Verhältniſſe und des geſellſchaftl. Zuſtandes in Polen. 886.
Mönnich, W. B., Pädagogiſche Blätter. I. 203.
Montgomery, J., Journal of voyages and travels by Tyerman and Bennet, 856.
— — Lectures on poetry and general literar. 1246.
Montigny, L., Skizzen aus den Feldzügen der großen Armee, 1448.
Moore, J., A journal from London to Odessa, 864.
— Th., Travels of an irish gentleman, 930.
Morgan, Lady, Dramatic scenes, 1246.
Morier, Johrab der Geißel. Ueberſetzt v. Sporſchil. 747.
Mörike, Ed., Maler Nolten. Novelle. 81.
Mortonval, Der Graf von Villamajor, a. d. Franzöſ. von L. Kruſe, 311.
Mosaique, La, 1285.
Moskau, Statiſtiſche Denkwürdigkeiten von, Not. 28.
Möves, H., Der Pfarrer von Andouſe, hiſtor. Rov. 423.
Muczkowſki, Joſ., Samml. der vorzüglichſten und ſeltenſten poln. Dichter, 792.
Müller, C. O., Denkmäler der alten Kunſt, 140.
— W., Ueber das Verhältniß des geiſtl. Standes zum Staate, 176.
— Fr., Denkwürdigkeiten aus Griechenland herausgeg. von P. O. Brönſted, 767.
— Alex., Grundriß zur Kenntniß der hohen Lehranſtalten in Europa und Amerika, 1275.
Münch, E., Allgem. Geſchichte der neuſten Zeit. Erſten Bds. 1—3. Liefr. 1049.
Mundt, Th., Der Baſiliſk, oder Geſichterſtudien, 1059.
Murat, Ach., Ueber Amerika, 484.
— — Briefe über den moral. und polit. Zuſtand der Verein. Staaten von Nordamerika, 1225.

Murhardt, Fr., dessen polit.-literar. Thätigkeit im J. 1832. Erster Artikel 49. Zweiter Art. 197.
— — Das Recht der Nationen zur Erstrebung zeitgemäßer Staatsverfassungen, 201.
— — Der Zweck des Staats, 50.
— — Das königliche Veto, 53.
— — Die Volkssouverainetät, 197.
— — Ueber Widerstand, Empörung und Zwangsübung der Staatsbürger, 201.
Musenalmanach, eine Neujahrsgabe f. 1833. Herausgeg. von H. Küntzel u. Fr. Metz. 283.
— Deutscher, herausgeg. von A. v. Chamisso u. G. Schwab. 5. Jahrg. 1217.
Musset, Alf. de, Un spectacle dans un fauteuil, 255.
— Paul de, Samuel, 779.
Nagel, Gust., Erzählungen, 112.
— — Geschichtl. Darstellung des Feldzugs der Briten gegen die nordamerikanischen Freistaaten, 183.
— — Interessante Erzählungen, 848.
Nariscus, Joh., Gesammelte Blätter, 180.
Nathanson, M. L., Dänemarks Handel, Schifffahrt, Geld- und Finanzwesen, 57, 773, vgl. 588.
Naturgeschichte, Zur, 455, 1063, 1295, 1383.
Naturgeschichtliche Notizen, 1144.
Neander, A., Geschichte der Pflanzung u. Leitung der christl. Kirche durch die Apostel. 1. Bd. 1167.
Neddermeyer, F. H., Topographie d. freien und Hansestadt Hamburg, 250.
Neigebaur, Handbuch f. Reisende in Frankreich, 144.
— Neuestes Gemälde Italiens, der ionischen Inseln und Maltas, 126.
Neckarharfe, herausgegeben v. Fr. Richter, 966.
Nekrolog, Neuer, der Deutschen. 9. Jahrg. 1143.
Neusser, L., Das Gebet des Herrn, 837.
Neumann, J. W., Versuch einer Geschichte der niederlausitz. Landvögte, 987.
Neustädt, B., Ben David, der Knabenräuber. Schausp. 449.
Ney, maréchal, Mémoires, 1347.
Neyfeld, K., Polens Revolution u. Kampf im J. 1831. 1235.
Niebuhr über Göthe, 56.
Niemcewicz, J. U., Klagen eines Verbannten, 746.
— — — — Geschichtliche Gesänge der Polen, metr. bearb. v. Fr. Frhr. v. Gaudy, 1467.
Niemeyer's Leben, dessen Recensent im Literaturblatt, Not. 160.
Nisami, Moh., Die Schöne vom Schlosse, 1354.
Nodier, Ch., Oeuvres, 778, 815.
Nopitsch, Chr. K., Literatur der Sprüchwörter, 1327.
Nordamerika, 945.
— Ueber (von W. Pirscher), 251.
— Abermals eine Stimme über, 617.
Nork, F., Figaro's Memoiren, 204.
Normann, Hans, Oestreich wie es ist, 615.
Notizen, Amerikan., 4, 44, 484, 512, 644, 876, 1152, 1436.
— Astronomische, 1388.
— Dänische, 8, 476, 588, 796, 1508.
— Englische, 8, 52, 60, 72, 132, 152, 164, 208, 248, 272, 296, 320, 324, 368, 376, 396, 452, 520, 612, 624, 628, 644, 652, 672, 680, 716, 736, 740, 748, 768, 780, 816, 820, 828, 880, 884, 1004, 1028, 1032, 1072, 1384, 1440.
— Französische, 12, 20, 144, 276, 284, 304, 308, 324, 336, 356, 364, 368, 372, 432, 600, 608, 612, 628, 648, 684, 692, 716, 740, 796, 820, 904, 960, 1004, 1008, 1032, 1044, 1056, 1068, 1092, 1104, 1180, 1232, 1276, 1336, 1356, 1364, 1396, 1400, 1404, 1416, 1420, 1448, 1472, 1480, 1488, 1508.
— Vermischte, 16, 24, 48, 92, 172, 176, 188, 224, 240, 320, 328, 404, 448, 476, 480, 488, 528, 560, 564, 572, 576, 708, 872, 876, 892, 932, 940, 1012, 1016, 1064, 1076, 1080, 1088, 1128, 1132, 1136, 1152, 1156, 1184, 1188, 1220, 1224, 1236, 1252, 1268, 1284, 1288, 1300, 1332, 1408, 1428, 1456, 1464, 1476.
Novellenkranz deutscher Schriftsteller, 344.
Nürnberg, Der histor. Riesenverein in (v. K. H. Ritter v. Lang), 724.
Oefele, Al. Freih. v., Bilder aus Italien, 1106.
Oehlenschläger und Ingemann, Not. 588.
Oelsnitz, Ed., Bonaventura, oder Leipzigs geheimnißvolles Haus, 915.
Olfen's, Tob., Geschichtsbücher der Stadt Braunschweig, 108.
Olschen, M. B. v., Der wilde Jäger von Grauenstein, 1092.
O' Mahony's, des Grafen, polit. Erinnerungen, 442.
Oppen, O. H. A. v., Beiträge zur Revision der Gesetze, 1487.
Oriental. Reisen, Zur Liter. der, 522.
Orioli's Vorlesungen über die Alterthümer der Etrusker, 596.
Orlowsky, Alex., Not. 516.
Oersted, H. C., Mindetale over C. H. af Schimmelmann, 200.
Oertel, W. v., Harald und Elsbeth. 136.
Orthus, Zach., Lobgedicht auf Stralsund, herausgeg. v. C. H. Zober, 495.
Ortlepp, E., Lob- u. Schmähschriften, 503.
— — Landtagslieder für die deutsche Nation, 858.
— — Cölestin, 968.
— — Das Siebengestirn der Kriegshelden, 968.
Ottenheimer, Henriette, Gedichte, 51.
— — Bilder und Lieder, 835.
Oettinger, E. M., Liebesblicke, 484.
Ourliac, Ed. de, Jeanne la noire, 951.
Oxenstierna. Ein Brief von ihm. 976.
Pacca, Barthol., Historische Denkwürdigkeiten, 289.
— — Anekdote, 1312.
Palacky, Fr., Jos. Dobrowsky's Leben u. gelehrtes Wirken, 1362.
Paldamus, H., Römische Erotik, 1484.
Palgrave, Fr., The rise and progress of the engl. commonwealth, 455.
Panorama littér. 1275.
— de l'Univers, 1285.
Papst, Der, und die Freiheit, 283.
Paris, Correspondenznachrichten aus, 507, 899, 1259, 1339, 1506.
— Die Theater im Jahre 1833. 231. Zweiter Art. 479.
— Kunstausstellung, 506.
— Republikan. Zeitschrift in, 728.
— Gelehrtes Essen in, 733.
— od. das Buch der Hundert und Ein, übers. v. Th. Hell. 2—4. Bd. 1039.
— Miscellen über Literatur, Kunst und öffentliches Leben in, Erster Artikel 785. Zweiter Art. 877. Dritter Art. 1117. Vierter Art. 1021. Fünfter Art. 1273.
— Eine antiromantische Zeitschrift in, Not. 844.
— Oeffentl. Bauten in, 1375.
Passional Christi und Antichristi, 511, vgl. Not. 892.
Passow, Franz, 883.
Pastorf, J. W., Wahrheit ohne Vorurtheil, 983.
Paul, Prinz von Würtemberg, Reisen in Amerika. Erster Artikel 1129. Zweiter Art. 1473.
Pecchio, Gius., Sino a quel punto le produz. scientif. ec. segnano le leggi econom. della produz. 223.
— — Semi-ser. observat. of an ital. exile, 563.
Pellico da Saluzzo, Silv., Tre nuove tragedie, 1414.
— — Mie prigioni, 688.
— — Memoiren, 742.
— — Opere, 998, 1046.
Penelope, Taschenbuch f. 1834, herausgeg. v. Th. Hell, 1369.
Penn, Granv., Memorials of the profess. life and times of W. Penn, 787.
Pepin, Alph., Deux ans de règne, 1313.
Persische Geschichte, Neuere, Not. 808.
— — Literatur, Denkmäler der (v. A. Th. Hartmann), 1354.
Peru, Handel in, 752.
Petersburg, Bevölkerung von, 920.
Petrarca's, Franc., sämmtliche Canzonen, Sonette, Ballaten und Triumphe, übers. u. s. w. v. K. Förster, 825.
Pfaff, K., Allgem. Geschichte, besonders der europ. Menschheit. 1. Abth. 927.
Pfeiffer, C. F., Meine Reise u. fünfjähr. Gefangenschaft in Algier, 247.

Pfirsichbaum, Der (v. J. L. Klein), 913.
Pfyffer zu Neueck, J. J. Z., Sonnenblicke und Nebelwolken, 971.
Phantasien, Constitutionnelle, eines alten Steuermannes, 150.
Phantastische, Das, in der Literatur. Dessen Einfluß auf die Gesundheit. 138.
Phillips, G., Deutsche Geschichte mit besond. Rücksicht auf Religion, Recht und Staatsverfass. 1089.
Phrenologie in England, 1180.
Piepmeier, F. X., Der Humorist als Glücksdoctor, 1459.
Pinzenauer, H., auf dem Kufstein, 972.
Pitt, Der große, und sein Lehrmeister Schneider, 1484.
Pittsfield, Correspondenznachrichten aus (v. W. Pirscher), 251.
Pium desiderium (Eingef. v. E. Münch), 676.
Platen, Aug. Graf v., Geschichten des Königreichs Neapel, 1113.
Platner, Ed., Ueber die polit. Bestrebungen der gegenwärt. Zeit, 145.
Pluto, oder Vertheidigung des Buchs: Die Unterwelt, 83.
Poesie und Kritik (v. J. L. Klein), 865.
Pohl, J. E. und B. Kollar, Brasiliens vorzüglich lästige Insekten, 1063.
Polen, Kleine Schriften über, 19, 388, 471.
— Zu dessen Geschichte, 192.
— Volkspoesie der, 1165.
— Sculptur und Architektur in, 1368.
— Skizzen aus, 276.
— Volkslieder der, 535.
— Literar. Notizen, 584, 719, 924, 1000, 1052, 1235, 1260.
Politische Dichter, 175.
Pölitz, K. H. L., Staatswissenschaftl. Vorlesungen. 3. Bd. 1258.
Polnische Dichter, Neuere, 1020.
— Gedichte, 746, 792, 1271.
— Literatur, besonders der neuern Zeit, 897, 939.
Polnischer Luxus, Not. 516.
Pons, Gasp. de, Charles d'Albret, 779.
Pontin, M. v., Bemerkungen über Natur, Kunst und Wissenschaft u. s. w. A. d. Schwed. v. G. Ericson. 578.
Populaire, Le, 1277.
Portugiesen, Ueber ihre neuere Literatur, Not. 92.
Pressel, L., Abendstunden, 520.
Preuß, J. D. E., Ist Friedrich der Zweite irreligiös gewesen? 355.
— — — — Friedrich der Große. Eine Lebensgesch. 1. 2. Bd. Mit einem Urkundenbuche 1. 2. Th. 1153.
Preußen und Polen, 20.
Professorengehalt zu Oxford, 88.
Prokesch, A., Ritter v., Das Land zwischen den Katarakten des Nils, 141.
Prométheides, Les, Satire, Not. 592.
Prometheus. Herausgeg. von H. Zschokke. 2. Th. 361.
Proselytenmacherei und Fr. v. Ammon's Convertitengalerie, 841.
Rafael's Cartons und die darnach gewirkten Tapeten, 360.
— Lo spasimo di Sicilia, 848.
Rahel's Nachlaß, Bruchst. aus 977, 1193.
Ramalila, ind. Fest, Not. 79.
Rauer, Die Probleme der Staatskunst, 149.
Raumer, Fr. v., Geschichte Europas seit dem Ende des 15. Jahrh. 1. Bd. 309. 2. B. 1161.
— K. v., Lehrbuch der allgem. Geographie, 835.
Raupach, E., Denk an Cäsar! Possensp. 451.
— — Der Wechsler. Lustsp. 450.
Rauschnick, G. P., Handbuch der class., german. u. s. w. Mythologien, 356.
Raymond, Mich., Le puritain de Seine et Marne, 774.
— — Daniel der Steinschneider, übers. v. L. Kruse, 1179.
Recueil de l'acad. de jeux floraux, 763.
Reed, Andr., Martha, 296.
Reformationsgeschichte (Gesch. der Dissidenten in der Stadt Posen während des 16. u. 17. Jahrh.) 1130.
Rehm's, Joh., Gedichte, 839.
Reichard, H. G., Histor.-polit. Ansichten und Untersuchungen, 673.
Reichlin-Meldegg, Der Freih. v., 100.
Reid, J., Biblioteca scoto-celt. Not. 116.
Reifferscheid, Ferd., Klänge freier Muse, 176.
Rein, Th., Bilder aus dem Leben, 544.
Reinbeck, G., Sendschreiben an die Lehrer der Muttersprache, 1223.
Reinhart Fuchs in seinen verschied. Gestaltungen (von L. Ettmüller). Erster Artikel 89. Zweiter Art. 213. Dritter Art. 841.
Reinhold, E., Theorie des menschl. Erkenntnißvermögens. 1. Bd. 569.
Reiseliteratur, 1005.
Relation über einundvierzig Dichter der neuesten Zeit, 829. Zweiter Art. 961.
Rellstab, L., Erzählungen, Skizzen u. Gedichte, 1102.
Républicain, Le, französ. Zeitschr. 728.
Rettberg, F. W., Thascius Cäcilius Cyprianus, 1499.
Revenante, Eine, aus dem Criminalrecht, 800.
Revisions-Rechtfertigungsschrift in Sachen des quiescirt. u. s. w. G. E. Thomas, 995.
Reya, M. F., Novellen und Erzählungen. 1. Bdch. 971.
Reyscher, A. L., Publicistische Versuche, 1134.
Rheinbaierns gegenwärtige Stimmung und Lage, 553.
Rheinpreußen, Steuerregulirung in, Not. 704.
Ricard, Aug., L'ouvreuse de loges, 776.
Richter, Fr., Nero, Trag. 594.
— — Neckarharfe, 966.
— — Die Lehre von den letzten Dingen u. Die neue Unsterblichkeitslehre (v. Fichte beurth.), 1381.
Richter, J. A. L., Handbuch der populair. Astronomie, 1353.
— Aem. L., Ausgabe des Corpus jur. canon. Not. 1100.
Ricketts, Narrat. of the Ashantee war, 1267.
Riemann, K., Politisch-naturhistor. Abhandlungen, 532.
Riesser, G., Krit. Beleucht. u. s. w. über Emancipation der Juden, 861.
Ritchie, Leitch, The library of romance, 863, 1045.
— — Der Roman der Gesch. v. Frankreich, übersetzt v. R. O. Spazier, 1259.
Ritfert, C. L., Der Orden der Trappisten, 1265.
Ritson, Jos., Neue Feenmärchen, Not. 780.
Roch, E., Paris malade, 780.
Rochlitz, Fr., Für Freunde der Tonkunst. 4. Bd. (v. A. Wendt) 693.
Röer, H. H. E., Ueber Herbart's Methode der Beziehungen, 1423.
Röhr, Unser Herr als das Musterbild aller Weltverbesserer, 755.
Roepell, Rich., Die Grafen von Habsburg. Sekr. Preisschr. 771.
Romanenliteratur, 40, 75, 112, 311, 844, 876, 463, 519, 651, 696, 799, 848, 915, 971, 1092, 1179, 1352, 1392.
Romans, Li, de Garin, p. Paris, 1099.
Römische Malaria, 711.
Roos, H. u. L. v., Denkwürdigkeiten aus dem Kriege des J. 1812, 1331.
Roscoe, Th., The landscape annual, 164.
Rosenkranz, K., Neue Zeitschrift für die Geschichte der german. Völker, 95.
— — Die Naturreligion, 279.
— — Handbuch einer allgem. Geschichte der Poesie, 1088.
Rosier, La mort de Figaro, 914.
Rossini's Torquato Tasso (Aufsatz von Dr. Karl Witte), 281.
Rugo, A. W. G., Das Hermannslied, 966.
Rumohr, C. F. v., Drei Reisen in Italien, 17, vgl. 169.
— — — — Deutsche Denkwürdigkeiten aus alten Papieren. 4. Bd. 551.
Runde, Kurzgefaßte oldenburg. Chronik, 467.
Rush, Rich., Narrat. of a resid. at the court of London, 1247.
Russa, Dav., Der Obotrite, 651.
Russel, J., The causes of the french revolution, 732.
Russische Memoiren, 67.
— Literatur, Nachrichten über, 28, 115, 803, 974, 1107.
Russischer Nationalcharakter, Not. 428.
Rust, J., Stimmen der Reformation und der Reformatoren an die Fürsten u. Völker dieser Zeit, 610.
Sacchi, L'arca di S. Agostino, 424.
Sachsens Anschluß an den preußisch-bairischen Zollverband (Briefe von Fr. von Raumer), 513, 2. 3. 4. Brief, 529. 5—7. Br. 541.
— Umbildung seit dem Jahre 1830, 798.

Sachsen, Die Rechte der kathol. Kirche in, 874.
Sack, K. H., Die Göttlichkeit der Bibel, 831.
Sagoskin, M., Roßlawlew oder die Russen im J. 1812, übersetzt von E. Göring, 425.
Saintine, X. B., Le mutilé, 775.
Salle, Eus. de, Sakontala à Paris, 1056.
— — — Ali der Fuchs, übers. v. L. v. Alvensleben, 1180.
Salm, Const. de, Mes soixante ans, 1476.
Salmigondi. 8. et 9. vol. 951.
Salmigondis, oder novellistische Buntereihe des Auslands, übersetzt v. Hell u. s. w. 511.
Sand, G., Lélia, 1148.
— Jul., La rose blanche et la rose rouge, 964.
Sandfort, J., Lives of engl. female worthies, 1248.
Sapfir, M. G., Neueste Schriften 1—3. Bd. 1427.
Sartorius, A. v., Zeichnungen aus dem Leben und der Vergangenheit, 76.
Sauerwein, W., Der Amerikaner. Posse. 882.
Scarpa, Antonio, 791.
Schafveredlung u. Wollverwendung, Ueber, 893.
Scheibler, M. F., Herbstblumen, 829.
Schenk, Ed. v., Alte u. neue Kunst, 710.
Schepeler, K. P. v., Auch ein Wort über Friedrich II. u. s. w. 471.
— — — Geschichte der Revolutionen des spanischen Amerikas. 1. Th. 898.
Scherber, J. H., Leben u. Selbstbildungsgeschichte des gelehrten Bauers Nicol. Schmidt, 1861.
Schildener, K., Kleine Aufsätze aus bedrängter Zeit, 1404.
Schilderungen und Begegnisse eines Vielgereisten, 505, 895, vgl. Not. 588.
Schiller's Geisterseher, Eine neue Fortsetzdess. 1220.
Schlichtorff, Alex., Memoiren. A. d. Russ. übers. v. K. Goldammer, 603, vgl. 67.
Schlacht, Die, bei Kappel, 1216.
Schlaguhren, deren Verbesser. 1559. Not. 199.
Schlange, Eine brütende, 456.
Schlegel, A. W. de, Réflexions sur l'étude des langues asiatiques (Aufsatz v. J. G. L. Kosegarten), 1493.
Schlesien, Aus (Der Damenaufruhr in der reform. Kirche — Die Glaubensveränderungen in Schlesien), 886.
Schlesischer Bildersaal. 2. Th. 971.
Schlieben, W. A. v., Neuestes Gemälde der deutschen Bundesstaaten, 1239.
Schlüssel zur Offenbarung St.-Johannis, 1091.
Schlüter, M. Joach., erster evangel. Preb. zu Rostock u. s. w., neu herausgeg. von K. F. L. Arndt. 128.
Schmidt, E., Der Sieg bei Lützen, 643. 1833.
Schmieder, K. Ch., Geschichte der Alchemie, 833.
Schmitthenner, Fr., Ueber den Charakter und die Aufgabe unserer Zeit in Beziehung auf Staat u. Staatswissenschaften. 1. H. 1078.
Schmitz, J. W., Grundlage eines allgem. Creditvereins für Anleg. v. Eisenbahnen, 1227.
Schneidawind, F. J. A., Lavalette's wundervolle Rettung, 532.
— — — — Ueberlieferungen u. Material zur Geschichte. 1. H. 1391.
Schneller, J. F., Jahrbuch neuester Thaten und Zeiten f. 1838. 1094.
Schnetzler, Aug., Gedichte, 966.
Schnitzler, J. H., Briefe aus Paris über Frankreich, 353.
Scholler, K. F., Italienische Reise. 2. Bd. 195.
Schön, nicht Schoen, Not. 712.
Schönlein, J. L., Allgem. u. specielle Pathologie und Therapie, 229.
Schopenhauer, Joh., Neue Novellen, 655.
Schottky, Jul. Max., Münchens öffentliche Kunstschätze im Gebiet der Malerei, 1076.
Schouw, J. F., Europa, 1358.
Schram, Jos., Die Einheit des deutschen Vaterlands, 1303.
Schreiben an *** über den Herzog von Reichstadt, 84.
— Drei aus Rom gegen Kunstschreiberei, 1145.
Schubarth, K. E., Ueber Göthe's Faust, 1284.
Schubert, G. H., Die Geschichte der Seele (v. Dr. G. W. Meißner in Waldenburg), 37.
— Ferdin., Schattenspiele des Lebens und der Liebe, 696.
Schulz, W., Was darf das deutsche Volk von seinen Landständen erwarten? 339.
Schulze, Chr. Ferd., Elisabeth, Herzogin zu Sachsen und Landgräfin von Thüringen, 7.
Schumacher, Aug., Gedichte, 965.
Schuster, K., Sagen des Harzes, 463.
Schütz, Allgem. Erdkunde 2c. u. 23. Bd. 126. 30. Bd. 266, 1239.
— C., Armin, gen. Herrmann. Trsp. 714.
— W. v., Der Kirchenstaat, biblisch prophet. begründet in Rom, 193.
(Schütze, St.) Der Scholar auf Kloster Berge, 953.
Schwärmerzunft, Die, 532.
Schwedische Literatur, Notizen darüber, 467.
— — Uebersicht v. Jahre 1832. Erster Artikel 517. Zweiter Artikel 725.
Schwedisches Heer- und Seewesen, Statist. Not. 944.
Scipio Cicala, 853.
Scott, W., Graf Robert von Paris. 3. u. 4. Thl. Das geheimnißvolle Schloß. 696.
— — Ein Besuch bei, 1074.
Scott, W., Lady Johanne Grey, die Unschuldige, übers. v. H. Müller. 848.
Scribe, Le malheur d'un amant heureux, 288.
Sebelmaier, Maria Joh., Gedichte, 833.
Seeanemonen. Novellen eines Unbekannten. 652.
Sénancourt, de, Isabelle, 1147.
Seybold, Fr., Novellen, 1407.
Seyffarth, Woldemar, Meine Reisetage in Deutschland, Frankreich u. s. w. 3. 4. Th. 291.
Shaker oder tanzende Quäker, 251.
Shakspeare's dramat. Werke, übers. v. Ph. Kaufmann. 2. Th. 717.
— Anachronismen, 956.
Sherer, Moyle, Bilder aus dem Kriegsleben, übers. v. R. Lindau. 15.
Shurreef, Jaffur, Quanoon-e-Islam, or the customs of moosulm. in India etc. transl. by G. A. Herklots. 47.
Silcher, F., Tübinger Liedertafel. 1. H 184.
— — Die kleine Lautenspielerin, 1340.
Simonianer, Die St.- und ihre Belustigungen in d. Umgebungen v. Paris, 171.
Six weeks on the Loire, 787.
Sketches in Greece and Turkey, 931.
Slade, Ad., Records of travels in Turkey, Greece etc. 563.
Slawische Literatur, 506.
— Dialekte, Neue Eintheilung derselben. 851.
— Bibelübersetzung, 1000.
Smerden, slaw., Ueber die, 704.
Smith, E., and H. G. O. Dwight, Researches in Armenia, 1453.
Smith, J. C., Not. 296.
Sommer, Ed., Johanna Grey, Trsp. 717.
— J. G., Taschenbuch z. Verbreitung geographischer Kenntnisse. 11. Jahrgang. 1008.
— — — Das Königr. Böhmen, 1206.
Sonette und Elegien vom Verf. des Don Enrique, 887.
Soulié, Fr., Les deux cadavres, 774.
Spahn, K., Gustav Adolf der Große, 643.
Spanien, Notizen über, 4, 604.
— Universitäten in, Not. 88.
Spasböfen im J. 1559. Misc. 68.
Spaziergänge eines berliner Poeten, 644.
Speckter, O., Funfzig Fabeln für Kinder, 1379.
Spindler, C., Vergißmeinnicht auf 1833, 97; auf 1834, 1965.
— — Sommermalven, 418.
— Aler., Luibald und Herrmann, 972.
Spitta, W. J. Ph., Psalter und Harfe, 966.
Sporting papers. 996.
Springkäfer, Der leuchtende, in Westindien, 1144.
Stahmann, Fr., Der Mordbrenner im wilden Thale, 463.
Starke, Charl. C. H., Adeline oder die Fügungen des Geschicks, 835.

Starklof, L., Wittekind, 311.
— — Helgoland, 311.
Statistische Schnitzer u. Albernheiten, 744.
— Notizen, 944.
Stein's Briefe an den Frhrn. v. Gagern, 497, vgl. 801.
Stelldichein, Das, in Tivoli. Localposse. 883.
Sternberg, A. Freih. v., Die Zerrissenen, 489.
Stewart's Mission in die Sandwichinseln, 595.
Stieglitz, Chr. L., Geschichtl. Darstellung der Eigenthumsverhältnisse an Wald und Jagd, 1209.
Stille, Karol., Abendunterhaltungen, 376.
Stolle, Ferd., Stella, 696.
Storch, L., Die Königsbraut, 312.
— — Erzählungen, Novellen und Sagen, 831.
— — Malers Traum, 1187.
— — Der Freiknecht, 707.
— — Der Freibeuter, 979.
Storthing des Jahres 1832, 1397.
Straußens, J. J., Reise durch Italien, Griechenland u. s. w. 367.
Streckfuß, K., Ueber das Verhältniß der Juden zu den christl. Staaten, 861.
Strombeck, F. K. v., Darstellungen aus meinem Leben und aus meiner Zeit, 527, 677.
Stuart, J., Three years in North America, 617, 945.
Studentenleben, Das deutsche, sonst, 1072.
Stuhr, P. F., Die drei letzten Feldzüge gegen Napoleon, 413.
Sturt, Ch., Two expeditions into the interior of South. Australia, 1044.
Stuttgart, Correspondenznachr. 984.
Sue, Eugène, Atar Gull, 59.
— — Der Salamander, übers. v. L. v. Alvensleben, 59.
— — Die Cucaracha, übers. von O. L. B. Wolff, 1251.
Sunday in London, 931, vgl. 996.
Szafarzyk, Not. 508, 686.
Szarzynski, Nikol. Semp, Gedichte, 792.
Sydow, Fr. v., Der berücht. Wildschütz Karl Stülpner, 76.
Tabackrauchen, Das, im Oriente, 32.
Tarnow, Fanny, Erzählungen u. Novellen, 1892.
Taschenbibliothek aller Revolutionen der neuern Zeit, herausgeg. v. Burckhardt u. Kaiser. 1—5. Bdchn. 521.
Taschenbuch, Rhein., auf 1833, herausgeg. v. Adrian, 98; a. 1834, 1567.
— der Liebe und Freundschaft a. 1834, 1433.
— zum geselligen Vergnügen auf 1833, 101.
— histor., herausgeg. v. Fr. v. Raumer. 5. Jahrg. 1325.
— Christl. auf 1833, herausgeg. v. K. A. Döring, 419.
Taschenbücher, Englische, f. 1833, 163.
— Russische, 804.
Taschenbücherschau f. 1833. Vierter Artikel 97. Nachlese 282.
— f. 1834. Erster Artikel 1297. Zweiter Art. 1365. Dritter Art. 1433.
Tausend und eine Nacht, in Rußland verboten, 832.
Taylor, J., Records of my life, 563.
Termo, R., Skizzen aus dem Leben eines Seemanns, 463.
Thelasson, Mad. de, Lucile ou la cantatrice, 1147.
Thiere, ihr Instinkt, 64.
Thorwald, Atlantische Nächte, 511.
Tieck, Ludwig, 113.
— — Novellenkranz, 1437.
Titot, H., Beschreib. und Geschichte der Hauptkirche zu Heilbronn, 1852.
Touchard-Lafosse, Les réverbères, 1328.
Tournon, Etudes statistiq. sur Rome etc. 711.
Train, J. R. v., Neueste Biographien der Wahnsinnigen, 1092.
— — — — Die Schauergruft in der Waldkapelle, 1092.
Traité complet de diplomatie par un ancien ministre, 1469.
Travels of an irish gentleman in search of a religion, 930.
Traxel, A., Briefe aus Frankreich. 1. Th. 996.
Trelawney's Abenteuer in Ostindien, a. d. Engl. v. E. Richard, 891.
Trollope, Miss, The refugee in America. Not. 236, 652.
Tschabuschnigg, Ad. v., Gedichte, 965.
Tulpenpreise im 17. Jahrhund. 916, vgl. 1140.
Türkische Sprache, Not. 52.
Ueber die Wahl des Prinzen Otto von Baiern z. König v. Griechenland, 146.
— Preßfreiheit, Protestantismus, Revolution u. s. w. 552.
— die Sicherung des Eigenthums der dramatischen Schriftsteller in Deutschland, 1123.
Uhland, dessen Gedichte im Ed. rev. beurtheilt, 132.
Umrisse einer möglichen Reform in Ungarn. Von X. 149.
Unger, E. G., Das Prämiengeschäft des kgl. Seehandlungsinstit. in Berlin, 211.
Unterricht, Oeffentl., in Schottland, Irland und Belgien, 700.
Unterwelt, Die, 33, 781.
Urania f. 1834. 1297.
Urbain, N., Introduct. à l'étude de l'économie polit. 928.
Ursinus, Verbrecherin, 300.
Usener, F. Ph., Die Frei- und heimlichen Gerichte Westfalens, 31.
Ustéri, P., Kleine gesammelte Schriften, 411.
Ustéri, J. M., Dichtungen in Versen und in Prosa, herausgeg. v. D. Heß, 809.
Vagamondo, Don Feder., Fremde Blumen, 967.
Vahram Chronicle of the armen. kingdom in Cilicia, 9.
Vaux de Vire, Les, p. Travers, 1099.
Vaysse de Villiers, Reisen durch das südl. Frankreich, 1003.
Velte, Bertha van der, Novellen und Erzählungen. 2. Bdchn. 916.
Verein, Brit., zur Verbreit. nützl. Kenntnisse und seine Gegner, 88.
Vereinigte Staaten von Nordamerika, Zahl der Sklaven darin, Not. 44.
Vergißmeinnicht, Dramat., f. 1833, v. Th. Hell. 10. Bdchn. 447.
Verhandlungen, Die, des poln. Reichstags, 192.
Versäumnisse, Krit., in Bezieh. auf Göthe und Jean Paul, 263.
Vesta, Taschenb. f. 1834. 1378.
Victorin, Wahrheit und Phantasie, 463.
Vigny, Alph. C. de, Stello, 775.
Vincke, C. Frhr. von, Die Schlacht bei Lützen, 642.
Violet, Contes de la semaine, 964.
Vitet, Histoire des anciennes villes de France, 964.
Vogt, Joh. Gottlob, Leben und Schicksale des, 215.
Voigt, Joh., Leben des preuß. Staatsministers u. s. w. Dohna-Schlobitten, 375.
Waagen, Dr., gegen Hofr. Hirt, 169.
Wacousta, by the author of Ecarté, 787.
Wagner, Phil., Aphorismen über d. Gymnasialwesen, 1283.
Wahnsinn in England und Italien, 656.
Wahrheit aus Jean Paul's Leben. 7. u. 8. Heft. (v. L. Rellstab) 1269.
Wallenrodt, L. v., Leben und Thaten des Fürsten Blücher, 459.
— — — Zallida, die chinesische Kaiserbraut, 799.
Walthers von der Vogelweide Gedichte, übersetzt von K. Simrock, 391.
Warnofried, Die Särge von Mansfeld, 40.
Wassergerichte, Die, Not. 800.
Weber, O., Gedichte, 837.
— C. G. v., Ueber die bevorstehende Umgestaltung der Kirchenverfassung des Königr. Sachsen, 1271.
Weichselbaumer, K., Dramat. Dichtungen. 2. Bd. 1035.
Weick's Deutscher Ständesaal, 1216.
Weigl, J. B., Abt Prechtl, 1351.
Weiße, C. H., Ueber das Verhältniß des Publicums zur Philosophie, 233.
Weitzel, J., Geschichte der Staatswissenschaft. 1. Th. 905.
Werg, Aug., Placidia, Königin der Westgothen, 972.
Werlich, K., Die Bildweihe. Trauersp. 597.
Werner, G., Blicke aus meinem Eckstübchen ins Menschenleben, 376.
— — Die Rache, 651.
Westafrika, 1266.
Wienbarg, Lud., Holland in den Jahren 1831 u. 32. 1. Th. 1027.
Wiens, Eberh., Unternehmungen Kaiser Karl V. gegen die Raubstaaten, 1119.
Wilke, Henr., Novellen. 2. u. 3. Bd. 312. 4. Bd. 696.

Wimmer, G. A., Neueſtes Gemälde von Auſtralien, 266.
— — — — — v. Amerika, 1239.
— — — — — der europ. Türkei und Griechenlands, 1239.
— — — Kosmolog. Vorſchule zur Erdkunde, 1415.
Winke für Regenten und Alle, welche berufen ſind, Geſetze zu geben und zu vollziehen, 193.
Winckelmann's Werke in italieniſcher Ueberſetzung, 39.
Wirth, Dr. J. G. A., Zur Beurtheilung deſſelben. Erſter Artikel 765. Zweiter Art. 845.
Wit von Döring, Mein Jugendleben und meine Reiſen, 511.
Wolf, J. H., Deutſchlands Geſchichte. 1—6. Liefer. 1289.
Wolff, O. L. B., Die ſchöne Literatur Europas in der neueſten Zeit, 137.
— — — — Proben altholländiſcher Volkslieder, 1105.
Wolff, O. L. B., Herbſtzeitloſen. 1. Folge. 510.
— L., Briefe in die Heimat. Herausgegeben v. G. Lotz. 1083.
Wölfing, E. B., Aurora, eine poet. Gabe, 834.
Wolter, Fr., Dramat. Kleinigkeiten, 602.
Woltmann, Karol. v., Der Ultra und der Liberale, 311.
Wort, Ein, über deutſche Briefſteller, mit beſond. Bezieh. auf Gellert's, Forſter's, Baggeſen's Briefſammlungen (Aufſatz v. Franz Horn), 293.
Wunderlich, C. G., Die ehemal. Kloſterſchulen u. ſ. w. in Würtemberg, 1010.
Year, The, of liberation, 564.
Zayas, M. de, Novellen, überſetzt v. W. Genthe. 1. Bdch. 709.
Zedlitz, J. Chr. Freih. v., Gedichte, 205.
Zehner, H. G., Die Pietiſtin, 112.
— — — Zwei Novellen, 112.
Zeitſchrift, Neue, für die Geſchichte der german. Völker. 1. Bd. 1—3. H. 95.
— Hiſtor.-polit., herausgeg. v. L. Ranke. 2. Bd. 1. H. 1385.
Zellweger's Geſchichte des appenzeller Volks, 704.
Zerſtreute Blätter aus den Papieren eines alten Diplomaten, 1421.
Zimmermann, W., Maſaniello. Trſp. 585.
— K., Ernſt Zimmermann nach ſeinem Leben, Wirken u. Charakter, 867.
Zinkeiſen, J. W., Geſchichte Griechenlands. 1. Th. 577.
Zirkler, J. H., Das ſtaatsrechtl. Verhältniß der deutſchen conſtitution. Staaten zum deutſchen Bunde, 1316.
Zollweſen, Das, in Deutſchland, 387.
Zuccagni-Orlandini, A., Atlante geografico, fisico e storico del granduc. di Toscana, 207.
Züllig, Fr. J., Der Cherubimwagen, 1282.
Zur Geſchichte der öffentlichen Meinung in Deutſchland (von W. Schulz). Erſter Artikel 257. Zweiter Art. 277. Dritter Art. 357. Vierter Art. 405. Fünfter Art. 477.
Zweibein, Der Gucktaſten (A. u. d. Titel: ſämmtl. Werke. 1. Bd.), 971.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Dienstag. — Nr. 1. — 1. Januar 1833.

Zur Nachricht.

Von dieser Zeitschrift erscheint außer den Beilagen täglich eine Nummer und ist der Preis für den Jahrgang 12 Thlr. Alle Buchhandlungen in und außer Deutschland nehmen Bestellung darauf an; ebenso alle Postämter, die sich an die königl. sächsische Zeitungsexpedition in Leipzig, das königl. preuß. Grenzpostamt in Halle, oder das fürstl. Thurn und Taxische Postamt in Altenburg wenden. Die Versendung findet wöchentlich zwei Mal, Dienstags und Freitags, aber auch in Monatsheften statt.

Vom Kriege. Hinterlassenes Werk des Generals Karl von Clausewitz. Erster Theil. Auch unter dem Titel: Hinterlassene Werke des Generals Karl von Clausewitz über Krieg und Kriegführung. Erster Band. Berlin, Dümmler. 1832. Gr. 8. 2 Thlr. 4 Gr.

Das vorliegende Werk kann wol mit Recht zu den bedeutendsten der neuern Kriegsliteratur des In- und Auslandes gezählt werden und wird gewiß nicht verfehlen, neben manchem lauten und stillen Widerspruche ein großes Aufsehen zu erregen. Durch den gegenwärtigen Bericht gedenken wir diese Meinung zu rechtfertigen und dazu beizutragen, die Aufmerksamkeit, nicht blos der militairischen, sondern auch der gebildeten Welt überhaupt auf dieses Werk zu lenken. Weit weniger beabsichtigen wir eine eigentliche Kritik, die, wären auch unsere Kräfte derselben gewachsen, jetzt noch nicht an der Zeit sein dürfte.

Der preußische General von Clausewitz gehört zu den Männern, die ihre Bildung weit mehr ihren natürlichen Gaben und ihrem beharrlichen Streben nach Erkenntniß und Wahrheit als ihrer Erziehung verdanken. Diese konnte, da er, nach der frühern Verfassung, kaum 12 Jahre alt als Fähnrich des Infanterieregiments Prinz Ferdinand in den Kriegsdienst trat und von dem dreizehnten Jahre an schon den Feldzügen am Rhein beiwohnte, und da sein Vater bei einem Gehalte von 300 Thalern sechs Kinder zu erziehen hatte, nur höchst mangelhaft sein. Erst später wurde ihm durch die Aufnahme in die von dem damaligen Oberstlieutenant Scharnhorst neugestaltete Kriegsschule die gewünschte Gelegenheit, sich wissenschaftlich auszubilden; aber ohne Vorkenntnisse und ohne äußere Hülfsmittel hätte er wie Viele, denen ein solcher Vorzug zu Theil wurde, von den Vorlesungen kaum mehr als eine trockene Nomenclatur davongetragen, wenn er nicht schon früh die Aufmerksamkeit des trefflichen Scharnhorst auf sich gezogen und dieser ihn in seinem ernsten Streben unterstützt hätte. Clausewitz pflegte ihn daher den Vater seines Geistes zu nennen, und hat ihm in der erst nach seinem Tode erschienenen biographischen Skizze: „Ueber das Leben und den Charakter von Scharnhorst" (Hamburg, 1832, und früher in Ranke's „Historisch-politischer Zeitschrift" abgedruckt) ein kleines Denkmal zurückgelassen. Wir übergehen die übrigen Lebensverhältnisse des Generals Clausewitz und erwähnen nur, daß er, nachdem er in den Feldzügen von 1813—15 mit Auszeichnung gedient und sich einen Schatz von Erfahrungen erworben hatte, im Jahre 1818 zum Director der allgemeinen Kriegsschule ernannt wurde. Erst in dieser Stellung, die seinen aufstrebenden Geist nicht ganz befriedigte, gewann er Muße, seinem Werke, das er schon früher begonnen hatte, eine erweiterte Gestalt und größere Vollendung zu geben. Entschlossen, es nicht bei seinem Leben erscheinen zu lassen, beschäftigte er sich in absichtlicher Abgeschiedenheit von der ihn umgebenden militairisch-literarischen Welt ununterbrochen mit demselben; denn er wollte „ein Buch schreiben, welches nicht nach zwei oder drei Jahren vergessen wäre", und „sollte ihm ein früher Tod in der Arbeit unterbrechen, dem nach Wahrheit und Ueberzeugung dürstenden Leser in den Früchten eines mehrjährigen Nachdenkens und eifrigen Studiums des Krieges die Hauptgedanken hinterlassen, von denen eine Revolution in dieser Theorie ausgehen könnte" (S. x u. xviii). Durch seine im Frühjahr 1830 erfolgte Versetzung zur Artillerie und spätere Anstellung als Chef des Generalstabes des Feldmarschalls Gneisenau wurde er seinen literarischen Arbeiten entzogen, die er, seinem verehrten Feldherrn bald ins Grab folgend (er starb am 16. November 1831 wie dieser an der Cholera), unvollendet und in ihrer vorliegenden Gestalt seiner trauernden Witwe hinterließ.

Von einem Manne, dem das, militairischen Schrift-

stellern seltene Glück beschieden war, den ausgezeichnetsten Feldherren seines Heeres amtlich und persönlich nahe zu stehen und so in den höhern Regionen des Kriegswesens einheimisch zu sein, der mit reicher Kriegserfahrung eine seltene Bildung und einen klaren, durchdringenden Verstand vereinigte, welcher nicht schrieb, um sich an dem Beifalle seiner Zeitgenossen zu weiden — von einem solchen kann die oben ausgesprochene Absicht wol nicht als ein eitles Vornehmen gelten. Nach unserer Meinung hat er sie erreicht und in seiner Schrift wenigstens die Keime zu einer Revolution in der Theorie des Krieges gelegt. Will man dieses auch nicht zugeben, so wird man doch des Verfassers richtigem, sicherm, nur bei reicher Erfahrung und einem klaren Verstande möglichem Takte, seinem Scharfsinne und seinem hochgebildeten Geiste nicht den verdienten Beifall versagen: Eigenschaften, die sich auf jeder Seite des Buches ebenso zeigen, als sie in seinem öffentlichen und Privatleben ungetheilte Anerkennung fanden.

Diese Sicherheit des Taktes, diesen Scharfsinn haben wir vorzüglich in den Definitionen gefunden, in denen der Verf. die Begriffe erst von ihren fremdartigen, zufälligen und schimmernden Beimischungen und Einfassungen scheidet und sodann klar, scharf begrenzt und oft ganz neu darstellt, dabei aber stehende Phrasen, prunkende Terminologien, ja selbst auch Citate sorgfältig vermeidet. Die Geschichte, die Erfahrung gilt ihm viel, alle seine Untersuchungen ruhen auf diesem Boden. Aber sein kritischer Sinn, sein speculativer Geist hält sich über demselben und läßt sich durch das Geschehene keine Fesseln anlegen. Dadurch ist es dem Verf. gelungen, von einseitiger Richtung auf die eine oder die andere Seite sich freihaltend, die Erfahrung mit der Speculation, das Leben mit der Wissenschaft zu versöhnen und zu verbinden, ohne sie widernatürlich zu verschmelzen, und an mehr als Einer Stelle zu zeigen, wie die Kriegspraktik zwar ohne Wissenschaft und Speculation bestehen kann und auch oft besteht, dann aber aufhört, Gegenstand der Kritik und Mittel der Belehrung zu sein. Dabei ist seine Darstellung, wo er mit dem Reichthume des Stoffes und der Fülle der Gedanken nicht zu sehr zu kämpfen hatte und die Untersuchungen nicht zu schwierig wurden, einfach, klar und lebendig, und frei von jenen glänzenden Gemeinplätzen und jenen gesuchten Metaphern vieler militairischen Schriftsteller. Erst am Ziele der oft mühsamen Untersuchungen angelangt, schwingt sich die Darstellung auf und faßt die Ergebnisse in einem glänzenden, aber treuen Bilde zusammen.

Der Ton ist zwar stets gehalten, aber oft ablehnend, schneidend, ja gebieterisch, wie der Verf. selbst bei seinem Leben Manchen, besonders aber militairischen Schriftstellern, sich gab. Oft fodert er, seiner Ueberlegenheit sich bewußt scheinend, die Kritik etwas keck heraus und berührt ziemlich unsanft Ansichten und Meinungen, in denen sich die heutigen militairischen Schriftsteller und Leser recht zu gefallen scheinen. Denn es war ihm nur um Belehrung und Wahrheit zu thun, denen er persönliche Rücksichten opferte und, da er ja sein Werk schrieb, um es erst nach seinem Tode erscheinen zu lassen, auch opfern konnte. Aber nicht blos von persönlichen, sondern auch von patriotischen Rücksichten zeigt sich der Mann hier unbefangen, dessen Eifer für sein Vaterland keiner Lobrede bedarf. Diese Unbefangenheit ergibt sich zwar schon aus dem Streben nach Wahrheit; sie ist aber eine seltene Erscheinung unter militairischen Schriftstellern, die nur zu oft die Geschichte und ihre bessere Ueberzeugung den Rücksichten der Pietät opfern.

Mit der Anlage und der Eintheilung des Werkes sind wir weniger einverstanden. Beide scheinen uns vielmehr mangelhaft zu sein, daher sich denn häufige Wiederholungen finden. Indeß mag dieses zum Theil in dem genetischen Gange liegen, welchen der Verf. eingeschlagen hat und bei dem Manches erst der spätern Entwickelung und bestimmtern Begrenzung überlassen wurde. Auch ist das Werk selbst nicht als ein in sich vollendetes anzusehen, und viele Theile desselben scheinen von der Herausgeberin nur aneinander gereiht zu sein. Entbehrt es auch dadurch der Rundung eines geordneten und geschlossenen Ganzen, so wäre es doch unbillig, deshalb mit seinem Verfasser, der es nicht vollenden konnte, zu rechten. Auch als Ruine (insofern ein nicht fertiges Gebäude, nach Göthe, eine solche genannt werden kann) ist es das Werk eines Meisters.

Wenn man Das, was wir soeben von dem Buche im Allgemeinen gesagt haben, anerkennt, so wird man unsere Ansicht, daß dasselbe eine Zierde der Militairliteratur ist und in derselben einzig dasteht, nicht für übertrieben halten. Doch gehen wir nun zu den einzelnen Theilen über.

Erstes Buch. Von der Natur des Krieges. Drittes Capitel. Der kriegerische Genius. Der Verf. unterscheidet den kriegerischen Geist vom kriegerischen Genius, dessen Wesen er in die gemeinschaftliche, harmonische Richtung der Seelenkräfte zur kriegerischen Thätigkeit setzt. Schön ist, was S. 56 fg. von dem Kriege, als dem Gebiete der Gefahr, der körperlichen Anstrengungen und Leiden und der Ungewißheit gesagt wird. Wegen des Letztern fodere er von seinen Genossen vorherrschende Verstandeskräfte. Der Geist des Kriegers müsse immer gleichsam unter den Waffen sein.

Soll er nun diesen beständigen Streit mit dem Unerwarteten glücklich bestehen, so sind ihm zwei Eigenschaften unentbehrlich, einmal ein Verstand, der auch in dieser gesteigerten Dunkelheit nicht ohne einige Spuren des innern Lichtes ist, die ihn zur Wahrheit führen, und dann Muth, diesem schwachen Lichte zu folgen. Der erstere ist bildlich mit dem französischen Ausdruck coup d'oeil bezeichnet worden, der andere ist die Entschlossenheit.

S. 59. Die Geistesgegenwart ist dem Verf. nichts als eine Besiegung des Unerwarteten. Wir können es uns nicht versagen, folgende Stelle herzusetzen:

So lange eine Truppe voll guten Muthes mit Lust und Leichtigkeit kämpft, ist selten eine Veranlassung da, große Willenskraft in der Verfolgung seiner Zwecke zu zeigen; sowie aber die Umstände schwierig werden — und das kann, wo Außerordentliches geleistet werden soll, nie ausbleiben — so geht die Sache nicht mehr von selbst, wie mit einer gut eingeölten Maschine,

sondern die Masse selbst fängt an Widerstand zu leisten, und diesen zu überwinden, dazu gehört die große Willenskraft des Führers. Unter diesem Widerstande wird man sich nicht gerade Ungehorsam und Widerrede denken, wiewol auch diese bei einzelnen Individuen häufig genug vorkommen; sondern es ist der Gesammteindruck aller erstorbenen physischen und moralischen Kräfte; es ist der herzzerreißende Anblick der blutigen Opfer, den der Führer in sich selbst zu bekämpfen hat und dann in allen Andern, die, unmittelbar oder mittelbar, ihre Eindrücke, ihre Empfindungen, Besorgnisse und Bestrebungen in ihn übergehen lassen. Sowie die Kräfte in dem Einzelnen ersterben, diese nicht mehr vom eignen Willen angeregt und getragen werden, lastet nach und nach die ganze Trägheit der Masse auf dem Willen des Feldherrn; an der Glut in seiner Brust, an dem Lichte seines Geistes soll sich die Glut des Vorsatzes, das Licht der Hoffnung aller Andern von Neuem entzünden; nur insoweit er dies vermag, insoweit gebietet er über die Masse und bleibt Herr derselben; sowie das aufhört, sowie sein eigner Muth nicht mehr stark genug ist, den Muth aller Andern wiederzubeleben, so zieht ihn die Masse zu sich hinab in die niedere Region der thierischen Natur, die vor der Gefahr zurückweicht und die Schande nicht kennt. Dies sind die Gewichte, welche der Muth und die Seelenstärke des Führers im Kampfe zu überwinden hat, wenn er Ausgezeichnetes leisten will. Sie wachsen mit den Massen, und so müssen also die Kräfte auch zunehmen mit der Höhe der Stellen, wenn sie den Lasten angemessen bleiben sollen. (S. 64 fg.)

Der Verf. schließt dieses wirklich ausgezeichnete Capitel mit der Erörterung der Frage, welche Art von Verstand dem kriegerischen Genius am nächsten angehöre? „daß es mehr die prüfenden als schöpferischen, mehr die umfassenden als einfältig verfolgenden, mehr die kühlen als die heißen Köpfe sind, denen wir im Kriege das Heil unserer Brüder und Kinder, die Ehre und Sicherheit unseres Vaterlandes anvertrauen möchten.“ (S. 83).

Viertes Capitel. Von der Gefahr im Kriege. Ist dem Neulinge zu empfehlen, denn es schlägt dessen oft phantastische Begriffe vom Kriege nieder. — Sechstes Capitel. Friction im Kriege. Der Verf. beantwortet die Frage, was denn eigentlich die Kriegführung so schwierig mache, da die Werkzeuge dazu doch so einfach sind? auf eine treffende Weise. Es ist die Friction! Die Friction, nicht blos der ganzen Maschine, sondern jedes, auch des kleinsten Theiles, und die sich nicht, wie in der Mechanik, auf wenige Punkte concentriren lasse. Man lerne sie nur durch die Erfahrung kennen; sie müsse aber einem jeden Anführer bekannt sein: nicht um sich (wie erfahrene, aber ängstliche Generale) von ihr imponiren zu lassen, sondern um sie, wo möglich, zu überwinden und nicht, unerfahrenen Anführern gleich, eine eben wegen dieser Friction unmögliche Bestimmtheit der Wirkungen zu erwarten. In dem achten Capitel (Schlußbemerkungen zum ersten Buche) wird das „mildernde Oel“ für diese Reibung genannt. Es ist — wie schon in dem vorigen Capitel angedeutet — die Kriegsgewohnheit des Heeres. „Wie das menschliche Auge im finstern Zimmer seine Pupille erweitert, das wenige vorhandene Licht einsaugt, nach und nach die Dinge nothdürftig unterscheidet, zuletzt ganz gut Bescheid weiß: so der geübte Soldat im Kriege, während dem Neulinge nur die stockfinstere Nacht entgegentritt.“ (S. 96.) Es sei nothwendig, die Friedensübungen so einzurichten, daß ein Theil jener Frictionsgegenstände vorkomme. Wir freuen uns, hier einer von uns schon ausgesprochenen Ansicht zu begegnen, müssen aber gestehen, sie hier viel ergreifender ausgeführt gefunden zu haben. Möchte sie bei Denen Eingang finden, die alle Frictionen so sehr scheuen, daß sie nur die Uebungen anordnen, in welchen sie vermieden werden können, d. h. solche, die blos auf mechanische Kunstfertigkeiten gerichtet sind!!

(Der Beschluß folgt.)

Le roi s'amuse. Drame par *Victor Hugo*. Paris, 1832.

Die Erscheinung dieses Dramas hat zu einem unerhörten ministeriellen Gewaltstreich Anlaß gegeben. Den Tag nach der ersten Aufführung erhielt der Verfasser von dem Bühnendirector des Théâtre français die Weisung, die Vorstellungen des neuen Stückes seien auf höhern Befehl untersagt worden. Gründe wurden nicht angegeben; später erfuhr der Dichter, man habe sich über die Immoralität einiger Scenen geärgert, namentlich hätten sich mehre Deputirte darüber beim Minister (Hrn. d'Argout) beschwert. Die wahre Ursache war wol diese: Am Abende der ersten Vorstellung waren das Parterre und das Orchester durch junge Leute, meistens Künstler, Literatoren und Studenten, fanatische Anhänger des Dichters, in Beschlag genommen worden. Diese hatten lange vor dem Aufziehen des Vorhanges einen gewaltigen Lärm gemacht, geschrien und gesungen: Poulot s'en va-t-en guerre (Poulot ist der Spottname des Kronprinzen) und die Marseillaise und die Parisienne, und überhaupt eine republikanische Exaltation blicken lassen, welche in einem so kritischen Zeitpunkte, kurz nach Eröffnung der Kammern, wo eben die politischen Leidenschaften wieder mit allem Grimme erwacht waren, allerdings heftigere Auftritte hätte herbeiführen können. Ferner hat man in dem Verse:

Vos mères aux laquais se sont prostituées

eine Anspielung auf die Sittenlosigkeit der Großmutter einer hohen Person finden wollen. Der Dichter spricht sich über all Dieses in der Vorrede des soeben bei Renduel erschienenen Dramas mit energischer Bitterkeit aus, und erklärt zugleich, daß er gesonnen sei den königl. Commissair beim Théâtre français, Hrn. Taylor, gerichtlich zu belangen. Der Vorwurf der Immoralität, den man dem Stücke unsers Bedünkens nicht ganz mit Unrecht gemacht, giebt Hrn. Hugo Anlaß sich über die Anlage und die Tendenz des Stückes auszusprechen, und da Niemand besser ein Kunstwerk erklären kann als der es geschaffen, so geben wir hier die Worte des Verf. wieder.

„Triboulet ist Hofnarr (Franz I.), er ist dabei ungestaltet und krank. Dieses dreifache Unglück macht ihn boshaft. Triboulet haßt den König, weil er König ist, die großen Herren, weil sie große Herren sind, und die Menschen, weil sie nicht alle einen Höcker auf dem Rücken haben. Er verderbt den König, er treibt ihn an zu allem Bösen, zur Sittenlosigkeit, zur Tyrannei. Der König ist unter den Händen Triboulet's eine allmächtige Gliederpuppe. Eines Tages, während eines Festes, bringt St.-Vallier zum König und wirft ihm die Entehrung seiner Tochter, Diane de Poitiers vor. Triboulet spottet des unglücklichen Vaters, dem Franz I. sein Kind genommen. St.-Vallier flucht dem Narren. Daraus fließt nun das ganze Stück. Das eigentliche Sujet ist der Fluch des Hrn. von St.-Vallier. Er trifft Triboulet, nicht den Hofnarren, sondern den Menschen, den Vater. Er, Triboulet, hat eine Tochter; er verbirgt sie vor den Augen der Menschen in einem einsamen Hause eines abgelegenen Theiles der Stadt. Er erzieht sein Kind in der Unschuld, im Glauben. Er fürchtet nichts so sehr, als daß sie verführt werde, und in diesem Kinde, in diesem seinen theuersten Kleinode wird Triboulet von dem Fluche des beleidigten Vaters ereilt.

Nachdem seine Tochter verführt worden, stellt er, um sie zu rächen, dem Könige eine Falle: und seine Tochter ist es, die darin umkommt. Also hat Triboulet zwei Zöglinge, den König und seine Tochter: den König, den er zum Laster anspornt, seine Tochter, die er zur Tugend heranbildet. Das Übel, das er an dem Könige und durch diesen verübt, wird an seiner Tochter schrecklich vergolten. Ohne Zweifel ist diese Idee, wenn auch nicht dramatisch, worüber ich nicht entscheiden kann, sicher nicht immoralisch." Hr. V. Hugo braucht sich über die Moralität seiner Grundidee nicht zu rechtfertigen; sein Lebenswandel ist fleckenlos; in keines Dichters Gesängen spricht sich die Liebe in so reinen, innigen Formen aus. Der Verfasser von „Le roi s'amuse" ist ein glücklicher Familienvater, und das allein würde für die Reinheit seiner Gesinnungen bürgen, hätte er sie auch nicht schon so vielfach ausgesprochen. Wir glauben im Gegentheil, daß ihn sein Haß gegen die moralische Corruption Franz I. zu weit geführt; daß er die Schilderung seiner Laster dem Wirklichen zu nahe gebracht, daß er mit einem Worte durch seinen Tugendeifer selbst in äußere Sittenlosigkeit verfallen. Man lese nur zum Beispiel den zweiten Auftritt des dritten Acts. Blanche, die Tochter Triboulet's, ist im Louvre. Sie erkennt mit Entsetzen in ihrem Geliebten den König. Er will sie umarmen. „Laissez-moi", ruft Blanche aus, indem sie ihn zurückstößt.

Der König.

Oh! sais-tu qui nous sommes?
La France, un peuple entier, quinze millions d'hommes,
Richesses, honneurs, plaisirs, pouvoir sans frein ni loi,
Tout est à moi, tout est pour moi, je suis le roi.
Eh bien, tu souverain tu seras souveraine,
Blanche, je suis le roi, toi tu seras la reine!

Blanche.

La reine! et votre femme?

Der König, lachend.

Innocence! o vertu!
Oh! ma femme n'est pas ma maîtresse, vois-tu?

Der König rückt ihr immer näher, nimmt sie in die Arme, will sie küssen, bis das arme Kind in ihrer Verzweiflung sich in des Königs Schlafzimmer rettet. Dieser hat aber den Schlüssel, schließt die Thüre des Cabinets auf, tritt hinein und macht hinter sich zu.

Le lion a traîné la brebis dans son antre

sagt Clément Marot, welcher seit einiger Zeit an der Hinterthüre lauert. Dieser Auftritt wurde mit unerbittlichem Mißfallen aufgenommen, man pochte, zischte und schrie so arg, daß selbst bei „Hernani" der Tumult nicht gräßlicher war. Beim Heraustreten aus ihrer verderblichen Zufluchtsstätte hätte Blanche blos mit wenigen Worten ihren Vater von ihrer Entehrung unterrichten sollen. Solche Fälle haben nun einmal zwei Seiten, und hier mußte dem Dichter Alles daran liegen, dem Zuschauer nur stets die tragische zuzuwenden. Statt dessen läßt er das Opfer der königlichen Wollust ihr Unglück vom ersten Anfang ihres Zusammentreffens mit ihrem Verführer lang und breit erzählen, in Ausdrücken, die nicht selten das Lachen erregen. Alles dieses rechtfertigt Diejenigen vollkommen, welchen die Wirkung des Stücks in mancher Hinsicht unmoralisch erscheint. Was der Dichter in der Vorrede über die Grundidee und Anlage des Dramas sagt, wird eine kurze Andeutung der Katastrophe mehr entwickeln. Im vierten Aufzuge ist die Bühne in zwei Abtheilungen gespalten: rechts der Quai Notre-Dame, links das Zimmer eines Condottiere, und über demselben die Schlafkammer seiner Schwester, welche durch ihre Reize die Schlachtopfer des Banditen in die Falle lockt. Triboulet klopft an. „Diesen Abend," sagt er zum Bravo, „kommt ein Cavalier zu dir, du ermordest ihn und nähst ihn in einen Sack: hier sind zehn Pistolen; wenn ich die Leiche habe, bekommst du noch zehn." Der Cavalier kommt, es ist Franz I. Dieser gefällt Magdelonne, sie überredet ihren Bruder, ihm das Leben zu lassen. Allein er hat Triboulet eine Leiche versprochen; wo soll er sie hernehmen? Blanche, welcher ihr Vater Alles entdeckt hat, eilt zum Bravo, um ihren Verführer zu retten; sie wird statt seiner ermordet und ihre Leiche ihrem Vater in einem Sacke übergeben. Hier ist nun ein langer Monolog, der mit gleichem Muth ausgepfiffen und beklatscht wurde, und der Leides verbirgt. Zuletzt naht der Hofnarr, um die Leiche seines Feindes noch einmal zu sehen, den Sack mit einem Dolche auf, und erkennt mit Entsetzen seine Tochter. Wir werden auf das Stück zurückkommen, wenn anders nicht einer unserer verehrten Collegen uns zuvorkommt. 143.

Notizen.

Inglis rühmt in seinem „Spain in 1830" die treffliche Einrichtung sey auf Spaniens wenigen Kunststraßen gangbaren Diligencen, und erzählt, daß er in Vittoria dem Infanten Don Francisco mit seiner Familie und Gefolge begegnete, welcher in zwei solchen Wagen reiste. Die Unsicherheit der Landstraßen war aber so groß, daß die Unternehmer der Diligencen durch förmlichen Tribut an die großen Räuberbanden die Sicherheit des Passagiere erkaufen, und da dies vor kleinen umherstreifenden Trupps noch nicht schützte, ihren Wagen durch einen Räuberchef begleiten lassen mußten, dessen gefürchteter Name die Ladungen in ungenauer consideracion in gebührender Ferne hielt.

Neben vielen Bemerkungen über die Verdorbenheit der Sitten in Spanien, besonders in den südlichern Provinzen, wo das andere Geschlecht keine Schranke anzuerkennen scheint, theilt Herr Inglis auch folgende wenig Jahre alte Begebenheit mit. Einer der reichsten Wechsler in Cadix, Namens Gargallo, bewohnte ein herrliches Gebäude dicht neben einem Franziskanerkloster, von welchem es nur durch ein kleines unbewohntes Haus getrennt wird, das dem Wechsler ebenfalls angehörte. Obgleich sehr reich, bekümmerte er sich doch genau um seinen häuslichen Aufwand und machte dabei die Bemerkung, daß sein Koch weit mehr brauche, als die Bedürfnisse seiner Tafel erfodern könnten. Eine lange Zeit ließ er sich dies gefallen; als es ihm aber einmal zu arg wurde, gab er dem Koche den Abschied. Als letzterer jetzt einen neuen Dienst suchte und ein Zeugniß seines Wohlverhaltens bedurfte, verweigerte ihm dies Gargallo wegen seines vermeintlichen Betrugs. Das brachte den Koch auf; er holte sich Zeugen und erzählte laut im Hofraume seines ehemaligen Herrn, daß er täglich ein vollständiges Mittagsessen ins Nebenhaus habe liefern müssen, wo die Frau vom Hause und ihre Tochter die Gesellschaft einiger auserwählter Brüder Franziskaner zu genießen pflegten. Uebrigens lebten dort auch noch drei Kinder und eine Amme auf Herrn Gargallo's Beutel. Anfangs wollte der Betrogene die der Selbstverleugnung ergebenen Mönche bestraft wissen, allein der Generalcapitain der Provinz duldete keine Aufsehen erregende Procedur gegen die heiligen Franziskaner, die nicht im Mindesten beunruhigt wurden. Gargallo verheirathete seine Tochter mit einem alten Apotheker und sperrte seine Frau zwei Jahre lang ein, nach welcher Zeit er sie wieder zu Gnaden annahm.

Auch Nordamerika besitzt eine Gesellschaft zur Verbreitung nützlicher Kenntnisse. Sie nennt sich The american philosophical society for promoting useful knowledge, hält ihre Sitzungen in Philadelphia und macht die Ergebnisse ihrer wissenschaftlichen Forschungen durch den Druck bekannt. Der dritte Band der neuen Folge ihrer „Transactions" zählt 511 S. in 4., und enthält neben physikalischen, chemischen, zoologischen und andern Abhandlungen auch eine Grammatik der Sprache der Delaware-Indianer. S.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Mittwoch, — Nr. 2. — 2. Januar 1833.

Vom Kriege. Hinterlassenes Werk des Generals Karl von Clausewitz. Erster Theil.

(Beschluß aus Nr. 1.)

Zweites Buch. Ueber die Theorie des Krieges. Erstes Capitel. Eintheilung der Kriegskunst. Der Verf. trennt den Krieg oder Kampf von der Vorbereitung zu demselben, und die Thätigkeit, welche jener, von der, welche diese erfodere. Die bewaffnete und ausgerüstete Streitkraft sei als gegebenes Mittel zu betrachten, von dem man, um es zweckmäßig anzuwenden, nichts als die Wirkungen zu kennen brauche. Im eigentlichen Sinne sei also die Kriegskunst nur die Kunst, sich des gegebenen Mittels im Kampfe zu bedienen. Diese Beschränkung ist nicht neu, aber von wesentlichem Nutzen. Denn es wird dadurch einem theoretischen Irrthume und einem praktischen Vorurtheile auf gleiche Weise begegnet. Der Verf. gibt nun vorläufig eine Erklärung der Taktik und Strategie. Jene ist ihm die Thätigkeit, die Gefechte in sich anzuordnen und zu führen, und diese, sie unter sich zum Zwecke des Krieges zu verbinden. „Es ist also die Taktik die Lehre vom Gebrauch der Streitkräfte im Gefecht, die Strategie die Lehre vom Gebrauch der Gefechte zum Zweck des Krieges." (S. 105.) Am Schlusse dieses Capitels spricht der Verf. von dem Nutzen der Begriffsbestimmungen und rügt die „verworrenen und verwirrenden, auf keinen festen Standpunkt gestützten, zu keinem befriedigenden Resultate führenden, bald phantastischen, bald in leeren Allgemeinheiten schwimmenden" Vorstellungen über die eigentliche Kriegführung, die wir deswegen so oft hören und lesen müssen, weil noch selten ein Geist wissenschaftlicher Untersuchungen auf diesem Gegenstande geruht habe.

Zweites Capitel. Ueber die Theorie des Krieges. Nachdem der Verf. die Unhaltbarkeit einiger Theorieversuche, namentlich Bülow's und Jomini's, die nur nach bestimmten Größen streben, während im Kriege Alles unbestimmt sei, welche die Betrachtung auf materielle Größen beschränken, während der ganze kriegerische Act von geistigen Kräften und Wirkungen durchzogen werde, kurz, aber treffend dargelegt, zeigt er die Schwierigkeiten, die für die Theorie 1) aus den geistigen Kräften und Wirkungen, 2) aus der lebendigen Reaction und 3) aus der Ungewißheit aller Data hervorgehen, und schließt hieraus auf die Unmöglichkeit einer positiven Lehre. Dann tritt er vermittelnd zwischen Theorie und Wirklichkeit. Nicht positive Lehre, d. i. nicht Anweisung zum Handeln, sondern Betrachtung sei die Theorie. Die Selbsterziehung des Krieges müsse sie leiten, nicht aber mit ihm auf das Schlachtfeld gehen. Von der verständigen Behandlung dieses Gesichtspunktes hänge es ab, sie mit dem Handeln so zu befreunden, daß der widersinnige Unterschied zwischen Theorie und Praxis ganz verschwinde, den eine unvernünftige Theorie oft hervorgerufen und Beschränktheit des Geistes oder Unwissenheit ebenso oft zum Vorwande gebraucht habe, um sich in der eignen Ungeschicklichkeit recht gehen zu lassen. (S. 130.)

Drittes Capitel. Kriegskunst oder Kriegswissenschaft. Nach dem Verf. gehört der Krieg nicht in das Gebiet der Künste und Wissenschaften, sondern in das des gesellschaftlichen Lebens; denn er äußere seine Thätigkeit nicht gegen einen todten, nicht gegen einen lebendigen oder leidenden, sondern gegen einen lebendigen reagirenden Stoff.

Viertes Capitel. Methodismus. Nachdem der Verf. Gesetz, Grundsatz, Regel, Vorschrift und Anweisung kurz definirt hat, erklärt er Methode als ein unter mehren möglichen ausgewähltes, wiederkehrendes Verfahren, und die Anwendung derselben im Kriege für besonders wichtig, namentlich in den niedern Thätigkeiten. So lange es indeß noch keine erträgliche Theorie, d. h. keine verständige Betrachtung über die Kriegführung gebe, müsse der Methodismus auch in den höhern Thätigkeiten um sich greifen. So habe es eine Methode Friedrich's, eine Methode Bonaparte's gegeben: nämlich eine Nachahmung der diesen Feldherren eigenthümlichen Verfahrungsweise. Wir sind auch hiermit einverstanden, möchten aber Methode, im militairischen Sinne, den Stempel, das Gepräge, die Richtung nennen, welche Begebenheiten, Zeitgeist und große Heerführer der Masse, den Untergeordneten aufdrücken und geben, und ihr insofern, als sie auf etwas Gegebenem, Wirklichem beruht, immer den Vorzug vor der Theorie — auf deren gegenwärtigem Standpunkte — einräumen.

Fünftes Capitel. Kritik. Der Verf. bezeichnet sie als eine Anwendung der theoretischen Wahrheit auf wirkliche Ereignisse. Es ist dieses Capitel von großer Wichtigkeit, denn es bringt die Kritik unter einen ganz neuen Gesichtspunkt und zeigt ihren gleich großen Werth für Lehre

und Leben. Namentlich wird über kriegsgeschichtliche Forschungen hier ein neues Licht verbreitet. Aber nicht blos die wirklich angewendeten, sondern auch alle möglichen Mittel sind nach dem Verf. Gegenstand der Kritik, was er durch ein Beispiel aus dem Feldzuge Bonaparte's und Wurmser's im Juli 1796 sehr anschaulich macht. Auch an andern aus der Geschichte entlehnten Beweisen — namentlich aus Napoleon's Feldzuge in Rußland — sieht man, wie der Verf. die Geschichte in sich aufgenommen, wie sie so ganz seine Betrachtungen und Untersuchungen durchdrungen, wie aber auch keine Begebenheit, kein Resultat seinen kritischen Sinn geblendet oder übermannt hat.

Drittes Buch. Von der Strategie überhaupt. Erstes Capitel. Strategie. Der Begriff derselben wird nun mehr entwickelt. Sie zieht mit ins Feld, ruht nie, ist sehr einfach, aber nicht leicht. Wegen dieser Einfachheit tadelt der Verf. das emphatische Lob strategischer Bewegungen, die bannalen Phrasen von genialen Märschen und gelehrten Manoevres u. s. w. und beruft sich auf die Märsche Friedrich II. zwischen den Heeren Daun's und Lascy's im Juli und August 1760, welche Märsche nicht an und für sich, sondern der gewaltigen Friction wegen, die sie in der Maschine hervorgebracht und die der König zu besiegen gewußt, Bewunderung verdienen.

Kann der Geist des Feldherrn solche Bewegungen mit der Leichtigkeit hervorbringen wie die Hand des Feldmessers die Bewegungen seines Astrolabiums? Durchschneidet nicht der Anblick dieser Mühseligkeiten der armen hungernden und dürstenden Kampfgenossen tausend Mal das Herz des obersten Führers? Kommen nicht die Klagen und Bedenklichkeiten darüber an sein Ohr? Hat ein gewöhnlicher Mensch Muth, dergleichen zu begehren, und werden solche Anstrengungen nicht unvermeidlich den Geist des Heeres herunterbringen, seine Ordnung lösen, kurz seine militairische Tugend untergraben, wenn nicht ein mächtiges Vertrauen zu der Größe und Unfehlbarkeit des Feldherrn Alles gut macht? — Diese Wunder der Ausführung sind es, welche wir bewundern müssen. Alles dies aber fühlt sich mit seinem ganzen Gewichte nur, wenn man durch die Erfahrung einen Vorschmack davon bekommen.... (S. 203 fg.)

Zweites Capitel. Elemente der Strategie. — Drittes Capitel. Moralische Größen.

Die Theorie darf sie nicht aus ihren Grenzen verweisen, weil die Wirkungen der physischen Kräfte mit den Wirkungen der moralischen ganz verschmolzen und nicht wie eine metallische Legirung durch einen chemischen Proceß davon zu scheiden sind..... Am besten wird der Werth der moralischen Größen überhaupt bewiesen und ihr oft unglaublicher Einfluß gezeigt durch die Geschichte, und dies ist der edelste und gediegenste Nahrungsstoff, den der Geist des Feldherrn aus ihr zieht. (S. 212.)

Viertes Capitel. Die moralischen Hauptpotenzen: „Die Talente des Feldherrn, kriegerische Tugend des Heeres, Volksgeist desselben". — Fünftes Capitel. Kriegerische Tugend des Heeres. Der Keim derselben gedeihe nur in dem Boden einer beständigen Thätigkeit und Anstrengung; aber auch nur im Sonnenlicht des Sieges. „Ist er einmal zum starken Baum ausgebildet, so widersteht er den größten Stürmen von Unglück und Niederlage und sogar der trägen Ruhe des Friedens, wenigstens eine Zeitlang." (S. 219.)

Siebentes Capitel. Beharrlichkeit.

Im Kriege befindet sich der Führer eines großen Ganzen im beständigen Wellenschlage von falschen und wahren Nachrichten, von Fehlern, die begangen werden, ... von Zufällen, an die kein Mensch gedacht hat. Kurz, er ist hunderttausend Eindrücken preisgegeben, von denen die meisten eine besorgliche, die wenigsten eine ermuthigende Tendenz haben. Lange Kriegserfahrung bringt zu dem Takte, den Werth dieser einzelnen Erscheinungen schnell zu würdigen, hoher Muth und innere Stärke widerstehen ihnen, wie der Fels dem Gletscher der Wellen. Wer diesen Eindrücken nachgeben wollte, würde keine seiner Unternehmungen durchführen, und darum ist die Beharrlichkeit in dem gefaßten Vorsatze, so lange nicht die entschiedensten Gründe dagegen eintreten, ein sehr nothwendiges Gegengewicht (S. 227 fg.).

Achtes Capitel. Ueberlegenheit der Zahl. Nach dem Verf. ist sie sehr wichtig, weniger die absolute, als die relative, d. h. die geschickte Führung überlegener Streitkräfte auf den entscheidenden Punkt.

Das dreizehnte Capitel handelt von der strategischen Reserve, die der Verf. für widersinnig erklärt und diese Behauptung mit dem in dem Feldzuge 1806 nutzlos aufgestellten Reservecorps des Prinzen Eugen von Würtemberg belegt. — Funfzehntes Capitel. Geometrisches Element. Diese Lieblingsidee aller neuern Strategen, von Bülow bis auf Jomini und einen großen Feldherrn unserer Zeit, will der Verf. ganz aus der Strategie verbannen. Lebte er noch, so würde er deshalb manche Anfechtung zu bestehen haben. — Siebzehntes Capitel. Ueber den Charakter der heutigen Kriege. Hier hätten wir mehr erwartet.

Viertes Buch. Das Gefecht. Es wird uns schwer, der Versuchung zu widerstehen, die gegenwärtige Anzeige über die Grenzen dieser Blätter hinauszuführen, doppelt schwer aber in dem vierten Buche, von dem wir lieber eine bloße Inhaltsanzeige als einen nur kurzen Bericht geben. — Zweites Capitel. Charakter der heutigen Schlacht. In wenigen aber ganz aus dem Leben genommenen Zügen gibt uns der Verf. ein Bild der heutigen Schlacht, welches vielleicht manchem Unerfahrenen oder Befangenen matt erscheinen dürfte. — In dem dritten und vierten Capitel wird von dem Gefechte überhaupt, in dem fünften und sechsten von dessen Bedeutung und Dauer und in dem siebenten von der Entscheidung desselben gehandelt. Hierauf geht der Verf. im neunten Capitel auf die Hauptschlacht über und handelt im zehnten und elften, als den Fortsetzungen des neunten, von der Wirkung des Sieges und dem Gebrauche der Schlacht. Das zwölfte Capitel handelt von den strategischen Mitteln, den Sieg zu benutzen, das dreizehnte von dem Rückzuge nach verlorener Schlacht und das vierzehnte und letzte von dem nächtlichen Gefechte.

Wir können uns nicht enthalten, zum Schlusse dieses Berichts einer von dem Verf. meisterhaft widerlegten recht verderblichen Irrlehre vieler Theoretiker zu erwähnen, die zwar jetzt als solche anerkannt worden ist, aber doch, wie so manche andere falsche Lehre, im Laufe der Zeiten leichtlich wiederkehren kann: daß nämlich die strategischen Combinationen strategisch gelöst werden können, ja wol gar gelöst werden müssen, d. h. ohne Schwert und Blut-

liegießen. Wenn auch schon der berühmte Marschall von Sachsen diese Ansicht ausgesprochen hat, so ist sie nichtsdestoweniger ein Irrthum, der uns Deutschen theuer zu stehen gekommen. Unser Verf. bricht über denselben im ersten Capitel vollends den Stab und sagt u. a.:

Die Hauptschlacht ist der blutigste Weg der Lösung; zwar ist sie kein bloßes gegenseitiges Morden und ihre Wirkung mehr ein Todtschlagen des feindlichen Muthes als der feindlichen Krieger, allein immer ist Blut ihr Preis und Hinschlachten ihr Charakter wie ihr Name; davor schaudert der Mensch im Feldherrn zurück. Aber noch mehr erbebt der Geist des Menschen vor dem Gedanken der mit einem einzigen Schlage gegebenen Entscheidung. In einen Punkt des Raumes und der Zeit ist hier alles Handeln zusammengedrängt, und in solchen Augenblicken regt sich in uns ein dunkles Gefühl, als ob sich unsere Kräfte in diesem engen Raum nicht entwickeln und thätig werden könnten; als ob wir mit der bloßen Zeit schon viel gewonnen hätten, wenn auch diese Zeit uns gar nichts schuldig ist. Dies ist eine bloße Täuschung, aber auch als Täuschung ist es etwas, und eben diese Schwäche, welche den Menschen bei jeder andern großen Entscheidung anwandelt, kann sich im Feldherrn stärker regen, wenn er einen Gegenstand von so ungeheuerm Gewicht auf eine Spitze stellen soll. — So haben denn Regierungen und Feldherren zu allen Zeiten stets Wege um die entscheidende Schlacht herum gesucht, um entweder ihr Ziel ohne dieselbe zu erreichen, oder es unvermerkt fallen zu lassen. Die Geschicht- und Theorienschreiber haben sich dann abgemüht, in diesen Feldzügen und Kriegen in irgend einem andern Wege nicht blos das Aequivalent der versäumten Schlachtentscheidung zu finden, sondern selbst eine höhere Kunst. Auf diese Weise sind wir in unserer Zeit nahe daran gewesen, in der Oekonomie des Krieges die Hauptschlacht wie ein durch Fehler nothwendig gewordenes Uebel anzusehen, wie eine krankhafte Aeußerung, zu der ein ordentlicher, vorsichtiger Krieg niemals führen müßte; nur diejenigen Feldherren sollten Lorbern verdienen, die es verständen den Krieg ohne Blutvergießen zu führen, und die Theorie des Krieges, ein wahrhaften Examinendienst, sollte ganz eigens dazu bestimmt sein, dies zu lehren. — Die Geschichte der Zeit hat diesen Wahn zerstört, aber kein Mensch kann dafür einstehen, daß er nicht hier und da auf kürzere oder längere Zeit zurückkehrt und die Führer der Angelegenheiten zu solchen Verkehrtheiten hinzieht, die der Schwäche zusagen, also dem Menschen näher liegen. Vielleicht, daß man in einiger Zeit Bonaparte's Feldzüge und Schlachten wie Rohheiten und halbe Dummheiten betrachtet und noch einmal mit Wohlgefallen und Zutrauen auf den Galanteriedegen veralteter, zusammengeschrumpfter Einrichtungen und Manieren sieht. Kann die Theorie davor warnen, so hat sie Denen, welche ihrer Warnung Gehör geben, einen wesentlichen Dienst geleistet..... — Nicht blos der Begriff des Krieges führt uns dahin, eine große Entscheidung nur in einer großen Schlacht zu suchen, sondern auch die Erfahrung... Selbst Bonaparte würde das in seiner Art einzige Ulm nicht erlebt haben, wenn er das Blutvergießen gescheut hätte..... — Wir mögen nichts hören von Feldherren, die ohne Menschenblut siegen. Wenn das blutige Schlachten ein schreckliches Schauspiel ist, so soll das nur eine Veranlassung sein, die Kriege mehr zu würdigen, aber nicht die Schwerter, die man führt, nach und nach aus Menschlichkeit stumpfer zu machen, bis einmal wieder Einer dazwischen kommt mit einem scharfen, der uns die Arme beim Leibe weghaut. (S. 341 fg.) (Sehr wahr!)

Möchte diese Anzeige dazu dienen, dem Werke recht viele Leser zu verschaffen, so hätten wir den Zweck derselben erreicht. 162.

Elisabeth, Herzogin zu Sachsen und Landgräfin zu Thüringen. Ein Beitrag zur Geschichte der sachsen-koburg-gothaischen Lande, von Christ. Ferd. Schulze. Gotha, J. Perthes. 1832. Gr. 8. 21 Gr.

Als der durch viele andere historische Schriften rühmlich bekannte Verf. vor 9 Jahren nach Materialien zu einer Geschichte des gothaischen Gymnasiums suchte, fielen ihm auch Reden und Leichenpredigten auf die berühmte Wittelsbacherin Elisabeth, Gemahlin des unglücklichen Johann Friedrich des Mittlern von Gotha (st. 1595), in die Hände. Weitere Nachforschungen auf der Bibliothek und in Archiven gaben immer mehr Stoff, und nach Vollendung des achten Theils des „Historischen Bildersaales" verarbeitete der Verf. seine Materialien zu vorliegender Biographie. In gut gewählten und gut ausgeführten geschichtlichen Monographien liegt ein eigner Segen. Sie sind nicht allein tüchtige Bausteine für größere und Allgemeineres umfassende Werke, sondern zugleich eine für Herz und Verstand gleich ansprechende Lecture. Denn wahrlich die Geschichte soll gewiß nicht blos durch Namen, Zahlen und trockene Factenerzählung den Verstand (oder am Ende blos das Gedächtniß) bereichern, sondern auch menschlich das Herz des Menschen ansprechen und erwärmen, durch Beispiele zum Guten begeistern und vom Bösen abschrecken. Dies würdigt sie noch nicht zu einer Moral in Beispielen herab.

Man kann also dieses Buch erstlich unter dem Gesichtspunkte eines wichtigen Beitrages zur sächsischen oder deutschen Geschichte betrachten. So angesehen enthält es treffliche Notizen über die Zeiten des Kaisers Maximilian II. und des berühmtern sächsischen Kurfürst August, der aber gerade in Beziehung auf die Achtsexecution an seinem Vetter, Elisabeth's Gemahl, und in seinem unbeugsamen Sinne bei dessen Unglücke nicht die glänzendste Rolle spielt. Indeß erklärt eine aus dem geheimen Archiv zu Gotha (S. 219) mitgetheilte Beilage, eine Grumbach'sche Instruction, was David Baumgärtner mit dem Kaiser verhandeln soll, und worin Kurfürst August dem Kaiser als sein Hauptfeind, der nach der kaiserlichen Krone trachte und das Haus Oestreich niederdrücken wolle, geschildert wird, Einiges. Wahr ist, daß sich Maximilian II. gegen Kurfürst August verpflichtet hatte, den geächteten und zu Neustadt bei Wien gefangengehaltenen Herzog nie ohne August's Einwilligung auf freien Fuß zu setzen, und nach so langer Strafe mußte August einen Fürsten immer fürchten, gegen den er zu streng gehandelt zu haben sich selbst sagen mußte, und von dessen Empfänglichkeit auch für die chimärischsten Plane er Beweise genug hatte. Nicht minder begründet ist, was hier über den Wilhelm von Grumbach gesagt wird, daß er anfangs in den würzburgischen Händeln bei weitem so schuldig nicht war, als die Fürstenpartei ihn finden wollte. Der Verf. hat es nämlich richtig herausgefunden, daß diese ganzen Grumbach'schen Händel nur ein Theil jener Reaction waren, welche viele deutsche Ritter gegen die damals so steigende Fürstengewalt versuchten. Es war also nicht so sehr das letzte Auftauchen des mittelalterlichen Fehdewesens als ein Ringen der alten Adelsfreiheit gegen die Territorialhoheit der Fürsten, wie dies schon Böttiger in seiner „Geschichte Sachsens", II, 12, bemerkt hat. Derselbe weist aber auch in seiner „Geschichte Baierns" (Erlangen, 1832, S. 229) eine ins J. 1564 fallende Verbindung des bairischen Adels nach, welche zuerst vom Kurfürst August dem Herzog Albrecht angezeigt und von diesem mit großer Mäßigung unterdrückt wurde, und an welcher die Politik und die Religion gleichmäßigen Antheil gehabt zu haben scheinen.

Wenn nun diese Geschichte gewiß einen sehr brauchbaren Beitrag zur deutschen Geschichte liefert, so ist doch zur Würdigung ihres Werthes der oben angedeutete zweite Gesichtspunkt nicht zu übersehen, ja von dem Verf. selbst theils in der Zueignung des Buches an die Herzogin Karolina Amalia, theils in der Vorrede durch die Worte: „zur Belebung frommer Gesinnungen", ausgesprochen worden. Die Leiden dieser wahrhaft from-

men und verständigen Fürstin, welche ihren hartnäckigen und leichtgläubigen Gemahl, ohne ihn retten zu können, in die Hände jenes Grumbach's und seiner Gesellen stürzen sieht; welche von dem unvermeidlichen Unglück, das daraus für das ganze Fürstenhaus folgen muß, ihren verblendeten Mann nicht überzeugen kann; welche durch dessen Thorheit in die ärmlichste Lage versetzt wird und endlich 22 Jahr freiwillig die Gefangenschaft des wunderlichen Mannes, fern von der Heimat, in welcher ihr unterdeß mehre Kinder sterben, unter den drückendsten Entbehrungen, zum Theil auch Religionsanfechtungen theilt, dann noch als Leiche den Gläubigern ihres Gemahls als Pfand dienen soll; einer Fürstin, welche aber nicht in trauriger Resignation die Hände in den Schoos legt, sondern unaufhörlich auf redliche Mittel und Wege denkt, wie sie die Gegner ihres Mannes erweichen und von ihnen dessen Freiheit erbitten kann, dabei niemals den Muth und das Vertrauen auf Gott verliert und still und gelassen, höchstens mit dem Kummer aus der Welt geht, wer nun ihrem armen unglücklichen Gemahl ihre Stelle ersetzen könne — das Leben und die Leiden dieser ehrwürdigen Fürstin werden gewiß in jeder fühlenden Menschenbrust Theilnahme finden und vielleicht auch tröstend und ermuthigend wirken.

Es sei erlaubt, zum Schlusse als Probe der Darstellung folgende auf das eben Gesagte bezügliche Stelle herauszuheben. „Glücklich konnte man sie preisen. Sie hatte den Kampf des Lebens und Sterbens vollendet, und frei von irdischen Leiden war sie eingegangen zu himmlischer Vollendung und Seligkeit. Wie unglücklich mußte dagegen das Loos ihres Gemahls erscheinen! Er hatte das Traurigste erfahren, was Menschen hienieden treffen kann. Er hatte Freiheit, Heimat, Herrschaft, fürstliche Würde verloren, hatte seit 27 Jahren die Bedrängnisse der Gefangenschaft büßen (?) müssen, und nun war ihm auch Die entrissen, die mit ihm diese Leiden getragen und durch Theilnahme und zärtliche Sorgfalt sie ihm erleichtert hatte. Selbst der ärmste und niedrigste der Menschen hat mitunter das Glück, in seiner Heimat, geachtet von seinen Mitbürgern und gepflegt von seinen Kindern, die Tage des hülfsbedürftigen Alters hinzubringen und im Kreise der Seinigen und unter ihren Thränen hinüberzuschlummern in das Land des ewigen Friedens. Nicht so Herzog Johann Friedrich. Ihm war dieses Glück versagt. Fern von der Heimat, in trauriger Verlassenheit wankte er dem Grabe zu! Er war Gefangener, war allein, war ohne Gemahlin, ohne Kinder, ohne Freunde. Großes und dauerndes Misgeschick kann das Edlere im Menschen abstumpfen und wie die Kraft des Geistes, so auch die Lebendigkeit und Innigkeit der Gefühle überwältigen. Auch Herzog Johann Friedrich scheint durch die Größe und Dauer seines Misgeschicks von einer erstarrenden Schwermuth ergriffen worden zu sein, bei der ihm nur Misrauen gegen Andere und der Gedanke an seine Befreiung übrigblieb u. s. w."

Auch die sechs bisher noch ungedruckten archivalischen Beilagen sind als Beiträge zur sächsischen Geschichte sehr dankenswerth. 11.

Wo landete Gustav Adolf?

Bei Gelegenheit des am 6. Nov. 1832 gefeierten Erinnerungsfestes an die Schlacht bei Lützen ist auch diese Frage wiederangeregt worden. Harte im „Leben Gustav Adolf's", Schiller und zuletzt Philippi in seiner, auch in d. Bl. mit verdientem Lobe angezeigten Schrift (S. 10) nennen Rügen als den Landungsplatz; Andere, wie auch der Rec. der Philippi'schen Schrift in Nr. 278 d. Bl. f. 1832, wollen, daß dies bei der Insel Ruden geschehn sei, und vor ein paar Jahren hätte man diesen Wahn fast durch Granit und Erz verewigt. Das Richtige darüber verdanken wir jetzt der Berichtigung des Consistorialraths Mohnike in den von Zober 1830 herausgegebenen „Ungedruckten Briefen Albr. von Wallenstein und Gustav Adolf's des Großen". Hier erfahren wir nämlich, daß von der Landung einer Flotte bei Ruden gar nicht die Rede sein kann, weil die sogenannte Insel Ruden nichts ist als ein flacher, einst mit Wasser umgebener Sandfleck, wie auch schon ein Blick auf die Karte lehrt. Diese kleine und flache Insel liegt eine Meile von der Insel Rügen, etwa eine halbe Meile von der Insel Usedom, eine Meile vom festen Lande, oberhalb der Peenemündung. Für die an sich schon höchst unwahrscheinliche Annahme, daß Gustav Adolf in einem Boote nach dieser Insel gerudert sei, ist gar kein historischer Beweis vorhanden. Viel mehr ging die Flotte am 24. Juni 1630 wegen eines heftigen Gewitters hinter der kleinen Insel Ruden vor Anker, die Ausschiffung der Truppen aber ward am folgenden Tage beim Ausflusse der Peene bewerkstelligt. Hier war der Landungsplatz Ruden, portus Rudae auf alten Karten, oder, wie Micrälius sagt, „der vornehmste Meerhafen bei Peenemünde". Da aber auf neuen Karten sich diese geographische Bezeichnung nicht mehr vorfand, so ward das Ganze irrthümlich auf die Insel Ruden übergetragen. Das Wort „Ruden" leitet übrigens Lützow und Andere nach ihm fälschlich von „ruden" d. h. „maußern" ab. Mit dieser Berichtigung stimmt auch die Erzählung in den „Erinnerungen aus der pommerschen Reformationsgeschichte", die Grieben für das Programm des Gymnasiums zu Köslin vom J. 1830 verfaßt hat, S. 23, vollkommen überein. 89.

Notizen.

Der 35. Band der bei Murray in London herausgekommenen „Family library" enthält „Lettres on natural magic, addressed to Sir W. Scott. By Sir *David Brewster.*" Mit dem 36. Bande wird diese „Family library" geschlossen.

Im Coventgarden-Theater ist „A masque in honour of the genius of the minstrel of the North" aufgeführt worden. Die Scene wird am Grabe W. Scott's in Dryburgh-Abbey durch einen Barden eröffnet, welcher einige Verse an das Dichters Ruhestätte richtet und dann die Phantasie, den Genius Schottlands und der schottischen Poesie, den Geist der Gebirge und die Unsterblichkeit auffodert, des großen Todten Angedenken zu feiern. Dies geschieht durch das Gespräch der heraufbeschworenen Geister und eine Reihenfolge lebender Bilder aus Scott's Werken. Den Schluß bildet ein Jubelfest in Abbotsford, von dem aber, nach verstrichenen Jahrhunderten, nur noch die Ruinen vorhanden sind. Englische Blätter rühmen an dem Stücke mehr die Pracht und die Vortrefflichkeit der Darstellung als die poetische Idee und Anordnung.

Ein Edinburger Literat ist kürzlich zum Besitz einer höchst werthvollen Sammlung handschriftlicher Denkwürdigkeiten der Familie Stuart gelangt. Es befinden sich darunter Memoiren eines der vorzüglichsten Agenten der Stuart's vor 1745, welche viele bisher ungekannte damalige Freunde derselben namhaft machen sollen; ferner Berichte über die Unternehmung des Prätendenten in Briefen von Lord George Murray u. A.; genaue Nachrichten von allen, während des Feldzugs vom Prinzen gehaltenen Berathungen, sowie eine auf die geringsten Umstände eingehende Erzählung seiner Flucht. Auch Eduard's Ausgabebuch befindet sich dabei; es enthält die genaueste Angabe des gemachten Aufwands, von der Ankunft des Prätendenten in Holywood-house bis zur Schlacht bei Culloden.

Zu Anfang des akademischen Jahres 1831—32 zählte die kopenhagener Universität 34 öffentliche Lehrer; drei in der theologischen, vier in der juristischen, vier in der medicinischen, 23 in der philosophischen Facultät. Drei Lehrstühle, im theologischen, medicinischen und philosophischen Fach, überall einer, waren unbesetzt. Neu immatriculirt wurden 169 Studirende. Die Zahl der Schüler in den 20 Gymnasien des Landes war 1830 u. 1831 gleich, nämlich 980; in den vier privilegirten Privaterziehungsanstalten, wo ebenfalls Schüler für den Besuch der Universität vorbereitet werden, befanden sich in denselben Jahren 390 und 406. 3.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Donnerstag, — Nr. 3. — 3. Januar 1833.

Der gegenwärtige Zustand des armenischen Volkes.

Nach den Kindern Israel ist kein Volk so in allen Gegenden der Erde verbreitet als die Armenier. Die armenischen Kaufleute bilden große und sehr wohlhabende Gemeinden in Bombay, Madras und Kalkutta, deren Anzahl auf 20,000 Personen gerechnet wird. Armenische Kaufleute treiben einen großen Theil des auswärtigen Handels in den Königreichen jenseit des Ganges, in Barma, Siam und in den englischen Besitzungen unter den indo-chinesischen Nationen; die angesehensten und reichsten Kaufleute zu Singapur sind Armenier; sie besuchen von hier aus die des Handels wegen wichtigen Inseln des östlichen Archipelagus und die chinesische Handelsstadt Kanton. Die Armenier bereisen die Khanate oder Fürstenthümer Mittelasiens; sie besuchen Kaschemir und die andern großen Besitzungen des Ranadschid Singh, des Herrn von Lahore, sowie Afghanistan. In Djulfa, einer Vorstadt Ispahans, und in andern Gegenden Persiens befinden sich zahlreiche Gemeinden der Armenier. Armenier sind die Wohlhabendsten der ganzen hart gedrückten Bevölkerung Aegyptens, und das Haupt der Kirche von Abyssinien ist jetzt ein Armenier. Diese Nation hat überdies religiöse und Handelsniederlassungen in allen Theilen Syriens, in der europäischen Türkei, in Rußland, Polen, Oestreich und Italien.

Das alte Armenien, von seinen Bewohnern selbst Hajastan, das Land des Haik, des fabelhaften Stammvaters der Armenier, genannt, umfaßte in alten Zeiten eine weite Länderstrecke von Ost nach West; es erstreckte sich vom Euphrat bis zur persischen Provinz Aderbidschan und zum Zusammenfluß des Kur mit dem Araxes. Nicht kleiner war die Strecke von Süd nach Nord, von Mardin und Nisibis bis an das alte Chaldä oder das heutige Paschalik Trebisund, Aghalzik und den Kurfluß. Der größte Theil dieses Länderstriches ward in unsern Zeiten von Rußland erobert. Die Armenier betrachten jetzt Rußland als ihre zweite Heimat und wandern scharenweise von den türkischen und persischen Besitzungen in ihr altes Stammland, wo sie unter dem russischen Scepter in der Ausübung ihrer Religion und in dem Besitze ihres erworbenen Vermögens ungestört leben können. Ein älterer Reisender schätzte die ganze Anzahl der armenischen Nation auf mehr als 7 Millionen Köpfe; diese Annahme scheint aber sehr übertrieben. Die ganze armenische Nation beträgt wahrscheinlich nicht mehr als 3 Millionen, von welchen 2 Millionen jetzt unter russischer Herrschaft sich befinden mögen. Es ward in neuern Zeiten mehrmals und von verschiedenen Seiten her darauf aufmerksam gemacht, daß das Haus Romanow das alte armenische Königreich wiederherstellen könnte *); dies scheint aber nicht mit der Politik des petersburger Cabinets sich vereinen zu lassen.

Seit dem Jahre 1820 richteten die verschiedenen Missionsanstalten in Amerika und Europa ihr Augenmerk auch auf Armenien. Die nordamerikanischen Missionare in Syrien fanden bei den daselbst wohnenden Armeniern mehr Eingang als bei den Syrern selbst; sie suchten von hier aus ihre Wirksamkeit nach einer Seite hin bis nach Tiflis und nach der andern bis nach Tauris zu verbreiten; mehre Missionare hielten sich eine Zeit lang zu Smyrna, Bagdad, Mosul, Mardin und in vielen Gegenden Ciliciens auf, um für ihre rühmlichen Zwecke zu wirken. Ein englischer Missionar hat sich seit längerer Zeit sammt seiner Familie in Bagdad niedergelassen und daselbst eine Schule gegründet, wo jetzt schon 60 armenische Knaben und mehre Mädchen in den Lehren des evangelischen Christenthums und in den nothwendigsten Künsten und Wissenschaften Unterricht erhalten. Das armenische Volk ist auch der thätigen Missionsgesellschaft zu Basel nicht entgangen. Die deutschen Missionare, die im Jahre 1823 die Provinzen Georgien, Sarabagh Schirwan und Baku besuchten, fühlten sich allenthalben zu den daselbst lebenden Armeniern hingezogen. Die Missionsgesellschaft zu Basel bestimmte deshalb zwei der Brüder zu Arbeitern unter den Armeniern. Es ward im Jahre 1827 in Schuschi eine Schule für armenische Kinder gegründet, die im folgenden Jahre schon 130 Schüler zählte;

*) In der Vorrede zu einer aus dem Armenischen ins Englische übersetzten Chronik des armenischen Königreiches in Cilicien: „*Vahram's* Chronicle of the armenian kingdom in Cilicia, during the time of the crusades. Translated from the original armenian, with notes and illustrations, by *Charles Fried. Neumann*" (London, printed for the Oriental translation-fund, 1831), heißt es wörtlich: „It seems probable, that we may see yet in our times a new kingdom of Armenia, created out of barbarian elements by the generosity and magnanimity of the emperor Nicholas".

mit dieser Schule ward auch ein Anfang gemacht für die Erziehung und Bildung von Landschullehrern. Mit den Missionaren vereinigten sich zwei junge Armenier, die in den Originalsprachen der heil. Schrift Unterricht erhielten. Schon früher ward durch die Bemühungen der englischen Missionsgesellschaft das Neue Testament in die Bulgarsprache des westlichen Armeniens übersetzt und nebenbei für Diejenigen, die ihr Idiom unter den Türken ganz verlernt hatten, eine Ausgabe in türkischer Sprache mit armenischen Lettern gedruckt. Jetzt ward durch die Bemühungen der deutschen Missionare das Neue Testament auch in die gegenwärtige Volkssprache Ostarmeniens übersetzt und zu Schuschi nebst andern Werken zur Beförderung des christlichen Jugendunterrichtes gedruckt. Die deutschen Missionare zeichnen sich vortheilhaft vor den englischen und amerikanischen aus; sie sind sämmtlich mit gründlichen Sprachkenntnissen versehen und scheinen, nach alle Dem zu urtheilen, was in den basler Missionsberichten und auch sonst von ihnen bekannt geworden ist, in der Profan- und Kirchengeschichte sowie in der Literatur des armenischen Volkes gründliche Studien gemacht zu haben. Ein sehr lehrreiches Werk zweier Zöglinge der Missionsanstalt zu Basel ist im vorigen Jahre zu Petersburg unter folgendem Titel erschienen: „Kurze historische Darstellung des gegenwärtigen Zustandes des armenischen Volkes" (Petersburg, 1831). Dieses Werkchen ward von dem Staatsrath und Ritter von Schuhberth, Director der St.-Petrihauptschule zu Petersburg, dem Drucke übergeben.

Die ungenannten Verfasser sagen in der Vorrede, daß sie „keine graue oder schwarze Schminke aufgetragen hätten, um die Todtengestalt des Elendes zu erhöhen, sondern alle Züge seien aus den Quellen und aus mehrjähriger Erfahrung genommen". Ihr Hauptführer für den historischen Theil war wol die große in drei Quartbänden bestehende Geschichte Armeniens des Mechitaristen Michael Tschamtschean, die mit Erschaffung der Welt beginnt und mit dem Jahre 1784 n. Chr. endet. Diese allgemeine Geschichte Armeniens erschien in demselben Jahre (1784) in armenischer Sprache zu San-Lazaro bei Venedig. Michael Tschamtschean war aus Konstantinopel und gehörte wie alle Mechitaristen zur katholischen Kirche; er war geboren im Jahr 1738 und starb im Jahre 1823. Es war der Hauptzweck der Verfasser der „Historischen Darstellung des gegenwärtigen Zustandes des armenischen Volkes", das Elend armenischer Christen den abendländischen Brüdern zu verkünden, damit mehre sich entschließen möchten, hinüberzukommen, um das Reich Gottes daselbst aufzubauen. Sie beginnen mit einer Uebersicht der wichtigsten Begebenheiten der armenischen Volksgeschichte, die dem Kundigen wenig Neues darbieten wird. Die letzte Spur von der Selbständigkeit des armenischen Volkes verschwand mit dem Untergange des armenischen Königreiches in Cilicien. Leon VI. aus dem Hause Lusignan ward 1375 gefangen genommen und nach Aegypten abgeführt; er lebte hier bis zum Jahre 1382 als Gefangener und erhielt dann durch die großmüthige Fürsprache König Johann I. von Castilien seine Freiheit. Leon VI. durchwanderte die verschiedenen Königreiche Europas und starb endlich zu Paris am 19. November 1393. In der „Historischen Darstellung" heißt es unrichtig 1391.

Der zweite Abschnitt enthält eine Uebersicht der wichtigsten Begebenheiten der armenischen Kirchengeschichte. Gregor Lusaworitsch oder der Erleuchter war ein Sohn eines Fürsten aus dem Stamme der Arsaciden und bekehrte gegen den Anfang des vierten Jahrhunderts seinen Verwandten, den König Dertad (Tiritades) von Armenien. Gregor starb im Jahre 331, und das junge Christenthum in Armenien gerieth nach seinem Tode in große Gefahren. Snahak der Parther, auch Isaak der Große genannt, der im Jahre 390 zum Nachfolger Gregor des Großen ernannt wurde, kann als der zweite Gründer der christlichen Kirche in Armenien betrachtet werden. Aus seiner Schule gingen die gelehrten Männer hervor, die ein eignes Alphabet für die armenische Sprache zusammensetzten, die heiligsten Schriften und andere Werke aus dem Griechischen übersetzten und so der Nation Musterbilder in die Hände gaben, nach denen sie sich in den folgenden Jahrhunderten ausbilden konnte. Die armenische Kirche hatte viele Kämpfe gegen die Unduldsamkeit der Anhänger des Zoroaster zu bestehen. Erst im Jahre 484 versprachen ihnen die Perser, daß von nun an jeder Armenier frei die christliche Religion bekennen und Niemand zum Feuerdienst gezwungen werden soll.

Der Zwiespalt zwischen der armenischen und katholischen Kirche begann nach dem Concilium von Chalcedon (451); die Armenier haben diese ökumenische Synode nie anerkannt. Sie folgen zwar nicht ganz der Lehre des Eutyches in Betreff der Natur Christi, sondern vielmehr den Ausdrücken des Cyrill von Alexandrien, sind aber nichtsdestoweniger große Feinde aller Derjenigen, von denen sie glauben, daß sie durch die Ketzerei des Nestorius befleckt wären. Es geschahen im Laufe der Jahrhunderte viele Versuche von den Griechen sowol als von den Lateinern, um die Armenier zu sich herüberzuziehen. Aber alle diese von Päpsten und Kaisern unternommenen Bekehrungsversuche waren vergebens; man bekehrte einzelne Gemeinden, ohne aber deshalb die Nationalkirche der Armenier im Geringsten zu erschüttern.

(Der Beschluß folgt.)

Divination auf den nächsten würtembergischen Landtag. Hanau, König. 1832. 8. 4 Gr.

Man zerbricht sich in Würtemberg den Kopf über den muthmaßlichen Verfasser dieser mit vielem Geist und unverkennbarer Absicht (aber welcher?) geschriebenen Flugschrift. Der Verf. will ein Liberaler von der äußersten Linken sein und zieht auch grob genug gegen die legitimen Fürsten, die Duodezstaaten Deutschlands und ihre Regierungen, den Bundestag und seine Beschlüsse los, ja, er stellt einen, den Worten nach zu urtheilen, recht gründlichen Haß gegen die Unterdrückung der Freiheit zur Schau; zugleich aber macht er auf die Schwächen der Opposition, auf ihre verschiedenartigen Elemente, auf die Keime

der Entzweiung, die in ihr liegen, mit so hastigem Eifer aufmerksam, als hätte er ein Interesse dabei, diese letztern zu pflegen; er macht die geachtetsten Namen der gemäßigtern Opposition verdächtig, indem er ihre Intelligenz gar sehr in Zweifel zieht; dagegen ertheilt er theils bekannten Extremen ein fast übertriebenes und dadurch zweifelhaftes, theils andern Notabilitäten, die aber als Ständemitglieder noch unbekannt sind, ein verdächtiges, fast ironisches Lob, und räth am Ende, er, der Radicale, zur strengsten Beschränkung auf die Partialfreiheiten und materiellen Interessen des kleinen Vaterlandes. Was ist nun der Verf., fragt man sich allenthalben. Ist es ein Verkappter Ministerieller, dem erlaubt worden ist, auch auf die Regierung gelegentlich zu schimpfen, wenn er nur die schöne Maxime: divide et impera, bei der ständischen Opposition glücklich ins Werk zu setzen versteht? Dies ist das Allerunwahrscheinlichste, denn die Regierung wird sich auch nicht im Scherze und von einem guten Freunde solche Grobheiten sagen lassen, und ein guter Freund der Regierung würde es auch nach erhaltener Erlaubniß nicht wagen, sie zu sagen; denn er würde mit Recht fürchten, mit der Zeit doch dafür beim Kopfe genommen zu werden, als hätte er seinen Auftrag gar zu sehr con amore ausgeführt. Also kein Ministerieller! Aber vielleicht gar ein gewesener Minister selbst, oder etwas der Art, ein Mann, der gesichert und ohne Gegenstand des Ehrgeizes lebt, nichts mehr hoffend und fürchtend; der nur etwa zeigen will, daß er noch zu etwas zu brauchen wäre, wenn man ihn länger, oder wenn er selbst länger gewollt hätte? Oder ein oppositionslustiger Deputirter, der von der Opposition vergessen worden ist und sich dafür der Regierung, jedoch auf eine scheinbar unabhängige Weise, ins Gedächtniß rufen möchte. Oder ein von beiden Theilen gekränkter oder hintangesetzter éligible, der sich jetzt an beiden rächen will? Man hat die Wahl unter all diesen; aber bis jetzt ist das Publicum noch nicht einig, auf wen sie fallen soll, obgleich fast ein Dutzend Eigennamen genannt werden. Inzwischen hat die Schrift ein allgemeines Interesse, nicht nur weil sie großentheils Fragen berührt, die allen constitutionellen Staaten Deutschlands gemein sind, sondern auch, weil die Männer, welche sie abhandelt, fast alle eine deutsche und nicht blos eine provinzielle Reputation haben.

Aus dem allgemeinen Theile der Schrift, in welchem Wahres mit Unwahrem, Klares mit Unklarem höchst seltsam gemischt ist, entlehnen wir als Probe, was vom Verhältnisse der deutschen Opposition zur französischen und englischen (S. 11 fg.) gesagt wird, wo der Verf. nachzuweisen bemüht ist, daß eine würtembergische Opposition niemals eine radicale Aenderung des Systems nach sich zu ziehen im Stande sein werde. „Einmal", sagt er, „ist die Durchbildung des constitutionnellen Systems bei uns noch nicht bis zu jener Consequenz gediehen, wie wir sie über dem Rhein und dem Kanal antreffen; andererseits sind die Bestandtheile der deutschen Oppositionen Elemente, die in Frankreich und England vergebens nach einer Analogie suchen. Während hier die Parteien bis zu einer vollkommenen Abgrenzung ihrer Meinungen und Maßregeln sich ausgebildet haben, werden bei uns die vielfachen, politischen Glaubensbekenntnisse noch lange vergeblich auf Reductionen warten, werden die Coterien noch immer die innere Kraft der Factionen zerstören.... Die Taktik der Whigs und Tories ist so alt wie die Privilegien der englischen Verfassung.... Auch ist der König hier eine willenlose Eroberung, die jede Partei machen kann, wenn ihre Anstrengungen einen glücklichen Erfolg haben. Die Majorität in der Kammer bestimmt die Wahl des neuen Ministers.... Bei uns dagegen wird ein Fürst nie Anstand nehmen, einem Minister, wenn dieser auch jetzt seine Propositionen zurücknehmen müßte, das Portefeuille zu lassen, weil es schon längst in Deutschland hergebracht ist, daß wir nicht nach Gesetzen, sondern durch die Polizei regiert werden."

Was die Personenfrage betrifft, so ist der Verf. recht ängstlich bemüht, darzuthun, daß die künftige Opposition der würtembergischen Ständeversammlung aus drei heterogenen, von einer geschickten Regierung leicht zertrennbaren Elementen bestehe: den Tübingern oder den Dichtern, an deren Spitze er Uhland und P. A. Pfizer stellt; den Advocaten, auch von ihrem Blatte die Hochwächter-Partei genannt, als deren Haupt er den bekannten Dr. A. Schott, den Griechen- und Polenfreund, bezeichnet; endlich eine dritte Faction, die er noch nicht bestimmter zu bezeichnen wagt, als deren muthmaßlichen Stimmführer er aber Wolfgang Menzel hinstellt, dem er den ehemaligen Minister von Wangenheim an die Seite gibt.

Vor allen Dingen läßt es sich der feine Verf. nun angelegen sein, die Partei der Dichter, von Seiten ihrer Geistesgaben und sogar ihres politischen Glaubensbekenntnisses möglichst herabzusetzen, gerade als ob er befürchtete, daß es diesen Männern bei dem allgemeinen Zutrauen, den ihr Geist und ihr Charakter einflößt, wirklich gelingen könnte, eine compacte Majorität zusammenzubringen. Es soll bewiesen werden, daß sie dieses Zutrauen nicht verdienen, ja daß es „eine falsche Pietät" war, diese Männer nur zu wählen. Mit einer gewissen persönlichen Feindseligkeit wird hierbei der in seinem nächsten Vaterlande nicht blos als Dichter gefeierte Ludwig Uhland behandelt, der doch bekanntlich kein Neuling in der Kammer der Abgeordneten ist und sieben Jahre lang den Ministern genug zu schaffen gemacht hat, auch mehr als einmal im vollen Besitze der Majorität war. Der Verf. findet es sehr unwahrscheinlich, daß „die trefflichsten Köpfe unter den jüngern Deputirten, die Afrancesados, Männer, die jeder größern Standschaft durch ihre genaue Kenntniß des parlamentarischen Lebens Ehre machen würden und von der Regierung als die gefährlichsten Gegner gefürchtet sind, und von denen man rühmen muß, daß sie sich mit freiem Gewissen unter die Fahne des französischen Liberalismus stellen,.... auf alle Fälle Herrn Uhland das Principat übertragen werden." Die Insinuation ist verständlich genug: wenn die Afrancesados klug sind, so geben sie (nach des Verf. Rathe) Herrn Uhland bei der Präsidentenwahl ihre Stimme nicht. Dieser ist ohnehin „längst in den Blumenpfaden des 13. Jahrhunderts verlaufen, wird mit süßen Klängen aus seiner stillen Herrlichkeit wieder herausgelockt, in seine friedliche Hand, nur gewohnt (?!), die Saiten der Leier zu schlagen, steckt man eine brennende Fackel, mit der er zum Kampfe gegen die neueste, ihm so fremd gewordene Zeit voranleuchten soll; verlassen von den Gaben der geschmeidigen Suada soll er wie aus dem Stegreif das von Rotteck, Jordan, Welcker unvollendet gelassene Werk fortsetzen, eine Zumuthung, die für ehrenvoll zu halten, ihm gewiß nicht wenig Ueberwindung gekostet hat. Aber er hat sie angenommen. Herr Uhland ist in die Lage des Abbé Siéyes gekommen, als Mirabeau von ihm sagte: Ich will ihm einen Ruf machen dem er nicht gewachsen ist!" Eh bien, nous verrons, Monsieur l'anonyme!

Nicht viel besser kommt P. A. Pfizer weg: „Tief von dem Netzen der absoluten Philosophie umstrickt (??), voller Zorn über die dreiste, Alles wagende und in die Schanze schlagende Zeit, unangenehm berührt von den Wirren seiner ungläubigen Zeitgenossen und ängstlich alle seine Freiheitssätze aus den Principien des Gefühls und einer trüben Wissenschaft herleitend." Daß Pfizer nach vollendeten Studien das glänzendste juridische Examen gemacht, daß er Jahre lang als Secretair unter den Augen des Justizministers zu dessen voller Zufriedenheit gearbeitet, darauf Jahre lang als Richter in einem Collegium gesessen, und daß bis zur Publication seiner Schrift im J. 1831 Niemand in ihm den Philosophen, sondern nur den vortrefflichen Kopf gekannt hat, das ignorirt unser unparteiischer Verfasser. Er geht aber noch weiter, er macht auch die liberale Gesinnung dieser beiden Deputirten verdächtig. „Der große Anhang, den diese beiden Männer haben werden (hinc illae lacrymae), ist nichts weniger als von ihren eigentlichen Herzensgeheimnissen unterrichtet. Die weniger gebildeten Deputirten, die Adler- und Kronenwirthe, werden nur wie sie stimmen und erstaunen, wenn sie sich zuletzt in unauflösliche Widersprüche werden verlaufen haben." Nach ihm werden Uhland und Pfizer in die Länge

„ihre wahre Ueberzeugung" nicht verleugnen können, werden darauf bedacht sein, sich gegen voreilige Schlüsse zu verwahren; der Fragen, die das eigentliche Landesinteresse betreffen, gar nicht zu gedenken! „Wohlan, man fodere einmal Herrn Uhland auf, seine Stimme über die Zünfte zu geben. O, es ist ärgerlich, so viel Täuschungen vorbereitet zu sehen."

Dagegen wird der Hochwächter-Partei nicht wenig geräuchert: „An die Dichter werden sich die Städter, an diese die Bauern anschließen. Hier ist Herr Schott der Reigenführer, ein durch Festigkeit des Charakters und eine reiche ständische Erfahrung ausgezeichneter Mann.... Man verfolge die Verhandlungen früherer Landtage und man wird ihn immer an der Spitze sehen, wenn es sich um die radicalen Ideen der neuen Zeit handelte." Das Tageblatt „Der Hochwächter" wird nicht weniger mit Lobsprüchen erhoben als der Centralpunkt der vereinzelten Klagen, und sein Verfasser wird das ganze Land genannt. Etwas auffallend ist dabei, daß dieser gewaltige Radicale nicht, gleich seinen Brüdern, ein Wort des bittern Tadels für die vorige Kammer und die Weishaar'sche Partei bei der Hand hat; diese wird mit völligem Stillschweigen übergangen und dem gewesenen Kammerpräsidenten und nachmaligen Minister Weishaar selbst „ein gewisses ehrenhaftes Renommée" zugestanden. Dadurch unterscheidet sich der Lobredner der Hochwächterpartei von dieser selbst wesentlich. In der grellen Schilderung von Würtembergs Zustand überbietet er aber noch den „Hochwächter".

Endlich kommt der Verf. auf die dritte Nuance der Kammer und stellt mit überschüttenden und doch etwas zweideutigen Lobsprüchen Wolfgang Menzel an deren Spitze. Er begeht dabei keine kleine Inconsequenz, denn oben hat er „die schwache Seite der geschehenen Wahlen" in den „literarischen Notabilitäten" gesehen, und jetzt wünscht er sogar eine rein literarische Notabilität wie Herrn Menzel an die Spitze der Opposition gestellt und trägt einem Manne, der dem würtembergischen Detail ganz fremd ist, dem Principat in einer Kammer an, die sich, nach seinem Rathe, doch nur mit würtembergischem Detail befassen soll. Der Verf. hat die Meinung, „Herr Menzel sei ein Freund der Wahrheit, wie es deren wenige gibt; er hasse jede Rücksicht, die verhindern könnte, sie frei zu bekennen, und verachte die Schwäche, die an die Stelle des Wirklichen Träume und Phantasien setzt u. s. w." Diesen Lobsprüchen aber gehen boshafte Fragen und Bemerkungen voran und folgen, z. B., „Das Schweigen des Herrn Menzel hat Viele mit hoher Bewunderung gegen ihn erfüllt. Man ist durch die Geschichte so gewöhnt, die Schweigsamen für Diejenigen zu halten, von denen man vielleicht gerade die wenigsten Handlungen, aber immer sehr viele Früchte dieser wenigen zu erwarten hat." Wenn der Gelobte auch nicht schon durch solche Aeußerungen mistrauisch gegen den Lobredner werden möchte, so ist er doch ganz gewiß klug genug, aus dem ganzen Vorschlage zu merken, daß der Versucher zu ihm tritt, und daß hier es Mirabeau ist, der mit Sièyes spricht.

Nachdem der Verf. die Unhaltbarkeit einer Oppositionsmajorität wahrscheinlich zu machen gesucht, wirft er noch einen verächtlichen Blick auf die würtembergischen Minister, denen man vergebens die verwundbare Seite des Achilles zeigt. Er selbst aber versichert ganz naiv, in dem Besitze des Regierungsarcanums zu sein. Aber die Stände sollen sich darum nicht fürchten; denn wenn der König sich auch entschließen sollte, ihn ans Ruder zu rufen, so würde er doch nicht die Treulosigkeit besitzen, es einem Thiers und Consorten gleichzuthun.

Und damit entlassen wir den Ungenannten. Ist es nur ein „Malcontenter" irgend einer Sorte, so gönnen wir ihm das Vergnügen, seine Galle auf so vielen Seiten zugleich ausgeleert zu haben; ist es aber ein Abgesandter des bösen Feindes, der Unkraut unter den Weizen säen soll, so wisse er, daß er noch zu sehr bei hellem Tage ausgegangen ist, als daß Uhland, Pfizer, Schott und Menzel nicht, Einer wie der Andere, seine wahre Gestalt erkannt haben sollten, und daß, wenn man die Absicht hat, Parteifactionen zu entzweien, man ihnen dieses nicht vorhersagen muß. 165.

Literarische Notizen.

In Paris bei Renouard erschien vor Kurzem: „Atlas historique et chronologique des littératures anciennes et modernes, des sciences et de beaux arts", nach dem Plane des „Atlas historique" von Lesage, von Jarry de Mancy, in einem Foliobande von 25 colorirten Blättern. Preis 120 Francs.

Hahnemann's Werk über die chronischen Krankheiten ist in einer französischen Übersetzung, mit einer Vorrede und praktischen Bemerkungen von Dr. Bügel, vom Grafen Desguidi herausgegeben worden.

„Don Miguel, ses aventures scandaleuses, ses crimes et son usurpation" angeblich nach dem Original eines angesehenen Portugiesen von J. B. Mesnard ins Französische übersetzt, ist in Paris erschienen.

In Paris ist soeben „Aperçu statistique de la force du parti de la branche déchue, sous le rapport de l'opinion, du nombre, de ce qui a été jadis ou pourrait être aujourd'hui militant" erschienen. Der Verf. setzt die force militante 1792 auf 24,000, 1794 und 1795 auf 30,000, 1798 und 1799 auf 9000, von 1799—1814 auf 2000, 1815 auf 9000, 1830 auf 50,000, 1832 auf 10,000. Die force d'opinion oder sentimentale rechnet er 1792 zu 600,000 Menschen, 1804 zu 50,000, 1814 und 1815 zu 200,000, 1832 zu 50,000.

Eine Auswahl von Lafontaine's Fabeln ist in Nantes erschienen. Es sind 25 Fabeln und aus einigen Fabeln mehre Verse aus dieser purificirten Ausgabe weggelassen, die für das petit séminaire in Nantes bestimmt ist. 9.

Literarische Anzeige.

Durch alle Buchhandlungen ist von mir zu beziehen:

Raumer (Karl von), Lehrbuch der allgemeinen Geographie. Mit fünf Kupfertafeln. Gr. 8. 27 Bogen auf weißem Druckpapier. 1 Thlr. 6 Gr.

Um die Einführung in den Schulen zu erleichtern, wird von jeder Buchhandlung auf 12 Ex. ein Freier. bewilligt.

Raumer (Karl von), Beschreibung der Erdoberfläche. Eine Vorschule der Erdkunde. Zweite unveränderte Auflage. Gr. 8. 5½ Bogen auf weißem Druckpapier. 4 Gr.

Auf 25 Ex. werden drei, auf 50 Ex. acht Freier. bewilligt. Diese Schrift ist bereits in vielen Schulen eingeführt worden, sodaß die zweite Auflage wenige Monate nach der ersten veranstaltet werden mußte.

Leipzig, im Januar 1833.

F. A. Brockhaus.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Freitag, —— Nr. 4. —— 4. Januar 1833.

Der gegenwärtige Zustand des armenischen Volkes.

(Beschluß aus Nr. 3.)

Nach dem Falle des armenischen Königreiches blieb der Sitz des Hauptes der armenischen Kirche, Katholikos genannt, noch immer zu Sis in Cilicien. Die armenische Geistlichkeit wurde sehr von ihren ägyptischen Herren bedrückt, sodaß man sich endlich entschloß, den Sitz des Katholikos nach Etschmiatsyn bei Erivan zu versetzen. Der erste Katholikos von Etschmiatsyn ward im Jahre 1441 der Dr. Gyragos. Das Haupt der Kirche zu Sis behielt dessenungeachtet eine gewisse Unabhängigkeit; auch die Bischöfe von Achthamar im Wannsee schalteten in ihrem Sprengel auf eine mehr oder minder unabhängige Weise. Etschmiatsyn ist das Rom der armenischen Kirche, und der Haß gegen die unirten oder katholischen Armenier wird von hier aus nicht weniger befördert als der Haß gegen die Protestanten vom abendländischen Rom. Dieser Haß zwischen den beiden Religionsparteien derselben Nation veranlaßte besonders in Konstantinopel sehr heftige Auftritte. Die Anhänger der armenischen Nationalkirche verklagten häufig ihre Brüder, die katholischen Armenier, bei der Pforte und stellten sie als geheime Verbündete der Lateiner oder Abendländer dar, die den Sturz der Pforte beabsichtigten. Diese Umtriebe bewirkten, wie bekannt, zu unsern Zeiten, vorzüglich in den Jahren 1828 und 1829, große Verfolgungen; alle katholischen Armenier wurden aus Konstantinopel nach Angora verwiesen: ein Umstand, der unaussprechliches Elend über viele Tausende brachte. Die Pforte wurde vorzüglich durch die menschenfreundliche Vermittelung Oestreichs und Frankreichs zu mildern Gesinnungen bestimmt und über ihr eignes Interesse aufgeklärt. Sie entzog die katholischen Armenier der Oberaufsicht des Patriarchen der armenischen Nationalkirche von Konstantinopel und setzte einen unabhängigen katholischen Erzbischof der Armenier ein, der sie jetzt der Regierung gegenüber vertritt und gegen alle fernern Bedrückungen der armenischen Patriarchen schützen kann. Der Erste, der gegenwärtig diese neue Stelle eines armenischen Erzbischofs in Konstantinopel begleitet, heißt Don Antonio Nuridschaw. Der Katholikos von Etschmiatsyn *) wird von den Wartapieds oder Doctoren erwählt und mußte vor der Eroberung dieser Gegenden durch die Russen seine Bestätigung immer durch eine große Summe Geldes von den Persern erkaufen. Die beiden Patriarchen zu Konstantinopel und Jerusalem sowie manche andere Metropoliten werden ebenfalls von den Wartapieds erwählt und dann von dem Katholikos von Etschmiatsyn bestätigt.

In dem dritten Abschnitt der „Historischen Darstellung" wird die jetzige Verfassung der armenischen Kirche beschrieben. Unsere Verfasser fanden Haupt und Glieder der armenischen Kirche in sehr schlechtem Zustande. Die Priester können kaum die heiligen Schriften in der alten classischen Sprache lesen; sie haben zu wenig Bildung, das Volk vermittels einer Predigt zu erbauen, und begnügen sich damit, statt alles Gottesdienstes blos eine Messe zu lesen. Das Volk selbst sei deshalb voll von Klagen über seine Bischöfe und Wartapieds und sehne sich nach der Zeit, wo einmal fromme und wissenschaftlich gebildete Geistliche die Leitung übernehmen würden.

Der Abschnitt vom Zustand der christlichen Lehre bei den armenischen Großen hat blos Interesse für den Theologen von Fach. Man kann sich leicht denken, daß in einem Lande, wo es so schlimm mit der Bildung der Priester — die einzigen Gelehrten bei jeder uncivilisirten Nation — aussieht, die Schulen und übrigen Bildungsanstalten des Volkes in einem sehr schlechten Zustande sein müssen. Unsere Verfasser entwerfen auch in dem fünften Abschnitte von der Bildung und dem christlichen Leben im armenischen Volke ein schreckliches Bild. Es braucht wol kaum bemerkt zu werden, daß die eifrigen Sendboten eines neuen Christenthums Manches zu schwarz gesehen haben mögen. Ihnen scheint auch kein anderer Unterricht als der das religiöse Leben befördernde etwas zu gelten. „Wohl ist", rufen sie aus, „eine bedeutende Schule unlängst in Tiflis gebildet worden; wohl blüht eine andere in Moskwa unter dem thätigen Wartapied Michael Salandian; wohl hat sich besonders Konstantinopel seit längerer Zeit durch größern Eifer für den Unterricht ausgezeichnet. Keine dieser Schulen hat aber den Zweck, bessere Religionslehrer, Kirchenvorsteher und Priester für das Volk zu bilden; sie beschäftigen sich vielmehr mit Grammatik, Rhetorik und Logik und haben es sich zur Hauptaufgabe gesetzt, einzelnen europäischen Wissen-

*) Dieser Name heißt zu Deutsch: „die Niederlassung des Eingeborenen"; auf diesem Platze soll Christus Gregor dem Erleuchter erschienen sein.

schaften den Eingang in die Nation zu bahnen. Eigentliche Gemeindeschulen gibt es beinahe gar nicht; die Priester in den Städten und auf den Dörfern haben blos einzelne Knaben um sich, die theils für den künftigen Kirchendienst, theils um der Kaufmannschaft willen lesen und schreiben lernen. In den meisten Städten Ostarmeniens mag man unter 100 Personen etwa 10 treffen, die lesen und schreiben können; auf den Dörfern aber unter 100 nur etwa 3—5. In den westlichen türkischen Provinzen und namentlich in Konstantinopel herrscht ein größerer Eifer, sich die nöthigsten Schulkenntnisse zu erwerben. Vorzüglich schlimm sieht es aber allenthalben mit der Bildung des weiblichen Geschlechts aus, denn weder die Aeltern noch der Geistliche denken je daran, daß eine Tochter im Lesen oder im Christenthum unterrichtet werden müsse. Und so wachsen die Töchter der Vornehmen wie die der Armen in der finstersten Unwissenheit auf; sie begnügen sich damit, die von den Aeltern erlernten Ceremonien ihr Leben lang aus Gewohnheit mitzumachen. Das Vorurtheil gegen die Erziehung des weiblichen Geschlechts geht in Armenien so weit, daß ein Vater sich schämen würde, seine Tochter unterrichten zu lassen, denn Jeder würde ihn fragen, ob er sein Kind zu einer Nonne machen oder zu leichtfertigem Sinne anleiten wolle."

In dem sechsten und letzten Abschnitt wird von der evangelischen Gotteserkenntniß in der armenischen Kirche gehandelt. Die Streitigkeiten, die sich durch das Eindrängen europäischer und amerikanischer Missionare in der armenischen Nationalkirche erhoben haben, werden kaum berührt. Wir wissen aber von anderer Seite her, daß die Kirche von Etschmiatsyn die neuen Glaubenspredigen und die Verbreitung der heil. Schrift in den verschiedenen Vulgardialekten des armenischen Volkes mit eifersüchtigen Augen betrachtet und dem Volke auf alle Weise die Missionare und ihr Treiben verdächtig zu machen sucht. Unsere Verfasser mochten ihre Gründe haben, in einem zu Petersburg gedruckten Werke hiervon so wenig als möglich zu sagen. Wir wissen aus ganz zuverlässigen Nachrichten, daß in allen Kirchen des westlichen Asiens unter den Syrern, den Drusen, den Griechen und Armeniern durch das Eindringen der europäischen Cultur und Civilisation sowie durch die Verbreitung der heil. Schriften und die Schulen der Missionare eine große Gährung hervorgebracht wurde. Die Geistlichen, aus Furcht, ihr Ansehen und ihr Einkommen durch die Aufklärung des Volkes zu verlieren, erlauben sich die größten Verfolgungen gegen alle Fremden, die das Volk über seine wahren Interessen aufklären wollen. Mehre Missionare oder Bibelmänner, wie sie die Geistlichen zum Spott nennen, haben in solch einem Grade die Wuth der einheimischen Geistlichkeit erregt, daß sie sich nur durch die Flucht oder den Schutz der europäischen Consulate von einem sichern Untergange retten konnten. Dies war vorzüglich bei den katholischen Syrern der Fall, die von Rom aus bearbeitet wurden. 161.

Drei geistliche Hirtenbriefe.

Wir nehmen sie billig nach dem Range ihrer Verfasser. Also

1. Hirtenbrief Seiner päpstlichen Heiligkeit Gregor XVI. an alle Bischöfe der katholischen Welt. Oder das Urtheil der Kirche Christi über den Geist, die Richtungen und Gefahren dieser Zeit. Erlassen in Rom den 15. Aug. 1832. Original und deutsche Uebersetzung. Regensburg, Pustet. 1832. Gr. 8. 5 Gr.

„Wir hätten längst an Euch schreiben sollen", so lautet in gutem päpstlichen Kirchenlatein der Inhalt des erlassenen Briefes; „aber wir wurden sogleich bei dem Anfange unsers Pontificats auf das Meer der Unruhen durch gottlose Verschwörer geworfen, von denen uns aber Gott durch ihre Niederlage befreite; indeß die großen Sorgen bei unserer neuen Einrichtung und eine neue Rebellion verzögerten abermals den Erlaß. Aber gerade an dem Tage der triumphirenden Himmelfahrt der heiligen Jungfrau, dieser Patronin in unsern Nöthen, und die wir angefleht haben, daß sie uns auf gute Rathschläge lenke, schreiben wir, freilich betrübt, denn es trauert (nach Jes. 24, 5—7) die ganze Erde; es frohlocket die übermüthige Gottlosigkeit, die schamlose Wissenschaft, die zügellose Frechheit (S. 7), die gesunde Lehre wird verkehrt, Rechte, Institute, Disciplin sind nicht mehr sicher, der heilige Stuhl des Petrus, die göttliche Autorität der Kirche wird angefochten u. s. w. Akademien und Gymnasien tragen schauderhafte Lehren vor. Daher entsteht ganz natürlich die Störung der öffentlichen Ordnung, der Umsturz der Throne u. s. w." (z. B. etwa der Hohenstaufen, der Kaiser Heinrich IV. V., Ludwig des Baiern, nicht wahr?) „Der Ursprung liegt in dem geheimen Zusammenwirken jener Gesellschaften, in welchen Alles, was die Ketzereien und die verworfensten Sekten Schändliches ausgedacht haben, enthalten ist wie in einer Pfütze voll Unraths. Diesem Eber im Walde müssen wir steuern. Das Erste, was zu bedenken ist, heißt: die allgemeine Kirche wird durch jede Neuerung erschüttert." „Der Papst Agathon sagte: an Dem, was regelmäßig festgesetzt ist, darf nichts vermindert, nichts geändert, nichts hinzugethan werden, sondern muß sowol den Worten als dem Sinne nach unversehrt erhalten werden." Dänemark, Schweden, das protestantische Deutschland u. s. w. bedauert es aber noch keineswegs, daß nicht der Romanismus sowie in Italien, Spanien und Portugal „unversehrt" geblieben ist. „Wer den Stuhl Petri verläßt, ist nicht in der Kirche. Das Urtheil über die reine Lehre sowie die Regierung und Verwaltung der gesammten Kirche steht allein dem Papste zu, ihm müssen die Bischöfe treu anhangen, diesen die Priester unterthänig sein." Diesen natürlich das Volk, und damit ist die weltbeglückende Hierarchie fertig! „Es ist unsinnig (S. 17), der Kirche eine Restauration oder Regeneration als nothwendig aufzudringen, da sie von Jesu und seinen Aposteln unterwiesen ist und von dem heiligen Geist noch immerfort belehrt wird." Quod erat demonstrandum, denn weil es der heil. Cyprian und Päpste so gelehrt haben, ist die Behauptung noch nicht über alle Zweifel erhoben. Es könnte auch sein, bei einer Regeneration würden die katholischen Völker ruhiger und glücklicher als durch solche Hirtenbriefe und — fremde Schwerter. „Die verworfenen Freidenker haben vorzüglich eine abscheuliche Verschwörung gegen den Cölibat der Kleriker gestiftet, vor welchen schamlosen Berührungen uns ekelt; haltet auf jene Ehelosigkeit und auf die Unaufhörlichkeit der Ehe." „Ein anderes Uebel ist der Indifferentismus, als ob man bei (S. 28) jedem Glauben selig werden könne. Wer nicht ganz den katholischen Glauben hat und unverletzt bewahrt, der geht unbezweifelt zu Grunde." Hört, hört, ihr 150 Millionen Nichtkatholiken! so spricht Rom 1832; denn Athanasius, Augustinus und Hieronymus haben es gesagt. „Daraus entsteht auch der Fieberwahn, daß einem Jeden die Freiheit des Gewissens zuzugestehen und zu erwirken sei. Das ist eine Pest, ein Schlund des Abgrundes, aus welchem Johannes den Rauch und die Heuschrecken aufsteigen sah. Dazu gehört auch die Preßfreiheit,

vor der wir, Brüder, erschaudern! (S. 27) Die Disciplin war schon seit der Apostelzeit ganz anders, von denen wir lesen, daß sie viele Bücher öffentlich verbrannt haben" (Apostelgesch. 19, 19). Allerdings, aber nicht die Apostel, sondern die andern Christen verbrannten sie, weil sie wohl sahen, daß mit dem Abracadabra der Zauberformeln nichts anzufangen wäre. Es könnte sein, sie machten es mit den falschen Decretalen und mit mancher papistischen Reliquie auch so. Dumme Mönche verbrannten auch Bibeln. Das letzte Unheil, mit dessen Erwähnung Gregor XVI. noch die Regenten zu schrecken und zu gewinnen sucht, ist der Ungehorsam der Neuerer gegen die Obrigkeit, sowie die Pietisten und Mystiker unserer Zeit auch sogleich damit zur Hand sind. Davon sollte jedoch Se. Heiligkeit nicht reden; die Banne und Interdicte gegen die Fürsten, womit die Unterthanen vom Eid der Treue entbunden wurden, die jesuitischen Grundsätze über Königsmord sind nicht vergessen. Damit nun alle frommen Wünsche in Erfüllung gehen, so nimmt der Statthalter Christi seine Zuflucht zu der Fürbitte der Maria und der Apostel Petrus und Paulus (S. 41), wenn auch von dieser Fürbitte und ihrer Kraft nichts in der Bibel steht.

Ganz anders lautet nun freilich

2. der zweite „Hirtenbrief des Herrn Bischofs von Danzig, Primas-Coadjutor Lothringens", mit der Ueberschrift: „Die ursprüngliche Kirche Christi", und dem Motto: „Die Wahrheit sagen. St.-Augustin". Erlassen den 1. März 1832. Aus dem Französischen übersetzt. Zweibrücken, Ritter. 1832. Gr. 8. 3 Gr.

Dem Gruß an die untergebenen Geistlichen folgt der Spruch 1. Tim. 4, 1—4: „Der Geist sagt u. s. w. — nütze". „Zu allen Zeiten seufzten die Völker unter des Aberglaubens und des Fanatismus Joch. Das Heidenthum sah seine grausamen Priester Menschenblut auf den Altären seiner Götzen vergießen, und das Christenthum mußte nach einigen schönen Tagen seine Priester sich um Kirchenämter streiten, sich im Namen Jesu der Königsthrone, des Reichthums der Völker bemächtigen und die, entweder um ihre gesetzwidrig erworbenen Rechte zu vertheidigen oder um einen Gott des Friedens und der Erbarmung zu rächen, errichteten Altäre mit Blut bespritzen sehen. Unsere Väter erlebten diese Greuel, und die durch den Apostel verkündigte Zeit, wo heuchlerische Betrüger ihre teuflischen Lehren der erhabenen Lehre Christi unterschieben, die Ehe und den Genuß von Fleischspeisen als etwas Sündliches verbieten, lächerliche und kindische Märchen lehren und die Religion zu einem äußerlichen Ceremoniel in körperlichen Uebungen, die, wie Paulus selbst sagt, wenig nütze sind, bestehen machen, aber die Allem nützliche Frömmigkeit verlassen würden. Das Erstaunenswürdige bei dieser Vorhersagung ist, daß sie gerade diejenigen Menschen trifft, die seit zwölf Jahrhunderten behauptet haben, die einzigen Verwahrer der reinen Lehre Christi zu sein, zu deren Oberherren sie sich erklärt haben. Was sich ihren eigennützigen Absichten widersetzte oder den mit der Religion getriebenen Misbräuchen, wurde mit dem Bannfluche belegt. Man lese die Jahrbücher der vorigen Jahrhunderte und man wird sich überzeugen, daß die Religion den Bischöfen in Rom nun ein Werkzeug gewesen, dessen sie sich bedient, um die Völker in ein drückend Joch zu schmieden und ihnen ihren Reichthum zu rauben. Aus ihrem Gott machten sie ein den heidnischen Götzen ähnliches hartes, unbarmherziges Wesen; in das christliche Priesterthum verpflanzten sie die barbarischen Grundsätze und Gebräuche des Heidenthums, dessen Geiz und Grausamkeit sie nachahmten; der Verderbtheit, welche sie eingeführt haben, müssen wir jene Gleichgültigkeit, jenen Haß zuschreiben, den man gegen die Religion und ihre Diener nährt. Zur Lehre der Kirche müssen wir zurückkehren." Man sieht, was dieser in der Lehre der Bibel rechtgläubige Bischof will; kurz, aber bündig beweist er seine bittern Wahrheiten aus der Geschichte, sowol die Verfälschung der Lehren und Gebräuche als auch die weltlichen Anmaßungen Roms und die Scandale unter den Päpsten selbst, zugleich mit einem Blick auf den Cardinal Albani, der als „Lictor und ungebildeter Cardinal Ströme von Blut vergießt". Armer Papst! Was helfen Klagen und Verwünschungen gegen solche Thatsachen? Die protestantischen Bischöfe stehen bekanntlich selbst unter evangelischen Regenten im Range und in Einkünften weit hinter den katholischen, darum folge

3. nun „Dräseke's, Bischofs in Magdeburg, Hirtenbrief" in dem zweiten Abdruck. Halle, Anton. 1832. 8. 2 Gr.

Des ehrwürdigen Mannes erste Reden und dieser Hirtenbrief sind nicht allenthalben gleich gut aufgenommen worden. Manche Leser konnten sich von jeher nicht mit den Eigenthümlichkeiten des Verf. und seiner besondern Darstellungsart in seinen nicht immer würdigen Bildern, Gleichnissen und Ausdrücken befreunden. Andere haben an seiner Orthodoxie Anstoß genommen. Noch Andere haben in ihm ein gewisses unsicheres Schwanken zu bemerken geglaubt, das, wenn es nicht auf eigner Unklarheit beruhe, seinen Grund in einem nicht rühmlichen, nicht heilsamen Bestreben, es mit Niemanden zu verderben, habe. Gewiß darf man aber einem so geistvollen und gelehrten, in Bremen so geliebten und einem so erfahrungsreichen Lehrer der Wahrheit nichts Anderes zutrauen, als daß er spricht, wie er glaubt, daß sein reicher Geist herrliche Vorräthe christlicher Weisheit und Erkenntniß besitze; daß aber auch wol Lebendigkeit der Phantasie, die selbst im Alter noch nicht erschöpft ist, ihn bei vieler Geschäftigkeit hindere, noch strenger zu sichten und Menschliches und Göttliches genauer zu scheiden. Seine folgenden Reden, die er in Magdeburg gehalten hat, haben uns mehr angesprochen als die erste. Der Hirtenbrief ist ganz aus einem frommen, nach Versöhnung mit Gott und unter den Menschen sich sehnenden Gemüthe hervorgegangen. Vom Herzen entsprungen, wird er gewiß auch wieder an manches Herz dringen, und wir wünschen, daß seine schönen Wünsche bei ihm und Andern in Erfüllung gehen mögen, und er ein glückliches hohes Greisenalter als Bischof erleben möge. Indeß kennen wir freilich auch solche gutherzige, nun aber, wo es gilt: „Wer nicht mit mir ist, der ist wider mich", auch wol furchtsame Friedensstifter, die entweder, indem sie das juste milieu ergriffen zu haben vermeinen, doch sich zu dem einen Extrem neigen und es vertheidigen, oder es mit beiden Parteien verderben. So klingt es (S. 6) sehr schön: „Seht unsere Aufgabe! An der Versöhnung mit Gott zu arbeiten!" S. 9: „Der Diener Gottes soll in Christo sein, wie Gott in Christo war; er soll das Wort von der Versöhnung in Kraft unter den Menschen erhalten." Wenn wir aber etwas tiefer in solche oft wiederholte Sentenzen eingehen und die Begriffe zergliedern, was heißt denn nun versöhnen mit Gott? und unsere Judenchristen die ganze Typologie des Hebräerbriefs geltend machen wollen; die geistigen Christen aber in der Geschichte von dem verlorenen Sohne keine andern Bedingungen finden als: Kehre um mit Reue und Trauer und mit Vertrauen zu dem barmherzigen Vater, er verzeiht: wie dann? S. 12: „Wie weit soll die Nachgiebigkeit gehen?" S. 14: soll „man die Bibel entweder ganz liegen lassen, oder sie nehmen, wie Gott sie gegeben, und da brauchen, wozu sie Gott verordnet hat?" Denkt nicht jede Partei, sie handle so? 68.

Bilder aus dem Kriegsleben von Moyle Sherer. Aus dem Englischen übersetzt von Rudolf Lindau. Herausgegeben von Wilhelm Adolf Lindau. Leipzig, Brockhaus. 1832. 8. 1 Thlr. 16 Gr.

Der Verf. dieser anziehenden Kriegsscenen ist derselbe Major Sherer, dessen „Story of a life" (deutsch: „Buntes Leben", von Th. Hell) vor vier Jahren in Deutschland nicht geringen Beifall erwarb, da sie eine Feder von seltener Kraft der Schilderung verkündete. Die „Sketches of India" (London, 1821) und die vorliegenden „Recollections of the Peninsula", die zu

London 1823, in vierter Auflage 1825 erschienen, zeigten in ihm einen gewandten und geistreichen Erzähler. Die „Scenes and impressions in Egypt and Italy“ (1824) und die „Tales of the wars of our times“ (1828) sind ebenso interessant durch die Gegenstände, als durch die Auffassung und Darstellung derselben. Sherer beschäftigt sich jetzt mit Ausarbeitung einer Biographie Gustav Adolf's. Er ist ein Mann, der nicht blos „vieler Menschen Städte gesehn und Sitte gelernt hat“, sondern der uns mitten in ein bewegtes Leben hineinzuführen, mit lebenvollen Anschauungen zu unterhalten und auf eine höchst angenehme Art zu belehren weiß.

In den vorliegenden Kriegsscenen, welche uns bald heitere Bilder des geselligen Lebens, bald liebliche und idyllische Scenen, bald Kriegsstürme und rauhe Abenteuer vorführen, weiß er mit scharfem Blick die Volksthümlichkeiten der Nationen, mit denen er es zu thun hat, Portugiesen, Engländer, Spanier und Franzosen, in ihrem eignen Costume aufzufassen und geistreich und lebhaft wiederzugeben. Dies ist sein Hauptzweck; aber auch der strengere Geschichtsfreund geht in diesem Buche nicht leer aus; denn es ist reich an historischen Zügen und dankenswerthen Einzelheiten aus der Geschichte des unvergeßlichen Kampfes, den Portugal und Spanien sechs Jahre lang für ihre Unabhängigkeit fochten. Der Major Sherer war Augenzeuge und Theilnehmer an diesem Kampf, welcher den Kriegsruhm der englischen Waffen für lange Zeit hin gegründet hat. Sein jugendliches, völlig unbefangenes Gemüth, das auch dem Fremdesten und Feindlichsten Gerechtigkeit widerfahren läßt, nimmt die Erscheinungen und die Ereignisse wie in einem treuen und ungetrübten Spiegel auf und gibt sie so zurück. Form and pressure of the time, Gestalt und Abdruck der Zeit ist hier in der That wiederzufinden — kein Vorurtheil kreuzt und verdirbt die klare Einsicht des Erzählers, der von Patriotismus, kriegerischer Ruhmliebe, Neigung und Abneigung gerade nur so weit bewegt wird, als diese leise Anregung zur lebendigern Auffassung und Wiedergestaltung des Gesehenen und Erlebten nöthig war, ohne der Wahrheit zu nahe zu treten.

Ueber den Inhalt dieses Buchs müssen wir nach dieser allgemeinen Charakteristik desselben kurz sein. Die Erzählung beginnt mit dem Feldlager bei Lissabon, und der Verf. findet Muße genug, uns die Hauptstadt und ihre hinreißenden Umgebungen in ziemlicher Ausführlichkeit zu schildern. Das Politische und Kriegerische wechselt auf gefällige Art mit Reflexion und Naturschilderung ab. Endlich ertönt der Befehl zum Einmarsch in Spanien. Hier sehen wir das Volk und seine Parteiung; der Haß gegen den Eroberer, welcher bei dem Portugiesen nur mäßig laut wurde, wird hier zur Glut und zur That. Die beiden Nachbarvölker erscheinen so verschieden, wie Holländer und Franzosen nur sein können. Von Sieg zu Sieg gelangt der Verf. mit den Fahnen Englands nach Madrid; Rückkehr nach England, Wiederkunft, Sieg von Salamanca, und nun ungehemmter Triumphzug bis gegen die Pyrenäen hin. Hier endet die kriegerische Laufbahn des Erzählers in der Gefangenschaft. Wir sind damit zufrieden, denn ohne sie entbehrten wir die anziehende Schilderung, welche der Verf. von der Stimmung und dem Heerwesen der Franzosen entwirft. Hiermit schließt dies Buch, das nicht blos dem Krieger von Fach und dem Geschichtsfreund, sondern auch dem Liebhaber wechselvoller, abenteuerlicher und unterhaltender Lebensereignisse willkommen sein wird. Die Uebersetzung ist geschickt und tadellos. 89.

Notizen.

Wie sehr die spätere Zeit allenthalben die Poesie des Alterthums immer nur durch einen dichten Nebel zu betrachten und darnach zu greifen geneigt sei, können mehre zum Theil auffallende Beispiele lehren. Bei den Indern hat sie aus dichterischen Beiwörtern eine Menge von vielarmigen und entstellten Göttern geboren oder erst geformt, wie ja auch aus dem Schweißtuche Christi mit der vera icon eine heilige Veronica geworden; und wenn der Dulder Hiob nach einem hebräischen Tropus sich in Staub und Asche setzt, so hat daraus der neuere Orient einen Düngerhaufen sich geschaffen, nach welchem an mehren Orten sogar die Christen wallfahrten. So behaupteten denn auch ältere Gelehrte in vollem Ernste, daß Mosis Hörner, die nur ein poetisches Symbol des Ansehens sind, zwei lange Locken gewesen, wie sie die alten Lydier, Armenier und die heutigen polnischen Juden tragen. Juvenal nennt diese gewundenen Locken einmal cornua, und dies war vollends beweisend (S. Junius „De coma“, S. 435); demnach hat nun auch wol die Geliebte des Simson ihm blos die Hörner abgeschnitten.

Die alte Hypothese einer dereinstigen Bevölkerung Amerikas von dem östlichen Asien aus scheint durch genauere Kenntniß der rohen Völkermassen auf den Sundainseln immer mehr an Haltbarkeit zu gewinnen. Daß die Sprachen der amerikanischen Urstämme sich mit den verschiedenen Mundarten Hochasiens und namentlich mit der Tagala auf den Philippinen berühren, ist oft gesagt, aber eben diese Untersuchung ist als der eigentliche Schlußstein der ganzen Muthmaßung noch nicht überzeugend dargelegt worden. Im Uebrigen finden sich viele Eigenthümlichkeiten bei den Papuas und andern halbwilden Stämmen der sogenannten malaiischen Rasse in so überraschendem Einklange mit den Gebräuchen der Urbewohner Amerikas, daß sie mitunter wol kaum alle zufällig zu betrachten sein möchten. Dahin gehört nicht sowol, daß sie die Zähne sich schwarz färben, den Bart ausreißen und den Körper tätowiren, sondern ganz besonders die auffallende und unerklärliche Gewohnheit, nach welcher die Männer statt der Frauen bei der Geburt eines Kindes mehre Wochen sich ins Bette legen und bedienen lassen, worüber Beckmann alle Zeugnisse der Reisenden gesammelt hat („Literat. der Reisebes.“, I, 30). Des Skalpirens erwähnen bereits die Alten bei den Skythen und nennen es *περισχίσαι* (Salmas. zum Solin., S. 581).

Die Existenz völlig weißer Elefanten, welche man entweder bezweifelt oder wenigstens als kränkelnde Albinos ihres Geschlechts angesehen hat, wird durch einen kleinen Aufsatz in dem neuesten Hefte der „Transactions of the royal asiatic society“ von Neuem erwiesen. Zum Zweifel war in der That kein hinreichender Grund, denn schon im 16. Jahrhundert erwähnt Cäsar Friedrich am Hofe des Königs von Siam vier dieser Thiere, welche in einem schönen Gebäude lebten und aus goldenem Troge aßen; auch ist bekannt, daß Hyder Ali bei der Einnahme von Canara einen weißen Elefanten erbeutete, welcher tausend andern gleichgeschätzt und göttlich verehrt wurde, und den er nun, zum Zeichen der Sklaverei, mit silbernen Ketten fesseln ließ. So außerordentlich selten jedoch dieses Naturspiel ist, so soll das Thier durchaus keine Spur von Schwäche oder Kränklichkeit zeigen, sondern der Anblick desselben in der That majestätisch sein; und wenn wir erwägen, daß schon der gewöhnliche Elefant als die Krone der östlichen Thierwelt, als der stolze Thron der Könige und als kluger und gelehriger Kämpfer ein besonderes Ansehen genießt, so darf uns die Verehrung des weißen nicht auffallen. Die Siamesen treiben diese bis zur Vergötterung; der König hält sich für weit geringer als solche Elefantengottheit und zieht mit feinen betenden Priestern in Procession dem glücklichen Jäger entgegen, der einen weißen Elefanten eingefangen. 160.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonnabend, — Nr. 5. — 5. Januar 1833.

Drei Reisen in Italien. Erinnerungen von C. F. von Rumohr. Leipzig, Brockhaus. 1832. 12. 1 Thlr. 12 Gr.

Es gehört ein ausgezeichneter Name, eine als geistreich bekannte Feder dazu, um einem Buche Leser zu verschaffen, das heutzutage unter dem Titel einer Reise nach dem in jeder Beziehung aus- und abgeschriebenen Lande der Citronenblüten in die Welt tritt. Der Verf. besitzt einen solchen Namen, er führt eine schon seit dem bekannten „Geist der Kochkunst" und mehr noch seit dem Erscheinen der „Deutschen Denkwürdigkeiten" mit Recht beliebte Feder. Das Buch wird daher Leser und diese werden sich in ihren Erwartungen nicht getäuscht finden, denn es ist unterhaltend, belehrend und jedenfalls, wenn auch oft zum lebhaftesten Widerspruch, doch immer in hohem Grade anregend. Und diese letztere Eigenschaft ist es, worauf ich bei jedem Buche besondern Werth lege. Es gibt Bücher, denen ich von Anfang bis zu Ende beistimmen muß und die mir dennoch sehr zuwider sind, denn sie lassen mich in dem Zustande, in dem sie mich antrafen; es gibt andere, die mich bei jeder Zeile zum Widerspruch reizen, die ich hassen möchte, sie sind mir dennoch nützlich und lieb sogar, denn indem ich mich zusammennehmen muß, um den Irrthum des Verfassers mir klar zu machen, ihn innerlich zu widerlegen, habe ich unfreiwillig eine neue Wahrheit, ein neues Verhältniß erkannt und finde mich gestärkt und befriedigt. Das vorliegende Buch enthält gar Manches von der letztern Gattung und verdient daher Lesern, die Freunde einer antipathischen Lernmethode sind, recht angelegentlich empfohlen zu werden. Soll ich nun über dasselbe berichten, so muß ich mir zuvörderst die Erlaubniß ausbedingen, mit einem tüchtigen Sprunge gleich in die Mitte hinein, wenigstens über die ersten 84 Seiten wegzusetzen. Diese zu lesen und mich zu überzeugen, daß der Verf. hier im tiefsten Irrthum rettungslos versunken ist, hat mich zu viel Zeit, Mühe und Geduld gekostet, als daß ich meinem Leser ein gleiches Opfer zumuthen könnte. Also davon nur kurz das Resultat. Herr von R. behauptet, Winckelmann, Lessing, Göthe und Alle, die seit hundert Jahren über die Theorie der bildenden Kunst geschrieben, seien total auf dem Holzwege gewesen; sie haben durch ihre grundfalschen Theorien dem Fortschritten der Kunst bedeutend geschadet; nur er allein, Herr C. F. von Rumohr, habe den wahren, echten, allheilbringenden Begriff des Schönen in der Kunst, diese Handhabe der ästhetischen Kritik gefunden, welcher in nichts Anderm bestehe als in der „Erfreulichkeit des Scheines oder des Anscheines". Ich dagegen behaupte, daß Herr von R. alle jene Autoren gänzlich misverstanden, was in ihren Schriften steht, nicht heraus-, und was nicht darin steht, hineingelesen habe, und daß seine Theorie des Kunstschönen ein Unding sei. Verlangt Jemand den Beweis, so will ich ihn geben; wer aber seine Unterhaltung lieb hat, der fordere ihn nicht, denn diese Verwickelungen sind nicht so leicht zu entwirren.

Nach dieser kleinen Mishelligkeit setzt sich Ref. nun sogleich, um den Verf. auf seinem ersten Ausfluge nach Italien zu begleiten, mit in seinen Reisewagen und findet, daß er einen angenehmern Reisegesellschafter gar nicht hätte wählen können. Die Gegend von München misfällt mir; mein Reisegefährte macht mich aber bald auf große Schönheiten aufmerksam und zeigt mir in einigen Umblicken die Vorbilder zu den schönsten Landschaften Claude Lorrain's, der wirklich mehre Jahre hier gewohnt hat. In Tirol, im Gebirge angekommen, finde ich mich in meinen Erwartungen von dem herrlichen Eindruck der Gebirgsgegenden doch etwas getäuscht; das steile, schwarzgraue Felsengebirge in der Nähe von Innsbruck beengt mich; so sehr ich mich hineinsehnte, so sehne ich mich doch nun schon wieder hinaus; ich betrübe mich, daß es für das Verlangen in der Welt doch gar keinen Ruhepunkt gibt. Mein Reisegefährte tröstet mich. „Ei so schlimm ist es denn doch nicht", sagt er, „am Ende wird Alles darauf hinauslaufen, daß auch das Gebirge häßlich, wenigstens unangenehm sein kann, eben wie auch die Ebene nicht nothwendig häßlich ist." Ich beruhigte mich, und in der That ward es schon am folgenden Tage besser. Im Posthofe zu Schönfeld hatte ich Gelegenheit, zu bemerken, wie die unbedeutendsten Gegenstände meinem Begleiter Anlaß zu feinen Beobachtungen und geistreichen Einfällen zu geben vermochten. Als wir in die Küche traten, bemerkten wir über dem räumigen Herde eine wohlbesetzte Menagerie von Hühnern jeden Geschlechts und Alters, welchen die Posthalterin zugleich die Buße auferlegt hatte, statt nahrhafter Halmfrüchte gesottene

Grassämereien zu fressen, auf deren Genuß sie äußerst gespannt zu sein sich stellten oder, wenn es Ernst war, nicht verhehlen konnten. Die Posthalterin versicherte uns, sie würden bei dieser Lebensweise sehr fett. Herr von R. erinnerte sich halb und halb, daß Plinius meldet, man könne verschiedene Thiergeschlechter durch bloßen Dampf herausmästen, und diese armen Thiere genossen den fetten Küchenrauch allerdings aus der ersten Hand. Da wir lange genug auf die Postpferde warten mußten, so hatte mein Begleiter Zeit, mir seine Betrachtungen über diesen Gegenstand mitzutheilen. „Welch ein schönes Bild der Resignation!“ sagte er. „Eingesperrt, geräuchert, mit Heu gefüttert und dennoch heiter und zu den Lebenspflichten sehr aufgelegt, d. i. eßlustig; denn Hühner haben die Bestimmung, möglichst viel zu essen, damit am Ende ihrer Laufbahn möglichst viel von ihnen zu verspeisen sei. Bei ersinnlich schlechtester Haltung das ersinnlich Vortrefflichste zu leisten, wo, sage man, würde diese große Aufgabe vollständiger gelöst als hier?“ — In Verona besahen wir zum ersten Male römische Alterthümer, sahen zum ersten Male ein ganz ununterbrochenes, ganz vollständig mittelalterliches Wesen; denn es hat das Moderne in dieser Stadt nur sparsame Eroberungen gemacht. Der Boden der Provinz ist unfruchtbar, dessen Anbau wenig energisch, der Handel der Stadt gering. Herr von R. freute sich über „diese glücklichen Umstände“, wie er sie nannte; „sie setzen“, sagte er, „der Baulust ein Ziel und sichern der Zukunft noch für lange die Erhaltung einer historischen Merkwürdigkeit.“ Ist aber, fiel ich ihm ein, die Erhaltung der Vergangenheit auf solche Weise nicht zu theuer erkauft auf Kosten der Gegenwart und der Zukunft? Herr von R. lächelte über diese Frage, die er für philisterhaft zu halten schien und fuhr, ohne sich unterbrechen zu lassen, fort: „In der ganzen Lombardei ist Verona beinahe das einzige Exemplar seiner Art. Die großen Städte, fügte er hinzu, haben alte Denkmale, doch wenig alte Privathäuser. Allein auch die kleinern sind häufig zu wohlhabend, um beim Alten zu bleiben, was in Italien noch ganz so verhaßt ist als bei uns vor vierzig Jahren.“ — So soll es denn ewig nur beim Alten bleiben, seufzte ich im Stillen, und müßte auch die unendliche Mehrzahl unserer Mitbrüder dabei arm und elend bleiben für nun und immerdar! — Die Erinnerungen unsers flüchtigen Aufenthalts in Bologna, Florenz und Siena hat Herr von R. flüchtig angedeutet. Als wir in die Nähe von Rom kamen, sagte er, auf unsere Reisegefährten deutend: „Wer nicht mindestens halbhin zur Künstlerwelt gehört, vermag nicht, sich vorzustellen, mit welch einem bänglichen Gefühle, mit welcher seltsam-zweifelhaften Erwartung diese Art Leute sich erfüllen, wenn sie die Nähe der Stadt zu wittern beginnen. Weltleute pflegen auf dieser Straße zu schlummern und Schulgelehrte an den Fingern ihre sogenannten historischen Erinnerungen abzuzählen. Allein der Künstler denkt hier an ganz andere Dinge, an Alles, was dort seit Jahrhunderten gemalt, gewetteifert, gezankt worden ist. Ihm wird es hier einfallen, an Rafael zu denken, den verehrten, mächtigen, von einem Hofe ganz eigenthümlicher Art nicht prachtlos umgebenen; oder an Michel Angelo, der Päpsten getrotzt, auch an so viel andere Künstler der alten und jüngsten Zeit, welche hier Bildung geholt, Ruf erworben haben, oder gänzlich gescheitert, zerschellt sind an dem Felsen, auf welchem die Kirche erbaut ist, oder anderen; denn in Roma gibt es von Allem die Fülle. Auch das fröhliche Gesindel der Zeit des Bamboccio und Claude, von welchen Sandrart die hübschen Geschichtchen erzählt, mag ihm, wenn er des Gelichters ist, dabei einfallen können. Genug er bezieht Alles und Jegliches geradehin auf sich selbst, seine Wünsche, Gefühle und Phantasien, was einen ganz andern Eindruck macht, als zu wissen und sich vorzustellen, was längst abgethan und durchaus vorbei ist.“ Unser Aufenthalt in Rom hat zu wenig interessanten Mittheilungen Gelegenheit gegeben, wie denn überhaupt Dasjenige, was Hr. von R. in Galerien, Gesellschaftssälen und in seinem Umgange mit ausgezeichneten und vornehmen Personen erlebte, dem Leser bei weitem geringere Unterhaltung darbietet als seine kleinen Abenteuer auf Stadt- und Landstraßen sowie sein Umgang mit schlichten Personen aus den mittlern und niedern Classen des Volkes. Wir machten eine Ausflucht nach Neapel, welche mir wieder zu einigen Mittheilungen für meine Leser Stoff bietet. „Von Itri bis Molo di Gaeta fanden wir überall französische Posten und Patrouillen. Man versah uns mit einer Schutzwache, d. h. man setzte uns in Contribution. Denn es galt hier nicht Räuber abzuwehren, sondern Guerillas, und hätten die sich gezeigt, so wäre unsere Bedeckung ohne Zweifel ausgerissen. Die Banden des Fra Diavolo hatten sich in Achtung gesetzt. Bis zum Tode des Commandanten von Gaeta, des braven Prinzen von Hessen-Philippsthal, brach dieser gewandte und kühne Parteigänger stets glücklich durch die Postenkette des französischen Belagerungsheeres. Ihm zu begegnen machte der Prinz an verabredeten Tagen einen Ausfall; bei solchem verabredeten Zusammenkommen wurden Unternehmungen verabredet und Kriegsmittel des Streifcorps ergänzt. Leider war es ein ruhiger Tag. Andere Reisende haben das Glück gehabt, auf eine halbe Stunde dem Gefechte ziemlich gefahrlos zuzusehen. Denn man war loyal und respectirte die Neutralität. Für den Verdruß, welchen Fra Diavolo damals den Franzosen gemacht, haben diese sich gerächt, indem sie ihn als einen gemeinen Strauchdieb auf die Bühne setzten. Allein, was sie uns sagen und singen mögen, so ist er doch ein patentirter, anerkannter und in seinem Fache sehr achtenswerther Parteigänger; um so achtenswerther, als die Sache verzweifelt und das Material das schlechteste war.“ Hr. von R. bemerkt, indem er dieses aus seiner Erinnerung mittheilt, es sei der Geschmack unserer Zeit, poetische Illusionen zu verstärken, indem man sie an Thatsachen und bekannte Namen anknüpft. Ob die Poesie hierbei gewinne, darüber möge sie selbst entscheiden. So viel aber sei ihm klar, daß man der Menge hierdurch die Geschichte verwirre und viele ehrliche Leute unverdient um ihren guten Namen bringe. — Hier muß Ref. seinem Begleiter wieder Einiges entgegne-

setzen. Durch Verstärkung der Illusion ist in der Poesie schon viel gewonnen, nur muß die Anknüpfung an bekannte Thatsachen und Personen mit Geschick, Geist und, wo nicht mit rein historischer, doch mit poetischer Wahrheit geschehen. Aus der Poesie soll man nicht Geschichte lernen wollen; und wenn jene zuweilen einem historischen Namen nachtheilig werden sollte, so hat sie manchem auch schon zu Ehren verholfen, wodurch sich denn die Sache im Ganzen ausgleicht. — Wie wir in Molo von allzu starken Orangendüften, dann mit Knoblauchsgeruch, endlich von Flöhen und Soldatenflüchen eine Nacht hindurch gequält wurden, möge der Leser im Buche nachlesen. Hr. von R. hat es lebhaft und artig erzählt. Unsere Wohnung in Neapel war nicht übel belegen und mit ihren Eigenthümlichkeiten versehen. Aus dem Balconfenster übersahen wir den Largo di Castello, Castellnuovo, den Hafen, die Bai, das Vorgebirge von Sorrento und sogar den Vesuv, dessen regelmäßig conische Form, graue Farbe, armseliger Dampf (denn Feuer zu speien zeigte er sich unaufgelegt) Hrn. von R. immer verdrießlich geblieben ist. „Er ist", sagte er, „ein Effectstück, welches nur in gewissem Lichte sich ausnimmt. Ich weiß in der That nicht, weshalb der kurrige Geselle so viel besucht, gesehen und gepriesen wird. Als ein unerträglicher Nachbar, als ein ewiger Schmaucher und Bauchredner, besitzt er meines Erachtens wenig Anspruch auf Gunst und noch weniger auf christliche Duldung." — Ich versuchte meinen Reisebegleiter ebenso zu trösten, wie er mich beim Eingange in das Tirolergebirge getröstet hatte. Es wird, sagte ich, dem Vesuv eben gehen wie andern Personen auch; sie haben mislaunige verstimmte Tage, an welchen ihr Umgang wenig erfreulich ist, und doch muß man sie dulden, bis frohe Zeiten, glückliche Momente bei ihnen eintreten, wo sie dann unsere Geduld, durch Witz, Laune und andere gesellige Tugenden reichlich belohnen. Und so gering auch die Ansprüche des Vesuv auf christliche Duldung sein mögen, so muß man doch gestehen, daß er sie bewundernswürdig lange zu behaupten gewußt hat und auch jetzt noch keineswegs aufzugeben scheint. Meine Apologie des Vulkans machte jedoch wenig Eindruck auf Hrn. von R. Er nahm wenig Notiz vom Vesuv, der es ihm hinreichend vergalt; indem er ihn kaum zu bemerken schien, als wir ihm die Ehre erzeigten, in seinem Bimsteingerölle Schlitten zu fahren. Doch fand es Hr. von R. pikant, in seinem Bauche herumzuspazieren, ihm nach dem Pulse zu tasten, der warm und lebhaft ging.

(Der Beschluß folgt.)

Kleine Schriften Polen betreffend.

1. Der Feldzug der Russen und Polen zwischen Bug und Narew im Jahre 1831. Nach den besten bis jetzt vorhandenen Materialien. Mit zwei Planen. Glogau, Heymann. 1832. 12. 20 Gr.

Ein Militair — als solchen gibt er sich wenigstens theils in der Vorrede, wo er sein für einen Freundeskreis bestimmtes Schriftchen dem militairischen Publikum übergibt, theils Seite 71 kund — gibt hier eine kurze Geschichte dieses merkwürdigen Theiles des großen Kriegs. Referent, in Erinnerung an die schöne strategische Erläuterung der ersten russisch-polnischen Kämpfe, welche der preußische Oberst Willisen bekannt machte, nahm das Büchlein mit großer Erwartung in die Hand, da ihm als aufmerksamen Beobachter jenes Krieges dergleichen Beobachtungen sachkundiger Männer sehr erwünscht sind, fand aber seine Erwartung selbst als Laie in der Kriegswissenschaft keineswegs ganz befriedigt.

Der Verf. beginnt mit der Unternehmung des polnischen Obergenerals gegen die Garden und schließt mit der Schlacht bei Ostrolenka. Wenden wir uns zuerst zu der Beschreibung des Feldzugs. Wenn auch der Mangel an neuen Aufklärungen über diesen Zeitabschnitt, die man nach des Verfassers Aeußerung in der Vorrede, von beiden Parteien Mittheilungen empfangen zu haben, erwarten könnte, noch nicht gegen die Herausgabe einer solchen Relation entscheidet, wenn in ihr nur die wichtigsten Begebenheiten nach den vorhandenen Quellen klar und lichtvoll geordnet zusammengestellt werden, so hat doch unser Verfasser diese Bedingung der Nützlichkeit seiner Schrift nicht ganz erfüllt, indem wichtige Umstände theils gar nicht, theils nur oberflächlich berührt worden sind. So fehlt z. B. bei Seite 10 eine genauere Würdigung der Feldherrntalente der polnischen Generale, statt deren wir die Worte lesen: „An der Spitze aller Abtheilungen standen tüchtige Männer." Man darf nur an Gielgud's Trägheit bei der ihm aufgetragenen Einnahme von Ostrolenka denken, die aus dem von dem Verf. gekannten Memoiren Dembinski's genugsam bekannt ist, um die Unwahrheit dieser Behauptung zu erkennen. Ferner vermißt man bei der mit Recht getadelten Zögerung des Generals Skrzynecki, nach dem ersten kühnen Angriff die Garden noch vor Tykoczin zu fassen, eine genauere, diese Zögerung erklärende Charakteristik desselben, die doch dem Feldmarschall Diebitsch zu Theil geworden ist, sowie die Erwähnung des wichtigen Umstandes, daß Skrzynecki nach rascherm Vorbringen die Nachricht der Einnahme Kurs durch Lubienski erwartete, welche unglücklicherweise zu spät eintraf. Bei der Schlacht von Ostrolenka vermißt man eine klare Beschreibung des Terrains, die man doch bei einer solchen Einzelschrift erwarten darf, sowie die aus Dembinski's Memoiren zu schöpfende genauere Beschreibung der Einnahme von Ostrolenka durch Dembinski und die genauere Erwähnung des bekannten Umstandes, daß bei dem nach energischer Abwehr der russischen Angriffe durch den schwächlichen Rath alter polnischer Generale erzeugten Entschluß Skrzynecki's, sich von Ostrolenka eiligst nach Warschau zurückzuziehen, nur die Kühnheit Dembinski's den in Lomza preisgegebenen Gielgud rettete.

Befriedigender scheint dem Referenten die von Seite 57 folgende Kritik erst der polnischen und von Seite 62 der russischen Operationen. Nur etwa Folgendes dürfte dagegen einzuwenden sein. Daß nämlich Diebitsch bei Grochow einen großen Fehler beging, das Kürassierregiment Prinz Albert nicht weiter zu unterstützen und bei der durch diesen Angriff entstandenen Unordnung der Polen vor Praga stehen zu bleiben, geben wir dem Verfasser gern zu; ob es ihm aber nach der Schlacht bei Ostrolenka möglich war, mit seinem von einem Marsch von 7 Meilen in einem Tage ermatteten Truppen den Feind zu verfolgen, dürfte wol sehr zweifelhaft sein. Eher möchte ihm wol als eine schwere Unterlassungssünde anzurechnen sein, wie auch unser Verfasser bemerkt, in Erwartung eines solchen Rückzugs der Polen keine Truppen nach Rozan detachirt zu haben. Sodann weiß Ref. nicht, was nach des Verfassers Ansicht S. 69 Diebitsch nach den Schlachten bei Wawre und Dembe Wielki gegen die Polen hätte ausführen sollen, da hier alle Vortheile auf Seiten dieser lagen, und es vielmehr als der größte Fehler Skrzynecki's betrachtet werden muß, weder den in den Morästen am Wieprz stehenden Feldmarschall nach diesen Schlachten angegriffen noch Siedlec genommen zu haben. Uebrigens ist das Buch ziemlich unparteiisch, doch mit mehr Hervorhebung einzelner Züge russischer Bravour geschrieben. Der Anerkennung der klugen Leitung des Rückzugs der Garden durch Großfürst Michael stimmt Ref.

willig bei. Möge der Verfasser bei vielleicht beabsichtigter Herausgabe anderer Monographien über die letzte Kriegsgeschichte Polens, bei der Benutzung der Quellen sorgfältiger zu Werke gehen.

2. Preußen und Polen, eine Beleuchtung der Verhältnisse beider in Bezug auf die neueste polnische Revolution, mit vorzüglicher Rücksicht auf die von einigen Journalisten gegen Preußen gerichteten Angriffe und die übergetretenen polnischen Truppen bei Elbing, Dirschau und Marienburg. Nach den zuverlässigsten Quellen und eigner Wahrnehmung. Von einem Bewohner Westpreußens. Danzig, Gerhard. 1832. 8. 10 Gr.

Hätte der Verfasser dieser kleinen Schrift, von innigem Achtungsgefühle gegen die preußische Regierung getrieben, das Ref. mit ihm von ganzem Herzen theilt, sich begnügt, das gewiß in jeder Beziehung lobenswerthe, nur durch giftige Verleumdungen befangener und getäuschter Zeitungsschreiber verdrehte Benehmen der preußischen Regierung gegen die unglücklichen polnischen Flüchtlinge in Westpreußen nach eigner Wahrnehmung und den Acten zu schildern, wie er es von S. 29 an gethan hat, so würden wir sein Büchlein mit dankender Anerkennung zur Minderung des in neuerer Zeit zum Schmerz für jeden echten Deutschen oft rücksichtslos hervortretenden Hasses vieler Deutschen gegen Preußen dankend anzeigen. So aber will der Verfasser aus guter Meinung mehr thun und sucht nicht nur das Benehmen der preußischen Regierung während des letzten russisch-polnischen Krieges, sondern auch in früherer Zeit bei der Theilung Polens zu rechtfertigen, indem er nach S. 10 die Vorwürfe eines unpolitischen, inhumanen und illiberalen Benehmens derselben abzuwehren und ihre Gerechtigkeit und Liberalität während und nach der letzten Revolution der Polen nachzuweisen verspricht. Der Verfasser beginnt nun die politische Rechtfertigung des Benehmens der preußischen Regierung, indem er zu beweisen sucht, daß Friedrich II. und sein Nachfolger Friedrich Wilhelm II. die Theilnahme an den frühern Theilungen ihrer eignen Sicherstellung schuldig gewesen wären. Dies ist aber sehr die Frage, und Ref. ist überzeugt, daß wenigstens Friedrich Wilhelm II. anfangs verhießener Schutz der polnischen Constitution bei dem damaligen kräftigen Wirken der polnischen Patrioten Europa die Schmach der Vernichtung eines im Todeskampfe sich ermannenden Volkes und deren traurige Folgen erspart haben würde. Doch Ref. übergeht dies als einen unwesentlichen Theil der Schrift, gesteht aber, die nun folgende Rechtfertigung der von der preußischen Regierung angenommenen, den Russen günstigen Neutralität nicht genügend zu finden. Denn ein feindliches Auftreten Preußens gegen Rußland hätte vorzüglich nach der Schlacht bei Grochow, bei der solchem Auftreten günstigen öffentlichen Meinung und bei der leicht zu erwerbenden Theilnahme der übrigen Hauptmächte, politisch Alles für sich gehabt und Preußen eine Verstärkung seiner politischen Kraft geben müssen, wozu sich nicht so leicht wieder eine Gelegenheit darbieten dürfte; die Furcht hingegen vor später eintretenden Bestrebungen des wiederhergestellten Polens zur Wiedergewinnung der polnisch-preußischen Provinzen erscheint wegen der von unserm Verfasser gegen die nach der Vernichtung Polens später zu erwartenden Angriffe Rußlands auf Preußen und Oestreich gerühmten Wehrkraft der Deutschen unbegründet.

Von diesem Standpunkte aus nun, dessen Richtigkeit wir aber dem Verfasser nicht einräumen, rechtfertigt nun derselbe folgerecht alle Begünstigungen welche die Russen mit Erlaubniß, und alle Beeinträchtigungen, welche die Polen durch Weigerung der preuß. Regierung während des Kampfes von Privatpersonen erfuhren. Erscheint aber die den Russen günstige Neutralität nicht politisch gerechtfertigt, so fallen natürlich auch alle daraus gezogene Folgerungen, die bis Seite 29 gehen. So weit die politische Rechtfertigung. Wo bleibt aber nun der Beweis der Gerechtigkeit und Liberalität in dem von der preußischen Regierung angenommenen Systeme während des Kampfes? Diesen ist der Verfasser schuldig geblieben und mußte ihn schuldig bleiben. Er hätte ihn aber gar nicht versprechen sollen. Denn die Politik — hier verstehen wir natürlich keine egoistische der Regierung für sich und ihre Gewalt, wie sie einer despotischen Regierung beliebt, sondern für das Wohl des Volkes und Staates — muß ihren eignen, oft von Recht und Liberalismus entfernten Weg gehen, und wäre nur das preußische Benehmen politisch zu rechtfertigen, wegen angeblicher Illiberalität könnte der Verfasser sein liebes Vaterland ruhig von gutmüthigen Phantasten und unkundigen Schreiern des Tages verlästern lassen. Hier geräth dieser — der den Polen freundlich gesinnt erscheint, aber wahrscheinlich durch die Anschauung der zu misbilligenden Auftritte eines Theils der freundlich aufgenommenen, aber durch Verführung undankbar gewordenen polnischen Soldaten in Westpreußen gegen sie etwas erbittert worden, was die Note zu Seite 30 und die Bemerkungen der letzten Seite des Büchleins erklärt — in einen Wiederspruch seiner wohlwollenden Gesinnung für Polen mit seiner Anhänglichkeit an seine Regierung, den er zu Gunsten der letztern auf Kosten der Wahrheit zu lösen sucht.

Von Seite 29 an wird das Benehmen der preußischen Regierung gegen die polnischen Flüchtlinge beleuchtet. Die ihnen zu Theil gewordenen ansehnlichen Unterstützungen an Geld und Kleidern werden mit Recht gerühmt, die von Seiten der Behörden und besonders des Oberlandesgerichts zu Marienwerder gegen die Tumultuanten zu Neuteich bei Elbing, zu Elbing, zu Dirschau und endlich zu Fischau genommenen Maßregeln ausführlich erörtert, woraus auf das deutlichste hervorgeht, daß zwar auf der einen Seite die rohe Masse der unglücklichen, von böswilligen Emissairen über die Absichten Preußens getäuschten und aufgehetzten polnischen Soldaten nicht zu streng beurtheilt werden muß, auf der andern aber auch das Benehmen der hier in ihrer Geduld sehr geprüften Behörden, wie es sich von dem milden Sinne ihres Königs erwarten läßt, jedem Unbefangenen gerecht und liberal erscheinen muß.

Schließlich bemerken wir noch, daß der sächsische Minister Lindenau den Polen den Durchzug durch Sachsen nicht, wie der Verfasser meint, wegen gefürchteter Excesse derselben, die sich bei ihrem zeitherigen musterhaften Betragen in Sachsen nicht erwarten ließen, sondern deswegen versagen mußte, weil die westlichen Nachbarstaaten die weitere Beförderung derselben verweigerten, und versichern dem Verfasser, daß, wenn auch unser Mitgefühl für die Polen uns in der letzten Zeit oft mit Schmerz auf das Benehmen von Preußen blicken ließ, dennoch Preußen immer noch unsere und aller unbefangenen Deutschen Hoffnung ist und bleiben wird, so lange es im Ganzen in dem Geiste fortwirkt, der ihm die Achtung von ganz Europa verschafft hat. Einzelne Misgriffe und Mängel können diese Hoffnung nicht zerstören; wie der Mensch, so irrt auch der Staat, so lange er strebt. 93.

Literarische Notizen.

Ein neues Werk, unter dem Titel: „Souvenirs de Paris et de Vienne", die Geschichte des Herzogs von Reichstadt — und wahrscheinlich viele Lügen — enthaltend, wird in Kurzem erscheinen. Desgleichen soll Herr von Salvandy mit einer Geschichte Cromwell's beschäftigt sein.

Victor Hugo's neuer Roman „La Quinquengrogne", wofür der Autor 15,000 Fr. von den Verlegern erhalten hat, ist soeben erschienen. Hugo erklärt den Titel selbst folgendergestalt: „La Quinquengrogne ist der gemeinliche Name eines der Thürme von Bourbon l'Archambault. Dieses Buch soll meine fernern Ansichten über die Künste des Mittelalters enthalten, die ich in „Notre-Dame de Paris" zu entfalten anfing. In „Notre-Dame" versuchte ich auf meine eigne, gute oder schlechte Art, das Kirchenwesen jener Zeit zu schildern, in „Quinquengrogne" nehme ich ebenso das Feudalwesen auf." — „Le fils de la bossue", ein anderer neuer Roman Hugo's ist ebenfalls unter der Presse. 153.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonntag, — Nr. 6. — 6. Januar 1833.

Drei Reisen in Italien. Erinnerungen von C. F. von Rumohr.

(Beschluß aus Nr. 5.)

Nach unserer Rückkunft nach Rom machte Hr. von Rumohr die Bekanntschaft des Pfarrers Thaney, welchem man Schuld gibt, daß er Andreas Hofer an die Franzosen verrathen habe. In dem vorliegenden Buche theilt er über die Individualität und das Leben desselben sehr interessante Notizen mit, und gibt auf den Grund der ihm aus den besten Quellen zugekommenen Kunde die bestimmteste Versicherung, daß diese Beschuldigung völlig grundlos sei, und nichts in der Welt erlogener sein, der innern Wahrscheinlichkeit und äußerer Zeugnisse gründlicher entbehren könne, als was Bartholdy in Bezug auf Thaney leichtsinnig aufgenommen und noch viel leichtsinniger in den Druck gegeben habe. Thaney hat, wie Hr. von R. berichtet, die Geschichte des tiroler Aufstandes vom J. 1809 geschrieben, und es wäre wol zu wünschen, daß diese Handschrift, die er selbst gelesen zu haben versichert, durch den Druck bekannt gemacht würde. Im J. 1806 traten wir die Rückreise nach der Heimat an, wo Ludwig Tieck sich der Reisegesellschaft anschloß. Bei dieser Gelegenheit zeichnete Hr. von R. ein Portrait des trefflichen Dichters in sein Erinnerungsbuch, das ich, weil es ebenso wohl getroffen als trefflich ausgeführt ist, den Lesern nicht vorenthalten will. „Viel Herrschaft über sich selbst, gleiche Laune, Heiterkeit selbst unter körperlichen Leiden, feiner Witz, Beobachtungs- und Mittheilungsgabe, stete Vergegenwärtigung des Erlebten, Erfahrenen, Gelernten, Gedachten; schon so Vieles, und doch muß ich hinzufügen: Jugendlichkeit und Frische der Empfindung bei Allem, was an uns vorüberging."

Wie der Verf. auf seinen Wanderungen beobachtet, und auf welche Weise er das Beobachtete mittheilt, hat der Leser nun schon wahrgenommen, und es wird daher nicht nöthig sein, uns auf der folgenden Reise so eng an den Wanderer anzuschließen. Ich begnüge mich daher mit der Mittheilung einzelner interessanter Momente. Veranlassung zu dieser Reise gab das gegebene Versprechen, einen jungen angehenden Maler nach Rom zu begleiten, für den sich der Verf. interessirte. Die Persönlichkeit des jungen Mannes wird in der pikanten charakteristischen Weise, die wir schon kennen, vortrefflich geschildert. Ehe die Reisenden noch im Wagen sitzen, werden wir schon wieder mit einer artigen Anekdote erheitert. Hr. von R. hatte außer dem jungen Maler, welcher Horny hieß, noch einen dritten Reisegesellschafter in der Person eines gar feinen wohlerzogenen Mannes angenommen, der, als er sich zur Abfahrt einstellte, Horny auf dem Sopha schlafend, bäuchlings ausgestreckt und heftig schnarchend fand, und daher mit einiger Besorgniß fragte, ob der Herr auch mitreisen werde und wer derselbe sei, worauf Hr. von R. in einem Anfalle von Muthwillen erwiderte, dieser seltsame Mann sei ein übrigens ganz unschädlicher junger Karaibe und zwar von der menschenfressenden Art, welcher ihm zur Humanisirung übersandt, des mildern Klimas wegen mit nach Italien genommen werde. Der Fremde, welcher in diese Angabe, wie denn das Unwahrscheinlichste am leichtesten Glauben findet, keinen Zweifel setzte, beobachtete den angeblichen Karaiben im Wagen mit großer Aufmerksamkeit und Vorsicht und ließ sich, als er zufällig entdeckte, daß derselbe schon etwas deutsch sprach, in ein Gespräch mit ihm ein, das er seinen Fassungskräften möglichst anzupassen suchte. Die Entfernung seines Vaterlandes, dessen Gebräuche und Sitten kamen in gehöriger Folge, eines nach dem andern zur Sprache, wobei denn aus Zartgefühl das Menschenfressen kaum berührt wurde. Das blinde Glück gab nun dem guten Horny, welcher den Irrthum des Unbekannten gar nicht ahnete, sehr hübsche und passliche Antworten in den Mund, die Jenen in seiner Meinung nur bestärken konnten. Und als er zuletzt der albern genug herauskommenden Zudringlichkeit des Unbekannten müde ward, sein Misvergnügen in Ton und Mienen, auch wol in derbem runden Ausdruck ihm zu erkennen gab, bat Hr. v. R. die Sache nicht zu weit zu treiben, das ungebändigte Naturell nicht aufzureizen, welchen Wink der Fremde denn befolgte und auf der fernern Reise den jungen Wilden mit jener Schonung und Vorsicht behandelte, welche man bei reißenden Thieren anzuwenden pflegt. Im Verfolg macht Hr. v. R., indem er uns die Bildungsgeschichte Horny's mittheilt, sehr richtige und beherzigungswerthe Bemerkungen über das Studium der Malerkunst überhaupt, sowie insbesondere über das Arbeiten nach der Natur. Er gibt hierauf nähere Nachrichten über seine in mehren Archiven zu Florenz und Siena angestellten Forschungen zur Aufklärung und Berichtigung der Kunstgeschichte, und über seine Arbeit zur Ermittelung der Verhältnisse des

wisse, einige Unglückseinige konnte man damals an den meisten Zuhörern wahrnehmen, denn Hegel's wunderbarer, tiefgrollender Vortrag versenkte alle persönliche Eigenthümlichkeit, alle selbstische Regung des Gemüthes, des Herzens, des Glaubens; er wischte alles fort aus der Tafel der Erinnerung, und um mit dem schlichten, nackten, kahlen „Sein" anzufangen, saß der Jünger arm und nüchtern vor ihm und staunte nur, wie der Mann seine Weisheit mit schweren Eimern und aus dem tiefen Brunnen so mühsam heraufwand, aber ohne Jemand zu tränken, blos in die Sache versunken und ohne alle Rücksicht auf Die, zu denen er sprach. Sein Vortrag war wie ein schwerfälliger, schweinsledener Foliband, den Niemand als Handbuch recht zu handhaben vermochte. Ihm fehlte recht eigentlich das nothwendige Fluidum des Talents zu geschmackvoller, wirksamer Mittheilung. Welche seelenvollere Wechselwirkung herrscht in Steffens' Hörsälen zwischen Lehrer und Lernenden! Während der verewigte Hegel, ganz unbekümmert um seine Zuhörer, auf dem Katheder in seinen verworrenen Heften herumwühlte, um die Paragraphen mühselig zusammenzusuchen und Satz an Satz mit steifem Kitt aneinanderzukleben, ist Steffens der lebendigste Redner, der zu jedem Einzelnen spricht und ihn zu sich hinaufzieht. Die Hemmnisse, die ihm die fremde Sprache entgegenstellt, machen ihn nur noch eifriger, um trotz der mangelhaften, harten Schale seinen Geist klar und deutlich auszugießen; wie ein Bergstrom Skandinaviens, der durch den Widerstand der Felsen empört sich um so reißender Bahn macht, bricht die Fülle seiner oft mißgestalteten Sätze und anakoluthen Perioden hervor mit der ganzen Macht seiner treibenden Innigkeit. In einem Jeden schüttelt er die eigne Seele wach, die dieser ihm nicht opfern, sondern zu ihm hinanbilden soll, denn die Eine allgemeine Philosophie soll sich als eine eigne in der Brust des Individuums erzeugen, und indem er sich so einem Jeden zum Hodegeten aufdrängt, sprechen seine stürzenden Worte, sein leuchtender Blick und seine begeisterten Handbewegungen nur von der Ungeduld, nicht mit einem einzigen Gusse sich entfalten und offenbaren zu können, während Hegel's zähe und trübe Rede Niemand zu begeistern und fortzureißen vermochte. Hegel setzte, heißt es, bei dem Jünger der Philosophie nichts voraus; aber er verlangte doch sehr viel, nämlich ein gänzliches Entschlagen aller sonstigen, schon gewohnten Anschauungen, wie sie im Familienleben etwa in der jungen Seele sich bereits erzeugt hatten. Steffens setzt außer der Zuversicht, den Wissensdurst stillen zu können, den religiösen Glauben voraus und macht die Liebe als ein Uranfängliches, schon Gegebenes, zur Basis des Forschens und Denkens. Hegel saß — man verzeihe den ehrlich und gut gemeinten Ausdruck — wie eine Sphinx brütend auf den Schätzen der Vergangenheit und offenbarte diese, um Gegenwart und Zukunft unbekümmert. Steffens steht inmitten zwischen Vergangenheit und Zukunft; jene macht er klar, aber zugleich knüpft er an die Gegenwart wie ein Prophet eine erst zukünftig vollendete Offenbarung in der ganzen geistigen Gemeinschaft der besondern Persönlichkeit mit der Totalität des Urwesens. Hegel bannte die Offenbarung des Geistes, die nach ihm schon vollendet war, ganz und völlig an die Geschichte der bisherigen Vergangenheit; er sah die Wahrheit, dem abstracten Gedanken nach, vollständig gefunden; er bedurfte zur Wahrheit keines Erdenlebens, ja keines Jenseits ferner, obschon er die Nothwendigkeit ewiger Existenz festsetzte; die Welt hatte vor seinen Blicken sich ausgelebt. Steffens ist der ewig rüstige Forscher, der die Wahrheit sucht und sie als ein Endziel des Daseins, als ein zweites Paradies, in die ferne Zukunft und in das Jenseits setzt, wo sich das Ich erst vollständig mit dem Urwesen zusammenschließt. Nach Hegel verschwindet die besondere Persönlichkeit des Ichs schon hier im Erdenleben, er subsumirt sie dem Reiche der Nothwendigkeit, die die objectiv vernünftige Welt beherrscht; deshalb bildete er viele Götzendiener der Formeln, nur Wenige drangen tiefer zur glücklichen Harmonie von Freiheit und Nothwendigkeit. Steffens bildet keinen einzigen Götzendiener; er entzündet die selbsteigenste, individuellste Freiheit im Subjects- und läßt sie Alle nur in freiwilliger Hingebung von der Liebe getragen werden. Wenn man erwägt, daß sich um einen akademischen Lehrstuhl der Philosophie meistens Jünglinge versammeln, die in ihre von den Satzungen der Welt noch ungefüllte Seele die erste Ahnung von einem absolut geistigen Dasein aufnehmen, so wird man die Folgen ermessen, welche der Wechsel auf der berliner Universität hervorrufen muß. Mit diesem Hinblick wollen wir das neue Jahr begrüßen. 148.

Notizen.

Ein neuer Artikel des pariser Buchhandels heißt: „Mémoires de mes créanciers", von Maxime James (2 Bände). Der Titel und die Idee des Buches ist mindestens neu. Der verschuldete Verfasser ruft seine Gläubiger zusammen und schlägt ihnen als Mittel, zu ihrem Gelde zu gelangen, vor, ihm ihre Lebensgeschichten flüchtig aufzusetzen, die er ausführen, ordnen und zu ihrem Nutzen herausgeben werde. Auf diese Weise sind 26 nicht unwahrere Memoiren entstanden als die meisten, die in den letzten zehn Jahren Frankreich lieferte. Am interessantesten sollen sich lesen die Memoiren der ausgedienten Hebamme, des Capitalisten, der Wirthschafterin, des Gerichtsdieners, Haarkräuslers, Speisewirths, Thürstehers, Eigenthümers, Tanzmeisters, Lohnschreibers, Arztes, Krämers und Papiermachers.

Die meisten Mitglieder des nunmehr ausgestorbenen Geschlechts der Condé waren von jeher leidenschaftliche Jäger und Hundeliebhaber. In der alten, arglosen Zeit hatte dieser Umstand denn einen allerdings extravaganten Gebrauch eingeführt, der in den letzten Jahrhunderten, wo er noch bestand, wol nicht mehr so unbefangen mag angesehen worden sein. Man hielt nämlich, wenn der „Revue de Paris" zu trauen ist — und die katholische Kirche weiht ähnliche Dinge, wie die Schweine des heiligen Antonius von Padua auf! — in dem alten Condé'schen Schlosse Chantilly, alljährlich am St.-Hubertustage eine Messe für die Hunde, um für sie Gewandtheit und Witterung, Abwendung aller möglichen Krankheiten vom Himmel zu erflehen. Die Kapelle war alsdann wie an hohen Festtagen ebenso wie der Hundestall aufgeschmückt, der in Chantilly einen ganzen Flügel des zweiten Schloßhofes einnimmt, und die Hunde wurden gekämmt, gewaschen und gebürstet, in Procession zur Kirche geführt, wo man sie während des Amtes dem Hochaltare mit dem Bildniß des heiligen Hubertus gegenüber stehen ließ, dessen Lob der Almosenier von der Kanzel predigte.

Herr Marcel, der die ägyptische Expedition begleitete, wird nächstens eine neue Sammlung arabischer Märchen herausgeben, deren Originale er von Kairo mitgebracht hat. Seinem Werke werden Noten zu der Expedition und Erläuterungen der Sitten, Literatur und Philosophie des Ostens beigefügt sein.

Die orientalische Sprachkunde ist neuerdings durch ein didaktisches Gedicht in der Tamilsprache, die auf der östlichen Seite der indischen Halbinsel gesprochen wird, unter dem Titel „Nidi Neri Vilaccam" bereichert worden. Eine englische Uebersetzung, Wörterbuch und Noten sind durch den Herausgeber, H. Stokes in Madras beigefügt, der Preis des Buches ist 5 Pf.

Um einen Begriff der ungeheuern Abgaben von Grundstücken in London zu geben, diene der kürzlich in Westminster gelegentlich gemachte Ueberschlag, wonach bei einem Hausbau daselbst die Kosten sich dermaßen vertheilen, daß auf Arbeit 36, auf Taxen 10, und auf Materialien 54 Procent zu rechnen sind. 158.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Montag. — Nr. 7. — 7. Januar 1833.

Zur Charakteristik der neuern englischen Romanpoesie, mit besonderer Beziehung auf Cooper's „Bravo" und Bulwer's „Eugen Aram".

Erster Artikel.

Wenn man die Eilfertigkeit der heutigen Pressen des civilisirten Europas wahrnimmt, die es möglich macht, daß ein neuer Roman von Cooper oder Irving in England, Frankreich und Deutschland fast zu gleicher Zeit erscheint, so möchte man beinahe zu glauben verführt werden, es sei ein Theil Dessen, was von einer allgemeinen Weltliteratur geträumt, gewünscht und geahnet ist, bereits verwirklicht. Aus dieser im Osten und Westen gleich stark vorhandenen Empfänglichkeit für poetische Werke von einer bestimmten Art und Gattung ergibt sich jedoch zuvörderst nichts weiter als das zu einem allerdings hohen Grade der Gemeinschaftlichkeit gesteigerte Bedürfniß eines gesammten Weltpublicums, und obwol die öffentliche Stimme und der geheime, inwendig treibende Ruf, der die productiven Geister beseelt, stets Hand in Hand gehen und selten weithin divergiren, so bliebe doch immer noch die Frage zu erörtern, ob die für eine irdische Ewigkeit, wie mich dünkt, erbauten Säulen volksthümlicher Urverschiedenheit in allen Elementen des Lebens jemals insoweit fortgerückt oder zertrümmert werden könnten, daß die Poesie eines Volkes aller nationellen Physiognomie verlustig ginge. Den Dichter — wie es zum Gegensatz mit der Erahnung einer Weltliteratur auch Mode geworden — auf die Gebilde der Geschichte seines eignen Volkes hauptsächlich zu verweisen, offenbart einen ängstlichen Patriotismus, den nur Wenige noch theilen möchten, die den allgemeinen Puls der Zeit in ihren eignen Adern mitzufühlen nicht im Stande sind. Im Gegentheil, der Dichter, zumal der Romandichter, soll, als Kosmopolit seiner Gesinnung nach, für die gesammte, verschiedentlichst verzweigte Entfaltung der Geschichte des ganzen Geschlechts gleich sehr empfänglich sein; er durchspähe die volle Welt der Erscheinungen und spüre, sei es in der brennenden Wüste oder am eisstarren Pole, überall Jedwedem nach, in welchem sich die Offenbarung eines Göttlichen in irdischer Gestalt verwirklicht: in dem Kleide, das er seinem Bilde gibt, in der Manier seiner Auffassung wird er doch hinreichend verrathen, wes Landes Kind er sei, und welcher Volksthümlichkeit seine Schöpfungen angehören. In diesem Sinne wird eine Weltliteratur möglich sein, solange die Eigenthümlichkeiten der Völker sich nicht mehr als bisher vermischen und im Gegentheil das Aneinanderreiben ihrer verschiedentlich bedingten Elemente gerade Das ausmacht, was die moderne politische Geschichte charakterisirt. Jenen beengenden Patriotismus aber der Bildungsgeschichte der Poesie einprägen, hieße in der That den breiten Strom der Zeit, der dem Meere zueilt, zurückdämmen und das großartige Ineinandergreifen der Geister zu einer allgemeinern Umarmung stören. Die Alten mit ihrer naturgemäßern Bildungsstufe, in die sich der moderne Sinn nicht einzwängen läßt, können uns hier nicht Muster sein; an Shakspeare und Göthe wollen wir nicht erinnern, weil sich an ihnen die Fälschlichkeit jener Beschränkung zu leicht nachweisen ließe; aber auch für die neueste, sogenannte historische Romandichtung ist sie nichts weniger als leitendes Princip und Das, was ihre Eigenthümlichkeit bezeichnet, denn wer möchte nicht den Scott'schen „Quentin Durward" manchem Gemälde des schottischen Hochlandes dreist an die Seite stellen, und Cooper hat in seinem „Bravo" einen Roman aus der Geschichte Venedigs gegeben, der die meisten seiner frühern Gebilde, die aus den heimischen Verhältnissen ihren Stoff entnehmen, an Glanz und Reichthum überragen möchte. Das gedankenlose Geschwätz, daß in Cooper's Werken lediglich deswegen ein geistigerer Athem der Poesie wehe als in Walter Scott's Gemälden, weil die Heimat jenes Dichters poetischer sei als des Schotten vaterländischer Boden, streift fast an die triviale Ansicht, als ob der Dichter, als rein-natürliches Pilzgewächs seines heimischen Landes, keine andere Function habe als maschinenmäßig seine Umgebung und die Verhältnisse, in denen er erwachsen ist, zu copiren. Solchen Ansichten gegenüber, die nur aus Köpfen kommen, deren Phantasie in der Anschauung der materiellen Bedeutsamkeit der neuern englischen Romanpoesie untergegangen und von der Körpermasse derselben erdrückt zu sein scheint, möchten wir den Grund, warum der „Bravo" poetisch bedeutsamer sei als die so beliebten Copien des nordamerikanischen Lebens, grade darin zu suchen haben, daß Cooper auf nichtheimischem Boden aus mangelhafterer Kenntniß localer Bagatellen in seine höchst penible Ausmalerei der Kleinheitsverhältnisse sich nicht soweit ver-

lieren konnte. Er bekundet bei alledem in dem vorbenannten Werke die getreueste Wahrnehmungsfähigkeit der fremden Localität in einem bedeutenden Grade. Venedigs wunderreiches Mauerwerk, die phantastisch-grillenhaften Paläste, die wüsten Steinklötze von übereinander gethürmten Prachtmassen, der Marcusplatz, der Rialto, der Campanile und alle die Gebäude einer launenhaften, in orientalischen Abenteuerlichkeiten sich gefallenden Structur werden uns ebenso getreu und klar als reich und glänzend zur bequemsten Anschauung dicht vor Augen hingestellt; in der erwartungsvollsten Spannung, die unser Dichter, wenn er will, beim Leser zu erhalten weiß, folgen wir ihm bald durch das Labyrinth der wunderlich ausgeschmückten Zimmer des räthselhaften Dogenpalastes, bald durch die finstern Inquisitionsgemächer der geheimnißvollen Dreimänner, die zur Zeit der Republik die eigentlichen Machtinhaber waren; wir hören das schwanenleise, geisterhafte Hinschießen der Gondeln in der dunkeln Nacht, das leise Gesumme der am Kai wogenden Menge; wir fühlen die ängstliche Stille der ganzen wüsten Melancholie, die der Wasserstadt eigen ist und die das laute Wagengerassel und Pferdegedränge von Paris und London fast herbeisehnen läßt. Eine gewisse wohlthuende Trägheit, die auf den Cooper'schen Gemälden lastet, reizt den Leser zu gleicher Stimmung; er genießt höchst bequem, und ohne daß an seine geistige Schnellkraft eine bedeutende Anfoderung ergeht, den ganzen Reichthum der materiellen Welt in einer bestimmten Sphäre historischer Erscheinungen, und die bis zur handgreiflichsten Wirklichkeit ausgeprägte Schilderung macht uns hier in der romantischen Localität des mächtigen Wasserstaates so einheimisch, daß uns fast unwohl zu Muthe sein kann, wenn wir nach beendigter Lecture auf dem eingewohnten und lieb gewonnenen Schauplatz nicht mehr wandeln, unter den Masken Venedigs uns nicht mehr verstecken, mit den Spionen der Inquisition nicht mehr lauern und in der finstern Nacht, unter dem ewig wachen Sternenhimmel, der Alles sieht, auf der trügerischen Wasserfläche still und leise mit der Gondel das Gewirre der verschlungenen Kanäle nicht mehr durchkreuzen, um den Schlangenpfaden einer tückischen Staatsmacht nachzuspähen und ihren Klauen ein schuldloses Opfer zu entreißen. So physisch wohl wird uns in Cooper's Welt, daß wir eine höhere Befriedigung fast vergessen möchten, wenn das Schicksal der Menschen, die uns eine Weile interessirten, keineswegs klar oder genügend abläuft, oder Dieser und Jener unter ihnen, der seinem äußern, höchst gewissenhaft portraitirten Costum und Auftreten nach uns anfangs bedeutsam erscheinen wollte, mit ganzem Leibe, aber halber Seele davonläuft und uns über sich selbst im Dunkeln läßt.

Wir heben hier eine Eigenthümlichkeit heraus, die keineswegs Cooper allein angehört, sondern als ein wesentlicher Charakterzug der ganzen neuern englischen Romanpoesie angesehen werden darf; es ist neben dem Mangel an psychologischer Wärme die höchst penible, oft ins Abstruse sich verlierende Ausmalerei der gleichgültigsten Empirie des Lebens. Dieser Vorwurf trifft Cooper's amerikanische Gemälde, wie ich bereits bemerkte, weit mehr als seinen „Bravo", und der Dichter scheint grade hier auf nichtheimischem Boden mehr die charakteristische Färbung des Ganzen im Auge behalten und, um des bindenden Nexus bei lückenhaften Einzelheiten nicht zu ermangeln, der schaffenden Phantasie mehr Spielraum gegönnt zu haben als bei der Schilderung vaterländischer Localitäten, wo er jedes Steinchen, jede Faser und jedes Pünktchen auf das gewissenhafteste portraitirt und uns die armseligste Gewöhnlichkeit des schlichtesten Daseins feisten und trägen Gesindels mit der ödesten Langmuth und ohne jenen Humor darstellt, der in einer andern Kunst Scenen aus dem niedern Leben der dürftigsten Alltäglichkeit, jenen niederländischen Genrebildern, durchaus die nöthige Folie gibt und sie erst zu Werken der Kunst erhebt. Der Maler darf und soll überhaupt mehr auf die Qualität jedes Zipfelchens seiner Figur eingehen, denn die fertige Gestalt tritt doch als ein Ganzes, dem die Theile dienen, plötzlich hervor. Der Dichter aber spinnt langsam, der Zeitfolge gemäß seinen Faden ab, und da schwillt die kleinlich zerdehnte Materie zu einer unsäglich langen Reihe nichtswürdiger Bagatellen. Wir verkennen gar nicht die Bedeutsamkeit und die urgesunde, vollblütige Kraft, die Cooper's Werke mächtig durchzieht; wir schätzen die romantische Schilderung des Seelebens im „Red Rover" wie in der „Wassernixe"; wir geben zu, daß er in dem erstgenannten Gemälde sogar nach psychologischer Ergründung seines Helden suchte, und preisen, wie billig, in dem „Letzten Mohikan" die ebenso treue wie phantasiereiche Darstellung der amerikanischen Naturwelt; Cooper müßte ja seinen Stoff verwüsten, wenn er zur Poesie, die er nicht sucht, aber die ihn sucht, sich nicht theilweis hinreißen ließe, und die Majestät und urmächtige Materie des Natur- und Menschenlebens ihn der trägen Versumpfung in nüchterner Empirie nicht zu entziehen im Stande wäre. Cooper ist großartig, wenn er uns die Wunder der amerikanischen Waldnatur so getreu vergegenwärtigt; aber unter den Menschen liebt er — und an seiner Liebe erkennt man den Dichter — vorzugsweise jene englischen Beefsteaksnaturen von Altengland, jene geistabzehrenden Auswürflinge der alten Welt und feisten Schlemmer, die mit derselben Gleichgültigkeit, wie sie Punsch und Flip hinunterspülen, ihre schläfrigen Gedanken käuen und wiederkäuen; jene Haushälterinnen, die komisch sein könnten, wenn die Lava ihres Gewäsches mehr concentrirt und weniger breitgetreten wäre; jene Wundärzte, die beinahe witzig heißen könnten, wenn sie nicht zu stumpfsinnig und aus Vollblütigkeit wie ihr Autor selbst zu träge wären. Soll Cooper für nichts weiter als einen Copirer der äußern Wirklichkeit gelten, dann müssen wir es ihm sogar danken, daß er in seinem „Spion" den nordamerikanischen Freiheitskrieg, diese mercantile Insurrection mit den kahlen Begriffen von Freiheit und Gleichheit, in seinen „Ansiedlern an den Quellen des Susquehannah" die öde Nüchternheit geistesleerer Handwerker und Geldspeculanten, die der armseligsten Empirie verfallen sind, die vollständige Religionslosigkeit

und Religionsgleichgültigkeit, die Aufklärung sein soll, kurzum, das triviale Versunkensein in die bloße Werkelthätigkeit des Alltagslebens und die ganze Kahlheit jener kaufmännischen Republiken, die nur in einem Lande möglich sind, das aller mittelalterlichen Gestaltungen, mithin eines großen Theiles germanisch-romantischer Ideen baar und ledig ist, — daß er dies Alles uns so entsetzlich getreu, gewissenhaft und gedehnt vor Augen führt. Wie sich in den politischen Zuständen Nordamerikas merkwürdige Keime zu einem neuen, frischen Anfang welthistorischer Gestaltungen entwickeln, mag dem Historiker ein reiches Feld der Untersuchung bieten; was soll aber dem Dichter dieser Wust des alltäglichen Werkellebens! Darstellungen aus diesem Gebiete vermag nur, wie gesagt, der flüssigste, quecksilberartigste Humor zu adeln; aber Cooper's Witz ist so corpulent, daß er vor Feistigkeit fast allen Aether, mithin Alles verliert, was ihn eben zu dem liquiden Dinge, Humor genannt, macht. Humor kann so körperhaft mager, bleich und hohläugig sein, daß man, im Erschrecken vor seiner Gestalt, nicht die lächelnde Miene des spielenden Knaben, sondern die heißhungerige, stechende Bitterkeit, wie sie Verzweiflung erzeugt, in ihm zu erblicken glaubt. Humor kann aber auch mit materiellem Uebermaß so gefüttert sein, daß vor allzu gefälliger Wohlbeleibtheit sein Athem kurz und träge wird, oder mit dem Athem wol gar sein ganzer Aether entschwindet. Ein magerer Autor, der den Reichthum der materiellen Welt nicht so leicht beherrscht, hetzt sich selbst mehr zusammen, und die trostlose Picknickslangweile, die wir in den Werken der neuern englischen Romandichter so oft genießen, ist durchaus Eigenthümlichkeit dieser vollblütigen Dichternaturen, für die jene lässige Bequemlichkeit ein Bedürfniß zu sein scheint.

Es hat sich ziemlich allgemein unter uns die Behauptung verlauten lassen, daß man in Walter Scott den Stifter einer neuen Gattung des Romans zu sehen habe, die, dem beschränkten Kreise des Familienlebens enthoben, in der historisch und politisch offenbar gewordenen Entfaltung eines Moments in der Völkergeschichte ihre Basis sucht. Abgesehen von der Irrthümlichkeit dieser Meinung, in W. Scott den ersten Bebauer eines Feldes der Dichtkunst finden zu müssen, das vielmehr lange vor ihm in Deutschland selbst fleißig cultivirt wurde, scheint der englische neuere Roman sich nur um deswillen der Sphäre des Familiendaseins entzogen und zu einer allgemeinern, eine reichere Wirklichkeit umfassenden Region sich verstiegen zu haben, um sodann hinter den vorgeschobenen, historisch bedeutsamen Gestaltungen desto sicherer der Kleinmalerei der häuslichen Alltäglichkeit sich hinzugeben und hier Alles zu entfalten, was treue Auffassung der nächsten Wirklichkeit und emsige Nachbildung der blanken, baaren Natürlichkeit zu erreichen vermag. Eine Poesie, die aus der ewig frischen und lebendigen Fülle völkergeschichtlicher Begebenheiten ihre Stoffe entlehnt, wird allerdings nicht so leicht und so tief in die seichte Versumpfung sentimentaler Miseren, wie sie der Lafontaine'sche Familienroman geboten, hineingerathen: der unverwüstliche frische Strom der Völkerbewegungen bürgt dafür mit seinem unerschöpflichen Gehalt; und ist unsere Zeit eine allgemein regsamere, weniger dumpf sich verschließende, kühner die Welt und ihre Thaten durchdringende wie richtende, kurz, ist unsere Zeit eine die Gesammtheit des äußern Daseins umfassendere geworden, als das Ende des vorigen Jahrhunderts sich ergab, welchem auch Göthe's Romane ihrer Tendenz nach angehören, so wird man nicht in Abrede stellen können, daß die Interessen des heutigen Romandichters bei weitem voller und reicher sind als diejenigen waren, welche in den Gesichtspunkt des Dichters in jener Zeit fielen, wo der schüchterne Sinn des Deutschen sich mehr hinter den Familienherd verkroch und zwischen den vier Pfählen sich herzlich gern einpferchen ließ. Eine streng durchgeführte Parallele zwischen Göthe's „Wilhelm Meister" etwa und Tieck's „Aufruhr in den Cevennen" würde erweisen, ob im Familienroman oder im historischen höhere und reichere Interessen zum Thema erhoben werden können, indem sich uns dort die Erziehungsgeschichte eines bürgerlichen jungen Menschen entfaltet, der, durch Schauspielerleben, romantische Liebe, Lecture, Logengeheimnisse und gesellige Erfahrungen gebildet, einem bürgerlichen Ziele entgegenreift, während in dem nachgenannten Werke sich die Entwickelungsgeschichte eines sich selbst reformirenden Volks vor unsern Augen erschließt, das die Fesseln, die seine Kindheit äußerlich und innerlich banden, plötzlich abstreift und, vom Uebermuthe der Jünglingslust und einem wunderbaren Gefterruf getrieben, gegen den Doppelriesen des politischen und kirchlichen Absolutismus einen vielgestaltigen Kampf beginnt. Was dort der Laune des Individuums verfällt, wird hier eine Frage über Sein oder Nichtsein einer Nation; das religiöse Element, dem sich dort auf bürgerlichem Gesellschaftsboden die Willkür des Einzelnen entzieht, während es nur als Sache der Eigenthümlichkeit einer frommen Tante abgehandelt wird, ist hier im Völkerleben der gewaltig treibende Impuls, der wie eine Posaune zum neuen Dasein ruft und wie am Pfingsttage in hundert Zungen redet.

Haben wir so der allgemeinen Construction und Idee nach dem Tieck'schen Werke vor dem Göthe'schen Romane den Vorzug zuerkannt, so muß die Wagschale zur prüfenden Entscheidung jedoch von Neuem erhoben werden, denn die Bedeutsamkeit des aus einem Gedichte abstrahirten Gedankens kann nicht ausschließlich zur Beurtheilung des concreten Ganzen und über die dialektische Durchführung der allgemeinen Idee den Maßstab leihen; sonst müßte ja der Scott'sche, der Cooper'sche Roman über Göthe's „Meister" und „Wahlverwandtschaften" rein deshalb stehen, weil er die vier Wände des Familienlebens zu einem Schauplatz völkergeschichtlicher Bewegungen ausdehnt. Die Unterschiedlichkeiten, die sich für die beiden Kategorien des Romans, wenn sie vor der Hand noch als schlechthin gesonderte so belassen werden dürfen, entschieden genug herausstellen, gehören weniger dem dichtenden Individuum als der Zeit an, deren Interessen der Dichter aufnimmt und vertritt. Wie aber, wenn eben dieser, wofern er nicht die unbewußte, sklavische Copirmaschine seines Zeitgeschmackes ist, in einem weit höhern Dienste stände? Wenn

er das Gemälde einer wirklichen Welt, es sei dem geselligen Schooße des bürgerlichen Lebens oder dem Tumulte des öffentlichen Daseins entnommen, nur als Plan und Ebene hinwirft, um tiefere — seine eigentlichen — Interessen darauf spielen zu lassen? Wie dann, wenn er mit seiner Kunst noch etwas Esoterisches bezweckte, und die Meinung, die Poesie sei nicht blos Copie einer bestimmten Wirklichkeit, sondern eine Offenbarung des Heiligthums der menschlichen Seele, keine Fabel, sondern die hellste Wahrheit wäre, der Alle huldigen, die wissen, was Kunst sein solle und wirklich sei? Und wie dann endlich, wenn in jenem bescheidenen, durch allzu lärmenden Prunk der äußern Materie nicht getrübten, weniger verworrenen Kreise des häuslichen Gesellschaftslebens die Offenbarung der Geheimnisse des inwendigen Daseins sich schneller, einfacher, wärmer und heimlichwohler vollbringen ließe als auf dem vielfältig zersplitterten Grund und Boden eines politisch, kriegerisch oder überhaupt staatisch bewegten Lebensgemäldes?

(Der Beschluß folgt.)

Der Sonntag. Gedicht in sechs Gesängen von Ludwig Bechstein, nebst sechs Kupfertafeln, erfunden und radirt von Ferdinand Berthold. Leipzig, Börner. 1832. Querfolio. 1 Thlr. 21 Gr.

Die poetische Auffassung und gelungene Darstellung der sechs Kupfer dieses Werkchens, welche von dem Künstlerberufe ihres Urhebers erfreulich zeugen, wie die gleiche Anzahl von Gesängen, womit der so bekannte als geschätzte Dichter L. Bechstein denselben Gegenstand im Gebiete der Dichtkunst entwickelt, vereinen sich hier als Ganzes zu doppeltem Genuß des Schönen.

Die Feier des Sonntags in religiöser Erhebung und heiterer Belebung des Gemüths ist der Gegenstand dieser Darstellungen, welchen das erste Kupfer in phantasiereicher Allegorie glücklich andeutet. Zwischen grünenden Zweigen sind hier sechs liebliche, mit Werkeltagsarbeiten beschäftigte Genien, die Tage der Woche, nach oben durch den Genius des Sonntags zu bedeutungsvollem Kranze verknüpft. Laubarabesken verbreiten sich in anmuthigen Verschlingungen von da nach Rechts und Links, um hier die symbolischen Figuren der Religion, dort die der heitern Freude nebst vielen andern sich klar und gefällig aussprechenden Beziehungen dem Ganzen zu verflechten. Die würdige Begehung des Sonntags entwickelt der Künstler durch die darauf folgenden fünf Kupfer, in den Personen eines ehrsamen Familienvaters mit seiner Gattin und drei blühenden Kindern. Diesen begegnen wir zwischen den mannichfachsten Gruppen anderer Bewohner der Stadt auf frommem Wege zum alterthümlichen Dome auf dem zweiten, und sehen sie auf dem dritten Blatte im Innern desselben einer Predigt mit Andacht zuhören.

Auf heiterm Spaziergange in der Nähe eines belebten Gesellschaftsplatzes und darauf in trautlicher Begrüßung einer benachbarten Familie, welche sie besuchen, finden wir sie auf dem vierten und fünften Blatte wieder, und in ihre friedliche Wohnung zurückgekehrt auf dem sechsten, wo sie den Sonntagsschmuck abgelegt und, umgeben von dem treuen Hausgesinde, mit frommem Abendsegen den schönen Tag beschließen.

In den mannichfaltigsten Figurengruppen, welche sich auf allen Blättern den Hauptpersonen in schönem Einklange beiordnen, spricht sich dabei das ganze Leben der Einwohnerschaft charakteristisch aus und nach allen Seiten bietet der Künstler wie der Dichter den reichsten Genuß. 164.

Literarische Notizen aus Rußland.

In Moskau ist unter dem Titel: „Statisticheskija zapiska etc." (Statistische Denkwürdigkeiten über Moskau), von A. Androssof (Moskau 1832), eine Beschreibung dieser alten Hauptstadt Rußlands erschienen, die viele interessante Zusammenstellungen und Angaben enthält. Wir heben daraus Einiges aus. Moskau nimmt eine Erdoberfläche von 64 Quadratwerst und 120 Faden ein. Der zwölfte Theil dieses Raumes sind Gärten, und es werden überhaupt 1639 Gartenplätze gezählt, 243 mehr als vor 1812. Einen sechsten Theil des Stadtumfangs nehmen außerdem umzäunte Felder ein, worauf Gemüse und Obst gebaut wird, auch befinden sich innerhalb der Stadtlinie 18 Wiesen. Ehemalige Wohnplätze, die nach dem Feuer von 1812 nicht wiederangebaut worden sind, zählt man 148. Häuser von Backsteinen gibt es in Moskau 3127, von Holz 6715, überhaupt 9842, wovon 237 jenseit der Stadtlinie. Einwohner zählte man im Anfange 1830 185,006 Männer, 120,625 Frauen, überhaupt 305,631 Köpfe. Nachdem hierauf der Verf. die Einwohner nach Stand und Gewerbe classificirt, zieht er nachstehende Folgerungen: 1) Die Hälfte der Bevölkerung Moskaus besteht aus pflichtigen, dem Adel unterthänigen Individuen, in welcher Zahl drei Viertel leibeigen sind. Fügt man hinzu die kopfsteuerpflichtigen Gewerbsleute, die Proletarier jeder Art und Soldaten, so besteht nur der sechste Theil der Bevölkerung aus Individuen der höhern Stände. 2) Die Staatsdiener im Civilfach jeder Abstufung, deren Zahl man als feststehend annehmen kann, verhalten sich zur Gesammtbevölkerung wie 1 zu 30, die Handelsleute wie 1 zu 5. 3) Die Zahl der Leute, die keine andere Subsistenzmittel haben als physische Kräfte und rohe Arbeit, beträgt mehr als die Hälfte der Bevölkerung, woher der Tagelohn der Arbeiter durch die Concurrenz sich sehr gering stellt. 4) Die Bedientenzahl ist zur Bevölkerung außerdem Verhältnisse des gewöhnlichen Bedarfs. Auf jeden Adeligen und Staatsdiener kommen im Durchschnitt zwei Bedienten. Nimmt man nun an, daß in der Zahl der bei Civilbehörden angestellten subalternen Amtspersonen zwei Drittel keine Bediente zu halten vermögen, so kommen auf jeden Adeligen 12 Dienstboten beiderlei Geschlechts. Man wird über diese Rechnung nicht erstaunen, wenn man bedenkt, daß es in Moskau viele adelige Haushaltungen mit mehr als 100 Dienern gibt. 5) Die Männerzahl verhält sich zu der der Frauen wie 100 zu 155. — Kirchen des griechischen Ritus gibt es 288, und von der Sekte der Altgläubigen, die keine Kirchen haben, leben in Moskau 9896 Köpfe; evangelische Kirchen zwei, katholische zwei, englisch-bischöfliche eine, armenische drei; zu den Kirchengemeinden dieser fremden Confessionen gehören im Ganzen 2409 Köpfe, von denen die Mehrzahl Katholiken. Die Universität zählt 711 Studenten, worunter 248 Mediciner, 222 Juristen und Kameralisten, 37 Philologen und Philosophen. Das Buch enthält noch viele bemerkenswerthe Angaben, die der Raum auszuziehen verwehrt.

Von dem arbeitsamen historisirenden Literaten Basilius Berg, der schon manche vergessene Urkunde zu Tage gefördert und mehr als eine höchst nützliche historische Monographie ausgearbeitet hat, ist neuerdings ein ähnliches Werk erschienen: „Shisneopisanija etc." (Lebensbeschreibungen der frühesten russischen Admirale oder Versuch einer Geschichte der russischen Flotte, erster Theil. Petersburg 1831). Schon seit 20 Jahren sammelte der Verf. mit Umsicht und Fleiß die Notizen, die er jetzt geordnet dem Publicum übergibt. Unter den Lebensbeschreibungen steht voran das Seedienstleben des Admiral Peter Michailow; so nannte sich Peter I. in den Dienstlisten der Offiziere seiner Flotte, in der er, wie bekannt, die verschiedenen Stufen durchging. Dann folgt: Theodor Apraxin, Cornelius Cruys, Georg Lima, Balthasar Delazier, Graf Johann Bozis, Samuel Trözel, Wigbrand Schelting, Paddon, van Hoff u. A. m. 44.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Dienstag, — Nr. 8. — 8. Januar 1833.

Zur Charakteristik der neuern englischen Romanpoesie, mit besonderer Beziehung auf Cooper's „Bravo" und Bulwer's „Eugen Aram".

Erster Artikel.

(Beschluß aus Nr. 7.)

Wir enthalten uns der Beantwortung der hier gehäuften Fragen und geben unser Glaubensbekenntniß durch eine Behauptung, die nur dem ersten Anscheine nach räthselhaft und paradox klingen mag, indem wir sagen, daß Göthe in einer einzelnen, einfachen Gestalt seiner Romane, sogar in einer flatternden, flüchtigen, vom Champagnerschaum des Lebens geschöpften Philine, eine tiefere Kunde gibt von der innern Wesenheit des Menschen als Cooper durch das brillanteste Gemälde des venetianischen Staates, in welchem sich das Menschendasein auf einer bestimmten Stufe für Jahrhunderte hindurch entfaltete, Blüten trieb und Früchte zog, wo scheinbar so glänzende Zwecke erstrebt, so gewaltige Triebfedern in Gang gesetzt und so bedeutende Kräfte verschwendet wurden. In diesem Staatskolosse habe ihr die groteske Masse einer Pyramide — und in jener durchsichtigen, schwebend leichten Gestalt ein griechisches Marmorbild, weit zerbrechlicher, viel weniger getragen von der Bürgschaft historischer Dauer und körperlicher Wirklichkeit, aber die lichtere Enthüllung eines Göttlichen im Staube, ein Symbol der im Schaum der Luft sich badenden Menschenseele, ein Bild jener Göttin, die in ewig lächelnder Seligkeit dem wüsten Lebenselement des stürmenden Meeres sich wunderbar entwindet.

Nicht ohne Absicht lege ich eben eine so einfache, blos sinnlich schöne Gestalt, die sogar von Seiten der beschränkten Moral bezüchtigt werden dürfte, einem umfassenden, Raum und Zeit so riesenhaft umspannenden Gesammtbilde voll historischer Bedeutsamkeit gegenüber in die Wagschale, und gleichwol ergibt sich ein Unterschied wie Geist und Körpermasse, wie Freiheit des Lichts und vegetatives Leben der Materie. In Betreff der moralischen Anfechtung erlaube ich mir noch folgende Bemerkung, die eine vielgerühmte Seite des neuern englischen Romans berührt. Man hat Walter Scott's sittliche Reinheit so hoch gepriesen: ich möchte sagen, er wäre ohne diese nicht zu genießen noch überhaupt erträglich, weil sein allerdings gesunder Sinn nur die baare Natürlichkeit des menschlichen Daseins umfaßt, und ein Thema, wie es die „Wahlverwandtschaften", „William Lovell", das „Dichterleben" behandeln, würde in Walter Scott's Manier unsäglich herabgewürdigt oder gar nicht denkbar erscheinen, da sein blos physischer Fernblick die geheimen Irrgänge des innern Seelenlebens nicht erreichte, geschweige durchspähte. Den natürlichen Menschen bewältigt überhaupt ein Wangenerröthen oder ein Schwindel der Angst, wenn er in jenen Gemälden so keck und jäh Scenen des Lebens sich eröffnen sieht, deren Dasein er nicht ahnete und deren Anblick sein blödes Auge nicht zu ertragen vermag, weil er die hinter allen Erscheinungen waltende geheime, geistige Macht und ihre versöhnende Harmonie nicht sieht, deren Arme auch über die Riffe und Felsenbänke des irdischen Lebens leise hinübergreifen zu einer stillen, heiligen Versöhnung. Daß um Green's Gestalt im „Dichterleben", der, trotz der Empörung seiner ursprünglich guten Natur immer wieder in die Netze des buhlerischen Leichtsinns verfällt, ein unverwüstlicher Reiz schwebt, den der Dichter wie eine Folie um ihn zieht, versteht der natürlich moralische Mensch nicht; er muß hier schon hassen, wo ein tieferes Gemüth noch liebt; er weiß nicht, daß das leise Etwas in der Seele des Verworfenen, was ihn noch positiv hält und adelt, herauszufühlen, eine Religion ist; obwol er unter andern Verhältnissen unbewußt ein Aehnliches in sich verspürt, wenn er mit klopfendem Herzen dem verurtheilten Verbrecher nach dem Richtplatze folgt und ihm eine Thräne heiliger Wehmuth weint, weil ihn hier, ohne daß er sich's gestehen mag, die Ahnung ergreift, in diesem Mitbruder sei noch ein Etwas, das ihn hält und trägt.

Um nun aber im Allgemeinen unsere volle Meinung über die ganze Gattung des neuern englischen Romans, der auch in Deutschland mit aller Breite historischer Aeußerlichkeit vielfache Nachahmungen hervorgerufen, mit kurzen Worten unumwunden zusammenzufassen und den Unterschied, der zwischen einem Scott'schen oder Cooper'schen Roman und dem Erzeugniß eines echt deutschen Dichtergenies klar genug obwaltet, herauszuheben, will ich vergleichungsweise sprechen und auf dem Gebiete einer nicht fernliegenden Wissenschaft an dieselbe zwiefache Richtung erinnern, die sich im Felde der Romanpoesie so entschieden herausgestellt hat. Es gibt sogenannte pragmatische Geschichtschreiber, die das Thatsächliche einer Vergangenheit

mit allen dabei waltenden äußern Interessen, unmittelbaren Ursachen, Beweggründen und Erfolgen in einem Gemälde getreu wiederzugeben bemüht sind, das bei mannichfachem Glanze der Darstellung schon immer ein erfreuliches Beispiel phantasiereicher und bedeutsamer Auffassung liefern mag. Es gibt aber auch andererseits Historiker, die in dem Faden der Geschichte der Menschheit die Emanation eines göttlichen Geistes sehen und hinter dem Putze menschlicher Herrlichkeit, wie sie sich gestaltenreich als Product endlicher Bestrebungen, äußerer Ziele und irdischer Befriedigung in Raum und Zeit vollbringt, die Entfaltung und Offenbarung des Urwesens nachweisen, das in den Erscheinungen der stufenweisen Entwickelung des Geschlechts, vom dunkelumhüllten Ausgang aus einem verlorenen Paradiese an, durch die gotterfüllte Wirklichkeit des menschgewordenen Sohnes hindurch bis zu dem ungeschauten, aber geahneten, wiederum paradiesischen Endziel alles Seins und Werdens hinfort, nun die Manifestation seiner eignen Wesenheit verwirklicht, um Das zur endlichen Erscheinung zu bringen, was vom Anfang an, als im seligen Schlafe sich selbst genießend, der Friede des Alls mit sich selber war. Haben wir diese Doppelrichtung der historischen Wissenschaftlichkeit als ein wesentlich Zwiefaches anerkannt, so werden die entsprechenden Gattungen, in die der Roman zu zerfallen droht, in die Augen springen. Entfaltet also jeder Cooper'sche Roman einen neuen Reichthum der physischen Welt, so ist jede Tieck'sche Novelle eine neue Offenbarung des Seelenlebens, davon abgesehen, daß sie die Bahnen durch die Fülle des äußern plastischen Lebens nicht minder durchschreiten kann und durchschritten hat. Von einem Dilemma zwischen historischem und Familienroman kann aber fortan nicht mehr die Rede sein, denn daß diese beiden Elemente ineinandergreifen müssen, darauf dringt der Geist unserer Zeit, die solche Zerbrechung des vollen ganzen Lebens verwirft; und daß sie in einem und demselben Kunstwerke sich innig durchdringen können, dafür geben außer dem „Aufruhr in den Cevennen" auch Henrich Steffens' geistvolle Gemälde die sicherste Gewähr.

Halten wir diese beiden Richtungen des Romans nach der Breite des Daseins und nach der Tiefe des innern Lebens — nicht dem Gedanken nach als nothwendige Spaltungen — sondern als Thatsachen der Erscheinung fest auseinander, so dürfen wir uns ohne Gefahr, das deutsche Bewußtsein über die ideelle Bedeutsamkeit der Kunst zu verlieren, dem Genusse der körperlichen Fülle, die uns der „Bravo" in der reizenden Beleuchtung einer romantischen Localität zusammenstellt, vollauf hingeben und mit jener mäßigen, die Gemächlichkeit des Schauens nicht verdrängenden Neugierde dem bunten Maskenknäuel zusehen, den uns Cooper hier vor Augen führt. Der Bandit Jacopo, ein Mensch, der das Opfer der doppelzüngigen Politik Venedigs wurde, ist die geheimnißreiche Hauptgestalt, für welche der Dichter bis zu Ende den Leser zu spannen versteht. Jacopo's Vater mußte, auf fälschlichen Verdacht der Umgehung der Zölle bezüchtigt, zum ewigen Gefängniß unter die Bleidächer wandern; und obwol später seine Unschuld nachgewiesen wurde, so erheischt dennoch die Inquisitionspolitik der Dreimänner, die Unfehlbarkeit ihres Spruches aufrechtzuhalten, und nur auf das Flehen des verzweifelnden Sohnes, der Mutter und Schwester vor Gram sterben sah, erlaubt man diesem von Zeit zu Zeit unter dem Siegel der Verschwiegenheit den Alten zu besuchen, den der Aufenthalt im Kerker bereits zum Gespenste, zum blödsinnigen Schatten seiner selbst, umwandelte. Jacopo's Kindesliebe aber erscheint dem Senat als ein Zügel, an dem man den Unglücklichen nach Gefallen leiten könne, man erzieht in ihm ein Werkzeug zu geheimen Plänen und verheißt ihm die baldige Befreiung des Vaters, wenn er sich entschließen wolle, für Jeden ein Stilett bereit zu haben, der zum Heile des Staats bei Seite geschafft werden müsse. Erheischt das Vaterland den blinden Gehorsam bei der Führung des entblößten Degens, so muß auch der geheime Dolch sanctionnirt erscheinen, wenn das Wohl des Ganzen die verborgene That und die Verschwiegenheit der dunkeln Nacht erfodert. So wird Jacopo Meuchelmörder und Bandit, und während die Menschen vor ihm als einem Verpesteten, der der Hölle verfallen ist, mit Entsetzen fliehen, wandelt er unter dem geheimen Schutze der Regierung frei umher, weil er nur in ihrem Dienste die blutige Waffe führt. Der Lohn seiner Thaten, die Befreiung seines Vaters, ward ihm jedoch nur vorgespiegelt, und während er nach und nach das Gewebe des Betrugs, in dem er gefangen ist, übersieht und beim Anblick der Reihe von Schandthaten, die er angeblich im Dienste des Staats, in Wahrheit aber im Interesse der leidenschaftlichen Grausamkeit einzelner geheimer Machthaber vollführt hat, mit banger Seele zurückschaudert, fühlt er zugleich, daß er für immer der schrecklichste Spielball in den Händen der Inquisition geworden ist, die ihn, sobald er sich ihrem Gehorsam entzöge, der Stimme des Volkes, das die Gerechtigkeit anruft, preisgeben würde.

Mit dieser Darstellung Jacopo's haben wir jedoch den ganzen Romanstoff gewissermaßen umgekehrt, indem der Dichter Das, was jenen zum Bravo machte, erst ganz zu Ende in dem Bekenntnisse, welches der als Verbrecher Verurtheilte seinem Beichtvater im Kerker ablegt, den Lesern mittheilt und so die Spannung bis auf die letzte Lösung des Geheimnisses zu erhalten weiß. Ein Dichter, dem die psychologische Enthüllung des innern Menschen ein Hauptthema ist, hätte den Kampf zwischen Kindesliebe und Verbrechen und das ganze Werden des Banditen nicht als bloße Entfädelung und endliche Aufklarung des Stoffes, sondern als den eigentlichen Mittelpunkt des Ganzen mit vollständiger Vergegenwärtigung aller Motive hingestellt. Dadurch, daß diese Motive nur kurz zum Aufschluß referirt werden, erlangt die Figur des Banditen und die Möglichkeit seines innern Zustandes nur eine historische, nicht ganz die psychologisch als nothwendig ergründete Glaubwürdigkeit. Aber die Gestalten sind in Cooper's Romanen selten Zweck, nur Mittel, Figuranten und Träger für das große historische Wandgemälde, dem er den Farbenreiz der nächsten und lebendigsten Wirklich-

keit zu geben sucht. Cooper stellt seine Figuren hin, wie sie sind: wie sie gehen, wie sie sich kleiden, wie sie schlafen, wie sie schmecken, wie sie riechen, husten und sich räuspern, das tritt in plastischer Vollendung schön zusammen; wo aber dem Sein einer bestimmten Persönlichkeit eine große inwendige, die Seele durchhöhlende und durchbohrende Metamorphose vorangegangen, und jenes durch diese bedingt ist, da fühlen wir die Schwäche dieser Dichtungsweise, die bei allem verführerischen Glanz der geschilderten äußern Wirklichkeit dem deutschen Bewußtsein gegenüber nicht ganz Stand hält. Gleichwol wird jeder Leser gern einräumen, daß die Wirkung, die Cooper mit seinem Banditen erreicht, eine große ist, indem er diese markirte Gestalt in vielfach verschlungenen Verhältnissen bald als Carlo, bald als Roderigo, bald in seiner eigentlichen Larve als das verfluchte und vom Mantel der geheimen Staatsgewalt noch immer beschirmte Werkzeug der furchtbaren Drei in allen Händeln der Privatleute und dem versteckteften Treiben der Dunkel liebenden, scheuen Wasserstadt fast als einen Allgegenwärtigen und Allwissenden erscheinen und handeln läßt. Trotz dem furchtbaren Haß, den er, weil er sich betrogen sieht, auf die heimtückische Regierung, die ihn zum Verbrecher machte, werfen muß, leitet er fortan die Schlangenpfade der venetianischen Politik noch immer und ist das wichtigste Rad im Getriebe der geheimen Verbrechen, die die Regierung begeht, bis den Senatoren seine Zeit gekommen zu sein scheint und die Stimme des Volkes, das nach Rache schreit, ein Opfer verlangt. Außerdem beginnt das bisher willenlose Werkzeug der Inquisition selbständig zu handeln, indem es einem neapolitanischen Herzoge mit seiner Hülfe gelingt, dem Staate eine reiche Erbin zu entziehen, und so wird der Bravo den wüthenden Fischern, die über den gewaltsamen Tod des unschuldigen Antonio den Dogen zur Rechenschaft ziehen, als der Thäter angedeutet. Antonio, das gelungene Bild eines treuherzigen, seiner selbst unbewußten Republikaners, war ein alter, ehrlicher, harmloser und freisinniger Mann aus den Lagunen, der keinen andern Gram kannte, als seinen Enkel, den der Staat eines jugendlichen Vergehens wegen auf die Galeeren schickte, dort, wo er erst zum Verbrecher reifen muß, in den Klauen des Verderbens zu wissen. Er tritt in der bescheidenen Keckheit, die ihm eigen ist, vor den Dogen und bittet als Lohn für seinen Kriegsdienst und seine Wunden um die Loslassung des Knaben; er wird der Sieger in der Regatta, verschmäht den goldenen Preis und dringt auf die Freisprechung des Enkels; er fischt den Ring auf, den der Doge bei seiner feierlichen Vermählung mit dem Meere in die Tiefe senkte und fleht statt aller Belohnung nochmals vergeblich um die einzige Stütze seines Alters. Ueberall schnöde zurückgewiesen trotz seiner vielfachen Bemühungen, dem Staate einen Dienst zu leisten, murrt er endlich, und seine Stimme findet ein weites Echo unter den Lagunenfischern. Somit scheint der einfache Biedermann dem Senate gefährlich; eine geheime Hand stößt ihn rückwärts von seinem Nachen in den Abgrund, und der Bravo, der den Ehrenmann schätzte und liebte, sucht vergebens ihn zu erretten. Die Fischer raunen sich den plötzlichen Tod Antonio's als ein Bubenstück des Staats in die Ohren und ziehen mit drohender Geberde in den Hofraum des Dogenpalastes. Der Inquisitor, der an der Seite des Dogen vor ihnen erscheint, lenkt mit der Miene des Zweifels den Argwohn der gekränkten Menschen auf den Bravo. Ein prachtvolles Leichenbegängniß, das der Senat dem Entseelten halten läßt, versöhnt die Empörer; selbst der nun freigelassene Enkel folgt der Bahre zum Todtenamte, während der Freund des Geopferten, öffentlich als dessen Mörder angeklagt, dem Schaffote überliefert wird, nachdem seines Beichtvaters und seiner Geliebten Bemühungen, dem Dogen die Ränke der inquisitorischen Dreimacht aufzuhellen und den Unglücklichen zu retten, vergeblich geblieben.

So außerordentlich die Wirkung ist, die Cooper zu erreichen vermag, so würde er doch bei größerer Concentrirung des Stoffs weit mehr zu leisten im Stande sein. In manchen Scenen läßt sich die künstlerische Gruppirung nicht verkennen, wogegen sich wieder gedehnte Zwischenpartien finden, die, ohne die Katastrophe zu fördern, gleichwol des geistigen Fluidums entbehren, das ihnen einen selbständigen Werth zu geben vermöchte, und wodurch Scenen aus der niedern Sphäre der Hefe des Volkes lediglich die Weihe der Kunst erhalten. Um nur auf Einiges zu deuten, so sind das dritte und das zehnte Capitel im zweiten Buche, mehre einzelne Stellen zu geschweigen, wahre Musterstücke von Zerdehnung, die nur den Zweck verrathen, dem allzu eifrig nach Entscheidung jagenden Stoffleser eine gähnende, ihm vielleicht wohlthuende Erholung aufzunöthigen zur Abkühlung eines Eifers, der sodann an Dauer gewinnt, was ihm an intensiver Stärke abgeht. Es ist dies die weise Politik, in welcher weiland unser Spieß Meister war, wenn er mit einer lächelnden Verschwiegenheit in Blick und Miene und mit bedeutungsvoll erhobenem Finger die Geheimnisse der alten Aegyptier behutsam lüftet, oder den irrenden Ritter, der den zwölf schlafenden Jungfrauen anscheinend rastlos entgegeneilt, aber sich jeden Augenblick von der Landstraße in Nebenwege verliert, immer wieder mit dem geheimnißreichen Silberglöckchen langsam näher und näher nach seinem Ziele hinlockt.

F. G. Kühne.

Die frei- und heimlichen Gerichte Westfalens. Beitrag zu deren Geschichte nach Urkunden aus dem Archiv der freien Stadt Frankfurt. Von F. Ph. Usener. Mit 89 Urkunden, 2 Tabellen und 36 Siegelabbildungen. Frankfurt a. M., Sauerländer. 1832. Gr. 8. 2 Thlr.

Auch nach den schätzbaren und ergiebigen Forschungen, welche über diesen Gegenstand namentlich in neuerer Zeit von Kopp und von Wigand angestellt worden sind, ist derselbe doch noch nicht in dem Maße erledigt worden, daß fernere Untersuchungen, zumal wenn sich urkundliches Material darbietet, nicht noch Berichtigungen oder Bereicherungen der bisher gewonnenen Ausbeute geben sollten, und so ist auch das vorliegende Buch ein sehr willkommener Beitrag zu einer genauern

Kenntniß des fraglichen Gegenstandes. Veranlaßt wurde dasselbe hauptsächlich dadurch, daß das überhaupt sehr reichhaltige frankfurter Stadtarchiv über zweihundert, zum Theil weitläufige und nach den Processgegenständen und chronologisch geordnete Actenfascikel der frei- und heimlichen Gerichte Westfalens enthält; allein der Verf. beschränkte sich nicht darauf, daraus die wichtigsten Urkunden mitzutheilen, welche, als wirklich bei jenen Gerichten verhandelte Actenstücke, die Wirksamkeit derselben veranschaulichen und vom J. 1410 bis zum J. 1524 herabgehen, sondern er hat denselben auch noch das Resultat eigner Untersuchungen, welche sich theils auf diese theils auf andere im Auszuge mitgetheilte Urkunden stützen, vorangeschickt. Diese Erörterungen beziehen sich namentlich auf die Competenz der Gerichte, worüber, wie dargethan wird, die verschiedenen Freistühle verschiedenen Grundsätzen folgten, und auf das gerichtliche Verfahren. Daß dasselbe nur ein accusatorisches, nie ein inquisitorisches war, wird zunächst aus einigen der mitgetheilten Urkunden gefolgert, sodann wird von den Vorladungen und von den Vergleichsversuchen gehandelt. Die schwierige Untersuchung über das Beweisverfahren bei den Femgerichten konnte allerdings auch ungeachtet des vorhandenen Reichthums an Urkunden nicht aufs Reine gebracht werden, weil die vom Gericht ausgestellten Urkunden fast immer nur die Entscheidung enthielten und nur selten auch den Beweis mittheilten; allein der Verf. hat doch aus seinen Quellen manche sehr wahrscheinliche Folgerung in Beziehung auf diesen Gegenstand gezogen. Von der Form des Urtheils wird durch die Mittheilung und Erläuterung zweier Urkunden eine anschauliche Vorstellung gegeben, und die Ansicht, daß die peinlichen Urtheile in allen Fällen den Verurtheilten unbekannt geblieben seien, wird mit urkundlichen Beweisen als irrig dargethan, und zugleich wird erwiesen, daß jede wegen eines ablöslichen Verbrechens erkannte Todesstrafe oder Acht dem Verurtheilten bekannt wurde; zugestanden wird nur, daß dies im Fall eines unablöslichen Vergehens nicht üblich gewesen sein mag. Endlich finden auch noch die gegen die Erkenntnisse der Freistühle vorhandenen Rechtsmittel genauere Erwägung. Eine sehr dankenswerthe Zugabe ist ein Namensregister der Freistühle mit Bemerkung der Stuhlherren, der Freigrafen und der Jahre, in welchen sie erscheinen, und die Abbildung der Amtssiegel von sechsunddreißig Freigrafen. 16.

Notizen.

Das Tabackrauchen im Oriente.

Ich habe in Indien einen Hookah gekostet, in Persien einen Nargilly, in Aegypten einen Sheesha, in der Türkei einen Chibouque, in Deutschland einen Meerschaum, in Holland eine Pip, in Spanien einen Cigarro und muß erklären, die Orientalen führten die Kunst zu rauchen zur höchsten Vervollkommnung. Bedachte ich die argwöhnische Verachtung, womit die Ottomanen jede Neuerung ansehen, so habe ich manchmal wol die Vermuthung festgehalten, die Nationen des Orients könnten mit dem Taback bekannt gewesen sein, ehe ihn Sir Walter Raleigh nach dem Abendlande gebracht hat. Aber eine Stelle in dem berühmten alten Reisenden Sandys überzeugt vom Gegentheile, indem er über den schlechten Taback in der Levante klagt, die nur mit dem Auswurf der europäischen Märkte versorgt werde. Und jetzt wächst der ausgesuchteste Taback von der Welt an den Küsten Syriens!

Was mochten eigentlich die Morgenländer, ehe das Rauchen bei ihnen Sitte ward, thun? — Vom reich bekleideten Pascha mit seiner Bernsteinspitze und juwelenverzierten Chibouque, die länger als eines Uhlanen Pike, bis zu dem in blaue Lumpen gehüllten Araber, der durch einen kurzen Stumpf von ausgehöhltem Dattelholz schmaucht, von Stambul bis Großkairo ist gegenwärtig nur eine Quelle physischen Wohlbehagens. Stattet man irgendwo im Oriente einen Besuch ab, so wird ebenso regelmäßig durch den Sklaven eine Pfeife wie in England durch den Bedienten ein Stuhl gebracht. Der Aufzug der Pfeife ist in großen Häusern merkwürdig genug. Prächtig gekleidete Sklaven gehen mit den brennenden Chibouques im Munde, die sie hin- und wieder bewegen, in Ordnung voraus, worauf andere mit Schalen voll vielfarbiger Sorbete folgen, in deren Mitte ein vornehmerer Diener den starken, heißen Kaffee in kleinen, von durchbrochenen Silber gearbeiteten Gestellen stehenden Porzellantassen und zwar auf einem ungeheuern Präsentirteller bringt, über den eine weißdamastene, von Goldstickerei steife und glänzende Serviette gebreitet ist.

Bei öffentlichen Audienzen ist all Dieses eine Sache der Form. Die Ehre der Pfeife beweist die uns zu Theil werdende Hochschätzung. Man berührt sie mit den Lippen, gibt sie zurück, nippt aus einer halbgefüllten Schale Kaffee, steht auf und entfernt sich. Nächsten Tages aber fällt ein Schwarm von Hausbedienten über den Fremden her und verlangt seine Trinkgelder von ihm. Bei Privatbesuchen wird auf den Luxus der Pfeife mehr gesehen. Ein Wirth ist auf die Zahl und Schönheit seiner Chibouquen, die Länge und Reinheit seiner wie eine syrische Zitrone fleckenlosen Bernsteinspitzen, auf den seltenen Wohlgeruch seiner Tabacke, auf die häufige Anerbietung seines Kaffees und auf die Zierlichkeit, womit das Rosenwasser in das Fruchtsorbet gemischt wird, stolz. Im Sommer vertauscht man die Kirschbaumholzchibouque vom Balkan mit dem leichtern Jasminrohre von Damask oder Aleppo, das mit rehfarbener Seide überzogen und mit silbernen Franzen besetzt ist.

Die von Strabo um ihrer Weine willen gepriesenen Hügel von Laodicäa bringen jetzt unter dem Namen des Latakia die erlesensten Tabacke der Welt hervor. Unglücklicherweise verträgt dies köstliche Product aber nicht den Transport und verliert schon auf den Märkten Alexandriens seinen Wohlgeruch. Gibel, das Product einer benachbarten Hügelreihe, gleicht ihm, wiewol es von stärkerm Wohlgeruche ist und wol, ohne verloren zu haben, England erreichen mag. Der Gibel ist der Lieblingstaback Mohammed Ali's, Paschas von Aegypten, der sich vortrefflich auf das Rauchen versteht. Sein von einem glänzenden in Gold und Scharlach gekleideten nubischen Verschnittenen getragener reich verzierter silberner Sheesha war ein Bild für Stephanoff. Der Chibouquèjee des Vicekönigs brauchte immer fünf Minuten, um die vicekönigliche Pfeife zu stopfen, denn der erfahrene Eingeweihte weiß sehr wol, wie sehr der Genuß des Rauchens durch die Art, den Kopf zu stopfen, erhöht werden kann. Ich meinerseits gebe trotz der hohen Autorität des Paschas dem Beirut, einem Taback vom alten Berytus, den Vorzug. Er funkelt beim Brennen und läßt eine hellblaue Flamme sehen. Alle diese Blätter haben eine sehr dunkle Farbe. In der Türkei hat man aber einen schönen hellgelben Taback, der von Salonichi im alten Thracien kommt. Diese verschiedenen Sorten sind die ausgesuchtesten, die es gibt, und der beste Kanaster schmeckt dagegen schaal wie Stroh. Der Sheesha kommt dem Hookah ziemlich gleich. Aus beiden zieht man eine Composition durch Rosenwasser anstatt des echten Krautes ein. Beim Nargilly bedient man sich der Schlange mit gläsernem Rohre.

Jeder wissenschaftliche Kenner des Tabacks räumt gewiß nach langgeprüfter Erfahrung der türkischen Chibouque den Vorzug ein. Man muß aber deren viele besitzen, keine gebrauchte vor Ablauf zweier Tage wieder rauchen, den Kopf nach jeder Pfeife wechseln, die Chibouque tagtäglich reinigen und ganz mit Orangenblütenwasser abwaschen lassen. Dies Alles verlangt große Aufmerksamkeit, und die mühsame, kostspielige Bedienung in Europa würde nur einem Manne von großem Vermögen zu lassen, zu seiner Befriedigung auf orientalische Weise zu rauchen. („New monthly magazine", September 1832.)

In der dritten Nummer des in englischer Sprache in London von einem Polenverein edirten Journals „Polonia" steht ein Artikel über die Behandlung der Polen von der preußischen Regierung und von preußischen Offizieren. 153.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Mittwoch, — Nr. 9. — 9. Januar 1833.

Die Unterwelt.

Ein Unbekannter trat bereits im Jahre 1828 mit einer kleinen Schrift hervor, in welcher er die Bewohnbarkeit und Bewohntheit des Innern unserer Erde zu erweisen suchte, und seit dieser Zeit gab er zu jener Schrift noch zwei Nachträge, sodaß über diesen Gegenstand folgende drei Broschüren vorhanden sind:

1. Die Unterwelt, oder Gründe für ein bewohnbares und bewohntes Inneres unserer Erde. Leipzig, Wienbrack, 1828. Gr. 8. 21 Gr.
2. Pluto, oder Vertheidigung des Buches: „Die Unterwelt ꝛc." Leipzig, Wienbrack. 1829. Gr. 8. 8 Gr.
3. Die Unterwelt ꝛc. Zweiter Theil. Auch unter dem Titel: Ansichten der Völker über die Bewohner des Innern unserer Erde. Leipzig, Wienbrack. 1832. Gr. 8. 22 Gr.

welche wenigstens die Theilnahme der Lesewelt an diesem Gegenstande beurkunden.

Auch kann wol von vorn herein kein solcher Gegengrund wissenschaftlich geltend gemacht werden, daß man berechtigt wäre, ohne Weiteres die Sache als Unsinn und Unmöglichkeit zu verwerfen. Kaum möchten wir die Erdrinde irgendwo bis zur Tiefe einer deutschen Meile durchdrungen und erforscht haben, und auch selbst dieses als erforscht angenommen, würde immer noch eine unerforschte Höhlung von 1718 Meilen Durchmesser bleiben. Aber wie weit sind wir davon entfernt sagen zu können, daß wir die Erdrinde auch nur eine Stunde tief wirklich kennen. Das Eindringen einzelner Schachte in bedeutende Tiefen kann nicht als eine solche Erkenntniß gelten. Hohl dachte man sich die Erde schon ziemlich früh, und ihr Inneres bald mit Feuer, bald mit Wasser, bald mit guten, bald mit bösen Geistern erfüllt; auch wissenschaftlich hat Steinhäuser in neuerer Zeit die Erscheinungen der Magnetnadel dadurch zu erklären gesucht, daß er einen im Innern der Erde sich bewegenden Planeten annimmt, welcher durch seine zwei Pole die Veränderungen der magnetischen Linien auf der Erde begründet. Daß Licht in dieser Hohlkugel sein könne, ist nicht unmöglich, vielmehr wahrscheinlich, da überall, wo das Licht der Sonne nicht hindringt, die Natur durch andere Anstalten für Beleuchtung gesorgt hat, wie durch Nordlicht und Südlicht, durch Phosphorescenz in leuchtenden Pflanzen und Thieren u. s. w., ja man könnte wol glauben, daß in jenem Punkte, nach welchem hin Alles gravitirt, der also selbst keine Schwere mehr haben kann, sich der natürliche Gegensatz der Schwere, das Licht, selbständig entwickeln müsse. Daß endlich organisches Leben auch im Innern der Erde sein und bestehen könne, kann nicht geleugnet werden, denn überall, wo nur irgend Bedingungen für eine Form des organischen Lebens auf der Erde vorhanden sind, fehlt auch dieses selbst nicht; lebende Individuen bewohnen selbst das Innere anderer Pflanzen und Thiere, und keine Region der Erde, weder Höhe noch Tiefe, weder Wüste noch Meer ermangelt ihrer Bewohner. So ist es denn wol an sich nicht unwahrscheinlich, daß das Innere der Erde hohl, erleuchtet, bewohnbar und bewohnt sein könne.

Der Verf. obiger drei Schriften hat sich nicht genannt; aus den Schriften selbst geht hervor, daß es ihm an allgemeiner Bildung nicht gebreche, daß er aber gewiß weder Mathematiker, noch Astronom, noch Physiker, noch Chemiker, noch Naturhistoriker, noch Philolog, noch Geschichts- und Sagenforscher sei; das gänzliche Stillschweigen über alle in der Bibel erzählten Naturereignisse, von denen mehre sehr wohl hieher gehörten, einige Spuren von Kenntniß der hebräischen Sprache, das Citiren der „Kirchenzeitung" und der an vielen Stellen in breiter Flut hervorbrechende Kanzelton lassen auf einen protestantischen Geistlichen schließen, dessen Wohnplatz kein Hauptsitz deutscher Literatur sein kann. Dabei sind wenigstens, bei völliger Unkenntniß der Person des Verf., alle unsere Vermuthungen stehen geblieben.

Die Schrift Nr. 1 ist offenbar die beste und am meisten lesenswerthe, obgleich sie nur allzu sehr an den Ballenstädt'schen Kram erinnert. Nr. 2 enthält mehre Recensionen des Buches, zum Theil geistreich und gut geschrieben; in der Beantwortung derselben hat sich aber unser Verf. beigehen lassen, auch witzig und humoristisch sein zu wollen, ist aber damit so verunglückt, daß ein höchst widerliches, fades Gespaße ohne alles Salz daraus geworden ist. Nr. 3 ist für die Sache sehr entbehrlich und wahrscheinlich nur durch den guten Absatz der ersten beiden Nummern veranlaßt worden, und enthält bekannte Kobold-, Elfen-, Feen- und Gnomengeschichten, selbst Rübezahl fehlt nicht, dann einen Auszug aus Dante's

„Inferno" und „Purgatorio", Nachrichten über den Hades der Griechen und den Tartarus der Römer, Geschichtchen vom christlichen Teufel, der immer betrogen wird, einen Auszug aus dem satirischen Roman „Niels Klim" des Dänen Holberg u. dgl. m. Uebrigens kann man dem Verf. Belesenheit und uneigennützigen Eifer für seine Sache nicht absprechen, obgleich er in der Auswahl der Quellen nichts weniger als bedenklich ist.

Er stellt sich die Erde als eine Hohlkugel vor, welche aus einer 5½- bis 8₅ Meile dicken, höhlenreichen Schale besteht, und theils durch diese Höhlen, theils durch Oeffnungen an den Polen mit der von uns bewohnten Oberwelt in Verbindung steht. Daß die inwendig hohle Erdkugel an den Polen Oeffnungen habe, ist auch anderweitig schon geglaubt worden. Ein nordamerikanischer Schiffscapitain, Jno Cleves Symnes, erklärte in der Zeitung von Louisville im Staate Missuri: die Erde enthalte in ihrem Innern concentrische Sphären, sei an den Polen 12—16 Grade offen, und er wolle, wenn man ihn durch Geld und zehn brave Gefährten unterstütze, von Sibirien aus an den Pol vordringen und dort die genannte Höhlung untersuchen. Schon über den 82. Grad hinaus hoffe er ein warmes reiches Land mit üppigem Pflanzenwuchse und fettem Vieh zu finden und im folgenden Frühling schon wieder zurückzusein.

Unser Verf. hofft nun mehr von einer genauen Untersuchung der Höhlen, welche man doch bisher nur sehr oberflächlich untersucht habe. Er unterscheidet bei ihnen die uns bis jetzt nur allein bekannten Vorderhöhlen, in welchen es an allem Lichte mangele und welche nur zum Theil miteinander zusammenhängen. Werde man in einigen dieser zusammenhängenden Höhlen weiter vor- und abwärts dringen, so gelange man in die Mittelhöhlen, in welchen nicht alles Licht fehlen, sondern eine schwache Dämmerung sich zeigen soll; von diesen ist uns bis jetzt noch nie etwas bekannt geworden, weil wir die Vorderhöhlen nicht sorgfältig genug untersucht und tief genug befahren haben. Aus diesen Mittelhöhlen gelange man endlich in die lichtern Innenhöhlen, welche nämlich zunächst in die große Hohlkugel der Erde münden und dort ebenso zu Tage ausgehen wie bei uns die Vorderhöhlen.

Die große Hohlkugel der Erde sei nun auf ähnliche Weise, wie ihre von uns bewohnte convexe Fläche mit Berg und Thal, mit Wasser und Erde versehen; ein fortwährender Tag, unsern Mondnächten gleich, erleuchte sie, indem theils durch Innensterne, theils durch leuchtende Photosphären sich Licht genug dazu erzeuge. Häufige Gewitter sollen sich dort finden und bisweilen Erdbeben auf unserer Obererde hervorbringen, zum Theil sich in tiefe trichterförmige Thäler herabsenken, welche sich in unsere Vulkane öffnen.

So sei denn auch nicht zu zweifeln, daß diese Innenerde organisch belebt sei, um so mehr, als wir ja schon jetzt Pflanzen und Thiere genug kennen, welche nur in der Dunkelheit gedeihen und zu leben vermögen, wie die leuchtenden Rhizomorphen, Byssusarten und ähnliche Gewächse der Bergwerke, welche selbst wieder einigen Dermestesarten zur Nahrung und zum Wohnplatze dienen; die Maulwürfe, der Chlamyphorus, die Höhlenraubthiere und viele andere, wohin man allerdings auch die sämmtlichen Entozoen rechnen könnte. Manche Thiere scheinen ohnedies der Unterwelt mehr anzugehören als der Erdoberfläche, so der kleine Fisch, welchen manche amerikanische Vulkane in großer Zahl auswerfen (Pimelodes cyclopum); der räthselhafte Proteus anguinus, welchen der wieder anwachsende Cirknitzersee jährlich aus der Tiefe der Erde mitbringt; der Höhlenvogel Guacharo beim Kloster Caripo in Colombia u. dgl. Auch sind vielleicht nicht alle von uns ausgestorben geglaubte Thiere der Vorwelt wirklich nur als Versteinerung noch vorhanden; sie leben vielleicht noch in den tiefern Höhlen der Erde oder gehören der Unterwelt selbst an, wie denn die Bewohner von Sibirien ganz fest glauben, das Mammuth lebe noch heute wie ein großer Maulwurf im Innern ihres Erdbodens. Auch erinnert der Verf. an die vielen Drachen, Lindwürmer, Schlangen u. dgl., mit welchen die Sagen aller Völker angefüllt sind. Meistens werden sie als Höhlenbewohner geschildert und als plötzlich erscheinende, früher nicht gesehene Ungeheuer, welche eine Zeit lang die Gegend verheeren und endlich einem muthigen Bekämpfer zur Beute werden. Daß sie aus der Erde gekommen sind, ist deshalb wahrscheinlich, weil, wenn sie an der Stelle, wo sie sich zeigen, aufgewachsen wären, man sie wol früher getödtet haben würde, ehe sie bis zu einer schwerbezwingbaren Größe herangewachsen wären.

Hier sei es uns erlaubt, unsern Bericht unterbrechend, eine Nachricht einzuschalten, deren Bestätigung und genauere Bestimmung für die Naturkunde von hoher Wichtigkeit wäre. In der Stadt Eßlingen am Neckar, unweit Stuttgart, soll in einem tiefen Felsenkeller zwei Mal der Fall sich ereignet haben, daß Lehrlinge, welche darin etwas zu thun hatten, nicht wieder heraufgekommen sind und auch keine Spur von ihnen zu entdecken gewesen ist. Zufällig habe man einige Zeit darauf ein krokodilartiges großes Thier in diesem Keller aus einem Felsenloche hervorkommen sehen, dasselbe getödtet und als Merkwürdigkeit in der genannten Stadt aufbewahrt. Die Sache ist erst in neuerer Zeit, angeblich vor 10 oder 20 Jahren geschehen, muß sich also sehr leicht untersuchen lassen. Ref. wagt die Bitte darum um so mehr, als Eßlingen schon in früherer Zeit durch seine merkwürdigen Keller berühmt war und gerade auf demjenigen Theile von Würtemberg liegt, der sehr reiche Ausbeute an wichtigen Petrefacten, insbesondere aus der Amphibienwelt, geliefert hat.

Aber auch mit Menschen bevölkert unser Verf. seine Unterwelt, stellt sich dieselben aber etwas zwerghaft und gnomenartig vor. Ja, er glaubt selbst, daß Individuen aus jener Unterwelt bereits schon manchmal zu uns gelangt sind. Nicht mit Unrecht erinnert er an die bisweilen vorgekommenen sogenannten verwilderten Menschen und hält es gar nicht für so ausgemacht, als man gewöhnlich zu glauben pflegt, daß sie von Thieren gepflegt und erzogen worden seien. Komme nämlich ein Kind

nach dem fünften oder sechsten Jahre in die Wildniß, so werde es entweder sich wieder zu bewohnten Menschen zu finden wissen, oder doch wenigstens Erinnerung an seine frühern Verhältnisse und eine Spur von Sprache bewahren, was bei den bisher gefundenen nicht der Fall war; komme ein Kind aber vor dem fünften Jahre in die Wildniß, so werde es, wenn auch nicht von wilden Thieren gefressen, aber doch von Hunger, Kälte, Schmuz und Krankheit bald aufgerieben werden. Er behauptet daher, daß diese verwilderten Individuen Bewohner der Unterwelt waren und durch irgend einen Zufall zu uns heraufgelangt seien, wie auch, daß der Rattenfänger von Hameln die Kinder dieser Stadt in die Erde geführt habe. Endlich leitet er auch die Zigeuner, die Eskimos und die Pescherähs des Feuerlandes aus der Unterwelt her.

Aus alledem glaubt er die Ueberzeugung schöpfen zu dürfen, daß es auch uns möglich sei, in das Innere der Erde und zu unsern dortigen Mitbrüdern zu gelangen. Es gäbe dazu zwei Wege, einen durch die Pole, zu welchem aber freilich diese selbst erst erreicht sein müßten, und einen zweiten durch die Höhlen; diesen letzten gibt er als den leichter zu erreichenden an und erbietet sich, diese Fahrt selbst mitzumachen, wenn man ihn mit Geld und Gefährten unterstützen wolle. Er will dazu fünf verschiedene Höhlen vorschlagen, die am meisten Vertrauen in dieser Hinsicht verdienen; sie sind hier noch nicht bezeichnet, und es wird von ihnen blos angegeben, daß sie nicht am Harze liegen sollen. Man soll bei dieser Höhlenfahrt sich besonders an die unterirdischen Flüsse halten, soll Strickleitern, Compaß, Senkblei, Leuchtkugeln, Raketen, Kanonen, Chinaextract, Hunde u. s. w. mitnehmen und in Begleitung von Zeichnern, Naturforschern, Aerzten, Bergleuten u. dgl. die gefährliche, aber hoffnungsreiche Reise antreten.

Wir scheiden von dem uns unbekannten Verf. mit der Achtung, welche Jeder verdient, der sich für eine große Sache (und dies ist die genannte doch wol ohne Zweifel) lebhaft und uneigennützig bemüht, möge er auch im Einzelnen geirrt haben. Wir wünschen eine genaue Untersuchung der Höhlen durch vereinte Kräfte von ganzem Herzen, denn wissenschaftliche Schätze sind daselbst genug zu heben; wir werden aber schwerlich dazu gelangen, sobald wir in den Höhlen nichts weiter thun als sie wie bisher mit Fackeldampf schwärzen und Steine in ihre Abgründe rollen. 146.

Wer ist Verfasser des von Katholiken hochgeschätzten und gewöhnlich Thomas a Kempis zugeschriebenen Erbauungsbuches: „De imitatione Christi"?

Seltener forscht man nach dem quis als nach dem quid einer Schrift. Ihr Titel muß Aufmerksamkeit erregen, ihr Inhalt ein lang gefühltes Bedürfniß stillen oder lange schwebende gelehrte Streitigkeiten schlichten, ihr innerer Werth unvergänglich sein, und seinem Zwecke ganz entsprechen: dann, hätte sich der Verf. aus Bescheidenheit nicht genannt, dann vermuthet man ihn, forscht nach ihm und freut sich, wenn man ihn zweifellos nennen kann, um ihm öffentlich zu danken. Die vielen ältern und neuern Ausgaben und Uebersetzungen des oben genannten Buches scheinen die Gediegenheit seines innern Gehalts zu verbürgen. Mehr aber als Scheingrund können sie nicht gelten, wenigstens in unsern Tagen nicht, wo im großen Büchermeere mancher Passagier leicht untergeht, verschwindet oder auf einem Riffe sitzen bleibt, ganz unerwartet unter neuem Namen zum Vorschein kommt und unter neuer Firma sein im Winkel geborgenes Kindlein als ein eben erst zum zweiten Mal geborenes in die Welt einführt. Die Täuschung ist hier leichter zu entdecken, als wenn Verfasser von Schriften auf einer höhern Stelle in der bürgerlichen oder kirchlichen Verfassung ihren Anvertrauten ihre schriftstellerische Productionskraft widmen in dem anmaßlichen Glauben, daß sie am besten für ihre Bildung und Vervollkommnung sorgen können. Man denke nur an Lehrbücher für Volksschulen. Wie selten entsprechen sie ihrem Zwecke! Und doch vergreift sich eine Auflage nach der andern, wenn ihr Verf. seine Untergebenen dafür einzunehmen und mit dem Debut derselben gehörig zu beauftragen versteht. Erst kürzlich gründete ein Rec. in einer vielgelesenen theologischen Zeitschrift die Güte eines kleinen Religionslehrbuches zum Theil auf seine so früh erschienene dritte Auflage, was er sicher nicht gethan hätte, wenn er gewußt, wie die kaum aus der Presse hervorgezogenen Exemplare in die Hände der armen Schulkinder gepreßt würden. Dies im Vorübergehen! Bei dem Büchlein „De imitatione Christi" ist es ein Anderes.

Den Werth dieses Büchleins hier zu beurtheilen liegt uns nicht ob, wohl aber zu berichten: wen man nach langem Forschen als seinen Verfasser gefunden habe. Vermuthung über Vermuthung, mit und ohne Gründe, Behauptungen ohne hinreichende Beweise haben ihn noch nicht erforscht und erwiesen. Wen die vorliegende: „Denkschrift über den wahren Verfasser des Buches von der Nachfolge Christi, von Herrn G. von Gregory. Revidirt und herausgegeben durch den Herrn Grafen Lanjuinais (Paris 1827). Ins Deutsche übersetzt und mit den nothwendigen Erläuterungen und Zusätzen versehen von Joh. Baptist Weigel" (Sulzbach, Seidel, 1832, gr. 8., 20 Gr.) als Verfasser nennt, können wir gegen die Ordnung der hier darüber geführten Untersuchung nicht sogleich angeben. Mehr als 200 Seiten nimmt die Untersuchung ein. Ueber den Vorzug, Homer ihren Landsmann zu nennen, stritten sieben Inseln und nach ihnen die Philologen noch heute. Schwerlich hat man heftiger und parteiischer darüber gekämpft als über den Verf. des genannten Buches. Theologische Facultäten, ganze Mönchsorden, große Gelehrte, ja selbst Staatsbehörden mischten sich in diesen Streit oder wurden als Schiedsrichter hineingezogen.

Die ganze Schrift spaltet sich in zwei Theile, deren erster (die Uebersetzung des Gregory'schen Werkes) den wahren Verfasser gefunden und mit allen Beweisen der Echtheit erwiesen zu haben sich anmaßt, und der andere Erläuterungen und Zusätze enthält, die von dem Herausgeber und H. Edmund Waltherer, nach Vorrede S. IX, herrühren, welche die wegen des bisher unbekannten Verf. geführten Streitigkeiten ausführlich erzählen und das vorangehende Schriftchen ergänzen. Wer ist denn nun der wahre Verfasser? Drei Männern gab das Buch einen berühmten Namen: dem Kanzler der Universität zu Paris, Johann Gerson (oder Johann Charlier und Janson), geboren zu Rheims 1363, gestorben zu Lyon 1429; Thomas de Kempis (Thomas Hämerken oder Malleolus), geboren 1386 zu Kempen, daher de Kempis genannt, einem Städtchen in Ober-Yssel, zuletzt Superior des Capitels zu Zwoll, wo er 1471 gestorben. Beiden kann das Buch aus äußern und innern Gründen nicht zuerkannt werden, sondern Johann Gersen, Abt zu St.-Stephan der Citadelle zu Vercelli gegen das Jahr 1240. Ursprünglich wollte dieser nicht ein Erbauungsbuch für Katholiken, sondern einen Leitfaden beim Vortrage der Moral für Benedictiner geben. Die Uebereinstimmung des Inhalts mit der Ordensregel der Benedictiner bestätigt es, und die lateinische Sprache, in welcher es geschrieben, verräth einen in Italien

lebenden Deutschen. Daß er dem Buche seinen Namen nicht vorsetzte, findet hinreichenden Grund theils in der Demuth des Ordens, theils in dem Inhalte des Buches selbst, der nicht Eigengedachtes, sondern aus andern Schriften Entlehntes mittheilt. Einige Handschriften des 15. Jahrhunderts nennen ihn, oder vielmehr: dankbare Schüler fügen ihren Heften seinen Namen bei. Er selbst schreibt I, 5: „Frage nicht, wer dieses gesagt habe, sondern darauf merke, was gesagt werde". Dieser Johannes Gersen, geboren zu Cabanaco, jetzt Cavaglia im vercelleser Gebiete, kommt ohne Familiennamen unter Johannes de Cabanaco nach damaliger Mönchssitte in den Handschriften vor, aber der Name seiner Familie ist noch in den Taufregistern des 16. Jahrhunderts zu finden. Beide Herausgeber dieser Denkschrift wollen ihn aber nicht für einen geborenen Italiener, sondern für einen Deutschen halten. Aus unverwerflichen Gründen zieht der Verf. den Schluß, daß Gersen seinen Mönchstractat zwischen 1220 und 1240 geschrieben habe. Viele Handschriften bestätigen diesen Johannes Gersen als Verfasser, und wie die Sprache des Buches, so auch die philosophischen Ansichten desselben setzen es ins 13. Jahrhundert. Wie in den ältern, so in neuern Zeiten ist dieses Buch, gleich der Bibel, durch unzählige Ausgaben und Uebersetzungen vervielfältigt worden. Man findet es in catalonischer, castilischer, portugiesischer, flamändischer, altdeutscher, böhmischer, polnischer, griechischer, englischer, ungarischer, illyrischer, japanesischer, arabischer, türkischer, armenischer, chinesischer und noch andern Sprachen; alle diese Uebersetzungen im Collegio romano beisammen.

Dem Herrn Grafen genügte es nicht, diese Schrift Johannes Gersen vindicirt zu haben, nein, er überführt auch seine Leser von der Unmöglichkeit der Annahme, daß die oben genannten Johann Gerson und Thomas de Kempis Verfasser sein können. In der Schrift wird noch von der Administration des Abendmahles unter beiden Gestalten gesprochen. Diese hob das Concilium zu Kostnitz 1415 auf. Jene Genannten lebten aber nach demselben. Viele andere Gründe aus der damaligen Mönchsordensgeschichte, viele Unterschriften unter den Handschriften, viele Untersuchungen der Gelehrten, die hier genauer berührt werden, erweisen den Johannes Gersen als Verfasser. Leicht war die Vertauschung des e mit o, und man nannte an der Stelle des unbekannten Gersen den berühmten Kanzler der pariser Universität Gerson, und Ref. setzt hinzu: Der Ehrgeiz dieses Mannes war groß genug, sich diese Schmeichelei gefallen zu lassen und nicht zu widersprechen. Leicht konnten Unwissende Thomas de Kempis, der viele Abschriften des Buches besorgte und ihnen seinen Namen beischrieb, für den Verfasser halten und ihn als solchen nennen.

Am Schlusse der literarhistorischen Untersuchung wird Herr Geuce, welcher in der neuesten Ausgabe des Buches (Paris 1826) sich für den Kanzler Gerson erklärt, abgefertigt.

Die den größten Theil dieser Schrift füllenden Erläuterungen und Zusätze des Uebersetzers und Walberer's gehen die Geschichte des über den Verf. des alten Buches geführten literarischen Kampfes an; sie fügen kritische Bemerkungen bei und theilen die Resultate der neuesten Untersuchungen mit, sind also theils berichtigend, theils ergänzend. Auffallend ist, wie dieser Streit zwischen den Gersonisten, d. h. die den pariser Kanzler als Verfasser annehmen, und Kempisten, d. h. die Thomas de Kempis als solchen vertheidigen, vor einen weltlichen Gerichtshof zu Paris zur Entscheidung gebracht werden konnte, dieser sich auch damit befaßte, und, weil er die Sache nicht entscheiden konnte, mit den Parteien nur spielte; wie der Erzbischof von Paris sich in einer Sache als Schiedsrichter angesehen wissen wollte, die Gelehrsamkeit, alte codices u. s. w. entscheiden konnten.

Hervorgehoben muß hier noch werden, daß der Herausgeber Johannes Gersen zu einem geborenen Deutschen stempelt. Auf die im Buche vorkommenden Germanismen, deren einige recht drollig sind: In moriendo totum iacet (Im Sterben liegt das Ganze); Disce te pati (Lerne dich gedulden); Tepescimus tam mane (Wir werden so früh lau); Non est remedium, nisi pt te patiaris (Es ist kein anderes Mittel, als daß du dich geduldest), dürfte er sich wol nicht als Entscheidungsgrund berufen. Wie viele entdeckten nicht lateinische Sprachkundige in den Schriften der Neuern, die nicht immer deutscher Abkunft waren! Größeres Gewicht haben folgende Gründe: Der Name Gersen ist deutschen Ursprungs und bedeutet gern, begierig, gierig; er endet, wie viele andere, auf en. Deutsche und Italiener standen in dem Zeitraume von 1216—40 in politischem Verkehr. Die Hochschule zu Vercelli blühte. Wie viele andere Familien aus Baiern, siedelte sich auch die Familie Gersen im vercelleser Gebiete an. Am Schlusse sind noch einige Capitel aus dem Buche abgedruckt.

Für die ascetische Literaturgeschichte der katholischen Kirche hat diese Schrift großes Interesse. Verfasser, Herausgeber und Uebersetzer verdienen Dank. Erwarten sie aber von ihren Bemühungen, daß das Buch „De imitatione Christi" selbst bei Katholiken in höhere Achtung kommen oder in der bisherigen sich erhalten soll, so werden sie getäuscht. Trügen nicht alle Zeichen der Zeit, so erbaut den Katholiken nicht mehr Mönchsmoral, sein Geist fodert reinere, kräftigere Nahrung. Man müßte sonst an den Fortschritten der Menschheit zur sittlichen Vervollkommnung zweifeln. 19.

Notiz.

Der bei dem Volke in Irland vielleicht noch häufiger und düsterer als bei einem andern in Europa anzutreffende Aberglaube gibt sich auch bei Gelegenheit der dort wüthenden Cholera mannichfach kund. So halten die Leute den sogenannten Kippeen, ein auf der einen Seite angebranntes und in einem Kessel mit Weihwasser gelöschtes hölzernes Stäbchen, für ein Specificum gegen die Seuche, das von Haus zu Haus weiter, und von einem Jeden, er mag Katholik, Protestant oder Sectirer sein, auf der Stelle, sobald er es bei Tage oder bei Nacht empfängt, seinem Nachbar als das einzige Mittel, die Pest abzuwenden, gesendet wird. Dieser Aberglaube ist in der Maße allgemein verbreitet, daß unlängst in wenigen Stunden bei dem Zollhause auf der Brücke, die die Grafschaften Kilkenny und Waterford trennt, 20 Pfund Sterling halfpennyweise durch die den Talisman hin und wieder von Freunden zu Freunden tragenden Boten eingingen. Ein indeß noch wirksameres Schutzmittel gegen die Cholera hat sich in dem volkreichen Kilkenny gezeigt. Während nämlich alle ringsumher gelegenen Ortschaften stark von der Krankheit ergriffen waren, blieb diese Stadt seltsamerweise gänzlich davon befreit, und man vermochte sich diese Erscheinung nicht anders zu erklären, als indem man dem bei ihrer Verbrennung entwickelten Dampfe der kilkennyer Kohlen heilsame Kraft beilegt, welches Brennmaterial kein schwefelsaures, sondern kohlensaures Gas, ganz der Art wie das in verschlossenen Zimmern so gefährliche der Grotta del cane, enthält. Wenn nun auch bei uns in Deutschland dieselbe Erscheinung ohne ergründliche Ursache nicht selten war und ist, daß ganz von der Cholera eingeschlossene Städte, ja Länder, wie etwa Sachsen, von ihr nicht heimgesucht worden sind, so mag doch immerhin diesen giftigen Dämpfen die Kraft inwohnen, die Ansteckung zu ertödten, indem durch die allgemeine Kohlenfeuerung wol der ganze Dunstkreis jener Stadt durchräuchert ist. Es soll auch nicht blos Kilkenny, sondern mehr oder minder jedes Dorf der Grafschaft von der Seuche verschont geblieben sein, je nachdem es solche Kohlen feuerte. In wie tiefer Finsterniß das irländische Volk übrigens, wie oben gesagt, noch schmachten mag, davon zeugt eine Mummerei, die die katholische Geistlichkeit in einer dubliner Kirche öffentlich vorzunehmen gewagt hat, um dem Volke die Cholera als Strafe für seine Sünden anzurechnen und darauf reinigendes Weihwasser zu erhöhten Preisen zu verkaufen. Diese Nachrichten sind aus dem „New monthly magazine" geschöpft. 153.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Donnerstag, — Nr. 10. — 10. Januar 1833.

Die Geschichte der Seele. Von G. H. Schubert. Zwei Bände. Stuttgart, Cotta. 1830. Gr. 8. 4 Thlr. 8 Gr.

Die rechte Lebensphilosophie, heiße sie nun Natur- oder Staats- (Gesellschafts-) oder Kirchenphilosophie, wird immer diejenige bleiben, die den Menschen zur Einigung mit sich selbst mitten in dem tausendfältigen Zwiespalt und Streit, der unabläßig und aus sich selbst sich immer wieder erneuernd das Ich umkreist, oder richtiger ausgedrückt: die ihn zur lebendigen Einheit mitten in dem endlosen Dualismus des Lebens zu führen vermag. Aber es wäre wol zu wünschen, daß sie so leicht gefunden werden könnte, als das Bedürfniß derselben, genau genommen, zu aller Zeit erkannt worden ist. Der Dualismus ist freilich da; der Gegensatz geht durch die ganze Welt hindurch; wol deutet er selbst auf die Einheit hin und würde gar nicht da sein können, wenn diese nicht mit und in ihm da wäre; dennoch ist es, der Erfahrung zufolge, sehr schwer, die Einheit so zu finden, daß der Gegensatz mit ihr und in ihr nicht verschwindet; und leider ist es das gewöhnliche Loos menschlicher Speculation, daß sie, den Blick auf die Duplicität gerichtet, kein Auge für die Einheit übrig hat, oder aber an dem grade Entgegengesetzten zerschellt. Das Leben selbst, das echt praktische, weiß nun zum Glück in sehr vielen Fällen sich recht gut in dem wunderlichen Doppellichte zurechtzufinden und, wie oft es auch in seinem blinden Herumtappen fehlgreift, doch am Ende auch ebenso oft den rechten und Alles versöhnenden Brenn- und Centralpunkt zu finden. Ja, es ist, als ob eine höhere mütterliche Vorsicht in solchen Fällen dem menschlichen Kinde, das in dieser Zeitlichkeit nie über die Kinderjahre hinauskommen zu können scheint, ihr Auge leihe; und leicht könnte man eben darum glauben, daß es mit der ganzen Philosophie nicht viel sei und sie am Ende gar nur als ein verführerischer Baum der Erkenntniß dastehe, um die lüsternen Kinder von der schützenden Mutterhand hinwegzulocken, sowie, daß in blinder Hingabe an den angenommenen höhern Einfluß, wenn sie nur recht unbedingt und willenlos sich gestaltete, die volle Befreiung vom Irrthum am sichersten gewonnen werden könne, was denn auch Mystiker und Theosophen unserer Tage, alle Hesychasten früher Zeit überbietend, begierig ergreifen. Nichtsdestoweniger gibt sich jedoch gar bald jenes mütterliche Leiten des menschlichen Kindes nur als Complement zu erkennen, durch welches blos der einstweilige Mangel des Selbstleuchtens ergänzt und ausgeglichen werden soll; und dieselbe unwiderstehliche Naturgewalt, die die Blütenknospe endlich am himmlischen Strahle zur duftenden Blume entfaltet, treibt auch den Menschengeist in dieser Zeitlichkeit rastlos vorwärts, daß er immer mehr lerne auf eignen Füßen stehen und mit eignen Augen in die Herrlichkeit der Welt schauen, wie vielfach auch Nebelflocken und Blendungen ihm den reinen Blick trüben und die volle Klarheit der Anschauung auf immer für die Gegenwart verhindern mögen. Entsprechender dürfte deshalb auch schwerlich für das menschliche Wissen in seinem Ringen nach Selbständigkeit ein Name gefunden werden können als der der Philosophie, indem er, Liebe zur Weisheit ausdrückend, eben damit das volle und innige Sehnen nach Wahrheit, das jedoch auf jeder Stufe des zeitlichen Lebens sich immer wieder aus sich selbst gebährt, auf das beste bezeichnet. Denn das eigentlichste und innerste Wesen aller wahren Liebe, wie sie auch immer des geliebten Gegenstandes sich bemächtigt haben möge, bleibt dennoch eine tiefe und lebendige Sehnsucht, nur noch inniger mit dem Geliebten sich zu verbinden. Zugleich möchte sich aber auch von hieraus die allerdings noch nirgends wirklich gewordene Identität der wahren Philosophie mit der Religion sehr bestimmt nachweisen und die bekannte Schelling'sche Behauptung, daß alle echte Philosophie zuletzt mit der Verklärung des Christenthums endigen müsse, auf das genügendste sich rechtfertigen lassen. Religion ist ja, selbst der unstreitig sichersten Etymologie zufolge, ein immer erneuertes Vernehmen des Weltgeistes und seiner Offenbarungen, das darum immer wieder erneuert werden muß, weil mit jeder Erneuerung die himmlische Stimme lauter und heller vernommen wird, ohne daß jemals in der Zeit das höchste Wort ausgesprochen werden könnte.*)

*) Es ist in der That auffallend, daß in der neuesten Zeit die meisten Theologen, und unter ihnen selbst Rationalisten, die natürlichste und sprachgemäßeste Etymologie des Worts Religion von relegere, die Cicero schon so vollständig rechtfertigt, verlassen und der viel unnatürlichern des Lactantius von religare sich zugewendet haben. Fast möchte man auch darin eine Wirkung des mystischen Miasma erkennen, das die Zeitatmosphäre einmal inficirt hat und dessen wesentlichste Eigenthümlichkeit doch hauptsächlich darin besteht,

Wir geben nun, um auch dies noch hinzuzufügen, die Hoffnung nicht auf, daß es gar wohl mit der Zeit zu einer völligen Vereinigung und Verschmelzung der Philosophie und Religion kommen könne, indem sie, genau genommen, bisher schon nur formell, d. h. dadurch von einander geschieden waren, daß jene in der Selbstsucht des eignen Wissens, diese in träumerischem Misverstehen des offenbarenden Weltgeistes sich tausendfältig verblendete, während immerhin der wahre Lebensgehalt in beiden, sobald ein solcher sich wirklich auswies, derselbe war. Wirklich zeigt uns auch die Geschichte einzelne Erscheinungen, in welchen jene Identität der Philosophie und Religion fast zum vollen Durchbruch gekommen war; und wenn wir sagen könnten: Christus, in seiner Idealität aufgefaßt, sei in Wahrheit davon das vollendetste Urbild, so möchten wir selbst in manchen sogenannten Theosophen des 17. Jahrhunderts bestimmte und entschiedene Anklänge derselben wahrnehmen dürfen. Ob nun aber etwa durch die Leistungen der sogenannten Naturphilosophie in dem letztvergangenen Vierteljahrhundert Hauptsächliches für die Realisirung dieses Ziels in unserer Aera gewirkt worden sei, das wollen wir gegenwärtig auf sich beruhen lassen und nur so viel bemerken, daß, wenn die Schelling'sche Philosophie gewiß einen recht tüchtigen Anlauf genommen hatte, die seit alter Zeit an den Wagen der Menschheit nach divergirenden Richtungen gespannten Rosse einander näher zu bringen, der Hegelianismus, sich selbst unbewußt, und wol sogar gegen seinen Willen, die Trennung aufs Neue nur zu entschieden wieder ausgesprochen und befestigt hat. Nimmt vielleicht in der geistigen Entwickelung unsers Jahrhunderts der Hegelianismus dieselbe Stelle ein, welche von der unseligen Reaction nach dem Befreiungsjahre 1815 auf dem politischen Gebiete bis auf unsere Zeiten herab, in welchen sie nun ernstlich vor Gericht gezogen zu werden scheint, behauptet worden ist?

Wenn indeß Ref. es unverhohlen bekennt, daß er in seinem henotischen Sinne, bei dem er jedoch jedes Mal dem juste milieu noch ein neues juste vorzusetzen sich gedrungen fühlt, eine besondere Vorliebe für jene Einigung und friedliche Verbindung der Philosophie und Religion hat, und deshalb mit der größten Entschiedenheit sowie mit dem freudigsten Bewußtsein, daß er jeder Halbheit von ganzem Herzen Feind ist, den Rationalismus wie den Mysticismus unserer Tage in völlig gleicher Weise perhorrescirt; so hat er dabei schon längst mit inniger Freude einen Forscher, wie der Verfasser der vorliegenden „Geschichte der Seele" ist, der gemüthliche Schubert, beobachtet und es hat ihm schon öfter einen wahrhaft überraschenden Genuß gewährt, zu sehen, wie dieser sinnige, mit der schönsten Weihe des Schellingianismus ausgestattete Naturphilosoph wol jene Einigung noch nicht zum vollen Abschluß in sich selbst gebracht hat, ihr jedoch so nahe, wie vielleicht kaum Einer neben ihm in unserer Zeit gekommen ist. Es lassen sich eigenthümliche Betrachtungen anstellen, wenn man den Gang der naturphilosophischen Leistungen dieses Mannes ihrer Zeitfolge nach begleitet und so von seinen „Ahnungen einer höhern Geschichte des Lebens" ihm zu den „Ansichten von der Nachtseite der Naturwissenschaft", dann zur „Symbolik des Traums", ferner zu der „Urwelt und die Fixsterne" folgt und endlich bei seinen neuesten Gaben auf diesem Gebiet, seiner „Allgemeinen Naturgeschichte" und der vorliegenden „Geschichte der Seele" stehen bleibt. Unverkennbar ist mit jedem Schritte vorwärts seine Speculation durchsichtiger und freier von einer gewissen krankhaft üppigen Blätterfülle geworden, und wirklich erscheint sie in seinem neuesten Werke so tief in jene lebendige Einheit des Gegensatzes, die wir ganz im Anfang andeuteten, eingegangen, daß es uns fast befremdet, wenn unser Verf. noch am Schlusse seiner großen, gegliederten Entwickelung (S. 892) von einem Unterschiede zwischen religiöser Betrachtung und wissenschaftlicher Forschung redet. In der That, unsers Bedünkens, fehlt nur wenig, um die naturphilosophische „Geschichte der Seele" zu einer wirklichen Theodicee zu erheben; etwas aber freilich immer noch. Zugleich hat indeß der reichbegabte Schubert neben dieser speculativen Laufbahn noch eine eigentlich religiöse beschritten. Nun mag es wol sein, daß ihm die Leistungen in dieser nicht ganz freiwillig, sondern vielmehr erst auf äußere Veranlassung gekommen sind, die er in seiner liebenswürdigen Gutmüthigkeit nicht zurückweisen konnte. Ihr absoluter Werth ist offenbar ein viel geringerer als der der Andern auf dem Gebiete der Speculation, und Das, was überall als Ausdruck der Einseitigkeit, wie wenig hervortretend sie auch immer sein mag, erscheint, die Manier, ist ihnen weniger fremd als jenen. Davon jedoch hinweggesehen, so ist auch in ihnen die Tendenz, den Glauben dem Wissen, die religiöse Ansicht der philosophischen anzunähern, nicht zu verkennen; sie sind sonach offenbar auf dem Wege, die von uns herbeigewünschte Einigung fördern zu helfen, sodaß sie sich von den zelotischen und schroff einseitigen Ergüssen einer gewissen Partei unserer Tage noch durch etwas ganz Anderes als blos durch ihren heitern, mitunter sogar humoristischen Charakter, unterscheiden. Und somit möchten wir wol sagen, die beiden Parallelen nähern sich in dem geistreichen Schubert nicht blos scheinbar, wie die beiden Baumreihen einer geraden Allee in der Perspective; der Winkel, unter welchem sie sich wirklich in dem Unendlichen schneiden werden, wird in der That immer spitzer, und es fehlt offenbar nur noch sehr wenig, so fallen sie zusammen und die Einheit müßte dann sehr glücklich gewonnen sein; dennoch fürchten wir allerdings, daß es zu diesem Zusammenfallen nicht kommen wird. Eine der erfreulichsten Erscheinungen aber in unsern zerrissenen und in ihrem Innersten getheilten Zeiten bleibt uns deshalb auf jeden Fall unser Schubert, und wenn wir ihn oft im Stillen mit jenem alten syrakusanischen Astronomen, der mitten unter den Stürmen der wildesten kriegerischen Gewalt seine mathematischen Kreise in heiterer Gemüthlichkeit zu ziehen fortfährt, verglichen haben, so, meinen wir, wäre der schwer drohende

statt des Natürlichen das Unnatürliche, statt des einfachen Wohlgeschmacks das Pikante und Gewürzte, statt des Schönen das Gezierte und Gekünstelte u. s. w. zu erwählen.

Kampf unserer Tage mit einem Male entschieden und gewiß eine neue, bessere Zeit mehr als begründet, wenn nur vorerst die trennende Kluft zwischen den streitenden Tendenzen des Tages nicht größer wäre, als jene zwischen Speculation und religiöser Auffassung in der Individualität unsers Verf.

Wir haben uns diese lange, fast ermüdende Einleitung erlaubt, nicht ohne einiges Vertrauen hoffend, daß unsere Leser der guten Meinung, die ihr zu Grunde liegt, ihre Nachsicht gestatten werden. Zugleich stehen wir in der Erwartung, damit eine ziemlich sichere Basis für die Beurtheilung der Schrift selbst, die uns die Veranlassung dazu geworden ist, gewonnen zu haben. Wir tragen aber kein Bedenken, diese Schrift den bedeutendsten Erzeugnissen der Literatur unserer Tage beizuzählen; und wenn ihr Verfasser in der Vorrede versichert, seit 25 Jahren die Grundgedanken zu dieser Arbeit in sich getragen und sie zu gestalten gesucht zu haben, so bezweifeln wir die Wahrheit dieser Versicherung nicht im Geringsten; denn ein solches Werk ist nicht auf jene Weise zu produciren, in welcher so manche ephemere, mitunter ziemlich corpulente Schriften aus dem trüb angeschwollenen, ausgetretenen Literaturstrome der Gegenwart auftauchen. Um nun gleich vorn herein eine allgemeine Charakteristik des Inhalts dieses seinem Titel nach allerdings etwas räthselhaften Buchs zu geben, so führen wir Folgendes ziemlich rhapsodisch an. Wenn eigentlich für die wahre Lebensphilosophie jede der unendlichen Individualitäten in der Welt ein δός μοι ποῦ στῶ, ein Standpunkt ist, auf welchem das ganze Universum in eigenthümlicher Weise angezogen und angeeignet werden kann und soll: so muß jede Betrachtung zwar an einem dieser zahllosen Hemmungspunkte beginnen, aber in ihrer Entwickelung dennoch, wie der Schild des Achilles unter den Händen des kunstreichen Hephästos, Erde, Himmel und Meer und die unermüdete Sonne sammt dem sich füllenden Monde, nicht weniger die ganze Fixsternwelt (τείρεα πάντα) umfassen, indeß durch die unendliche Mannichfaltigkeit der Anfangspunkte die Herrlichkeit der Form bedingt und in Sicherheit gestellt wird. Ein solcher Standpunkt ist auch die Seele, und die echt philosophische Betrachtung derselben, heiße sie nun Psychologie, oder Geschichte der Seele, oder Idealismus, oder auch Pneumatologie, muß ihren Gegenstand zum durchsichtigen Diamant schleifen, in welchem das ganze Weltall sich abspiegelt; und in dieser Fassung scheint allerdings der Titel: „Geschichte der Seele", ganz besonders significant zu sein. Denn es wird von solcher Betrachtung gleichsam Psyche in noch sinnigerer Weise als in dem bekannten griechischen Mythus durch Himmel und Hölle geführt, und der Gang ihrer Leiden und Freuden bis dahin, wo sie aus überstandener Prüfung zur Bewährung übergeht, in höherm historischen Style gezeichnet. Materiell sonach angesehen, wird sie zugleich zur Anthropo-, Physio-, Kosmo-Theologie. Wenn aber, wie wir oben andeuteten, die echte Philosophie überall bemüht ist, die Einheit in dem ewigen und immer sich wieder erneuernden Gegensatze nachzuweisen, so ist ihr innerer Organismus kein anderer als der, eben Das, was Seele heißt und von dem Jeder weiß, was er zu denken hat, wenn er es auch nicht zu sagen versteht, in seiner Selbständigkeit in allem Conflicte der obern und untern Kräfte und Elemente aufzuzeigen, und diese Selbständigkeit in solchem Conflicte recht eigentlich genetisch sich evolviren zu lassen. Hierbei ist es nun freilich nicht damit abgethan, eine allgemeine Formel aufzufinden und diese wie ein Prokrustesbett auf die verschiedenen Momente des Verhältnisses der Seele zu dem Universum anzuwenden: ein Verfahren, das uns besonders die Heinroth'schen Forschungen vielfach verleidet hat, und das offenbar in den alleräußersten Vorhof der Philosophie, etwa in eine Hegel'sche Logik, gehört. Wol aber entsteht auf solchem Wege eine eigentliche Geschichte der Seele, die für jedes besondere Factum die Zeugen sorgfältig abhören muß, und die hiermit auch sogleich den Charakter der innersten Wahrheit und Wirklichkeit sich zu erwerben weiß; dabei am weitesten entfernt von jenem nichtigen Spiel mit Inductionen und Analogien, das allerdings von vielen Naturphilosophen aus der Schelling'schen Schule, denen wir zum Theil selbst den geistreichen Oken beizählen müssen, auf eine gar arge Weise getrieben worden ist. Als wahrer Meister bewährt sich in dieser hohen Kunst unser Schubert, und gewiß in der „Geschichte der Seele" noch viel reiner und gediegener als in den vorangegangenen Werken, namentlich in den „Ansichten von der Nachtseite der Naturwissenschaft"; und wenn wir ja auf Das hindeuten sollen, was dennoch seiner Forschung in irgend welchem Grade das Prädicat der oben getadelten philosophischen Einseitigkeit vindicirt, so finden wir es hauptsächlich darin, daß er so zu sagen den frischen Glaubensmuth nicht hatte, seine Resultate positiv und entschieden genug auszusprechen; oder lieber: daß er sich's nicht versagen konnte, die eigne Mühe, die ihm sein Finden gekostet hatte, noch allzu sehr durchschimmern zu lassen. Geben wir daneben zu, daß manche einzelne Beweisführung in diesem oder jenem Falle dem Kenner mislungen erscheinen wird, und somit nicht alle specielle Partien in gleicher Vollendung ausgeführt sind, so gestehen wir es auch von dieser Seite ein, daß wir die Schubert'sche Schrift allerdings nicht über die Schranken der allgemeinen Menschlichkeit hinausgerückt und erhoben denken können. Wenden wir uns nun noch zu einer kurzen Detailübersicht des geistreichen Buchs.

(Die Fortsetzung folgt.)

Aus Italien.

Winckelmann's Werke, die so wesentlich dazu beigetragen haben, die Liebe zu den alten Kunstdenkmalen Italiens zu fördern und lebhafter anzuregen, gab es vollständig noch in keiner italienischen Uebersetzung. Endlich haben muthige Buchhändler, die Brüder Giacchetti in Prato, Winckelmann's Werke nach dem 1829 zu Donaueschingen erschienenen Nachdrucke von Eiselein in italienischer Sprache zu drucken angefangen und Alles in ihr vereinigt, was zu ihrer Ausstattung in ihrem Bereiche lag. Aber freilich wird das Buch dadurch theuer ausfallen, indem es auf 12 Octavbände und auf einen Atlas von 30 Heften in Folio berechnet ist, die zusammen 300 Lire kosten werden. Eiselein's Bemerkungen, wie bekannt aus der neuen dresdener Ausgabe ent-

lehnt, findet man hier zur Berichtigung der mancherlei Irrthümer des Urtextes benutzt, doch ist noch Eins und das Andere stehen geblieben, was nach einer Anzeige von Franc. Longhena im Juliheste der „Biblioteca ital." von 1832 durch Zuziehung der Sabas'schen Ausgabe von E. Q. Visconti's „Opere varie" wol hätte vermieden werden können. Schon sind sechs Bände dieser Ausgabe erschienen. — Für den Unternehmungsgeist der Brüder Giacchetti und folglich als Gewähr, daß das Ganze nicht stecken bleiben wird, kann angeführt werden, daß sie es waren, welche die so sehr bereicherte zweite Ausgabe von Cicognara's „Geschichte der Bildhauerkunst" und außerdem die italienische Uebersetzung von Agincourt's „Geschichte der Kunst nach Denkmälern", mit Bemerkungen von Stef. Ticozzi gaben, die 1826 begann und durch sechs Octavbände Text und 30 Lieferungen Kupfer in Folio jetzt beendigt ist. Dieses letztere Werk setzte um so größere Ausdauer voraus, als auch in Mailand eine Uebersetzung bei den Druckern Mainiero Fanfani zu Tage kam, die von nicht unbedeutenden Gelehrten unterstützt ward, freilich aber auch ein trauriges Zeichen des sich selbst überlassenen und unsichern Buchhandels in Italien ist. Doch wagen Buchhändler dort Unternehmen, von denen ihre Geschäftsgenossen in andern Ländern mit tausend Bedenklichkeiten zurücktreten. So ist in Mailand ganz kürzlich eine „Raccolta delle migliori fabbriche ed ornamenti della città di Genova, disegnate dal architettore e pittore *Gius. Berlendis*, bergamasco" (1828—31, Querfol.) erschienen (48 Kupfer), die Gautier's kostbares Werk: „Les plus beaux édifices de la ville de Gênes" (Paris 1818), nicht überflüssig macht, weil dort für Architekten das Nothwendige vollständiger beisammen ist, und doch bei dem Preise von 40 ital. Liren auf Käufer zu rechnen scheint. In Deutschland hätte Herr Berlendis vielleicht keinen Verleger gefunden.

Eine neue Geschichte der Insel Corsica („Istoria di Corsica dell' arcidiacono *Anton Pietro Filippini*. Seconda ediz. preceduta da una introduzione storica sulle rivoluzioni di Cors. fino al 1769, dell avvoc. *G. C. Gregorj*, accompagnata ed illustrata da documenti per la più parte inediti.", 5 Theile, Pisa 1828—32) findet sich angezeigt in italienischen Zeitschriften und nichts zu ihrer Empfehlung weiter erwähnt, als daß Graf Pozzo di Borgo in Paris die Widmung derselben annahm. Noch mehr Aufsehen verdiente nach diesem Maßstabe eine „Storia dei principi di Savoja del ramo d'Acaia, signori del Piemonte, dal 1294 al 1418, di *P. L. Datta*, premiata della R. accad. della scienze di Torino e dedicata alla Maestà del regnante Carlo Alberto" (2 Bände, Turin 1832). Keine dieser ebenbürtige Empfehlung bringt die Chronik von Piacenza mit („Ristretto di storia patria ad uso de' Piacentini, dell' avv. *Ant. Dom. Rossi*", Piacenza 1829—32, 4 Bände, 16.), die doch durch genaue Angaben für die Culturgeschichte Oberitaliens nicht zu übersehen ist. 27.

Romanenliteratur.

1. Schriften von Alexander Bronikowski. Dreizehnter und vierzehnter Band. Olgierd und Olga, oder Polen im elften Jahrhunderte. Vierter und fünfter Theil. Dresden, Arnold. 1832. 8. Preis der fünf Theile 7 Thlr. 12 Gr.

Nach langer Unterbrechung, sodaß man an der Fortsetzung zweifelte, hat der Verf. den Faden seines historischen Romans, dem Anschein nach mit verminderter Lust daran, wieder aufgenommen. Um noch zwei Theile auszufüllen, ergeht er sich in Wiederholungen und endlosen Gesprächen, deren Ergebniß kein anderes ist, als längst bekannte Dinge ins Gedächtniß zurückzurufen. Es bedurfte keine umständliche Zergliederung von der griechischen Abgesandten, und also auch ihres Oberhauptes, treuloser Arglist, betrügerischer gieriger Selbstsucht. Die Streitigkeiten zwischen der Kirche und der Krone waren auch kürzer abzuthun, die üppigen Gelage minder deutlich auszumalen. Des Polenkönigs Boleslav Verblendung setzt sich in wilde Grausamkeit um, nachdem ihn seine getreuen Ritter aus den Rosenfesseln befreiten, die bereits begannen die eisernen blicken zu lassen, welche jene bedeckten. Das Einwirken der Griechen, Olgierd's und seiner Räuber Schandthaten, und Boleslav's Hast befördern den Bürgerkrieg, die roheste Anarchie, die jenen bestimmten Zeitabschnitt in Polens Geschichte zu einem der blutigsten, trostlosesten, finstersten machen. Boleslav endet schimpflich in der Verbannung, erst spät kehren die mit ihm geächteten Anhänger in die Heimat zurück. Zar Demetrius fällt von der Hand seines Sohnes Olgierd, der von seiner Amme Olga, nicht seiner Mutter, für die sie gelten wollte, systematisch zum Bösewicht erzogen, den Mord, ohne zu wissen, wie nahe ihm das Opfer steht, vollbringen muß, um der Rachgier des teuflischen Weibes Genüge zu leisten. Olga und Olgierd, sowie die meisten der durch ihre Persönlichkeit anziehenden Figuren der frühern Theile, sind in den letzten unbedeutend, sodaß es das Ansehen gewinnt, als seien Gute wie Böse ihrem geistigen Vater gleichgültig geworden, und er habe nur daran gedacht, auf die leichteste Weise eine ihm lästige Obliegenheit sich vom Hals zu schaffen.

2. Die Urgroßmutter und ihre Familie. Erzählung von L. Kruse. Leipzig, Kollmann. 1832. 8. 1 Thlr. 3 Gr.

3. Die alten Freunde. Erzählung. Palmyra. Phantasiestück. Aus dem Dänischen. Von L. Kruse. Ebendas. 1832. 8. 1 Thlr. 6 Gr.

Eine Kinderverwechselung, welche an die äußerste Linie des Wahrscheinlichen grenzt, aber durch die Gewalt der Umstände gerechtfertigt wird, gibt den Stoff der ersten Erzählung. Das Gelungenste in dieser ist die Zeichnung der Urgroßmutter, eines starken, schroffen, aber sich gleichbleibenden, nicht unnatürlichen Charakters, den der Verf. sicherlich nicht in dem französischen Roman vorfand, der einige Data zum Sujet gab. Der Plan, bei aller Einfachheit verwickelt, spannt bis zuletzt die Aufmerksamkeit, und versteht es die Verwechselung so zu verhüllen, daß man nur sie vermuthen, über seinen Scharfsinn sich erfreuen kann, und nicht über die Einfalt der Betheiligten sich zu ärgern hat.

„Die alten Freunde" sind originell gedacht, geistreich ausgeführt. „Palmyra", der Traum eines sich bewußten Wahnsinnigen ist diesmal in der That der rückwärts schauende Prophet, man wird versucht eine Allegorie hineinzudeuten und nach ernstem Sinne in dieser Phantasie zu spähen.

4. Die Särge von Mansfeld. Historisch-romantische Erzählung von Warnofrid. Eisleben, Reichardt. 1832. 8. 22 Gr.

Rittergeschichte aus der Mitte des 16. Jahrhunderts, verständig trocken, etwas langweilig. 18.

Literarische Anzeige.

Durch alle Buchhandlungen ist zu erhalten:

Conversations-Lexikon

der

neuesten Zeit und Literatur.

Zehntes Heft.

Grimm bis Heiberg.

Jedes Heft kostet
auf weißem Druckpapier 6 Gr.,
auf gutem Schreibpapier 8 Gr,
auf extrafeinem Velinpapier 15 Gr.

Leipzig, 20sten December 1832.

F. A. Brockhaus.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Freitag, — Nr. 11. — 11. Januar 1833.

Die Geschichte der Seele. Von G. H. Schubert. Zwei Theile.

(Fortsetzung aus Nr. 10.)

„Mitten in dem Reiche des Seins", so beginnt die Seelengeschichte, „stehet eine Sonne, welche Alles trägt und hält, Alles belebt und bewegt, und es ist ein Auge, selber von Sonnennatur für jene Sonne gemacht. Die Sonne ist Gott, das Auge ist die Seele." Wir finden dies Wort mit vollem Rechte an die Spitze der Untersuchung gestellt, und ohne eben eine allgemeine Formel zu sein, faßt es dennoch alle Elemente in sich, die auf dem langen Wege der geschichtlichen Forschung nach einander verhört werden sollen; das Reich des Seins; Gott über ihm, „welcher der Dinge Anfänge in seiner Hand hält"; und die Seele, die ausgegangen ist, um gemäß ihrer beschaulichen Natur, auf dem Grunde des Seins, zu Gott zu kommen. Der Verf. aber hat, um dies hier sogleich zu bemerken, vielleicht doch schon vorn herein die Ansicht sich damit etwas getrübt, daß er durch die in neuerer Zeit wieder geltender gemachte qualitative Unterscheidung zwischen Seele und Geist so zu sagen in etwas fascinirt oder mystificirt worden ist. In jenem Anfangsworte will er noch in der vollen Unbefangenheit sein; ja, noch auf Seite 370 sagt er: „Einstweilen begreifen wir noch das ganze innere und obere dem Kreis des Sinnlichen und Leiblichen gelegene Gebiet des Lebens, unter dem beide, Seele wie Geist, zusammenfassenden Namen der Seele." Indeß schwebt ihm immer schon das Gespenst der zu seiner Zeit, wie er meint, unvermeidlichen Scheidung vor, und von S. 668 an tritt es nun wirklich entschiedener auf, glücklicherweise durch den sichern Takt des Verfassers so modificirt, daß es nur geringer Abstractionen bedarf, um es in seine naturgemäßen, blos formellen Schranken zu weisen. Wir meinen, durch die Lehre des in anderer Beziehung höchst wackern Hrn. von Meyer vom Hades und besonders vom seelischen und geistigen Princip ist manche klare Ansicht in unsern Tagen irregeleitet worden, und es würden viele Misverständnisse erspart worden sein, wenn man den Ausdruck Geist in seiner individuellen und qualitativen Fassung nur auf Gott und die von ihm ausströmenden höhern Lebenskräfte bezogen, außerdem aber in formaler Bedeutung, wo es dann nur die höhere Potenz der Seele anzeigt, blos auf die Creatur angewendet hätte. Wie aber schon bemerkt, bei der großen Sicherheit, mit welcher unser Verf. über seinen Gegenstand herrscht, hat jene Nachgiebigkeit gegen den erst neuerdings wieder aufgekommenen Sprachgebrauch nur einige Trübung in das Ganze bringen können, die sich überdies ziemlich leicht auflösen läßt.

Die Seele, das Auge, um die Sonne im Reiche des Seins zu schauen, läßt er nun ausgehen, um sich im Niedrigsten wie im Höchsten, in dem Unten wie in dem Oben zu fassen, und begleitet sie auf ihrer Wanderung Schritt vor Schritt; auf jeder Stufe findet er sie aber in der tiefen, alles Leben und seine Herrlichkeit bedingenden Harmonie der obern und untern Weltkräfte, Gottes und des Seins, zugleich jeder besondern Stufe die eigenthümliche Herrlichkeit dadurch sichernd, daß sie fortan die Bedingung der ihr zunächststehenden in sich begreift und so Dasjenige sich ausschließend vindicirt, was die Nachbarstufe ewig nur in der liebenden Hinneigung zu ihr auf sich überzutragen vermag. Wir wollen, um unsere Leser nicht allzu sehr mit einer Darlegung, die blos das Ziel haben kann, sie zum eignen Studium der geistreichen Schrift zu reizen, aufzuhalten, den Verf. nur zu einigen, besonders ausgezeichneten Stationen begleiten.

Mit der äußern Natur beginnt er, um da die Anfänge der Seele aufzuzeigen, und das Ringen des Lichts, als des Zugs von oben und nach oben, mit der Schwere, als dem Zuge nach unten und von unten, ist der erste Ausdruck des Seins, das in der Gemeinschaft des Lebens und des Todes besteht. (S. 4.) Im Licht ist der Seele Anfang sowie in der Schwere der der Leiblichkeit. Wie aber zwei Weltkörper, die sich gegenseitig durch gemeinsame Anziehung bewegen, nur in einem beiden gemeinsamen Schwerpunkt zusammentreffen, so muß für die Anziehung des Lichts und der Schwere auch ein solches gemeinsames Medium gefunden werden, und das ist das Flüssige; und zwar für die Annäherung des Lichts zu der Schwere das Feuerwasser des obern Elements, der Fixsternenwelt; für die der Schwere zum Lichte die Gestalt des elementarischen, irdischen Wassers. (S. 7.) Wenn nun hiernach im Folgenden der Einfluß des Lichts, dieser Seele der Leiblichkeit, als ein Flüssigwerden des Starren, wodurch zugleich das Entstehen des Mannichfachen und des Vielen bedingt ist, nachgewiesen wird, so wird bei dieser

Gelegenheit auch der Grund aufgezeigt, auf welcher die neueste Theorie der Fixsternenwelt, als der anfänglichen Heimath des Lichts und eines Lichtäthermeers (die, nach den Herschel'schen jüngsten Entdeckungen über Lichtnebel, kugliche Sternenhaufen u. s. w., von unserm Vers. in seiner Schrift: „Die Urwelt und die Fixsterne", mit so großer Sicherheit aufgestellt worden ist) in kaum länger zu verkennender Klarheit ruht. (S. 8.) In eben diesem Abschnitt wird höchst interessant noch das Verhältniß der Seele zur unorganischen, zur organischen Natur, zu den Individuen, Arten und Gattungen, hiernächst zum Pflanzen- und Thierreich entwickelt, um dann zuletzt in der Rede vom großen Sabbath, der mit der Schöpfung des Menschen aufgeht, die Untersuchung auf ihr eigentliches und abgegrenztes Feld zu beschränken.

Die Seele ist somit auf ihrer Wanderung zuvörderst aus den großartigen, kosmischen Kreisen titanischer Verhältnisse, wenn wir so sagen sollen, herausgeführt worden, um fortan blos in dem Mikrokosmus des menschlichen Seins, da aber allerdings in einer unendlich gegliederten Mannichfaltigkeit sich zu evolviren. Mit einer allgemeinen Betrachtung des menschlichen Leibes im Verhältniß zu dem Strahl des Geistes, der von Oben kommt und nach Oben wieder entfleucht, oder, mit einer vorbildlichen Abspiegelung des Wesens der Seele in der Natur des Leibes beginnt (S. 43) die Entwickelung, und die Seele wird auch hier als die Vermittlerin zwischen dem Oben und Unten aufgefaßt, in ihrer Richtung gegen das Leibliche an diesem den Zug des Grausens und des Elends (den Tod und die nahenden Schmerzen) beleuchtend, zugleich aber in dem Menschen des Fleisches durch ihre Gemeinschaft am Lebenshauche von Oben den höhern Menschen weckend und gestaltend, welchem der Tod ferner kein Leid thut. Dies erläuternd schreitet nun die Geschichte von Einzelnem zu Einzelnem fort, in sicherer Folge zunächst mit den chemischen Elementen des Menschenleibes (S. 47) beginnend.

Die Chemie findet den Leib der thierischen Welt und namentlich des Menschen schon als den Complex vielfacherer und in eignem Mischungsverhältnisse verbundener Stoffe, und die Anatomie erkennt eine dreifache Elementarform desselben: Faser, häutige Blättchen, Kugel. Entspricht diese Grundform den planetarischen Formationen (Durchmesser, Fläche, kubischer Inhalt der planetarischen Kugel), so stellt jene Mischung der chemischen Stoffe eine Verbindung atmosphärischer Einflüsse und aus dem untern Reiche der Dinge stammender Elemente (der um die Kalkerde sich sammelnden oberirdischen Vierheit des Stickgases, des Sauerstoffs der Luft, des Wasserstoffgases und der gesäuerten Kohle) dar, und beide deuten schon auf den Einfluß aus der obern Region herabwirkender, durch die Seele vermittelter Kräfte hin. Aber entschieden tritt zuerst dieser Einfluß bei den ursprünglichsten Aeußerungen des leiblichen Lebens im Menschen, dem Athmen und dem Blutumlauf (S. 60) hervor. Athmen ist einathmen das noch unbelebte, ausathmen das eben noch lebende Element, vereinen und wieder trennen, bilden und wieder zerstören; aber so gewiß das Leibliche nur den Tod, die Ruhe, die Sättigung begehrt, so kann von ihm die Kraft nicht ausgehen, die ein solches immer sich wieder erneuernde Spiel der Lebensregungen bedingt, und wir sehen im Athmen schon uns an die höhere Ordnung verwiesen, die den Hammer, so oft er auf das klingende Metall gesunken ist und nun ruhen will, immer wieder erhebt, daß die Glocke des Lebens forttöne. Noch geschiedener offenbart sich dies im Blutumlaufe, der ein beständiges Niedersteigen des Flüssigen ist, das sich zum Festen gestaltet und ein Aufsteigen des Festen, das zum Flüssigen wird. Genau mit dem Geschäfte des Athmens und des Blutumlaufs zusammenhängend ist die Verdauung und Ernährung (S. 83), und das Bewegen des allgemeinen höhern Lebensstromes, der hier in ganz verwandter Ordnung einwirkt, ist zum Theil dabei recht augenfällig wahrzunehmen.

Es würde uns zu weit führen, wenn wir unserm Verfasser zu dem Detail seiner physiologisch-anatomischen Erörterungen noch ferner folgen wollten, in welchem er von S. 115 an bis zum Ende des ersten Theils in einer sehr natürlichen Ordnung den Baum des leiblichen Lebens, den er bisher in den Processen des Athmens, des Blutumlaufs und der Ernährung nach seiner Form und Gestaltung in Stamm, Zweigen und Blättern dargestellt hat, nun in seiner materiellen, wesentlichen Beschaffenheit, namentlich von Seiten der Blüten und Früchte, die er trägt, und seiner endlichen Bestimmung betrachtet. Wir dürfen jedoch mit voller Ueberzeugung sagen, daß durch den ganzen Umfang dieser Untersuchung einestheils der Lichtstrahl, mit welchem Psyche, aus den obern Regionen des Lebens niedersteigend, den in der Erstarrung des Todes befangenen Leib verklärt und belebt, als ununterbrochener Faden sich hindurchschlingt, anderntheils aber auch, wie es der rechten Geschichte geziemt, auf keinem Punkte die Form des Lebens, die somit dem Leibe entsteht, in diesen hineingetragen, sondern immer mit gewissenhafter Treue und genialem Scharfsinn, der das Interesse an der Untersuchung auf jeder Stufe wach erhält, aus seinem eignen Innern entwickelt wird. Es schreitet die Betrachtung in einem sichern Aufwärtssteigen von der leiblichen Bewegung und Empfindung, die durch Knochen, Muskel und Nerven bedingt ist (S. 115—173), zu dem Geschäft der Sinne und den Organen derselben (S. 174—225) vorwärts, in beiden so zu sagen die Blüten jenes Lebensbaums aufzeigend, weist hierauf im Schlaf und Wachen (S. 225—237) und in der Liebe der Geschlechter mit Einschluß der Zeugung (S. 237—257) die aus jenen sich entwickelnde Doppelfrucht nach und endet damit, in Gesundheit, Krankheit und Tod des Leibes (S. 257—314) die eigentliche Bestimmung dieser Frucht zu enthüllen, indem sie zuletzt noch als Schlußstein ein gehaltvolles Wort über den äußern Unterschied des leiblichen Menschen von den Thieren (S. 315—340) beifügt. Mit großer Sicherheit, die zugleich, frei von allem Spiele mit Analogien und blos formaler Aehnlichkeit, auf reicher Anschauung und sorgfältiger Beobach-

tung ruht, wird ebensowol der Gegensatz als die Einheit desselben auf jedem einzelnen Punkte festgehalten, und die immer sich wiederholende Gleichung, daß je die entschiedenste Einwirkung von oben je dem stärksten Widerstande von unten gilt, somit aber die rechte Ausgleichung durchgängig hergestellt wird, indeß der endliche Sieg immer dem Princip, welches das Leben in sich trägt, bleiben muß, schlingt sich in einer Mannichfaltigkeit und Vielseitigkeit hindurch, die den wahren Künstler, der die Natur in ihrer geheimen Werkstätte beobachtet, nie aber sich es einfallen läßt, sie aus der eignen Negativität construiren zu wollen, beurkundet. Der gelungenen, höchst überraschenden Combinationen, die mitunter in die dunkle Tiefe des Leiblichen ein recht schauerliches Licht werfen, sind so viele, daß wir in Verlegenheit sind, einzelne herauszuheben. Wir machen indeß unsere Leser auf die sehr interessanten Bemerkungen aufmerksam: über die Knochen, als das Bild des Todes mitten unter den Erzeugungen und Bewegungen des Lebens, dem Nerven gegenüber, dessen Substanz schon auf ein im Werden Begriffenes, Bildungsfähiges (Flüssiges) hindeutet (S. 117 u. 149); über willkürlich und unwillkürlich bewegliche Muskeln (S. 130); über Cerebral- und Gangliarnerven (S. 157 fg.) und das merkwürdige Verhältniß der letztgedachten Muskeln und Nerven zu den erstaufgeführten, wovon jene, wie der tiefsten Leiblichkeit zugewendet, doch auch zugleich den unmittelbarsten Einfluß der obern Lichtwelt erfahren und somit immer in die rechte Gleichung mit diesen kommen; über die Stimme und das Stimmorgan (S. 138), in welchen nun erst die Bewegung ebenso gestaltend und bildend hervortritt, wie etwa der willkürlich bewegliche Muskel, im Gegensatz des blos den eignen Leib reconstruirenden unwillkürlich beweglichen, nach Außen hin baut und schafft oder wie das obere Nervensystem im Gegensatz der Gangliarnerven die Empfindung bedingt. Reich an neuen und sinnvollen Aufschlüssen ist das Capitel von den Sinnen, die als Gesicht und Geschmack ein Emporsteigen, ein Hinausgehen des leiblichen Lebens aus seinem eignen engen Kreise nach dem obern Einen, als Gehör und Geruch das Aufnehmen der von oben zu den Creaturen niedersteigenden schaffenden und belebenden Liebe repräsentiren; und schwerlich ist schon irgendwo die große Verwandtschaft zwischen den Früchten am Baume des leiblichen Lebens, zwischen Schlaf, Liebe und Tod, so durchgreifend nachgewiesen worden, als es hier geschieht.

Wir haben noch einen weiten Weg vor uns, wenn wir unsern Verfasser bis zum Ziel begleiten wollen, und so lenken wir billig ein, um zu dem zweiten Theil der Seelengeschichte fortzugehen, der insofern mit vollem Rechte ein zweiter Theil heißt, als er die Region des Leiblichen verläßt und in die zwar unmittelbar darangrenzende, doch nichtsdestoweniger ganz und völlig davon geschiedene des eigentlich Psychischen eintritt. Der dritte Hauptabschnitt beginnt und hat die Aufschrift: „Die Seele des Menschen".

(Der Beschluß folgt.)

Neuere englische Literatur.

1. **The music of nature; or, an attempt to prove that what is passionate and pleasing in the art of singing, speaking and performing upon musical instruments, is derived from the sounds of the animated world. By *W. Gardiner*. London, 1832.**

Wir haben es hier mit einem enthusiastischen Musikfreund zu thun, der alles Mögliche aufgeboten hat, um seinen Lesern das Axiom anschaulich zu machen, „jeder Misklang ist eine unaufgelöste Harmonie". Dem Vorgange des Franzosen Dupont von Nemours folgend, der bekanntlich den Gesang der Vögel in Noten brachte, hat G. Alles, was Odem hat, Bienen, Vögel, Pferde, Esel, Hunde, und endlich auch Athemloses, wie den Klang eines falschen Geldstückes, das Lodern des Feuers u. s. w. vor sein musikalisches Ohr berufen und in bestimmte Töne übersetzt, sowie zur Erläuterung seiner Ansichten von den Tönen der Natur benutzt. Daneben ist sein Buch reich an scharfsinnigen und treffenden Bemerkungen über die bekanntesten Musikstücke, ihre Componisten und die beliebtesten Sänger und Virtuosen, welche bei ihrer Aufführung glänzten. Um jedoch beim Lesen dieses Buches, trotz seines höchst mannichfaltigen Inhalts nicht zu ermüden, muß man ein Instrument zur Hand nehmen und die gegebenen Beispiele sogleich executiren; so nur wird man alle Annehmlichkeiten und interessanten Seiten desselben kennen lernen. Neben manchem Vorzüglichen und Originellen tischt Herr G. freilich auch Ueberspanntes und mitunter schwer Verständliches auf; doch das muß man ja enthusiastischen Verehrern jeder Kunst zu Gute zu halten, und wer nicht gar zu mürrischen Gemüths ist, wird dergleichen Extravaganzen eher ergötzlich als ärgerlich finden. Schwer dürfte es sein, von dem so unendlich vielerlei umfassenden Inhalte eine nur erträgliche Skizze zu geben, und auf die Gefahr hin, unsere Anzeige zum Abbilde des Buches, zu einem pot-pourri zu machen, ziehen wir es vor, dem geehrten Leser einige Auszüge, mit dem Motto ex ungue leonem, daraus vorzulegen. Vom Gehöre z. B. wird gesagt: „Uebung kann es im höchsten Grade verfeinern, und Spieler und Diebesglück hängt von seiner Schärfe ab. Seit der Umprägung unsers Geldes haben die einzelnen Münzen durch ihre Gleichförmigkeit auch einen ins Ohr fallenden übereinstimmenden Klang erhalten. So geben halbe Kronen einen Ton wie A im Alt, und die Wechsler entdecken an der geringsten Abweichung des Klanges ein falsches Geldstück unter vielen echten; ebenso wissen Spieler nach dem Gehör zu beurtheilen, auf welche Seite ein in die Höhe geworfenes Geldstück gefallen ist. Neuere Entdeckungen haben uns Körper kennen lernen, welche den Schall vernehmlicher fortpflanzen als die Luft an sich. Befestigt man z. B. einen Bindfaden an den Stiel einer Stimmgabel, läßt dieselbe frei schweben und bringt den mit dem andern Ende des Fadens umwickelten kleinen Finger ins Ohr, so wird jedes Geräusch auf eine Entfernung von 200 Yards hörbar, von dem andere Personen nicht das Mindeste vernehmen. In den Steinkohlenminen erkennen die Arbeiter ebenfalls durchs Gehör, auf was für Gestein sie stoßen, und bekannt ist, daß man jetzt vermittels eines an die Brust gelegten Hörrohrs die unmerkliche Bewegung des Herzens entdecken kann. Manche Personen sind im Stande, den leisesten Laut zu vernehmen, und einer meiner Freunde versicherte, deutlich das Geräusch zu hören, welches eine auf seiner Nachtmütze herumspazierende Fliege verursache." Wir merken hier nach Wallaston an, daß Personen mit im Allgemeinen sehr feinem Gehöre dennoch für sehr tiefe oder schneidende Töne mitunter völlig taub sind. Wallaston führt den Laut der Grille (gryllus campestris), der Fledermaus, der Hausgrille (gr. domest.), des Sperlings als solche an, die von manchen Ohren kaum vernommen werden, und zwar die zuletztgenannten am wenigsten. Nach ihm gibt es Thiere in der Natur mit Stimmen und Gehörwerkzeugen, die so wenig harmoniren, daß das eine völlig taub für des andern Stimme sein kann.

Ueber den Puls bemerkt unser Verf.: „Zu Hippokrates' Zeiten machte derselbe wahrscheinlich nicht mehr wie 60 Schläge in einer Minute, und daher rührt wol auch die Eintheilung des Tages in 86,400 Secunden. Mit der Verfeinerung des Menschengeschlechts beschleunigt sich aber vermuthlich der Pulsschlag, und wir sind so durchaus Maschinen, daß wir, gleich einer Uhr, je schneller wir gehen, auch um so schneller ablaufen." — „Ein bemerkenswerther Umstand ist, daß man vielen der ausgezeichnetsten Sänger und Sängerinnen den nicht unbegründeten Vorwurf macht, zuweilen zu detoniren; in der Regel geschieht dies bei der Terz, Quinte oder Octave, als den Intervallen, die wir auch beim Sprechen instinktartig beobachten, und grade aus diesem Grunde werden sie oft beim Singen vernachlässigt, während die andern, größere Aufmerksamkeit und besondere Bildung der Stimme fodernden Töne deshalb auch stets richtiger gesungen werden."

Dem Charakter und der Farbe des ganzen Tonumfangs der Blasinstrumente hat Herr G. eine interessante, nur zu lange Abhandlung gewidmet, um sie hier mittheilen zu können. Wir wählen daher zum Schlusse unsers Berichtes Das aus, was über die Violine bemerkt wird. „Nach Anton Wood's Bericht ist es jetzt 200 Jahre her, daß dies Instrument zum ersten Male in einem Concert zu Oxford gespielt wurde. Obgleich es der Viola in vieler Hinsicht ähnlich war, bezweifelten dennoch alle anwesenden Kenner nach sorgfältiger Prüfung, daß es bei musikalischen Aufführungen je mit Erfolg gebraucht und überhaupt mit Sicherheit gehandhabt werden könne, weil ihm gerade das Griffbret der Viole abging. Und doch ist es die Beseitigung dieses mechanischen Hülfsmittels, welche ihm eine von unsern Vorfahren nie geahnete Kraft des Ausdrucks verliehen hat. Erfunden wurde die Violine um 1600 in Italien. Den höchsten Werth legt man den 50 Jahre später, von A. und J. Amati und ihren Zeitgenossen Stradivari in Cremona verfertigten bei. Sie werden von keiner später verfertigten übertroffen, wozu wol ihr Alter das Meiste beiträgt. Die Amati'schen Violinen sind kleiner als die neuern und werden sogleich an der eigenthümlichen Weichheit des Tons erkannt.*) Größer und von stärkerm Tone sind die Stradivari'schen; man hält sie so hoch im Werthe, daß viele mit 200 Guineen bezahlt worden sind. Seit den letzten 180 Jahren hat die Violine ihre Gestalt nicht verändert, desto bedeutendere Fortschritte hat aber die Methode, sie zu spielen, gemacht, und die Ausbildung des Gesanges scheint besondern Einfluß auf sie gehabt zu haben. Ahmte sie unter Corelli's und Tartini's Händen, obgleich zu Doppelgriffen und Arpeggien wenig passend, beinahe nur der Orgel und dem Klaviere nach, so gewann sie dafür später mit Hintansetzung dieser Künsteleien durch Geminiani und Giardini an Leidenschaft und Einfachheit. In den Tagen, wo Haydn anfing, die Kunst mit natürlichen Tönen und Wendungen zu beseelen, trat das Einfache und Melodiereiche an die Stelle des blos Regelrechten, und jetzt fing auch die Violine an, ihren Reichthum zu entfalten, der ihr unter den Instrumenten den ersten Platz erwarb und sie zum besten Dollmetscher der Ideen des Componisten macht. Am meisten vervollkommnete sie sich aber nach der Ausbildung der weiblichen Stimme, die ihre erste Lehrerin im Pathos und Ausdruck des Gefühls wurde, wofür sie jener als Muster der Grazie in der Ausführung diente. Der Umfang der Violine ist größer als der der menschlichen Stimme. Sie gebietet über vier Octaven, und da sich die Töne ihrer Saiten so sehr unterscheiden, kann man ihr gewissermaßen eine vierfache Wirkung beilegen. Die überraschendsten Eigenschaften des Instruments wohnen jedoch im Bogen, und der Reichthum der durch kunstgewandten Führung desselben erzeugten Töne ist so groß, daß nach der französischen Schule ein Musikstück auf 54 verschiedene Arten ausgeführt werden kann."

*) Trotzdem füllen sie einen größern Raum aus als unsere neuen und stärkern Instrumente.

Einer deutschen Bearbeitung dieses ebenso unterhaltenden wie belehrenden Werkes würde Dank und Theilnahme des musikliebenden Publicums gewiß nicht entgehen.

(Der Beschluß folgt.)

Notizen.

Nicht unwichtige Beiträge zur Kenntniß der Neuseeländer gibt J. Earle's „A narrative of a nine months residence in New-Zealand in 1827" (London 1832). Es bestand unter diesem Volke seither allgemein der unnatürliche Gebrauch, die Mehrzahl der Kinder weiblichen Geschlechts alsbald nach der Geburt zu tödten, weil ihre Erziehung und Ernährung fast ebenso viel Mühe und Nahrungsmittel wie die der Kinder männlichen Geschlechtes erfodere, die Mädchen aber in erwachsenen Jahren nicht fähig wären wie die Knaben mit in den Krieg zu gehen. Der Stolz und die Macht eines jeden Häuptlings beruhete also in der Anzahl seiner Söhne, und die wenigen Frauen, die man duldete, lebten verachtet und unterdrückt. Der Umgang der Eingeborenen mit den Europäern hat inzwischen schon sehr wohlthätige Folgen auf das Schicksal dieser Unglücklichen gehabt. Seitdem nämlich die Männer sahen, mit welcher Aufmerksamkeit die Fremden ihre hübschen jungen Frauen betrachteten, was für werthvolle Geschenke sie ihnen zur Bereicherung ihrer Familien machten, und welch großer Einfluß den Frauen über die Weißen zu Gebote stand, lieben und pflegen sie ihre kleinen Mädchen ebenso sorgfältig, wie sie dieselben vorher vernachlässigten oder unbedenklich tödteten. Ganz eigenthümlicher Art ist der Abschluß der Ehe bei dem Neuseeländer. Sieht nämlich ein Mann ein Mädchen, das er sich zur Frau wünscht, so holt er zuerst die Einwilligung ihres Vaters, oder, wofern sie eine Waise ist, die ihres nächsten Verwandten ein. Hat er sie erlangt, so entführt er sich seine nach aller Kraft widerstrebende Braut mit Gewalt, wobei sich denn zuweilen, sind beide Theile robuster Natur, ein sehr ernstlicher langwieriger Kampf entspinnt. Ist die Jungfrau ihrem Freier geneigt, so leistet sie ihm wol nicht zu heftigen Widerstand; gelingt es ihr aber, sich ihm zu entreißen und wieder nach Hause zu entfliehen, so verliert er alles Recht an sie. Sie wird dagegen sofort sein Weib, nachdem er sie triumphirend in sein Haus gebracht hat. Im Allgemeinen haben die Frauen bei den Neuseeländern, wie nicht zu verwundern steht, eine entschiedene Abneigung gegen die Ehe. So lange sie ledig sind, genießen sie aller Rechte des andern Geschlechts, dürfen umherschwärmen, wo sie wollen, und ihre Gunst zuwenden, wem es ihnen gefällt, indem ihnen keinerlei Einhalt gethan oder Zwang auferlegt wird. Sobald sie aber verheirathet wurden, ist es mit ihrer Freiheit aus, und sie sind meist grade zu die Sklavinnen Derer, die man als ihre Herren über Leben und Tod anerkennt. Der Verfasser des obigen Werkes hat selbst mit angesehen, wie ein Neuseeländer eine seiner Frauen, von deren Untreue er überzeugt war, ohne Weiteres todtschlug und ihren Leichnam den Hunden preisgab. Das Verbrechen des Ehebruchs wird bei ihnen niemals verziehen, und jeder Ehemann hat das Recht, den Liebhaber seiner Frau ebenso wie sie selbst zu tödten, wofern er ihn in seine Gewalt bekommt. Es wird leider durch diese Reise auch mit den bestimmtesten Thatsachen erwiesen, daß die Abscheulichkeit der Menschenfresserei bei den Neuseeländern noch sehr üblich ist.

Vor 40 Jahren gab es in den Vereinigten Staaten von Nordamerika 700,000—800,000 Sklaven. Nach neuerlichen Angaben belief sich die Anzahl der daselbst vorhandenen über 2,100,000. Und wenn man den wahrscheinlichen Zuwachs seitdem und die heimlich von Cuba u. a. O. eingeführten dazuschlägt, so mag jenes Land jetzt wol dritthalb Millionen Sklaven besitzen! 153.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonnabend, — Nr. 12. — 12. Januar 1833.

Die Geschichte der Seele. Von G. H. Schubert. Zwei Theile.

(Beschluß aus Nr. 11.)

Nachdem bisher in der Sphäre des Leiblichen schon der Lichtglanz aus den Regionen einer ebenso weit uns entgegenleuchtet, und mitten in der Einheit desselben eine Duplicität, ein Gegensatz sich geoffenbart hat, in welchem das eine Glied zwar immer seine Primität und Potionität behauptete, jedoch nie so geltend machte, daß das andere darüber zu sein aufgehört hätte, indem dieses vielmehr dadurch wirklich erst in die Gemeinschaft des Lebens eingeboren wurde, so liegt nun vor die Frage recht nahe: ist denn auch jenes Agens, das so allmächtig befruchtend und die Bande der körperlichen Schwere lösend einfließt, wirklich aus einem überleiblichen Grunde entsprungen? oder gehört es nicht am Ende doch in die leibliche Sphäre selbst, indem es etwa blos der einen Seite, als die andere, gleich nothwendige gegenübersteht, sodaß das Leibliche demnach Alles in Allem ist? Und ist diese Frage so beantwortet, wie sie beantwortet werden muß, für die erste Hälfte nämlich mit: Ja, und für die zweite mit: Nein, so öffnet sich alsdann ein gar großes, weites Feld der Untersuchung, darüber, was denn und welcher Art dieses Höhere, dies aus den obern, lichten Regionen Stammende sei, und in welcher Weise es ebensowol selbständig zwischen der Heimat der Liebe und dem Leib dieses Todes in der Mitte stehe, als in steter Gemeinschaft mit jener dennoch auch in diesem, dem menschlichen Leibe, wenigstens eine zeitliche Herberge finde. Und diese beiden Fragen beantwortet unsere „Geschichte der Seele" im zweiten Theile in fünf Hauptabschnitten, wovon I., wie gesagt, die Seele des Menschen, II. die Lehre vom Geiste, III. die Herrschaft des Leibes, IV. die Herrschaft der Seele, V. die Herrschaft des Geistes behandelt. — Welche wichtige, vielumfassende Capitel, und wie tief und geistvoll behandelt und ausgeführt! Wir müßten über die Gebühr weitläufig werden, wenn wir eine nur einigermaßen genügende Uebersicht des da aufgehäuften Stoffes geben wollten, und entbehrt könnte doch immer dabei die geistreiche Schrift nicht werden, wenn es zu einer rechten Verständigung darüber kommen soll. Denn in der That, um epitomirt zu werden, ist sie selbst zu sehr Epitome. Wir begnügen uns darum, jene beiden Fragen, die wir für den Uebergang aus dem ersten in den zweiten Theil aufgestellt haben, in einigen Beziehungen auf den vor uns liegenden Reichthum anzuwenden, zufrieden, wenn wir damit unsern Lesern vielleicht nur einigermaßen unsere innigste Ueberzeugung, daß hier Ausgezeichnetes und höchst Beachtenswerthes zu finden sei, mittheilen im Stande sind.

Es ist ein herrlicher Abschnitt, in welchem in den beiden Abhandlungen über „die Frage nach der Seele und ihrem Sein" (S. 242—364) und „die Seele in ihrer Geschiedenheit und Besonderheit vom Leibe" (S. 364—387) die Substantialität der Seele, in den ersten mehr negativ, in der zweiten positiv nachgewiesen wird. Wenn ebensowol Materialismus als Pantheismus hier in ihrer Unhaltbarkeit dargestellt sind, so wird mit dem Glauben an den persönlichen Gott, der der Alles schaffende und erhaltende Geist über der leiblichen Welt waltet, nicht nur der Urquell aller geistigen Kräfte, welche mitten durch die Zeit der Leiblichkeit hindurch wirken und Leben schaffen, aufgezeigt, sondern auch die Seele des Menschen aus diesem Urquell in ihrer Selbständigkeit und Wesenhaftigkeit mit derselben Entschiedenheit abgeleitet, in welcher der Leib aus der Unermeßlichkeit aller Leiblichkeit individuell und gesondert heraustritt. Hiermit aber erhalten nun alle die Offenbarungen, die im Gange der Verbindung der Seele mit dem Leibe im zeitlichen Leben über die Selbständigkeit der erstern in so vielfachen Gestaltungen sich uns darbieten, ihre volle Deutung und unbestreitbare Wahrheit, sodaß wir nun die Seele in einem höhern Sinne als den Nerven des Leibes erblicken, dessen relativer Zustand genau nach der größern oder geringern Abhängigkeit von dem Körper in einzelnen Fällen höchst auffallend sich bestimmt und ebensowol im Herrschen über den Leib als im Beherrschtwerden von ihm offenbar wird. Wol kaum irgendwo ist tiefer über die Bedeutung des Traums, der Begeisterung, der Nüchternheit und äußern Stille in ihrem die Seele entbindenden Einflusse, vornehmlich des sogenannten animalischen Magnetismus gesprochen worden, als es hier in der zweiten jener Abhandlungen geschieht. Ist nun somit die Selbständigkeit der Seele außer allem Zweifel gestellt, so kann nun mit großer Sicherheit das Wesen und die Natur derselben abgeleitet werden, was denn in einer Schrift, die sich als Geschichte gibt, nicht glücklicher geschehen mag, als indem der Seele Wirksam-

keit, ausgehend von ihrem Verhältniß zum leiblichen Leben und der Offenbarung ihrer Natur in diesem, nach den verschiedenen Gliederungen, und von Stufe zu Stufe fortschreitend bis zu ihrer Vereinigung als Geist mit dem höchsten Geiste, im eigentlichen Sinne genetisch dargestellt wird. Dies ist der Gang, welchen die Schubert'sche Untersuchung nun fortan mit ebenso großer Sicherheit als bewundernswürdiger Fülle verfolgt.

Zunächst treten wir vor eine sehr ernste und düstere Partie, gleich beim Eingang auf das vielumfassende Seelengebiet, um den krankhaften Zustand der Seele von ihrem gesunden zu scheiden und durch solche Isolirung für die Betrachtung der letztern größere Freiheit zu gewinnen. Es ist das psychische Irresein und der Wahnsinn, wovon §. 27 handelt, und wenn der Wahnsinn als eine Art Entleibung der Seele, die zugleich in den meisten Fällen mit der Annahme einer fremden Leiblichkeit oder vielmehr Persönlichkeit sich verbindet, betrachtet werden muß, so führt diese Bemerkung zu der inhaltschweren und nicht genug zu beherzigenden Folgerung, daß die Seele doch nur in der vollen und ungetrübten Verbindung mit ihrer eignen Leiblichkeit hienieden einen Tempel zur Ehre oder ein Haus zur Unehre sich erbauen könne; und wenn ihr auch selbst aus den Beobachtungen über den Wahnsinn und vornehmlich über den Traum die Aussicht in ein neben dem wachen Leben, dem äußern Sinn verborgen sich hinziehendes zweites Leben der Seele, welches war, noch ehe jenes seinen Anfang genommen, und welches sein wird, wenn dieses endet, eröffnet wird, so muß es ihr doch zugleich zur Gewißheit werden, daß sie nur durch die Anstrengungen ihres leiblichen Lebens hindurch zu den wahrhaft beglückenden Früchten desselben gelangen möge. Ohne die Befürchtung einer weitern Unterbrechung kann nunmehro die Seele in ihrem Gang durch die Leiblichkeit begleitet und auf jeder Station desselben in einer neuen Enthüllung ihres großen unerschöpflichen Organismus aufgefaßt werden. Es sind aber zwei Seiten oder Richtungen, ähnlich den Polaritäten des Magnets, nach welchen in der ganzen, umfassenden Untersuchung die eine und untheilbare Seele fortan in der Weise betrachtet wird, daß die Betrachtung mit der ersten jener Seiten beginnt, diese in genetischer Folge entwickelt und in kaum bemerkbaren Uebergängen in die zweite hinüberleitet, um dann, wenn auch dieser ihr Recht geschehen, an der in ihrer Totalität begriffenen Seele die herrlichen Lebensfrüchte, die ihr werden können und werden sollen, in den inhaltschweren Capiteln von der Herrschaft der Liebe, der Seele selbst und des Geistes aufzuzeigen. Jene Polaritäten der Seele sind aber die zwei Elemente, durch welche das Leben derselben in seiner Einheit sich gestaltet und bewegt, davon das eine aus der Natur des Leibes hervorgeht, das andere aber aus der Region des Geistes, der obern Welt göttlicher Lebenskräfte, kommt, und ihre Betrachtung erfüllt sich in den beiden Capiteln von der Seele des Menschen und von der Lehre vom Geiste. Unsere Leser gewinnen wenigstens eine Vorstellung von dem Reichthume des hier Verhandelten, wenn wir anführen, daß die Untersuchung über die leibliche Polarität der Seele — man sehe uns diesen der Kürze wegen gewählten etwas ungeschickten Ausdruck nach — nachdem die elementarische Verwandtschaft des Wesens der Seele zu den Erscheinungen der sichtbaren Natur und die drei Elementarrichtungen der Wirksamkeit der Seele in Bilden, Empfinden und Bewegen, abgehandelt, an den drei Reichen der planetarischen Natur, nachgewiesen worden, zuerst von einem Athmen der Seele, welches der große Lebenszusammenhang ist, in welchem die Seele zu dem allgemeinen psychischen Princip steht, das mit in das Reich jener ἐνεργείαι (S. 433), jenes Complements, wovon das ganze Universum erfüllt ist, und wovon jedes individuelle Leben erst zur Erscheinung kommt, gehört, und dann von dem Ernährungsproceß der Seele handelt; dieser Wirkstätte in der Region der Gefühle ist. Hierauf ist nun ausführlich die Rede vom Temperament und Charakter, vom Begehrungsvermögen, vom Gemeingefühl (dem Stimmorgan der Seele) und dem Gefühlssinn, vom Selbstbewußtsein, Verstand und Vernunft, von den innern Sinnen, auf das sinnreichste den Parallelismus dieser Wesenstheile der leiblichen Seele mit den entsprechenden Organen und Zuständen des Leibes, als dem Knochengebäude, dem Muskel, dem Gehirn u. s. w., nachweisend; und daran schließen sich dann die geistvollen Untersuchungen über Schlaf und Wachen, über Anfang, über Tod der Seele, über das Schicksal derselben im Tode, mit dem Schlußwort über den Unterschied dieser Seele des Menschen von der des Thieres. In der Betrachtung der Seele aber in ihrer geistigen Polarität findet das große Wort von dem geistig Guten und geistig Bösen seine anthropologische Stelle, worauf dann erst die höchst interessanten Forschungen über die schon oben gedachten eigentlichen Lebenssphären im Raume des psychischen Seins folgen.

Wir können nach all Diesem nichts weiter thun, als unsere Leser zu einem sorgfältigen Studium dieser „Geschichte der Seele" einladen; denn gründliches Studium wird allerdings von einer solchen Schrift gefodert. Wem aber das Verständniß derselben wirklich aufgegangen ist, der wird in ihr, davon sind wir überzeugt, mit uns eine Frucht erblicken, die, recht eigenthümlich aus den ursprünglichsten und höchsten Elementen unserer Zeit erzeugt und geboren, gewiß auch Kräfte in sich schließt, die allein geeignet sind, die großen und tiefen Krankheiten unserer Zeit zu heilen, sobald diese nur mit ihnen in die rechte Berührung gebracht werden. Ich habe meines Orts von der Beschäftigung mit diesem Buche die schönste Kräftigung jenes Glaubens, der mich schon seit der längsten Zeit im Innersten erfüllt, gewonnen, daß der geistigen Asphyxie unsers Geschlechts weder durch Verkündigung eines alles geistige Princip des Lebens leugnenden und paralysirenden Unglaubens, noch aber auch durch die Predigt eines nicht minder materiellen Mysticismus, der den Geist hermetisch in dem noch überdies undurchsichtigen Gefäß verschließt, sondern allein durch ein helles und sich selbst klar bewußtes Schauen in die Höhen und Tiefen des geistigen und leiblichen Universums, sodaß es nun mit

der rohsten Denkart und Anspruchslosen, aber Ueberfüllenden Wahrheit seine Offenbarungen verkündigt, den Spott nicht reizt, den Ruhigen und Besonnenen dagegen zur Mitbeschauung einladet und dabei festhält, geholfen werden könne, indem ich fest den Grundpfeilern des Lebens vertraue, daß sie vor der schärfsten Untersuchung nicht wanken, vielmehr zuletzt auch den Widerstrebendsten dem Glauben an ihre Ursprünglichkeit und Herrlichkeit gewinnen werden.

Wir scheiden mit zwei Bemerkungen von unserm Verfasser. So lebhaft ich jene *einzigen* Momente, die in der Eigenschaft einer Weltordnung durch das Reich des Wandelbaren und Vergänglichen hindurchgeht und die Einzelnen und Getrennten wie Dissonanzen zu einem melodischen Einklange verwebt (S. 433), die jener zwiefache Zug ist, der von der obern Einheit zu dem Einzelnen und Getrennten herab, und von dem Einzelnen aufwärtsgehend zur Einheit ohne Aufhören, ungefühlt und unbewußt, wirkt (daf.); so gewiß ich an jenes Complement glaube, durch das eben die Einheit der untereinander und einander entgegenstrebenden Glieder auf allen Stufen und Punkten des Lebens bedingt und begründet wird: so kann ich doch weder jene Weltordnung noch dieses (mit ihr identische) Complement anders als zumal mit den Gegensätzen, und nur in und mit diesen seiend auffassen, und glaube hiernach z. B. das Wort vom Hades (S. 413, vgl. S. 644) sowie das von der Trennung der Seele und des Geistes (S. 370, vgl. S. 668 fg.) viel weniger schroff hatten zu müssen, als es von unserm Verf. geschehen ist, meine auch, meinen obigen Tadel der allerdings auf tiefe Anspruchslosigkeit hindeutenden Methode desselben, nach welcher er dem Gebiete des Geistes noch Vieles überlassen zu müssen glaubt, was für die Wissenschaft zu hoch stehe (S. 893), von hieraus gar wohl rechtfertigen zu können.

Die zweite Bemerkung verwandelt sich in die Frage an die Leser, was sie wol zu der Ansicht von der homöopathischen Heilart sagen werden, die (S. 766) in folgenden Worten gegeben wird: „Jene Heilart der neuesten Zeit, welche man die homöopathische benannt, wirkt auf zweifache Weise: durch das Entfernen aller übertäubenden, aufregenden Genüsse und durch das länger fortgesetzte Anwenden von Mitteln, deren feine Zertheilung an jene oben erwähnten Versuche (S. 19) des Robert Brown erinnert, der den Stäubchen der Körper durch unmeßbares, künstliches Verkleinern eine merkwürdige selbständige, thierischscheinende Bewegung gab. Es scheinen alsdann die Stoffe, vermischt mit dem Wasser, mehr auf jene elektrische (§. 18) Weise und ebenso wie bei der Seherin durch die bloße Berührung der äußern Haut einzuwirken als nach der Art der gewöhnlichen Assimilation durch den Darmcanal. Die Stäubchen, so lange sie noch in größerer Masse vereint waren, gehorchten blos dem Zuge der Cohäsion; die feine Zertheilung gab ihnen die Beweglichkeit gegen den elektrischen Einfluß, welche das Auge durch das Mikroskop an ihnen bemerkt.“ Es wäre wol auffallend, wenn rohe Empirie auch hier wieder ein kosmisches Gesetz entdeckt hätte, das Jahrtausende dem geistigen Auge des Forschers verborgen blieb.

Dr. C. B. Meißner in Waldenburg.

Neuere englische Literatur.

(Beschluß aus Nr. 11.)

2. Quanoou-e-Islam; or the customs of the moosulmans of India: comprising a full and exact account of their various rites and ceremonies, from the moment of birth till the hour of death. By *Jaffur Shurreef*; translated by *G. A. Herklots*. London, 1832.

Ein Werk, welches von einem Eingeborenen Indiens zur Belehrung der Ausländer über Sitte und Lebensweise eines großen Theils der Bevölkerung dieses unermeßlichen Landes geschrieben worden, gehört unstreitig zu den seltenen Erscheinungen der Literatur. Das obige ist ein solches und ward ursprünglich in des Verf. Muttersprache, dem hindustanischen Dialekte, verfaßt, welcher im Süden Indiens, in Dekan, einheimisch ist. Das Buch ist noch vollständiger als der Titel besagt, denn es enthält auch die vom siebenten Monate der Schwangerschaft an sowie die nach dem Tode eines Individuums gebräuchlichen Ceremonien und läßt in der That wenig ungenannt, was nur irgend merkwürdig und wichtig in Bezug auf das Volk ist, welches vor den Briten über Indien herrschte. Vorzugsweise findet man jedoch darin das Leben der Muselmänner in Dekan bis aufs Kleinste detail geschildert, und mitunter wird auch der Ursprung einer Festlichkeit oder Landessitte erzählt. Nekromantie, Astrologie und Zauberkünste aller Art werden gewissenhaft erzählt und gelehrt. Als unfehlbares Entdeckungsmittel gestohlener Sachen und ihrer Entwender wird vorgeschrieben, Kampenuß auf den Boden eines metallenen Bechers zu thun, sodann eine Anzahl Knaben zu versammeln und sie nach und nach ihre Hände auf den Becher legen zu lassen. Dieser wird sich bei der Berührung irgend einer Hand in Bewegung setzen, und nun muß Derjenige, welcher das Gestohlene auffinden will, seine Hand auf die des Knaben legen und sodann, daß der Becher ihn zu dem gestohlenen Gute führe, was alsbald geschieht. Dschafer Sherrif versichert, dieses Mittel probat gefunden zu haben. Trotzdem wird man versucht, seine Leichtgläubigkeit in Zweifel zu ziehen, wenn er erzählt, daß er lange Zeit mit frommen und heiligen Personen, mit Exorcisten und Reisenden aus Arabien und „Ujjum“, d. h. aus allen Weltgegenden, in Verbindung gestanden, um ihr geheimnißvolles Wissen zu ergründen; allein was er dadurch gewonnen habe, sei in dem Sprüchworte gesagt, wo es heißt: „Er gräbt einer Maus wegen Berge um.“ — Hinsichtlich der religiösen Gebräuche der indischen Moslems werden hier die der Sunniten mitgetheilt und demnach das verdienstliche Werk der Mistreß Meer Hassan Ali ergänzt, in welchem die der Schiiten enthalten sind. Die methodische Anordnung, ein Index und ein reiches Glossarium machen dieses reichhaltige Buch noch schätzbarer.

3. History of the war of the succession in Spain. By *Lord Mahon*. London, 1832.

Unter Karl II., dem letzten König östreichischen Stammes auf dem spanischen Throne, war bekanntlich die innere Zerrüttung dieses Reichs auf einen so hohen Grad gestiegen, daß der ganze Staatskörper das Schicksal der verlöschenden Herrscherlinie theilen zu wollen schien. Dennoch knüpfte die unglückliche Bevölkerung noch einige Hoffnung an den bevorstehenden Wechsel der bisherigen Ordnung der Dinge; denn wie Lord Mahon treffend bemerkt: „Die neue Dynastie, ein neues Regierungssystem konnte unmöglich schlechter sein, als bisher, und einem gequälten Volke erscheint oft die bloße Veränderung seiner Unterdrücker wie eine Erleichterung.“ Doch auch diese Veränderung machte Ehrgeiz nutzlos zur Quelle von neuem, größerm Elend; denn hätte England Philipp V. ruhig den Thron Spa-

nicht besteigen lassen, so würden die Folgen davon dieselben gewesen und viel Blut und Gold erspart worden sein. Das natürliche und unvermeidliche Widerstreben der Interessen Spaniens und Frankreichs war hinreichend, jede Besorgniß vor der vereinigten Macht dieser Reiche zu verscheuchen, und es hätte keines zwölfjährigen Kampfs bedurft, um nach großem Aufwande und vergeblichem Widerstande das unvermeidlich Gewordene geschehen zu lassen.

Die vorliegende Geschichte dieses Kampfs erhält, abgesehen von der klaren, geistreichen und lebendigen Darstellung, einen besondern Werth durch die vom Verf. benutzte, sehr weitläufige Correspondenz des Generals Stanhope, eines seiner Vorfahren, durch seine (1708) glückliche Unternehmung gegen Port Mahon Erwerber des Titels, den unser Geschichtschreiber führt. Nach Lord Peterborough's Abtreten vom Kriegsschauplatz in Spanien erhielt General Stanhope den Oberbefehl in Catalonien und Aragonien und behauptete denselben in den Jahren 1709 und 1710 mit Ruhm. Unser Verf. ward durch dessen schriftlichen Nachlaß in den Stand gesetzt, die Geschichte der Ereignisse auf der Halbinsel vollständiger und getreuer zu schildern als irgend einer seiner Vorgänger. Auch hat er auf dieselbe den meisten Raum verwendet und die übrigen damit in Verbindung stehenden Begebenheiten jener Zeitperiode nur kurz abgehandelt. Gelegentlich gibt er sich auch Betrachtungen allgemeinerer Art hin; so z. B. am Schlusse des Buchs bei folgendem Vergleich zwischen Madrid und Paris:

„Aus dem Erzählten geht auf das unzweifelhafteste hervor, wie sehr verschieden die Wichtigkeit des Besitzes beider Hauptstädte ist. Während Paris in Frankreich Alles, gilt Madrid in Spanien nur wenig. Die Erfahrung hat bestätigt, daß der Feind beim Vordringen gegen Paris zwar seinen Weg durch manch tapfere Schar bahnen und den heftigsten Widerstand überwinden muß; hat er aber diese Hauptstadt genommen, so hört aller Widerstand auf und dem dort errichteten Gouvernement unterwirft sich das ganze Land. Derselbe Fall trat ein bei bürgerlichen Entzweiungen. Wer die Bevölkerung von Paris für sich zu gewinnen, ihren Beifall zu erkaufen, ihren Unwillen zu besänftigen wußte, dem huldigte auch ganz Frankreich; wer dagegen die Hauptstadt erzürnte, wäre es auch durch etwas zum Besten der Departements Unternommenes geschehen, der hatte unfehlbar Alles gegen sich. Eine vollständigere und unbilligere Sklaverei als diese blinde Unterwürfigkeit so vieler Millionen gegen die veränderlichen Dictaten einer leichtsinnigen, aller Grundsätze baaren Hauptstadt, als diese Demuth des französischen Volkes gegen den Pöbel von Paris ist unerhört. In Spanien dagegen haben der Successionskrieg, sowie die unserm Jahrhundert angehörenden dort geführten Kämpfe bewiesen, daß der Besitz der Hauptstadt weder für den fremden Eroberer noch für den einheimischen Parteichef von sonderlichem Nutzen ist. Zweimal zog der Erzherzog Karl, dreimal Joseph Bonaparte siegreich in Madrid ein, und immer erfuhren sie, daß die Eroberung der Hauptstadt Castiliens und die Unterwerfung der Castilier zwei sehr verschiedene Dinge sind. Was in Frankreich die Eroberung vollendet, ist demnach in Spanien nur ein Anfang derselben, und daher kommt es, daß trotz aller Nachtheile, schlechter Armeen, schlechter Generale, Regierungen und Gesetze die Spanier ihre Unabhängigkeit vom Auslande behauptet haben und wol auch behaupten werden."

Wir schließen mit folgendem Beispiele spanischen Stolzes. Es war von Anfang herein Vendôme's Bestreben, die guten Gesinnungen der spanischen Granden gleichzeitig zur Schau zu stellen und sich ihrer zu vergewissern, indem er sie zur Ausfertigung einer öffentlichen Erklärung ihrer Ergebenheit gegen Philipp einlud. Als diese Erklärung unterzeichnet wurde, fügten mehre Granden ihrer Unterschrift die Worte: „so adelig wie der König", hinzu. Vendôme trug dies stillschweigend, weil er sie beim Guten erhalten mußte; als jedoch einer diesen Zusatz mit „und noch ein Wenig mehr" erweiterte, rief er unwillig aus: „Himmel! wagt Ihr den Adel des Hauses Bourbon, des ältesten in Europa, in Zweifel zu ziehen!" — „Das nicht, Herzog", entgegnete der Spanier; „allein Ihr dürft bei dem Allen nicht vergessen, daß König Philipp ein Franzose ist und ich ein Castilier bin." F.

Notizen.

Von den politischen Umwälzungen in Aegypten hängt ein wichtiges Unternehmen ab, welches die ostindische Compagnie lange beabsichtigt und besprochen hat. Sie unterhält bekanntlich schon seit mehren Jahren eine lebhafte Dampfschifffahrt von Kalkutta aus mit allen asiatischen Küstenländern, und auf dem Hoogly fliegen steamers mit derselben Geschäftigkeit wie auf der Themse hin und her; nur ist die Communication mit Großbritannien immer noch auf den gewöhnlichen Weg angewiesen, und, um eine regelmäßige Dampffahrt zu unterhalten, bedarf es hier einer solchen Niederlage von Steinkohlen auf Mauritius, am Cap, Isle de France, Trinkomale und Madras. Von Bombay nach Suez gehen bewaffnete Dampfböte, um reiche mohammedanische Pilger, wie unlängst einen Fürsten von Delhi, nach Mekka zu geleiten, bei welcher Gelegenheit Kohlendepots in Aden, Jiddah, Kosseir und Suez angelegt wurden, denn gute Steinkohlen sind in Bombay so reichlich, daß sie oft als Ballast eingenommen werden; allein da die Fahrt keinen eigentlich mercantilischen Zweck hat, so ist das Passagiergeld von 1200 Rupien (800 Thlr.), ohne Beköstigung und Rückreise, selbst für den gewöhnlichen Pilger zu bedeutend. Ein unternehmender Mann im Dienste der Marine, Hr. Waghorn, gründete hierauf den Plan, eine Dampfschifffahrt durch das mittelländische Meer zu eröffnen und innerhalb 60 Tagen von Bombay nach dem Mutterlande zu segeln. Mit ihm concurrirte Cap. Taylor, der von Falmouth nach Gibraltar 9 Tage rechnete, von hier bis Malta 9, bis Alexandria 7, sodann durch die Wüste bis Suez eine Karawanenstrecke von 4 Tagen und endlich von hier bis Bombay 8 Wochen, also in 50 Tagen die Tour zu vollenden versprach und für jeden Brief auf zwei Jahre das mäßige Porto von zwei Rupien verlangte. Sein Unternehmen fand den größten Beifall; selbst auf Ceylon und im nördlichen Indien wurde ihm die möglichste Unterstützung versprochen, aber Taylor wurde im Oktober 1830 in Persien, wohlöst er die Flußgebiete zum Besuche einer ausgedehnten Dampfschifffahrt bereiste, von Räubern erschlagen, und Waghorn soll bei dem ersten Versuche sein eignes Vermögen zugesetzt haben.

Der Engländer Kendall hat sich die Mühe genommen, die Anzahl von Hausthieren, welche in Rußland im Laufe eines einzigen Jahres, den officiellen Berichten zufolge, von Wölfen zerrissen worden, aufzuzählen. Die einzige Provinz Liefland bietet hier im Jahre 1825 folgende fast unglaubliche Menge: 1841 Pferde, 1243 Füllen, 1807 größere Rinder, 739 Kälber, 15,182 Schafe, 726 Lämmer, 2548 Ziegen, 185 Böckchen, 4190 Schweine, 312 Ferkel, 703 Hunde, 673 Gänse.

Wie überaus anziehend und belehrend auch neben der innigen Verwandtschaft der Sprachen die Vergleichung des indischen Alterthums für die classische Philologie werden könne, zeigen oft die übereinstimmendsten Züge des Volksglaubens, von denen man kaum sich Rechenschaft zu geben vermag. Jedermann kennt die Stelle des Theokrit (III. 37): „Ἄλλεται ὀφθαλμός μοι ὁ δεξιός", und die Erklärung des Scholiasten: daß die Augen irgendwen von den Hausgenossen sehen sollen, wenn sie hüpfen, bringt durchaus nicht in den vollen Sinn ein. In den indischen Dramen ist das Zittern des rechten Auges bei Männern ein gutes, bei Weibern immer, aber nur im Gebiete der Liebe ein böses Omen, z. B. „Mrichhak", S. 188, 222 (kalkutt. Ausgabe), sphurati dakshinam lochanam, ebenso bei der Sakuntala, als sie vor ihrem königlichen Gemahle steht, S. 97, herausg. v. Chezy. Das Zittern des linken Auges dagegen ist von guter Vorbedeutung: „Mâlatî", S. 5. 160.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonntag. — Nr. 13. — 13. Januar 1833.

Ein Blick auf Friedrich Murhard's politisch-literarische Thätigkeit im Jahre 1832.

Erster Artikel.

Friedrich Murhard gehört gewiß zu den competentesten Stimmführern in öffentlichen Angelegenheiten. Aeußere Glücksumstände, wie sie dem Gelehrten selten zu Theil werden, setzten ihn in den Stand, ganz nur sich und seinen Studien zu leben und seine geistige Kraft, ohne sie des lieben Brots wegen durch fremdartige, wenig fördernde Geschäfte zersplittern zu müssen, Jahre lang nur auf einem Punkt zu concentriren. Dieser Punkt waren die Staatswissenschaften, die von jeher die Lieblingsbeschäftigung des talentvollen Mannes ausmachten. Sie wurden von den Universitätsjahren an sein ganzes Leben hindurch von ihm angebaut, und schon früh gelangte er zu der Ueberzeugung, daß die echte politische Aufklärung die Bedingung aller übrigen Aufklärung sei. Rastlos ging sein Streben dahin, das Wahre vom Falschen, das Gereifte vom Ungereiften, das Zweifelhafte vom Verdetflichen zu unterscheiden und auf diesem Wege das zu erstrebende Ziel in immer hellerm Lichte dem Auge des Suchenden darzustellen. Beharrlicher Fleiß und reger Eifer in Beachtung und Auffassung alles Dessen, was mit seinen Studien in näherer oder entfernterer Beziehung stand, war die nothwendige Folge dieses Strebens und die unerläßliche Bedingung seines Gelingens. Er ließ es daran nicht fehlen. Dabei war sein Gemüth, wie das jedes Vaterlandsfreundes, stets von der wärmsten und lautersten Liebe für die Menschheit beseelt, und die von Gott ihm verliehenen Fähigkeiten und die durch Fleiß erworbenen Kenntnisse zum Wohle seiner Mitmenschen anzuwenden, war die einzige Richtschnur dieser Thätigkeit. Wer die Menschheit nicht liebt, wird auch sein Vaterland nicht lieben, und so umgekehrt; beide Gefühle entspringen derselben lautern Quelle, die nur in der Brust des Kosmopoliten auch im reifern Mannesalter noch ungeschwächt sprudelt, im Busen des Ichsüchtlers aber, wenn sie auch als flüchtiger Jugendrausch ihm kurze Zeit floß, sehr bald für immer versiegt. So erkannte Murhard es als Aufgabe seines Lebens, für die höchsten Interessen seiner Gattung zu arbeiten. Besonders geschickt machten ihn dazu überdem die vielfältigen Reisen, welche er, mit allen Vorkenntnissen zur ersprießlichen Benutzung derselben wohl versehen, unternahm und so die Menschen unter den verschiedenartigsten Verhältnissen beobachtete, Länder und Völker verschiedener Zungen kennen lernte. Er sah Nationen im fröhlichen Genusse der freiesten Verfassungen, er sah Völker unter der Geißel eines morgenländischen Despotismus. Das Leben der Höfe, der großen und vornehmen Welt war ihm so wenig fremd, als das der niedrigsten Classen. Befreundet mit den Meisterwerken des classischen Alterthums, konnte er die Lehren der Alten mit denen der Neuern vergleichen, und vertraut mit den politischen Theorien der verschiedensten Zeitalter, hatte er Gelegenheit, praktisch seine Ansichten zu vervollständigen und zu berichtigen. Sein Leben fiel überdies in eine an außerordentlichen Begebenheiten so reiche Zeit, daß er diese nur mit empfänglichem Gemüthe in sich aufzunehmen brauchte, um einen unerschöpflichen Schatz der bedeutendsten Erfahrungen zu besitzen, welcher einen sichern Maßstab zur Beurtheilung wiederkehrender ähnlicher Erscheinungen und zur Würdigung theoretischer Lehren darbot. Dem auf diesem Standpunkte des Lebens und der Wissenschaft stehenden denkenden Manne konnte es nicht entgehen, daß die Staatswissenschaften nicht nur dem großen Haufen, sondern selbst Denjenigen, für welche ihr Beruf als Diener des Staats oder als Vertreter des Volks eine besondere Aufforderung zum Studium derselben enthält, nur zu häufig mehr oder weniger eine terra incognita seien. Die Schädlichkeit einer solchen Unwissenheit mußte sich ihm um so lebhafter darstellen, da auf diesem Felde sich auch der Urtheilsfähigste aufzutreten und sein Urtheil abzugeben für berechtigt hält, dadurch aber die auf wenige einfache Wahrheiten gegründete Wissenschaft, namentlich in unsern jetzigen bewegten Zeiten, zu einem Chaos geworden ist, in welches sich Mancher kecken Muthes hineinstürzt, aber, fortgerissen vom Strudel, vergebens nach dem leitenden Faden der Ariadne späht, um den sichern Boden wiederzugewinnen. Solcherlei äußere Verhältnisse und innere Betrachtungen mußten Murhard auf die Idee leiten, auf diesem Felde der Verwirrung und Verirrung eine Sichtung der Begriffe, eine allgemeine Revision des staatswissenschaftlichen Gesammtgebiets vorzunehmen. Einen ähnlichen, wiewol weit enger begrenzten Versuch der Art hatte bereits ein sehr achtbarer Staatslehrer *) vor ihm gemacht. Allein

*) Friedrich von Raumer: „Ueber die geschichtliche Entwicke-

das Bedürfniß nach einem Werke, das nach einem großartigern Plane gearbeitet wäre, wurde dadurch nur um so lebhafter angeregt. Nicht nur für Den, welchem seine Zeit und anderweiten Arbeiten nicht gestatten, an der Quelle selbst zu schöpfen, welchem Mittel und Gelegenheit fehlen, sich selbst alle die Schriften anzuschaffen, in welchen sich das Material für ein solches Werk zerstreut findet, müßte eine solche Revision, eine Zusammen- und Gegenüberstellung der verschiedenen Ansichten und Lehren der Denker aller Zeiten über die wichtigen Fragen des Staatslebens höchst erwünscht sein, sondern auch für die künftige systematische Ausbildung der Wissenschaft selbst würde sie eine Grundlage abgeben, welche von großem Nutzen sein könnte. Allein wenn sich auch in Murhard die nothwendigen Eigenschaften zur Bearbeitung eines solchen Werkes in seltenem Grade zusammenfanden, wenn es ihm auch weder an den nöthigen Fähigkeiten, Kenntnissen, noch an der günstigen äußern Lage fehlte, um ein Werk zu unternehmen, was nicht etwa in einigen Jahren und unterbrochen von mancherlei fremdartigen Berufsgeschäften ausgeführt werden kann, sondern zu dessen glücklicher Vollendung ein Menschenleben ungestörter Arbeit erfodert wird, so traten ihm doch die Verhältnisse des deutschen Buchhandels abmahnend entgegen, welche für den Absatz eines so umfassenden Werkes keine günstige Aussichten versprachen. Die größtmöglichste Verbreitung des Werkes war aber unerläßliche Bedingung seiner Nützlichkeit. Durch diese und andere Rücksichten fand sich Murhard veranlaßt, von seinem ursprünglichem Plane in etwas abzugehen und solchen der Endlichkeit unserer Verhältnisse mehr anzupassen. Seine Absicht geht nun dahin, aus dem weiten Gebiete der Staatswissenschaften einzelne wichtige Gegenstände auszuwählen und sie nach dem ursprünglichen Plane zu bearbeiten. Auf diese Weise wird derselbe mit der Zeit, wenn die Vorsehung dem thätigen Schriftsteller Leben und Kraft noch lange erhält, und wenn derselbe in dem begonnenen Maße der Production fortfährt, den anfänglichen Plan auch so realisiren, und zwar noch vollkommener und erschöpfender, da die einzeln behandelten Gegenstände mit größerer Ausführlichkeit und Gründlichkeit dargestellt werden können, als wenn sie nur als Theile eines größern Ganzen ins Leben träten.

Das Jahr 1832 hat uns nun fünf solcher Monographien in rascher Aufeinanderfolge bereits gebracht und einen Beweis von der Rüstigkeit und Schnelligkeit geliefert, mit welcher der Verf. arbeitet. Eine Schnelligkeit, die vielleicht Mancher für Flüchtigkeit zu halten geneigt wäre, wenn sie sich nicht aus dem Vorhergehenden und der Absicht des Verf., mehr eine Zusammenstellung fremder Ansichten zu geben, als ein eignes System aufzustellen, dessen Construirung und detaillirter Ausbau allerdings mehr Zeit und Mühe erfodert haben würde, genügend erklären ließe, sowie durch die Tüchtigkeit der Arbeiten selbst widerlegt würde. Es wird Ref. eine angenehme Pflicht sein, den Leser in Folgendem mit den Erzeugnissen eines unserer aufgeklärtesten, mit entschiedenem und feurigem Eifer auf eine vernunftgemäßere Gestaltung unsers Staatslebens hinarbeitenden Schriftstellers näher bekannt zu machen.

1. Der Zweck des Staats. Eine propolitische Untersuchung im Lichte unsers Jahrhunderts. Von Friedrich Murhard. Göttingen, Dieterich. 1832. Gr. 8. 2 Thlr.

Mit Recht hat der Verf. mit dieser Untersuchung den Anfang gemacht, da sie die nothwendigen Vordersätze in sich faßt, über welche man sich vor Allem verständigen muß, um mit Folgerichtigkeit die übrigen Fragen lösen zu können. Haben wir den Zweck deutlich vor Augen, so wird es dann leichter, über die verschiedenen Mittel zur Erreichung desselben ein richtiges Urtheil zu fällen. „Sehr zu wünschen wäre es", bemerkte schon früher ein als Schriftsteller und Staatsbürger gleich achtungswerther Mann *), „daß man endlich einmal über den wahren Zweck des Staats, als die Basis aller Theorie vom Staate sowie aller Staatspraxis, ins Reine und zum allgemeinen Einverständnisse käme. Denn ehe und bevor das erfolgt sein wird, kann weder ein sicheres und gedeihliches Fortschreiten in der Cultur der Wissenschaft vom Staate und in allen ihren Zweigen, noch eine wahre Festigkeit und Consequenz in den Lebensfunctionen des Staats selbst gehofft werden." Wenn der Verf. uns die Meinungen, welche die Staatsrechtslehrer aller Zeiten über die wichtige Frage, zu welchem Ende die Menschen in Staaten zusammengetreten sind, gehegt haben, in dem vorliegenden Werke vor Augen führt, seine eignen Ansichten einflechtend und in ein Endresultat zusammenfassend, so hat er dadurch nicht nur ein sehr nützliches Werk für den Laien unternommen, der über diesen wichtigen Punkt Aufschluß sucht, sondern auch dem Gelehrten von Fach einen Dienst erwiesen, indem er ihm die Mittel erleichtert hat, über den in Frage seienden Abschnitt der staatswissenschaftlichen Propädeutik zu einem Endresultat zu gelangen. Die Wissenschaft hat jedenfalls einen nicht uninteressanten Beitrag zu ihrer Literaturgeschichte dadurch erhalten. Links und rechts die Begriffe revidirend, beginnt der Verf. seine Schrift mit der Darlegung der Nützlichkeit und unumgänglichen Nothwendigkeit einer richtigen Bestimmung des Staatszwecks. (S. 3—18.) Man müßte sich wundern, daß dieselbe überhaupt hat in Zweifel gestellt und vorsätzlich von Staatsrechtslehrern übergangen werden können, wenn man nicht wüßte, daß es grade den gründlichsten Gelehrten nur zu häufig begegnet, daß sie den Wald vor lauter Bäumen nicht sehen, und daß es ihnen ebenso oft nicht um die mit wenig Worten geschehene Anerkennung einer sich vorfindenden einfachen Wahrheit, sondern um das Erbauen eines zusammengesetzten Systems eigner Erfindung zu thun ist. Was der Verf. schon in

lung der Begriffe von Recht, Staat und Politik" (Leipzig 1826). Die in vorigem Jahre erschienene zweite Auflage des schätzbaren Werkchens ist um Vieles vervollständigt und verbessert.

*) Behr, in der Vorrede zur ersten Abtheilung seines „Systems der angewandten allgemeinen Staatslehre" (Frankfurt a. M. 1810).

diesem Capitel über sein eigentliches Thema, den Zweck des Staats selbst, einfließen läßt, gehört streng genommen nicht hieher, auch würde er leichtlich für seine Meinung noch mehre Schriftsteller haben anführen können, als die von ihm hier genannten.

Das zweite Capitel der vorliegenden Schrift handelt von den historischen Zwecken des Staats. (S. 19—36.) Der historische Zweck des Staats ist von dem philosophischen Zwecke desselben sehr wohl zu unterscheiden. Wie alle Verhältnisse im Leben nicht immer so sind, wie sie sein sollten, so haben auch in der Erfahrung die Staaten sehr von einander abweichende, mit den Grundsätzen der Vernunft wenig übereinstimmende und noch öfter gar keine mit Bestimmtheit sich bewußte Zwecke verfolgt. Gewisse Verbindungsideen müssen indeß immer vorhanden gewesen sein, denn, „s'il n'y avait pas quelque point sur lesquels les intérêts s'accordent, nulle société ne saurait subsister", sagt Rousseau mit Recht. Allein diese sind mehr als Motiv der ursprünglichen Vereinigung anzusehen, sie haben sich aber späterhin nach Verschiedenheit der äußern Lage der Staaten und ihrer Schicksale ganz verschieden ausgeprägt. Der Verf. sucht die historischen Zwecke einiger namhaften Staaten darzulegen und theilt die Ansichten verschiedener Staatsrechtslehrer über den aus der Erfahrung abstrahirten Zweck des Staats mit.

Im dritten Capitel gibt uns der Verf. Erörterungen zur nähern Ausmittelung und Feststellung der philosophischen Zwecke des Staats. (S. 37 — 58.) Wenngleich hier eher eine Einheit möglich ist als bei den Zwecken, welche in der Erfahrung von den bestehenden Staaten befolgt werden, so herrscht doch über diese wichtige Aufgabe des Staatsrechts noch eine ungemeine Verschiedenheit der Ansichten unter den Lehrern desselben. Dieser Divergenz hat der Verf ein eignes Capitel (das vierte, S. 58 — 68) gewidmet, sowie er auch diejenigen Staatsrechtslehrer, welche gar keinen allgemeinen Staatszweck gelten lassen wollen, in ein besonderes Capitel (das fünfte, S. 69 — 82) verweist. Nachdem er auf diese Weise das Terrain zuvor recognoscirt und gewissermaßen blos plänkernd durchzogen, geht er in den folgenden Abschnitten auf die einzelnen Ansichten genauer ein. Er prüft hier zuerst (Cap. 6, S. 83 — 116) diejenige Meinung, nach welcher Begründung eines Rechtszustandes als höchster Zweck des Staats angesehen wird. Wenn die Alten gemeiniglich erhabenere und weitumfassendere Zwecke mit der Idee des Staats verbanden, so waren es hauptsächlich die Juristen im 17. und 18. Jahrhundert, welche sich bei dem niedergedrückten öffentlichen Leben an diese Idee, als den letzten Nothanker, anklammerten. Darüber hinaus verstiegen sie sich nicht, und es ist auch allerdings noch in jetzigen Zeiten derjenige, mit dessen lauterer Erreichung man schon zufrieden sein muß und zu welchem sich noch sehr viele tüchtige Staatsrechtslehrer bekennen. Die Bezeichnungen, welche sie dafür wählen, sind mitunter verschieden, sagen aber Dasselbe. Winkler und Daries nennen Rechtssicherheit als Zweck des Staats; Schlözer sagt: „Erster Zweck und Pflicht des Staats ist blos Schutz". Seit Kant kamen die Meisten darin überein, die Herrschaft des Rechtsgesetzes als Staatszweck anzunehmen; man drückte dies bald durch die Worte: Rechtssicherheit, vollkommen rechtlicher Friedenszustand, Selbsterhaltung des Staats, Sicherung vor Unrecht u. s. w. aus. Vorzüglich vertheidigte Schmalz die Ansicht vom Staate als einer bloßen Rechtsanstalt. Auch Spittler hält Sicherung der Zwangsrechte oder äußern vollkommenen Rechte für völlig hinreichend zur Bestimmung des Staatszwecks. Anton Thomas betrachtet den Staat als eine zur Realisirung des Rechtsverhältnisses organisirte Gesellschaft. Der Staatszweck, lehrt Ant. Bauer, besteht in allgemeiner Rechtssicherheit. „Der Zweck des Staats ist", sagt Joh. Paul Harl, „dafür zu sorgen, daß Jeder habe, was dem Rechte nach sein ist, damit er ungestört durch Andere, aber auch außer Stande gesetzt, Andere zu stören, frei in seinem Kreise handele, und daß jedes Unrecht gegen das Ganze aber auch gegen jeden Einzelnen unterlassen werde." Dr. Franz Egger sucht darzuthun, daß Sicherheit der Rechte der philosophische, eigenthümliche, nächste oder unmittelbare und Hauptzweck des Staats sei. Behr stellt die Geltung und Sicherheit des Rechts der im Staate Vereinigten als den Zweck des Staats fest. „Der Endzweck des Staats ist nach Rechtsprincipien: die Sanction des Rechtsgesetzes durch eine physische Gewalt", sagt Zachariä. Selbst Aretin, in seinem trefflichen „Constitutionnellen Staatsrechte" ist der Staat nur eine Vereinigung von freien Menschen auf einem bestimmten Landesbezirk, unter gemeinschaftlicher Obergewalt zu allseitigem Genuß eines festen Rechtszustandes. Er fügt jedoch näher bestimmend und weiter fassend hinzu: „der Rechtszustand, zu dessen Erhaltung man sich vereinigt, aber umfaßt zugleich die Sicherung aller Urrechte der Menschen, also der Rechte der Person, des Eigenthums, mit vollständiger Entwickelungs- und Bildungsfreiheit." Er hat wohl gefühlt, daß bloße Herrschaft des Rechtsgesetzes ein zu nackter und unzulänglicher Begriff ist, daß zwar Rechtssicherheit die erste Bedingung alles Wohlbefindens und also der nächste Zweck des Staats ist, daß aber darüber hinaus noch manche schöne und höhere Zwecke liegen, die sich durch den bürgerlichen Verein wohl erreichen lassen und zu deren Ausschließung kein Grund vorhanden ist. Der Verf. bemüht sich nun im siebenten Cap. (S. 117—151), die Unzulänglichkeit des Begriffs von einem bloßen Rechtszustande zur Bezeichnung des Staatszwecks darzulegen und zeigt im achten Cap. (S. 152—167), daß die Verwirklichung eines Rechtszustandes blos als nächster Zweck des Staats zu betrachten sei.

(Der Beschluß folgt.)

Gedichte von Henriette Ottenheimer. Stuttgart, Hallberger. 1832. 8. 21 Gr.

Von dem gesangreichen Oberdeutschland tönt abermals eine neue Stimme zu uns herüber, die einer Sängerin Würtembergs anzugehören scheint. Beim Durchblättern des mäßigen Büchleins erfreute es uns schon, auf gereimte Charaden, Homonymen, Logogryphen, Palindrome u. dgl. zu stoßen, nicht als ob Ref. ein leidenschaftlicher Liebhaber vom müßigen Aufknacken

solcher Rüsse wäre, selbst wenn sie einen Kern in sich schließen, sondern weil er daraus wahrnahm, daß der Kritik mit dem Buche doch vielleicht überhaupt etwas zum Enträthseln geboten werden könnte. Was sodann unser Interesse in Anspruch nahm, war der in fast allen Gedichten vorwaltende Reichthum an Reimen und rhythmischem Formenwechsel. Die nächste Entdeckung, die wir machten — denn ein Kritiker ist ein Entdeckungsfahrer, der auf der nur allzu oft eiskalten Nordpolexpedition seiner kritischen Wanderung, ohne die Durchfahrt zu einer neuen Welt zu erhoffen, grüne Eiländer zu finden ausgeht —, war keine geringere, als daß unsere Dichterin taub ist, und die an sich selbst in dieser Hinsicht gerichteten Trostesworte sind das schönste Gedicht in der Sammlung, weil sie, aus innerster Seele hervorgequollen, den wahrsten Ausdruck eigen erlebter Gefühle zu Tage bringen. Ihr klagt — sagt sie —

Daß nie die Wonne in geliebten Herzen
Zu mir herübertönt von ihren Lippen,
Und daß die Klage über ihre Schmerzen
Zerschellen muß an des Gehöres Klippen.
Daß nicht berühren kann und aufwärts heben
Mich die Musik mit ihren Seraphsschwingen;
Daß Engel, die um Aeolsharfen schweben,
Mir keinen Gruß aus fernen Welten bringen.

Doch klaget nicht — mir blieb ein sehend Ohr,
Mit meinem Aug' kann ich Musik erlauschen;
Des Lichtes Quell wird mir zum Hymnenchor.
Und kann um Worte ich nicht Worte tauschen,
So wird zur Sprache mir der Freunde Blick,
So wird der Vögel schimmerndes Gefieder,
Ihr hehrer Flug mir himmlischer Gesang,
Und durch die Seele ziehn mir Frühlingslieder
Mit süßem, fremdem, nie gehörtem Klang.

Und so hat sie in der That mit kräftig kühnem Blicke den Farbenschmuck der Natur aufgefaßt und namentlich in den beiden Gedichten: „Die Himmelsspiegel" und „An den Lenz", in glänzend reicher Diction ihren Anschauungen Ausdruck verliehen. Daß ihre Sprache Gedanken, nicht blos Gefühle gibt, möchte ihren Gedichten, die nichts weniger als bloße Ergießungen erster Jugendaufwallung sind, einen nicht unbedeutenden Rang anweisen, ja, ihre bilderreiche Diction führt oft zu so kräftigen, fast Shakspeare'schen Tropen, wie sie einer weiblichen Schöpfungsfähigkeit selten gelingen möchten. Den Frühling ruft sie z. B. an:

Du Held, der ohne Blutvergießen
Die Ketten sprengt, die rauh und kalt
Der Erde herrliche Gestalt
Erbarmungslos und fest umschließen u. s. w.
Der Erde Fesseln werden fallen,
Denn Freiheit ist dein Losungswort u. s. w.

Auch eine freiheitathmende Stimme läßt sich hier und dort vernehmen, besonders in den Gedichten: „Polens Streitern" und „Die Gräber von Missolunghi". Den religiösen Tönen fehlt alle weibische Weichlichkeit; fast möchte die „Religion" überschriebene Elegie etwas zu pomphaft erscheinen. Eine so kräftige Innigkeit, wie jedoch das Gedicht: „Der reichste Schacht", in einem trefflich und vollständig durchdachten Tropus ausspricht, ist uns unter den lyrischen Erzeugnissen der Jetztwelt, selbst wenn sie berühmten Namen angehören, nicht leicht vorgekommen. Die Leistungen Henriettens erinnern uns an einen langgenährten, abermals bewährten Glauben, daß nur in einer Seele, deren Lebensfunction irgendwie im Körper schmerzlich gestört und umflort ist, die wahre Flamme poetischer Ergüsse sich vollständig entzünde. Auch die den lyrischen Erzeugnissen angehängten prosaischen Aphorismen geben manche gut durchdachte Gefühlsmeinung über Leben und Literatur und kommen aus einem Gemüthe, das nach einem Bewußtsein über die Erscheinungen des Daseins strebt. 131.

Wie urtheilte einst Lessing über Ketzer und Ketzermacher?

Auch für unsere Zeit gilt, was Lessing über Ketzer und Ketzermacher sagte: „Das Ding, das man Ketzer nennt, hat eine sehr gute Seite. Es ist ein Mensch, der mit seinen eignen Augen wenigstens sehen will. Die Frage ist nur, ob es gute Augen gewesen, mit welchen er selbst hat sehen wollen. Ja, in gewissen Jahrhunderten ist der Name Ketzer die größte Empfehlung, die von einem Gelehrten auf die Nachwelt hat gebracht werden können; noch größer als der Name Zauberer, Magus, Teufelsbanner; denn unter diesen läuft doch mancher Betrüger mit unter." Dagegen sagte Lessing von den Ketzermachern: „Immer wollen sie die grausamen Anklagen, durch welche sie ihres Nächsten Ehre und Wohlstand und Leben in die äußerste Gefahr setzen, für nichts als unumgängliche Selbstvertheidigung gehalten wissen. Ohne diese würden sie gern geschwiegen, es gern ihrem Gott nur in der Stille geklagt haben, wie sehr seine heilige Wahrheit gekränkt und gelästert werde; aber ihr eigner guter Leumund wird darüber verunglimpft; ihr eigner Glaube, dessen Licht sie vor aller Welt leuchten zu lassen so verbunden sind, wird darüber verdunkelt: nun müssen sie auftreten und müssen reden und müssen vor Gott und der Welt bezeugen, wie verderblich, wie greulich, wie werth, mit Feuer und Schwert verfolgt zu werden, sie die Irrthümer ihres ihnen sonst so lieben Nächsten, ihres Bruders in Christo finden." In diesem Sinne, wie Lessing ihn hier angibt, mag man es sich zur Ehre anrechnen, ein Ketzer zu sein und verketzert zu werden; und kommt demnach Ketzer von καθαρός (rein, lauter), dann wehe den Ketzermachern, dergleichen ja einst selbst Christum verfolgten! 80.

Notizen.

Arthur Lumley Davids, Mitglied der asiatischen Gesellschaft in Paris und Verf. einer im vorigen Jahre in London erschienenen „Grammar of the turkish language: with a preliminary discourse on the language and literature of the turkish nations etc.", von welcher die englische Kritik mit der höchsten Achtung spricht, ist im noch nicht vollendeten 21. Jahre ein Opfer der Cholera geworden.

Die türkische Sprache wird jetzt auf einem außerordentlich weiten Flächenraume und von Nationen geredet, welche größtentheils voneinander unabhängig sind, auf sehr verschiedenen Stufen der Cultur stehen und deren Verbindungen mit den Nachbarstaaten sich je nach ihrer Lage verschieden gestaltet haben. Diese Verhältnisse erzeugten zehn türkische Dialekte, welche gegenwärtig gesprochen werden; sie sind: der Uighur-, Dschagatai-, Kaptschak-, der kirgisische, kurkmannische, kaukasische, südsibirische, yakutsche, tschuwäsche und osmannlische Dialekt. Einen derselben findet man fast bei jedem Volke, welches zwischen dem mittelländischen Meere und China, zwischen dem äußersten Punkte Siberiens und den Grenzen Indiens wohnt. In Aegypten, den Barbareskenstaaten, der Levante, am Hofe zu Teheran und in Persiens westlichen und nördlichen Provinzen wird Türkisch geredet, und im Gebiete des Sultans, im größern Theile der Tartarei und Siberiens ist der eine oder andere türkische Dialekt Muttersprache der Eingebornen.

Zu Walter Scott's Werken erscheint jetzt auch eine Reihe „Portraits of the principal female characters"; da jedoch Scott's Frauen, etwa zwei ausgenommen, lauter Gebilde der Phantasie sind, scheint der Titel eben nicht gut gewählt.

Ein gewisser J. Gilbert hat durch Herausgabe eines 17. Gesangs zu Byron's „Don Juan" neuerdings den schon anderweitig verunglückten Versuch gemacht, eine Fortsetzung dieses Gedichts zu liefern. S.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Montag, — Nr. 14. — 14. Januar 1833.

Ein Blick auf Friedrich Murhard's politisch-literarische Thätigkeit im Jahre 1832.

Erster Artikel.

(Beschluß aus Nr. 13.)

In den folgenden Capiteln werden sodann die anderweiten Ansichten von dem Zwecke des Staats geprüft und die Meinungen der Staatsrechtslehrer darüber mitgetheilt. Das neunte Cap. (S. 168—187) handelt von der allgemeinen Wohlfahrt und Glückseligkeit als Zweck des Staats, das zehnte (S. 188—220) macht uns mit den Gegnern dieser Ansicht bekannt. Im elften Cap. (S. 221—246) wird die moralische Vollkommenheit oder geistige Bildung und Sittlichkeit als Zweck des Staats abgehandelt, und das zwölfte Cap. (S. 247—262) betrachtet die physische und moralisch-intellectuelle Vervollkommnung in inniger Verknüpfung als Zweck des Staats. Im Cap. 13 (S. 263—283) geht der Verf. zur Freiheit als Zweck des Staats über und theilt uns im Cap. 14 (S. 284—305) noch verschiedene andere Versuche zur Bezeichnung des Staatszwecks, entweder durch Angabe besonderer Zwecke oder durch Vereinigung verschiedener mit. Das Cap. 15 (S. 306—339) handelt von den gesammten Zwecken des Menschen als Zwecken des Staats, und das Cap. 16 (S. 340—355) betrachtet den Staat als Erziehungsanstalt für die Zwecke der Menschheit. Im siebzehnten und letzten Cap. (S. 356 bis Ende) endlich gibt uns der Verf. die Resultate der bisherigen Untersuchungen sowie seine eignen daraus abstrahirten Ansichten. Er hält es, um zu einem bestimmten Staatszwecke zu gelangen, mit Jacobs für das Beste, von der Materie oder dem Inhalte des Zwecks ganz abzusehen und nur die Form genau festzusetzen, d. h. die Merkmale herauszufinden, welche irgend etwas Wünschenswerthes zur Verwirklichung durch den Staat qualificiren. Er setzt aber dabei voraus, daß eine Realisirung desselben auf andere Weise nicht möglich ist als durch den Staat, weil es sonst, da jede Gesellschaft um so mehr von ihren individuellen Freiheiten und Rechten aufgeben muß, je mehr gemeinsame Zwecke sie sich stellt, an einem vernünftigen Grunde gebrechen würde, um etwas zum Staatszwecke zu erheben. Solcher Merkmale, welche ein Gegenstand an sich tragen muß, um zur Erhebung zum Staatszwecke sich zu eignen, gibt der Verf. vier an. 1) „Es muß," sagt er, „ein gemeinsamer, d. h. ein solcher Zweck sein, den alle Mitglieder des Staats wollen, oder vermöge der Vernunft wollen sollen; 2) dieser Zweck muß durch die isolirten Kräfte der Individuen und ihre freiwilligen Verbindungen entweder gar nicht, oder doch nicht so sicher und gut erreicht werden können als durch die Staatskraft; 3) die Staatskraft muß wirklich ein sicheres Mittel sein, diesen Zweck zu realisiren, und 4) die Mittel der Realisirung dürfen dem Hauptzwecke, weswegen der Staat errichtet ist, weder im Ganzen noch theilweise widersprechen."

Nach dieser Ansicht des Verf. ergibt sich, daß manche Gegenstände, die von verschiedenen Staatslehrern als ausschließliche Zwecke des Staats aufgestellt worden sind, wie allgemeine Glückseligkeit und öffentliches Wohlsein, Vervollkommnung und Moralisirung des Volks, Herrschaft des Rechtsgesetzes u. s. w., allerdings Zwecke des Staats sein können und auch vernünftigerweise sein sollen, sofern sie unter die angegebene Form passen. Der Ausweg, welchen der Verf. zur Vermittelung der Extreme eingeschlagen, scheint uns sehr passend. Der Widerstreit der Meinungen wird dadurch auf eine glückliche Weise gehoben, durch engherzige Theorien die Thätigkeit des Staats nicht beschränkt und überhaupt die Theorie mit dem Leben mehr in Einklang gebracht. Der vom Verf. eingeschlagene Weg erscheint um so richtiger und sicherer, da es sich nicht leugnen läßt, daß erfahrungsmäßig die verschiedensten und mehre der angegebenen Zwecke nebeneinander von den Staaten erstrebt werden.

2. **Das königliche Veto. Eine wichtige Aufgabe in der Staatslehre der constitutionellen Monarchie von Friedrich Murhard. Kassel, Bohné. 1832. Gr. 8. 1 Thlr. 21 Gr.**

Wenn der Verf. in der vorhergehenden Schrift, in welcher wir unter 1. Bericht erstatteten, den Staat als gesellschaftlichen Verband im Allgemeinen betrachtete, so geht er nun auf eine bestimmte Form desselben, zu welcher sich mit steigender Cultur alle Staaten immer mehr neigen werden, zu der constitutionellen Monarchie über. Er behandelt im vorliegenden Werke aus dem Gebiete des constitutionellen Staatsrechts ein nicht unwichtiges Capitel, die Lehre von einem dem Regenten verfassungsmäßig einzuräumenden Veto in den Angelegenheiten des Staats, insonderheit bei der Gesetzgebung. Seine Wahl

ist hauptsächlich deshalb auf diesen Gegenstand gefallen, weil derselbe sich bis jetzt verhältnißmäßig sehr wenig Berücksichtigung von Seiten der Lehrer des constitutionnellen Staatsrechts zu erfreuen gehabt hat, weil man das Attribut eines unbedingten Veto als einen sich von selbst verstehenden Bestandtheil der höchsten Gewalt zu betrachten und die daraus möglicherweise entstehende Gefahr für Erreichung der Staatszwecke nicht gehörig zu würdigen pflegt. Nicht mit Unrecht schreibt dies der Verf. den europäischen politischen Vorurtheilen zu, von welchen sich der in autokratischen Monarchien geborene und erzogene Schriftsteller selten ganz losmachen kann. Dazu kommt noch, daß die in der Erfahrung gegebenen repräsentativen Staatsverfassungen unserer Zeit häufig nur Zwittergestaltungen sind, welche unter andern Namen und Formen den frühern Autokratismus zu üben freien Spielraum geben. Darin bestehen die wahren Täuschungen des Repräsentativsystems, daß man in den heutigen Staatsverfassungen demselben nicht aus vollem Herzen huldigt, und daß es nicht in seiner Reinheit sondern nur verstümmelt und umfangen von den Schlacken des Autokratismus in denselben hervortritt. Die wahrhaft guten Folgen desselben werden dadurch nur zu oft paralysirt und es bleibt nichts als das Beengende und Lähmende, was jede Form, die Willkür und Misbrauch verhüten soll, nothwendigerweise in ihrem Gefolge haben muß. Diese Täuschungen und die Wirkungslosigkeit so mancher Constitution liegen aber nicht im System, sie liegen theils in der Art und Weise, in welcher dasselbe in den einzelnen Verfassungen ausgeprägt ist, theils in dem Geiste, mit welchem die gegebenen Formen in der Wirklichkeit gehandhabt werden. Das unbedingte königliche Veto zählt nun der Verf. nicht ohne Grund zu den Mitteln, um die wohlthätigen Folgen des Repräsentativsystems zu schwächen, ja zu vereiteln. Er entwickelt uns seine Ansichten in sieben verschiedenen Abschnitten, welche, nach der Vorrede, zu verschiedenen Zeiten niedergeschrieben wurden, und wovon schon einzelne früher in Zeitschriften vom Verf. mitgetheilt wurden.

Der erste Abschnitt (S. 1—32) vorliegender Schrift gibt einige einleitende Bemerkungen, in welchen der Verf. Ursprung und Zweck des Veto zu entwickeln sucht. Er geht dabei von dem leitenden Principe aus, daß der Staatsrechtslehrer die Menschen zu nehmen habe, wie sie sind, und nicht wie sie sein sollten; daß die Staatswissenschaft eine Erfahrungswissenschaft sei, und daß Theorien, als bloße Früchte der Speculation, nur zu Verirrungen führen. Geschichte und Erfahrung lehren aber, daß jede unumschränkte Staatsgewalt dem Misbrauche unterworfen ist. Gesetzgebende wie executive Gewalt bedürfen deshalb auf gleiche Weise der Schranken. Den Misbrauch der erstern hat man nur dadurch zu begegnen gesucht, daß man der zweiten das Recht einräumte, ein Veto geltend zu machen, sobald sie mit den Ansichten der erstern nicht übereinstimmte. Nur auf solche Weise kann der Uebelstand entfernt werden, daß die executive Gewalt in die Nothwendigkeit versetzt wird, Gesetze zur Ausführung zu bringen, die sie für unzweckmäßig und schädlich hält. Das unbedingte Vetorecht, welches man deshalb dem Regenten einräumen zu müssen glaubte, wurde aber in Folge der französischen Revolution in Zweifel gezogen und man fragte sich, weshalb der Regent nicht auch in dieser Hinsicht gehindert werden solle, blos nach Willkür handeln zu können. Der Verf. glaubt dies allerdings dadurch erreichen und Misbrauch auf beiden Seiten möglichst entfernen zu können, wenn er dem Regenten nur ein bedingtes und zwar ein suspensives Veto einräumt. Die Nothwendigkeit und Möglichkeit eines solchen sucht er in den fernern Abschnitten seiner Schrift auseinanderzusetzen.

Der zweite Abschnitt (S. 33—86) führt die Ueberschrift: „Ueber die Lehre vom königlichen Veto im Systeme der constitutionnellen Monarchie", und vindicirt für dieselbe den angemessenen Platz. Der Verf. verlangt, daß im constitutionnellen Staatsrechte dem Regenten ebenso wenig hinsichtlich seiner negativen Wirksamkeit Unumschränktheit beigelegt werde als rücksichtlich seiner positiven. Dem Einwurfe, daß ohne den freien Willensact der Sanctionirung von Seiten des Regenten kein Gesetz Gültigkeit erlangen könne, sucht er dadurch zu begegnen, daß er voraussetzt, der künstliche Souverain (der Regent) werde bei der Ertheilung oder Versagung der Sanction eines in Vorschlag gebrachten Gesetzes sich als treues Organ des natürlichen (des Volks) benehmen, daß demnach der von ihm ausgesprochene Wille der Ausdruck des vernünftigen Nationalwillens sei und nur sein könne. Daraus folgert er, daß wenn der Wille, den der Regent ausspricht, nicht der Nationalwille, sondern blos ein individueller Eigenwille ist, derselbe dann nicht mehr als Regent, sondern als Privatperson handele. Das Vorhandensein des Nationalwillens will der Verf. daraus erkennen, wenn die Nationalrepräsentanten in verschiedenen auf einander in geraumen Zwischenräumen, worin das Personal wechselte, folgenden Sessionen ein und dasselbe Gesetz in Anregung bringen, und die Verweigerung der Sanction von zulänglichen Gründen nicht unterstützt ist. Für solchen Fall soll im Staatsgrundgesetze Vorsorge getroffen werden, daß auch ohne Sanction des Regenten das Gesetz auf eine bindende Weise promulgirt werden könne. Allein wollte man auch der Ansicht des Verf. von dem künstlichen und natürlichen Regenten und der von Willkür selbst nicht ganz freien Voraussetzung des Vorhandenseins des Nationalwillens beipflichten, so bleibt hier doch noch immer der Uebelstand, daß der Regent dann später Gesetze vollziehen muß, die wider seinen Willen das Dasein erhalten haben.

Im dritten Abschnitt (S. 87—166) sucht der Verf. die Gründe zu beseitigen, welche gegen ein bedingtes Königsveto gemacht worden sind, und im vierten (S. 167—230) gibt er uns die nicht uninteressanten Debatten, welche über diesen Gegenstand in der französischen constituirenden Nationalversammlung stattgefunden haben. Im fünften Abschnitt (S. 231—254) handelt er von dem beschränkten königlichen Veto in den Staatsordnungen mehrer constitutionneller Monarchien. Nachdem er im sechsten Abschnitt (S. 255—290) noch auf die Lücken aufmerksam gemacht hat, welche die Lehre vom königlichen Veto sowol in der

Theorie als in der Praxis darbietet, gibt er uns zum Schluß noch einen Aufsatz (S. 291 bis Ende) unter der Ueberschrift: „Weitere Rechtfertigung des Vorzugs eines bedingten königlichen Veto vor einem unbedingten", welcher bereits früher in den „Allgemeinen politischen Annalen" mitgetheilt worden ist, und auf welchen wir, als am meisten eigne Ansichten des Verf. enthaltend, noch einen Blick werfen wollen.

Der Verf. widerlegt hier zuerst die Meinung, daß durch die Verantwortlichkeit der Minister in constitutionellen Monarchien die Schädlichkeit des unbedingten Veto gehoben werde. Er zeigt, daß diese Verantwortlichkeit blos eine positiv verderblich wirkende Thätigkeit des Regenten verhüten, keineswegs aber die Nachtheile entfernen könne, welche aus Unthätigkeit des Staatsoberhaupts, die sich grade durch das Veto ausspricht, entstehen. Er macht darauf aufmerksam, daß die Foderung, welche das constitutionnelle Staatsrecht an die Minister macht, in Fällen, wo der Monarch sich hartnäckig weigerte, seine Zustimmung zu Maßregeln zu geben, die sie für unumgänglich nothwendig halten, ihre Entlassung einzugeben, zum Ziele zu führen weit entfernt sei. Er unterstützt seine Behauptung mit dem Erfahrungssatze, daß sich in solchen Fällen immer Individuen genug finden würden, welche sich der äußern Vortheile wegen zu willenlosen Organen des Regenten hergeben. „So lange es noch Menschen gibt", sagt der Verf. „die nichts sehnlicher wünschen, als sich mit Titeln und Orden geschmückt zu sehen, die es als das höchste auf Erden zu erreichende Gut ansehen, Excellenz genannt zu werden, wenn sie auch gar nichts Excellentes an sich haben, und einen Stern auf ihrer Brust oder ein Bändchen im Knopfloch zu tragen, wenn sie auch eine Auszeichnung der Art durch nichts verdient, wird es nicht an Subjecten fehlen, die nicht nur bereitwillig sind, ein Ministerpatent mit Freuden anzunehmen, sondern sogar dieses zum Gegenstand ihres höchsten Strebens machen. Es ist gar keine Seltenheit, Menschen zu finden, die es als eine außerordentliche Gunst ihres Geschickes betrachten würden, auch nur eine Woche oder einen Tag mit der Auszeichnung sich beglückt zu sehen, nach dem Fürsten für den Ersten im ganzen Staate zu gelten. Ja, eben dieser Umstand ist es grade, der oft von den fungirenden Ministern als Hauptgrund angegeben oder vorgeschützt wird, warum sie es für ihre Pflicht, für eine Art Gewissenssache halten, wo möglich Alles zu thun und sich gefallen zu lassen, um nur ihren Posten zu behaupten ꝛc."

Dem Vaterlandsfreunde, der sich eines Postens freut, der ihn zu einer ausgebreiteten wohlthätigen Wirksamkeit die Gelegenheit verschafft, wie dem Egoisten, der seine Stellung zu Privatzwecken benutzt, muß es auf gleiche Weise erwünscht sein, sich in seinem Posten zu behaupten.

Daß in der Wirklichkeit der Fall dennoch so selten vorkommt, daß der Regent in fortwährender Opposition mit der Nationalrepräsentation sich befindet und alle ihre Anträge und Gesetzesentwürfe ohne Scheu verwirft, leitet der Verf. sehr richtig aus der Staatsklugheit ab, welche dem Fürsten gebietet, in einem Zeitalter der fortgeschrittenen Civilisation der öffentlichen Meinung nicht rücksichtslos entgegenzutreten. Er weist aber auch auf einen andern Ausweg hin, welchen sich in den meisten constitutionnellen Monarchien die Regenten durch das Adoptiren des Zweikammersystems offen erhalten haben, und welcher die Liebe sehr erklärlich macht, mit welcher man dies Mittel umfaßt, die Bestrebungen der Volkskammer wirkungslos zu machen, ohne sich selbst dadurch zu compromittiren. Nachdem der Verfasser noch einmal auf die Staatsrechtslehrer zurückgekommen und ihnen das Ungereimte in ihren Ansichten vom absoluten Veto vorgerückt, spricht er am Schluß seine Ueberzeugung mit den Worten aus: „Es wird eine Zeit kommen, wo die Staatslehre der repräsentativen Monarchien kein absolutes, sondern nur ein suspensives Veto von Seite der Regenten anerkennen wird." Auch wir treten dieser Hoffnung gern bei, und glauben, daß die Zeit nicht mehr so ganz fern sein wird; nur hätten wir um so mehr gewünscht, daß uns der Verf. mit der Art und Weise, wie er das suspansive Veto ausgeübt wissen will, näher vertraut gemacht hätte.*)

132.

---

1. Getreue Erzählung des Verlaufs meiner processualischen Verhältnisse in der freien Hansestadt Hamburg. Von J. F. to der Horst Altenburg, Literatur-Comptoir. 1832. Gr. 8. 8 Gr.

2. Des Freiherrn Ferdinand Alexander von Seckendorf Rechtsstreit wider Se. Majestät den König von Sachsen. Herausgegeben von Dr. Heinrich Luden. Jena, Frommann. 1832. Gr. 8. 16 Gr.

Die Veröffentlichung bürgerlicher Rechtsstreitigkeiten geschieht in der Regel entweder im Interesse der Partei, wenn derselben daran gelegen sein muß, zur eignen Rechtfertigung die Thatsachen dem großen Publicum bekannt zu machen, oder wenn nach ungünstiger Beendigung der Sache nichts übrig bleibt, als die stattgefundenen Umstände im traurigen Gefühle erlittener Unbilden vor den großen Gerichtshof der öffentlichen Meinung zu ziehen, oder im Interesse der Wissenschaft, wenn die processualischen Verhandlungen, die Entscheidungen und ganzen übrigen Verhältnisse von der Art sind, daß sie wegen ihrer wissenschaftlichen Wichtigkeit selbst eine Bekanntmachung verdienen. Die erste der obengenannten Schriften gehört jener, die zweite derselben dieser Classe an.

Der Herr Major to der Horst tritt hier in seiner eignen Angelegenheit mit der dritten Schrift über dieselbe auf; die frühern selbst sind Ref. nicht näher bekannt; da aber auch in dieser Alles zusammengestellt ist, was einen Ueberblick über die Verhältnisse des Hrn. Verf. gewähren kann, so ist eine solche Bekanntschaft auch nicht erfoderlich.

Die ungünstige, sach- und zweckwidrige Stellung und Behandlung der Offiziere bei den kleinen Truppencontingenten und besonders im Dienst der stolzen kleinen Republiken tritt durch diese Schrift recht grell zu Tage, und der ganz unmilitairische Geist der höchsten Militairbehörden in diesem letzten Asyl eines Bürger- und Patricieraristokratismus erhellt deutlich durch die merkwürdige Aeußerung eines frühern Bürgermeisters: „Ach, was Ehre, dafür bekommen sie bezahlt." Und dieser Bürgermeister war Generalissimus. Bedenkt man hierbei noch den in diesen Verhältnissen ärger als in allen andern Staaten sich darstellen-

*) Der zweite Artikel folgt im Monat Februar. D. Red.

den Nepotismus, so wird man gewiß die Stellung eines solchen Offiziers für nicht angenehm und günstig erkennen.

Nachdem der Herr to der Horst schon früher manche kränkende Zurücksetzung erfahren hatte, wurde er als Hauptmann im Frühjahr 1815 zum Bataillonscommandanten ernannt, indem man ihm hierbei weder die dazu nöthigen Nebenausgaben zur Haltung eines Adjutanten ꝛc. vergütete, noch ihm den etatmäßigen Majorsgehalt, sondern nur dessen Titel und eine die Differenz des Soldes keineswegs ausgleichende monatliche Zulage von 20 Thlrn. gab. Trotz allen Vorstellungen und Protestationen blieb es dabei auch nach der Rückkehr aus dem Felde, und selbst dann noch, als der Hr. Verf. später das definitive Commando des Militairs und das interimistische der Stadt übertragen bekam, wobei er zugleich in die fernere und vermehrte Nothwendigkeit weiterer Auslagen versetzt wurde. Der aus russischen Diensten abgegangene Schwiegersohn eines Senators erhielt 1822 die Stelle eines Stadtcommandanten, worauf der Verf., im hohen Grad indignirt, seine Entlassung eingab, die man auch annahm, ihm aber erst 1827 eine Pension von 3000 Mark bewilligte. Nach den vielfältigsten, aber stets fruchtlosen Versuchen des tief gekränkten und durch bittern Hohn oft verletzten Verf., den rückständigen vollen Majorsgehalt, den er nach Abzug der erhaltenen Capitainsgage auf 17,600 Mark berechnete (S. 38), und die in ihren unwiderlegbarsten Punkten auf 2620 Mark (S. 59) angegebenen Auslagen zu erhalten, stellte er endlich deshalb rechtliche Klage an, wobei von Seiten seiner Gegner ihm auf die hartnäckigste und leider auf kräftigste Weise entgegengearbeitet wurde, und er wegen beider Ansprüche abfällige Erkenntnisse erhielt. Nach den Formalien des Processes und dem positiven Rechte konnten die Richter allerdings nicht anders erkennen, aber die Wahrheit des Sprüchwortes: Summum jus summa injuria, erhellet recht deutlich hieraus.

Wegen mehrer Stellen in seinen frühern Schriften über diese Angelegenheit erhob die Behörde gegen den Verf. fiscalische Klage, wobei der Fiscal auf eine kränkende Weise für ihn verfuhr, er aber endlich ganz freigesprochen wurde.

So sehr nun auch die Gegner des Verf. gegen ihn stets kränkend und verfolgend in seinen ganzen Verhältnissen verfuhren, so ist doch auch nicht zu verkennen, daß er selbst, freilich in einer sehr natürlich zu erklärenden, gereizten Stimmung sich stets befand, wovon zweimalige Duelle, stete, aber auch nicht ganz ungegründete Unzufriedenheit mit seinem Advocaten, Versuche zur Anstellung eines Injurienprocesses gegen den Fiscal, dreimalige Druckschriften über diese Sache und eine Menge von schriftlichen Vorstellungen bei allen Behörden sattsames Zeugniß geben. Möge der Verf. die ihm nach einem langen und sehr verbitterten Leben noch bleibenden Tage in wohlverdienter und ungestörter Ruhe dahinbringen.

Ohne alle persönliche Beziehungen stellt dagegen der zweite der hier anzuzeigenden Rechtsstreite sich blos als aus höchst eigenthümlichen Gestaltungen der Thatsachen entstanden dar. Der Herausgeber erzählt bis Seite 30 den ganzen Hergang der Sache und die vom Kläger früher außergerichtlich gethanen Schritte, und gibt sodann die hauptsächlichsten der gewechselten Schriften sowie die verschiedenen in dieser Sache bis jetzt ergangenen Erkenntnisse des Appellationsgericht zu Dresden samt den dazu gehörigen Entscheidungsgründen. Das Interessante des Falles selbst, mit den einzelnen dahingehörigen Fragen, die im Ganzen guten obwol ursprünglich nicht für den Druck bestimmten und dem Gebrauche nach daher etwas weitläufigen Advocatenarbeiten und die gediegenen Entscheidungen mit den vortrefflich ausgearbeiteten Gründen geben dieser Schrift in vielen Beziehungen einen wissenschaftlichen Werth, während sie aber auch für das größere Publicum als Beweis einer unparteiischen Justiz nicht ohne Wichtigkeit ist.

Der Freiherr von Seckendorf wurde 1789 an dem damaligen kurfürstlich sächsischen Hofe als Kammerjunker mit einem Gehalt von 300 Thalern angestellt, den er auch nach seiner Ernennung zum Kammerherrn 1808 bis mit Ende des Jahres 1813 bezog. Das russische Gouvernement verfügte die Einstellung der aus den Landeskassen bezahlten Hofgehalte, und der verstorbene König stellte nach seiner Rückkehr 1815 bei den vielen im Hofstaate vorgenommenen Ersparnissen den frühern Zustand nicht wieder her, sondern gab nur einigen wenigen, besonders bedürftigen und im Lande wohnenden Kammerherren einen kleinen auf Pensionsstand angewiesenen Gehalt. Herr von Seckendorf, dessen Gut und Wohnsitz im abgetretenen neustädter Kreis liegt, gehörte nicht unter diese, wurde aber fortwährend in der Reihe der Kammerherren, die bei einem Kopfgeld von 60 Thalern blos als besondere Begnadigung einen Gehalt beziehen, fortgeführt. Die vielfältigen Schritte des Herrn von Seckendorf um Nach- und Fortzahlung des Gehalts waren erfolglos, und am 6. Januar 1827 erhielt er die Entschließung, daß der rückständige Gehalt während der Zeit des fremden Gouvernements von 425 Thaler ihm ausgezahlt werden solle, dagegen eine Fortbezahlung des vormaligen Kammerherrngehalts nicht stattfinden könnte. Nach dem Tode Friedrich Augusts that der Hr. v. S. im Monat August 1827 den Kammerherrndienst bei seinem Nachfolger und stellte nach erneuerten fruchtlosen außergerichtlichen Versuchen zur Erlangung seiner Ansprüche im Jahre 1829 vor dem Appellationsgericht gegen den König, als Erben des verstorbenen Königs, Klage an. Das erste Erkenntniß (S. 51) verurtheilte den Beklagten in die Zahlung der rückständigen Gehalte bis zum letzten Januar 1827 sammt den besonders aufgeführten Verzugszinsen unter Compensation der Kosten. Das auf eingelegte Läuterung erfolgte zweite Erkenntniß nahm einen ganz andern Gesichtspunkt an und legte Beklagten den Beweis der Ausflucht auf, daß die unter dem fremden Gouvernement erfolgte Aufhebung des Kammerherrngehaltes dem Kläger amtlich notificirt sei (S. 107), wobei es denn auf erfolgte Oberläuterung blieb (S. 159) und die fernere Oberläuterung Klägers (S. 171) verworfen wurde, sodaß denn nach diesem interlocutorisch erfolgten Erkenntniß der Ausgang der Sache noch vom Beweise der Ausflucht abhängt.

Die über das Wesen des Hofdienstes und andere einschlagende Punkte hierbei erörterten Rechtsgrundsätze gewähren beiweitem nicht das Interesse als die hier von Seiten des betheiligten Staats selbst anerkannte Rechtsgültigkeit der Handlungen des Zwischenherrschers, was im reinen Gegensatz gegen das Benehmen und die aufgestellten Grundsätze anderer Staaten steht. Ein näheres Eingehen auf diese Verhältnisse aber könnte nur in einer juristischen Zeitschrift stattfinden. 60.

Niebuhr über Göthe.

In dem jetzt herausgekommenen dritten Theile der „Römischen Geschichte" von Niebuhr findet sich eine treffliche, ergreifende Stelle über Göthe (S. 144): „Unsere Väter, ehe wir, zum Bejahrte, geboren wurden, erkannten im „Götz" und den andern Gedichten eines jungen Mannes, der Valerius in seinem ersten Consulat an Alter gleich war, den Dichter, der über alle, die unser Volk zählte, weit hervorrage und nie übertroffen werden könne. Diese Anerkennung genießt Göthe seit mehr als einem halben Jahrhundert; schon blickt das dritte Geschlecht reifer Männer zu ihm hinauf als dem Ersten der Nation ohne einen Zweiten und Nebenbuhler, und die Kinder vernehmen seinen Namen, wie einst unter den Griechen den des Homerus. Er hat es erlebt, daß unsere Literatur, vor allen seinetwegen, vom Ausland anerkannt und geehrt ist; aber überlebt hat er in ihr die Zeit der Dichtung und der Jugend und ist einsam übrig geblieben. Möge Er dennoch, seiner ewigen Kraft froh, noch lange heiter unter uns verweilen, von uns als Greisen die nämlichen Huldigungen empfangen, die wir ihm als Knaben weihten; möchte ich ihm diese Geschichte, welcher Er seine Gunst schenkt, vollendet darbringen können." (Geschrieben im Sommer 1829.) 138.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Dienstag, — Nr. 15. — 15. Januar 1833.

Dänemarks Handel, Schifffahrt, Geld- und Finanzwesen von 1730—1830 historisch dargestellt vom Grosirer M. L. Nathanson. Kopenhagen, 1832. *)

Auf der letzten Seite sagt der Verf.: „man hat meine Schilderung Schmeichelei genannt, die Wahrheit dieser Behauptung aber nicht durch eine einzige Thatsache dargethan.“ Ohne Zweifel weiß der Verf. am besten, in welcher Absicht er geschrieben; also wollen wir keineswegs in die Behauptung Derjenigen einstimmen, welche seine Schilderung vom blühenden Zustande der dänischen Finanzen Schmeichelei genannt haben. Das aber dürfen und müssen wir aussprechen, daß unsers Erachtens und nach der Meinung vieler Ehrenmänner die Gefahr da ist, die Schrift des Hrn. Nathanson könne und müsse fast unvermeidlich als Schmeichelei wirken an demjenigen Orte, wohin der Patriot am meisten der Wahrheit den Eingang wünscht. Ein Buch kann im Einzelnen nur Wahrheit enthalten und dennoch im Ganzen die halbe Wahrheit verschweigen. Was hilft ein finanzieller Bericht über ein Handlungshaus oder einen Staatshaushalt, der nur die Activa angibt, aber nicht die Passiva, und was ist ein Gemälde ohne Schatten? Die Freude des Verf. bei Beendigung seines Buchs kann nicht größer gewesen sein, als die unserige gewesen sein würde, wenn wir die Thesis des Buchs von dem vortrefflichen Zustande der dänischen Finanzen darin bewiesen gefunden hätten. Für jeden guten Staatsbürger ist die Frage: wie steht es mit den Finanzen des Landes? eine Lebensfrage. Jeder Patriot wünscht von Herzen, daß die Antwort eine erfreuliche sein könne; jeder gescheite Mann weiß aber auch, daß Illusionen im finanziellen Fache nicht von Dauer sein können, sondern am Ende allzu theuer bezahlt werden müssen. Geben wir uns dem Glauben hin, welchen das angezeigte Buch predigt, so können wir getrost neue Schulden machen, so laufen wir die Bahn des jungen Mannes, der vor Jahren sein Landgut antrat und in der Meinung, daß sein Reichthum unerschöpflich sei, jeden Tag Festtag hielt, ohne ein einzig Mal Ausgabe und Einnahme zu balanciren, und vielleicht während im hellerleuchteten Saal ihm ein Loblied gesungen wird, nicht mehr so viel reines Eigenthum hat, daß er den Wein, den die Sänger trinken, bezahlen kann.

Das Buch ist dem Könige dedicirt. Gut. Aber es ist nicht mit der männlichen Freimüthigkeit geschrieben, welche Demjenigen Pflicht ist, der zu einem guten Fürsten spricht. Beweis: der Verf. urgirt nicht das Unterbleiben der Bekanntmachung des Budgets. Den Befehl dazu erließ der König an das Finanzministerium bekanntlich vor 20 Jahren. Ich sage, daran ernstlich zu erinnern ist die erste Pflicht Desjenigen, der über die dänischen Finanzen schreibt und verspricht, daß er die Wahrheit sagen wolle. Es enthält das Werk des wohlunterrichteten Hrn. N. auch nicht den Versuch einer approximativen Balance der jetzigen Einnahme und Ausgabe; es ist also ungefähr was ein Degen ohne Klinge ist.

Ich gestehe, daß ich das Buch mit tiefem Schmerz gelesen habe. Der Mann wendet treffende Kritik an bei den Finanzoperationen Friedrich V. „Wir gehen jetzt zu den unglücklichen Misgriffen und Unternehmungen über.“ Aber wenn von den Finanzoperationen der spätern Zeit die Rede sein soll, so läßt er den Auszug aus der Reichsbankverordnung in Hrn. Prof. Falk's „Magazin“ abdrucken. Hr. N. hätte lehrreich sein können. Aber willkommener, meint er wol, sei der Finanzmann, der blos von den glänzenden Einnahmen spricht, nicht von den Ausgaben. Hr. N. muß sein Publicum für sehr unerfahren, für sehr unschuldig in Finanzsachen halten. Der prächtige Schloßbau in der Residenz wird als Beweis für den guten Zustand der nicht öffentlichen Finanzen angeführt. Wer 10 Millionen einnimmt, ist er reich? Wenn er 10 Millionen und 10 Thaler ausgibt, so wird er arm. Wir wissen, daß in England die Taxe auf Taback gegen 15 Millionen Thaler einbringt, die Taxe auf Rosinen und Korinthen gegen 1 Million u. s. w.; dennoch wissen wir auch, daß in England trotz der ungeheuern Einnahme die dringendste Nothwendigkeit ist, die Ausgaben einzuschränken. Es sind ja die Zinsen für 800 Millionen Pfund Sterling Schulden abzuziehen von der Einnahme. Also wird durch das englische beispiellose Einnahmebudget nichts Anderes bewiesen, als daß die englischen Finanzen blühend sein könnten und sollten. Und ebenso beweist die Schrift des Hrn. N., welche eine für Dänemark stupende Menge

*) Danmarks Handel, Skibsfart, Penge- og Finantsvæsen fra 1730 til 1830. Historisk framstillet og oplyst.

Einnahmen des Staats anzeigt, Steuervermehrung, Zettelvermehrung, Anleihen, doch weiter nichts als die Möglichkeit, daß die Finanzen Dänemarks sehr gut sein könnten und vielleicht sollten. Aber sind sie es wirklich? Was bleibt deductis deducendis? das ist die Frage. Durch ein approximatives Ausgabebudget würde Hr. N. sich verdient gemacht haben. Konnte oder wollte er das nicht geben, so hilft alle einseitige Angabe von Zahlen der Einnahme zu nichts, so haben wir nicht viel mehr als eine aus Worten bestehende Lobrede auf die Finanzen. Wir müssen uns gedulden, bis das Finanzministerium dem vor 20 Jahren an dasselbe ergangenen königl. Befehle wegen Bildung und Veröffentlichung eines allgemeinen Budgets nachkommen wird. Bis dahin seien wir auf der Huth, uns grundlosen Hoffnungen hinzugeben. Ja, wol könnten die dänischen Finanzen vortrefflich sein. Der Sundzoll hat in einem Jahre 1,900,000 Bankthaler betragen. Das ist mehr als wenn Frankreich ein Bergwerk besäße, welches im Jahre 32 Millionen Bankthaler Silber reinen Ertrag gäbe. Wenn es aber wahr ist, daß der Sundzoll verpfändet ist, so kann er nicht zur reinen Einnahme gestellt werden.

Wenn man sich bemüht, aus den zerstreuten Angaben des Hrn. N. ein Resultat zu ziehen, so kommt unsers Erachtens heraus: daß bei 8½ Millionen Speciesthaler Einnahme durch Abgaben à 1,850,000 Einwohner in Dänemark und den Herzogthümern in diesen Ländern mehr Abgaben auf den Kopf kommen als in Preußen. *)

Preußen hat bekanntlich eine Schuldenmasse, die vier Jahreseinnahmen gleichkommt. Die Schulden Dänemarks betragen nach den ungefähren Angaben des Hrn. N. beinahe acht Jahreseinnahmen. Werden nun die Zinsen für die Schulden mit ungefähr 2½ Millionen Species von der Einnahme, die auf 8½ Millionen angeschlagen wird, abgezogen, so ist die Frage, ob genug übrig bleibt, um den Staatshaushalt gut zu führen. Es möchte dies bezweifelt werden dürfen, weil in diesem Unvermögen allem Anschein nach die einzige hinlängliche Ursache und Rechtfertigung liegt, weswegen noch fortdauernd von der humanen dänischen Regierung die Besoldungen der Militairpersonen, der Richter, die geringen Pensionen selbst für ausgediente Militairs reducirt sind von Thalern Courant auf Bankthaler, das ist um drei Achtel. Stellen wir die Frage ganz bestimmt an Hrn. N.: wie ist die Besoldung der dänischen Armee, verglichen mit der Besoldung anderer europäischen Armeen und mit der eignen frühern Besoldung? Ist diese Reduction des Soldes ein Beweis der blühenden Finanzen, oder ist nicht vielmehr jedem Offizier der Glaube unentbehrlich, daß das Opfer der Soldreduction für König und Vaterland nothwendig sei? Hr. N. führt als Beweis der Wohlhabenheit des Landes S. 388 Folgendes an: „Die gewöhnliche Kost, welche der Bauer (in Dänemark) seinen Knechten und Tagelöhnern gibt, ist wöchentlich ungefähr: 14 Pfund Brot, 1 Pf. Butter und etwas Käse, 2½ Pf. Speck, 1 Pf. Fleisch, 7 gesalzene Heringe, ½ Pf. Klippfisch, ½ Schipp (deren 8 auf 1 Tonne gehen) Kartoffeln, ½ Schipp Grütze, 14 Flaschen Bier, 1 Flasche Branntwein, Milch in großer Menge u. s. w., sowie auch die Beköstigung der Armee gut und reichlich ist. Wie sieht es hingegen damit in andern Ländern aus?"

Wenn dem so ist, so geht daraus hervor, daß der Bauer in Dänemark ungemein wohlhabend ist. Aber vergleichen wir nun, was von jenen Speisen der Soldat sich anzuschaffen vermag für seinen täglichen Sold? Darf man mit Recht schließen von Dem, was der Bauer dem Arbeiter gibt, auf das Vermögen des Bauers, so ist auch der Schluß richtig von dem Solde des Militairs auf das Vermögen oder Nichtvermögen der Finanzen.

Zweitens darf wol an Hrn. N. die Frage gestellt werden: wie geht es zu, wenn die Finanzen Dänemarks so blühend sind, wie wir es den Versicherungen des Hrn. N. gar zu gern glauben möchten, daß in Dänemark mit Ausschluß der Herzogthümer kein Silbergeld existirt? Die Finanzen können nicht blühend sein ohne Sicherheit. Sicherheit ist aber nicht da, wo Papiergeld gezwungenen Curs hat, sondern nur, wenn ich die Wahl habe zwischen Papier oder Silber.

Ueber die wichtigsten Gegenstände, z. B. das staatsrechtliche Verhältniß der neuen Steuern in den Herzogthümern, die beispiellose Vermehrung der directen Steuern in den Herzogthümern auf das Dreifache binnen 12 Jahren, die gewaltsame Aufhebung der altonaer Bank, die moralischen Folgen der Reichsbankverordnung, die noch immer fortdauern (Gott helfe!), über das Verhältniß unserer directen und indirecten Steuern, über die geheimen Ursachen der Erhebung der tief gesunkenen Staatsobligationen bis fast zum Nominalwerth u. s. w., findet sich in dem Buche auch kein Versuch eines befriedigenden Aufschlusses.

Zu wünschen ist, daß Hr. N. in einer künftigen Ausgabe die Zahlen, die er angibt, für jede Periode unter gewisse Rubriken zusammenstelle, damit Erzählung und Reflexion völlig getrennt sei von den Zahlentabellen. So wird jeder Leser zu eignem Urtheil ermächtigt. Schwerlich würde die Form, die er für sein Buch gewählt hat, ihm genügen, wenn es darauf ankäme, deutlichen Bericht zu erhalten über die Activa und Passiva, über die Zahlungsfähigkeit eines Handlungshauses, mit dem er Geschäfte anfangen möchte. Auch möchte es gut sein, wenn von Millionen Einnahme die Rede ist, zu bemerken, ob Silber gemeint wird oder Zettel. Bekanntlich bezahlen die Herzogthümer Schleswig und Holstein ihre Abgaben in Silber. Schließlich die Versicherung, daß, wenn es Hrn. N. gefallen sollte, in einer künftigen Ausgabe Ergänzungen und Zusätze aus dem reichen Schatz seiner Kenntnisse zu geben, Niemand erfreuter und dankbarer sein würde als Derjenige, welcher vorstehende Ausstellungen der Desiderata über das genannte Buch gemacht hat.

155.

*) Preußen hat 13 Millionen Einwohner und 52 Millionen Einnahme.

1. Atar-Gull von Eugène Sue. Aus dem Französischen. Leipzig, Brockhaus. 1832. 12. 1 Thlr. 12 Gr.

2. Der Salamander. Ein Roman aus dem Seeleben von Eugène Sue. Deutsch von L. v. Alvensleben. Leipzig, Allgemeine niederländische Buchhandlung. 1832. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Es ist gar nicht zu leugnen, daß Eugène Sue ein außerordentlich begabter Dichter und „Atar-Gull" ein höchst origineller, kaum mit irgend einem andern Werke der franz. Literatur vergleichbarer Roman ist. Aber es ist die Frage, ob er ein schöner sei. Eine Phantasie, die aus ganz neuen Beobachtungen schöpft, eine Lebensansicht, die man oft versucht wird geradezu eine satanische zu nennen, eine Leichtigkeit der mannichfaltigsten Charakteristik und der ganze Zauber von Schilderungen und Gemälden, welche uns nie weder so reizend noch so gräßlich, nie so rührend noch so erschütternd dargeboten worden sind: dies sind Elemente genug zu einem weithinschallenden Autorruhm. Eugène Sue ist einzig, er ahmt Niemand nach, nicht einmal Hoffmann oder Ch. Nodier, welche er Beide sowol an Fülle wie an Beherrschung seiner außerordentlichen Phantasie übertrifft. Neu wie seine Gedankenweise ist auch seine materielle Welt: Seebilder, Orkane, Grausamkeit und Gerechtigkeit, wie sie auf dem stillen Ocean, tausend Meilen fern von jeder bewohnten Küste, geübt wird, Sklavenhandel, Corsaren sind es, die er uns schildert. Unter allen seinen Gestalten, schwarze oder weiße, Männer oder Frauen, sucht ihr umsonst nach einem Engel, ja selbst nach einem Menschen, es sind Teufel; zuweilen fromme und gerechte Teufel, aber immer doch Kinder des Satans und Eingeborene der Hölle. Ein so begabter Dichter Eugène Sue daher auch ist, ein psychologischer Romandichter ist er nicht und wird er nie werden. Es fehlt ihm dazu an einer kleinen Eigenschaft, aber freilich an einer wesentlichen, an der Liebe nämlich. Zu tief, zu gründlich, zu bitter haßt er das Menschengeschlecht, zu innig ist er überzeugt von seiner bodenlosen Verdorbenheit, einen zu tiefen Eindruck hat auf seine empfängliche Phantasie der triumphirende Anblick von Schuld, Bosheit und Ungerechtigkeit gemacht, als daß er ihm Gerechtigkeit erweisen könnte. Was in ihm herrscht, waltet und spricht, ist schlimmer als Haß; es ist Verachtung, Verachtung, der selbst die menschliche Tugend, weil sie bei ihm als Schwachheit erscheint, nicht entgeht. Dies ist ein Unglück, denn es wird den reich begabten Eugène Sue stets abhalten, ein liebenswürdiger Dichter zu werden.

Alle Gräßlichkeiten der Menschennatur sind der willkommene Gegenstand des Romans „Atar-Gull". Der Verf. malt uns zuerst einen Seemann, fromm, guter Hausvater, treuer Gatte, redlich, gerecht, streng und mild zugleich, sogar liebenswürdig, und dieser treffliche Mann ist — ein Sklavenhändler. Er treibt das gräßlichste Geschäft mit Liebenswürdigkeit; es fällt ihm nicht ein, etwas Unrechtes zu thun. Sein Ende findet er in dem Bauche der Ramaken. Nr. 2 ist Brulart, der Corsar, gewissermaßen die Quintessenz aller Sklavenhändler, denen er ihre Beute abjagt, um sie für sich selbst ohne Einkaufspreis zu Markte zu bringen. Eine Borgeschichte, wie sie Beelzebub selbst nicht schöner erfinden könnte, hat den Grafen von *** zum Corsaren gemacht. Es ist wahr, in dieser Gestalt, wie in den Opiumträumen Brulart's, waltet eine Phantasie, gegen welche die Hoffmann's oder Breughel's ein Zwerg ist: es ist außerordentlich, erstaunend, in seiner Art selbst schön; aber die Art ist ein Makel aller Kunst. Nr. 3 ist Atar-Gull, der riesige Sklave, Adler und Schlange, Natter und Held zugleich, unmöglich vielleicht als Mensch und entsetzlicher als Dämon selbst. Diesem ähnlich sind die Nebengestalten, Vater van Hop, der menschenfreundliche Pflanzer, welcher den alten Job für 2000 Fr. hängen läßt, die Engländer auf der Fregatte; lauter nie geschilderte Erscheinungen. Was soll die Kritik zu einem Werke dieser Art sagen? Wir müssen erstaunen, bewundern selbst, aber wir können weder lieben, noch loben. Es fehlt dem erschütternden Gemälde von Graus und Nacht an contrastirendem Licht und Verklärung. Es waltet ein Spott, eine Verachtung gegen Das, was man die guten Seiten der Menschennatur nennt, ein Hohn gegen die Tugend darin, der uns tief, tief schmerzt, weil er uns zu dem Glauben zwingt, der Dichter verachte Liebe, Versöhnung, Milde, Freundschaft, Recht als ebenso viele Schwachheiten. Mit einem Wort: Eugène Sue betet einen Götzen an, und dieser Götze ist die Kraft. Er wird kein psychologischer Romandichter werden, bevor er sich von diesem Heidenthum nicht bekehrt und wieder ein Christ wird.

Dies außerordentliche Werk, in dem zugleich eine Kunst der Steigerung und der Gegensätze sich verbirgt, welche das Talent des Verf. zu bewundern zwingt (vgl. z. B. das dritte Cap. des dritten Buchs mit dem folgenden), ist so vortrefflich übersetzt, als nur möglich. Das Geschick des Uebersetzers macht, daß uns keine der originellen Wunderlichkeiten des Verf. verloren geht; er trifft jeden Ton, den der Dichter anschlägt, und überbietet ihn selbst an stilistischer Kunst und sprachlichem Vermögen.

Der Roman: „Der Salamander", ist der vollständigste Ausdruck von dem neuen Princip, das Eugène Sue in den Roman einzuführen strebte. Man könnte über dies neue Princip ein merkwürdiges Buch schreiben, denn der Gegenstand ist allerdings merkwürdig und des Nachdenkens werth. Der Verf. spricht sich in einer Vorrede darüber aus. Nicht zufrieden damit, in seinen Seeromanen neue Charaktere, eine neue Scenerie, ein neues Gebiet, welches eben das Meer ist, aufzustellen, kehrt er das ganze bis jetzt herrschende Princip des Romans geradezu um und stellt es auf die Spitze. Liebe, Tugend, Gerechtigkeit, Pflichtübung, Gottvertrauen zu belohnen, lehrt er, ist durchaus falsch, weil es unwahr und naturwidrig ist. Diese siegen nie oder äußerst selten, und wenn sie siegen, so sagt uns ihr Sieg nichts. Das Laster ist es, was in der Natur triumphirt, also muß es dies auch im Roman. Hierdurch allein kann dieser belehrend für uns werden; denn er verweist uns auf die Nothwendigkeit der Religion, der göttlichen Gerechtigkeit und eines Lebens nach dem Tode. Wäre es wahr, daß die Tugend hier triumphirte, so bedürften wir dieser nicht. Eine solche (falsche) Darstellung der Natur schwächt und beschädigt also nur unsern Glauben. Sie ist unmoralisch und unwahr, also zugleich kunstwidrig. Dies ungefähr ist der kurze Inhalt des Sue'schen Raisonnements, das seinen Eindruck macht, weil ein Kern von Wahrheit in dieser Hülse steckt. Man muß Sue lesen, um dies zu empfinden, denn der tiefe Eindruck seiner seltsamen und neuen Gebilde ist unleugbar. Wir streben umsonst sie zu vergessen; nicht möglich; sie lassen sich nicht vergessen, sie verfolgen uns Tag und Nacht. Traurige, höchst traurige, höchst entsetzenvolle Philosophie; aber nicht total unwahr! Rechnet der Leser hinzu, daß es nie eine grausliebendere, glühendere und gewaltigere Phantasie gab, als die Sue's ist, so wird der unglaubliche Eindruck erklärbar, den er hervorbringt. Neue Philosophie, neue Phantasie, neue Farben, neue Sprachtöne, was braucht es mehr? Was gewöhnlich in Romanen geschieht, kehrt unser Dichter — so nennen wir ihn mit vollem Fug — völlig um. Die Bravheit, die Pflichtliebe, der Edelmuth, die Liebe, die Gerechtigkeit, alle diese gehen im „Salamander" an Peter Huet, Paul, Alice u. s. w. aufs kläglichste unter; die Dummheit, die satanische Bosheit, die Jämmerlichkeit triumphiren nicht blos, sondern leben an dem Extrabackhändler Marquis und Schiffscapitain, an Szaffie (der glücklicherweise ein unmöglicher Mensch ist) in Ehren und Ansehen in der Gesellschaft fort, und dies Alles gibt uns der Verf. so trocken hin, als wenn es sich ganz von selbst so verstände und gar nicht anders sein könnte. Es ist entsetzlich, dreimal höchst entsetzlich! Haß, Hohn, Verachtung des Menschengeschlechts können weiter nicht gehen. Victor Hugo ist ein Kind gegen Sue. Dieser bringt promiscue Tugend und Laster um; jener krönt absichtlich und par principe das Laster und läßt die Tugend nicht etwa groß, sondern elend untergehen. Er ist ein

Zauberer, aber glücklicherweise, bei aller Weisheit, bei aller Lebenskenntniß, bei aller unerreichbaren Phantasie doch — ein blinder Zauberer. Sieht er nicht, daß z. B. Szaffie unmöglich ist, und daß, wenn Huet stirbt, kein Mensch ihn bemitleiden kann, weil er nicht von der Hand der Welt, sondern an seinem eignen Eigensinne stirbt und gleichsam als Selbstmörder? Hier nun kehrt sich die schwache Seite Sue's heraus. Er mag die Welt kennen, und es scheint, er kennt sie genug; aber er stellt sie dar, etwa wie londoner Caricaturbilder die körperlichen Gebrechen der Minister darstellen. Ein Fünkchen Wahrheit und alles übrige Lüge und Uebertreibung! So viel gegen seine Philosophie. Seine Phantasie ist unnachahmlich, weit gräßlicher, aber doch auch weit dichterischer als V. Hugo's. Welcher Mensch, außer Sue, und wäre es auch Hoffmann, hat je eine Scene geschrieben, wie das hitzige Seefieber auf dem Floß der Gescheiterten? Oder den vergessenen Commandanten? Oder endlich diesen, als Götzen in Afrika verehrt und beauftragt, Kranicheier auszubrüten? Eugène Sue hat in diesem Punkte gar nicht Seinesgleichen. Er ist völlig einzig für die Erfindung, die Steigerung, die Darstellung des Gräßlichen und Wundervollen. Was er daher auch schreiben mag, und wie bald seine trostlose und unselige Lebensansicht sein Schreckensarsenal auch erschöpfen mag, mit dieser neuen Kunst wird er immer Eindruck machen; wir selbst werden ihn immer mit Theilnahme, mit Bedauern und Bewunderung so seltener und verlorener Gaben lesen. Die vorliegende Uebersetzung des „Salamander", der nebenher durchweg eine tief einschneidende Satire auf die Bourbonidenregierung von 1815 enthält, ist musterhaft; wir wüßten nicht das Geringste daran zu tadeln. Wir zweifeln, daß Sue jemals den Ton verlassen werde, den er im „Kernock", „Gitano", „Atar-Gull" und „Salamander" behauptet hat, und wissen für diesen Ton keine bessern Uebersetzer zu empfehlen als die der beiden letztgenannten Werke. 34.

Ueber den gewesenen Präsidenten Griechenlands Grafen Kapodistrias.

Die Akten über Kapodistrias sind noch nicht geschlossen. Die bald nach dessen Ermordung, von Eynard erschienenen Briefe und die Antworten darauf von mehren Griechen in Paris, ferner die „Lettres et documens officiels relatifs aux derniers événemens de la Grèce, qui ont précédé et suivi la mort du comte Capodistrias" (Paris 1831), dann die Briefe des Franzosen Dutrône (s. d. Bl. 1832, Nr. 254) und die in Paris 1831 erschienenen „Σύμμικτα Ἑλληνικά", sowie auch Das, was der Engländer Trant in seinem Buche unter dem Titel: „Narrative of a journey through Greece in 1830" (London 1830) — s. d. Bl. 1832, Nr. 94, 95 — über die Verwaltung des Kapodistrias sagt, enthalten nur Materialien, die unbefangen geprüft und verglichen sein wollen, um das von der Verwaltung des Präsidenten zu fällende, mehr auf seine äußern Handlungen gerichtete Urtheil mit dem von dem innern Menschen, von seinen Gesinnungen und Absichten, die oft von den Handlungen ebenso unabhängig sind als diese von jenen, gehörig in Einklang zu bringen und auf diese Weise das Gesammturtheil über die Erscheinung begründen zu können. Die politische Lage Griechenlands an und für sich und in Beziehung zu der schwankenden Politik der drei Mächte und zu des Präsidenten eigner, nur provisorischer Stellung in Griechenland darf dabei durchaus nicht außer Acht gelassen werden. In dieser letztern Beziehung ist der Aufsatz von Friedrich Buchholz: „Johann Graf von Kapodistrias, oder die vier letzten Jahre der griechischen Revolution", im „Berliner Kalender" auf 1833, von besonderm Interesse und von dem künftigen Biographen Kapodistrias' wohl zu beachten. Im Einzelnen ist zu bedauern, daß die Quellen, woraus dabei geschöpft worden, nicht angegeben sind. Mit der biographischen Skizze des Sismondi (Wegweiser Nr. 79 zur „Abendzeitung" 1827) finden sich hier manche Widersprüche. Sehr richtig sagt Buchholz im Allgemeinen: „Geblendet durch seine Vorliebe für Griechenland, unterzog sich Kapodistrias einem Unternehmen, das, wenn es überhaupt durchzuführen war, nur von Demjenigen durchgeführt werden konnte, der mit unerschöpflichen Hülfsmitteln eine Ueberlegenheit des Geistes verband, die ihn in die Reihe übermenschlicher Wesen stellte. Ein Volk, das seit zwei Jahrtausenden unterdrückt worden ist, in die Bahn der Sittlichkeit und des Gehorsams gegen die Gesetze zurückzuführen, ist minder leicht, als Viele glauben. Mehr Diplomat als Staatsmann, ließ Kapodistrias sich von einer nur allzu verzeihlichen Eitelkeit bereden, daß ihm unter dem Schutze der drei großen Mächte jede harte Maßregel werde erspart werden. Der Präsident Kapodistrias liebte sich selbst zu wenig, um aus Feigheit zurückzutreten, und indem er seine Zuflucht zur Härte nahm und den Anstrich eines Tyrannen gewann, hatte er das Schicksal, das vor ihm so Viele getroffen hat, die sich in einer ähnlichen Lage befanden." Jedenfalls ist dieses Urtheil wenigstens der, auch durch sein früheres Leben bethätigten Gesinnung des Mannes, der auf die Auffoderung des Kaisers Nikolaus zum Zurücktritt in das russische Ministerium zur Antwort gab: „Sire, in Ihrem Ministerrath würde ich nur Grieche sein; erlauben Sie mir also, daß ich es in Griechenland sei", vollkommen entsprechend. 30.

Notizen.

Boucher, dessen außerordentlich reiche Sammlungen zur Erläuterung altenglischer Literatur und Sprache fast 20 Jahre ruhten, ehe jetzt ein Theil derselben als erster Band von Boucher's „Glossary of archaic and provincial words" (London 1832) dem Publicum zugänglich gemacht wurde, war Rector in Epsom und verwendete den größern Theils eines langen Lebens auf Anlegung eines Glossariums zur Erklärung altenglischer Schriftsteller, dessen Mangel er mit Andern tief empfand. Er forschte überall an den Quellen, und suchte in alten Chroniken, Dichtern, gerichtlichen und andern Urkunden nach Aufklärung. Allein auch Dasjenige, was in den mit Unrecht so geringschätzend betrachteten Dialekten der Landleute von der alten Sprache übrig geblieben, suchte er unermüdlich zu ergründen; er sammelte die Provinzialismen, und da er Gelegenheit hatte, sich genaue Bekanntschaft mit den verschiedenen Dialekten zu erwerben, fand er durch Vergleichung die ursprüngliche Form. Nach jahrelangem auf die Vorbereitungen zu seinem Werke gewendeten Fleiße, und nachdem der größere Theil zum Drucke fertig war, unterbrach der Tod seine Arbeiten. Nur der Buchstabe A erschien einige Zeit nachher unter sehr nachtheiligen Umständen. Die Resultate der neuern Forschungen über die ältere englische Literatur werden in Boucher's Werk aufgenommen.

Die englische Uebersetzung von Zumpt's lateinischer Grammatik hat bereits die dritte Auflage erlebt.

Die londoner „Religious tractate society" kündigt für 1833 ein Halfpennywochenblatt: „The weekly visitor", an, welches ewige und irdische Weisheit vereint verbreiten helfen soll.

Bisher galt der Ben Nevis als höchster Berg Schottlands; bei neuen trigonometrischen Messungen fand man aber, daß der Ben Macdui in Aberdeenshire 4390 Fuß hoch sei und jenen also um 20 Fuß übertreffe. Man wird ihm also wol den Titel des Ben Nevis beilegen müssen. S.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Mittwoch, — Nr. 16. — 16. Januar 1833.

Die Frauen von Neidschütz. Novelle von Alexander Bronikowski. Zwei Theile. Leipzig, Brüggemann. 1832. 8. 3 Thlr.

Hofintriguen, wiewol unsere Zeit die Höfe mit ganz andern Augen ansieht als das Jahrhundert vor uns, Hofintriguen aus der Blütezeit der Höfe bilden noch immer einen sehr anziehungsreichen Stoff für die Novelle. Die Worte: der König sagte, der Kurfürst erwiderte, der Herzog ergriff u. s. w., üben noch immer auf die Phantasie vieler Leser eine magische Kraft aus, und bei manchen Leuten eine um so größere, je mehr sie sich das Ansehen geben, diesen Zauber zu leugnen. Es verhält sich damit ungefähr wie mit der Gespensterfurcht — nicht Der ist frei davon, der sie ableugnet.

Der Stoff der vorliegenden Novelle wird also für einen anziehenden gelten können; denn das ganze Buch ist eine — furchtbare Hofintrigue. Die Geschichte der Geliebten Johann Georg IV. von Sachsen, Katharine Gräfin von Rochlitz, und ihrer Mutter, der Intriguenmeisterin, Gräfin von Neidschütz, des Kurfürsten unselige Kämpfe für diese seine Beherrscherin und Schützlingin gegen seine Mutter, seine Gemahlin und seinen Bruder, August den Starken, sein und ihr endliches physisches und moralisches Unterliegen, nach kurzer Ueberspannung seiner von Hause aus geringen Kraft — bilden den Inhalt dieser Erzählung, deren unleugbares Verdienst ein spannendes Interesse und eine glückliche Malerei der allerverschiedensten Seelenzustände ist. Wäre dem Verf. unter seinen Naturgaben nur halb so viel Geschmack beschieden worden, als ihm Phantasie und Beobachtungsgabe zu Theil geworden ist, so wäre er unstreitig ein glücklicher Erzähler; so, wie er ist, ist an keiner seiner Erfindungen das Ganze, an jeder aber etwas und Einzelnes, hier Erfindung und Situation, dort Begründung und Entwickelung der Charaktere und Anderes zu loben. Was an der vorliegenden Erzählung zu loben oder zu tadeln ist, werden wir leicht erkennen, nachdem wir die Fabel derselben und die vorzüglichsten handelnden Personen kurz überblickt haben.

Die Scene eröffnet sich, indem wir den jungen, aber physisch ohnmächtigen Kurfürsten Johann Georg an der Seite seines lebensfrohen und kräftigen Bruders, Herzog August's, welcher soeben von seinen Reisen heimgekehrt ist, von der Hofburg zu Dresden nach dem bekannten Gartenpalais ihres hochseligen Vaters im großen Garten hinausreiten sehen. Der Regent ist voll brüderlichen Gefühls, Herzog August aber hat schon das neu entstandene Verhältniß seines Bruders zu der Gräfin von Rochlitz, welche wir vorüberfahren sehen, auf dem Herzen. An seinen wohlgemeinten, aber etwas kaustischen Bemerkungen entspinnt sich ein Streit der Brüder im Palais, während uns zugleich in einem etwas gewaltsamen Gespräch zwischen dem Kammerpagen Vitzthum und dem Hofbettmeister Gobau die Exposition der Geschichte gegeben wird. Statt dieses langen, ermüdenden Gesprächs hätte der Verf. uns Handlung geben sollen. Ueberhaupt aber hat er den Fehler begangen, die Grenzen seiner Geschichte zu eng zu stecken. Fast Alles ist schon geschehen, ehe der Vorhang aufrollt, und die Folge davon ist, daß die Erzählung selbst sich um Gespräche dreht, ohne anders als äußerst langsam fortzurücken. Er hätte uns die Leidenschaft des Fürsten von ihren Keimen an vortragen sollen; in zwei Theilen wäre Raum genug dazu vorhanden gewesen. Diese Vorgeschichte seiner Liebe wäre wahrscheinlich anziehender gewesen als die Intriguen der alten Neidschütz, welche man füglich des Teufels Großmutter nennen könnte, um den Prinzen August zu sich hinüberzuziehen und aus ihm einen Nachfolger in der Liebe ihrer Tochter beim Tode Johann Georg's zu machen. Genug, um diese Intriguen dreht sich die größte Hälfte der Geschichte. Katharine von Rochlitz selbst, ein bedauernswerthes und liebenswürdiges Werkzeug in den Händen dieser Teufelsgroßmutter, die jedoch, mit ungemeinem Farbenreichthum ausgemalt ist, hat nur ihre Strafpredigten anzuhören. Ihr gegenüber hat der Kurfürst die salbungsreichen Mercuriaten seiner Mutter, Anna Sophia von Dänemark, einer köstlichen fürstlichen Caricatur, auszuhalten, die Wehklagen seiner Gemahlin, gleichfalls einer mit reicher Phantasie ausgestatteten Erscheinung, und die spitzen Reden seines Bruders zu bestehen, so lange, bis er endlich den Zügel in den Mund nimmt und Mutter, Gattin und Bruder zum Tempel hinausjagt: eine überspannte Kraftäußerung, die sich an ihm durch gänzliche Ermattung rächt. Dieser Theil der Erzählung ist reich an den treffendsten Scenen und wirklich äußerst glücklich durchgeführt. Die beiden Auftritte im Closet der alten Fürstin und im Schlafzimmer der regierenden Kurfürstin sind mit kühner und sicherer

Hand gezeichnet; sie wären meisterhaft zu nennen, wenn die unglückliche Manier in Styl und Darstellung, die der Verf. sich für diese Erzählung zum Gesetz gemacht hat, ihnen nicht die Hälfte ihres Werthes raubte.

Diese unglückliche Manier des Styls ist ein anderer Punkt, über den wir mit dem Verf. ernsthaft zu rechten haben. Weil seine Erzählung am Schluß des 17. Jahrhunderts vorgeht, so hat er geglaubt, seinen ganzen Vortrag in dem tollgewordenen Kanzleistyl dieses Jahrhunderts halten zu müssen. Dieser Irrthum ist unverzeihlich, weil er eine Versündigung gegen den guten Geschmack in sich schließt. Einzelne Auftritte, in diesem Styl erzählt, würden effectvoll sein und wären hinreichend gewesen, die sonderbare Ausdrucksweise der Zeit zu versinnlichen. Allein ein ganzes siebentehalbhundert Seiten starkes Buch in dieser olla potrida von Deutsch-Französisch und Lateinisch zu schreiben — das heißt den Geschmack der Leser für einen Sündenbock halten, dem man alles und jedes Ungemach aufbürden kann. Eine einzige kleine Probe mag genügen.

„Was das Erste anbelanget", entgegnete die Gemahlin des kursächsischen Kanzlers, „so danke ich Eurer Durchlauchtigkeit bejahend für huldreiche Nachfrage, nicht also genügend mag ich jedoch Hochdero in Betreff des Zweiten bescheiden, dieweil ich mich justement von einigen déplaisir afficiret befinde." — „Also gewahre ich mit Bedauern", entgegnete August, „und nicht ohne Verwunderung, sintemal die Frau von Friese mir bekannt ist als eine Dame von nicht geringer Einsicht und Resolution. Weßmaßen ich denn glauben muß, es sei kein geringfügiger Umstand, der solche alteration hervorgebracht; also möchte ich Dero bitten, mir denselbigen zu communiciren, überzeugt, wie sie ist, von der distinguirten Estime, welche ich nicht nur für ihre eigene Person hege, sondern gleichermaaßen für den Herrn Kanzler und Dero sämmtlichen Angehörigen." — Die Dame erwiderte in gezogenem Tone: „Allerdings ist solche Höchste Gnade und protection ganz besonders schätzbar für Monsieur von Friese; sollte dieselbe sich jedennoch allzu sehr auf unsre Angehörigen extendiren, so würde zu erwägen sein, ob dies nicht zum Präjudiz berührter Personen gereiche." — „Ich verstehe Dero nicht, Madame", versetzte der Prinz empfindlich u. s. w." — Ist es nun recht und löblich, daß der Verf. uns zumuthet, fast 700 Seiten dieses Styls zu verdauen? Abgesehen davon, daß wir zweifeln möchten, ob man Anno 1690 wirklich so gesprochen habe; abgesehen davon, daß dieses vorgebliche treue Conterfei der Zeitweise wiederum in sich selbst fehlerhaft und ungenau ist, indem man z. B. damals gewiß nicht einen Edelmann mit „Euer Hochwohlgebohren" anredete; abgesehen ferner von der völligen Geschmacklosigkeit eines solchen niederländisch-genauen Lumpenbildes, liegt dieser Caprice des Verf. auch ein radicaler Irrthum zum Grunde. Gibt denn der Maler die Natur, oder die veredelte Natur? Und käme es darauf an, die Zeit sprechen zu lassen, wie läßt der Verf. denn Karl d. Großen oder Wittekind und Friedrich I. sprechen? Wie endlich den Polen, den Spanier, den Juden? Ist dieso Art von Treue ein Verdienst, wie ihm scheint, oder eine Lächerlichkeit, wie uns dünkt? Der Leser mag entscheiden; uns aber thut es leid, daß der Verf. lieber auf der Fährte geht, auf welcher Fouqué zum Gespött geworden ist, statt sich an ewige und anerkannte Muster zu halten, wie Fielding z. B. ist. Aus dem „Tom Jones" hätte er lernen können, wie man Manieren einer Zeit treu malen könne, ohne den guten Geschmack einer andern, und zwar der stets Recht behaltenden Gegenwart, mit Füßen zu treten. Man gebe Proben, überlasse der Phantasie des kundigen Lesers etwas, schreibe vor allen Dingen deutsch und martere ihn nicht mit Geschmackwidrigkeiten.

Doch zurück zu unserer Geschichte. Als eine Katastrophe derselben haben wir schon der Scene im Schlafgemach der Kurfürstin gedacht, die nach den darüber erhaltenen historischen Andeutungen äußerst glücklich erzählt ist. Der Kurfürst, entrüstet über die entsetzliche Strafpredigt, die er soeben von seiner Mutter angehört hat, eilt zu seiner Gemahlin, um hier, wo er sich als der Stärkere fühlt, die Sache zum Bruch zu bringen. Er dringt ein, findet Eleonoren im Bette und kündigt ihr an, daß sie das Schloß verlassen müsse. „Die längere Vereinigung zweier disharmonirenden Charaktere bringe nur déplaisir hervor und solle aufhören, er sei Herr im Land und Schloß." Die Kurfürstin widersetzt sich zum ersten Mal in ihrem Leben; Johann Georg zieht den Degen gegen sie und dringt, außer sich vor Zorn, auf die Wehrlose ein, als Prinz Augustus erscheint, den Wüthenden in seine starken Arme nimmt, ihn davonträgt und Eleonoren so rettet. Dieser wunderbare Auftritt wird von mehren Zeitgenossen berichtet; der Verf. aber hat ihn zu einem überaus kühnen und glänzenden Bilde benutzt, das um so sprechender wird, als Prinz August gleich darauf seine That als eine Verletzung der Majestät seines Bruders empfindet und selbst um seine Verbannung als verdiente Strafe bittet.

In dem ganzen Gemälde, so weit es historisch ist, ist überhaupt Herzog August mit Glück und Vorliebe portraitirt. Wir erhalten in ihm eine durchaus ritterliche Erscheinung, voll Weltlust, leichtfertig und sinnlich, aber stets edel, biederherzig, klug und gefühlvoll. Seine Verbindung mit der Kessel, die wir als eine Episode entstehen und wachsen sehen, ist ein vortrefflicher Zug in diesem sehr treuen Bilde des sächsischen Hofes am Schluß des 17. Jahrhunderts. Eben der Besuch dieser Kessel bei der alten Gräfin Reidschütz gibt zu einer der überraschendsten Scenen in der ganzen Erzählung Anlaß. Daß der Verf. übrigens den Hof kenne, alle Labyrinthe seiner Intriguen entweder mit prophetischem oder mit erfahrenem Blick durchschaue und Sein und Wesen des Hoflebens, wie es ehemals war, vollkommen begriffen habe, kann nach diesem Buche Niemand bezweifeln. In dieser Naturtreue liegt das Verdienst und das Interesse dieses Werkes; es ist ein wahres, treffendes historisches Genrebild. Als Werk der erfindenden Kunst läßt es viele Ausstellungen zu; der ganze romantische Zusatz in demselben, die Zauberbrauerei, die Spanierin Estavania Levas, die

Zigeunertochter, Gobau, wiewol auch sie geschichtlich sein mögen, wirkt eher störend als günstig; die Geschichte der Hofintrigue selbst, die Portraits der historischen Personen und die Bilder, in denen sie als solche handelnd auftreten, sind trefflich. Der Schluß der Erzählung ist gleichfalls streng geschichtlich. Nachdem die teuflischen Intriguen der alten Neidschütz, welche dem Kurfürsten das Leben kosteten, an den Tag gebracht, nachdem auch das arme Opfer, die Gräfin Rochlitz, hinüber und August auf den Thron gestiegen ist, wird uns kurz der Ausgang des Processes gegen die Urheberin aller dieser Greuel erzählt. Man fand die alte Gräfin eines Morgens entseelt auf ihrem Lager im Gefängniß, wohin ihr treuer Anhänger, Kanzler Beichling, sie selbst abführen muß. Ihre Leiche ward, trotz der Rachenehmungen der Kurfürstinnen, durch Bitzthum's Vermittelung beerdigt, und auch die Rochlitz erhielt ein unbezeichnetes Grab in der Schloßkirche. Kurfürst August's Leben entwickelte sich zu einem Glanzpunkte in der sächsischen Geschichte; Joh. Georg's Witwe folgte diesem bald; Anna von Dänemark lebte lange genug, um den Abfall ihres Sohnes von der ihr theuern Lehre Luther's zu erleben; die Spanierin Levas aber entging den Händen der Gerechtigkeit nicht, sie ward als Hexe zu Passau verbrannt.

Wir haben anerkannt, daß der Verf. mit dieser Erzählung ein historisches Gemälde, ausgezeichnet durch Wahrheit, Treue der Charaktere und überaus anziehend durch seine Geschichte, verunstaltet aber durch Das, was als reine Erfindung ihm angehört, und durch eine unglückliche Manier der Darstellung, geliefert habe. Wir glauben, er wird gegen dies Urtheil kaum appelliren können. Sein Geschick, historische Ereignisse zu lebenvollen Scenen zu gestalten und sie wie freie Erfindungen wohlgefällig vor unsern Augen vorüberzuführen; sein Talent, aus solchen Ereignissen Charaktere und Seelenzustände klar, naturgetreu und auf anziehende Art hervortreten zu lassen: diese beiden Geschicklichkeiten sind an ihm unverkennbar. Er ist auf dem Gebiete seiner Geschichten, hier, wie immer, völlig einheimisch, und es ist kein oberflächliches, sondern ein tief eindringendes, historisches Vorstudium, das ihn in den Stand setzt, geschichtliche Charaktere zu verklären. Eben dies unterscheidet ihn von manchem Mitbewerber, von Tromlitz, Spindler, Döring u. A., welche bei einer allgemeinen Auffassung des geschichtlichen Factums stehen bleiben und sich für die Details auf ihre Phantasie verlassen. Aber darum ist er doch noch kein Walter Scott, und eine ungeheuere Klüft, in welcher eben der ganze Kunstwerth der historischen Erzählung liegt, trennt ihn von diesem Genius. Denn W. Scott weiß — und keiner seiner Nachahmer versteht dies wie er — die Geschichte wie einen Mythus zu behandeln und Erfindung und Historie dergestalt zu verschmelzen, daß er, indem er seine Erfindung erzählt, eine Geschichte, wie sie sein könnte, vorträgt. Bei ihm ist nichts von jener rohen Nebeneinanderstellung historischer Ereignisse mit Erfundenem zu bemerken, in der seine Nachahmer, selbst unter den Engländern und Amerikanern, sich gefallen, sondern Alles in ihm ist zugleich Erfindung und Geschichte, Eines durchdrungen vom Andern. Für die blöden Augen mancher Kritiker verliert sich dieser feine Unterschied allerdings, und daher ist es gekommen, daß man bald Vandervelde (welcher, beiläufig gesagt, wol noch den meisten Anspruch darauf hat), bald Spindler, bald Tromlitz, bald unsern Verf. einen neuen Walter Scott titulirt hat. Sie haben auf diesen Titel ungefähr eben das Anrecht, welches die modernen französischen Romantiker darauf haben, für Nebenbuhler Schiller's oder Göthe's zu gelten. Harmonische Schmelzung roher Bestandtheile fehlt ihnen, wie sie jenen fehlt; aber eben die Harmonie macht das Kunstwerk.

89.

Materialien zur östreichischen Geschichte. Von Jos. Chmel. Erster Band. Auch unter dem Titel: Beiträge zur Geschichte Kaiser Friedrich IV. Erster Band, erstes Heft. Linz, Fink und Sohn. 1832. 4. 1 Thlr. 3 Gr.

Hier kommt einmal unter das unabsehliche Kleingewehrfeuer unserer historischen Literatur — denn wer meint nicht wenigstens eine Schlüsselbüchse von Geschichte jetzt abschießen zu können, wo Hunderte, die auf Universitäten ihre historischen Collegien geschwänzt haben und etwa als Lehrer an dieser oder jener Schule auch Geschichte mit zu lehren haben, schnell aus elf Büchern das zwölfte zusammenschreiben, weil keine Aufsicht da ist, der Gevatter Rector und Superintendent die Augen zudrücken, und ein paar andere gute Freunde den Druck wünschen, die Schüler aber ihn bezahlen müssen — wieder ein tüchtiger Kanonenschuß. Der florianer Chorherr und Pfarrer Chmel will die durch Kurz u. A. so hoch gehobenen Verdienste seines Stiftes um Geschichte nicht sinken lassen und hat nun zur Geschichte Kaiser Friedrich IV., 1440—93, welche schon Franz Kurz 1812 bearbeitete, aus Archiven und Bibliotheken Materialien gesammelt. Solche Arbeit ist um so mehr zu schätzen, weil zu ihr die größere Resignation gehört. Der Menge fällt sie nicht in die Augen, wie mühsam sie auch ist; sie gleicht dem erzhaltigen Gestein, welches der Bergmann mühsam unter der Erde lospocht, und aus welchem erst durch ganz andere Hände das reine glänzende Metall gewonnen und in blanke Münzen umgeschaffen wird. Aber der Kenner weiß das Gestein zu würdigen.

Es ist ein höchst erfreuliches Zeichen, daß Oestreich seine fast überfüllten Archive nun öffnet. Wie viel ist seit einigen Jahren schon aus denselben geschöpft worden, und noch ist kein Grund abzusehen. Ein Land veredelt, verklärt sich durch seine Geschichte, und Oestreich kann sich der seinigen erfreuen und wird es mit der Zeit noch mehr können, je freimüthiger besonders längst vergangene, der Domaine der Geschichte unwidersprechlich angefallene Zeiten besprochen werden dürfen. Setzt einen Geizigen in eine reich gefüllte Schatzkammer und seht die Augen, mit der er hier Barren, dort Geldfässer, dort Documente und Schuldverschreibungen oder Staatspapiere, die alle Augenblicke wieder verstibert werden können, mustert. So ein Blickchen eröffnet sich uns bei dem Auszuge aus den Verzeichnissen der Handschriften des k. k. Archivs zu Wien in Hinsicht auf die Zeit Kaiser Friedrich IV. mit Nachweisung der Archivlocatur. Außer den allgemeinen Sachen sind auch die zu den ungarischen, salzburg- und berchtesgadischen, tirolischen und vorarlbergischen, venetianischen, lothringischen und elsassischen, italienischen, schweizer, polnisch-russischen und türkischen Angelegenheiten jenes halben Jahrhunderts gehörigen im Archive vorfindlichen Actenstücke besonders verzeichnet; die mit einem Sternchen bezeichneten Manuscripte sind von Hr. Chmel näher untersucht, excerpirt oder copirt worden.

Hierauf folgt ein Repertorium von 264 Urkunden (welches allein erst die Zeit von 1424—1499 enthält und fortgesetzt werden soll), die nach fortlaufender Nummer, Datum, Ort der Ausstellung und Angabe des Inhalts rubricirt sind. Die Sammlung von Kaiserregesten können also hier eine sehr reiche Ausbeute finden, wenngleich beiweitem nicht alle Stücke eigentliche Kaiserurkunden sind. (S. 11—36.) Da gibt es Hinderganges-, Schuld-, Stell-, Gegen-, Vermächtbriefe; Verkaufs-, Verzichts- und Tödtbriefe; Geschäfts-, Auffands-, Schadlos-, Pfands-, Uebergabbriefe; Rait-, Spruch-, Lehens-, Gunst-, Quitt-, Befehl-, Sag-, Urlaubbriefe; Gab-, Schirm-, Gehorsam-, Gewalts-, Verbindungs-, geistliche Bruderschaftsbriefe; Geleits-, Erneuerungs-, Leistungs-, Vermächtniß-, Schutz- und Trutzbündnißbriefe; Zeugniß-, Einräumungs- und Gewehrs-, Leibgedings-, Amts- und Bekenntnißbriefe; Noteln, Urfehden, Vermerkzettel, Vidimus, Verzeichnisse u. s. w. aller Art. Dann folgt 37—98 eine Reihe von 35 vollständig und diplomatisch genau abgedruckten Urkunden. Die letzte ist ein Verzeichniß der Einkünfte der Erzherzoge von Oestreich in den J. 1437—38.

Wir geben gern zu, daß noch genauere Angabe des Inhalts hier unpassend sei; aber wir machen auf die Wichtigkeit der Sammlung aufmerksam, welche eine wahrhaft merkwürdige Zeit betrifft. Die Vorbereitungsjahre der Reformation, der Konsolidirung des Hauses Habsburg, die burgundische Angelegenheit, die letzten großen Tage Ungarns und Venedigs fallen hinein; die Entwickelung des europäischen Nordens und die Katastrophe die Südostens durch die Türken: alles Erscheinungen, welche die sogenannte neue Geschichte einleiten, vorbereiten und bedingen. Freilich, wer in diesen Erzen mit angreifen und arbeiten will, muß selbst nicht blos Pochjunge sondern schon ein tüchtiger Hüttenmann sein. 20.

Lesefrüchte.

Instinkt der Thiere.

Man kann den Instinkt der Thiere, oder besser gesagt, ihren Verstand nur durch lange Beobachtung in seiner ganzen Ausdehnung kennen lernen. Wir wollen einige Beispiele anführen. Ein amerikanischer Naturforscher, Steel, bewundert den Scharfsinn der Schwalben, welche sich am Saratoga aufhalten und ihre Nester öfter anders bauen, wie es gewisse Umstände und die Sicherheit ihrer Jungen vor ihren natürlichen Feinden nothwendig machen. Der Schottländer Hall erzählt etwas Auffallenderes, das er vor einigen Jahren in Schottland bemerkte. „Der Frühling war ungewöhnlich mild und das Zusammenströmen von Schwalben in der Nähe des Cheviot größer, als die ältesten Bewohner dieses Grenzdistrikts es jemals beobachtet hatten. Man sah zahlreiche Scharen ihre Nester unter den strohbedeckten Dächern der Scheunen und Pachthäuser am Kale und am Beaumont aufbauen. Ein altes Gebäude, Thirlstaine genannt, schien sich vorzüglich ihrer Gunst zu erfreuen; die Mauern waren dicht mit ihren Nestern bedeckt, und zwei hingen sogar an den obern Enden eines hohen Schlafgemachfensters. Während die Familie eines Morgens beim Frühstück saß, zog eine ungewöhnliche Bewegung unter dieser besiederten Gemeinde ihre Aufmerksamkeit auf sich, und man entdeckte, daß der Besen des Hausmädchens die zwei genannten Nester herabgeworfen hatte. Den ersten Theil des Tages hindurch versammelten sich die Vögel in zahlreichen Scharen bei einer verfallenen Halle hinter dem Hause, und nach dem unaufhörlichen Zischen und Schwirren konnte man auf eine tiefe Berathung schließen. Gegen Mittag brach das geräuschvolle Conclave auf, wo denn die ihrer Nester beraubten Thiere sogleich ihre Arbeiten wieder an einem Winkel des Daches anfingen, der jener unsichern Stelle am entferntesten gelegen war. Die Nothwendigkeit der Eile fiel in die Augen, da die Brützeit nahe schien; auch halfen ihnen die übrigen Vögel in ihrer Noth, und man sah sechs, oft acht hin- und herfliegen, das Material herbeischaffen, während so viele andere, als Platz fanden, am Dache hingen und die Nester bauen halfen. Die bedrängten Paare hatten offenbar um Beistand nachgesucht und man hatte ihnen Unterstützung zugesagt. — Der Augenblick, in welchem die neue londoner Brücke dem Publicum geöffnet wurde, war ein Festtag für jene kleinen Thiere in den Umgebungen der Hauptstadt, indem an demselben die Gassen und Plätze von ihren Bewohnern ganz entblößt wurden, die zur Brücke geeilt waren, um Augenzeugen jenes glänzenden Schauspiels zu sein. Einige Vögel aus einem nahegelegenen Garten pickten gewöhnlich in Angst und Eile die Krumen auf, die ich ihnen von dem Frühstücktische auf die Straße zu werfen pflegte. Die Entfernung alles Geräusches machte sie keck und sie kamen ohne Furcht auf das Trottoir und verzehrten ihr Frühstück; aber eine harte Kruste, von dem Umfang einer großen Wallnuß widerstand ihren vereinigten Bemühungen, sie klein zu bringen. Ich gab sorgfältig auf ihr Thun acht. Sie flogen einer um den andern weg, und nur ein einziger blieb und setzte seine Bemühungen noch eine Zeit lang fort. Nach einer Weile riß aber auch sein Geduldfaden, und er hüpfte augenscheinlich in der Absicht an den Rand des Trottoirs, seinen Kameraden zu folgen; plötzlich aber, wie unter dem Einfluß eines neuen Gedankens, kehrte er zurück, faßte die harte herzige Kruste mit seinem Schnabel und flog zu einer kleinen Wasserpfütze, in welche er die Kruste warf. Nach einer halben Stunde brachte er die erweichte Kruste wieder auf das Pflaster und zerpickte sie nun ohne Schwierigkeit."

Kritiker und Kritiken.

Der junge englische Dichter Churchill ist, nach Lord Byron, an einer scharfen Kritik im „Quarterly review" gestorben. Wer in das Leben der Gelehrten und Literatoren eingeweiht ist, wird diesen Fall weder auffallend noch einzig in seiner Art finden. Batteux hatte seine Sammlung von „Elementarbüchern für die Militairschule" mit Mühe zusammengetragen; sie wurde schlecht aufgenommen und er starb vor Gram. Nicht besser erging es dem bekannten Dr. Hawkesworth; als seine Sammlung von Reisen eine schlechte Kritik erfuhr, tödtete er sich. Ein berühmter Quäker, Cummyns, starb an einem anonymen Brief in einem literarischen Blatt, welcher sich über seine schriftstellerischen Leistungen lustig machte. Der Abbé Caffagne, ein gelehrter, talentvoller Mann, wurde Hofprediger; Boileau's Witz traf ihn; er wurde melancholisch und starb bald im furchtbarsten Wahnsinn. Pelisson erzählt in seiner „Geschichte der Akademie von Frankreich", ein junger Mensch voller Anlagen sei mit einem Drama nach Paris gekommen, um dessen Aufführung zu veranlassen. Ein Recensent im „Etoile" wies den angehenden Dichter mit ernster Strenge zurecht; dieser verbrannte augenblicklich seine Arbeit, kehrte auf das Land zurück, verschloß sich in seine Stube und starb vor Aerger und Gram. Beispiele großer Angst vor der Kritik sind bei sehr berühmten Menschen häufiger als bei den kleinen Geistern, die eher vor Selbstzufriedenheit bersten, als sie sich um fremde Urtheile viel kümmern. Racine sagt, eine strenge Kritik habe ihn immer mehr gequält, als alles Lob ihn freuen konnte. Von Göthe läßt sich dasselbe behaupten. Sir John Marsham verbrannte den zweiten Theil seiner „Chronologie", weil er kein so strenges Urtheil als über den ersten ertragen zu können glaubte. Pope schrieb mit der größten Aengstlichkeit an seinem Pulte, wenn er durch irgend eine Veranlassung an Cibber's „Brief" und ähnliche Angriffe erinnert wurde. Wenn es auch unwahr ist, daß herbe Kritiken Montesquieu getödtet haben, so ist es doch ausgemacht, daß sie ihn in tiefe Betrübniß versetzten. Newton wollte lieber unbekannt bleiben, als sein ruhiges Leben durch die literarischen Stürme getrübt sehen, welche den Schriftstellern drohen. Seine Abhandlung über die Optik blieb ungedruckt, weil er vorläufig einige Einwendungen gehört hatte. „Ich würde", sagte er, „es für unklug halten, wenn ich etwas so Reelles, wie meine Ruhe, hingeben wollte, um einem Schatten nachzulaufen." 56.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Donnerstag, — Nr. 17. — 17. Januar 1833.

Scenen aus Lappland.

Erster Artikel.

Zu Ende des Jahres 1831 erschien in Stockholm: „Tagebuch meines ersten Amtsjahres als Missionar in Lappland, von Petrus Lästadius", das die allgemeine Aufmerksamkeit sogleich auf sich zog, wie wir bereits in unserm Bericht über die schwedische Literatur (Nr. 159 u. 160 d. Bl. f. 1832) bemerkten. Lappland ist freilich keine terra incognita in Europa; da jedoch alle Reisende, die dies Land beschrieben, dasselbe fast nur im Sommer besuchten, so konnten sie auch nur über Das, was sie in dieser Jahreszeit sahen, berichten, weil aber dort der Sommer höchstens drei Monat dauert, so blieb das Bild sehr unvollständig: was das in vielfacher Hinsicht merkwürdige, ewig wandernde Volk den langen übrigen Theil des Jahres treibt, um sein kümmerliches Leben zu fristen, davon wußte man sogar in Schweden wenig oder nichts. Zum ersten Mal erhält man darüber durch dies Tagebuch eine vollständige Auskunft. Der Verf. — seinem Vaterlande nach selbst ein Lappländer — gehört durch seine Geburt von schwedischen Pfarrleuten, durch seine Erziehung und sein Amt der gebildeten Welt an, und nur Wenige besitzen wie er das Talent, so kräftig, frisch und lebendig zu malen. Nach dem Lande seiner Kindheit zurückgekehrt, hat er dort grade so lange verweilt, um das Leben daselbst vollständig zu kennen und es von allen Seiten aufzufassen, aber glücklicherweise nicht lange genug, um die Frische der ersten Eindrücke durch die abstumpfende Macht der Gewohnheit zu verlieren. Daher hoffen wir, daß auch die deutsche Lesewelt ihn auf die Bahn seiner Amtspflicht freundlich begleiten wird; wäre es auch nur, um zu erfahren, daß selbst in der Nähe des ewigen Schnees, mitten in erstarrender Oede das Leben, wenn nicht reich und mannichfaltig, doch heiter und anmuthig sein kann. Wir bedauern nur, daß das Original in unserer Uebertragung sehr viel von seiner Frische und nachlässig-anmuthigen Lebendigkeit verlieren wird. Doch selbst auf diese Gefahr hin wollen wir den Leser ohne weitere Vorrede in diese neue Welt einführen und machen den Anfang mit der Selbstbiographie des Verfassers, welche uns schon einen Begriff von den Sitten und der Lebensart seiner Heimat gibt. Vielleicht werden wir auch Züge antreffen, die durch ihre lebendige Wahrheit das Herz tiefer als die erdichteten Leiden manches Romanhelden ergreifen. 17.

1. Der Verfasser berichtet über sich selbst.

So war ich denn jetzt nach Arieplog gekommen, „zu den Gräbern meiner Väter am bekannten Strome". Hier waren meine Vorfahren, von der Zeit Karl Gustav's bis zu der König Adolf Friedrich's, Pfarrer gewesen, in ununterbrochener Reihenfolge vom Vater auf den Sohn. Der letzte war mein Großvater, der bei seinem Tode, 1755, 11 unmündige Kinder hinterließ, von denen das jüngste eine Woche nach seinem Tode zur Welt kam und die zwei ältesten eben auf das Gymnasium nach Hernösand abgingen. Bald darauf zog die ganze Familie, auf viele Wagen gepackt, nach Piteå. Zwischen diesem Ort und Arieplog war damals Alles öde. Man fuhr nur mit Rennthieren, die im Winter selbst fouragirten. Mein Vater wurde in die Lehre bei einem Goldschmied gethan, weil keine Mittel da waren, ihn studiren zu lassen. Er wurde Auscultant im Bergcollegium, verheirathete sich in Stockholm, und wurde endlich als Inspector bei dem eben von einer Compagnie errichteten Silberwerk zu Nasafjäll angestellt. Diese Compagnie jedoch, die blos aus Westerbottländern bestehen sollte, besaß nur geringe Capitale, und die Besoldungen ihrer Beamten waren damit in Verhältniß: der Inspector erhielt 900 Daler Kupfer (25 Thlr. Sächsisch). Auch kam dies Silberwerk nie recht in die Höhe, und aus mehren Gründen sah sich mein Vater genöthigt, seinen Abschied von diesem nicht eben beneidenswerthen Posten zu verlangen. Das Werk ging allmälig ganz und gar ein. Mein Vater unternahm jetzt, Land urbar zu machen und sich anzubauen, was ihn aber vollends in äußerste Armuth brachte. Weder er noch seine Frau verstanden die Sache, auch gingen ihnen die Mittel ab, sich Leute zu halten, die überdies schwer zu bekommen waren. Nachdem er die neue Pflanzung hatte aufgeben müssen, ließ er sich in dem Kirchdorfe Arieplog nieder, um Leim aus Rennthierhörnern zu kochen, was freilich einträglicher war. Unterdessen wurde er Witwer, verheirathete sich 1799 wieder mit der Tochter eines armen Neuansiedlers, die damals 40 Jahre alt war; er selbst zählte in die 50. Aus dieser Ehe gingen Lars Levi, jetzt Pfarrer in Karesuando, und ich hervor. In dieser Zeit versuchte er sein Glück noch mit einer neuen Pflanzung. Er siedelte sich auf einer verlassenen Hufe, Gäckwik genannt, am westlichen Ende des Sees Hornafvan, an. Dies ist ein schrecklicher Ort, an der Hinterseite einer wolkenhohen Schneealpe, die Pelje-kajse heißt. Der Grund besteht aus lauter kleinen Felsenplatten; fast keine Dammerde; rings nichts als Sümpfe. Milliarden Mücken durchschwärmen die Luft und bilden eine Art Gewölk in der kurzen Sommerzeit; am ersten Herbstabend steigt ein kalter Nebel auf, um über die Vegetation einen Schleier von Reif zu breiten. Sechs (9 deutsche) schreckliche Mei-

ten sind bis zum nächsten Kirchdorfe, bis dahin kein menschliches Wesen. Im Sommer ist oft des Sturmes wegen kaum fortzukommen; ebenso ist es im Winter beinahe unmöglich zu Pferde dahin zu gelangen wegen des tiefen Schnees oder des aus dem Hornafvan ausgetretenen Wassers. In diesem Hades ließen sich meine Aeltern nieder; aber bald zeigte sich die Unmöglichkeit, dort zu leben, eine Erfahrung, welche schon viele frühere Colonisten gemacht hatten. Mein Vater war den größern Theil des Winters abwesend, um die wenigen Erzeugnisse mit Rennthieren landniederwärts zu schaffen und Salz, Getreide und andere Bedürfnisse dagegen einzutauschen. Ein Mann wie er, an das gesellige Leben gewöhnt, mochte wol auch nicht eben eilen, sich von den gastfreien, geselligen Kreisen in Westerbotten zu trennen; kein Eden erwartete seiner. Man bedenke nun das Schicksal eines Weibes, das, allein mit ihren kleinen Kindern, den ganzen langen Winter hindurch in diesem Schattenreich sitzen mußte, ohne zur Kirche kommen oder mit Verwandten und Freunden sich unterhalten zu können. Kein menschliches Wesen ist auch in dieser Heimat des Todes in der Winterzeit anzutreffen, nie verirrt sich jemals ein Wanderer dahin. Ueber der ganzen Gegend ruht die Stille des Grabes, welche nur zuweilen von dem Heulen der Wölfe oder dem widrigen Geschrei der Uhus aus den Gebirgen unterbrochen wird. Hier sollte die arme Frau Alles vorstehen, die Kinder pflegen, das Vieh warten, die Wirthschaft und Alles besorgen: Wenn jetzt eine Krankheit eingetreten wäre!

Gäckwik ward nach ein paar dort elend verlebten Wintern verlassen. Lars Levi ist dort geboren. Darauf wurde ein Winter in Buckt, eine Meile von dem Kirchdorfe, bei einem dort wohnenden rechtschaffenen Ansiedler zugebracht, und hier kam ich zur Welt. Eines möchten die Frauen der großen Welt ihren Schwestern, die unter vielen Kümmernissen und Entbehrungen ihr trauriges Leben in diesen Wildnissen hinschleppen, beneiden — eine erstaunlich leichte Entbindung, welche besonders bei den Lappländerinnen stattfindet. Meine Mutter hatte den ganzen Tag gearbeitet, Holz hauend und Birkenreiser — ein Nothfutter für das Vieh — nach Hause schleppend. Man hatte sich kaum niedergelegt, so hörte man sie leise wimmern. Der Ansiedler eilte sogleich herbei, um das Feuer anzublasen, aber noch bevor er damit zu Stande kam, war die Leibesfrucht schon zur Welt gekommen. Am folgenden Tage lief der Wirth auf Schlittschuhen, das Kind in einem Kont (so heißt der hohle, mit Fellen bekleidete Klotz, worin die Lappländer ihre Kinder zu tragen pflegen) tragend, um es taufen zu lassen, nach dem Kirchdorfe. Lars Levi, bei dem das nicht möglich war, hatte die Nothtaufe in Gäckwik erhalten.

Im nächsten Jahre ließen sich meine Aeltern in dem Kirchdorfe Arieplog nieder. Fischen, Leimkochen und eine unbedeutende Viehzucht gewährten hier ihnen Unterhalt. Meine Mutter schnitt theils mit einer Handsichel, theils mit einer Sense das spärliche Riedgras, das in den unfruchtbaren Sümpfen wuchs, oder riß mit der bloßen Hand die zwischen den Steinen hervorkommenden Grashalme aus, welche Andere verschmähten. So konnte sie an diesem futterarmen Orte zwei Kühe nebst etlichen Ziegen und Schafen halten. Das von ihr im Sommer gesammelte Heu mußte sie im nächsten Winter selbst nach Hause tragen. Holz mußte auch herbeigeschafft und die Fischerei besorgt werden. Die Kinder mußten dann den ganzen Tag zu Hause bleiben und wurden angebunden, das eine an den Tischfuß, das andere an den Pfahl des Feuerherdes.

Damals befanden sich alle Ansiedler in Arieplog in großer Armuth, und nur Wenige von ihnen hatten ihr tägliches Brot. Die Kinder wurden auch sehr ärmlich erzogen; aber so elend und zerlumpt wie wir waren keine im ganzen Kirchspiel; deshalb blieben wir unbeachtet, und kein anderes Kind wollte sich zu uns gesellen, denn Reichthum und hübsche Kleider haben auch in dieser Wildniß ihre überall anerkannten Vorzüge. Gemeinen Augen scheint der im Staube kriechende Wurm häßlich und verächtlich; aber die Vorsehung läßt daraus einen Schmetterling hervorgehen, und dieser zieht wenigstens die Aufmerksamkeit des Entomologen auf sich. Welche Schicksale ich auch ferner in der Welt haben möge, mein erstes Bette war in einem ausgehöhlten Holze, und mein letztes wird zwischen vier Bretern sein.

Bei aller Armuth, bei allen Mühen um die nothdürftigste Erhaltung des Lebens, vergaßen doch unsere Aeltern nicht, uns lesen zu lehren. Als wir noch kaum sprechen konnten, lehrte uns der Vater Gebete, die wir Morgens und Abends hersagen sollten. Die Mutter sparte keine Mühe, uns im Lesen zu unterrichten. In dem Alter von fünf Jahren konnte ich richtig Schwedisch lesen, und im sechsten Jahre gab ich einfältige Antworten in den Hauptstücken des Christenthums. Die schönsten, nach den Regeln der Kunst ausgearbeiteten Predigten machen wol nimmer die Wirkung, die der Aeltern einfacher Unterricht und ihre Ermahnung auf mich ausgeübt haben; und wenn es wahr ist, daß wir für das Leben, nicht für die Schule lernen, so habe ich unter allen meinen Lehrern, deren ich mich immer mit Dank und Achtung erinnere, ihnen am meisten zu danken. Friede also ihrer Asche!

Mein ältester Bruder aus der ersten Ehe, Karl Erich, hatte schon seine Studien vollendet und in demselben Jahre, wo ich geboren ward, die Würde eines Magister philosophiae erlangt. Von der Universität zu Upsala kehrte er nach Lappland zurück und ward 1808 Comminister zu Quickjock. Kaum dort ansässig, rief er uns, seine Brüder, zu sich, gab uns acht Jahre lang Unterhalt und Unterricht bis 1815, wo er uns auf das Gymnasium zu Hernösand schickte. Zwei Jahre darauf starb er, seine Frau und sechs kleine Kinder in großer Armuth hinterlassend, der zum Theil durch Wohlthätigkeit edelmüthiger Menschen abgeholfen ward. Mein anderer Bruder und ich waren nun auf uns selbst verwiesen; indessen gelang es uns, durch Ertheilung von Unterricht Mittel zur Fortsetzung unserer Studien zu finden. Mein Bruder Lars Levi ist jetzt, wie schon gesagt, Pfarrer zu Karesuando, und ich bin ein wohlbestallter Missionar in der Lappmark von Piteå.

So endet der Verf. seine Lebensskizze, oder — wie er sie nennt — seine „Personalien". Das Fehlende wollen wir mit ein paar flüchtigen Zügen vollenden. Petrus Lästadius ging nach Upsala, lebte dort als Informator etwa sechs Jahre in einem Privathause und wurde mit vieler Auszeichnung zum Magister philosophiae promovirt. Schon vorher, als Candidat, erhielt er vom Consistorium zu Pernisand die Bestallung als Missionar in der pitoäschen Lappmark. Diese Missionsanstalt ist eine neue, vom Verf. oft getadelte Einrichtung von 1829, die an die Stelle der aufgehobenen Lappschule getreten ist. Dem Missionar liegt ob, in allen Jahreszeiten, so weit es möglich ist, herumzureisen, die Lappländer während ihrer periodischen Wanderung fleißig zu besuchen, ihnen mit Lehre und Unterricht an die Hand zu gehen, und vorzüglich über die Katecheten, denen in untergeordneter Stellung dieselbe Pflicht obliegt, eine genaue Aufsicht zu führen. Im J. 1830 kam Lästadius auf kurze Zeit zurück, gab eine gelehrte Dissertation heraus, die sich durch ihren Inhalt wie durch ihr schönes Latein auszeichnete, und kehrte mit einer Braut zurück, die, wiewol die Tochter eines angesehenen Pfarrers in Upland, doch Muth besaß, ihren Gatten auf seiner mühevollen Bahn zu begleiten. Was seinen Bruder Lars Levi betrifft, so ist derselbe ein ausgezeichneter Botaniker und hat ein Buch unter dem Titel: „Om Uppodlingar i Lappmarken" (Ueber Ansiedelungen in Lappland), herausgegeben, das viele treffliche Bemerkungen über die Gewächskunde, die Meteorologie und die nordische Oekonomie enthält.

(Die Fortsetzung folgt.)

Russische Memoiren.

Der Admiral Alexander Schischkof, Präsident der petersburgischen Akademie für russische Sprache, eine Zeit lang Minister des Cultus und des öffentlichen Unterrichts, dessen Verdienste um die russische Litteratur und kritische Ausbildung der Sprache rühmlichst bekannt sind, begleitete den Kaiser Alexander während der Feldzüge gegen Napoleon in der Eigenschaft eines Staatssecretairs. Fast alle in der Zeit erschienenen Manifeste sind aus seiner beredten und kraftvollen Feder geflossen. Jetzt hat er seine Memoiren über jenen denkwürdigen Zeitraum herausgegeben: „Kratkija zapiski" (Kurze Bemerkungen des Admirals Schischkof, gesammelt während des Kriegs gegen die Franzosen 1812 und die folgenden Jahre) (Petersburg 1831). Der würdige Verf. sagt im Anfange seines Buches: „Keineswegs will ich alle Ereignisse jener Zeit beschreiben, mich in politische und strategische Fragen vertiefen, die oft genug verdreht sind, sondern nur kurz der Vorfälle gedenken, die mich persönlich betreffen oder deren näherer Augenzeuge ich gewesen bin. Vielleicht werden auch diese fragmentarischen und flüchtigen Erinnerungsblätter wohlwollenden Lesern einiges Vergnügen gewähren." Und dies thun sie gewiß. Der vaterländische Eifer des Verf., die milde, menschenfreundliche Gesinnung, die sich nirgends verleugnet, müssen selbst den auswärtigen und um so mehr den inländischen Leser anziehen, und gern folgt man dem beredten Erzähler in das Hauptquartier von Wilna, von da ins Lager an der Düna und nach der Flucht der französischen Heere nach Sachsen, Böhmen und an den Rhein. Hier bleibt der Verf. wegen Kränklichkeit zurück und verbringt die Zeit, während welcher die grause Zwingherrschaft vollends zertrümmert wird, abwechselnd in Freiburg, in Baden, Rastadt und in Karlsruhe, am Hofe der Kaiserin Elisabeth, die eben damals zum Besuch ihrer Verwandten und des Heimatlandes dorthin gekommen war. Nach dem pariser Frieden tritt der Verf. die Rückreise an. Wir heben aus dem Schatze mannichfaltiger Bemerkungen folgende Anekdote aus. Die Kaiserin Elisabeth machte mit ihrer Mutter, der Markgräfin von Baden, und ihrer Schwester, der Königin von Schweden, eine kleine Reise nach Mannheim und Heidelberg, wobei der Admiral die Ehre hatte sie zu begleiten. Von dort ward wieder ein Ausflug in das malerische Neckarthal bis Neckargemünd unternommen. „Auf der Rückfahrt, die zu Wasser geschah, sehe ich", so drückt sich der Verf. aus, „und der Hofmarschall Naryschkin im Steuertheil des Schiffes, neben der Königin von Schweden. Unterdessen war ihr Sohn im Vordertheil und hatte sich dort auf den Anker gesetzt. Wir bemerkten dies und sagten der Königin: „O sehen Sie, worauf Ihr Sohn sitzt!" Sie erwiderte lächelnd: „Was bleibt ihm denn übrig, als auf einem Anker (dem Sinnbilde der Hoffnung) zu sitzen!" Indem wir so redeten, hatten wir lächelnde, heitere Gesichter, und doch durchdrang uns bei dem Anblick des unbefangenen, liebenswürdigen Knaben, wie auch wol das Herz der Mutter, ein Gefühl von Trauer und Theilnahme." *)

An diese Memoiren schließen sich der Zeit nach andere an, die den Generallieutenant A. Michalewsky-Danilewsky zum Verfasser haben: „Sapiski etc." (Denkwürdigkeiten aus den Jahren 1814 und 1815 von A. Michalewsky-Danilewsky, vormals Flügeladjutant Sr. Maj. des Kaisers Alexander) (Petersburg 1832). In der Schlacht bei Grochow vor Warschau verwundet, hat der sieche Krieger die zweimonatliche Muße des Krankenlagers dazu benutzt, um frühere Erinnerungen und Denkblätter aus den Jahren 1814 und 1815 zu ordnen und durch den Druck bekannt zu machen. Hier eröffnet sich eine reiche Galerie interessanter Zeitbilder. Ehe das Buch eine vollständige deutsche Uebersetzung erlebt, heben wir daraus folgende Stellen aus, in denen wenig bekannte Umstände näher beleuchtet, oder gänzlich unbekannte Thatsachen und Anekdoten mitgetheilt werden. Der Verf., im Jahre 1814 zu Paris häufig mit der Annahme von Fremden beauftragt, die den Kaiser zu sehen wünschten, sagt S. 62: „Wie sehr die Franzosen nach unsern Orden lüstern sind, darüber mag folgender kleine Vorfall als Beleg dienen. In den Vorzimmern des Kaisers trat mich eines Tages ein Mann mit der Anrede an, daß sein Name mir nicht ganz fremd sein werde. Es war Chateaubriand. Nachdem er mir die Angelegenheit auseinandergesetzt hatte, wegen welcher er gekommen war, endete er mit der Bitte, ihm zum Lohn seiner unbegrenzten Ergebenheit gegen den Kaiser irgend ein Gnadenzeichen auszuwirken. Ich bat ihn, deutlicher zu sein, und nach vielen tönenden Phrasen sagte er endlich: „La moindre décoration russe me rendra heureux." — In Wien während des Congresses sieht der Verf. den Herzog von Reichstadt, S. 116: „Das Schloß zu Schönbrunn gewährte in dieser Zeit ein sichtbares Zeichen der Veränderlichkeit irdischer Erfolge. Dort wohnte Napoleon während seines zweimaligen siegreichen Einzugs in Wien, und ebendaselbst war sein Sohn während des Congresses einlogirt. Ich bat um die Erlaubniß, den Knaben zu sehen, und ward in ein Gemach geführt, worin ich drei schwarz gekleidete Frauen fand. Eine derselben, die Frau von Montesquiou, hielt den Kleinen bei der Hand, der damals vier Jahre zählte. Dichte blonde Locken, auf die Schultern hinabfallend, beschatteten schöne blaue Augen und ein angenehmes Gesicht, dessen Blässe durch die schwarze Husarenjacke, die er trug, noch mehr in die Augen fiel. Der Stern der Ehrenlegion und drei andere kleine Orden, von des Vaters Stiftung, blitzten von seinem Kleide. Er sah gern den Besuch von Militairpersonen und betrachtete mit Aufmerksamkeit meine Uniform und meinen Degen. Ihn umgaben in jener Zeit nur Franzosen;

*) Ueber eine deutsche Uebersetzung von Schischkofs Memoiren berichten wir nächstens. D. Red.

Oestreicher waren nicht bei ihm. Zehn Minuten nach mir traten einige Engländer ein, die unbescheidene Fragen thaten, und so ging ich weg." — S. 179: „Nirgends war in Deutschland so viel Pracht anzutreffen als am Hofe zu Stuttgart, dessen Glanz den der Höfe von Wien und Berlin übertraf. Napoleon soll während des verschwenderischen Hoflagers zu St.-Cloud Hofbeamte nach Stuttgart gesendet haben, um in der Pracht Unterricht zu nehmen. Er pflegte zu sagen: „In Würtemberg gibt es kein Königreich, aber einen König." — S. 204 heißt es: „Nach unserer Ankunft in Hagenau (im Elsaß, 1815) erfuhren wir, daß in Paris eine provisorische Regierung organisirt sei, von welcher eine Deputation ins Hauptquartier abgefertigt wäre. Die alliirten Souveraine sandten ihr den Grafen Schuwalof mit der Anzeige entgegen, daß sie dieselbe nicht annehmen würden, und daß der Graf beauftragt sei, ihre Anträge anzuhören. Schuwalof verfehlte indeß die Deputation, die einen andern Weg genommen hatte und unaufgehalten im Hauptquartier ankam. Sie bestand aus Lafayette, Sébastiani, Laforêt, Pontécoulant, d'Argenson und Benjamin Constant. Diese Herren überbrachten Schreiben an die Minister der auswärtigen Angelegenheiten der vereinigten Souverains mit der Vollmacht, Tractaten zu eröffnen, die dahin zielten, die Rechte des Sohnes Napoleons und die Integrität Frankreichs sicherzustellen. Sie hatten auch den Auftrag, die Rückkehr der Bourbons möglichst zu verhindern und, wenn die alliirten Mächte die Rechte des jungen Napoleon nicht anerkennen sollten, die Krone Frankreichs dem Könige von Sachsen oder dem Herzoge von Orleans anzutragen. Während Graf Kapodistrias vom Kaiser den Befehl erhielt, die Deputirten anzuhören und ihnen anzuzeigen, daß sie sich nach Lauterburg (etwa 3 Meilen von Hagenau) begeben sollten, meldete sich Lafayette beim Fürsten Wolkonsky, Chef des Generalstabes des Kaisers, wurde aber von ihm nicht angenommen. Als er in das Vorzimmer des Fürsten eintrat, fragte ihn dessen Adjutant, wer er sei. „Ich bin kein gekröntes Haupt", antwortete Lafayette; „aber die Könige ehren mich." Graf Kapodistrias blieb den ganzen Abend mit den Deputirten, und als er sie um Mitternacht verlassen, sagte er zu mir: „Sie behaupten, daß die Kammern den Sohn Napoleon's als Kaiser anerkannt haben, aber man sieht aus ihren eignen Worten, daß dies ein leeres Vorgeben ist. Sébastiani spricht besser und verständiger als die Andern; Benjamin Constant ist zu sehr Hitzkopf." — Ueber die Niedergeschlagenheit der Franzosen beim siegreichen Vorrücken der Alliirten bemerkt der Verf.: „Ich habe die Deutschen während ihrer Knechtschaft (Danilewsky reiste in Deutschland in den Jahren 1809—11) gesehen. Sie waren nie so niedergedrückt wie jetzt die Franzosen, welche nicht gern mehr von Politik sprechen und keine Zeitungen lesen wollen. Uebrigens kann man sagen, daß ganz Frankreich in Paris enthalten ist, und daß die Einwohner in den Departements nur darauf warten, was man ihnen aus der Hauptstadt zur Acclamation übermachen wird: eine Republik, Heinrich IV., oder einen Kaiser. Nur Eine Regung zeigt sich in dieser Apathie, es ist die der Neugierde: Alle wollen den Kaiser Alexander sehen. Die Treppen und Vorzimmer der Häuser, wo er sich aufhält, sind den ganzen Tag mit Leuten angefüllt, die viele Stunden auf einen einzigen Augenblick harren, in dem sie ihn sehen können." — S. 219. Der Kaiser Alexander erhält zu St.-Dizier aus dem von den Preußen und Engländern bereits besetzten Paris die Meldung, wie sehr bei der großen Aufregung der Gemüther sein baldiges Erscheinen daselbst zu wünschen sei. „St.-Dizier ist von Paris noch gegen 30 Meilen entfernt, und diese Strecke könnte unsere Armee nur binnen 7—8 Tagen zurücklegen, und obgleich jeder Augenblick wichtig war, um blutige Bewegungen zu verhüten, die aus der Spannung zu Paris entstehen konnten, so schien es doch zu verwegen aus unserm Hauptquartier eine Reise von 30 Meilen durch Gegenden zu unternehmen, die durch keine alliirten Truppen besetzt waren. Indeß entschloß sich hierzu der Kaiser. Sein Hauptquartier setzte den Marsch mit der Armee über Sezan und Colomier fort, er aber reiste am 9. Juli mit Kaiser Franz und dem Könige von Preußen über Chalons nach Paris. Bei dem Ersteren befanden sich Fürst Metternich und Graf Wrbna, beim Letztern Fürst Hardenberg; im Gefolge Alexander's die Grafen Nesselrode und Kapodistrias, Fürst Wolchonsky und ich. Wir saßen in neun Wagen, die sich nicht von einander trennen sollten. Auf jeder Poststation bis Meaux waren je 50 Kosacken postirt, die uns unter den Befehlen des Grafen Orlof-Denissof begleiten sollten; der Graf ritt neben uns, ohne das Pferd zu wechseln, der raschen Postfahrt ungeachtet, bis Chalons. Eine Menge Volks sammelte sich um uns auf den Poststationen; die Leute betrachteten uns dabei mit ziemlicher Gleichgültigkeit, an einigen Orten umringten sie indeß den Wagen Alexander's und riefen: Es lebe Heinrich IV., oder der König von Rom, oder Marie Luise, oder Ludwig, wie es kam; dann und wann riefen sie sogar: Napoleon, am häufigsten aber: Es lebe Alexander! Man muß darüber erstaunen, mit welcher Entschlossenheit der Kaiser eine so gefährliche Reise unternahm, während welcher ein Haufen von hundert kühnen Franzosen der ganzen Lage der Dinge eine andere Gestalt hätte geben können. Wir umfuhren auf kaum zugänglichen Hohlwegen die Festung Vitry, die sich noch nicht ergeben hatte und deren Besatzung mehre Tausende betrug. Eine geringe Anzahl unserer Dragoner standen ihr gegenüber, die Franzosen konnten von den Wällen unsere Wagen sehen, und zwei Colonnen rückten plötzlich aus der Festung. Ich erbebte, aber die Colonnen zogen sich bald zurück. Am Abend kamen wir nach Chalons, wo wir übernachteten. In den Straßen wogte eine Menge Volks; die Einwohner über unsere Ankunft erstaunt, konnten nicht fassen, wie wir uns mitten unter ihnen ohne Truppen befänden u. s. w."

(Der Beschluß folgt.)

Findlinge.

Doppel- und Wundermenschen im J. 1557.

Das zusammengewachsene Siamesenpaar erregte vor wenigen Jahren die Aufmerksamkeit von ganz Europa. Daß dergleichen Erscheinungen schon früher dagewesen und beobachtet worden, ersehen wir aus C. Wertich's „Augsburger Chronik" (1595, Fol., S. 95), wo es heißt: „Im Jahr 1557 wurden auch zwei seltsame Wundermenschen hierhergebracht und Jedem um einen Kreuzer gewiesen. Das erste war ein Mann eines gestandenen Alters, welchem zwischen dem Magen und Nabel ein ganzes Mägdlein bis an Hals angewachsen war, dergestalt, als wenn es das Haupt in seinem Leib verborgen hätte. Wiewol aber dasselbe keine eigne oder unterschiedliche Bewegung hatte, sondern gleichsam ein angewächsener Kropf oder sechster Finger an dem Mann hienge, pflegte es doch täglich einmal zu harnen. Das andere war ein Weib, 30 Jahr alt, die weder Hände noch Arm von Mutterleib an gehabt, jedoch mit den Füßen schreiben, nähen, Essen und Trinken selber zu sich nehmen und ihr selber die Kleider an und austhun können. Und dessen noch mehr, mit einem Besen das Haus kehrte, dazu sie das Kinn brauchte."

Sparöfen im J. 1559.

C. Wertich meldet in seiner „Augsburger Chronik", S. 1001: „Ferners kam auch im Jahre 1559 eine neue Art und Kunst von Oefen an Tag, durch welche man viel Holz konnte ersparen, und ward solche Kunst von Zwickio, einem Costnitzer (welcher ein besonderes Privilegium vom Kaiser Ferdinand darum bekommen), für Geld gelehret. Aber nachdem diese Kunst von Etlichen und Vielen bei uns versucht, konnte sie nicht lang bestehen. Denn beinahe die Oefen und Herde mehr zu machen kosteten als das Holz, so man in einem ganzen Jahre zu verbrennen bedurfte." 84.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Freitag. — Nr. 18. — 18. Januar 1833.

Scenen aus Lappland.

Erster Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 17.)

2. Der Jahrmarkt in Lappland.

In diesen nördlichen Gegenden werden zu derselben Zeit Jahrmarkt, Ting (Gericht) und Steuereinnahme gehalten, und nicht selten benutzt der Propst diese Gelegenheit, wo fast die ganze Gemeinde zusammenströmt, um Katechismusverhör und Kirchenvisitation zu halten. Bei dem Jahrmarkt zu Arvidsjaur im Februar 1830, den der Verf. jetzt schildert, trafen folgende Beamte ein: der Häradshöfding (der Richter), der Kronofogde (der Steuereinnehmer), der Provinzialarzt, der Pfarrer als Visitator, der Landfiscal; ferner drei Reisende, des Vergnügens willen, und endlich ein Gymnasiast, als Viaticant. So wird nämlich ein Gymnasiast genannt, der umherreist, um Mittel zu seiner Reise auf die Universität einzusammeln. Nachdem er in Hernösand seinen Cursus gemacht hat, bekommt er vom Consistorium eine Empfehlung nebst Anweisung, in welchen Sprengeln er viaticiren darf. Dem Viaticanten gibt jeder Bauer in der Regel 2 Gr., und auf diese Weise kehrt jeder mit 100, 200, ja selbst 400 Thlrn. zurück, das Herumreisen dauert aber oft 6 bis 8 Monate. Diese Sitte, im übrigen Schweden abgekommen, ist nur noch in Norrland üblich. Ferner kamen hinzu sieben Kaufleute aus Piteå, und endlich eine große Menge Bauern von nah und fern, sowol Lappen als Schweden.

Rennthierhäute machen bei diesem Jahrmarkt den vornehmsten Artikel aus. Für ein Brunskinn (Haut eines Rennthierstieres) wurde 1 Thlr. 8 Gr., für die eines geschnittenen Rennthierochsen 1 Thlr., für ein Wajskinne (Haut einer Rennthierkuh) 8 Gr. bezahlt. Uebrigens hat der arvidsjauer Lappe etwas Flaum feilzubieten, weil er insgemein ein flinker Schütze ist, und übt sich darin von Kindesbeinen an. Die neuen Ansiedler haben hier wenig zu verkaufen, weil sie schon vorher auf dem Jahrmarkt zu Stellesteå im December ihre Erzeugnisse meist verkauft haben. Jeder Kaufmann (hier Barkal genannt) hat seine gewissen Kunden. Branntwein aber muß er ihnen vor Allem zukommen lassen, wenn aus dem Handel etwas werden soll. Wenn nun ein Lappe zu seinem Handelsmann kommt, so muß er zuerst seinen Puorist-kokje (Willkommenschnaps) haben, den er selbst verlangt, wenn der Bürger in Erfüllung dieser unerläßlichen Pflicht sich säumig zeigt. Ferner muß dieser mit Små wejsa, d. h. Scherm, Nähzeug und andern Kleinigkeiten, nach alter Sitte seinen lappländischen Kundmann gratis versorgen. Letzterer präsentirt ihm dagegen Vuossiam-pjerko, d. h. Kochfleisch aus einem oder mehren Rennthierbraten bestehend. Darauf folgt wieder ein Schnaps, womit der Kaufmann nicht nur den Lappen selbst, sondern auch seine Verwandten und Freunde, die er als Zeugen mithat, tractiren muß; doch richtet sich die Bewirthung nach der Menge und Güte des Kochfleisches. Wenn es nun zum Handeln kommt, so hütet sich der Lappe wohl, alle seine Häute auf einmal zu verkaufen, sondern er thut dies wo möglich nur Stück für Stück, und zwar darum, weil er für jeden Kauf den Åses-kokje (Handelsschnaps) haben will. Sobald er also einmal trinken will, holt er aus seiner Bude, die jeder im Kirchdorfe hat, ein Fell und geht damit zum Kaufmann. Hat er seine Häute verkauft, so bedingt er sich oft einen halben oder ganzen Pott Branntwein als Theil der Zahlung und läßt diesen in seine zinnerne Flasche füllen, eilt damit, von seinen Freunden begleitet, in eine Stube, Hütte oder Bude, oder die Gesellschaft läßt sich im Schnee nieder. Der Wohlthäter leert nun den Branntwein in einen Kokse (Kochlöffel) hinein, und daraus nippen zwei oder drei wechselsweise, bis er leer wird. Dann wird der Löffel wieder gefüllt und wandert weiter zu den Andern in der Gesellschaft fort. Die Kokse ist eine Art länglicher Silbertümmler mit einem Handgriffe an jedem Ende und klapperndem Laubwerk am Rande. Zuweilen bedient man sich auch eines kleinen Holzlöffels. Die Unterredung wird immer lebhafter, heiterer, herzlicher, je mehr der Nektar wirkt; endlich hört die Prosa auf und Gesang tritt an deren Stelle. Dieser ist höchst einfach und durchaus monostrophisch, sodaß die Wörter sich leicht verbinden lassen. Dies heißt Jojkat. Die Melodien (Wuolle, Plur. Wuoleh) sind unzählig, einige trüb, andere heiter u. s. w. Ausdrucksvoll sind sie freilich, wie einfache Naturlaute, wollen aber doch schwedischen Ohren nicht zusagen. Bei solchen Gelagen läßt Jeder seinen Gefühlen freien Lauf, Einer fällt dem Andern um den Hals, man singt, weint und lacht, oft Alles auf einmal: der Mensch zeigt sich, wie er ist.

Am Sonntag, den 4. Febr., wurde nach beendigtem

her hatte sich behauptet, daß man Napoleon in das innere Rußland hineinlocken müsse." Am Schlusse des Gespräches fragte ich ihn, warum er die Gedächtnißmünze an den Krieg von 1812 nicht trage. „Ich bewahre", erwiderte er, „zum Gedächtnisse desselben nur den Gedanken an meinen reinen Willen und versichere Sie, daß von allen Ausländern, die in Rußland dienten, Niemand weniger als ich aus ehrsüchtigen Absichten gehandelt hat. Ich hatte nur den Nutzen Ihres Vaterlands im Auge." — Ueber das gute Vernehmen der russischen und preußischen Militairpersonen unter einander liest man S. 324 folgende Zeilen: „Ich speiste in Prag bei dem General Graf Klenau. Die östreichischen Offiziere sprechen zwar mit Einsicht, sind aber wenig zuvorkommend. Die ganze Liebenswürdigkeit der jungen Tochter des Grafen vermochte nicht sie heiterer zu stimmen. An derselben Tafel befand sich der Adjutant des Fürsten Blücher, Stranz, mit dem ich bald die freundlichste Bekanntschaft machte. Es hat wol nie ein so inniges Verhältniß zwischen zwei Heeren geherrscht als zwischen dem russischen und preußischen. Wenn beiderseitige Offiziere irgendwo aufeinander treffen, so sehen sie sich vollkommen für Kameraden an." — S. 332 wird erwähnt, daß während des wiener Congresses der Kaiser Alexander unter seiner Menge von Bittschriften aller Art auch eine von Jean Paul erhalten hat, der um die Rückgabe einer ihm entzogenen Pension nachsuchte. Dieses Schreiben ist im Text des Buchs übersetzt, wird aber in den Anlagen deutsch mitgetheilt. Es ist darin „die Klaue des Löwen" wohl zu erkennen, und da wir nicht wissen, ob es irgendwo außer in diesem russischen Buche abgedruckt ist, copiren wir es sorgfältig:

„Mitten in der erhabenen Zeit, da Ew. kaiserliche Majestät der Schiedsrichter Europas sind wie vorher der Befreier desselben, und Sie aus dem Schutzgeiste des Sieges der Schutzgeist des Friedens werden, tritt eine kleine Anlegenheit vor Ihren Thron. Doch wie dem Geiste nichts zu groß, so ist der Güte nichts zu klein."

„Ueber 25 Jahr hatte ich für die Musen und die Philologie gearbeitet, als mir ein einziger deutscher Fürst, der vormalige Großherzog von Frankfurt, im Jahre 1808 eine jährliche Pension von 1000 Gulden bewilligte, um den Armgeborenen zu unterstützen, dessen Körper blos von seinem Geiste lebte. Nach der siegreichen Besetzung des Großherzogthums wurde mir von 1814 die Fortsetzung der Pension vom Generalgouvernement verweigert bis auf höhere Entscheidung."

„Werden die hohen Verbündeten, welche für deutsche Freiheit und deutsche Wissenschaft zugleich gekämpft, die fürstliche Unterstützung eines Schriftstellers zurückzunehmen gebieten, welcher zu einer Zeit für europäische Freiheit geschrieben, wo er seine eigne einem Davoust blosstellte? Ich wende mich hier an das Herz Alexander's, da die wohlwollende Vorsehung gerade im Jahrhunderte des Egoismus die Menschenliebe auf den höchsten Thron Europens gesetzt. Ich wende mich hier an seinen Geist, der Geister beschützt, und welcher, da er kein anderes großes Reich mehr zu vergrößern hat, als das größte, grenzenlose, das der Wissenschaften, dem Norden auch geistlängste Tage zu den geographischen geben will. Möge der Herrscher, dessen Zepter dem Magnete ähnlich ist, welcher zugleich liebend anzieht und lehrend die Gegenden des Himmels zeigt, die Kühnheit der Hoffnungen verzeihen, zu welcher er Individuen wie Länder erhebt. Genießen Ew. Majestät lange die einzige bannerhafte Universalmonarchie, die der Liebe, nachdem Sie die hassende und gehaßte gestürzt, und lange weine die Freude vor Ihnen und erst spät die Trauer um Sie."

Welchen Erfolg dieses Gesuch gehabt hat, wird in den Memoiren nicht gesagt, aber gewiß wird man noch jetzt das Schreiben als ein schwer nachzuahmendes Muster einer Bittschrift mit Theilnahme lesen. Daß es auf jeden Fall eine gewisse Wirkung hervorgebracht und nicht in den Korb der Vergessenheit geworfen ward, dafür zeugt der Umstand, daß ein Mann aus der nahen Umgebung des Kaisers dasselbe in seine Memoiren aufgenommen hat. — S. 337: „Auf der Durchreise durch Warschau musterte der Kaiser die, auf seinen Befehl neu organisirten polnischen Truppen. Die Waffen, die Uniformirung war ein Geschenk des kaiserlichen Wiederherstellers, indem das Land zu sehr erschöpft war, um selbst diese Ausgaben zu bestreiten. Als Jemand während der Musterung bemerkte, daß die Reiterei verhältnißmäßig in zu geringer Anzahl sei, antwortete der Kaiser: „Das ist kein Wunder, denn die Polen haben ihre Pferde in Rußland aufgegessen." — Am Schlusse des Werkes S. 389 erzählt der Verf.: „In der Nacht vor unserer Abreise ward der General Zajonczek zum Statthalter des Königreichs ernannt." Diese Stelle dachte bis zum letzten Augenblick der Fürst Adam Czartoryski zu erhalten, der Antheil an der Redaction der neuen Verfassungsurkunde genommen. In seiner ehrsüchtigen Erwartung getäuscht, ging er die ganze Nacht hindurch mit zerstörten Gesichtszügen im königlichen Schlosse umher, wie Jemand, der alle Fassung verloren, und sprach mit Niemand von uns Russen, die wir uns in den Vorzimmern des Kaisers aufhielten, der in seinem Cabinet unausgesetzt bis an den Morgen und bis zur Stunde der Abreise arbeitete."

Diese Auszüge mögen als Belege dienen, wie viel interessante Züge zur Zeitgeschichte diese Memoiren enthalten, die, aus den eignen Denkblättern eines Mannes von Geist und hoher Stellung im Leben von ihm selbst zusammengesetzt, sich sehr von den verdienstlosen, mit Unwahrheiten angefüllten Compilationen französischer Lohnschriftsteller unterscheiden, welche aus Zeitungen und Anekdotenbüchlein unter erborgter Firma zusammengeraffte Surrogatmemoiren liefern. Ein solches Buch, wie das des Generals Danilewsky, ist in der That ein Geschenk für die Nachwelt. 44.

Notizen.

Nach der englischen Reformbill haben folgende Personen kein Stimmrecht: Fremde, Blödsinnige, Verrückte und Weiber. Britische Pairs, Staatsminister, Lordstatthalter und Grafschaftsgouverneure. Des Meineids oder der Bestechlichkeit, oder der Verführung zu Meineid Ueberwiesene. Verurtheilt gewesene Missethäter. Von der Gemeinschaft der Kirche Ausgestoßene. In Criminaluntersuchung Befangene. Zu keiner Religion sich Bekennende. Bankrottirer und Zahlungsunfähige unter gewissen Umständen. Arme, die binnen Jahresfrist in Städten oder Flecken Almosen empfangen. Steuer- und Zollbeamte aller Art. Postbeamte zu Wasser und zu Land. Londoner Polizeibeamte und Wahlbeamte unter gewissen Beschränkungen. Und endlich Pfandgläubiger oder Bevollmächtigte aller Art, die nicht im wirklichen Besitz des Grundstücks oder der Renten sind.

Unter dem Titel: „Lights and shadows of german life", kündigt man in England eine „Sammlung höchst origineller und merkwürdiger Charakterzüge aus dem Leben der Deutschen, Scenen aus den letztern Feldzügen der Franzosen in Deutschland und Darstellung der Folgen derselben auf das bürgerliche Leben der Deutschen" an.

Der Erzbischof von Canterbury und der Bischof von London ergreifen nach dem „British magazine" Maßregeln, alle von ihnen abhängigen kleinen Pfründen unter 200 Pf. jährlicher Einkünfte (deren der letztere freilich nur acht in seinem Sprengel hat) bis zu einer Dotation mit 200 Pf. zu verbessern.

Ein Russe hat eine „Uebersicht aller bekannten Sprachen und ihrer Dialekte" herausgegeben, wonach man in Allem von 937 asiatischen, 587 europäischen, 226 afrikanischen und 1264 amerikanischen Sprachen und Dialekten weiß. 153.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonnabend, — Nr. 19. — 19. Januar 1833.

Scenen aus Lappland.

Erster Artikel.

(Beschluß aus Nr. 18.)

Uebrigens ist die lappländische Kleidertracht für Männer und Weiber fast dieselbe und besteht aus folgenden Stücken: 1) Schuhen mit schmalem Oberleder und oben auf jeder Seite des Fußblattes einer Naht, die an den Zehen in einem aufwärts gehenden Schnabel endigt. Im Sommer trägt man sogenannte Kängskor (Schnürschuhe). Die Sohlen sind von unbereitetem, nur lohgarem Rindsleder, das Oberleder sämisch von eigenthümlicher Art. Im Winter hat man Schuhe von haarigen Rennthierfellen; diese Art von Pelzschuhen (Lappskor, Lapplandsschuhe) werden in dieser Jahreszeit überall in Schweden getragen. Die Strümpfe vertritt bei dem Lappländer eine Art Heu von Carex vesicaria; dies Gras wird sorgfältig im Herbste gesammelt (es ist des Lappen einzige Heuernte), darauf gehechelt, sodaß es sich in dünnen Faden ausfasert, und sodann zusammengebunden zum Trocknen aufgehängt. Diese Bündchen (Pilka), die in die Schuhe gestopft werden, sind dem Fuße sehr zuträglich und halten die Kälte ab. Nach ein bis zwei Wochen nimmt man ein anderes Pilka. Auch die Schuhe sind sehr zweckmäßig, weil keine Kälte durch die Rennthierhaare dringt, und zugleich wasserdicht. Ist man einmal daran gewöhnt, so will man gar keine andere Fußbekleidung haben. 2) Hosen. Diese reichen bis auf die Hüften herauf und werden von Weibern wie von Männern getragen. Die der Weiber sind meistens roth. Sie werden mit einer Schnur eng zusammengezogen, sodaß keine Hosenträger nöthig sind. 3) Das Oberkleid (Kapte). Der Form nach gleicht es ganz einem Hemde. Im Sommer ist es von Tuch, meistens blau, mitunter schwarz, weiß, grün oder grau, nie braun, gelb oder roth. Der Kragen ist von anderer, gewöhnlich dunklerer Farbe, mit vielen Nähten und öfters mit zinnernen oder silbernen Faden geschmückt; den Rand umläuft eine rothe Leiste. Zuweilen ist auch dies Kleid von sämischem Leder aus Rennthieren. Im Winter werden Pelze von demselben Thiere getragen; sind sie aus den Häuten junger Rennthierkälber gemacht, so sehen sie sehr gut aus; die aus ältern Rennthieren sind freilich wärmer, verlieren aber nach zwei bis drei Jahren das Haar und werden dann im Sommer getragen, bis sie ganz abgenutzt sind. Hemden sind ganz unbekannt, statt derselben trägt man entweder einen Rock von der eben beschriebenen Art, von Wadmal oder selbstgesponnenem Tuch (im südlichen), oder auch einen Pelz (im nördlichen Lappland), die Haarseite zuweilen einwärts gekehrt. Bei ärmern Leuten besteht die ganze Kleidung aus Fellen, mit Ausnahme der Mütze und des Brusttuches. Das letztere (schwed. Barmkläde, lappl. Åtsåleppa) vertritt hier die Weste. Es besteht aus einem Stück Tuch mit Verzierungen von bunten Rauten (blau, roth, grün), oben besetzt und unterwärts mit einem rothen Halbmond von phantastischen Figuren aus Silberdraht eingefaßt. Die Nähte sind mit Streifchen weißen sämischen Leders verbrämt. Dies Brusttuch ist der Hauptgegenstand lappländischen Luxus. Nach Innen hat es ein Unterfutter, das nur an den Rändern festgenäht, an einer Seite aber offen ist, um darin wie in einer Tasche allerlei Kleinigkeiten zu verwahren. Die Mütze hat ganz die Form eines Zuckerhutes, aus verschiedenen Tuchstücken, die wie gleichseitige Triangel zugeschnitten sind, zusammengeflickt. Die beliebteste Farbe ist dunkelblau; nur tragen die südlichen Lappländerinnen meistens eine rothe mit dunkeln Nähten, doch setzt man darauf ein schwarzes Futteral oder äußere Mütze, einem stumpfen Kegel ähnlich, aus dessen offener Spitze die innere rothe Mütze hervorgukt. Auf Reisen oder bei schlechtem Wetter trägt man einen Rundkragen, der wie ein Shawl Schultern, Brust und Rücken überdeckt, sodaß nur das Gesicht frei ist. Um den Leib schnallt man einen Gürtel von feinen Lederstreifen. In der Art, wie die Kleider zugeschnallt werden, besteht der einzige Unterschied zwischen der weiblichen und der männlichen Tracht, nur daß die Männer weder die Raste (die äußere Mütze) noch die Nialme-fatte (den Rundkragen) haben. Bei diesen nämlich liegt der Rock oben über dem Gürtel nicht eng an, sondern läßt vielmehr wie ein Meßgewand einen leeren Raum, in den der Lappländer seinen Wasserlöffel, seine Kost, seine Branntweinflasche und andere Kleinigkeiten steckt. Die Weiber aber ziehen das Kleid, eng an den Oberleib anschließend, bis auf die Waden hinab; bei den Männern reicht es nur bis zum Knie. Des Lappländers vollständige Feierkleidung ist ein sehr theueres Costum und kann auf 100 Thaler kosten; für seine Umstände eine bedeutende Summe!

Wir begeben uns nun auf den Marktplatz zu Arieplog, um zu sehen, wie es dort zugeht. Die Lappländer bekommen wie in Arvidsjaur ihre Willkommsschnapse, Kochfleischschnapse, Handelsschnapse u. s. w., die Schweden aber eine Tasse Kaffee oder einen Kask (Kaffee mit Branntwein), Alles bei dem Bürger. Wir, die Herrschaft, verschmähen auch nicht seine Bewirthung, den Branntweintümmler, den er uns darreicht, und die Rosinen und Zwetschen, die er auf dem Kramtische ausschüttet. Es kann auch geschehen, daß er uns gar einen Tümmler (Gläser sind nicht im Gebrauch) rothen Wein bietet. Nachdem wir so die Gastfreiheit des einen Bürgers erprobt, gehen wir zum andern, und so fort, bis der Mittag da ist, dann versammeln wir uns im Pfarrhause. Dort finden wir in dem großen Saal einen langen gedeckten Tisch und darauf ein stattliches Mahl, worauf man sogar in Stockholm Gäste mit Ehren laden könnte. Hier wird Niemand genöthigt, Niemand macht Complimente, Niemand ist genirt. Ein Fremder mehr oder weniger bedeutet nichts; Plätze am Tische sind genug vorhanden. Nach der Tafel raucht man eine Pfeife, trinkt Kaffee, oder geht, wenn man will, in ein oberes Zimmer, um ein Stündchen zu schlafen. Abends kommen die Bürger, dann trinkt man Toddy, schwatzt oder spielt Karten; die gebräuchlichsten Spiele sind Vingt-un, und ein anderes, nur im Nordland gekanntes, das Scherwenzel heißt, das Lieblingsspiel der Bürger. So geht es den einen Tag wie den andern, und das ist das Marktleben in Lappland. Bisweilen wird auch der Abend bei einem der Bürger zugebracht, aber keiner vergeht, wo nicht die ganze gute Gesellschaft beisammen ist, und sicher gibt's keinen Markt, wo ein so fröhliches und geselliges Leben geführt wird. Hierbei darf nicht vergessen werden, daß der Pfarrer am Marktsonntag einen Schmaus anstellt, wozu alle Standespersonen nicht nur willkommen, sondern auch förmlich eingeladen sind, und wobei vorausgesetzt wird, daß die Gäste im Essen und Trinken echte „gothische Kraft" entwickeln sollen. Hier wird Wein und Punsch getrunken, und Alles geht wie in der großen Welt zu.

Noch eine Markterscheinung darf nicht unerwähnt bleiben, nämlich das Küchlein (Hönsungen). Der, welcher zum ersten Mal den Markt besucht, heißt Küchlein und muß an einem Abend etwas zur Bewirthung liefern. Diesmal fanden sich vier oder fünf Küchlein vor, und auch ich stand auf der Liste, deren Anfang also lautete: „Dieweil eine alte, löbliche Sitte heischt, daß ein Jeder, der zum ersten Mal den weltberühmten Markt zu Arieplog besucht, den Hühnerzins zahlen soll, also wird jeder der besagten Herren erinnert, eine Flasche Arack und ½ Pfund Zucker zu präsentiren und sich damit heut Abend im Pfarrhause einzufinden." Daß auch ich unter den Küchlein aufgeführt wurde, veranlaßte meinerseits einen Protest, womit es nicht ernstlicher gemeint war als mit dem eines gefälligen Mädchens einem unternehmenden Cavalier gegenüber. Mein Contingent blieb also nicht aus und noch weniger ich selbst. Am Abend ward also plenum im Pfarrhause, und nonne plenum optimum, ubi omnes pleni? Gesundheiten wurden getrunken, und der Lärm störte Epikur's Götter, wie fern sie auch von Arieplog wohnen mögen. Es sollte auch ein Ball angestellt werden, und Studiosus Lindahl, als geschickter Violinist, leitete das Orchester — freilich allein, wie Adam im Paradiese. Das Schlimmste war, daß der Mangel an Weibern wie bei den Römern sich fühlbar machte, und in der Nähe fanden sich keine Sabinerinnen, die man füglich hätte einladen können, an dem Ball Theil zu nehmen. Indessen ging Alles gut ab, und endlich begab sich ein Jeder nach Hause, um auszuruhen; nur Einige, die Aeltesten der Bürgerschaft nebst dem Landfiscal ***, die nicht an der Tanzfreude Theil genommen, sondern am Spieltische zugebracht hatten, blieben zurück, wie die alten Senatoren in Rom, als bei dem Einrücken der Gallier Alle die Stadt verließen, allein in ihren Häusern in vollem Ornat und auf ihren Amtssitzen festsaßen. Auch diese unsere Senatoren verharrten an ihrem Tische, bis die Galli (die Hähne) Alarm in der Stadt zu machen anfingen. Da saßen sie mit schweigendem Ernst, und wäre ein Fremder nach der Mitternachtstunde eingetreten, so hätte er sie gewiß für Mumien oder Kobolde gehalten oder vielleicht auch für die Schatten uralter Richter von heidnischen Zeiten her, die einst in diesen Gegenden Recht sprachen, jetzt aber zurückgekommen wären, um den wahren Sinn des Gesetzes in kleinen viereckigen Blättern, wahrscheinlich Gesetztafeln, die sie in den Händen hielten und von Zeit zu Zeit auf den Tisch legten, ohne Zweifel um sie zu collationiren, bedächtig zu ermitteln. Am Ende soll einer der Richter vom Richterstuhle gesunken und unter den Tisch gefallen sein, worauf die übrigen nach dieser Katastrophe, consensu tacito, einen Paragraph des Bierrechts angewandt haben, so lautend: „Nun könnte der Fall eintreten, daß der Biermann in der Straße oder im Rinnstein liegt: dann möge er sich aufrichten, wenn er es kann; kann er es nicht, bliebe er liegen." Der Verurtheilte appellirte nicht, sondern lag da wie „in des schönen Griechenlands Hainen ein gestürztes Herculesbild".

Ein Tag verging wie der andere, und endlich kam ein sehr merkwürdiger: der Wadmalstag. Dies ist der große Festtag der Lappländer, weil dann, einer uralten Sitte nach, Branntwein frei gekauft und verkauft werden darf, was sonst in den Lappmarken verboten ist. Der Wadmalstag ist der letzte und lebhafteste des ganzen Marktes und wahrscheinlich auch der einträglichste für die Kaufleute; denn was in den vorigen Tagen für Häute und Felle an die Lappländer ausgezahlt worden ist, das geht an diesem größtentheils darauf. Auch ist es kein Wunder, daß der Lappländer nach gut verrichtetem Geschäften, nach glücklich überstandenen Mühseligkeiten und Unfällen sich einen fröhlichen Tag bereitet. Er hat jetzt während des Markts, wie es heißt, „Geld gekauft", hat Steuer an die Krone, den Landrichter, den Einnehmer, den Pfarrer entrichtet und Kochfleisch rechts und links ausgetheilt, vielleicht auch, wegen Völlerei gerichtlich be-

langt, die Geldstrafe bezahlt oder auch mit einem Blanken (1 Thlr. Spec.) sich davon losgekauft, wol endlich eine Sache — etwa über Rennthierweide — vor das Gericht gebracht und dabei nöthig erachtet, die Räder der Gerechtigkeit ein wenig zu schmieren; vielleicht ist er sogar wegen Dieberei vorgeladen worden, um so schlimmer und kostspieliger. Ferner ist zu bedenken, daß Freunde und Verwandte sich jetzt trennen müssen, und daß sie sich erst nach mehren Monaten, vielleicht Jahren, ja vielleicht nimmer wiedersehen. Hierzu kommt endlich, daß eine für Manche noch schmerzlichere, noch herzangreifendere Trennung bevorsteht, nämlich von dem edeln Göttertrank des Lebens, dem Branntwein, der ja nicht in Alpenströmen rieselt, nicht aus den Waldquellen zu schöpfen, sondern erst, wenn man das nächste Mal, d. h. wenn Gott will, nach zwei, drei Monaten nach dem Kirchdorf kommt, zu haben ist, dann aber viel mehr kostet. Jetzt kauft also der Lappländer Branntwein und trinkt mit Freunden und Verwandten; jetzt tönt der Gesang aus allen Buden, Hütten und von den Schneetriften. Keine Prosa existirt mehr. Jetzt singt Alles oder hört zu, und Keiner wird während der süßen Begeisterung gewahr, daß der Nektar auf den Boden verschüttet wird; es ist ja ein unvermeidliches „Libavimus Jovi liberatori". In jener Ecke wird geschluchzt und geweint in der Umhalsung des Abschieds, der Freundschaft und der Liebe; aus der andern hallt Scherz, Jauchzen und freudiges Lachen wieder. Hier sitzt der Eine, die Hände in der Seite, und singt in stolzen Tönen von seinem „Steinplunder" (d. i. schreingelegter Reichthum), „seinem vielzweigigen Horn" (d. i. zahlreiche Rennthierheerde), „seinem Rennthierkalb" (d. i. Rennthiere) — alles poetische Redensarten, wo sich unter dem Schleier der Bescheidenheit Prahlerei verbirgt. Diese saturnalischen Scenen werden mitunter durch stürmische Auftritte gestört, denn bei solchen Gelegenheiten, wo sich das Herz öffnet und Luft macht, geht es so, wie wenn Aeolus mit seinem Scepter den Winden einen Ausgang verschaffte:

— Venti, velut agmine facto,
Qua data porta ruunt et terras turbine perflant —

Dann strömen nicht allein die milden, lindsäuselnden Winde, sondern auch die tobenden Orkane heraus. Man stößt auf Einen, den man in Verdacht hat, uns ein Rennthier gestohlen zu haben, Einen, von welchem man Dieb gescholten worden, Einen, mit welchem man über Rennthierweiden im Streite liegt, in Summa Einen, den man als Feind ansieht. In diesem Augenblick legt keine Scham oder Verstellung der Zunge Fesseln an. Von Worten geht's zu Thätlichkeiten über. Man schlägt sich wie einst die Helden vor Troja: bittere, schimpfende Reden gehen dem Streit voran, begleiten ihn und folgen ihm. Eine blutige Nase macht oft dem Kampf ein Ende. Dies sind die hauts faits des Wadmalstages, die freilich auch an den übrigen Markttagen vorkommen können. Auch vergißt man nicht, sich mit Reisebranntwein zu versehen. Am folgenden Tage früh werden die Rennthiere aus dem Walde geholt, angeschirrt und einstweilen, bis man fertig ist, an irgend einen Zaun angebunden. Dies dauert bisweilen lange, oft bis zum späten Abend; zuweilen wird man auch da noch nicht fertig, sondern schickt die Rennthiere auf die Weide zurück. Das ist diesen sehr gelegen; manche aber haben einen so unbarmherzigen Herrn, daß er die armen Thiere den ganzen Tag und die ganze Nacht über angebunden, ohne Nahrung stehen läßt, während er selbst ißt, trinkt und den Rausch verschläft. Wann es endlich zur Abfahrt kommt, so liegen etliche in den Attjien wie Leichname festgeschnürt: eine nothwendige Maßregel, um sie zum Abzug zu bewegen, während sie noch so berauscht sind, daß sie sich nicht aufrecht erhalten können. So geht es in großen Karavanen nach allen Richtungen. Wenn man von andern Städten und Orten zieht, so hat man Meilensäulen zu beachten; von Arieplog aus hat man Sauftannen, d. i. merkwürdige Tannen, wo man nach alter Sitte Halt macht und einen Schluck nimmt. „Die schlimmste Schlittenbahn ist im Thorwege", sagt ein schwedisches Sprichwort, und das findet auch zu Arieplog seine Anwendung, denn von da bis zur nächsten Sauftanne ist nicht weit, desto entfernter aber die darauf folgende. Die Sauftannen haben wahrscheinlich ihre Entstehung von den nach dem Landesgericht hinfahrenden Herrschaften; denn vom Lappländer ist dergleichen nicht zu erwarten, ihm ist jede Tanne, wo die Trinklust ihn anwandelt, eine Sauftanne, selbst mitten auf dem See hält er still, holt die Flasche aus dem Busen hervor und labt sich mit einem Schluck. Jetzt kommen die Sauftannen immer mehr ab: auf dem nördlichen Wege, weil das Gerichtspersonal diesen nicht mehr einschlägt; auf den übrigen, weil am Wege mehre Höfe liegen, wo man einkehren und die Lust befriedigen kann. *)

Romanenliteratur.

1. Die Burgruinen Böhmens. Eine Reihe historisch-romantischer Erzählungen von Bohemus. Zweiter Band. Schloß Raby, oder der Affe im Narrendorfe. Eine historische Sage aus dem 15. Jahrhundert. Leipzig, Rauck. 1832. 8. 1 Thlr. 6 Gr.

Das Historische repräsentiren einige Schilderungen von Gebräuchen, ein Stückchen Sage, böhmische Namen, die in den Noten erklärt werden, und mitunter die Erwähnung eines geschichtlichen Ereignisses. Ist nun das Historische karg bedacht, so geht das romantische Princip vollends leer aus, man müßte es denn in einer witzelnden blümelnden Schreibart, mit schwülstigen Metaphern suchen, die höchstens zur Zeit, wo rosenfarb und grün bebänderte Schäfer und Schäferinnen sich auf der Bühne Albernheiten erzählten, für etwas Absonderliches gehalten werden konnte. Die Scherzenden dieser modernisirten Ritter und Fräulein möchten wol im 16. wie im 19. Jahrhundert fad und nüchtern gedünkt haben und dünken.

2. Oberschlesische Sagen und Erzählungen von F. Minsberg. Zweites Bändchen. Neisse, Hennings. 1832. 12. 18 Gr.

Etwas gehaltreicher als obige längere Erzählung; auch sprechen die Alltagsleute natürlich und wollen sich nicht höher ausdrücken, als wozu die Fähigkeiten auslangen. Blos im Aeußern stehen sie hinter der böhmischen Nachbarin zurück, die Farbe

*) Ein zweiter und letzter Artikel folgt im Februar. D. Red.

des Papiers, worauf die Schlesierinnen ihre Thaten erzählen, ist von häßlichem Gelbgrau.

3. Novellen von J. E. Benno. Zweites Bändchen: 1. Der Jahrmarkt in Zomow. 2. Georg Podiebrad und sein Barbier. 3. Der Küster zu Glittenbach. 4. Der Mutter Angsttraum. 5. Herzog Suantepolk. Köslin, Hendeß. 1831. 8. 1 Thlr.

Nr. 2 und 5, rhythmische Lückenbüßer, könnten wegbleiben, weil sie indeß wenig Raum einnehmen, mögen wir ihnen ihr Plätzchen wol gönnen. Die drei Erzählungen behandeln Scenen aus dem dreißigjährigen Kriege, aus dem von 1806 und die Empörung Ragozy's zu Ende des 17. Jahrhunderts mit kräftiger Frische, und Verhältnisse, Oertlichkeiten und Persönlichkeiten, die schon an sich des Reizes der Neuheit nicht entbehren, gewinnen ihn durch die Art der Darstellung.

4. Der berüchtigte Wildschütz des sächsischen Erzgebirges, Karl Stülpner. Ein biographisches Gemälde, der Wahrheit treu angelegt und mit romantischen Farben ausgemalt von Friedrich von Sydow. Sondershausen, Eupel. 1832. 8. 1 Thlr.

Ist bei weitem besser als sein Titel; weder Rohheit, noch Effecthascherei, noch unechter Silberschaum, Liebeständelei genannt, ärgert. Es ist die einfache, einfach erzählte Geschichte eines von hämischen Justizbehörden gedrückten Bauerburschen, der nothgedrungen Wildschütz wird, von seinen Kameraden sich trennt, weil diese das Räuberhandwerk ergreifen wollen, worauf er, der aus nicht zu scheltenden Gründen den Soldatenstand verließ, wieder in einem größern Heere dahin zurückkehrt, sich Ruhm und Vermögen erwirbt und als redlicher Gatte und Landwirth sein Leben beschließt. Optimisten, die das Jetzt gegen das Vergangene preisen, können ihrer Vorliebe durch dies Buch Gründe unterlegen. Eine solche Willkür und Härte, wie der arme Stülpner von seiner Obrigkeit erfuhr, wäre heutzutage unmöglich.

5. Zeichnungen aus dem Leben und der Vergangenheit. Von A. von Sartorius. Gotha, Flinzer. 1832. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Die historische Unterlage gibt den geist- und gemüthvollen Erzählungen die höhere Bedeutsamkeit, merkwürdige bekannte Personen und Ereignisse treten durch das Medium einer romantischen Fiction hell und lebendig vor uns, Wahrheit und Dichtung durchdringen sich zu beiderseitigem Gewinn. Unter den vier Erzählungen möchte „Der Hauswirth von Paris", freie Bearbeitung nach dem Französischen, durch klare Entwickelung des psychologischen Problems, wie das Unrecht, ja das Verbrechen in dem Kopf des redlichen, nicht wild aufbrausenden, leicht täuschbaren Mannes, sich als Recht einbürgert, dem Denkenden zu sinnvollen Betrachtungen hinlänglichen Anlaß bieten. 18.

Notizen.

Heidnische Gräber.

Prof. Voigt beschreibt im ersten Bande seiner „Geschichte Preußens", S. 568, die Grabhügel der alten Preußen, wie sie auf mehren Anhöhen oder sandigen Haiden in großer Menge und, wie aus einer Vergleichung mit den altpommerschen Gräbern erhellt, immer mit derselben Gleichförmigkeit und Structur angetroffen werden, welche Ref., der sie oft zu sehen Gelegenheit hatte, besonders aufgefallen ist. Gewöhnlich finden sich ganze Gruppen dieser kreisförmigen Gräber beisammen; jedes einzelne aber ist mit einem Ringe von Steinen eingefaßt, gegen welchen aus dem Mittelpunkte andere Steinreihen wie Strahlen auslaufen, jedoch so, daß im Süden eine größere Nische, etwa zwei Schuh lang und anderthalb breit, mittels flacher Steinblöcke, welche mit einem Deckel versehen, gelassen worden, und im Norden ein größerer Ausschnitt sich befindet, welchen Voigt den Verbrennungsplatz nennt. Damit stimmen nun höchst auffallend diejenigen Anlagen überein, welche der Engländer Walters in Indien angetroffen und vor Kurzem in seinem Reiseberichte der Asiatischen Gesellschaft zu Kalkutta geschildert hat; wobei er auf die ähnlichen Grabmäler in Cornwallis, cromlechs genannt, aufmerksam macht und sich mit Recht über das gleiche Verfahren zweier so weit von einander entlegener Völker verwundert. Er traf, über Dakka hinaus, auf den Panduaanhöhen einen kräftigen und schönen Menschenschlag, die Cosseahs, an, welche sich vor den Bewohnern der Ebene, obwol mit ihnen der Religion und Sprache nach verwandt, in physischer und moralischer Beziehung vortheilhaft auszeichnen. Sie werden von eignen kleinen Rajas milde beherrscht, und ihre Dörfer, welche meist am Abhange der Berge liegen, verrathen eine gewisse Ordnung und Betriebsamkeit, insofern jedes Gehöft mit einer netten Mauer eingefaßt ist. Auf Anhöhen, unter Bäumen zerstreut, liegen ihre Grabmäler, gewöhnlich 2—300 ringförmige Monumente von zwei bis acht Fuß im Durchmesser, und auch hier hat jeder einzelne Hügel an der einen Seite für die Familienurnen eine Kammer von gekanteten Steinen, welche mit einem flachen Deckel geschlossen wird. Auf diesen sitzen die Cosseahs zu gemeinschaftlicher Berathung, sobald jeder pater conscriptus seine eigne sella curulis hat und auf eine schöne Weise über den Aschenkrügen seiner Angehörigen seine Beschlüsse heiligt. Die Brandstätte der Leichen aber ist von dem Friedhofe etwas weiter entfernt, und dies könnte die Vermuthung erregen, ob nicht jener nördliche Einschnitt bei den preußischen Gräbern nur für Todtenopfer und Trinkgelage bestimmt gewesen, welche sowol bei den Römern als Preußen zu gewissen Zeiten am Grabhügel stattfanden. Man hat diese Stelle zweckmäßig den Herd genannt, und so sagt auch Festus: „Culina vocatur locus, in quo epulae in funere comburebantur." Hier hätten wir wol die speciellste Bedeutung des Wortes culina, denn kulina heißt im Sanskrit blos: zur Familie gehörig.

Großartiges Drama.

Ein Schauspiel ganz eigner Art, welches wenigen unserer Leser bekannt sein dürfte, wird alljährlich zu Benares aufgeführt, das Fest Ramalila. Es kann dasselbe abermals einen Beleg geben, wie lebendig das alte Epos bei den Hindus fortlebe, und wie geneigt die Nation noch gegenwärtig sei, jede Episode desselben zu dramatisiren. Daß solches besonders mit den Thaten des Krischna geschehe, welche von eignen Schauspielern, von denen Augenzeugen versichern, daß es unmöglich sei, mit mehr Kunst und Natur zu spielen, am Durgafeste aufgeführt werden, ist bekannt genug, und noch vor einigen Jahren kam eine wandernde Schauspielertruppe aus dem fernen Süden nach Kalkutta, um ihre Stücke zu geben; bei dem Ramalila spielt indessen das ganze Volk und ist zugleich sein eigner Zuschauer. Das Fest beginnt um Neujahr und dauert, je nachdem der Glanz der Aufführung es gestattet, an dreißig Tage; es versammelt sich auf dem Landsitze des Rajah von Benares, Ramanagara, oder auf andern Plätzen außerhalb der Stadt, ein Kreis von Vornehmen und Gebildeten, um den „Ramayana" vorzulesen, während das ganze Volk in täglichen Processionen und Scheingefechten Alles darstellt, was darin nur irgend dramatisch ist. Ramas und Sita mit ihrem Gefolge erscheinen als Kinder im Costume der alten Zeit und bewegen sich mit vieler Gravität, wenn nicht ein kurzweiliger Zuschauer eine Handvoll Rupien oder Confect unter sie wirft; die Nachtscenen werden bei Fackellicht gegeben, und sollen Elefanten durch den Ganges schwimmen, so geschieht auch dieses. Ganze Gärten werden zu der Handlung vorbereitet und umgeschaffen; in einen solchen wird Ramas auf einige Tage verbannt, unterdessen die Handlung fortgeht. In einem andern ist die Festung des Ravanas; sie wird erstürmt und das 60—70 Fuß hohe Bild des Tyrannen, von Bambus und gemaltem Papiere, mit brennbaren Materialien gefüllt, geht endlich in Flammen auf, während der ganze Garten bengalisches Feuer sprüht. Zuletzt zieht die Procession in die Stadt; die Straßen sind, wie es das Epos will, mit Sand bestreut, die Häuser erleuchtet und aus den Fenstern fallen Blumenschauer (pushpavrishti) auf die Menge herab. 160.

Hierzu die Beilage Nr. 1.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Beilage zu den Blättern für literarische Unterhaltung.

Nr. 1. 19. Januar 1833.

Conversations-Lexikon der neuesten Zeit und Literatur.

Aus dem elften Hefte dieses Werks, das im Laufe d. Monats ausgegeben wird, entlehnen wir nachstehenden Artikel. D. Red.

Hengstenberg (E. W.) und die Evangelische Kirchenzeitung. Zu den merkwürdigsten, obgleich für den Freund einer gesunden und freien Entfaltung des religiösen Lebens nicht eben erfreulichen Erscheinungen unserer Zeit gehört ohne Zweifel die religiöse und zugleich kirchlich-politische Richtung einer Partei, die in H. ihren Vorkämpfer und Wortführer und in der „Evangelischen Kirchenzeitung" ihr Organ gefunden hat. H. ward am 20. Oct. 1802 zu Frondenberg, einem Dorfe in der Grafschaft Mark, geboren, wo sein Vater, ein Mann von gründlicher Gelehrsamkeit, jetzt in Wetter bei Soest, damals Pfarrer war und seinen Sohn, ohne ihn dem Unterrichte eines Gymnasiums zu übergeben, selbst unterrichtete und zur Universität vorbereitete. Wenn auch der Vater den Grund zu einem ernsten religiösen Sinn überhaupt in dem Sohne gelegt haben mag, so rührt doch von ihm keineswegs unmittelbar die schwärmerisch-düstere Religionsansicht her, die H. nachmals aussprach; vielmehr war jener dem Rationalismus, wiewol einem gemäßigten sogenannten christlichen oder supernaturalen, zugethan und mag sich erst später durch den Einfluß seines Sohnes dem Pietismus mehr zugeneigt haben. H. selbst folgte während seiner Studienzeit einer ganz andern geistigen Richtung. Er bezog 1820 die Universität zu Bonn und beschäftigte sich hier mit philologischen, namentlich auch orientalischen Studien. Unter den Studirenden zu Bonn war damals, wie auf den meisten andern deutschen Universitäten, ein von jugendlichem Enthusiasmus für Freiheit und Vaterlandsliebe lebhaft aufgeregtes Treiben, das in den burschenschaftlichen Vereinen seinen Mittelpunkt fand, welche, obgleich von den Behörden verboten, heimlich fortbestanden. H. schloß sich dieser freien Richtung mit Lebhaftigkeit an, er war für die Burschenschaft mit großem Eifer, mit Wort oder Arm thätig, schloß sich aber derjenigen Partei an, welche den Zweck dieser Verbindung über die bloße Anordnung der Studentenangelegenheiten hinaus auf gegenseitige Erweckung bestimmter politisch- und wissenschaftlich-freisinniger Grundsätze ausdehnte. Dieser Richtung mit Enthusiasmus bis an ihre äußersten Grenzen folgend, ward er ganz politischer Idealist und bekämpfte mit Eifer die Ansichten derjenigen seiner Freunde, die in der Politik noch an historischer Grundlage festzuhalten suchten. Eine Frucht jener Begeisterung für politische und sittliche Ideale in den Burschenschaften war die Erweckung eines ziemlich allgemeinen lebhaften Eifers für philosophische Studien, besonders für praktische Philosophie, unter den studirenden Jünglingen, und auch H. wurde davon ergriffen. Er studirte Kant und vorzüglich Fries, dessen Schriften in ihren praktischen Theilen seinem Freiheitssinn am meisten Nahrung gaben. Diese beschäftigten ihn noch späterhin ernsthaft und galten ihm eine Zeitlang als Grundlage seiner philosophischen Ueberzeugung. Daß H., so lange er dieser philosophischen Ansicht zugethan war, überhaupt einer freisinnigen Richtung des Geistes entschieden angehörte und namentlich auch in religiöser Hinsicht von kirchlicher oder offenbarungsgläubiger Autorität frei war, ist für alle Diejenigen unzweifelhaft, denen die philosophischen Ansichten jenes ausgezeichneten Denkers bekannt sind. Gegen Hegel's Philosophie äußerte er sich damals oft, doch hauptsächlich wol nur aus dem politischen Gesichtspunkte, wegen der Tendenz, die sie in ihrem Verhältniß zu dem preußischen Ministerium angenommen hatte, mit einer gewissen Bitterkeit und Verachtung. Dennoch lag auch in diesem, im Ganzen freisinnigen Geiste der Burschenschaft ein Element, das jene spätere Umwandlung H.'s vielleicht vorbereiten konnte; nämlich die mittelalterlich-romantische Richtung des von Jahn, Arndt u. A. angeregten sogenannten Altdeutschthums, das eine religiös- und politisch-illiberale Richtung hatte. Das anfänglich durch das Interesse für praktische Philosophie erweckte philosophische Streben H.'s nahm später durch den Einfluß des damals (1822) nach Bonn gekommenen gründlichen Forschers im Gebiete der Geschichte der Philosophie, Brandis, eine mehr historische Richtung. Durch ihn veranlaßt und geleitet, unternahm H. in der letzten Zeit seines Aufenthalts in Bonn eine Uebersetzung der „Metaphysik" des Aristoteles (erster Theil, Bonn 1824), zu welcher Brandis Anmerkungen schreiben wollte, die jedoch nicht erschienen sind. Bei all diesen Beschäftigungen aber blieb H. doch den vom Anfange seiner Studienzeit an mit besonderer Vorliebe getriebenen orientalischen Studien treu, sodaß er eine in diesem Fache gegebene Preisaufgabe, die Herausgabe eines arabischen Schriftstellers, rühmlich löste („Am ruckeisi Moallakah", Bonn 1825). Er hatte früher die Absicht, nach dem dreijährigen Studium der Philologie ebenso lange Zeit auf das Studium der Theologie in Berlin zu verwenden. Er begab sich jedoch, von Sacy empfohlen, schon 1823 nach Basel als Lehrer eines jungen Mannes in den orientalischen Sprachen. In Basel scheint seine theologische Umwandlung, wahrscheinlich auf Anregung der Pietisten, die dort in dem Missionsverein einen Sammelplatz haben, vor sich gegangen zu sein. Auch seine äußern Verhältnisse zu der preußischen Regierung, die durch seine nicht unbekannt gebliebene lebhafte Theilnahme an der Burschenschaft nicht vortheilhaft für seine Aussichten auf preußische Staatsdienste sein konnten, gestalteten sich zu derselben Zeit günstiger. Während seines Aufenthalts in Basel wurde er nämlich von dem preußischen Ministerium aufgefodert, einen Bericht über seine Studien einzureichen, worauf er 1824 als Privatdocent der Theologie in Berlin auftrat, ohne einen eigentlichen theologischen Cursus gemacht zu haben. In schneller Folge ward er seitdem befördert: 1826 zum außerordentlichen Professor der Theologie, 1828 zum ordentlichen, und 1829 ward er Doctor der Theologie. Seine Thätigkeit als akademischer Lehrer beschränkte sich anfänglich fast ganz auf Vorträge über orientalische Literatur, seine literarische auf einige kleine Schriften, z. B. „Ueber das Verhältniß des innern Worts zum äußern" (Berlin 1825), „Die preußische Ministerialverfügung über Mysticismus, Pietismus und Separatismus, mit einigen Bemerkungen und einer authentischen Erklärung versehen" (Berlin 1826), bis er 1827 als Redacteur der bekannten „Evangelischen Kirchenzeitung" auftrat und damit in derjenigen Gestalt erschien, in welcher er eine gewisse Berühmtheit in unserer Zeit gewonnen hat. Zwar hat er auch seit dieser seiner mehr praktischen und polemischen Thätigkeit für die Sache der „Evangelischen Kirchenzeitung" nicht aufgehört im Gebiete der eigentlichen Wissenschaft und namentlich der orientalischen Sprachen und Literatur thätig zu sein. Seine „Christologie des Alten Testaments" (ersten Theils erste und zweite Abtheilung, Berlin 1829) und seine „Beiträge zur Einleitung ins Alte Testament" (erster Band, Berlin 1830) zeugen davon. Aber auch diese Werke sind nichts weniger als in dem rein wissenschaftlichen Interesse für die Sprache oder Geschichte des Alten Testaments, sondern nur zu sichtbar im Sinne und für die Zwecke jener religiösen Partei gearbeitet, der er sich jetzt ganz und unbedingt hingegeben hat. Unverkennbar leuchtet die Absicht aus ihnen hervor, mit Hülfe der neuern Ergebnisse für orientalische Sprach- und Geschichtskunde das alte dogmatische Vorurtheil von der messianischen Bedeutung der Weissagungen des Alten Testaments von Neuem geltend zu machen und dadurch das Dogma von der göttlichen Inspiration der heiligen Schrift, das durch die neuere biblische Kritik am meisten in

Rücksicht des Alten Testaments wankend gemacht worden war, wieder zu behaupten. Nur durch dieses dogmatische Parteiinteresse ist es H. gelungen, mit diesen Werken ein gewisses Aufsehen in der theologischen Welt zu erregen, das sie auf rein wissenschaftlichem Standpunkte schwerlich erregt haben würden. Anerkannt ausgezeichnete Forscher in diesem Gebiete, wie Baumgarten-Crusius und Paulus, haben in ihren gründlichen Beurtheilungen derselben dargethan, daß, ungeachtet alles Aufwands von Gelehrsamkeit und sophistischem Scharfsinn, die zu Grunde liegende dogmatische Ansicht nichts weniger als genügend gerechtfertigt ist.

Die wahre Eigenthümlichkeit H.'s tritt erst in seiner Stellung als Redacteur der „Evangelischen Kirchenzeitung" als Haupt oder doch Wortführer der Partei, die durch sie spricht, hervor. Wir müssen diese Partei selbst näher charakterisiren, was sie auch, wegen des Interesses, das sie für unsere Zeit erregen muß, schon an sich verdient. Es ist jedoch nicht leicht, den Geist und das Wesen dieser Partei mit einem Worte zu bezeichnen, da, wie schon die Namen Derjenigen beweisen, die als Mitarbeiter jener Zeitschrift genannt sind, sehr verschiedene Elemente in ihr zusammentreffen. Halten wir uns zunächst an ihr eignes Bekenntniß, so sehen wir diese Partei, wie schon der Name „Evangelische" andeutet, den sie nicht blos ihrer Kirchenzeitung, sondern auch sich selbst und ihrem Glauben beilegt, mit dem Anspruch auftreten, die Sache der wahren ursprünglichen evangelischen Kirche gegen den angeblichen Abfall des Rationalismus, oder vielmehr der ganzen Gesinnung der neuern Zeit von ihr, zu vertreten und zu vertheidigen. Begründung und Vertheidigung der Lehreinheit der evangelischen Kirche, wie sie in den Bekenntnißschriften derselben ausgesprochen wird, ist nach den Worten der ersten Ankündigung Hauptzweck der „Evangelischen Kirchenzeitung". Für diesen Zweck will sie, nach einer spätern Erklärung der Redaction, nicht allein gegen Deismus und Rationalismus, sondern auch gegen den Supernaturalismus, sofern er nicht die durch Sünde verderbte speculative Vernunft unbedingt der göttlichen Offenbarung unterwerfen will, gegen unsicheres Gefühlsleben und gegen unevangelischen Mysticismus und Pietismus die reine Lehre der objectiven göttlichen Wahrheit vertheidigen. Wie wenig jedoch diese Partei berechtigt sei, sich vorzugsweise und ausschließend das Prädicat der evangelischen beizulegen und im Namen und Interesse der evangelischen Kirche zu sprechen und zu handeln, darüber hat die gebildete öffentliche Meinung in dieser Kirche längst entschieden. Die evangelisch-protestantische Kirche ist ihren höchsten Grundsätzen nach, die schon ihre Gründer, die Reformatoren, leiteten und in neuerer Zeit entschiedene Anerkennung gefunden haben, eine Kirche der freien religiösen Ueberzeugung. Sie unterwirft den Glauben ihrer Mitglieder keiner menschlichen Autorität und erkennt als gemeinsamen Ausdruck ihres Glaubens nur die in der heiligen Schrift geoffenbarte göttliche Wahrheit an, für die sie zu selbständiger Auslegung und freier vernunftgemäßer Anerkennung berechtigt. Ihr können daher die von Menschen verfaßten symbolischen Bücher durchaus nicht als bindende Norm des Glaubens gelten, auch haben diese bereits seit längerer Zeit factisch aufgehört, solche Gültigkeit zu haben, seitdem man eingesehen hat, daß sie ihrer eignen historischen Bestimmung nach nur den vorübergehenden Zweck der klaren Unterscheidung der damaligen Lehre der protestantischen Kirche von der katholischen hatten und nur durch Misverstand eine Zeit lang eine Glaubensautorität für die Kirche sich anmaßten. *) Eine völlig gründlose Anmaßung ist es daher, wenn die Partei der „Evangelischen Kirchenzeitung" sich darum ausschließend den Charakter der evangelischen zueignet, weil sie die Autorität der alten symbolischen Lehre geltend zu machen strebt. Völlig im Widerspruch steht sie mit den Grundsätzen der protestantischen Kirche, wenn sie nicht allein allen freien Vernunftgebrauch in der religiösen Ueberzeugung verwirft und anfeindet, sondern sie widerstreitet auch dem historisch-positiven Charakter derselben, wenn sie mehr die Lehre der symbolischen Bücher als die der Bibel aufzustellen, und diese sogar von jener durch eine dogmatische oder traditionnelle Auslegung abhängig zu machen sucht. Aber auch nicht einmal jener symbolischen Lehre der Kirche ist die Partei der „Evangelischen Kirchenzeitung" streng treu geblieben. Wie eine völlige Uebereinstimmung der religiösen Ueberzeugung mit dem Buchstaben einer, in einer längst vergangenen Zeit, bei ganz anderer Denkart und Eigenthümlichkeit der Zeit, bei ganz anderer Bildung, ganz andern philosophischen Grundsätzen und historisch-gelehrten Hülfsmitteln aufgestellten Lehre möglich sei, ist schon psychologisch völlig unbegreiflich. Auch ist schon häufig der „Evangelischen Kirchenzeitung" von den tüchtigsten Theologen im Einzelnen nachgewiesen worden, daß sie oft von der symbolischen Kirchenlehre abgewichen. Namentlich enthält sie mystische, pietistische, schwärmerische, fanatische, separatistische Elemente in sich, die ausdrücklich von der alten Kirche verworfen werden, daher man ihr nicht mit Unrecht Münzerianismen und Schwenkfeldianismen vorgeworfen hat („Amtliches Gutachten über das Verderbliche des Rationalismus", S. 63). Mit jenen Beziehungen aber hat man ihren Charakter ebenfalls nur sehr unvollkommen angegeben, da die Ausdrücke mystisch und pietistisch gewöhnlich in einem viel zu unbestimmten Sinne gebraucht werden, wissenschaftlich schärfer genommen, aber nicht ganz auf diese Partei passen. Die Mystik hat ihren Ursprung in einem tiefern und reinern Gefühl der Frömmigkeit, als sich bei den Meisten dieser Partei geoffenbart hat; auch gehört ihr eine freiere innere Geistesbewegung, die sich selten so knechtisch einem todten äußern dogmatischen Formelwesen hingegeben hat, wie die sogenannten Evangelischen. Die religiös-praktische Gesinnung des Pietismus aber hat in seiner gesunden Erscheinung in Spener's Schule sowol als in seiner krankhaften Gestalt in den neuern Conventikeln weder die dogmatische Schroffheit noch das fanatische hierarchische Streben gehabt, das diese Partei zeigt. Am unbestreitbarsten kann man die ganze Partei zu den Supernaturalisten zählen; die Grundsätze des Supernaturalismus liegen allein zum Grunde, in theoretischer Bedeutung, als unbedingter Glaube an eine übernatürliche Offenbarung der göttlichen Wahrheit, der die menschliche Vernunft unbedingt zu unterwerfen wäre, und in praktischer als Lehre von der angeerbten Sündhaftigkeit und absoluten Unfähigkeit des Menschen zum Guten, von der Seligkeit allein durch Gnade und der Erlösung durch Christi Stellvertretung, wie sie in der Augustinischen Sündentheorie ausgesprochen und in den symbolischen Büchern, nach der damals gerade vorherrschenden persönlichen Autorität der Reformatoren, wiederholt worden ist. Man würde daher ihre Eigenthümlichkeit ganz und gar nicht hinlänglich bezeichnen durch das Prädicat des Supernaturalismus, da dieser bisher noch nie in diesem schwärmerisch-fanatischen Charakter aufgetreten ist, und da der gewöhnliche Supernaturalismus in der „Evangelischen Kirchenzeitung" oft als unentschiedene Lauheit oder todte Orthodoxie angegriffen wird, sowie die Supernaturalisten oft gemeinschaftlich mit den Rationalisten gegen die Evangelischen streitend sich erhoben haben, wie namentlich in der bekannten hallischen Streitsache.

Ein deutliches Bild von der Buntfarbigkeit dieser Sekte und einen Beweis, wie wenig sie dem aufgestellten Zwecke der Lehreinheit und der reinen Kirchenlehre entsprechen, wird uns ein Blick auf Einige der bedeutendsten unter Denjenigen geben, welche in der „Evangelischen Kirchenzeitung" das Wort führen. Das Sektenhaupt selbst, Hengstenberg, läßt die Propheten des Alten Testaments mit Aufhebung aller eignen selbständigen Geisteskraft, also des Verstandes und Bewußtseins, blind und passiv von dem göttlichen Geist in ihren Weissagungen getrieben werden: eine Lehre, die, nichts weniger als kirchlich, die göttliche Inspiration in eine neuplatonische Ekstase verwandelt und aus

*) Neuerdings hat Scheidler („Oppositionsschrift", dritten Bandes erstes Stück) gründlich aus den Quellen dargethan, daß die augsburgische Confession ihrem wahren Wesen und ursprünglichen Zwecke nach durchaus nur als apologetische und irenische Schrift, keineswegs aber als Kirchenconstitution angesehen werden muß. Dasselbe gilt aber auch von der Concordienformel und den übrigen symbolischen Büchern.

kirchlichem Gesichtspunkt zu sehr bedenklichen Folgen für die Göttlichkeit des Christenthums führt, da auf der Messianität der Propheten des Alten Testaments die durchgehende Inspiration der heiligen Schrift beruht, und da auch die des Neuen Testaments, ja die Autorität Christi selbst, gefährdet wird, wenn auch die Weissagungen Christi eben diesen Charakter haben. Die Grundlage der kirchlichen Lehre selbst wird erschüttert, wenn H. die freie einfache Schrifterklärung bald mit einer exegetischen Tradition (wie in seiner „Christologie des Alten Testaments"), bald mit einer mystischen auf sogenannte „innere Erfahrung" gegründeten Auslegung vertauschen will („Evangelische Kirchenzeitung", 1832, Nr. 10). Wie wenig wird ihm hierin und in andern Lehren der ihm zunächst stehende und an Gelehrsamkeit und philosophischer Bildung tüchtigste von dieser Partei, Tholuck, beistimmen, da er in seinen exegetischen Schriften immer einer freiern Methode der Auslegung gehuldigt hat. Aber auch die von ihm aufgestellte Theorie von der Sünde wird wol selbst nicht darauf Anspruch zu machen wagen, als die rein kirchliche zu gelten. Weit aber steht von ihm entfernt auf der einen Seite der in der Behandlung der Dogmatik von rationalistischen Principien ausgehende und nur nach dem supernaturalistischen System inconsequent hinlenkende Hahn, und auf der andern Seite der an naturphilosophische Speculation in scheinbarer Orthodoxie die kirchlichen Formeln accommodirende Steffens und der mystisch platonisirende Heinroth. Neben diesen sehen wir dann wieder die freie geistige Ansicht des der starren Lehreinheit der Kirche widerstrebenden Pietismus Neander's oder die mystische Gnosis Olshausen's, und dagegen wieder das dialektisch-künstlich gemachte Christenthum Göschel's, der nach Hegel's Formeln das Kirchensystem zu construiren versuchte. Und neben diesen dann das verworrene Schwärmergeschrei, bald in wild fanatischem, bald in widerlich süßlichem, bald in zügellos phantastischem, bald in pfäffisch finsterm Tone, wie es die de Valenti, Grundvig, Guerike, Krummacher, Böttiger-Reichmeister, Stier, von Gerlach, von Meyer, Schmieder, Rudelbach u. s. w. vernehmen lassen. Endlich denke man an die öffentlich verhandelten Streitigkeiten, welche die ehemaligen Mitarbeiter der „Evangelischen Kirchenzeitung", Neander und Steudel, bei Gelegenheit ihrer Lossagung von derselben geführt haben. Bei dieser Mannichfaltigkeit und Buntfarbigkeit der religiösen Denkarten und wissenschaftlichen Richtungen, die in dieser Partei zusammenkommen, muß man es überhaupt aufgeben, eine gemeinsame, bestimmt ausgeprägte dogmatische Lehre derselben aufzufinden, und es bleibt nur ein kirchlich-politischer Charakter derselben übrig. Die Partei besteht, wie schon oben bemerkt wurde, aus einem Zusammenfluß aller, mit der freisinnigen Richtung des religiösen Geistes der Zeit Unzufriedenen; es ist die Partei des Widerstandes oder der Reaction in religiöser Hinsicht, die sich hier durch ihre äußere Vereinigung kirchlich-politisch geltend zu machen strebt. Innerlich in die verschiedensten religiösen und dogmatischen Elemente zerrissen, höchstens in der Anerkennung einer übernatürlichen Offenbarung und der Augustinisch-Lutherischen Sünden- und Erlösungstheorie locker verbunden, findet sie ihre Vereinigung nur in dem gemeinsamen Interesse des Widerstrebens gegen alle freie Geistesbewegung in Sachen der Religion und in der Absicht, eine kirchliche Gewalt zu erkämpfen. Als Grundlage dazu will sie die bestehende protestantische Kirche in Besitz nehmen, indem sie sich als wahre, ursprüngliche Kirche ausruft und alle Freigesinnten als Abtrünnige herauszutreiben sucht. So vereinigten sich alle verschiedenen Denkarten der neuen Sekte in dem Bemühen, sich die Formen der symbolisch-kirchlichen Orthodoxie so viel möglich anzupassen, um nun mit dem gemeinsamen Feldgeschrei der Reinheit und Einheit der Kirchenlehre in geschlossenen Reihen gegen alle Andersdenkenden anzurücken. Unbedingte Autorität der symbolischen Kirchenlehre, Unterdrückung alles Vernunftgebrauchs und freien Widerstrebens in Sachen der Religionsüberzeugung, Ausübung einer hierarchischen Gewalt in der protestantischen Kirche, dies waren die kirchlich-politischen Grundsätze, in welchen die neue Sekte sich vereinigte. Mit einer in der protestantischen Kirche bis dahin ganz unerhörten Keckheit tritt jetzt offen in dem ganzen Thun und Treiben dieser Partei, wie es sich namentlich in der „Evangelischen Kirchenzeitung" ausspricht, ein entschiedenes System der Glaubensverfinsterung, der Intoleranz und des Ketzermachens, das Streben nach kirchlicher Macht und inquisitorischer Richtergewalt hervor, das unverkennbar auf das Ziel einer protestantischen Glaubenshierarchie hindeutet, die, unter der eisernen Gewalt eines ewig starren, todten Worts der Symbole, an furchtbarer Härte weit über der römischen, die in der Person des Papstes noch ein Princip des Lebens hat, stehen möchte. Der Keim zu dieser Denkart liegt schon in dem Wesen des Supernaturalismus an sich, sobald er consequent auf das Leben angewendet wird. Theoretischer Supernaturalismus, Glaube an eine übernatürliche geoffenbarte absolute göttliche Wahrheit, schließt die Anerkennung einer untrüglichen Lehre und eines alleinseligmachenden Glaubens in sich, und führt so in der Anwendung gerade zur Intoleranz, zum Glaubenszwang und zu hierarchischer Gewalt. Praktischer Supernaturalismus führt mit seinen Lehren von der Verderbtheit der menschlichen Natur und blos übernatürlichen Beseligung durch Gnade zu demselben Ziele; denn alles natürliche Leben des Menschen kann nur zur Auflösung aller sittlichen Ordnung in Anarchie und thierische Rohheit führen, und muß daher durch äußere Zucht, durch hierarchischen Zwang im Namen Gottes gebändigt werden. Die Grundsätze der Toleranz, der Glaubensfreiheit und der reinen sittlich-rechtlichen Ordnung sind wesentlich rationalistisch. Dennoch hat der Kampf zwischen Rationalismus und Supernaturalismus lange Zeit bestanden, ehe er diese praktische Wendung nahm. Es war nur ein Streit der Wissenschaft, wobei man im Leben meist in friedlichem Verhältniß blieb, ja wo man den ganzen Streit für praktisch nichtsbedeutend erklärte und zum Theil noch jetzt erklärt, oder doch sich gegenseitig duldete. Erst die neuere Zeit hat durch mancherlei Umstände dem Streit diese neue Wendung gegeben, wodurch der vorher milde, ruhige und besonnene Supernaturalismus einen leidenschaftlichen, intoleranten, fanatischen Charakter angenommen hat. Dazu trug vorzüglich eine, durch die deutschen Befreiungskriege in den Jahren 1813—15 herbeigeführte geistige Aufregung viel bei; damals gelang es, an den Haß gegen die Franzosen und ihren politischen Liberalismus auch eine religiöse Reaction gegen den Rationalismus anzuknüpfen. Wie man in politischer Hinsicht die seit der Revolution durch französischen Einfluß großentheils umgestürzten alten Staatsformen des ehemaligen deutschen Reiches mit seiner feudalistisch-aristokratischen Herrlichkeit wieder zurückwünschte, so strebte man auch in religiöser Hinsicht die Trümmer des zersprengten alten Glaubens wieder zu einem Gebäude des Kirchenglaubens zusammenzufügen. Die politische Restauration verband sich mit einer religiös-kirchlichen. Von dieser Zeit her vorzüglich stammt eine religiöse Reaction gegen die freie Geistesbewegung im Gebiete der Religion, die sich in den verschiedensten Richtungen kundgab. Gleichzeitig strebte man in der katholischen Kirche, die alten Formen und die alte Macht der Hierarchie wiederherzustellen, und in der protestantischen, die alten kirchlichen Symbole wieder geltend zu machen. Ob auch eine geheime äußere Verbindung zwischen diesen beiderseitigen Reactionsparteien stattfinde, mag, wiewol man es mit Grund vermuthen darf, ungewiß bleiben; gewiß aber ist, daß sie innerlich durch den Geist ihres Strebens auf das Engste verbunden sind. Während aber dieses Zurückstreben in der katholischen Kirche an die noch bestehende Macht des Papstes und der Hierarchie sich anlehnen und von da aus unter dem Schutze der Kirche sich geltend machen konnte, fand sich dasselbe in der protestantischen Kirche verlassen von der bestehenden Kirchenverfassung und größtentheils auch von den weltlichen Behörden, und so kam es uns zunächst in jenen separatistischen Conventikeln zur Erscheinung, die unter dem Namen des Mysticismus und Pietismus anfänglich wenig beachtet wurden. In dem Pie-

tismus waren die Grundsätze des Supernaturalismus bereits praktisch geworden, aber nur in der Anwendung auf das Leben der Einzelnen, und sie zeigten sich hier als engherzige herrnhuthische Weltscheu, krankhafte religiöse Empfindelei und Gefühlsschwelgerei, manierirte Frömmigkeit und geistlichen Hochmuth; ihre Anhänger behielten jedoch in den Conventikeln den stillen und ruhigen Charakter des Separatismus, ohne Andersdenkende mehr als durch zudringliche Proselytenmacherei in ihrer Ueberzeugung zu stören. Natürlich aber war es, daß jene neue thätige Reactionspartei sich hauptsächlich an diese Pietistenvereine, in welchen sie eine für ihre Plane empfängliche Menge fand, anschloß. Gestärkt durch mancherlei andere Zeitumstände, namentlich auch durch Begünstigung mancher Fürsten und hohen Staatsbeamten, haben sie es endlich in den letzten Jahren gewagt, eine Anwendung ihrer Grundsätze auf das öffentliche Leben zu versuchen und angriffsweise gegen den bestehenden Zustand der Religion und der Kirche sich zu erheben. Sie sind nun aus ihren Conventikeln herausgetreten, und haben angefangen sich als eine Macht in Staat und Kirche geltend zu machen. Die Grundsätze des Supernaturalismus von dem alleinseligmachenden Glauben und der Verderbtheit der menschlichen Natur sind hier als Grundsätze der Hierarchie und des Obscurantismus praktisch geworden. So hat die ehemals harmlose Pietistenpartei einen politischen Charakter angenommen und ist dadurch in Fanatismus übergegangen. Diesen neuen Zeitpunkt bezeichnet am sichtbarsten die Gründung der „Evangelischen Kirchenzeitung".

Auch außer dieser tritt indeß die eifrige Thätigkeit dieser hierarchischen Obscurantenpartei deutlich hervor. Sie hat in Norddeutschland, hauptsächlich in Preußen, ihre Hauptmacht gefunden und erstreckt von hier aus ihre Wirksamkeit nach allen Theilen Deutschlands und anderer Länder, besonders Englands. Conventikel oder Betstunden, Missions-, Bibel- und Tractatengesellschaften, die besonders in allen Theilen Preußens gegründet sind, bilden überall Sammelplätze und Haltpunkte und erhalten eine enge Verbindung unter allen Mitgliedern der Sekte. Den Centralpunkt ihrer Thätigkeit aber, gleichsam die Staatszeitung oder das Regierungsblatt der neuen Kirchengewalt, in welcher täglich neue Verdammungsurtheile gegen die Ungläubigen, Verhöre über die Verdächtigen, Gesetze für die Gläubigen publicirt werden, bildet die „Evangelische Kirchenzeitung". Auf ihre Wirksamkeit müssen wir daher noch einige Blicke werfen. Hier tritt uns aber schon in den ersten Worten der Ankündigung der, alle freie religiöse Ueberzeugung ausschließende Zweck der „streng gehaltenen Einheit in den Grundlehren des Christenthums", wie sie in den Bekenntnißschriften der Kirche ausgesprochen sind, entgegen, woran sich dann in jeder Nummer die Behauptung einer untrüglichen göttlichen Wahrheit, die Foderung unbedingter Unterwerfung der menschlichen Vernunft unter die Autorität der Kirchenlehre knüpft. So war es ganz consequent, wenn offen und ohne Scheu Intoleranz, Glaubenszwang, Verketzerung gelehrt, Toleranz, Glaubensfreiheit und Milde als schwächliche Lauheit bezeichnet und nur für Diejenigen angemessen gefunden wird, die blos „subjective Meinungen" besitzen (Band 2, Nr. 1 und 26, Band 6, Nr. 19). Diese Grundsätze werden denn auch in der „Evangelischen Kirchenzeitung" nach Kräften angewendet durch Verketzerung der angesehensten rationalistischen Theologen, gegen welche sie nicht wissenschaftlich ankämpft, sondern nach dem Maßstab ihrer kirchlichen Orthodoxie verdammend und schmähend aburtheilt. So werden ein Röhr, Krug, Niemeyer, Schulz, v. Cölln, Clausen, selbst Schleiermacher als abgefallene Ketzer und Heiden bezeichnet. Ihr Kampf gegen den Rationalismus wird überhaupt als gleichbedeutend dargestellt mit dem Kampf des Glaubens gegen den Unglauben, des Christenthums gegen das Heidenthum, des Göttlichen gegen das Menschliche, der Wahrheit gegen die Lüge. Nicht blos eigentliche Rationalisten aber, auch Supernaturalisten, wenn sie nicht blind ihrem System huldigten, wurden diesen Verdammungen unterworfen, wie Bretschneider, Goldhorn, Steudel, Neander, Fritzsche, Rust. Vorzüglich war der durch seine „Schullehrerbibel" und andere praktische Schriften hochverdiente Dinter oft der Gegenstand ihrer Anfeindungen. Die „Stunden der Andacht", in denen viele Tausende wahrhaft religiöse Erbauung gefunden hatten, wurden als ein durchaus unchristliches Buch, als eine „Bibel des Naturalismus" verschrieen. Den Höhepunkt dieses Inquisitorengeschäfts der „Evangelischen Kirchenzeitung" bezeichnet jedoch die berüchtigte Verketzerungsgeschichte der beiden hallischen Theologen Wegscheider und Gesenius. Es konnte aber den Neuevangelischen unmöglich entgehen, daß der Kampf, den sie führten, nicht blos auf dem Gebiete der Theologie und praktischen Religionslehre durchgekämpft werden könne; sie mußten einsehen, daß die freie Geistesbewegung, die sie zu unterdrücken und dem todten Wort ihrer Orthodoxie zu unterwerfen strebten, auf alle Gebiete der Wissenschaft und des Lebens sich erstrecke, und so wendeten sie ihre Grundsätze des Obscurantismus mit einer nicht zu verkennenden Geschicklichkeit und Planmäßigkeit in den verschiedensten wissenschaftlichen und praktischen Beziehungen an. Ueberall, wo sich freier Geist zeigte, traten sie ihm verketzernd entgegen. So erhoben sich ganz allgemeine Anklagen gegen die Zeit und ihre freie Geistesrichtung überhaupt. „Die Religion der Gebildeten", hieß es, „ist ein Gemisch von Heidenthum, Mohammedanismus und Afterphilosophie"; die „ganze neuere Zeitgesinnung mit ihrer Geistesbildung ist Abgötterei"; der „Kunst- und Wissenschaftsenthusiasmus unserer Zeit ist nur ein Surrogat für die erstorbene Religiösität und ein Ausdruck des heidnischen Sinnes". So mußten die Heroen unserer deutschen Literatur: Schiller, Göthe, Herder, Jean Paul, Jacobi, Winckelmann, sich vor ihr Ketzergericht stellen und den freien Schwung ihres Genies nach dem engherzigen Maßstab einer todten Orthodoxie als unchristlich und ketzerisch verurtheilen lassen. Alle Zweige der Wissenschaft und Kunst suchten sie der Norm der Kirche und Bibel zu unterwerfen. Nach ihrer beschränkten Ansicht sollten Philosophie, Pädagogik und Poesie den Charakter der Christlichkeit annehmen; die Psychologie wurde eigens dem Supernaturalismus angepaßt, wie z. B. Heinroth die kirchlichen Lehren von der Sündhaftigkeit und Erlösung psychologisch zu begründen suchte (Band 2, Nr. 18 fg.); selbst die Naturwissenschaft soll sich, trotz den riesenhaften Fortschritten der neuern Zeit, unter die in der Bibel vorkommenden rohen und kindischen naturwissenschaftlichen Vorstellungen der Israeliten beugen, wie denn namentlich die bewährtesten Resultate der neuern geologischen Forschungen als gottlos verdammt werden, weil sie mit der mosaischen Schöpfungsgeschichte im Widerspruch stehen (Band 1, Nr. 13). Endlich auch in der Politik tritt die „Evangelische Kirchenzeitung" unbedingt der Sache des freien Geistes entgegen, und eifert lebhaft gegen das Streben der Völker nach freien Verfassungen und Bürgerrechten (Band 8, Nr. 18; Band 9, Nr. 1 u. a.). So führt also die ganze Tendenz der „Evangelischen Kirchenzeitung" entschieden auf gänzliche Vertilgung aller Früchte der freien Geistesbewegung und auf Gründung einer völligen Barbarei und Verfinsterung, auf Knechtschaft des ganzen Lebens in Wissenschaft, Kunst, Sittlichkeit, Staat, unter dem starren Wort der Kirche hin. Daß es jedoch dieser Obscurantenpartei nicht gelingen werde, dieses Ziel zu erreichen, dafür bürgt uns die Allgewalt des freien Geistes, der, einmal in unserer Zeit zum Leben geweckt, alle Hemmungen, die seinem Lauf entgegentreten, durchbrechen wird, wie vielmehr das Ketzergeschrei dieser schwachen Sekte! Nicht die protestantische Kirche allein, die ihrem historischen Grund und ihrem Geiste nach wesentlich Rationalismus ist, sondern unsere ganze geistige Bildung, Wissenschaft, Kunst, Sitte, bürgerliche Ordnung und Gesetzgebung ruhen auf freier Geistesthätigkeit und haben durch sie ihre Existenz; all Dieses müßte umgestürzt und vernichtet werden, sollte an der Stelle der freien Geistesbildung die starre Form eines veralteten Glaubens gewaltsam dem Leben aufgedrungen werden. Nur der tolle Wahn der Schwärmerei kann dies versuchen.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonntag, — Nr. 20. — 20. Januar 1833.

Maler Nolten. Novelle in zwei Theilen von Eduard Mörike. Mit einer Musikbeilage. Stuttgart, Schweizerbart. 1832. 8. 2 Thlr. 18 Gr.

Wir sind unschlüssig, ob wir zuerst mit den Fehlern oder mit den großen Vorzügen dieses Novellenromans unsere Beurtheilung anfangen sollen. Thun wir jenes, so erweisen wir dem Verfasser, der Vertrauen bei den Lesern verdient, und dem Verleger, der zu ermuntern ist, weil er sich entschlossen hat, ein junges und noch namenloses Talent in die Welt einzuführen, einen schlechten Dienst; fangen wir aber mit den Vorzügen an, so gerathen wir bei einem an den vollkommenern Organismus erfahrener Novellenmeister gewohnten Leser, dem die Unbeholfenheiten der vorliegenden Dichtung ohne Zweifel eher in die Augen fallen werden als ihre Tugenden, in den Verdacht der Parteilichkeit. Am gerathensten ist, Ref. begibt sich mit seiner Anzeige sogleich in mediam rem und entwirft, bevor er urtheilt, einen Grundriß der Erzählung. Und somit ans Werk!

Der Anfang der Novelle zeigt uns einen jungen Maler, Theobald Nolten, der sein glänzendes Talent, den wackern, aber erfindungsarmen Meister überflügelnd, von Gönnern und Freunden geliebt und bewundert, in der Residenz, an deren Weltleben er Antheil nimmt, entfaltet. Im Hause des Grafen von Zarlin lernt er dessen schöne Schwester, Konstanze von Armond, eine junge Witwe, kennen. Die Reize ihrer Person, die Feinheit ihres gebildeten Geistes, ihr Kunstsinn machen ihn zu ihrem stillen, aber leidenschaftlichen Bewunderer, und es peinigt ihn, daß einer seiner freundschaftlichsten Gönner, der Herzog Adolf, sein Nebenbuhler ist. Inzwischen mystificirt er sich so gut wie möglich über seine wachsende Neigung, denn eine früher geknüpfte Verbindung machte noch immer ihre stillen Rechte an sein Herz geltend. Das reine Glück, welches der unverdorbene Jüngling oftmals in der Liebe zu einem höchst unschuldigen Geschöpfe, Agnes, der Försterstochter zu Neuburg, gefunden, war seit Kurzem durch unglückselige Misverständnisse gestört worden. Die Sache hatte so viel Schein, daß er das freie Mädchen keines Wortes mehr würdigte und ihr nicht im geringsten den Grund dieser Veränderung zu erkennen gab. Jene Agnes war, was der Leser erst später erfährt, durch eine Nervenkrankheit dem Tode nahe gebracht gewesen; in ihrer krankhaften Reizbarkeit glaubte sich die Genesende ihres Bräutigams als ein bäuerisches einfältiges Geschöpf nicht mehr würdig. Diesen Wahn bestärkt eine geheimnißvolle Zigeunerin, die ihr aus den schiefen Linien der Hand prophezeit, daß sie und ihr Geliebter nicht füreinander geboren seien, und zugleich ihr an einem liebenswürdigen Vetter Otto, der sie im Guitarrenspiel unterrichtet, eine neue Liebe zuweist. Vergebens ringt Agnes, sich von der trügerischen Prophetenstimme unabhängig zu machen; ihr Gemüth war zerrissen und gepeinigt; jene Idee von Otto fixirte sich künstlich darin, und die eingebildete Nothwendigkeit fing an, den Widerwillen gegen ihn zu überbieten. Ein stiller Wahnsinn setzt bei ihr an. Nolten aber wird, ebenfalls durch einen plumpen Brief Otto's, der ihm anmuthet zurückzutreten, von der vermeintlichen Untreue seiner Braut unterrichtet und geräth in hassende Verzweiflung. In dieser wunden Stimmung trifft ihn sein Busenfreund, der geniale Schauspieler Larkens, der, von einer Reise zurückgekehrt, ein frohes Wiedersehen mit dem Freunde zu feiern gekommen ist. In Theobald's Liebe zu Agnes früher eingeweiht, das Misverständniß ahnend und zum Theil durchschauend, Nolten's neue Neigung zu der Gräfin noch ziemlich leicht anschlagend, unternimmt es der bizarre Mann, der aus einem zerrütteten Leben einen edeln Geist und Charakter, der aufopferndsten Freundschaft fähig, sich gerettet hat, die Sache ohne Wissen seines Freundes wieder ins Geleise zu bringen. Nachdem er ihn vergebens durch eine etwas mislungene (auch dem Dichter mislungene) Fastnachtsmummerei gewarnt, entschließt er sich zu einer Maskencorrespondenz mit Agnes. Er ahmt seines Freundes Handschrift nach; er correspondirt mit der armen verlassenen Braut, als wäre sie nicht verlassen, und sorgt dafür, daß nur er die holden Antworten des durch diesen frommen Betrug genesenden Kindes erhält. Inzwischen gibt sich Nolten mit Glut seiner neuen Liebe zu Konstanzen hin, und zu seinem Unstern wird diese Liebe allmälig erwidert; ein Zufall drückt ihm in einer Grotte der fürstlichen Gartenanlagen die Gräfin ohne Zeugen ans Herz; sie duldet seine Thränen und seinen Kuß, der auf ihrem Halse brennt. Durch die freundliche Unbefangenheit Konstanzens in den Tagen, welche auf diese Scene folgen, darf der Glückliche sich überzeugen, daß er volle

Gegenliebe gefunden hat. Inzwischen setzt Larkens, der von alle dem nichts ahnt, seinen verstohlenen Briefwechsel mit Agnes fort und erhält von dieser endlich einen trunkenen Brief, in welchem sich die völlig Genesene wieder ganz als Nolten's Braut empfindet. Jetzt glaubt der Freund, es gelte, was es wolle, einen Bruch mit der Gräfin vorbereiten zu müssen. Bei dem Grafen Zarkin wird ein phantasmagorisches Zwischenspiel, von Larkens verfaßt, von demselben vor einer großen Gesellschaft aufgeführt. Nachdem die Gesellschaft auseinandergegangen, brütet Konstanze mit Wonne über ihrer Liebe zum Maler; aber Larkens hat seine mit Nolten's Namenschiffre sorgfältig bezeichnete Brieftasche, welche alle Antworten von Agnes enthält, absichtlich, so absichtlich, wie Marquis Posa die seines Freundes, im Palais des Grafen verloren; noch in derselben Nacht kommt die Tasche durch das Kammermädchen in Konstanzens Hände; sie erkennt in Nolten den ruchlosesten Heuchler — sie ergibt sich in der Verzweiflung dem Herzog Adolf, Nolten wird (er weiß nicht warum) verstoßen, und Larkens und er werden, wegen unvorsichtiger Anspielungen auf den regierenden König in jenem Schattenspiele politisch-verdächtigt, verhaftet und in langer gesonderter Haft gehalten, in welcher sich Nolten's ein hitziges Fieber erbarmt. Inzwischen erfahren wir aus dem Manuscripte eines seiner Freunde, wie wunderbar jene Zigeunerin in das Geschick des Malers verflochten ist. Er traf sie in seiner Jugend auf der Gebirgsruine seiner Heimatgegend, die er von Hause aus mit seiner jungen Schwester besuchte; aus einer Reihe von seltsamen Scenen ergibt sich, daß sie die Tochter eines väterlichen Oheims von Nolten ist, der als Maler in die weite Welt ging, unter eine Zigeunerbande gerieth und Loskine, die schöne Nichte des Zigeunerhauptmanns, entführte und ehelichte. Er lebte mit ihr, gemieden von der Familie, aber reichlich von seiner Kunst genährt. Elisabeth, die Zigeunerin, war die einzige Frucht ihrer Ehe. Loskine starb bald am Heimweh. Ihr heranwachsendes Kind entlief zu der Bande, und wahrscheinlich hat diese Loskinens Entführung durch den Mord des Vaters gerächt. Nachdem Elisabeth mit seltsamer Leidenschaftlichkeit den jungen Nolten sich gleichsam zum Eigenthume geweiht, verläßt sie die halbe Heimat wieder. Aus diesen Mittheilungen erklärt sich hinreichend, wie die Zigeunerin, welche Nolten bis jetzt nie wiedergesehen, sich prophezeiend in sein Schicksal mischen konnte. Die Mittheilungen schließen die erste Abtheilung der Novelle.

Der zweite Theil hebt mit der Befreiung der zwei Freunde aus ihrer ungerechten Haft an. Der genesene Nolten glaubt sich jetzt erst zu verstehen, er betrachtet sich als frei von aller trügerischen Liebe und will hinfort nur der Kunst Geweihter sein. Da faßt Larkens den Entschluß, auf unbestimmte Zeit die Stadt zu verlassen und ins Ausland zu gehen. Zum letzten Mal, und ungern zum letzten Mal schreibt er in Nolten's Namen an Agnes und nimmt in Gedanken den herzlichsten Abschied von dem Mädchen, weil nach seiner Berechnung schon ihr nächster Brief wieder unmittelbar an Nolten kommen sollte. Mit heftiger Bewegung verabschiedet er sich vom Maler, der seinen Entschluß nicht begreifen kann. Aber nach seiner Abreise erfährt Nolten aus einem Briefe seines Freundes den ganzen, vollen Betrug, selbst in Beziehung auf Konstanze.

Theobald (schließt der Brief), noch ein Mal: denk' an den Garten, neulich hat sie die Laube zurechtgeputzt, die Bank, wo der Liebste bei ihr sitzen soll. Wirst Du bald kommen? Wirst Du nicht? — Wag' es, sie zu betrügen! den hellen, süßen Sommertag dieser schuldlosen Seele mit Einem verzweifelten Streiche hinzustürzen in eine dumpfe Nacht, wehe! das wimmernde Geschöpf! Thu's, und erlebe, daß ich in wenigen Monden, ein einsamer Wallfahrer, auf des Mädchens Grabhügel die kraftlose Posse, das Nichts unserer Freundschaft und die zerschlagene Hoffnung beweine, daß mein elendes Leben, kurz eh' ich's ende, doch wenigstens noch so viel nütz sein möchte, zwei gute Menschen glücklich zu machen.

Der Maler wird uns auf diesen Brief als höchst unglücklich geschildert; und doch „wer hätte glücklicher sein können als er, wäre er sogleich fähig gewesen, seinem Geiste nur so viel Schwung zu geben als nöthig, um einigermaßen sich über die Umstände, deren Foderungen ihm furchtbar über das Haupt hinauswuchsen, zu erheben und eine klare Uebersicht seiner Lage zu erhalten". Inzwischen kommt er allmälig zur Besinnung und versenkt sich in Agnes' Briefe, welche Larkens ihm beigeschlossen, und in denen sich das schöne Gemüth wie verjüngt darstellte.

Der ganz unfaßliche Gedanke, dies einzige Geschöpf, wann und sobald es ihm beliebe, als Eigenthum an seinen Busen schließen zu können, durchschütterte wechselnd alle Nerven Theobald's. Auf Ein Mal überschattete ein unbekanntes Etwas die Seligkeit seines Herzens. Diese zärtlichen Worte Agnesens, wem anders galten sie als Ihm? Und doch will ihm auf Augenblicke dünken, er sei es nicht, ein Luftbild habe sich zwischen ihn und die Schreiberin gedrängt, habe den Geist dieser Worte voraus sich zugeeignet, ihm nur die todten Buchstaben zurücklassend. Ja, wie es nicht selten im Traume begegnet, daß uns eine Person bekannt und nicht bekannt, zugleich entfernt und nahe scheint, so sah er die Gestalt des lieben Mädchens gleichsam immer einige Schritte vor sich, aber leider nur vom Rücken; der Anblick ihrer Augen, die ihm das treueste Zeugniß geben sollten, war ihm versagt; von allen Seiten sucht er sie zu umgehen; umsonst, sie weicht ihm aus; ihres eigentlichen Selbsts kann er nicht habhaft werden.

Zugleich entdeckte ihm des Schauspielers Tagebuch die wiederholte Anwesenheit der Zigeunerin, welche aufs Neue die Bahn seines Lebens auf eine absichtlich Gefahr drohende Weise durchkreuzen mußte; auch gegen Larkens streitet sich in seinem Herzen Dank und Tadel, und auch wegen seines Schicksals wird ihm bange. Sein nächster Gedanke ist nun, sich vor Konstanzens Augen zu rechtfertigen, und es gelingt ihm, durch Vermittelung einer befreundeten Dame, der er sich aufs zarteste mittheilt, die volle Wahrheit vor ihre Ohren zu bringen. Nach einigen Tagen erhält er auf diesem Wege einen herrlichen Hochzeitschmuck für seine Braut nebst einem Blatte von Konstanzen, in welchem sie sich das jammervollste und, ach, zugleich das unwürdigste Weib nennt. Sie selbst hatte Theobald's unschuldigen Antheil an jenem Schattenspiele benutzt, ihm den Kerker zu bereiten, und nur ein schein-

bares Wunder erschütterte und bestimmte sie, ihn zu befreien. Sie hatte nämlich früher von Theobald das (auch sonst in der Novelle herausgehobene) Bild einer wahnsinnigen Orgelspielerin gesehen. Das lebende Original dieses Bildes erschien ihr in der Kirche und warf sie in Ohnmacht nieder. (Es war die Zigeunerin, die als Modell zu Nolten's Bilde gedient hatte.) Dieselbe Hand, die den Maler gestürzt, mußte ihn jetzt retten — der Herzog Adolf. Verzweifelte Andeutungen verrathen Theobald und dem Leser, daß Konstanze aus Rache ihre Tugend dem Herzog geopfert hatte. Jetzt betet sie für den Maler und Agnes.

Der Roman läßt den Vorhang auf einen Augenblick fallen und zeigt uns dann den Maler fröhlich und entschlossen auf der Brautreise zu Agnes. Er überrascht sie auf dem Kirchhof ihres heimatlichen Dorfes und betrachtet sie lang ungesehen.

Agnes, ihn erblickend, fällt mit einem leichten Schrei dem zunächst stehenden Vater um den Hals, wo sie ihr glühendes Angesicht verbirgt, während unser Freund, der diese erschüttert abgewandte Bewegung blitzschnell durch sein böses Gewissen erklären läßt, mit einiger Verlegenheit sich heranschmiegt, bis ein verstohlener, halbaufgerichteter Blick des Mädchens über des Alten Schulter hinweg ihm sagt, daß Freude, nicht Abscheu oder Schmerz es sei, was hier am Vaterherzen schluchze. Als aber das herrliche Kind sich nun plötzlich gegen ihn herumwandte, ihm mit aller Gewalt leidenschaftlicher Liebe sich um den Leib warf und nur die Worte vorbrachte: „Mein, mein!" da hätte auch er laut ausbrechen mögen, wenn die Uebermacht solcher Augenblicke nicht die Luft selbst der glückseligsten Thränen erstarren machte.

Theobald staunt über die Herrlichkeit seiner Braut.

Wirklich war ihre ganze Figur entschiedener, mächtiger geworden. Aber auch alle die Reize, die der Bräutigam ihr von jeher so hoch angerechnet hatte, erkannte er wieder. Jenes tiefe Dunkelblau der Augen, jene eigne Form der Augenbrauen, die von allen übrigen sich dadurch unterschieden, daß sie gegen die Schläfe hin in einem kleinen Winkel absprangen, der in der That etwas Bezauberndes hatte. Ihre Haare, die er bei seiner letzten Anwesenheit noch beinahe blond gesehen hatte, waren durchaus in ein schönes glänzendes Kastanienbraun übergegangen. Theobalden war es beim ersten Blicke aufgefallen, aber auch sogleich hatte sich ihm die sonderbare Ahnung aufgedrungen, Krankheit und dunkler Kummer hätten Theil an diesem schönen Wunder. Agnes selber schien nicht im Entfernten dergleichen zu denken, vielmehr fuhr sie ganz heiter fort: „Und meinst Du wol, es habe sonderlich viel Zeit dazu gebraucht? Nicht doch! fast zusehends, in weniger als zwanzig Wochen, wär ich so umgefärbt; die Pastorstöchter und ich wir haben heut noch unsern Scherz darüber."

Inzwischen scheint des Schauspielers Werk vollbracht und gelungen. Ein seliges Stilleben beginnt zwischen Nolten und der Braut, dem guten wunderlichen Förster und dem edeln, alten, gebildeten Baron, dem Jugendwohlthäter Theobald's. Alle leben in süßer Erinnerung und Ahnung, Nolten und der Baron auch im Umtausch der geistreichsten Gedanken, die auch dem Leser zu gute kommen. Nur selten ängstigt Agnes Otto's, Theobald Konstanzens flüchtig vorüberschwebendes Bild, dem Letztern auch wie ein Gespenst die Erinnerung an das unnatürliche Mittel, das ihn in den Besitz der Geliebten gesetzt hat. Ein Besuch bei befreundeten jungen Nachbarn, wo sich Bekannte und Verwandte zur Ueberraschung eingefunden, wird jubelnd ausgeführt und bildet eine der lieblichsten von den vielen Episoden des Buches. Nolten erhält jetzt auch einen glänzenden, seine Zukunft sichernden Ruf zu einem fernen Fürsten. Aber die Rückkehrenden trifft die Schreckensnachricht, daß den guten Baron der Schlag getroffen. Damit kehrt eine ernste und wehmüthige Stimmung in den kleinen Kreis ein.

Was Theobalden betrifft, so war ein solcher Verlust für ihn noch von besonderer Bedeutung. Wenn uns unvermuthet eine Person wegstirbt, deren innige und verständige Theilnahme uns von Jugend an begleitete, deren ununterbrochene Neigung uns gleichsam eine stille Bürgschaft für ein dauerndes Wohlergehen geworden war, so ist es immer, als stockte plötzlich unser eignes Leben, als sei im Gangwerk unsers Schicksals ein Rad gebrochen, das, ob es gleich auf seinem Platze beinahe unentbehrlich scheinen konnte, nun durch den Stillstand des Ganzen erst seine wahre Bedeutung verriethe. Wenn aber gar der Fall eintritt, daß sich ein solches Auge schließt, indem uns eben die wichtigste Lebensepoche sich öffnet, und ehe den Freund die frohe Nachricht noch erreichen konnte, so will der Muth uns gänzlich fehlen, eine Bahn zu beschreiten, welche des besten Gegens zu ermangeln, uns fremd und traurig anzublicken scheint.

Agnes ist die Ruhigste von Allen. Sie kämpft mit Erhebung gegen ein Gefühl, das sie mit Niemand theilen zu können scheint. Sie verzehrt seit Kurzem eine andere Empfindung, eine unerklärliche Angst. „O wenn es wahr wäre", spricht sie, „daß ich meine Thränen auf größeres Unglück aufsparen soll, das erst im Anzug ist!" Mit diesen Worten bricht sie in das fürchterlichste Weinen aus. Bald darauf widersetzt sie sich aufs entschiedenste dem Willen des Vaters und dem Wunsche des Bräutigams, sich in der Aussicht auf die nahe Versorgung sofort in der Heimat trauen zu lassen, und nur ungern, nachdem man ihr hierin nachgegeben, willigt sie darein, mit dem Bräutigam und dessen jüngster Schwester auf einem Umwege nach dem Ziel ihrer Bestimmung abzureisen. Am Ende tritt sich diese Reise mit Heiterkeit an; die Ahnung ist beschwichtigt, und sorglos gehen die Liebenden der Katastrophe entgegen. Nach einigen Regentagen kommen sie bei heiterm Wetter in einer ehemaligen Reichsstadt an. Hier entdeckt Nolten einen Schuft von ehemaligem Bedienten, der im ersten Theile der Novelle eine nicht unbedeutende episodische Rolle spielt. Dieser zeigt ihm in der dampfenden Stube eines alten Bierhauses der Stadt, in der unerwarteten Gesellschaft von genialen Säufern aus dem Handwerksstande — seinen Freund Larkens, selbst als Handwerker verkleidet.

Nolten, wie er hinschaut, wie er das Gesicht des Fremden erkennt, glaubt in die Erde zu sinken, seine Brust krampft sich zusammen im entsetzlichsten Drang der Freude und des Schmerzens; er wagt nicht, zum zweiten Mal hinzusehen, und doch, er wagt's, und — ja! es ist sein Larkens! er ist's, aber, Gott, in welcher unseligen Verwandlung! Wie mit umstrickten Füßen bleibt Theobald an eine Säule gelehnt stehen, die Hände vors Auge gedeckt, und glühende Thränen entstürzen ihm. So verharrt er eine Weile. Ihm ist, als wenn er, von einer Riesenhand im Flug einer Secunde durch den Raum der tosenden Hölle getragen, die Gestalt des theuersten Freundes erblickt hätte, mitten im Kreise der Verworfenen sitzend.

(Der Beschluß folgt.)

Aus Italien.

Endlich ist der prächtige, dem Frieden geweihte Bogen an der Nordseite des Waffenplatzes zu Mailand beinahe vollendet, der seit seinem Beginnen so viele Umgestaltungen der Dinge an sich vorübergehen sah. Er verdankt seinen Ursprung einem aus Latten und Leinwand aufgezimmerten Schaugebäude, das beim Einzuge des Vicekönigs Eugen von Italien nach seiner Vermählung mit der Prinzessin Amalie von Baiern vom Gemeinderathe der Stadt Mailand auf dem innern Corso der Porta Orientale war aufgeführt worden (im Jan. 1806). Dieses Schaugebäude gefiel so sehr wegen seiner vortrefflichen Verhältnisse und wegen der Eleganz seiner Anordnung, daß der Communalrath der Stadt Mailand in einer Sitzung am 8. Febr. 1838 beschloß, den Meister jenes allgemein bewunderten Thores zu beauftragen, daß er an geeigneterer Stelle und in dauerndern Stoffen sein schönes Bauwerk wiederhole, nur mit dem einzigen Unterschiede, daß die Reliefs, welche im Modellbaue auf Eros und Anteros anspielten, hier in dem beabsichtigten Monumente auf die Kriegsereignisse Bezug nähmen, welche damals die Welt mit ihrem Getöse erfüllten. Natürlich blieb die Ausführung dieses prächtigen Monuments demselben Architekten, dem Marchese Luigi Cagnola, übertragen, der durch jenes Modell schon Alles entzückt hatte. Nicht seine Schuld jedoch war es, daß die Vollziehung dieses Auftrags so langsam von statten ging. Die Ungunst der Zeit, welche auf alle Verhältnisse drückte, blieb nicht ohne Einfluß auf das so großartig angelegte Unternehmen. Kriege waren auf Kriege gefolgt, und der 19. April 1814, der dem Königreiche Italien ein Ende machte, war herbeigekommen, als das Prachtthor erst bis zu den Kämpfern der beiden Nebendurchgänge gediehen war. Fast war dieses Zurückbleiben für ein Glück zu achten, indem sonst seinem Fortbau sich beinah größere Hindernisse möchten in den Weg gestellt haben. Noch war damals keines der Reliefs angebracht, die nach dem ursprünglichen Plane zu seiner Verzierung bestimmt waren; keines durfte wieder zerstört werden; und noch ließen sich den sie zu ersetzen bestimmten Beziehungen auf Ereignisse unterlegen, die Europa als Unterpfänder des für lange gesicherten Friedens ansah. Jetzt ist dieser reiche Schmuck des trefflichen Gebäudes an demselben angebracht, und jetzt kann man sich überzeugen, daß bei dem Tausche weder an Bedeutsamkeit der gewählten Momente noch am Werthe der Ausführung etwas verloren ging. Die Geschichte der Kriegsjahre 1813—14 bis zum Einzuge in Paris, so weit sie die lombardischen Staaten berührt, ist hier in 24 vortrefflichen Bildwerken durch Luigi Acquisti, Somaini, Gaetano Monti, Benedetto Cacciatori, Camillo Paccetti, Claudio Monti, Graz. Rusca, Giambatt. Perabò, Angelo Pizzi, Pompeo Marchesi ausgeführt, und der Einfluß der Kunstansichten, welche jetzt die Welt beherrschen, zeigt sich in der geistreichen Erfindung, in der Natürlichkeit der Formen und der Bestimmtheit der Umrisse auf eine erfreuliche Weise. Acht kolossale Säulen mit Schäften aus einem einzigen Stücke Marmor aus Crevola schmücken dieses Prachtthor, dessen Hauptsims, sobald der Fries wird beendet sein, wird auf das Gebäude aufgelegt werden. Schon sind auch in der Gießerei des Herrn Manfredini die Statuen der Vollendung nahe, welche das Denkmal schmücken und krönen sollen. Vier kolossale Rosse mit darauf sitzenden Siegesgöttinnen für die Ecken und ein Siegeswagen, von sechs Rossen gezogen, mit dem Standbilde der Göttin des Friedens für die Mitte der Attica. Ein sehr junger Künstler, Abbondio Sangiorgio, dem ein Theil davon aufgetragen wurde, namentlich die sechs Rosse zum Wagen der Göttin, entwickelte dabei ein Talent, das für die Zukunft zu den glänzendsten Hoffnungen berechtigt und auch von dieser Seite die stolze Theilnahme erklärt, mit der die Mailänder auf ihren Friedensbogen hinweisen. Mag zum Heile der Kunst die Göttin selbst, der diese Pforte geweiht ist, nie sich von dem schönen Mailand entfernen! 27.

Schreiben an **: über den Herzog von Reichstadt. Von einem seiner Freunde. Freiburg, Herder. 1832. 8. 6 Gr.

Das Schicksal die Welten, die Könige geboren werden und nicht auf dem Throne stirbt, das ist die unbekannte Wege, auf jener Insel des Mittelmeers, das Grab des gestürzten Kaisers auf der Insel des ungeheuern Oceans mit sichtbaren Fäden einer dämonischen Hieroglyphik knüpft, hatte auch den Herzog von Reichstadt in seiner Wiege und in seinem frühen Grabe wie in den Verhältnissen seines Lebens als eine Hieroglyphe in die Welt hingestellt. Sie selbst ist nun den äußern Blicken entrückt; aber das Räthsel ist dadurch nicht gelöst, und das Auge, das nun voll Thränen und in innerer Wehmuth auf dem Grabe ruht, in das jene Erscheinung eingesunken ist, vermag nun eben weiter nichts, als — zu klagen und zu weinen; über es fließt, in dem umflorten Blicke, den es aus sich herausfendet, nur — das Grab des Herzogs von Reichstadt. Wenn es je für die fühlenden Genossen einer Zeit ein Räthsel in der Geschichte dieser Zeit gab, das — wenn auch der Verstand, doch nicht das Gemüth zu entziffern vermag, so ist es hier in dem „Sohne des Mannes" zu finden, und in seinem frühen Ende erreicht es den höchsten Punkt, wo der Mensch, der nur etwas Gemüth besitzt, stumm und lautlos — wenn nicht Thränen die Sprache sind, die beredter sind als das Wort — der Erscheinung und ihrem Vergehen gegenübersteht. Nur das mag man hiermit dem Freunde dieser Erscheinung, der in dem vorliegenden Schreiben eben so schön als gewiß befähigt, zu sprechen, und wahr über dieselbe spricht, sich sagen: Das Verhängniß mußte erfüllt werden, und erst in seinem Sohne starb der Vater völlig! (S. 38.) Jener Freund, der Verf. des vorliegenden Schreibens, kann Niemand anders sein, als der Major v. Prokesch, von welchem vor und nach dem Tode des Herzogs von Reichstadt öffentliche Blätter gesagt haben, daß er in einem solchen Verhältnisse zu demselben gestanden habe. Daß dies von dem Verf. dieses Schreibens gelte — mag es sein, wer es auch will — geht aus diesem selbst deutlich hervor, wie auch der tiefe Blick, womit jener in seinen Gegenstand eindringt, und die Klarheit, womit er vor dem Leser namentlich das innere Leben des Prinzen darlegt, für die Wahrheit und Treue zeugt, mit der er diesen gezeichnet hat. Jedenfalls ist das Schreiben vor allem Andern, was bisher über den Herzog von Reichstadt erschienen ist, vorzüglich geeignet, denselben seinem innern Wesen nach kennen zu lernen. Wem daran gelegen ist, der darf das Schriftchen nicht unbeachtet lassen. Zu diesem Ende hielten wir vorstehende Worte selbst für hinreichend. 30.

Notiz.

Klima von Brasilien.

Zu St.-José während der kalten Jahreszeit fällt das Thermometer wol auf 14° 21′ R. Sein höchster Stand war 20° 87′; gewöhnlich war es auf 16° 43′ bis 16° 87′. Im Ganzen genommen ist die Luft zu dieser Zeit (Juni) lieblich und erfrischend. Ein Engländer, welcher Brasilien bereist, erzählt, daß während der Regenzeit das Hemd, das er auf dem Leibe hatte, nie trocken war, die Kleider, die er des Abends auszog, waren am andern Morgen feucht. Wenn er ging, so dampfte sein ganzer Körper; es war, als löse er sich gänzlich in Dünste auf. In Afrika würde eine solche Temperatur unter derselben Breite tödlich sein; in Brasilien befindet man sich bei diesem Zustande der Atmosphäre sehr gut. Auch gab es zu St.-José keine Aerzte. Man berichtete unserm Reisenden, es hätten sich früher zwei Mediciner in San-José del Rey aufgehalten; der eine aber hat die Stadt verlassen, weil er nichts zu thun gehabt, der andere habe lange Zeit keinen andern Patienten gehabt als sich selbst. 143.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Montag, — Nr. 21. — 21. Januar 1833.

Maler Nolten. Novelle in zwei Theilen von E. Mörike.

(Beschluß aus Nr. 20.)

Aber Larkens hat auch ihn gesehen, er verschwindet und führet einen früher schon gegen Nolten brieflich angedeuteten Entschluß plötzlich aus. Er vergiftet sich. Der Dichter läßt vermuthen, daß eine geheime, aus ihren Briefen entsprossene und genährte Leidenschaft für die Braut seines Freundes den Schauspieler zu dem verzweifelten Entschlusse gebracht habe. An der Leiche des Freundes trifft der trostlose Theobald einen vornehmen Mann, einen Präsidenten, der, in dieser Stadt zurückgezogen lebend, den Künstler in seiner Verkleidung erkannt und kurzen Umgang mit ihm gepflogen hatte.

Ist's möglich, sprach der Präsident, seh' ich hier die Reste eines Mannes, der eine Welt voll Scherz und Lust in sich bewegte und zauberhelle Frühlingsgärten der Phantasie vor uns entfaltete? Ach, wenn ein Geist, den doch der Genius der Kunst mit treuem Flügel über all' die kleine Noth des Lebens wegzuheben schien, so frühe schon ein ekles Auge auf dieses Treiben werfen kann, was bleibt alsdann so manchem Andern zum Troste übrig, der, ungleich ärmer ausgestattet, sich in der Kinderung des Erdenlebens hinschleppt? Und wenn das vortreffliche Talent selbst, womit Ihr Freund die Welt entzückte, so harmlos nicht war, als es schien; wenn die heitere Geistesflamme sich vielleicht am besten Oel des innerlichen Menschen schmerzhaft nährete: wer sagt mir dann, warum jenes namenlose Weh, das alle Mannheit, alle Kast und Kraft der Seele bald bänglich schmelzend untergräbt, bald zornig aus den Grenzen treibt, warum doch jene Heimatlosigkeit des Geistes, dies Fort- und Nirgendhinverlangen in Mitten eines reichen, menschlich-schönen Daseins so oft das Erbtheil herrlicher Naturen sein muß?

Von diesem, im Jammer und durch denselben neu erworbenen Freunde erfährt Nolten auch, daß nur die Hypochondrie und der Glaube, daß sein körperliches Misbehagen durch Handwerkerarbeit gehoben werden könne, den Schauspieler jener abenteuerlichen Gesellschaft zugeführt habe. Von allen Trauernden ist Agnes die Ruhigste. Sie erblickt in der ganzen schrecklichen Begebenheit mit Larkens nichts Anderes als die gewisse Erfüllung eines ungewissen Vorgefühls, und so vermag sie, ein offenbares und geschehenes Uebel mit leichterm Herzen zu beweinen als ein gedrohtes zu erwarten. Unsere Reisenden haben sich indessen mit ihrem Bedürfnisse, den theuern Hingeschiedenen zu betrauern, fest an den (von seiner steifen Gemahlin halb getrennt lebenden) Präsidenten und seine liebenswürdige, männlich gebildete Tochter Margot angeschlossen und beziehen auf seine Einladung das ländliche Schloß desselben. Hier ist es, wo ein vom Landmann und Gärtner ersehntes Gewitter, dem Agnes und ihr Bräutigam gelauscht haben, den Letztern zu verführen scheint, sich auch seines schnöden Geheimnisses gegen Agnes zu entladen. Als daher Agnes, vom Standpunkte eines weiblichen Gemüthes aus, den Schauspieler, von welchem die Rede geworden, etwas streng beurtheilt, bricht Theobald aus: „Warum es Dir verhalten? Was ängstigt mich? O Gott, bin ich es ihm nicht schuldig? Du sollst, Agnes, ich will's, Du mußt ihn lieben lernen! Dies ist der Augenblick, um Dir das rührendste Geheimniß aufzudecken." Und damit strömt dem Maler der ganze fromme Betrug seines Freundes von den Lippen. Er war zu Ende. Sanft drückt er ihre Hand an seinen Mund; sie aber, stumm, kalt und versteinert, gibt nicht das kleinste Zeichen von sich. Endlich stürzt sie mit dem Ausruf: „O unglückselig, unglückselig!" händeringend und den Maler weit wegstoßend in das Haus. Der Wahnsinn hat sich ihrer bemächtigt und dies Mal unheilbar. Sie wird in ihm durch die plötzlich erscheinende Zigeunerin bestärkt, welche die wüthendste Leidenschaft für Theobald an den Tag legt und sich für seine Geliebte erklärt. In Agnes aber schien die sonderbarste Personenverwechselung zwischen Nolten und Larkens vorgegangen zu sein. „Den Maler schien sie zwar als den Geliebten zu betrachten, aber keineswegs in der Gestalt, wie sie ihn hier vor Augen sah. Die Briefe des Schauspielers trug sie wie ein Heiligthum jederzeit bei sich, ihn selbst erwartete sie mit der stillen Sehnsucht einer Braut, und doch war es eigentlich nur wieder Nolten, den sie erwartete." Am liebsten hält sie sich an einen frommen jungen Blinden, den musikalischen Gärtnerssohn Henni, der sich vergebens bestrebt, ihren verirrten Geist wieder auf die rechte Straße zu bringen. Vergebens hat sich auch der Maler, nachdem er zum letzten Mal in einem ihrer lichten Augenblicke an Agnes' Lippen gehangen, aus dem Schlosse entfernt, um ihrer Genesung nicht im Wege zu stehen. Alles ist vergebens. Eines Morgens wird Agnes vermißt und nach langem Suchen des ganzen Hauses in einem Waldbrunnen ertränkt gefunden. Nolten, den die ausgesandten Boten

verfehlt hatten, erscheint unerwartet von einer andern Seite her. Er fragt nicht nach Agnes; aber in der Nacht vor ihrem Begräbnisse erwacht er vom Orgelton, der aus dem linken Schloßflügel herüberschallt (ein im ersten Theile prophezeites Omen). Auch der Gärtner und Henni vernehmen es. Sie eilen nach der alten Kapelle, von woher sie einen starken Fall sammt lautem Aufschrei gehört. Dort finden sie den Maler leblos (und wirklich todt) am Boden. Der blinde Henni aber hat eine wunderbare Vision — er sieht leibhaftig Nolten und die Zigeunerin an der Orgel stehen, dann Beide gleichgültig — über Nolten's Leichnam hinschreiten. Nach des Malers Tode bringt der Präsident Theobald's Schwester nach Neuburg zu dem armen Förster; da kommt der Brief eines alten, bizarren, kunstliebenden Hofraths aus der Residenz an, der in der ersten Hälfte des Romans als ein Gönner des Malers öfters auf die Scene gebracht worden ist. Dieser gibt sich in dem Briefe als jenen väterlichen Oheim Theobald's, Friedrich Nolten, den Vater der Zigeunerin, zu erkennen; er ruft ihn nach Agnes' Tode zu sich: „Sehen Sie, wir gehören ja recht füreinander, als Zwillingsbrüder des Geschicks! Mit dreifachen ehernen Banden haben freundlich-feindselige Götter dies Paar zusammengeschmiedet." Umsonst! Auch die Gräfin Konstanze, die mit Nolten's Glück noch bis auf die letzte Zeit in Verbindung mit dem Hofrath beschäftigt war, überlebt jene kläglichen Schicksale nur wenige Monate.

Dies wäre der Grundriß der Erzählung, der, obgleich er alles Nebenwerk bei Seite lassen und auf jede Ausführung des Einzelnen verzichten mußte, doch wol ein hinreichendes Zeugniß von der Originalität der Erfindung ablegt. Die eingemischten Stellen des Buches, zugleich von uns bestimmt, die Trockenheit bloßer Umrisse zu mildern, sind so gewählt worden, daß sie den schönen Styl des Verfassers, seine Meisterschaft in Schilderungen, sein Talent durch Katastrophen zu überraschen, endlich die psychologische Tiefe seiner Betrachtungen über Menschen und Verhältnisse durch einzelne Proben belegen, die indessen leicht hätten verzehnfacht werden können. Die Leser d. Bl. sind durch unsern Auszug überzeugt worden, daß sie in diesem Buch etwas Eigenthümliches und Vorzügliches zu erwarten haben. Um so unbedenklicher äußern wir uns daher jetzt auch über die Fehler der Anlage und Ausführung. Diese entspringen zum größten Theile viel mehr aus dem Reichthum als aus der Armuth eines dichtenden Geistes, der noch nicht zu wissen scheint, daß es auch in der Poesie eine erschöpfende und verderbliche Verschwendung geben kann, welche, fortgesetzt, freilich am Ende zur Armuth führen müßte. Schon bei der Grundidee der Novelle, welche wie bei jedem wahren Gedichte das geistige Substrat seiner Erscheinung bilden muß, stoßen wir auf eine verschwenderische Duplicität. Die Dichtung des Verf. wird nämlich nicht blos von Einem, sondern von zwei und zwar ziemlich heterogenen Gedanken beherrscht und geleitet, von einer psychologischen Wahrheit und einem Mythus der Phantasie. Jenes ist offenbar der Gedanke: daß es einem Menschen bei dem besten Willen nur mißlingen kann, wenn er das Schicksal spielen und den Zufall einer-, den Betrug andererseits zum Diener seiner Vorsehungsgedanken machen will; die ganze Weltregierung des Pygmäen wird, je nachdem Betrug und Zufall wirken, entweder zur lächerlichen Komödie (und dies wäre die würdige Aufgabe für einen komischen Roman) oder zur schrecklichen Tragödie, wie sie in Mörike's Novelle durch den so fürchterlich mislungenen Versuch des Schauspielers Larkens, die Vorsehung seines Freundes Nolten zu werden, vortrefflich dargestellt worden ist. Aber der Verf. begnügte sich damit nicht; es sollte noch ein anderes phantastischeres Geschick durch sein Buch schreiten: Nolten's Oheim und die verhängnißvolle Zigeunerin sollen den Gedanken anschaulich machen, „daß oft eine unbekannte höhere Macht in wunderlichen Bahnen den Gang des Menschen planvoll zu leiten scheint. Der meist unergründliche, verhüllte, innere Schicksalskern, aus welchem sich ein ganzes Menschenleben herauswickelt, das geheime Band, das sich durch eine Reihe von Wahlverwandtschaften hindurchschlingt, jene eigensinnigen Kreise, worin sich gewisse Erscheinungen wiederholen, die auffallenden Aehnlichkeiten, welche sich aus einer genauen Vergleichung zwischen frühern und spätern Familiengliedern in ihren Charakteren, Erlebnissen, Physiognomien hier und da ergeben (sowie man zuweilen unvermuthet eine und dieselbe Melodie nur mit veränderter Tonart, in demselben Stücke wiedererklingen hört), sodann das seltsame Verhängniß, daß oft ein Nachkomme die unvollendete Rolle eines längst modernden Vorfahren ausspielen muß: dies Alles springt uns offener, überraschender als bei hundert andern Individuen hier am Beispiele unsers Freundes in das Auge. Dennoch wird man bei diesen Verhältnissen nichts Unbegreifliches, Grobfatalistisches, vielmehr nur die natürlichste Entfaltung des Nothwendigen entdecken." (I, S. 274 fg.) Diese tiefe, hier so geistvoll ausgedrückte Idee hätte in einem eignen Roman durch das Talent des Verfassers, das allerdings einer solchen Aufgabe gewachsen war, ausgeprägt werden sollen. Aber parallel mit jenem andern Grundgedanken durchs ganze Buch hinlaufend, schadet sie offenbar seiner Entwickelung und wird wieder durch ihn in ihrer eignen gestört. Dieses neue Fatum führt nämlich eine Unzahl von Vorzeichen und (in Sachen und Personen bestehenden) Schicksalsboten herbei, eine Menge Verwickelungen, historische Erklärungen, Rückblicke u. s. w., welche der Einheit der Erzählung und dem Interesse der einfachen Verhältnisse zwischen Larkens, Nolten, Agnes und Konstanze offenbaren Eintrag thun. Die Letztere muß viel zu bald für die Theilnahme, die ihr Wesen und Schicksal eingeflößt hat, von der Scene abtreten; der Hokuspokus mit der Zigeunerin während der Maskerade auf dem Stadtthurm nimmt einen ungebührlichen Raum weg und macht offenbar, daß der Dichter nicht Platz genug findet, das Kunststück von Larkens mit der falschen Correspondenz auf eine die Wahrscheinlichkeit, welche sich der moderne Roman durchaus zur Pflicht machen muß, nicht allzu grob verletzende Weise einzuleiten. Nimmt er sich doch nicht einmal Zeit, uns zu sagen, wie es der Schauspieler an-

greift, um die Handschrift seines Freundes mit einer so unbegreiflich täuschenden Kunst nachzuahmen. Hätte der Verf. nicht so viel mit seinen Zigeunereien zu thun gehabt, so würden wir vielleicht auch mehr von dem Inhalt der Briefe erfahren haben, welche die liebliche Agnes schreibe, und im zweiten Theile hätte es ihm alsdann vielleicht gefallen, die geheime Liebe, die durch dieselbe Correspondenz in des Schauspielers Herz wie eine grünende Saat um den Krater eines ausgebrannten Vulkans zu keimen beginnt, nicht blos mit der steifen Kanzleisprache eines Chronikenschreibers anzudeuten. Aber wie die psychologischen Wunder durch diese phantastischen leiden, so wird die Entwickelung der Mythe durch die Entfaltung der Vernunftidee geschmälert; dem Leser wird es fast unmöglich, in dem sehr seitwärts gehaltenen, wunderlichen Hofrath (der überhaupt eine etwas verbrauchte Romanenfigur ist) bei der letzten Katastrophe den alten Oheim Nolten, den Semizigeuner, zu erkennen. Auch Theobald, der Held der Novelle, wäre schwerlich so ganz dazu verbannt gewesen, einen neuen Beitrag zu den vor lauter Dulden zu keiner Entwickelung eines kräftigen Charakters kommenden Romanhelden zu liefern, wenn er nicht mit einem gedoppelten Fatum, dem gemachten seines Freundes und dem angeborenen der Familie Nolten, zu kämpfen gehabt hätte. Er wäre dann wol auch nicht sogar bald als Maler verschollen, um blos als unglücklich Liebender fortzuleben, wodurch der Titel „Maler Nolten" fast zur Unwahrheit wird. Die seltsame Liebe der Zigeunerin zu Nolten verwickelt den tragischen Ausgang der Geschichte und trübt den schönen und rührenden Wahnsinn Agnesens vollends so, daß dem Leser der Trost eines klaren Schmerzes, der zur Versöhnung des Gefühls durchaus nothwendig war, dadurch gänzlich geraubt wird.

So viel vom Verschwenderischen in der Grundanlage. Noch viel auffallender zeigt sich der Reichthum eines wahren Dichtergeistes, der aber sein selbst noch nicht ganz mächtig ist, in der Menge von Episoden und der Ueberzahl von Personen und Charakteren. Die Episoden sind größtentheils an und für sich so schön, daß es Ref. einige Ueberwindung kostet, sie zu tadeln. Aber der steten Entwickelung der Hauptideen wird doch durch die allzu häufige Unterbrechung Einhalt gethan. Die wiederholten Wispeliaden, worunter die zweite (I, S. 124 fg.) überdies, trotz ihrer komischen Kraft, doch wieder alle Grenzen der Wahrscheinlichkeit überschreitet, die Legende vom Geiger, die Geschichte von Alexis und Belsore sind sehr hoffnungsvolle Novellenembryone; aber unsere umfangsreiche Geschichte sollte nicht mit ihnen schwanger gehen. Nur das Zwischenspiel: „Der letzte König von O.", mit seiner Thereile und wunderbarem Stilpellit, sowie sämmtliche gar köstliche Lieder der Sammlung, auch das Handwerkercollegium Lörmer's im Bierhause möchten wir keinesfalls vermissen, denn diese Episoden sind wirklich mit unsichtbaren Fäden an die Hauptgeschichte selbst geknüpft.

In den Charakteren offenbart sich eine herrliche Kenntniß des menschlichen Herzens, die an dem ohne Zweifel jungen Verfasser so bewundernswürdig ist wie an dem 24jährigen Göthe in „Werther's Leiden". Der lieblichen Agnes hat schon Wolfgang Menzel im „Literaturblatt" ihr volles Recht angethan, und wir unterschreiben alles dort über sie Gesagte; nur Einen Zweifel erlauben wir uns: ist so viel Gesundheit des Leibes und Geistes mit der frühen Prädisposition zum Wahnsinne vereinbar? Der Charakter von Larkens ist ein Meisterstück; ja, es gibt solche edle, aber halb verlorene Naturen, die, was sie mit Unterlassungs- und Begehungssünden an ihrem eignen Ich verbrochen haben, durch die aufopferndste Fürsorge für ein zweites Ich wieder gutzumachen suchen. Daß es ihnen nicht gelingt, daß sie darüber verzweifeln und zu Grunde gehen, ist ein Act der göttlichen Strafgerechtigkeit. Die Durchführung dieses Charakters erfüllt mit Achtung gegen den jungen Schriftsteller, dessen Feder ihn gezeichnet hat. Die Zigeunerin wäre uns in einem neuen Roman sehr willkommen; hier ist sie nicht blos der böse, störende Genius der Geschichte, sondern auch des Kunstwerks und dürfte schon als zweite Wahnsinnige etwas überzählig sein. Sehr viel Werth haben als Charakterzeichnungen auch Konstanze, Adelheid, Nanette, der Förster, Amandus, das schöne Mohrengesicht Margot, in welcher Mörike die gelehrten Frauen, wenn sie es mit Vernunft sind, sehr schön vertheidigt hat; dann Nolten's wunderlicher Vater, Wispel, Lörmer, welches Caricaturen, aber gewiß Caricaturen nach dem Leben sind, wie denn überhaupt an dieser Novelle es so anziehend ist, daß sie fühlbar fast lauter Erlebtes, nicht aus der bloßen Idee Herausgesponnenes oder andern Büchern Abgeborgtes enthält. Der Fehler ist nur der, daß der Verf. zu viel Erlebtes, namentlich in Charakteren, anbringen will. Wozu zwei oder drei Barone und ein Präsident obendrein, da für die Geschichte Eine Person der Art genügt hätte; wozu ein Leopold und ein für die Begebenheiten ganz gleichgültiger Raimund, der mit seiner Henriette doch so ausführlich behandelt ist; wozu andere Personen die Menge? Henni, der Blinde, eine ganz Jean Paul'sche Figur, ist höchst anziehend, aber in der klaren Atmosphäre des Buches nimmt er sich noch ängstlicher aus als selbst Elisabeth, und im Wundereifer läßt der Dichter den Blinden nicht blos eine Vision (die herrlich ist), sondern den leibhaftigen Leichnam des Malers selbst sehen. Wären nicht so viele Charaktere und Episoden gehäuft, so würden wir auch das ahnungsvolle Gemälde Nolten's, das den Grundton des Ganzen zum Voraus angibt (I, S. 9 fg.), besser im Gedächtnisse behalten. Von den zahlreichen Verstößen gegen den Ton der Gesellschaft, welche der Verf. begeht, wo er die große Welt, die er nicht kennt, zu schildern unternimmt, wollen wir nicht weitläufig sprechen, obwol der Leser, der längst des Dichters Freund geworden ist, diesen anstoßen und noch zu rechter Zeit warnen zu müssen glaubt, wenn er lesen soll, daß Konstanze, die Gräfin, von der Gesellschaft aufsteht, um — nach dem Thee zu sehen; oder wie sie in Gedanken mit einem Wischlumpen die Meubles abputzt, oder Morgens bei 25 Grad Kälte in den Garten geht. Doch, stille von diesen kleinen Unbeholfenheiten!

— ingenium ingens
Inculto latet hoc sub corpore. —

Mit dieser Ueberzeugung nehmen wir von dem Erstlingsproducte eines seltenen Talentes Abschied und hegen den innigen Wunsch, daß es einem Ludwig Tieck gefallen möchte, den „Maler Nolten" zu lesen und den Verf., der sich zu seinem Schüler bekennen muß, eines aufmerksamen Blickes zu würdigen. 23.

Der britische Verein zur Verbreitung nützlicher Kenntnisse und seine Gegner.

Vor fünf Jahren, im Februar 1827, begann der britische Verein zur Verbreitung nützlicher Kenntnisse mit Herausgabe jener wohlfeilen Schriften, die, nach der eignen Bekanntmachung des Vereins, zunächst dem Mangel populairer Lehrbücher zum Selbstunterrichte aller Volksclassen in allen Fächern des Wissens abhelfen sollten. Damit der Ankauf auch den Aermsten möglich werde, wurde bestimmt, daß man monatlich nur zwei Hefte zu 6 Pence jedes, ausgeben wolle. Mit der ersten Lieferung ward ferner eine Einleitung gratis vertheilt, die von dem Nutzen und Vergnügen handelte, welche der Betrieb der Wissenschaften gewährt, und den jetzigen Lord Kanzler Brougham zum Verfasser hatte. Seitdem sind von diesem Vereine herausgegeben worden in monatlichen Lieferungen: „The library of useful knowledge", „The library of entertaining knowledge", „Gallery of portraits". Ferner als Wochenschrift: „The penny magazine"; vierteljährlich: „The quarterly journal of education"; alle Jahre: „The british almanac" und „The companion to the almanac"; außerdem: „A cheap cabinet-atlas", „The working man's companion" in periodischen Lieferungen; „The results of machinery", „Cottage evenings" eine Reihe für den Landmann bestimmter Bändchen; „The rights of industry", „The physician" (über die Cholera), „Frugal cookery", „The history of the church" in einigen 20 Bändchen und eine Anzahl kleiner Schriften. Daß der Verein auf diese Weise den untern Classen die Mittel zur Selbstbildung ungemein erleichtert, unterliegt gewiß keinem Zweifel. Da er jedoch, wie schon aus dem gegebenen Verzeichniß erhellt, den ursprünglichen Plan so erweitert hat, daß er mit den meisten Branchen des Buchhandels zu concurriren beginnt, so erheben sich bereits Stimmen dagegen und suchen ihn als eine monopolisirte Handelsgesellschaft darzustellen, welche durch die Notabilitäten an der Spitze ihrer Mitglieder (die Lords Brougham, John Russel, Althorp, Auckland, Dover, Sir John Parnell, Sir John Hobhouse u. s. w.) und durch Geldbeiträge und Begünstigungen aller Art im Stande sei, wohlfeiler zu verkaufen als jeder andere rechtliche Buchhändler. Außerdem sucht man den Verein auch des Nachdrucks zu beschuldigen, insofern er nämlich in seinem „Cheap cabinet-atlas" die auf Arrowsmith's und Cary's Landkarten angebrachten neuesten Berichtigungen aufgenommen hat, welche zum Theil durch bedeutenden Aufwand dieser Herren erzielt wurden. Am heftigsten wird jedoch die „Gallery of portraits" angegriffen, die allerdings gänzlich außerhalb des Planes der Gesellschaft liegt und — wenn ihre künstlerische Ausstattung andern nicht nachsteht — durch Wohlfeilheit jedem ähnlichen Unternehmen den Fortgang verbieten wird. Es haben sich daher bereits eine Menge Stimmen gegen diese erweiterten Operationen des in Rede stehenden Vereins erhoben, ja der Neid ist so weit gegangen, zu behaupten, er verkaufe seinen Namen an Herausgeber von Schriften, deren Abfassung ihm durchaus fremd sei. Zugleich sind nach und nach mehre gleich wohlfeile Zeitschriften entstanden, welche sich mit dem Vereine selbst in directe Oppositien gesetzt haben. Dahin gehört namentlich das mit Hülfe des Fonds der „Society for promoting christian knowledge" herauskommende „Saturday magazine", welches übrigens eher alles Andere als moralische und religiöse Belehrung enthält; das Pennyjournal „The truth", und neuerdings „Every man's paper", welches dem Vereine gradezu den Namen „Society for the diffusion of useless knowledge" gibt. Es finden sich aber auch andere Bewerber um die Gunst des Publicums, welche an Wohlfeilheit ihrer literarischen Erzeugnisse dem Vereine nicht nachstehen und doch noch Gewinn von ihren Unternehmungen erwarten. Dahin gehört z. B. die neben der vom Vereine angekündigten „Cyclopaedia" von einer Buchhandlung begonnene „Penny cyclopaedia", ferner John Timd's „Knowledge for the people or the plain Why and Because", in Katechismusform u. a.

Da wir nicht aus eigner Anschauung über diese penny publications urtheilen können, so beschließen wir diese allgemeinen Nachrichten darüber mit der auch für den deutschen Buchhandel gewiß beherzigenswerthen Bemerkung, daß Wohlfeilheit in seinem Gebiete nur in einem Grade wünschenswerth sein kann, welcher die Literatur selbst nicht herabwürdigt und nicht befürchten läßt, das Bessere vom unkrautartig wuchernden Schlechtern verdrängt zu sehen. S.

Lesefrüchte.

Professorengehalt zu Oxford.

Nach einem hartnäckigen Kampf zwischen den Freunden Wilson's und Mill's, welche sich beide um die Professur der Sanskritsprache zu Oxford bewarben, siegte Wilson mit 287 Stimmen gegen 200. Die Einkünfte dieser Professur belaufen sich auf 8,500 Thaler.

Universitäten in Spanien.

Spanien hatte, was man kaum glauben sollte, vor 1806 22 Universitäten; in diesem Jahre schmolz ihre Zahl bis auf elf, seitdem kamen noch fünf dazu. Man theilt sie in mayores (Salamanca, Valladolid, Alcala) und menores. Sie sind sämmtlich erbärmlich dotirt und nur zu Salamanca erhalten die Professoren einen ihrer Stelle angemessenen Gehalt. Am schlimmsten sind die Professoren der Philosophie und Mathematik daran, die nirgend über 150 Thaler Gehalt beziehen. In der neuesten Zeit sollte die Stelle eines Professors der Philosophie ganz aufgehoben werden, man hat aber die Strenge dahin gemildert, daß man den Vortrag über neuere Philosophie, weil sie zum Skepticismus neige, verbot und „die alte Logik und Metaphysik" empfahl.

Verbrechen in Frankreich.

Von 100 Angeklagten werden regelmäßig 61 für schuldig erkannt. Auf 4460 Personen kommt ein Angeklagter. Von 100 Verbrechen sind 25 gegen Personen, 75 gegen das Eigenthum gerichtet. Die Erfahrung zeigt, daß die Anzahl der Ermordungen jährlich fast dieselbe bleibt, und, was noch auffallender ist, daß die Werkzeuge oder angewendeten Mittel in demselben Verhältniß bleiben. Der Hang zu Verbrechen ist bei Männern im 25., bei Frauen im 30. Jahre am stärksten. Das Verhältniß angeklagter Männer und Frauen ist 4 zu 1. Die Jahreszeiten haben einen Einfluß auf die Verbrechen. Im Sommer werden mehr Verbrechen gegen Personen, weniger gegen das Eigenthum verübt. Die Entwickelung des Hanges zu Verbrechen hält vollkommen Schritt mit der der Leidenschaft und der körperlichen Kraft; auf der andern Seite strebt die Entwickelung der Vernunft, das Verbrechen zu zügeln. Die größte physische Kraft des Mannes entwickelt sich im 30. bis 35. Jahre, die größte geistige Kraft zwischen dem 45. und 50. Es ist eine auffallende Thatsache, daß in diesem Alter der Wahnsinn sich am häufigsten zeigt und am schwersten zu heilen ist. 56.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Dienstag, — Nr. 22. — 22. Januar 1833.

Ueber Reinhart Fuchs in seinen verschiedenen Gestaltungen.

Erster Artikel.

Unter allen Gedichten des Mittelalters erlangte keines eine so große Verbreitung und dadurch einen so bedeutenden Einfluß auf die schönen Wissenschaften, ja, wol auf das Leben der Menschen selbst als das Gedicht von Reinhart Fuchs. Wie weit verbreitet und wie sehr beliebt dieses in seiner Art bis jetzt noch unübertroffene Gedicht bei den meisten europäischen Völkern im Mittelalter und auch später noch war, ersehen wir daraus schon, daß wir dieses Gedicht heute noch in lateinischer [1]), mittelhochdeutscher [2]), mittelniederländischer [3]), sassischer [4]) und altfranzösischer Sprache [5]), und zwar in selbständigen Bearbeitungen, besitzen; daß wir davon eine Auflösung in mittelniederländische Prosa [6]), eine Uebersetzung in gereimte lateinische Verse [7]) kennen; daß wir ferner eine hebräische [8]), eine holländische [9]), eine englische [10]), eine französische [11]), eine dänische und eine schwedische Uebersetzung dieses Gedichts [12]) nachzuweisen vermögen; daß wir endlich mehre neuhochdeutsche Uebersetzungen, oder auch zum Theil freie Bearbeitungen [1]), anführen können.

Eine solche Verbreitung und eine beinahe tausendjährige Gunst, so das Gedicht sich zu erwerben und zu erhalten wußte, läßt uns nun wol sicher auf einen dieser Erscheinung angemessenen bedeutenden innern Werth desselben schließen; denn man würde sich, zöge man solchen in Zweifel, diese durch die Zeit, worein sie fällt, allein schon mehr als gewöhnliche Erscheinung gar nicht erklären können. Da wir nun durch die von Mone besorgte Herausgabe dieses Gedichts in seiner ursprünglichen Gestalt mehr als je befähigt wurden, dasselbe seinem rechten Sinne nach aufzufassen, so wird es den Freunden der Literatur gewiß nur angenehm sein, diesen viel besungenen Stoff seiner ersten Gestaltung und ursprünglichen Geltung nach auch hier besprochen zu sehen. Auch werden wir unserer Betrachtung der ursprünglichen Gestaltung dieses Gedichts eine kurze Schilderung der Hauptumwandlungen folgen lassen, welche dieses Gedicht in den verschiedenen Jahrhunderten bei verschiedenen Völkern erfuhr, um den Leser in den Stand zu setzen, diese ganze merkwürdige Erscheinung mit einem Blicke zu übersehen und sie richtig zu würdigen.

Ueber den ursprünglichen Dichter wissen wir nicht mehr, als daß er im 9. Jahrhunderte lebte (um 895—900 ward das Gedicht nach Mone gedichtet), und daß er sicher ein Lotharinger war. Er hat alle Begebenheiten, die er in seinem Gedichte schildert, selbst erlebt, und er war offenbar mit den Personen, die er in seinem Werke handeln läßt, genau bekannt. Ferner geht aus seinem Urtheile über die Geistlichkeit und die religiösen Ansichten und Glaubensmeinungen seiner Zeit hervor, daß er diesem Stande wol nicht angehörte, sondern ein Laie war. Aber er muß ein sehr hellsehender und auch wissenschaftlich gebildeter Mann gewesen sein. Ersteres beweisen seine eben angeführten Urtheile, letzteres seine für jene Zeit nicht gemeine Kenntniß und Behandlung der lateinischen Sprache. Was nun sein Gedicht selbst betrifft, so unterscheidet es

1) Reinhart Fuchs, aus dem 9. und 12. Jahrhundert. Erläut. und herausg. von Franz Joseph Mone. Stuttgart 1832.

2) Reinhart Fuhs, gedichtet im 12. Jahrh. von Heinrich dem Glichsenäre, und von einem unbekannten Dichter im 13. Jahrh. überarbeitet. Gedruckt im „Koloczaer Codex altdeutscher Gedichte". Pesth 1817.

3) Reinaert de vos, gedichtet von einem gewissen Willem (Wilhelm); nach einer unvollständigen Handschrift gedruckt in Gräter's „Odina und Teutona". Breslau 1812. Das Ganze wird Ten Broecke Hoecksten herausgeben.

4) Reineke de Fos, gedichtet von Heinrich von Alkmer. Von 1498—1825, 20 Ausgaben.

5) Le Roman du Renard, publié d'après les manuscr. de la bibl. du roi des 12, 14, et 15ième siècles; par M. D. M. Méan. Tom. I—IV. Paris 1826.

6) Reinaert de vos. Delft in Holland, 1485.

7) Opus poëticum de admirabili fallacia et astutia vulpeculae Reinekes. Auctore Hartmanno Schoppero. 1567—1661, 7 Ausgaben.

8) Mischne schualim. Von Rabbi Barachias Ben-Natronai. Mantua 1557.

9) Reinaert de vos. Von Van der Putte. 1736.

10) Reinard the fox. London 1681.

11) Le docteur en malice, maître Reynald. Paris 1551. und Reynier le Renard, en franç. et bas-allemand. Antwerp. 1566.

12) Nach Scheffer „De script. Sueciae" S. 115 und Spangenberg's „Vaterländ. Archiv", 5. B. 1824.

1) Von Beuther in: „Schimpf und Ernst", 2. Th. Frankf. a. M. 1545—1664, 10 Ausgaben. — Von einem Unbekannten in Prosa, ohne Jahr und Ort. — Von Gottsched 1752. — Von Göthe. Berlin 1794. — Von Soltau. Berlin 1803.

sich von allen spätern Bearbeitungen schon durch die Anlage und Ausführung. In Bezug auf die erstere führen wir an, daß sein Gedicht episch vollendet und abgeschlossen ist. Es hat einen Mittelpunkt, um den sich das Ganze bewegt, und Alles, was geschieht, geschieht in Beziehung auf diesen.

Allein schon in der Gestalt, in welcher das Gedicht vor uns liegt, müssen wir die Zuthat eines spätern Ueberarbeiters von dem Werke des Dichters scheiden. Sprache, abweichende Ansichten und eingeflochtene Ereignisse seiner Zeit erheischen es, machen es aber auch leicht. Er schon hat die Personen des Gedichts in allgemeiner Beziehung aufgefaßt, und wie die Satire der ursprünglichen Dichtung individuell ist, wie ihre Personen bestimmte Menschen, geschichtliche Charaktere sind, so ist seine Satire meist generell, so sind seine Personen auch meist Repräsentanten ganzer Stände. Dennoch ist bei ihm noch nicht an eine solche allegorische Auffassung zu denken, wie wir sie bei den andern, zum Theil gleichzeitigen, zum Theil spätern Bearbeitern dieses Stoffs finden. Er verstand sicher noch die Meinung des Dichters; da dies jedoch bei den meisten seiner Zeitgenossen der Fall nicht mehr sein mochte, so wollte er durch theilweise Verallgemeinerung, durch Einflechtung von Begebenheiten, und durch Erwähnung von Personen, welche zu seiner Zeit Aufmerksamkeit erregten, dem Gedichte neue Theilnahme erwecken. Die von ihm eingeflochtenen geschichtlichen Ereignisse seiner Zeit beurkunden uns, daß er zwischen 1130 und 1164 das ursprüngliche Gedicht überarbeitete, und daß Nordholland sein Vaterland war. Er nennt uns z. B. den Abt Walter von Egmont in Nordholland (von 1130—61, nach Mone), und den Abt Baldwein von Lisborn in Westfalen (an der Lippe), welcher von 1130—62, nach Mone, regierte, als die beiden einzigen würdigen Männer geistlichen Standes; und als die beiden unwürdigsten stellt er uns den Papst Eugen (1145—53) und den Bischof Anselm von Tournay (1146—49) dar. Die Ueberschwemmung Frieslands (1164) beschreibt er in der Art, daß man annehmen darf, er sei Augenzeuge gewesen. Wir werden seiner später bei der Betrachtung des Gedichts mehrmals noch gedenken; hier sei dies über ihn genug.

Fragen wir nun, was der Dichter für einen Zweck bei seiner Dichtung vor Augen hatte, so erkennen wir sehr leicht, daß er dem König Zwentibolk von Lotharingen bei seinen Bekannten, Freunden und Feinden ein Denkmal dadurch stiften wollte. Denn die geschichtliche Grundlage des ursprünglichen satirisch-komischen Gedichts bildet augenscheinlich der Untergang des Königs Zwentibolk von Lotharingen, des Bastards Kaiser Arnulf's von einer edeln Slavin aus Kärnthen. So dürftig auch die geschichtlichen Quellen aus jener Zeit uns fließen, so ließen sich doch die hauptsächlichsten Begebenheiten, welche Zwentibolk's Untergang herbeiführten, erkennen und als Probirstein an die Schilderungen unsers, in dieser Beziehung jedoch weit reichern Gedichts halten. Die Uebereinstimmung muß in der That auch den Zweifelmüthigsten überzeugen, daß der Dichter wirklich Zwentibolk's Untergang schilderte und nur diesen schildern wollte, und daß demnach seine Satire überall politisch und individuell sei und ihren gewissen Zweck habe: die Entartung der Karolinger und besonders Zwentibolk's, die Mängel und Gebrechen ihrer Regierungen und die daraus hervorgegangene willkürliche Eigenmächtigkeit der größern Lehnträger im fränkischen Reiche seinen Zeitgenossen deutlich vor Augen zu legen. Man kann mit ziemlicher Sicherheit behaupten, daß in dem ursprünglichen Gedichte nichts außer dem Namen der handelnden Personen erdichtet sei; und auch diese Namen sind so gewählt, daß sie den Zeitgenossen des Dichters auf den ersten Blick verständlich sein mußten. Um nun dies Alles zu erweisen, werden wir den Inhalt jeder Fabel kurz angeben, das Geschichtliche darin entwickeln und die Nachrichten der Annalisten zur Vergleichung hinzufügen.

Erstes Buch. Erste Fabel.

Reinhart's Gefahr und Rettung.

Der Wolf Isengrim geht aus dem Walde hervor, Beute zu suchen, und begegnet dem in gleicher Absicht umherschleichenden Fuchs Reinhart. Dieser hat in früherer Zeit den Isengrim vielfach hart beleidigt und seinen Zorn und seine Rache zu fürchten. Gern möchte daher Reinhart Isengrimen ausweichen; da dieser jedoch ihn schon erblickte, wird dies unmöglich, und Reinhart beschließt, zu versuchen, ob er nicht vielleicht durch geheuchelte Zutraulichkeit und vorgespiegelte Treuherzigkeit der verdienten Rache noch entgehen könne. Schon ferner rief ihm Isengrim zu:

Welch ein Brabanter in jener Nacht, ha! warest du, Reinhart [1]!
Jetzt, hohlt Satan dich nicht, wirst du ein Engel durch mich!
Was erst nenn' ich den Schimpf, den du mir, den Kindern und meinem
Weibe gethan damals! Ist er nicht Allen bekannt?

Isengrim's Zorn ist zu heftig und Reinhart's Bemühung, ihn zu besänftigen, vergebens. Schon hat er ihn erreicht — und gibt ihm höhnisch den Rath, freiwillig in seinen Magen zu springen, wenn er es später nicht gezwungen thun wolle. Zugleich packt er ihn mit seinen Zähnen, beißt sie drei bis vier mal zusammen und sagt: „Meine Zähne, siehst du, sind stumpf, sie schneiden nicht mehr; du brauchst dich also nicht zu fürchten! Ohnehin wirst du Ruhe nöthig haben, deine Füße werden wund sein, da du sie so lange schon gebraucht hast. Fasse nur Muth und freue dich, denn:

Jetzt zum Ritter du wirst, doch nicht mit Waffen belastet;
Sämmtliche Bürde, sie wird ruhen auf meinem Genick.
Oder du sollst, daß ja nicht du fällst, nach Art des Propheten [2])
Reiten, es sei dir der Sitz innen, nicht außen der Bug."

Reinhart aber macht Umstände. Er sei, sagt er, einer solchen Ehre durchaus unwürdig; er habe wol den Galgen, aber nicht eine so ehrenvolle Grabstätte verdient. Auch

1) Brabanter, d. h. Unzüchtiger, Ehebrecher. Vergl. Buch 3, Fab. 6.
2) Jonas, den der Haifisch verschlang, der Sage nach.

ist er ein allzu geringes Mahl für Isengrim's Magen, dürr und klein, wie er sei. Isengrim aber läßt sich dadurch nicht abwendig machen, sondern entgegnet spöttisch, daß er von jeher gewohnt gewesen sei, auch verlange es seine Mönchsregel so, mit Kleinem sich zu begnügen, wenn er das Große nicht haben könne. Da erwähnt Reinhart seine Verwandtschaft mit Isengrim, und daß sie beide Franken seien:

— — — Da ruft er: „Ach Oheim,
Keinder der Slawen ich bin, weder ein Schwab noch ein Sachs!
Siehe doch, Reinhart ist es, erkenne den treuen Verwandten!"
Jener darauf: „Und du kenne den gütigen Ohm;
Isengrim ist's, der wenn du der Bitte versagst den Gehorsam,
Wol, daß ein Gastfreund du wohnest in ihm, dich noch zwingt.

Reinhart beruft sich nun auf die vielen guten Rathschläge, die er ihm schon gegeben; aber auch dies schlägt fehl. Da sagt Reinhart endlich: „Er habe kurz vorher einen Bauer ein großes, fettes, wohlgeräuchertes Schwein tragen sehen; das solle er haben, wenn er ihn frei ließe." Nach einigem Weigern geht Isengrim den Vorschlag ein, vergibt dem Reinhart alle Schuld, schließt mit ihm neue Freundschaft, und schwört, das Schwein mit ihm zu theilen. Reinhart bedingt sich jedoch nur den vierten Theil davon. Durch List weiß er nun zu machen, daß der von ihm bald eingeholte Bauer das Schwein abwirft, welches Isengrim, der verabredetermaßen nachschlich, sogleich hinwegträgt und gänzlich aufzehrt, sodaß nur das Holz, woran das Schwein beim Räuchern aufgehängt war und worum es der Bauer trug, übrig bleibt. Dies gibt er denn auch dem endlich ermüdet zurückkehrenden Reinhart, und sagt, er möge sich der Täuschung halber nur mit ihm trösten, der selbst getäuscht worden sei, da er das Schwein für weit größer gehalten habe. Reinhart beschließt sich zu rächen.

Geschichtliche Nachweisungen.

Diese Fabel macht fast unter allen die meiste Schwierigkeit, wenn es gilt, die in ihr erzählten Thatsachen als geschichtliche nachzuweisen. Die in ihr handelnden Personen sind Isengrim, Reinhart und der Bauer, welcher das Schwein trägt. Daß unter Isengrim der König Zwentibolk von Lotharingen verstanden werde, war die Meinung mancher Gelehrten schon lange. Das slawische Zwentibolk (Zwaty-wlc, Swjati-wlc) bedeutet „heiliger Wolf", und überall wird Zwentibolk, seiner wölfischen Gesinnung nach, d. h. als Wolf geschildert. Den slawischen Namen erhielt er von seinem Pathen, dem Herzog von Mähren Zwentibolc. Rauh und gewaltthätig, wie die Geschichte, schildert ihn auch das Gedicht, und einen Räuberischen, Unersättlichen, Trotzigen bedeutet auch das Wort Isengrim, von welchem scharfsinnig Mone vermuthet, daß es der Eigenname des in der Volkssage lebenden Währwolfes (= Mannwolf) gewesen sei. Reinhart ist der schlaue Graf Reginard von Hennegau, und bei ihm hat der Dichter nicht erst den Namen zu verändern für nöthig befunden, denn Reginard ist nur andere Form für Reinhart. Zwentibolk und Reinhart waren Blutsverwandte, denn Letzterer stammte von mütterlicher Seite (seine Mutter war Irmengard, die Tochter Lothar I.) von den Karolingern wie Zwentibolk von Vaters wegen. Daher nennen sie auch einander immer „Vetter". Zwentibolk war ein ausschweifender Mann, und vermuthlich hatte Reinhart bei dessen Gemahlin Oda Gunst gefunden, daher Mißverständniß und Zwietracht unter ihnen. Nun haben wir noch zu untersuchen, was unter dem Schweine zu verstehen sei, welches Reinhart dem Isengrim verschafft, um ihn zu versöhnen. Daß irgend ein Land gemeint sei, ein größeres Reichslehen, welches beide einem Dritten abnehmen, unterliegt keinem Zweifel; da der Dichter seine Helden aber einmal als Thiere bezeichnete, so mußte er auch natürlich den Gegenstand ihres Streites bildlich bezeichnen. Allein es fragt sich, welches Land? Es kann die Grafschaft des Grafen Meingaud, eines Enkels des Königs Odo, sein, welche Zwentibolk im J. 892 erhielt. Wahrscheinlicher aber ist es, daß das Königreich Lothringen selbst gemeint ist. Annalista Saxo erzählt bei dem Jahre 984: „Kaiser Arnulf habe zu Worms einen Tag gehalten, um auf demselben seinen Sohn Zwentibolk zum König von Lothringen ernennen zu lassen; allein die Großen wären damit nicht zufrieden gewesen." Gleich darauf aber sagt er, „daß es doch mit der Genehmigung der Großen geschehen sei". Seine Worte sind: „Deinde (Arnulfus) Wormaciae placitum tenuit, volens Zwentiboln, filium suum, regno Lotharii proficere, sed optimates regni assensum non praebuerunt"; und gleich nachher: „Posthaec Arnulfus Wormaciam venit, optimatibus ex omnibus regnis suae ditionis occurrentibus, conventum publicum celebravit, omnibus collaudantibus Zwentiboln regno Lotharii praefecit." Dies setzt aber irgend eine Vermittelung zwischen den Großen Lothringens und Zwentibolk voraus. Niemand aber konnte besser Vermittler sein als Reginard, der, von Lothar abstammend, selbst Ansprüche haben konnte, und sie vielleicht auch vorher geltend machte, denn selbst jetzt noch bedingte er sich, dem Gedichte zufolge, den vierten Theil des Erwerbs aus, um welchen er jedoch betrogen ward. Daher denn seine folgende stete Feindschaft gegen Zwentibolk, welche sogar zu offenem Kriege zwischen Beiden führte. Denn Annalista Saxo erzählt, Jahr 898 und 899: „Zwentibolh rex Reginarium sibi fidelissimum a se repulit, honoribus ejus et haereditatibus interjectis, XIV diebus e regno secedere jubet. Ille, adjuncto sibi Odacro comite et quibusdam aliis, cum omni familia et suppellectili in loco tutissimo Durfos se communivit, quem Zwentibolh cum exercitu expugnare conatus, propter paludes et nimias Mosae refusiones non potuit." Später werden wir diese Belagerung auch im Gedichte erwähnt finden und die Verbündeten Reginard's kennen lernen, wenn man nämlich die Buch 3, Fabel 1, erwähnte Belagerung hierauf beziehen kann. Verstehen wir also unter dem Schweine das Königreich Lotharingen, so haben wir unter dem Bauer, der das Schwein trägt, Karl den Dicken zu verstehen.

(Der Beschluß folgt.)

Wo stehen wir? wohin gehen wir? und was haben wir zu thun? oder: Ueber die vernünftige Gestaltung unserer Staaten. Aus dem Französischen des Alphons de Lamartine übersetzt und der Beachtung unserer Zeit beim Beginne des Jahres 1832 gewidmet. Braunschweig, Verlagscomptoir. 1832. Gr. 8. 8 Gr.

Der Verf. vorliegender kleinen, aber gehaltreichen, in Paris 1831 unter dem Titel: „Sur la politique rationnelle", erschienenen Schrift gehört zwar zu den Anhängern der alten Dynastie, verkennt aber deren unendliche Mißgriffe ebenso wenig als die Pflicht des Patrioten, bei seinem Vaterlande und Volke treu auszuharren, der bestehenden Regierung gehorsam zu sein und auf constitutionnellem Wege an der politischen Fortbildung des Staats nach Kräften zu arbeiten. In diesem rein und echt constitutionnellen Geiste ist die ganze Untersuchung gehalten, zu dem, weit entfernt von dem frömmelnden Tone deutscher Pietisten, noch eine wahrhaft religiöse Gesinnung kommt. Die erste der vom Uebersetzer auf dem Titel bemerkten Fragen beantwortet der Verf. dahin, daß wir an einem wichtigen Zeitabschnitt uns befinden, an dem gesellschaftlicher Erneuung und Umbildung, ähnlich dem des Evangeliums, oder, möchten wir vielmehr meinen, ähnlich dem der Reformation, indem jetzt die Lebensfrage Europas die der bürgerlichen und politischen Freiheit ist, wie sie damals die der kirchlichen und Gewissensfreiheit war. Möge jene ohne die blutigen Kämpfe durch die fortschreitende Civilisation gelöst werden, welche bei dieser in zwei Jahrhunderten nöthig waren. Bei Beantwortung der zweiten Frage berührt der Verf. die Gefahr eines europäischen Kriegs, von dem er das Schrecklichste fürchtet, während er bei ruhigem Fortschreiten eine schöne Zukunft sich eröffnen sieht. Sollten aber in dieser Aussicht nicht Felsenmassen dem Blicke entgegenstehen, die nur durch Sprengung beseitigt werden können? Bei der letzten Frage entwickelt der Verf. sein echt constitutionnelles politisches System. Politik und Moral müssen hiernach in inniger Vereinigung, nicht als Gegensätze auftreten. Eine Idee, die sehr schön ist, aber, soll sie praktisch werden, gleichzeitig es überall sein muß. Das Recht des Volkes und der Dynastie ist dem Verf. gleich, nicht widerstreitend, die Legitimität eine bloße Rechtserdichtung, die stets nur auf einer historischen Thatsache beruht. Die constitutionnelle Regierung ist hiernach kein Uebergang zur Republik, sondern eine glückliche Verschmelzung beider Formen, Republik von Unten, Monarchie von Oben. Eine erbliche Pairie, Beschränkung der Presse und des Unterrichts verwirft der Verf. und spricht sich für vollständige Trennung von Kirche und Staat, für möglichste Ausdehnung der Wahlen, gründliche Reform der Criminalgesetzgebung mit Abschaffung der Todesstrafen und eine möglichste Begründung und Einführung eines vernünftigen Christenthums mit vieler Wärme und Geist aus. 60.

Notizen.

Ueber die neuere Literatur der Portugiesen.

Die Literatur und Poesie der Portugiesen hat niemals eine bedeutende Höhe erreicht, und ihr Camoens, dessen Gleichen freilich kein Land viele aufzuweisen hat, steht als großer Dichter fast einzig unter ihnen da. Ende des vorigen und Anfang dieses Jahrhunderts tauchten auch in Portugal wie fast überall in Europa viele, nur leider werthlose Namen auf, worunter eine nicht geringe Anzahl Improvisatoren, deren bedeutendster, Manoel Barbosa du Bocage, vorzüglich Sonette, Anakreontische Lieder und Dithyramben dichtete; er hatte aber dermaßen sinnlichen Genüssen gefröhnt, daß er in seinem 35. Jahr an Entkräftung starb. Der einflußreichste portugiesische Dichter neuerer Zeit war Francisco Manoel da Nascimento, der, wegen geistlicher Verfolgungen aus seinem Vaterlande verbannt, 40 Jahre in Paris lebte und vor Kurzem daselbst 80 Jahre alt starb. Dieser fruchtbare Schriftsteller verband viel lyrisches Talent mit satirisch-kritischem und öfters besonders gegen die absurde Einführung französischer Worte in seine Muttersprache, sowie für die Verehrung portugiesischer Classiker. Leider mochte ihn nur eine zu blinde Vorliebe für die alten Classiker über den Geist seiner eignen Sprache verblenden und gegen den Reim einnehmen, den er wenig oder nicht in seinen eignen Episteln, Satiren und Erzählungen angewendet hat. Unter den lebenden portugiesischen Autoren zeichnen sich aus: J. M. da Costa y Silva; J. A. de Macedo; J. F. de Castilho, der in seinem sechsten Lebensjahre erblindete; B. M. Curvo Semedo; J. Evangelista de Moraes Sarmento; J. B. Pimentel Maldonado und seine Schwester Marianna; drei andere Damen, die Viscondessa de Balsamao von der Familie Silva Pontas de Guimaraens, eine Frau die im hohen Alter noch lyrische Gedichte macht, Dona Francisca de Paula Pozzolo da Costa und Dona Leonor d'Almeida; M. C. S. d'Aguiar, ein sehr fruchtbarer, nicht ganz verdienstloser Trauerspielschreiber; D. T. J. Osorio de Pina Leitaõ, ein Brasilier; F. de Paula Medina e Vasconcellos, ein Eingeborener der Insel Madeira; J. B. Leitaõ d'Almeida Garrett und Luis da Silva Mozinho de Albuquerque, welche letztere Beide jetzt mit vielen Andern im Exile sind. Albuquerque hat schon ungemein Vieles geschrieben, und Almeida Garrett kann sich durch seine beabsichtigte Sammlung alter portugiesischer Romanzen, „Chaorus", ein großes Verdienst erwerben, wenn er sie nicht überarbeitet oder verstümmelt herausgibt. Ein episches Gedicht über die Kriege auf der Halbinsel hat Vasconcellos geliefert.

Unter den in der letzten Zeit verstorbenen Autoren nennen wir noch Joam Baptista Gomez, den ersten Tragiker der neuern Zeit, dessen „Nova Castro" großes Ansehen auf der portugiesischen Bühne behauptet; alsdann Nicolau Tolentino, einen nationellen Satiriker; Domingos Maximiano Torres, der Eklogen und Canzonen dichtete; Antonio Ribeiro dos Santos, einen eleganten Nachahmer Ferreira's, und den Brasilier A. P. Souza Caldas, einen guten Lyriker. Diese Nachrichten gibt das „Foreign quarterly review" nach dem Werke: „Parnaso Lusitano, ou poesias selectas dos auctores Portuguezas, antigos e modernos, illustradas com notas. Precedido de uma historia abreviada de lingua e poesia Portugueza" (5 Thle., Paris 1826). 153.

Das newyorker Packetboot, mit einer am Hauptmast befestigten und seitwärts ins Wasser geführten eisernen Stange als Blitzableiter versehen, wurde im April 1827 von einem heftigen Sturme überfallen und während desselben vom Blitze getroffen. Die Explosion war fürchterlich; das ganze Fahrzeug schien in Flammen zu stehn, und Schwefelgeruch füllte alle seine Räume; eine Beschädigung fand jedoch nirgend statt. Nur der untere, zufällig dünnere Theil des Blitzableiters war geschmolzen. Dagegen ward die merkwürdige Entdeckung gemacht, daß alle Compasse ihre Richtung verändert hatten und alle Chronometer stehen geblieben waren; ja, einzelne Theile derselben sowie sämmtliche Messer und Gabeln hatten alle Eigenschaften des Magnets angenommen. Auf einen ältlichen, kranken Passagier, der bewegungslos in der Kajüte lag, hatte die Erschütterung einen so heilsamen Einfluß, daß er von Stund an wieder Herr seiner Gliedmaßen war und, als das Schiff landete, sich ohne Unterstützung in seine Wohnung begeben konnte. S.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Mittwoch, — Nr. 23. — 23. Januar 1833.

Ueber Reinhart Fuchs in seinen verschiedenen Gestaltungen.

Erster Artikel.

(Beschluß aus Nr. 22.)

Erstes Buch. Zweite Fabel.

Isengrim's Fischfang.

Reinhart baut den Plan seiner Rache auf die Habsucht und Gier Isengrim's. Er begegnet diesem wieder und führt ihn zu einem Fischteiche, wo er Fische fangen soll, um seinen Hunger einmal vollkommen zu stillen. Da sie kein Netz zur Hand haben, so heißt Reinhart den Isengrim seinen Schwanz in das Wasser tauchen und in dieser Stellung so lange verharren, bis er die gehörige Last Fische daran merken würde. Dieses sei immer seine Art, Fische zu fangen, sagt er, und er habe sie stets gut befunden. Es geschieht dies aber zur Winterszeit, und Isengrim gefriert ein. Während der Wolf so der Fischerei obliegt, geht Reinhart in das benachbarte Dorf und stiehlt dem geistlichen Herrn daselbst einen Hahn. Dieser, der grade in der Kirche die Frühmesse liest, sieht den Dieb, macht Lärm und verfolgt mit der ganzen Gemeinde den Räuber. Bei dieser Gelegenheit wird der Ritus der katholischen Kirche etwas bespottet. Reinhart, der sich verfolgen sieht, flieht nach der Gegend hin, wo der Wolf im Wasser eingefroren steht, ruft ihm zu, sich zu retten und mit den bisher gefangenen Fischen sich zu begnügen. Anfangs nimmt Isengrim diese Mahnung für Scherz, als aber Reinhart wirklich das Weite sucht, und er selbst die Bauern von ferne mit Hacken, Gabeln und Stangen kommen sieht, will auch er sich davonmachen. Jetzt erst merkt er, daß Reinhart ihn übel angeführt habe; die herbeistürzenden Bauern schlagen auf ihn los, wobei er denn, da ein Schlag, den Aldrada, die Frau des Priesters, nach seinem Haupte führt, fehlgeht und seinen Schwanz vom Leibe trennt, frei wird und dem Walde zufliehet.

Bei dieser Fabel begnügen wir uns mit dieser kurzen Inhaltsanzeige. Sicher ist sie ganz und gar eine Hinzuthat des ersten Ueberarbeiters. Der bittere Spott auf den katholischen Klerus, der aber mehr generell als individuell ist, scheint dies allein schon sehr wahrscheinlich zu machen. Hierzu kommt noch, daß Isengrim nur in dieser Fabel von den Bauern gezüchtigt wird, da dies überall sonst nur von den Großen geschieht: ein Umstand, der die Fabel gleichfalls verdächtig macht, denn einen König konnten wol in jener Zeit die Großen, nicht leicht aber die Bauern züchtigen. Wichtig ist endlich auch Mone's Bemerkung, daß, da zu jener Zeit nur Klöster Fischereien hatten — wie denn auch dieser Fischfang in die Nähe eines irischen Klosters gelegt ist —, die Leute, welche den Wolf züchtigen sollen, ziemlich ungeschickt aus dem, wenn auch nicht fernen Dorfe geholt werden, da sie jedenfalls aus dem Kloster selbst näher zu haben waren. Geschichtlich läßt sich diese Fabel nicht erläutern. Wir wollen jedoch, ehe wir von dieser Fabel scheiden, noch die Art und Weise zeigen, wie hier die Glaubenslehren und der Ritus der katholischen Kirche verspottet werden. Immerhin bleibt diese Erscheinung wichtig, und wenn wir die daraus hervorgehende Ansicht von diesen Gegenständen auch nur einem aufgeklärten Manne des 12. Jahrhunderts beilegen dürfen, so ist es doch für dieses Jahrhundert immer kühn genug, also zu denken und zu schreiben. Da jedoch nicht alle solche Stellen sich wohl übersetzen lassen, so müssen wir eine oder die andere schon in Original geben.

Als der die Messe lesende Priester den Fuchs Reinhart das geraubte Huhn forttragen sieht:

„Salva festa dies!" so sang er, wie stets er der Feste
Morgen begrüßte; darauf: „Kyri" das Volk und „ole!" [1])
Salva festa dies doch versagte dem Herz und dem Munde,
Und sein Harm rief laut: „Vae tibi, mocsta dies!"
. . . . . .
„Wehe! die Messe, sie war der Tod des Hahnes, der immer
Weckte mich früh mit Gesang!" seufzte der Priester im Schmerz.
„Nicht mir frommte die Messe, dem Fuchs nur; ich schwör's beim Altare:
Besser, ich hätte versäumt zwanzig der Messen und mehr."

Nachdem Aldrada, die Frau des Priesters, den ertappten Wolf tüchtig abgeschimpft hat und ihn eben nun todtschlagen will, durch welchen Schlag jedoch, wie oben erwähnt, Isengrim frei wird:

Da demüthigen Wortes erfleht man der Heiligen viele,
Deren Namen das Volk stets im Gedächtniß bewahrt:
Nämlich den Heil'gen Osanna mit seiner Gemahlin Excelsis [2]),
Welchen vom Galgen sich einst Gott, wie man sagte, geraubt.

1) Kyrie eleison.

2) Osanna in excelsis. In bedeutet in altholländischer Sprache „und", daher das Volk wohl ein Ehepaar finden konnte.

Annen zugleich, der Phanuel einst, der König, die Wade
Stäubte, und welche des Herrn Mutter, Marien, gebar.
Alleluja sodann, einst Petri holde Gemahlin,
Welcher, als Mutter, entschwebt Michael, schwingenbegabt.[1])
Rotburgis und Helpvara, Beide den Flehenden freundlich,
Und Brigitta, des Viehs Schutz, so die Wölfe bekriegt.
Jenes Gestirn vor Allen sodann, wodurch, da geschwiegen
Sämmtliche Zeugen, erhielt Petrus das herrliche Rom.[2])

Den Reihen beschließt die heilige Pharaildis, deren Geschichte ziemlich weitläufig erzählt wird, weil sie, wie Mone bemerkt, die Schutzpatronin Belgiens war. Der Dichter gibt sie für die Herodias aus, die Tochter des Herodes, und sagt, sie sei sterblich in den heiligen Baptist (Johannes den Täufer) verliebt gewesen. Herodes habe dies mit Unwillen gemerkt und den Galan enthaupten lassen, worauf Herodias ewige Jungfrauschaft gelobt und den Namen Pharaildis angenommen habe.

Diese Vetteln und Andere, fährt der Dichter fort, welche Heilige zu nennen Sitte ist, fängt das Volk mit Versprechungen und Gelübden und ruft sie mit lauter Stimme also:

Bisque „pater nuster" secum et „cred-in-de" resolvit,
Quinque „dei paces" et „miserele" quater;
„Oratus fratrus, paz vobas' clamat et infert
„deus-gracis" finem, quando ferire parat. etc.[3])

Dies mag genug sein, den Geist des ersten Ueberarbeiters kennen zu lernen. Wir kommen jetzt zur dritten Fabel, der letzten des ersten Buches, welche jedoch, unserer Ansicht nach, sogleich auf die erste folgt, da wir die ganze zweite Fabel aus den angeführten Gründen für hinzugefügt halten. Diese dritte Fabel enthält nun eigentlich die Rache Reinhart's an Isengrim, weil ihn dieser um seinen Antheil an der Beute so schmählich prellte.

Erstes Buch. Dritte Fabel.

Isengrim der Feldmesser.

Der Eingang dieser Fabel enthält die Beileidsbezeigungen Reinhart's, daß seinem Freunde solch ein Leid bei seinem Fischfange widerfahren sei. Er ist natürlich vom Ueberarbeiter hinzugedichtet, um Dasjenige, was er eingeschoben hatte, mit dem darauf Folgenden in Verbindung zu bringen. Für uns beginnt demnach diese Fabel mit V. 1333, welchen wir füglich auf V. 558 folgen lassen können, ohne daß der Zusammenhang dadurch unterbrochen wird.

Der Wolf verhöhnte, wie wir sahen, am Ende der ersten Fabel, den von ihm betrogenen Fuchs. Reinhart verbarg damals seinen Unmuth, beschloß jedoch, sich zu rächen. Als Isengrim und Reinhart bald darauf einander wiederum begegnen, entschuldigt ersterer seinen frühern Betrug und verspricht jetzt, wenn er ihm irgend eine Beute zuweisen könne, gerecht zu theilen; Reinhart entsagt jedoch für immer jedem Theile an ihrer gemeinschaftlichen Beute, und Isengrim läßt sich dies, ohne Argwohn deshalb zu hegen, recht wohl gefallen. Er sei nicht so weise, sagt er, daß er nicht weiser werden könne; Eines aber wisse er und werde stets es wissen, das Dargebotene zu verzehren. Da kommst du grade gelegen, sagt Reinhart; denn hier nahebei haben vier Brüder seit längerer Zeit schon miteinander Streitigkeiten. Die vier Widder, Joseph, Bernhard, Calvasian und Belin, können sich nicht über die Trift vereinigen; gehe demnach mit mir hin und theile sie ein, wie schon dein Vater sich unter ihnen als Eintheiler zeigte. Isengrim geht sogleich mit Reinhart fort; als er aber die Hörner der Widder sieht (nicht ohne Bedeutung hier „Thürme" genannt), fühlt er doch einige Scheu und will nicht theilen. Reinhart spricht ihm jedoch Muth ein, und Isengrim verlangt jetzt nur noch, die Zähne der Widder zu sehen, um ganz sicher zu gehen. Nachdem ihm darin genügt worden ist, ruft er den Widdern zu, er wolle sie auffressen; drei von ihnen sollten einstweilen sich hinwegbegeben, so wollte er den einen verzehren, oder einer solle von ihnen gehen, so werde er drei zerreißen. Er zeigt darauf seine Zähne. Die Widder ersinnen List und bitten ihn, zuvor die Trift gehörig einzutheilen, dann möge er alle viere verspeisen. Sie würden sich für jetzt alle viere von ihm nach vier Seiten hin gleichweit entfernen, daß er gerecht theilen könne. Sei dies geschehen, so möge er nur rufen, und sie würden kommen. Der Wolf geht diesen Vorschlag ein, und die Widder nehmen ihre Stellungen, strecken die Hörner vorwärts und stürzen verabredetermaßen zugleich auf Isengrim los, sodaß ihn zwei Widder in die Seiten stoßen, der dritte aber vor den Kopf und der vierte an das Hintertheil. Sie stoßen so stark, daß Isengrim halbtodt niedersinkt. Darauf rufen sie den Reinhart herbei, und alle fünfe spotten des ohnmächtig daliegenden Wolfs, wobei ihn die Widder noch tüchtig stoßen. Dann aber gehen sie ihrer Wege und lassen den übel zugerichteten Feind liegen.

Geschichtliche Nachweisung.

Bei dieser Fabel können wir, wie kaum sonst wo, die Geschichte Zwentibolk's bis in die kleinsten Umstände zur Erläuterung benutzen. Annalista Saxo sagt bei dem Jahr 897: „Die Grafen Stephan, Odacar, Gerhard und Matfrid verlieren die von dem Kaiser Arnulf ihnen verliehenen Würden, und Zwentibolk kommt mit einem Kriegsheere nach Trier, besetzt ihr Gebiet und vertheilt ihre Ländereien unter seine Anhänger. Für sich aber behielt er das claustrum ad horrea und das claustrum St.-Petri, Metis situm" (Metz oder Mezières?). Hier hätten wir also die vier Widder, deren Trift Isengrim eintheilen wollte, wie schon sein Vater unter ihnen getheilt hatte, und deren Hörner Isengrim fürchtete und, wie der Erfolg zeigt, mit Recht zu fürchten hatte. Offenbar nämlich sind ihre Hörner ihre Burgen, daher Isengrim sie auch als Thürme bezeichnet, und diese konnte er nicht in seine Gewalt bekommen, denn die Grafen blieben im Lande und erschienen kurz darauf auf dem Tage zu Worms als Kläger gegen Zwentibolk. Für jetzt aber kam Zwentibolk den vier Grafen unerwartet; sie hatten sich nicht gerüstet, daher

1) Der Erzengel Michael, den man hier als einen Sohn der heiligen Alleluja kennen lernt.
2) Etwa Constantinus magnus?
3) Pater noster; credo in unum Deum; da pacem; miserere nobis; orate fratres, pax vobis; Deo gratias.

Isengrim die Zähne der Widder nicht furchtbar findet und trotzig ihnen die seinigen (sein Kriegsheer) zeigt. Nach der Geschichte theilte er zwar fürs erste ihre Länderein unter seine Anhänger aus, mußte jedoch in demselben Jahre noch Alles wiederherausgeben, da Kaiser Arnulf auf dem Tage zu Worms die Grafen in Schutz nahm. Der Dichter greift demnach dem Gange der Ereignisse nur ein wenig vor, und läßt den Isengrim nicht erst die Theilung vollbringen. Unter dem Widder Joseph ist der Graf Stephan gedacht; der Widder Colvarian ist der Graf Odacar; der Widder Belin der Graf Matfrid und der Widder Bernhard der Graf Gerhard. Odacar und Matfrid kommen auch noch unter andern Namen vor. *)

Ludwig Ettmüller.

Neue Zeitschrift für die Geschichte der germanischen Völker. Von dem Thüringisch-sächsischen Vereine für Erforschung des vaterländischen Alterthums und die Erhaltung seiner Denkmale, herausgegeben durch den zeitigen Secretair des Vereins, Karl Rosenkranz. Erster Band, erstes bis drittes Heft. Mit Steindrucktafeln. Halle, Anton. 1832. 8. Der Band von vier Heften 3 Thlr.

Unter den verschiedenen Vereinen, welche in den letzten zehn bis zwölf Jahren in Deutschland neu begründet worden sind, hat unstreitig der Thüringisch-sächsische Alterthumsverein das sonderbarste und beklagenswertheste Schicksal erfahren. Wir brauchen das letztere Beiwort ganz besonders, weil eine in Liebe und Harmlosigkeit begonnene Unternehmung, die ersprießliche Folgen versprach, durch die Veröffentlichung derselben untergegangen ist. Wer wie Ref. es weiß, mit welchem Eifer und in welcher echt patriotischen Gesinnung die am 8. Oct. 1819 auf dem alten Schlosse Saaleck, zwei Stunden von Naumburg, versammelten Freunde die Begründung jenes vaterländischen Vereins unternahmen; wer ferner Zeuge gewesen ist, mit welchem Eifer und mit welcher Aufopferung an Zeit und Mühe der Landrath Lepsius und mit ihm der verstorbene Lange in Pforte (denn Dr. Ilgen hat nur wenig für den Verein geleistet) die beabsichtigten Zwecke zu fördern bemüht waren; und wer nun sieht, in welchem traurigen Zustande der genannte Verein seit seiner Uebersiedelung nach Halle sich befunden hat, — der wird sich in der That eines schmerzlichen Gefühls nicht erwehren können, daß so viele Kräfte fast nutzlos versplittert worden sind und ein so edler Zweck nur zu so geringen Resultaten geführt hat. Ja, man wird dies um so mehr beklagen müssen, da ähnliche Vereine wie der voigtländische, leipziger, nassauische und andere, welche auf Anregung des Thüringisch-sächsischen Vereins gestiftet wurden, schöner und kräftiger gedihn sind.

Der Leser wird nach den Ursachen dieser fehlgeschlagenen Hoffnung fragen. Wer den im ersten Heft der vorliegenden Sammlung enthaltenen Jahresbericht vom 15. Oct. 1829, das Circularschreiben an die Mitglieder vom 18. Dec. 1831, und die Expectorationen in H. 2, S. 112, gelesen hat, wird sich Manches selbst deuten können. Doch wollen wir in der Kürze noch Einiges ergänzen. Der Verein begann zu sinken, wie er im Jahre 1823 nach Halle verlegt und aus Lepsius' treuer Obhut genommen ward, den nur überhäufte Amtsgeschäfte einer Direction entziehen konnten, in welcher er so Bedeutendes geleistet hatte, wie unter Andern die interessanten drei Jahresberichte des Vereins, die unter seiner Leitung erschienen, hinlänglich bezeugen. In Halle fand der Verein gleich von Anfang an geringe Theilnahme, sowol bei den Mitgliedern der Universität als bei den Bewohnern der Stadt. Der sehr ehrenwerthe Berghauptmann von Veltheim, jetzt zum Präsidenten des Vereins gewählt, fand nur wenige Zeit für die Geschäfte eines Vereins, dem er sich nicht gut ganz entziehen konnte, und sein correspondirender und ordnender Secretair, Prof. Kruse, wollte gleich mit einem Male zu viel erreichen und dem Vereine durch „organische Bestimmungen", durch „Präsidial-Conferenzen" und ähnliche sesquipedalia verba einen Glanz geben, der die frühern, bescheidenen Leistungen zu überstrahlen schien. Aber vergebliche Mühe; das Ministerium in Berlin konnte bei aller Liberalität und Begünstigung wissenschaftlichen Strebens nicht die einzelnen Sätze der neuen, vom Prof. Kruse entworfenen Statuten gutheißen, in denen unter Anderm der Verein sich das Recht des sogenannten Findeleuchtens, ganz gegen die Rechte der Grundbesitzer, zueignen wollte, vom Ministerium einen Beitrag zu den Verwaltungskosten verlangte und für den Secretair (einer Privatgesellschaft) eine Vermehrung seines Diensteinkommens in Vorschlag gebracht hatte. Das Letztere war in der That sehr naiv. Auch die Eigenschaft eines mit der Universität verbundenen Instituts sollte lange Zeit dem Vereine nicht zugestanden werden, die Portofreiheit vermochte er ebenfalls nicht zu erlangen, und so mühte sich Präsidium und Vicepräsidium (erst Prof. Sprengel, dann seit 1827 der geschickte Arzt zu Halle, Dr. J. N. Weber) und Secretariat vergeblich ab, die Mitglieder zur regen Theilnahme und zur — Zahlung der Beiträge anzuhalten. Die meisten Mitglieder waren schlechte Zahler, die halbe Armee, konnte man mit der Marketenderin in „Wallenstein's Lager" sagen, stand in des Kassirers Buche, und auch dies hinderte wol manche Unternehmung. Dazu kam noch der sonderbare Gedanke, ein Corpus scriptorum rer. Germanic. antiquiss. usque ad a. 500. p. Chr. n. herauszugeben. Wir ersehen zwar aus H. 2, S. 113, der vorliegenden „Zeitschrift", daß diese Herausgabe nicht von dem Präsidium und Secretariat des Vereins übernommen worden ist, aber man konnte bei der ersten Ankündigung in Kruse's „Zeitschrift" Bd. 2, H. 3, S. 151 fg., nicht anders glauben, als daß der Verein dabei betheiligt sei. Und da mußten sich denn selbst Mitglieder des Vereins wundern, wie man bei so geringen Vorarbeiten von Seiten des Vereins ein so weitschichtiges Unternehmen beabsichtigen und den seligen Hofrath Schütz an die Spitze stellen konnte. Denn unser, in seiner Jovialität so höchst liebenswürdige Schütz konnte es freilich bei seiner Gutmüthigkeit nicht abschlagen, eine solche Redaction auf seinen Namen zu nehmen, würde aber trotzdem selbst bei längerm Leben gewiß nie auch nur einen Federstrich für das Corpus gethan haben. Wer in den letzten zehn Jahren in Schütz'ens Nähe lebte, wird es zugeben, daß es ein großer Mißgriff war, grade ihn zu wählen. Hr. Kruse aber, ein gelehrter Mann und von einem gewiß sehr guten Willen, war durch andere literarische Arbeiten und pädagogische Geschäfte zu sehr in Anspruch genommen, als daß eine thätige Theilnahme an dieser Redaction zu erwarten gewesen wäre. Jetzt hat Herr Rosenkranz jenes Geschäft ganz aus dem Bereiche des Vereins gewiesen und dringend gebeten, ihn mit allen Anfragen zu verschonen, indem die Beantwortung allein dem Hrn. Kruse obläge. Also dürfte wol das bekannte parturiunt montes hier eintreten.

Nach Hrn. Kruse's Abgange hat Hr. Prof. Lorentz nach Kräften gestrebt, dem Vereine nützlich zu sein, aber nach seinen Aeußerungen in H. 1, S. XII — XXIII, ohne großen Erfolg und auch — wie wir glauben hinzusetzen zu dürfen — ohne sonderliche Freude. Ihm hat sich jetzt in Petersburg ein besserer Wirkungskreis aufgethan. Mit Lust und Kraft scheint sich nun Hr. Rosenkranz des verwaisten Kindes anzunehmen, und allerdings berechtigen die bisherigen Leistungen dieses thätigen Gelehrten zu erfreulichen Erwartungen, die sich auch namentlich in der vorliegenden „Zeitschrift" offenbaren werden. Das Redactionsgeschäft liegt ihm größtentheils allein ob, und dies ist wahrlich da nicht leicht, wo die Mitglieder so sehr zerstreut sind, wo so viele von den 188 Mitgliedern, unter denen 63 Ehrenmitglieder sind (H. 2, S. 112), sich nur Anstands wegen zum Beitritt entschlossen haben und die thätige Mitwirkung derselben stets nur

*) Der zweite und dritte Artikel folgen im Februar und März. D. Red.

sehr bedingt ist. Verf. will indeß kein Unglücksprophet sein. Auch ihm liegt das Blühen und Gedeihen des Vereins sehr am Herzen, und er gibt sich gern der Hoffnung hin, daß die neue Organisation gute Früchte tragen werde.

Zunächst verdanken wir der neuen Redaction die Besorgung der vorliegenden drei Hefte, mit denen die „Neue Zeitschrift für die Geschichte der germanischen Völker" hervortritt. Der veränderte Titel fand seinen Grund in der richtigen Bemerkung des Herausgebers (H. 1, S. VI), daß „in einem Kreise geschichtlichen Lebens sich Alles gegenseitig erläutere", der wir ebenso gern unsere Beistimmung geben als der frühern Aeußerung des Herrn Prof. Lorenz, daß „für die Zeitschrift des Vereins jeder Aufsatz, außer den historisch- und geographisch-antiquarischen Untersuchungen, der über Verfassung des Staats und der Kirche, über Eigenthümlichkeiten des deutschen Lebens, über Sitten und Gebräuche, über ausgezeichnete Menschen und ihre Einwirkung auf die Nation ein neues Licht verbreitet, vorzugsweise willkommen sein würde." Allerdings ist schon in diesen Heften eine größere Mannichfaltigkeit sichtbar, die aber noch mehr gesteigert werden muß, wozu die Worte des Herausgeb. in H. 1, S. IX, gegründete Hoffnung machen. Er selbst verspricht Arbeiten über die Zauberer des Mittelalters, über den Einfluß des Boethius auf die Literatur des Mittelalters, über nordische Mythologie, über eine Archäologie des Mittelalters u. a. m. und erwartet von Freunden geschichtliche und artistische Aufsätze über mittelalterliche Gegenstände. Aber schmerzlich vermißt man in der Liste der Mitglieder den Namen der Gebrüder Grimm. Soll ein Verein für deutsche Geschichte ohne sie unternommen werden? Auch die Namen Benecke, Graff und Koberstein sucht man vergeblich unter den Ehrenmitgliedern sowie unter den correspondirenden und ordentlichen Mitgliedern.

Den größten Theil des ersten Heftes füllt ein Aufsatz von Hrn. Director Hesse in Rudolstadt über das sogenannte kevernburgische Gemälde und die Geschichte des Schlosses Kevernburg. Diese durch außerordentliche Belesenheit in Allem, was auf die thüringische Geschichte Bezug hat, und eine besonnene Kritik ausgezeichnete Abhandlung ist ein würdiges Seitenstück zu des Verf. Beschreibung der Rothenburg, zu Wilhelm's Schrift über Memleben und zu Lepsius' Aufsatz über die Rudelsburg. Aehnliche Monographien würden der Zeitschrift stets zur großen Zierde gereichen, da sie durch Erläuterung von Details der ausgedehntern Geschichtsforschung trefflich in die Hand arbeiten. Dieser Abhandlung zur Seite, als die zweite an Vorzüglichkeit, stellen wir den Aufsatz des seitdem verstorbenen Wilhelm (H. 2, S. 93—103) über das sächsische Castell Hocseburc oder Saochseburg (die hohe Sachsenburg an dem Passe der Unstrut nach der goldnen Aue), ein schätzbarer und wohlgeschriebener Aufsatz zur Geographie des Mittelalters.

Von nicht geringem Interesse für solche Historiker, welche, wie Jakob Grimm in seinen „Deutschen Rechtsalterthümern", das Volksthümliche in Sprache, Sage, Gebrauch mit Sinn und Geist aufzufassen verstehen, sind die Localitäts- und Geschichtverzeichnisse, welche nach der Auffoderung des Thüringisch-sächsischen Vereins von Landräthen, Predigern und städtischen Beamten gewünscht worden sind, indem solche Ausführungen die höhere Forschung gewiß in einem nicht geringen Grade erleichtern und befördern. Dieser Veranlassung verdanken zwei Aufsätze, einer in H. 2, über den mansfeldschen Seekreis, der andere (H. 3) über die Stadt und Flurmark Freiburg (beide im preußischen Herzogthum Sachsen), ihre Entstehung. Der erste enthält nach den Anfragen des Vereins die einzelnen Notizen mit den Worten der einzelnen Prediger, die sich der Auffoderung des Landraths von Münchhausen, der hier das Organ des Vereins war und auch die Einsendung an denselben besorgte, angeschlossen haben, und bietet in bunter Reihe ein Gemälde verschiedenartiger Einzelnheiten, freilich von sehr geringer Erheblichkeit. Das Protokoll über die Stadt und Flurmark Freiburg ist die Arbeit des dasigen Stadtsecretairs Winkler, aber ebenfalls nur von schwachem Interesse. Die ordnende Hand eines Mannes von Fach wird freilich aus beiden Aufsätzen viel wegschneiden müssen, und die Frage liegt daher sehr nahe, ob die Collectaneen in dieser Gestalt wol zum Drucke geeignet waren. Zur Vervollständigung der verschiedenen Kategorien und Rubriken, nach welchen solche Verzeichnisse ausgearbeitet werden müssen, theilt Hr. Rosenkranz einen Abschnitt aus der sach- und gedankenreichen Schrift des Hrn. Preusker zu Großenhain: „Ueber Mittel und Zweck der vaterländischen Alterthumsforschung", mit (H. 2). Von demselben Forscher finden sich in H. 3 mehre kleine antiquarische Mittheilungen, unter denen wir uns besonders gedrungen fühlen auf seine Worte über die deutsche Alterthumsforschung der neuesten Zeit (S. 86 fg.) aufmerksam zu machen, und sein Bedauern, daß man von der Ueberschätzung zur Nichtachtung der deutschen Alterthümer gekommen sei, hier wiederholt und mit unserer gänzlichen Zustimmung auszusprechen. Die übrigen Aufsätze übergehen wir als weniger bedeutend. Sie enthalten wenig oder gar nichts Neues, wie der Aufsatz des Pastors Kessel über die naumburgisch-zeizischen Münzen (H. 1), der nur von einer neuen, und doch dazu von einer falschen Münze zu sprechen weiß. Aus der Chronik des Vereins haben wir schon Einzelnes mitgetheilt. Daß in H. 2. des Todes des Hrn. Dr. Wilhelm gedacht wurde, war nicht mehr als billig; aber ein Mann, der sein ganzes Leben an die Erforschung deutscher Alterthümer gesetzt hatte, der recht eigentlich zu den Wenigen gehörte, welche das belebende Princip, die Seele des Vereins bildeten, hätte nach unserm Dafürhalten einen ausführlichern Nekrolog verdient. Ref. kannte den wackern Verstorbenen und ist nie von ihm geschieden, ohne mit herzlicher Achtung gegen seine edle Persönlichkeit und sein tüchtiges, ganz uneigennütziges Streben erfüllt zu werden. Seine geschichtlich-geographischen Werke werden seinen Namen durch die Gründlichkeit der in ihnen enthaltenen Forschungen bei verdientem Ansehn erhalten; aber auch die Art und Weise seiner Darstellung, der gefälligen Einkleidung, die nicht allen Aufsätzen über deutsche Alterthümer nachgerühmt werden kann, und seinem lebendigen Sinne für alles Schöne und Gute gebührte eine dankbare Anerkennung. Have cara anima!

Wir schließen unsere Anzeige mit dem aufrichtigen Wunsche, recht bald wieder in diesen Blättern über gediegene Aufsätze in der Zeitschrift des Hrn. Rosenkranz berichten zu können. Die Zeit ist freilich solchen Bestrebungen und Erinnerungen an die Vergangenheit ungünstig; um so größer aber wird das Verdienst Desjenigen sein, der solchen Bestrebungen einen Mittelpunkt darbietet und von demselben aus thätig die Wissenschaft zu fördern bemüht ist. 89.

Notiz.

Ein Zeitungsartikel aus Kalkutta erregte vor einiger Zeit in London großes Aufsehen, und man war nahe daran, den Gegenstand in eine öffentliche Berathung zu ziehen, so allgemein und laut hatte besonders das schöne Geschlecht seine Misbilligung durch ein shocking indeed zu erkennen gegeben. Die Anzeige lautete folgendermaßen: „Frauenverlosung. Es wird hiermit bekannt gemacht, daß wieder sechs niedliche junge Damen mit zwei süßen Kindern von Europa gekommen, alle mit blühenden Rosen auf ihren Wangen, mit Liebenswürdigkeiten reichlich ausgestattet und von höchst schmiegsamen Temperamente. Sie sollen hart an der britischen Galerie verloost werden, das Loos kostet 12 Rupien und die höchste Nummer gewinnt die bezauberndste." Bei genauer Untersuchung zeigte es sich aber, daß ein Modenhändler auf diese Art seine Waaren scherzhaft angepriesen. 160.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Donnerstag, — Nr. 24. — 24. Januar 1833.

Taschenbücherschau für 1833.

Vierter Artikel.*)

Vergeblich war unser Harren auf zwei gehoffte Erscheinungen im Bereiche der Almanachsliteratur, Tieck's „Novellenkranz" und das bei Cotta erscheinende, aber diesmal nicht minder wie im vorigen Jahre ausgebliebene „Damentaschenbuch". Mit beiden gedachten wir in unserer Taschenbücherschau für 1833 einen würdigen Abschluß machen zu können, der sich nun ohne dieselben vollziehen muß. Gleichwol findet sich unter der letzten Reihe, die wir hiermit dem geneigten Leser vorführen, des Interessanten, ja des Bedeutsamen noch mancherlei; nur darf der Blick nicht ermüden, unter vieler Spreu ein seltenes Körnlein aufzuspähen. Spindler entfaltet uns die Kunst seines Talents, obwol die näher zu besprechenden Productionen seines vorliegenden Taschenbuchs den gehaltvollen Werth seiner frühern größern Romane und Sittengemälde beiweitem nicht erreichen. L. Kruse, der alte rüstige Däne, liefert zwei treffliche Lebens- und Seelenbilder, und W. Blumenhagen scheint sich mit der zweiten seiner beiden hier vorgeführenden Novellen mit der Kritik versöhnen zu können. Zum Frommen der Kunst mag somit ein näheres und ernstliches Eingehen in die Leistungen der sechs vorliegenden Büchlein erfolgen.

13. Vergißmeinnicht, von C. Spindler.

Durch einen trefflichen Druck und eine Galerie von Kupfern aus Spindler's ältern Romanen hat die Hallberger'sche Verlagshandlung in Stuttgart den vierten Jahrgang dieses „Vergißmeinnicht" trefflich ausgestattet. Mit dem Clauren'schen Taschenbuche von gleichem Titel hat das vorliegende die Gleichförmigkeit des Inhalts von einem und demselben Verfasser gemein, wobei jedoch der Leser die Mannichfaltigkeit der Productionen entbehren muß, die den eigenthümlichen Reiz in solchen Zusammenstellungen zu einem Paradebüchlein ausmacht. Jede der drei hier mitgetheilten Erzählungen versetzt uns in eine andere Localität: „Der Liebestrank" nach Spanien, „Die Pest zu Marseille" gibt selbst ihre heimische Oertlichkeit an, und „Die Geleitstage" führen uns corsische Natur vor Augen.

Wenn wilde Hast ein edler Eifer, Erhitzung Begeisterung und thierische Entzündung Liebe genannt werden dürfte, dann wäre Spindler einer unserer brillantesten Romandichter. Bei ihm ist nur allzu oft bloße Erhitzung, was den Poeten selig begeistert; niedrige Begier zeichnet er da, wo Andere ein Entzücken der Seele und eine Herzensneigung schildern; Haß, Jähzorn, wilde Wuth, das sind seine Farben, mit denen er glücklich malt, sodaß Züge aus dem Mittelalter ihm besonders gelingen; aber er muß auch dann treufleißig gestalten, weil ihm der blitzende Humor, der plötzlich seine Leuchten zündet, versagt ist. Man kann nicht leugnen, daß auch gegenwärtige Erzählungen in einem sorgfältig gehaltenen Styl verfaßt sind, den die pathetische, kothurnartige Stimmung Spindler's nie flüchtig werden läßt; allein die Stoffe sind doch, besonders in dem „Liebestrank", ganz wild und wüst durcheinander geschleudert und nicht dargestellt, sondern hingestürzt. Lüsterne Weiber, die dem König von ihren Brüdern verkauft werden, während die erwählten Liebeshelden vor Wuth schäumen und zittern, Autodafés, Stiergefechte, als Seitenstücke der Liebeshändel, Mädchenentführungen, abgelebte Cardinäle mit dem Zipperlein, jüdische Trödler, Giftmischer, Hexenmütter, Räuberhöhlen, spanischer Katholicismus, alle diese Farben kennt Spindler und hat sie sicher auf seiner Palette; sein Pinsel wird aber von den wüsten Elementen, die er bewältigen will, selber bezwungen, und so mischt er ein Gemälde voll Wirrwar und Rohheit zusammen, daß der Duft, der der schlechten Oelmischung entsteigt, anwidert. Der Faden, der durch jene heißentbrannten Scenen, die uns auf spanischem Boden vorgeführt werden, sich hindurchschlingt, ist dünn und doch verworren. Ignazia, ein glühendes Weib, liebt den Verlobten ihrer Feindin, der sie bisher mit Verachtung behandelte. Sie gibt ihm einen Liebestrank, nach dessen Genuß er für sie alsbald entbrennt und ihr mit zitternder Wuth auf allen Wegen und Landstraßen wie vom Bösen besessen grabezu nachläuft. Der Trank, den er genossen, höhlt ihn aber durch und durch aus und magert ihn dergestalt zum Gerippe seiner selbst ab, daß Ignazia vor ihm entsetzt flieht, als er sie aus dem Kloster befreit. Der von der Furie der Begier getriebene Mariano läßt aber nicht von ihr ab; er befreit sich aus den Händen von Räubern, aus den Ketten des Gefängnisses und tummelt sich halb wahnsinnig vor Sehnsucht tausendfach umher, ohne den Besitz der Geliebten zu erlangen, bis der Giftmischer, den Ignazia als den Zeugen ihrer Schandthat bei Seite schaffen will, ihr selbst den tödtlichen Becher kredenzt. Mit ihrem Tode hört der Zauber des Liebestrankes auf, und Mariano, der unterdessen auf die Galeeren geschmiedet wurde, kommt aus seinem traumartigen Taumel wieder zu Sinnen und versöhnt sich reuig mit seiner Verlobten.

„Die Pest zu Marseille" ist mit so flüchtig skizzirten Romanverhältnissen durchzogen, daß das Product nicht füglich eine Novelle heißen kann. Die Menschen, die hier zu feindlichen oder freundlichen Gruppen zusammentreten, sind so rasch abgeschattet, daß man bei der Hast, wie sie kommen und verschwinden, gar kein Interesse für sie haben kann. Dagegen ist das Gemälde der marseiller Pest mit allen Glutfarben, die Spindler in reichstem Maße bei Schilderungen dieser Art zu Gebote stehen, ausgestattet. — „Die Geleitstage" bringen es auch zu keiner individuellen Gestaltung und begnügen sich mit Darstellung corsischer Naturen, an die sich einige schlaff zusammenhängende und schlotternde Scenen anknüpfen.

14. Huldigung den Frauen, herausgegeben von Castelli.

Dieser elfte Jahrgang des eben genannten Taschenbuchs ist mit einigen aus den Erzählungsstoffen des Inhalts entlehnten weiblichen Bildnissen geschmückt, deren Zeichnung jedoch nicht jedes Mal wohlgerathen genannt werden kann, und die sämmtlich von dem Titelkupfer übertroffen werden, das die Erzherzogin Sophie, geborene Prinzessin von Baiern, darstellt. Die

*) Vgl. Nr. 299—301, 319, 320, 336 u. 337 d. Bl. f. 1832. D. Red.

Wirklichkeit beschämt hier einmal auf schlagende Weise die Phantasie des Künstlers und die Copie des Wirklichen überbietet hier an Hoheit und Anmuth alle Erfindung. Der literarische Inhalt des Büchleins, der die erwünschte bunte Mannichfaltigkeit nicht vermissen läßt, bietet zunächst eine Novelle von L. Kruse: „Frau und Magd". Kruse, ein Veteran deutscher Novellistik, ist nicht in jener romantisch-historischen Schule erwachsen und alt geworden, die so viel Unpoesie in die Dichtkunst hineingeschleppt hat; er hat durchaus seinen eignen Cyklus selbstgeschaffener Ideen und Figuren, die er mit vieler Durchdringung der blos äußerlich schimmernden Schale ausprägt. Jene romantischen Sudler reihen einige historische Scenen aneinander und denken, wenn sie eine romantische Localität, sei's aus Reisebeschreibungen oder aus eigner Anschauung getreulich abstrahirt und ausgeputzt haben, ihr schlotterndes Machwerk, das nicht niet- noch nagelfest ist, sei dann romantische Poesie. Kruse kennt und liebt die Romantik immitten des bürgerlichen deutschen Lebens der Gegenwart; er schildert gern Herzensangelegenheiten im Conflict mit äußern Verhältnissen, schafft aus dem Schatze wohlerworbener und treffender Menschenkenntniß plastisch lebendige Wesen, weist den Stufengang, das Steigen und Sinken der innern Regungen seiner Personen nach und macht — was ihn von jenen historischen Romantikern wesentlich unterscheidet — eine Katastrophe, um die er seinen Stoff vertheilt und herumlegt, sodaß man am Ganzen Zweck und Plan, Anfang, Mitte und Ende absieht, was an den Spindler'schen Novellen oft vergeblich zu suchen sein möchte. Ein junges seelenvolles Mädchen, das nach H. kommt, um nach des Vaters Tode irgendwie einen Dienst zu suchen, ist die Hauptheldin der oben genannten Novelle von Kruse. Mariannens Wesen ist die verzichtende Unschuld, die sich den, wenn nicht heiter, doch rein bleibenden Urgrund ihrer Seele mitten im Contrast gegen Welt und Menschen bewahrt und mit jener stillen duldenden Apathie sich rüstet, die sie von der eigensüchtig strebenden und zusammenraffenden Lebenslust und Lebensgier der meisten Menschen gar sehr unterscheidet. Der leichte Hauch der Fröhlichkeit ist von Mariannens Antlitz fortgewischt, eine innere Seelenerfahrung hat ihr Gemüth schon früh gereift. Ihre Halbschwester, bei der sie in der Stadt einen Zufluchtsort sucht, findet sie krank; ein bildschönes Kind, das dieselbe für das ihrige ausgibt, um das sich jedoch eine vornehme Dame oft und angelegentlichst erkundigt, liegt neben der angeblichen Kindbetterin. Aus den Zügen der kleinen Aglaja spricht Mariannen ein unnennbares, geheimnißreiches Etwas an; sie kann von dem Kinde nicht lassen und beschließt, nach der Schwester Tode seine Mutter zu sein, obwol die Ahnung, es gehöre dem niedern Kreise nicht an, immer mehr sich zu bestätigen scheint. Frau von Strahlenheim, die vornehme, reizende, verführerisch schöne Dame, nimmt Mariannen in ihren Dienst und eröffnet derselben in einer Stunde vertrauter Mittheilung, wie sie einen jungen schwermüthigen Mann gefesselt habe und mit ihm einem schönen Bündniß entgegensehe. Marianne muß ihr eignes Liebesgeheimniß, das an ihrem stillen Herzen nagt, offenbaren, und aus den gegenseitigen Herzensergießungen zwischen Frau und Magd ergibt es sich, daß der Gegenstand ihrer beiderseitigen Neigung derselbe ist. In dem Landschlosse einer Edelfamilie, wo Marianne Erzieherin der jüngern Kinder gewesen war, hatte der Sohn des Hauses zu ihr eine innige Liebe gefaßt. Je sanfter und stiller er liebte, desto mehr prägte sich auch in ihrem Herzen sein Bild tief ein, und erst als seine unterdrückte Neigung in eine schleichende Krankheit auszuarten begann, entschloß sie sich, den Kreis der Familie, dessen Ruhe sie nicht weiter gefährden wollte, zu fliehen. So kam sie nach H., und Gustav, der sich auf Reisen zerstreuen wollte, wurde eben dort von den Reizen der Frau von Strahlenheim gefesselt. Vor der Thür treffen sie unvermuthet aufeinander. Man hatte dem jungen Manne die Unschuld seiner frühern Geliebten verdächtigt; jetzt sieht er sie mit dem Kinde im Arme das Haus seiner Verlobten für immer wie eine Flüchtige verlassen, und ihre schwankenden Worte erregen von Neuem den falschen Verdacht, den seine Braut nicht ermangelt zu erhärten. Schon ist der Hochzeittag bestimmt, da bricht in der Straße Feuer aus, wo die Näherin, die das Brautkleid fertigt, wohnt. Gustav eilt hinzu: Marianne selbst ist die Näherin, die, das gerettete Kind im Arme, das er für das ihrige, sie für das seinige hält, durch die Flammen schreitet. Auf der Leiter schwankt ihr Schritt, während hinter ihr der brennende Giebel zusammenstürzt; Gustav fliegt ihr entgegen und bringt sie in Sicherheit. Im Zimmer seines Vaters erwacht die Ohnmächtige; das Räthsel mit dem Kinde löst sich, die Strahlenheim ist die Mutter, sein Vater bleibt unbekannt, und Gustav wechselt die Braut, nachdem sich die ursprüngliche Liebe aus der Verirrung des Lebens frisch herausgeschält hat. Die endliche Abfertigung der Kokette ist höchst originell erdacht. — Kruse's Styl ist bald zu salopp, bald in eingeschachtelten Perioden zu schwerfällig gedehnt; der Ausbruch des bedeutsamen Feuers hätte besser motivirt werden sollen, und das Dunkel, das über dem Vater des Kindes schwebt, möchten wir fortwünschen; aber bei alledem sind doch menschliche Wesen, besondere Individualitäten, für die man sich interessiren kann, hingestellt und die innerlichen wie äußerlichen Beziehungen verschiedener, fertig und klar gezeichneter Persönlichkeiten zu einem Conflict und einer Katastrophe geschickt zusammengefaßt und geordnet.

Die andern prosaischen Erzeugnisse des wiener Taschenbuchs sind weniger eigenthümlich und bedeutsam und verrathen fast sämmtlich die glückselige Gutmüthigkeit der wiener Verfasser, die sich noch an Gebilden und Formen ergötzen, welche in Niederdeutschland längst in das Register des Veralteten eingetragen sind. „Die Rache des Dämons", eine romantische Erzählung von Kuffner, in welcher sich der Held dem Teufel verschreibt, um die Geliebte zu erlangen, kann nur in Wien so äffisch und pfäffisch erzählt werden. Selbst der Styl ist kindisch wienerisch.

Werthvoller erscheint die wiener Lyrik, denn hier ist naiv und kindlich, was in einer höhern Form der Poesie als schlaff und nachlässig gerügt werden muß. Wir finden freilich hier auch viel inhaltsleere Sehnsuchts-, Mondschein-, Frühlings-, Dämmerungstöne, die gewöhnlichen Dilettantenstückchen; allein außer manchem erfreulichen Liede: einen gefühlvollen Liebesseufzer „Zu Dir", von W. Marsano; acht Lieder unter dem gemeinschaftlichen Titel „Verona illustrata", von dem zu früh gestorbenen L. Halirsch, vom Mai 1831; eine anmuthig spielerische wiener Witzelei: „Die Bedeutung des Wörtchens: na!" von A. Kahlert, ein sehr gelungenes Declamationsstück; zwei treffliche Gedichte voll phantastischem Witz von Braun v. Braunthal, u. s. w. Verwunderung erregt aber, daß der berühmte J. v. Hammer in dem „Mittag, nach östlichen Dichtern" so schlotterichte Distichen machen kann wie folgendes:

Hirsche röhren nicht, es heulen nicht die Schakale;
Pferde wiehern nicht, es bellet nur heiser der Hund.

Auch der niederdeutsche Raupach hat als Lyriker mit drei Liedchen beigesteuert, von denen das dritte besonders ebenso innig tief wie anmuthig ist.

15 Rheinisches Taschenbuch, herausgegeben von Dr. Adrian.

Eine Galerie aus Cooper's Werken, und zwar aus der „Wassernixe" und dem „Bravo", gewähren dem Leser zunächst eine anmuthige Erinnerung an frühere Lecture; die begleitenden und erklärenden Textworte bieten dem Gedächtnisse zugleich eine willkommene Unterstützung. Sodann führt uns der Herausgeber einige Skizzen aus Lord Byron's Leben und Schriften vor, die uns, so wenig auch damit ein biographischer Abschluß oder eine genügende Probenauswahl aus den Dichtungen des merkwürdigen Briten bezweckt werden sollte, dennoch einige Scenen aus seinem äußern und innern Leben eröffnen, die recht wohl zur Charakteristik seiner Persönlichkeit als Mensch und Dichter geeignet sind. Zu Byron's Portrait stellt sein deutscher Uebersetzer mehre kurze Schilderungen seiner Persönlichkeit von Zeit-

genossen, die längere oder kürzere Zeit in seiner Nähe lebten, als einen von verschiedenen Seiten aufgefaßten, erläuternden Commentar zusammen, zu welchem Bonstetten, eine ungenannte Venetianerin, sodann des Dichters Geliebte, die Gräfin Guiccioli, Leigh Hunt, der den Lord seinen Wohlthäter nennt, ferner ein berühmter englischer Portraitmaler und endlich Thomas Moore bald mehr oder weniger mit glücklichen Beobachtungen beisteuern. Sehr richtig portraitirt der genannte Leigh Hunt Byron's Gesichtsbildung unter Anderm mit folgenden Worten: „Der Kinnbacken war zu stark für die obern Theile des Antlitzes. Es hatte den ganzen Eigenwillen eines Despoten. Das Animalische war über den intellectuellen Theil seines Kopfes in dem Maße vorherrschend, als das Gesicht im Verhältnisse zu dem Schädel groß war. Seine Gestalt war sehr schön, obwol sie in Lahmheit endigte und sich zu Beleibtheit und Verweichlichung neigte, wobei ich mich Dessen erinnere, was ihm eine feindlich gesinnte Schöne vorwarf, nämlich daß er wenig Bart habe, ein Fehler, der nach der Ansicht einer andern, nicht feindlich gesinnten Dame, das Göttliche seines Antlitzes nur noch erhöhte, — imberbis Apollo." Der Portraitmaler Lawrence bemerkt: „Nie hat sich die Wahrheit des Systems von Lavater so eindringend bewährt als bei Lord Byron's Gesicht, in welchem man den ganzen Charakter sieht: seinen kühnen und raschen Geist, seine Ausschweifung und seine Bitterkeit, sein ursprüngliches Ebenmaß, durch die Leidenschaften verzerrt, sein Lachen, in welchem Heiterkeit und Hohn gemischt sind" u. s. w. Adrian begleitet sodann drei Scenen aus dem „Corsaren", „Mazeppa" und „Manfred" mit Stellen seiner im Ganzen gelungenen Uebersetzung und erläutert die Darstellungen von Janina aus dem „Childe Harold", von Byrons Palast in Venedig und von der Newstead-Abtei, wo der Dichter als Knabe und Jüngling lebte. Unter diesen drei Landschaftsbildern ist das erste besonders fein und gediegen; das zweite zeigt uns den Schauplatz, wo Byron seinen „Don Juan" dichtete und lebte, wo sein Freund Shelley die Energie dieses wundersamen Geistes am vollendetsten entwickelt fand, und wo jene merkwürdige Fornarina, Margarita Cogni mit Namen, die wüthende Grazie, die Byron eine „Faustina mit junonischer Gestalt" in einem Briefe nennt, sich eine Zeitlang zu ihm gesellte.

Von fremden Beiträgen wird uns eine historische Erzählung von dem überall engagirten Blumenhagen und eine Novelle von Zehner dargereicht, welchem letztern Poeten, wofern er ein solcher ist (quod est demonstrandum), wir schon in der „Minerva" zu begegnen so unglücklich waren. Daß Blumenhagen in der hier vorliegenden Erzählung: „Der Convent zu Hildesheim im J. 1640", mit hannöverischem Patriotismus renommirt, versteht sich von selbst. Es kann aber nicht fehlen, daß ein fleißiger Historioromantiker, selbst wenn er nach interessanten Intriguen und Gruppen blos in heimischen Geschichtsbüchern späht, in alten Schwarten und Acten dergleichen mitunter findet, zu welchem sodann eine künstlerische Gestaltung und Ausführung hinzukommen muß, wenn ein gefälliges und geschmackvolles Zeitbild einer vergangenen Wirklichkeit geliefert werden soll. Wenn der Stoff der genannten Novelle einige gute vorgefundene Züge und Physiognomien verräth, so fehlt es doch gar sehr an Dem, was ich Zuthat nannte, was aber in künstlerischer Hinsicht eine Hauptsache ist, nämlich an geschmackvoller Gliederung und Gruppirung der gegebenen Elemente. Im genannten Jahre traten mehre protestantische Fürsten Niederdeutschlands, französische Abgesandte sammt dem schwedischen Banner zu dem Convente in Hildesheim zusammen, wo ein großer Theil von ihnen durch die Bosheit fanatischer Mönche, welche die Becher vergiftet hatten, umkam. Während sie noch bei Tisch sitzen und zechen, erhält der Herzog Georg von Lüneburg von seinem Hofmaler ein Conterfei zugeschickt, auf welchem die Vergifter mit einer Schlange als Symbol dargestellt sind und auf diese stumme Weise verrathen werden. So retten sich Herzog Georg und General Banner, während Andere schon Opfer des Verrathes sind. Dies anscheinende Hauptinteresse der Erzählung tritt jedoch ganz an das Ende derselben, und der ganze Vorgang wird, statt lebendig und präsent vorgeführt zu werden, nur referirt. Die Hauptfigur ist der Maler, ein Katholik, welcher nach einem vergeblichen Versuche der Mönche, ihn zur Theilnahme am Verbrechen geneigt zu machen, unter dem abgenöthigten Versprechen, Niemand das Geheimniß mitzutheilen, so lange bis das Bubenstück vollbracht ist, gefangen gehalten wird. Die Bornirtheit des Malers, der sich ohne hinlängliche Motive an Ort und Stelle fesseln läßt, glaubt dem Poeten kein Mensch in der Welt; man ist zu sehr an pfiffige Hauptheiden, die Haar auf den Zähnen haben, gewöhnt. In der versperrten Klause entwirft nun der bornirte Maler jene Skizze, die er durch ein Kind dem Herzog überschickt und welche beinahe zu spät den Verrath der Jesuiten enthüllt. Des Malers Verhältniß zu einer ältlichen Dame ist dann die Hauptsache des Stoffes, so wenig Zusammenhang selbst äußerlich zwischen seiner Liebe und der Conventsgeschichte auch zu finden sein mag. Im Schlosse dieser Dame, er weiß nicht, ist's ein Fräulein oder eine Witwe, war er früher als ein Fieberkranker verpflegt worden. Kunststudien zogen ihn darauf nach Italien, allein die Sehnsucht zu Klotilden trieb ihn bald genug wieder nach der Heimat der Edeldame. Diese schon bedeutend ältere Geliebte hält dem Stürmischen das Misverhältniß ihrer Jahre entgegen, und als er noch eifriger in sie dringt, die Seinige zu werden, sagt sie mystisch genug: „Begehre nicht, was dem Grabe verfallen ist, du wirst Moder und Graus finden, wo du Gold und Edelsteine suchtest!" Diese Worte, die auf Wahnsinn deuten könnten, erklären sich später dann dadurch, daß Klotildens unreines Verhältniß zum Schloßherrn, der sie als eine Waise zu sich nahm, aufgehellt wird. Sie gebar einen Sohn, den der Freiherr jedoch, in Windeln gehüllt, in den Schnee warf. Der grausame Vater ritzte sich aber dabei an einer Nadel den Finger, und seine Hypochondrie sagt ihm, einst müsse er an einem Nadelstiche verbluten. Halb wahnsinnig flieht er das mit den spitzig kleinen Dolchen bewaffnete Weibergeschlecht, und selbst Klotilden trennt in einem und demselben Zimmer eine Barrière von ihm. Aus diesem Verhältnisse hätte der Humor etwas Gelungenes schaffen können; allein so trocken ernst, wie der ehrsame Hannoveraner dies hingestellt hat, macht es die kläglichste Wirkung von der Welt. Die Widersinnigkeit des ganzen Gespinstes wird nicht wenig noch dadurch vermehrt, daß der lüneburger Herzog sich bei dem verrückten Freiherrn Raths erholt, ob er sich den Schweden oder dem Kaiser anschließen solle. Endlich ergibt sich wunderlich genug, daß der Maler das ausgesetzte Kind ist; der Freiherr stirbt darüber vor Schreck; Grauen aber und Entsetzen ergreift Mutter und Sohn, die an eine eheliche Verbindung dachten.

„Welly", eine Erzählung von Zehner, producirt eine lange, öde und verworrene Geschichte von Negerkriegen, Negerliebe und Negerrache mit untermischten Europäergestalten, die in Guinea landen. Ein Haufe von Namen kreuzt sich wüst durcheinander; daß Personen dahinterstecken, ist schwer wahrzunehmen, denn es sind lauter Schatten. Herr Zehner ist eine Art Ossian, aber ein burlesker Ossian. Der afrikanische Boden und die Negersitten in Guinea bieten dem gelehrten Undichter vielfache Veranlassung, seine erlernten Localkenntnisse in fremdartigen Namen und Bezeichnungen an den Tag zu legen; wenn es weniger verworren hingestellt wäre, hätte es sicher einen, wenngleich nur bedingten Werth: jede Reisebeschreibung berichtet aber klarer und deutlicher, als es hier geschieht. Die Albernheiten in der Diction („die brüselnde Phantasie", „wozu das Grammeln!" u. s. w.) vollenden die Geschmacklosigkeit, in welcher sich der Verf. gefällt.

Nach einer so unerfreulichen Lecture werden die „Erzählungen am Meere" von Adrian auf jeden Leser desto freundlicher wirken. Im Salon des Badhauses zu Boulogne-sur-mer findet sich eine kleine Gesellschaft zusammen, die uns mit frischem Humor geschildert wird, und in welcher ein jedes Mitglied eine seinem Charakter angemessene Historie zum

Besten gibt. Unter den zu dieser Veranlassung mitgetheilten Anekdoten ist besonders die zweite, „Abenteuer eines Schauspieldichters", trefflich erfunden und mit jenem meisterhaften Pinsel ausgeführt, der die Skizzen und Bilder aus England schuf. Ein ebenso waghalsiger als betrüglicher Schauspieldirector, der seine Benefizvorstellung so wohlfeil wie möglich auszustatten gedenkt, weiß einen armen Poeten für seinen Plan zu gewinnen und überredet ihn, an dem gewinnreichen Abend das Geld für ihn einzukassiren. Der Dichter, ein schüchterner, armer Teufel und ein gutmüthiger Narr obenein, läßt sich dazu bewegen: da bringt jener noch in ihn, eine Bedientenrolle im Stücke selbst zu übernehmen. Auch dazu versteht sich endlich der gedemüthigte Musensohn; als er jedoch mit gefüllten Taschen aus der Kasse nach der Bühne kriecht, um dort als der Diener des Directors zu agiren, da blitzt der Gedanke in ihm auf, das Geld nicht eher herauszugeben, bis er sich für seine Foderungen an den hartherzigen Entrepreneur bezahlt gemacht haben würde. Er trift als Diener mit seinem Herrn vor die Coulissen, und während sie ihre Rollen laut weiter führen, unterhandeln sie sacht für sich über gegenseitige Auseinandersetzung, bis sie plötzlich vor Eifer über Das, was sie wesentlicher interessirt, aus ihren Rollen fallen und sich zu raufen anfangen, um mit der Faust ihre Ansprüche zu erkräftigen. Der Poet stürzt zu Boden, seine gefüllten Taschen bersten; die Geiger im Orchester, die noch nicht bezahlt sind, streichen die rollende Münze mit ihren Bogen ein, und endlich stürmen die Gläubiger im Parterre, denen der Director ebenfalls verschuldet ist, auf die Bretter, um in dem allgemeinen Tumulte so viel als möglich zu dem Ihrigen zu kommen.

(Der Beschluß folgt.)

Der Freiherr von Reichlin-Meldegg.

Unter denjenigen Thatsachen, welche Carové in seinem inhaltreichen Buche: „Die letzten Dinge des römischen Katholicismus in Deutschland" (Leipzig 1832), für das in der katholischen Kirche Deutschlands vorhandene Läuterungs- und Besserungsstreben, mit namentlicher Beziehung auf die katholischen Hochschulen, anführt, gedenkt er auch (S. 105) des vormaligen Professors der Kirchengeschichte an der katholischen Universität in Freiburg im Badischen. Denn von dem Uebertritte desselben zur protestantischen Kirche (d. 19. Febr. 1832) konnte C. damals, als er jene Einleitung schrieb, noch nichts wissen. Wir haben früher in d. Bl. (1832, Nr. 160) des „Sendschreibens" an den Erzbischof von Freiburg gedacht, welches v. R.-M., zur Motivirung jenes Uebertritts vor dem katholischen und protestantischen Deutschland, bald nach demselben hatte drucken lassen (Freiburg 1832). Zur Vervollständigung der diesfallsigen Acten, behufs des von der Wissenschaft, nicht über die Person, die es betrifft, sondern über die Sache selbst zu fällenden Ausspruchs, nämlich darüber, ob das System der katholischen Kirchenlehre vor dem Tribunale der Wissenschaft gerettet werden könne, oder wenn nicht, ob es nicht auch im Leben aufgegeben werden müsse, — wollen wir hier nur in der Kürze, theils der im Sinne der katholischen Kirche angestellten Prüfung obigen „Sendschreibens", unter dem Titel: „Das katholische Glaubensbekenntniß, wie es bei der Priesterweihe beschworen wird. Von Th. Jos. Heberling" (Augsburg 1832), theils des „Ausschreibens des Erzbischofs B. Boll zu Freiburg, den Austritt des Prof. Reichlin-Meldegg aus der kath. Kirche betr., an die Seelsorger und gesammte Geistlichkeit des Erzbisthums, d. d. 10. April 1832" (in der „Allg. Kirchenz.", 1832, Nr. 170), theils endlich des „Sendschreibens an Herrn Freih. v. Reichlin-Meldegg. Von dem Verf. der Schrift: Wider römische Verketzerungssucht u. s. w." (Mainz 1832), gedenken. Mit dem Verf. dieses letzten Sendschreibens wollen wir hier diese ganze Sache allen katholischen Dogmatikern ausdrücklich zur Prüfung und zur redlichen Entscheidung empfehlen. Uebrigens ist der Verf. der Schrift: „Wider römische Verketzerungssucht" u. s. w. (Leipzig 1831), selbst ein rüstiger Kämpfer für christlichen Katholicismus gegen römischen; er ist Derselbe, von dem die Schriftchen: „Die Opfer des Cölibats" (Neustadt a. d. O. 1831), „Wie lebte und starb Ganganelli?" (ebend. 1832) sind, und der die „Stimmen aus der katholischen Kirche Deutschlands" (zwei Hefte, ebend., 1831—32), herausgegeben hat. Er ist ein denkender katholischer Geistlicher in Oesterreich. 80.

Findlinge.

Verbesserung der Schlaguhren im J. 1559.

Bis zum Jahre 1559 gaben die Uhren der Stadt Augsburg durch Anschlagen nur den Ablauf der ganzen Stunden zu erkennen. In jenem Jahre verweilte Kaiser Ferdinand in Augsburg, und auf seine Veranlassung geschah es, daß der Rath eine neue Glocke anfertigen und über der alten Schlaguhr auf dem Rathhaus aufhängen ließ, durch welche ebenfalls die Viertelstunden angegeben wurden.

Duelle in Jena.

Der alte Spruch:

Wer von Leipzig kommt ohne Weib,
Von Wittenberg mit gesundem Leib,
Von Jena ungeschlagen,
Der hat von Glück zu sagen.

mochte in früherer Zeit wol oft sich bewahrheiten. Indessen hat auch das Gerücht hier übertrieben. Es fehlt uns an statistischen Tabellen in Hinsicht auf Leipzig und Wittenberg. Ueber Jena liegen genaue aus den Kirchenbüchern entnommene Listen vor. Es findet sich in des Grafen Beust „Sächsischen Provinzialblättern" (J. 1798, Bd. 2, S. 323. fg.) eine chronologische Uebersicht, welcher zu Folge vom Jahre 1581 — 1784 57 Studiosen im Zweikampfe tödtlich verwundet wurden. Vom Jahre 1784 bis heute wird sich die Anzahl solcher Unglücklichen kaum auf fünf oder sechs belaufen. Es gehören demnach solche Fälle auf einer Universität, die in ihrer höchsten Blütezeit über 2000 Studenten zählte, immer noch zu den Seltenheiten. Der Erste aber zu Jena im Duell den Tod fand, war der Stud. der Rechte von Sitbitz (Febr. 1581). Am Ostersonntag 1616 drangen drei Studenten in die Wohnung des Studiosus Chph. Palemann aus Verden und setzten ihm so zu, daß er aus Angst zum Fenster hinaussprang und auf diese Art das Leben verlor. Auch ein Brudermord findet sich in den Verzeichnissen (Chph. Stromer Nov. 1636), wo ebenfalls diejenigen genannt sind, die in der Saale, meist beim Baden, um das Leben kamen. Es sind deren (von 1581—1796) 16, darunter auch zwei Studenten, die nebst einem liederlichen Weibsbild, das sie auf ihrem Pferde mit in die Stadt nehmen wollten, in der damals eben angeschwollenen Saale ertranken. Erfroren ist nur ein Student im Febr. 1660. Im Tumult erschossen wurden im August desselben Jahres vier von der Bürgerwache, und zwei andere im Aug. 1712 von den Grenadieren. Selbstmörder macht jene Liste ebenfalls mehre namhaft. Der erste, Reit aus Wien, erhenkte sich im April 1672. Im Mai 1728 entleibte sich der Student Zehner durch zwei Stiche in die Lunge. Im Oct. 1772 erschoß sich Freese aus Mecklenburg, nachdem er sich über 30 Stiche mit dem Messer in die Brust gegeben. Im März 1790 und im Oct. 1792 fielen ebenfalls Selbstmorde vor. — Es wäre unstreitig interessant, wenn in Bezug auf andere Universitäten ähnliche genaue Verzeichnisse über ungewöhnliche Todesarten von Studenten bekannt gemacht würden; es dürfte daraus hervorgehen, daß die Anzahl der im Duell Gebliebenen beiweitem geringer sei als man gewöhnlich anzunehmen pflegte. 84.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Freitag, — Nr. 25. — 25. Januar 1833.

Taschenbücherschau für 1833.

Vierter Artikel.

(Beschluß aus Nr. 24.)

16. Taschenbuch zum geselligen Vergnügen. Leipzig, Hartmann.

In Betreff der Stiche minder reich ausgestattet, hat das Büchlein um so mehr der innern literarischen Ausschmückung sich zu erfreuen, da der Zufall von Kruse und Blumenhagen ihre besten diesjährigen Erzählungen hier vereinigt zu haben scheint. Nehmen wir an dem Producte des ersten der genannten Dichter: „Verirrung aus Selbstsucht", die etwas zu sehr gedehnte Einfädelung des Stoffs und die an der Schreibart des Verf. schon von uns gerügte kanzleiartige Einschachtelungsmanier seines Periodenstyls hinweg, so möchte an dem treffenden, gelungenen Seelengemälde, das uns der wackere Däne hier entfaltet, nichts Störendes nachgewiesen werden können. Die durchaus bürgerliche Katastrophe lehnt sich an den Hintergrund historischer Weltzustände, indem sich die Verhältnisse durch die französische Revolution, die Kaiserzeit und die Restauration hindurchschlingen. Von der Familie Rivardière, in deren männlichen Mitgliedern der stolze Trotz des ancien régime sich in hohem Maße erhielt, hatten Vater und Sohn, letzterer als Kind, Frankreich verlassen, während die Mutter, in einer Bürgerfamilie geborgen, in Paris selbst den Sturm der Revolution überlebte. Von der Nothwendigkeit einer zeitgemäßen Umwendlung in dem befangenen Gemüthe ihres Gatten überzeugt, zumal da sie ein Document in Händen hat, das den Adel seiner Geburt als erlogen erweist, erzieht sich die edle Frau in der zarten Tochter ihrer Wohlthäter, die sie in Schutz nahmen, eine mit allem Zauber geistiger Schönheit ausgerüstete Bundesgenossin, die den Aristokratendünkel, den sie auch in dem Gemüthe des Sohnes lebendig geworden glaubt, fesseln und besiegen soll. Nach des Vaters Tode benutzt der bereits erwachsene Adolar auf den Ruf der kranken Mutter die Erlaubniß zur Rückkehr in die Heimat, und als er vor ihrem Bette kniet, um den Segen zu empfangen, legt sie seine und Louisens Hände sterbend ineinander. Adolar ist in der That von Louisens Liebreiz überwältigt; Beide schwören sich ewige Treue, aber nach dem ersten Rausche ihrer Neigung drängen sich fremde Mächte in ihren Bund. Die Bourbons sind zurückgekehrt, mit ihnen die Formen der alten guten Zeit. Der Erbe des Namens Rivardière tritt in den Glanz des Hofes und fühlt die Unmöglichkeit, die Laufbahn der Ehre mit seiner Liebe zu einem Bürgermädchen zu vereinigen. Der Kampf der widerstreitenden Mächte in seinem Innern ist mit jener Kenntniß der menschlichen Seele gezeichnet, die den Werth von Kruse's Romanen sichert. Auch in Louisens Innern sehen wir die widerstrebende Kraft der Liebe, die ihr Feuer in die Flammen des Hasses und der Rache wandelt, mit dem Stolz und der Eitelkeit des verschmähten und gekränkten, aber der ganzen Glut der Neigung noch preisgegebenen Weibes in warmer, wahrer und doch wohlthuender Farbenmischung. Unter erborgtem adeligen Namen erscheint sie plötzlich in den hohen Zirkeln, für deren Sphäre das bürgerliche Mädchen nach Adolar's Meinung nicht geschaffen sei, und genießt den Triumph der Eitelkeit, daß ihr Alles huldigt und selbst ihres Geliebten Freund, ein Herzog, zu ihren Füßen liegt. Ganz verfehlt wirkt aber ihre überraschende Erscheinung auf Adolar's Gemüth; er fühlt jetzt erst, was sie sein würde, wenn sie der erborgten Höhe des Standes angehörte; der Triumph, den sie erfuhr, dünkt ihm nichts als der Schimmer der Täuschung. Da erwacht in Louisens Seele der ganze Stolz des Weibes; auf sein Anerbieten zu einem heimlichen Ehebunde, das sie verächtlich zurückweist, entdeckt sie ihm durch das Document, das seine Mutter ihr anvertraut und zum Gebrauch anheimgestellt hatte, daß sein höheres Dasein auch nur ein erlogenes Scheinleben sei, und als er das Zeugniß seiner niedern Abkunft wüthend vernichtet und die Maske des Adels, eben weil es eine bloße Maske ist, um so eifriger mit allen Vortheilen, die der Wahn der Welt daran knüpft, zu erhalten und zu schirmen schwört, stößt sie ihn von sich und gelobt ihm eine glühende Rache. Der Herzog bietet ihr Herz und Hand, und Adolar verzehrt sich in Eifersucht. Mit dem neuen Verhältniß ist es Louisen kein Ernst, denn ihre Seele blutet in finsterer Schwermuth, aber sie weiß mit dem bezauberten Herzog so furchtbar zu spielen und ihn, obwol er keine Gegenliebe erfährt, so unauflösbar in ihr Netz zu ziehen, daß er sich zu dem schwärmerischen Plane, sich mit ihr gegenseitig zu erschießen, bereit erklärt und lieber mit ihr untergehen als ohne sie leben will. In dem nahen Gehölze bei Paris nöthigt sie ihn, das Pistol auf sie zu feuern, während sie das auf ihn gezielte, nur blind geladene ebenfalls abdrückt. Der zitternde Herzog streift nur leise ihren Arm, aber sie stürzt als eine dem Tod Geweihte zu Boden. Selbst bei ihrem Erwachen kehrt ihr Bewußtsein nicht völlig wieder; sie ist leidend wie ein Kind und erlebt ihr inneres Leben stufenweise noch ein Mal, bis sie in des reuigen Adolar Armen sich ganz wieder als dieselbe fühlt. Die feinen Nuancen und Uebergänge des Affects sind dem Dichter trefflich gelungen.

Je mehr wir an Blumenhagen's Erzählungen neben der Beschränktheit eines ebenso localen als nüchternen Patriotismus eine rohe Heftigkeit seiner Gestaltungen zu rügen gerechte Ursache hatten, desto mehr ist es Pflicht, auf seine hier gebotene Novelle: „Kain", als ein vielfach gelungenes Werk voll glücklicher Erfindung, ansprechender Charakteristik und einer trotz des düstern Themas freundlich gehaltenen Färbung aufmerksam zu machen. Wie viel auch davon der vorgefundenen Sage von den Zwillingsbrüdern der Edeln von Spauer in Salzburg angehören mag: der Dichter hat durch richtige Motivirung, anmuthige Einfalt und dramatisch-lebendige Gruppirung den Beweis geliefert, daß er eben Dichter ist oder sein kann. Andreas und Leo sind die geistig ebenso unähnlichen, als körperlich bis zur Verwechselung gleichen Brüder. Während jener, seinem finstern Gemüthe gemäß, ein Sohn der wilden Gebirgsnatur, in den

heimischen Forsten haust, zieht Leo in rüstiger Wanderlust nach Wien, wird kaiserlicher Kürassreiter, macht den Feldzug in Italien wacker mit und gewinnt sich außer der Achtung seiner Vorgesetzten der schönen Kathi Herz. Im sichern Gefühl seiner Glückseligkeit kehrt er in die Heimat zurück, um die blinde Mutter und den Andreas zu besuchen. In des Bruders Seele aber erwacht bei Leo's Erzählung von der schönen weiten Welt und dem heitern Glücke, das seiner in der Kaiserstadt harrt, der finsterste Groll und Neid. Er beschließt Leo's Untergang, stößt ihn an einer Eiswand in die tiefe Schlucht hinunter und eilt in des Reiters Kleidern nach Wien, um die Rolle des Beneideten weiter zu spielen. Obschon er fremd in die Verhältnisse des Bruders tritt, und Braut und Freunde sein linkisches Benehmen wie den Schatten der irren Trübsal, der über seine Miene zieht, sich nicht zu deuten wissen, so glückt der Betrug gleichwol durch die täuschende Aehnlichkeit des Verbrechers mit dem früher geliebten und geachteten Spauer, bis der wider Erwarten aus der Gebirgsschlucht gerettete Leo plötzlich am Vermählungstage erscheint und wie ein vom Grabe erstandener, aber milder Geist seine Rechte zurückfodert. Vergebens aber mahnt er den Betrüger zum gütlichen Tausch der Rollen, sodaß der Lauf ihres Lebens ungestört und die Schmach der Schandthat vor der Welt verschwiegen bliebe; Andreas, der Alle geschickt täuschte, trotzt auf Beweise, daß er nicht Leo, sondern er selber sei. In der meisterlich klar und sicher gruppirten Gerichtsscene, wo auch die blinde Mutter, die ihre Söhne kaum zu unterscheiden vermag, wirksam und effectvoll producirt wird, werden die Beweise gegeben, die den Betrüger enklarven. Die geistig ungleichen Brüder sind sehr richtig individualisirt, nur die Zeichnung Kathi's verräth einen Mangel an psychologischem Scharfsinn. Die kindlich stille Mädchenseele, die bei aller Einfalt des Verstandes und bei aller unbewußten Hingebung in dem Geheimniß der Liebe doch eine tiefgreifende, ahnungsreiche Offenbarung findet, konnte sich auch bei vollendeter Körpergleichheit der Brüder nicht völlig täuschen lassen. Das Wunder der Ahnung, das nur der tiefere Dichter kennt und zu handhaben weiß, mußte hier geheimnißvoll sich geltend machen.

Was sich noch sonst Novellistisches im Taschenbuch findet, ist „Die Giftmischerin", von H. Meynert, ein Versuch, die bremer Verbrecherin Gesina Gottfried der Poesie zu vindiciren. Um eine Verbrecherseele mit Wahrheit zu zeichnen, gehört wesentlich, daß das innere Gelüst zur Sünde und äußere Motive richtig ineinandergreifen; was aber das haarsträubend Seltsame in der Erscheinung der Gesina war, daß sie, mit dem Morden vertraut, aus Gewohnheit und ohne Zweck, höchstens des Experimentirens wegen ihrer Umgebung Arsenik beibrachte, ist in der gegenwärtigen Darstellung verschwunden; die vierzehn Gemordeten sind auf vier reducirt; somit ist Meynert's Giftmischerin gar nicht mehr die bremer Gesina, zumal da er als wohlfeile Theaterfigur einen räthselhaften Kräutermann als Deus ex machina stets hinter ihr wie ihren Schatten aufpostirt, der ihrem zu sehr ausgemalten Hang zur Schwärmerei und Prophezeihung huldigt und das Pulver ihr jederzeit, auf das bequemste offerirt. Dieser mystische Kräutermann steht schon als Mephistopheles am Bette von Gesina's Mutter, als sie in den Wehen liegt, und spielt, nach einer übel angebrachten Reminiscenz aus dem „Wilhelm Meister", im „Hamlet", wo die eitle Gesina die Königin agirt, den Geist des alten Königs. Der geschmackvolle Styl, in dem die Erzählung verfaßt ist, läßt vermuthen, daß der Verf. mit der Wahl eines günstigern Stoffes nicht Unbedeutendes leisten könnte.

Ein kleines Lustspiel von K. L. Kannegießer: „Benvenuto Cellini und seine Krähe", ist recht frisch und rüstig der Sprache nach, aber ohne bedeutsame Pointe. Unter den lyrischen Beiträgen ist „Niklas Juritschitz", eine Ballade von A. Schumacher, nennenswerth; die lithauische Volkssage von Morvell ermüdet wegen ihrer laxen Diction.

17. Phantasiegemälde, von Georg Döring.

Mit der blühenden Fülle einer anmuthigen Diction, die jedoch häufig in gemüthliche Redseligkeit übergeht, verbindet der genannte Dichter eine sanft erhebende, gewissermaßen lauwarme Phantastik, die gleich sehr, wie sein einschmeichelnder Hang zum selbstgefälligen Reflectiren, seine Novellen besonders zur Frauenlecture qualificirt. Dem Romane: „Doppelleben", der den diesjährigen Band der „Phantasiegemälde" füllt, liegt ein grotesk phantastisches Thema zum Grunde, an welchem sich Döring's Darstellungskraft als zu schwächlich erweist. Das Märchenhafte, daß Jemand in seinen Träumen ein ganz anderes Ich darstellt und in ihnen eine ganz heterogene Geschichte seines Daseins erlebt als in der Welt der Wirklichkeit, sollte hier dem Reiche der Fabel entzogen und als historisch glaubliche Thatsache durchgeführt werden. Der bleiche, schwermüthige Felix ist der wunderbare Jüngling, der in der Welt des alltäglichen Lebens der Sohn eines Kaufmanns in einer deutschen freien Reichsstadt, in seinen Träumen, einer ganz fernen Sphäre angehörend, eine blutig düstere Jugend in Spanien erlebt und als Ritter Sancho Felides mit spanischen Granden und Nebenbuhlern um den Besitz einer Lindora im wilden Getümmel der aufgeregtesten Leidenschaft zu kämpfen hat. So unschuldig und einfach bürgerlich sein wirkliches Dasein sich um ihn gestaltet, so verbrecherisch und wüst ist sein Traumleben, das sich in einer fortlaufenden Reihe verworrener Bilder ihm erschließt und mit dämonischen Elementen geschwängert ist. Dem Räthsel dieser Erscheinung folgt eine Lösung, die selbst nichts Anderes als ein neues Räthsel ist. Das Doppelleben des Felix wird nämlich dadurch motivirt, daß seine Mutter, als sie ihn unter dem Herzen trug, an einem bleichen, willen spanischen Hauptmann, Namens Sancho Felides, sozusagen sich versehen hat. Als während des großen Religionskrieges spanisches Kriegsvolk in der deutschen Reichsstadt hauste, quälte dieser Wüstling das arme Weib in der Abwesenheit ihres Mannes mit ehrlosen Anträgen, und obwol sie ihn verächtlich zurückwies, mußte sie doch seine Nähe, seinen Umgang und die oft wiederholte Erzählung seiner wüsten Abenteuer ertragen, und auf diese Weise gemartert, muß nun ihr Sohn, den sie bald darauf gebar, so furchtbar büßen, indem er alles Das, was Sancho Felides in der Wirklichkeit erlebte und womit er die Phantasie der Mutter vergiftete und schwärzte, in seiner Traumwelt repetirt und in den wunderlichen Schicksalen, mit denen er dort zu kämpfen hat, die Rolle des spanischen Ritters spielt. An der Seite eines Freundes zieht er nach Italien, und hier beginnt sein Traum in die Wirklichkeit zu treten und sein bisheriges Doppelleben sich in eins zusammenzuschließen, indem er in der schönen Sängerin Fiametta seine Traumgeliebte Lindora zu erblicken glaubt. Bald nachher ergibt sie sich als Lindora's Tochter, und ihr alter wunderlicher Begleiter, der dem jungen Deutschen wie ein Doppelgänger erscheint, ist Niemand anders, als der spanische Hauptmann, der an den Qualen seines innern Lebens schuld war. Nach manchen romantischen Abenteuern, die ohne den Reiz der Neuheit durch ihre, wenngleich flüchtig hingeworfene, doch gefällige Darstellung viele Leser ergötzen werden, gelangt Felix endlich in den Besitz seiner Lindora-Fiametta, und der Dichter glaubte auf diese Weise den Widerspruch der dämonischen Traumwelt des Jünglings mit der Wirklichkeit harmonisch zu lösen.

18. Hebe. Eine poetisch-musikalische Toilettengabe.

Die Bedürfnisse der Damentoilette durch jährliche Lieferungen und Mittheilungen aus dem Gebiete der neuesten Putz- und Galanterieproductionen zu befriedigen, ist eine Unternehmung, die sich gewiß den Beifall des schönen Publicums erwerben wird. Auch kann es nicht wundern, daß die Zusammenstellung von dergleichen Neuigkeiten für den Ballsaal und das weibliche Boudoir sich an die Taschenbücherfaison anschließt und, mit poetischen Gaben ebenfalls ausgestattet, ein Product der Almanachliteratur werden darf, in deren Bezirke es bereits zur Tagesordnung zu gehören scheint, die Spenden der Muse als Modewaare zu betrachten. So findet die galante Welt denn in der dresdner „Hebe" neue Muster zum Weißsticken und zum Blondiren oder Stopfen in Spitzengrund, von Tanny-Hüsten,

neue Tanztouren, erfunden von Aschatter, einem Lehrer der Tanzkunst in Dresden, und zwölf Lieder, auf jeden Monat des Jahres bezüglich, von verschiedenen Componisten in Musik gesetzt. Unter den poetischen Beiträgen, die im Ganzen zahlreicher als bedeutsam sind, finden wir eine Novelle: „Leo", von Karoline Leonhardt, ein Jugendversuch voll gewöhnlicher Gestaltungen und Erfindung, wenn auch nicht ohne alles Talent der Darstellung. In dem Gedichte: „Alboin", von H. Meynert, hört man die Ernst Schulze'sche Diction und Manier zu deutlich heraus, z. B. in folgender Strophe:

So höre Du die Töne meiner Klagen,
Leis von der Sehnsucht nach Dir hingesandt;
Ach, dürften sie Dir doch so Manches sagen,
Was schweigend nur die kranke Brust empfand!
Mein Lied darf nicht den hohen Ursprung leugnen,
Und schweigend muß ich singen, — singend schweigen!

Die kleine Idylle in dramatischer Form: „Das Mündel auf dem Lande", von Friedrich Kind, ist ganz so heiter, niedlich und naturfrisch, wie manche andere Schöpfungen desselben Dichters. Unter den mannichfachen Gaben der lyrischen Muse möchten wir auf den „Sonnenaufgang auf dem Brocken" und den Verf. desselben, Adolf Peters, aufmerksam machen, dessen Name noch wenig erklingener Name einen guten Klang sich zu verschaffen den Anschein hat. Man höre folgende Strophe, die wir als Probe geben:

Was hoher Liebe Genius berührt,
Das ist verbündet mit dem ew'gen Grunde,
Und endlos durch Verwandlungen geführt,
Schlägt ihm in jeder der Vollendung Stunde.
Stets unaufhörlich wächst der heiße Drang,
Sein tiefstes Selbst dem Leben hinzugeben,
Ihm zu verschlingen ganz das eigne Leben,
Aufzuerstehen im ähnlichen Untergang.

Sämmtliche poetische Beiträge der „Hebe" können mehr oder weniger als der Modelectüre entsprechend angesehen werden; welcher Zufall aber Bagnocavallo's Madonnenbild aus der dresdner Galerie in diese Toilettengabe führte, mag schwer zu enträthseln sein. Gibt es größere Contraste, als hier im Büchlein, das mit der Glorie der Mutter Gottes beginnt und mit neuen Tanztouren und Stickmustern schließt, in so engem Raume vereinigt nebeneinander stehen? In einer Zeit, wo mit den heiligsten Gegensätzen des Lebens ein blutiges Spiel getrieben ist, muß man sich auch die zufällige Ironie gefallen lassen, die jedoch, je weniger sie hier vom Herausgeber bezweckt und je gedankenloser sie überhaupt ist, desto mißfälliger erscheint. Mit diesem Seufzer wollen wir schließen. 152.

Grundlinien zu einer Philosophie des Nationalismus von Julius Körner. Woran eine Zuschrift an Herrn Dr. Hahn, dessen Sendschreiben an Herrn Dr. Bretschneider betreffend. Schneeberg, Schumann. 1832. 8. 1 Thlr.

Zufälligerweise ging Referent von der Lecture einer, aus der supernaturalistischen Schule, doch aus einer wohlmeinenden Feder hervorgegangenen Vertheidigung der alten Inspirationstheorie zum Lesen der vorliegenden, eine Herausstellung des jener Theorie entgegengesetzten rationalistischen Princips der Religion beabsichtigenden Schrift über, und durch eine ziemlich naheliegende Combination fiel es ihm ein, nachdem er auch die letztere Untersuchung überblickt hatte, zu fragen: Wie? wenn nun eine chemische Decomposition im Stande wäre, die Elemente beider Schriften in gasartigen Zustand zu versetzen; die somit frei gewordenen aber in einem Epikur'schen Atomenwirbel in ein gegenseitiges Anziehungsverhältniß gebracht würden; müßte nicht ein großer Theil der Elemente, um der feindlichen Entzweiung willen, die unter ihnen stattfindet, im Conflict sich gegenseitig neutralisiren oder ueber annihilirenz dennoch aber auch ein ertwelcher Theil auf jeder Seite übrig bleiben, der als wahres und positives chemisches Product betrachtet werden müßte, seinen positiven Gehalt jedoch immer nur der Gleichartigkeit und chemischen Verwandtschaft der Elemente, mithin, allgemeiner ausgedrückt, der sie durchdringenden, lebengebenden Liebe zu verdanken haben würde? Und — mit Freuden antwortete der Referent sich selbst auf die eigne Frage, daß in der Körner'schen Schrift von solchem Liebes- und Lebenselement gewiß ein sehr reichliches Educt übrig bleiben und als wahrer Gewinn nach Ausscheidung des Herben und Feindseligen, von dem es vorher gebunden worden war, betrachtet werden müsse.

Es tritt nämlich unser Verf. allerdings als Kämpfer auf den in neuester Zeit und zuallerletzt durch den Bretschneider-Hahn'schen Zweikampf ganz besonders wieder belebten Turnierplatz der streitenden Theologie und bringt somit unverkennbar die Vorliebe für seine Partei mit, bei welcher es nicht ohne herbe Ausschließung des Gegentheils abgehen kann. Aber bei alledem zeigt er auch einen großen, ehrenwerthen Ernst, in welchem die Wurzel der zur Versöhnung bereiten Liebe nicht verkannt werden mag, und wir heißen ihn darum auf dem Plane mit herzlicher Freude willkommen. Wir meinen, es wird keiner unserer unbefangenen Leser (gewiß, die Zahl der Leser unseres Blattes ist, dem Himmel sei Dank, so groß, daß wir uns unbillig vorkommen müßten, wenn wir nicht Befangene unter ihnen voraussetzen wollten) die fragliche Schrift, wenn er auch ihr Leser werden sollte, ganz unbefriedigt aus der Hand legen, und namentlich wird jeder des reinen, frischen und ehrlichen Wollens ihres Verf. sich aufrichtig freuen müssen. In dieser Zeit, wo die Parteiführer und Parteigänger so vielfältig um Thron und Altar — dafür und dawider — hadern, am Ende aber und in eigentlicher Absicht, die sie wohlweislich nur nicht aussprechen mögen, etwas ganz Anderes vertheidigen oder bekämpfen als was sie zur Devise ihrer Fahne gewählt haben: da thut es in der That schon wohl, Einem zu begegnen, der es wirklich treu und redlich mit dem Gegenstande des Kampfes meint, und man wird sich in seiner Erwartung nicht täuschen; bei Solchem findet man immer in dem einen wie in dem andern Fall unter den Hüllen und Schalen der Parteilichkeit und Einseitigkeit zuletzt einen gar nicht zu verachtenden Kern, hier echten, von Selbstsucht freien Bürgersinnes, dort warmer und aus dem eigentlichen Grunde stammender Frömmigkeit. Gewiß, in dem Verf. der vorliegenden „Grundlinien" und des „Kaisers Julian das Abtrünnigen" erkennen wir mit großer Befriedigung den Fonds eines aufrichtigen und ernsten Wohlmeinens mit den großen Gegenständen der übersinnlichen Welt an und sind überzeugt, an solchem Lichte wird sich auch anderwärts gar erfreuliches Licht entzünden, so viel wir daneben von Einseitigkeiten und falschen Lichtern und Schatten, die seinem elliptischen Standpunkte ihr Dasein verdanken, zu sagen wissen.

Wir geben dem Verf. in aufrichtigem Wohlmeinen, mit Beziehung auf unsere zuletzt ausgesprochene Limitation, Folgendes zu bedenken: Bildet er sich wirklich ein, mit seinem Idealismus, mit seiner Philosophie des Ichs, allen Realismus und das Nichtich entbehren zu können? — mit diesen Hebeln und Hypomochlien etwas Anderes und Wesenhafteres zu gewinnen als die Möglichkeit der Religion, von welcher zur Wirklichkeit noch ein weiter Weg ist? Glaubt er wirklich folgende Consequenz, die aus seinem §. 4, S. 32 sehr natürlich gezogen werden kann, auf seinem Standpunkte mit leichter Mühe eludiren zu können: wenn ich nur erst den Hunger in dem Organismus meines leiblichen Lebens als ein nothwendig Bedingtes nachgewiesen habe, so ist mir auch das Brot schon gegeben, womit ich jenen Hunger stillen kann — ? Meint er in der That, mit der Entdeckung, daß er ein Organ besitze, die Außenwelt in sich aufzunehmen, ein allbefriedigendes εὕρηκα ausrufen und an ihr sich gnügen lassen zu können, als wäre das Organ nun auch schon die Außenwelt selbst, nach S. 22 fg.? Ist es möglich, einen anerkannten persönlichen Gott als solchem der Controle der Vernunft seines Geschöpfs unterzustellen, und hätte nicht schon das

θεῖον im Menschen, wenn es nicht zum ἀνθρώπινον werden soll, den Philosophen an die Annahme einer ursprünglich prästabilirten Harmonie zwischen Gott und seiner Welt, somit aber an die Nothwendigkeit, dem erkannten Gott die gleich nothwendige Existenz wenigstens, die dem Organ, das ihn erkennt, vindicirt wird, zuzugestehen, erinnern sollen? (S. 102.) Wie will er es rechtfertigen, wenn er zwar die Pyramide der Wesen aufbaut und zur Spitze derselben den Menschen erhebt, aber unterläßt, von der Spitze wieder zur Basis niederzusteigen und somit erst die wahrhaft absolute Form der Welt aufzufassen? (S. 44 fg.) wenn er dem edeln Gefühl der verliehenen Würde unserer Natur nicht in der echt christlichen Demuth, die allerdings etwas ganz Anderes ist als das gemeine Lamoyant der neuevangelischen Mystiker, ein entsprechendes Gegengewicht zu geben bemüht ist? (S. 100 u. a.) — Wir könnten noch viel solche Fragen aneinander reihen: es würde dem Verf. schwer fallen, auf sie befriedigende Antwort zu ertheilen; sie aber weisen alle nur auf das eine und πρῶτον ψεῦδος hin, auf jene Einseitigkeit, die über dem Innern das Aeußere und über diesem jenes in der Speculation vergißt, wiewol sie in der Praxis selbst und in dem echtreligiösen Sinne unseres Verf., gewissermaßen bewußtlos, immer in der von uns geforderten Einheit steht.

Die frische, lebendige Begeisterung unsers Verf. hat manches höchst beherzigenswerthe Wort in dieser Schrift niedergelegt. Dahin rechnen wir ganz besonders die kräftige Hinweisung S. 14 u. 15 auf die Gefahren, mit welchen das Festwerden des neuevangelischen Mysticismus auf unsern Hochschulen unsere Jugend bedroht, wozu wir aus unserer Erfahrung manchen wirklich erschütternden Beleg liefern könnten. Und recht wohl hat uns auch die „Zuschrift an den Herrn Prof. Dr. Hahn in Leipzig" gethan, die den „Grundlinien" voransteht. In unserer teleologischen Befangenheit fühlen wir uns fast versucht, sie als ein von der gütigen Natur in Voraus bereitetes Heilmittel zu betrachten, um die Schmerzen einer Wunde, die dem Theologen, an welchen die Zuschrift gerichtet ist, bald nach der Erscheinung der „Grundlinien" von einer ganz andern Seite her geschlagen werden sollte, gleich von vorn herein in etwas zu lindern. Bekanntlich hat Dr. Bretschneider in Gotha das an ihn gerichtete polemische „Sendschreiben" des Dr. Hahn in einer Schrift über die Grundprincipien der evangelischen Theologie in einer Weise beantwortet, die in dem Bretschneider'schen Verfahren kaum etwas Anderes als einen Versuch, seinen Gegner moralisch und literarisch todtzuschlagen, erkennen läßt. In jener „Zuschrift" legt nun unser Rationalist, noch vor dem Erscheinen der Bretschneider'schen Schrift und ohne das Mindeste davon gewußt zu haben, freundliches Zeugniß für den Dr. Hahn ab, das gewiß manchem Pfeil, der von Gotha aus gegen ihn abgesendet worden ist, seine verletzende Spitze genommen hat. 37.

Ueber das Heirathen der Armen und das dabei betheiligte Recht der Communen. Von Pastor Hansen zu Nottmark. Altona, Aue. 1832. Gr. 8. 4 Gr.

Der Verf. dieser Abhandlung über eine öfters schon zur Sprache gebrachte, aber schwer zu einer bestimmten Entscheidung zu führende Frage: ob nämlich die Gemeinden ihren Armen ein unbedingtes Heirathsrecht zugestehen, oder ob sie nicht vielmehr, wie es in einigen Ländern gesetzliche Bestimmung sogar ist, befugt sein sollen, dasselbe zu beschränken, geht dabei zunächst von dem Gesichtspunkte aus, daß die Natur eines gezwungenen Armenwesens die Armen selbst zu gleicher Zeit auch in ein ganz anderes rechtliches Verhältniß versetze als die übrigen Staatsbürger. Er sieht sonach jeden Armen nicht anders als einen Bevormundeten der Commune an, weil derselbe dadurch, daß er sich von der Gemeinde unterhalten lasse, die Erklärung seiner Unfähigkeit, selbständig zu existiren, abgelegt habe; mit dem Vormundschaftsrecht aber habe die Commune auch das Recht erhalten, ihrem Mündel das Heirathen zu untersagen, falls sie voraussähe, daß ihm oder der ganzen Gemeinde Nachtheile daraus hervorgehen. Die Gemeinde ist allerdings verpflichtet, jedem Bürger, der unfähig sich selbst zu erhalten, auf ihre Kosten die nothwendigsten Mittel zu seiner Subsistenz zu verabreichen, und diese Verpflichtung stellt sich in jedem gesetzlich organisirten Armenwesen eines Staats dar. Deshalb sagt der Verf. sehr richtig: „Wäre ein eheliches Leben zur Subsistenz eines Menschen nothwendig, würde es sich von selbst verstehen, daß der Arme nicht nur das Recht, ohne weitere Einwilligung zu heirathen, hätte, sondern daß sogar die Commune ihn mit allem Nothwendigen, um heirathen zu können, zu versehen schuldig wäre; gehörte es zu den ersten Bedürfnissen des Lebens, müßte die Commune, wenn kein Mann das Frauenzimmer haben wollte, ihr einen verschaffen, und umgekehrt." Diese Voraussetzung geradezu verneinend, macht der Verf. darauf im Gegentheil bemerklich, wie das Heirathen ein dem Staate unterworfenes Recht sei, und derselbe mithin Heirathen verhindern zu können die Befugniß habe, welche seinem Interesse schädlich seien. Ein unbedingtes Recht der Armen, zu heirathen, sei aber offenbar ein Eingriff in das Eigenthumsrecht der Bürger, denn der Arme, der heirathen will, mache unstreitig auf einen Theil des Vermögens seiner Mitbürger eigenmächtige Ansprüche; er habe nämlich für sich schon durch seine Anfoderungen an die öffentliche Unterstützung seine Unfähigkeit, durch eigne Kräfte zu subsistiren, eingestanden, jetzt wolle er aber noch mehre Pflichten übernehmen, sich seine Subsistenz daher in der Regel auch noch schwerer machen; kurz, er heirathe auf das Eigenthum seiner Mitbürger, wie auf einen Erwerb oder ein schon erworbenes Gut. Hier geht der Verf. selbst so weit, daß er — als Pastor vielleicht zu sehr pro domo sprechend — sogar die Copulationsgebühren in Anschlag bringt, die den Kirchenbeamten durch die Trauung gänzlich mittelloser Armen entgingen, und so könne, resultirt er, auch nicht einmal die Copulation ohne Eingriff in fremdes Eigenthum vollzogen werden. Ferner wendet der Verf. seinen Gegenstand nach einer andern Seite dahin, daß er das Heirathen der Armen als einen „öffentlichen Betrug" herausstellt, indem der Arme in der Ehe Verpflichtungen für eine Familie übernehme, die er notorisch nicht zu erfüllen im Stande sei. „Es ist ein öffentlicher Betrug, der, falls specielle Umstände die Sache nicht anders gestalten, verhindert werden muß. Die Commune wird betrogen; oder vielleicht ist Betrug ein zu gelinder Ausdruck, es ist ein Raub. Das Weib wird betrogen, welches einen Mann heirathet, der keine Familie ernähren kann; es hilft hier wenig, daß sie betrogen werden will; die Gesetze untersagen es den Bürgern, sich betrügen zu lassen. Der Staatsbund wird betrogen: das eheliche Leben, wie es im Staate besteht, ist ein öffentliches, nicht nur unter dem Schutze der Gesetze stehendes Verhältniß, sondern es ist ein Amt im Staate; der Mann übernimmt die Pflicht, für einen Theil der Bürger des Staates zu sorgen; nun hat aber der Arme schon erklärt, daß er nicht im Stande ist, für sich selbst zu sorgen, also auch viel weniger für eine ganze Familie; er ist daher auch des erwünschten Amtes nicht fähig." Der Verf. spricht daher schließlich die bestimmte Meinung aus, daß es durchaus nicht hart sei, den Armen an der Vollziehung einer Heirath, die ihn selbst und seine Angehörigen nur in immer größeres Elend stürzen könne, zu hindern, sondern dies vielmehr als ein Werk der christlichen Liebe erscheine. Wie uns dünkt, hat er indeß seinen Gegenstand zu einseitig betrachtet und nicht zugleich mit in Erwägung gezogen, wie bei wackern und redlich gesinnten Armen die Ehe zugleich eine Verbindung und gegenseitige Erkräftigung zu gemeinschaftlichen Arbeiten sei, und die Frau in dieser Ständeclasse auch als Miterwerberin und Nährerin der Familie betrachtet werden müsse, und mithin auch in ihr eine Quelle der Erhaltung und nicht blos ein Gegenstand der Consumtion des Familiencapitals sich darstelle. 38.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonnabend, — Nr. 26. — 26. Januar 1833.

Mittheilungen über Griechenland.*)

Athen, 12. Oct. / 30. Sept. 1832.

Weit später, lieber Freund, als ich Ihnen versprochen und mir selbst vorgesetzt hatte, gelange ich dazu, Ihnen wieder Nachrichten aus unserm theuern Athen zu geben, in welchem ich mich nach der Ankunft meines Freundes Forchhammer auf neue zwei Monate niedergelassen habe, nachdem ich schon sechs Wochen allein hier gewesen war. Um desto bequemer gemeinschaftlich Excursionen machen und studiren zu können, haben wir zusammen eine Wohnung bezogen. Sie liegt gleich westlich vom Gymnasium des Hadrian, abwärts von der Straße, von hohen modernen Ruinen umgeben, wie eine Insel im Trümmermeere. Doch sehen wir nach Norden den Parnes fast in seiner ganzen Ausdehnung, nach Süden den Areios Pagos mit dem gespenstischen heulenden Derwisch und einen Theil der Akropolis. Freilich, hätten wir die Absicht, hier ein Jahr lang ruhig zu bleiben, so wäre unsere Wohnung hoffentlich schlecht gewählt. Denn dieser Theil der Stadt ist nach den hier gemachten Plänen und Entwürfen, denen wir aus ganzer Seele beistimmen, denen das gesammte gebildete Europa seine Beistimmung geben wird, bestimmt, mit Ausnahme der Reste des Alterthums demolirt zu werden, um nach und nach durch Ausgrabungen so viel vom alten Athen, als die Erde noch verbirgt, wieder ans Licht zu bringen. Diese Entwürfe haben auch für Sie zu viel Interesse, als daß Sie mir nicht erlauben sollten, ein paar Worte darüber zu sagen. Nur muß ich dazu etwas weiter ausholen.

Vor etwa drei Jahren kamen zwei junge in Berlin und später in Italien gebildete Architekten nach Griechenland, Hr. Schaubert aus Breslau und Hr. Kleanthes aus Thessalien. Sie fanden beim Präsidenten, der damals noch auf Aegina residirte, eine Anstellung und einige Beschäftigung. Als Graf Johann seinen Sitz nach Nauplion verlegte, blieben sie anfangs noch auf Aegina, einige kleine öffentliche Bauten zu vollenden. Aber bald, der Schikanen des launenvollen Herrschers und der Intriguen seiner Werkzeuge, namentlich des Mustoxydis, müde, reichten sie ihre Entlassung ein, die sie schon zweimal vorher angeboten hatten, und wandten sich nach Athen. Hier fingen sie, obgleich sie bei dem offenkundigen Hasse*) des Präsidenten gegen eine Stadt, welche einen Harmodios und Aristogeiton gebar, nicht hoffen konnten, daß unter seiner damals scheinbar fest begründeten Herrschaft je etwas Bedeutendes für Athen geschehen würde, aus reiner Liebe zur Sache und mit bedeutenden Kosten einen genauen, auf sorgfältigen Messungen beruhenden Plan Athens und der Umgegend nach einem sehr großen Maßstabe an und beschäftigten sich mit Entwürfen zu einer neuen Stadt. Die Arbeit war schon fast zum Ende gediehen, als vor etwa vier Monaten, nachdem Johann Kapodistrias seinen Harmodios und Aristogeiton gefunden und des Augustinos drollige Schattenherrschaft sich in ihr Element aufgelöst hatte, die jetzige provisorische Regierung Griechenlands die Herren S. und K. wieder als Regierungsarchitekten anstellte und sie förmlich zu den erwähnten Arbeiten beauftragte. Einen Monat später wurde auch Hr. Lüders von der Regierung angestellt, und er ist gegenwärtig mit Messung und Aufnahme der Häfen beschäftigt.

Vollendet, und sehr schön von Hrn. Schaubert gezeichnet, ist bis jetzt der Grundriß oder die Karte von Athen und der nächsten Umgegend, reichlich den Raum einer halben geographischen Quadratmeile umfassend. Gegen Süden erstreckt er sich wenig über das Stadion und den

*) Vgl. Nr. 268, 269, 358 u. 359 d. Bl. f. 1832. D. Red.

*) So oft Jemand aus der Umgebung des Präsidenten so unvorsichtig war, den Namen Athen auszusprechen, bemerkte man krampfhafte Zuckungen in seinen Gesichtszügen. „Was redet Ihr immer von Athen? Ist es nicht eine Stadt wie alle andern?“ fuhr er dann auf. Nur einmal war er einen Tag lang incognito in Athen, sprach aber nachher mit der kältesten Geringschätzung von den vorhandenen Resten des Alterthums. Nur wenn Fremde (Europäer) zugegen waren, erheuchelte er eine Art Enthusiasmus, um die guten, geldspendenden Philhellenen in Europa nicht aus ihrem Schlummer zu wecken. Andreas Mustoxydis, der Archäolog (!), war in Hinsicht auf Athen das treue Echo seines Herrn und Meisters. Nicht allein hat er während eines zweijährigen Aufenthalts auf Aegina aus bloßer höfischer Deferenz gegen den Präsidenten Athen nie selbst besucht, sondern er brach auch einst gegen Hrn. Kleanthes in die Worte aus: „Der Teufel hole die Türken, daß sie in Athen noch einen Stein auf dem andern gelassen haben; dann würde man doch nicht immer von den alten Erinnerungen hören müssen!“ (Ὁ διάβολος νὰ πάρῃ τοὺς Τούρκους, ὁποῦ δὲν ἐχάλασαν ὅλα αὐτὰ τὰ ἀρχαῖα.)

Ilissos hinaus; gegen Westen enthält er die Hügel Museion, Pnyx und Lykabettos noch ganz, gegen Osten den größten Theil des Anchesmos und gegen Norden endigt er in der Ebene, etwa 4000 Fuß engl. von dem alten acharnischen Thor. Er enthält die alten Mauern, die sich noch ziemlich genau verfolgen lassen, und alle alten Reste, bis zu einzelnen Piedestalen, insofern sie noch an ihrem Platze zu sein scheinen. In dieser Beziehung konnte er natürlich reicher ausfallen als alle frühern Grundrisse, weil Manches erst durch die Zerstörung der neuern Stadt sichtbar geworden ist; und dem Fleiße unserer Architekten ist nichts entgangen. Zugleich enthält er die neue Stadtmauer und die ganze neue Stadt, d. h. die Kirchen, Moscheen und die Straßen, so weit sie entweder schon wiederaufgebaut sind, oder ihre Richtung durch die Trümmerhaufen bezeichnet wird. In demselben Maßstabe, wie der Grundriß der Stadt, wird die Karte von der Gegend der langen Mauern, und sobald Hr. L. seine Messungen beendigt hat, die Karte der munychischen Halbinsel ausgeführt werden.

Die Trümmer der neuen Stadt sind eigentlich nur in den Plan aufgenommen worden, um ihnen desto bequemer das Garaus machen zu können. Sie ziehen sich (wenn Sie den Plan von Athen in Kruse's „Hellas" zur Hand nehmen wollen) vom albanesischen Thore im Südost nördlich und nordwestlich über das Monument des Lysikrates hoch an dem ganzen nördlichen Abhange des Burgfelsens und des Areios Pagos hin bis in die Nähe des Theseions. Nehmen wir diese Linie als Basis, so erstrecken sich die Ruinen (und die einzelnen neuen Häuser und Hütten) nördlich bis an die „alte Säule", bis an das Thor des Gribos Kapesi (das acharnische), und von hier in einer Art Bogenlinie bis gegen den Bogen des Hadrian, sodaß vor dem Thore Botanistra innerhalb der Mauern eine weite Strecke Landes frei bleibt, die zu Aeckern und Gärten benutzt wird. Von Westen nach Osten läuft der wiedererbaute Bazar, längs der Nordseite des Gymnasiums des Hadrian und parallel mit dieser, die heutige Trümmerstadt in zwei fast gleiche Hälften scheidend. Hier endigt erst der nördliche sanftgeschweifte Abhang des Burgfelsens; von hier beginnt die Ebene, die nur durch kleine Erdrücken etwas wellenförmig gestaltet wird und in demselben Charakter nordwärts weit über die Mauern hinaus sich fortsetzt. Möge diese kurze Andeutung des Terrains, auf welchem die Entwürfe zur neuen Hauptstadt Griechenlands sich zu bewegen haben, Ihnen verständlich sein! Ich fahre weiter fort.

Sie sehen, wenn Sie sich die Linie, die der Bazar beschreibt, in der angegebenen Richtung auf Ihrem Plane gezogen denken, daß fast alle Alterthümer, von denen noch Reste vorhanden sind, in den südlichen Theil der Stadt zwischen dieser Linie und der Höhe der Akropolis fallen, und Sie wissen aus den Alten, daß hier die meisten Prachtgebäude und Statuen zusammengedrängt waren. Der Boden ist hier durch den Schutt, welchen Jahrtausende angehäuft haben, unglaublich erhöht. So stecken z. B. der Thurm der Winde, das Monument des Lysikrates, die Reste des Prytaneions respective 10, 12 — 20 Schuh und darüber in der Erde; zu der Kirche der Megáli Panhagia, im Centrum des Gymnasiums des Hadrian, in welcher noch antike Säulen an ihrem Platze stehen, steigt man ungefähr 9 — 10 Schuh hinab u. s. w. Man braucht in dieser Gegend nur wenige Schuh tief zu graben, um Kapitäle von Säulen und Pilastern, Bruchstücke von Statuen und Inschriften u. dgl. zu finden. So ist gestern in dem Hofe des Hauses, welches ich zuerst bewohnte, in einer Tiefe von 4 — 5 Schuh ein schönes Basrelief gefunden worden, eine weibliche Figur von etwa 3 Schuh Höhe, der nur der Kopf fehlt. Ein Mann, der seit drei Tagen in der Nähe des Thurms der Winde über der Agora graben läßt, hat schon 7 — 8 Bruchstücke von Inschriften ans Licht gefördert u. s. w. Mit einem Worte: es ist nicht blos wahrscheinlich, sondern durch einige wenige Versuche schon erwiesen, daß hier dem Schooße der Erde noch unzählige schätzbare Reste des Alterthums abzugewinnen sind, und es läßt sich nach andern Erfahrungen mit Gewißheit behaupten, daß man, wenn man bis auf den Boden der alten Stadt eindringt, noch die Fundamente und selbst bedeutendere Ueberbleibsel einer Menge von Gebäuden finden wird. Kann das neu erstandene griechische Volk, kann das ihm befreundete gebildete Europa zugeben, daß dieser heilige Boden aufs Neue mit Gebäuden bedeckt werde, welche, wie in Rom, alle spätern Nachforschungen entweder unmöglich machen, oder doch im höchsten Grade erschweren werden? Und wird es, selbst hiervon abgesehen, nicht schon in Hinsicht auf Bequemlichkeit und policeiliche Ordnung gerathener sein, die neue Stadt auf der Ebene anzulegen, statt an dem steilen Abhange des Felsens?

Auf diese Ideen, denen sie gewiß mit Recht ziemlich allgemeine Billigung versprechen, fußten die Herren Kl. und Sch. bei ihren Entwürfen. Sie suchten demnach noch während der Kapodistrias'schen Zeit auf ihre eigne Verantwortung die Athenienser davon abzuhalten, ihre Häuser auf jener Strecke wiederzuerbauen, durch die Vorstellung, daß die Regierung früher oder später jenen Raum gegen eine mäßige Vergütung zu öffentlichen Zwecken in Anspruch nehmen werde; und es ist ihnen dieses ziemlich gelungen. Die jetzige provisorische Regierung billigte gleich bei der Anstellung der Architekten diesen Theil ihrer Vorschläge und ließ, da sie in Athen noch nicht befehlen kann, die Einwohner wenigstens warnen, nicht hier zu bauen. Dadurch ist der kommenden königlichen Regierung bis jetzt die Möglichkeit erhalten, diesen ganzen Stadttheil für die Summe von 1 Million türkischen Piastern (100,000 — 150,000 Fl.) an sich zu bringen. Denn ein Bauplatz kostet im Durchschnitt 1000 Piaster, und ihrer dürften hier nicht über fünfhundert sein; der Rest der angegebenen Summe würde hinreichen, die Besitzer der jetzt schon gebauten Häuser zu entschädigen. Dieser Anschlag ist eher zu hoch als zu niedrig.

Entschließt sich der Staat einmal zu diesem Ankaufe (und wer möchte daran zweifeln?), so müssen die Ausgrabungen nach dem größten Maßstabe betrieben werden.

Man darf sich nicht darauf beschränken wollen, nur die bekannten Monumente von dem sie umgebenden Schutte zu reinigen, sondern es gilt nichts Geringeres, als die ganze Masse von Erde und Steinen bis auf den Boden der alten Stadt herauszuschaffen, und zwar nicht blos auf der Nordseite, sondern auch auf der Südseite der Burg, aus den Theatern des Dionysos und des Herodes Atticus, die ganz mit Erde gefüllt sind, sodaß jenes jetzt als Getreideacker dient. Freilich werden die Kosten dieser Ausgrabungen höchst beträchtlich sein; sie lassen sich im voraus nur sehr unbestimmt berechnen. Aber wenn der neue griechische Staat, der vermöge seiner reichen natürlichen Hülfsquellen in wenigen Jahren sehr gute Finanzen haben wird, jährlich eine nicht zu kleine Summe zu diesem Zwecke festsetzt, so wird man in einem halben Menschenalter sehr leicht das große Werk vollenden können. Und warum sollten nicht die zahlreichen Freunde des Alterthums in Europa zu diesem Zwecke beitragen? Ich denke mir, wenn einer der Koryphäen der Alterthumswissenschaft in Deutschland seine Stimme für diese Sache erhöbe und sich an die Spitze eines Vereins zur Förderung der Nachgrabungen in Athen stellte, es wäre bald eine namhafte Summe zusammengebracht. Die griechische Regierung würde eine Beihülfe der Art nicht zurückweisen können, da es sich um einen Zweck handelt, der jedem Gebildeten theuer ist; sie dürfte darin nur einen schwachen Zoll der Dankbarkeit sehen gegen die gemeinsame Mutter der Künste und Wissenschaften. — In jedem Herbste würde das bis dahin ausgegrabene Terrain zwischen den alten Monumenten mit Bäumen und Gebüsch zu bepflanzen sein, die in angemessenen Entfernungen gruppenweise zu vertheilen wären, damit die wiederentstandene alte Stadt weder eine zu nackte Fläche zeige, noch auch sich in einen Wald verwandele. Auf der obersten natürlichen Terrasse der Akropolis, unter ihrer nackten Felsenkrone, von der Grotte des Pan bis an das Theater des Dionysos läßt sich mit leichter Mühe ein schattiger Baumgang anlegen. Herrlich werden dann die gelbbraun glänzenden Felsen der Akropolis und ihre hellen gefärbten goldgelben Mauern mit ihren unregelmäßigen malerischen Zinnen aus dem dunkelgrünen Laube hervorragen; hoch über ihnen noch die imposanten Säulenmassen des Parthenon. Und welche entzückende Aussicht wird sich von diesem Baumgange aus dem Wanderer eröffnen, auf die alte und neue Stadt zu seinen Füßen, und über dieselbe hinaus auf die weite Ebene mit dem tiefdunkeln Oelwalde und auf die fernen blauen Gipfel des Kithairon, Parnes und Pentelikon. Athen wird einen Park besitzen, lehrreich und ehrwürdig zugleich durch die Ruinen der Vorzeit wie kein anderer, und reich an Naturschönheiten wie wenig andere.

Daß die Höhe der Akropolis in den beabsichtigten Ausgrabungen miteinbegriffen ist, darf ich wol nicht erst erwähnen. Hier wird es verhältnißmäßig wenig Erde wegzuschaffen geben, aber desto mehr Steine; theils unverzierte oder doch unkenntlich gewordene Marmorblöcke, theils andere Felsarten, welche den Boden hoch bedecken. Wenn man sie zu öffentlichen Bauten verwendet oder an Privatleute verkauft, werden sie die Kosten der Wegräumung fast ganz wieder einbringen. Ob das Erechtheion, dessen zwei nordwestlichste Säulen im letzten Kriege durch türkische Bomben gestürzt wurden und einen Theil der Decke mit sich einrissen *), aus den ziemlich wohlerhaltenen Trümmern wieder aufzubauen ist? ob die Batterien und Mauern, welche um die Propyläen, zwischen ihren Säulen und selbst auf diesen erbaut sind, eingerissen werden können, ohne die beträchtlichen Reste der völligen Zerstörung auszusetzen? — das sind Fragen, welche sich, wie ich glaube, nur durch wirkliche Versuche unter der Leitung kundiger Männer beantworten lassen. Nur so viel möchte ich für ausgemacht halten, daß die Akropolis nie wieder eine Festung wird, und folglich ihre ehrfurchtgebietenden Ruinen nie wieder der Zerstörung ausgesetzt werden; zumal da von dem nur wenige Schuh niedrigern Museion aus fast das ganze Plateau der Akropolis beschossen werden kann. Was endlich die Hadriansstadt oder die Gegend um das Olympieion und östlich von demselben betrifft, so darf man fürs Erste nicht um sie besorgt sein, da wenig Leute geneigt sein werden, sich in diesen vom Centrum der neuen Stadt und von den Hauptstraßen (den piräischen und eleusinischen) entlegenen Räumen anzubauen, sodaß hier für Nachgrabungen noch immer Raum bleibt.

Diese ausgedehnten Entwürfe zu Nachgrabungen sind die von meinen Freunden Schaubert und Kleanthes für unumstößlich gehaltene Basis zu ihrem Plane der neuen Hauptstadt, und ich möchte nochmals fragen: ist es möglich, daß König Otto, der Sohn des kunstliebenden Ludwig von Baiern, sie nicht genehmigt? Eine nothwendige Folge davon ist, daß die neue Stadt, aus dem Winkel zwischen dem Lykabettos, Areios Pagos und dem Burgfelsen heraus, weiter nördlich in die Ebene gerückt wird, wo sie in jeder Hinsicht eine weit angemessenere Lage bekommt. Um den entstehenden Staat nicht gleich in den ersten Jahren seiner Existenz mit zu beträchtlichen Kosten zu beschweren, würde die Nordhälfte der heutigen Stadt, vom Bazar an bis gegen das acharnische Thor hin (Egribos Kapesi oder *πόρτα τῶν Πατησσιῶν*) vorläufig zu lassen sein, wenn man sie nur vermittels Durchschlagung einiger grader und breiter Straßen etwas regelmäßiger zu machen suchte. Da aber andererseits die Häuser in diesem Stadttheile fast nur aus elenden Lehmhütten bestehen (Wohnungen der albanesischen Arbeitsleute), die in diesem Zustande nicht wohl in der Hauptstadt bleiben können, und da auch in dieser Gegend fast bei jeder Nachgrabung einige schätzbare Reste des Alterthums gefunden werden, so ließe sich hier das politische und anti-

*) Der griechische General Gouras, welcher während der Belagerung durch die Türken auf der Akropolis befehligte, ließ seine Frau und seine Kinder in das Erechtheion bringen und die Decke desselben, um es noch bombenfester zu machen, eine Elle hoch mit Erde überschütten. Die Türken, welche dies erfuhren, richteten ihr Geschütz vom Areios Pagos aus vorzüglich auf die erwähnten nordwestlichen Säulen des Tempels, bis diese einstürzten und die Familie des Gouras unter der nachstürzenden Steinmasse begruben, wo ihre Gebeine noch ruhen.

quarische Interesse vielleicht durch ein Gesetz vereinigen, daß alle Häuser in diesem Bezirke innerhalb 10 — 20 Jahren neu gebaut werden und jeder Grundbesitzer gehalten sein solle, seinen Boden bei dieser Gelegenheit 8 — 10 Schuh tief (zu Wohnkellern) auszugraben. Wenn dann die Regierung sich das Ausgraben der Straßen und öffentlichen Plätze vorbehielte, so dürfte kaum ein antiker Marmorsplitter den Nachforschungen entgehen. Die ausgegrabene Erde wird keine Schwierigkeit machen; sie wird theils dienen, die Unebenheiten des Bodens vor dem acharnischen Thore auszugleichen, theils die unfruchtbaren westlichen Abhänge des Lykabettos und der Pnyx in Aecker und Gärten umzuschaffen In diesem zu verjüngenden heutigen Stadttheile wird eine hübsche Anzahl der besten noch vorhandenen Kirchlein beizubehalten sein, welche, aus bräunlichen Quadersteinen erbaut, denen Sonne und Wetter einen bronzeartigen Glanz gegeben haben, mit ihren kuppelförmig gebildeten naiven Ziegeldächern und ihren stumpfen Thürmchen sich gar artig ausnehmen, und die einen gefälligen Uebergang aus der alten Stadt des Themistokles und Perikles, durch das byzantinisch-türkische Mittelalter in die eigentliche neue Stadt des Königs Otto vermitteln werden.

(Der Beschluß folgt.)

Tobias Olfen's, eines braunschweigischen Rathsherrn, Geschichtsbücher der Stadt Braunschweig, herausgegeben von C. F. von Vechelde. Mit einer Vorrede des Geheimraths von Strombeck. Braunschweig, Wieweg. 1832. 8. 20 Gr.

Stadt- und Bürgerthum sind die Grundlage der neuern Culturperiode, deren Entwickelung um so zuverlässiger fortschritt, da die Verlockung zu Abwegen des Ritter-, Pfaffen- und Soldatenwesens bald den vorwaltenden Einfluß verlor und nur dazu diente, jenes zu consolidiren und zu läutern. Wie dieser Läuterungsproceß so nöthig war, um der Vermessenheit des Bürgerthumes gehörige Schranken und demselben die richtige Stelle auf den Stufenleiter der Staatsverhältnisse anzuweisen, erkennt man in der Vorzeit, wie in der Gegenwart, und tritt in der Geschichte Braunschweigs deutlicher als anderwärts hervor. Der Zeugnisse jener Wahrnehmung kann es nicht zu viele geben, deshalb verdient Hr. v. V. Dank, die Olfen'sche Chronik Braunschweigs, welche noch nie gedruckt ist, hier mitzutheilen. Mit Recht geschieht es nur theilweise, denn die erste Hälfte des Werkes, welche den Zeitraum von der Erbauung der Stadt bis zur Reformation enthält, gibt auf gewöhnliche Weise ungeprüft wieder, was anderwärts schon öfter erzählt ist. Chronikenschreiber gewinnen erst höheres Interesse, wenn die mitgetheilten Thatsachen in ihrer Nähe sich ereignen; von der Vorzeit wissen sie bei aller Breite sich selten aus der Dürftigkeit herauszuarbeiten. Die hier gebotenen Mittheilungen sind in 16 Capitel zusammengestellt: Kirchenreformation, und zwar was zu der Zeit allhier geschehen ist; Krieg der Stadt Braunschweig wider Herzog Heinrich den Jüngern; fernere Unruhen wider denselben; Belagerung Braunschweigs und Feldschlacht bei Sievershausen; zweite Belagerung der Stadt im Jahre 1553; die Stadt Braunschweig unter Herzog Julius; unter Heinrich Julius; Uneinigkeit der Prediger und der Stadthauptleute; grausames Verfahren mit Hennig Braband und den übrigen Hauptleuten (das unvergeßliche Blutschandmal Braunschweigs, bekannt durch die reichhaltige Monographie des Hrn. v. Strombeck); was sich 1605 zu Braunschweig ereignet; Heinrich Julius belagert die Stadt; 1606—13; Aufstand der Gemeinen 1614; Herzog Friedrich Ulrichs Belagerung; die Stadt huldigt ihm, und was sich ferner zugetragen; von Dem, was sich während des dreißigjährigen Kriegs in Braunschweig begeben hat.

Die Behauptung des Herausgebers, daß Olfen in treffender Schilderung ein lebhaftes Bild vom innern Volksleben und vom Treiben seiner städtischen Commune gibt, ist nicht übertrieben; auch verweilt man gern bei den Reden und Ermahnungen, welche er den Magistratsgliedern und den Wortführern der Parteiungen in den Mund legt, um sich für die starre Hoffahrt dieses in sich selbst versinkenden Bürgerthums zu entschädigen. Ihr erlag Braunschweig und hat sich seitdem nie wieder zur vorigen Macht, Reichthum, Größe und politischer Selbständigkeit erheben können, da Hülfe und Rettung am unrechten Orte gesucht wurden. Die Olfen'sche Chronik führt mehre hierher gehörige Thatsachen auf; so verließ sich Braunschweig gegen die wachsende Macht der Herzoge viel zu sehr auf das Gegengewicht der Hansa, da doch letztere schon die Spuren des unaufhaltsamen Verfalls zeigte.

Mit dem Vorredner möchte man beklagen, daß der Herausgeber den Periodenbau der Chronik, welcher freilich durch Weitschweifigkeit, Verworrenheit und Dunkelheit oft zurückstößt, zu sehr veränderte, als daß man in demselben noch das zeitgemäße Costume wahrnehmen kann. Doch lesen sich diese Geschichtsbücher gut. Bei den öftern Verweisungen auf einen Anhang wird man getäuscht, denn derselbe ist nicht zu finden; dagegen liest man auf der letzten Seite die Worte: „Der in den Anmerkungen mehrfach erwähnte Anhang wird nebst dem der übrigen Theile der braunschweigischen Geschichtschreiber in dem letzten Bande des Werkes mitgetheilt werden." Hiernach scheint diese Gabe der Anfang einer Zusammenstellung braunschweigischer Geschichtschreiber zu sein, deren Fortsetzung um so mehr zu wünschen ist, da sich vereinzelt abgedruckte Specialchroniken später schwierig zusammenfinden lassen.

Wenn Hr. v. V. die gewöhnliche Neigung der Menschen, die Vorzeit auf Kosten der Gegenwart zu preisen, gefährlicher nennt als die Täuschung vieler Philosophen, welche in der Geschichte der Menschheit ein beständiges Fortschreiten erkennen, so möchte man darüber mit ihm rechten; doch Das, was wir ihm als Wahrzeichen der beständigen Fortentwickelung des Menschengeschlechts zu höherer Gesittung entgegenstellen möchten, räumt der hochsinnige, edle Mann selbst ein, indem er S. XII zugesteht, daß unser Zeitalter gegen das der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts verherrlicht ist durch milden Sinn, Wissenschaftlichkeit und vorgeschrittene Bildung. Er sagt: „Der Mensch ist jetzt menschlicher, die Herrschaft der Gesetze kräftiger, bürgerliche Freiheit größer und gesicherter. Was uns jetzt verletzt, würde uns damals vernichtet haben; der Unschuldige fand zu der Zeit den Schutz selten, den er jetzt oftmals findet — damals, wo die Unschuld, war sie einmal dem Hasse verfallen, dem gewissen Untergange auf dem Rabensteine entgegenging: in Zeiten, wo Tortur Gesetzmäßigkeit, theologische Heuchelei Frömmigkeit, Grausamkeit Tapferkeit, Unordnung und Empörung Freiheit hießen. Wenn es Pflicht ist, der Tyrannei Widerstand zu thun, so stellt es sich als ebenso heilige Pflicht dar, der obersten Staatsgewalt in ihren Anordnungen zu gehorsamen. Es gibt keine giftigere Arzenei als die der Revolutionen; auch die rechtmäßigen und unvermeidlichen lassen lange Zeit hindurch den Staatskörper, der durch das traurige Extrem solcher Feuercur geführt werden mußte, in der bedenklichsten Siechheit. Unsere Zeiten bieten der Beispiele genug dar. Die gewisse Begleiterin bürgerlicher Unruhen ist aber Nahrungslosigkeit." 61.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonntag, — Nr. 27. — 27. Januar 1833.

Mittheilungen über Griechenland.

(Beschluß aus Nr. 26.)

Die Ottosstadt besteht freilich bis jetzt nur auf dem Papiere, doch scheint mir ihre Anlage auf einer so verständigen Benutzung der Oertlichkeiten und des Vorhandenen zu beruhen, daß sie wenig wesentlichen Veränderungen unterliegen dürfte. Um Sie nicht zu ermüden, will ich mich hier so kurz wie möglich fassen. Ihr Centrum bildet ein großer viereckiger Platz, etwa 800 Schuh vor dem heutigen acharnischen Thore. An die Nordseite desselben kommt das königliche Schloß, welches aus seinen Fenstern nach Süden den Hymettos, die Akropolis, den Areios Pagos, das Museion, die Pnyx und den Lykabettos überschaut; nach Westen der Piräeus, das Meer, Aegina, Salamis, die Gebirge des Peloponnes bis nach Akrokorinth, den Aegaleos, Korydalos und die Gipfel des Kithairon; nach Norden die Ebene und den Parnes; nach Osten endlich den Brilessos, Anchesmos und darüber das Pentelikon. In die Südseite des Platzes fallen, auf den Mittelpunkt der Façade des Schlosses gerichtet, drei Hauptstraßen, die eine südöstlich in das wohlerhaltene Stadion am südlichen Ufer des Ilissos führend, die zweite südwestlich, schnurgrade auf das runde Bassin des Piräeus; zwischen beiden liegt die dritte, südlich über die Reste des Gymnasiums der Ptolemäer auf den nördlichen Flügel der Propyläen und den Areios Pagos ausgehend, sodaß der König von seinem Balcon aus gleichzeitig die ringenden Kämpfer im Stadion, den alten ruhmgekrönten Sitz unbestochener Gerechtigkeit, und die meerbeherrschenden Trieren in seinem Hafen überblicken kann. Gibt es einen Königssitz wie diesen? und welche andere Stelle wird man ihm anweisen können? — Ueber das weitere Detail enthalte ich mich zu sprechen, da man hier verschiedener Meinung sein kann, et adhuc sub judice lis est. Nur so viel muß ich noch hinzufügen, daß alles Wesentliche erwogen ist. Wasser erhält die neue Stadt vom Anchesmos aus der noch fließenden Wasserleitung des Hadrian, und die Unreinlichkeiten fließen durch Kloaken westlich gegen den Oelwald hin in die tiefer gelegene Ebene ab. Zu anmuthigen Landhäusern aber bieten die angrenzenden Höhen, besonders die Gegend von Patistia am Brilessos den schönsten Platz. — Und nun glaube ich genug gesagt zu haben, um Ihnen und Allen, die sich für das attische Alterthum interessiren, diese Ideen lieb und ihre Ausführung wünschenswerth zu machen.

Sie sehen aus dem Obigen, daß ich in der letzten Zeit mehrmals so glücklich gewesen bin, bei Ausgrabungen zugegen zu sein, die sich in Folge der neuerwachten Bauluft mehren. Die ausgedehnteste derselben ist von Herrn Kontóstavlos (von Aegina) vorgenommen worden, auf einem Platze innerhalb der heutigen Stadtmauer und hart an derselben, etwa 400 Schritte östlich vom acharnischen Thore, auf einer kleinen Erhöhung, die in neuern Zeiten als Acker benutzt wurde. Hier war kein Fund vom Interesse zu erwarten, da in dieser Gegend kein einziges altes öffentliches Gebäude bekannt ist. Kaum war indeß mit Ausgrabung des Kellers der Anfang gemacht, als man bereits in einer Tiefe von 1—2 Schuh auf eine Menge von Gräbern stieß. Sie waren aus Dachziegeln gebaut, welche 2 Schuh 8 Zoll bis 3 Schuh engl. in der Länge, oben 1 Schuh 6 Zoll, unten 1 Schuh 3 Zoll in der Breite halten und einen Zoll dick sind. Ihre Wölbung hat in der Mitte 1½ Zoll Tiefe. Je zwei und zwei dieser Ziegel bildeten, der Länge nach (2 Schuh voneinander entfernt) auf die Erde gestellt und mit den obern Rändern aneinander gelehnt, ein Grab, dessen offene Enden durch zwei davor gestellte kleinere Ziegel verschlossen wurden. Die meisten hatten die Richtung von Westen nach Osten. Auf dem Boden dieser engen Räume fand sich etwas lockere, in Kügelchen zusammengerollte Erde, von dem verwesten Körper herrührend, einige Arm- oder Beinknochen und gewöhnlich am westlichen Ende der ziemlich wohlerhaltene Schädel; nur in wenigen eine Grablampe von schlechter Arbeit, die meisten derselben mit einem Kreuze bezeichnet. An mehren Orten waren zwei und selbst drei solcher Gräber übereinander. Hin und wieder stieß man zwischen den Gräbern auf schlechtgeformte Gefäße aus grobem Thon, mit Erde gefüllt, in welcher sich Kindergebeine fanden. Alle hatten aber, obgleich sie in der Erde liegend unversehrt zu sein schienen, Risse und Spalten, sodaß sie beim Herausnehmen immer in Stücke zerfielen. Ihr kurzer Hals war so eng, daß man selbst den Körper eines neugeborenen Kindes nicht durch die Oeffnung hätte bringen können. Sind demnach die Gebeine, welche sich darin fanden, aus andern Gräbern aufgelesen und in diesen Gefäßen nur zum zweiten Male

bestattet? oder zerbrach man die Gefäße absichtlich, um den todten Körper hineinzuschieben, und setzte sie dann in der Erde wieder zusammen? Sehr alt dürften diese Gräber jedenfalls nicht sein. Die Arbeiter stießen hierauf zunächst auf eine Menge kleiner Wasserleitungen, welche in verschiedener Höhe und westlicher oder nordwestlicher Richtung theils zwischen den Gräbern, theils unter ihnen hingingen. Sie sind aus gebrannten und zu diesem Zwecke eigens geformten Ziegeln und scheinen ihr Wasser aus dem großen Aquäduct des Hadrian bekommen zu haben, um es weiter westlich gelegenen Häusern oder Gärten zuzuführen. Keine derselben hatte noch Wasser. Unter diesen Wasserleitungen, in einer Tiefe von 4—5 Schuh fand man wider Erwarten nach und nach mehre antike Bruchstücke, aber leider fast alle sehr verstümmelt: eine Basis mit einem Paar geflügelter Füße, vermuthlich von einer kleinen Statue des Hermes, einen Kopf, eine sehr schön gebildete Hand, ein Paar Arme und Beine, Alles, wie sich aus der Größe dieser Theile ergibt, von verschiedenen Statuen; ein artiges weibliches Köpfchen aus gebrannter Erde, ein Säulchen mit einer auf den Hadrian bezüglichen Inschrift u. s. w. Noch ein paar Schuh tiefer zeigte sich in der südlichen Seite des Platzes ein gewaltiges, denselben quer durchschneidendes Fundament, von welchem wir anfangs große Hoffnungen hegten. Beim Nachgraben ergab sich, daß auch dieses schon einer ziemlich späten Epoche des Alterthums angehören muß, indem ein Architrav, ein Sarkophag und andere bearbeitete Marmorblöcke unter den gewöhnlichen Quadern mit vermauert waren. Doch wurde hier noch ein schönes, ganz und vorzüglich gut erhaltenes Basrelief gefunden und mehre Inschriften, unter welchen eine sehr alte ist. Damit endigte diese Ausgrabung. Sie können sich leicht denken, daß die oben erwähnten Nachgrabungen, welche Herr Antonopulos seit einigen Tagen beim Thurm der Winde auf einem weit kleinern Raume (einem Theil der Agora) angefangen hat, intensiv weit reicher auszufallen versprechen. Außer den Bruchstücken von Inschriften sind auch schon Fragmente von Statuen gefunden worden, und gestern ist man auf Reste von Bauwerken gestoßen, deren Bestimmung sich noch nicht enträthseln läßt, die aber interessante Aufschlüsse zu geben verheißen. Da noch an mehren andern Orten gegraben wird, so gehört es zu unsern täglichen Beschäftigungen, die Runde über diese Plätze zu machen, und jeder Tag gewährt einige Ausbeute. Leider fehlt es bis jetzt gänzlich an einem Raum, die gefundenen Sachen, soweit die Besitzer sie dem Staate zu schenken gewilligt sind, in Sicherheit zu bringen; doch hoffen wir, daß die Regentschaft gleich für eine provisorische Einrichtung dieser Art Sorge tragen wird.

Mit weitern Excursionen sieht es noch immer schlimm aus, da das ganze Land mit Räubern gefüllt ist. In Megaris, Theben und selbst bei Acharná und Marathon haben griechische Kapitaine mit ihren Horden ihr Quartier aufgeschlagen und leben, da es ihnen freilich gänzlich an Solde gebricht, auf Kosten der Umgegend, von der sie ordentlich Lieferungen und Abgaben erheben, während ihre Soldaten in der Nähe herumschweifen, um gelegentlich Reisende zu plündern. Seit einigen Tagen fürchten die Türken selbst einen Ueberfall und Plünderung Athens und verrammeln des Nachts die Thore mit Holz und Steinen. Doch scheint mir diese Vorsicht zu weit getrieben. Glücklicherweise gibt uns die nächste Nähe noch immer unerschöpflichen Stoff zur Beschäftigung. Vor einer Woche sind wir drei Tage im Piräeus gewesen, um die Gegend der Häfen zu untersuchen, und wir haben uns überzeugt, daß auch hier noch unendlich viel zu thun ist, und daß der neue Grundriß sehr interessant ausfallen wird. Bereits habe ich ein drittes wohlerhaltenes Theater dort gefunden, dessen Kruse weder auf seiner Karte noch im Texte gedenkt, und das mithin wahrscheinlich auch Leake's Aufmerksamkeit entgangen ist, während Freund F. die Fundamente zweier bis jetzt unbekannter Thürme unter Wasser im Piräeus entdeckt hat und mit besonderer Sorgfalt die Spuren der alten Befestigungen verfolgt, von denen wesentliche Theile noch auf den Karten fehlen. Wir sind beiweitem noch nicht fertig geworden und werden nochmals einige Tage dort unten zubringen müssen. Ein sehr erfreulicher Umstand für uns ist, daß seit einigen Wochen der Prof. Benthylos hier angekommen ist, und daß uns jetzt seine höchst schätzenswerthe Bibliothek zu Gebote steht.

Vor vierzehn Tagen haben wir die curioseste archäologische Expedition gemacht, die bis jetzt ein Mensch in Athen unternommen hat. Schon seit längerer Zeit hatte ein Maurer den Architekten von einem merkwürdigen unterirdischen Kanal erzählt, welcher von Osten nach Westen unter dem Bazar fortlaufe und die Gärten von dem heutigen piräischen Thore, bei Hagia Triáda mit Wasser versorge; er sei so hoch, daß man bequem darin reiten könne, und man finde unten viele Inschriften, Bildsäulen und selbst eine Säulenreihe, so lang wie das Theseion. Unsere Neugierde wurde lebhaft gereizt, aber immer kam der Untersuchung ein Hinderniß in den Weg. Endlich waren alle Vorbereitungen gemacht, und wir machten uns ans Werk. Unsere Gesellschaft bestand aus 7—9 Personen nebst vier Arbeitsleuten. Durch eine Cisterne am östlichen Ende des Bazars stiegen wir 3—4 Klafter tief in den Kanal hinunter und wandten uns westlich. Wir fanden den Kanal etwa 4—5 Schuh breit, zum Theil durch Felsen getrieben. Die Decke desselben ist von sehr verschiedener Bauart. An einigen Stellen ist sie gewölbt und hoch genug, um aufrecht darunter stehen zu können. Diese Gewölbe halte ich aber für spätere Arbeit, wie man noch kürzlich eine schadhafte Stelle auf diese Weise ausgebessert hatte. Auf den übrigen weit längern Strecken besteht die Decke blos aus gewaltigen Steinbalken und Steinplatten, welche quer über die theils natürlichen, theils aus rohen Quadern gebauten Felswände des Kanals gelegt sind. An diesen Felsplatten hatte sich Tropfstein in 3—4 Zoll langen Zapfen gebildet: der beste Beweis, glaube ich, daß dies die ältesten Theile des Werkes sind. Hier beträgt die Höhe des Kanals nur 4 Schuh, und das Gehen war, da der Boden

über einen Schuh hoch mit Schlamm bedeckt ist, in den wir bis an die Knie einsanken, sehr beschwerlich. Nicht weit vom Eingange kam links ein Kanal von ähnlicher Größe und Bauart von der Akropolis herunter, in den wir aber, weil er bis zur Hälfte mit zähem Schlamm gefüllt war, nicht vordringen konnten. In die Decke des Hauptkanals öffneten sich mehre Cisternen, und kleinere Kanäle gingen zu beiden Seiten ab, um andere Cisternen mit Wasser zu versorgen. Wir verfolgten ihn bis etwa 50 Schritte über die Westseite des Gymnasiums des Hadrian hinaus. Hier war er eingestürzt gewesen und eine kleine Strecke lang nur durch eine enge Röhre hergestellt worden, die ganz mit Schlamm und Wasser gefüllt war. Wir stiegen daher durch die nächste Cisterne wieder heraus, ohne bis dahin von den verheißenen Herrlichkeiten das Geringste gefunden zu haben. Zwar hatten wir Säulen gesehen, aber nur einige ganz rohe aus Granit, welche sich zufällig unter die Felsplatten der Decke verirrt haben mochten; die Inschriften hatten sich in Risse und Spalten der Steine aufgelöst, welche ungefähr Buchstaben glichen, und an Statuen war vollends nicht zu denken. Doch blieb der Führer zuversichtlich bei seinem Versprechen, uns zu einem unterirdischen Tempel zu führen, und wir stiegen daher unweit des Theseustempels aufs Neue hinab, diesmal uns östlich wendend. Der Kanal war hier anfangs ganz in derjenigen Bauart erhalten, welche ich oben als die ursprüngliche bezeichnet habe, und auch hier zeigte sich die Tropfsteinbildung. Hier kommt ebenfalls ein zweiter, halb mit Schlamm gefüllter Kanal wie der oben erwähnte vom westlichen Ende der Akropolis herunter. Bald kamen wir aber an eine reparirte Stelle, wo 6—7 Schuh lang nur eine 2 Schuh hohe, aus Ziegeln gebaute Röhre war, so schmal, daß ein Mensch sich mit Mühe durchwinden konnte, und bis zur Hälfte mit Wasser gefüllt. Um weiter vorzudringen, gab es kein anderes Mittel, als sich auf die Hände zu legen und bis an den Hals im Wasser durchzukriechen, den Körper nachschleppend. Ich war der Vorderste und gab das Beispiel; die ganze Gesellschaft folgte lachend. Nur ein englischer Maler, zufällig der Schlankste unter uns Allen, erklärte, das Loch sei für ihn zu eng, und kehrte um. Nicht weit hinter diesem schwierigen Passe gelangten wir endlich an das Ziel unserer Wanderung. Hier ragen auf der nördlichen Seite des Kanals in einer Linie 30—32 Säulentambours, 2—3 Schuh hoch, aus dem Schlamm hervor. Sie sind nicht aus Marmor, sondern aus einer weichern gelblichen Steinart, die mit Stuck überzogen gewesen zu sein scheint; alle haben Canellirung und gleiche Größe (3 Fuß engl. im Durchmesser). Die Säulenordnung, welcher sie angehörten, läßt sich nicht bestimmen, da wir keine Kapitäler fanden; dem Anschein nach waren sie dorisch. Sie tragen auf dieser Seite die Decke des Kanals, aber nicht unmittelbar, sondern, da sie in Entfernungen stehen, vermittelst übergelegter Steinbalken, auf denen transversal die Felsplatten der Decke ruhen.

Die Hauptfrage ist jetzt: Wie kamen diese Säulentambours an die Stelle, welche sie einnehmen? Hier sind zwei Möglichkeiten denkbar: entweder wurden sie bei dem Baue des Kanals von einem zerstörten Gebäude genommen und hier verwendet, oder sie stehen noch an ihrem alten Platze und bezeichnen die Stelle eines verschwundenen Tempels oder einer Stoa. Nehmen wir einmal das Erstere an, so erscheint es sehr auffallend, daß man die Säulen nur an Eine Seite des Kanals und in ziemlich gleichen Entfernungen voneinander stellte; ja, daß man sie überhaupt gebrauchte, da sie durch ihre schwere Masse unbequem zu transportiren und durch ihre Gestalt zu einem Werke dieser Art wenig schicklich waren, während man, wie der Rest des Werkes zeigt, Ueberfluß an trefflichen Quadern und Steinplatten hatte. Für die letztere Meinung, daß sie noch ihren Platz behaupten, sprechen dagegen mehre Gründe. Ein sehr bedeutendes Moment scheint mir zu sein, daß der Kanal, der sonst immer in grader Linie fortgeht, am östlichen Ende der Säulenreihe, wo er zuerst auf sie stößt, plötzlich eine Biegung in einem rechten Winkel macht, um sich längs derselben hinzuziehen. Dies erklärt sich leicht, wenn man annimmt, daß der Kanal, der allem Anschein nach einer ziemlich schlechten Epoche der Baukunst angehört, erst angelegt wurde, als schon viele Reste alter Gebäude in dem wachsenden Schutt begraben waren. Die Arbeiter, von Osten her, von wo das Wasser kommt, beginnend, stießen demnach beim Graben auf die untere Hälfte einer Colonnade, und um dieselbe zugleich zu umgehen und zu benutzen, lenkten sie die Wasserleitung an der Südseite derselben hin. Freilich stehen nicht alle Säulen in einer gleichen und ihren Größenverhältnissen angemessenen Entfernung; aber vielleicht fand man sie schon so oder zerstörte die Ordnung erst, indem man einige Tambours nach Maßgabe der darüber zu legenden Steinplatten näher zusammen oder weiter auseinanderrückte. Dagegen stehen sie noch in einer fast ganz graden Linie. Die Gegend, unter welcher sie sich finden, ist die niedrigste der ganzen Stadt. Nach ungefährer Berechnung steht grade über ihnen eine sehr alte und 4—5 Schuh tief liegende Kirche des heil. Philipp, welche nach der Behauptung des Herrn Pittakis (eines athenienſischen Archäologen) auf den Grund einer von diesem Heiligen erzählten Legende hin den Platz des alten Leokorion einnimmt. Doch ließe sich leicht noch ein Dutzend anderer Vermuthungen aufstellen; man kann aber nicht einmal hoffen, zu einem festen Resultat zu kommen, so lange man nicht an dieser Stelle von oben herunter Nachgrabungen macht.

Athen, $\frac{18.}{6.}$ Oktober.

Da sich eben eine Gelegenheit nach Nauplion findet, eile ich den Brief zu schließen. Seit ich denselben angefangen, haben wir fast fortwährend Regenwetter gehabt, aber nicht die kalten, von Stürmen begleiteten Herbstregen, wie sie bei uns in dieser Jahreszeit gewöhnlich sind, sondern milde, befruchtende Gewitterregen. Rings um die Stadt und auf den von ihren Mauern eingeschlossenen Aeckern regt Jung und Alt jetzt die Hände, um die günstige Witterung zur Getreidesaat zu benutzen. Man säet

nicht blos Roggen, sondern auch die Getreidearten, welche bei uns die Kälte des Winters nicht ertragen können, Gerste und Hafer. Dagegen reifen diese auch schon im Mai, wo sie bei uns kaum erst fingerhoch aus der Erde blicken. Seit zwei Jahren ist in Attika nicht so viel Regen gefallen wie in diesem Herbste seit Anfang Septembers, und man verspricht sich eine ungewöhnliche reiche Ernte. Schon sind nach den ersten Regengüssen überall Gras und Kräuter, die bei meiner Ankunft buchstäblich zu Pulver gebrannt waren, lustig hervorgesproßt, und wenn nach vierzehn Tagen auch die jungen Saaten keimen, werden wir Attika noch im ganzen Schmucke des Frühlings sehen. Gleichzeitig ist der Landmann mit der Oel- und Weinlese beschäftigt, die indeß schon ihrem Ende nahe ist und befriedigend ausfällt, sodaß den Athenienern zu ihrer völligen Zufriedenheit nichts weiter fehlt als die Nachricht, daß die Regentschaft angekommen sei und Athen zur Hauptstadt bestimmt habe. Möchten wir nicht zu lange mehr darauf warten müssen! 125.

Romanenliteratur.

1. Die Pietistin. Novelle von H. G. Zehner. Frankfurt a. M., Sauerländer. 1832. 12. 1 Thlr. 8 Gr.

2. Zwei Novellen. Aus dem Italienischen übersetzt von Demselben. Hanau, Edler. 1832. 8. 12 Gr.

Als Originalschriftsteller zeigt sich der Verf. als gewandter Verwickeler und Löser romantischer, nicht oft romanhafter Pläne und Ereignisse. Dabei verbindet er das Verdienst, die Machinationen eines gewissen Ordens zu enthüllen, darzuthun, wie er wol das Kleid, aber nie die Gesinnung ändern, nie das Streben aufgeben werde, den Willen der Menschen zu lenken, zu beherrschen. Hier hüllt sich der Jesuit in das Gewand eines pietistischen Predigers, der jede Lebensfreude knickt und Alles in kalter, liebloser, finsterer Furcht vor Gott erstarren macht. Gott ist ihm nicht der allliebende, allweise Vater, nein, ein düsterer Despot, der Wohlgefallen hat an Traurigkeit, Zittern und Bangen und knechtischem Sinn. Beiläufig kommt zur Sprache, wie auch wahrhaft fromme Gemüther durch verkehrte Begriffe vom geistlichen Glauben zu solch eifiger, selbstquälerischer Andacht gelangen können; indeß ist dies blos Nebensache, und das Jesuitenthum in seinen Verkappungen zu offenbaren das Wesentliche. Als Uebersetzer steht unser Verf. nicht minder seinen Mann. Er trifft in den Novellen: „Romeo und Julie", von Luigi da Porta, und „Belphagor", von Macchiavelli, den Sinn und Geist, ja den naiv altväterlichen Ton der Originale sehr gut, ohne dadurch gezwungen und läppisch zu werden und in eine unserer Sprache schlecht kleidende Weitschweifigkeit zu fallen.

3. Schriften von H. E. R. Belani. Achtzehnter Band. Auch unter dem Titel: Der Marodeur. Laura. Zwei Novellen. Braunschweig, Meyer. 1832. 8. 1 Thlr. 8 Gr.

4. Angelo dell' Duca. Romantische Novelle und Sittengemälde aus dem Räuberleben in Italien, nach italienischen Volksgesängen bearbeitet von H. E. R. Belani. Auch unter dem Titel: Räuberleben in Italien. Erster Theil. Mit einem Titelkupfer. Neuhaldensleben, Eyraud. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Vertraut mit dem verdorbenen Geschmack unserer Tage, geht der Verf. obiger Novellen ihm nach, aber er läßt sich nicht von ihm fortreißen, regt nicht durch gewaltiges Rennen und Schnauben Alles verhüllenden Staub auf, der freilich nur auf einen Augenblick die Täuschung erregen kann, daß Gehalt und Form darunter verborgen liegt. Unser Verf. behält die Lenkseile in der Hand, er will nicht allein verblüffen, auch gestalten, und zwar kein ephemeres Geschöpf. Seine Räuber sind weder empfindsame, edelmüthige Nullitäten, noch der Abschaum der Menschheit. Angelo dell' Duca, bereits im reifen Mannesalter, ergriff das Räuberleben gleichwie ein anderes erlaubtes Handwerk, um sich gegen unverschuldet erlittenes Unrecht zu rächen, und aus ganz verkehrten Ansichten vom Recht überhaupt. Diese Geschichte, die auch an gemüthlichen und naiven Motiven nicht darbt, versetzt uns leibhaftig auf südital[illegible]nischen Boden, oder doch in ein gut gemaltes Panorama, das jene Gegenden mit ihren Bewohnern der Natur ablauschte.

„Der Marodeur" ist anderer Art. Nicht falsche Meinungen von Recht und Unrecht, keine tobende, nach Befriedigung lechzende Rachsucht trieb den Jüngling, den Norddeutschen, auf die Bahn des Verbrechens; eine sonderbare Verkettung der Umstände, vielleicht irrige Erziehungsweise verwilderten sein Gemüth und gesellten ihm zu dem Auswurf der Menschheit. Nur die Liebe, obgleich die hoffnungslose, ließ den göttlichen Funken nicht völlig in ihm erlöschen, nicht die Seele mit dem Körper untergehen. Außer ihm ist in der Novelle die Frau, welche er liebte, und deren Mann, durch die Art, wie sie sich verkennen, beide an der gegenseitigen Liebe zweifeln und endlich durch Das, was sie auf immer trennen sollte, sich erkennen und vereinen, anziehend.

Laura, eine schöne, gefallsüchtige und gefallende Schauspielerin, verläßt den gefährlichen Weg der laxen Moral, ehe sie dazu gezwungen wird, bekehrt sich auf die rechte, fruchtbringende Weise, beleidigt weder das Zartgefühl, noch verbirgt die Nesseln und Dornen der Unsittlichkeit unter verführerischen Blumen und kokettirt nicht mit der Buße, der schwierigsten der negativen Tugenden.

5. Erzählungen. Herausgegeben von Gustav Nagel. Leipzig, Kollmann. 1832. 8. 21 Gr.

Sentimental im guten Sinne, gefällig vorgetragen, werden sie des Zwecks, angenehm und dem Gefühl wohlthuend zu unterhalten, schwerlich verfehlen. 13.

Notiz.

In Boucher's „Glossary of archaic and provincial words", erster Theil, finden sich unter dem Buchstaben A auch folgende Erläuterungen. A, mit den lateinischen Worten per se verbunden, wird von einigen unserer alten Dichter zur Bezeichnung einer Person von außerordentlichen Vorzügen, die ihres Gleichen nicht hat, gebraucht.

In faith, my sweet honeycomb, I'll love thee, *A per se* a.
(Willy Beguild.)

That is the *A per se* of all, the cream of all.
(Blurt Master Constable, 1602.)

Es ist schwer zu entscheiden, ob diese eigenthümliche Redensart von jenen Aufbewahrerinnen alten Brauchs und alter Sitte, den Dorfschullehrerinnen, herrührt; bekannt ist jedoch, daß den Kindern als Anfangsgrund alles Wissens eingeprägt wird a by itself a; ebenso wird das für „und" gebräuchliche Schriftzeichen: &, noch immer and per se and genannt. Aeltere Autoritäten für diese Redensart fehlen übrigens nicht. In der Offenbarung Johannis heißt es 1, 8: „Ich bin das A ꝛc." Martial in den Epigr. II, 57 u. 27, nennt Kobrus das Alpha paenulatorum, grade wie wir sagen: König der Bettler. Mit Glück braucht Gawin Douglas diesen Buchstaben im Vorworte zur Uebersetzung Virgil's, den er darin A per se nennt. Wahrscheinlich veranlaßte die Stellung des A an der Spitze des Alphabets zu seinem Gebrauche als Bild des Ausgezeichneten. Chaucer z. B. sagt im Anfange von „Troilus und Kressida", seine Heldin beschreibend: „Grade wie unser erster Buchstabe jetzt ein A ist, so war sie an Schönheit die Erste." Mitunter wird die Redensart auch ohne A gebraucht, wie bei Shakspeare in „Troilus und Kressida", 1, 2.

They say he is a very man, *per se* 8.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Montag, — Nr. 28. — 28. Januar 1833.

Ludwig Tieck.

Der Correspondent einer unserer politischen Zeitungen meinte zwar neulich, darin etwas Neues aus Frankreich gehört zu haben, daß unser Dichter Ludwig Tieck so hoch wie unsere größten Männer Göthe und Schiller zu verehren sei. Wir halten aber dafür, daß dies schon lange bei allen Gelehrten und Nichtgelehrten eine einverstandene Sache war.

Wenn wir nun gegenwärtig durch vielfältige Stimmen des Auslandes Kenntniß erlangen, daß Tieck's vaterländischer hoher Ruhm und Einfluß europäisch zu werden beginnt, wenn sogar die düstere Oede Rußlands sich durch Uebersetzung der in England seit 1825 schon bekannt gewordenen Novellen erleuchten will, so überraschen uns Unbefangene derlei längst vorhergesehene Erscheinungen keineswegs. Wohl aber vernehmen wir mit Vergnügen, daß das unruhige, in sich zerfallene Frankreich eher als wir hoffen durften danach strebt, Tieck's milden, erhabenen Genius zu verstehen und von seinem lebendigen Worte Heil und Nutzen zu ziehen. Es veranlaßt uns zu dieser Mittheilung zunächst ein in der „Revue de Paris" (Bd. 43) enthaltener, Tieck betreffender Artikel, dessen Verf., Herr Amédée Prévost in Genf, vor der Hand mit einer Geschichte der deutschen Philosophie beschäftigt, demnächst ein Werk über die deutsche Literatur im 19. Jahrhundert beabsichtigt.

Der augenscheinlich aus dem Bedürfniß nach edlerer Poesie als der neuesten französischen hervorgegangene Aufsatz, dem andere über deutsche Romanschreiber und Dichter in der „Revue" folgen werden, hebt mit der Bemerkung an, daß man in Frankreich die letztern Jahre her sehr falsch über deutsche Literatur geurtheilt habe, indem man des Glaubens gewesen sei, sie durch Göthe personificirt und also mit dessen Tode erlöschen zu sehen. Als Beweis dieses Irrthums nennt Herr Prévost Tieck, von dem die mit unserm Jahrhundert in Deutschland eingetretene literarische Umwälzung, die ihm einen der ersten Plätze neben den größten Namen seiner Zeit sichere, zum Theil ausgegangen sei. Er schildert in der Kürze die verschiedenen Epochen unserer Literatur nach Göthe's Geburt, von der an sich doch eigentlich unsere neue Zeitrechnung datirt, Klopstock's, Wieland's, Voß's und ihrer Schulen falsche Richtungen und erklärt: zu der Zeit, als Tieck zu schreiben angefangen habe, sei die Kunst nicht mehr gewesen, was sie dem Künstler sein solle, ein Cultus, eine Religion. Den reinen, uneigennützigen Enthusiasmus, der Allem, was in dieser Welt Großes gethan werde, zu Grunde liege, habe bei allen damaligen Schriftstellern das Verlangen nach Ruhm verdrängt. Man habe die Kunst, für deren inniges Gefühl doch nur eine kleine Anzahl fähig sei, Allen zugänglich zu machen und zum gemeinen Zeitvertreib der Menge herabzuwürdigen sich bestrebt.

Hierauf werden Lessing's tiefsinnige Anregungen, Göthe's begeisternde Jugendschriften und, nach Kotzebue's und Iffland's schädlichen Einflüssen, Tieck's und der sogenannten romantischen Schule wohlthätige Bestrebungen erwähnt. Von den Philosophen und Schelling zunächst geht der Berichterstatter, immer flüchtig und nicht immer richtig — der Manier der Franzosen allerdings gemäß — zu Tieck's Schriften über. Bei Tieck's Liebe zu der Poesie des deutschen Mittelalters hätte er länger verweilen und seinen Landsleuten begreiflich zu machen suchen sollen, wie besonders Tieck's desfallsige Studien die ganze Bildung der Deutschen nach Göthe leiteten und eben Tieck's innige, daraus entwickelte Deutschheit Göthe'n den von ihm in spätern Jahren selbst aufgegebenen Führerstab entwunden hat. Er versteht übrigens Tieck nicht, wenn er in ihm eine Abneigung gegen das classische Alterthum gewahrt. Wir behaupten: Tieck würdigt die Alten insofern mehr denn Göthe, als er ihren reinen Gegensatz in Shakspeare vollständiger als Göthe umfaßt. Wir führen Einiges aus jenem Aufsatze wörtlich an:

Man kennt in Frankreich von Tieck nur einige Erzählungen und Romane, und hat sich gewöhnt, in seinen Werken Seitenstücke zu den Hoffmann'schen zu sehen, indeß ihn Deutschland seinem Göthe und seinen größten Dichtern zur Seite stellt. Tieck's Schauspiele haben ein noch höheres Verdienst als seine Romane und halten die Parallele mit denen Göthe's und Schiller's aus. Die beiden Dramen „Octavian" und „Genovefa" behaupten unter seinen Werken den ersten Rang. Der Dichter versuchte in ihnen die beiden Grundideen des Mittelalters auf einer Seite die Ritterlichkeit und Liebe, auf der andern die Religion zu versinnlichen. In „Genovefa" sehen wir die eheliche, durch die christliche Religion unterstützte Treue die schwersten Prüfungen bestehen und eine verbrecherische Leidenschaft in der Geburt erstickt, im „Octavian" dagegen alle ritterlichen Gefühle

des Mittelalters mit poetischer Wahrheit ausgemalt. Die Liebesgesänge der Prinzessin Marzebille kommen dem Schönsten gleich, was Shakspeare und Schiller in dieser Art geschrieben haben. Die Tieck's ernsten Dramen eigenthümliche Färbung zeichnet auch seine komischen aus. Er befehdet die ganze französische Schule des 18. Jahrhunderts und übertrifft an Feinheit und Schärfe seines Spottes die gewandtesten Spöttor der Voltaire'schen. „Prinz Zerbino" ist in diesem Genre sein Meisterstück. Der durch Tieck's Werke gebildete und vielleicht ein wenig parteiische Kritiker Wolfgang Menzel stellt ihn über Göthe und erkennt ihn für den nationellsten Dichter Deutschlands an, der in sich die glänzendsten Eigenschaften des Mittelalters und der neuen Zeit vereinige. Nach unserer Meinung gibt Niemand besser als Schlegel den Unterschied zwischen Göthe's und Tieck's Talente an, indem er jenes, das Antike, plastisch, dieses, das Moderne, malerisch nennt.

Tieck hat in seinen Novellen allmälig jedes Genre von der moralischen bis zur spanischen Erzählung oder zum historisch-dramatischen Romane Walter Scott's versucht. Walter Scott's größtes Verdienst ist, den poetischen Werth der Geschichte allgemein fühlbar gemacht zu haben. Tieck, der sich früherhin nur wunderbarer Märchen und alter Geschichten zu seinen poetischen Schöpfungen bediente, nahm bei einem seiner neuern Romane den Aufruhr in den Cevennen zur historischen Einfassung. Wie gewandt er auch in der Kunst der Zeichnung und Ausmalung von Charakteren ist, so übertrifft ihn der Verfasser des „Ivanhoe" doch vielleicht in der Kunst zu individualisiren, abgesehen davon, daß Tieck in seinen Novellen als Dichter hoch über Walter Scott zu stehen kommt. Denn Tieck's Novellen enthalten nirgend die gemeinen und prosaischen Details, mit denen der schottische Romanschreiber seine besten Bücher entstellt; sie athmen dieselbe Frische und Jugendlichkeit wie alle seine andern Dichtungen.

Man kann vielleicht Tieck den Vorwurf machen, daß er sich oft zu sehr in Entwickelung einer Scene oder eines Charakters auf Kosten der Handlung gefalle, die, um Interesse einzuflößen, rasch fortschreiten muß. Diesen Einwand machen aber eigentlich nur seine Dramen fühlbar, in welchen dem Gange der Handlung die auf der Bühne unerläßliche erfinderische Energie fast niemals zur Seite steht. Der die spanischen Theaterstücke treffende Tadel ist auf sie anwendbar. Ergüsse lyrischer Poesie halten unaufhörlich die Handlung auf, ein glänzend poetisch-musikalisches Colorit ist den einzelnen Theilen Zierde, paralysirt aber das Interesse des Ganzen. Man klagt Tieck auch mit Recht an, er bediene sich zu häufiger Allegorien. Vielleicht daß ihn sein Widerwille gegen alle hohle Abstraction und dürre Formeln in dieser Hinsicht ein wenig zu weit gehen ließ!

Tieck hat in seinen verschiedenen Dichtungsarten zahlreiche Nachahmer gehabt. Unter den Dichtern bezeichnen wir als solche Uhland und Menzel; unter den Romanschreibern Arnim und La Motte Fouqué. Achim von Arnim, dessen Verlust Deutschland betrauert, gibt sich in seinen Romanen als Tieck's würdiger Schüler kund und übertrifft den Meister fast zuweilen in der Malerei leidenschaftlicher Gefühle. Fouqué hat zwar einen größern Ruf als Arnim erlangt, steht aber an Talent hinter ihm. Er gibt uns von der mittelalterlichen Welt, die Tieck so vortrefflich schilderte, fast niemals mehr als das Costume, das er überdies oft mit ganz modernen Farben überzieht.

Man kann in Tieck's Schriften vier Perioden nach seinen verschiedenen Lebensabschnitten sehen. In seinen ersten Romanen kämpft er offenbar mit der Entmuthigung, der fast ein jeder Künstler beim Beginnen seiner Laufbahn unterliegt; er spricht sie im „Lovell" besonders durch bittere Klagen gegen die Menschen aus. In seiner zweiten Periode unternimmt Tieck den Krieg gegen den schlechten Geschmack seiner Zeit, verspottet sie mit beißender Ironie und übersprudelnder Heiterkeit. In der dritten entschleiert sich eine noch lebendigere und echtere Poesie, die keinen andern Zweck als sich selber hat, wie wir aus dem „Octavian" und der „Genovefa" ersehen. In der vierten Periode seines Lebens aber hat Tieck, dessen Geist nun zum Praktischen überging, sich von der vorzugsweise so genannten Poesie moralischen Erzählungen und ästhetisch-historischen Studien zugewandt. Einige deutsche Kritiker haben diesen Uebergang für eine Abnahme seines Talents erklärt. Man verkennt aber in seinen letztern Werken durchaus nicht dieselbe Frische der Einbildungskraft, denselben Erfindungsgeist der frühern. Tieck erhob mehr als Eine Dichtungsart zur Poesie, die ihrer Natur nothwendigerweise nach der Prosa anzugehören schien.

Von den zahlreichen Schriften Tieck's wurden nur drei bisher in das Französische übersetzt: „Sternbald", „Der gestiefelte Kater" und die erste Abtheilung von „Dichterleben". Sie machten nicht so viel Glück, als ihnen der Ruhm des Dichters zu versprechen schien. Worin liegt der Grund? „Der gestiefelte Kater" ist eine gegen Verschiedene gerichtete Satire, wie z. B. gegen Iffland, der als Schriftsteller und Schauspieler einige Jahre des deutschen Publicums Liebling war. Unter allen Werken Tieck's hat es unstreitig den individuellsten und localsten Zweck. Es bleibt uns ein Vorbild zu Parodien und satirischen Komödien; die in ihm enthaltenen Anspielungen müssen uns aber unverständlich sein.

„Sternbald" gehört nicht Tieck ausschließlich an (?). Im ersten Bande hat auch Wackenroder Theil. Es ist ein von beiden Freunden zur Verbreitung ihrer Kunsttheorie gedichteter ästhetischer Roman. Es kam ihnen hauptsächlich auf Zurückführung der Kunst zu der altdeutschen Weise an, sowie auf die Veredlung des täglich mehr einreißenden falschen Geschmacks in der Malerei. In Erfindung und Styl ihres Romans ahmen beide Autoren „Wilhelm Meister" nach und hemmen durch dies Bestreben ihr Talent. Ihrer Absicht nach konnte es übrigens nicht anders kommen, als daß der kritische und abhandelnde Theil ihres Buches den romantischen und poetischen überwog. (?)

Das „Dichterleben" darf man nicht für einen Roman ansehen. Es ist eine Studienzeichnung von Shakspeare's Charakter, die Frucht langer, über den britischen Dichter angestellten Nachforschungen und Betrachtungen, die Tieck auf seiner vor mehren Jahren nach England unternommenen Reise vervollkommnete. Man hat Tieck vorgeworfen, er habe Shakspeare philosophische Reden und Ansichten in den Mund gelegt, die mit den über den Dichter und seine Denkweise gefaßten unverträglich sind. Wir finden aber grade darin einen Beweis des Tieck bezeichnenden tiefen Forschungsgeistes und der Weisheit, mit der er seine Charaktere entwirft. Nichts kann gewiß wahrer als die Principien sein, wonach er hier den Charakter Shakspeare's aufgefaßt hat, denen zufolge Urtheil, gesunde Vernunft und ein Horazisches Sapere des poetischen Genius nothwendige Begleiter sind.

Herr Prévost schließt mit dem Versprechen, nächstens in der „Revue" eine biographische Notiz über Tieck, sowie eine ausführliche Uebersicht der Tieck'schen Schriften zu geben, und legt eine Uebersetzung von „Liebeszauber" vor, die wir als eine verstümmelte leider sehr mislungen nennen müssen.

Wenn man es bei dem jetzt in Frankreich vorherrschenden poetischen Geschmack natürlich findet, daß der Uebersetzer grade diese, allerdings ihrer Kürze nach dazu geeignete Erzählung zur Probe gewählt, so scheint uns derselbe, nach seiner Uebersetzung selbst zu schließen, keineswegs von der poetischen Entartung seiner Landsleute frei zu sein. Sonderbar genug, daß er den „Liebeszauber" mit dem Lobe Amadeus Hoffmann's empfiehlt, dessen Schriften erst durch Tieck's Dichtungen und deren Aufnahme in ein krankhaftes Gemüth entstanden sind! Was bei Tieck als wunderbares Märchen, als phantastischer Traum vorüberschwebt, stellt sich wenigstens häufig bei Hoffmann als widerwärtige, nackte Wirklichkeit vor uns hin. Tieck's

Milde läßt immer noch in dem „Liebeszauber" die Möglichkeit durchsehen, daß der Kindermord nur ein wahnsinniger Traum Emil's gewesen ist, er erhält uns in einer fortwährenden hochpoetischen Exaltation, die keine weitern Bedenken zuläßt. Uebersetzt man aber, wie Herr Prévost gethan hat; läßt man das zweite, Emil's Seelenzustand erklärende Gedicht ganz hinweg und zieht das erstere, nothwendig andeutende in dürre Prosa zusammen, so wirft man das ganze Märchen allerdings so weit wie möglich in die Kategorie Hoffmann'scher Phantasien hinab.

Eine andere Frage ist es freilich: Ist die französische Sprache zu einer guten Uebersetzung Tieck's geeignet? Ihre Entscheidung bleibt, wie billig, der Erfahrung anheim gestellt. Eine erfreuliche Erscheinung ist es immer, wenn einzelnen Franzosen die Ahnung Göthe'scher oder Tieck'scher Größe möglich wird. Daß den Franzosen das „Dichterleben" so lange unerfaßlich sein muß, als es ihnen Shakspeare selber ist, versteht sich von selbst. „Der gestiefelte Kater" und „Sternhald", wie man sie ihnen mag in Uebersetzungen geboten haben, konnten ihnen noch weniger zugänglich sein. Der Versuch, sie mit Tieck zu befreunden, gelang also nicht vollständig aus Ungeschick. „Petrus Apone", „Die Reisenden", „Der Alte vom Berge", „Der griechische Kaiser", „Der Hexensabbath" würden ihnen leicht näher zu bringen sein. Vor allen rathen wir aber zur Uebersetzung des „Aufruhrs in den Cevennen", wofern sich ein französischer Uebersetzer zu dieser echt deutschen Dichterhöhe erheben und das Original richtig überliefern kann. Vielleicht bewöge den Dichter die gespannte Erwartung einer zweiten Nation eher als die dringendsten Bitten und Wünsche seiner deutschen Freunde zur Vollendung des großen Werks! Vom Uebersetzer verlangte man so lange unausgesetztes Studium, bis er zu der Erkenntniß käme, daß Tieck's Prosa nicht etwa wie die Hoffmann'sche verdreht oder verkürzt zu werden verträgt.

(Der Beschluß folgt.)

Nachrichten über russische Literatur.

Seitdem Sagoskin und Bulgarin der russischen Romanenliteratur einen glücklichen Impuls gegeben, mehren sich die Erzeugnisse in dieser Gattung. Neuerdings sind wiederum folgende Romane erschienen: „Andrei Besimenny" (Andreas der Namenlose, eine alte Geschichte) (Petersburg 1832). Es ist ein Roman mit einem historischen Hintergrunde, und zwar enthält dieser hier Scenen und Darstellungen aus der Regierungszeit Peter I., in denen der Kaiser selbst, Fürst Menschikof und andere merkwürdige Zeitgenossen auftreten. An diese Geschichten reihen sich in einem andern neuen Romane: „Leonid ili Ischerty" (Leonid, oder Züge aus dem Leben Napoleon's) (Petersburg 1832), Scenen aus dem Kriegsleben unlängst vergangener Zeit. Ein dritter Originalroman mit einem historischen Hintergrunde heißt: „Grafina Roslawlewa" (Die Gräfin Roslawlew, oder die heldenmüthige Gattin, ein historischer Roman aus dem Kriegsjahre 1812) (2 Theile, Moskau 1832). Der Inhalt erzählt die aufopfernde Liebe einer schönen Gräfin, die ihrem Manne, einem tapfern Husarenoffizier, in den vaterländischen Krieg folgt, den Verwundeten pflegt, durch ihre Sorgfalt rettet und glücklich nach Hause zurückbringt. Es ist in diesem Buch viel Tapferkeit, Enthusiasmus und Langweile zu finden.

Früher haben wir Gelegenheit gehabt, zu erwähnen, wie in mehren russischen Romanen historischen, gothischen Zuschnitts, die Scene in das kaukasische Gebirge, den Schauplatz eines vielfach bewegten Lebens, gelegt wird. Jetzt ist in dieser Art ein neuer Roman erschienen, der dagegen in den Schneeebenen und auf den beeisten Seen Kamtschatkas vorgeht. Sein Titel ist: „Kamtschadalka" (Die Kamtschadalin, ein Roman von J. Kalaschnikof) (Petersburg 1832). Darin wird, unter andern örtlichen Scenen, ein Nachtlager unter einem Schneehügel beschrieben, welche Darstellung wir hier zum Beweis übersetzen, wie nützlich die neuere Romantik, die Walter Scott mit seinem Zaubergriffel, wie mit einem Zauberstab aus den Feldern, Felsen und Geschichten aller Länder hervorgerufen, für eine anschauliche Kenntniß entfernter Länder und Zeiten wird. Man studirt Historie, Geographie, Antiquitäten, Nationalitäten auf die vergnüglichste und bequemste Weise. Doch zur Sache, nämlich zu unserm kamtschadalischen Roman. Ein christlicher Pfarrer dortiger Gegend ist mit seiner Nichte, seinem Küster, einem kamtschadalischen Fuhrknecht und dazu gehörigen Hunden spät Abends über Land unterwegs. Der ungefüge Küster hat seine Pelzhandschuhe verlören und dadurch die Fahrt verzögert. Der Kamtschadale Lemschinga wird zurückgeschickt, um sie aufzusuchen. Er, ein landeskundiger Eingeborener, warnt vor nahem Sturm, indessen will der Küster seine Handschuhe nicht einbüßen, auch nicht im Weiterfahren die Hände erfrieren, da jeder der Reisenden nach Landesbrauch in einem besondern, kleinen Schlitten sitzt und seine Hunde selbst lenkt. So entstehen, indem der Kamtschadale wirklich wegfährt, um in der ungeheuern Wüste ein paar Handschuhe wiederzufinden, aus kleinen Ursachen unendliche Folgen. Der Sturm übereilt die wandernde Gesellschaft, veranlaßt das Uebernachten an einer öden Seeküste, die damit zusammenhängende Lebensrettung eines Schiffbrüchigen und verwickelt den Roman. Wir wollen uns jedoch, ohne weitere Auszüge aus demselben, nur beim gedachten Länder und Sitten malenden Nachtlager aufhalten: „Die Hunde rannten fort und der ausgesandte Kamtschadale schlug mit der Schellenklapper bald auf die linke, bald auf die rechte Schlittenkufe, je nach welcher Seite er die Hunde zu richten hatte und rief von Zeit zu Zeit: kach, kach! hug, hug! (rechts! links!). Die Zurückgebliebenen warteten geduldig und es verging eine Stunde, während welcher das Wetter sich wirklich änderte. Die Wolken stürzten plötzlich, eine die andere drängend, von Süden nach Norden, die Wogen des Meers rasten zu ihrem ewigen Kampf gegen die Felsen empor, der auf den Höhen der Berge liegende Schnee flatterte hinab, das Herannahen des Sturmes verkündend. Er säumte auch nicht, im furchtbaren Pfeifen, Gekrach und Tosen daherfliegend, Himmel, Erde, Meer ineinander mengend. Schneewirbel tobten furchtbar in der Ebene und droheten die unglücklichen Reisenden mit sich fortzureißen oder in Schneegrüften zu begraben. — „O gütige Vorsehung", seufzte der Küster, „du hattest zu uns durch die Lippen des schlechten Kamtschadalen geredet; da haben wir nun den Sturm!" — „Jetzt ist nichts mehr zu thun", erwiderte der Protopop, „als den Muth nicht zu verlieren. Halten wir uns dicht zu einander; Gott im Himmel, welch ein Wirbeln, die Augen liegen mir voll Schnee, ich seh kaum mich selbst! Marie halt deinen Schlitten zunächst an den meinen. Hier ist ja wohl die Anhöhe, von der wir vorhin sprachen?" — „Ja", antwortete der Küster. Die Reisenden hielten nun unter dem Schutz der Anhöhe, stellten die Schlitten zusammen, wickelten sich dann in ihre Pelze und legten sich nebeneinander in den Schnee. Zwar pflegen Reisende in ähnlichen Fällen dann und wann Gezelte aus Zweigen und Sträuchen zu verfertigen und sich darunter zu bergen, dies konnte aber hier nicht geschehen, da kein Wald in der Nähe war. Kaum hatten sie ihr Nachtlager gerüstet, als das Schneegestöber sie ganz überdeckte und auf der weiten, weißen Oberfläche des Landstrichs blieb nicht die geringste Spur von Hunden, Schlitten, oder Menschen. Inzwischen senkte sich die Nacht herab und vollendete ein Naturgemälde, das schwer mit der Einbildungskraft zu

erfassen, oder wenigstens lebhaft und im Einzelne darzustellen ist. Alle Schrecken jener menschenfeindlichen Gegenden waren beisammen, um das Herzblut unserer armen Reisenden gerinnen zu machen. Bei der trüben, aber undurchdringlichen Dunkelheit der Nacht, dem wilden Heulen des Sturmes, der ganze Wolkenladungen voll Schnee herbeitrieb, bei dem Toben und Wüthen des Orcans, der das Felsenufer in seinen Grundfesten zu erschüttern schien, mitten in der unermeßlichen, öden Wüste, waren sie in Schneegrüften lebendig begraben, in denen sie leicht ihr Leben beschließen konnten, denn nicht selten erfrieren darin die Reisenden, wenn die Nässe ihre Kleider durchdringt. Welcher Bewohner glücklicherer Erdstriche schaudert nicht zurück, wenn er sich alle diese Schrecken lebhaft vorstellt? Aber unsere Reisenden waren an solche Ereignisse gewöhnt und fanden ihre Lage weder sehr widerwärtig, noch gefährlich. Indem sie im Schnee eine kleine Oeffnung vor sich hatten, welche durch den warmen Athemhauch entstand, lagen sie sehr ruhig und wandten sich nur von Zeit zu Zeit von der einen Seite auf die andere, diese Bewegung jedoch mit großer Vorsicht ausführend, um das Schneegewölbe, das sich über ihnen gebildet hatte, nicht zu zertrümmern." — In dieser Weise geht die kamtschatische Nacht glücklich vorüber und in der Dämmerung des Morgens weckt der Pope seinen Küster, um bei beruhigtem Sturme an das Weiterfahren zu denken.

(Der Beschluß folgt.)

Süd- und Nordlichter am Horizonte speculativer Theologie. Fragment eines evangelischen Briefwechsels. Herausgegeben von Anton Günther. Wien, Mechitaristen-Congregations-Buchh. 1832. Gr. 8. 1 Thlr. 8 Gr.

Schon mit diesem Titel glauben wir unsern Lesern mehr als eine Unwahrheit gesagt zu haben; wir müssen es aber aus guten Gründen dahingestellt sein lassen, die Mystification, die hier unterläuft, zu erklären, und halten es für unser einziges Geschäft, die Haupttendenz der Schrift anzugeben. Sie beschäftigt sich keineswegs allein mit Theologie, sondern vielmehr damit, wie die politische Stimmung der Zeit mit der theologischen im Zusammenhange stehe. Sie theilt Hiebe rechts und links aus, erklärt sich gegen die Congregation und eine lutherische Dogmatik, gegen Karl X. und die Grundsätze, die seine Dynastie des Throns verlustig erklärten. Doch lassen wir den Verfasser, der sich am Schluß der Vorrede „Weltpriester" unterzeichnet, selbst über die Veranlassung seiner Schrift sprechen und damit zugleich eine Probe seines Styls geben: „Der Verfasser vorliegenden Fragments ist einer gewissen Classe von Lesern seiner bisherigen Schriften (es ist die Partei der absoluten Nichtwisser, sie mag nun übrigens einen gesenkten oder aufrechten Kopf im Schilde tragen) sehr viel Dank schuldig. — Eine Höflichkeit fodert nun die andere, und in dieser Beziehung hat der Verfasser die vorliegenden Verhandlungen über gewisse speculative Gegenstände christlicher Theologie, wie solche der Wochenmarkt des wissenschaftlichen Handels und Wandels soeben in den Auslegekästen zur Schau stellt (versteht sich: um die Blicke der Kauflustigen von den verlegenen Artikeln der alten Geheimnißkrämer auf sich zu ziehen), in ein Fragment aus einem evangelischen Briefwechsel eingekleidet, worin der eine der Correspondenten mehr als liberaler (sit venia verbo), der andere aber in dieser Voraussetzung ganz natürlich (salva venia) mehr als serviler, d. h. als positiver Theologe sich verlauten läßt und sich so verlauten lassen muß, wenn der Eine zu allen Gesten des Andern nicht immer Ja, Ja! sagen will." Diese beiden Correspondenten sind ein David d'Harlice, reformirter Pastor in St.-Just im Elsaß, und Christian Franke, pastor evangelicus in Neukeidenberg im Breisgau. Den Schluß der Schrift macht „Der Ablaßpfennig" als Anhang zu der Schrift von H. König: „Der Rosenkranz eines Katholiken" (Frankfurt a. M. 1829). Wir glauben kaum, daß des Verfassers Expostulationen großen Eindruck machen werden, da seine Sprache phantastisch geziert, sein Humor ziemlich schwerfällig, seine Darstellung unnöthig breit und wortreich, selbst von Nachlässigkeiten nicht frei ist. So, um nur Eines anzuführen, kommen S. 6 und 11 Wiederholungen fast mit denselben Worten vor, die wir nicht der Rolle, welche dem Schreibenden zugetheilt wird, zurechnen wollen; denn eine allzu große formelle Natürlichkeit dieser Art müßte offenbar den höhern materiellen Zweck der Schrift zum voraus fast vernichten. Um ein Thema, wie das vorliegende, mit Erfolg zu behandeln, dazu gehörte ein Wesen, wie das des verewigten Tzschirner, sein würdevoller Ernst, seine klare Ruhe, welcher energische Lebendigkeit darum keineswegs fehlte. Aber von all Diesem ist bei dem Verfasser kaum etwas zu verspüren.

Notiz.

Celtische Sprache und Literatur.

Ein wichtiges Werk über gaelische Literatur, von J. Reid, ist unter dem Titel: „Bibliotheca scoto-celtica; or an account of all the books which have been printed in the gaelic language; with bibliographical and biographical notices" im vorigen Jahre in Glasgow erschienen. Nachdem der Verf. eine flüchtige Skizze der verschiedenen, nach seiner Ansicht aus einer Quelle herstammenden Dialekte (des baskischen, niederbretagner, cornwalliser, walliser, gaelischen, irischen u. a.) und Proben von 34 Abarten derselben gegeben hat, berichtet er, daß gegenwärtig noch in den schottischen Hochlanden zwei so verschiedene Mundarten des Gaelischen gesprochen werden, daß in vielen Fällen die Bewohner sich untereinander nicht verständigen können; nämlich die west- und die nordgaelische. Die älteste von beiden ist offenbar die erstere, in der Grafschaft Argyle und den westlichen Hochlanden einheimische, und dem Irischen viel ähnlichere, wie die andere, in der Grafschaft Inverneß und den nördlichen Hochlanden übliche Mundart.

Das erste, so viel bekannt, nur in zwei Exemplaren vorhandene, gedruckte gaelische Buch, ist Bischof Carsewell's Uebersetzung von John Knox's Liturgie, welche 1567 in Edinburg erschien. Die 1631 ebendaselbst herausgegebene Uebersetzung von Calvin's Katechismus ausgenommen, scheint in einem Zeitraum von fast 100 Jahren kein Werk in gaelischer Sprache gedruckt worden zu sein. Das Erscheinen von Macdonald's „Gaelic vocabulary" gab der bis dahin ganz auf Religionsbücher beschränkten gaelischen Literatur einen neuen Impuls. Um Alexander Macdonald's 1751 herausgegebene Gedichte rissen sich die Hochländer, und arme Ortschaften legten zusammen, um nur ein Exemplar derselben ankaufen zu können. Vermehrte Auflagen davon erschienen 1764 und 1802. Noch mehr zur Beförderung des Studiums und zur Erhaltung des Gaelischen trug das Bekanntwerden von Ossian's Gedichten (1760) bei; beides ist gegenwärtig, durch die auf Dampfbooten und Landkutschen in die Hochlande dringende moderne Cultur, im raschen Abnehmen begriffen.

Von einem hochländischen Dichter, Alexander Macdonald, dem Sohne des Pfarrers von Moidart, welcher gegen Ende des 16. Jahrhunderts geboren wurde, finden wir folgende Schilderung. „Von Person war M. plump und häßlich, seine Gesichtsbildung gemein und unregelmäßig. Sein nachlässiger Anzug war gewöhnlich sehr schmuzig und sein Mund troff vom Safte des Tabacks, den er in Menge kaute. Auf dem Rücken liegend, des Winters im Bett, des Sommers im Grase, und die Brust mit einem großen Steine beschwert, überließ er sich seinen poetischen Eingebungen, die er in dieser Lage vor sich hinmurmelte." — Es steht zu erwarten, daß Besitzer von Manuscripten oder Büchern in gaelischer Sprache den Verf. in den Stand setzen werden, sein Werk bei einer neuen Ausgabe zu vervollständigen.

S.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Dienstag, — Nr. 29. — 29. Januar 1833.

Ludwig Tieck.

(Beschluß aus Nr. 28.)

Man glaube nur ja nicht im Auslande, daß Wolfgang Menzel, wie er ist, der Tieck'schen Schule angehört. Als Dichter hat er bei uns wenig Erfolg gehabt und ist nicht bekannt geworden. Als Kritiker bewies er in seinem Buche über die deutsche Literatur ungewöhnlichen Geist, und was er zu Tieck's Lobe sagte, klang in dem Herzen der Nation wieder. Wie lächerlich hat er sich aber mit der Zurücksetzung Göthe's gemacht! Menzel hat Geist genug, einzusehen, daß er mit so willkürlicher Kritik nicht durchdringen wird. Seine Ueberzeugung kann eine solche Ansicht über Göthe kaum sein. Warum vernichtet er also muthwillig das Gute, das er gewirkt hat und wirken könnte? Wenn Menzel von Göthe nichts hält, wie mag er Tieck's Freund und Verehrer sein, dessen Novellen meist von der Liebe zu Göthe durchdrungen und in eben dem Geiste geschrieben sind, den Menzel an Göthe verkennt? Menzel ist nicht bedeutend genug, einen eignen Weg zu bahnen. Konnte man ihn jemals einen Schüler Tieck's nennen, so riß er sich doch lange schon frevelhaft von dem Meister los. Daß der geniale Arnim zu keiner künstlerischen Klarheit gelangte, ist wol ein Verlust; von jemaligem Uebertreffen Tieck's wissen wir aus seinen Schriften nichts. Wir haben überhaupt hier nicht Raum und Zeit, in nähere Erörterungen und Berichtigungen der Irrthümer des Herrn Prévost einzugehen. Nur noch die Bemerkung, daß dessen scharfsichtige Erkenntniß „Sternbald's" für eine Nachahmung „Wilhelm Meister's" an Erfindung und Styl uns etwas ganz Neues war. Von einem Vergleiche der classischen Werke Tieck's mit Walter Scott's geistreichen Improvisationen kann in der höhern Kritik keine Rede sein. Im hohen Style der Poesie zeigen uns Tieck's Novellen immer Individuen, unter denen der einseitige Liebhaber auch derbe Erdensöhne, so gut Walter Scott nur einen schilderte, nicht missen wird. Zum Costumier hingegen gibt sich der große Dichter niemals her.

Vielleicht stehen hier einige Worte über Tieck nicht am unrechten Orte, die wir einem ungedruckten, einer jüngern Feder entflossenen Aufsatze entlehnten, der uns vor Jahren zu Gesicht kam:

Tieck ist der Repräsentant einer neuen Zeit, deren Morgenröthe sein vorwärts gerichtetes Antlitz widerstrahlt. Göthe ist der Inbegriff des vergangenen Zeitalters, wie es war, seine unsterblichen Werke ziehen alle in ihm liegenden Lehren daraus, schließen es ab. Aus Göthe kann man allerwärts lernen, wie die Alten nachzuahmen sind, wie nicht, was ihr Studium uns war und ferner ist. Göthe hat für immerdar die europäisch-literarische Frage, bewußt und unbewußt, verneint: ob unsere Poesie als Nachahmung der antiken eine lebendige sei? Tieck hat dagegen die andere Frage: ob die moderne, Shakspeare'sche Poesie als Gegensatz zur antiken eine lebendige? zumeist in seinen Novellen für immerdar, praktisch und bewußt, bejaht. Er hat zum andern Male nächst Shakspeare bewiesen, daß die moderne Poesie unabhängig von der antiken ist.

Tieck's Schriften scheinen in drei Perioden zu vertheilen zu sein. Die erste beginnt mit den frühesten Versuchen. Sie ist die Periode der innern Kämpfe mit sich selbst, der Trostlosigkeit und des Trostbedürfnisses, die jeder tüchtige Mann in stärkerm oder geringerm Grade durchgehen wird. Hier meldet sich das aufquellende Talent; aber es kennt sich noch nicht, der Dichter fühlt unsicher hierhin und dorthin, der Stoff beherrscht ihn, und er macht sich endlich, was schon im „Abdallah" versucht war, im „Lovell" volle Luft, in welchem köstlichen Buche diese Periode culminirt. Die Erzählungen von 1796: „Siegmund", „Der Fremde", „Die Freunde", „Das Tagebuch", bilden den Uebergang in die zweite Periode, der der bewußtvollen, glänzenden Jugendzeit. In ihr tritt eigentlich erst der Dichter hervor, der mit Gewandtheit und Glück sich des vorhandenen Stoffes bemächtigt, die vergessenen herrlichen Zeichnungen der Vorzeit aus dem Staube zieht und mit seines Gemüthes schimmernder Farbenpracht übermalt. Jugendlichen Uebermuthes, handhabt er die poetischen alten Sagen, ermißt seines Innern Reichthum und Kraft, erkennt und belacht die Welt mit ihren Thorheiten, lebt in Göthe, Shakspeare, Cervantes und den Schätzen der Kunst und Poesie vergangener Zeiten, des deutschen Mittelalters üppige Dichtungen, Minnesinger und Nibelungen ergreifen ihn. Diese Periode hebt mit dem Drama „Blaubart" an, enthält alles Bedeutende, „Magelone", „Kater", „Zerbino", „Verkehrte Welt", „Eckbert", „Eckart", „Genovefa", „Rothkäppchen", „Octavian", „Runenberg", und endet 1802 mit dem „Fortunat", obgleich sie später im „Däumchen" wiederklingt. Sie culminirt offenbar im „Octavian". In diesen Werken erscheint der Dichter wie in gottbegeisterter Trunkenheit. Auf einer solchen Höhe ist dem Reinen Alles rein, gibt es keinen Haß und keine Bitterkeit, die durchaus nicht in Tieck's Satiren, wenn man sie so nennen will, zu finden sind; wer sich getroffen fühlt, mag dagegen schreien wie er will. Wem genügte nicht dieser Gedichte voller, lieblicher, wie Silber widerhallender Ton! Wer erkannte ehedem schon in ihnen nur die Blüte der spätern Frucht, ahnete, daß der männliche Dichter dereinst, neu verjüngt wie der Phönix, aus dieser Asche der Jugend sich emporschwingen werde! Wer hätte vorher noch eine dritte Periode der Ausbildung, wer die Novellen von Tieck verlangt!

Die Grundlage, worauf Tieck die Form seiner Novelle ge-

haut hat, waren Boccaccio, Cervantes, Göthe als meisterhafte Erzähler allerdings. Cervantes hat nächst Shakspeare und Göthe wesentlichen Einfluß auf Tieck gehabt. In Cervantes' „Don Quixote" ist die höchste Weihe der Kunst, die Ironie, am ausgebildetsten; aber gegen die Allseitigkeit derselben in Shakspeare und in Tieck's Novellen kommt sie nicht empor. Tieck hat sie wie Shakspeare auf das innigste mit der Dichtung verschmolzen, sodaß die Ironie der Dichtung Seele geworden ist. Von der Ironie zu sprechen hat noch Niemand außer Solger vermocht, nach dem „Briefwechsel" zu schließen, von Tieck's Freunden für ihn der bedeutendste.

Den ersichtlichen Uebergang von Tieck's zweiter Jugendperiode zu der dritten, die 1819 mit den Novellen beginnt, bilden die Erzählungen „Liebeszauber", „Elfen" und „Pokal", in deren letzten beiden das frühere Clairobscur schon in das feinste Sonnenlicht übergeht.

Von Tieck's Novellen sind bereits durch einen Herrn Hare „Die Gemälde", „Die Verlobung", „Der Alte vom Berge", „Petrus Apone" und „Der Liebeszauber" vortrefflich ins Englische übersetzt. Aus der Einleitung in die ersten beiden Novellen, die der Uebersetzer ihnen vordrucken zu lassen für nöthig fand, theilen wir einige Stellen mit:

Eine Erzählung soll niemals einer Vorrede oder Erläuterung bedürfen. Die besten Erzählungen sind immer die volksthümlichsten, populairsten im höchsten Sinne des Wortes und sprechen das unmittelbarste Mitgefühl der lebenden Generation an, indem sie das Grundelement unserer Natur, das rein Menschliche, entwickeln, dessen gesellschaftliche Verknüpfungen dem Autor und Leser gleich nahe liegen. Denn alsdann sind wir mit Inhalt und Form gleich vertraut, wenn sie absichtslos und von selbst ineinander schmelzen, keines von beiden besonders gepflegt oder dem andern aufgeopfert wird. Aber selbst, wenn es des Dichters Bestreben ist, wie es denn oftmals seines hohen Berufes höchste Aufgabe mit sich bringt, das Bild der Vergangenheit in ihren individuellsten Zügen wieder aufzustellen, die verblichenen Farben einer bedeutungsvollen, halbvergessenen Zeit wieder aufzufrischen, die schwachen Töne einer verklingenden Tradition aufzufangen und wieder anzuschlagen, die historische Grundlage mag in einer noch so entfernten Periode, auf einem noch so fremden Schauplatze beruhen, muß die Erzählung doch alles Erfoderliche in sich fassen, um durch sich selbst gefühlt und verstanden zu werden. Sie muß nicht nur vollkommen unabhängig von jeder formellen Einleitung oder Erläuterung bestehen, sondern auch selbst der Hülfe jener Abschweifungen und Betrachtungen, umständlichen Schilderungen und breiten Beschreibungen entbehren können, die in der That nur Vorreden am unrechten Orte, in den Text aufgenommene Noten zu nennen sind und manchmal sogar den besten unserer modernen Romane verunstalten, ja die von dem Dichter hervorgerufene Illusion ganz zerstören, indem sie uns hinter seine magische Laterne führen und uns das Maschinenwesen seiner Kunst verrathen. Dies findet in den meisten Fällen auch auf Uebersetzungen solcher Werke Anwendung. Es mag sich jedoch zuweilen ereignen, daß eine dem Leserkreise, für den sie geschrieben ward, vollkommen verständliche und klare Erzählung einem andern Publicum dunkel erscheinen oder ihm zu Misverständnissen Gelegenheit geben kann. Dieser Fall tritt meist bei Erzählungen ein, die ausschließlich der Zeit und dem Lande des Schriftstellers angehören, wenn er nämlich nicht blos die menschliche Natur, in die bestehenden Formen der Gesellschaft gekleidet, darzustellen beabsichtigt, sondern den Geist und die Richtung seiner Zeit, ihre Grundsätze und Meinungen, ihre Bestrebungen und ihren Geschmack zu seinem besondern Gegenstande macht. In Werken dieser Art nimmt man wol manche Dinge für ausgemacht an, berührt manche obenhin, die der Fremde nur unvollständig oder gar nicht kennt. Die ganze Darstellung kann einen einseitigen Anblick gewähren, indeß die Gesellschaft, der sie ursprünglich zugedacht ist, darin vollkommen ausreichende, anderswo vielleicht verwirrende und verführende Winke und Zurechtweisungen findet.

Die beiden hier dem englischen Publicum vorgelegten Werkchen gehören zu den Ausnahmen dieser allgemeinen Bemerkungen, und ihr Uebersetzer fühlte, er würde ihnen nicht volle Gerechtigkeit angedeihen lassen, stellte er ihnen nicht einige einleitende Worte vor. Es kann zwar nicht fehlen, daß ihre Schönheit nicht auch Denjenigen in die Augen fällt, denen der Zustand der Dinge, woraus sie entstanden und wovon sie mehre interessante Seiten ausstellen, ganz fremd ist; es träten aber vielleicht dessenungeachtet ohne einige Zusätze unsererseits nicht alle einzelnen Theile in ihr volles, es träte wol das Ganze in ein falsches Licht, wodurch ihm seine höchste Bedeutung entzogen würde.

Es folgt hierauf eine geistvolle Uebersicht der allmäligen Zustände Deutschlands seit der Reformation und neuern literarischen Wiederauflebung. Der Verf. setzt nichts bei seinen Lesern voraus und wird um so verständlicher, weil er keinen Namen nennt. Daß er Göthe's Namen nicht anführt, der fast gleichbedeutend mit unserer ganzen neuern Literatur geworden ist, möchten wir allein misbilligen. Man kann aber aus jener französischen und dieser englischen Einleitung die selbst zwischen den bessern Köpfen beider Nationen gegenwärtig bestehende Kluft ersehen, wobei denn der Vorzug der Ruhe und Tiefe nicht wohl anders als unsern Stammverwandten zuzuerkennen ist. Dasselbe Resultat gewährt der Vergleich der beiderseitigen Uebersetzungen des „Liebeszauber".

Die Einleitung schildert mit richtigen und bestimmten Zügen die ersichtlichste Tendenz der „Gemälde" und „Verlobung". Der Gegenstand letzterer Novelle gibt dabei viele Berührungspunkte in England und die Erwähnung des vielleicht niemals von dem englischen Nationalcharakter ganz zu verwischenden, den Künsten und der Poesie so nachtheiligen puritanischen Einflusses an die Hand. Auf Tieck zurückkommend, sagt der Uebersetzer schließlich:

Der Verfasser hat seinen Gegenstand in den „Gemälden" mit unnachahmlicher Kunst und einer Ironie behandelt, die niemals von ihrer Unparteilichkeit abläßt. In der „Verlobung" hat er bewiesen, daß Niemand besser als er eine solche Aufgabe zu lösen im Stande ist. Tieck lebte fast ganz in einer poetischen Welt und hörte nimmer auf, mit wachsamem Auge den schwankenden Meinungen und Gefühlen seiner Zeitgenossen zuzusehen. Ihm kam vor allen Andern das Abreichen eines Mittels gegen die neuen Thorheiten der Mitwelt zu; denn er befehdete vielleicht mit der gewaltigsten Satire, die irgendwo in der neuern Literatur zu finden ist, schon frühere Irrthümer und Ungereimtheiten und trug wenigstens ebenso wirksam als jeder andere deutsche Schriftsteller zur Erweckung der moralischen Revolution, deren Schattenseite dies Büchlein beleuchtet hat, bei. Es gibt dieser Umstand der Huldigung, die Tieck hier bei Gelegenheit Göthe'n darbringt, einen ganz besondern, leider dem englischen Leser entgehenden Reiz. Wer aber die Laufbahn der beiden großen Dichter zu ermessen vermag, wer die merkwürdige Verschiedenheit ihres Geistes, die scheinbar von ihnen befolgten entgegengesetzten Richtungen kennt, wird den also von Tieck Göthe'n dargebrachten Tribut seiner Verehrung als etwas Großes, wahrhaft Rührendes ansehen. In anderer Hinsicht ist diese Stelle des Buches dem englischen Leser ebenso verständlich als jede andere, denn auch bei uns griff man den kaum erst bekannter gewordenen Göthe mit gleichen Waffen, gleicher Bitterkeit und nicht geringerer Gemeinheit an. Der Verfasser hat seine kritische Aufgabe mit Geist und Laune durchgeführt und sich in der

strengsten Unparteilichkeit erhalten, ohne die leicht anzustoßen und zu schaden war. Mitten im schärfsten Spott oder in der höchsten Glut der Gefühle bewahrt er seine ironische Selbstherrschaft in einem Grade, der nur dem vollendetsten Künstler zu Gebote steht. Die Haltung des Ganzen ist immer gleich vortrefflich, und die vorgehende Handlung sehen wir eher in einem Spiegel aus der Wirklichkeit abgestrahlt als in einem Gemälde dargestellt.

Wenngleich nun der Ursprung dieser beiden kleinen Werke, besonders des letztern, ein gelegentlicher und selbst polemischer ist, so besitzen sie doch einen von ihrer augenblicklichen Wirkung ganz unabhängigen Werth: sie interessiren nicht nur historisch als Ansichten einer merkwürdigen Zeit, sondern als wahrhaft vollendete Compositionen ihrer Art. Wir können nicht wohl sagen, daß unsere Literatur etwas Aehnliches aufzuweisen hat. Wir haben wol von zwei oder drei namhaften Dichtern prosaische Dichtungen; der Hauptunterschied zwischen ihnen besteht aber nur in ihrer Quantität. Unsere Novellen sind nur längere Erzählungen, die Erzählungen kürzere Novellen. Selbst in der spanischen oder italienischen Literatur findet man nicht leicht etwas den Tieck'schen Novellen Gleichkommendes, da die Novellen beider Nationen zuweilen nur umständlich erzählte Anekdoten sind. Wir haben den von Tieck ihnen gegebenen Namen beibehalten, wiewol er bei einem Werke von weniger als drei Bänden jetzt ungebräuchlich ist. Die Eigenthümlichkeit dieser Novellen besteht in der dramatischen Zusammendrängung aller ihrer Elemente in einen möglichst kleinen Raum, der ihnen dennoch die vollste Entwickelung gestatten muß. Es ist ein sogar den gewandtesten Schriftstellern in diesem Fache gewöhnlicher Fehler, dem bestimmten Raum entweder zu überschreiten oder nicht auszufüllen; sie scheitern auf beide Weise oft in einem und demselben Werk. Entweder raffen sie einige Bestandtheile ganz und gar nicht, oder dehnen andere zu willkürlicher Länge aus. Die rechte Mitte ist eben das größte Geheimniß, dessen Enthüllung den Triumph der Kunst ausmacht, und sie verdient in diesen beiden Novellen, trotz aller andern Schönheiten, doch vielleicht die höchste Bewunderung. Die Mannichfaltigkeit und Originalität der hier eingeführten Charaktere würde überall höchst merkwürdig sein; es erregt aber in diesen Werken besonderes Erstaunen und Entzücken, sie auf so kleinem Raume so frei sich bewegen und so völlig hervortreten zu sehen. Es wären ihrer zur reichlichen Ausstattung ebenso vieler Novellen modernen Umfanges genug. Hätte der Dichter seiner Phantasie auch gestattet, die Situationen zu vervielfältigen und neue Intriguen für noch so viele Bände einzuflechten, er hätte uns die Charaktere dadurch nicht klarer und bestimmter, nicht mit mehr Leben und Natur vor Augen gestellt. Sie sind noch keine Stunde in unserer Gesellschaft gewesen, so werden sie uns alte Bekanntschaften; wir würden nicht mehr von ihnen erfahren, läsen wir die ganze Geschichte ihres Lebens durch.

Es war bei dieser Vorrede nicht beabsichtigt, des Dichters Verdienste zu verkündigen. Wir haben sie so schon zu unstatthafter Länge ausgedehnt. Der Uebersetzer hätte sie lieber für ganz überflüssig angesehen und mag nichts beifügen, was er für überflüssig erkennt. Er schätzt sich in der That glücklich, daß er nicht in dem Fall ist, die Moralität dieser Novellen rechtfertigen zu müssen. Denn bei uns halten nicht nur die meisten unserer gutgesinnten Leser, sondern auch alle unsere Journalkritiker, groß und klein, dafür, daß die Moral ein wesentlicher Punkt in jedem Werke der Dichtkunst sei. Es kommt daher jedem Novellenschreiber, der sich ihres Beifalls versichern will, zu, entweder auf dem Titel oder am Ende die Art von Moralität zu nennen, der sein Werk huldigt. Die besten deutschen Schriftsteller haben seltsame Begriffe von diesem Gegenstand: sie glauben, eine Erzählung könne von hohem Werthe sein, wenn sich ihre Moral auch nicht in einem Spruch oder einer Sentenz rund absondern ließe; ja, sie schätzen sie nur um so mehr, gehört sie nicht zu den didaktischen. Göthe geht so weit, zu erklären, daß eine gute Erzählung keine Moral haben kann.

Bei so beschaffener Sache hätte man sich nicht wundern dürfen, wäre die moralische Lection in diesen Novellen etwas dunkel und nicht ohne einigen Scharfsinn aufzufinden gewesen. Der Uebersetzer hat also alle Ursache, sich Glück zu wünschen, daß sie so klar und deutlich vor Augen liegt, als wäre sie des Verfassers Kunstabsicht, und daß er sich die Mühe sparen kann, sie hervorzuziehen. Er hält den Leser nicht länger von besserer Gesellschaft ab. 167.

Nachrichten über russische Literatur.

(Beschluß aus Nr. 23.)

An neuen Uebersetzungen ins Russische aus dem Deutschen ist zu erwähnen: „Der 24. Februar" von Werner durch A. Schischkof d. J.; „Die Abderiten" von Wieland durch N. Batalin. Aus dem Französischen sind mehre Romane von Balzac u. A. m. übersetzt. Desgleichen ist von E. Chaplet das „Leben Napoleon's" von Walter Scott dem russischen Leser zugänglich gemacht worden. Gegen diese Version hat sich aber ein Vaterlandsfreund in einer eignen Schrift mit Heftigkeit erhoben: „Tschuwstwowanija dolgoborodago etc." (Gefühle eines langbärtigen Bojaren beim Lesen des 7. Theils des „Lebens Napoleon Bonaparte's" von Walter Scott, niedergeschrieben unter den Dachzinnen des Kremls, in einem der dreieckigen Thürme beim Flammenlicht des brennenden Moskaus) (Moskau 1832). In diesem Büchelchen commentirt der vaterländisch gesinnte Bojar die Beschreibung von Napoleon's Kriegszug nach Moskau, berichtigt die falschen Darstellungen und tadelt zugleich den Uebersetzer, daß er solche Ungereimtheiten dem russischen Leser übergibt, dem bessere Relationen zu Gebote ständen. — Einzelne Gedichte berühmter Sänger, sowol deutscher, französischer, als auch englischer und spanischer, werden fortwährend in großer Anzahl und oft sehr glücklich übersetzt. Wir bemerken daß in dieser Art der „Todtentanz" von Göthe gar in Jakutsk in Sibirien (1090 deutsche Meilen von Petersburg) von J. Petrof übersetzt ist und eins der diesjährigen Blätter der Zeitschrift „Der russische Invalide" ziert.

Ebenfalls aus einer sibirischen Stadt, Krasnojarsk (im Gouvernium Tomsk, über 600 deutsche Meilen von Petersburg), ist in die ebengenannte Zeitschrift ein Gedicht eingeschickt, das der Verf., Namens Stepanof, an seinen Sohn gerichtet hat, der, Offizier des russischen Heers, im polnischen Krieg schwer verwundet ward. Wir heben daraus einige Strophen aus, als eine Stimme über die Zeitereignisse aus dem fernen Sibirien.

Der wilde Kolbal*) schwört in eis'gen Wäldern
Und ruft, ein Heide noch, den Bär zum Zeugen.
Er hält den Schwur; so fest tritt nicht
Dem Jenisei ein Felsenriff entgegen,
Als fest den Schwur der rauhe Wilde hält.

Das seh' ich hier — Du aber sahst, mein Sohn,
Wie leicht der Pole seine Schwüre brach,
Die Treue in die Weichselwellen werfend
Und Waffen schwingend, die vertraund der Sieger
Dem flehenden Besiegten rückgegeben.

Vom Euphrat eilt der Rächer solchen Treubruchs,
Doch ohne Rache, ein verzeihnder Ordner
Der Zwietracht, die sich selbst schon würgte;
Der Blitz war da, er konnt' ihn schleudern,
Statt dessen warf die Milde ihren Strahl!

Indessen du an schön errungnen Wunden
Auf dem erkämpften, blut'gen Lager liegst,

*) Die Kolbalen sind eine Völkerschaft samojedischer Abkunft, die sich im sajanischen Gebirge, in der Gegend von Krasnojarsk, über dem Abakan, an beiden Seiten des Jenisei aufhält und meistens in beweglichen Jurten nomadisirt. K. M. v. Brömsen, „Rußland, ein geographisches Handbuch" (Berlin 1819), S. 668.

Weil' ich in Taimurs starrem Eisgefilde
Und höre lieber hier die Stürme heulen,
Im grimmen Frost das Eis sich krachend spalten,

Als ich die Kämpfe hörte eitein Aberwitzes,
Der Zungenherrschaft nimmer ruhnde Fehden,
Den Riß des Spalts, den irrer Lehren Schärfe
In den granitnen Boden alter Sitte bohrte,
Dem Frieden unsrer Zeit den Abgrund öffnend!

An neuen poetischen Productionen ist außerdem zu erwähnen: „Plennik" (Der Gefangene) von Rodiwanowski (Petersburg 1832). Bekanntlich hat A. Puschkin eine poetische Erzählung: „Der Gefangene im Kaukasus", geschrieben. Diese Dichtung hat Beifall und Nachahmung gefunden. Eine solche ist auch die Arbeit des Hrn. Rodiwanowski, der zwar nicht ein so ausgezeichneter Dichter wie Puschkin, aber dafür menschenfreundlicher ist als sein Vorgänger. Der Gefangene im Kaukasus flieht durch den Beistand einer schönen Cirkassierin, die ihn liebt, aber nicht wieder geliebt wird. Sie wirft sich darüber aus Liebesgram in den Grenzfluß, über den sie dem Geliebten geholfen, und ertrinkt. So tragisch und grausam mußte vielleicht Puschkin dichten als treuer Nachahmer Byron's. Rodiwanowski ist freier und weichherziger. Sein Gefangener (er wird es durch die Türken) entkommt mit Hülfe einer schönen Griechin, aber er

Flieht rasch mit ihr in seine ferne Heimat,
Der Liebe Schwingen sind auch die des Glücks —
Und hier besiegelt seine treue Liebe
Ein Bräut'gamskuß im Tempel des Erstandnen!

Jungen, verliebten Bräuten muß Rodiwanowski mehr gefallen als Puschkin. — Ein anderer junger Dichter ist mit einer 283 Seiten starken Sammlung seiner poetischen Bestrebungen aufgetreten: „Stichotworenija" (Gedichte von A. Poleshajef) (Moskau 1832). Es ist darin, wie von jungen Dichtern in allen Ländern und Sprachen zu erwarten, viel Gestöhn über Liebesunglück, Enttäuschung, Unzulänglichkeit des Lebens und allerhand dergleichen Misgeschick.

Die russische Märchenliteratur ist mit einer neuen trefflichen Sammlung von Volksmärchen bereichert worden. Man kann in den russischen Volksmärchen drei verschiedene Kreise unterscheiden, zu denen die einzelnen Märchen zu rechnen. Diese sind: Der Sagenkreis des Fürsten Wladimir und dessen Tafelrunde, oder der älteste; sodann der mittlere, oder der Kreis tatarischer Märchen, die wahrscheinlich während der zweihundertjährigen Tatarenherrschaft ins Land eingewandert sind, als z. B. das Märchen von Jeruslan Lazar's Sohn, dem Bohatyr Polkan u. a. m.; und endlich der jüngere, oder der Kreis abendländischer Märchen, wie z. B. vom Fürstensohn Bowa (dem Grafen Beauvais), den sieben Simeonen (den Haimonssöhnen) u. s. w. Diese letzten Märchen mögen wol durch Polen und die sprachverwandten russischen Länder dieses Reichs in das eigentliche Rußland gedrungen sein. Es versteht sich übrigens, daß seitdem auch im Lande selbst im Volksmunde Märchen entstanden, die wahres Nationalproduct sind, sowie an allen überhaupt die Einkleidung und Erzählungsart national sind, sogar an denen, die nachweislich ausländischen Ursprungs. Jetzt hat ein pseudonymer Sammler eine erste Reihe solcher jüngsten Volksmärchen in den Druck gegeben und sich durch treue Auffassung der sinnreichen, eigenthümlichen Erzählungsart, wie sie im Volk üblich, verdient gemacht. Sein Buch heißt: „Ruskija skaski ili predanija" (Russische Märchen, oder mündliche Volksüberlieferungen in bürgerliche Schrift gebracht, dem Hausgebrauch anheimgestellt und mit mundgefügen Sprüchen ausgeziert durch den Kosaken Wladimir Luganski) (Petersburg 1832). Als Motto ist der folgende Spruch vorangestellt: „Im Ausland gibt es Pilze, aber nicht für unsern Korb." Um eine Uebersicht dieser Sammlung zu geben, übersetzen wir die eigenthümlichen Ueberschriften der fünf darin enthaltenen Märchen: 1) „Von dem jungen Sergeanten Iwan, einem wackern Burschen, obschon namenloser Waise, ohne Stand und Verwandtschaftsband." 2) „Von Schemjakin's Gericht, von seinem Schalten und Verwalten, einstmals war's eine wahre Sach', jetzt ein Märchen zum Werkeltag." 3) „Von den Königssöhnen Rochwolod und Mogutschan, und von ihrem dritten Bruder, von ihren Thaten und Werken, vom neuen Fürstenthum und Regiment." 4) „Neuigkeit-Seltenheit, oder ein Wunder bis jetzt ungesehn und ungesehn." 5) „Die Geschichte des dienstbaren Teufels, Sidors Polycarpi Sohn, zu Wasser und Land, von seinem anfänglichen Misgeschick und endlichen Glück, da er ein Schreiber wird." Schwer würde es einem Uebersetzer werden, diese Märchen in ihrer ganzen Eigenthümlichkeit wiederzugeben. Um Einiges daraus mitzutheilen haben wir folgende Wendungen aus, die die launige volksthümliche Erzählungsart charakterisiren: „Er war unterwegs eine ganze Woche und einen Tag, weniger sieben Tage, oder, wie Andere sprechen, Jahr und Tag, weniger ein ganzes Jahr, und als er ankam, legte er sich auf den Bauch hin und deckte sich mit dem Rücken zu." — „Die Nächte hindurch aß er nicht, und die Tage hindurch schlief er nicht." — „Solches wußte ich nicht und habe es vergessen; mein Gedächtniß ist aber der Art, daß es Das, was es nicht weiß, auch nicht behält." — „Er hatte die Siebenmeil- oder Eilstiefeln an, und Derjenige, so in solchem geht, kommt so schnell vom Fleck, daß, wenn er stillsteht, er doch von keinem Reiter eingeholt wird." 44.

Notizen aus China.

Das „Canton Register" bemerkt gegen die darmstädtische „Allgemeine Kirchenzeitung", welche demnach sogar ihren Weg bis China findet, folgendes: Sie habe eine Uebersicht sämmtlicher Religionen gegeben und unter die Monotheisten fünf Millionen Anhänger des Confucius angesetzt. Zu dieser beschränkten Zahl aber sei durchaus kein Grund, da die ganze Bevölkerung von beinahe 200 Millionen Confucianer sein wolle; sodann auch könnten diese keineswegs Monotheisten heißen, da es eine unbestreitbare Thatsache sei, daß sie keine Person, sondern die ganze Natur, den Himmel, die Gestirne, Untergeister und Dämonen verehrten, mithin nicht einmal von Theismus, geschweige denn von Monotheismus die Rede sein könne.

Dasselbe Blatt vom Jahre 1828 enthält mehre Züge, welche für den moralischen Zustand des Reiches der Mitte immer noch belehrend sein können: Im Januar wurden 41 Buddhapriester nach Kanton eingebracht, weil diese Mönche aus ihrem Kloster im Schaukingdistricte häufige Raub- und Mordanfälle auf die Reisenden gemacht hatten. Sie sollten alle enthauptet, ihr Kloster aber demolirt werden. Der Präsident der Literaten, Fokschin, in der Provinz Kiangsi, hatte mit gelehrten Würden Unterschleif gemacht und eine Menge von Diplomen verkauft, ohne ein öffentliches Examen zu veranstalten. Die kaiserlichen Commissarien fanden bei der Durchsuchung seines Hauses eine bedeutende Summe Geldes, welche bei einem Gelehrten nicht vermuthet werden konnte; Fokschin wurde gefänglich eingezogen, erdrosselte sich aber vor der Untersuchung. Die Gefängnisse in China sind von zweierlei Art: der reiche Gefangene kann die besten Zimmer, Spielkarten, Diener und jeden Luxusartikel erhalten; es werden ihm die Fesseln abgenommen und bis zu dem Augenblicke, wo die Runde umgeht, an die Wand gehangen. Der Arme dagegen wird sogar dafür gepeitscht, daß er kein Geld hat, um, wie der Ausdruck heißt, dem Gefängnißgotte ein Brandopfer zu kaufen; für einen solchen ist der ungesundeste und schmutzigste Kerker, gewöhnlich Te yuk, die Hölle, genannt, bestimmt. 160.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Mittwoch, — Nr. 30. — 30. Januar 1833.

Das Nichtvorhandensein der Schicksalsidee in der alten Kunst, nachgewiesen am König Oedipus des Sophokles von Karl Joh. Hoffmann. Berlin, Oehmigke. 1832. Gr. 8. 8 Gr.

Wahrscheinlich enthält dieses Schriftchen die ästhetisch-kritischen Erstlinge, welche der begabte Verf. dem Publicum darbringt. Richtiger würde der Titel lauten: Bemerkungen über die Grundidee des Sophokleischen „Königs Oedipus", nebst vorausgeschickten Reflexionen über die Schicksalsidee in den Tragödien der Alten; denn das Erstere des obigen Titels hängt mit dem Zweiten nur sehr locker und nachlässig zusammen. Ueberhaupt vermißt der Leser die Gründlichkeit und den gediegenen Zusammenhang, worauf die Behandlung solcher Gegenstände, die nicht zum ersten Male besprochen werden, vielmehr von den ausgezeichnetesten Schriftstellern schon öfters behandelt worden sind, Anspruch machen darf; auch fehlt es der Darstellung noch an Bestimmtheit und dem Style an gehöriger Durchbildung. Dessenungeachtet enthält diese Abhandlung manche interessante Bemerkung, und da sie der herrschenden Ansicht entgegenzutreten bestimmt ist, so hält es Ref. nicht für zwecklos, die Hauptgedanken derselben zu verfolgen.

Von dem Begriffe der alten (griechischen) Philosophie über die Kunst geht der Verf. aus, behauptet die Uebereinstimmung des Plato und des Aristoteles in Hinsicht dieses Begriffs (jedoch ohne weitere Ausführung oder Belege), namentlich aber in Hinsicht auf die ethische Bestimmung, welche Beide der Kunst gegeben haben. Hierauf gestützt, behauptet der Verf., daß „in der alten Kunst" (überall aber beschränkt sich seine Untersuchung nur auf die alte Tragödie) „von einem Ringen gegen das schlechthin Heilige, gegen die letzte und höchste, von jedem Zwiespalt freie Einheit sich nichts finde", und diese Behauptung sei kein Paradoxon. Allerdings nicht; denn der Begriff des schlechthin Heiligen kommt in dem griechischen Alterthume gar nicht vor, und Niemand hat unsers Wissens von einem solchen Ringen mit dem absolut Heiligen gesprochen. — „Die Schicksalsidee", fährt der Verf. fort, „war das Schlußdogma der alten Religion". Hier scheint es nun ganz offenbar, als ob der Verf. die Schicksalsidee dem schlechthin Heiligen gleichsetze; aber was berechtigt ihn dazu? „Es muß daher", heißt es weiter, „von selbst in allen Schöpfungen (doch wahrscheinlich der alten tragischen Kunst?) erscheinen, nur bald schwächer, bald stärker", und somit also behauptet der Verf. grade das Vorhandensein des Schicksals in der griechischen Tragödie. Nach einigen Bemerkungen über Aristoteles, in denen Ref. keinen deutlichen Zusammenhang mit der Sache finden kann, wird sogar gesagt: „weil der Mensch sein besonderes Wollen durchsetzen will gegen eine höhere Macht, geht er unter; weil er als Einzelnwesen nicht Alles wissen, weil er als Individuum nicht Alles durchsetzen kann". Gleich darauf verwandelt sich die höhere Macht in „die heiligen Mächte seines Bewußtseins", ohne daß bemerkt wird, was unter diesen zu verstehen sei, und es soll der ewige Kampf des Individuellen gegen diese Mächte sein, dessen Lösung die alten (tragischen) Dichter auf verschiedene Weise darzustellen suchten. Vom Schicksale komme auch nichts bei Aristoteles vor, über welchen man doch nicht hinausgehen dürfe; aus ihm lernten wir, daß nicht das Schicksal, welches in den tragischen Familien waltete, sondern „das herzzerschneidende, am meisten Mitleid und Furcht erregende Familienleiden" die Ursache gewesen, warum die Dichter ihre tragischen Stoffe aus den Heroensagen gewählt hätten. Es wäre nun wol das Natürlichste gewesen, daß der Verf., indem er als Bestreiter der Schicksalsidee in den Tragödien der Alten auftreten wollte, zuvörderst dargestellt hätte, was die bedeutendern Kunstrichter unter der Schicksalsidee verstanden, und auf welche Weise sie ein Vorhandensein derselben in der antiken Tragödie behauptet haben. Davon aber nirgend eine Spur. Wenn aber die besonnenen Kunstrichter niemals behauptet haben, das Schicksal trete als abstracte Idee in der Tragödie der Alten auf, vielmehr dem Verf. darin beistimmen können, „daß es in jeder griechischen Tragödie vorhanden sei, aber nur weil die Kunst unwillkürlich der Allmacht des Glaubens gehorcht", so begreifen wir nicht, gegen welche Gegner der Verf. eigentlich kämpft. Daß übrigens Aristoteles der Schicksalsidee in der „Poetik" keine Erwähnung thut und nur, wie sich der Verf. ausdrückt, „von dem herzzerschneidenden, am meisten Furcht und Mitleid erregenden Familienleiden" redet, scheint nicht nothwendig darin seinen Grund haben zu müssen, daß „das Schicksal den religiösen Gehalt der Zeit bildete, für die reflectirende Kunst aber ein Unmittelbares und noch nicht in ihr denkendes Erkennen übergegangen war",

denn zwischen der Kunst und dem Kunstphilosophen ist doch ein Unterschied zu machen, und die Aristotelische „Poetik" könnte hier um so weniger als Beweis dafür gelten, daß Aristoteles jenen religiösen Gehalt noch nicht aufgefaßt habe, wenn ja der Verf. selbst von ihr annimmt, daß sie eine populaire Tendenz zeige, daß ferner „des Aristoteles Polemik in derselben sich keineswegs auf der wissenschaftlichen Höhe halte", daß ihm die schöne Kunst im Zusammenhange seines Systems höher stehen mußte, als sie in der jetzigen „Poetik" erscheine, wo er nur von einem „untergeordneten und gewöhnlichen Gesichtspunkte ausgehe" (vgl. S. 4).

Wir übergehen die hierher nicht gehörigen Bemerkungen über die Anwendung der Schicksalsidee auf die heutige Tragödie und die flüchtigen Andeutungen über das Verhältniß des Aeschylus, Sophokles und Euripides gegeneinander („die zwei Seiten Gottes, die beide dem göttlichen Moses erschienen, die eine als Segnung der Erde, hell und mild, die andere als deren Verwüstung, dunkel und streng u. s. w. — mit einander auszusöhnen, oder dem Menschen verständlich zu machen, versuchten diese Dichter — nach S. 15 — auf verschiedene Weise"); wir übergehen ferner auch die abgerissenen Bemerkungen über das Verfahren des Dichters, über das Verhältniß der griechischen Dichter zu ihren Stoffen, über das Verhältniß der Idee zur dargestellten Handlung, über Veräußerung des individuellen Charakters des Dichters und seine Hauptentwickelungsperioden durch seine Werke (hierbei die Angabe der Hauptmomente der Sophokleischen Lebensansicht) und über den Einfluß der politischen Zeitumstände auf die dramatischen Werke der Alten (S. 28) und kommen nun zur Hauptsache. Der Verf. verspricht auf dem Titel am „König Oedipus" nachzuweisen, daß die Schicksalsidee in den Tragödien der Alten nicht vorhanden sei. Abgesehen von dem kühnen logischen Sprunge, dessen er sich durch eine solche Ankündigung offenbar schuldig macht, indem er den Sophokleischen „Oedipus" statt der ganzen alten Kunst nimmt, so war doch hier wenigstens zu erwarten, daß er sich über das eigentliche Beweisobject bestimmter erklären würde, um so mehr, da er ja oben selbst behauptet hatte, die Schicksalsidee, als das Schlußdogma der alten Religion sei auch in jeder griechischen Tragödie vorhanden. Allein auch hier keine Erklärung. Es heißt nur: „doch auch im „Oedipus Tyrannos", der so ganz auf die Schicksalsidee aufgebaut scheint (woher denn dieser Schein?), ist es nicht der Sturz einer großen Kraft durch das Schicksal, den Sophokles aufzeigen will, sondern er will an diesem Sturze ein Besonderes darstellen, und die Idee, daß der Mensch nichts gegen das Schicksal vermöge, liegt auch hier im religiösen Gemüthe der Zeit (?) und im Stoffe." Nun, was wollen denn diejenigen Kunstrichter, welche ein Schicksal als Angelpunkt der griechischen Tragödie annehmen, mehr? Erklären sie nicht ebenfalls das Schicksal für ein Allgemeines, welches also doch in der griechischen Tragödie vorhanden, aber unsichtbar und in concreto darin wirksam ist?

Doch wir können Das, warum der Verf. diese Untersuchung angestellt hat, auch ganz auf sich beruhen lassen und wenden uns nur zu der Grundidee, die er dem „König Oedipus" unterlegt. Sie scheint ihm folgende zu sein: „Götterwort sei das ewig Wahre und allein Untrügliche, keine menschliche Weisheit könne sich über das Heilige erheben, und selbst die höchste menschliche Vernunft sei ohne den Segen der Gottheit nur unheilbringend." Des Verf. Streben ist nun einzig dahin gerichtet, die wesentlichen Momente jener Tragödie aus dieser Idee zu erklären. In dieser Auseinandersetzung scheint er seinen Hauptzweck ganz aus den Augen verloren zu haben. Wenigstens kann Ref. nicht einsehen, inwiefern die von dem Verf. jener Tragödie beigelegte Grundidee und deren Auseinandersetzung mit dem Vorhandensein des Schicksals in jener Tragödie streite. Auffallend ist es jedoch dabei, daß der Verf. jenen Satz als Grundidee des „Oedipus" (S. 30) mit so zaghafter Bescheidenheit aufstellt, da doch dessen Auseinandersetzung grade die so kühn versprochene Nachweisung enthalten soll. Ließe sich nun zeigen, daß der Verf. mit jenem Satze den Sinn der Tragödie doch sehr einseitig aufgefaßt, und daß er oft zu grundlosen und gezwungenen Erklärungen des Einzelnen seine Zuflucht genommen habe, so wäre damit auch nachgewiesen, daß er sein Hauptziel durchaus verfehlt hat. Ref. will dies durch Hervorhebung der wesentlichsten Punkte in der Kürze versuchen.

Fürs Erste hat Hr. H. den Unglauben als die Hauptfeste des „Oedipus" herausgehoben und behauptet, „nach dieser Tragödie sei der Glaube das Beste" (S. 32); Oedipus und Jokaste seien zwar „nicht ganz ohne Glauben", aber „Sophokles habe ihnen keinen wahrhaften Glauben gegeben" (S. 31); das Vertrauen auf göttliche Weisheit sei bei Oedipus vorn herein nicht vorhanden. Aber warum floh denn Oedipus seiner vermeinten Aeltern Haus, wie er Jokaste erzählt, wenn nicht aus Scheu vor dem Götterspruche? Der Verf. wird vielleicht entgegnen, daß das Vorhergegangene bei dem Drama nicht in Anschlag komme. Aber wir würden fragen: warum nicht, wenn der Dichter es selbst benutzt hat, von welchem doch nicht anzunehmen, daß er den Charakter in Widerspruch mit sich selbst bilden werde? Doch wir brauchen uns gar nicht auf das Vorhergegangene zu stützen; wir wollen bei der Handlung des Stücks stehen bleiben. Zuerst wirft der Verf. dem Oedipus von seinem Standpunkte vor, daß dieser zwar Vieles verständig überlegt habe; „darauf aber, die Götter um Rath zu fragen, kam er doch nicht sogleich und zuerst." Wie aber kann der Verf. darin einen Mangel an Göttervertrauen finden, daß Oedipus nicht im ersten Augenblicke der Pest das Orakel befragte, zu welchem Mittel man ohnehin nicht sogleich greifen konnte, wenn eine solche Krankheit ausbrach und man ihre Wichtigkeit noch nicht bestimmen konnte. Die Worte des Oedipus:

> Und ein Errettungsmittel, das ich ausgespäht,
> Versucht' ich endlich — (nach A. Wagner's Uebersetzung).

enthalten ohnehin keine genaue Zeitbestimmung. Ferner wird bemerkbar gemacht, „daß Oedipus und Jokaste

die Sühnung der Ermordung des Lajus u. s. w. lange Jahre hindurch vernachlässigt hatten." Kreon selbst sagt dem Oedipus vielmehr: die nächste Noth habe von der Nachforschung über jene Tödtung des Lajus abgehalten. Es ist daher nicht zu verwundern, daß Oedipus, der — die Zeit ist unbestimmt, wie lange — nach dieser Tödtung nach Theben kam, seine Verpflichtung zu einer solchen Sühnung erst durch den Orakelspruch anerkannte. Als Mangel an Religiosität ferner wird es von dem Verf. angesehen, „daß Oedipus sich selbst (V. 132 fg.) sehr stark vertraue, daß er dieses Verborgene, was bis jetzt noch Keinem gelungen war, entdecken wolle" (S. 34); des Oedipus Worte aber, auf welche der Verf. sich hier bezieht, haben nur den Sinn: ich übernehme pflichtgemäß die mir aufgetragene Blutrache, und will Alles anwenden, die Unthat zu entdecken, wobei allerdings ein eigennütziges Motiv, wie der Verf. bemerkt, mitwirkend ist. — Weiter heißt es: „V. 151 wendet sich der Chor fromm an die Götter", aber V. 217 tritt Oedipus auf und meint, sie könnten sich durch eigne Kraft weit besser helfen. Allein wo steht dies geschrieben? Oedipus sagt:

Du siehst, und was du siehest, willst du anders nur
Mein Wort befolgen und im Weh behülflich sein,
Erreichst du: Rettung und der Noth Erleichterung.

Dies aber bezieht sich auf die Bekanntmachung, welche er in dem Folgenden an das ganze Volk erläßt. Hier ist so wenig die Rede davon, daß man ohne Götterbeistand das Verborgene auch wohl entdecken würde, als in den diesem Chor vorhergehenden Versen (147 fg.):

Mein ist allein die Sorge. Denn mit Gottesmacht
Sind wir gerettet, oder auch herabgestürzt.

Als Mangel an Glauben wird es ferner auch angesehen, daß der Chor den Oedipus auf den göttlichen Seher (Tiresias) verweise, aber nicht Oedipus selbst, sondern Kreon an ihn gedacht habe. Aber bemerkt denn der Verf. nicht, daß dadurch, daß Kreon an Tiresias erinnert, dem er auch als Eingeborenem näher stand, der späterhin entstandene Argwohn des verblendeten Oedipus motivirt worden ist. Es fragt sich nur, ob dieses Mistrauen bei Oedipus ursprünglich und aus irreligiösem Sinne hervorgegangen war, und dafür gibt es keine beweisende Spur.

(Der Beschluß folgt.)

M. Joachim Schlüter, erster evangelischer Prediger zu Rostock. Ein Beitrag zur Reformationsgeschichte aus der Historia van der Lere, Levende und Dode M. Joachim Slüter's, gestellet und geordenet dorch Nicolaum Gryse, zur Erneuerung des Andenkens an den vor 300 Jahren gestorbenen Zeugen der Wahrheit, jetzt aufs Neue herausgegeben mit Erläuterungen von E. Fr. Ludw. Arndt. Lübeck, Rohden. 1832. 8. 6 Gr.

Für die Reformationsgeschichte der einzelnen deutschen Länder forscht und veröffentlicht man, was irgendwo sich Denkwürdiges findet. Ein Reichthum von Materialien erdrückt fast den Forscher und Verfasser, welcher ihre Verarbeitung in ein Ganzes unternimmt. Auch das oben genannte kleine Büchlein von Nikolaus Gryse, Prediger zu Rostock, in den Jahren 1574—1614 abgefaßt und zu Rostock 1693 in 4. erschienen und von Arndt wieder erneuert, bereichert die Reformationsgeschichte Mecklenburgs. Ungeachtet der in Klammern eingeschlossenen Wörter bleibt das Büchlein in seinem plattdeutschen Dialekt für Viele unlesbar, und der neue Herausgeber hätte wohlgethan, eine Uebersetzung ins Hochdeutsche, besser noch eine freie Bearbeitung desselben zu geben. Wir versuchen einen kurzen Lebensabriß Schlüter's, wie er dem Geschichtsfreund und Forscher willkommen sein möchte.

Schlüter, geboren um 1490 zu Dömitz an der Elbe im Mecklenburgischen, verlor früh seinen rechten Vater, einen Fuhrmann, Namens Kutzner, und nahm den Namen seines Stiefvaters Schlüter an. Gryse nennt Schlüter zwar einen Discipel und Schüler Luther's, aber sicherer ist das Zeugniß aus der Universitätsmatrikel zu Rostock, in welche er 1518 inscribirt wurde, wo sich von späterer Hand daneben geschrieben findet: „Dominus (nämlich Magister oder Baccalaureus decretorum) Joachimus Slüter evangelium a Luthero instauratum ad St. Petrum hic Rostochii etc." Er lehrte, ehe er Prediger an der Peterskirche ward, in der Schule zu St.-Peter. Hier bestand seit 1419 eine Hochschule und seit 1484 ein Domstift, deren Lehrer und Domherren dem Eindringen der gereinigten Lehre mit aller ihrer Gewalt entgegenwaren, Schlüter verfolgten und aus der Stadt vertrieben. Herzog Heinrich von Mecklenburg nahm sich seiner an und bestellte ihn 1526 zum Prediger zu St.-Peter. Er hatte so viele Zuhörer, daß sie die Kirche nicht aufnehmen konnte und er unter einer Linde auf dem geräumigern Kirchhofe predigen mußte. Die Mönche im Kloster St.-Johannis und St.-Katharinen geriethen über die Geburt der Jungfrau Maria in Uneinigkeit und trugen, ohne daß sie es beabsichtigten, bei recht vielen Bewohnern der Stadt zum Abfall vom Katholicismus bei. Schlüter, umgeben von Katholiken, geräth oft in Gefahr, von Mönchen und päpstlichen Anhängern vergiftet zu werden. Oft nahmen ihn die Römlinge gefangen, schleppten ihn durch die Straßen, aber die Anhänger der Reformation entrissen ihn wieder ihren Händen. Er duldete muthig, seiner guten Sache und dem Schutze seines Landesherrn vertrauend. Herzog Heinrich kam selbst nach Rostock, und foderte Schlüter auf, seine Feinde und Gegner der reinen Lehre zu nennen; er aber unterdrückte jedes Gefühl von Rache und nannte sie großmüthig nicht. Nach großem Kampfe des Lichts mit der Finsterniß bahnte sich die Lehre Luther's den Weg, und selbst Mönche traten freiwillig aus ihren klösterlichen Verhältnissen und bekannten sich für Luther. Valentinus Korte (Curtius), Franziskaner, wurde sogar 1528 lutherischer Prediger an der Kirche zum heil. Geist. Zum Aergerniß für die Katholiken verheirathete sich Schlüter 1528 mit Katharine Sibern (oder Gelem, wie eine andere Nachricht sie nennt), wahrscheinlich mit Wissen und Bewilligung seines herzoglichen Beschützers und wurde von dem Kapellan Grüwel in der Peterskirche eingesegnet. Die Lutheraner im Kirchspiele St.-Jakob wählten Barteldt zu ihrem Prediger. Ihrer waren in der Parochie weniger als der papistischen Anhänger. Es entstanden wegen dieser Wahl Unruhen. Der Magistrat ließ die Stimmen der Kirchenglieder sammeln und der Gewählte wurde nicht angestellt. Dagegen beriefen Rath und Bürgerschaft 1530 Matthäus Ebdeler (Aquila) zum Prediger an die Kirche Unserer lieben Frauen. Dieser verwaltete sein Amt mit großem Segen und viele Katholiken traten über. Doch ward in seiner und andern Kirchen der Stadt immer noch Messe gelesen und gestattet, um Aufruhr zu vermeiden. Am Ende des Jahres 1530 versuchte der Rath die lutherischen und katholischen Geistlichen zu vereinigen und bewog sie zur Unterschrift einiger die Ruhe und den Frieden der Stadt bezweckenden Artikel. Zugleich wurde hier der Grund zu einer Kirchenordnung gelegt. Von beiden Seiten mußten darüber die Erklärungen abgegeben werden. Schlüter that es im Namen der lutherischen Prediger in einer besonders gedruckten Schrift: „Eine korte und doch gründlike Bericht der Ceremonien des Olden und Nyen Testamentes mit wahrhaftiger Antöginge des rechten und falschen Gebruikes

des Heren Nachtmals, der Döpe, Misse, Vigilien u. s. w." Der Rath vernahm darüber auch die Katholiken und befahl nun, daß man die eingesetzten lutherischen Prediger in ihren Kirchen ihr Amt verwalten lassen solle, weil ihre Predigten und Sacramente nicht mit dem Evangelio stritten; würden aber (die Katholiken) nicht folgen, so wollten der Rath und die Bürgerschaft ihnen etwas Anderes sehen lassen, als sie gehofft hätten. Die unter den neuen Predigern entstandene Uneinigkeit über die Beibehaltung der Privatbeichte dämpfte ein von Luther und Melanchthon eingeholtes Gutachten, welches Einigkeit empfiehlt und Dem, welcher Unfrieden stiftet, aus der Stadt zu gehen gebietet. Auch deutsche Psalmen führte Schlüter nach Luther's Vorgang in die Kirchen ein. Die Reformation machte recht glückliche Vorschritte. Die Kirchengüter wurden vom Landesherrn den Kirchen zuerkannt und gelassen. Herzog Albrecht schützte sie dabei und ging in alle die Reformation fördernde Einrichtungen des Magistrats ein. Ueber das herrliche Gedeihen seines begonnenen Werkes war S. hoch erfreuet. Gern hätte er den Segen seines Werkes vermehrt und länger genossen. Aber er starb bald an Gift. Auf Anstiften eines papistischen Papen, Namens H. Joachim Ryebur, wurde 1552 ein Buchbinder, welcher S.'s ganzes Vertrauen genoß, gewonnen, ihn in einem Tranke, den derselbe ihm nach einem Gastgebote reichte, zu vergiften. Das Gift wirkte langsam, und er kämpfte lange mit dem Tode, der ihn nach furchtbarer Qual am 19. Mai den Lebensfaden zerriß. Nach seinem Tode trat an seine Stelle Joachim Schröder, ein ebenso gelehrter als berufseifriger Mann, der viele deutsche Lieder dichtete. Die Nonnen- und Mönchsklöster wurden aufgehoben und in Schulen verwandelt. Das Verbot, außerhalb der Stadt Messe zu hören, bei 10 Gulden, vollendete die Reformation.

Was Luther that für seine Stadt, that Schlüter für Rostock. Die Einsichten und persönlichen Tugenden des Mannes reihen ihn den Reformatoren an. Für die Anmerkungen, die meist biographisch und literarisch sind, verdient der Herausgeber Dank. 19.

Anatomische Leiden. Novelle von C. Herloßsohn. Leipzig, Brüggemann. 1833. 12. 1 Thlr.

Ein reicher Banquier, Schreiber, will nicht zugeben, daß seine in den Comtoirdiener Walther verliebte Tochter Julie diesen heirathe. Es geschieht aber dennoch, worüber der Vater außer sich geräth und die Tochter verstößt und enterbt. Diese wird dadurch mit ihrem Gatten und Kinde in eine elende Lage versetzt, endlich aber der verarmte Vater selbst, der nach dem Bankrotte seines Hauses immer tiefer sinkt, sich dem Trunke ergibt und Lohnbedienter im Gasthofe zur Stadt Warschau wird. NB. das Stück spielt in Leipzig, und mehre dort bekannte Namen kommen mit einer leichten Veränderung in der Novelle vor. In jenem Gasthofe nun, wo sich häufig bei Hrn. Gastwirth Buschmann (der auch sehr angenehm auf dem Fortepiano phantasirt) der Professor der Anatomie, Borck, ein junger interessanter Schriftsteller, Herold, und ein aus Rußland gekommener, mystisch-pietistischer, angeblicher Collegienrath v. Reichmann Abends zusammenfinden, auch Schreiber sich zudrängt, erzählt einst der Professor seine Abenteuer, die er als resurrection-man aus Liebe zur Wissenschaft bestanden, und so wird denn im Gespräch über die Anatomie und beim Feuer des Punsches Schreiber veranlaßt, sein Cadaver für 20 Thaler dem Professor contractmäßig zu verkaufen. Zur Nüchternheit zurückgekehrt, wird Schreiber von dem entsetzlichen Gedanken, seinen Leib der Zergliederung preisgeben zu müssen, fast bis zum Wahnsinn gequält, von welchem ihn der neue Professor der Anatomie (schade, daß dieser Nachfolger des inzwischen verstorbenen Borck Sartorius heißt und nicht lieber Rosenthal oder Weberfeld) zu heilen versucht, indem er ihn räth, einmal eine Zergliederung mitanzusehen, wobei sich alle leeren Schreckbilder verlieren würden. Schreiber willigt ein, wird Nachts in den finstern Secirsaal geführt, wo sich die wunderschöne Leiche einer jungen im Wasser verunglückten Frau befinden soll, und erkennt beim Lichte den Leichnam seiner Tochter. Julie nämlich, durch die Vorlesungen des Hrn. v. Reichmann, der hinterher als Betrüger erkannt wird und Arrest bekommt, durch Unglück und Schwärmerei irre geleitet, hat ihren Tod in den Wellen gesucht, und Schreiber stirbt wahnsinnig. Dies ist der Inhalt der „Anatomischen Leiden", von welchen zu besorgen steht, daß sie sich für viele Leser in ästhetische Leiden verwandeln dürften. 102.

Kritische Miscellen.

1. Die slawischen Abgaben, das Jus Polonicum — s. v. Löw's „Geschichte der deutschen Reichs- und Territorialverfassung" (Heidelberg 1832) — glaubten wir zum Theil noch dahin erklären zu können:

Poradee, von Poradj, Reihe, Straße, vicus, eine Art Districtsumlage, Gemeindedienst. Podworowe, Hufenschatz, Hufengeld, von Dwor, der Hof. Pomoc, von Pomoc, subsidium, die Beede. Podwode, nach Hrn. v. L. Vorspann für fürstliche Gesandte u. s. w., wiewol Vorspann als Naturalleistung nicht wohl zur Rubrik der Abgaben zu passen scheint; ich glaube, es kommt von Woda, Woditzka, Wasser, gebrannte Wasser, Abgabe von Branntwein. Bobrowinci, Aufsicht über die Bieber, wie Hr. v. Löw vermuthet? ich halte es für die bestimmte Lieferung des Bibergeils. Slad, eine Gerichtsabgabe nach Hrn. v. L., oder, wie ich dächte, von Slad, Malz, ein Malzaufschlag. Glova, ein Strafgeld, das ganze Districte für einen vorgefallenen Todschlag hätten zahlen müssen; Glova ist kein slawisches Wort, ich glaube, es muß heißen Hlawa, der Kopf, hlawa stjbi den Kopf abschlagen, also die Umlage für die Kosten einer Hinrichtung. Prevod, Stellung von Wegweisern? ich glaube von preweda, ich setze über das Wasser, das Fährgeld. Strota, Wagegeld; in diesem Fall von Straz, die Wage; frägt sich aber, ob das vorherrschende o in Strota nicht herkommt von Stros, ein Berg- oder Felsenauswachs, in der Bergwerksterminologie gewöhnlich; also Mutzgeld, Schurfgeld. Dan von dam, dabi, geben, also Gabe, Abgabe. Mei, Friedschatz. Sep von Cep, der Zapfen, das Zapfengeld? Opolie, von Obilne, vectigal frumentarium, Obolj, das Getreide. Naraz, von Narat, der Anschlag, aestimatio pecuniaria. Lesna, Forstgeld, Waldzins; von Lesnj, sylvaticus. S. 240 wird angefragt, ob Narochnici etwa Schweinehüter bedeuten möchte; es heißt aber Narochnici, cameraril, subdapiferi; die Narochnici sind unsere Marschälle, von Narutschnjk, equus dextrarius.

2. Friedrich Michels, jetzigen Pfarrers zu Camp, „Geschichte und Beschreibung der ehemaligen Abtei Camp" (Krefeld 1832).

S. 29, woher die Dorfschaft Kirchhof ihren Namen erhalten? von einem Gottesacker finde sich keine Spur: wir glauben von Klosterhof, da Kloster und ecclesia gleichbedeutend genommen wurde; auch viele Kirchen, selbst die Klosterpfarrkirchen, ihre eignen Pfarr- oder Kirchenwidemgüter hatten. S. 130, 160 goldene Schudaten; „eine unbekannte Münze"; doch wol ohne Zweifel die scudati aurei, ecus d'or, davon noch unsere Schilbouisdore; s. Dufresne. S. 151, 36 Karatten Wein; „ein jetzt unbekanntes Maß von Flüssigkeiten"; ebenso doch wol nur die in alten Klosterurkunden vorkommenden Carrada, Caratta vini; s. Dufresne: Canonici habeant annuatim 144 Carratas vini, ein Fuderfaß? Ego quidem de vino nihil habeo, nisi unam parvulam Carradam — ad sacrificium — sagt der Propst von Herrieden; dimidia vini Caratta ad festive celebrandam aposoli assumtionem; dazu wird wol ein halbes Fuderfaß zu sechs Eimer für alle Kirchweihgäste eines ganzen Klosters nicht zu viel gewesen sein. 35.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Donnerstag, — Nr. 31. — 31. Januar 1833.

Das Nichtvorhandensein der Schicksalsidee in der alten Kunst, nachgewiesen am König Oedipus des Sophokles von K. J. Hoffmann.

(Beschluß aus Nr. 20.)

Am meisten, wie natürlich, bezieht nun der Verf. die Behandlung des Tiresias von Seiten des Oedipus auf jene von ihm aufgestellte Grundidee; er sagt: „hier (bei Oedipus) ist das Vertrauen auf göttliche Weisheit von vorn herein nicht vorhanden" (S. 33). Wie kann jedoch der Verf. dies behaupten, da des Oedipus erste Anrede an den Seher so lautet:

Der Alles sinnvoll schauet an, Erkennbares
Wie was unsagbar, Himmlisches gleich Irdischem,
Du Tiresias, erkennest, siehst du gleich es nicht,
An welchem Siechthum Alles krankt: nur dich allein
Ersah zum Vorstand unsre Stadt, zum Retter selbst u. s. w.

Durch diese Scene besonders findet der Verf. den Gedanken begründet: „daß der von Gott begabte Seher, der durch die Religion geweihte Priester, der schlichte Verstand des gläubigen Menschen tiefere Einsicht habe als der größte auf sich beruhende Scharfsinn." „Nur die Seherkraft könne sich mit Fug und Erfolg an das Verborgene wagen; denn die Wahrsagerkunst sei keine menschliche Erfindung, sondern stamme unmittelbar von den Göttern, und daher müßten die Orakel und die Seher (beiläufig aber wollen wir bemerken, daß Orakel und Weissager in dem Alterthume nicht in gleichem Range standen) vor Allem befragt, geehrt und befolgt werden" (S. 31). Oedipus heißt es dann auch (S. 35), „weil er seinen Stolz beleidigt fühlt und seine, des klugen Herrschers Bitte, der sich gleichsam herabgelassen hat, jenen um Rath zu fragen, zurückgewiesen sieht (weit weniger aus Besorgniß für die Stadt), entbrennt im grimmigsten Zorne. Hätte er innigern Glauben gehabt, oder des Sehers Wort nachher mehr beachtet, so wäre er gegen den heiligen Mann milder gewesen, oder hätte doch einige Reue gefühlt." Es ist allerdings ein feiner Zug der Fabel und der Tragödie, daß derselbe Mann, dessen Klugheit das Räthsel der Sphinx gelöst hatte, nun sich selbst zum Räthsel wird, und Sophokles hat diesen Zug sehr weise benutzt, indem er den Oedipus mitten im aufbrausenden Zorne dem Seher den Vorwurf machen läßt, bei dem Räthsel der Sphinx habe sich seine Kunst nicht gezeigt; er selbst aber habe es glücklich ohne Weissagerkunst gelöst, worauf Tiresias erwidert, sein Glück werde ihn verderben (V. 442). Daß sich hier der Uebermuth des durch sein Glück berauschten Menschen hervordrängt, ist kein Zweifel; aber der Verf. hat Alles auf diesen Punkt hingedrängt und geht so weit, daß er diese Lösung des Räthsels dem Oedipus selbst zum Vorwurfe macht. Er sagt nämlich gegen Blümner (aber ohne diesen zu treffen) S. 33: „da erst, als er das Räthsel der Sphinx zu lösen sich unterfing, griff er in der Götter Rechte". Mit nichten; Oedipus that hierin nichts Widerrechtliches oder Unheiliges, sondern handelte selbst nach der Götter Willen. Was aber die Behandlung des Tiresias überhaupt anlangt, so ist es ebenfalls nicht gegründet, daß Beleidigung seiner Klugheit den König dazu verleitet; vielmehr zeigt sich Oedipus hier wie bei jenem verhängnißvollen Zusammentreffen mit seinem ihm unbekannten Vater am Kreuzwege von leicht reizbarem, aufbrausendem Gemüth und mit leidenschaftlicher Gewaltsamkeit aufstrebend. Der Verf. entstellt den Sinn der herrlichen Scene mit Tiresias, wenn er nur in beleidigter Klugheit die Quelle des Zorns des Oedipus findet. Auch lautet die Bitte des Letztern an Tiresias gar nicht wie eine blos verstellte Bitte um guten Rath, oder, wie wir zu sagen pflegen, wie ein bloßes Compliment; sie ist ein Flehen um Erklärung des Götterspruchs zum Besten Aller (vgl. V. 300—315). So muß daher die Weigerung des Tiresias, eine Erklärung zu geben, vor dem Könige, zu dem auch der Chor steht („Bei allen Göttern, wende dich nicht ab u. s. w."), zuerst als Mangel an reger Theilnahme, seine wiederholte Weigerung, das von ihm Gewußte nicht zu eröffnen, als Härte und Verrath erscheinen. Der leidenschaftliche Herrscher spricht es aus; Tiresias fühlt sich in seiner Sinnesart angegriffen und gelästert, aber beharrt in seiner Weigerung. Dies steigert den Unmuth des Königs zum Argwohn, der sich gegen den Seher selbst richtet. Dieser nun, in höchster Aufwallung, wirft ihm nun selbst den begangenen Frevel vor, der dem Lande das Weh bereitet. In all Diesem wie in dem Folgenden ist es nicht der Mangel an Scheu vor den Göttern, oder, wie der Verf. es nennt, geringer Glaube, worauf der Dichter vor Allem hinweisen will; es ist vielmehr die Leidenschaftlichkeit des Gemüths, welche, genährt durch das Glück des Herrschers, hier hervorbricht,

die Seherkunst des Tiresias lästert und den Oedipus bis zur höchsten Ungerechtigkeit gegen den friedlichen, rechtlichgesinnten Kreon treibt. „Oedipus", sagt der Verf., „hält Alles, was der Seher sagt, für Unsinn, weil sein Verstand noch keinen Sinn darin finden kann u. s. w."; aber man muß hier auch zugeben, daß Oedipus bis zu dem Gespräche mit Tiresias auf keine Weise einsehen konnte, daß er selbst der Mörder des Lajus sei, welcher, wie Kreon erzählt hatte, von Räubern umgebracht worden sein sollte. Ganz anders zeigt sich freilich Jokaste; sie erscheint gleich von vorn herein mit allem Leichtsinn des Weibes und meint, daß auf Seherweisheit nicht viel zu achten sei. Aber eben ihre leichtsinnige Rede ist es, durch welche in des Oedipus Seele zuerst die Ahnung seines Frevels aufsteigen muß, die dann mit jedem Moment gesteigert und endlich zur schaudervollen Gewißheit wird. Zwar sagt Hr. H. selbst, wo es Oedipus klar geworden (V. 731 fg.), daß der Seher doch Recht habe, glaube er ihm noch nicht vollständig und hänge noch an seiner eignen Deutung des Orakels. Aber völlig klar geworden ist es dem Oedipus in dieser Stelle noch nicht, und der Versuch, das Orakel zu deuten, ist nicht, wie der Verf. oft wiederholt, Selbstvertrauen auf eigne Klugheit, sondern war bei der Dunkelheit und Verwickelung der Sache ganz natürlich; ja eben diese allmälige Aufklärung des schaudervollen Schicksals macht einen Hauptreiz dieser tragischen Dichtung aus, denn mit ihr steigt auch das Pathos der Personen.

Wir übergehen, was wir noch in anderer Hinsicht gegen den Alles auf jenen einen Punkt hin erklärenden Verf. zu sagen hätten. Nach unserer Ansicht greift die priesterliche Beziehung, welche derselbe annimmt, d. i. die Rechtfertigung der Götterorakel zwar wesentlich in die Tragödie ein; aber näher liegt uns doch noch der auch diese Beziehung umfassende Gedanke, durch Leidenschaft und alles Uebermaß zieht der Mensch der gerechten Götter Strafe auf sich herab und bringt das Schicksal, dem er zu entgehen strebt, zur Erfüllung. Hieraus sieht man auch, inwiefern Sophokles die Frevelthat, um uns mit dem Verf. auszudrücken, außer der Handlung liegen gelassen hat. Die erste Fehlthat nämlich, deren ganzes Gewicht der in dem Uebermaße der Uebereilung Handelnde nicht kannte, indem er in dem Greise, welchen er tödtete und dem er hätte mit Ehrfurcht ausweichen sollen, seinen eignen Vater umbrachte, liegt zwar außer der Handlung; aber die Quelle dieser Unthat floß noch tief und stark in dem Gemüthe des Oedipus, welcher im Besitze der Güter des Getödteten und in dem Genusse der Macht und Willkür jene That vergessen hatte. Derselbe Sinn, der dort den greisen Lajus tödtete, ist es auch, der sich hier in allen Aeußerungen des Königs und vornehmlich in der Schmähung des Tiresias und des redlichen Kreon spiegelt. Es ist minder die Handlung als der Sinn, welchen die Nemesis trifft. Es ist die Verblendung der Leidenschaft und des Uebermuthes, vor welcher der Mensch in diesem lebendigen Bilde gewarnt wird; und doch fühlen wir dieses Mitleid; denn der Mensch steht hier nicht als Verbrecher, sondern nur als Schuldiger vor uns.

Auch in diesem Sinne ist das Werk nach allen seinen wesentlichen Beziehungen erklärbar. Der Verf. aber entfernte dadurch die Schicksalsidee nicht, daß er die Verletzung der Götter innerhalb des Dramas als die einzig an Oedipus gestrafte Schuld ansah, da doch die Verhöhnung des Tiresias im aufwallenden Zorne, die wir unter dem oben Angeführten einzig zugeben können, nicht als Ursache des Geschicks ausgesprochen wird, sondern dieses Geschick selbst nur als Wirkung einer That erscheint, welche, im Ganzen vorausbestimmt, durch freies Thun aber erst zu seiner Handlung wurde. So ist das Schicksal, das allerdings auch in dieser großen Tragödie vorhanden ist, hier keine blinde, den Unschuldigen grausam erdrückende Vorherbestimmung, sondern die den Göttern (Apollo) vorherbewußte Nothwendigkeit in dem Erfolge der Thaten, welche wie das Feuer aus der Wolke die verborgene Flamme der Leidenschaft trifft und verzehrend reinigt und darum auch den Zuschauer, dem die sinnverblendende Macht der Leidenschaft droht, mit Mitleid und Furcht erfüllt, wie Aristoteles hervorhebt und damit selbst die erhebende Läuterung des Gemüths darbietet. A. Wendt.

Neuestes Gemälde Italiens, der ionischen Inseln und Maltas. Von Neigebaur. Zwei Theile. Auch unter dem Titel: Schütz's Allgem. Erdkunde u. s. w. Zweiundzwanzigster und dreiundzwanzigster Band. Wien, Doll. 1832. Gr. 8. 3 Thlr.

Die Sammlung geographisch-statistischer Länderschilderungen, zu welcher das vorliegende Werk als ein Theil gehört, erfreut sich mehr und mehr eines nicht unverdienten Beifalls, der auch in d. Bl. schon mehrfach ausgesprochen worden ist. Die einzelnen Gemälde sind durchaus fähigen und geschickten Händen übertragen und befriedigen meistens, sowol was die wissenschaftliche wie die Geschmacksrichtung betrifft, alle billigen Anforderungen. Daß nicht hier und da eine irrige Angabe oder eine nicht gerechtfertigte Ansicht unterliefe, ist unvermeidlich und kann einem Unternehmen von diesem Umfange nicht zum Vorwurfe gereichen. Die Hauptsache ist, daß überhaupt der neueste Zustand der geschilderten Länder zum Grunde gelegt, zuverlässige Nachrichten gesammelt und eine zweckmäßige Ordnung des Vortrages beobachtet wurde. Dies ist, wie im Allgemeinen so auch besonders bei diesem Theile des Werkes geschehen. Der Verf. kannte das Land, das er schildert, größtentheils aus eigner Anschauung, und wir besitzen schon von ihm ein „Handbuch für Reisende in Italien", das Anerkennung und Beifall gefunden hat. *) Sachkunde, Ueberblick und geschmackvoller Vortrag kommt diesem wie jenem Werke seiner Feder zu.

Der erste Theil dieses „Neuesten Gemäldes von Italien" umfaßt außer der allgemeinen Uebersicht des Landes die Einzelschilderungen der sardinischen Monarchie, des Herzogthums Parma und Piacenza, Modena mit Massa, Lucca, Toscana und den Kirchenstaat; der zweite begreift das Königreich beider Sicilien, Malta, Gozzo und Comino und die ionischen Inseln Korfu, Paxo, Sta.-Maura, Ithaka, Cefalonia, Zante und Cerigo. Die Quellen, aus welchen diese Schilderung entlehnt ist, sind zahlreiche und Zutrauen erweckende; für die statistischen Nachrichten scheint besonders Balbi („Balance politique", 1828) benutzt zu sein. Ueber Sitte und Volkscharakter aber war der Verf. im Stande, auf sein eignes Urtheil zurückzugehen, was diesem Gemälde vor manchem andern einen fühlbaren Vorzug

*) Es erschien 1825 in der Verlagshandlung d. Bl. und es ist davon jetzt eine zweite umgearbeitete Auflage unter der Presse. D. Red.

gewann. Die nicht leichte Aufgabe, in einem allgemeinen Ueberblick Das zu umfassen, was ganz Italien, dieser Welt im Kleinen, eigenthümlich ist, hat er auf tödliche Art gelöst. Es ist ein treues und richtiges Bild, das er von diesem Land nordischer Sehnsucht entwirft, weder schmeichelnd und ins Schöne malend, wie es deren nur allzu viele gibt, noch aus befangenem und pedantischem Gesichtspunkte her gezeichnet, wie es von Andern wiederum sehr oft entworfen ist. Es gehört ein eigner Sinn der Gerechtigkeit dazu, das italienische Wesen richtig zu würdigen, der gar Vielen abgeht. Wo Alles anders ist als bei uns, da begegnet es uns nur allzu leicht, daß wir mit einem Tadel beginnen ohne andere Gründe als solche, die aus unsern Zuständen entlehnt sind. Die Verfassung, die Verwaltung, die sittliche und die gesellschaftliche Führung der Völker Italiens aber will aus ihren eignen Charakteranlagen, aus ihrer Geschichte, aus ihrer historischen Herkunft und Abstammung, endlich aus Bedingungen des Klimas und des Bodens her beurtheilt werden. So macht man der römischen Verwaltung z. B. die geringe Bevölkerung einiger Provinzen zum Vorwurf, ohne zu bedenken, daß fast der ganze Staat aus rauhen und unfruchtbaren Gebirgen oder aus verpesteten Küstenprovinzen besteht, und daß eine Kirche hier ihren Sitz hat, die den Cölibat empfiehlt; die Verwaltung selbst aber hat für die Vermehrung der Bevölkerung vielleicht so viel und mehr gethan als die Regierung Englands und anderer Länder.

Der Verf. gibt die Bevölkerung Italiens für 1830 mit Malta und Sicilien auf 21,796,800 Seelen an, wonach hier durchschnittlich 5725 Menschen auf der geographischen Quadratmeile leben. Diese Angabe mag richtig sein; aber unrichtig ist es, wenn er aus ihr den Schluß zieht, daß Italien das bewohnteste Land Europas und die Lombardei der bevölkertste Theil Italiens sei. England und Holland zeigen eine dichtere Bevölkerung, und der bewohnteste Staat in Europa ist Lucca. Kurz, aber wahr ist Das, was er von dem Nationalcharakter der Italiener sagt: Fröhlich, nüchtern, gefällig, stolz (?), aber auch schlau, gewandt, rachgierig, habsüchtig, zum Betruge geneigt und feige (?). Der Italiener raubt, aber er stiehlt nicht. (Verträgt sich das mit der ihm Schuld gegebenen Feigheit?) Besser noch hätte der Verf. gethan, die Charaktereigenthümlichkeit des Italieners in eine unglaubliche und außerordentliche Dehnbarkeit der Gemüthsanlagen zu setzen, bei welcher fast jede gute und jede schlimme Anlage sich zu Zeiten in ihr Gegentheil auflöst, als eine Folge seiner größern und schnellern Reizbarkeit. So scheint der Italiener z. B. gewiß jedem Fremden dienstfertig; aber er ist dies nur, wenn die Aussicht zu irgend einem Gewinn oder irgend eine Befriedigung ihn dazu macht; die geringste Kleinigkeit reicht dazu hin, aber ohne sie ist er eigentlich träge und ungefällig. Von Haus aus scheut er Gefahr, denn er liebt die Ruhe, aber die geringste Anreizung macht ihn kühn und furchtlos; ebenso ist er eigentlich geizig und wird doch zu Zeiten zum Verschwender: kurz, alle Gegensätze in seinem Charakter werden durch eben diese leichte Reizbarkeit bedingt und hervorgebracht, welche in anderer Richtung auch die Basis seiner Vergnügungssucht, seines Spieltriebes und seines Kunstsinnes ist. Dieser Punkt ist allzu oft übersehen oder falsch angesehen worden; den Italiener und den Deutschen unterscheidet eben nichts Anderes voneinander als das Verhältniß leichter und schwerer Erregbarkeit im Allgemeinen. Der Verf. nennt weiter Venedig den Sitz des wahren Frohsinnes (die Vergnügungssucht theilt es mit Neapel), Mailand der Treuherzigkeit (doch wird der Fremde nirgend mehr betrogen als in der Lombardei), Genua des Geizes (der sich mit Prachtliebe paart), Turin den Sitz des gallsüchtigen Aristokratismus (und seines Gegentheils, cons. Alfieri), Bologna der Besonnenheit und zugleich des edeln Enthusiasmus, Rom den Sitz starker und tiefer Leidenschaften (aber auch großer Apathie und philosophischen Gleichmuths im Volke), Neapel den der Genußgier, Florenz den gesetzter Lebens- und Kunstfreude. Auch den Artikel über die geistigen Anlagen des Italieners hätte der Verf. sich kurz machen können; dies Volk hat alle die Anlagen und Fähigkeiten, welche mit einer leichten Erregbarkeit zusammenhangen: Scharfblick, Witz, Geschmack, Kunstsinn, schnellergreifenden Enthusiasmus; und ihm fehlen im Allgemeinen die Eigenschaften, welche der langsamern Empfänglichkeit entfließen: Stetigkeit, beharrlicher Fleiß, philosophischer Sinn, geordnete Thätigkeit, Würdigung des Kleinen, Geist der Entdeckung. Ueber den Sittenverfall huldigt der Verf. gemäßigter Ansicht; der Italiener ist im Ganzen Kind und unverdorben; dem Weibe ist Liebe weder Zeitvertrieb noch Laune, wie meist bei uns, sondern ernstes Bedürfniß; der Italiener aber kennt weder Heuchelei noch Coketterie, und nichts ist weiter von ihm entfernt als der französische Chevaliergeist des vorigen Jahrhunderts. Ziemlich ungeschickt ist, was der Verf. über die italienische Zeitrechnung sagt; man rechnet die Stunden ja nicht rückwärts, sondern vorwärts vom Avemaria ab. Ueber die gelehrten Anstalten Italiens ist er nicht ganz im Niveau mit der neuesten Zeit, wenn er sagt, daß der Zustand der Wissenschaften seit dem 16. Jahrhunderte nur Rückschritte gethan habe, oder daß seit Muratori und Maffei kein ausgezeichneter Geschichtsforscher aufgetreten wäre; Lanzi und Botta verdienen diesen Namen unsers Erachtens wohl. Daß wenig Erfolgreiches für den Unterricht geschehen, ist auch wol nicht unbedingt wahr; der Volksunterricht in Italien ist im Ganzen genommen besser als der in Frankreich und England, und es gibt verhältnißmäßig weniger Italiener als Franzosen und Engländer, die weder lesen noch schreiben können; in der Lombardei und in Toscana wird der Volksunterricht dem in Baiern, Oestreich und am Rhein eben nicht nachstehen. Universitäten nennt der Verf. 13: Bologna, Neapel, Padua, Rom, Pisa, Florenz, Catania, Turin, Genua, Pavia, Parma, Cagliari und Sassari; aber nur Padua, Pavia, Pisa und Bologna haben eine Einrichtung, die sie deutschen Universitäten ähnlich macht. Dagegen gibt es vortreffliche Schulanstalten, deren der Verf. nicht gedenkt, in Mailand, Brescia, Venedig, Verona, Reggio u. a. O., und die Kunstakademien Italiens in Florenz, Rom, Bologna und Mailand haben in Deutschland wenige ihres Gleichen. Doch Non omnia possumus omnes! Italien ist das Land heitern Lebensgenusses und der Freude am Schönen; die Büchergelehrsamkeit hat es Deutschland überlassen, von dem seine einzelnen gelehrten Männer dankbar zu lernen bemüht sind. „Ueberall aber", schließt der Verf. seine allgemeine Uebersicht, „stellt sich das Gemälde des heutigen Italiens in viel vortheilhafterm Lichte dar, als es unsern Vätern und Großvätern erschien." Die Fortschritte der Verwaltung in Neapel, Sardinien und Toscana sind in der That unverkennbar, und selbst der Kirchenstaat wird durch die Zeit zu bessern Einrichtungen hingerissen.

Wir müssen uns begnügen, der allgemeinen Einleitung des Verf. bis hierher gefolgt zu sein, und seine Schilderung der einzelnen Länder, Provinzen, Städte und Orte Italiens als durchaus befriedigend und dem Zwecke dieses Unternehmens entsprechend anzuerkennen. Vorzüglich gelungen dünkt uns ein weniger bekannter Theil der reizenden Halbinsel und vielleicht ihr allerreizendster, die riviera di ponte von Savona bis Nizza, ein Landstrich, dessen hinreißende Schönheit von Reisenden darum bis jetzt weniger gewürdigt zu sein scheint, weil er bis vor einigen Jahren noch ziemlich schwer zugänglich war. Jetzt sind überall Straßen gebrochen, und die entzückendste Küste, das reizendste Meer und eine Fauna und Flora, wie sie ganz Europa nicht weiter aufweist, ist in behaglichen Reisewagen zugänglich gemacht. Die Vegetation an dieser gesegneten Küste ist die des gegenüber liegenden Afrikas; aber sehr vielen und selbst belesenen Bewohnern des Elbstrandes ist es nicht bekannt, daß sie nach einer Reise von etwa 160 Meilen (bei Bordighera) in einem weiten Palmenwald ausruhen und von libyschen Lüften sich anfächeln lassen können. Dieser Palmenhain von Bordighera (unsers Bedünkens selbst schöner als der berühmte Wald von Elche in Spanien) scheint uns aber eine der größten, befriedigendsten und genießenswerthesten Merkwürdigkeiten von Italien. Der Erin-

nerung daran gleichen wenige andere für den Zurückgekehrten! Sehr gut und zweckmäßig ist ferner die gedrängte, aber nichts Wichtiges übersehende Schilderung von Rom. Der Verf. hat hier eine Bemerkung, die uns neu war. „Die ältesten Familien Roms", sagt er, „sind lombardischen Ursprungs; fast alle begüterten Römer stammen aus den Provinzen ab; die zahlreiche Geistlichkeit gehört aber eigentlich ganz Europa an. So fehlt es Rom denn ganz an einem einheimischen Mittelstande, und die Familien, welche man dazu rechnen müßte, gehören meistens dem Auslande an. So sind fast alle Kaufleute, Krämer, Wirthe, Zuckerbäcker Lombarden; alle Großhändler, Kohlenträger, Marktheifer Genuesen; alle Handwerker Toscaner und Neapolitaner und die geringern Stände Leute aus den Abbruzzen und der Mark Ancona." Der Theil der römischen Bevölkerung, in dem vielleicht allein noch echt römisches Blut rein anzutreffen ist, die Trasteveriner, bildet einen Menschenschlag für sich, von anderer Denkart, andern Sitten, anderer Lebensweise. Der Adel ihrer Abstammung erlaubt ihnen nicht, zu niedern Diensten herabzusteigen. Die Mäßigkeit dieses echten Römers und was der Verf. S. 395 davon erzählt, ist merkwürdig; der treffliche Beobachter Sievers hat dem Verf. hier zum Leitfaden gedient, und er ist zuverlässiger als Wilhelm Müller.

Im zweiten Theile dieses Gemäldes hat uns die Beschreibung der ionischen Inseln besonders angesprochen, ohne daß wir jedoch recht einsehen, warum diese bei Italien behandelt worden sind. Will der Verf. vielleicht damit andeuten, wie wünschenswerth für dies Land es wäre, wenn diese Inselrepublik ihm angehörte? Ist das seine Meinung, so geben wir ihm vollkommen Recht. Der Handel Italiens wäre fast nur auf diesem Wege aus seiner Lethargie emporzurütteln; Venedig, das arme, verurtheilte Venedig, würde zu alter Blüte wieder emporkeimen. Doch, wer hört auch das nicht gern, daß das Odysseische Ithaka, vor einigen Jahren fast noch ein öder, menschenleerer Fels, recht sichtbar emporblüht und in drei Flecken und sechs Dörfern schon 8200 Einwohner ernährt. Die englische Regierung auf den ionischen Inseln muß doch ihr Gutes haben, wenngleich in Korfu viel Abneigung gegen sie herrscht. Die elf Kupfertafeln erweisen sich meistens als eine wirkliche Zierde dieser beiden Theile; einige darunter, wie z. B. die Bai von Neapel, sind in der That schön zu nennen; andere sind wenigstens nicht unwürdig. So gereicht denn auch diese Abtheilung des umfassenden Unternehmens demselben zur Empfehlung. Der Preis ist billig, die Arbeiten sind, was sie sein sollen, und die Ausstattung ist bis auf die spitzen, unansehnlichen wiener Lettern löblich und achtbar. 34.

Lehrbuch der allgemeinen Weltgeschichte für höhere Bildungsanstalten und Gymnasien von A. L. Herrmann. Nebst vier Karten. Meißen, Goedsche. 1833. Gr. 8. 1 Thlr. 21 Gr.

So groß die Zahl der Lehrbücher, Grundrisse und Leitfäden der allgemeinen Weltgeschichte auch sein mag, so liegt darin kein Grund, die Vermehrung derselben für etwas Unnützes zu erklären, da diejenigen Lehrer der Geschichte, welche ihre Wissenschaft auf eigenthümliche Weise zu behandeln und vorzutragen pflegen, wol nur selten unter jener großen Zahl ein ihnen völlig zusagendes Buch finden möchten. Wenn aber solche Männer sich dann gedrungen fühlen, selbst Hand ans Werk zu legen, so wird dies der Wissenschaft und dem Unterrichte dankenswerthen Gewinn bringen. Der Verf. des vorliegenden Lehrbuchs, welchen wir jenen Lehrern gern beizählen, befand sich in diesem Falle: er fand seine Methode des Vortrags der Geschichte durch mehrfache Erfahrung erfolgreich, er wollte sich das zeitraubende und geisttödtende Dictiren ersparen, um fortgesetzt durch die Kraft und das Leben des freien Vortrags auf seine Schüler einwirken zu können, und er entschloß sich deshalb zur Abfassung eines Lehrbuchs, welches weder tabellenmäßig trocken noch weitschweifig langweilig sein, sondern durch eine gedrängte, übersichtliche, auch Einzelnheiten andeutende Darstellung noch immer lesbar bleiben und wol auch Privatlehrern und Erziehern, denen die Geschichte nicht Hauptfach ist, ein willkommenes Hülfsmittel gewähren und zugleich diesen wohlfeilere geschätzte Werke zur weitern Belehrung nachweisen sollte. Daß der Verf. das, was er bezweckt, auch im Ganzen erreicht, daß er namentlich ein lesbares, durch gefällige Darstellung sich auszeichnendes Buch geliefert habe, können wir bezeugen, obgleich unsere gleichfalls durch Erfahrung bewährte Ueberzeugung und Ansicht von der zweckmäßigsten Weise des historischen Vortrags in manchen Punkten von der seinigen abweicht und wir einige Gegenbemerkungen in Beziehung auf seinen Plan und die Ausführung desselben machen werden. Die Vertheilung des Stoffes gründet sich auf die in dem „Chronologischen Abrisse" von Kohlrausch befolgte Eintheilung in zehn Zeiträume; allein da durch diese in der alten Geschichte eine unnütze Zersplitterung der griechischen und mehr noch der römischen Geschichte entsteht, und da in der neuern Geschichte das Reformationszeitalter mit dem mercantilisch-militairischen zusammengefaßt ist, und durch die ethnographische Methode der wesentliche Charakter der neuern Geschichte als der eines Staatensystems verwischt wird, so hat sich der Verf. für die Eintheilung jenes Abrisses wol nur entschieden, weil derselbe dem von ihm zu ertheilenden Geschichtsunterrichte zum Grunde liegt. Dagegen würde ein bestimmteres Hervorheben der Perioden, in welche die römische und die griechische Geschichte sich gliedert, für den Ueberblick des Verlaufs derselben gewiß sehr zweckmäßig gewesen sein. Die Auswahl des Stoffs ist im Ganzen der Bestimmung des Buchs angemessen zu nennen; jedoch wäre es in einem für höhere Lehranstalten bestimmten Lehrbuche passend gewesen, den politischen Zuständen der Völker und Staaten, namentlich während des Alterthums, besondere und fortgesetzte Aufmerksamkeit zu schenken, und es erscheint dies um so zulässiger, als es ohne erhebliche Erweiterung des Umfangs hätte geschehen können. Denn wenn manches dem Anekdotenartigen sich Nähernde, welches allerdings bisweilen der Darstellung größere Lebendigkeit gibt, aber andererseits, als aus früherm Elementarunterichte her bekannt, nur angedeutet zu werden brauchte, beschränkt oder weggelassen worden wäre, so würde dadurch der hinreichende Raum schon gewonnen worden sein. So hätten z. B. der Virginia einige Zeilen entzogen und dafür über Bestimmung und Charakter der Gesetze der zwölf Tafeln etwas mehr gesagt werden können, als daß „ihr Geist das Gepräge des rauhen Jahrhunderts noch an sich trug". Einzelnes hätte genauer gefaßt werden können: so hätten die Buddhisten nicht nur als neben den Braminen bestehend, sondern als aus diesen hervorgegangen bezeichnet werden können. Hin und wieder wäre eine Berücksichtigung neuerer Untersuchungen wünschenswerth gewesen: so konnten in der ältern römischen Geschichte die Resultate der Niebuhr'schen Forschungen, wenn auch nicht über den historischen Gehalt der Begebenheiten, doch wenigstens über die Entwickelung der innern Zustände, über die Entstehung der Patricier und Plebejer, der Clientel und des Patronats angedeutet werden. In der beigefügten Literatur hätte einiges bereits Veraltete weggelassen, Anderes genauer bestimmt werden können: so ist z. B. von Niebuhr's „Römischer Geschichte" nur die erste Auflage angeführt, und die deutsche Uebersetzung des ersten Bandes der Sismondi'schen „Geschichte der Franzosen" ist auf eine Weise erwähnt, daß der des Umfangs des Originals Unkundige sie für eine Arbeit über die ganze französische Geschichte halten muß. Ungeachtet wir nun überzeugt sind, daß durch Entfernung dieser Mängel der Werth des Buches noch gewonnen haben würde, so wird es doch gewiß durch die ihm eigenthümlichen Vorzüge Beifall und Verbreitung finden und dazu beitragen, Interesse und Neigung für die Beschäftigung mit der Geschichte zu wecken und zu nähren. 16.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

1833.

Monat Februar;

enthaltend
28 Blätter: Nr. 32—59, 1 Beilage: Nr. 2, und 2 literarische Anzeiger: Nr. IV und V.

Zur Nachricht.

Von dieser Zeitschrift erscheint außer den Beilagen täglich eine Nummer und ist der Preis für den Jahrgang 12 Thaler.

Alle Buchhandlungen des In- und Auslandes nehmen Bestellung auf diese Zeitschrift an; ebenso alle Postämter, die sich an die königl. sächs. Zeitungsexpedition in Leipzig, das königl. preuß. Grenzpostamt in Halle, oder das fürstl. Thurn und Taxische Postamt in Altenburg wenden.

Die Buchhandlungen, welche ihren sich für diese Zeitschrift eignenden Verlag schnell angezeigt wünschen, werden wohl thun, von ihren Neuigkeiten ein Freiexemplar an die Redaction derselben einzusenden.

Gegen Vergütung von 3 Thlr. werden Anzeigen, Antikritiken und dergl. den Blättern für literarische Unterhaltung, und gegen Vergütung von 1 Thlr. 12 Gr. der Isis beigelegt oder beigeheftet, indeß kann die Verlagshandlung eine Verantwortlichkeit für diese fremden Anzeigen in keiner Art übernehmen.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1833.

Inhalt.

Nr. 52. Zur Nachricht. — Ueber das Schulwesen im britischen Indien. — Ueber Lebensversicherungen und andere Versorgungsanstalten. Von J. J. Littrow. — Notizen.

53. Ueber das Schulwesen im britischen Indien. (Beschluß.) — Ueber Lebensversicherungen und andere Versorgungsanstalten. Von J. J. Littrow. (Beschluß.) — Harald und Elisabeth, oder das Zeitalter Johann's des Schrecklichen. Romantisches Originalgemälde aus der Geschichte des 16. Jahrhunderts von W. v. Dertel. Zwei Bände.

54. Die schöne Literatur Europas in der neuesten Zeit, dargestellt nach ihren bedeutendsten Erscheinungen. — Vorlesungen, gehalten vor einer gemischten Versammlung von D. F. W. Wolff. — Der Einfluß des Phantastischen in der Literatur auf die Gesundheit. — Denkmäler alter Kunst. (Denkmäler der alten Kunst, nach der Auswahl und Anordnung von C. O. Müller, gezeichnet und radirt von F. Oesterley. Erstes Heft.) — Literarische Anzeige.

55. Das Land zwischen den Katarakten des Nils. Mit einer Karte, astronomisch bestimmt und aufgenommen im Jahre 1827, von J. Pinkesch, Ritter von Ofen. — Ueber Kunst und Alterthum. Von Börne. Aus seinem Nachlasse herausgegeben durch die weimarischen Kunstfreunde. Drittes Heft des sechsten und letzten Bandes. — Handbuch für Reisende in Frankreich. Von Reisebaur. — Notizen.

56. Broschürenliteratur. (1. Ueber die politischen Bestrebungen der gegenwärtigen Zeit von E. Pfarrer. 2. Ueber die Wahl des Prinzen Otto von Baiern zum Könige von Griechenland. 3. Umrisse einer möglichen Reform in Ungarn, im Geiste des juste-milieu. Von A. ... 4. Constitutionelle Phantasien eines alten Steuermannes im Sturme des Jahres 1832. 5. Für Revolutionsfreunde und Revolutionsfeinde, von J. L. Bucher.) — Beiträge zur Kenntniß der altdeutschen Sprache und Literatur. Von W. F. Benecke. Zweite Hälfte. — Notizen.

57. Broschürenliteratur. (Beschluß.) — Beiträge zur Kenntniß der altdeutschen Sprache und Literatur. Von W. F. Benecke. Zweite Hälfte. (Beschluß.) — Correspondenznachrichten aus Berlin. — Notizen.

58. Irene, oder Versuch zur Vermittelung der philosophischen Systeme. In Briefen. Herausgegeben von Chr. Jak. Eisenlohr. Von G. Meyring. — Ueber eine Reformation der protestantischen Kirchenverfassung im Königreiche Sachsen. Vota der Diöcesen Leipzig und amtliche Gutachten von C. G. L. Großmann. — Notizen.

59. Irene, oder Versuch zur Vermittelung der philosophischen Systeme. In Briefen. Herausgegeben von C. J. Eisenlohr. Von G. Meyring. (Beschluß.) — Novellen und Phantasiegemälde von L. Bechstein. Zwei Bände. — Literarische Notiz.

60. Scenen aus Lappland. Zweiter und letzter Artikel. (3. Beinamen der Lappländer.) — Englische Taschenbücher für 1833. — Kriegsscenen. Aus dem Französischen nach: „Le lit de camp, scènes de la vie militaire", übertragen von H. Mezarri. — Notiz.

61. Scenen aus Lappland. Zweiter und letzter Artikel. (Beschluß.) — Englische Taschenbücher für 1833. (Beschluß.) — Die Schlacht von den sieben Schwaben, mit zehn lithographirten Darstellungen.

62. Hofrath Hitz, Doctor Waagen und Herr C. F. von Rumohr. Ein literarischer Kriegsbericht. — Die St.-Simonianer und ihre Beschäftigungen in den Umgebungen von Paris. (Nach dem Berichte eines Augenzeugen; aus dem Englischen.) — Notizen.

63. Musikalische Bibliothek für Deutsche. Von K. von Knorring. Erstes bis drittes Heft. — Politische Dichter. (1. Pfefferkorn. Im Geschmack der Zeit, ernster und politischer Gattung, von G. L. Freiherrn von Maltitz. Dritter Theil. 2. Klänge freier Muse von J. Kerner. Scheib. Zwei Hefte. 3. Der Reichstag der Todten. Ein humoristisch-didaktisches Gedicht von X. Gebrel.) — Ueber das Verhältniß des geistlichen Standes zum Staate und den Einfluß dieses Standes auf die Erreichung des Staatszweckes; nebst Vorschlägen zur Wegräumung mancher Hindernisse, welche der größern Wirksamkeit desselben im Königreiche Hannover noch entgegenstehen. Von W. Müller. — Notizen.

Nr. 64. Zur Charakteristik der neuern englischen Romanpoesie, mit besonderer Rücksicht auf Cooper's „Prairie" und Bulwer's „Eugen Aram". Von F. G. Kühne. Zweiter und letzter Artikel. — Denkwürdigkeiten über die Belagerung von dem Mönch Hyazinth. Aus dem Russischen übersetzt von A. F. von der Berg. — 1. Miscellen. Blätter von J. Kerner. 2. Einige humoristische Ideen von W. Lindner.

65. Zur Charakteristik der neuern englischen Romanpoesie, mit besonderer Rücksicht auf Cooper's „Prairie" und Bulwer's „Eugen Aram". Von F. G. Kühne. Zweiter und letzter Artikel. (Fortsetzung.) — Geschichtliche Darstellung des Feldzugs der Briten gegen die nordamerikanischen Freistaaten in den Jahren 1814 und 1815 unter dem Generale Ross. Paterham und Lambert. Von dem Chef des „Generalstabs". Aus dem Englischen. Frei bearbeitet von H. Kurz. — Tübinger Kunstblatt. Herausgegeben von J. Schwab. Erstes Heft.

66. Zur Charakteristik der neuern englischen Romanpoesie, mit besonderer Rücksicht auf Cooper's „Prairie" und Bulwer's „Eugen Aram". Von F. G. Kühne. Zweiter und letzter Artikel. (Fortsetzung.) — Briefe über Erziehung von Alexander Hamilton. Aus dem Englischen von F. K. Müller. Zwei Briefe. — Notiz.

67. Zur Charakteristik der neuern englischen Romanpoesie, mit besonderer Rücksicht auf Cooper's „Prairie" und Bulwer's „Eugen Aram". Von F. G. Kühne. Zweiter und letzter Artikel. (Beschluß.) — Geschichtliche Nachweisungen über die Sitten und das Betragen der Tübinger Studirenden während des 16. Jahrhunderts, von R. Weis. — Zur Geschichte Polens. (Die Verhandlungen des polnischen Reichstages, von dem Tage der Besitznahme Warschaus bis zu seiner letzten Sitzung. Aus den ungedruckten polnischen Protokollen übersetzt und als ein authentisches Beitrag zur Zeitgeschichte mitgetheilt.) — Das Seegericht, über Frankreich im Jahre 1815. Ein Roman von C. F. von Blittersdorf. Zwei Theile.

Beilage Nr. 2. Antiken. (1. Winke für Aegineten und Alle, welche berufen sind, Aegina zu besuchen und zu untersuchen. 2. Der Kirchenbau, biblisch prophetisch begründet in Rom; von M. von Schuh. 3. Blätter aus Perusia. Originalien und Lesefrüchte für Freunde des innern Lebens, mitgetheilt von dem Herausgeber des Sehers aus Perusia. 4. Briefe aus und nach Athen über das Naturforschen Demokrits angeblicher Verrücktheit, gegen die Verächter und Spötter der Spekulation. Freie Uebersetzung aus dem Griechischen.) — Geschichte der deutschen Reformation, von Ph. Marheineke. Zweite verbesserte und vermehrte Auflage. Erster Theile. — Italienische Reise. Von K. F. Schultze. Zweiter Band. Auch unter dem Titel: Natur, Volksleben, Kunst und Alterthum in Italien. Als neuestes allgemeines Handbuch für Reisende. — Friedrich von Matthissen's literarischer Nachlaß, nebst einer Auswahl von Briefen seiner Freunde. Ein Supplement zu allen Ausgaben seiner Schriften. Dritter und vierter Band.

Nr. 48. Ein Blick auf Friedrich Murhard's politisch-literarische Thätigkeit im Jahre 1832. Zweiter und letzter Artikel. (3. Die Volksversammlung im Gegensatz der sogenannten Legitimität. Von F. Murhard. 4. Das Recht der Nationen zur Erkämpfung zeitgemäßer, ihrem Culturgrade angemessener Staatsverfassungen. Von F. Murhard. 5. Ueber Völkerhaß, Unterdrückung und Zwangsdienst der Staatsbürger gegen ihre bestehende Staatsgewalt, in sittlicher und rechtlicher Hinsicht. Allgemeine Revision der Lehren und Meinungen über diesen Gegenstand. Von F. Murhard.) — Poésies françaises et italiennes de F. T. Köhler. — Denkschrift über die langjährige staatsrechtliche Wirksamkeit des Präsidenten Seiner Königl. Hoheit des Herzogs Georg Friedrich Grafen von Schimmelmann, Ritter des Elephanten-Ordens 1. Cl. v. Holten 1 Seelenthäter Ritter 2. 14. Juli 1831 als Herrn Secretair, H. C. Oersted.

49. Ein Blick auf Friedrich Murhard's politisch-literarische Thätigkeit im Jahre 1832. Zweiter und letzter Artikel. (Beschluß.) — Pädagogische Blätter. Herausgegeben von G. B. Dinter. I. — Figaro's Memoiren. Herausgegeben von H. Merk.

50. Geschichte von J. Chr. Freiherrn von Zedlitz. — Atlante geografico, fisico e storico pel granducato di Toscana, ai suoi Reali-Carabinieri. — Notiz.

51. Geschichte von J. Chr. Freiherrn von Zedlitz. (Beschluß.) — I. Denkschrift zum Jubiläum der königl. preußischen Seehandlung, von C. Ermisch. 2. Das Prämiengeschäft des königlichen Seehandlungsinstitutes zu Berlin, verbunden mit einer Nachweisung über den Stand desselben und über den natürlichen Werth der prämienscheine in jedem Jahre besonders. Von C. C. Unger. — Aus Italien.

52. Ueber Reinhart Fuchs in seinen verschiedenen Gestaltungen. Von L. Ettmüller. Zweiter Artikel. — Leben und Schicksale des Johann Gottlieb Vogt, ehemaligen kaiserl. russischen Kammerherrn, nachherigen königl. niederländischen Hauptmanns. Er selbst (sein) beschrieben und als Andenken für seine Freunde dem Druck übergeben. Drei Theile.

53. Ueber Reinhart Fuchs in seinen verschiedenen Gestaltungen. Von L. Ettmüller. Zweiter Artikel. (Fortsetzung.) — Reisen durch Deutschland und die Schweiz, mit besonderer Rücksicht auf das Schul-, Erziehungs und Kirchenwesen, auf Schulbesserungsanstalten, Waisen-, Armen-, Blinden-, Taubstummen- und anderen Wohlthätigkeitsanstalten von J. H. Krüger. Erster Band. — Die Bühne der Gegenwart. Ein Beitrag zur Philosophie der Schauspielkunst, in vier Vorlesungen, nebst einem Anhange über die Allegorie.

Nr. 54. Ueber Reinhart Fuchs in seinen verschiedenen Gestaltungen. Von L. Ettmüller. Zweiter Artikel. (Beschluß.) — Sino a quali punto la produzione scientifiche e letterarie seguono le leggi economiche della produzione in generale. Dissertazione di G. Pecchio. — Notiz.

55. Der Minnesang König Heinrich's von Lützelburg. In sechs Büchern dargestellt durch J. W. Wartbell. Zwei Theile. — Lucrèce Borgia, drame en cinq actes et en prose, par V. Hugo. — Lesegesellschaft für Geographie, mit ausführlicher Behandlung der Geographie von Deutschland und vorzüglich von Baiern. Ein Lehrbuch für die lateinischen Schulen in Baiern von J. B. Mannhart. Zwei Theile.

56. Allgemeine und spezielle Pathologie und Therapie. Nach J. H. Schönlein's (Professors in Würzburg) Vorlesungen niedergeschrieben und herausgegeben von einem seiner Zuhörer. Erster Band. Zweite verbesserte Auflage. — Die Theater in Paris im Jahre 1833.

57. Zur Kritik der Hegel'schen Philosophie. (1. G. W. F. Hegel's Werke. Vollständige Ausgabe durch einen Verein von Freunden des Verewigten: Ph. Marheineke, J. Schulze, E. Gans, L. von Henning, H. Hotho, K. M. Michelet, F. Förster. Erste und zweite Lieferung. Erster, zweiter, elfter und zwölfter Band. 2. Einleitung in Hegel's philosophische Abhandlungen. Von K. L. Michelet. 3. Hegel und seine Zeit. Mit Rücksicht auf Goethe. Zum Unterrichte in der gegenwärtigen Philosophie nach ihren Verhältnissen zur Zeit und nach ihren wesentlichen Grundzügen. Von K. F. Göschel. 4. Ueber das Verhältniß des Publicums zur Philosophie in dem Zeitpunkte von Hegel's Abscheiden. Nebst einer kurzen Darlegung meiner Ansicht des Systems der Philosophie. Von C. H. Weiße. 5. Ueber Gegensatz, Wendepunkt und Ziel heutiger Philosophie, von J. H. Fichte. Erster, kritischer Theil.) — Die Theater in Paris im Jahre 1833. (Fortsetzung.) — Notiz.

58. Zur Kritik der Hegel'schen Philosophie. (Fortsetzung.) — Die Theater in Paris im Jahre 1833. (Beschluß.) — Notiz.

59. Zur Kritik der Hegel'schen Philosophie. (Beschluß.) — Ueber Algier. — Neueste englische Literatur. (1. Lives of illustrious and distinguished seamen, from the earliest period to the present time, arranged in alphabetical order, and forming a complete scottish biographical dictionary. By R. Chambers, author of „The picture of Scotland etc.“ Erster Theil. 2. The lives and exploits of banditti and robbers in all parts of the world. By C. Mac Farlane. Zwei Bände.) — Das Leben auf dem Lande. (Ländliche Sitten. Von Ernestine von Krosigk.)

Allgemeine Encyklopädie
der
Wissenschaften und Künste
von *Ersch* und *Gruber*.

Es ist wieder von jeder der drei Sectionen, in denen dieses Werk erscheint, ein Theil fertig geworden (Th. 23 der ersten, Th. 9 der zweiten, Th. 3 der dritten Section) und an alle Buchhandlungen und Subscribenten versandt, und es sind nun seit Ende 1831, wo ich den Verlag der Encyklopädie übernommen, im Ganzen sechs Theile geliefert worden. Den frühern Abonnenten, denen eine Reihe von Bänden fehlt, und Denjenigen, die als Abonnenten auf das ganze Werk neu eintreten wollen, werden die billigsten Bedingungen gestellt.

Leipzig, im Februar 1834.

F. A. Brockhaus.

Ankündigung und Einladung zur Subscription.

Die

europäischen Verfassungen

seit dem Jahre 1789

bis

auf die neueste Zeit.

Mit geschichtlichen Einleitungen und Erläuterungen

von

Karl Heinrich Ludwig Pölitz.

Zweite, neu geordnete, berichtigte und ergänzte Auflage.

In drei Bänden.

Erster Band, die gesammten Verfassungen des deutschen Staatenbundes enthaltend.

Zwei Abtheilungen.

Gr. 8. 78¾ Bogen auf gutem Druckpapier. Subscriptionspreis: 4 Thlr. 20 Gr.

Leipzig, bei F. A. Brockhaus.

Unter dem Titel: „Die Constitutionen der europäischen Staaten seit den letzten 25 Jahren", gab Herr Geheimerath und Professor Pölitz zu Leipzig in den Jahren 1817—25, doch ohne damals sich zu nennen, bei dem unterzeichneten Verleger ein Werk in vier Bänden heraus, das die gesammten neuen europäischen Verfassungen seit der französischen Revolution bis zum Jahre 1824 umschloß. Das in den letzten Jahren neu erwachte Interesse für constitutionelles Leben hat den Vorrath der ersten Auflage bald erschöpft; Herausgeber und Verleger beabsichtigen daher jetzt eine zweite, neu geordnete, berichtigte und bis zum Jahre 1832 fortgeführte Auflage erscheinen zu lassen. Die neue Anordnung des Werkes beruht darauf, daß die einzelnen Reiche und Staaten nach ihren Verfassungen aufeinander folgen, so daß z. B. sämmtliche Verfassungen innerhalb des deutschen Bundes, sowie sämmtliche in Frankreich, den Niederlanden, Polen u. nacheinander ins Leben getretene Verfassungen auch unmittelbar nacheinander dargestellt werden. Die Berichtigungen werden theils die geschichtlichen Einleitungen, theils die Revision des abgedruckten Textes betreffen. Die Ergänzung endlich ist dafür bestimmt, daß alle seit dem Jahre 1824 erschienene Verfassungsentwürfe und Verfassungen bis zum Jahre 1832, auf gleiche Weise, wie in der ersten Auflage, mit geschichtlichen Einleitungen bevorwortet werden sollen. Die nach dem vierdigten Drucke eines Bandes erscheinenden Verfassungen sollen entweder beim dritten Bande oder in Supplementheften nachgeliefert werden. Die amerikanischen Verfassungen werden später, sobald das constitutionelle Leben in den neuen Staaten dieses Erdtheils fest begründet sein wird, erscheinen.

Durch eine veränderte Druckeinrichtung — für die Einleitungen, für die bestehenden und für die erloschenen Verfassungen werden drei verschiedene Lettern genommen — wird es möglich werden, die gesammten bereits in die erste Auflage aufgenommenen, wie die neu erschienenen Verfassungen in drei Bände zusammenzudrängen, von denen der erste

die sämmtlichen erloschenen und bestehenden Verfassungen des deutschen Staatenbundes

enthalten wird, worauf im zweiten Bande

die französischen, italienischen, niederländischen, spanischen und portugiesischen,

und im dritten

die übrigen neueuropäischen Verfassungen (Polens, Schwedens, Norwegens, Griechenlands ꝛc.) folgen sollen.

Ueber die Wichtigkeit dieses Werkes für Staatsmänner und Landtagsdeputirte, das in der zweiten Auflage, die wir hiermit ankündigen, alle erloschene und bestehende Verfassungen enthält, ist es überflüssig, etwas zu bemerken, und der berühmte Name des Herrn Herausgebers bürgt dafür, daß die so wesentlichen geschichtlichen Einleitungen befriedigend abgefaßt sein werden.

Der unterzeichnete Verleger rechnet auf eine große Theilnahme des Publicums; der Bogen wird daher im Subscriptionspreise nur 1½ Gr. kosten. Der erste Band erscheint sogleich, und die übrigen zwei Bände werden im Laufe des nächsten Jahres beendigt werden.

In allen Buchhandlungen des In- und Auslandes wird Subscription angenommen.

Leipzig, im Februar 1833.

F. A. Brockhaus.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Freitag, — Nr. 32. — 1. Februar 1833.

Zur Nachricht.

Von dieser Zeitschrift erscheint außer den Beilagen täglich eine Nummer und ist der Preis für den Jahrgang 12 Thlr. Alle Buchhandlungen in und außer Deutschland nehmen Bestellung darauf an; ebenso alle Postämter, die sich an die königl. sächsische Zeitungsexpedition in Leipzig, das königl. preuß. Grenzpostamt in Halle, oder das fürstl. Thurn und Taxische Postamt in Altenburg wenden. Die Versendung findet wöchentlich zwei Mal, Dienstags und Freitags, aber auch in Monatsheften statt.

Ueber das Schulwesen im britischen Indien.

Noch vor etwa zwanzig Jahren konnte die ostindische Compagnie mit vollem Rechte einer kalten Nachlässigkeit, welche sie in Bezug auf Bildungsanstalten in ihrem weiten Gebiete öffentlich an den Tag legte, beschuldigt werden, und sie wurde selbst eines Strebens, sich aller Erleuchtung der Eingebornen zu widersetzen, auf das Nachdrücklichste in britischen sowol als auswärtigen Zeitschriften angeklagt. Die Sache hat sich in neuern Zeiten, besonders unter den beiden würdigen Generalgouverneuren Hastings und Bentinck und bei dem rastlosen Streben des gelehrten Bischofs Heber bedeutend geändert; die eisernen Fesseln, welche Abneigung, Vorurtheil, lange Gewohnheit und Knechtschaft geschmiedet hatten, sind endlich gebrochen, und es ist für den Menschenfreund wahrhaft erhebend, die Fortschritte der gereiften europäischen Cultur in einem Lande zu beobachten, welches einst durch seine Civilisation für so viele Völker der alten Welt die Bahn gelegt hatte. Nur wenige Jahre sind hinreichend gewesen, um die Inder von der Ueberlegenheit der westlichen Cultur zu überzeugen; wir sehen sie anfänglich sich den Einflüssen und Fortschritten derselben entgegenstemmen, schüchtern zaghaft, aber mit Verdacht und Unmuth derselben zuschauen, endlich aber mit einem Eifer sich heranarbeiten, der es deutlich beurkundet, daß sie die Vortheile der Bildung im Stillen geprüft und nunmehr ernstlich wünschen, sich diese ebenfalls anzueignen. Die Pressen der Eingeborenen sind in beständiger Bewegung, Journale und klassische Classiker werden gedruckt, die besten Werke übersetzt und beispiellos wohlfeil verkauft; öffentliche Bibliotheken werden angelegt, zu Bombay wurde in der größten Schnelle ein Gebäude dazu errichtet, und binnen 14 Tagen liefen über tausend gedruckte Werke und Handschriften ein; die meisten griechischen und lateinischen Classiker sind vorhanden, die Bibliothek ist Jedem zugänglich, und die Eingeborenen wetteifern mit den Briten, dieselbe zu benutzen; nach englischen Büchern ist die meiste Nachfrage, denn die gebildeten Hindus eignen sich vorzugsweise dieses Organ der Mittheilung an, um ihren Lehrern nicht nachzustehen. Was noch vor einem Decennium ein Wunder in der literarischen Welt gewesen wäre, das Dichtwerk eines Hindu in englischer Sprache, welche von seinen Mundarten so gänzlich verschieden ist, liegt gegenwärtig vor: „The shaïr (der Barde) and other poems by *Kasiprasad Ghosh*" (Kalkutta 1830), dem Lord Bentinck zugeeignet. Die Gedichte sind so vortrefflich und in einer so reinen Sprache, daß wir uns kaum enthalten können, eine Probe daraus mitzutheilen. Mehre englische Briefe an das Parlament, den Court of directors und einzelne Gelehrte sind vorhanden, welche wahrlich den Hindu nicht verrathen, und eine Kritik des Kasinàth Ghose über Mill's Schmähungen des indischen Charakters geht mit gründlicher Gelehrsamkeit und mit Kenntniß der griechischen Schriftsteller auf die Sache ein. Die beiden Präsidentschaften Kalkutta und Bombay bilden gegenwärtig noch den eigentlichen Herd der aufblühenden Cultur, jedoch verspricht auch Madras nicht zurückzubleiben; allenthalben drängen die Indier nicht sowol ihre Kinder in die Schulanstalten, sondern sie tragen auch am reichlichsten mit ihrem Vermögen zur gedeihlichen Erhaltung derselben bei. Diese Freigebigkeit erstreckt sich ebenfalls auf andere Institute: im Jahre 1828 wurde eine Sammlung zur Ausbreitung nützlicher Kenntnisse in den schottischen Hochländern von eingeborenen Indiern durch bedeutende Summen vermehrt; im folgenden Jahre schenkte ein Indier von Morschidabad, welchem man die Rajahschaft (eine Art von Adel im gegenwärtigen Indien) ertheilt hatte, eine halbe Lak Rupien oder mehr als 5000 Pf. Sterl., um sie zur Einrichtung einer Dampfmaschine, einer Wasserleitung in Kalkutta und auf das

den. Die wesentliche Bedingung irgend eines gemeinschaftlichen Geschäfts ist Garantie des rechtlichen Verhältnisses, welches die Gesetze jedem Wucherer, jedem Pfänderleiher geben, das aber den meisten Versorgungsanstalten entweder ganz fehlt oder, was noch schlimmer ist, auf einer Illusion beruht. Es wird in den Anempfehlungen solcher neu entstehenden Anstalten von der Einwilligung und Billigung der Regierung, oder von bekannten Personen, deren Namen als Protectoren der Gesellschaft anlocken sollen, so viel Pomphaftes gesagt, daß der Unkundige glauben muß, die Regierung oder jene Koryphäen der Anstalt würden jedes etwanige Deficit der Kasse sogleich decken, während die Regierung das Institut keineswegs garantirt, sondern ihm nur wie andern Speculationen eine Concession ertheilt, jene Patrone der Anstalt aber nur Personen vergleichbar sind, die sich ein Buch dediciren lassen, ohne sich weiter um dessen Schicksale zu bekümmern. So geschieht es, daß, wenn eine fehlerhaft berechnete Anstalt nach dem scheinbar günstigen Succeß des ersten Augenblicks immer mehr ihrem Untergang zueilt und endlich zum Erstaunen der Dirigenten unter ihren Händen verscheidet, die Getäuschten sich vergebens nach einer Garantie umsehen und ihr Unglück um so weniger begreifen können, als sie mit lauter rechtlichen Männern zu thun hatten.

Es ist demnach, wenn Lebensversicherungen ihrem beabsichtigten Zweck entsprechen sollen, die wichtigste, leider am meisten vernachlässigte Bedingung, daß ihnen vollständige Garantie nicht fehle, die im ausgedehntern Sinn nur der Staat geben kann, sodaß nach meiner Ueberzeugung ein solches Institut stets vom Staat ausgehen sollte, welcher ein ewig lebender, ewig sicherer Vorsteher ist, während alle andern Dirigenten den Unglücksfällen unterworfen sind, die den Menschen in praktischer und intellectueller Hinsicht bedrohen. Man kann die Wahrheit dieser Behauptung deutlich an unsern Theatern sehen, deren Bestehen auf ähnlichen, wenn auch einfachern Berechnungen als die Versorgungsanstalten beruht. Selten erhält sich ein solches dauernd da, wo es kein Staatsunternehmen ist, und fast alle von Privatpersonen errichteten Theater, berechnet nach dem günstigen Erfolg des ersten Augenblicks, wo der Reiz der Neuheit allgemeinen Kunstsinn als Mode entwickelt, verfallen, weil das erste Deficit der Kasse das Sinken des artistischen Werthes hervorruft, indem die Besoldungen verkürzt werden müssen, ebenso wie bei einer dem Untergang sich nahenden Versorgungsanstalt die Pensionen nicht mehr gezahlt werden können.

(Der Beschluß folgt.)

Notizen.

Uhland.

Das „Edinburgh review" beurtheilt in seiner letzten Nummer Uhland's Gedichte im Ganzen sehr günstig, wie es denn recht und billig ist. Aber es meint, die fünfte Auflage erkläre sich doch nur aus der trotz aller Quantität sehr schwachen Qualität der neuesten deutschen Poesien, und fügt hinzu, daß Gedichte von weit größerer Kraft und poetischer Fähigkeit als die Uhland'schen zu derselben Zeit in England erschienen und kaum zu der Ehre einer zweiten Auflage gelangt wären, so geringe Aufmerksamkeit hätten sie erregt. Wir wollen dahingestellt sein lassen, ob England gegenwärtig so reich an lyrischen Poesien ist, denn wir kennen nichts davon, und wünschen nur, es möge sich bald ein tüchtiger Uebersetzer finden, der uns solch vorhandene Schätze zu Tage fördere. Dem englischen Recensenten werfen wir zuvörderst ein, daß, wenn es nächst Uhland, Rückert ausgenommen, auch keine Namen unter den lyrischen deutschen Dichtern der neuesten Zeit gibt (?), doch manches einzelne treffliche Gedicht zu finden ist, wie denn wol fast ein jeder Dichtende einmal eines geschrieben hat, und daß wir dereinst aus dieser Zeit eine Anthologie haben können, aller Ehren werth. Uhland's Gedichte stehen also nicht so allein, wie ihr Sänger selbst steht. Der Engländer meint, in keinem Lande außer Spanien sei die Ballade wie in Deutschland cultivirt, und darin hat er Recht. Er charakterisirt die besten Balladendichter mit ein paar Worten, aber ohne Glück. Daß er die Stolberg'schen Balladen nicht haben mag, gilt uns gleichviel, sie sinken in Vergessenheit. Die Schlegel'schen haben Feuer, aber geborgtes, kein natürliches: das mag auch hingehen. Aber was will er damit sagen, daß er Tieck's Romanzen nicht gelten läßt? daß Tieck der Musik der Sprache zu viel von Kraft und Energie aufopfere? Wir bezweifeln mit Recht, daß er irgend eine Romanze von Tieck, daß er die unvergleichlich schönen, deutschkräftigen im „Getreuen Eckart" kennt. Den Maler Müller lobt er. Immerhin. Gegen Bürger ist er aber um so ungerechter, als er den Schiller'schen Balladen vor allen, selbst vor Göthe's den Vorzug gibt, weil ihm der letztern Gegenstände zu wenig handgreiflich sind. Daß er an Schiller's Balladen die malerische Diction, die Reflexionen (the contemplative) besonders hervorhebt, begreifen wir nicht. Als Muster und Vorbilder zu Balladen stehen doch unstreitig die alten, altenglischen, altspanischen, altdeutschen da. Die altenglischen kennt er gewiß. Findet sich aber in diesen, in dem echten Balladentone, eine Spur von den reflectirenden Auswüchsen des Schiller'schen? Man verstehe wohl, wir achten die Schiller'schen Balladen sehr. Aber in reinerm Geschmack, als die höchste, in unergründliche Gedankentiefe getauchte Veredlung des alten echten Balladentones, erscheinen doch die Göthe'schen. Daß sich damit das Derbe, Materielle der Bürger'schen nicht verträgt, versteht sich von selbst. Aber sind nicht unter den alten Balladen auch viel zartere, die aus der Welt der Einbildung nicht in die wirkliche übergehen? Hält sich nun Uhland mehr an Göthe als an Schiller, so hat er eben Recht. Und es ist gewiß ein hohes Lob, wenn man ihn dereinst als den reinsten, kräftigsten Nachhall des von Göthe angeschlagenen Tones nennen kann; wiewol der Ton doch immer nur Nebensache bleibt, und nicht zu vergessen ist, daß eben die höchste Weihe der Göthe'schen Balladen, von der bei Schiller keine Rede sein kann, in der Conception beruht, die nicht wohl nachgeahmt werden möchte. 153.

Walter Scott über „Eugen Aram".

Als W. Scott in Rom war, hat er einen seiner Landsleute um eine englische Lecture. Unter dem kleinen Büchervorrathe, den dieser besaß, wählte er etwas vom Verf. des „Pelham" und erhielt darauf „Eugen Aram". Als nach wenig Tagen W. Scott dies Buch zurückgab, versicherte er, seitdem er England verlassen, habe ihn nichts so viel Vergnügen gemacht. Er sprach dann noch viel über Bulwer und seine schriftstellerische Thätigkeit und äußerte u. A., nachdem er seinem letzten Werke die größten Lobsprüche ertheilt hatte: „Ich kann mir kaum einen größern Beweis von Talent denken als der ist, wenn ein Autor zum Stoff seiner Erzählung Begebenheiten wählt, die fast allen seinen Lesern bekannt sind und dennoch so außerordentliches Interesse dafür zu erregen weiß. Das ist der einzige Fehler dieses Buches", setzte er lächelnd hinzu, „ich las daran bis spät in die Nacht, konnte es aber nicht aus der Hand legen, und es hat mich zwei Mal um den Schlaf gebracht."

Eine Flugschrift: „A call to women of all ranks in the british empire, on the subject of the national debt" (London 1832), fodert alle britischen Frauen auf, durch freiwillige Gaben und periodische Beiträge einen Theil der Nationalschuld zu tilgen. Das Wie u. s. w. wird sehr ausführlich darin erörtert. 3.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonnabend, — Nr. 33. — 2. Februar 1833.

Ueber das Schulwesen im britischen Indien.

(Beschluß aus Nr. 32.)

Für die niedern Volksschulen ist im Allgemeinen seit 1817 die Calc. schoolbook society durch Verbreitung von nützlichen Elementarbüchern, an deren Genauigkeit freilich Manches zu tadeln wäre, besonders thätig, und Bombay sowol als Madras sind mit einer ähnlichen Einrichtung gefolgt. Die Gesellschaft erfreute sich sofort bei ihrem Auftreten der reichsten Unterstützung von Seiten der Hindus, denn unter 200 Subscribenten hatten 80 reiche Eingeborene auf das Freigebigste beigesteuert. Vom October 1825 bis December 1827 waren 28,668 Schulbücher ausgegeben und dafür jährlich 6425 Rupien eingenommen, wozu Lord Amherst bei seiner Abreise noch 1000 Rupien schenkte. In den Jahren 1829 und 1830 brachte der Verkauf 10,000 Rupien ein, jedoch bemerkte man eine geringere Theilnahme der Hindus; nach englischen Büchern war große Nachfrage. Die eben genannte Gesellschaft bildet einen engern Ausschuß der allgemeinen Calc. school oder education society, welche über sämmtliche Elementarschulen zu Kalkutta die Aufsicht führt. Sie hat sich neben Privatunterstützungen eines Zuschusses vom Gouvernement zu erfreuen, und der Generalgouverneur selbst hat ihr einen jährlichen Beitrag von 1200 Rupien zugesichert; wiederum aber sind es größtentheils die Eingeborenen, welche am meisten subscribirt haben und die meisten Schulen freiwillig unterhalten. Der vierte Bericht des Secretairs Radakant Deb vom Jahr 1825 ist hier von großem Interesse. Er habe, sagt er, die sämmtlichen Schulen Kalkuttas, damals 166 an der Zahl, in vier Bezirke abgetheilt und vier Babus oder vornehme Hindus zu Oberinspectoren, gleichsam Schulräthen, ernannt, um sie beständig revidiren zu können; 85 von jenen Schulen seien gegenwärtig unter der Patronschaft der Schulsocietät, 30 Privatschulen hätten sich in die übrigen aufgelöst; er habe überdies wieder 17 bramanische Religionslehrer durch eigne Ansicht der Schulbücher überzeugt, daß keine religiösen Gegenstände darin zur Sprache kämen. Bei einer Centralversammlung im Hause des Gopi Mohan Deb (Februar 1827) belief sich die Zahl der Schüler auf 2000, von denen 200 zugegen waren, um Preise, meist in englischen Büchern, zu erhalten. Die Fortschritte in der griechischen, römischen und englischen Geschichte wurden bedeutend gefunden, das Examen wurde Englisch und Bengalisch vor einer großen Menge von vornehmen Indiern abgehalten. Es mangelte jedoch für die meisten Schulen noch an eignen Gebäuden und der Unterricht fand in den Wohnungen reicher Hindus statt; aber der Uebelstand, daß früher die Knaben nach dem Range und der Kaste einzeln unterrichtet werden mußten, hatte sich bereits in den meisten dieser indigenous schools gehoben, denn es war nunmehr ein gemeinschaftlicher Unterricht nach der Classenordnung eingeführt. Die meiste Frequenz hat die Arpulyschule, in deren höhern Classen ein Pandit und vier einheimische Lehrer unterrichten; sie zählte 1829 225 Knaben, welche bei der Prüfung besonders in der Geschichte, Geographie, der neuern Statistik von Europa und im Englischen gute Kenntnisse zeigten. Eine wichtige, für sich bestehende Bürgerschule, welche jedoch mit der Societät in Verbindung steht, ist noch zu nennen, die Anglo-indian school oder college. Sie zählt über 400 Schüler aus den ersten Ständen der Hindus, ist in 17 Classen nach dem großen Umfange ihrer Lehrgegenstände getheilt, denn sie geht von den Leseübungen aufwärts zu allen Hauptdialekten Indiens und zu den Wissenschaften Europas über, sodaß unter Anderm Mechanik, Optik, Hydraulik und Chemie gelehrt werden, und bei dem jährlichen Examen 1827 das erste Buch des Euklid ins Bengalische übersetzt wurde. Einheimische leiten auch hier fast Alles; Babu Prasannakumar Thakur hielt bei einer Prüfung (14. Januar 1825) eine schöne Dankrede an den Präsidenten Harington für den freundlichen Besuch, und Babu Kasikant Ghosal schenkte bei dieser Gelegenheit dem Comité 20,000 Rupien zum Behuf des Schulwesens. Von den Fortschritten der Schüler mag es einen Beleg geben, daß im Jahr 1828 ein junger Hindu, Krishna Mohan Banerji, in Gegenwart des Lord Bentinck die Ursachen und Folgen der Kriege der weißen und rothen Rose gründlich auseinandersetzte, und ein anderes Mal (1831) der Secundaner Ramtonu Lahori von dem Umsturze des römischen Reiches durch den Einfall der germanischen Völker sprach. Was aber dieser Schule noch ein besonderes Interesse verleiht, ist, daß sie durch den merkwürdigen Rammohun Roy unter dem Namen Vidyâlaya (wissenschaftliches Institut) gestiftet und anfänglich unterhalten wurde, durch jenen Phil-

Inhalt.

Nr. 34. Zur Nachricht. — Ueber das Schulwesen im britischen Indien. — Ueber Lebensversicherungen und andere Versorgungsanstalten. Von J. J. Littrow. — Notizen.

35. Ueber das Schulwesen im britischen Indien. (Beschluß.) — Ueber Lebensversicherungen und andere Versorgungsanstalten. Von J. J. Littrow. (Beschluß.) — Hurrah und Eisbrich, oder das Fortleben Johann's des Schrecklichen. Romantisches Originalgemälde aus der Geschichte des 16. Jahrhunderts von W. v. Dertel. Zwei Bände.

36. Die schöne Literatur Europas in der neuesten Zeit, dargestellt nach ihren hervorstechendsten Erscheinungen. — Vorlesungen, gehalten vor einer gebildeten Versammlung von O. L. B. Wolff. — Der Einfluß des Phantastischen in der Literatur auf die Gesundheit. — Denkmäler alter Kunst. (Denkmäler der alten Kunst, nach der Auswahl und Anordnung von C. O. Müller, gezeichnet und radirt von K. Oesterley. Erstes Heft.) — Literarische Anzeige.

37. Das Land zwischen den Katarakten des Nils. Mit einer Karte, astronomisch bestimmt und aufgenommen im Jahre 1827, von A. Prokesch, Ritter von Osten. — Ueber Kunst und Alterthum. Von Göthe. Aus seinem Nachlasse herausgegeben durch die weimarischen Kunstfreunde. Drittes Heft des sechsten und letzten Bandes. — Handbuch für Reisende in Frankreich. Von Reigebaur. — Notizen.

38. Broschürenliteratur. (1. Ueber die politischen Gegenbewegungen der gegenwärtigen Zeit von C. Pfaffer. 2. Ueber die Wahl des Prinzen Otto von Baiern zum Könige von Griechenland. 3. Umrisse einer möglichen Reform in Ungarn, im Geiste des Jahrhunderts. Von A..... 4. Constitutionelle Phantasien eines alten Seemannes im Sturme des Jahres 1832. 5. Für Revolutionsfreunde und Revolutionsfeinde, von A. B. Buchner.) — Beiträge zur Kenntniß der altdeutschen Sprache und Literatur. Von G. F. Benecke. Zweite Hälfte. — Notizen.

39. Broschürenliteratur. (Beschluß.) — Beiträge zur Kenntniß der altdeutschen Sprache und Literatur. Von G. F. Benecke. Zweite Hälfte. (Beschluß.) — Correspondenznachrichten aus Berlin. — Notizen.

40. Irene, oder Versuch zur Vermittelung der philosophischen Systeme. In Briefen. Herausgegeben von Chr. Jak. Kraus. Königsberg. Von G. Mehring. — Ueber eine Reformation der protestantischen Kirchenverfassung im Königreiche Sachsen. Vota der Diöces Leipzig und amtliches Gutachten von C. W. L. Großmann. — Notizen.

41. Irene, oder Versuch zur Vermittelung der philosophischen Systeme. In Briefen. Herausgegeben von C. J. Kraus. Königsberg. Von G. Mehring. (Beschluß.) — Novellen und Phantasiegemälde von L. Bechstein. Zwei Bände. — Literarische Notiz.

42. Scenen aus Lappland. Zweiter und letzter Artikel. (Beschluß.) — Englische Taschenbücher für 1833. (Beschluß.) — Die Geschichte von den sieben Schwaben, mit zehn lithographirten Darstellungen.

43. Polnische Hirt, Doctor Waagen und Herr C. F. von Rumohr. Ein literarischer Kriegsbericht. — Die St.-Simonianer und ihre Bestrebungen in den Umgebungen von Paris. (Nach dem Berichte eines Augenzeugen; aus dem Englischen.) — Notizen.

44. Russische Bibliothek für Deutsche. Von K. von Knorring. Erstes bis drittes Heft. — Politische Dichter. (1. Pfeffel's Lehrer. Im Geschmack der Zeit, ernster und sittlicher Haltung, von C. A. Freiherrn von Maltitz. Drittes Hefterin. 2. Klänge freier Muse von F. Rassmann. Zweite, Zwei Hefte. 3. Der Reichstag der Kälber. Ein humoristisch-didaktisches Gedicht von J. Gabriel.) — Ueber das Verhältniß des geistlichen Standes zum Staate und den Einfluß dieses Standes auf die Erreichung des Staatszweckes; nebst Vorschlägen zur Wegräumung mancher Hindernisse, welche der größern Wirksamkeit desselben im Königreiche Hanover noch entgegenstehen. Von Ad. Müller. — Notizen.

45. Zur Charakteristik der neuern englischen Romanpoesie, mit besonderer Rücksicht auf Cooper's „Bravo" und Bulwer's „Eugen Aram". Von F. G. Kühne. Zweiter und letzter Artikel. — Denkwürdigkeiten über die Mirabeau von dem Mönch Hyacinth. Aus dem Russischen übersetzt von L. F. von der Borg. — 1. Gesammelte Blätter von J. Kerner. 2. Einige humoristische Novellen von W. Linkerer.

46. Zur Charakteristik der neuern englischen Romanpoesie, mit besonderer Rücksicht auf Cooper's „Bravo" und Bulwer's „Eugen Aram". Von F. G. Kühne. Zweiter und letzter Artikel. (Fortsetzung.) — Geschichtliche Darstellung des Feldzugs der Briten gegen die nordamerikanischen Freistaaten in den Jahren 1814 und 1815 unter den Generalen Ross, Packenham und Lambert. Von dem Verf. des „Soldatenleben". Aus dem Englischen. Frei bearbeitet von W. Hauff. — Tübinger Litteratur. Herausgegeben von J. Schäfer. Erstes Heft.

47. Zur Charakteristik der neuern englischen Romanpoesie, mit besonderer Rücksicht auf Cooper's „Bravo" und Bulwer's „Eugen Aram". Von F. G. Kühne. Zweiter und letzter Artikel. (Fortsetzung.) — Briefe über Erziehung von Alexander Hamilton. Aus dem Englischen von F. F. Meier. Zwei Theile. — Notiz.

48. Zur Charakteristik der neuern englischen Romanpoesie, mit besonderer Rücksicht auf Cooper's „Bravo" und Bulwer's „Eugen Aram". Von F. G. Kühne. Zweiter und letzter Artikel. (Beschluß.) — Geschichtliche Nachforschungen über die Sitten und das Betragen der Tübinger Studirenden während des 16. Jahrhunderts, von K. Mayer. — Zur Geschichte Polens. (Die Verhandlungen des polnischen Reichstages, von dem Tage der Bestürmung Warschaus bis zu seiner letzten Sitzung. Aus den ungedruckten polnischen Protokollen übersetzt und als ein authentischer Beitrag zur Zeitgeschichte mitgetheilt.) — Das Spectralgericht, oder Frankreich im Jahre 1815. Ein Roman von E. F. von Bülow-Cummerow. Zwei Theile.

Beilage Nr. 2. Antiken. (1. Winke für Regenten und Alle, welche berufen sind, Gesetze zu geben und zu vollziehen. 2. Der Kirchenstaat, biblisch-geographisch dargestellt in Wort, von M. von Schütz. 3. Blätter aus Perpetua. Originalien und Lesefrüchte für Freunde des innern Lebens, mitgetheilt von dem Herausgeber der Sehern aus Provence. 4. Briefe aus und nach Abbeo über den Naturforscher Demokritos angebliche Verrücktheit, gegen die Verächter und Spötter der Spekulation. Freie Uebersetzung aus dem Griechischen.) — Geschichte der deutschen Reformation, von Ph. Marheineke. Zweite verbesserte und vermehrte Auflage. Drei Theile. — Italienische Reise. Von K. F. Schultze. Zweiter Band. Auch unter dem Titel: Natur, Volksleben, Kunst und Alterthum in Italien. Als neuestes allgemeines Handbuch für Reisende. — Friedrich von Matthisson's literarischer Nachlaß, nebst einer Auswahl von Briefen seiner Freunde. Ein Supplement zu allen Ausgaben seiner Schriften. Dritter und vierter Band.

Nr. 48. Ein Blick auf Friedrich Murhard's politisch-literarische Thätigkeit im Jahre 1832. Zweiter und letzter Artikel. (3. Die Volkssouverainetät im Gegensatz der sogenannten Legitimität. Von F. Murhard. 4. Das Recht der Nationen zur Vertretung (stattmäßer, ihrem Culturgrade angemessener Verfassungen. Von F. Murhard. 5. Ueber Bürgerpflicht, Emporung und Zwangsgebung der Staatsbürger gegen ihre bestehende Staatsgewalt, in sittlicher und rechtlicher Beziehung. Allgemeine Revision der Lehren und Meinungen über diesen Gegenstand. Von F. Murhard.) — Poésies françaises et italiennes de F. T. Kühne. — Memorials over het langdurig dankte Ijzerkabinet Seiskes Provest, Heer Aye, Geheime Staatsminister Pr. Graaf Hoberik Greve of Schimmelmann, Ridder of Elephanten e. t. o. Heiden i Gesskabets Mode s. 14. Juli 1831 af dets Secretair, H. C. Oersted.

60. Ein Blick auf Friedrich Murhard's politisch-literarische Thätigkeit im Jahre 1832. Zweiter und letzter Artikel. (Beschluß.) — Pädagogische Blätter. Herausgegeben von W. B. Wendelin. I — Figaro's Memoiren. Herausgegeben von K. Nerl.

62. Gedichte von J. Chr. Freiherrn von Zedlitz. — Atlantis gegründet, dieco e storicamente pel granducato di Toscana, di A. Lasagna-Orlandini. — Notiz.

63. Gedichte von J. Chr. Freiherrn von Zedlitz. (Beschluß.) — 1. Ueber das Archiv der königl. preußischen Seehandlung. Von F. Arnold. 2. Das Prämiengeschäft des königlichen Seehandlungsinstituts in Berlin, verbunden mit einer Nachweisung über den Stand desselben und über den natürlichen Werth der Prämienscheine in jedem Jahre besonders. Von C. S. Unger — Aus Italien.

64. Ueber Reinhart Fuchs in seinen verschiedenen Gestaltungen. Von C. Ermüller. Zweiter Artikel. — Leben und Schicksale des Johann Gottlieb Vogt, ehemaligen kaiserl. russischen Rittmeisters, nachherigen königl. würtembergischen Hauptmanns. Von ihm selbst beschrieben und als Andenken für seine Freunde dem Druck übergeben. Drei Theile.

65. Ueber Reinhart Fuchs in seinen verschiedenen Gestaltungen. Von C. Ermüller. Zweiter Artikel. (Fortsetzung.) — Reisen durch Deutschland und die Schweiz, mit vorzüglicher Rücksicht auf das Schul-, Erziehungs- und Kirchenwesen, auf Schullehrerseminarien, Waisen-, Armen-, Blinden-, Taubstummen- und andere Wohlthätigkeitsanstalten von J. C. Bolger. Erster Band. — Die Gruppe der Charitinnen. Ein Versuch zur Philosophie des Schönen, in vier Gesprächen; nebst einem Anhange über die Allegorie.

Nr. 54. Ueber Reinhart Fuchs in seinen verschiedenen Gestaltungen. Von C. Ermüller. Zweiter Artikel. (Beschluß.) — Sino a quali punto la produzioni scientifiche e letterarie seguono le leggi economiche della produzione in generale. Dissertazione di G. Perchio. — Notiz.

55. Der Römerzug Kaiser Heinrich's von Lützelburg. In sechs Büchern dargestellt durch J. W. Wartheis. Zwei Theile. — Lucrèce Borgia, drame en cinq actes et en prose, par V. Hugo. — Anfangsgründe der Geographie, mit ausführlicher Behandlung der Geographie von Deutschland und vornehmlich von Baiern. Ein Lesebuch für die lateinischen Schulen in Baiern von J. B. Mannhart. Zwei Theile.

56. Allgemeine und specielle Pathologie und Therapie. Nach J. L. Schönlein's (Professors in Würzburg) Vorlesungen niedergeschrieben und herausgegeben von einem seiner Zuhörer. Erster Band. Zweite verbesserte Auflage. — Die Theater in Paris im Jahre 1833.

57. Zur Kritik der Hegel'schen Philosophie. (1. G. W. F. Hegel's Werke. Vollständige Ausgabe durch einen Verein von Freunden des Verewigten. Bd. Marheineke, J. Schulze, D. Gans, L. von Henning, H. Hotho, K. M. Michelet, F. Förster. Erste und zweite Lieferung. Erster, zweiter, elfter und zwölfter Band. 2. Einleitung in Hegel's philosophische Abhandlungen. Von K. L. Michelet. 3. Hegel und seine Zeit. Mit Rücksicht auf Goethe. Zum Unterrichte in der gegenwärtigen Philosophie nach ihren Verhältnissen zur Zeit und nach ihren wesentlichen Grundzügen. Von K. F. Göschel. 4. Ueber das Verhältniß des Publicums zur Philosophie in dem Zeitpunkte von Hegel's Abscheiden. Nebst einer kurzen Darlegung meiner Ansicht des Systems der Philosophie. Von C. H. Weiße. 5. Ueber Gegensatz, Mittelpunkt und Ziel heutiger Philosophie, von J. H. Fichte. Erster, kritischer Theil.) — Die Theater in Paris im Jahre 1833. (Fortsetzung.) — Notiz.

58. Zur Kritik der Hegel'schen Philosophie. (Fortsetzung.) — Die Theater in Paris im Jahre 1833. (Beschluß.) — Notiz.

59. Zur Kritik der Hegel'schen Philosophie. (Beschluß.) — Ueber Algier. — Neuere englische Literatur. (1. Lives of illustrious and distinguished scotsmen, from the earliest period to the present time, arranged in alphabetical order, and forming a complete scottish biographical dictionary. By R. Chambers, author of „The picture of Scotland etc.“ Erster Theil. 2. The lives and exploits of banditti and robbers in all parts of the world. By C. Mac Farlane. Zwei Bände.) — Das Leben auf dem Lande. (Städtische Skizzen. Von Ernestine von Kraffft.)

Allgemeine Encyklopädie
der
Wissenschaften und Künste
von *Ersch* und *Gruber*.

Es ist wieder von jeder der drei Sectionen, in denen dieses Werk erscheint, ein Theil fertig geworden (Th. 23 der ersten, Th. 9 der zweiten, Th. 3 der dritten Section) und an alle Buchhandlungen und Subscribenten versandt, und es sind nun seit Ende 1831, wo ich den Verlag der Encyklopädie übernommen, im Ganzen sechs Theile geliefert worden. Den frühern Abonnenten, denen eine Reihe von Bänden fehlt, und Denjenigen, die die Abonnenten auf das ganze Werk neu eintreten wollen, werden die billigsten Bedingungen gestellt.

Leipzig, im Februar 1833.

F. A. Brockhaus.

Ankündigung und Einladung zur Subscription.

Die

europäischen Verfassungen

seit dem Jahre 1789

bis

auf die neueste Zeit.

Mit geschichtlichen Einleitungen und Erläuterungen

von

Karl Heinrich Ludwig Pölitz.

Zweite, neu geordnete, berichtigte und ergänzte Auflage.

In drei Bänden.

Erster Band, die gesammten Verfassungen des deutschen Staatenbundes enthaltend.

Zwei Abtheilungen.

Gr. 8. 78¼ Bogen auf gutem Druckpapier. Subscriptionspreis: 4 Thlr. 20 Gr.

Leipzig, bei F. A. Brockhaus.

Unter dem Titel: „Die Constitutionen der europäischen Staaten seit den letzten 25 Jahren", gab Herr Geheimerath und Professor Pölitz zu Leipzig in den Jahren 1817—25, doch ohne damals sich zu nennen, bei dem unterzeichneten Verleger ein Werk in vier Bänden heraus, das die gesammten neuen europäischen Verfassungen seit der französischen Revolution bis zum Jahre 1824 umschloß. Das in den letzten Jahren neu erwachte Interesse für constitutionelles Leben hat den Vorrath der ersten Auflage bald erschöpft; Herausgeber und Verleger beabsichtigen daher jetzt eine zweite, neu geordnete, berichtigte und bis zum Jahre 1832 fortgeführte Auflage erscheinen zu lassen. Die neue Anordnung des Werkes beruht darauf, daß die einzelnen Reiche und Staaten nach ihren Verfassungen aufeinander folgen, sodaß z. B. sämmtliche Verfassungen innerhalb des deutschen Bundes, sowie sämmtliche in Frankreich, den Niederlanden, Polen ꝛc. nacheinander ins Leben getretene Verfassungen auch unmittelbar nacheinander dargestellt werden. Die Berichtigungen werden theils die geschichtlichen Einleitungen, theils die Revisten des abgedruckten Textes betreffen. Die Ergänzung endlich ist dafür bestimmt, daß alle seit dem Jahre 1824 erschienene Verfassungsentwürfe und Verfassungen bis zum Jahre 1832, auf gleiche Weise, wie in der ersten Auflage, mit geschichtlichen Einleitungen bevorwortet werden sollen. Die nach dem beendigten Drucke eines Bandes erscheinenden Verfassungen sollen entweder beim dritten Bande oder in Supplementheften nachgeliefert werden. Die amerikanischen Verfassungen werden später, sobald das constitutionelle Leben in den neuen Staaten dieses Erdtheils fest begründet sein wird, erscheinen.

Durch eine veränderte Druckeinrichtung — für die Einleitungen, für die bestehenden und für die erloschenen Verfassungen werden verschiedene Lettern genommen — wird es möglich werden, die gesammten bereits in die erste Auflage aufgenommenen, wie die neu erschienenen Verfassungen in drei Bände zusammenzudrängen, von denen der erste

die sämmtlichen erloschenen und bestehenden Verfassungen des deutschen Staatenbundes

enthalten wird, worauf im zweiten Bande

die französischen, italienischen, niederländischen, spanischen und portugiesischen,

und im dritten

die übrigen neueuropäischen Verfassungen (Polens, Schwedens, Norwegens, Griechenlands ꝛc.) folgen sollen.

Ueber die Wichtigkeit dieses Werkes für Staatsmänner und Landtagsdeputirte, das in der zweiten Auflage, die wir hiermit ankündigen, alle erloschene und bestehende Verfassungen enthält, ist es überflüssig, etwas zu bemerken, und der berühmte Name des Herrn Herausgebers bürgt dafür, daß die so wesentlichen geschichtlichen Einleitungen befriedigend abgefaßt sein werden.

Der unterzeichnete Verleger rechnet auf eine große Theilnahme des Publicums; der Bogen wird daher im Subscriptionspreise nur 1½ Gr. kosten. Der erste Band erscheint soeben, und die übrigen zwei Bände werden im Laufe des nächsten Jahres beendigt werden.

In allen Buchhandlungen des In- und Auslandes wird Subscription angenommen.

Leipzig, im Februar 1833.

F. A. Brockhaus.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Freitag, — Nr. 32. — 1. Februar 1833.

Zur Nachricht.

Von dieser Zeitschrift erscheint außer den Beilagen täglich eine Nummer und ist der Preis für den Jahrgang 12 Thlr. Alle Buchhandlungen in und außer Deutschland nehmen Bestellung darauf an; ebenso alle Postämter, die sich an die königl. sächsische Zeitungsexpedition in Leipzig, das königl. preuß. Grenzpostamt in Halle, oder das fürstl. Thurn und Taxische Postamt in Altenburg wenden. Die Versendung findet wöchentlich zwei Mal, Dienstags und Freitags, aber auch in Monatsheften statt.

Ueber das Schulwesen im britischen Indien.

Noch vor etwa zwanzig Jahren konnte die ostindische Compagnie mit vollem Rechte einer kalten Nachlässigkeit, welche sie in Bezug auf Bildungsanstalten in ihrem weiten Gebiete öffentlich an den Tag legte, beschuldigt werden, und sie wurde selbst eines Strebens, sich aller Erleuchtung der Eingebornen zu widersetzen, auf das Nachdrücklichste in britischen sowol als auswärtigen Zeitschriften angeklagt. Die Sache hat sich in neuern Zeiten, besonders unter den beiden würdigen Generalgouverneuren Hastings und Bentinck und bei dem rastlosen Streben des hochverdienten Bischofs Heber bedeutend geändert; die eisernen Schranken, welche Abneigung, Vorurtheil, lange Gewohnheit und Knechtschaft geschmiedet hatten, sind endlich gebrochen, und es ist für den Menschenfreund wahrhaft erhebend, die Fortschritte der gereiften europäischen Bildung in einem Lande zu beobachten, welches einst durch seine Civilisation für so viele Völker der alten Welt die Bahn gelegt hatte. Nur wenige Jahre sind hinreichend gewesen, um die Inder von der Ueberlegenheit der westlichen Cultur zu überzeugen; wir sehen sie anfänglich sich den Einflüssen und Fortschritten derselben entgegenstemmen, dann ruhig, aber mit Verdacht und Unmuth derselben zuschauen, endlich aber mit einem Eifer sich heranarbeiten, der es deutlich beurkundet, daß sie die Vortheile einer Bildung im Stillen geprüft und nunmehr ernstlich gewollt sind, sich diese ebenfalls anzueignen. Die Pressen der Eingeborenen sind in beständiger Bewegung, Journale und einheimische Classiker werden gedruckt, die besten Werke Europens übersetzt und beispiellos wohlfeil verkauft; öffentliche Bibliotheken werden angelegt, zu Bombay wurde mit der größten Schnelle ein Gebäude dazu errichtet, und binnen 14 Tagen liefen über tausend gedruckte Werke und Handschriften ein; die meisten griechischen und römischen Classiker sind vorhanden, die Bibliothek ist Jedem zugänglich, und die Eingeborenen wetteifern mit den Briten, dieselbe zu benutzen; nach englischen Büchern ist die meiste Nachfrage, denn die gebildeten Hindus eignen sich vorzugsweise dieses Organ der Mittheilung an, um ihren Lehrern nicht nachzustehen. Was noch vor einem Decennium ein Wunder in der literarischen Welt gewesen wäre, das Dichtwerk eines Hindu in englischer Sprache, welche von seinen Mundarten so gänzlich verschieden ist, liegt gegenwärtig vor: „The shaïr (der Barde) and other poems by *Kasiprasad Ghosh*" (Kalkutta 1830), dem Lord Bentinck zugeeignet. Die Gedichte sind so vortrefflich und in einer so reinen Sprache, daß wir uns kaum enthalten können, eine Probe daraus mitzutheilen. Mehre englische Briefe an das Parlament, den Court of directors und einzelne Gelehrte sind vorhanden, welche wahrlich den Hindu nicht verrathen, und eine Kritik des Kasinath Ghose über Mill's Schmähungen des indischen Charakters geht mit gründlicher Gelehrsamkeit und mit Kenntniß der griechischen Schriftsteller auf die Sache ein. Die beiden Präsidentschaften Kalkutta und Bombay bilden gegenwärtig noch den eigentlichen Herd der aufblühenden Cultur, jedoch verspricht auch Madras nicht zurückzubleiben; allenthalben drängen die Indier nicht sowol ihre Kinder in die Schulanstalten, sondern sie tragen auch am reichlichsten mit ihrem Vermögen zur gedeihlichen Erhaltung derselben bei. Diese Freigebigkeit erstreckt sich ebenfalls auf andere Institute: im Jahre 1828 wurde eine Sammlung zur Ausbreitung nützlicher Kenntnisse in den schottischen Hochländern von eingeborenen Indiern durch bedeutende Summen vermehrt; im folgenden Jahre schenkte ein Indier von Morschidabad, welchem man die Rajahschaft (eine Art von Adel im gegenwärtigen Indien) ertheilt hatte, eine halbe Lak Rupien oder mehr als 5000 Pf. Sterl., um sie zur Einrichtung einer Dampfmaschine, einer Wasserleitung in Kalkutta und auf das

Bischofscollegium zu verwenden. Die schönsten Gebäude in Kalkutta erheben sich auf Kosten der Hindus, dahin gehört das prächtige Haus des Dvarkanath Tagore in der Damdamstraße und der weitläufige Palast des Rajah Buddinâth, in welchem er die vornehmsten Europäer mit glänzenden Gastmählern zu bewirthen pflegt: gewiß das beste Zeugniß von dem guten Vernehmen, in welchem die Vornehmsten des Volkes zu ihren Obern stehen. Züge dieser Art könnten noch in reicher Menge angeführt werden, allein wir beschränken uns hier auf die wichtigste Angelegenheit, nämlich den gegenwärtigen Zustand des Schulwesens in Indien und hoffen, daß einige Mittheilungen darüber, zu welchen besonders Referent sich verpflichtet fühlt, da er früher in die obige Klage mit eingestimmt, von Interesse sein werden.

Das älteste Institut zu Kalkutta, das Fort William college, von W. Jones gestiftet, bleibt von dieser Betrachtung, welche nur die jüngern Anstalten ins Auge fassen will, ausgeschlossen, denn es hat einzig und allein zum Zwecke, junge Engländer, welche als Schreiber in den Dienst der Compagnie treten wollen, in den Landessprachen auszubilden. Es reiht sich aber daran, um von den höhern Lehranstalten zu beginnen, da das Datum der meisten einzelnen Stiftungen sich aus den jährlichen Rapports kaum ermitteln läßt, das Sanskrit college zur Erhaltung und Belebung der vaterländischen Sprache und Literatur, zur Aufrechthaltung der alten Gesetze, insoweit sie mit der neuern Zeit bestehen können, besonders aber zur Erwerbung und Aneignung der europäischen Bildung, sodaß dieses Gymnasium ein wichtiges Band zwischen Indiern und Briten bildet. Die meisten Lehrer sind geborene Hindus, jedoch unterrichteten früher auch Shakspeare, Price, Wilson und andere ausgezeichnete Kenner des Sanskrit; bei den Prüfungen ist ein gemischtes Publicum von Pandits und Briten zugegen; Reden werden im Sanskrit gehalten, Uebersetzungen aus dem Englischen ins Sanskrit vorgelegt und vor dem Examen einzelne Acte aus den alten Dramen, z. B. „Mrichchhakati", von den Zöglingen dargestellt; im Februarexamen 1830 wurden Stellen aus dem Shakspeare mit richtiger Accentuation declamirt. Die Anstalt besteht durch Beiträge von Hindus mit Zuschüssen vom Gouvernement, sie trat 1824 ins Leben, und schon bei dem ersten öffentlichen Examen (15. Jan. 1825) wurden für 350 Rupien Bücher als Preise vertheilt: „Panini", „Mugdhabodha", „Sâhityadarpanam" und andere wichtige Werke der alten Literatur. Seit 1826 erhielt das College ein eignes Gebäude in Patâldangasquare und im Februar 1828 war sogar die Rede, den Kreis der Lehrgegenstände so bedeutend zu erweitern, daß fortan in einer medicinisch-anatomischen Classe ein vollständiger Cursus der Medicin auf europäische Weise sollte durchgemacht werden. Die Anstalt wird von den indischen Zeitungen häufig besprochen, von dem Blatte: „Timer Nasaka", welches die gute alte Zeit erhebt, natürlicherweise verdammt, von der bengalischen Zeitung: „Samâchâradarpana", die unter Mitwirkung der Missionare und im Interesse der britischen Regierung zu Serampur erscheint, ebenso unmäßig gelobt. Hier möge nur die Klage eines Vaters, wie sie eigentlich wol noch die Stimme jedes orthodoxen Hindu ist, aus der gemäßigten Wochenschrift „Samvatchandrika" eine Stelle finden:

Ich habe (heißt es hier unter Anderm) eine monatliche Summe nicht gescheut und meinen Sohn in das college gethan, um einen Gelehrten aus ihm zu machen. Aber sein Betragen hat sich ganz geändert, er hat Sitten und Kleidung seines Landes vergessen, trägt sein Haar abgeschnitten und englische Schuhe an den Füßen, wäscht sich vor dem Essen nicht mehr und antwortet auf alle meine Erinnerungen nur: dummes Zeug! Ich fragte nun bei den übrigen Zöglingen und Lehrern weiter nach und erfuhr, daß die Bursche Englisch lernen, Arithmetik, Meßkunde, Astronomie, Geographie, Geschichte der Könige von England, und daß sie drei Mal in der Woche Vorträgen beiwohnen, wobei man Feuer in Wasser und Wasser in Feuer verwandelt; daß sie in den Abendstunden zusammenkommen, um zu disputiren, und mit Gänsefedern ein zirpendes Gekritzel machen, was sie Handschrift nennen. Ich nahm hierauf meinen Jungen vor, besah seine Handschrift, die weder zu Einladungskarten noch zu Rechnungen mehr zu gebrauchen war; er aber meinte, meine Schrift sei nicht Schreiben, sondern Malen, und die Pandits schrieben gewöhnlich schlecht (docti male pingunt); seine Sprache war ein englisches Bengalisch geworden, und sobald ich ihn corrigirte, rief er: dummes Zeug! Die heiligen Bramanen und Pandits nannte er Spitzbuben und Narren, und damit er sich ganz von seinen Vätern entferne, gewöhnt er sich an, mit schnellen Schritten einherzugehen wie die Engländer. In der Religion sah es bei seinen Mitschülern schlimm aus, denn einige waren völlige Atheisten, andere heterodox geworden, und einige glaubten Gemeinschaft mit dem heiligen Geiste zu haben. So hassen sie Alles, was ihr Vaterland betrifft, kennen jeden Berg und Fluß in Rußland, ohne über ihre Heimat etwas zu wissen; sie können nicht sagen, an welcher Seite von Kalkutta Burdwan liegt, oder wo der Sona fließt und die Rajmahalberge sich befinden. Ich wollte meinen Sohn aus dem College nehmen, aber der Lehrer ließ es nicht zu; meine monatlichen Beiträge habe ich jedoch eingestellt.

Welche Früchte aber unter den gebildeten Indiern diese Anstalt trage, läßt sich schon daraus ermessen, daß diese nach dem Beispiele ihrer Söhne zusammentreten, um sich gegenseitig zu belehren; eine dieser Gesellschaften führt den Namen Inânasanchpana (Kenntniß zu beleuchtende) oder Hindu society for promoting knowledge, sie versammelt sich unter ihrem Präsidenten Babu Omananda Thakur in dessen Behausung alle Sonnabend, um mit ihren Pandits gelehrte Disputationen zu halten. Europa endlich verdankt bereits der Commitee for public instruction, welche über jenes Hinducollege die Inspection führt, eine Menge von wohlfeilen Texten der Sanskritliteratur, über welche bei einer andern Gelegenheit Bericht erstattet werden soll.

Eine zweite Anstalt, welche den Namen College führt, also nach englischer Weise sich von den Knabenschulen unterscheidet und auf höhere Lehrgegenstände Anspruch macht, ist das Bishops college nahe bei Kalkutta. Es erhält sich durch Subscriptionen und Schenkungen bei einem jährlichen Zuschusse von 1000 Pf. Sterl. aus dem Missionsfonds, denn der Zweck ist ausschließlich, um Missionare für die englische Kirche zu erziehen. Das größte Verdienst hat dieses College dadurch, daß es einige Armenschulen und Findelhäuser unterhält und deren Zöglinge späterhin aufnimmt; jedoch können auch andere Kna-

den eintreten, nur von ihren Aeltern und Verwandten dem Missionsgeschäfte nicht mehr entzogen werden. Eine Armenschule der Art, Benevolent institution, findet sich in Lollbazar; sie wird von Missionaren geleitet und hatte im Jahre 1824 16 Knaben von britischen Aeltern, 95 von portugiesischen, 21 junge Hindus, 10 Chinesen, 6 Moslemen, 4 Malayen und 3 Armenier; eine zweite, Native infant school, auch Grammar school genannt, zählt gegen 80 Kinder aus der dürftigsten Classe von 2—8 Jahren, welche Morgens um 9 Uhr hingebracht, Abends um 5 Uhr abgeholt und Mittags mit einem guten Mahle gestärkt werden. Im Uebrigen aber stimmen auch bei dieser Gelegenheit die indischen Zeitungen mit den Reisenden auf eine merkwürdige Weise überein, daß selbst durch jenes College das Missionsgeschäft in Indien wenig oder gar nicht gefördert werde. Ein englisches Blatt („Calc. John Bull", 1829) sagt: es sei leicht, eine Societät mit ihren Patronen, Präsidenten, Vicepräsidenten und Secretairen zu gründen, Berichte und Tractate zu drucken, aber der Eifer der Missionare selbst müsse nothwendig bei den unüberwindlichen Hindernissen erkalten, und schließt: „at this moment there are fewer professing christians from among our native population than there were ten years ago". Eine andere Zeitung meint: die Bemühungen der Missionare müßten den aufgeklärten Einheimischen ewig fremd bleiben, und die Wenigen, über welche sie triumphirten, gehörten zu dem Abschaume der menschlichen Gesellschaft (the scum of society). Der denkende Christ, der die Wohlthaten seiner Religion um so wärmer und inniger erkennt, je mehr er die Bande der alten Dogmatik abstreift, wird diese Erscheinung zu würdigen wissen, aber sie wird ihn keineswegs niederschlagen dürfen, wenn er in den Bildungsanstalten die ersten Seminarien erblickt, aus welchen dereinst auch für Indien die schönsten Früchte des Christenthums hervorsprießen werden.

Der Plan zu einem dritten College, welches zwischen beiden soeben geschilderten in der Mitte liegen und hinsichtlich seiner Einrichtung und Lehrgegenstände ganz nach dem Kings college in London sich richten sollte, erschien im Jahre 1829, vom Archidiakonus Corrie entworfen. Die Fonds sollten durch Actien, Subscription und Schenkungen aufgebracht werden und das Institut in zwei größere Abtheilungen zerfallen: in eine höhere Classe für die Anhänger der englischen Kirche, welche an allen Benefizien des College Antheil nehmen, die eigentlichen Members desselben bilden würden und zu Lehrämtern die Aussicht hätten, und eine niedere für andere Confessionen, welche nur zu Beiträgen verpflichtet wären und zum wenigsten 500 Rupien schenken müßten, um einen Zögling vorschlagen zu dürfen. Allein gegen den Prospectus erschienen sofort in der „Calc. gazette" triftige Einwendungen, welche das Engherzige des Plans beleuchteten: es gebe weit mehr Indo-portugiesen, römische Katholiken, Hindus und Moslemen als Mitglieder der high church, deren Kinder kaum ein Zehntel des College ausmachen würden, während alle Uebrigen die Lasten trügen und in den Hintergrund träten. „We must protest", heißt es daher, „against an institution founded on views and pretensions so narrow, intolerant and illiberal." Und so ist die Einrichtung des College bis jetzt unterblieben.

(Der Beschluß folgt.)

Ueber Lebensversicherungen und andere Versorgungsanstalten. Von J. J. Littrow. Wien, Beck. 1832. Gr. 8. 18 Gr.

Es ist sehr verdienstlich, wenn Gelehrte von dem höhern Standpunkt, den sie im Reich der Wissenschaften erlangt haben, herabsteigen, um sich durch Beleuchtung von weniger tiefen, aber für das praktische Leben und die bürgerliche Existenz gemeinnützigen Problemen allgemeinen Dank zu verdienen. Dieses thut der als Mathematiker rühmlich bekannte Verfasser, indem er einen Gegenstand der wissenschaftlichen Forschung unterwirft, welcher, an sich wohlthätig, ja segenreich, durch jede Irrung, jeden sich einschleichenden arithmetischen Fehler in sein Gegentheil verwandelt wird und Fluch statt Segen hervorruft. Es bedarf keiner weitläufigen Auseinandersetzung, um darzuthun, wie die einem Jeden, dessen Einnahme nur einigermaßen die unumgänglich nöthigen Bedürfnisse überschreitet, gegebene Möglichkeit, sich und die Seinigen für den Fall seines hülfsbedürftigen Alters gegen Noth zu sichern, oder durch jährliche, seinen Verhältnissen angemessene Beiträge seinen Hinterlassenen ein von seinem frühern oder spätern Tode unabhängiges, gegen alle Wechselfälle des Schicksals geschütztes Auskommen zu hinterlassen, ein höchst erfreuliches Ergebniß gesteigerter Cultur und verbreiteter Humanität sei. Wenn man bedenkt, wie von Einrichtungen dieser Art der Trost im Leben und im Tode vieler Familienväter abhängt, wie auf ihnen die einzige Rettung hülfloser Waisen gegen Noth im grellsten Sinn des Worts, gegen physischen und moralischen Untergang beruht, zugleich aber berücksichtigt, daß die Beiträge, welche ihre Fonds bilden, aus mühsam ersparten Pfennigen armer, um die Zukunft der Ihrigen besorgter Familienväter zusammengesetzt sind, daß Abbarbungen, von denen der Wohlhabende keinen Begriff hat, Verzichtleistung auf alle kleinen, ohnehin so sparsam zugemessenen Genüsse diese Ersparnisse möglich machten: so wird man von der Heiligkeit dieser Institute durchdrungen werden und fühlen, daß, wenn irgend ein Eigenthum oder Recht im Staate einer besondern Begünstigung, einer Art dasselbe schützenden Sacrilegiengesetzes genießen darf, es die erwähnten Versorgungsanstalten sein müssen. Um so tadelnswerther ist der unbegreifliche Leichtsinn, mit welchem Versorgungsanstalten oberflächlich berechnet, eiligst constituirt, mit pomphaften Worten ausposaunt werden und um so mehr Unglückliche finden, welche sich täuschen lassen, als grade der Aermere am leichtesten hofft und der natürliche mathematische Sinn, welcher durch angeborenen Takt die Unausführbarkeit übertriebener Versprechungen erkennt, nur Wenigen gegeben ist. Uebrigens ist Betrüglichkeit nur seltener die Ursache solcher mißlungenen Operationen, meistens ist es die große, mächtige Triebfeder, welche fast alle unbefugte politische, staatswirthschaftliche, literarische Speculationen hervorruft, die Eitelkeit, und die Idee, als Beglücker der Menschheit bewundert zu werden, ist sehr verlockend. Es ist nicht meine Absicht, hier gegen die Eitelkeit beim Wohlthun zu declamiren, vielmehr möchte ich in unserer Zeit, wo einmal nichts ohne Affectation geschehen kann, ihr in Bezug auf den Erfolg das Wort reden. Möge die Eitelkeit bei Vertheilung von Wohlthaten ihr ohnehin weites Terrain behalten, mögen elegante Damen an den Kirchthüren Geld sammeln, mögen die Suppen an Bedürftige von zarten Schönen graziös vertheilt werden — wenn nur gegeben wird; aber anders ist es, wenn umgekehrt der Arme geben, seinen letzten Nothpfennig gegen Versprechungen vertauschen soll: da muß kalte Prosa an die Stelle schöner Redensarten treten, absolute Sicherheit für den Betheiligten stattfin-

den. Die wesentliche Bedingung irgend eines gemeinschaftlichen Geschäfts ist Garantie des rechtlichen Verhältnisses, welches die Gesetze jedem Wucherer, jedem Pfänderleiher geben, das aber den meisten Versorgungsanstalten entweder ganz fehlt oder, was noch schlimmer ist, auf einer Illusion beruht. Es wird in den Anempfehlungen solcher neu entstehenden Anstalten von der Einwilligung und Billigung der Regierung, oder von bekannten Personen, deren Namen als Protectoren der Gesellschaft anlocken sollen, so viel Pomphaftes gesagt, daß der Unkundige glauben muß, die Regierung oder jene Koryphäen der Anstalt würden jedes etwanige Deficit der Kasse sogleich decken, während die Regierung das Institut keineswegs garantirt, sondern ihm nur wie andern Speculationen eine Concession ertheilt, jene Patrone der Anstalt aber nur Personen vergleichbar sind, die sich ein Buch dediciren lassen, ohne sich weiter um dessen Schicksale zu bekümmern. So geschieht es, daß, wenn eine fehlerhaft berechnete Anstalt nach dem scheinbar günstigen Succeß des ersten Augenblicks immer mehr ihrem Untergang zueilt und endlich zum Erstaunen der Dirigenten unter ihren Händen verscheidet, die Getäuschten sich vergebens nach einer Garantie umsehen und ihr Unglück um so weniger begreifen können, als sie mit lauter rechtlichen Männern zu thun hatten.

Es ist demnach, wenn Lebensversicherungen ihrem beabsichtigten Zweck entsprechen sollen, die wichtigste, leider am meisten vernachlässigte Bedingung, daß ihnen vollständige Garantie nicht fehle, die im ausgedehntern Sinn nur der Staat geben kann, sodaß nach meiner Ueberzeugung ein solches Institut stets vom Staat ausgehen sollte, welcher ein ewig lebender, ewig sicherer Vorsteher ist, während alle andern Dirigenten den Unglücksfällen unterworfen sind, die den Menschen in praktischer und intellectueller Hinsicht bedrohen. Man kann die Wahrheit dieser Behauptung deutlich an unsern Theatern sehen, deren Bestehen auf ähnlichen, wenn auch einfachern Berechnungen als die Versorgungsanstalten beruht. Selten erhält sich ein solches dauernd da, wo es kein Staatsunternehmen ist, und fast alle von Privatpersonen errichteten Theater, berechnet nach dem günstigen Erfolg des ersten Augenblicks, wo der Reiz der Neuheit allgemeinen Kunstsinn als Mode entwickelt, verfallen, weil das erste Deficit der Kasse das Sinken des artistischen Werthes hervorruft, indem die Besoldungen verkürzt werden müssen, ebenso wie bei einer dem Untergang sich nahenden Versorgungsanstalt die Pensionen nicht mehr gezahlt werden können.

(Der Beschluß folgt.)

Notizen.

Uhland.

Das „Edinburgh review" beurtheilt in seiner letzten Nummer Uhland's Gedichte im Ganzen sehr günstig, wie es denn recht und billig ist. Aber es meint, die fünfte Auflage erkläre sich doch nur aus der trotz aller Quantität sehr schwachen Qualität der neuesten deutschen Poesien, und fügt hinzu, daß Gedichte von weit größerer Kraft und poetischer Fähigkeit als die Uhland'schen zu derselben Zeit in England erschienen und kaum zu der Ehre einer zweiten Auflage gelangt wären, so geringe Aufmerksamkeit hätten sie erregt. Wir wollen dahingestellt sein lassen, ob England gegenwärtig so reich an lyrischen Poesien ist, denn wir kennen nichts davon, und wünschen nur, es möge sich bald ein tüchtiger Uebersetzer finden, der uns solch vorhandene Schätze zu Tage förderte. Dem englischen Recensenten werfen wir zuvörderst ein, daß, wenn es nächst Uhland, Rückert ausgenommen, auch keine Namen unter den lyrischen deutschen Dichtern der neuesten Zeit gibt (?), doch manches einzelne treffliche Gedicht zu finden ist, wie denn wol fast ein jeder Dichtende einmal eines geschrieben hat, und daß wir dereinst aus dieser Zeit eine Anthologie haben können, aller Ehren werth. Uhland's Gedichte stehen also nicht so allein, wie ihr Sänger selbst steht. Der Engländer meint, in keinem Lande außer Spanien sei die Ballade wie in Deutschland cultivirt, und darin hat er Recht. Er charakterisirt die besten Balladendichter mit ein paar Worten, aber ohne Glück. Daß er die Stolberg'schen Balladen nicht haben mag, gilt uns gleichviel, sie sinken in Vergessenheit. Die Schlegel'schen haben Feuer, aber geborgtes, kein natürliches: das mag auch hingehen. Aber was will er damit sagen, daß er Tieck's Romanzen nicht gelten läßt? daß Tieck der Musik der Sprache zu viel von Kraft und Energie aufopfere? Wir bezweifeln mit Recht, daß er irgend eine Romanze von Tieck, daß er die unvergleichlich schönen, deutschkräftigen im „Getreuen Eckardt" kennt. Den Maler Müller lobt er. Immerhin. Gegen Bürger ist er aber um so ungerechter, als er den Schiller'schen Balladen vor allen, selbst vor Göthe's den Vorzug gibt, weil ihm der letztern Gegenstände zu wenig handgreiflich sind. Daß er an Schiller's Balladen die malerische Diction, die Reflexionen (the contemplative) besonders hervorhebt, begreifen wir nicht. Als Muster und Vorbilder zu Balladen stehen doch unstreitig die alten, altenglischen, altspanischen, altdeutschen da. Die altenglischen kennt er gewiß. Findet sich aber in diesen, in dem echten Balladentone, eine Spur von den reflectirenden Auswüchsen des Schiller'schen? Man verstehe wohl, wir achten die Schiller'schen Balladen sehr. Aber in reinerm Geschmack, als die höchste, in unergründliche Gedankentiefe getauchte Veredlung des alten echten Balladentones, erscheinen doch die Göthe'schen. Daß sich damit das Derbe, Materielle der Bürger'schen nicht verträgt, versteht sich von selbst. Aber sind nicht unter den alten Balladen auch viel zartere, die aus der Welt der Einbildung nicht in die wirkliche übergehen? Hält sich nun Uhland mehr an Göthe als an Schiller, so hat er eben Recht. Und es ist gewiß ein hohes Lob, wenn man ihn dereinst als den reinsten, kräftigsten Nachhall des von Göthe angeschlagenen Tones nennen kann; wiewol der Ton doch immer nur Nebensache bleibt, und nicht zu vergessen ist, daß eben die höchste Weihe der Göthe'schen Balladen, von der bei Schiller keine Rede sein kann, in der Conception beruht, die nicht wohl nachgeahmt werden möchte. 153.

Walter Scott über „Eugen Aram".

Als W. Scott in Rom war, hat er einen seiner Landsleute um eine englische Lecture. Unter dem kleinen Büchervorrathe, den dieser besaß, wählte er etwas vom Verf. des „Pelham" und erhielt darauf „Eugen Aram". Als nach wenig Tagen W. Scott dies Buch zurückgab, versicherte er, seitdem er England verlassen, habe ihn nichts so viel Vergnügen gemacht. Er sprach dann noch viel über Bulwer und seine schriftstellerische Thätigkeit und äußerte u. A., nachdem er seinem letzten Werke die größten Lobsprüche ertheilt hatte: „Ich kann mir kaum einen größern Beweis von Talent denken als der ist, wenn ein Autor zum Stoff seiner Erzählung Begebenheiten wählt, die fast allen seinen Lesern bekannt sind und dennoch so außerordentliches Interesse dafür zu erregen weiß. Das ist der einzige Fehler dieses Buches", setzte er lächelnd hinzu, „ich las daran bis spät in die Nacht, konnte es aber nicht aus der Hand legen, und es hat mich zwei Mal um den Schlaf gebracht."

Eine Flugschrift: „A call to women of all ranks in the british empire, on the subject of the national debt" (London 1832), fodert alle britischen Frauen auf, durch freiwillige Gaben und periodische Beiträge einen Theil der Nationalschuld zu tilgen. Das Wie u. s. w. wird sehr ausführlich darin erörtert. S.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonnabend, — Nr. 33. — 2. Februar 1833.

Ueber das Schulwesen im britischen Indien.

(Beschluß aus Nr. 32.)

Für die niedern Volksschulen ist im Allgemeinen seit 1817 die Calc. schoolbook society durch Verbreitung von nützlichen Elementarbüchern, an deren Genauigkeit freilich Manches zu tadeln wäre, besonders thätig, und Bombay sowol als Madras sind mit einer ähnlichen Einrichtung gefolgt. Die Gesellschaft erfreute sich sofort bei ihrem Auftreten der reichsten Unterstützung von Seiten der Hindus, denn unter 200 Subscribenten hatten 80 reiche Eingeborene auf das Freigebigste beigesteuert. Vom October 1825 bis December 1827 waren 28,668 Schulbücher ausgegeben und dafür jährlich 6425 Rupien eingenommen, wozu Lord Amherst bei seiner Abreise noch 1000 Rupien schenkte. In den Jahren 1829 und 1830 brachte der Verkauf 10,000 Rupien ein, jedoch bemerkte man eine geringere Theilnahme der Hindus; nach englischen Büchern war große Nachfrage. Die eben genannte Gesellschaft bildet einen engern Ausschuß der allgemeinen Calc. school oder education society, welche über sämmtliche Elementarschulen zu Kalkutta die Aufsicht führt. Sie hat sich neben Privatunterstützungen eines Zuschusses vom Gouvernement zu erfreuen, und der Generalgouverneur selbst hat ihr einen jährlichen Beitrag von 1200 Rupien zugesichert; wiederum aber sind es größtentheils die Eingeborenen, welche am meisten subscribirt haben und die meisten Schulen freiwillig unterhalten. Der vierte Bericht des Secretairs Radakant Deb vom Jahr 1825 ist hier von großem Interesse. Er habe, sagt er, die sämmtlichen Schulen Kalkuttas, damals 166 an der Zahl, in vier Bezirke abgetheilt und vier Babus oder vornehme Hindus zu Oberinspectoren, gleichsam Schulräthen, ernannt, um sie beständig revidiren zu können; 85 von jenen Schulen seien gegenwärtig unter der Patronschaft der Schulsocietät, 30 Privatschulen hätten sich in die übrigen aufgelöst; er habe überdies wieder 17 bramanische Religionslehrer durch eigne Ansicht der Schulbücher überzeugt, daß keine religiösen Gegenstände darin zur Sprache kämen. Bei einer Centralversammlung im Hause des Gopi Mohan Deb (Februar 1827) belief sich die Zahl der Schüler auf 2000, von denen 200 zugegen waren, um Preise, meist in englischen Büchern, zu erhalten. Die Fortschritte in der griechischen, römischen und englischen Geschichte wurden bedeutend gefunden, das Examen wurde Englisch und Bengalisch vor einer großen Menge von vornehmen Indiern abgehalten. Es mangelte jedoch für die meisten Schulen noch an eignen Gebäuden und der Unterricht fand in den Wohnungen reicher Hindus statt; aber der Uebelstand, daß früher die Knaben nach dem Range und der Kaste einzeln unterrichtet werden mußten, hatte sich bereits in den meisten dieser indigenous schools gehoben, denn es war nunmehr ein gemeinschaftlicher Unterricht nach der Classenordnung eingeführt. Die meiste Frequenz hat die Arpulyschule, in deren höhern Classen ein Pandit und vier einheimische Lehrer unterrichten; sie zählte 1829 225 Knaben, welche bei der Prüfung besonders in der Geschichte, Geographie, der neuern Statistik von Europa und im Englischen gute Kenntnisse zeigten. Eine wichtige, für sich bestehende Bürgerschule, welche jedoch mit der Societät in Verbindung steht, ist noch zu nennen, die Anglo-indian school oder college. Sie zählt über 400 Schüler aus den ersten Ständen der Hindus, ist in 17 Classen nach dem großen Umfange ihrer Lehrgegenstände getheilt, denn sie geht von den Leseübungen aufwärts zu allen Hauptdialekten Indiens und zu den Wissenschaften Europas über, sodaß unter Anderm Mechanik, Optik, Hydraulik und Chemie gelehrt werden, und bei dem jährlichen Examen 1827 das erste Buch des Euklid ins Bengalische übersetzt wurde. Einheimische leiten auch hier fast Alles; Babu Prasannakumâr Thakur hielt bei einer Prüfung (14. Januar 1825) eine schöne Dankrede an den Präsidenten Harington für den freundlichen Besuch, und Babu Kasikant Ghosal schenkte bei dieser Gelegenheit dem Comité 20,000 Rupien zum Behuf des Schulwesens. Von den Fortschritten der Schüler mag es einen Beleg geben, daß im Jahr 1828 ein junger Hindu, Krishna Mohan Banerji, in Gegenwart des Lord Bentinck die Ursachen und Folgen der Kriege der weißen und rothen Rose gründlich auseinandersetzte, und ein anderes Mal (1831) der Secundaner Ramtonu Lahori von dem Umsturze des römischen Reiches durch den Einfall der germanischen Völker sprach. Was aber dieser Schule noch ein besonderes Interesse verleiht, ist, daß sie durch den merkwürdigen Rammohun Roy unter dem Namen Vidyâlaya (wissenschaftliches Institut) gestiftet und anfänglich unterhalten wurde, durch jenen Phil-

anthropen Hindostans, dessen Ruf lange zu dem gebildeten Europa herübergeklungen war, bevor ihn selbst ein unersättlicher Durst nach Wissen an die englische Küste trieb. Rammohun Roy würde selbst in einem civilisirten Lande die Aufmerksamkeit auf sich ziehen, denn er ist in der That keine gewöhnliche Erscheinung. In der Bramanenkaste von sehr religiösen und streng orthodoxen Aeltern geboren, hat er die erste Entwickelung seines raschen Geistes nur sich selbst und dem Studium der Sanskritliteratur zu danken, und sein ganzes Streben ist seitdem auf die moralische Besserung seines Volkes bedacht gewesen. Sein erstes Augenmerk war auf die Sattis und den entarteten Cultus gerichtet; er wies aus den ältesten Schriften nach, daß die Witwenopfer nicht geboten, dagegen aber die reinste Lehre von dem höchsten Wesen in denselben enthalten sei, und legte nun auch in mehren englischen Abhandlungen die Beweise einem auswärtigen Publicum dar. Die Schriften des Rammohun Roy lassen den feingebildeten, philosophischen Geist nicht verkennen: er verfaßte eine bengalische Grammatik, übersetzte mehre Upanischads, trat polemisch gegen das Christenthum auf und bewog durch diese in mündlicher Unterhaltung erörterten Tractate den Missionar Adam, seiner Sekte, welche in Bengalen sich auszubreiten anfängt, sich anzuschließen. Sie hat bereits einen eignen Tempel zu Kalkutta mit einem einfachen Gottesdienste, welcher sehr dem christlichen sich nähert; es werden Hymnen gesungen, Gebete aus den Vedas verlesen, sodann eine Predigt über eine Stelle der Veden vorgetragen und der Cultus mit abermaligen Gesängen geschlossen. Zum Christenthume selbst jedoch war Rammohun Roy noch vor seiner Abreise nach England nicht übergetreten, und eine kalkuttaer Zeitung beklagt es bitterlich, wie nun wol durch die neue Sekte alle sanguinischen Hoffnungen, welche man von jenem Manne gehegt, vereitelt werden dürften. Seine Reise ist sehr verschieden beurtheilt worden: er sollte bald als Botschafter eines Fürsten von Delhi, bald im Dienste der Compagnie abgesandt sein; in London lebt er mit seiner eignen Dienerschaft als vornehmer Privatmann im Regentspark und beschränkt seinen Umgang größtentheils auf die Unitarier, besonders Mr. Y....., welche seinem Glauben nahe stehen, obgleich sein einnehmendes Aeußere alle Herzen gewinnt.

Gegen die Erziehung des weiblichen Geschlechts, um zu unserm Gegenstande zurückzukehren, haben die Hindus sich am wenigsten gesträubt, denn es liegt keineswegs in dem altindischen Systeme, das Weib herabzusetzen. In den alten Schriften des Volkes spiegelt sich im Gegentheile die reinste und höchste Achtung gegen das Weib, und es ward bereits auf die feinste Weise gebildet, mußte Lesen, Schreiben, Malen, Singen, Tanzen und Dichten lernen, als noch bei andern Nationen die größte Barbarei auf dieser „schönern Hälfte des Menschengeschlechtes" ruhte; ja, mehr als ein Mal sind in den alten Schulen zu Benares und Dugein Frauen als Lehrer aufgetreten, und die moralischen Schriften der Avpar genießen noch gegenwärtig in der tamulischen Literatur eines großen Ansehens. Daher finden die Mädchenschulen, Native female schools, unter den Indiern eine schöne Anerkennung und werden durch reichliche Beiträge unterstützt. Sie stehen unter der Aufsicht und Leitung eines würdigen Frauenvereins mit Lady Bentinck an der Spitze; die Damen Kalkuttas und der Umgegend sehen zu der jährlichen Prüfung eine Menge von Handarbeiten ein, deren Ertrag zu den Fonds geschlagen wird, und schon durch diese allein gingen im Jahre 1825 1300 Rupien ein, 700 im Jahre 1828, sowie 1100 Rupien im Jahre 1829. Außerdem fallen die Collecten glänzend aus, und der reiche Buddinâth Roy schenkte im December 1825 unter einer zierlichen Anrede an Lady Amherst 20,000 Sicca Rupien zum Behufe eines neuen Centralgebäudes, dessen Grundstein von dieser Dame am 18. Mai 1826 in Newsquare in Gegenwart vieler Hindus feierlich gelegt wurde. Auf diese Art stieg die Zahl der kalkuttaer Mädchenschulen in einem Jahre von 22 auf 30, welche, in vier Bezirke vertheilt, von der Centralschule und Commission geleitet werden. Mehre Institute sind in der Umgegend entstanden, unter andern in Burdwan, Birbhum und Dakka; eine Benevolent institution von etwa 100 Mädchen wurde von Mrs. Wilson und Yates unternommen, und 25 Erzieherinnen konnten schon 1828 diesen Instituten entnommen werden. Der Unterricht beschränkt sich in allen auf Lesen, Schreiben, Religion und Handarbeiten; aber der Ruf dieser Anstalten wird durch ihre Zöglinge weiter verbreitet, und schon haben achtungswerthe Mohammedaner, welches viel sagen will, sich erboten, jenseits des Ganges ähnliche zu gründen.

Werfen wir zuletzt noch einen Blick auf die Fortschritte der Bildung im übrigen Hindostan, so ist zuvörderst das Serampur college zu nennen, welches zwar für Missionare bestimmt ist, aber durch das Hineinziehen des Griechischen, Lateinischen, Sanskrit und der Mathematik in den Lehrkreis einen rühmlichen Aufschwung vor andern Colleges dieser Art nimmt. Die Zahl der Zöglinge übersteigt selten 50, sodaß der Director Marshman sie fast allein leiten kann; für den Orientalisten dürfte es von Interesse sein, daß Hr. Marshman durch lange Erfahrung bei dem grammatischen Unterrichte die indische Methode am bewährtesten gefunden hat: er beginnt mit einem Texte, am liebsten mit kurzen Sentenzen, und wendet darauf die Regel des Vopadeva an, ohne durch das Memoriren des ganzen Paradigma die Schüler zu ermüden. Ref. geht denselben Weg nach europäischen Principien mit gleichem Nutzen.

In Bombay endlich besteht eine ähnliche Erziehungs- und Schulbuchsocietät wie zu Kalkutta; nur hat diese mit mehren Volksdialekten, Persisch, Hindostanisch, Guzuratti-sch und Mahrattisch, zu kämpfen. 1827 waren 16 Elementarwerke in 17,000 Abdrücken, 1828 in 12,000, und 1830 40 Werke in 13,000 Exemplaren gedruckt. Die Zwecke sind hier dieselben: die Eingeborenen durch das Medium ihrer Mundarten mit den europäischen Wissenschaften bekannt zu machen und durch humanen Unterricht ihre Vorurtheile zu tilgen, ohne diesen zu nahe zu treten, und die Fortschritte sind hier ebenso erfreulich, die Bei-

tröge der Hindus ebenso reichlich. Im Mai 1825 wurde der Grundstein zu einem neuen Schulgebäude in Byculla gelegt, und man konnte 128,973 Rupien auf die Anlage von Schulen überhaupt verwenden, welche, mit geräumigen Spielplätzen versehen, einzeln 200 Schüler fassen sollten. Das vorjährige Einkommen war 37,049 Rupien gewesen, im Jahre 1828 nur 29,898 R., im folgenden Jahre wieder 33,389, welche sofort von einem Indier mit 1000 Rupien vermehrt wurden, als er gehört, daß die Summe nicht reichen würde. Als im Jahre 1827 der Gouverneur Elphinstone seinen Posten zu verlassen im Begriffe stand, traten die vornehmsten Hindus unter dem Vorsitze des Madhow Das Ramchoddas zusammen, um ihren Dank für die Verbesserung des Schulwesens darzubringen, und unterzeichneten eine Summe von 52,276 Rupien, aus welcher drei neue Lehrstellen (Elphinstone professorships) gegründet werden sollten, wenn das Portrait des Gouverneurs davon angefertigt sei; zwei Männer, welche ihren Namen nach Parsen waren, Framji Cawasji Banaji und Jemshidji Jijibhoy trugen allein 14,000 Rupien bei: gewiß ein schöner Zug einer zarten Dankbarkeit, welche die Indier von jeher ausgezeichnet. Bei einer Generalversammlung (8. März 1828), an welcher der Gouverneur Malcolm, der Nabob von Surate als Vicepräsident der Erziehungsinstitute und viele Einheimische Theil nahmen, wurde berichtet, daß die Schulen von Bombay sich einer reichen Frequenz erfreuten, und daß auch in Punah und Kaira Institute im Entstehen seien; 14 Lehrer waren bereits im vorigen Jahre in das Dekkan, sowie zehn nach Guzurat befördert worden. Sie erhalten 20 Rupien monatlichen Gehalt und freie Reisestation; gefodert wird von ihnen, daß sie ihre Muttersprache grammatisch verstehen, die currenten Schriftzüge sowie Devanagari, worin die Societät mit Recht ihre Werke druckt, lesen und schreiben, die vier Species kennen und besonders praktische Lehrfähigkeit besitzen. Wir übergehen die Schulen der Marine, die Militairschulen, die Taubstummen- und Lehrburscheninstitute und setzen voraus, daß unsere gedrängte Schilderung der neuaufkeimenden Cultur bei den gutherzigen Hindus hinreichend sei, um den Freund des Menschenwohles ebenso zu erfreuen, als es den Briten entzücken mag, wenn er bei den Prüfungen das „God save the King" aus dem Munde der indischen Jugend singen hört. 160.

Ueber Lebensversicherungen und andere Versorgungsanstalten. Von J. J. Littrow.

(Beschluß aus Nr. 32.)

Wenn jedoch der Staat sich der Leitung der Versorgungsanstalten nicht unterziehen kann oder will, so muß wenigstens den Betheiligten klar und deutlich gesagt werden, daß sie im Fall des Mißlingens des Unternehmens durchaus keine Garantie haben, daß mithin ihre einzige Sicherheit auf der Richtigkeit der dem Institut zu Grunde liegenden Rechnung beruht. Da jedoch Berechnungen von Versorgungsanstalten unter die sogenannten Probabilitätsrechnungen gehören, wo nicht wie bei andern arithmetischen Problemen aus der Kenntniß gegebener Größen unbekannte abgeleitet werden, sondern vielmehr die dem Calcul zu Grunde liegende, als bekannt angenommene Größe, nur hypothetisch festgestellt, aus Vermuthungen hergeleitet ist, so folgt hieraus, daß das Ergebniß der Rechnung auch nur insofern mathematische Gewißheit gewann, als jene die Grundannahme bedingende Hypothese durch die Erfahrung bestätigt wird. Die Bestimmung, wie lange ein specieller Mensch noch leben werde, ist natürlich und zwar glücklicherweise völlig problematisch, dagegen läßt sich aus der Erfahrung allerdings abstrahiren, in welchen Stadien des Lebens eine gewisse Quantität zugleich geborener Menschen, z. B. eine Million, nach und nach abzusterben pflegen, aus welchen Beobachtungen man die sogenannten Mortalitätstafeln bildet, welche demnach anzeigen, welches Alter ein eben geborener oder in einem bestimmten Alter befindlicher Mensch dem mittlern Durchschnitt nach zu erreichen habe. Auf diesen Mortalitätstafeln beruht die Berechnung aller Versorgungsanstalten, und ihre Angaben sind die als bewährt angenommenen hypothetischen Größen, welche das Institut begründen. Je längere und genauere Beobachtungen diesen Mortalitätstafeln zu Grunde liegen, um so mehr wächst die Probabilität ihrer Richtigkeit, sodaß durch lang fortgesetzte Untersuchungen man endlich eine solche Menge von Erfahrungen sammeln kann, aus denen Mortalitätstafeln zu fertigen sind, deren wahrscheinliche Richtigkeit der Gewißheit gleichzusetzen ist. Indessen sind wir noch nicht auf dieser wünschenswerthen Stufe; denn genaue Todtenlisten, Volkszählungen u. dergl. sind erst in neuester Zeit entstanden, da unsere guten Vorfahren, ähnlich dem Gott der jüdischen Mythe, welcher den ihm sonst wegen Tanz und Gesang wohlgefälligen König David für das vernünftige Unternehmen, sein Volk zu zählen, zwischen Krieg, Pest und Hungersnoth wählen ließ, dergleichen arithmetische Statistik nicht sehr liebten. Daher sind unsere besten Mortalitätstafeln immer noch eine sehr hypothetische Grundlage, und es bedürfen die auf ihre Richtigkeit gegründeten Institute einer häufigen Vergleichung mit der Erfahrung, damit die erste Abweichung des praktischen Resultats von dem berechneten sofort erkannt werde, bevor die nothwendig in steigender Progression wachsende Irrung jede Abhülfe unmöglich macht. Diese Vergleichung der Erfahrung mit der Theorie besteht in einer klaren, öffentlich vorgelegten Bilanz des Kassenverhältnisses, nicht, wie es jetzt meistens bei solchen öffentlichen Rechnungsablegungen der Fall ist, in einer Darstellung des augenblicklichen baaren Kassenbestandes, sondern vielmehr in einer Ergründung des gegenwärtigen Activ- und Passivbestandes des Instituts. Zu dem Activbestand gehört außer dem baaren Geldvorrath der gegenwärtige Werth aller noch künftigen Beiträge der bereits bestehenden Mitglieder, d. h. diese künftig zu erwartenden Beiträge, auf den Werth discontirt, den sie im gegenwärtigen Augenblick haben, während alle gegenwärtigen und künftigen Pensionen, ebenfalls auf den Werth in der Gegenwart discontirt, den Passivbestand bilden. Die Differenz des Activ- und Passivbestandes zeigt den gegenwärtigen Besitzstand des Instituts. Nur auf solche Art ist es bei der nothwendigen Unvollkommenheit der Mortalitätstafeln zu erkennen, ob der zu rasch wachsende Besitzstand der Anstalt eine Herabsetzung der Beiträge gestatte, oder umgekehrt die Verminderung des Besitzes zu einer Modification der Organisation der Anstalt nöthige. Eine solche vollständige Ergründung des wahren Besitzstandes ist höchst wichtig bei allen Versorgungsanstalten, ganz unerläßlich aber bei denen, welche kein unter Leitung und Garantie des Staats stehendes Institut sind, und zwar um so mehr, als nicht nur die genauesten Mortalitätstafeln durch Zufälligkeiten, wie z. B. die Impfung der Schutzblattern der Fall war, aufhören können die bisherige Richtigkeit zu haben, sondern auch, außer den nothwendig mehr oder weniger hypothetisch bleibenden Mortalitätstafeln, in dem willkürlich angenommenen Zinsfuß, zu welchem die Anstalt die bei ihr niedergelegten Summen benutzen kann, eine neue unbestimmte Größe in die Berechnung kommt, welche mit den durch keine Arithmetik zu ergründenden politischen Conjuncturen steigt und fällt.

Es schien mir passend im gegenwärtigen Augenblick, wo das erblühende Staatsleben vieler constitutionnellen Staaten der Hoffnung Raum gibt, daß die so unendlich wichtigen Versorgungsanstalten immer mehr den vielfachen Zufälligkeiten, welche jetzt ihre Existenz gefährden können, entzogen, auf die mit steigender Cultur stets genauer werdenden Berechnungen basirt und mit dem allgemeinen Staatsinteresse, von dem sie einen so wesentlichen Zweig bilden, ganz vereinigt werden mögen, über die einfachsten Grundregeln dieser Institute einige Worte zu sagen, weil grade diese häufig so sehr vernachlässigt werden. Bei Errichtung solcher Lebensversicherungs- und Versorgungsanstalten wird das oben angekündigte Werk von großem Nutzen sein. Die erste Abtheilung desselben enthält allgemeine Bemerkungen über diese Anstalten, rügt die dabei häufig obwaltenden Fehler und sagt vorzüglich über die in England vorhandenen Institute solcher Art viel Belehrendes. Die zweite Abtheilung enthält die Berechnungen, worauf diese Anstalten basirt sind, mithin die eigentliche Lehre über dieselben. Die Resultate sind, wie sich erwarten läßt, nicht nur richtig, sondern geben auch bequeme Schemas zu ähnlichen Rechnungen bei abgeänderten Verhältnissen. Nur möchte ich hier bemerken, daß ich bei der arithmetischen Entwickelung dieser Resultate, wodurch dem Leser die Wahrheit derselben anschaulich gemacht werden soll, insofern getäuscht worden bin, als man, wenn ein Mathematiker höherer Art über einen solchen Gegenstand schreibt, eine vollkommene Deutlichkeit verlangt, wie sie z. B. Euler in seinen Schriften, welche deshalb für den Lehrer und Schüler gleich belehrend sind, auf erfreuende Art an den Tag legt, im vorliegenden Werk jedoch in dieser Hinsicht Einiges zu wünschen übrig bleibt. Für den Mathematiker, welcher nur der Rechnung selbst folgt, ohne sich um die Worte, welche den arithmetischen Proceß erklären, zu bekümmern, sind Undeutlichkeiten im Ausdruck nicht störend, aber um so mehr für Den, welcher mit weniger mathematischen Vorkenntnissen ein ihm unbekanntes Gebiet betritt. So will z. B. der Verfasser S. 64 eine Reihe Cm entwickeln, deren Glieder die Zahl derjenigen Personen ausdrücken sollen, welche von 1000 zugleich geborenen Individuen successiv nach m, m + 1, m + 2 u. s. w. Jahren noch am Leben sind, welche Reihe bis zu dem Jahre fortgeführt wird, wo das nächste Glied = 0 wird, weil sämmtliche 1000 zugleich geborene Personen endlich gestorben sind. Diese Reihe definirt der Verf. dahin: „Die Zahlen dieser Columne zeigen also an, daß von 1000 zusammen Geborenen nach m Jahren noch eine Anzahl gleich Cm solcher Personen leben, die entweder m Jahre oder auch noch älter sind", welches offenbar eine contradictio in adjecto ist, denn von 1000 zusammen Geborenen sind die nach m Jahren annoch Lebenden sämmtlich m Jahre alt, eben weil sie in einem und demselben Jahre geboren sind. Wenn ich daher die zweite Abtheilung des Buchs nicht so populair verfaßt finde, als dieser Gegenstand behandelt werden kann, so ist sie dennoch jedem mit Berechnungen ähnlicher Art sich beschäftigenden Mathematiker sehr zu empfehlen, und äußerst interessant sind die beigefügten Tabellen, welche theils die muthmaßliche Lebensdauer, in Bezug auf verschiedenartige Verhältnisse berechnet, theils frühere Erfahrungen darstellen, worauf die bestehenden Institute der angegebenen Art berechnet sind. 86.

Harald und Elsbeth, oder das Zeitalter Johann's des Schrecklichen. Romantisches Originalgemälde aus der Geschichte des 16. Jahrhunderts von W. v. Oertel. Zwei Bände. (Petersburg 1831.) Leipzig, Brockhaus. 12. 2 Thlr. 8 Gr.

Diese ziemlich gewöhnliche historisch-romantische Geschichte zeichnet sich durch nichts von den tausend und ein Productionen dieser Art aus, an denen unser fruchtbares Vaterland so reich ist, als etwa durch den Grund und Boden, auf dem diese Frucht gewachsen ist. Sie kann uns den Maßstab Dessen geben, was die deutsche Tagesliteratur unter dem 60. Breitengrad noch etwa hervorzubringen im Stande ist. Hier geht die mittlere klimatische Wärme, welche die deutsche Zunge braucht, um beredt zu werden, nach und nach auf den Nullpunkt zurück und die deutschen Productionen Rußlands empfinden und zeigen diese klimatische Ungunst. Wir wüßten keinen in Rußland erschienenen deutschen Roman, dem nicht auf fühlbare Art Feuer und rascher Blutumlauf fehlte (Klinger's Romane wurden in Deutschland entworfen), und was unsere Landsleute in Petersburg zu eignem Landesverbrauch hervorbringen, mag ihnen selbst genügen, aber über der Grenze wird es selten gesucht oder begehrt.

Der vorliegende Roman gehört der großen Classe von Mittelgut an, das man keinem Lande beneidet. Die Elemente zu einer guten Erzählung sind da, aber sie nehmen keine recht gefällige Form, keine recht bedeutende Gestalt an. Johann Wasiljewitsch, der große, zeitgemäße, aber schreckliche Zar, der in unbewachter Zornesaufwallung seinen eignen Sohn erschlug, der Befreier Rußlands von tatarischer Waffengewalt; dann sein Günstling Boris Godunow; die Gefangenschaft des Heermeisters Fürstenberg in Moskau; die deutsche Gesandtschaft dahin und des jungen, edeln Grafen Falkenegg Liebe zu Elsbeth White, des Büchsenschmieds und Mechanicus Tochter, welcher White sich jedoch als der geflüchtete Graf Whitecastle ausweist; hiernächst die Gestalt des holländischen Doctors Elisäus Bomhoel, eines Schändlichen, der sich in den Besitz der Gunst des Zaren gesetzt und die frechsten Schandthaten erlaubt, und der junge Boris, den wir hier nur von seiner edeln und ritterlichen Seite kennen lernen: all Dieses sind unstreitig Elemente und Daten, die in Verbindung mit Sitte und Geschichte des neu erwachenden Rußlands, leicht ein gutes und angenehmes Gemälde geben könnten. Aber diese Elemente stehen roh nebeneinander und treten unter sich in kein rechtes und lebendiges Spiel. Der Rahmen ist da, aber es fehlt an den lebendigen Gestalten in ihm. Das Laster und die Tugend — Bomelius und Falkenegg — kämpfen etwa mit eben den Waffen gegeneinander wie in den Ritterromanen der weiland berühmten Cramer-Spieß'schen Schule; das Beispiel W. Scott's ist für den Verf. verloren, und für die feinere, wahrheitsgemäßere Colorirung seines Bildes hat er ebenso wenig gethan, als eine große Anzahl von Novellisten diesseit des Niemens zu thun gewohnt ist.

Das Ganze ist gut und leicht geschrieben, und gegen den Styl haben wir wenig Ausstellungen; es liest sich auch ganz angenehm und leicht und hat also einen offenbaren Vorzug vor vielen historischen Romanen eigentlich deutschen Ursprungs. Die Verwickelungen lösen sich ganz befriedigend, und das fürstliche Sendschreiben des Zars Boris an den nach Deutschland heimgekehrten Grafen Falkenegg beschließt die Geschichte auf eine vollkommen erwünschte Weise. Zu größern Erwartungen berechtigt diese Erzählung jedoch nicht, und höhere Ansprüche der Kunst erfüllt sie nicht. Was wir vor allen Dingen in ihr suchten, Schilderung des Sittenzustandes in Rußland unter dem gewaltigen Zare Wasiljewitsch, Darstellung der Sittenumkehr, die sich in dieser Zeit in seinem Reiche ankündigt, das fanden wir nicht, wenngleich uns der Verf. einiges Interessante von dem Institut der Opritschniks, aus welchem wol die Strelitzen hervorgingen, erzählt und einige Züge der Regierungsweise durchblicken läßt, welche andeuten, daß der Zar kein so vollkommener Autokrat war, wie man gewöhnlich annimmt, und daß er selbst seine Ehre darein setzte, kein Russe von Stamm, sondern deutscher (bojarischer) Herkunft zu sein. Wir verlangten mehr aus dieser Region, und der Verf. gibt uns wenig. Indessen bleibt ein lesbarer und unterhaltender Roman zurück, und dies ist auch vielleicht Alles, was er zu geben die Absicht hatte. Der Druck ist reiner, als gewöhnlich bei deutschen Büchern, die aus Rußland kommen, der Fall ist. 89.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonntag, — Nr. 34. — 3. Februar 1833.

Die schöne Literatur Europas in der neuesten Zeit, dargestellt nach ihren bedeutendsten Erscheinungen. Vorlesungen, gehalten vor einer gebildeten Versammlung von D. L. B. Wolff. Leipzig, Breitkopf und Härtel. 1832. Gr. 8. 3 Thlr.

Trotz der vielen Journale und Zeitschriften, welche, gleich ebenso vielen schnellsegelnden Paketbooten, aus allen Theilen des gebildeten Europas, wöchentlich und fast täglich nach Deutschland steuern, um, befrachtet mit den neuesten literarischen Producten unserer nähern oder entferntern Nachbarn, unsern unersättlichen Heißhunger zu stillen, ist es dennoch schwer und eben wegen der wogenden Fülle, die sich auf dem Marktplatz sammelt, ganz besonders schwer, nur einigermaßen die flüchtigen Blüten der Poesie anderer Länder zu einem übersichtlichen Kranze zu ordnen. Wie die politische und die mercantilisch-industrielle Welt ist auch die literarische in einem fieberhaften Zustande, welcher zwar neue und immer neue Erscheinungen hervorruft, wobei aber die wechselnden Gestalten, wie in einem heraufbeschworenen Geistergewimmel, ewig einander decken und verdrängen, sodaß es nur selten einem sich auf Stelzen Erhebenden auf Augenblicke, noch seltener einem wahren Riesen gelingt, sich über die Köpfe der Menge zu erheben und die Aufmerksamkeit bleibend zu fesseln. Sie dringen heran an die Literaturzeitungen, die Journale, die Reviews, die Conversationsblätter, um in diese leichten Kähne aufgenommen und selten nur in das Elysium der Nachwelt, meistens in die öden Steppen der Vergessenheit hinübergeführt zu werden. Sie drängen sich an den bärtigen (?) Charon (Rec.) und hören nur zu oft von ihm die Schreckensworte:

Non isperate mai veder lo cielo,
Io vegno a menarvi all' altra riva
Nelle tenebre eterne.

Bei diesem verwirrenden Treiben müssen wir es dem Hrn. Wolff allerdings Dank wissen, daß er die Mühe übernommen hat, die unzähligen Scharen der neuesten Dichter, nach Völkern und Gattungen und Arten wohlgeordnet, vor unserm geistigen Auge vorüberzuführen; daß er mit freundlicher Hand bald Diesen bald Jenen näher bezeichnet, ihn vor unsern Blicken festhält und die minder bekannten Töne der uns fremden Zungen in verständlicher deutscher Rede erklingen läßt; und wir wollen nicht allzu streng mit ihm rechten, wenn sich auch bei genauerer Prüfung finden sollte, daß er nicht immer, gleich den Schwänen des Ariost, nur die für die Unsterblichkeit Bestimmten heraushebt, sondern auch wol bei manchem Namen verweilt, der trotz seiner Bemühungen durch eigne Schwere unwiederbringlich in die Fluten der Lethe zurückfallen wird.

In 21 Vorlesungen, vor einem gebildeten Kreise von Männern und Frauen in Jena gehalten, führt uns Hr. Wolff durch alle Länder Europas, ohne auch nur die sonst am wenigsten berücksichtigten zu übergehen. Von diesen 21 Vorträgen beschäftigen sich fünf mit Frankreich und sechs mit England, wogegen Holland, Spanien, Italien, Portugal, Rußland, Ungarn, Dänemark, Schweden, Polen und Deutschland jedes mit einer Vorlesung abgefertigt werden. Man sieht wol auf den ersten Blick, daß hier nicht sowol der innere Reichthum des Gegenstandes, als vielmehr Vorliebe für einige Sprachen und vertrautere Bekanntschaft mit ihnen, die Wahl und die Behandlung bestimmt haben. Der Gang der Vorträge aber ist der, daß zuerst eine Uebersicht und Geschichte der ältern Literatur jedes Volks, am ausführlichsten da, wo die Gegenwart am dürftigsten, gegeben wird; dann folgt die Aufzählung und Charakteristik der neuern Dichter, von welchen bald längere, bald kürzere Stücke in meist sehr gelungener Uebersetzung vom Verf. oder von Andern mitgetheilt werden. Dagegen ist nichts zu erinnern, und es sind namentlich die Uebersetzungen grade das Interessanteste am Buche, da der Hr. Uebersetzer mit großer Gewandtheit sich Gedanken und Form seiner Originale anzueignen weiß und ihnen sogar nicht selten, besonders einigen französischen Dichtern, eine Innigkeit und Gemüthlichkeit leiht, wonach sie selbst in ihrer spröden Sprache vergebens gerungen. Dagegen sind die Eingänge der einzelnen Vorlesungen, die Uebersichten der ältern Zustände offenbar zu mager ausgefallen. Es mag allerdings schwer sein, mit wenigen Zügen große, fruchtbare Zeiträume und ausgezeichnete Geister zu schildern; aber mit einigem Fleiße müßte es doch gelingen, ein einigermaßen treues Bild davon zu entwerfen: was uns aber hier geboten wird, das ist kaum mehr, als was jeder mit dem Gegenstande Vertraute ohne Vorbereitung in jedem Augenblick aus dem Gedächtniß zu geben im Stande wäre, wobei es nicht an Unrichtigkeiten und schiefen, oder wenigstens schief ausgedrückten Ansichten fehlt. Wer z. B. wäre im Stande, sich bei folgendem Satze,

Ankündigung und Einladung zur Subscription.

Die

europäischen Verfassungen

seit dem Jahre 1789

bis

auf die neueste Zeit.

Mit geschichtlichen Einleitungen und Erläuterungen

von

Karl Heinrich Ludwig Pölitz.

Zweite, neu geordnete, berichtigte und ergänzte Auflage.

In drei Bänden.

Erster Band, die gesammten Verfassungen des deutschen Staatenbundes enthaltend.

Zwei Abtheilungen.

Gr. 8. 78½ Bogen auf gutem Druckpapier. Subscriptionspreis: 4 Thlr. 20 Gr.

Leipzig, bei F. A. Brockhaus.

Unter dem Titel: „Die Constitutionen der europäischen Staaten seit den letzten 25 Jahren", gab Herr Geheimerath und Professor Pölitz zu Leipzig in den Jahren 1817—25, doch ohne damals sich zu nennen, bei dem unterzeichneten Verleger ein Werk in vier Bänden heraus, das die gesammten neuen europäischen Verfassungen seit der französischen Revolution bis zum Jahre 1824 umschloß. Das in den letzten Jahren neu erwachte Interesse für constitutionelles Leben hat den Vorrath der ersten Auflage bald erschöpft; Herausgeber und Verleger beabsichtigen daher jetzt eine zweite, neu geordnete, berichtigte und bis zum Jahre 1832 fortgeführte Auflage erscheinen zu lassen. Die neue Anordnung des Werkes beruht darauf, daß die einzelnen Reiche und Staaten nach ihren Verfassungen aufeinander folgen, so daß z. B. sämmtliche Verfassungen innerhalb des deutschen Bundes, sowie sämmtliche in Frankreich, den Niederlanden, Polen ꝛc. nacheinander ins Leben getretene Verfassungen auch unmittelbar nacheinander dargestellt werden. Die Berichtigungen werden theils die geschichtlichen Einleitungen, theils die Revision des abgedruckten Textes betreffen. Die Ergänzung endlich ist dafür bestimmt, daß alle seit dem Jahre 1824 erschienene Verfassungsentwürfe und Verfassungen bis zum Jahre 1832, auf gleiche Weise, wie in der ersten Auflage, mit geschichtlichen Einleitungen bevorwortet werden sollen. Die nach dem beendigten Drucke eines Bandes erscheinenden Verfassungen sollen entweder beim dritten Bande oder in Supplementheften nachgeliefert werden. Die amerikanischen Verfassungen werden später, sobald das constitutionelle Leben in den neuen Staaten dieses Continents fest begründet sein wird, erscheinen.

Durch eine veränderte Druckeinrichtung — für die Einleitungen, für die bestehenden und für die erloschenen Verfassungen werden dreierlei Lettern genommen — wird es möglich werden, die gesammten bereits in die erste Auflage aufgenommenen, wie die neu erschienenen Verfassungen in drei Bände zusammenzudrängen, von denen der erste

die sämmtlichen erloschenen und bestehenden Verfassungen des deutschen Staatenbundes

enthalten wird, worauf im zweiten Bande

die französischen, italienischen, niederländischen, spanischen und portugiesischen,

und im dritten

die übrigen neueuropäischen Verfassungen (Polens, Schwedens, Norwegens, Griechenlands ꝛc.) folgen sollen.

Ueber die Wichtigkeit dieses Werkes für Staatsmänner und Landtagsdeputirte, daß in der zweiten Auflage, die wie hiermit ankündigen, alle erloschene und bestehende Verfassungen enthält, ist es überflüssig, etwas zu bemerken, und die berühmte Name des Herrn Herausgebers bürgt dafür, daß die so wesentlichen geschichtlichen Einleitungen befriedigend abgefaßt sein werden.

Der unterzeichnete Verleger rechnet auf eine große Theilnahme des Publicums; der Bogen wird daher im Subscriptionspreise nur 1½ Gr. kosten. Der erste Band erscheint soeben, und die übrigen zwei Bände werden im Laufe des nächsten Jahres beendigt werden.

In allen Buchhandlungen des In- und Auslandes wird Subscription angenommen.

Leipzig, im Februar 1833.

F. A. Brockhaus.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Freitag, — Nr. 32. — 1. Februar 1833.

Zur Nachricht.

Von dieser Zeitschrift erscheint außer den Beilagen täglich eine Nummer und ist der Preis für den Jahrgang 12 Thlr. Alle Buchhandlungen in und außer Deutschland nehmen Bestellung darauf an; ebenso alle Postämter, die sich an die königl. sächsische Zeitungsexpedition in Leipzig, das königl. preuß. Grenzpostamt in Halle, oder das fürstl. Thurn und Taxische Postamt in Altenburg wenden. Die Versendung findet wöchentlich zwei Mal, Dienstags und Freitags, aber auch in Monatsheften statt.

Ueber das Schulwesen im britischen Indien.

Noch vor etwa zwanzig Jahren konnte die ostindische Compagnie mit vollem Rechte einer kalten Nachlässigkeit, welche sie in Bezug auf Bildungsanstalten in ihrem weiten Gebiete öffentlich an den Tag legte, beschuldigt werden, und sie wurde selbst eines Strebens, sich aller Erhebung der Eingebornen zu widersetzen, auf das Nachdrücklichste in britischen sowol als auswärtigen Zeitschriften angeklagt. Die Sache hat sich in neuern Zeiten, besonders unter den beiden würdigen Generalgouverneuren Minto und Bentinck und bei dem rastlosen Streben des hochverdienten Bischofs Heber bedeutend geändert; die eisernen Schranken, welche Abneigung, Vorurtheil, lange Gewohnheit und Knechtschaft geschmiedet hatten, sind endlich durchbrochen, und es ist für den Menschenfreund wahrhaft erhebend, die Fortschritte der gereiften europäischen Bildung in einem Lande zu beobachten, welches einst durch seine Civilisation für so viele Völker der alten Welt die Quelle gewesen hatte. Nur wenige Jahre sind hinreichend gewesen, um die Inder von der Ueberlegenheit der westlichen Cultur zu überzeugen; wir sehen sie anfänglich sich den Einflüssen und Fortschritten derselben entgegenstemmen, sodann ruhig, aber mit Verdacht und Unmuth derselben zuschauen, endlich aber mit einem Eifer sich heranbilden, der es deutlich beurkundet, daß sie die Vortheile einer Bildung im Stillen geprüft und nunmehr ernstlich bedacht sind, sich diese ebenfalls anzueignen. Die Pressen der Eingeborenen sind in beständiger Bewegung, Journale und altindische Classiker werden gedruckt, die besten Werke des Westen übersetzt und beispiellos wohlfeil verkauft; öffentliche Bibliotheken werden angelegt, zu Bombay wurde mit der größten Schnelle ein Gebäude dazu errichtet, und binnen 14 Tagen liefen über tausend gedruckte Werke und Handschriften ein; die meisten griechischen und lateinischen Classiker sind vorhanden, die Bibliothek ist Jedem zugänglich, und die Eingeborenen wetteifern mit den Briten, dieselbe zu benutzen; nach englischen Büchern ist die meiste Nachfrage, denn die gebildeten Hindus eignen sich vorzugsweise dieses Organ der Mittheilung an, um ihren Lehrern nicht nachzustehen. Was noch vor einem Decennium ein Wunder in der literarischen Welt gewesen wäre, das Dichtwerk eines Hindu in englischer Sprache, welche von seinen Mundarten so gänzlich verschieden ist, liegt gegenwärtig vor: „The shaïr (der Barde) and other poems by *Kasiprasad Ghosh*" (Kalkutta 1830), dem Lord Bentinck zugeeignet. Die Gedichte sind so vortrefflich und in einer so reinen Sprache, daß wir uns kaum enthalten können, eine Probe daraus mitzutheilen. Mehre englische Briefe an das Parlament, den Court of directors und einzelne Gelehrte sind vorhanden, welche wahrlich den Hindu nicht verrathen, und eine Kritik des Kasinath Ghose über Mill's Schmähungen des indischen Charakters geht mit gründlicher Gelehrsamkeit und mit Kenntniß der griechischen Schriftsteller auf die Sache ein. Die beiden Präsidentschaften Kalkutta und Bombay bilden gegenwärtig noch den eigentlichen Herd der aufblühenden Cultur, jedoch verspricht auch Madras nicht zurückzubleiben; allenthalben drängen die Indier nicht sowol ihre Kinder in die Schulanstalten, sondern sie tragen auch am reichlichsten mit ihrem Vermögen zur gedeihlichen Erhaltung derselben bei. Diese Freigebigkeit erstreckt sich ebenfalls auf andere Institute: im Jahre 1828 wurde eine Sammlung zur Ausbreitung nützlicher Kenntnisse in den schottischen Hochländern von eingeborenen Indiern durch bedeutende Summen vermehrt; im folgenden Jahre schenkte ein Indier von Morschidabad, welchem man die Rajahschaft (eine Art von Adel im gegenwärtigen Indien) ertheilt hatte, eine halbe Lak Rupien oder mehr als 5000 Pf. Sterl., um sie zur Einrichtung einer Dampfmaschine, einer Wasserleitung in Kalkutta und auf das

Bischofscollegium zu verwenden. Die schönsten Gebäude in Kalkutta erheben sich auf Kosten der Hindus, dahin gehört das prächtige Haus des Dvarkanath Tagore in der Damdamstraße und der weitläufige Palast des Rajah Buddinâth, in welchem er die vornehmsten Europäer mit glänzenden Gastmählern zu bewirthen pflegt: gewiß das beste Zeugniß von dem guten Vernehmen, in welchem die Vornehmsten des Volkes zu ihren Obern stehen. Züge dieser Art könnten noch in reicher Menge angeführt werden, allein wir beschränken uns hier auf die wichtigste Angelegenheit, nämlich den gegenwärtigen Zustand des Schulwesens in Indien und hoffen, daß einige Mittheilungen darüber, zu welchen besonders Referent sich verpflichtet fühlt, da er früher in die obige Klage mit eingestimmt, von Interesse sein werden.

Das älteste Institut zu Kalkutta, das Fort William college, von W. Jones gestiftet, bleibt von dieser Betrachtung, welche nur die jüngern Anstalten ins Auge fassen will, ausgeschlossen, denn es hat einzig und allein zum Zwecke, junge Engländer, welche als Schreiber in den Dienst der Compagnie treten wollen, in den Landessprachen auszubilden. Es reiht sich aber daran, um von den höhern Lehranstalten zu beginnen, da das Datum der meisten einzelnen Stiftungen sich aus den jährlichen Rapports kaum ermitteln läßt, das Sanskrit college zur Erhaltung und Belebung der vaterländischen Sprache und Literatur, zur Aufrechthaltung der alten Gesetze, insoweit sie mit der neuern Zeit bestehen können, besonders aber zur Erwerbung und Aneignung der europäischen Bildung, sodaß dieses Gymnasium ein wichtiges Band zwischen Indiern und Briten bildet. Die meisten Lehrer sind geborene Hindus, jedoch unterrichteten früher auch Shakspeare, Price, Wilson und andere ausgezeichnete Kenner des Sanskrit; bei den Prüfungen ist ein gemischtes Publicum von Pandits und Briten zugegen; Reden werden im Sanskrit gehalten, Uebersetzungen aus dem Englischen ins Sanskrit vorgelegt und vor dem Examen einzelne Acte aus den alten Dramen, z. B. „Mrichchhakati", von den Zöglingen dargestellt; im Februarexamen 1830 wurden Stellen aus dem Shakspeare mit richtiger Accentuation declamirt. Die Anstalt besteht durch Beiträge von Hindus mit Zuschüssen vom Gouvernement, sie trat 1824 ins Leben, und schon bei dem ersten öffentlichen Examen (15. Jan. 1825) wurden für 350 Rupien Bücher als Preise vertheilt: „Panini", „Mugdhabodha", „Sâhityadarpanam" und andere wichtige Werke der alten Literatur. Seit 1826 erhielt das College ein eignes Gebäude in Patâldangasquare und im Februar 1828 war sogar die Rede, den Kreis der Lehrgegenstände so bedeutend zu erweitern, daß fortan in einer medicinisch-anatomischen Classe ein vollständiger Cursus der Medicin auf europäische Weise sollte durchgemacht werden. Die Anstalt wird von den indischen Zeitungen häufig besprochen, von dem Blatte: „Timer Nasaka", welches die gute alte Zeit erhebt, natürlicherweise verdammt, von der bengalischen Zeitung: „Samâchâradarpana", die unter Mitwirkung der Missionare und im Interesse der britischen Regierung zu Serampur erscheint, ebenso unmäßig gelobt. Hier möge nur die Klage eines Vaters, wie sie eigentlich wol noch die Stimme jedes orthodoxen Hindu ist, aus der gemäßigten Wochenschrift „Samvatchandrika" eine Stelle finden:

Ich habe (heißt es hier unter Anderm) eine monatliche Summe nicht gescheut und meinen Sohn in das college gethan, um einen Gelehrten aus ihm zu machen. Aber sein Betragen hat sich ganz geändert, er hat Sitten und Kleidung seines Landes vergessen, trägt sein Haar abgeschnitten und englische Schuhe an den Füßen, wäscht sich vor dem Essen nicht mehr und antwortet auf alle meine Erinnerungen nur: dummes Zeug! Ich fragte nun bei den übrigen Zöglingen und Lehrern weiter nach und erfuhr, daß die Bursche Englisch lernen, Arithmetik, Meßkunde, Astronomie, Geographie, Geschichte der Könige von England, und daß sie drei Mal in der Woche Vorträgen beiwohnen, wobei man Feuer in Wasser und Wasser in Feuer verwandelt; daß sie in den Abendstunden zusammenkommen, um zu disputiren, und mit Gänsefedern ein zirpendes Gekritzel machen, was sie Handschrift nennen. Ich nahm hierauf meinen Jungen vor, besah seine Handschrift, die weder zu Einladungskarten noch zu Rechnungen mehr zu gebrauchen war; er aber meinte, meine Schrift sei nicht Schreiben, sondern Malen, und die Pandits schrieben gewöhnlich schlecht (docti male pingunt); seine Sprache war ein englisches Bengalisch geworden, und sobald ich ihn corrigirte, rief er: dummes Zeug! Die heiligen Bramanen und Pandits nannte er Spitzbuben und Narren, und damit er sich ganz von seinen Vätern entferne, gewöhnt er sich an, mit schnellen Schritten einherzugehen wie die Engländer. In der Religion sah es bei seinen Mitschülern schlimm aus, denn einige waren völlige Atheisten, andere heterodox geworden, und einige glaubten Gemeinschaft mit dem heiligen Geiste zu haben. So hassen sie Alles, was ihr Vaterland betrifft, kennen jeden Berg und Fluß in Rußland, ohne über ihre Heimat etwas zu wissen; sie können nicht sagen, an welcher Seite von Kalkutta Burdwan liegt, oder wo der Sona fließt und die Rajmahalberge sich befinden. Ich wollte meinen Sohn aus dem College nehmen, aber der Lehrer ließ es nicht zu; meine monatlichen Beiträge habe ich jedoch eingestellt.

Welche Früchte aber unter den gebildeten Indiern diese Anstalt trage, läßt sich schon daraus ermessen, daß diese nach dem Beispiele ihrer Söhne zusammentreten, um sich gegenseitig zu belehren; eine dieser Gesellschaften führt den Namen Inânasanchipana (Kenntniß zu beleuchtende) oder Hindu society for promoting knowledge, sie versammelt sich unter ihrem Präsidenten Babu Omananda Thakur in dessen Behausung alle Sonnabend, um mit ihren Pandits gelehrte Disputationen zu halten. Europa endlich verdankt bereits der Commitee for public instruction, welche über jenes Hinducollege die Inspection führt, eine Menge von wohlfeilen Texten der Sanskritliteratur, über welche bei einer andern Gelegenheit Bericht erstattet werden soll.

Eine zweite Anstalt, welche den Namen College führt, also nach englischer Weise sich von den Knabenschulen unterscheidet und auf höhere Lehrgegenstände Anspruch macht, ist das Bishops college nahe bei Kalkutta. Es erhält sich durch Subscriptionen und Schenkungen bei einem jährlichen Zuschusse von 1000 Pf. Sterl. aus dem Missionsfonds, denn der Zweck ist ausschließlich, um Missionare für die englische Kirche zu erziehen. Das größte Verdienst hat dieses College dadurch, daß es einige Armenschulen und Findelhäuser unterhält und deren Zöglinge späterhin aufnimmt; jedoch können auch andere Kna-

den eintreten, nur von ihren Aeltern und Verwandten dem Missionsgeschäfte nicht mehr entzogen werden. Eine Armenschule der Art, Benevolent institution, findet sich in Lollbazar; sie wird von Missionaren geleitet und hatte im Jahre 1824 16 Knaben von britischen Aeltern, 95 von portugiesischen, 21 junge Hindus, 10 Chinesen, 6 Moslemen, 4 Malayen und 3 Armenier; eine zweite, Native infant school, auch Grammar school genannt, zählt gegen 80 Kinder aus der dürftigsten Classe von 2—8 Jahren, welche Morgens um 9 Uhr hingebracht, Abends um 5 Uhr abgeholt und Mittags mit einem guten Mahle gestärkt werden. Im Uebrigen aber stimmen auch bei dieser Gelegenheit die indischen Zeitungen mit den Reisenden auf eine merkwürdige Weise überein, daß selbst durch jenes College das Missionsgeschäft in Indien wenig oder gar nicht gefördert werde. Ein englisches Blatt („Calc. John Bull", 1829) sagt: es sei leicht, eine Societät mit ihren Patronen, Präsidenten, Vicepräsidenten und Secretairen zu gründen, Berichte und Tractate zu drucken, aber der Eifer der Missionare selbst müsse nothwendig bei den unüberwindlichen Hindernissen erkalten, und schließt: „at this moment there are fewer professing christians from among our native population than there were ten years ago". Eine andere Zeitung meint: die Bemühungen der Missionare müßten den aufgeklärten Einheimischen ewig fremd bleiben, und die Wenigen, über welche sie triumphirten, gehörten zu dem Abschaume der menschlichen Gesellschaft (the scum of society). Der denkende Christ, der die Wohlthaten seiner Religion um so wärmer und inniger erkennt, je mehr er die Bande der alten Dogmatik abstreift, wird diese Erscheinung zu würdigen wissen, aber sie wird ihn keineswegs niederschlagen dürfen, wenn er in den Bildungsanstalten die ersten Seminarien erblickt, aus welchen dereinst auch für Indien die schönsten Früchte des Christenthums hervorsprießen werden.

Der Plan zu einem dritten College, welches zwischen beiden soeben geschilderten in der Mitte liegen und hinsichtlich seiner Einrichtung und Lehrgegenstände ganz nach dem Kings college in London sich richten sollte, erschien im Jahre 1829, vom Archidiakonus Corrie entworfen. Die Fonds sollten durch Actien, Subscription und Schenkungen aufgebracht werden und das Institut in zwei größere Abtheilungen zerfallen: in eine höhere Classe für die Anhänger der englischen Kirche, welche an allen Benefacten des College Antheil nehmen, die eigentlichen Members desselben bilden würden und zu Lehrämtern die Aussicht hätten, und eine niedere für andere Confessionen, welche nur zu Beiträgen verpflichtet wären und zum wenigsten 500 Rupien schenken müßten, um einen Zögling vorschlagen zu dürfen. Allein gegen den Prospectus erschienen sofort in der „Calc. gazette" triftige Einwendungen, welche das Engherzige des Plans beleuchteten: es gebe weit mehr Indo-portugiesen, römische Katholiken, Hindus und Moslemen als Mitglieder der high church, deren Kinder kaum ein Zehntel des College ausmachen würden, während alle Uebrigen die Lasten trügen und in den Hintergrund träten. „We must protest", heißt es daher, „against an institution founded on views and pretensions so narrow, intolerant and illiberal." Und so ist die Einrichtung des College bis jetzt unterblieben.

(Der Beschluß folgt.)

Ueber Lebensversicherungen und andere Versorgungsanstalten. Von J. J. Littrow. Wien, Beck. 1832. Gr. 8. 18 Gr.

Es ist sehr verdienstlich, wenn Gelehrte von dem höhern Standpunkt, den sie im Reich der Wissenschaften erlangt haben, herabsteigen, um sich durch Beleuchtung von weniger tiefen, aber für das praktische Leben und die bürgerliche Existenz gemeinnützigen Problemen allgemeinen Dank zu verdienen. Dieses thut der als Mathematiker rühmlich bekannte Verfasser, indem er einen Gegenstand der wissenschaftlichen Forschung unterwirft, welcher, an sich wohlthätig, ja segensreich, durch jede Irrung, jeden sich einschleichenden arithmetischen Fehler in sein Gegentheil verwandelt wird und Fluch statt Segen hervorruft. Es bedarf keiner weitläufigen Auseinandersetzung, um darzuthun, wie die einem Jeden, dessen Einnahme nur einigermaßen die unumgänglich nöthigen Bedürfnisse überschreitet, gegebene Möglichkeit, sich und die Seinigen für den Fall seines hülfsbedürftigen Alters gegen Noth zu sichern, oder durch jährliche, seinen Verhältnissen angemessene Beiträge seinen Hinterlassenen ein von seinem frühern oder spätern Tode unabhängiges, gegen alle Wechselfälle des Schicksals geschütztes Auskommen zu hinterlassen, ein höchst erfreuliches Ergebniß gesteigerter Cultur und verbreiteter Humanität sei. Wenn man bedenkt, wie von Einrichtungen dieser Art der Trost im Leben und im Tode vieler Familienväter abhängt, wie auf ihnen die einzige Rettung hülfloser Waisen gegen Noth im grellsten Sinn des Worts, gegen physischen und moralischen Untergang beruht, zugleich aber berücksichtigt, daß die Beiträge, welche ihre Fonds bilden, aus mühsam ersparten Pfennigen armer, um die Zukunft der Ihrigen besorgter Familienväter zusammengesetzt sind, daß Abdarbungen, von denen der Wohlhabende keinen Begriff hat, Verzichtleistung auf alle kleinen, ohnehin so sparsam zugemessenen Genüsse diese Ersparnisse möglich machten: so wird man von der Heiligkeit dieser Institute durchdrungen werden und fühlen, daß, wenn irgend ein Eigenthum oder Recht im Staate einer besondern Begünstigung, einer Art dasselbe schützenden Sacrilegiengesetzes genießen darf, es die erwähnten Versorgungsanstalten sein müssen. Um so tadelnswerther ist der unbegreifliche Leichtsinn, mit welchem Versorgungsanstalten oberflächlich berechnet, eiligst constituirt, mit pomphaften Worten ausposaunt werden und um so mehr Unglückliche finden, welche sich täuschen lassen, als grade der Aermere am leichtesten hofft und der natürliche mathematische Sinn, welcher durch angeborenen Takt die Unausführbarkeit übertriebener Versprechungen erkennt, nur Wenigen gegeben ist. Uebrigens ist Betrüglichkeit nur seltener die Ursache solcher mißlungenen Operationen, meistens ist es die große, mächtige Triebfeder, welche fast alle unbefugte politische, staatswirthschaftliche, literarische Speculationen hervorruft, die Eitelkeit, und die Idee, als Beglücker der Menschheit bewundert zu werden, ist sehr verlockend. Es ist nicht meine Absicht, hier gegen die Eitelkeit beim Wohlthun zu declamiren, vielmehr möchte ich in unserer Zeit, wo einmal nichts ohne Affectation geschehen kann, ihr in Bezug auf den Erfolg das Wort reden. Möge die Eitelkeit bei Vertheilung von Wohlthaten ihr ohnehin weites Terrain behalten, mögen elegante Damen an den Kirchthüren Geld sammeln, mögen die Suppen an Bedürftige von zarten Schönen graziös vertheilt werden — wenn nur gegeben wird; aber anders ist es, wenn umgekehrt der Arme geben, seinen letzten Nothpfennig gegen Versprechungen vertauschen soll: da muß kalte Prosa an die Stelle schöner Redensarten treten, absolute Sicherheit für den Betheiligten stattfin-

Längeninhalt 1° 26′ 56″ hat, wo im Original ein Druckfehler (46″ statt 56″) stattfindet.

In Bezug auf Meilenzahl ist es daher nur ein kleiner Zuwachs, den unsere Kenntniß von Afrika erlangt, denn die Entfernung von Philä bis an die großen Katarakten beträgt nicht mehr als 36½ geographische Meilen in grader Linie, der den Krümmungen des Stromes folgende Weg ungefähr 90 Stunden. In diesem kleinen Raum, dessen Beschreibung der Verf. mit den an der Grenze von Dongola befindlichen großen Katarakten beginnt und, dem Lauf des Nils nach Aegypten folgend, mit Beschauung der Insel Philä schließt, sind so viele Monumente einer uns unbekannten, an die Mythenwelt sich anschließenden Vorzeit enthalten, an welche sich Ruinen aus der Zeit der römischen Weltherrschaft schließen, daß man glauben sollte, eine geheimnißvolle Hand habe die Denkmäler großer Vergangenheiten hier absichtlich angehäuft und mit dem Sand der unabsehbaren Wüste umgeben, um die Nichtigkeit des Irdischen recht grausend anschaulich zu machen.

Die Waffen von Mohammed Ali, Vicekönig von Aegypten, dessen Sohn Ismael Pascha im Jahr 1820 Dongola und andere nubische Reiche eroberte, öffneten Afrika von dieser Seite dem Reisenden und verbanden das bis daher nur mit Gefahr zu betretende Land zwischen den Katarakten mit Aegypten. Dieser Landstrich ist jetzt in vier Bezirke getheilt, welche die Namen Wadi Halfa, in welchem die großen Katarakten liegen, Ibrim, Dōr und Kelabsche führen, in welchem letztern die Insel Philä nebst den kleinen Katarakten liegt. Die Einwohner sind Araber und Nubier, welche Letztere sich von andern Negerstämmen dadurch auszeichnen, daß sie weder platte Nasen noch aufgeworfene Lippen haben. Sehr interessant sind die Vergleichungen, welche der Verf. zwischen den aus Herodot und Diodor entlehnten Nachrichten und seinen eignen Beobachtungen anstellt, und woraus man sieht, wie unendlich wenig die Beschreibung des vor Jahrtausenden lebenden Nubiers von der des jetzigen abweicht. Auch stellt derselbe die aus dem „Itinerarium Antonini" uns bekannten Reisemaße mit den von ihm bestimmten vergleichend zusammen, woraus er den Namen ergründet, welche die von ihm als Ruinen aufgefundenen römischen Städte ehemals hatten, und die alte Geographie mit der neuen in Einklang bringt.

Der Nil ist das befruchtende Princip des Landes zwischen den Katarakten ebenso wie Aegyptens, denn zwischen der Wüste und dem Nil besteht ein stets fortgesetzter Kampf, und von der in jenen Gegenden herrschenden Cultur hängt es ab, ob die Wüste den Nil immer mehr verdrängen oder der Nil die Wüste zurückweisen werde. Betrachtet man, welche große Landstriche Nubiens und Aegyptens, ehemals von herrlichen Städten und blühenden Fluren erfüllt, jetzt von dem Sandmeer begraben in trauriger Oede daliegen, blos weil während langer Zeit der Barbarei keine geschickte Hand den wohlthätigen Nil, mit Recht den Vater des Landes genannt, auf die versengten Felder leitete, so kann man sich durch dieses Bild der Verwüstung überzeugen, wie Segen und Reichthum eines Landes viel weniger von den Gaben der mehr oder weniger freigebigen Natur als der Cultur und Intelligenz der Bewohner abhängt.

Nachdem der Verf. das Land zwischen den Katarakten in topographischer Hinsicht und in Bezug auf die Producte, welche es liefert, beschrieben, auch der neuerlich von dem Vicekönig getroffenen nützlichen Einrichtungen gedacht hat, worunter besonders die Erbauung vieler Wasserzüge (Sagieh) gehört, welche den Nil auf die Felder leiten, gibt er uns zoologische Nachrichten über die dort heimischen Thiere, die Hyäne, den Schakal, die Gazelle, das gefährliche Krokodil und eine wol weniger bekannte kleinere Art desselben, das Warran, welches, dunkelfarbig, 2 Fuß lang, die Eier der Krokodile frißt, auch die Euter der Kühe und Ziegen aussaugt. Hierauf wendet sich der Verf. zur detaillirten Beschreibung der einzelnen Denkmäler und majestätischen Baue der Vorzeit, von denen er auf der beigefügten Karte einen genauen Grundriß gibt.

Philä, unter den Ptolemäern und Pharaonen eine heilige, zu geheimnißvollem Dienst eingerichtete, ausschließlich von Priestern und Geweihten bewohnte Insel, ist zwar schon öfter beschrieben, aber die kolossalen Reste dieser heiligen Bauten sind so reichhaltig, in architektonischer Hinsicht ebenso merkwürdig als in Bezug auf Skulptur; wohlerhaltene Hieroglyphen und astronomische Bilder bieten so interessante Deutungen auf das mystische Leben Aegyptens, daß dieser Tempel, der größte und prächtigste Bau der Ptolemäer, allein Stoff zu langer Betrachtung darbietet. Römische Bauten sind mit den ägyptischen verbunden, und die Ringe, auf welchen die Namen der Erbauer eingegraben sind, geben eine chronologische Uebersicht der Zeiten, in denen sie entstanden.

Unfern Philä liegt die Insel Bitsche, vielleicht ehemals der Reinigungsort für den Ungeweihten, bevor er die heilige Stätte von Philä betreten durfte, wo die Reste eines ägyptischen, von den Römern fortgeführten, von den Christen gemishandelten Tempels sich erhalten haben. Der Tempel bei Dabot, stromaufwärts von Philä, ist gemischten Styls, auch nennen die Hieroglyphenringe Ptolemäus, Cäsar und die ersten römischen Kaiser, sodaß man sieht, wie dieser Bau kurz vor dem Fall des Ptolemäischen Reiches begonnen, von Römern fortgeführt wurde, welches ebenfalls bei den nahe liegenden Ruinen von Kartaß stattfindet. Unter den Ruinen von Taffeh sind zwei kleine sehr zierlich ausgeführte Tempel erhalten, deren einen der Verf. von einer nubischen Familie bewohnt und ein Weib mit zwei Kindern auf den Stufen des Thores, über welchem der geflügelte Diskus prangte, sitzend fand. Der Tempel von Kelabsche ist das größte, von den Römern in diesen Gegenden unternommene Werk, zu dessen Erbauung ein ganzes Volk aufgeboten zu sein scheint, denn ein Vorhof folgt auf den andern, ein Saal führt in einen neuen, die einzelnen Plätze überbieten sich an prächtigen Verzierungen. Die Ringe, welche an allen ägyptischen Tempeln angebracht sind und die Namen der

Erbauer nennen, enthalten die Bezeichnung: Autokrator Cäsar. Dieser Tempel, zerstört, bevor er vollendet wurde, zeigt eine Säule, welche man eben angefangen hatte mit Hieroglyphen zu verzieren, die auf dem Stein in den Linien, in welchen sie ausgeführt werden sollten, sorgsam gezeichnet sind. Auch einen ägyptischen Tempel bewahrt Kelabsche auf, welcher den Namensring des großen Remeses (Sesostris) trägt, dessen Säle kunstvoll in den Felsen gehauene Bilder schmücken, welche ägyptische Scenen aus dem wirklichen Leben, Schlachtscenen, Opfer, Gruppen von Gefangenen, königliche Audienzen u. s. w. enthalten und eine Darstellung der ehemaligen Macht der Pharaonen sind. Merkwürdig ist es, daß unter den dem König als Tribut dargebrachten Thieren, welches lauter bekannte Gattungen, Löwen, Affen, Widder, Ziegen u. s. w., sich auch ein Giraffe und ein Einhorn befinden, weshalb, da man nicht annehmen kann, es sei ein fabelhaftes Thier absichtlich eingemischt, die wirkliche, wenigstens ehemalige Existenz des Einhorns neue Wahrscheinlichkeit gewinnt. Der Tempel von Gaub-Merae ist als Werk römischer späterer Architektur interessant und der ägyptischen Venus Athor vorzugsweise geweiht; der Namensring nennt den Autokrator Claudius.

Dagegen gehört der majestätische Bau des Tempels von Gerf-Hussein der großartigsten Schöpfung des alten Aegyptens an, ist umgeben von zerschmetterten Kolossen und männlichen Sphinxen; Säle, deren Wölbungen von gewaltigen Kolossen, deren Fußsohlen 3′ Länge haben, gestützt sind, bieten einen schauerlichen Anblick; die Namensringe nennen den großen Remeses, den wir für Sesostris halten. Unweit von diesem wahrscheinlich zu düsterm Zweck bestimmten Bau ist der heitere, von den drei königlichen Frauen Arsinoë, Berenice und Kleopatra erbaute Tempel von Dake, durch Zierlichkeit sich als eine weibliche Schöpfung beurkundend; außer den Namensringen der erwähnten Königinnen befinden sich auch Ringe eines Ptolemäers, sowie der unbekannte Name Alek-Amon, den der Verf. auf den vergötterten Alexander deutet, und im Vorsaale der Name Autokrator Cäsar, woraus hervorgeht, daß Römer den Bau vollendeten. Ein grandioses Monument altägyptischer Zeit ist der Tempel von Seboa, Namensringe des großen Remeses enthaltend, mit Hieroglyphen im ältesten Style reich verziert, Abbildungen von Isis und Osiris, Darstellungen, ägyptische Feste zeigend, leider aber durch christliche Meißel verunstaltet, welche den Apostel Petrus verewigen wollten. Der Tempel von Hamada, ausgezeichnet durch wohlerhaltene Meißelarbeiten von Hieroglyphen und Bildern, von denen unter Anderm die Abbildung eines rothbraunen und schwarzen Mannes, Beide zu einem Altar reiche Opfer bringend, auf die enge Verbindung zwischen Aegypten und Aethiopien zu deuten scheint, trägt die königlichen Ringe von fünf auf einander folgenden Pharaonen: Thotmoses I., Thotmoses II., Thotmoses III., Amenophi II. und Thotmoses IV. und von dem zweiten König aus der Dynastie der Remesiden. Der Felsentempel von Dör, weniger imposant durch die Bauart, enthält wohlerhaltene Hieroglyphen und Bilder, unter denen eine Schlachtscene, wo die Sieger schwarz, die Ueberwundenen rothbraun sind, sich auszeichnet. Die Ringe nennen den großen Remeses. Der vormalige Landesherr, Hassan Kaschef, fragte den Verfasser, „ob Franzosen oder Engländer den Tempel vormals ausgehauen hätten".

Der Felsentempel von Abusombul, ein Werk, den Pyramiden Aegyptens an die Seite zu setzen, welches der erstaunte Wanderer von den Händen der Giganten erbaut wähnen sollte, zeigt eine Nische, 115′ breit, fast ebenso hoch, 24′ tief, schiefliegend eingehauen. An dieser Pforte sind vier Riesengestalten, 62′ 8″ hoch, in sitzender Stellung, welche wie die steinernen Riesen des Märchens eine geheimnißvolle Wache zu halten scheinen, und die sie verzierenden Ringe des großen Remeses gemähnen an die das Leben fesselnden Talismane der Zauberer. Zwischen diesen Kolossen führt der verschüttete, von dem englischen Consul Henry Salt, den englischen Capitainen Charles Leon, Geby und James Magles nebst dem bekannten Belzoni zuerst im Jahre 1817 nach 22 Tagen Arbeit geöffnete Gang in den Tempel, wo 14 Säle, in das Innere des Felsens eingehauen, von riesigen Kolossen getragen, deren Wände mit Bildern und Hieroglyphen reich verziert sind, den Beschauer in Erstaunen setzen. Ein kleinerer, ebenfalls aber kolossaler Tempel befindet sich bei Abusombul, wo ein mit 14 übermalten Bildern und Hieroglyphen geschmückter Saal Opferscenen darstellt.

Dieses sind die wesentlichsten Denkmäler, welche in dem engen Thal, welches der Nil in seinem Lauf zwischen den kleinen und großen Katarakten bildet, sich vorfinden, sodaß die Katarakten zwei Pforten vergleichbar sind, welche in dieses wunderbare Antiquitätencabinet führen. Bedenkt man, welchen Raum in den Zeiten mangelnder Cultur die Wüste dem Nil abgewonnen, so kann man sich denken, welche Schätze der Sand begraben hat. Der Verf. beschreibt die von ihm untersuchten Monumente ebenso anschaulich als belehrend, und gewiß wird Niemand, welcher für die erhabenen Reste einer großen Vergangenheit ein historisches, antiquarisches, architektonisches Interesse hat, die angekündigte Schrift ohne großen Antheil lesen und ohne Nutzen studiren. 104.

Ueber Kunst und Alterthum. Von Göthe. Aus seinem Nachlasse herausgegeben durch die weimarischen Kunstfreunde. Drittes Heft des sechsten und letzten Bandes. Stuttgart, Cotta. 1832. 8. 1 Thlr. 20 Gr.

Mit diesem Hefte ist eine Unternehmung geschlossen, welche beinahe 17 Jahre hindurch von Zeit zu Zeit das Publicum mit den reifen Früchten gediegener Kunstanschauung und hochgebildeter Kennerschaft im ganzen Gebiete des Schönen beschenkte und das Greisenalter des großen Heimgegangenen in einem ungemein heitern und wohlthätigen Lichte erscheinen ließ. Denn statt sich der Welt zu entziehen und vor den glänzenden Erscheinungen in Kunst und Literatur eigensinnig zu verschließen, war Göthe vielmehr beflissen, Alles, was sich als würdig, bedeutend und eigenthümlich ankündigte, wohlwollend zu prüfen, zu erläutern, darauf aufmerksam zu machen, oder wie es in dem geistreichen „Schlußworte" heißt, „auf Begründung eines

edlern, kosmopolitischen Sinnes für Kunst und Literatur hinzuwirken, und so — wie in einem geselligen Sprechsaal — für sein gemüthliches Bedürfniß geistiger Mittheilung Befriedigung zu gewinnen." Der Gedanke, eine großartige, durch keine engherzige Nationalität beschränkte Weltliteratur einzuleiten, gab diesen Heften ihre Entstehung und verjüngte den titanischen Greis, der nicht müde ward, ἐν γήραος οὐδϕ, nein, selbst an den Grenzen des höchsten Alters den Samen des Schönen und Guten auszustreuen. Noch dieses letzte Heft von „Kunst und Alterthum" legt hiervon Zeugniß ab, und gleichgesinnte edle Freunde haben in seinem Sinne vollendet, was ihm nicht mehr gestattet war. Mit Recht hat er daher in seinen zahmen Xenien einmal prophezeit:

Die W. K. Fs,
Mit ihren Treffs,
Sie werden noch eins Welle.

Diese Prophezeiung ist jetzt schon eine Wahrheit geworden, aber sie wird es noch mehr in der Zukunft werden, wenn manches sich zur Blüte entwickeln wird, wozu jetzt nur die Saat und der Keim gelegt worden ist.

Durchblättern wir die sechs Bände von „Kunst und Alterthum" noch einmal oder durchlaufen wir nur das dem sechsten Hefte angehängte Inhaltsverzeichniß zu dem fünften und sechsten Bande, so dringt die Menge und Mannichfaltigkeit der darin abgehandelten, auf Kunst, Wissenschaft und Leben sich beziehenden Gegenstände in uns die angenehmsten Eindrücke der Erinnerung und neuen Anregung hervor. Alles, was während fast zweier Decennien im Gebiete der Literatur und bildenden Künste sich hervorthat und geeignet war, edlern Geistern Theilnahme abzugewinnen, fand in der großen, für alles Wahre und Gute empfänglichen, harmonisch-gestimmten Seele Göthe's den reinsten Anklang und erhielt in diesen Heften ausführlicher oder gedrängter seine Würdigung. Jedes Verdienst fand bei Göthe freudige und willige Anerkennung, jedes Talent Aufmunterung; aber auch wo er mißbilligt, geschah es sine ira et studio, fern von „jener einseitigen, niederschlagenden, unfruchtbaren Kritik, die sich blos im Aufspüren von Mängeln und Schattenseiten gefällt; ihm kam es allenthalben nur darauf an, das Talent, wo er es entdeckte, über sich selbst aufzuklären, vor falschen Richtungen zu warnen und jedes redliche Streben durch aufrichtige Theilnahme zu fördern." Nicht blos im Vaterlande, auch im fernsten Auslande entging keine bedeutende Erscheinung seinem prüfenden Blick; wir wollen nur an Lord Byron, Manzoni, Salvandy erinnern, und sogar das „Livre des cent-et-un" wird in diesem letzten Hefte besprochen. Von Göthe selbst enthält dasselbe noch manche schätzbare Reliquien: wir erwähnen namentlich die Briefe an H. Meyer und W. v. Humboldt „Ueber den Abschluß des Faust" und den Aufsatz: „Für junge Dichter", welchen G. gleichsam als eine allgemeine, nicht ganz erbauliche Antwort an die gewiß zahlreichen deutschen Musenjünger gerichtet hat, die ihm ihre Gedichte zur Begutachtung u. s. w. überschickten. Die meisten Aufsätze rühren von Göthe's Freunden her. Der nun auch verewigte Meyer hat „Ueber Göthe's Kolossalbildniß in Marmor von David" einige Bemerkungen mitgetheilt, die dazu dienen sollen, dem häufig getadelten und in der Bibliothek zu Weimar ungünstig aufgestellten Kunstwerke mehr Anerkennung zu verschaffen. Varnhagen von Ense, Soret, Eckermann, Riemer, W. v. Humboldt und F. v. Müller haben zu diesem Hefte beigesteuert, der Letzte ein vortreffliches Schlußwort, welches uns noch einmal die Tendenz dieser periodischen Mittheilungen und Göthe's großartigen Kosmopolitismus auf die würdigste Weise vor die Seele ruft. Interessant ist es, zu bemerken, wie sämmtliche Freunde sich in G.'s Art und Weise so eingelebt haben, daß ihnen auch in Styl und Diction ihn wiederzugeben gelungen ist.

Mit wahrer Trauer nehmen wir von diesem letzten Hefte Abschied; nicht weil es in Deutschland an Mitteln und Gelegenheit fehlt, über Kunst und Alterthum gründlich zu verhandeln, sondern weil der Spiegel zerbrochen ist, der ihre Erscheinungen am reinsten auffassen und das erzeugte Bild zwar eigenthümlich, aber treu, lebend und belebend zurückstrahlte. 102.

Handbuch für Reisende in Frankreich. Von Reigebaur. Wien, Doll. 1832. Gr. 8. 2 Thlr. 12 Gr.

Der Verf. sehr brauchbarer und an Ort und Stelle vielfach bewährt gefundener Reisehandbücher für Italien und England gibt hier, nach demselben Plan und mit gleicher Sorgfalt gearbeitet, ein ähnliches Werk für die noch größere Anzahl von Reisenden in Frankreich. Es ist sonderbar, aber vollkommen wahr, daß ein solches Buch uns eigentlich fehlte. Rec., der Frankreich fünf Mal besucht hat, ist durchaus nicht im Stande, ein wohleingerichtetes und den Zweck erfüllendes deutsches Reisehandbuch für Frankreich namhaft zu machen, und hat sich selbst daher stets eines englischen Buchs, des Handbuchs von Galignani, auf seinen Reisen bedient, weil kein guter deutscher Rathgeber der Art vorhanden war. Das Werk unsers Verf. erfüllt diese Lücke vollkommen. Die Einrichtung desselben ist, die bei den frühern Arbeiten über Italien ꝛc. bewährt gefundene: auf eine allgemeine Beschreibung des Landes (erste Abtheilung) folgt die Uebersicht der Postverbindungen, sodann die Reiserouten in Tabellen, dann Literarnotizen und Nachweisungen und endlich die alphabetische Beschreibung aller namhaften Orte, Städte, Flecken und einzelnen Schlösser, an welche sich irgend eine Bedeutung knüpft. Bei allen diesen Angaben sind die neuesten Zustände (die spätesten Daten scheinen die von 1829 zu sein) berücksichtigt und keine Quelle von Namen und Gewicht ist unbenutzt geblieben. Ganz vorzüglich reichhaltig, übersichtlich und gut ist das Gemälde der politischen Verfassung, der Rechts- und Finanzverwaltung und des Zustandes der Unterrichtsanstalten. Ueber alle Gegenstände von Erheblichkeit sind nebenbei die Quellen, woraus weiterer Unterricht darüber geschöpft werden kann, mit großer Genauigkeit angegeben, und kein billiger Wunsch wird so von diesem Buche, das in seiner Art jeden Anspruch befriedigt, unberücksichtigt gelassen. Die zahlreichen Motti aus französischen und römischen Classikern bewähren den Verf. übrigens als einen Gelehrten von Geschmack, wie seine ganze Darstellungsweise den Mann von gemäßigtem und gründlichem Urtheil verkündet. 34.

Notizen.

Eine kleine Schrift von J. P. Gaic: „Education rationnelle, pétition adressée à la chambre des députés sur les réformes qu'exigent dans l'éducation publique l'état actuel de la civilisation et les besoins de la société moderne", ist bei den jetzigen Verhandlungen über das Erziehungswesen in Frankreich beachtenswerth.

Der Marquis de Chabannes hat zwei neue Chansons herausgegeben: „La prise de la citadelle d'Anvers, ou les jongleries démasquées", und

Du timbre du visa portant double cachet;
De par la loi, j'entends, n'en déplaise à Gisquet,
Tirant de ses écarts une faible vengeance,
Dénommer ma chanson l'arrêt de sa démence.

Ch. Paul de Kock hat soeben herausgegeben: „Georgette, ou la nièce du tabellion" (4 Bde.). Sie bilden den dritten und vierten Band seiner „Oeuvres complètes". 9.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Dienstag, — Nr. 36. — 5. Februar 1833.

Broschürenliteratur.

Der Hauptstrom unserer Zeitentwickelung stürzte donnernd ein und ein halbes Jahr über Throne und Länder; dann trat plötzlich der Punkt seiner Hemmung ein; seit 1832 ist Alles rückwärts gestaucht worden. Der begleitende Generalstab der Bulletins, die Broschüren, haben aber nicht ganz dieselbe Geschichte, weil sie theils vorzeitige, theils nachzeitige Pflanzen sind. Ich erinnere mich, daß die 1830 im Juli zum ersten Mal angegriffene Partei sehr lange wie vor Schreck erstarrt schwieg; das Unerwartete, selbst wenn es nicht so groß wäre, bestürzt mehr als das Größte, dessen Möglichkeit man geglaubt. Der magnetische Schlafzustand Europas ward aber allgemein, selbst von Denen, die bald darauf thätig waren, für natürliche Beschaffenheit der Generation gehalten, Niemand glaubte, daß etwas zu erwarten sei, Niemand wußte, was man überhaupt erwarten solle. Das ist etwas Eigenthümliches an unserer Epoche, daß sie sich, wie der Stein im Schoos der Erde, ungesehen, durch Ansetzung gebildet hat und plötzlich durch einen großen Impuls an die Oberfläche geschleudert worden ist — die neue Zeit ist wie die neue Pallas, die plötzlich und ganz geharnischt aus dem Haupte des Himmelsherrschers gesprungen ist. Damals wagte sich keine reagirende Broschüre ans Tageslicht, es war die Zeit der Morgendämmerung, man wußte noch nicht, wie stark der Feind, wie er bewaffnet wäre. Den größten Muth bewies ein Berliner mit seiner ersten Trostschrift: „Einiges über Mehres" — um so größern Muth, als er sich mit den gebrechlichsten Waffen ins Getümmel wagte. Ich glaube nicht, daß dieser blaue Ritter einen Turnierhelden gefunden hat; man ließ ihn klapperud vorüberreiten; damals war noch hoffnungsgrüne Zeit. Aber es war der erste luftschöpfende Athemzug der Aristokratie, bald sprach ein zweites, wenn auch weniger ultra, doch brummend und bitterbös „Audiatur et altera pars", und nun öffnete allmälig Hanover seinen Schoos, Mannheim den seinen, Hr. Peter von Kobbe trat naiv auf mit Leier und Schwert ꝛc.; aber die Periode ging noch einmal vorüber, sie wurde ersäuft in der constitutionnellen, die nun eintrat. Es ward eine Zeit lang der solide, bürgerliche Liberalismus gepredigt; seinem langsamen Gange konnte die Reaction mit Leichtigkeit Schlagbäume vorbauen, und als er in seiner Kurzsichtigkeit am 28. Juni des Morgens plötzlich mit der Nase zu Frankfurt anprallte, da war er wie jene im Juli zwei Jahre vorher verblüfft, und nun begannen die blindgeladenen Freudenschüsse — es kamen die Broschüren, die ich neulich in d. Bl. *) besprach, die Opfer der Söhne Fingal's.

Darauf trat eine Zeit lang Ruhe ein, das Schlachtfeld ward von den Parteien verlassen; nur einige Nachzügler und Marodeurs strichen darüber hin, einzelne Landsmannschaften sahen nach ihren Todten oder Verwundeten — die allgemeinen Broschüren verschwanden, es erschienen die provinziellen. Jetzt begibt sich nun allmälig die Wissenschaft, die Gelehrsamkeit auf den Wahlplatz, mißt das Terrain, beschließt die Zahl der Unsterblichkeitsorden, der Galgenqualificationen, untersucht, ob die Sache gehörig wissenschaftlich hergegangen sei. Die Herren von der Profession haben lange genug vergeblich versucht, zu Worte zu kommen, sie müssen ihrer Construction nach breiter reden, denn sie müssen das System anbringen und retten; man fiel ihnen stets in die Rede — jetzt endlich ist Zeit, daß die ganze, unterdrückte Flut hereinbrause; es ist eben Raum da.

Den Reigen beginnt eigentlich Hr. Rauer, welcher „Probleme der Staatskunst, Philosophie und Physik. Zur Herbeiführung eines bessern Zustandes für Fürsten und Völker, Wissenschaft und Leben auf das befriedigendste gelöst" für 1 Thlr. 2 Gr. zu Leipzig 1833 bei Christian Ernst Kollmann in gr. 8. herbeibringt. Da indeß dieser bescheidene Mann doch eigentlich, wie er selbst verschämt eingesteht, aller Wissenschaft die Krone aufsetzt und alles sonstige Streben überflüssig macht, so verspare ich mir ihn bis zuletzt, damit ich erst noch ein paar Worte über andere Leute sagen kann.

Ueber die politischen Bestrebungen der gegenwärtigen Zeit von Eduard Platner. Marburg, Elwert. 1832. Gr. 8. 3 Gr.

Der Herr Verf. entschuldigt sich anfänglich, daß er eine Broschüre geschrieben, weil das ja doch ein „nichtiges Geschäft" sei. Weil er nun alle diese Sa-

*) Vgl. Nr. 342 u. 343 d. Bl. f. 1832. D. Red.

chen größtentheils für die „Kirchenzeitung“ abgefaßt, so sei das ein anderes Ding; Partei nehme er nicht in der Politik, so wenig wie er einer Schule in der Wissenschaft angehöre. Es ist ein schönes Capitel in der Naturgeschichte, das von den Amphibien. Hr. Prof. Platner will durchaus kein Bürger, sondern nur ein Gelehrter sein. Diese Art von blutloser Indifferenz, die immer nur Rechnungsführer, nie aber mitgerechnete Zahl sein will, diese deutsche Gelehrsamkeit, deren Füße an den Studirtisch gebunden sind, die nur wissen, aber nichts thun will — ist ein altes Capitel. Es ist neuerdings so viel dagegen geschrieben worden und hat doch nichts geholfen. Wenn der Herr Professor Geschichte schreiben will, so wird es sein und seiner Leser Vortheil werden, wenn der Standpunkt so gewählt ist, daß sich keine eigne vorgefaßte Parteimeinung in den Vordergrund drängt; wenn er aber in der Vorrede zum Publicum, d. h. als Privatmann vor die Assisen tritt und auch da keinen Namen, keinen Charakter haben will, so wird er als unbrauchbar für unsern bürgerlichen Verein zurückgewiesen.

Im Verlauf der Broschüre, die an sich gut geschrieben ist, kommt es dem Verf. namentlich darauf an, daß der Staat in innigen Rapport mit der Religion gesetzt werde. So bedauert er, daß die „heilige Scheu vor dem Regenten, als Wesen einer höhern Abkunft“ verschwunden, und der Staat nicht mehr eine „göttliche Anstalt, sondern ein bloßes Werk der menschlichen Willkür sei u. s. w.“ Die sogenannten Gelehrten haben darum so viel Unglück angerichtet, weil sie die Wissenschaft der Vergangenheit mit der Liebe für die Vergangenheit identificirten. Weil bei den Griechen die Götter mitregierten, sollen sie es auch bei uns. Daß jene Götterbegriffe gewechselt, daß wir andere Götter haben, kümmert sie nicht. Daß bei einer im Morgennebel entstehenden Welt die Phantasie leichter Gebilde schaffen und das Herz sie glauben konnte, daß nach den vielfältigen Forschungen mehrer Jahrtausende mehr und mehr die duftigen Nebel der Phantasie verschwinden, und wahre schmucklose Anschauung an ihre Stelle treten mußte, das Alles bedenken sie nicht. Ich will den Helden bewundern, der aus unserm modernen Staate heute noch ein himmlisches Jerusalem machen kann.

Ebenso bedauert Hr. Platner, daß Deutschland mit seinen Wünschen nach Freiheit sich nicht mehr genetisch entwickelt, an seine geschichtlichen Verhältnisse halte; daß es eine andere Freiheit wolle, als sie die Prämissen der Vergangenheit verlangten. Ich möchte wohl wissen, ob die Lappländer für uns die Freiheit wünschen, oder ob wir, die wir moderne Verhältnisse wollen, keine Deutsche seien, ob Indien zu Grunde gehen wird, wenn die verwitweten Weiber sich nicht mehr verbrennen, ob überhaupt die Vergangenheit der Kamaschencorporal der Gegenwart oder ihr geistiger Lehrer sei. Dem Volke, das seine alten Verhältnisse vergessen hat wird sie Niemand wiederzubringen vermögen, denn sie sind aus seinem Blute verschwunden. Hätte man 1790 Deutschland reformiren wollen, so hätte man allerdings größere historische Rücksicht auf die Ungleichheit der Stände nehmen müssen; unterdeß ist eine Generation gestorben, die neuen Theorien, der durch keine Erinnerungen zu bestechende Verdienstmesser, der Krieg, haben ein anderes Deutschland geschaffen, und der Anhänger des Alten wird lange suchen und starke Gläser aufsetzen müssen, ehe er die „charakteristischen Züge unserer Nationalität“ — den Grafen X- und den Knecht Y wiederfinden wird. Daß ihr Lehnskram, ihre Feudalstockwerke umsonst von ihnen studirt sein könnten, das ärgert die Herren; daher die gelehrten Broschüren.

Ueber die Wahl des Prinzen Otto von Baiern zum König von Griechenland. Nürnberg, Riegel und Wießner. 1832. Gr. 8. 5 Gr.

Sähe es nicht aus, als hätten ihrer Zwei an dieser Broschüre geschrieben, so würde ich sagen, sie ist recht gut; aber der zweite bedächtige Baier, der dem Verf. zuweilen dazwischenspricht, taugt nichts, es ist ein schwatzhafter Mann. Es ist weniger Gelehrsamkeit, aber mehr Gesundheit in dieser Broschüre denn in jener. Er leitet damit ein, wie die Revolution Europas nothwendig geworden sei, hebt heraus, daß die vermittelnden Mächte sich von der griechischen Nation für bevollmächtigt erklärt und somit als Organ Griechenlands die Krone vergeben hätten, fährt fort, wie durch König Ludwigs von Baiern mehrfach bekundetes Interesse für jenes Land die Wahl auf seinen Sohn gelenkt worden sei, welchen Glanz und welche Ehre das Ereigniß für das Haus Wittelsbach bringe. Da guckt der Baier dem verständigen Mann über die Schultern; der Ruhm oder Glanz eines einzelnen Hauses kümmert die heutige Geschichte nicht mehr, die sich mit Massen und Begriffen beschäftigt. Darauf sucht er nach dem Nutzen, den Baiern davon haben werde, und findet keinen, beruhigt sich aber wieder mit dem „Glanzpunkte der bairischen Geschichte“ — für Glanzpunkte gibt man heutiges Tages nicht viel. Unter den Nachtheilen findet er aber, daß bairische Truppen und bairisches Geld auswanderten und vielleicht nie wiederkommen dürften; findet eben auch, daß der König von Baiern nie das Recht gehabt, ohne Zuziehung der Stände die fortlaufenden Apanagengelder zu bewilligen, falls er diese nicht aus einer Civilliste bestreiten wolle, daß aber die Civilliste sicher zu groß sei, wenn er dies könne. Ueber die Verfassung des griechischen Staats ist er vorläufig der Meinung, daß eine ziemlich unbeschränkte Monarchie vonnöthen sei, wünsche aber nicht, daß diese, weit in die Zukunft greifend, sich unabänderlich feststelle. Alles Uebrige, die einstige Größe des Staats betreffend, sind Träume, die man dem Sanguiniker gern gestattet, zumal sie sich auf dem Felde producirender Speculation bewegen, wo mehr nach Phantasie als nach strengen Gesetzen erschaffen und zerstört wird. Es thut mir nur immer leid, wenn ich das partiale Interesse eines Baiern dabei betheiligt sehe, der in betrüglicher landsmannschaftlicher Spielerei seinen gesunden Kern verliert. Ob Griechenland durch einen Baier oder durch einen Mecklenburger Aussichten zu einstiger Größe habe, könnte uns, dünkt mich, sehr gleichgültig sein. Ich selbst befürchte nur, es könnte sich bei der ganzen Angelegen-

heit Manches anders gegeben. Jene Bevölkerungsfrage durch die griechische Nation dürfte nicht mit Acclamation angenommen werden, und die Träume von bairischer Herrlichkeit dürften nur ein Prolog werden, zu dem das Stück verloren gegangen. Die russischen Bestrebungen deuten leider bis jetzt sehr darauf hin.

(Der Beschluß folgt.)

Beiträge zur Kenntniß der altdeutschen Sprache und Literatur. Von George Friedrich Benecke. Zweite Hälfte. Göttingen, Dieterich. 1832. Gr. 8. 1 Thlr. 8 Gr.

Wenn es bei einem Buche dieser Art nicht völlig gleichgültig wäre, wie man die Folge des Inhalts bestimmt, so könnte es auffällig sein, daß hier launiger Spott und anmuthige Schalkheit den würdevollen Ernst in die Mitte genommen haben, wie dies im gemeinen Leben zwei Geringere mit dem Vornehmern gleichfalls zu halten pflegen. Zwischen den spöttischen Liedern des einst allbekannten Herrn Nithart's nämlich und dem mit mannichfachem Trug erfüllten Leben des Pfaffen Amis, welches der Strickäre dichtete, finden wir hier die ernsten Lehren, welche der Winsbecke seinem Sohne und die Winsbeckin ihrer Tochter ertheilen. Der Verf. des letztern Werkes ist unbekannt. Es kann uns zwar nicht einfallen, die Verdienste, welche Hr. Benecke sich um die Kritik der Texte erworben hat, hier anschaulich zu machen, dafür aber wollen wir über Herrn Nithart selbst und über seine Gedichte, ingleichen über den Pfaffen Amis Einiges mittheilen. Behalten wir Raum, so besprechen wir auch wol Eines oder das Andere aus den beiden Lehrgedichten, was sich auf Sitte und Gewohnheit des Mittelalters bezieht.

Ueber Herrn Nithart wissen wir nicht mehr, als er uns selbst über sich in seinen Liedern mittheilte. Die Erwähnungen, so gleichzeitige Dichter von ihm thun, beziehen sich nur auf seinen ausgebreiteten Ruhm als Dichter. Dadurch mögen wir aber uns auch leicht erklären, wie es geschehen konnte, daß Einige, weil sie seine Lieder nicht gelesen hatten, den Nithart für eine mythische Person hielten, deren Charakter sie aus dem Namen Nithart (Neidhart), wiewol fälschlich, erklärten. Nithart war ritterlichen Geschlechts, wie schon, wenn er es auch nicht selbst sagte, das seinem Namen stets vorgesetzte „Herre" beweist. Er scheint vom Rhein geboren, wenigstens spricht er XIX, 5, von seinen Freunden am Rhein also:

Lieben Boten ich heim zu Lande sende.
All mein Trauren das soll haben Ende.
Wir nahen zu dem Rheine
Gerne sehen die Freunde meine
Uns Pilgereine.

Auch trägt in der That seine Sprache hier und da Spuren rheinischer Mundart. Demnach wäre vielleicht überall, wo er von dem „Gau" spricht, der Rheingau zu verstehen. Seinen ursprünglichen Wohnsitz nennt er selbst mehrmals Riuwental, wohin er alle schönen Mädchen führt (LVI, 5), wo er alle liebt, aber auch da schon viel von Nebenbuhlern dulden mußte und manches Klage- und Spottlied, seinem eignen Geständnisse zufolge, sang (II, 8). Er kam, wann und wie weiß man nicht, vielleicht aber nach Art reisender Dichter, an den östreichischen Hof, wo ihn der Herzog wohl aufnahm, und ihn bei sich zu Medelick (jetzt Melk) (II, 8) behielt. Schon zu seiner Zeit müssen die Stahlfabriken zu Waidhofen in den Eisenwurzen berühmt gewesen sein, denn er erwähnt XXI, 9 Schwerter daher. Andere Oerter, aber nicht alle in Oestreich gelegen, deren er noch erwähnt, sind Atzenbruk (jetzt Bruck?), Bottenbrunne (Pottendorf?), Lengebach, Tuln, St.-Lienhart, Schonelitten, Ens, Michelhusen, das Marchfeld, Landeshuot, Pernestunt, Wittenbrüel, Lutgental und Lugebach. Ferner kennt er den Paß Pirezinke (Persenike) westlich von Trentschin in Ungarn, Straße von da nach Hradisch an der March in Mähren, und den hohenstädter Paß (Hohensteten) von Nachod in Böhmen nach Hohenstädt in Mähren. Sein Gönner war der fürste Vrideric (XVIII, 2). Sein Aufenthalt am östreichischen Hofe fällt in die Tage des Kronenstreits zwischen Philipp von Schwaben und Otto von Sachsen, den er Kaiser nennt. Mehrmals beklagt er, daß der Krieg seine Ruhe und Aller Freuden in östreichischen Landen störe (VIII, 2), und daß der Deutschen und der Böhmen Brennen ihm lästig sei (XI, 7). Doch scheint seine Liebe zur Ruhe und Gemächlichkeit ihn nicht gehindert zu haben, in dem Gefolge seines Herzogs wahrscheinlich einen Römerzug mitzuthun. Er erwähnt dessen selbst (XII, 2) und klagt, daß die Wälschen auf seinen Gesang nicht achteten, daß sie den Pilgerimen (d. h. den Deutschen) wehgethan hätten (XII, 6), und daß ihr Heer mehr als zur Hälfte umgekommen wäre (XII, 7). Das Gedicht ist im August (1210, 1211 ?) geschrieben, und sicher war es der Römerzug, den Kaiser Otto that, dessen Nithart als Augenzeuge gedenkt. Uebrigens muß er zur See nach Italien gekommen sein, weil er wünscht hinwieder über die See zurückzufahren. Er kam glücklich wieder heim, wie wir aus XXXVIII, 4 sehen, wo er sich als einen vielgereisten Mann rühmt, dem alle Lande von Oestreich bis an den Rhein, und von der Elbe bis an den Po bekannt seien. Soviel wissen wir über Nithart aus seinen eignen Gedichten. Anderer Dichter Erwähnungen, z. B. Wolfram's von Eschenbach, Gotfrid's von Strasburg und Anderer geben uns nur insofern über ihn Aufschluß, daß wir erfahren, Nithart's Lieder seien schon um 1217 allgemein verbreitet gewesen.

Nithart's Gedichte tragen augenscheinlich mehr den Charakter der Lieder eines Volksdichters als eines Hofpoeten. Der genußfrohe Mann, der alle tiefsinnigen Klügeleien und alle politischen Sorgen für überflüssig und nur freudestörend hält, blickt überall aus Nithart's Liedern hervor. Tanz und Ballspiel, Freude über die Mädchen und Aerger über die Nebenbuhler sind der Gegenstand aller seiner Lieder. Letztere bezeichnet er zwar immer als eckige ungeschickte Bursche, nennt sie Bauern, Tölpel und fade Zierbengel; dennoch sind wir nicht der Meinung, daß alle seine Nebenbuhler dem Bauerstande angehörten; die Edelknappen und rittertichen Leute des östreichischen Hofes blieben dem Orte gewiß nicht fern, wo Herr Nithart sein Vergnügen fand. Auch beschreibt er seine Nebenbuhler zuweilen dergestalt, daß man nur geschnügelte und gebügelte Hofschranzen in denselben erkennen kann. Er gedenkt z. B. ihrer künstlich gekräuselten Haare, ihrer überaus weiten seidenen Kleider und ihrer langen Schwerter (XVIII, 4—7, LIII, 3). Es ist auch wol einzusehen, wie solche Leute ihn ebenso sehr, wenn nicht mehr ärgern mochten als schlichte Bauern.

Seine Geliebte, d. h. die Erste und Angesehenste seiner Liebchen, Vriderun, war eine schöne Dörferin, wie er XII, 3 selbst sagt; aber in seinem weiten Herzen fand auch noch Neigung zu andern ländlichen Kindern, wofern sie nur schön waren, hinlänglich Raum. Dies scheint damals sittlich und darum der Hauptgeliebten nicht eben anstößig gewesen zu sein. Ob aber diese Hauptgeliebten eines Ritters auch Nebengeliebten eines Andern sein durften?

Genug, den Rittern war erlaubt, zur größern Ehre der vor Allen Erwählten neben ihr auch noch Andere zu lieben, und Nithart gesteht XXIV, 6 selbst: Er sei den Weibern holder als sie ihm, und es sei ihnen sehr unanständig, daß sie ihm dies entgelten ließen. Ueberall zeigt sich Nithart demnach in anmuthiger Selbstbeschränkung, als ein im strengen Minnedienst hart geplagter Mann, und seine Schilderung des genußreichen Landlebens in der Nähe des Hofes ist mit den lebendigsten Farben gemalt, was seinen Liedern einen sehr reizenden idyllischen Anstrich gibt. „Es wird uns bei Betrachtung dieser Lieder in der That recht augenscheinlich", sagt Hr. Benecke, „wie beliebt diese Lieder Nithart's sein mußten, nicht nur als Nithart selbst

sie sang, sondern auch später, als sie von Andern zu eigner Ergötzung gesammelt oder als allgemein willkommene Dichtungen in die Liederbücher (welche fahrende Sänger mit sich führten) eingetragen wurden. Treffende Darstellung des Lebens, Derbheit, vielleicht auch glücklich erfundene Melodien empfahlen die Nithart'schen Lieder dem Geschmacke der Zeit, und so mußten umherziehende Sänger dafür sorgen, ihre Liederbücher damit zu bereichern." Wir bemerken dabei gelegentlich, daß einst nicht nur Sänger, sondern auch Leser von Stadt zu Stadt, von Burg zu Burg zogen; Letztere führten epische Gedichte, und die Handschriften der niederdeutschen Gedichte von Valentine und Namelose, von Flos und Blanckflos sind Eigenthum solcher Leser gewesen, wie daraus hervorgeht, daß in diesen Handschriften noch ungefähr je 200 Versen eine Aufforderung an die Hörer eingeschaltet ist, dem Leser zu trinken zu geben. Wie bekannt können die Deutschen nicht wohl lange dursten; schon Tacitus hat dies wahrgenommen. „Aus der Vorliebe für Nithart's Gedichte", fährt Hr. B. fort, „erklärem sich auch nicht nur die zahlreichen Abschriften, die davon von jeher gemacht worden, sondern auch die spätern und rohen Nachahmungen derselben, denen man kein Bedenken trug, den Namen des alten Dichters vorzusetzen."

Um nun wenigstens ein Beispiel zu geben, wählen wir Lied IV, welches Nithart wahrscheinlich in Italien dichtete, und geben es, so gut wir zu übersetzen im Stande sind. Es ist auf Beiderun gedichtet.

Sommer, deiner lieben Augenweide
Muß ich wieder mich getrösten sonder meinen Dank;
Denn mich zwinget jetzt, vor allem Leide
Ein dreifaches Leid und macht mein Herz an Freuden krank:
Eines ist die schwere Zeit,
Die sich naht uns Allen;
Dann das Andre, das mir Sehnen gibt und Traurigkeit,
Daß Ihr all mein Dienst nicht will gefallen;
Endlich, daß die Gute weilet meinem Herzen weit.

Meiner Lieder sehnsuchtsvolle Klagen
Gehn ihr in die Ohren wie das Wasser in den Stein.
Leicht, aus Stolz, mag sie mir wol ihr Herz versagen,
Unsrer beider Wille, leider, stimmt nicht überein.
Feind ist sie; ich bin ihr hold.
Wann hat dies ein Ende?
Diesen Zwiespalt schaffet Madelweig und Werendold:
Gott den Beiden alles Glücke wende!
Was ich diesen Sommer trug, ich trüg' es nicht um Gold!

Ich bab' Ungemach von Madelweige,
Mehr als viel erleid' ich seines Werbens halber hie;
Seiner Ungefüg' ich viel verschweige,
Nimmer will den Leuten ich zur Hälfte künden sie.
Ich bin ihm von Schulden gram;
Stets ihm kreißt die Zunge.
Sah wer den, der Briberunen ihren Spiegel nahm?
Dem ist gleich im Thun der Fant, der junge:
Oefters schon erregte mir sein roher Unglimpf Scham!

Heuer, als die Kinder Freuden pflagen,
Sprang er, seht, den krummen Reidn an ihrer weißen Hand.
Meine Freunde da begann ich fragen,
Wer der Tölpel wäre? Jedem war er fremd im Land.
Dabei wuchs mir nirgends Schmer,
Da sie vor mir sprungen.
Traun, es war so tölpisch nicht sein Vater Engelger.
Nun bin ich beschweret von dem jungen.
Weh, wer bracht' ihn immer von Sanct Leonharden her!

Ja, der war mir seines Leides schuldig,
Der ihn mir zum Schaden aus dem Forste her vertrieb.
Er ist voller Frevel ungeduldig,
Wehe, daß er dorten nicht bei seinen Sippen blieb!
Dann nicht strich er seinen Fuß
Hier an meine Seiten!
Leichtlich bäßt er bald mir seinen bösen Gruß: ich muß
Freundlich bitten den von Schenkeiten,
Daß er seine Huld mir geb'; ich wähne wohl, er thu's!

Ich bin allzu fern ihr, der mir Raben,
Ihre losen Augen brachten sie ins Herze mein.
Da die beiden Leid einander sahen,
Dünkte sie mich schöne wie der lichten Sonne Schein.
Und es ist, als ich erschaut
An der Holden Reizen!
Nimmer müsse Madelweige werden sie vertraut,
Den man stets um sie gewahrt sich spreizen;
Denn nie sah ich unter Dirnen solche schöne Braut.

Seht, so trag' ich derzeliche Schwere,
Unter meinen Freuden eine solche große Last,
Die dem Kaiser überlästig wäre,
Und doch war ich stets in ihrem Dienste recht in Hast.
Daß beim Wechsel neuen Sang
Stets ich Ihr gesungen.
Damit dient' ich ihr den Sommer und den Winter lang,
Eh mich Adelfrid von ihr verdrungen;
Auf dem Schemmel sitz' ich nun, er oben auf der Bank.

(Der Beschluß folgt.)

Notizen.

Ueber das Wort Finanz. *)

Rau sagt in seiner „Politischen Oekonomie", III, 3, daß im 14. und 15. Jahrhundert financia eine schuldige Geldleistung geheißen habe. Man findet auch finatio, sodaß vielleicht finia, welches öfters gewisse Abgaben bedeutete, die wahrscheinlichste Wurzel ist. (Ducange's „Glossar.", und Spelmann's „Glossar. archaeol." S. 228.) Mehre Schriftsteller halten aber den Stamm des Wortes für germanisch und deuten bald auf fein, bald auf finden, welches im Schwedischen und Isländischen noch den Begriff von Kunstgriffen in sich schließt. An eine feine Kunst wurde bei dem Worte Finanz immer gedacht. Es kam auch in deutscher Sprache immer in der einfachen Zahl vor. Schottelius paraphrasirt Finanz durch Schinderei, Sebastian Brant stellt Finanz mit Haß und Neid zusammen. In Frankreich heißt finance eine Einnahme, finances der Staatshaushalt. Die französische Bedeutung des Wortes wurde zuletzt auch in Deutschland angenommen. Man sieht, daß also Prof. Dr. Schön Recht hatte, die „Grundsätze der Finanz" zu schreiben, weil er das Wort aus dem Germanischen ableitete. Er hat sich aber auch nichts Neues herausgenommen. Sonnenfels schrieb schon: „Grundsätze der Policei, Handlung und Finanz"; Harl hat ein „Handbuch der Staatswirthschaft und Finanz" verfaßt. Der letztere Schriftsteller läßt sich S. 749 hierüber ausführlich vernehmen: „Finanz bedeutet die Bestimmungen der Staatsgewalt über Erwerb und Gebrauch des Staatsvermögens". S. 812 ist überschrieben: „Darstellung der Grundgesetze der Finanz". Jeder kürzere Ausdruck hat etwas für sich. Es ist daher zu wünschen, daß wir dem Worte „Finanz" in der Bedeutung von Regierungswirthschaftskunst das Bürgerrecht geben.

Zur Kunststatistik.

Die Statistik hat in neuester Zeit ihr Gebiet unendlich erweitert. Ihre Zahlen betrafen sonst nur Land, Leute, Ochsen, Schafe, Steuern, Schulden und Soldaten. Gegenwärtig gibt es bereits überall Zahlenangaben über die Criminalität, über den Unterricht, über die Presse. Man begreift aber nicht, warum denn über die Kunstsammlungen, über die jährliche Kunstproduction, über die Zahl der Künstler u. s. w. so gar nichts zum Vorschein kommt. Man würde gewiß sehr interessante Thatsachen ermitteln, wenn man auch die Kunstverhältnisse Europas in Rechnung brächte! 150.

*) Vgl. Beil. Nr. 15 d. Bl. f. 1832. D. Red.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Mittwoch, — Nr. 37. — 6. Februar 1833.

Broschürenliteratur.

(Beschluß aus Nr. 36.)

Umrisse einer möglichen Reform in Ungarn, im Geiste des juste-milieu. Von A..... London, gedruckt bei Morlot. 1833. Gr. 8. 12 Gr.

Man darf sich nicht an den mittelmäßigen Titel stoßen. Es ist manches Gute in dem Buche, und es ist wol wahr, daß für manches Land nur das Mittelmäßige gut ist. Im Allgemeinen ist der Verf. sehr unzufrieden mit der Art, wie Oestreich Ungarn regiert. Er spricht zuerst vom Handelswesen; das Mauthsystem und der Geldmangel oder das gegen Ungarn befolgte Finanzsystem sind ihm die vorzüglichsten Hindernisse des ungarischen Handels. Jenes wird, trotz der wiederholtesten Zusicherung, nicht abgestellt, die Reciprocität und Festsetzung der ungarischen Mauthen dem Reichstage noch immer entzogen. Das Finanzsystem, meint der Verf., lasse zwar alles Geld heraus, aber keinen Groschen hinein in das darum arm gewordene Ungarland. Nationalbank sei das allgemeine Schlagwort. „Der Bergbau allein, wenn man ihn nicht ruinirte, konnte die bisherigen Differenzen aufheben; doch auch hier muß Ungarn seine Compagnie mit Oestreich theuer bezahlen, denn trotz aller klaren, wiederholten Gesetze wird das edle Metall, geprägt und ungeprägt, nach Wien geführt, um sein Vaterland nie wiederzusehen. Vom Salz, diesem unerschöpflichen Reichthum des Landes, kann hier nicht umständlich gesprochen werden, da die Frage bereits zu einer europäischen geworden, indem die Reichsstände hierin an das Urtheil der Welt appellirten. Auch hierin wird endlich Tag werden." Der zweite Abschnitt der Broschüre beschäftigt sich mit Straßen, Kanälen und Eisenbahnen. Für diese Territorialcivilisation ist nun leider in Ungarn noch gar nichts geschehen, und es ist eine sehr erfreuliche Erscheinung, daß die Ungarn jetzt immer öfterer ihre Stimme erheben, um von jenem Regierungsdunkel den Leuten zu sprechen.

Die Probleme der Staatskunst, Philosophie ꝛc. von Rauer.

Ich habe schon oben ein paar Worte mit dem Herrn Verf. angeknüpft. Das Buch ist zwar eigentlich zu dick für die Broschüre; da uns aber ein compendiöser Schnellpostkoffer versprochen wird, in welchem wir alle Wissenschaft eiligst fortbringen könnten, so ordnet sich dadurch das Buch in die Reihen unserer Reisebüchlein des Wissens, der Broschüren. Es ist ein äußerst wunderliches Buch. Der Verf., ein gebildeter Physiker und gescheiter Mann, schlägt eine italienische Carnevalsbude auf, worin viele vernünftige Medicin zu finden ist, stellt sich selbst in schreiendrothem Charlatanrocke als Wunderdoctor hinein und fängt nun an zu peroriren. So lange sich die Rede um die Natur und ihre Erscheinungen, sein Hauptstudium, bewegt, sind die Zuschauer aufmerksam still. Als er zum Menschen übergeht und sich fußstampfend ereifert, daß man ihn nicht immer blos ein Ebenbild Gottes, sondern auch ein Säugethier nennt, werden die Leute ein wenig unruhig, sie fangen an zu hungern, das bloße Ebenbild Gottes darf aber nicht hungern; er will sie beschwichtigen und spricht nun auch von Politik und macht sie greulich herunter, daß sie so verständig geworden und nicht hinreichend gemüthlich wären.

In der Vorrede heißt es: „Unstreitig sind es die höchsten und edelsten Gegenstände des menschlichen Wissens, die schwierigsten und zum Theil tiefsinnigsten Fragen, deren Lösung ich unternommen und, ich darf wol sagen, mit nie gesehener Leichtigkeit und Einfachheit durchgeführt habe. Ich habe zum ersten Male den glücklichen Versuch gemacht, das Leben der Natur in seiner Harmonie darzustellen." Ferner: „Wie einfach und schön alle diese großen Probleme mit Hülfe eines einzigen leitenden Faden entwickelt und gelöst werden, zeigt die Schrift selbst u. s. w." „Erkennt man meine Ausführung für consequent, dann wird unsere Civilisation eine andere Richtung nehmen." Habe ich nun mit meinem Wunderdoctor und der römischen Bude Unrecht? Der Haupttheil des Buches aber, wo man die Marktschreierei vergißt, welcher gewandt und originell geschrieben ist, betrifft die Probleme der Physik, wo Herr Rauer darzuthun versucht, daß alle Naturerscheinungen, Licht, Wärme, Bewegung, Magnetismus, Elektricität, Wechselrichtung der Körper (Polarität) u. s. w., ihre Kraft, ihren Mittelpunkt in dem Lebensprincip hätten. Dies Alles ist geistreich aufgefaßt, geistreich durchgeführt; und hätte der Verf. nicht den übrigen Unrath dazu drucken lassen, man könnte sich sehr an ihm erbauen. Von diesem innern Naturleben sucht er nun einen Uebergang zum innern Gemüthsleben des Menschen und verlangt nun ebenfalls ein inneres Gemüthsleben des Staats. Darin

besteht seine Consequenz. Bei diesem Versuch wird er aber von Seite zu Seite schwächer und kränker, er sucht mit Parry umsonst die Durchfahrt; und wenn er nicht wie Jener im Eise einfriert, so löst er sich doch in lauter gemüthlicher Sonnenglut in auseinander stäubende Atome auf. Im Staate, dem reinen Producte menschlicher Vernunft, dessen einzelne Glieder nur durch das Lebensprincip des Verstandes straff und lebendig erhalten werden, will er nichts vom Verstande wissen. Die Aufklärung, meint er, bringe nichts als Unheil, man solle nach gemüthlicher Vollendung trachten; durch gute Verfassungen und Gesetzbücher den Staat verbessern wollen, sei gewaltige Täuschung. Wir wollen uns in die Sonne setzen und unser Gemüth ausbrüten lassen. Einen andern Weg weiß uns Herr Rauer nicht schicklich anzugeben; und da er Oestreich als den seinem Ideal am nächsten kommenden Staat erkennt, so wollen wir Rostbratel dazu essen, um das Säugethier zu vergessen. Der Verf. möge sich nicht beschweren, daß ich seine neuen Theorien nicht verstanden und ihn, wie vorstehend, platt beurtheilt habe. Ich habe sie aufmerksam, alsdann lachend, endlich ärgerlich gelesen, ich habe sie verstanden; weil ich sie aber abgeschmackt finde, mag ich mich nicht lebendiger mit ihm herumzanken.

Constitutionnelle Phantasien eines alten Steuermannes im Sturme des Jahres 1832. Hamburg, Fr. Perthes. 1832. Gr. 8. 16 Gr.

Rehberg ist der Verfasser. Er beginnt das Buch mit seinem alten Liede, daß er nichts gelernt und nichts vergessen habe; daß er es sich seit dem ersten Ausbruche der französischen Revolution 1789 zum Geschäft gemacht, dem Einflusse der Speculationen des metaphysischen Naturrechts und eines aus ihm abgeleiteten allgemeinen Staatsrechts entgegenzuarbeiten. Er entblödet sich aber nicht, im Verlaufe des Buches wie der beste Metaphysiker einmal gelegentlich zu sagen: die Rechte des Menschen beruhen auf den allgemeinen Gesetzen der Vernunft. Er spricht viel durcheinander, und es ist auch wahrscheinlich sein Unheil, daß er viel weiß. Er ist außerordentlich unterrichtet von den speciellen historischen Verhältnissen der Länder, und ich glaube, es hat ihn wie manchen Andern geschmerzt, dieses sociale Geschichtsthum durch das Vernunftrecht in den Hintergrund gedrängt zu sehen. Der Philolog, der die meisten unnützen Bücher gelesen, erzieht am schlechtesten. Die Menschen sind so egoistisch, daß sie, um nicht ein Jota von ihrem unnützen Wissen wegzuwerfen, von der Welt verlangen, sie solle das Wissen annehmen; sie verwechseln das Individuum mit dem Objecte. Wer viel römisches Recht weiß, will keine neue Gerichtsverfassung, um den Vortheil seines Wissens nicht aufzugeben. Das vorliegende Buch beschäftigt sich übrigens zunächst mit Hanover und enthält allerdings nur Phantasien. Der Verf. dringt selten gründlich und fest auf etwas. Bei Gelegenheit der Preßfreiheit muß Machiavell sprechen; natürlich spricht er, wie es zu seiner Zeit Mode war. Haben wir denn noch nicht mehr gelernt, als Machiavell wußte? wenn nicht, so sind wir allerdings keiner Preßfreiheit würdig. Dieser ewige Geschichtsautoritätenkram, den die Deutschen wie Sisyphus sein Rad wälzen, wird täglich widriger, weil die Zeit täglich jünger und älter wird. Das Wort Civilliste ist Herrn Rehberg schon ein Hochverrath. „Steht etwa in der Liste der zu öffentlichen Geschäften Angestellten der König obenan?“ fragt er sehr naiv. Ist Herrn Rehberg's König vielleicht blos zu allgemeinem Amusement da? fragt der Leser ebenso naiv zurück. „Die Rechte des Volks“ haben auf ein paar Seiten Platz; das Hauptrecht besteht darin, daß sie bitten dürfen.

Für Revolutionsfreunde und Revolutionsfeinde, von Aug. Leopold Bucher. Köslin, Hendeß. 1832. 8. 4 Gr.

Was kann ein pommerischer Prorector seinen pommerischen Schülern über Politik sagen? noch dazu am 3. August. Wenn er was Rechtes weiß, so darf er's nicht mittheilen; weiß er nichts, so, ist den jungen Pommern mit seiner Rede nichts geholfen. Vorliegender Inculpat, Professor und Prorector in Köslin, August Leopold Bucher, weiß nichts als uninteressante Variationen über das 1813 beliebte Thema: „Mit Gott für König und Vaterland!“ — Das sind unsere gelehrten Broschüren! 157.

Beiträge zur Kenntniß der altdeutschen Sprache und Literatur, von G. F. Benecke. Zweite Hälfte.

(Beschluß aus Nr. 36.)

Wir lassen einstweilen den Ernst der Lehre bei Seite und wenden uns, dem Scherze getreu, zu den überaus lustigen Schelmenstreichen eines hochwürdigen Herrn, des Pfaffen Amis, der endlich, dem Gedichte zufolge, als Abt zu Tranis selig verschied. Nach Benecke's Annahme liegt diesem Gedichte ein englisches Original zu Grunde, was jedoch bis jetzt noch nicht bekannt geworden ist. Nach ihm lautet jetzt der Name: Amis, Ames; die Abtei Tranis hat er nicht nachgewiesen. Dieser geistliche Herr, der die Freuden des Lebens kannte und liebte, hielt, bevor er noch Abt ward, auf seiner Pfarrei dergestalt offene Tafel, daß es allgemeines Aufsehen erregte. Seinen Bischof, den dies verdroß, und der, seine Quelle so ergiebig glaubend, auch mitschöpfen wollte, wußte Amis listig abzuweisen; dadurch aber ward er so berühmt, daß die Anzahl der Fremden, welche nun ihn kennen zu lernen wünschten, seine Ausgaben außer allem Verhältnisse zu seiner Einahme brachte. Amis jedoch, als ein guter Wirth, will seine Gastfreiheit keineswegs aufheben oder auch nur beschränken, sondern lieber, sei es auch wie es wolle, Geld sich verschaffen. Nun folgt im Gedicht eine Betrügerei des geistlichen Herrn nach der andern, bis endlich er genug zu haben meint, seine Gastfreiheit gewohntermaßen fortzusetzen. Endlich aber, des geräuschvollen Lebens müde, geht er in ein Kloster, wo er auch bald von allen Brüdern seiner Frömmigkeit und Verdienste halber zum Abte erwählt wird. Schließlich versichert uns der Dichter, Amis sei selig gestorben. Wir wollen nur einen Streimenstreich übersetzt hier mittheilen; vielleicht daß dadurch ein oder der andere Standesgenosse des Amis zu einem ähnlichen verdienstlichen Unternehmen sich aufgemuntert fühlt. Jedenfalls kann man sich einen Begriff davon bilden, wie ein Geistlicher sich damals den leeren Beutel füllen konnte.

Nachdem Amis seinen Plan gefaßt hat, versieht er sich mit den nöthigen Dingen, um je nach Gelegenheit als Prediger, Maler, Arzt oder Kaufmann seine Rolle spielen zu können. Sechs berittene Knechte begleiten ihn, wahrscheinlich um sein wohlerworbenes Gut zu beschützen, damit es ihm nicht ergehe, wie

es später ähnlich dem Dominikaner Metzel erging, dem ein gottloser Ritter, nachdem er sich zuvor weislich einen Ablaßbrief auf künftige Sünden gekauft hatte, seinen Kasten ausleerte.

Nachdem er sich also bereitet hatte, beginnt das Gedicht V. 351:

Hiermit fuhr er in ein Land, da ein Kirchweihfest er fand,
Und bat den Pfaffen in dem Ort, wenn er des Evangeliums Wort
Gelesen, daß er ihn predigen ließ. Freundlich er ihm flugs verhieß
Die Hälfte des Gewinnes. Ihn hörten frommes Sinnes
Bauern viel und Frauen. Der mochte da man schauen
Wol zwanzighundert oder mehr. Vom neuen Bunde da die Lehre
Verkündet' er und zog zugleich auch die vom alten in seinen Bereich.
Dies that er heiliger Salbung voll. Denn rief er laut, daß rings es scholl,
Und sprach mit Eifer also: Ihr mögt wol des sein immer froh,
Daß mich Gott hat hergesandt. Ich bracht' euch her in dieses Land
Ein Heiligthum, also gut, daß es alle Tage Zeichen thut.
Euch soll Gnade hier geschehn; ich laß' euch Zeichen heute sehn,
Daß all' ihr meinem Worte glaubt. Des Heiligen Brandanus Haupt
Das sehet hier, das habe ich. Es hat gesprochen wider mich:
Ich soll ihm ein Münster baun, von Gaben, doch nur reiner Fraun,
Daß Gottes wol es würdig sei; und daß ich Opfer nicht dabei
(Das gebot es mir an den Leib) verwende, das mir gäb' ein Weib,
Die zu ihrem Ehemann jemals andern Mann gewann. —
Von der nun solche Rede geh', der gebiet' ich, daß sie stille steh';
Denn gäben solche mir etwas, wahrlich, ich nähme nimmer das! —
Das laß ich wol euch schauen. Da begannen die Frauen,
Als er hub zu singen, mit Opfer dar zu dringen;
Und die Beimänner hätten, die sah man an den Stätten
Schnell sich drängen die Ersten dar. Das Opfer nahm er alles gar.
Als sie da nun sahen, daß er begann empfahen
Alles, wers auch dar ihm trug, und daß er nichts ausschlug,
Da sprangen die Frauen alle zum Altar hin mit Schalle;
Denn, die geblieben wäre, die hätte böse Mähre
Gewonnen Augenblicks daran; man spräche, sie hielt's mit anderm Mann.
Des konnten die Frauen sich verstehn, und huben all' an, dar zu gehn;
Und die nicht hatte mitgebracht einen Opferpfenning, die war bedacht,
Und lieh ihn von der Nachbarin, oder opfert ein Fingerlin
Von Silber oder Golde. So eilten mit dem Solde
Die Weiber allgemein und sehr, als ob sie alle ihre Ehr
Damit sollten lösen. Die Guten und die Bösen
Die huben sich gleicherweise dar. Sie nahmen alle fleißig wahr,
Die nicht man opfern sähe hier, daß man von der spräche schier,
Ihre Treu sei Kupfer. Da ward das reichste Opfer,
Das vorher man, oder seit, bei sogethaner Kirchweihzeit,
Irgend einem Pfaffen gab. Da wär' manch Eine wol ins Grab
Mit Ehren lieber gelegt dort, als daß sie selbst an solchem Ort
Ihr thäte solche Schande und blieb in ihrem Stande.
Die Männer hatte genommen und gern doch wollte kommen
Aus dem Gerede, die opfert schier dreimal und zeigt sich dreimal hier
Um den Altar zu dieser Stund, daß ja den Leuten würde kund,
Wie sonder argen Falsch sie sei, beides, rein und schandenfrei ꝛc.

So gewinnt der Pfaffe Amis sein reiches Opfer und gebietet darauf bei dem Banne, alle Weiber, die heute geopfert hätten, für rein und ohne Falsch zu halten, „denn er würde auch das reichste Opfer einer Treulosen nicht angenommen haben". Darauf zieht er fort und predigt auf diese Art im Lande ringsumher, und überall, sagt der Dichter, wohin er kam, waren die Frauen seiner Ankunft froh, ja sie schickten ihm sogar Boten und ließen ihn bitten, in ihren Heimaten gleichfalls zu predigen. Dadurch ward er reich und trachtete fort an nach größerm Gewinne.

Einige andere Streiche erwähnen wir nur kurz. Bald nach den Opferpredigten begibt sich Amis an den Hof des Königs von Kerlingen (Frankreich) und verspricht diesem, einen Saal so zu malen, daß nur ehelich erzeugte Männer und Frauen die Gemälde zu sehen im Stande wären. Der König findet den Vorschlag vortheilhaft, weil er den unehelich erzeugten Großen die Lehen nehmen kann, gibt dem Maler Amis Geld und Gut in Menge und heißt ihn malen. Amis lebt herrlich und in Freuden, und als der Tag kommt, wo die Gemälde besehen werden sollen, führt er den König und alle Andern einzeln in den Saal und erklärt ihnen die Gemälde. Keiner sieht etwas, Jeder aber schämt sich, zu gestehen, er sehe nichts. Ebenso geht es mit der Königin und ihren Frauen. Amis aber nimmt seinen Lohn und geht seiner Wege. Darauf gehen die Herren und Frauen in Masse in den Saal und Alle loben die Schönheit der Farben, Zierlichkeit der Zeichnung u. s. w., bis endlich ein Knecht offen bekennt, er sehe nichts, worauf auch die Andern eingestehen, nichts zu sehen. Darauf heilt Amis als Arzt dem Herzoge von Lothringen alle Kranken seiner Siechhäuser dadurch für schweres Geld, daß er den Kranken sagt, er wolle den Kränksten unter ihnen tödten und mit dessen Blute die Uebrigen heilen; sie sollten den Kränksten selbst wählen. Als er wiederkommt, wollen alle gesund sein, und so befiehlt er ihnen, zu dem Herzoge zu gehen und ihre Genesung selbst anzuzeigen.

Hieraus schon wird man abnehmen, daß man den Pfaffen Amis allenfalls als einen Vorläufer des närrisch-klugen Till Eulenspiegel betrachten könnte. Beachtenswerth ist die Bemerkung, welche Benecke bei diesem Gedichte über die Gesinnung des Mittelalters macht. „Daß der Strickäre Betrügereien eines geistlichen Herrn erzählte, fand man nicht anstößig, denn sie bereichern am Ende im Kloster; aber daß ein geistlicher Herr sich prellen läßt, das schien ehrenrührig, das sollte nicht bekannt werden." In dem Gedichte Barlaam und Josaphat fand sich nämlich ein solcher Vorfall: Rudolf, der Dichter, hatte sich vergessen, und war zu weltlich geworden, allein man wußte Rath, man verstümmelte das Gedicht.

In dem Gedichte „Der Winsbecke und die Winsbeckin" gibt Vater und Mutter dem Sohne und der Tochter gute Lehren der Weisheit und Tugend; folgende Strophen, als den Geist jener Zeit besonders charakterisirend, theilen wir hier mit.

Str. 5. Sohn, geistlich Leben ehre mir,
Das ist dir gut, und ist ein Sinn.
Den Willen raube Niemand dir,
Das wird an Helle dein Gewinn.
Nicht kümmre dich der Pfaffen Thun,
An ihnen dienst du Gott mit Sinn.
Ist gut ihr Wort, ihr Werk sei krumm:
Du folge nur dem Worte nach,
Dem Werke nicht; sonst bist du dumm.

Str. 14. Sohn, bindet dir den Helm der Strick,
Sogleich sei muthig, kühn und bald.
Gedenk' an reiner Frauen Blick,
Der Gruß man stets mit Dienst vergalt.
Sitz' grad; verschwende so den Wald,
Als ob dir's angeboren sei.
So Manchen warf ich, vor ich alt
(Erwarten mußt' ich gleiches Loos);
Gut Ritterschaft ist Würfelspiel,
Dem Glücke ruht der Sieg im Schoos.

Str. 16. Sohn, willst du zieren deinen Leib,
So daß er sei dem Schlechten gram,
So nimm' und ehre gute Weib;
Ihre Tugend uns stets von Sorgen nahm.
Sie sind der wonnetragende Stamm,
Davon wir Alle sind geborn.
Er hat nicht Zucht, noch rechte Scham,
Der ihres Lobes nicht wird froh.
Er muß der Thoren einer sein,
Und spräch' er klug wie Salomo.

Str. 17. Sie sind ein wonnetragend Licht
An Ehren und an Würdigkeit,
Der Welt an Ehr' ein' Zuversicht;
Nie bebt das Weiser Widerstreit.
Ihr Name trägt der Ehren Kleid,
Gar hoch gemessen und gewirkt
Mit Tugend völlig und auch breit.
Genade Gott uns werden ließ,
Daß er, da Engel dort er schuf,
Sie hier als Engel wandeln hieß.

Str. 18. Auch magst du, Sohn, noch wissen wohl
Von Frauen Ehre sonder Streit;
Ob das dein Glück dir fügen soll,
Daß du erlebst die liebe Zeit,
Daß dir die Gute Freude weiht:
So kann dir nimmer baß geschehn
Auf dieser Welt, bei meinem Eid.
Mit Treuen hold sollst ihnen sein!
Sprich ihnen wohl; thust du das nicht,
So muß ich mich getrösten dein.

Str. 19. Ich sage, Sohn, dir sonder Wahn,
Des Mannes Herz ist ungesund,
Das innen nicht sich reinen kann
Mit Weibes Lieb' zu jeder Stund.
Es war ein tugendlicher Fund,
Da guter Frauen ward gedacht.
Ist Jemand schwerer Sorgen wund,
Dem bittres Leid das Herz durchweht,
Der streiche Frauengüte dran:
Die Noth ihm wie der Thau vergeht.

Hiermit glauben wir dem Leser zur Erkenntniß des Werthes der in diesem Bande enthaltenen ältern deutschen Dichtungen behülflich gewesen zu sein. Für die Würdigung der kritischen Leistungen des Hrn. Herausgebers ist hier natürlich nicht der Ort. So möge die Versicherung genügen, daß er Alles leistete, was man von einem Manne seines Rufes erwarten konnte. 40.

Correspondenznachrichten.

Berlin, Januar 1833.

—— Das vor Kurzem erschienene, vom Souffleur der hiesigen königl. Bühne herausgegebene Theaterrepertorium zwingt uns im neuen Jahre zu einem Rückblick auf das alte in Betreff seiner Kunstleistungen. Die Theaterstatistik Berlins erweist das immer mehr sich steigernde Ueberwiegen der Oper und des Ballets, während uns doch in musikalischer Hinsicht weder eine neue Schöpfung von Bedeutung, noch für den Verlust der Milder, Schulz und von Schätzel durch eine neue Künstlerin von Ruf irgend ein Ersatz geboten wäre. Weder die Waagen-Schechner noch die Schröder-Devrient gastirten im Verlauf des Jahres. Spontini gab wie immer nichts Neues. Der Erwerb Rott's wurde durch den größten der Verluste im Felde der Mimik, den wir am Schluß des Jahres erlitten, weit überboten: Ludwig Devrient, vielleicht der größte Lear, Franz Moor und Shylock in der Theaterwelt, starb am 30. December 1832. Im J. 1784 geboren, debutirte er hier 1815 als Franz Moor und war seitdem trotz der gichtischen Zuckungen, denen seine Persönlichkeit wie sein Spiel in letzter Zeit unterlag, besonders in jenem Dreigestirn seiner Leistungen die Bewunderung des gebildetsten Publicums.

Eine seltsame Broschüre von einem Hrn. C. W. Kähne greift zum Theil in das Bühnenwesen unserer norddeutschen Residenz; schon der Titel, der nicht ironisch gemeint ist, erscheint parador: „Raupach und Häring, oder Einiges über die Stellung von Preußens Dichtern zu Süddeutschland und Europa". Noch paradoxer ist dem Verlauten nach der Inhalt des Büchleins, indem Sophokles' Größe vor Raupach's Leistungen verschwinden soll.

In der Neujahrsnacht machte, wie die Sage geht, unser Kurfürst von der langen Brücke aus abermals seine Runde durch die Königsstadt, und Hr. F. F. läßt ihn in seiner siebenten Legende das Museum diesmal besuchen, wo er bei den Niederländern, namentlich vor Wouwermann's Belagerung von Antwerpen, mit vorzüglicher Theilnahme verweilt.

In den gelehrten Kreisen Berlins bietet das neue Geschichtswerk vom hiesigen Professor H. F. Stuhr: „Die drei letzten Feldzüge gegen Napoleon *), historisch-kritisch dargestellt", ebenso reichen wie interessanten Stoff dar. Der starkmüthige Däne, aus Flensburg gebürtig, der in preußischen Diensten die Feldzüge selbst mitmachte, gehört, obschon er sich von der hiesigen Philosophenschule, in der Ahnung, sein eigenthümliches Selbst und die Willkür seiner freien Forschung erhalten zu müssen, losfagte, gleichwol zu jenen kämpfenden Geistern, die die Welt der historischen Erscheinungen dem Gedanken und dem Principe unterwerfen, von dessen Mittelpunkte aus die auseinander fallende Wirklichkeit mit allen ihren Zerstückelungen in eine einzige Fuge, einen einzigen Durchzug gefaßt erscheint. So willkürlich in Stuhr's Darstellung Einzelheiten heraustreten mögen, der Athem der Geschichte und ihr inwendig quellendes Leben strömt in Allem, was er spricht und schreibt. In Betreff auf obiges Werk macht man dem Verf. zum Vorwurf, er suche die Wurzel der Ereignisse zu tief, er strebe zu durchdringend dem Zusammenhange der Weltdinge nach. Specieller ergibt sich der Tadel, er habe den geographischen Einflüssen auf Staaten- und Völkerentwickelung zu viel eingeräumt. In seiner Polemik gegen Niebuhr's „Römische Geschichte" und Creuzer's „Symbolik" ist freilich die Herausstellung der Völkermomente in ihrer eigensten Nationalität auf eine glänzende und siegende Weise an örtliche Bedingungen angeknüpft. Möchte der geistvolle Stuhr, der sich anfangs fast nur polemisch entwickelt hat und deshalb von den Parteien der Zeit weniger als er verdiente berücksichtigt ist, seine philosophische Gliederung der Weltgeschichte, die er in Vorlesungen bisher einer kleinen akademischen Zuhörerschaft mittheilte, dem größern Publicum nicht länger vorenthalten. 148.

Notizen.

Eine amtliche Nachweisung über die Versammlungen und die Thätigkeit des englischen Unterhauses während der letzten 25 Jahre, verfaßt vom Secretair Rickman, gibt 23 Sitzungen während dieses Zeitraums an. Mit Ausnahme der kurzen Versammlungen zu Anfang der jetzigen und der vorigen Regierung war die im J. 1807 der Zahl der Tage nach (45) von der kürzesten Dauer. Die längsten Versammlungen nach Tagen fallen in das Jahr 1811, 135 Tage, 1812, 137 Tage, und 1813, 136 Tage. Die größten Sitzungen nach Stunden fanden 1831 wegen der Reformbill und 1821 wegen der Königin Karoline statt; die erstere dauerte 918, die andere 861½ Stunde. Die Emancipation der Katholiken, die Reform und die Königin Karoline wurden Veranlassung zu der zahlreichsten Abstimmung. In den Angelegenheiten der ersten und letzten stimmten mehrmals über 620 Mitglieder; allein über die zweite Verlesung der ersten Reformbill am 22. März 1831 stimmten 608, und über die zweite Verlesung der zweiten Reformbill am 6. Juli desselben J. 538 Mitglieder ab.

In einer englischen Papiermühle (White Hall mill in Derbyshire) wurde im J. 1831 ein Stück Papier — denn Blatt kann man es doch unmöglich nennen — von 13,800 Fuß Länge und 4 Fuß Breite fabricirt. 3.

*) Es wird nächstens ausführlich darüber in d. Bl. gesprochen werden. D. Red.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Donnerstag, — Nr. 38. — 7. Februar 1833.

Irene, oder Versuch zur Vermittelung der philosophischen Systeme. In Briefen. Herausgegeben von Chr. Jac. Eisenlohr. Karlsruhe, Groos. 1831. Gr. 8. 20 Gr.

Nicht ohne Mißbehagen schickte Ref. sich an, der Aufforderung, vorstehende Schrift anzuzeigen, Genüge zu thun, sofern irenische Versuche auf dem Gebiete der Wissenschaft überhaupt, insbesondere aber der philosophischen Wissenschaft ihm immer etwas Bedenkliches zu haben schienen und auch, wie uns die Geschichte der Wissenschaft lehrt, noch wenig gedeihliche Früchte gebracht haben. Das gewöhnliche synkretistische Streben der Irenik muß entweder jeder Aufstellung eines festen Princips sich entschlagen oder eine seltene Verleugnung der Consequenz üben, durch Eines wie das Andere aber dem Charakter der Wissenschaftlichkeit Eintrag thun und sich also grade gegenüber von einem solchen Streben der Autorität, die es in Anspruch nimmt, berauben. Die Zeit muß Frieden stiften unter den Systemen: eine Macht, die über allen Systemen steht, die diese wie Zweige von den Bäumen haut und sie auf den Weg streut, auf welchem die Wahrheit einziehen soll. Wäre Ref. nicht ein abgesagter Gegner von jener in der Wissenschaft weitverbreiteten Mode, physische und moralische Kräfte gänzlich untereinander zu mengen und dem Entwickelungsgange dieser das Prognostikon nach dem Gesetze jener zu stellen, so würde er, was er hier nur metaphorisch verstanden und zur Verdeutlichung angeführt wissen will, in einer strengern Bedeutsamkeit aussprechen: die irenischen Versuche sind ein Stoff, der die in voller Thätigkeit begriffene Gährung einer Flüssigkeit plötzlich niederschlägt, aber sie dadurch nicht abklärt, sondern vielmehr gänzlich verdirbt und ungenießbar macht.

Bei diesem Vorurtheil, wie er es gern genannt wissen will und, wie nun einmal die Sachen stehen, auch nennen lassen muß, war es ihm eine freudige Ueberraschung, die er gewiß mit einer nicht kleinen Anzahl Freunde der Philosophie theilt, hier nichts weniger als Friedensversuche in der genannten synkretistischen Weise zu finden, sondern eine aus entschiedener speculativer Kraft, verbunden mit reicher Kenntniß der Geschichte der Philosophie, in gefälliger Sprache gegebene selbständige philosophische Ansicht. Ref. hält es also für sein einziges Geschäft, den Lesern d. Bl. einen kurzen Ueberblick von den Forschungen des Verf. zu geben und dabei einige Punkte der Untersuchung herauszuheben, die ihm besonders wichtig erschienen sind, sei es aus objectiven, sei es zum Theil vielleicht nur aus subjectiven Gründen. Das Ganze besteht aus 19 Briefen, deren erster die Untersuchungen einleitet durch die Bemerkung, die aus historischen Hinweisungen gefolgert wird, daß der Zusammenhang zwischen dem Idealen und Realen noch nicht gefunden sei. Allein schon hier verräth es sich, was auch im zweiten Briefe sogleich bestätigt wird, daß der Verf. auf der Seite der Denker steht, die von psychologischen Untersuchungen anheben, die wissen wollen, was der Mensch sei und vermöge, bevor er mit starker Zuversicht es unternähme, einen Palast nach neuestem Geschmack, wie Arthur Schopenhauer sich Aristophanisch ausdrückte, „in Wolkenkukuksheim" (νεφελοκοκκυγία) aufzuführen. Er wirft mit Kant die Frage auf, ob Raum und Zeit etwas außer uns Bestehendes oder nur eine Form unserer sinnlichen Vorstellung sei, und glaubt vorläufig wenigstens so viel behaupten zu können, daß der Raum nicht blos eine Form unserer Vorstellung sei, sofern dieser Ansicht der falsche Schluß zu Grund liege: Alles, was uns erscheint, stellen wir uns im Raume vor; der Raum ist eine Form unserer Vorstellung, folglich nichts außer uns Bestehendes. (S. 9.) Die Frage bildet indessen hier nur den Uebergang, um einige schwankende, aber für die Speculation unumgängliche Begriffe aus der Psychologie näher zu bestimmen. Zuerst kommen Empfinden und Vorstellen an die Reihe, die einander nicht subordinirt, sondern coordinirt werden. (Br. 3.) Erkenntniß bezeichnet die allgemeine Form, unter welcher wir uns eines Dinges bewußt sind. Wir unterscheiden hierbei 1) die (sinnliche) Wahrnehmung eines charakteristischen Merkmals; 2) die (geistige) Vorstellung unter der Form eines allgemeinen Begriffs; 3) die organische Affection in der Empfindung und 4) den geistigen Genuß des Angenehmen im Eindruck auf unser Gemüth. Die ersten beiden Elemente sind äußere und innere Vorstellungen, die andern sind äußere oder innere Eindrücke. Die kritische Untersuchung des Gefühlsvermögens, zu der auch noch nicht einmal ein Versuch gemacht worden (sollten dem Verf. Beneke's „Psychologische Skizzen", Göttingen 1825, unbekannt geblieben sein?), würde die größte Lücke unsers Wissens ausfüllen; aber die Arbeit fodert einen philoso-

philschen Hercules. (S. 19.) Der Verf. selbst gibt uns einen trefflichen Beitrag, und es ist mit dem frommen Wunsche, eine Untersuchung über die Natur der Gefühle und ihr Verhältniß zu unsern Vorstellungen, Begriffen und Ideen eröffnet, die sich durch mehre Briefe hinzieht. (Br. 4—8.) Dies Resultat der Untersuchungen läßt ein Zusammenfassen in wenigen Worten nicht zu, und wir müssen uns deshalb begnügen, auf einzelne Punkte aus dem Reichthum dieser den Leser in ununterbrochener Spannung erhaltenden Forschung hinzuweisen. Nicht die körperlichen Organe, thut der Verf. dar, empfinden, sondern die Seele. Es gibt keinen innern Sinn, wol aber inneres Gefühl, bei welchem die äußern Organe nicht afficirt erscheinen. Es besteht in der Affection des Gemüths durch sinnliche Eindrücke und Vorstellungen; nicht als ob sich diese in ihm zu einer Empfindung erst reflectiren müßten, sondern indem sie das Gemüth in eine Gefühlsstimmung, freudige oder traurige u. s. w. wie Grauen, Schwindel, Schauern, Ekel, versetzen. Hiervon ist wohl zu unterscheiden das intellectuelle Gefühl für das Schöne, Wahre und Gute, welches unabhängig von jeder organischen Empfindung oder sinnlichen Gemüthsaffection durch bloße Ideen geweckt wird und sich zugleich als eine ursprünglich geistige Thätigkeit in unserm Bewußtsein offenbart. Dieses Gefühl ist vorhanden, ehe noch der Mensch sich einen deutlichen Begriff von irgend einem Dinge zu machen weiß. Es ist gleichsam der ursprüngliche Instinkt, mit dem alle Erkenntniß anfängt, und die aus dem Innersten unsers geistigen Wesens hervorströmende Lichtquelle unserer Weltanschauung, unserer Gemüthsstimmung und unsers Glaubens. In ihm liegt die Wohnung des heiligen Geistes, der bei uns einkehren soll, um unser Herz für die himmlische Wahrheit zu öffnen und jeder sündhaften Neigung zu widerstreiten. Auf ihm beruht die hohe Begeisterung für Tugenden, die Hingebung und Aufopferung der Märtyrer für Wahrheit, der edelste Enthusiasmus des Menschen, wodurch er sich noch weit höher über das niedere Thier stellt als durch seinen Verstand. Könnten wir dies Gefühl rein und lauter in uns bewahren, so würden wir von keiner Sünde wissen und im Paradiese der Unschuld leben. (S. 33.) Wer sollte es nicht dieser Sprache anhören, daß hier der Verf. dem Herzen seiner Untersuchungen, durch die er sich Jacobi auf eine eigenthümliche und die Foderungen der Präcision mehr befriedigende Weise anschließt, nahe steht. Jedoch wird uns erst die Ansicht des Verf. deutlicher werden, wenn wir noch einen Schritt weiter gethan haben. Vorläufig gibt er nämlich einige Andeutungen über das Gewissen, das sittliche, das sympathetische Gefühl (Br. 5), die wir nur fast etwas zu kurz finden, da wir glauben sollten, daß auch für den nächsten Zweck des Verf. sich durch ihre tiefere Erforschung manches schöne Ergebniß hätte herausstellen lassen. Hernach scheidet er genauer Empfindungen, Wahrnehmungen, Vorstellungen und Begriffe voneinander (Br. 6), führt insbesondere an (ob in Uebereinstimmung mit dem herrschenden Sprachgebrauch, nach welchem Vorstellung der allgemeinste Name für jedes Product der Erkenntnißthätigkeit ist, möchten wir zweifeln), daß nicht jeder Gedanke eine Vorstellung, aber jede Vorstellung ein Gedanke sei, sucht den distinctiven Charakter der Vorstellungen in ihrer formellen Beschaffenheit und ihrer Entstehung darzuthun. Sie entspringen ihm nämlich nur aus dem Erinnerungs- und Einbildungsvermögen, also lediglich durch einen selbstthätigen und in gewissem Grade willkürlichen Act unsers Geistes. Insofern ist ihnen die Wahrnehmung entgegengesetzt, bei welcher wir das Mannichfaltige nicht nach innern subjectiven, sondern nach äußern objectiven Gesetzen, die zu ändern nicht in unserer Macht steht, in keiner bestimmten Ordnung und Reihenfolge verknüpfen. Empfindungen will er so vom Gefühl getrennt wissen, daß jene die Mannichfaltigkeit der Affectionen im Eindruck, dieses die allgemeine Quelle der Empfindungen selbst bezeichnet, und wollten wir dies auch immerhin geschehen lassen, so möchten wir doch gern mit dem Verf. darüber rechten, daß er uns Empfindungen zumuthen will, ohne deren bewußt zu sein (S. 54), wenn wir nicht einerseits fürchten müßten, das Maß dieser Anzeige allzu sehr zu überschreiten, andererseits der Verf. uns der Mühe der Widerlegung überhebt, indem er späterhin gegen Hegel selbst behauptet (S. 160), es sei ungegründet, daß es eine Empfindung ohne Bewußtsein gebe. Wir wollen die Aufmerksamkeit der Leser nicht weiter zersplittern, die wir gern auf den Punkt concentrirt sehen möchten, an dem wir nun angelangt sind, und über welchen den Verf. sprechen zu hören, uns mit der lebendigsten Freude erfüllt hat; wir meinen die Untersuchungen über die Idee, die der achte Brief, gewiß einer der eigenthümlichsten der ganzen Sammlung, beginnt. Die Lehre von den Ideen hat, wir glauben nicht zu viel zu behaupten, in der Geschichte der Philosophie eine mannichfache Mishandlung erfahren. Als ein erhabener Mythos mit mythischem Halbdunkel umgeben, aber lichtverkündend gewahren wir sie zum ersten Mal in der Platonischen Weltansicht. Wie Göttergestalten läßt er sie, die ewigen Muster der schöpferischen Allmacht, den Forscher mehr errathen als schauen. Schon die nachfolgende philosophische Generation der Peripatetiker, wenngleich sie, was wir nicht leugnen dürfen, manche Schwächen der Platonischen Entdeckung richtig bezeichnete, im Ganzen belächelte sie nur was sie nicht verstand. Ihre zweite Epoche erreichte die Lehre von den Ideen, als jenes Gemenge von Christenthum, Judenthum und Heidenthum, das wir unter dem Namen der alexandrinischen Schule kennen, sich mit Platonischer Mystik verkittete. Der Grobheit des Misverstandes oder der absichtlichen Entstellung, dem hierbei insbesondere die Ideen unterlagen, der körperlichen Deutung Dessen, was von Plato selbst in reiner Geistigkeit aufgefaßt war, dem haben wir es ohne Zweifel zu danken, daß die Lehre von den Ideen aus dem Kreis des speculativen Lebens verschwand und nur hier und da noch als antiquarische Rarität vorgezeigt wurde. Die Bedeutung, in der das Wort bei Locke und Leibnitz wiederauftaucht, läßt den specifischen Charakter der Idee fallen und verflacht das Bild derselben dadurch, daß sie identificirt wird mit Dem, was wir Vorstellung

nennen. Kant zuerst, in vieler, wenn auch nicht in aller Hinsicht ein Nachfolger Platon's im reinern Sinn zu nennen, schied wenigstens wieder das Wesen der Idee von einer Masse anderer Vorstellungen ab. Aber worin das Unterscheidende bestehe, versäumte auch der Kriticismus nachzuweisen, und den Vorwurf, der ihm aufgebürdet wurde, daß ihm die Ideen nichts seien als einfachere Begriffe, rechtfertigte er selbst theils durch die Unordnung, in welcher er sie ließ, theils durch den blos regulativen Gebrauch, den er von ihnen zu machen gestattete. Die Willkür, mit welcher der neueste Idealismus überhaupt die bisherige Terminologie behandelt, erstreckt sich auch auf den Begriff der Idee, die er für die absolute Einheit des (subjectiven) Begriffs und der Objectivität erklärt, also sie doch unter die Lehre vom Begriff, abgesehen von der Subjectivität, unterordnet, zu einer Species der Begriffe macht. Die Idee ist auch in diesem System bis auf den Namen, und wie sich leicht zeigen lassen möchte, zu nicht geringem Nachtheil, insbesondere der ethischen Wahrheiten, verkannt. Sie ist auch durch dieses System nichts weniger als zu der ihr eigenthümlichen Freiheit gelangt, sie lebt unter dem Drucke des Begriffs und leidet von der Tyrannei eines vorgeblich absoluten Wissens.

(Der Beschluß folgt.)

Ueber eine Reformation der protestantischen Kirchenverfassung im Königreiche Sachsen. Vota der Diöces Leipzig und amtliches Gutachten von Christian Gottlob Lebrecht Großmann. Leipzig, F. Fleischer. 1833. Gr. 8. 12 Gr.

Das Ministerium des Cultus und Unterrichts in Dresden erließ in Bezug auf die vielfach vernommenen Wünsche nach einer Presbyterial- und Synodalverfassung der protestantischen Landeskirche des Königreichs ein Ministerialschreiben ergehen, in welchem alle Geistliche aufgefodert wurden, ihre Stimmen, Gutachten und Vorschläge darüber abzugeben, indem sich nicht allgemeine und gleichlautende Billigung der Sache vorfand. Es kamen dabei mancherlei zum Theil wunderliche Ansichten und Verfahrungsarten zum Vorschein. Ephoren wie Rudelbach hielten es für viel zu anmaßend, wenn die Christen, die im Fleische wandelten, Denen, welchen das Regiment gebühre, weil sie an der augsburger Confession hingen, eine Verfassung geben wollten (man lese dessen 14 Thesen). Andere schienen mehr furchtsam zu horchen, wo der Hofwind herkomme. Es erschienen: „Wünsche der evangelischen Geistlichkeit Sachsens u. s. w."; aber man sah es ihnen an, daß sie nicht das Ganze richtig erfaßt und dargestellt hatten, und S. 35 erklärt Hr. Dr. Gr., daß er nichts darin unterschreibe als die beiden amtlichen Schreiben. Nun bekamen die Federn zu thun. Krehl, Weichert, Girardet, Bretschneider und viele Andere, auch die Kirchenzeitungen, sowie die Pölitz'schen „Jahrbücher" gaben ihre Stimmen dafür oder dawider ab, und es mag keine leichte Aufgabe sein, aus diesen verschiedenen Ansichten die Frage zu beantworten: Was ist Wahrheit?

Dr. Gr., der nicht zu den Theologen gehört, die ihre liebwerthesten Namen und Alltäglichkeiten allenthalben zur Schau bringen, dafür aber, mag er sich nun auf den Philo einlassen, oder im „Vaterland", oder über einen Gegenstand, wie der vorliegende ist, sprechen, immer gründlich und klar, kräftig und männlich, freisinnig und besonnen sich vernehmen läßt, theilt hier erstlich die Vota seiner Diöcesanen mit. Es sind davon drei Stimmen unbedingt gegen die Presbyterial- und Synodalverfassung, „weil diese unnöthig und überflüssig sind". Gr.'s Antwort: „Alles allein machen wollen, mit Verschmähung jedes Raths, jeder Hülfe, das ist das landesverderbliche Princip des Absolutismus im Staate, das seelenverderbliche der Hierarchie in der Kirche." — „Sie passen nicht für unser Volk und unsere Zeit." Antwort: „Es ist grade an der Zeit und das höchste Bedürfniß, um die Auflösung aller kirchlichen Verhältnisse und Wirksamkeit zu verhüten." — „Man ist jetzt gegen jeden Anschein von Zwang und will sich nicht willenlos von der Hierarchie leiten lassen." Antwort: „Eben das verlangt die Kirche in Absicht der Staatsgewalt: sie will ihre Autonomie, soweit es ihr von Gott und Rechts wegen gebührt; sie will weiter nichts, als was ihre Schwestern, die katholische, die reformirte, ja auch die Juden haben, um deren innere Verwaltung, Gesetzgebung, Anordnung ihres Cultus u. dgl. sich der Staat nicht bekümmert. Was dem Volke in politischer Hinsicht geworden ist, soll ihm auch in kirchlicher werden. An hierarchische Bestrebungen ist nicht zu denken; eine Kirchenzucht, insofern man ein Sittengericht mit Censorgewalt und Bannrechten versteht, weisen wir gradezu ab; durch freie Wahl soll das Presbyterium gewählt werden, die Mehrzahl soll aus Laien bestehen, die sich nicht in Priestergewalt werden bringen lassen." Mit gleicher Klarheit beleuchtet der Verf. die Einwendungen, z. B. „daß das Volk nicht mündig sei, weder in intellectueller noch in sittlicher Hinsicht" (S. 11), und nennt dies „die beständige Sprache der Absolutisten, um die Unentbehrlichkeit und sogar Wohlthätigkeit ihres Systems zu beweisen", was doch nichts Anderes heiße als: „es gibt keinen verständigen frommen Hausvater in der Gemeine, keine Christen in der christlichen, keine Protestanten in der protestantischen Kirche", was offenbar zu viel, also nichts beweise, und was auch kein Geistlicher seiner Gemeinde ohne Schamröthe nachsagen werde. Trefflich spricht der Verf. über das Mißlingen der neuesten Versuche zur Einführung von Presbyterien in Baiern und Preußen. (S. 13.) Er stellt zuerst die Erfahrungen des Gelingens in Schottland, in der Schweiz, Holland, Westfalen und Nassau entgegen und zeigt dann sehr geschickt die zum Grunde liegenden Ursachen jener nothwendigen Wirkung. „In Baiern wollte man eine Kirchenzucht einführen, die schon vor der Reformation fast unwirksam war und für uns gar nicht mehr paßt"; dazu kam, „daß die Sache von einer theologischen Sekte ausging, die in dem Rufe eines pietistisch-mystischen Zelotismus stand." „In Preußen kam man post festum, ließ 1817 den günstigen Zeitpunkt vorübergehen, machte wol die Wahl, aber nicht die Einführung der Gewählten feierlich genug, ging überhaupt mit zweifelndem Muthe an das Werk und betrieb es ohne höhere Sanction; aus Mangel an einer richtigen Organisation schütteten einzelne Mitglieder, statt den reinen formalen Zweck im Auge zu behalten, das überreiche Füllhorn ihrer materiellen Interessen aus. Die Menge und Verschiedenheit derselben, der zelotische Widerspruch der wittenbergischen Generalsynode gegen die Vereinigung der beiden protestantischen Confessionen, diese kirchlichen Gährungen und die eben eintretenden Besorgnisse vor demagogischen Umtrieben unter der lieben Jugend schreckten damals die Gemüther der Gewaltigen. Fr. v. Bülow in Magdeburg wurde es damit leicht gemacht, die Weltleute durch eine von Schuderoff gezüchtigte, aber bei ihrem Publicum nachhaltend wirkende Broschüre mit Gespenstern der Hierarchie zu ängstigen und hohe Hände von dem Werke der Presbyterien und Synoden abzuziehen." — Die Presbyterien erklärt man auch für unnütz: daß sie nicht allmächtig sind und als bloße Form nicht den Indifferentismus bannen können, gibt Gr. zu; „aber in Angelegenheiten des Glaubens und Gewissens muß die Hülfe und das Gute nicht von Oben herab erwartet werden, sondern es muß von Innen heraus kommen, wie denn auch die wohlthätigsten Reformen, wie das Christenthum und die Reformation, von Unten ausgegangen sind." Daß aus den Presbyterien „Dünkel, Inquisition, Sektirerei und Unduldsamkeit hervorgehen, ist nicht nothwendig und nur

ein gewöhnliches Schreckbild. In Westfalen wenigstens findet sich's anders."

Die Geistlichen, deren Vota gegen Presbyterial- oder Ephoralsynoden oder gegen beide gerichtet waren, hätten freilich ganz andere Waffen anwenden sollen, als sie gebraucht haben; sie waren leicht zu besiegen. Dreiundvierzig Stimmen sprechen für Presbyterial- und Synodalverfassung „aus Gründen der Nothwendigkeit, der Möglichkeit, der Rechtmäßigkeit und der Nützlichkeit", auf eine verständige, wenn auch verschiedene Weise. Hr. Dr. Gr. trägt dann seine Privatansicht noch besonders vor. Wir haben schon bei unserer letztern Uebersicht der theologischen Literatur darauf hingedeutet*), daß uns das Votum des würdigen Bretschneider gegen die Sache nicht genüge; es betrachtete den Gegenstand nicht von allen Seiten. Gr. prüft es scharf und genau. Krehl's heftige Aeußerungen und die „Biene" in Zwickau treffen ihn nicht; beide bekämpfen die Idee einer Kirchenzucht, wie sie dem Verf. nicht in den Sinn kam. Gegen Br. wird nun zunächst „das Bedürfniß einer Verbesserung des Kirchenwesens" aus dem „Zustande des innern, häuslichen, religiösen und des öffentlichen kirchlichen Lebens" erwiesen; sodann wird gezeigt, daß „eine Kirchenregierung diese Bedürfnisse kennen müsse", daß „aber die jetzige Kirchenverfassung mit den Grundsätzen unserer Kirche in einem unauflöslichen Widerspruche stehe, indem der Staat gar oft aus eigner Machtvollkommenheit und ohne die Kirche darum zu fragen, das Recht ausübe, über Dogma, Liturgie, Cultus und Ritus positive, für alle Glieder verbindliche Bestimmungen zu treffen, gegen die Schrift (2. Kor. 1, 24), die augsburger Confession (Art. 28) und die Aussprüche der angesehensten Rechtslehrer". Vorzüglich rügt er die Inconsequenz, wie man in Bezug auf andere Confessionen verfährt, und verlangt nur Gerechtigkeit, Gleichheit mit ihnen. Er widerlegt Hrn. Br., der zuviel von der Liturgie erwartet und dabei behauptet, das Kirchenregiment sei von jeher aristokratisch gewesen, wovon Gr. das Gegentheil darlegt. Noch bestreitet er mehre unrichtige Ansichten der ministeriellen Vorschläge, z. B. daß die Gerichtsdirectoren, die in der Regel nicht einmal Gemeindeglieder sind, bei den Presbyterialversammlungen zugegen sein sollen, was auch Rec. ganz sonderbar vorkommt, wenn er an die Ausführbarkeit denkt, und man kann die Ausdrücke nicht zu stark finden (S. 58): „daß dann der alte Sauerteig wieder da sei und die Freiheit ertödtet werde." Den Kirchenpatronen will der Verf. wol den Platz eines beständigen Ehrenmitglieds geben, aber „wenn die ganze Welt voll Privilegien wäre, vor Gott gibt's keins; ihm gegenüber sind wir Alle gleich, und nur dem Besten, der ihm nahe ist, steht er am nächsten." „Ich fürchte sehr, ein solcher Beweis von Befangenheit oder Nachgiebigkeit aus Menschenfurcht wird der Regierung schlechten Dank verdienen." Nicht minder spricht er gegen den berühmten Staatslehrer Pölitz, der eine Generalsynode und Presbyterien ohne Synoden, d. h. „Kopf und Füße ohne Rumpf" will, und wo es uns überhaupt scheint, als ob der Theoretiker doch hier, wie auch mal anderwärts, das wirkliche Leben zu wenig kenne und berücksichtige. Fehlt, nach Gr.'s Ansicht, eins der drei Glieder, das Presbyterium als die Grundlage, die Specialsynode als vermittelndes Glied nach Oben und Unten, und die Generalsynode als Schlußstein, gleichsam der Kopf, so wird das Einzelne nur Verwirrung und Schaden stiften. Wie nun das Alles einzurichten sei, was in jeden Bezirk gehöre, wie sich die Verfassung zum Staate verhalten solle, trägt der Verf. in allgemeinen und besondern Wünschen vor, welche uns wohl erfüllbar scheinen, hätten alle Betheiligte helle Einsicht und fromme Begeisterung für die Kirche. Die Consistorien hält der Verf., wenn auch nicht augenblicklich, doch künftig für überflüssig, wenn die Synodalverfassung zu Stande kommt. Wir unsern Orts glauben jedoch: wie die Dinge in der Welt nun einmal stehen, und da Weltliches und Kirchliches so nahe aneinander grenzt, ja gegenseitig eingreift, ein zweckmäßig eingerichtetes Consistorium könne in vieler Beziehung sehr wohlthätig noch Oben und Unten wirken. Aber wir stimmen Gr. bei, daß nur ausnahmsweise ein adeliger Präsident darin sein, und diese Stelle nicht mehr als Stufe zum Ministerium für den Adel betrachtet werden solle. Nur bei eminenter persönlicher Tüchtigkeit, namentlich durch Gelehrsamkeit (daß er Schriftsteller oder Professor des Kirchenrechts sein solle, klingt doch gar zu unbarmherzig, obgleich es Wahrheit ist), wähle man ihn aus dieser Classe; außerdem paßt die Erziehung und Stellung des Adels nicht recht zur Regierung der Kirche; er sonnt sich im Lichte der Hofgunst und liebt es, verwickelte Fälle durch Machtsprüche zu entscheiden. In dem Punkte des Wahlrechts der Gemeinde weicht Rec. fast ganz (S. 69) von dem verehrten Verf. ab: sie werde mit ihren Einwendungen vor und bei der Probe gehört und beachtet, aber der Mann verdanke ihr nicht das Amt; in der Regel entscheidet sie meist nach Zufälligkeiten, nach dem Aeußern; Nepotismus, Simonie und grobe Fehlgriffe, innere Zwietracht und unverdiente Zurücksetzungen sind kaum zu verhüten. Dagegen muß eine Behörde, welche ihre Leute schon von der Schule an und in ihrem Amtsgange beobachtet, prüft und kennt, am besten wissen, wer mit seinen Gaben und Eigenschaften an diesen oder jenen Ort, für eine gute und für eine verwilderte Gemeinde passe u. s. w. Möge dieses Schriftchen, das mit Wenigem Alles sagt, eine gerechte Würdigung allenthalben finden. 68.

*) Vgl. Nr. 205 und 206 d. Bl. f. 1832. D. Red.

Notizen.

Weihe eines Parsentempels.

Die alten Anhänger Zoroaster's, welche bekanntlich seit der mohammedanischen Verfolgung im westlichen Indien ein neues Vaterland gefunden haben und sich hier durch moralischen Wandel sowol als durch ihre Betriebsamkeit vor ihren Nachbarn vortheilhaft auszeichnen, weihten am 17. Nov. 1830 einen neuen Feuertempel zu Bombay feierlich ein, wozu Tausende von Parsen aus allen Gegenden Indiens zusammengekommen waren. Das Gebäude ist viereckig und sehr zierlich gebaut; die Hallen erglänzen von Spiegeln und Leuchtern, und das Allerheiligste ist besonders prachtvoll mustivisch mit Marmor getäfelt; in der Mitte steht die silberne Vase für das heilige Feuer, 40,000 Rupien an Werth. Die Kosten des Baues werden auf eine Lak Rupien (12,500 Pf. Sterl.) angeschlagen. Die Schenkungen waren sehr bedeutend, und der Oberpriester Edulbarn erhielt allein an dreißig der kostbarsten Shawls.

Alter der Welt.

Die Buddhisten auf Ceylon hegen über die Dauer und Umwälzungen der Welt die überspanntesten Begriffe und haben, um die großen Perioden derselben zu berechnen, Zahlen von einer Unität mit 63 Nullen mit eignen Namen ausgeprägt. Folgende Beispiele sind aus ihren alten Schriften entnommen: Die Erde wächst in einer Antakalpa sieben Jobanas (14 engl. Meilen), in tausend Jahren aber nur einen Zoll; ein Jobana hat 1,075,200 Zoll, sieben mithin 7,526,400 Zoll, diese, durch 1000 multiplicirt, geben die Antakalpa, deren 80 eine Mahákalpa oder 602,112,000,000 Jahre ausmachen. Eine andere Stelle bestimmt diese Periode so: Man denke sich einen kubischen Felsen von neun Klafter Höhe und Breite; bei diesem geht alle 1000 Jahre eine schöne Göttin so vorüber, daß nur der leise Zephyr ihr Musselingewand gegen den Felsen streift: die Zeit nun, welche erfodert wird, jenen Stein bis zu der Größe eines Senfkorns abzunutzen, ist die Antakalpa, deren achtzig auf eine Mahákalpa gehen. 160.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Freitag, — Nr. 39. — 8. Februar 1833.

Irene, oder Versuch zur Vermittelung der philosophischen Systeme. In Briefen. Herausgegeben von C. J. Eisenlohr.

(Beschluß aus Nr. 38.)

Eine treffliche, höchst lichtvolle Erörterung über die Platonischen Ideen, voll der fruchtbarsten Andeutungen hat uns Herbart („Einleitung in die Philosophie", zweite Ausgabe, S. 175 fg.) gegeben und mit historischer Herablassung, eine seltene Eigenschaft eines genialen Systematikers, diesem Punkte der Platonischen Lehre die Gerechtigkeit, die sie verdient, in höherm Grade widerfahren lassen. Einen sehr allgemeinen Misverstand hat er es genannt, durch den die Ideen die Bedeutung von Vorstellungen irgend welches denkenden Wesens bekommen haben; höchst scharfsinnig ist die Parallele, die er zwischen der Lehre der Eleaten vom Sein und der Ideenlehre zieht, deren Gemeinsames der Gegensatz gegen die Erscheinung wäre. Aber doch scheint grade dieser Gegensatz gegen das Sein ihn zu verleiten, daß er sie, fast möchten wir sagen, im Widerspruch gegen seine anfänglichen Behauptungen, doch nur zu absoluten Qualitäten macht, eine Benennung, die, wenn wir nicht in ihr einen Widerspruch sehen sollen, wiederum den Ideen nur logische Entstehung und Bedeutung geben, sie zu weiter nichts machen würde als wiederum zu allgemeinen Begriffen mit willkürlich hinzu gedachter Realität: eine Verwechselung, deren sich schon Aristoteles schuldig gemacht hatte. Es würde zu weit führen, wenn wir hier zeigen wollten, wie und inwieweit Plato selbst zu dieser Verwechselung Anlaß gegeben hat. Sollte sie auch völlig historisch getreu sein, was wir jedoch so gradehin zuzugeben uns noch nicht gedrungen fühlen, so ist es doch jedenfalls eine Unvollkommenheit in der Lehre von den Ideen, die wir nur dann ruhig dürften stehen lassen, wenn wir diese Lehre für weiter nichts hielten als für eine einmal dagewesene Erscheinung in der Geschichte der Philosophie. Sind wir hingegen durchdrungen davon, daß diese Erscheinung keineswegs eine zufällige sei in der Geschichte des denkenden Geistes; daß der Skepsis, worin am Ende alle menschliche Speculation besteht, ebensowol Kraft als Bedeutung und Schranke nur durch eine Ideologie gegeben werden kann; sehen wir, daß das gemeinsame oft mehr oder weniger unwillkürliche Drängen aller Systeme auf Etwas, das über der sinnlichen Erscheinung und über dem Begriffe liegt, jenem Platonischen Versuche innere Nothwendigkeit gibt: so können wir Forschungen, die diesen Gegenstand in seiner eigenthümlichen Bedeutsamkeit und Reinheit aufnehmen und fortführen, nicht anders als mit dem lebhaftesten und freudigsten Interesse begrüßen. Br. 8: „Idee ist", wenn wir den Verf. nach dieser kurzen Abschweifung selbst weiter sprechen lassen, „kein Begriff. Wiefern aber zu dem Inhalt des Begriffs noch ein Grund hinzugedacht wird, warum und wozu er ist, so verknüpft sich mit dem Begriffe eine Idee. Wenn ich die Afrikaner als eine eigne Menschenrasse, die Tugend als eine Pflicht, die Freiheit als ein Princip oder moralisches Gesetz, die Menschheit als ein moralisches Wesen mit denke, so verknüpfe ich mit diesen Begriffen eine Idee, die nicht aus ihnen selbst hervorgeht, sondern ihnen durch die Vernunft unmittelbar beigesellt wird. Eine Ideenlehre als eine Wissenschaft von Erkenntnißgründen, wie die Logik eine Wissenschaft von Erkenntnißformen, sollte handeln 1) von der Natur der Ideen, 2) von dem Ursprung und von der Bildung derselben, 3) von ihrer verschiedenen Eintheilung, 4) von ihrer Verbindung und Trennung, 5) von der Vernunftmäßigkeit unserer Ideen, 6) von wissenschaftlichen Ideen, 7) von der Macht unserer Ideen über Gedanken und Gefühle. — Was das Erste anbelangt, so sind nicht die Ideen, sondern nur die Fähigkeit zur Entwickelung derselben uns angeboren. Die Erzeugung einer Idee vermögen wir nicht nachzuweisen. Ideen kann der Mensch nur empfangen und fassen, sie besitzt nur der höhere Geist, dem, wie die Alten sagen, die Gabe der Weissagung verliehen ist. Ideen werden eingetheilt in vernünftige und unvernünftige (Chimären), einfache (z. B. Weisheit, Gerechtigkeit) und zusammengesetzte (z. B. Vogel Greif u. s. w.)." Es sei uns erlaubt, zu dieser kurzen Angabe der Erörterungen des Verf. über eine Ideenlehre nur wenige Bemerkungen hinzuzufügen, die wir den Verf. nur als den motivirten Wunsch anzunehmen bitten, daß es ihm gefallen möge, diese seine Untersuchungen weiter zu führen. Irrt Ref. nicht, so ist einer der Hauptmängel, welche noch der Platonischen Ideenlehre anhängen und sie als ein noch nicht völlig Entwickeltes darstellen, der, daß wirklich, wenigstens in einzelnen Darstellungen, die Idee noch nicht hinlänglich vom Begriff, überhaupt von einem rein analytischen Erzeugniß geschieden worden; und es bedarf

nur, daß wir uns dieser Unvollkommenheit recht klar werden, um unsere speculative Thätigkeit auf diese vollständigere Scheidung hinzulenken. Auch dem Verf., halten wir dafür, würde diese Ueberzeugung von dem Mangel der Platonischen Ideenlehre eine entschiedenere Richtung geben und ihn veranlassen, die Spur zu verfolgen, auf welcher er ist, wenn er die Ideen in zusammengesetzte und einfache eintheilt, ferner wenn er sagt, daß (S. 59) die Idee mit dem Begriff verknüpft werde, z. B. wenn man sich die Menschheit als ein moralisches Wesen denke. Hier ist die Idee schon nicht mehr rein, sondern sie ist mit dem Begriff (der analytischen Erkenntniß) Mensch vereinigt. Wenn er weiter sagt, daß der Inhalt der Ideen auch aus Begriffen bestehen könne — aber sie entstehen nicht durch willkürliche Zusammensetzung von Begriffen, sondern nach einer durch die Vernunft erkannten Regel — so würde er sich wol schwerlich dem Vorwurf entziehen können, daß Ideen nichts Anderes als Urtheile (Verknüpfung von Begriffen), aber nur nicht analytische, nach einer in der Zusammensetzung des Begriffs selbst liegenden Regel gebildete, sondern synthetische Urtheile, aber als solche doch eben nichts weiter als logische Producte seien. Ref. dagegen ist der Meinung, daß Ideen wol synthetische Urtheile (nur nicht grade im Kant'schen Sinn) erzeugen können, nicht aber diese selbst seien; daß also nicht die verknüpften Begriffe die Idee seien, sondern daß vielmehr die Regel, nach der sie verknüpft werden, uns auf sie leiten muß. Wir hoffen, daß, auf diesem Wege fortgegangen, die Ideen auch nicht mehr als bloße Erkenntnißgründe erscheinen und die Frage über den Ursprung derselben nicht mehr gradehin abzuweisen sei, der Unterschied aber zwischen zusammengesetzten und einfachen und namentlich zwischen vernünftigen und unvernünftigen Ideen ganz wegfallen würde, da eine Idee, sofern sie überhaupt vorhanden wäre, niemals anders als eine vernünftige sein könnte; Das aber, was als unvernünftig erscheine, entweder in einem Mangel oder in einer falschen Anwendung der Ideen auf die Begriffe, also in einem Fehler der logischen Thätigkeit bestehe.

Der Verf., um zu ihm wieder zurückzukehren, macht unmittelbar von den Untersuchungen über die Ideen Gebrauch. Nachdem er nämlich (Br. 9) die Schwächen des einseitigen Rationalismus und Empirismus dargelegt hat, kommt er endlich zum Mittelpunkt seiner Untersuchung und zur Darlegung seines philosophischen Glaubensbekenntnisses (Br. 10). In keinem der berührten Systeme findet er die gesuchte Wahrheit, aber doch in jedem etwas Wahres. Dafür erkennt er im (Kant'schen) Idealismus die Ansicht, daß alle empirische Erkenntniß nur eine Erkenntniß von Erscheinungen sei; im Rationalismus die Ansicht, daß die Erkenntniß der Wahrheit nach ihrem Grunde auf Ideen und nicht auf Wahrnehmungen der Sinne beruhe; im Empirismus hingegen die Ansicht, daß wir durch bloße Begriffe zu keiner Erkenntniß von den Dingen in der Natur gelangen können; endlich im Formalismus die Ansicht, daß alle unsere Erkenntnisse, insoweit sie sich auf Vorstellungen und Begriffe beziehen, nur formelle Wahrheiten enthalten. Stellt er alle diese verschiedenen Ansichten zusammen, so gewinnt er folgendes, sie alle vereinigende und nur durch einen Zusatz ergänzte Resultat: „daß wir durch Vorstellungen und Begriffe nur formelle, durch die Wahrnehmungen der Sinne aber reelle Wahrheiten in der Erkenntniß der Erscheinungen und durch die ihnen entsprechenden Ideen erst die reelle Wahrheit in der Erkenntniß der Dinge selbst, von allen diesen Wahrheiten aber nur durch das Gefühl die volle Gewißheit und lebendige Ueberzeugung erhalten können." Diese Sätze werden einzeln erwiesen. Der Stoff unserer Vorstellungen selbst beruht auf Wahrnehmungen, die unabhängig von Begriffen sind, also können wir durch Vorstellungen und Begriffe nur formelle Wahrheit erhalten. Um zu der Ueberzeugung zu gelangen, daß wir durch die Wahrnehmungen der Sinne reelle Wahrheit in der Erkenntniß von den Erscheinungen erhalten, geht der Verf. die einzelnen Sinne durch, um nachzuweisen, was dabei dem Einfluß äußerer Dinge angehöre. So sehr auch diese Untersuchungen den gründlichen Kenner und scharfsinnigen Forscher zeigen, so fürchten wir doch, daß es ihm hier nicht so leicht gelingen möge als in dem vorherigen Punkt. Das Gebiet der Sinnlichkeit ist unstreitig ein weit gefährlicheres als das des logischen Denkens, und man muß es der bescheidenen Skepsis zu gut halten, wenn sie die vielen Vortheile, die ihr hier dargeboten werden, treulich benutzt. Wir wollen uns mit dem Verf. ganz auf seinen Boden stellen, auf den der Erfahrung, und ihm nur den Wahnsinnigen, den Magnetischen, den Träumenden vorführen und fragen: wie es mit der Realität der Erscheinungen in solchen Zuständen stehe. Wir dürften ihn nicht loslassen, er gäbe uns denn ein Kriterium, wodurch wir Schein von der Erscheinung scheiden. Die Verwirrung in unserer Sinnlichkeit ist größer, als daß wir sie so schnell hinwegräumen. Durch bloße Ideen werden wir auf reelle Wahrheiten in der Erkenntniß der Dinge geführt, indem Ideen und Erscheinungen in der Form zusammenkommen, verknüpft werden; denn wie in unserm Verstande die Erkenntniß von äußern Erscheinungen der Dinge an bestimmte Formen geknüpft ist, so sind es auch die von unserer Vernunft erkannten Ideen (Br. 11). Je angemessener eine Idee den Erscheinungsformen eines Dinges ist, desto gewisser ist unsere Erkenntniß von seiner wirklichen Beschaffenheit. Substantielle Ideen sind die Gründe der Erscheinungen und wesentlich unterschieden von den menschlichen subjectiven, die nur erkennend und formell sind. In allen diesen Sätzen, auf welche der Verf. für seine Weltansicht (wir meinen, mit Recht) größeres Gewicht legt, zeigt er, etwa mit Ausnahme des letzten, durch den Unterschied zwischen objectiven und subjectiven Ideen, durch den er leicht das bis dahin Aufgebaute wieder erschüttern könnte, eine unverkennbare Verwandtschaft mit Hegel, von dem er sich hier fast nur in der Terminologie unterscheidet. Nach Hegel muß ja auch das Ding aus der Erscheinung, dem Andersein zurückkehren; Begriff und Erscheinung müssen, wie bei dem Verf. durch die Form,

in der Idee verknüpft werden, um Wahrheit, Wirklichkeit, Geist zu werden. Wir glauben deshalb auch, daß der Verf. mit Unrecht sich mit so vielen Gegnern des absoluten Wissens gegen den Hegel'schen Satz sträube: Alles, was wirklich ist, ist vernünftig, und was vernünftig ist, ist wirklich. Wir müssen nur bedenken, daß H. den Begriff der Wirklichkeit auf eine ganz eigenthümliche Weise feststetzt; wenn schon Ref. nicht leugnen will, daß H. in der Vorrede zu seiner Rechtsphilosophie ein so arges Spiel mit diesem Satze treibt, daß man leicht Veranlassung findet, gegen ihn sich zu verwahren. Indessen besorgen wir, daß bei dem Verf. wie bei H. jenes Hin- und Herwandeln von der Erscheinung zur Idee in ein sinnreiches dialektisches Spiel sich verwandeln möge. Dem Verf. selbst scheint diese Besorgniß nicht fremd geblieben zu sein; denn sonst sehen wir nicht ein, aus welchem andern Grunde er noch ein Mal frische Massen in den Kampf führt und den letzten Sieg der Wahrheit bei dem Gefühle sucht (Br. 13—16). Nur durch das Gefühl bekommen wir eine völlig befriedigende Gewißheit. (Sollte man hier nicht lieber sagen, daß wir eine für das Gefühl befriedigende Wahrheit suchen, die uns durch die Dialektik nicht geleistet werden kann?) Auch abstracte Wahrheiten erhalten nur durch ihre Beziehung auf das Gefühl und das in ihm ergriffene Individuelle Gewißheit. Wir bergen nicht, daß wir gern theils uns selbst noch weiter darüber ausgesprochen, theils insbesondere den Verf. noch ausführlicher darüber hätten sprechen hören, inwiefern das Gefühl Organon der Gewißheit sei. Was das Erste anbelangt, so können wir, falls es der Verf. der Mühe werth achten sollte, die Ansicht des Ref. näher kennen zu lernen, vorläufig nur auf einige Andeutungen in Friedreich's „Magazin für philosophische Seelenkunde" (neue Folge, Heft I) hinweisen. Nachdem er (Br. 17) über Wille und Freiheit sich geäußert, gibt er zuletzt die Grundzüge einer speculativen Physik (Br. 18, 19). Was das Erste anbelangt, so wollen wir nur noch eine Hauptstelle, die zugleich die Ansicht des Verf. von der Zusammensetzung des menschlichen Wesens aufführt, hersetzen (S. 189 fg.): „Der Mensch besteht nach richtigen Begriffen von seinem Wesen aus Geist, Seele und Leib in Einem Individuum. Jener, der Geist, ist das Absolute, der Grund des Bewußtseins, des Erkennens und Wollens. Sein Gegensatz ist das Zufällige, Vergängliche, der Leib als organischer Körper, durch welchen der Geist mit der äußern Sinnenwelt in Verbindung gesetzt wird. Aber die Vereinigung von Geist und Körper ist vermittelt durch die Seele, als Inbegriff der thätig wirkenden Kräfte, des Verstandes, des Gefühls u. s. w. Man könnte also kurzweg sagen: der Körper besteht aus materiellen Organen, die Seele aus immateriellen, der Geist aus dem erkennenden und wollenden Wesen. Er besitzt zwar an und für sich absolute Selbstbestimmung und absolute Selbsterkenntniß; aber der Zeit und dem Raume nach an die nur in solchem wirkenden Kräfte gebunden, vermag er auch nur durch diese im Bewußtsein sich zu offenbaren. Selbstbestimmung und Freiheit sind logisch zu unterscheiden. Jene ist unbeschränkt, aber diese nicht; sie ist nur die äußere Sphäre, nicht die innere Kraft des Willens, das bedingte Vermögen, nicht der Act des Wollens, die Richtung, welche unser Wille nehmen kann, nicht er selbst." Wie gern möchte Ref. darüber sowie über das daran geknüpfte Princip des Strafrechts, von ihm das Princip der Ausgleichung (Compensation) genannt, mit dem geistvollen Verf. sich verständigen. Allein, da er schon zu lange für sich Gehör in Anspruch genommen hat, so muß er gewaltsam abbrechen und verweist in Beziehung auf den letztern Punkt nur auf die Bemerkungen von Fr. Groos in seiner Schrift: „Schüchterne Blicke in die Tiefen der Philosophie" (Karlsruhe 1832), S. 6 fg., woselbst sich scharfsinnige Bemerkungen über das gedachte Princip des Strafrechts eingeflochten finden.

Auf jeden Fall glaubt er aber dargethan und hiermit seine Pflicht in Beziehung auf die treffliche Schrift erfüllt zu haben, daß, von welchem Punkte der Peripherie der Denker zum Centrum der Philosophie zu dringen gewohnt sei, sei es von der Psychologie, Physiologie, Geschichte der Philosophie, von dem leiblichen, geistigen oder rechtlichen Verhältnisse des Menschen aus, ihn hier reicher Genuß und Belehrung erwarte, der ihn nur wünschen läßt, daß es dem Verf. gefallen möchte, die Fortsetzung dieser Briefe, zu der er in der Vorrede Hoffnung macht, recht bald zu geben.

G. Mehring.

Novellen und Phantasiegemälde von Ludwig Bechstein. Zwei Bände. Hildburghausen, Kesselring. 1832. 8. 2 Thlr. 12 Gr.

Der einzige sichere Maßstab für den Werth der Novelle findet sich, nachdem Sprache und Ausdruck fast zu einem Gemeingut geworden sind, in der Idee, die sie verkörpert. Ist diese würdig, wahr und neu, so wächst der intensive Werth ihrer Gestaltung mit den Eigenschaften, welche der Idee an sich beiwohnen.

Es gibt Novellen, welche gar keine Idee zur Grundlage haben und nur in der Begebenheit — in einer Anekdote — wurzeln. Zu dieser Gattung gehört die Mehrzahl aller Geschichten, welche unter dem Namen der Novelle in Deutschland, England und Frankreich erfunden und geschrieben werden. Es gibt andere Novellen, welche eine Caprice, irgend eine einseitige und eigensinnige Lebensbetrachtung statt einer allgemein wahren und durch sich selbst als wahr bewiesenen Idee veranschaulichen, und zu dieser Gattung gehören die bessern Erfindungen des Auslandes in diesem Gebiete, z. B. Victor Hugo's, Grattan's, Eugen Sue's u. A. Erzählungen, nebst einigen und einzelnen Erzeugnissen der bestern Novellendichter unter uns, z. B. Tieck's, Kleist's, Arnim's, Brentano's u. s. w. Es gibt endlich eine kleine Anzahl von Novellen, wie sie nach ästhetischen Gesetzen sein sollen, und zu diesen rechnen wir die Mehrzahl der Leistungen Tieck's in diesem Fach, die Pogarn's und die bessern der Vorhingenannten, nebst Hoffmann's und Fouqué's besten Leistungen. Zu welcher von diesen Gattungen die „Novellen und Phantasiegemälde" Ludw. Bechstein's gehören, ist nicht schwer zu sagen; meistens zu der ersten, im besten Fall und stets nur theilweise zu der zweiten; für die dritte Classe, für die Leser, für welche Jedermann zu schreiben streben sollte, hat er seine Novellen nicht geschrieben.

Dies Urtheil zu begründen, wollen wir die drei Novellen des ersten Bandes gegenwärtiger Sammlung etwas näher betrachten. „Der dunkle Mime" besteht zur Hälfte aus den allergewöhnlichsten, um nicht zu sagen gemeinsten Elementen: Lüsternheiten, Verworfenheiten einer Buhlerin. Spieß und Cramer haben dies Thema bereits vor 30 Jahren erschöpft, auf diesem Felde wächst kein Lorber mehr. Die andere Hälfte der Geschichte ist eine Gespenstercaprice; das Ganze knüpft sich an die Aufführung des „Faust" von Klingemann, und die Lehre, die damit gegeben wird, heißt entweder: „Du sollst den Faust von Klingemann nicht aufführen", oder: „Du sollst Dich vor Buhlerinnen hüten". Mitten in der Darstellung des Trauerspiels wird der Schauspieler, der den Fremden spielt, krank, und der Fremde wird nun wirklich von einem Fremden fortgespielt, den der Leser nach seiner Neigung entweder für den „Leibhaften", oder für einen verrathenen Liebhaber Helenens (Heroines) halten kann. Hier ist weder sehr viel Neues, noch Wahres, noch Schönes; aufs beste kommt Alles auf eine nicht ungeschickte Nachahmung Hoffmann'scher Phantasiestücke heraus, nur daß diese Nachahmung, wie alle Nachahmung, von viel geringerer Wirkung ist als das Original.

Dem Verf. fehlt es an einer eigenthümlichen Haltung, an Festigkeit, Selbstheit. Ist er in dieser Novelle ein Schüler und Nachtreter Hoffmann's, so zeigt er sich in der zweiten Geschichte: „Der Maler Sebaldus", gar als Einen, der sich Fouqué zum Vorbild genommen hat. Dies unglückliche Vorbild hat alle seine Nachbildner total unglücklich gemacht. Was wir vorhin als diejenige Verirrung bezeichneten, in welcher der Erzähler eine Caprice statt einer Idee veranschaulicht, ist in dieser Novelle wirklich recht meisterhaft dargestellt. Oder ist es vielleicht etwas Anderes als eine schreckliche Caprice, ein mörderischer Eigensinn, wenn uns Jemand eine Geschichte erzählt, die da beweisen soll, daß ein Priester die Macht habe, die Hand eines Künstlers dergestalt zu verfluchen, daß alle Die, deren Portrait er entwirft, in kurzer Zeit eines unnatürlichen Todes sterben müssen? Ist eine solche Vorstellung etwas mehr als ein grausamer Eigensinn? Verdient sie den Namen einer Idee? Gedanke und Form dieser Erzählung sind übrigens nicht einmal des Verf. Eigenthum; sie sind so durchaus Fouquéisch, daß ihnen kaum das Prädicat einer freien Nachahmung zukommt.

Nr. 3, „Der Lehrling zum König Salomo", fängt bedeutender an. Wir erkennen einen neuen Weg, den der Erzähler einschlägt und der zu Anfang durch natürlich-reizende, kunstlos-freundliche und wenig besuchte Baumgänge und Wiesen führt. Wir lernen den Verf. achten, wir sehen einen Mann in ihm, der einen Blick in das Leben gethan hat; denn dieser Erzählung liegt wirklich eine wahre und würdige Lebensidee zum Grunde. Ueberwinde die jugendliche Schwärmerei, wähle eine sichere, deinen Mitmenschen nützliche Lebensthätigkeit; anfangs wird sie dich erschrecken in ihrer nüchternen Alltäglichkeit; nach und nach wirst du sie lieb gewinnen; halte fest an ihr — sie führt zum Glück, wenigstens zur Zufriedenheit. Dies ungefähr ist die Lehre, der Gedanke, den diese Erzählung, die eigentlich keine Novelle ist, verkörpert. Hier ist Vieles zu loben: Gedanke, Form und Behandlung des Stoffes; es wäre Alles zu loben, wenn nicht wieder gegen das Ende hin die unselig Hoffmannisch-Fouquésche Phantasei dem Erzähler, einen Streich spielte. Die Scene auf dem Boden der Apotheke, an sich verdienstlich, kommt blos ein Menschenalter zu spät, um noch gefallen zu können. Beide Vorbilder des Verf. nebst Weisflog haben uns zur Genüge mit ganz ähnlichen Scenen gesättigt; es ist weder Reiz noch das geringste Verdienst mehr in ihrer Wiederholung.

In ähnlicher Art nun verhält es sich mit den übrigen Novellen, welche den Inhalt des zweiten uns vorliegenden Bandes bilden. „Meister Wolfram und seine Thürme" steht an Werth und Unwerth dem „Maler Sebaldus" gleich. Der Verf. zeigt sich nebenher, als in gewisse Formen des Ausdrucks und gewisse Regeln der Erfindung gebannt, die uns sehr misfallen und eben kein Zeugniß von eigenthümlicher Kraft der Gestaltung ablegen. Die Bösen, die Guten, die Unbedeutenden wiederholen sich auf eine beängstigende Weise. Wir besorgen, daß der Verf., der, wie wir vermuthen, Arzt ist, allzu sehr nach einmal erprobten Recepten arbeite, was um so schlimmer wäre, als das Recept nicht einmal von seiner eignen Erfindung ist und die Hoffmann-Fouqué-Weisflog'sche Apotheke den Credit verloren hat. „Mater dolorosa", ein Nachtstück, ist besser, weil es eigenthümlicher ist und kürzer. Es ist die Weihe des irdischen Schmerzes und hinterläßt einen Eindruck von Erhebung und Beruhigung, wie ihn keine der übrigen Erzählungen des Verf. gewährt. „Maravi" ist eine sehr unbedeutende und obendrein viel materiellere Wiederholung des „Lehrling zum König Salomo", um so unbedeutender, als die Auflösung des Ganzen ein Traum ist.

Fassen wir nun unser Urtheil über diese Erzählungen wie in einem kritischen Juryverdict zusammen, so würden wir auf die Frage nach des Verf. Talent „vorhanden" antworten. Wir würden ihn ferner vernachlässigter, flüchtiger Erfindung, stereotyper Charakteristik und ungeprüfter Nachahmung schuldig finden; ihn aber seiner guten und geschickten Darstellungsgabe wegen der Gnade des höchsten kritischen Tribunals zu empfehlen geneigt sein. Auf außerordentliche Großthaten wie auf außerordentliche Sünden würden wir bei ihm für die Zukunft keineswegs rechnen, da er uns zu beiden der eigenthümlichen drängenden und schaffenden Kraft zu entbehren scheint. 130.

Literarische Notiz.

Der Recensent von Niemeyer's Leben im „Literaturblatt" des „Morgenblatt".

Man ist es seit einiger Zeit gewohnt, in dem von Herrn Wolfgang Menzel redigirten „Literaturblatt" oft sehr hochmüthige und absprechende Kritiken zu lesen, die zumeist aus der Feder des Herausgebers kommen. Dieser nun selbst oder einer seiner Mitarbeiter hat sich in Nr. 102 des Blattes vom J. 1832 recht arg an Niemeyer versündigt und wieder einen Beweis dazu geliefert, wie wenig manche Recensenten verdiente Deutsche achten. Das von A. Jacobs geschriebene und von J. C. Gruber vollendete Leben Niemeyer's hat manche Mängel und Blößen, die auf die Rechnung des zu früh verstorbenen Jacobs kommen und auch in d. Bl. gerügt sind. Darauf läßt sich jener Rec. wenig ein; aber sein Spott über Niemeyer, den er „einen wohlansässigen Universitätspapa", einen „Professor, wie wir sie Gott sei Dank zu Dutzenden haben", nennt, und was ähnliche unanständige Ausdrücke mehr sind, stellt die Gesinnung des Rec. in ein ziemlich dunkles Licht. Der Ref. ist ohne alle persönliche Verbindlichkeit gegen den sel. Niemeyer, aber er weiß, und Hunderte wissen es mit ihm, daß Niemeyer's Thätigkeit und Anstrengung die Wiederherstellung der im Jahr 1807 aufgehobenen Universität Halle bewirkte; er weiß ferner, und Tausende wissen es mit ihm, daß Niemeyer 40 Jahre unzählige Schüler und Schülerinnen in den Francke'schen Stiftungen zu nützlichen Bürgern und Bürgerinnen gebildet hat; er weiß endlich, und das wissen alle Gebildete Deutschlands, daß Niemeyer kein pedantischer Universitätsgelehrter war, sondern ein Mann, der durch das Leben für das Leben gebildet war. Was ist gegen solche Verdienste die Invective des Recensenten? 89.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonnabend, — Nr. 40. — 9. Februar 1833.

Scenen aus Lappland.
Zweiter und letzter Artikel. *)

Die Lebensart der Lappländer.

Man kann die Lappländer in Nomaden und Nichtnomaden unterscheiden. Jene sind der Kern der Nation und stellen sie in echter und ursprünglicher Form dar, diese sind nur wie ein kränklicher Auswurf derselben zu betrachten. Die Letztern sind entweder Fischlappländer, die sich theils an den heimischen Seen, theils am norwegischen Meere aufhalten, oder auch herumschweifende Hirten, Bettler oder Armenhäusler; etliche sind auch in den Sprengeln Norlands, ja gar Helsinglands als Abdecker, Profose u. dgl. angestellt, wiewol die Nation zu Diensten der Art keine sonderliche Anlage besitzt. Indessen hat sich daraus ein Abdeckerstamm gebildet, der ebenso ewig dauern dürfte wie die Juden und die Zigeuner, und wol, wenn der übrige Theil der lappländischen Völkerschaft ausgestorben ist, noch fortbestehen wird. Unvermischt wird er sich gewiß erhalten, weil wahrscheinlich Keiner sich mit diesem Lappländergeschlecht befreunden mag. Indessen sind doch diese Menschen betriebsame und in allerlei Handarbeiten, besonders in der Verfertigung von Körben von Fasern, geschickte Leute. Die Hirten werden mit der Zeit zu Bettlern oder Armenhäuslern, wie auch die nomadischen Lappländer selbst, sobald sie durch Unglücksfälle oder Verschwendung oder durch Völkerei ihre Rennthierheerden verloren haben. Es bleibt ihnen dann nichts übrig, als entweder Fischer zu werden oder den Bettelstab zu ergreifen, gewöhnlich jenes zuerst. Ansiedler können sie nicht werden, dazu sind sie zu faul und kraftlos; ist aber ein Lappländer von Kindesbeinen an schwedische Sitte und Lebensart gewöhnt, dann wird er freilich leicht ein Ansiedler, in spätern Jahren aber nie. Zur Fischerei ist der Uebergang sehr leicht, besonders wenn der Verarmte noch einige Mittel zu Anschaffung des Geräthes übrig hat. Hier tritt ihm seine alte Lebensweise, wiewol unter veränderter Gestalt und verschlechterter Beschaffenheit, entgegen. Er muß zwar frieren, hungern und viel Ungemach ertragen, darf aber dazwischen schlafen und sich pflegen. Wenn der Fischfang gut ausfällt, lebt er im Ueberfluß, freilich nur von Fisch, denn etwas Anderes zu essen hat er nicht. Auch thut er der Fischschüssel guten Bescheid, denn er ißt fast ebenso viel als zehn Personen in Stockholm, die dies Gericht theuer bezahlen müssen; der Fisch ist auch hier in Lappland sehr wohlschmeckend. Hat er sich satt gegessen, so trinkt er die Brühe nach und legt sich nieder; sein Talent zu schlafen ist wunderbar. Wenn ein Fischlappländer sich einige Ziegen anschaffen kann, so ist damit ein Uebergang zu der schwedischen Lebensart gemacht, und dann trifft es wol, daß er oder doch seine Kinder sich zu Ansiedlern emporschwingen. Gewöhnlich wird er Bettler oder Armenhäusler, insofern er nicht sein dürftiges Leben bis zu seinem Tode fristen kann. Die Fischlappländer wohnen in hölzernen Hütten, an guten Fischstellen angelegt. In gewissen Jahreszeiten ist der Fischfang in einem gewissen See sehr ergiebig, in andern gar nicht, dann aber kann er in einem andern See reichlich ausfallen. Nun zieht man dorthin. Die Fische, die nicht zum Unterhalt erforderlich waren, werden gespalten und zum Dörren aufgehängt; man verzehrt sie, wenn der Fang fehlschlägt. Die Fischlappländer schießen auch Vögel oder fangen sie. An den Gestaden der lappländischen Seen halten sich im Sommer eine Unzahl von Quakenten (anas clanguka) auf und legen ihre Eier in hohle Bäume und Klötze. Einen solchen hohlen Klotz nimmt man, verstopft ihn mit einem Pflock oben und unten, macht in der Mitte eine Oeffnung und hängt ihn, die Oeffnung der See zugekehrt, nahe am Ufer an einen Baum, die Quakente fliegt dann in denselben und legt ihre Eier hinein. Dies ist eine Eierkammer des Fischerlappländers, wie auch des Ansiedlers. Wir gehen jetzt zu den Nomaden über.

Der wandernden Lappländer sind zweierlei: Alplappländer und Waldlappländer. Auch in ihrer Lebensweise ist ein großer Unterschied. Jene halten sich im Sommer in den Fjällen (Alpen) auf; die Letztern schweifen in den Wäldern umher, welche etwa drei Viertel der Oberfläche Lapplands einnehmen. Unter Fjäll versteht man hohe Gebirge, die nicht mit Wald bewachsen, sondern kahl und auf ihren Spitzen sogar im Sommer mit Schnee bedeckt sind. Dies ist die wahre Bedeutung des Wortes Fjäll; zuweilen aber werden besonders von den Bewohnern des untern Landes gewisse sterile Felsengegenden so benannt, und in dieser uneigentlichen Bedeutung heißt ganz Lappland die Fjäll-

*) Vgl. Nr. 17—19 d. Bl. D. Red.

mark. Nun macht der Kölen oder das norwegische Grenzgebirge die Hauptmasse der lappländischen Fjällen aus. Von diesem Bergrücken, der, von Norden zum Süden hinziehend, an der schwedischen Seite in sanften Abhängen herabfällt, an der norwegischen aber schroff und jäh herabstürzt, gehen verschiedene Zweige nach Osten ab und verflachen sich mehr und mehr, je nachdem sie sich von dem Hauptstock entfernen. Zwischen diesen Gebirgszweigen laufen die Ströme Lapplands und Westerbottens dem Meere zu. Diese Ströme (Elfvar) und die Seitengebirge sind Leiter der lappländischen Züge, die immer diesen entlang, nie quer darüber gehen. Im Herbste und im Frühling halten sich die Alpenlappländer auf diesen Bergrücken auf und haben dort ihre eigentliche Heimat. Die Wohnungen liegen grade an dem Waldrande oder auf der Grenze des Wald- und des Gebirgslandes. Neben dem Zelte hat er immer eine kleine Bude (Stabur; lappländisch: Njalla) von Bretern, auf einem einzelnen sehr hohen Balken stehend. Diese Einrichtung ist wegen des Vielfraßes, der mit seinen scharfen Zähnen Dächer und Thüren gewöhnlicher Buden zermalmt und, in das Vorrathshaus eindringend, nicht nur alles Fleisch auffrißt, sondern auch andere Sachen zerstört oder wegschleppt. Den hohen, einzelnstehenden Balken kann er aber nicht hinaufklettern. Bei dem Stabur hat der Lappländer auch ein Gäll (lappl. Luopte), d. h. ein Gebäude mit Dach, aber ohne Wände. In diesem offenen Schoppen werden theils Kleider, um gelüftet, theils Fisch oder Fleisch, um getrocknet zu werden, aufgehängt. Wenn der Lappländer im Herbst aufbricht, um nach Osten zu ziehen, so bewahrt er im Stabur seine Frühlingskost, Fleisch, und was er sonst vorräthig hat, zur Nahrung im nächsten Frühling auf, wo er keine Rennthiere schlachten kann, weil ihre Felle dann fast untauglich und mit unzähligen kleinen Löchern durchstochen sind; diese kommen von einer Raupe her, die sich im ganzen Winter zwischen der Haut und dem Fleisch des Rennthiers aufhält, im Frühling herauskriecht und zur Bremse wird. Das Fell des in dieser Jahreszeit geschlachteten oder umgekommenen Thieres ist ganz einem Siebe ähnlich.

Unmittelbar nach Johannis wird aufgebrochen. Dann geht der Zug nach den höhern Gebirgen, um der den Rennthieren unerträglichen Hitze und den Moskiten zu entfliehen. Hier, zum Theil innerhalb der norwegischen Grenze, weilt man den Juli und halben August. Während dieser Zeit werden die Rennthiere gemolken und Käse gemacht, und der Lappländer hat dabei auch seine Nahrung. Der Käse wird theils verspeist, theils in Norwegen gegen Filz, Decken, Watmal (wollenes grobes Bauertuch) und Branntwein vertauscht, der übrige wird mitgenommen, wenn man nach der Mitte Augusts den Rückzug antritt. Der Zug geht jetzt nur in kleinen Tagereisen fort und unterwegs wird zuweilen angehalten. Im Anfang Septembers ist der Lappländer wieder in seiner Herbststation. Ist die Gegend von Wölfen frei, so läßt er seine Rennthiere frei herumlaufen. Selten entfernen sie sich doch weit von den gewöhnlichen wohlbekannten Orten. Im October sammelt er sie wieder, dann werden sie auch von ihrem Instinkt zusammengetrieben, weil nun ihre Brunstzeit herannaht. Jetzt schlachtet er seine Rennthierstiere, denn später wird ihr Fleisch ranzig und unschmackhaft. In der Herbststation verweilt er noch bis etwa Mitte Novembers, oder bis die Seen fest zufrieren, dann zieht er bald schneller, bald langsamer in die waldbewachsenen Gegenden am bottnischen Meerbusen hinunter. Die Wölfe bestimmen oft seine Züge während dieser Zeit. Finden sie sich ein, so eilt er nach einer andern sichern Gegend, doch gewöhnlich immer in östlicher Richtung. Oft kommt er dem bottnischen Meerbusen ganz nahe. Im April fängt er wieder an sich westwärts zu wenden. Er wartet den Zeitpunkt ab, wenn der Schnee am Tage thaut, in der Nacht aber festfriert und eine Eiskruste bildet, welche die trefflichste Schlittenbahn ist; auf dieser eilt er so, daß er des Tages sich keine Zeit nimmt, sein Zelt aufzuschlagen, sondern ruht, so gut er vermag, in der Nacht aber reist er. So kommt er im Anfang Mai zu seinem Herbstquartier zurück und hat nun seine große Tour vollendet.

Dies sind die Hauptzüge der Lebensweise des Alplappländers. Er lebt einzig von seiner Rennthierherde, ohne sich mit Jagd oder Fischfang zu beschäftigen. Liegt aber seine Heimat nahe an einem See, so hat er bisweilen Fischgeräthe, sonst aber nie. Auf den Alpen sind keine andern Vögel zu finden als Schneehühner, und man hat keine Zeit, sich mit ihnen zu befassen. Freilich beschäftigen sich einige weniger wohlhabende Lappländer im Frühling sowol mit Vogelfang als mit Fischerei; man fängt dann den Auerhahn in Schlingen an Stellen, wo er sich der Begattung wegen aufhält. Als Hauptsache gehört dies jedoch nicht zu der Lebensart des Alplappländers. Die Rennthiere sind sein Alles, und er hat genug damit zu schaffen, daß sie beisammen bleiben und sich nicht in der Wildniß zerstreuen. Nur im Herbste, wenn nichts von Wölfen zu fürchten ist, zuweilen auch im Frühlinge, kann er sie loslassen. Die, welche ohne Aufsicht sind, laufen, wenn die Hitze und die Moskitenzeit eintritt, aus Instinkt und Gewohnheit die Berghöhen hinauf.

Des Waldlappländers Lebensweise ist ungefähr folgende. Während des ganzen Sommers hält er sich innerhalb Lappland auf und nimmt keine großen Wanderungen vor. Ein Jeder derselben besitzt sein eignes besteuertes Weideland (νόμος), wo er verweilt. Dort hat er eine Menge Hütten auf passenden Stellen, deren jede etwa ¼ bis ½ Meile von der andern entfernt ist. Nahe bei jeder Hütte ist ein Gäll, wo die Käse gedörrt werden, errichtet und ein umzäunter Platz, in welchen er seine Rennthiere treibt und sie melkt. Bei den größern Stationen hat er auch eine Bude, aber besonders bei der Hauptstation, wo er sich am längsten aufhält. Ich will seine Geschichte mit dem Frühling anfangen, wo er von dem untern Land heraufkommt, d. h. Ende Aprils oder Anfangs Mai. Sogleich läßt er seine Rennthiere los, sodaß sie ganz frei in die Wildniß sich verlaufen dürfen. Nun ist er ihre Wartung völlig los und fängt zu fischen

und zu jagen an, was für ihn ein Nebenerwerb ist. Unmittelbar nach Johannis, bei Eintritt der Mückenzeit, treibt er seine Heerde zusammen. Ein Jeder streift nun die Wälder durch und fängt so viele Rennthiere auf, als er trifft. Es gibt gewisse offene Stellen, wo die Thiere von selbst sich sammeln, um die Mücken wegblasen zu lassen. Diese Stellen kennt der Lappländer sehr gut, sie besucht er zuerst, und dort findet er gewöhnlich wenigstens einige Thiere und hängt ihnen eine Schelle an. Dann treibt er sie weiter, und der Haufe vermehrt sich unterwegs; denn wohin der klingelnde Zug kommt, stoßen andere aus der Gegend umher dazu. Der Instinkt treibt sie an, sich zusammenzuhalten, weil die Mücken, wie man sagt, sie weniger plagen, wenn sie sich scharenweise dicht zusammendrängen. Nun aber gehören die auf diese Weise zusammengebrachten Rennthiere nicht einem, sondern mehren Eigenthümern an, aber hier sammelt Jeder, so viele er kann, und später entsteht die Frage, wie Jeder die seinigen bekommen kann. Damit wird es so gehalten: der Lappländer besucht seinen nächsten Nachbar; wir nehmen an, daß dieser von jenem nordwärts wohnt; nun sondert der Besuchende bei ihm nicht nur seine Rennthiere aus, sondern auch alle die, welche den südwärts von ihm wohnenden Lappländern gehören, und treibt sie nach Hause. Sodann kommt sein südlicher Nachbar zu ihm und nimmt auf dieselbe Weise von ihm die seinigen und die der südlichen Nachbarn mit. So geht es fort und fort, und die dazu bestimmten Tage sind gewöhnlich im Voraus verabredet. Zuweilen treiben an einem bestimmten Ort und Tage mehre Nachbarn die von ihnen aufgefangenen Heerden zusammen, und dann sondert Jeder aus der Masse die seinige aus. Dies dauert etwa zwei Wochen, und zuletzt hat Jeder seine Thiere zusammengebracht, und der Monat Juli ist nun da.

Von dieser Zeit an bis Mitte August hält der Waldlappländer seine Heerde unter eigner Obhut. Die Rennthiere werden dann in die oben beschriebenen Umzäunungen zwei- bis dreimal des Tages getrieben; man zündet an verschiedenen Stellen Feuer an und legt darauf nassen Torf, um durch den Rauch die Mücken zu verscheuchen, sodaß die Thiere sich ruhig niederlegen und wiederkäuen. Gemolken werden aber die Rennthierkühe nur einmal des Tages; jede gibt nur etwa $\frac{1}{12}$ schwedische Kanne Milch, diese ist aber sehr stark und kräftig, fast wie süßer Rahm und dabei sehr lieblich. Die Säure der wilden Beeren, die man hineinthut, wird durch ihre Süßigkeit so gemildert, als wäre Zucker darin. Die meiste Milch wird jedoch zu Käse verwendet; sobald das Lab dazu gekommen, wird Alles zu Käse, und man bekommt keine Molken. Hieraus kann man entnehmen, warum der Lappländer so viele Aufenthaltsstellen so dicht beieinander hat; es geschieht nämlich, um nicht nöthig zu haben, die Thiere weit von der Station auf die Weide zu treiben. Sobald das Futter bei einer Station aufgefressen ist, zieht man nach einer andern, die gern in der Nähe eines Sees angelegt wird, um die müßigen Stunden zum Fischfang zu benutzen. Von der Mitte August an, wo die Nächte sehr kühl zu werden anfangen und die schlimmste Mückenzeit vorbei ist, wollen die Rennthiere sich nicht mehr zusammenhalten, sondern zerstreuen sich nach allen Richtungen. Dies muß der Lappländer zulassen. Jetzt, ihrer ledig, stellt er den Waldvögeln Schlingen, streift in den Wäldern umher, um Vogelwild zu schießen, und beschäftigt sich mit Fischerei. Zu Michaelis schon muß er seine Rennthiere wieder sammeln. Sobald das geschehen ist, hält er sie den ganzen Winter hindurch unter Obacht und zieht mit ihnen wie der Alplappländer nach den niedern Gegenden. Die Rennthiere des Waldlappländers sind gewöhnlich ein wenig größer als die des Alplappländers; die Ursache ist, wie man glaubt, die, daß die Thiere jener einen Theil des Sommers frei in der Wildniß herumlaufen dürfen, wodurch sie besser gedeihen.

(Der Beschluß folgt.)

Englische Taschenbücher für 1833.

Wenig Jahre ist es her, daß die periodische schöne Literatur Englands einen Zuwachs durch die Annuals, die bei uns längst eingebürgerten Taschenbücher erhielt, und doch wird schon die Klage vernommen, daß es deren zu viele gebe, daß der buchhändlerische Gewinn dem angelegten Capital und der Gefahr solcher Unternehmungen nicht entspreche, und daß folglich jeder neue Mitbewerber um die Weihnachts- und Neujahrsgunst der eleganten Welt nur ein Nagel mehr zu dem Sarge sei, in welchen das ganze liebenswürdige Geschlecht dieser Wintervögel über kurz oder lang werde verschlossen werden. Diese Ansicht schmeckt etwas heftig nach Spleen, allein unterstützt von der bill of mortality der laufenden Almanachssaison, auf der wir z. B. „The gem" und „The winter's wreath" finden, ist sie nicht übel geeignet, Herausgebern und Verlegern von Taschenbüchern die größte Sorgfalt für diese Zwitterblumen der Literatur und Kunst anzuempfehlen. Erlöschen wird ihr Geschlecht übrigens gewiß nicht, denn abgesehen davon, daß auch in England die Stelle der verblichenen sogleich durch neu erscheinende ausgefüllt wird, bleibt ja die Theilnahme des Publicums den mit Geist und Geschmack ausgestatteten Fortsetzungen der ältern immer gewiß.

Wir beginnen unsern Ueberblick mit einem alten Bekannten: „The forget me not. Edited by *F. Shoberl*", war das erste aller englischen Annuals und ist fortwährend ein Liebling des englischen Publicums. Diese Gunst sollte aber durch etwas mehr Sorgfalt für Schmuck und Gehalt gerechtfertigt werden, als wir bisher wahrgenommen haben. Das „Forget me not" ist längst von mehren seiner Nebenbuhler übertroffen, und wenn wir auch den diesjährigen Jahrgang in mehrfacher Beziehung besser als den vorigen nennen müssen, können wir ihn doch nicht mit dem Besten dieses Jahres auf eine Stufe stellen. Die werthvollsten literarischen Beiträge lieferte Hr. Croly (Verf. des „Salathiel") und Miß Jsab. Hill. Ersterer gab zwei Erzählungen, die zwar ohne seinen Namen abgedruckt sind, allein unverbar seiner kraftvollen Feder entflossen. „Jack Shaddock" von Miß Hill ist eine der originellsten und lebendigsten Skizzen von Frauenhand. Nur wenige der übrigen Beiträge werden durch solche Nachbarschaft nicht verdunkelt. Unter den poetischen Beisteuern von J. Montgomery, Ch. Swain, W. H. Harrison, Thomas Hood u. A. heben wir besonders die außerordentlich gelungene Uebersetzung der Bürger'schen „Weiber von Weinsberg" von Miß Howitt heraus. Dem beschränkten Raume zum Trotze können wir uns nicht enthalten, zwei Verse davon als Probe mitzutheilen.

Who can tell me where Weinsberg lies?
As brave a town as any;
It must have cradled good and wise
Both wives and maidens many.

Should I e' er wooing have to do,
I' faith, in Weinsberg will I woo.

The emperor Conrad, on a time,
In wrath the town was battering,
And near it lay his warriors prime,
And sturdy horsemen chattering;
And, with fierce firing, rod and ran
All round about it horse and man etc.

Unter den zehn Stahlstichen des Taschenbuches befindet sich zwar keiner ohne allen Werth, doch verdienen nur drei, „Egmont's Juwelen" (die dazu gehörige Erzählung ist in den „Originalien" schon übersetzt worden), „Die Emigrantentochter" und „Giulietta", von diesen wieder der erste und letzte in höherm Grade ausgezeichnet genannt zu werden.

„The keepsake. Edited by *F. Mansel Reynolds*", war zuerst auf dem Platze und hat allerdings Ansprüche darauf, die erste Stelle unter allen englischen Annuals einzunehmen. Doch fehlt diesmal der künstlerischen Ausstattung jene Vollkommenheit, welche frühere Jahrgänge so hoch über ihre Nebenbuhler stellte. Zwar blickt uns auf dem Titelblatte („Das Lebewohl" von Chalon, gest. von Heath) einer der reizendsten Köpfe an, den je ein Taschenbuch enthielt, und für den Shenstone's Verse:

So hold bot sie mir Lebewohl;
Gebot zur Rückkehr schien es mir —

gedichtet zu sein scheinen. Ferner sind „Julie" von Liverseege, „Die Brautjungfer" von Parris, „Pepita" von Cattermole, „Rosine" von Boxal und die Landschaften von Turner und Stanfield so vortreffliche Blätter, daß sie dem Ruf des „Keepsake", das Beste in diesem Fache zu liefern, völlig entsprechen. Allein um so mehr wundert es uns, daß Meister Heath selbst einer der talent- und geschmackvollsten Kupferstecher Englands, denselben einige Blätter beigesellt hat, welche, ursprünglich für die „Waverley novels" bestimmt und dort auch ganz an ihrem Platze, hierher gar nicht passen. Es fällt sehr unangenehm auf, das Gewöhnliche zu finden, wo man zu Außerordentlichem berechtigt ist. Der literarische Theil dieses Taschenbuches hat nie viel zu seinem Glücke beigetragen. Lords und Ladys fahren fort, ihm ihre Beiträge zuzuwenden, und haben ihm dadurch schon das Prädicat „aristokratisch" erworben. Wir können indessen mit gutem Gewissen eine treffliche Erzählung von Leitch Ritchie, „Die Novize" betitelt, zwei andere von Morier (Vers. des „Hajji Baba") und Lord Morpeth und die schönen Verse der Lady Blessington der besondern Aufmerksamkeit empfehlen.

„Heath's picturesque annual. Travelling-sketches on the Rhine and in Belgium. With 26 beautiful finished engravings, from drawings by Clarkson Stanfield etc. By *Leitch Ritchie.*" Ebenfalls ein Unternehmen, dessen Erfolg mehr auf den artistischen als literarischen Gehalt berechnet ist, womit wir aber den von Herrn Ritchie gelieferten Text keineswegs herabzusetzen gedenken. Eine Guinee für 26 meisterhaft ausgeführte Blätter nach Stanfield wird auch deutschen Kunstfreunden nicht zu theuer scheinen. Als die anziehendsten nennen wir Heidelberg, Frankfurt, Rheinstein, Koblenz, Andernach, Brüssel, Rotterdam, Scheveningen. Wo wäre übrigens ein Fluß, der an Naturschönheiten und poetischem Interesse den Rhein übertrifft? Jede Ruine hat dort ihre Sage, die ganze Romantik des Mittelalters die mannichfaltigsten Denkmäler. Dennoch entspricht Hrn. Ritchie's Text nicht ganz unsern Erwartungen, besonders da nicht, wo es sich um die Behandlung des Mysteriösen und Wunderbaren handelt, die ihm nicht recht gelingen will. Auch die Geschichte der Räuberbanden am Rhein hat R. nach Becker's „Aktenmäßige Geschichte der Räuberbanden an den Ufern des Rheins" (2 Bände, Köln 1804) im Auszuge mitgetheilt, und schon hat ein deutsches Blatt („Lit. Blätter der Börsenhalle") Rückübersetzungen daraus gegeben.

„The landscape annual. The tourist in Italy. By *Thom. Roscoe*", ein Gegenstück zu dem vorigen mit 24 Blättern nach J. D. Harding, verdient durch die Verschiedenheit und größtentheils treffliche Ausführung seiner Ansichten, die ein mit Talent und Fleiß bearbeiteter Text von Roscoe begleitet, nicht minder die Aufmerksamkeit des Publicums. Der Süden Europas lieh dem Maler die Originale, und die umfassenden, mit Legenden und anziehenden Geschichten aller Art durchwebten Beschreibungen Roscoe's beurkunden, daß er nach den besten Autoritäten geschildert, Berichtigungen und neue Nachrichten von vielen Reisenden empfangen und den auf diese Weise erhaltenen Stoff ebenso geschickt als unterhaltend zu ordnen gewußt hat. Der Kreis der italienischen Ansichten ꝛc. ist mit diesem vierten Jahrgange geschlossen worden.

(Der Beschluß folgt.)

Kriegsscenen. Aus dem Französischen nach: „Le lit de camp, scènes de la vie militaire", übertragen von Hermann Meynert. Leipzig, Hartmann. 1832. 8. 1 Thlr. 6 Gr.

Der Vers. hätte sein Buch besser „Schreckensscenen aus dem Kriege" nennen können, denn der Schrecken ist es, der, in Verbindung mit seinem Bruder Graus, Entsetzen, Mord, Blut und Wahnsinn, in diesen Blättern vorherrscht. Es ist ein Buch, das viele Leihbibliothekabonnenten entzücken wird.

Die Mehrzahl der hier gesammelten, unter sich weder durch Zeitverhältnisse noch durch eine innere Verbindung zusammenhängenden Erzählungen ist uns bereits in Journalen und Zeitschriften, welche so gern auf französische Geschichten Jagd machen, ohne ihren Ursprung anzugeben, vorgeführt worden. Fast allen wohnt ein gewisses, theils historisches, theils materielles Interesse bei, und man liest sie mit Theilnahme. Keine von allen zwölfen ist ganz unbedeutend, wiewol die erste: „Die Kugel", aus dem Jahre 1769, „Hauptmann Rabe", von 1805, „Der Wahnsinnige bei der großen Armee", 1812, und „Zacharino", mit der Jahrszahl 1831, wol die hervorstechendsten sein mögen. „Die Kugel" lehrt uns, daß der große Napoleon ein zu früh geborenes Kind sei. Wir wissen nicht, ob die Erzählung historischen Grund hat, aber sie ist jedenfalls anziehend. Ein Genueser, Giacomo, hat seinem gefallenen Vater als Rache gelobt, eine schöne schwangere Frau mit derselben Kugel zu tödten, die ihm das Leben nahm. Er sieht Lätitia Bonaparte beim Feste Mariä Himmelfahrt am 15. August 1769 und wählt sie zum Opfer. Die Kugel fehlt, aber die schöne Lätitia fällt in Ohnmacht und — Napoleon ist die zu früh enthüllte Frucht ihres Schreckens.

Wir bestreiten das Stoffartige Interesse dieser Skizzen keineswegs; künstlerische Theilnahme erregen sie jedoch nicht. Trotz der oft wiederholten kriegerischen und martialischen „Donnerwetter, Blitz und Donner und Wetter noch einmal" scheint der Uebersetzer doch ein äußerst friedfertiger Mann, der den Krieg, und was ihm anhängt, wol nur vom Hörensagen kennt. Dieser Umstand verleitet ihn zu häufigen militairischen Misverständnissen, und wir mußten lachen, als er gleich auf S. 8 eine Kartätsche statt einer Granate oder Bombe zerplatzen ließ. Hiervon abgesehen, ließt sich die Uebersetzung gut. 89.

Notiz.

Die Irländer befleißigen sich nach ihren eignen öffentlichen Blättern ganz außerordentlich der Mäßigkeit, und wird es nachgewiesen, daß in den ersten sechs Monaten des Jahres 1831 blos 721,564 Gallons Kornbranntwein weniger getrunken worden sind als in denselben sechs Monaten des Jahres 1830. In Schottland (welches bekanntlich weniger bevölkert ist) hat in demselben Zeitraume die Verminderung 513,697 Gallons betragen. 42.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonntag, — Nr. 41. — 10. Februar 1833.

Scenen aus Lappland.

Zweiter und letzter Artikel.

(Beschluß aus Nr. 40.)

Alplappländer gibt es mehr als Waldlappländer. Doch finden sich letztere in allen Lappmarken. In Piteå Lappmark sind sie am zahlreichsten und dürften dort der Anzahl jener gleich sein. Sie stehen auf einer höhern Culturstufe und sind moralisch besser. Auch scheint mir ihre Lebensart so glücklich, daß kaum eine schönere für die Classe von Menschen gedacht werden kann, welche ihr Brot im Schweiß ihres Angesichts essen und die Nahrung aus der Erde holen müssen. Was Die betrifft, die ohne Arbeit leben können, so ist es wol auch unentschieden, ob ihr Loos in der That glücklicher sei. Preisen nicht die Dichter das Hirtenleben; Jagd ist ja ein königliches Vergnügen, und Manche kennen keine größere Ergötzung als Fischen. Diese drei Beschäftigungen machen nun das gewöhnliche Leben des Waldlappländers aus. Er ist nicht wie der Alplappländer auf offenem Felde jedem Unwetter preisgegeben, und muß nicht Nacht und Tag seine Rennthiere hüten. Die laubigen Zweige der Bäume schützen ihn nicht vor Regen und Schnee, und selbst wenn er in sein Zelt kommt, findet er nur ein schlechtes Obdach. Er hat keine Stelle, wo er seine Kleider trocknen kann — solche finden sich nur an der Herbststation —; er kann zuweilen kein Feuer anzünden, denn auf den Alpen, wo er im Sommer haust, gibt es kein Brennholz außer Zwergbirken, und auch diese nur in geringer Anzahl, schwach wie Reisig, dabei niedrig und naß, sodaß sie nicht eigentlich brennen, sondern nur rauchen. So naß er ist, muß er sich in seiner ganzen Kleidung niederwerfen. Nur deshalb wol ist alle Sauberkeit von seinem Anzug verbannt. Er kämmt nicht sein Haar, hat fast keine Kleider zum Wechsel; dem Ungeziefer sind sein Kopf und seine Kleider eine gastliche Herberge. Wenn er auch reich ist, muß er oft hungern, denn auf den weiten Berghöhen entfernt er sich oft weiter als seine Absicht war, und kann nicht so früh zurückkehren, wie er glaubte. Sich zu säubern, wenn er nach der Kirche oder nach fremden Stellen kommt, fällt ihm nicht ein; es ist ihm ganz gleich, wie er aussieht. Freilich kann er im Kirchdorfe ein Prachtkleid, wie oben beschrieben ist, mit Silbergürtel und Silberkragen anziehen, doch ist Alles ohne Geschmack. Der Rock ist mit Rennthierhaaren und Unrath verunziert, seit er jüngst betrunken herumtaumelte. So ist der Alplappländer, besonders in den nördlichen Lappmarken. Der Winter ist seine beste Zeit, denn dann haust er im Waldlande und bleibt dadurch vor dem ungestümsten Wetter geschützt. Dann kann er, insofern er zwei Pelze besitzt, einen nach dem andern aushängen und das Ungeziefer todtfrieren lassen und, wenn die Gegend frei von Wölfen ist, ruhig leben, d. h. er kann Nacht und Tag in dem Zelte schlafen, kochen und essen; nur dann und wann muß er herausgehen, um nach seinen Rennthieren zu sehen. Fleisch ist seine erste und letzte Nahrung, oft sein Einziges und Alles. Es gibt viele Alplappländer, die sogar im Sommer ihre Rennthiere nicht melken können. Der Waldlappländer dagegen kann, während seine Kinder oder Diener die Heerde in der Umgegend hüten, selbst mit seiner Frau auf den See herausrudern und, wenn er die der Heimat nahenden Schellen hört, mit dem Fischfang heimkehren. Dann laufen die Kinder neugierig dem Strande zu, um nachzusehen, wie viel er bekommen, ergreifen den Fisch und nehmen ihn aus. Ehe die Kühe noch gemolken sind, ist der Fisch gar. Im Herbst sind noch Vögel dazu zu haben; man pflückt Beeren und thut sie in die Rennthiermilch; dies alles sind Speisen, die besser auf den vornehmsten Tischen nicht aufgetragen werden können. Vor Regen und Nässe ist er ebenso gut geschützt wie der Schwede in seiner Stube. Wird er naß, so kann er wechseln und die Kleider unter dem Gäll oder in der Hütte zum Trocknen aufhängen. Wo er auch in seinen wohlbekannten Wäldern herumwandelt, ist er nicht von seiner Wohnung fern und kann sich dort hinbegeben, so oft er will. Der Tausch des Wohnortes selbst hat einen eignen Reiz. Bei der Ankunft treten ihm freundliche Penaten, bekannte Hügel, Seen und Haine als unveränderte Freunde entgegen; auch hört man den Waldlappländer beim Anblick seiner Hütte die dem Waldecho so günstigen Volksmelodien anstimmen. Auch ist ihm die Reinlichkeit nicht fremd. Er wäscht sich oft, kämmt die Haare; die Weiber flechten sie in zwei Zöpfe. Das Geschirr wird gewaschen und sauber gehalten; der Alplappländer dagegen leckt mit der Zunge oder dem Finger seine Holzschüssel und seinen Trog ab und wirft sie bei Seite, bis er ihrer das nächste Mal bedarf;

ein gewöhnliches Schreckbild. In Westfalen wenigstens findet sich's anders."

Die Geistlichen, deren Vota gegen Presbyterial- oder Ephoralsynoden oder gegen beide gerichtet waren, hätten freilich ganz andere Waffen anwenden sollen, als sie gebraucht haben; sie waren leicht zu besiegen. Dreiundvierzig Stimmen sprechen für Presbyterial- und Synodalverfassung „aus Gründen der Nothwendigkeit, der Möglichkeit, der Rechtmäßigkeit und der Nützlichkeit", auf eine verständige, wenn auch verschiedene Weise. Hr. Dr. Gr. trägt dann seine Privatansicht noch besonders vor. Wir haben schon bei unserer letztern Uebersicht der theologischen Literatur darauf hingedeutet*), daß uns das Votum des würdigen Bretschneider gegen die Sache nicht genüge; es betrachtete den Gegenstand nicht von allen Seiten. Gr. prüft es scharf und genau. Krehl's heftige Aeußerungen und die „Biene" in Zwickau treffen ihn nicht; beide bekämpfen die Idee einer Kirchenzucht, wie sie dem Verf. nicht in den Sinn kam. Gegen Br. wird nun zunächst „das Bedürfniß einer Verbesserung des Kirchenwesens" aus dem „Zustande des innern, häuslichen, religiösen und des öffentlichen kirchlichen Lebens" erwiesen; sodann wird gezeigt, daß „eine Kirchenregierung diese Bedürfnisse kennen müsse", daß „aber die jetzige Kirchenverfassung mit den Grundsätzen unserer Kirche in einem unauflöslichen Widerspruche stehe, indem der Staat gar oft aus eigner Machtvollkommenheit und ohne die Kirche darum zu fragen, das Recht ausübe, über Dogma, Liturgie, Cultus und Ritus positive, für alle Glieder verbindliche Bestimmungen zu treffen, gegen die Schrift (2. Kor. 1, 24), die augsburger Confession (Art. 28) und die Aussprüche der angesehensten Rechtslehrer". Vorzüglich rügt er die Inconsequenz, wie man in Bezug auf andere Confessionen verfährt, und verlangt nur Gerechtigkeit, Gleichheit mit ihnen. Er widerlegt Hrn. Br., der zuviel von der Liturgie erwartet und dabei behauptet, das Kirchenregiment sei von jeher aristokratisch gewesen, wovon Gr. das Gegentheil darlegt. Noch bestreitet er mehre unrichtige Ansichten der ministeriellen Vorschläge, z. B. daß die Gerichtsdirectoren, die in der Regel nicht einmal Gemeindeglieder sind, bei den Presbyterialversammlungen zugegen sein sollen, was auch Rec. ganz sonderbar vorkommt, wenn er an die Ausführbarkeit denkt, und man kann die Ausdrücke nicht zu stark finden (S. 58): „daß dann der alte Sauerteig wieder da sei und die Freiheit ertödtet werde." Den Kirchenpatronen will der Verf. wol den Platz eines beständigen Ehrenmitglieds geben, aber „wenn die ganze Welt voll Privilegien wäre, vor Gott gibt's keins; ihm gegenüber sind wir Alle gleich, und nur dem Besten, der ihm nahe ist, steht er am nächsten." „Ich fürchte sehr, ein solcher Beweis von Befangenheit oder Nachgiebigkeit aus Menschenfurcht wird der Regierung schlechten Dank verdienen." Nicht minder spricht er gegen den berühmten Staatslehrer Pölitz, der eine Generalsynode und Presbyterien ohne Synoden, d. h. „Kopf und Füße ohne Rumpf" will, und wo es uns überhaupt scheint, als ob der Theoretiker doch hier, wie auch mal anderwärts, das wirkliche Leben zu wenig kenne und berücksichtige. Fehlt, nach Gr.'s Ansicht, eins der drei Glieder, das Presbyterium als die Grundlage, die Specialsynode als vermittelndes Glied nach Oben und Unten, und die Generalsynode als Schlußstein, gleichsam der Kopf, so wird das Einzelne nur Verwirrung und Schaden stiften. Wie nun das Alles einzurichten sei, was in jeden Bezirk gehöre, wie sich die Verfassung zum Staate verhalten solle, trägt der Verf. in allgemeinen und besondern Wünschen vor, welche uns wohl erfüllbar scheinen, hätten alle Betheiligte helle Einsicht und fromme Begeisterung für die Kirche. Die Consistorien hält der Verf., wenn auch nicht augenblicklich, doch künftig für überflüssig, wenn die Synodalverfassung zu Stande kommt. Wir unsern Orts glauben jedoch: wie die Dinge in der Welt nun einmal stehen, und da Weltliches und Kirchliches so nahe aneinander grenzt, ja gegenseitig eingreift, ein zweckmäßig eingerichtetes Consistorium könne in vieler Beziehung sehr wohlthätig noch Oben und Unten wirken. Aber wir stimmen Gr. bei, daß nur ausnahmsweise ein adeliger Präsident darin sein, und diese Stelle nicht mehr als Stufe zum Ministerium für den Adel betrachtet werden solle. Nur bei eminenter persönlicher Tüchtigkeit, namentlich durch Gelehrsamkeit (daß er Schriftsteller oder Professor des Kirchenrechts sein solle, klingt doch gar zu unbarmherzig, obgleich es Wahrheit ist), wähle man ihn aus dieser Classe; außerdem paßt die Erziehung und Stellung des Adels nicht recht zur Regierung der Kirche; er sonnt sich im Lichte der Hofgunst und liebt es, verwickelte Fälle durch Machtsprüche zu entscheiden. In dem Punkte des Wahlrechts der Gemeinde weicht Rec. fast ganz (S. 69) von dem verehrten Verf. ab: sie werde mit ihren Einwendungen vor und bei der Probe gehört und beachtet, aber der Mann verdanke ihr nicht das Amt; in der Regel entscheidet sie meist nach Zufälligkeiten, nach dem Aeußern; Nepotismus, Simonie und grobe Fehlgriffe, innere Zwietracht und unverdiente Zurücksetzungen sind kaum zu verhüten. Dagegen muß eine Behörde, welche ihre Leute schon von der Schule an und in ihrem Amtsgange beobachtet, prüft und kennt, am besten wissen, wer mit seinen Gaben und Eigenschaften an diesen oder jenen Ort, für eine gute und für eine verwilderte Gemeinde passe u. s. w. Möge dieses Schriftchen, das mit Wenigem Alles sagt, eine gerechte Würdigung allenthalben finden. 68.

*) Vgl. Nr. 208 und 209 d. Bl. f. 1832. D. Red.

Notizen.

Weihe eines Parsentempels.

Die alten Anhänger Zoroaster's, welche bekanntlich seit der mohammedanischen Verfolgung im westlichen Indien ein neues Vaterland gefunden haben und sich hier durch moralischen Wandel sowol als durch ihre Betriebsamkeit vor ihren Nachbarn vortheilhaft auszeichnen, weihten am 17. Nov. 1830 einen neuen Feuertempel zu Bombay feierlich ein, wozu Tausende von Parsen aus allen Gegenden Indiens zusammengekommen waren. Das Gebäude ist viereckig und sehr zierlich gebaut; die Hallen erglänzen von Spiegeln und Leuchtern, und das Allerheiligste ist besonders prachtvoll mussivisch mit Marmor getäfelt; in der Mitte steht die silberne Vase für das heilige Feuer, 40,000 Rupien an Werth. Die Kosten des Baues werden auf eine Lak Rupien (12,500 Pf. Sterl.) angeschlagen. Die Schenkungen waren sehr bedeutend, und der Oberpriester Edulbarn erhielt allein an dreißig der kostbarsten Shawls.

Alter der Welt.

Die Buddhisten auf Ceylon hegen über die Dauer und Umwälzungen der Welt die überspanntesten Begriffe und haben, um die großen Perioden derselben zu berechnen, Zahlen von einer Unität mit 63 Nullen mit eignen Namen ausgeprägt. Folgende Beispiele sind aus ihren alten Schriften entnommen: Die Erde wächst in einer Antakalpa sieben Jobanas (14 engl. Meilen), in tausend Jahren aber nur einen Zoll; ein Jobana hat 1,075,200 Zoll, sieben mittein 7,526,400 Zoll, diese, durch 1000 multiplicirt, geben die Antakalpa, deren 80 eine Mahâkalpa oder 602,112,000,000 Jahre ausmachen. Eine andere Stelle bestimmt diese Periode so: Man denke sich einen kubischen Felsen von neun Klafter Höhe und Breite; bei diesem geht alle 1000 Jahre eine schöne Göttin so vorüber, daß nur der leise Zephyr ihr Musselingewand gegen den Felsen streift: die Zeit nun, welche erfodert wird, jenen Stein bis zu der Größe eines Senfkorns abzunutzen, ist die Antakalpa, deren achtzig auf eine Mahâkalpa gehen. 160.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Freitag, — Nr. 39. — 8. Februar 1833.

Irene, oder Versuch zur Vermittelung der philosophischen Systeme. In Briefen. Herausgegeben von C. J. Eisenlohr.

(Beschluß aus Nr. 38.)

Eine treffliche, höchst lichtvolle Erörterung über die Platonischen Ideen, voll der fruchtbarsten Andeutungen hat uns Herbart („Einleitung in die Philosophie", zweite Ausgabe, S. 175 fg.) gegeben und mit historischer Herablassung, eine seltene Eigenschaft eines genialen Systematikers, diesem Punkte der Platonischen Lehre die Gerechtigkeit, die sie verdient, in höherm Grade widerfahren lassen. Einen sehr allgemeinen Misverstand hat er es genannt, durch den die Ideen die Bedeutung von Vorstellungen irgend welches denkenden Wesens bekommen haben; höchst scharfsinnig ist die Parallele, die er zwischen der Lehre der Eleaten vom Sein und der Ideenlehre zieht, deren Gemeinsames der Gegensatz gegen die Erscheinung wäre. Aber doch scheint grade dieser Gegensatz gegen das Sein ihn zu verleiten, daß er sie, fast möchten wir sagen, im Widerspruch gegen seine anfänglichen Behauptungen, doch nur zu absoluten Qualitäten macht, eine Benennung, die, wenn wir nicht in ihr einen Widerspruch sehen sollen, wiederum den Ideen nur logische Entstehung und Bedeutung geben, sie zu weiter nichts machen würde als wiederum zu allgemeinen Begriffen mit willkürlich hinzu gedachter Realität: eine Verwechselung, deren sich schon Aristoteles schuldig gemacht hatte. Es würde zu weit führen, wenn wir hier zeigen wollten, wie und inwieweit Plato selbst zu dieser Verwechselung Anlaß gegeben hat. Sollte sie auch völlig historisch getreu sein, was wir jedoch so gradehin zuzugeben uns noch nicht gedrungen fühlen, so ist es doch jedenfalls eine Unvollkommenheit in der Lehre von den Ideen, die wir nur dann ruhig dürften stehen lassen, wenn wir diese Lehre für weiter nichts hielten als für eine einmal dagewesene Erscheinung in der Geschichte der Philosophie. Sind wir hingegen durchdrungen davon, daß diese Erscheinung keineswegs eine zufällige sei in der Geschichte des denkenden Geistes; daß der Skepsis, worin am Ende alle menschliche Speculation besteht, ebensowol Kraft als Bedeutung und Schranke nur durch eine Ideologie gegeben werden kann; sehen wir, daß das gemeinsame oft mehr oder weniger unwillkürliche Drängen aller Systeme auf Etwas, das über der sinnlichen Erscheinung und über dem Begriffe liegt, jenem Platonischen Versuche innere Nothwendigkeit gibt: so können wir Forschungen, die diesen Gegenstand in seiner eigenthümlichen Bedeutsamkeit und Reinheit aufnehmen und fortführen, nicht anders als mit dem lebhaftesten und freudigsten Interesse begrüßen. Br. 8: „Idee ist", wenn wir den Verf. nach dieser kurzen Abschweifung selbst weiter sprechen lassen, „kein Begriff. Wiefern aber zu dem Inhalt des Begriffs noch ein Grund hinzugedacht wird, warum und wozu er ist, so verknüpft sich mit dem Begriffe eine Idee. Wenn ich die Afrikaner als eine eigne Menschenrasse, die Tugend als eine Pflicht, die Freiheit als ein Princip oder moralisches Gesetz, die Menschheit als ein moralisches Wesen mit denke, so verknüpfe ich mit diesen Begriffen eine Idee, die nicht aus ihnen selbst hervorgeht, sondern ihnen durch die Vernunft unmittelbar beigesellt wird. Eine Ideenlehre als eine Wissenschaft von Erkenntnißgründen, wie die Logik eine Wissenschaft von Erkenntnißformen, sollte handeln 1) von der Natur der Ideen, 2) von dem Ursprung und von der Bildung derselben, 3) von ihrer verschiedenen Eintheilung, 4) von ihrer Verbindung und Trennung, 5) von der Vernunftmäßigkeit unserer Ideen, 6) von wissenschaftlichen Ideen, 7) von der Macht unserer Ideen über Gedanken und Gefühle. — Was das Erste anbelangt, so sind nicht die Ideen, sondern nur die Fähigkeit zur Entwickelung derselben uns angeboren. Die Erzeugung einer Idee vermögen wir nicht nachzuweisen. Ideen kann der Mensch nur empfangen und fassen, sie besitzt nur der höhere Geist, dem, wie die Alten sagen, die Gabe der Weissagung verliehen ist. Ideen werden eingetheilt in vernünftige und unvernünftige (Chimären), einfache (z. B. Weisheit, Gerechtigkeit) und zusammengesetzte (z. B. Vogel Greif u. s. w.)." Es sei uns erlaubt, zu dieser kurzen Angabe der Erörterungen des Verf. über eine Ideenlehre nur wenige Bemerkungen hinzuzufügen, die wir den Verf. nur als den motivirten Wunsch anzunehmen bitten, daß es ihm gefallen möge, diese seine Untersuchungen weiter zu führen. Irrt Ref. nicht, so ist einer der Hauptmängel, welche noch der Platonischen Ideenlehre anhängen und sie als ein noch nicht völlig Entwickeltes darstellen, der, daß wirklich, wenigstens in einzelnen Darstellungen, die Idee noch nicht hinlänglich vom Begriff, überhaupt von einem rein analytischen Erzeugniß geschieden worden; und es bedarf

„The landscap album" enthält eine neue Ausgabe in bequemerer Form von Westall's Ansichten aus England und Wales. Sechszig Blätter, zu etwa drei Pence jedes, dabei eine Beschreibung und einen hübschen Einband obendrein, wird wol Jedermann sehr billig finden, besonders in England.

„The drawing-room scrap book" gehört wol eigentlich nicht in die Reihe der Taschenbücher, obwol in die der Annuals. Es enthält bekanntlich keine neuen Werke des Grabstichels, sondern eine Auswahl schon anderweitig erschienener, diesmal 36 an der Zahl, begleitet von poetischen Erläuterungen. Das Titelblatt, der berühmte Graf Derby mit seiner Gattin Charlotte von Tremouille, wird Kunstfreunden leicht die Hälfte der Guinee werth sein, welche der Preis des Ganzen ist. Britische und morgenländische Ansichten, dazwischen die Portraits der Königin von Portugal, W. Scott's, Lord Durham's u. a. ausgezeichneter Personen, sind der Hauptinhalt der trefflich ausgeführten Blätter, die in so großer Anzahl und so billig zu liefern, dem „Drawing-room scrap book" als beste Empfehlung dient.

Von neu erschienenen Taschenbüchern kennen wir bis jetzt „The book of beauty", dessen artistischen Theil Cl. Heath, den literarischen Miß Landon besorgt; Turner's „Landscape annual", Herausgeber der unermüdliche Leitch Ritchie; „The Aurora borealis; a literary annual. Edited by members of the society of friends" und „The Elgin annual." Letzteres, von Herrn Grant, Herausgeber des „Elgin courier", besorgt, unterscheidet sich im Aeußern sehr unvortheilhaft von seinen eleganten Brüdern, auch die wenigen artistischen Beilagen sind unansehnlich; dagegen bietet der literarische Inhalt, zu welchem außer dem Herausgeber, Dr. Bowring, Hr. James, Thomas Atkinson, John Malcolm u. A. beitrugen, Vieles dar, was nicht übersehen zu werden verdient.

„The Aurora borealis" kann als ein Zeichen der unter der „Society of friends" weit verbreiteten Neigung zu den schönen Wissenschaften gelten, obgleich wir nichts Besonderes daran zu rühmen finden. Von den zwei Stahlstichen ist „Die Quäkerbraut" als Titelblatt nicht sehr einladend anzusehen. Das niedlich eingebundene Büchlein ist dem Herzog von Bedford gewidmet und scheint im Ganzen genommen keine großen Ansprüche zu machen.

Die beiden andern oben genannten Annuals sollen nach Dem, was darüber verlautete, die Nonpareils unter den andern sein. Wir hoffen nächstens ausführlicher darüber, sowie über „The amulet" und Hood's „Comic annual", dessen ältere drei Jahrgänge in neuen Auflagen erschienen sind, berichtet zu können. Erwähnen müssen wir noch das der schönen Literatur nicht angehörende „Geographical annual" und „The biblical annual". Ersteres enthält 100 in Stahl gestochene Karten von allen Reichen der Erde, berichtigt nach den neuesten Entdeckungen und Veränderungen, dabei eine neu entworfene Karte von England. Unstreitig ist dieses Annual das nützlichste und brauchbarste von allen. „The biblical annual", gleichförmig mit dem vorigen, gibt, zum Theil in schön colorirten Stahlstichen, Abbildungen und Karten von allen Ländern und deren Bewohnern, die in der heiligen Schrift vorkommen, ebenso Pläne von der Stadt und dem Tempel zu Jerusalem. Bibelleser werden mannichfaltige Belehrung daraus schöpfen. Aeußere Eleganz zeichnet die zwei zuletzt genannten Annuals gleich aus. S.

Die Geschichte von den sieben Schwaben, mit zehn lithographirten Darstellungen. Stuttgart, Brodhag. 1832. 4. 1 Thlr. 16 Gr.

In dem ersten Bande des vor mehren Jahren zu München erschienenen „Volksbüchleins" stand neben der Geschichte von dem ewigen Juden auch das Abenteuer der sieben Schwaben, jene aus dem Munde einer alten Wärterin, dieses aus den Bruchstücken einer Chronik angeblich geschöpft. Die Sprache ist rein deutsch, bis auf die schwäbischen Benennungen und einzelnen Idiotismen, die mit feiner Wahl immer am rechten Orte angebracht sind, um den volksthümlichen Boden der Dichtung zu behalten und die eigenthümliche Laune der Darstellung zu unterstützen. Das Ganze ist eine wahrhaft poetische Volkssage, in ihrer volksthümlichen Gemüthlichkeit und witzigen Munterkeit ohne irgend einen Anspruch oder Schminke der Darstellung erzählt, sodaß diese Geschichte bei keinem offenen, unverbildeten Sinne einer günstigen Wirkung verfehlen kann. Der Inhalt ist bekannt: es ist die Kunde von dem Zusammentreffen sieben ehrlicher Schwaben aus verschiedenen Strichen jener deutschen Provinz, um dem Einen unter ihnen, der, vom Bodensee gekommen, die Uebrigen zusammengerufen hat, im Kampfe gegen das von ihm beschriebene Ungeheuer beizustehen, welches, mittels eines langen Spießes unter Furcht und Zittern angegriffen, sich als ein Hase herausstellt, der bei der ersten Annäherung entflieht. Dieses Hauptthema ist mit mehren höchst ergötzlichen Anekdoten von der Wanderung der sieben Schwaben durch die Städte Augsburg, Memmingen und Ravensburg bis zur Ankunft am Bodensee, wo sie das Ungeheuer aufsuchen, mit originellen Particularitäten über Herkunft, Charakter und Lebensweise der verschiedenen Theilnehmer des Zuges u. s. w. durchwebt, und es bietet sich in dem kleinen Umfange dieser Volkssage ein Reichthum von Motiven dichterischer und künstlerischer Behandlung dar. Das Merkwürdigste ist es indessen, daß diese Sage keinen andern Ursprung hat als Schwaben selbst, und daß innere wie äußere Gründe dafür sprechen, diese Dichtung sei eine humoristische Selbstgeißelung, die um so kecker sich selbst und den eignen Namen und Herd zum Gegenstand ihrer Laune wählen kann, je geistreicher und gemüthlicher an und für sich dieser Humor sich geltend macht. Dabei hat die Sage nicht unterlassen, bald in feinern, bald in derbern Winken das volksthümliche Selbstgefühl hervortreten zu lassen, wie dies namentlich der Abschnitt darthut, in welchem die durch Uhland berühmt gewordenen Schwabenstreiche auch hier in ihrer eigenthümlichen Weise zur Anwendung kommen. Wenn denn auch eine schwäbische Buchhandlung von dieser Sage einen neuen Abdruck besorgt und denselben, wie man es nicht so sehr von deutschen Officinen gewohnt ist, auf die würdigste Weise ausstattet, so darf dies Unternehmen in Wahrheit als ein patriotisches und ehrenvolles betrachtet werden, nicht zu vergleichen mit dem Reutlinger, der Schiller's „Kabale und Liebe" sammt den Passus von den Nachdruckern nachgedruckt hatte. Eine rühmliche Zugabe dieses schönen Abdrucks sind die von einem Ungenannten — in den öffentlichen Ankündigungen wird er als Dr. Fellner aufgeführt — gefertigten Zeichnungen zu der Geschichte von den sieben Schwaben. Der Künstler hat die Laune des Gedichts in ihrer Kraft und Lust in sich aufgenommen. Er stellt in den einzelnen Gestalten und ganzen Gruppen die natürliche Derbheit der Personen der Dichtung dar, und ohne sich von dem Kreis der Sage und von dem eigenthümlichen Charakter derselben zu entfernen, behandelt er seinen Gegenstand mit eigenthümlicher Freiheit und echter Phantasie. Es ist ihm gelungen, die bedeutendsten Scenen für seine Darstellung herauszufinden, und er hat dieselben mehr oder weniger geistreich angelegt. Dabei hat er den volksthümlichen Charakter seiner Darstellungen durch eine gewisse Typik der Darstellungsformen fixirt, wozu nicht blos überhaupt die große Kenntlichkeit der einzelnen sieben Schwaben auf jedem Blatte, sondern auch die symbolischen Attribute und Situationen gehören, wenn überall z. B. der Knöpfleschwab aus Nördlingen mit einer Menge von Schüsseln und Töpfen um seinen feisten Bauch behängt, der Nestelschwab im buntgeflickten Costume, der Spiegelschwab mit dem Rockärmel an der Nase dargestellt ist. Die Anordnung der Bilder ist lebendig, die Zeichnung gut. In der lithographischen Behandlung ist jene Annäherung an den volksthümlichern Holzschnitt erzielt, welche früher schon von Andern, wie von Schlotthauer in München bei seiner Nachbildung des Holbein'schen Todtentanzes, mit vielem Glück versucht worden war. 46.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Montag, — Nr. 42. — 11. Februar 1833.

Hofrath Hirt, Doctor Waagen und Herr C. F. von Rumohr.

Ein literarischer Kriegsbericht. *)

In den „Jahrbüchern für wissenschaftliche Kritik" (Jahrg. 1831, Nr. 112 und 113) recensirte Herr Hofrath Hirt den dritten Theil der „Italienischen Forschungen" des Herrn C. F. von Rumohr. Das Buch handelt vornehmlich von Rafael und wurde von dem Rec. ungünstig beurtheilt, indem derselbe versicherte, daß neue Quellen darin nicht eröffnet und die in den letzten Jahren von Pungileoni gegebenen nicht geprüft worden seien, sonach eine Schrift vorliege wie so viele andere über Rafael, deren wesentliche Autorität auf Vasari und auf Conjecturen beruhe, die der Verf. aus eignem Studium der Werke Rafael's sich abstrahirt habe. Herr H. folgt dann dem Verf. in den speciellen Angaben über die Lebensumstände und Arbeiten des großen Malers, indem er diese Angaben theils zu widerlegen sucht, theils ihnen einfach widerspricht, auch gelegentlich Vasari gegen die Anschuldigungen des Herrn von Rumohr in Schutz nimmt. Da einige Arbeiten Rafael's und solche, die dafür ausgegeben werden, sich in dem Museum zu Berlin befinden, so werden über die Echtheit derselben von dem Rec. hin und wieder Bemerkungen gemacht; und da diese Bemerkungen die Hauptveranlassung des Streits sind, auch nicht zu viel Raum einnehmen, so müssen sie zur Begründung des Urtheils hier aufgenommen werden:

1. „Eine andere Arbeit Rafael's erkannte Herr von R. in einer Copie nach Pietro Perugino. Er erstand das Gemälde um 20 Dukaten für das Museum zu Berlin. — Gewiß gehört ein besonderes Auge dazu, in dieser sehr schwachen Copie die Hand eines Rafael's zu erkennen."

2. „Auch der Rec. ist der Meinung, daß die Anbetung der Könige in der Kapelle Ancajani in Spoleto ein Werk Rafael's sei. Aber wie konnte sich der Verf. aus der Ansicht dieses herrlichen Gemäldes beigehen lassen, das elende Machwerk eines Leichnams Christi für eine Arbeit Rafael's in dem berliner Museum, Nr. 226, aufstellen zu lassen."

3. „Hiermit möchte Herr von R. dem großen Meister noch eine Partie anderer Gemälde zuschieben, welche der Verf. in dem königl. Museum zu Berlin aufstellen ließ (s. die Vorrede zum „Verzeichniß der Gemäldesamml. des königl. Museums zu Berlin", S. VI u. XIII). Diese bestehen: erstlich in einer Madonna mit den beiden Kindern und zwei Engeln, die Rafael nach einem Gemälde des Pietro bei dem Eingange in seine Schule copirt haben soll. Im Museum ist das Bild unter Nr. 222 aufgestellt. Diese Arbeit ist äußerst roh und unbegreiflich, wie man dem Rafael ein solches Machwerk unterschieben kann. Aber nicht weniger roh ist zweitens ein auf beiden Seiten bemaltes Kreuz Nr. 224. Die Arbeit ist so schülerhaft, daß man sie nur einem Jungen, der die Farben reibt und jetzt zum ersten Mal den Pinsel zum Anstreichen gebraucht, zuschreiben kann. Das dritte ist ein Leichnam Christi, Nr. 226, von so geringem Gehalt, daß man dabei kaum an einen Maler, geschweige an Rafael denken kann. Hierzu kommt noch viertens eine Predella, in der Mitte der todte Christus u. s. w. — Nach der Angabe des Verf. machte Herr von R. mit diesem Bildchen ein Geschenk an einen großen Fürsten als eines der kleinen Gemälde von der Predella, welche Rafael zu der Krönung der Maria, jetzt im Vatican, malte. Aber wie! die drei kleinen Bilder der Predella zu dem genannten Gemälde sind ja ebenda, wie wir oben angegeben haben, noch vorhanden. Durfte dies dem Geber unbewußt sein?"

4. „Noch ist ein viertes nicht großes Gemälde, Nr. 225, unter dem Namen Rafael vorhanden. Sicher ein gefälliges Bild aus der Schule des Pietro, nur nicht von Rafael, dem vorzüglichsten Meister der Schule! — Es ist hart für den Rec., solche unerfreuliche Offenbarungen bei einem so großartigen Institute machen zu müssen, an dem er lange den lebhaftesten Antheil genommen und bei dem er ungern eine so schlechte Auswahl erlebt hat."

Wenn man die obigen Aeußerungen unbefangen betrachtet, so wird man finden, daß sie zwar einen derb ausgesprochenen Tadel enthalten, jedoch immer streng bei dem Gegenstande bleiben, niemals aber auch nur im Entferntesten die Person des Gegners oder dessen Charakter berühren. Ob dieser Tadel begründet war, kommt hier nicht zur Frage; und war er es nicht, so blieb Herrn von R. der Weg der Widerlegung immerhin in gleich derbem Tone offen.

*) Vgl. Nr. 5 u. 6 d. Bl. D. Red.

Die Einrichtung der Gemäldegalerie des königl. Museums zu Berlin und die Auswahl der Bilder war einer vom Könige ernannten Commission unter dem Präsidium des Herrn Staatsministers von Humboldt übertragen worden, von welcher der Herr Galeriedirector Dr. Waagen neben andern geachteten Männern ein Mitglied war. Es war daher natürlich, daß der Letztere durch einen so unumwundenen Tadel sich gekränkt fühlen mußte, welchem Gefühl er denn auch in einer Schrift von 121 Seiten unter dem Titel:

Der Herr Hofrath Hirt als Forscher über die Geschichte der neuern Malerei, in Erwiderung seiner Recension des dritten Theils der Italienischen Forschungen des Herrn C. F. von Rumohr. Berlin, Nicolai. 1832. Gr. 8. 16 Gr.

Luft machte. Er sucht die Aufstellung der oben erwähnten Bilder unter dem Namen Rafael'scher Werke zu vertheidigen. Aus dieser Vertheidigung geht indessen doch hervor, daß diese Bezeichnung derselben mehr auf Conjectur und Gefühlsurtheil als auf wirklichen Beweisen beruht, und er muß daher am Ende zugeben, daß Derjenige, den sein Gefühl und seine Bilderkenntniß auf ein entgegengesetztes Urtheil hinführen, vielleicht wol auch Recht haben könnte. Herr Hofrath Hirt findet diese Bilder theilweise gut, nur nicht von Rafael, und theilweise so schlecht, daß sie von Rafael gar nicht sein können, und nennt eine Auswahl und Bilderbezeichnung, bei der solche Fehler vorkommen, gradezu schlecht. Herr Dr. Waagen dagegen findet, daß sie sämmtlich sehr gut, und wenn auch nicht aus Rafael's bester Zeit, doch muthmaßlich und sogar wahrscheinlich seine Werke sind, und hält somit Auswahl und Bezeichnung für hinlänglich gerechtfertigt. Wie kommt es aber, daß Herr Hofr. Hirt wegen dieser angeblichen Misgriffe Herrn v. Rumohr angreift? Weil die vorgenannte Commission auf höhere Veranlassung die sachverständige Begutachtung des Letztern in Betreff der Anordnung des Museums, der Auswahl und Aufstellung der Bilder u. s. w. begehrt und erhalten, und wiewol ganz selbständig, doch in Uebereinstimmung mit seinen Rathschlägen gehandelt hat. So weit sind, wie es Ref. scheint, beide Theile noch in ihrem guten Rechte. Herr Hofr. Hirt, der seit langen Jahren als Sachkenner geachtet und zu Rath gezogen worden, hat sich des Rechts seines freien Urtheils in Gegenständen seines Berufs, wiewol vielleicht mit einiger Härte bedient, und Herr Dr. Waagen hat seine Meinung und das Verfahren der Commission, wofür er mit verantwortlich ist, vertheidigt. Er geht indessen, wie es bei solchen Streitigkeiten zu geschehen pflegt, in seiner Empfindlichkeit sogleich um viele Schritte weiter. Er verfolgt die ganze kunstgelehrte Laufbahn des Herrn Hofr. H. mit scharfer Kritik von Anfang bis zu Ende, führt eine Unzahl von Fehlgriffen, Irrthümern, Verkehrtheiten, deren derselbe nicht nur in seinen Schriften, sondern auch theils beim Ankauf von Bildern, theils bei der Auswahl und Bestimmung der im Museum aufzustellenden Bilder in seiner frühern amtlichen Stellung sich schuldig gemacht haben soll, auf, beschuldigt ihn der Anmaßung, der Unduldsamkeit, selbst der Unwahrheit, vertheidigt weitläufig die Werke und Verdienste des Herrn von R.; kurz, er beabsichtigt nichts Geringeres, als die ganze literarische Existenz seines Gegners auf Null herabzusetzen. Er hat hierin, wie mir scheint, mindestens einen taktischen Fehler begangen. Der Feind hatte nur erst geplänkelt und schien einen stärkern Angriff erst noch anzukündigen und vorzubereiten. Es genügte also, den einzelnen angegriffenen Punkt zu vertheidigen und den Feind von da zurückzutreiben, übrigens aber seinen weitern Gang zu erwarten und ihn dann wo möglich total zu schlagen. Hr. Dr. Waagen dachte aber seinen Feind sogleich mit ungetheilter Hauptmacht zu erdrücken und hat somit seine ganze Munition schon verschossen, ehe dieser sein Feuer eröffnete. Was vorauszusehen war, ist geschehen. Hr. Hofrath H. tritt hervor mit einer Gegenschrift unter dem Titel:

Hr. Dr. Waagen und Hr. von Rumohr als Kunstkenner dargestellt von A. Hirt. Berlin, Nauck. 1832. Gr. 8. 10 Gr.

Hierin sucht er die gegen ihn angebrachten Beschuldigungen zu widerlegen, stellt seinen Gegner als einen Mann dar, der in Kunstsachen durchaus kein selbständiges Urtheil habe, von ihm erst eigentlich ins Amt gezogen und zu seiner künftigen Stellung vorbereitet worden sei, ihm bei seinen amtlichen Arbeiten als Schreiber gedient, jedoch wenig Intelligenz bewiesen habe, und rechtfertigt seine frühere Gemäldeauswahl als eine blos vorläufige Aussonderung solcher Bilder, aus welchen dann späterhin erst die würdigern in das Museum aufzunehmen und näher zu bestimmen und zu ordnen gewesen wären. Hiermit scheint denn freilich dieser Angriff abgeschlagen. Ueberhaupt aber sieht man nicht, wer in diesem Kampf der eigentliche Sieger sei. Gewiß ist, daß keine Partei dabei bedeutend gewonnen hat; daß bei solchen Kämpfen Kunst und Wissenschaft überhaupt nichts gewinnen, und daß Gelehrte, die auf solche Weise gegeneinander auftreten, in der Meinung des Publicums nur dabei verlieren können. Wer in den eigentlichen Streitpunkten Recht habe, ist bei so problematischen Gegenständen nie mit Sicherheit zu entscheiden, und doch pflegt Heftigkeit und Selbstüberschätzung gerade da am größten zu sein, wo eine vollkommene Gewißheit unmöglich ist. Bis auf diesen Punkt stellt sich die Sache als ein gewöhnlicher Gelehrtenstreit dar, wie er in der literarischen Welt tausend und wieder tausend Mal vorgekommen ist und nur den eigentlichen Gelehrten vom Fach zu interessiren vermag. Durch die Wendung aber, welche ihm Hr. von Rumohr in seinen kürzlich erschienenen „Drei Reisen nach Italien" gibt, erhält derselbe einen durchaus andern Charakter. Hier greift er seinen Recensenten auf eine Weise an, die jeden Freund der Literatur, ja Jeden, der Recht und Sitte liebt, aufbringen muß. Auf eine Widerlegung der kritischen Angriffe, auf den eigentlichen Gegenstand des Streits läßt er sich gar nicht ein. Sein Gegner hat seine Schriften, seine Kunstkennerschaft, seine Einwirkungen auf Kunstinstitute zu tadeln gewagt; dafür muß er geschmäht, beschimpft, herabgewürdigt werden.

Hr. von Rumohr, der im Umgange mit den Großen dieser Erde seinen höchsten Genuß zu finden bekennt und also in der feinsten Sitte sein Lebenselement erkennen muß; er, der sich seiner Verhältnisse zu den höchsten Personen, ja der Freundschaft hoher Fürsten öffentlich rühmt, fällt plötzlich, durch einige kritisch-derbe Tadelsworte zur höchsten Wuth gereizt, aus dem feinen, ruhigen, diplomatischen Tone, den wir für seinen natürlichen hielten, in den des Vorsaals. Alles, was in Druckschriften etwa schon früher gegen Hrn. Hirt gesagt worden, wird ihm, wie man mit einem leider in diesem Verhältnisse sehr wohl passenden Ausdruck zu sagen pflegt, unter die Nase gerieben. So ist in dem Briefwechsel zwischen Göthe und Schiller eine Stelle, wo der Letztere, wiewol mit Schonung und Vorsicht den Zweifel äußert, ob die Wärme und Lebhaftigkeit, mit welcher Hr. Hofrath Hirt, den er eben erst kennen lernt, Manches darstelle, ganz eigentlich in seiner Natur liege. Daß hier Verstellung zum Grunde liegen könne, davon spricht Schiller keineswegs. Lebhaftigkeit und Wärme können in ruhigen Charakteren vorübergehend entstehen, ohne eben in ihrer Natur zu liegen. Hr. von Rumohr aber legt die Stelle so aus, als habe Schiller einen Verdacht gegen die Wahrhaftigkeit des Gefühls in Hrn. Hofrath Hirt gehegt; ja, er behauptet, daß dieser Verdacht sehr wohl gegründet und der Letztere von jeher von Vielen für einen literarisch-ästhetischen Tartuffe gehalten worden sei. Er nennt seinen Gegner einen Quintaner, einen Mann von schwächlichen Vorkenntnissen, sein Kunstgerede ein Skandal, und was der Artigkeiten mehr sind. Er behauptet, Hr. Hofrath Hirt sei als quiescirter Beamter gar nicht competent, über Einrichtungen zu urtheilen, die von den höchsten Behörden angenommen und gebilligt, ja belohnt worden sind. Wie, also über Gegenstände der Kunst und des Wissens hört alles freie Urtheil auf, sobald sie das Forum der Behörden passirt haben? Wenn auf Rath des Hrn. von Rumohr Bilder als Werke von Rafael aufgestellt werden, die von diesem Meister nicht sind, so darf dies Niemand sagen, Niemand tadeln, weil die Bemühungen des Hrn. von Rumohr mit einer Tabatiere belohnt wurden? In welchen Zeiten leben wir? Der gereizte Kunstkenner behauptet ferner, daß man ihn für seinen Rath nicht zur Rechenschaft ziehen könne, für den er nur seinem Gewissen verantwortlich sei. Er hat Recht, zur Rechenschaft kann man ihn für seinen Rath nicht ziehen; aber diesen seinen Rath zu tadeln, auch das wäre nicht erlaubt? Hr. von Rumohr geht noch weiter. „Herr Hofrath Hirt", sagt er, „habe durch diesen Tadel die Veranstaltungen der höchsten Behörden heruntergerissen, mit groben und ehrenrührigen Epitheten belegt und die Ueheber dieser Veranstaltungen dadurch beschimpft in Schriften, denen wenig fehle, um für solenne Schmähschriften zu gelten." Ref. kann diesen Charakter darin nicht finden; man sieht aber wohl, daß es nicht an Hrn. von Rumohr liegt, wenn Hr. Hofrath Hirt von seiner frei ausgesprochenen Meinung nicht die schlimmsten Folgen erlebt. Wohin soll es mit Kunst und Wissenschaft kommen, wenn in ihrem Bereich von Lob und Tadel nicht mehr die Rede sein darf? Denn wo der Tadel nicht mehr ausgesprochen werden kann, da kann natürlich auch kein Lob mehr stattfinden. Zum Schluß wird Hr. Hofrath Hirt noch gefragt, ob er das Ding: Gewissen kenne? Ref. ist diesem Streite fremd; das aber bringt ihn auf, daß in irgend einem literarischen Streite so sehr auf die Gunst der höchsten Behörden und Personen gepocht wird, daß sie vorgeschoben und gleichsam als Instrumente zur Bestrafung misfälliger Urtheile, die Niemand als den Verf. gelten, gebraucht werden sollen. Die Vornehmheit bringt ihn auf, mit der Hr. von Rumohr auftritt im Zorne, nicht sowol des getadelten Schriftstellers als der hochgestellten Standesperson, die ein Plebejer zu kritisiren wagte. Diese Zeiten sollten vorüber sein. Es ist gar schön, wenn vornehme Herren sich mit Kunst und Wissenschaft beschäftigen; sind sie aber einmal in diesen Kreis getreten, so müssen sie in diesem jedem Standesrecht entsagen, denn hier wird, wie es überall sein sollte, ohne Ansehen der Person der Irrthum corrigirt, die Fehler getadelt, und Hr. von Rumohr richtet nichts damit aus, wenn er seinen Recensenten mit stolzer Vertraulichkeit „lieber Hirt" anredet.

119.

Die St.-Simonianer und ihre Belustigungen in den Umgebungen von Paris.

(Nach dem Berichte eines Augenzeugen; aus dem Englischen.)

Paris, den 2. Nov. 1832.

Am letzten Sonntage war ich bei einem Feste der St.-Simonianer Theilnehmer, und zwar in Gesellschaft eines meiner besten Freunde. Wir waren ausgegangen, um den Kirchhof des Pater Lachaise wieder einmal zu sehen, doch schien es uns, als wenn derselbe seine eigenthümliche Schönheit, wenigstens in unsern Augen, immer mehr und mehr verliere. Die Cypressen sind alle so hoch und dicht geworden, daß die sonst so reizende Aussicht nach allen Seiten dadurch beschränkt wird. Die Blumenstücke und zierlichen Grabmäler, die ehemals einen so herrlichen Anblick gewährten, sind nun in wahrhafte Schatten des Grabes versunken. Die erhöheten Mausoleen von Foy, Masséna und ihrer Waffenbrüder ragen jetzt zwar noch hervor; wenn aber binnen einigen Jahren sich die Axt und Säge nicht ins Mittel schlägt, so werden solche ebenfalls mit den übrigen in das Dunkel der Schatten, wo nicht in Vergessenheit versinken.

Wir durchschritten die Umgebungen des Kirchhofs mit dem Gedanken, an diesem Tage, nach der Sitte der Pariser, außerhalb der Barrieren zu Mittag zu essen, als es sich traf, daß wir der ganzen Zunft der St.-Simonianer begegneten, welche, etwa ihrer vierzig, aus ihrem Wohngebäude zu Menilmontant kamen und, wie es schien, in der Absicht, ebenfalls wie wir zu Mittag zu essen und sich unter das Volksgetümmel zu mischen, welches sich in den Wirthshäusern der Boulevards jeden Sonntag zusammenfindet. Aus Neugierde hielten wir uns in ihrer Nähe auf, und als sie dieses bemerkten und in uns Fremde erkannten, schickten sie einen ihrer Brüder ab, um uns einzuladen, in ihrer Gesellschaft zuzubringen. Wir nahmen es an, und da wir mit denselben zu Mittag aßen — unsere Zeche bezahlten wir jedoch selbst — so kann ich Ihnen von diesen Leuten eine vollständige Schilderung machen.

Wie Sie schon wissen, ist ihr Anzug außerordentlich malerisch, denn er besteht aus einem kurzen Leibrock oder einem Oberrock von blauem Tuch, wie die Knaben solchen tragen, nur

gekürzt und etwas modisch zugestutzt, und wird solcher geöffnet, so zeigt sich eine weiße Tunica. Der Hals ist bloß, der Bart lang gewachsen, wohl gekräuselt und gekämmt und parfumirt. Ich kann Ihnen versichern, daß während der Tafel, als ich zwischen den vierzig sich auf und nieder bewegenden Bärten saß, ich beinahe das Lachen nicht bemeistern konnte, — dann aber auch wieder träumte, als wenn ich bei einem Gastmahle wäre, wie man solche in unsern alten Büchern und auf alten Gemälden erblicken kann. Enfantin, das Oberhaupt, wird gewaltig venerirt. Er ist ein etwas vierschrötiger Gesell, der eine merkwürdige Figur darstellt. Sein Gesicht ist nicht häßlich, aber wie übertüncht und etwas einfältig, und es sagte eine Dame von ihm, er sei aussi animal qu'un homme peut l'être — und man muß dem richtigen Urtheile des andern Geschlechts hierin Vertrauen schenken. Nach meiner eignen Beobachtung ist er auch wirklich im höchsten Grade Thier und scheint keiner andern Schwärmerei fähig zu sein als der der höchsten Eitelkeit. Auf eine Frage, wie sich solche während der Essenszeit, z. B. über die Speisen und Gerichte, die aufgetragen wurden, erhob, äußerte er: „Wir leben wie Leute von geringem Stande, und Keiner verzehrt täglich mehr als 25 Sous." Es war dieses aber eine eigne Aeußerung von einem wohlriechenden Stutzer, mit einem Kaschemirshawl um den Nacken gewunden, er komme mit Dem aus, was ein Tagelöhner brauche. Auf der Vorderseite der Tunica, welche Enfantin trug, waren die Worte gestickt: Le père. Kaum wage ich aber zu sagen, wie ich es noch bemerkte, daß dieser freche Narr sich nicht scheute, durch Kleidung, Haltung und gezwungene Herablassung den Mustern gleichen zu wollen, die uns durch die vorhandenen Bilder und Beschreibungen von Jesus Christus bekannt sind.

Doch war unter Denen, welche diesem eingebildeten Thoren anhingen, auch mehr als ein würdiger Mann. Barrault z. B., ein gründlicher Gelehrter, verließ, obgleich verheirathet, seine vortheilhafte Lage und gab günstige Aussichten auf, um sich der Gemeinde anzuschließen. Die zehn angesehensten Mitglieder derselben haben etwa ein Jeder 100,000 Fr. hergeschossen, und dieses ist ihr Gesammtvermögen. Zu der merkwürdigsten ihrer Bekehrungen gehört die von Fournel, eines ehemaligen Zöglings der polytechnischen Schule, welcher der Direction der Eisenwerke von Creugot vorstand, welches die beiweitem ansehnlichsten von ganz Frankreich sind. Er opferte ein Einkommen von jährlich 25,000 Fr. und außerdem 100,000 Fr. in die gemeinschaftliche Kasse. Bei den gerichtlichen Untersuchungen, denen sie unterworfen wurden, legte man im Verhöre großes Gewicht auf die Umstände, welche Fournel, einen wissenschaftlich gebildeten Mann, zu dem Uebertritte bewogen hatten, zumal die St.-Simonianer selbst bekannten, daß er — um ihre eignen Ausdrücke zu gebrauchen — eher positive als imaginative (auf Schwärmerei gegründete) Grundsätze in sich trage und ein Mann von ruhigem Temperamente und kalter Ueberlegung sei, der vorsichtig Alles berechne. Diese Voraussetzungen sind aber alle vielleicht gänzlich unrichtig, und ich zweifle sehr, daß man ein Schwärmer werden könne, ohne ungezügelten Neigungen und ohne einer feurigen Einbildungskraft ergeben zu sein. Persönliche Eitelkeit scheint sowol bei Fournel als bei Enfantin die Haupttriebfeder zu sein. Der Letztere war, beiläufig gesagt, Kassirer bei der Hypothekenkasse, ein Strazzenmann und Buchhalter; man kann aber für gewiß annehmen, daß von dem Comptoirstuhl sich bis jetzt noch kein begabter Seher erhoben hat. Ein anderes ausgezeichnetes Mitglied der Gesellschaft ist Duveyrier. Er besitzt viele Beredtsamkeit und ist ganz Schwärmer, während Barrault, obgleich er gut spricht, doch nicht für einen Redner gelten kann. Er zeigte wenig Verstand und Urtheilskraft, als er seine ziemlich feurige Lobrede auf das Tugendsame und Schuldlose der Geschlechtsliebe hielt, weshalb die Geschworenen ihm ein Jahr Gefängnißstrafe zuerkannten. Duveyrier unternahm, wiewol ohne allen Erfolg, die bekannte Mission nach England.

Unter den öffentlichen Lehrern, die gegenwärtig in Paris leben, ist Lerminier ohne Zweifel der ausgezeichnetste. Auch er wurde zu den St.-Simonianern hingezogen und nur dadurch gerettet, ehe er sich einkleiden ließ, daß seine Freunde ihn mit Gewalt in den Wagen setzten und nach Italien schickten. Es bedurfte nur einer kurzen Reise, um ihn wieder zur Besinnung kommen zu lassen.

Wir hatten gehofft, von den Herren etwas Näheres über ihre Lehrsätze u. s. w. zu erfahren, und so geschah es auch in der That. Ein neben mir sitzender Stutzer gab mir eine genügende Erklärung der drei besondern Farben, aus denen ihre Shawls gewebt waren. „Was glauben Sie wol", fragte er mich, „welches der eigentliche Sinn dieser Farben sei? Solche bedeuten Wissenschaft, Gewerbfleiß und Künste, und diese drei Farben sollten auch in ihrer Kleidung vorhanden sein." Auf meine Bemerkung, daß ich die drei Farben nicht erblicke, wurde mir erwidert, daß die langen Hosen, welche jetzt noch weiß wären, roth werden würden, sobald sie Geld oder hinlänglichen Credit hätten, um solche anzuschaffen. Diese Angelegenheit war eine der wichtigsten der St.-Simonianer.

Nachdem die Tafel aufgehoben worden, erwarteten wir nichts Geringeres als eine Predigt oder eine Rede; allein dieses war nicht der Fall. Unsere Gesellschafter mit kurzen Röcken und mit Shawls um den Nacken begaben sich hinab auf den Tanzplatz im Garten und stellten sich in die Reihen der Tänzer und der fröhlichen Mädchen der Boulevards.

Mit ebenso viel Widerwillen als Verstimmung eilten wir uns zu entfernen. 42.

Notizen.

Ursprung des herzoglichen Titels von Clarence.

Auf einem Berge an der Westküste des Peloponnes, der Insel Zante gegenüber, liegt in Trümmern die Feste Castel Tornese, die ehemals die an dem nördlichen Fuße des Berges liegende Stadt Clarenza (Chiarenza), nahe bei dem gleichnamigen Vorgebirge, beschützte. Wahrscheinlich entstand, nach der Meinung des Capitain Trant in seiner „Narrative of a journey through Greece" (London 1830) hier in den Zeiten der Kreuzzüge, als die lateinischen Eroberer Konstantinopels Theile des westlichen Reichs an ihre Feldherren verschenkten, ein Herzogthum Clarenza, mit welchem einer der abendländischen Feldherren belehnt wurde. Dieser hinterließ es seinen Nachkommen, bis die männliche Linie ausstarb, wo dann die weibliche Erbin in die Familie der Grafen von Hennegau heirathete. Philippa, aus diesem Hause, die Gemahlin Eduard III. von England, vererbte in der Folge auf den Prinzen Lionel den Titel des Herzogs von Clarenza (Clarence), welcher seit dieser Zeit in der königlichen Familie von Großbritannien geblieben ist.

Du sollst dem Ochsen, der da drischet, das Maul nicht verbinden.

Am königlichen Gymnasium zu Stuttgart müssen selbst die Lehrer das Schulgeld für ihre Kinder bezahlen. So hat sich, wie Prof. Klumpp in seiner Schrift: „Die gelehrten Schulen nach den Grundsätzen des wahren Humanismus" (II, 318), erzählt, der Fall ereignet, daß ein Gymnasiallehrer, der mit 1100 Fl. (ohne freie Wohnung) besoldet ist, für seine fünf das Gymnasium besuchenden Söhne 100 Fl. Schulgeld zahlen mußte.

Wohlfeilheit in Aegypten.

Die ganze Erziehung eines Kindes im alten Aegypten kostete bis zu den Jünglingsjahren nach Herodot's Versicherung nur 20 Drachmen (4 Thlr. 14 Gr.). Eine solche Wohlfeilheit dürften moderne Finanzkünstler doch nicht möglich machen können. 89.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Dienstag. — Nr. 43. — 12. Februar 1833.

Russische Bibliothek für Deutsche. Von Karl von Knorring. Erstes bis drittes Heft. Reval 1831. 8. 2 Thlr. 12 Gr. *)

Der Geist des 19. Jahrhunderts, welcher uns mehr und mehr alle Völker Europas als in einer gemeinschaftlichen Wanderung nach den höchsten und letzten Zielpunkten in Staatsbildung, Leben, Kunst und Wissenschaft begriffen zeigt, hat auch nach und nach in Deutschland das Bedürfniß fühlbar gemacht, mit den Fortschritten und dem Entwickelungsgange der jungen russischen Literatur vertraut zu werden, und bereits sind einige nicht unbedeutende Versuche gemacht worden, die hervorragendsten Erscheinungen der schönen Literatur Rußlands in Bearbeitungen und Uebertragungen zur Kenntniß der deutschen Kritik zu bringen. Die großen, uns nicht unbekannten Schwierigkeiten eines solchen Unternehmens, der so gänzlich verschiedene, ja fast unversöhnliche Geist der beiden Idiome hat viele einzelne Bestrebungen dieser Art scheitern lassen, und ihr Mislingen hat zu neuen Versuchen aufgefodert. Wie dem auch sei, es ist an der Zeit, daß Männer von Geschmack und im Besitz beider Sprachen diese Idee auf einem breitern Plan verfolgen, und ein Unternehmen dieser Art, das den Zweck hat, uns nach und nach mit den vorzüglichsten Werken der russischen Literatur bekannt zu machen, uns treue Uebersetzungen von den Arbeiten vorzulegen, welche den Ruf von classischen behaupten, ein solches Unternehmen, von einem in Rußland selbst einheimischen deutschen Literator, verdient daher die volle Beachtung der Alles überschauenden deutschen Kritik.

Rußland selbst besaß vor dem Befreiungskriege einzelne Dichter und Literatoren, aber eine russische Literatur hat sich erst seit zwanzig Jahren etwa gebildet. Ihr Erscheinen, ihre Heranbildung, ihr erhöhtes und mannichfacheres Streben scheint auf das engste mit den politischen Erscheinungen selbst zusammenzuhängen, und das erste welthistorische Heraustreten der russischen Staatsmacht auf dem eigentlich europäischen Boden, auf das Gebiet der Weltgeschichte, ist auch das Signal gewesen, auf welches der eigenthümliche Geist einer russischen Literatur wie auf seine Auferstehungszeichen geharrt zu haben scheint. Bis dahin waren russische Nachahmungen einerseits des französischen, andererseits des deutschen und englischen Geistes zu hohem Ansehen und hoher Ehre gelangt; allein, erst seit dieser Epoche haben russische Literatoren die Schmelzung beider Formen und beider Richtungen in eine neue Form und Richtung versucht, die man als den Anfang einer neuen Literatur betrachten kann. Mit Einem Wort: erst seit dieser Zeit sind echt russische Werke erschienen, und was so lange Nachahmung war, hat den Charakter nationaler Individualität angenommen. Sprache und Styl haben nach und nach die Entschiedenheit und die freie Bewegung erlangt, die erst gewonnen werden kann, wenn die Zeit einseitiger Nachahmung vorüber ist, und die Gedankenreihe sowol als die Regeln der Sprachform sind zu der Selbständigkeit gelangt, ohne welche es keine Literatur gibt. In dieser kurzen Zeit hat die junge russische Muse ihre ältere Schwester, die polnische, in allen Richtungen weit hinter sich zurückgelassen; sie ist, so zu sagen, mit beiden Füßen mitten in das Gebiet des europäischen Geistes niedergefallen und hat von ihrer Stelle für immer Besitz genommen, gleichsam um uns aufs Neue zu beweisen, daß ohne Volksgeschichte, ohne politische Selbständigkeit und Bedeutung in Kunst und Literatur kein Rang zu gewinnen sei.

Wunderbare Fügung der Geschicke! Der Russe hat die Franzosen politisch hassen lernen müssen; er hat in einem Kampf auf Leben und Tod das Gewicht seiner Nationalehre empfinden, seine Selbstheit fühlen lernen müssen, um zu dem Bewußtsein zu gelangen, daß auch im Reiche des Geistes ihm wol eine eigne Bahn vorbehalten sein möchte, und um zu dem Versuch vermocht zu werden, den frischen und lebendigen Quell seiner nationalen Lebens- und Kunstansicht dem allgemeinen Weltstrome auf eignem Wege zuzuführen: ein Quell, der ohne jenen Nationalkrieg vielleicht für immer im dürren Sande der Nachahmung vertrocknet wäre.

Die Verdienste Derer zu würdigen, von welchen diese glückliche Neuerung ausgegangen ist, muß einer andern Stelle aufbewahrt werden; ihre Namen sind bekannt. Allein, täuscht uns nicht Alles, so wird nun bald eine Zeit kommen, wo es dem Literarhistoriker zum Beruf werden wird, die Schwierigkeiten zu überwinden, welche das russische Idiom umgeben, um jenen neuen Strom

*) Die Verlagshandlung d. Bl. hat den Debit für Deutschland übernommen. D. Red.

von Gedanken und Ansichten an seiner Quelle kennen zu lernen. Bis dahin müssen wir es mit Dank anerkennen, wenn wir auf dem leichtern Wege treuer und geschmackvoller Uebersetzungen zu dem Lande hingeführt werden, wo dieser lebendige und frische Strom entspringt, der seinerseits nicht versäumen wird, das Gebiet des Menschengeistes befruchtend zu durchziehen.

Eine Betrachtung ist es besonders, welche uns große Erwartungen von der jungen russischen Literatur einflößt. Es ist der gänzliche Mangel des antiken Princips in ihr, welches mehr oder minder alle übrigen europäischen Literaturen in eine bestimmte und beengte Richtung gewiesen hat. Von dieser Fessel frei, die allerdings zu ihrer Zeit auch als ein Leitstern, ein Fanal erscheinen konnte, muß die russische Literatur, sobald sie nur erst den Geist der Nachahmung ganz überwunden und ausgestoßen hat, zu einem höhern und freiern Fluge angeregt werden, als eine ihrer Vorgängerin ihn, von dem antiken Kunstgesetz gehemmt, einzuschlagen vermochte. Mit beiden Flügeln gehört die russische Muse der Gegenwart an, während die deutsche, englische, französische und italienische die Fessel des Alterthums an einem ihrer Fittige trägt. Es wäre die Schuld des russischen Volkes und seines Geistes, wenn aus dieser günstigen Lebensbedingung nicht ein günstiges Kunstresultat entspränge, denn Alles ist dafür, ein solches zu vermuthen. Eine neue Volksentwickelung, die ihre Keime ausschließlich aus der Gegenwart nimmt, Unabhängigkeit von kirchlichen, feudalistischen und antiken Traditionen, eine frische Geschichte, hohe Volkskraft, politische Bedeutung — dies sind Elemente, die nur zum Bewußtsein gebracht werden dürfen, um sich in ihrer umgestaltenden Kraft zu äußern. Allerdings liegen noch manche Uebergangsstufen zwischen dem Jetzt und der Zukunft des russischen Volkes, die wir im Auge haben; aber wer darf es verneinen, daß der gesunde Sinn eines neuen Volkes, das seine Kraft soeben kennen lernt, diese Stufen nicht schnell ersteige, diese Hindernisse nicht schnell und wie im Spiel besiege?

Eben diese Abschweifung führt uns im Kreise zu unserm unmittelbaren Gegenstande zurück. Der Herausgeber des vorliegenden Werkes nimmt den von ihm vereinzelt und ohne System versuchten Gedanken, die russische Literatur in ihren eigenthümlichsten Erscheinungen uns bekanntzumachen, auf einem breitern Plane auf, als er bisher gefaßt worden ist. In zwanglosen Heften verspricht er uns nach und nach die wichtigsten und nationalsten Werke jener Literatur in treuen Uebersetzungen vorzulegen und uns ihre „Form und Abdruck" zu zeigen, indem er uns die Mühe erspart, mit der Sprache selbst in Kampf zu treten. Diesem Unternehmen kann unsere Anerkennung nicht fehlen.

Die kritischen Blätter Rußlands („Die Biene", „Der Telegraph") leisten uns durch ihre lobende Würdigung Bürgschaft für die gewissenhafte Treue des Uebersetzers, die wir selbst nur ungenügend verfolgen können. Desto mehr halten wir uns jedoch für berufen, über Wahl der Gegenstände und über den Geschmack der Uebersetzungen ein Urtheil abzugeben. Im Ganzen genommen, müssen wir, bei aller Anerkennung für die Fähigkeit des Verf., das Bedenken hegen, daß er in seiner Auswahl bis jetzt nicht mit der nöthigen Umsicht verfahren sei. Die Erzählung: „Simeon Kardiapa", von Polewoj, hat allerdings die anerkanntesten stylistischen Vorzüge; allein eine bedeutende Anzahl späterer Novellen würde geeigneter gewesen sein, den Deutschen eine Vorstellung von der sittenschildernden Kraft russischer Erzählungen zu geben und ihre eigenthümlichsten Verdienste hervorzuheben. Das Märchen: „Die drei Gürtel", von Schukowski, hat dagegen alles Recht, in dieser Mustersammlung eine Stelle einzunehmen; Fabel, Märchen und die poetische Erzählung sind überhaupt die Gebiete, welche die russische Literatur am frühesten selbständig ausgebildet hat. Im zweiten Hefte gibt der Verf. den „Boris Godunow", von Alexander Puschkin, zu unserer Beurtheilung hin. Dieser, ein dramatisches Gemälde nach Art der „Barricades", der „Etats de Blois" und des „Henri III", ist unstreitig eine der kräftigsten und eigenthümlichsten Schöpfungen der russischen Muse. Wir sagen nicht zu viel, wenn wir meinen, daß sie den Freibrief dadurch erlangt habe. Russische Kritiker haben ihm Anachronismen und falsche Kraft vorgeworfen: wir sehen in ihm allerdings zuweilen etwas Uebereilung, wir vermissen in ihm hier und da allerdings strenge Motivirung und scharfe Consequenz; aber an Reichthum und Tüchtigkeit der Charaktere, an schönen Zügen einer noch unbeobachteten Natur, an echter Ergründung und Zeichnung des Menschengemüths stellen wir den „Boris Godunow" dreist über die ganze Schar historischer Tragödien, welche z. B. die Hohenstaufengeschichte dramatisiren sollen, und unmittelbar neben „Egmont" und „Götz". Der Wurf und die Form des Ganzen ist durchaus neu und selbständig, und an diesem Ausspruch kann es uns nicht irre machen, daß wir zwei oder drei Parallelstellen zu Schiller oder Shakspeare antreffen, die ebenso gut aus eigner Naturbeobachtung als aus der Erinnerung hergeflossen sein können. Die russischen Kunstrichter sind in diesem Punkt an sich schon eifersüchtiger, als es nöthig ist oder gerecht, und wir hüten uns, in ihren Ton einzufallen. Daß Dmitri ausruft:

„Es ist lächerlich! Und was? Du lachst nicht?

ist noch kein Beweis, daß Puschkin die „Räuber" copirt habe. Vieles dagegen ist in diesem Drama so wahrhaft volksthümlich, daß nur aus einer russischen Feder solche Gedanken geflossen sein können, so echt begeistert und begeisternd (wie z. B. Kurbski's Rede auf der russischen Grenze), so wahrhaft patriotisch, daß wir wünschten, es fänden sich viele solche Stellen in den deutschen Dramen. Was die Kunst des Uebersetzers betrifft, so sind wir mit seiner Behandlung unserer Sprache allerdings nicht sehr einverstanden. Offenbar fehlt ihm Uebung und rhythmisches Ohr. Dagegen steht ihm ein kräftiger und entsprechender Ausdruck fast immer zu Gebot, und kann man über den schwerfälligen und zerrissenen Vers wegsehen, so mag das Ganze immerhin befriedigend erscheinen. Bei alledem würden, wenn wir die Wahl des Uebersetzers zu

leiten gehabt hätten, „Die Zigeuner", „Der Gefangene vom Kaukasus", „Bakschiserai" und andere Dichtungen Puschkin's sich uns noch eher dargeboten haben als „Boris". Das Eigenthümliche aufzusuchen, ist eine besonders nahe liegende Pflicht des Herausgebers, und deshalb loben wir die Aufnahme des „Mariahains", von Schukowskj, in diesem sowie des äußerst merkwürdigen Lustspiels: „Gore ot uma", oder „Leiden durch Bildung", von Gribojedow, in das dritte Heft. Der Verf. dieses so anziehenden, originellen und durch seine Malerei russischer Sitten so höchst affectvollen Dramas, das geradezu eine neue Aera der dramatischen Poesie in Rußland eröffnet hat, ist derselbe Staatsrath und russische Gesandte, welcher in Ispahan ein Opfer zügelloser Volkswuth wurde, die sein Blut nach einem eben erst geschlossenen Frieden verspritzte. Dies gewaltsame Ende eines noch jungen und äußerst originellen Dichters ist für die Literatur seines Vaterlandes nicht genug zu beklagen. Alles in ihm kündigte an, daß Gribojedow ganz der Mann war, von dem die Befreiung der russischen Thalia von den Fesseln fremdländischer Nachahmung ausgehen konnte. Gedanken, Sprache und Vers gehören ihm und seinem Lande ausschließlich an, und er hat Liebe genug zu seinen Sitten und seiner Denkart, um beide dreist und in aller Naturwahrheit dem Beschauer hinzustellen. Das Lustspiel: „Leiden durch Bildung", ist ein treffliches Parallelstück zu Sheridan's „School for scandal" und ein classisches russisches Drama. Die Uebersetzung der freien Verse Gribojedow's ist dem Verf. nicht besonders gelungen; sein Fehler scheint eine allzu ängstliche Treue zu sein, die dem Geist des Deutschen nicht genug Recht widerfahren läßt. Die sehr großen Schwierigkeiten dieser Uebertragung gereichen zu seiner Entschuldigung, aber rechtfertigen können sie ihn nicht. Vielleicht wäre eine Uebersetzung in Prosa besser gelungen.

Mit dem dritten Heft schließt für jetzt der uns vorliegende Theil dieses beachtenswerthen Unternehmens. Zu seiner Förderung, an der uns sehr gelegen ist, wäre wol zu wünschen, daß der Herausgeber seine Kräfte mit denen verwandter Geister vereinigte, und da ihm selbst eine geschickte Behandlung der metrischen Sprache nicht beiwohnt, so würde zu wünschen sein, daß er sich auf die Uebertragungen in ungebundener Rede beschränkte und die gebundene geübtern Kräften überließe. Das Ganze dieses Unternehmens bedarf aber nicht erst unsers Lobes und unserer Anerkennung, um sich dankbare Theilnahme zu gewinnen. Es ist durchaus zeitgemäß und befriedigt in der That ein fühlbar gewordenes Bedürfniß. 34.

Politische Dichter.

1. Pfefferkörner. Im Geschmack der Zeit, ernster und satirischer Gattung, von G. A. Freiherrn von Maltitz. Drittes Heftlein. Hamburg, Hoffmann und Campe. 1832. 12. 16 Gr. *)

Der freie Freiherr hat nun einmal Passion für die Freiheit gefaßt, und wir müssen uns deshalb schon darüber zufrieden geben, daß er uns immer von Neuem wieder mit dem Pfefferkörnerniesswurz seiner erstaunlichen Freiheitsliebe überschüttet. Man niest einmal und schneuzt sich und entledigt sich so des Freiherrn und seiner Pfefferkörnerprise wieder. Hr. v. Maltitz gehört leider zu Denen, welche in neuester Zeit den Liberalismus in Deutschland verdächtig und verächtlich gemacht haben. Er vertritt gewissermaßen als Stimmführer den „gedankenlosen Liberalismus", wie man neuerdings eine gewisse Gattung des ausgearteten Zeitliberalismus charakteristisch genug bezeichnet hat. Obwol von Herzen liberal, möchten wir doch die Freiheit dieser Herren, die Freiheit, nach der sie in Prosa und Versen schreien und krächzen, um keinen Preis in der Welt theilen. Man sehe nur die Gedichte und Aufsätze des Herrn v. Maltitz an! Wie geistlos, wie talentlos, wie mittelmäßig in jeder Hinsicht! Da ist auch nirgend eine Spur von einer höhern Ansicht, von Kenntniß der Geschichte, von wahrer Begeisterung, von humaner Gesinnung, welche die Verwirklichung des Besten und Edelsten in den menschlichen Zuständen vor Augen hätte. Es ist nichts als der armselige wichtig thuende Malcontent, der mit seinem Misvergnügen über die Gegenwart, von deren Zuständen er schwerlich eine durchdringende Kenntniß besitzen kann, renommirt und ein schriftstellerisches Handwerk treibt. Und ein solcher Mann sollte so hoch über der Zeit stehen, daß er wirklich Recht hätte, wenn er, wie er in seinen Schriften unaufhörlich thut, diese ganze Zeit als eine gesunkene und verächtliche in allen ihren Zuständen schmäht und mit seiner ohnmächtigen Feder zu brandmarken sucht? Unmöglich! Man werfe uns hier keine Leidenschaftlichkeit der Kritik vor, von der wir in der That immer frei waren, wenn wir in den Zuständen der Zeit mehr Positives und Wahrhaftes finden als in den gegen dieselben gerichteten Schimpfschriften eines Herrn von Maltitz! Zwar könnte man einen Augenblick an der Zeit irre werden, wenn man sieht, daß die Poesie dieses Freiheitsmännchens im Publicum einiges Glück zu machen und wenigstens ihre Käufer auf dem Literaturmarkte zu finden scheint. Doch das hat man zu allen Zeiten gehabt, daß Marktschreier Zulauf fanden, während die wahren Volksredner verlassen standen. Es ist eine augenblickliche Selbstironisirung einer von großen Aufregungen bewegten Zeit. Man verachtet aber den Narren, nachdem man ihn belacht hat. Man höre jedoch, wie ein Maltitz unsere Zeit charakterisirt, von der er in diesem neuen Hefte seiner „Pfefferkörner" (S. 78 fg.) ganz im Allgemeinen und ganz unterschiedslos Folgendes zu sagen sich nicht entblödet: „Mit Schaudern blickt der Menschenfreund in eine Zeit, die einerseits aufs Neue Despotie und Verfinsterung berghoch aufzuthürmen sich bestrebt und andererseits an muthigen Männern, die am richtigen Orte das richtige Wort wagen, fast ausgetrocknet daliegt, und zwar bereits dergestalt wieder erschlafft, daß selbst das kräftige Wort der wenigen Männer, die es auszusprechen sich erkühnen, nicht mehr einzudringen im Stande ist und als zu starke Hausmannskost den schon bis zur Lethargie erschlafften und verwöhnten Kindermagen der Zeit anekelt. Kein Wunder, wenn daher dergestalt dieselbe nur ein Tummel- und Turnierplatz alles Seichten, Schlaffen, Schlechten, Feigen und Erbärmlichen geworden; denn nur da, wo der Herold der Zeit keine Männer — mehr aufzurufen hat, reiten Lumpen in die Schranken ein. So zeigt sich's überall, in allen Ständen und Verhältnissen, in allen Künsten und Wissenschaften. Alles trägt, vom kleinsten Bettler, — bis zum größten, — nur eine allgemeine Farbe: die der Entmannung, mit dem sichern Todeszeichen auf der Stirn, einer völligen, nahe bevorstehenden, allgemeinen Auflösung und Zerrüttung. — Aber nirgend bemerkt man dieses deutlicher, als an den Schriftstellern, Dichtern und überhaupt an jeder Art von Künstlern jetziger Zeit; denn vorzugsweise in ihnen spiegelt sich stets das Jahrhundert am treuesten ab. Man erstaunt, wenn man in dieses Chaos des Unsinns, der Feigheit und Jämmerlichkeit blickt, und möchte sich selbst vor der eignen Schande verbergen, noch irgend ein Wort zu sprechen oder eine Feder anzusetzen; denn ich frage: wo ist des Politikers männliche Consequenz und Wahrheit? wo des

*) Vgl. Nr. 145 d. Bl. f. 1832. D. Red.

Kritikers Tiefe und Unparteilichkeit? und wo des Künstlers reiner Geschmack? Begraben liegen sie in dem Schutt des allgemeinen Verfalls!" u. s. w. Herr v. Maltitz wollte damit unsere Zeit charakterisiren, aber man sieht, er hat nur die eine Richtung derselben charakterisirt, der er angehört.

2. Klänge freier Muse von Ferd. Reifferscheid. Zwei Hefte. Zweibrücken, Ritter. 1832. Gr. 8. 5 Gr.

Ebenfalls ein Freiheitssänger, der noch sehr jung sein muß, denn seine Lieder können nur noch für Schülerproben der Freiheitspoesie gelten. Man höre gleich den Anfang des ersten Gedichts: „An die Freiheit", die, obwol sie eine Göttin ist, doch matt und alltäglich genug von dem freien Sänger gefeiert wird:

Freiheit, freien Mannes Zier,
Hochbegeistert sing' ich dir;
Du erhebst mich aus dem Staube
Zu der Menschheit heil'gem Recht,
Daß der Willkür nicht zum Raube
Ich erliege, tief als Knecht, u. s. w.

3. Der Reichstag der Thiere. Ein humorisch-didaktistisches Gedicht von Alois Cobres. München, Franz. 1831. 12. 3 Gr.

Es ist schwer zu sagen, was der Verf. mit dieser Satire, welches ohne Zweifel sein Gedicht sein soll, gewollt und gemeint hat. Jedenfalls ist er kein Mann der äußersten Linken und hat die falsche Freiheitsschwindelei eher persifliren als verherrlichen helfen wollen. Das Gedicht ist nicht ganz ohne Talent und Humor geschrieben, aber wir gestehen aufrichtig, es nicht verstanden zu haben, da die eigentliche Beziehung, die möglicherweise zu Grunde liegt, zu dunkel geblieben ist. 140.

Ueber das Verhältniß des geistlichen Standes zum Staate und den Einfluß dieses Standes auf die Erreichung des Staatszweckes; nebst Vorschlägen zur Wegräumung mancher Hindernisse, welche der größern Wirksamkeit desselben im Königreiche Hanover noch entgegenstehen. Von W. Müller. Hanover, Hahn. 1832. 8. 8 Gr.

Die Verhältnisse der Kirche zum Staate sind bei Gelegenheit der in neuester Zeit von den Geistlichen erhobenen Ansprüche theils auf Vertretung als besonderer Stand, theils auf Presbyterien und Synoden, öfters besprochen und bestritten worden. Nach der Einleitung und dem ersten Theile vorliegenden Schriftchens glaubt man es auch hier mit eben solchen, aus hierarchischem Streben hervorgehenden Ansprüchen zu thun zu haben, während sie selbst doch am Ende sich als sehr mäßig und vernünftig darstellen. Das, was nämlich der Verf., mit besonderer Berücksichtigung des Königreichs Hanover, geändert und theils aufgehoben, theils neu begründet haben will, die Wegräumung der Hindernisse der Wirksamkeit des geistlichen Standes daselbst, bezieht sich auf Folgendes: Er verlangt eine bessere und gleichere Besoldung, nach deren Bewilligung auch sicher sich mehr taugliche Subjecte zum Predigeramt finden würden, sowie eine besondere collegialisch eingerichtete Prüfungscommission und die Gründung von umfassenden Seminarien für künftige Prediger; sodann tadelt er, und wie es scheint mit Recht, die häufigen Versetzungen der Geistlichen; wünscht Abschaffung der den Prediger in den Augen der Gemeinde herabsetzenden Accidenzien, und eine neue bessere Liturgie und Kirchenordnung an die Stelle der veralteten. An den Wunsch nach letzterer knüpft er den nach Presbyterien, denen er eine ziemliche Ausdehnung und sogar Uebertragung des Armenwesens zudenkt, und schließt endlich mit dem gerechten Verlangen nach einer Verbesserung der Schulstellen und so auch der Schullehrer selbst, damit durch sie dem Prediger besser als zeither vorgearbeitet werde. So sehr Ref. sich mit diesen Ansichten und Ansprüchen des Verf., bis auf die Presbyterien in der verlangten Ausdehnung, für einverstanden erklären muß, so wenig kann er dies in Beziehung auf den ersten Theil der Schrift, dessen Zusammenhang mit dem letztern überhaupt nicht zu erkennen ist. Es stellt sich nämlich der Verf. auf einen idealen Standpunkt, den der Religionsphilosophie und des allgemeinen Staatsrechts, findet den Zweck der Kirche in der Beförderung der sittlichen Vervollkommnung ihrer Mitglieder durch Befriedigung der Foderungen ihres religiösen Gefühls und den des Staats in der Herrschaft des Rechts, gesteht sodann beiden eine höhere Einheit zu, woraus er das Collegialsystem auf die sattsam bekannte Art demonstrirt, und die Geistlichen zu den Staatsbeamten durchaus in ein coordinirtes Verhältniß, unter Verwerfung aller Consequenzen des Territorialsystems, stellt und endlich den Einfluß des geistlichen Standes (?) auf Erreichung des Staatszwecks darstellt und daraus die Pflicht des Staats, diese Wirksamkeit zu befördern, ableitet. Ref., der, trotz aller auf seine Bekehrung gewandten Mühe, das Collegialsystem nicht anerkennen und, da er den Staat nicht blos als Sicherheitsinstitut, sondern als eine wegen aller in der Natur des Menschen liegenden Zwecke eingegangene Gesellschaft betrachtet, von dem Territorialsystem nicht abgehen kann, will hier den Kampf um Principien nicht erneuern, sondern beschränkt sich nur auf die Bemerkung und den Tadel, daß selbst bei Annahme des Collegialsystems die Prediger ebenso wenig einen geistlichen Stand bilden, als die Staatsbeamten, Aerzte, Advocaten ꝛc., und daß eben in dieser Gebahrung als besonderer Stand eine nicht zu duldende, unserer Zeit nicht angemessene, hierarchische Anmaßung liegt. 60.

Notizen.

Zwei französische Chemiker, Capron und Boniface, wollen eine neue Methode, Leichname vor der Verwesung zu schützen, erfunden haben, wodurch nicht nur das Aeußere vollkommen erhalten wird, sondern auch die Eingeweide, das Gehirn u. s. w. in ihrer natürlichen Lage bleiben. Die Gesichtszüge der Verstorbenen unterliegen nicht der mindesten Veränderung, und es ist gleichviel, ob ein so behandelter Leichnam in der Erde, in einem Gewölbe oder in der freien Luft, und sitzend oder liegend aufbewahrt wird. Die Erfinder nennen ihre Kunst Momification. Einige Tage reichen hin, einen Leichnam darnach zuzubereiten.

Der jährliche Ertrag des Ackerbaus in Großbritanien, nach dem Durchschnittspreis der letzten vier Jahre berechnet, wird auf 460 Millionen Pf. St. angeschlagen. Den Verbrauch der Producenten mit 25 Millionen, ferner Abgaben, Gesindelohn, Zehnten und Unkosten aller Art mit 91¼ Million veranschlagt, bleibt ein reiner Ueberschuß von 43¾ Million Pfund, welcher zu Verbesserungen und zur Erhöhung des Lebensgenusses verwendet werden kann.

Im J. 1826 wurden 1719 Schiffe von 206,686 Tonnen in Großbritannien gebaut, und 1831 nur 1039 von 103,031 Tonnen. Es ist also in diesem Gewerbszweige eine Verminderung um die Hälfte eingetreten.

Von W. und E. Finden wird in London eine „Gallery of the Graces", d. h. eine Sammlung von Portraits reizender Frauen nach Originalgemälden, angekündigt, welche in bestimmten Lieferungen erscheinen soll. 3.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Mittwoch, — Nr. 44. — 13. Februar 1833.

Zur Charakteristik der neuern englischen Romanpoesie, mit besonderer Rücksicht auf Cooper's „Bravo" und Bulwer's „Eugen Aram".

Zweiter und letzter Artikel.*)

Der englische historische Roman hat seiner Entstehung nach keineswegs in Walter Scott's Novellen seine uranfängliche Basis; die Geschichte seines Werdens und seiner allerdings neuen Gestaltung durch den genannten großen Autor muß vielmehr an weit frühere Erscheinungen in der englischen Literatur, nämlich an die Ritter-, Zauber- und Geisterromane des vorigen Jahrhunderts, angeknüpft werden. Der romantische Schmuck des mittelalterlichen Lebens war unter der Regierung Elisabeth's, deren Zeit die Angel zwischen der feudalistisch-katholischen und der modern-protestantischen Richtung in England genannt werden kann, mit aller Schärfe des jungen neu erwachten Geistes verfolgt und verpönt, und die großartigen Schöpfungen der englischen Bühne fesselten damals die volle Aufmerksamkeit poetischer Gemüther. Der Roman verlangt seiner epischen Natur nach eine stillere Wiege für die Zeit seiner Geburt, als jener scharfe Conflict der geselligen wie politischen Zustände, in deren dialektischer Bewegung das Drama gedieh, ihm zu gewähren vermochte. Unter den Stuarts tobte sich das alte Element im öffentlichen Leben ganz aus; auf dem Throne selbst grub es sich sein eignes Grab. Mit dem Oranier begann sich das moderne protestantische Princip auf dem Throne zu sichern, und während schon unter den ersten Regenten aus dem Hause Braunschweig der politische Haß gegen die alte romantische Stuartsmanie erstarb, und eine Duldung des nicht mehr feindselig bewaffneten Romanticismus, der mit dem Verschwinden seiner Embleme für politisch todt gelten konnte, in allen Verhältnissen des Daseins um sich griff, erwachte im Schooße des stillen Familienlebens an alten Erinnerungen der aus der Oeffentlichkeit verdrängte Hang zu den mittelalterlichen Formen und drang von hier aus in die Literatur über, indem er in Romangebilden voll Ritterehre, Pfaffenheiligkeit und Geisterspuk, sich nach und nach abschwächend und modernisirend, seine vollständige Nachfeier hielt und so allmälig verklingend sich auslebte. „Das Schloß von Otranto", von Henry Walpole, gab den Ton an zu diesen im „gothischen Style", wie man es damals in England nannte, geschriebenen Romanen, und bald folgten viele ähnliche Productionen historisch-romantischen Inhalts, deren Verfasser, die verständig bedingte Gegenwart fliehend, welche nur Geister wie Fielding, Smollet und Sterne mit dem Aether des Humors und einer tief psychologischen Erforschung der innern Menschenwelt adeln und begeistigen konnten, die romantischen Fetzen des fern gerückten, im Schimmer der geheimnißreichen Verklärung leuchtenden Mittelalters zu Schauer- und Wundergemälden zusammensetzten. Walpole's nächste Nachfolger waren zwei Damen, Clara Reeve, unter deren zahlreichen Romanen besonders dem „Old english baron" „Das Schloß von Otranto" zum Musterbild diente, und Anna Radcliffe, die Walter Scott für die Erste hält, welche Poesie im Roman gegeben, und welche mithin Romandichterin sei, während ihm Fielding und Smollet nur für Romanschreiber gelten, weil sie, statt nach seiner gewohnten Anschauungsweise einen spannenden Stoff auf romantischer Localität abzufädeln, und statt die Erregung jener „süßen Schauerlichkeit" zum Zweck des Romans zu setzen, die psychologische Entfaltung des verschlungenen Gewebes, in das die menschliche Seele mit ihren Leidenschaften und Neigungen sich einspinnt, als erstes und letztes Ziel ihrer Dichtungen betrachten. An historische Charakteristik ist aber in „The romance of the forest", „The mysteries of Udolpho", „The Italian" *) und den sonstigen Gebilden der Mistreß Anna noch nicht zu denken; sie faßt den Hang zum Wunderbaren blos von der Seite des Aberglaubens auf, und um jenen süßschauerlichen Kitzel hervorzurufen, genügen ihr unterirdische Gänge mit Waldesdunkel, Mönchskutten und sehnsüchtige Nonnen, sammt Meuchelmördern, teuflischen Inquisitionslarven und allen Ränken des italienischen Katholicismus, über die sie eine Zeit lang den geheimnißvollen Schleier zu verbreiten weiß, der die Leser fesselt. Erst nach und nach verschwanden diese schlechten und der Barbarei der Gesinnung fröhnenden Motive des historisch-romantischen Romans, und W. Scott, der mit dem glücklichsten Talent Alles, was seinen Vorgängern fehlte, reelle Zeichnung historischer Wirklichkeit, gediegene, scharf gesonderte Farben-

*) Vgl. Nr. 7 u. 8 d. Bl. D. Red.

*) „Der Beichtstuhl der schwarzen Büßenden" in der deutschen Uebersetzung.

mischung und ebenso glänzendes als getreues Costum, zu geben vermag, sucht nicht in Kobolden und Waldmönchen, hinter geheimen Kaputzen und geschlossenen Visiren die Hebel der romantischen Muse, sondern im Glanze bedeutender Localitäten und im Conflicte großer geschichtlicher Persönlichkeiten untereinander, während die inwendige Maschinerie seiner Darstellungen doch eigentlich mehr oder weniger nur ein Spiel mit vorhandenen, bekannten Steinen ist, und auch die gelungenste Copie historischer Außenpracht das uralte Räthselspiel der Sphinx, das auch den inwendigen Menschen und seine Seele bedeutet, nicht weiter zu tiefern Offenbarungen fördert.

Gleichzeitig und parallel mit den Erscheinungen dieser Dichtungsart, deren Entwickelung ich kurz andeutete, brach sich auch der englische Familienroman seine eignen selbständigen Bahnen. Seine Tendenz wie seine Construction ist von Anfang an wesentlich eine andere, und der Charakter von Richardson's Familienbildern, mit denen uns die Reihe dieser Productionen eröffnet wird, ist ein moralischer. In der „Clarissa" ist ein weiblicher, im „Grandison" ein männlicher Tugendengel dargestellt, und indem uns der Kampf dieser Gestalten mit den absolut bösen Elementen des Lebens vorgeführt wird, erscheint uns das ganze innere Getriebe des Richardson'schen Romans wie eine pedantische Spielerei mit den abstracten Begriffen: Gut und Böse, die wie eine alte steife Jungfer und ein alter hart gerösteter Junggesell sich nicht berühren, geschweige umarmen und vermischen können; und so sieht man denn in diesem undialektischen Widerstreit zweier fest verwahrten Mächte die prüde Popanzerei vom Siege des Guten und vom Untergange des Bösen, die in der deutschen Damenliteratur, obwol Niemand an einen absoluten Engel und absoluten Teufel glaubt, so vielfach das Lieblingsthema gewesen ist. Fielding's Witz gelang es zuerst in seinem „Joseph Andrews", der noch vor dem „Tom Jones" erschien und für eine Parodie auf Richardson's „Pamela" gelten kann, die aufgesteifte, eisenfeste Romantugend in ihrer lächerlichen Blöße darzustellen. Smollet, der teufelgewordene Menschen mit allem Zauber des Entsetzens schildert und Fielding's Räuberhelden „Jonathan Wild" durch seinen „Ferdinand Count Fathom" überbietet, schüttelt noch mehr das Dilemma zwischen guten und bösen Gewalten von sich, denn er weidet sich mit Vorliebe an den Verirrungen des menschlichen Gemüths, und sein durchbohrender Blick entlarvt fast mit hämischer Lust die Verbrecherseele, in deren Innerm Schauder und Grausen nistet. Recht zum Gegensatze zum prüden Richardson suchen Fielding und Smollet mit einem gefährlichen, ängstlich stimmenden Gelüst ihre Stoffe in den Höhlen des Lasters und in den schmuzigen Kammern in der Hefe des Volkes. Mit der Fackel des Hohnes leuchten sie hinab in die tiefe Klause, wo die Ungeheuer der Menschenbrust lauern, und lüften die Gräber, die sich die Leidenschaft selber wählte, sie leuchten hinab und machen somit das Dunkle hell; aber im Entzücken über den romantischen, helldunkeln Schimmer, den ihr Licht in der schaurigen Tiefe um sich verbreitet, werfen sie die Fackel des Bewußtseins von sich und steigen nicht wieder hinauf aus der düstern Verwirrung, in der sich ihr melancholischer Humor gefällt. Auch als Menschen in ihren Persönlichkeiten blieben diese beiden cynischen Dichter, seltsam genug, in den Sphären und Elementen befangen, von denen sie, statt dieselben zu beherrschen, überwältigt wurden. Smollet hat im Matthew Bramble *) seinen eignen Cynismus geschildert, und von Fielding weiß man, daß er als Friedensrichter mit besonderer Vorliebe Diebesbanden auffspionirte und dabei seine Hinneigung zur Hefe des Volkes bethätigte, die ein Grundzug in seinem Charakter war und die es ihm möglich machte, sich in den Armen seiner schmuzigen Köchin selig zu dünken.

Trotz der Verkümmerungen im Leben wie in den Werken dieser beiden Dichter, waren und blieben die Bahnen, die der englische Familienroman mit ihnen zu durchmessen begann, noch immer dieselben, und auch in Edward Lytton Bulwer's großartigen Gemälden ist die Poesie des Verbrecherlebens das eigentliche Thema; nur daß dieser, die Kreise seiner Anschauung erweiternd, nicht blos in den dumpfen Schlupfwinkeln der Kellerregionen von Thames Court, sondern auch im Glanz der City und der Pracht der Aristokratensäle die Verirrungen wüster Leidenschaften schildert und somit auch das furchtbare Dilemma dieser beiden Elemente, die Englands Verfassung und sein geselliger Zustand gebiert, zum tragischen Gegenstande seiner Darstellungen erhebt. Auf seinen ersten Romanen ruht der drückende Nebel der heimischen Hypochondrie, und neben der Qual der Schwermuth ist der düstere und müde Blick des abgespannten Geschäftsmannes, den er in der Vorrede zu „Paul Clifford" an sich selber als antipoetische Stimmung rügt, gar sehr ersichtlich. Den drängenden Schmerz, der beim Anschaun der verworrenen Zerrissenheit an heimischen Menschen und Zuständen rege wird, läßt der Mangel an lyrischer Ergießung in unserm Dichter erstarren und hart werden, bis eine schneidende Satire ihm Luft verschafft, die es nicht vermag, mit den Schwingen des flüchtigen und glücklichen Genius über die harten Formen der umdrängenden Welt hinwegzuschlüpfen, sondern mit der Materie, über die sie die Geißel oder die Tartsche schwingt, behaftet und befangen bleibt. Mit Smollet hat er den tiefen Blick in die geheimste Gedankenwerkstatt einer getrübten und verkümmerten Menschenseele ebenso sehr gemein, wie sich in seinen ersten Gemälden, besonders im „Disowned", derselbe Mangel an Katastrophe wie in Smollet's „Peregrine Pickle" findet; Scene reiht sich an Scene, und kaum hält ein dünner Faden die auseinander fallenden einzelnen Situationen und Sittenbilder aus der Menschenwelt seiner Gegenwart zusammen. Nach und nach tritt aber in Bulwer's Werken an die Stelle der innerlich wie äußerlich gleich starken Zerfallenheit eine harmonischere Eintracht; der anfänglich fast dämonische Drang, die gesunkene Verbrecherseele in ihren verborgensten Winkeln aufzuspüren und in ihren leisesten Regungen zu begreifen, läutert sich zu einer gottbeseligten Ruhe der reinsten Menschenliebe, und wenn in Smollet's

*) „The expedition of Humphry Clinker."

Gemälden neben dem Grauen sündhafter Begier und dem Schauder des sittlichen Untergangs die ungebundenste, wahnwitzigste Lustigkeit schneidend contrastirt, und über den Ruinen der inwendigen Menschenwelt, die Smollet schildert, keine Sonne und kein Sternenlicht aufgeht, läßt sich in Bulwer's Werken, die wir in kurzen Umrissen dem geneigten Leser alsbald zusammenstellen, ein bedeutsamer Stufengang nachweisen, in welchem des Dichters Bewußtsein über die Irrsale des heimischen Lebens sich immer klarer und milder entwickelt. Immer erklärlicher und freier tritt im Verfolg seiner Gebilde zu plastisch fertigen Gestaltungen Das zusammen, was er anfänglich als ein unheimliches Räthsel und einen unabwendbaren Fluch in der Volksthümlichkeit seiner Mitmenschen angesehen wissen wollte; die grellen Ausgeburten unsittlicher Verworrenheit rücken sich dem Auge näher, je mehr ihre Motive mit ihren Erscheinungen versöhnen; die wüsten Irrnisse der Leidenschaft entfalten sich zu Tragödien, hinter deren Trümmern der Friede des klarsten Bewußtseins heraufsteigt, und in dem letzten seiner bürgerlichen Romane, „Eugen Aram", finden sich neben dem sichern Ausgang, zu welchem der Dämon des Verderbens sich anstellt, schwebende Lichtgestalten voll Wahrheit und Wirklichkeit, an denen die Beruhigung mit dem Entzücken der Liebe sich weidet. Wenn Bulwer in dem ersten seiner Romane in die labyrinthische Nachtseite des innern Lebens sich oft verliert, so zeigt sich in dieser erschlaffenden Schwermuth noch ein Mangel an poetischer Siegerkraft, die die Materie des gegebenen Daseins überwinden muß; mit der steigenden Vollendung plastischer Bildnerei greift auch die gesicherte Klarheit der Gesinnung mehr um sich, und eine gewisse praktische Verständigkeit, die auch schon früh in Bulwer's Gebilden durchblickt, hält ihn bei seinem Streben nach Bewußtsein davon zurück, unter den Ruinen der Menschenseele wie Lord Byron wohlgefällig zu kustwandeln und mit dem Dämon der Melancholie ein kokettes Spiel zu treiben. Schon daß er als Romandichter die objective Welt, wie sie ist, zu begreifen und im höhern Lichte der Verklärung darzustellen strebt, sichert ihn vor dem Wahne, in der Willkür einer erträumten Welt die Räthsel des Lebens lösen zu können; und wenn somit Bulwer's Familienbilder mit dem historischen Moderoman, den er selbst einen Liberin der Literatur nennt, dem Anschein nach Das gemein haben, eine vorhandene Wirklichkeit darzustellen, so waltet zwischen beiden doch der große Unterschied ob, daß diese Wirklichkeit, die der genannte Dichter schildert, keine fremde, fern liegende, sondern seine eigne Welt ist, für deren sprachbegabte Seele er sich selbst ansieht. Hat sich der englische Familienroman diese feste Sphäre nun einmal basirt, die gegenwärtige Wirklichkeit der heimischen Zustände zu Bildern zusammenzusetzen, so kann es erklärlich scheinen, warum in ihm das ganze weite Reich menschlicher Verirrungen sammt allen auch nur der Möglichkeit nach erträumten Ausgeburten leidenschaftlicher Aufregung mit einer Darstellung des vorhandenen Daseins zusammenfällt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Denkwürdigkeiten über die Mongolei von dem Mönch Hyakinth. Aus dem Russischen übersetzt von Karl Friedrich von der Borg. Mit fünf illuminirten Steindrücken und einer Karte der Mongolei. Berlin, Reimer. 1832. Gr. 8. 2 Thlr. 8 Gr.

Der Verf. dieser Denkwürdigkeiten ist Geistlicher und durch einen 14jährigen Aufenthalt in Peking, der ihm wesentlich auch zu Betreibung chinesischer Sprach- und Geschichtsstudien Gelegenheit bot, mehr befähigt als die meisten nach dem chinesischen Reiche Reisenden gründliche und belehrende Nachrichten über einzelne Theile desselben zu geben. Die vorliegenden Denkwürdigkeiten nun, die einen der schätzbarsten Beiträge zur Kenntniß des östlichen Asiens bilden, zerfallen in vier Haupttheile. Der erste enthält die Beschreibung der Rückreise des Verf. von Peking bis zur russischen Grenze. Er selbst findet, daß die Lecture dieses Theiles nicht eben amusant genannt werden könne, und sagt in dieser Beziehung in der Vorrede: „Obgleich der Weg von Kálgan bis Kiächta größtentheils über unfruchtbare, wenig bewohnte Steppen sich hinzieht, so wird doch der Leser, wenn er, um der Einförmigkeit zu entgehen, nicht von Station zu Station mir zu folgen wünscht, keinen wahren Begriff von den Wüsteneien der Mongolei erlangen, ohne diesen aber nicht im Stande sein, über die auf denselben ewig herumziehenden Völkerschaften zu urtheilen." Auch die Reise, so weit sie nicht die Steppen grade berührt, gehört nicht unter die interessanten, da der Reisende zu der umgebenden Natur eine höchst ruhige Haltung einnimmt, wodurch einerseits der Vortheil entsteht, daß seine Nachrichten einen hohen Grad zuverlässiger und wahre Belehrung schaffender Nüchternheit an sich tragen, andererseits aber der Nachtheil, daß des Verf. Notizen immer die Natur von Einzelnheiten behalten und selten zu einem anschaulichen Bilde erwachsen, selten Totaleindrücke gewähren. Er beschreibt die Gegend, man kann sagen geognostisch genau, aber nirgend fast zeigt sich jenes Talent, was Burckhardt in so hohem Grade besaß, dem Leser selbst durch wenige charakteristische Umrisse einen Rahmen in die Hand zu geben, der jene Einzelnheiten zu einem Ganzen der Anschauung zusammenfaßt. Wie indeß nicht leicht irgend eine Reise ganz ohne lächerliche oder tragische Abenteuer abläuft, so begegnet auch unserm nüchternen, würdigen Mönch Hyakinth ein Unfall, der sich für uns Europäer lächerlich genug ausnimmt; er erzählt nämlich vom 22. Mai: „Um zwei Uhr Nachmittag fiel ein sehr heftiger Regen bei furchtbaren Donnerschlägen. Um diese Zeit saßen wir ruhig bei Tische, der nach dem Hofe zu geöffneten Thür gegenüber, und schauten auf die schrägen Ströme des niederfallenden Regens, als plötzlich die Zimmerdecke grade über unserm Tisch einstürzte. Der Leser wird hierbei gewiß zusammenfahren, allein dies ist hier die allergewöhnlichste Sache. Wegen der Kostbarkeit des Holzes fertigt man in China keine hölzernen Zimmerdecken und bedarf deren auch nicht wegen des warmen Klimas. Daher werden die Decken aus zwei Reihen feinen Papiers verfertigt, welches an einen Rost aus dem Stroh der bobartischen Hirse angeklebt und an eine Dachplatte befestigt ist. Sobald der Regen durch das Dach auf das Papier dringt, so reißt diese Stelle bald entzwei. Und so führte die über uns eingestürzte Decke keine weitere Folgen herbei, als daß der von derselben herabfallende Koth unsere weiße, seidene Kleidung bespritzte. Ein solcher Durchbruch fügt zur Zeit anhaltenden Regens den Bewohnern große Unannehmlichkeiten und dem Hausgeräthe großen Schaden zu."

Höchst merkwürdig sind in dieser Reisebeschreibung die Notizen über den Bau der großen chinesischen Mauer. Es ist diesem Gegenstande ein eigner Abschnitt, S. 35—42, gewidmet, wo man die chronologischen und technologischen Data zur Geschichte der einzelnen Theile dieser Landwehrmauern beisammen findet. Wir entnehmen diesem Abschnitt nur ein kleines Bruchstück S. 40 u. 41, welches eine allgemeine Bemerkung enthält: „Einige werden sich vielleicht wundern und es sogar für

unwahrscheinlich halten, daß die alte große Mauer in einer Ausdehnung von dem gelben Meere bis zum Chuchanor, wie die Geschichte bezeugt, in einem Sommer aufgeführt sei, und daß auf gleiche Weise auch in der Folge sämmtliche Theile der großen Mauer erbaut worden. Aber diese Wahrheit ist nicht dem mindesten Zweifel unterworfen. In China berechnet man bei großen Festungsarbeiten zuerst vorläufig, wie viel bei dem beabsichtigten Bau ein Mensch in einem Sommer arbeiten kann. Nach dieser Berechnung versammelt man so viel Menschen, als zur Ausführung der beabsichtigten Arbeit erfoderlich sind." Auch einige spätere Theile der Reisebemerkungen bilden interessantere Punkte, gewissermaßen Oasen in der Steppeneinförmigkeit des übrigen Journals. Wir zeichnen so S. 76 fg. aus; besonders aber auch S. 85, wo von gewissen Jagden der mongolischen Fürsten die Rede ist, die jetzt noch ganz in derselben Weise angestellt werden, wie sie schon in früher Zeit in Asien beschrieben werden: „Oblewa heißt diejenige Jagd, auf welcher man ein Thier mit Reiterei umkreist und es dann erschlägt. Dies ist eine alte Gewohnheit, welche aus der Urzeit übrig geblieben ist, als die Menschen mit gemeinschaftlichen Kräften die Thiere, welche sich zu sehr vermehrt hatten, auszurotten strebten. Sie hat sich bei den Hirtenvölkern erhalten und macht gegenwärtig eine kriegerische Belustigung der Landesgebieter und Großen aus, etwa wie in Europa die Kriegsmanoeuvre. Diese Jagd wird auf folgende Art angestellt: eine gewisse Anzahl bewaffneter Reiter zerstreut sich rings um die zur Jagd bestimmte waldige Gegend und bildet eine, einen großen Raum umfassende Kette. Hierauf nach und nach innerhalb des Kreises sich hinziehend, reizt die Reiterei das Thier vorwärts zu fliehen, und treibt es auf diese Weise gegen das Centrum des Jagdreviers. Wenn nun die Jagdkette sich dermaßen verengt, daß die Reiter sich ganz nahe beieinander befinden und die umzingelten Thiere plötzlich auf offenem Jagdrevier erscheinen, dann schießt der Magnat mit dem Bogen nach dem Thiere und vergönnt hierauf auch den Geführten dasselbe zu thun. Soldaten dürfen nur nach demjenigen Thiere schießen, welches durch die Jagdkette durchzubrechen strebt. Eine solche Jagd wird unter die wichtigen Staatseinrichtungen gezählt und hat deshalb ihre Regeln und Gesetze u. s. w."

Der zweite Theil des Buches enthält eine vortreffliche statistische Uebersicht der Mongolei, welche aber keinen Auszug erlaubt. Allgemein interessant dürfte eine S. 163 fg. enthaltene Abhandlung über den Namen Tataren sein. Den hier gegebenen Notizen zufolge ist der allgemeine Volksname der Bewohner des gegenwärtigen Chalcha seit dem 11. Jahrhundert der Name Tatanier gewesen. Die Tatanier theilten sich in viele Stämme, unter denen die mächtigsten waren: Mongol, Taigut, Körö und Tatar. Der Name Tatanier wurde dann durch Dschingiskhan auf alle Bewohner der Mongolei ausgedehnt, und dieser Name Tatanier blieb bei den Nachbarn der Mongolei für die Völker derselben, selbst als er sich bei diesen Völkern zum Theil wieder verlor. Den Namen Tataren gaben die Russen zuerst den gegen Europa vordringenden Tataniern, wahrscheinlich weil sie von den tatanischen Stämmen, die Dschingiskhan unterthan waren, zuerst die Tataren nennen hörten, und deren Namen auf alle Stämme ausdehnten, die Dschingiskhan's Siegeslaufe folgten. Wem fällt dabei nicht ein, was Tacitus von dem Namen der Germanen berichtet.

Seite 167 beginnt der dritte Theil, welcher eine kurze Uebersicht der Geschichte des mongolischen Volkes enthält und weder eines Auszugs fähig noch im Einzelnen sehr interessant ist, obwol sie in vieler Hinsicht eine Lücke ausfüllt. Wessen Gedächtniß etwa an den Namen europäischer Dynastien, Herrscher, Heroen u. s. w. noch eine zu leichte Bürde hätte, dürfte an dieser kurzen Uebersicht mongolischer Geschichten eine reichliche Schiffsladung auf einmal finden; freilich für die höhern Interessen der Menschheit fast nur Ballast.

Der vierte Theil, welcher S. 320 beginnt, enthält das mongolische Gesetzbuch, für vergleichende Rechts- und Staatswissenschaft von großem Interesse, und selbst im Einzelnen nicht ohne pikante Merkwürdigkeiten. So erinnert Manches sogar an alte germanische Einrichtungen, freilich nur an solche, die ihren Ursprung in kriegerischen Zuständen fanden, z. B. S. 389 heißt es: „Ueber zehn Häuser soll ein Zehentmann gesetzt werden. — Wenn Jemand in einem Bezirk von zehen Häusern einen Diebstahl begeht, so soll der Zehentmann um ein Pferd gestraft werden u. s. w." Die Germanen hielten sich freilich nicht an das Zehenthaupt, sondern an die Zehentgemeinde, und man sieht so, wie dieselbe Einrichtung sich bei einem despotisch regierten und wie bei einem freien Volke gestaltet. Amusant ist Das, was sich auf Sitten und Gebräuche bezieht, z. B. S. 346, Artikel 20: „Von den den Fürstentöchtern bei ihrer Verheirathung mitzugebenden Leuten", oder S. 351, Art. 1: „Die mongolischen Fürsten jenseits der Grenze sollen um Neujahr in der feierlichen Hofkleidung, nach der Hauptstadt gewandt, drei Kniebeugungen nebst neun Bücklingen bis zur Erde vollziehen." Dergleichen Curiosa finden sich fast auf allen Seiten. 69.

---

1. **Gesammelte Blätter von Johannes Nariscus.** Sulzbach, Seidel. 1832. 16. 16 Gr.

2. **Einige humoristische Abende von Wolf Lindner.** Nürnberg, Winter. 1832. 16. 1 Thlr.

Zwei Humoristen, von denen ich den einen loben, den andern tadeln will. Wenn die Herren das lesen, so werden sie sehr gespannt sein, etwa wie bei einer Lotterieziehung, wenn der Treffer, wem die Niete fallen werde. Ich weiß, es schlägt ihnen das Herz, seien sie auch noch so alte Sünder, sei ich auch ein noch so schlechter Recensent: ich spreche, wie Jener sagte, vor dreißig Millionen Menschen. Es ist keine Kleinigkeit vor so vielen Leuten gelobt oder getadelt zu werden. Hr. Nariscus hat den Treffer, Hr. Dr. Wolf Lindner die Niete; es soll dem Letztern aber deshalb wenig Leid geschehen. Es ist nur zuweilen ein Verbrechen, nicht spaßhaft sein zu können. Der Humor dieser beiden Schriftsteller unterscheidet sich dadurch von einander, daß der eine humoristisch sein will und alles Mögliche zu dem Ende aufbietet, der andere es ist. Es geht aber mit dem Humor wie mit der Liebenswürdigkeit, wie mit dem Reiz: wo man die Absicht merkt, verschwindet der Erfolg. Eben weil der Humor nichts Künstliches ist, läßt er sich nicht erkünsteln. Man kann allenfalls witzig schreiben, ohne es zu sein, nimmermehr aber humoristisch. Jener ist ein Experiment des Verstandes, dieser eines des Herzens. Der Verstand kann täuschen, das Herz nicht. Der Humor ist die Poesie der Prosa. Man kann poetisch sein aber nicht sich poetisch machen.

Dr. Lindner schraubt die Worte so lange, bis sie aus Verzweiflung ein wenig witzig werden; Nariscus läßt die ungezogenen Kinder, unbekümmert darum, wie sie aussehen, herausspringen; aber weil sie aus einem muntern Innern kommen, so sind sie auch außen munter.

Wer kann ihm böse sein, wenn er, wie folgt, in der Vorrede sagt: „Da Sancho merkte, wie übel seine Possen ausschlugen, sagte er mit äußerster Demuth: Beruhigt Euch, gnädiger Herr, denn, bei Gott, ich spaße nur. Gerade das will ich meinem gnädigen Herrn auch gesagt und mit äußerster Demuth gebeten haben, es nicht zu vergessen. Ist ein gnädiger Herr mit den jetzigen großen Angelegenheiten, mit Ausbesserung der Staaten, der Menschheit und der Welt beladen, so wird er ohnehin meine Spielereien nicht in die Hand nehmen: wer sie aber nimmt, der bedenke, daß nicht alle Bäume eine gleiche Rinde haben, und daß noch Vieles zum Pflanzenreiche gehöre, was nicht einmal ein Baum ist.

Rapünzchen und Eiche
Gehört zum Pflanzenreiche."

78.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Donnerstag, — Nr. 45. — 14. Februar 1833.

Zur Charakteristik der neuern englischen Romanpoesie, mit besonderer Rücksicht auf Cooper's „Bravo" und Bulwer's „Eugen Aram".

Zweiter und letzter Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 44.)

Die englische Heimat ist das Land furchtbar tragischer Contraste in den gesammten geselligen Verhältnissen; kecker Hochmuth und dumpfe Zerrissenheit sind dort so hart und schroff, wie nirgend die beiden abirrenden Endpole, an denen das Gemüth zerscheitert. Die Poesie, die in der Hülle des Irdischen das Göttliche nachweisen soll, hat nirgend so ausgebildete Abnormitäten des prosaischen Werkliebens, noch überhaupt so feindliche Elemente im äußern Dasein zu überwinden, nirgend findet sich freilich auch ein so stofflicher Reichthum für die Romandichtung als in England, und man hat schon aus dem bloßen Vorhandensein des großen Gegensatzes der Ständeverschiedenheit nicht ganz mit Unrecht die reichhaltige Fülle der englischen Romanliteratur motiviren und erklären wollen, während in Frankreich mit dem Verschwinden jenes Contrastes das Feld, auf dem sich der Familienroman mit Vorliebe ergeht, nach einer Seite hin wenigstens geschmälert erscheint. Mit diesem Widerstreit zweier Elemente, die sich Stirn gegen Stirn mit kalter Starrheit anblicken, ist aber die ganze Eigenthümlichkeit des englischen Lebens eng verwachsen, und was sich Großartigdüsteres, Verschlossenkaltes und Wahnsinnigwildes im Charakter jenes Volkes zeigt, der bittere Hohn und die stumpfe Verzweiflung, alle Grauen des sittlichen und physischen Unterganges möchten irgendwie ihre Wurzel in jenem historisch verknöcherten und erstarrten Verhältnisse aufweisen. Soll aber die Poesie die Klippen und Riffe, an denen das äußere wie das innere Leben zerschellt, erlären und verklären, so vermag sie dies auf zwiefache Weise. Entweder stürzt sie sich vollauf in den Strudel der Verwüstung, die die vorhandenen Elemente der Gegenwart bieten, und steigt in alle Tiefen des labyrinthisch-verschlungenen Menschenlebens, um seine Gefahren durchzufühlen und die erscheinende und in der Erscheinung zersplitterte Welt am Absoluten der göttlichen Liebe zu erwärmen und zu concentriren, die steilen Klippen zu ebnen, die Untiefen zu füllen und mit dem Bewußtsein des Friedens Alles mit Allem zu versöhnen. Nicht Jeder freilich, der im anfänglichen Vertrauen auf die ihm inwohnende Kraft den gefährlichen Elementen sich preisgab, taucht als ein freier, gesättigter, aber geläuterter Geist wiederum empor, oder die höhnende Ironie in seinem Auge, der zerknirschende Spott auf seiner gefurchten Lippe zeigen es klar genug, daß er jenen Regionen den gottbeseligten Frieden nicht hat abgewinnen mögen. Deshalb gibt es und hat es in England noch eine zweite Richtung für die Romanpoesie gegeben: nämlich ein gänzliches Zurückziehen aus Raum und Zeit der umdüsterten Gegenwart, ein Ignoriren aller Anfoderungen auf Lösung der Zweifel, die den geängsteten Geist umstricken, und eine Flucht in ferne Zeit und Oertlichkeit, wo das Gemüth, im Entschlagen und Vergessen seiner selbst und des entzweiten Daseins, an fremde Natur und Gesittung sich anschließt und in entlegene Verhältnisse, die der Reiz der Neuheit umschwebt, sich willig und freudig einspinnt. So schuf Walter Scott von Neuem den historischen Roman, und seine Gebilde, denen der Stempel einer fast classischen Gemüthsruhe und einer seltenen Sicherheit der Gesinnung aufgeprägt ist, genügen allen den Tausenden, die im Vergessen der gewohnten und trotz der Gewohnheit unenträthselten alltäglichen Umgebung sich gern in fremde Persönlichkeiten, Thaten und Ereignisse versenken, durch welche die Räthsel des Lebens nicht gelöst, die ahnungsvollen Stimmen, die sich aus der Gemüthswelt vernehmen lassen, nicht gedeutet werden, so wenig als die wunderbare Genesis des menschlichen Geistes erklärt wird, welche aber durch die Flucht aus dem Gewebe aller ungelösten Fragen über Sein und Nichtsein eine starkmüthige Erholung und eine rüstige Tapferkeit für einige Frist erzeugen. Ich weiß, daß auch Walter Scott nicht immer stark und heiter ist und dem nebelhaften Spleen seines Volkes auch den schuldigen Tribut zollt; aber daß der melancholische Schatten, mit dem er in der „Braut" die Verhältnisse seines Hochlandes überzieht, immer mehr verschwindet, je ferner er sich die Stoffe rückt, spricht für das oben Ausgesprochene und erklärt die heitere, fleißig ausgearbeitete Plastik seiner Gebilde, sein bewundernswerthes Talent in der ehrsam getreuen Ausmalerei der objectiven Außenwelt sowie seine erfreuliche Rührigkeit sammt der fast immer frischen, wenn auch mitunter zähen Stimmung seiner Langmuth.

Haben wir nun im Allgemeinen das Wesen und die Bedeutsamkeit des Familienromans anerkannt und seine

Eigenthümlichkeit eben darin nachgewiesen, daß der Dichter, der sich als das Herz und der Mund seines Volkes weiß, in der Darstellung der heimischen Leiden und Freuden seine eignen Drangsale und seine eigne Erhebung schildert, wie etwa in Göthe's Romanen dies sympathetische Insichhineingreifen der eignen Geistesbedürfnisse mit den Anforderungen der Zeit und Nation zu einer glücklichen Wechselwirkung ersichtlich ist, so wird eine kurze Zusammenstellung der Bulwer'schen Productionen ersprießlich sein, um zu sehen, wie die Ströme des englischen modernen Lebens sich geistig in ihnen abspiegeln.

Im „Falkland", womit die Reihe von Bulwer's Romanen eröffnet wird *), ist ein jugendlicher Stürmer dargestellt, der mit dem ungestümen Drange, einen Menschen zu finden, der seinen Wünschen, Neigungen und Leidenschaften fröhnen soll, sich ins Leben stürzt und für seine glühende, anmaßende Herzenseroberungssucht nichts heimbringt als eine erschütterte, gebrochene Seele, die nun am Hasse sich weidet, weil sie an der Fülle der Liebe nicht so überschwenglich zehren durfte, als der erste Rausch verfloß. Solche englische Charaktere, die sich mit verschlossenem Ingrimm aus dem Lebensgewühl zurückziehen, kommen auch in spätern Werken unsers Dichters, mannichfach modificirt, wieder vor: im „Verleugneten" **) sind solche Ruinen weltmännischer Erfahrungen ergreifend dargestellt, und in „Morton Devereux" zeigt uns Bulwer die ganze tragische Genesis eines feurigen Geistes, den die Menschheit so lange martert, bis er da hassen muß, wo er heiß und innig, aber zu stürmisch lieben zu dürfen wähnte. Und wenn es nicht die schwarzen Farben des Hasses sind, so ist es das Grau einer kahlen, abgestorbenen und unheilbaren Gleichgültigkeit, in das jene Gemüther sich kleiden, deren fieberhafte Sehnsucht, womit sie ein theueres Lebensgut, eine Menschenbrust oder die Säule des Ruhmes erfassen wollten, in keiner Sphäre des Lebens einen Anklang fand. Im „Falkland" aber ist eine düstere und verworrene Quälerei der Gefühle das recht eigentliche Thema, und wer den Fluch nicht kennt, von dem Francis Bacon einmal spricht ***): „Kannibal seines eignen Herzens sein zu müssen", kann ihn hier dargestellt finden. Falkland ist ein englischer, mithin mehr physischer, mehr materieller Werther, der da genießt, schwelgt und verwüstet, wo der deutsche Sentimentalist sanft schwärmend und resignirend sich abzehrt. Emilie ist in Bulwer's Roman eine in den Strudel der Verirrung tiefer hineingerissene Lotte; auch das Aphoristische und Briefliche der Darstellung erinnert ebenso sehr als die überströmende Lava der Gefühlspein, hier nur herber, sanguinischer, mit den Elementen des äußern Lebens beschmuzter und unreiner, an den deutschen „Werther".

So glühend und krampfhaft Falkland, ebenso starr, trocken und kalt ist „Pelham", ein Werk, das weniger für einen Roman als eine im Memoirenstyl verfaßte Satire auf die englische Aristokratie gelten kann. Der Dichter, der durch die aufflackernde Erhitzung, die im „Falkland" dominirt, sich vergebens zu verzehren drohte, scheint im „Pelham" mit einem plötzlichen Umschlagen in ein entgegengesetztes Extrem durch die Geißel des Spottes und die Kälte des Hohnes die vergifteten Elemente des vornehmen Geselligkeitslebens, durch die alle Bande des innern Glückes zerrissen werden, besiegen und überwinden zu wollen. Henry Pelham, der einzige Sohn und verzärtelte Pinsel zweier aristokratischer Narren, ein junger charakterloser Müßiggänger, nicht ohne Kopf und Talent, wodurch es ihm möglich wird, mit vieler Seelenkälte seine Mitmenschen zu übersehen und spöttelnd am Gewebe ihrer Thorheiten sich zu weiden, reist nach Paris, um die Welt kennen zu lernen, den auffallenden Fashionable dort zu spielen und in der Absicht, sich einen Charakter zu „machen". In dem eiteln Gewühl des lockern pariser Lebens bewahrt er sich seine nüchterne Kälte und ein Gefühl von Ueberlegenheit, das seine Anlage zur wegwerfenden Witzelei vollständig in ihm entwickelt. Die Schwächen der Menschen stehen uns nackt und kahl vor Augen, die ganze sittliche Verwüstung der raffinirten Geselligkeit ist schonungslos aufgedeckt, und das negative Sittengemälde verräth nur den Zweck, eine Menschenkenntniß zu entwickeln, die uns anwidert, weil sie das wirkliche Leben schon selber liefert, und weil wir uns in der Kunst das beseligende Gefühl, das Geschlecht zu lieben, selbst wenn wir die erscheinenden Persönlichkeiten abweisen, nicht verwüsten und verkümmern lassen dürfen. Dem Verf. ergeht es mit der Wirkung auf das Publicum wie manchem, wenn nicht jedem Satiriker; man fühlt sich getroffen, aber freut sich gleichwol, daß man das Glück hat, für so merkwürdig zu gelten, und mit Horaz scheint er auch Das gemein zu haben, daß er alle Modethorheiten, über die er die Geißel schwingt, mitdurchgelebt und durchgefühlt hat. Das merkwürdige Buch liefert, trotz der Ironisirung des Aristokratenlebens, den Betheiligten die größte Fülle des bestmöglichsten Stoffes in die Hände, mit dem sie den fieberfiechen Müßiggang überfirnissen können; es ist ein wohl assortirtes Waarenlager von Anstandsregeln für den eiteln Gentleman, und jeder Gourmant und Roué findet in ihm eine reiche Auswahl von schlauen und delicaten Principien, nach denen er sein Schwelgerleben einzurichten hat; selbst wie die Cravate zu binden und die Manschette zu falten sei, lehrt der spöttelnde Pelham mit supremer Finesse und gießt über alle die tausend kleinen Nichtswürdigkeiten der Galanterie die Lauge seines Witzes, dessen Aufwand bei der Geringfügigkeit des Gegenstandes oft unbelohnt bleibt. So geschah es, daß Pelham trotz aller bittern Satire das Musterbild der jungen feinen Welt auch in Deutschland werden konnte, und mir sind von gewissen Garnisonen gar viele ritterliche Gecken vorgekommen, die, mit Ausnahme ihrer „honourable points of ignorance", die noble Gleichgültigkeit, die vollständige Ataraxie gegen alle Gemüthsaffecte, den Modeteint der Wangen, kurz Alles und Jedes bis auf das kleinste Fäserchen, dem Pelham nachaffectiren.

(Die Fortsetzung folgt.)

*) Die Vorrede zum „Falkland" ist 1827 unterschrieben.

**) „The disowned", nach Richard's deutscher Uebersetzung: „Der Verstoßene".

***) „Essays or counsels civil and moral"; im zweiten Bande seiner Werke (London 1819).

Geschichtliche Darstellung des Feldzugs der Briten gegen die nordamerikanischen Freistaaten in den Jahren 1814 und 1815 unter den Generalen Roß, Pakenham und Lambert. Von dem Verf. des „Subaltern". Aus dem Englischen. Frei bearbeitet von Gustav Nagel. Celle, Schulze. 1832. 8. 1 Thlr. 21 Gr.

Nachdem alle Völker Europas im Jahre 1814 sich des lang ersehnten Friedens erfreuten, glaubte England die ihm gewordene Muße nicht schöner anwenden zu können, als durch Entsendung einer Flotte das unwissende Amerika in denjenigen feinern Künsten des Kriegs zu unterrichten, welche im cultivirten Europa in der letzten Zeit so glänzende Fortschritte gemacht hatten, nämlich im erlaubten, durch das Kriegsrecht geheiligten Raub, Mord und Diebstahl. Dieser Raubzug, oder wenn man will, diese Kriegsexpedition blieb damals in Deutschland ziemlich unbeachtet, da die Befreiung vom auswärtigen Despotismus eine zu allgemeine, volksthümliche Freude erweckte, als daß unsere Blicke jenseit des Oceans verweilen mochten, und später verwischten neuere Ereignisse das Andenken an diese Begebenheit. Es verdient daher der Uebersetzer unsern Dank, eine englische Schrift, welche jenen Feldzug näher detaillirt und, obschon aus parteiischer Feder geflossen, den Stempel der Wahrheit in Bezug auf die Ereignisse selbst trägt, wenn auch die sie leitenden Motive etwas verschönert oder wenigstens gemildert dargestellt werden, in einer sehr guten Uebertragung dem Publicum bekannt gemacht zu haben.

Die zur Bedrohung der amerikanischen Freistaaten bestimmte Flotte unter Befehlen des Admirals Malcombe, welche ungefähr 2500 Mann, die der General Roß befehligte, am Bord hatte, lief am 2. Jun. 1814 von Bordeaux aus, erreichte am 20. Jun. die Azoren, von denen der Verf. eine kurze Schilderung gibt, welche zeigt, in welchem grellen Contrast die uncultivirte Bevölkerung mit der reizenden Natur steht, setzte am 27. Jun. seinen Weg fort und gelangte am 21. Jul. zu den Bermuden, deren Hauptstadt St.-Georg außer der unmäßigen Theurung aller Bedürfnisse nebst großer Trägheit der Bewohner nichts Merkwürdiges darbietet, wogegen die wunderbaren daselbst befindlichen Felsenhöhen als grandiose Wunderwerke der Natur höchst interessant erscheinen, auch wol für den Geologen belehrend sein dürften. Hier übernahm Sir Alexander Cochrane den Oberbefehl über die Flotte, welche, die durch mehre zu ihr gestoßene Transporte bis auf 4500 Mann Truppen verstärkte Expeditionsarmee am Bord, in der Chesapeakebai einlief, in der Mündung des Patukent eindrang, auf diesem Strom ihren Weg fortsetzte, bis sie zehn englische oder zwei deutsche Meilen von der Bai entfernt die Anker auswarf, wo bei dem Dorfe Benedict die Ausschiffung der Truppen am 19. Aug. bewirkt wurde. Es wird der künftigen Generation fabelhaft erscheinen, wenn sie vernimmt, daß 4500 Mann in Nordamerika zu landen wagen und Siege erfechten konnten. Eine amerikanische Flottille von Kanonenböten auf dem Patukent, welche durch das Einlaufen der englischen Flotte in der Mündung des Stroms von dem Meere abgeschnitten war, wurde der nächste Gegenstand des Angriffs. Die Armee drang, dem Lauf des Patukent stromaufwärts folgend, nach der Stadt Nottingham vor, welche von den Einwohnern verlassen war, erreichte Marlborough, während die amerikanische Flottille zurückging, bis der sie befehligende Commodore Baoney, nunmehr an ihrer Rettung verzweifelnd, sie in die Luft sprengte, worauf die Engländer, welche bisher nur einige amerikanische Cavalerie erblickt hatten, den Weg nach Washington einschlugen. Nach einigen unbedeutenden Gefechten, aber sehr beschwerlichem Marsch gelangte die Armee bis zur kleinen Stadt Bladensburg, wo sie die Amerikaner jenseit des Flusses Potowmak aufgestellt fanden. Nach dem Verfasser waren die Amerikaner 9000 Mann stark, besaßen Cavalerie und 20 Kanonen, während die Engländer nur einige in der Eile zusammengebrachte Pferde und wegen Mangel an Bespannung nur einen Sechspfünder und zwei Dreipfünder hatten. Wie es möglich war, unter diesen Umständen aus einer vortheilhaften, nur durch Erstürmung der über den Potowmak führenden von der amerikanischen Artillerie bestrichenen Brücke angreifbaren Position verdrängt und geschlagen zu werden; noch mehr aber, warum der amerikanische General, welcher doch die Unerfahrenheit seiner Armee kennen mußte, nicht durch kleine Angriffe, Benutzung seiner Cavalerie und Scharfschützen, Verhaue, Sprengen der Brücken, Bedrohung der Communicationslinie den Marsch der Engländer so lange aufhielt, bis er noch größere Verstärkungen an sich gezogen hatte, mag der Himmel wissen; wenigstens erkannte man, daß der Geist von Washington nicht auf seinem Nachfolger übergegangen war. Ungeachtet aller Ueberlegenheit, und obschon die das Geschütz bedienenden amerikanischen Matrosen geschickt und tapfer waren, wurden die Amerikaner vollständig geschlagen und der Weg nach Washington stand den Engländern offen.

Da es unmöglich war, mit einer so geringen Macht dauernde Eroberungen zu machen, so beschloß der General Roß, der Stadt Washington eine Contribution aufzuerlegen und sich dann zu den Schiffen zurückzuziehen. Als jedoch auf die Truppe, welche den die Stadt auffodernden Parlamentair begleitete, aus einem Hause gefeuert und dem sich dabei befindenden General das Pferd getödtet wurde, so glaubte derselbe das dadurch verletzte Kriegsrecht rächen zu müssen. Nicht zufrieden, die sämmtlichen Bewohner des Hauses, aus dem geschossen war, sowie das Haus selbst zu vernichten, wurde Alles, was einigermaßen als Eigenthum der Regierung betrachtet werden konnte, der Rache geweiht. Der Palast des Senats nebst dem des Präsidenten, Schiffswerften, Kasernen, Magazine, Schiffe, Pulvervorrath wurden in die Luft gesprengt, ja sogar eine große Bibliothek, Druckereien und Archive verbrannt. Letzteres findet der Verf. selbst etwas zu weit gegangen; doch behauptet er, es sei alles Privateigenthum respectirt worden. Ein furchtbarer Sturm, mit Gewitter verbunden, machte die Zerstörungsscene noch gräßlicher. Hierauf zog die englische Armee in aller Stille über Nottingham ihrer Flotte nach Benedict zu, nachdem der General die amerikanischen Gefangenen auf ihr Ehrenwort freigegeben und die eignen Verwundeten, welche er zurücklassen mußte, der Großmuth der Feinde überlassen hatte, worin er auch nicht getäuscht wurde. Psychologisch interessant ist es, daß der Zerstörer von Washington einen Gewissensscrupel fühlte, ob es ihm erlaubt sei, Negersklaven, welche ihn um Aufnahme in der Armee zur Erlangung ihrer Freiheit baten, ihre Bitte zu erfüllen; er entschied sich dahin, diese Unglücklichen als Privateigenthum betrachten und in der Sklaverei lassen zu müssen.

Während der erzählten Expedition der Armee war eine Abtheilung der Flotte unter Capitain Gordon in den Fluß Potowmak eingelaufen, hatte das von Truppen entblößte Alexandria eingenommen, wo sie Schiffe und Vorräthe fand, und kehrte glücklich in die Chesapeakebai zurück, indem sie durch ihre geschickt angewendete Artillerie die Amerikaner, welche ihre Rückfahrt hindern wollten, zersprengte. Ueberhaupt wurden alle Küstenwerke der Bai durch stete Landungen von Marinesoldaten geängstigt, welche die Magazine plünderten, Contributionen erhoben und Schiffe wegführten. Nachdem die Truppen zu Benedict sich eingeschifft hatten, segelte die Flotte den Patukent hinab, in die Chesapeakebai zurück, drang in dem Potowmak bis gegen Alexandria vor, wo sie der Mündung des Patapsco zusteuerte und Baltimore bedrohte. Die durch Marinesoldaten und Matrosen auf 5000 Mann verstärkte Armee landete an einem vom Patapsco auf der einen Seite bespülten, auf der andern von der Krümmung der Bai selbst gebildeten, ungefähr 15 englische Meilen von Baltimore entlegenen Vorgebirge, marschirte gegen diese Stadt, wobei ein Scharmützel vorfiel, in welchem der General Roß blieb, worauf der Oberbefehl an den Obersten Brook kam. Unter diesem neuen Anführer wurde gegen eine ungefähr 6000 Mann starke amerikanische Truppe am 12. Sept. 1814 ein vollständiger Sieg erfochten, aber bei dem

weitern, durch Verhaue und andere Hindernisse erschwerten Vordringen stießen die Engländer auf die in starken Verschanzungen stehende 20,000 Mann starke amerikanische Armee, welche anzugreifen um so nutzloser gewesen wäre, als wegen Seichtigkeit des Wassers selbst nicht die kleinsten Fahrzeuge der Flotte den Angriff auf Baltimore unterstützen konnten. Daher wurde der Rückzug zur Flotte im Kriegsrath beschlossen, wo man die Truppen einschiffte, in die Chesapeakebai zurückkehrte, und nach einigen unbedeutenden Unternehmungen segelte die Flotte auf verschiedenen Wegen nach Jamaika, um daselbst Verstärkungen an sich zu ziehen, welche Sir Alexander Cochrane und der Admiral Malcombe zuführen sollten. Die in Port-Royal und Kingston gelandeten Schiffe versammelten sich in der Negrilbai, wo am 24. Nov. 1814 die Verstärkungen unter den erwähnten Admiralen eintrafen, worauf die Armee, zu der Stärke von 6000 Mann angewachsen, unter dem Befehle des Generals Keane gestellt wurde.

Die aus 80 Segeln bestehende Escadre, reichliche Kriegsbedürfnisse und 6000 Mann Landungstruppen am Bord habend, verließ am 28. Nov. Jamaica, segelte bei Cuba vorbei und gelangte am 10. Dec. 1814 den Chandeleurinseln gegenüber zu der Einfahrt des See Borgne. Es war nämlich der Zweck dieser neuen Expedition Neuorleans zu bedrohen, welche Stadt von ungefähr 30,000 Einwohnern am östlichen Ufer des Mississippi im 30. Grade nördlicher Breite liegt und 110 englische oder 22 deutsche Meilen vom Golf von Mexico entfernt ist. Der Besitz dieses äußerst wichtigen Orts, von welchem der ganze Handel der vereinigten Staaten beherrscht werden kann, — denn der Mississippi (in der Landessprache Mechassippi, „Vater der Flüsse", genannt), an dessen Ufern die Stadt erbaut ist, nimmt in seinem majestätischen Laufe den Missouri, Ohio und alle bedeutenden Flüsse Nordamerikas auf — würde allerdings für England von nicht zu berechnendem Nutzen gewesen sein, sowie umgekehrt der Verlust dieses Platzes und mithin der Mündung des Mississippistroms das aufblühende Leben Amerikas gewaltsam unterbrochen hätte. Zum Heil von Amerika commandirte Jackson auf diesem Punkt, und leicht erklärlich muß es dem Leser werden, wie dieser Mann seitdem eine solche Präponderanz in der Republik erlangen konnte, da jeder einzelne Bürger dem Vertheidiger von Neuorleans, dem Erhalter der Unabhängigkeit des Handels der Vereinigten Staaten dankbar verpflichtet war. Die detaillirte Beschreibung dieser Unternehmung würde hier zu weit führen, da eine genaue Beschreibung des ungewöhnlichen Terrains, welches diesen zwischen Flüssen, Seen, Morästen u. s. w. liegenden Ort umgibt, vorhergehen müßte, um die militairischen Operationen zu erläutern. Nach mehren blutigen Gefechten brach sich der englische Muth an den Verschanzungen, welche der amerikanische General Jackson angelegt hatte, nachdem er früher durch stete nächtliche Angriffe, durch den kleinen Krieg, wozu die Amerikaner als vorzügliche Schützen sich besonders eignen, den Muth seiner Truppen erhöht und sie an den Kampf gewöhnt hatte. Am 13. Dec. 1814 drangen die Engländer in den See Borgne ein, sammelten sich auf der Insel Pine, nachdem der Capitain Lockier die den See vertheidigenden amerikanischen Kutters mit den großen Böten und Barken der Flotte, welche allein auf dem seichten Wasser sich bewegen konnten, genommen hatte, überfielen von der Insel Pine aus die amerikanischen Pikets, drangen durch unwegsame Moräste zu der nach Neuorleans führenden Straße, wo die Avantgarde, bei welcher der General Keane sich selbst befand, ein ungeregeltes heftiges Nachtgefecht bestand. Am andern Tage langte der General Pakenham als neuer Oberbefehlshaber an, den man in London zu diesem Commando nach dem Tode des Generals Ross ausersehen hatte. Unter ihm wurde am 26. Dec. ein Versuch, die amerikanische Hauptarmee anzugreifen, gewagt, am 1. Jan. 1815 das amerikanische Lager beschossen und (nachdem der General Lambert eine unerwartete Verstärkung von 1600 Mann herbeigeführt hatte, auch Matrosen und Seesoldaten der Flotte mit der Armee verbunden waren, sodaß diese gegen 8000 Mann stark war) am 8. Jan. eine sehr geschickt vorbereitete Bestürmung der feindlichen Verschanzungen beschlossen, indem man durch einen mit großer Anstrengung über die ganze Landzunge von dem von Bajo de Catilene gegrabenen Kanal von dem See Böte bis zum Flusse zu führen, Truppen auf das jenseitige Ufer zu setzen und den Feind auf zwei Seiten anzugreifen gedachte. Mehre Unfälle walteten jedoch bei diesem combinirten Angriff ob, indem theils der neugegrabene Kanal nicht die hinlängliche Menge von Böten zu fassen vermochte, theils die zum unmittelbaren Angriff der feindlichen Verschanzungen bestimmte Colonne sich nicht mit Leitern und Faschinen versehen hatte; hierdurch sowie durch die starke Position und das gutgerichtete Geschütz der Amerikaner wurde der Angriff abgeschlagen. Ueber 1000 Mann blieben auf dem Platz, fast alle Generale, auch Pakenham und Keane wurden getödtet oder verwundet, und der General Lambert führte die Truppen unter vielen Beschwerden durch unwegsame Moräste zur Flotte zurück, welche am 20. Jan. 1815 die ohne weitere Störung nach und nach überschiffenden Mannschaften aufnahm.

In der von einer vorspringenden Landspitze, Pont-Bajo, der Insel Dauphin gebildeten Mobilebai, wo die Flotte nunmehr einlief und das von 400 Mann besetzte Fort einnahm, langte die Nachricht von dem zwischen England und den Vereinigten Staaten geschlossenen Frieden an, worauf die Expedition über Cuba nach dem Vaterlande zurückkehrte, um an dem durch Napoleons Rückkehr aus Elba neuerregten Continentalkrieg Antheil zu nehmen.

Uebrigens enthält das angekündigte Buch außer den militairischen Ereignissen manche interessante Nachrichten über einzelne Gegenden, z. B. Jamaica, gibt ein anschauliches Bild von dem Leben den Chaktawsindianer, zu welchen, als einem den Engländern befreundeten Stamm, eine Gesandtschaft geschickt wurde, ertheilt Kunde von manchem Seeabenteuer und ist in einem angenehmen Styl geschrieben. 36.

Tübinger Liedertafel. Herausgegeben von F. Silcher. Erstes Heft. Tübingen, Laupp.

Der Herausgeber dieser Sammlung ist durch seine treffliche Bearbeitung alter und neuer Volkslieder für vierstimmigen Gesang bekannt, und auch in diesen Blättern sind die von ihm herausgegebenen schwäbischen Volksweisen empfohlen worden, wie denn dieselben immer mehr in verschiedenen Gegenden auch des nördlichen Deutschlands Eingang finden und die musikalischen Kreise beleben. Das vorliegende Heft einer neuen und anderweitigen Liedersammlung begreift vierstimmige Gesänge von mehrerlei Art, doch sämmtlich der Gattung angehörig, welche sich aus dem naiv schlichten Tone des Volksliedes hervorgebildet hat in die künstlichere, wiewol immer noch einfach-würdige Form der musikalischen Geselligkeit, welche dem Begriff und Charakter der, wie es scheint, nun aus dem Norden auch in den Süden des deutschen Vaterlandes übergewanderten Liedertafeln entspricht. Dem Titel zufolge ist diese Sammlung der akademischen Liedertafel zu Tübingen gewidmet, und sind wol die einzelnen Chöre und Quartette aus dem Bedürfniß oder Wunsche dieser Gesellschaft hervorgegangen. Die Weisen sind nur zum Theil von dem Herausgeber; andere hat er von Mozart, Karl Maria von Weber, Konradin Kreutzer, Friedrich Schneider, Bernhard Klein entlehnt. Der vierstimmige Satz ist jedoch bei allen 10 Gesängen dem Herausgeber eigen. Dieser hat auch hier die Gewandtheit und Innigkeit der Behandlung gezeigt, die seine Bearbeitung der Volkslieder charakterisirt. Unter das Vorzüglichste gehört die für vier Männerstimmen gesetzte Hornpartie aus der Ouverture des „Freischütz" mit untergelegtem sinnigem Texte. 46.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Freitag, — Nr. 46. — 15. Februar 1833.

Zur Charakteristik der neuern englischen Romanpoesie, mit besonderer Rücksicht auf Cooper's „Bravo" und Bulwer's „Eugen Aram".

Zweiter und letzter Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 45.)

Durch diese Verflüchtigung der Interessen den Regionen der Poesie ganz enthoben, greift Bulwer in seinen „Verleugneten" wieder tiefer in das verworrene Menschenherz und in das Unheil, das dessen Leidenschaft um sich her anstiftet. Der genannte Roman ist freilich noch kein geschlossenes Kunstwerk; es fehlt am Nexus und an dem leitenden Faden, noch weit mehr an Harmonie und Versöhnung, aber bedeutsame Menschenbilder sind in großen Zügen hingeworfen, und die leitende Grundidee, daß auch die verworfenste Menschenseele nicht zu tief für den Seraph der Tugend stehe, der in ihre Nacht hinabsteigen und sie erleuchten müsse, beginnt schon hier, zum bittern Gegensatz gegen des Dichters heimische Wirklichkeit, sich geltend zu machen. Unter die Gestalten, die einen großartigen Eindruck machen, obschon ihr Lebensfaden zu sehr isolirt sich abspinnt, gehört Talbot, der verzogene Sohn reicher äffischer Leute, dem das Ungethüm der Eitelkeit schon früh in die junge Seele gepflanzt wurde und wie ein böser Dämon in ihm erwächst, der alle seine Freuden, seine Liebe und seine Freundschaft vergiftet und zerstört, bis sein Gemüth, durch das Unheil, das seine Selbstsucht angerichtet, tief erschüttert, jenen Wandel in sich erfährt, der ihn zur prudesten Demuth, zum entschiedensten Gegenstück gegen den verzehrenden Athem seines bisherigen Lebens umwandelt. Warner, der junge ruhmsüchtige Maler, den der Künstlereifer wie ein stilles, geheimes Feuer langsam, aber rettungslos vernichtet, ist nicht minder ergreifend, wie John Wolf, der cynische, glühende Freiheitsschwärmer, der mit biederer Ehrlichkeit über das Unglück und das Elend der Hefe des Volkes in England bis zum Wahnsinn grübelt, wie ihm abzuhelfen sei. Ueber Mordaunt's und Isabel's resignirender Liebe, die durch äußere harte Umstände herbeigeführt wird, liegt der Nebel des heimischen Klimas, der jene verschlossenen Gestalten so unheimlich düster umzieht. Dem Werke, als einem Ganzen, fehlt durchaus die zusammenfassende Einheit der Kunstform; es ist ein Convolut von allseitigsten Reflexionen, eine magazinartige Niederlage von Allem, was Bulwer als Mensch, Dichter, Philosoph, Kunstkritiker, Politiker und Jurist erfahren, gedacht, äußerlich und innerlich durchlebt hat. Der Verf. trägt als Dichter den faltenreichen, überschwenglichen Surtout seiner landsmännischen Mode, wie man denn in der That an dem Zuschnitt der Kleidung nicht weniger als aus der Form der Dichtwerke den Geist der Nationalität herausconstruiren und in England den saloppen, aber inhaltsschweren Charakter in beiden ebenso wahrnehmen wie die knappe Dürftigkeit des pariser Fracks und Redingots mit der Schnittwaare der französischen Vaudevilles und Theaterfarcen in Einklang setzen könnte.

Im „Devereux" begegnen wir unter Bulwer's Werken zum erstenmal der Form nach einem geschlossenen Roman; die Nebenpartien sind weniger schlotternd wie früher aneinander gereiht und schließen sich straffer an das Hauptthema, das sich aus dem Misverhältniß, welches das Recht der Erstgeburt erzeugt, zu allen Schrecken des wildesten Familienhasses entwickelt. Morton, der erstgeborene Sohn des Hauses Devereux, entfädelt von Anfang an vor unsern Augen die Geschichte seines Werdens. In schnöder Lieblosigkeit von seiner Mutter zurückgestoßen, weil er, im Aeußern von der Natur stiefmütterlich ausgestattet, überall gegen seine Brüder der Ueberwundene ist, wo es auf Reize und auf Anmuth einschmeichelnder Persönlichkeit ankommt; von einem Jesuiten in seiner Jugend geleitet, der ihn anfangs für seine Pläne erziehen zu können gemeint, der ihn aber mit dem bittersten Haß zu verfolgen beginnt, weil er sich von seinem Zögling entlarvt sieht; von Jedermann zurückgescheucht und nur von einem alten sanft- und schwachmüthigen Oheim aus Mitleid geduldet, setzt sich gegen seine Mitmenschen jene kalte Bitterkeit in ihm fest, die das Senkblei und die Sonde zur Prüfung eines Jeden wird, der sich ihm nähert. Seinen Brüdern geistig überlegen, ist er fortwährend der Zurückgesetzte, selbst die Neigung seiner Geliebten sucht ihm der Nachgeborene abzugewinnen, und durch die Heuchelei des jüngsten Bruders lange Zeit hintergangen, durch die Ränke des Jesuiten um den Vorrang in der Erbschaft betrogen, verdüstert sich sein Gemüth, das von den Lockungen des Ehrgeizes schon früh gestachelt wurde, in der verschlossenen Tiefe seines rachedürstenden Busens, bis es aus der schweigenden Stille sich losreißt und sich tüftet.

So eröffnet sich dies doppelte Nachtstück einer furchtbaren Leidenschaft, die, anfänglich in sich selber festgebannt, zur schroffsten Kälte verknöchert und sich dann in der Außenwelt, die dunkle Nacht der vereinsamten und erstarrten Trauer abschüttelnd, eine maßlose Befriedigung verschafft. Morton wirft die Bande der stummen Verzweiflung von sich, die starre Verachtung soll flüssig werden, und nachdem er seine Geliebte durch die Greuel seiner Mitmenschen verloren und am Heiligsten irre wurde, stürzt er mit jener krampfhaft lächelnden Miene der kältesten Gleichgültigkeit in das Leben der großen Sündenwelt und eilt an der Seite eines gestürzten Staatsmannes, St. John Bolingbroke, der, obwol er seinem England Alles geopfert, mit Hohn verstoßen ist, nach Paris, dem Sammelorte Derer, die im Rausche des eiteln und prunkvollen Lebens irgend eine geheime Macht im Busen zu übertäuben suchen, welche in der Stille der Einsamkeit zum Gespenste erwachsen möchte. Die prunkende Genußsucht am Hofe Ludwig XV., die Ausschweifungen des raffinirten Wüstlings Orleans, der schimmernde Spott und der gleißnerische Hohn, der sich an der Vernichtung des Heiligen weidet, das ganze abschreckende Gaukelspiel der sich verwüstenden, sich selbst abstumpfenden Leidenschaften in dem pariser Coterieleben, dessen Strom seine trügerisch-glatten Fluten scheinbar heiter fortzieht: an all diesen Erscheinungen eines verirrten Außendaseins, das den verdüsterten Insulaner als Gegenstück seines innern Zustandes reizt und fesselt, übt Morton den Stachel seines Witzes, bis er im Schauder vor dem verzehrenden Atheismus, der ihn mit tausend Bildern der Lüge umschwirrt, und vom Erhaschen des Werthlosen übersättigt, die alte Herzenseinsamkeit wieder in sich verspürt, deren Sehnsucht nach einem Göttlichen in irdischer Gestalt dem Bewußtsein eines gesicherten Friedens nahe führt. Er besinnt sich auf die ihm inwohnende edlere Kraft, verläßt Paris, sieht Rußland und die Schöpfungen des großen Peter, gewinnt sich den Glauben an die Möglichkeit eines gesunden Daseins wieder, sieht in Italien den von Wahnsinn gefolterten jüngsten seiner Brüder und kehrt endlich nach dem heimischen Sitze seiner Väter zurück, wo sich der Fluch, den man auf ihn warf, an den Verräthern selbst vollzieht. Womit viele deutsche Dichter ihre Erzeugnisse oft überfluten — Gemüthlichkeit und still begnügliche Friedensliebe — das träufelt in Bulwer's Romanen nur in kleinen Perlen vom Tropfstein des harten Schmerzes, und die Spuren eines seelenreinen Stilllebens, die gegen die verwilderten Leidenschaften contrastiren, sind im „Devereux" nur sparsam zerstreut. Richard Cromwell, der resignirende Sohn des Protectors, gehört unter Andern zu den Figuren, die der Zauber der gesättigten Ruhe umschwebt. Sonst ist noch viel spröde Härte in den dunkeln Gestalten, die den Glauben an sie zerstört, und der junge Heuchler Aubrey, der jüngste Sohn des Hauses Devereux, ist eine völlig verfehlte Figur, deren Widersprüche sich selbst aufheben. Ein schwachnerviger 16jähriger Jüngling kann den Zahn der Eifersucht, der in ihm nagt, nicht so vollkommen verbergen, noch überhaupt die Maske des sanften und hinbrütenden Frömmlers so consequent wie Aubrey sich anheucheln. Um so störender wirkt eine solche Gestalt, welcher der Dichter zu viel zutraut, wenn sie zum Hebel des Stoffes dienen soll, und diese Rüge verhindert mich, diesen Roman für den bedeutendsten unter Bulwer's Werken zu halten, wie dies von einer kritischen Stimme in England selbst verlauten wollte. Die historischen Elemente, die der „Devereux" in sich aufnimmt, sind als bloße Träger der subjectiven leitenden Idee zu wenig um ihrer selbst willen hingestellt, um das Werk von der Sphäre des Familienromans ausschließen zu dürfen, und es fragt sich, ob des Dichters gloomy enthusiasm, womit er die innern Gewirrnisse des Seelenlebens an heimischen Gestalten zu enträthseln strebt, sich klar und glücklich in fremde, historische Objecte zu versenken und diese aus sich selber zu construiren im Stande ist. Walter Scott's ganz eigenthümliche Bedeutsamkeit, die eben in der Kunst beruht, das Object der Welt, selbst wenn es der fernsten Zeit und der fremdesten Oertlichkeit angehört, in seinem freien, sich selbst bewegenden Leben plastisch gerundet hinzustellen, tritt uns hier recht in seiner gesunden und frischen Schöpferkraft erfreulich entgegen, und in Deutschland, wo diese geschichtliche Bildnerkraft unsern historisch-romantischen Dichtern noch eine neue ist, dürfen wir in dieser Hinsicht Wilibald Alexis' „Cabanis" zuversichtlich begrüßen.

In „Paul Clifford" bewegt sich der Stoff ganz um London, ja, diese Amme des Elendes und Mutter der aufgestelltesten Pracht, dies Residuum und dieser Brennpunkt aller bis zum Wahnsinn aufgestachelten Contraste des Menschenlebens ist das eigentliche Thema dieses merkwürdigen Romans. Wir erfahren den Zauber furchtbarer Gefahren in uns, der das Gewirre dieses großen Babylons umschwebt, und finden es begreiflich, wie Lord Bolingbroke *), der vielfach verstoßene, vielfach sich selbst verbannende Staatsmann stets mit neuer, ebenso schwermüthiger als inniger Sehnsucht nach der Themsestadt, dieser zum Stein geweinten Niobe, wieder hineilte, um alle die herzzerdrückende Qual des großartig düstern Lebens, mit der sein Gemüth verwachsen war, von Neuem in sich zu erfahren. Bulwer entfädelt hier bald mit bitterm Sarkasmus, bald mit verzehrender Trübsal den verschlungenen Knäul des heimischen gesellschaftlichen Zustandes, den Knechtssinn und die Gewinnsucht, den Moder der Armuth und den Schauprunk der Vornehmen; er spürt der Quelle des Unheils nach, das die Macht der Zeit sanctionirte, und indem er aus dem Keime die vollendete Frucht erwachsen läßt, entfaltet er vor unsern Blicken ein erhabenes Trauerspiel. Der Roman ist zugleich ein treues Bild des durch Eigennutz und Selbstsucht der handelnden Machthaber durchhöhlten Gebäudes der englischen Gerichtsverfassung. Wo Armuth für Verbrechen gilt, da wird der Arme zum Verbrecher, und so tritt der junge Paul, arm, freundlos, ohne Heimat, ohne Namen, schlim-

*) Bolingbroke's Leben in Goldsmith's „Miscellaneous and fugitive pieces" (London 1774), Bd. III, S. 87 fg.

mer noch als eine Waise, der Sohn einer Dirne, die der unbekannte Vater verleugnete, in die feindliche Welt. Mit dem Fluche eigensüchtigen Strebens und der Sucht nach rastloser, alles Wagniß freudig begrüßender Thätigkeit behaftet, erklärt er einer Gesetzgebung, die ihn zuerst anfeindete, den Gegenkrieg. So lange zwischen einem Morde und einem Diebstahle, den der nagende Hunger der unzurechnungsfähigen Verzweiflung abnöthigt, kein Unterschied obwaltete, und die fehlende Weisheit des Gesetzes durch Grausamkeit ersetzt werden sollte, so lange mußte die Gesetzgebung durch den Hohn, den sie gegen die Verirrungen der Menschheit übte, selbst Verbrecher erzeugen. Vielfach umhergetrieben in dem Schmuze der Armuth, vielfach verstoßen und gemartert, wird Paul Räuber, „ein Hochtory, ein trotziger Abfoderer der Börsen", wie es in der Kunstsprache heißt, zum Gegenstück der listigen Beutelschneider, die sich „Whigs" nennen. Der Stufengang seines Innern und äußern Werdens offenbart den vollendeten psychologischen Dichter. „Paul Clifford" ist aber kein bloßer Räuberroman in modernem, nordischem Elemente; vielmehr ist die Parallele zwischen den Anreizungen, der Gesinnung und der Laufbahn eines Räubers und der ebenfalls langsam reifenden Entwickelung eines raffinirten Dieners der Gerechtigkeit, der durch Bestechung ins Parlament kommt, durch Heuchelei sich hebt und seinen Intriguen, durch die er, ohne die Popularität zu verlieren, der Krone dient, Ruhm und Wichtigkeit verdankt, die dialektische, ebenso scharfsinnig als schneidend durchgeführte Tendenz des Werkes. Und dieser Lord Oberrichter, Sir William Brandon, ist kein Anderer als Clifford's Vater. In der Gerichtsscene wird der gefangene Räuberhauptmann von seinem eignen Vater, der ihn zu Dem machte, was er ist, weil er ihn unter die Hefe des Volkes stieß, verurtheilt. Mitten in der Verhandlung, wo Beide anfangs, ohne zu ahnen, welches Band der Natur sie umschlingt, anklagend und sich vertheidigend gegeneinander stürmisch eindringen, erfährt Brandon, daß er den Sohn vor sich sehe, der vergebens die Strenge des Gesetzes zu überwinden versucht. Hart wie des Gesetzes Buchstabe ist Brandon's versteintes Herz; das Urtheil wird gefällt, der Richter zieht siegreich von dannen, aber die starre Seele läßt auch den Körper plötzlich starr und todt. Die grauenvolle Bedeutsamkeit dieser Katastrophe bei aller innern und äußern Wahrheit der Darstellung ist bewundernswürdig.

(Der Beschluß folgt.)

Briefe über Erziehung von Elisabeth Hamilton. Aus dem Englischen von Friedrich Karl Meier. Zwei Theile. Jena, Frommann. 1832. 8. 2 Thlr. 6 Gr.

Rec. ist gewohnt, den Titel jedes Buches genau zu lesen, von allen Seiten zu beleuchten und sich zu fragen: Was würdest und könntest du über diesen Gegenstand sprechen? In welcher Ordnung würdest du das Gedachte vortragen? In welchem Tone müßtest du schreiben, wenn dem Leser ein deutliches Bild vom Ganzen vorschweben sollte? Die Vorrede oder das Schlußwort oder Beides kommen dann an die Reihe. Hier sucht er die Erklärung des Verf. über den Zweck und Inhalt des Buches und freut sich, wenn der Verf. seinen Gedanken möglichst nahe gekommen, oder auf zweckmäßigere Weise seinen Gegenstand behandelt. Er liest sodann das Buch vom Anfange bis zum Ende und beachtet die Treue, mit welcher der Verf. an seinem Gegenstande gehangen, die Tiefe, mit welcher er ihn erschöpft, das Gewand der Sprache, das er ihm umgehangen. Je nachdem er nun das Alles mehr oder minder findet, motivirt er sein Urtheil und legt es unparteiisch den Augen seiner Leser vor.

Rec. las den oben angezeigten Titel und dachte: Er läßt viel unbestimmt. Wird das Ganze sich in dem weiten Gebiete der Erziehung ergehen oder sich ein besonders abgegrenztes Stück desselben zum Anbau wählen? Es sind Briefe von einer Dame in England; der Mann erzieht den Mann, das Weib das Weib. Doch wahrscheinlich über weibliche Erziehung? Der Name Hamilton klingt englisch; aus dem Englischen übersetzt ins Deutsche? worttreu oder frei? Wird und kann, was auf englischem Boden gedeiht, auf deutschem fortkommen und Frucht tragen? Wäre es nicht besser gewesen, diese Briefe in einer freien Bearbeitung den Deutschen zu geben?

Nun, eine Vorrede wird sich über dies Alles aussprechen. Wo ist sie? wo ein Schlußwort? Nirgend. Welchen Grund kann der Uebersetzer haben, davon ganz zu schweigen, ohne Gruß in die Welt und ohne Abschied aus derselben zu treten? Nicht einmal der Titel des englischen Originals ist irgendwo angegeben. Rec. beschleicht der Gedanke, als wolle uns Herr Meier seine Ansichten über Erziehung mittheilen. Dem sei nun wie ihm wolle; wir halten uns an Das, was wir im Buche finden.

Der weiblichen Erziehungskunde gehört das Buch wirklich; es eignet sich für wahrhaft gebildete, nicht blos sich so nennende und dünkende Mütter. Schriften dieser Art zählt die Literatur grade noch nicht zu viele, welche den Müttern ihre Pflichten psychologisch und empirisch ans Herz legen. Vollkommen einverstanden sind wir mit der Verf. — wir haben uns überzeugt, daß eine englische Mutter die Briefe geschrieben hat, daß der Beruf der Mutter die erste Erziehung der Kinder, ganz vorzüglich der Töchter umfasse, diese schon früh begonnen werden und über die Eindrücke wachen müsse, welche das Kind empfängt, daß sie die Bildung des Verstandes und Herzens mit gleicher Sorgfalt fördern und dieselbe von der Mode völlig unabhängig sein müsse. Der erste Eindruck bleibt; von ihm hängt die richtige oder falsche Vorstellung der Gegenstände und von dieser manche Eigenschaft des weiblichen Charakters, z. B. Schreckhaftigkeit, Furcht, Schüchternheit ꝛc., ab. Wenn aber S. 31 die Furcht vor dem Tode allein von dem ersten Eindrucke, welchen ein unter schrecklichen Umständen Sterbender gemacht haben soll, abgeleitet wird, und daher das Vermeiden der Erinnerung an ihn die üble Gewohnheit, das Seine nicht bei Zeiten zu ordnen, zur Folge haben soll, so kann Rec. nicht einstimmen. In der am frühesten erwachenden und am spätesten erlöschenden Liebe zum Leben, welche die ewige Weisheit dem Menschen einhauchte, liegt der Keim der Furcht vor dem Scheiden vom Leben, das tausend Umstände erleichtern und erschweren, die Hoffnung dem Christen versüßen kann. Ganz läßt sie sich dem Gemüthe nicht entwinden. Vorurtheile, Leidenschaften, Haß sind ebenfalls Kinder der ersten Eindrücke, und Wachsamkeit der Mütter erste Pflicht über jene, die sie erzeugen. Daß vorzüglich Kinderstuben und Muhmen die Schuld tragen, ist wahr; aber die traurigen Folgen können abgewehrt werden, wenn ihnen ein ernstes, festes, verständiges Betragen des Vaters und der Mutter gegen das Gesinde, das eben durch seinen Umgang jene Fehler fördert, entgegentritt, namentlich in angesehenen Häusern. Recht viel Gutes und Wahres enthält der fünfte Brief über die Nachgiebigkeit der Aeltern gegen die Kinder und deren Eigensinn sowie über die Mittel, das Kind davor zu bewahren oder dagegen sicherzustellen. Ungern vermißt hier Rec. die von der Erfahrung abgezogenen Mittel und

Wege, auf welchen ein krankes Kind von jenen fern gehalten wird. Dies gehört in die pädagogische Casuistik, für deren Anbau Salzmann in seinem noch unübertroffenen „Krebsbüchlein" arbeitete, nur nicht zum Gebrauche für gebildete Mütter. Mögen diese „Malwina" von Dinter lesen und beherzigen! Trefflich und ganz aus der Erfahrung geschöpft ist im siebenten Briefe das Raisonnement über die Hindernisse des Wohlwollens, das Gefühl für Recht und Unrecht, Unterordnung des weiblichen Geschlechts, die Würde beider Geschlechter, das Zartgefühl, die Bewahrung der Reinheit des Herzens und die Bescheidenheit. Wir können hier Das, was uns weniger bestimmt und deutlich ausgedrückt scheint, nicht bemerken, am wenigsten aber die Vorurtheile näher würdigen, welche aus der Unterordnung des weiblichen Geschlechtes hervorgegangen sein sollen. Hier scheint der englische Boden Dornen und Disteln zu tragen. Bemerkt man wol in gebildeten deutschen Familien auch nur die geringste Spur davon? Die sittlichen Eigenschaften bestimmen den Werth des Menschen. Sind diese beim Manne und Weibe einander gleich, so stehen beide auf Einer Linie der Achtung. Gegenseitige Liebe ist die Frucht sittlicher Gleichheit. Nur als Hausfrau dürfte das Weib aus mehr als einem Grunde untergeordnet sein. Alle Mütter geht der neunte Brief an, der vom guten Tone, Ehrgeize, dem Streben, Bewunderung zu erregen, der Putzsucht und Eitelkeit handelt. Der Ursprung und die verderblichen Folgen dieser Zeiteigenheiten der weiblichen Welt werden erfahrungsmäßig nachgewiesen, die besten Gegenmittel angegeben und gelehrt, in wie weit man dem Strome ohne Gefahr für Sittlichkeit und Wohlstand folgen könne und nach vernünftigen Grundsätzen folgen müsse. Was in den zwei letzten Briefen des ersten Theils über religiösen Unterricht gesagt wird, unterschreibt Rec. und bekennt, daß derselbe früh beginnen müsse, damit Religion Sache des Herzens und nicht blos des Verstandes werde. Das vom Kind unverstandene Wort über Gott liegt vielleicht lange in seinem Herzen, ehe es wurzelt und keimt und Frucht trägt; aber es trägt gewiß Frucht, wenn auch spät.

In den Briefen des zweiten Theils hat sich die Verf. zur Aufgabe gestellt, die Kräfte und Anlagen des menschlichen Geistes kennen zu lehren und anzugeben, wie sie auf dem von der Natur vorgezeichneten Wege gebildet werden können. Unserer Ansicht von einem Erziehungsbuche für Mütter zufolge hätte es zuerst die Geisteskräfte in Betrachtung ziehen sollen; sie sind ja die Basis, auf welche das Erziehungsgebäude auferbaut wird. Hiermit stimmt auch die Verf. zusammen, wenn sie S. 1 des zweiten Theils sagt: Der wahre Zweck der Erziehung sei, alle Kräfte und Anlagen unserer Natur zur höchstmöglichen Vollkommenheit zu bringen, und zwar, setzen wir hinzu, vereint, wie erst S. 5 erwähnt wird. Mit Recht steht hier das Auffassungsvermögen obenan. Von seiner Schwäche oder Stärke hängt die Mehr- und Minderzahl, die Deutlichkeit oder Unklarheit der Vorstellungen ab. Was dieses Vermögen, ist's sorglich gepflegt, leisten kann, bestimmt den Grad der Bildung. Kaum glaublich aber ist's uns und vielleicht auch vielen Andern, daß ein Kind von zwei Jahren eine schwarze und weiße Kugel voneinander unterscheiden können soll. (S. 27.) Von der Aufmerksamkeit, die wol eigentlich die genauere Auffassung eines einzelnen Gegenstandes bezweckt, also wol unter jenem Auffassungsvermögen begriffen werden konnte, spricht die Verf. umständlich und weist nach, wie sie geweckt und worauf sie gerichtet werden müsse, wenn sie als Grundkraft die Bildung der übrigen befördern soll. Richtige Begriffe sind der beste Schatz für jeden gebildeten Menschen. Sie werden durch gute Leitung des Auffassungsvermögens, durch Richtung der Aufmerksamkeit auf die das Kind umgebenden Gegenstände erzeugt. Ein Begriff umfaßt Zweierlei: die richtige Auffassung und das der Wirklichkeit ganz gleiche Bild des Gegenstandes. Einer weitern Ausführung bedarf's hier nicht; wol aber darf die Beschreibung eines Begriffs in den drei der Betrachtung dieses Vermögens geweihten Briefen nicht fehlen. Oder soll diese S. 60 zu lesen sein? — In der Anweisung zur Bildung der Urtheilskraft kommt die Verf. auch auf Dichtungen zu sprechen, welche die Einbildung nur beschäftigen und die Urtheilskraft hemmen oder gar schwächen. Ueber die jetzt fast allein willkommenen Novellen fällt sie ein nicht günstiges Urtheil: „Da sehen wir, wie die Einbildungskraft dieser Schriftsteller die wenigen verworrenen Begriffe, welche sie zufällig haben, auf das abgeschmackteste aneinanderreiht; die Erfindungskraft wird auf die Folter gespannt, um Wirkungen hervorzubringen, denen die gegebenen Ursachen keineswegs gewachsen sind, die Gesetze der Natur werden verletzt, die Neigungen des Herzens zur Unnatur verkehrt, die Grundsätze der Sittlichkeit verachtet und das Ganze in ein empfindsames Geschwätz eingekleidet, welches dem gesunden Menschenverstande unbegreiflich ist. Dennoch ist das Verlangen nach solchen Novellen bei allen Denen, deren Urtheilskraft nie geübt worden ist, so wenig zu befriedigen, daß diese Bücher und zwar nur diese sehr häufig von jungen Frauen gelesen werden, welche in kurzer Zeit Mütter von hoffnungsvollen Familien zu werden hoffen." (S. 139.) Einbildungskraft und Geschmack werden hier nebeneinander gestellt und sind doch so verschieden in ihrem Wesen und Aeußerungen. Der Geschmack entspringt aus der Urtheilskraft und hat großen Einfluß auf das Leben des empfindlichern Weibes. Ihn schon im Kinde so zu begründen, daß er mit den übrigen Kräften und durch deren Hülfe ein lieber Lebensgefährte werde, sollte keine Mutter versäumen. Durch Bildung und Befriedigung des Sinnes für alles Große und Schöne, durch Musik und alle andern Künste Heiterkeit, leichten und frohen Sinn ihm anzueignen, ist Recht; nur darf dieser Sinn nicht herrschen wollen. Es kommen sonst leicht nach frohen trübe Stunden, die da rauben und mehr rauben, als jene gaben. Das Abstractionsvermögen und das Nachdenken nehmen hier die letzte Stelle ein. Die Vortheile beider Kräfte sind ebenso unverkennbar als die Mittel, die ihre Vervollkommnung befördern, anwendbar. Die Besorgniß, daß durch eine höhere Ausbildung des weiblichen Geschlechts sein Blick auf Häuslichkeit, Ordnungsliebe, kurz auf seinen hohen mütterlichen und hausmütterlichen Beruf abgestumpft werde, ist grundlos. Die wahrhaft gebildete Mutter, wie wir sie uns denken und ihr gleich viele in ihren Familien wirken sehen, wird das ne quid nimis allenthalben meiden und in ihren Töchtern ebenso feingebildete Frauen als sorgliche Mütter und Hausfrauen erziehen.

Empfehlenswerth ist diese Schrift allen Müttern von Bildung. Lesen sie dieselbe, manches Vorurtheil wird weichen, manchen Irrweg wird sie verzäunen und die Erziehung nach der Natur lehren. Wir meinten im Eingange unserer Anzeige, eine freie Bearbeitung würde diese Schrift genießbarer gemacht haben, und dachten daran vorzüglich S. 80 u. 169 im ersten Theile, wo der Uebersetzer auf den Unterschied zwischen England und Deutschland selbst aufmerksam macht. 19.

Notiz.

Die Gewohnheit, mit dreimal drei zu trinken, die heutzutage wol nur in England und sodann in einem geheimen Orden gebräuchlich ist, stammt bereits aus alter Zeit her. Man trank auf die Gesundheit der Geliebten, der anwesenden und abwesenden Freunde, wobei der Becher im Kreise von der Rechten zur Linken herumging und nach der Zahl der Grazien und Musen geleert wurde. Ausonius drückt diese Trinkregel folgendermaßen aus:

Ter bibe vel toties ternos, sic mystica lex est
Vel tria potandi, vel per tria multiplicandi.

Mehr findet man bei dem alten Stuckius in seinen „Gastmahlsalterthümern", S. 539. 160.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonnabend, — Nr. 47. — 16. Februar 1833.

Zur Charakteristik der neuern englischen Romanpoesie, mit besonderer Rücksicht auf Cooper's „Bravo" und Bulwer's „Eugen Aram".

Zweiter und letzter Artikel.

(Beschluß aus Nr. 46.)

In „Eugen Aram" entrückt uns der Dichter anfänglich dem Tumulte der verwilderten, sich selbst verwüstenden Leidenschaft. Während in seinen frühern Werken zum positiven Gegensatze der dunkeln Gewirre sich nur spurenweise vor unsern Augen ein reines, sinnig begrenztes und friedliches Stillleben erschließt, bei dessen Anblick der aufgefieberte Stolz der Menschenbrust mit allem seinem Prunke in Zerknirschung zusammensinkt, macht Bulwer hier das freundliche Landleben einer Edelfamilie in einer abgelegenen Grafschaft zum weiten, gefälligen Vordergrunde seines Gemäldes. Ein Squire mit seinen beiden Töchtern in gemüthlicher Eintracht, drüben im stillen Waldhäuschen ein schüchterner Gelehrter, der im Umgange mit Büchern die Schätze seiner einsamen Weisheit häuft, ein alter Corporal, der mit kühler Seele am Bache sitzt und angelt, die Beschäftigungen der Dorfbewohner, dem ruhigen Wandel der Natur ganz preisgegeben: über dem ganzen Thale liegt der anmuthige Friede eines schäferlichen Lebens in der Form moderner Verhältnisse. Und gleichwol nagt an der stillen Blüte irgendwo ein versteckter Wurm. In dem einsamen Gelehrten, Eugen Aram, verkündigt sich bei seinem ersten Erscheinen ein menschenscheuer, bleicher, aber edler und interessanter Mann. Sein vergangenes Leben scheint, ohne einer Jugendthorheit Raum gegeben zu haben, das sich gleich bleibende Niveau eines sanft erregten Stromes und ein fortwährendes Opfer der Wissenschaft gewesen zu sein. Bei alledem erregt seine Scheu vor Gesellschaft, seine Hast, Menschen zu fliehen, und das Verbergen seiner geheimsten Gedanken ein unheimliches Befremden, das sich zur peinlichen Angst steigert, je mehr wir den Sonderling kennen lernen. Fast allen Zweigen der Wissenschaft hat er Bedeutendes abgewonnen, und wenn er von dem System der Sternenwelt, von den Reizen der Naturwissenschaften mit jener harmlosen Anmuth spricht, die wie ein Zauber seine leidenschaftslose Miene umschwebt, und der wißbegierigen Madeline, des Squire älterer Tochter, ein neues Wunder aus dem Gebiete des Natur- und des Geisteslebens eröffnet, so wirkt er wie ein seiner Kraft bewußter Halbgott auf das stillsinnende Mädchenherz. Wenn nur seine Selbstgespräche nicht wären! Hier offenbart sich ein ganz anderer Geist, dem Bodensatz seiner Seele entstiegen, eine lähmende Melancholie, die ihren giftigen Brodem immer mehr von sich strömt und eine Verzweiflung an dem Walten einer allmächtigen Liebe verräth. Jene edle Gleichmäßigkeit, jene sanft umgrenzte und behaglich erwärmte Stimmung, die er vor den Menschen zur Schau trägt, ist nur eine Maske; hinter jener ruhigen Ueberlegenheit, die er mit Talent geltend macht, nistet der starrste Glaube an Prädestination und Unentrinnbarkeit eines Zufalls, der ihm doch zugleich mit der Nothwendigkeit des Geschicks identisch däucht. Der Dichter versteht es meisterhaft, uns diesen wunderbaren Menschen in seiner monologischen Einsamkeit erst spärlich, dann immer näher und tiefer belauschen zu lassen; die Angst, die den Leser um diesen Geist befällt, wird zur nagenden Qual, je mehr sich das Grab seines Busens öffnet, wo Glaube, Liebe, Hoffnung als Leichen schlummern, und je mehr er die träumerisch-liebende Madeline in die Kreise seines Daseins herüberzieht. Es dämmert langsam heran; endlich wird es klar, hier muß, um diese Zerstörung möglich zu finden, ein großes Verbrechen zum Grunde liegen. Und so ist es: Eugen Aram hat in seiner Jugend einen Mord begangen. Der Dichter hat sich die schwierige Aufgabe gestellt, einen sanften, träumerischen Jüngling, der, mit all seinem Sinnen in die Tiefe wissenschaftlicher Forschung versenkt, nur durch eine einzige Regung seines Gemüths, die Sucht nach zukünftigem Ruhme, mit der ihn umgebenden Welt der Wirklichkeit zusammenhing, diese Unthat, nicht in der Aufwallung des Zornes, der Rache oder sonstiger Leidenschaft, sondern in der Abirrung einer grübelnden Sophistik begehen zu lassen. Ganz verloren in die Anschauung des Absoluten, fühlt er sich plötzlich von Mangel und Elend auf eine peinliche Weise umdroht, die ihm sein sinnendes Forschen nach den Geheimnissen der Wahrheit verbietet. Zum ersten Male blickt er voll Verwunderung um sich und sieht Tausende übermüthig die Güter verprassen, womit der Zufall sie überhäufte, während er, dem das Auge Gottes und das Herz der Welt sich zu er-

schließen begann, äußerlich darben und innerlich entsagen soll. Da tritt ihm ein Wüstling in den Weg, der, an allen heiligen Interessen ein Verräther, nachdem er ein junges Mädchen zum Selbstmorde getrieben, mit erborgten Schätzen das Land zu verlassen gedenkt. Eugen Aram's sittliche Empörung hilft ihm die Ueberzeugung befestigen, mit der Hinwegräumung dieses Unholdes sei der Menschheit gedient — und nebenbei dem Mörder selbst. Zum innern Versucher gesellt sich schnell der äußere; mit Hülfe eines wilden, kecken Burschen schafft er den Bösewicht bei Seite. Die Gespenster, die aber nun in Aram's Seele aufsteigen, lassen sich mit den Klügeleien des Verstandes nicht beschwichtigen. Er wirft sich in den Tumult des Lebens, bald darauf in die Einsamkeit jenes Landhauses in der Nähe von des Squire Edelsitz. Die liebende Sorgfalt der edeln Menschen gewinnt ihn der Gesellschaft wieder; das Grab seines Innern überwächst mit Blumen; Madeline wird seine Braut; die unheimlichen Stunden, in denen sie keine Gewalt über ihn zu haben selbst verspürt, scheuchen sie nicht zurück; sie liebt den Geheimnißvollen nur um so geheimnißvoll tiefer. Die drohende Wolke des Unheils entladet sich aber auf ihre Häupter an demselben Tage, an welchem ihr Bund geschlossen werden soll. Houser, der Genosse der Unthat, umkreist den Unglücklichen, von Eigennutz getrieben. In einer grauenhaften Nachtscene überwindet Aram's Geistesgröße die rohe Wuth des drängenden Mahners, und es gelingt ihm, die Habgier desselben für immer zu befriedigen, indem er sich selbst gegen ihn sichert. Da bricht das tödtende Licht über das Dunkel der verschwiegenen That von einer andern Seite herein. Des Squire Bruder, Godfrey Lester, war seit vielen Jahren verschwunden. Sein Sohn folgt jetzt den Spuren des Verschollenen; Houser wird betheiligt gefunden; er gibt Aram für den Mörder an. Madelinens Liebe ist unerschütterlich, des Alten Freundschaftsgefühl unwandelbar. In der merkwürdigen Gerichtsscene entwickelt Aram, um die schwachen Beweise zu entkräften, das ganze Gewebe sophistischer Beredsamkeit, weil der Schein für ihn ist und von der Aufrechthaltung des Scheins das Leben seiner Geliebten abhängt. Mit den Schatten des Argwohns ringend, unterliegt ihre zarte Seele, und Aram offenbart nun dem Sohne des Ermordeten seine Schuld. Auf all diesen Situationen liegt der Stempel der innersten Wahrheit, und das ganze Gemälde, an so vielfachen plastisch gediegenen Scenen reich, erweist eine durchdringende Spürkraft der geheimsten Genesis des sich vor sich selbst versteckenden Menschengemüths, die Bulwer einen bedeutsamen Platz unter den Dichtern sichert, welche die Romantik der Poesie in der innern Ideenwelt suchen und finden. Ich kann nicht der Ansicht sein, daß der Deutsche sich selbst aufgibt, wenn er die subjective Indrunst, die sein Eigenstes ist und bleibt, mit dem Reichthum der objectiven Welt zusammenschließt: aber ein identisches Zusammenschließen muß es doch eben sein, kein Verflüchtigen seiner tiefern Interessen und kein jähes Umschlagen seiner angeborenen Innerlichkeit in die Materie der von der Idee des Geistes abgefallenen, blos natürlichen Außenwelt. Die Versöhnung des Subjectiven und Objectiven, auf welche die Philosophie unserer Tage seit Schelling dringt, muß sich auch auf dem Felde der Poesie vollziehen.

F. G. Kühne.

Geschichtliche Nachweisungen über die Sitten und das Betragen der tübinger Studirenden während des 16. Jahrhunderts, von Robert Mohl, ord. Prof. der Staatswissenschaften. Tübingen, Sept. 1832.

Der Verf. dieser akademischen Gelegenheitsschrift hat den guten Gedanken gehabt, aus dem Schriftenvorrathe des tübinger Universitätsarchivs sowie der Stadt und des Oberamts Tübingen alles auf das oben angegebene Thema Bezügliche zu sammeln und mit Treue und Genauigkeit zusammenzustellen. Er verfährt in rein chronologischer Ordnung und läßt, ohne eine künstliche Verknüpfung zu suchen, nur die Thatsachen selbst sprechen. Auf diese Weise bleibt den Ereignissen der Zeit ihre ungetrübte Färbung; der Historiker und selbst der nach Motiven dürstende Romanschreiber findet hier einen lautern und reichlich fließenden Quell. Bis jener ihn ergründet, dieser ihn abschöpft, wollen wir dem Leser mit Weglassung des Unwesentlichen einige der interessantesten Zeitbilder, die er abspiegelt, vorhalten.

Nach den Statuten von 1518 sollte es zu Anfang des 16. Jahrhunderts auf der Universität ganz menschlich und gesittet zugehen. Die Decane aller Facultäten sollen halbjährlich den Fleiß und die Sitten sämmtlicher Studirenden ihrer Facultät durchgehen, die Lässigen ermahnen, ganz Verdorbene dem Senate zur Entfernung anzeigen. Wer die Predigt nicht besucht, wer schwört, wer flucht, wird vom Rector beliebig bestraft; Verbalinjurien unter Studenten kosten 15 Kreuzer, Degen zücken 22 Kr., Gefecht ohne Wunde 1 Fl., mit leichter Wunde 2 Fl., Beleidigung der Wächter wird mit 15 Tagen Carcer bestraft. Nachtlärm, Abendgänge ohne Licht, nächtliche Spaziergänge in Scharen sind verboten. Unzucht wird zuerst mit öffentlicher Rüge, im Widerholungsfalle mit Relegation bestraft. Wirthshausbesuch und Würfelspiel werden mit Geldbuße und Carcerstrafe geahndet. Ueppigkeit in den Kleidern ist verboten, besonders pilei illi oblongi, quibus Turcica barbaries delectatur. Schmähschriften sind verpönt; Niemand soll ohne vorgängige Censur des Rectors und der Decane etwas drucken lassen; jeder Student soll seinen Privatlehrer, magister oder praeceptor genannt haben.

Diese Gesetze lauteten auf dem Papier ganz schön; wie sieht es aber mit der Anwendung aus? Schon im J. 1525 wird geklagt, die Studenten seien gar zu lasciv und dissolut. In Gang und Anzug gleichen sie den Landsknechten, tragen kurze Röcklein, die die Waden nicht erlangen, zerschnittene und getheilte Hosen, zerschnittene, getheilte, mit Federn geschmückte Barete, nicht „wie sie Ehrlichen und Liebhabern der Tugend" geziemen. Von dieser Ehrlichkeit und Tugend sind jedoch begreiflich dispensirt „Freiherren, Grafen und Fürsten, welche sie ihrer Würden nach der Hauptgezier, der Bekleidung aber Herkommens gebrauchen mögen". Der junge Adel scheint diese Licenz in ziemlicher Ausdehnung genommen zu haben. Da begegnen wir (1532) einem Vitus Lung von Planck, der eine Dirne unterhält, Bürger und Fremde beunruhigt, keine Vorlesungen besucht, ungeladen zu einer Weingärtnershochzeit kommt, auf dem Spitalkirchhof den Philistern ein Gefecht liefert. Kaspar Spät, Junker, bittet für ihn im Senat, und er wird „in honorem nobilium" begnadigt. Wenige Tage darauf betrinkt er sich wieder mit dem edeln Schenk von Winterstetten (vielleicht einem Abkömmling des Minnesängers), will den Wirth erstechen, zecht sub divo, auf dem Marktbrunnen sitzend. Wie sie hören, daß in des „Würzkramers" Haus Tanz sei, wollen sie das Haus

stürmen. Auf den Hülferuf der Würzkrämerin eilen die Nachbarn mit Spießen und Hellebarden herbei und verjagen „die Edelleut".

Inzwischen gingen auch die Einwohner, besonders auch die Vornehmern nicht immer mit den Studenten um, wie sie sollten. Als Magister Volland und Consorten mit einem brennenden Lichte die Laute schlagend umherziehen (Dec. 1549), stößt Einem von ihnen der Untervogt mit dem Schweinspieß ins Gesicht, schlägt den Andern mit dem Blechhandschuh auf den Kopf. Derselbe kommt wieder mit Studenten in Streit (März 1550), als diese auf Kübeln trommelnd auf die lange Brücke ziehen. Später (1564) befiehlt der Untervogt den Wächtern, alle Studenten, „welche Unfuhr hätten, wie Säue über den Haufen zu stechen".

Im Mai 1564 entsetzt sich der Senat über die Edelleute, die neuerlich angekommen, wegen ihrer „Brutalhosen und Bloßgesäß" (nackten H—). Sie haben „solch unsläthig und kriegerisch Kleid" abzulegen, widrigenfalls sie nicht angenommen werden.

Die Langweile erzeugte wie noch heutzutage allerlei Studentenunarten. Die einen stehlen Gänse und werden dafür bei Wasser und Brot ins Carcer geschickt; dieselbe Strafe auf 10 Tage trifft (1557) den Jörg v. Hanau und den Magister Kalt, weil „sie wöllen einander die Finger abschneiden und darumb spielen". M. Roß geht Nachts (Jan. 1559) mit einem Schweinspieße aus und will den ihm begegnenden M. Heller damit schlagen; überhaupt hält er sich „ungepürlich im Zechen, liegt in allem Luder, schreit und stoßt manchmal die Füß zum Fenster aus".

Im März 1559 wurde ein in Tübingen studirender Pole erschlagen, wie es scheint, weil er eine ketzerische Abhandlung über die Dreieinigkeit drucken lassen wollte. Die übrigen Polen beklagen sich beim Herzog über die Langsamkeit der Untersuchung und drohen, das „homicidium bombardis vindiciren zu wollen".

Aus den gemeinschaftlich mit der Stadt Tübingen entworfnen neuen Statuten von 1575 ersieht man, daß manche Bürger heimliche Trinkstuben für Studenten halten; Wirthe lassen Zechschulden aufkommen, Apotheker verkaufen den Studirenden Marcipan, Confect und „anders Schleckwerk". Welsche Geiger und Spielleute musiciren an den Kosttischen. In der Mode sind kurze gewürkte Röcke und Mäntel, bauschende und Pluderhosen, Reiterkappen, gar breite oder spitzige Hüte, mit Federn und Sträußen besteckt. Heimliche Ehen sind unter den jungen Studenten nicht selten.

Um jenes neue Statut zu verhöhnen, das ihnen die Filzhüte und die kurzen Mäntel verbot, tragen einige Studenten jetzt „lange Badmäntel, sammetne Hasen-beckelin und Bader-hüte". Die Freiherren und Grafen, die natürlich von der Kleiderverordnung ausgenommen sind, nehmen ohne Weiteres auch ihre Diener von dem Gesetze aus. Am 8. Nov. 1575 zeigt der Kanzler dem Rector einen Studenten, der „während der Predigt mit einem schandlichen kurzen Röcklin im Chor gestanden". Er wird relegirt.

Auffallend kann es erscheinen, daß die Reformation in diesem ganzen Jahrhundert nicht den mindesten Einfluß auf die Sitten der Studirenden ausgeübt zu haben scheint, wie aus den trockenen Actenauszügen, ohne daß der Verf. ein Wort darüber verliert, von selbst hervorgeht. Dagegen wirken die strengen Statuten von 1575 wie zu Athen Drako's Gesetzgebung: Völlerey und Unzucht, ja „Mord und Todschlag nehmen auf eine Schrecken erregende Weise überhand. Ein gottlos Wesen, wie in Sodom und Gomorrha" reißt ein, wie der Untervogt im Jenner 1577 klagt. Der Senat jammert, daß „des C. Puckers Hure wieder angekommen und zu besorgen sei, daß sie wieder practicire". Bald treiben die Studenten in Fastnachtstracht Unfug, bald gehen sie im Hemde durch die Straßen. Einem Hafnergesellen wird der Daumen aus der Hand gehauen (1576); ein Universitätsverwandter wird ermordet gefunden (Jul. 1578), Mantel, Hut und Dolch liegt bei dem Leichnam, und doch entdeckt man den Thäter nicht; ein tübinger Bürgerssohn wird von einem Sachsen bei einer Hochzeit erschlagen (Dec. 1579). Daß dies so leicht geschehen konnte, begreift sich; denn „die studiosi kommen wie die milites mit ihren Bratspießen zu Tische, die sie immer unter dem Arm tragen, wie wenn sie dreinschlagen müßten". Dabei tranken sie entsetzlich. Der Witwe Megelin wird das Kosthalten gänzlich verboten, weil sie ein Trinkgelage gestattet hatte, bei welchem 16 Gäste 50 Maß Wein getrunken, und bei dem man den M. Königspach auf dem Schiebkarren heimführen mußte. Seine Kameraden aber schütteten ihm unterwegs noch Wein ein (1584). Solche Schmäuse hießen Kränzlein. Sie werden streng verboten. Die Studenten entschädigen sich durch Trinkgelage in Derendingen und Rottenburg, wo sie sich mit Katholiken und Pfaffen prügeln. — Stud. Hügel sticht einen Andern so, „daß die Gedärm bis auf den Boden hangen" (1586). Jörg von Ehningen ist die „pestis studiosorum". Trotz der vielen Carcerstrafen ist der Pedell mit „seinem Batzen Lochgeld", bei dem es die Herren vom Senat bewenden lassen, nicht zufrieden. Einmal passirt es ihm gar selbst, daß er wegen Nachlässigkeit bei einem großen Studentenaufruhr (1583) auf zweimal 24 Stunden ins Carcer kommt.

Große Sorge macht dem Senat auch das lästerliche Fluchen und andres ruchlose Wesen der Studenten. Abraham Wolfskehl von Speier wird vom Rector ins Carcer gelegt, weil er um Mitternacht auf der Straße greulich Gott gelästert, als nämlich „hundert tausend Donner-Sacrament" und „das Feuer soll vom Himmel fallen". Zwei Studenten, welche (1587) das Tractätlein vom Faust (eine Komödie) gemacht, werden auch ins Carcer geworfen. Vier andere trinken in des Henkers Haus 22 Maß Wein, begehren sein Schwert zu sehen und einen Strick von ihm zu erhalten. Sie werden, „weil sie greulich delinquirt", auf einige Wochen ins Carcer gelegt. Im Jenner 1594 wagen es gar die „Herren Grafen und Freiherren", bei Nacht Schlitten zu fahren, „res nova, nec sine periculo". Der Stud. Rotnagel ist „incorrigibilis", hat auf dem Tanzhause Händel angefangen und ist die Treppe hinabgeworfen worden. „Auch habe er einen ungewöhnlich bösen Fluch gethan: Stern-Sacrament". Ein Studiosus, Namens Leipziger, verschreibt sich, weil er 200 Fl. Schulden hat, gar dem Teufel; bei der Untersuchung erklärt er: „er habe es nur auf 2 Jahre mit dem Teufel treiben wollen, und wäre er gestorben in dieser Zeit, so hätte er vorher ihm abgesagt und ihm erklärt, er habe einen andern Helfer, Jesum." Aber der Teufel hatte diesen Leipziger doch am Kragen; im Jan. 1597 wird angezeigt, daß er in Wirthshäusern drei silberne Becher und drei Löffel gestohlen. Nun wird peinlich gegen ihn verfahren.

Mitten unter diesen Greueln begegnen wir zur Erholung auch einer sentimentalen Liebesgeschichte. Des berühmten Prof. Martin Crusius Töchterlein, Theodora, hat eine ehrbare Liebschaft mit M. Hecker und verspricht ihm die Ehe. Der Vater will aber nichts von der Heirath wissen. Der Liebhaber wird vom Senate vorgefodert und erklärt: „die Dirne habe ihn erst bewegt und angesprochen, ihr die Ehe zu versprechen, und ihm eins darauf und daraus getrunken; woll sie aber sub conditione verlassen, daß ihm kein Nachtheil daraus entstehe. Geb's ihr aufs Gewissen." Theodora erklärt: „Sie könne ihn gar wohl lassen; wolle es aber nicht auf ihr Gewissen nehmen, sondern ihrem Vater folgen." (8. Sept. 1599.) Aber am 12. Sept. wird das Pärchen doch wieder unter der Hausthüre ertappt. Crusius beharrt bei seiner Weigerung.

Das letzte Factum, mit welchem die Schrift schließt, ist der Amazonenstreich eines Mädchens, die, von ihrem Freunde Cellius verleitet, einem Studenten, auf den er eifersüchtig war, ein Messer in den Hals sticht. Cellius, der sich geflüchtet hat, wird relegirt.

Der Sammler wendet sich von den „keineswegs immer sehr lobenswerthen Sitten einer längst entschwundenen Zeit" zum Lobe der Gegenwart, wozu er als Verkündiger des Königlichen Geburtsfestes gerufen war. 163.

Zur Geschichte Polens.

Die Verhandlungen des polnischen Reichstages, von dem Tage der Bestürmung Warschaus bis zu seiner letzten Sitzung. Aus den ungedruckten polnischen Protokollen übersetzt und als ein authentischer Beitrag zur Zeitgeschichte mitgetheilt. Stuttgart, Cotta. 1832. Gr. 8. 18 Gr.

Ein interessanter Beitrag zur neuern polnischen Geschichte, der das bis auf den letzten Augenblick würdige Benehmen der Vertreter des durch die schändliche Selbstsucht Krukowiecki's verrathenen polnischen Volkes in das heuste Licht stellt.

Voran geht eine Darstellung des Benehmens Krukowiecki's, vorzüglich gegen den Marschall der Landbotenkammer, Wladislaus Ostrowski, gegen den Jener bei den letzten Unterhandlungen mit dem russischen General Berg deswegen so wüthend war, weil alle seine selbstsüchtigen Bemühungen an dessen Patriotismus scheiterten. Sodann folgen die Reichstagsprotokolle vom 7. Sept. in Warschau. Früh 10 Uhr machte General Prondzinski, durch die Einnahme Wolas aller Fassung beraubt, einen so kläglichen Bericht von dem Zustande der polnischen Vertheidigungsmittel, daß schon im Reichstage die Ansicht laut wurde, die Stadt capituliren zu lassen und durch Verlassen derselben die Ehre des Reichtags zu retten. Da sich aber vorzüglich die Landboten Szaniecki, Niemojowski, Swirski und Kochanowski gegen jene Maßregel als des Reichstags unwürdig erklärten, entfernte sich Prondzinski, und die Landboten, ermuthigt durch Roman Soltyk, der aus den Verschanzungen gute Nachrichten brachte, beschlossen Proclamationen an Heer und Volk abzufassen. In der Nachmittags 4 Uhr erneuerten Sitzung sandte Krukowiecki seine Dimission ein, ließ sie aber unbemerkt wieder zurücknehmen und wurde auf einen erneuerten Klagbericht Prondzinski's zur Einleitung von Unterhandlungen befugt erklärt. Endlich nach 10 Uhr durch Malachowski von Krukowiecki's feigem und schändlichem Misbrauch jener Ermächtigung benachrichtigt, trug der Marschall Ostrowski auf seine Absetzung und Bonaventura Niemojowski's Ernennung zum Regierungspräsidenten an.

In Folge der durch Krukowiecki herbeigeführten, zwischen Malachowski und General Berg abgeschlossenen Militairconvention verließen die Reichstagsmitglieder mit dem Heere die den Russen übergebene Hauptstadt und versammelten sich den 11. 12., 14. und 19 September in Zakroszym bei Modlin in einem Kapuzinerkloster. Krukowiecki's Benehmen, der Wunsch, von den neuen Ministern Aufklärungen über die noch vorhandenen Hülfsquellen der Nation zu erhalten, der Beschluß von diplomatischen Noten für die auswärtigen Höfe mit entschiedener Protestation gegen Krukowiecki's Verrath waren Hauptgegenstände der Discussion der Reichstagsmitglieder, die auch in solchem Unglücke noch groß genug dachten, an der Rettung des Vaterlandes nicht zu verzweifeln. Doch die Bitte des Oberbefehlshabers der Armee, Rybinski, mit welchem General Berg nur nach Entfernung des Reichstags unterhandeln wollte, bewog Ostrowski, Zakroszym zu verlassen und nach Plock zu gehen. Da während dieser Zeit die Russen, durch den Uebertritt des Ramorino'schen Corps nach Oestreich bewogen, die zeitherige Basis der Unterhandlungen mit Rybinski aufgegeben und völlige Unterwerfung verlangt hatten, worüber die von Ref. früher angezeigten „Mémoires officielles sur la Pologne" den besten Aufschluß geben, so legte der Regierungspräsident Bonav. Niemojowski sein Amt nieder, um dem Reichstage in dieser Gefahr die Möglichkeit zu geben, die ganze Militair- und Civilgewalt in Eines Hände zu legen. Dies geschah in der letzten Sitzung zu Plock den 23. Sept., worauf Uminski zum Oberfeldherrn erwählt und Niemojowski wieder zum Regierungspräsidenten ernannt wurde, da Uminski die Civilgewalt ablehnte. Die Hoffnung, durch Uminski's beabsichtigten Zug über die Weichsel mit ins Krakausche zu kommen, bewog endlich nach langen Debatten die Reichstagsmitglieder, sich nicht, wie Einige wollten, zu limitiren, sondern sich zur Fortsetzung der Verhandlungen in die Woiwodschaft Krakau zu begeben, was aber bei den bekannten später eingetretenen Unglücksfällen nicht mehr möglich war. 98.

Das Specialgericht, oder Frankreich im Jahre 1815. Ein Roman von L. F. von Bilderbeck. Zwei Theile. Aachen, Mayer. 1832. 8. 3 Thlr.

Der Verf. hat einen sehr guten Romanstoff sehr mittelmäßig bearbeitet, wofern ihm die Erfindung des Stoffs überhaupt zukommt, was uns nach triftigen, aus Styl und Darstellung entlehnten Zweifeln zu verbürgen bedenklich scheint. Die innern Verhältnisse Frankreichs nach der zweiten Restauration, der offene und heimliche Kampf der Parteien unter einem liberalen König und einem verfolgungssüchtigen Hofe, die Kühnheit der Sieger, ihr Trotz gegen die Gesetze, und die Erstarrung, die Resignation, die Muthlosigkeit ihrer Gegner, die sich besiegt sahen, der Versuch auf der einen Seite, das vollende Weltrad rückwärts zu schieben, und das entmuthigte Bestreben auf der andern, sich dieser Bewegung entgegenzustemmen, der Zusammenbruch einer ganzen gesellschaftlichen Ordnung, und die Bemühung, die neu-alten Gesetze derselben wieder zur Geltung zu bringen, vor allen Dingen aber der wiedererwachende Papismus und die exceptionnellen Gerichte: all Dies erhebt diese Periode der neuern Geschichte Frankreichs zu einem so fruchtbaren Gebiet des Romans, als der historische Romantiker nur immer begehren kann. Die Elemente dieser Zeit sind zu Darstellungen dieser Art so auffodernd, daß wir uns mit Recht wundern, sie von den französischen Romanschreibern nicht häufiger und nicht besser benutzt zu sehen. Vielleicht ist die Erinnerung für sie zu bitter, als daß sie zu einem Gegenstand der Kunstbildung werden konnte; um so mehr Auffoderung hätten aber die deutschen Romandichter, sich dieses Gegenstandes zu bemächtigen, der für sie gerade in der rechten Nähe und rechten Ferne liegt, um der Wirkung versichert zu sein. Es wäre ein Stoff für Spindler.

Der Verf. des „Specialgericht" mag dies erkannt haben; aber ihm hat die Kraft gemangelt, den fast überreichen Stoff künstlerisch zu gestalten. Was er uns in so außerordentlichen Zeiten zeigt, sind gewöhnliche und verbrauchte Romanverhältnisse und Charaktere: kämpfende Liebe, verfolgte Unschuld, die nicht einmal so ganz unschuldig ist, Kerker, Urtheilsspruch u. dgl. Wenige und nur äußerst schwache Versuche, uns die Denkweise der Parteien und Classen, die Höhen und die Tiefen der Gesellschaft, die Wahrheit und das Recht in jeder der kriegführenden Meinungen, Zielpunkte und Bestrebungen der einzelnen streitenden Haufen zu zeigen, kurz, ein Bild der Zeit und ihrer sittlichen Gestalt zu entwerfen, werden gemacht; der Verf. begnügt sich mit den Details des Romans, mit der Liebes- und Leidensgeschichte seines Helden, ohne dem höher liegenden Ziel des Gemälders, des Dichters, der, indem er ergötzt, zugleich unterrichtet, nachzustreben. Statt daher ein Werk zu liefern, an dem sich ein gebildeter und geschmackvoller Leser erfreuen könnte, hat er gewöhnliches Futter für den Lesehei[illegible]hunger geliefert, und die Leihbibliotheken sind es, für die er geschrieben hat.

Unter solchen Umständen haben d. Bl. keinen Anlaß, in eine nähere Analyse seines Romans einzugehen, der sich sein Lesepublicum suchen mag. Wir leugnen nicht, daß die Scenen, wo Alfons vor seinen blutgierigen Richtern erscheint, ein so lebhaftes Interesse erregen, als bestrafter Leichtsinn nur immer erregen kann; aber damit ist auch Alles zum Lobe des Buches gesagt, was sich sagen läßt. Die Darstellung erhebt sich nie über das Triviale und Herkömmliche, und der Styl mahnt allzusehr an eine ungeschickte Verdeutschung irgend eines französischen Originals, als daß wir die Theilnahme der Leser für diese Leistung aufrufen könnten. 89.

Hierzu Beilage Nr. 2.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Beilage zu den Blättern für literarische Unterhaltung.

Nr. 2. 16. Februar 1833.

Antiken.

Unter diesem Titel muß ich einige Bücher aufführen, die plötzlich wie alte steinerne Massen unter die lebendige Welt geschoben werden. Sie gehören einer lange vergangenen traurigen Zeit an und riechen nach Moder und Gruft, als ob sie in der Nähe der Todten gelegen. Es ist wirklich bewundernswerth, bis zu welcher Hartnäckigkeit der Starrsinn alter Leute sich steigern kann; denn alt müssen namentlich die Verf. der beiden zuerst zu nennenden Bücher sein; wie die weinenden Kinder erwidern sie auf alle Ermahnung und Belehrung: ich will aber nicht. Es kommt mich ein Grauen an, wenn ich die Bücher wieder öffnen soll; ich meine, sie sind aus der Santa casa entnommen, es ist ein erschreckliches Maß von Unmenschlichkeit, von Immoralität, von Geistesschwäche darin, obgleich die Fahne der Moralität in schreienden Farben auf den Masten dieser Transportschiffe nach Botanybay weht.

Nr. 1 gibt

Winke für Regenten und Alle, welche berufen sind, Gesetze zu geben und zu vollziehen. Sulzbach, Seidel. 1832. 8. 8 Gr.

Der Mann nennt sich einen „Freund gesetzlicher Freiheit". Es schauert den Leser, wenn er diese Freundschaft und diese gesetzliche Freiheit näher kennen lernt. Es ist ein christlicher — was man so christlich nennt — Drako dieser Herr: Strafe, Züchtigung, Kopf herunter, wenn das Volk nur muckt! Die Menschen sind blos der Gesetze wegen da, und man muß eigentlich freiengenügt sein, sobald man sein letztes Stündlein herannahen sieht, daß man diesen zweischneidigen Schwertern entronnen sei. Das Leben wird eine fortlaufende Angst und Gefahr; die Terroristen in Frankreich waren Schulbuben gegen diesen winkenden Herrn. Wenn die Regenten diesen „Winken" folgen, so wird's etwas Reelles zu thun geben. Dieser Herr meint denn auch, das sei eine Kleinigkeit gewesen, diese ganzen neuen Revolutionswirthschaften wie die Katze im Sacke zu ersticken; er hätte das ganze Bischen neue Zeit ins Hundeloch geworfen oder in den polnischen Bock gesperrt, und wir hätten sie nie gesehen. Es ist entsetzlich, der Herrgott selbst — sollt' ich meinen — müsse sich fürchten, wenn er solch einen Gefängnißwärter über das Quentchen Erde, Menschheit und Zeit herfallen sieht.

Bei Gelegenheit des polnischen Kampfes und des Mitgefühls, was er in Deutschland erweckt, ist der Verf. mehre Zeilen lang außer sich, wie tief das Christenthum in Deutschland gesunken sei. Und das Alles nennt der Mann „Winke" — er ist schlimmer wie Uhland's schwarzer Ritter, der im Kleide von Eisen schauerliche Weisen tanzt; wenn er einmal mehr schreibt als „Winke", dann Gnade uns Gott; er könnte für Gesetze und Politik Das werden, was Spieß, Cramer und Vulpius in ihrer schauerlichsten, unterirdischen Epoche für den Roman wurden. Der Himmel möge diesen grimmigen, abgeschiedenen Geist versöhnen!

Nr. 2. **Der Kirchenstaat, biblisch prophetisch begründet in Rom, von Wilhelm von Schütz.** Leipzig, Rein. 1832. Gr. 8. 4 Gr.

Man traut seinen eignen Augen nicht, wenn man den ersten Satz liest, der also lautet: „Zu schönen Hoffnungen berechtigt die Erscheinung, wie von so vielen Seiten her man versucht, nachzuweisen, daß der christliche Oberhirte in Rom unmittelbar durch den Heiland selbst, kraft auf uns gekommener Worte des Herrn, in die höchste Befugniß eingesetzt worden, deren ein Mensch theilhaft werden kann." Ich wandte hastig um, die Jahreszahl zu suchen, denn ich glaubte zuversichtlich an einen Jahrhundertirrthum; aber naiv sah mich die Jahrszahl: 1832. an. Und so bringt nun Hr. v. Schütz eine sehr gläubige Erklärungsweise der Worte Christi: „Weide meine Schafe", und der neue Hirtenbrief Gregor XVI. für die Schafe Europas ist Kleinigkeit gegen diese Art von Glaubensanfoderung. Das Büchlein spinnt sich nun in Wehmuth, Rührung, Zerknirschung und Jämmerlichkeit weiter, und der Hr. v. Schütz erklärt weinend, daß er erst fromm sei, seit er dumm geworden, denn „denkende Geister müssen sich endlich entschließen, die Selbstvernichtung ihrer Vernunft in jener heiligen Aufopferung zu begehen." „Es hilft Alles nichts, daß mich die geschicktesten Leute verspottet haben — sie haben mich nicht zum Schweigen gebracht, ich werde viel siegreicher über das hochwichtige Thema zum zweiten Male auftreten, denn es hat mich ein priesterlich gerechter Katholik damit aufgerichtet, daß er mir gesagt, ich hätte infusas ideas!"

So lallt das Büchlein 38 Seiten lang, ich mag nicht „confus" sagen; es ergreift mich ein Mitleid mit diesen zitternden alten Dingen — aber drucken sollte man sie nicht mehr.

Nr. 3. Mit ihrem Dornenkranze kommt denn auch wieder eine zweite Sammlung der „Blätter aus Prevorst. Originalien und Lesefrüchte für Freunde des innern Lebens, mitgetheilt von dem Herausgeber der Seherin von Prevorst." (Karlsruhe, Braun. 1832. 12. 16 Gr.) Sie beklagen sich, daß die Kritik so wenig Notiz von ihnen nimmt *), daß man sich ungebührlich viel mit äußerer Freiheit beschäftigt und ihre innere darüber zu Grunde richte; Eschenmayer mältraitirt einen gewandten Geist weiter, er läßt ihn die Engel und den Satan schauen; Justinus Kerner erhält Briefe, die außer sich sind, daß die Welt ihre Herrlichkeiten noch immer nicht glauben wolle, und schüttelt wieder eine Menge Wundergeschichten aus der Tasche. Er ist wie billig äußerst entrüstet über einen Rec. im „Hermes", der ihm eine schreckliche Geschichte von einem todten herumwandelnden Koch Carpi zu Hülfe gibt, wenn ihm etwa der Stoff ausginge, und bedauert christlich die arme Seele des frivolen Recensenten. Er hätte sich aber doch lieber bedenken sollen; denn der Stoff geht den Leuten doch am Ende wirklich aus; einen großen Theil dieses Büchleins füllt bereits ein 1725 erschienenes Geschwätz über den Hades.

Da sie sich nun aber einmal dies Feld geöffnet, so ist kein Absehen dieses Dings: wenn sie nun erst die ganzen Mönchsgeschichten und höher hinauf diese und jene Nacht der Magenbeschwerde dieses und jenes Kirchenvaters drucken lassen werden, dann wird die Freude erst groß sein.

Es ist aber gar nicht leicht, über diese ganze Wirthschaft etwas Genügendes zu sagen. Wer möchte sich vermessen, die Grenzen des Diesseits und Jenseits genau abzustecken, wer möchte bestimmen, wie weit das Nervensystem in überreizter Stimmung gehen könne? Die Theologen befehlen, die Philosophen beweisen, die Mystiker ahnen, fühlen und schauen, was unter dieser irdischen Decke ruhen soll; sagt man: Ihr habt Unrecht, die Sache so und so darzustellen, so verfällt man in denselben Fehler, denn wer das Unrecht kennt, will auch das Recht kennen; sagt man: Es ist nutzlos, Dingen nachzujagen, die außer unserer Fähigkeit liegen, so heißt das der philosophischen transscendenten Speculation das Terrain abschneiden, und Deutschland steinigt den Frevler. Citirt man den „Faust": „Und daß wir halt nichts wissen können", so rümpfen sie über den profanen Skeptiker die Nase und meinen, sie haben nach dem Faust das Nöthige erfahren. Die starren Formenphilosophen wie die Hegelianer mit dem gefundenen Absoluten treiben es ja doch nur auf eine andere Weise: sie haben ja auch das Nöthige entdeckt

*) Wir haben über die erste Sammlung in Nr. 274 d. Bl. f. 1832 berichtet. D. Red.

und lächeln mitleidig über die blöde Welt, die noch mit leeren Händen tappt. Es ist nur eine andere romanhaftere Richtung der dreist beweisenden und fingirenden Speculation, und spielte sie nicht so stark in den Kinderglauben hinein, sie würde leicht zu Ansehen kommen; hätte sie ein anderes höheres Princip als das veraltete dogmatisch christliche, wodurch sie ihre Jugend alt macht und sich in die Antiken reiht, triebe sie die alte Visionswuth ein wenig mäßiger und moderner, sie würde viel mehr Glück machen.

Man kann ihr nichts Besseres zu hören geben, als Wolfgang Menzel gethan: ihre Bilder seien ja doch nichts und könnten nichts Anderes sein als Reflexe oder Ergebnisse dieser irdischen Thätigkeit. Das reducirt den Gewinn dieses Schauens auf den richtigen Punkt. Und nun lassen wir sie in ihren neu erfundenen Zauberspiegel gucken, so lange sie wollen, und sobald sie in die diesseitigen Thätigkeiten, zu denen wir bestimmt sind, mit ihrer geweihten Hand störend eingreifen wollen, so weise man sie als störende Phantasten zurück. Man gewähre ihnen die innere Freiheit, die Jeder in Anspruch nehmen kann, aber fessle die von Nervenzuckungen bebenden Hände, sobald sie mit beliebter frommer Dreistigkeit Das antasten wollen, was im Kreise unserer irdischen Thätigkeit liegt.

Diesen drei ehrwürdigen Werken glaube ich am passendsten anzufügen:

Nr. 4. Briefe aus und nach Abdera über des Naturforschers Demokritos angebliche Verrücktheit, gegen die Verächter und Spötter der Speculation. Freie Uebersetzung aus dem Griechischen. Sulzbach, Seidel. 1832. 8. 4 Gr.

Das Büchlein enthält zwar nur 32 Seiten, aber den Grund seiner Existenz wird die Seidel'sche Buchhandlung schwerlich genügend angeben können. Es ist ein vollkommen uninteressantes Blatt, was auf dem adriatischen Meere herausgeschwommen, zu Triest aus Pietät herausgefischt, getrocknet, zu Sulzbach gläubig gedruckt ist. Die Abderiten glauben nämlich, Demokritos sei verrückt, weil er speculire; deshalb lassen sie den Hippokrates holen, der ihnen denn sagt, Demokrit sei geschickter denn sie. Darüber gehen dann einige Briefe hin und her, und damit meint der Uebersetzer den Feinden der Speculation etwas angethan zu haben. Man muß gestehen, daß die Waffe so groß und lang ist, daß sie kein Mensch regieren kann. In drei Worte gefaßt, konnte sie wenigstens eine Pritsche sein. Daß alte, verstorbene Leute die Uebersetzung solcher Dinge für nützlich gefunden haben, bezweifle ich gar nicht; denn es gibt heut noch so alte Philologen, die da rufen würden, es sei der Welt groß Heil widerfahren, wenn sich ein Büchlein zum Uebersetzen vorfände, in welchem stände, wie sich ein Athener heute Abend um 6 und morgen Abend um 6 Uhr befunden, ob er Kopfschmerz oder keinen gehabt habe. Ich gestehe aber, daß ich anfangs eine viel feindlichere Absicht, als eine Vertheidigung der Speculation ist, mehr Hinterlist bei diesem Büchlein gesucht habe; die gar zu große Simplicität machte mich irre, und je vorsichtiger und aufmerksamer ich Schritt für Schritt ging, um nicht plötzlich im Rücken ausgelacht zu werden, desto verdrießlicher war ich hinterher, daß ich mich selbst angeführt. Zu alledem braucht man aber kein Feind der Speculation zu sein. 113.

Geschichte der deutschen Reformation, von Philipp Marheineke. Zweite verbesserte und vermehrte Auflage. Drei Theile. Berlin, Duncker und Humblot. 1831. 8. 4 Thlr. 12 Gr.

Die durch Luther bewirkte Kirchenverbesserung ist eine in das Schicksal und die Verhältnisse des deutschen Volkes so tief eingreifende Begebenheit, daß die Geschichte derselben den Hauptpunkten nach keinem gebildeten Deutschen, er gehöre übrigens zu ihren Anhängern oder Gegnern, unbekannt sein darf. Gleichwol hat diese wichtigste aller Erscheinungen der neuern Zeit so viele bedeutsame Einzelheiten, und diese sind durch die Leidenschaftlichkeit der Geschichtschreiber zum Theil so entstellt, daß nur ein genaues Studium der Quellen, die freilich im Ueberfluß vorhanden, eben deshalb aber auch schwer zu erschöpfen sind, dazu gehört, um diese große Begebenheit mit ihren Ursachen und Wirkungen nach allen ihren Richtungen klar zu überschauen. Die Geschichte der deutschen Reformation ist so oft und so verschiedenartig bearbeitet worden, daß es scheinen könnte, als sei bereits für das Bedürfniß aller Classen von Lesern hinreichend gesorgt. Wenn aber dennoch ein so berühmter Gottesgelehrter als Hr. M. eine neue Bearbeitung derselben unternommen hat, und wenn das von ihm herausgegebene und mit entschiedenem Beifall aufgenommene Werk binnen kurzer Zeit im Buchhandel vergriffen worden ist, so läßt sich daraus entnehmen, daß er dem höchst wichtigen, aber auch allgemein bekannten und ziemlich erschöpften Gegenstande einen neuen Gesichtspunkt abgewonnen haben müsse, von welchem aus neues Licht über jene wichtige Begebenheit verbreitet wird. Und das ist denn auch in der That der Fall. Der Verf. ist nämlich der Meinung, daß, um jene großen Begebenheiten richtig aufzufassen und ein treues, reines Bild davon zu erhalten, der Geschichtschreiber sich auf den Standpunkt jener Zeit selbst erheben und die darin handelnd auftretenden Zeitgenossen sowie die historischen Documente selbst reden lassen müsse. Dem gemäß hat er nicht nur aus den Quellen selbst geschöpft, sondern diese in ihrer Ursprünglichkeit und im Wesentlichen unverändert in die Erzählung aufgenommen. Es ist dadurch gleichsam ein musivisches Gemälde entstanden, welches eine sichere, zuverlässige und ungetrübte Anschauung des großen Werkes der Kirchenverbesserung und der Begebenheiten und Gesinnungen jener Zeit gibt. Die Aufgabe, die sich Hr. M. gesetzt, ist eine der schwierigsten; denn zu ihrer glücklichen Lösung gehört nicht nur eine umfassende Kenntniß der unzähligen in dem Zeitcharakter der Reformation erschienenen Streitschriften, sondern auch ein sicherer, geübter Blick und ein durch vielseitiges Wissen geläuterter Geschmack, um aus dem unermeßlichen Vorrath die richtige Auswahl zu treffen, der unsäglichen Mühe, aus dem überschwenglichen Wortschwall die geeigneten Stellen aufzusuchen und passend aneinanderzureihen, nicht zu gedenken. Hr. M. hat unserer Ansicht nach diese Aufgabe auf das glücklichste gelöst und zur Literatur der deutschen Kirchengeschichte ein Hauptwerk geliefert, welches so befriedigend für den gelehrten Kenner als ansprechend für Leser aller Classen, die sich eine genauere Kenntniß von dem hochwichtigen Gegenstande anzueignen wünschen, sein wird. Er ist bei Abfassung des Werkes von dem Grundsatz ausgegangen, sich mit eigenen Betrachtungen und Urtheilen so wenig als möglich in den Gang der Begebenheiten selbst einzumischen; doch ist er dadurch keineswegs in den kalten farblosen Indifferentismus gefallen, welcher den Leser ohne Theilnahme läßt, indem er ihm nur schwankende formlose Umrisse zeigt; vielmehr hält er es für die Pflicht des Darstellers, sich lebendig in die Zeit seiner Geschichte zu versetzen und ein ungetheiltes Interesse daran zu nehmen. Das thut er denn auch redlich und zeigt sich als ein aufrichtiger Freund der Reformation, der ihren unaussprechlichen Segen richtig zu schätzen weiß und sich dessen freut, doch ohne deshalb ungerecht gegen ihre Widersacher zu werden. Die Diction ist dem Gegenstande angemessen, klar, concis und edel gehalten, mitunter etwas an das Alterthümliche streifend, um in Rücksicht der aus ältern Schriften wörtlich aufgenommenen Auszüge die Gleichförmigkeit des Styls herzustellen, doch ist dabei jede unnütze Alterthümelei sorgfältig vermieden. Wie groß auch die Versuchung ist, einige der gelungensten Stellen als Proben der Darstellungsweise des würdigen Verf. mitzutheilen, so widerstehen wir ihr doch, um den nöthigen Raum zur Mittheilung einer bedeutsamen Aeußerung desselben über die künftige Gestalt der deutschen Kirche zu gewinnen, die als ein von einem competenten Beurtheiler dieser Angelegenheit zu rechter Zeit gesprochenes Wort sicher viel zur Beruhigung der Gemüther beitragen wird und nur von den Dunkelmännern, die gern aufs Neue die

Geister in Fesseln schlagen möchten, misdeutet werden kann. Er sagt S. XIX fg. in der Vorrede:

„Was auf eine Verbesserung der gemeinsamen deutschen Kirche eine gute Aussicht gibt, ist besonders Dies, daß gegenwärtig, nach Auflösung aller Bande des westfälischen Friedens, bereits eine solche Dissolution aller öffentlichen Verhältnisse der Kirche, sowol protestantischer- als römischerseits in Deutschland vorhanden ist, daß man aus solcher chaotischer Verwirrung selbst schon eine schönere Zeit nicht undeutlich hervortreten sieht. Es läßt sich nicht wohl verkennen, daß selbst an der gegenwärtig herrschenden politischen Indifferenz gegen jede Glaubensform in der That nicht blos Indifferentismus, sondern auch die Ueberzeugung von den gegenseitigen Gebrechen und Mängeln aller ihren Antheil hat. Und so verderblich auch jener Grundsatz für den Augenblick auf das innere Leben der Staaten zurückwirkt, so kann er doch für die Zukunft von den erstaunlichsten und erfreulichsten Folgen werden. Man muß es ruhig abwarten, wie sich die Politik mit der öffentlichen Religion auseinandersetzt, und wie lange es gehen wird, die Kirche ganz aus dem Spiel zu lassen. Das kann die Meinung unmöglich sein, wie Einige sich schon schmeicheln, daß irgend eine einseitige Form nun die andere mit Allem, was sie Herrliches hat, allmälig verdrängen und nur sich an derselben Stelle setzen solle. Auch schonen sollte man billig der Ueberzeugung Derer, die sich in den neuen Grundsatz nicht so geschwind finden können, weil sie freilich nur allzu gut sehen, auf welcher Seite vor der Hand der offenbare Gewinn, auf welcher der unfehlbare Verlust sein werde. Doch aber sich freuen und helfen muß man redlich, wenn man, wie sich's immer deutlicher entwickelt, bemerkt, daß von diesem Punkte aus die Zeit sich den Durchgang brechen will zu einem höhern und umfassendern Leben im Christenthum. Es ist unleugbar, daß Deutschland war, und eins und groß, bevor der hartnäckige Kampf gegen die Freiheit des Glaubens und Evangeliums einen Religions- und westfälischen Frieden nöthig machte. Jetzt, da wir von diesem auch den letzten Buchstaben erloschen sehen, ist wahrlich schon ein ansehnlicher Schritt gethan zu künftiger neuer Gestaltung des kirchlichen Lebens und zu einer Reformation, ohne die man freilich nicht abkommen wird, deren Gang und Richtung sich schon jetzt höchst wahrscheinlich bezeichnen läßt, die auch unstreitig, ohne viel Aufsehens zu machen, mehr innerlich als äußerlich erfolgen wird, wozu aber unverkennbar schon jetzt die wesentlichsten Elemente und nicht undeutliche Zeichen in der protestantischen sowol als römischen Kirche Deutschlands vorhanden sind. Es läßt sich schon ohne große divinatorische Kraft mit Zuversicht behaupten, daß dieses Jahrhundert nicht verlaufen wird, ohne daß ein zweiter Luther erstehe, der, obwol in anderer Art, doch für seine Zeit werde, was der Erstere für die seinige war, der, mit hohen und ausgezeichneten Gedanken und Gaben von Gott gerüstet, mit großen und hellen Blicken hinwegsehend von allen unwesentlichen Dingen, aber dagegen mit tiefer Erkenntniß des wahren Schadens, ohne alle Anlage zur Hierarchie und Pfafferei, deren Zeit für immer vorüber, und vor der sich auch jetzt wirklich nur Kinder fürchten, vielleicht nicht einmal dem geistlichen Stande angehörend, aber ohne Menschenfurcht, erhaben und kühn, sein Leben dem heiligen Dienste der Wahrheit und des Christenthums opfert, der die christlichen Staaten mit dem innern religiösen Leben, ohne welches sie doch nur leere und hohle Formen sind, neu und innig wieder verbinden wird, und der dann auch die getrennten Kirchen auf die Art wieder vereinigt, wie sie allein geeinigt sein können und sollen, und zwar durch ebendasselbe Maß eines unerschöpflichen, herzerhebenden und echtchristlichen Glaubens, als der war, von welchem die Trennung vor nun drei Jahrhunderten die ganz unbeabsichtigte und auch von allen Redlichen dazumal schon tief beklagte Folge war. Denn was die Menschen trennt, ist allein das Menschliche; das Göttliche vereinigt sie immerdar. Wie aber so etwas zugleich nie das Werk eines Einzigen war, so gehört auch dazu noch eine etwas andere Zeit als die gegenwärtige, und muß sich dazu besondere (wozu es auch Gott sei Dank einen guten Anschein hat) die Zahl der Geistlichen noch ansehnlich vermehren, die in einer festen, großartigen, christlichen Ueberzeugung leben, die, durch die Wissenschaft befestigt im Glauben, nicht jedem Winde der Lehre nachhängen, oder gar noch kränkeln an den Nachwehen einer glaubenslosen und jammervollen Zeit. Denn wenn nun der einzige und ewige Erlöser von Neuem zu uns kommt (er kommt aber allein im Glauben), so brauchen wir auch keinen Luther mehr, der als ein sündiger Mensch doch nur auf ihn hinweisen, uns nur zu ihm zurückführen konnte und wollte. Bis dahin aber muß vornehmlich das Bewußtsein der religiösen Geschichte unsers Volkes in diesem immer lebendig erhalten werden, weil sich nur daran anschließen kann, was als ein lebendiges Glied in die Zeit eintreten und wiederum aus ihr heraus Einfluß auf die Entwickelung des religiösen Geistes der Nation gewinnen soll."

Das Werk ist in dieser neuen und verbesserten Auflage mit dem dritten Theile bis zum Jahr 1540 fortgeführt; möchte uns doch der Hr. Verf. recht bald mit der Beendigung desselben erfreuen. H.

Italienische Reise. Von Karl Friedrich Scholler. Zweiter Band. Auch unter dem Titel: Natur, Volksleben, Kunst und Alterthum in Italien. Als neuestes allgemeines Handbuch für Reisende. Leipzig, Hartmann. 1832. Gr. 8. Preis für beide Bände 3 Thlr. 8 Gr.

Der erste Band dieser neuen Reisebeschreibung von Italien, welche unter dem gelehrten Gesichtspunkte die Aufmerksamkeit des Archäologen und des Kunstfreundes verdient, ist in d. Bl. nach Verdienst gewürdigt und empfohlen worden.*) Wir erwarteten den Verf. in Rom, um unser Urtheil über ihn und sein Werk festzustellen. Der zweite Band, blos mit dieser Stadt beschäftigt, liefert nun das Material zu einem entscheidenden Ausspruch. Nach der Durchsicht dieser Bogen will es uns jedoch scheinen, daß der Verf., trefflich als Sammler und Nachweiser Dessen, was über die einzelnen archäologischen Streitpunkte für und wider vorgetragen ist, doch desjenigen eignen Urtheils oder der dazu befähigenden Forschung entbehrt, die allein zu befriedigenden Resultaten führen kann. Im Allgemeinen verläßt er die streitigen Punkte, nach einem gründlichen und dankenswerthen status causae, den er davon gibt, in demselben Zustande der Unentschiedenheit, in dem er sie aufnahm. In der That ist aber auch ein Aufenthalt von ein oder zwei Monaten in Rom nicht geeignet, auf den Standpunkt zu erheben, den ein Richter einnehmen soll; er reicht kaum aus, mit Dem bekannt zu werden, was schon erforscht, vorhanden, nachgewiesen und vorgetragen worden ist; wie viel minder aber, eine solche Sachkunde zu erlangen, wie sie ein entscheidender Ausspruch billig voraussetzen läßt. Wir suchen also in diesem Werke ziemlich umsonst nach völlig befriedigenden Endurtheilen oder Resultaten eigner Forschung; was es uns dagegen gibt, ist eine klare und faßliche Gegenüberstellung des Streitigen und des Erwiesenen, und des Für und Wider verschiedener Meinungen über zweifelhafte Punkte der Topographie, der Archäologie und der Kunstgeschichte. Hin und wieder werden zwar eigne Urtheile, wie z. B. über die so streitige Lage des Capitoliums und der Area, angekündigt; sie lehnen sich aber stets wieder an fremde Forschungen und Urtheile an und sind nicht mehr als ein logisches Raisonnement über diese. Die Kritik muß dabei anerkennen, daß dem Verf. weder der Blick fehlt, welcher das Falsche vom Wahren sondert, noch daß ihm irgend etwas entgangen sei, was auf das Urtheil darüber wesentlich einfließt; allein zu völlig selbständiger Ermittelung des Thatbestandes fehlt es ihm mindestens, wenn nicht an Wissen, doch an Zeit. Gefördert ist

*) Vgl. Nr. 43 d. Bl. f. 1831. D. Red.

der Zustand der archäologischen Wissenschaft oder der der römischen Topographie durch dies Buch nicht, aber es stellt den Kunstfreund auf den richtigen Standpunkt, um ein eignes Urtheil zu finden.

Nach dem großen topographischen Werke von Bunsen, Platner, Gerhard ꝛc. bedarf es jedoch solcher Datensammlungen, wie die vorliegende, eigentlich gar nicht weiter, und wir hoffen, daß dies das letzte Werk sein werde, das sich die bloße Sammlung von Urtheilsmaterialien zum Ziel setzt. Was hilft es auch, das schon Vorhandene immer von Neuem wieder roh zusammenzustellen? Die Zeit der Endurtheile ist für diesen Zweig der Wissenschaft gekommen, und worüber sich jetzt zu keinem sichern Resultate kommen läßt, das wird aller Wahrscheinlichkeit nach für immer zweifelhaft bleiben. So wüßten wir denn auch nicht, was der Verf. uns völlig Neues lehrt, und was, wiewol zerstreut, sich nicht anderswo schon vorfände. Er geht freilich etwas genauer zu Werke als z. B. Kephalides; aber für den großen Haufen der Reisenden reicht dieser aus, und die Erwählten und Eingeweihten wissen, wo sie weitere Kunde zu suchen haben. Auch von ihm aber finden wir das treffliche Werk von Eustace nicht berücksichtigt, ein Mangel, der sich fühlbar macht und nicht wohl nachzuholen ist.

Der Inhalt dieses Bandes bildet das alte und das neue Rom in willkürlicher, ungeordneter und darum störender Zusammenstellung. Wir haben alle Achtung für Tagebücher; allein die chronologische Ordnung in Werken wie das des Verf. taugt durchaus nicht und muß einer sachlichen billig nachstehen. Bei Untersuchungen so ernster Art, wie sie der Verf. eingeht, ist es nur störend, wenn er vom Capitol zum St.-Peter, vom Pantheon zu irgend einer Gemäldegalerie überspringt. Er scheint dies selbst gefühlt zu haben; denn die ersten Capitel, welche die Topographie behandeln, sind ohne Unterbrechung fortgeführt und erschöpfend. Erst später tritt eine tagebuchartige Behandlung der Gegenstände ein, die bei einem flüchtigen Reiseberichte löblich, bei einem Werk ernster Wissenschaft aber an unrechter Stelle ist. Die Erschöpfung des Materials wird bei solcher Behandlung von selbst ausgeschlossen. Am meisten vertieft sich der Verf. in historische Untersuchungen über das Capitol, das Forum, nebst seinen Resten, und den Tempel des Agrippa, das Pantheon. Wir lassen diesen Abschnitten gern Gerechtigkeit widerfahren, wiewol sie eben nichts Unbekanntes darbringen. Zoega hat allerdings über die Lage des capitolinischen Tempels handgreiflich Unrecht, wenn er diesen auf den nordöstlichen Gipfel, die Burg aber auf den südwestlichen versetzt. Des Dionysios Erzählung (I, 32.) vom Einfall des Herdonius macht die Sache klar: die Sabiner, sagt er, seien Nachts die Tiber hinabgefahren, bis dahin, wo sie den capitolinischen Hügel fast berührt; hier seien sie gelandet, durch das offene carmentalische Thor gedrungen, auf das Capitolium gezogen und hernach weiter auf die Burg gerückt, die diesem nahe liege: eine Darstellung, die deutlich erweist, daß der Tempel dem Flusse näher lag als die Burg, und daß Araceli nicht der Platz des Capitoliums sein könne, wohl aber der der Burg. Hiernach ist Zoega wie Kephalides allerdings zu berichtigen. Die Säulen des Jupiter tonans will der Verf. der Gräcostasis vindiciren; aber seine Ausführung ist nicht klar; überhaupt fehlt dem Buche ein Plan vom Forum, von dem die Phantasie des Lesers feste Anknüpfungspunkte hernehmen könnte. Ueber das Pantheon aber verliert er sich in ein luftiges ästhetisches Argumentiren, das, weil es festen Grundes entbehrt, uns mindestens höchst unnütz dünkt. Er will die Schönheiten und die Mängel dieses Baues aus den Gesetzen von der Kugel herleiten. Wie nun, wenn der Erbauer an gar keine Kugel dachte! Dergleichen Raisonnements haben einen zu eingeschränkten Werth, als daß für die Förderung der Wissenschaft etwas von ihnen zu erwarten wäre. Unsere Zeit neigt sich dem Praktischbedeutenden zu, überall, selbst in der strengen Wissenschaft und in gewisser Weise selbst in der Kunstscienz.

Zu Auszügen für d. Bl. gibt dies Buch keinen Stoff her, da es, mit beinahe ausschließlicher Beschränkung auf die archäologischen Interessen, die Theile seines Titels, welche Natur- und Volksleben angehen, fast gänzlich übergeht. Vielleicht werden diese Lücken durch den dritten Band, der uns versprochen wird und welcher auch die Inhaltsanzeigen nachbringen soll, erfüllt, und wir behalten uns daher vor, diesen mit Rückblick auf das Ganze des Werks zur Kenntniß unserer Leser zu bringen. Was den vorliegenden zweiten Band insbesondere betrifft, so ist er uns als Quellen- und Datensammlung achtbar und bedeutend und wird als solcher dem Reisenden, der mit dem Zweck ernsterer Studien Rom betritt, wohl zu empfehlen und von wesentlichem Nutzen sein, da seine Citaten zuverlässig und die Wissenschaft des Verf. umfassend genug ist, um den ganzen Vorrath des Materials auf einmal zu überblicken. 34.

Friedrich von Matthisson's literarischer Nachlaß, nebst einer Auswahl von Briefen seiner Freunde. Ein Supplement zu allen Ausgaben seiner Schriften. Dritter und vierter Band. Berlin, Mylius. 1832. Gr. 12. Preis für alle 4 Bände 2 Thlr. 16 Gr. *)

Ein liebenswürdiger Mann muß der Verstorbene gewesen sein, da so viele Menschen an ihn schreiben und Freundliches schreiben (ihrer sind 77), oft blos, weil sie mit ihm zusammengetroffen auf Reisen oder ihn einmal besucht. Inzwischen war der Mann auch Herausgeber einer lyrischen Blumenlese, und dies gab mancherlei Verbindung. Daß diese Briefe und Briefchen wenig Merkwürdiges enthalten, außer die Mannichfaltigkeit der Freundschaftsbezeigungen — und was fragt darnach ein Lesepublicum? — ward schon bemerkt bei der Anzeige von den ersten beiden Bänden und ist noch weit mehr der Fall bei den vorliegenden. Aus einer öffentlichen Anzeige hat Ref. gesehen, daß der Herausgeber sich gegen Friederike Brun rechtfertigt, Briefe ohne Erlaubniß drucken zu lassen, und sich darauf beruft, sie selber habe Briefe in den Druck gegeben, und Matthisson habe vor seinem Tode noch diese Sammlung geordnet und zur Herausgabe bestimmt. Alles recht gut; aber wer nun das Ganze durchgelesen, weiß nicht, was er davon erzählen soll, und findet ein solches Supplement zu den Schriften wunderlich.

Laut einem ungerischen Almanach (1804) ist die poetische Art und Kunst Matthissop's folgende: „Zarte, trauliche Empfindungen, wie bei Hölty. Reiner, glänzender Geschmack. Wohlgeordneter Ideenreichthum. Feierlich hinschwebender Ernst. Edle, sehr correcte, sanftfließende Sprache. Bezaubernder Wohlklang des gedrängten Versbaues. Höchst lebendige Anmuth in Schilderungen, besonders äußerer Gegenstände." Man möchte hinzusetzen: die Glanzliebe des Geschmacks geht manchmal über in gesuchten Prunk, und der Ideenreichthum äußert sich wenigstens nicht durch Verschwendung, sondern eher durch sparsame Haushaltung, oder auch durch einen innern Hang, gern drucken zu lassen. Um aber doch etwas aus den Briefen zu erzählen, stehe hier eine Nachricht vom Herzog August von Gotha. Er hinterließ eine ungeheure Schuldenmasse, viele Kunstsammlungen, Seltenheiten und Kleinodien, allein über 500 Ringe. Seine Witz- und Wortspiele sollten gesammelt werden. Eine literarische Gesellschaft, die sich zu Altenburg im obern Stock des gewesenen Schloßwaschhauses versammelte, bat den Herzog um eine Inschrift ihres Versammlungssaals. „Nichts leichter", sagte dieser, „man setze unten Wäsche, oben Gewäsche." 77.

*) Vgl. über die beiden ersten Bände Nr. 212 d. Bl. f. 1832.
D. Red.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonntag, — Nr. 48. — 17. Februar 1833.

Ein Blick auf Friedrich Murhard's politisch-literarische Thätigkeit im Jahre 1832.

Zweiter und letzter Artikel. *)

3. Die Volkssouverainetät im Gegensatz der sogenannten Legitimität. Von Friedrich Murhard. Kassel, Bohné. 1832. 8. 1 Thlr. 21 Gr.

Das unbedingte königliche Veto, welches den Gegenstand der vorhergegangenen Schrift ausmachte, und die Idee der sogenannten Legitimität sind zwei Hauptstützen des rein monarchischen Princips und verdanken auch derselben Quelle, dem Bestreben, das Ansehen der obersten Staatsgewalt durch außergewöhnliche Attribute zu befestigen, ihren Ursprung. Zwischen beiden besteht indeß der bedeutsame Unterschied, daß die Idee der Legitimität beiweitem unschädlicher und von weniger unmittelbar eingreifenden Folgen ist als die consequent durchgeführte Lehre von dem unbedingten königlichen Veto, welche zu gänzlicher Etudirung des constitutionnellen Princips und zur Handhabung des Absolutismus unter der Maske constitutioneller Formen nur zu leicht gemißbraucht werden kann. Wir sind deshalb auch beiweitem geneigter, die Lehre von der Legitimität mit mildem Auge zu betrachten, und werden Gelegenheit finden, unsere Ansichten von den abweichenden des Verf. im weitern Verlaufe der Betrachtung seiner Schrift auseinanderzusetzen.

Zunächst wollen wir den Leser mit dem wesentlichen Inhalte derselben bekannt machen. Der erste Abschnitt (S. 1—82) führt die Ueberschrift: „Begriffsbestimmung und Rechtfertigung der Idee und Theorie." Was der Verf. in dieser Beziehung vorbringt, ist wenig geordnet und besteht mehr in Behauptungen als Beweisen, mehr in den Aeußerungen anderer Staatsrechtslehrer als in einer eignen selbständigen Beweisführung. Letztere finden wir nur S. 8 fg., wo es heißt:

Die höchste Gewalt im Staate kann, darf, soll und muß allerdings nur eine sein; aber daraus folgt noch keineswegs, daß sie nur bei Einem, bei einer physischen Person, bei einem einzelnen einzigen Menschen sei. Die Ultramonarchisten begehen offenbar einen Trugschluß, indem sie auf dem Grunde jenes politischen Grundsatzes von der Einheit der Souverainetät die Behauptung aufstellen, die Monarchie sei nicht nur die allein haltbare, sondern auch die beste Verfassung. Wäre ihre Staatsansicht die richtige, dann müßte die reine absolute Monarchie die vollkommenste Beherrschungsform sein, da sie doch von der Erfahrung grade als eine der verderblichsten nachgewiesen wird. Ueberdies ist ein Staatswesen, wo Einer Alles in Allem, der Staat selber sein soll, wo dieser Eine, als Souverain, allein Rechte hat, alle Uebrigen hingegen nur so viel von Rechten, als jenes Gnade ihnen bewilligt, gar nicht einmal mit dem Begriffe eines Gemeinwesens, der doch dem Staate wesentlich ist, vereinbarlich. Man hat alsdann ein bloßes Herrschaftswesen, das wol für ein Staatswesen sich ausgeben mag, letzteres aber in der That nicht ist. Ist die souveraine Macht bei einer Minorität in der Staatsgesellschaft, wie in der reinen Aristokratie, dann tritt diese Minorität ganz und gar an die Stelle des Einherrschers in der Monarchie und die Idee eines Gemeinwesens geht wiederum verloren. Entweder muß man also diese Idee aufgeben, oder es bleibt nichts übrig, als in der Gesammtheit sämmtlicher Staatsgenossen die Quelle und den Grund der obersten Machtvollkommenheit im politischen Vereine zu erkennen.

Was nun die Ankündigung dieser Quelle nach außenhin betrifft, so sieht der Verf. diese äußere Darstellung als das künstliche Organ an, welches aufgestellt wird, um dem natürlichen Organ, das die Gesammtheit der Staatsgenossen bildet, zum Ausdruck zu dienen. Das Verhältniß der Gesammtheit zu dem aufgestellten künstlichen Organ betrachtet er wie das der Repräsentirten zu dem Repräsentanten, das des Mandanten zu seinen Mandatarien.

Zu gleicher Zeit aber (fährt er S. 14 fort) führt die Vollmacht zur Ausübung der höchsten Gewalt nach der Natur ihres Zwecks die Folge mit sich, daß die einzelnen Glieder jener Gesammtheit, als Einzelne, sich zu den von der Gesammtheit bevollmächtigten Subjecten wie gehorchende zu gebietenden, wie Unterthanen zu ihrem Oberhaupte verhalten. Als integrirendes Glied der Gesammtheit ist demnach jeder Staatsgenosse Theilhaber des ursprünglichen Rechts der Souverainetät, als der im Staate bestellten souverainen Gewalt unterworfenes Individuum hingegen Unterthan. Als von der Gesammtheit zur Ausübung der obersten Gewalt delegirte Personen sind alle Subjecte, sie mögen nun für die Gesetzgebung oder für die Vollziehung ernannt sein, Repräsentanten und Mandatarien; als Gesetzgeber oder Vollzieher dagegen sind sie Theilhaber der durch sie personificirten einen Staatsgewalt, welche durch den Willen zum Behufe ihrer Ausübung in ihre Hände niedergelegt ist. Dieses zweifache Verhältniß wird Jedem klar werden, wenn er erwägt, daß jeder Mandant an die Handlungen seines Mandatars, wozu er ihn bevollmächtigt hat, gebunden sei, daß aber auch hinwiederum jeder Mandatar als solcher von seinem Mandanten abhängig sei. Selbst die erblichen

*) Vgl. Nr. 13 u. 14. d. Bl. D. Red.

Machtinhaber — Erbmonarchen, Erbaristokraten — stehen zu ihren Völkern in keinem andern Verhältnisse. In der ursprünglichen Bestimmung ihres Erbrechts ist nämlich die vorläufige Wahl und Bevollmächtigung derselben von Seiten der Gesammtheit der Staatsglieder enthalten, sowie die Befugniß, an des Volkes Statt die souveraine Staatsgewalt auszuüben, das einzige Object der Vererbung ausmacht. Auch sie müssen daher als Repräsentanten und Mandatarien der Gesammtheit der Staatsglieder in einer und als Staatsoberhäupter in der andern Hinsicht betrachtet werden. Immer aber bleibt die Gesammtheit der Staatsglieder die einzige Quelle, aus welcher die Befugniß zur Ausübung der Staatsgewalt bestimmten Subjecten zuströmen kann, sodaß allezeit blos eine Bevollmächtigung zur Ausübung der öffentlichen Gewalt Namens der Gesammtheit, nie aber von Seiten dieser eine Veräußerung ihres ursprünglichen Rechts stattfindet.

Der zweite Abschnitt (S. 83—190) ist vorzugsweise den Ansichten, Meinungen und Lehren anderer Staatsgelehrten gewidmet und gibt uns, sich bei der Darstellung an die Ordnung der Zeit haltend, in welcher die aufgeführten Schriftsteller lebten, gleichsam einen kurzen, nicht uninteressanten und lehrreichen Abriß der Geschichte der wissenschaftlichen Behandlung der fraglichen Lehre. Im dritten Abschnitte (S. 191—256) sucht der Verf. mancherlei Gründe zu beseitigen, welche von den Gegnern der Volkssouverainetät gegen dieselbe vorgebracht sind.

Der vierte Abschnitt (S. 257—336) gibt uns eine Geschichte der Gesetzgebung und Staatspraxis über das von ihm behandelte Capitel des Staatsrechts und sucht endlich im fünften und letzten Abschnitte (S. 337 bis Ende) seiner Schrift die Verträglichkeit des Dogmas auch mit dem Wesen des erbmonarchischen Systems nachzuweisen. Er beruft sich zu diesem Ende zunächst auf das Zeugniß der Geschichte, auf das Königthum bei den Römern, bei welchen er in der Berufung auf die allgemeine Volksversammlung in letzter Instanz die Anerkennung des Princips der Volkssouverainetät findet. Dann führt er das classische Alterthum an, welches die unumschränkte Monarchie mit einer von der Volksgemeinde unabhängigen individuellen Souverainetät im Sinne der Neuern nur als ungesetzliche barbarische Regierung, als Despotie kannte, und die alten Griechen, bei welchen der Titel Fürst oder König nie den Begriff von einer der Person oder Familie inwohnenden eigenthümlichen Gewalt enthielt; endlich die römischen Kaiser, welche nichts weiter als oberste Leiter einer Republik sein wollten und ihre Autorität als vom Volke delegirt betrachteten. Durch ihr Beispiel, wie das Friedrich des Großen, Joseph II., Gustav III. und selbst Katharina II. und Napoleon's, wovon die Erstern sich als Diener des Staats, und der Letzte als Repräsentant der französischen Nation öfter erklärten, sucht er zu beweisen, daß neben diesen Ansichten hohes Ansehen und unumschränkte Machtvollkommenheit bestehen könne. Die Idee der Legitimität sucht er mit der Lehre der Volkssouverainetät auf die Weise in Einklang zu bringen, daß er annimmt, das Volk habe seine Souverainetätsrechte nicht dem einzelnen Herrscher wie in Wahlreichen oder Republiken übertragen, sondern der Familie, in welcher sich dies Recht durch Erbgang so lange fortpflanze, als Sprößlinge zur Uebernahme desselben vorhanden und nicht Misbrauch der Gewalt zur Auflösung des Vertrags oder Herkommens berechtige. Endlich sucht er seiner Lehre für unsere repräsentativ-monarchische Staaten noch dadurch mehr Anwendung zu verleihen, daß er sie limitirt und namentlich keineswegs in der Ausdehnung verstanden wissen will, welche ihr Rousseau, die absolute Demokratie im Auge habend, beilegt. In dem Maße und mit der Einschränkung, wie der Grundsatz der Volkssouverainetät in Nordamerika aufrecht erhalten wird, glaubt er denselben ohne Gefahr auch in unsern constitutionnellen Staaten Anwendung gestatten zu können.

Werfen wir einen Rückblick auf die ganze Schrift des Verf., so läßt sich nicht leugnen, daß derselbe Manches zur Aufklärung der behandelten Frage beigetragen und für seine Ansicht manches treffliche Wort anderer Staatslehrer und manchen gesunden Gedanken, in eignem Kopfe entsprungen, angeführt hat. Allein aufs Reine gebracht hat er das behandelte Thema noch keineswegs. Seine sehr rhapsodische Behandlungsart des Gegenstandes dürfte auch dazu wol am wenigsten geeignet sein. Die Sache hat offenbar mehre Seiten und gestattet verschiedene Gesichtspunkte, aus welchen sie zu betrachten ist. Je nachdem man den einen oder den andern Gesichtspunkt festhält, wird man zu einem verschiedenen Resultate kommen. Um daher einigermaßen Ordnung in diese Lehre zu bringen und zu einer richtigen und einfachen Anschauung zu gelangen, war es unumgänglich nöthig, die Gesichtspunkte, unter welchen sich die Sache betrachten läßt, zu sondern.

Wir glauben drei verschiedene Standpunkte annehmen zu müssen, um zu einer richtigen Würdigung der zu lösenden Frage zu gelangen, den rationellen, den historischen und den politischen. Von dem Standpunkte der Vernunftmäßigkeit, welchen man auch den ideellen nennen kann, insofern er von allen Schranken abstrahirt, die uns die Wirklichkeit zieht, kann man den Ansichten des Verf. nur beipflichten. Die Vernunft fodert, daß die höchste Staatsgewalt, welche der Staatsverband besitzt, nicht ihren Ursprung außerhalb desselben habe, sondern bei den Mitgliedern des Verbandes ruhe, und wenn die äußere Darstellung und Ausübung derselben auf ein anderes Subject übergegangen ist, dies nur vermöge Auftrags des Eigenthümers geschehen sein könne. Die Geschichte unserer monarchischen Staaten im heutigen Europa, von welchen hier, da der Verf. die Volkssouverainetät im Gegensatze eines erst in neuesten Zeiten in Bezug auf diese ausgesprochenen Princips nimmt, nur die Rede sein kann, weist aber, wie der Verf. selbst (S. 18) zugeben muß, auf andere Entstehungsarten der factisch bei einzelnen Personen, welche dieselbe durch Erbgang auf ihre Nachfolger übertragen, vorhandenen Souverainetät hin.

Das Recht des Stärkern oder die freiwillige Unterwerfung unter der Bedingung des Schutzes sind in der Regel die Quellen, welchen unsere noch jetzt regierenden Häupter ihre Machtvollkommenheit verdanken. Bei fortschreitender wissenschaftlicher Bildung und erwachtem Nach-

denken über eines der bedeutsamsten Verhältnisse, in welchem wir leben, suchte man aber auf der einen Seite die wenige Uebereinstimmung eines solchen factischen Verhältnisses mit den Grundsätzen des philosophischen Staatsrechts nachzuweisen, während man auf der andern Seite für die Rechtmäßigkeit desselben die Geschichte und für die Zweckmäßigkeit die Lehren der Klugheit und Erfahrung anzog. Die letztern scheinen uns allerdings einer besondern Beherzigung zu bedürfen. In der Staatslehre müssen, wie der Verf. selbst bei einer andern Gelegenheit bemerkt, die Menschen genommen werden, wie sie sind, und nicht, wie sie sein sollen. Sehen wir uns aber, vornehmlich in unserm Deutschland, um, so steht die Masse des Volkes immer noch, wir dürfen es uns nicht verhehlen, auf einer Stufe der politischen Bildung, welche es gefährlich und unräthlich erscheinen läßt, ihr das Bewußtsein zu verschaffen, daß der Repräsentant der höchsten Würde im Staate, diejenige Autorität, deren Befehlen sie zu gehorsamen schuldig ist, blos ihr Mandatar und insofern von ihnen abhängig ist. Die abstracte Idee, daß man in gewissem Sinne Herr und in anderm Sinne Diener einer und derselben Person sein könne, liegt dem an Distinctionen so wenig gewöhnten Volke zu fern. Die Erinnerung der hohen Stellung würde dasselbe zum Gehorsam gegen die nothwendige Autorität unbereitwillig machen und dadurch leicht ein unheilvoller und gesetzloser Zustand herbeigeführt werden können.

Niemand überhebt sich seiner Stellung so leicht als die Menge, welche von Jugend auf und vermöge der ganzen Gestaltung unserer bürgerlichen Verhältnisse an einen engen Gesichtskreis und eine abhängige Stellung gewöhnt ist. Mit weit weniger Gefahr des Misbrauchs läßt sich die Souverainetät einem Individuum zutheilen, welches, von Geburt an mit dem Gedanken der Machtvollkommenheit und seiner hohen Stellung vertraut, aus Grundsätzen, sei es der Moral oder der Klugheit, sich vor Misbrauch hüten wird und überdem durch Staatsgrundgesetze so eingeschränkt werden kann, daß ihm selbst, wenn der böse Wille dazu vorhanden, das Vollbringen unmöglich gemacht wird. Man könnte zwar dem Volke ebenfalls solche Fesseln anlegen, allein, wer leistet Garantie dafür, daß es, da ihm die physische Macht zugleich innewohnt, sie zu brechen, diese nicht dazu gebraucht, während der Einzelne, einem ganzen Volke gegenüber, sehr leicht durch dieses zu Beobachtung der vorgezeichneten Schranken genöthigt werden kann. Aber man hat noch einen andern, wie uns scheint, auf die menschliche Natur sehr wohlberechneten Weg eingeschlagen, um den Regenten dem Volke gegenüber eine würdige, das Ansehen der in seinem Namen gehandhabten Gesetze sichernde Stellung anzuweisen, in seinen eignen Augen aber ihn an seine Endlichkeit zu erinnern. Durch die Formel: Von Gottes Gnaden, welche blinder Eifer in neuesten Zeiten mit seinen Schmähungen nicht verschont hat, hat man ihn daran erinnert, daß auch über ihn noch ein Höherer steht, dem er dereinst Rechenschaft abzulegen hat von dem Amte, welches die Versehung seinen Händen anvertraut hat. Nicht kraft eignen Rechtes, sondern kraft einer höhern Macht, welche von allen Erdensöhnen grade ihn an seinen wichtigen Posten berufen hat, verwaltet der Herrscher sein Amt. Dies ist die würdigste Stellung, welche man ihm anweisen konnte. Das Höhere, das Unsichtbare, worauf man die Regentenwürde zurückführt, erhöht ihr Ansehen in den Augen der Gehorchenden, es entfernt die niedrigen menschlichen Leidenschaften, Neid und Eifersucht, verleiht der Person des Regenten die nothwendige Heiligkeit und Unverletzlichkeit besser als ein bloßer Ausspruch auf dem Papier und den Thronen denjenigen Glanz und die äußere Würde, welche dieselben noch zur Zeit bei der Bildungsstufe des größten Theils des Volks nicht entbehren dürfen. Von der Wahrheit der hier ausgesprochenen Ansicht sind wir um so mehr überzeugt, je mehr uns das Bewußtsein beseelt, ein aufrichtiger Freund des Fortschreitens im Staatsleben (dessen Sache wir bei jeder Gelegenheit öffentlich ohne Menschenfurcht und mit Wärme zu führen für Pflicht gehalten haben) und ein abgesagter Feind aller Finsterlinge, Absolutisten, Stabilitätsmänner und Reactionnairs zu sein.

(Der Beschluß folgt.)

Poésies françaises et italiennes de *F. T. Kühne*. Marburg, Elwert. 1832. 12. 18 Gr.

Die deutsche Muse liebt bekanntlich Excurse in die poetischen Wälder anderer Völker, aber gewöhnlich begnügt sie sich, alles Schöne, was ihr dort begegnet, „in ihr geliebtes Deutsch zu übertragen". Nur Professoren der classischen Literatur und Schulmänner dürfen ihr zumuthen, bei feierlichen Gelegenheiten sich lateinisch oder gar griechisch vernehmen zu lassen; zu einem modern ausländischen Gesange nöthigt sie höchstens ein Exercitienmeister oder ein Lehrling neuerer Sprachen, ohne jedoch dergleichen Exercitia gleich drucken zu lassen. Hr. Professor Kühne in Marburg ist anderer Meinung. Seine Uebungen im Französischen und Italienischen läßt er in einem 403 Seiten starken Bande in zwei Abtheilungen, als „Mes vers français" und „I miei versi italiani" erscheinen. Der Titel verkündigt gar Poesien, wird aber schmählich durch den Inhalt Lügen gestraft. Prosaischeres Machwerk ist dem Ref. nicht leicht vorgekommen. Nach dem französischen und italienischen Vorworte sollen diese „vers de ma plume" (!) der lieben Jugend die Lecture französischer, englischer, italienischer und spanischer Meisterwerke erleichtern helfen; Hr. Kühne muß also doch seine vers jenen Werken sehr verwandt glauben. Ach, er scheint nicht zu wissen, quantum distant aera lupinis! Eine Hauptschuld an dem Erscheinen dieses Buchs glauben wir der „Zeitung für die elegante Welt" zuschreiben zu müssen, welche vor etwa zehn Jahren einige italienische Verse des Verf. gelobt haben soll. Zur Strafe möchten wir den eleganten Rec. verurtheilen, diesen Band „Poésies françaises etc." von Anfang bis zu Ende durchzulesen, und wir sind sicher, daß er nach solcher Buße gewiß nicht wieder unbesehens den Lobredner machen wird. Was nun die „Poésies" selbst betrifft, so sind sie gereimt und ungereimt lyrisch und nicht lyrisch, correct und incorrect, kurz Alles in der Welt, nur nicht poetisch, nicht französisch und nicht italienisch; die Geister eines Lafontaine und Voltaire, und noch mehr die eines Petrarca und Tasso werden sich von ihnen mit Entsetzen abwenden. Um aber auch den Lebenden kein Aergerniß zu geben, wünschen wir innigst, daß das Buch weder über den Rhein noch über die Alpen seinen Weg finde, sondern im Laden des Hrn. Elwert zu Marburg den Hüterposten als Ruheplatz erlange, welchen ihm das Pult des Hrn. Kühne verwei-

gert hat. Uns vor den Lesern zu rechtfertigen und ihnen zu zeigen, was Hr. K. seine französische und italienische Poesie nennt, heben wir, uns ganz dem Zufall überlassend, aus jeder Abtheilung ein Pröbchen aus, wie folgt:

Le commerce.

Un homme respectable
Dans un pays quelconque
Et de marchand qui fait un grand trafic,
Et qui s'y conduit avec probité,
Le négoce est le vrai moyen
Pour rendre un état opulent.
Voilà le grand lien
De la société commune.
Mais l'ame du commerce
Consiste dans la bonne foi
Et dans le don d'esprit.
Qui ces vertus possède,
Réussit dans ses entreprises,
S'il a beaucoup de bien.
Un tel est digne de l'estime
De tous les gens honnêtes.
Venise, Londres, Amsterdam
Et tant d'autres places marchandes
Ne seraient pas des villes
Si grandes et si florissantes,
Sans l'aide du commerce.
Encore le revendeur
Devient un homme utile,
S'il joint l'intégrité
Avec son industrie.

Lo scatolino d'oro.

Ecco uno scatolino d'oro,
Ch'a me vale un tesoro,
Perchè magnanima Princesa (sic!),
Ch'è la clemenza stessa,
In segno d'alta grazia me lo diede,
Di che'l rescritto ancor fa fede.
Avevo a lei con umiltà spedito
Un picciol libro, il quale fu gradito,
Stech'io l'inestimabil dono,
Di cui tutt' invaghito sono,
Attentamente guardo in questa vesta,
Che mai non porto che nel dì di festa.

Nun beim Apoll und den Musen! „Poesie, wie die schwarze Suppe", muß gegen diese noch ein Nektartrank sein. 102.

Mindetale over det kongelige danske Videnskabernes Selskabs Praeses, hans Exc. Geheime Staatsminister Hr. Ernst Heinrich Greve af Schimmelmann, Ridder af Elephanten o. s. v. Holden i Selskabets Möde d. 14. Juli 1831 af dets Secretair, H. C. Oersted. Kopenhagen.

Der am 9. Febr. 1831, als dänischer Minister der auswärtigen Angelegenheiten, im 84. Jahre verstorbene Graf E. H. von Schimmelmann ist auch in Deutschland als Freund und Beförderer der Wissenschaft, als liberaler Unterstützer von Gelehrten und Dichtern bekannt. Einer unserer edelsten Geister, Schiller, ward durch ihn und den Herzog v. Augustenburg jahrelang vor drückenden Sorgen geschützt; Baggesen, der ja auch der deutschen Literatur angehört, erhielt in seinen frühern Jahren von ihm fürstliche Unterstützung. Noch Lebende zu nennen, fühlen wir uns um so weniger berufen, da auch der Prof. Oerstedt sagt, daß dies kaum passend sein würde. Dagegen wird ein kurzer Auszug aus der von demselben vor der königl. dänischen Gesellschaft der Wissenschaften zum Gedächtniß ihres Präsidenten, des verewigten Grafen Sch., gehaltenen Rede manchem unserer Leser erwünschten Aufschluß über das Wirken dieses wahrhaft edeln Mannes ertheilen, dem ein langes Leben in einflußreichen Verhältnissen Gelegenheit gab, alle seine Kräfte zu entwickeln und so zu sagen zu erschöpfen.

Schimmelmann ward 1747 geboren. Seine Jugend und reifen Mannesjahre fielen in eine Zeit geistiger Bewegung und wichtiger gesellschaftlicher Verbesserungen, doch auch gefährlicher Irrthümer. Er brauchte sich jedoch nur dem eignen Geiste zu vertrauen, um die letztern zu vermeiden. Erzogen im Schooße des Ueberflusses, benutzte er mit Erfolg die ihm durch die Gunst des Glückes reicher fließenden Quellen des Wissens. Frühzeitig schon stand er in naher Beziehung zu den Besten seiner Zeit und knüpfte vertraute Freundschaftsbündnisse mit Jünglingen, aus denen seitdem verdiente und geachtete Männer geworden sind. In dieser und jener Hinsicht verdienen Klopstock, Claudius, Gerstenberg, Andr. Peter Bernstorff, Leopold Stolberg genannt zu werden. Zu seinen Kenntnissen sammelte er sich auf Reisen nach den aufgeklärtesten Ländern Erfahrungen und trat nach seiner Rückkehr, kaum 25 Jahr alt, als Deputirter beim Oekonomie- und Commerzcollegium in den Staatsdienst. Da er den Staatswissenschaften längst zugethan gewesen, erhoben ihn seine Talente schnell in die Nähe des Thrones. Schon 1784 ward er Handelsminister, 1788 Finanzminister, 1824 Minister der auswärtigen Angelegenheiten. Während seines 60jährigen Wirkens half er unter Anderm auch die Aufhebung der Leibeigenschaft vollenden und veranlaßte die Verbot des Negerhandels, womit Dänemark allen andern Staaten voranging. Den Kunstfleiß beförderte er auf alle Weise, ja sogar mit eignem Verlust bei Versuchen, welche er in seinen Fabrikanlagen vornehmen ließ. Dänemark genießt noch jetzt die Früchte der Verbesserungen, welche Sch. als Handelsminister herbeiführte. Die Gegenwart wird kaum glauben, daß es noch vor 1788 ein Privilegium der dänischen Gutsbesitzer war, Vieh zur Ausfuhr zu mästen, und daß damals nur die wenigsten dänischen Städte mit dem Auslande Handel treiben durften. Die Aufhebung eines alten, die Korneinfuhr in Dänemark und dem südlichen Norwegen verhindernden Gesetzes gehört ebenfalls in jene Zeit, sowie viele andere, die segenbringende Freiheit des Handels und Verkehrs betreffende Reformen. In gleichem Geiste wirkte er auch als Minister des Auswärtigen durch Abschließung verschiedener Handelstractate.

Im Hause des Ministers waren Künstler und Gelehrte immer willkommen, und er selbst verstand in hohem Grade die Kunst, der Unterhaltung Leben zu geben. Baggesen trug hier in seiner Blütenzeit mit aller seiner Lebendigkeit und Heiterkeit und in der ersten Begeisterung die Gedichte vor, welche sich nachher vorzugsweise im Andenken aller Dänen vereinigten. Hier hörte man Oehlenschläger seinen „Aladdin", seine schönsten Tragödien und gewaltigen nordischen Gedichte mit der ihm eignen Kunst und Kraft recitiren. Wenzens Beredtsamkeit glänzte hier, leider beinahe kein öffentliches Werk hinterlassend, und auch die improvisirten geistreichen philosophischen Reden Steffens' wurden hier mit Entzücken vernommen. Allein diese den Dichtern und Rednern gebrachte Huldigung verschloß die Ohren weder für die einsichtsvollen Gespräche Niebuhr's, die Niemand mehr schätzte als Schimmelmann, noch schwächte sie die begeisterte Aufmerksamkeit, mit der man Fichte's tiefsinnigen Worten lauschte, als er während seiner Anwesenheit in Kopenhagen im Hause Schimmelmann's erschien. Kurz, jede Art der Wissenschaft war hier willkommen, denn der Wirth selbst war der Meinung, daß eine jede genug von Dem besitze, was der allgemeinen Bildung unentbehrlich sei.

Schimmelmann war zweimal vermählt. Seine erste Gattin, Emilie Karoline Amalie v. Ranzau, ward ihm frühzeitig vom Tod entrissen, und ein Denkmal, welches der tief betrübte Gatte ihr auf seinem Landsitze errichtete, sowie Pram's Gedicht: „Emiliens Quelle", bewahren ihr Andenken. Sch.'s zweite Gattin hieß Charlotte v. Schubert. Beiträge zu den Schriften der dänischen Gesellschaft der Wissenschaften, deren Präsident er ein Dritteljahrhundert war, hat Sch. nie geliefert. Seine dichterischen Versuche blieben ungedruckt. 3.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Montag, — Nr. 49. — 18. Februar 1833.

Ein Blick auf Friedrich Murhard's politisch-literarische Thätigkeit im Jahre 1832.

Zweiter und letzter Artikel.

(Beschluß aus Nr. 48.)

4. Das Recht der Nationen zur Erstrebung zeitgemäßer, ihrem Culturgrade angemessener Staatsverfassungen. Von Friedrich Murhard. Frankfurt a. M., Hermann. 1832. 8. 2 Thlr.

Wie wir von dem freisinnigen Verf. erwarten können, wird das Recht der Nationen zur Erstrebung zeitgemäßer Staatsverfassungen von ihm im vollsten Umfange anerkannt, und wir können darin nur mit ihm übereinstimmen. Die Frage, welche er abhandelt, berührt die Gegenwart unmittelbar. Mit erneuter Lebhaftigkeit war das Streben nach einer vernunftmäßigern Gestaltung der Staatsverhältnisse, nach Feststellung derselben durch Staatsgrundgesetze nach der letzten französischen Revolution erwacht. Mit ihm erwachte auch das Gegenstreben der Stabilitätsmänner. Der Verf. deutet selbst in seiner Vorrede auf ein Unternehmen hin, welches in Preußens Hauptstadt in neuesten Zeiten in dieser Beziehung ins Leben getreten ist, auf das „Politische Wochenblatt", herausgegeben vom Prof. Jarcke in Berlin. Das Wirken dieses als scharfsinnigen Criminalisten bekannten, durch seinen Uebertritt zum Katholicismus aber in den Augen aller Derer, welche Convertiten an und für sich schon, und wol nicht mit Unrecht, mit mistrauischen Augen ansehen, übel charakterisirten Mannes ist von einem dem Fortschreiten der Civilisation nicht günstigen Staate in neuesten Zeiten durch die Uebernahme desselben in seine Dienste genugsam anerkannt. Seine Freunde setzen das glorreich begonnene Werk fort. Ob dadurch der ewig fortrollenden Zeit die gewünschte Retardation angelegt werden wird, haben wir von der Zukunft zu erwarten. Die Verhältnisse sind günstig und mächtige Gewichte in letzter Zeit in die Wagschale der Reactionnairs gelegt worden. Doch tröstet den Freund der guten Sache die Erfahrung aller Zeiten, daß es unmöglich ist, der Zeit in ihrem unaufhaltsamen Laufe Fesseln anzulegen. Wie sich die kirchliche, so wird sich auch die politische Reformation Bahn brechen. Nur muß man wünschen, daß es auf einem weniger blutigen Wege geschehe, und daß durch Eingehen auf Das, was die höhere Culturstufe erfodert, die Regierungen der Explosion zuvorkommen mögen, zu welcher der Widerstreit der Principien im gegentheiligen Falle früher oder später führen muß.

Wie wir es an ihm gewohnt sind, handelt der Verf. seine Frage an der Hand der Geschichte und der Weisheit der Staatsmänner der Vergangenheit und Gegenwart ab. Er widerlegt die entgegenstehenden Ansichten mit siegendem Scharfsinn, wobei ihm in gegenwärtigem Falle das gute Recht und die Einfachheit und Faßlichkeit der Wahrheit, welche er vertheidigt, als treue Bundesgenossen zur Seite stehen. Wer wird nicht gern die Worte unterschreiben, womit er S. 369 seine Lehre vertheidigt:

> Niemand wird bestreiten, daß dem Menschen ein natürliches Recht zusteht, eine gesellschaftliche Ordnung zu begehren, worin er im Stande sei, auf die möglichst vollkommene Weise seine Bestimmung zu erreichen, und diese ist auf Erden keine andere als die naturgemäße Entwickelung seiner Anlagen und Kräfte. So lange er noch nicht zu der Einsicht der Mittel gelangt ist, diesen Zweck durch Einrichtung der Staatsordnung zu realisiren, kann er freilich auch kein Verlangen nach Reformen der bestehenden politischen Ordnung haben; ein solches Verlangen kann erst das Resultat vorgeschrittener politischer Aufklärung sein. Ist diese aber bei einer Nation vorhanden, dann äußert sich auch unvermeidlich dieses Verlangen, das das Recht auf seiner Seite hat. Unrecht handeln darum — wir kommen immer wieder auf diesen Satz zurück — Regierungen, wenn sie Völkern, die durch ihre Bildung reif zum Genusse der Freiheit sind, freie Verfassungen verweigern, und berechtigen durch Nichterfüllung ihrer Regentenpflichten die Regierten zur Anwendung von Zwangsmitteln, zu welchen diese nicht ihre Zuflucht genommen haben würden, wenn die Regierenden weiser gewesen und ihrer Bestimmung nachgekommen wären.

Ueberall wird der Verf. das Recht der Völker zur Erstrebung zeitgemäßer Institutionen anerkennen, auf den Fall hingeführt, in welchem der Widerstand der Regierungen Empörung und Zwangsübung hervorruft. Er hat diesem Falle eine besondere Schrift gewidmet, die unter Nr. 5 ihre Beurtheilung finden mag. 132.

5. Ueber Widerstand, Empörung und Zwangsübung der Staatsbürger gegen die bestehende Staatsgewalt, in sittlicher und rechtlicher Beziehung. Allgemeine Revision der Lehren und Meinungen über diesen Gegenstand. Von Friedrich Murhard. Braunschweig, Vieweg. 1832. Gr. 8. 2 Thlr.

Wenn der Verf. am Schlusse seiner Schrift selbst sagt, er bitte, dieselbe nur als einen Vorläufer eines

Werkes anzusehen, in dem er das Widerstands- und Zwangsrecht der Regierten gegen ihre Regierer in eine zweckmäßige rechtliche Form zu bringen versuchen werde, so wird man dadurch in der Vermuthung noch mehr unterstützt, daß vorliegende im Wesentlichen nur eine etwas verarbeitete Collectaneensammlung sei. Rec. will damit aber keineswegs einen unbedingten Tadel ausgesprochen haben; ist ja doch das nicht genug zu schätzende Schriftchen des Tacitus über Deutschland nach der Meinung Mehrer auch nichts Anderes! Und muß es nicht auch Jedem, der für die hochwichtige, vom Verf. abgehandelte Frage Interesse hat, angenehm sein, wenn er durch vorliegendes Buch gleichsam den Baustoff, aus dem das wirklich noch zu vollendende Gebäude hervorgehen soll, kennen lernt und somit Gelegenheit erhält, den Verf. in seiner Werkstätte zu belauschen!

Damit sei aber nicht gesagt, daß der Verf. in dieser Schrift nichts Selbständiges geliefert habe, oder daß sie erst nach Erscheinung des angekündigten größern Werks gelesen werden solle, vielmehr will Rec. damit nur den Verf. erinnert haben, sein gegebenes Versprechen, sobald er die nöthige Zeit und Muße gefunden hat, zu erfüllen.

Der Verf. verbreitet sich zuerst in der ausführlichen Einleitung (S. 1—99) über die verschiedenen hier einschlagenden Begriffe, und man sieht daraus, welche Sprachverwirrung immer noch auf diesem Felde vorherrscht. Es scheint dem Rec. dies seinen natürlichen Grund darin zu haben, daß ein jeder Widerstand von den verschiedenen Parteien aus einem andern Gesichtspunkte aufgefaßt wird, daher auch jede Partei für dieselbe Sache ein anderes Wort gebraucht, und somit ebendieselben Erscheinungen bald mit dem, bald mit jenem Ausdrucke belegt werden, woraus denn wieder verschiedene oder wenigstens schiefe Deutungen der hier gebrauchten Worte entspringen. Gut wird es daher in solchen Fällen immer sein, wenn man sich an den einmal herrschend gewordenen Sprachgebrauch, wenn er nicht grabezu widersinnig ist, anschließt und zur Vermeidung von dennoch möglichen Misverständnissen genau angibt, was man unter den gebrauchten Ausdrücken sich denkt und wie man sie von andern unterscheidet.

Mit Vergnügen liest man dann in jener Einleitung weiter, wie der Verf. die Revolutionen von verschiedenen Seiten beleuchtet, und wie er sich besonders über ihre Ursachen und Folgen verbreitet. Obwol auch hier dem kundigern Leser nicht viel Neues geboten wird, so bleibt es immer verdienstlich, das mehr oder weniger Zerstreute in ein Ganzes zu verflechten und mit der Sprache der Ueberzeugung auf Wahrheiten, die man immer noch von gewissen Seiten her nicht als solche gelten lassen möchte, aufmerksam zu machen. Wenn hier der Verf. sagt, daß fast alle Revolutionen mehr oder weniger gute Folgen gehabt haben, und wenn er sich dann bei der Schilderung der Greuel der Revolutionen weniger aufhält, so könnte er dadurch vielleicht bei Manchem in den Verdacht kommen, als sei er ein Freund der Revolutionen und hoffe, daß grade sie am besten zum Ziele führen. Berücksichtigt man aber, was er dann am Schlusse dieser Schrift als Resultat niederlegt, so sieht man sehr wohl, wie Die ihm Unrecht thun würden, die ihn auf diese Art beurtheilen wollten. Denn dort baut er fest darauf, daß die Völker, bei der Stufe der heutigen Cultur, nicht leichtsinnig und aus bloßer Neuerungssucht Revolutionen anfangen werden, da sie ja stets dabei ihr eignes Glück und Wohl aufs Spiel setzen, und daß ebenso auch die Regierer zu der Einsicht gelangt seien und immer mehr zu ihr kommen werden, daß sie nur in einer Regierung nach den Geboten der Sittlichkeit und Gerechtigkeit ihr Heil zu suchen haben, und gegründete Ursachen zu Revolutionen ihrer Völker zu geben vermeiden werden. Er schließt sich daher an die Worte Fichte's an: „Wenn nicht Alles täuscht, dann ist jetzt der Moment der hereinbrechenden Morgenröthe erschienen, und der volle Tag wird ihr zu seiner Zeit nachfolgen."

Wenn Vieles von Dem, was der Verf. in dieser Einleitung sagt, nur ein Beitreten oder Widerlegen der Ansichten Anderer ist, so enthält, was sich auch schon aus dem Titel ergibt, der andere Theil der Schrift die Zusammenstellungen der Stimmen für unbedingten leidenden Gehorsam der Staatsbürger und für die Rechtswidrigkeit der Empörungen überhaupt (S. 108—195), und die der Stimmen für die Rechtmäßigkeit des Widerstandes und der Zwangsübung gegen die bestehende Staatsgewalt in besondern Fällen (S. 195—397), an die sich dann kürzere und ausführlichere Beleuchtungen des Verf. anknüpfen. Derselbe beurkundet hier eine große Belesenheit und eine gute Gabe, uns mit den Hauptgrundsätzen, namentlich durch glückliche Aushebung der eignen Worte jener Männer bekannt zu machen. Es hätte hier vielleicht Der und Jener noch hinzugefügt werden und ein Anderer dafür auch wol hinwegbleiben können; so hätte z. B. Jarcke wol noch einen Platz verdient. Sollte der Verf. dies etwa deshalb unterlassen haben, weil ohnedies Berlin die bedeutendste Anzahl in diese Reihen gestellt hat? Dagegen glauben wir, daß in dieser Beziehung Hugo mit den Worten: „Vater, vergib ihnen, denn sie wissen nicht, was sie thun!" hinreichend abgefertigt gewesen wäre.

Immer wird es nach der Ansicht des Rec. ein vergeblicher Versuch bleiben, für alle Zeiten, Völker und Staaten allgemein gültige und anwendbare Grundsätze über das Widerstandsrecht der Staatsbürger gegen die bestehende Staatsgewalt aufzustellen. Der Verf. macht ja selbst darauf aufmerksam, wie vielen Einfluß auf eine Revolution materieller Nothstand, die Verschiedenheit des Volkscharakters und die Stufe der erreichten Bildung habe, und alle diese Umstände wirken natürlich hier auch auf das Recht zurück. Noch mehr wird es aber nöthig sein, zu unterscheiden, ob der Widerstand gegen eine von außenher aufgedrungene Staatsgewalt, wenn das Land z. B. dem Sieger als Preis zufiel, gerichtet ist, oder gegen das eigne angestammte oder aus freier Wahl angenommene Fürstenhaus. In jenem Falle glaubt Rec., daß gar nicht einmal eine tyrannische Regierung nöthig ist, um das Recht zum Aufstande zu begründen; es wird deshalb nur an den der Tiroler 1809 erinnert, sowie an die einzelnen

Versuche, den König von Westfalen zu stürzen. Im letztern Falle kommt wieder viel darauf an, wie die Staatsverfassung selbst beschaffen ist. Denn wo gute in der constitutionellen Monarchie auf gesetzlichem Wege selbst Veränderungen der Verfassung durchgesetzt werden können, muß das Recht zu einer andern Art des Widerstandes schon mehr beschränkt sein, als in der absoluten Monarchie, während hier wieder, wo kein Gesetz dem Selbstherrscher seine Bahn vorschreibt, es schwieriger wird, zu bestimmen, ob und wie weit er von derselben abgewichen sei.

Hochwichtig ist endlich noch die Frage, ob ein solches Recht des Widerstandes der Staatsbürger in dem als rechtlich ausgemittelten und unterstimmten Falle selbst grundgesetzlich ausgesprochen werden, wie wir finden, daß die Könige von Ungarn und Polen das Recht des Volkes beschworen, gegen sie selbst, wenn sie gegen die Verfassung handelten, die Waffen zu ergreifen, oder ob es nur stillschweigend geheiligt sein solle, wie das römische Recht, nur freilich im umgekehrten Verhältnisse, keine Bestimmung über die Ermordung des Kaisers enthält. 169.

Pädagogische Blätter. Herausgegeben von Wilhelm Bernhard Mönnich. I. Nürnberg, Schrag. 1832. Gr. 8. 18 Gr.

Die im vorliegenden Buche enthaltenen vier ersten Abhandlungen sind von ihrem Verfasser, dem Director der höhern Bürgerschule in Nürnberg, mit besonderer Beziehung auf die Bürger- und Realschulen der neuern Zeit geschrieben worden. Von verschiedenen Seiten wird das Bedürfniß dieser Anstalten (die am passendsten Realgymnasien hießen) in seiner Unabweislichkeit dargestellt, worüber wol nur eine große Einseitigkeit noch in Zweifel sein kann. Der Umschwung neuer Ideen und Ansichten, der freilich auch die prosaische Nützlichkeit einer liberalen Geistesbildung vorzieht und aus unserer Jugend nur Industrieleute statt tüchtiger Beamten und gründlicher Gelehrten machen möchte, hat auch jene Realinstitute in das Leben gerufen, mehr als eine Regierung hat dieselben begünstigt und ihnen neben den andern Lehranstalten des Landes eine Stelle eingeräumt; aber doch finden dieselben noch viele Gegner, und nicht blos unter den altgläubigen Philologen, sondern ebenso gut unter Kaufleuten, Bürgern und Handwerkern. Um so zeitgemäßer ist das Bestreben des Hrn. Mönnich, zur Vermittelung des Streits zwischen dem philologischen und dem technologischen Elemente (so nennt er passend Das, was man sonst wol das philanthropistische Element nannte) beizutragen. Er zeigt sich durchweg als einen gemäßigten, einsichtigen Mann, seine Argumentation ist klar und einfach, seine Sprache edel und gebildet: alles Eigenschaften, die ihn wol befähigen, ein Wort in dem großen Streite mitzusprechen, der in Deutschland schon seit Jahren gefochten und in England und Frankreich (in beiden Ländern that es besonders Noth) neuerdings ausgebrochen ist.

In der ersten Abhandlung: „Ueber die zunehmende Studirsucht in Deutschland", verwirft der Verf. jede directe und indirecte Beschränkung der Geistescultur überhaupt und insbesondere der Studirfreiheit und findet den Hauptgrund der Studirsucht einmal in dem allgemein verbreiteten Streben, in den Staatsdienst zu kommen und alle andern ehrenwerthen Beschäftigungen hintanzusetzen, und zweitens in der zur Zeit noch herrschenden Beschaffenheit des Nationalunterrichtwesens. Die Wahrheit der Bemerkungen in Beziehung auf den ersten Punkt kann Ref. nur unterschreiben. In der andern Hinsicht wird die Ansicht bekämpft, daß der Staat schon für die Erfüllung genug gethan habe, wenn er den Unterthanen den bloßen Elementarunterricht gewähre oder bemüht sei, Staatsdiener aus ihnen bilden zu wollen. Unser Verf. verlangt auch besondere Anstalten für die Privatinteressen des bürgerlichen Lebens, ferner eine bessere Methode im Unterrichte, die lebendig sei und nicht in pädagogische Principien und Theoreme versinke, und durch welche „Kenner", nicht blos „Könner" gebildet würden. In das Schlußresultat auf S. 20 werden gewiß recht Viele mit dem Verf. einstimmen: „Möchte einerseits immer mehr darauf die Aufmerksamkeit gerichtet werden, daß ein Jeder in jedem Geschäft Befriedigung, Nahrung, Wohlhabenheit, persönliche und bürgerliche Ehre zu finden hoffen dürfte, andererseits aber darauf Bedacht genommen werden, daß der gesammte Nationalunterricht den Anforderungen unsers Culturzustandes immer angemessener und von einseitig theoretisirender Methodik immer mehr befreit werde."

Die zweite Abhandlung: „Ueber höhere Bürgerschulen oder Realgymnasien", halten wir für die vorzüglichste der ganzen Sammlung. Nach einleitenden Bemerkungen über allgemeine und Berufsbildung und die Nothwendigkeit, durch Realgymnasien ebenso gut als durch Lingualgymnasien die vorbereitende Bildung zu gewinnen (wo der Verf. auf S. 26 meint, daß dreimal mehr Realgymnasien als Lingualgymnasien vorhanden sein müßten), stellt Hr. Mönnich die Bedingungen auf, von denen das Gedeihen der Realgymnasien abhängt. Als die erste bezeichnet er eine klare, richtige Erkenntniß ihres wahren Wesens und Zweckes und hat sich hierüber so klar und befriedigend ausgesprochen, daß wir uns nicht leicht erinnern so etwas Verständiges in der Kürze gelesen zu haben. Wir können hier nur Einzelnes andeuten. Als Gegenstände des Unterrichts nennt er Naturkunde, Mathematik, die Muttersprache als drei unerläßliche, allen andern vorhergehende Unterrichtszweige; ferner Geographie, Anthropologie und Geschichte, französische Sprache, Zeichnen als nothwendige Ergänzungen der übrigen; endlich als Nebenunterricht andere neuere Sprachen und Latein, das neben dem Französischen gelernt werden darf. Der Religionsunterricht versteht sich von selbst, der Schreibunterricht wird als beendigt angesehen, wo der Cursus der Bürgerschule anhebt. Wir finden diesen Plan verständig abgefaßt: das Latein will der Verf. auf S. 32 nur von Solchen erlernt wissen, die Buchhändler, Chirurgen, Apotheker u. dgl. werden wollen oder für irgend einen Zweig des mittlern Staatsdienstes, für Verwaltungsstellen, bestimmt sind. Dieser Punkt macht überall viel Schwierigkeiten und kann wol erst durch eine längere Erfahrung ganz entschieden werden. Wie die Sachen jetzt liegen und wie die Ansichten sich nach den Localitäten modificiren, halten wir die Ausschließung des Lateins nicht für zulässig, nur muß es ganz anders als in Gymnasien und mit vorherrschender Rücksicht auf den Gebrauch der Lernenden bei andern Sprachen betrieben werden. Wir erinnern uns dabei an sehr lebhafte Debatten bei der Gründung einer höhern Bürgerschule in einer großen Handelsstadt am Rhein, wo der katholische Kaufmannsstand streng auf Erlernung des Lateins bestand, während die protestantische Regierung in Uebereinstimmung mit der Staatsbehörde das Latein ausgeschlossen wissen wollte. Die Katholischen siegten doch am Ende. — Die zweite Bedingung ist in der Gewährleistung von solchen Einrichtungen enthalten, die von den Regierungen ausgingen. Dazu müßten sich dieselben thätig dieser Anstalten annehmen und namentlich Maßregeln ergreifen, daß sie sich zweckmäßig entwickeln könnten. Zu diesen Maßregeln gehört nach unserm Verfasser 1) das Festhalten der Schulzeit vom 12. bis 18. Jahre inclusive, 2) die Anerkennung der Absolutorien (wir behalten der Kürze wegen dies Wort aus dem süddeutschen Geschäftsstyle bei) der Realgymnasien für weitere Berufsschulbildung und akademische Bildung, dann Foderung derselben behufs der Wahlfähigkeit bei bürgerlichen Aemtern. Dies würde sich namentlich bei Stadtverordneten und Communalrepräsentanten recht gut erreichen lassen; dagegen dürfte die Zulassung von

Zöglingen aus Realgymnasien auf Universitäten, gleich den Zöglingen der Gymnasien, noch manche in der Natur der Hochschulen begründete Schwierigkeiten haben. Unsere Universitäten sollen ja — und das ist jetzt ein ganz besonderes Bedürfniß — auf classische Bildung basirt sein. Endlich 3) müssen die Realgymnasien mit den nöthigen Fonds ausgestattet sein, damit sie nicht den Meisten durch zu hohes Schulgeld verschlossen bleiben.

Der Anhang zu diesem sehr beachtungswerthen Aufsatze enthält den Vorschlag, ein Normalgymnasium für Realbildung zu gründen. Unter den Städten, welche dazu als geeignet auf S. 52 genannt werden, vermissen wir in Preußen Elberfeld, diese reiche und gewerbfleißige Stadt, wo die Commune zur Ausführung eines solchen Planes sehr erfolgreich mitwirken kann und die Lage sowie die nächste Umgebung eine solche Anstalt sehr begünstigen würden. Ein Gymnasium neben der Bürgerschule, wie es jetzt in Elberfeld besteht, wird immer nur eine krankhafte Erscheinung sein, wie sich Ref. überhaupt von diesen gemischten Anstalten, wie sie zu Duisburg am Rheine besteht und wie sie der Rector Haacke in Stendal in einem Programme vom J. 1832 empfahl, keinen sonderlichen Nutzen versprechen kann. Es sind und bleiben Zwitteranstalten.

Die vierte Abhandlung enthält „Blicke auf die geschichtliche Entwickelung des Begriffs der Realgymnasien".

Von den beiden übrigen Abhandlungen zeugt die über den „Begriff des Satzes" von einer philosophischen Ausbildung des Hrn. Mönnich, wie sie in seinen Verhältnissen und in seiner Stellung nicht anders als sehr erfreulich sein kann.

Die „Aphorismen über den Unterricht in der Muttersprache" lassen in dem Verf. (wie auch zu erwarten stand) einen Freund des Muttersprachunterrichts erkennen, der in demselben die Ansichten der Philologen und Technologen bekämpft. Seine Meinung verdient beachtet zu werden, überzeugt hat er uns aber noch nicht. Auch findet seine Lehre, dem Unterrichte in der Muttersprache die erste Stelle in allem Sprachunterrichte anzuweisen, den meisten Widerstand bei Denen, für die er spricht, nämlich bei den zu erziehenden Schülern. Nun kann freilich eine solche Abneigung von Kindern und Jünglingen nie zum Maßstabe für die Nützlichkeit oder Unnützlichkeit eines Gegenstandes genommen werden; aber die allgemeine Abneigung gegen deutsche grammatische Lehrstunden und die viel größere Neigung für die Unterweisung in griechischer und in lateinischer Grammatik sind doch ein nicht ganz zu verwerfendes Zeugniß, daß die gegenwärtige Lehrart in deutscher Grammatik noch wenig geeignet für jugendliche Gemüther sei. Und an den Lehrern liegt es doch gewiß nicht überall, wenn freilich nicht geleugnet werden kann, daß die meisten diesen Unterricht als eine crux paedagogica ansehen. Vielleicht, daß die mehr philologische Begründung der deutschen Grammatik durch Jakob Grimm und seine Schüler hier die Fehler früherer Methoden verbessern hilft. 89.

Figaro's Memoiren. Herausgegeben von F. Nork. Leipzig, Wigand. 1832. 8. 1 Thlr.

Es kann kaum einen Titel geben, der die Neugier und Spannung der Leser mehr reizen dürfte als der obige. Der Rec. gesteht, daß er, als er das Buch Abends spät auf seinem Tische fand, mit größter Begier dasselbe aufzuschneiden anfing, um sich, wie er an Winterabenden gern thut, dem gefährlichen Vergnügen hinzugeben, im Bette zu lesen. Weil es ihm aber nicht selten begegnet, daß er, durch die Lockung der geistigen Speise verführt, halbe Nächte mit einer solchen Lectüre zubringt, so beschloß er sich selbst einen Riegel vorzuschieben und nur 50 Seiten aufzuschneiden. Mit welcher Lebhaftigkeit wirst du, dachte ich, dann morgen das Buch wiederergreifen und dich müde daran lesen; wie manche angenehme Abendstunde wird es dir noch verschaffen, wie vergnüglich wird es dich wärmen. Wie diesen Gedanken befriedigt, schnitt ich das schlechte Papier gedankenlos auf. Ich lag mummelnd bei den strengen Winterkälte behaglich im Bett, fing an zu lesen und stürzte mich auf das Interessanteste. Aber wie bitter wurde ich getäuscht! Gleich die ersten Phrasen gaben mir es kund, mit welchem gemeinen Handwerker der Literatur ich zu thun hätte. Es überkam mich ein ganz eigenes Gefühl dabei; ich erinnerte mich nämlich, wie ich in meiner Jugend, gegen das Verbot der Aeltern, manches Buch heimlich aus der Leihbibliothek des Vaters nahm und meine Lesebegierde daran zu sättigen suchte. Ich stieß dann auch auf Humoristen, wie sie vor 30 Jahren gäng und gebe waren, Leute, die sich groß dünkten, einen Styl, etwa wie Langbein's, in ungleich plumperer und gemeinerer Weise nachzuahmen. Deutlich habe ich Inhalt und Titel jener Bücher längst vergessen, allein eine dunkle Erinnerung des Tons, der darin für witzig gelten sollte, war mir geblieben. Hr. Nork (der wohlgethan hat, seinen Namen zu verschleiern) frischt diese Erinnerung in mir mächtig wieder auf. Ich kann nicht leugnen, daß ich damals als 10—12jähriger Knabe manche glückliche Stunde bei diesen schlechten Büchern verlebte, daß ich z. B. den „Amtmann Dickfuß", „Simson's Leben und Thaten auf Universitäten" und Aehnliches mit stillem Erstaunen über die darin herrschende vis comica gelesen und die Abenteuer der Helden mit Antheil verfolgt habe. Insofern diese Empfindungen sich als alte Erinnerungen plötzlich erneuten, hat der Verf. von „Figaro's Memoiren" auf meinen Dank Anspruch. Dies gilt aber nur für die ersten fünf Minuten; als er nachher mich durch sich selbst fesseln sollte, sank der Zaubernebel und die platte Gestalt der Wirklichkeit stand in ihrem Jammer vor mir. Ich weiß zwar nicht, ob der 12jährige Schulknabe einen bessern Geschmack hatte als die Leser, für welche der Verf. schreibt; allein so viel glaube ich behaupten zu dürfen, daß sein Buch noch tief unter den genannten steht. Wir wollen von der Anmaßlichkeit des Verfs., von dem Herumdrehen auf Beaumarchais' berühmten Lustspielen und auf Paesiello's, Mozart's und Rossini's Opern, von dem gänzlich unsittlichen und ungraziösen Inhalt gar nicht einmal reden; aber die Form der Einkleidung, die bei der Satire Alles ist, erscheint so erbarmungswürdig, so nüchtern, so gemein, so auf der breitgetretenen Heerstraße der Gemeinplätze verkehrend, daß uns das Lesen einer einzigen Seite schon über den Werth des Buchs ins Klare bringen konnte. Blickten wir tiefer hinein, so war es die reine Neugier, jener Trieb im Menschen, auch das Ende langweiliger, trivialer Erzählungen zu erfahren. Wir geben dem Leser nur eine Styl-probe, wie wir sie eben aufs Gerathewohl herausfischen, und können einen Eid leisten, daß sie das Ganze so treu repräsentirt wie ein Glas Wein aus dem Fasse dieses. „Der alte Montebro, welcher gut wußte, daß er an Clara Maria einen Schatz besaß, hatte dieser zum Wächter einen Drachen in Gestalt einer Duenna gestellt. Weil jedoch auch Drachennaturen zu goldenen Aepfeln absonderliches Attachement bezeigen, die bewachte Schöne aber außer ein paar bezaubernden Augen und dito Liebesäpfeln (!) (letztere von vorzüglicher Weiße) auch noch einen erklecklichen Vorrath von dieser Fruchtgattung besaß, die allenfalls durch den Fleiß des Don Montebro gepflegt und von seiner jungen Ehehälfte gegen Austausch anderer Früchte fleißig gepflückt wurde, so mußte oberwähnter Drache nothwendig seine Zähne sich an zu häufigem Genuß der gebotenen goldenen Aepfel so sehr abstumpfen, daß nichts von ihm für abenteuernde Glücks- und Liebesritter mehr zu befürchten war, wenn sie um die holde Dame hinter dem Rücken ihres Besitzers zu minnen beschlossen." !!! (Hilf Samiel!) Wenn die Leser nach dieser geisthaltigen Probe noch Lust haben, sich an das Buch zu wagen, so will es der Rec. ihnen mit keinem Wort mehr verkümmern. 76.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Dienstag. — Nr. 50. — 19. Februar 1833.

Gedichte von J. Chr. Freiherrn von Zedlitz. Stuttgart, Cotta. 1832. 8. 2 Thlr.

Die vorliegende Gesammtausgabe der lyrischen Poesien eines Dichters, der auf dem deutschen Parnaß bereits eine feste Stelle einnimmt, macht einen eigenthümlichen Eindruck. Es ist, als hätte der Verf. durch die Sammlung und Aneinanderreihung seiner verschiedenen Hervorbringungen recht anschaulich machen wollen, welch einen wunderbaren, schöpferischen Zauber die Form in der Poesie auszuüben berufen ist, wie mächtig sie auf den Geist zurückwirkt, wie sie einen Dichter, versteht sich, einen Dichter, der den Funken hat, zu heben und zu tragen vermag, wie er sich aber auch nicht ungestraft ihrer entschlagen darf. Der Verf. der „Todtenkränze" hat in diesem cyklischen Gedichte Ausgezeichnetes geleistet, und er fühlt es. Daß er es nicht geleistet haben würde ohne die glückliche Form, deren Wahl selbst jedoch schon ein Act echter Poesie war, konnte man zum voraus überzeugt sein; der Dichter hat aber durch die reichliche Beigabe fliegender Lieder, Balladen, Romanzen, Gelegenheitsgedichte u. s. w. dafür gesorgt, diese Ueberzeugung bei dem Leser zu bestärken und ihr Gewißheit zu verleihen. Nicht als ob sich unter diesen übrigen Gedichten nicht auch mancherlei recht Schönes, der „Todtenkränze" und „Myrologen", die beide auf gleicher Höhe stehen, Würdiges fände; zusammengenommen aber wiegen sie doch viel leichter, und wir können den Mangel an Gehalt, den wir bei vielen derselben antreffen, nichts Anderm zuschreiben als dem Mangel an Form. Der Verf. hat auch selbst das Verhältniß dieser Lieder zu jenen gedrungenen Poesien vollkommen gefühlt und angegeben, wenn er im Vorworte zu den „Todtenkränzen" sagt:

Oft und viel hab' ich gesungen
Zarter Liebe Huldigungen,
Und es ward manch süßer Laut
Kleinen Liedern anvertraut;
Doch nun stimme mein Gesang
Vollern Ton und hellern Klang,
Wie aus innerstem Gemüthe
Ich ihn auszuprühn mich sehne!
Darum nennen möcht' ich jene
Lieder meines Wipfels Blüte,
Diese meines Stammes Mark.

In der That verhalten sich die beiden Hälften seiner Sammlung nicht wie Blüten und Früchte zueinander; denn jene Blüten hätten nimmermehr solche Früchte erwarten lassen, und wir glauben daher dem Dichter gern, wenn er in der angeführten Strophe andeutet, daß von jenen flüchtigen Blüten seines Geistes zu dieser gediegenen Fülle kein vorschreitender Uebergang zu finden ist: wir laben uns an dem Marke seines Stammes und hegen überdies die Zuversicht, daß ein so kräftiger Stamm auch noch andere Blüten treiben kann, sobald er will. Indessen ist es Pflicht der Kritik, ihr Urtheil, zumal wo es ein tadelndes ist, durch Hinweisung auf Einzelnes zu begründen, und so wollen wir denn den „Frühlingsrosen" des Verf., wie er seine frühern Lieder nennt, näher treten. Die einleitenden Strophen: „Dichtersehnsucht", in gehaltener Form, erinnern allerdings an den Dichter der „Todtenkränze", und obgleich es zu jener Gattung verstümmelter Octaven gehört, an welchen die Poesie vor einiger Zeit so reich war, so geht es doch auch in diesen unvollständigen Schranken seinen strengen, gemessenen Schritt. Aber schon das zweite Gedicht: „Die Dorfkirche" (S. 7), schüttelt die Fesseln der Form zur Hälfte ab, indem es — wohlgemerkt, nicht ein ganz kurzzeiliges, sondern ein fünftehalb- und vierfüßiges Jambenlied — nur zur Hälfte reimt:

In einem Dorf am frühen Morgen
Sah ich ein Kirchlein offen stehn,
Und wie's mir freundlich schien zu winken,
Trieb mich das Herz hineinzugehn.

In einem so losen Kleide machen es sich denn bald auch die Gedanken bequem, und das schöne Motiv (eine Gläubige am Tische des Herrn, welche die Hostie mit ihrem Säuglinge theilt) wird zum Theil unter etwas trivialen Phrasen ausgeführt, wie z. B. der Segenswunsch ist:

Zieh', junge Frau, mit frommem Troste,
Und reicher Segen sei dein Theil!
Wie du vertraut, so sei erhöret,
Dem Kinde blühe Glück und Heil.

Dem raschen Liedchen: „Die Reise" S. 9, steht sein leichtes Gewand besser, aber das nächstfolgende, „Wiedersehn", ist gar in reimlosen Jamben gedichtet, und S. 32—38, 43—52, 66 fg., 70 fg., 87 fg., 96 fg., 111 fg., 126, 129, 148 fg., 164 fg., 176 fg. begegnen wir lauter halb- oder gar nicht gereimten Gedichten. Bei manchen derselben kann man es nur bedauern, daß es dem Dichter, den man in den „Todtenkränzen" um seine Meisterschaft

in der Form beneiden muß, nicht gefallen hat, den edeln Keim, der in diesen Liedern liegt, auf gleiche Weise zu pflegen; in manchen aber hat sich die verschmähte Form an dem Sänger bitter gerächt, indem sie ihn einem Tone preisgegeben hat, in welchem man den würdevollen Dichter nicht mehr zu erkennen vermag. Oder ist dies nicht im „Blinden Geiger" der Fall, der recht sehnsüchtig schön anfängt:

Es sitzt ein blinder Geiger
Am Markt und spielet auf,
Viel Leute gehn vorüber,
Doch Niemand höret drauf.

Er spielt die schönsten Weisen
Recht aus des Herzens Grund,
Und gibt in Sehnsuchtstönen
Sein tiefstes Leben kund.

Aber in diesem unschuldigen, reinen Volkstone fährt das Lied leider nicht fort. Die Ironie hat mit dem bereitwilligen Metrum schon gar zu oft gebuhlt, unwillkürlich bemächtigt sich die Freche auch unter Zedlitz's edler Feder desselben und fängt an zu handtieren:

Die Leute gehn und schauen
Hinauf am nächsten Haus:
Da sieht ein großer Affe
Vornehm zum Fenster 'raus.

Ein junges Kind nur einzig
Bleibt bei dem Geiger stehn
Und gibt ihm einen Heller
Mild im Vorübergehn.

Die arme Dirn' ist thöricht,
Weil sie der Herzwurm plagt;
S'ist eine böse Krankheit,
Dem Himmel sei's geklagt.

. . . . . .

Ich selber bin der Geiger
Und spiele mich in Schlaf;
Wer aber ist der Affe?
Man sagt, es sei ein Graf!

Mit wahrem Schmerz empfindet man es oft, wie jene Nonchalance in der Form die ordinairsten Passagen neben innige, wahre, neue Gedanken sorglos anreihen, oder ihnen gar voranstellen kann, wie S. 88 in dem Gedichte: „Bewußtlose Neigung":

Mädchen, so nenne den Zauber
Der mich gefangen hält;
Sage, was hast du denn eigen,
Das mir so sehr gefällt? —

Ach! 's ist die kindliche Seele,
Die noch gedankenlos träumt,
Während in jeglicher Ader
Leben und Jugend ihr schäumt.

Wir wetten darauf: in ein strengeres Sylbenmaß hätten sich jene ersten abgedroschenen Redensarten gar nicht hineingewagt, und der zweite, schöne Vers hätte sich in einem engern Gewande noch reizender ausgenommen.

Doch wir wenden uns, um nicht tadelsüchtig und nicht als Verkleinerer eines so anerkannten Dichtergeistes zu erscheinen, den vollkommenern Liedern zu, deren sich auch diese erste Hälfte der Sammlung erfreut. Dahin sind neben der viel gerühmten „Nächtlichen Heerschau", in deren Lob wir einstimmen, obgleich uns Gedanke und Ausführung nicht so original vorkommen, als man durchgängig zu glauben scheint, noch weiter zu rechnen: „Der Beduine" (S. 14), ein frisches Naturlied voll Leben und, was bei dem Gegenstande hoch anzuschlagen ist, ohne Manier:

. . . . . .

Mein' Habe hält kein Zaun umfaßt,
Ich bin mein Wirth und eigner Gast;
Mein nächster Nachbar neben mir
Wohnt hundert Meilen wol von hier!

. . . . . .

Frei, wie der Wind der Wüste weht,
Frei, wie die Antilope geht,
Zieh' ich auf dem durchglühten Sand,
So weit die Ebne ausgespannt.

Weib meines Herzens, meiner Lust,
Du einzig liegst an meiner Brust,
Dein braunes Aug' blickt mild und klar,
Wie Moschus wallt dein dunkles Haar.

Nie werd' ich deiner Sehnsucht satt,
Nie werd' ich deines Reizes matt;
Noch glüh' ich wie am ersten Tag,
Wo ich in deinen Armen lag.

Denkst du der wonnesel'gen Nacht,
Unter des Sternenhimmels Pracht,
Wo süß gebuhlt die blaue Luft
Mit der Akazie Blütenduft?

Sobald der Dichter es der Mühe werth findet, seine Kunst nur einigermaßen anzuwenden, seine Worte, wenn wir so sagen dürfen, zusammenzuhalten, so werden auch seine Gefühle ernster und wahrer, wie z. B. in „Gute Nacht" (S. 41), wo das arme, verlassene Mädchen so rührend fragt, ob es auch recht sei, daß der Geselle sie wie seine Braut geküßt, und warum er so lieb und doch so schlecht sei. Alsdann singt die schwarzlockige Marie (S. 56 fg.) so rührend bei ihrem Kind:

Nein, nein! wir wollen leben,
Wir Beide, du und ich!
Deinem Vater sei vergeben, —
Wie selig macht' er mich!

Schade ist es, daß auch in diesem Liede die verzweifelte Bequemlichkeit den Sänger übernommen hat und ihn von zehn Strophen willkürlich nur die erste, zweite, siebente und (die angeführte) letzte hat durchreimen lassen. In freiem, hymnenartigem Metrum, aber doch in einem kunstvollen Rhythmus bewegt sich das „Lied eines Wahnsinnigen", welches sehr sinnvoll die drei Geister des Ehrgeizes, des Geizes und der Liebesleidenschaft, von welchen er besessen ist, schildert. Gut gehalten sind auch „Der arme Sänger" (S. 19) und „Der fremde Buhle" (S. 45), nur erinnern sie zu sehr, jenes an ein Uhland'sches, dieses an ein Heine'sches Vorbild. Durch seine Wahrheit und Innigkeit erfreut auch — obgleich es schon Oftgesagtes wiederholt — das Lied: „Trostlose Thränen" (S. 78). Eigenthümlicher und vortrefflich ist das Lied: „Beruhigung" (S. 91), in welchem dem Mädchen, das mit dem Tage liebäugelt, die wunderbare Seelennacht der Liebe geweissagt wird, in welcher einst ihr Auge sich umdüstert und ihr Blick in Thränen lacht. Wenn sie sich dann mit

allen Ranken an den Trauten klammert, den ihre innern Augen schauten, dann soll der Liebe Macht sie schirmen:

Und er denke dich nicht schlimmer,
Weil in ungeahnten Schlingen
Jugend dich und Arglist fingen,
Und kein Engel dich bewacht!

In „Frühlingsliebe" hat einem nicht eben neuen Gedanken die Kunst eine neue Gestalt verliehen, und wir freuen uns mit den zuschauenden Sternen, wie an zwei getrennt stehenden Blütenbäumen „in wonneseliger Nacht die zarteste der Ehen geheimnißreich vollbracht wird" (S. 102). In den Romanzen und Balladen erscheint Zedlitz durchaus nach Uhland gebildet; wir glauben nicht, daß diese Sphäre ihm ursprünglich von seinem Talent angewiesen war.

Unter der Rubrik „Gelegenheitsgedichte" finden sich einige durchaus nicht unter diese Rubrik passende freie Lieder, die wir zu den besten der ersten Hälfte mit Freuden zählen, z. B. „Thränengrund" (S. 148—151) und „Deutsches Lied" (S. 155). Ein Gelegenheitsgedicht ist das „An den König Ludwig von Baiern" (S. 157). Der Dichter, „der nie vor Fürsten gekrümmt gekrochen hat und nur Dem, der der Ehrfurcht werth ist, Ehrfurcht zollt", neigt sich vor ihm — denn Miguel und Ludwig gelten ihm nicht gleich — nur als vor dem hohen Menschen und vergleicht ihn mit Siegfried, der den Zwerg schlug, und mit Arion, der die Fluten zähmte. Die beiden Gedichte auf Göthe's Tod hätten wir lieber zu einem Todtenkranze fester geflochten und jenem Cyklus einverleibt gesehen, wiewol der Toast, welchen dem großen Dichter der Jünger in Tokaier zutrinkt, recht schön ist. Unter den sinnvollen und der Form nach durchaus zur zweiten Hälfte der Sammlung gehörenden Sonetten zeichnen wir das aus, das der Dichter „An die Tadler", ohne Zweifel an die adeligen Standesgenossen, richtet, und das seiner wahrhaft edeln Gesinnung Ehre macht:

Ihr schmäht. Ihr seht mich Eure Zeichen tragen,
Und dennoch sei ich Keiner von den Euern!
Nie werd' ich's sein, das kann ich euch betheuern,
Weit eher würd' ich meinen Schild zerschlagen!

Ich seh' Euch nur nach Euerm Vortheil jagen,
Mich muß ein höh'res Ziel zum Kampf befeuern:
Der Menschheit Adel, den allein mir theuern,
Möcht' ich erhalten sehn in künft'gen Tagen!

Wie Ihr besitz' ich, was ich nicht verachte,
Doch auch nicht achte mehr als sich gebühret;
'S ist nicht vom Fuchs die Fabel und der Trauben!

Ich will nicht schmähn; doch laßt mir meinen Glauben:
Daß Gottes Hand zu jenem Ziele führt,
Von dem Ihr fliehet, und nach dem ich trachte.

(Der Beschluß folgt.)

Atlante geografico, fisico e storico del granducato di Toscana, di *A. Zuccagni-Orlandini*. Florenz, in der großherzoglichen Buchdruckerei. 1832.

Das fleißige und verdienstliche Werk des Dr. Zuccagni zu Florenz, der „Geographisch-physisch-historische Atlas von Toscana", ist nun mit derjenigen Karte, welche die Uebersicht des gesammten Großherzogthums enthält, in 20 Großfolioblättern vollendet worden. Wenn dieses Unternehmen auch schon im Allgemeinen Anerkennung verdient, so ist dies noch mehr der Fall durch die große Sorgfalt, womit es in allen seinen Theilen bearbeitet ist, während sich vermöge des Zusammentreffens verschiedener Verhältnisse der Ausführung desselben durch die beschränkten Mittel eines Privatmannes Schwierigkeiten aller Art darbieten mußten. Der unermüdliche Herausgeber verdient das Lob, weder Zeit noch Mühe und Kosten gespart zu haben, um sein Werk so brauchbar und vollkommen als möglich zu machen. Bis jetzt waren Targioni-Tozzetti's Reisen die einzige umfassende und gründliche Arbeit über das Großherzogthum, obgleich es an werthvollen Schriften über einzelne Theile und Gegenstände nicht fehlte, unter denen Fossombroni's, Giuli's und Manetti's Arbeiten über das Chianathal, mehre verdienstliche Abhandlungen in den Acten der thätigen Akademie der Georgofili, botanische, chemische und mineralogische Werke von Savi (so dessen schöne toscanische Ornithologie in drei Bänden), Gazzeri, Giuli, Repetti u. A., der neuern geschichtlichen und archäologischen von Pignotti, Micali, Inghirami u. A. m. nicht zu gedenken, eine besondere Erwähnung verdienen. Aber Targioni, ein gewissenhafter Beobachter und wissenschaftlicher Forscher, war in mancher Hinsicht veraltet, und die Uebrigen konnten und sollten nichts Umfassendes geben. Es wäre für das Fortschreiten der geographischen und statistischen Wissenschaften im Großherzogthume sehr wünschenswerth gewesen, wenn die vor einigen Jahren gegründete toscanische Gesellschaft für vaterländische Erd- und Volkskunde, an deren Spitze mehre verdienstvolle Männer standen, Fortgang gehabt hätte; aber sie erregte, man weiß nicht wodurch, das Mißfallen der Regierung, welche sie unterdrückte. Zuccagni's Werk, um wieder auf dasselbe zurückzukommen, verdient also die Anerkennung, die ihm bereits allgemein in Toscana zu Theil geworden ist. Jede Karte enthält eines oder mehre Thäler (die natürlichste, und wegen der Verschiedenheit der Verwaltungseintheilungen des Großherzogthums für eine solche Arbeit allein zulässige Anordnung) nebst deren gedrängter aber vollständiger Beschreibung, welche in der physischen Chorographie von der Ausdehnung, den Grenzen, dem Anblicke des Landes, den Gebirgen, Ebenen, Flüssen und Seen, der Oryktologie, Botanik und Naturgeschichte der lebenden Geschöpfe, dem Klima und den Bewohnern Nachricht gibt. Die historische Chorographie erzählt die Schicksale des Landes oder der Provinz unter den Etruskern und Römern, während und nach der Völkerwanderung und so fort bis auf unsere Tage, nebst einer Aufzählung der berühmten Männer und interessanten topographischen und geschichtlichen Notizen über alle einzelnen Orte von einiger Bedeutung, deren Zahl man nicht nach dem Umfange des Landes, wol aber nach der Rolle, welche so viele dieser Orte in den Jahrbüchern vergangener Zeiten spielen, schätzen muß. Der Abschnitt über die Industrie endlich handelt von dem Ackerbau, den Manufacturen und dem Handel, woran sich endlich eine Uebersicht der Gebietseintheilung in Gemeinden, des Flächengehalts und der Bevölkerung anschließt. Den Angaben seiner Vorgänger kein blindes Zutrauen schenkend, hat der Verf. alle einzelnen Provinzen wieder durchreist, an Ort und Stelle nachgesehen und Erkundigungen eingezogen: ein Verfahren, das namentlich bei solchen Gegenden, wo sich seit wenig Jahren Vieles geändert, wie in dem Chianathal und den Maremmen, oder die noch weniger untersucht waren, wie die Inseln, für die Richtigkeit und Vollständigkeit der Arbeit sehr ersprießlich sein mußte.

Nachdem das Physische und Geschichtliche und der Zustand der Industrie der verschiedenen Provinzen auf den einzelnen Karten dargestellt worden, enthält die zuletzt erschienene (der Ordnung nach die erste) die Uebersicht des Ganzen nebst jener der Gebietseintheilung, des Flächenraums und der Bevölkerung des Großherzogthums. Es ist interessant, dem Verf. in der Zusammenstellung der Bemerkungen über Ackerbau und Manufacturen zu folgen. Toscana, sagt er darin, verdient in mehr denn einer Hinsicht den Namen des Vartens von Italien; hinsichtlich seiner Bebauung indessen fing es erst vor nicht vielen Jahren

und auch dann nur theilweise an, sich Ansprüche auf diesen Namen zu erwerben. Unter der sorglosen Medicei'schen Verwaltung schien der Boden des Landes von dem Fluche der Unfruchtbarkeit getroffen und zeigte seinen Reichthum erst, als Peter Leopold die liegenden Gründe in Fractionen theilte, und seine wohlthätige Hand die harten Fesseln löste, welche den Feldbau zu Boden drückten. Gegenwärtig ist der Ackerbau wol in ganz Toscana in gutem Zustande, aber nur im Val di Nievole eigentlich blühend zu nennen, weil dort allen Landbauern Industrie eigenthümlich und erblich ist, während man dies im Val d'Elsa nur dem Geiste und Eifer einiger Wenigen verdankt, und in den übrigen Theilen des Großherzogthums der Landbauer sich zwar thätig, aber selten industriös zeigt. Wahr ist es indessen, daß die alten fehlerhaften Verfahrungsweisen nach und nach bessern Platz machen; und wenn dies überall geschieht, wird der Reichthum des Bodens in Toscana sich mit dem des benachbarten Lucchesischen messen können. Dem Toskaner fehlt es nicht an Neigung und Liebe zum Ackerbau: Beweis sei die verhältnißmäßige Anzahl der Colonen. In nur zehn Gegenden überschreiten dieselben nicht die 20 auf 100 Einwohner, und in 15 die 30 auf 100, wo nämlich der Boden volkreiche Städte trägt, in 21 Gemeinden beschränken sie sich auf 30—40, und in 30 auf 40—50: dies ist waldiges und gebirgiges Land, wo nur die Viehzucht fortkommt, oder ans Meer stoßende Ebenen, wo es ausgedehnte Besitzungen und wenige Einwohner gibt. Aber in 36 Gemeinden belaufen sich die Ackerbauer auf 50—60, in 44 auf 60—70, in ebenso vielen auf 70—80; endlich in 30 überschreiten sie die 80 und in 10 die 90 Köpfe der Bevölkerung. Der Staat ist in 247 Gemeinden getheilt, die im Ganzen einen Flächengehalt von 7957 Migliren (italienisch) und 1,887,795 Einwohner haben. In mehr denn 120 Gemeinden überwiegt der Ertrag an Getreide, Oel und Wein den Bedarf, in mehren andern reicht er hin, und fehlt zum Theil oder ganz (namentlich Oel) nur in den höchsten Gebirgsstrichen. Das Rindvieh beläuft sich auf 553,380 Stück, wozu 3000 Büffel zu rechnen; Pferde und Esel auf 118,340 (ohne die Pferde in den großen Städten), Schweine auf 194,220, Schafe auf 877,650, Ziegen auf 191,150. Dazu kommen noch 150 Dromedare in der Ebene von Pisa (zu San-Rossore, worüber u. A. Lullin de Chateauvieux in seinen von Hirzel übersetzten Briefen redet).

Nach Jahrhunderte langer Knechtschaft, womit die Barbaren Italien bedrückten, waren die frei gewordenen Toscaner die Ersten, mittels der Industrie den Nationalwohlstand wiederzuerlangen. Pisa ward mächtig durch seinen Seehandel, und der florentinische Freistaat, die Künste zum Stützpunkte aller Würden und Ehren erhebend, machte einen Beschluß, daß solche, die zu keiner Kunstgilde gehörten, an der Verwaltung nicht sollten theilnehmen können. Die bedeutendsten Nationen Europas wurden zu jener Zeit der toscanischen Industrie zinsbar, bis England, Brabant u. a. sich davon loszumachen begannen, sodann in Vervollkommnung der Producte den Sieg davontrugen und damit endigten, Lehrer des Volkes zu werden, von dem sie Ursprung und Grundsätze der Kunst erhalten. Zum verderblichen Sinken der toscanischen Manufacturen trug namentlich das System der Privilegien bei, welches durch das Zunftwesen genährt und von der Mediceischen Regierung mit Vorliebe gepflegt wurde. Diese Einrichtung mochte den Manufacturen nützen, so lange sie nicht die Vergleichung mit der ausländischen Industrie zu bestehen und zu fürchten hatten; aber als diese letztere zur Vervollkommnung voranschritt, erstickte in Toscana das Privilegium den Wetteifer, schützte die Mittelmäßigkeit, erniedrigte und fesselte den Geist. Die Leopoldinische Gesetzgebung weckte von Neuem den Genius der Kunst, aber nunmehr erfreuten sich fremde Nationen des Oberrangs in jedem Industriezweige, Dank den in Italien nicht anerkannten Vortheilen einer populair gewordenen wissenschaftlichen Bildung, und Toscana, gleich jeder andern Provinz der Halbinsel, blieb fremdem Kunstfleiß unterlegen. Kleidungsstoffe aller Art, Gegenstände des Luxus, Hausgeräth im besten Geschmack und viele der nothwendigsten Dinge kommen jetzt aus englischen, französischen, deutschen Fabriken; alle Märkte strotzen von fremden und wohlfeilen Waaren. Dem toscanischen Künstler und Handwerker fehlt es nicht an Geist: deshalb geben manche von Zeit zu Zeit in diesem oder jenem Kunstzweige Proben von Arbeiten, welche die fremden an Schönheit übertreffen; aber der Käufer gibt diesen letztern den Vorzug, weil er sie zu geringern Preisen erhält. Dieser Vorzug, in der häuslichen Oekonomie so beachtenswerth, läßt sich von jenen Fabriken erlangen, in welchen Maschinerie die Arbeiten erleichtert, verkürzt, vervollkommnet und wohlfeiler macht; aber der Toscaner, den Unkosten einer langwierigen, Zeit und Geld raubenden Handarbeit unterworfen, kann in keiner Hinsicht die fremde Concurrenz aushalten. Hier und da beginnt man einige Maschinen einzuführen, aber es geschieht langsam und mit verderblichem Zögern. Zu Stia im Casentino hat man bei Verfertigung von Wollenstoffen moderne Mechanismen angewandt, in einer Papierfabrik zu Seravezza die Walzen statt der Pumpstöcke, im Val di Chiana, zu Pescia, zu Modigliana wird die Seide mittels Dampf gezogen; aber diese Beispiele sind zu selten und werden zu wenig nachgeahmt. Man darf nicht verschweigen, daß dann und wann von denkenden Köpfen die Einführung irgend einer fremden Manufactur versucht wird, wie die der Nankins, der Krystallgläser, des Leims u. s. w., aber selten rechtfertigt der Erfolg die Hoffnungen. Dessenungeachtet fehlt es Toscana nicht an vielen nützlichen Künsten und Erzeugnissen. Die Wollenzeugfabriken sind zahlreich, liefern indeß meist nur gewöhnliches Tuch. Prato bewahrt seine Manufactur von levantinischen Mützen und hat viele Messingfabriken. In Pisa und Livorno gibt es viele gute Kunsttischler. Pescia und Colle haben zahlreiche Papierfabriken. Im Val di Chiana, Val d'Elsa, Val d'Orcia und Val di Nievole gibt es viele Töpfer- und Glasöfen, die aber nur Gegenstände von gewöhnlicher Qualität liefern. In der Vorstadt von Florenz gibt es Krystallglas und Porzellan, Damastleinwand und feine Strohhüte, und Florenz endlich hat zahlreiche Ledergerbereien, gute Färbereien, Manufacturen von Luxuswaaren und feinen Arbeiten in Marmor, Alabaster, Gypskrystall und harten Steinen, endlich seine Strohhüte, die vorzüglichsten dieser Gattung, und seine ausgezeichneten Seidenfabriken, die schon vor Jahrhunderten so allgemein berühmt waren.

Toscana ist bis jetzt unter den Ländern Italiens das einzige, welches ein so gründliches und umfassendes und mit so vieler Freimüthigkeit geschriebenes topographisches Werk besitzt. Der Verf. hat es in der Zeit von vier Jahren begonnen und vollendet: eine wirklich sehr kurze Frist, wenn man die Schwierigkeit der Arbeit betrachtet. Den Karten selbst liegt die große des Pater Inghirami zu Grunde, welche, nach neuen trigonometrischen Aufnahmen bearbeitet, an Richtigkeit wol nichts zu wünschen übrig läßt und an Schönheit der Ausführung mit den besten Werken dieser Gattung die Vergleichung aushalten kann. Vor Kurzem erschien eine Verkleinerung derselben (in einem groß Folioblatte), von G. Segato, dem man die prächtige Karte Nordafrikas und mehre geographische Arbeiten über Aegypten verdankt. Die Anordnung seines neuen Werkes ist ebenso sinnreich, als man dessen graphische Ausführung musterhaft nennen kann, und es ist das schönste dieser Art, welches bis jetzt aus Florenz hervorgegangen ist. Für den Fortgang der geographischen Wissenschaften sind dies wackere und dankenswerthe Bestrebungen, und es ist ein gutes Zeichen, daß das Publicum es an Aufmunterung dazu nicht fehlen läßt. 144.

Notiz.

Die erste Gesammtausgabe von „The plays and poems of Shirley" ist bei J. Murray in London, besorgt von William Gifford, in sechs Octavbänden erschienen. Der verglichene Text ist von kritischen und andern Noten begleitet. S.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Mittwoch, — Nr. 51. — 20. Februar 1833.

Gedichte von J. Chr. Freiherrn von Zedlitz.

(Beschluß aus Nr. 50.)

Mit der zweiten Abtheilung seiner Sammlung, welche die „Todtenkränze" eröffnen, kommt eine ganz andere Stimmung in die Poesie unsers Dichters; Gedanke und Wort haben die Salbung vom Himmel erhalten und seine Muse erscheint mit einem Mal als das Mädchen aus der Fremde, deren Hoheit und Würde jede Vertraulichkeit entfernt. Die Vollendung, die in diesen Dichtungen vermittels einer tüchtigen Selbstbeschränkung durch das Geschmacksurtheil hervorgebracht worden, contrastirt auffallend gegen so viele mislungene Bestrebungen des Tages. Wie Infusionsthierchen entstehen und vergehen heutzutage in der deutschen Literatur lyrische Gedichte zu Tausenden; gewiß würden wir bei noch mäßigern Gaben der Dichter Bleibenderes von ihnen erhalten, wenn sie sich entschließen könnten, mit ihren Mitteln hauszuhalten und mit ihrem Pfund auf Zinsen zu wuchern. So aber ziehen sie es vor, das Capital auf Einmal zu verschwenden. Ihr Bischen Phantasie gewährt ihnen den Schein der Unendlichkeit, weil sie formlos ist; Regelzwang erscheint ihnen als verächtliche Armuth, und nun vergeuden sie, unbekümmert um Einheit und Harmonie des Stoffes, unbemüht selbst um jene Spiegelklarheit der Sprache, die bei den Dichtern des Alterthums unerläßliche Bedingung des Producirens war, in einem leichtsinnig behandelten Sylbenmaße zehnerlei Gedanken und Bilder auf Einmal, und begreifen es nicht, wenn das stumpfe Publicum nicht mit Begierde nach ihrem Reichthum greift. Ganz anders ist unser Dichter in seinen „Todtenkränzen" verfahren. Er hat sich eine einfache Idee gewählt, welche die Grenzen des Stoffes sogleich genau bestimmte, und hat dieselbe in einer Form ausgearbeitet, welche den Grundgedanken mit allen seinen Entwickelungen in großer Klarheit, wir möchten sagen Durchsichtigkeit, darstellt. Jene Grundidee ist aber die, daß das Ideal, das unsere Brust entzündet, das allein Unsterbliche sei:

Ein Kern des Lichts fließt aus in hundert Stralen,
Die gottentflammte Abkunft zu bewähren,
Begeistrung ist die Sonne, die das Leben
Befruchtet, tränkt und reift in allen Sphären!
In welchem Spiegel sich ihr Bild mag malen,
Mag sie im Liede kühn die Flügel heben,
Mag Herz zu Herz sie streben,
Sie sucht das Höchste stets, wie sie's erkennet!
Längst im Gemeinen wär' die Welt zerfallen,
Längst wären ohne sie zerstäubt die Hallen
Des Tempels, wo die Himmelsflamme brennet;
Sie ist der Born, der ew'ges Leben quillet,
Vom Leben stammt, allein mit Leben füllet!

Grade weil diese Idee, wie alle Wahrheiten, keine neue ist, so verdient es um so mehr Bewunderung, wie ihr der Dichter durch die Anwendung und Ausführung eine wirklich neue Gestalt zu geben gewußt und hier eine unbestreitbare Erfindungsgabe beurkundet hat. Er läßt nämlich, nachdem er jenen Grundgedanken ausgesprochen, einen riesenhaften, grauenvollen Schatten zu sich treten, den Geist des Grabes; er erbietet sich, ihn dahin zu führen, wo die Thoren modern, die sowie er einst Lichtgedanken geträumt haben und die ihr eignes Feuer verzehrt hat. Der Dichter hat sich durch diese Wendung auf eine geschickte Weise in seinem überreichen Stoffe beschränkt, der ihn sonst durch seine Endlosigkeit hätte bang machen müssen; denn wenn er alle Geister, welche in großartiger Begeisterung dem Ideale nachgestrebt, sich aufzuzählen vorgesetzt hätte, welch eine Galerie hätte das gegeben; mit Willkür aber auszuwählen, wäre sehr unbefriedigend gewesen. Dadurch aber, daß es der Erdgeist, der verneinende ist, welcher die Auswahl zu treffen hat, verengt sich der Kreis der Begeisterten, welche Gegenstand des Liedes werden können, auf der Stelle. Denn natürlich wird der Geist des Grabes zuvörderst alle Diejenigen bei Seite lassen, welche in voller Selbstbefriedigung für das Ideal gewirkt und entweder glücklich geendet haben oder wenigstens erst dann gescheitert sind, als ihr hoher Lebenszweck der Hauptsache nach erreicht war. Dann aber wird er auch von den Andern nur Diejenigen aussuchen, welche theils durch eigne Schuld, durch Verunreinigung des Ideals mittels Beimischung irdischer Stoffe zu Grunde gegangen, theils durch den Neid des Schicksals gestürzt worden sind, ehe ihre Begeisterung das ersehnte Ziel hat erreichen können, theils nur das ewig Unerreichbare erstrebt haben. Diesen Kreis, der begreiflich immer noch sehr weit ist, lag dem Dichter noch ob auf künstlerischem Wege zu verengen, indem er für jene verschiedenen Gattungen innerlich oder äußerlich verunglückter Begeisterung nur die Hauptrepräsentanten aus der Geschichte des menschlichen Geistes herauszufinden hatte. Aus dem oben Ge-

sagten erklärt sich nun zur Genüge, warum wir von Königen und Kriegshelden keinen Alexander, keinen Karl den Großen, keinen Gustav Adolf hier zu suchen haben, wol aber ein Wallenstein, ein Napoleon uns bekränzt entgegentritt; warum von Dichtern kein Aeschylus, kein Sophokles, kein Shakspeare, Dante, Göthe, Schiller mit dem Kranze begabt wird, sondern nur Etlicher von ihnen in der Schlußantwort des Dichters Erwähnung geschieht, dagegen ein Petrarca und Tasso hier nicht fehlen durften; warum aus allen Liebenden nur Romeo und Julie ausgewählt sind; und vielleicht neben andern Beweggründen auch hieraus, warum von begeisterten Staatsmännern nur Canning und von Reformatoren kein Luther, sondern nur Kaiser Joseph auf der Scene erscheint. Unbegreiflich dagegen ist es uns, warum auch in jenen selbstgesetzten Schranken die heiligste aller Begeisterungen, die religiöse Begeisterung, keinen Platz gefunden hat.

Da die „Todtenkränze", wenigstens im Cadre, schon älter und durch eine frühere Publication hinlänglich gekannt sind, so bedarf es in dieser Anzeige keiner ausführlichen Darlegung ihres Inhalts, und wir können uns mit einzelnen Bemerkungen und Belegen dafür begnügen.

Die schöne Schilderung Wallenstein's, welchek die Scene zuerst betritt, ist in einiger Abhängigkeit von dem Schiller'schen Bilde gehalten, welche sich zum Theil sogar bis auf den Ausdruck der Gedanken erstreckt, wie in den folgenden Worten:

Kaum angeklagt, ist er auch schon gerichtet,
Und so wie Einer, der die That vollbrachte
Wird er gestraft, weil er vielleicht sie — dachte.

Der Gedankenstrich ist hier vergebens, denn es weiß jeder Leser und nicht nur aus dem Reime, was hier kommen wird.

Der dritte Todenkranz beginnt mit einer glänzenden Beschreibung der Geisterreise:

Und ohne Ende däuchte mir die Reise,
Und wechselnd sah ich's dunkeln bald, bald tagen!
Bald zog der Morgen her mit seinen Gluten,
Und nah' bei mir sah ich den Sonnenwagen
Mit goldnen Rädern auf demantnem Gleise,
Unübersehbar schienen rings die Fluten
Des weiten Meers zu bluten,
Luftströme blendend mich zu überfließen;
Bald wieder das Gewölk sich zu verdichten,
Die Nebel thürmend sich auf Nebelschichten,
Und Finsterniß sich allwärts zu ergießen;
Bis ich die Greife schnauben hört' am Zügel,
Der Nacht Gespann mit Mähn' und Drachenflügel.

Die Fahrt führt ihn nach St.-Helena. Hier war es für den Dichter noch schwieriger als in dem vorangehenden Abschnitt, ein ungesprochenes Wort zu sagen; aber auch hier zeigt der Zauber der Form uns das Bekannte in einem neuen Lichte, wie Duft und Sonne uns die gewohnteste Gegend zu erneuen und zu verklären im Stande sind. Was wir allein wünschen möchten, ist, daß der Dichter sein eignes historisches Ich dem Titanen gegenüber (V. 30) aus dem Spiele gelassen hätte. Der Seher sehnt sich jetzt aus diesem „allzu thränenwerthen" Raume weg, fort von dem Schwerte zu den Palmen, zu denen, die mitten im Getümmel einsam stehen und nur nach einem süßen Sterne blicken, und der Geist des Grabes führt ihn nach Vaucluse und zeigt ihm Petrarca's Loos.

O selig Paar, wohl werth, daß man dich neide!

ruft der Dichter aus; der Geist aber erwidert:

Und dennoch sag' ich dir, daß mehr der Thränen
Geflossen sind aus Laura's süßen Augen,
Mehr Vipern an Petrarca's Brust gehangen,
Die Ströme seines Blutes draus zu saugen,
Ihn zu zerfleischen mit den gift'gen Zähnen,
Als je genetzet zarte Rosenwangen,
Je eine Brust umschlangen!

Man sollte meinen, fährt der Geist fort, ein solches Band, in Lust und Schmerzen gestählt, könne nur mit den Herzen brechen.

Und doch geschah's viel eher, als sie starben!
Von jener Flamm' ist Asche nur geblieben;
Es hat das kurze Sein nicht überdauert,
Was doch unsterblich, ewig schien, ihr Lieben!

Ein bitteres Argument konnte der Grabesgeist dem Vertheidiger der Begeisterung freilich nicht vorhalten als das aus der Vergänglichkeit der heiligsten Gefühle entnommene. Die Behandlung dieses Gedankens durch den Dichter ist vortrefflich. Der fünfte Todtenkranz besingt Romeo's und Julia's Geschick und zeigt, wie oft der Liebe auch ein äußerlich klägliches Loos auf Erden bereitet sei. Uns däucht, eine aufsteigende Klimax hätte hier mehr Eindruck gemacht, d. h., Petrarca's Loos, welches, so vom Dichter aufgefaßt, offenbar das trostlosere ist, wäre besser erst nach dem Loose Romeo's geschildert worden. Höchst geistreich, gewiß aus den eignen Erfahrungen des Dichters ergänzt, ist Tasso's Schicksal behandelt (S. 286 fg.), besonders (S. 290 fg.) sein Leben am Hofe des Alfons.

Du meinst, sie ehren dich, weil sie erfuhren
Das Walten deines Geists im tiefsten Leben,
Himmlischer Gaben angeborenes Weben,
Den Zauberstab begünstigter Naturen?
Du hättest ihre Achtung fortgetragen,
Weil sie entzückt in ihre Hände schlagen?

Unsel'ger Irrthum, der dich hat geblendet!
Ein Gaukler bist du, ihre Zeit zu würzen,
Um, vorgerufen nach dem üpp'gen Mahle,
Den trägen Lauf der Stunden zu verkürzen!
Man schickt dich fort, wenn du dein Lied geendet!....

Der siebente Todtenkranz ist Lord Byron gewidmet. Wir glauben, nirgend eine treffendere Charakteristik dieses großen, aber unseligen Genius gelesen zu haben als in den meisterhaften Versen S. 304 fg. Nur einige Proben! S. 306:

Sowie die grausen Lieder der Dämonen
Zum Wahnsinn trieben durch die wilden Klänge,
So fühlen wir das tiefste Mark erbeben,
Vernimmt das Ohr die furchtbaren Gesänge;
Und wie in den verdünnten Regionen
Des höchsten Luftraums Denen, die drin schweben,
Oft Athem stockt und Leben,
Und Blut entquillet den gepreßten Lungen:
So strebt die Seele angstvoll zu entrinnen
Dem Zauberliede mit betäubten Sinnen,

Bis daß der Magus, der den Kreis geschlungen,
Wenn's ihm genehm ist, Eure Angst zu enden,
Hohnlachend hebt den Stab, den Bann zu wenden.

und S. 308:

Unglückliches Gemüth, des trüber Spiegel
So groß entstellt die Bilder widerstralet,
Die Leben und Natur mit holden Zeichen
In hellen Farben lieblich hat gemalet! —
Wohl auf der Stirne glänzt das Meistersiegel,
Dem Macht gegeben in den Geisterreichen,
Doch freut es dich, im bleichen,
Unsichern Schein die Seele zu beirren! —
Nicht mehr dich selbst vermag ich zu erkennen!
Prometheus' Bild scheint vor dem Blick zu brennen,
Doch seltsam wechselnd, seh' ich's sich verwirren!
Bist du, Prometheus, der die Wunden fühlet,
Bist du der Geier, der sein Herz durchwühlet?

Je eigenthümlicher diese Schilderung des Byron'schen Geistes ist, um so störender ist die offenbare Reminiscenz aus Lamartine, welche den Dichter bei seinem Adlergleichnisse beschlichen hat:

Gleich dem einsamen Aar bist du zu schauen
In öder Wüste Grauen u. s. w.

Grade so, aber mit gründlicherer Durchführung des Gleichnisses redet der französische Dichter den Helden an:

L'aigle roi des déserts dédaigne ainsi la plaine
. . . . . .
Suspend aux flancs des monts son aire sur l'abîme,
Et là seul entouré de membres palpitans,
De rochers d'un sang noir sans cesse dégoutans,
Trouvant sa volupté dans les cris de sa proie,
Percé par la tempête, il s'endort dans la joie.

Die letzten Kränze vertheilt der Dichter an die Staatslenker Canning und Kaiser Joseph. So richtig der Erstere bezeichnet und gewürdigt ist, so dürfte doch, nachdem seine Nachfolger durch die Parlamentsreform beinahe das Unglaubliche durchgesetzt haben, unser Dichter selbst seine Worte für übertrieben und unwahr erklären, obgleich sie sehr schön sind:

Sieh', wie die Blätter, seinem Kranz entfallen,
Noch genügen, um die Erben zu bekränzen
Mit Bürgerkronen! — Ihre Häupter glänzen
Von Strahlen, die von seinem Antlitz wallen!
Unlösbar steht sein Zauber, denn sie haben
Das Siegel mit dem Wanderer begraben.

Aus der Finalantwort des Dichters an den Erdgeist hätten wir die voreilige Apotheose eines Lebenden (S. 346) um des Verfassers willen hinweggewünscht. Im Uebrigen ist sie genügend und voll herrlicher Verse. Sie concentrirt sich in folgender Strophe:

Doch Alle, die den Flammentrank getrunken,
Sind glücklich, ja, sie sind's, ich will's beschwören;
Denn ihren Ursprung haben sie empfunden,
Den göttlichen, unmöglich zu zerstören!
Die Helden, die fürs Vaterland gesunken,
Siegjauchzend mit den tiefen Todeswunden;
Die sich ein Herz verbunden,
Die einen hohen, himmlischen Gedanken
Genähret mit dem Marke ihres Lebens,
Die sich ein würdig Ziel gesetzt des Strebens,
In Wirken, Lieben, Leiden ohne Wanken,
Sie waren selig, selig zum Beneiden,
Und ihre Schmerzen wogen tausend Freuden!

Nach dieser Musterung der „Todtenkränze", die ihrem Verf. die Dichterunsterblichkeit sichern, erwähnen wir noch des Fragments: „Das Kreuz in Hellas", welches eigentlich nur die Einleitung bildet zu einem versprochenen Gedichte und erst die Ueberschrift zu seinem Gegenstande machen soll, das aber durch die Würde der Gesinnung und den hohen Grad von Freimuth, von welchem dasselbe beseelt ist, sowie durch nicht geringe Vollendung der Form sich sehr rühmlich auszeichnet, obgleich es ärmer an Phantasie und rhetorisch-dialektischer ist als die „Todtenkränze". Man sieht es in unsern Zeiten gern, wenn um der höchsten, irdischen Güter willen sich die Dichter zuweilen auch von der Prosa hinreißen lassen. Und so wird man auch nach dem ätherischen Fluge ins Reich der Geister die Schutzpredigt des Verf. für vernünftige Freiheit der Presse u. s. w. (S. 368 fg.), zumal in so kräftigen Versen, willkommen heißen. 25.

---

1. Ueber das Anlehn der königl. preußischen Seehandlung, von Friedrich Lewald. Hamburg, Hoffmann und Campe. 1832. 12. 4 Gr.
2. Das Prämiengeschäft des königlichen Seehandlungsinstitutes in Berlin, verbunden mit einer Nachweisung über den Stand desselben und über den natürlichen Werth der Prämienscheine in jedem Jahre besonders. Von E. S. Unger. Gotha, Hennings. 1832. 12. 8 Gr.

Die auf 25 Jahre berechnete und in einer Emission von 252,000 Prämienscheinen zu 50 Thlr. bestehende Anleihe der preußischen Seehandlung vom 30. Juli 1832 mußte Sensation erregen, weil man weiß, daß eine Cabinetsordre die Aufnahme neuer Staatsschulden bis zur Einberufung der Reichsstände auszusetzen versprach, um dem Volke eine Gewähr der Verfassung zu geben. Man sah diese Anleihe der Seehandlung als eine maskirte Staatsanleihe an, um jene Cabinetsordre anständig umgehen zu können.

Die Schrift von Friedrich Lewald faßt offenbar die Sache von dieser Seite. Sie ist daher mit seltener Bitterkeit abgefaßt. Zuerst wird mit der größten Heftigkeit gegen die „Finanzritter" zu Felde gezogen, die ihren gedeihnen Silberbaum an die morsche Adelseiche anpflanzen und den Völkern höchst gefährlich zu werden drohen, indem sie den Goldatlas der Staatsschulden zu vergrößern sich bemühen. Dann wird das Seehandlungsinstitut als ein dem Ganzen nachtheiliges, früher übel angewendetes dargestellt. Der Präsident von Görne soll das Capital der Seehandlung zum Ankaufe polnischer Güter, zur Verleihung an polnische Magnaten gemißbraucht haben, um — die polnische Königskrone durch seine Schuldner sich aufsetzen zu lassen! Hierauf wird das gegenwärtige Anlehn als ein sehr lügenhaftes bezeichnet. Einmal soll die Seehandlung, welche angeblich ihr in dem Straßenbau steckendes Capital flüssig machen will, nicht, wie sie aussagt und aufnimmt, 12, sondern nur 7 Millionen Thaler in dem Straßenbau stecken haben, dann soll die Seehandlung das Anlehn zu 5 Proc. berechnen wollen und doch nur 4 Proc. wirklich berechnen. Alle diese Ausstellungen sind durch stärkere oder schwächere Gründe gestützt, und es ist keine Frage, daß das Schriftchen viel zu reden und zu denken gibt, wenn auch zu viel Galle in die Tinte gerathen ist.

Die Schrift des Herrn Unger geht die Anleihe ganz ruhig durch. Es wird von der politischen Bedeutung abgesehen und

nur das Interesse der Theilnehmer erwogen. Auch er macht die Bemerkung, daß im Plane der Zinsfuß zu 5 Proc. angenommen wird, während er niedriger ausfalle, indem man das Capital, das man anleiht, um 600,000 Thlr. oder um $\frac{1}{10}$ über das versicherte und berechnete hinaus vergrößerte. Die Verhandlung spricht nämlich in der Zinsberechnung nur von 12 Millionen und nimmt doch 12½ Millionen auf. Indessen wird zugelassen, daß auch in der gegenwärtigen Gestalt die Anleihe für die Capitalisten vortheilhaft sei, welche blos 4% mit ihren Capitalen gewinnen können. Die Anleihe soll zwar unter den Staatsanleihen stehen, weil diese regelmäßigen Zinsengenuß geben, aber dafür den Lotterieloosen und selbst den Sparkassenscheinen weit vorzuziehen sein. Die arithmetischen Beweise sind höchst schätzbar.

In der That verdient die Anleihe nicht die Anfechtungen des Hrern Lewald in dem angewendeten Maße. Heutzutage sind Capitale genug vorhanden; warum sollte man nicht auf möglichst wohlfeile Anleihen denken? Wird auf ein Lotterieloos die Summe von 36 Thlr. gesetzt, warum soll man nicht Prämienscheine zu 50 Thlr. ausgeben? Gewinnt die Regierung, so kommt es doch gewiß den Contribuenten zu Gute. Dagegen muß man die Meinung theilen, daß man den kleinen Kunstgriff der 600,000 Thlr. hätte vermeiden sollen. 150.

Aus Italien.

In der Straße Pradella zu Mantua steht der ehemalige Palast der Marchesen Torelli, so von einer Feuersbrunst beschädigt, daß nur ein Zimmerchen im Erdgeschosse unberührt übrig blieb. Aber grade dieses Zimmerchen reicht hin, Freunde der Kunst zu überzeugen, wieviel bei jenem Brande ihnen verloren ging, denn treffliche geschichtliche Bilder und Landschaften, nach Art der Miniaturen ausgeführt, sind auf seinen Wänden, die beweisen, daß Giulio Romano dem Schmucke dieses Hauses sein Talent weihte. Man beabsichtigt jetzt, die Trümmer durch ein schönes Gebäude zu ersetzen, und auch das besprochene Zimmer wird abgebrochen werden müssen; um jedoch Freunde der Kunst nicht des Genusses für immer zu berauben, ließ man den Stuck von den Wänden und von der Wölbung der Decke vorher absägen, und durch die Geschicklichkeit Pietro Dovati's, der sich dem Geschäfte unterzog, sind nicht allein alle Gemälde gerettet, sondern mehre Stücke, die Risse früherhin hatten, durch seine geschickten Vorkehrungen für länger gesichert. Der Genius der Baukunst in einer Laube, über dem Kamine, Apollo's und Marsyas' Wettkampf, Marsyas' Strafe, durch den Gott selbst vollzogen, wie auf einem Bilde der dresdner Galerie, das Urtheil des Paris, Diana im Bade und Neptun in der Muschel sind die Gegenstände der geschichtlichen Darstellungen, und selbst die Weise, wie die Aufgaben erfaßt sind, verräth Giulio's häufig muthwillige und kräftig-sinnliche Weise. Einer kleinen Schrift: „Dipinti nuovamente scoperti d'invenzione di Giulio Romano, i quali servono di appendice ai monumenti mantovani" (Mantua 1832, 4.), gibt auf sechs Tafeln die Umrisse dieser Werke, und die beigegebene schlichte Erklärung stellt als Vermuthung hin, daß Giulio, um Baldasare Castiglione zu ehren, dessen Gemahlin eine Torelli war, wol grade im Schmucke dieses Hauses sich gefallen haben möge.

Ein Ordensgeistlicher zu Lucca, Johann Joseph Matraja ist in der Muße seines Berufs auf den Gedanken gekommen, ein System von Zeichen aufzustellen, durch deren Hülfe man Leuten, die lesen können, in allen Sprachen der Welt leserlich wäre. Er hat sonach die Aufgabe gelöst, die den verstorbenen Savary so viel beschäftigte, wenn eine Methode, wie Matraja sie vorschlägt, für eine Lösung gelten kann; denn vorausgesetzt, daß Jemand den Muth habe, sich in sein schwieriges System hineinzustudiren, so würde der Gewinn doch nur für die Sprachen sein, die mehr oder weniger mit der lateinischen zusammenhängen, da Hr. Matraja nur diese im Auge gehabt zu haben scheint. Auch die Zeichen, die er ersonnen, sind der lateinischen Sprache entnommen. Mit ihren 25 Buchstaben A, B, C ꝛc., und den Zahlzeichen 0, 1, 2..., ersetzt er nämlich die Redetheile in der Schrift. Die Zahlzeichen werden bald als Exponenten an die Buchstaben angefügt, bald gehen sie, wie Multiplicatoren voraus oder folgen. Als Exponenten beigesetzt, bezeichnen sie, welchem Redetheile das verstandene Wort angehöre; als Multiplicatoren vorausgehend (wie algebraische Coefficienten), geben sie die grammatischen Zufälligkeiten; als Multiplicatoren dem Buchstaben nachgesetzt, deuten sie auf die Einheit oder die Vielheit. A' z. B. ist ein Substantivum; welches man jedoch erst durch des Verf. synoptisches Wörterbuch erfährt, das er seinem unten zu nennenden Werke beigegeben hat. Nun gibt es in der italienischen Sprache schon viele Substantive; daher hat Hr. Matraja oftmals das Alphabet wieder von vorn anfangen müssen. Dieses anzudeuten setzt er die Ziffer, welche dieses angibt, unter den Exponenten auf die Linie; das Wort „corriere" ist auf diese Weise 8' 94 geworden. Wer Genaueres zu wissen verlangt, mag die „Genigrafia italiana, o nuovo metodo di scrivere quest' idioma affinchè riesca identicamente leggibile in tutti gli altri del mondo, inventato e publicato dal *M. R. P. F. Gio. Gius. Matraja*, di Lucca, Minor Osservante della provincia di Toscana etc." (Lucca 1831.) lesen; und damit der glückliche Gedanke auch andern Ländern nicht verloren sei, so hat der Verf. 1832 sein Werk in Lucca in französischer Sprache herausgegeben und beabsichtigt, es portugiesisch, spanisch, englisch, deutsch und lateinisch zu wiederholen. Die „Biblioteca ital." hat im Septemberhefte 1832 dem Büchelchen eine Widerlegung gewidmet, die außer dem Verf. Vielen zu gründlich scheinen wird.

Wie lebhaft in diesem Augenblicke bei den Italienern das Interesse für Werke der Baukunst ist, beweist der Umstand, daß der Buchdrucker Vinc. Ferrario zu Mailand eine „Raccolta dei classici italiani di architettura civile da *Leon. Batt. Alberti* fino al secolo XIX" begonnen hat, die außer Alberti's Schrift „Dell' architettura", Serlio, Barozzi von Vignola, Palladio, Scamozzi, Sanmicheli, Cattaneo, Rusconi, Osio und Galli, außerdem auch noch einzelne berühmtgewordene Abhandlungen enthalten soll. Als erster Band ist davon ein Werk Milizia's erschienen, der begreiflich nicht fehlen durfte, herausgegeben von Giov. Antolini („Principj di architettura civile di *Fr. Milizia*. Prima ediz. milan. illustrata per cura del prof. archit. *G. Antolini*", Mailand 1832, mit 36 Kupfern, 12 Lire; auf Velinpapier nach Bodoni'scher Weise gedruckt 20 Lire; die beigefügten Bemerkungen sind wesentliche Bereicherungen.

Die oft und viel besprochene Frage, ob der Purpur der Alten blos ein prangendes Roth gewesen oder, wie Amati und nach ihm Rosa und Viviani behauptet haben, viele andere Farben, nicht blos Abstufungen von Roth unter ihm verstanden worden seien, hat einen gelehrten italienischen Chemiker aufs Neue angeregt, der mit Versuchen, die Herrlichkeit des alten Purpurs herzustellen, seit Jahren beschäftigt ist. In einer kleiner Schrift: „La porpora rivocata entro i confini del rosso. Diss. critica del farmacista *Bart. Bizio*" (Venedig 1832.), sucht er nun darzuthun, daß der Name Purpur bei den Alten nur der rothen Farbe in ihren verschiedenen Gradationen zukam, und macht dieses durch beschriebene chemische Versuche glaublicher. Voß's Erklärungen zu Virgil's ländlichen Gedichten (IV, 44) bestätigen seine Behauptung, wenn auch Schneider in den Anmerkungen zu Ulloa's „Nachrichten von Amerika" (II, 377) zweifelhaft machen könnte. 27.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Donnerstag, — Nr. 52. — 21. Februar 1833.

Ueber Reinhart Fuchs in seinen verschiedenen Gestaltungen.

Zweiter Artikel. *)

Zweites Buch. Erste Fabel.

Isengrim und Reinhart auf dem Hoftage.

Der König der Thiere, der Löwe Rufanus (oder nach anderer Handschrift besser: Ruffanus, welches durch Assimilation für Rulfanus, d. h. Arnulfus steht) ist krank und beschließt einen Hoftag zu halten, um durch Festlichkeiten sich zu zerstreuen und aufzuheitern. Auf diesem Tage erscheinen Berfrid, der Böcke, Grimmo, der Eber, Nearibus, der Hirsche, und Bruno, der Bären Vertreter. Die Schöpse vertritt der Widder Joseph, die Wölfe Isengrim, die Füchse Reinhart. Bertiliana endlich erscheint im Namen der Ziegen, und Gutero im Namen der Hasen. Alle fühlen sich furchtlos außer dem Fuchs Reinhart, der vieler argen Streiche sich schuldig wußte, und der daher erst auch säumt bei Hofe zu erscheinen. Isengrim beschloß den Fuchs anzuklagen und eilt daher den übrigen Magnaten voraus an den Hof. Zuerst spielt er den Arzt und fühlt dem Könige an den Puls, welcher jedoch anfangs Isengrim's Wissenschaft in Zweifel zieht; als er aber bemerkt, daß dem Wolfe zum Theil ein neues Fell wächst (da die Widder ihm zuvor das alte zerlöchert hatten), fängt er an, an seine Kunst zu glauben und ersucht ihn, auch ihm diese Kunst der Verjüngung zu lehren. Da beginnt Isengrim Reinharten anzuklagen. Dieser habe, sagt er, allein gewagt, des Königs Gebot zu versitzen; das solle er bestrafen. Uebrigens müsse er, um zu genesen, heute den Schöps und morgen den Bock verspeisen; dies befehle er als Arzt. Ja, er solle nur den Bock, wenn er ihn auch morgen erst zu essen hätte, heute gleich tödten, da frisch getödtetes Fleisch ohnehin ihm weniger gesund sei. Da merken Bock und Schöps, die während der Zeit mit den andern Magnaten ankamen, was Isengrim, indem er mit dem Könige leise spricht, ihnen bereite, und heißen ihn des Königs Ohr verlassen, wobei sie ihm denn zugleich mit den Hörnern tüchtige Stöße versetzen. Grimmo und Bruno loben die beiden Muthigen. Isengrim aber weicht nicht, bis er endlich von der Seite des Königs herabgeworfen wird, worauf Schöps und Bock dem Könige den Reinhart als Arzt empfehlen. Bruno entschuldigt Reinhart's Abwesenheit und sendet den Hasen, Gutero, Reinharten herbeizuholen. Dieser kommt und bringt heilsame Kräuter mit, da er schon zuvor von des Königs Krankheit gehört und den Arzt zu spielen sich vorgenommen hatte. Er breitet seine Kräuter aus, und der König, erfreut durch den Wohlgeruch derselben, befiehlt Reinharten, näher zu ihm zu sitzen. Da hebt der Bock an, den Isengrim, der den Arzt unglücklich spielte, merkwürdig zu verspotten, er sagt:

— — — — Proceres, aliter, quam noscitis, actum est.
Artis adhuc medicae permanet ipse memor;
Sed desunt species. Transcendere sueverat Alpem,
Mercari species, more sagacis avi.
Nostra sed arva super Gallae commercia vocis
Perdidit; idcirco stat vacua olla domi. *)

Der Spott dieser Zeilen ist bitter, ungewiß aber, ob er mehr auf Kaiser Arnulf oder auf Zwentibolk gehe. Nehmen wir letzteres an, so scheint der Dichter anzudeuten, Zwentibolk selbst habe einen Trank in Italien erhalten, gleich wie sein Vater Arnulf einen erhielt, wovon sein Haus kinderleer sei, und dann könnte in dem olla eine Anspielung auf Zwentibolk's Gemahlin Oda liegen, wodurch zugleich erklärt würde, wie Reinhart den Isengrim in diesem Punkte beleidigen konnte. Der avus ist natürlich Karlmann von Baiern. Ferner scheint der Dichter anzudeuten, Zwentibolk würde seinem Vater selbst einen solchen Trank beigebracht haben, hätte er die Species gehabt. In dem Karolingischen Hause darf man ohnehin jedes Laster zu finden erwarten, und Zwentibolk's Herrschbegierde und Habsucht wird überall im Gedichte geschildert. Doch wir kehren zur Fabel zurück.

Wie nun Reinhart neben dem Könige sitzt und seinen Trank bereitet, wirft er einen Blick auf seinen Oheim Isengrim und sagt: etwas fehle dem Könige noch, und

*) Vgl. Nr. 22 u. 23 d. Bl. D. Red.

*) Anders, als ihr wol meint, ihr Herren, liegen die Sachen.
Noch ist eingedenk jener der ärztlichen Kunst;
Aber es fehlen die Mittel. Er ging zwar über die Alpen,
Daß er, wie einst sein Ohm, kaufe die Mittel sich ein.
Unsre Gefilde jedoch, im Betrieb der gallischen Zunge,
Mocht' er nicht dann; so steht leer ihm zu Hause der Topf.

Wahrscheinlich braucht der Dichter arva hier, wie Virgil arvum genitale. Dann würde nostra arva auf Oda zu beziehen sein, die, wie bekannt, fränkischer Abkunft war, und olla wäre nur eine zweite Metapher.

ohne dies helfe sein Trank nicht. Schwer aber, oder gar nicht sei es zu erhalten. Der König vergißt, daß er erst kürzlich eine Verfassung gegeben habe, und: „O Frevler", sagt er, „was magst du irgend in meinem Reiche finden, das ich nicht sogleich haben könne?" Reinhart erinnert ihn jedoch an die gegebene Verfassung, aber nur um ihn zu reizen, daß er sie breche:

Nicht, wie du wähnest, entgegnet der Arzt, zu thun dir erlaubt ist;
Viel zwar kannst du, doch nicht Alles gehört dir allein.
Was ich bedarf, du siehst's; doch wirst du gnädig bedenken,
Was, da es gierige Klau' wahrt, dir es frommt, es zu schaun.
Heische, gebiete, befiehl, gib, dränge, gelobe, bedrohe,
Immer den Abweg sucht Jener, er weigert es dir.
Huld nicht, noch Mitleid, noch rührt ihn selbst die Verwandtschaft,
Nur der Gewalt er es gibt, gibt er, o König, es je.

Da wird der König zornig und heißt Reinharten das Nöthige nur befehlen; er wolle doch sehen, wer ihm es weigern werde. Da fodert Reinhart eines dreijährigen Wolfes Fell, als worin der König schwitzen müsse. Rufanus nimmt zwar Anstand, doch auch Bruno sowol als Grimmo und die Andern rathen dazu, und so muß, trotz der vielen Ausflüchte, die er macht, Isengrim sein Fell hergeben, welches ihm Bruno abzieht.

Geschichtliche Nachweisung.

Daß in dieser Fabel die Verhandlungen, welche auf dem Tage zu Worms im Jahr 897 zwischen Zwentibolk von Lotharingen und den Grafen Stephan, Gerhard und Matfrid gepflogen wurden, dargestellt sind, wird Jeder leicht erkennen. Aber von diesem Tage erwähnen die Annalisten nichts weiter als eben diese Ausgleichung zwischen den Großen und Zwentibolken durch Arnulf's Vermittelung. Saxo sagt nur: „Imperator Wormaciam venit. Zwentibolh ad colloquium occurrit. Interventu imperatoris Stephanus, Gerhardus et Matfridus cum filio reconciliantur." Sie erhielten demnach ihre Lehen wieder, d. h. Isengrim, der im dritten Jahr regierte, daher dreijährig heißt, mußte sein Fell hergeben. Wir erfahren nicht einmal, ob der vierte Graf, der sich mit den erwähnten dreien in gleichem Verhältnisse befand, der Graf Odacar, in der Versöhnung mit begriffen war oder nicht. Letzteres scheint uns gewisser, da Odacar im folgenden Jahre zuerst auf Reinhart's Seite tritt, als dieser mit Zwentibolk in offene Streitigkeiten verwickelt wird. Unser Gedicht sagt uns gar nur von zweien Grafen, die auf diesem Tage erschienen seien, nämlich Stephan (der Widder Joseph) und Matfrid (der Bock Berfrid, früher hieß er: der Widder Belin). Die Ziege Bertiliana, die auf diesem Tage erscheint, ist die Abbatissin des Klosters St.-Petri, welches, wie wir oben sahen, Zwentibolk bei der Vertheilung der vier Grafschaften für sich behielt. Bertiliana steht nach Mone für Petriliana. Dies ist allerdings wahrscheinlich. Der Name dieser Abbatissin ist nicht bekannt; sollte sie etwa Berta geheißen haben, so wäre der Name Bertiliana so gewählt, daß er nicht bezeichnender gewählt werden konnte. Mone erwähnt jedoch einer Nonne dieses Klosters, mit Namen Geisa, welche ihrer Heiligkeit wegen im 9. Jahrhundert berühmt war, und dieses Geisa schickt sich wohl zur Ziege, als welche der Dichter die Nonne schildert. Unter dem Bär Bruno versteht Mone den Erzbischof Hatto I. von Mainz (von 891—912). Hatto war von niederer Herkunft, aber schlau und verschlagen und bei Kaiser Arnulf so in Gunst, daß er nur cor regis (das Herz des Königs) genannt ward. Er war auch bei der Versammlung gegenwärtig, welche zwischen Zwentibolk und den Großen Lotharingens zu St.-Goar am Rhein 899 stattfand, wo, nach Regino's Zeugniß die Verschwörung Letzterer gegen Ersteren zu Stande kam. Es ist dieser Hatto von Mainz derselbe, welcher den Graf Albrecht von Babenberg verrieth, Heinrich von Sachsen (später Heinrich I.) verrathen wollte, aber von diesem, nach Eberhard von Gandersheim, zur Antwort erhielt:

Hinrikes hals enist fan harderen senen nicht,
Denne Albrechtes wère, den he tô deme tôde brachte leaterlich.

Er ist ein Mann der Sage geworden, denn er ist es auch, den die Mäuse in dem bekannten Thurme im Rhein gefressen haben sollen. Anders erzählt Eberhard von Gandersheim seinen Tod; er sagt: Nachdem Hatto erfahren, daß Heinrich von Sachsen ihn erkannt hatte:

Tornechtig môd begande sik an deme bischop regén,
Unde ôk én dôdlike siuke faste dar mede,
De fel dicke komd fan torenlichem sede,
Sô den liuden êres willen nicht mág geschehen.
Und alsô ik dat bôk hôre wârliken jehen,
Deme bischope geschag fel rechte alsamlike:
Med grimmeghêd levede hé harde torenlike,
Wande sin wille nicht was follengangen;
Nâ drên dagen lag de arme med dem dôde befangen,
Unde seiden liude, dat et alsô quéme,
Dat ême sin levend én donrealag néme.

Soviel über Hatto. — Unter Grimmo, dem Eber, will Mone den Ratbodo, den Erzbischof von Trier erkennen, welcher von 883—915 Zwentibolk's Kanzler war. Das gute Vernehmen zwischen Beiden dauerte nicht lange, denn einst prügelte Zwentibolk den Erzbischof mit einem Stocke, und seit jener Zeit trat dieser zu seinen Feinden über. Die Krankheit des Königs versteht Mone so, daß durch Zwentibolk's Unthaten große Verwirrung im Reiche angerichtet worden sei, wodurch natürlich des Vaters Majestät und die Würde des Reichs verletzt ward. Später erst sei Arnulf in Italien vergiftet worden, und es sei nicht glaublich, daß der Dichter das später Erfolgte als früher daseiend geschildert habe. Allein Annalista Saxo erzählt schon bei dem Jahr 996, also bei einem frühern Jahre als dem, in welchem der Tag zu Worms gehalten ward: „Arnulfus a Roma revertens paralysi gravatus diu languescit." Er stimmt demnach mit unserm Gedichte überein. Das Gift soll Arnulf von der Gemahlin Guido's erhalten haben, die er nach der Flucht ihres Gemahls belagerte. Nach unserer Meinung hat demnach der Dichter beides, die Krankheit des Kaisers und seinen Unmuth über das Betragen seines Sohnes im Sinne gehabt.

Drittes Buch. Erste Fabel.

Isengrim's Wallfahrt.

Nachdem der König den Trank genommen und unter Isengrim's Felle geschwitzt hat, verlangt er, Reinhart solle durch anmuthige Erzählungen ihm die Zeit kürzen. Er verlangt von Isengrim's Klosterleben zu hören, und wie er bei der Ziege (Bertiliana) Gastfreund gewesen sei; ferner wie der Hahn Sprotin, setzt er lächelnd hinzu, Reinharten geprellt habe. Reinhart ist schwierig, weil von vielem Reden müde. Er ersucht daher Bruno'n, der diese Begebenheiten unlängst erst in Verse gebracht habe, sie vorzutragen. Dieser willigt ein. Der Inhalt seiner Erzählung ist folgender: Die Ziege Bertiliana begab sich einst auf eine Bittfahrt. Sieben Gefährten, Rearidus der Hirsch, Berfrid der Bock, Joseph der Schöps, Carcophas der Esel, Reinhart der Fuchs, Gerard der Gänserich und Sprotin der Hahn begleiten sie. Während sie einmal Nachtlager machen, kommt Isengrim und verlangt Herberge und bietet sich zugleich zum Gesellschafter an. Erst abgewiesen, wird er später doch zugelassen. Als er Hunger klagt, werden ihm Köpfe von Wölfen vorgesetzt, wovon ihm einige Furcht ankommt. Später wird er von Allen gemishandelt und verspottet, daß er froh ist, endlich fliehen zu dürfen. Im Freien aber fühlt er über eine solche Handlung großen Zorn und versammelt seine Freunde, sich zu rächen. Jene vertheidigen aber ihren steilen und verschanzten Berg, und er muß mit Schanden abziehen. Den meisten Schaden fügt den Wölfen der Esel Carcophas zu; indem er nämlich, da er sich bei seiner Mahlzeit verspätet hatte und die Wölfe schon mit großem Geheul heranspringen sieht, auf die Burgmauer springen will, kann er diese nur mit den Vorderpfoten erreichen und stürzt demnach wieder hinab, mehre Wölfe mit sich fortreißend. Reinhart, der dies bemerkt, weiß aber dies Unglück in Glück zu verwandeln; er sendet den Gänserich Gerhard dem Esel zum Beistande, und da dieser mit großem Geräusch ankommt, erschrecken die Feinde und suchen die Ferne.

Geschichtliche Nachweisung.

Bei der Nachweisung der geschichtlichen Grundlage dieser Fabel macht die meiste Schwierigkeit, daß wir ungewiß bleiben, ob der Dichter seiner Angabe zufolge wirklich hier Begebenheiten schildert, welche der Zeit nach dem Tage zu Worms vorangehen, oder ob er die Geschichte fortschreiten läßt und nur, um der Anfoderung an Episoden, die man in größern epischen Gedichten macht, zu genügen, später Geschehenes als früher geschehen uns vor Augen führt. Es lassen sich für beide Annahmen Gründe anführen. Für erstere spricht, daß der Dichter den Isengrim auf einer Fahrt nach Rom so behandeln läßt, wobei man jedoch wohl bemerken muß, daß der Dichter, entweder weil er die Begebenheit vor dem Kaiser erzählen läßt, oder um vielleicht das damalige Ehrgefühl des deutschen Volkes zu schonen, die Heerfahrt nach Italien in eine Bittfahrt verwandelt hat. Aus der Geschichte aber ist bekannt, daß Arnulf den Zwentibolk im Jahr 888 nach Italien sandte — nach Andern war er selbst gegenwärtig — um den Rudolf von Burgund zu stürzen. Annalista Saxo sagt: „In regno Lotharii Rudolfus coronam sibi imposuit. Hico, Arnulfo super eum cum exercitu irruente, arctis itineribus in tuta rupium loca praeoccupata fugit, inter Juram et Alpes Apenninas securus degens omnibus diebus vitae suae. Arnulfus et Zwentibolkus filius ejus hunc persequentes laedere non potuerunt, quia loca inaccessibilia sequentes acies ab ingressu prohibebant.“ Wir haben hier in der Geschichte, wie dort in der Fabel, unersteigliche Berge, welche die Angreifenden hindern. Nur passen die Personen nicht wohl zu dieser Annahme; denn die in der Fabel den Isengrim schlugen, standen sicher, mit Ausnahme des einzigen Carcophas, vielleicht bei dem Streite, den die Geschichte erwähnt, auf seiner Seite. Die Nonne Bertiliana kennen wir schon aus der vorhergehenden Fabel. Der Esel Carcophas ist Baldewin II., Graf zu Flandern, der Sohn Baldewin I. oder des Eisernen. Er und sein Vater standen immer auf Seiten Karl's des Einfältigen gegen Arnulf und seinen Anhang. Joseph und Berfrid sind uns schon bekannt. Unter dem Hahn Sprotinus versteht Mone den Grafen Odacar, den wir früher als den Widder Colvarian kennen lernten. Da jedoch Reinhart bald darauf den Hahn Sprotin umbringen will, Odacar aber einer der treuesten Freunde Reinhart's war, so können wir diese Erklärung nicht wohl annehmen; denn wir sehen im ganzen Gedichte niemals, daß Reinhart seine Freunde zu Schaden bringen will. Wer aber unter Sprotinus eigentlich verborgen sei, vermögen wir nicht zu sagen, sowie wir auch den Hirsch Rearidus, der gleichfalls früher schon vorkam, nicht zu erklären wissen. Den Gänserich Gerhard nimmt Mone für den Grafen Gerhard, welcher nach Zwentibolk's Tode seine Witwe, Oda, ehlichte. Da nun fast lauter lotharingische Grafen mit Isengrim zu thun haben, so könnte man auch annehmen, daß der Dichter eine spätere Begebenheit hier schildere, und für solche die schon zur ersten Fabel erwähnte Belagerung von Durfos durch Zwentibolk halten. Wir erinnern jedoch zugleich, daß später zu besprechende Fabeln die zweimalige Belagerung von Durfos höchst wahrscheinlich zum Gegenstande haben. Vielleicht daß eine umsichtige und sorgfältige Durchforschung der geschichtlichen Quellen künftig einmal ein helleres Licht darüber verbreitet.

(Die Fortsetzung folgt.)

Leben und Schicksale des Johann Gottlob Vogt, ehemaligen kaiserl. russischen Rittmeisters, nachherigen königl. niederländischen Hauptmanns. Von ihm selbst beschrieben und als Andenken für seine Freunde dem Druck übergeben. Drei Theile. (Mit dem Bildniß des Verfassers.) Gotha, Ettinger. 1829—31. Gr. 8. 4 Thlr. 12 Gr.

Der Verf., dessen ziemlich wohlgetroffenes Bildniß dem Werke beigefügt ist, widmet die Erzählung der Begebnisse seines Lebens dem Kreis seiner nähern Freunde und Bekannten, für welche die aufgeführten Particularitäten nothwendig größeres Interesse haben als für das größere Publicum. Dennoch kann

der erwähnten Biographie eine zahlreiche Lesewelt nicht fehlen, wenn alle Diejenigen, denen der Verf. im Laufe seines Lebens Gefälligkeiten oder wesentliche Dienste erwies, sich für dieselbe interessiren; denn bei sehr guten Anlagen war besonders der freundlich-gutmüthige Sinn sowie der gänzliche Mangel den gewöhnlicher, vielleicht nothwendigen mercantilischen Engherzigkeit das Hinderniß des Gelingens seiner Speculationen. Da nun die Welt, wie Lessing im „Nathan" sagt, nur Den für weise hält, welcher sich auf seinen Vortheil gut versteht, so ist leicht begreiflich, weshalb der Verf. von Vielen verkannt ist. Ref. glaubte, da ihm zufällig die Bekanntschaft des Autors wurde, diese Bemerkung vorausschicken zu müssen, um das Werk der Muße eines in manchen Hoffnungen getäuschten Mannes mehr der freundlichen Theilnahme als der strengen Kritik zu empfehlen.

Der Verf., im Jahr 1774 zu Naumburg geboren, wurde von seinem Vater ursprünglich zum Studiren bestimmt; aber die heimliche Lectüre einer Reisebeschreibung in der Schule, als er den Cornelius Nepos exponiren sollte, zog ihm eine Ohrfeige zu, welche das Ei war, aus dem die nunmehr sich ganz umwandelnde Lebensbahn sich entwickelte, indem sein Vater nunmehr seinem Wunsch, Kaufmann zu werden, nachgab. Nachdem er seine Lehrjahre in Chemnitz zugebracht, dann unter den Auspicien seines Vaters als Kaufmann in Naumburg sich etablirt, als Lieutenant, später Hauptmann der Bürgerschützen viel Popularität erworben hatte, reiste er nach dem Tode seines Vaters nach Holland, wo ihn der Handel in seiner großartigen Gestalt anzog. In Folge angeknüpfter Handelsverbindungen schifft er im Jahr 1809 nach Amerika, kommt nach Philadelphia und Neuyork, von welcher Reise er manches Interessante berichtet und praktische Notizen Denen ertheilt, welche eine ähnliche Reise machen wollen. In Amerika sah der Verf. Moreau, gegen welchen eben ein nächtliches, sein Leben bedrohendes Attentat ausgeführt war, als dessen Urheber man den französischen Gesandten betrachtete; beobachtete die vielfachen Religionssekten, von denen sich gegen 70 in den Vereinigten Staaten gebildet haben, und erzählt mehre unterhaltende Particularitäten. Auf einem eigens dazu ausgerüsteten Schiffe reist er als Supercargo der Ladung von Amerika ab, um diese nach Riga zu bringen, wird aber von den Engländern, welche die Waaren für französisches Eigenthum hielten, angehalten und nach Portsmouth gebracht. Nach einem langen Aufenthalt in England gelingt es ihm mit seinem freigegebenen Schiffe unter Bedeckung einer englischen Flotte nach Rußland zu gelangen. Die Schwierigkeiten, welche der Handel in jener Zeit erlitt, waren unglaublich, da ein allgemeiner Krieg auf der See herrschte, welche, ungefähr wie Deutschland zur Zeit des dreißigjährigen Krieges von räuberischen Freibeutern, ebenso von Kapern aller Nationen beunruhigt wurde. Die Gerichtshöfe, welche in den Häfen, wo ein genommenes Schiff aufgebracht wurde, über dessen Schicksal entschieden, waren meistens mehr als parteiisch; so verlor z. B. der Verf. Waaren, welche von Amerika nach Dänemark bestimmt waren, weil sie wider seinen Willen einen gezwungenen Aufenthalt in England gemacht hatten und das dänische Prisengericht sie als feindliche Waare erklärte. In Petersburg war der Verf. während der verhängnißvollen Katastrophe des Jahrs 1812, von wo er im Jahr 1813 in sein befreites Vaterland zurückkehrte.

Der zweite Theil beschreibt, wie der Verf. als Rittmeister bei der sächsischen Landwehrcavalerie angestellt wurde, welches aus zwei Escadrons bestehende Corps, den unter dem Namen „Banner der freiwilligen Sachsen" ausgerüsteten sächsischen Freiwilligen beigefügt, mit dieser etwas langsam organisirten Truppe, welche wegen der übertriebenen, der Zeit nicht angemessenen Eleganz von dem verstorbenen Herzog August von Gotha nicht übel „die Prachtausgabe des sächsischen Patriotismus" genannt wurde, gegen den Rhein marschirte, um post festum wie ein zierlich decorirter Epilog anzulangen. Wegen einer kleinen Brouillerie mit seinem Vorgesetzten nahm der Verf. bei Würzburg seinen Abschied, begab sich nach den Niederlanden, um eine militairische Anstellung zu erlangen, die er auch nach vielen Hindernissen und langem Warten als Premierlieutenant bei einer nach Java bestimmten Expedition erhielt, welche, aus drei Kriegsschiffen, drei kleinen Fahrzeugen und 1600 Mann Truppen bestehend, im Herbst 1815 abging. Diese Expedition hatte den Zweck, die ursprünglich Holland gehörenden, im J. 1811 aber, wo die Niederlande mit Frankreich verbunden waren, von den Engländern in Besitz genommenen ostindischen Besitzungen, den Artikeln des pariser Friedens gemäß, wieder von England zu übernehmen, weshalb der Gouverneur, General van der Capellen, und der Commissair General Cloût die Flotte begleiteten, während der General Arthing die Truppen befehligte. Nach einer glücklichen, aber wegen eines langen Aufenthalts auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung nicht schnellen Fahrt langte die Flotte in Java an. Inwiefern mehre erzählte Liebesabenteuer, welche besonders die Kameraden des Verf. in der Capstadt erlebten, sowie einige Begebenheiten, in die er selbst verwickelt wurde, als Wahrheit und Dichtung, oder vielleicht mehr als Dichtung und Wahrheit zu betrachten sein dürften, kann bei dem fernen Schauplatz derselben nur Gott und dem Verf. bekannt sein.

Der dritte Theil beginnt mit der Beschreibung der schönen fruchtbaren Insel Java, welche von einer Art von Hirse, den man in der Landessprache Djava nennt, diesen Namen erhielt und in vier Provinzen getheilt ist, von denen die nördliche Jakatra den Holländern gehört, die drei übrigen aber, Bantam, Cheribon und Samarang, von eignen Fürsten, von denen der Beherrscher der letztern sich Kaiser von Java nennt, regiert, den Holländern tributair sind. Die Insel hat ungefähr zwei Millionen Einwohner, aus Malaken und Eingewanderten bestehend. Die von 150,000 Menschen, zum großen Theil Chinesen, bewohnte Hauptstadt Batavia, an der Mündung des Jakatar, ist aus localen Gründen, auch wegen der in das Wasser geworfenen, bei dem heißen Klima schnell verwesenden Unreinigkeiten, vielleicht der einzige ungesunde Ort der ganzen Insel und im J. 1629 von den Holländern auf den Ruinen der alten Stadt Jacatra erbaut. Der Verf. erzählt viel Interessantes von den Sitten und Religionsansichten der aus ihrem Vaterlande vertriebenen, in Java einheimisch gewordenen Chinesen, erwähnt des berüchtigten Giftbaums Bohan Upas, über den so viel gefabelt ist, sowie des gefährlichen Sammelns der indianischen Vogelnester, deren es weiße, graue und bräunliche gibt, von denen die erstern als die besten an Ort und Stelle sehr theuer, das Pfund mit 30 spanischen Piastern bezahlt wird, woraus man ermessen kann, daß die zu ungleich wohlfeilerm Preis in Paris verkauften Nester nothwendig unecht sein müssen.

Die militairischen Expeditionen, an denen der Verf. Theil nahm, beschränkten sich auf die Unterdrückung einzelner, größtentheils durch Bedrückungen herbeigeführter Aufstände und Streifereien gegen Räuber, welche durch grausame Executionen hingerichtet wurden. Auch begleitete der zum Hauptmann avancirte Verf. ein nach den Molukken bestimmtes Corps, welches bestimmt war, die daselbst ausgebrochenen Unruhen zu dämpfen, und diesen Auftrag auf der Insel Amboina mit Leichtigkeit vollführte, dagegen auf den andern Inseln mit vielen Schwierigkeiten zu kämpfen hatte. Auf Ternate verwundet, kehrte derselbe nach Java zurück, indem er auf dem Rückwege Borneo und das von den wegen ihrer Tapferkeit so berühmten Makassaren bewohnte Celebes berührte. Grade dieser Theil der Erzählung, welcher äußerst interessant sein und über die Eigenthümlichkeiten der Bewohner sowie deren Verhältniß zur holländischen Regierung Licht verbreiten könnte, ist übertrieben kurz.

Wegen mehrer Misverhältnisse mit seinen Vorgesetzten nimmt der Verf. seinen Abschied und kehrt im Jahr 1823 in sein Vaterland zurück. 36.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Freitag, — Nr. 53. — 22. Februar 1833.

Ueber Reinhart Fuchs in seinen verschiedenen Gestaltungen.

Zweiter Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 52.)

Drittes Buch. Zweite Fabel.

Reinhart's Adelsprobe.

Am Morgen nach der Nacht, in welcher Isengrim's Ueberfall stattgehabt hatte, wundern sich die sieben Gefährten, wie durch Reinhart's List so viele Wölfe besiegt worden waren. Da warnt Sprotin der Hahn vor Reinharten und räth, daß man sich von ihm trenne, denn er werde ihnen später Das werden, was der Wolf Isengrim ihm sein wollte. Gerard der Gänserich stimmt ihm bei und Beide trennen sich von der Gesellschaft. Reinhart beschließt, diesen Bundbruch zu ahnden, ergreift seinen Stab und Pilgerranzen und geht ihnen nach. Nach langem Suchen sieht er endlich den Hahn im Grase sitzen, und sogleich versucht er seine List. Erst tadelt er seine heimliche Abreise, dann aber bietet er sich ihm, wenn er denn allein reisen wolle, zum Gefährten an; Sprotin jedoch verwirft sein Anerbieten. Da höhnt ihn Reinhart und sagt, sein Vater sei kühner und besser gewesen denn er. Jener habe z. B. auf einem Beine stehend und ein Auge schließend wunderherrlich singen können. Aus Ehrgeiz thut Sprotin sogleich Dasselbe. Reinhart lobt ihn, sagt aber, sein Vater habe auch trefflich gesungen, wenn er auch beide Augen geschlossen gehabt habe. Sprotin zeigt ihm sogleich, daß er dies auch verstehe. Da Reinhart der Fuchs ihm aber noch nicht beigekommen war, sagt er, er habe gar zu laut über gewisse Personen in Hinsicht des Bundbruches geklagt; dies sei gefährlich, er solle mit ihm lieber in den Wald gehen, dort möge er ihm Alles und so laut klagen, als er wolle, dort höre ihn Niemand. Sprotin willigt ein und Beide gehen. Reinharten aber dauert der Weg zu lange, er ersieht sich daher Gelegenheit, packt den Hahn und trägt ihn fort. Da kommt eine Schar Bauern, welche Reinharten schimpfen. Sprotin fängt sogleich an zu klagen, daß er eines so unadeligen Mannes Beute sei, und fodert ihn auf, das Volk eines Bessern zu belehren, er wolle sich die Zeit über ruhig im Grase verhalten und gern dann sterben, wenn er nur wisse, daß er einem ehrenhaften adeligen Manne erläge. Reinhart läßt den Hahn gehen, um das ihn beschimpfende Volk mit Worten zu strafen; sogleich fliegt dieser auf einen Brombeerstrauch und verspottet von da herab Reinharten. Der aber droht, er werde wol noch einen Tag erleben, wo er ihm seinen Adel werde beweisen können, und läuft fort. Der erste Ueberarbeiter hat die Sage weiter ausgesponnen und eine neue Fabel hinzugedichtet. Er läßt Reinharten, wie der Hahn oben auf dem Strauche sitzt, seines Verlustes halber sich beklagen und seine Zähne verwünschen. Sodann läßt er ihn zum Hahne näher hingehen und ihm den vom König befohlenen allgemeinen Frieden verkündigen, wobei er ihm zugleich die königliche Urkunde darübgr vorzeigt. Allein der Hahn glaubt nicht und sagt, um die Wahrheit zu erforschen, er sähe Hunde daherkommen, worauf der Fuchs schleunig entflieht.

Die geschichtliche Grundlage dieser Fabel können wir nicht sicher nachweisen. Vermuthlich fiel irgend ein Graf von Reginard ab, als Zwentibolk ihn bekriegte, und Reginard suchte deshalb sich an ihm zu rächen, was jedoch mislang, wie die Fabel lehrt. Ob aber diese Begebenheit in den ersten oder in den zweiten Feldzug Zwentibolk's fällt, ist unbestimmbar.

Drittes Buch. Dritte Fabel.

Isengrim's Einkleidung als Mönch.

Von der Flucht ermüdet und hungrig, sieht Reinhart auf dem Felde den Koch eines Klosters, dessen Schafe er einst vor Isengrim bewahrte und der Pasteten bei sich hat. Er geht auf ihn zu, und Jener, Mitleid mit dem vor Müdigkeit und Hunger Zitternden fühlend, gibt ihm einige Pasteten. Reinhart ißt, bewahrt aber mehre auf, läßt sich darauf eine Platte scheren und geht weiter. Isengrim begegnet ihm, und von Weitem schon kündigt er Reinharten den Tod an. Dieser jedoch wirft ihm die aufbewahrten Pasteten zu und sagt, er sei Mönch geworden, befinde sich wohl dabei und rathe ihm, ein Gleiches zu thun. Isengrim ißt und sagt, daß er bei solchen Gerichten auch Mönch sein wolle. Reinhart schneidet ihm eine Platte und führt ihn ins Kloster Blandinium, wo Isengrim eingekleidet und über die Schafe gesetzt wird. Er findet sich schwer in die Gebräuche der Mönche, und anstatt Dominus vobiscum sagt er immer nur: Cominus ovis komm! Bald aber der gekochten Speisen

überdrüssig, schimpft er die Köche, indem er sagt, das rohe Fleisch sei besser und gesünder.

Geschichtliche Nachweisung läßt sich nicht beibringen. Wahrscheinlich bezieht sich die Fabel darauf, daß Isengrim, als er die Länder der vier Grafen vertheilte, die besten Klöster für sich behielt.

Drittes Buch. Vierte Fabel.

Reinhart's Zwischenspiel.

Während Isengrim im Kloster ist, geht Reinhart in die Wohnung desselben, höhnt die Kinder Isengrim's, lockt dadurch Isengrim's Weib in eine enge Felsenschlucht, wo sie weder vor noch rückwärts kann und schändet sie. Sie wird jedoch nicht weiter ungehalten darüber, sondern sagt nur:

Illa jocum capiens: Reinarde, facetius, inquit,
Publica quam de te fama fatetur, agis.
Si tibi, qualis inest industria, robur inesset,
Verna penes dominas asserere probus.
Vix egomet cogenda tuos intrare penates,
Janua si paulum latior esset, eram.

Geschichtlich läßt sich hierbei nichts erläutern. Muthmaßungen haben wir oben (Buch II, Fabel 1) gegeben.

Drittes Buch. Fünfte Fabel.

Isengrim's Abschied vom Kloster.

Isengrim soll im Kloster, als die Reihe an ihn kommt, singen, er aber versteht das Zeichen, das ihm die Brüder geben, nicht, bricht das Stillschweigen und fragt, was es gebe. Da erheben die Mönche großes Gezische, und Isengrim, der endlich begreift, was es bedeute, fängt an zu singen, aber auf seine Weise, da er die Noten nicht versteht. Davon entsteht allgemeiner Aufruhr, indem die Mönche ihren unmusikalischen Bruder zum Schweigen bringen wollen. Endlich macht der betrunkene Abt Ruhe, und Isengrim wird, da er in der Kirche nichts taugt, beim Weinkeller angestellt. Er soll Wein holen und beginnt sein Geschäft als ein guter Christ mit dem Spruche: „Prüfet Alles, und das Beste behaltet!" Dies thut er denn auch, öffnet ein Faß nach dem andern, verschließt jedoch keines wieder, sodaß er bald im Weine schwimmt. Den Mönchen dauert seine Abwesenheit etwas lange, und als Einer nachsieht, findet er zu seinem Leide den Wolf in angegebener Lage. Erzürnt, entschließen sich darauf die Brüder, diesen überall unnützen Mönch aus dem Kloster zu stoßen, und dies geschieht mit großen Schlägen und Schimpfworten. Isengrim läuft fort und besinnt sich erst wieder, als er bei seiner Frau ankommt, welche er noch in der Klemme findet, worein sie Reinhart's List gebracht hatte. Er befreit sie, und da sie nicht leugnen kann, ruft sie Rache über den Thäter, und sie und Isengrim drohen strenge Ahndung. Doch, sagt der Dichter, ward Alles dies von Reinhart durch das Schwein versöhnt (Buch I, Fabel 1). Geschichtliches läßt sich bei dieser Fabel nicht nachweisen. Auch sie wird wol nur auf Zwentibolk's Erwerbung der oben erwähnten beiden Klöster Bezug haben.

Hiermit sollte nun eigentlich das dritte Buch schließen, indem die Begebenheit der folgenden Fabel offenbar, der Zeit nach, nach dem Tage zu Worms fällt. Sie wird jedoch, ungewiß durch wessen Schuld, noch zu dem dritten Buche gerechnet, und mit ihr die Vorlesung Bruno's geschlossen. Durch Versetzung einiger Verse kann jedoch Alles in Ordnung gebracht werden, allein wir haben es hier mit dem Gedichte an sich zu thun und nicht mit kritischer Feststellung des Textes.

Drittes Buch. Sechste Fabel.

Corvigar's Siegel.

Isengrim war, wie wir oben sahen, am Hoftage seiner Haut verlustig geworden. Er geht betrübt heimwärts und sieht auf seinem Wege den Wallach Corvigar an einem sumpfigen Orte auf der Weide. Sogleich fühlt er Trieb, ihn zu verzehren und sein Fell statt des verlorenen eignen zu tragen. Er begrüßt ihn, und als der Wallach sich wundert, daß man ihn als einen Kuttenträger jetzt ohne Kutte sähe, und ihn fragt, wer denn ihm diese ausgezogen habe, sagt Isengrim, der kranke König habe ihn um sein Fell gebeten, und so habe er es ihm gegeben; übrigens freue es ihn sehr, zu hören, daß er, der Wallach, solche Theilnahme für ihn hege, weil er daraus auf seine Freundschaft schließen könne, und er hoffe daher, von ihm einstweilen sein Fell zu erhalten, bis sein eignes wieder gewachsen sei. Gern wolle er ihm dafür den Gegendienst erweisen und ihn von seinem übermäßigen Fette befreien, damit er in Zukunft leichter zu Fuß werde. Ebenso höflich entgegnet Corvigar und nimmt Isengrim's Anerbieten an, nur wünscht er, daß Isengrim ihn in dem nahegelegenen Walde seines Kleides entledige, weil es hier in der Nähe gar zu viel Hunde gebe, welche Isengrim bei seinem Unternehmen hindern würden. Auch, meint er, thue es Noth, daß Isengrim's Tonsur etwas zugestutzt würde, und er wolle sich im Walde dieser Mühe gern unterziehen, denn er sei in der Frisirkunst wohlgeübt, übe sie jedoch nur im Verborgenen. Isengrim geht den Vorschlag ein, und als sie Beide nach dem Walde gehen, nimmt das vorauseilende Roß die Gelegenheit in Acht und schlägt Isengrim so vor den Kopf, daß er halbtod hinsinkt. Darauf verspottet Corvigar den Geschlagenen sattsam.

Geschichtliche Nachweisung.

Diese Fabel enthält sicher eine Begebenheit aus dem ersten Kriege zwischen Zwentibolk und Reginard, welcher sich nebst Odocar (hier Corvigar) in eine von Sumpf umgebene Gegend zurückgezogen und in seiner Burg Durfos befestigt hatte. Die Stelle des Annalista Saxo haben wir schon zu Buch I, Fabel 1 angeführt. Erwähnung verdient noch, daß der Dichter in der Fabel ausdrücklich erwähnt, Isengrim habe Corvigar bis an den Hals im Wasser stehend angetroffen, da dies genau mit der Nachricht des Annalisten übereinstimmt, nach welcher Zwentibolk der Sümpfe halber dem Feinde nicht schaden kann. Uebrigens ist der Annalist nicht so ausführlich, daß wir die einzelne Begebenheit aus diesem Feldzuge, welche der Dichter im Auge hatte, angeben könnten.

Viertes Buch. Erste Fabel.

Joseph's Rachensprung.

Als Isengrim so zerschlagen daliegt und vor Schmerz mit den Zähnen knirscht, geht Reinhart von ungefähr vorbei und hört das Geräusch. Er spielt den Forstaufseher, und gleich als sähe er Isengrim nicht, hebt er an, scheltend zu fragen: wer so frech sei und in des Königs Walde Bäume fälle, ohne von ihm, dem Förster, Erlaubniß zu haben. Wie er nun nahe bei Isengrim steht, entschuldigt er sich, daß er ihn so hart angelassen habe, allein er habe ihn nicht gekannt. Der zerschlagene Wolf stirbt sich zu rächen und thut, als ob er Reinharten Alles vergebe und nur dem Könige seines Felles wegen zürne. Er heißt ihn sich nähern; Reinhart aber versagt die Annäherung, beklagt ihn jedoch und erkundigt sich, wie es gekommen sei, daß er, der auf so viele Freunde am Hofe habe rechnen können, da alle seine Freunde auch die seinigen wären, sein Fell dort habe lassen müssen? Alle Schuld schiebt Reinhart nun auf den Widder Joseph. „Hast du noch Muth", sagt er, „so gehe mit mir; er soll dir für dein verlorenes Fell das seinige geben." Der Wolf erhebt sich, durch die Verheißung gestärkt, und geht mit Reinhart zum Stalle Joseph's, welchen dieser jedoch zuvor unterrichtete, wie er Isengrim anführen könne. Reinhart räth dem Isengrim, sich freundlich zu stellen, und dieser folgt ihm. Joseph jedoch will nichts von Freundschaft wissen. Da sagt Isengrim, er müsse ihm jetzt die Ländereien, die er ihm jüngst zugemessen (Buch I, Fabel 3), mit seinen zwölf Kindern bezahlen und sich obendrein geben. Joseph aber entgegnet, er wolle lieber von Bauern als von ihm verzehrt werden. Ja, wenn Isengrim noch ganz und auf einmal ihn verschlingen könnte; aber dazu sei es jetzt zu spät, da schon der Morgen anbräche und Menschen und Hunde bald hierher kämen. Isengrim meint jedoch, dies noch vollbringen zu können. Da heißt Joseph ihn die Vorderpfoten fest in die Erde stemmen, sich auf die Hinterpfoten setzen und ihm den so weit als möglich aufgesperrten Rachen entgegenhalten; er wolle dann so hineinspringen, daß Isengrim nichts von ihm verliere. Isengrim gehorcht, und Joseph springt mit vorgestreckten Hörnern auf ihn los, zerstößt ihm den Gaumen, die Lippen, die Nase und die Stirn, sodaß er ohnmächtig niedersinkt, worauf Joseph seiner spottet.

Geschichtliche Nachweisung.

Der Dichter folgt der Geschichte genau, und wir dürften in dieser Fabel eine Begebenheit aus Zwentibolk's zweiter Belagerung von Durfos vor uns haben. Nachdem Zwentibolk die erste (898) aufzuheben genöthigt worden war, vereinigten sich die vier lotharingischen Grafen mit dem König Karl von Frankreich, welcher ihnen auch zu Hülfe zog und dadurch den König Zwentibolk nöthigte, die Belagerung abermals aufzuheben. Man wird demnach die Worte Joseph's: „der Tag breche an, und Menschen und Hunde würden bald sich nähern", auf die Annäherung Karl's beziehen können. Zu einem Treffen übrigens zwischen den beiden Königen kam es nicht.

(Der Beschluß folgt.)

Reisen durch Deutschland und die Schweiz, mit besonderer Rücksicht auf das Schul-, Erziehungs- und Kirchenwesen, auf Schullehrenseminarien-, Waisen-, Armen-, Blinden-, Taubstummen- und andere Wohlthätigkeitsanstalten von J. C. Kröger. Erster Band. Leipzig, Hartmann. 1833. Gr. 8. 2 Thlr.

Pädagogische Reisen, mit Umsicht und Geschmack angestellt, sind unstreitig ein Gewinn für die Wissenschaft und ein vortreffliches Mittel, die Theorie mit der Praxis zu verbinden. Aus diesem Grunde reiste auch der Altmeister der deutschen Pädagogik, der verewigte Niemeyer, so viel und so gern. Seine Reisen dienten nicht blos pädagogischen Zwecken, aber er wußte seine pädagogischen Bemerkungen so geschickt den übrigen Theilen seiner Reisebeschreibung einzuflechten, daß sie unstreitig mehr Nutzen gestiftet haben, als wenn sie sich als rein pädagogische Reisen angekündigt hätten; denn ein Schulmann unserer Tage, der selbst die Augen über das Leben nicht aufgethan hat, vermag auch nicht sie Andern für ein Leben aufzuschließen, welches in der edelsten Anstrengung für die gesammten Interessen der Menschheit und in der besonnensten Liebe zum Guten, Rechten und Schönen bestehen soll.

Ref. will nun gern glauben, daß Hr. Kröger, Katechet am Waisenhause zu Hamburg, seinen pädagogischen Reisen durch Beimischung anderer Notizen einen größern Reiz hat geben wollen. Aber seine historischen und statistischen Bemerkungen haben gar zu sehr das Ansehen, als wären sie aus andern Reisebüchern entlehnt; seine Schilderungen sind nicht lebendig genug, und der große Gewinn, den wir beim Reisen durch die Kenntniß berühmter Persönlichkeiten erlangen, ist nur wenig sichtbar. Wir erinnern uns keines einzigen berühmten Mannes, für dessen Individualität wir aus diesen Briefen (die übrigens von Briefen blos die Form haben) etwas gelernt hätten. Denn selbst was er über Pestalozzi sagt, ist nicht neu oder unbekannt. So ist bei Strasburg, bei Zürich, Bern und andern Städten stets die Einwohnerzahl angegeben, die Einnahme der Fabriken sowie die Zahl der darin beschäftigten Kinder und Arbeiter wird sorgfältig angeführt, ebenso Preise der Lebensmittel, die Zahl der Geistlichen und Schullehrer in verschiedenen schweizerischen Kantonen — und dies Alles noch dazu aus dem Jahre 1816, wo die Reisen gemacht sind, und woraus also nicht einmal ein richtiger Maßstab für das Jahr 1833 entlehnt werden kann. Die städtischen Merkwürdigkeiten werden wol genannt, aber nur kurz und oberflächlich: in den Bibliotheken der schweizerischen Städte scheint Hr. Kröger nur einer der alltäglichen Besucher gewesen zu sein; über den Münster zu Strasburg lesen wir nur das Gewöhnliche; Dannecker's Werkstätte wird nur mit zwei Worten beschrieben, um so ausführlicher dagegen die königliche Menagerie zu Stuttgart, den Zürchersee begrüßt Hr. Kröger zwar mit Klopstock's Worten, aber dabei bleibt es auch, und für den Rheinfall bei Schaffhausen hat er keine Worte als Reschky's poetisches Gemälde desselben; der Anblick der Alpen (S. 230) scheint den Verf. allerdings zu begeistern, aber auf derselben Seite darf die Beschreibung einer Sennhütte sowie die Angabe, wie viel Milch eine fette Kuh täglich gibt und wie viele Käse gemacht werden, nicht fehlen. „Sie verderben uns die Imagination", möchte man da mit Aurelien im „Wilhelm Meister" ausrufen; „weg mit Ihrem fetten Hamlet."

Uebrigens wollen wir auch nicht unerwähnt lassen, daß manche Curiosa zur Ergötzlichkeit des Lesers sich in dem Buche finden, wie S. 53 das Beispiel von der Kanzelberedtsamkeit eines katholischen Geistlichen in Strasburg, der nach einer fulminanten Strafpredigt in die Worte ausbrach: „Sage ich nicht die Wahrheit? Wenn ich euch nicht die Wahrheit sage, so reißt mir die Zunge aus dem Halse." Und dabei griff er sich selbst in den Mund, daß der Verf. sich schaudernd umwenden mußte.

So viel von der äußern Einkleidung, auf die Hr. Kröger einer gewissen Werth zu legen scheint. Wenden wir uns nun

zu dem Hauptinhalte des Buches, zu der Beschreibung der auf dem Titel angegebenen Anstalten, so zeigt sich der Verf. hier als einen sehr sorgfältigen Berichterstatter und als einen Mann von umfassenden Kenntnissen in diesem Fache, den man schon achten muß, weil er sein Leben der Vervollkommnung dieser Anstalten des menschlichen Elends widmet. Seine Beschreibungen der verschiedenen Taubstummen- und Blindenanstalten, der Armen- und Waisenhäuser in Rheinbaiern, im Elsaß, in der Schweiz und in Würtemberg werden für den Mann von Fach belehrend und interessant sein. Nur ist zu bedauern, daß die Briefe dem Jahre 1816 und 1817 angehören und daß, da nur selten Zusätze gegeben sind, gewiß Vieles anders und besser geworden ist. Dies Besserwerden mag wol namentlich von vielen schweizerischen Cantonen, namentlich von Unterwalden, Appenzell, Bünden, Tessin und Wallis gelten, wenn die gesunde Vernunft über eingewurzelte Vorurtheile und geistlichen Hochmuth den Sieg davongetragen haben sollte. Freilich ist dies von einem großen Theile der heutigen Schweizer nach den neuesten Ereignissen kaum zu erwarten.

Die vom Verf. gegebenen historischen Nachrichten über den Taubstummenunterricht (S. 270 fg.), über die Blindenanstalten (S. 363 fg.) und über die Schulen des wechselseitigen Unterrichts (S. 289 fg.) sind gute Zusammenstellungen. Doch ist die Literatur nicht überall bis auf die neueste Zeit herabgeführt. In Betreff der Bell-Lancaster'schen Methode hat es uns gefreut, den Verf. nicht auf der Seite Derer zu finden, welche sich allen möglichen Vortheil von dieser Einrichtung versprechen. Vielleicht zu ausführlich sind des Verf. Nachrichten über Pestalozzi, sein Leben, seine Anstalt und den Geist seiner Methode (S. 97—269). Die Sache ist doch im Elementarschulwesen nicht mehr so fremd, daß man eine so weitläufige Auseinandersetzung jener Grundsätze und jenes Unterrichts für nothwendig halten könnte. Dabei ist denn auch die Nothwendigkeit der Erlernung der alten Sprachen wieder besprochen worden (S. 173—176), was hier wol einigermaßen ein hors d'oeuvre ist. Pestalozzi hat — daran wird Niemand zweifeln — zu sehr tüchtigen Reformen im Elementarschulwesen und in der häuslichen Erziehung Veranlassung gegeben, und daher wird sein Name auch nicht vergessen werden; aber wenn die Pestalozzianer von der Methode des philologischen Unterrichts oder von den alten Sprachen reden wollen, so sind sie ganz außer ihrer Sphäre und brauchen nicht gehört zu werden.

Interessanter waren für uns die Mittheilungen des Verfassers über Hofwyl und Fellenberg's Anstalten (S. 333—343), sowie über das Schulwesen des würtembergischen Landes, wo wir nur Nachrichten über die Klosterschulen und die diesem Lande eigenthümlichen Präceptorenschulen, die neuerdings durch Thiersch („Ueber gelehrte Schulen", III, 229 fg.) zur Sprache gekommen sind, vermißt haben. Die Entstehung der Armenschullehreranstalt in Basel (S. 76 fg.), aus welcher späterhin die Missionsgesellschaft und das „Wochenblatt" von Beuggen hervorgegangen sind, hat Ref. hier zuerst kennen gelernt.

Wir wiederholen unsere Aeußerung, daß Hrn. Kröger's Eifer und guter Wille alle Anerkennung verdient, können aber doch unsere individuelle Ansicht nicht bergen, daß auf den 473 Seiten seines Buchs manches Ungehörige und den Männern vom Fach hinlänglich Bekannte von ihm gesagt worden ist. Wir haben noch einen zweiten Band zu erwarten, der sich über Nassau, Hessen, Baden, Nordbaiern, die sächsischen Herzogthümer, das preußische Herzogthum und das Königreich Sachsen, Brandenburg, Mecklenburg, Holstein, die vier freien Städte des deutschen Bundes u. s. w. ausdehnen wird. Aus diesen Ländern wird hoffentlich viel Erfreuliches zu berichten sein, was von Hrn. Kröger gewiß gern anerkannt werden wird, der seine echt deutsche Gesinnung und seine Abneigung gegen allen französischen Klingklang an mehren Stellen seines Buchs deutlich bethätigt hat.

39.

Die Gruppe der Charitinnen. Ein Beitrag zur Philosophie des Schönen, in vier Gesprächen; nebst einem Anhange über die Allegorie. Leipzig, Schaarschmidt und Volckmar. 1832. Gr. 8. 1 Thlr.

Manche Bücher verdienen, abgesehen von dem Werthe, den sie an sich haben, schon hinsichtlich des Muthes, der bei ihrem Verf. dazu gehörte, um sie schreiben zu können, unsere Bewunderung. Daß es noch immer Autoren in Deutschland gibt, die solchen unerhörten Muth besitzen, ist nicht zu leugnen, und der Platonisch-dialogische Verf. des oben angezeigten Büchleins tritt selbst beweisend dafür in die Schranken. In einem Augenblick, wo das Interesse des Publicums der Form, die er sich zur Behandlung seiner Gegenstände erwählt, längst entfremdet ist, unternimmt er es dennoch getrosten Muthes, Platonische Dialoge in ganz schulgerechter Nachbildung zu liefern und die alte wohlbekannte Sokratische Hebammenkunst wieder herauf zu beschwören, um in deren dialektischem Frag- und Antwortspiel Fragen aus der Philosophie des Schönen abzuhandeln. Es wäre vielleicht überflüssig, den Verf. darauf aufmerksam zu machen, daß diese Form und Manier so, wie er sie in ihrer ganzen antiken Färbung beizubehalten gesucht hat, durchaus nicht mehr zeitgemäß ist und heutzutage selbst bei einem bedeutenden Inhalt ohne Anklang vorübergehen muß. Er hat dies ohne Zweifel selbst gewußt, und es ist auch kaum zu übersehen, da selbst sein großer Vorgänger in diesem Bestreben, Solger, der mit einem so großen Aufwand von Kraft und Geist den Platonischen Dialog statt der abhandelnden Form im Gebiete der Kunstphilosophie einzuführen suchte, daran scheiterte und weder mit seinem „Erwin" noch mit seinen andern Gesprächen dieser Art durchzudringen vermochte. Hätte Solger seine genialen Gedanken über die Kunst, deren er ohne Zweifel viele hatte, in einer einfachern und weniger gelehrten und gekünstelten Weise mitgetheilt, er würde unberechenbar mehr gewirkt und seine Bestrebungen im Publicum geltend gemacht haben, als es ihm so gelang. Den Verf. der „Gruppe der Charitinnen" scheint ein künstlerischer Dilettantismus, den man an sich nicht zu hart beurtheilen muß, besonders angetrieben zu haben, sich an dieser Form, die für den Freund und Kenner des Antiken allerdings einen vielfachen Reiz hat, zu versuchen, und er hat seinen Plato nicht nur mit Geist gelesen, sondern sich auch in der That mit Talent und Darstellungskunst der Manier desselben zu bemächtigen gewußt. Aber er vermochte es nicht, dieselbe, wie Solger, mit eigenthümlichem Gedankenreichthum anzufüllen, und formelle Nachahmung bleibt dann immer formelle Nachahmung, ohne tiefer eingreifende Eindrücke zu gewähren. Die als Resultat gewonnene Idee seiner Dialoge wiegt, in ihrem Werth an sich genommen, oft die großen Anstalten einer künstlichen Dialektik und Sophistik nicht auf, die angewandt werden, um sie anschaulich zu machen. Der besondere Inhalt der vier Gespräche bezeichnet sich in ihren Ueberschriften: 1) Theano: Natur und Kunst; 2) Kleiton: die Kunst und der Künstler; 3) Chärephon: Vernunft und Verstand, Geschmack und Kennerei; 4) Mnesippos: die Kunst und der Mensch. Diese Dialoge beziehen sich vornehmlich auf die bildende Kunst, wie auch das als Anhang hinzugefügte Gespräch über die Allegorie, das von der Anwendbarkeit oder Nichtanwendbarkeit derselben handelt. Ref. möchte jedoch die Gesprächsform zur Ausführung solcher, die Kunst und die philosophische Reflexion berührender Fragen keineswegs befeinden, sie vielmehr recht oft, aber in einer, unserm heimischen Sprachidiom natürlichern und mehr populairen Weise, statt der weniger lebensvollen Abhandlungsform, angewandt sehen. Warum soll auch die deutsche Sprache und die dialektische Bewegung des modernen Geistes nicht ebenfalls eines eigenthümlichen Ausdrucks im Dialog fähig sein, ohne sich nach den antiken Falten umsehen zu müssen?

38.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonnabend, — Nr. 54. — 23. Februar 1833.

Ueber Reinhart Fuchs in seinen verschiedenen Gestaltungen.

Zweiter Artikel.

(Beschluß aus Nr. 53.)

Viertes Buch. Zweite Fabel.

Isengrim's Theilung.

Als Isengrim wiederhergestellt ist, besucht ihn Reinhart in Begleitung des Königs und fodert ihn auf, seinem hohen Gaste anständige Speisen vorzusetzen. Isengrim hat keinen Vorrath und Reinhart verspottet ihn deshalb. „Es ist nur gut", beginnt er, „daß wir selbst dafür gesorgt haben. Wir wissen ein feistes Kalb; allein der König schämt sich, es fortzutragen, ich aber bin zu schwach. So komme denn du, der du nie dich schämst, wenn es etwas fortzutragen gibt, und trage das Thier in den Wald, wo wir es sicher verspeisen mögen." Als sie im Walde ankommen, soll Isengrim flugs auf Reinhart's Veranstaltung die Beute theilen, und er läßt sich willig finden. Er erinnert sich seiner frühern Theilung mit Reinhart; da jedoch diesmal der König zugegen ist, glaubt er schon gerecht theilen zu müssen. Er betrachtet die drei Anwesenden als gleich, macht drei gleiche Theile, wovon er einen dem Könige, einen sich selbst und den dritten Reinharten zuspricht, und glaubt seine Sache wohlgemacht zu haben; der König jedoch zürnt über diese Theilung und nennt sie ungeschickt. Isengrim entgegnet darauf, der König möge seine Ungeschicktheit entschuldigen, er sei nie gewohnt gewesen zu theilen, da er immer Alles, was er fange, allein behalte. Nun theilt Reinhart und macht gleichfalls drei Theile. Den größten spricht er dem Könige zu, den nächsten der Königin und den dritten den königlichen Kindern, für sich behält er nur ein Bein des Kalbes. Diese Theilung billigt der Löwe und fragt, wer denn ihn so meisterhaft theilen gelehrt habe? Da rühmt Reinhart spöttisch den Isengrim als seinen Lehrer in dieser Kunst; der König aber meint, es sei doch sonderbar, daß Der, welcher Andere doch so gut die Kunst schicklicher Theilung zu lehren wisse, diese Kunst selbst so ungeschickt übe. Darauf geruht der König, die drei Theile zu verzehren und dann sich wegzubegeben.

Geschichtliche Nachweisung.

Die Begebenheit dieser Fabel fällt in die nächste Zeit nach dem Tode Kaiser Arnulf's. Der in dieser Fabel erwähnte König ist Ludwig, Arnulfs ehelicher Sohn, Zwentibolk's Halbbruder. Es scheint dieser Fabel nach, als habe Zwentibolk mit Ludwig erst unterhandelt und ihm einen Theil Lotharingens (denn das Königreich Lotharingen wird unter dem Kalbe hier verstanden) gutwillig abtreten wollen. Die Geschichte weiß von solcher Unterhandlung nichts. Annalista Saxo erzählt bei dem Jahre 900: „Zwentibolk propter assiduas depraedationes et bella, quae in regno fiebant, et quia cum mulieribus et ignobilibus regni negotia disponens honestos nobilesque dejiciebat et dignitatibus spoliabat, odiosus omnibus efficitur. Certatim igitur priores regni ejus Ludovicum introducunt, in Theodonis villa, manibus datis, ejus dominationi se subjiciunt." Das Bein, das Reinhart behalten darf, dürfte sein Lehen sein. Zuvor schon war Ludwig zu Fortheim von den versammelten Fürsten zum Könige erwählt worden.

Viertes Buch. Dritte Fabel.

Isengrim's Schwur.

Reinhart tröstet nach dem Abgange des Königs den Isengrim über den Zorn desselben, trifft jedoch sogleich auch wieder Anstalt, ihn noch ärger anzuführen. Er räth ihm, von dem Esel Carcophas die Haut zu verlangen, da diese ihm nach Recht gehöre. Isengrim will sich erst nicht dazu verstehen und sagt, er habe nun wohl erfahren, daß alle Rathschläge, so Reinhart ihm gegeben, ihm übel ausgegangen seien; dennoch aber fügt er sich auch jetzt, geht mit Reinhart zu dem Esel Carcophas und thut ihm seinen Willen kund. Carcophas leugnet Isengrim's Recht an seiner Haut, und Reinhart wird von Beiden als Schiedsrichter angenommen. Als solcher räth er dem Isengrim, sein vermeintes Recht durch einen Eid auf einen Reliquienkasten zu bestätigen, ermahnt ihn aber, keinen Meineid zu schwören, weil der Heilige sonst diesen sogleich ahnden würde. Isengrim aber entgegnet, darnach frage er nicht viel, er solle ihm nur den Reliquienkasten herbeischaffen. Da führt ihn Reinhart zu einer Wolfsfalle, welche, sobald Isengrim sein Bein darauf legt, um den Eid zu leisten, sogleich ihn festhält. Darauf wird er verspottet und erinnert, daß man ihn vor einem Meineide gewarnt habe. Reinhart und Carcophas begeben sich hinweg, und Isengrim muß sich, um frei zu werden, die Pfote abbeißen.

Geschichtliche Nachweisung.

Wir haben schon oben gesehen, daß unter dem Esel Carcophas der Graf Baldewin II. von Flandern dargestellt werde. Gleichfalls ist erwähnt worden, daß dessen Vater Baldewin I., der Eiserne, zu Karl dem Einfältigen hielt gegen Arnulf, und von jenem daher seine Lehen genommen hätte. Baldewin der Eiserne war 879 und Kaiser Arnulf 899 gestorben, ohne daß die Sache entschieden worden wäre. In demselben Verhältnisse war Baldewin II. seinem Vater gefolgt. Jetzt nun räth Reginard dem Zwentibolk, den Grafen seiner Lehen zu berauben. Er versucht es, allein zu seinem Nachtheile. Die Annalisten erwähnen nichts davon, und Saxo erzählt nur im Allgemeinen: „Ludovico trans Rhenum eunte Zwentibolk, coadunatis quoscumque potuit, civitates regni circuit, incendiis et rapinis omnia devastat, arbitratus hos, qui propter inmanem ejus maliciam ab eo defecerant, inmaniora faciens ad se revocare posse." Die Sache kann aber dennoch sehr wohl ihre Richtigkeit haben.

Viertes Buch. Vierte Fabel.

Das wilde Heer der Salaura.

Endlich wollte das Schicksal Isengrim's Leiden endigen, beginnt der Dichter die letzte seiner Fabeln; es warf den Unglücklichen in den Rachen des Todes. Befreit aus der Wolfsfalle, gerieth Isengrim in den gierigen Rachen der Salaura, der gefräßigen Muttersau des Papstes (papae scropha).

Schon durch der Dinge Gebrauch, die gesehn sie, besiegte der Aebte
Neun sie, was Ränke betraf, neun auch der Päpste zugleich.

Diese Salaura nun will Isengrim durch seine Schlauheit überlisten, wie er schon Andere (alias, d. h. Nonnen) überlistete. „Friede sei mit dir, theuerste Mutter, Friede mit dir!" ruft er ihr schon von ferne zu; „ach, wie lange ist es schon, daß mich die Liebe zu dir quält!" Sie jedoch verlacht den dreifüßigen Wolf: „Was ist denn das, Bruder?" sagt sie; „als Vorsteher und Abt warst du ja stets gewohnt, vorn zwei Lichtträger zu haben; von einem fehlt ja ein Theil; in wessen Wohnung hast du wol den eingelegt?" Isengrim erzählt ihr darauf seine Schicksale, „und jetzt", sagt er, „denke ich nur an Frieden, da ich nun wohl sehe, nur ein kleiner Rest des Lebens sei mir übrig. Doch gern möchte ich noch", fährt er fort, „bevor ich sterbe, dich geküßt haben!" Damit nähert er sich der Salaura mit zärtlicher Miene. Diese aber entgegnet:

Bleibe nur dort! Nicht, Bruder, vernahmst traun unsere Regel
Du, wär' auch vielleicht wohl dir die deine bekannt.
Duldet' ich dies, du nähmst als Mönch die Küsse der Nonne,
Welche zu geben dem Mann scheut in der Messe das Weib. *)
Füge hinzu, daß noch nicht die Glocke die Prima verkündet,
Siehe, das Licht kommt erst (eben erschien erst das Licht).
Immer der Messe der Kuß, doch nie dem Kusse die Messe
Folgt; so gehe denn auch hier ihm die Messe voraus.

*) Der sogenannte Friedenskuß nach der Messe (osculum pacis) ist hier gemeint.

Aber ich hinke, mir wehrt das Gesetz, die Messe zu singen;
Anderer Priester uns fehlt; sage, wer sänge sie wol? *)
Wer sie nun singe? — Bin nicht der säuischen Religion der
Abbatissinnen oberste Meisterin ich? **)
Abbatissin ich bin; dreihundert zähl' ich der Nonnen;
Keiner Stimme jedoch gleichet der meinen an Kraft.
Ueber die Mauer ging mein Ruf noch [illegible] und Salaura
Wär' als Aebtissin nicht da, deren Namen, erkannt? †
Naht die gehörige Stunde, so les' ich im Walde die Messe ***),
Welche mit Staunen fürwahr selber vernehmen du wirst.

Darauf entgegnet Isengrim, er habe jetzt die Ordensregel der hochwürdigen Frau kennen gelernt; jetzt möge sie seine Lehren lernen:

Fleischerner Klang, nicht eherner mir verkündet die Hora,
Schlundes Leere bestimmt mich, nicht [illegible]
Phöbus mir nicht, nur der Bauch allein ist mir Zeiger der Zeiten,
— Lehrete mich's das Geschick! — mahnet der, folg' ich sogleich.
— — — — — — — — — — — —
Nimmer erkenntlicher war mir irgend der Glocke Geklingel,
Hätte gegossen auch sie schwäbischer Pfaffe vereinst. ††)
Fange nur an, wie du kannst; ob ein Ackerlied, ob ein Waldlied
Du mir singst, ist mir gleich, wenn dir die Stunde gefällt.

Und so fährt er fort, ihr zuzureden, daß sie seinen Friedenskuß empfangen solle, da sie ihn einmal nun empfangen müsse. Er ermuthigt sie ferner, sprechend:

Sage, was frommt's, die dem Kuß vorgehenden Worte zu hören,
Wenn der Geber den Kuß übel zu geben versteht.
Wär' es erlaubt und ehrbar, sich rühmen seiner Geschicktheit:
Traun, ich habe gelernt, schicklich zu geben den Kuß.

Da sagt die Aebtissin: da er meine, so wolle sie die Messe beginnen; er solle nur hinkommen und sie etwas in das Ohr kneipen, weil sie sonst keinen lauten Gesang hervorbringen könne; so aber werde sie ganz gewiß ihre Verwandten herbeirufen, denen allen er, wie er wünsche, den Friedenskuß zu gehöriger Zeit geben möge. Isengrim freut sich der zu hoffenden Küsse und kneipt die Muttersau so kräftig, daß sie mit hellem Tone aufschreit. Und es kommt das Heer der Wildschweine herangejagt:

Wie mit Sturm und Geräusch, die zitternde Welt zu zertreten,
Stürzt herbei dereinst Magog, gefolget von Gog.

Isengrim erschrickt darob und läßt das Ohr der Salaura los, sie aber heißt ihn dagegen noch etwas derber kneipen, denn singe sie nicht weiter, so kehre vielleicht ihre Sippschaft sämmtlich zurück; Isengrim jedoch gesteht, durch ihren Gesang genug erbaut worden zu sein. Da zürnt die Aebtissin und meint, Isengrim müsse selten in die Messe gehen, wenn er dies schon für vollstimmigen Gesang halten könne. In der Kirche gehe, lehrt sie, stille Beichte der Messe voran, und diesen Brauch befolgten sie hier auf dem Felde auch. Jetzt legten sie nur ihr Sün-

*) Nach dem Gesetz der katholischen Kirche muß jeder Priester an seinem Leibe unverstümmelt sein.

**) Quis celebraret eam? nisi summa magistra suillae
Abbatissarum relligionis ego?

***) Silvestrem missam.

†) Carnea clanga mihi non aerea nuntiat horam.

††) Schwäbische Priester scheinen in jener Zeit die berühmtesten Glockengießereien gehabt zu haben.

bonbekenntniß ab, weshalb er dieses dumpfe Gemurmel vernähme. Kaum aber hatte die päpstliche Mutterſau ihre Rede geendet, ſo beginnen die Schweine den lauten Geſang und zugleich geben ſie Iſengrim die Friedensküſſe (pacem). Am eifrigſten zeigen dabei ſich Kono und Baltero, beide kräftige Eber, und Beca und Sonoche, zwei gewaltige Säue. Iſengrim merkt alsbald, daß es um ihn geſchehen ſei, er beklagt ſein Schickſal und ſagt, daß Agemund ihn rächen werde. Darauf beginnen die Wildſchweine Iſengrim zu zerreißen, indem Salaura ſagt, wenn er denn ein Prophet ſein wolle, ſo möge er Jonas ſein, ſie wolle die Rolle des Haifiſches über ſich nehmen; ſo hätten ſie Propheten genug, und als einem Freunde ſage ſie ihm, er werde in ihrem Speiſebehälter (mus-sak, nicht mus sak, wie Mone will) aufbewahrt werden. Er ſollte nur freudig eingehen, das Eintrittsgeld erlaſſe ſie ihm:

Denn wir erkennen es wohl, als Heiliger kommſt du, des Schreines
Würdig, und daß man dich ehre mit frommem Gebet.
Wüßteſt du nur, welch triftiger Grund mich beweget, du flehteſt,
Daß ich es wolle, wenn ich weigerte, ſo dir zu thun.
Und ja gebietet die Schrift, die Feinde zu lieben, und Gottes
Liebe verdient, wer ſtets liebt den gehäſſigen Feind.
Ich nun folge dem Wort. — Ob nach dem Feinde du forſcheſt,
Siehe, wer wäre nun wol feindlicher mir als der Bauch?
Mich mit Streichen, mit Drohungen, oft mit Stößen beſtürmt er:
Dieſen nun lieb' ich, daß nicht ſchuldig des Todes ich ſei.
Alles verſchwelget er mir, was je mir diebiſche Mühe,
Was mir erwarb die Gewalt, oder das Recht, er verzehrt's.
Ihm nun weih' ich, je ſüßer es iſt, mit größerer Freude
Jegliches, daß mir das Herz heilige Liebe nur füll'.
Um ſo heiliger iſt die Liebe, je reiner den Feind man
Liebt, und werther als du war mir noch nimmer ein Feind.
Alſo gedenk' ich mit Ernſt, zu geſellen dem Werthen den Werthen;
Bitte, verſuche, wie ſehr du mir gefalleſt, nun ſelbſt.
— — — — — — — — — — —
Siehe, ſo birgt dich hier ein deiner würdig Behältniß;
Folgende Schrift auch laut künde von deinem Verdienſt:
„Einzelnem Papſte gebührte nur ſtets ein Marmor zur Decke;
Aber man würdige wohl Jeden nach ſeinem Verdienſt.
Iſengrimen verbergen der Urnen eilf; es bezeugen
Viele Gräber des Herrn viele Verdienſte dem Volk.
Als man zählte der Monate ſechs ſeit Lenzes Erſcheinung,
Starb bei Cluniac er, nahe beim Kloſter Johanns."

Nachdem Salaura dieſes geſprochen, beginnen die Schweine den Zerriſſenen aufzufreſſen. Dieſe ganze Handlung wird als eine Meſſe dargeſtellt, und den letzten Act derſelben, die Opferung, bildet Iſengrim's Zerreißung. Schließlich ſagt der Dichter, die Schweine hätten ihn ſo rein aufgefreſſen, daß auch nicht ein Achtel eines Flohes auf der Erde liegen geblieben ſei.

Der Ueberarbeiter hat noch eine fünfte Fabel hinzugedichtet, worin Iſengrim von Reinhart beklagt wird, und worin mit großer Gelehrſamkeit auf viele Dinge angeſpielt wird, welche in das 12. Jahrhundert gehören.

Geſchichtliche Nachweiſung.

Annaliſta Saxo ſagt beim Jahr 900: „Ludovicus iterum in regnum (Lotharii) accersitur, et a comitibus Stephano, Gerhardo et Matfrido in proelio circa Mosam Zwentibolk interficitur Idibus Aug." Hier weicht nun der Dichter von dem Annaliſten ab. Mone ſagt, Zwentibolk ſei wahrſcheinlich von Lehnsleuten des Kloſters St.-Johannis Augnſtodunenſis erſchlagen worden. Dies Kloſter ſei ein Nonnenkloſter geweſen, wovon der Dichter Veranlaſſung genommen, die Abbatiſſin Salaura dergeſtalt einzuführen. Die Grabſchrift lautet in der Urſprache:

Unum pontificem satis unum claudere marmor
Sueverat; ex merito quisque notandus erit.
Undecies senis jacet Isengrimus in urnis;
Virtutum turbam multa sepulcra notant.
Nono Idus Junjas ex ortu veris is inter
Cluniacum et sancti festa Johannis obit.

Das Nono Idus Junjas ex ortu veris erklärt Mone ſo, daß man zum März (inclusive) ſechs Monate (Juni iſt der ſechste) hinzuzählen müſſe, ſo erhalte man den Auguſt, in welchem Monat Zwentibolk ſtarb.

Wir haben übrigens, um hier nicht allzu weitläufig zu werden, eine ziemliche Anzahl Anſpielungen des Dichters unberückſichtigt gelaſſen, welche darthun, daß er die jedesmal von uns genannten geſchichtlichen Männer in ſeinen Thieren erkannt haben wolle. Man wird nun, hoffen wir, ſich überzeugt haben, daß dies Gedicht ſeiner Grundlage nach rein geſchichtlich ſei, und daß überhaupt, wie wir oben ſchon ſagten, wenig mehr als die Namen darin als erdichtet angenommen werden dürfe. Wir ſcheiden jetzt von dieſem ſchätzbaren Vermächtniß des 9. Jahrhunderts und werden in einem folgenden dritten Artikel zeigen, wie dies hiſtoriſch-epiſche Gedicht ſpäter misverſtanden, allegoriſch aufgefaßt und als Allegorie mannichfaltig, aber immer anziehend behandelt wurde. *) Ludwig Ettmüller.

Sino a qual punto le produzioni scientifiche e letterarie seguano le leggi economiche della produzione in generale. Dissertazione di *Giuseppe Pecchio*. Lugano 1832.

Dieſes Schriftchen hat einen Mann zum Verfaſſer, der mit ebenſo tiefem poetiſchen Gefühle begabt als in der Staatswirthſchaft erfahren iſt. Es wäre zu wünſchen, daß ſich dieſe beiden Eigenſchaften häufiger bei einem Manne zuſammenfänden, denn dann würde die gebildete Laienwelt vor ſtaatswirthſchaftlichen Schriften und deren Verfaſſern nicht wie vor Männern von trockener Berechnung und kaltem Herzen zurückſchrecken, welche in ihren Rechnungen über Erzeugung und Verbrauch menſchliches Gefühl und Geſchmack gar nicht beachten.

Das Werkchen hat auch noch überdies das Verdienſt der Originalität, denn es iſt der erſte Verſuch, zu zeigen, daß die Wiſſenſchaften, die Literatur und die Künſte denſelben Geſetzen unterworfen ſind, welche die materiellen Erzeugniſſe, die Früchte der Erde, welche wir verzehren, die Kleider, welche wir tragen u. ſ. w., regeln. Adam Smith deutete dieſe Analogie nur durch einen Wink an, als er behauptete, dieſelbe freie Bewegung, welche den Handel und die Induſtrie belebt und kräftigt, würde für die Nationalerziehung nicht weniger vortheilhaft ſein; und d'Alembert deutet in ſeiner berühmten Einleitung zu der Encyklopädie nur hier und da die Beziehung an, welche zwiſchen unſerm Wiſſen und unſern geiſtigen Bedürfniſſen, oder zwiſchen dem Bedürfniſſe und den Erzeugniſſen des Geiſtes ſtattfindet; Pecchio legt aber dieſes Wechſelverhältniß klar dar und zeigt, daß in

*) Der dritte und letzte Artikel folgt im März. D. Red.

der Wissenschaft, in der Literatur und der Kunst wie bei dem Ackerbau, den Fabriken und dem Handel „das Bedürfniß der Ursprung der Arbeit ist; je höher unsere Bedürfnisse steigen, um desto mehr vermehren sich die Erzeugnisse der Arbeit; die Quantität und Qualität des Verbrauchs bedingt die Quantität und Qualität der Erzeugnisse; großer Verbrauch und Bedarf führt, indem er die Erzeugung begünstigt, zur Verbesserung und Vervollkommnung." (S. 1.)

Der Einwurf, den man auf den ersten Blick dieser Lehre machen zu können glaubt, entging auch dem scharfsinnigen Verf. nicht, und er sagt: „Man fürchte indeß nicht, daß durch die Unterwerfung der Erzeugnisse des Geistes unter die Gesetze der materiellen Productionen die erstern ihren Adel und ihre Geistigkeit verlieren sollen, oder daß ich das Gehirn zu einer Dampfmaschine oder einem Kartoffelfelde machen wolle. Wenn ich auch behaupte, die Quantität und Qualität stehe unter diesen Gesetzen, so gebe ich doch recht gern zu, daß die Vortrefflichkeit und Erhabenheit geistiger Schöpfungen nicht immer jenen Gesetzen folgen, vielmehr über allen Gesetzen stehen; und so wird unser Geist, statt durch diese Forschungen etwas von seiner unbegreiflichen, geheimnißvollen und magischen Gewalt, die man ihm gewöhnlich zuschreibt, zu verlieren, noch gerade genug von seiner freien, edlen Natur behalten." (Einleit. S. 15.)

Der Raum gestattet uns nicht, diesen Untersuchungen zu folgen, die mit vieler Klarheit, bedeutender Gelehrsamkeit und einem großen Aufwande von Witz und Scharfsinn angestellt sind und durchgeführt werden. Wir empfehlen die Schrift allen Freunden der italienischen Sprache, auch denen, die sich nicht grade für den eigentlichen Gegenstand derselben interessiren, denn sie werden darin so viel Unterhaltung finden, als in zehn schwindsüchtigen Romanen. Stellen, wie die nachstehende, könnten wir in Menge aus dem geistreichen Werke des Grafen Pecchio ausheben: „Wollt Ihr die Genealogie des gewaltigen Satans Milton's und seines Pandämonions kennen? — Der Mönch Alberico gab mit seiner Vision oder Hölle, wie sie damals in ernsten Opern auf der florentiner Bühne dargestellt wurde, dem unsterblichen Dante den Typus zu seinem Lucifer. Bald darauf brachte Boccaccio in seinem „Filosofo" einen Teufelsrath vor. Vida, ein besserer Dichter als Baccaccio, ersinnt in seiner „Christiade" einen bessern infernalischen Congreß. Pulci erfaßt denselben Gedanken und bildet seine Astaroth daraus; Michel Angelo malt ihn; Tasso verbessert diesen Teufelsrath noch mehr, und endlich vervollständigt Milton das Gemälde in seinem grandiosen Satan und seinem entsetzlichen Pandämonion." (S. 96.)

„Lange vor uns hat es mehrmals Schreibfreiheit gegeben und vielleicht ausgedehntere als in unsern Tagen, aber ihr ging die jetzige Leichtigkeit, zu drucken und sich Bücher zu verschaffen, sowie die jetzige große Leselust ab. Früher in Rom und in Athen, im 14. und 15. Jahrhunderte in Florenz, in Frankreich und in Neapel konnten die Leute mit größerer Freiheit schreiben, als sie es jetzt in London, Paris oder Philadelphia können. Aber zur Zeit der Griechen und Römer waren die Schreibmaterialien theuer und die Erziehung beschränkte sich auf die freien Bürger, von welchen sich die größte Anzahl nur mit Politik und dem Kriege beschäftigte. Damals waren auch die Frauen, welche bei uns die Mehrzahl der Leser von Romanen und andern unterhaltenden Schriften bilden, zum Waschen und Spinnen verurtheilt, in der Frauenwohnung eingeschlossen und den Augen der Fremden entzogen, wie noch jetzt die Männer im Oriente ihre Frauen in den Harems eingeschlossen halten. Im Mittelalter waren die Bücher in Folge der Erfindung, Leinenpapier zu machen, wohlfeiler, aber aller Geister wurden durch äußere Kriege, innere Parteiungen und Fehden zerstreuet. Dann kam die glorreiche Erfindung der Buchdruckerkunst, und die Bücher wurden nun zahlreich und wohlfeil. Die Großen und Reichen zeigten sich freigebig, und die Bildung wurde durch Volksschulen allgemeiner. Die Leser mußten zahlreich gewesen sein, denn es gab viele Schriftsteller. Von den 50,000 Büchern, welche im 17. Jahrhunderte gedruckt wurden, traten wol 40,000 in Italien ans Licht. Und doch war die Philosophie noch nicht geboren, das Volk noch nicht gewohnt, Bücher zu kaufen, und kaum fing der Bedarf an, allgemeiner zu werden, als die Inquisition dazwischen trat. Der Reformationskrieg, der den Geistern im Norden die Freiheit errang, brachte Gedankenknechtschaft in den Süden, und das tridentinische Concilium (der Ursprung der Censur, der Hemmungen und Einschränkungen, welche der Presse im ganzen katholischen Europa entgegengestellt wurden) verstärkte und verdoppelte die Sklavenketten, sodaß sich in dem Jahrhunderte nach der Erfindung der Buchdruckerkunst grade das Gegentheil von der erstern Zeit zeigte, vermehrter Bedarf und verminderte Freiheit. Der Bedarf und Verbrauch glich indeß beiweitem nicht dem in unserer Zeit, denn in diesem Jahrhunderte erschienen nur 50,000 Bände, während im 18. 80,000 herauskamen, und das 19., da im Durchschnitt jährlich 3000 in Deutschland, 1000 in England und 2000 in Frankreich erscheinen, wahrscheinlich wenigstens 700,000—800,000 hervorbringt." (S. 146.)

Einen Schriftsteller muß bei dem Gedanken an diese Pyramiden, an diese Berge von Büchern ein wahres Grauen anwandeln. Graf Pecchio sagt, nach der Berechnung eines englischen Schriftstellers: „Von tausend jährlich in England erscheinenden Büchern sind 650 im ersten, 100 in zwei, 150 in drei Jahren vergessen, und nach 20 Jahren erinnert man sich kaum an 10. Von den 50,000 im 17. Jahrhunderte erschienenen Schriften stehen jetzt nicht über 50 noch in Ansehen; von den 80,000 des 18. hält man kaum 500 des Wiederabdrucks würdig, und nur etwa 500 ziehen die Aufmerksamkeit noch auf sich. Von der Zeit an, wo die Menschen zu schreiben anfingen, bis auf unsere Tage herab haben nur 500 Werke von allen Nationen dem nagenden Zahne der Zeit gänzlich widerstanden. Ich weiß nicht, inwieweit diese Berechnung genau ist; sicherlich ist sie nicht übertrieben, und es geht doch wenigstens daraus hervor, daß nur ein sehr geringer Theil geistiger Erzeugnisse dauert und das Capital menschlicher Kenntnisse und Bildung vermehrt." (S. 142.) O du Ruhm bei Zeitgenossen, du Erinnerung während 20 Jahren! — ein Ruhm, der nicht länger lebt als ein Pferd oder ein Esel! In Vergessenheit sinken die liebsten, gepflegtesten Erzeugnisse unsers Geistes, wenn kaum der Körper der Erde zurückgegeben ist. 129.

Notiz.

Nichts Neues unter der Sonne.

Was im Westen Ludwig XIV. zuerst klar aussprach: „L'état c'est moi", wodurch der Staat, wie es Ganz unlängst so geistreich entwickelt hat, zum eigentlichen Bewußtsein seiner selbst gekommen, in seiner persönlichen Ichheit und völligem Absolutismus auftrat, dies hat schon vor ihm ein indischer Monarch mit denselben Worten ausgesprochen. Es ist Pratâparudradeva Maharâja, Stifter der Kakatiyadynastie von Warankul im 12. Jahrh., der eigenhändig ein Gesetzbuch, „Sarasavativiläsam", schrieb und darin die Ahankâra oder Ichmachung zum Grundprincipe aufstellte. Der Wille des Monarchen ist das erste Gesetz für den Unterthan, und dieser hat es als einen Act der Gnade anzusehen, wenn er vegetiren darf, da aller Grundbesitz dem Fürsten ist. Der letztere Grundsatz hat factisch seit dem Anbeginn der indischen Staaten bestanden; schon Strabo weiß es (S. 1030: „ἔστι δὲ ἡ χώρα βασιλικὴ πᾶσα"); allenthalben ist darauf das Feudalsystem gebaut, wie es Malcolm, Briggs, Stirling und Tod in mehren Provinzen Indiens nachweisen; zum wenigsten ist das Princip in dem Regulativ für die Grundsteuer sichtbar, und wenn der alte Manu (9, 44 und öfter) dem Bürger Eigenthumsrechte zuerkennt, so beweist er nur, daß das organische Staatsleben hier, wie anderswo die Theorie zu nichte machte. 160.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonntag, — Nr. 55. — 24. Februar 1833.

Der Römerzug König Heinrichs von Lützelburg. In sechs Büchern dargestellt durch Friedrich Wilhelm Barthold. Zwei Theile. Königsberg, Gebr. Borntträger. 1830—31. Gr. 8. 5 Thlr. 20 Gr.

Herr Dr. Barthold, durch seine heiter und klar geschriebene Biographie über Johann von Werth bereits vortheilhaft bekannt, übergibt in Heinrich's Römerzuge den Freunden der Geschichte ein Werk von größerer Bedeutung und noch größerm Umfange. Indem es sich an von Raumer's Hohenstaufen, welche dem Verf. jedoch in ihrem hohen Werthe nicht zum Musterbilde der Darstellungsweise gedient haben, anschließen soll und die Zeiten von dem Untergange dieser Herrscherfamilie bis zum Tode Robert's von Anjou darstellt, scheint Hr. Barthold anfänglich über die Benennung seines Buches in Zweifel gewesen zu sein, sich aber doch für obige Aufschrift entschieden zu haben, weil die Schicksale Kaisers Heinrich, oder mit des Verf. Worten: weil der durch die Geschichte Italiens und Deutschlands motivirte Versuch eines römischen Königs, die außer Uebung gekommenen Hoheitsrechte über Italien wieder geltend zu machen, die Hauptbestandtheile dieser geschichtlichen Arbeit bilden. Um dies durchzuführen, wird in dem zehn Capitel starken ersten Buche der sittliche und politische Zustand Italiens vom Untergange der Hohenstaufen an bis zu Heinrich's Wahl zum römisch-deutschen Könige beschrieben, dann in fünftehalb Büchern Heinrich's Abkunft, Jugend, Wahl zum Könige, Heerzug nach Italien und Tod erzählt, und die letzten Capitel des sechsten Buches schließen das Werk mit Darstellung des Eindrucks, welchen des Kaisers plötzlicher Tod auf die Gemüther der Welfen und Ghibellinen sowie auf ganz Europa gemacht hatte, sammt den Schicksalen Italiens bis zu Robert's Tode. Dieses begrenzte Feld hat der Verf. mit Fleiß und Sorgfalt dergestalt bearbeitet, daß die Wißbegier des Lesers vollkommen befriedigt und der eigenthümliche Charakter jener Zeit und der darin handelnden Personen deutlich erkannt werden kann. Italien, als Mittelpunkt der Handlungen, ist zwar umfassender geschildert worden als Deutschlands sittliche und politische Beschaffenheit vor und während Heinrich's Heerfahrt; indeß sieht man doch, daß hier sich nach Hrn. Barthold's Entdeckungen die Lage der Dinge zu Anfange des 14. Jahrhunderts sehr verändert hatte. Der abenteuerliche Drang nach dem Morgenlande, heißt es, war verschwunden; die kampfbegierigen Ritter sahen lieber auf Preußen, auf die slavischen- und Donauländer als auf reichen Lehenerwerb in Italien, vor welchem Lande sie eine Art von Scheu, wie sie die Sittigung den Barbaren einflößte, zurückhielt. Und doch bewilligten, fügt Ref. hinzu, diese rüstigen Reichsstände und Ritter auf dem Reichstage zu Speier 1309 Heinrich's Römerzug. Dieser Heinrich, als Graf von Lützelburg der Dritte, und als römisch-deutscher König der Siebente seines Namens, war wegen seiner ritterlichen Thaten, großen Gerechtigkeitsliebe und Frömmigkeit 1308 auf den deutschen Thron gesetzt worden. Durch seine Gemahlin Margarete von Brabant zu ansehnlicher Genossenschaft gelangt, aber ohne bedeutende Hausmacht, war er eigentlich politisch ohnmächtig, und darum hatten ihn lediglich die Tugenden gehoben, die er aber nicht zum Heile und Nutzen Deutschlands anwandte, was der Verf. übersehen hat. Dafür entschuldigt er den ritterlichen König und sagt I, 350:

In dem beruhigten Deutschland war kein Raum für Heinrich's Sinnesart; bis auf die unbedeutenden Händel in Thüringen (des Landgrafen Friedrich mit der gebissenen Wange) und in Schwaben (des Grafen Eberhard von Würtemberg) foderte nichts des Königs Gegenwart; selbst die Krone Böhmen konnte dem Hause der Lützelburger (für Heinrich's bekannten Sohn Johann) ohne sein persönliches Mitwirken erworben werden; keine andere Gelegenheit zur Vergrößerung der Hausmacht bot sich dar, ohne daß der Verdacht der Ländergier erwachte, welche den König Albrecht um Thron und Leben gebracht. Aeußere Kriege gab es nicht; was blieb in Deutschland dem hochstrebenden Heinrich zu thun übrig? Dagegen ermunterte die Stimme des Papstes ihn unzweideutig, das Kaiserthum in Italien wieder aufzurichten u. s. w.

Also vernahm die Versammlung zu Speier (S. 351) mit großer Freude den hohen, besonders durch die Einladungen der Verbannten und Unterdrückten Italiens (hauptsächlich der Ghibellinen) rege gemachten Entschluß des Königs, nach dem reizenden Lande jenseit der Alpen zu ziehen. Heinrich (heißt es S. 5), „mit den Welthändeln nicht gar vertraut" und (wie sich aus mehren Stellen des Verf., besonders S. 409 fg., ergibt) mit der Lage der Dinge in Italien gänzlich unbekannt, zumal da seine vorangeschickten Kundschafter durch die schlauen Italiener getäuscht worden waren, konnte daher auch (S. 393) den Gedanken, in Italien mit Geringschätzung Deutschlands den Sitz eines neuen Reiches aufzuschlagen, nicht mit aller Klar-

heit aufgefaßt haben; allein es fehlt nicht an frühern Andeutungen sowie an Zeugnissen in dem weitern Verlaufe der Dinge, daß ihn Deutschland nicht fesselte, und daß ihm weniger an einem mäßigen Ehrentitel als an dem Erwerbe eines bleibenden, selbstständigen Besitzes gelegen war. In diesem unerfreulichen Lichte sehen wir den König (S. 410), mit sehr mäßiger Mannschaft gerüstet, nach Italien ziehen, wo der gefeierte Dante Alighieri seine Ankunft durch einen Aufruf und durch die Schrift „De monarchia" vorzubereiten und zu erleichtern sich bemühte. Die große Schonung, die der König anfangs gegen die Italiener bewies, und sein fester Vorsatz, diese durch friedliche Mittel zu gewinnen, half wenig; zwar setzte er sich zu Mailand eine neue lombardische Krone auf — die alte war verloren worden —, seine Foderung der Kronsteuern aber verdarb alle Zuneigung und regte Empörungen auf. Nachdem diese gedämpft, die Lombarden meistens eingeschüchtert, Brenza genommen, Cremona gedemüthigt und der Ghibellinen Macht in den Bezirken am untern Po begründet worden war, galt es, entweder über Parma ungesäumt nach Rom vorzudringen, oder erst die übrigen Rebellen zu unterdrücken. Auf diesem Scheidewege empfing Heinrich von dem ihn aufmerksam beobachtenden Dante einen schwülstigen und mystischen Mahnbrief (S. 535 fg.), „von dem fruchtlosen Kampfe gegen die stets wachsende lombardische Hydra abzulassen und sein Schwert nach dem verborgenen Kopfe des Lebens zu zücken." Allein Heinrich setzte den Kampf mit den Welfen fort und zog erst am 7. Mai 1312 in Rom ein, wo (II, 192) sein Reich durch einen Kampf mit den Neapolitanern und dem Anhange der Orsini gleichsam noch ein Mal gewonnen werden mußte. Nach fast zweimonatlichen Anstrengungen wurde er nicht im Heiligthume des Papstes, St.-Peter, wie es sein Wunsch war, sondern im Lateran am 29. Juni mit Zustimmung des abwesenden Papstes gekrönt, wodurch aber im Wesentlichen nichts erreicht worden war, als etwa, dünkt dem Ref., die Gewißheit, daß die kaiserliche Majestät nicht auf Frankreich übergetragen werden konnte. Das nun geschlossene Ehebündniß zwischen Beatrice und Pedro verschaffte zwar dem neuen Kaiser einen bedeutenden Beistand durch König Friedrich von Sicilien; allein der wichtige Robert von Neapel blieb ihm feindselig, selbst nach Abschlusse des einjährigen Waffenstillstandes, welchen Papst Clemens V. dem Kaiser geboten hatte.

In Arezzo angekommen, hielt nun Heinrich Gericht über den Gegner, ließ ihn, der Felonie und des Treubruches angeklagt, vor sich fodern, und da dieser nach mehrmaliger Auffoderung nicht erschien, wurde endlich die Acht in Ausdrücken unerhörter Strenge über ihn ausgesprochen (S. 385 fg.). Dies gab Anlaß zu dem Gesetze über die Majestätsverbrecher und Rebellen, welches im April 1313, nicht 1312, wie die Ausgaben des „Corpus juris" lesen, nach Befragung der bologneser Rechtsgelehrten genanntem Rechtsbuche beigefügt wurde und den Schluß desselben bildet.

Merkwürdig ist, daß Heinrich, während seine Macht und sein Einfluß allmälig sank, und Robert mit den Welfen in Vortheil kam, auf „einer verödeten Stätte ehemaligen Glanzes", dem Monte Imperiale, einen neuen Kaisersitz erwählte und anbauen ließ. Noth und zugleich feindselige Stellung gegen Florenz, Lucca und Siena mag dazu mehr gewirkt haben als unbezwingliche Standhaftigkeit und romantischer Sinn, was gar zu abenteuerlich erscheinen würde; denn die Noth trieb ihn ja wieder nach dem getreuen Pisa zurück. Dessenungeachtet sollten die vielen auf dem Kaisersberge erlassenen und vom Verf. gerechtfertigten Achtserklärungen hauptsächlich und zunächst gegen den Neapolitanerkönig vollstreckt werden. Der Verf. sucht nun zu beweisen, daß die Unternehmungen, welche hin und wieder verkehrt genannt worden sind, nicht unsinnig in ihrer Zurüstung gewesen seien; denn Heinrich bereitete sich zu Pisa mächtig vor, ebenso sein Bundesgenosse in Sicilien, König Friedrich, von Deutschland war ein ansehnlicher Beistand über die Alpen her im Anzuge, die Ghibellinen siegten wieder in der Lombardei und brachten die drei Häupter der Gegner in ihre Gewalt, und endlich protestirte der Kaiser gegen die durch Philipp den Schönen abgezwungene päpstliche Drohbulle, vom Vorhaben gegen Robert abzustehen, in zahlreicher Gesandtschaft an den geängstigten Clemens V. zu Avignon. Sorge, Last der Geschäfte, Kummer über den Papst, meint der Verf. (S. 434), und gereizte Stimmung zehrten an des Kaisers Leibe. Er brach, jedoch schon krank, von Pisa gegen den Neapolitaner auf und starb auf dem Wege nach Rom zu Buonconvento am 24. August 1313, nachdem er (S. 41) schon bei Belagerung Brescias den Keim des Todes empfangen, aber zwei Jahre still in seinem gesunden (?) Leibe umhergetragen hatte. Da er aber kurz vor seinem Hintritte aus dieser Welt zu Buonconvento das heilige Abendmahl vom Dominicanermönche Bernardino von Montepulciano empfing (S. 439), „eisiger Schauer gleich darauf seine Gebeine durchrieselte, und sein Hinscheiden um die neunte Tagesstunde welscher Rechnung voll Ergebung in den Willen des Himmels in oder neben der Kirche erfolgte", so wurde urplötzlich der Verdacht einer Vergiftung in den Deutschen rege. Der Glaube an die gewaltsame Todesart wurde nachmals in Italien so gut wie in Deutschland herrschend.

Hrn. Barthold's Vermuthung (S. 440), daß der Kaiser vor seinem Ableben den schwarzen Verdacht der Seinen erkannt und dem Mönch, von dessen Unschuld überzeugt, zur Flucht gerathen habe, findet Ref. unwahrscheinlich, sowie ihm die Behauptung (S. 441 fg.) von der Section des kaiserlichen Leichnams vor dem Verbrennen nicht genug begründet worden zu sein scheint, zumal wenn man auf Beilage I, S. 42, hinsieht. Dagegen hat Hr. Barthold durch seine scharfsinnigen und besonnenen Untersuchungen in genannter Beilage (S. 1 — 64) den Ref. vollkommen überzeugt, daß die Vergiftung des Kaisers, welche auf die Angabe zeitgenössischer, dem Schauplatze der Begebenheiten oder der Person Heinrich's nahe lebender Schriftsteller in Italien und Deutschland sowie auf die angefochtenen, von den Dominikanern später zur Freisprechung

ihres Ordensgliedes bekannt gemachten Zeugnisse gegründet zu werden pflegt, nicht erwiesen sei, vielmehr die Gewißheit von dem natürlichen Tode angenommen werden müsse. Die Echtheit von vier Zeugnissen für die Unschuld des Mönches vertheidigt Hr. Barthold, während er an dem fünften noch einige Bedenklichkeiten findet. Die zweite Beilage theilt einige Poesien über den Tod des Kaisers mit; die dritte enthält Minnelieder des Grafen Werner von Homberg (kaiserlichen Statthalters der Lombardei) und einigen wenigen Andern; die vierte Beilage verbreitet sich über die vorzüglichsten Quellen, Hülfsmittel und Vorarbeiten zur Geschichte Heinrich VII.; die fünfte gibt diplomatische Nachweisungen über des Kaisers Aufenthalt vom J. 1308—13, und die sechste liefert die Anführung der citirten Schriftsteller, 183 an der Zahl. Sieht man auf den Eindruck, welchen Hrn. Barthold's Darstellung von den Thaten dieses Kaisers auf die Seele des aufmerksamen Lesers macht, so läßt er sich etwa in folgende Betrachtungen zusammenfassen: Heinrich überließ undankbar oder leichtsinnig das deutsche Reich einer innern Zerrüttung, welche nachmals sich bei der neuen Königswahl so offen darlegte; vergaß dasselbe in dem hoch gepriesenen, aber vom Parteigewühl zerfleischten Italien; sehnte sich so wenig nach der Heimat zurück, als er hier zurückgewünscht wurde, und man möchte fast vermuthen, daß die Deutschen ihn, den Ohnmächtigen, zum Könige gewählt hatten, um ihn auf bequeme Weise wieder los zu werden, damit sie im Reiche nach Gefallen wirthschaften konnten. Die Theilnahme, welche der Anblick eines so einfachen, redlichen und ehrlichen Charakters, wie der Heinrich VII., erregt, wenn man ihn wie einen Fels unter den Nichtswürdigkeiten der ränkesüchtigen, schlauen und betrügerischen Italiener stehen sieht, wird durch den Gedanken gemildert, daß ihn eigentlich kein wahrhafter Beruf, sondern die romantische Abenteuerlichkeit der Ritterzeit sammt dem verführerischen Beispiele der alten Kaiser zu dem Heerzuge getrieben hatte. Ob Heinrich, gleichwie Dante, einer idealen Welt, wie I, 19, behauptet wird, angehört habe, läßt Ref. an seinen Ort gestellt sein; er findet aber das Bestreben, wenn es der Kaiser wirklich gehabt haben sollte (II, 351), durch die sittliche Macht seines Berufs die verdorbenen Bewohner Welschlands zur Pflicht zurückzuführen, verkehrt und der Zeit nicht angemessen.

Ueber die Anordnung und Vertheilung des reichhaltigen Stoffes in dem Werke kann Ref. aus Besorgniß, zu weitläufig zu werden, hier nur so viel andeuten, daß des Hrn. Verf. „Divination eigner Art", welche ihm die Zeugnisse ordnen und vereinen half, ihn bisweilen verlassen habe. Und was endlich den Styl dieses gehaltreichen, unterrichtenden Werkes belangt, so hätte der Verf. hier und da mehr Sorgfalt auf denselben verwenden können, wodurch nicht nur die Härten mancher Wendungen, sondern auf manche undeutsche Construction sammt etlichen alltäglichen Ausdrücken vermieden worden wäre. Ref. findet auch das Auslassen der Hülfszeitwörter *sein* und *haben* bei dem Particip der Vergangenheit, wie Hr. Barthold häufig schreibt, ebenso anstößig als den Gebrauch mancher seltsamen Wörter, wie z. B. entnüchtern, vernüchtert, adelsfeind, Genußling, verwunden (für überstanden, verschmerzt), auch liest sich die Bezeichnung eines Kriegshelden durch Degen in einem Werkchen wie über Johann von Werth viel anmuthiger als in einem würdevoll gehaltenen Geschichtswerke. 145.

Lucrèce Borgia, drame en cinq actes et en prose, par *V. Hugo*.

Nachdem wir zwei Abende hintereinander das Théâtre de la porte St.-Martin belagert hatten, und der Angriff jedesmal war abgewiesen worden, versuchten wir unverdrossen einen dritten Sturm, ermuthigt durch einen Talisman, mit dem uns der Verf. versehen hatte, nämlich mit einem Eintrittsbillete fürs Orchester. Wir trafen am Eingange des Theaters dieselbe lärmende Menschenmenge wie an den vorherigen Tagen; es war ein Summen, ein Brummen und Brausen wie am Ufer eines stürmischen Meers. Die gewaltigen Volksmassen schoben und hoben sich hin und her mit einem Ungestüm, der uns trotz unsers Talismans stutzig machte. Indessen faßten wir uns ein Herz und gelangten endlich zu einem Municipalgardisten zu Pferde, der uns an einen seiner Collegen wies, der uns einem Linieninfanteristen überwies, der uns einem sergeant de ville überlieferte. Dieser führte uns einem Billetcontroleur zu, auf dessen Befehl sich ein kleiner mit hölzernen Gittern verschlossener Raum öffnete, in welchem wir ohne weitere Gefahr warten konnten, bis die Bureaux geöffnet wurden. Endlich thaten sich die Pforten des Heiligthums auf, und durch alle Zugänge drängten sich die heißhungerigen Zuschauer, um den Lohn der langen Kämpfe zu genießen. Die Stille, welche bis zum Anfange des Stückes herrschte, würde uns befremdet haben, hätten wir nicht gewußt, daß der Dichter seinen Jüngern Ruhe anempfohlen hatte. Der Lärm bei der ersten Vorstellung von „Le roi s'amuse" war Hrn. V. Hugo theuer zu stehen gekommen; zudem ist das Schreien und Rasen nicht mehr nöthig, um dem Dichter Ansehen zu verschaffen. Die Romantiker werden nicht mehr als literarische Parias behandelt; die Theaterkassen haben den Streit entschieden.

Das Orchester beginnt, der Vorhang rollt in die Höhe; ein herrliches Schauspiel entfaltet sich vor unsern Augen. Wir sind zu Venedig; es ist Nachts; auf beiden Seiten erhebt sich ein prächtiger Porticus; die Paläste sind beleuchtet; im Hintergrunde schimmern die Fackeln der vorbeiziehenden Gondeln. Die Exposition, anstatt sich in der langen Erzählung eines Vertrauten deutlich und ermüdend allmälig zu entwickeln, zersplittert sich in kurze, witzige Gespräche zwischen fünf jungen Edelleuten. Indessen springt sie zu schnell vom Einen aufs Andere über; man kann ihrem behenden, unstäten Gange um so weniger folgen, da das Publicum Mühe hat, sich zu beruhigen, die Logenthüren sich öffnen und schließen, und man sich hier und da um die Plätze zankt; was uns aus der Unterhaltung der jungen Herren im Gedächtnisse geblieben, ist die Ermordung des Johann Borgia, Herzogs von Valentinois, nebst einigen Verwünschungen gegen die Lucretia Borgia, die Tochter des Papstes Alexander VI., die sich ihrer Liebhaber durch Gift und Dolch entledigt und alle Feinde und Nebenbuhler ihrer Familie zu Liebhabern nimmt. Die reich gekleideten Jünglinge kehren zum Feste zurück, das sie einen Augenblick verlassen hatten, um frische Luft zu schöpfen. Gennaro, ein junger Offizier, der während ihrer Erzählungen auf einer Bank eingeschlafen, bleibt allein zurück. Eine Dame mit einer Larve vor dem Gesichte steigt aus einer Gondel, es ist Lucretia Borgia. Aus ihrem Gespräche mit Gubetta, ihrem Vertrauten, erfahren wir, daß sie nach Venedig gekommen, um ihren Gennaro zu sehen und während der Festlichkeiten des Carnevals ungehindert zu sprechen. Gubetta geht ab; Lucretia tritt zu dem noch immer schlafenden Gennaro, betrachtet ihn mit Entzücken, küßt ihn auf die Stirn. In demselben Augen-

blick erscheint ihr Gemahl Don Alfonso d'Este, der sie aus der Ferne belauscht; er sieht in Gennaro einen neuen Liebhaber seiner zügellosen Gemahlin und eilt, nach Rache dürstend, nach Ferrara zurück; Gennaro erwacht. Gennaro ist der Sohn Lucretias; er kennt seine Aeltern nicht, aber er liebt seine Mutter unaussprechlich; er liest Lucretia einen Brief seiner Mutter vor, erzählt ihr die Geschichte seiner Jugend; er klagt, daß er seine Mutter nicht kenne, seine Mutter, die, wie er sagt, rein und tugendhaft ist. Lucretia wendet sich ab und weint. Die rächende Nemesis beginnt ihr Amt: die Idee, auf welcher das Drama ruht, dringt, Schaudern und Mitleid erregend, in unsere Brust. Gennaro's Freunde haben Lucretia erkannt; sie umringen die verruchte Giftmischerin. Es ist Keiner unter ihnen, dem sie nicht einen Bruder oder einen Vater geraubt. Sie dringen auf sie ein, überhäufen sie mit Schmähungen: „Ich bin Massio Orsini, Sohn des Massio Orsini, den du hast erdolchen lassen", ruft der Eine; „Ich bin Oloferno Vitellio, Neffe des Vetellio, den du vergiftet hast" u. s. w. Trotz ihrer Bitten und Thränen reißen sie ihr die Maske ab und nennen Gennaro ihren Namen. Gennaro flucht ihr; sie sinkt ohnmächtig nieder. Dieser Auftritt macht ungeheuere Sensation; die Unterredung Gennaro's mit seiner Mutter scheint uns ergreifender und tiefer gedacht; wir zählen sie dem Schönsten bei, was V. Hugo gedichtet hat.

Nachdem sich uns die Elemente des Dramas nun entfaltet, können wir die Entwickelung der Handlung rascher verfolgen. Gennaro und seine Freunde kommen im Gefolge des venetianischen Gesandten nach Ferrara. Jeppo, einer von ihnen, entwirft ein schauderhaftes Gemälde von den Vergiftungen der Lucretia; im Hintergrunde sieht man eins ihrer Schlachtopfer vorüberschwanken. In seiner Entrüstung stürzt Gennaro auf den Palast der Lucretia, löscht mit seinem Schwerte den ersten Buchstaben des Wortes Borgia aus und macht Orgia daraus. Gennaro wird festgenommen; Lucretia verlangt von ihrem Gemahle das Leben des Bösewichts, der ihr Wappen beschimpft. Don Alfonso gewährt ihr die Bitte; Gennaro wird hereingeführt. Eine erschütternde Scene; der Hauptgedanke des Gedichts steigt hier neuerdings wie ein unversöhnliches Gespenst an der Hand des Schicksals auf. Lucretia sucht vergebens den Liebling zu retten in einem langen, meisterhaft durchgeführten Auftritte; zuletzt findet sie kein anderes Mittel, ihn dem Tode zu entreißen, als ihn zu vergiften. Gennaro wird wieder hereingerufen; der Herzog verkündigt ihm, daß er ihn, auf der Herzogin Bitte, begnadige, und bietet ihm mit teuflischer Verstellung an, ihn in seine Dienste zu nehmen. Er dringt ihm Geld auf, das der Jüngling stolz zurückweist; da er im Dienste der Republik Venedig steht, ist ihm untersagt, Geld von einem fremden Souverain anzunehmen. Ein Glas Syrakuser schlägt er nicht aus; nachdem er den Giftbecher geleert, läßt ihn Alfonso mit Lucretia allein; diese gibt ihm Gegengift, das er nach langem Sträuben annimmt. Auf ihren Rath will er noch in der Nacht Ferrara verlassen; indessen beredet ihn sein Freund und Waffengefährte Orsini, ihn zu einem Feste bei der Prinzessin Negroni zu begleiten. Die Bühne stellt einen reich geschmückten Saal im Palaste Negroni vor: an einem mit silbernen Vasen, Blumenkörben und Speisen beladenen Tische sitzen junge üppige Weiber mit halb entblößtem Busen zwischen den Gästen, die, das Haar mit Rosen umwunden, zechen und schmausen; ihre festlichen Gesänge werden plötzlich durch einen dumpfen Grabgesang unterbrochen. Die lustigen Gesellen stutzen, doch der Taumel des Genusses reißt sie bald wieder hin, sie singen fort; die Todtenmelodie kommt näher und näher; der Hintergrund öffnet sich; die Vorhalle ist schwarz ausgeschlagen; vor einem mächtigen silbernen Kreuze stehen fünf Särge; Mönche, mit Wachskerzen in der Hand, stellen sich rechts und links in zwei Reihen auf. Lucretia erscheint: „Ihr seid bei mir, meine Herren", ruft sie triumphirend; „Ihr hattet mir einen Ball zu Venedig gegeben, ich gebe Euch ein Souper zu Ferrara; Ihr seid alle vergiftet, hier stehen fünf Särge: Orsini gehe nun zu deinem Vater, Vitellio zu deinem Onkel." Gennaro dringt auf Lucretia ein, um seine Freunde zu rächen; nach einer langen, gräßlichen, entsetzensvollen Scene ersticht Gennaro die Lucretia, welche ihm sterbend zuruft: „Ich bin deine Mutter!" *) 145.

Anfangsgründe der Geographie, mit ausführlicher Behandlung der Geographie von Deutschland und vornehmlich von Baiern. Ein Lehrbuch für die lateinischen Schulen in Baiern von J. B. Mannhart. Zwei Theile. Sulzbach, Seidel. 1831. Gr. 8. 18 Gr.

Wir wissen nicht, ob dies Buch in Folge der vor zwei Jahren eröffneten Concurrenz für Abfassung guter Schulbücher für das Königreich Baiern geschrieben worden ist; aber das wissen wir, daß es noch nicht allen Forderungen entspricht, die man an eine solche Schrift machen darf. Sind ihm bis dahin nicht andere Bücher zuvorgekommen — und das fürchten wir —, so könnte bei einer zweiten Auflage noch Vieles verbessert und dadurch dem Buche erst ein tüchtiger Wirkungskreis gewonnen werden. Der Verf. hat es in der Einleitung mit Begriff, Eintheilung und Hülfsmitteln der Geographie, dann mit der mathematischen, physischen und politischen und endlich (aber ganz kurz) mit den fünf Erdtheilen selbst zu thun. Der zweite Theil behandelt nun Deutschland und zuletzt und am weitläufigsten Baiern. Als Zusätze zu den einzelnen Paragraphen, besonders des ersten Theils, werden den Schülern Aufgaben aus der Geographie gegeben, zu deren Lösung sie an einige geographische und naturhistorische Werke und vor Allem an das „Conversations-Lexikon" gewiesen werden. Wir haben keine Probe gemacht, ob sich z. B. die Fragen S. 16: Warum fällt nicht alle 29 Tage eine Sonnenfinsterniß vor? oder: Ist eine Sonnenfinsterniß überall gleich sichtbar, d. i., wenn sie z. B. in Baiern als total erscheint, ist sie dies auch in Konstantinopel? aus dem „Conversations-Lexikon" beantworten lassen. Wir fürchten, mancher Lehrer wird mit Beantwortung solcher und ähnlicher Punkte seine Noth haben, wenn es zumal Gesetz wäre, wie bei einer Akademie der Wissenschaften, wir wissen nicht gleich welcher, daß jede unbeantwortet gebliebene Preisfrage von einem ihrer Mitglieder bearbeitet werden müsse. Uebrigens ist unser Verf. (den wir hiermit zum ersten Mal kennen lernen, und der sein Buch zu Passau unterzeichnet hat) ein patriotischer Mann, der pflichtschuldigst mit seinem Baiern durch und durch zufrieden ist, und wir heben aus II, 116, folgende Stelle aus seinem Buche aus: „Die Bildung ist, vornehmlich seit der Regierung Maximilian I., bedeutend vorwärts geschritten, sodaß nunmehr Baiern in Hinsicht der allgemeinen und wissenschaftlichen Bildung jedem andern deutschen Staate sich unbedingt an die Seite stellen kann. Künste und Wissenschaften stehen in vorzüglicher Blüte und erfreuen sich des Schutzes einer freisinnigen, alles Gute befördernden Regierung. Drei Universitäten sind von ausgezeichneten Lehrern besetzt. In München befinden sich eine Akademie der Wissenschaften und eine der bildenden Künste, ferner eine Centralveterinairschule und ein landwirthschaftlicher Verein für ganz Baiern. In den meisten Städten bestehen Künstler- und Gewerbs- (polytechnische) Schulen, an mehren Orten bedeutende Bibliotheken, unter denen sich besonders die zu München auszeichnet. Mehre Lyceen, einige 20 Gymnasien und viele lateinische Schulen sorgen für die gelehrte Jugendbildung aufs Förderlichste. Zu Landshut, Bamberg und Würzburg sind chirurgische Schulen, zu Aschaffenburg eine Forstlehranstalt und außerdem in vielen Städten Lehr- und Bildungsanstalten verschiedener Art. Zahlreiche Bürger- und Landschulen wirken seit Anfang dieses Jahrhunderts so eifrig, daß man gegenwärtig kaum einen nicht sehr alten Landmann treffen dürfte, welcher weder zu lesen noch zu schreiben versteht. Glückliches Baiern!" 20.

*) Wir kommen noch auf Hugo's Drama zurück. D. Red.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Montag, — Nr. 56. — 25. Februar 1833.

Allgemeine und specielle Pathologie und Therapie. Nach J. L. Schönlein's (Professors in Würzburg) Vorlesungen niedergeschrieben und herausgegeben von einem seiner Zuhörer. Erster Band. Zweite, verbesserte Auflage. Würzburg, Etlinger. 1832. Gr. 8. 2 Thlr. 12 Gr.

Medicinisches paßt nicht für diese Blätter; aber was den Stand der Aerzte betrifft, interessirt gewiß die meisten unserer Leser. Dahin zielende und noch etwas weiter greifende Bemerkungen, die sich beim Lesen des genannten Buches aufgedrängt haben, bitte ich zu hören und sich nicht durch die Ueberschrift abschrecken zu lassen.

Das vorliegende Buch ist nur zu betrachten wie ein Holzschnitt nach einem Oelgemälde; ein ungebildeter Schüler hat sein Heft zuverlässig ohne Wissen und Willen des Lehrers dem Druck übergeben. Möge diese Indiscretion dem Verf., wenn auch nicht die erfreulichste, doch dringendste Veranlassung sein, sein Werk selbst herauszugeben, nicht nur in vollendeter Form, sondern auch mit Hinzufügung Dessen, was nicht fehlen darf, wenn der ältere Arzt, der Lehrer der Heilkunst zu den Jüngern spricht. Ich meine die Worte, die aus menschenfreundlichem Herzen kommen, die Mahnung an die Pflichten des Arztes. Das schnell eintretende Erforderniß der zweiten Auflage ist ein Beweis der Begierde, womit die Worte eines Schönlein von den Aerzten Deutschlands aufgenommen werden. Und in der That verdient dies Werk auch in seiner jetzigen unvollkommenen und verfälschten Gestalt so aufgenommen zu werden, denn es ist das Werk eines Mannes von Geist, der neue, kühne Combinationen macht. Der Verf. steht auf einem hohen Standpunkt, was die äußere Natur betrifft, auf einem so hohen, daß er mit unparteiischem Auge alles Menschliche und Thierische, alles Lebendige, Gesunde und Kranke zu übersehen glaubt. In der französischen und englischen Literatur ist kein ähnliches medicinisches Werk vorhanden. Genug des Lobes für hier, da hier doch keine Kritik des Einzelnen stattfindet. Aber von einer andern Seite betrachtet, hat das Buch einen höchst betrübenden Eindruck auf mich gemacht, und es hat sich eine Kette ernsthafter Betrachtungen daran geknüpft.

Die Krankheiten sind dem Verf. nur ein Theil der Naturerscheinungen; das sind sie allerdings, aber sie sind auch noch mehr: sie sind Leiden. Der Arzt muß nicht blos Nosologie lernen, sondern auch Pathologie, und richtig nennt Schönlein seine Vorlesungen pathologische. Die erste Pflicht des Arztes, nicht nur der Zeit nach, ist: die Klagen des Leidenden anzuhören; die zweite: diesen Leiden möglichst abzuhelfen. Wahrhaftig, wer die Krankheiten einzig und allein betrachten wollte als Naturphänomene, der thäte besser, nicht nur für sein Ergötzen, sondern für seine unsterbliche Seele, die kaltblütigen Thiere, Zoophyten, Moose und Algen und Krystalle zu studiren, als die Krankheiten der Menschen. Aber von allem Menschlichen zu abstrahiren in der Medicin, in der Theologie und Jurisprudenz, das gilt heutzutage in Deutschland für reinwissenschaftlich. Die Einleitung, die ganze Einleitung des vorliegenden Buches lautet wörtlich:

> Die Medicin beschäftigt sich mit dem Leben überhaupt und mit dem des Menschen insbesondere. Der Mensch als ein Theil des Gesammtorganismus, des Alls, sucht wie alle andere Geschöpfe sich vom Ganzen loszureißen, als selbstständiges Wesen sich darzustellen. Auf der andern Seite finden wir das Bemühen der Natur, das besondere Leben in das allgemeine hineinzuziehen und mit sich zu verbinden. So entsteht ein Gegensatz, Spannung zwischen dem egoistischen und planetarischen Princip: jedes strebt zu siegen, und so lange das egoistische überwiegt oder dem planetarischen das Gleichgewicht hält, wird das Geschöpf seine Integrität (Gesundheit) erhalten; es muß dagegen zu Grunde gehen, wenn das Gegentheil stattfindet, und das planetarische das egoistische überwiegt. Der Sieg des planetarischen Princips ist nur der Tod des besondern Lebens. Krankheit ist also der Kampf des egoistischen Princips (des besondern Lebens) mit dem zerstörend auf dasselbe einwirkenden planetarischen Principe, der schädlichen Potenz, die es zu zerstören sucht. Dieser Kampf stellt sich verschieden dar, welche Verschiedenheit nur die Form der Krankheit gibt.

Von da an ist gleich die Rede von den Krankheitsformen u.s.w. Sapienti sat! Wie leicht kann das „egoistische Princip" von den Schülern misverstanden werden! Gott Lob, ich hatte einen Lehrer der Medicin, der Würde und Wohlwollen ausstrahlte, dessen Gegenwart am Krankenbette erquickend war wie dem Durstigen Wasser; denn er war Menschenfreund, er hatte den Drang und die Freude, den Kranken, den Leidenden zu helfen, nicht blos Krankheiten zu curiren. Wer den Trieb nicht in sich fühlt, zu helfen, der widme sich der Medicin nicht. Was soll werden aus den Aerzten, wenn sie verleitet oder gar angeleitet werden, die Krankenbetten zu betrachten wie Kasten

in einem Mineraliencabinet oder in einer entomologischen Sammlung, wo Alles aufgespießt ist zur Freude des Beschauenden? Was soll aus den Kranken werden! Nach wenigen Jahren eifrigen Studirens wird in den allermeisten Aerzten die Wißbegierde erstickt sein, die Schwere der täglichen Praxis wird erdrückend, und wenn auch nur einer oder der andere Arzt so handeln wird wie Dr. Castaing elenden Andenkens, so werden doch vielleicht Tausende so denken. Wahrhaftig, nicht die reine Wissenschaftlichkeit allein, sondern die Menschenliebe, der Wille, zu helfen, verbunden mit dem Bewußtsein, redlich studirt zu haben, und fortwährend sich zu bemühen, kann die Würde des Arztes aufrecht erhalten und das schwere Geschäft desselben erträglich machen. *)

Ich bin weit davon entfernt, Herrn Professor Schönlein insbesondere anklagen zu wollen; aber allerdings will ich klagen über die mehr und mehr sich ausbreitende Herrschaft eines bösen Geistes, der unsagliches Uebel der kommenden Generation in Deutschland bereitet. Wir kümmern uns um die St.-Simonianer in Paris, wir sind eifrig in Widerlegung ihrer Principien, in Prophezeihungen der übeln Folgen für Frankreich; aber was zu Hause ist, sehen wir nicht, weder den Propheten noch das schon gegenwärtige Uebel. Und dennoch ists wahr, daß sich die verderblichste Sekte bildet im deutschen Vaterlande, tausendmal verbreiteter, eindringender als die lächerlichen St.-Simonianer und demgemäß gefährlich. Die Sekte, die ich meine und die ich anklagend zu nennen mich nicht scheue, das ist die Sekte der Reinwissenschaftlichen.

Reinwissenschaftlich, das ist seit geraumer Zeit die Losung auf dem Gebiet der deutschen Hochschulen. Wie Napoleon die Schüler durch Trommelschlag in die Lehrsäle rufen ließ, so soll bei uns das Zauberwort gelten: reinwissenschaftlich. Tönend Erz und Schellenklang! Reinwissenschaftlich, das soll sein isolirt-intellectuelle Thätigkeit ohne Menschenliebe, ohne Gefühl, ohne Hinblick auf ein höheres Ziel. Aber die Mathematik ausgenommen, haben alle Wissenschaften Bezug auf den Menschen, und sie auf unmenschliche Weise behandeln wollen, ist Verirrung, die sich straft. Wahrlich, ich sage Euch, Förderer der reinen Wissenschaften, was Ihr in der Jugend wünscht, Ihr werdet's haben im Alter die Fülle: reinwissenschaftliche Theologen, spitz wie die Byzantiner, kalt wie Leichensteine. Haben wir nicht schon ein berühmtes Moralsystem, welches der Meinung spottet, daß dasjenige Moralsystem das beste sei, welches die Ausübung der Tugend fördere; das Moralsystem müsse sich selbst Zweck sein, dürfe seinen Zweck nicht außer sich haben und dergleichen Wesens mehr. Reinwissenschaftliche Juristen. Ei freilich, gelehrte Untersuchungen über die Gerichtsverfassung in einer entfernten kleinen Insel vor 3000 Jahren, das ist viel wichtiger, als ob am Sitz der juristischen Wissenschaft unter den Augen der Lehrer des Rechts schreiendes Unrecht geschieht oder nicht! Wo ward in Deutschland zuletzt die Tortur abgeschafft? Wo lehrt noch jetzt die reine Wissenschaft, daß Sklaverei rechtlich sei? Man bildet sich ein, die Psychologie jedes Verbrechers haarklein construiren zu können — o der bodenlosen Kunst! Die wissenschaftlichste Rechtsfacultät, hat sie in zehn Jahren ein so nützliches Buch zu Tage gefördert wie das kleine Werk der Herrn von Vincke über die Verwaltung in Großbritannien? Reinwissenschaftliche Medicin! da wird der Arzt kalt sein wie ein Cadaver und der Chirurg unempfindlicher als sein Messer. Reinwissenschaftliche Philosophie! da ist die Wurzel des Uebels; und die Frucht? Ihr werdet mit Eurer reinwissenschaftlichen Bildung Principienmenschen erzielen, und Ihr werdet erschrecken über die Gefährlichkeit wie der Zauberlehrling, wenn's zu spät ist. Schwache Geister werden stecken bleiben in hundert Pseudoprincipien, z. B. in der Pfütze des Hahnemannianismus. Aber starke Geister, erzogen zu Principienmenschen, die werden eben Das, was Ihr um jeden Preis vermeiden möchtet, die werden die wahren Revolutionsmänner. Schonungslos werden sie auf ihr Ziel losgehen wie die Reiter beim Steaple-Rennen, und das Blut, sei's der Feinde, sei's der Freunde, wird sie nicht schrecken, das Geknirsch der zerschmetterten Knochen unter den Rädern ihres Wagens wird ihren Lauf nicht hemmen. So und nur so ist's möglich, in Deutschland eine große tragische Revolution zu bereiten, daß man künstlich Menschen erzieht, genährt blos mit Wissenschaftlichkeit und gepanzert mit reiner Wissenschaft, von der alle Menschenliebe abgeleitet wie von der Brust der Pallas der Pfeil des Eros. Wer hat die französische Revolution blutig gemacht (abgerechnet den Eigensinn der Aristokraten in und außer Frankreich), den ersten Theil und den zweiten Theil derselben? Principienmenschen: Sièyes, Robespierre, Danton, Marat, darauf der reinwissenschaftliche Kriegsheld Napoleon. „Hundertausend Köpfe müssen fliegen", sagte Marat, „um mein System zu Stande zu bringen." „Hunderttausend jährlich!" sagte Napoleon. Die reine Wissenschaft des Kriegs wird freilich den guten Cl. nicht zum menschenverachtenden Eroberer machen. Aber Napoleon, der Mann von Erz, der Corse, ward in Brienne erzogen, wußte und lernte nichts von Familienglück, nichts von Freiheit, glaubte nicht daran. Man wollte einen Militair aus ihm machen, dem der Krieg das Höchste

*) Als äußeres Mittel, die Würde der Aerzte vor drohendem Verfall zu schützen, kann dienen: freie Association der bessern Aerzte, Bildung einer Art Aristokratie unter den Aerzten. In jedem königl. preuß. Regierungsbezirk bilde sich ein Collegium der Aerzte. Nur Derjenige, der länger als sieben Jahre ehrenvoll prakticirt hat, kann aufgenommen werden. Das Collegium kann Eigenthum haben, nimmt Einschüsse an, um Leibrenten zu geben, die erst mit dem 60. Lebensjahre anfangen. Ein gewählter und wechselnder Vorstand übt Censur aus in gewissem Grade nach Art der Advocatenvereine in Frankreich. Das ist wahrlich besser für Aerzte und Arzneiwissenschaft, als wenn einige besoldete Aerzte als Regierungsbevollmächtigte ihre Collegen und die Medicin mit geliehener Macht commandiren wollen, z. B. nicht die Irrthümer und Fehlgriffe wegen der Cholera gestehen, sondern decretiren, zum Trotz des Augenscheins, daß Cholera in Maß und Art ansteckend sei wie Blattern.

wäre; wohl, es gelang. Ihm war das Vaterland nichts oder nur ein Schemel für seine Füße, nichts war ihm die Menschheit, er war reinwissenschaftlicher Kriegsmann, er hatte reine Liebe zum Kriege. Seht da Euer Werk, Euer warnendes Muster in allen Fächern! Ihr, die Ihr in Deutschland durch Aufsicht, Belohnung und Bestrafung alle Hochschulen in reinwissenschaftliche Schulen verwandeln wollt! Das ist, es soll ausgeschlossen werden alle Liebe zum Vaterlande, alles politische Streben, der brüderliche Hang des Jünglings zum Jüngling soll verpönt sein. Und warum das Alles? Weil Ihr fürchtet, daß die Jugend, wenn ihre Kräfte nicht abgeleitet werden auf die Tretmühle der reinen Wissenschaftlichkeit, wenn sie nicht geübt werden, leeres Stroh zu dreschen, gleich den Mönchen in finstern Klöstern, mit Wärme und Liebe sich werfen auf das Vaterländische. Und warum fürchtet Ihr? Weil Ihr ein böses Gewissen habt, weil Ihr nicht das Vaterländische, nicht salus populi wollt, auch nicht ein zweckmäßiges Adelthum, sondern ein privilegirtes, bodenloses, naturwidriges, verderbliches und gar nicht mehr haltbares Junkerthum. Das ist's, was Ihr, die Ihr Euch mit Unrecht die Nobiles oder Conservativen nennt, mit Aufwand aller Künste, mit gemietheter Philosophie und Wissenschaftlichkeit noch ein paar Jahre vertheidigen wollt. Könnt Ihr einen Augenblick aufrichtig sein, so gesteht, daß es nicht das alte Recht ist, was Ihr wollt, nicht Kaiser und Reich und Reichskammergericht und Reichsadler, sondern alles Getreibe, alles Intriguiren, um die edeln Kräfte der studirenden Jugend zu derliviren, geht auf das klägliche Ziel weniger Eigennütziger, ein Junkerthum zu schützen, welches den Thron und das Vaterland weder in Versailles noch bei Jena beschützte. Ehre, dem Ehre gebührt, dem größern Grundbesitzer Ehre und Macht! Wenn aber sieben Junker nach Berlin kommen von Mecklenburg, Böhmen, Lithauen oder von der chinesischen Grenze, die allesammt kein einziges Gut besitzen, so prätendiren sie doch, adelig zu sein; aber die Ritter des eisernen Kreuzes sollen nicht adelig sein. Jenen soll es geziemen, die königliche Leibwache zu befehligen, nicht diesen. Sieben Junker, die zusammen nicht ein einziges Gut ihr nennen können, wollen doch Jeder die Ehre haben, die dem Gutsbesitzer zukommt. Diese Junker nennen sich Herren von A., B., C., D., E., F., G., d. h. sie sind Usurpatoren. Will man ihnen ihren Adel nehmen? Keineswegs; man will ihnen nichts nehmen, kann ihnen nicht nehmen, was sie nicht haben. Wir verlangen nichts von ihnen; aber sie sind's, die von uns verlangen, wir sollen ihnen Ehre geben und Brot dazu, denn ehrliche Arbeit ist unter ihrer Würde; das steht aber bei uns mit ebenso viel Recht und Macht, als wir haben gegen Den, der uns Almosen abfodert. Das Begehren dieser Junker ist gegen die Natur der Dinge, gegen das Recht, ist revolutionnair. — — — — — —
— — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — —

— — — Diese Junker sind's, die dem wahren Adel, den majoribus terrae Gefahr gebracht haben in Frankreich und Gefahr bringen in Deutschland. Es kann durch den Haß gegen die Junker das reinwissenschaftliche Princip zur Herrschaft gelangen: es soll reines Bürgerthum sein.

Berlin, Anfang 1833. Independent.

Die Theater in Paris im Jahr 1833.

Das Théâtre français erleidet eine Katastrophe, welche in der Zukunft ohne Zweifel erwünschte Früchte zu Tage fördern wird, einstweilen aber einen für den Kunstgenuß und die Unternehmer höchst traurigen Anblick gewährt. Ein ewiges Schwanken, eine stete Ungewißheit in dem Charakter geben dieser Bühne den Anstrich eines provisorischen Zustandes wieder, welcher auf die Hinfälligkeit eines frühern Systems folgt und der anbrechenden, aber noch nicht fixirten Neuerung vorangeht. Unwillkürlich wird man an die frühere Epoche erinnert, wo Talma dieses Theater verherrlichte und die französische Tragödie zu einer nie geahneten Größe erhoben hatte. Damals konnten die Franzosen in diesem großen Meister die Widerlegung der Behauptung darstellen, als seien sie zur Tragödie nicht geeignet; sie thaten es mit gerechtem Stolze, denn Talma ragte mit wahrer antiker Größe über alle seine Zeitgenossen hervor. Allein, was schon während seines Lebens und seiner Thätigkeit angedeutet wurde, das ist heute in allgemein erkannter Wahrheit hervorgetreten und läßt den Kunstkenner den Verlust des herrlichen Schauspielers um so tiefer fühlen. Talma stand allein, er war seine eigne Schule, für sich unabhängig von der frühern französischen; seine Vorbilder lagen im Alterthum und seine Gewähr im eignen Genie. In dem Maße, als sein Spiel gänzlich abweichend war von Dem, was man gewöhnlich unter tragischem Ernst und Pathos versteht, von Dem, was die französische Tragödie charakterisirt, eine unbändige, fratzenhafte Ausschweifung der Leidenschaften und Geberden — in dem nämlichen Maße ist er bisher von seinen Schülern und Nachahmern unerreicht geblieben. Es gewährt einen wahrhaft schmerzlichen Eindruck, wenn man sieht, wie die Schauspieler sich abmühen, irgend eine Miene, eine Wendung, einen Ausdruck Talma's nachzubilden; es gelingt nicht, sie entkleiden sich dadurch der Originalität und verlieren den letzten Werth, ihren eignen, ohne den Gegenstand ihres Ringens zu erreichen. „Wie er sich räuspert und wie er spuckt u. s. w.!"

Demoiselle Mars ist noch immer die Krone des Lustspiels; die Pariser sind entzückt, und Niemand, selbst mit der ungemessensten Strenge, kann ihr ein ausgezeichnetes und glänzendes Talent absprechen. Sie besitzt die hohe und in der Komödie beiweitem mehr als im Trauerspiel schwierige Gabe der Natürlichkeit in aller Fülle; ihre Bewegungen, ihre Scherze, ihr Lächeln sind das treueste Bild der Natur, ohne die Widrigkeiten der Gewöhnlichkeit, und wer sie in „Valérie" hat spielen sehen, muß bekennen, daß sie zu dem Urtheil hinreißt, so und nur so müsse die Komödie gespielt werden, um wahren Genuß zu bieten. Sie ist allgemein beliebt, und Niemand hat ihr das unvermuthete Glück einer reichen Erbschaft, welche sie soeben macht, misgönnt. Ein alter Marquis nämlich, ein früherer, jedoch nie erhörter Anbeter, welcher auf die mannichfaltigste Weise versucht hatte, seinen zärtlichen Gefühlen für die reizende Schauspielerin Eingang zu verschaffen, starb vor kurzer Zeit mit Hinterlassung eines Testamentes, wodurch er die Mlle. Mars zu seiner Universalerbin einsetzte. Die Erbschaft soll etliche 40,000 Francs Rente betragen. *)

*) Nach einer andern Erzählung soll der Testator Bussière de Edgalore heißen, erst 42 Jahr alt und ebenso kunstliebend als wohlthätig gewesen sein.

Wie groß nun auch das Talent dieser Künstlerin ist, so ist doch ein Umstand nicht zu übersehen, welcher, ob ganz kunstgerecht oder nicht, in die Wagschale fällt. Sie ist 50 Jahre alt; dies ist etwas viel für Rollen von 17 und 18 Jahren, und das Publicum ist niemals entkörpert genug, um sich über alle materielle Erwägungen hinauszusetzen. Ich glaube, daß die Pariser hierin noch nachsichtiger sind als Fremde; sie eignen sich gewissermaßen das Verdienst ihrer Talente an und vertheidigen es gegen die geringste Verunglimpfung. Aber jedem Unbefangenen, zumal wenn er etwas nahe an der Bühne sitzt, muß die Kluft zwischen der Rolle der Schauspielerin und ihren Jahren auffallen, und solche Reflexionen machen keinen günstigen Eindruck: weit entfernt, zu noch höherer Würdigung der Kunst der Darstellerin zu vermögen, lassen sie dieselbe in blässerm Glanze erscheinen. Daß die Mlle. Mars heute noch in so hoher Anerkennung steht, beweist, wie weit alle andere Schauspielerinnen von der Auszeichnung entfernt sind; lassen Sie eine schöne, junge, wenn auch nur halb so gewandte Künstlerin auftreten, und das Publicum wird richten, ungerecht vielleicht, sicher aber zum Vortheil der Jugend und Schönheit.

Von dem tragischen Kothurn des Théâtre français insonderheit kann in diesem Augenblicke gesagt werden: das Alte geht zu Grabe, ist der Zeit, den neuern Ideen und dem Fortschritte verfallen; aber etwas Neues, Bestimmtes, Ganzes, Fertiges hat sich noch nicht an seine Stelle gesetzt. Talma ist todt, die Duchesnois, seine berufenste und rüstigste Mitkämpferin, ist von der Bühne abgetreten; hiermit ist die Persönlichkeit der ältern Tragödie verschwunden, und zugleich besteht ein unversöhnlicher Bruch, ein offener Kampf zwischen der alten und neuen Schule. Jene, gewöhnlich die classische genannt und durch mehre Mitglieder der Akademie vertreten und gestützt, möchte die Bretter des Théâtre français ausschließlich den Productionen aus dem Zeitalter Ludwig XIV. und XV. geöffnet und allen neuen aus der romantischen Schule verschlossen sehen. Früher schon, unter Karl X., hatte man am Hof intriguirt, um ein solches Interdict zu erwirken; der König wies diese Kleinlichkeit von sich, und der Versuch mißlang. Seitdem sind mit der eingetretenen Katastrophe die damaligen einfachen Kämpfer einer literarischen Partei politische Koryphäen der Juste-milieuregierung geworden, und ihrem erneuerten Ansinnen ist die Willfahrung nicht ferner verweigert worden. So erklärt sich das Verbot des Drama von Victor Hugo: „Le roi s'amuse", und so hat es auch V. Hugo in seiner gerichtlichen und außergerichtlichen Vertheidigung bezeichnet. Eine fernere Bestätigung hiervon muß in der Schwachheit der dem Verbote untergelegten Gründe gefunden werden. Das Drama enthalte, so gab man vor, eine Anspielung auf den König und sei außerdem unmoralisch; allein diese übermäßige Eile schon nach der ersten Vorstellung, und ehe das Publicum, ehe die Blätter über die fragliche Anspielung sich ausgesprochen, mußte billig Bedenken erregen. Was die Moralität angeht, so ist zwar richtig, daß der Gegenstand nicht zu den erbaulichsten gehört. Franz I., von Liebesabenteuer zu Liebesabenteuer schwärmend, verführt zuletzt auch die Tochter seines Hofnarren; dieser, von Vaterschmerz zerrissen, stellt sich in den Hinterhalt und dingt einen Mörder gegen den König. Um die verabredete Stunde wird ihm auch ein Leichnam überliefert, aber nicht der des Königs, sondern der seiner Tochter, welche, ihren Verführer noch immer liebend, statt seiner sich dem Dolche des Mörders preisgegeben hatte. Wer nun aber die Theater hier der Reihe nach besucht und die an der Porte St.-Martin, am Vaudeville u. s. w. gegebenen Stücke aus den Regierungen Karl VI., Ludwig XIII., Ludwig XIV., Ludwig XV. und Karl IX. mit dem vorliegenden vergleicht, der wird den Grund einer plötzlichen, so sehr empfindlichen Schamhaftigkeit schwerlich auf einfache Weise rechtfertigen können. Warum sich so sehr über Franz I. entrüsten, während man die Gegenbilder von Isabella von Baiern, von Margaretha von Valois, von Anna von Oestreich, von der Frau von Pompadour und der Dubarry, jene von Karl IX., Ludwig XIII. und die Folgenden sehr behaglich ansieht?

Unbefangen hat diese politische Aufmerksamkeit dem Stücke ein Interesse verliehen, welches dasselbe durch sich selbst nicht erhalten hätte. Es ist ein rhapsodisch gezeichnetes, in sich nicht abgerundetes, nach Epoche und Personen nicht bestimmtes Bruchstück, welches bei wunderschönen Versen viele Längen und Unnatürlichkeiten in einzelnen Theilen darbietet; es hat von Neuem den Zweifel erregt, ob Hugo, der als Lyriker vortrefflich, im dramatischen Gebiete jemals Glück machen werde. Nach vielfachem Verbote erhob Hugo eine Klage, zufolge welcher das Handelsgericht in erster Instanz sich für incompetent erklärt hat. Dies wird auch in zweiter Instanz geschehen; die Policei ist die stärkere, und das Stück darf nicht aufgeführt werden.

Unterdessen wird die Leerheit und die Langweile mit Theaterinteressen gewöhnlicher Art ausgefüllt. Neulich bei der Benefizvorstellung einer Schauspielerin, Mlle. Dupont, spielten die Acteurs der verschiedenen Bühnen auf dem Théâtre français, unter Andern auch Mde. Dorval von der Porte St.-Martin, eine längst bekannte und ausgezeichnete Schauspielerin. Großer Streit und Zweifel bei den habitués des Théâtre français, dieser allein classischen Erde: wird sie auf den Brettern dieser Bühne auch gehen können? Wie wird sie gesticuliren? Welche Mimik wird sie beobachten u. s. w.? Und sie ging, gesticulirte und spielte zu allgemeinem Entzücken, sodaß selbst die vorherigen größten Zweifler ihre Huldigung darbringen mußten. Hier wie überall herrscht Bauerntölpel und Lichtstrahl neben den glänzendsten Vorzügen.

An die Stelle des „Le roi s'amuse" ist nunmehr getreten: „Le sophiste, ou l'homme et ses écrits", von Laverpillière, eine Satire auf den gesammten dermaligen socialen Zustand. Diese Natur des Stückes allein reicht hin, es auffallend und somit interessant zu machen. Die Policei hätte sehr gern die Aufführung verhindert, allein Laverpillière ist im Besitz eines rechtskräftigen Urtels, welches das Théâtre français verurtheilt hat, das Stück unverstümmelt, sowie es im Original besteht, darzustellen. Natürlich kommt darin eine Menge von empfindlichen und derben Wahrheiten gegen die Regierung, das Ministerium, das Börsenspiel u. s. w. vor, welche, trotz des Mangels an Handlung und dramatischen Effects und trotz aller heimlichen Kunstgriffe der ministeriellen Agenten, sehr beklatscht werden. — Die Schauspieler des Théâtre français spielen jetzt abwechselnd in der Straße Richelieu und im Odeon. Letzteres theilt die Schicksale des erstern.

An der Porte St.-Martin waren in der letzten Zeit abwechselnd „L'auberge des adrets", „La tour de Nesle" und „Perrinet le clerc" an der Tagesordnung. In letzterm Stücke hat Mlle. Georges die Rolle der Isabella von Baiern, in welcher sie von dem Publicum sehr günstig aufgenommen wird. Diesem Geschmack wird nicht Jeder unbedingt theilen. Wer sich unter tragischer Kunst und Größe etwas Anderes als ein ungemessenes Rasen der Arme, ein convulsivisches Zerren aller Nerven und eine überschlagende, von den tiefsten Tönen bis zur Fistel überspringende Stimme vorstellt, der wird beim Anblick dieser Schauspielerin mehre Mal den Kopf schütteln und sich sagen, selbst auf die Gefahr hin, als ein unkundiger Profaner verworfen zu werden: Dies ist nicht die reine Tragödie, jener hohe Kothurn, wie die griechischen Monumente ihn uns ahnen lassen. Nicht als ob Mlle. Georges in einzelnen Stellen nicht ein wirklich ausgezeichnetes Talent erprobte, was jedem durch ihren antik-schönen Kopf mächtig unterstützt wird, allein, dieses unweibliche Geberdenspiel, diese excentrische Mimik zerstört zuweilen alle Tiefe des Eindrucks; statt ein Erschüttern des Gefühls, wird ein Widerwillen und Ekel und oft selbst das Gegentheil von tragischem Effect, ein Lächeln der Ironie, erzeugt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Dienstag, — Nr. 57. — 26. Februar 1833.

Zur Kritik der Hegel'schen Philosophie.

1. Georg Wilhelm Friedrich Hegel's Werke. Vollständige Ausgabe durch einen Verein von Freunden des Verewigten: Ph. Marheineke, J. Schulze, Ed. Gans, Lp. von Henning, H. Hotho, K. Michelet, F. Förster. Erste und zweite Lieferung. Erster, zweiter, elfter und zwölfter Band. Berlin, Duncker und Humblot. 1832. Gr. 8. Subscriptionspreis 6 Thlr. 16 Gr.
2. Einleitung in Hegel's philosophische Abhandlungen. Von K. L. Michelet. Ebend. 1832. Gr. 8. 4 Gr.
3. Hegel und seine Zeit. Mit Rücksicht auf Göthe. Zum Unterrichte in der gegenwärtigen Philosophie nach ihren Verhältnissen zur Zeit und nach ihren wesentlichen Grundzügen. Von Karl Friedrich Göschel. Ebend. 1832. Gr. 8. 18 Gr.
4. Ueber das Verhältniß des Publicums zur Philosophie in dem Zeitpunkte von Hegel's Abscheiden. Nebst einer kurzen Darlegung meiner Ansicht des Systems der Philosophie. Von C. H. Weiße. Leipzig, Schaumburg und Volckmar. 1832. Gr. 8. 12 Gr.
5. Ueber Gegensatz, Wendepunkt und Ziel heutiger Philosophie, von J. H. Fichte. Erster, kritischer Theil. Heidelberg, Mohr. 1832. Gr. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Die Anzeige der rasch fortschreitenden Gesammtausgabe von Hegel's Werken, die ohne Zweifel eine der bedeutendsten literarischen Unternehmungen der Gegenwart ist, verbinden wir hier mit den gleichzeitig erscheinenden Schriften einiger seiner geistreichsten Ausleger, Commentatoren und Widersacher, welche uns dazu dienen können, die äußere Geschichte dieses erstaunenswürdigen Denksystems, wie es an seiner Zeit und deren Ansprüchen fort- und weitergeht, zu bezeichnen; und so bietet sich nach dem Sinn dieser Zusammenstellung hier die Einsicht in die Schöpfung eines unserer größten Denker dar, die sich aber schon sogleich wieder, wie man aus den sich kundgebenden Bestrebungen von Fichte und Weiße ersehen wird, zu einer Aussicht auf eine Umgestaltung und Weiterführung des Geleisteten verwandelt, von der Beweglichkeit des nie stillstehenden Geistes der Zeit auf eine erhebende Weise zeugend.

Daß Hegel's Werke hier in einer gesammelten Ausgabe, also mit neuen und, wie es scheint, verstärkten Ansprüchen auf Geltung und Anerkennung in ihrem Zusammenhange vor das Publicum hintreten können, ist von den Anhängern des verewigten Philosophen neuerdings zu einem scheinbar sehr schlagenden Argument auch für die äußere siegreiche Herrschaft dieser Philosophie in der Zeit benutzt worden, aber, wie uns dünkt, mit mehr gutgemeintem Eifer für ihre Sache, mit welcher der unselbständige Anhang einer Partei immer steht und fällt, als in Wahrheit. Denn will man auch in Anschlag bringen, wie man gethan hat, daß keinem der frühern deutschen Philosophen diese Gunst einer vollständigen Sammlung seiner Werke widerfahren sei (wo man doch schon Jacobi ausnehmen müßte); will man auch anführen, daß Kant's Schriften zerstreut umherliegen und vielleicht zum Theil schon aus dem Buchhandel verschwunden sind, daß Schelling eine Sammlung seiner Abhandlungen zwar begann, aber aus Mangel an Theilnahme mit dem ersten Bande liegen lassen mußte, so würde doch nur Der, welcher die Begebenheiten und Schicksale in der Geschichte der neuesten deutschen Philosophie absichtlich verkennen will, daraus folgern dürfen, daß Hegel eine verbreitetere und tiefer greifende Aufnahme bei seinen Zeitgenossen gefunden als seine großen, die Bewegung der deutschen Speculation anführenden Vorgänger. Im Gegentheil liegt das deutliche Ergebniß zu Tage, daß die gewaltige und allgemeine Aufregung der Geister, welche die Perioden von Kant, Fichte, Schelling in Deutschland als wahrhaft weltgeschichtliche bezeichnete, das so lange spurlos gebliebene Auftreten Hegel's nicht begleitete und auch der ruhig bauenden und abschließenden Eigenthümlichkeit seiner Philosophie gemäß nicht begleiten konnte. Vielmehr hat wol keine Philosophie so sehr als die seinige, die sich auf dem von ihr nachgewiesenen Widerspruch alles Seienden dialektisch begründete, mit dem Widerspruch der Zeitgenossen zu kämpfen gehabt, und der trübe Eindruck, ja die Erbitterung, welche dies System durch die dem unmittelbaren Leben gegenübertretende Feindseligkeit seiner Abstractionen nach vielen Seiten hin erregte, hat, kann man wol sagen, nicht wenig dazu beigetragen, eine Verstimmung gegen alle Speculation überhaupt bei Manchem hervorzurufen. Eben diesen Widerspruch, den es gegen sich erzeugte, verdankt es aber auch erst seine in die letzten Lebensjahre seines Stifters fallende Celebrität, während es sonst nur bei den

sehr Wenigen, die es halb oder ganz verstanden und ihm als dem ersten (und zugleich dem letzten) strengwissenschaftlich gegliederten und beschlossenen System der modernen Philosophie seine Bedeutsamkeit abzusehen wußten, eine wirkliche Aufgabe des Forschens, Aneignens und meistentheils auch nur des Staunens war. Die Werke Hegel's verdanken es jetzt auch den veränderten Verhältnissen des deutschen Buchhandels, daß sie gesammelt erscheinen können, während in Bezug auf die Zeit von Kant, Fichte oder Schelling die Theilnahme des Publicums für Veranstaltung von Gesammtausgaben eines Schriftstellers damals noch nicht wie jetzt zu einer herrschenden Mode geworden war. Auch lag dem äußern Kreise, mit welchem sich die neueste Philosophie in den letzten Jahren, wo sie sich so dringend Verbreitung und Anerkennung erstrebte, umgab, ein gewisses Coterieweſen nicht fern, das, wie an dieser Philosophie Alles systematisch war, so auch nach außenhin in der Behauptung als Partei einen gewissermaßen systematischen Charakter annahm. Und das eifrige Wirken der Anhängerschaft für die Verbreitung der Werke ihres Meisters selbst in den Kreisen, wo sie kaum innerlich einen Anklang haben, aber doch äußerliche Förderung ihres Erscheinens gewinnen, zeigt sich auch, wie aus dem vorgedruckten ansehnlichen Subscribentenverzeichniß ersichtlich, von dem besten Erfolg für das nunmehrige Hervortreten der gesammelten Ausgabe derselben. Alle diese begünstigenden Umstände fehlten bei Hegel's Vorgängern, die nicht so planmäßig und systematisch wie er und seine Schüler darauf bedacht waren, sich äußern Anhang und Parteirang zu erwerben.

Wir machen diese Bemerkung hier nicht, als mißgönnten wir dieser Erscheinung, die wir vielmehr in ihrem ganzen Werth zu würdigen wissen, ihr Dasein und das Glück der Wirksamkeit, die sie ausüben könnte; aber es schien nöthig, auf das wahre Verhältniß der Sache hinzuweisen, da es zu irrigen Ansichten veranlaßt, wenn Hegel's Schüler darauf ein inneres Gewicht der Idee nach legen, daß ihr Meister der erste und einzige Philosoph in Deutschland sei, dessen Werke es zu einer Sammlung gebracht.

Was nun diese Sammlung selbst anbetrifft, so ist sie für das vollkommene Verständniß dieser Philosophie und für Die, denen daran liegt, es sich anzueignen, ohne Zweifel sehr wichtig. Hegel hatte zwar in seinem bisher gedruckt gewesenen Schriften den ganzen Umfang seines Systems vollständig hingezeichnet und ausgebaut, und es war eben bei seiner Philosophie die Hauptsache, ja die eigentliche Bedingung derselben, daß er mit ihrer Entwickelung wirklich zu Ende kam und, den logischen Abschluß erreichend, bei dem absoluten Geist anlangte, dessen sich selbst zu sich hin bewegende Construction der mühsam consequente Weg des Denkers war. Hegel, der Denker des sich selbst begründenden und findenden Begriffs, hatte bei seinem Abscheiden die Aufgabe, die er sich gesetzt, vollkommen gelöst hinterlassen, indem der Begriff in seinem System zu sich selbst gekommen war, und er hatte schon mit der Abfassung seiner „Encyklopädie", die als wissenschaftliches Lehrbuch wol einzig in ihrer Art zu nennen ist, seinen Weg als vollendet bezeichnet. Die völlige Unmöglichkeit, Hegel's Philosophie aus seinen gedruckten Schriften allein zu verstehen, ist jedoch, wenn wir nicht irren, auch von ihm selbst eingeräumt worden, und seine akademischen Vorlesungen, in denen er sich unaufhörlich und mit eiserner Beharrlichkeit bemühte, den Inhalt seiner Lehre selbst möglichst populair zu zerlegen und die wissenschaftliche Strenge seiner Methode durch mehrseitiges Besprechen, Aufzeigen und Zurückgehen zu mildern, haben deshalb einen großen und unentbehrlichen Werth für die Gesammtauffassung seines Systems. Sie sind es daher, welche der vorliegenden Ausgabe der Werke, in der sie dem anzuerkennenden Plane der Herausgeber nach mitaufgenommen erscheinen, ihre Wichtigkeit für das Verständniß beilegen; und so erhalten wir in den bisherigen Lieferungen bereits die „Vorlesungen über die Religionsphilosophie" im elften und zwölften Bande, welche zu den später abgefaßten Collegien Hegel's gehören, nebst einer kleinen Schrift: „Ueber die Beweise vom Dasein Gottes", die von Hegel selbst zum Einzelabdruck bestimmt, aber ebenfalls noch in der letzten Zeit in einem akademischen Vortrage von ihm mitgetheilt war. Die Herausgeber sind bei der Zusammenstellung von Hegel's Heften für den Druck vornehmlich dem Grundsatz gefolgt, von eigner Zuthat nichts beizufügen, sondern den Philosophen meistentheils so sprechen zu lassen, wie er auf dem Katheder, in dem besondern Verhältniß zu seinen Zuhörern zu sprechen pflegte. Diese Eigenthümlichkeit des Hegel'schen Kathedervortrags haben besonders die Vorlesungen über die Religionsphilosophie in einem fast zu auffallenden Grade an sich behalten. Dieser Styl ist wie ein Spuk, als hörte man den Verewigten noch einmal leibhaftig husten, sich räuspern, die Sätze gliedweise foltern und bald von vorn, bald von hinten in unbeholfenen Wiederholungen auseinanderzerren; und so scheint denn auch diese Seite seiner irdischen Persönlichkeit in dieser Weise auf die Nachwelt kommen zu sollen. Der nur zu bekannte Kathederstyl des Philosophen mußte sich aber grade in seinen Vorlesungen über die Religionsphilosophie um so treuer wiederspiegeln, da Hegel zu diesen Vorträgen kein ausgearbeitetes Heft, sondern nur Umrisse und Andeutungen niedergeschrieben hatte, deren eigentliche Ausführung er erst mündlich unternahm. Später pflegte er sich sogar eines von einigen seiner Zuhörer ihm nachgeschriebenen Heftes auf dem Katheder zu bedienen, das er wieder mit Bemerkungen und Verbesserungen versah, und woraus die gegenwärtige Gestalt dieser Vorlesungen für den Druck entnommen ist.

Während so der Abdruck dieser Collegienhefte für die im Detail sich ergehende Erläuterung der Hegel'schen Philosophie, für die vertrautere Einsicht in ihren ganzen innern Staatshaushalt, möchten wir sagen, wesentlich ist, gewährt dagegen die Zusammenstellung der verschiedenen philosophischen Abhandlungen Hegel's, welche den ersten Band dieser Sammlung ausmacht, gewissermaßen einen Blick in die ursprünglichste Entstehungsgeschichte des Systems. Den Bezug dieser Abhandlungen auf die nach-

malige vollständige Entwickelung der Hegel'schen Philosophie nachgewiesen zu haben, ist ein Verdienst der unter Nr. 2 namhaft gemachten einleitenden Schrift des Hrn. Michelet, obwol sonst die Ausführung und der übrige Inhalt derselben sich nicht über den seichten und unselbständigen Charakter hinaus erhebt, welcher die Arbeiten der blos nachsprechenden Schüler Hegel's so oft bezeichnet. Die wichtigsten dieser Abhandlungen sind: „Glauben und Wissen oder die Reflexionsphilosophie der Subjectivität, in der Vollständigkeit ihrer Formen als Kant'sche, Jacobi'sche und Fichte'sche Philosophie", merkwürdig theils durch die Beurtheilung der genannten Philosophien, theils durch die schon damals im Denkprincip versuchte Versöhnung und Vermittelung von Wissen und Glauben, und durch das Unternehmen einer philosophischen Auffassung des Protestantismus; „Differenz des Fichte'schen und Schelling'schen Systems der Philosophie in Beziehung auf Reinhold's Beiträge zur leichtern Uebersicht des Zustandes der Philosophie zu Anfang des 19. Jahrhunderts", die erste Abhandlung Hegel's, die ihn bekannt machte, und worin sich schon sehr deutliche Hinweisungen auf die Methode finden, deren sich Hegel in der nachherigen Construction seines Systems so eigenthümlich bemächtigte; „Ueber das Verhältniß der Naturphilosophie zur Philosophie überhaupt", gewissermaßen eine Apologie der Naturphilosophie und zu denjenigen Abhandlungen Hegel's gehörend, welche sein Hervorgehen aus der Schelling'schen Philosophie noch am deutlichsten und unmittelbarsten belegen; „Ueber die wissenschaftlichen Behandlungsarten des Naturrechts, seine Stelle in der praktischen Philosophie und sein Verhältniß zu den positiven Rechtswissenschaften", ebenfalls eine der frühern Abhandlungen Hegel's, aus der viele Begriffsbestimmungen fast unverändert in seine spätere Rechtsphilosophie übergegangen zu sein scheinen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Theater in Paris im Jahre 1833.

(Fortsetzung aus Nr. 66.)

Ein neues, an diesem Theater aufgeführtes Stück ist: „Juanita, le grand seigneur et le majordome", Drama in zwei Acten von Paul Foucher und Paulin. Das Ganze ist matt und in einem alten Rahmen dargestellt. Ein Graf Lemos läßt sich von dem Alcalden Nuñez vorerzählen, wie er, der Graf, ehemals ein Mädchen, Juanita, unter Heirathsversprechungen verführt habe. Der Graf wird des Erzählers zuletzt müde und jagt ihn zum Teufel, wie ganz natürlich. Nuñez schwört, sich zu rächen. Da Lemos auf dem Punkt steht, die Schwester des Ministers zu heirathen, so beauftragt er seinen Majordomus Henriquez, Juanita eine Summe Geldes anzubieten, damit sie schweige, oder aber sie nach Frankreich zu bringen. Henriquez verweigert dies und nimmt seine Entlassung. Mit Recht sagt ein hiesiges Blatt, daß nichts fehlerhafter und unnatürlicher sei, als solche langweilige Personen mit Moralpredigten neben ihren großen Herren aufzuführen, welche sie sicherlich zur Thüre hinauswerfen würden, — geschehe dies doch sogar von einem Minister lieber hundert als einmal! Indem Henriquez gehen will, kommt Juanita, um mit dem Grafen zu sprechen; sie erkennt in Henriquez einen jungen Mann, welcher ihr sonst den Hof gemacht, und welchen sie geliebt, ehe sie verführt war. Sie hat eine Zusammenkunft mit dem Grafen, welcher ihr verspricht, sie am nämlichen Abend durch einen Vertreter zu heirathen. Dieser Vertreter ist Henriquez, welcher sich plötzlich wieder vorfindet. Unterdessen gehen große Veränderungen vor; es zeigt sich, daß Verwechslungen von Kindern stattgehabt, und Juanita wird Gräfin von Lemos, während der bisherige Graf zum Sohn eines einfachen Bauers in Navarra herabsinkt. Natürlich behält Henriquez Juanita und aus der Heirath des umgewandelten Grafen wird nichts.

Victor Hugo hat für die Porte St.-Martin ein neues Drama geschrieben: „Lucretia Borgia", welches unverzüglich über die Bretter gehen wird. Die Ausgaben der Scenerie, deren Anordnung der Mlle. Georges und Fréderic überlassen wurde, belaufen sich auf 50,000 Francs.*)

In einem Lande, wo Alles, was den Ruhm und den Namen der Nation berührt, so allseitig mitempfunden wird, mußte die Einnahme der Citadelle von Antwerpen nothwendig Stoff zu neuen Theatervorstellungen geben. Während der Cirque Olympique, welcher dermalen bald an seiner 120sten Vorstellung von „République, empire et cent jours" ist, einige Künstler eigens nach Belgien geschickt hat, um den Plan der Festung und des ganzen Belagerungstableaus aufzunehmen und daraus eine neue Verherrlichung des französischen Kriegsruhmes zu schaffen, haben mehre der kleinen Theater ähnliche Stücke gegeben. Unter aller Kritik ist die Vorstellung der Einnahme der Citadelle auf dem Théâtre de Luxembourg, wo nur eine Entschuldigung besteht, die nämlich, daß alle andern Vorstellungen, welche aus dem Genre dieses Theaters heraustreten, gleich schlecht sind. Man darf hier nicht vergessen, daß da das Parterre 6 Sous bezahlt und der theuerste Platz im Theater nur 1 Franc kostet. Auch sieht man die Arbeiter aller Classen in aufgeschürzten Aermeln, kurzen Jacken, Kappen, und die Frauen im tiefsten Négligé, d. h. in ihrem Alltagsarbeitskleide, das Amt der Kritiker üben; und wahrlich, wer diese vollkommene Aehnlichkeit der Tracht auf und vor den Bretern sieht, wer das lose Lachen, Beifallrufen oder Tadeln und mitunter eine aus dem Parterre nach der Bühne gerichtete Anrede eines Unzufriedenen oder Wißbegierigen mitanhört, kann leicht in den Irrthum gerathen, daß die Bühne zuweilen wechsle. Dem Ambigu-comique, wo zeither eine ziemliche Lauheit bestand, hat das Stück „Antwerpen" auf einige Zeit neues Leben gegeben. Eine Masse von Soldaten, Kanonen, Marketenderinnen, Fahnen, Bomben und Schüsse, die Marseillaise und der Chant de départ, was braucht es mehr, um das Haus in Entzücken zu setzen? Doch ist das Stück nicht durchgehends mit gleichem Beifall aufgenommen worden. Die Erzählungen und Erinnerungen eines Corporals der alten Armee, die Ehrenmeldung Napoleon's, das Lob der jungen Armee und die Betheuerungen des Schutzes und der Sicherheit, deren das Vaterland unter diesem doppelten Schilde sich erfreuen könne, wurden mit allgemeinem Jubel begrüßt. Ueber die nicht undeutlich persiflirte Feigheit der Belgier und das Unglück der Holländer wurde gelacht; aber einige eingeflickte Lobgesänge auf den Kriegsruhm Louis Philipp's und seiner Söhne, über die guten väterlichen Absichten des Ministeriums wurden mit Kälte und hier und da mit Pfeifen angehört. Das Ganze ist eine Geburt des Augenblicks und wird mit ihm vergehen, oder ist schon vergangen.

Auch das Théâtre de la gaieté, sehr uneigentlich so genannt seit längerer Zeit, hat sein Neujahrsgeschenk erhalten, doch ist das Arme stiefmütterlich bedacht worden. „Cléte, ou la fille d'une reine", Melodram in drei Acten und fünf Tableaux, spielt wie „Juanita" in Navarra. Eine Königin im 16. Jahrhundert verzweifelt darüber, daß sie keine Kinder erhalte, wallfahrtet zu der Kapelle der Wunder und begegnet auf dem Wege dahin einem schönen Mädchen, welchem sie verspricht, sich seiner anzunehmen; bald darauf, abermals bei dem Mädchen, einem Pilger. Dieser liest in einer auf dem Tische

*) Vgl. Nr. 66 d. Bl. In eine der nächsten Lieferungen kommen wir darauf zurück. D. Red.

offne liegenden Chronik die Begebenheiten, welche sich 15 Jahre früher in Navarra zugetragen: daß die Königin mit einer Tochter niedergekommen, diese verschwunden und ein Ritter Arthur von Nevers auf sehr mysteriöse Art gestorben sei. Alsbald begibt er sich in Begleitung des Mädchens zum König. Dieser König ist ein alter mistrauischer Mann, zitternd vor seinem Beichtvater, auf dessen Zureden er in einem Testamente Navarra an Frankreich verschenkt, auf den Fall, daß er ohne Kinder sterben sollte. In der Rolle des Königs und seiner Charakteristik liegt Manches, was Ludwig XI. zurückruft, allein die Nachbildung ist matt und schlecht. Der Pilger erzählt dem König, daß Arthur von Nevers ehemals von der Königin geliebt worden, daß er auf ihren Befehl verschwunden, aber nicht gestorben, und daß das Kind, welches gleich weggebracht worden, noch am Leben sei, unter dem Namen Eléte, eine arme Bäuerin. Der König — ein gar geduldsamer Ehemann — ist sehr froh über diese Entdeckung und verlangt das Mädchen zu sehen, welches er, um das Spiel Genovani's, seines Beichtigers, zu vereiteln, zu seiner Erbin einsetzen will. Nachdem die Königin sich 15 Jahre lang gegrämt, stirbt sie im glücklichen Moment vor Freude! Der König läßt Anstalten zur Krönung der Tochter machen; sie heißt jetzt Clotilde. Genovani, wie oben der Alcalde Nuñez, sehr ergrimmt, schwört, sich zu rächen, — wer kann für solche Aehnlichkeiten der Inspiration? — Am Tage der Krönung ist Clotilde im prächtigen Zuge und in ihrer goldenen Kleidung sehr traurig, und im Augenblick, wo sie, auf dem Throne sich niederlassend, das ihr von Genovani geschenkte reiche Gebetbuch öffnet, stürzt sie todt zu den Füßen des Volkes nieder. Die Freude Genovani's, der hierin die Rache Gottes sehen will, dauert nicht lange; denn da er gezwungen wird, das Buch zu öffnen, fällt auch er todt zusammen — vergiftet. Hiernach bleibt nur der französische Gesandte übrig, welcher in die Faust lacht, weil nun Navarra an Frankreich kommen muß.

„Le voyage dans l'appartement", Vaudeville in fünf Tableaux von Scribe und Paulin, ist den Variétés zu Theil geworden. Scribe, der unerschöpfliche Vaudevillendichter, fängt an sich zu überleben, und will er von der zuletzt undankbaren Masse, welche des frühern Guten sich nicht mehr erinnert, nicht unbarmherzig verworfen werden, so möge er sich beeilen, noch etwas Ausgezeichnetes zu Tage zu fördern und unter dem Schirme dieses glücklichen Eindrucks sich von der Schaubühne zurückzuziehen. Seine successiven Mißgriffe an dem Gymnase, an der Porte St.-Martin, an dem Ambigu, an der Opéra comique, durch welche alle er nicht ohne einiges Pfeifen zuletzt an die Variétés gezogen ist, müssen ihm eine finstere Vorbedeutung sein. „Die Reise im Zimmer" war nicht auszusehen, ihn von dieser Ungunst zu retten. Ein Ministerialsecretair, Guillois, wünscht die Tochter eines reichen Holzhändlers zu heirathen. Die Frau dieses Letztern, mit welcher er auf vertrautem Fuße steht, läßt ihn wissen, daß sein zukünftiger Schwiegervater ihn erst prüfen wolle, und da er, Guillois, der seinen Schwiegervater gar nicht kennt (?!!), die Person eines gewissen de Girandole, Verfassers einer kleinen Schrift über die Kunst, sein Glück zu machen, für den Holzhändler ansieht, so empfängt er Jenen sehr gut. Unterdessen aber war der wahre als Schreiber in sein Haus gekommen und hatte da Gelegenheit gehabt, alle die üblen Launen seines zukünftigen Schwiegersohnes zu erdulden. Guillois spielt auf der Börse und verliert 100,000 Dukaten u. s. w. Der Herr Vater ist sehr enttäuscht und gibt seine Tochter einem jungen Manne, Vetter von Guillois, und läßt diesen in der Aussicht auf eine Absetzung. Der unglückliche Glücksritter Girandole muß dies zunächst entgelten und wird bei dem nächsten Besuche als unwillkommener Gast expedirt. Trotz der schwachen Production geht das Stück noch gut in der Aufführung und wird dem Zulauf der Variétés keinen merklichen Abbruch thun. Dieses Theater besitzt einige Anziehpunkte, welche so leicht ihre Kraft nicht verlieren werden. Die Variétés sind die wahre Nationalbühne des Vaudeville und bringen am getreuesten die pariser Volkssitten und Eigenthümlichkeiten. Dazu Odry und Bernet, und die liebliche, jugendlichfrische und von dem Abglanze ihres Theaterglückes wahrhaft strahlende Jenny Colon. Das läßt manchen Fehler des Dichters übersehen.

Im Theater des Palais royal ist man stets gewiß, Unterhaltung zu finden; einige gute Schauspieler und Schauspielerinnen und in der Regel eine glückliche Wahl der Stücke ziehen das Publicum herbei. Im Besitze des Zulaufs ist gegenwärtig „Paris-malade", wie schon der Titel zeigt, eine Satire, wozu es in der politischen und nicht politischen Welt an Stoff nicht gebricht, zumal in Paris, dessen unerreichbares Talent darin besteht, jedem Dinge seinen verwundbaren Fleck, die Lächerlichkeit auf den ersten Blick abzugewinnen. — „La maison du commissaire", Vaudeville in einem Act von Rochefort und Berthémy nimmt die Policei unter die Ruthe und schildert das Haus der Commissairs als einen Versammlungsort von Pfiffen, Geizlingen und Dummköpfen. Das Stück hat keinen Gehalt und wenig gefallen.

Aber der Triumph aller kleinern Theater, der Liebling des lebenslustigen Publicums und die Modebühne ist dermalen das Vaudeville in der Rue de Chartres. Es ist nicht mehr das Privilegium der italienischen Oper allein, daß man Stunden lang vor dem Eingange harren muß, das Vaudeville ist in diesem Augenblicke der Magnet, welcher die Zuschauer unwiderstehlich an sich zieht, und seine Zugänge sind die des Frohsinnes. Vor einiger Zeit drohte auch dieses Theater, von dem allgemeinen Schwindel ergriffen, aus seiner Bestimmung zu treten und sich ernsten, weinerlichen Vorstellungen, sogenannten Dramen — und Gott sei's geklagt, was das für Dramen sind — hinzugeben; Momus im Kothurn, Sganarelle in der Toga können nur langweilige Tragikomödien werden. Jetzt hat der bessere Sinn und ein durch den Geschmack wie durch den finanziellen Vortheil geleitetes richtiges Erkenntniß dasselbe auf den wahren Weg zurückgeführt, auf welchem es Ruhm genug ernten kann, um sich nicht mit fremder, ungewohnter Maske zu bekleiden. Louvet, ein Mitglied des Convents, hatte in einem Roman, „Faublas", die Sitten der höhern französischen Stände vor der Revolution, die Erbstücke der Regentschaft und Ludwig XV., alle jene Sittenmusikfuse, die Nichtigkeit des Lebens, das Erbärmliche der Hofmenschen dem Volke, welches soeben jene ganze Masse der vornehmen Sündhaftigkeit zusammengestürzt hatte, vor die Augen geführt und ihm mit scherm Finger alle die Nacktheiten, Gebrechen und Blößen Derjenigen gezeigt, welche die Nation bisher gewohnt war zu verehren. Dieser Roman, welcher einen der geistreichsten Mitglieder der girondistischen Partei zum Verfasser hatte, lieferte in der Darstellung der skandalösen Scenen des gesellschaftlichen und Familienlebens, in der Enthüllung des Innersten der Frauengemächer und Boudoirs, der Gelage und Orgien ein um so ergreifenderes lebenathmendes Bild jener Diener und Sklaven, Gecken und Schwelger und der ganzen verkrüppelten Generation, als er wirkliche Scenen malte und die Wahrheit darstellte. Jene Zeit ist heute vorüber wie ein Traum, und die Erinnerung daran, wie Alles, was sich an eine constatirte Vergangenheit knüpft, hat längst das richtige Urtheil gereift.

(Der Beschluß folgt.)

Notiz.

Ueber den Roman der Miß Trollope: „The refugee in America" (drei Bände, London 1832), verlautet nichts Vortheilhaftes. Voller Wiederholungen aus den „Domestic manners of the Americans" derselben Verfasserin, mißfällt er auch durch unangenehme Breite und viele Unwahrscheinlichkeiten der Erfindung. S.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Mittwoch, — Nr. 58. — 27. Februar 1833.

Zur Kritik der Hegel'schen Philosophie.

(Fortsetzung aus Nr. 57.)

Der zweite Band der Sammlung der Werke enthält die „Phänomenologie des Geistes", die unstreitig eine der geistreichsten und am meisten concretes Leben habenden Darstellungen Hegel's ist, ja in der sich Sätze finden, die, wenn er sie in seinem später methodisch construirten System ebenso sehr ihrem wirklichen Inhalt nach darin geltend gemacht hätte, wie er sie nur der logischen Form nach zu verwirklichen suchte, demselben offenbar Das gegeben haben würden, was ihm jetzt fehlt und ihm so vielfach als die trübe Schattenseite seiner Philosophie vorgerückt worden ist, nämlich den wahren concreten und lebensvollen Gehalt, das wahrhafte Reale, das zwar in der principienmäßigen Identität mit der Form als Begriff in dem System als wirklich vorhanden behauptet wird, aber schwerlich aus einem andern Grunde als dem dialektischen Scheingrunde, wonach die metaphysische Formel, die an sich ihrer strengsten Begründung nicht ermangelt, künstlich an die Stelle des Lebens gesetzt und auf das Leben damit als auf ein begriffenes und nun erst zu seinem eigentlichen Rechte gekommenes hingewiesen wird. In der „Phänomenologie", wir können es uns nicht verhehlen, herrscht viel mehr innere Freiheit der Gedankenentwicklung und eine großartigere Umsicht auf alle Sphären der Hervorbringung des Geistes in Staat, Kunst und ethischem Leben, die nach vielen Seiten hin durch tiefsinnige Gedankenblicke erleuchtet werden, als in der spätern abgeschlossenen Ausführung des Hegel'schen Systems. Selbst hinsichtlich der absoluten Idee, die als Anfang und Ende dieser Philosophie an die Spitze der ganzen großen Aufgabe tritt, wird man in der „Phänomenologie" auf überraschende Ausdrücke stoßen, welche in der Fassung derselben noch nicht auf das abstract Allgemeine deuten, wie es sich in dem methodischen System als das letzte und höchste Endziel herausstellt, sondern die noch die individuelle Idealität des Absoluten festzuhalten scheinen und, wenn in dem Absoluten der Begriff der Gottheit gedacht wird, zugleich damit auf die ewige Persönlichkeit des göttlichen Wesens hinweisen, welche in dem System selbst entweder wieder verloren gegangen, oder sich zu sehr in das abstract Allgemeine verflüchtigt hat.

Es scheint demnach, als wenn das Systematische und Methodische, das an Hegel's Philosophie mit Recht als ein so wichtiger Fortschritt der Wissenschaft bewundert und anerkannt worden ist, dennoch dem wahren Gehalt des Realen in der dialektischen Construction des Lehrgebäudes eher geschadet als genützt, es eher in seiner Lebensfülle verkümmert als zu einer lebendigen Entfaltung gebracht habe. Nachdem Hegel die eigenthümlichsten Ideen seines Standpunktes in sich zur Reife gefördert und sie zwar in mehr vereinzelten Darstellungen und Prolegomenen, wie in seinen Abhandlungen, Kritiken und in der „Phänomenologie" gegen die Standpunkte seiner nächsten Vorgänger im Philosophiren scharf abzugrenzen oder aus denselben zu entwickeln versucht hatte, schien er erkannt zu haben, daß das Eigenthümlichste seines Standpunktes am meisten und vorzugsweise darin sich begründen würde, die Geschichte des bisherigen Philosophirens zu einem zusammenhängenden System zu organisiren und so, während seine Vorgänger nur immer ihr System gegeben hatten, jetzt ein allgemeines System der Philosophie selbst zu construiren. Hinsichtlich des Inhalts der Speculation war er offenbar zu keinem neuen Standpunkt gekommen, da das Princip der absoluten Identität bereits in der Schelling'schen Philosophie entschieden genug zum Grunde lag; aber das universelle Systematisiren, also die Form war es, das ihn zu einer noch nie dagewesenen Schöpfung berufen zu haben schien und dessen er sich nun mit jener von einer eisernen Consequenz getragenen Methode bemächtigte, über das ganze bisher zu Tage geförderte Gebiet des menschlichen Wissens gewissermaßen seine Pflugschar auswerfend. Diese Methode machte seine Philosophie vorzugsweise zu einer akademischen, zu einer Lehrphilosophie, die deshalb auch bestimmt war, fruchtbringend selbst in die Behandlungsweise der empirischen Wissenschaften hinüberzugreifen. Kant war, möchten wir sagen, der Kritiker, Fichte der Redner, Schelling der Dichter und Hegel der Gelehrte unter den Philosophen. Aber eben wegen dieses vorherrschend akademischen Charakters seiner Philosophie mußte sie sich wol vortrefflich als Wegweiserin und Bildnerin für Studirende und Lernende, als Wegweiserin auf dem Wege des Facultätswissens, aber nicht als ausreichende Führerin auf dem Wege des Lebens erzeigen. Hegel glaubte zwar die große Aufgabe zu Stande gebracht und Leben und Wissen, Wirkliches und

Vernünftiges, Sein und Denken in einer concreten Einheit in seinem System hingestellt zu haben; aber er beging darin einen ebenso ungeheuern Irrthum, als der ist, an dem seine ganze Philosophie kränkelt, daß er nämlich in seinen metaphysischen Abstractionen die concrete Wahrheit nicht nur begriffen, sondern auch mitsammt ihrer ganzen Lebensfülle darin wirklich enthalten wähnte. Wenn bei jeder Philosophie Das die wesentlichste und wichtigste Frage ist, die wir an sie richten: was ihr nämlich für das Reale gilt? und wir bei Hegel darauf die Antwort erhalten: der Begriff, die Idee, das Sein, welches das Denken ist — so könnte uns bei diesem absoluten Lebensidealismus, der eine sehr breite und ebenfalls zu dunkler bende Seite der Wirklichkeit, die nicht Denken sein kann, gänzlich verneint, zwar schon gleich etwas bange werden, aber wir befinden uns doch immer noch in der Mitte des Lebens selbst, und sein Inhalt ist uns noch nicht entrückt, wenn auch bereits künstlich beleuchtet. Sehen wir aber, wie Hegel von diesem Standpunkt, den er an sich schon ausgesprochen vorfand, weiterging, um ihn nach seiner Weise systematisch zu begründen und zu entwickeln und im logischen Ausdruck darzustellen, so finden wir, wenn uns das Sein, welches das Denken ist, in seiner Spitze als Begriff hier construirt wird, daß es sich uns auch nur in einen dialektischen Inhalt, welcher ist, indem er nicht ist, in das Sein, welches der Schein ist, verwandelt und aufgelöst hat. Wir behaupten demnach, daß das Reale in der Hegel'schen Philosophie nur als Formales vorhanden sei. Der viel besprochene und viel renommirte Satz: „was vernünftig ist, ist wirklich, und was wirklich ist, ist vernünftig", den wir einen Knalleffektsatz der Vernunftarroganz nennen möchten, erscheint deshalb nur als dialektische Formel bewiesen in dem System, denn diese Einheit von Sein und Denken ist etwas Uebermenschliches, das nur in den formellen Demonstrationen eines Denksystems eine dialektische Scheinwirklichkeit behaupten kann. So sehr aber auch unsere philosophischen Systeme in der That am Menschlichen leiden und nicht anders können, so sehr haben sie sich freilich auch immer zu übermenschlichen Vermessenheiten emporzutreiben gesucht. Der abstracte Gedanke steht in der Hegel'schen Philosophie als das reine und mit sich selbst eine Licht an der Spitze. Ist menschlicher Gedanke aber wol dem reinen Licht als solchem vergleichbar? Oder ist er nicht vielmehr nur gebrochener Lichtstrahl, der, am menschlichen Thun und Treiben sich mannichfach trübend, erst am Ende der Tage zur Einheit mit der Sonne, von der er ausgeflossen, wieder eingesammelt wird?

Aber Hegel's System will schon die verwirklichte Sonne sein; und dies ist der alte menschliche Irrthum, welcher die Erde für den Mittelpunkt des Universums ansieht, während sie doch nur die relative Richtung hat, sich ewig ruhelos um eine Sonne zu drehen. Und da wir einmal diese Bilder hier gleichnißweise gebraucht haben, so liegt es nahe, die bekannte Bestimmung aus Hegel's Naturphilosophie herbeizuziehen, wonach er in der That durch die wunderlichste Anwendung seines logischen Zauberstabes dem Copernikanischen Sonnensystem eine Deutung gibt, welche diese große Entdeckung, die für das Bewußtsein der Völker von wahrhaft weltgeschichtlicher Bedeutung ist, eigentlich in ein sophistisches Nichts zurückwirft, indem er die Sonne nur als das abstracte Centrum des Weltsystems bezeichnet und gelten läßt, wogegen die Erde der wahre concrete Mittelpunkt der Schöpfung sei, dem die Sonne nur als ein untergeordneter Körper diene, und zu dem sie sich nur gleichsam wie eine elementare Eigenschaft, wie ein abstractes Moment des individuellen Erdkörpers verhalte. So weit kann es die Anwendung der Logik in der Schöpfung bringen! Wenn die Sonne dadurch nur zum Lateralträger der Erde, der das Beleuchtungsgeschäft derselben hat, herabgewürdigt wird, so können und mögen wir doch kaum eine rechte Verherrlichung der Erde darin erblicken, obwol in ihr der Inbegriff alles Geistigen und Wahrhaften dadurch concentrirt werden soll, da die Erde, das Irdische, die wahre Verherrlichung nur in der Relativität, in der Beziehung zu einem Jenseits empfängt, welches freilich in der Hegel'schen Philosophie, die kein Jenseits kennt, völlig fehlt. Aber nicht nur in Hinsicht auf die Natur, welche in diesem System nur als der Abfall der Idee von sich selbst und somit als „das Schlechte" — um einen sehr geläufigen Ausdruck Hegel's zu gebrauchen — gewußt wird, zeigt sich die Alles erklären und vertreten sollende logische Construction von so erschreckenden Folgen; noch schneidender und trügerischer tritt die Anwendung dieser Methode im Gebiete des Geistigen hervor. Man betrachte nur, wie Hegel's Gott nach seiner Religionsphilosophie ebenfalls des systematisch-dialektischen Processes bedarf, um zu sich selbst zu kommen und sich in der Abgeschlossenheit seines Begriffes hervorzubringen! Die Momente der sich stufenweise selbst construirenden Gottheit entwickeln sich aber dergestalt, daß nach der Hegel'schen Religionsphilosophie Gott erst in Christus als zu seinem „Selbstbewußtsein" gelangt gedacht wird. Was ist dies aber für ein ohnmächtiger Gott, welcher der processualischen Selbstverendlichung bedarf, um dadurch erst sein Selbstbewußtsein zu erreichen? Heißt dies nicht Gott abhängig machen von der Welt? Und die ganze Tiefe der religiösen Idee von der Erscheinung Christi wird, unsers Erachtens, dadurch zu einer nüchternen, logischen Definition entheiligt! Aber über das Logische, über die metaphysische Form kommt Hegel nirgend hinaus, und indem er glaubt, das Höchste damit nun erst wahrhaft begründet zu haben, hat er sich doch nur eine Schranke daran gesetzt, an der ihm aller wirkliche Inhalt unter den Händen zerschellt. So ist die Begriffsbestimmung des Bösen eigentlich noch von keinem Philosophen so flach gefaßt worden als von ihm. Das Böse hat nach der Hegel'schen Philosophie keine Existenz, keine Wirklichkeit, sondern ist nur die logische Unangemessenheit des Seins gegen das Sollen, und Göschel bemüht sich in seiner unter Nr. 3 angeführten Schrift vergeblich, das Christliche dieser Ansicht von der Sünde zu retten; sie ist und bleibt dennoch unchristlich. Aber diese Ansicht ist nicht nur unchristlich, sondern, möch-

ten wir sagen, auch antiweltgeschichtlich. In der Welt- und Völkergeschichte sehen wir das Böse als dämonisches Ingrediens freigegeben; es ist gewissermaßen der treibende und drängende Conflict in der Bewegung; aber in dem mechanischen Leben des Systems sieht der Mephistopheles durch eine Kamisole gebunden da, die er freilich auch hier nicht anders als mit durchlächelnder Teufelsfratze trägt.

So glauben wir uns denn deutlich genug nach mehren Seiten hin ausgesprochen zu haben, daß wir Hegel's Philosophie zwar für ein ungeheueres, titanenhaft-mühsames Begriffssystem halten und ihm in diesem Sinne die Wirksamkeit, welche es von hieraus zu üben vermag und geübt hat, gern anerkennend zugestehen, daß uns aber dies Systematische zugleich nur als das Mechanische und Versteinernde darin entgegentritt. Wenn das Systematisiren hier für die höchste und letzte Blüte des Philosophirens überhaupt ausgegeben wird, so scheint sich dagegen, wofern wir recht sehen, in der Zeit bereits eine unwillkürliche Ironie gegen diese Richtung hervorgethan zu haben. Dies sind die vielen kleinen Systeme und Systemchen junger Gelehrten, die man jetzt fast täglich und aller Orten in der philosophischen Literatur auftauchen sieht, und es gibt kaum einen jungen Privatdocenten, der nicht, indem er sein Katheder aufschlägt, damit anfinge, ein eignes System zum Besten zu geben; und er hat für sein Theil vollkommen Recht daran. Diese Systemsucht persiflirt sich also bereits selbst und gibt uns außerdem noch, wie es scheint, die tiefere und höchst beachtenswerthe Lehre, daß ein universelles Autoritätssystem, das die Alleinherrschaft im Denken behaupten möchte, durchaus weder mehr an der Zeit, noch überhaupt dem Zustande der heutigen Geistescultur angemessen und vortheilhaft sei. Das Philosophiren soll fortan ein freies und individuelles Geisteseigenthum der Gebildeten des Geschlechts sein, das, von keiner Schulform gefesselt, nur Früchte des Lebens trägt.

(Der Beschluß folgt.)

Die Theater in Paris im Jahre 1833.

(Beschluß aus Nr. 97.)

Es war nichts Leichtes, diesen Roman mit getreuer Aufrechthaltung seines Charakters und dennoch ohne Anstößigkeit oder ohne Tödtung des ihn belebenden Interesses zu dramatisiren. Die Verfasser der unverlichst erschienenen Komödie von fünf Acten: „Faublas", haben diese Aufgabe meisterhaft gelöst. Nichts gleicht der Kräftigkeit, der Lieblichkeit und Natürlichkeit dieser Charakteristik; es ist nicht Spiel, es ist nicht Täuschung, sondern es ist die Wahrheit selbst. Sie leben in jener Zeit, sie sehen vor sich die wirkliche Marquise, die Madame de Cigrolles und den Grafen Rosambert, das Triebrad der ganzen Intrigue. Faublas, ein junger Chevalier, welcher eben in die Welt eingeführt wird, wie er gleich beim ersten Auftreten seine schöne, angebetete Braut sammt allen väterlichen Ermahnungen und Warnungen vergißt, seinen Freund verräth, anstatt ihm zu dienen, und dessen Geliebte ihm entzieht; wie er von Verkleidung zu Verkleidung, von Intrigue zu Intrigue schwärmt, vom Glück verfolgt und überschüttet wird, und die gutmüthigen Eheherren der gefälligen Damen ihm meist selbst allen erdenklichen Vorschub leisten, ist mit solcher Grazie und solchem anmuthigen Reize geschildert, daß das Publicum und mit ihm die Masse der Kritiker in eine stürmische Huldigung hingerissen wurden. Es gibt keinen glücklichern Abend als den, welchen die Zuschauer des „Faublas" hinbringen, und die Vortrefflichkeit des Spiels, die richtige Auffassung der Charaktere haben daran ebenso großen Antheil, als sie das Talent der Schauspieler bewähren. Mögen immerhin unsere Frömmler die Steine nach uns profanen Weltkindern werfen und Ach und Weh über Sittenverfall ausrufen, — gehen Sie in „Faublas", hören und sehen Sie, und hinterher sagen Sie mir Ihre Meinung. Uebrigens übersehe man die Quelle solcher Klagelieder nicht; hier, wo Alles zur Politik wird, hat auch die Theaterkritik diese Farbe angenommen. Es sind die Karlisten, welche in ihren Blättern das Anathem über diese Stücke nicht allein, sondern über alle Producte der jetzigen Literatur, Kunst und Theater schleudern — mit Ausnahme jedoch der Schöpfungen ihrer Parteimänner. Das ist ihr System, aber darum nicht Wahrheit. Sobald einmal feststeht, daß diese Vorstellungen geschichtliche Thatsachen zur Grundlage haben, so wäre die Vermeidung ihrer Reproduction um der Sitten halber eine lächerliche, zwecklose Gleisnerei. Die Geschichte in ihren Größen wie in ihrer Verworfenheit ist überall ein Hebel des Fortschrittes, und der Reflex der Tugend und des Lasters lassen stets einen der Moral zuträglichen Eindruck zurück. Das Publicum sieht und urtheilt und macht sich selbst seine Nutzanwendung: ridendo corrigo! Wenn die Karlisten nach Herzenslust ihre Entrüstung ausgießen, so vergessen die braven Leute, daß es die Kehrseite jener guten alten Zeit, das Bild der Bourbonenherrschaft, der Reflex jener ritterlichen, edeln, großen Aristokratie ist, welche sie schlafend träumen und wachend zurückwünschen. Sie verleugnen ihren eignen Gott! Endlich ist für ein vortreffliches Gegengift gesorgt. Sonderbarerweise hat beinahe gleichzeitig das Gymnase ein Stück auf das Repertoire genommen, welches einen ähnlichen Gegenstand behandelt: „Les malheurs d'un amant heureux", Vaudeville in zwei Acten von Scribe. Auch hier spielt eine Art von Faublas; aber er ist nicht der frivole, lebenslustige und muntere Junge der Rue de Chartres, sondern es ist ein Fashionable des Jahres 1832 mit langem Ueberrock, abgemüdet, überdrüßig und von seinem Liebesglück erdrückt; mit dreißig Jahren sieht er mit wahrer Zerknirschung auf seine Verirrungen zurück und thut Buße dadurch, daß er eine der Unglücklichen, welche ihm unterliegen, heirathet. Das Stück ist nicht schlecht, nur zu eng gefaßt, was ermüdet, und wird gut aufgeführt. Den Moralisten ist zu rathen, daß sie das Vaudeville zum Mahle und das Gymnase zur Verdauung nehmen: Erster und zweiter Theil — und die Ethik ist befriedigt.

Neben „Faublas" wird ein anderes Stück gegeben: „Les chemins en fer", welches die Verfasser ein Vaudeville-revue nennen, weil es in der That am Schluß des Jahres 1832 einen Rückblick auf den Zustand der Civilisation, des öffentlichen Lebens, der Literatur, der Wissenschaften, plastischen und dramatischen Künste u. s. w. wirft und allenthalben die Auswüchse ohne besondere Schonung der Regierung geißelt. Ein Anglomane und schwärmerischer Anhänger der Eisenbahnen wird im Traum auf die retrograden Inseln versetzt, wo er mit der neuern französischen Civilisation in Dampfwagen anlangt und solche dem König der Insel vorstellt. Unter Andern kommen zum Vorschein l'adultère, als Königin des Dramas, und ein gewappneter Ritter „le moyen âge", als König der Literatur, und verlassen, eine Galopade tanzend, die Scene. Sodann als modèle des arts ein bucklichter Mayeux, der von dem König die Erlaubniß sich ausbittet, die Kunstausstellung, zu welcher voriges Jahr kein Local verwilligt worden, auf der Insel halten zu dürfen, wobei er ihm auf das einladendste alle Vortrefflichkeiten schildert:

On verra, c'est convenu,
Un poète en gelée de pomme,
En caramel un grand homme,
Un peintre en sucre fondu;
En diablotin un artiste,
En compotte un journaliste,
En papilotte un pianiste.

J'ai vu sans plus de façons
En scindeurs, Dieu, quel blasphème!
Le père Enfantin lui même
Entouré de cornichons ....

Nach ihm erscheint die Presse, eine schöne junge Dame in Gesellschaft ihrer steten Begleiter, der Caution, der Postgebühren und des Stempels. Sie hat zierliche Halsketten und Handschellen an und trägt ein kleines Strohbündel in der Hand. Auf die Frage, was das für Geräth sei, erklärt sie ihm, sie wisse nie des Morgens, wo sie am Abend schlafen werde, und so bilde dies ihr Gefängnißlager, die Handzierden aber seien, ohne eine Masse anderer kleiner Ketten, die er ihr an den Hals geworfen, eine Artigkeit des Staatsprocurators:

... c'est le procureur du roi
Qui se charge de ma parure.
Voilà ses dons d'amour à lui,
J'en reçois toutes les semaines;
Il m'a donné, même aujour-d'hui,
Ce collier là pour mes étrennes.

Bei dem Anblick dieser satirisirenden Verfolgten, die die Ketten mit freudigem Muthe trägt, stets Kopf oben, im Gefängniß wie in der Freiheit noch wirkt und der Gewalt, welche sie zwängt, ihr Stigma auf die Stirn heftet, noch in den Banden Königin der Welt, wie sie sich selbst nennt, fielen mir ihre Leidensgefährtinnen anderwärts ein — Doch still — die Censur möchte sich drein mischen!

Nach dem Auftreten der France mit zwei Profilen, ein altes und ein junges in einer Person, welche im Zwiespalt liegen, nach einigen andern minder interessanten, mehr localen Spottcharakteren, worunter auch die Wohlthätigkeitstheorien ohne praktische Anwendung ihre Ladung erhalten, erscheint eine wahrhaft burleske Figur, Franconi, auf einem kleinen Pferdchen von Pappe als „Museum des französischen Ruhmes, allgemeine Niederlage von Gefechten, Kanonen, Fahnen, Kugeln, Elefanten, Kamelen u. s. w.“ Stolzirend auf seinem Gäulchen und voller großer Redensarten und Rodomontaden:

Vaillance! France! guerriers! lauriers! Français! succès!
Poum! Poum! ...

läßt ihn der Verf., in diesen treffenden Strichen das ganze Gemälde gebend, ausrufen und mit großen Sprüngen abziehen, nachdem er zuvor den König der Wilden als Français begrüßt und ihm ohne Weiteres ein Ehrenkreuz auf die Brust gesteckt hat. Le diable d'argent endlich, als Alles beherrschendes Princip, schließt die Reihe und reißt Alles mit sich fort!

Wer diese ungebundene, Alles erreichende Ruthe des Spottes und des Epigrammes gewahrt, darf nicht besorgen, daß die Verkehrungen des Lebens wie der Kunst und der Wissenschaften in Frankreich die Oberhand erhalten; stets von einem aufmerksamen Wächter, der öffentlichen Meinung, der Presse und den Theatern, beobachtet und im Zaum gehalten, wachsen und gedeihen die Kräfte zu einer frischen, richtig ergreifenden und dem Pedantismus abholden Lebensfreude und Philosophie, welche der Nation eine so hohe Stellung und uns einen unbestrittenen praktischen Sinn und Werth ertheilen.

Die komische Oper leidet an der für eine Opernbühne gefährlichsten Krankheit, Mangel an Sängern und Sängerinnen, zu welchem der neuerliche Verlust ihres rühmlichst bekannten Componisten Herold hinzugetreten ist. Sie ist deshalb heute ein Gegenstand des Witzes und in den „Chemins de fer“ wird von ihr gesagt, daß sie sich vorgenommen habe, nicht mehr zu singen, sondern singen zu lassen:

Nous voulons résoudre un problème
Et prouver à nos spectateurs
Que l'opéra comique même
Peut être en vogue sans chanteurs.

Dies ist um so mehr zu bedauern, als ihre neueste Oper „Le pré aux clercs“ mit vielem Beifall aufgenommen wurde.

Die Italienische Oper, während der Entfernung der Mad. Pasta, Trauer hat, versucht vergeblich sich zu recruitiren, außerdem daß das Publicum daselbst wirklich kunstkennend ist, hat es seine Vorliebe für die Malibran als eine angenommene Sache festgestellt, und es ist daher besonders schwer für weibliche Künstler, Gnade vor ihm zu finden. Stückweise wird das Ensemble dieser Bühne nächstens wieder hergestellt, um neues Leben ganz sich winden zu lassen.

Vor Kurzem wurde „Don Juan“ aufgegriffen. Demoiselle Carl, eine Deutsche, als Donna Anna, Madame Tadolini als Donna Elvira, und Mlle. Julie Grisi als Zerline. Die Vorstellung, was besonders die Namen angeht, war nichts weniger als ausgezeichnet. Die Stimme der Mlle. Carl besitzt zwar Umfang und Schule, ermangelt aber der jugendlichen Frische und des Metalls und läßt zu sehr den Abstand der Ausführung zu der hohen Idee des größten aller Tonkünstler empfinden. Die Männerstimmen, Rubini als Ottavio, Tamburini als Don Juan — etwas steif in Spiel — und Santini als Leporello, waren vortrefflich. Sehr interessant war mir, auch hier den überall herrschenden Zwiespalt in der Beurtheilung der Rollen von Leporello und der Zerline zu beobachten. Die Einen wollen in Leporello einen charakterlosen, selbst unsittlichen Helfershelfer und Possenreißer haben, während die Andern in ihm nur einen Clown und feigen, willenlosen, aller Laune seines Herrn preisgegebenes und darum oft lächerlich werdendes Werkzeug erblicken. Wenn sicherlich der letztere der einzig richtige Charakter der Rolle ist, so hat auch Santini sie nicht völlig erfaßt, sondern das Burleske allzu sehr vorherrschen lassen. Julie Grisi hat die Zerline als reines unschuldiges Mädchen dargestellt, welche ohne Ahnung der Gefahr, die hinter den Lichtesmagen Don Juan's lauert, sich in aller Naivheit den blendenden Hoffungen und dem verführerischen Glanze des neuen Anbeters auf kurze Zeit hingibt, bis sie am Rande des Verderbens zur wahren Erkenntniß gelangt — ganz verschieden von der sehr häufigen und sehr gewöhnlichen Art, in ihr eine gefallsüchtige, kokettirende junge Dirnenlaune vorzustellen. Eine neue Oper von Bellini, nach Shakspeare's „Romeo und Julie“, welche mit vielem Theaterpomp aufgeführt wird, hat bisher keine allgemeine Anerkennung gefunden.

An der großen Oper, wo seit langer Zeit „Robert le diable“ den Vorsitz führte, und die Taglioni durch ihre dramatische Gewandtheit das Entzücken des stets gefüllten Hauses ist, wird eine neue Oper „Le bal masqué“ einstudirt. Das Sujet ist historisch und aus der Ermordung Gustav III., Königs von Schweden, entnommen. Nichts ist komischer als die Furcht, welche diese einfache Anzeige der Regierung gebracht. Die Schwingungen des Pistolenschusses auf dem Pont royal durchzucken noch so furchtbar die Hofluft, daß man in Allem, was nur die entfernteste Analogie darbietet, eine neue gedrückte Spottniederlage abwehrt. Darum hat sich denn das Ministerium in eine Reihe von Unterhandlungen mit der Direction eingelassen und will alles Mögliche gestatten, in Gottes Namen möge sie den armen Gustav III. mit Dolch oder Gift, mit Musketen, Kanonen oder Bomben ums Leben bringen, — nur nicht mit einer Pistole! das ist gar zu gräßlich — und was liegt denn an der Geschichte?! 171.

Notiz.

Der Schach von Persien, welchen eine ziemlich langweilige Muse auf seinem einsamen Thronsitze dann und wann zu beschleichen pflegt, theilte vor zwei Jahren, wenn die petersburger Zeitung keine Ironie beabsichtigte, einen Lorberkranz von ganz neuer Erfindung aus: er schenkte einem Dichter von Teheran, der eine Ode auf den Geburtstag Sr. Majestät gemacht, ein Paar Beinkleider von Hippopotamusleder ohne Naht, mit Knöpfen von Topasen. 160.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Donnerstag, — Nr. 59. — 28. Februar 1833.

Zur Kritik der Hegel'schen Philosophie.

(Beschluß aus Nr. 58.)

Das geistig Hemmende und Bannende, das ein solches abgeschlossenes Autoritätssystem als das Hegel'sche mit sich bringt, sieht man nirgend so deutlich ein wie an den ganz unter seinem Einflusse arbeitenden Schülern und Anhängern dieses Philosophen. Leider hat sich auch Göschel in der neuesten Zeit völlig in die Schranken des Systems einengen lassen und dadurch seinen selbständigen und geistreichen Charakter, der sich in seiner ersten Schrift: „Aphorismen über Nichtwissen und absolutes Wissen u. s. w.", so viel versprechend offenbarte, bedeutend geschwächt. Damals bewegte er sich selbst, der Hegel'schen Philosophie gegenüber, in eigenthümlichen Betrachtungen und Forschungen, die rein und frei dem Wege der geistigen Wahrheit nachgingen und sich nur durch sich selbst und den Gedanken, aber durch keine ängstliche Beziehung auf ein gegebenes System bedingen ließen. Jetzt zeigt er sich in seiner oben namhaft gemachten Schrift: „Hegel und seine Zeit, mit Rücksicht auf Göthe", in vollkommener Identität mit der Philosophie, die er darin erläuternd und apologetisch darstellt und als das Universalsystem aller menschlichen Speculation zu verherrlichen sucht; und es ist erstaunlich zu sehen, wie abgefallen und gewissermaßen entkräftet sich jetzt bei diesem absichtlichen Streben, sein Denken überall mit dem Princip des Systems in Einklang zu setzen, alle seine Entwickelungen ausnehmen, die man sonst mit beiweitem mehr geistiger Frische und Fülle gepaart bei ihm anzutreffen gewohnt war. Dazu kommt, um diese neueste, der Erklärung und Rechtfertigung seines Meisters gewidmete Schrift völlig unleidlich zu machen, ein ästhetisirendes Schön- und Wichtigthun mit Göthe, das er sich ebenfalls aus der Hegel'schen Schule herübergenommen und angeeignet hat. Man konnte es oft mit Verwunderung von Hegel's Anhängern vernehmen, wie sie bei jeder nur ersichtlichen Gelegenheit bestrebt waren, Sätze und Paragraphen ihres Meisters mit Aussprüchen und poetischen Sentenzen Göthe's zu parallelisiren und so eine Scheineinheit zwischen dem Dichter und Philosophen bemerklich zu machen, gleichsam als fühlten sie das Bedürfniß, dadurch nachzuweisen, daß ihrer Philosophie das poetische Element, das ihr, unsers Erachtens, freilich so sehr mangelt, keineswegs ein entgegengesetztes sei. So besteht denn auch diese „Rücksicht auf Göthe", in welcher Göschel, dem Titel seiner Abhandlung zufolge, Hegel betrachten will, ist nichts Anderm als in ziemlich gewaltsam herbeigezogenen Versen und Citaten aus Göthe's Dichtungen, wie sie grade in den Kram der Schule taugen, namentlich aus dem „Faust", der in dieser Weise oft Parallelstellen hergeben muß, obwol doch am Tage liegt, daß der Dichter grade dies Werk in einem andern Sinne geschaffen, als um der abstracten Philosophie dadurch eine Schutzwehr zu bereiten. Ist nicht der „Faust" vielmehr eine polemische Tragödie gegen die Verirrungen und Anmaßungen der Speculation? Und ist es nicht blos die Sophistik der Eitelkeit und Selbstverblendung, wenn die Schule sich bemüht, Stellen aus diesem Gedicht, welches in seinem ganzen Geiste grade gegen sie zeugt, zu ihrer eignen Verherrlichung zu deuten? Göthe hatte sich dem Urheber dieser Philosophie persönlich freundlich geäußert, aber wir glauben schwerlich, daß er auch nur ein einziges Buch Hegel's zur Hälfte durchgelesen oder sich überhaupt mit der innern Natur seines Systems wirklich bekannt gemacht hat. Eine Wahlverwandtschaft zwischen der Hegel'schen Philosophie und der Göthe'schen Poesie dürfte mindestens nur eine sehr zufällige und unwesentliche sein. Wenn sie, um sie an einem bestimmten Gegenstand anzuknüpfen, vornehmlich auch in der Naturbetrachtung Beider, die angeblich viel Gemeinsames darbieten soll, gesucht wird, so hat es uns doch nie gelingen wollen, uns damit einverstanden zu machen. Göthe's heiter-praktische, sinnigforschende Ansicht der Natur steht mit der Hegel'schen trüben, die gewissermaßen nur eine logische Verhöhnung des natürlichen Lebens ist, unmöglich in einer tiefern Beziehung als höchstens nur durch zufällige Particularitäten einzelner Aussprüche. Wo aber fänden sich nicht verwandte Einzelheiten selbst innerhalb der verschiedenartigsten Sphären? So dürfte auch der Nachweis der Wahlverwandtschaft beider Geister ein zu allgemeiner sein, daß sie nämlich, wie Göschel bemerklich gemacht, mit ihren Bestrebungen Beide ganz nur in der Gegenwart, im Diesseits lebten, und auch Göthe wie Hegel, dem nur das Wirkliche das Vernünftige und das Vernünftige das Wirkliche war, von allen transcendentalen Verirrungen frei geblieben sei. Doch genug von dieser belachenswerthen Affectation der Hegel'schen Schule, sich mit dem

größten Dichter Deutschlands zu verbrüdern! Wie sehr übrigens jetzt Göschel ganz zu den blos nachbetenden Schülern Hegel's zu rechnen sei, beweisen auch in seiner neuesten Schrift die Erörterungen über Poesie, Ironie und Humor, die so wörtlich mit Dem übereinstimmen, wie sich Hegel selbst in seinen Collegien darüber zu äußern pflegte, daß sie uns wie ein Wiederhall gemahnen. Die Behandlung und Auffassung dieser Gegenstände war bekanntlich die schwächste Seite Hegel's; aber doch von ihm wegen der Verhältnisse seines Naturells das nun einmal nicht mit Kunstsinn begabt war, wenigstens zu erdulden. Unerträglich wird es dagegen, von seinen Schülern dies Geschwätz mit allen Einzelheiten immer wiederholt zu sehen. Wie schlecht steht ferner einem auf so untergeordneter Stufe befindlichen Schriftsteller wie Göschel das spöttische Vornehmthun gegen Jean Paul und dessen „gefühlvollen" Standpunkt (s. S. 28 seiner Schrift); aber auch diese Polemik ist ihm nicht einmal eigenthümlich, sondern es gehörte, wie Jeder weiß, zu den Launen des verewigten Hegel, sich gegen Jean Paul, den er in seinen Vorlesungen über Aesthetik als „trivial" kurz abfertigte, etwas gehen zu lassen. Was endlich den apologetischen Theil der Göschel'schen Schrift anbetrifft, worin er es unternimmt, Hegel's System gegen die Angriffe der Kritik zu vertheidigen, so läßt er dem von uns unter Nr. 5 aufgeführten Buche von J. H. Fichte, gegen das er sich vornehmlich wendet, wol eine zu flüchtige und nichtachtende Würdigung widerfahren.

Unsers Erachtens ist der Hegel'schen Philosophie nie eine geistreichere und gründlichere Kritik zu Theil geworden als in den beiden genannten Schriften von C. H. Weiße und J. H. Fichte, und wir bekennen dankbar, aus denselben für das Verständniß des gegenwärtigen Standpunktes des Philosophirens Vieles gelernt zu haben. Sie scheinen Beide in den Resultaten ihrer Kritik darin übereinzustimmen, daß das durch Hegel Gewonnene nur die Form des Realen ist, und somit haben sie sich in ihrer Anknüpfung an das Hegel'sche System ohne Zweifel den richtigsten Gesichtspunkt eröffnet, um von hier aus, nachdem sie den Anfang des eignen Philosophirens gefunden, auf dem Wege der Speculation selbständig weiter zu gehen und der Wissenschaft die dem Zeitbedürfniß nunmehr angemessenste Stellung zu geben. Die Abhandlung von Weiße ist beiweitem klarer und anschaulicher geschrieben als alle seine frühern Schriften, die wir von ihm gelesen, und in denen er, wenn wir nicht irren, sich noch zu sehr durch das Bestreben fesseln ließ, die Strenge der Hegel'schen Methode in seinen Entwickelungen durchzuführen. Seine hier gegebene Darstellung von dem Verhältniß der allgemeinen Cultur und Bildung einer Zeit zur Philosophie, und namentlich der Hegel'schen in Vergleich mit den ihr vorhergegangenen, ist reich an den ausgezeichnetsten und tiefgreifendsten Betrachtungen. Die Grundzüge, die er zum Schluß von seinem eignen System der Philosophie zusammenstellt, wagen wir nicht eher zu beurtheilen, bis wir sie in vollständiger Entfaltung ausgeprägt erhalten werden; doch so viel ist jetzt schon ersichtlich, daß hier von einem bestimmten und zeitgemäßen Fortschritt im Philosophiren die Rede ist.

Von Hause aus mit einem bedeutenden wissenschaftlichen Darstellungstalent ausgerüstet, tritt J. H. Fichte auf, und schon der Besitz dieses Talents, das der Philosophie bisher so selten zu gute gekommen, erregt von seinen Bestrebungen eine erfreuliche Hoffnung. Auch er geht in seiner scharfsinnigen und von wahrhaft speculativem Geist durchdrungenen Schrift davon aus, daß von nun an von keinem Autoritätssystem in der Wissenschaft mehr die Rede sein könne, sondern daß eine freiere Periode des Denkens angebrochen sei. Wir sind begierig, in dem versprochenen zweiten Theil seines Buches die positive Gestalt, in welcher er sich in der Philosophie darstellen wird, entwickelt zu sehen, und die Bedeutsamkeit derselben kündigt sich uns schon in den vorläufigen Bestimmungen an, die Fichte dem philosophischen Erkennen überhaupt gibt, indem er dasselbe in das Anschauen, das Erleben setzt; und wer möchte zweifeln, daß dies nicht fortan der nächste, zeitgemäße und lebensvollere Standpunkt in der Philosophie sein werde, da von allen Seiten in der Zeit auf ihn hingewiesen wird. Dieser Standpunkt beruht eigentlich schon in Steffens und der Persönlichkeitsphilosophie desselben und wurde einmal in d. Bl. als der Standpunkt der Vernunftanschauung bezeichnet. Er bedarf aber ohne Zweifel noch einer strengern wissenschaftlichen Begründung, als ihm bereits in Steffens zu Theil geworden ist. Durch ihn entwickelt sich auch der höhere Sinn einer innern Erfahrung der Idee, die an die Stelle des bisherigen dialektischen Construirens der Begriffe treten muß, worauf wir ebenfalls bei Fichte schon hingedeutet finden.

Wenn solche Männer wie Fichte und Weiße an die Spitze der neuen Bewegung treten, welche sich in der Wissenschaft wie im Cultur- und Kunstleben unserer Zeit in der nächsten Zukunft zu gestalten scheint, kann man derselben nur mit der Erwartung einer wirklichen Förderung in der Wahrheit und Erkenntniß entgegensehen; und es wäre nur zu wünschen, daß sie auch in der Formgestaltung ihrer Ansichten von einer zu schulmäßigen, methodischen und systematischen Strengwissenschaftlichkeit möglichst abstrahirten und sich, ohne in die flache Popularität auszulaufen, hinsichtlich deren bei ihnen keine Gefahr wäre, doch der geistigern und kunstmäßigern, wenn wir so sagen dürfen, befleißigten; denn daß die philosophische Wissenschaft in ihrer Darstellung etwas von der Kunst borgt, kann ihr nur zu ihrer Wirksamkeit im Leben dienlicher sein. 88.

Ueber Algier.

Ein Herr Aynard de la Tour du Pin tadelt in der „Revue encyclopédique" das Verfahren der französischen Regierung bei der Colonisation Algiers mehrfach und, wie es scheint, mit Sachkenntniß. Die wesentlichste Beschuldigung trifft die Regierung freilich in dem aus der charakterlosen europäischen Politik überhaupt entsprungenen übeln Umstande, daß sie nicht gleich sagte: Algier ist und bleibt eine französische Colonie. „Hätte sie dies gethan und nicht vom Anfange herein die neue Erobe-

rung durch die Ungewißheit, in der sie ihr künftiges Schicksal ließ, gewissermaßen in Belagerungszustand versetzt, so würde sie ihr die Aufmerksamkeit speculativer Capitalisten zugewendet haben, die immerdar entweder zu ängstlich oder zu verwegen sind; sie hätte so keine Bevölkerung nach Algier gezogen, die die Colonie unmöglich in Aufnahme bringen kann..... Deutsche Rheinländer und Schweizer wanderten auf Treue und Glauben irgend eines Journalartikels aus ihrer Heimat nach Algier aus, sowie früher ihre Landsleute nach Amerika, verzehrten unterwegs das Wenige, was sie zu Hause aus dem Verkauf ihrer Habseligkeiten gelöst hatten, und suchten Arbeit, wo sie statt deren nur Almosen fanden. Unzähligen Franzosen aus allen Departements, Handwerkern, Ackerbauern, Taglöhnern, erging es nicht besser als diesen Unglücklichen. Selbst ohne die Mittel, sich das nöthige Geräth zu Urbarmachung des Bodens anzuschaffen, fielen sie der Behörde zur Last, die sie ernähren und nothwenigerweise demoralisiren mußte, denn sie gewöhnte sie also an den Müßiggang und verschuldete selbst, daß diese Menschen jetzt Arbeiten scheuen, die sie vorher als eine Wohlthat würden angenommen haben, ja daß sie schon anfangen, Bedingungen vorschreiben zu wollen. Man hüte sich wohl, sich in ihnen eine Generation Lazzaroni zu erziehen, denn unter einem so glühenden Himmel, auf so fruchtbarem, üppigem Erdboden ist auch der Müßiggang, wohl zu bemerken, ein natürliches Erzeugniß."

„Zu dieser ersten Classe der Bevölkerung Algiers kommt leider eine andere noch verderblichere. Man muß die afrikanischen Küsten gesehen haben, um sich von dem Gesindel aller Art einen Begriff zu machen, das aus den französischen, spanischen, italienischen und griechischen Seehäfen in die ägyptischen, nach Algier und Tunis hinübergekehrt oder ausgespien wird. Es hat kein Vaterland, spricht keine einzige Sprache, weil es alle spricht, hat kein Gewerbe, weil es sich nach und nach in allen versucht haben will. Man muß einen solchen Abenteurer selbst hören und sehen, wie er seine klägliche Lebens- und Leidensgeschichte vorträgt, entweder von einem deutschen Fürsten, oder von dem Paschа von Aegypten, oder vom Papste als ein Märtyrer der Freiheit und Gleichheit verfolgt und vertrieben sein will und doch keinen seiner Mitbrüder ansichtig werden kann, ohne ihm in das Gesicht zu lachen. Nimmt man zu dieser großen, durch den starken Willen, auf Anderer Kosten zu leben, innig verbundenen Nomadenschar noch die vielen unglücklichen Speculanten aller Welttheile, die nach Algier strömen, um sich dort abermals zu ruiniren, wie sie sich schon allerwärts ruinirt haben, so gewinnt man ein ziemlich getreues Bild der Zustände der Colonie."

„Die nächsten Folgen sind, daß die Stadt unter einem Heere Wucherer, Agioteurs, Intriguanten und Unterhändler erseufzt, in deren Händen jedes Unternehmen verunglückt, weil es ihnen an Ordnung, Redlichkeit und öffentlichem Ansehen und Credit gebricht, und daß die Felder wüst und unbebaut stehen.... Man erblickt zwar allerwärts, wohin das Auge von den herrlichen Heerstraßen abschweift, die durch den Fleiß der Soldaten erstanden sind, die schönsten Landschaften, die reichste Vegetation, höchst selten aber sind die Spuren europäischer Cultur. Nur hier und da sieht man bei Landhäusern, von Türken oder Mauren auf Franzosen vererbt, einige Stücke Feld mit Korn besät oder mit Kartoffeln bepflanzt. Oder es tritt mitten aus dem Gebüsch eine auf europäische Art neu erbaute, von einer Familie in nordischer Kleidung bewohnte Hütte hervor, mit denen freilich zuweilen, da solche Niederlassungen gewöhnlich in der Nähe und unter dem Schutz eines Lagers, eines Postens, eines Blockhauses entstehen, der Fall eintritt, daß sie, wenn diese etwa wo anders hin oder weiter vor verlegt werden, in kurzer Zeit ein zerstörtes blutbespritztes Gemäuer geworden sind, unter dessen Schutt die von dem Yatagan der Beduinen gräßlich verstümmelten Leichname seiner ehemaligen Bewohner begraben liegen. Sogar die von der Regierung in löblicher Absicht bewirkte allzugroße Zerstückelung der Ländereien, die sie zu Spottpreisen, gegen einen geringen Grundzins meistentheils weggab, wirkt hier nachtheilig ein, weil der oft ganz unbemittelte Eigenthümer nicht im Stande ist, dem Boden irgend einen Ertrag abgewinnen und nur mit seinen übertriebenen Foderungen zur Abtretung seines Besitzthums im Wege steht, wenn einmal ein Kapitalist ein großartiges Unternehmen beabsichtigt."

„Die Colonie würde dennoch einen ganz andern Anblick darbieten, hätte die Regierung ihre Leitung nicht so gänzlich dem Zufall anheim gestellt. Es kam ihr zu, die Erzeugungskraft des Landes auf alle Weise im Interesse Europas und der Colonisten zu entwickeln. Einige Kartoffel- und Kornpflanzungen reichen allerdings nicht zu Erhaltung einer algierischen Niederlassung zu. Anstatt der Fruchtbarkeit des Bodens durch die Unwissenheit der Anbauer Eintrag thun zu lassen, die häufig Weingärten anlegen, wo sich Getreidefelder hingehören, und Korn säen, wo Zuckerplantagen gedeihen würden, hätte sie selbst vorher die Eigenschaften des Bodens überall untersuchen und strenge Aufsicht darnach über die Anpflanzungen führen sollen. Ueberdies will die Fruchtbarkeit des Bodens in manchen Strecken unterstützt und erst hervorgerufen werden, bald durch Abzugskanäle, wo er zu sumpfig ist, bald durch Wässerungskanäle soll er zu doppelten und dreifachen jährlichen Ernten ergiebig werden. Aber die Regierung hat diese nothwendigen Vorsorgen vernachlässigt und der Anbau der planlosen Willkür jedes Einzelnen anheim gestellt. Ein anderer Grund, warum die Anpflanzungen nicht gedeihen, liegt in dem fest bestimmten Tagelohn, der sich im Gegentheil hier nach der Arbeit richten sollte, um zum Fleiße anzuspornen, wo die Natur des Klimas der Abspannung und dem Nichtsthun so förderlich ist. Für die Sicherheit der Bevölkerung hätte man endlich dadurch mehr sorgen können, daß man sie gewöhnt hätte, in großen Gebäuden oder Niederlassungen beisammen zu wohnen und eine geordnete Bewaffnung und gegenseitige Vertheidigung zu Ersparung von Truppen unter sich einzuführen."

Dies sind einige Züge von dem wirklichen Zustande Algiers und der Beschaffenheit, in der sich die Colonie befinden könnte und sollte. 153.

Neuere englische Literatur.

1. Lives of illustrious and distinguished Scotsmen, from the earliest period to the present time, arranged in alphabetical ordre, and forming a complete scottish biographical dictionary. By *Robert Chambers*, author of „The picture of Scotland" etc. Embellished with splendid and authentic portraits. Erster Theil. Glasgow und Edinburg 1832.

Herr Chambers, ein ausgezeichneter Kenner der schottischen (seiner vaterländischen) Geschichte und Verhältnisse, von dem englische Blätter sagen, daß vielleicht noch Niemand in seinem Alter mit etwas Aehnlichem so vertraut gewesen sei, wie er mit den Annalen Schottlands, hat es unternommen, gedrängte aber vollständige Lebensbeschreibungen von denjenigen seiner Landsleute zu liefern, die sich in irgend einem Wirkungskreise Ehre und Ruhm erworben haben. Zur Bequemlichkeit der Leser wählte er die alphabetische Ordnung. Und diesem ersten Bande des erwähnten Werkes nach zu urtheilen, sowie nach Allem, was sonst über den Verf. verlautet, ist er ganz der Mann darnach, um Wort zu halten. „Konnte Schottland je einen Schriftsteller ausschließlich sein nennen, so ist dies bei Hrn. Chambers der Fall", bemerkt der „Dumfries courier." Auch dieses letzte seiner Werke ist durchaus national und verspricht gleichzeitig ein glänzendes Denkmal seines enthusiastischen und geistreichen Sammlerfleißes zu werden. Die Ideen, das Streben und die Thaten glänzender Vorfahren sind trefflich geeignet, die Mit- und Nachwelt zum Nacheifer anzuspornen und mit der mannichfaltigsten Belehrung zu bereichern. In Werken wie das obige wird dieser edle Stoff für Jahrhunderte zur nimmer versiegenden aber stets belebenden Quelle verwandelt, und die Beschränkung derselben auf einen bestimmten Ra-

tionalkreis, hier Schottland, macht sie gewissermaßen zu Bewahrern des Ebelsten, was dem Nationalcharakter eines Volkes eigen ist. Ermuthigend wirkt es übrigens auf jedes emporstrebende Gemüth, den Genius über die ungünstigsten Verhältnisse triumphiren zu sehen, und die schottische Geschichte ist an Beispielen der Art mindestens nicht ärmer als irgend eine. Männer wie Knox, Wallace, Buchanan, Burns hat sie viele aufzuweisen.

Dieser erste Band geht von A bis C (Abercrombly — Creech). Die artistische Behandlung der Portraits ist untadelhaft, und man sieht sogleich, daß sie authentisch sind, so sprechend ist der Ausdruck der meisten.

2. The lives and exploits of banditti and robbers in all parts of the world. By *C. Mac Farlane*. Zwei Bände. London 1838.

Der Verf. von „Constantinople in 1829" und „The romance of italian history" hat es bei diesem seinem neuesten Werke offenbar mehr auf die Unterhaltung der Leser abgesehen als auf historisch treue Erzählung und Untersuchung der Entstehung, Organisation und sonstigen Verhältnisse der Räuberbanden, welche ehemals die öffentliche Sicherheit so vieler Länder gefährdeten und noch jetzt den Behörden zum Trotz an manchen Orten ihr Wesen treiben. Obgleich er demnach vorzugsweise kühne Abenteuer, die Aufmerksamkeit spannende Begebenheiten und Anekdoten, ohne sonderlich auf den Zusammenhang zu achten, aus jener düstern Sphäre des Lebens mittheilt, hat er doch den Fehlgriff vermieden, durch Verfälschung der Wahrheit eine unwürdige Sympathie für zwar bedauernswerthe, aber zur Hefe und zu den Feinden der Menschheit gehörende Wesen zu erregen. Der Anziehungskraft, welche Raub- und Mordgeschichten auf jedes Alter ausüben, geschieht dadurch kein Abbruch. Der Unterschied liegt nur darin, daß auch der obenhin Lesende, anstatt sich schwankenden Eindrücken hinzugeben, von der ganzen Kraft der schaudererregenden Wahrheit erschüttert wird. Eins nur haben wir noch zu bemerken. Die Zusammenstellung so vieler einander oft sehr ähnlichen Verbrechen ermüdet endlich den Leser, und zwar hauptsächlich darum, weil ihr Hrn. Mac Farlane's oben angedeutete Weise der Darstellung jenes tiefere Interesse benommen hat, welches allein im Stande ist, für diese Einförmigkeit zu entschädigen. S.

Das Leben auf dem Lande.

Das Große, Herrliche und Schöne im Anblicke der Natur empfinden, sich dessen so deutlich und klar bewußt werden, daß, was man empfindet, in Worte übergetragen werden und gleiche Empfindungen wecken kann, setzt schärfere Sinne, empfänglichere Auffassungskraft und ein leichter bewegliches Herz voraus, als Viele besitzen. Dem befreundeten, verwandten Geiste und Herzen gleichsam nachblicken, mit ihm eine Empfindung theilen ist — und das ist wohlthätige Einrichtung — fast Allen möglich. Lebhaftere, gewaltigere Gefühle leben im Herzen, das, versunken in stille Betrachtung der Natur, und gehoben dieselben über die Lippen drängt und jedes andere zu beleben sich sehnt. So sind alle die mehr und minder Empfänglichen fähig, mittelbar oder unmittelbar aus dem Labequell der Natur zu schöpfen Freude und Wonne, sich zu erheben vom Sichtbaren zum Unsichtbaren. Ein unsichtbarer Lehrer schlägt das große Buch auf und unterrichtet alle Erdbewohner. Gewiß werden die Edlern unsers Geschlechts einer kleinen zum zweiten Mal erneuerten Schrift der gefühlvollen Ernestine von Krosigk unter dem einfachen Titel: „Ländliche Stunden" (Berlin, Hold, 1832, 8., 12 Gr.), in dieser Rücksicht ihre Aufmerksamkeit schenken. Sie kennen sie schon als eine theilnehmende Freundin der Leidenden, die nicht allein selbst gelitten hat und fremde Leiden zu lindern strebte, sondern auch Allen, die des Lebens große Aufgabe, Liebe zu üben an Unglücklichen, Kranken, eine treue Lehrerin durch ihre Schrift: „Ueber den Umgang mit Leidenden. Seitenstück zu Wolf Freiherrn von Knigge's Ueber den Umgang mit Menschen" (Berlin 1836), geworden ist. Wie die edle Verfasserin hier die Welt der Leidenden jeder Art, jedes Standes, jedes Alters in einem großen Gemälde überblickt, wie sie auch den stillen Kummer, der in manchem Herzen wühlt und wogt, berührt, aber auch mit sanftern Worte ihn besänftigt, mit kräftigem Troste ihn beschwört, so hat sie in der vorliegenden Schrift von kleinerm Umfang die Majestät und Herrlichkeit der Schöpfung in treuen Bildern nachgezeichnet und in das Herz Derer, die sie aufmerksam beschauen, Glaube, Liebe und Hoffnung reichlich gegossen.

Die Darstellungsgabe der Verf. ergreift das Gemüth, weckt Empfindungen und Gefühle, die den Kummervollen aufrichten, den Gedrückten mit der Erde Bürden versöhnen, dem Muthlosen Vertrauen einflößen, den Unglücklichen erheitern, die Welt mit ihren Erscheinungen verklären und das Auge nach Oben richten. Wir nennen diese Naturbetrachtungen gern gemüthlich, wenn der Begriff dieses Wortes nicht zu sehr schwankte. Verwandt ist das Sanfte, Weiche, Ergreifende der Darstellung der Rednergabe eines hoch gefeierten, nun geschiedenen Kanzelredners, des Propstes Hanstein, der man Gemüthlichkeit zuschrieb. Ihm war die erste Ausgabe dieser Schrift geweiht, die zweite seinem Andenken. Die Gegenstände des Landlebens, welche hier von ihrer freundlichsten Seite beleuchtet worden, sind nicht alle gleich umfassend und gleich reich an Dem, was dem Herzen wohlthut. Es ist die Natur, der Schöpfer, die Flur, der Hain, das Feld, der Garten, die Ernte, die Weinlese, die Wohnung des Landmanns, der Ruhetag, der Kirchhof, die hier so treu und wahr als lehrreich und anziehend geschildert werden. Wir wollen nicht richten über die ausgewählten Gegenstände, nicht prüfen, ob sie unter dem Namen „Ländliche Stunden" begriffen werden können. Dürfen wir der Verf. wegen der Aufeinanderfolge der Gegenstände, welche dem umfassendern vor den beschränktern, oder besser umgekehrt, den Vorrang anweist, zürnen? Dieses und Jenes nicht. Nur das Wahre und Schöne im Gedanken und Ausdruck bemerklich zu machen, zieht. Die Wohnung des Landmanns (S. 53), unter welchem der Gutsherr oder Pächter verstanden wird, das Leben in ihr und ihren Umgebungen, die Menschen vom Haupte bis zum niedrigsten Dienstboten, die Thiere in den Ställen und im Hofe, ihr Werth und ihre Nutzbarkeit, die Arbeiter des Feldes, und was sonst hierher noch gezogen worden, umfaßt die Betrachtung. Sie wird anziehender dadurch, daß sie in die letzten Arbeitsstunden der Woche verlegt ist. Ein schönes, ansprechendes ländliches Bild! Der Wunsch, so zu wohnen, so zufrieden zu leben wie die Menschen hier, steigt unwillkürlich aus des Herzens Tiefe. Bestätigte doch die Erfahrung des Bildes Wahrheit! Im Hause des greisen, wohlhabenden, ehrlich-treuen Deutschen mag man's noch so finden, aber doch selten, gar zu selten im Hause des Pächters, der entweder durch allerlei Künste die Forderungen des Eigenthümers befriedigen muß, seine nicht unbedeutenden Bedürfnisse aber auch stillen will, oder den ein reicher Vater zum Erben großer Reichthümer machte. Die alte gute Haussitte, woran dieses Bild erinnert, ist entschwunden; Modesucht und Prunk hat die alten braunen Nußbaumgeräthe in die Polterkammer verwiesen; fremde Erdtheile haben mit ihren Erzeugnissen den Gaumen verwöhnt, das Leben gesteigert; die stille rege Thätigkeit hat das Wohlleben verdrängt; Eigennutz und Habsucht haben das Band innigen Vertrauens, das sonst alle Hausgenossen an den Hausherrn knüpfte, zerrissen. Wie ist das Jetzt ganz anders als das Sonst! Wenn der Reiz dieses schönen ländlichen Gemäldes auch nur Einen der vom Prunkgeiste der Zeit Ueberwältigten ergreift, nur Eines und das Andere aus der alten Zeit in die neue — denn nicht alles Alte ist empfehlenswerth — verpflanzt und Einfachheit in der Lebensweise, Zufriedenheit im Herzen, Liebe und Vertrauen unter die Hausgenossen zurückruft, so hat das kleine Landbüchlein, wie billig es auch gekauft werden kann, einen unendlich hohen innern und äußern Werth. 19.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

1833.

Monat März;

enthaltend
31 Blätter: Nr. 60—90, 1 Beilage: Nr. 3, und 2 literarische Anzeiger: Nr. VI und VII.

Zur Nachricht.

Von dieser Zeitschrift erscheint außer den Beilagen täglich eine Nummer und ist der Preis für den Jahrgang 12 Thaler.

Alle Buchhandlungen des In- und Auslandes nehmen Bestellung auf diese Zeitschrift an; ebenso alle Postämter, die sich an die königl. sächs. Zeitungsexpedition in Leipzig, das königl. preuß. Grenzpostamt in Halle, oder das fürstl. Thurn und Taxische Postamt in Altenburg wenden.

Die Buchhandlungen, welche ihren sich für diese Zeitschrift eignenden Verlag schnell angezeigt wünschen, werden wohl thun, von ihren Neuigkeiten ein Freiexemplar an die Redaction derselben einzusenden.

Gegen Vergütung von 3 Thlr. werden Anzeigen, Antikritiken und dergl. den Blättern für literarische Unterhaltung, und gegen Vergütung von 1 Thlr. 12 Gr. der Isis beigelegt oder beigeheftet, indeß kann die Verlagshandlung eine Verantwortlichkeit für diese fremden Anzeigen in keiner Art übernehmen.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1833.

Inhalt.

Nr. 60. Zur Nachricht. — Ueber die Lage der Juden in Preußen. — Meine Reisen und meine fünfjährige Gefangenschaft in Algier, von S. F. Pfeiffer. Mit einer Vorrede vom Herrn Prof. Schmitzenner. — Notiz.

61. Ueber die Lage der Juden in Preußen. (Fortsetzung.) — Topographie der freien und Hansestadt Hamburg, von F. H. Nebbermeyer. — Correspondenznachrichten aus Pittsfield in Nordamerika. Von W. Pirscher. — Literarische Notiz.

62. Ueber die Lage der Juden in Preußen. (Beschluß.) — Un spectacle dans un fauteuil, par M. A. de Musset. — Correspondenznachrichten aus Pittsfield in Nordamerika. Von W. Pirscher. (Beschluß.) — Literarische Anzeige.

63. Zur Geschichte der öffentlichen Meinung in Deutschland. Von W. Schulz. Erster Artikel. — Ueber die belgischen Ackerbaucolonien. — Notice sur le comte Capodistrias.

64. Lucretia Borgia, Drama in drei Acten von V. Hugo. — Kritische Versäumnisse in Beziehung auf Göthe und Jean Paul.

65. Lucretia Borgia, Drama in drei Acten von V. Hugo. (Beschluß.) — Neuestes Gemälde von Australien. Von G. A. Wimmer. Auch unter dem Titel: Schilz, Allgemeine Erdkunde u. s. w. Dreißigster Band. — Literarische Anzeige.

66. Geschichte der Erziehung und des Unterrichts in welthistorischer Entwickelung. Von F. Cramer. Erster Band. — Geschichte des deutschen Kirchenliedes bis auf Luther's Zeit. Ein literar-historischer Versuch von H. Hoffmann. — Notizen.

67. Geschichte der Erziehung und des Unterrichts in welthistorischer Entwickelung. Von F. Cramer. Erster Band. (Beschluß.) — Ueber Kometen. (1. Betrachtungen über die Bewegung und die Natur der Kometen nebst ihrer Einwirkung auf unsere Erde im Allgemeinen und insbesondere über den Kometen, welcher im Jahre 1832 erscheint und eine Umlaufszeit von 9½ Jahren hat. Von Arago. 2. Ueber den gefürchteten Kometen des gegenwärtigen Jahres 1832 und über Kometen überhaupt. Von J. J. Littrow. 3. Der zu erwartende große Komet nebst Darstellung seiner Eigenschaften und möglichen Wirkungen auf unsere Erde, desgleichen auch Betrachtungen über den Einfluß des Mondes auf die Veränderungen unserer Atmosphäre, und noch überdies ein Verzeichniß der sichtbaren Sonnenfinsternisse und beweglichen Festtage von dem Jahre 1833—1900.) — Skizzen aus Polen. Aus der Brieftasche eines polnischen Offiziers. — Literarische Notizen.

68. Zur Geschichte der öffentlichen Meinung in Deutschland. Von W. Schulz. Zweiter Artikel. — Die Naturreligion. Ein philosophisch-historischer Versuch von K. Rosenkranz. — Literarische Anzeige.

69. Rossini's „Torquato Tasso". Von Karl Witte. — Nachlese zur Taschenbücherschau für 1833. (1. Alpenrosen. 2. Musenalmanach, eine Neujahrsgabe für 1833. Herausgegeben von H. Künzel und F. Mey. 3. Cäcilie, ein Taschenbuch für Freunde der Tonkunst, herausgegeben von Lyser.) — Der Papst und die Freiheit. Von einem Rheinländer. — Literarische Notizen.

70. Rossini's „Torquato Tasso". Von K. Witte. (Beschluß.) — Anregungen. Erste Nummer. Auch unter dem Titel: War Shakspeare ein Christ? Shakspeare war nicht ganz Shakspeare. Oder über das christliche Princip in der romantisch-dramatischen Poesie. Von F. Feigart. — Correspondenznachrichten aus Berlin. — Literarische Notiz.

Beilage Nr. 3. Historische Denkwürdigkeiten Sr. Eminenz des Cardinals Bartholomäus Pacca über seinen Aufenthalt in Deutschland in den Jahren 1786—94, in der Eigenschaft eines apostolischen Nuntius in den Rheinlanden, residirend zu Köln. Von ihm selbst geschrieben. Mit einem Anhange über die Nuntien und geschichtlichen Documenten. Aus dem Italienischen nach dem soeben in Rom erschienenen Original übersetzt. — Geschichte der Regierung Ferdinand I. Aus gedruckten und ungedruckten Quellen herausgegeben von F. B. v. Buchole. Dritter Band. — Meine Reisetage in Deutschland, Frankreich, Italien und der Schweiz. Von W. Seyffarth. Dritter und vierter Theil. — Geschichte des Landes Glarus, mit theilweiser Hinsicht auf die Geschichte der gesammten Eidsgenossenschaft, von J. P. Kubli. Erster Theil.

Nr. 71. Ein Wort über deutsche Briefsteller, mit besonderer Beziehung auf Gellert's, Forster's, Baggesen's Briefsammlungen. Von Franz Horn. — Statistik der Buchdruckereien und Buchhändler in Frankreich. — Martha. Andenken an eine einzige und geliebte Schwester. Von A. Reed. Aus dem Englischen frei übertragen. In besonderer Beziehung auf die Bildung des weiblichen Geschlechts. — Literarische Notizen.

72. Ein Wort über deutsche Briefsteller, mit besonderer Beziehung auf Gellert's, Forster's, Baggesen's Briefsammlungen. Von F. Horn. (Fortsetzung.) — Annuaire du Bureau des longitudes pour l'année 1833. — Eine Reverenz aus dem Criminalrecht.

73. Ein Wort über deutsche Briefsteller, mit besonderer Beziehung auf Gellert's, Forster's, Baggesen's Briefsammlungen. Von F. Horn. (Fortsetzung.) — Topographisch-statistisches Lexikon vom Königreiche Baiern, oder alphabetische Beschreibung aller im Königreiche Baiern enthaltenen Kreise, Städte, Märkte, Dörfer, Weiler, Höfe, Schlösser, Einöden, Gebirge, vorzüglichen Berge und Waldungen, Gewässer u. s. w., von J. A. Eisenmann und C. Fr. Hohn. Zwei Bände. — Notizen.

74. Ein Wort über deutsche Briefsteller, mit besonderer Beziehung auf Gellert's, Forster's, Baggesen's Briefsammlungen. Von F. Horn. (Beschluß.) — Correspondenznachrichten aus Paris. — Literarische Notizen.

75. Geschichte Europas seit dem Ende des 15. Jahrhunderts von F. v. Raumer. Erster Band. — Romanenliteratur. (1. Der Ultra und der Liberale, und Die weiße Frau. Ausgewählte Erzählungen von Karoline von Woltmann. 2. Wittekind. Ein Gemälde altdeutscher Heldenzeit. Von Z. Stark. Vier Theile. 3. Helgoland. Ein Seemärchen von Demselben. 4. Der Graf von Villamajor, oder Spanien unter Karl IV. Von Montonval. Aus dem Französischen von L. Kruse. Vier Theile. 5. Die Königsbraut. Historischer Roman aus der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts. Von L. Storch. Zwei Bände. 6. Novellen von Henriette Wilke. Zweiter und dritter Band.) — Flugschriften. (1. Volks- und Völkermoral. Politisches Glaubensbekenntniß von F. J. Buß. 2. Versuche zu sehen oder Blicke auf die Vergangenheit, Gegenwart und in die Zukunft. Von J. G. Dissling. 3. Ueber die Ehe. Ein Wort in Laune und Ernst.)

76. Geschichte Europas seit dem Ende des 15. Jahrhunderts von F. v. Raumer. Erster Band. (Fortsetzung.) — Geschichte der neuern deutschen Poesie. Vorlesungen von A. W. Bohtz. — Miscellen.

77. Geschichte Europas seit dem Ende des 15. Jahrhunderts von F. v. Raumer. Erster Band. (Fortsetzung.) — Neueste französische Romane. — Literarische Notizen.

78. Geschichte Europas seit dem Ende des 15. Jahrhunderts von F. v. Raumer. Erster Band. (Beschluß.) — Ueber Dampfwagen und Eisenbahnen in England. — Literarische Notizen.

79. Gabanis. Roman in sechs Büchern von W. Alexis. — Athene. Eine Zeitschrift für die philosophischen und historischen Wissenschaften. Herausgegeben von einem Vereine

von Gelehrten. Redigirt von C. Kapp in Erlangen. Erstes und zweites Heft. — Notizen.

Nr. 80. Cabanis. Roman in sechs Büchern von W. Alexis. (Beschluß.) — Der Mysticismus, nach seinem Begriffe, Ursprunge und Unwerthe; für alle Hildergebieten zuerst streng wissenschaftlich dargestellt und geschichtlich erläutert von G. C. R. Matthäi. — Anschauungen aus der Schweiz mit einem Anhange über den straßburger Münster, herausgegeben von W. A. Klütz. — Literarische Anzeige.

81. Geschichte der Alchemie, von F. C. Schmieder. — Das Hoosburglied, von L. A. Frankl. — Der Mensch in allen Zonen der Erde. Von J. H. Hoffbauer. — Literarische Notizen.

82. Geschichte der Alchemie, von F. C. Schmieder. (Beschluß.) — Was darf das deutsche Volk von seinen Landständen erwarten? Von W. Schulz. — Miscellen.

83. Ueber Reinhart Fuchs in seinen verschiedenen Gestaltungen. Von Ludwig Ettmüller. Dritter und letzter Artikel. — Romanenliteratur. (1. Novellenkranz deutscher Schriftsteller. Erster Band. Das Haus Gotzkow. Von F. Kluckmann. Zweiter Band. Die Wahrsagerin. Von F. Kluckmann — und: Maria Kulm. 2. Die graue Nonne an Clemenz's Grab. Von Charlotte von Hillmer. 3. Die Feide der Gegenkönige. Von Derselben. 4. Bilder aus dem Leben. Von Th. Hein.) — Literarische Anzeige.

84. Politische und literarische Gegenwart. (1. Französische Zustände von H. Heine. 2. Briefe aus Paris über Frankreich im ersten Jahre seiner Julusrevolution, als Fortsetzung des ausführlichen Berichts eines Augenzeugen über die letzten Auftritte der französischen Revolution, von J. H. Schulzeire.) — Neue Romane von Georg Döring. (1. Das Opfer von Ostrolenka, oder die Familie Koteska. Novelle in drei Theilen von G. Döring. 2. Roland von Bremen. Novelle in drei Theilen von G. Döring.)

85. Politische und literarische Gegenwart. (Fortsetzung.) — Prometheus. Für Licht und Recht. Eine Zeitschrift in zwanglosen Heften, herausgegeben von H. Zschokke und seinen Freunden. Zweiter Theil. — Notiz.

86. Politische und literarische Gegenwart. (Beschluß.) — Ist Friedrich der Zweite, König von Preußen, streitsüchtig gewesen? Eine geschichtliche Abhandlung von J. D. E. Preuß.

Zweite, vermehrte und verbesserte Auflage. — Handbuch der classischen, germanischen und der damit verwandten Mythologien. Für höhere Lehranstalten, für Studirende und Künstler bearbeitet von G. P. Rauschnick. — Literarische Notizen.

87. Zur Geschichte der öffentlichen Meinung in Deutschland. Von W. Schulz. Dritter Artikel. — Nürnberger Jahrbücher, aus den bis jetzt bekannten ältesten Monumenten der deutschen Geschichte, aus den Annalen des Rathschreibers Johann Müllner, und aus den noch weiter eröffneten Quellen des nürnberger Archivs mittels allerhöchster Vergünstigung und Unterstützung bearbeitet und herausgegeben von G. W. K. Lochner. Erstes Heft. Von der ältesten Zeit bis zum Jahre 1219. — Die Cartons Rafael's und die darnach gewirkten Tapeten. (Cartoneria: or an historical and critical account of the tapestries in the Vatican, copied from designs of Rafael of Urbino and of such of the cartons whereby they were woven, as are now in preservation. With notes and illustrations. To which are subjoined remarks on the causes which retard the progress of the higher departments of the art of painting in this country. By W. Gunn.)

88. Zur Geschichte der öffentlichen Meinung in Deutschland. Von W. Schulz. Dritter Artikel. (Beschluß.) — Georg Hermes. (Denkschrift auf Georg Hermes, gewesenen Doctor der Theologie ꝛc. von W. Esser.) — Rosa's Gedankenseufzer; nachgehaucht von F. W. Bruckbräu. Zwei Theile. — Literarische Notizen.

89. Poesie und Kritik. Von J. L. Klein. — Johann Jansen Struysens Reise durch Italien, Griechenland, Liefland, Moskau, die Tatarei, Medien, Persien, die Türkei, Japan und Ostindien. Worin, außer den Schicksalen des Verfassers, die Merkwürdigkeiten, Lebensarten, Sitten und Gebräuche der durchreisten Länder beschrieben werden. Angefangen im Jahr 1647 und beendigt 1673. Aus dem Holländischen übersetzt und mit berichtigenden Anmerkungen aus neuern Reisen versehen. — Notizen.

90. Poesie und Kritik. Von J. L. Klein. (Beschluß.) — Demokritos, oder hinterlassene Papiere eines lachenden Philosophen. (Von dem Verfasser der „Briefe eines in Deutschland reisenden Deutschen".) Zweiter Band. — Notizen.

Bericht

über die im Laufe des Jahres 1832

bei

F. A. Brockhaus in Leipzig

erschienenen neuen Werke und Fortsetzungen.

1. Augusteum, Dresdens antike Denkmäler enthaltend. Herausgegeben von *Wilhelm Gottlieb Becker*. Zweite Auflage. Besorgt und durch Nachträge vermehrt von *Wilhelm Adolf Becker*. Erstes bis viertes Heft. Tafel I—XLVI, Text Bogen 1—12. Auf feinem Druckpapier. Folio. Jedes Heft im Subscriptionspreise 1 Thlr. 21 Gr. Der Subscriptionspreis besteht einstweilen noch fort. Früher kostete das Heft 3 Thlr. 16 Gr. Die Fortsetzung wird rasch folgen.

2. Battisch (Franz), Politische Freiheit. Gr. 8. 23½ Bogen auf gutem Druckpapier. Geh. 1 Thlr. 18 Gr.

3. Bechstein (Ludwig), Der Sonntag. Gedicht in sechs Gesängen. Nebst sechs Kupfertafeln, erfunden und radirt von Ferdinand Berthold. Querfolio. Auf feinem Velinpapier. Geh. 1 Thlr. 21 Gr.

4. Blätter für literarische Unterhaltung. (Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung.) Jahrgang 1832. Außer den Beilagen 366 Nummern. Auf gutem Druckpapier. Gr. 4. 12 Thlr.

5. Cromwell, natürlicher Sohn Cromwell's. Von ihm selbst geschrieben und frei ins Deutsche übertragen von St. Nettp. Mit einer Einleitung von Hofrath Böttiger. 3 Theile. 12. 28 Bogen auf gutem Druckpapier. Geh. 2 Thlr.

6. Conversations-Lexikon der neuesten Zeit und Literatur. Ein Supplementband zu allen frühern Auflagen des Conversations-Lexikons, sowol in den leipziger Originalausgaben als den verschiedenen Nachdrücken, aber auch ein für sich bestehendes und in sich abgeschlossenes Werk. Erstes bis zehntes Heft. Abel bis Heiberg. Gr. 8. Jedes Heft von 8 Bogen auf weißem Druckpapier 6 Gr., auf gutem Schreibpapier 8 Gr., auf ertrafeinem Velinpapier 15 Gr.

7. Cuvier (Baron von), Das Thierreich, geordnet nach seiner Organisation. Als Grundlage der Naturgeschichte der Thiere und Einleitung in die vergleichende Anatomie. Nach der zweiten, vermehrten Ausgabe übersetzt und durch Zusätze erweitert von F. S. Voigt. Erster und zweiter Band. Gr. 8. Auf gutem Druckpapier. 6 Thlr. 8 Gr.

Der erste Band (1831.) 52 Bogen, 4 Thlr.) enthält die Säugthiere und Vögel, der zweite (1832. 54½ Bogen, 4 Thlr. 8 Gr.) die Reptilien und Fische.

8. **Dantr.** Die göttliche Komödie. Uebersetzt und erklärt von Karl Ludwig Kannegießer. Dritte, sehr veränderte Auflage. 3 Theile. Mit einem Titelkupfer und geometrischen Plänen der Hölle, des Fegefeuers und des Paradieses. Gr. 8. 60 Bogen auf feinem Druckpapier. 5 Thlr.

Früher erschien bei mir:

Dante Alighieri's lyrische Gedichte. Italienisch und deutsch herausgegeben von K. L. Kannegießer. 1827. Gr. 8. 31 Bogen auf feinem Druckpapier. Früherer Preis 2 Thlr. 8 Gr. Jetzt für einen Thaler.

9. **Depping** (G. B.), Erinnerungen aus dem Leben eines Deutschen in Paris. 12. 32½ Bogen auf feinem Druckpapier. Geh. 2 Thlr. 8 Gr.

10. **Detenhof** (Johann Wilhelm), Das Ganze der Handlung. Ein theoretisch-praktisches Lehr- und Handbuch der gesammten Handlungswissenschaften. (Petersburg 1831.) Gr. 8. 16½ Bogen auf gutem Druckpapier. Geh. 1 Thlr. 6 Gr.

11. Allgemeine Encyklopädie der Wissenschaften und Künste, in alphabetischer Folge von genannten Schriftstellern bearbeitet, und herausgegeben von J. S. Ersch und J. G. Gruber. Mit Kupfern und Karten. Gr. 4. Cart.

Jeder Theil im Pränumerationspreise auf gutem Druckpapier 3 Thlr. 20 Gr., auf feinem Velinpapier 5 Thlr., auf extrafeinem Velinpapier vier im größten Quartformat mit breitern Rändern (Prachtexemplare) 15 Thlr.

Erste Section, A—G, herausgegeben von J. S. Ersch. Zweihundsiebenzehnter und dreihundzwanzigster Theil.

Zweite Section, H—N, herausgegeben von J. S. Hoffmann. Achter und neunter Theil.

Dritte Section, O—Z, herausgegeben von Ed. H. C. Meier und B. F. Hand. Zweiter und dritter Theil.

Seit der Ostermesse 1831 den Verlag der Encyklopädie übernommen, sind bereits sechs Theile fertig geworden und das Publicum wird hoffentlich wieder Vertrauen zu einem Unternehmen gewinnen, das ein wahres deutsches Nationalwerk genannt zu werden verdient und sich überzeugen, daß bei den Mitteln und die Mittel hatte, schneller fertig zu werden, als es die Sorge für den innern Werth und die Rücksicht auf die Abonnenten, denen nicht zugemuthet sein wollte, in einem Jahre mehr als höchstens sechs Bände zu erhalten, irgend gestatten.

Allen frühern Abonnenten, denen eine Reihe von Bänden fehlt, sowie Solchen, die sich das ganze Werk neu anschaffen wollen, werden die billigsten Bedingungen offen, und man wolle sich in dieser Hinsicht entweder an mich selbst oder an irgend eine andere Buchhandlung wenden.

12. **Falk** (Johannes), Göthe aus näherm persönlichen Umgange dargestellt. Ein nachgelassenes Werk. 12. 13½ Bogen auf feinem Druckpapier. Geh. 1 Thlr. 12 Gr.

13. **Isis.** Encyklopädische Zeitschrift, vorzüglich für Naturgeschichte, Anatomie und Physiologie. Herausgegeben von Oken. Jahrgang 1832, 12 Hefte. Mit vielen Kupfern. Gr. 4. 8 Thlr.

14. **Knorring** (Karl von), Russische Bibliothek für Deutsche. Erstes bis drittes Heft. (Reval 1831.) 8. 34 Bogen auf Druckpapier. Geh. 2 Thlr. 12 Gr.

Diese drei Hefte enthalten auserwählte Stücke von Polewoi, Schukowski, Puschkin und Gribojedow.

15. **Krug** (Wilhelm Traugott), Encyklopädisch-philosophisches Lexikon, oder Allgemeines Handwörterbuch der philosophischen Wissenschaften nebst ihrer Literatur und Geschichte. Nach dem heutigen Standpunkte der Wissenschaften bearbeitet und herausgegeben. Zweite, verbesserte und vermehrte, Auflage. In vier Bänden. Erster Band, A bis E. Gr. 8. 55½ Bogen auf weißem Druckpapier. Subscriptionspreis 2 Thlr. 18 Gr.

16. **Kupffer** (E. H.), Anfangsgründe der Buchstabenrechnung und Algebra, mit Inbegriff der Combinationslehre und unbestimmten Analytik, nebst Uebungsaufgaben. Zur Repetition des mündlichen Unterrichts und zur eignen weitern Fortbildung neben diesem. (Reval 1832.) Gr. 8. 16 Bogen auf Druckpapier. 20 Gr.

17. **Ludwig** (Christian), Vollständiges deutsch-englisches und englisch-deutsches Wörterbuch. Zweite Auflage, mit einer gründlichen Anleitung zur Aussprache des Englischen vermehrt und zum allgemeinen Gebrauche der deutschen und englischen Nation bequemer eingerichtet, verbessert durch eine genauere Angabe der Bedeutungen der Wörter, Redensarten und Sprichwörter, und vermehrt mit vielen neuen Ausdrücken, und einem Verzeichnisse der unregelmäßigen Zeitwörter beider Sprachen. 2 Theile. Gr. 8. 57 Bogen auf Druckpapier. Cartonnirt. 2 Thlr. 8 Gr.

18. **Martens** (le baron **Charles de**), Guide diplomatique. Contenant; 1° Considérations sur l'étude de la diplomatie. 2° Précis des droits et des fonctions des agens diplomatiques. 3° Traité sur le style des compositions en matière politique. 4° Bibliothèque diplomatique choisie, suivie d'un catalogue de cartes de géographie moderne. 5° Recueil d'actes et d'offices à l'appui du traité sur le style des compositions en matière politique. 2 Bände. Gr. 8. 67½ Bogen auf feinem französischen Druckpapier. Geh. 4 Thlr. 12 Gr.

19. **Münch** (**Ernst**), Maria von Burgund nebst dem Leben ihrer Stiefmutter Margarethe von York, Gemahlin Karl des Kühnen, und allerlei Beiträgen zur Geschichte des öffentlichen Rechts und des Volkslebens in den Niederlanden zu Ende des 15. Jahrhunderts, aus französischen, flämischen, holländischen und deutschen Quellen. 2 Bände. 8. 64 Bogen auf feinem Druckpapier. 4 Thlr. 15 Gr.

20. **Mundt** (Theodor), Die Einheit Deutschlands in politischer und literarischer Entwickelung. 12. 3½ Bogen auf gutem Druckpapier. Geh. 8 Gr.

21. **Oertel** (W. von), Harald und Elsbeth, oder das Zeitalter Johann's des Schrecklichen. Romantisches Originalgemälde aus der Geschichte des 16. Jahrhunderts. 2 Bände. (Petersburg 1831.) 8. 30 Bogen auf feinem Druckpapier. Geh. 2 Thlr. 8 Gr.

22. Le Parnasse français du dix-neuvième siècle. Oeuvres poétiques d'Alphonse de Lamartine, Casimir Delavigne et P.-J. de Béranger. 27½ Bogen auf feinem Velinpapier. Geh. 2 Thlr.

23. **Pölitz** (Karl Heinrich Ludwig), Die europäischen Verfassungen seit dem Jahre 1789 bis auf die neueste Zeit. Mit geschichtlichen Einleitungen und Erläuterungen. Zweite, neu geordnete, berichtigte und ergänzte Auflage. In drei Bänden. Erster Band, die gesammten Verfassungen des deutschen Staatenbundes enthaltend. 2 Abtheilungen. Gr. 8. 78½ Bogen auf weißem Druckpapier. Subscriptionspreis 4 Thlr. 20 Gr.

24. Provinzialrecht aller zum Preußischen Staate gehörenden Länder und Landestheile, insoweit in denselben das Allgemeine Landrecht Gesetzeskraft hat, verfaßt und nach demselben Plane herausgegeben von Friedrich Heinrich von Strombeck. Ersten Theils erster Band, zweiten Theils erster bis dritter Band, und dritten Theils erster bis dritter Band. Gr. 6.

Auch unter den Titeln:

Provinzialrecht des Fürstenthums Halberstadt und der zu demselben gehörigen Graf- und Herrschaften Hohenstein, Regenstein und Derenburg, von Leopold August Wilhelm Jenge. 1827. 1 Thlr. 12 Gr.

Provinzialrecht der Provinz Westfalen. Erster Band: Provinzialrecht des Fürstenthums Münster und der ehemals zum Hochstift Münster gehörigen Besitzungen der Standesherren, imgleichen der Grafschaft Steinfurt und der Herrschaften Anholt mit Gehmen, von Clemens August Schlüter. 1829. 1 Thlr. 20 Gr.

Provinzialrecht der Provinz Westfalen. Zweiter Band: Provinzialrecht der Grafschaft Tecklenburg und der Obergrafschaft Lingen, von Clemens August Schlüter. 1830. 20 Gr.

Provinzialrecht der Provinz Westfalen. Dritter Band: Provinzialrecht der ehemals kurkölnischen Grafschaft Recklinghausen, von Clemens August Schlüter. 1833.

Provinzialrecht der Provinz Westpreußen. Erster Band: Provinzialrecht der Districte des preußischen Landrechts von 1721, von Leman. Erster Theil. 1830. 2 Thlr. 12 Gr.

Provinzialrecht der Provinz Westpreußen. Zweiter Band: Provinzialrecht der Districte des preußischen Landrechts von 1721, von Leman. Zweiter Theil. 1832. 2 Thlr. 12 Gr.

Provinzialrecht der Provinz Westpreußen. Dritter Band: Die Statutarrechte der Stadt Danzig, von Leman. 1832. 2 Thlr. 12 Gr.

(Der Beschluß folgt.)

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Freitag, — Nr. 60. — 1. März 1833.

Zur Nachricht.

Von dieser Zeitschrift erscheint außer den Beilagen täglich eine Nummer und ist der Preis für den Jahrgang 12 Thlr. Alle Buchhandlungen in und außer Deutschland nehmen Bestellung darauf an; ebenso alle Postämter, die sich an die königl. sächsische Zeitungsexpedition in Leipzig, das königl. preuß. Grenzpostamt in Halle, oder das fürstl. Thurn und Taxische Postamt in Altenburg wenden. Die Versendung findet wöchentlich zwei Mal, Dienstags und Freitags, aber auch in Monatsheften statt.

Ueber die Lage der Juden in Preußen.

Sie fodern mich zu Berichten über Berlin auf, verehrter Freund, aber ich gehe nicht ins Theater, und außerhalb der Bretter, die die Welt bedeuten, geht bei uns so gut als gar nichts vor. Wir begleiten die Weltgeschichte mit obligaten Witzen, und so wären denn unsere Witze fast das Einzige, was in Berlin wirklich passirt. Es ist überdies nicht ohne Gefahr, in auswärtigen Blättern über Berlin zu berichten, denn man riskirt, mit jenen obscuren Briefstellern verwechselt zu werden, welche jetzt die gelesensten Zeitblätter, namentlich die „Allgemeine Zeitung" und die „Leipziger Zeitung", fast posttäglich mit ihren Privatmittheilungen überschwemmen. Als die neueste Nachricht gebe ich Ihnen die Versicherung, daß diese Briefe von der öffentlichen Stimme, sofern sich eine solche bei uns vernehmen lassen darf, gemisbilligt und belacht werden.

Sie haben doch unsere diesjährige Thronrede gelesen? Ich meine die Rede, die der Bischof Eylert zur Feier des diesjährigen Ordensfestes gehalten hat. In vollem Ernst, die Ordenshierarchie, die mit jedem 18. Januar immer fester begründet wird, scheint mir eine tiefere Wurzel zu haben, als man gewöhnlich meint. Sie soll nämlich, wie der Bischof ausdrücklich gesagt hat, der Verschmelzung der Stände entgegenarbeiten und eine Scheidewand befestigen, an deren Zerstörung die ganze Zeit arbeitet. Denn der Orden belohnt nicht allein ein Verdienst, er bezeichnet auch einen Stand. Dieselbe Sucht, zu classificiren, soll auch in einem Gesetzentwurfe, die bürgerliche Verfassung der Juden in den preußischem Staaten betreffend, hervortreten, der in der letzten Zeit die Aufmerksamkeit des Publicums in hohem Grade aufsichgezogen hat.

Bei dieser Gelegenheit nehme ich mir die Freiheit, der sechs Broschüren *) über Emancipation der Juden zu erwähnen, die Sie mir vor einigen Monaten zu übersenden die Güte hatten. Was mir als das Wichtigste an ihnen erscheint, ist das numerische Verhältniß, daß fünf für und nur Eine gegen die Juden geschrieben ist. Ich möchte Sie namentlich auf die sehr verdienstlichen Schriften von Geitel und Cohen aufmerksam machen, welche den Gegenstand gründlich erörtern und außerdem auch dankenswerthe Nachrichten über die örtlichen Verhältnisse der Juden in Braunschweig und Hanover mittheilen. Krug spricht in seiner bekannten Weise, wohlwollend und entschieden, und von ihm darf man wol mit Recht erwarten, daß er in der sächsischen Kammer die Sache der Juden führen und, wenn auch nicht in diesem Jahre, durchführen werde. Ludwig Schragge ist zu gelehrt und beweist nichts. Ueber den Hülferuf wider die

*) 1. Gesuch der Bekenner des jüdischen Glaubens im Herzogthum Braunschweig an Se. hochfürstliche Durchlaucht den regierenden Herrn Herzog Wilhelm von Braunschweig-Lüneburg um gnädigste Verleihung voller bürgerlicher Rechte. Verfaßt und mit erläuternden Zusätzen versehen von G. A. Geitel. Braunschweig, Vieweg u. Sohn. 1831. Gr. 8. 8 Gr.

2. Ueber die Lage der Juden nach gemeinem deutschen Recht und die Mittel, dieselbe zu verbessern. Mit besonderer Berücksichtigung des Königreichs Hanover. Ein Versuch von Moritz Cohen. Hanover, Hahn. 1832. Gr. 8. 10 Gr.

3. Die Politik der Christen und die Politik der Juden in mehr als tausendjährigem Kampfe. Ein Nachtrag zum Portrait von Europa, gezeichnet von einem alten Staatsmann außer Diensten, in Druck gegeben von W. T. Krug. Leipzig, Kollmann. 1832. Gr. 8. 12 Gr.

4. Wie verloren die Juden das Bürgerrecht im west- und oströmischen Reiche? Eine indirecte Beantwortung der Frage: „Sollen die Juden das Bürgerrecht erlangen?" Beantwortet von Ludwig Schragge. Berlin, Fröhlich u. Comp. 1832. Gr. 8. 18 Gr.

5. Börne und die Juden. Ein Wort der Erwiderung auf die Flugschrift des Herrn Dr. Eduard Meyer gegen Börne von Gabriel Riesser. Altona, Hammerich. 1832. Gr. 8. 4 Gr.

6. Zu Hülfe wider die Juden! — Ein Nothruf und Beitrag zur Gesetzgebung. Nürnberg, Riegel u. Wießner. 1832. Gr. 8. 8 Gr.

Juden erlassen Sie mir etwas zu sagen; ein reichsstädtischer Judenhaß hat ihn dictirt, aber die Stürme der Zeit haben ihn längst verweht. Riesser's Flugschrift ist mit Feuer und Beredtsamkeit geschrieben. Wichtiger aber als diese kleine Broschüre ist die Zeitschrift: „Der Jude", die Herr Dr. Riesser herausgibt. Sie übt eine wachsame Controle über die Angelegenheit der Juden in Deutschland, und es dürfte fortan nicht leicht ein öffentlicher Schritt in dieser Beziehung gethan werden, der sich ihrer scharfen Kritik entziehen könnte. Bereits erfreut sich diese Zeitschrift, von der bisher 26 Nummern erschienen sind (der erste Band), durch vielseitige Theilnahme eines selbstständigen Bestehens, und der Herr Redacteur hat demnach die Erklärung abgegeben, er werde so lange mit seinen Mittheilungen fortfahren, als die Juden in Deutschland noch unter dem alten Drucke schmachten. Möchte es ihm recht bald an Stoff gebrechen! Herr Riesser ist Doctor juris und die Republik Hamburg hat ihm die Advocatur versagt. Er hat das bessere Theil erwählt, und anstatt für Privatleute zu plaidiren, ist er der Advocat eines unterdrückten Theils der ganzen Menschheit geworden.

Die „Leipziger Zeitung" vom 11. Februar, die mir soeben zu Gesicht kommt, theilt endlich etwas Ausführliches über die gesetzlichen Bestimmungen in Betreff der Juden mit, von denen ich Ihnen vorher nur andeutend geschrieben habe. Sie setzt die Grundlagen einer neuen Judenordnung für die preußischen Staaten auseinander, „die bereits bei allen Ministerien Billigung gefunden haben soll". Einer unserer berühmtesten Staatsmänner hat, als das freisinnige Edict vom 11. März 1812 berathen wurde, sein Votum dahin abgegeben: Ich stimme für kein Gesetz über Juden, das mehr als vier Wörter enthält: „Gleiche Rechte, gleiche Pflichten!" Jener Staatsmann lebt gegenwärtig im Ruhestand, und der vorliegende Gesetzentwurf besteht aus 64 Paragraphen. Sie halten ihn für untergeschoben, für die liebenswürdige Schwärmerei irgend eines romantischen Geistes? O Sie Glücklicher! Wäre aber auch nicht ein Jota wahr daran, so ist er doch gut erfunden, so hat doch kein Vernünftiger und Einsichtsvoller daran gezweifelt, daß er wahr sein könnte. Aber er ist nicht erdichtet dieser Entwurf eines Gesetzes, das uns urplötzlich in die Bevormundung des Mittelalters zurückführen würde. Zwar bin ich fest überzeugt, und Jeder, der das Verfahren unserer Regierung kennt, ist es mit mir, daß solch ein — — niemals zum Gesetz erhoben werden wird, denn von jeher ist die Scheu vor — — —, besonders aber vor dem Lächerlichen wirksamer gewesen als die Erkenntniß und freie Wahl des Wahren und des Guten; daß aber diese Schülerarbeit eines Anfängers im Jesuitismus, der schon mehre Jahre mit dieser possirlichen Maus schwanger geht, sämmtlichen Ministerien des intelligenten preußischen Staats vorgelegt werden durfte, daß sie die Angelegenheit der Juden noch einmal um Jahre hingezögert und ihre oftmals getäuschte Hoffnung noch einmal getäuscht hat, ist dies nicht — doch warum soll ich mir die Mühe geben, meinen Satz auszuschreiben, da ich ja im Voraus weiß, daß der Censor streichen würde, was mir der Unwille eingibt?

Es ist in der Stadt von zwei Gesetzentwürfen die Rede, von einer „Judenordnung" (sic!) für das Großherzogthum Posen und von einer andern für die gesammte Monarchie. Der Verf. der letztern ist, wenn man dem Gerüchte trauen darf, der — — — — — — — —. Das allgemein anerkannte Talent des ehrenwerthen Herrn — „denn Brutus ist ein ehrenwerther Mann" —, sich in den Glauben und die Denkart des Mittelalters zu versetzen, hat sich auch bei dieser Arbeit auf das Glänzendste bewährt, denn man darf ihr das Zeugniß geben, daß sie nicht durch die geringste Spur den leisesten Argwohn erweckt, als ob sie für die Gegenwart und für gegenwärtige Bedürfnisse berechnet sei. Der berühmte — — — — — hat sich die Arbeit sauer werden lassen. Anstatt seinem Nachbar, dem Juden, in die Fenster und, wo möglich, ins Herz zu gucken, hat er die alten Balladen und Chroniken fleißig studirt; anstatt seinen Nachbar, den Juden, im Handel und Wandel und seine hübschen Töchter auf dem Ball und im Theater zu beobachten, schwebte diesem trefflichen Gesetzgeber der teufelische Jude Gerautus von Venedig vor oder die Judentochter, die in Mirriland sstadt ein Christenkind schlachtet und in den tiefen, tiefen Brunnen versenkt. Möge er Gerautus von Venedig oder die Judentochter aus Mirriland inhaftiren lassen, wenn sie seine Gesetze übertreten! Was gehen sie seinen Nachbar oder dessen hübsche Töchter an? Wie dem aber auch sein mag, die Arbeit hat ihren historischen Werth und in dieser Eigenschaft ist sie bereits dem Vernehmen nach vom Staatsrath mit großer Stimmenmehrheit verworfen worden, indem die glänzende Correlation eines hohen Beamten die eigentliche Bedeutung derselben siegreich ins Licht setzte.

Ueber das Judengesetz für die Provinz Posen war bisher noch nichts Bestimmtes im Publicum verlautet. Man vermuthete nur, daß sowol der Oberpräsident dieser Provinz, Herr Flottwell, als auch der commandirende General derselben, Herr von Grolmann, sich zum Theil in der Absicht in Berlin aufhalten, um den Berathungen über dies Gesetz beizuwohnen — eine Vermuthung, die zur Gewißheit wurde, als eine Deputation posener Juden, aus Vorstehern der posener und lissaer Gemeinde bestehend, hier ankam, um die Angelegenheit ihrer Mitbrüder zu betreiben. Da uns noch keine ausländische Zeitung über den Erfolg dieser Deputation unterrichtet hat, so haben wir, wie sich's von selbst versteht, noch nichts Bestimmtes darüber erfahren. Nun gibt uns die „Leipziger Zeitung" den oben besprochenen Gesetzentwurf, von dem in Frage gestellt wird, ob er für die neuen Provinzen oder für die ganze Monarchie bestimmt sei. Diese sogenannte Judenordnung, die uns von dem Correspondenten der „Leipziger Zeitung" im Auszuge mitgetheilt wird, ist aber, nach Demjenigen zu urtheilen, was über die — —'sche bereits bekannt geworden ist, nichts Anderes als eben diese vom Staatsrath bereits verworfene — — —'sche Relation. Sie werden den rechten

Namen zu finden wissen, mit dem ein so unredliches Verfahren gebrandmarkt werden muß, das offenbar unsere Regierung zu verleumden beabsichtigt. Denn ist es wol denkbar, daß ein für die ganze Monarchie eben verworfener Antrag gleichwol für einen Theil derselben in Ausführung gebracht werden soll, und ist es nicht offenkundige Verleumdung, das Publicum überreden zu wollen, daß unsere Regierung einer solchen Inconsequenz fähig sei? Welches ist denn nun die eigentliche Absicht des Einsenders? Er verräh sich selbst in folgenden Worten: „Ein solches Gesetz erscheint eingreifend für alle christliche Staaten. Daher (!) wollen wir auf das Ausführlichste Alles mittheilen, was wir von diesem Gesetzentwurf gehört." Da die meisten Ständeversammlungen sich gegenwärtig mit der wichtigen Frage der jüdischen Emancipation beschäftigen, so will er ihnen dies Gesetz zur Nachachtung vorlegen und scheut nicht eine Lüge oder, was dasselbe ist, das Verhehlen der Wahrheit, um seinen Leser glauben zu machen, es sei im Ernst die Rede davon, den widersinnigen, längst verworfenen — —'schen Entwurf ins Werk zu setzen. Zu solchen Mystificationen ist die „Leipziger Zeitung" gemisbraucht worden.

(Die Fortsetzung folgt.)

Meine Reisen und meine fünfjährige Gefangenschaft in Algier, von Simon Friedrich Pfeiffer. Mit einer Vorrede vom Herrn Prof. Dr. Schmitthenner. Gießen, Ricker. 1832. 8. 1 Thlr. 4 Gr.

Obgleich die politische Manie der neuesten Zeit alle andern Interessen beinahe ausschloß und das Unkraut der zahllos aus- und übereinander hervorschießenden und wuchernden Zeitungen jede Aussaat von nahrhaftern und erquicklichern Geistesfrüchten hinderte und zu ersticken drohte, so fehlte es doch fortwährend nicht an einer Masse werthloser Ephemeren jeder Art, die ihr Glück versuchen und oft genug finden in einer Lesewelt, wo eben die Ueberfülle und das widerstreitende Getöse das Urtheil immer mehr verwirren und, wenigstens für einige Zeit, die Aufnahme des Guten wie des Schlechten zufällig machen. Namentlich liefert nicht selten Stoff zu dergleichen die verkehrte Richtung vieler jungen Leute in unsern Tagen, welche, anstatt in den Anfoderungen ihres nächsten Lebenskreises den Umfang ihrer Pflichten zu erkennen und zu erfüllen, mit unbändiger Ueberhebung in die Weite hinaus zu wirken und zu irren unternehmen und dann zuletzt durch den Druck dem Publicum mit der windbeutelnden Bekanntmachung ihrer gleichgültigen Begegnisse und Abenteuer aufwarten. Es ist deswegen begreiflich genug, warum man gegen Schriften wie die vorliegende, selbst dann, wenn sie unter der Schutzrede eines vertrauenswerthen Namens auftreten, ein nicht unbegründetes Vorurtheil mitbringt und von solcher Lecture sich um so weniger Gewinn und Vergnügen versprechen mag, wenn man wie hier auf den ersten Seiten benachrichtigt wird, daß der Verfasser ein 28jähriger Jüngling ist, welcher eben zu Gießen sich der Arzneiwissenschaft widmet und demnach die mitgetheilten Begebenheiten in sehr früher und unreifer Lebenszeit erfahren hat.

Indessen verschwindet die geringe Meinung, mit welcher man allenfalls das Büchlein zur Hand nehmen mochte, bei näherer Bekanntschaft, und man fühlt sich bald von einem lebhaften, sowol subjectiven als objectiven Interesse angezogen. Zunächst ist es die achtens- und liebenswerthe Persönlichkeit des Verf., ein lauterer und milder Charakter, der ungeschminkt in der ganzen Erzählung sich zu erkennen gibt, und der eine besondere Theilnahme einflößt mit den außerordentlichen, unverschuldeten Schicksalen eines Jünglings von so zartem Alter, dabei ein gesunder, offener Sinn, welcher, wenn auch ungebildet, mit jugendlich frischer Empfänglichkeit die begegnenden Erscheinungen, soweit ihnen seine Fassungskraft gewachsen ist, rein und richtig anschaut und ebenso mit unbefangener Wahrhaftigkeit dem Leser das Wichtigere von Dem mittheilt, was er gesehen und erlebt hat. Hierin finden sich wahrhaft poetische Momente; es ist der Verlauf dieser Begegnisse, so einfach und natürlich sie sich zugetragen, so schlicht sie erzählt sind, oft so phantastisch, daß man an die ältesten Geschichten erinnert wird, wie namentlich an die Joseph's in Aegypten, und die Vorstellung, wie das Seltsamste, was man aus fernen Zeiten vernimmt, in unsern Tagen dem eignen Landsmann widerfährt, wie er mit sanfter Gottergebenheit, mit Muth und Geschick in jede Lage sich zu fügen, dieselbe immer zu eignem und Anderer Frommen möglichst anzuwenden weiß, aus den schrecklichsten Erduldungen sich aufrichtend vertrauensvoll eine bessere Zukunft und Erlösung hofft und endlich auch erreicht — diese begründet oder erhöht den erbaulichen Eindruck, welchen die gegenwärtige Schrift im Ganzen hervorbringt. Aber abgesehen von dieser ästhetischen Wirkung, ist sie auch durch die ethnographische und historische Bedeutung der Gegenstände, über die sie, besonders in der zweiten größern Hälfte sich verbreitet, objectiv anziehend und lehrreich, indem sich über die örtlichen, politischen und sittlichen Verhältnisse Algiers und seiner Bewohner, namentlich über die Umstände seiner Eroberung durch die Franzosen, welche der Verf. dort erlebte, viele interessante Nachrichten darin finden. Der Antheil der Zeitgenossen an dieser Begebenheit mußte freilich in den Hintergrund treten oder verschwinden, so lange die Lösung der näher uns angehenden Fragen noch vorzugsweise die Geister beschäftigt; allein die Eroberung und Besetzung von Algier, so viel auch die Partei es zu verschreien und zu verkleinern sich bemühte, ist immer ein welthistorisches Ereigniß, oder kann es werden und in glänzende Folgen sich erweitern, wenn die politischen Verwickelungen und der gewaltige Zudrang der nähern Interessen dieselben nicht paralysiren. Jenen Antheil erneuert nun das Büchlein des Verf. und lenkt den Blick wieder nach jener unheimlichen Küste, deren reizende Landstriche künftig vielleicht der Barbarei entrissen und einem segensreichen, menschlichen Dasein wiedergegeben werden. Obgleich es an ausführlichern, zumal französischen Berichten über die Gegend und über die Besetzung von Algier nicht fehlt, der Verf. nach seinem Alter, seinen Kenntnissen und seiner Bildungsstufe überhaupt nicht grade geeignet scheinen mag, tief und umfassend einzudringen, so sind die Bemerkungen und Erfahrungen, zu welchen seine eigenthümliche Lage ihm Gelegenheit verschaffte, dennoch von besonderm Werth und Interesse; wie sie in allen Einzelheiten das Gepräge der Wahrheit ansichtragen, so haben sie, trotz der Kürze und Unvollständigkeit, das Sichere und Lebendige eines an Ort und Stelle Anwesenden, eines unbefangenen Augen- und Ohrenzeugen, ruhigen und verständigen Beobachters, und vergegenwärtigen und beleuchten dergestalt sehr erwünscht jene bedeutenden Momente.

Die folgende Uebersicht soll den Inhalt der gegenwärtigen Mittheilungen näher anzeigen. Der Verf., ein Rheinhesse, nachdem er im sechsten Jahre seine Aeltern verloren, dann von wohlthätigen Menschen unterstützt und erzogen worden, im dreizehnten Jahre sich der Chirurgie gewidmet, begibt sich im funfzehnten zu Bekannten nach Amsterdam, wo er durch deren Empfehlung auf einem Linienschiff im Texel, einer Art Seecaserne, als Practicant der Chirurgie eine Unterkunft findet. Hier hat er im Schiffsspital unter der Leitung des Oberarztes den Verband und die Apotheke zu besorgen, macht sich inzwischen mit den Eigenthümlichkeiten des Schiffs- und Seelebens bekannt und wird im December 1824, noch in demselben Jahre seiner Ankunft zu Amsterdam, der Bemannung einer Fregatte beigegeben, welche zum Schutz des Handels im Mittelmeer zu kreuzen angewiesen ist. Das Schiff fährt ab, und unser Verf. gelangt

nun unter den gewöhnlichen Sturmesscenen und andern Abenteuern nach Gibraltar und weiter zu dem holländischen Depot Port Mahon auf Minorca, nach mehrmonatlichem Aufenthalt daselbst nach Toulon, wo Schiffsbauholz an Bord genommen wird, und dann um Sicilien nach Neapel, wohin der Schiffscapitain dem Verf. unbekannte Aufträge hatte; von da kreuzen sie südwärts in der See umher und kehren wegen erlittener Beschädigung durch Sturm und Erkrankung der Mannschaft wieder nach Port Mahon zurück, wo das Schiff ausgebessert und zur Fahrt nach der Levante beordert wird. Unter Führung eines Lootsen, den sie in Malta mitnehmen, segelt es nun nach Milo und geleitet von da eine Anzahl Kauffahrer durch die wegen der Piraten unsichern Gewässer an Scio vorbei — wo sie die Spuren der Verwüstung noch sehen und sowol der türkischen als griechischen Flotte begegnen, auch bald darauf den Kanonendonner der Schlacht vernehmen —, nach kurzem Aufenthalt auf dem reizenden Tino, in den Hafen von Smyrna. Auch hier verweilt es nicht lange, sondern begibt sich, um frisches Wasser einzunehmen und die Kranken besser zu verpflegen, nach Uwrlah, einem wenige Meilen von Smyrna entfernten Orte, wo der Verf. unter Anderm einmal gesehen, wie eine östreichische Corvette, trotz der Protestation von Seiten seines Schiffscapitains und eines französischen, der mit einer Brigg zugleich hier vor Anker lag, zwei griechische Barken in den Grund bohrte, indem sie von ihrer Regierung sich befugt erklärte, die griechischen „Rebellen" alle wie Piraten zu behandeln. Der Kranken wegen bringt der Verf. zu Uwrlah die meiste Zeit auf dem Lande zu; hier macht er nun einst mit mehren Bekannten gegen Abend einen Spaziergang nach einem Wäldchen, als er plötzlich von einem Haufen bewaffneter Janitscharen überfallen, geplündert und nach arger Mishandlungen zum Hafen von Smyrna auf ein algierisches Kaperschiff geschleppt wird, das ihn mit noch andern griechischen Sklaven nach Algier überführt. Dies geschieht im Juli 1825, also ein halbes Jahr nach des Verf. Abreise von Europa; er war eben 16 Jahre alt. In Algier angekommen, wird er der Wohnung des Hassenatschi-Effendi, Justiz- und Policeiministers, zugetheilt und als Sklave zum Dienst in der Küche desselben angestellt, wo ihm mit mehren andern die Reinigung des Gebäudes und der Hausgeräthschaften, das Zurichten der Nahrungsmittel u. s. w. unter dem brutalen Oberbefehl der Köche obliegt. Ein Versuch, diesem drückenden Zustand durch die Flucht zu entgehen, wird durch den Verrath eines boshaften Mitsklaven, eines Savoyarden, vereitelt und durch die Bastonnade schrecklich bestraft. Inzwischen sind zwei Jahre vorübergegangen und der Unglückliche hat die Landessprache ziemlich fertig gelernt, als der Zufall einer persönlichen Unterredung mit dem Minister, die Erklärung, daß er in Europa die Wundarzneikunde gelernt, und eine zur ersten Probe wohlgelungene Cur bei einer Unpäßlichkeit des Herrn seinem Schicksal eine günstige Wendung gibt: er wird zum Leibarzt des Hassenatschi-Effendi erhoben, aus den schmuzigen Schlafkammern der Küchenjungen in mehre Prachtzimmer des Palastes einlogirt und mit Glanz und Ueberfluß umgeben. In dieser äußerlich behaglichen, wenn auch langweiligen Lage zieht ihm der Neid und die Tücke eines Verwandten des Ministers noch einmal eine gräßliche Mishandlung zu, die ihn an Leib und Seele zu zerrütten droht. Da kommt ihm (1828), während er auch diese glücklich übersteht, das Gerücht von der Mißhelligkeit des Dei mit dem französischen Gesandten zu Ohren, über dessen vieljährige Ursachen, wie sie von den Algierern ihm erzählt wurden, uns der Verf. nähern Aufschluß gibt. Seine neubelebten Hoffnungen, bei einem bevorstehenden Kriege mit den Franzosen aus der Sklaverei gerettet zu werden, nähern sich der Erfüllung; nach fruchtlosen Verhandlungen und mehrfältigen, gegenseitig verübten Feindseligkeiten während der folgenden zwei Jahre, landet im Sommer 1830 ein französisches Heer an dem räuberischen, christenfeindlichen Gestade, die Scharen der Moslims werden geschlagen, die Hauptstadt wird am 6. Juli erobert und unter europäisch-christliches Gesetz und Ordnung gebracht. Unserm Verf., welchem in dieser Bedrängniß der Algierer schon vorher die Freiheit geschenkt worden, und welcher sich inzwischen mit Eifer und Anstrengung der Pflege der in den Casernen angehäuften Verwundeten unterzogen, wird von Seiten der Sieger ein ehrenvoller Empfang zu Theil und die Aussicht auf eine ansehnliche Stelle in der Verwaltung der Stadt; zu gleicher Zeit macht ihm der Bei von Titeri, dem er aus seinen frühern Verhältnissen bekannt und empfohlen war, sehr schmeichelhafte Anerbietungen und will ihn unter glänzenden Bedingungen zu seinem Schatzmeister, Arzt und Dolmetscher einsetzen; aber diese lockenden Aussichten ebensowol als der Reiz der interessanten Bekanntschaften, die er jetzt anknüpfte, werden von seiner Sehnsucht nach der Heimat überwogen; ungern entlassen und mit Baarschaft und Empfehlungen freundlich versehen, schifft er als französischer Offizier auf einer französischen Corvette im September 1830 sich ein, landet in Marseille, setzt ungehindert die Reise durch Frankreich fort und erreicht endlich wieder glücklich das lang entbehrte Vaterland.

In der Darstellung dieser Erlebnisse ist der Verf. durchaus bescheiden und anspruchslos, und auch da, wo er sich veranlaßt sieht, der Tüchtigkeit und Verdienstlichkeit seines Benehmens zu erwähnen, immer frei sowol von Aufbinderei als unangenehmer Selbstgefälligkeit. Ebenso ist der Ausdruck einfach, angemessen, und der Styl überhaupt so gut und correct, daß wir zweifelten, ob der Verf. nach so langer Entfremdung und Entfernung vom Vaterland und seiner Sprache ohne Beihülfe seine Erzählung so habe abfassen können, wenn man darin nicht einen übereinstimmenden Ton und gleichmäßigen Charakter gewahr würde, welcher doch auch der Form nach hauptsächlich der Persönlichkeit des Erzählenden anzugehören scheint.

Wir vermißten öfter eine größere Ausführlichkeit, besonders in der Beschreibung der Localitäten und Lebensverhältnisse, und freuten uns daher um so mehr, daß der Verf., der Vorrede zufolge, „eine vollständige Darstellung seiner Erfahrungen und Ansichten" später noch zu liefern gedenkt, wenn ihm die Umstände hierzu mehr Muße gestatten. Es ist nur zu wünschen, daß durch solchen nothgedrungenen Aufschub jene Darstellung nicht an Lebendigkeit und Anschaulichkeit verlieren möge, wie es bei solcher Entfernung des Raumes und der Zeit und dem großen Unterschied der Zustände fast unvermeidlich ist, wenn der Verf. versäumt, jene Bilder bis ins Einzelne festzuhalten, bevor die Beschäftigungen und Erscheinungen der umgebenden Gegenwart sie in seiner Einbildungskraft verdrängen. Zugleich wollen wir ihm hierbei nicht unbemerkt lassen, daß uns der Stoff seiner Erzählung zur Bearbeitung für eine Jugendschrift vorzüglich geeignet scheint, und daß dieselbe durch gelegentliche Berücksichtigung naheliegender Materien, z. B. des See- und Schifflebens, durch specielle Schilderung der häuslichen, bürgerlichen, religiösen Gebräuche und Einrichtungen der Orientalen, die er kennen gelernt u. s. w., ein sehr lehrreiches, durch das Fundament der wahren Begebenheit doppelt interessantes Lesebuch darbieten könnte.

Indem wir durch vorstehende Anzeige das gegenwärtige Schriftchen der freundlichen Theilnahme des Publicums empfehlen wollten, schließen wir dieselbe mit dem herzlichen Wunsche, daß der Verf. in seinem künftigen Lebensgange durch recht heitere und befriedigende Umstände sich möge entschädigt sehen für die harten Bedrängnisse, die einen großen Theil seiner frühen Jugend verbittert und verkümmert haben. 165.

Notiz.

Leitch Ritchie gibt eine „Library of original romances" heraus, welche in monatlichen Lieferungen erscheinen wird. Der erste starke Band, am verwichenen Neujahrstage ausgegeben, enthält „The ghost-hunter and his family; by the O'Hara family".

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonnabend, — Nr. 61. — 2. März 1833.

Ueber die Lage der Juden in Preußen.

(Fortsetzung aus Nr. 60.)

Erlauben Sie mir daher, um die schädlichen Wirkungen desselben einigermaßen zu paralysiren, einige Bemerkungen gegen diesen Antrag. Sie behaupten zwar, daß dergleichen Unsinn in unsern Tagen nur veröffentlicht werden darf, um als Unsinn erkannt und verlacht zu werden; aber was wird der freiberger Magistrat dazu sagen? wird er nicht frohlocken und jubeln und den Juden, die seine Stadt besuchen, eine doppelte Ehrenwache mitgeben? wird er nicht die alte Inschrift über seinem Thore: „Ein Jude und eine Sau bezahlen gleiche Mau", in goldenen gothischen Lettern erneuern lassen? Und glauben Sie mir, der freiberger Magistrat erfindet's nicht, er plaudert's aus; er hat Verwandte und Freunde in allen Deputirtenkammern und Collegien Deutschlands. Ans Licht des Tages freilich wagt sich diese Maulwurfsansicht selten, aber wir haben in neuern Zeiten so oft den Fall erlebt, daß in den Ständeversammlungen die wärmsten Reden für Emancipation der Juden gehalten worden sind und beim Abstimmen eine große Majorität ihr entgegen war. Nur die bessern Köpfe hatten es gewagt, sich öffentlich vernehmen zu lassen, und die bessern Köpfe sind der Sache der Juden geneigt; aber die größere Menge, die bei der Discussion geschwiegen und geschlafen hatte, gab beim Abstimmen den Ausschlag. Diesen Herren also sage ich noch einmal, denn sie könnten den Anfang meines Briefs gleichfalls verschlafen haben, daß sie das Beispiel der preußischen Regierung nicht für sich anführen können, indem sie den — —'schen Antrag bereits verworfen hat und niemals im Sinne gehabt haben kann, ähnliche gesetzliche Bestimmungen, die dem Geiste des Edicts vom 11. März 1812 so durchaus zuwider sind, für die gesammte Monarchie eintreten zu lassen. Die in diesem Edict den Juden zugestandenen Rechte sind von Sr. Majestät dem König aus freier Wahl bewilligt und durch das auf den Schlachtfeldern vergossene Blut jüdischer Bürger besiegelt worden; es sind wohlerworbene Rechte, und wenn sie auch in einzelnen Punkten geschmälert worden sind, so ist Derjenige doch ein Feind des preußischen Staats, der ihm die Ungerechtigkeit anmuthet, diese Rechte von Grund aus zu vernichten.

Sie erwarten vielleicht, daß ich versuchen werde, die Insinuationen der „Leipziger Zeitung" zu widerlegen? Dazu ist nicht mehr die Zeit. Sie sind bereits tausendfach widerlegt worden. Aber es ist die Weise der Verleumdung, ewig wieder die alten Anklagen aufzutischen. Es bleibt doch etwas davon hängen, denkt sie, und der Tropfen, wenn er beharrlich auf dieselbe Stelle tröpfelt, höhlt zuletzt den Felsen aus. Das Vorurtheil ist eine Hydra: haut man ihr das geifernde Haupt vom Nacken und frohlockt über den vermeintlichen Sieg, so wachsen während des kindischen Siegesjubels hundert andere hervor und züngeln giftig. In solchem Kampf ermattet auch die herculische Kraft; denn es ist der Kampf der Langweile. Und wenn es noch ein recht tüchtiges Vorurtheil von Fleisch und Blut wäre, das in diesen dünkelhaften Gesetzgebern spukt! aber nein, diese Herren haben längst allem Glauben und allem Aberglauben entsagt. „Nicht sind wir den Juden abgeneigt", sagt der Correspondent der „Leipziger Zeitung" in einem frühern Berichte, „weil diese Nation eine andere Religion hat als wir, sondern einen Staat im Staate bildet, weil sie alle Reichthümer an sich zieht u. s. w." Also nicht religiöses Vorurtheil, das selbst als Vorurtheil achtungswerth sein würde, sondern Brot- und Amtsneid und dergleichen kleine Eifersüchteleien sind es, die jenen Staatsmännern Redensarten eingeben, an welche sie selbst längst nicht mehr glauben. Glauben sollten sie wirklich an solchen Schnack? „Durch das ganze Gesetz, welches man beabsichtigt, blickt ein Geist der Milde und der Versöhnung durch, vorzüglich aber das Bestreben des Staats, die Juden wieder zu dem alten Satz zurückzuführen: „Im Schweiße deines Angesichts sollst du dein Brot essen", damit ihre Arbeitsscheu vernichtet werde, um sie wieder zur Bearbeitung des Bodens zurückzuführen; hierin, nicht aber in der steten Speculation um Gewinn mögen sie das Erdenglück suchen. Ihrer Scheu gegen die Feldarbeit mag das Geheimniß zum Grunde liegen, daß die Juden den europäischen Grund und Boden nicht als ihr Vaterland betrachten, sondern daß sie ihren Blick stets nach dem fernen, ihnen unbekannten Lande ihrer Väter richten u. s. w." Sie wüßten etwa nicht, daß den Juden bis vor etwa zwanzig Jahren jeder Besitz des Grundeigenthums untersagt war, daß sie noch jetzt mit unzähligen Schwierigkeiten zu kämpfen haben, und unter so erschwerenden Umständen nicht wohl

erwartet werden kann, daß sie eine vielhundertjährige Gewohnheit im Zeitraum weniger Jahre ablegen? daß sie aber in freien Ländern, z. B. in Holland, sich den schwersten Arbeiten und Gewerben unterziehen, ja, daß diese vorzugsweise von Juden betrieben werden? Wenn man sie aber an den Feldbau gewöhnen, wenn man ihnen den Mangel dieser Beschäftigung zum Verbrechen machen will, warum beschränkt sie derselbe heuchlerische Gesetzentwurf in einem andern Paragraphen, worin es heißt: „Neue Niederlassungen auf dem Lande werden den Schutzjuden nicht ferner bewilligt, selbst wenn sie Kinder dort ansässiger jüdischer Einwohner sind" — ? O über den gräßlichen Hohn! Man wende nicht ein, daß ja nur die Schutzjuden dieser Beschränkung unterworfen seien; denn sie sind es vorzüglich, die der Erziehung durch den Feldbau bedürfen. Das nennen sie nun Erfahrung und praktische Staatsweisheit, und grade die Erfahrung Nordamerikas, Frankreichs und Hollands, des ehemaligen Königreichs Westfalen und Großherzogthums Frankfurt, ja selbst die Erfahrung Preußens hat das Gegentheil bewiesen. Die Erfahrung ist der siebenfach gehäutete rindslederne Schild, den sie sich gegen die glühenden Pfeile des Zeitgeistes trotzig vorhalten. Ihre Erfahrung freilich, die Wahrnehmungen eines beschränkten Geistes und einer kleinlichen Eitelkeit, aber nicht die Erfahrung der Weltgeschichte und einer großartigen Politik.

Doch was sagen Sie zu dem Styl unsers Correspondenten? Was halten Sie von der Berechtigung eines solchen Menschen, der nicht einmal deutsch schreiben kann, über die Undeutschheit der Juden zu entscheiden? Ihm wäre es freilich lieber, wenn sie bei allem Schabernak, den er ihnen anthut, nicht mucksen dürften, und es verdrießt ihn sehr, wenn sie in einem so urkräftigen und geistreichen Deutsch mucksen, daß selbst die weißblutigsten germanischen Herzen davon entzündet werden. Was stempelt den Deutschen als seine Sprache? Fragen Sie Arndt, und Arndt ist doch gewiß kein Freund der Juden.

Die Juden sollen aber auch, wie es in jenen Lügenbriefen heißt, keine guten und aufrichtigen Bürger sein. Ich behaupte vielmehr, daß sie bessere Bürger sind als die Christen, oder vielmehr, daß ihnen der Staat wider Willen Gelegenheit gibt, sich als die Bessern zu bewähren. Tragen Sie nicht mit männlichstarker Ergebung, einer bessern Zukunft harrend, dieselben Pflichten und Lasten wie Jene, ohne ihre Rechte zu genießen? Ja, nicht allein die gleichen, sondern weit bedeutendere Lasten, indem sie außer den gewöhnlichen Steuern auch noch sämmtliche Kosten für ihr Synagogen-, Schul- und Armenwesen aufzubringen haben. Das ist wahrhafter und ehrender Bürgersinn, und deshalb allein verdienen sie das gräßliche Anathema des Liberalismus, das unser Herr Correspondent über sie ausruft. Nun wahrhaftig! wem der Liberalismus so nahe gelegt wird wie den Juden, der müßte dreifach vernagelt sein, wenn er ihm nicht huldigte. Erst seitdem sie, ihre wahrhafte Stellung erkennend, in die Reihen der Opposition getreten sind, hat ihre Angelegenheit eine weltgeschichtliche Bedeutung gewonnen und geht Hand in Hand mit den Fortschritten der Zeit. Denn die jüdische Frage ist überall grade so weit gelöst, als es die constitutionnelle überhaupt ist. Vergessen Sie doch ja nicht, diesen letzten Satz mit gesperrten Lettern drucken zu lassen, wenn Sie meinen Brief überhaupt der Oeffentlichkeit übergeben wollen. Es müßte als eine öffentliche Calamität betrachtet werden, wenn einer unserer absolutistischen Staaten ein gutes Judengesetz zu Stande brächte; denn constitutionnelle Regierungsform und Emancipation der Juden verhält sich wie Ursache und Wirkung: eine Ansicht, die in Ihrem „Conversations-Lexikon für die neueste Zeit und Literatur" in dem betreffenden Artikel gleichfalls durchgeführt worden ist.

Was werden Sie aber dazu sagen, wenn ich Ihnen beweise, daß unser Gesetzgeber im Grunde selbst ein versteckter Judenfreund, ein Saint-Simonist, ja sogar ein Demagog nach allerneuestem Schnitt ist? Geben Sie Acht, denn ich muß vom Ei der Leda beginnen, um bis zu diesem trojanischen Pferde zu gelangen.

Um die spartanische Jugend, die, wie alle Jugend, keine Tugend hatte, zur Mäßigkeit anzuhalten, ersann sich Lykurgus einen feinen Kunstgriff. Er verordnete nämlich, daß bei jedem öffentlichen Gastmahl einige Heloten absichtlich betrunken gemacht werden sollten, um den Jünglingen als abschreckendes Beispiel dieses häßlichen Lasters vorgeführt zu werden. Dann erhob sich wol ein alter Spartaner, ein ergrauter Lehrer ihrer Staatsweisheit, und hielt folgende Anrede: „Seht dies scheußliche Bild! So kann sich der Mensch zum Vieh herabwürdigen. Und diese sollten mit euch zu Tische sitzen, oder zu Rathe oder eure Feinde mit euch bekämpfen? Nur zur Zeit der höchsten Noth dürfen sie Waffen tragen gegen den gemeinsamen Feind, und um sie anzufeuern, versprecht ihnen die Freiheit; aber euer Wort zu halten seid ihr gegen diese nicht verpflichtet. Denn seht nur, sie geberden sich wie blödes Vieh, und wenn sie am Abend nach Hause gehen, so brecht hervor aus euerm Hinterhalt und ermordet sie, ihr edeln Jünglinge von Sparta!" Und wenn sie nun am Abend nüchtern nach Hause gingen, die Einen knirschend vor Wuth, die Andern abgestumpft gegen gewohnte Schande, da brachen die hochherzigen, zu Raub und Dieberei gewöhnten Jünglinge hervor und ermordeten die Wehrlosen.

(Der Beschluß folgt.)

Topographie der freien und Hansestadt Hamburg, von F. H. Nebbermeyer. Hamburg, Hoffmann und Campe, 1832. Gr. 8.

Diese mit ausgezeichnetem Fleiß, und zwar gedrängter, aber historisch glaubwürdiger Vollständigkeit ausgefertigte Topographie von Hamburg ist, ungeachtet der verdienstvollen Vorarbeit des verstorbenen von Heß, nichts weniger als überflüssig, da sich, seit der neuesten Auflage von 1810, unendlich Vieles anders gestaltet hat und Manches in ihr zu berichtigen war. Besondere Erkenntlichkeit ist man dem bescheidenen Verf. schuldig, daß er nicht nur die gedruckten und handschriftlichen Nachrichten bedeutender Vorgänger und Zeitgenossen sorglich benutzte, sondern sich auch die Unterstützung des unablässig forschenden Archivars, Dr. Lappenberg, und des sehr unterrichteten Stadtbuchschreibers Petersen

zu erwerben suchte; und wenn diese Willfährigkeit Beiden zur Ehre gereicht, so erweckt sie zugleich ein günstiges Vorurtheil für Den, welchen so vollgültige Richter ihrer würdig hielten. Das Buch will gekauft und gelesen sein; und so beschränken wir uns auf die Anzeige Dessen, worüber der Leser sich bei ihm Raths erholen kann. Literatur der hamburgischen Topographie, Bücher, Prospecte und Grundrisse. Geographische Lage und Größe. Nach den neuesten Beobachtungen des Hrn. Professor Schumacher liegt sie unter 27° 38′ 21″ Ö. Länge, und 53° 33′ N. Breite. Der Flächeninhalt der eigentlichen Stadt beträgt 344,784,909, der Vorstadt Sanct-Georg 632,288 hamburger Quadratfuß, der des Stadt-Deichs und des Hamburgerbergs ist noch unbestimmt. Allgemeine Uebersicht des Entstehens der Stadt und ihrer Festungswerke, sowie des Verschwindens der letzten Eintheilung der Stadt in Alt- und Neustadt, nach den Stadt-Erbebüchern, in kirchlicher Hinsicht, nach der Bürgerwache, nach der Bürgergarde, nach den Amtbezirken und nach den Baudistricten. Gewässer, Wasserleitungen, Mühlen, Löschanstalten. Elbe und Alster, Häfen, Kanäle und Fleete, Hasenmoore, Schleusen und Siele, Brunnen und Wasserkünste, öffentliche Pumpen und Rettungsanstalten. Erleuchtung der Stadt und Vorstädte. Gassen der Stadt und Vorstädte. Die Zahl sämmtlicher großen und kleinen Wohnungen in der Stadt und den Vorstädten beträgt 32,157. Mit Recht hat der Verf. die Angabe der französischen Behörden, ihrer Locale und Anstalten während der widerrechtlichen Besitznahme von 1811—15 nicht übergangen. Deren bloße Angabe, die schlichte Anzeige, zu welchem zum Theil schmälligen Gebrauch sie Gebäude herabwürdigten, zu ganz andern Zwecken bestimmt, wie sie Kirchen und heilig gehaltene Stätten in Pferdeställe und Magazine verwandelten und nach ihrer eignen Ueberzeugung und Vorurtheil auf immer entweihten, ist hinlänglich, jeden menschlichen Sinn zu empören, wie vielmehr den eines hamburger Bürgers, eines Deutschen, eines Christen! Mögen Bewunderer des sieggekrönten Despotismus der Tapferkeit seiner Diener huldigen, so viel ihrem knechtischen Sinne zusagt; Menschenkenntniß und Staatsklugheit dürfen sie doch weder dem Gewalträuber noch seinen Werkzeugen zuschreiben, wenn ihnen nicht die höchste Weisheit scheint, jeden Untergebenen wider seinen augenblicklichen Oberherrn zu erbittern. Beigegeben sind dem Buch vier Plane Steindruck: Hamburg am Ende des 13. nnd des 16. Jahrhunderts; die Domkirche und ihre Besitzungen im Jahr 1804, und Hamburg während der Belagerung 1813 und 1814. Eine Karte von Hamburg, wie es jetzt ist, schien bei der Menge vorhandener brauchbarer um so mehr überflüssig, da der Ingenieurcapitain Schwarz und Lohse beschäftigt sind, eine neue auf die genausten Messungen begründete anzufertigen. Die Vignette des Buchs zeigt Hamburg um 1071, der vordere Umschlag das alte Steinthor vom Jahre 1685, und dessen Kehrseite das große Stadtsiegel des 13. Jahrhunderts, ein anderes nicht minder altes, das jetzige Stadtsiegel, das des Domcapitels, der Kämmerei, der Oberalten und der hoffentlich nie wieder zu befürchtenden Mairie d'Hambourg. Selbst der Rücken des Umschlags bildet das Siegel des Johanniskosters ab. Ein reichhaltiges Register vermehrt die Brauchbarkeit des Buchs. 95.

Correspondenznachrichten. *)

Pittsfield, den 13. November 1832.

— — — Ich habe vor einiger Zeit nähere Bekanntschaft mit einer der sonderbarsten Sekten gemacht, die je existirt, mit der der Shaker, der tanzenden Quäker, die hier in meiner Nähe mehre Niederlassungen haben; und ich hoffe, ein kurzer Bericht über sie wird Sie unterhalten. Ich bin in mehren ihrer Niederlassungen gewesen, habe mit ihren Aeltesten lange Disputationen gehabt und wohnte nicht nur ihrem öffentlichen Gottesdienste, sondern durch besondere Begünstigung auch ihren private meetings bei, und glaube deshalb ein competentes Urtheil in der Sache zu haben. Was den Namen der Sekte betrifft, so hat er seinen Ursprung von dem Umstande, daß die Mitglieder in ihren Versammlungen zuweilen, nachdem sie einige Zeit in stillem Meditiren gesessen, von heftigem Zittern ergriffen werden und den Unwillen Gottes gegen Sünde jeder Art ausdrücken. Zu andern Zeiten singen, jauchzen und springen sie vor Freude über die zweite Erscheinung Christi. Stifterin dieser Sekte ist Ann Lee, eine Engländerin von niederer Herkunft. Nachdem sie und ihre Anhänger wegen der Ausschweifungen in ihren Versammlungen wiederholt eingesperrt waren, wurde der Mutter Ann eine specielle Offenbarung zu Theil, zufolge welcher sie mit ihren Anhängern nach Amerika auswanderte, wo sie im Jahre 1774 anlangten und sich kurz nachher in der Nähe von Albany niederließen. Seit jener Zeit ist die Zahl der Gläubigen gewachsen bis zu 4000, die in ungefähr 12 Niederlassungen in verschiedenen Gegenden der Vereinigten Staaten wohnen. Der Mittelpunkt für die sämmtlichen Shaker-Gesellschaften in den Vereinigten Staaten ist gegenwärtig Neulibanon, etwa acht englische Meilen von hier, woselbst der Shakerpapst residirt. Die Gesellschaft in Neulibanon besitzt 6000 Acres Land, das meist bergig ist, weshalb sie vornehmlich Viehzucht treiben, doch thun sie auch viel für Gartenbau und fabriciren eine Menge nützlicher Dinge, die sich alle durch ihre Nettigkeit, zugleich aber auch durch hohe Preise auszeichnen. Ihre Ochsen und Sämereien werden zu den besten im Lande gerechnet. Sie wohnen an der Seite eines Berges, einige hundert Fuß niedriger als die Leute in Pittsfield, welches beiläufig 1050 Fuß über der Meeresfläche erhaben ist. Die Gesellschaft in Neulibanon ist in ungefähr 12 Familien abgetheilt, in größerer oder geringerer Entfernung von dem gemeinschaftlichen meeting-house (Kirche). Zu jeder Familie gehört ein Wohnhaus und mehre Werkstätten; im erstern wird die eine Hälfte vom männlichen, die andere vom weiblichen Geschlechte bewohnt. Allenthalben ist eine Reinlichkeit und eine Ordnung, wie sie schwerlich irgendwo anders auf dem Erdboden gefunden werden dürfte. Das weibliche Geschlecht hat besondere weibliche Aeltesten, unter deren Commando es steht. Weiber und Männer sind, obgleich sie in demselben Hause wohnen, streng gesondert, und selbst Eheleute, die zum Besuch kommen, haben sich für die Zeit des Aufenthalts bei den Shakern zu separiren; wenigstens wird ihnen durchaus nicht gestattet, in demselben Zimmer zu schlafen. Beide Geschlechter essen in demselben Zimmer, aber an besondern Tischen. Fremden wird ein besonderes Zimmer angewiesen, und ich wenigstens war beständig in Gesellschaft der Aeltesten, die es mir unmöglich machten, mich mit einem der Brüder oder einer der Schwestern zu unterhalten. Diese Aeltesten waren wenigstens — von ihrem Fundamentalirrthume abgesehen — Leute von Verstand, Kenntnissen und Eifer, und sobald sie ausgemittelt, daß ich nicht zu der gewöhnlichen Classe der neugierigen Weltkinder gehöre, gaben sie sich alle ersinnliche Mühe, ihre Sache von der besten Seite darzustellen, und da ich höflich genug war, eben nicht gewichtige Einwürfe gegen ihre Argumente vorzubringen, und andere Gründe ihnen wünschenswerth machten, mich zu den Ihrigen zu zählen, namentlich der, daß ich unverheirathet sei und schwerlich heirathen dürfte, so luden sie mich ein, Shaker zu werden. Unzähligemal wandten sie übrigens das Gleichniß vom Baum und der guten Frucht auf sich an; selbst ihre Feinde lobten sie wegen ihrer Moralität, die doch einzig Product des Shakerism sei. Als ich wegging, gab mir einer der Aeltesten eine Probe von ihrem Benehmen gegen die Weltkinder. Nachdem er mir gesagt, daß ich immer sehr willkommen sein würde, wenn ich länger bei ihnen bleiben wollte, ließ er mich vier Dollars zahlen für meinen 24stündigen Aufenthalt bei ihnen, was selbst in Amerika ein unerhörter Preis ist. Alle andere christliche Sekten nannten sie beständig Antichristen, die römische Kirche die Hure, die evangelischen Kirchen die Töchter einer Hure. Sich selbst halten sie für heilig und rein

*) Vgl. die letzten Berichte des Verf. in Nr. 308, 309, 329 und 330 d. Bl. f. 1832. — — — D. Red.

Inhalt.

Nr. 60. Zur Nachricht. — Ueber die Lage der Juden in Preußen. — Meine Reisen und meine fünfjährige Gefangenschaft in Algier, von S. F. Pfeiffer. Mit einer Vorrede vom Herrn Prof. Schmitthenner. — Notiz.

61. Ueber die Lage der Juden in Preußen. (Fortsetzung.) — Topographie der freien und Hansestadt Hamburg, von J. H. Reddemeyer. — Correspondenznachrichten aus Pittsfield in Nordamerika. Von Wilhelm Pitscher. — Notiz.

62. Ueber die Lage der Juden in Preußen. (Beschluß.) — Un spectacle dans un fauteuil, par M. A. de Musset. — Correspondenznachrichten aus Pittsfield in Nordamerika. Von W. Pirscher. (Beschluß.) — Literarische Anzeige.

63. Zur Geschichte der öffentlichen Meinung in Deutschland. Von W. Schulz. Erster Artikel. — Ueber die belgischen Ackerbaucolonien. — Notice sur le comte Capodistrias.

64. Lucretia Borgia, Drama in drei Acten von V. Hugo. — Kritische Versäumnisse in Beziehung auf Göthe und Jean Paul.

65. Lucretia Borgia, Drama in drei Acten von V. Hugo. (Beschluß.) — Neuestes Gemälde von Australien. Von G. A. Wimmer. Auch unter dem Titel: Schilderungen aus Australien. Ein Handbuch für Auswanderer, Kaufleute, Gelehrte, Künstler, Landwirthe, Fabrikanten, Handwerker, Bergleute, Seefahrer, Colonisten, Reisende, Aerzte, Apotheker, Officiere, Beamte, Missionäre, Studirende, Lehrer, Erzieher, Gutsbesitzer, Pächter, Gärtner, Forstmänner, Jäger, Fischer, Schiffer, Matrosen, Handlungsdiener, Lehrlinge, Dienstboten, Auswanderungsagenten, Auswanderungsvereine, Auswanderungsgesellschaften, Auswanderungsschiffe, Auswanderungsschiffahrt, Auswanderungsschiffahrtsgesellschaften, Auswanderungsschiffahrtsvereine

von Gelehrten. Redigirt von C. Kapp in Erlangen. Erstes und zweites Heft. — Notizen.

Nr. 80. Calomie. Roman in sechs Büchern von W. Alexis. (Beschluß.) — Der Mysticismus, nach seinem Begriffe, Ursprunge und Unwerthe; für alle Höhergebildeten zuerst streng wissenschaftlich dargestellt und geschichtlich erläutert von A. G. H. Matthäi. — Anschauungen aus der Schweiz mit einem Anhange über den strasburger Münster, herausgegeben von W. A. Klütz. — Literarische Anzeige.

81. Geschichte der Alchemie, von F. C. Schmieder. — Das Hofburgtheater, von L. A. Frankl. — Der Mensch in allen Zonen der Erde. Von J. H. Hoffbauer. — Literarische Notizen.

82. Geschichte der Alchemie, von F. C. Schmieder. (Beschluß.) — Was darf das deutsche Volk von seinen Landsänden erwarten? Von W. Schulz. — Miscellen.

83. Reinhart Fuchs in seinen verschiedenen Gestaltungen. Von Ludwig Ettmüller. Dritter und letzter Artikel. — Romanenliteratur. (1. Novellenkranz deutscher Schriftsteller. Erster Band. Das Haus Colligny. Von F. Kluckmann. Zweiter Band. Die Wahrsagerin. Von F. Kluckmann — und: Maria Kolm. 2. Die graue Nonne an Clemence's Grab. Von Charlotte von Gümmer. 3. Die Fehde der Gegenkönige. Von Derselben. 4. Bilder aus dem Leben. Von Th. Mell.) — Literarische Anzeige.

84. Politische und literarische Gegenwart. (1. Französische Zustände von H. Heine. 2. Briefe aus Paris über Frankreich im ersten Jahre seiner Julusrevolution, als Fortsetzung des Ausführlichen Berichts eines Augenzeugen über die letzten Auftritte der französischen Revolution, von J. H. Schlegler.) — Neue Romane von Georg Döring. (1. Das Opfer von Ostrolenka, oder die Familie Kotzky. Novelle in drei Theilen von G. Döring. 2. Roland von Bremen. Novelle in drei Theilen von G. Döring.)

85. Politische und literarische Gegenwart. (Fortsetzung.) — Prometheus. Für Licht und Recht. Eine Zeitschrift in zwanglosen Heften, herausgegeben von H. Zschokke und seinen Freunden. Zweites Heft. — Notiz.

86. Politische und literarische Gegenwart. (Beschluß.) — Ist Friedrich der Zweite, König von Preußen, irreligiös gewesen? Eine geschichtliche Abhandlung von J. D. E. Preuß.

Zweite, vermehrte und verbesserte Auflage. — Handbuch der classischen, germanischen und der damit verwandten Mythologien, für höhere Lehranstalten, für Studirende und Künstler bearbeitet von C. P. Rauschnick. — Literarische Notizen.

Nr. 87. Zur Geschichte der öffentlichen Meinung in Deutschland. Von W. Schulz. Dritter Artikel. — Nürnberger Jahrbücher, aus den bis jetzt bekannten ältesten Documenten der deutschen Geschichte, aus den Annalen des Rathschreibers Johann Müllner, und aus den noch weiter eröffneten Quellen des nürnberger Archivs mittels allerhöchster Begünstigung und Unterstützung bearbeitet und herausgegeben von G. W. K. Lochner. Erstes Heft. Von der ältesten Zeit bis zum Jahre 1219. — Die Cartons Rafael's und die darnach gewirkten Tapeten. (Cartoneusia, or an historical and critical account of the tapestries in the Vatican, copied from designs of Rafael of Urbino and of such of the cartoons whence they were woven, as are now in preservation. With notes and illustrations. To which are subjoined remarks on the causes which retard the progress of the higher departments of the art of painting in this country. By W. Gunn.)

88. Zur Geschichte der öffentlichen Meinung in Deutschland. Von W. Schulz. Dritter Artikel. (Beschluß.) — Georg Hermes. (Denkschrift auf Georg Hermes, gewesenen Doctor der Theologie ꝛc. von W. Esser.) — Rosa's Gedankensplitter; nachgehaucht von F. W. Brockdräu. Zwei Theile. — Literarische Notizen.

89. Poesie und Kritik. Von J. L. Klein. — Johann Jansen Strausens Reise durch Italien, Griechenland, Liefland, Moskau, die Tatarei, Medien, Persien, die Türkei, Japan und Ostindien. Worin, außer den Schicksalen des Verfassers, die Merkwürdigkeiten, Lebensarten, Sitten und Gebräuche der durchreisten Länder beschrieben werden. Angefangen im Jahr 1647 und beendigt 1673. Aus dem Holländischen übersetzt und mit berichtigenden Anmerkungen aus neuern Reisen versehen. — Notizen.

90. Poesie und Kritik. Von J. L. Klein. (Beschluß.) — Demokritos, oder hinterlassene Papiere eines lachenden Philosophen. (Von dem Verfasser der „Briefe eines in Deutschland reisenden Deutschen".) Zweiter Band. — Notizen.

Bericht
über die im Laufe des Jahres 1832
bei
F. A. Brockhaus in Leipzig
erschienenen neuen Werke und Fortsetzungen.

1. Augusteum, Dresdens antike Denkmäler enthaltend. Herausgegeben von *Wilhelm Gottlieb Becker*. Zweite Auflage. Besorgt und durch Nachträge vermehrt von *Wilhelm Adolf Becker*. Erstes bis viertes Heft. Tafel I—XLVI, Text Bogen 1—12. Auf feinem Druckpapier. Folio. Jedes Heft im Subscriptionspreise 1 Thlr. 21 Gr. Der Subscriptionspreis besteht einstweilen noch fort. Früher kostete das Heft 2 Thlr. 16 Gr. Die Fortsetzung wird rasch folgen.

2. Baltisch (Franz), Politische Freiheit. Gr. 8. 23½ Bogen auf gutem Druckpapier. Geh. 1 Thlr. 18 Gr.

3. Bechstein (Ludwig), Der Sonntag. Gedicht in sechs Gesängen. Nebst sechs Kupfertafeln, erfunden und radirt von Ferdinand Berthold. Querfolio. Auf feinem Velinpapier. Geh. 1 Thlr. 21 Gr.

4. Blätter für literarische Unterhaltung. (Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung.) Jahrgang 1832. Außer den Beilagen 366 Nummern. Auf gutem Druckpapier. Gr. 4. 12 Thlr.

5. Cromwell, natürlicher Sohn Cromwell's. Von ihm selbst geschrieben und frei ins Deutsche übertragen von St. Nelly. Mit einer Einleitung von Hofrath Böttiger. 3 Theile. 12. 28 Bogen auf gutem Druckpapier. Geh. 2 Thlr.

6. Conversations-Lexikon der neuesten Zeit und Literatur. Ein Supplementband zu allen frühern Auflagen des Conversations-Lexikons, sowol in den leipziger Originalausgaben als den verschiedenen Nachdrucken, aber auch ein für sich bestehendes und in sich abgeschlossenes Werk. Erstes bis zehntes Heft. Abel bis Heidberg. Gr. 8. Jedes Heft von 8 Bogen auf weißem Druckpapier 6 Gr., auf gutem Schreibpapier 8 Gr., auf extrafeinem Velinpapier 15 Gr.

7. Cuvier (Baron von), Das Thierreich, geordnet nach seiner Organisation. Als Grundlage der Naturgeschichte der Thiere und Einleitung in die vergleichende Anatomie. Nach der zweiten, vermehrten Ausgabe übersetzt und durch Zusätze erweitert von F. S. Voigt. Erster und zweiter Band. Gr. 8. Auf gutem Druckpapier. 6 Thlr. 3 Gr.

Der erste Band (1831. 68 Bogen. 4 Thlr.) enthält die Säugthiere und Vögel, der zweite (1832. 54½ Bogen. 2 Thlr. 8 Gr.) die Reptilien und Fische.

8. *Dante*, Die göttliche Komödie. Uebersetzt und erklärt von Karl Ludwig Kannegießer. Dritte, sehr veränderte Auflage. 3 Theile. Mit einem Titelkupfer und geometrischen Plänen der Hölle, des Fegefeuers und des Paradieses. Gr. 8. 60 Bogen auf feinem Druckpapier. 3 Thlr.

Früher erschien bei mir:

Dante Alighieri's lyrische Gedichte. Italienisch und deutsch herausgegeben von K. L. Kannegießer. 1822. Gr. 8. 31 Bogen auf feinem Druckpapier. Früherer Preis 2 Thlr. 8 Gr. Jetzt für einen Thaler.

9. Depping (G. B.), Erinnerungen aus dem Leben eines Deutschen in Paris. 12. 32½ Bogen auf feinem Druckpapier. Geh. 2 Thlr. 8 Gr.

10. Derenhof (Johann Wilhelm), Das Ganze der Handlung. Ein theoretisch-praktisches Lehr- und Handbuch der gesammten Handlungswissenschaften. (Petersburg 1831.) Gr. 8. 16½ Bogen auf gutem Druckpapier. Geh. 1 Thlr. 6 Gr.

11. Allgemeine Encyklopädie der Wissenschaften und Künste, in alphabetischer Folge von genannten Schriftstellern bearbeitet, und herausgegeben von J. S. Ersch und J. G. Gruber. Mit Kupfern und Karten. Gr. 4. Carr.

Jeder Theil im Pränumerationspreise auf feinem Druckpapier 3 Thlr. 20 Gr., auf feinstem Velinpapier 6 Thlr., auf extrafeinem Velinpapier im größten Quartformat mit breitern Rändern (Prachtexemplare) 12 Thlr.

Erste Section, A—G, herausgegeben von J. G. Gruber. Zweiundzwanzigster und dreiundzwanzigster Theil.

Zweite Section, H—N, herausgegeben von J. S. Hoffmann. Achter und neunter Theil.

Dritte Section, O—Z, herausgegeben von W. H. E. Meier und L. H. Kämtz. Zweiter und dritter Theil.

Seit im Laufe 1831 den Verlag der Encyklopädie übernommen, sind bereits sechs Theile fertig geworden und das Publicum wird hoffentlich mir das Vertrauen zu einem Unternehmen gewinnen, das ein wahres deutsches Nationalwerk genannt zu werden verdient und sich überzeugen, daß ich den Willen und die Mittel habe, dasselbe so rasch zu fördern, als es die Sorge für den innern Werth und die Rücksicht auf die Abonnenten, denen nicht angesonnen sein würde, in einem Jahre mehr als höchstens sechs Bände zu erhalten, irgend gestatten.

Allen frühern Abonnenten, denen eine Reihe von Bänden fehlt, sowie Solchen, die sich das ganze Werk neu anschaffen wollen, werde ich die billigsten Bedingungen stellen, und man wolle sich in dieser Hinsicht entweder an mich selbst oder an irgend eine andere Buchhandlung wenden.

12. Falk (Johannes), Göthe aus näherm persönlichen Umgange dargestellt. Ein nachgelassenes Werk. 12. 13½ Bogen auf feinem Druckpapier. Geh. 1 Thlr. 12 Gr.

13. Isis. Encyklopädische Zeitschrift, vorzüglich für Naturgeschichte, Anatomie und Physiologie. Herausgegeben von Oken. Jahrgang 1832. 12 Hefte. Mit vielen Kupfern. Gr. 4. 8 Thlr.

14. Knorring (Karl von), Russische Bibliothek für Deutsche. Erstes bis drittes Heft. (Reval 1831.) 8. 34 Bogen auf Druckpapier. Geh. 2 Thlr. 12 Gr.

Diese drei Hefte enthalten ausgewählte Stücke von Polewoi, Schukowski, Puschkin und Gribojedow.

15. Krug (Wilhelm Traugott), Encyklopädisch-philosophisches Lexikon, oder Allgemeines Handwörterbuch der philosophischen Wissenschaften nebst ihrer Literatur und Geschichte. Nach dem heutigen Standpunkte der Wissenschaften bearbeitet und herausgegeben. Zweite, verbesserte und vermehrte Auflage. In vier Bänden. Erster Band. A bis G. Gr. 8. 55½ Bogen auf weißem Druckpapier. Subscriptionspreis 2 Thlr. 18 Gr.

16. Kupffer (G. H.), Anfangsgründe der Buchstabenrechnung und Algebra, mit Inbegriff der Combinationslehre und unbestimmten Analytik, nebst Uebungsaufgaben. Zur Repetition des mündlichen Unterrichts und zur eigenen weitern Fortbildung neben diesem. (Reval 1832.) Gr. 8. 16 Bogen auf Druckpapier. 20 Gr.

17. Ludwig (Christian), Vollständiges deutsch-englisches und englisch-deutsches Wörterbuch. Zweite Auflage, mit einer gründlichen Anleitung zur Aussprache des Englischen vermehrt und zum allgemeinen Gebrauche der deutschen und englischen Nation bequemer eingerichtet; verbessert durch eine genauere Angabe der Bedeutungen der Wörter, Redensarten und Sprichwörter, und vermehrt mit vielen neuen Ausdrücken, und einem Verzeichnisse der unregelmäßigen Zeitwörter beider Sprachen. 2 Theile. Gr. 8. 57 Bogen auf Druckpapier. Cartonnirt. 2 Thlr. 8 Gr.

18. *Martens* (le baron *Charles de*), Guide diplomatique. Contenant: 1° Considérations sur l'étude de la diplomatie. 2° Précis des droits et des fonctions des agens diplomatiques. 3° Traité sur le style des compositions en matière politique. 4° Bibliothèque diplomatique choisie, suivie d'un catalogue de cartes de géographie moderne. 5° Recueil d'actes et d'offices à l'appui du traité sur le style des compositions en matière politique. 2 Bände. Gr. 8. 67½ Bogen auf feinem französischen Druckpapier. Geh. 4 Thlr. 12 Gr.

19. *Munch* (*Ernst*), Maria von Burgund nebst dem Leben ihrer Stiefmutter Margarethe von York, Gemahlin Karl des Kühnen, und allerlei Beiträgen zur Geschichte des öffentlichen Rechts und des Volkslebens in den Niederlanden zu Ende des 15. Jahrhunderts, aus französischen, flämischen, holländischen und deutschen Quellen. 2 Bände. 8. 64 Bogen auf feinem Druckpapier. 4 Thlr. 16 Gr.

20. Mundt (Theodor), Die Einheit Deutschlands in politischer und literärer Entwicklung. 12. 3½ Bogen auf gutem Druckpapier. Geh. 8 Gr.

21. Oertel (W. von), Harald und Elsbeth, oder das Zeitalter Johann's des Schrecklichen. Romantisches Originalgemälde aus der Geschichte des 16. Jahrhunderts. 2 Bände. (Petersburg 1831.) 8. 30 Bogen auf feinem Druckpapier. Geh. 2 Thlr. 8 Gr.

22. Le Parnasse français du dix-neuvième siècle. Oeuvres poétiques d'Alphonse de Lamartine, Casimir Delavigne et P.-J. de Béranger. 27½ Bogen auf feinem Velinpapier. Geh. 2 Thlr.

23. Pölitz (Karl Heinrich Ludwig), Die europäischen Verfassungen seit dem Jahre 1789 bis auf die neueste Zeit. Mit geschichtlichen Einleitungen und Erläuterungen. Zweite, neu geordnete, berichtigte und ergänzte Auflage. In drei Bänden. Erster Band, die gesammten Verfassungen des deutschen Staatenbundes enthaltend. 2 Abtheilungen. Gr. 8. 78½ Bogen auf weißem Druckpapier. Subscriptionspreis 4 Thlr. 20 Gr.

24. Provinzialrecht aller zum Preußischen Staate gehörenden Länder und Landestheile, insoweit in denselben das Allgemeine Landrecht Gesetzeskraft hat, verfaßt und nach demselben Plane herausgegeben von Friedrich Heinrich von Strombeck. Ersten Theils erster Band, zweiten Theils erster bis dritter Band, und dritten Theils erster bis dritter Band. Gr. 8.

Auch unter den Titeln:

Provinzialrecht des Fürstenthums Halberstadt und der zu demselben gehörigen Graf- und Herrschaften Hohenstein, Regenstein und Derenburg, von Leopold August Wilhelm Lenze. 1827. 1 Thlr. 12 Gr.

Provinzialrecht der Provinz Westfalen. Erster Band: Provinzialrecht des Fürstenthums Münster und der ehemals zum Hochstift Münster gehörigen Besitzungen der Standesherren, imgleichen der Grafschaft Steinfurt und der Herrschaften Ahaus mit Gehmen, von Clemens August Schlüter. 1829. 1 Thlr. 20 Gr.

Provinzialrecht der Provinz Westfalen. Zweiter Band: Provinzialrecht der Grafschaft Tecklenburg und der Obergrafschaft Lingen, von Clemens August Schlüter. 1830. 20 Gr.

Provinzialrecht der Provinz Westfalen. Dritter Band: Provinzialrecht der ehemals kurkölnischen Grafschaft Recklinghausen, von Clemens August Schlüter. 1833.

Provinzialrecht der Provinz Westpreußen. Erster Band: Provinzialrecht der Districte des preußischen Landrechts von 1721, von Leman. Erster Theil. 1830. 2 Thlr. 12 Gr.

Provinzialrecht der Provinz Westpreußen. Zweiter Band: Provinzialrecht der Districte des preußischen Landrechts von 1721, von Leman. Zweiter Theil. 1832. 2 Thlr. 12 Gr.

Provinzialrecht der Provinz Westpreußen. Dritter Band: Die Statutarrechte der Stadt Danzig, von Leman. 1832. 2 Thlr. 12 Gr.

(Der Beschluß folgt.)

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Freitag, — Nr. 60. — 1. März 1833.

Zur Nachricht.

Von dieser Zeitschrift erscheint außer den Beilagen täglich eine Nummer und ist der Preis für den Jahrgang 12 Thlr. Alle Buchhandlungen in und außer Deutschland nehmen Bestellung darauf an; ebenso alle Postämter, die sich an die königl. sächsische Zeitungsexpedition in Leipzig, das königl. preuß. Grenzpostamt in Halle, oder das fürstl. Thurn und Taxische Postamt in Altenburg wenden. Die Versendung findet wöchentlich zwei Mal, Dienstags und Freitags, aber auch in Monatsheften statt.

Ueber die Lage der Juden in Preußen.

Sie fodern mich zu Berichten über Berlin auf, verehrter Freund, aber ich gehe nicht ins Theater, und außerhalb der Bretter, die die Welt bedeuten, geht bei uns so gut als gar nichts vor. Wir begleiten die Weltgeschichte mit obligatem Witzen, und so wären denn unsere Witze fast das Einzige, was in Berlin wirklich passirt. Es ist überdies nicht ohne Gefahr, in auswärtigen Blättern über Berlin zu berichten, denn man riskirt, mit jenen obscuren Briefkellern verwechselt zu werden, welche jetzt die gelesensten Zeitblätter, namentlich die „Allgemeine Zeitung" und die „Leipziger Zeitung", fast posttäglich mit ihren Privatmittheilungen überschwemmen. Als die neueste Nachricht gebe ich Ihnen die Versicherung, daß diese Briefe von der öffentlichen Stimme, sofern sich eine solche bei uns vernehmen lassen darf, gemisbilligt und belacht werden.

Sie haben doch unsere diesjährige Thronrede gelesen? Ich meine die Rede, die der Bischof Eylert zur Feier des diesjährigen Ordensfestes gehalten hat. In vollem Ernst, die Ordenshierarchie, die mit jedem 18. Januar immer fester begründet wird, scheint mir eine tiefere Wurzel zu haben, als man gewöhnlich meint. Sie soll nämlich, wie der Bischof ausdrücklich gesagt hat, der Verschmelzung der Stände entgegenarbeiten und eine Scheidewand befestigen, an deren Zerstörung die ganze Zeit arbeitet. Denn der Orden belohnt nicht allein ein Verdienst, er bezeichnet auch einen Stand. Dieselbe Sucht, zu classificiren, soll auch in einem Gesetzentwurfe, die bürgerliche Verfassung der Juden in den preußischen Staaten betreffend, hervortreten, der in der letzten Zeit die Aufmerksamkeit des Publicums in hohem Grade aufsichgezogen hat.

Bei dieser Gelegenheit nehme ich mir die Freiheit, der sechs Broschüren *) über Emancipation der Juden zu erwähnen, die Sie mir vor einigen Monaten zu übersenden die Güte hatten. Was mir als das Wichtigste an ihnen erscheint, ist das numerische Verhältniß, daß fünf für und nur Eine gegen die Juden geschrieben ist. Ich möchte Sie namentlich auf die sehr verdienstlichen Schriften von Geitel und Cohen aufmerksam machen, welche den Gegenstand gründlich erörtern und außerdem auch dankenswerthe Nachrichten über die örtlichen Verhältnisse der Juden in Braunschweig und Hanover mittheilen. Krug spricht in seiner bekannten Weise, wohlwollend und entschieden, und von ihm darf man wol mit Recht erwarten, daß er in der sächsischen Kammer die Sache der Juden führen und, wenn auch nicht in diesem Jahre, durchführen werde. Ludwig Schragge ist zu gelehrt und beweist nichts. Ueber den Hülferuf wider die

*) 1. Gesuch der Bekenner des jüdischen Glaubens im Herzogthum Braunschweig an Se. hochfürstliche Durchlaucht den regierenden Herrn Herzog Wilhelm von Braunschweig-Lüneburg um gnädigste Verleihung voller bürgerlicher Rechte. Verfaßt und mit erläuternden Zusätzen versehen von G. A. Geitel. Braunschweig, Vieweg u. Sohn. 1831. Gr. 8. 8 Gr.

2. Ueber die Lage der Juden nach gemeinem deutschen Recht und die Mittel, dieselbe zu verbessern. Mit besonderer Berücksichtigung des Königreichs Hanover. Ein Versuch von Moritz Cohen. Hanover, Hahn. 1832. Gr. 8. 10 Gr.

3. Die Politik der Christen und die Politik der Juden in mehr als tausendjährigem Kampfe. Ein Nachtrag zum Portrait von Europa, gezeichnet von einem alten Staatsmann außer Diensten, in Druck gegeben von W. T. Krug. Leipzig, Kollmann. 1832. Gr. 8. 12 Gr.

4. Wie verloren die Juden das Bürgerrecht im west- und oströmischen Reiche? Eine indirecte Beantwortung der Frage: „Sollen die Juden das Bürgerrecht erlangen?" Beantwortet von Ludwig Schragge. Berlin, Fröhlich u. Comp. 1832. Gr. 8. 18 Gr.

5. Börne und die Juden. Ein Wort der Erwiderung auf die Flugschrift des Herrn Dr. Eduard Meyer gegen Börne von Gabriel Riesser. Altona, Hammerich. 1832. Gr. 8. 4 Gr.

6. Zu Hülfe wider die Juden! — Ein Nothruf und Beitrag zur Gesetzgebung. Nürnberg, Riegel u. Wießner. 1832. Gr. 8. 8 Gr.

Juden erlassen Sie mir etwas zu sagen; ein reichsstädtischer Judenhaß hat ihn dictirt, aber die Stürme der Zeit haben ihn längst verweht. Riesser's Flugschrift ist mit Feuer und Beredtsamkeit geschrieben. Wichtiger aber als diese kleine Broschüre ist die Zeitschrift: „Der Jude", die Herr Dr. Riesser herausgibt. Sie übt eine wachsame Controle über die Angelegenheit der Juden in Deutschland, und es dürfte fortan nicht leicht ein öffentlicher Schritt in dieser Beziehung gethan werden, der sich ihrer scharfen Kritik entziehen könnte. Bereits erfreut sich diese Zeitschrift, von der bisher 26 Nummern erschienen sind (der erste Band), durch vielseitige Theilnahme eines selbstständigen Bestehens, und der Herr Redacteur hat demnach die Erklärung abgegeben, er werde so lange mit seinen Mittheilungen fortfahren, als die Juden in Deutschland noch unter dem alten Drucke schmachten. Möchte es ihm recht bald an Stoff gebrechen! Herr Riesser ist Doctor juris und die Republik Hamburg hat ihm die Advocatur versagt. Er hat das bessere Theil erwählt, und anstatt für Privatleute zu plaidiren, ist er der Advocat eines unterdrückten Theils der ganzen Menschheit geworden.

Die „Leipziger Zeitung" vom 11. Februar, die mir soeben zu Gesicht kommt, theilt endlich etwas Ausführliches über die gesetzlichen Bestimmungen in Betreff der Juden mit, von denen ich Ihnen vorher nur andeutend geschrieben habe. Sie setzt die Grundlagen einer neuen Judenordnung für die preußischen Staaten auseinander, „die bereits bei allen Ministerien Billigung gefunden haben soll". Einer unserer berühmtesten Staatsmänner hat, als das freisinnige Edict vom 11. März 1812 berathen wurde, sein Votum dahin abgegeben: Ich stimme für kein Gesetz über Juden, das mehr als vier Wörter enthält: „Gleiche Rechte, gleiche Pflichten!" Jener Staatsmann lebt gegenwärtig im Ruhestand, und der vorliegende Gesetzentwurf besteht aus 64 Paragraphen. Sie halten ihn für untergeschoben, für die liebenswürdige Schwärmerei irgend eines romantischen Geistes? O Sie Glücklicher! Wäre aber auch nicht ein Jota wahr daran, so ist er doch gut erfunden, so hat doch kein Vernünftiger und Einsichtsvoller daran gezweifelt, daß er wahr sein könnte. Aber er ist nicht erdichtet dieser Entwurf eines Gesetzes, das uns urplötzlich in die Bevormundung des Mittelalters zurückführen würde. Zwar bin ich fest überzeugt, und Jeder, der das Verfahren unserer Regierung kennt, ist es mit mir, daß solch ein — — niemals zum Gesetz erhoben werden wird, denn von jeher ist die Scheu vor — — —, besonders aber vor dem Lächerlichen wirksamer gewesen als die Erkenntniß und freie Wahl des Wahren und des Guten; daß aber diese Schülerarbeit eines Anfängers im Jesuitismus, der schon mehre Jahre mit dieser possirlichen Maus schwanger geht, sämmtlichen Ministerien des intelligenten preußischen Staats vorgelegt werden durfte, daß sie die Angelegenheit der Juden noch einmal um Jahre hingezögert und ihre oftmals getäuschte Hoffnung noch einmal getäuscht hat, ist dies nicht — doch warum soll ich mir die Mühe geben, meinen Satz auszuschreiben, da ich ja im Voraus weiß, daß der Censor streichen würde, was mir der Unwille eingibt?

Es ist in der Stadt von zwei Gesetzentwürfen die Rede, von einer „Judenordnung" (sic!) für das Großherzogthum Posen und von einer andern für die gesammte Monarchie. Der Verf. der letztern ist, wenn man dem Gerüchte trauen darf, der — — — — — — — —. Das allgemein anerkannte Talent des ehrenwerthen Herrn — „denn Brutus ist ein ehrenwerther Mann" —, sich in den Glauben und die Denkart des Mittelalters zu versetzen, hat sich auch bei dieser Arbeit auf das Glänzendste bewährt, denn man darf ihr das Zeugniß geben, daß sie nicht durch die geringste Spur den leisesten Argwohn erweckt, als ob sie für die Gegenwart und für gegenwärtige Bedürfnisse berechnet sei. Der berühmte — — — — — hat sich die Arbeit sauer werden lassen. Anstatt seinem Nachbar, dem Juden, in die Fenster und, wo möglich, ins Herz zu gucken, hat er die alten Balladen und Chroniken fleißig studirt; anstatt seinen Nachbar, den Juden, im Handel und Wandel und seine hübschen Töchter auf dem Ball und im Theater zu beobachten, schwebte diesem trefflichen Gesetzgeber der teufelische Jude Gerautus von Venedig vor oder die Judentochter, die in Mirriland'sstadt ein Christenkind schlachtet und in den tiefen, tiefen Brunnen versenkt. Möge er Gerautus von Venedig oder die Judentochter aus Mirriland inhaftiren lassen, wenn sie seine Gesetze übertreten! Was gehen sie seinen Nachbar oder dessen hübsche Töchter an? Wie dem aber auch sein mag, die Arbeit hat ihren historischen Werth und in dieser Eigenschaft ist sie bereits dem Vernehmen nach vom Staatsrath mit großer Stimmenmehrheit verworfen worden, indem die glänzende Correlation eines hohen Beamten die eigentliche Bedeutung derselben siegreich ins Licht setzte.

Ueber das Judengesetz für die Provinz Posen war bisher noch nichts Bestimmtes im Publicum verlautet. Man vermuthete nur, daß sowol der Oberpräsident dieser Provinz, Herr Flottwell, als auch der commandirende General derselben, Herr von Grolmann, sich zum Theil in der Absicht in Berlin aufhalten, um den Berathungen über dies Gesetz beizuwohnen — eine Vermuthung, die zur Gewißheit wurde, als eine Deputation posener Juden, aus Vorstehern der posener und lissaer Gemeinde bestehend, hier ankam, um die Angelegenheit ihrer Mitbrüder zu betreiben. Da uns noch keine ausländische Zeitung über den Erfolg dieser Deputation unterrichtet hat, so haben wir, wie sich's von selbst versteht, noch nichts Bestimmtes darüber erfahren. Nun gibt uns die „Leipziger Zeitung" den oben besprochenen Gesetzentwurf, von dem in Frage gestellt wird, ob er für die neuen Provinzen oder für die ganze Monarchie bestimmt sei. Diese sogenannte Judenordnung, die uns von dem Correspondenten der „Leipziger Zeitung" im Auszuge mitgetheilt wird, ist aber, nach Demjenigen zu urtheilen, was über die — —'sche bereits bekannt geworden ist, nichts Anderes als eben diese vom Staatsrath bereits verworfene — — —'sche Relation. Sie werden den rechten

Namen zu finden wissen, mit dem ein so unredliches Verfahren gebrandmarkt werden muß, das offenbar unsere Regierung zu verleumden beabsichtigt. Denn ist es wol denkbar, daß ein für die ganze Monarchie eben verworfener Antrag gleichwol für einen Theil derselben in Ausführung gebracht werden soll, und ist es nicht offenkundige Verleumdung, das Publicum überreden zu wollen, daß unsere Regierung einer solchen Inconsequenz fähig sei? Welches ist denn nun die eigentliche Absicht des Einsenders? Er verräth sich selbst in folgenden Worten: „Ein solches Gesetz erscheint eingreifend für alle christliche Staaten. Daher (!) wollen wir auf das Ausführlichste Alles mittheilen, was wir von diesem Gesetzentwurf gehört." Da die meisten Ständeversammlungen sich gegenwärtig mit der wichtigen Frage der jüdischen Emancipation beschäftigen, so will er ihnen dies Gesetz zur Nachachtung vorlegen und scheut nicht eine Lüge oder, was dasselbe ist, das Verhehlen der Wahrheit, um seinen Leser glauben zu machen, es sei im Ernst die Rede davon, den widersinnigen, längst verworfenen — —'schen Entwurf ins Werk zu setzen. Zu solchen Mystificationen ist die „Leipziger Zeitung" gemisbraucht worden.

(Die Fortsetzung folgt.)

Meine Reisen und meine fünfjährige Gefangenschaft in Algier, von Simon Friedrich Pfeiffer. Mit einer Vorrede vom Herrn Prof. Dr. Schmitthenner. Gießen, Ricker. 1832. 8. 1 Thlr. 4 Gr.

Obgleich die politische Manie der neuesten Zeit alle andern Interessen beinahe ausschloß und das Unkraut der zahllos aus- und übereinander hervorschießenden und wuchernden Zeitungen jede Aussaat von nahrhaftern und erquicklichern Geistesfrüchten hinderte und zu ersticken drohte, so fehlte es doch fortwährend nicht an einer Masse werthloser Ephemeren jeder Art, die ihr Glück versuchen und oft genug finden in einer Lesewelt, wo eben die Ueberfülle und das widerstreitende Getöse das Urtheil immer mehr verwirren und, wenigstens für einige Zeit, die Aufnahme des Guten wie des Schlechten zufällig machen. Namentlich liefert nicht selten Stoff zu dergleichen die verkehrte Richtung vieler jungen Leute in unsern Tagen, welche, anstatt in den Anfoderungen ihres nächsten Lebenskreises den Umfang ihrer Pflichten zu erkennen und zu erfüllen, mit unbändiger Ueberhebung in die Weite hinaus zu wirken und zu irren unternehmen und dann zuletzt durch den Druck dem Publicum mit der windbeutelnden Bekanntmachung ihrer gleichgültigen Begegnisse und Abenteuer aufwarten. Es ist deswegen begreiflich genug, warum man gegen Schriften wie die vorliegende, selbst dann, wenn sie unter der Schutzrede eines vertrauenswerthen Namens auftreten, ein nicht unbegründetes Vorurtheil mitbringt und von solcher Lecture sich um so weniger Gewinn und Vergnügen versprechen mag, wenn man wie hier auf den ersten Seiten benachrichtigt wird, daß der Verfasser ein 23jähriger Jüngling ist, welcher eben zu Gießen sich der Arzneiwissenschaft widmet und demnach die mitgetheilten Begebenheiten in sehr früher und unreifer Lebenszeit erfahren hat.

Indessen verschwindet die geringe Meinung, mit welcher man allenfalls das Büchlein zur Hand nehmen mochte, bei näherer Bekanntschaft, und man fühlt sich bald von einem lebhaften, sowol subjectiven als objectiven Interesse angezogen. Zunächst ist es die achtens- und liebenswerthe Persönlichkeit des Verf., ein lauterer und milder Charakter, der ungeschminkt in der ganzen Erzählung sich zu erkennen gibt, und der eine besondere Theilnahme einflößt mit den außerordentlichen, unverschuldeten Schicksalen eines Jünglings von so zartem Alter, dabei ein gesunder, offener Sinn, welcher, wenn auch ungebildet, mit jugendlich frischer Empfänglichkeit die begegnenden Erscheinungen, soweit ihnen seine Fassungskraft gewachsen ist, rein und richtig anschaut und ebenso mit unbefangener Wahrhaftigkeit dem Leser das Wichtigere von Dem mittheilt, was er gesehen und erlebt hat. Hierin finden sich wahrhaft poetische Momente; es ist der Verlauf dieser Begegnisse, so einfach und natürlich sie sich zugetragen, so schlicht sie erzählt sind, oft so phantastisch, daß man an die ältesten Geschichten erinnert wird, wie namentlich an die Joseph's in Aegypten, und die Vorstellung, wie das Seltsamste, was man aus fernen Zeiten vernimmt, in unsern Tagen dem eignen Landsmann widerfährt, wie er mit sanfter Gottergebenheit, mit Muth und Geschick in jede Lage sich zu fügen, dieselbe immer zu eignem und Anderer Frommen möglichst anzuwenden weiß, aus den schrecklichsten Erduldungen sich aufrichtend vertrauensvoll eine bessere Zukunft und Erlösung hofft und endlich auch erreicht — diese begründet oder erhöht den erbaulichen Eindruck, welchen die gegenwärtige Schrift im Ganzen hervorbringt. Aber abgesehen von dieser ästhetischen Wirkung, ist sie auch durch die ethnographische und historische Bedeutung der Gegenstände, über die sie, besonders in der zweiten größern Hälfte sich verbreitet, objectiv anziehend und lehrreich, indem sich über die örtlichen, politischen und sittlichen Verhältnisse Algiers und seiner Bewohner, namentlich über die Umstände seiner Eroberung durch die Franzosen, welche der Verf. dort erlebte, viele interessante Nachrichten darin finden. Der Antheil der Zeitgenossen an dieser Begebenheit mußte freilich in den Hintergrund treten oder verschwinden, so lange die Lösung der näher uns angehenden Fragen noch vorzugsweise die Geister beschäftigt; allein die Eroberung und Besetzung von Algier, so viel auch die Partei es zu verschreien und zu verkleinern sich bemühte, ist immer ein welthistorisches Ereigniß, oder kann es werden und in glänzende Folgen sich erweitern, wenn die politischen Verwickelungen und der gewaltige Zudrang der nähern Interessen dieselben nicht paralysiren. Jenen Antheil erneuert nun das Büchlein des Verf. und lenkt den Blick wieder nach jener unheimlichen Küste, deren reizende Landstriche künftig vielleicht der Barbarei entrissen und einem segensreichen, menschlichen Dasein wiedergegeben werden. Obgleich es an ausführlichern, zumal französischen Berichten über die Gegend und über die Besetzung von Algier nicht fehlt, der Verf. nach seinem Alter, seinen Kenntnissen und seiner Bildungsstufe überhaupt nicht grade geeignet scheinen mag, tief und umfassend einzudringen, so sind die Bemerkungen und Erfahrungen, zu welchen seine eigenthümliche Lage ihm Gelegenheit verschaffte, dennoch von besonderm Werth und Interesse; wie sie in allen Einzelheiten das Gepräge der Wahrheit anschtragen, so haben sie, trotz der Kürze und Unvollständigkeit, das Sichere und Lebendige eines an Ort und Stelle Anwesenden, eines unbefangenen Augen- und Ohrenzeugen, ruhigen und verständigen Beobachters, und vergegenwärtigen und beleuchten dergestalt sehr erwünscht jene bedeutenden Momente.

Die folgende Uebersicht soll den Inhalt der gegenwärtigen Mittheilungen näher anzeigen. Der Verf., ein Rheinhesse, nachdem er im sechsten Jahre seine Aeltern verloren, dann von wohlthätigen Menschen unterstützt und erzogen worden, im dreizehnten Jahre sich der Chirurgie gewidmet, begibt sich im funfzehnten zu Bekannten nach Amsterdam, wo er durch deren Empfehlung auf einem Linienschiff im Texel, einer Art Seecaserne, als Practicant der Chirurgie eine Unterkunft findet. Hier hat er im Schiffsspital unter der Leitung des Oberarztes den Verband und die Apotheke zu besorgen, macht sich inzwischen mit den Eigenthümlichkeiten des Schiffs- und Seelebens bekannt und wird im December 1824, noch in demselben Jahre seiner Ankunft zu Amsterdam, der Bemannung einer Fregatte beigegeben, welche zum Schutz des Handels im Mittelmeer zu kreuzen angewiesen ist. Das Schiff fährt ab, und unser Verf. gelangt

nun unter den gewöhnlichen Sturmesscenen und andern Abenteuern nach Gibraltar und weiter zu dem holländischen Depot Port Mahon auf Minorca, nach mehrmonatlichem Aufenthalt daselbst nach Toulon, wo Schiffsbauholz an Bord genommen wird, und dann um Sicilien nach Neapel, wohin der Schiffscapitain dem Verf. unbekannte Aufträge hatte; von da kreuzen sie südwärts in der See umher und kehren wegen erlittener Beschädigung durch Sturm und Erkrankung der Mannschaft wieder nach Port Mahon zurück, wo das Schiff ausgebessert und zur Fahrt nach der Levante beordert wird. Unter Führung eines Lootsen, den sie in Malta mitnehmen, segelt es nun nach Milo und geleitet von da eine Anzahl Kauffahrer durch die wegen der Piraten unsichern Gewässer an Scio vorbei — wo sie die Spuren der Verwüstung noch sehen und sowol der türkischen als griechischen Flotte begegnen, auch bald darauf den Kanonendonner der Schlacht vernehmen —, nach kurzem Aufenthalt auf dem reizenden Tino, in den Hafen von Smyrna. Auch hier verweilt es nicht lange, sondern begibt sich, um frisches Wasser einzunehmen und die Kranken besser zu verpflegen, nach Uwrlah, einem wenige Meilen von Smyrna entfernten Orte, wo der Verf. unter Anderm einmal gesehen, wie eine östreichische Corvette, trotz der Protestation von Seiten seines Schiffscapitains und eines französischen, der mit einer Brigg zugleich hier vor Anker lag, zwei griechische Barken in den Grund bohrte, indem sie von ihrer Regierung sich befugt erklärte, die griechischen „Rebellen" alle wie Piraten zu behandeln. Der Kranken wegen bringt der Verf. zu Uwrlah die meiste Zeit auf dem Lande zu; hier macht er nun einst mit mehren Bekannten gegen Abend einen Spaziergang nach einem Wäldchen, als er plötzlich von einem Haufen bewaffneter Janitscharen überfallen, geplündert und nach arger Mishandlungen zum Hafen von Smyrna auf ein algierisches Kaperschiff geschleppt wird, das ihn mit noch andern griechischen Sklaven nach Algier überfährt. Dies geschieht im Juli 1825, also ein halbes Jahr nach des Verf. Abreise von Europa; er war eben 16 Jahre alt. In Algier angekommen, wird er der Wohnung des Hassenatschi-Effendi, Justiz- und Policeiministers, zugetheilt und als Sklave zum Dienst in der Küche desselben angestellt, wo ihm mit mehren andern die Reinigung des Gebäudes und der Hausgeräthschaften, das Zurichten der Nahrungsmittel u. s. w. unter dem brutalen Oberbefehl der Köche obliegt. Ein Versuch, diesem drückenden Zustand durch die Flucht zu entgehen, wird durch den Verrath eines boshaften Mitsklaven, eines Savoyarden, vereitelt und durch die Bastonnade schrecklich bestraft. Inzwischen sind zwei Jahre vorübergegangen und der Unglückliche hat die Landessprache ziemlich fertig gelernt, als der Zufall einer persönlichen Unterredung mit dem Minister, die Erklärung, daß er in Europa die Wundarzneikunde gelernt, und eine zur ersten Probe wohlgelungene Cur bei einer Unpäßlichkeit des Herrn seinem Schicksal eine günstige Wendung gibt: er wird zum Leibarzt des Hassenatschi-Effendi erhoben, aus den schmuzigen Schlafkammern der Küchenjungen in mehre Prachtzimmer des Palastes einlogirt und mit Glanz und Ueberfluß umgeben. In dieser äußerlich behaglichen, wenn auch langweiligen Lage zieht ihm der Neid und die Tücke eines Verwandten des Ministers noch einmal eine gräßliche Mishandlung zu, die ihn an Leib und Seele zu zerrütten droht. Da kommt ihm (1828), während er auch diese glücklich übersteht, das Gerücht von der Mißhelligkeit des Dei mit dem französischen Gesandten zu Ohren, über dessen vieljährige Ursachen, wie sie von den Algierern ihm erzählt wurden, uns der Verf. nähern Aufschluß gibt. Seine neubelebten Hoffnungen, bei einem bevorstehenden Kriege mit den Franzosen aus der Sklaverei gerettet zu werden, nähern sich der Erfüllung; nach fruchtlosen Verhandlungen und mehrfältigen, gegenseitig verübten Feindseligkeiten während der folgenden zwei Jahre, landet im Sommer 1830 ein französisches Heer an dem räuberischen, christenfeindlichen Gestade, die Scharen der Moslims werden geschlagen, die Hauptstadt wird am 6. Juli erobert und unter europäisch-christliches Gesetz und Ordnung gebracht. Unserm Verf., welchem in dieser Bedrängniß der Algierer schon vorher die Freiheit geschenkt worden, und welcher sich inzwischen mit Eifer und Anstrengung der Pflege der in den Casernen angehäuften Verwundeten unterzogen, wird von Seiten der Sieger ein ehrenvoller Empfang zu Theil und die Aussicht auf eine ansehnliche Stelle in der Verwaltung der Stadt; zu gleicher Zeit macht ihm der Bei von Titeri, dem er aus seinen frühern Verhältnissen bekannt und empfohlen war, sehr schmeichelhafte Anerbietungen und will ihn unter glänzenden Bedingungen zu seinem Schatzmeister, Arzt und Dolmetscher einsetzen; aber diese lockenden Aussichten ebensowol als der Reiz der interessanten Bekanntschaften, die er jetzt anknüpfte, werden von seiner Sehnsucht nach der Heimat überwogen; ungern entlassen und mit Baarschaft und Empfehlungen freundlich versehen, schifft er als französischer Offizier auf einer französischen Corvette im September 1830 sich ein, landet in Marseille, setzt ungehindert die Reise durch Frankreich fort und erreicht endlich wieder glücklich das lang entbehrte Vaterland.

In der Darstellung dieser Erlebnisse ist der Verf. durchaus bescheiden und anspruchslos, und auch da, wo er sich veranlaßt sieht, der Tüchtigkeit und Verdienstlichkeit seines Benehmens zu erwähnen, immer frei sowol von Aufbinderei als unangenehmer Selbstgefälligkeit. Ebenso ist der Ausdruck einfach, angemessen, und der Styl überhaupt so gut und correct, daß wir zweifelten, ob der Verf. nach so langer Entfremdung und Entfernung vom Vaterland und seiner Sprache ohne Beihülfe seine Erzählung so habe abfassen können, wenn man darin nicht einen übereinstimmenden Ton und gleichmäßigen Charakter gewahr würde, welcher doch auch der Form nach hauptsächlich der Persönlichkeit des Erzählenden anzugehören scheint.

Wir vermißten öfter eine größere Ausführlichkeit, besonders in der Beschreibung der Localitäten und Lebensverhältnisse, und freuten uns daher um so mehr, daß der Verf., der Vorrede zufolge, „eine vollständige Darstellung seiner Erfahrungen und Ansichten" später noch zu liefern gedenkt, wenn ihm die Umstände hierzu mehr Muße gestatten. Es ist nur zu wünschen, daß durch solchen nothgedrungenen Aufschub jene Darstellung nicht an Lebendigkeit und Anschaulichkeit verlieren möge, wie es bei solcher Entfernung des Raumes und der Zeit und dem großen Unterschied der Zustände fast unvermeidlich ist, wenn der Verf. versäumt, jene Bilder bis ins Einzelne festzuhalten, bevor die Beschäftigungen und Erscheinungen der umgebenden Gegenwart sie in seiner Einbildungskraft verdrängen. Zugleich wollen wir ihm hierbei nicht unbemerkt lassen, daß uns der Stoff seiner Erzählung zur Bearbeitung für eine Jugendschrift vorzüglich geeignet scheint, und daß dieselbe durch gelegentliche Berücksichtigung naheliegender Materien, z. B. des See- und Schifflebens, durch specielle Schilderung der häuslichen, bürgerlichen, religiösen Gebräuche und Einrichtungen der Orientalen, die er kennen gelernt u. s. w., ein sehr lehrreiches, durch das Fundament der wahren Begebenheit doppelt interessantes Lesebuch darbieten könnte.

Indem wir durch vorstehende Anzeige das gegenwärtige Schriftchen der freundlichen Theilnahme des Publicums empfehlen wollten, schließen wir dieselbe mit dem herzlichen Wunsche, daß der Verf. in seinem künftigen Lebensgange durch recht heitere und befriedigende Umstände sich möge entschädigt sehen für die harten Bedrängnisse, die einen großen Theil seiner frühen Jugend verbittert und verkümmert haben. 165.

Notiz.

Leitch Ritchie gibt eine „Library of original romance" heraus, welche in monatlichen Lieferungen erscheinen wird. Der erste starke Band, am verwichenen Neujahrstage ausgegeben, enthält „The ghost-hunter and his family; by the O'Hara family".

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonnabend, — Nr. 61. — 2. März 1833.

Ueber die Lage der Juden in Preußen.

(Fortsetzung aus Nr. 60.)

Erlauben Sie mir daher, um die schädlichen Wirkungen desselben einigermaßen zu paralysiren, einige Bemerkungen gegen diesen Antrag. Sie behaupten zwar, daß dergleichen Unsinn in unsern Tagen nur veröffentlicht werden darf, um als Unsinn erkannt und verlacht zu werden; aber was wird der freiberger Magistrat dazu sagen? wird er nicht frohlocken und jubeln und den Juden, die seine Stadt besuchen, eine doppelte Ehrenwache mitgeben? wird er nicht die alte Inschrift über seinem Thore: „Ein Jude und eine Sau bezahlen gleiche Mau", in goldenen gothischen Lettern erneuern lassen? Und glauben Sie mir, der freiberger Magistrat erfindet's nicht, er plaudert's aus; er hat Verwandte und Freunde in allen Deputirtenkammern und Collegien Deutschlands. Ans Licht des Tages freilich wagt sich diese Maulwurfsansicht selten, aber wir haben in neuern Zeiten so oft den Fall erlebt, daß in den Ständeversammlungen die wärmsten Reden für Emancipation der Juden gehalten worden sind und beim Abstimmen eine große Majorität ihr entgegen war. Nur die bessern Köpfe hatten es gewagt, sich öffentlich vernehmen zu lassen, und die bessern Köpfe sind der Sache der Juden geneigt; aber die größere Menge, die bei der Discussion geschwiegen und geschlafen hatte, gab beim Abstimmen den Ausschlag. Diesen Herren also sage ich noch einmal, denn sie könnten den Anfang meines Briefs gleichfalls verschlafen haben, daß sie das Beispiel der preußischen Regierung nicht für sich anführen können, indem sie den — —'schen Antrag bereits verworfen hat und niemals im Sinne gehabt haben kann, ähnliche gesetzliche Bestimmungen, die dem Geiste des Edicts vom 11. März 1812 so durchaus zuwider sind, für die gesammte Monarchie eintreten zu lassen. Die in diesem Edict den Juden zugestandenen Rechte sind von Sr. Majestät dem König aus freier Wahl bewilligt und durch das auf den Schlachtfeldern vergossene Blut jüdischer Bürger besiegelt worden; es sind wohlerworbene Rechte, und wenn sie auch in einzelnen Punkten geschmälert worden sind, so ist Derjenige doch ein Feind des preußischen Staats, der ihm die Ungerechtigkeit anmuthet, diese Rechte von Grund aus zu vernichten.

Sie erwarten vielleicht, daß ich versuchen werde, die Insinuationen der „Leipziger Zeitung" zu widerlegen? Dazu ist nicht mehr die Zeit. Sie sind bereits tausendfach widerlegt worden. Aber es ist die Weise der Verleumdung, ewig wieder die alten Anklagen aufzutischen. Es bleibt doch etwas davon hängen, denkt sie, und der Tropfen, wenn er beharrlich auf dieselbe Stelle tröpfelt, höhlt zuletzt den Felsen aus. Das Vorurtheil ist eine Hydra: haut man ihr das geifernde Haupt vom Nacken und frohlockt über den vermeintlichen Sieg, so wachsen während des kindischen Siegesjubels hundert andere hervor und züngeln giftig. In solchem Kampf ermattet auch die herculische Kraft; denn es ist der Kampf der Langweile. Und wenn es noch ein recht tüchtiges Vorurtheil von Fleisch und Blut wäre, das in diesen dünkelhaften Gesetzgebern spukt! aber nein, diese Herren haben längst allem Glauben und allem Aberglauben entsagt. „Nicht sind wir den Juden abgeneigt", sagt der Correspondent der „Leipziger Zeitung" in einem frühern Berichte, „weil diese Nation eine andere Religion hat als wir, sondern einen Staat im Staate bildet, weil sie alle Reichthümer an sich zieht u. s. w." Also nicht religiöses Vorurtheil, das selbst als Vorurtheil achtungswerth sein würde, sondern Brot- und Amtsneid und dergleichen kleine Eifersüchteleien sind es, die jenen Staatsmännern Redensarten eingeben, an welche sie selbst längst nicht mehr glauben. Glauben sollten sie wirklich an solchen Schnack? „Durch das ganze Gesetz, welches man beabsichtigt, blickt ein Geist der Milde und der Versöhnung durch, vorzüglich aber das Bestreben des Staats, die Juden wieder zu dem alten Satz zurückzuführen: „Im Schweiße deines Angesichts sollst du dein Brot essen", damit ihre Arbeitsscheu vernichtet werde, um sie wieder zur Bearbeitung des Bodens zurückzuführen; hierin, nicht aber in der steten Speculation um Gewinn mögen sie das Erdenglück suchen. Ihrer Scheu gegen die Feldarbeit mag das Geheimniß zum Grunde liegen, daß die Juden den europäischen Grund und Boden nicht als ihr Vaterland betrachten, sondern daß sie ihren Blick stets nach dem fernen, ihnen unbekannten Lande ihrer Väter richten u. s. w." Sie wüßten etwa nicht, daß den Juden bis vor etwa zwanzig Jahren jeder Besitz des Grundeigenthums untersagt war, daß sie noch jetzt mit unzähligen Schwierigkeiten zu kämpfen haben, und unter so erschwerenden Umständen nicht wohl

tionalkreis, hier Schottland, macht sie gewissermaßen zu Verwahrern des Edelsten, was dem Nationalcharakter eines Volkes eigen ist. Ermuthigend wirkt es übrigens auf jedes emporstrebende Gemüth, den Genius über die ungünstigsten Verhältnisse triumphiren zu sehen, und die schottische Geschichte ist an Beispielen der Art mindestens nicht ärmer als irgend eine. Männer wie Knox, Wallace, Buchanan, Burns hat sie viele aufzuweisen.

Dieser erste Band geht von A bis C (Abercromby — Creech). Die artistische Behandlung der Portraits ist untadelhaft, und man sieht sogleich, daß sie authentisch sind, so sprechend ist der Ausdruck der meisten.

2. The lives and exploits of banditti and robbers in all parts of the world. By *C. Mac Farlane*. Zwei Bände. London 1838.

Der Verf. von „Constantinople in 1829" und „The romance of italian history" hat es bei diesem seinem neuesten Werke offenbar mehr auf die Unterhaltung der Leser abgesehen als auf historisch treue Erzählung und Untersuchung der Entstehung, Organisation und sonstigen Verhältnisse der Räuberbanden, welche ehemals die öffentliche Sicherheit so vieler Länder gefährdeten und noch jetzt den Behörden zum Trotz an manchen Orten ihr Wesen treiben. Obgleich er demnach vorzugsweise kühne Abenteuer, die Aufmerksamkeit spannende Begebenheiten und Anekdoten, ohne sonderlich auf den Zusammenhang zu achten, aus jener düstern Sphäre des Lebens mittheilt, hat er doch den Fehlgriff vermieden, durch Verfälschung der Wahrheit eine unwürdige Sympathie für zwar bedauernswerthe, aber zur Hefe und zu den Feinden der Menschheit gehörende Wesen zu erregen. Der Anziehungskraft, welche Raub- und Mordgeschichten auf jedes Alter ausüben, geschieht dadurch kein Abbruch. Der Unterschied liegt nur darin, daß auch der obenhin Lesende, anstatt sich schwankenden Eindrücken hinzugeben, von der ganzen Kraft der schaudererregenden Wahrheit erschüttert wird. Eins nur haben wir noch zu bemerken. Die Zusammenstellung so vieler einander oft sehr ähnlichen Verbrechen ermüdet endlich den Leser, und zwar hauptsächlich darum, weil ihr Hrn. Mac Farlane's oben angedeutete Weise der Darstellung jenes tiefere Interesse benommen hat, welches allein im Stande ist, für diese Einförmigkeit zu entschädigen. S.

Das Leben auf dem Lande.

Das Große, Herrliche und Schöne im Anblicke der Natur empfinden, sich dessen so deutlich und klar bewußt werden, daß, was man empfindet, in Worte übergetragen werden und gleiche Empfindungen wecken kann, setzt schärfere Sinne, empfänglichere Auffassungskraft und ein leichter bewegliches Herz voraus, als Viele besitzen. Dem befreundeten, verwandten Geiste und Herzen gleichsam nachblicken, mit ihm eine Empfindung theilen ist — und das ist wohlthätige Einrichtung — fast Allen möglich. Lebhaftere, gewaltigere Gefühle leben im Herzen, das, versunken in stille Betrachtung der Natur, und gehoben dieselben über die Lippen drängt und jedes andere zu beleben sich sehnt. So sind alle die mehr und minder Empfänglichen fähig, mittelbar oder unmittelbar aus dem Labequell der Natur zu schöpfen Freude und Wonne, sich zu erheben vom Sichtbaren zum Unsichtbaren. Ein unsichtbarer Lehrer schlägt das große Buch auf und unterrichtet alle Erdbewohner. Gewiß werden die Edlern unsers Geschlechts einer kleinen zum zweiten Mal erneuerten Schrift der gefühlvollen Ernestine von Krosigk unter dem einfachen Titel: „Ländliche Stunden" (Berlin, Hold, 1832, 8., 12 Gr.), in dieser Rücksicht ihre Aufmerksamkeit schenken. Sie kennen sie schon als eine theilnehmende Freundin der Leidenden, die nicht allein selbst gelitten hat und fremde Leiden zu lindern strebte, sondern auch Allen, die des Lebens große Aufgabe, Liebe zu üben an Unglücklichen, Kranken, eine treue Lehrerin durch ihre Schrift: „Ueber den Umgang mit Leidenden. Seitenstück zu Adolf Freiherrn von Knigge's Ueber den Umgang mit Menschen" (Berlin 1836), geworden ist. Wie die edle Verfasserin hier die Welt der Leidenden jeder Art, jedes Standes, jedes Alters in einem großen Gemälde überblickt, wie sie auch den stillen Kummer, der in manchem Herzen wühlt und wogt, berührt, aber auch mit sanftem Worte ihn besänftigt, mit kräftigem Troste ihn beschwört, so hat sie in der vorliegenden Schrift von kleinerem Umfang die Majestät und Herrlichkeit der Schöpfung in treuen Bildern nachgezeichnet und in das Herz Derer, die sie aufmerksam beschauen, Glaube, Liebe und Hoffnung reichlich gegossen.

Die Darstellungsgabe der Verf. ergreift das Gemüth, weckt Empfindungen und Gefühle, die den Kummervollen aufrichten, den Gedrückten mit der Erde Bürden versöhnen, dem Muthlosen Vertrauen einflößen, den Unglücklichen erheitern, die Welt mit ihren Erscheinungen verklären und das Auge nach Oben richten. Wir nennten diese Naturbetrachtungen gern gemüthlich, wenn der Begriff dieses Wortes nicht zu sehr schwankte. Verwandt ist das Sanfte, Weiche, Ergreifende der Darstellung der Rednergabe eines hoch gefeierten, nun geschiedenen Kanzelredners, des Propstes Hanstein, der man Gemüthlichkeit zuschrieb. Ihm war die erste Ausgabe dieser Schrift geweiht, die zweite seinem Andenken. Die Gegenstände des Landlebens, welche hier von ihrer freundlichsten Seite beleuchtet worden, sind nicht alle gleich umfassend und gleich reich an Dem, was dem Herzen wohlthut. Es ist die Natur, der Schöpfer, die Flur, der Hain, das Feld, der Garten, die Ernte, die Weinlese, die Wohnung des Landmanns, der Ruhetag, der Kirchhof, die hier so treu und wahr als lehrreich und anziehend geschildert werden. Wir wollen nicht richten über die ausgewählten Gegenstände, nicht prüfen, ob sie unter dem Namen „Ländliche Stunden" begriffen werden können. Dürfen wir der Verf. wegen der Aufeinanderfolge der Gegenstände, welche dem umfassendern vor den beschränktern, oder besser umgekehrt, den Vorrang anweist, zürnen? Dieses und Jenes nicht. Nur das Wahre und Schöne im Gedanken und Ausdruck bemerklich zu machen, ziemt. Die Wohnung des Landmanns (S. 53), unter welchem der Gutsherr oder Pächter verstanden wird, das Leben in ihr und ihren Umgebungen, die Menschen vom Haupte bis zum niedrigsten Dienstboten, die Thiere in den Ställen und im Hofe, ihr Werth und ihre Nutzbarkeit, die Arbeiter des Feldes, und was sonst hierher noch gezogen worden, umfaßt die Betrachtung. Sie wird anziehender dadurch, daß sie in die letzten Arbeitsstunden der Woche verlegt ist. Ein schönes, ansprechendes ländliches Bild! Der Wunsch, so zu wohnen, so zufrieden zu leben wie die Menschen hier, steigt unwillkürlich aus des Herzens Tiefe. Bestätigte doch die Erfahrung des Bildes Wahrheit! Im Hause des greisen, wohlhabenden, ehrlich-treuen Deutschen mag man's noch so finden, aber doch selten, gar zu selten im Hause des Pächters, der entweder durch allerlei Künste die Foderungen des Eigenthümers befriedigen muß, seine nicht unbedeutenden Bedürfnisse aber auch stillen will, oder den ein reicher Vater zum Erben großer Reichthümer machte. Die alte gute Hausfitte, woran dieses Bild erinnert, ist entschwunden; Modesucht und Prunk hat die alten braunen Nußbaumgeräthe in die Polterkammer verwiesen; fremde Erdtheile haben mit ihren Erzeugnissen den Gaumen verwöhnt, das Leben gesteigert; die stille rege Thätigkeit hat das Wohlleben verdrängt; Eigennutz und Habsucht haben das Band innigen Vertrauens, das sanft alle Hausgenossen an den Hausherrn knüpfte, zerrissen. Wie ist das Jetzt ganz anders als das Sonst! Wenn der Reiz dieses schönen ländlichen Gemäldes auch nur Einen der vom Prunkgeiste der Zeit Ueberwältigten ergreift, nur Eines und das Andere aus der alten Zeit in die neue — denn nicht alles Alte ist empfehlenswerth — verpflanzt und Einfachheit in der Lebensweise, Zufriedenheit im Herzen, Liebe und Vertrauen unter die Hausgenossen zurückruft, so hat das kleine Landbüchlein, wie billig es auch gekauft werden kann, einen unendlich hohen innern und äußern Werth. 19.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

1833.

Monat März;

enthaltend
31 Blätter: Nr. 60—90, 1 Beilage: Nr. 3, und 2 literarische Anzeiger: Nr. VI und VII.

Zur Nachricht.

Von dieser Zeitschrift erscheint außer den Beilagen täglich eine Nummer und ist der Preis für den Jahrgang 12 Thaler.

Alle Buchhandlungen des In- und Auslandes nehmen Bestellung auf diese Zeitschrift an; ebenso alle Postämter, die sich an die königl. sächs. Zeitungsexpedition in Leipzig, das königl. preuß. Grenzpostamt in Halle, oder das fürstl. Thurn und Taxische Postamt in Altenburg wenden.

Die Buchhandlungen, welche ihren sich für diese Zeitschrift eignenden Verlag schnell angezeigt wünschen, werden wohl thun, von ihren Neuigkeiten ein Freiexemplar an die Redaction derselben einzusenden.

Gegen Vergütung von 3 Thlr. werden Anzeigen, Antikritiken und dergl. den Blättern für literarische Unterhaltung, und gegen Vergütung von 1 Thlr. 12 Gr. der Isis beigelegt oder beigeheftet, indeß kann die Verlagshandlung eine Verantwortlichkeit für diese fremden Anzeigen in keiner Art übernehmen.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1833.

Inhalt.

Nr. 60. Zur Nachricht. — Ueber die Lage der Juden in Preußen. — Meine Reisen und meine fünfjährige Gefangenschaft in Algier, von C. F. Pfeiffer. Mit einer Vorrede vom Herrn Prof. Schmitthenner. — Notiz.

61. Ueber die Lage der Juden in Preußen. (Fortsetzung.) — Topographie der freien und Hansestadt Hamburg, von J. H. Reddermeyer. — Correspondenznachrichten aus Pittsfield in Nordamerika. Von Wilhelm Pirscher. — Notiz.

62. Ueber die Lage der Juden in Preußen. (Beschluß.) — Un spectacle dans un fauteuil, par M. A. de Musset. — Correspondenznachrichten aus Pittsfield in Nordamerika. Von W. Pirscher. (Beschluß.) — Literarische Anzeige.

63. Zur Geschichte der öffentlichen Meinung in Deutschland. Von W. Schulz. Erster Artikel. — Ueber die belgischen Ackerbaucolonien. — Notice sur le comte Capodistrias.

64. Lucretia Borgia, Drama in drei Acten von V. Hugo. — Kritische Versäumnisse in Beziehung auf Göthe und Jean Paul.

65. Lucretia Borgia, Drama in drei Acten von V. Hugo. (Beschluß.) — Neuestes Gemälde von Australien. Von G. A. Wimmer. Auch unter dem Titel: Schilz, Allgemeine Erdkunde u. s. w. Dreißigster Band. — Literarische Anzeige.

66. Geschichte der Erziehung und des Unterrichts in welthistorischer Entwickelung. Von F. Cramer. Erster Band. — Geschichte des deutschen Kirchenliedes bis auf Luther's Zeit. Ein literar-historischer Versuch von H. Hoffmann. — Notizen.

67. Geschichte der Erziehung und des Unterrichts in welthistorischer Entwickelung. Von F. Cramer. Erster Band. (Beschluß.) — Ueber Kometen. (1. Betrachtungen über die Bewegung und die Natur der Kometen nebst ihrer Einwirkung auf unsere Erde im Allgemeinen und insbesondere über den Kometen, welcher im Jahre 1832 erscheint und eine Umlaufszeit von 9½ Jahren hat. Von Arago. 2. Ueber den gefürchteten Kometen des gegenwärtigen Jahres 1832 und über Kometen überhaupt. Von J. J. Littrow. 3. Der zu erwartende große Komet nebst Darstellung seiner Eigenschaften und möglichen Wirkungen auf unsere Erde, desgleichen auch Betrachtungen über den Einfluß des Mondes auf die Veränderungen unserer Atmosphäre, und noch überdies ein Verzeichniß der sichtbaren Sonnenfinsternisse und beweglichen Festtage von dem Jahre 1833—1900.) — Skizzen aus Polen. Aus der Brieftasche eines polnischen Offiziers. — Literarische Notizen.

68. Zur Geschichte der öffentlichen Meinung in Deutschland. Von W. Schulz. Zweiter Artikel. — Die Naturreligion. Ein philosophisch-historischer Versuch von K. Rosenkranz. — Literarische Anzeige.

69. Rossini's „Torquato Tasso". Von Karl Witte. — Nachlese zur Taschenbücherschau für 1833. (1. Alpenrosen. 2. Musenalmanach, eine Neujahrsgabe für 1833. Herausgegeben von H. Kunzel und F. Mez. 3. Cäcilie, ein Taschenbuch für Freunde der Tonkunst, herausgegeben von Lyser.) — Der Papst und die Freiheit. Von einem Rheinländer. — Literarische Notizen.

70. Rossini's „Torquato Tasso". Von K. Witte. (Beschluß.) — Anregungen. Erste Nummer. Auch unter dem Titel: War Shakspeare ein Christ? Shakspeare war nicht ganz Shakspeare. Oder über das christliche Princip in der romantisch-dramatischen Poesie. Von F. Frigart. — Correspondenznachrichten aus Berlin. — Literarische Notiz.

Beilage Nr. 3. Historische Denkwürdigkeiten Sr. Eminenz des Cardinals Bartholomäus Pacca über seinen Aufenthalt in Deutschland in den Jahren 1786—94, in der Eigenschaft eines apostolischen Nuntius in den Rheinlanden, residirend zu Köln. Von ihm selbst geschrieben. Mit einem Anhange über die Nuntien und geschichtlichen Documenten. Aus dem Italienischen nach dem soeben in Rom erschienenen Original übersetzt. — Geschichte der Regierung Ferdinand I. Aus gedruckten und ungedruckten Quellen herausgegeben von F. B. v. Buchholz. Dritter Band. — Meine Reisetage in Deutschland, Frankreich, Italien und der Schweiz. Von W. Gerstarth. Dritter und vierter Theil. — Geschichte des Landes Glarus, mit theilweiser Hinsicht auf die Geschichte der gesammten Eidsgenossenschaft, von J. H. Aebli. Erster Theil.

Nr. 71. Ein Wort über deutsche Briefsteller, mit besonderer Beziehung auf Gellert's, Forster's, Baggesen's Briefsammlungen. Von Franz Horn. — Statistik der Buchdruckereien und Buchhändler in Frankreich. — Martha. Andenken an eine einzige und geliebte Schwester. Von A. Reed. Aus dem Englischen frei übertragen. In besonderer Beziehung auf die Bildung des weiblichen Geschlechts. — Literarische Notizen.

72. Ein Wort über deutsche Briefsteller, mit besonderer Beziehung auf Gellert's, Forster's, Baggesen's Briefsammlungen. Von F. Horn. (Fortsetzung.) — Annuaire du Bureau des longitudes pour l'année 1833. — Eine Reminiscenz aus dem Criminalrecht.

73. Ein Wort über deutsche Briefsteller, mit besonderer Beziehung auf Gellert's, Forster's, Baggesen's Briefsammlungen. Von F. Horn. (Fortsetzung.) — Topographisch-statistisches Lexikon vom Königreiche Baiern, oder alphabetische Beschreibung aller im Königreiche Baiern enthaltenen Kreise, Städte, Märkte, Dörfer, Weiler, Höfe, Schlösser, Einöden, Gebirge, vorzüglichen Berge und Waldungen, Gewässer u. s. w., von J. A. Eisenmann und G. Fr. Hohn. Zwei Bände. — Notizen.

74. Ein Wort über deutsche Briefsteller, mit besonderer Beziehung auf Gellert's, Forster's, Baggesen's Briefsammlungen. Von F. Horn. (Beschluß.) — Correspondenznachrichten aus Paris. — Literarische Notizen.

75. Geschichte Europas seit dem Ende des 15. Jahrhunderts von F. v. Raumer. Erster Band. — Romanenliteratur. (1. Der Ultra und der Liberale, und Die weiße Frau. Ausgewählte Erzählungen von Karoline von Woltmann. 2. Wittekind. Ein Gemälde altdeutscher Heldenzeit. Von C. Starklof. Vier Theile. 3. Helgoland. Ein Seemärchen von Demselben. 4. Der Graf von Villamajor, oder Spanien unter Karl IV. Von Morronval. Aus dem Französischen von L. Kruse. Vier Theile. 5. Die Königsbraut. Historischer Roman aus der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts. Von L. Storch. Zwei Bände. 6. Novellen von Henriette Wilke. Zweiter und dritter Band.) — Flugschriften. (1. Volks- und Völkermoral. Politisches Glaubensbekenntniß von F. J. Buß. 2. Versuche zu sehen oder Blicke auf die Vergangenheit, Gegenwart und in die Zukunft. Von J. G. Dilling. 3. Ueber die Ehe. Ein Wort in Laune und Ernst.)

76. Geschichte Europas seit dem Ende des 15. Jahrhunderts von F. v. Raumer. Erster Band. (Fortsetzung.) — Geschichte der neueren deutschen Poesie. Vorlesungen von A. W. Bohtz. — Miscellen.

77. Geschichte Europas seit dem Ende des 15. Jahrhunderts von F. v. Raumer. Erster Band. (Fortsetzung.) — Neueste französische Romane. — Literarische Notizen.

78. Geschichte Europas seit dem Ende des 15. Jahrhunderts von F. v. Raumer. Erster Band. (Beschluß.) — Ueber Dampfwagen und Eisenbahnen in England. — Literarische Notizen.

79. Gabanis. Roman in sechs Büchern von W. Alexis. — Athene. Eine Zeitschrift für die philosophischen und historischen Wissenschaften. Herausgegeben von einem Verein

von Gelehrten. Redigirt von E. Kapp in Erlangen. Erstes und zweites Heft. — Notizen.

Nr. 80. Cabanis. Roman in sechs Büchern von W. Alexis. (Beschluß.) — Der Mysticismus, nach seinem Begriffe, Ursprunge und Unwerthe; für alle Höhergebildeten zuerst streng wissenschaftlich dargestellt und geschichtlich erläutert von G. C. K. Matthäi. — Anschauungen aus der Schweiz mit einem Anhange über den Stansstaader Milostier, herausgegeben von W. A. Klug. — Literarische Anzeige.

81. Geschichte der Alchemie, von K. C. Schmieder. — Das Habsburglied, von L. A. Frankl. — Der Mensch in allen Zonen der Erde. Von J. H. Hoffbauer. — Literarische Notizen.

82. Geschichte der Alchemie, von K. C. Schmieder. (Beschluß.) — Was darf das deutsche Volk von seinen Landständen erwarten? Von W. Schulz. — Miscellen.

83. Ueber Reinhart Fuchs in seinen verschiedenen Gestaltungen. Von Ludwig Ettmüller. Dritter und letzter Artikel. — Romanenliteratur. (1. Novellenkranz deutscher Schriftsteller. Erster Band. Das Haus Gotthard. Von F. Kluckmann. Zweiter Band. Die Wahrsagerin. Von F. Kluckmann — und: Maria Kulm. 2. Die graue Nonne an Clemenze's Grab. Von Charlotte von Glümer. 3. Die Feste der Gegenkönige. Von Derselben. 4. Bilder aus dem Leben. Von Th. Rein.) — Literarische Anzeige.

84. Politische und literarische Gegenwart. (1. Französische Zustände von H. Heine. 2. Briefe aus Paris über Frankreich im ersten Jahre seiner Julusrevolution, als Fortsetzung des Ausführlichen Berichtes eines Augenzeugen über die letzten Auftritte der französischen Revolution, von J. O. Schulzer.) — Neue Romane von Georg Döring. (1. Das Opfer von Ostrolenka, oder die Familie Kolesky. Novelle in drei Theilen von G. Döring. 2. Roland von Bremen. Novelle in drei Theilen von G. Döring.)

85. Politische und literarische Gegenwart. (Fortsetzung.) — Prometheus. Für Licht und Recht. Eine Zeitschrift in zwanglosen Heften, herausgegeben von H. Zschokke und seinen Freunden. Zweiter Theil. — Notiz.

86. Politische und literarische Gegenwart. (Beschluß.) — Ist Friedrich der Zweite, König von Preußen, irreligiös gewesen? Eine geschichtliche Abhandlung von J. D. E. Preuß.

Zweite, vermehrte und verbesserte Auflage. — Handbuch der classischen, germanischen und der damit verwandten Mythologien. Für höhere Lehranstalten, für Studirende und Künstler bearbeitet von G. P. Rauschnick. — Literarische Notizen.

Nr. 87. Zur Geschichte der öffentlichen Meinung in Deutschland. Von W. Schulz. Dritter Artikel. — Nürnberger Jahrbücher, aus den bis jetzt bekannten ältesten Monumenten der deutschen Geschichte, aus den Annalen des Ratsschreibers Johann Müllner, und aus den noch weiter zurückgehenden Quellen des nürnberger Archivs mittels allerhöchster Vergünstigung und Unterstützung bearbeitet und herausgegeben von G. W. F. Lochner. Erstes Heft. Von der ältesten Zeit bis zum Jahre 1219. — Die Cartons Rafael's und die darnach gewirkten Tapeten. (Cartonensia: or an historical and critical account of the tapestries in the Vatican, copied from designs of Rafael of Urbino and of such of the cartoons whence they were woven, as are now in preservation. With notes and illustrations. To which are subjoined remarks on the causes which retard the progress of the higher departments of the art of painting in this country. By W. Gunn.)

88. Zur Geschichte der öffentlichen Meinung in Deutschland. Von W. Schulz. Dritter Artikel. (Beschluß.) — Georg Hermes. (Denkschrift auf Georg Hermes, gewesenen Doctor der Theologie ꝛc. von W. Esser.) — Rosa's Gartenfenster; nachgebaucht von F. W. Bruckbräu. Zwei Theile. — Literarische Notizen.

89. Poesie und Kritik. Von J. L. Klein. — Johann Janssen Struysens Reise durch Italien, Griechenland, Liefland, Moskau, die Tatarei, Medien, Persien, die Türkei, Japan und Ostindien. Worin, außer den Schicksalen des Verfassers, die Merkwürdigkeiten, Lebensarten, Sitten und Gebräuche der durchreisten Länder beschrieben werden. Angefangen im Jahr 1647 und beendigt 1673. Aus dem Holländischen übersetzt und mit berichtigenden Anmerkungen aus neuern Reisen versehen. — Notizen.

90. Poesie und Kritik. Von J. L. Klein. (Beschluß.) — Demokritos, oder hinterlassene Papiere eines lachenden Philosophen. (Von dem Verfasser der „Briefe eines in Deutschland reisenden Deutschen".) Zweiter Band. — Notizen.

Bericht

über die im Laufe des Jahres 1832

bei

F. A. Brockhaus in Leipzig

erschienenen neuen Werke und Fortsetzungen.

1. Augusteum, Dresdens antike Denkmäler enthaltend. Herausgegeben von *Wilhelm Gottlieb Becker*. Zweite Auflage. Besorgt und durch Nachträge vermehrt von *Wilhelm Adolf Becker*. Erstes bis viertes Heft. Tafel I—XLVI, Text Bogen 1—12. Auf feinem Druckpapier. Folio. Jedes Heft im Subscriptionspreise 1 Thlr. 21 Gr. Der Subscriptionspreis besteht einstweilen noch fort. Früher kostete das Heft 3 Thlr. 16 Gr. Die Fortsetzung wird rasch folgen.

2. Baltisch (Franz), Politische Freiheit. Gr. 8. 23½ Bogen auf gutem Druckpapier. Geh. 1 Thlr. 18 Gr.

3. Bechstein (Ludwig), Der Sonntag. Gedicht in sechs Gesängen. Nebst sechs Kupfertafeln, erfunden und radirt von Ferdinand Berthold. Quartfolio. Auf feinem Velinpapier. Geh. 1 Thlr. 21 Gr.

4. Blätter für literarische Unterhaltung. (Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung.) Jahrgang 1832. Außer den Beilagen 566 Nummern. Auf gutem Druckpapier. Gr. 4. 12 Thlr.

5. Cromwell, natürlicher Sohn Cromwell's. Von ihm selbst geschrieben und frei ins Deutsche übertragen von St. Nelly. Mit einer Einleitung von Hofrath Böttiger. 3 Theile. 12. 28 Bogen auf gutem Druckpapier. Geh. 2 Thlr.

6. Conversations-Lexikon der neuesten Zeit und Literatur. Ein Supplementband zu allen frühern Auflagen des Conversations-Lexikons, sowol in den leipziger Originalausgaben als den verschiedenen Nachdrücken, aber auch ein für sich bestehendes und in sich abgeschlossenes Werk. Erstes bis zehntes Heft. Abel bis Heiberg. Gr. 8. Jedes Heft von 8 Bogen auf weißem Druckpapier 6 Gr., auf gutem Schreibpapier 8 Gr., auf extrafeinem Velinpapier 15 Gr.

7. Cuvier (Baron von), Das Thierreich, geordnet nach seiner Organisation. Als Grundlage der Naturgeschichte der Thiere und Einleitung in die vergleichende Anatomie. Nach der zweiten, vermehrten Ausgabe übersetzt und durch Zusätze erweitert von F. S. Voigt. Erster und zweiter Band. Gr. 8. Auf gutem Druckpapier. 6 Thlr. 8 Gr.

Der erste Band (1832, 19 Bogen, 4 Thlr.) enthält die Säugthiere und Vögel, der zweite (1833, 8½ Bogen, 2 Thlr. 8 Gr.) die Reptilien und Fische.

8. Dante, Die göttliche Komödie. Uebersetzt und erklärt von Karl Ludwig Kannegießer. Dritte, sehr veränderte Auflage. 3 Theile. Mit einem Titelkupfer und geometrischen Plänen der Hölle, des Fegefeuers und des Paradieses. Gr. 8. 60 Bogen auf feinem Druckpapier. 3 Thlr.

Früher erschien bei mir:

Dante Alighieri's lyrische Gedichte. Italienisch und deutsch herausgegeben von K. L. Kannegießer. 1827. Gr. 8. 31 Bogen auf feinem Druckpapier. Früherer Preis 2 Thlr. 8 Gr. Jetzt für einen Thaler.

9. Depping (G. B.), Erinnerungen aus dem Leben eines Deutschen in Paris. 12. 32½ Bogen auf feinem Druckpapier. Geh. 2 Thlr. 8 Gr.

10. Derenhof (Johann Wilhelm), Das Ganze der Handlung. Ein theoretisch-praktisches Lehr- und Handbuch der gesammten Handlungswissenschaften. (Petersburg 1831.) Gr. 8. 16½ Bogen auf gutem Druckpapier. Geh. 1 Thlr. 6 Gr.

11. Allgemeine Encyklopädie der Wissenschaften und Künste, in alphabetischer Folge von genannten Schriftstellern bearbeitet, und herausgegeben von J. S. Ersch und J. G. Gruber. Mit Kupfern und Karten. Gr. 4. Cart.

Jeder Theil im Pränumerationspreise auf gutem Druckpapier 3 Thlr. 20 Gr., auf feinem Velinpapier 4 Thlr., auf extrafeinem Velinpapier im größten Quartformate mit breitern Rändern (Prachtexemplare) 10 Thlr.

Erste Section, A—G, herausgegeben von J. G. Gruber. Zweiundzwanzigster und dreiundzwanzigster Theil.

Zweite Section, H—N, herausgegeben von A. G. Hoffmann. Achter und neunter Theil.

Dritte Section, O—Z, herausgegeben von W. H. C. Meier und L. F. Kämtz. Zweiter und dritter Theil.

Seit ich Ende 1831 den Verlag der Encyklopädie übernommen, hat bereits sechs Theile fertig geworden und das Publicum wird hoffentlich wieder Vertrauen zu einem Unternehmen gewinnen, das ein wahres deutsches Nationalwerk genannt zu werden verdient und sich überzeugen, daß ich den Willen und die Mittel habe, dasselbe so rasch zu fördern, als es die Sorge für den innern Werth und die Rücksicht auf die Abonnenten, denen nicht angenehm sein würde, in einem Jahre mehr als höchstens sechs Bände zu erhalten, irgend gestatten.

Allen frühern Abonnenten, denen eine Reihe von Bänden fehlt, sowie Solchen, die sich das ganze Werk neu anschaffen wollen, werde ich die billigsten Bedingungen stellen, und man wolle sich in dieser Hinsicht entweder an mich selbst oder an irgend eine andere Buchhandlung wenden.

12. Falk (Johannes), Göthe aus näherm persönlichen Umgange dargestellt. Ein nachgelassenes Werk. 12. 18½ Bogen auf feinem Druckpapier. Geh. 1 Thlr. 12 Gr.

13. Isis. Encyklopädische Zeitschrift, vorzüglich für Naturgeschichte, Anatomie und Physiologie. Herausgegeben von Oken. Jahrgang 1832. 12 Hefte. Mit vielen Kupfern. Gr. 4. 8 Thlr.

14. Knorring (Karl von), Russische Bibliothek für Deutsche. Erstes bis drittes Heft. (Reval 1831.) 8. 54 Bogen auf Druckpapier. Geh. 2 Thlr. 12 Gr.

Diese drei Hefte enthalten ausgewählte Stücke von Polewoi, Schukowski, Puschkin und Gribojedow.

15. Krug (Wilhelm Traugott), Encyklopädisch-philosophisches Lexikon, oder Allgemeines Handwörterbuch der philosophischen Wissenschaften nebst ihrer Literatur und Geschichte. Nach dem heutigen Standpunkte der Wissenschaften bearbeitet und herausgegeben. Zweite, verbesserte und vermehrte Auflage. In vier Bänden. Erster Band. A bis E. Gr. 8. 55½ Bogen auf weißem Druckpapier. Subscriptionspreis 2 Thlr. 18 Gr.

16. Kupffer (E. H.), Anfangsgründe der Buchstabenrechnung und Algebra, mit Inbegriff der Combinationslehre und unbestimmten Analytik, nebst Uebungsaufgaben. Zur Repetition des mündlichen Unterrichts und zur eignen weitern Fortbildung neben diesem. (Reval 1832.) Gr. 8. 16 Bogen auf Druckpapier. 20 Gr.

17. Ludwig (Christian), Vollständiges deutsch-englisches und englisch-deutsches Wörterbuch. Zweite Auflage, mit einer gründlichen Anleitung zur Aussprache des Englischen vermehrt und zum allgemeinen Gebrauche der deutschen und englischen Nation bequemer eingerichtet; verbessert durch eine genauere Angabe der Bedeutungen der Wörter, Redensarten und Sprichwörter, und vermehrt mit vielen neuen Ausdrücken, und einem Verzeichnisse der unregelmäßigen Zeitwörter beider Sprachen. 2 Theile. Gr. 8. 57 Bogen auf Druckpapier. Cartonnirt. 2 Thlr. 8 Gr.

18. Martens (le baron Charles de), Guide diplomatique. Contenant: 1° Considérations sur l'étude de la diplomatie. 2° Précis des droits et des fonctions des agens diplomatiques. 3° Traité sur le style des compositions en matière politique. 4° Bibliothèque diplomatique choisie, suivie d'un catalogue de cartes de géographie moderne. 5° Recueil d'actes et d'offices à l'appui du traité sur le style des compositions en matière politique. 2 Bände. Gr. 8. 67½ Bogen auf feinem französischen Druckpapier. Geh. 4 Thlr. 12 Gr.

19. Münch (Ernst), Maria von Burgund nebst dem Leben ihrer Stiefmutter Margarethe von York, Gemahlin Karl des Kühnen, und allerlei Beiträgen zur Geschichte des öffentlichen Rechts und des Volkslebens in den Niederlanden zu Ende des 15. Jahrhunderts, aus französischen, flämischen, holländischen und deutschen Quellen. 2 Bände. 8. 64 Bogen auf feinem Druckpapier. 4 Thlr. 16 Gr.

20. Mundt (Theodor), Die Einheit Deutschlands in politischer und ideeller Entwickelung. 12. 8½ Bogen auf gutem Druckpapier. Geh. 8 Gr.

21. Oertel (W. von), Parald und Elsbeth, oder das Zeitalter Johann's des Schrecklichen. Romantisches Originalgemälde aus der Geschichte des 16. Jahrhunderts. 2 Bände. (Petersburg 1831.) 8. 30 Bogen auf feinem Druckpapier. Geh. 2 Thlr. 8 Gr.

22. Le Parnasse français du dix-neuvième siècle. Oeuvres poétiques d'Alphonse de Lamartine, Casimir Delavigne et P.-J. de Beranger. 27½ Bogen auf feinem Velinpapier. Geh. 2 Thlr.

23. Pölitz (Karl Heinrich Ludwig), Die europäischen Verfassungen seit dem Jahre 1789 bis auf die neueste Zeit. Mit geschichtlichen Einleitungen und Erläuterungen. Zweite, neu geordnete, berichtigte und ergänzte Auflage. In drei Bänden. Erster Band, die gesammten Verfassungen des deutschen Staatenbundes enthaltend. 2 Abtheilungen. Gr. 8. 78½ Bogen auf weißem Druckpapier. Subscriptionspreis 4 Thlr. 20 Gr.

24. Provinzialrecht aller zum Preußischen Staate gehörenden Länder und Landestheile, insoweit in denselben das Allgemeine Landrecht Gesetzeskraft hat, verfaßt und nach demselben Plane herausgegeben von Friedrich Heinrich von Strombeck. Ersten Theils erster Band, zweiten Theils erster bis dritter Band, und dritten Theils erster bis dritter Band. Gr. 8.

Auch unter dem Titeln:

Provinzialrecht des Fürstenthums Halberstadt und der zu demselben gehörigen Graf- und Herrschaften Hohenstein, Regenstein und Derenburg, von Leopold August Wilhelm Lenz. 1827. 1 Thlr. 12 Gr.

Provinzialrecht der Provinz Westfalen. Erster Band: Provinzialrecht des Fürstenthums Münster und der ehemals zum Hochstift Münster gehörigen Besitzungen der Standesherren, imgleichen der Grafschaft Steinfurt und der Herrschaften Anholt mit Gehmen, von Clemens August Schlüter. 1829. 1 Thlr. 20 Gr.

Provinzialrecht der Provinz Westfalen. Zweiter Band: Provinzialrecht der Grafschaft Tecklenburg und der Obergrafschaft Lingen, von Clemens August Schlüter. 1830. 20 Gr.

Provinzialrecht der Provinz Westfalen. Dritter Band: Provinzialrecht der ehemals kurkölnischen Grafschaft Recklinghausen, von Clemens August Schlüter. 1835.

Provinzialrecht der Provinz Westpreußen. Erster Band: Provinzialrecht der Districte des preußischen Landrechts von 1721, von Leman. Erster Theil. 1830. 2 Thlr. 12 Gr.

Provinzialrecht der Provinz Westpreußen. Zweiter Band: Provinzialrecht der Districte des preußischen Landrechts von 1721, von Leman. Zweiter Theil. 1832. 2 Thlr. 12 Gr.

Provinzialrecht der Provinz Westpreußen. Dritter Band: Die Statutarrechte der Stadt Danzig, von Leman. 1832. 2 Thlr. 12 Gr.

(Der Beschluß folgt.)

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Freitag, — Nr. 60. — 1. März 1833.

Zur Nachricht.

Von dieser Zeitschrift erscheint außer den Beilagen täglich eine Nummer und ist der Preis für den Jahrgang 12 Thlr. Alle Buchhandlungen in und außer Deutschland nehmen Bestellung darauf an; ebenso alle Postämter, die sich an die königl. sächsische Zeitungsexpedition in Leipzig, das königl. preuß. Grenzpostamt in Halle, oder das fürstl. Thurn und Taxische Postamt in Altenburg wenden. Die Versendung findet wöchentlich zwei Mal, Dienstags und Freitags, aber auch in Monatsheften statt.

Ueber die Lage der Juden in Preußen.

Sie fodern mich zu Berichten über Berlin auf, verehrter Freund, aber ich gehe nicht ins Theater, und außerhalb der Beeter, die die Welt bedeuten, geht bei uns so gut als gar nichts vor. Wir begleiten die Weltgeschichte mit obligaten Witzen, und so wären denn unsere Witze fast das Einzige, was in Berlin wirklich passirt. Es ist überdies nicht ohne Gefahr, in auswärtigen Blättern über Berlin zu berichten, denn man riskirt, mit jenen obscuren Briefstellern verwechselt zu werden, welche jetzt die gelesensten Zeitblätter, namentlich die „Allgemeine Zeitung" und die „Leipziger Zeitung", fast posttäglich mit ihren Privatmittheilungen überschwemmen. Als die neueste Nachricht gebe ich Ihnen die Versicherung, daß diese Briefe von der öffentlichen Stimme, sofern sich eine solche bei uns vernehmen lassen darf, gemisbilligt und belacht werden.

Sie haben doch unsere diesjährige Thronrede gelesen? Ich meine die Rede, die der Bischof Eylert zur Feier des diesjährigen Ordensfestes gehalten hat. In vollem Ernst, die Ordenshierarchie, die mit jedem 18. Januar immer fester begründet wird, scheint mir eine tiefere Wurzel zu haben, als man gewöhnlich meint. Sie soll nämlich, wie der Bischof ausdrücklich gesagt hat, der Verschmelzung der Stände entgegenarbeiten und eine Scheidewand befestigen, an deren Zerstörung die ganze Zeit arbeitet. Denn der Orden belohnt nicht allein ein Verdienst, er bezeichnet auch einen Stand. Dieselbe Sucht, zu classificiren, soll auch in einem Gesetzentwurfe, die bürgerliche Verfassung der Juden in den preußischen Staaten betreffend, hervortreten, der in der letzten Zeit die Aufmerksamkeit des Publicums in hohem Grade auf sich gezogen hat.

Bei dieser Gelegenheit nehme ich mir die Freiheit, der sechs Broschüren *) über Emancipation der Juden zu erwähnen, die Sie mir vor einigen Monaten zu übersenden die Güte hatten. Was mir als das Wichtigste an ihnen erscheint, ist das numerische Verhältniß, daß fünf für und nur Eine gegen die Juden geschrieben ist. Ich möchte Sie namentlich auf die sehr verdienstlichen Schriften von Geitel und Cohen aufmerksam machen, welche den Gegenstand gründlich erörtern und außerdem auch dankenswerthe Nachrichten über die örtlichen Verhältnisse der Juden in Braunschweig und Hanover mittheilen. Krug spricht in seiner bekannten Weise, wohlwollend und entschieden, und von ihm darf man wol mit Recht erwarten, daß er in der sächsischen Kammer die Sache der Juden führen und, wenn auch nicht in diesem Jahre, durchführen werde. Ludwig Schragge ist zu gelehrt und beweist nichts. Ueber den Hülferuf wider die

*) 1. Gesuch der Bekenner des jüdischen Glaubens im Herzogthum Braunschweig an Se. hochfürstliche Durchlaucht den regierenden Herrn Herzog Wilhelm von Braunschweig-Lüneburg um gnädigste Verleihung voller bürgerlicher Rechte. Verfaßt und mit erläuternden Zusätzen versehen von G. A. Geitel. Braunschweig, Vieweg u. Sohn. 1831. Gr. 8. 8 Gr.

2. Ueber die Lage der Juden nach gemeinem deutschen Recht und die Mittel, dieselbe zu verbessern. Mit besonderer Berücksichtigung des Königreichs Hanover. Ein Versuch von Moritz Cohen. Hanover, Hahn. 1832. Gr. 8. 10 Gr.

3. Die Politik der Christen und die Politik der Juden in mehr als tausendjährigem Kampfe. Ein Nachtrag zum Portrait von Europa, gezeichnet von einem alten Staatsmann außer Diensten, in Druck gegeben von W. T. Krug. Leipzig, Kollmann. 1832. Gr. 8. 12 Gr.

4. Wie verloren die Juden das Bürgerrecht im west- und oströmischen Reiche? Eine indirecte Beantwortung der Frage: „Sollen die Juden das Bürgerrecht erlangen?" Beantwortet von Ludwig Schragge. Berlin, Fröhlich u. Comp. 1832. Gr. 8. 18 Gr.

5. Börne und die Juden. Ein Wort der Erwiderung auf die Flugschrift des Herrn Dr. Eduard Meyer gegen Börne von Gabriel Riesser. Altona, Hammerich. 1832. Gr. 8. 4 Gr.

6. Zu Hülfe wider die Juden! — Ein Nothruf und Beitrag zur Gesetzgebung. Nürnberg, Riegel u. Wießner. 1832. Gr. 8. 8 Gr.

Juden erlassen Sie mir etwas zu sagen; ein reichsstädtischer Judenhaß hat ihn dictirt, aber die Stürme der Zeit haben ihn längst verweht. Riesser's Flugschrift ist mit Feuer und Beredtsamkeit geschrieben. Wichtiger aber als diese kleine Broschüre ist die Zeitschrift: „Der Jude", die Herr Dr. Riesser herausgibt. Sie übt eine wachsame Controle über die Angelegenheit der Juden in Deutschland, und es dürfte fortan nicht leicht ein öffentlicher Schritt in dieser Beziehung gethan werden, der sich ihrer scharfen Kritik entziehen könnte. Bereits erfreut sich diese Zeitschrift, von der bisher 26 Nummern erschienen sind (der erste Band), durch vielseitige Theilnahme eines selbständigen Bestehens, und der Herr Redacteur hat demnach die Erklärung abgegeben, er werde so lange mit seinen Mittheilungen fortfahren, als die Juden in Deutschland noch unter dem alten Drucke schmachten. Möchte es ihm recht bald an Stoff gebrechen! Herr Riesser ist Doctor juris und die Republik Hamburg hat ihm die Advocatur versagt. Er hat das bessere Theil erwählt, und anstatt für Privatleute zu plaidiren, ist er der Advocat eines unterdrückten Theils der ganzen Menschheit geworden.

Die „Leipziger Zeitung" vom 11. Februar, die mir soeben zu Gesicht kommt, theilt endlich etwas Ausführliches über die gesetzlichen Bestimmungen in Betreff der Juden mit, von denen ich Ihnen vorher nur andeutend geschrieben habe. Sie setzt die Grundlagen einer neuen Judenordnung für die preußischen Staaten auseinander, „die bereits bei allen Ministerien Billigung gefunden haben soll". Einer unserer berühmtesten Staatsmänner hat, als das freisinnige Edict vom 11. März 1812 berathen wurde, sein Votum dahin abgegeben: Ich stimme für kein Gesetz über Juden, das mehr als vier Wörter enthält: „Gleiche Rechte, gleiche Pflichten!" Jener Staatsmann lebt gegenwärtig im Ruhestand, und der vorliegende Gesetzentwurf besteht aus 64 Paragraphen. Sie halten ihn für untergeschoben, für die liebenswürdige Schwärmerei irgend eines romantischen Geistes? O Sie Glücklicher! Wäre aber auch nicht ein Jota wahr daran, so ist er doch gut erfunden, so hat doch kein Vernünftiger und Einsichtsvoller daran gezweifelt, daß er wahr sein könnte. Aber er ist nicht erdichtet dieser Entwurf eines Gesetzes, das uns urplötzlich in die Bevormundung des Mittelalters zurückführen würde. Zwar bin ich fest überzeugt, und Jeder, der das Verfahren unserer Regierung kennt, ist es mit mir, daß solch ein — — niemals zum Gesetz erhoben werden wird, denn von jeher ist die Scheu vor — — —, besonders aber vor dem Lächerlichen wirksamer gewesen als die Erkenntniß und freie Wahl des Wahren und des Guten; daß aber diese Schülerarbeit eines Anfängers im Jesuitismus, der schon mehre Jahre mit dieser possirlichen Maus schwanger geht, sämmtlichen Ministerien des intelligenten preußischen Staats vorgelegt werden durfte, daß sie die Angelegenheit der Juden noch einmal um Jahre hingezögert und ihre oftmals getäuschte Hoffnung noch einmal getäuscht hat, ist dies nicht — doch warum soll ich mir die Mühe geben, meinen Satz auszuschreiben, da ich ja im Voraus weiß, daß der Censor streichen würde, was mir der Unwille eingibt?

Es ist in der Stadt von zwei Gesetzentwürfen die Rede, von einer „Judenordnung" (sic!) für das Großherzogthum Posen und von einer andern für die gesammte Monarchie. Der Verf. der letztern ist, wenn man dem Gerüchte trauen darf, der — — — — — — — — —. Das allgemein anerkannte Talent des ehrenwerthen Herrn — „denn Brutus ist ein ehrenwerther Mann" —, sich in den Glauben und die Denkart des Mittelalters zu versetzen, hat sich auch bei dieser Arbeit auf das Glänzendste bewährt, denn man darf ihr das Zeugniß geben, daß sie nicht durch die geringste Spur den leisesten Argwohn erweckt, als ob sie für die Gegenwart und für gegenwärtige Bedürfnisse berechnet sei. Der berühmte — — — — — hat sich die Arbeit sauer werden lassen. Anstatt seinem Nachbar, dem Juden, in die Fenster und, wo möglich, ins Herz zu gucken, hat er die alten Balladen und Chroniken fleißig studirt; anstatt seinen Nachbar, den Juden, im Handel und Wandel und seine hübschen Töchter auf dem Ball und im Theater zu beobachten, schwebte diesem trefflichen Gesetzgeber der teufelische Jude Gerautus von Venedig vor oder die Judentochter, die in Mirriland's Stadt ein Christenkind schlachtet und in den tiefen, tiefen Brunnen versenkt. Möge er Gerautus von Venedig oder die Judentochter aus Mirriland inhaftiren lassen, wenn sie seine Gesetze übertreten! Was gehen sie seinen Nachbar oder dessen hübsche Töchter an? Wie dem aber auch sein mag, die Arbeit hat ihren historischen Werth und in dieser Eigenschaft ist sie bereits dem Vernehmen nach vom Staatsrath mit großer Stimmenmehrheit verworfen worden, indem die glänzende Correlation eines hohen Beamten die eigentliche Bedeutung derselben siegreich ins Licht setzte.

Ueber das Judengesetz für die Provinz Posen war bisher noch nichts Bestimmtes im Publicum verlautet. Man vermuthete nur, daß sowol der Oberpräsident dieser Provinz, Herr Flottwell, als auch der commandirende General derselben, Herr von Grolmann, sich zum Theil in der Absicht in Berlin aufhalten, um den Berathungen über dies Gesetz beizuwohnen — eine Vermuthung, die zur Gewißheit wurde, als eine Deputation posener Juden, aus Vorstehern der posener und lissaer Gemeinde bestehend, hier ankam, um die Angelegenheit ihrer Mitbrüder zu betreiben. Da uns noch keine ausländische Zeitung über den Erfolg dieser Deputation unterrichtet hat, so haben wir, wie sich's von selbst versteht, noch nichts Bestimmtes darüber erfahren. Nun gibt uns die „Leipziger Zeitung" den oben besprochenen Gesetzentwurf, von dem in Frage gestellt wird, ob er für die neuen Provinzen oder für die ganze Monarchie bestimmt sei. Diese sogenannte Judenordnung, die uns von dem Correspondenten der „Leipziger Zeitung" im Auszuge mitgetheilt wird, ist aber, nach Demjenigen zu urtheilen, was über die — —'sche bereits bekannt geworden ist, nichts Anderes als eben diese vom Staatsrath bereits verworfene — — —'sche Relation. Sie werden den rechten

Namen zu finden wissen, mit dem ein so unredliches Verfahren gebrandmarkt werden muß, das offenbar unsere Regierung zu verleumden beabsichtigt. Denn ist es wol denkbar, daß ein für die ganze Monarchie eben verworfener Antrag gleichwol für einen Theil derselben in Ausführung gebracht werden soll, und ist es nicht offenkundige Verleumdung, das Publicum überreden zu wollen, daß unsere Regierung einer solchen Inconsequenz fähig sei? Welches ist denn nun die eigentliche Absicht des Einsenders? Er verräth sich selbst in folgenden Worten: „Ein solches Gesetz erscheint eingreifend für alle christliche Staaten. Daher (!) wollen wir auf das Ausführlichste Alles mittheilen, was wir von diesem Gesetzentwurf gehört." Da die meisten Ständeversammlungen sich gegenwärtig mit der wichtigen Frage der jüdischen Emancipation beschäftigen, so will er ihnen dies Gesetz zur Nachachtung vorlegen und scheut nicht eine Lüge oder, was dasselbe ist, das Verhehlen der Wahrheit, um seinen Leser glauben zu machen, es sei im Ernst die Rede davon, den widersinnigen, längst verworfenen — —'schen Entwurf ins Werk zu setzen. Zu solchen Mystificationen ist die „Leipziger Zeitung" gemisbraucht worden.

(Die Fortsetzung folgt.)

Meine Reisen und meine fünfjährige Gefangenschaft in Algier, von Simon Friedrich Pfeiffer. Mit einer Vorrede vom Herrn Prof. Dr. Schmitthenner. Gießen, Ricker. 1832. 8. 1 Thlr. 4 Gr.

Obgleich die politische Manie der neuesten Zeit alle andern Interessen beinahe ausschloß und das Unkraut der zahllos aus- und übereinander hervorschießenden und wuchernden Zeitungen jede Aussaat von nahrhaftern und erquicklichern Geistesfrüchten hinderte und zu ersticken drohte, so fehlte es doch fortwährend nicht an einer Masse werthloser Ephemeren jeder Art, die ihr Glück versuchen und oft genug finden in einer Lesewelt, wo eben die Ueberfülle und das widerstreitende Getöse das Urtheil immer mehr verwirren und, wenigstens für einige Zeit, die Aufnahme des Guten wie des Schlechten zufällig machen. Namentlich liefert nicht selten Stoff zu dergleichen die verkehrte Richtung vieler jungen Leute in unsern Tagen, welche, anstatt in den Anfoderungen ihres nächsten Lebenskreises den Umfang ihrer Pflichten zu erkennen und zu erfüllen, mit unbändiger Ueberhebung in die Weite hinaus zu wirken und zu irren unternehmen und dann zuletzt durch den Druck dem Publicum mit der windbeutelnden Bekanntmachung ihrer gleichgültigen Begegnisse und Abenteuer aufwarten. Es ist deswegen begreiflich genug, warum man gegen Schriften wie die vorliegende, selbst dann, wenn sie unter der Schutzrede eines vertrauenswerthen Namens auftreten, ein nicht unbegründetes Vorurtheil mitbringt und von solcher Lecture sich um so weniger Gewinn und Vergnügen versprechen mag, wenn man wie hier auf den ersten Seiten benachrichtigt wird, daß der Verfasser ein 23jähriger Jüngling ist, welcher eben zu Gießen sich der Arzneiwissenschaft widmet und demnach die mitgetheilten Begebenheiten in sehr früher und unreifer Lebenszeit erfahren hat.

Indessen verschwindet die geringe Meinung, mit welcher man allenfalls das Büchlein zur Hand nehmen mochte, bei näherer Bekanntschaft, und man fühlt sich bald von einem lebhaften, sowol subjectiven als objectiven Interesse angezogen. Zunächst ist es die achtens- und liebenswerthe Persönlichkeit des Verf., ein lauterer und milder Charakter, der ungeschminkt in der ganzen Erzählung sich zu erkennen gibt, und der eine besondere Theilnahme einflößt mit den außerordentlichen, unverschuldeten Schicksalen eines Jünglings von so zartem Alter, dabei ein gesunder, offener Sinn, welcher, wenn auch ungebildet, mit jugendlich frischer Empfänglichkeit die begegnenden Erscheinungen, soweit ihnen seine Fassungskraft gewachsen ist, rein und richtig anschaut und ebenso mit unbefangener Wahrhaftigkeit dem Leser das Wichtigere von Dem mittheilt, was er gesehen und erlebt hat. Hierin finden sich wahrhaft poetische Momente; es ist der Verlauf dieser Begegnisse, so einfach und natürlich sie sich zugetragen, so schlicht sie erzählt sind, oft so phantastisch, daß man an die ältesten Geschichten erinnert wird, wie namentlich an die Joseph's in Aegypten, und die Vorstellung, wie das Seltsamste, was man aus fernen Zeiten vernimmt, in unsern Tagen dem eignen Landsmann widerfährt, wie er mit sanfter Gottergebenheit, mit Muth und Geschick in jede Lage sich zu fügen, dieselbe immer zu eignem und Anderer Frommen möglichst anzuwenden weiß, aus den schrecklichsten Erduldungen sich aufrichtend vertrauensvoll eine bessere Zukunft und Erlösung hofft und endlich auch erreicht — diese begründet oder erhöht den erbaulichen Eindruck, welchen die gegenwärtige Schrift im Ganzen hervorbringt. Aber abgesehen von dieser ästhetischen Wirkung, ist sie auch durch die ethnographische und historische Bedeutung der Gegenstände, über die sie, besonders in der zweiten größern Hälfte sich verbreitet, objectiv anziehend und lehrreich, indem sich über die örtlichen, politischen und sittlichen Verhältnisse Algiers und seiner Bewohner, namentlich über die Umstände seiner Eroberung durch die Franzosen, welche der Verf. dort erlebte, viele interessante Nachrichten darin finden. Der Antheil der Zeitgenossen an dieser Begebenheit mußte freilich in den Hintergrund treten oder verschwinden, so lange die Lösung der näher uns angehenden Fragen noch vorzugsweise die Geister beschäftigt; allein die Eroberung und Besetzung von Algier, so viel auch die Partei es zu verschreien und zu verkleinern sich bemühte, ist immer ein welthistorisches Ereigniß, oder kann es werden und in glänzende Folgen sich erweitern, wenn die politischen Verwickelungen und der gewaltige Zudrang der nähern Interessen dieselben nicht paralysiren. Jenen Antheil erneuert nun das Büchlein des Verf. und lenkt den Blick wieder nach jener unheimlichen Küste, deren reizende Landstriche künftig vielleicht der Barbarei entrissen und einem segensreichen, menschlichen Dasein wiedergegeben werden. Obgleich es an ausführlichern, zumal französischen Berichten über die Gegend und über die Besetzung von Algier nicht fehlt, der Verf. nach seinem Alter, seinen Kenntnissen und seiner Bildungsstufe überhaupt nicht grade geeignet scheinen mag, tief und umfassend einzudringen, so sind die Bemerkungen und Erfahrungen, zu welchen seine eigenthümliche Lage ihm Gelegenheit verschaffte, dennoch von besonderm Werth und Interesse; wie sie in allen Einzelheiten das Gepräge der Wahrheit ansichtragen, so haben sie, trotz der Kürze und Unvollständigkeit, das Sichere und Lebendige eines an Ort und Stelle Anwesenden, eines unbefangenen Augen- und Ohrenzeugen, ruhigen und verständigen Beobachters, und vergegenwärtigen und beleuchten dergestalt sehr erwünscht jene bedeutenden Momente.

Die folgende Uebersicht soll den Inhalt der gegenwärtigen Mittheilungen näher anzeigen. Der Verf., ein Rheinhesse, nachdem er im sechsten Jahre seine Aeltern verloren, dann von wohlthätigen Menschen unterstützt und erzogen worden, im dreizehnten Jahre sich der Chirurgie gewidmet, begibt sich im funfzehnten zu Bekannten nach Amsterdam, wo er durch deren Empfehlung auf einem Linienschiff im Texel, einer Art Seecaserne, als Practicant der Chirurgie eine Unterkunft findet. Hier hat er im Schiffsspital unter der Leitung des Oberarztes den Verband und die Apotheke zu besorgen, macht sich inzwischen mit den Eigenthümlichkeiten des Schiffs- und Seelebens bekannt und wird im December 1824, noch in demselben Jahre seiner Ankunft zu Amsterdam, der Bemannung einer Fregatte beigegeben, welche zum Schutz des Handels im Mittelmeer zu kreuzen angewiesen ist. Das Schiff fährt ab, und unser Verf. gelangt

nun unter den gewöhnlichen Sturmesscenen und andern Abenteuern nach Gibraltar und weiter zu dem holländischen Depot Port Mahon auf Minorca, nach mehrmonatlichem Aufenthalt daselbst nach Toulon, wo Schiffsbauholz an Bord genommen wird, und dann um Sicilien nach Neapel, wohin der Schiffscapitain dem Verf. unbekannte Aufträge hatte; von da kreuzen sie südwärts in der See umher und kehren wegen erlittener Beschädigung durch Sturm und Erkrankung der Mannschaft wieder nach Port Mahon zurück, wo das Schiff ausgebessert und zur Fahrt nach der Levante beordert wird. Unter Führung eines Lootsen, den sie in Malta mitnehmen, segelt es nun nach Milo und geleitet von da eine Anzahl Kauffahrer durch die wegen der Piraten unsichern Gewässer an Scio vorbei — wo sie die Spuren der Verwüstung noch sehen und sowol der türkischen als griechischen Flotte begegnen, auch bald darauf den Kanonendonner der Schlacht vernehmen —, nach kurzem Aufenthalt auf dem reizenden Tino, in den Hafen von Smyrna. Auch hier verweilt es nicht lange, sondern begibt sich, um frisches Wasser einzunehmen und die Kranken besser zu verpflegen, nach Uwrlah, einem wenige Meilen von Smyrna entfernten Orte, wo der Verf. unter Anderm einmal gesehen, wie eine östreichische Corvette, trotz der Protestation von Seiten seines Schiffscapitains und eines französischen, der mit einer Brigg zugleich hier vor Anker lag, zwei griechische Barken in den Grund bohrte, indem sie von ihrer Regierung sich befugt erklärte, die griechischen „Rebellen" alle wie Piraten zu behandeln. Der Kranken wegen bringt der Verf. zu Uwrlah die meiste Zeit auf dem Lande zu; hier macht er nun einst mit mehren Bekannten gegen Abend einen Spaziergang nach einem Wäldchen, als er plötzlich von einem Haufen bewaffneter Janitscharen überfallen, geplündert und nach argen Mishandlungen zum Hafen von Smyrna auf ein algierisches Kaperschiff geschleppt wird, das ihn mit noch andern griechischen Sklaven nach Algier überführt. Dies geschieht im Juli 1825, also ein halbes Jahr nach des Verf. Abreise von Europa; er war eben 16 Jahre alt. In Algier angekommen, wird er der Wohnung des Hassenatschi-Effendi, Justiz- und Policeiministers, zugetheilt und als Sklave zum Dienst in der Küche desselben angestellt, wo ihm mit mehren andern die Reinigung des Gebäudes und der Hausgeräthschaften, das Zurichten der Nahrungsmittel u. s. w. unter dem brutalen Oberbefehl der Köche obliegt. Ein Versuch, diesem drückenden Zustand durch die Flucht zu entgehen, wird durch den Verrath eines boshaften Mitsklaven, eines Savoyarden, vereitelt und durch die Bastonnade schrecklich bestraft. Inzwischen sind zwei Jahre vorübergegangen und der Unglückliche hat die Landessprache ziemlich fertig gelernt, als der Zufall einer persönlichen Unterredung mit dem Minister, die Erklärung, daß er in Europa die Wundarzneikunde gelernt, und eine zur ersten Probe wohlgelungene Cur bei einer Unpäßlichkeit des Herrn seinem Schicksal eine günstige Wendung gibt: er wird zum Leibarzt des Hassenatschi-Effendi erhoben, aus den schmuzigen Schlafkammern der Küchenjungen in mehre Prachtzimmer des Palastes einlogirt und mit Glanz und Ueberfluß umgeben. In dieser äußerlich behaglichen, wenn auch langweiligen Lage zieht ihm der Neid und die Tücke eines Verwandten des Ministers noch einmal eine gräßliche Mishandlung zu, die ihn an Leib und Seele zu zerrütten droht. Da kommt ihm (1828), während er auch diese glücklich übersteht, das Gerücht von der Mißhelligkeit des Dei mit dem französischen Gesandten zu Ohren, über dessen vieljährige Ursachen, wie sie von den Algierern ihm erzählt wurden, uns der Verf. nähern Aufschluß gibt. Seine neubelebten Hoffnungen, bei einem bevorstehenden Kriege mit den Franzosen aus der Sklaverei gerettet zu werden, nähern sich der Erfüllung; nach fruchtlosen Verhandlungen und mehrfältigen, gegenseitig verübten Feindseligkeiten während der folgenden zwei Jahre, landet im Sommer 1830 ein französisches Heer an dem räuberischen, christenfeindlichen Gestade, die Scharen der Moslims werden geschlagen, die Hauptstadt wird am 6. Juli erobert und unter europäisch-christliches Gesetz und Ordnung gebracht. Unserm Verf., welchem in dieser Bedrängniß der Algierer schon vorher die Freiheit geschenkt worden, und welcher sich inzwischen mit Eifer und Anstrengung der Pflege der in den Casernen angehäuften Verwundeten unterzogen, wird von Seiten der Sieger ein ehrenvoller Empfang zu Theil und die Aussicht auf eine ansehnliche Stelle in der Verwaltung der Stadt; zu gleicher Zeit macht ihm der Bei von Titeri, dem er aus seinen frühern Verhältnissen bekannt und empfohlen war, sehr schmeichelhafte Anerbietungen und will ihn unter glänzenden Bedingungen zu seinem Schatzmeister, Arzt und Dolmetscher einsetzen; aber diese lockenden Aussichten ebensowol als der Reiz der interessanten Bekanntschaften, die er jetzt anknüpfte, werden von seiner Sehnsucht nach der Heimat überwogen; ungern entlassen und mit Baarschaft und Empfehlungen freundlich versehen, schifft er als französischer Offizier auf einer französischen Corvette im September 1830 sich ein, landet in Marseille, setzt ungehindert die Reise durch Frankreich fort und erreicht endlich wieder glücklich das lang entbehrte Vaterland.

In der Darstellung dieser Erlebnisse ist der Verf. durchaus bescheiden und anspruchslos, und auch da, wo er sich veranlaßt sieht, der Tüchtigkeit und Verdienstlichkeit seines Benehmens zu erwähnen, immer frei sowol von Aufbinderei als unangenehmer Selbstgefälligkeit. Ebenso ist der Ausdruck einfach, angemessen, und der Styl überhaupt so gut und correct, daß wir zweifelten, ob der Verf. nach so langer Entfremdung und Entfernung vom Vaterland und seiner Sprache ohne Beihülfe seine Erzählung so habe abfassen können, wenn man darin nicht einen übereinstimmenden Ton und gleichmäßigen Charakter gewahr würde, welcher doch auch der Form nach hauptsächlich der Persönlichkeit des Erzählenden anzugehören scheint.

Wir vermißten öfter eine größere Ausführlichkeit, besonders in der Beschreibung der Localitäten und Lebensverhältnisse, und freuten uns daher um so mehr, daß der Verf., der Vorrede zufolge, „eine vollständige Darstellung seiner Erfahrungen und Ansichten" später noch zu liefern gedenkt, wenn ihm die Umstände hierzu mehr Muße gestatten. Es ist nur zu wünschen, daß durch solchen nothgedrungenen Aufschub jene Darstellung nicht an Lebendigkeit und Anschaulichkeit verlieren möge, wie es bei solcher Entfernung des Raumes und der Zeit und dem großen Unterschied der Zustände fast unvermeidlich ist, wenn der Verf. versäumt, jene Bilder bis ins Einzelne festzuhalten, bevor die Beschäftigungen und Erscheinungen der umgebenden Gegenwart sie in seiner Einbildungskraft verdrängen. Zugleich wollen wir ihm hierbei nicht unbemerkt lassen, daß uns der Stoff seiner Erzählung zur Bearbeitung für eine Jugendschrift vorzüglich geeignet scheint, und daß dieselbe durch gelegentliche Berücksichtigung naheliegender Materien, z. B. des See- und Schiffslebens, durch specielle Schilderung der häuslichen, bürgerlichen, religiösen Gebräuche und Einrichtungen der Orientalen, die er kennen gelernt u. s. w., ein sehr lehrreiches, durch das Fundament der wahren Begebenheit doppelt interessantes Lesebuch darbieten könnte.

Indem wir durch vorstehende Anzeige das gegenwärtige Schriftchen der freundlichen Theilnahme des Publicums empfehlen wollten, schließen wir dieselbe mit dem herzlichen Wunsche, daß der Verf. in seinem künftigen Lebensgange durch recht heitere und befriedigende Umstände sich möge entschädigt sehen für die harten Bedrängnisse, die einen großen Theil seiner frühen Jugend verbittert und verkümmert haben. 165.

Notiz.

Leitch Ritchie gibt eine „Library of original romance" heraus, welche in monatlichen Lieferungen erscheinen wird. Der erste starke Band, am verwichenen Neujahrstage ausgegeben, enthält „The ghost-hunter and his family; by the O'Hara family".

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonnabend, — Nr. 61. — 2. März 1833.

Ueber die Lage der Juden in Preußen.

(Fortsetzung aus Nr. 60.)

Erlauben Sie mir daher, um die schädlichen Wirkungen desselben einigermaßen zu paralysiren, einige Bemerkungen gegen diesen Antrag. Sie behaupten zwar, daß dergleichen Unsinn in unsern Tagen nur veröffentlicht werden darf, um als Unsinn erkannt und verlacht zu werden; aber was wird der freiberger Magistrat dazu sagen? wird er nicht frohlocken und jubeln und den Juden, die seine Stadt besuchen, eine doppelte Ehrenwache mitgeben? wird er nicht die alte Inschrift über seinem Thore: „Ein Jude und eine Sau bezahlen gleiche Mau", in goldenen gothischen Lettern erneuern lassen? Und glauben Sie mir, der freiberger Magistrat erfindet's nicht, er plaudert's aus; er hat Verwandte und Freunde in allen Deputirtenkammern und Collegien Deutschlands. Ans Licht des Tages freilich wagt sich diese Maulwurfsansicht selten, aber wir haben in neuern Zeiten so oft den Fall erlebt, daß in den Ständeversammlungen die wärmsten Reden für Emancipation der Juden gehalten worden sind und beim Abstimmen eine große Majorität ihr entgegen war. Nur die bessern Köpfe hatten es gewagt, sich öffentlich vernehmen zu lassen, und die bessern Köpfe sind der Sache der Juden geneigt; aber die größere Menge, die bei der Discussion geschwiegen und geschlafen hatte, gab beim Abstimmen den Ausschlag. Diesen Herren also sage ich noch einmal, denn sie könnten den Anfang meines Briefs gleichfalls verschlafen haben, daß sie das Beispiel der preußischen Regierung nicht für sich anführen können, indem sie den — —'schen Antrag bereits verworfen hat und niemals im Sinne gehabt haben kann, ähnliche gesetzliche Bestimmungen, die dem Geiste des Edicts vom 11. März 1812 so durchaus zuwider sind, für die gesammte Monarchie eintreten zu lassen. Die in diesem Edict den Juden zugestandenen Rechte sind von Sr. Majestät dem König aus freier Wahl bewilligt und durch das auf den Schlachtfeldern vergossene Blut jüdischer Bürger besiegelt worden; es sind wohlerworbene Rechte, und wenn sie auch in einzelnen Punkten geschmälert worden sind, so ist Derjenige doch ein Feind des preußischen Staats, der ihm die Ungerechtigkeit anmuthet, diese Rechte von Grund aus zu vernichten.

Sie erwarten vielleicht, daß ich versuchen werde, die Insinuationen der „Leipziger Zeitung" zu widerlegen? Dazu ist nicht mehr die Zeit. Sie sind bereits tausendfach widerlegt worden. Aber es ist die Weise der Verleumdung, ewig wieder die alten Anklagen aufzutischen. Es bleibt doch etwas davon hängen, denkt sie, und der Tropfen, wenn er beharrlich auf dieselbe Stelle tröpfelt, höhlt zuletzt den Felsen aus. Das Vorurtheil ist eine Hydra: haut man ihr das geifernde Haupt vom Nacken und frohlockt über den vermeintlichen Sieg, so wachsen während des kindischen Siegesjubels hundert andere hervor und züngeln giftig. In solchem Kampf ermattet auch die herculische Kraft; denn es ist der Kampf der Langweile. Und wenn es noch ein recht tüchtiges Vorurtheil von Fleisch und Blut wäre, das in diesen dünkelhaften Gesetzgebern spukt! aber nein, diese Herren haben längst allem Glauben und allem Aberglauben entsagt. „Nicht sind wir den Juden abgeneigt", sagt der Correspondent der „Leipziger Zeitung" in einem frühern Berichte, „weil diese Nation eine andere Religion hat als wir, sondern einen Staat im Staate bildet, weil sie alle Reichthümer an sich zieht u. s. w." Also nicht religiöses Vorurtheil, das selbst als Vorurtheil achtungswerth sein würde, sondern Brot- und Amtsneid und dergleichen kleine Eifersüchteleien sind es, die jenen Staatsmännern Redensarten eingeben, an welche sie selbst längst nicht mehr glauben. Glauben sollten sie wirklich an solchen Schnack? „Durch das ganze Gesetz, welches man beabsichtigt, blickt ein Geist der Milde und der Versöhnung durch, vorzüglich aber das Bestreben des Staats, die Juden wieder zu dem alten Satz zurückzuführen: „Im Schweiße deines Angesichts sollst du dein Brot essen", damit ihre Arbeitsscheu vernichtet werde, um sie wieder zur Bearbeitung des Bodens zurückzuführen; hierin, nicht aber in der steten Speculation um Gewinn mögen sie das Erdenglück suchen. Ihrer Scheu gegen die Feldarbeit mag das Geheimniß zum Grunde liegen, daß die Juden den europäischen Grund und Boden nicht als ihr Vaterland betrachten, sondern daß sie ihren Blick stets nach dem fernen, ihnen unbekannten Lande ihrer Väter richten u. s. w." Sie wüßten etwa nicht, daß den Juden bis vor etwa zwanzig Jahren jeder Besitz des Grundeigenthums untersagt war, daß sie noch jetzt mit unzähligen Schwierigkeiten zu kämpfen haben, und unter so erschwerenden Umständen nicht wohl

erwartet werden kann, daß sie eine vielhundertjährige Gewohnheit im Zeitraum weniger Jahre ablegen? daß sie aber in freien Ländern, z. B. in Holland, sich den schwersten Arbeiten und Gewerben unterziehen, ja, daß diese vorzugsweise von Juden betrieben werden? Wenn man sie aber an den Feldbau gewöhnen, wenn man ihnen den Mangel dieser Beschäftigung zum Verbrechen machen will, warum beschränkt sie derselbe heuchlerische Gesetzentwurf in einem andern Paragraphen, worin es heißt: „Neue Niederlassungen auf dem Lande werden den Schutzjuden nicht ferner bewilligt, selbst wenn sie Kinder dort ansässiger jüdischer Einwohner sind" — ? O über den gräßlichen Hohn! Man wende nicht ein, daß ja nur die Schutzjuden dieser Beschränkung unterworfen seien; denn sie sind es vorzüglich, die der Erziehung durch den Feldbau bedürfen. Das nennen sie nun Erfahrung und praktische Staatsweisheit, und grade die Erfahrung Nordamerikas, Frankreichs und Hollands, des ehemaligen Königreichs Westfalen und Großherzogthums Frankfurt, ja selbst die Erfahrung Preußens hat das Gegentheil bewiesen. Die Erfahrung ist der siebenfach gehäutete rindsleberne Schild, den sie sich gegen die glühenden Pfeile des Zeitgeistes trotzig vorhalten. Ihre Erfahrung freilich, die Wahrnehmungen eines beschränkten Geistes und einer kleinlichen Eitelkeit, aber nicht die Erfahrung der Weltgeschichte und einer großartigen Politik.

Doch was sagen Sie zu dem Styl unsers Correspondenten? Was halten Sie von der Berechtigung eines solchen Menschen, der nicht einmal deutsch schreiben kann, über die Undeutschheit der Juden zu entscheiden? Ihm wäre es freilich lieber, wenn sie bei allem Schabernak, den er ihnen anthut, nicht mucksen dürften, und es verdrießt ihn sehr, wenn sie in einem so urkräftigen und geistreichen Deutsch mucksen, daß selbst die weißblutigsten germanischen Herzen davon entzündet werden. Was stempelt den Deutschen als seine Sprache? Fragen Sie Arndt, und Arndt ist doch gewiß kein Freund der Juden.

Die Juden sollen aber auch, wie es in jenen Lügenbriefen heißt, keine guten und aufrichtigen Bürger sein. Ich behaupte vielmehr, daß sie bessere Bürger sind als die Christen, oder vielmehr, daß ihnen der Staat wider Willen Gelegenheit gibt, sich als die Bessern zu bewähren. Tragen Sie nicht mit männlichstarker Ergebung, einer bessern Zukunft harrend, dieselben Pflichten und Lasten wie Jene, ohne ihre Rechte zu genießen? Ja, nicht allein die gleichen, sondern weit bedeutendere Lasten, indem sie außer den gewöhnlichen Steuern auch noch sämmtliche Kosten für ihr Synagogen-, Schul- und Armenwesen aufzubringen haben. Das ist wahrhafter und ehrender Bürgersinn, und deshalb allein verdienen sie das gräßliche Anathema des Liberalismus, das unser Herr Correspondent über sie ausruft. Nun wahrhaftig! wem der Liberalismus so nahe gelegt wird wie den Juden, der müßte dreifach vernagelt sein, wenn er ihm nicht huldigte. Erst seitdem sie, ihre wahrhafte Stellung erkennend, in die Reihen der Opposition getreten sind, hat ihre Angelegenheit eine weltgeschichtliche Bedeutung gewonnen und geht Hand in Hand mit den Fortschritten der Zeit. Denn die jüdische Frage ist überall grade so weit gelöst, als es die constitutionnelle überhaupt ist. Vergessen Sie doch ja nicht, diesen letzten Satz mit gesperrten Lettern drucken zu lassen, wenn Sie meinen Brief überhaupt der Oeffentlichkeit übergeben wollen. Es müßte als eine öffentliche Calamität betrachtet werden, wenn einer unserer absolutistischen Staaten ein gutes Judengesetz zu Stande brächte; denn constitutionnelle Regierungsform und Emancipation der Juden verhält sich wie Ursache und Wirkung: eine Ansicht, die in Ihrem „Conversations-Lexikon für die neueste Zeit und Literatur" in dem betreffenden Artikel gleichfalls durchgeführt worden ist.

Was werden Sie aber dazu sagen, wenn ich Ihnen beweise, daß unser Gesetzgeber im Grunde selbst ein versteckter Judenfreund, ein Saint-Simonist, ja sogar ein Demagog nach allerneuestem Schnitt ist? Geben Sie Acht, denn ich muß vom Ei der Leda beginnen, um bis zu diesem trojanischen Pferde zu gelangen.

Um die spartanische Jugend, die, wie alle Jugend, keine Tugend hatte, zur Mäßigkeit anzuhalten, ersann sich Lykurgus einen feinen Kunstgriff. Er verordnete nämlich, daß bei jedem öffentlichen Gastmahl einige Heloten absichtlich betrunken gemacht werden sollten, um den Jünglingen als abschreckendes Beispiel dieses häßlichen Lasters vorgeführt zu werden. Dann erhob sich wol ein alter Spartaner, ein ergrauter Lehrer ihrer Staatsweisheit, und hielt folgende Anrede: „Seht dies scheußliche Bild! So kann sich der Mensch zum Vieh herabwürdigen. Und diese sollten mit euch zu Tische sitzen, oder zu Rathe oder eure Feinde mit euch bekämpfen? Nur zur Zeit der höchsten Noth dürfen sie Waffen tragen gegen den gemeinsamen Feind, und um sie anzufeuern, versprecht ihnen die Freiheit; aber euer Wort zu halten seid ihr gegen diese nicht verpflichtet. Denn seht nur, sie geberden sich wie blödes Vieh, und wenn sie am Abend nach Hause gehen, so brecht hervor aus euerm Hinterhalt und ermordet sie, ihr edeln Jünglinge von Sparta!" Und wenn sie nun am Abend nüchtern nach Hause gingen, die Einen knirschend vor Wuth, die Andern abgestumpft gegen gewohnte Schande, da brachen die hochherzigen, zu Raub und Dieberei gewöhnten Jünglinge hervor und ermordeten die Wehrlosen.

(Der Beschluß folgt.)

Topographie der freien und Hansestadt Hamburg, von F. H. Neddermeyer. Hamburg, Hoffmann und Campe, 1832. Gr. 8.

Diese mit ausgezeichnetem Fleiß, und zwar gedrängter, aber historisch glaubwürdiger Vollständigkeit ausgefertigte Topographie von Hamburg ist, ungeachtet der verdienstvollen Vorarbeit des verstorbenen von Heß, nichts weniger als überflüssig, da sich, seit der neuesten Auflage von 1810, unendlich Vieles anders gestaltet hat und Manches in ihr zu berichtigen war. Besondere Erkenntlichkeit ist man dem bescheidenen Verf. schuldig, daß er nicht nur die gedruckten und handschriftlichen Nachrichten bedeutender Vorgänger und Zeitgenossen sorglich benutzte, sondern sich auch die Unterstützung des unablässig forschenden Archivars, Dr. Lappenberg, und des sehr unterrichteten Stadtbuchschreibers Petersen

zu erwerben suchte; und wenn diese Willfährigkeit Beiden zur Ehre gereicht, so erweckt sie zugleich ein günstiges Vorurtheil für Den, welchen so vollgültige Richter ihrer würdig hielten. Das Buch will gekauft und gelesen sein; und so beschränken wir uns auf die Anzeige Dessen, worüber der Leser sich bei ihm Raths erholen kann. Literatur der hamburgischen Topographie, Bücher, Prospecte und Grundrisse. Geographische Lage und Größe. Nach den neuesten Beobachtungen des Hrn. Professor Schumacher liegt sie unter 27° 38′ 21″ Ö. Länge, und 53° 33′ N. Breite. Der Flächeninhalt der eigentlichen Stadt beträgt 344,784,909, der Vorstadt Sanct-Georg 632,238 hamburger Quadratfuß, der des Stadt-Deichs und des Hamburgerbergs ist noch unbestimmt. Allgemeine Uebersicht des Entstehens der Stadt und ihrer Festungswerke, sowie des Verschwindens der letzten Eintheilung der Stadt in Alt- und Neustadt, nach den Stadt-Erbebüchern, in kirchlicher Hinsicht, nach der Bürgerwache, nach der Bürgergarde, nach den Amtbezirken und nach den Baudistricten. Gewässer, Wasserleitungen, Mühlen, Löschanstalten. Elbe und Alster, Häfen, Kanäle und Fleete, Hafenmoore, Schleusen und Siele, Brunnen und Wasserkünste, öffentliche Pumpen und Rettungsanstalten. Erleuchtung der Stadt und Vorstädte. Gassen der Stadt und Vorstädte. Die Zahl sämmtlicher großen und kleinen Wohnungen in der Stadt und den Vorstädten beträgt 32,157. Mit Recht hat der Verf. die Angabe der französischen Behörden, ihrer Locale und Anstalten während der widerrechtlichen Besitznahme von 1811—15 nicht übergangen. Deren bloße Angabe, die schlichte Anzeige, zu welchem zum Theil schmäligen Gebrauch sie Gebäude herabwürdigten, zu ganz andern Zwecken bestimmt, wie sie Kirchen und heilig gehaltene Stätten in Pferdeställe und Magazine verwandelten und nach ihrer eignen Ueberzeugung und Vorurtheil auf immer entweihten, ist hinlänglich, jeden menschlichen Sinn zu empören, wie vielmehr den eines hamburger Bürgers, eines Deutschen, eines Christen! Mögen Bewunderer des sieggekrönten Despotismus der Tapferkeit seiner Diener huldigen, so viel ihrem knechtischen Sinne zusagt; Menschenkenntniß und Staatsklugheit dürfen sie doch weder dem Gewalträuber noch seinen Werkzeugen zuschreiben, wenn ihnen nicht die höchste Weisheit scheint, jeden Untergebenen wider seinen augenblicklichen Oberherrn zu erbittern. Beigegeben sind dem Buch vier Plane Steindruck: Hamburg am Ende des 13. und des 16. Jahrhunderts; die Domkirche und ihre Befestigungen im Jahr 1804, und Hamburg während der Belagerung 1813 und 1814. Eine Karte von Hamburg, wie es jetzt ist, schien bei der Menge vorhandener brauchbarer um so mehr überflüssig, da der Ingenieurcapitain Schwarz und Lohse beschäftigt sind, eine neue auf die genauesten Messungen begründete anzufertigen. Die Vignette des Buchs zeigt Hamburg um 1071, der vordere Umschlag das alte Steinthor vom Jahre 1685, und dessen Kehrseite das große Stadtsiegel des 13. Jahrhunderts, ein anderes nicht minder altes, das jetzige Stadtsiegel, das des Domcapitels, der Kämmerei, der Oberalten und der hoffentlich nie wieder zu befürchtenden Mairie d'Hambourg. Selbst der Rücken des Umschlags bildet das Siegel des Johanniskloſters ab. Ein reichhaltiges Register vermehrt die Brauchbarkeit des Buchs. 95.

Correspondenznachrichten. *)

Pittsfield, den 13. November 1832.

— — — Ich habe vor einiger Zeit nähere Bekanntschaft mit einer der sonderbarsten Sekten gemacht, die je existirt, mit der der Shaker, der tanzenden Quäker, die hier in meiner Nähe mehre Niederlassungen haben; und ich hoffe, ein kurzer Bericht über sie wird Sie unterhalten. Ich bin in mehren ihrer Niederlassungen gewesen, habe mit ihren Aeltesten lange Disputationen gehabt und wohnte nicht nur ihrem öffentlichen Gottesdienste, sondern durch besondere Begünstigung auch ihren private meetings bei, und glaube deshalb ein competentes Urtheil in der Sache zu haben. Was den Namen der Sekte betrifft, so hat er seinen Ursprung von dem Umstande, daß die Mitglieder in ihren Versammlungen zuweilen, nachdem sie einige Zeit in stillem Meditiren gesessen, von heftigem Zittern ergriffen werden und den Unwillen Gottes gegen Sünde jeder Art ausdrücken. Zu andern Zeiten singen, jauchzen und springen sie vor Freude über die zweite Erscheinung Christi. Stifterin dieser Sekte ist Ann Lee, eine Engländerin von niederer Herkunft. Nachdem sie und ihre Anhänger wegen der Ausschweifungen in ihren Versammlungen wiederholt eingesperrt waren, wurde der Mutter Ann eine specielle Offenbarung zu Theil, zufolge welcher sie mit ihren Anhängern nach Amerika auswanderte, wo sie im Jahre 1774 anlangten und sich kurz nachher in der Nähe von Albany niederließen. Seit jener Zeit ist die Zahl der Gläubigen gewachsen bis zu 4000, die in ungefähr 12 Niederlassungen in verschiedenen Gegenden der Vereinigten Staaten wohnen. Der Mittelpunkt für die sämmtlichen Shaker-Gesellschaften in den Vereinigten Staaten ist gegenwärtig Neulibanon, etwa acht englische Meilen von hier, woselbst der Shakerpapst residirt. Die Gesellschaft in Neulibanon besitzt 6000 Acres Land, das meist bergig ist, weshalb sie vornehmlich Viehzucht treiben, doch thun sie auch viel für Gartenbau und fabriciren eine Menge nützlicher Dinge, die sich alle durch ihre Nettigkeit, zugleich aber auch durch hohe Preise auszeichnen. Ihre Ochsen und Sämereien werden zu den besten im Lande gerechnet. Sie wohnen an der Seite eines Berges, einige hundert Fuß niedriger als die Leute in Pittsfield, welches beiläufig 1050 Fuß über der Meeresfläche erhaben ist. Die Gesellschaft in Neulibanon ist in ungefähr 12 Familien abgetheilt, in größerer oder geringerer Entfernung von dem gemeinschaftlichen meeting-house (Kirche). Zu jeder Familie gehört ein Wohnhaus und mehre Werkstätten; im erstern wird die eine Hälfte vom männlichen, die andere vom weiblichen Geschlechte bewohnt. Allenthalben ist eine Reinlichkeit und eine Ordnung, wie sie schwerlich irgendwo anders auf dem Erdboden gefunden werden dürfte. Das weibliche Geschlecht hat besondere weibliche Aeltesten, unter deren Commando es steht. Weiber und Männer sind, obgleich sie in demselben Hause wohnen, streng gesondert, und selbst Eheleute, die zum Besuch kommen, haben sich für die Zeit des Aufenthalts bei den Shakern zu separiren; wenigstens wird ihnen durchaus nicht gestattet, in demselben Zimmer zu schlafen. Beide Geschlechter essen in demselben Zimmer, aber an besondern Tischen. Fremden wird ein besonderes Zimmer angewiesen, und ich wenigstens war beständig in Gesellschaft der Aeltesten, die es mir unmöglich machten, mich mit einem der Brüder oder einer der Schwestern zu unterhalten. Diese Aeltesten waren wenigstens — von ihrem Fundamentalirrthume abgesehen — Leute von Verstand, Kenntnissen und Eifer, und sobald sie ausgemittelt, daß ich nicht zu der gewöhnlichen Classe der neugierigen Weltkinder gehöre, gaben sie sich alle ersinnliche Mühe, ihre Sache von der besten Seite darzustellen, und da ich höflich genug war, eben nicht gewichtige Einwürfe gegen ihre Argumente vorzubringen, und andere Gründe ihnen wünschenswerth machten, mich zu den Ihrigen zu zählen, namentlich der, daß ich unverheirathet sei und schwerlich heirathen dürfte, so luden sie mich ein, Shaker zu werden. Unzähligemal wandten sie übrigens das Gleichniß vom Baum und der guten Frucht auf sich an; selbst ihre Feinde lobten sie wegen ihrer Moralität, die doch einzig Product des Shakerism sei. Als ich wegging, gab mir einer der Aeltesten eine Probe von ihrem Benehmen gegen die Weltkinder. Nachdem er mir gesagt, daß ich immer sehr willkommen sein würde, wenn ich länger bei ihnen bleiben wollte, ließ er mich vier Dollars zahlen für meinen 24stündigen Aufenthalt bei ihnen, was selbst in Amerika ein unerhörter Preis ist. Alle andere christliche Sekten nannten sie beständig Antichristen, die römische Kirche die Hure, die evangelischen Kirchen die Töchter einer Hure. Sich selbst halten sie für heilig und rein

*) Vgl. die letzten Berichte des Verf. in Nr. 308, 309, 329 und 330 d. Bl. f. 1832. D. Red.

von Sünde und sehen auf Alle, die nicht zu ihrer Gesellschaft gehören, mit Geringschätzung herab.

Der öffentliche Gottesdienst am Sonntage beginnt um 10 Uhr, und gewöhnlich ist der Welt nur bei dieser Gelegenheit erlaubt, als Zuschauer gegenwärtig zu sein. Die Brüder und Schwestern langen in einem Zuge zu Zwei und Zwei bei dem meeting-house an, unter Anführung der Aeltesten beider Geschlechter. Während der Procession wird das tiefste Stillschweigen beobachtet und aufrecht erhalten durch die deacons, welche ihren Platz im Nachzuge haben. Bei ihrer Ankunft begaben sich die Brüder in die Thür zur linken Hand, die Schwestern gingen durch die Thür zur Rechten in das Versammlungshaus; durch die Thür in der Mitte war den Weltkindern der Zutritt gestattet. Das Haus scheint etwa 100 Fuß lang und 70 breit zu sein; das Dach bildet einen Bogen und ist mit Blei belegt, im Innern blau, auswendig weiß, hat eine einfache Befriedigung und im Ganzen gefallendes Aeußere. Im Saale sind nur Bänke und, wie allenthalten in Amerika, Oefen. Ungefähr 200 Shaker waren versammelt, in gebührender Entfernung von den Weltkindern, die sich als Zuschauer eingefunden, die Geschlechter streng gesondert. In der Decke bemerkte ich eine verschlossene Oeffnung, die nach dem Zimmer über dem Saale führte, welches die Wohnung des Bischofs oder Papsts sein soll, der sich nie bei den meetings einfindet, sondern in seinem Zimmer während des Gottesdienstes den Horcher macht. Die Weiber hatten braune Röcke an, ein weißes Halstuch und Hauben, die Männer hellgraue Röcke mit kurzen Kragen, einer Reihe Knöpfe und hinten zu, und braune Hosen; Mehre mit langem schlichten Haare, doch Alle sehr reinlich. Beide Geschlechter saßen einander gegenüber, in mehren Reihen; zwischen beiden war ein leerer Raum gelassen, mehre Schritte breit; in den vordern Reihen waren die ältesten Brüder und Schwestern aufgestellt, wahrscheinlich nicht ohne Absicht, vielleicht, damit die hintern Reihen, bestehend aus den jüngern Brüdern und Schwestern, nicht im Stande sein möchten, einander zu sehen. Brüder und Schwestern sahen ausnehmend bleich aus. Nachdem sie eine Zeit lang in tiefem Stillschweigen dagesessen, wurden, wahrscheinlich auf ein von einem der Aeltesten gegebenes Zeichen, die Bänke bei Seite gesetzt, die Brüder und Schwestern rangirten sich in Reihe und Glied und sangen ein Lied nicht nach einer langsamen, feierlichen Melodie, sondern schnell und eher lustig, worin sie einander zum Tanz aufforderten. Darauf trat einer der Aeltesten vor und hielt eine Anrede an die Zuschauer, worin er ihnen andeutete, daß Lachen, Flüstern und anderes ungebührliches Betragen verboten sei und nicht geduldet werde u. dgl. m. Nach einigem Schweigen fielen Alle auf die Knie und beteten wahrscheinlich (lautes Beten halten sie für weltlich und unchristlich). Dann erhoben sie sich und sangen ein Lied zu Ehren der Mutter Ann. Darauf traten nach und nach mehre Aeltesten in den leeren Raum zwischen den Brüdern und Schwestern und hielten Anreden an dieselben, worin sie die Vorzüge auseinandersetzten, deren sie sich vor den Weltkindern erfreuten. Darauf wieder ein Stillschweigen von einigen Minuten. Einer der Aeltesten rief nun aus: „Now, my dear brethren and sisters, let us travel". Dies war für die Männer das Signal, die Röcke auszuziehen, und für die Schwestern, ihre Schnupftücher bei Seite zu legen. Die Sänger (vier Männer und ebenso viel Weiber) traten vor die Brüder und Schwestern, die sich in Reihe und Glied aufstellten, sodaß sie den Zuschauern den Rücken zukehrten, und dann vorwärts und rückwärts hüpften, dabei ein lustiges Lied zu Ehren der Mutter Ann singend. Nach etwa einer Viertelstunde bildeten sie Reihen von Drei und Drei, und tanzten in die Runde; singend und beständig mit den Händen watscheind — eine der tächerlichsten Ceremonien. Sie halten nämlich den Unterarm steif und wagerecht und bewegen die Hände beständig wie ein schwimmender Hund die Vorderpfote; als ich einen der Aeltesten um die Bedeutung der Ceremonie fragte, erklärte er mir, es werde mit derselben Demüthigung des menschlichen Stolzes beabsichtigt. Dann war ein Intervall von einigen Minuten zu Erholung der Tänzer. Nachher tanzten sie in zwei Ringen um die Sänger und klatschten von Zeit zu Zeit heftig mit den Händen. Zuletzt stellten sie sich wieder in Reihen gegeneinander über, und einer der Aeltesten hielt eine kurze Anrede an die Zuhörer, worin er den Wunsch ausdrückte, daß sie erbaut sein möchten. Man sang und ging dann auseinander. Die eldest besuchten mich hierauf in meinem Zimmer, wo der Aelteste und Hauptredner mich fragte, ob ich nicht während ihres Gottesdienstes vom Geiste bewegt sei? Aus einem Gespräche mit ihnen ging hervor, daß die Lehre von der zweiten Erscheinung Christi in Ann Lee ihre Fundamentallehre ist. Sie glauben auch, daß Ann Lee die Frau Christi und mit voller Gewalt bekleidet sei, den weiblichen Theil der Menschheit zu der Unschuld und dem Stande wiederherzustellen, welcher der Eva eigenthümlich war vor dem Falle. Christus, sagen sie, war der zweite Adam, und Mutter Ann ist die zweite Eva und Vollenderin des Werkes, welches von Jesu und den Aposteln begonnen wurde. Sie leugnen die Auferstehung des Körpers, die zweite Erscheinung Christi sei die Auferstehung, von der in der Schrift gesprochen werde. Jetzt sei der Tag des Gerichts, sagen sie, und Gott richtet die Welt durch seine Tochter Ann Lee, ihren Geist und ihr Evangelium. Beichte ist nach ihnen die einzige und allein wahre Art des Gerichts der Welt. Die echten Gläubigen sind Die, auf welche Matth. 22. 30 angespielt wird. Diejenigen, welche im Ehestande leben, kennen Christum nicht und sind nicht sein; denn Diejenigen, welche Christi sind, haben die Welt und ihre Lüste gekreuzigt. Cölibat ist Lehre Christi, gelehrt und geübt von den Aposteln. Nach ihnen kann Mann und Weib nur im Cölibat zum Stande christlicher Heiligkeit gelangen, ohne welche Niemand den Herrn sehen kann. Tanzen folgt der zweiten Erscheinung des Herrn in seinem Tempel. Wie der Bau des ersten Tempels geringer ist, als der des zweiten, so ist diese letzte, welche Mutter Ann repräsentirt, größer denn die, welche Jesus von Nazareth repräsentirt. Die Schrift ist in ihren Augen keine genügende Regel für ein christliches Leben; Mutter Ann's Evangelium und die sogenannten Gaben der Aeltesten stehen über der Bibel; doch sind viele Prophezeiungen der Bibel in Mutter Ann, ihrem Leben und den Schicksalen ihrer Anhänger in Erfüllung gegangen. Für ihr Shaking, ihr Jauchzen, Springen und andere sonderbare Manoeuvers beim Gottesdienste führen sie verschiedene Bibelstellen an, namentlich Haggai 2, 6. 7. Jauchzen, sagen sie, zeigt an, daß der Geist Gottes in ihnen wohnte. Jes. 12, 6; 13, 13. Zephanja 3, 14. Tochter Zions und Tochter Jerusalems ist Ann Lee. Hüpfen und Springen, als Zeichen großer Freude, prakticiren sie in ihren gottesdienstlichen Versammlungen als ein Zeichen ihres Triumphs über die Sünde oder ihre Geneigtheit, mit derselben zu streiten. Krieg ist ihrer Meinung nach unverträglich mit dem christlichen Charakter; ihre friedlichen Grundsätze vertheidigen sie auf ähnliche Weise wie die mährischen Brüder, die Freunde ꝛc. Sie leben in Gütergemeinschaft.

(Der Beschluß folgt.)

Notiz.

Bei den Braminen in Benares ist eine Handschrift, enthaltend eine Beschreibung der britischen Insel und aus den Zeiten vor Cäsar herrührend, aufgefunden worden. Britannien wird darin mit einem Namen genannt, der gleichbedeutend mit „gelobtes Land" ist; die Themse, Isis und andere Flüsse führen ähnliche Benennungen, und Stonehenge wird als ein großer Hindutempel geschildert. Die Asiatic society in Kalkutta soll eine Uebersetzung dieser Handschrift und die Herausgabe derselben vorbereiten. 160.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonntag, — Nr. 62. — 3. März 1833.

Ueber die Lage der Juden in Preußen.

(Beschluß aus Nr. 61.)

Dieser Kunstgriff behagte den Politikern anderer Zeiten und Länder ganz ungemein und sie beschlossen, ihn gegen die Juden ins Werk zu setzen. Sie machten dieselben daher vor allen Dingen ganz rechtlos und drückten, verfolgten und höhnten sie mit scharfsinnig erdachter Qual. Und als nun der Jude hinlänglich gedemüthigt und moralisch entwürdigt war, führten sie ihn ihrer edeln Jugend als warnendes Beispiel vor und sagten: „Seht dieses scheußliche Bild! So kann sich der Mensch zum Vieh herabwürdigen. Und diese sollten mit euch zu Tische sitzen oder eure Feinde mit euch bekämpfen? Nur zur Zeit der höchsten Noth dürfen sie Waffen tragen gegen den gemeinsamen Feind, und um sie anzufeuern, versprecht ihnen die Freiheit; aber euer Wort zu halten seid ihr gegen diese nicht verpflichtet. Denn seht nur, sie geberden sich wie blödes Vieh, und wenn sie am Abend nach Hause gehen, dann brecht aus euerm Hinterhalte hervor und ermordet sie, ihr edeln Jünglinge von Boratoria!" Und wenn sie nun am Abend ausruhen wollten in ihren vier Pfählen, die armen Geplagten, um sich für die morgende Plage Stärkung zu erschlafen, dann wurden sie eingefangen von den Dienern der Gerechtigkeit, um zu Nutz und Frommen gemeiner Christenheit gefoltert, gestäupt, mit glühenden Zangen gezwickt, verbrannt, gehangen, oder auch, doch nur aus besonderer Gnade, geköpft zu werden.

Diese Zeiten sind vorbei. Das hat auch der berühmte — — — — — eingesehen und daher jene Politik aus dem Althöllischen in eine moderne Hölle übersetzen zu müssen geglaubt. Sei es nun, daß ihm, wie jenem Bileam, der Fluch, den er über Israel verkünden wollte, auf der Zunge zum Segen ward, oder ist er wirklich, wie ich stark vermuthe, ein versteckter Judenfreund — genug, sein Gesetzentwurf ist eine wahre Apotheose der Juden. Er hat demgemäß die Politik der Spartaner geradezu umgekehrt und will einen jüdischen Musterstaat im Staate bilden, der allen Bürgern zum leuchtenden Vorbild dienen soll.

Urtheilen Sie selbst, ob die Bedingungen, die ein Jude erfüllen muß, um Staatsbürger zu heißen, nicht das Ideal eines Bürgers vollenden. „Die Juden werden in zwei Classen, in Staatsbürger und Schutzjuden eingetheilt"; nur von der zweiten Classe soll hier die Rede sein, weil sie eben nur aus Mustermenschen besteht. Denn um dieser Classe anzugehören, bedarf es zuvörderst eines unbescholtenen Rufes, der selbst so strenge geprüft werden soll, daß, „wenn ein Jude dreimal wegen eines Vergehens in Untersuchung gewesen und nur von der Instanz freigesprochen, er schon nicht mehr unbescholten bei dieser Gelegenheit zu nennen ist". Ferner ein angemessener Lebensberuf, der alle diejenigen Geschäfte, z. B. Klein- und Viehhandel, das Pfandleih- und Maklergewerbe, Schenk- und Gastwirthschaft u. dgl. ausschließt, bei denen die Möglichkeit des Betrugs vorausgesetzt zu werden pflegt. Diese Handtierungen, die somit wie die Schinderei für unehrlich erklärt werden, sind den Schutzjuden ebenfalls nur unter beschränkenden Bedingungen, den christlichen Bürgern aber ohne alle Einschränkung freigegeben. Um aber auch den Credit der Staats- oder Musterjuden zu sichern, dürfen sie auf Subhastation oder Sequestration eines Grundstücks nur dann antragen, wenn ihre Foderungen innerhalb der ersten Hälfte des Kauf- oder Taxwerthes hypothekarisch eingetragen sind, wodurch sie augenscheinlich veranlaßt werden, ihr Geld nur auf die sichersten Unterpfänder auszuleihen. Und da außerdem eine andere Verordnung bestimmt, daß ein von Juden erworbenes Grundstück erst zehn Jahre nach der Erwerbung mit hypothekarischen Schulden belastet werden kann, so werden sie mit wahrhaft väterlicher Sorgfalt vor dem Ankauf verschuldeter Güter gewarnt, die, wie man sagt, in nicht geringer Anzahl vorhanden sein sollen.

Hören Sie weiter, und erstaunen Sie über die tiefe Moralität, die man den Juden anmuthet. Da man das Verderbliche der Rang- und Titelsucht erkannt hat, so werden sie von allen Staats- und Communalämtern mit alleiniger Ausnahme des Kriegsdienstes befreit. Denn freilich wäre es entehrend für sie, auch da zu fehlen, wo Mühe und Tod der Einsatz und das Bewußtsein, für das Vaterland geblutet zu haben, der Gewinn ist. Doch damit ihre Vaterlandsliebe rein und uneigennützig bleibe, sollen sie nur bis zum Feldwebel avanciren, während jeder ihrer christlichen Kameraden den Marschallsstab in der Patrontasche trägt. Das Ehrenvolle in der Stellung eines Staatsjuden wird aber noch dadurch erhöht, daß die Vor-

theile jenes Seelenschachers hinwegfallen, der mit dem Uebertritt zum Christenthum bisher getrieben worden ist, denn „getaufte Juden sind auch nach ihrem Uebertritt in Beziehung auf ihre Kinder und Enkel denselben Beschränkungen in der Wahl ihres Lebensberufes wie die Juden selbst unterworfen". Für alle diese Begünstigungen werden sie denn auch mit einem Naturalisationspatent belohnt, für das fünf Thaler Gebühren entrichtet werden, und stehen auch insofern über ihren christlichen Mitbürgern, als der preußische Staat, der jeden fremden Christen ohne Weiteres bei sich aufnimmt, lediglich für sie die Bedingungen einer Naturalisation festgestellt hat. Nur dem Juden ist das Staatsbürgerrecht zuerkannt worden, während der Christ sich nur dann, wenn er ein städtisches Gewerbe treiben will, über sein Staatsbürgerrecht auszuweisen hat.

Nun glauben Sie vielleicht, daß man einen jüdischen Erbadel stiften will? Weit gefehlt. „Das jüdische Staatsbürgerrecht ist rein persönlich und geht auf Erben nicht über; jeder jüdische Unterthan muß zuvor den vorgeschriebenen Bedingungen entsprochen haben." Wittern Sie den Saintsimonisten? Chacun selon sa capacité! „Uns scheint es sehr klug berechnet", bemerkt hierzu unser Correspondent, „daß allen jüdischen Unterthanen freigestellt ist, sich eine Stellung zum Staat zu geben, wodurch sie ihren braven, reichsten und vornehmsten Glaubensgenossen gleich werden, deren Kinder ja auch nur als Schutzjuden zu betrachten sind, bis sie sich durch persönliche Verdienstlichkeit zu den weit ausgedehnten Rechten eines Staatsbürgers (!) würdig gemacht haben". O der schlaue Demagog! Unter dem Vorgeben, eine neue Aristokratie zu begründen, gibt er fein zu verstehen, daß der alte Feudaladel auf dem Unrecht, weil nicht auf dem Verdienste, begründet sei. Denn ist es möglich, daß irgend eine Institution einzeln in einem Staate dastehe? Wird nicht am Ende, wenn bei den Juden die Erwerbung des Bürgerrechts, d. i. der bürgerlichen Existenz, von persönlichem Verdienste abhängig gemacht worden ist, auch die Erblichkeit des Adels in ihren Grundlagen erschüttert werden? Den ——'schen Staatsjuden aber bleibt die Ehre vorbehalten, zuerst einen Verdienstadel darzustellen, wie er noch in keinem europäischen Staate, nicht einmal in dem frei gescholtenen Frankreich besteht.

Veranschaulichen Sie sich nun noch einmal das Bild eines Staatsjuden. Strenge Unbescholtenheit des Rufes, starker und uneigennütziger Bürgersinn, das Knopfloch frei von Orden, unerschütterliche Grundsätze, gesicherter Credit — und all Dieses durch die Anerkennung des eignen Verdienstes erworben. Ums Himmelswillen! höre ich Sie ausrufen, fürchtet denn der Mann gar nicht, daß alle seine Christen unter die Juden gehen werden? Allerdings fürchtet er, und im 64. Paragraph ist dieser Fall ausdrücklich vorhergesehen. Dort heißt es: „Getaufte Juden, die zum mosaischen Glaubensbekenntniß zurücktreten, sowie Christen, welche dazu übertreten, sind wie ausländische Juden zu betrachten." Entsetzliche Strafe, wenn der Apostat etwa verurtheilt würde, ein französischer oder holländischer Jude zu werden! In Oestreich z. B. würde diese Strafe das höchste Privilegium sein, da nach der Nr. 25 der Riesser'schen Zeitschrift die türkischen Juden dort die einzigen sind, welche eine vollkommene Freiheit genießen.

— Soeben erfahre ich aus den Zeitungen, daß Hofgerichtsrath Schenk in der darmstädtischen Kammer einen Antrag auf vollkommenere Emancipation der Juden gestellt hat. Er wird nicht durchgehen; aber das thut nichts, er wird doch öffentlich vertheidigt und bestritten werden. Mindestens kann in einer Kammer, deren Verhandlungen öffentlich sind, ein so lächerliches Mißgriff unmöglich vorkommen, als derjenige war, den die weimarischen Stände neulich begingen, indem sie es dem Ermessen des Großherzogs anheimstellten, den Sabbath auf den Sonntag zu verlegen. Weit günstiger als irgendwo in Deutschland stellt sich die Frage in England. Doch sprechen zwei Umstände für sie. Erstens, daß sie schon einmal verworfen worden ist; zweitens aber, daß sie vor einem britischen und reformirten Parlament, unter den Auspicien eines liberalen Ministeriums und unterstützt von einer öffentlichen Stimme verhandelt wird, die sich aussprechen darf und auszusprechen gewohnt ist. Eine Advocatengilde in Lincolns-Inn hat unter dem Vorsitz eines Tory, des Sprechers im Unterhause, einen jüdischen Advocaten aufgenommen; unter den Juden selbst hat sich ein Verein gebildet, der Petitionen zur Unterzeichnung für Jedermann auslegt, um beim Hause der Gemeinen und der Lords um Aufhebung der bürgerlichen Unfähigkeiten (disabilities) der Juden anzuhalten; von allen Seiten werden die beiden Häuser bestürmt, ja selbst von christlichen Religionsgesellschaften, und nur Sir Robert Inglis bleibt seiner alten Opposition getreu, damit es während der ermüdenden Debatten doch auch nicht an ergötzlichen Dummheiten fehlen möge.

Stehen etwa die englichen Juden auf einer höhern Stufe der Cultur als die deutschen? Im Gegentheil. Es ist der Geist des öffentlichen Lebens in England, der all Dieses bewirkt und von dem bei uns kaum eine Ahnung erwacht ist. Sowie ein Vater seinen Sohn durch das Lob erziehen zu müssen glaubt, das er den Tugenden eines fremden Knaben spendet, ohne der Fehler desselben zu gedenken, so ist der Deutsche berufen, sein Vaterland durch das Lob des Auslandes, wenn auch mit blutendem Herzen, heraufzuschelten. O wann wird endlich die Zeit kommen, wo der Deutsche die Consequenz einsehen wird, daß es in unsern Tagen keine deutsche Juden, daß es fortan nur jüdische Deutsche gibt!

Bis dahin, werther Freund, leben Sie wohl. Oder vielmehr, nicht bis dahin, denn das könnte leicht eine Trennung ad calendas Graecas sein; also lieber bis zur nächsten Dummheit in Betreff der Juden — doch das wäre zu bald, denn ich müßte Ihnen in der folgenden Stunde wieder schreiben — auf jeden Fall leben Sie wohl und verzeihen Sie, daß ich Sie so lange mit dieser trübseligen Angelegenheit unterhalten habe. 172.

Un spectacle dans un fauteuil, par *M. Alfred de Musset*. Paris 1833.

Herr Alfred de Musset ist ein ganz junger Mann, der sich zuerst durch eine Sammlung Gedichte unter dem Titel: „Contes d'Espagne et d'Italie", bekannt machte. Es befand sich darin unter Anderm eine Ballade an den Mond, die durch eine ausgelassene Verhöhnung des Versmaßes, durch die absichtliche, aber von Vielen nicht verstandene Tollheit der Gedanken und Bilder manchen Kritiker in Harnisch brachte. In den übrigen Gedichten offenbart sich leidenschaftliche Glut des Gefühls, üppige Phantasie und vor Allem eine trotzige Individualität, die sich ebenso oft zum Seltsamen, Gräßlichen, Empörenden verirrt, als zum Schönen und Rührenden erhebt. In dem oben angezeigten Bande finden wir zuerst eine Dedication an einen Herrn Alfred T., voll glänzender Phrasen, voll poetischen Schwungs, aber ohne Gedanken; wir haben vergebens versucht, in diesem farbigen, schillernden Gewölke eine feste Idee zu fassen. Dann kommt ein Drama in fünf Acten, betitelt: „La coupe et les lèvres". Wir begreifen dieses Drama noch nicht ganz, noch weniger den Titel; indeß freut es uns immer, auf ein französisches Product zu stoßen, das wir nicht auf den ersten Blick verstehen. Der Held des Stückes ist Frank, ein muthiger, gewandter Jäger in Tirol, den ein unbezähmbarer Stolz beherrscht; Alles, was über ihm steht, ist ihm verhaßt. Er sondert sich ab von den fröhlichen Genossen, um sich einem finstern, verzehrenden Brüten über sein Schicksal hinzugeben. In einem Anfalle von Wuth steckt er seine väterliche Hütte in Brand und durchzieht die Welt. Auf seiner Wanderschaft begegnet ihm in einer engen Schlucht ein Ritter mit seinem Liebchen. Frank ersticht ihn und nimmt die Schöne, Belcolor genannt, mit sich, Deidamia's, der Geliebten seiner Jugend, vergessend. Von nun an führt er ein ausschweifendes Leben; endlich müde des Spiels und der Wollust, entreißt er sich Belcolor's Armen und stürzt sich in die Gefahren der Schlacht. Auch diese wird er überdrüssig; das Bild Deidamia's erwacht in seiner Seele, er eilt der Heimat zu und will sich mit der rein gebliebenen Jungfrau vermählen; Belcolor ersticht ihre Nebenbuhlerin. Belcolor scheint eine allegorische Figur zu sein, das Symbol der Sinnlichkeit:

Ah! malheur à celui qui laisse la débauche
Planter le premier clou sous la mamelle gauche!
Le coeur d'un homme vierge est un vase profond;
Lorsque la première eau qu'on y verse est impure,
La mer y passerait sans laver la souillure;
Car l'abîme est immense et la tache est au fond.

Diese Stelle enthält einigermaßen den Schlüssel zum Drama; indessen herrscht der darin ausgesprochene Gedanke nicht sichtbar genug über das Ganze, motivirt auch keineswegs die Katastrophe, welche ein bloßes Ungefähr herbeiführt. Auch wird Frank im Eingange des Stücks vorzugsweise als stolz, herrisch, von unbändigem Ehr- und Ruhmdurst getrieben bezeichnet, und alle diese Charakterzüge läßt der Dichter später ganz aus den Augen. Wir können in „La coupe et les lèvres" nichts sehen als Fragmente, aus denen der Dichter, wenn die Jahre seinen Verstand geschärft und seine Phantasie geregelt, ein sehr beachtenswerthes Drama aufbauen kann.

„A quoi rêvent les jeunes filles" ist ein seltsames Durcheinander, dem es weder an Witz noch mitunter an Grazie fehlt. „Namouna" ist eine Erzählung in Strophen, die seltsam genug beginnt. Hassan sitzt nackt auf einem mit Bärenfellen bekleideten Sopha. Hierauf fängt der Dichter an, sich seiner Phantasie zu überlassen, die ihn auf die seltsam verschlungensten Wege führt, bald nach oben, bald nach unten, bald rechts, bald links. Sodann kommen Betrachtungen über Don Juan, oder vielmehr ein vollständiges, mit seltener Kraft durchgeführtes System dieses Charakters, wenn wir so sagen können. Die Erzählung geht, glauben wir, nicht zu Ende; bestimmt können wir es nicht sagen, denn es war uns unmöglich, den Faden wiederzufinden; ehe man zum Ende gelangt, findet man sich durch die verzehrende Glut der Poesie des Hrn. Musset so abgemattet, so verwirrt und geblendet, daß man aufwacht wie aus einem Traume. Wohlthuend ist übrigens der Eindruck, der zurückbleibt, keineswegs; weder wird der Verstand befriedigt, noch das Gemüth beruhigt; das Gedicht macht tausend Zweifel rege und löst keinen einzigen. Musset ist ein Jünger Byron's, aber ein unabhängiger. In mancher Hinsicht erregen seine Dichtungen, als Werke eines 22jährigen Jünglings, Erstaunen. Der Styl ist nicht frei von Sprachfehlern; in manchen Stellen fehlt es auch an hinlänglicher Klarheit, was sich aus den noch schwankenden Ansichten des Dichters leicht erklären läßt. 143.

Correspondenznachrichten.

Pittsfield, den 18. November 1832.

(Beschluß aus Nr. 61.)

Selbsterhebung findet man jedoch nicht allein bei den Shakern, sondern selbst bei den im gewöhnlichen Sinne für orthodox Gehaltenen. Die amerikanischen Lutheraner erklären die Bewohner des Vaterlandes ihrer Voräldern von den Kanzeln herab für Neologen und Erzketzer, die des Namens Christi durchaus unwürdig sind. Dasselbe thun Leute, die andern Sekten angehören und einige Kenntnisse Deutschlands haben. Man übersetzt dennoch, z. B. in Andover bei Boston, wo das beste theologische Seminarium in den Vereinigten Staaten ist, viel deutsche Bücher, insbesondere theologische, ins Englische. Als ich unter den Büchern der hiesigen Congregationalgeistlichen eine englische Uebersetzung von Gesenius' Jesaias vorfand und dem guten Manne ironisch mein Erstaunen zu erkennen gab, unter seinen Büchern ein so viele Ketzereien enthaltendes Buch vorzufinden, äußerte er: „Man kann selbst vom Teufel was lernen".

Da ich mich natürlich den Sitten und Gebräuchen des Landes conformire, so beobachte ich u. A. auf das Strengste den Sabbath, der am Sonnabend mit Sonnenuntergang beginnt, und gehe an diesem Tage wenigstens dreimal zur Kirche, wo ich dann unzähligemal hören muß, nicht blos in der Predigt, sondern auch in den Gebeten, deren Güte mit der Elle gemessen wird, wie sich die Amerikaner allen übrigen Völkern der Erde in Frömmigkeit und Tugend, in religiöser und politischer Hinsicht als Muster aufstellen. In Gesellschaft gehe ich selten, obgleich die Ladies gnädig auf mich herabsehen. Die Leute sind mir zu langweilig. Sie sind ohne alle Fröhlichkeit. Die Weiber sind schön, haben aber durchaus nichts Anziehendes; sie werden sehr artig behandelt; ich sahe oder hörte äußerst selten eine Roheit oder Unhöflichkeit; der Einfluß der Weiber der alten Welt im Oeffentlichen und Häuslichen ist größer, und mit Recht; das Urtheil der Weiber ist selten, wenn je, unrichtig, ihre Gefühle und Grundsätze nie, was nicht von denen der Männer gesagt werden kann. Sie sind von öffentlichen Versammlungen ausgeschlossen; bei diesen ist kein Schwatzen, Lachen oder Fröhlichkeit in Blicken und Geberden, die Männer sitzen wie bei einem Leichenbegängniß zusammen. Keine Weiber, keine lärmende Jugend, denn die Jungen sind beinahe ebenso feierlich und nüchtern als ihre Alten.

Gegenwärtig ist die Zeit, wo die Präsidentenwahlen vor sich gehen. In Folge dessen werden allenthalben im Lande unzählige Meetings gehalten von den verschiedenen Parteien; natürlich unterlasse ich nicht, bei möglichst vielen gegenwärtig zu sein. Sowol die Jackson- als die Clay-Men machiniren auf vielfache Weise. Jackson, der gegenwärtige Präsident, wird nur der Sieger von Neuorleans genannt und von den Amerikanern für den größten General der neuern Zeit gehalten, weil er die Engländer geschlagen, diese die Franzosen und diese alle übrigen Nationen der Erde. Unter seiner jetzigen Administration hat er durch seinen General neue Lorbern gewonnen über die unglücklichen Indianer am obern Mississippi, namentlich

in einer blutigen Schlacht, „in der die amerikanische Armee, 29 Mann stark, unter Anführung des Generals Dodge, das feindliche Heer, bestehend aus 11 Indianern, vernichtete". In einer andern Schlacht, deren Ausgang die ganze Nation mit gespannter Erwartung entgegensah, wurde mit Bayonetten, Keulen, Messern, Tomahawks, Speeren u. dgl. gefochten und zwei Indianer scalpirt; nach der Meinung der Sieger müssen noch einige mehr gefallen sein ꝛc. Wegen Siege ähnlicher Art und ihrer erstaunlichen Fortschritte in Künsten und Wissenschaften stylisiren sich die Amerikaner die große Nation. Auf die Deutschen sehen sie mit Geringschätzung herab und halten sie insbesondere für äußerst dumm. Ein amerikanischer Schriftsteller machte sich vor Kurzem über deutsche Stupidität lustig: sie verständen ihre eignen Schriftsteller nicht. Heine und Börne seien durchaus nicht, wie ihre Landsleute glauben, Ultraliberale, sondern Satiriker der entgegengesetzten Partei.

General Jackson hat das Verdienst, neuerlich den größern Theil der Indianer diesseit des Missisippi durch sogenannte Verträge, wobei ein schändlicher Misbrauch von der Leichtgläubigkeit der Indianer gemacht sein soll, bewogen zu haben, ihren Wohnsitz in dem ungesunden Lande jenseit des Missisippi aufzuschlagen. Wie vortrefflich die Regierung in diesem Lande ist, geht aus einem andern Umstande hervor. Georgien hat ohne Weiteres sich des Landes der Cherokees, einer bereits ziemlich cultivirten indianischen Nation bemächtigt, und zwar gegen alle frühern Verträge der Vereinigten Staaten mit dieser Nation. Die Cherokees wenden sich an die Supreme court, deren gesetzliche Autorität sich über alle Staaten und selbst über den Präsidenten erstreckt, und dieser Gerichtshof entscheidet zu Gunsten der Cherokees. Gesetzlich hätten sich die Georgier diesem Ausspruch unterwerfen müssen, was sie jedoch nicht gethan, vielmehr haben sie die Entscheidung der Supreme court für nichtig erklärt. Anstatt nun die Widerspenstigen mit Militairgewalt zum Gehorsam zu bringen, legte der Präsident die Hände in den Schoos und äußerte sich sogar zu Gunsten des Staats Georgien. Die Amerikaner beweisen in ihrem Benehmen gegen die unglücklichen Indianer einen großen Mangel an Ehrgefühl und Rechtlichkeit. Dabei prahlen sie beständig mit ihren Tugenden, insbesondere mit ihrer Liebe zur Freiheit. Jeden Mann von gewöhnlicher Rechtlichkeit muß der Widerspruch zwischen den Grundsätzen, die sie zur Schau tragen, und ihrer Handlungsweise empören. Sie schimpfen auf die europäischen Regierungen, weil diese, wie sie sagen, die Mächtigen begünstigen, die Schwachen hingegen unterdrücken. Hiergegen wird declamirt im Congreß, gebrüllt in Wirthshäusern, dispatirt in jedem Gesellschaftszimmer, satirisirt auf der Bühne, ja selbst von der Kanzel und das Anathema gesprochen. Man höre dies und sehe auf ihr Thun und Treiben in ihrem eignen Lande; mit der einen Hand sieht man sie die Freiheitskappe schwingen, mit der andern ihre Sklaven geißeln. Jetzt predigen sie über die unveräußerlichen Rechte des Menschen, und im nächsten Augenblicke treiben sie die Indianer vom Boden ihrer Väter, obgleich sie sich durch feierliche Verträge anheischig gemacht haben, sie zu beschützen. Und nach Principien ewiger Wahrheit und Gerechtigkeit haben sie durchaus kein Recht auf das Land. Sie sagen, sie haben es gekauft. Von wem? von den armen zitternden Eingeborenen, welche wußten, daß eine abschlägliche Antwort vergeblich sein würde, und deshalb aus der Noth eine Tugend machten. Solch ein Verfahren mag das Gewissen von Räubern und Amerikanern befriedigen, wird aber sicherlich verdammt vor einem höhern Gerichtshofe. Kein Wunder, daß sie ein unversöhnliches Rachgefühl unterhalten gegen die Weißen; kein Wunder, daß diese Rachsucht vererbt wird von Geschlecht zu Geschlecht; kein Wunder, daß sie sich weigern, sich zu ihren ungerechten Drängern zu gesellen und mit den Vertilgern ihre Rasse zu vermischen; kein Wunder, daß sie einen unablässigen Krieg führen gegen ihre Unterdrücker; daß sie triumphiren, wenn sich ihnen eine Gelegenheit zur Rache bietet; daß sie tanzen, singen und jauchzen, wenn die Opfer ihrer Rache stöhnen, seufzen und jammern in den Flammen. Die Leute hier affectiren Verwunderung, daß die Indianer so unempfänglich für Civilisation sind, oder mit andern Worten, daß sie sich hartnäckig weigern, die Sitten und Gebräuche der Amerikaner anzunehmen. Man wische aus ihrem Gedächtniß die Erinnerung des Unrechts, das sie erlitten. Man lasse sie vergessen, daß dies Land einst das ihrige war, daß über diese Felder und in diesen Wäldern ihre Vorfahren einst in sorgloser Fröhlichkeit scherzten und jagten, daß dies Alles mit der Ankunft der Weißen aufhörte, daß sie seit jener Zeit gleich Hunden behandelt, ihr Leben, ihre Freiheiten und Rechte muthwillig gestört, ihr Land und die Gräber ihrer Väter ihnen entrissen, und sie von Fluß zu Fluß, von Wald zu Wald immer weiter nach Westen getrieben und immer flüchtig und fremd sind in ihrem eignen Lande und in stummer Verzweiflung dem melancholischen Zeitpunkt entgegensehen, wo ihre Nachkommen gänzlich verschwunden sein werden vom Boden ihrer Väter, über das Felsengebirg in den westlichen Ocean getrieben oder, was jammervoller, zu Sklaven gemacht. Man lasse sie alle diese Erinnrungen und Befürchtungen vergessen, und man wird aufhören, über ihren Mangel an Empfänglichkeit für Civilisation zu klagen. Und die Urheber aller dieser Grausamkeiten bekennen sich zur Religion Jesu Christi!

Die unglücklichen Polen haben sich von Paris aus an den Präsidenten gewandt und angefragt, ob sie Wohnsitze erhalten könnten, und inwiefern man ihre Nationalität respectiren würde, falls sie sich in irgend einem Theile des unbewohnten Nordwestens niederlassen dürften. Der Präsident hat kein Recht, ihnen Ländereien anzuweisen, und kein Volk kann ihnen, wie sich von selbst versteht, gestatten, als selbständige Nation in ihren Grenzen zu wohnen. Außerdem sind diese Unglücklichen jedoch in einem großen Irrthum über die Leute in diesem Lande, wenn sie glauben, daß Aufopferung für Sache der Freiheit eine Empfehlung in den Vereinigten Staaten ist; sie sind vollkommen gleichgültig die Grundsätze und Handlungsweise des Mannes in dieser Rücksicht anlangend, und interessiren sich nur für ihre eignen Angelegenheiten. Als die Polen noch im Kampfe begriffen waren, sandte die reiche amerikanische Nation für sie einige lumpige Tausend Dollars nach Paris; und statt sich wegen der Geringfügigkeit dieses Betrags zu schämen und zu schweigen, posaunte sie dies aus in allen Zeitungen. Als jeder Unbefangene sah, daß der Kampf in Polen schon seit Monaten beendigt sein müsse, sammelte man hier lächerlicherweise ein Freicorps, um wenigstens prahlen zu können, daß dies geschehen.

Wilhelm Pirscher.

Literarische Anzeige.

Durch alle Buchhandlungen ist zu erhalten:

Conversations-Lexikon

der

neuesten Zeit und Literatur.

Zwölftes Heft.

Ideler bis Kapodistrias.

Jedes Heft kostet

auf weißem Druckpapier 6 Gr.,

auf gutem Schreibpapier 8 Gr.,

auf extrafeinem Velinpapier 15 Gr.

Leipzig, 12. Februar 1833.

F. A. Brockhaus.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Montag, — Nr. 63. — 4. März 1833.

Zur Geschichte der öffentlichen Meinung in Deutschland.

Erster Artikel.

Völker und Einzelne haben eine Geschichte ihres Wachsthums an Körper und an Geist, und bei Völkern und Einzelnen zeigen sich in der Periode des schnellern Wachsthums eigenthümliche Erscheinungen, die man von einem gewissen Standpunkte aus als ein Uebel und als eine Krankheit bezeichnen mag. Naht das Frühjahr heran und steigen die jungen Säfte schwellend in die Höhe, so muß die alte Rinde der Bäume bersten und die überwinterten dürren Blätter und Zweige werden abgestoßen. Und hätten diese Blätter und Zweige in solcher Frühlingszeit eine Stimme, sie würden sämmtlich einen klägli-chen Chorus anstimmen gegen die schlimmen Folgen des Frühlings und gegen die empörerisch in die Höhe steigenden Säfte, die sie von der lange behaupteten Stelle verdrängen. Im Geistesfrühlinge des Völkerlebens gibt es aber solche Stimmen, und so wundern wir uns nicht, wenn mannichfache Klagen über die gefährlich gährende Zeit, über den krankhaften Zustand der öffentlichen Meinung zum Vorschein kommen. Es ist dies nichts Anderes, als die alte chronische Völkerkrankheit des schnellern Wachsthums der Erkenntniß, ein erbliches Uebel, das sich fortwährend wiederholt, seitdem die ersten Früchte, von dem Baume der Erkenntniß gepflückt, das erste Uebel in der Welt und unter den Menschen verbreitet haben. Dagegen gibt es kein besseres Mittel, als die freie, frische Luft der Oeffentlichkeit sowie die Beseitigung aller Hindernisse, welche das Wachsthum stören können, und es hilft hier nichts Anderes, als eine homöopathische Curart, die nach dem Grundsatze: „Similia similibus", durch die Gewährung der Oeffentlichkeit den Gefahren derselben zu begegnen sucht.

Alles im Leben steht im innigen Zusammenhange, und für jede nächste Erscheinung, wie sie auch in anscheinend zufälliger Abgerissenheit dem Auge des oberflächlichen Beobachters sich darstellen mag, wird der weiter forschende Blick eine tief greifende Verkettung physischer und moralischer Ursachen zu entdecken wissen. Auch wer es unternimmt, eine wahrhafte Naturgeschichte der öffentlichen Meinung, eine Psychologie des Volksgeistes zu schreiben, darf es nicht unterlassen, auf die Beschaffenheit des Bodens hinzuweisen, in welchem die Quelle entspringt, aus welcher der Durst nach Wahrheit gelöscht werden soll. Diese Aufgabe ist so schwierig als umfassend. Ihre völlig befriedigende Lösung kann hier nicht versucht werden. Immer dürfen wir es jedoch unternehmen, in nicht ganz unvollständigen Umrissen, zu deren Ausfüllung die lebendigen Farben jedem gebildeten Leser leicht zur Hand stehen, den Bildungsgang der öffentlichen Meinung unsers deutschen Volkes, insbesondere während der jüngst verflossenen Jahre, näher zu bezeichnen. Vielleicht trägt dies zur Berichtigung einiger einseitigen Ansichten bei, und es ist wol um so mehr an der Zeit, als man gegenwärtig von einer gewissen Seite her sich bemüht, der öffentlichen Meinung eine Deutung und eine Richtung zu geben, welche dieselbe nimmer anzuerkennen und nimmer zu verfolgen geneigt sein wird.

Schon der dreißigjährige Krieg hatte die locker verbundenen Glieder des deutschen Reichskörpers gewaltsam auseinander gerissen, und der westfälische Friede hatte auf die tief klaffenden Wunden nur sein papierenes Pflaster gelegt, um sie zu bedecken, allein ohne sie heilen zu können. Der unheilbare Zwiespalt kam hauptsächlich im siebenjährigen Kriege von Neuem zum Vorschein. Wir sahen damals fast allerwärts in Deutschland, wenn nicht der That, doch der Gesinnung nach, lebhaft Partei ergreifen für den einen oder andern der kriegführenden Theile. Waren es religiöse Ideen und kirchliche Zerwürfnisse, die im Verlaufe des dreißigjährigen Kriegs den politischen Spaltungen zu Grunde lagen, so schien dagegen zur Zeit des siebenjährigen Kriegs hauptsächlich die Persönlichkeit der betheiligten Monarchen für die eine oder andere Ansicht den Ausschlag zu geben. Es war dies durchaus entsprechend der seit dem westfälischen Frieden so weit fortgeschrittenen Entwickelung des unumschränkten Monarchenthums, die in Frankreich — mehr oder minder aber auch in dem größten Theile des übrigen Europa — den Grundsatz: „L'état c'est moi", an die Spitze des öffentlichen Rechts gestellt hatte. Wenn indessen die überwiegende Persönlichkeit eines Friedrich des Großen die Gesinnung der großen Mehrheit des deutschen Volkes in derselben Zeit für sich zu gewinnen wußte, in welcher er als Reichsfeind von Kaiser und Reich bekämpft wurde, so war dies ein desto schlagenderer Beweis, daß bereits im Geiste des Volkes keine Wurzel mehr hatte, was dieses Volk zur Einheit einer Nation verbinden sollte.

In Mitte der politischen Zerwürfnisse sollte inzwischen von einer andern Seite her der verglimmende Funke eines deutschen Nationalsinnes und deutscher Nationallehre wiederangefacht werden; ja, man kann die Wiedererweckung, wenigstens theilweise, als die Folge jener Zerwürfnisse selbst betrachten, weil jedes Volk, das nicht von Grund aus verdorben ist, schon durch die Größe der Uebel, welche es belasten, auf die Mittel der Rettung geleitet wird. Die deutsche Literatur, von Luther und seinen Mitstreitern zu einem selbständigen Leben berufen, hatte auf die Dauer ihre Selbständigkeit nicht behaupten können. Ehe unser Volk unter die Gewalt der Fremdherrschaft fiel, war schon der Geist desselben in die Bande des Auslandes geschlagen, und so hatte schon in dem Schicksale der deutschen Literatur die politische Zukunft unsers Vaterlandes prophetisch sich abgespiegelt. Allein ehe unser Vaterland dieser Fremdherrschaft unterlag, hatte auch schon die deutsche Literatur wieder ihre geistige Emancipation siegreich begonnen; und konnte hierdurch die Unterjochung nicht abgewehrt werden, so wurden doch bereits Keime in den Geist der Nation gelegt, welche die spätere Befreiung vorbereiteten und erleichterten. Der scharfe Verstand eines Lessing verbannte den hohlen französischen Geschmack und zerschnitt die Bande, womit fremdes Vorurtheil und fremde Mode uns gefangen hielten. Klopstock sang seine „Hermannsschlacht" und seine Oden. Bürger, Claudius, Schubert u. A. dichteten ihre Volkslieder, welche, die schlummernden Gefühle der Deutschheit anregend, allerwärts wiederklangen. Immer war es jedoch nur das Nationalgefühl, das geweckt wurde, und welches zunächst nur zum Schaffen und Wirken im Reiche der Gedanken trieb, womit das der Wirklichkeit fortwährend in schroffem Gegensatze stand. Auch strömte neben dem erfrischenden Bergquell, der von den Höhen der deutschen Literatur sich ergoß, in der platten Ebene ein breiter und seichter Strom von Alltagsgeschichten, von sentimentalen Familienromanen u. dgl., welcher die Kümmerlichkeit unsers Volkslebens nur allzu treu abspiegelte und derselben neuen Vorschub leistete. Denn in der Zerrissenheit seines öffentlichen Lebens hatte sich der Deutsche mehr und mehr in den engen Kreis des Häuslichen zurückziehen müssen; und obwol ihn die Tugenden des Familienlebens zierten, so hatte er doch, in ein entnervendes Spießbürgerthum versunken, keine Ahnung mehr von der Würde des Staatsbürgers.

Die politische Kleingeisterei, wie sie unmittelbar vor dem Ausbruche der französischen Revolution in Deutschland herrschte, fand auch in den damaligen materiellen Verhältnissen eine breite Unterlage. Die staatliche Zersplitterung des deutschen Landes hatte dazu beigetragen, den Besitz und den Erwerb nach allen Seiten hin gleichmäßiger zu vertheilen, als anderswo der Fall war. Vor andern Staaten Europas, in welchen das Centralisationssystem seine Herrschaft errungen hatte, besaß Deutschland einen zahlreichen, wohlhabenden und behaglich lebenden Mittelstand. Die mannichfachen Gebrechen der einzelnen Staatsverfassungen und Staatsverwaltungen ließ eine längere Gewohnheit leicht ertragen. Der freie Verkehr war mindestens nicht in dem Maße wie in unserer Zeit gehemmt und gehindert. In dem Landbau hatte sich von den Zeiten des Mittelalters her die Geschlossenheit größerer Güter, und in dem Gewerbsleben hatte sich das alte Zunftwesen erhalten. Besitz und Erwerb waren hierdurch in fest bestimmte Schranken gewiesen, in welchen man um so bequemer sich bewegte, als noch die Dichtigkeit der Bevölkerung geringer und hiernach der Antheil der Einzelnen am Gesammteinkommen verhältnißmäßig beträchtlicher war. Zwar hatte schon damals die Gesetzgebung für Herbeiführung einer größern Theilung der Güter sowie für die allmälige Lösung des Zunftzwanges Einleitung getroffen. Auch hatte bereits die Verdrängung der einfachern Handarbeit durch Fabriken und Maschinenwesen den Anfang genommen. Allein diese hochwichtigen Thatsachen der neuern Culturgeschichte, von so bedeutendem Einflusse auch auf die politische Gestaltung, hatten doch noch keineswegs ihre nothwendigen Folgen in ihrem vollen Umfange entwickeln können. Vielmehr schienen diese Veränderungen und Reformen — verbunden mit einigen andern Verbesserungen in verschiedenen Zweigen des Staatslebens, wohin z. B. die theilweise Aufhebung der Leibeigenschaft gehörte — hellere Aussichten für die nächste Zukunft zu eröffnen, ohne mit der Gegenwart zu verfeinden. Sie trugen also dazu bei, die Zufriedenheit mit dem Bestehenden wenigstens insoweit zu befestigen und zu erhalten, als man dieses Bestehende gern sich gefallen ließ, wenn man gleich nirgend sehr geneigt sich fühlen mochte, für die Erhaltung desselben irgend bedeutende Opfer zu bringen. Von einer thätigen und wirksamen Opposition und Oppositionspartei konnte natürlich unter jenen Verhältnissen keine Rede sein. Kam eine solche irgendwo zum Vorschein, wie unter Joseph II. in einigen Theilen der östreichischen Monarchie, so war dieselbe mehr im Sinne der Stabilität als der Bewegung. Das patriarchalische Verhältniß des Landesvaters zu seinen Landeskindern war damals noch nicht durchaus ein finnleeres Gleichniß. Ohne Widerstand und im Gefühl seiner politischen Unmündigkeit unterwarf sich das Volk den Launen seiner Machthaber, welche durch Gewohnheit und in der Regel durch eine den deutschen Fürsten eigenthümliche Bonhommie gemildert wurden; und wenn auch wol das eine oder andere Mal ein geliebtes Landeskind unschuldig die Ruthe bekam, so war man doch noch weit entfernt, darin eine Beleidigung der Gesammtheit und eine Verletzung der staatsbürgerlichen Ehre zu erblicken.

Bei dieser Lage der Dinge brach die Revolution in Frankreich aus. Die Erhebung eines großen Volkes gegen den lange gesteigerten Druck, die auch in Deutschland widerhallende Erörterung der Rechte des Menschen und des Bürgers, die natürliche Wirkung einer großartigen Begeisterung, die im Sturm des Kriegs zur entscheidenden That und zum Siege führte: dies Alles mußte weithin in unserm Vaterlande den Anstoß für eine Umwälzung der Begriffe und Ansichten geben. Schon früher hatte der Unabhängigkeitskampf der Nordamerikaner ge-

gen ihr Mutterland — zum ersten Male nach Jahrhunderten, die nur eine Cabinetspolitik und Cabinetskriege kannten, welche von Söldlingen ausgefochten wurden — das große Beispiel einer Volkssache und eines triumphirenden Volkes gegeben. Hatte aber dieses Ereigniß die Gemüther vorbereitet und für neue Ideen empfänglich gemacht, so mußten sie jetzt doppelt ergriffen werden, da mit dem Schicksale des französischen Nachbarvolkes das eigne Schicksal so eng verknüpft war. Die Flamme, welche in Frankreich aufloderte, beleuchtete jetzt plötzlich mit grellem Widerscheine alle seither unbeachteten Fehler und Gebrechen des deutschen Staatenkörpers; sie schien zugleich eine glänzende Aussicht in die Zukunft zu eröffnen, sobald man erst die nächstliegenden Hemmnisse beseitigt haben würde. Mehr oder minder unumwunden sprachen daher aller Orten in Deutschland die Freunde der französischen Revolution sich aus. Es wurde hiermit der erste Keim einer im Volke selbst wurzelnden Opposition gegen die bisher befolgten Regierungssysteme gelegt; ein Keim, der seitdem nach allen Seiten hin üppig sich entfaltet hat. Von ihrer Seite sah man dagegen die Regierungen schon damals dieselbe Politik verfolgen, die später den karlsbader Beschlüssen zu Grunde lag und die Bundesbeschlüsse vom 28. Jun. des Jahres 1832 erzeugte. Statt den Geist der neuern Zeit besonnen zu lenken, indem man an die Spitze desselben sich stellte, glaubte man durch directen Widerstand ihn überwinden zu können. Man verfolgte nicht nur die wahren, sondern auch die angeblichen Anhänger der französischen Revolution; man vermehrte die Zahl seiner wirklichen Gegner, indem man die Schar der eingebildeten Feinde vergrößerte. Das widerliche Geschlecht der Belauerer und Angeber drängte sich hervor, und schon während der französischen Revolution verlor man sich auf jene unheilbringende Spur der Jakobinerriecherei, welche, später immer weiter verfolgt, vom rechten Wege so weit abführen mußte.

Mit vergeblichen Anstrengungen und Opfern war von Seiten der deutschen Regierungen der Kampf gegen Frankreich fortgesetzt worden. Der schlimme Ausgang desselben mußte die Ueberzeugung von der Nichtigkeit des seither Bestandenen noch allgemeiner verbreiten. Die Separatverträge einzelner deutscher Staaten, vom baseler Frieden an, zeigten wiederholt, daß fortan Deutschland ein gemeinsames Schicksal weder zu hoffen noch zu fürchten habe. Der endliche Abschluß des allgemeinen Friedens unterwarf einen Theil unsers Vaterlandes der Herrschaft der Sieger, und die Territorialveränderungen im Jahre 1803 führten auch auf der rechten Rheinseite vielfache neue Machtverhältnisse herbei. Dahin und dorthin vertheilt, hatten die Bewohner bedeutender Länderstrecken ihre Herren vertauschen müssen. So wurde die gewohnheitsmäßige Treue und Anhänglichkeit an die angestammten Fürstenhäuser vernichtet, die so manche Fehler bedeckte und so manche Gebrechen hatte verschmerzen lassen. Mit gesteigerten Foderungen und mit einem völlig neuen Maßstabe für die Rechte und Pflichten der Regierungen unterwarfen sich die neuen Unterthanen ihren neuen Regenten.

Wie schon die frühern Ereignisse das Uebergewicht des in sich einigen Frankreichs über das zerrissene Deutschland offenbar gemacht hatten, so vollendeten die weitern Begebenheiten die gänzliche Unterwerfung unter die Herrschaft der Fremden. Halb freiwillig und halb gezwungen ließ sich ein Theil der deutschen Regierungen an den Siegeswagen Napoleon's fesseln. Ihr Abfall von dem untergehenden deutschen Reiche, das nun auch in seinem letzten Schimmer erblich, wurde durch das Wort „Souverainetät" belohnt, welches, dem Herrscherwillen Napoleon's gegenüber, so ganz ohne Bedeutung blieb, sowie durch Erweiterung einer Satrapenherrschaft vermittels neuer Mediatisirungen. Hierdurch wurden in noch größerm Umfange, als durch den Reichsdeputationshauptschluß von 1803 geschehen war, lange bestandene Verbindungen zwischen Regierungen und Unterthanen aufgelöst, ohne daß sich im fortwährenden Schwanken der Begebenheiten neue und feste Verbindungen so bald wiederanknüpfen ließen. Mit dem Abschlusse des rheinischen Bundes war daher über die nächste Zukunft unsers Vaterlandes entschieden worden, und die endliche Erfüllung eines lange verdienten Schicksals mußte nun auch bis in die neueste Zeit hinein den fernern Bildungsgang der Ansichten und Meinungen bestimmen. *)

W. Schulz.

Ueber die belgischen Ackerbaucolonien.

Indem der Minister des Handels und der öffentlichen Arbeiten neuerlich, nach dem Erscheinen der Schrift des Hrn. Huerne de Pommeuse: „Des colonies agricoles et de leurs avantages" **), den Plan zu Anlegung von Ackerbaucolonien in Frankreich aufgenommen hat, bringt die „Revue encyclopédique" über den Zustand der in Belgien vorhandenen einen von dem Oberaufseher der Gefängnisse und Wohlthätigkeitsanstalten Belgiens, Herrn Ed. Ducpétiaux, in der ausgesprochenen Absicht abgefaßten umständlichen Bericht, deren Ergebnisse richtig abzuschätzen und zu würdigen, wozu er durch amtliche Kenntniß mancher wenig oder nicht gekannten Thatsachen befähigt sei, und vor den Klippen, an denen die gewissenhaftesten und ausdauerndsten Bemühungen in Belgien gescheitert wären, in Frankreich zu warnen.

Die, nach dem Muster der in Holland 1818 gestifteten, 1822 in Belgien zusammengetretene Wohlthätigkeitsgesellschaft begann ihre Operationen mit dem Ankaufe von 532 Morgen 26 Ruthen Haidelandes in der Gemeine Wortel, zu 14 Guld. den Morgen, und mit der Erbauung von 129 kleinen Pachthöfen zunächst vier großen Hauptgebäuden, die die freien Colonien bildeten. Im Jahre 1823 vereinigte sich die Gesellschaft mit der Regierung zu Gründung einer neuen mit gesunden Leuten aus den Armenanstalten zu bevölkernden „Ackerbauanstalt zu Unterdrückung der Bettelei", kaufte zu dem Ende wieder 516 Morgen, 36 Ruthen Landes in den Gemeinen Merxplas und Ryckevoorsel, und verpflichtete sich, vom Ablaufe des Jahres 1825 an 1000 Bettler zu übernehmen, für deren Unterhalt sich die Regierung ihrerseits anheischig machte, 35,000 Guld. jährlich, wenn auch die Zahl dieser Bettler inzwischen sich vermindere, 16 Jahre lang zu zahlen, wo sie dann aber berechtigt sein solle, abermals 1000 Bettler an die Colonie abzuliefern, ohne weiter etwas zu entrichten (sans ne plus rien devoir payer de ce chef).

Die Kosten dieser Anstalten, als da sind Ankauf der Ländereien, Bauden, Urbarmachen, Verwaltung, Unterhalt und Be-

*) Der zweite Artikel folgt in acht Tagen. D. Red.

**) Vgl. Nr. 335 d. Bl. f. 1832. D. Red.

Kleidung der Colonisten, Ankauf der Haus- und Hofgeräthe, der Thiere, Saaten, Assecuranzen u. s. w., bestritt die Gesellschaft seit jener Zeit bis heutiges Tages: 1) mit dem Ertrage der zwischen ihr und Gemeinden sowie Spitälern abgeschlossenen Contracte, wegen Aufnahme von Familien oder Waisen in die freien Colonien; 2) mit dem Belaufe freiwilliger Subscriptionen und Geschenke; 3) mit dem jährlichen Regierungszuschusse von 35,000 Guld. und 4) mit dem Ertrage der Colonien, in Ernten, Viehverkäufen u. s. w., der sich wegen mangelnder Angaben leider nicht genau genug zur übersichtlichen Bestimmung des künftigen Schicksals der Anstalten erweist.

Es bleibt indessen so viel gewiß, daß die Gesellschaft während ihres zehnjährigen Bestehens 766,000 Guld. aufgeborgt hat, von denen sich nach Abzug des zu 511,000 angeschlagenen ungefähren Werthes ihres Immobiliar- und Mobiliarvermögens, ein reines Deficit oder eine Schuld von 255,000 Guld. offenbaren wird. Sonach ist nicht nur an keinen Gewinn, sondern sogar nicht an die Möglichkeit der Abzahlung dieser Schuld der Gesellschaft zu denken, die immermehr in ihrem öffentlichen Credite sinkt und, nachdem sie von 1823—29 einer jährlichen durch Subscriptionen zusammengebrachten Unterstützung von einigen und zwanzig bis einigen und dreißigtausend Gulden genossen hatte, 1831 auf diesem Wege nur 6698 Guld. einnahm. Die allmälige Verbesserung der Ernten, bis der Boden seine Bebauer ausreichend ernährt, ist dabei höchst ungewiß und weitaussehend, sodaß die immer zunehmenden Kosten der Anstalt bis dahin nicht füglich aufzubringen sein möchten.

Die Regierung kann aber nicht wohl mehr thun, als sie schon gethan hat, indem sie der Gesellschaft statt 1000 Bettler nur 500 überwies und ihr dennoch die volle Summe von 35,000 Guld. jährlich auszahlte, wobei ihr ein solcher gesunder Armer täglich auf 22 Cents, ein kranker, unthätiger aber in ihren eignen Anstalten nur auf 16—17 Cents zu stehen kommt.

Die frühere Regierung hatte auch die kritische Lage der Gesellschaft richtig erkannt und ihr den Vorschlag gethan, um sie wenigstens noch für eine gewisse Zeit solvent zu erhalten, alle öffentlichen Armenhäuser in den belgischen Provinzen aufzuheben und deren gesunde sowie invalide Bevölkerung von etwa 4500 Köpfen den Colonien gegen einen jährlichen Zuschuß von 217,500 Guld. zu überlassen; die Ausführung dieses Vorschlags unterblieb aber, weil die Gesellschaft dazu eine neue Schuld von 300,000 Guld. hätte eingehen müssen. Das Unternehmen würde übrigens derselben nicht nur eine ungemeine Last geworden, sondern auch den Hauptabsichten öffentlicher Wohlthätigkeitsanstalten mannichfach zuwidergelaufen sein.

Als Ursachen des Nichtgedeihens der Colonien gibt der Berichterstatter Folgendes an: 1) Ursprünglicher Zuschnitt der Unternehmung nach einem zu großen Maßstabe, wozu der anscheinende Wohlstand der holländischen Colonien verführt haben mochte. Man hätte mit Vorsicht und Bedacht nur Schritt vor Schritt weiter gehen sollen. 2) Theilung des Grundes und Bodens mit allzu geometrischer Regelmäßigkeit ohne Rücksicht auf dessen Beschaffenheit. Viertelhalb Morgen Landes erhielten allemal einen gleich geräumigen Pachthof, unbeachtet der Stärke der darin aufzunehmenden Familie. 3) Mangel an Dünger, unregelmäßiger Absatz der Producte und Mangel an den nöthigen Transport- und Verbindungsmitteln, dessen Folge war, daß von 1072 Morgen Haidelandes nur 310 beackert, 289 mit Tannen bepflanzt wurden und 488 wüst liegen blieben, viele Pachthöfe aber, 49 von 125, wegen der gänzlichen Unfruchtbarkeit des Bodens, worauf sie mit großen Kosten gebaut worden waren, gar nicht bewohnt sind und allmälig verfallen. 4) Aufnahme vieler Städter, die aus gänzlicher Unbekanntschaft mit dem Ackerbau ihre Felder nicht zu bestellen verstanden, das ihnen anvertraute Vieh durch fehlerhafte und sorglose Behandlung und aus Mangel an gehöriger Nahrung umkommen ließen und sich durch die erhaltenen Vorschüsse an Lebensmitteln, Kleidungsstücken und Geräthschaften nach und nach in Schulden steckten, bis die Gesellschaft sich genöthigt sah, im Widerspruch mit dem ursprünglich edlern Zweck der Anstalt, die Bewirthschaftung selbst zu übernehmen und die Colonisten als Tagelöhner arbeiten zu lassen, wodurch der wesentliche Unterschied zwischen den freien Colonien und denen zu Unterdrückung der Bettelei aufgehoben ward.

Um diesen und manchen andern Mängeln der Armencolonien also abzuhelfen, macht nunmehr der Berichterstatter den Vorschlag, die wesentlich nicht mehr voneinander verschiedenen Colonien zuvörderst zu vereinigen, die zum Ackerbau ungeschickten freien Colonisten, gleich denen, deren Gemeinden nicht mehr zu ihrem Unterhalt beisteuern wollen, weil sie nicht in den provinziellen Armenhäusern, wohin sie gehörten, gelassen worden sind, und ebenso wie es der Gesellschaft contractmäßig frei steht, die ein Siebentheil der Bevölkerung ausmachenden Invaliden in ihre Heimat und an die Behörden zurückzuschicken, die sonach und an und für sich schon (nachdem sie 1827 aus 1431 Individuen bestand, 1831 auf 982, gegenwärtig noch bedeutend mehr) herabgekommene Bevölkerung folgendermaßen wieder zu verstärken, um neue tüchtige Arbeiter zu erhalten: 1) durch gesunde Bettler und Vagabunden aller Art, die nichts zu verlieren und Alles zu gewinnen haben; 2) durch freigelassene Gefangene, die von ihren Verwandten und Gemeinden wegen ihrer frühern Vergehen verstoßen wurden und sehr oft den guten Willen, obwol selten die Möglichkeit vor sich haben, sich auf redliche Art in der Welt fortzuhelfen; 3) durch junge Verbrecher unter 18 Jahren, die man häufig mittels geordneter Arbeit und milder Behandlung bessern könnte, und endlich 4) durch Findel- und Waisenkinder.

Allerdings müßte aber auch eine andere Verwaltung und Bewirthschaftung eingeführt werden, um das Gedeihen dieser belgischen Colonien möglich zu machen. Eine gewisse Anzahl Pachthöfe und Ländereien müßte immer der besondern Aufsicht erfahrener Landleute übergeben werden, die die neuen Colonisten in der Bewirthschaftung anfänglich unterrichteten, damit sie sich nach und nach zu selbständigen Landleuten bildeten. Denn das größte den Wohlstand der Colonie hemmende Hinderniß würde jederzeit das zuletzt nothgedrungen befolgte System sein, die Colonisten als Tagelöhner arbeiten zu lassen, weil dadurch alle Betriebsamkeit und Arbeitslust in ihnen vernichtet wird, wenn sie nicht die Aussicht haben, ihre Lage mit der Zeit zu verbessern und sich ein unabhängiges Dasein zu erwerben. 153.

„Notice sur le comte Capodistrias."

Abermals eine solche, aus der Feder des Stamati Bulgari, ist im J. 1832 in Paris, bereits in zweiter Auflage, erschienen. Sie ist immer, auch wenn sich nicht verkennen läßt, daß der Verf. dem Kapodistrias etwas gar zu sehr das Wort redet, als ein Beitrag zu denjenigen Acten zu betrachten, aus deren sorgfältiger und genauer Prüfung und unbefangener Vergleichung allein das richtige Urtheil über den so verschieden beurtheilten Präsidenten von Griechenland gewonnen werden kann. Bulgari reiste mit demselben im Dec. 1827 von Ancona nach Griechenland und ist dort drei Jahre, bald mit Militairoperationen beschäftigt, bald in Civilangelegenheiten, in vertrauterm Verhältnisse zu Kapodistrias geblieben. Er gibt in seiner „Notice" theils Thatsachen, theils Urtheile; es bleibt aber immer, und grade hier, schwierig, auf Thatsachen allein ein Urtheil zu gründen, wenn man — das Innere des Menschen, sein Herz und seine Absichten nicht kennt. Und wer will sich anmaßen, zu diesen immer und überall den Schlüssel zu besitzen? nach äußern Thatsachen diese Absichten, das Wollen und innere Wirken des Menschen ermessen zu wollen? Auch die hier nicht in großer Anzahl mitgetheilten Briefe an und von Kapodistrias, aus den Jahren 1828 und 1829, können, so sehr sie zum Theil für Kapodistrias sprechen, doch nicht allein für ihn zeugen. Wo aber ist hier — der Herzenskündiger? 30.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Dienstag, — Nr. 64. — 5. März 1833.

Lucretia Borgia, Drama in drei Acten von Victor Hugo. *)

Der Name Borgia erinnert in Italien gleichzeitig an die größte Verworfenheit, an die raffinirteste Tiefe menschlicher Laster und an ausgezeichnete Talente, Feinheit, Weltbildung, Liebe und Unterstützung der Künste und Wissenschaften. Während auf der einen Seite zur Zeit, wo dieser Name in Flor war, zu Ausgang des 15. und zu Anfang des 16. Jahrhunderts, in dem Uebergange des Mittelalters zu einer neuen Zeit, die Dichter und Sänger ihren Mäcenaten und Patronen unsterbliche Kränze wanden und sie zu den Helden ihrer Vergötterungen stempelten, lastete auf der andern Seite der Fluch, die Verwünschung und die Anklage des Verraths, des Treubruches, der Ueberlistung, des Mordes in allen Gestalten und der Blutschande auf ihnen. Damals, wo das Recht keine festen Stützen, die Gewalt und der glückliche Kampf die Oberhand befaßen, wo der Krieg und der wechselseitige Raub das Element der italienischen Edelleute bildeten, waren jene Eigenschaften die Mittel der Auszeichnung und die Bürgen des Siegs. Unter Allen ragten die Borgia hervor, und wenn Greuel und Schreckthaten hinreichten zu einer Tragödie, so wäre zu verwundern, daß diese reiche Vorrathskammer noch nicht benutzt worden.

Alexander VI. war in Spanien geboren. Ehe er zur päpstlichen Würde gelangte — durch Bestechung und Intrigue —, trug er den Namen Rodrigo Lenzuoli, welchen er gegen den Familiennamen seiner Mutter Borgia vertauschte. Die Geschichte hat uns überliefert, welche Art von Glanz und Erfindungsgeist dieser heilige Vater um sich verbreitete, und unsere erste deutsche Beschreibung der Fahrten von Dr. Faust, wie er mit Mephistopheles zu Alexander VI. in Rom kommt, gibt uns ein sehr plastisches Bild davon. Hier nur so viel, als zur Verständigung des Artikels dienlich. Alexander VI. hatte mit einer ihrer ausnehmenden Schönheit wegen bekannten Dame, Rosa Vanozza, fünf Kinder erzeugt, worunter eine Tochter, Lucretia, und die beiden ältesten Söhne, Johann und Cäsar Borgia, besonders bekannt sind. Der Papst suchte durch seinen Einfluß und sein Ansehen diese beiden Söhne zu erheben. Der ältere, Johann, war Herzog zu Gandia, der zweite Herzog zu Valentinois. Von allen Dreien, dem Vater und den zwei Söhnen, erzählt die Geschichte, daß sie in blutschänderischer Verbindung mit der Tochter und Schwester Lucretia gelebt. Cäsar Borgia, der Ausbund aller damaligen kleinen Tyrannen, die wie Vampyre an dem Marke der unglücklichen italienischen Fürstenthümer sogen, begünstigt mit Naturanlagen, Kenner und Verehrer der Künste, tapfer als Krieger, ohne Treue, ohne Wort, rachgierig, verschmitzt und vor keinem Laster zurückbebend, ein würdiges Bild zu einer Charakterschilderung, war der Typus, welchen Machiavell in seinem lange verkannten und gemisdeuteten „Principe" vor Augen hatte. Als er aus doppeltem Grunde, sowol wegen seines wachsenden Ansehens als wegen seines Umganges mit Lucretia eifersüchtig auf seinen Bruder Johann wurde, ließ er ihn heimlich erdolchen und den Leichnam in die Tiber werfen. Es war zur sprichwörtlichen Redensart geworden, zu sagen: Was gewöhnlicher List und Trug nicht erreichbar sei, das stehe Cäsar Borgia zu Gebot; was er nicht mehr könne, das vermöge noch der Teufel, und als Meister über diesem stehe Papst Alexander VI. Diesem letztern wird die Erfindung eines neuen Giftes zugeschrieben, wodurch er je nach dem ertheilten Maße die fernere Lebensfähigkeit seiner Opfer auf Tag und Stunden zu berechnen im Stande gewesen; ein gastfreundlich geweihter Becher, ein Trunk im Palast der Borgia war der Tod ihrer Gegner, welche sie in Abgang anderer Mittel durch Verstellung und Heuchelei in ihr Netz zu locken wußten; und selbst die vergiftete Hostie mußte der Rachgier des Nachfolgers Petrus zum Werkzeug dienen. Lucretia Borgia war zuerst mit einem aragonischen Edelmann verbunden, sodann an Johann Sforza, Herr zu Pesaro, später an Alfonso, Herzog von Biseglio, und zuletzt an Alfonso, Herzog von Ferrara, verheirathet. Da die Ehe mit Sforza und dem Herzog von Biseglio dem Papste in seinen eignen Lüsten hinderlich war, ließ er den Einen für impotent erklären und den Andern ermorden. Zur Feier der Vermählung seiner Tochter mit dem Herzog von Ferrara erfand er jenes berüchtigte Ballet, in welchem 50 — nach Andern 80 — nackte Männer und Weiber tanzten und die wollüstigsten Stellungen und Bewegungen mit Preisen belohnt wurden. So — sagt ein pariser Blatt — näherte sich der Vatican dem Paradiese. Alexan-

*) Vgl. einen kurzen Bericht in Nr. 55 d. Bl. D. Red.

der starb selbst aus Versehen den Tod der Vergiftung durch ein Glas Wein, welches er für einen Cardinal Corneto bereitet hatte. Lucretia soll ihm in den Giftmischungen thätlich beigestanden und die Unnatur so weit getrieben haben, daß sie in einzelnen Fällen alle ihre Reize und Schönheiten prostituirt habe, um einen entworfenen Plan auszuführen, das Schlachtopfer zu erreichen und das Gift, welches hier und da von der schönsten Hand und mit den eindringlichsten Vorstellungen als Gegengift und Rettungsmittel eines unterstellten Mordanschlags dargeboten wurde, um so sicherer anzubringen. Aus diesen Ueberlieferungen, welche übrigens von den Geschichtschreibern jener Epoche nicht übereinstimmend gegeben werden, hat Victor Hugo den Plan seines neuen Dramas geschöpft, dabei aber ferner unterstellt, daß aus der Verbindung der Lucretia mit Johann Borgia ein Sohn entsprossen sei, welchen sie, um ihn der Rache von Cäsar Borgia zu entziehen, entfernt und armen Fischern zur Erziehung anvertraut habe. Der Dichter greift nun erzählungsweise in die nähern Verhältnisse der Familie Borgia ein; er schildert nicht die Jugend der Lucretia, sondern sein Drama fällt in die schon vorgerückten Jahre derselben, wo sie mit dem Herzog von Ferrara vermählt, ihr Sohn bereits 20 Jahr alt ist und als Hauptmann im venetianischen Solde steht. In dem Herzen dieser Frau, welches für alle edeln Gefühle abgestorben ist, lodert die mütterliche Liebe zum erhebenden reinigenden Feuer auf, und aus der Hand Dessen, welcher einzig in der Welt berufen ist, sie zu lieben, soll sie den Tod empfangen; sie darf das Glück der Mutterliebe nicht genießen, und bis zum Augenblicke des Todes darf selbst das Geheimniß nicht über ihre Lippen gehen.

Während eines Balles, zur Zeit des Carnevals in Venedig, finden sich auf der Terrasse eines Palastes mehre junge Edelleute ein und unterhalten sich über die Lage Italiens, wo natürlich der Name Borgia mit Schrecken und Abscheu genannt wird. Einer unter ihnen insbesondere erzählt eine mysteriöse Geschichte, wie vor vielen Jahren ein Vermummter zu Pferde, in einen großen Mantel gehüllt und von mehren Männern begleitet, sich der Ufer genähert und, den Hintertheil seines Pferdes dem Flusse zugewandt, unter dem weiten Mantel eine Leiche aufgedeckt habe, welche alsbald seine Begleiter in einen Nachen genommen und in der Mitte des Flusses ins Wasser geschleudert hätten. Der Mann zu Pferde aber sei unbeweglich stehen geblieben, und auf die erhaltene Antwort, „es sei geschehen", habe er erst sich umgewandt und nach dem Fluß gesehen. Dort ließ sich noch etwas Drehendes auf dem Wasserspiegel erblicken. „Es ist, Monsignor", sagte einer der Helfer, „Ihr Mantel, er wird bald versinken", und er warf einen Stein darauf, daß die letzte Spur verschwand. Der Kühlgebettete war der Herzog von Gandia, der Mann zu Pferde Cäsar Borgia.

Diese Erzählung ist schön, ergreifend und romantisch, aber sie ist nicht neu und ihr Gewand nicht original; Alexander Dumas in seinen „Chroniques de France", da, wo er die gräßliche Rache beschreibt, welche der Herr von Giac an der schönen Katharine, seiner Gemahlin, wegen ihres Ehebruches mit dem Herzog von Burgund nimmt, mag der Phantasie des Dichters als ein verführerisches Bild vorgeschwebt haben.

Unterdessen war ein junger Mann, Gennaro ist sein Name, auf einer Bank eingeschlafen. Die Edelleute kehren zum Vergnügen zurück, da erscheint in einer Gondel eine maskirte Dame und nähert sich dem Schlafenden; sie blickt ihn lange und wehmüthig-freudig an, es ist Lucretia Borgia, welche nach Venedig kommt, um sich an dem Anblicke ihres geliebten Sohnes zu ergötzen. Sie drückt ihm einen Kuß auf die Stirn, und Gennaro erwacht; er erzählt ihr sein Geschick, wie er seiner Mutter alle Liebe geweiht, wie er, weder Familie noch Herkunft kennend, nur allmonatlich Nachricht von ihr erhalte, und das Herz der Mutter wird zu den weichsten Empfindungen umgestimmt; sie möchte fortan nur Milde üben und um der Liebe zu ihrem Sohne willen ihr verflossenes Leben durch Tugend sühnen. Sie kann sich ihm aber nicht enthüllen, denn schon der zufällig genannte Name Lucretia Borgia entreißt Gennaro einen Ausdruck des Abscheus.

Dieser Auftritt war nicht ohne Beobachter geblieben. Während Lucretia sich über den Schlafenden hinneigte, war der Herzog von Ferrara, der Gattin aus Eifersucht folgend, ausgestiegen und hatte den Kuß bemerkt, welchen er für den flagranten Beweis seiner Entehrung halten mußte. Er kehrt zurück Rache brütend. Außerdem hatte einer der jungen Edelleute von dem Balcon eines Hauses herab die Fremde, die er früher schon gesehen, erkannt, und besorgt für das Leben des Freundes, welchen er in den Liebesnetzen dieses gefährlichen Weibes wähnte, eilte er, alle Genossen und Gefährten herbeizurufen. Plötzlich sieht sich Lucretia von einer Masse neugieriger, ergrimmter und schadenfroher Gesichter umgeben, welche höhnend mit Fingern auf sie zeigen. „Weißt du auch, wer diese Frau ist, mit welcher du gesprochen?" fragt Einer unter ihnen den bestürzten Gennaro. Lucretia, in der Todesangst der Verzweiflung und von Scham und Wuth zerknirscht, bittet und fleht vergebens, ihren Namen hier nicht zu nennen, denn um allen Preis möchte sie sich vor den Augen Dessen, den sie eben mit so vieler Theilnahme angehört, vor ihrem Sohne, nicht als die furchtbarste Frau von ganz Italien bezeichnet hören. Vergebens, die Edelleute umgeben sie, und sie ist den Foltern der Schreckenserinnerungen preisgegeben. „Kennst du mich?" ruft ihr der Erste zu, „ich bin Oloferno Vitelloso, der Sohn von Vitelloso Vitelli, Herr zu Città di Castello, welchen du durch Verrath in seinem Lager ergreifen und mit Dolchstichen ermorden ließest." — Ein Anderer: „Ich bin Apostolo Gasello, Neffe von Jakob von Appiano, welchen du in einem Festgelage vergiftet hast, um ihm seine güte Veste von Piombino zu stehlen." — Ein Dritter: „Ich bin Depzeo Oliveretto, Herr zu Fermo, welcher deinen Bruder bei der Eroberung von Sinigaglia unterstützte, und welchen du vor deinen Augen in den Kellern des Vaticans erdolchen ließest." — „Ich bin Maffeo Orsini, Sohn von Paul Orsini, welcher deinem Befehle gemäß auf der

großen Treppe seines Palastes ermordet wurde! Und dieses Weib, Gennaro, mit welcher du gesprochen, ist Lucretia Borgia!" — Gennaro läßt sie, von dem erstarrendsten Abscheu durchschüttert, zur Erde sinken. So weit der erste Act.

Der zweite Act spielt in Ferrara, wo sich plötzlich die fünf Edelleute nebst Gennaro im Gefolge der venetianischen Gesandtschaft einfinden. Auf dem Platze vor dem Palaste des Herzogs, welcher die doppelte Inschrift der Este und Borgia trägt, setzen sie ihre Unterhaltung des ersten Actes über die Verbrechen der Familie Borgia fort. Besonders geräth Gennaro, welchen seine Freunde wegen seines tête-à-tête mit Lucretia necken, in einen Zustand von Exaltation, in welchem er sich in einen Strom von Verwünschungen gegen diese ergießt und zuletzt als thatsächlichen Beweis seiner Verachtung und Verabscheuung an der Inschrift: Borgia, das B herabreißt, und so dem Palast den Namen Orgia gibt. Dieser Vorfall ward entdeckt und reizte die Rachgier des Herzogs und seiner Gemahlin. Diese stürmt — nach dem Ausdrucke des Dichters, comme une tempête — in das Gemach des Herzogs und verlangt Rache gegen die widerfahrene Beschimpfung, und als sie vernimmt, daß der Herzog den Thäter bereits festgenommen habe und ihr hinlängliche Genugthuung verspreche, läßt sie ihn noch besonders verheißen, daß der Thäter, wer er auch sei, nicht lebend den Palast verlassen solle. Es wird ihr zugesagt. Der Gefangene wird vorgeführt, und sie erblickt in ihm ihren Sohn Gennaro, welchen der Herzog, von Eifersucht getrieben, hatte ergreifen lassen. Vergebens bemüht sie sich, denselben zu retten, allen ihren Insinuationen und Ausreden und Deutungen setzt Gennaro das unumwundene Geständniß der That entgegen, und es bleibt ihr nichts übrig, als die Folgen ihres eignen Ausspruches eintreten zu sehen. Die heftigste Leidenschaft wechselt nun im Ausdruck. Sie versucht die süßesten Schmeichelworte, Erinnerungen aus der Zeit ihrer Vermählung und Erhebung der persönlichen Vorzüge des Herzogs, um diesem die Freigebung des Gefangenen zu entwinden. Je mehr sie sich bemüht, desto mehr steigt die Eifersucht ihres Gemahls, und dieser besteht auf dem Ausspruch. Er entdeckt ihr, daß er in Venedig ihre Zusammenkunft mit Gennaro belauert habe, und bricht in eine Reihe von Aufdeckungen aller Verbrechen der Familie Borgia aus. Sie aber räth ihm, sich zu hüten. Alles ohne Erfolg. Sie muß zwischen dem Schwerte oder dem Gifte wählen. Sie entscheidet für das letztere. Der Herzog, welcher schon vorher seinem vertrauten Henker die genaueste Unterweisung über die Todeswerkzeuge gegeben hatte, verlangt, daß Lucretia selbst das Gift einschenke. Er läßt Gennaro vortreten, erklärt ihm, daß er auf Verwendung seiner Gattin ihm Gnade ertheile, und ladet ihn zu einem Glase Syrakuser ein. Gennaro erzählt nun, wie er einst dem Vater des Herzogs das Leben gerettet; dieser steht von seinem Rachevorhaben nicht ab und befiehlt der Herzogin, einzuschenken, was sie auch thut. Kaum hat Gennaro das Gift getrunken, so entfernt sich der Herzog, um, wie er höhnend bemerkt, die Geliebte allein mit ihm zu lassen. Lucretia reicht ihm Gegengift, was er lange nicht nehmen will, eine Vergiftung fürchtend; er entschließt sich endlich, es zu nehmen, worauf ihn Lucretia auffodert, unverzüglich Ferrara zu verlassen. Gennaro, von dem räthselhaften Benehmen dieser Frau ergriffen, verlangt von ihr, daß sie schwöre, daß sie an dem Unglück seiner Mutter in keiner Art betheiligt sei. Sie verweigert, er flucht ihr, sie aber segnet ihn.

(Der Beschluß folgt.)

Kritische Versäumnisse in Beziehung auf Göthe und Jean Paul.

Unsere ästhetischen Kritiker waren in den ersten Jahrzehnden nach Kant's Erscheinung so sehr mit neuen Theorien, deren sie wenigstens alle Monate Eine zu Tage förderten, beschäftigt, daß sie darüber manches anderweitig Löbliche versäumten. Die meisten Neuern dagegen sind zwar viel zu stolz und verdrießlich, um sich mit Systemen zu bemühen, haben dafür aber viel Anderes zu thun, das sie stets in Athem hält. So müssen sie z. B. die poetisch-kritischen Ehren- und Prachtstühle für sich und ihre Freunde täglich mit neuem Purpursammt beschlagen, da der alte so leicht verschießt; sie müssen für Lorberbäume — Zweige sind zu unbedeutend — und Triumphbogen, sowie für Steinschleudern und Katzenmusiken sorgen und endlich wenigstens alle vierzehn Tage von Neuem ihre Feinde im Druck ermorden, denn einigen dieser schlimmen Leute ist nicht zu trauen, und hundertmal Getödtete stehen mit bedenklichem Lächeln immer wieder lebendig auf, sodaß ein rüstiger Kritiker das Mordgeschäft stets von Neuem beginnen muß. Darüber und über vieles Andere wird aber, wie gesagt, manches Nützliche und Wichtige versäumt, worüber sich reden läßt.

So hat man z. B. unserm geliebten Göthe nicht selten, bald ernsthaft und wehmüthig, bald bitter und grimmig den Vorwurf gemacht, er achte das Publicum gering, er feile nicht genug und denke immer, Alles, was er schreibe, sei gut genug. Diesen Tadel zu widerlegen bedürfte es fast nur zwei gesunder Augen und des Aufzählens Dessen, was die gesunden Augen erforschten. Dann ergibt sich grade das Gegentheil jenes Vorwurfs. Es haben wol nur wenige Dichter seit Homer so sorgsam und streng, ja sogar zuweilen so überstreng gefeilt, gebessert und umgearbeitet als Göthe an mehren seiner Werke. Bei diesem Urtheile werden mich manche Leser stammend ansehen, denn sie haben nie davon gehört. Und doch ist es so. Welche strenge Hand erfuhr der junge Werther von 1774, um 1786 wieder in einem neuen Leben zu wandeln? und hat nicht „Iphigenie", fast wie Pamina in der „Zauberflöte", durch Feuer und Wasser gehen müssen, ehe sie zu ihrer jetzigen künstlerischen Aetherreinheit gelangte? war nicht „Claudine von Villabella" mit dem genialisch strotzenden Vagabonden Rugantino von 1777 eine ganz andere schöne Waldnymphe als die zartadelige Schäferin mit lauter adeligen Verhältnissen, wie sie aus Göschen's Officin 1787 hervortrat? und sind nicht „Erwin und Elmire", nachdem sie lange genug von plaudernden Nebenpersonen umringt und gestört worden waren, in der neuen Auflage aus dem hemmenden Buschwerk herausgelaufen, und haben sie sich nicht jetzt als reine Arkadier auch eine rein arkadische Welt erobert? Und nun vollends „Stella"? Ist nicht vor 55 Jahren vielen Leserinnen die Kaffeetasse und vielen Lesern das Weinglas vor Schreck aus der Hand gefallen, wenn sie am Schlusse des Stückes sehen mußten, daß hier eine Doppelehe etablirt wurde, worein sie sich unmöglich finden konnten? Auch ich habe mich nie ganz damit vertragen können, denn, ganz abgesehen von anderweitigen Bedenklichkeiten, ist es völlig unmöglich, abzusehen, was Cecilie und Stella, diese beiden wahrhaft lebendigen, liebefähigen und liebebedürftigen Frauen, mit Fernando, der wandelnden Halbleiche, Ersprießliches hätten anfangen wollen. Mit einer Todeswunde im Herzen — und eine solche hat Stella wirklich em-

pflanzen — indessen sich ohnehin nicht wohl, und so hat denn auch Göthe den ganzen fünften Act seiner Tragödie umgestaltet und mit Recht sterben lassen, was in sich selbst den Tod trug. Mit Einem Worte: es gibt fast kein Göthe'sches Gedicht, das nicht Spuren einer sorglich feilenden Hand trüge, und wir Alle werden niemals über das Zuwenig, eher vielleicht zuweilen über das Zuviel klagen. — Wäre es nun nicht eine schätzbare, für Dichter und Kritiker überaus nützliche Arbeit gewesen, wenn man eine genaue Vergleichung der Göthe'schen Werke nach den verschiedensten Ausgaben unternommen hätte? Mich dünkt, selbst die in Uebermuth erstarrten und eingefrorenen Poeten, die sich gleich von vorn herein für neue Jupiter und Apollo halten, hätte doch eine leise Schamröthe überfliegen müssen, wenn sie das edle Ringen und treue Arbeiten an sich selbst bei Göthe gewahr worden wären; bei Göthe sage ich, der doch auch so ziemlich wußte, „was zur Sache gehört". Aber freilich, ganz leicht ist eine solche Arbeit nicht. Man müßte z. B. die Einzelausgaben von 1774 und 1775, die von 1778, die Jacobi'sche „Iris" u. s. w. zusammenschleppen, und dergleichen ist immer mit einigen Unbequemlichkeiten verbunden; Unbequemlichkeiten aber scheut man ungemein. Auch ist man viel zu vornehm zu solcher Arbeit und schreibt lieber eine Räubergeschichte u. dgl., und so ist die ganze Sache unterblieben. Ich will es nur frei herussagen: viele unserer heutigen Recensionen scheinen zu Pferde geschrieben zu sein, das Papier liegt auf dem Sattelknopf und die Bleifeder macht grimmige Striche; ja, wir haben sogar Kritiken, von denen man sagen möchte, sie seien nicht von den Reitern, sondern — ich erschrecke selbst über mein eignes Wort — von den galoppirenden Pferden verfertigt worden. Unsere Zeit zeichnet sich dadurch sehr merklich aus vor der Mitte des vorigen Jahrhunderts, wo manche Schäfergedichte nicht von Schäfern, sondern von den Schafen selbst ausgearbeitet zu sein scheinen.

So viel aber auch bei Göthe versäumt worden ist, so hat man doch wenigstens zuweilen im Allgemeinen versichert, er sei nicht ohne eine gewisse künstlerische Besonnenheit und Strenge gewesen; aber freilich mit unserm herrlichen Jean Paul stand es trotz seiner Herrlichkeit viel schlimmer. Wie urtheilt man über ihn! Ich will es mit den kürzesten Worten andeuten: Ein Genie ist der Mann freilich, aber ein horrendes, wildes, geschmackloses; geistvoll erstaunlich und entsetzlich kenntnißreich, aber ohne künstlerische Begrenzung; witzig und humoristisch, daß man den Athem verlieren muß; herzrührend, aber ohne Maß, und mitunter solche Angst erregend, daß einem das Herz möchte im Leibe springen; naturbeschreibend so herrlich, daß man sich doppelt ärgert, wenn man gewahr wird, es sei draußen doch lange nicht so hübsch als im Buche u. s. w. Ich mag diese seicht und platt und hochmüthig plaudernden und doch nicht selten als gerecht erachteten Stimmen nicht weiter fortplaudern lassen, sondern will statt dessen ein kurzes eignes Wort versuchen. Dieser Jean Paul, ihr lieben Deutschen, ist, trotz des scherzhaft französirten Vornamens, ein durch und durch deutsches Genie, und wenn es nicht zu leugnen ist, daß an manchem deutschen Meisterstück Frankreich und Spanien, England und Italien mitgeholfen haben, so könnt ihr, wenn ihr etwa nicht solltet Lust haben weiter zu disputiren, ruhig auf die Werke Jean Paul's zeigen und sagen: hier ist eine rein deutsche Genialität, ihm hat Niemand geholfen (sogar die Briten, die er selbst in übergroßer Bescheidenheit zuweilen als seine Helfer nennt, wenig oder gar nicht); aber ihm hat auch Niemand geschadet, selbst die deutschen Kritiker nicht, denn es kostete ihm am Ende doch nur ein großartiges Witzwort — er hatte deren aber immer ein paar hundert vorräthig — und eine gewisse Gattung von Versöhnung — ich möchte sie fast eine christlich-deutsche, wehmüthig-fröhliche nennen — kam immer wieder rasch zu Stande.

Eine Eigenschaft aber ist, so weit mir bekannt, bei Jean Paul noch nie betrachtet worden, ich meine die große Strenge gegen sich selbst und seine eignen Werke; wol aber hat man häufig gerade das Gegentheil bei ihm getadelt. Es ist nämlich eine wunderige Sache: wenn in Deutschland einmal ein Urtheil (zuweilen auch nur ein Titularurtheil) über einen Dichter gäng und gäbe geworden ist, so bleibt es für Decennien dabei, er mag sich auch stellen, wie er will. Da hatte schon 14 bis 15 Jahre gedauert, ehe „Siebenkäs" (vielleicht das deutscheste aller deutschen Charaktergemälde) eine zweite Auflage erleben konnte; und wie spät also auch dieses Fest für den Dichter eintrat, so feierte er doch dasselbe auf die heiterste und edelste Weise, indem er das ganze Werk mit einer unschätzbaren Sorgfalt von Neuem durcharbeitete, beträchtlich vermehrte und verbesserte. Man vergleiche z. B. nur das erste Aufwachen Lenettens, wodurch sie an Klarheit und charakteristischer Anmuth beträchtlich gewonnen, das unübertreffliche Hochzeitmahl, einzelne neue charakteristische Züge bei Siebenkäs, Leibgeber und dem Schulrath, die größere Mannichfaltigkeit der Scenenreihe im zweiten Theil u. s. w., und man wird mit hoher Verehrung und Liebe sehen, wie herrlich hier der Mann Jean Paul den Jüngling Jean Paul behandelt hat. Eine solche Aufgabe ist viel schwerer, als man gewöhnlich denken mag, und mißglückt fast immer; denn der Mann-Dichter nimmt leider zu oft den Jüngling-Dichter ein wenig schulmeisterlich in die Lehre, wobei doch am Ende nur etwas Halbes herauskommt. Aus dem „Siebenkäs" ist nunmehr ein wahrhaftiges Jünglings-, Mann-, und Greisenbuch geworden, voll ewiger Wahrheit und Jugend. Ist das nun aber erkannt worden? hat man die erste und zweite Auflage genau verglichen? hat man gezeigt, wo die Feile am glücklichsten gewaltet habe und wo nicht? u. s. w. So viel ich weiß, „öffentlich nie", und der liebe Mann hat seine Sache ganz auf eigne Hand treiben müssen, doch ohne Zweifel in der gerechten Hoffnung, daß Einzelne ihn im Stillen wol genießen würden. Da man jedoch das Menschliche dem Menschen immer zugeben muß, so wollen wir uns auch nicht zu sehr wundern, daß Jean Paul über jene Kälte etwas ungehalten wurde und bei den neuen Auflagen des „Hesperus" und der „Unsichtbaren Loge" fast Alles ließ, wie es war*), wobei wir jedoch rühmend hinzusetzen, daß er beide Werke mit vortrefflichen Vorreden vermehrte, die an innerm Gehalt und witzig tiefer Gründlichkeit gar manche hundert und wieder hundert neuere Erzeugnisse aufwiegen und zum Theil im Voraus vernichten. Das deutsche Publicum blieb in seiner Gelassenheit und machte zu dem Allen eine Miene, als wolle es sagen: Wir haben dich, werther J. P., bereits 1795 und die nächstfolgenden Jahre nach unserer Weise gelobt; ein neues Lob kriegst du nicht, du magst auch machen, was du willst. Ein wenig ironisiren kannst du uns immerhin; machst du aber gar zu viel Witz über uns, so nimm dich in Acht, daß wir nicht auch das alte Lob zurücknehmen, denn wenn man uns aus unserer Bequemlichkeit und Gelassenheit reißen will, so können wir auch böse werden.

Ich will jedoch weder die günstigen Leser noch mich zu traurig machen, sondern mit der fröhlichen Anerkennung schließen, daß wir allerdings auch mehre treffliche Kritiken über Göthe und einige gute über Jean Paul besitzen, sowie auch die neueste Zeit hier und da eine regere Verehrung und Liebe besonders für den Letztern zeigt. In einigen frühern Momenten, z. B. nach der Erscheinung des „Titan", der nur sehr selten verstanden wurde, zeigte man sich kühler und verdrossener. Doch eben, weil wir mit manchem Zeichen der Zeit in dieser Hinsicht zufrieden sein dürfen, ist es besondere Pflicht, auf frühere Versäumnisse hinzudeuten, damit sie endlich vergütet werden. 88.

*) Indessen stand der Plan, auch diese Werke einmal von Neuem durchzuarbeiten, fest bei ihm, und es ward bei der Vorbereitung zur Sammlung seiner sämmtlichen Werke mit der „Unsichtbaren Loge" bereits ein trefflicher Anfang gemacht. Schließlich möge hier auch noch der, wie es scheint, nur wenig bekannt gewordenen, edelstrengen Umarbeitung der „Grönländischen Processe" gedacht werden.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Mittwoch, — Nr. 65. — 6. März 1833.

Lucretia Borgia, Drama in drei Acten von Victor Hugo.

(Beschluß aus Nr. 64.)

Dem dritten Acte geht folgende Einleitungsscene voraus. Gennaro erzählt seinem Freunde Maffeo Orsini die Begebenheit im herzoglichen Palaste, seine Gefahr, seine Rettung und seinen Vorsatz, sogleich wegzureisen. Maffeo dagegen erklärt die ganze Vergiftungsgeschichte für eine leere Drohung und die Hülfe der Lucretia als eine Intrigue, um sich der Liebe Gennaro's zu versichern; er verleitet diesen, seine Abreise zu verschieben und den Abend mit seinen Freunden, welche sämmtlich bei der Gräfin Negroni eingeladen seien, zuzubringen. Obschon Gennaro einen geheimen Widerwillen gegen dieses Fest in dem Negroni'schen Palaste, welcher an jenen des Herzogs stößt, empfindet, so gibt er doch zuletzt nach und verspricht zu bleiben. Als der Herzog, welcher mit seinem Henker diese Unterhaltung angehört, diesen Entschluß vernimmt, zieht er sich in seinen Palast zurück.

Nun folgt das Fest und der Ball bei der Gräfin Negroni. In einem blendend hell erleuchteten, mit grotesken Ritterbildern und Wappen ausgemalten Saale sitzen die Edelleute mit den Damen, Alle zusammen mit Blumen bekränzt, an der Tafel und überlassen sich dem ausgelassensten Frohsinn. Plötzlich, nachdem im Gefolge eines Streites die Damen sich entfernt hatten, und während die Gäste Trinklieder singen, erschallt ein fremdartiger Todtengesang in der Nähe des Saals. Die Thüren öffnen sich, und herein treten zwei Reihen weiß und schwarz gekleideter Mönche mit Wachskerzen in der Hand, ihren Todtengesang fortsetzend. Auf die Frage: „Où sommes nous donc, sommes nous chez le diable?" antwortet Lucretia, die hervortritt in schwarzer Kleidung: „Vous êtes chez moi, et je viens vous annoncer, que vous êtes tous empoisonnés. Fête pour fête, Messeigneurs!" und die Sprache der ihr in Venedig widerfahrenen Demüthigung nachahmend, höhnt sie jeden einzelnen der Edelleute, indem sie ihnen sagt: „Du Oloferno Vitelloso, gehe nun zu deinem Vater, den ich erdolchen, du Gasello, zu deinem Oheim, welchen ich vergiften ließ" u. s. w. „Est-ce bien une vengeance, *hein?*" — In diesem fürchterlichen Tone fügt sie bei: „Ich habe für Eure Körper gesorgt; seht, da stehen Eure Särge", und sie zeigt im Hintergrunde fünf mit schwarz und weißen Kreuzen bedeckte Särge. „Zählt wohl, es müssen deren fünfe sein!" Da erhebt sich Gennaro und spricht: „Ihr irrt Euch, es fehlt ein sechster für mich!" Lucretia, wie vom Donner gerührt beim Anblick ihres Sohnes, welchen sie längst von Ferrara entfernt glaubte, läßt Alle abtreten und bestürmt ihn, den Rest des Gegengiftes zu nehmen. Gennaro fragt sie, ob es hinreiche, um sie alle sechs zu retten, und da die Antwort verneinend ist, schleudert er das Fläschchen weg und kündigt der Herzogin an, daß sie sterben müsse. In der nun folgenden langen Unterredung, wo Lucretia mehre Male auf dem Punkt steht, sich zu entdecken, erzählt sie ihm, daß Johann Borgia sein Vater gewesen. Gennaro glaubt, daß Lucretia seine Tante und die Ursache des Unglücks seiner Mutter sei; dies vermehrt seine Erbitterung; dennoch war er durch das Bitten und Flehen der Herzogin wankend geworden, als die Stimme seines sterbenden Freundes, ihn zur Rache auffodernd, ertönte. Er ergreift das Messer und stößt es ihr in die Brust; indem sie niedersinkt, sind ihre letzten Worte: „Ich bin deine Mutter!" Nicht weniger als sieben Leichen sind die Ausbeute!

Wenn auch der Dichter in seinen Schöpfungen sich nicht sklavisch an die Geschichte binden muß, so ist es doch des Tragikers und Dramatikers Pflicht, sich ohne Noth nicht von derselben zu entfernen; alle Handlung gewinnt das hauptsächlichste Interesse durch ihre thatsächliche Natur, und die allerwege sich aufdringende Reflexion der geschichtlichen Unwahrheit einer Darstellung ist dem Eindrucke höchst gefährlich. Victor Hugo ist auch hier wieder so wenig als in seinem „Le roi s'amuse" der Geschichte gefolgt. Diese letztere läßt zweifelhaft, ob Lucretia Borgia überhaupt in die Giftmischereien ihrer Familie sich eingelassen habe, und weiß weder von einem Sohne, welcher aus der Verbindung mit Johann Borgia entsprungen, etwas, noch von der an den Venetianern genommenen Rache. Alfonso von Ferrara dagegen, welcher hier als ein herzloser überlegter Mörder, zugleich als ein Sbirre und Auflauerer dargestellt wird, ist der Geschichte als ein vorzüglicher und ausgezeichneter Fürst bekannt.

Der Grundgedanke, daß Lucretia, von der Macht der Verhältnisse umstrickt, nicht nur sich ihrem Sohn nicht entdecken kann, sondern verdammt ist, das einzige Gefühl,

für welches sie Alles hingeben möchte, nicht genießen zu dürfen, weil es aus ihren Verbrechen entstiegen, und endlich von der rächenden und strafenden Hand ihres Sohnes zu sterben, ist unleugbar tragisch. Allein der Dichter hat das Unnatürliche und Boshafte des Charakters seiner Heldin so sehr gehäuft und Leiche an Leiche gedrängt, daß der Endeindruck nicht sowol eine erschütternde und das Gemüth tief ergreifende Sensation, als vielmehr eine anstrengungsvolle und erstarrende Anregung von Abscheu und Widerwillen ist. Der vorherrschende Fatalismus trägt hierzu nicht wenig bei. Victor Hugo, welcher mit Feuer eine extravagante Idee ergreift, bekümmert sich nicht sonderlich um die nähere Verbindung und den Wahrscheinlichkeitszusammenhang der einzelnen Auftritte. Gewiß ist es nicht sehr natürlich, daß Gennaro einer weltfremden Dame, welche er zum ersten Male sieht, seine räthselhafte Geschichte sogleich erzählt und ihr die Briefe seiner Mutter zeigt, und noch unwahrscheinlicher ist, daß im zweiten Acte alle fünf Edelleute und Gennaro sich plötzlich in Ferrara in der Residenz der so sehr beleidigten Herzogin befinden. Daß sie sich selbst hierüber wundern, löst den Fehler nicht, und ebenso wenig die Bemerkung, daß sie mit der venetianischen Gesandtschaft angelangt, folglich durch das Völkerrecht gegen jede Unbilde geschützt seien. Das Völkerrecht im Jahr 1500 unter den italienischen Fürsten war ein schwaches Bollwerk! Aber noch auffallender ist, daß der Platz vor dem herzoglichen Palaste zur Scene neuer Ausbrüche gegen die Familie Borgia gewählt wird und die Gäste sich unverhohlener noch ausdrücken als in Venedig. Gennaro mochte den Namen Borgia wegen seiner Verbrechen hassen, warum aber ist grade er, welchem Lucretia bisher besonderes Interesse bewiesen und in dessen Brust eine innere Stimme für sie sprechen sollte, excentrischer in seiner Leidenschaftlichkeit als selbst seine Gefährten? — Das Herabreißen des Anfangsbuchstabens ist ein kleinlicher und unwürdiger Scherz.

Daß Lucretia Rache gegen den Thäter verlangt und sich diese zusichern läßt, ohne Rücksicht der Person, ist vollständig angemessen, um so mehr als sie Auftrag gegeben hatte, Gennaro zu ihr zu rufen, und in dem Gefangenen ihn nicht vermuthen konnte. Allein daß sie, die Mutter, sie, in allen Empfindungen aus dem Maße tretend, folglich auch in ihrer mütterlichen Liebe, daß sie, Lucretia, dem geliebten Sohne das Gift reiche und ihn trinken lasse, da sie doch im mindesten nicht gewiß war, daß Gennaro das Gegengift aus ihren furchtbaren Händen nehmen werde — das ist weder tragisch, noch schön, noch groß, sondern rein unnatürlich und undenkbar; sie mußte Alles opfern, ihre Schande und die Wahrheit aufdecken, aber den Giftbecher reichen — nimmermehr!

Die Unterredung zwischen ihr und ihrem Gatten im zweiten Act ist etwas lang, und jene zwischen ihr und Gennaro vor ihrem Tode im dritten Act erleidet den nämlichen Vorwurf; das gezückte Messer bleibt zu lange in der Luft, und die Sensationsnerven des Zuschauers werden zu oft in Anspruch genommen.

Victor Hugo hat des Außerordentlichen und Bizarren, wie namentlich im letzten Act, zu viel gegeben: die fünf Särge und der ganze anschauliche Todesapparat sind blos Nahrung für das Auge und die Galerie; aber die Tragödie sollte solche mechanische Mittel verschmähen; die Thatsache und die Reflexion des Zuschauers müssen dessen Seele ergreifen. Alles Andere ist ohne Dauer und Tiefe.

Das Drama ist in Prosa geschrieben — eine Neuerung in den Theaterstücken von Hugo — und enthält ein eignes Gemisch von poetischen Schönheiten, kräftigem und nervigem Ausdrucke neben den trivialsten und plattesten Ausfällen, wie man sie im Vaudeville hört. So z. B. erzählt der Vertraute der Lucretia, ein Spanier, welcher sich unter fremdem Namen an die jungen Venetianer angeschlossen, um auszukundschaften, auf die Frage, wie er ihr Vertrauen erlangt, daß er Geld von ihnen entlehne als echter castilischer Edelmann, und fügt bei: „Si l'on ne tirait pas le diable par la queue, on ne passerait jamais pour un gentilhomme castillan. A propos de cela il me vient une réflexion: il faut que le diable ait la queue soudée, chevillée et vissée à l'échine pour qu'elle tienne encore, tandis que tant de gens passent leur vie à la tirer", u. dgl. m.

Trotz dieser Mängel besitzt das Stück große Schönheiten und Tiefe. Von mächtigem Eindrucke ist die Erkennungsscene im ersten Acte da, wo die Venetianer auf Lucretia einstürmen, ihr die Larve vom Gesicht reißen und ihr die viel gräßlichere ihrer Schandthaten vorhalten. Schön ist ferner im zweiten Act nicht sowol der Versuch der Lucretia, durch süße Worte ihren Gemahl zu gewinnen — dieser ganze Auftritt grenzt zu sehr ans Lächerliche und hat in der That lautes Lachen erregt — als vielmehr ihr Zorn und der schrankenlose Ausbruch ihrer Wuth, wenn sie auf die Reihe von Vorwürfen ihres Gemahls mit fürchterlicher Miene spricht: „Prenez garde à vous, Alphonse de Ferrare, *mon quatrième mari!*" — Im dritten Act gefällt der Contrast des fröhlichen Lustgesanges mit den dumpfen, hohlen Stimmen der Mönche, und die ganze äußere Ausschmückung des Festes bei der Gräfin Negroni ist ausgezeichnet.

Mlle. Georges als Lucretia hat ihrer Stentorstimme und den bedrohlichen Bewegungen ihrer Glieder einigen Zwang angelegt und dadurch ihrem Spiel mehr Annehmlichkeit verliehen als gewöhnlich. Fréderic als Gennaro spielt seine Rolle mit Wahrheit und Gefühl.

Im Ganzen, einige Misbilligungen der Späße und Plattheiten abgerechnet, wurde das Stück günstig aufgenommen, und die sieben ersten Vorstellungen haben bereits nahe an 27,000 Francs eingetragen. 171.

Neuestes Gemälde von Australien. Von G. A. Wimmer. Auch unter dem Titel: Schütz, Allgemeine Erdkunde u. s. w. Dreißigster Band. Mit sechs Kupfern, Wien, Doll. 1832. Gr. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Unter den verschiedenen Arbeiten, aus welchen diese umfassende Unternehmung besteht, war vielleicht die Aufgabe zu einem Gemälde Australiens die schwierigste, aber auch die belohnendste. Es fehlt uns viel weniger an Nachrichten über diesen jungen

Erdtheil, als an einer Sammlung der vorhandenen Berichte, unter einem sichtenden und das Verschiedenartige vereinigenden Gesichtspunkte. Diese Aufgabe hat sich der Verf. gestellt und gelöst. Er hat Alles durchlesen, was zu seinem Zweck vorlag, und aus voller Sachkunde eine Darstellung geliefert, die, indem sie Harmonie und Uebereinstimmung in die widersprechenden Berichte bringt, das erste befriedigende Bild dieses Erdtheils aufstellt, das wir kennen. Sein Vortrag hält eine glückliche Mittelbahn zwischen trockener Wissenschaftlichkeit und belebter, unterhaltender Erzählung, und diese scharfe Grenze wird nur selten durch eine gewisse überjoviale Heiterkeit des Styls verletzt, die wir doch lieber unterdrückt gesehen hätten. Dagegen aber ist dies Gemälde reich an sehr dankenswerthen und scharfsinnigen Ueberblicken, geistreichen Zusammenstellungen und an allgemeinen Betrachtungen über die Natur des Erdkörpers oder des Menschen, an denen selbst Herder seine große Freude gehabt haben würde. Das größte Verdienst dieses Gemäldes aber ist das, alle wirklich zuverlässige und werthvolle Berichte über Polynesien zu umfassen und im Auszuge und in einer wissenschaftlichen Form Das zu liefern, was sonst eine ziemlich beträchtliche Bibliothek bildet. Die Masse der vom Verf. benutzten Quellen hindert uns an ihrer Aufzählung; wir begnügen uns, anzuführen, daß der allgemeinen Uebersicht besonders Cook, Forster, Duperrey, Humboldt, O. v. Kotzebue, Lesson, Chamisso zum Grunde gelegt sind. Diese allgemeine Uebersicht ist durch höchst lesenswerthe Rückblicke über die so äußerst eigenthümliche Bildung des Welttheils, den wir wol am besten Polynesien nennen, ausgezeichnet.

Die Einleitung liefert zunächst eine kurze Geschichte der allmäligen Entdeckung dieser Inselwelt von Magelhaens bis auf King, Bellinghausen und Chase herab, welche besonders durch eine chronologische Tabelle dieser Entdeckungen von 1521—1829 verdienstlich ist; die für dieses Inselreich vorgeschlagenen, zum Theil abenteuerlichen Namen: Forstokoga, Magellania, Chasbia, Oceania, Notasia, Australasia charakterisirt und verwirft der Verf. für den von Cook gebrauchten Namen: Polynesien, als den passendsten und zweckmäßigsten, da auch Neuholland durchaus kein Continent, sondern nur die größte der Inseln ist. Den Flächenraum bestimmt der Verf. auf 170,000 geograph. Quadratmeilen (fast Europa gleich), die Zahl der Bewohner auf 1,140,000 Australneger, 1½ Mill. Australindier (Malaien) und 50,000 Europäer, wahrscheinlich in allen Classen zu wenig, da schon auf Neuholland allein gegen 50,000 Deportirte und Abkömmlinge derselben kommen mögen. Sehr beachtenswerth und äußerst anziehend ist Das, was uns über die Entstehung Polynesiens selbst gesagt wird, denn hier, wie nirgend anders, in dieser jungen, frischen Welt, deren einstige Bestimmung noch im Schooße der Vorsehung ruht, hier wohnen wir gewissermaßen selbst der Weltschöpfung bei, und die Analogie Dessen, was wir vor unsern Augen vorgehen sehen, führt uns zu Schlüssen über den Ursprung des Theils der Erde, den wir die „alte Welt" nennen, sicher und zugleich mit Erstaunen zurück. Vor unsern Blicken entstehen neue Inseln, Erdtheile aus der Arbeit kleiner kaum sichtbarer Weichthiere heben sich über den Wasser hervor, befestigen, besamen sich und werden von Menschen in Besitz genommen, sowie sie sich zu menschlichen Wohnplätzen einrichten. Auf der andern Seite schaffen und verändern über 100 mächtige Vulkane, unter denen einzeine, wie der Mowna-Roa, acht Meilen weite Feuerkrater öffnen, ohne Unterlaß diese neuen Wohnplätze und lehren uns die Kosmogonie der Erde in kleinen und großen Proben kennen. Alle hohen Inseln des stillen Oceans sind vulkanischen Ursprungs, vereinzelt oder durch niedrige Korallenriffe verbunden. Die flachen Inseln dagegen entstehen aus den Arbeiten jener Myriaden kleiner Korallenthiere, welche gewöhnlich irgend eine zuckerhutförmige Erhöhung im Meeresgrunde bis zur Oberfläche des Meeres hinaufbauen und sie dann verlassen, um ihr Werk anderswo wieder anzufangen. Diese Koralleninseln zerfallen wieder in drei Classen, die Lesson, dieser scharfsinnige Beobachter des stillen Oceans, Motous, Motous mit Lagunen und eigentliche Inseln nennt. Die ersten, bloße Korallenriffe, umgeben die höhern Inseln. Die Lagunenmotous sind wallförmige Korallenmauern um ein Binnenwasser her, das mit dem Meere gewöhnlich durch eine weitere oder engere Einfahrt in Verbindung steht. Dieser Hafen wird durch die Arbeiten der Weichthiere, durch Seetang und den Abfall von Vögelheeren allmälig zu einem Sumpf (Sagune), der sich gegen die Mitte zu senkt, an den Wallkreisen nach und nach abtrocknet und festes Land wird. Sofort findet sich nun die Vegetation ein, Vögel und Meersäugthiere sind die ersten Bewohner dieser Inselkreise; unverdaute Samenkörner fangen an zu keimen, eine überhangende Palmenkrone wirft ihre Nüsse in die Fluten, welche die Wellen an den flachen Strand tragen. Mit der keimenden Kokospalme, mit der sprossenden Brotfrucht ist das Wohnhaus des Menschen eingerichtet, der nicht lange auf sich warten läßt, und der Korallenkreis wird zur Insel. Dies ist die Bildungsgeschichte der Inselwelt im stillen Ocean. Alles in diesem Welttheil ist jung und im Wachsen begriffen, ja es scheint oft, als wäre der Mensch selbst hier zu früh gekommen. Die Pflanzenwelt hat bereits ihren ausgebildeten Charakter; in der Thierwelt haben ihn die niedern Organisationen; die höhern (die Vierfüßer) sind äußerst sparsam, Hund und Schwein allein sind überall anzutreffen. Zahllos dagegen ist das Reich der Vögel, und Sturmvögel in Scharen von vielen Millionen ziehen über Polynesien hin. Der Mensch in Australien stammt von einer zwiefachen Rasse, einer asiatischen (malaiischen) und einer afrikanischen (kaffrischen), von denen die letzte die frühere, jetzt fast verdrängte Bevölkerung, auf einer geringern Stufe der Menschenbildung, die erste die spätere, siegende und besser gebildete war. Zu jener gehören die Papuas, dunkler gefärbt, häßlich von Bildung, fast ohne alle Geistesfähigkeit; zu dieser gehören die hellern, schöner gebildeten, geistig regsamern, aber auch verdorbenern Stämme, größtentheils mit einer feudalistisch-monarchischen Verfassung, der von Java ähnlich, während die Papuas ohne alle Cultur, ohne Ackerbau, von Jagd und im Krieg erbeuteten Menschenfleisch leben.

Humboldt's Hypothese, daß Asien einst seinen Continent bis zum 50. Grad S. B. hin ausgedehnt habe, und Neuholland, Neuguinea und Neuseeland Trümmer dieses gewaltigen Continents seien, hat, so viel sie auch (namentlich die spitze Gestalt der Welttheile nach S.) für sich hat, doch Das gegen sich, daß die Natur Neuhollands ihr widerspricht. Das Land selbst, die Thier- und die Pflanzenwelt in Form und Lebensweise, hat mehr Aehnlichkeit mit Afrika als mit Asien. Ist daher hier ein Continent versunken, so dürfte mehr die zwischen Neuguinea und Neuseeland liegende Inselkette seine Grenzen bezeichnen als Neuholland; denn dort hat in der That Alles einen asiatischen Charakter (Urgestein und Vulkane am Ostrande der Inseln), während im stillen Ocean diese den Mittelpunkt der Inseln bilden. In Neuholland dagegen, dieser größten Insel von 138,375 geograph. Quadratmeilen Flächenraum, erinnert nichts an Asien; in diesem schönen, wohlbewässerten, aber nicht leicht zugänglichen Lande, das jetzt etwa zwei Menschen auf der Quadratmeile ernährt, während es im Ganzen 200 Mill. nähren könnte, ist es „Sommer, wenn bei uns Winter ist, hier steigt das Barometer vor schlechtem Wetter und fällt bei gutem, die Hütten sind aus Cedernholz und die Feldzäune von Mahagony; Myrten dienen zur Feuerung, der Schwan ist schwarz und der Adler weiß; hier hüpft das seltsame Känguruh, halb Reh, halb Eichhörnchen, mit Vogelkrallen an den Hinterbeinen, legt der Maulwurf Eier und hat einen Entenschnabel; hier gibt es Vögel, die halb Säugthiere, Fische, die halb Reiher sind; hier hat die Birne ihren Stengel am breiten Ende und die Kirsche den Stein auswendig" und was dergleichen britische Launen der Natur mehr sind. Die Flora Neuhollands, die Mischung der Erdbestandtheile, die diese bedingen, ist gänzlich eine andere als in der alten Welt, und daher der ganze Anblick des Landes ein neuer, nie gesehener. Thiere, wie der Ornithorinchus, das Schnabelthier und Pflanzen widersprechen allen unsern Systemen. Der Mensch ist afrikanischer (madegassischer) Abkunft, dem Kaffer ähnlich, aber auf einer tiefern Culturstufe. Zwar paßt Callius' Schilderung nicht

auf den Neuholländer; aber er ist stumpf, ohne Neugierde, verkümmert von Gestalt und wenig geschickt, jemals unsere Begriffe von Civilisation zu verwirklichen. Die Kargheit des Landes, der ewige Kampf mit Hunger und Blöße erlaubt ihm nie, Vorräthe zu sammeln. Der Begriff des Eigenthums bleibt ihm fremd; halbe Noth weckt, ganze erdrückt den Geist, die Thierheit gewinnt die Oberhand. Man hat keine Spur des Gottesdienstes unter den Neuholländern entdeckt.

Bei alledem scheint Neuholland bestimmt zu sein, zum Mittelpunkte der Civilisation für Polynesien zu werden. Die britische Colonie von Neusüdwales blüht sichtbar empor. Das Land der Colonie ist eines der schönsten, das die Phantasie nur bilden kann, reich an Allem. Im J. 1787 brachte die Fregatte Sirius die erste Verbrechersendung, 564 männliche, 192 weibliche, und 212 Seesoldaten ans Land; 1800 zählte die Colonie bereits 6000 Einwohner, 7000 Acres cultivirtes Land, 1200 Stück Hornvieh und 6000 Schafe; jetzt zählt sie an 70,000 Einwohner. Das Klima ist gemäßigt und überaus gesund. Das Land über jede Vorstellung romantisch und fruchtbar; eine Schafheerde von 300 Stücken gibt jetzt schon 15,000 Guld. Reinertrag, und im J. 1840 wird Neusüdwales an England 30 Mill. Pfd. Wolle liefern können. Die Bevölkerung mehrt sich durch die jährlichen Transporte aus England, die 1817 in einem Jahre 3300 Personen betrugen; man unterscheidet diese Bevölkerung durch die Scherznamen Sterling (geborene Briten und reine Colonisten) und Currency, solche, in deren Adern schon Blut von Deportirten fließt. Diese selbst heißen Kanarienvögel, von ihrem gelben Anzuge, bei ihrer Ankunft, später Gouvernementsleute; Verurtheilte darf Niemand bei Strafe sie nennen. Die Deportirten werden entweder von der Regierung beschäftigt oder an Ansiedler vertheilt; ist die Strafzeit vorüber, so werden sie Emancipirte und gelten den freiwilligen Einwanderern gleich, wiewol diese mit strenger Etikette sich von ihnen entfernt zu halten pflegen. Von Aemtern und Landbesitz meistens ausgeschlossen, bilden sie die Handwerkerstände der Colonie. Der freie Ansiedler empfängt nach Maßgabe seines baaren Vermögens von der Regierung unentgeltlich von 100—2500 Acres Landes zu Lehn; bei einem Vermögen von 500 Pfd. werden 640 Acres zugetheilt. Nach sieben Jahren erlangt er das Eigenthumsrecht, wenn er nachweist, daß er ein Viertel seines Capitals auf die Verbesserung des Landes verwendet hat; von da an zahlt er eine Abgabe von 5 Proc. des Landwerthes, die jedoch abgelöst werden kann, und um so leichter, als das Acre etwa nur zu 3 Guld. Werth veranschlagt wird. So füllt sich die Colonie mit Grundeigenthümern, deren anfängliche Hütten von Flechtwerk in wenig Jahren zu zierlichen und gemauerten Landsitzen werden. Bei der schonenden Behandlung, welche die Deportirten erfahren, hört die Deportation fast auf, eine Strafe zu sein; besonders haben die weiblichen Sträflinge es gut; sie finden gewöhnlich schnell Männer und die Ehe befreit sie von jeder Strafe. In der Nähe der Hauptstadt Sidney vergißt man, daß Europa durch eine ganze Hemisphäre davon getrennt ist. Man genießt alle europäischen Ergötzlichkeiten, Theater, Bälle, Concerte, Wettrennen, Etikette, Gastmähler finden sich hier wieder. Es gehen Landkutschen nach Paramata u. a. Orten. Auch die Geistescultur wird nicht vernachlässigt. Die caledonische Akademie, die lateinischen Freischulen in Sidney, die Seeschule, die Erziehungsanstalten sind nach englischem Muster eingerichtet. Es erscheinen neun Zeitschriften und die englischen Dichter und Novellisten finden hier ihr Publicum. Sidney selbst ist eine ganz englische Stadt mit 15,000 Einwohnern, fünf engl. Meilen vom Hafen Port Jackson entfernt, in einer entzückenden Gegend. Der alte König des Landes Boongärry hat von allen Vorrechten nur das behalten, die fremden Ankömmlinge zuerst zu begrüßen. Man sieht, der Engländer achtet die Legitimität! Auf den Märkten herrscht noch immer der Tauschhandel. Regelmäßige Straßen führen nach Liverpool, Windsor, Richmond, Paramata, kleinern Städten von 2—3000 Einwohnern, die sichtbar emporblühen und von schönen Dörfern umgeben sind. In der Provinz Argyle ist Bathurst die Hauptstadt, 120 engl. Meilen von Sidney entlegen. Hobarttown in Vandiemensland hat 1000 Häuser und 10,000 Einwohner, meist Deportirte. Uebrigens ist diese Art der Unterbringung der Gefangenen, wiewol an sich theuer, doch wohlfeiler als ihre Erhaltung in Gefängnissen. Ein Gefangener kostet der Regierung in England jährlich 285—384 Guld. Die Transportkosten nach Neusüdwales betragen nur 200 Guld. Von 1788—1821 hat die Colonie 33,135 Verbrecher aufgenommen; die ganze Colonie verbrauchte 5,301,028 Pfd. Sterl., während die Unterhaltung dieser Verbrecher in England fast acht Mill. gekostet haben würde. Die Verfassung ist entsprechend, seitdem Neusüdwales 1829 eine eigne Constitution erhalten und dem Gouvernеur ein vollziehender Rath zur Seite gestellt ist. Die Rechtspflege ist die englische. Unermeßlich aber ist der Gewinn, den die Sittigung Australiens aus der Colonie entlehnt.

Den folgenden Abschnitt des Gemäldes nehmen die zu Westaustralien gehörenden Inseln, Neuseeland u. s. w., von einem interessanten Menschenstamme bewohnt, welchen der Verf. mit den Germanen des Tacitus vergleicht, ein. Unter diesen Australgermanen, einem Volke von reichen geistigen Anlagen, herrscht ein strenger feudalistischer Kastengeist, der auf die Unterdrückung einer frühern Urbevölkerung hinweist. Die Arikis (der Adel) sind wahrscheinlich Nachkommen eines siegenden Stammes. Das Inselladyrinth von Ostaustralien, die Marianen, die magellanischen Inseln, die Karolinen (Pelewinseln), die Mulgrave- und Sandwichinseln, welche letztere zum Sitz der Civilisation für diese Inselwelt bestimmt zu sein scheinen, sind nach Chamisso's Berichten sehr anziehend geschildert. Der Menschenstamm der Sandwichinseln ist bekanntlich der schönste der Erde, und der Verf. gibt hinreißende Schilderungen von dem paradiesischen Leben dieser Naturkinder zur Zeit des ersten Erscheinens der Europäer, indem er ihre geistige Empfänglichkeit zugleich als außerordentlich beschreibt. Leider scheint auch dieser schöne Menschenstamm dem Erlöschen nahe; von den 400,000 Bewohnern des Sandwicharchipels sollen kaum noch 100,000 übrig sein. Otahiti und die anziehenden Pitcairinseln machen den Beschluß, und der Verf. endet mit einer Betrachtung, welche zu dem Resultate führt, daß der stille Ocean einst, wenn von Europa kaum mehr die Rede sein wird, von dem lauten Jubelrufe glücklicher Völkerfamilien erfüllt sein werde! Hiermit entlassen wir sein anziehendes Gemälde, dessen Durchlesung eine in der That lehrreiche und unterhaltende Lecture gewährt. Ein tüchtiges Register und sechs, meistens gute Kupfer gereichen seiner Arbeit zum Vortheil wie zur Zierde. 34.

Literarische Anzeige.

Allgemeine Encyklopädie
der Wissenschaften und Künste
von *Ersch* und *Gruber*.

Es ist wieder von jeder der drei Sectionen, in denen dieses Werk erscheint, ein Theil fertig geworden (Th. 23 der ersten, Th. 9 der zweiten, Th. 3 der dritten Section) und an alle Buchhandlungen und Subscribenten versandt, und es sind nun seit Ende 1831, wo ich den Verlag der Encyklopädie übernommen, im Ganzen sechs Theile geliefert worden. Den frühern Abonnenten, denen eine Reihe von Bänden fehlt, und Denjenigen, die als Abonnenten auf das ganze Werk neu eintreten wollen, werden die billigsten Bedingungen gestellt.

Leipzig, im Februar 1833.

F. A. Brockhaus.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Donnerstag, — Nr. 66. — 7. März 1833.

Geschichte der Erziehung und des Unterrichts in welthistorischer Entwickelung. Von Friedrich Cramer. Erster Band. Auch unter dem Titel: Geschichte der Erziehung und des Unterrichts im Alterthume. Erster Band. Praktische Erziehung. Von den ältesten Zeiten bis auf das Christenthum oder bis zum Hervortreten des germanischen Lebens. Elberfeld, Becker. 1832. Gr. 8. Preis für zwei Bände 6 Thlr.

In dem vorliegenden Werke ist uns die Erfüllung eines vielfach ausgesprochenen Wunsches verheißen und zum Theil auch bereits gegeben worden. Ruhkopf ward durch den Tod an der Beendigung seines Werks verhindert, Mangelsdorf, Hochheimer, Göß haben nur einzelne Partien des großen Feldes beleuchtet, Niemeyer endlich konnte seinem Plane gemäß die Geschichte der Erziehung nur fragmentarisch und in einem kurzen Ueberblicke behandeln. Aber selbst hierin ist viel Geistreiches und Nützliches, das unstreitig eine größere Anerkennung verdient, als Hr. Cramer demselben gleich am Anfange seines Vorwortes gegönnt hat. Hätte Niemeyer, der sich Th. III, S. 313, mit einer so rücksichtsvollen Bescheidenheit über das Ideal einer Geschichte der Erziehung äußert, Zeit zur Abfassung einer solchen gewinnen können, so würde dies Buch bei der Weltkenntniß dieses Verfassers, seiner vielseitigen historischen Kenntniß und bei seiner Milde im Urtheile ein treffliches Handbuch für gebildete Leser aller Stände geworden sein. Wer den verewigten Niemeyer aus seinen Schriften und aus persönlichem Umgange kannte, wird dies Urtheil gewiß unterschreiben. Ueber Schwarz ist unsers Verf. Ansicht achtungsvoller und anerkennender ausgesprochen worden. Wir geben ihm darin Recht, daß seine Erziehungsgeschichte oft den Charakter einer gelegentlichen Sammlung trage.

Wenden wir uns nun zu der Schrift des Hrn. Cramer (Subrector am Gymnasium zu Stralsund) selbst, so müssen wir im Allgemeinen urtheilen, daß in derselben das Große und Schwierige der gestellten Aufgabe keineswegs verkannt ist, und daß sich der Verf. über dieselbe mit einer Bescheidenheit, aber auch mit einem Ernste ausgesprochen hat, der gleich vom Anfange herein für ihn einnehmen muß. In der Einleitung verbreitet er sich über den Begriff, das Wesen und den Zweck einer Geschichte der Erziehung und des Unterrichts.

Fragen wir nun — sagt er S. XXV — nach dem Nutzen einer solchen Geschichte, so soll dieselbe keineswegs eine bloße Summe praktischer Notizen für den unmittelbaren Gebrauch und die tägliche Anwendung sein; dieser Gesichtspunkt hat dem Verf. nie vorgeschwebt und würde ihn bei seiner Arbeit nur gestört und ermattet haben, sondern die Hauptsache soll sein: das Wissen und das Erkennen selbst, wie von den ältesten Zeiten die Menschheit erzogen hat und wie sie erzogen worden ist, welches die menschlichen Bestrebungen auf dem wichtigsten aller Gebiete sind, und wie sich die göttliche Idee, das Menschengeschlecht dem Ziele der Vollendung immer näher zu bringen, entwickelt und fortschreitend geoffenbart hat. Mittelbar freilich ist die Geschichte der Erziehung ein wesentliches Erfoderniß für die Erziehung selbst, und wie es keine wahre und allseitige Philosophie gibt, ohne eine Geschichte der Philosophie, überhaupt keine Wissenschaft ohne eine Geschichte derselben, so kann es auch keine wahre Erziehungstheorie ohne eine gründliche Einsicht in die Geschichte der Erziehung geben, sondern jede kann höchstens nur ein „verschobenes Bild" gewähren und in einzelnen Strahlen, nicht als die ganze Sonne, uns erscheinen.

Diesen Ansichten gemäß ist nun die Geschichte der Erziehung als eine „Biographie der Menschheit" betrachtet und in diesem ersten Bande an den Völkern des Alterthums entwickelt worden. Auf den letzten zehn Seiten des Vorworts hat der Verf. diese Geschichte zu skizziren unternommen, und seine Leser werden mit Vergnügen ihm folgen. Seine Ansichten sind klar und ansprechend, seine Sprache warm, herzlich und gebildet und zeigt, wie lebhaft ihn die Gegenstände bewegt haben, über die er schreibt. Diese gebildete Sprache gereicht dem Buche durchweg zur Zierde und wird dasselbe auch bei Solchen empfehlen, die bei wissenschaftlichen Werken sich vorzugsweise durch die Einkleidung angezogen fühlen.

Ref. kann, um nicht für den Raum d. Bl. zu weitläufig zu werden, nur im Allgemeinen den Inhalt des Buches angeben und dasselbe nach seinen verschiedenen Richtungen mit besonderer Beziehung auf die Griechen und Römer, als die hervorragendsten Völker des Alterthums, zu charakterisiren suchen. Da müssen wir nun zuvörderst in Beziehung auf das Material bemerken, daß Hrn. Cramer nicht blos das Lob eines geistreichen, sondern auch eines fleißigen Schriftstellers gebühret. Alle ihm nur irgend zugängliche Quellen in den alten Classikern sowol als in neuen Reisebeschreibungen hat er mit Aufmerksamkeit und Ausdauer studirt und meistens auch richtig gewürdigt. Wenn ihm nun auch in der Sammlung der

Stellen, die sich auf Griechenland und Rom beziehen, nur eine geringe Nachlese zu halten übrig blieb, so ist sein Verdienst der Anordnung, der Verbindung und Verschmelzung untereinander um so größer. Aber hinsichtlich der aus Reisebeschreibungen entlehnten Notizen gebührt Hrn. Cramer der Ruhm, hier zum ersten Male etwas Vollständiges und Zusammenhängendes gegeben und dadurch seinem Buche einen eigenthümlichen Werth verliehen zu haben, wodurch dasselbe zu einer nicht blos belehrenden, sondern auch ergötzlichen Lecture geworden ist. Diese fleißige Benutzung der Quellen und des aus ihnen zu entlehnenden Nützlichen scheint Hrn. Cramer weniger aufmerksam auf die Forschungen der Neuern gemacht zu haben. Es fehlt allerdings nicht an Verweisungen auf Niebuhr, Otfr. Müller und Jost bei den Abschnitten über die Dorier, Etrusker, Juden und Römer; aber auffallend ist es, daß man die Namen eines Heeren, Wachsmuth, K. Fr. Hermann, Manso, Leo gar nicht, den Namen Böttticher (sic) nur einmal (S. 309) und den Namen Jacobs nur zweimal (S. 276, 279) findet. Und grade die Schrift des Letztern: „Ueber die Erziehung der Hellenen zur Sittlichkeit", die so treffliche Erörterungen enthält, scheint Hr. Cramer nur in der ersten Ausgabe, nicht aber in der zweiten („Verm. Schriften", Th. III) zu kennen. Hugo's „Rechtsgeschichte" ist mehrmals angeführt worden; aber wäre nicht die Verweisung auf Zimmern's „Geschichte des römischen Rechts" passender und die Benutzung dieses Buches zweckdienlicher gewesen? Hinsichtlich der Monographien scheint Hr. Cramer kein festes System befolgt zu haben. Denn es sind ihrer nur wenige, wie die von Rötscher über Aristophanes (S. 248) und von Röder „De scholastica Romanorum institut." (S. 433) angeführt worden, da doch Vollständigkeit dieser Literatur grade in einem solchen Werke würde am rechten Orte gewesen sein, und die kleinen Schriften von Hegewisch, Gedike, J. A. Ernesti, J. G. Walch, J. D. Schulze, Böttiger, Beck, Gräffe u. A. eine Anführung und Würdigung ebenso gut verdient hätten, als die soeben genannten oder die von Philipp „De pentathlo" (S. 293).

Die Charakteristik der Erziehung und des Unterrichts beginnt mit den rohen Naturvölkern Afrikas und Amerikas, geht dann zu dem Beginne der geistigen Bildung bei den Chinesen über, weiter zu den Bewohnern von Japan, Pegu, Tibet und Ava und darauf zu den Indiern. Schon die Mittheilungen über China sind interessant, in einem noch höhern Grade die über Indien (S. 42—70). Der Fortschritt des Natürlichen zum Geistigen, die Achtung der Aeltern, Lehrer, des Alters überhaupt, der Werth der Kinder, besonders der Söhne, die Förmlichkeiten des Unterrichts, namentlich der Braminen, die Charakteristik der indischen Schulen aus der frühern und spätern Zeit, der Mangel an Bildung beim weiblichen Geschlecht, die Kinderaussetzung, der endliche Verfall des indischen Volkes — all Dieses bildet ein Gemälde, bei dem der Leser mit Interesse verweilt, und das besonders in jetziger Zeit, wo fast alle Die für dumm gelten, die das Sanskrit nicht verstehen, gewissen Leuten sehr erwünscht sein wird. Hr. Cramer, der jedoch nicht zu den unmäßigen Lobrednern des indischen Wesens gehört, hat hier die ihm zugänglichen englischen und deutschen Uebersetzungen verschiedener theologischer, poetischer und mystischer Schriften Indostans fleißig benutzt; um so mehr wundern wir uns, Bohlen's lehrreiche Schrift nicht erwähnt zu finden. Auch ist die Unsittlichkeit des indischen Gottesdienstes nicht in ihrem ganzen Umfange gewürdigt worden, wozu Ward's „View of India", Bd. I, S. 15, 117, 195—205, 257; Bd. II, 173; Bd. III, 167, 288—295, die Nachrichten des Abbé Dubois, Bd. II, S. 370 fg., und Tytler's (kein Geistlicher) in den „Considerations of the state of India", Bd. I, 243, 296, hinreichende Belege zum Beweis aller Indomanen gegeben haben.

Auf die Indier folgen die Perser, die Juden, die Phönizier und die Karthager, hierauf die Aegypter. Passende Bemerkungen über die Stellung Aegyptens in der Geschichte der Menschheit machen den Uebergang, an deren Schlusse (S. 121) Hr. Cramer also schreibt:

In der Entwickelungsgeschichte der Menschheit entsprechen die Aegypter dem Standpunkte des Knaben, der in den Elementen unterrichtet wird, und in dem nach der gewöhnlichen Weise des Treibens die Einzelnheiten in einer solchen Menge, wie Steine zu einem Denkmale aufgehäuft werden, daß das innere Leben fast ganz zurücktreten muß, weil die ganze Thätigkeit nur auf Besonderheiten und Einzelnheiten beschränkt wird. Wie der Knabe sich abmüht, um die einzelnen Steine zu seinem Gebäude der Erkenntniß und Einsicht zusammen zu bringen und ineinander zu fügen, so der Aegypter beim Bau der Pyramiden und Obelisken.

Der gelungenste Theil des Buches ist nach unserm Dafürhalten die Darstellung der griechischen Erziehung (S. 142—345). Eine tüchtige Belesenheit, ein geschmackvolles Urtheil und eine ausreichende Bekanntschaft mit der Geschichte des Landes haben hier eine gelungene Darstellung hervorgebracht. Wir theilen gleich den Anfang mit, der von des Verf. Ansicht und Liebe zum griechischen Volke Zeuge sein wird:

Der Genius der Menschheit, der sich bei den Aegyptern aus dem Zustande der Kindheit herauszuwinden suchte, aber noch nicht seinen Blick frei zu den Wolken emporheben konnte, sondern immer wieder zur Erde gebeugt wurde, erscheint in Griechenland als ein heiterer, lieblicher Knabe, dem im jugendlichen Wohlgenusse das Leben erblüht, der in ungetrübter Heiterkeit sich seines Daseins freut, mit harmlosem Sinne die Welt umfaßt und mit Allen, selbst mit den Göttern in vertrautem Umgange lebt. Der Klaggesang, in dem sich das unendliche Weh des Aegypters aussprach und in dem er, nach einem bessern Dasein ringend, seufzte, löset sich in Griechenland auf in die reine Harmonie einer Mannichfaltigkeit von Tönen, in welchen des Lebens bunter Wechsel von Schmerzen zur Freude und von der Trauer zum Jubel wiederhallt. Die Kampfspiele, welche bei den Aegyptern nur zur Verherrlichung der Todten dienten, verklären sich in Griechenland zu den höchsten Freuden des Lebens und werden hier, statt eine Todtenfeier zu sein, eine heilige Flamme, an der sich das ganze Volk erwärmte. Das Gestein, das in Aegypten durch sein Schweigen redete, wird in Griechenland belebt, die todte Masse erweicht und beseelt. In Aegypten war es die äußere Sonne, die bisweilen den Memnonien Töne entlockte; in Griechenland ist es die innere, ewige Sonne, die beständig aus der Tiefe der Steine hervortönt. In Aegypten diente die Kunst meist den ehrgeizigen Absichten der Herrscher, die sich durch ihre Gebäude verewigen wollten und denen

die willenlose Menge sklavisch folgte, in Griechenland aber war die Kunst ein reiner Abdruck der freien Geistigkeit, der die Eigenliebe und Selbstsucht aufgeopfert wurde.

Wir vermögen nicht der folgenden Darstellung, die gleichsam der Commentar zu diesen Eingangsworten ist, im Einzelnen zu folgen. Aber die verschiedenen Stufen und Zeitalter der griechischen Erziehung, die heroische Zeit, die dorische Erziehung, die spartanische Erziehung in ihren einzelnen Theilen, mit besonderer Berücksichtigung der Knabenliebe, wo es auffallend ist, die classischen Untersuchungen von Jacobs („Verm. Schriften", Th. III, S. 212—254) auch nicht mit einem Worte erwähnt zu finden, die Wirkung der Musik in der spartanischen Erziehung — alle diese sind mit Benutzung der vorhandenen Quellen ausführlich geschildert worden. Dann über Gymnastik, Orchestik und die Erziehung, Tapferkeit und Verstandesbildung der spartanischen Frauen. Nach einer kurzen Betrachtung über die kretensische Erziehung folgt (S. 231—343) ein sehr ausführlicher Abschnitt über die ionische, vorzugsweise die athenische Erziehung. In ihr werden drei Hauptperioden unterschieden: 1) die Zeit, wo die Erziehung mehr im Staate wurzelte, und wo die persönliche Freiheit in der des Staats aufging, dies ist die Erziehung der Freiheit; 2) die, wo sie sich von den Gesetzen des Staats losriß und als nothwendige Folge in freche Willkür ausartete, dies ist die Erziehung der Zügellosigkeit; 3) die Erziehung in der macedonischen und in der spätern Zeit, wo schon Athen der Mittelpunkt der gesammten griechischen Bildung ist, aber alles eigenthümlichen Lebens ermangelt, und wo alle Beschäftigung mit den Wissenschaften mehr eine Richtung auf äußerliche Zwecke, sei es das praktische Leben oder Gelehrsamkeit, erhält, — dies ist die Erziehung der Unfreiheit. Nach dieser Eintheilung wird die ionische Erziehung unter Drakon, Solon und dem Areopagus in körperlicher und geistiger Hinsicht geschildert; dann der Anfang der neuen Erziehung in Athen mit Sokrates und Aristophanes, die Persönlichkeit Beider dargestellt, die musischen und gymnastischen Uebungen besprochen und einzelne ausgezeichnete Persönlichkeiten, wie die des Alcibiades, herausgehoben. Die Zeit nach Sokrates liebt vorzugsweise die Rhetorik in den Sophistenschulen, ihre Bildung ist nur formell und auf den Schein gerichtet, ihre Methode im Unterrichte dialogisch.

(Der Beschluß folgt.)

Geschichte des deutschen Kirchenliedes bis auf Luther's Zeit. Ein literar-historischer Versuch von Heinrich Hoffmann. Mit einer Musikbeilage. Breslau, Graß, Barth u. Comp. 1832. Gr. 8. 16 Gr.

„Die Geschichte des deutschen Kirchenliedes bis auf Luther's Zeit, oder streng genommen, bis zum Jahr 1523, war bis jetzt so gut wie gar nicht vorhanden, weil man einestheils von der Ansicht ausging, daß es vor Luther kein deutsches Kirchenlied gegeben habe, oder anderntheils glaubte, jedes geistliche Lied müsse früher ein Kirchenlied gewesen sein." (Vorr.) Glaubte man aber, daß jedes geistliche Lied vor Luther ein Kirchenlied sei, so konnte ja doch eine Geschichte des deutschen Kirchenliedes vorhanden sein, nur hätte man manches geistliche Lied für ein Kirchenlied fälschlich gehalten. Dieser Grund scheint unhaltbar, und die Ursache, warum noch keine Geschichte des deutschen Liedes vor der des Herrn H. da war, ist keine andere, als weil's kein eigentliches Kirchenlied noch gab. Dies gesteht ja Herr H. selbst ein: „Die römisch-liturgische Sprache ist die lateinische; so lange diese bestand, konnte ein deutsches Kirchenlied nicht gefunden werden. Deutsche Lieder aber, wie sie die christlichen Slawen auf Kirchweihen, Bittgängen, Wallfahrten, Heiligenfesten u. s. w. sangen, sind keine Kirchenlieder, sie können zur Einführung derselben die Bahn gebrochen haben." Im Widerspruche steht also der Titel dieser Schrift mit des Verf. eigner Erklärung (S. 2): „Eine Geschichte des deutschen Kirchengesanges bis auf Luther's Zeit kann also nur eine Geschichte derjenigen geistlichen Lieder enthalten, welche bei jenen Gelegenheiten wirklich öffentlich gesungen worden sind." Darum ist aber das Verdienst des Verf. nicht minder groß, der aus vielen ältern und neuern Schriften das Zerstreute über den Gesang in den Kirchen überhaupt und aus den der Reformation Luther's zunächst vorgegangenen Jahrhunderten die Spuren der Uranfänge des deutschen gesammelt und möglichst miteinander verbunden hat. Dem Archäologen und Hymnologen gilt weniger unsere aller Kritik der hierhergehörigen Angaben ausweichende Anzeige als dem Freunde alterthümlicher Forschungen.

In den ersten neun christlichen Jahrhunderten nahm das Volk an dem Kirchengesange gar keinen Theil, sondern bei besondern Feierlichkeiten, z. B. an Heiligenfesten, auf dem Wege nach und aus der Kirche, selbst auf dem Marsche gegen den Feind und in die Schlacht sang es Kyrie eleison, Christe eleison, das es auch nicht verstand. In den folgenden zwei Jahrhunderten machten diese wenigen Worte den Schluß jedes Verses eines bei ähnlichen Feierlichkeiten gebrauchten Liedes. Das 12. Jahrhundert, wichtig für deutsche, besonders religiöse Dichtkunst, zeichnete sich vorzüglich durch Verbreitung des Christenthums, durch Begeisterung für welthistorische Thaten, Kreuzzüge u. dgl. aus, und erweiterte für fromme Dichter das Gebiet. Die Geschichte des Alten und Neuen Testaments, das Leben und Leiden Jesu, die Schicksale der heiligen Familie, das jüngste Gericht, die Thaten heiliger Männer, gottesdienstliche Gebräuche u. dgl. lieferten den Stoff. Aus dieser vielbewegten Zeit sind nur wenige Lieder übrig, ein Lied auf Maria, ein Weihnachts- und ein Ostergesang. Die Deutschen gingen singend: „Christ, der du geboren bist u. s. w.", 1167 in die Schlacht bei Tusculum. Es waren ihrer gegen 30,000, gegen welche sie kämpften. Der älteste kurze Aufruf: Kyrie eleison, wiederholte sich noch immer und gab jedem andern Liede der Art den Namen Leise (so viel als Melodie). Theilte auch das 13. Jahrhundert dieselbe religiöse Stimmung, wurde selbst im Volke der Drang nach deutschen Liedern der Geistlichkeit bemerkbar, so war diese viel zu bequem im Besitze und Genusse ihrer Zehnten und unterdrückte, unter dem mächtigen Beistande der römischen Curie, jeden Geistesaufflug des Volkes, jeden Versuch eines das Volk liebenden Priesters. Die Kämpfe unter Heinrich IV. und V. unter den Hohenstaufen, die Kreuzzüge schwächten die Macht des Klerus und des Papstes und riefen in dem Volke einen ritterlichen, großartigen Sinn hervor. Der Handel bereicherte die Städte, und in denselben erhob sich ein Stand, der reich und mächtig genug war, sich gegen Fürsten und Herren zu behaupten. Mit dem Reichthume gediehen Kunst und Wissenschaft. Mit dem gehobenen weltlichen Liede stieg auch das geistliche. Die ritterliche Poesie, ihre Minnelieder reizten geistliche Dichter zu ähnlichen und schufen, wie der Verf. (S. 50) sagt, „die auf Erden und im Himmel ausschließende, zur schwärmerischen Liebe gesteigerte Verehrung der heiligen Jungfrau Maria". Nur wenige Priester stimmten in diesen Ton ein, und wenn es geschah, so konnten ihre Lieder wegen ihrer Länge und ihres Rhythmus in die öffentliche und häusliche Andacht nicht übergehen. Doch gehörte das deutsche reli-

geistliche Lied wie das weltliche zur Volkssitte und ward es immer mehr. Daß das unter uns noch gewöhnliche Lied: „Christ ist erstanden u. s. w.", schon jetzt in mancher Kirche gesungen worden, ist hier erwiesen; daß es erweitert und auf verschiedene Weise bearbeitet worden, dafür sprechen Zeugnisse. Das Pfingstlied: „Nun bitten wir den heiligen Geist u. s. w.", erfreut sich ebenfalls eines so frühen Bestandes. Die deutschen Pilger erquickte auf ihren Fahrten das Lob- und Danklied auf Gott, und der Schiffer bestieg singend sein Fahrzeug: „In Gotes namen varen wir u. s. w." Im 14. Jahrhundert, wo Krieg, Ueberschwemmungen, Seuchen mit dem päpstlichen Interdict gar zu ernst stimmten, verstummte die religiöse Poesie fast, und die weltliche, von Dichterzünften und fahrendem Volke geübt, diente nach den Rittern zur Verherrlichung ihrer Thaten. Die Geißlergesellschaften sind im Allgemeinen das Abbild der Zeit. Ihre Bußübungen, ihre Gesänge fanden Beifall. Einige Kleriker predigten und sangen deutsch, aber die meisten behielten den lateinischen Gesang bei. Nur durch Ueberlieferung erhielten sich unter dem Volke deutsche Lieder, die es bei seiner häuslichen Andacht sang. Auch fing man an, lateinische Psalmen zu verdeutschen. Zur Verbreitung des deutschen Gesanges trugen die Flagellanten nicht wenig bei. Sie dichteten eigne Gesänge, hatten ihre besondern Vorsänger und sangen auf ihren Bußgängen zur Erbauung der Zuschauer. Vom Anfange des 15. Jahrhunderts bis in das erste Viertel des 16., der eigentlichen Wiege der Reformation, erhob sich die religiöse Dichtkunst freier und kräftiger. Die Kirchenversammlung zu Kostnitz 1414—18, und Basel 1431—45, weckten zum ernsten Nachdenken über das Heiligste im Menschen und brachten religiöse Meinungen und Lehren in Umlauf, an die man bisher kaum zu denken wagte. Die neu gewonnene Kenntniß der alten Sprachen und die Buchdruckerkunst halfen getreulich Gottes Wort verdeutschen und verbreiten; denn schon im 15. Jahrhundert wurden 14 deutsche Bibeln und viele Erbauungsbücher gedruckt. Das erste deutsche wirkliche Kirchenlied, d. h. welches in der Kirche gesungen werden durfte, fällt in die Jahre zwischen 1414 und 1423. Es ist ungewiß, ob es von Nikolaus von Kosel herrührt (S. 102 fg.). Leicht hätten die deutschen Synoden deutsche Lieder einführen können; das Volk sehnte sich darnach; aber sie fürchteten Rom. In einer der letzten zu Schwerin, 1492, wurde verordnet, ein deutsches Lied nach der Messe anstatt des „Gloria in excelsis etc." oder des „Credo etc." auf der Orgel oder im Chore zu singen. Es mußten also deutsche Lieder schon früher in der Kirche gesungen worden sein. Von 1480 an bis 1520 findet man auch in allen Agenden das Lied: „Christ ist erstanden u. s. w." abgedruckt. Aus jenen Zeiten stammen sicher noch: „Gelobet seist du, Jesus Christ u. s. w."; „Also heilig ist der Tag u. s. w."; „Freu' dich, du werthe Christenheit u. s. w."; „Gott sei gelobet und gebenedeiet u. s. w."; „Nun bitten wir den heil'gen Geist u. s. w."; „Ein Kindelein so löbelich u. s. w."; „Komm, heil'ger Geist, Herre Gott u. s. w."; „Gott, der Vater, wohn' uns bei u. s. w." Luther hat zum Theil diese Lieder in sein Gesangbuch 1524 aufgenommen und klagte, daß so wenig religiöse Dichter hervorträten und der Kirche ihre Gaben brächten. Ref. fiel es auf, daß die ersten Lieder meist nur aus Einer Strophe bestehen und später dieser mehre hinzugefügt worden sind. In der Kürze lag Kraft, und diese hob die Andacht. Hat man wohlgethan, den kraftvollen Gedanken, die eindringliche Wahrheit zu verwässern und die Andacht abzukühlen? Uebersetzungen lateinischer Hymnen waren schon im 14. Jahrhundert vorhanden und in die Kirche eingedrungen, Uebersetzungen neben und ohne den lateinischen Text, wie das „Credo etc."; „Wir glauben All' an einen Gott u. s. w."; „Der Tag, der ist so freudenreich u. s. w."; „Vater in Ewigkeit u. s. w." Jenen Liedern, in welche der lateinische Text theilweise der deutschen Uebersetzung eingewebt ist, sind die Lieder ähnlich, worin lateinische Verse mit deutschen oder auch nur lateinische Wörter mit deutschen willkürlich abwechseln, wie in der macaronischen Poesie. Sie sollen von Petrus Dresdensis, welcher 1440 zu Prag gestorben, herrühren, namentlich das bekannte: „In dulci jubilo, nun singet und seid froh u. s. w." In seiner alten Form gibt es (S. 152) der Vers. mit mehren andern. Ref. sah diese Lieder als Nachahmungen übersetzter Hymnen an, deren Dichter ihre Selbständigkeit versuchen wollten; anderer Meinung ist der Vers., welchem sie Mönchsspielerei verrathen. Als Brücke, den deutschen Kirchengesang des römischen Verbots ungeachtet, unbemerkt einzuführen, möchten wir die Lieder nicht betrachten. Nach den angeführten Proben dieser Mischpoesie scheint es, daß sie bald zur Erheiterung gedient, bald ernst ermahnend war. Sie erlosch im 15. Jahrhundert. Auch an die Grabmäler verlor sich diese Dichterei. Die kürzeste Grabschrift, die wir finden, aus der Kirche zu Dobberan vom Jahre 1588, stehe auch hier:

Herr Peter Wise
Tumba requiescit in ista,
God göwe ôm spise
Coelestem. Quique legit, sta! etc.

Schon lange hatte man weltliche Lieder nach bekannten Melodien gesungen. Sie waren dem Volke bekannt. Eigne, dem Grundtone des Liedes entsprechende zu componiren und singen zu lehren, war mit großen Hinderniffen verbunden. Zur Beförderung des deutschen Kirchenliedes und Gesanges dichtete man entweder das weltliche Lied in ein geistliches um und benutzte die Melodie, oder man dichtete ein geistliches und legte es der Melodie eines weltlichen Liedes unter. Zur Zeit der Reformation änderte man auch geistliche Lieder, wenn sie nicht mit der evangelischen Lehre übereinstimmten. Gewöhnlicher war es aber, geistliche Lieder zu dichten und den Anfang des weltlichen Liedes als Bezeichnung der Melodie darüber zu schreiben.

So weit der Verfasser. Freunden der alten Choräle wird die Musikbeilage, welche die wahrscheinlich älteste Melodie von „Krist ist erstanden u. s. w." und „Nu bitten wir den heil'gen geist u. s. w." und eines Osterliedes gibt, willkommen sein. 19.

Notizen.

Das „New monthly magazine" empfiehlt englischen Lesern in einer anonymen Notiz die Romane der Madame Hanke als etwas Vorzügliches. Wir gestehen, daß uns diese Empfehlung in Deutschland etwas befremdend klingt, wiewol wir die eigenthümlichen Vorzüge der Arbeiten dieser achtbaren Schriftstellerin nicht verkennen. Wie kommt es aber, was wol schon manchem Leser der englischen Reviews aufgefallen sein mag, daß diese so achtbaren literarischen Institute ihre deutschen Correspondenten und Mitarbeiter offenbar so schlecht zu wählen verstehen, daß in ihren Blättern oft nur die obscursten, bei uns wenig oder gar nicht geschätzten und gekannten deutschen Schriftsteller verkündigt und gepriesen werden?

Das nämliche Journal beurtheilt 20 diesjährige englische Taschenbücher und erklärt, steigere sich deren jährlicher Zuwachs ferner wie seither, so würde ihre Beurtheilung künftig ein Review allein beschäftigen. Wir können uns hoffentlich dazu Glück wünschen, die Zahl dieser Ephemeren bei uns im Abnehmen begriffen zu sehen, wie aus den letztern Meßkatalogen erhellt. Ueberhaupt bleibt uns in der angebrochenen Zeit der Dürre unserer Literatur, da wir unsere großen Geister und bessern Köpfe allmälig absterben und keine neuen dafür aufkommen sehen, wenigstens der beruhigende Trost, daß wir unsern Nachbarvölkern immer noch weit vorausgeeilt sind, von denen die Franzosen z. B. die jüngst erst genossene unverdaute Hoffmann'sche Kost in den Novellen ihrer neuesten romantischen Schule wieder von sich geben, und sich noch lange Zeit quälen werden, ehe sie à la hauteur unsers Göthe gelangen. 153.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Freitag, — Nr. 67. — 8. März 1833.

Geschichte der Erziehung und des Unterrichts in welthistorischer Entwickelung. Von F. Cramer. Erster Band.

(Beschluß aus Nr. 66.)

Ehe der Verf. zur dritten der genannten Abtheilungen kommt, verfolgt er die Geschichte der Erziehung in Theben (S. 307—315) nach den wenigen Nachrichten, die von derselben auf uns gekommen sind, dann in Macedonien, wo aber eigentlich nur von Alexander dem Großen die Rede sein kann (S. 315—329). Was über ihn mit Benutzung der Quellen und der neuern Hülfsschriften von Zell und Stahr gesagt ist, zeugt von einer gerechten Würdigung dieses welthistorischen Charakters.

Aristoteles — heißt es S. 319 — verwirklichte und realisirte die Erziehung, die sein großer Vorgänger, Plato, nur in der unendlichen Welt der Idee aufgebaut hatte; Alexander war ein Jüngling des wirklichen Lebens, Achilles, sein Vorbild, ein Jüngling einer frei geschaffenen Dichterwelt. Beide sind der Triumph der Erziehung in der Weltgeschichte.

In dem dritten Abschnitte ist Gibbon und besonders Schlosser in einer Abhandlung in den von ihm und Bercht herausgegebenen „Archiv für Geschichte und Literatur", I, 228 fg, der Führer des Verf. gewesen. Warum ist aber des Jesuiten Cresollius fleißige Compilation, „Theatrum rhetoricum" genannt, nicht benutzt worden? Zur Geschichte der Sophisten würde Hr. Cramer im dritten Buche manche brauchbare Notiz, und in Eichstädt's Rede: „De ritibus sophistarum in inaugurandis literarum studiosis" (Jena 1826), gute Bemerkungen und Stoff zu Parallelen mit der neuern Zeit und Literatur gefunden haben. Andeutungen über den Unterricht in Kleinasien machen den Beschluß dieses Abschnitts.

Hierauf wendet sich Herr Cramer zu den Römern (S. 349). Die Einleitung stellt als Hauptgesichtspunkte auf, daß die Subjectivität der spätern Zeit Athens und die in der Zeit nach Alexander vorwaltende Objectivität sich in der römischen Welt fortsetzen, daß aber die Innerlichkeit der Römer sich weniger im unmittelbaren Leben des Volkes, als namentlich bei dem weiblichen Geschlecht und in der Familie ausspricht; daß ferner die Welt der Römer vorzugsweise eine Welt der Aeußerlichkeit sei, ihr Streben ein nach Außen gerichtetes, auf Erwerben und Vertheilen, auf Krieg und Recht, mit einem Worte, daß man im Römer den gereiften Jüngling erblickt, dem im jugendlich-kriegerischen Muthe die ganze Welt gehört, der aber nicht von einem blinden Streben nach Außen getrieben wird, sondern sich eine Welt erobern, sich einen Besitz verschaffen und sich das Haus seiner Zukunft gründen will. Wenn daher die griechische Erziehung eine reine menschliche war, so ist die römische mehr eine auf äußerliche Zwecke gerichtete, und es tritt mehr ein Stand der Gelehrten neben und im Volke hervor (S. 349—353). Diese Andeutungen machen die weitere Ausführung derselben wünschenswerth.

In einer übersichtlichen Darstellung ist Das, was wir von etrurischer Erziehung wissen, abgehandelt worden. Der Abschnitt über die Römer beginnt mit der Achtung derselben gegen das weibliche Geschlecht, als einem Fortschritte des Geistes, und weist dies auf historischem Wege nach, wie schon Mich. Habicht im J. 1792 in einer noch immer lesenswerthen Schrift: „Ueber den Einfluß der Frauen in der römischen Geschichte", gethan hatte. Die Heiligkeit der Ehe, die Geburt der Kinder, die Namengebung, die väterliche Gewalt, Kinderbesitz, Aussetzung der Kinder sind in den folgenden Seiten behandelt, bis sich der Verf. zur ersten Periode wendet (S. 382), die die Erziehung und den Unterricht von den ältesten Zeiten bis auf Augustus begreift. In ihr ist die Erziehung mehr Privatsache. Was hierauf über die Einwirkung der Censoren, die äußerlichen Abzeichen der Knaben und Jünglinge, die Theilnahme der Erstern an den Senatsversammlungen, den Einfluß der Mütter, römische Pädagogen und Lehrer, Mädchenschulen und endlich über die Gegenstände des Unterrichts und ihre Verschiedenheit von dem griechischen sowie über die Bildung junger Römer durch Rechtsgelehrte und ihre Theilnahme am Kriegsdienste beigebracht wird, kann natürlich nicht neu sein. Aber Hr. Cramer hat diese Notizen bequem aneinander gereiht und gut vorgetragen, sodaß man nur wenige Stellen von Wichtigkeit vermissen wird. Die zweite Periode umfaßt die Zeit bis zum Untergange des weströmischen Reiches (S. 425). Der allgemeine Bildungszustand, die Verschiedenheit von der ersten Periode, die Grammatiker und Rhetoren, der Unterricht im Lesen und Schreiben, die höhere Unterrichtsstufe, die Betreibung der griechischen Sprache, die Rhetoren, ihre Verbreitung und Begünstigung, ihre nachtheilige Einwirkung auf die Erziehung sind die hier erörterten Gegenstände. Wir können

denselben unser obiges Lob nicht versagen, sind auch von dem fleißigen Quellenstudium des Verf. überzeugt, müssen aber doch urtheilen, daß er mitunter zu sparsam in Anführung der Quellen gewesen und den Forschungen älterer und neuerer Philologen, wie eines Manso, Wolf, Ast, Ellendt, zu wenig Aufmerksamkeit geschenkt habe. Ein kurzer Abschnitt (S. 449—452) verbreitet sich über den Unterricht in der Rechtswissenschaft. Hinsichtlich der weitern Erörterungen ist auf Hugo und Savigny verwiesen; aber wir finden doch das Gegebene zu dürftig, da es sich hier von der Nation handelt, auf welche die Rechtsgelehrsamkeit einen größern Einfluß gehabt hat als auf irgend eine andere. Wir wünschen, daß Hr. Cramer im zweiten Theile diese juristische Erziehung, die recht eigentlich eine Nationalangelegenheit war, ausführlicher würdigen möge. Recht gut ist die Aufzählung Dessen, was von Seiten des Staats und des Kaisers für Erziehung und Unterricht geschah durch Beförderung der Gymnastik, Errichtung öffentlicher Bibliotheken, Gründung des Museums in Rom, des Athenäums, des Hadrianeums und ähnlicher Anstalten, durch Besoldung öffentlicher Lehrer, die Gründung der Universitäten zu Rom und Konstantinopel, und durch die Verbreitung und Pflege der Wissenschaften in verschiedenen Theilen des Reichs (S. 452—472). Manche Einzelnheiten könnten, wofern es der Raum vergönnte, besprochen werden, wie auf S. 470 fg. die Bemerkungen über das Studium der Philosophie bei den Römern, die doch wol nach den verschiedenen Zeitaltern einige Modification erleiden dürften. Ebenso hat es uns befremdet, die Lucianischen Schriften nur sehr selten benutzt zu sehen, die doch für Erziehung und Unterricht viele interessante Notizen enthalten. In der Charakteristik dieses Schriftstellers von Jacob ist daher auch diesem Gegenstande eine besondere Würdigung (S. 27—49) zu Theil geworden.

Auch auf die Provinzen Gallien, Hispanien und Britannien hat der Verf. seine Beschreibung ausgedehnt und viele zerstreute Notizen vereinigt. Der Staat von Massilia ist hierbei besonders berücksichtigt worden, jedoch nicht so, daß alle Stellen über denselben, die unter andern in Johannsen's Schrift: „De Massiliae rebus et institut." (Kiel 1817), verzeichnet sind, benutzt wären. Den Einfluß Spaniens auf Rom und unstreitig auch auf die Erziehung und Bildung römischer Jugend hat Hr. Cramer zu gering angeschlagen, da derselbe unter der Kaiserregierung bedeutend genug war, wo Gelehrte und Dichter, Künstler und Musiker, Sängerinnen und Citherspielerinnen in großer Menge nach Rom strömten. Einige gute Bemerkungen hierüber hat Böttiger in den „Ideen zur Kunstmythologie", I, 412 fg.; der Gegenstand verdiente wol eine ausführlichere Behandlung.

In der Vorrede wird im Laufe eines Jahres bestimmt ein zweiter Band versprochen, der die Theorie oder die Erziehungssysteme der ausgezeichnetsten Männer des Alterthums darstellen soll. Diesem Bande wird sich späterhin die Geschichte des Unterrichts und der Erziehung im Mittelalter und in der neuern Zeit anschließen. Allerdings eine große und vielumfassende Aufgabe. Aber Ref. glaubt nach dem vorliegenden Bande, daß Hr. Cramer durch Geist und Fleiß zu der Lösung derselben befähigt ist.

Papier und Druck sind sehr gut. Wir können jedoch hierbei die Bemerkung nicht zurückhalten, daß die Citate künftig gleichmäßiger und vollständiger sein mögen. Wir sind nicht selten auf Druckfehler und auf Citationen verschiedener Ausgaben, wie des Aristoteles und Plutarchus, fast auf derselben Seite gestoßen. In den Augen philologischer Beurtheiler würde dies Hrn. Cramer nicht zum Lobe angerechnet werden. Dann wünschen wir auch die Abfassung der Anmerkungen gleichförmiger für das Auge eingerichtet. Wozu immer das häßliche cf. oder conf. in deutsch geschriebenen Anmerkungen? Oder ein Gemisch von lateinischen und deutschen Wörtern, wie: „Cornel Vorrede", „Diogen. Laert. Lucian", „Cic. Brut. 91. Plutarch, Cic. 4", oder Symmachus, Caja Caecilia, Casaubonus, Paufler, Athenaeus und andere Wörter, die sich in der Mitte deutscher Anmerkungen ebenso unzierlich ausnehmen, als die vielen mit lateinischen Buchstaben gedruckten Namen in Preuß' trefflicher „Geschichte Friedrichs des Großen". Es ist diese Ausstellung allerdings in Beziehung auf das Ganze immer nur eine Kleinigkeit; aber ein deutscher Schriftsteller sollte sich doch weder den Gebrauch lateinischer Abkürzungen noch ein so buntartiges Gemisch lateinischer und deutscher Buchstaben gestatten. In dieser Beziehung können wir uns das Ausland zum Muster nehmen. 39.

Ueber Kometen.

Wahrscheinlich war es das durch die Cholera und revolutionnaire Erscheinungen hervorgebrachte, mit der Zeit stationnair und zu einem besondern Bedürfnisse gewordene Angstgefühl, welches sich, nachdem die Cholera zu einer ordinairen Krankheit, die Revolution gar zu einem juste milieu herabgesunken war, auf die Kometen warf und von diesen, aus Nebel und Dunst bestehenden Körpern alles mögliche Unheil erwarten ließ. Mehre Schriftsteller beeilten sich zwar in mehr und weniger weitläufigen Schriften das Publicum zu beruhigen, welches sehr löblich war, denn mancher Geängstete geberdete sich so verzweifelt, daß man befürchten mußte die Stelle im „Klarkos" von F. v. Schlegel,

Aus Furcht, zu sterben, ist er gar gestorben,

auf ihn angewendet zu sehen; aber unglücklicherweise überschätzten die meisten dieser Autoren ihre Kräfte, verbreiteten Irrthum statt Wahrheit, verwechselten die einzelnen Kometen miteinander, sodaß die Verwirrung sich steigerte. Indessen ermangeln wir auch nicht sehr verdienstvoller Schriften, welche jedoch, wie häufig das Gute, erst ziemlich spät allgemein bekannt wurden, demnach hier in Bezug auf die gedrohte Gefahr etwas moutarde après diner, aber zu einer nützlichen Belehrung noch immer zu rechter Zeit angekündigt werden. Zuerst ist eines sehr interessanten Aufsatzes des berühmten Geometers Arago zu erwähnen, welcher, in den „Annales du Bureau des longitudes 1832" aufgenommen, unter dem Titel:

1. Betrachtungen über die Bewegung und die Natur der Kometen nebst ihrer Einwirkung auf unsere Erde im Allgemeinen und insbesondere über den Kometen, welcher im Jahre 1832 erscheint und eine Umlaufszeit von 9¼ Jahren hat. Von Arago. Brünn, Rohrer. 1832. Gr. 8. 8 Gr.

in deutscher Uebersetzung erschien, wobei jedoch der Uebersetzer diesem Aufsatz angehängte geologische Discussionen weggelassen hat, weil selbige in einem gleichzeitig erschienenen Werke:

2. Ueber den gefürchteten Kometen des gegenwärtigen Jahres 1832 und über Kometen überhaupt. Von J. J. Littrow. Mit einer lithographirten Tafel. Wien, Gerold. 1832. Gr. 8. 16 Gr.

bereits abgehandelt sind, sodaß beide Bücher auf gewisse Art zusammengehören. Was unsere Kenntnisse über Kometen überhaupt betrifft, so war es seit langer Zeit die Aufgabe der Astronomie, zu untersuchen, ob diese Gestirne, welche die Alten für Meteore unserer Atmosphäre hielten, zu unserm Sonnensystem gehörten, ob sie nämlich in der geschlossenen Bahn einer Ellipse sich fortwährend gleich den Planeten um die Sonne bewegten, oder ob ihre nicht geschlossene Bahn die Form einer Parabel habe, wo sich der einmal erschienene Komet im unendlichen Raum verlieren und nie wiederkehren würde. Diese Streitfrage war um so wichtiger, als von ihrer Lösung die richtige Kenntniß unsers Sonnensystems abhing, aber um so schwieriger zu entscheiden, als der kleine Raum, innerhalb welchem man einen Kometen beobachten kann, es im Zweifel läßt, ob seine Bahn eine langgezogene Ellipse oder eine Parabel sei, weshalb man auch die Bestimmung dieser Bahn in Bezug auf ihre Lage und ihr Verhältniß zu der Bahn der Erde um die Sonne die parabolischen Elemente des Kometen nannte; denn daß einst eine Zeit kommen werde, wo man Kometen entdecken würde, welche in kurzer Umlaufszeit um die Sonne eine sich deutlich darstellende Ellipse beschrieben, ahnete man früher nicht. Daher blieb nichts übrig, als die gefundenen Elemente eines neu entdeckten Kometen, welche stets im Kometenkataloge bemerkt werden, mit den Elementen früher beobachteter Kometen zu vergleichen, weil man mit fast völliger, aus astronomischen Gründen hergeleiteter Sicherheit zwei Kometen, welche gleiche oder sehr ähnliche Elemente der Bahn haben, als identisch annehmen kann. So fand Halley, daß die gefundenen Elemente des im Jahre 1682 beobachteten Kometen diesen als den nämlichen darstellten, welcher bereits 1607 und 1531 erschienen war, weshalb er dessen Wiederkehr im Jahre 1758 oder 1759 verkündete. Da von der Erfüllung dieser Prophezeiung der wichtige Beweis abhing, daß die Kometen gleich den Planeten zu unserm Sonnensystem gehören, zugleich aber bei der Bestimmung einer Kometenbahn auf die Störungen oder Perturbationen Rücksicht genommen werden muß, welche derselbe durch andere Planeten erleidet, wodurch sein Lauf verspätet, seine Bahn sogar umgestaltet werden kann, zur Zeit von Halley aber die noch nicht hinlänglich ausgebildete arithmetische Kenntniß diese Berechnung nicht gestattete, so unternahm später Clairot die Lösung dieses Problems, und der Halley'sche Komet bestätigte das Ergebniß der Rechnung, indem er am 12. März 1759 in seine Sonnennähe, das Perihelium, trat. Nachdem die Periodicität dieses Kometen außer allen Zweifel gestellt war, berechnete der Baron Damoiseau, ein berühmtes Mitglied des Bureau des longitudes, alle Perturbationen, welche der Halley'sche Komet auf seiner neuen Bahn um die Sonne durch die Planeten, denen er sich nähert, namentlich den früher unbekannten Uranus erleiden wird, und wir verdanken den Bemühungen dieses ausgezeichneten Calculators die Gewißheit, daß dieser Komet am 16. Nov. 1835 in sein Perihelium treten werde, wo wir ihn wahrnehmen werden, doch schwerlich in so imposantem Glanze und mit so majestätischem Schweif, als er früher erschien, denn dem Kometen scheint es wie dem Menschen zu gehen, indem er auf seiner Bahn immer mehr an Schönheit verliert.

Später am 6. März 1815 entdeckte der berühmte Olbers in Bremen einen Kometen, dessen Umlaufszeit 74 Jahre dauern und welcher am 9. Febr. 1887 durch seine Sonnennähe gehen soll. Da er indessen früher nie beobachtet war, auch die Erfahrung die Rechnung noch nicht bestätigt hat, so kann man seine Periodicität nicht als erwiesen annehmen, weshalb Arago im angeführten Aufsatz ihn auch nicht berücksichtigt.

Dagegen entdeckte der im Aufsuchen von Kometen unermüdliche Pons in Marseille am 26. Nov. 1818 einen Kometen dessen Elemente Bouvard dem Bureau des longitudes am 13. Jan. 1819 vorlegte, mit welchem der Professor Encke in Berlin sich beschäftigte, die Abweichung seiner Bahn von einer Ellipse und seine kurze Umlaufszeit von drei Jahren 115 Tagen erkannte. Die Erfahrung hat diese Berechnung bestätigt, und dieser durch die Eigenthümlichkeit, daß die Umlaufszeit immer kleiner wird und er mit immer wachsender Schnelligkeit um die Sonne läuft, ausgezeichnete Komet ist in den Jahren 1822, 1825 und 1828 beobachtet worden und am 4. Mai 1832 in seine Sonnennähe getreten.

Hierauf entdeckte der östreichische Hauptmann v. Biela am 28. Febr. 1826 zu Josephstadt in Böhmen einen Kometen, dessen Periodicität er erkannte und die Umlaufszeit von 6 Jahren 270 Tagen feststellte, wie solches Littrow im angeführten Buche bemerkt, während Arago das Verdienst, die Umlaufszeit bestimmt, nämlich aus den paraboliſchen Elementen die elliptischen berechnet zu haben, den Herren Clausen und Gambart zu Marseille zuschreibt. Diesen Kometen haben der Baron Damoiseau und Olbers in Bezug auf die Störungen, welche er erleiden könnte, berechnet und gefunden, daß derselbe am 29. Oct. 1832 die Ebene der Bahn, in der die Erde sich bewegt, durchschneiden und am 27. Nov. 1832 in seinem Perihelium stehen werde. Diese drei, oder wenn man will vier mit Sicherheit wiederkehrenden Kometen umfaßt unsere ganze Kenntniß von der Periodicität derselben, aber aus einer erlaubten Analogie kann man aus ihnen auf die übrigen Kometen schließen.

Was nun die Gefahr betrifft, welche ein Komet der Erde drohen könnte, so ist es klar, daß dieses nur in den beiden Punkten möglich sei, wo die Bahn des Kometen die Ebene unserer Erdbahn schneidet, wenn nämlich einer dieser beiden Punkte in der Erdbahn selbst liegt, und überdies die Erde in dem gefährlichen Augenblick sich in dem bedrohten Punkte selbst befände. Olbers in Bremen hat in einer sehr schönen Rechnung die Probabilität berechnet, mit welcher ein Komet, dessen Halbmesser der Hälfte des Erdhalbmessers gleich ist und dessen Sonnennähe sich innerhalb der Erdbahn befindet, mit der Erde zusammenstoße, und gefunden, daß man 281 Millionen gegen 1 wetten könne, daß dieser Fall nicht eintrete. Uebrigens sind die Bahnen aller Kometen, welche man bisher beobachtete, sowol unter sich als gegen die Bahnen der Planeten so gerichtet, daß ein Zusammentreffen unmöglich ist, und nur der Biela'sche Komet macht eine Ausnahme, denn am 29. Oct. 1832 durchschnitt er die Ebene der Erdbahn ganz nahe an einer Stelle der Erdbahn selbst und würde der Erde bedrohlich gewesen sein, wenn sie selbst zu dieser Zeit in dem erwähnten Punkt ihrer Bahn sich befunden hätte. Erst am 30. Nov. 1832 gelangte die Erde an diesen Ort und war mithin, da die mittlere Geschwindigkeit der Erde täglich 674,000 französische Meilen (eine franz. Meile zu 2000 Toisen oder 5898 Meter gerechnet) beträgt, im verhängnißvollen Augenblick mehr als 20 Millionen Meilen von der Gefahr entfernt. Uebrigens ist es bei der wahrscheinlich sehr großen Zahl der Kometen, bei den häufigen Perturbationen, welche ihre Bahnen erleiden, nicht unmöglich, daß einer derselben wirklich einst in die Nähe der Erde kommen könnte; aber selbst diesen Fall angenommen, ist es höchst zweifelhaft, ob die Wirkung dieses Zusammentreffens wirklich so gefährlich werden sollte, denn bekanntlich steht die Anziehung, welche ein himmlischer Körper ausübt, mit seiner Masse im Verhältniß, und der Komet zeigt sich aus so dünner, flockiger, durchsichtiger Substanz, welche sich nur an seinem Kern verdichtet, bestehend, daß seine Masse nothwendig sehr unbedeutend sein muß. Auch sah man einen im Jahre 1770 entdeckten Kometen, dessen Bahn der Jupiter zweimal sowol bei dem Eintritt in seine Nähe als dem Ausgang aus derselben gänzlich umwandelte, auch nicht den geringsten Einfluß auf die kleinen Monde des Jupiters, durch deren System er ging, ausüben, und überhaupt beruhen sämmtliche astronomische Verkündigungen auf der Annahme, daß weder die Fixsterne noch Kometen irgend eine Störung hervorbrächten, sodaß das bis auf die einzelne Secunde richtige Eintreffen dieser astronomischen

Vorhersagungen wol den größten Beweis für die Wirkungslosigkeit der Kometen liefern dürfte.

Indem ich hiermit den Lesern d. Bl. Dasjenige in kurzer Darstellung mittheile, was über den Lauf der Kometen mit Sicherheit ausgemittelt worden ist, mache ich Diejenigen, welche über die Erscheinung einzelner Kometen und über die Vermuthungen, die man in Bezug auf ihre physische Beschaffenheit und sonstige damit in Verbindung stehende Gegenstände hegt, nähere Belehrung wünschen, auf die am Eingang erwähnten Bücher aufmerksam, welche sehr populair, geistreich und besonders geeignet sind, die vielfachen über die Kometen verbreiteten Irrthümer, namentlich was ihre illusorische Einwirkung auf die Temperatur betrifft, aufzuklären, denen überdies mehre sehr interessante geologische Beobachtungen beigefügt sind, deren nähere Erörterung hier zu weit führen würde.

Schließlich bemerke ich, daß unter die Eingangs erwähnten Schriften über Kometen ganz besonders nachstehende:

1. Der zu erwartende große Komet nebst Darstellung seiner Eigenschaften und möglichen Wirkungen auf unsere Erde, desgleichen auch Betrachtungen über den Einfluß des Mondes auf die Veränderungen unserer Atmosphäre, und noch überdies ein Verzeichniß der sichtbaren Sonnenfinsternisse und beweglichen Festtage von dem Jahre 1833—1900. Mit verschiedenen Zeichnungen. Meißen, Klinkicht u. Sohn. 1832. 4. 6 Gr.

gehört, worin ein Aufsatz aus Nr. 176—178 des „Freimüthigen" vom Jahre 1830, mithin ein sehr verspätetes Tractätchen abgedruckt ist, aus dem hervorgeht, daß der Halley'sche Komet zwischen den Jahren 1834—36 erschienen würde, dagegen die confuse Behauptung aufgestellt wird, dieser Komet sei der nämliche, welcher den sogenannten heiligen drei Königen erschienen wäre, welche Reisende übrigens, wenn man der Mythe folgen will, keine großen Sternkundigen gewesen sein müßten, weil sie sonst nicht eine so ganz unverhältnißmäßige Zeit bei ihrer Heimreise gebraucht hätten, nachdem der sie auf der Hinreise leitende Stern erloschen war. 36.

Skizzen aus Polen. Aus der Brieftasche eines polnischen Offiziers. Frankfurt a. M., Körner. 1833.

Die Geschichte der polnischen Revolution ist bis jetzt nur in dem Hauptgange ihrer Entwickelung und in den Personen Derjenigen bekannt geworden, die an die Spitze der Ereignisse gestellt waren. Noch fehlte es in diesem großen Bilde an einzelnen treffenden Zügen, die uns das individuelle Leben, das auch die untergeordneten Glieder des Ganzen beseelte, näher vor Augen gerückt hätten. Ein erfreulicher Beitrag, um eine solche lebendigere Anschauung herbeizuführen, ist in den vorliegenden „Skizzen aus Polen" gegeben. In einfacher Sprache geschrieben, tragen sie das unverkennbare Gepräge der Wahrheit und genügen hiermit dem hauptsächlichsten Anspruche, den wir an eine Schrift dieser Art zu machen haben. Nur das Eine möchte zu tadeln sein, daß mitunter das eigentlich Charakteristische auf dem allzu breiten Grund eines in Polen wie in Deutschland stets nur unter denselben Formen wiederkehrenden alltäglichen Lebens aufgetragen ist. Allein immer entbehrt doch keines dieser Bilder solcher Züge, die in irgend einer Weise etwas eigenthümlich Polnisches hervorheben. Auch wird der Verfasser in der Fortsetzung derselben, die wie wir hoffen nicht ausbleiben wird, den gerügten Fehler leicht vermeiden, da ihn mittlerweile ein längerer Aufenthalt in Deutschland in den Stand gesetzt hat, die feinern Unterschiede des polnischen und deutschen Volkslebens schärfer in das Auge zu fassen.

Im Kampfe mit einem schweren Schicksal, selbst im Unterliegen gewinnt das in seinen Tiefen bewegte Gemüth einen dichterischen Aufschwung. Es bewähren sich die schönen Worte unsers Herder:

Wie die Flamme des Lichts auch umgewendet emporstrebt,
So vom Schicksal gebeugt, strahlet der Edle empor.

Eine solche poetische Stimmung hatten wir öfters Anlaß, bei unsern polnischen Gästen zu bemerken. Sie spricht sich auch hier aus, insbesondere in „Der Polen Reise durch Deutschland", und in dem Gedicht: „Der Flüchtling", welches — obgleich es erst aus dem Polnischen in das Deutsche übertragen werden mußte — als sehr gelungen gelten kann. Einige der vorliegenden Skizzen deuten auf die Fehler und Mißgriffe hin, von welchen die Geschichte der polnischen Revolution nicht frei geblieben ist. Unter Anderm wird eine Anekdote von Skrzynecki erzählt, die es deutlich genug macht, wie wenig dieser Mann das Vertrauen seines Volkes zu rechtfertigen und den Geist desselben zu würdigen verstand. Es wird hiermit ein neuer Beleg dafür gegeben, daß die Unternehmung der Polen mit deshalb mißlingen mußte, weil man nicht die Talente aus der Mitte der Nation an die Spitze gestellt, sondern ihr Schicksal den Händen Derjenigen anvertraut hatte, die blos nach ihrer gesellschaftlichen Rangstufe als die Ersten erschienen. Alle andern Erzählungen, mit Ausnahme einiger wenigen, schildern den Druck, der auf Polen lastet, geben aber zugleich Zeugniß von der Volkskraft, welche gegen diesen Druck anzukämpfen nimmer ermüdet. Wie dunkel daher in der Regel die Farben sind, mit welchen der Verf. malt, so wird man doch seine Schrift nicht aus den Händen legen, ohne an dem Glauben: „Noch ist Polen nicht verloren", und an der Hoffnung festzuhalten, daß noch einmal die Zukunft den Vorhang aufrollen und das große Drama fortsetzen wird, wo dann Manche der bisherigen kalten Zuschauer auch selbst wider Willen ihre Rolle werden spielen müssen. 156.

Literarische Notizen.

Ein Herr Okey, Attaché der britischen Gesandtschaft in Paris, hat zwei Schriften herausgegeben, zwar zunächst nur für Engländer und Franzosen berechnet, allein auch für Jedermann wichtig, der England oder Frankreich bereisen will, oder mit diesen Ländern in Verkehr steht. Die eine, in französischer Sprache, führt den Titel: „Droits et obligations des étrangers dans la Grande-Bretagne", die andere, in englischer Sprache, ist ein Compendium aller in Frankreich geltenden Gesetze u. dgl., welche für reisende oder sich daselbst aufhaltende Engländer und für den englischen Handel mit Frankreich von irgend einem Interesse sind.

Unter dem Titel „L'Europe littéraire" wird in Paris eine neue Zeitschrift angekündigt, welche alle zwei Tage in Folioformat erscheinen soll. Hauptredacteurs sind die Herren Bohain und Royer, zur Mitwirkung eingeladen alle ausgezeichnete Gelehrte, Dichter, Künstler u. s. w., darunter auch viel Deutsche.

Mit der im December 1832 erschienenen fünften Monatslieferung der „Contes arabes du cheyk El Mohdy", welche der gelehrte Orientalist J. J. Marcel in Paris herausgibt, ist der erste Band derselben vollendet. Charakteristischer noch als die berühmten „Tausend und eine Nacht", bilden sie die natürlichste Fortsetzung derselben.

Von Amédée Pichot kündigt man ein „Vie littéraire de Sir Walter Scott" an.

Mignet's Geschichte der Reformation ist der Vollendung nahe. Seine Reise nach Genf soll ihm wichtige Materialien dazu geliefert haben. S.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonnabend, — Nr. 68. — 9. März 1833.

Zur Geschichte der öffentlichen Meinung in Deutschland.

Zweiter Artikel.*)

Das deutsche Volk hatte die eiserne Zuchtruthe eines Despoten fühlen müssen, um künftig jede, von schwächerer Hand ihm zugedachte Züchtigung desto bitterer zu empfinden. Alle, welche den Sturm der Revolution verschlafen zu können gewähnt hatten, wurden gewaltsam aufgeschüttelt. Wie tief der deutsche Spießbürgersinn die urgroßväterliche Schlafmütze über die Ohren zog, um fortzuruhen und fortzuträumen, so zerriß doch die eiserne Hand Napoleon's, von einer höhern Hand geleitet, alle Fäden des engen Gespinnstes, in welches die Selbstsucht sich eingesponnen hatte, damit selbst wider ihren Willen die neugeborene Psyche eines deutschen Volkslebens ihre Schwingen entfalten könne. Der Mann des Schicksals weckte wieder den Glauben an ein Schicksal, welches als Vollstrecker einer höhern Gerechtigkeit die Völker und Einzelnen strafend trifft, wenn sie in egoistischer Absonderung ihr eignes Interesse und ihr eignes Wohl auf anderm Wege suchen als in dem Interesse der Gesammtheit und in der Wohlfahrt ihres Volkes. Aus der Werkstätte und von der Pflugschar weg mußte der Bürger und Bauer den Fahnen des Eroberers folgen; er mußte als dienendes Glied in die Kette sich fügen, womit Napoleon die Nationen belastete; er mußte einem fremden Willen, einem fremden Interesse gehorchen, um vielleicht in einer spätern Zukunft einem deutschen Nationalwillen und einem deutschen Gesammtinteresse gehorchen zu lernen.

Die fortwährenden Kriege, in welche Napoleon die Deutschen verwickelte, und das nächste Mittel zur Fortsetzung derselben, die Einführung einer allgemeinen Conscription, brachten mit tiefer Wirkung eine mächtige, geisterfrischende Bewegung in das stagnirende Leben. Die Tausenden und aber Tausenden aufgedrungene militairische Lebensweise drang ihnen auch neue Ansichten und neue Begriffe auf, die schnell in die Masse des Volkes übergingen. Ehe noch die Gefühle für den Ruhm und die Ehre einer deutschen Nation sich wiederbeleben konnten, erwachte doch wieder ein lebendigerer Sinn für kriegerischen Ruhm und kriegerische Ehre. Die Soldaten des Rheinbundes nahmen Theil an Napoleon's Siegen und Triumphen. Durch ihre zweifellose militairische Tapferkeit erzwangen sich die Franzosen die Achtung ihrer deutschen Mitstreiter, und bei dem Donner der Kanonen erwachte auf dem Schlachtfelde eine Sympathie, welche noch jetzt nicht ganz verklungen ist.

Ueberdies verdankte man, was das Mechanische des Kriegswesens betrifft, der Vereinigung mit Frankreich augenfällig zweckmäßigere Einrichtungen. Die mannichfachen Verbesserungen in dieser Beziehung, in Verbindung mit dem Geiste, welcher die neuen Formen beseelte, bewährten sich in den Jahren 1805 und 1809 in zweimaligem Kriege gegen Oestreich. Grade in Oestreich hing man aber im Militairwesen noch fest an veralteten Formen und Vorurtheilen, welche vielfach hemmend sich bewiesen; und grade in den Heeren Oestreichs schien den Soldaten des Rheinbundes, welche die Bedeutung der militairischen Ehre in höherm Maße hatten schätzen lernen, dieses Princip minder vorwaltend zu sein. Hiervon war die natürliche Folge, daß sie, den Kriegern ihres alten Kaiserhauses gegenüber, das Gefühl einer gewissen Ueberlegenheit in sich aufnahmen. Mitunter mochte dasselbe das Maß eines gerechten Urtheils überschreiten, allein es lebt noch jetzt in der Masse fort und findet sich nicht besonders geschmeichelt, sobald irgendwo den Bewohnern des jetzigen constitutionnellen Deutschlands bei ihren Angelegenheiten in Krieg oder Frieden die leitende Hand Oestreichs sichtbar wird.

In anderer Weise und mit anderer Wirkung war der Geist des preußischen Volkes den Franzosen und ihren deutschen Bundesgenossen entgegengetreten. Seit den Großthaten eines Friedrich II. hatte ein eigenthümlicher preußischer Nationalstolz, der Stolz des schnellen Emporkömmlings, immer schärfer und schneidender sich ausgeprägt. In der Zukunft konnte derselbe neue Thaten erzeugen, aber er mußte so lange als eitle Anmaßung erscheinen, als er nicht durch erfolgreiche Handlungen gerechtfertigt wurde. Jedenfalls beleidigte er Diejenigen, welchen er feindlich begegnete. Was hier Einzelne gefehlt haben mochten, wurde, wie dies in der Regel geschieht, ohne Wahl dem ganzen Volke zur Last gelegt. Als daher Preußen vor der Schlacht bei Jena mit kecker Herausfoderung den Franzosen und den Truppen des Rheinbundes den Handschuh hingeworfen hatte, mußte die gereizte Stimmung dieser letztern um so entschiedener sich äußern, je tiefer,

*) Den ersten Artikel siehe in Nr. 65 d. Bl. D. Red.

im Gegensatze mit einer eingebildeten Höhe, der jähe Sturz des preußischen Staats war. Wer sich noch jener Zeit erinnert, der erinnert sich auch, daß die Bewohner Preußens von Seiten der deutschen Verbündeten Frankreichs fast noch eine schlimmere Behandlung als von den Franzosen selbst erdulden mußten. Wie sehr der Freund des Vaterlandes diese Ausbrüche des Hasses von Deutschen gegen Deutsche beklagen mag, so bleibt doch die Thatsache nicht minder richtig. Und wenn noch jetzt, hauptsächlich in den unteren Classen der Bewohner der ehemaligen Rheinbundstaaten, eine gewisse bittere, nicht selten bis zur Ungerechtigkeit gehende Stimmung gegen die Bewohner Preußens unverkennbar vorherrscht, so dürfte wol die hauptsächlichste Veranlassung hierzu in jener Zeit und in ihren Begebenheiten zu suchen sein. Wie dem auch sei, so frommt es jedenfalls mehr, auf das Uebel und auf seine Quelle hinzuweisen, als sich durch Bemäntelung desselben in Täuschungen über die herrschende Volksstimmung einzuwiegen.

Während selbst in Mitte der Uebel, welche die Folgen der französischen Militairherrschaft über die Bewohner der Rheinbundstaaten verhängten, so Manches geschah, was auf der andern Seite wieder die Masse des Volkes mit dieser Herrschaft aussöhnte oder diese wenigstens in nicht allzu gehässigem Lichte erscheinen ließ, hatte sich der neue Zustand der Dinge auch in den gebildeten Classen zahlreiche Anhänger gewonnen. Es war zunächst die Macht des jeder Zeit von Gottes Gnaden herrschenden Genies, das sich Anerkennung zu verschaffen wußte. Hierzu kamen manche positive Einrichtungen, besonders sehr bemerkbare Verbesserungen in der Administration und Gesetzgebung, welche hauptsächlich viele Mitglieder aus der Classe der Staatsdiener den neuen Verhältnissen geneigt machten. Es waren dies nicht blos feile Seelen, die jeder Gewalt schmeicheln und an jede Gewalt sich verkaufen, sondern es fanden sich unter denselben ebensowol viele Männer, die im besten Glauben und in gewisser Beziehung mit vollem Rechte von der Herrschaft Napoleon's die Wiedergeburt eines einigen und kräftigen Deutschlands erwarteten, nicht minder achtbare Männer als zum großen Theile jene sogenannten Perser in Spanien, die als Anhänger Joseph Napoleon's unter der wiedereingesetzten Dynastie Verfolgungen und Verbannung erdulden mußten. Bei einem andern Theile der gebildeten Classen, hauptsächlich bei der gebildeten Jugend, mußte jedoch durch die fremde Unterdrückung das Gefühl beleidigter Volksehre immer lebhafter erwachen. Auch bei der Masse des Volkes wurden durch die Fortdauer der Fremdherrschaft so mannichfache materielle Interessen immer tiefer verletzt, daß hier gleichfalls der Wunsch der Veränderung, die Sehnsucht der Befreiung nicht ausbleiben und nicht länger durch den leeren Schimmer des kriegerischen Ruhms niedergehalten werden konnte.

Eine größere Stärke und einen weit allgemeinern Umfang mußten diese Wünsche und diese Sehnsucht in dem preußischen Staate gewinnen. Während den Rheinbundstaaten die Fremdherrschaft manche Vortheile brachte, hatte Preußen nur verloren. Es war zugleich der materielle Druck und das bittere Gefühl der in den Staub getretenen Volksehre, die zur Befreiung und zur Rache antrieben. Der plötzliche Fall Preußens schien für immer die folgenschwere Wahrheit gelehrt zu haben, daß derselbe nur durch die verderbliche Absonderung von dem gemeinsamen Schicksale des großen deutschen Vaterlandes verschuldet worden sei; und so war es nicht blos der Geist des preußischen Volkes, sondern derjenige einer deutschen Nation, den man zur Rettung anrief. Aus den Tiefen der Wissenschaft wurde er durch Fichte und seine gleichgesinnten Freunde beschworen, damit er, unsichtbar unter den Bayonneten der Feinde wandelnd, die Jugend durchdringe und befeuere. In mehr positiver Weise wirkte zu demselben Zwecke der neu gestiftete Tugendbund, der Mitglieder des verschiedensten Sinnes und der abweichendsten Meinungen umfaßte, die aber damals durch den gemeinschaftlichen Haß gegen den gemeinschaftlichen Feind an eine und dieselbe Sache gefesselt waren. Eine neue Wehrverfassung, welche auf die Masse des Volkes sich stützte und, wenigstens für eine Zeit lang, dem militairischen Talente ohne Rücksicht auf Rang und Geburt den entsprechenden Wirkungskreis versprach, kam ordnend und fördernd dem aufstrebenden Unabhängigkeitsgeiste des Volkes entgegen. Selbst die Einführung einer freisinnigern Städteordnung, sowie die Bemühungen der Gesetzgebung zur Erschaffung eines zahlreichen und selbständigen Bauernstandes können als Concessionen gelten, die man in den Zeiten der Noth der Masse des Volkes machte, auf welcher, wie man wohl einsehen mußte, die endliche Abwerfung des fremden Joches hauptsächlich beruhte.

So war denn von Preußen aus der Sinn für deutsche Unabhängigkeit, deutsche Freiheit, Einigkeit und Einheit eifrig genährt worden, und derselbe war bereits in einzelnen Unternehmungen und Wagnissen, wie in denen eines Schill, eines Herzogs von Braunschweig, eines Dörnberg zum Vorschein gekommen. Inzwischen konnten auch die Bewohner Oestreichs, obgleich sich ihr Kaiserhaus dem Protector des Rheinbundes durch enge Bande befreundet hatte, die im Kampfe mit Frankreich erlittenen Verluste nicht verschmerzen. Gemäß dem eigenthümlichen Charakter und der politischen Bildungsstufe der großen Mehrheit des östreichischen Volkes, verhielt man sich jedoch hier weit mehr in leidender Erwartung der Ereignisse, als daß man mit energischer Thätigkeit, wie in Preußen geschah, einen weitumfassenden Plan verfolgt und schon jetzt versucht hätte, das künftige Schicksal des östreichischen Reichs an das Schicksal des übrigen Deutschlands anzuknüpfen. Auch bei der heldenmüthigen Insurrection Tirols waren die hauptsächlichsten Triebfedern nur der Haß gegen die aufgedrungene Herrschaft und die Anhänglichkeit an das alte angestammte Regentenhaus, ohne daß man, wie bei den insurrectionnellen Bewegungen im nördlichen Deutschland, für eine eigentlich deutsche Sache die Waffen ergriffen hätte.

Es lag in der Natur der Verhältnisse, daß die eifersüchtig bewachte und bevormundete Literatur während Na-

poleon's Herrschaft nicht sehr direct für die Sache der Unabhängigkeit und Befreiung Deutschlands wirken konnte. Einzelne Versuche wurden mit tyrannischer Willkür geahndet. Sie trugen hauptsächlich nur dadurch, daß sie solche empörende Härte veranlaßten, mehr und mehr dazu bei, das Nationalgefühl zu reizen und zu erbittern. Vor Allem war es die für die Bildung der Massen so besonders wichtige periodische Literatur, die man in Fesseln geschlagen hatte. Auch andere Zweige derselben, welche in weiterm Kreise sich geltend zu machen pflegen, wie die Poesie, konnten nicht sowol eine besondere vaterländische als nur eine allgemeinere kosmopolitische Tendenz verfolgen. Göthe hatte in dieser Zeit sowie in den vorhergegangenen Jahren die reichen Schätze seines umfassenden Geistes entfaltet. Wenn wir indessen nach der unmittelbaren und eigenthümlich vaterländischen Bedeutung seiner Werke fragen, so müssen wir uns gestehen, daß sie weit mehr geeignet waren, eine gewisse Unterwürfigkeit und eine leidende Ergebung unter das fremde Joch zu fördern, als Gefühle zu wecken und zu nähren, die zum Kampf gegen die Unterdrückung begeistern konnten. Nur in seinem „Egmont" und etwa in seinem „Götz von Berlichingen" huldigte er den Ideen, welche durch den Sieg der französischen Revolution ihre Herrschaft verbreiteten, und welche sich bald gegen die verrätherische Mutter wenden sollten, die sie geboren hatte. Entschiedener und mit unmittelbarer Wirkung für die nächste Zukunft schloß sich der Genius Schiller's dem Geiste des deutschen Volkes an. Obgleich es kein eigenthümlich deutscher Freiheitssinn war, der ihn begeisterte, so war es doch die Idee der Freiheit, welche ihm, wenn nicht seine poetisch, doch seine sittlich bedeutendsten Werke einhauchte. In verklärtem Lichte erschien die Freiheit in seinem Posa, seiner „Jungfrau von Orleans", und mit seinem „Wilhelm Tell" hatte er den Deutschen für die Zeit ihrer Erniedrigung ein kostbares Vermächtniß hinterlassen, das reiche Früchte tragen sollte. Kaum irgendwo mag in Deutschland unter den gebildeten Classen ein Jüngling gefunden werden, der nicht einmal aus diesem Werke Begeisterung für Volksrechte, Volksehre und Volksfreiheit schöpfte. Und was auch die kalte und strengere Kritik an dieser Dichtung aussetzen mochte, es gibt wol keine Schrift im ganzen Bereiche der neuern deutschen Literatur, die in so weitem Umfange gleich tiefe Spuren zurückgelassen hätte. In kleinerm Kreise, aber mit ähnlicher Wirkung förderten Jean Paul und Andere die sittlich-nationale Entwickelung eines deutschen Volkslebens. Immer konnte jedoch der höhere Geist, welcher die deutsche Literatur beseelte, zunächst nur eine unbestimmte Nationalsehnsucht hervorrufen, die erst später im Denken und Thun eine bestimmtere Haltung gewann, wo dann aber freilich auch die Elemente, welche früher ein Ganzes zu bilden schienen, in mannichfache Gruppen mit sehr entgegengesetzten Bestrebungen sich absonderten.

Diese Sehnsucht hatte zugleich eine religiöse Färbung annehmen müssen. Wenden wir uns ja doch immer mit unsern Hoffnungen und mit unserm Glauben am liebsten an den Himmel, sobald eine drückende Noth auf uns lastet, gegen welche der Einzelne mit seiner schwachen Kraft vergebens ankämpfen würde. Als nun im Jahre 1812 die Stärke des Eroberers vielmehr durch die Gewalt der Elemente als durch die Macht seiner menschlichen Feinde gebrochen wurde, glaubte man deutlicher noch die Hand der Vorsehung zu erkennen. So wurde es ein politisch-religiöser Kreuzzug, der von Deutschland aus gegen Frankreich begann, sowol mit der ganzen Kraft der Liebe für das gemeinsame Vaterland als mit der ganzen Kraft des Hasses gegen den gemeinsamen Feind. Hauptsächlich im preußischen Staate und im übrigen nördlichen Deutschland nahm der Krieg diesen Charakter an. In geringerm Grade war dies im südlichen Deutschland, in den ehemaligen Staaten des Rheinbundes der Fall. Dennoch nahm man auch hier nicht blos an der äußerlichen Erhebung Theil, sondern auch an der innerlichen Erhebung durch neue Hoffnungen für ein großes, mächtiges und glückliches Vaterland. Allein je unbestimmter da und dort diese Hoffnungen waren, je weniger man noch darüber klar geworden, worin der endliche Preis des Sieges bestehen könne und solle, um so mehr mußte in der Folge die Wirklichkeit hinter den gespannten Erwartungen weit zurückbleiben. So folgte denn mit dem ersten pariser Frieden eine Reihe von Täuschungen, an welche sich eine noch lange nicht abgelaufene Kette von neuen Ansichten, Bestrebungen und Ereignissen anknüpft. *)

W. Schulz.

Die Naturreligion. Ein philosophisch-historischer Versuch von Karl Rosenkranz. Iserlohn, Langewiesche. 1831. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Gr.

Der Verf., dessen Vielseitigkeit der Bildung ebenso merkwürdig ist wie die Fruchtbarkeit seines literarischen Wirkens, da man ihn bald die theologischen Wissenschaften in besondern Schriften und ausführlichen kritischen Abhandlungen, bald die Theorie und Geschichte der Kunst bearbeiten und hinwiederum mit eignen Dichtungen in die Reihen der Kunstjünger treten sieht, hat in dem vorliegenden Buche einen der interessantesten Theile auf dem Felde der Philosophie der Geschichte behandelt. Man ist dafür im Voraus ihm schon deshalb Dank schuldig und wird zur Lesung seiner Untersuchungen eingeladen, weil wir grade in diesem Gebiete historischer Forschung überhaupt Weniges und noch weniger Ausgezeichnetes, Gründliches und Genügendes aufzuweisen haben. Wie groß bisher auch die Anstrengungen unserer Archäologen, und wie reich ihre Ausbeute bei dem Geschäfte sein mochte, die Naturreligion in ihren höhern Bildungsstufen, in den morgenländischen Culten, im ägyptischen und griechischen Mythenkreise und in dem des skandinavischen Nordens erschöpfend darzustellen, wohin Creuzer, Rode, Baur, Müller, Mone u. A. mit mehr und weniger Glück gestrebt haben, so hat man diejenigen Völker, welche wir die uncultivirten, die wilden nennen, und von welchen Rosenkranz in der Vorrede sagt, sie leben, haben ihre Sitten und Gebräuche, manche Beweise von Kunst, führen Kriege untereinander wie mit den allmälig sie immer mehr bedrängenden Europäern, allein es mangle ihrem Thun jene Gebundenheit, jenes unbewußte Verfolgen eines wirklich geistigen Princips, jener wie aus Einem Stück gegossene Zusammenhang, der die wahrhaft histo-

*) Der dritte Artikel folgt zu Ende des Monats. D. Red.

rischen Nationen Asiens und Europas charakterisire, — noch keiner solchen Prüfung, Vergleichung und Concentration ihres geistigen Lebens, ihrer religiösen Vorstellungen und Gebräuche unterworfen. Im engern Sinne befaßt nun der Verf. unter Naturreligion eben diejenige Religion, welche „dem Geiste da angehört, wo er im ersten Erwachen zu sich selbst noch nicht im Geist als solchem oder im Bewußtsein seiner eignen Natur, vielmehr noch außer sich in der Natur selbst lebt", und davon unterscheidet er diejenige Seite der alten, im Elemente der Natur befangenen Religionen, welche bereits so weit entwickelt ist, daß ihr die Natur nicht mehr identisch mit dem Geiste und Wesen des Göttlichen, sondern entweder das zweideutige Zeichen, worin der Geist sein Wesen anzuschauen bemüht ist, oder als menschliche Gestalt sein wahrhaftes, von ihm selbstbewußt durchdrungenes Abbild ist; Fortbildungen, welche er mit Hegel die symbolische und plastische Religion nennt. Ueber die Religion der wilden Völker findet sich nun zwar in unzähligen Reisebeschreibungen ein unermeßliches Material. Aber von wissenschaftlicher Seite hatte der Verfasser wenig oder keinen Vorgang. Meiners in seiner „Allgemeinen kritischen Geschichte aller Religionen" (Hanover 1806—7) bietet eine unendliche Menge von Thatsachen dar; aber die Kritik ist hier keine andere als ein vornehmes und lächerliches Absprechen, als wenn Alles in den Religionen der ungebildeten Völker Fetischismus und Aberglaube wäre. Benjamin Constant, in seinem berühmten Werke „Die Religion nach ihrer Quelle, ihren Gestalten und Entwickelungen", verbindet mit einem offenern und billigern Sinne das Bestreben nach genetischer Entwickelung der Erscheinungen. Hier aber ist dem Verf. schon der Begriff, den Constant von der Religion gibt, indem er ihr Wesen in die Empfindung setzt, zu unbestimmt und daher die daraus entwickelte Darstellung ungenügend. Die neuere Sammlung von Gerlach unter dem Titel: „Fides", ist eine zu wenig kritisch genaue und zuverlässige Zusammenstellung von Materialien, als daß sie dem nach einem wissenschaftlichen Einblick in das Wesen und die Gestaltung der untersten Stufen der Naturreligion verlangenden Leser Befriedigung gewähren könnte, wiewol derselben das Verdienst des Fleißes und der Reichhaltigkeit nicht bestritten werden kann.

In der allmäligen Entfaltung und Verdeutlichung des geistigen Lebens am einzelnen menschlichen Individuum findet sich die Analogie der Geschlechter- und Völkerindividuen, ein Bild der Urgeschichte der Menschheit. Nach solchen Analogien construirt denn der Verf. philosophisch ohne Rücksicht auf den ethnographischen Unterschied der Religionen die gemeinsame primitive Gestalt der Naturreligion. Er schildert zuerst den geistigen Zustand der auf der Stufe der Naturreligion noch lebenden Menschen und Völker, geht sofort über zu dem Verhältniß, in welches auf jener Stufe sich der Mensch zu den Kräften und Erscheinungen der Natur setzt, und schließt mit dem eigentlichen Thema, mit der Entwickelung der religiösen Ahnungen und Begriffe, der gottesdienstlichen Einrichtungen und Verhältnisse. Diese Darstellung von Leben, That und Religion der Wilden, oder, wie die Ueberschriften der drei Abtheilungen des Buches lauten, dem religiösen Gefühl als Grundlage der Naturreligion, der Magie als Aeußerung der Freiheit und dem Cultus als Inbegriff des religiösen Verhältnisses, ist in ihren einzelnen Ausführungen jedesmal von den betreffenden geschichtlichen Belegen begleitet und gibt ein klares, anschauliches und übersichtliches Bild von dem Ganzen. Es ist hier nicht der Ort, mit dem Verf. über seine Grundbegriffe, die er dem Hegel'schen System entnommen hat, über die Ein- und Abtheilung der vorliegenden Schrift, über die Anwendung und Ausdeutung einzelner Beispiele zu rechten, worüber sich Manches beibringen ließe. Eine geistreiche und scharfsinnige Darstellung muß es doch jedenfalls genannt werden, die kein Leser ohne Genuß aus der Hand legen wird, wenn der Verf. die allmälige Entfaltung des geistigen Lebens vom dumpfen, in das Naturleben eingesenkten Gefühle zum Bewußtsein des Unterschiedes von sich selbst, von der Natur und von dem göttlichen Wesen beschreibt; ferner, wie die Freiheit des Geistes im Kampfe mit den Kräften und Hindernissen der Natur der Magie vertraut, um durch den Traum, durch zufällige oder künstliche Zaubermittel, durch Todtenweihe und Beschwörungen sich die Erscheinungen des Lebens dienstbar, die Schrecken des Todes unschädlich zu machen; wie endlich der religiöse Cult des Fetischismus auf dieser Lebensstufe des menschlichen Geistes vom Niedrigsten und Rohesten sich emporbildet an die Schwelle des symbolischen Glaubens, wie die Idee des Priesters und der Priesterschaft an die Stelle der Zauberei und des Zauberers tritt und aus dem religiösen Geist der Gemeine sich das Opfer in seinen primitiven Gestaltungen entwickelt. Eine sehr schöne, nur zu kurze vergleichende Darstellung der symbolischen Religionen des Morgenlandes, mit einem flüchtigen Blick auf die Vollendung der Naturreligion in dem plastischen Geist und Gottesdienste der Hellenen, gibt der Verf. am Schlusse. Der Vortrag ist klar, soweit es für die nicht in den Kreis der Hegel'schen Terminologien Eingeweihten möglich ist, und kräftig, in den historischen Ausführungen nicht selten blühend und üppig, sodaß, wenn man im Zuge fortliest, die Temperatur der Rede nur zu schnell und scharf wechselt, wie die Wärmegrade der Luft in den Gebirgsstrichen des mittlern Amerika. Dadurch verliert der Eindruck des Ganzen an Einheit, und wir hätten gewünscht, der Verf. wäre bemüht gewesen, auch den philosophischen Theil seiner Abhandlung in einer weniger in den Schnürleib des Systems gezwängten Form darzustellen, um dem Buche in möglichst vielen Kreisen Eingang und Beifall zu verschaffen. Zu bedauern ist auch, daß der Verf. gegen den Schluß seiner Schrift mit einem Male aus dem würdig gehaltenen Tone wissenschaftlicher Darstellung heraustritt, und wie er selbst es nennt, in einer kritischen Improvisation über den berühmten de Wette herfällt, dessen Ansichten über den ägyptischen Cult mit verwerfendem Hohne mittheilend. Es mag ihn dazu die bekannte Opposition dieses berühmten Gelehrten gegen die Hegel'sche Philosophie gereizt haben, und wir sind allerdings der Meinung, de Wette hätte die Ideen der neuen berliner Philosophie unbefangener auffassen und billiger beurtheilen sollen; aber die Widerlegung oder der Angriff, der ihm hier widerfährt, macht den Riß größer und den Streit widerlicher, um so widerlicher, als auf Seiten des Verf. das Recht zu stehen scheint, das sich am besten durch sich selbst, in schlichter Erörterung der Thatsachen und Nachweisung der Wahrheit, Geltung verschafft. 46.

Literarische Anzeige.

Soeben erscheint bei mir und ist in allen Buchhandlungen zu erhalten:

Die
europäischen Verfassungen
seit dem Jahre 1789
bis auf die neueste Zeit.
Mit
geschichtlichen Einleitungen und Erläuterungen
von
Karl Heinrich Ludwig Pölitz.
Zweite, neugeordnete, berichtigte und ergänzte Auflage.
In drei Bänden.

Erster Band, die gesammten Verfassungen des deutschen Staatenbundes enthaltend. Zwei Abtheilungen. Gr. 8. 78¾ Bogen auf gutem Druckpapier. Subscriptionspreis: 4 Thlr. 20 Gr.

Leipzig, im Februar 1833.

F. A. Brockhaus.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonntag, — Nr. 69. — 01. März 1833.

Rosini's „Torquato Tasso". *)

Während die große Fruchtbarkeit der meisten dramatischen Dichter Italiens, z. B. Nota's, Federici's u. s. w., bei mannichfachem, unverkennbarem Talente ihren Erzeugnissen dennoch nur untergeordneten Werth verleiht, ist kürzlich ein neues Product auf der italienischen Bühne erschienen, das sowol durch seinen innern Werth als durch die literarische Stellung seines Verfassers, der bei vielen Verdiensten diesen Zweig der Poesie fast noch unberührt gelassen hatte, vorzügliche Aufmerksamkeit verdient. Giovanni Rosini, der Herausgeber des Guicciardini, des Machiavell u. s. w. und Verfasser mehrer eigner, mit vielem Beifall aufgenommener Schriften, unter denen „Die Nonne von Monza" in Deutschland am bekanntesten sein möchte, hat seit langen Jahren dem Dichter des „Befreiten Jerusalem" ein ernstes und sorgsames Studium zugewandt. Der Schreiber dieser Zeilen erinnert sich noch jetzt mit lebhaftem Interesse, wie er vor nun 13 Jahren bei einer Rundreise durch die Hörsäle von Pisa den wohlgewachsenen, fast athletisch geformten Mann einem zahlreichen, begeistert aufmerkenden Auditorium die Muse Torquato's geistreich charakterisiren hörte. Seit der Zeit hat Rosini die gewaltige Unternehmung begonnen und fast zu Ende geführt, Tasso's sämmtliche Werke, vermehrt mit zahlreichen, bisher ungedruckten Stücken, den Bedürfnissen jetziger Kritik angepaßt, neu herauszugeben. Die Jahre lange Beschäftigung mit dem liebenswürdigsten und beklagenswerthesten unter Italiens Dichtern hatte den empfänglichen Mann so lebhaft aufgeregt, daß ich mit Vergnügen der Gespräche gedenke, in denen er mir vor sechs Jahren seine vielfach eigenthümlichen Ansichten über Tasso's Lebensumstände entwickelte. Wie es nun dichterischen Gemüthern zu gehen pflegt, so hat Rosini nicht vermocht, die neu gewonnenen Ueberzeugungen in einer eignen, vielleicht mit vieler Gelehrsamkeit ausgestatteten Lebensbeschreibung niederzulegen, sondern er hat vorgezogen, seine geschichtlichen Anschauungen in der Form eines Kunstwerkes auszusprühen. So entstand sein „Torquato Tasso", ein Schauspiel, dessen erster Entwurf, im October 1831 mehren Freunden mitgetheilt und sogar auf die Bühne gebracht, einen Beifall und ein Entzücken erregte, von dem ich selber in Florenz und Pisa Augenzeuge war, und mit dem sich, was man in Deutschland die begeisterte Aufnahme eines Kunstwerkes zu nennen pflegt, schwer vergleichen lassen wird. Dieser Beifall ward indeß, nach dem Berichte öffentlicher Blätter, noch um Vieles gesteigert, als der Verf. vor etwa zwei Monaten sein neu bearbeitetes Werk nun als ein vollendetes zugleich der Presse und der Bühne übergab. Berichte über die Aufnahme, welche die vielfach wiederholte Vorstellung in Pisa gefunden, und über den enthusiastischen Beifall, den die Zuschauer dem Dichter bewiesen, sind, obgleich sie gedruckt vor mir liegen, von so überschwänglicher Art, daß ich mich kaum getrauen würde, sie deutschen Lesern in der Uebersetzung mitzutheilen. Indeß dürfte der seltene Eindruck, den dies Drama hervorgebracht, eben durch seine Entstehung sich leicht erklären lassen: Seit seinen ersten Anfängen, seit Trissino und seinen Zeitgenossen hat das höhere italienische Schauspiel sich niemals und am wenigsten bei Alfieri und seinen neuern Nachahmern von gewissen conventionnellen Formen und Gefühlen losmachen können. Selbst das bürgerliche Drama eines Goldoni blieb, seiner ordinairen Alltäglichkeit ungeachtet, von diesem Althergekömmlichen nicht frei. Nun hat Rosini, sich selber vielleicht unbewußt, wie wenig Andere vor ihm, einen großartigen, die edelsten Seiten des menschlichen Herzens ansprechenden Stoff, weniger um in hergebrachter Weise ein auf den Beifall italienischer Kritiker berechnetes Kunstwerk zu schaffen, als um seine Ansichten über den wahren Hergang eines historischen, reinmenschlichen Ereignisses in anschaulicherer Form darzulegen, als Drama bearbeitet. Seine Vermuthungen über den innern Zusammenhang der traurigen Schicksale Torquato's stützten sich allein auf seine Kenntniß des menschlichen Herzens, und so konnte er denn auch, wenn er dieselben Andern einleuchtend machen wollte, mit möglichst geringer Rücksicht auf traditionnelle Kunstregeln nur zum Herzen seiner Zuhörer reden. Die innere Wahrheit aber macht sich, allen Vorurtheilen zum Trotz, immer Bahn und erregt um so tiefer, je seltener sie gehört wird. Kein Wunder also, daß die Italiener von Rosini's schmuckloser Prosa zehnmal mehr entzückt worden als von Niccolini's kunstreichen Versen. Ich selber kam im vorigen Spätherbst grade von einer glänzenden Darstellung der

*) Vgl. hierüber auch Nr. 355 d. Bl. f. 1832. D. Red.

letztern, als ich auf flüchtiger Durchreise durch Pisa den mir seit lange befreundeten Verfasser des „Torquato Tasso" begrüßte und über den eben gewonnenen Erfolg nach mehrfachen Berichten Glück wünschte. Die mir kurz zugemessenen Stunden machten mir es kaum möglich, meinen Geschäften die geringste Zeit abzumüßigen, und ich will nicht leugnen, daß ich, so viel die Höflichkeit es nur irgend gestatten wollte, gegen den Autor protestirte, als er ein nicht unbeträchtliches Manuscript zur Hand nahm, um, wie er sagte, ein paar einzelne Scenen mir zur Probe mitzutheilen. Und dennoch steigerte sich nach weniger als einer Viertelstunde meine Aufmerksamkeit so sehr, daß ich, Campo Santo und Bibliotheken vergessend, ungeduldig die Fortsetzung der begonnenen Lecture verlangte und nicht eher aufstand, bis ich den durch vereinzelte Mittheilung unterbrochenen Zusammenhang nachträglich ergänzt sah.

Der Gedanke des Verf. ist, in wenig Worten, auf den Grund genauer Charakteristik der handelnden, durchaus historischen Personen und des ferrareser Hofes jener Zeit überhaupt, anschaulich zu machen, wie Alfonso von Este es für die gefährdete Ehre seines Hauses unerläßlich halten konnte, den Glauben zu verbreiten, daß Tasso gewisse, allerdings verfängliche Gedichte in einem Anfall von Geistesabwesenheit verfaßt habe, und wie er bei Tasso's entschiedenem Widerstreben sich genöthigt glaubte, die Voraussetzung dieser Verrücktheit selbst durch Zwangsmittel aufrecht zu erhalten. Bekanntlich erwähnen mehre gleichzeitige Berichte, daß Torquato's zahlreiche Widersacher auch zu den entehrendsten Mitteln ihre Zuflucht nahmen, um den vielfach beneideten Dichter aus der Gunst der fürstlichen Familie zu verdrängen. Beim Beginn des Dramas, der mit dem des Göthe'schen fast zusammenfällt, ist Tasso zum Besuch bei Alfonso's Schwester in Urbino. Achtung und Feundschaft, das Einzige, was Prinzessin Eleonore ihm gewährt, haben schon längst seinen glühenden Wünschen nicht mehr genügt, und er ist, eifersüchtig auf die, wie er glaubt, größere Gunst, die Andern zu Theil geworden, schon vor Monaten von Ferrara geschieden. Inzwischen haben Tasso's Feinde durch die Bestechlichkeit seines Dieners sich Eingang in sein Zimmer verschafft und dort unter seinen Papieren einige (erst kürzlich wieder aufgefundene und in dem „Giornale arcadico" abgedruckte) Zeilen gefunden, in denen die Prinzessin unter den zärtlichsten Wünschen namhaft gemacht wird. Die Höflinge haben die verfänglichen Verse unter der Hand verbreitet, und der ganze Hof ist aufgeregt über die Verwegenheit jener dichterischen Wünsche. Da kehrt Torquato, von verliebter Ungeduld getrieben, nach Ferrara zurück, vernimmt das Geschehene und fodert von dem Diebe seiner Schriften Rechenschaft, und es erfolgt der auch von Göthe erwähnte Zweikampf. Tasso's Feinde hatten jedoch bereits von andern Gedichten Kunde erhalten, die, von Tasso auf das ängstlichste verwahrt, den Verdacht erweckten, daß ihr Inhalt noch leidenschaftlicher sein möge als der jener zuerst entdeckten Zeilen. Don Gherardo Gherardini öffnet mittels eines Nachschlüssels, unterstützt von der Unerfahrenheit eines Bedienten Torquato's, die Chatoulle des Letztern und entwendet eine Brieftasche, welche vier von verliebter Glut überströmende Gedichte enthält. Obwol augenblicklich in den Besitz dieses gefährlichen Fundes gesetzt, will der tiefgekränkte Alfonso den Dichter doch nicht ungehört verurtheilen und verbirgt daher nicht nur in einem Gespräche des dritten Acts kunstreich seinen Zorn, sondern ladet Torquato noch auf den andern Tag freundlich nach Bel Riguardo. Hier erfolgt alsdann die sogleich als Probe mitgetheilte Scene. Der Herzog befiehlt, daß Tasso zu seiner Heilung in ein Hospital gebracht werden soll. Von hier entronnen, erscheint er im fünften Acte noch einmal im herzoglichen Schlosse vor der Prinzessin und versöhnt uns hier durch seinen männlichen Trotz mit der frühern Weichheit verliebter Stenen.

(Der Beschluß folgt.)

Nachlese zur Taschenbücherschau für 1833. *)

1. Alpenrosen.

Aus dem wild tobenden Gewirre der politischen Drangsale, deren Lösung die Arbeit von Jahrhunderten ist, flüchtet sich oft das Gemüth in den stillen Schoos der aus der Welt des Wirrwarrs verdrängten Muse. Was diese in ihrem schüchternen Versteck ausspinnt, kann nicht der volle Baum des vergeistigten Lebens sein, aber eine versöhnende Gemüthsstille war oft schon unter dem deutschen Volke die Frucht dieser Zurückgezogenheit aus den disharmonischen Elementen der Tageshändel. Das Asyl neutraler Gemüthsruhe, das die Schweiz in der Wirklichkeit nicht mehr vorstellt, hat sich in dem vorliegenden Almanach erhalten, und in den Stimmen und Liedern der Schweizersänger tönt noch der alte Klang heimischer Natureinsamkeit. Unter den prosaischen Gaben des diesjährigen Schweizertaschenbuchs entsprechen der angedeuteten Richtung besonders die „Naturzeichnungen" von Dr. Rudolf Meyer, der schon in den vorigen Jahrgängen Aehnliches lieferte und dessen Schilderungen unter den Titeln: „Thierzeichnungen", und „Geister der Natur", bei Orell und Füßli gesammelt erscheinen werden. Die sanft erregte Phantasie, die in diesen Bildern vorherrscht und an Hirschfeld's „Landleben" erinnert, befähigt dieselben besonders zur Lecture für eine bildsame Jugend. Auch in der Erzählung, die derselbe Verf. zu diesem Jahrgange beisteuerte, spricht sich dieselbe gemüthlich warme Auffassung der äußern Natur aus. Wagner von Laufenburg liefert zwei Gedichte in episch-lyrischer Form, deren erstes eine kriegerische Scene aus der Schweizergeschichte ausmalt, während das andere in einer Art Bänkelsängerton die wunderbare Rettung des lustigen Fiedlers im Schwarzwald, Hans Feldmann, erzählt, der bei Schaffhausen in einem Nachen auf dem Rheine den wilden Fluten preisgegeben war. Der zertrümmerte Nachen schießt an den Felsen im Stromfall vorüber, und der Fiedler, der in der Todesangst zum ersten Mal seiner Geige Töne des Gebets entlockt, wird seitdem ein ernster, gottgeweihter Musiker. Weniger bedeutend an Form und Gehalt sind die zahlreichen Gedichte von A. E. Fröhlich; dagegen wird das „Festlied zum Geburtstage eines Musikers", von Schnyder von Wartensee, in welchem alle Instrumente des Orchesters jedes seinem Charakter gemäß personificirt reden, Jedermann erfreuen. Das Trefflichste des Büchleins sind einige Gedankenkörner in lyrischer Form, von einem niederdeutschen Dichter, Wilhelm Wackernagel, dessen frische Sangesweise sich mit der Freiheit der Alpenluft gern verbrüdert. Waldesstim-

*) Vgl. Nr. 299—301, 319, 320, 336, 337 d. Bl. f. 1832 u. Nr. 24 u. 25 f. 1833. D. Red.

men, Felsenecho, Humpenklang im heitern Weiberkreise, alle Töne, die in der Turnerzeit tausend Kehlen der deutschen Jugend entströmten, hat sich W. Wackernagel in solcher Lauterkeit erhalten; seine Sprache ist ebenso bieder wie gedrungen und keck. Wir geben einige von den Versuchen, die der harmlosen Laune des Dichters entströmten:

Raum genug.

Raum ist mir genug geblieben:
Raum zu Schlössern in der Luft,
Hier im Herzen Raum zum Lieben,
In der Erde Raum zur Gruft.

Epidemie.

Wer nur lesen kann und schreiben,
Alles will jetzt Verse machen:
Wer wird endlich übrig bleiben,
Um die Andern auszulachen?

Die Schäfer ihrer selbst.

Der Geßner ist doch nicht sogar
Aus unsrer Literatur vertrieben:
Zwar nehm' ich keine Schäfer wahr,
Doch Schafe sind genug geblieben.

Die Malerischen.

„Wie definir' ich ihren Styl?"
Sie schreiben mit dem Pinsel
Und malen mit dem Federkiel.

Die Metrischen.

Mögt ihr meinethalben sein
Tüchtge Fußsoldaten:
Mit den Füßen ganz allein
Seid ihr schlecht berathen.

Denn hier ist ein Pegasus,
Und es gilt zu reiten:
Guten Sitz und festen Schluß
Lernt darum bei Zeiten.

Nicht unerwähnt darf bleiben, daß der Almanach mit einigen trefflichen Stichen aus der schweizer Befreiungsgeschichte und einigen komischen Thiergruppen geziert ist.

2. Musenalmanach, eine Neujahrsgabe für 1833. Herausgegeben von Heinrich Künzel und Friedrich Metz.

Von den beiden Herausgebern, die zum Frommen des guten Geschmacks weniger reichlich das Büchlein hätten bedenken und anschwellen sollen, ist der erste ein Sänger von Hessen-Darmstadt, der heimische Thaten in Balladenform zu feiern sucht, während Hr. Metz als Gegenstück zu sehr für allgemeine Interessen sich empfänglich zeigt. Für dergleichen Thema, wie: „Der Liebe Lust", „Der Liebe Schmerz", „Frühlingsgruß" u. s. w., sind die Saiten der deutschen Lyra in der That längst schlaff und schlotternd geworden, weil Jeder, den der poetische Flaum auf seiner Wange kitzelt, sie anschlug, und Hr. Metz zieht sie nicht einmal straff an. Dem Erstgenannten der Herren Herausgeber wollen wir dagegen seinen Localpatriotismus nicht verkümmern, können uns aber nicht für seine kleinen Winkelhelden interessiren. Recht anmuthig sind die scherzhaften Wechsellieder unter dem Gesammttitel: „Erod und Lyalos", von A. Rodnagel und L. Wittich; Jeder gibt dem Andern immer ein Gegenstückchen zum Besten. An L. Bechstein's hier gelieferten Gedichten ist die Diction zu loben, weniger erfüllt uns der Inhalt; der Bau seiner Terzinen ist gelungen, allein die Gedanken prosaisch. Unter Rückert's Liedern, voll frisch wehender Landluft, denen nur die neu gebackenen Ausdrucksweisen in ihrer naiven Einfalt einigen Abbruch thun, ist „Mein Park" besonders schön und sinnreich. Von Fouqué, dem alten Sangeshelden Niederdeutschlands, empfangen wir dankbar zwei werthe Gaben. Seine nordische Ballade, die den Ton mit sicherm Takte trifft, liefert kein fertiges, anschaubares Bild; in der Elegie: „Zelter's Heimgang", athmet eine tiefbegabte Dichterseele und der wehmüthige Anhauch eines ahnenden: „Dahin, dahin, ihm nach!"

3. Cäcilie, ein Taschenbuch für Freunde der Tonkunst, herausgegeben von Lyser.

Dieser erste, mit acht Zeichnungen und vier Musikbeilagen von H. Dorn geschmückte Jahrgang liefert bunte, leichte Waare. Skizzen, nichts als Skizzen, flüchtige obwol mit Geschick entworfene und radirte Strichelchen, auch in Betreff der poetischen Productionen, fast sämmtlich vom Herausgeber, nichts als Risse, nichts als Skizzen — ein Königreich für einen gediegenen Gedanken, für einen Einfall, der Stich hält! Indessen gutes Muthes! was Operntexte in der dramatischen Literatur, das ist Lyser's „Cäcilie" unter den Taschenbüchern. Der Zweck des Herausgebers, dem Musiker als dienender Musenbruder in die Hände zu arbeiten, ist zeitgemäß, und somit könnte sein zur Oper umgearbeiteter „Hamlet", von welchem hier die beiden ersten Acte mitgetheilt sind, einen tertsüchtigen Componisten wol reizen. Zudem hat die genannte Tragödie für den oberflächlichen Beschauer in den ersten Scenen einen opernmäßigen Anstrich, den Hr. Lyser herausgehoben hat, indem er den sich aufspreizenden Lärm, den des Königs Hoflager erregt, mit des Prinzen Schwermuth und dem Erscheinen des Geistes auf der Nachtstätte gut contrastiren läßt. Nach einem pomphaften Chorgesang zu Ehren der erborgten Majestät, beginnt z. B. Hamlet in der dritten Scene ein Recitativ

O brechet auf, ihr Wunden meines Herzens!
Ström' hin, mein Blut! verrinne Leben!
Umweht (umschwebt?) mich, bleiche Todesengel!
Mit eurem Fittich.

(Tempo.)

Laßt mich sterben. —

(Arie.)

Umsonst! — es trotzet mein Geschick
Der Macht des Schmerzes, der Macht des Todes!
Zum Kampf! zur Rache!
Tönt's fort in mir!
Himmel oder Hölle! — gib mir Licht!
Licht!! — ! —
Und ich folge Dir.

Das Leben eines Musikers, das den Stoff der ersten Erzählung im Büchlein ausmacht, ist in frischem Tone vorgetragen, aber ohne allen Werth der Neuheit. Ein größerer Reichthum musikalischer Anekdoten und Beiträge von Fremden, die eine strengere Auswahl erlaubten, wären dem Büchlein für das nächste Mal zu wünschen. 152.

Der Papst und die Freiheit. Von einem Rheinländer. Zweibrücken, Ritter. 1832. Gr. 8. 8 Gr.

Die christlichen Verbindungen, welche zahlreich genug sind und eine hinlänglich bestimmte Form angenommen haben, um mit dem Namen Kirche belegt zu werden, könnten gar nicht bestehen, wenn sie einigen ihrer Mitglieder nicht das Vorrecht der Anordnung und Aufsicht einräumen wollten. Was diese gewirkt, mit welchen innern und äußern Schwierigkeiten und Bedrängnissen, verständigen und unverständigen Gegnern sie zu kämpfen gehabt, welchen Einfluß sie gefunden und empfangen, lehrt die Kirchengeschichte, die keinen Gebildeten ohne Theilnahme läßt, von jeher trefflich bearbeitet worden und bearbeitet zu werden fortfährt. Das Verhältniß des päpstlichen Stuhls zur römisch-katholischen Kirche, dessen Ausdehnung und Beschränkung, ist von Fleury, Schröckh und Planck mit einer Gerechtigkeit, Unbefangenheit und Ausführlichkeit entwickelt, die jedem Besonnenen in Stand setzt, eine Meinung in sich auszubilden. Planck's „Geschichte der christlichen Gesellschaftsverfassung" ist ein unübertreffliches Meisterstück historischer Kritik und echt philosophischen Duldungsgeistes, welcher eigner Ueberzeugung nichts vergibt, ohne sich eine einzige Thatsache zu erlauben, die fremde für unerwiesen erklären müßte. Schriftsteller, die sich katholisch nennen,

bleiben unter den Protestanten tief zurück. Als Oberhäupter einer Verbindung, die aus Menschen besteht, befinden sich in der peinlichen Lage, sich zu gleicher Zeit ihrer Feinde und ihrer Freunde erwehren zu müssen, um durch die weiseste, zuvorkommendste und zeitgemäßeste Nachgiebigkeit bei jenen nur flüchtigen Dank, bei diesen bleibende Unzufriedenheit zu erwerben. Am härtesten trifft dieses Loos Den, welchem nun geistliche Waffen zu Gebote stehen. Die glänzen mehr als sie scheinen, dürfen nicht neu scheinen und gelten für verrostet, wenn sie alt geworden sind; ihr Besitzer muß sich nach weltlichen Bundesgenossen umsehen, und früher oder später wird der Schützling zum Untergebenen. Die Geschichte der Päpste ist eine ununterbrochene Kette solcher Erfahrungen, und den Beweis urkundlich zu führen, daß beiweitem die Mehrheit der von ihnen ausgefertigten Verfügungen, durch welche Zwiespalt unter den Genossen der Christenheit entstand, besonders Glaubenslehren betreffend, nicht von ihnen, sondern von mächtigen weltlichen Schirmherren ausgegangen sei, deren Eigennutz und Eigensinn sie angeblich beschworen, und unter denen sich besonders der sogenannte erstgeborene Sohn der Kirche, der Beherrscher des Frankenreichs, von jeher auszeichnete. Von reinpäpstlichem Absolutismus kann; seltene kurz dauernde und schwer gebüßte Ausnahmen abgerechnet, nicht ohne Unbilligkeit die Rede sein. War aber das abgedrungene und nicht selten lange verweigerte Wort der höchsten kirchlichen Entscheidung einmal gesprochen, die Sanction der Neuerung erzwungen, so befahl allerdings die Klugheit, es nicht zu widerrufen, wenigstens durch Beharrlichkeit die Ohnmacht zu bemänteln, und durch Veränderlichkeit des Sinnes nicht auch den Ueberrest des Ansehens zu verscherzen. Diese Fassung in den Stürmen der Zeit, diese Ungebeugtheit bei wiederholtem Verlust,

Per damna, per caedes, ab ipso
Ducens opes animumque ferro,

und sie allein hat der römischen Kirche möglich gemacht, ein Ganzes, und kein unbedeutendes Ganzes zu bleiben, obgleich es seit Jahrhunderten rasch zusammengeschmolzen ist und täglich neue Schmälerungen erduldet. Noch finden sich unter ihren gewissenhaften Bekennern Anhänger, durch Sittlichkeit, Vaterlandsliebe, Gelehrsamkeit, Beredtsamkeit und Geist ausgezeichnet, und aufgeklärte nichtkatholische Staatsbehörden tragen kein Bedenken, ihnen bürgerliche Rechte einzuräumen, einige derselben sogar, z. B. die nordamerikanischen, sie den eine Zeit lang mehr begünstigten Religionsparteien gleichzustellen. Das ist höchst folgerichtig, da sie von dem allerdings erhabenen Grundsatz ausgehen, Gewissensfreiheit sei das beseligendste aller Rechte, und selbst politische und persönliche Freiheit, so viel ihr nachgerühmt werden mag, werde um den Verlust der Gewissensfreiheit zu theuer erkauft, welche unersetzliche Beruhigung im Leben und im Tode gewährt. Gleichwol ist nichts dagegen einzuwenden, daß Alles, was von Vernunftgründen gegen die Lehren und Einrichtungen der römischen Kirche aufgeboten werden mag, zur Sprache komme. Das ist von jeher und mehr oder weniger überall geschehen und besonders seit der großen Kirchentrennung des 16. Jahrhunderts mit glänzendem und entscheidendem Erfolge, der sogar für die verlassene Kirche nicht ohne wohlthätige und heilsame Wirkungen geblieben ist. Auch mag zeitgemäß sein, Gründe, welche der Ueberzeugung hochverdienter Vorfahren einleuchteten, durch beredte Wiederholung vor der Vergessenheit ihrer Nachkommen zu sichern, zu verstärken und Folgerungen, die sich logisch und einleuchtend ergeben, zu allgemeiner Kunde zu bringen. Aber die Wahrheit gewinnt nicht durch Ungerechtigkeit, Uebertreibung und nichtigen Wortschwall, sondern wird vielmehr verächtlich in dem Munde des Fanatikers; und der besonnene unterrichtete Gegner eines bestehenden und, gleich allen menschlichen Dingen, unvollkommenen Verhältnisses, weise den unberufenen untauglichen Gehülfen mit Unwillen zurück. Diesem Geschick wird der Verf. vorliegender Flugschrift nicht entgehen. Nichts ist gut daran als Druck und Papier, und so schätzbare Gaben an sie verschwendet zu haben, kann der Verleger nur durch Begünstigung eines Publicums rechtfertigen, das hoffentlich in Deutschland nicht anzutreffen ist. Wir würden das unselige zu beleidigen glauben, wenn wir nöthig fänden die Hinfälligkeit des Einzigen zu entwickeln. Welche Beruhigungsstücke mögen dafür zeugen: „(S. 1) Darf der kirchliche Absolutismus in constitutionnellen Staaten fortbestehen? Er darf es nicht, weil dadurch der heilige, aus Gott stammende Grundsatz der Volksoberherrschaft in denselben nur halb hervortreten kann; (S. 4) weil die auf das freieste Volksleben einflußreichsten Ideen nie verwirklicht werden; (S. 9) weil die Völker, stets tiefer in religiös-sittlicher Hinsicht sinkend, zu immer größerm Verderben ihres staatlichen Gesammtlebens hineilen. (S. 45) Es ist die festeste Ueberzeugung in den wahren Vaterlands- und Menschenfreunden, daß nicht eine Handvoll selbstsüchtiger Herrscher, überhaupt nicht schwache Menschenkinder, sondern ein freier, über alle Schicksale und Verhältnisse erhabener, lebendiger Gott diese ganze Erde mit ihrer Menschenwelt regiere. (S. 60) Nicht minder als die Mörderhöhlen, die kirchlichen Klöster, müssen auch verbannt werden die Klöster unserer aufgeklärten Zeit, die Casernen, die Garnisonen, die stehenden Heere. (S. 64) Wenn einmal in freien Staaten freie Kirchen in Wahrheit bestehen, so werden sich die Völker in allen Ländern der Erde, durch gewählte Repräsentanten für Kirchen- und Staatenwohl, in irgend einer freien Stadt ihrer göttlich schönen Staatenrepublik vereinen, um allen Streit, allen Krieg, allen Hader aus ihren Grenzen als eine gotteslästerliche Rebellion gegen Vernunft, Freiheit, Gott und Menschheit zu verbannen; und sie werden dies auf graden, offenen Wegen besser zu vollbringen vermögen als jene Monarchen, jene Herrscher und Herrscherlinge aller Zeiten, auch unserer Tage, mit ihren Gesandten auf den berüchtigten Congressen, Conferenzen, Comitien, in Conventen bei verschlossenen Thüren, auf papierenem Glauben und pergamentener Treue, verziert mit dem Siegel der — Politik! Durch dieses große Beispiel wird die Christenheit mehr als durch gedruckte Bibeln und einzelne Missionare auf die Masse der nichtchristlichen, noch nicht wiedergeborenen Völker wirken." Der Verf. hat für gut gefunden, seiner Abhandlung noch funfzehn Betrachtungen und Visionen im Geiste dieser frohen Botschaft hinzuzufügen, die wir der Beherzigung solcher Leser überlassen, deren Wißbegierde durch das Angeführte nicht übersättigt ist. Das erbauliche Ganze schließt mit der Schilderung, die Samuel (B. 1, C. 8) dem jüdischen Volke, das des Geizes, der Bestechlichkeit, der Ungerechtigkeit seiner Söhne müde geworden war, welche er zu Richtern über sie bestellt hatte, von einem Könige entwarf, unter dessen Oberherrschaft sich die umliegenden Völker glücklicher fühlten. Für die Absicht des Buches ist diese Auswahl einer Stelle des Alten Testaments überaus geeignet. 95.

Literarische Notizen.

Von der Uebersetzung der „Briefe eines Verstorbenen" („Mémoires et voyages du prince Pückler Muskau. Lettres posthumes sur l'Angleterre, l'Irlande, la France, la Hollande et l'Allemagne") ist in Paris der dritte Band erschienen. In der Vorrede ist ein früher in verschiedenen französischen Zeitungen mitgetheilter Brief abgedruckt, worin der Fürst Pückler die Autorschaft ablehnt. Jene Vorrede schreibt diese Verleugnung der besondern Lage des Fürsten zu und gibt einige Nachrichten über ihn.

Béranger's neueste Lieder erschienen mit einer Widmung an Lucian Bonaparte im Februar unter dem Titel: „Chansons nouvelles et dernières". Der Dichter nimmt darin Abschied vom Publicum. Einzelne Lieder erinnern an seine besten, aber im Ganzen sieht man, wie wahr er selber gesagt hat, mit Karl X. Vertreibung habe seine Dichterschaft geendigt. Die Verkehrtheiten und Lächerlichkeiten der Restauration erweckten ihn zum Volksdichter. 9.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Montag, — Nr. 70. — 11. März 1833.

Rosini's „Torquato Tasso".

(Beschluß aus Nr. 69.)

Antonio Montecatino, diese hervorstechende Figur des Göthe'schen Dramas, erscheint nicht auf der Bühne; statt dessen lernen wir den bereits erwähnten Gherardo und den Secretair Crispo kennen, die freilich der moralischen Würde jenes Göthe'schen Charakters ermangeln. Maddalò, der Räuber jener ersten Verse, wird mehrfach erwähnt, und Don Ercole Rondinelli, ein Freund Tasso's, spielt eine etwas untergeordnete Rolle. Desto wirkungsvoller ist dagegen die Erscheinung des Dichters Guarino, der, zwar eifersüchtig auf die vielen, Tasso widerfahrenen Gunstbezeigungen und mit seinen Schwächen und Inconsequenzen ebenso bekannt als selber von ihnen frei, dennoch voll würdiger Gesinnung an dem heimtückischen Treiben jener gemeinen Neider keinen Theil haben will. Statt der Gräfin von Scandiano (Leonore von San-Vitale) treffen wir bei Rosini die gleichfalls geschichtliche Gräfin Arco, eine Vertraute der Prinzessin, ziemlich im Sinn der französischen Schauspiele. Eleonore und Alfonso endlich erscheinen beide minder weich und poetisch, dafür aber italienischer und individueller als in der Dichtung unsers deutschen Meisters.

Karl Witte.

Vierter Act.

Achte Scene.

Der Herzog kommt mit einem Buche unter dem Arm aus dem Schlosse und tritt Tasso entgegen.

Herzog. Ich freue mich, Euch zu begegnen, Torquato, denn ich beschäftige mich, wie Ihr seht, schon seit einiger Zeit mit Euern Gedichten.

Tasso. Eure Hoheit erzeigt mir zuviel Ehre. (Für sich.) Es ist eine andere Abschrift als die, welche ich der Prinzessin gegeben habe.

Herzog. Begleitet mich. Laßt uns die balsamische Luft gemeinschaftlich einathmen, die Morgens durch diese Gebüsche weht. Hier gleicht die Natur der Beschreibung, die Ihr von dem Gipfel des bezauberten Berges macht. Niemals betrete ich diese Anlagen, ohne zu denken, daß Ihr nach ihrem Vorbilde die reizenden Gärten der Armida schildertet. Immitten das Schloß, diesseit die Irrgänge, jenseit die Wasserkünste, welche die Leitungen des Po mit immer reichlichem Zuflusse versehen. Wenn wir dereinst nicht mehr sein werden, wenn aber Euer „Befreites Jerusalem" im Munde Aller leben wird, dann wird Niemand, wenn er die Schilderung des Gartens der Armida liest, die Anlagen von Bel Riguardo vergessen können.

Tasso. Die Freigebigkeit Ew. Hoheit hat diese Anlagen so sehr verschönert, daß man Euch ihren zweiten Begründer nennen kann.

Herzog. Gewiß, Torquato, der sechzehnte Gesang Eures Gedichtes ist einer der kunstreichsten und bewundernswerthesten. Niemand hat Euch aber auf einen Umstand aufmerksam gemacht, welcher dennoch auch dem minder Erfahrenen in die Augen fällt.

Tasso. Das wäre? —

Herzog. Obgleich Armida allein über sich zu verfügen hat, obgleich sie Heidin und Zaubrerin ist, so sind doch für ein christliches Gedicht der schlüpfrigen Schilderungen von ihren Umgebungen zu viele — und ich würde Euch rathen, sie zu tilgen.

Tasso. Aber die dichterische Nothwendigkeit —

Herzog. Von der rede ich nicht; der Grund meines Verlangens liegt aber tief, tief in Dem, was Euch und was mir geziemt.

Tasso. Was Ew. Hoheit geziemt?

Herzog. Torquato, die Welt weiß, daß Ihr seit zwölf Jahren zu dem nähern, fast möchte ich sagen vertraulichen Umgang meiner Schwester zugelassen werdet; was also soll sie sagen, wenn sie Gedanken und Schilderungen liest, welche die Scham verletzen? wie sollte sie nicht von den Gefühlen und Beschreibungen des Dichters auf Dasjenige schließen, was er täglich vor Augen sieht und so wenig achtet? Jene Stellen also müssen getilgt werden.

Tasso (verlegen). Aber die allzu verbreiteten Abschriften?

Herzog. Liegt in dieser Verbreitung nicht eine neue Schuld? Je größer ein Mann ist — und gewiß Ihr seid es so sehr als Wenige — desto sorgsamer muß er bedenken, ehe er dem Papiere einen Gedanken anvertraut, mit desto größerer Vorsicht muß er anstehen, Abschriften zu gestatten, durch welche seine Entwürfe verbreitet werden.

Tasso. Manchmal nöthigt die Ungeduld — — und dann die Gewohnheit, auf lose Blätter zu schreiben — —

Herzog. Wie Ihr noch auf dem Herwege gethan habt.

Tasso. So wißt Ihr schon, gnäd'ger Herr?

Herzog. Ich weiß Alles. — Ihr verließt die Gondel. Ihr setztet zu Fuß Euern Weg fort und verfaßtet vermuthlich ein neues Gedicht?

Tasso. Ja, mein Fürst, und so eilig es entstanden ist, kann ich die Hoffnung nicht aufgeben, daß Ew. Hoheit es huldreich aufnehmen werden. (Er nimmt eine Schrift aus der Tasche und überreicht sie dem Herzog.)

Herzog. Und der Gegenstand? —

Tasso. Die neue Verbindung Ew. Hoheit.

Herzog. Nun, ich weiß nicht, was der neugierige und thörichte Haufen von dieser meiner dritten Heirath sagen wird. In der That aber war der Wunsch, Nachkommen zu erzielen, der einzige Grund meines Entschlusses. (Er durchliegt die Schrift.)

Tasso. Möge der Himmel diesen Wunsch des ganzen Landes erhören.

Herzog. Das Gedicht hat meinen Beifall und möge bei

den übrigen seinen Platz finden. (Er legt es in das Buch, was er noch in den Händen hat.) Doch setzen wir uns. Auf dem Wege hierher habe ich einen Theil Eurer Poesien gelesen und will Euch über einige um Auskunft bitten. Ihr wißt, Torquato, wie sehr ich Euch liebe, und ich bin überzeugt, daß Ihr einst meine Gesinnungen erwidert habt.

Tasso (für sich). Einst —

Herzog. Auch weiß ich ferner, daß Ihr gesagt, ja selbst geschrieben habt, mein Interesse an Euern Dichtungen und mein Lob haben nicht selten zur Vermehrung Eures Ruhmes beigetragen; denn Ihr wißt wohl, daß keine Eurer Arbeiten mir gleichgültig ist.

Tasso. Zu viel Gnade.

Herzog. Sagt mir, die Laura, die hier so oft genannte wird, ist doch der Prinzessin Hoffräulein?

Tasso. Ja, mein Fürst.

Herzog. Ich errieth es schnell, und wie es scheint, war't Ihr ihr sehr gewogen. Und nun die Gräfin Scandiano? Ich habe die an sie gerichteten Gedichte mit Aufmerksamkeit durchlesen; aber so schön, so zierlich sie auch sind, so habe ich dennoch in keinem derselben diejenige Leidenschaft, das tiefe Gefühl gefunden, von denen der Mund überströmt, wenn das Herz voll davon ist, das Gefühl, das nur sich in den Versen auszusprechen scheint, die ich gestern Abend Euch im Zimmer meiner Schwester niederschreiben ließ. (Tasso macht eine Geberde des Erstaunens.) Darin indeß kann ich vielleicht irren; laßt uns jedoch zu andern Gedichten übergehen, die der Ueberschrift ermangeln. Hier, wo Ihr von funfzehnjährigen Qualen redet, hier, wo Ihr Euch Eures langen Dienens rühmt, und hier, wo Ihr die hohe Frau verherrlicht, die verkleidet bei einem Feste erschien —

Tasso (für sich). Himmel, was will er sagen?

Herzog. Und endlich der in geheimnißvollen Worten hin und wieder verstreute Name Eleonore — sagt mir, ob dies Alles wol auch den Kurzsichtigsten in Zweifel lassen kann, von welcher Eleonore Ihr redet.

Tasso. Mich dünkt, diese Gedichte ermangeln weder der Ehrfurcht noch der Verehrung?

Herzog. Ehrfurcht? Verehrung? — So sagt mir denn, ob Ihr es auch noch Ehrfurcht und Verehrung nennt, wenn Ihr an die Gräfin von Arco, die Ehrendame meiner Schwester, schreibt:

Wenn Livia zu mir spricht, mein Amor mich durch ihren Mund belehrt;

und damit jeder Zweifel schwinde, fügt Ihr an einer andern Stelle hinzu, sie sei:

Von einer schönern Gottheit hergesendet.

Seid Ihr wahnsinnig oder tollkühn, oder seid Ihr beides zugleich. (Tasso will antworten.) Schweigt! Eure Rede würde mich nur aufbringen — — doch auch diesen Schritt will ich Euch verzeihen, wie ich gestern Euch großmüthig die Verse verzieh, die Maddalo verbreitet hatte, und von denen Ihr, ja Ihr, Torquato, am besten wißt, an wen sie gerichtet sind.

Tasso. Gnädiger Herr —

Herzog. Schweigt! Ich wiederhol' es Euch, und hört mich schweigend an. Aber wer? — doch was sage ich wer, welcher boshafte Geist der Hölle konnte es Euch eingeben, daß Ihr Euch rühmt, mit klaren Worten rühmt, Liebe in einer königlichen Brust entzündet zu haben?

Tasso. Wie?

Herzog. Keine Deutung, keine Erklärung kann den Sinn Eurer Worte verändern:

In deiner königlichen Brust entbrannte
Von meines Lobes Liedern helle Glut.

Wenig Scharfsinn bedarf es, um zu erkennen, von wem hier die Rede ist, und soll ich nicht so freche Verwegenheit bestrafen? Antwort.

Tasso. Diese Verse, gnädigster Herr, sollten nicht bekannt werden.

Herzog. Wie kamen sie denn in meine Hände? — In der Sammlung der Uebrigen?

Tasso. Freunde, die rücksichtslos —

Herzog. Warum verweigertet Ihr sie dem Freunde nicht? Gelten Ehrfurcht und Pflicht Euch weniger als die Neugier der Freunde? Wohl weiß ich, daß Eure Einbildungskraft allein Euch die Gunst vorlog, deren Ihr Euch rühmt, denn schon seit langen Jahren thut Ihr nicht einen einzigen Schritt, dessen Fußstapfen mir unbekannt blieben, geht kein Wort über Eure Lippen, dessen Echo nicht in meinen Ohren wiederklänge; ich weiß also, daß bis jetzt nur Eure Phantasie sündigte. Wäre es anders, dann würde Euer Schicksal beklagenswerth sein. Dafür aber, daß Ihr nicht gewährter Gunst Euch rühmt, verdient Ihr Strafe, und Ihr sollt sie haben.

Tasso. So geht sie mir.

Herzog. Nein, auch dies noch will ich dem Dichter vergeben, der mir den Goffredo gewidmet hat. — Ihr habt mich hoch geehrt, und ich weiß es zu fühlen; Ihr habt mich tief gekränkt, und ich verzeih Euch. Nun aber stehen wir uns mit gleichen Ansprüchen gegenüber, und unsere Rechnung ist mehr als aufgehoben.

Tasso (steht auf). Mein Fürst, voll Dankbarkeit — —

Herzog. Setzt Euch, ich habe noch mehr zu sagen. Torquato, den ich ehrenvoll bei mir aufgenommen, den ich immerdar beschützt und geliebt habe, was soll ich von den Papieren denken, welche diese Schreibtafel verschließt? (Er nimmt die Schreibtafel aus der Seitentasche und hält sie dem Tasso mit drohender Geberde vor.)

Tasso. O schändlicher Verrath!

Herzog. Die Verräther lieb' ich nicht, das sagt' ich Euch schon gestern, und das wißt Ihr. Derjenige also, durch den diese Brieftasche in meine Hände kam, wird mir Rede darüber zu stehen haben, wie er in ihren Besitz gelangte. Die Gedichte aber rühren darum nicht minder von Euch her; ohne mein Begehren kamen sie in meine Hände, und nun verlangen Ehre, Pflicht und verletzte Gastfreundschaft, daß ich Rechenschaft über ihren Inhalt von Euch fodere.

Tasso. Gnädiger Herr — — für einen Andern —

Herzog. Hütet Euch wohl, zu lügen; die Lüge möchte Euch theuer zu stehen kommen.

Tasso. Allerdings für einen Andern, wie auch die Ueberschrift ergibt.

Herzog. Erhebt Eure Stirn und seht mir ins Gesicht; mich soll doch verlangen, ob die Treulosigkeit weit genug geht, mir Das in die Augen zu behaupten.

Tasso. Mein Fürst —

Herzog. Bedenkt, daß die Schuld mich zu Zeiten strenge machen kann, daß ich aber gegen den Lügner unerbittlich bin. Hofft also nur, wenn Ihr Euer Herz aufschließt, wenn Ihr wahrhaftig seid.

Tasso. Hoffen?

Herzog. Wenn Ihr nicht lügt. — Was könnte die Lüge Euch aber auch helfen, wo diese Papiere Gewißheit bieten? Wollt Ihr Euerm Vergehen nun noch die Lüge, wollt Ihr hartnäckiges Leugnen Eurer Verwegenheit hinzufügen?

Tasso. Ihr verlangt es?

Herzog. Ich verlange nichts, ich fodere Euch auf.

Tasso (steht auf). Da Ihr mich denn auffodert, mein Fürst, so will ich mich rücksichtslos Euch vertrauen.

Herzog (steht ebenfalls auf). (Für sich.) Ists möglich?

Tasso (verneigt sich mit Würde). Ich bekenne mich schuldig.

Herzog (für sich). Was hör' ich?

Tasso. Und flehe um Eure Gnade.

Herzog. Ihr gedachtet also wissentlich zu sündigen?

Tasso. Wer auf der Welt ist ohne Sünde?

Herzog. Ich am wenigsten, doch nicht auf solche Art.

Tasso. Darum flehe ich um Eure Vergebung.

Herzog. Und Ihr wagt auch, zu glauben, daß Ihr sie

verdienen könnt, während hier innen (zeigt auf die Schreibtafel) nicht eine Zeile steht, die nicht Lüge oder Wahnwitz wäre?

Tasso. Da innen ist aber auch alle meine bisherige Schuld enthalten, und nur Worte sind mein Verbrechen.

Herzog. Wäre es anders, würdet Ihr wol noch leben?

Tasso. Was Ew. Hoheit verletzt, kann vertilgt werden.

Herzog. Um Eures eignen Ruhmes willen unmöglich.

Tasso. Bedenkt, wenn die Feder fehlte, daß das Herz immer voll Ehrerbietung war; wägt das Gute gegen das Böse ab, und wenn das Letzte überwiegt, so seid großmüthig.

Herzog (äußerst heftig). Großmüthig auf Kosten meiner Ehre?

Tasso. Mein Fürst, wenn ich reuevoll und zerknirscht bin, so seid Ihr gnädig und edelmüthig.

Herzog (gelassen und mit scheinbarer Ruhe). Schuldig, reuevoll, Vergebung. Aber sagt mir nur, Torquato, weshalb denn?

Tasso. Weshalb?

Herzog. Habt Ihr mich nicht verstanden, oder wollt Ihr mich nicht verstehen?

Tasso. Nicht verstehen wollen?

Herzog. Man kann ja nicht fehlen ohne Ueberlegung.

Tasso. Ohne Ueberlegung?

Herzog. Sich keiner Vergehen schuldig machen ohne Einsicht.

Tasso. Was hör' ich?

Herzog (mit Strenge). Und Einsicht und Ueberlegung verließen Euch in dem Augenblicke, wo Ihr es wagtet, jene Gedichte zu schreiben.

Tasso. Ich?

Herzog. Ja, die Welt soll es wissen, daß Ihr den Verstand verloret und dadurch Euch entschuldigen; sie soll wissen, daß ich die Verirrung Eures Geistes erkannte und Euch darum unbestraft ließ. (Zu Cristyo, der an der Thür des Schlosses erscheint.) Meine Befehle sollen sogleich vollzogen werden.

Tasso (außer sich). Ich verrückt?

Herzog (kehrt noch einmal um). Ja, das seid Ihr, das müßt Ihr sein, und wehe Euch, wenn die Welt jemals ahnet, daß Ihr es nicht seid!

Anregungen. Erste Nummer. Auch unter dem Titel: War Shakspeare ein Christ? Shakspeare war nicht ganz Shakspeare. Oder über das christliche Princip in der romantisch-dramatischen Poesie. Von Fritz Fritzart. Heidelberg, Mohr. 1832. 8. 8 Gr.

Die „Evangelische Kirchenzeitung" hat in den letzten Jahren die Heroen unserer deutschen Literatur: Schiller, Goethe, Herder, Jean Paul, Jacobi und Winckelmann vor ihr Tribunal gezogen und den freien Schwung ihres Geistes nach dem engherzigen Maße einer todten Orthodoxie als unchristlich und ketzerisch verurtheilen lassen. Zu diesen Inquisitoren des 19. Jahrhunderts gesellt sich auch der Verf der vorliegenden Broschüre. Er bringt zuvörderst die von J. H. Voß im „Sophronizon" (Bd. 4, H. 2, S. 95 fg.) beregte Frage, ob sich Shakspeare an den römischen Katholicismus angeschlossen habe, in Erinnerung, lobt darauf Einiges an Shakspeare, vermißt aber gleich auf der zweiten Seite „unter den kostbaren Hölzern seiner Apotheose das kostbarste, das allen andern erst das Feuer der Verunsterblichung mittheilen kann, wir meinen das Holz vom Kreuze Christi." Und nun wird an dem Charakter Wolsey's in „Heinrich VIII." gezeigt, daß die Darstellung, die Geistes- und Charakterentfaltung bei Shakspeare falsch und unchristlich sei. Wolsey dient nicht Gott und Christo, sondern den drei Cardinalsünden: Fleischeslust, Augenlust und Hoffart, bei seinem Sturze weicht er ganz vom Evangelium und evangelischer Erkenntniß ab, er weiß nicht, daß der Mensch nur durch Jesum Christum Vergebung der Sünden hat, der Mörder und Todtschläger Wolsey kann nicht in den Himmel kommen, mit einem Worte, der bekehrte Wolsey ist noch immer der alte Adam, er verkennt und verleugnet das Christenthum auf eine entschiedene Weise. Alle diese Sätze sind nun auf eine wirklich unangenehme Weise mit Anführungen aus Baader's, Ad. Müller's und Tauler's Werken, aber auch mit Stellen aus der heiligen Schrift angefüllt, mit denen nach unserer Ansicht ein frevenliches Spiel getrieben wird, da ihre Anführung hier ebenso unwürdig als unpassend ist. Aus Allem wird nun indirect und direct gezeigt, daß Shakspeare kein Christ war, denn er durfte ja einen solchen Charakter nicht schildern. Dagegen würde es sehr erwecklich gewesen sein und innige Theilnahme erweckt haben, „wenn er den Zuhörern das Ringen und Kämpfen eines Menschen mit sich selbst in seinen Sünden, und mit dem Gesetz, das ihn verdammt, mit dem Erlöser in seiner Gnade, und mit der Gnade, die ihm dargeboten ist zu seiner Seligkeit" (S. 56), gezeigt hätte. Denn „Versöhnung, nicht der Freiheit mit dem Schicksale, sondern des Sünders mit Gott muß der Zweck der Tragödie, ihr Geist und Gehalt muß rein religiös, d. i. christlich, ihr Schauplatz nicht blos die Erde, die Hütte der Thoren, sondern auch das Parabies, Himmel und Hölle sein" (S. 59). Und nun beginnt ein mystischer Unsinn, wo man dem Verf. kaum folgen kann, bis endlich S. 69 gefolgert wird: „auch in dem christlichen Dichter (d. h. Shakspeare) hatte Christus, wiewol er in ihm war, keine Gestalt gewonnen; der Dichter stand außer dem Christenthum." „Ich bin der Weg und die Wahrheit und das Leben. Niemand kommt zum Vater denn durch mich. Joh. 14, 6. In Christo ist Ausgleichung und Ende alles Streites, ist Versöhnung und Friede. Daraus folgt für die romantisch-dramatische Poesie: sie geht und führt einen unwahren Weg und hat das Leben nicht in sich. Jesus Christus, als der Versöhner in Ewigkeit, ist von ihr mit einem heidnischen Schleier überhüllt. Und ist Poesie überhaupt natürlicher Mysticismus und der ursprüngliche Mysticismus der Schrift die wahre Poesie, so ist, wie Shakspeare's höchste Poesie von Prosa inficirt erscheint, die von ihm repräsentirte Poesie blos ein Poesie erkünstelnder Prosaismus und, da die wahre Begeisterung nur vom heiligen Geist ausgeht, in ihrer höchsten Begeisterung auswendig und nüchtern."

Sapienti sat. Denn man wird schon aus diesen Proben sehen, wie wenig der Verf. geeignet ist, über einen Shakspeare zu urtheilen, und wie viele Ursache man hat, zu glauben, daß er bald vergessen sein wird, oder daß er, wie er von Shakspeare am Schlusse sagt, „ein Stern ist, der vom Himmel fallen wird in der letzten Zeit", d. h. in der allernächsten Zukunft. Wäre Hr. Fritzart nicht so ganz incurabel, so würden wir ihn für ähnliche Untersuchungen auf Horn's Erläuterungen zum Shakspeare, Th. I, S. 272 fg., verweisen, aber dies Buch würde er auch schon aus dem Grunde verwerfen, weil Horn ein Protestant ist. Denn Hr. Fritzart ist allem Anscheine nach ein Katholik, wie wir außer seiner mystischen Tendenz auch aus dem lateinischen Citate des Alten Testaments und einer Stelle des Sophokles (das Graeca non legantur gilt bekanntlich vorzugsweise von den Katholiken) schließen. Auch seine Abneigung gegen Schiller, Goethe und Jean Paul, die ein guter Katholik nicht lesen und besonders nicht lieben darf, scheint für diese Annahme zu sprechen.

Zum Schluß müssen wir noch die Anmerkung auf S. 67 mittheilen. Im Texte ist der Teufel erwähnt. Dazu bemerkt Hr. Fritzart: „Wie der Teufel (Satyr, Spötter) auf dem Bock (τράγος Trug) in die Tragödie (Bocksgesang, Trug- und Teufelslied) gekommen ist, kann man schon in der geschichtlichen Entstehung derselben finden, und wes Geistes sie ist, sagt ihr Name. Sie heißt heutzutage, in der romantischen Zeit, auch Schauspiel." Ein erbauliches Pröbchen, wie weit es jetzt mit dem Etymologisiren und Combiniren gekommen ist. Soll dies auch eine „Anregung" sein, so kann sie nur zum Verdruß und zum Bedauern anregen.

39.

Correspondenznachrichten.

Berlin, Februar 1839.

— — Unsere Telegraphenberichte, die der bloßen Uebung wegen von hier nach Magdeburg und wieder rückwärts cursiren, geben die Thatsachen, die gemeldet werden sollen, noch oft in sehr verstellter und verkehrter Weise. Die Hieroglyphenkunst dieser unserer Luftschreiber — denn es gibt bei uns auch eine andere Art Luftschreiberei — scheint wenigstens unter den Eingeweihten selbst noch manches Misverständniß zu erzeugen.

— — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — —

Die beiden Eidler haben nun endlich hier das Feld geräumt, wenn nicht mit klingendem Spiel, doch mit klingendem Beutel, mit Benefiz, Brillantschmuck, einem prachtvollen Reisewagen, den sie zum Geschenk erhielten, und vielleicht auch mit tausend brennenden Herzen, die von den Füßen der Anmuthigen umstrickt wurden. Unter die Anekdoten, die man sich von ihnen während ihres hiesigen Aufenthalts erzählte, gehört auch Fanny's kurzes poetisches Glaubensbekenntniß. Auf die Frage, was sie von der deutschen Poesie halte, und welchem Dichter sie ihre Neigung zumeist schenke, erwiderte die witzige Grazie, sie wisse halt nit viel davon, von manchen Poeten kenne sie blos den Namen, von allen aber gefielen ihr Langbein und Streckfuß am meisten. Auch an diesen mag sie wol nur die Namen lieben, denn was nicht Bein und Fuß hat, gilt ihr nichts. Den Champagner liebte das naive Schwesternpaar in Gesellschaft mit dem hiesigen Hofschauspieler Blume aus großen Gläsern mit hohem Fuß zu trinken. Daß sie überhaupt auf einem hohen Fuß gern leben, kann ihnen Niemand verdenken, der weiß, daß jede von Beiden während des halben Jahres, wo sie das hiesige Ballet leiteten, eine Summe von 8000 Thalern zog. Sollte man nicht meinen, wir lebten in der römischen Kaiserzeit? Besagter Herr Blume, der sehr gut den Don Juan spielt, hat sie nach London begleitet, wo auch er an der dortigen deutschen Bühne Gastrollen zu geben gedenkt. Wenn der Fama zu trauen, sind die Damen durch ein dauerndes Engagement als Balletmeisterinnen an unsere Bühne gebunden, und der Reisewagen scheint ihnen nicht in der Absicht, sie schnell zu transportiren, sondern um sie schleunig hin- und zurückzuführen, verehrt zu sein.

Als die Kinder der Terpsichore abzogen, hofften wir sanftern und reellern Musen auf den Brettern begegnen zu können; allein Dem. Taglioni, die berühmte Tänzerin aus Paris, gastirt bereits und sucht den Verlust zu ersetzen, den Berlin erlitten. Bald aber denken wir Dem. Bertha Carl, die in Italien, Spanien, England, Frankreich und Belgien gefeierte Sängerin, hier zu begrüßen, und bis dahin mag sich die Tanzmanie austasen. Wenn wir die Donna Anna, die Armida und Alceste hören, werden die jetzt verschüchterten Enthusiasten der Tonkunst wieder Haupt und Stimme erheben, und eine Partei der Carlisten wird auch in Berlins Mauern aufstehen. Von diesen Carlisten hat der Staat wahrlich nichts zu fürchten.

Auch in dem königsstädter Theater brechen im Sonntagspublicum mitunter heftige Parteiungen aus. Man läßt neue Stücke nicht zu Ende spielen, trommelt, zischt, schreit nach dem Vorhange und verlangt einen beliebten Eckensteherwitz, den das Publicumchen sich fast täglich vorlegen läßt. Dieses Schaustückchen, eine kurze Scene, die einen numerirten Arbeitsmann, der an den Straßenecken müßig dem Treiben der Welt zusieht, als Helden producirt, hat den hiesigen Schauspieler Beckmann zum Machinator, um nicht Verfasser zu sagen, und um dem stürmischen Andrange seiner Vergötterer nicht zu erliegen, hat sich dieser unschuldige Bühnendichter sogar entschließen müssen, sein fingerlanges Werkchen im Druck herauszugeben. Die Wuth des Beifalls ist jedoch dadurch keineswegs geschwächt und abgeleitet; man verlangt den „Eckensteher Nante" noch immer fast täglich im Theater selbst, wo ihn Hr. Beckmann mit seinem allerdings ergötzlichen trockenen Humor als unverwüstlicher Improvisator stets mit neuen Einfällen ausstattet. Kenner und Freunde der dramatischen Muse fürchten, die kurze Scene, anfänglich nur ein junges, bescheidenes Kalb, werde noch durch die Zusätze zum Hohn der edeln Seelen zu einem vierbeinigen Stück erwachsen. Das Leben der berliner Volkshefe ist ja so reich: wie kann da ein einziger Auftritt und Abtritt genügen!

Während ein Theil des berliner Publicums in den mittlern und untern Ständen sich den Bagatellen und den allzu losen Scherzen der Bühnenleistungen vollauf hingibt, kann es nicht fehlen, daß in denselben Ständen auch eine zweite, jener schroff entgegengesetzte Richtung sich an einzelnen Erscheinungen bekundet, deren Extrem ebenfalls nichts weniger als gesundes Leben und frische, bewußte Thatkraft offenbart. Ich meine die Gemeinschaft der sich vom Außenleben und seinen Spielen zurückziehenden Frommen, deren Gemüther an einem wöchentlich einmal erscheinenden religiösen Blatte jetzt neue Nahrung zu gewinnen scheinen. Dieser „Sonntagsfreund", der eine Aehrenlese aus der Hengstenberg'schen „Evangelischen Kirchenzeitung" zum Besten gibt, schmeichelt sich, wie die englischen Pennyzeitungen, auch durch seine Wohlfeilheit in tausend stillen Werkeltagsfamilien ein.

Eine dritte Richtung Berlins, der die höhern Stände huldigen, ist die musikalische. Je mehr das Klassische in dieser Sphäre von der Bühne verdrängt wird, desto weiter und tiefer greift die Thätigkeit ausgezeichneter Virtuosen in Soirées und Concerten um sich. Beethoven und Haydn sind hier neben Mozart die Helden des Tages oder vielmehr des Abends. Der zweite Möser'sche Cyklus wurde mit einer Ouverture zum „Othello" von einem jungen Componisten eröffnet, dem schon früher eine Operette geglückt war, und der sich durch sein eifriges, fast stürmisches Klavierspiel auch als ausübender Künstler in der musikalischen Welt Berlins bekannt gemacht hat. Von seiner Ouverture sagte ein Musikkenner, er habe wol den wüthenden Mohren, aber keine Desdemona darin wahrgenommen. 148.

Literarische Notiz.

Le malheur d'un amant heureux, Comédie-vaudeville par *M. Scribe*.

Während die skandalösen Abenteuer des jungen Faublas im Vaudevilletheater die Wollüstlinge ergötzen, gibt ihnen Hr. Scribe im Gymnase eine derbe Lection. Das letzte Stück des geistreichen Dichters, der nicht immer ganz frei von aller Ueppigkeit ist, zeichnet sich ebensowol durch seine moralische Tendenz als durch Witz und glückliche dramatische Combinationen aus. Hr. De Thémines ist ein junger hübscher Mann, sentimental, leicht entzündbar und leicht entzündend, dem wenig Frauen widerstehen. Indessen fängt er an zu fühlen, daß auch die Myrten ihre Dornen haben. Seine Gesundheit fängt an zu leiden; er kommt aus dem Bade zurück, das er besucht hat, um sie wiederherzustellen, und kehrt in dem Hause eines Jugendfreundes, des Advocaten Bonneval, unweit Macon ein. Unser Don Juan hat drei Liebschaften: die eine mit einer Witwe, Mad. Simian; die andere mit Mad. Thorigny, der Frau eines Generals; seine dritte Geliebte ist Mademoiselle Bonneval. Diese dreifache Intrigue stürzt den jungen Mann in so viel Verlegenheiten, in solche Aengsten und Gefahren, daß man wirklich mit seinem Glücke in der Liebe Mitleid hat. Man weiß, wie künstlich Hr. Scribe seine Scenen ineinander zu verschlingen versteht, wie fein die Fäden gesponnen sind, an denen er seine Personen lenkt. Es ist uns nicht möglich in nähere Details einzugehen. Die Strafe des amant heureux besteht darin, daß er der Mad. Simian, die er wirklich liebt, entsagen muß und die Schwester seines Freundes, Mademoiselle Bonneval, heirathet. Dieses Vaudeville des Hrn. Scribe rechnen wir unbedingt zu seinen besten Leistungen. 143.

Hierzu Beilage Nr. 5.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Beilage zu den Blättern für literarische Unterhaltung.

Nr. 3. 11. März 1833.

Historische Denkwürdigkeiten Sr. Eminenz des Cardinals Bartholomäus Pacca über seinen Aufenthalt in Deutschland in den Jahren 1786—94, in der Eigenschaft eines apostolischen Nuntius in den Rheinlanden, residirend zu Köln. Von ihm selbst geschrieben. Mit einem Anhange über die Nuntien und geschichtlichen Documenten. Aus dem Italienischen nach dem soeben in Rom erschienenen Original übersetzt. Augsburg, Kollmann 1832. Gr. 8. 21 Gr.

Der Umschlag bezeichnet diese Schrift als den vierten Band der Werke Pacca's. Diese Bl. (1832, Nr. 193) sowie die „Zeitgenossen" (dritte Reihe, Nr. 25 und 26) haben sich angelegen sein lassen, das deutsche Publicum auf die Wichtigkeit der Denkwürdigkeiten Pacca's aufmerksam zu machen. Nach mehren Gesichtspunkten übertrifft vorliegende Mittheilung die der vorhergegangenen Bände an interessanten Beziehungen für Deutschland. Ein geistvoller, menschenfreundlicher Prälat redet hier als Sachwalter und diplomatisch-hierarchischer Stellvertreter des römischen Stuhles in Beziehung zur deutschen Nation und zu der durch hochherzige katholische Bischöfe vertheidigten kirchlichen Freiheit; er spricht sich als Römling mit so würdevoller Unbefangenheit aus, daß man seinen Erzählungen gern und mit wahrhafter Belehrung folgt.

Wie anmuthig leitet Pacca dieses Werk ein, durch eine Zuschrift an den Cardinal Sceberas-Testaferrata, in welcher er seine Rückkehr von auswärtigen Nuntiaturen vergleicht mit der Heimkehr Cicero's von ruhmvoll verwalteter Quästur in Sicilien. Wie der eitle Quästor wähnte, er sei Roms Tagesgespräch, wegen der Betriebsamkeit, mit welcher er die Hauptstadt vor Hungersnoth geschützt, während er fand, daß man in Rom kaum wußte, daß er Quästor in Sicilien gewesen sei, so erfuhr auch Pacca, daß das neue Rom den Thaten päpstlicher Botschafter im Auslande wenig Achtung beweist und mit Kälte davon spricht.

„So", fährt er fort, „bleibt das Verhalten der Nuntien unbekannt; das Wenige ausgenommen, was man aus ihren Briefen an Bekannte und durch fremde Zeitungen erfährt, welche letztere gewöhnlich nur Kritiken und Tadel über sie enthalten, weiß man nichts weiter von ihren apostolischen Ministerium, da ihre officiellen Berichte in den Archiven niedergelegt werden." Die Bekanntmachung der Geschichte seiner Nuntiatur in den Rheinlanden unternahm Pacca zum Nutzen für die Leitung der Kirchenangelegenheiten und zur kirchengeschichtlichen Rechtfertigung des heiligen Stuhles, indem er sich Cicero's Worte aneignet: „defendi adolescens, non deseram senex". Er benutzte von 1827 an den Sommeraufenthalt in Frascati, Roccarili und im Palaste Colonna zu Marino bis zum Herbste 1831, um dieses Werk auszuarbeiten.

Rücksichtlich der Verhältnisse, unter denen Pacca als Nuntius zu Köln seinen Vorgänger Bellisoni 1786 ablöste, verweisen wir auf die Biographie Pacca's in Nr. 25 der „Zeitgenossen", S. 49 fg. Er selbst entwickelt aus seinem Standpunkte die vielbeutige Thatsache, daß bei seiner Ankunft in den Rheinlanden die geistlichen Kurfürsten weder seine Person als Nuntius empfangen, noch die päpstlichen Vollmachten, die er ihnen überbrachte, annehmen wollten (S. 4), welches ihn unmittelbar darauf leitet, zur Rechtfertigung der Breven „des unsterblichen Pius VI." sich zu wenden und die deutschen Erzbischöfe, welche die Autorität ihres kirchlichen Hirtenamtes, den Schutz des Kaisers und die Rechtssprüche der höchsten Reichsgerichte für sich hatten, der schändlichsten Pflichtvergessenheit anzuklagen. Besonders die beiden letzten Erzbischöfe von Mainz, Erthal und Dalberg, werden hart beurtheilt (S. 6 u. 7); diese Strenge scheinbar entschuldigend, heißt es: „Der göttliche Erlöser, der in seinen Gesprächen mit den Sünderinnen und Publicanen die Sanftmuth und Güte selbst war, führte mit den treulosen Schreibern (?) und Schriftgelehrten eine ganz andere Sprache". Von dem Zustande der katholischen Religion (Kirche) in Deutschland wird gesagt: „Nachdem die Religionskriege zwischen den Katholiken und Protestanten eine Mauer aufgerichtet hatten und sich beide im gesellschaftlichen Leben näherten, theilten sich unglücklicherweise die Grundsätze des Protestantismus über die Rechte und die Autorität der Fürsten in Kirchensachen den katholischen Universitäten und Schulen mit, und jene Ehrfurcht, welche die guten Deutschen für den kathol. Klerus, den heiligen Stuhl und für die Disciplinargesetze der Kirche hegten, wurde immer schwächer. So lange als in Deutschland die Gesellschaft Jesu bestand, welche viele Collegien auf Universitäten und an mehren Orten die öffentlichen Schulen unter sich hatte, fanden jene unrichtigen Grundsätze starken Widerstand; aber die Aufhebung dieser um die Kirche so verdienten Gesellschaft und die Errichtung und Fortschritte geheimer Verbindungen verursachten der katholischen Religion die größten Nachtheile. Damals stürzte der letzte Damm zusammen, und Deutschland wurde von gottlosen und irreligiösen Schriften überschwemmt." Ferner heißt es vom Kurfürsten von Mainz: „Der Baron von Erthal, stolz und aufgeblasen, daß er ein Verbündeter des großen Königes von Preußen, Friedrich II., in dem berühmten Fürstenbunde geworden war, hielt es seiner Größe unwürdig, in geistlichen Angelegenheiten von einem Prälaten des römischen Hofes abzuhängen. Dieser Kurfürst führte ein durchaus weltliches Leben, indem er gleich einem großen Fürsten mit Pomp und Pracht Hof hielt und sich nur dann erinnerte, Bischof zu sein, wenn sich ihm eine Gelegenheit darbot, die Päpste zu beunruhigen oder sich dem heiligen Stuhle zu widersetzen." Der muthig edle Hontheim heißt „der Verfasser des infamen Werkes, das unter dem Namen Justinus Febronius („Ueber den Zustand der Kirche und die gesetzmäßige Gewalt des Papstes", 1763) erschienen war", wogegen dem angehenden Nuntius „die Sache des heiligen Stuhles so schön und einleuchtend ist, daß man, um dieselbe anzugreifen, oder um sich ihr zu widersetzen, oft dem gesunden Menschenverstande entsagen muß". Der Verweigerung der geistlichen Kurfürsten, besonders des von Köln, ihn als Nuntius anzunehmen, insofern er sich nicht verpflichte, in deren Sprengel keine Acte der Gerichtsbarkeit vorzunehmen, setzt er förmliche Protestationen entgegen und erhält dafür von Rom Belobungen und bei seinem feierlichen Einzuge in Köln vom Magistrate den Ehrenwein. Pacca kommt in officielle Verhältnisse zu Dohm, der damals preußischer Minister im westfälisch-rheinischen Kreise war, und vermittelt auf dessen Wunschesäußerung, daß man in Rom dem Könige Friedrich Wilhelm II. den Königstitel zugestehe. Daß die päpstlichen Reservate, welche, als die Kirchendisciplin störend, die deutschen Erzbischöfe, zufolge des emser Congresses, dem Papste nicht mehr zugestehen wollten, kein Hinderniß für pflichttreue Bischöfe, daß die dieserhalb dem päpstlichen Stuhle gemachte Anschuldigung „verleumderisch und absurd" sei, wird mit echt pfäffischer Dialektik damit bewiesen: „weil der heilige Karl Borromäus, Br. Bartholomäus und andere heilige Bischöfe die Mißbräuche des Klerus ihrer Sprengel reformirt haben, ohne dabei von den Päpsten gehindert zu sein" (S. 29). Dann wendet sich Pacca gegen die im November 1786 feierlich eröffnete Universität zu Bonn, worüber ein Bericht der „Allgemeinen deutschen Bibliothek" beigebracht und die Opposition wider das Papst-

thum als Philosophie und Illuminatismus bezeichnet wird; „in Deutschland hat seit vielen Jahren Alles die Fortschritte der Irreligiosität begünstigt" (S. 41). Lessing, Semler und Teller werden namentlich angeschuldigt, das Christenthum bestritten zu haben, indeß Nicolai „das Werk der Gottlosigkeit vollendete" durch Herausgabe der „Allgemeinen deutschen Bibliothek", „deren Verfasser die Absicht hatten, alle christlichen Dogmen zu bestreiten, indem sie die göttliche Eingebung der heiligen Bücher, die göttliche Autorität der Bibel, die Mysterien, besonders die Gottheit Jesu, die Prophezeihungen, die Wunder und jede übernatürliche Wirkung leugneten." Unter Herzählung mancher Nuntiaturstreitigkeiten kommt Pacca auf Dalberg's Wahl zum Coadjutor des Kurfürsten von Mainz, deren päpstliche Bestätigung „von der Großmuth und dem Vertrauen Pius VI. hinterlistigerweise erhalten" genannt wird. Der Marchese Luchesini ward 1787, nachdem die Angelegenheit in Deutschland geordnet war, zur Einholung der päpstlichen Bestätigung nach Rom geschickt *) mit Vollmachten vom Könige von Preußen und vom Kurfürsten von Mainz; als Agent des Letztern versprach er, daß der Kurfürst von Mainz als Erzbischof alle seine Streitigkeiten mit dem römischen Stuhle freundschaftlich beilegen wolle; als Agent des Königs von Preußen fügte er hinzu: daß sein Herr die Bürgschaft für den Kurfürsten von Mainz und den Baron von Dalberg übernehme, wie beide die emser Convention nicht begünstigen, sondern den status quo aufrecht erhalten würden. Verhielt sich die Sache wirklich, wie hier erzählt ist, so liegt etwas Unerhörtes darin, daß das Versprechen eines ketzerischen Königs beim Papste mehr Glauben fand als die Verheißungen rechtgläubiger Bischöfe. Doch wird noch sichtbarer, mit welcher Klugheit sich der Papst des Königs von Preußen bediente, um im Besitze alter Anmaßungen zu bleiben. Als Friedrich Wilhelm II. 1788 seine westfälischen Staaten bereiste, wurde Pacca an ihn gesandt, mußte ihn becomplimentiren und ein päpstliches Breve überreichen, worin es heißt: „Unser Gesandte wird dich in unserm Namen beschwören, daß du nicht erlauben möchtest, daß in den dir untergebenen Ländern wie in andern Orten, die zu seiner Nuntiatur gehören, rücksichtlich dieser etwas erneuert, oder den Rechten derselben, wie anderwärts geschah, etwas entzogen würde, sondern, daß du auf alle Dem bestehen wollest, was seit den ältesten Zeiten bestanden hat. Dein Ansehen und deine Macht wird gewiß in Allem von großem Einflusse sein, und dein königliches Beispiel unserer Sache großes Gewicht geben." Zur Aufklärung der Handlungsweise des berliner Cabinets, welches jenem Verlangen des Papstes nachkam, hier folgende Stelle aus Gronau, „Dohm nach seinem Handeln und Walten" (Lemgo 1824), S. 166: „Im Cabinete zu Berlin hegte man die Besorgniß, daß der dem Papste entzogene Einfluß in Deutschland dem wiener Hofe zufallen und man alsdann zu Wien einen furchtbarern Papst als den zu Rom, oder auch an den vier Erzbischöfen ebenso viele Päpste in Deutschland haben möchte. Bei dieser Ansicht, die von Dohm bisher vergebens bekämpft worden, war auf Festigkeit und ein durchgreifendes Verfahren von preußischer Seite nicht zu rechnen." Friedrich Wilhelm II. ertheilte dem Nuntius Audienz zu Wesel den 7. Juni 1788, welche zu gegenseitiger Zufriedenheit ausfiel. Pacca erwähnte in der Unterredung mit dem Könige der päpstlichen Streitigkeiten mit den deutschen Erzbischöfen nur im Allgemeinen, weil er es für unangemessen hielt, bei einem protestantischen Könige den Ankläger der Oberhirten der deutschen Kirche zu machen, und der König empfahl hinsichtlich derselben den Zeitumständen entsprechende Mäßigung zu freundschaftlicher Vereinbarung. Das von Pacca an mehren Stellen den heteroboxen Regierungen gemachte Lob verhindert ihn indeß nicht, über sie das Wehe auszurufen, „wenn sich ihre Minister und Agenten in die geistlichen Angelegenheiten der Katholiken mischen wollen, weil wir natürlicherweise voraussetzen müssen, daß Diejenigen mit Widerwillen gegen uns handeln, die seit ihrer Kindheit in ihren Katechismen gelesen haben, daß wir Katholiken Götzendiener sind, und daß der Papst ein Antichrist sei; die in ihren Wohnungen auf allen Gemälden die römischen Päpste mit gräßlichen Gesichtern und Bocksfüßen dargestellt sehen und von ihren Lehrern und Predigern die alte Anklage gegen die römisch-katholische Kirche hören." Von der Auflösung der geistlichen Staaten des deutschen Reichs wird als Ursache der Ungehorsam der Erzbischöfe gegen den Papst angegeben; denn „die zwei einzigen Gewalthaber, welche zu andern Zeiten und unter günstigern Umständen ein so großes Uebel hätten verhindern können, waren der Papst und das erhabene Oberhaupt des Reichs".

Doch wir brechen hier ab, Mittheilungen aus einem Werke zu machen, welches den wahren Geist des römisch-katholischen Kirchenwesens so charakteristisch bezeichnet und besonders beweist, wie wenig die achselträgerische Diplomatie der neuesten Zeiten der consequent festen Dialektik der römischen Curie gewachsen sei.

Als Anhang ist diesen Denkwürdigkeiten eine Abhandlung über die Nuntien beigefügt, der noch mehre hierher gehörige Urkunden folgen, z. B. ein Brief des Nuntius Bellisoni an den Cardinal-Staatssecretair Buoncompagni, Nachrichten u. s. w. über die Nuntien, die seit 1583 in den Rheinlanden residirt haben.

Die Uebersetzung ist nicht fehlerfrei, doch läßt sie sich gut lesen und gibt mehrentheils richtig den Sinn des Originals.

61.

*) Hiernach wäre die Angabe, daß L. zuerst in Warschau als preußischer Diplomat wirksam gewesen, zu berichtigen. S. „Conv.-Lexikon", siebente Auflage, Bd. 6, S. 690.

Geschichte der Regierung Ferdinand I. Aus gedruckten und ungedruckten Quellen herausgegeben von F. V. von Bucholtz. Dritter Band. Wien, Schaumburg und Comp. 1832. Gr. 8. Pränumerationspreis für den dritten und vierten Theil 4 Thlr.

In Nr. 146 und 147 d. Bl. für 1832 ist über die beiden ersten Theile dieses in mehr als einer Beziehung merkwürdigen Werkes ausführlich berichtet worden, daß wir uns bei diesem, obwol über 700 Seiten haltenden Bande etwas kürzer fassen müssen. Auf die Frage, ob die Biographie Ferdinand's die eigentliche Aufgabe und der letzte Zweck des Werkes sei, oder ob seine Regierung nur als leitender Faden, und deren einzelne Momente nur als Anknüpfungspunkte für die Geschichte seiner Zeit dienen sollen, wird in der Vorrede mehr für letzteres entschieden, obgleich „es einen Standpunkt gebe, von wo aus gesehen beide Arten der Behandlung gewissermaßen zusammenfallen und das Verhältniß dieses Regenten zu seiner Zeit als die Einheit des Werkes zu denken ist". Auch über das tiefere Eingehen in die kirchliche Lebensfrage jener Zeit erklärt sich der Verf., weil jene Zeit vielleicht weniger als jede andere eine strenge Scheidung der Frage: was gethan worden? von jener: was geglaubt worden? zulasse. Damit ist Ref. völlig einverstanden, wenn er es auch über die Weise, in welcher, und über den Standpunkt, von welchem es geschah, nicht ganz einverstanden war, da der letztere offenbar nicht über beiden Parteien, sondern nur inmitten der einen genommen ist. Doch muß man eingestehen, daß in diesem Bande der Verf. sich mit scheinbar größerer Unparteilichkeit und weniger abstoßend gegen die protestantische Partei verhalten hat, da in den auf das Dogma bezüglichen Abschnitten (über die augsburgische Confession) das Für und Wider mehr beherzigt ist. Aber latet anguis sub herba! Eine genaue Analyse dieser Abschnitte würde deutlich zeigen, daß es mit der ostendirten Gerechtigkeitsliebe noch ziemlich mittelalterlich aussehe, d. h. mit des Verf. eignen Worten: „Die vorherrschende Doktrine des Mittelalters (über das Verhältniß des Staats zur Kirche) war diese: was an den

Staat, wie an den Einzelnen als der rechte Glaube aus einer außerhalb des Staats liegenden Quelle und Autorität gebracht worden, habe dieser auch mit äußerlich zwingendem Gesetze, so weit seine Macht reicht, aufrecht zu erhalten. Könne zwar der weltliche Arm nur die äußere Handlung erreichen, also sagte man, so solle doch, indem das Gesetz von der Aeußerung des Unglaubens abschrecke und zum äußern Bekenntniß anhalte und gewöhne, hierdurch mittelbar auch Dem, was des Geistes ist, gedient werden." Ref. leugnet es nicht, daß er, einmal bedenklich über die Richtung und den Zweck des Verf., auch im vielleicht Unbedenklichen und Aufrichtigen Scrupel findet. So auch bei folgender Stelle: „Eingedenk jenes nur allzu oft auch heutzutage der Ueberzahl von Schriften ungeachtet sich bewährenden Ausspruchs: „an allem Diesen ist bei euch die Unwissenheit schuld", hat der Verf. gewünscht, über diese Gegenstände sich aus echten Quellen etwas näher zu belehren, und möchte durch die unternommenen Mittheilungen nach geringen Kräften beitragen, daß man weniger getrennt sei, durch gründliche Einsicht in Das, warum man getrennt gewesen." Gesteht auch der Verf. billigerweise ein, daß es nur auf Trennung von den Dogmen eines äußern Priesterthums, keineswegs aber von jenen der Erlösung überhaupt abgesehen gewesen sei, so macht er es doch den Protestanten zum Vorwurf, daß sie nicht neben der alten Lehre, sondern an deren Stelle mit allen ihren Rechten und Ansprüchen hätten bestehen wollen, „etwa wie, wenn der Vergleich erlaubt sei, in der Familie unter Mehren, die es zu sein behaupteten, nur Eine die wahre Ehefrau sein könne". Lag dies aber nicht in dem Wesen einmal gewonnener Ueberzeugung und einer so stürmisch aufgeregten Polemik? Wahrlich, ohne diese Exclusive wäre nichts errungen worden. Doch wir gerathen an ganz unrechtem Orte in eine Discussion, die uns von unserm Ziele abbringt und unserer Natur wie unserer Zeit glücklicherweise fremd ist.

Was die gewünschte vollständigere Nachweisung der Quellen betrifft, bemerkt Hr. v. B., daß die gedruckten Werke ohnedies mehrentheils bekannt seien und bei den archivalischen Quellen wol die Natur der Sache eine ganz specielle Nachweisung ausschließe. Doch sollen in einem spätern Verzeichnisse die Hauptwerke und die Archive selbst, aus denen geschöpft worden, und mit Bezeichnung aller aus ungedruckten Nachrichten gezogenen Paragraphen, genannt werden.

Welchen ungemeinen Umfang dies Werk gewinnen werde und müsse, sieht man daraus, daß gegenwärtiger dicker Band kaum fünf Jahre oder die Zeit von 1526—30 umfaßt. Doch wiederholt Ref., daß er dies dem Buche durchaus nicht zum Vorwurf machen könne, indem, die weitläufigen theologischen Discussionen abgerechnet, fast Alles aus guten, ja zum großen Theil aus sehr wichtigen und unbekannten Quellen entlehnt ist. Besonders sind die Auszüge aus den Briefen zwischen Karl und Ferdinand u. A. von so großer Bedeutung zur Aufstellung der geheimern Hebel der Dinge und der Feststellung des Charakters der Hauptpersonen, daß das Buch für jene Zeit und jene Männer jedem Historiker unentbehrlich wird und dieselbe Wichtigkeit hat als Rommel's „Philipp der Großmüthige" und Förster's „Wallenstein". Selbst die theologische oder kirchengeschichtliche Partie wird, wie Ref. sich schmeichelt, nicht ohne einen günstigen Einfluß bleiben, indem durch fleißige Anführung von Stellen aus den Schriften der Reformatoren, die vielleicht in einem Theile des katholischen Deutschlands noch sehr wenig bekannt geworden sind und werden dürften, das Nachdenken erweckt und an das audiatur et altera pars gewöhnt wird. Nun noch in der Kürze zum Inhalt im Einzelnen.

Der erste Abschnitt schildert den Krieg gegen Frankreich bis zum Frieden von Cambray (wie es auch S. 416 statt Crespy heißen muß). Die interessanteste Partie ist die Erstürmung Roms 1527, wo indeß auf die Vermuthung, daß Bourbon durch Benvenuto Cellini geblieben, nicht Rücksicht genommen ist. Die deutschen Lanz- (warum nicht Lands-?) knechte spielen dabei in Rom eine barbarische Rolle. Der zweite und dritte Abschnitt sind der Erlangung der Krone Ungarns und der Begründung habsburgischer Herrschaft daselbst gewidmet. Der vierte Abschnitt schildert Suleiman's siegreichen Zug nach Ungarn und die Belagerung Wiens 1529. Der fünfte Abschnitt ist überschrieben: „Sächsische Kirchenverfassung". Die vorgedruckten Stellen aus Luther und Menzel, so mitten aus dem Context herausgerissen, scheinen freilich wie Waffen gegen den Protestantismus selbst auszusehen, allein auf ähnliche Art könnte man auch aus der Bibel gegen das Wort Gottes demonstriren! Der sechste und siebente Abschnitt handeln von der Fürstenparteiung im Reiche zu Gunsten der Religionstrennung und, auf dem Grunde der getrennten Religion, von der Protestation auf dem Reichstage 1529 und von den Bündnissen. Ueber die Pack'schen Händel wird natürlich nur negativ abgesprochen; indeß ist nicht Alles benutzt, was Rommel und vor ihm Planck darüber gesagt haben. Der Fürstenconvent zu Breslau wird für ein Kaufmannsgerücht ausgegeben. Der achte Abschnitt erzählt die Königs- und Kaiserkrönungen Karl V. zu Bologna. Der letzte Abschnitt schildert den Reichstag zu Augsburg. S. 465 heißt es: „Dem Kurfürsten von Sachsen hatten seine Theologen gestattet, an der Frohnleichnamsprocession kraft seines Amtes, nicht aber als an einer Religionshandlung, Antheil zu nehmen." Darüber bleibt der Leser bald im Dunkeln, ob es auch geschehen sei, was bekanntlich nicht der Fall war. Welchen Eindruck die vorgelesene Apologie auf die Fürsten gemacht habe, ist nicht angeführt. Dagegen berührt der Verf. S. 494 zwei wichtige Punkte in der Erklärung der geistlichen Kurfürsten und Fürsten über die zu Worms und Nürnberg übergebenen Beschwerden der weltlichen Reichsstände und die zu ihrer Abhülfe gegebene wichtige Reichsconstitution vom 19. Nov. 1530, welche beide unter den Urkunden Nr. IX (nicht VIII) und X, S. 622—661, mitgetheilt sind. Daß bei der Krönung Ferdinand's zum römischen König zu Aachen Pappenheim sein Erbmarschallamt, trotz Sachsens ausdrücklichen Verbots, doch verwaltet habe, war dem Ref. neu.

Von den Urkunden gehören 13 noch als Nachtrag zum ersten Theile, 13 zu dem vorliegenden. Merkwürdig ist in diplomatischer und völkerrechtlicher Hinsicht der Friedensartikel mit Venedig über die freie Schiffahrt auf dem Meere, Nr. XIII, und die erste Beilage aus dem Gesandtschaftsberichte von Habordancz und Weichselberger 1529, wie der Auszug aus einem Schreiben Pirkheimer's, welches freilich keine erbaulichen Aeußerungen über die Reformation in Nürnberg enthält. Das schöne Titelkupfer stellt das Grabmal Ferdinand's, seiner Gemahlin und seines Sohnes, K. Maximilian II., in der prager Schloßkirche vor. 20.

Meine Reisetage in Deutschland, Frankreich, Italien und der Schweiz. Von Woldemar Seyffarth. Dritter und vierter Theil. Leipzig, Hartmann. 1832. 8. 3 Thlr.

Ueber den ersten und zweiten Theil dieses Reiseberichts hat ein anderer Mitarbeiter, wie uns scheint, ein etwas strenges Gericht gehalten. *) Der Verf. versteht es, nach unserer Ansicht, über an sich unbedeutende Reiseabenteuer den Reiz einer gewissen milden Theilnahme auszubreiten und, indem er uns besonders von Personen und Charakteren unterhält, diese unserer Neigung oder Abneigung nahe zu bringen. Seine kunstlose, zuweilen etwas breite Darstellung verfehlt nicht, uns an seine Erzählung zu fesseln, deren vorzüglichster Reiz eben darin besteht, daß der Erzähler aus jeder Gestalt, die ihm begegnet, etwas zu machen weiß. Sei es nun Wahrheit oder Dichtung, genug an jedem seiner Reisetage stößt er auf irgend eine Bekanntschaft, die durch die Art, wie er sie mit frühern in Verbindung bringt, Bedeutung

*) Vgl. Nr. 167 d. Bl. für 1832. D. Red.

gewinnt. Zärtliche, naive oder launige Situationen entwickeln sich aus jeder Begegnung, und diese, auf anspruchlose Art erzählt, unterhält, ergötzt oder erfreut. Es ist ein eigner Geist der Humanität, eine ganz besondere Weise der Beobachtung, die in diesem Buche anzieht, und was uns darin anspricht, ist schwer zu bezeichnen. In anderm Munde würde die Fülle kleiner Geschichten, unbedeutender Abenteuer, Anekdoten und Bemerkungen, die sich wenig auszeichnen, vielleicht trivial erscheinen; in seinem Munde sind sie anziehend, unterhaltend. Warum? Weil sie naturgetreu, ohne Kunst, ohne Anspruch, in unbedeutender Form und mit einem abandon erzählt sind, der das sicherste Mittel zu sein scheint, Theilnahme zu erwecken. Nichts ist dem Verf. zu unwichtig; er knüpft eine interessante Situation daran, wenn ihn sein Nachbar im Coupé mit dem Ellbogen berührt. Dies ist ein eignes Talent, und Rec., der auf ähnlichen Reisen viel bedeutendere Dinge erlebt hat als der Verf., leistet völlig Verzicht darauf, auch nur halb so viel Anziehendes erzählen zu können, als ihm zu Gebote steht.

Dieser Anerkenntniß zum Trotz verliert sich der Verf. doch zuweilen allzu sehr in dem Naiven und Kunstlosen. Seine Gespräche über Abgang und Ankunft der Posten und dgl. hätte er uns ersparen sollen. Aber wer weiß, ob in dieser Art von Selbstkritik nicht der ganze Reiz seines Buches untergegangen wäre, der grade in dem Unbewußten und Absichtslosen seinen Grund haben mag.

Der dritte Theil dieses Reiseberichts beginnt mit Marseille und endet mit Isola bella; der vierte nimmt den Faden hier auf und spinnt ihn durch die Schweiz und Deutschland bis Dresden hin fort. Man hat keine Aufforderung, Blätter zu überschlagen. Wer dies dennoch thäte, würde bald den Faden in dem allerliebsten Roman von „Francis und Maria" verlieren, der sich fast durch das ganze Buch hinzieht, eine sehr wohlgedachte Zugabe zu dem Reiseberichte. Von Italien lernt der Verf. nur Das, was oben schwimmt, kennen; die Lombardei wird bald mehr östreichisch als italienisch sein — die Räuberbanden abgerechnet. Frankreich dagegen und die Franzosen kennt er trefflich und urtheilt über die Dinge dort nach unserer Ansicht sehr richtig. Doch Politik und Verwaltung ist nicht sein Fach, dagegen hat er ein Mädchenherz, einen bedrängten Liebenden, einen glücklichen Bräutigam, einen gebeugten Gatten auf jeder Seite. Er ist ein sentimental traveller, allein einer der echten Art, nämlich ohne es zu wissen; und in der That fehlt seinem Buche nichts als Auswahl und Verkürzung, um allen Reiz der Sterne'schen „Journey" geltend zu machen. Charaktere und Situationen sind bei ihm nicht das Resultat einer mühsamen Jagd, sondern einer natürlichen, aber eigenthümlichen Beobachtungsgabe. Was das materielle Interesse seines Buches, die eigentlichen Reisenachrichten, Schilderungen von Natur und Land betrifft, so sind diese in hundert Büchern besser anzutreffen, wiewol der Verf. uns Tabellen für Reisekosten und Wirthshausrechnungen großmüthig mittheilt. Er hätte diese ebenso gut weglassen können und doch ein angenehmes und lesenswerthes Buch geschrieben. 34.

Geschichte des Landes Glaris, mit theilweiser Hinsicht auf die Geschichte der gesammten Eidsgenossenschaft, von Joh. Peter Aebli. Erster Theil. Zürich, Trachsler. 1831. 8. 1 Thlr.

Die schweizerische Literatur der letzten Jahrzehende gibt uns manchen erfreulichen Beweis, daß ernster Sinn für wahrhafte Geschichtsforschung und lebendige Theilnahme für die Vergangenheit der Heimat noch in vielen Cantonen der Schweiz vorhanden sind, und der Vorgang des unvergeßlichen Johannes von Müller Nachfolger anregt, welche, zum Theil wenigstens, ihres großen Vorgängers nicht unwürdig sind. Theils hat der Fleiß der Geschichtskundigen sich der Gesammtgeschichte der Schweiz zugewandt, theils hat er sich auf die Erforschung und Zusammenstellung der Schicksale einzelner Theile beschränkt, indem er bald den Anfoderungen der Gelehrten zu entsprechen bemüht war, bald die Bedürfnisse eines weitern Kreises zu befriedigen beabsichtigte. Für einen solchen arbeitete auch vornämlich der Verf. der vorliegenden Geschichte, welcher zur Abfassung derselben theils dadurch bewogen wurde, daß dem vielfach belehrenden und ermunternden Schicksalen des Cantons Glaris noch keine besondere Darstellung gewidmet worden ist, obgleich das Bedürfniß einer solchen schon seit Jahren gefühlt wurde; theils durch die Absicht, „dem Uebelstande zu helfen, vorzüglich das sogenannte freie Land Glaris an seine Abhängigkeit, an seine Rechte, an seine Pflichten zu erinnern, damit der Glarner sich erhebe aus seinem gefährlichen, das Leben des Geistes erstickenden politischen Schlafe und Das erstrebe, für Das lebe und sterbe, was dem wahrhaft freien Manne geziemt, damit im Lande Glaris die Freiheit nicht mehr als ein glänzendes Aushängeschild an einem Gebäude hange, in welchem Aristokraten, durch Familienbande enge verknüpfte Oligarchen ihr ganzes Leben hindurch herrschen, sondern daß jene Tochter des Himmels und der Vernunft in That und Leben übergehe, daß sie sich aus einer blendenden Lüge zu einer unumstößlichen Wahrheit umgestalte". Wir haben um so eher diese Stelle der Vorrede hier mitgetheilt, als sie das politische Glaubensbekenntniß des Verfs. in Beziehung auf den gegenwärtigen Zustand des Cantons enthält und zugleich die Art und Weise der praktischen Tendenz, welche er seinem Buche zu geben beabsichtigte, deutlich genug ausspricht. Wenn allerdings ein letztes Urtheil über des Verfs. Ansicht bis zum Erscheinen des folgenden Theils, welcher erst zur nähern Entwickelung derselben hinreichende Gelegenheit geben wird, verschoben werden muß, wenn überhaupt ein solches ohne genauere Kenntniß des vorhandenen Zustandes nicht gefällt werden kann, so vermögen wir doch wenigstens in den angeführten Worten nicht die Stimme eines Mannes zu vernehmen, welcher, unberührt von den Wünschen und Foderungen einer Partei und ohne Gereiztheit, nur das Wohl der Gesammtheit und dies nur auf dem ruhigen und besonnenen Wege allmäliger Reform erreicht wissen will. Doch verkennen wir nicht den Gehalt der Begeisterung, mit welcher der Verf. die großen Thaten der Vorfahren schildert und den Jünglingen seiner Zeit als Vorbild aufstellt, mit welcher er auf Einheit durch würdige Bande dringt. Berücksichtigen wir indeß die Herbeischaffung und Behandlung des historischen Materials, so erklärt der Verf. selbst in der Vorrede, daß er sich hauptsächlich streng an Joh. von Müller's unsterbliches Werk gehalten und aus diesem Stellen wörtlich entlehnt habe, weil er es nicht besser zu sagen gewußt und weil es ihm an Quellen gefehlt habe; und in der That sind die von ihm benutzten, nur in der Vorrede angeführten Quellen nicht so bedeutend, daß sie ihm eine erschöpfende und durchgehends kritische Behandlung seines Gegenstandes gestattet hätten. Die Bestimmung des Buchs für einen weitern Kreis von Lesern, bei welchen zum Theil nur eine sehr geringe Kenntniß der allgemeinen schweizerischen Geschichte vorausgesetzt werden konnte, und überhaupt die Beschaffenheit des Gegenstandes, welcher seine Bedeutung vornehmlich durch seine Beziehung auf jene erhält, mag es rechtfertigen, wenn sich die Geschichte von Glaris bisweilen zur Geschichte der schweizerischen Eidsgenossenschaft erweitert. Mit dem Jahre 1488 schließt dieser erste Theil, in Beziehung auf den zweiten wird im voraus mitgetheilt, daß der Verf. für diesen bisher völlig unbekannt gebliebene hinterlassene Papiere Tschudi's benutzen werde. 16.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Dienstag, — Nr. 71. — 12. März 1833.

Ein Wort über deutsche Briefsteller, mit besonderer Beziehung auf Gellert's, Forster's, Baggesen's Briefsammlungen.

Seit etwa 30 Jahren hat eine Provinz unserer Literatur an äußerm Umfange und innerm Reichthum dergestalt gewonnen, daß wir dieselbe fast als ein neu erobertes Reich betrachten können. Vor 50—60 Jahren klagten nämlich sämmtliche deutsche Aesthetiker über den Mangel an deutschen Briefstellern, und da dergleichen Klagen zuletzt mechanisch werden, so vergaß man auch die einzelnen Schätze, die man bereits hatte, z. B. die überaus wichtigen und herrlichen Briefe unsers Luther, mit denen man allenfalls ein paar hundert andere Sammlungen schlagen könnte. Allein wir wollen sie eben nicht schlagen, sondern gern anerkennen, wie viel wir an Kenntniß und Genuß den neuern Briefsammlungen, ja selbst den minder bedeutenden, verdanken. Wir werden zuweilen mit Recht über die Leere mancher Briefe von Bodmer, Sulzer, Nicolai, Gottsched u. s. w. Beschwerde führen können, allein wir werden doch auch gestehen müssen, daß wir selbst aus diesen Briefen manches historisch Wichtige gelernt haben, Trauriges zwar, doch nicht Unbedeutendes, wäre es auch nur, um hinfort vorsichtiger zu sein im Lobe der guten alten Zeit, die in manchen Verhältnissen gar nicht gut, sondern erbärmlich und eng zu nennen ist. Greifen wir dann aber weiter nach andern Briefsammlungen, besonders aus spätern Zeiten, und fassen wir etwa Hamann, Herder, Jean Paul u. s. w., so ist uns, als grüne und blühe es um uns her im reinsten Lichte und schöner Farbenpracht, und wir sprechen wieder gern von der guten alten Zeit, die in Dem, worin sie wirklich gut war, auch nie ganz untergehen kann.

Ich behalte mir vor, in einem eignen Aufsatze, vielleicht sogar in einem eignen Büchlein die wichtigsten und beziehungsreichsten deutschen Briefsteller, von Luther an bis heute, näher zu betrachten; hier werde insonderheit Ein Nutzen jener Briefsammlungen ins Auge gefaßt, aus dem jedoch — wenn ich so sagen darf — hundert und wieder hundert Nebennutzen fließen. Wir Deutschen besaßen zwar von jeher einige recht gute Chroniken (wir lasen sie nur nicht recht), aber was wir nach dem gerechten Maßstabe der Alten Geschichte nennen, die schrieben wir nicht und konnten sie auch nicht schreiben, weil wir den nöthigen Inhalt derselben nur im traurigsten Grade lückenhaft besaßen. Wir konnten freilich die Namen der deutschen Kaiser an den Fingern abzählen, wußten genau, wie viel Schlachten, Belagerungen und Friedensschlüsse in Deutschland vorgefallen waren, und was dem Kaiser und Reich in schauerlich lang gegliederten, ineinander gewickelten, schwerfällig klappernden Perioden notificirt worden war, konnten wir unbedenklich wiederabdrucken lassen; was aber dabei herausgekommen, ist traurig weltbekannt. Die Langweiligkeit unserer historischen Bücher überstieg alle Gebühr, sodaß selbst die Verfasser zuweilen dahinterkamen und auf Aushülfe dachten. Dann putzten sie ihre Klio auf eine abenteuerliche Weise aus und verwandelten sie in einen Theaterprinzen jener Zeit, der im spanischen Hut oder in der Allongenperücke umherstolzirt und mit vollen Händen erhabene Redensarten und moralische Sprüche umherstreut. Zuweilen brachte der Prinz auch einen Hanswurst mit, und das war noch das Beste, denn aus dem Munde dieses guten Gesellen ließen sich doch zuweilen etwas leidlicher Hausverstand, Hauswitz und ein paar erträgliche Anekdoten vernehmen, weshalb ich auch, um es nur grade herauszusagen, den muntern Schulrector Johann Hübner für einen der besten Historiker jener Zeit halten zu dürfen glaube, schon um des einfachsten Umstandes willen, weil er weit weniger langweilig ist als die meisten seiner Mitarbeiter auf dem historischen Felde. Das deutsche Publicum wurde auch zuletzt wahrhaft verdrießlich und wollte von der ganzen deutschen Geschichte nichts mehr wissen, denn es bekam doch immer nur Dasselbe wieder zu lesen, was schon zum ersten Male zu lesen viel zu viel ist, und was es eigentlich mit Recht wollte: reine Menschen- und Volksgeschichte, lebendige Darstellung des innern und äußern Volkslebens, das gab man ihm nicht. Die armen Historiker waren dabei sehr zu bedauern, denn Niemand kann geben, was er nicht hat, und die deutsche Geschichte ging nun einmal in der angegebenen Beziehung in dichten und dicken Schleiern, die sie nicht heben konnten. In Frankreich haben bekanntlich die unzähligen Memoiren schon längst viele dieser Schleier gehoben, sodaß wir nicht selten fast bis zum Erschrecken deutlich sehen können; bei uns haben jene Briefsammlungen angefangen, Aehnliches zu thun. Auch wir haben dabei nicht selten erschrecken müssen, dafür

aber auch manche neue Ansicht gewonnen, und einiger guter Trost ist immer mituntergelaufen. Manche unserer Briefe übertreffen an Gediegenheit und Tiefe die meisten jener Memoiren weit; auch finden wir hier eine theils lächerliche und abenteuerlich bunte, theils wahrhaft interessante und wunderbare Mannichfaltigkeit, die bei der bekannten allgemeinen Normalbildung der Franzosen nicht erwartet werden kann. Greifen wir nun einmal selbst aufs Gerathewohl in den Theil unserer Bibliothek hinein, welche die Briefsammlungen enthält, und fallen uns etwa in die Hände: Gellert, Forster, Baggesen, so öffnen sich uns hier drei Welten, die in sich selbst so verschieden sind, daß ein mit den deutschen Verhältnissen unbekannter Fremder vermuthen möchte, Gellert habe einige Jahrhunderte vor Forster, und dieser — die Abweichung der Zeit lassen wir unbestimmt — etwa 2000 Meilen weit von Baggesen gelebt. — Betrachten wir die Sache genauer, wie sie es wol verdient.

In einer in jeder Hinsicht trüben, dumpfen und öden Zeit trat Gellert mit seinen Fabeln und Erzählungen auf, die theils durch ihre einfachen Lehren, theils durch Scherz, Witz und ehrlich behagliche Drolligkeit erfreuten. So etwas hatte man den Deutschen seit vielen Jahrzehnden nicht geboten, und sie zeigten sich dankbar durch Liebe für den bescheidenen jungen Mann, der so angenehm erzählen und so beispiellos leicht reimen konnte. Seine Lustspiele, besonders „Das Loos in der Lotterie" und „Die kranke Frau", vermehrten durch ihre harmlose Scherzhaftigkeit den Beifall nicht wenig, und „Die zärtlichen Schwestern" preßten den gefühlvollen Leserinnen die süßesten Thränen aus, wie man seit 50 Jahren gar nicht Gelegenheit gehabt hatte, dergleichen bei irgend einer deutschen Lecture zu weinen. Seine Musterbriefe (1751) erregten eine fast starrende Bewunderung; denn daß ein deutscher Magister völlig wie ein junger Pariser — freilich nur wie ein von deutscher Gelehrtenphantasie geborener — leicht und zierlich, ja überleicht und überzierlich schreiben könne, war doch auch ganz unerhört; als aber vollends bald darauf seine milden, sanften, geistlichen Lieder nebst den fleißig ausgearbeiteten christlichen Lehrgedichten erschienen, da war die Freude vollständig und allgemein. Hier war doch einmal ein Mann, wie man sich ihn nur irgend wünschen mochte: fromm und scherzhaft, gravitätisch und muthwillig, gelehrt und galant, und so dürfen wir mit Recht sagen, daß er grade so viel Leser hatte, als Deutschland überhaupt Männer und Frauen aufzeigte, welche lesen konnten. Die Großen und Vornehmen mochten ihn wohl leiden, denn dieser stille Mann hatte einen mächtigen Respect für sie und alle ihre hergebrachten Privilegien. Manche feinere deutsche Politiker (von 1760), die ihre Wissenschaft an der Quelle selbst, d. h. in pariſischen Kaffeehäusern bei den kühnsten Marqueurs und Friseurs studirt hatten, lachten zwar ins Fäustchen und sagten das bekannte Wort: „Laissez le faire, il nous forme des dupes"; aber seinen Ruhm gönnten sie ihm doch. Dieser war auch wirklich unerschütterlich, und man fand seine Schriften überall in jedem anständigen Bürgerhause, ja in vielen Bauerhütten, denn auch dort hatte sich der Verf. eine große Anzahl von Freunden erworben. Aber ach! dieser vortreffliche Mann konnte seines Ruhmes wenig froh werden, denn die Kränklichkeit, an der er schon als Jüngling gelitten, wurde in seinen spätern Lebensjahren habituel, und es ist nur zu bekannt, daß er in den letzten 15—18 Jahren kaum noch einen gesunden Tag hatte.

Zu den Auszeichnungen, die ihm zu Theil wurden, gehört nun auch die, daß eine wohlmeinende und fein gebildete Dame, Demoiselle Lucius in Dresden, ohne seine persönliche Bekanntschaft zu besitzen, im Jahre 1760 an ihn schrieb, lediglich in der Absicht, ihn wissen zu lassen, wie sehr ihre Aeltern, Geschwister und sie selbst ihn schätzten und liebten. Man sollte freilich glauben, dergleichen hätte gar oft an Gellert gelangen müssen, und allerdings hatte er Lobeserhebungen genug von allen Seiten gedruckt, geschrieben und gesprochen empfangen; aber das Alles hatte doch ein etwas officielles Ansehen. Hier war es anders, hier zeigte sich aus der Ferne eine liebenswürdige, angenehme und zarte Jungfer, die so allerliebst naiv schreiben konnte, wie er nur immer gewünscht hatte, daß man schreiben möchte. Gellert war damals freilich erst im 45. Lebensjahre, hatte sich aber längst schon als einen alten Mann angesehen, und weil er sich so betrachtet hatte, so war er es wirklich auch leider viel zu früh geworden. Traurig für ihn, aber für das neue Verhältniß zu seiner Correspondentin sehr günstig, da diese, wohl wissend, wie es mit ihm stand, ihn gleich von vorn herein wie einen edeln Vater, Großvater oder Großoheim betrachten durfte. Ein solcher Umstand war aber auch nöthig, denn der gute Professor erscheint gleich in seiner ersten Antwort nahe daran, die ganze schöne Unbefangenheit der jungen Freundin zu stören, obwol mit dem besten Willen, ihr Freude zu machen. Wie nämlich früher Gottsched, in unmäßig patriotischen Flammen brennend, nichts so sehr gewünscht hatte, als die sogenannten Lücken in unserer Literatur zu füllen, und wie er deshalb ordentliche Hirten- und Cirkelbriefe an seine Jünger erlassen hatte mit dem Ansuchen, Baron X. solle bis zur nächsten Ostermesse ein treffliches Trauerspiel, Regierungsrath Y. ein erhabenes Heldengedicht und Secretair Z. ein classisches Lustspiel schreiben, damit man mit einem Male den hochmüthigen Franzosen, die immer mit ihrem Corneille, Racine, Molière, Voltaire u. s. w. sich brüsteten, die Spitze bieten könne — so hatte sich der mäßiger gesinnte sanfte Gellert nur nach einem guten deutschen Briefsteller gesehnt, sodaß ihm das Briefstellen fast nur um des Briefstellens willen am Herzen lag. Kaum hatte er daher den Brief der Lucius empfangen, so fielen ihm auch gleich die französischen Briefstellerinnen ein, und er begrüßte seine Correspondentin als eine Babet, Beaumont u. s. w., ermahnte sie, immer so hübsche Briefe zu schreiben, und lobte überaus ihre Naivetät. Nun ist es bekanntlich eine eigne Sache um die Naivetät, da sie, sobald sie zum Bewußtsein derselben kommt, auch sogleich aufhört zu existiren, und wir können deshalb die robuste Natur der Naivetät der Jungfrau Lucius nicht genug

rühmen, daß sie sich doch nicht vernichten ließ, sondern nur mit geringem Schaden davonkam. Sie erfuhr zwar nunmehr durch ihren verehrten Lehrer, daß sie naiv sei, aber sie nahm gewissermaßen nur historisch Notiz davon. In schwächern Augenblicken ließ sie sich freilich dieses Lob gefallen, haschte auch wol nach Witz, Laune und sogenannter Naivetät, sodaß manche ihrer Briefe leider nur als exercitia styli oder gradezu als Uebungen im Briefschreiben erscheinen; meistens aber siegt doch ihre gute und schöne Natur und die alte Unbefangenheit bricht immer wieder hervor. Ja, sogar die bekannt gewordene Anordnung Gellert's, daß diese Briefe nach seinem Tode gedruckt werden sollten, wirkte nur selten nachtheilig auf die Episteln selbst, da die fröhlich jugendliche Verfasserin den Moment erfaßte und ohne Kummer rein genoß.

Und was enthalten nun diese Briefe? Für Den, der nur obenhin liest, wenig Ausbeute, und es ist nichts leichter, als über die steten Gesundheitsbulletins, den zu häufig complimentirenden Ton, sowie über den geschweiften, gefirnißten Styl zu scherzen; wir brauchen uns aber nur auf den historischen Standpunkt zu stellen, wie wir ja hier sollen, so wird uns auch dieser Uebelstand als eine bestimmte und nothwendige Richtung und Aeußerung der Zeit wichtig. Diese Zeit lernen wir nun hier in manchen Beziehungen auf eine theils traurige, theils erfreuliche Weise kennen. Der Krieg hatte bereits fünftehalb Jahre gedauert, aber über diesen erfahren wir gar nichts. Darüber zu schreiben ist Gellert viel zu bescheiden und scheu, und als er erfährt, daß der bekannte treffliche Rabner'sche Brief, den Freund und Feind mit Vergnügen lesen mußte, sowie seine Antwort in den Druck gekommen sei, kann er nicht schlafen vor Besorgniß, daß irgend ein hohes Haupt dadurch verletzt worden sei, was ohne ein Wunder durchaus nicht möglich war. Man könnte wenigstens einige Nachrichten über das Maß der Contributionen, Einquartirungen, Anekdoten, Gerüchte von Treffen u. s. w. erwarten, aber davon ist nie die Rede. Es ziemt sich nicht und ist gefährlich, über so etwas zu schreiben. Man hält seine Vorlesungen, ermahnt zur Geduld, geht in die Kirche, liest ein gutes Buch, reitet auf einem zahm gemachten Schimmel spazieren, betet viel und schläft wenig. Weit glücklicher ist die Lucius. Sie befindet sich, selbst liebevoll, in ihrer liebevollen Familie sehr wohl, freut sich, daß sie so hübsche Briefe schreiben kann, und wenn sie auch mit Recht zürnen könnte, daß ihr verehrter Lehrer sogar einen ihrer Briefe im Collegium vor vielen hundert Studenten vorgelesen hat, wobei sogar ihr Name an den Tag gekommen ist, so bedient sie sich doch dieses Rechtes nur sehr mäßig, denn wer könnte gegen einen Mann, wie Gellert, lange zürnen, besonders wenn er selbst sein Unrecht sogleich eingesteht? Auch hat doch das Bekanntwerden durch einen solchen Mann manche Vortheile, man wird selbst bei den vornehmsten Leuten beliebt, die sich wol gar Abschriften der Briefe erbitten, man wird ein wohlgezogenes, artiges Kind genannt, man darf wünschen, Gräfinnen und Freifrauen die Hand zu küssen, und es wird wirklich verstattet. Es ist auch sonst noch viel Hübsches in ihrem Leben. Man geht zuweilen um vier Uhr Nachmittags in einen wunderschönen Garten, dessen Besitzer das Spazierengehen in demselben erlaubt hat, und wenn man nach einer Stunde zurückkommt, ist man für die neue Arbeit sehr erfrischt, und Abends kommen dann einige wohlgesinnte und gebildete Hausfreunde. Ist man ernsthaft gestimmt, so singt man wol Gellert's geistliche Lieder am Klavier, und ist man scherzhaft gelaunt, so läßt man Witzfunken fliegen, aber stets auf die moralischste und anmuthigste Weise. Dabei ist die Anhänglichkeit an Fürst und Vaterland durchaus unerschütterlich und wahrhaft erhebend, und das herrliche alte Sprüchwort: „Krieg und Brand segnet Gott mit milder Hand", bewährt sich hier auf die erfreulichste Weise. In spätern Zeiten hielten sich die deutschen Schriftsteller in ihrem Unmuth, der denn doch nicht ganz ausbleiben konnte, besonders an die Minister, und unsere deutsche Schaubühne hat bekanntlich einen großen Ueberfluß an übelgesinnten Staatsmännern und Kammerherren aufzuweisen; aber in der damaligen Zeit dachte Niemand an solche Ungebühr, und wenn es auch verstattet war, in stiller Stube zu singen, daß kein Rittergut, Stern und Ordensband wahrhaft glücklich mache, so konnte doch die Verbeugung vor einem Manne, der wirklich und wahrhaftig ein Rittergut, Ordensband und Ministerstern hatte, nie tief genug ausfallen. Es war freilich nicht zu leugnen, daß selbst ein Premierminister gar viele politische Misgriffe machen könne, aber man verbot sich in tugendhafter Angst, dergleichen auch nur zu denken, und wenn er krank wurde, so bedauerte man das wie ein großes Staatsunglück; doch wenn er dann einmal wieder in einem erleichterten Augenblicke sich ein Glas Tokayer reichen ließ, in welches der hohe Herr — ganz so idyllisch wie unser eins — sogar ein Zuckerplätzchen eintunkte, so war dieser Umstand wichtig genug, um ihn mit umgehender Post dem leipziger Freunde mitzutheilen. Mit Einem Worte: Alles, was draußen im Staate und in den europäischen Staatsverhältnissen vorgeht, vernimmt man nur, insoweit die doppelt und dreifach censirten Zeitungen davon Kunde geben; jedes Urtheil darüber ist jedoch verboten, und man versagt es sich selbst als ungeziemende Vermessenheit.

(Die Fortsetzung folgt.)

Statistik der Buchdruckereien und Buchhändler in Frankreich.

Die Buchdruckerkunst wurde etwa 20 Jahre nach ihrer Erfindung nach Frankreich verpflanzt. Paris war die zehnte Stadt Europas, die erste Frankreichs, welche diese herrliche Kunst, dieses großartige Geschenk des deutschen Erfindungsgeistes an die Nationen, in ihre Mauern aufnahm. Ulrich Gering, mit seinen zwei Gehülfen Michael Friburger und Martin Krantz, war es, der die erste Buchdruckerei im Hause der Sorbonne zu Paris im Jahre 1469 gründete. Gering war zu Beromünster im Canton Luzern in der Schweiz geboren und erlangte hier die ersten Begriffe vom Bücherdrucke. Es lebte nämlich zu Münster, als Kanonikus des Stifts zu St.-Michael, Elias Helie von Lauffen, an Jahren schon ein Greis, aber noch voll

rastlosen Eifers für die Wissenschaften, der bei der ersten Kunde von der in Deutschland erfundenen Kunst, Bücher zu drucken, selbst Versuche machte und die erste Buchdruckerei in der Schweiz errichtete, aus welcher im Jahre 1470 Marchesini's biblisches Wörterbuch: „Mamotrectus sive primicerius", und im J. 1475 Roderichs von Zamora „Speculum vitae humanae" hervorgingen. Gering erlernte bei diesem alten Kanonikus, der in seinem 76. Lebensjahre den 20. März 1475 zu Münster starb, die Kunst des Bücherdrucks und begab sich auf den Rath des Kanonikus und Professors Johannes a Lapide zu Basel, welcher ihm Empfehlungsbriefe an den Prior der Sorbonne Johann de la Pierre mitgab, nach Paris. Das erste Werk, welches aus seiner Officin hervorging, war: „Epistolae Gasparini Pergamensis" (4., 1470). Gering übte seine Kunst bis zum Jahre 1508 aus und starb den 23. August 1510; er hinterließ sein sehr beträchtliches Vermögen der studirenden Jugend und den Armen von Paris; deswegen wurde von der Sorbonne, welche zu ihrem Antheile 8560 Livres erhalten hatte, sein Gedächtniß jährlich aufs feierlichste begangen. Außer zu Paris wurden in Strasburg im J. 1471, in Lyon 1473, in Angers 1477, in Chablis 1478, in Poitiers 1479, in Caen und Saint-Alban 1480, in Vienne 1481, in Metz 1482, in Troyes 1483, in Rennes und Bréand-Loudéhac 1484, in Abbeville 1486, in Besançon und Rouen 1487, in Cluny und Orleans 1490, in Dijon und Angoulême 1491, in Dôle 1492, in Nantes 1493, in Limoges 1495, in Provins und Tours 1496, in Avignon 1497, in Treguier 1499 und in Perpignan im Jahre 1500 Buchdruckereien errichtet, sodaß zu Anfang des 16. Jahrhunderts diese Kunst beinahe über alle Theile Frankreichs verbreitet war.

Im Jahre 1830 hatte Frankreich in 283 Städten 620 Buchdruckereien und in 259 Städten 1142 Buchhändler. Sie waren auf folgende Weise vertheilt: 1) Die 21 nördlichen Departements, deren Bevölkerung (nach einer Zählung v. J. 1826 im „Almanch royal et national" v. J. 1831) sich auf 9,932,677 Seelen beläuft, und deren directe Staatsabgaben 75,691,909 Francs betragen, haben in 105 Städten 263 Buchdruckereien und in 99 Städten 759 Buchhändler, oder auf 38,964 Einw. eine Druckerei und auf 13,112 Einw. einen Buchhändler. Paris allein besitzt 80 Druckereien und 506 Buchhändler, Rouen 9 Buchdr. und 7 Buchh., Lille 7 Buchdr. und 10 Buchh., Nancy 6 Buchdr. und 8 Buchh., Caen 6 Buchdr. und 6 Buchh., Metz, Amiens und Arras jede 5 Buchdr. und ersteres 14 Buchhändler. 2) Die 18 westlichen Departements, mit 5,438,408 Einw. und 29,770,246 Francs directer Abgaben, besitzen in 34 Städten 67 Druckereien und in 36 Städten 86 Buchhändler oder eine Buchdruckerei auf 81,170 Einw. und einen Buchhändler auf 63,237 Einw. Unter den Städten, die Druckereien besitzen, hat Nantes 6, Rennes und Angoulême jedes 4, ersteres 10, letzteres 3 Buchhändler. 3) Die 13 mittlern Departements, mit 3,789,316 Einw. und 22,915,613 Francs directer Steuern, haben in 32 Städten 55 Buchdruckereien und 57 Buchhändler, oder eine Druckerei auf 68,894 Einw. Die Stadt Orleans hat 5 Buchdr. und 6 Buchh., Nevers 3, Chartres, Tours und Blois, jede 2 Buchdr. 4) Die 11 östlichen Departements, von 4,199,199 Einw. bevölkert, mit jährlich 25,380,143 Francs directer Steuern, haben in 44 Städten 80 Buchdruckereien und in 33 Städten 106 Buchhändler, also eine Druckerei auf 52,490 Einw. und einen Buchhändler auf 39,615 Einw. Lyon, die zweite Stadt des Reichs, hat 12 Druckereien und 24 Buchhandlungen, Strasburg und Besançon jedes 6, Dijon 4, Colmar 2 Buchdr., und Strasburg und Dijon jedes 11 Buchhändler, Besançon 6 und Colmar 5. 5) Die 28 südlichen Departements endlich, mit einer Bevölkerung von 8,463,320 Einw und einer directen Steuerquote von 50,014,531 Francs, besitzen in 68 Städten 155 Druckereien und in 59 Städten 134 Buchhändler, oder eine Druckerei auf 54,602 Einw. und einen Buchh. auf 63,159 Einw. Marseille besitzt 10, Avignon 9, Aix 5, Toulouse 14 und Bordeaux 12 Buchdruckereien. — Es kommt also im Durchschnitt in Frankreich eine Buchdruckerei auf 61,887 Einw. und ein Buchhändler auf 27,768 Einw.

Zur Vergleichung führen wir noch folgende statistische Verhältnisse der Buchdruckereien zur Bevölkerung anderer Staaten an. Preußen hat nach einer officiellen Zählung vom J. 1830 12,939,877 Einw. und nach einer Angabe vom Jahre 1831, 280 Buchdruckereien mit 693 Pressen, von denen die meisten in Berlin, Halle, Köln und Breslau, es kommt also in Preußen schon auf 46,213 Einw. eine Buchdruckerei. Im Königreiche Sachsen muß das Verhältniß durch Leipzig, den Hauptstapelplatz des ganzen deutschen wohlorganisirten Buchhandels, das allein über 120 Pressen beschäftigt, noch besser sein. Im Großherzogthume Weimar, welches in 5 Städten (Jena mit 6, Weimar mit 3) 12 Druckereien und im Ganzen 230,000 Einw. hat, kommt schon auf 19,166 Einw. eine Druckerei. Die Schweiz mit 2 Mill. Bevölkerung hat 46 Druckereien mit 145 — 150 Pressen, von denen aber wol ein Drittel den größten Theil des Jahres durch unthätig ist, also auf 43,913 Einw. eine Druckerei. 48.

Martha. Andenken an eine einzige und geliebte Schwester. Von Andreas Reed. Aus dem Englischen frei übertragen. In besonderer Beziehung auf die Bildung des weiblichen Geschlechts. Essen, Bädeker. 1832. 8. 1 Thlr.

Biographie, Erziehungs- und Erbauungsschrift, sehr anwendbar für junge Mädchen, deren Religiosität sich zu dem strengen, absondernden Sektengeist neigt. Sie werden daraus lernen, daß wahre Frömmigkeit sich mit Duldung, Güte, Werkthätigkeit, ja selbst Heiterkeit des Gemüths wohl verträgt und auf das bloße Formen- und Formelnwesen keinen sondertlichen Werth legt. Für Personen, deren frommer Glaube von minder strenger Aeußerlichkeit ist, trägt das Buch ein zu puritanisches Gepräge, sie dürften um des Anstrichs willen den trefflichen Kern mitkennen und unempfänglich für das viele Gute bleiben, das ihnen in fremdartiger, vielleicht ungefälliger Schale gereicht wird. 18.

Literarische Notizen.

In London ist 1832 in zwei Theilen herausgekommen: „Memoir and correspondence of the late Sir James Edward Smith. Edited by Lady Smith". J. E. Smith war 1759 geb., stand mit den berühmtesten Gelehrten, besonders Philosophen und Botanikern in Briefwechsel, gründete im April 1788 die Linné'sche Gesellschaft in London und schrieb selbst mehre botanische Werke. Er starb am 17. März 1828

Der erste Band der „Works by the author of Corn law rhymes", mit einem Bildniß des Verf., ist im Dec. 1832 herausgekommen.

In England erscheint eine Zeitschrift, welche Erzählungen, Sagen u. dgl., theils bekannt aber selten, theils neu, aus dem Nachlasse beliebter Dichter oder von Zeitgenossen enthält und den angemessenen Titel „Story-teller" führt. In Frankreich wurde im Sept. 1832 ein ähnliches Unternehmen begonnen und ihm nach langer Berathung der — mild ausgedrückt — wunderliche Name „Salmigondis" ertheilt, was in der Küchenterminologie ein Ragout von übrig gebliebenem Fleische, oder wenn man die Etymologie zu Hülfe nimmt, eingemachte Früchte bedeutet (salgama). Deutsche Uebersetzer, denen der Titel aus der Küche gefiel, verpflanzten die französische Monatschrift unter demselben Namen nach Deutschland. 3.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Mittwoch, — Nr. 72. — 13. März 1833.

Ein Wort über deutsche Briefsteller, mit besonderer Beziehung auf Gellert's, Forster's, Baggesen's Briefsammlungen.

(Fortsetzung aus Nr. 71.)

Die Wissenschaft, welcher Christian Wolf eine etwas ermüdende sogenannte mathematische Form gegeben hat, schützt durch das wohlgezimmerte Geländer vor großen Irrthümern, gewährt aber wenig neue Ausbeute. In der Theologie wie im praktischen Leben steht noch immer im Allgemeinen die Dogmatik der Formula concordiae fest, und selbst Gellert ist den strengern Orthodoxen sowie den süßlichen Pietisten nicht mehr ganz recht. In der Gesellschaft fängt man an, mit einigem Glücke galant zu thun; Viele können jedoch die alte Gelahrtheit und Pedanterie nicht loswerden, die selbst, indem man über sie spottet, sehr häufig durch eine Hinterthür wieder einschleicht und sich am liebsten in den Spott selbst mischt. Man lächelt und lacht und zürnt wol gar über die ewige Nachahmungssucht der Deutschen, aber selbst im Lächeln und Scherzen ahmt man noch oft nach.

Dennoch zeigen sich auch jetzt schon Spuren, daß es mit dieser Zeit bald werde zu Ende gehen, denn was sie bildete und jetzt noch stützt, wird von geistreichen und hochberühmten Männern angetastet. Manche derselben werden zwar ignorirt, und man darf annehmen, daß die religiös und ästhetisch revolutionnairen Schriftsteller der Franzosen unter Philipp's Regentschaft, sowie selbst Voltaire, zu jener Zeit in der größern deutschen Gesellschaft (z. B. der des höhern Bürgerstandes) noch nicht entscheidend wirkten, denn mit moralischem Stolze fertigte man sie — oft zu rasch — als unmoralische und ungediegene Leute ab. Beiweitem mehr wirkte Rousseau, der ohne allen Leichtsinn, mit großem Ernste und feuriger Beredtsamkeit eine neue Zeit hervorrufen zu wollen schien. Er ließ sich von keiner gebildeten Gesellschaft ignoriren, und sein „Emil" macht selbst in den stillen Kreisen der Lucius ein solches Aufsehen, daß sie den ersten Theil mit wahrer Begierde durchliest. Ein neues Licht schwebt vor ihren Augen, aber es erscheint ihr so blendend, daß ihr bange wird und daß sie augenblicklich den Lehrer fragt, wie sie es damit zu halten habe. Der gute Gellert, der, wie er selbst gesteht, Rousseau nur wenig kennt und nur weiß, daß er zuweilen gegen den geschriebenen Buchstaben der christlichen Dogmatik ankämpft, erschrickt heftig bei dieser Nachricht, und er, der so selten schreibt, weil ihm auch der kleinste Brief sehr sauer wird, schreibt jetzt alle Posttage, um sie vor diesem in mancher Hinsicht leider sehr löblichen, aber desto gefährlichern Verführer zu warnen. Die Freundin dankt mit Innigkeit für seine väterliche Sorgfalt, doch sucht sie Rousseau nach Möglichkeit zu vertheidigen und schreibt ein paar schöne Stellen aus dem „Emil" ab, um Gellert einige Neigung für das gescholtene Buch beizubringen. Das hilft aber Alles nichts, auch jene Stellen gefallen ihm nicht sonderlich, und es bleibt dabei: sie soll den zweiten Theil nicht anrühren *); sie muß ihr Wort geben, gibt es und hält es wie eine rein gehorsame Schülerin. Bald nachher wird ihm auch vertraut, daß unter den nähern Freunden des Lucius'schen Hauses sich ein sonst sehr wackerer Jüngling finde, der einige gefährliche Zweifel in Hinsicht der Dogmatik hege. Neue große Sorge für Gellert, welcher gefragt wird, was dabei zu thun sei! Er schreibt abermals Briefe über Briefe, citirt eine herrliche Stelle aus den Sprüchwörtern Salomonis, empfiehlt Crusius, Leland, Canz, Reinbeck, Pontoppidan, Samuel Squire und andere im Christenthum wohlgesicherte Autoren; als aber dies Alles nicht gleich helfen will, wird er etwas verdrießlich und bitter gegen den unglücklichen Jüngling. Er könne, solle und müsse sich beruhigen bei Dem, was so viele treffliche Menschen schon beruhigt habe; vielleicht wolle er aber auch nur widersprechen, und man reize ihn zu neuem Widerspruch, wenn man mit ihm disputire u. s. w. Auf eine eigentliche Widerlegung jener Zweifel läßt G. sich nie ein, und in diesem Sich-nicht-einlassen, was bei weniger edeln Gemüthern als Gellert in ein gänzliches Ignoriren ausartete, finden wir abermals ein sehr bedeutendes Zeichen jener Zeit, die eben, weil sie sich im bequemen Ablehnen, Sich-nicht-einlassen und Ignoriren des Neuen gefiel, einige Unsicherheit verräth. Noch auffallender wird dieses Ablehnen in Beziehung auf die deutsche Literatur. Was sie, die damals mit Riesenschritten weiter eilte, seit etwa 1755 Großes theils geleistet hatte, theils versprach, ist nicht mehr nach Gellert's Sinn, es erscheint ihm zu kühn

*) Im 56. Briefe entschlüpft Gellert sogar der unmuthig harte Ausruf: „Was geht uns Rousseau weiter an? Nichts mehr von ihm." (!!)

und deshalb gefährlich. Die Freundin fragt ihn nach Uz und Wieland, bekommt aber eine sehr ungenügende Antwort. Er ist mit den Wieland'schen Schriften nicht weiter gekommen als bis zu dessen „Sympathien", bedauert den Streit zwischen ihm und Uz und weiß nichts von der großen Veränderung, die sich etwa seit 1760 in Wieland's schriftstellerischer Thätigkeit gezeigt hat. Er lobt beide Dichter, bedauert die „freien Stellen" in Uz's Poesien, freut sich aber herzlich, daß er dennoch ein sehr guter Mann sei, was ihm sein seliger Freund, der vortreffliche Freiherr von Cronegk, der jenen genau gekannt, oft versichert habe. Von Klopstock ist nie die Rede und — wer würde es glauben? — auch von Lessing nicht. Es gibt viele Stellen in diesen Briefen, wo wir erwarten dürfen, es werde Lessing genannt werden müssen, aber unsere Erwartung trifft nie ein. Es ist nicht zu zweifeln, daß er in dem Lucius'schen Kreise gekannt war, denn wie hätte der geistreichste aller deutschen Schriftsteller jener Zeit den Mitgliedern desselben verborgen bleiben können? Aber man wagt noch nicht recht, von ihm zu reden, am wenigsten aber Gellert gegenüber, und da die Lucius nichts mehr liest, ohne ihres Lehrers Urtheil vorher zu befragen, so ist zu vermuthen, daß sie Lessing kaum den Namen nach kannte. Wahrlich auch dieses gänzliche Schweigen von Lessing ist überaus beredt.

Lesen wir nun diese Briefsammlung auf die angedeutete Weise, so haben wir in ihr nicht blos die ausführliche Darstellung eines individuell interessanten Verhältnisses mit den anmuthigsten Details, sondern auch ein in historischer Hinsicht höchst wichtiges und anziehendes, das Bürgerleben jener Zeit uns vor Augen stellendes Werk, und wir sind dem Bibliothekar Ebert in Dresden wahrhaft großen Dank schuldig, daß er uns endlich einmal diesen Briefwechsel, der bis dahin nur verstümmelt und mangelhaft (und mithin völlig unersprießlich) mitgetheilt worden war, unverkümmert und genau in einer neuen, auch äußerlich erfreulichen Gestalt gegeben hat (Leipzig, Brockhaus, 1823). Ich bin doch gewiß nicht der Einzige, der gern einmal zur Abwechselung auch nach sanften, milden und doch wieder einer gewissen Gattung von gelinder Ironie den trefflichsten Stoff bietenden Büchern greift, und darum rufe ich besonders den Lesern, welche die löbliche Eigenschaft haben, nicht blos die Bücher von 1832 zu lesen, mit gutem Muthe zu: Hier ist eins, das, in den Jahren 1760—69 geschrieben und 1823 gedruckt, weit interessanter ist als sehr viele Schriften von 1832.

Legen wir nun den Gellert-Lucius bei Seite und greifen (wie oben ausgemacht wurde) zu den Forster'schen Briefen (Leipzig, Brockhaus, 1829, zwei sehr starke Bände), so ist mit einem Male die ganze Scene in allen nur irgend denkbaren Beziehungen verwandelt. Die Zeit ist anders geworden, sie will überall weiter, ist aber nur zu einer halben und deshalb unerquicklichen Aufklärung gekommen, und zuweilen mischt sich die armseligste Seichtigkeit ein. Man ist unmuthig in den alten Formen, die noch immer starr dastehen, und die neue bessere Zeit will sich weder innerlich noch äußerlich recht gestalten. Forster Vater und Sohn fühlen große Langweile in Deutschland, aber die Liebe für die Wissenschaft erhält sie frisch und sie schiffen muthig um die Welt. Mit den trefflichsten Kenntnissen bereichert, kehren sie zurück, und die Deutschen jauchzen ihnen entgegen. Besonders ist der junge Georg Forster ein wahres Wunder in ihren Augen; wo er sich nur sehen läßt, bittet man ihn zu Tisch, und er muß hundert und wieder hundert Mal die schönen Geschichten von den Südseeinseln und ihren wunderlichen Bewohnern und Bewohnerinnen erzählen, wobei es den trefflichen Wirthen und sämmtlichen Gästen, indem sie sich über ihre eigne Bildung und Aufklärung freuen, noch einmal so gut schmeckt als sonst. Kann man wol mehr für ihn thun? Georg scheint es zu verlangen, denn er will ein Amt. Recht schön und wacker, und er verdient es gewiß; indessen hat es nun einmal in Deutschland mit den Aemtern, sowie überhaupt mit Allem, was in das äußere Bürgerleben gehört, seine „gewiesenen Wege". Seine „gewiesenen" Wege wiederhole ich und fühle dabei ganz, welch ein charakteristisch deutsches, nur von Deutschen erfundenes Wort das ist! Es sind nicht gleich Stellen da, er soll warten, und in dieser in Deutschland so hochnöthigen Tugend hat er es — trotz seines Kreuzens auf dem stillen und nicht stillen Meere — nicht weit gebracht. Er geht nach Kassel, findet dort eine Anstellung — ich glaube gar als Professor — aber die Besoldung ist gering, und er liebt nun einmal — ein ungebührlicher und entsetzlicher Gedanke für einen deutschen Gelehrten — auch das äußere Wohlleben. Ihn ergreift von Neuem die Langweile, er hofft Zerstreuung in geheimen Gesellschaften, findet dort aber nichts als jene traurige Gattung von Mystik, die anfangs imponirend, hinterher nichts bietet als trostlose Dürre. Die Zeit hatte nun einmal Poesie und Religion hinweggestoßen und mußte sich deshalb — da doch nun einmal der Hang zum Wunderbaren nicht ganz zu beseitigen ist — größtentheils mit geistloser Geisterseherei begnügen. Die realen Sorgen vergrößern sich, denn mit ein paar hundert Thalern, die ein deutscher Professor im Anfang der achtziger Jahre erhielt, läßt sich, den sichersten Nachrichten zufolge, wenig anfangen. Er geht nach Wilna. Wie es ihm dort gefiel und ob er an seiner Stelle war, beantworten wir uns leicht, wenn wir blos die beiden Namen: Forster und Wilna, aussprechen. Er verheirathet sich und ist nicht glücklich in der Ehe. Gern folgt er einem Rufe nach Mainz, und man hofft, nun werde er endlich, wenn auch nicht Glück, doch Ruhe finden. Er findet sie aber nirgend weniger als dort, und die Langweile, die ihn schon so oft ergriffen, scheint immer peinlicher zu werden. Da bricht die französische Revolution aus, es locken verführerische Stimmen von Frankreich aus, und während sie locken, erscheint die ohnehin fast immer unzärtliche Mutter Germania noch härter, spröder, oder gar widerwärtiger als je. Er vergißt, daß auch eine unzärtliche Mutter noch immer eine Mutter bleibe, und die Revolution reißt ihn in ihre Wirbel. Mainz fällt in die Hände der Franzo-

sen, und er hört auf ein Deutscher zu sein. Aber es wohnt in ihm ein Gemüth, welches trotz allen Irrthümern doch ein tieferes ist, als daß ihm so bald in seinem neuen Halbvaterlande Befriedigung gewährt werden könnte. Die Wellen, die ihn umgeben, werden immer rauschender, wirbliger, blutiger, bis sie ihn zuletzt verschlingen, und als er stirbt, erhalten wir nur die traurige Ueberzeugung, daß seine Kraft wirklich aufgerieben ist, aufgerieben schon im 39. Lebensjahre. Seit 1792 war er ohne ein inneres Wunder nicht mehr irdisch zu retten, und so kam nur, was kommen mußte.

Aber, fragen wir mit Recht, waren denn keine Freunde, oder vielmehr, war denn kein Freund vorhanden, um ihn mit starkem Arm zu retten? Auf die Freundschaft verstehen wir uns doch wahrlich recht gut, und selbst zu der vollendetsten Schilderung deutscher Freundschaft (zwischen Siebenkäs und Leibgeber) finden sich in unserm deutschen Vaterlande nicht wenige Abbilder. Aber Forster hatte nur Bekannte, viele gute und geistreiche, halbe und dreiviertel Freunde, und die können ihm freilich nicht helfen. Er selbst hatte das höhere Talent, welches, um einen vollendeten Freund zu finden, nöthig ist, nicht im vollen Maße, ich meine jenes der reinen Poesie des Lebens, in welcher Freiheit und Nothwendigkeit versöhnt und eins geworden sind, wodurch wir allein das Vermögen gewinnen, uns unbedingt, und doch mit Bewahrung unserer edlern Individualität, hinzugeben. Aber freilich der kühle, kranke Lichtenberg und der zierliche Johannes von Müller (so zeigt er sich hier in seinen französischen Briefen) *) eignen sich nicht für Forster, um sich ihnen ganz hinzugeben. Lichtenberg freut sich ungemein über das zu große Lob, das ihm Forster in seinen „Ansichten vom Niederrhein" gebracht hat; sonst aber ist ihm der Mann schon lange etwas unbequem, dessen tiefern Sinn er ohnehin nie verstanden. Müller mag ihn wol verstanden haben, aber er rettet nur sich und schlägt dann in Wien jammernd in die Hände, daß es mit dem Freunde so weit gekommen ist, mit einem Manne, der, wenn auch nicht vor Jahr und Tag, doch vor Jahren und Tagen ein guter Christ gewesen sei und Johann Arnd's fromme Werke fast täglich gelesen habe. Wenn er das wußte, warum rettete er ihn nicht damals, als es noch Zeit war? Dennoch sind beide Männer zu entschuldigen, eben weil sie Forster nicht genügen konnten. Friedrich Jacobi hätte ihm genügen können und genügen sollen; aber es ist traurig, zu sagen, daß er grade diesen ebenso tiefsinnigen als edeln Mann am wenigsten erkannte, und nicht minder traurig, daß Jacobi das meistens nur exoterisch artige und angenehme Verhältniß nicht zu erhöhen, oder besser, zu vertiefen suchte. Auch findet sich hier ein so ganz über alle Maßen heftiger Brief von ihm (vom Jahre 1781), daß wir wünschen, ein solcher Zorneserguß wäre nicht mitaufgenommen. Allein die Herausgeberin verkennt Jacobi wo möglich noch mehr als Forster selbst, und so hat sich jener Brief miteingeschlichen. Der Grund dieser Heftigkeit (die rohe Feindschaft der „Deutschen Bibliothek" gegen Voß) ist ohne Zweifel ein guter; aber der Zorn wird zur Wuth, und zwar zu einer solchen, die sich Jacobi sonst immer selbst verboten hat. Auch der Schwiegervater Heyne kann Forster wenig helfen, er hat sich längst an die Formen des äußern Lebens gewöhnt, studirt mit Gelassenheit fortwährend die alten Classiker und wohnt in ihnen beiweitem mehr als in der Gegenwart, liest zahlreich besuchte, mit gewaltigem Beifall selbst von Prinzen und Grafen beehrte Collegien, gibt den Virgil heraus und findet selbst in London einen Verleger u. s. w. Viel mehr verlangt er von der Gegenwart nicht, und wenn ihn auch in seltenen Stunden ein Mismuth über manche deutsche Verhältnisse beschleicht, so begreift er doch schwerlich die Flammen in Forster's Brust, und weil er sie nicht begreift, kann er sie auch nicht beschwören. Huber's Verhältniß zu Forster ist ein zu geheimnißvoll complicirtes, als daß wir genau über dasselbe urtheilen könnten. Er theilt jedoch manchen historisch-politischen Irrthum mit Forster und kann ihm deshalb in dieser Hinsicht wenig nützen. Er ist, wie es scheint, gemäßigter und sanfter, gesunder und häuslicher, aber er hat Forster nicht genugsam imponiren können oder wollen. Soll ich mit zwei Worten sagen, wer Forster hätte sicher retten können, so nenne ich unter den edeln Todten, ohne alle Furcht, misverstanden zu werden, besonders diese drei: Thucydides, Tacitus und — Luther.

Pharisäisches Urtheilen sei jederzeit fern von uns, am widerlichsten und greulichsten aber wird der Pharisäismus, wenn er sich in das Urtheil über Männer mischt, die, ihre Zeit nicht ganz verstehend und sie bald zu hoch, bald zu gering anschlagend, sodann von ihr misverstanden, sich selbst tragisch aufreiben. Forster ist ein Unglücklicher, der seine Irrthümer sehr theuer bezahlt hat. Wir brauchen nur die einzige einfache Frage zu thun: wie befand sich denn nun Forster seit dem Herbst 1792? in den neuen Verhältnissen in Frankreich? und dann die Antwort aus seinen Briefen zu vernehmen, sowol in den Zeilen selbst, als „zwischen den Zeilen". Wahrlich, wir haben hier ein höchst lehr- und warnungsreiches Buch vor uns; es muß aber — recht gelesen werden.

Vergleichen wir nun diese Briefsammlung mit der Gellert-Lucius'schen, so wissen wir kaum einen Anknüpfungspunkt zu einer Vergleichung zu finden. Zu Gellert's Zeit war Alles beruhigt oder doch beschwichtigt; das Unangenehme der irdischen Verhältnisse wurde mit einem halb religiösen, halb metaphysischen: „Es ist nun einmal so", abgefertigt. In guten Stunden verfaßte man sanfte Klaggedichte, oder betrachtete überhaupt diese Welt als eine Art von steinigem Vorhof, auf dem sich nicht viel Blumen und Früchte erzielen lassen. Von einem Staatsleben war in der bürgerlichen Gesellschaft kaum oder doch nur selten die Rede, man war größtentheils zufrieden, wenn man für sich nebst Frau und Kindern Obdach, Nahrung und Kleider hatte. Dreißig Jahre später war sehr Vieles verwandelt. Manche fanden die alte, oft be-

*) Ganz zu erkennen ist J. v. M. nur aus den Briefen an seinen Bruder, die, wie es scheint, noch nicht genugsam gelesen und betrachtet worden sind.

fahrene und an vielen Stellen etwas langweilige Kunststraße, auf der man so lange gewandelt hatte, allzu unangenehm und verließen sie; aber der Weg, den man einschlug, war nicht immer der bessere, und Manche geriethen selbst auf einen unsichern Naphtaboden. Bei jedem stärkern Fußtritte strömten Flammen aus demselben heraus, Flammen, mit denen man nicht spielen kann. Nur sehr Wenige erinnern dabei an — Hercules' Selbstverbrennung; dazu fehlt auch Forster sehr viel und vor Allem die stete Bewahrung religiöser Handlungs- und Duldungskraft. In jedem Falle aber gelte auch hier das herrliche Wort Bürger's:

Was Flecken war — vermodert;
Nur der Himmelsfunke lodert
Einst geläutert zur Verherrlichung.

(Die Fortsetzung folgt.)

Annuaire du Bureau des longitudes pour l'année 1833.

Dieses „Annuaire" ist ein sehr nützliches Buch und daher wird es in Paris wenig gelesen. In der Hauptstadt der gebildeten Welt, in dem Mittelpunkte der europäischen Civilisation, wie die französischen Journalisten wenigstens sich ausdrücken, will man amusirt sein; wer dieses genußsüchtige Lesevolk unterrichten will, ist ein Pedant, eine langweilige Personage, die man mit ihrer Wissenschaft an die Schuljungen und an die Studenten verweist. Woher die Zeit nehmen das „Annuaire" zu lesen? Sind nicht neulich 22 Bände Romane, Schauder-, Mord-, Ehebruchs-, Nothzuchtgeschichten an einem einzigen Tage erschienen? Ist nicht der liederlichste aller Romane, „Faublas", den sonst ein Libertin nur bei verschlossenen Thüren las, aufs Theater gebracht worden? In keiner Stadt wird vielleicht so viel, so allgemein gelesen als in Paris, nirgend gibt es so viele unwissende Menschen und selbst unter den gelehrten Ständen. Keep-sa-kes, Musenalmanachs, den „Matthieu Laensberg" findet man in allen Lesezirkeln, bei Aerzten, Advocaten, Literaten u. s. w. Das „Annuaire" haben wir nirgend auftreiben können als in der Bibliothéque du roi, woselbst wir gegenwärtig, den 31. Januar, sitzen und mit starrenden, eisigen Fingern diese Zeilen niederschreiben. Wenn viel gelesen wird in der capitale du monde, so werden die materiellen Capacitäten der Menschheit nicht weniger beachtet als die geistigen. Im Jahre 1831 wurden hier gebraucht: 776,784 Hectoliter Wein, 28,573 Hectoliter Brantwein, 112,859 Hectoliter Bier. Nebstdem wurden verzehrt: 1,161,136 Pfd. Trauben, 61,670 Ochsen, 14,389 Kühe, 62,867 Kälber, 288,208 Hammel, 76,741 Schweine und Wildschweine, 996,369 trockene Käse. Es sind ferner hier gegessen worden für 702,180 Francs Austern, für 477,610 Fr. Flußfische, für 3,415,159 Fr. Seefische, für 6,426,648 Fr. Geflügel und Wildpret, für 9,117,091 Fr. Butter, für 3,904,387 Fr. Eier.

Im Laufe desselben Jahres sind geboren: 15,116 Knaben und 14,414 Mädchen, zusammen 29.540 Kinder, von denen 10,878 unehelich sind. Es wurden 6654 Ehen geschlossen; die Zahl der Gestorbenen betrug 25,996. Fast der vierte Theil der Kinder stirbt im ersten Jahre, ein Drittheil erreicht das zweite Jahr, die Hälfte lebt bis zum 20., ein Drittheil bis zum 40. Jahre. Die Gesammtbevölkerung von Frankreich betrug im Jahre 1831: 32,560,934 Seelen.

Außer diesen und vielen andern wichtigen statistischen Notizen enthält das „Annuaire" einen sehr interessanten Aufsatz des Herrn Arago über den Einfluß des Mondes auf unsere Atmosphäre. Wir können dem gelehrten Astronomen in seinen Raisonnements nicht folgen und beschränken uns, die wichtigsten Resultate seiner Beobachtungen und Berechnungen mitzutheilen. In Folge des Einflusses des Mondes auf unsere Atmosphäre regnet es häufiger und stärker zwischen dem Neulichte und dem Vollmonde als in dem letzten Octante; dieses wird bestätigt durch Toaldo's Beobachtungen, denen zufolge von 760 Regentagen nur 114 unabhängig von dem Einflusse des Mondes waren. Im Ganzen genommen wirkt unser Satellit nur schwach auf den Dunstkreis der Erde. Der Wechsel der Witterung steht mit den Mondphasen nicht im fernsten Zusammenhange; dies hat Herr Arago mit unumstößlichen Beweisen dargethan. Schließlich bemerken wir hier für die Leserinnen, die gern im Mondschein wandeln, daß das Mondlicht nicht schwarz macht, wie mitunter behauptet wird. 143.

Eine Revenante aus dem Criminalrecht.

In Berlin leben noch Manche, welche die ihrer Zeit vielbesprochene Ursinus von Person gekannt, und noch jüngst wurde ihrer bei Gelegenheit der fürchterlichen Gesina Timm wieder gedacht. Die Acten der Ursinus sind zum Theil gedruckt, es existirt eine Biographie, ihre Person gehört also der Oeffentlichkeit, und es ist kein Versehen gegen die Schicklichkeit, an sie zu erinnern. Noch lebt sie, eine hochbejahrte Matrone, und wer die rüstige, große, noch von Lebenslust durchdrungene Dame sieht, mag in ihr nicht sogleich die Frau vermuthen, welche vor 30 Jahren beinahe das Aufsehen einer Brinvillier machte. Die Zeiten aber sind seitdem tragischer, wenigstens melodramatischer geworden. Die Thaten und Attentate der Ursinus sind durch die zahllosen Verbrechen der bremer Giftmischerin in Schatten gestellt, aber in einer Epoche moralischer Erschlaffung und sittlicher Gleichgültigkeit, aus der sie hervorgingen, waren sie ganz geeignet das schaudernde Entsetzen durch Deutschland zu erregen. Mit der Last ihres schuldvollen Bewußtseins ging sie nach Glatz und hat dort durch 30 Jahre die ungeheure Lüge, daß sie schuldlos leide, festgehalten, für den Psychologen kein geringeres Wunder, wiewol es häufiger vorkommt als der wollüstige Irrsinn der Gesina Timm. Wäre die Ursinus nicht die verstandeskluge Frau, die jede ihrer Handlungen und Worte berechnet, so ließe sich glauben, was bei weichern Gemüthern nicht selten vorkommt, daß sie sich vor sich selbst rein gelogen. Denn sie vermeidet es nicht, von den auf ihr lastenden Beschuldigungen zu sprechen, sie konnte mit klagendem Ton daran erinnern, sie konnte seufzend die Hoffnung ausdrücken, einst werde ihre Unschuld an den Tag kommen. Sie konnte auch scherzen. Einem jungen Fähnrich schenkte sie vor langen Jahren für eine Gefälligkeit eine Tafel Chocolade und sagte lächelnd, als er zauderte: „Fürchten Sie sich nicht, sie ist nicht vergiftet." Als man jüngst in ihrer Gegenwart das Gespräch auf die Timm brachte, hörte sie aufmerksam, mit völliger Unbefangenheit zu, äußerte ihr Entsetzen über die unbegreiflichen Frevel und erklärte, das Buch davon lesen zu wollen. Nachdem ihre eigentliche Strafzeit auf der Citadelle vorüber, lebt sie nur noch unter polizeilicher Aufsicht in der untern Stadt Glatz. Ein reichliches Einkommen aus ihrem vormundschaftlich verwalteten Vermögen setzt sie in den Stand, ein Haus zu machen. Sie gibt besuchte Gesellschaften und macht Anspruch auf Aufmerksamkeit, sehr empfindlich gegen gesellschaftliche Verstöße. Ja, so wenig hat langes Leiden, die Last, die ihre Brust trägt, und die Annäherung der Ewigkeit den eiteln Weltsinn der Siebzigerin gebeugt, daß das ihr einziger Lebensgedanke scheint, die erste und beste Gesellschaft bei sich zu sehen. Wer brieflich mit ihr verkehrt, soll oft geneigt sein an ihre Unschuld zu glauben; allein wer ihr Auge ins Auge sah und mit ihr sprach, kommt davon zurück. Dem Tode scheint die kräftige Greisin noch lange trotzen zu wollen; auch die Cholera, als sie in Glatz wüthete, wagte nicht an die Thür der Frau zu pochen, die selbst den Würgeengel gerufen und ihm ins Gesicht geblickt, regungslos wie eine Larve. 26.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Donnerstag, — Nr. 73. — 14. März 1833.

Ein Wort über deutsche Briefsteller, mit besonderer Beziehung auf Gellert's, Forster's, Baggesen's Briefsammlungen.

(Fortsetzung aus Nr. 72.)

Wie anders, wie so ganz und gar anders ist die Welt, die sich uns in der Baggesen'schen Briefsammlung eröffnet! *) Baggesen ist kraftreich wie Forster, aber auch gesunder, frischer und bei aller temporairen Hinneigung zur melancholischen Betrachtung doch sanguinisch. Das Leben selbst macht ihm mehr Vergnügen, er hat es gern, wenn Prinzen und Prinzessinnen, oder überhaupt einflußreiche Männer und Frauen ihm gewogen sind; er reist gern, liest gern vor u. s. w. Das Alles ist nicht blos unschuldig, sondern löblich. Alles Mittelmäßige, obwol er, wenn es ihm im Leben begegnet, dasselbe mit Laune erträgt, ist ihm, sobald es sich ihm selbst als Eigenthum aufdrängen will, höchlich zuwider, und er sieht sich deshalb eifrig um nach dem Höchsten und Herrlichsten, was die Poesie und Philosophie aufzuzeigen hat. Er will, um es mit einem Worte zu sagen, durchaus in das Reine kommen über das Räthsel der Welt und des Bewußtseins; doch das Schöne soll diese Erkenntniß vermitteln. Da bietet sich ihm zuerst Kant, theils als großartig zermalmender, theils als ein neue Welten enthüllender Lehrer an; aber der Mann ist fast gar zu groß, und vielleicht eben weil B. ihn grenzenlos verehrt, begegnet er ihm im Leben nie. Es bedarf eines Vermittlers, und diesen findet er zuerst in Reinhold, jenem reinen und holden Manne, der als rühmlicher Anti-Egoist immer nur die Idee wollte, nie sich selbst allein als Philosophen. Er, „der Erste der Lernenden", wird Baggesen's Freund, der nun mit ihm gemeinschaftlich lernt und in des Freundes „Briefen über die Kant'sche Philosophie", sowie in dessen „Elementarlehre" einen würdigen Stoff für sein höheres Denkvermögen findet, das sich bei ihm auf eine geniale Weise ausbildet. Aber eben um dieser genialen Weise willen bedarf er eines Mannes, der großartig zu denken und zu dichten zugleich versteht, und diesen findet er nicht in Reinhold, sondern in Schiller. Der herrliche freigesinnte Posa hat ihn bezaubert, der „Abfall der Niederlande" hat ihn auf die erfreulichste Weise belehrt; er vergöttert „Die Götter Griechenlands", und das tiefsinnige Gedicht: „Die Künstler", entzückt ihn in einem Maße, wie sonst keinem Werke gelungen ist.

Da kommt 1791 ihm die Nachricht, der treffliche Dichter, der schon eine geraume Zeit gekränkelt habe, sei gestorben, die Nachricht verbreitet sich schnell und ein allgemeiner Schmerz erfüllt jeden Hörer. Sollte dir, lieber Leser, die Gegenwart zuweilen ein wenig kühl, wenn nicht gar kalt, ein wenig liebearm, wenn nicht gar liebelos vorkommen, und du möchtest dir einmal eine Zeit vergegenwärtigen, in der es anders war, so lies in den damaligen Zeitungen und Briefen, besonders aber in dieser Baggesen'schen Sammlung nach, wie die Deutschen und die deutschen Sprachgenossen einst zu lieben verstanden. Die Römer können kaum den Tod des Germanicus und Drusus tiefer beklagt haben, als wir damals Schiller's Tod; und wol dürfen wir dieses sonderbare Gleichniß wagen, denn das ist eben das Bedeutende, daß die Deutschen diesmal gar nicht nach Rang und Titel fragten, sondern den Verlust Friedrich Schiller's, außerordentlichen Professors in Jena, eines armen, kranken, jungen Mannes, als ein entschiedenes öffentliches Unglück (publica calamitas) betrachteten. Schiller's Leben schwebte damals allerdings in der höchsten Gefahr; als er sich aber wieder gerettet sah, ward ihm dafür auch die große Freude, zu sehen, wie man ihn überall geliebt und seine Exequien gefeiert hatte. Die Freude über seine Genesung war nunmehr allgemein, indessen fehlte ihr doch meistens jene Begeisterung, die sich bei den Meisten im Schmerze glänzender zeigt, wenigstens bekundete sie sich nicht reel. Hätte man näher nachgefragt, so würde man erfahren haben, daß Schiller's Genesung nur eine sehr kümmerliche war, daß er das Leben nur dem Tode abringe, was deshalb immer auf die zarteste Weise behütet werden müsse. Man würde vernommen haben, daß Schiller arm sei und nur 200 Thaler Besoldung genieße, daß der Arzt eine Reise nach Karlsbad für unerläßlich halte, und erfahrene Leute hätten hinzugefügt, daß eine solche Cur nebst gehöriger Erholung sich nicht wohl von dem Gehalte eines außerordentlichen Professors bestreiten lasse u. s. w. Was würde aus unserm Schiller geworden sein, wenn sich nicht der Herzog von Augustenburg und der Graf Schimmelmann auf die edelste Weise für ihn hülfreich

*) Aus Jens Baggesen's Briefwechsel mit Karl Leonhard Reinhold und Friedrich Heinrich Jacobi. Mit 28 Beilagen. Zwei Theile. Leipzig, Brockhaus. 1831. Gr. 8. 5 Thlr.

gezeigt hätten? Daß sie sich aber so zeigten, davon war ohne Zweifel Baggesen die Ursache, der zuerst jene vortrefflichen Männer mit den Schriften des großen Deutschen bekannt machte. Wahrlich, es ist gut, es ist sehr nöthig, auf dergleichen bedeutende Facta das vergeßliche Publicum von Zeit zu Zeit aufmerksam zu machen, damit es nicht in Selbstzufriedenheit allzusanft einschlummre.

Außerdem aber finden wir hier einen abermaligen Beleg für einen merkwürdigen Moment in unserer Literargeschichte. Manche unserer jungen Dichter und Kritiker denken sich das Verhältniß Schiller's und Göthe's ganz anders, als es war, weil sie, meistens nur in der neuen und neuesten Zeit lebend, gänzlich ignoriren, daß, als das Verhältniß der beiden großen Männer begann, Schiller's Berühmtheit die briefwechselnden größere war. Göthe's Celebrität durch „Götz von Berlichingen" und „Werther" war allerdings eine ungeheuere, aber auch rasch vorübergehende, und eine Menge von Moderantisten und Philistern bemühten sich (leider nicht vergeblich), ihn als ein gefährliches Genie verdächtig zu machen. Auch das größere Publicum, dessen Beifall ohnehin nur durch die glänzende Schale jener beiden vortrefflichen Werke erregt worden war, wurde bald wieder nüchtern. Es ließ sich auf „Iphigenie" und „Tasso" nicht ein, und weit entfernt, sich bei dem Nichtverstehen des „Groß-Kophta" zu bescheiden, erklärte es denselben geradezu für langweilig und schlecht, ja es wollte von dessen „Reineke Fuchs" kaum etwas wissen. Mit Schiller stand es ganz anders. Unter hundert Jünglingen waren gewiß neunzig, welche „Die Räuber" vergötterten, und als er vollends in der höchst bescheidenen Ankündigung der „Thalia" (1784) die Mängel seiner frühern Werke selbst laut verkündete, erwarb er sich auch den Beifall der ältern kritischen Welt in einem Grade, wie ihn der Jüngling Göthe nie gehabt hatte. Fragt nur, liebe Jünglinge von 1832, bei ältern Männern nach, wie einst ein neues Bruchstück aus „Don Carlos", ein Heft der „Thalia", ja selbst nur ein einzelnes Schiller'sches Gedicht in Deutschland begrüßt wurde, und ihr werdet erfahren, daß man das Alles mit endlos trunkenem Freudejauchzen aufnahm, während von Göthe nur bei den seltensten und gebildetsten Männern die Rede war. Wenn deshalb Schiller 1794 Göthe zuerst die Hand reichte, so geschah es nicht, um sich an den Mächtigern anzuschließen, denn der Mächtigere war er, sondern weil er weit über der Meinung des größern Publicums stand, und mit tiefem Geiste Göthe's höheres Genie freudig und uneigennützig anerkannte.*) Göthe selbst hat dies überall genau erschaut und ganz besonders in den letzten Theilen der — mehr besprochenen als gründlich gelesenen — Briefsammlung die unschätzbare Kritik und innige Erquickung gerühmt, die er durch des Freundes Mittheilungen sowie durch das ganze Verhältniß empfangen.

Kehren wir zurück zu Baggesen, so finden wir leider, daß er sich Göthe nie näherte, ja sogar, daß er sich ihm nie nähern wollte. In frühern Zeiten verkannte er ihn ganz, und erst später als diese Briefe reichen scheint ihm einiges Licht über ihn aufgegangen zu sein. Aber auch mit Schiller entstand kein näheres Freundschaftsverhältniß. Baggesen konnte dessen ruhige Kraft und — fast möchte ich sagen — „fröhige Festigkeit" dem Menschen im Leben gegenüber zwar als höchst bedeutsam anerkennen, aber nicht lieben, und auch Reinhold klagt, daß es ihm unmöglich sei, Schiller als Freund näher zu treten. Baggesen gehört zu der Gattung von geistreichen Menschen, die, um in ihrer anziehenden Eigenthümlichkeit zu erscheinen, der ausführlichen, gänzlich unbefangenen, nach allen Seiten hinschweifenden Rede bedürfen, und dazu fand er bei Schiller nie Gelegenheit. Dafür ist sein Verhältniß zu Reinhold ein im höchsten Grade interessantes. Es kann uns sogar ein Lächeln anwandeln, daß dieses Verhältniß sich zuweilen fast wie ein Liebesverhältniß gestaltet, wobei es nicht blos an Eifersucht, sondern sogar an Eifersüchtelei und an dépit amoureux nicht fehlt; aber bei näherer Betrachtung werden wir doch immer finden, daß der Grund jener Ueberzartheiten ein edler sei. Verzeihen wir der Liebe die Eifersucht, warum nicht auch der Freundschaft? und ist jene Abschweifung zur Eifersüchtelei wirklich nicht abzuleugnen (was noch die Frage wäre), so müssen wir doch einräumen, daß beide Männer ihre kleinen Schwächen gegen einander stets auf die liebenswürdigste Weise wieder gutmachen.

Dennoch sollte auch dies schöne Verhältniß nicht ganz ungetrübt bleiben, obwol nur in philosophischer Hinsicht. In beiden Männern war das höchste Streben nach geistiger Befriedigung, und nur dieses kann erklären, daß der sanftere Reinhold von Kant zu Fichte, von Fichte zu Bardili u. s. w. übertrat. Von jetzt an konnte Baggesen nicht mehr mit ihm seine philosophischen Spaziergänge gemeinschaftlich unternehmen, und es ist auch überhaupt mit diesem philosophischen Lustwandeln eine eigne Sache. Höchster Enthusiasmus, flammende Verehrung für irgend einen der deutschen Philosophen wechselt mit Kälte und Bitterkeit, und die Götter und Götzen, die er anbetet, sind nie sicher, gelegentlich auch wieder verworfen zu werden. Baggesen hat nicht Reinhold's große Selbstverleugnung, und sein philosophischer Witz bildet übersprudelnd oft eine Opposition selbst zur Philosophie. Diese Bemerkung soll keinen Schatten auf Baggesen's Studien werfen. Es soll

*) Selbst im Jahre 1795 fg. dauerte die Kälte oder gar das Miswollen gegen Göthe noch fort, und wenn wir die Frage aufwerfen: Warum gingen die in mancher Hinsicht so vortrefflichen „Horen" so bald ein? so ist die jämmerliche, aber wahre Antwort zu geben: Größtentheils wegen der vielen Göthe'schen Beiträge. Noch einmal: fragt nur nach, ihr jungen Leser, wie man damals die „Unterhaltungen deutscher Ausgewanderten", den „Benvenuto Cellini" u. A. aufnahm, und ihr werdet erfahren, daß man sie fast allgemein „höchst langweilig" fand. Es fehlte selbst jene löbliche Scheu, die man in spätern Jahren übte, ein solches eigenes Urtheil auszusprechen. Man sage nicht, daß auch Schiller's dunktree philosophische Aufsätze in den „Horen" an dem schnellen Verblühen dieser Zeitschrift schuld gewesen. Sie fanden freilich viele Widersacher; aber für langweilig erklärte sie doch Niemand, und die Gedichte welche Schiller gab, machten Alles wieder gut.

nur auf die leidenschaftliche Heftigkeit hindeuten, welcher der Jüngling überall in Liebe und Haß mehr oder weniger unterworfen ist, zugleich aber möge es im Gegentheil für Diejenigen, welche bereits jene Leidenschaftlichkeit überwunden haben, eine Mahnung sein, doch nunmehr ja nicht zu glauben, Feierabend machen und sich gleichsam ab- und verschließen zu dürfen.

Nur unter gewisse, nie erfüllbare Wünsche sollen wir einen raschen Strich machen; unter unser philosophisches Streben nie. Die Sache ist wahrlich sehr wichtig, denn nur zu häufig begegnen wir jetzt Männern, die ehedem als Jünglinge nicht ohne gute Anlage die Kunst zu philosophiren trieben, jetzt aber — wenn ich das derbe Bild gebrauchen darf — die metaphysische Pfeife ausklopfen, die Nachtmütze aufsetzen und sich zur Ruhe begeben, bei welchem Anblick die echten Philister, die nie aus der Nachtmütze herausgekommen sind, fröhlich in die Hände klatschen und sagen: „Gott Lob! nun wird der liebe Mann doch endlich auch einmal vernünftig, und wenn er sich in unser Kränzchen aufnehmen lassen will, meine Stimme kriegt er."

Während aber Baggesen's Stellung zur Philosophie eine gefährliche wird, führt ihn sein guter Stern in die nähere Bekanntschaft mit Friedrich Heinrich Jacobi, den er früherhin nur obenhin gekannt hat. Ich habe über diesen vortrefflichen Mann so viel auf dem Herzen, daß ich kaum anfangen mag, über ihn zu reden, weshalb ich mich hier nur begnügen will, anzuführen, daß er unter den Philosophen des 18. Jahrhunderts bis etwa 1795 ganz allein und unbegriffen dastand. Er trieb die Philosophie und die Philosophien im höchsten Grade gründlich — über Spinoza hat er vielleicht das erste entscheidende Wort gesprochen — aber stets, wie mich dünkt, ohne Hoffnung, auf irgend einem philosophischen Wege Befriedigung zu finden. Friedrich Schlegel's Aeußerung, daß es Jacobi an logischem Enthusiasmus fehle, und daß er gleichsam ein philosophischer Romeo sei, der von der Philosophie verlange, daß sie eine Julia machen solle, ist witzig, hat aber einen weit tiefern Sinn als Schlegel selbst in dem muthwilligen Augenblicke der Witzproduction geahnt haben mag. Es kommt am Ende doch bei uns Allen allein darauf an, ob wir jene Julia finden; und wahrlich, Jacobi hat, wenn auch nicht die Julia, doch eine Julia gefunden: jene gründliche Veredlung der Seele meine ich, welche unablässig nach dem Verein mit der höchsten Schönheit ringt. Was dabei in einzelnen Jacobi'schen Urtheilen Einseitiges und Irriges mitunterläuft — besonders in seinen spätern Lebensjahren — werde dem schwächern Moment angerechnet. Diesen Mann nun fand Baggesen, und in ihm und durch ihn glaubte er sich befriedigt, denn durch die Jacobi'sche Philosophie erschien ihm die Philosophie selbst — entbehrlich, gleichsam als bestehe der genialste Gebrauch der Philosophie darin, die Philosophie überflüssig zu machen. Auf diesem Standpunkte liegt Alles, was wir Mystik im höhern und mindern Sinn nennen, nahe genug, und Baggesen stürzte sich mitten in ihre Wogen. An Untersinken dachte er nicht, und wohl durfte er auch bis zu einem gewissen Grade seiner Schwimmkunst vertrauen. Die Art und Farbe seiner Mystik ist von so seltener Bedeutsamkeit, so vereint mit Kraft und Helle, daß wir ein wenig bei ihr verweilen müssen. Wir thun am besten, wenn wir ihn darüber selber reden lassen, da wir ohnehin in dieser langen Recension auch noch nicht ein einziges Mal Auszüge gegeben haben.

Was der Mensch überhaupt (heißt es hier Theil II, S. 222 fg.), mithin noch mehr der Philosoph besonders zu verhüten hat, ist: nicht ganz außer sich selbst in die Welt hinaus zu verfliegen und nicht ganz aus der Welt in sich selbst hineinzufallen. Zu Beiden wird er durch das Obere und das Untere in ihm versucht; sein zweckmäßiger Menschengang und sein philosophisches Schweben im Gleichgewichte beruht aber auf Dem, was in der Mitte liegt: auf dem Gebrauch seiner Vernunft. Sein Heil ist im Glauben, ohne welchen sein Wille ihn zu hoch und seine Sinnlichkeit ihn zu tief schleudern wird. Mein Sohn, gib mir dein Herz! Sich an Gott fest zu halten ist die einzige Sicherheit, und göttlich zu leben das einzige Große. Der stolze und leichtsinnige, gottlose und gottvergessene Mensch hat keine wahre Urtheilskraft, unterscheidet Alles außer dem zu Unterscheidenden, und sieht Alles schief, weil er auf einem verkehrten Standpunkte steht. Er kann Verstand, Scharfsinn, sogar Tiefsinn und jedwede Empfänglichkeit in hohem Grade besitzen, fehlt ihm aber der Glaube, so mangelt ihm gewiß jener Hochsinn, der alles Objective würdigt und alles Subjective adelt. Hier lagere er sein Dasein. Hier allein ist Sicherheit und Ruhe. Ich kenne keine andere Wiege meines Geistes, keinen andern Hafen, kein anderes Grab als Gottes Alles haltende Vaterhand. Hier fühle ich, daß ich redlich sein mußte, damit ich unendlich werden könnte; und hier bin ich, wie der Mensch sein soll, stolz wegen meiner Schwäche und demüthig wegen meiner Kraft. Hier fühle ich, daß ich nichts war durch mich allein; daß ich etwas wurde durch Ihn, und daß ich durch Ihn und mich Alles werden kann.

S. 239 sagt Baggesen:

Ich habe in Bevay deinen Spinoza gelesen und mit demselben für immer meine metaphysische Leserei beschlossen. Damit wäre ich denn ins Reine, d. h. ins Dunkle, mit Bewußtsein der Dunkelheit, und Dank dafür und Freude darüber. O Säuseln der Wipfel! O feierliche Stille! O heilige Schauer! O Zittern der bald der Raupe entschlüpfenden, dem Morgenroth entgegenschwebenden Psyche! Du bist mehr werth als alle gefühllose leblose Freuden des hellen Tages. Welch eine Marter wäre der helle Tag für die noch unbefügelte Psyche, und wie schädlich! Nicht der Sonnenschein des Vaters — nein, diese mütterliche Dunkelheit brütet im Thau der Nacht ihre zarten Flügel aus, die der helle Lichtstrahl eintrocknen und versengen würde; und glimmen nicht Sterne und funkeln nicht ferne Sonnen droben durch die säuselnden Wipfel? O Jacobi! wir haben genug! genug! genug!

(Der Beschluß folgt.)

Topo-geographisch-statistisches Lexikon vom Königreiche Baiern, oder alphabetische Beschreibung aller im Königreiche Baiern enthaltenen Kreise, Städte, Märkte, Dörfer, Weiler, Höfe, Schlösser, Einöden, Gebirge, vorzüglichen Berge und Waldungen, Gewässer u. s. w., von J. A. Eisenmann und C. Fr. Hohn. Zwei Bände. Erlangen, Palm und Enke. 1831 — 32. Gr. 8. 8 Thlr. 20 Gr.

Wenn wir von diesem ausgezeichneten, aus den besten, meist amtlichen Quellen geschöpften Werke hier minder ausführlich berichten, so liegt es in der Natur des Gegenstandes, der allerdings zunächst mehr ein auf Baiern beschränktes Interesse zu

haben scheint. Der Gelehrte freilich, der sich mit Geographie, Topographie, Statistik beschäftigt, oder Postbehörden des Auslandes werden es wegen der genauen Nachweisungen gar nicht entbehren können; indeß ist dies der kleinste Theil der Leser dieser Blätter. Ohne also in die Einzelnheiten einzugehen, geben wir nur eine Schilderung dieser literarischen Erscheinung im Allgemeinen, zufrieden, auf die Verdienste und Nachahmungswürdigkeit der Unternehmung aufmerksam gemacht zu haben. Hoffentlich wird es keinem gebildeten Baier in diesen Blättern zum ersten Male genannt und bekannt; denn in Baiern wird doch wol bald keine Oberbehörde, kein Amt, keine Stadt- oder Schulbibliothek und keine Postanstalt sein, von welcher ein solches Werk nicht angeschafft würde. Aber der Preis von 8 Thlr. 20 Gr. oder 14 Fl.! Scheinbar allerdings viel, aber nur scheinbar; denn das Buch hat 148 Bogen oder gegen 2400 Seiten groß Lexikonoctavs und engen Druckes auf schönem Papier, sodaß doch der Bogen kaum 6 Kr. oder 16 Pf. kostet.

Dies Lexikon enthält nun seinem Titel zufolge eine alphabetische Beschreibung aller im Königreiche enthaltenen Kreise, Städte, Märkte, Dörfer, Weiler, Höfe, Schlösser, Einöden (einzelne Häuser), Gebirge, vorzügliche Berge und Waldungen, Gewässer u. s. w. Dies „u. s. w." ist indeß kein gewöhnlicher Titelpleonasmus, sondern es sind darunter noch die Beschreibung und Aufführung anderer Gegenstände gemeint, die man auf den ersten Blick hier nicht suchen würde: wie z. B. der wichtigsten adeligen Geschlechter, die Analyse mehrer Mineralwasser (obgleich nicht aller), Ueberbleibsel des Alterthums, Höhlen, wichtiger neuerer Institute (z. B. das Walhalla), des Umfangs der alten Gauen des Landes, der alten Localsagen, der Gelehrten, die hier und dort geboren sind oder gelebt haben (selbst Jean Paul's Lieblingswirthshaus bei Baireuth ist nicht vergessen). Auch das Quirinsöl bei Tegernsee hat seinen eignen Artikel. Mit welcher Gewissenhaftigkeit nach Vollständigkeit gestrebt worden ist, bezeichnen die Tausende von Aufführungen einzelner Mühlen, unter ihren besondern Namen und Lagen, und die genaue Nachweisung gleichnamiger Orte. So kommt die bloße Bezeichnung Mühle 84 mal, Aumühle 52, Neumühle 102, Au 115, Grub 116, Buch 80, Thal 79, Ziegelhütte 190 und Ziegelstadel wol 100 mal, Ried 101 Mal vor.

Die größten Artikel sind: Baiern selbst (womit wol der besondere: Verfassung, gleich hätte verbunden werden können), dann die einzelnen Kreise, Hauptgebirge und die wichtigern Städte. Ueberall ist nicht blos Häuser- und Seelenzahl, sondern auch Zahl der Gewerbe, der geistlichen und weltlichen Behörden, und bei jedem Orte Kreis-, Land- oder Herrschaftsgerichte und Entfernung von den nächsten bedeutenden Orten, besonders von Poststationen, angegeben. Sehr dankenswerth sind die besonders in den spätern Buchstaben noch häufiger angebrachten historischen Reminiscenzen, wenngleich hin und wieder noch einige gelehrte Zweifel zu erheben wären. Manche der Localsagen haben ein großes poetisches Interesse und erinnern an ähnliche anderer Länder. Es sei erlaubt die schöne Sage vom Untersberg in der Nähe Salzburgs hier aus diesem Artikel mitzutheilen, wobei der sächsische Leser in Gottes Namen an seinen thüringischen Kiffhäuser denken mag: „Von diesem Berge geht das in Baiern wie in Oestreich bekannte Märchen, Kaiser Friedrich der Rothbart, welcher wegen der Wahl mißfälliger Individuen zu Erzbischöfen von Salzburg dieses Land in der zweiten Hälfte des 12. Jahrhundert verheerend mit Krieg überzogen, sei mit seinem Hoflager und seinen Kriegsscharen in das Innere des Berges eingeschlossen. Kriegerische Musik und Waffengeklirr sollen, besonders bei herannahenden Kriegen, aus den Höhlen des Berges schallen, wilde Ritter und Knappen auf feurigen Rossen, in glühenden Panzern und mit flammenden Waffen um Mitternacht die benachbarte Gegend durchstürmen und mit scheidender Nacht wieder in den Berg, dessen eherne Pforte zwischen den emporragenden, durchklüfteten Felsenstücken (Oefen) beim Hallthurme hinter den Trümmern der Burg Plain dem Wanderer nur selten und augenblicklich (auf Augenblicke) sichtbar wird, zurückeilen. Hier sollen die Gebannten in Wirkung guter Werke jenes furchtbaren Tages harren, wo Unglaube und strafbare Herrschsucht den höchsten Grad erreichen und die Völker sich wie im Wirbelwinde aneinander drängen, um auf der weiten Ebene von Wals eine Völkerschlacht zu schlagen, in welcher Kaiser Friedrich mit seinem Heere den Sieg erringen wird." Bei dem Pfarrdorfe Waltershausen an der Milz ist sogar der Kaufpreis, den der Professor Sartorius in Göttingen dafür bezahlte (56,000 Fl.) und mit dessen Namen er sich in den Freiherrnstand erheben ließ, angeführt. Von dem Walhalla, dem prächtigen Tempel aus weißem Marmor, heißt es u. A.: „Den Fuß des Berges umgeben mächtige Mauern; zwei breite Treppen führen hinauf, und in ihre Mitte kommt die Halle der Erwartung zu stehen, worin die Brustbilder der noch Lebenden sich befinden. In der Walhalla selbst werden, wie in einem Tempel der Verklärten, die Brustbilder aller großen Deutschen von fast zwei Jahrtausenden prangen: Fürsten von den Pipinen an bis zur großen Maria Theresia, Friedrich dem Großen u. s. w., Helden von Arminius bis auf Blücher, Glaubensmänner, Waise, Dichter, Künstler. Die meisten Büsten und Vorarbeiten sind schon vollendet u. s. w." Möge niemals Einer vorübergehen, der da hungernd bete: Herr, gib, daß diese Steine Brot werden! 118.

Notizen.

Ein französischer Journalist bemerkt: „Welch anderes Schicksal stände gegenwärtig Frankreich und den übrigen Nationen Europas bevor, wenn alles Geld, das man seit zwei Jahren auf so unfruchtbare Weise in Kriegsrüstungen aufgewendet hat, zu nützlichen Arbeiten wäre ausgegeben worden; wenn sich die Völker damit beschäftigt hätten, ihre bürgerlichen und politischen Einrichtungen zu verbessern und die Schätze der modernen Civilisation auszubeuten, anstatt sich einander wechselseitig zu fürchten zu machen!" Auf einer Seite ist das allerdings wahr, auf der andern hat es sich aber doch immerdar bewährt, daß nur die Erfahrung Groß und Klein in der Welt erzieht. Die Lehre, welche die Regierenden und Regierten aus der Spannung und den Trübsalen der letzten zwei Jahre gezogen haben, war beiden unerläßlich!

Das Decemberheft der „Revue encyclopédique" enthält einen in Auftrag der pariser Akademie der Wissenschaften von Herrn Auguste de Saint-Hilaire gelieferten Bericht über das von dem brasilischen Staatsminister Jose Feliciano Fernandes Pinheiro verfaßte Werk: „Annaes da provincia de S. Pedro". Nachdem Herr von St.-Hilaire die Irrthümer des John Mawe in seinen „Travels in the interior of Brazil 1815" angedeutet hat, welcher Reisende in Europa das erste Licht über das vor der Ankunft des Königs Johann VI. allen Fremden sorgsam verschlossene Reich verbreitete, gedenkt er der Verdienste des Abtes Manoel Ayres de Cazal, des Vaters der brasilischen Geographie, in seiner „Corografia brazilica", und geht so zu D. Jose Feliciano über, zu dessen Werke in topographischer Hinsicht eigne Untersuchungen sowol als lange Nachforschungen in den Archiven des Landes, in historischer Hinsicht Unterredungen mit Personen, die den Gang der Ereignisse genau kannten, Materialien geliefert haben. Der Verf. durchstrich selbst die Provinz Rio grande auf seinem Posten als Feldrichter in dem Feldzuge von 1812 und lebte alsdann sechs Jahre ruhig in der Hauptstadt, wodurch ihm genügende Zeit und Gelegenheit zu seinen Studien geboten ward. Herr von St.-Hilaire gibt nach diesen Annalen einen kurzen Abriß der Geschichte und Geographie des Landes, dessen Mittheilung wir uns hier versagen, wo es genügen kann, auf das Werk im Allgemeinen aufmerksam zu machen. 153.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Freitag, — Nr. 74. — 15. März 1833.

Ein Wort über deutsche Briefsteller, mit besonderer Beziehung auf Gellert's, Forster's, Baggesen's Briefsammlungen.

(Beschluß aus Nr. 73.)

Baggesen redet S. 293 Jacobi an: „Du wahres Kalb, mit dem die Philister alle heimlich pflügen". Ein derbes treffendes Wort, deutlich für Alle, die unsere frühere philosophische Literatur, besonders die von 1783 bis etwa 1810 kennen.

S. 333: Geschichte ist grade — was nicht ist. Was ist, läßt sich so wenig erzählen wie ermessen. Es läßt sich bisweilen darstellen; aber, großer Gott! wie verschieden ist ein jeder solcher Sonnenblick von der historischen und philosophischen Klarheit! Er blendet alle blöden Augen, denn er durchdringt. O Jacobi! tiefer und tiefer bis in die tiefste Tiefe meines Gefühls bin ich von der Ueberzeugung durchdrungen: Nur in der Dichtung liegt das Wahre, und der Mensch wacht nirgend als im Traum. Nicht was er greift, sondern was ihn ergreift, ist heilig, und nur wenn er nicht weiß, was er spricht, spricht er weise. Die Reflexion verderbt jede Anschauung und das deutliche Bewußtsein zernichtet das Wissen. Ob ich fühle, was ich gesagt? ist meine einzige Probe; und damit ich darin bestehe, sage ich nur, was ich fühle. Erwärme mich, o Philosoph! oder Dein Liebe ist nicht vom Himmel.

Wie nun ein Mann, der solche Wissens- und Glaubenssätze als den höchsten Gewinn der ernstesten Studien seines ganzen Lebens betrachtet, lieben müsse, ist in Beziehung auf die Form der Neigung in der Freundschaft schon angedeutet worden; wie er aber die Liebe selbst übe, jene Liebe, auf die wir Deutschen uns schon seit Hermann's Zeiten recht wohl verstanden, und die wir keineswegs durch „Romeo" und „Werther" erst kennen lernen mußten, darüber ist kaum eine Andeutung hinreichend, sondern wir können nur auf die Briefe selbst hinzeigen, die mit dem Feuerstrom ihrer Beredsamkeit auch die kältesten Leser hinreißen und entzünden werden. Doppelt und dreifach aber merkwürdig und anziehend ist es, daß sich die Liebe hier im Verhältnisse der Ehe zeigt. Auch das ist nicht neu in Deutschland, und ich könnte nur an den berühmten officiellen Prachtdichter und Oberceremonienmeister Johann von Besser (gest. 1729), der gleichfalls seine Gattin mit stets sich gleichbleibender Leidenschaft liebte, erinnern; aber geschildert ist ein solches Verhältniß selten oder nie. Hier ist ein solches Gemälde, ein großartiges, herrliches, mannichfaltiges wenigstens skizzirt vorhanden, und der Himmel soll mich bewahren, ein solches recensiren (!) zu wollen, da ohnehin das Beste, was sich darüber sagen ließe, nicht gedruckt werden kann. Hier genüge es, Alle, die, was wir im gewöhnlichen Leben „das Menschenherz" nennen, im ungewöhnlichen Leben, in Liebe, Schmerz, Todestrunkenheit und Kraftaufraffung schauen wollen, dringend zu bitten: schaut dies große Gemälde an.

Wenn nun ein Buch nichts weiter enthielte, als was ich bisher angeführt habe, so wäre es gewiß schon ein höchst anziehendes, und doch enthält das vorliegende noch weit mehr, sobald wir uns auf den welthistorischen oder vaterländisch-historischen Standpunkt versetzen. Dieser Kant und Fichte, dieser Schiller und Reinhold, dieser Wieland und Jacobi, diese Literaturzeitung u. s. w. bildeten jenes deutsche Decennium, und Baggesen gibt in seinen philosophischen Freuden und Leiden einen bestimmten Widerschein jener Zeit. Es ist deshalb unstatthaft, von Baggesen zu verlangen, daß er jedesmal das Richtige oder das Genehme aussprechen solle; genug, daß er die historische Aufgabe erfüllt und als bedeutsame Aeußerung jener Zeit betrachtet werden darf. So gesteht Rec., daß er in manchen philosophischen und noch mehr in ästhetischen Urtheilen mit Baggesen durchaus nicht sympathisiren könne, z. B. in dem maßlosen Lobe der „Aeneide", sowie ihm auch weder die Jacobi'sche noch Baggesen'sche Ansicht von Jean Paul genügen kann, der noch weit höher steht, als Beide annehmen. *) Er besorgt, daß diese Differenz immer größer werden würde, wenn wir den spätern Briefwechsel von 1801 fg. bekämen; allein auf jenem angedeuteten historischen Standpunkte weiß er jene Verschiedenheiten leicht zu stellen und ihre beziehungsreiche Bedeutung zu erkennen, ohne daß ihn deshalb irgend ein besonderer Gram über die Differenz anwandeln sollte.

Wir sehen hier ferner, wie jene Zeit, die auf den praktischen Forster so praktisch wirkte, für die Mehrheit der Deutschen, die im höhern oder geringern Sinne damals monologisch-meditirende, analysirend-metaphysische Naturen waren, fürs erste nicht viel mehr wurde als Gegenstand des Gespräches und der freundschaftlichen Cor-

*) B.'s großer Enthusiasmus für Jean Paul war nach dem „Hesperus" und „Siebenkäs" fast erschöpft, und der herrliche „Titan" ward mit trüber Bitterkeit beurtheilt, oder vielmehr ganz verkannt.

respondenz. Das Schauspiel, welches Frankreich seit 1789 den Deutschen gab, blieb ihnen ein Schauspiel, dessen Scenen sie theils beklatschten, theils anspochten. Einzelne und recht lange Auftritte wurden mit unendlichem Jubel begrüßt, aber unter die Schauspieler, die das große Weltdrama aufführten, selbst sich miteinzumischen, fiel nicht leicht Jemanden ein; denn gefährlich war das Spiel doch immer, und man befand sich im Parterre und in den Logen blos zuschauend ungleich behaglicher. Als aber im Jahr 1793 die eigentliche Schreckensperiode in Frankreich begann, da wandten sich die Blicke fast sämmtlicher deutschen Schriftsteller und Nichtschriftsteller von dem blutigen Schauspiele unwillig weg, der historisch-politische Enthusiasmus nahm von Tage zu Tage mehr ab, und selbst die Feldzüge Napoleon's in Italien und Aegypten erregten in den meisten Kreisen Norddeutschlands nur ein bedingtes Interesse, wie wir etwa für eine längst vorübergegangene große Zeit, z. B. für den zweiten punischen Krieg, empfinden. Auch dieser Umstand muß der heutigen jüngern Welt fast unbegreiflich erscheinen; dennoch hat es sich wirklich so zugetragen. In einer Zeit, wo man selbst in Weimar das Herannahen französischer Truppen fürchtete (1794, vgl. die ersten Theile der Schiller-Göthe'schen Briefsammlung), wo man jedoch bald darauf sich herzlich freute, daß doch Norddeutschland gesichert sei, in einer solchen Zeit und unter solchen Umständen begann die neue Periode unserer ästhetischen Literatur, die sich unmittelbar an jenen Verein der beiden größten Dichter schloß, wodurch denn auch bald die Schlegel, Tieck, Novalis u. A. für ihre Poesie und Kritik Raum gewannen. Es war wirklich Großes und Neues, was hier zur Sprache kam; und wenn sich auch manche Unberufene mit in den Kampf mischten, die Wichtigkeit des Kampfes selbst ist nicht in Abrede zu stellen. Fassen wir nur den einzigen Umstand ins Auge, daß Schiller, als Vater des neuen deutschen Trauerspiels nach und nach einen großen Einfluß selbst über sämmtliche Bühnen Europas gewonnen hat, so ist die überschwengliche Wichtigkeit jener Zeit schon erwiesen.

Wie Baggesen diesen Kampf betrachtete, ist nicht genau zu ersehen, da die Acten nur, wie gesagt, bis 1801 vor uns liegen; einzelne Aeußerungen des Unmuths lassen jedoch vermuthen, daß er ihn keineswegs von der rechten Seite betrachtete, eine Vermuthung, die durch später gedruckte Schriften zur Gewißheit ward. Ich zweifle nicht, daß Baggesen fähig gewesen wäre, jene, nur selten recht gewürdigte Zeit zu würdigen und den neuen Frühling mitzugenießen; aber insoweit wir nach seinen gedruckten Schriften urtheilen dürfen, würdigte er ihn leider nicht hinlänglich und genoß ihn fast gar nicht. *) Er hatte den Plan, von Paris aus lediglich für Deutschland und Nordland schriftstellerisch thätig zu sein; wenn wir aber auch in Manchem, was er seit jenem Jahre (1801) gegeben hat, ein schätzbares Talent gern anerkennen, so war es doch nicht hinreichend, um auf eine entscheidende Weise in die Zeit einzugreifen. Keines seiner Werke hat Epoche gemacht, keinem ist auch nur ein dauerndes Leben von dem Publicum zugestanden worden. Wer auf die Deutschen bestimmt und bestimmend wirken will, wird es freilich bequemer haben, wenn er einmal in Paris, London und Rom gewesen ist, dann aber wird er wohl thun, nach Deutschland zurückzukehren und die eigentliche Wohnung daselbst aufzuschlagen und ihnen stets nahe zu bleiben. Auch verlangen die Deutschen ihre Schriftsteller zuweilen von Angesicht zu Angesicht zu sehen und haben es gern, wenn sie besonders die leipziger Ostermesse wohl in Acht nehmen.

Mögen indessen auch diese und ähnliche Umstände ungünstig mitgewirkt haben, die Hauptsache bleibt immer, daß keine seiner für das Publicum bestimmten Schriften, insoweit sie mir bekannt geworden sind, sich an Kraft und Feuer, Witz und Humor, mit Einem Worte: an Lebensfülle, mit diesen Briefen messen könne. Der Gewalt solcher Briefe würde das deutsche Publicum nicht haben widerstehen können, denn selbst da, wo wir von Baggesen's Ansichten völlig abweichen, regen sie uns doch bedeutsam an, und es ist eine erfreuliche Opposition, in die wir uns versetzt finden, während wir bei andern gedruckten Baggesen'schen Schriften nicht selten blos die üble Laune zu beklagen haben, in welcher der Verf. manches noch im Gähren Begriffene viel zu trübe, und manches Helle und Herrliche gar nicht sieht.

Hier nun bieten sich uns wieder manche Betrachtungen, die wir jedoch nur im Fluge berühren wollen. Wir haben (und hatten) geistreiche Männer, die im Freundeskreise, das Glas in der Linken, und die Rechte bedeutsam bewegend, vortrefflich, leicht und angenehm reden, und von denen man glauben sollte, sie würden, wenn sie das Publicum im Auge hätten, als vorzugsweise begeisterte Schriftsteller auftreten. Dem ist aber leider nicht also. Sobald sie sich an den Schreibtisch setzen, erscheinen sie wie ganz andere Menschen. Sie werfen sich in die Pontificalia, und in Pontificalibus ist man nun einmal etwas steif und selten liebenswürdig. *)

Was in gesellschaftlicher Unterhaltung Feuerstrom war, gefriert hier, und was frisch flatternder, durch den erhöhten Moment erzeugter Witz war, zeigt sich hier als vorbereiteter Einfall, der, vor acht oder vierzehn Tagen geboren, jetzt nothdürftig untergebracht wird.

Andere, noch reicher begabt, gebieten über das zu sprechende und über das zu schreibende Wort; aber über das letztere nur, wenn es an einen bestimmten, sehr geliebten und verehrten Menschen apart gerichtet ist. So-

*) Nicht blos „nicht hinlänglich" und nicht blos „fast gar nicht", sondern „durchaus nicht" müssen wir sagen, wenn wir Depping's „Erinnerungen eines Deutschen in Paris" (S. 155 fg.) als entscheidend annehmen.

*) Rec. hat einen sehr geistreichen Mann gekannt, der bei einem Glase Champagner nach Mitternacht so sinnvoll, schlagend-witzig und lebenswarm sprach, daß, wenn er so geschrieben hätte, wir in ihm einen der größten deutschen Autoren besitzen würden. Leider aber schrieb er Vormittags und Nachmittags für den Druck fast immer nur in zwängender Steifleinwand und Schnürbrust, und so ist er halb und halb vergessen worden, ohne daß man sich sonderlich darüber wundern dürfte.

bald sie aber sich expreß hinsetzen, um für die Presse und durch dieselbe für das Publicum zu arbeiten, so werden sie matt und frostig, oder hochmüthig und verdrießlich, wozu insonderheit der traurige Gedanke beiträgt: der große Haufe ist doch keines wahren Verständnisses und keiner rechten Liebe fähig. Baggesen erscheint in seinen gedruckten Schriften meistens nur exoterisch, weshalb auch Jeder, der ihn nur aus diesen kennt, in hohem Grade überrascht werden muß, wenn er diese Briefe zur Hand nimmt. Welch ein Leben athmen diese Briefe an Reinhold und Jacobi! wie spricht hier der Geist zum Geiste, das Herz zum Herzen! wie gehorcht hier die Sprache, und wie frei bleibt sie im Gehorchen!

Ich breche ab, um nur noch zu erinnern, daß ich Baggesen hier lediglich als einen deutschen Schriftsteller betrachtet habe. Er selbst betrachtet sich ausdrücklich so, und in der That ist jede geistige Revolution in ihm — ich wiederhole; daß ich nur von seinem Leben, wie es hier vorliegt, bis zum Jahr 1801 spreche — von Deutschland ausgegangen; auch ist das Deutsch, welches er hier schreibt, keineswegs ein blos erlerntes, sondern nothwendiges und größtentheils vortreffliches.

Da diese Recension viel Ernsthaftes enthält, so sei es am Schluß verstattet, zur Gemüthsergötzlichkeit auf einen köstlichen Druck- oder Schreibfehler aufmerksam zu machen, der sich in dieses sonst so sorgfältig und schön gedruckte Werk eingeschlichen hat. Es ist nämlich der vielberühmte Polonius, den alle Welt aus dem „Hamlet" kennt, mit seiner löblichen Lehre: „To thine ownself be true etc." (Theil II, S. 238) in einen Apollonius verwandelt worden. Rec. hat seit mehren Decennien gar viel über den Polonius nachgedacht, bald im Ernst, bald im Scherz, aber Apollonius (von Tyana?) ist ihm noch nie dabei eingefallen. Möge indessen diese kühne Ironie des Zufalls nicht verloren gehen. Es wäre so übel nicht, wenn einmal in einer guten Stunde eine Parallele zwischen dem Polonius und Apollonius versucht würde.

Franz Horn.

Correspondenznachrichten.

Paris, 28. Februar 1833.

Seit langer Zeit hat nichts die öffentliche Meinung so sehr beschäftigt als die neuerlich ergangene Entscheidung des Cassationshofes über die Frage der Priesterehen. Ein junger Abbé, Namens Dumonteil, hatte den geistlichen Stand, in welchem er die Ordination erhalten, wieder verlassen und wollte in das bürgerliche Leben zurücktreten und sich verehelichen. Da legten seine Aeltern, ohne Zweifel von den Priestern dazu verleitet, Einspruch gegen seine Verheirathung ein, und die Sache mußte der Entscheidung der Gerichte unterworfen werden. Dieser Proceß war bereits längere Zeit vor der Julirevolution anhängig, und die Ungunst, welche er damals in der Priesterwelt, bei Hofe und selbst bei Gerichte erfuhr, war ziemlich natürlich. Das Gesuch des Abbé Dumonteil ward zuletzt durch das Appellationsgericht zu Paris verworfen. Da der Implorant ebenso wenig von der Statthaftigkeit dieser Entscheidung, welche seine kostbarste Freiheit zerstörte, sich überzeugen als auf sein Recht verzichten wollte, wandte er sich an das höchste Gericht, an den Cassationshof, und verlangte von diesem die Aufhebung des angegriffenen Spruches.

In der Sitzung vom 21. d. M. fand die Verhandlung statt. Der Cassationsgerichtsrath Bernard de Rennes machte den Bericht und sprach unzweideutig seine Ansicht für Zulassung des Begehrens aus, welches er durch sachgemäße und sehr klare Gründe unterstützte. Hierauf nahm der Generalprocurator Dupin seinen Antrag und entwickelte in einem ausgezeichneten und ebenso historisch belegten und gelehrten als einleuchtenden Vortrag die Gültigkeit der von Dumonteil verlangten Ehe. Er ging auf die geschichtliche Entstehung des Verbots der Priesterehen ein, welche er sämmtlich als aus politischen Gründen hervorgegangen bezeichnete; er wies nach, daß die Gebote des Christenthums und der Moral die Ehe den Priestern nicht untersagten, und daß, wenn das kanonische Recht und die Vorschriften der Concilien überhaupt jemals volle Kraft in Frankreich erlangt hätten, sie doch nur auf wirkliche Priester, nicht aber auf solche Individuen anwendbar seien, welche dem geistlichen Stande förmlich zu entsagen sich erklärt. Besonders stehe das Princip des Gesetzes von 1791, welches das religiöse und bürgerliche Gesetz unterscheidet, und jenes höhere der Freiheit des Menschen und des Bürgers dem Kläger Dumonteil zur Seite, während das angefochtene Urtheil dieselbe auf eine skandalöse Weise verletze und die Anmaßungen des Klerus unterstütze.

Es war augenfällig, daß diese kräftige Sprache der Wahrheit dem Cassationshof nicht angenehm war. Nach einer dreistündigen Berathung ward das Gesuch aus dem Grunde verworfen, weil die kanonischen Gesetze als Gesetze des Landes zu betrachten und darin die Priesterehen untersagt seien.

Durch diesen Ausspruch hat der Klerus eine neue Concession erhalten, und der Erzbischof von Paris mochte denselben als eine kleine Vergeltung der ihm im Februar 1831 widerfahrenen Unbilden, der Zerstörung seines Palastes und der in der Deputirtenkammer jüngst beschlossenen sehr bedeutenden Verminderung seines Gehaltes, ansehen. Allein dieser Triumph wird schwerlich von Dauer und Bestand sein. In Paris ist nicht schwer zu beurtheilen, ob etwas, was so sehr in das Leben und die bürgerliche Existenz der Staatsangehörigen eingreift, vor der Gewalt der Volksmeinung bestehen werde oder nicht. Der Eindruck des Urtheils des Cassationsgerichts war allgemein anstößig und unangenehm. In dem Gerichtshof selbst fallen sehr scharfe Gegenmeinungen entstanden sein. Gleich darauf wurde die Sache in der Deputirtenkammer zur Sprache gebracht und auch in Berücksichtigung genommen. An dem nämlichen Tage der Gerichtsverhandlung gab das Théâtre français ein Stück: „Le presbytère", welches die Cölibatsfrage wie eine Thesis abhandelt und, im Uebrigen langweilig, nur diesem einzigen Charakter eine günstige Aufnahme zu verdanken hat.

Von dem Gerichtssaale, von der Ständeversammlung und der Bühne des Théâtre français ist die Discussion auf die Kanzel übergegangen, und es konnte der hier bestehenden französischen Kirche, welche sich vom päpstlichen Stuhle losgesagt hat, nicht entgehen, daß es ganz besonders in ihrem Berufe liege, die Behauptungen des Abbé Dumonteil zu unterstützen. Bekanntlich hat sich diese französische Kirche in zwei Hauptparteien getheilt, die eine unter Abbé Chatel, dem eigentlichen Stifter derselben, die andere unter Abbé Auzou, seinem frühern Jünger und Genossen, welcher vor einiger Zeit die Gewaltscenen in Clichy veranlaßt hat.

Einer solchen Predigt, welche der Abbé Auzou in der Nähe der Porte St.-Denis in einem provisorisch zur Kirche eingerichteten Locale hielt, wohnte ich heute bei. Der Predigt ging ein katechetischer Kinderunterricht und eine Messe mit Musik und Gesang voraus.

Der Redner ging in seinem Vortrage, in welchem er sich zum Gegenstande gesetzt hatte, die Gültigkeit der Priesterehen und die Nichtigkeit der dagegen eingewandten Verbote nachzuweisen, von der Vorschrift des 1. Buchs Mosis aus: „Wachset und

mehret euch. Es ist nicht gut, daß der Mensch allein sei." Sodann von den Episteln des Apostel Paulus an die Corinther, worin es heißt, daß der Mann nicht ohne die Frau, und die Frau nicht ohne den Mann sein sollen. Er durchging die drei Hauptperioden der Geschichte, jene der Erschaffung der Welt und des damaligen Zustandes, jene der Geburt Christi und seinen Lehren und jene der heutigen Zeit. Indem er die Welt und die Menschen in jenem ersten Zeitabschnitte, dem goldenen Alter, mit den glänzendsten Farben ausmalte, zeigte er, daß nicht Alles vollkommen gewesen, daß namentlich dem ersten Menschen etwas fehlte, was Gott selbst als zu seinem vollständigen Glücke und naturgemäßen Zustande unentbehrlich erachtete — ein Weib. Darum habe er das letztere erschaffen und dem ersten Menschenpaare zugerufen: „Wachset und mehret euch!" Was aber damals Gott gewollt und als seinen Willen verkündet, warum sollte er es heute nicht mehr wollen?

Die Sündflut brach ein, und Noah ward bestimmt, die Erde zum zweiten Male zu bevölkern. Von ihm stammten ab: Abraham, das Muster aller patriarchalischen Tugenden und Lebensweise. Er war verheirathet, desgleichen Moses, welchen doch Gott die große Gnade verliehen, ihn zum unmittelbaren Vollzieher seiner Vorschriften, zu seinem nächsten Priester zu machen, desgleichen Aaron, zu welchem Gott sprach, daß die Priester keine verworfenen Weiber, sondern Jungfrauen ehelichen sollen: Beweis, daß deren Ehe an und für sich als eine erlaubte und natürliche Sache betrachtet wurde. Diese Satzungen aber seien nicht geändert.

Das Evangelium enthalte keine Sylbe von Verbot gegen die Ehe der Priester und die legitime Paternität, was auch um so unbegreiflicher wäre, als ein Vorbild von patriarchalischen Vorzügen, d. h. ein guter Gatte und Vater, doppelt befähigt ist, Priester zu sein, weil er in seinem Sohne seine Tugenden von Neuem hervorbringe. Diese evangelischen Lehren und Grundsätze standen über der Intoleranz und dem Egoismus jener Priester, welche sich bemühten, sie zu verkennen. Wenn nach dem Willen der Heiligen Schrift ein verstümmelter Mensch ferne von der Ehe bleiben solle, so sei die durch das Cölibat erzwungene und unveränderliche moralische Mutilation viel schlimmer als jede andere, weil seine Gebote gegen die Natur ergingen, nicht gehalten würden und daher zu Aergerniß und Spott Anlaß gäben.

Der Stifter des römischen Stuhles, Petrus selbst, sei verheirathet gewesen, und als Christus zu ihm gesagt: „Verlasse deine Hütte und Netze", habe er nicht beigesetzt: „und deine Frau und Kinder", sondern er sei selbst in die Wohnung des Petrus gegangen und habe daselbst Wunder geübt.

Wenn man zur Beseitigung der Priesterehen sich auf die Concilien, das kanonische Recht, auf die Vorschriften der Kirche und des Pontificats berufe, so möge man nicht übersehen: die Kirche, die Mutter und Beschützerin aller Menschen, sei nicht die Vereinigung einiger Priester und Bischöfe, sondern die Vereinigung der ganzen Christenheit und aller Gläubigen und Tugendhaften. Hier wie überall müsse die Regel entscheiden: die Stimme des Volkes ist die Stimme Gottes. Wenn also die Concilien Kraft haben, so müßte um so mehr die Masse des Volkes und sein ausgesprochener Wille als Norm angesehen werden. Die Concilien hatten für und dagegen entschieden, so namentlich ein Concilium im 8. Jahrhunderte zu Gunsten der Priesterehen, während das spätere von Trient dieselben verwerfe; welchem sei nun der größere Glaube beizumessen? Die Autorität der Päpste könne von einem entscheidenden Gewichte nicht sein, da man unter ihnen einen Alexander Borgia, den Inbegriff aller ersinnlichen Laster, des Mordes, der Vergiftung und der Blutschande, zähle, und einen Gregorius, unter welchem jener berüchtigte Jesuitenorden entstanden, fähig aller Laster, selbst derjenigen, welche er nicht begangen, — wenn es überhaupt deren noch gäbe u. s. w.

Das oberste Gesetz, die Vernunft, bestätige die Freiheit der Priester, und was eine Majorität beschließen könne, stets die nachfolgende abändern, Gott sei stets mit der Mehrheit. Bei so sehr schwankenden Ansichten der Collegien und so schwacher Stimmenmehrheit in denselben über die wichtigsten Lebensfragen habe die öffentliche Meinung über das Recht der Majorität oder Minorität in letzter Instanz zu entscheiden, also auch über das unbegreifliche Erkenntniß des Cassationshofes, welches durch die Stimme des Volkes getadelt und gerichtet, ja selbst auf der Tribune der Ständekammer angegriffen werde. Frankreich protestire gegen diesen priesterlichen Anachronism, das Volk verkenne die Begehren des Vaticans nicht als Gesetz, es sehe in der Priesterehe nichts gegen die Natur und die Moral, also nichts gegen das wahre Christenthum und das Glück der Nationen, es könne also eine Sentenz nicht ehren, welche den Franzosen zum Paria erniedrige, indem es ihm verbiete, Bürger zu sein, nachdem er erklärt, nicht mehr Priester sein zu können.

Der Kanzler Hopital habe schon im Jahre 1564 der Freiheit des Menschen gehuldigt und die Decretalen und Interdicte des kanonischen Rechts hätten niemals in Frankreich festen Boden fassen können, die meisten Parlamente seien fortwährend dagegen gewesen, und die Priester hätten sich stets verheirathen können. Der heilige Augustinus selbst spreche für die Ehe derselben und eine Kirchenversammlung zu Chalcedon im Jahre 451 bestätige diese Freiheit. Ueber Alles aber stehe der Wille Gottes: „Wachset und mehret euch!" 171.

Literarische Notizen.

Henrion, Advocat bei dem königl. Gerichtshofe in Paris, hat ein „Annuaire biographique" angekündigt, das als Fortsetzung aller biographischen Werke und historischen Wörterbücher dienen und die Lebensgeschichten der im Laufe jedes Jahres gestorbenen berühmten oder berüchtigten Menschen enthalten soll. Der erste Band umfaßt die Jahre 1828—32 in zwei Abtheilungen. In der Folge wird jedem Jahre ein Band gewidmet.

Barthon de Penhoën hat Fichte's „Bestimmung des Menschen" in das Französische übersetzt.

„Lai d'Haveloll le danois", ein Gedicht in 1105 Versen, ist in Paris nur in 100 Exemplaren auf chinesischem, holländischem und Velinpapier abgedruckt worden. Die erste Ausgabe, gleichfalls nur in wenigen Exemplaren, erschien 1828 in London: „The ancient english romance of Haveloll the dane", mit dem französischen Text und Anmerkungen von Madden. Die französische Ausgabe hat einige dieser Anmerkungen beibehalten.

Von der neuen Ausgabe der sämmtlichen Werke Buffon's von Richard, Professor der Medicin zu Paris, sind jetzt zwei Bände mit Kupferheften erschienen. Die ganze Sammlung soll aus 20 Bänden bestehen und im Januar 1834 vollendet sein.

Von dem „Recueil des historiens des Gaules et de la France", ursprünglich von dem gelehrten Benedictiner Brial begonnen und von Naudet und Daunon fortgesetzt, ist der 19. Bd. erschienen, der bis zum Jahr 1226 geht.

Von Mennechet's „Seize ans sous les Bourbons" ist der zweite Band herausgekommen, der bis 1820 geht.

Douville hat eine Rechtfertigungsschrift gegen die, besonders von England ausgegangenen Beschuldigungen herausgegeben: „Trente mois de ma vie, quinze mois avant et quinze mois après mon voyage à Congo, ou ma Justification des infamies débitées contre moi", mit einem Nachtrage neuer Bemerkungen über die Sitten und Gebräuche der Bewohner von Brasilien und Buenos Ayres. 9.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 75. —— 16. März 1833.

Geschichte Europas seit dem Ende des 15. Jahrhunderts von Friedrich von Raumer. Erster Band. Leipzig, Brockhaus. 1832. Gr. 8. Subscriptionspreis 3 Thlr. 4 Gr.

Nachdem Hr. von Raumer seine literarische Thätigkeit zuerst der alten und dann der mittlern Geschichte zugewandt hatte, ist er jetzt in folgerechtem Fortschritt zu der neuern gekommen. Der ersten waren Vorlesungen, welche bis auf die unmittelbaren Nachfolger Alexander's des Großen reichten, gewidmet, aus der zweiten hob er die Blüte aus, die Geschichte der hohenstaufischen Zeit. Umfassender soll das der letzten jener großen historischen Hauptmassen angehörende Werk werden, dessen ersten Band wir vor uns haben. Denn es liegt im Plane, es bis auf unsere Zeiten zu führen, und wir wissen die Anzeige des erschienenen ersten Bandes nicht besser anzufangen, als mit dem Wunsche, daß es dem verehrten Verf. nicht an Muße und Kräften fehlen möge, es zu vollenden.

Beginnen wir, wie es sich gebührt, mit dem Fundament, so haben wir zu bemerken, daß dieses sich überall als ein auf eignem Grund und Boden, mit eignem Baustoff errichtetes darstellt. Wenn es freilich bei dem dermaligen Zustande der Wissenschaft und den allgemein gestellten Foderungen einer historischen Schrift geringern Umfangs und beschränktern Zieles kaum noch als etwas Besonderes angerechnet werden kann, daß sie nur aus Quellen geschöpft ist: so bedeutet diese Versicherung von einem Werke so umfassender Art schon etwas mehr. Auch kann ein historisches Buch blos aus Quellen geschrieben und doch sehr einseitig und unzureichend sein, wenn nämlich nur einige Hauptschriftsteller zu Rathe gezogen, die übrigen aber vernachlässigt worden sind. Daß unser Verf. dieser Versäumniß nicht anzuklagen ist, wird der Kundige sehr leicht bemerken; auch wissen wir ja aus seinen geschichtlichen pariser Briefen, wie emsig er auch ungedruckte Nachrichten befragt hat. Viele haben ferner Quellen von mancherlei Art gelesen, sich aber begnügt, Einzelnes zu berichtigen, und sind in den Hauptsachen auf der von geistreichen und berühmten Vorgängern gebahnten Heerstraße geblieben. Unser Verf. hat sich auch von den Vorzüglichsten unter denselben fast nirgend einnehmen und bestimmen lassen, sondern, einem freien und selbständigen Urtheile folgend, Vieles in einem neuen, von den gewöhnlichen Darstellungen ganz abweichenden Lichte erscheinen lassen, ohne daß er irgend darauf ausgeht, das Interesse in dem Neuen und Ungewöhnlichen zu suchen. Auch liegt dieses Neue und Eigenthümliche seiner Ansichten keineswegs blos in bestimmten Aussprüchen, sondern — und dies freilich nur für den Kenner — es geht an manchen Orten blos aus der Verbindung der Thatsachen, oder aus dem Gewichte hervor, welches auf eine unbeachtet gebliebene gelegt ist. Prunk hat er nicht damit treiben wollen, sonst hätte er auf die abweichenden Darstellungen weit öfter und bestimmter hinweisen können; er hat es aber selten und fast immer nur im Allgemeinen gethan, wo die Abweichungen gleichsam massenhaft in Bezug auf die Beurtheilung großer Männer und ganzer Hauptbegebenheiten hervortreten. Ja, wir müssen klagen, daß er hierin zu wenig gethan hat, denn gar sehr wünschen wir, Hr. von Raumer hätte sich entschlossen, zuweilen auch mehr kritisch auf das Einzelne einzugehen, die Verschiedenheit der Berichte zu bezeichnen und die Momente des Urtheils gegeneinander abzuwägen. Jetzt wird der Forscher ihm oft von Neuem nachforschen müssen, und die Wissenschaft wächst durch die in immer größerer Progression zuströmenden äußern und innern Bereicherungen schon ohnehin so an, daß man sich solcher Arbeit gern überhoben sieht. Erschwert wird dieses Nachgehen und Nachforschen noch durch des Verf. ungemein kurze und zuweilen räthselhafte Art zu citiren. Theils sind die Ausgaben der Schriftsteller nicht genannt, theils nicht einmal die einzelnen Werke bezeichnet und unterschieden, sodaß man zuweilen in Zweifel sein kann, welches Werk eines Schriftstellers gemeint ist. Ferner stehen im Texte die Zahlen, welche auf die Noten verweisen, oft an Orten, wo sie unmöglich hingehören können, oder es sind in der Note Citate zusammengenommen, die sich auf ganz Verschiedenes beziehen. Nun sind aber die Anführungen doch nicht Derjenigen wegen da, welchen schon die Berufung auf so viele Schriftsteller, deren Namen sie bisher auch nicht im Traume gehört, genügt, um den Verf. für einen tiefgelehrten Mann, dem sie blindlings trauen können, zu halten, sondern theils um Solcher willen, welche einen ihnen neuen Umstand weiter zu verfolgen wünschen, theils wegen Derer, welche lernen und angelockt werden sollen, selbst Quellen zu gebrauchen. Wir wünschen, daß der Verf. sich

entschlösse, für diese beiden Classen in der Folge etwas besser zu sorgen. Mit welchem Vergnügen und mit welcher Belehrung würde man nicht auch von Hrn. von Raumer eine allgemeine kritische Würdigung der vorzüglichsten Quellenschriftsteller lesen, und so mehr, da das Urtheil über einige derselben seit Kurzem etwas ins Schwanken gerathen ist. Es wäre eine Arbeit, zu welcher die Materialien dem Verf. bei seinem Werke ganz von selbst in die Hände gekommen sind, und deren Ausführung ihm wenig Zeit und Mühe kosten würde.

Wer die frühern Arbeiten des Verf. kennt, weiß, daß in seiner Darstellung die Thatsachen scharf umrissen und anschaulich hervortreten, aber rasch gleichsam über die Schaubühne gehen, um andern Gestalten, die ihnen nacheilen, schnell Platz zu machen. Noch mehr als in jenen Werken herrscht hier eine große Gedrängtheit der Erzählung, und in verhältnißmäßig geringem Raume ein ungemeiner Reichthum historischen Stoffs. Sehr selten hat sich der Verf. die Fülle der behaglich ausführenden Schilderung gestattet, aber ebenso wenig sind die Thatsachen irgendwo von der Betrachtung zurückgedrängt, oder von der subjectiven Auffassungsweise des Erzählers verschlungen. In dieser doppelten Enthaltsamkeit müssen wir des Verf. historische Muse eine wahrhaft keusche nennen, können jedoch nicht bergen, daß sie in dieser Verschmähung oft zu weit geht, und daß sie ihrer Würde und Haltung nichts vergeben würde, wenn sie zuweilen durch lebhaftere und umständlichere Ausmalung die Sinne und durch eine Vergleichung, einen Rückblick den Verstand mehr beschäftigte. Aber selbst Kaiser Karl's Elbübergang vor der Schlacht bei Mühlberg, seine nächtliche Flucht von Innsbruck haben diese spröde Strenge nicht erweicht, ihr zu keiner Art von rhetorischem Schmuck Reiz und Anlaß gegeben. Aehnlicher Fälle könnten wir noch gar manche nennen. Nur zuweilen erlaubt sich der Verf., den unaufhaltsam dahineilenden Strom seiner Erzählung durch ein Urtheil, eine Reflexion, eine Lehre zu unterbrechen. Dies sind dann aber auch desto gediegenere. Es sind keine leeren, unpraktischen Abstractionen, vor denen er vielmehr an mehren Orten so dringend als ernst warnt, nicht jene bunten Feuerwerke glänzender, aber kaum aufgestiegener auch schon wieder gestorbener Luftgestalten. Sie enthalten vielmehr das wirksamste Gegengift gegen die verschiedenen politischen Extreme unserer Tage, deren Helden und Verkünder, Lüge und Wahrheit frech vermischend, mit allerlei Blendwerk eine historische Geistesbannerei treiben und Zerrbilder der ehrwürdigsten Schatten heraufbeschwören, damit sie ihrem Frevel Zeuge seien.

Der geschilderten Darstellungsweise ist auch die Schreibart angemessen. Sie ist ohne alles Streben nach Effect, ohne Manier, keinem Muster ängstlich nachgebildet, sondern aus jener Auffassung und Behandlung des historischen Stoffs ganz naturgemäß hervorgewachsen. Oft, wo Gegenstand und Gedanken ineinander vollkommen aufgingen, warm, fließend und gefügig, geht sie dann wieder an andern Orten in der Verschmähung des Rhetorischen bis an die äußerste Grenze und streift in der freilich ungesuchten Simplicität an das Eintönige, fast Herbe. Besonders läßt sich ein Mangel an gefälligen, Dinge, Gedanken und Perioden miteinander verbindenden Uebergängen spüren. Zuweilen will es da dem Beobachter scheinen, als habe der Verf. in dem Bestreben, den Bau rasch zu fördern, nur den allgemeinsten architektonischen Plan beachtet und es versäumt, die Fugen der einzelnen Werkstücke, aus denen er seine Mauern aufgeführt, zu verkleiden und dem Auge zu entziehen. Im Einzelnen hat Hr. von Raumer auf die Correctheit des Styls große Sorgfalt verwendet; eine Periode, wie die S. 61 unten, die mit den Worten: „Eine für die Größe ꝛc.", anfängt, ist ihm unsers Wissens nicht zum zweiten Male entschlüpft. Störend für den Ref. sind einzelne grammatische und orthographische Sonderbarkeiten. Schwerlich kann es hierin eine bessere Regel geben als die, alles Auffallende und Abweichende zu vermeiden. Grammatiker von Profession haben besondere Zwecke und mögen sie verfolgen.

Der vorliegende erste Band umfaßt die Geschichte von Süd- und Mitteleuropa bis zum Tode Karl V., und dessen erstes Hauptstück: „Die italienischen Angelegenheiten vom Einbruche Karl VIII. bis zur Schlacht von Marignano." Weniges über den Zustand von Italien am Ende des 15. Jahrhunderts vorausschickend, eilt der Verf. zu seinem Gegenstande. Er hat die Gefahr gefürchtet, sich in allgemeine Schilderungen, die nur zu verführerisch locken, zu weit zu verlieren. Ueber die Folgen jenes französischen Zuges wird bemerkt, daß sich von da in Frankreich allmälig bei Königen, Adel und Volk eine hellose Vorliebe für Eroberungskriege entwickelte, welche mehr Ruhm darin gesetzt, zu zerstören als aufzubauen, und neben versteckter, listiger Staatskunst die Herrschaft der bloßen Gewalt befördert hat. — Bei Savonarola bemerkt der Verf. sehr richtig, daß dieser nur eine entfernte Aehnlichkeit mit Luther hat; denn, sagt er, der deutsche Reformator enthielt sich jeder leidenschaftlichen Einmischung in staatsrechtliche Verhältnisse, faßte die Religion ohne Vergleich tiefer und reiner auf und unterwarf insbesondere das dogmatische System der Kirche einer strengen Prüfung, während es Savonarola nicht blos in voller Ausdehnung annahm, sondern auch durch seine Weissagungen und Wunder zu bestätigen meinte.

Je unversteckter und roher in jenen Kämpfen die gemeine Habgier der Mächte hervortrat, je schneller wuchsen Schamlosigkeit und Schlechtigkeit der Grundsätze. Stark, aber wahr sagt unser Verf. von der Ligue von Cambrai:

> Wohin jene alle rechten Grundsätze entbehrende Staatskunst führen könne, davon sollte die Welt ein Beispiel sehen, was selbst nach den argen Erfahrungen dermaliger Zeit noch überraschen und durch seine Dummheit und Nichtswürdigkeit gleichmäßig in Erstaunen setzen mußte.

Wir wollen mit dem Verf. nicht darüber rechten, daß er, seiner Erklärung in der Vorrede zufolge, die türkischen und außereuropäischen Geschichten nur flüchtig berührt; in diesem Abschnitte vermissen wir aber auch die Beachtung und Schilderung der deutschen Verhältnisse. Was Hr. von Raumer in einem der folgenden Abschnitte über Maximilian und die deutsche Verfassung in jener Zeit beibringt,

scheint und theils zu kurz, theils nicht an seiner Stelle. Denn in der neuern Geschichte muß eine ausführliche Darstellung der Entwickelung Deutschlands mit dem allgemeinen Landfrieden beginnen, und sie darf nicht nach der Erzählung der italienischen Händel eingeschaltet werden, weil Maximilian's geringe, mit seinen Plänen und seiner Stellung in so grellem Widerspruch stehende Einwirkung auf dieselben zum Theil eine Folge jener Verhältnisse war. Der schweizerische Schwabenkrieg, welcher die Verhältnisse Deutschlands zur Eidgenossenschaft so scharf bezeichnet, daß er für einen Geschichtschreiber, der mit dem Ende des 15. Jahrhunderts beginnt, kaum in einem gelegnern Momente sich hätte ereignen können, hätte dann auch seine Stelle gefunden. Und wenn Maximilian mehr in den Vordergrund getreten wäre, würde auch wol sein höchst charakteristischer Plan, Papst zu werden, nicht mit einer ganz kurzen Erwähnung in einer Note abgefertigt sein. Wir könnten aus den folgenden Abschnitten noch manches Aehnliche bemerken, was wir sehr ungern vermißt haben, und was der Verf. sehr mit Unrecht zu Dem rechnen würde, was er in der Vorrede, mit einem Ausdrucke Menzel's, den Ballast der Weltgeschichte nennt, den er in die besondern Staats- und Kriegsgeschichten oder in die Jahrbücher der Städte und Landschaften verwiesen wissen will. Sollten die Leser diese Dinge etwa darum entbehren müssen, weil der Verf. seinem Werke bei dem außerordentlichen Reichthume des Stoffs eine lästige Ausführlichkeit zu geben fürchtet? Dann wünschen wir und bitten ihn im Namen der ohne Zweifel zahlreichen Leser, die sein Werk ebenso anziehend als belehrend finden werden, dringend, diese Rücksicht doch ja fahren zu lassen. Ist das Werk unbedeutend und überflüssig, so ist jeder Bogen zu viel; füllt es aber seine Stelle auf würdige Weise aus, welch ein Leser wäre das, der sein Interesse daran nach der Zahl der Bogen oder Bände abmessen wollte!

(Die Fortsetzung folgt.)

Romanenliteratur.

1. Der Ultra und der Liberale, und Die weiße Frau. Ausgewählte Erzählungen von Karoline von Woltmann. Hamburg, Hoffmann und Campe. 1832. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Wo Gehalt und treffliche Schreibart, Kräftiges und Zartes sich eint, durchdringt, gemeinsam wirkt, da gibt es einen guten Klang. So auch hier. An dem ganzen Buche ist nichts zu rügen als der mislautende Titel. Politischer Meinungsstreit ist nicht der Inhalt, nur die bedingende Ursache der Erzählung, der mächtige Beweggrund, welcher einen weder wild leidenschaftlichen noch tauben Mann gegen das Gebot der Vernunft dahin treibt, sich an dem Leben seines Mitmenschen zu vergreifen, weil er den Königsmord vertheidigt, den jener verabscheut. Die politische Discussion ist mit vielem Geist, Menschen-, Sach- und Zeitkenntniß (es ist von der Revolution von 1789 die Rede) geführt, sodaß man bedauert, sie nicht weiter ausgedehnt zu wissen. Nirgend hört man die Verfasserin, immer begeisterte, wenn auch einseitig befangene Männer sprechen. Die ganze Erzählung überzeugt von der Möglichkeit seltsamer Verschlingungen, psychologischer Ausbeugungen von der Regel, Alles ist natürlich, auch die fortdauernde Neigung des wahrhaft holdseligen Mädchens zu dem unfreiwilligen Mörder ihres Bruders sowie die Trennung von ihm. Auch der überraschende glückliche Ausgang der Geschichte hat nichts befremdend Erzwungenes.

„Die weiße Frau" behandelt selbst das Uebernatürliche natürlich und dadurch überzeugend. Wir glauben, so lange wir lesen, sicherlich an die Existenz dieses Geistes und danken der Verf., daß sie in ihm nicht die lasterhafte Gräfin von Orlamünde, sondern eine böhmische unbescholtene Edelfrau sehen wollen. Es scheint, als habe eine und dieselbe Sage der Frau von Woltmann und Benedicte Naubert in den gleichnamigen Erzählungen vorgeschwebt; aber war die Quelle dieselbe, die Anwendung des Geschöpften war sehr verschieden, lobenswerth, folgerecht, das Sagenhafte im Wesentlichen, nicht in leeren Beiworten wiedergebend. Vielleicht ist es bei der Bearbeitung der Naubert als ein Vorzug anzuerkennen, daß sie die Erscheinung der weißen Frau nicht mit der Erzählung ihrer Geschichte endigen, wenigstens ungewiß läßt, ob sie noch existire.

2. Wittekind. Ein Gemälde altdeutscher Heldenzeit. Von Ludwig Starklof. Vier Theile. Mainz, Kupferberg. 1832. 8. 6 Thlr.

3. Helgoland. Ein Seemärchen von Demselben. Hamburg, Hoffmann und Campe. 1832. 8. 20 Gr.

Sowol in der längern, Studien erfodernden Geschichte als in der wunderlichen Arabeske, wie es scheint, der Wurf eines Augenblicks, zeigt sich der Verf. als Mann von Geist, Urtheil und vielseitigen Kenntnissen. In „Wittekind" sind die mannichfachen Bestandtheile vermischt, aber zugleich gesondert, die Eigenthümlichkeit nirgend verwischt und genau angedeutet, wo flüchtige Skizze, wo scharfe Zeichnung das Rechte ist. Die Seekönige, die Dänenfürsten und Häuptlinge, halb der Sage, halb der Wirklichkeit angehörend, sind mit gutem Vorbedacht in ein gewisses Dämmerlicht geschoben; ohne, wie viele ihres Gleichen bei andern Dichtern, zu einem gehaltlosen, bunt aufgeflitterten Nichts zu zerfahren, können sich nun diese Nordlandsrecken der Form und Gestalt rühmen. In wie viel höherm Grad gilt dies von den streng geschichtlichen Personen, von Wittekind und seinen Sachsen, Karl dem Großen und seinen Franken; nichts Fabelhaftes, Faseliges, im Guten und im Schlimmen Uebertriebenes. Wittekind ist kein roher Bär, noch declamirender, phrasenreicher Deputirter unserer Tage, sein Scharfblick erhebt ihn über viele Vorurtheile seiner Zeit, aber er macht ihn nicht zu einem Fremdling seiner Landsleute und Zeitgenossen. Daß er bei seiner Bekehrung das Pfaffenthum als einen schlechten, die Säfte verzehrenden Auswuchs des Christenthums oder vielmehr des Cultus jeder Religion ansehen konnte, ist bei einem Manne von seiner geistigen Kraft und Erfahrung auch kein Wunder. Wer gewohnt ist, überall politische Beziehungen zu wittern, kann sie denn wol auch in den Unterredungen Wittekind's mit seinen Getreuen und Gegnern, in dem Verhältniß der Besiegten zu dem siegenden Frankenkönig finden; allein auch ohne alle Deutelei sind diese Gespräche und Uebersichten werth- und sinnvoll, sie vollenden ein ebenso treues als tief und klar gedachtes Gemälde der Zustände, der Lebens- und Handelsweise, der Volksthümlichkeit unserer Vorvordern in den teutoburger Wäldern zur Zeit des großen Wendepunkts in ihrer Geschichte. Auch Karl der Große erhält geziemende Würdigung, er ist kein übermenschlicher Halbgott, kein polternder Prahler, kein von seinen Paladinen gefoppter, bärenhafter Murrkopf, sondern ein erhabenes Wesen, weit überragend sein Jahrhundert, aber nicht frei von menschlichen und fürstlichen Schwächen, kurz eine Gestalt, unter der man sich diesen mächtigen Carolus vorstellen mag und soll.

„Helgoland", eine Satire auf unsere Tage, vor Allem auf die Lenker der Verfassungen und Begebenheiten, ist theils zu sehr auf Oertlichkeit gegründet, theils zu wenig heiter, als daß sie, bei allem Callot-Hoffmann'schen Humor, manchem guten Witzwort und köstlichen Einfall, recht behagen sollte. Die Absicht macht sich überall zu breit, und da heißt es denn mit der Lenore im „Tasso": „Man fühlt die Absicht, und man ist verstimmt".

4. Der Graf von Villamajor, oder Spanien unter Karl IV.

Von Mortonval. Aus dem Französischen von L. Kruse. Vier Theile. Leipzig, Kollmann. 1832. 8. 4 Thlr. 12 Gr.

Gut durchgeführte Charaktere, eine sinnreich ver- und entwickelte Intrigue halten die Aufmerksamkeit bis zum letzten Augenblick in Spannung, auch dann noch, als der Ausgang nicht länger zweifelhaft sein kann. Besonders anziehend wird die Erzählung durch den Umstand, daß der boshafte, räuberische, ränkesüchtige Schleichhändler unschuldig an Dem ist, worüber man ihn anklagt, und gewissermaßen selbst seine Schuld eingestehen muß, sich fälschlicherweise für einen Verschollenen von hoher Abkunft auszugeben, um sich dem angedrohten Tode zu entziehen. Politische Umtriebe, mit in den Rechtsfall verwickelt, erhöhen seine Bedeutsamkeit, sowie die sonderbare Lage des Richters, der in mancher Hinsicht zugleich der Schuldige und der in seinen Rechten Gekränkte, der Beraubte ist, das Anziehende der Criminalsache steigert. Der erste Liebhaber ist sehr leichtgläubig und zu sehr Werkzeug, als daß er uns so recht um seiner selbst willen interessiren könnte; indeß ist es bereits Herkommen, daß die jugendlichen Verliebten des Romans ein wenig fad und noch mehr untergeordnet sind, als daß es uns hier sonderlich auffallen könnte.

Der Uebersetzer hat klüglich den letzten Theil, der eine in sich geschlossene Novelle enthält, zum ersten gemacht, nicht allein chronologisch richtig, sondern auch für eine im Dunkel gehaltene, mehr leidende als handelnde Hauptperson wichtig, die uns durch ihre Jugendschicksale interessirt, was umgekehrt nicht der Fall sein würde, wenn wir erst hinterher erführen, daß der wunderliche, ehrgeizige alte Herr ein sehr liebenswürdiger, vom Schicksal unfreundlich behandelter Jüngling war.

5. Die Königsbraut. Historischer Roman aus der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts. Von Ludwig Storch. Zwei Bände. Mainz, Kupferberg. 1832. 8. 2 Thlr. 20 Gr.

Des großen Gustav Adolf von Schweden erste Jugendliebe, unglücklich durch die Ränke seiner herrschsüchtigen Mutter und ihrer Verbündeten, macht den Inhalt eines Romans aus, der zu den bessern gehört, wenngleich er zu viel sentimentalisirt, mit Worten musicirt und überhaupt zu wortreich ist.

6. Novellen von Henriette Wilke. Zweiter und dritter Band. Auch unter dem Titel: Die Vermählung zu Madrid und des Günstlings Glanz und Fall. Historische Doppelnovelle aus dem letzten Viertel des 18. und dem ersten Viertel des 19. Jahrhunderts. Zwei Theile. Braunschweig, Meyer. 1832. 8. 2 Thlr. 12 Gr.

Laut den Romanen von Walter Scott hätten die frühern schottischen Wegelagerer und Freibeuter bei ihren Verhören und auch im Umgang mit Denen, die nicht zu ihnen gehörten, die entschiedenste Abneigung, Ort und Namen zu nennen, eine Maxime, die unsere Verf. bei diesem sehr gut geschriebenen Buche zu ihrem eignen Vortheil sich hätte aneignen sollen. Erlebte irgend ein spanischer Don alle diese Abenteuer unter Zigeunern mit schönen Damen und eifersüchtigen Rittern, hieße der Monarch nur der König, ohne weiteres Abzeichen, könnte man sich unter dem fremden Usurpator etwa einen maurischen Fürsten denken, wir würden mit Vergnügen den feurigen Jüngling auf seinen Irr- und Wegfahrten begleiten, uns freuen, daß er die Schwärmerei, das innige Gefühl seiner Jugend, mit in das reife Mannesalter, in seine ehrgeizigen, das Wohl der Menschheit beachtenden Pläne mit übernahm. Aber unter diesem Bilde uns den Friedensfürsten vorzustellen, ist eine baare Unmöglichkeit. Alles in diesem Roman, von den Charakteren bis zu der Kleidertracht, ist Unwahrheit, entweder ganz falsch, oder halbschürig, oder durch die schiefe Stellung erlogen; bei einer so gut erzählten, verwickelten und entwickelten Geschichte in der That zu bedauern. Entweder rücke die Verf. ihren historischen Roman in ferne Zeiten hinaus, wo es nicht so leicht ist, sie des Irrthums zu zeihen, oder sie gehe ernsthafter zu Werke, bekümmere sich um Thatsachen, ihre Ursachen und Wirkungen, Persönlichkeiten u. s. w., und wolle, was sie sicherlich vermag, nicht nur ein artiges Bild in die Wolken pinseln, sondern ein Gemälde, das mit Schönheit auch Wahrheit verbindet, mit Liebe ausführen. 18.

Flugschriften.

1. Volks- und Völkermoral. Politisches Glaubensbekenntniß von F. J. Buß, der Philosophie, Medicin, Chirurgie, Geburtshülfe, beider Rechte Doctor (?), Rechtslehrer an der Universität Freiburg. Freiburg, Groos. 1832. Gr. 8. 8 Gr.
2. Versuche zu Sehen oder Blicke auf die Vergangenheit, Gegenwart und in die Zukunft. Von J. G. Distling. Frankfurt a. M., Boselli. 1832. 8. 15 Gr.
3. Ueber die Ehe. Ein Wort in Laune und Ernst. St.-Gallen, Huber u. Comp. 1832. 16. 4 Gr.

Wir würden uns an der Geduld unserer Leser zu versündigen glauben, wenn wir der Schrift unter Nr. 1 eine längere Betrachtung widmeten. Ein solches Glaubensbekenntniß mit seinen hochtrabenden Redensarten, seinem Hin- und Herfahren über bekannte und unbekannte Gegenstände, seinem Schimpfen auf Fürsten und Obrigkeiten hätte etwa für das hambacher Fest gepaßt, nur daß die dortigen Redner sich wol eines bessern deutschen Ausdrucks befleißigt haben als Herr Buß. Wir wollen übrigens zur Ehre des Hrn. Doctors glauben, daß, wenn er erst eine Zeit lang die echte Philosophie des Lebens kennen gelernt, die Rechte gründlich studirt und die Medicin, Chirurgie und Geburtshülfe praktisch ausgeübt haben wird, ihm seine Tiraden als lächerlich erscheinen werden, und er wünschen wird, dergleichen nicht in die Welt geschickt zu haben.

Weit besser ist die Schrift unter Nr. 2. Ihr Verfasser ist ein wohlgesinnter Mann, dessen größter Wunsch ist, daß Alles im Hause und im Staate gut stehen möge, weil davon das Heil des jetzt lebenden Geschlechts abhängt. Deshalb entwickelt er zuvörderst die großen Folgen der drei wichtigsten Begebenheiten des 18. Jahrhunderts, des siebenjährigen Krieges, der Befreiung Amerikas und der französischen Revolution, verbreitet sich in einer recht angemessenen Sprache über Friedrich II., Joseph II. und Napoleon, irrt jedoch, wenn er S. 95 die Halsbandgeschichte als dasjenige Ereigniß bezeichnet, durch welches die Revolution in Frankreich herbeigeführt sei. Dann schildert er die Gegenwart nach ihren wichtigsten Zuständen, die Acte des heiligen Bundes, die Preßfreiheit, der gesteigerte Werth des Geldes, die echte und falsche Demagogie, die übertriebene Liebe zu Musikern und Sängerinnen, die politische Schriftstellerei und der zu wenig wirksame Einfluß der Schriftsteller auf wahre beglückende Volksbildung, das neuere Finanzwesen, die landständischen Verfassungen, der Luxus und Egoismus vieler Zeitgenossen, der Mysticismus und Verketzerungssucht — alle diese, freilich nicht immer erfreulichen Gegenstände werden ernst und ruhig besprochen. Für eine bessere Zukunft, als sie sich den Erwartungen Vieler darstellt, will der Verf. besonders durch die Erziehung der Jugend zum Gehorsam, zum Fleiße und zur Geduld gewirkt wissen, durch Entfernung aller Altklugheit und — so möchte Ref. hinzusetzen — der eiteln Genußsucht der Jugend. Alle diese Erörterungen sind so vorgetragen, daß Niemand den Verf. für einen menschenfeindlichen Mann halten wird, sondern für einen Mann, der überall treue Pflichterfüllung wünscht, als die Bedingungen der Ruhe, des Glücks und der Freiheit.

Von Nr. 3 läßt sich wenig mehr sagen als — daß es nun einmal da ist. Soll es ein Toilettengeschenk für Damen sein, so taugen die fremdartigen Wörter, als Spermologe, Rectascensionen u. a. nicht in dasselbe, auch dürfte die Erwähnung der bekannten spelunca in Virgil's „Aeneide", sowie der Venus vulgivaga und das öftere „laßt uns Menschen machen" die etwa geforderte Erklärung sehr erschweren. Soll dagegen Laune in dem Büchlein sein, so gestehen wir, darin nur einen „gekniffenen Humor" gefunden zu haben. 89.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonntag, — Nr. 76. — 17. März 1833.

Geschichte Europas seit dem Ende des 15. Jahrhunderts von F. v. Raumer. Erster Band.

(Fortsetzung aus Nr. 75.)

Im zweiten Hauptstück werden uns zuerst Portugals Glanz, seine Könige Johann II. und Emanuel der Große vorgeführt. Von dem Letztern konnte in dem vorigen Abschnitte nicht die Rede sein, da er zu seiner großen Ehre alle Anträge, sich in die Streitigkeiten der südeuropäischen Staaten zu mischen, so weise als standhaft ablehnte. Anders leider bei Spanien, auf welches die Erzählung zunächst übergeht, da wir Ferdinand den Katholischen in der Geschichte jener Händel bereits nur zu gut kennen gelernt haben. Freilich treffen die Vorwürfe der Heuchelei und Treulosigkeit, die er so sehr verdient, nicht ihn allein, sondern wie viele andere Fürsten und Große jener Tage. Aber nicht ganz richtig bezieht der Verf. hierauf eine Stelle Mézeray's im „Abrégé chronologique de l'hist. de France", wo dieser von allen Fürsten jener Zeit sagen soll, daß sie durch ihre Reden und Handlungen einen nichtswürdigen und thierischen Atheismus darlegten. Denn Mézeray hat in dieser Stelle zuletzt mehre Fürsten namentlich aufgeführt, auf welche sich sein „tous ces potentats" allein beziehen kann, und zwar Ludwig Moro, Alexander VI., Cäsar Borgia und die Aragonesen von Neapel. Noch wollen wir bemerken, daß Llorente der Meinung, die Inquisition sei in Spanien gegen den Wunsch Sixtus IV. errichtet oder vielmehr erneuert worden, entschieden widerspricht, und daß die Echtheit des bekannten aragonischen Huldigungseides nach neuern Forschungen großem Zweifel unterliegt. Den größten Theil dieses Abschnitts nimmt die Geschichte der Unruhen in Spanien während der ersten Regierungszeit Karl's ein, welche schon vor acht Jahren in d. Bl. als erste Probe des Werkes mitgetheilt wurde. Als nächster Vergleichungspunkt für die Behandlung dieses merkwürdigen, politisch ungemein lehrreichen Aufstandes bietet sich Robertson dar, und Niemand wird anstehen, die Darstellung unsers Verf. für die ungleich reichere und lebendigere zu erklären.

Im dritten bis siebenten Hauptstück ist die Geschichte der deutschen Reformation bis zum augsburger Religionsfrieden sowie Karl V. und Franz I. enthalten. Ueber seine Behandlung der Reformationsgeschichte äußert der Verf. in der Vorrede: daß er nach den Ergebnissen seiner Forschungen weder den Katholiken noch den Protestanten die ganze Wahrheit und das volle Recht habe zusprechen können. Ein Schriftsteller, der so spricht und verfährt, wird sich auf Misdeutung und Tadel gefaßt gemacht haben. Den Katholiken wird schwerlich mit einer Darstellung gedient sein, die das Recht der Reformatoren nicht in der Wurzel vernichtet, und die Protestanten sind es von so lange her gewohnt, die Entstehung ihrer Kirche in den Werken ihrer Schriftsteller von einem rein theologischen und somit apologetischen Standpunkt behandelt zu sehen, daß jede Darstellung, die ihnen ihr volles, unbedingtes Recht nur einigermaßen zu schmälern scheint, sie schon stutzig macht. Ein besonderer geheimer Hintergrund von Gedanken, ja von Absichten wird vermuthet und aufgesucht. Da die allermeisten Menschen überhaupt weit mehr lesen, um die Ansicht, die sie schon fertig haben und zum Buche mitbringen, bestätigt zu sehen, als um belehrt und zu neuer Untersuchung angeregt zu werden, so setzen sie auch von dem Schriftsteller voraus, er müsse von den entschieden ausgebildeten Lehren irgend eines Systems ausgehend schreiben; dies allein bestimme ihn zum Lobe, dies allein zum Tadel. Ja, sie meinen, auch der Geschichtschreiber werde in der ganzen Vergangenheit nur loben und tadeln, was der Partei, der er angehört, in der Gegenwart nützlich oder schädlich scheint. Mit dieser Gesinnung wird ihnen grade die Unbefangenheit am verdächtigsten, ja, wenn sie sich nicht blos als Leser, sondern zugleich als Richter und Lenker des öffentlichen Urtheils betrachten, so halten sie es sogar für Pflicht, diese Unbefangenheit auch bei Andern verdächtig zu machen; denn sie haben in ihrer Weisheit jene geheime Absicht ausgewittert und meinen dafür sorgen zu müssen, daß unschuldige Gemüther sich nicht verblenden lassen und in Fallstricke gerathen. Was ist auch natürlicher, als daß Jemand, der z. B. das Papstthum des 11. Jahrhunderts lobt, damit nur versteckt den Wunsch ausspricht, daß sich im 19. die Protestanten ihm wieder unterwerfen mögen! So lächerlich dies klingen mag, die Erfahrung spricht nur zu sehr dafür, daß ähnliche Schlüsse noch täglich, bald mehr bald weniger laut, gemacht werden. Eine Gesinnung und ein Bestreben, welche unserm sich seiner Toleranz so sehr rühmenden Zeitalter nicht sonderlich zur Ehre gereichen! Wir wollen hier die Frage nicht unter-

suchen, ob die Mehrheit der Geschichtschreiber es selbst verschuldet hat, wenn sich die Leser von einem nach Gerechtigkeit für mehr als Eine Partei strebenden Urtheile so entwöhnt haben; daß aber Hr. von Raumer ebenso wenig zu dieser Zahl gehört, als sich durch Furcht vor Verketzerung zurückschrecken läßt, hat er durch seine „Hohenstaufen" hinlänglich bewiesen

Ueber das formale Grundprincip beider Richtungen in ihrer vollkommenen Divergenz spricht sich der Verf. bei Gelegenheit von Huß' Lehren und Schicksal aus, indem er sagt: daß die Ueberzeugung von der unausweichlichen Nothwendigkeit einer allgemeinen Gesetzgebung, sowie Furcht vor der Alles auflösenden Willkür der Einzelnen eine Partei so weit getrieben hat, daß sie unbedingte Uebereinstimmung auch in Dingen verlangte, wo sie weder möglich noch nützlich ist, und die Persönlichkeit um des allgemeinen Begriffs wegen mishandelte, ja vernichten wollte; während umgekehrt Andere in ihrer persönlichen Ueberzeugung die alleinige Regel sahen und jede aus allgemeinen Gesetzen an sie gerichtete Foderung eine Verletzung ihres Gewissens nannten. Der Standpunkt, auf den sich der Verf. somit gestellt hat, wird ihm von beiden Seiten eingeräumt werden müssen; denn der Katholik kann wenigstens nicht leugnen, daß die unbedingte Durchführung jener Uebereinstimmung ohne Gewissenszwang, ja ohne Grausamkeit nicht möglich sei, der Protestant nicht, daß die leicht mögliche Verwechselung des, sei es Schrift- und Offenbarungs- oder Vernunftglaubens mit einer blos subjectiven Ueberzeugung zu den verderblichsten Irrthümern führen könne und geführt habe. Von hier aus wird man sich versucht fühlen, auf die Quelle zurückzugehen, und es wird Gemüther geben, die in der allzu scharfen und einseitigen Auffassung und Aufstellung schon *der Grundsätze* den Keim zu diesen Extremen suchen werden und somit in der möglichen Lösung jenes Gegensatzes auch die Möglichkeit einer christlichen Kirche, welcher die Einseitigkeiten der gegenwärtig streitenden nicht mehr ankleben werden, deren Erscheinung in der weitern Entwickelung des Christenthums zu erwarten steht, wenn nicht beide Ueberzeugungen im irdischen Leben als nothwendige Spaltungen der Einen unheilbaren Idee fortdauern müssen. Wenigstens wird man zugeben, daß diese Betrachtungsweise für die Erkenntniß der historischen Entwickelung weder ungeschickt noch unfruchtbar sein wird. So bemerkt der Verf. z. B. bei Gelegenheit der augsburgischen Confession über den großen, ja tiefsten Gegensatz von der Frucht des Glaubens und der Werke, daß sich eigentlich beide Parteien Unrecht gethan und sich, wo nicht ganz versöhnen, doch besser hätten verständigen können. Denn die Katholiken hätten ja nirgend behauptet, daß man *für* das Verdienst der Werke, *ohne* Erlösung und Gnade selig werde. Beide Parteien, fährt er fort, glaubten an Christi Verdienst und verlangten einen gottseligen Wandel; und lag nicht das echte Christenthum mehr in diesem Mittelpunkte als in dem Aeußersten und den übertriebenen Formeln, welche man allmälig immer feindlicher einander gegenüberstellte?

Nun wird man freilich Demjenigen, der so denkt und urtheilt, das Recht nicht verkümmern können, seine Darstellung nach diesen Principien zu bilden. Wir gehen indeß noch einen Schritt weiter und behaupten, daß auch der Historiker, der sich mit seinem Glauben an die eine oder die andere Kirchenpartei auf das festeste anschließt, in seiner geschichtlichen Darstellung von dieser Ueberzeugung nicht ausgehen darf, sondern möglichst trachten muß, *jenen* Standpunkt zu gewinnen. Hat der Protestant hierin unleugbare Vortheile vor dem Katholiken, so soll er sich auch dieser nur in dem ungetrübten Streben auf jenes Ziel hin bedienen. Der Geschichtschreiber darf sich dabei nicht von der Einrede verwirren lassen, die man freilich oft genug hört, daß er seinem Werke den Stempel seiner Ueberzeugung aufdrücken und es mit derselben ganz durchdringen müsse, weil die Wahrheit doch nur Eine sei, der man offen ins Gesicht zu schauen den Muth haben müsse, ja wer sie auch nicht geradezu verleugne, wenn er sich nicht ganz entschieden für sie erkläre, würde, wie sein Werk, die Farbe der Lauheit und des Indifferentismus tragen. Aber wer so spricht, hat das Wesen und die Aufgabe der Geschichte schwerlich richtig erkannt. Denn diese hat es überall weit weniger mit dem Vollendeten und Erreichten zu thun, als mit dem Streben danach; ihr Richtmaß darf daher auch nicht die Wahrheit der Idee sein, die erstrebt wird, sondern das Edle und Tüchtige der Gesinnung, von der die Bestrebung ausgeht. Wer sich von dem Gemeinen, Niedrigen, Geringen abwendet und sein Leben mit der Kraft der Begeisterung an Das setzt, was ihm als das Große, Erhabene, Gute, Heilsame erscheint, dem reicht sie die Palme, auch wenn er irrt, auch wenn das heiß ersehnte Ziel noch nicht das rechte ist. Wenn dieser Standpunkt nicht festgehalten wird, ist nicht zu begreifen, wie ein christlicher Geschichtschreiber das Alterthum behandeln könnte, ohne eine stete Verdammung desselben auszusprechen und durchblicken zu lassen. Immer mehr kommt man davon zurück, die Entwickelung des Staats- und Völkerlebens, der Cultur, der Wissenschaft, der Kunst in irgend einer Periode, mit einem andern Maßstabe zu messen als mit einem aus ihr selbst hergenommenen; sollten die kirchlichen Verhältnisse allein auf eine solche Unbefangenheit nicht Anspruch machen dürfen? Sollte es hier allein für erschöpfend gelten, nur von Einer Seite auszugehen? Es kann hier nicht der Ort sein, weiter auf diesen wichtigen Gegenstand einzugehen; doch haben wir die gegebenen Andeutungen nicht für überflüssig gehalten, weil sie sich auf einen Standpunkt beziehen, der dem des Verf. sehr nahe kommt.

Neigt sich nun aber in einer solchen Darstellung die Wage sichtbar auf die eine Seite, so halten wir einen solchen Sieg derselben für einen um so entschiedenern und reinern, weil der lobrednerische Ton des Sachwalters nirgend herrscht, und die Schwächen derselben ebenso wenig verdeckt werden als das Recht des Gegners in den Schatten gestellt. Nicht aus den Worten unsers Verf., wol aber aus dem Ergebniß seiner gesammten Darstellung geht ein solches Uebergewicht für den Protestantismus hervor.

Wenn der begeisterte Freund der Reformation in derselben Enthusiasmus vermißt, so wird er gestehen müssen, daß selbst dieser Mangel den ruhigen Erwägungen des Nachdenkenden zu statten kommt. Die große Ruhe, mit welcher z. B. die Einwendungen der katholischen Schriftsteller gegen Luther's Angriffe auf den Ablaß zurückgewiesen werden, wirkt überzeugender als eine bittere, heftige Polemik. Ein würdiger Ton ist festgehalten, und nur an einigen sehr wenigen Stellen hat es uns geschienen, als ob der Verf. darin fehlgegriffen habe, wo er nämlich einem ganz schroffen katholischen Urtheile gegenüber das Einzige mit einer allzu höflichen Wendung einleitet. Wie wenn er versichert, daß er der von dem befangensten Parteigeiste eingegebenen Schilderung, welche Palavicini von Luther entwirft, „nach gewissenhaftem Prüfen aller Thatsachen" nicht beitreten könne? Wenigstens können diese Worte nur auf Katholiken berechnet sein, oder auf Solche, die Lust haben, es zu werden.

(Die Fortsetzung folgt.)

Geschichte der neuern deutschen Poesie. Vorlesungen von August Wilhelm Bohtz. Göttingen, Kübler. 1832. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Unter der großen Anzahl literarhistorischer Darstellungen und Versuche, die sich in neuester Zeit bei uns fast gedrängt haben, zeichnen sich diese Vorlesungen eines uns bisher unbekannt gewesenen Kritikers zwar nicht durch besonders hervorragendes Talent oder Eigenthümlichkeit des Urtheils, aber doch durch eine überall wohlmeinende Ansicht, ruhige edle Wärme der Auffassung und manche treffende Bemerkung aus, die im Einzelnen über diesen oder jenen unserer Schriftsteller gemacht wird. Da es dem Verfasser in seinen Vorlesungen nur um Hervorhebung der allgemeinen Resultate seiner Literaturbetrachtung zu thun ist, oder, wie er es ausdrückt, um Darlegung „derjenigen Momente der poetischen Literatur Deutschlands, durch die ein eigentlicher Umschwung in der Gefühls- und Denkungsweise des ganzen Volks herbeigeführt wurde", so darf man an seine Darstellung nicht die Ansprüche einer eigentlichen Literaturgeschichte knüpfen. Dazu ist sein Buch beiweitem zu unvollständig und im Ganzen wie im Einzelnen zu unausgeführt geblieben. Es herrscht in des Verfassers Weise überhaupt mehr ästhetisches Raisonnement als historische Entwickelung vor; um letztere zu geben, hätte es einer zusammenhängendern und gründlichern Darstellung der Literaturperioden wie der sie beherrschenden Individuen bedurft. Der Verf. beschäftigt sich, seinem Plan gemäß, nur mit den Hauptcharakteren der Literatur einigermaßen ausführlich, und wenn man denken sollte, daß dies grade ausreichend wäre, eine Zeit zu charakterisiren, indem man nur die Heroen derselben hervorhebt und die andern scheinbar unwesentlichern Gestalten darin kaum berührt oder ganz übergeht, so kann es doch unserer Meinung nach kaum eine falschere und unzulänglichere Literaturentwickelung geben, denn grade jene für unwesentlicher angesehenen Gestaltungen einer Zeit sind die vermittelnden Glieder derselben, die, als zur Erklärung und Vorbereitung der großen, Alles concentrirenden Erscheinungen dienend, ihrerseits ebenfalls ihre Nothwendigkeit behaupten. Unser Verf., der z. B. von dem an die Spitze gestellten Grundsatz ausgeht, daß Göthe Anfang, Quelle und Mittelpunkt der neuern Poesie sei, glaubte demgemäß nichts Hauptsächlicheres zu thun zu haben, als einen großen Theil seines Buches den selten neu ausfallenden Reflexionen über diesen Dichter zu widmen. Dagegen werden solche Schriftsteller wie Lenz, Hippel, F. H. Jacobi, Thümmel, Wilhelm Heinse, Klinger, Fr. Nicolai, Zschokke u. A. nur so oberflächlich und meist mit so nichtssagendem Urtheil erwähnt, daß es besser gewesen wäre, sie ganz ungenannt zu lassen. Die Unrichtigkeit dieses Verfahrens fällt aber auf den Gegenstand der ausgezeichneten Vorliebe selbst zurück, denn ohne Zweifel kann die Charakteristik eines Dichters wie Göthe nur dadurch tiefer, wahrer und historisch begründeter werden, daß man nicht blos ihn selbst in dem abgeschlossenen Kreise seiner Dichtung aufsucht und beleuchtet, sondern ihn auch in den ebenfalls genau auseinandergesetzten Eigenthümlichkeiten seiner Vorgänger und Zeitgenossen, je nachdem diese auf ihn zurückgewirkt oder ihn angeregt haben, sich spiegeln läßt. Am meisten haben uns die Abschnitte über Wieland, Lessing und Winckelmann befriedigt. Großes Unrecht aber muß Kotzebue von dem Verf. erfahren. Eine so wegwerfende Kritik über diesen Schriftsteller ist längst nicht mehr an der Zeit, oder wenigstens sehr wohlfeil, und man hat bereits von andern Seiten her angefangen, Kotzebue's Talent für das Lustspiel gerechter zu würdigen. Des Verfs. Buch schließt mit einer ebenfalls wenig Neues bietenden Charakteristik der sogenannten romantischen Schule und erwähnt die ihr folgenden Erscheinungen und Verhältnisse der deutschen Literatur gar nicht. Ob der Verf. mehr zu geben vermag, als er in diesen Vorlesungen that, würde an ihm liegen, zu beweisen. Jedenfalls hat er hier zu wenig gegeben. 38.

Miscellen.

Friedrich der Große und die kleinen deutschen Reichsfürsten.

So warm und fest Friedrich II. die Rechte der deutschen Reichsfürsten vom Anfang seiner Regierung an bis zum Ende derselben vertheidigt hat, so kurz und bestimmt erklärte er sich über Fehler und Vergehungen derselben, wenn die Fürsten in seiner Armee dienten. Preuß theilt im ersten Theile des „Urkundenbuches zur Lebensgeschichte Friedrichs des Großen"*) mehre dahin bezügliche Cabinetsordres mit. So schreibt der König an den Generalmajor Prinz Georg Ludwig von Holstein-Gottorp (Nr. 31):

„Durchlauchtiger Fürst. Ich habe Ew. Liebden Schreiben vom 14. dieses nebst der Copey Dero Briefes an des Großfürsten kaiserl. Hoheit wohl erhalten und dagegen gar nichts zu sagen, weil solches Alles recht gut und billig ist. Was Ich aber Ew. Liebden aus rechter Wohlmeinung zu erkennen geben wollen, ist dieses, daß Ich weiß, wie dieselbe sich oft bei Dero Regiment den übermäßigen Trunk übernehmen lassen, woraus nothwendig eine wüste und nachtheilige Haushaltung, so gewiß wegen Dero schädlichen exemples und suites nichts taugt, entstehen müssen. Wiewol Ich von Ew. Liebden guter Gemüthsart überzeugt bin, Sie werden diese meine wohlgemeinte Erinnerung sich zu dero eignem wahren Besten dienen lassen. Ich bin Ew. Liebden freundwilliger Vetter. Potsdam, den 16. Nov. 1746."

Als der Fürst von Thurn und Taxis den schwarzen Adlerorden zu haben wünschte, Friedrich ihm aber denselben nicht ertheilen wollte, gab er seinem Staatsminister von Podewils auf: „Vous ferez expédier une reponse aussi obligeante que vague, remplie de grands compliments dans le goût du style impérial, sans toucher trop clairement ce refus" (Nr. 118). Markgraf Friedrich, ein Neffe des Königs, hatte in einer Streitsache mit dem Juden Ephraim die Vermittelung des Königs nachgesucht. Dieser aber antwortete ihm, daß „dies eine pure Justizsache sei, in welche er nicht entrirt: er habe daher die Sache an die Justizministers geschickt, welche verpflichtet sind, einem Jeden ohne Ansehen der Person wahres Recht zu administriren" (Nr. 182). Ebenso wenig will sich der König des Grafen von Schaumburg-Lippe in einer gegen ihn angebrachten Schuldklage annehmen, weil er sich mit dem Finanz-

*) Wir berichten nächstens über das Werk von Preuß. D. Red.

wesen nicht abgibt (Nr. 211), auch verweigert er den natürlichen Kindern des Markgrafen Karl die Ehrfähigkeit (Nr. 272) und erinnert den Prinzen auf eine sehr artige Weise an seine Verpflichtungen, die er unerfüllt gelassen habe (Nr. 290). Dem oben erwähnten Herzog von Holstein räth er von einer Heirath ab; da sie für ihn gar nicht vortheilhaft sei (Nr. 439), ebenso dem Fürsten von Köthen, seinem jüngsten Prinzen zu den ihm bewilligten 2000 Thlr. noch 50 Thlr. monatlich zuzulegen, weil „erwähnter Prinz nach seinen jetzigen Umständen mit 2000 Thlrn. sehr wohl zufrieden sein und reichlich auskommen könne" (Nr. 580), und dem alten Fürsten Leopold von Dessau verweiset er seine Härte in Werbungssachen sehr nachdrücklich (Nr. 51): „also muß ich Ew. Liebden aus wahrer Affection zu erkennen geben, wie sehr nachtheilig Mir dergleichen hitziges und gewaltsames Verfahren bei den jetzigen Conjuncturen im Reiche sei, als wodurch die fürstlichen Höfe nothwendig von mir und meinem Interesse eloigniret und zu vielem schädlichen Geschrei bewegt werden müssen. Ich habe diesem nach zu Ew. Liebden Einsicht und aequanimität und Consideration vor Mir das feste Vertrauen, Sie werden alle Verdrießlichkeit coupiren, Dero Vettern den Fürsten von Köthen (es war ein köthensches Dorf, in welchem die Gewaltthätigkeit vorgefallen war) zufrieden stellen und das nach dessen Residenz geschickte Commando, welches ich nicht avouiren kann, sogleich und sonder die geringste Desordre zurückziehen, übrigens aber sich damit begnügen, wofern dieselben Ihre praetension erweislich machen wollen, daß Ich die Sache rechtlich und unparteiisch untersuchen lasse." (Vom 24. Oct. 1746.) Noch nachdrücklicher ist die Cabinetsordre an denselben Fürsten vom 5. Nov. d. J. (Nr. 64), wegen der Entlassung des Musketiers Joh. Christ. Günther: „Ich sehe nicht gern, daß dieselben Contradictiones machen, wann Ich einmal Ordres gegeben habe, und da Ich in diese Sache Ordre gegeben habe, so muß es dabei sein Bewenden haben. Ich verstehe darunter keinen Scherz, und mögen Ew. Liebden Mich nicht vor einen Fürsten von Zerbst oder Köthen nehmen, sondern meinen Ordres eine Genüge thun, sonsten es nichts anders wie Verdruß machen kann." In Beziehung auf die Werbeangelegenheiten — unstreitig eine Schattenseite des damaligen preußischen Militairwesens — ist es erfreulich, in diese Sammlung auch Cabinetsordres zu finden, in denen die Härte und Strenge bei diesem Geschäfte ernstlich gerügt wird. Es werden unter Anderm die Bürger in Prenzlau (Nr. 414) und in Ruppin (Nr. 437), als auch einzelne Personen, wie ein Bürger in Halle (Nr. 28), gegen Anmaßungen höherer Militairs vom Könige lebhaft in Schutz genommen.

Friedrich II. in Heirathsangelegenheiten.

Man weiß, daß es der große König nicht gern sah, wenn sich seine Offiziere verheiratheten. Daher ergingen strenge Verordnungen, um die Heirathen der Offiziere zu verhindern und die Heirathslustigen mußten sich stets an den König selbst wenden, wie es auch jetzt noch in Preußen geschieht. Aber schwerlich erfolgen wol jetzt solche Resolutionen, wie die aus dem Cabinet Friedrich II. waren. So schrieb er an den Oberst von Natzmer wegen eines Lieutenants, für den dieser um den Consens nachgesucht hatte: „Ich sehe nicht gern, wenn die Husarenoffiziers sich so viel verheirathen, welches nicht taugt, denn wenn sie alsdann marschiren sollen, so ist ein Haufen Lärm der Weiber halben." (Preuß, „Urkundenbuch", Th. I, Nr. 39). In einer andern Cabinetsordre (Nr. 40) heißt es, daß „die Husaren nicht durch die Scheide, sondern durch den Säbel ihr Glück machen müssen". Als ein Fähnrich heirathen wollte, rescribirte der König: „Die Fähndrichs bekommen keine Permission zu heirathen" (Nr. 43). An den General von Lers erging folgende Ordre: „Wegen des Lieut. von Schwensitzky vorhabender Heirath mit einer Doctorswitwe gebe ich hierdurch in Antwort, daß es mir sehr unangenehm ist, wenn Subaltern-Offiziers heirathen und zumal sich messaliiren wollen, Ihr habet also die Eurigen vielmehr auf alle Weise davon abzuhalten, als Euch für sie wegen solcher mariagen zu interessiren, denn Ihr sonst bald tauter Bürger zu Offiziers kriegen werdet" (Nr. 45). „Ich will es zwar wohl geschehen lassen", verfügt der König, „daß der Lieut. von Miskowski Eure (des Obersten von Natzmer) Schwester heirathe; wann aber hiernächst Hunger und Durst zusammen kommen, so werdet Ihr solches Euch selbst zu imputiren haben." (Nr. 242.) An den Major von Asseburg, der mit seiner Ehefrau in Streit lebte, schreibt der König, dessen Vermittelung oder Machtspruch derselbe wahrscheinlich nachgesucht hatte: „es thut mir Euer Ehekreuz recht leid, indessen kann es nicht anders sein, als daß Ihr die Sache ordentlich bei dem Kriegsconsistorio ausmachen müßt" (Nr. 236). Als der Major Tydäus sich verheirathen will, so begehrt der König erst zu wissen, „was für eine Person er heirathen wolle, ob sie Vermögen hat und wie ihre Umstände sonsten sein" (Nr. 256). Dem Lieutenant von Plotho schlägt er es rund ab, sich verheirathen zu dürfen: „Ich gebe nicht zu, daß Offiziers sich mit Kaufmanns Töchtern heirathen, und also wird von Eurer intendirten Heirath um so weniger was werden, als denen Subalternen solches ohnehin nicht gebührt" (Nr. 294). Auf ähnliche Weise antwortet er dem Capitain von der Albe auf sein wiederholtes Ansuchen und räth ihm, sich die Heirathsgedanken nur ganz vergehen zu lassen (Nr. 435). Ja selbst, wenn die Frau einiges Geld hat, verweigert der König die Erlaubniß, „denn", wie es in einem solchen Falle heißt, „mit 300 Thlr. Interessen (von 6000 Thlr.) kann ein Lieutenant benebst einer Frau nicht leben" (Nr. 389). Daher war es dem Könige eine große Freude, daß bei dem berühmten baireuthischen Dragonerregimente, als dies am 5. April 1774 aus Pasewalk in das Feld rückte, von allen 74 Offizieren, vom General an bis auf den jüngsten Fähnrich, nicht ein einziger verheirathet war (Preuß, I, 426). Die neuere Kriegsgeschichte dürfte hierzu wol kein Beispiel liefern. Endlich zeigt sich aber in solchen Heirathsangelegenheiten die Gerechtigkeit Friedrich's in einem sehr schönen Lichte, wie in der Cabinetsordre an seinen vortrefflichen General, den Grafen Gesler (Nr. 88), über die „gottlose That seines Sohnes, des Lieutenants, der des Rathes von Rothkirch Tochter unter Versprechung der Ehe durch List verführet und deflouriret, folglich in den elendesten und verachtetsten Stand gesetzt hat". Der König erklärt nun zwar, in die Ehe Beider nicht willigen zu wollen, doch soll „die arme, verlassene Tochter gehörige Satisfaction und Abtrag durch Ertheilung eines raisonnablen dotis erhalten". Dem Vater des Mädchens verweiset er dagegen (Nr. 89) die wenige Aufmerksamkeit, welche er auf das Zusammensein der jungen Leute gehabt habe, „dont l'amour ne pouvait promettre rien de bon".

Wie oft ist Friedrich II. in die Kirche gegangen?

Die Hengstenbergianer und die Freunde und Mitarbeiter der „Evangelischen Kirchenzeitung" werden nun erst recht Zeter über Friedrich II. schreien, wenn sie aus Preuß' „Lebensgeschichte" des großen Königs (Th. I, S. 87) erfahren, daß Friedrich II. als König wenig mehr als neun Predigten (in den Jahren 1740—57) gehört haben mag. Als Kronprinz hatte er deren um so mehr hören müssen. Unter diesen Predigten ist auch die, welche er zu Dresden am 21. Nov. 1756 von dem Superintendenten Am Ende hörte und die zu Merseburg im J. 1831 wieder gedruckt ist. Das Thema derselben war: Suum cuique, Jedem das Seine, und zwar 1) Gott das Seine, 2) dem Kaiser das Seine, 3) dem Nächsten das Seine, 4) der Welt das Ihre, 5) dem Tode das Seine, 6) der Ewigkeit das Ihre.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Montag, — Nr. 77. — 18. März 1833.

Geschichte Europas seit dem Ende des 15. Jahrhunderts von F. v. Raumer. Erster Band.

(Fortsetzung aus Nr. 76.)

Jene Hinneigung, nicht zum System, sondern zum Princip des Protestantismus, aus welchem gewiß verschiedenartige Systeme hervorwachsen können, erklärt sich schon daraus, daß die Geschichte selbst dieses Princip gar nicht entbehren kann, vielmehr ihr eigenthümlichstes Leben in demselben erkennt, in der fortschreitenden Entwickelung nämlich, welche revolutionnairer Ausartung nicht minder fremd ist als erstarrendem Beharren. Der Verf. will zwar einen Unterschied zwischen Charakter und Princip machen, indem er sagt:

Es ist merkwürdig, daß die Katholiken, welche neben der Bibel auch die Ueberlieferungen und die Schriften der Kirchenväter hervorhoben, welche im Papstthum ein äußerliches Mittel der fortbildenden Gesetzgebung besaßen, für die Unveränderlichkeit alles Bestehenden kämpften, während ihre Gegner, welche neben dem Evangelium keine Quelle der Entscheidung und Gesetzgebung dulden wollten, die größten Neuerungen veranlaßten. — — Indeß hat der Protestantismus von jener Bewegung her den bildsamen, der Katholicismus, durch jenes Streben veranlaßt, den beharrlichen Charakter so sehr angenommen, daß Viele das Hauptunterscheidungszeichen jeder Partei in Dem finden, was vielmehr der entgegengesetzten angehören dürfte.

Ohne dem Katholicismus eine in ihm selbst liegende Möglichkeit der Entwickelung abstreiten zu wollen, müssen wir behaupten, daß sie für den Protestanten auf eine vollkommen genügende Weise in der Schrift liegt, insofern diese nur nicht als Menschenwerk, sondern als das lebendige Wort Gottes betrachtet wird. So angesehen, ist sie ein Boden, aus dem mit immer neuer Frische eine unerschöpfliche Lebenskraft hervorquillt, die, wo es Noth thut, stets neue Gestaltungen entstehen läßt, welche die Idee des Christenthums auf neue Weise verherrlichen, während auf der andern Seite, wenn man die in gehöriger Form gefaßten Kirchenschlüsse zu unwandelbaren Satzungen erstarren läßt, jene Schöpfungskraft gehemmt und gelähmt wird. Lassen sich die Protestanten aus Furcht vor Anarchie zu ähnlichen Dingen treiben, stellen sie Concordienformeln auf und fassen sie dordrechter Beschlüsse, so sehen wir hierin ebenso wenig echten Protestantismus, als wenn die misverstandene Freiheit der Entwickelung im reinen Rationalismus zum Götzendienst mit subjectiven Ueberzeugungen führt.

Auch über die Formen der Kirchenverfassung spricht sich der Verf. vollkommen als Historiker aus, welcher den Werth der Verfassungen nicht nach einem in concreten Zuständen nirgend vorhandenen absoluten Werthe, sondern nach ihrem Verhältniß zu der Entwickelung, aus welcher sie hervorgegangen, der sie dienen, die sie tragen und umfassen sollen, beurtheilt.

Wer (sagt er) dem Systeme einer allgemeinen christlichen Kirche (zusammengehalten durch die Stufenfolge der Geistlichen und in letzter Stelle durch den Statthalter Christi auf Erden, durch den Papst) alle Wesenheit und Würde abspricht, möchte von einer andern blos zeitlichen Ansicht und Form ebenso befangen sein wie Derjenige, welcher leugnet, daß jenes System von Ausartung ergriffen ward und sich in der Wirklichkeit ganz anders gestaltete, als es der Verstand bezweckte und die fromme Begeisterung lange glaubte.

Warum nun aber die Kirchenversammlungen, welche dieser Ausartung entgegentreten und alle die Uebel und Mängel heilen sollten, die vom Ende des 14. Jahrhunderts ein so lautes und dringendes Geschrei um Besserung veranlaßten, dieser Erwartung so wenig entsprachen, gibt der Verf. kurz und schlagend an, indem er zugleich bemerkt, daß sich in den Concilien ein Kampf der katholischen Kirche gegen den Papst darstellte, und daß daher Diejenigen sehr ungeschichtlich verfahren, welche beide als immerdar einig darstellen. Es scheint ihm aus der Geschichte dieses Kampfes zu folgen, „daß, wenn es schon große Schwierigkeiten hat, für ein einzelnes Reich eine angemessene Form der weltlichen Verfassung aufzufinden, diese Schwierigkeiten für die gesammte christliche Kirche noch ohne Vergleich größer, ja fast unübersteiglich waren, und Vielen der Glaube an die göttliche Einsetzung eines Statthalters Christi natürlicher und besser begründet schien als an eine vielköpfige, vermeintlich vom heiligen Geist geleitete Kirchenversammlung". Nur fehlte, um diesen Glauben zu unterstützen und wieder neu zu beleben, eine Reihe echtchristlicher Päpste, welche, wie der Verf. an einem andern Orte sagt, allein den tiefen Spaltungen, Uebertreibungen und grausamen Verfolgungen hätten zuvorkommen können. Nichts, fügt er hinzu, beweist mehr die Nothwendigkeit einer Reformation, als daß Hadrian VI., welcher nicht durch italienische Politik die Zeit bändigen, sondern sich selbst an die Spitze einer (freilich einseitigen und nicht ausreichenden) Kirchenverbesserung

stellen wollte, von der römischen Curie verketzert ward, weil er mehr christlich war als römisch.

Das Hinübergreifen des Politischen in das Religiöse und Kirchliche, wie es in Deutschland im Bauernkriege hervortrat, ist für den Historiker ein Punkt von ganz besonderer Wichtigkeit. Als die empörten Bauern sich an Luther's Ermahnungen nicht kehrten und dieser nun auf das bitterste schalt und zur Erwürgung der Aufrührer auffoderte, da hätten diese, meint der Verf., wol erwidern können: was er sich in der Kirche gegen die bestehende Ordnung erlaube, das versuchten nun Andere im Staate, und die weltlichen Uebel wären für den Landmann weit drückender als die kirchlichen. Aber dem Reformator gegenüber wäre dieses doch wol schwerlich mit Recht behauptet worden, denn dieser drang ja nach Kräften auf Abstellung der höchst gerechten und billigen Beschwerden der Bauern, nur wollte er nicht, daß sie mit Gewalt erzwungen würde. Und hierin machte er keineswegs, wie es der Verf. anzudeuten scheint, einen Unterschied zwischen kirchlichen und weltlichen Verhältnissen, da er ja auch für die erstern die Anwendung aller Gewalt verdammt, nicht nur zum Angriff, sondern auch zur Vertheidigung, und sich in die Zulassung der letztern erst weit später und zwar nur darum ergab, weil man ihm bewies, daß den kaiserlichen Rechten gegenüber die ständischen gewahrt werden müßten. Der Unterschied liegt also in der That nur in dem Verhältnisse der Dinge selbst, weil der Mensch seinen bürgerlichen Zustand nicht ohne Zuthun und Einwilligung Anderer verbessern kann, seinen religiösen aber allein durch sich selbst von innen heraus, ohne daß irgend eine äußere Gewalt ihn jemals überwältigen könnte.

Noch mag als besonders charakteristisch für des Verf. Beurtheilung der Reformation und der Reformatoren seine Schlußrede über Luther hier stehen, welche er jenen schon erwähnten Schmähungen Palavicini's entgegensetzt:

Ein fruchtbarer Geist, dessen Früchte aber nicht alle zur milden Reife kommen konnten, weil Stürme sie vorzeitig herabschüttelten. Ein starker Geist, der diese Stürme miterzeugen half, allein wäre der Bau der Kirche nicht durch ungeheure Misbräuche schon untergraben gewesen, würde eine Reinigung ohne Umsturz eingetreten sein. Nur weil die dazu berufenen Bauleute die Mängel nicht abstellten, sondern vergrößerten, ward er ihrer Meister, und mit dem Erfolge wuchs seine Kühnheit, der Glaube an seinen göttlichen Beruf und der Zorn über seinen Gegner. Beim Bestreiten des Papstthums stellt er die evangelische Glaubensfreiheit an die Spitze, und das ist der Brunnquell des Protestantismus; bei dem Gründen seiner Kirche wollte er oft fesseln und ward selbst unklar, ja, unduldsam. Allein, die härtesten und ungebührlichsten Worte erscheinen milde im Vergleiche mit der blutigen Unduldsamkeit seiner Gegner, im Vergleiche mit dem Henkerbeile und dem Holzstoße. An die Stelle unverständlichen Schulgeschwätzes trat eine höhere Beredtsamkeit; durch ihn lernte Deutschland wieder reden, das deutsche Volk wieder hören, und wer mit den Wendungen, ja, mit dem Inhalte seiner Schriften unzufrieden ist, muß doch eingestehen, daß sich überall ein von Gottesfurcht und Glaubenskraft begeistertes Gemüth offenbart. Nie hat Luther geheuchelt, nie vermochten Bitten, Schmeicheleien, Versprechen, Drohungen etwas über seinen felsenfesten Willen, seinen unbezwinglichen Muth. Kein einzelner Mensch hat oder ergreift die Wahrheit vollständig und ungetrübt; Wenige aber haben ernstlicher darnach gestrebt und sie rücksichtsloser bekannt als Luther; Niemand unter seinen Gegnern kann ihm persönlich gleichgestellt werden, er bleibt bei allen Fehlern der größte und denkwürdigste Mann seiner Zeit, an den sich eine ganze Welt von Ansichten, Bestrebungen und Thaten anreiht.

Wir kommen nun zu derjenigen historischen Gruppe dieses Bandes, deren Darstellung uns als die glänzendste erscheint, zur Geschichte Karl V. und Franz I. und ihres gegenseitigen Verhältnisses. Es gibt wol sehr wenige hervorragende Gestalten in der Geschichte aller Jahrhunderte, über welche die Nachwelt sich so sehr in einem parteiisch abgeneigten und ungünstigen Urtheile gefallen hat, als Kaiser Karl V. Seine trefflichen Eigenschaften hat man in den Schatten gestellt, seine Fehler übertrieben, seine Handlungen auf unlautere, selbstsüchtige Triebfedern zurückgeführt. Zu verwundern ist dies freilich nicht, da man sein Leben und seine Thaten fast immer einseitig nach den Darstellungen der Franzosen und der Protestanten beurtheilt hat. Die Erstern konnten es ihm nicht vergeben, daß er dem Ehrgeiz Franz I. Schranken setzte; den Zweiten ist es so sehr nicht zu verargen, wenn sie in der Hitze des Streits nicht eben geneigt waren, ihrem Gegner Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, und dieser Streit verschlang noch lange alle andern Interessen, diese Hitze glühte noch lange fort, die einmal angegebenen Töne konnten nicht schnell verhallen. Nun ist es aber schon eine geraume Zeit, seit welcher man eine vorurtheilsfreie und parteilose Darstellung hätte erwarten können, und daß den nur zu sehr vernachlässigten und als lobrednerisch verworfenen spanischen Quellen ihr Recht widerfahre. Vergebens sucht man aber dergleichen bei Robertson, der sich in seinem berühmten Werke noch sehr von französischen Berichten und Urtheilen hat imponiren lassen und dem Bilde des Kaisers viel zu viel Schatten, dem seines Nebenbuhlers zu viel Licht gegeben hat. Einzelne Stimmen, die sich späterhin von östreichischen oder in Oestreich eingebürgerten Schriftstellern zu Gunsten des hart angeklagten Kaisers haben vernehmen lassen, sind unbeachtet geblieben, weil man sie, freilich nicht mit Unrecht, ihrerseits für parteiisch hielt, aber doch darum keineswegs ganz hätte verwerfen sollen. Und so scheint denn das allgemeine Urtheil etwa auf Robertson's Linie stehen geblieben zu sein, welcher Karl als einen von unersättlichem Ehrgeiz und der Sucht, als Eroberer zu glänzen, getriebenen Fürsten darstellt, der zur Erreichung seiner Zwecke oft zu niedrigen Kunstgriffen seine Zuflucht genommen, und dessen arglistige und trügerische Staatskunst um so mehr hervortrete und zugleich um so gehässiger erscheine, weil sie im Gegensatz stehe mit den offenen und arglosen Gemüthern seiner Zeitgenossen Franz I. und Heinrich VIII. Thut es nun unser Verf. dem gefeierten Schotten in der Rundung, dem Fluß, der Anmuth der Darstellung nicht gleich, so steht er hier in der Schärfe des Blicks und der Unbestechlichkeit des Urtheils weit über ihm. Man werde, sagt er in der Vorrede, gegen seine Ansicht und Charakteristik jener beiden Monarchen die meisten Einwendungen erheben, sie werden sich aber, ungeachtet anfänglichen Widerspruchs, mit der Zeit immer mehr Bahn brechen und

als die richtigern erweisen. Eine Vorhersagung, der wir vollkommen beitreten.

Karl's Natur (sagt der Verf.) gehörte nicht zu denen, welche schnell Eindrücke auffassen und schnell wiederum verlieren, sondern zu den gediegenen, welche langsam von innen heraus sich entwickeln, das Aeußere vorsichtig prüfen, dann aber nach gründlicher Erforschung und völliger Aneignung fester und sicherer dastehen als Jene, welche (wie Franz I.) bei glänzendem Schein der innern Haltung in Wahrheit entbehren.

Die Schattenseite von Karl's Regierung scheint auch am stärksten in den ersten Jahren seiner Regierung hervorzutreten: unzweckmäßige Behandlung der Spanier und die unduldsame, höchst ungerechte und unweise Verfolgung der Mauren, welche der Verf. ausführlich schildert, von der der Kaiser später auch zurückkam. Aber es sind drei höchst schwierige Aufgaben, deren Lösung ihm als Kaiser und König von Spanien oblag, an die er den besten Theil seines Lebens und seiner Kräfte gesetzt hat, und die der Beobachter am meisten ins Auge zu fassen hat, die Verhältnisse zu den Franzosen, zu den deutschen Protestanten und zu den Türken. Ueber die beiden erstern hat man aber selten ein gerechtes, billiges Urtheil gefällt.

Franz I. Ruhmbegierde fand nie das echte Maß oder die gehörige Richtung; der Sieg von Marignano, die günstigen Verträge mit Karl und dem Papste verbreiteten einen täuschenden Glanz und verstärkten immer mehr des Königs Eroberungslust, während das Innere vernachlässigt oder bald dieser, bald jener Plan mit einer Gewaltsamkeit durchgesetzt ward, wie sie Kaiser Karl V. selbst nach Besiegung der spanischen Rebellen niemals übte.

(Der Beschluß folgt.)

Neueste französische Romane.

1. Les deux anges par *Arnould Frémy*. Paris 1833.

Welch ein lieblicher Titel! Welche entzückende Bilder und Ahnungen erweckt er nicht! Zwei Engel; zwei jener Genien, welche die Lücke zwischen Mensch und Gott ausfüllen; schneeweiß, mit goldenen Flügeln, im Mondlicht auf die Erde herabsteigend, um die Liebe einer irdischen Schönen flehend! Der Verfasser dieser beiden Engel ist ein Teufel, der Titel seines Buchs eine höllische Ironie. Hören Sie, wer diese Engel sind! In einem Dorfe wohnen George, der Sohn verarmter Bauersleute, und Myrtil, dessen Mutter eine gemeine Dirne war, in innigster Freundschaft zusammen. Plötzlich wandelt unsere beiden Engel die Lust an, das Land zu verlassen und in der Stadt ihr Glück zu versuchen. Gesagt, gethan; sie laden ihre leichte Habe auf einen Karren und treten die Wanderschaft an. Beide ohne Vermögen, wissen sie nicht, was sie treiben sollen; der Eine schlägt vor, das Duellistenhandwerk zu treiben, der Andere, pudelnackt auf öffentlichem Markt herumzuspaziren; George meint, es sei besser, Jemanden zu ermorden, Myrtil will Dichter werden. Gegen alle ihre Projecte läßt sich indessen so viel einwenden, daß sie sich zu nichts entschließen; hierauf theilen sie einander ihre Liebschaften mit, deren Erzählung hier wiederzugeben oder nur, wie bisher, den weitern Inhalt anzudeuten, die Achtung gesitteter Leser auf das gröblichste verletzen hieße. Die beiden Helden führen in der größten Unsittlichkeit und Verworfenheit ihr Leben fort; Blasphemien der verabscheuenswerthesten Art, Kuppelei und Blutschande — ohne die es diese neue Schule des französischen Romans gar nicht thun zu können scheint — sollen Das Kitzen was in sich selbst und durch die Kunst keinen Halt hat. Die Freunde enden nach Gebühr. Sie haben sich in ihrem Alter dem Trunke ergeben und sterben in einer Weinschenke. Die pariser Kunstrichter sagen, Herr Frémy habe ein eignes Genre erfunden: le roman ironique; wir müssen noch bemerken, daß die Darstellung fein, nett und zierlich ist. Dieser brillante Styl auf solchen Greuel macht ungefähr die Wirkung wie Blumen auf einer faulenden Leiche, wie ein mit Goldspitzen verziertes Todtenhemd, das man einem Vatermörder überhängt, wenn man ihn zum Richtplatze führt.

2. Le livre des conteurs. Paris 1833.

Eine Sammlung Erzählungen von verschiedenen rühmlichst bekannten Schriftstellern. Wir haben darunter ein Fragment von Sue bemerkt: „Das Opfer", welches so anhebt: „Ich hatte einen zweijährigen Feldzug in Indien gemacht. Bei meiner Rückkehr nach Paris lebte ich mit der Frau meines Jugendfreundes." Dieser Maitresse erzählt nun Herr Sue, in Indien habe er eine Geliebte gehabt, die sich, da sie ihn für todt gehalten, in einen brennenden Scheiterhaufen gestürzt. Nachdem die übrigens meisterhafte und erschütternde Erzählung vollendet ist, bittet er die Gräfin, ihm den Abend zu opfern und bei ihm zu bleiben, statt auf den Ball zu gehen. „Vous êtes un enfant", erwidert die Gräfin und befiehlt ihrer Kammerfrau Julie: „Ma voiture", eine bittere Persiflage auf die Pariserinnen. In „Généroса", von Herrn Jal, verführt ein Schiffscapitain ein unschuldiges Mädchen und verspricht ihr die Ehe, bricht aber sein Versprechen, weil er sie nicht mitnehmen darf, indem es verboten ist, Weiber an Bord zu nehmen. Die Unglückliche ersäuft sich vor seinen Augen. Klüger wäre es gewesen, sie wäre in einem Dampfboote nachgefahren, woran sie nichts in der Welt hinderte. Uebrigens fehlt es der Erzählung nicht an poetischer Kraft und ergreifenden Schilderungen. Den Inhalt von „Riche et pauvre" und „La demoiselle de compagnie" kann man schon aus dem Titel entnehmen; erstere Erzählung ist von Herrn Saintine, letztere hat Herrn Ancelot zum Verfasser.

3. La laide par *Eugénie Foa*. Paris 1833.

Bertha ist häßlich; und wenn es überhaupt für eine Frau Gefahr hat, zu lieben, so ist es doppelt gefährlich für eine häßliche. Bertha liebt Eugène, Eugène liebt das Geld und heirathet Bertha's Vermögen. Zu spät sieht Bertha ein, daß ihr Mann sie nicht liebt. Sie vergiftet sich, damit er frei werde und seine Geliebte heirathen könne. Im Ganzen matt und seicht; hier und da fühlt man für die Häßliche Mitleiden; Eugène ist ein ganz gewöhnlicher Mensch, wie die Romane der Mlle. Foa ganz gewöhnliche Romane sind.

4. Indienne par Mlle. *Hortense Allart de Thérèse*. Paris 1833.

Seitdem die „Indiana" des Herrn Sand so viel Aufsehen gemacht, sind die Romandichter in Alarm gerathen. Herr V. Ducange hat sogleich eine „Indiana" geschrieben; Mlle. Allart kommt nun mit einer „Indienne" auf den Markt. Es ist im Grunde vielleicht eine Buchhändlerspeculation; das große Lesepublicum, das nicht so genau Bescheid weiß in der Literatur, kauft leicht Eins fürs Andere. Anna, so heißt die Indianerin, ist mit einem Schwachkopfe verheirathet, der sie vernachlässigt; sie wählt sich einen Tröster, Namens Julien, mit dem sie sich auf- und davonmacht. Sie kommen in England an. Das feuchte kalte Klima Großbritanniens sagt der Indianerin nicht zu; sie will in ihr Vaterland zurück. Julien ist Mitglied des Parlaments geworden und weigert sich, England zu verlassen. Seine politischen Arbeiten zerrütten seine Gesundheit; er stirbt als Opfer seines Patriotismus. Man kann sich wohl denken, daß die Indianerin ihn nicht überlebt.

5. La stréga par *E. Fouinet*. Paris 1833.

Stréga heißt auf Deutsch eine Hexe. Dies sei für diejenigen Leser gesagt, die kein Italienisch verstehen wie Ref., der es aber aus dem Buche weiß. Diese Stréga ist ein boshaftes Geschöpf, welches durch das Kamin zu den Leuten ins Zimmer steigt, um ihnen den Tod zu verkünden, und ein armes junges Mädchen mit unerbittlicher Wuth verfolgt. Paula Birdiana,

so heißt ihr unschuldiges Opfer, heirathet einen alten abgelebten Mann, einen großen Herrn; das ist nichts Neues. Der alte Herr vernachlässigt die junge Frau, das wäre allenfalls etwas Neues, aber nicht glaublich; die junge Frau tröstet sich mit einem jungen Franzosen, das ist wieder nicht neu, aber sehr glaublich. Die junge Dame, nachdem sie getröstet ist, fühlt sich unglücklich, der Trost war, scheint es, noch ärger als das Uebel. Sie stirbt an Gift, ihr Mann ist der Mörder. Was nun die Stréga bei alledem zu thun, bitte ich im Buche selbst zu lesen oder in der Uebersetzung; eine Hexengeschichte kann unmöglich unübersetzt sterben. Im Uebrigen hat die Darstellung poetische Kraft; es ist dies die glänzende Seite des neuen Products des Herrn Foulnet, der, um Vortreffliches zu liefern, sich nur fürs erste einen Zweck stellen, eine Grundidee erfassen muß.

6. Thérèse par *Claudon*. Paris 1833.

Sind Sie Liebhaber vom Aufknüpfen, Würgen u. dgl., in Romanen nämlich? Herr Claudon wird Sie vollkommen befriedigen. Auf den ersten Seiten wird unser Held von seinem Vater ersucht, ihn zu hängen. Der Herr Sohn ist viel zu wohlerzogen, um nicht den väterlichen Wünschen zu entsprechen. Dann folgt eine allerliebste Liebesgeschichte zwischen unserm Vateraufknüpfer und seiner Frau Mutter. Indessen müssen wir ihm doch zu Ehren nachsagen, daß er sie nicht kannte. Dasselbe begegnet ihm mit seinen Schwestern; er wird noch zur rechten Zeit gewarnt und entrinnt der Blutschande. Es hilft ihm aber nicht viel; der Henker schneidet ihm doch zuletzt den Kopf ab. Warum? das wissen wir nicht. Wir hatten das Vorgefühl, daß ein solches Subject nur auf dem Schaffot umkommen könne, und da wir uns eines wahren Ingrimms gegen den Helden, dessen Namen wir nicht mehr wissen, nicht erwehren konnten, so sind wir dem Ende zugeeilt. Gott sei Dank, daß der Hund todt ist! Avis aux traducteurs.

7. Calomnie par *Hippolyte Bonnelier*. Paris, 1833.

George Max wird in frühester Jugend aus der Schule gejagt in Folge verleumderischer Berichte. Bei seinem Pflegevater, Herrn Marizieux, findet er ein junges Mädchen, das sich in ihn verliebt; auch dieses Verhältniß wird durch Verleumdung vergiftet; diese verfolgt den Helden durchs ganze Leben und treibt ihn endlich zum Selbstmord. Eine gar herzbrechende Erzählung, dabei höchst einförmig; man sieht beinahe Alles voraus. Die Verleumdung erscheint in dem Romane des Herrn Bonnelier wie Don Juan im Puppenspiele, der schon im ersten Aufzuge den Degen an die Hand gebunden hat, mit welchem er seine Feinde erstechen will.

8. Deux mois de sacerdoce par *Labutte*. Paris 1833.

Ein junger Mann liebt ein junges Mädchen und will sie heirathen. Ein Nebenbuhler zeigt ihm einen Brief seiner Geliebten vor, in welchem er, der Nebenbuhler, des Mädchens Hand nachgemacht. Der junge Mann geht in die Falle; er verläßt die Untreue und wird Priester; das junge Mädchen heirathet einen Andern. Indeß entdeckt sich der Betrug; die jungen Liebenden nähern sich wieder und ermorden sich zuletzt.

9. Les pilotes de l'Iroise, roman maritime, par *E. de Corbière*. Paris 1833.

Herr Sue hat die Ehre, das Talent des Herrn Corbière zuerst erweckt zu haben. Er scheint das Seewesen genau zu kennen, genauer vielleicht als Herr Sue, von dessen poetischen Talenten er hingegen wenig besitzt. Seine Helden reden übrigens eine ganz eigne Sprache, die wir nicht verstehen. Auf langen Reisen mögen sie Seeleuten Unterhaltung gewähren.

10. Les écorcheurs ou l'usurpateur et la peste, par *d'Arlincourt*. Paris 1833.

Herr d'Arlincourt ist nichts weniger als ein Mann von ausgezeichneten Talenten, und dennoch haben seine Werke ungeheueres Glück gemacht. Seine ersten Versuche waren ein schwacher Widerschein des poetischen Feuers, das hier und da in dem literarischen Frankreich aufzulodern anfing; sie verkündeten die „Méditations" von Lamartine und V. Hugo's „Odes", ohngefähr wie eine trübe Morgenröthe die Sonne verkündet. Indessen ertönten in „Le solitaire", „Ipsiboë" u. s. w. die ersten Anklänge des Romantismus; und dies, verbunden mit den Geldspenden des reichen Herrn Vicomte machten bald seinen Namen zu einem der berühmtesten der Zeit. Nach der Julirevolution schrieb er einen politischen Roman: „Les rébelles sous Charles V", ein bitteres Pamphlet gegen die Julirevolution, das die Karlisten verschlangen. Da dieser Versuch so gut gelungen, so hat sich der Herr Vicomte an ein zweites Libell gleichen Inhalts gemacht, das unter dem oben angezeigten Titel gegenwärtig von den Legitimisten wie ein wahres Labsal eingeschlürft wird. Statt unser Urtheil darüber zu hören, wird es dem Leser vielleicht willkommen sein zu vernehmen, wie die Karlisten sich über die „Ecorcheurs" auslassen. „Man hat die „Ecorcheurs" mit derselben hastigen Neugierde gelesen wie die interessanteste Tagesbroschüre", sagt die „Quotidienne", „und dennoch sind Karl VII., Jeanne d'Arc, der Herzog von Burgund und Lancaster, diese Maihelden des Jahres 1418, längst todt, wie man weiß. Die ganze Geschichte spielt in dem 15. Jahrhundert. Der rechtmäßige Thronerbe wird aus dem Reiche seiner Väter verstoßen, in welches ihn die Wünsche seiner treuen Unterthanen zurückrufen: Die Usurpation paradirt auf ihrem vorübergehenden Throne und benutzt die kurze Herrschaft, um das Gold Frankreichs zusammenzuscharren, welches von Pest und Elend heimgesucht wird. Eine Frau erhebt sich, um das Erbe des heil. Ludwig zu retten. Wenn die „Ecorcheurs" einige Erinnerungen erwecken, wenn sie einige Vergleichungen veranlassen, so liegt die Schuld nicht am Verfasser. Er hat eine Geschichte geschrieben; er hat das 15. Jahrhundert wieder erstehen lassen mit seinem Ruhme und seiner Katastrophe u. s. w."

11. Le marquis de Kernotriou, soirées d'un vieux manoir bréton, par *Paul Buessard*. Paris 1833.

Es sind in allen 40 soirées. Der Herr Marquis de Kernotriou hat sich eine bunte Gesellschaft zusammengemacht, bestehend aus Karlisten, Republikanern, Philippisten u. s. w., die sich einander allerlei wunderliche Geschichten erzählen. Mitunter tritt auch der Verf. selbst auf. Durch alle diese Erzählungen, Sprüchwörter und Vorlesungen schlingt sich eine blutige, schauderhafte Geschichte, die sich ganz besonders dadurch auszeichnet, daß der Verf. seinen Personen mehre Namen zugleich gibt, sodaß sie der Leser beständig mit einander verwechselt. Die Heldin der Geschichte wird lebendig in den Sarg gelegt; ihr Geliebter Reinhold — er heißt auch Leonhard — reißt sie heraus, aber zu spät: sie stirbt in seinen Armen. 143.

Literarische Notizen.

Von Joseph König's „Geist der Kochkunst, überarbeitet und herausgegeben von C. F. v. Rumohr", ist 1832 eine dänische Uebersetzung vom Dr. Mansa in Kopenhagen erschienen.

An die Gesammtausgabe der „Waverley novels" schließt sich, laut dem zu Neujahr ausgegebenen Prospectus, eine gleichförmige Ausgabe der „Poetical works" Walter Scott's an, die auf 12 Bände berechnet ist, von denen, vom 1. Mai d. J. an, monatlich einer à 5 Schilling erscheinen wird. Jeder Band erhält ein Titelkupfer und eine Vignette, Ansichten aus Schottland vorstellend, welche in den Dichtungen vorkommen, und die Herr J. M. W. Turner im Herbst 1831 an Ort und Stelle zu diesem Zwecke aufnahm. Angabe der verschiedenen Lesearten, kritische Bemerkungen der Zeitgenossen und der Briefwechsel des Dichters mit einigen der ausgezeichnetsten Personen zur Zeit der ersten Herausgabe seiner Dichtungen zeichnen diese Ausgabe vor allen frühern aus. S.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Dienstag, — Nr. 78. — 19. März 1833.

Geschichte Europas seit dem Ende des 15. Jahrhunderts von F. v. Raumer. Erster Band.

(Beschluß aus Nr. 77.)

Gleich nach der Schlacht bei Marignano schloß Franz mit dem Papste ein durchaus verwerfliches, für Frankreich und dessen Kirchenverhältnisse höchst schädliches Concordat und wies den gerechten Widerspruch des Parlaments mit tyrannisch-übermüthigen und lächerlichen Reden zurück. In ähnlicher Art erwiderte er die Einreden derselben Behörde wider eine von ihm erlassene harte und willkürliche Forst- und Jagdordnung mit den Worten: er sei Herr und die Parlamentsräthe müßten gehorchen, oder er würde sie wie Rebellen, gleich den geringsten Unterthanen, strafen. Als er, um seinen Finanzverlegenheiten abzuhelfen, eine große Zahl neuer Parlamentsrathsstellen zu gründen und dieselben zu verkaufen beschloß, und die Räthe auch hiergegen, wie natürlich, die dringendsten Vorstellungen machten, schrieb der König: wenn sie nicht bis zu einem gesetzten Tage die gehörige Zahl Käufer herbeischafften, werde er sich an ihre Personen und Güter halten.

Was die gegenseitigen Anfoderungen der beiden Monarchen aneinander vor ihrem ersten Kriege betrifft, so wird man höchstens sagen können, daß die Wage ziemlich gleich stand, keineswegs aber dem Könige von Frankreich das größere Recht einzuräumen haben. Die Verwickelung der Verhältnisse, das Unbestimmte, Zweifelhafte der Ansprüche war von der Art, daß sie sich ohne Waffenkampf schwerlich lösen ließen. Karl's bessere Feldherren und Anstalten sowie sein Glück gaben ihm den Sieg, sein stolzer Gegner wurde sein Gefangener. Wir haben es stets seltsam gefunden, daß man es dem Kaiser so sehr übel genommen, daß er von dieser Gunst des Schicksals auch Nutzen ziehen wollte und dem Könige Franz im madrider Vertrag Bedingungen auflegte, die allerdings nicht milde waren, aber doch Das nicht überschritten, was Karl schon vor dem Kriege und vor seinem Waffenglücke verlangt hatte. In ähnlicher Weise urtheilt der Verf.; er bemerkt, daß Karl außer dem Herzogthum Burgund ja Alles schon besaß, was Franz in dem Vertrage abtrat, und äußert sich mit gerechtem Unwillen über dessen heimlich und hinterrücks gemachte Protestation, welche indeß dieser ehrliche, offene, arglose König drei Jahre nachher beim Vertrage von Cambrai sich nicht entblödete zu wiederholen.

Als der Kaiser sich durch seinen siegreichen Zug nach Tunis ein ebenso großes Verdienst um die Christenheit als Ruhm erwarb und den Franzosen die dort befreiten Gefangenen ihrer Nation überlieferte, reizte Franz dies nur zu Zorn und Neid. Er bereitete einen neuen Krieg vor, regte die deutschen Protestanten auf, ließ ihnen vorlügen, daß er nach einem genauen Studium der augsburgischen Confession ihren Ansichten weit näher stehe als man glaube, und in Rom sein grausames Ketzerfoltern und Verbrennen als eine „preuve éclatante d'attachement à l'ancienne doctrine" geltend machen; schloß um dieselbe Zeit nach langen geheimen Verbindungen ein öffentliches Schutz- und Trutzbündniß mit den Türken und ließ den Protestanten versichern, daß er Leib und Vermögen daransetzen wolle, Deutschland gegen diese zu vertheidigen, daß er aber einen Verbündeten leichter zurückhalten könne als einen Feind. So blieb der Kaiser nicht nur allein stehen in jenem Unternehmen, woran er so gern die beste Kraft seines Lebens und alle ihm zu Gebote stehende Macht gesetzt hätte, der Türken Gewalt zurückzutreiben, der Christenheit Ehre zu rächen und diese wieder in den Besitz der verlorenen Länder zu setzen, sondern er wurde in diesen großartigen Absichten noch von den Franzosen auf alle Weise gehemmt und gestört. Außer der Berechnung der bloßen materiellen Kraft und des nächsten Vortheils keine höhere Rücksicht anerkennend und beachtend, glaubte Frankreich die Türken zu Hülfe rufen und unterstützen zu müssen, weil die östreichisch-spanische Macht ihnen entgegenstrebte. Lange stand dieser Feindschaft jenes Bündniß gegenüber; in unsern Tagen aber hat diese Spaltung unter den christlich-europäischen Mächten aufgehört, und man ist Eines Sinnes geworden, aber nicht wider, sondern — für die Türken. Der Osten und der Westen, der Absolutismus und der Liberalismus, sonst überall hadernd und im Principienkampf begriffen, sind hier auf wunderbare Weise einig, wenn auch nicht über die Mittel, doch in dem Bestreben, der türkischen Barbarei, der Erbfeindschaft gegen Christenthum und Civilisation in Europa, Fortdauer und Besitz zu erhalten. Ob unsere Zeit in diesem schroffen Gegensatze zu den angestrengten Bestrebungen Kaiser Karl V. einen Fortschritt gemacht hat, darüber wird die Nachwelt richten.

Nur Ungern enthalten wir uns, in Betracht der Gren-

zen, welche wir dieser Anzeige stecken müssen, noch Mehres über die Verhältnisse der beiden Monarchen anzuführen, um auch aus den Ansichten und Urtheilen des Verf. über die Stellung des Kaisers zu den deutschen Protestanten Einiges herauszuheben. Hier bemerken wir zuvörderst, daß dieses Verhältniß besonders wichtig ward von der Zeit an, wo die Protestanten als Partei so erstarkt waren und Viele sich durch die Dauer des neuen Kirchenwesens in dasselbe so hineingelebt hatten, daß eine beiderseits befriedigende Lösung immer schwieriger, Anwendung der Gewalt immer bedenklicher erscheinen mußte. Daher machte der Kaiser auf dem regensburger Reichstage von 1541 den von dem Verf. mit Recht preiswürdig genannten Vorschlag, gegenseitige Duldung zuzugestehen, weil das Uebel sonst noch größer und allgemeiner werde, erhielt aber von dem päpstlichen Legaten die Antwort, daß er lieber den Tod leiden wolle als in Duldung falscher Glaubenslehren willigen. Bei dem Reichstag zu Speier von 1544 deutet der Verf. auf die schwierige Stellung Karl's zwischen den Protestanten, die immer mehr verlangten, und den Katholiken, die gar nichts bewilligen wollten, hin und lobt mit vollem Rechte die Klugheit, Mäßigung, Ruhe und Geduld, mit welchen jener die Pflichten eines wahren Kaisers erfüllte, die Leidenschaftlichen beschwichtigte, die Lässigen ermunterte. Diese herrliche Haltung Karl's ist erst später übersehen und in Vergessenheit gestellt worden; unter den Zeitgenossen verkannten sie auch die gemäßigten Protestanten so wenig, daß Melanchthon schon 1530 von ihm schreibt: „Die Mäßigung seines Gemüths ist so groß, daß keines seiner Worte, keine That als anmaßlich gerügt werden kann. Es zeigt sich an ihm weder Begier, noch Stolz, noch Härte; sein Leben ist voll der preiswürdigsten Beispiele von Selbstbeherrschung und Enthaltsamkeit." Karl ermüdete nicht in immer neuen Versuchen der Sühne, aber seiner Mäßigung, seinem Wunsche nach Frieden gegenüber erhitzten sich die Parteien immer mehr, zuletzt mußte er die tiefe Kränkung erleben, daß seine dringenden Bitten an die Fürsten, den Reichstag, den er für 1546 nach Regensburg ausgeschrieben hatte, zu besuchen, fruchtlos blieben.

Der Kaiser (sagt der Verf. hier) war ebenso sehr außer Stande, die Parteien auszusöhnen, als gegen eine von beiden in diesem Augenblicke Gewalt zu brauchen, wie denn überhaupt jede entscheidende Maßregel mit den größten Schwierigkeiten und Gefahren verbunden war. Jeder Krieg gast dem Kaiser mit Recht für ein ungemein großes Uebel, auch war dessen Ausgang bei den beschränkten Mitteln sehr ungewiß; wiederum konnte man den jetzigen Zustand kaum einen Frieden nennen, da die kirchliche Spaltung in eine bürgerliche überging und allen Gehorsam gegen Gesetze und Beschlüsse auflöste. Kein Wunder also, daß Karl endlich über seine wirkungslose Stellung ungeduldig ward und die Ueberzeugung hegte, das Kaiserthum gebe ihm andere Rechte, welche für Deutschlands wahren Vortheil geltend zu machen, seine unerlaßliche Pflicht sei. Erst nach Herstellung des bürgerlichen Gehorsams werde sich in Rücksicht der Religion die billige Mitte finden und durchsetzen lassen.

Aus dieser Stimmung des Kaisers ging der schmalkaldische Krieg hervor, der mit seinem so glänzenden als unerwarteten Siege endigte. Nach diesem Erfolge hoffte der Papst Vernichtung des Protestantismus und Erhaltung alles Bestehenden, der Kaiser dagegen eine Kirchenverbesserung und Aussöhnung mit den Protestanten; doch darf man nicht leugnen, daß auch Karl im Glück seine treffliche Haltung nicht mehr bewährte, sondern sich in der Absicht, das Interim durchzusetzen, und in der Behandlung des Landgrafen kurzsichtiger und härter zeigte, als man von ihm zu erwarten berechtigt gewesen wäre. Dies gibt auch der Verf. in Bezug auf den letztern Punkt zu, indem er sagt, daß der Kaiser hier weder klug noch großmüthig gehandelt habe. Beide Dinge rächten sich aber auch schwer genug an ihm, denn ohne diesen gegründeten Anlaß zur Klage hätte sich Moritz schwerlich jemals wider ihn erhoben. Leider hatte dieser einen andern „Beschützer der deutschen Freiheit und der gefangenen Fürsten", wie er sich nannte, zu Hülfe gerufen, Heinrich II. von Frankreich. Hier trat wieder der Fluch unserer Geschichte ein, daß unsere Zwietracht den nach Raub lüsternen Fremden das Unsere als Beute hinwirft. Indem Heinrich in seiner Erklärung heuchelte, daß er aus diesem Vorhaben keinen Nutzen suche, sondern nur aus königlichem Gemüthe die Freiheit des trefflichen deutschen Volkes und des heil. Reiches gegen die Bedrückungen des Kaisers schützen wolle, fügte er hinzu, daß er sich dadurch einen unsterblichen Namen zu erwerben hoffe wie vor Zeiten — Flamininus in Griechenland. Oberflächliche Gelehrsamkeit, sagt der Verf., hatte zu diesem bedenklichen Vergleiche geführt; Ref. hat schon an einem andern Orte erinnert, daß man die Anspielung ebenso gut für einen versteckten Hohn halten kann, mit welchem sich ein überkluger Franzose über die ehrlichen Deutschen lustig machen wollte. Metz, Toul und Verdun waren und blieben verloren und sind leider in den Händen Frankreichs geblieben bis auf den heutigen Tag. Daß dieses, wie ein französischer Schriftsteller unter Zustimmung des Verf. sagt, den Werth derselben hundertfach bezahlt habe durch Anwachsen der öffentlichen Schuld, Verwüstung mehrer Landschaften und Blutströme, mag für Frankreich wahr sein, weil eine ungerechte Vergrößerung immer zu theuer erkauft wird; auf uns Deutsche bezogen, wenn es Wiedererlangung gälte, wäre es ungegründet, denn Schulden, Verwüstungen, Menschenverlust verschmerzen und ersetzen sich doch zuletzt, während die Entbehrung eines zur Vertheidigung gegen einen ehrgeizigen, eroberungssüchtigen Feind wohlgelegenen, ja, in gewissem Betracht nothwendigen Landstrichs immer gefühlt wird.

Karl's Entschluß, der Herrschaft zu entsagen, kam Vielen unerwartet und ist Einigen bis auf den heutigen Tag so unbegreiflich vorgekommen, daß sie nach Gründen wunderlicher Art umherfuchten. Uns dagegen scheint es überaus natürlich und würdig, daß ein Mann, der die Angelegenheiten vieler Völker fast 40 Jahre lang im größten Sinne geleitet und auf Bildung und Gestaltung eines Welttheils so entschiedenen Einfluß gehabt hatte, jetzt, im 56. Jahre seines Lebens, dem unruhigen, anstrengenden Berufe entsagte, nicht etwa mit kalter Menschenverachtung oder in abgedrungener Verzweiflung, sondern aus Achtung für die Größe der ihm obliegenden Pflichten, welchen vollkommen zu genügen er sich nicht mehr im Stande fühlte,

und in der Ueberzeugung, daß die Beschränkung, welcher er freiwillig entgegengehe, am Abend des Lebens nicht minder reiche Befriedigung darbieten und zu einem andern Dasein am hellsten vorbereiten würde.

Endlich, nachdem wir den Verf. so bis zum Ende der Laufbahn des Kaisers begleitet, schließen wir diese Anzeige mit dem ebenso schön gedachten als ausgedrückten Urtheile über dessen noch bei seinem Leben gefeiertes Leichenbegängniß, daß er es keineswegs in thörichter Geistesschwäche angeordnet (mit Anspielung wahrscheinlich auf Robertson's: „The act was as wild and uncommon as any that superstition ever suggested to a weak and disordered fancy"), sondern dem Tode mit begeisterter Kühnheit oder wehmüthiger Sehnsucht ins Auge schauend. Nicht ohne Wehmuth wird sich auch der denkende Betrachter an diesen Sarg versetzen, und wenn er das großartige Leben, das hier sein Ende fand, überschaut, dem Verf. Dank wissen für seine ehrenwerthe Mühe, es wieder in seine Rechte einzusetzen. 71.

Ueber Dampfwagen und Eisenbahnen in England.

Wir machen unsere Leser auf einen interessanten Artikel in Nr. 111 des „Edinburgh review" aufmerksam, der bei Gelegenheit der kritischen Anzeige mehrer desfallsiger Schriften einen umfassenden Bericht über den Zustand des englischen Dampfmaschinenwesens und dessen unabsehbare, bereits eingetretene wie zu erwartende Folgen gibt.

Wir heben das Allgemeinere heraus:

„Durch Geschicklichkeit und Capitalien hat man in den letztern Jahren die inländischen Transportmittel, diese wichtigen Hebel des Nationalwohlstandes und der Civilisation, auf unglaubliche Art vervollkommnet. Wer hätte vor wenigen Jahren wol an die Möglichkeit einer ungeheuren eisernen Maschine geglaubt, die eine Reihe mit mehren Hundert Personen beladener Wagen durch eine Quantität Wasser und Kohlen in Bewegung setzt und mit ihnen die 30 Meilen von Manchester nach Liverpool in wenig mehr als einer Stunde Zeit durchmißt! Und doch unternimmt man jetzt tagtäglich mehre Male diese Fahrt, der noch überdies der zurückzulegende Weg durch seine Krümmungen und Beugungen sehr ungünstig ist. Ebenso wunderbar wie die Schnelligkeit dieser Maschine ist die Größe der von ihr in Bewegung gesetzten Last, und es übersteigt, was sie in dieser Hinsicht leisten kann, beiweitem das Bedürfniß der zwei größten Handelsmärkte Großbritanniens. 25 — 30 Lasten bringt sie durchschnittsweise in einer Stunde 15 Meilen weit, ja neuerlich haben wir sie Waaren, an Bruttogewicht 115 Lasten schwer, auf Wagen von Liverpool nach Manchester in zwei und einer halben Stunde führen sehen! Und doch ist die Kunst, durch Dampf auf Eisenbahnen zu fahren, solche Fahrmaschinen zu bauen, noch in ihrer Kindheit, unendlich weit von ihrer Vollkommenheit entfernt. So gänzlich unbekannt war man mit der entdeckten Kraft, daß jenes Unternehmen nur zu der Fortschaffung schwerer Güter überhaupt hatte dienen sollen, und daß man über die höchst unerwartet bewirkte Schnelligkeit dieser Fortschaffung im Publicum, ja in der ganzen Welt, bei den ersten Versuchen im Jahre 1830 wie über ein Phänomen in Staunen versank. Ist nun jetzt schon solcher Erfolg einer Erfindung zu Theil geworden, die noch an den sichtbarsten, durch Erfahrung und Zeit erst zu heilenden Mängeln leidet, die sich erst durch Einen Versuch, an Einer, nicht eben nach den weisesten Grundsätzen erbauten Maschine bewährt hat: was läßt sich nicht in der Folge von ihr erwarten, wenn Zeit, Erfahrung, Geld und Erfindungsgeist sie förderten! Eisenbahnen werden zwischen den bedeutendsten Punkten des benachbarten Flachgebirgs fortwährend angelegt, Dampfwagen allerwärts für die gewöhnlichen Chausseen verfertigt!"

„Die commerciellen und politischen Wirkungen solch erhöhter Leichtigkeit und Schnelle in Personen- und Waarenfortschaffung sind zu augenfällig, um einer besondern Auseinandersetzung hier zu bedürfen. Ein Theil des Preises, und zwar öfters ein bedeutender jedes Artikels des Luxus oder des unmittelbareren Bedürfnisses kommt auf dessen Transportkosten von dem Orte der Hervorbringung zu dem des Verbrauchs. Also muß jede Ersparniß an solchen Kosten ihn verringern, und zum Bedürfnisse des Armen ebensowol beitragen wie zu des Reichen Genuß. Der Vortheil kommt den Erzeugern nicht minder wie den Verbrauchern zu gut, und zwar unter erstern mehr den Landbauenden als den Manufacturisten, weil ihre Producte in Verhältniß theurer zu transportiren sind."

„Bedarf der Landmann 200 Malter Korn um 400 zu erbauen, und gehen ihm 100 darauf, wenn er diese 400 zu Markte bringt, so sind nur 100 sein reiner Gewinn. Führt er nun mittels der Dampfmaschinen dieselbe Quantität für 50 Malter zu Markte, so erhöht sich um ebenso viele sein Gewinn, den er entweder auf Urbarmachung noch unbestellten Landes oder auf Verbesserung des schon bestellten zu tausendfältiger Fruchtbarkeit verwenden wird."

„Man hat angenommen, daß in Großbritannien über eine Million Pferde mit dem Transporte von Menschen und Waaren beschäftigt sind, und daß der Unterhalt eines einzigen Pferdes ein Stück Land erheischt, von dem ungefähr acht Menschen sich nähren könnten. Würde nun dieses Quantum thierischer Kraft durch Dampfmaschinen ersetzt und die Transportmittel aus dem Innern der Erde gezogen, anstatt auf ihrer Oberfläche ernährt, so ersparte man, wofern obige Annahme richtig ist, so viel an Land zu Ernährung menschlicher Wesen, daß die Bevölkerung einen Zuwachs von acht Millionen vertrüge. Man werde nicht ein, daß es Strecken Landes gibt, die nur Pferdefutter hervorbringen; denn welcher Boden, der dies erzeugt, erzeugte nicht Futter für Kühe und Schafe oder Nahrung für Menschen ebenfalls? Auch bedenke man, daß die Abschaffung der Pferde in großer Menge ihren Preis ermäßigte und sie dadurch zu andern Dingen brauchbar machte."

„Ermäßigte Transportkosten der Manufacturwaaren bewirken durch Erniedrigung der Marktpreise größern Absatz im In- und Auslande und wirken mittels dessen auf den Landmann günstig ein, indem der Bedarf mehrer Arbeiter die Bevölkerung erhöht, die also mehr Nahrungsmittel verbrauchen wird. So verflochten ist das Gewebe der hochcivilisirten, künstlichen Gemeinschaft, in der wir leben, daß eine auf einem einzigen Punkt entstandene Wirkung sich augenblicklich den entferntesten und scheinbar unverbundenen des ganzen Systems mittheilt! Die große Schnelle und Wohlfeilheit des Transportes muß vielen Artikeln neue Märkte und zwischen den entferntesten Theilen des Landes einen bisher deshalb nicht bestehenden Verkehr eröffnen, weil die Natur der an dem einen erzeugten Gegenstände, wie die mancher thierischen und vegetabilischen Nahrungsmittel keine lange Aufbewahrung verträgt, und die an dem andern Theile bestehende Armuth die Anschaffung der gegenseitigen, nun zum Austausch einzuführenden Kunsterzeugnisse nicht gestattete. Die Wahrheit dieser Vermuthung bestätigten bereits die Ergebnisse der auf dem irischen Kanal eröffneten Dampfschifffahrt, die die westlichen Städte Englands zu Märkten einer ungeheuern Masse irischer Producte gemacht hat, deren Ausfuhr seither unmöglich war. Der Transport lebendiger, zur menschlichen Nahrung dienender Thiere beschränkte sich jetzt wegen seiner Kostbarkeit auf einen sehr geringen Umkreis, und überhaupt lassen nur einige Thierarten den Transport auf gewöhnlichen Wagen und Wegen zu. Das Eigenthümliche der Eisenbahnen aber, der Umfang der fahrenden Dampfmaschinen besonders, sowie die unerhörte Schnelle des Transportes machen ihn bei jeder Art von Thieren nach jedweder Entfernung leicht, wohlfeil und anwendbar. Im Verlaufe

der Zeit, wenn erst das Eisenbahnwesen ausgebeutet ist, werden daher die Hauptstadt und übrigen volkreichen Städte nicht blos für ihre Umgegend, sondern für das ganze Land Märkte sein."

„Die moralischen und politischen Folgen einer so großen Veränderung in den Mitteln, Personen von Ort zu Ort zu schaffen und Kenntnisse und Nachrichten zu verbreiten, sind schwerlich zu übersehen. Die in einer großen Haupt- und Weltstadt immer zusammengedrängte Masse von Geist und Fähigkeiten wird in einem beträchtlichen Maße über das ganze Reich ausgedehnt. Es wird dieselbe Wirkung hervorgebracht, als wären alle Entfernungen in dem Verhältnisse verkürzt, in dem der Transport schneller und wohlfeiler geworden ist. Städte, die jetzt einige Posten von der Hauptstadt entfernt liegen, werden ihre Vorstädte; andere, eine Tagreise entfernte, rücken in ihre unmittelbare Nähe und können nun mit ihr in Geschäfte treten, wie in ihr selbst ein entferntes Viertel mit dem andern verkehrt. Die Wohnungen der verschiedenen in den Städten gewerbthätigen Arbeiter werden dann von ihren Werkstätten in einer Entfernung liegen können, die man jetzt eine beträchtliche Landesstrecke nennt, und der Gesundheitszustand großer Städte wird insofern beträchtlich erhöht werden, als die Menschen der Nothwendigkeit enthoben sind, aufeinander gehäuft zu wohnen, und als die Bevölkerung einer Stadt sich, ohne durch die Unbequemlichkeit der Entfernung zu leiden, auf einem weiten Umkreise ausbreiten kann."

„Wer Speculationen dieser Art als ausschweifende Unwahrscheinlichkeiten tadeln und verwerfen will, der denke sich nur in den Stand der öffentlichen Meinung über Dampfschifffahrt gar nicht lange Zeit zurück. Menschen, noch nicht über den Mittagskreis ihres Lebens hinaus, werden sich erinnern, wie man noch die Möglichkeit, Kanäle und Seen, die unser Inselreich durchschneiden und umgeben, mit Dampfmaschinen zu befahren, als enthusiastische Hirngespinnste verspottete. Seemänner und Gelehrte verwarfen den Gedanken mit gleicher Ungläubigkeit und selbst mit Unwillen über die Verstandesschwäche Derer, die sich damit beschäftigten. Dennoch haben wir Dampfschiffe nicht blos unsere Kanäle und Seen, sondern schon das große Weltmeer durchstreichen gesehen! Und wenn der Dampf nicht schon jetzt als das einzige Verbindungsmittel der entferntesten Theile unsers Planeten angewendet wird, so gebricht die große Erfindung nicht etwa dazu der innern Fähigkeit, sondern es beschränkt sie noch der durch Oertlichkeit und Zufälle bedingte Bedarf an gegenwärtig zu Erzeugung des Dampfes nothwendigem Materiale."

Der Referent des „Edinburgh review" kommt von diesen Vorbemerkungen auf Einzelheiten, deren Mittheilung hier nicht am rechten Orte sein würde. Wir nennen als die wichtigsten, eine umständliche Vergleichung der sich auf Kanälen, Eisenbahnen und Chausseen bereits entwickelnden Kräfte des Dampfes, eine genaue Beschreibung einiger Dampfwägen und namentlich der großen Fahrmaschine zwischen Manchester und Liverpool, und endlich die Darlegung mannichfacher Versuche, die Entwickelung und Anwendung der großen Erfindung zu stören, deren vollständige Rechtfertigung durch den Bericht eines desfallsigen Untersuchungsausschusses des Unterhauses bewirkt worden ist.

So weit geschrieben, erhalten wir Nr. 20 des „Foreign quarterly review", worin ein anderweitiger Artikel über die Ortveränderungsmaschinen den hohen Erwartungen des vorstehenden ein wenig die Wage hält. Der Verf. bezweifelt keineswegs die Möglichkeit, daß die neue Erfindung einmal allen solchen Erwartungen entsprechen kann; wol aber den glänzenden Erfolg der bis daher angestellten Versuche, indem er behauptet, es bestände weder in England noch anderswo eine regelmäßige Landcommunication durch Dampf, deren Erfolge die Unternehmer befriedigten. Er greift besonders Dampfwagen auf Chausseen und die große Maschine zwischen Liverpool und Manchester an, die nur durch ungeheuere Geldopfer im Gange erhalten würden, weil sie, obgleich von den einsichtigsten Mechanikern Englands, doch nach solchen Grundsätzen erbaut seien. Wiewol es uns nun unmöglich fallen muß, einen uns fremden Gegenstand nach so verschieden darüber verlautenden Berichten gehörig zu würdigen, so gestehen wir doch, daß wir die Wahrheit eher auf Seiten der ihm beifälligen Beurtheilung finden mögen, als in der absprechenden, denn seine Rechtfertigung durch die vom Parlament angestellte amtliche Untersuchung ist nothwendig eine entscheidende. Ueberdies widerspricht sich der mißfällige Beurtheiler im Verlaufe seines Aufsatzes selbst, indem er trotzdem daß er im Anfange über die Schwerfälligkeit der Liverpool-Manchester-Maschine gespottet hat, zugibt, sie bewege sich mit einer Schnelligkeit, eher einem Flug durch die Lüfte als einer Fahrt über die Erde gleich. Er schildert und beurtheilt nächst dieser Maschine noch drei andere Dampfwagen, die auf Chausseen im Gange sind, macht auf die Mängel der englischen Eisenbahnen aufmerksam und beantwortet außer der also durchgegangenen Frage: was gethan worden sei? noch die andere: was, in Bezug auf die Dampffahrt zu Lande, eigentlich zu thun? Er schließt mit den Worten: „Wenn wir auch nicht so sanguinisch in unsern Erwartungen von der Erfindung sind, daß wir durch sie einer unfehlbaren Abhülfe der Uebelstände unserer Bevölkerung, ein Gegengift gegen den Hunger des Volkes, ein Mittel gegen die Leiden Irlands, Vernichtung der Korngesetze und Tilgung der Nationalschuld gewärtigen, so erkennen wir doch die mit ihr wahrscheinlich eintretenden Veränderungen für sehr heilsame, unter denen eben die beträchtliche Zeitersparniß und Concentrirung der Kräfte des Landes, Eröffnung neuer Quellen des Wohlstandes für die entferntesten Theile des Königreiches und Verminderung der Thierquälerei zu bedenken sind. Denn es gelingt jetzt hoffentlich auch, die Pferde, wie früher die Menschen, durch Maschinen von vielen Arbeiten zu befreien und also bedeutende Getreidemassen an ihrer Fütterung zu ersparen, die man dem Bedarfe der Menschen zuwenden kann." 153.

Literarische Notizen.

Alexander Dumas ist eifrig mit einem historischen Werke beschäftigt, dessen erste zwei Bände unter dem Titel: „Chroniques de l'histoire de France", nächstens erscheinen werden; er wird jedoch der Bühne seine literarische Thätigkeit keineswegs entziehen. Die angekündigte Ausgabe seiner „Oeuvres mêlées" wird sechs Bände umfassen, wovon vier dramatische Dichtungen, dabei zwei noch ungedruckte Stücke, ein Band Gedichte und ein Band Mélanges en prose enthalten werden.

In Paris werden Memoiren des Marschalls Ney angekündigt.

Von Louis Viardot erschien in zwei Bänden: „Essai sur l'histoire des Arabes et des Mores d'Espagne" (Paris 1833). Der Verf. hat seinen Gegenstand getheilt und die Invasion und Herrschaft der Araber in Spanien sowie die Geschichte ihrer Regierung, Gesetzgebung, der Ursachen der Blüte und des Verfalles ihres Reiches getrennt behandelt.

Von Salvandy wird eine Geschichte Cromwell's erwartet.

Ein Anhang zu Lord Mahon's „Geschichte des spanischen Erbfolgekriegs" ist unter dem Titel: „Appendix to Lord Mahon's war of succession in Spain" (London 1833), in den Buchhandel gekommen. Die 131 Seiten starke Schrift enthält Auszüge aus dem handschriftlichen Nachlasse des Generals Stanhope.

Eine neue Geschichte Gregor VII. wird von der Feder des Herrn Villemain erwartet. Das Erscheinen eines gleichen Werkes von Sir Roger Griesley wurde kürzlich in d. Bl. angezeigt. S.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Mittwoch, — Nr. 79. — 20. März 1833.

Cabanis. Roman in sechs Büchern von W. Alexis. Sechs Bände. Berlin, Fincke. 1832. 8. 8 Thlr.

Da das Epische überhaupt objective Darstellung bestimmter Begebenheiten und individualisirter Personen ist, so kann der Roman, als das moderne Epos, gar nicht anders als auf irgend einem bestimmten Schauplatz und zu einer bestimmten Zeit vorgehend gedacht werden, und einer der Grundfehler der vielen schlechten Romane, womit die Welt seit Jahrhunderten überschwemmt worden, besteht eben darin, daß Raum und Zeit, in welchen die Handlung vorgeht, entweder völlig unbestimmt gelassen oder nicht deutlich und wahr gezeichnet sind. Hiernach wäre eigentlich jeder Roman ein historischer, oder sollte es sein, und in der That ruhen „Wilhelm Meister" und die „Wahlverwandtschaften" ebenso fest auf einer genau abgegrenzten historischen Basis als „Waverley" und der „Krieg in den Cevennen". Der Unterschied beider Darstellungsweisen besteht nur darin, daß Göthe sich aus dem allgemeinen Leben gewisse Gebiete und gesellige Verhältnisse zur besondern Darstellung herausgehoben und diese in ihren feinsten Verzweigungen und Gliederungen ohne Hinblick auf ihre Verbindung mit jenem allgemeinern Leben zur Anschauung gebracht hat, wie es denn seine Lieblingsneigung war, sich in enggezogenen Grenzen mit Freiheit, Kraft und Anmuth zu bewegen, wogegen Walter Scott sich die Darstellung des allgemeinen Volkslebens, also des Geschichtlichen, zur Aufgabe macht, jedoch so, daß er es in dem Spiegel des individuellen Lebens zur Anschauung bringt. Jedes Werk des englischen Dichters ist ein treffliches, vollkommen rein ausgeprägtes Bild der Zeit, die er eben darstellen will, wogegen er seine Personen viel weniger genau und rein zu individualisiren vermag, wo ihm nicht in der Geschichte schon vorhandene Züge zu Hülfe kommen und er also im Sinne des Gegebenen nur fortzudichten braucht. Walter Scott stellt uns mehr äußeres, Göthe dagegen mehr inneres Leben vor Augen, weshalb denn auch ein Vergleich ihres beiderseitigen Kunstwerthes nur zum Vortheil des Letztern ausfallen kann. Diese beiden einander entgegengesetzten Methoden der Romanendichtung hat der Verf. des vorliegenden Werkes zu vereinigen gesucht, indem er wie W. Scott Personen auftreten läßt, deren Schicksale mit den Weltbegebenheiten ihrer Zeit so eng verbunden sind, daß sie nur im Zusammenhange mit diesen dargestellt werden können, zugleich aber sie uns in ihrer ganzen Charakterentwickelung zeigt, also nicht blos als Elemente und Repräsentanten, sondern als organische Producte ihrer Zeit, wie sie nur aus ihr hervorgehen konnten und durch ihre Einwirkung sich nothwendig individuell gestalten mußten. Sein Bestreben ging dahin, sowol das historische als das psychologische Element des Romans in vollständiger Ausbildung in seinem Kunstwerke harmonisch zu verschmelzen: eine Aufgabe, welche nur übernommen zu haben schon des größten Beifalls würdig, in so hohem Grade gelungen, wie sie hier erscheint, aber des schönsten Kranzes werth ist. Wir haben in unserer Literatur historische Novellen und Romane in großer Anzahl und besitzen darunter auch einige gute und selbst vortreffliche; an einem echt nationalen Werke aber fehlte es uns bis jetzt, worin ein in Raum und Zeit uns näher liegender Kreis deutschen Lebens ausführlicher dargestellt würde, sodaß wir das Heimatliche, das mit uns selbst Identische, unsere eignen frühern Zustände, aus welchen die gegenwärtigen sich entwickelten, als wahr darin erkennen und mitfühlen möchten. Will aber bei uns ein Dichter ein solches volksthümliches Kunstwerk schaffen, so steht ihm zunächst die große Schwierigkeit entgegen, daß es in Deutschland immer an einer allgemeinen, überall als solche gleichmäßig erkennbaren Nationalität gefehlt hat, diese sich vielmehr nach Stämmen und Landschaften in vielfach verschiedene Gestaltungen spaltet. Soll sein Werk also für ganz Deutschland ein volksthümliches Interesse gewinnen, so muß er eine Strömung der Geschichte, die unser Vaterland in seinem ganzen Umfange durchzogen, es geistig und physisch in seinem innersten Leben ergriffen hat, zum Gegenstande der Darstellung wählen, und dieses zwar aus einer Zeit, die entweder mit der unserigen zusammenfällt oder ihr doch möglichst nahe liegt, weil die feinere Ausführung des psychologischen Theils in einer zu weit zurückliegenden Zeit nicht mehr möglich ist. Denn in einer zu fernliegenden Periode würde der Dichter die Gefahr nicht vermeiden können, durch Einimpfung moderner Gefühle, Ansichten und Gesinnungen sein Bild unwahr und willkürlich zu gestalten. In allen diesen Beziehungen hat der Verf. des „Cabanis" die glücklichste Wahl getroffen, indem er es unternahm, in dieser Dichtung die Zeit Friedrich's des Großen

darzustellen, wie sie im Volks- und Familien-, ja im Leben einzelner aus ihr hervorgegangener Individuen höherer und niederer Natur sich abspiegelte. Freilich ist es reinpreußisches Leben, was hier zur Anschauung kommt, aber es ist zugleich ganz deutsches, denn die deutsche Geschichte war damals durch und durch preußisch, was sie vorher nie gewesen ist, später aber einmal in der Art gewissermaßen wurde, als ein von Preußen ausgegangener Gefühlsimpuls das geistige Blut des deutschen Volks in eine heilsame Wallung brachte.

Der Marquis von Cabanis gehörte zu den protestantischen Réfugiés, die, aus Frankreich fliehend, in der Mark Brandenburg Schutz, gastliche Aufnahme und einen neuen Wohlstand gefunden, durch ihre Bildung und Industrie aber so viel zur fortschreitenden Cultur und Wohlfahrt des Landes beigetragen hatten. Er war aus Familienrücksichten und um sein großes Vermögen in Frankreich wieder zu erlangen zur katholischen Religion übergetreten und stellte sich, von dort zurückkehrend, dem Könige Friedrich Wilhelm I. vor. Dieser, ein strenggläubiger Protestant, fuhr ihn heftig an und ließ sich, als er sich wol zu wenig bescheiden verantwortete, durch seine Hitze zu den härtesten persönlichen Mishandlungen gegen ihn hinreißen. Der Marquis sah sich entehrt, entadelt, der Verzweiflung preisgegeben. Er ließ sich von seiner schwangern Gattin, um sie und die erwartete Nachkommenschaft von jeder Theilnahme an der ihm anklebenden Schmach zu befreien, scheiden, verheirathete sie mit einem Bürgerlichen und verließ Berlin. Der Sohn, den sie bald darauf gebar, Etienne Cabanis, ist der Held des vorliegenden Romans. Wir finden ihn neben einem ältern Stiefbruder in der Familie seines Stiefvaters, des Inspectors Bohne, die auf solche Weise auf der einen Seite dem deutschen Bürgerstande, auf der andern der sogenannten französischen Colonie angehört. Der Held selbst entwickt uns eine Schilderung seines Kinderlebens von seinem neunten Jahre an, welches mit dem Regierungsantritt Friedrich's des Großen zusammenfällt, und diese Schilderung füllt das erste Buch des Romans. Wenngleich es nun Kinder sind, die in diesem bedeutenden Abschnitt des Werks als die Hauptpersonen der Handlung auftreten, so ist dieses dem Interesse derselben doch keineswegs nachtheilig, und Ref. hält gerade diesen Theil für eine der gelungensten Partien des Romans. Die Eindrücke der Kindheit prägen sich mit scharfen Zügen in das unbefangene, leicht empfängliche jugendliche Gemüth ein, und aus den Erinnerungen derselben lassen sich die schönsten Familien- und Sittengemälde bilden. Das Gemälde Berlins aus jener Zeit ist mit der lebendigsten Wahrheit entworfen; wir finden uns mitten in eine Bevölkerung, auf Straßen und Plätze, in die Spiele einer muthwilligen Jugend, in die wunderlichen Sitten, Formen und Vorurtheile eines öffentlichen und häuslichen Lebens versetzt, das bis auf wenige Spuren schon völlig verschwunden ist und uns dennoch so nahe liegt und so bekannt erscheint. Ref., der zu den ältern und eingeborenen Bewohnern jener Hauptstadt gehört, hat in dieser echt künstlerischen Darstellung, indem er sie mit den Erinnerungen seiner eignen Kindheit verglich, die tiefste Wahrheit erkannt, deren Reiz durch die anmuthigste Behandlung erhöht wird. Aber auch für Denjenigen, der diesen Schauplatz nicht kennt, muß das Bild eben durch diese Eigenschaften von der anziehendsten Wirkung sein, denn es sind nicht blos äußere Erscheinungen, die hier abgebildet werden, sondern aus Allem tritt uns der Geist des Volks, der Familie und des Individuums wahr und kräftig entgegen. Das strenge Regiment Friedrich Wilhelm I. und seine Wunderlichkeiten werden uns in den öffentlichen Einrichtungen, der ebenso strenge Gehorsam der berlinischen Bevölkerung aber nur in ihren Handlungen, keineswegs in ihren Worten offenbar, denn in diesen ließen sie sich damals wie jetzt noch keinen Zügel anlegen. Streit, Parteiung und Aufläufe unter Jung und Alt, leicht gedämpft durch die Erscheinung der stolzen und müßigen Riesengarde oder durch einen einzigen Policeidiener, erleben wir auf den Straßen, wobei denn die vorlaute freche Jugend Berlins keine unwichtige Rolle spielt. Auch unser Held und sein Stiefbruder treten hierbei als Hauptpersonen mit auf, wodurch wir denn, als Zeugen der ergehenden Strafgerichte in ihre Familie eingeführt, deren Verhältnisse und Gesinnungen näher kennen lernen. Bei der Mutter zeigt sich die Liebe in frommer, still duldender Resignation; der Vater gibt ihr aus Grundsatz die Form unerbittlicher Strenge und glaubt seine Kinder mit höchster Selbstüberwindung durch das härteste Strafsystem ihrem Heile zuzuführen. An Allem, was hierin geschieht, nimmt die beiderseitige Verwandtschaft mehr oder weniger thätigen oder berathenden Antheil, und so lernen wir denn auf diesem Wege einerseits den echt berlinischen Bürgerstand und andererseits die sogenannte französische Colonie kennen, dieses mitten in der deutschen Hauptstadt in fremder Sitte und Bildung fortlebende geschlossene Corps der Réfugiés, das, eine der interessantesten Erscheinungen Berlins, für seine Bildung und seinen Wohlstand so wichtig geworden, zugleich aber ein Beweis ist, daß durch das engste Zusammenhalten, durch die strengste Absonderung nicht verhindert werden kann, daß eine selbst zahlreiche Colonie von fremden Eingewanderten nicht nach wenigen Menschenaltern in der Masse des Volkes verschwindet, indem heutzutage von dieser Colonie als solcher fast durchaus keine Spur mehr vorhanden ist und sich die Réfugiés von den übrigen Einwohnern nur noch durch ihre französischen Namen unterscheiden. Jene, der damaligen Zeit und Sitte gemäße, überstrenge Kinderzucht bringt denn bei den beiden Knaben die verschiedenste Wirkung hervor. Der ältere, Gottlieb, von roher, aber gutmüthiger Natur, verhärtet sich in unbeugsamer Verstocktheit und Trotz, er klammert sich, um dem tyrannischen Zwange gegenüber seine Willensfreiheit zu behaupten, um so fester an das Laster, je mehr die schonungsloseste Härte ihn von seinem Vater entfernt, der seine Liebe aus Liebe verhüllt. Zuletzt kommt es so weit, daß Gottlieb, durch ein Familiengericht verurtheilt, unter die Soldaten gesteckt wird, eine Verstoßung, die damals eine Art von bürger-

lichem Tode war und jedes Familienband auflöste. Wir finden ihn später bei mehrern Gelegenheiten in höchst interessanten Verhältnissen zu seinem Stiefbruder wieder, tief versunken in Laster, Verbrechen und Elend, dennoch einen nicht aufzureibenden Kern von Edelmuth, Treue und löwenmüthiger Tapferkeit im Innersten bewahrend, einen herrlichen, echt preußischen Trotzkopf, dessen Charakterzeichnung allein schon unsern Verf. den Ersten in diesem Gebiete gleichstellt. Der Knabe Cabanis dagegen, höchst lebhaft, doch von zartem Sinn und reizbarem Ehrgefühl, bildet sich feiner heran unter dem Schutz der Mutter. Er lernt mit Erfolg und gewinnt eine Neigung zum Ritterlichen und Romanhaften, wodurch ihm seine alltägliche, pedantisch strenge Umgebung, ja sein Geburtsland im tiefsten Sinn verleidet wird. Der Krieg gegen Maria Theresia bricht aus, und auch dies erscheint dem Knaben als eine Verletzung der ritterlichen Sitte. Er nimmt für die Angegriffene Partei, wodurch er sich eine schmerzhafte Lection von seinem Stiefvater zuzieht und auf solche Weise in seinem Gemüth immer weiter entfernt wird von Allem, was die Natur ihm zunächst gestellt. Trefflich hat der Dichter die innersten Regungen des kindlichen Gemüths, sein Zittern und seinen Muth, seinen Schmerz und seine Lust, seinen Muthwillen, seine Liebe und seinen Trotz hier vor uns aufgeschlossen, und wir müssen es ihm Dank wissen, daß er, kein längeres Weilen bei solchen Gegenständen scheuend, dies Gemälde in feinster Ausführung des Einzelnen mit ruhiger und sicherer Hand vollendete. Der junge Cabanis, schon lange sich hinaussehnend, durch eine neue Kränkung seines Ehrgefühls verletzt und einem angedrohten Strafgericht mit Angst und Trotz entgegensehend, entzieht sich diesem durch die Flucht aus dem älterlichen Hause, wird durch einen Zufall dem Marquis von Cabanis zugeführt, den er zwar schon persönlich kannte, doch nicht als seinen Vater, und der sich ihm als solcher auch nicht zu erkennen gibt, vielmehr nur als Wohlthäter sich seiner annimmt und ihm als einem angenommenen Sohne eine sorgfältige militairische Erziehung geben läßt. Was in diesen Jahren mit dem Helden vorgeht, läßt der Dichter uns nicht näher betrachten, führt uns vielmehr mit dem Anfange des zweiten Buches sogleich mitten auf den Schauplatz des siebenjährigen Krieges. Es ist nach Hochkirch in das Schloß des Grafen Meroni, wohin uns der Dichter, einen Zeitraum von 18 Jahren überspringend, versetzt, wo wir denn sogleich dessen Tochter Eugenie und eine Nichte, Fräulein Amelie, kennen lernen, auch in die wildlustige Kriegsgeselligkeit der einquartirten preußischen Offiziere eingeführt werden. Diese beiden Damen sind die einzigen weiblichen Charaktere, die der Verf. ausführlich schildert oder vielmehr deren inneres Leben er uns miterleben läßt, denn es ist seine Weise und seine Stärke, alles Psychologische dialogisch und dramatisch dergestalt zu entwickeln, daß das bewegte Leben der Seele in seinem sanftesten Wellenschlage wie im stürmischsten Auftoben in der Wahrheit des Selbstvernommenen seinem Leser in das geistige Ohr tönt. Beide einander so vollkommen entgegengesetzte Charaktere entfalten sich in ihrer ganzen schönen Naturwahrheit und lassen uns durch ihre vertrauten Gespräche wie durch klaren Krystall in die Tiefen ihres Herzens schauen, sodaß wir uns schwer entscheiden können, welcher von Beiden der Preis der Liebenswürdigkeit gebühre. Denn wenngleich Eugenie in ihrer festen, entschlossenen Gefühlssicherheit als der reinere Charakter dem Ideale weiblicher Vollkommenheit näher tritt, so hat doch Amelie in ihrer bewußten realistischen Lebensklugheit so viel feine Gewandtheit und Grazie, daß wir selbst mit ihrer egoistischen Planmäßigkeit nicht in Feindschaft treten, vielmehr den Schwachkopf, der ihrem feinen Spiel zur Beute wird, wol noch beneiden können.

(Der Beschluß folgt.)

Athene. Eine Zeitschrift für die philosophischen und historischen Wissenschaften. Herausgegeben von einem Vereine von Gelehrten. Redigirt von Chn. Kapp in Erlangen. Erstes und zweites Heft. Kempten, Dannheimer. Gr. 8. 1832. Preis für sechs Hefte 4 Thlr. 12 Gr. *)

Vor Allem, lieber Leser, wünscht dir die unterzeichnete Nummer heute am Neujahrstage, was Der, dessen Namen sie vertritt, sich selber zu wünschen nicht zu schlecht gefunden hat: nämlich ein Jahr aus dem dreimal gestrichenen F, d. h. ein frommes, fleißiges und ein frohes; was drüber ist, ist vom Uebel oder erinnert an meinen alten ehrlichen Nachtwächter in einem Städtchen des Thüringerwaldes, der als Neujahrsgratulant nicht selten etwas bemebelt mit seinem von Natur krummen und dann noch viel krümmern Munde ein „Freude, Glück, Gesundheit, liebliches Wesen, zeitlichen Tod und ewige Verdammniß" zu gratuliren pflegte. Wann mein Wunsch dem Leser vor Augen kommen wird, ist am Ende ganz gleichgültig, wenn nur erwiesen ist, daß der Wunsch am Neujahrstage wirklich gewünscht worden ist. Aber auch ihrem Pflegbefohlenen, gegenwärtiger neuen Zeitschrift, wünscht die Unterzeichnete was bei Zeitschriften eine Hauptsache ist, langes Leben, viele Leser, kräftige Gesundheit, damit sie ihrem Vater und Urheber Freude und nach Art dankbarer Kinder, wäre es nöthig, Pflege bereite.

Bei der Unzahl neu entstehender Zeitschriften ist man etwas mistrauisch, wenigstens schüchtern geworden. Selbst die Probehefte in ihrem Sonntagsstaate und reichlichen Versprechungen machen nicht mehr kirr, obgleich eine ganze Sammlung aller in Einem Jahre erscheinender Probeblätter, zumal unentgeltlicher, eine Quintessenz schriftstellerischer Anstrengungen gewähren würde. Wir haben also uns weder durch die bairische Farbe des Umschlages, noch durch den vielversprechenden Titel „Athene" (deren neueste politische Beziehung zueinander bei Gründung der Zeitschrift wol noch undenkbar war), ja nicht einmal durch das ganze erste Heft bestechen lassen, sondern ganz ruhig das zweite Heft abgewartet, ehe wir darüber zu berichten unternahmen. Nun können wir es mit gutem Gewissen thun.

Die Zeitschrift ist von den Herausgebern (von denen zur Zeit nur der obengenannte Redacteur mit Gewißheit bekannt worden ist) den philosophischen und historischen Wissenschaften im weitesten Sinne gewidmet worden. Mit Aufsätzen aus dem Gebiete der reinen Mathematik, der engern Sprach-, Arznei-, Rechtswissenschaft u. s. w. sollen die Leser verschont bleiben, sowie mit allem Geist der Parteiung und Sekte. Dem größern Publicum geboten, soll nur aufgenommen werden, wofür sich ein allgemeineres Interesse voraussetzen läßt. Ob nun aber dahin

*) Vgl. die Anzeige des ersten Hefts von einem andern Mitarbeiter in Nr 128 d. Bl. f. 1832. D. Red.

die philosophischen Wissenschaften im engern Sinne, z. B. Metaphysik, Ethik u. s. w., auch gehören dürfen, wie es gleich darauf auf dem Umschlage heißt, wird sich vorkommenden Falles aus der Behandlungsweise beantworten lassen. Es soll die Wissenschaft mit dem Leben mehr versöhnt werden, aber der Pöbel, dem, schon einem griechischen Weisen zufolge, die Wissenschaft ewig fremd bleiben wird, soll unberücksichtigt bleiben. Lesen wir, welcher Spiegel diesem Pöbel vorgehalten wird: „Unter Pöbel werden hier diejenigen Glieder des Volkes verstanden, die aus Theilnahmlosigkeit, Leichtsinn oder schlimmen Absichten, kurz aus bloßen Gründen der Selbstsucht und des Eigenwillens die geistigen Eigenschaften, die das beste Glück und die höchste Freude der Menschheit ausmachen, sich nicht erwerben, ja sie wol gar in den Augen Leichtgläubiger und Unwissender zu verdächtigen suchen. Zu diesem Pöbel gehören also ebenso gut, ja in der That noch weit mehr Leute, die ein feines, als solche, die ein grobes Kleid tragen. Dieser, höchstens blos äußerlich, oberflächlich und nur scheinbar gebildete Pöbel wird immer mehr in Mißachtung sinken, je mehr die wahre Bildung sich unter den Völkern ausbreitet." Wissenschaftliche Gründlichkeit und Würde soll niemals aus den Augen gesetzt werden, Gemeinverständlichkeit nie in Plattheit ausarten. Die behandelten Gegenstände sollen das allgemeine Interesse der Gebildeten unserer Zeit berühren und die Betrachtung dem Gange der Weltereignisse folgen.

Jetzt vom Versprochenen zum Geleisteten! Der erste Aufsatz ist eine Vorlesung des Redacteurs: „Ueber den Anfang der Geschichte und der religiösen Sagenkreise der Alten." Die wesentliche Verbindung der Mythologie und Urgeschichte im frühesten Alterthum wird entwickelt, und wie in den Mythologien Urgeschichte enthalten ist. Ein auffallendes Ereigniß wurde von der Phantasie ergriffen und weiter gebildet. Die Familie trug es dem Stamme, dieser den Stämmen zu und so wurde Eine Ueberlieferung nachher Eigenthum sehr verschiedener Völker; aber nach dem Charakter derselben bildete sie sich verschieden aus und blieb nur ihren Grundzügen nach sich treu. Daher könne man bei den mosaischen Jubal und Thubalkain an die griechischen Apollo, Abalos und Vulkan, bei Jehovah an Jao oder Jovis erinnert werden. So entstanden die verschiedenen Mythologien. Hierauf werden die verschiedenen Methoden, die Mythologien entweder historisch, oder allegorisch mystisch, oder symbolisch zu erklären und die um die Mythologie verdientesten Männer aufgeführt. — Von des Herausgebers Reisebegleiter nach Italien, dem Herrn K. Fr. Scholler (Verf. einer mit Beifall aufgenommenen italienischen Reise *) sind zwei Aufsätze über die Grablegung Christi von Rafael und den capitolinischen Jupitertempel in Rom dem ersten Hefte einverleibt. Für das Fach der Länder- und Völkerkunde steht hier ein Aufsatz über Geschichte von Guiana nach Ferdinand Denis von Werner. (?) Da nun Göttin Athene bekanntlich gleich gewaffnet dem Haupte des olympischen Vaters entsprang, so hat auch die unserige das Gleiche gethan, indem sie wenigstens sogleich mit den Waffen der Kritik oder als Recensentin auftritt und Brogniart's Werk über Gebirgsformationen und Heinrich Suso's, des Mystikers Leben, sowie im folgenden Hefte ein W. Lindemann den dritten Jahrgang von Raumer's „Historisches Taschenbuch" bespricht. Keiner der Beurtheilten wird sich sehr zu beklagen haben.

Das zweite Heft eröffnet ein Aufsatz: „Die Rheinbaiern, geschildert von einem Diplomaten", der grade wegen der Auftritte im Jahre 1832, obgleich er vor denselben geschrieben zu sein scheint, doppeltes Interesse haben wird. Der Verf. ist mit dem geschilderten Gegenstande wohl vertraut, und verschweigt auch die Mängel der Rheinbaiern nicht, wenngleich sie mit großer Vorsicht — nun, das ist ja Weise der Diplomaten! — angedeutet werden (Kleben am Materiellen, besonders Gier nach Geld, Ungebundenheit der Meinung, Herrschsucht, wo nur ein Einzelner an die Spitze treten kann); dagegen wird versichert, daß Schwindeleien und Spiegelfechtereien am Rheinbaier spurlos vorübergehen, daß der Sinn für Gesetzlichkeit und Ordnung in seiner Natur so fest gewurzelt sei, daß nur ein gewaltsamer Streich diese heiligen Bande brechen könne, aber auch so fest und eifersüchtig auf die gewonnenen Rechte gehalten werde, daß schon der Schein einer Antastung derselben die reizbaren Gemüther empöre. Sodann wird der Charakter des Rheinbaiern in Beziehung auf Religion, Kunst und Wissenschaft durchgegangen. Was der vorsichtige Diplomat dem Leser zu errathen überläßt, wie viel oder wenig der Rheinbaier zum Altbaier und dessen Institutionen passe, wollen wir auch nicht verrathen, vielmehr jeder Einrede und Discussion in jetzigen schweren Arguszeiten durch schleunigen Fortgang zum nächsten Aufsatz vorbeugen. Dieser handelt von „Rußlands Militaircolonien" und ist von A. Freitag. Wir verbürgen in ihm das Interesse, welches auch jetzt noch, wo das Institut dem Vernehmen nach wieder beschränkt, statt ausgedehnt werden soll, das Gesagte hat. Einer sehr anziehenden Discussion ist der folgende Aufsatz: „Stammt das Menschengeschlecht von Einem Paare ab?" (vom Prof. Kapp) gewidmet. Es wird zuerst die Zuschrift eines großen deutschen Staatsmanns (Humboldt?) mitgetheilt, welche sich gegen diese im ersten Hefte ausgesprochene Annahme erklärt, und mit Scharfsinn und Beleſenheit zwar diese Ansicht vertheidigt, aber doch zugegeben, daß in der langen Katastrophe einer allgemeinen Weltflut, in welcher auch die große allgemeine Veränderung der Temperatur vor sich ging, die Polarländer ihr früheres Palmenklima verloren, sich erst die Rassentypen des Menschengeschlechts ausprägten, wie sich auch neue Pflanzen- und Thierarten erzeugten. So können trotz der Einheit des Menschenpaars dennoch die bedeutendsten Völker als solche auf eignem Grund und Boden entstanden, also Autochthonen gewesen sein. Eine weitere Frucht der italienischen Reise des Herausgebers ist ein Aufsatz über „Die Natur Oberitaliens", eigentlich eine der Vorlesungen, welche der Verf. über diese Reise in Erlangen mit Beifall gehalten hat.

Nach dem Gesagten verdient also diese Zeitschrift gewiß die Empfehlung, die wir oben aussprachen. Eine größere Verbreitung wird ihr auch noch mehr Mitarbeiter anzuwerben erlauben, und so möge „Athene" bald den ihr gebührenden Platz im Olymp — der Zeitschriften einnehmen. 11.

*) Vgl. Nr. 43 d. Bl. f. 1832 und Beilage Nr. 2 v. d. J. D. Red.

Notizen.

Die holländische Handelsmarine zählte 1826 1176 Hafenschiffe von 74,117 Lasten, Ende 1828 dagegen 1302 mit 84,652 Last. Die Häfen, worin Schiffe gebaut wurden, waren Amsterdam, Antwerpen, Rotterdam, Dortrecht, Harlingen, Kapellen, Middelburg, Vlaardingen. Von 1813—28 waren in Amsterdam 31, in Antwerpen 25, in Rotterdam 17 Schiffe gebaut worden.

Die „Revue encyclopédique" schreitet in ihrer neuerlich eingeschlagenen, praktisch-politischen Richtung immer weiter vor. In Nr. 356 und 357 vor. J. theilten diese Blätter daraus einen Aufsatz über den Journalismus mit. Gewissermaßen als Fortsetzung desselben enthält das Novemberheft der „Revue" einen Artikel: „Le tiers-état et les prolétaires", worin sie unter Drohungen gegen das Bürgerthum verlangt, das politische Interesse der Proletarier oder arbeitenden untersten Volksclassen ebenso wol vertreten zu sehen als das Interesse des Besitzthums. Auf jeden Fall geht aus dem gegenwärtigen Schwanken der europäischen Staaten zwischen Krieg und Frieden der wesentliche Gewinn hervor, daß auch die innern Parteien in Folge ihrer gegenseitigen Manoeuvres vor der Schlacht gezwungen werden, allmälig ihre Hinterhalte und Verstecke aufzugeben und sich einander mit ihren wahren Absichten offen und selbstbewußt unter die Augen zu treten! 153.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Donnerstag, — Nr. 80. — 21. März 1833.

Cabanis. Roman in sechs Büchern von W. Alexis.

(Beschluß aus Nr. 79.)

Kurz vor dem Ueberfall bei Hochkirch hatten Friedrich's Feinde den Plan gemacht, ihn aufzuheben und gefangen zu nehmen. In diese fein gesponnene Intrigue, in welcher der Marquis von Cabanis, dieser nie ruhende, immer neue Plane schmiedende, erbitterte Feind des Königs eine Hauptrolle spielt, war auch der Graf Meroni verwickelt, und fast wäre die Unternehmung gelungen, aber ein ungarischer Husarenoffizier, der im Augenblick der Ausführung zu den Preußen übergeht, warnt den König und vereitelt den Plan, indem er Friedrich mitten durch seine Verfolger sicher nach dem Schlosse führt. Dieser Retter des Königs ist kein Anderer als der Held des Romans, der junge Cabanis, den wir zum Manne gereift hier wieder erblicken. Derselbe schwärmerische Trieb, der ihn früher für die gewaltsam angegriffene Maria Theresia begeisterte, hat ihn jetzt für den von allen Seiten verfolgten, im höchsten Glanze seiner Heldenthaten prangenden König ergriffen. Nachdem er gegen den Willen seines Pflegevaters, des Marquis, dreimal den Abschied aus den östreichischen Diensten vergebens gefodert, hat er endlich der Kaiserin förmlich den Dienst gekündigt und hält sich nun, als der Termin, den er zum Empfang der Antwort gesetzt, schon längst verstrichen ist, für berechtigt, das östreichische Heer zu verlassen und in den Reihen seiner Landsleute zu kämpfen. In dem Augenblick des Abganges erhält er von dem Plane gegen Friedrich's Freiheit Kunde und glaubt sich, empört durch den Gedanken, daß der Held, der durch seine Kraft die Welt erschüttert, durch feige Hinterlist in verrätherische Netze fallen soll, verpflichtet, dies zu verhindern. Als Friedrich's Retter tritt er auf; doch keineswegs sehen wir ihn das schwer erkaufte Glück erringen, denn Friedrich, durch vielfache Erfahrungen im Urtheil über Menschen vorsichtig gemacht, behandelt ihn, obgleich er in den Dienst genommen wird, mit entschiedener Kälte, und der Jüngling, dem der gesuchte Preis seiner schönen begeisterten Hingebung für den Helden entzogen wird, erringt dafür den ungesuchten Preis der Liebe Eugeniens, die er zu besitzen niemals hoffen darf. Hier tritt nun sogleich die lebensvollste Handlung ein, wo sich die interessantesten Verhältnisse anknüpfen und eine überraschende Scene sich der andern anreiht. Das kaum aufgekeimte Liebesverhältniß, das Wiederantreffen des in das tiefste leibliche und sittliche Elend versunkenen Bruders, die Intriguen der sächsischen Hofleute gegen Friedrich, der Beginn einer neuen, mit Enthusiasmus angetretenen Laufbahn, zwei Duelle, die ausgefochten werden sollen, die lebhaft vorbereitete und erwartete Schlacht, alle diese Fäden werden plötzlich zerrissen durch den unglücklichen Ueberfall bei Hochkirch. Der Dichter macht uns durch die Kunst seiner meisterhaften Darstellung zu Zeugen dieses merkwürdigen Ereignisses, indem er uns die Einzelheiten desselben als Begleiter seines Helden, wie in einem Drama, in einer Reihe von Scenen miterleben läßt. Mit ihm führt er uns zu den äußersten Vorposten, wo wir die Panduren als verstellte Ueberläufer in Scharen ankommen sehen, dann in Ziethen's Begleitung in das Zimmer des Königs, der sich weder durch des jungen Cabanis Meldung noch durch Ziethen's Rath warnen lassen will, und stürzt uns endlich mitten in das Getümmel der tobenden Schlacht, die sich wild dahinwälzt über das brennende Dorf, bis unser Cabanis, im Kampfe schwer verwundet, blutend in das Schloß gebracht und gerettet wird durch Eugenie, die ihre Liebe jetzt noch zu verhüllen nicht mehr im Stande ist. Hiermit schließt das zweite Buch. Cabanis wird als Kranker von der Familie des Grafen Meroni mit nach Dresden geführt, in dessen Hause verborgen gehalten und von Eugenie gepflegt, nachdem die Preußen unter Schmettau schon von dort abgezogen sind. Hier werden wir denn auch mit dieser Stadt und vornehmlich mit der klatschenden, skandalsüchtigen Hof- und Stadtgesellschaft Dresdens aus jener Zeit durch einige charakteristische Scenen bekannt. Einige Damen aus diesem Kreise entdecken durch eine Unvorsichtigkeit Eugeniens, daß ein junger preußischer Offizier im Hause des Grafen verborgen wird, und schon droht diese Entdeckung mit den gefährlichsten Folgen, als zum Glück der Marquis von Cabanis erscheint und durch die Eröffnung, daß der verborgen Gehaltene sein Sohn sei, den Sturm für den Augenblick beschwichtigt. Nichtsdestoweniger muß der Versteckte vor der Gefahr, den Oestreichern in die Hände zu fallen, schleunigst gerettet werden, weshalb die Familie denn sogleich mit ihm wieder nach ihrem Gute zurückeilt. Der

Marquis, der in diesem Theile die Handlung am thätigsten fortbewegt, ist einer der eigenthümlichsten Charaktere, die in der Dichtung auftreten, und gehört bis auf einige etwas zu grelle Züge zu den gelungensten Gestaltungen des Verf. Sein tief gewurzelter Haß gegen Preußen, der in immer neuen, wenngleich abenteuerlichen, doch mit Scharfsinn entworfenen Planen Befriedigung sucht, seine lebhafte Phantasie, unterstützt von umfassenden Kenntnissen, reichen Erfahrungen und einem trefflichen Gedächtniß, seine gewandte Persönlichkeit, seine Gegenwart des Geistes und der unerschütterliche Muth, mit dem er, für jedes Mislingen gleichsam gestärkt, in einer neuen Unternehmung Trost sucht: alles Dieses tritt in einer so scharfen, sorgfältig ausgemalten, bestimmten Form hervor, daß man den ganzen liebenswürdigen, höchst wunderlichen und doch genialen Mann lebendig vor sich sieht. Der Marquis versucht Alles, um seinen Sohn von Friedrich und von Preußen abzuziehen; er stellt ihm die Unfälle vor, die damals in Massen auf den König eindrangen und seinen nahen Untergang fast unzweifelhaft machten. „Was ist dir Friedrich?" fragt er den Sohn. „Was mir Friedrich!" antwortet dieser. „O mein Vater, fragen Sie jenen gemeinen östreichischen Soldaten, einen guten Patrioten für seine Kaiserin, der in die Hände klatschte, als der Geschlagene, Verfolgte, Umringte wie ein Blitz durch seine Feinde fuhr und gerettet war. Was war ihm Friedrich? Was ist Friedrich ganz Europa, das mit ihm jubelt, wenn er siegt, zittert, wenn er verliert? Gellt Ihnen nicht der Jubelruf der Freude noch ins Ohr von dem fabelhaften Roßbach? Warum, fragte ich mich oft, als ich noch für Theresiens Sache glühte, warum zwingt er auch seine Feinde zur Bewunderung? Warum hängen sich grade an ihn die Gewaltigen wie ein Hornissenstock? Warum blickt jeder freie Sinn hoffend und wünschend auf den Einen? Weil es nur der Eine ist, weil er so hoch fliegt, weil er so kühn will, weil er so klar sieht, daß sie Alle zu Schanden werden und in Neid und Furcht zusammenschrumpfen vor dem Helden des Lichtes." Und auf die Frage: „Was ist dir Preußen?" erwidert er: „Tausend Stimmen der Weltgeschichte rufen mich hin und rufen mir zu: Preußen in Europa! In dem altgewordenen Welttheil, wo das reiche, üppige Italien, das hochherzige Spanien, der schwedische Norden untergingen, in sich selbst zerfallend, da stampfte auf angeschwemmtem Sande, am dürftigen, kalten Meere, zwischen düstern Kieferwäldern, trägen Flüssen und monotonen Seen der Fuß eines Königs ein Volk aus dem Boden, dessen Namen man kaum gehört, und auf Sandschollen gründete Friedrich einen Staat, der der Welt in seinem Jünglingsalter schon Gesetze gab." Der Vater gibt endlich nach und läßt den Sohn, seine Entschiedenheit und seinen Muth ehrend, der innern Ueberzeugung folgen. Auch hier wieder findet ein Zusammentreffen mit seinem Stiefbruder Gottlieb statt, der, immer tiefer in Schlechtigkeit versunken, sich einer Räuberbande angereiht hat, das gräfliche Schloß anzündet und eben seinen frechen Arm an die Gräfin legen will, als Cabanis ihn packt, niederwirft und über den Unerkannten den Säbel schwingt, doch durch dessen Hund gehindert wird, ihn zu tödten, als eben preußische Kürassiere eindringen und die Niederlage der Räuber entscheiden. Er sieht seinen Bruder im Gefängnisse wieder, wo er ihn erst erkennt, dann seine Rettung der Gräfin empfiehlt und mit den Kürassieren zur Armee des Königs abgeht. Alles Dieses geht in ergreifenden lebensvollen Scenen vorüber und erhält den Leser, obgleich die Handlung immer sorgfältig ausgemalt und ruhig fortschreitet, in steter Spannung. Im Anfange des vierten Buches finden wir unsern Helden mit einem Kameraden auf dem Marsch nach dem von Russen und Oestreichern bedrohten Berlin, wohin er Depeschen des Königs zu bringen hat, die dessen nahe Ankunft und Hülfe verkündigen sollen, um wo möglich die Hauptstadt noch zu retten. Dies mislingt, da die Gegend schon von den Russen durchstreift, sein Kamerad von diesen überfallen und getödtet wird, er selbst aber, dem Tode nur durch einen Zufall entronnen, in Tottleben's Gefangenschaft geräth. Die edle Erscheinung dieses milden, wohlwollenden Feldherrn wird höchst erfreulich dargestellt. Obgleich er seinen Gefangenen, der sich, in bürgerlicher Tracht verkleidet nach Berlin schleichen wollte, wohl erkennt, hütet er sich doch aus Schonung, ihm sein Geheimniß abzudringen, und begnügt sich, seinen Plan dadurch zu vereiteln, daß er ihn bis zu seinem weitern Vorrücken nach Berlin bei sich in Köpnick festhält. Russen und Oestreicher ziehen in Berlin ein, und Cabanis kann nun ohne Hinderniß in seine Vaterstadt zurückkehren. Die Zustände Berlins während dieser kurzen Invasion und mannichfache Abenteuer, die unser Held hier erlebt, erfüllen auch diesen Theil des Werks in anmuthiger Abwechselung mit Gegenständen vom lebhaftesten Interesse. Das Wiedersehen seines Stiefvaters und seines Bruders Gottlieb, den er sterben sieht, gehört zu den ergreifendsten Scenen, und der Besuch bei Ramler ist eine höchst erfreuliche Episode. Es muß hierbei rühmlich anerkannt werden, daß der Verf. hier wie überall mit der gewissenhaftesten Genauigkeit und unermüdlichem Fleiß nicht nur die vorhandenen geschichtlichen Quellen, sondern auch selbst die Anekdoten und Erzählungen benutzt hat, die sich nur durch mündliche Ueberlieferung bis zu unsern Tagen noch erhalten konnten, und die Kunst, mit welcher er diese Elemente als lebendige Glieder seiner Dichtung einzuverleiben wußte, verdient das höchste Lob. Das fünfte Buch versetzt uns wieder in das Schloß des Grafen Meroni, wo es, wie gewöhnlich, an preußischer Einquartirung nicht fehlt. Während sich nun hier die Schloßbewohner mit den preußischen Offizieren durch gegenseitige Erzählung von Gespenstergeschichten unterhalten, muß der arme Cabanis die mislungene Ausrichtung des ihm ertheilten Auftrags mit Festungsarrest büßen. Ueberhaupt verkennt Friedrich gleichsam absichtlich und eigensinnig die Verdienste, den Eifer und die oft glücklichen Kriegsleistungen des jungen Mannes und weicht jedem Antrage wohlwollender Vorgesetzten zu seiner Belohnung und Beförderung stillschweigend aus. Um so größer erscheint die uneigennützige Hingebung, mit welcher

Cabanis dem Helden sein Leben und seine Kräfte weiht, zufrieden mit dem Selbstbewußtsein, zu dem Erfolg der großen Sache beigetragen zu haben. Auch jetzt kehrt er von einem glänzenden, glücklich ausgeführten Kriegszuge auf das Schloß zurück; die Braut ist ihm errungen; er wird mit ihr verlobt, aber Friedrich hört den Rapport von seiner That mit angenommener Geringschätzung an und will von der vorgeschlagenen Beförderung nichts wissen. Dieses scheinbare Verkennen des Verdienstes, die Nichtachtung geleisteter Dienste, besonders dieses absichtliche Nichteingehen auf fremde Vorschläge, waren besondere Eigenheiten des großen Königs, die ihm oft genug vorgeworfen worden sind und doch mit seinen vorzüglichsten Eigenschaften, mit seiner Selbständigkeit, seiner Vorsicht, seiner unerschütterlichen Festigkeit unzertrennlich zusammenhingen. Alles, was geschah, sollte nur aus ihm selbst hervorgehen, sollte ein ungetrübter Ausfluß seiner eignen Geistesgröße sein, und ebensowol wußte sein Scharfblick das unscheinbarste, von Niemand bemerkte Verdienst hervorzuziehen und ohne fremde Empfehlung anerkennend zu belohnen. Jedem, der sich mit der Geschichte Friedrich's einigermaßen beschäftigt hat, wird gewiß ein ganz bestimmtes Bild seines Wesens vor Augen schweben, denn es gibt in dem unendlichen Gebiet der Geschichte nicht einen Mann, der seine Zeit so wie er mit seinem Bilde erfüllt und sie so ganz zu seiner eignen Schöpfung, zur Trägerin und Verkündigerin seines Ruhmes gemacht hätte, dessen wunderbare Persönlichkeit so offen dagestanden, so von Freund und Feind betrachtet, erforscht, beschrieben und bewundert worden wäre. Selbst die Aeußerlichkeiten seiner Erscheinung, seine Lebensweise, seine Worte und Aussprüche haben sich bis jetzt und werden sich noch lange erhalten in der Phantasie eines Jeden, der der civilisirten Welt angehört. Um so schwerer ist es aber, eine so allbekannte, scharf bestimmte Gestalt in die Gruppirung eines epischen Dichtwerks dergestalt einzureihen, daß sie nicht entweder die übrigen Figuren durch ihre Größe erdrückt oder, ihrer selbst unwerth, zum bloßen Mittel herabgewürdigt, zu sehr in den Hintergrund tritt. Auch das hat der Dichter zu vermeiden, daß er nicht durch zu ängstliches Nachbilden der Wirklichkeit dem Ideal, dieser Seele des poetischen Kunstwerks, zum Schaden wirke. Denn ist schon das bloße Portrait nicht die geringste Aufgabe des Malers, so wird diese Aufgabe noch schwieriger, wenn er es mit rein erfundenen idealen Gestalten in harmonische Verbindung zu bringen hat. An allen diesen Klippen ist der Dichter des „Cabanis", während Begeisterung seine Segel schwellte, mit besonnener Führung des Steuers vorübergeschifft und hat uns den großen König in dieser epischen Schöpfung in treffender Wahrheit und doch im Glanz des Ideals so dargestellt, daß Friedrich gleichsam als das Licht erscheint, von dessen Strahlen die Gestalten seines Gemäldes beleuchtet um so heller und schöner hervortreten. Grade bei einer Kriegsthat, die durch eine von Cabanis begangene Uebereilung vor des Königs Augen fast mißglückt und diesem in ungünstigem Lichte dargestellt wird, erkennt Friedrich mehr den Willen und den Muth unsers Helden als den Erfolg an und würdigt ihn einer öffentlichen Auszeichnung. Im sechsten Buch sehen wir den Helden endlich an dem schönen Ziele seines Strebens angelangt. Der Friede ist geschlossen, Cabanis hat die Anerkennung seines Königs erlangt und darf einem schönen Leben in dessen Nähe entgegensehen; die Liebenden ziehen nach dem jubelnden Berlin, um mitten in den Freudenwogen des allgemeinen Festes ihre Vermählung zu feiern. Selbst der Marquis von Cabanis erlangt zu seiner höchsten Beseligung von Friedrich's Großmuth eine Ehrenherstellung, die ganz das Gepräge seines originellen Geistes trägt, und das Ganze schließt mit einer Befriedigung des Lesers, wie sie nur wenige Dichtungen dieser Gattung gewähren.

Ref. hat dem Drange nicht widerstehen können, die Dichtung in ihren Hauptzügen an sich vorüberzuführen und zugleich den Eindruck, den sie beim Lesen auf ihn gemacht, an diese Vergegenwärtigung des Inhalts anschließend auszusprechen. So mag denn freilich mehr eine Schilderung dieses Eindrucks als eine eigentliche kritische Würdigung entstanden sein. Er darf indessen mit Zuversicht hoffen, wie er es sehnlich wünscht, daß die große Zahl der Leser, die das Buch verdient, denselben Eindruck und denselben hohen Genuß dabei empfinden möge. Das merkwürdige und wahrhaft nationale Werk wird gewiß die allgemeine Anerkennung finden, oft noch von vielen Seiten besprochen und beleuchtet und auch der gründlichsten wissenschaftlichen Erörterung gewürdigt werden. Vor Allem aber ist zu wünschen, daß der unselige politische Parteigeist, der seit einiger Zeit mit täppischer Verblendung seine unreinen Hände auch an die freien Gestaltungen der Kunst zu legen wagt, sich nicht auch dieses Gegenstandes bemächtigen und seine Wirkungen zu hemmen suchen möge. Mögen Diejenigen, die um so viel mehr von Freiheit schwatzen, je weniger sie davon verstehen, wenigstens diese, die höchste, unverletzbarste Freiheit, die der Kunst, nicht misachten. Das Werk wird leben, denn es ist aus der Wahrheit und aus der Begeisterung für sie geboren. Die Anfeindungen der Parteisucht gehören nur der Zeit an und verschwinden mit ihr. Gewiß könnten sie den Wirkungen dieser Dichtung nur retardirend entgegentreten. Aber auch die Gegenwart hat ihre Rechte, und wir wollen hoffen und streben, daß dem deutschen Volke der Genuß einer Dichtung, die ihm angehört, und dem Dichter der Lohn verdienter Anerkennung, die in Deutschland so selten ist, nicht durch plumpe Bosheit und Mißgunst verkümmert werde.

W. Alexis hat in der neuesten Zeit von den unsaubersten Lippen eine Schmähung hören müssen, die das wohlgesinnte Deutschland im innersten Herzen empört hat. Er ist glücklich; denn wer der gemeinen Verleumdung ein solches Werk entgegenzustellen vermag, kann sie verachten, und wir wollen ihm wünschen, daß er für jede ähnliche Anfechtung eine solche Antwort bereit haben möge.

Der Mysticismus, nach seinem Begriffe, Ursprunge und Unwerthe; für alle Höhergebildeten zuerst streng wissenschaftlich dargestellt und geschichtlich erläutert von Georg Christian Rudolf Matthäi. Göttingen, Vandenhoeck und Ruprecht. 1832. 8. 18 Gr.

Diesem anspruchsvollen Titel folgt eine kleine Schrift von 195 Seiten, auf denen der Verf. zwar Raum genug gehabt hätte, des Trefflichen und Geistreichen Mancherlei zu sagen, wo man sich aber vergeblich nach einer Befriedigung der im Voraus erregten Erwartung umsieht. Der Verf. rühmt seinem aus akademischen Vorlesungen entstandenen Buche nach, daß darin der Mysticismus „zuerst streng wissenschaftlich dargestellt und geschichtlich erläutert" werde. Sieht man aber, wie sich darin fast nur das Gewöhnliche und Bekannte findet, und wie in der Behandlung außer einer schulmäßigen Begriffsclassification — wie z. B. die wunderliche Eintheilung des Mysticismus in die „gröbern und feinern", „allgemeinern und bestimmtern", „schlechthin praktischen" und „schlechthin theoretischen" u. s. w. „Potenzen", worin der Verf. aber wahrscheinlich etwas echt Systematisches und „streng Wissenschaftliches" sucht — es schwerlich zu etwas auch nur dem Schein des wahrhaft Wissenschaftlichen sich Nähernden kommt, das die Sache fördern und in ein klareres Licht stellen könnte, so muß man sich wundern, daß der Verf. selbst mit so zuversichtlicher Miene auf sein Geleistetes hinweist. Die allgemeine Begriffsentwickelung des Mysticismus, die er gibt und hauptsächlich in den Worten zusammenfaßt: „Der Mysticismus ist der aus einem phantastischen Gefühle hervorgehende und von ihm geleitete Glaube an eine offenbarungsreiche Gemeinschaft einzelner Geweihter mit Gott, welcher zugleich gewisse Lehren als höchst wesentliche betrachtet und auf Geheimlehren sich gründet", ist weder neu noch erschöpfend; ebenso erscheint das Historische, das aus der factischen Geschichte des Mysticismus herbeigezogen wird, nur in sehr flüchtigen und oberflächlichen Skizzen. Hierin hat das bekannte Buch von Heinroth über den Mysticismus, schon durch seine Ausführlichkeit beiweitem mehr Werth, wenn es auch sonst nur die mosaikartige Compilation einer Geschichte des Mysticismus ist, und unser Verf. dagegen für seine Entwickelungen Neuheit, systematische Beziehungen und Wissenschaftlichkeit in Anspruch nimmt. Ungeachtet seines behaupteten wissenschaftlichen Standpunktes faßt er aber auch den Begriff des Mysticismus nicht tiefer auf als sein Vorgänger Heinroth, dem man mit Recht die blos negative Ansicht seines Gegenstandes zum Vorwurf gemacht hat. Hrn. Matthäi ist der Mysticismus nichts als „eine in allen Hinsichten verkehrte Denkart" (Vorwort S. IV); auch macht er, wie Andere wol gethan haben, keinen Unterschied zwischen Mysticismus und Mystik, oder zwischen echter und falscher Mystik. Er erkennt vielmehr keine echte Mystik, weder in Wissenschaft noch Religion an und wirft deshalb in seiner, in dieser einseitigen Richtung befangenen Darstellung alle Erscheinungen unterschiedlos durcheinander. 38.

Anschauungen aus der Schweiz mit einem Anhange über den strasburger Münster, herausgegeben von W. A. Klütz. Köslin, Hendeß. 1832. 12. 22 Gr.

Das Büchelchen, durch zahlreiche Unterzeichner begünstigt, entspricht seiner, beim Abschiede von der Schweiz S. 127 angegebenen Bestimmung, „Mittheilungen hoher und herrlichster Art mit dem Zagen vor ihrer Entwürdigung in das Gefühl deutscher Töne zu leiten, um sie der deutschen Brust zu bieten, unverkümmert, und wie sie empfangen und gedeutet worden". Der Verf. redet, wie sich schon aus diesen wenigen Zeilen ergibt, die Sprache eines Begeisterten; aber diese Begeisterung ist nicht erheuchelt, und wird von zu Vielen getheilt, um nachsichtiger Aufnahme zu verfehlen. An eine Bewillkommnung der Schweiz reihen sich: der Rheinfall bei Lauffen, Zürich und der Zürchersee, Aussicht vom Rigi, der Vierwaldstädtersee, die neue Gotthardsstraße, Grimselhöhe, Meiringen, Thal Grindelwald, Thal Lauterbrunnen, Bern und das Denkmal schweizerischer Treue in Luzern. Die Folge dieser Namen zeigt den Weg, den der Wanderer genommen, welcher bei keinem Gegenstande verweilt, der die Anschauung nicht belohnt. Wem sie gleichfalls zu Theil ward, wird sich angenehme Erinnerungen zurückrufen und der Treue und Empfänglichkeit des Darstellers Dank wissen. Wer die Schweiz zu besuchen sich anschickt, wird nicht bereuen, dies Taschenbuch, das sein Gepäck nicht erschwert, an Ort und Stelle zu Rath zu ziehn, und sich dadurch vor der Reue sichern, eine malerische Schönheit übersehen zu haben. Wem das vielbegabte Land aus eigner Ansicht fremd bleibt, für dessen Theilnahme würde der Verf. genügender gesorgt haben, wenn er etwas mehr Rücksicht auf die willkommene Staffage seiner Landschaften, auf die Stimmung, Sitten, Gebräuche, Sagen, auf Dies und Das genommen hätte, was die Bewohner auszeichnet und unterscheidet, wofür es ihm, wie aus einigen flüchtigen Zügen erhellt, an Sinn und Geschick keineswegs gebricht. Unstreitig fehlt es nicht an Schriften, welche dieses Bedürfniß hinlänglich befriedigen, aber wenige Leser sind gestimmt, die Beschäftigung mit einem Buche wiederholt zu unternehmen, um aufmerksamern oder belehrendern Antheil dafür zu gewinnen. Haben schon die Meister zeichnender Künste den Vortheil erkannt, ihren Darstellungen erhabener und lieblicher Naturschönheiten, die nur des Anschauens bedürfen, um Staunen und Bewunderung zu erregen, durch Hinzufügung menschlicher und thierischer Gestalten und Handlungen Abwechselung und Bedeutung zu ertheilen, so sind Zugaben dieser Art einem Erzähler, der auf Wörte und Redensarten beschränkt ist und der thätigen Mitwirkung der Einbildungskraft seiner Hörer nicht entbehren kann, noch mehr zu empfehlen. Denn je angestrengter und lebhafter diese ist, desto leichter ermattet sie auch und bedarf von Zeit zu Zeit der Erholung und Ruhe, um mit neuer Kraft zu erstehen. Die kann sich der Leser freilich aus eigner Machtvollkommenheit geben, wenn er mit der Zusammenstellung menschenleerer Schilderungen verfährt wie mit einer Sammlung lyrischer Gedichte und nur eine zur Zeit seiner Ansicht unterwirft, die übrigen aber der Zukunft vorbehält. Doch die Kunst zu lesen ist freilich ungleich leichter als die Kunst zu schreiben, nur leider fast ebenso selten, und einem armen Anzeiger literarischer Neuigkeiten nicht immer verstattet, sie zu üben. Der Anhang über den strasburger Münster ist mit Liebe und Kennerschaft geschrieben und zeugt von der Empfindung und dem Geschmack des Verfassers. 95.

Literarische Anzeige.

Soeben erscheint bei mir und ist in allen Buchhandlungen des In- und Auslandes zu erhalten:

Francesco Petrarca's sämmtliche Canzonen, Sonette, Ballaten und Triumphe, übersetzt und mit erläuternden Anmerkungen begleitet von Karl Förster. Zweite verbesserte Auflage. Gr. 8. 34¼ Bogen auf feinem Druckpapier. 2 Thlr. 6 Gr.

Eine gute Zugabe hierzu bildet:

Francesco Petrarca, dargestellt von C. L. Fernow. Nebst dem Leben des Dichters und ausführlichen Ausgabenverzeichnissen herausgegeben von Ludwig Hain. 1818. 8. 22¼ Bogen auf Schreibpapier. Früherer Preis 1 Thlr. 12 Gr. Jetzt für 12 Gr.

Leipzig, im März 1833.

F. A. Brockhaus.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Freitag, — Nr. 81. — 22. März 1833.

Geschichte der Alchemie, von K. Chr. Schmieder. Halle, Buchhandlung des Waisenhauses. 1832. Gr. 8. 2 Thlr. 8 Gr.

Das deutsche Wort: Goldmacherkunst, erschöpft den Begriff nicht, den Die damit verbinden, welche sich des Namens Alchemie mit Bewußtsein bedienen. Sie wollen dadurch die Veredelung geringerer Metalle nicht blos in Gold, sondern auch in Silber, und die Hervorbringung eines in homöopathischer Verdünnung wunderthätigen Heilmittels bezeichnen, und nennen das Kunsterzeugniß, dem sie diese Wirksamkeit zuschreiben, Stein der Weisen, Elixir, Magisterium oder Tinctur. Es liegt am Tage, daß sonach Alchemie angewandte Chemie ist; die arabische Sylbe: al, bedeutet auch nichts weiter als die, und Luther verstand sie so, da er ihrer in Ehren erwähnte; doch ist, wie in manchen ähnlichen Fällen, mit dem umfassendern Sprachgebrauch nicht zu rechten. Was auf dem gegenwärtigen Standpunkte unsers Wissens über die Möglichkeit einer solchen Kunst dem gebildeten Laien nicht unbekannt bleiben darf, ist im „Conversations-Lexikon" gediegen und billig zusammengedrängt. Würde sie jemals Gemeingut, was keine nicht blos vorgebliche Wissenschaft oder Kunst auf die Länge vermeiden kann, so ließe sich in unzähligen Rücksichten kaum ein verderblicheres Ereigniß denken. Der plötzliche Zufluß edler Metalle hat nie vortheilhaft auf ein Land gewirkt, Reichthum in Armuth verwandelt, Betriebsamkeit erstickt und Sittlichkeit untergraben. Was wäre unvermeidlich, wenn unversiegbare Quellen solcher Art von der ungezügelten Willkür des Kundigen abhingen? Geld ist Waare und Tauschmittel, deren Werth verringert oder ganz vernichtet wird, wo es an Gültigkeit verliert. Eine Zerrüttung aller bestehenden Verhältnisse, eine Sündflut von Uebeln bräche herein; Niemand würde mehr arbeiten wollen und selbst der Vermögendste nicht wissen, womit er fremde Arbeit bezahlen könne. Es ist erlaubt, zu zweifeln, ob ein solcher Zustand der Dinge sogar den Saint-Simonisten behagen würde. Was jedoch Menschen, denen Scharfsinn, Geschick und Fleiß nicht abgesprochen werden kann, unablässig gesucht und gefunden haben, gehört der Geschichte, und wol ziemt ihrem Freunde, seine Aufmerksamkeit darauf zu richten. Sie haben in der That Vieles und Schätzbares gefunden was sie nicht gesucht, und ein Recht auf die Dankbarkeit der Nachwelt, der auch ihre Verirrungen und Fehlgriffe belehrend sind. Der Verf. des vorliegenden unterrichtenden und unterhaltenden Buches ist nicht abgeneigt, anzunehmen, daß unter mehr als 500 namentlich von ihm aufgeführten Kunstbeflissenen fünf wirkliche Adepten das Ziel ihres Strebens erreicht hätten, und erinnert dadurch an den gefeierten Emir Arabiens, der um zehn gerechter Einwohner willen zwei dem Untergange gewidmete Städte verschont wissen wollte. Gegen die Gewissenhaftigkeit und Besonnenheit der ehrenwerthen und kundigen Zeitgenossen, deren Zeugniß für die Wahrheit der Thatsachen er anführt, ist nichts einzuwenden. Aber Fortschritte der Wissenschaft berechtigen zu einer Abweichung von Kenneransichten, und die Naturlehre im Ganzen, die Chemie im Besondern hat seit den Zeiten Boyle's und Boerhave's so staunenswürdige und überraschende Fortschritte gemacht, daß es kein Verbrechen gegen die Menschheit, keine Undankbarkeit gegen die unsterblichen wissenschaftlichen und sittlichen Verdienste ihrer Vorgänger ist, wenn man nicht verbürgen möchte, ob Lavoisier, Fourcroy und Davy ihre Ueberzeugung getheilt haben würden. Fügt man hinzu, daß ein Taschenspieler seltener Vollkommenheit die scharfsichtigsten Beobachter selbst alsdann noch zu hintergehen weiß, wenn er ihnen vorhergesagt hat, er bezwecke nichts Anderes; und vergißt man nicht, daß ein angeblicher Adept wenigstens den Verdacht gegen sich hat, täuschen zu wollen: so läßt sich die Möglichkeit nicht ableugnen, der bewunderte Meister sei ein meisterhafter Gaukler gewesen. Daß ein solcher die Zeugen und Gehülfen seines gelungenen Strebens zum Theil freiwillig beschenkt; daß er Einigen sogar, indem er sich von ihnen getrennt, einen geringen Vorrath des Stoffes mitgetheilt habe, dessen er sich zur Veredlung der Metalle bediente, wird erzählt und scheint unleugbar. Doch unterläßt die nämliche Erzählung nicht, zu bemerken: Keiner von Denen, welche sich dieses Vorraths rühmten und Aufsehen damit erregten, sei haushälterisch damit umgegangen, und nie sei einem unter ihnen gelungen, durch Befolgung eines ihrem Herrn und Meister abgelauschten oder abgestohlenen Verfahrens eine Mischung gleicher Wirksamkeit hervorzubringen. Warum der wirkliche Besitzer einer Wundergabe, der keiner fremden Beihülfe bedarf, um alle erreichbaren Bedürfnisse eines Sterblichen zu befriedigen und

den Aufwallungen verschwenderischer Großmuth und Vorliebe zu genügen, durch unweise Entdeckung derselben seine Sicherheit gefährden sollte, ist unbegreiflich und kann wenigstens nicht ohne Zwang aus Anregung kleinlicher Eitelkeit erklärt werden, wo so viel Vermuthungsgründe absichtlichen Betrugs näher liegen. Indessen ist es ein sehr glücklicher und willkommener Zufall, daß der kenntnißreiche und unbefangene Geschichtschreiber nicht, gleich wohlmeinenden, aber leidenschaftlichen Ungläubigen, sich hat hinreißen lassen, beglaubigte Thatsachen und ehrenwerthe Zeugnisse zu entstellen oder mit unerweislichen Einwürfen abzufertigen, die den mildern Selbstdenker gegen den Wortführer einnehmen. Indem Herr S. sein Urtheil über einige räthselhafte Erscheinungen zurückhält, verfehlt er dennoch nie, jeden verführerischen Schein der Wahrheit aufzudecken, soweit die gegenwärtige Kunde der Wissenschaft dazu hinreicht. Denn es ist keinem Zweifel ausgesetzt, daß mancher wahrheitsliebende Chemiker der Vorzeit da an wirkliche Metallveränderung glauben durfte, wo der besser unterrichtete Scheidekünstler unserer Tage zwar vorhandenes, aber verschleiertes edleres Metall entdeckt haben würde. Eben das läßt sich von überaus geläutertem Gold oder Silber sagen. In dieser Feinheit und Läuterung bietet es der Schacht und die alltägliche Schmelzhütte vielleicht nicht; gleichwol schafft die Kunst nicht erst, was nur zu verfeinern die Natur ihr gestattet. Mindererfahrene waren selbst durch geringhaltiges und blos glänzendes Metall, das nicht jede Probe aushielt, leicht zu hintergehen, und wahrscheinlich haben die meisten Alchemisten, welche einigen Glauben gefunden, sich selbst vollkommen getäuscht, ehe sie Andere verblendeten. Herr S. hält sich streng an die Geschichte der Wissenschaft und erwähnt der übrigen Bemühungen, Thaten oder Meinungen ihrer Beflissenen nicht, daher ihm gelungen ist, die bedeutende Literatur derselben aufzufassen und den Gegenstand nicht über einen mäßigen Band auszudehnen, dem ein treffliches Register zu statten kommt, sodaß sein Werk das brauchbarste seiner Art wird. Dem Chemiker wird diese Uebersicht, die auch die gelehrten Gegner der Alchemie nicht unbemerkt läßt, willkommen sein; aber ihn allein kann sie auch nur in Anspruch nehmen. Sogenannte Trimaterialisten, die aus drei Bestandtheilen, Metallstoff, Sauerstoff und Entsäuerung, welchen sie die Färbung zuschreiben, ihr Kunstwerk zusammensetzen wollten, nannten diese zwar mit bekannten Namen Quecksilber, Salz und Schwefel, verstanden aber beiweitem etwas Höheres, Tieferliegendes und Umfassenderes darunter als der gemeine Sprachgebrauch. Mystiker redeten von der Seele, dem Samen, der Fäulniß des Goldes und bildeten Kunstwörter, denen zuweilen eine blendende Analogie das Wort spricht. Es bedarf eines Eingeweihten, um zu unterscheiden, was davon nicht ganz verwerflich ist.

Desto unterhaltender und anziehender ist die Geschichte der Ueberlieferungen und Sagen. Schon den ältesten Völkern, Aegyptern, Persern, Israeliten und Griechen hat man Schriften und Denkmale untergeschoben; doch läßt sich keine einzige Thatsache nachweisen, daß selbst die Letzteren, die es doch am weitesten in der Chemie gebracht, jemals unedles Metall in Gold und Silber verwandelt hätten, und erst im 4. christlichen Jahrhundert fingen sie an, sich darum zu bewerben. Nachdem die bis dahin unwissenden Araber im Jahr 640 Alexandrien erobert hatten, wurden sie leidenschaftliche Freunde der Sternbeuterei und Alchemie, blieben es bis auf den heutigen Tag, gaben der letztern ihren Namen, trieben sie, wenn auch des Gesetzes wegen Jahrhunderte lang verstohlen, mit Feuereifer und verbreiteten sie in Nähe und Ferne. Der Berühmteste und Wohlredendste, Geber in Sevilla, aus der zweiten Hälfte des 8. Jahrhunderts, ward Stifter einer angesehenen philosophischen Schule, besaß umfassende Kenntnisse und erwarb sich hohe praktische Verdienste um die Chemie. Daß er Gold zu machen verstanden und in seinen Schriften auf versteckte Weise gelehrt habe, ist unerweislich, vielmehr erhellt aus ihnen, daß der ehrenwerthe Lehrer Alles aufrichtig mittheilte, was er wußte oder zu wissen glaubte. Der Angelsachse Haimo, Beda's Verwandter, Alcuin's Schüler, 853 als Bischof zu Halberstadt gestorben, suchte den Stein der Weisen zuerst in Dem, was Andere gern hinter sich lassen: „Geht zur Hinterthür der Welt (nämlich der kleinen, des Menschen) und ihr werdet es donnern hören und des Windes Brausen vernehmen; Hagel und Platzregen wird fallen. Das ist die Sache, die Ihr sucht, und sie ist köstlicher für das Werk der Alchemie als alle Steine in den Gebirgen."

Mit dem 13. Jahrhundert hört die Reihe alchemistischer Schriftsteller bei den Arabern auf, was sich aus den Niederlagen des Volkes und der Unterbrechung jedes friedlichen Verkehrs erklärt. Der Zauberer Merlin um den Anfang des 6. Jahrhunderts gilt für einen Adepten. Mit Anbeginn des 10. Jahrhunderts tauchen nach und nach Alchemisten aus der griechischen und arabischen Schule unter den Lateinern auf. Gegen Ende des 12. machte die apokryphische Turba bei ihnen großes Aufsehen und ward fleißig erläutert. Seit dem 13. Jahrhundert, in welchem die Universitäten entstanden, vereinzelten sich die Völker nicht mehr zu alchemistischen Zwecken, sondern unterstützten und belehrten sich gegenseitig, und die schriftstellerische Oeffentlichkeit entstand. Albert der Große trat auf, sein Schüler, Thomas von Aquino, folgte ihm wenigstens in der Speculation, Michael Scotus schrieb von der Alchemie, Roger Bacon glaubte an Metallverwandlung, aber seine größtentheils ungedruckten Abhandlungen finden sich nur in britischen Sammlungen. Arnoldus de Villanova war gegen Ende des Jahrhunderts das Orakel seiner Zeitgenossen, und John Duns Scotus gilt für den ersten Alchemisten seines Landes. Die Kunstgenossen wollen zwar Papst Johann XXII. für ihren Mitbruder erklären, können aber die Thatsache nicht ungeschehen machen, daß er bald nach seinem Regierungsantritt 1317 eine strenge Strafbulle gegen die Alchemie erließ und bis an seinen 1334 erfolgten Tod nicht zurücknahm, in welcher er sie für eine verächtliche Betrügerei erklärte und Geistlichen deren Ausübung bei Ver-

lust ihrer Würde untersagte. In Deutschland ward diese Bulle mit unerbittlicher Schärfe befolgt und zwang besonders geistliche Alchemisten, sich verborgen zu halten. In Frankreich erlaubte sich Jean de Meun, Clopinel, Umarbeiter des „Roman de la rose", bereits 1320, ihrer zu spotten. Raimund Lullus, Arnold's berühmter Schüler, fällt in diese Zeit. Nicolas Flamel erfand die Sitte, alchemistische Schriften mit allegorischen Bildern zu schmücken, die dem wahnsinnigen König Karl VI. wohlgefielen. Mit dem Anfange des 15. Jahrhunderts trat Basilius Valentinus auf, Mönch des erfurter Benedictinerklosters, dessen „Triumphwagen des Antimonii" zu seinem eignen Triumphwagen geworden ist. Er besaß wirklich große chemische Kenntnisse, denen auch die Nachwelt Gerechtigkeit widerfahren lassen. Die Niederländer Holland, Vater und Sohn, waren ausgezeichnete Chemiker und bewarben sich vorzüglich um die Heilkraft der Tinctur. Heinrich IV. Lancaster erließ 1404 ein parlamentarisches Gesetz gegen alchemistische Arbeiten und erklärte sie für Felonie. Heinrich VI., allen Geheimnissen gewogen, ermunterte vielmehr seine Unterthanen dazu und vertraute besonders den Geistlichen, daß sie ihnen gelingen müßten, da sie so glücklich wären, Brot und Wein in Christi Leib und Blut zu verwandeln. Aber die Geistlichen nahmen die Vergleichung übel, und Weltliche legten sich auf Falschmünzerei. Das fand in Frankreich Nachahmer. Kaiser Siegmund's zweite Gemahlin, Barbara, ward nach Maria Prophetissa die erste Alchemistin. Markgraf Johann von Brandenburg erhielt seiner Beschäftigung wegen den Zunamen Alchemist; auch dessen Bruder, Albrecht Achill, war thätig dafür. In der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts glänzt Graf Bernhard aus Treviso, der, 1416 geboren, 1490 auf Rhodos starb, wo er zehn Jahre vor seinem Ende den Stein der Weisen gefunden haben wollte. Marsilius Ficinus glaubte fest an fremde Goldmacherei. Johann Trithemius redete ihr das Wort. Seit ihrer Zeit beginnt die Reihe der fahrenden Alchemisten, welche die Kunst stinkend gemacht haben. Leo X. benahm sich wie ein Medici, machte die Bannbulle seines Vorfahren nicht geltend, als der gekrönte Dichter Augurelli ihm im Jahre 1514 ein Lehrgedicht, „Chrysopoeia", widmete, sondern empfing es lächelnd und beschenkte ihn dagegen mit einem leeren Beutel, woran es einem solchen Kunstbesitzer allein fehlen könnte. Es ist oft gedruckt und übersetzt. Heinrich Cornelius Agrippa von Nettesheim blieb auch den Täuschungen der Alchemie nicht fremd. Blendenderes Aufsehen machte der talentvolle und geistreiche Marktschreier Philippus Aureolus Paracelsus Theophrastus Bombastus von Hohenheim. Seine offenbaren Prahlereien und Unwahrheiten erwarben und verdienten ihm, nachdem die erste Ueberraschung des Beifalls verschwunden war, das Misgeschick, daß seine ausgezeichneten und bleibenden Verdienste um praktische Chemie und Pharmaceutik nur von erfahrenen und prüfenden Richtern hervorgehoben wurden. Der treffliche Metallurg Georg Agricola bewarb sich um Alchemie, ohne Befriedigung zu finden. Leonhard Thurneyßer aus Basel lebt in Möhsen's meisterhafter Biographie. Kaiser Rudolf II. war gegen Ende des 16. Jahrhunderts der Fürst der Alchemisten und Prag der Sonnenpunkt der Alchemie. Es war nicht gut für ihn arbeiten, denn er belohnte zwar anfangs sehr freigebig mit Titeln und Würden, aber er zwang auch Unwillige und Zurückhaltende, sich in seine Nähe zu verfügen, ließ sie nicht wieder los und bestrafte sie bis zum Tode, nicht blos wegen Dessen, was sie zu wissen vorgegeben hatten, sondern auch wegen Dessen, was sie nicht zu wissen behaupteten. Andere deutsche Fürsten, sächsische besonders, folgten diesem Beispiel. Beuther, dem, wie es scheint, Kenntnisse nicht abgingen, vergiftete sich im Gefängnisse, um der Hudelei zu entgehen. Wie vortheilhaft unterscheidet sich auch hier, freilich um zwei Jahrhunderte später, das Benehmen Friedrich's des Großen, der es nicht unter seiner Würde hielt, zur Befriedigung seiner Wißbegier eine bestimmte Summe auszuwerfen, um einen geschickten Laboranten unter gehöriger Aufsicht Versuche anstellen zu lassen, die den Regeln der Kunst nicht widersprachen, und, da diese den Erwartungen nicht zusagten und der festgesetzte Aufwand erschöpft war, den treuen Arbeiter in Stand setzte, in einer entfernten Stadt eine gute Apotheke anzulegen.

(Der Beschluß folgt.)

Das Habsburglied, von Ludwig August Frankl. Wien, Beck. 1832. Lexikonoctav. 1 Thlr. 12 Gr.

In Deutschland ist mancherlei von einer Weltliteratur gesprochen und in keinem Lande herrscht mehr partieller Localpatriotismus, der ein allgemeineres Ineinandergreifen der Geister unserer Zeit, wie man es ausgesprochen hat, behindert. Wir haben jetzt wie viele Poeten, die nicht dem Gesammtvaterlande, sondern den kleinen Vaterländern, oder doch besondern Stammeigenthümlichkeiten angehören. Es finden sich in der Literatur jetzt wieder handverische Patrioten, hessen-darmstädtische Sänger u. s. w., und die abgelegenen Winkelinteressen stören das Streben der größern Köpfe unserer Zeit. Weniger auffallend und weniger inhaltsleer ist ein preußischer Enthusiasmus, denn Preußen vertritt eine geschichtliche Idee; auch Oestreichs eigenthümliche Würde verlangt seine Vertreter, und gibt man dies preis, so möchte die lyrische Poesie am naturgemäßesten sich zur Feier partieller Heimatsinteressen ergeben. An Grillparzer's Dramen ist der beschränkte Eifer störend genug; in lyrischer Ergießung kann er, wenn er den Ton naiver Unmittelbarkeit trifft, Anmuthiges und Werthvolles fördern. Der obengenannte Dichter des „Habsburgliedes", der die Fürsten seines Herrscherhauses in geschichtlicher Reihenfolge durch treffliche Romanzen feiert, liefert den schönen Beweis, daß sich mit dem Localpatriotismus keineswegs nothwendig Verstöße gegen welthistorische allgemein anerkannte Wahrheiten zusammenfinden; in vielen Stoffen, z. B. dem Liede von der Schlacht bei Lützen S. 153, wo sich ein beschränkter östreichischer Eifer leicht versündigen konnte, hat er seine Aufgabe vollständig gelöst: kindliche Feier des heimischen Fürsten, ohne die historische Wahrheit, die einen höhern Standpunkt verlangt, zu verletzen. Er läßt in dem genannten Liede Ferdinand II. eine Thräne über den heldenmüthig gesunkenen Schwedenkönig weinen, und mit diesem Zuge feiert er den gutmüthigen Oestreicher und hebt den Feind seines Hauses gleichwol unendlich höher. Der warmen, freundlich tiefen Begeisterung des Lyrikers, den das heimische Gefühl der Liebe so wahr und voll durchdringt, würde man sogar bei dem Herausheben seiner partiellen Helden manchen Verstoß ge-

gen das allgemeinere Bewußtsein verzeihen. Eine anmuthige Titelvignette gibt uns den Anblick der alten Habsburg, von welcher ein Herrscher Oestreichs so naiv sagt: „Wir haben halt klein angefangen". In folgenden Strophen spricht der Dichter seine Liebe zum heimatlichen Lande am schönsten aus:

Wie liegt es ausgegossen im Abendsonnenglanz,
Um demanthelle Wasser, smaragdner Wälder Kranz.
Wie gleiten auf den Strömen, die voll und rauschend ziehn,
So wie Gedanken flüchtig, die Kähne her und hin.

Um segensreiche Triften der Hütten weites Meer,
Dazwischen hohe Städte, mit Zinken blank und hehr.
Auf Städten ruht der Friede, und in den Hütten Glück
Und in den Herzen Treue und Schlachtenmuth im Blick.

Doch glänzt der weiße Löwe in rothen Feldes Brand,
Du bist es, was ich ahnte, mein schönes Vaterland!
Gegrüßt du theurer Boden, der mir die Mutter trägt,
Der mir im tiefen Grunde den todten Vater hegt,

Und wo zuerst die Liebe mir durch die Seele klang,
Der Wehmuth und der Sehnsucht melodischer Gesang,
Gegrüßt, wo Gold in Strömen, im Fels Granatenblut,
Im Geist lebend'ge Fülle, im Herzen Treue ruht.

Trefflich ist auch in folgender Stelle aus dem Eingangsgedicht zu den Romanzen, die Karl V. feiern, das Bewußtsein des Oestreichers mit aller Biederkeit der Gesinnung ausgesprochen:

Wohin ich blicke, Leben, sein Schatten doch ist Tod,
Durch nächt'ger Wolken Weben ein helles Morgenroth.
Und über der Wetterwolke schwebt Aether, hell und klar,
Und überm blinden Volke Vernunft, der Sonnenaar.

Der Gottheit Finger brauset hell durch die Harfe Zeit,
Wie ferner Sturmwind sauset Choral der Ewigkeit.
Wer wagt es nachzuhallen der Harfe Riesenlied,
Das wie des Bergstroms Fallen, wie Donner klingend zieht?

Und doch will ihm lauschen, und was mein Geist erlauscht,
In meine Harfe rauschen, wenn's auch nur säuselnd rauscht.

Wie in dem Liede von der Schlacht bei Lützen, so sucht sich der Sänger auch in andern Partien der Geschichte des Hauses Oestreich, wo der Glanz äußerer Thaten fehlt oder doch einen falschen Schimmer mit sich führt, seine Helden im Kreise der Häuslichkeit, und wo er nicht Größe besingen kann, da feiert er die gemüthlichen Seiten der östreichischen Fürsten. Die Kaiser während des spanischen Erbfolgekriegs gaben wenig Stoff, in Maria Theresia erhebt er das Weib besonders, und der Reichstag zu Preßburg, wo sie mit dem Säugling auf dem Arme erscheint, wirft eine Glorie um ihr Haupt. Joseph II. wird zu oberflächlich als ein Herrscher hingestellt, der das Gute wollte, aber nicht erlangte; auf echt östreichischem Standpunkte war er vielmehr als ein solcher zu schildern, der daran scheiterte, ein fremdes Princip der bisherigen Entwickelung der heimatlichen Verhältnisse einzuflößen. Das Nichtöstreichische seiner Natur mußte mehr als ein tragischer Zwiespalt, den er zwischen sich und seiner heimischen Welt selbst erzeugte, herausgehoben werden. Kaiser Franz ist mit Rührung gefeiert; die Begeisterung für den jetzigen Kronprinzen, Ferdinand V. von Ungarn, dem das ganze Werk dedicirt ist, erscheint, als nicht frei und naturgemäß, weniger poetisch. 152.

Der Mensch in allen Zonen der Erde. Von J. H. Hoffbauer. Leipzig, Engelmann. 1832. 12. 12 Gr.

Der Mensch ist und bleibt mit Recht der erste und würdigste Gegenstand menschlicher Forschung, und es gehört nur zu den vielen und mannichfaltigen Sonderbarkeiten der Menschen, daß sie dennoch alle andere Naturgegenstände weit mehr als sich selbst erforscht haben, so viele treffliche Schriften über den Menschen auch erschienen sind. Daher ist selbst die Naturgeschichte des Menschen noch in der Kindheit. Denn auch die Reisebeschreiber richten gewöhnlich mehr ihr Augenmerk auf die Beschaffenheit der Gegend und deren Erzeugnisse als auf den Charakter des Volks und dessen Sitten und Gebräuche. Das Letztere ist freilich viel schwieriger, und sehr wahr sagt Bonstetten, dessen hierher gehörige Werke („Etudes de l'homme" und „L'homme du midi et du nord ou sur l'influence du climat") zu den neuesten und besten gerechnet werden, darüber Folgendes: „Die Kunst, den Menschen zu beobachten, ist von der Kunst der Betrachtung materieller Erscheinungen sehr verschieden. In der Physik, in der Chemie, in der Astronomie und in der Mechanik wird man durch Grundsätze geleitet, man darf sich nur dem Strome überlassen; das Studium des menschlichen Geistes aber, von allen Grundsätzen noch gänzlich entblößt, gleicht einem Wasser, das kein bereits untersuchtes Bett, keine gleiche Strömung hat."

Der Verf. des obengenannten Werkchens hat seinen Gegenstand unter folgende Rubriken gebracht: 1) Polarvölker, 2) schöngebildete Völker (Araber, Perser, Hindus), 3) mongolische Völker, 4) Neger von Afrika, 5) die Urvölker von Amerika, 6) die malaiischen Völker. Da nun der Titel des Buches lautet: „Der Mensch in allen Zonen", so ist es auffallend, daß die Europäer und ihre Abkömmlinge in den andern Erdtheilen, und zwar ohne andern Aufschluß darüber als der zu schwierigen Unternehmung, so ganz mit Stillschweigen übergangen worden sind, da besonders der Verf. auch den Einfluß des Klimas auf den Menschen zeigen wollte. „Denn weit entfernt", sagt er, „alle Verschiedenheiten unter den Menschen vom Klima herzuleiten, möchte ich doch auch nicht seinen großen Einfluß bestreiten." Ein anderer Mangel dieser Schrift ist, daß die Quellen, aus denen der Verf. seine Völkerkunde schöpfte, von ihm nicht angegeben worden sind; denn es ist bekannt genug, daß frühere Reisebeschreiber sich und ihre Leser mit ihren Nachrichten oft getäuscht, daß sie ihre Völker oft besser, oft schlechter, als sie waren, beschrieben haben. Auch kann nur auf kritische Weise die Menschen- und Völkerkunde wahrhaft bereichert werden. Da der Verf. nicht wagte, Europas hochgebildete Nationen zu schildern, so hätte er wenigstens Bonstetten's „Menschen im Norden und Süden" im Auszuge geben können, wiewol er zu einer eigenen Schilderung auch Stoff und Anweisung in den gehaltreichen Werken von Jenisch, Herder, Iselin, Kant, Zimmermann, Malte Brun, u. A. gefunden haben würde. Endlich hat der Verf. die Resultate seiner Schrift dadurch erschwert, daß er die verschiedenen Gegenstände seiner Schilderungen nicht wie Bonstetten u. A. wissenschaftlich geschieden und geordnet hat. Auch möchte wol nicht Jeder Urtheile, wie die nachstehenden, unterschreiben: „Die Pferde in Arabien lernen den Menschen verstehen und ihn lieben, und es entwickeln sich bei ihnen Fähigkeiten und Neigungen, von denen weder das wilde, noch das von Menschen mishandelte Pferd etwas weiß"; „Schöne und unvergängliche Züge liegen in des Braminen moralischem Charakter; die meisten Leidenschaften sind ihm fremd"; „In Afrika finden wir grobe Fetischdiener neben Anhängern der edelsten Religionen". 122.

Literarische Notizen.

Der vor Kurzem erschienene „Chansonnier Saint-Simonien" beginnt mit dem Liede: „La sainte canaille", und schließt mit Béranger's Lied: „Les fous".

Der Arzt Brierre de Baismont hat eine interessante kleine Schrift: „Des établissemens d'aliénés en Italie", aus dem „Journal complémentaire des sciences médicales" einzeln abdrucken lassen.

Elise Voiart hat L. Kruse's Roman: „Der Ring", ins Französische übersetzt. 9.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonnabend, — Nr. 82. — 23. März 1833.

Geschichte der Alchemie, von K. Chr. Schmieder.

(Beschluß aus Nr. 81.)

Gegen Anfang des 17. Jahrhunderts war es in München Sitte, einen trüglichen Goldmacher in vergoldetem Kleide an einen eisernen, mit Flittergold geschmückten Galgen aufzuhängen, was nachgeahmt ward. Seit diesem Zeitraum werden Adepten und Bürgen aufgeführt, die den Unglauben stutzig machen können, aber ihre zum Theil sehr anziehende Geschichte muß im Buche selbst nachgelesen werden, um dem Erzähler nicht Unrecht zu thun und die Ueberzeugung des Lesers nicht zu erschleichen. Da Herr S. in seinen uns nicht zu Gesicht gekommenen „Allotrien" die Geschichte der Rosenkreuzer, deren er hier nur beiläufig und mit Verachtung erwähnt, umständlich erörtert haben will, so wissen wir nicht, inwiefern ihm gelingen dürfe, den Vorwurf zu erweisen, diese Verbindung sei ein bloßes Possenspiel zu muthwilligen Zwecken gewesen. Nicolai von der politischen, Gmelin von der wissenschaftlichen Seite haben dieser schnell und weit verbreiteten Gesellschaft ungleich wichtigere Absichten und Einzelnen ihrer Mitglieder schätzbare Kenntnisse und unübertroffene Fertigkeiten zugeschrieben. Lassen sich, wie wir glauben, die Forschungen so ehrenwerther und unterrichteter Männer nicht umstoßen, so trifft die Rosenkreuzer jener Zeit kein gerechter Tadel als der, daß sie die Bedingungen geistiger Ausbildung verkannt und sich überredet haben, Wissenschaft und Wahrheit, die nur durch Oeffentlichkeit und Aufrichtigkeit vor Misverständnissen und Irrungen gesichert werden, auf verborgenem Wege und durch eine Ziffersprache befördern zu können, welche von Unwissenden oder Betrügern gemisbraucht wird, wie die angeblichen Rosenkreuzer eines spätern Jahrhunderts bewähren.

Der große Conring erwarb sich um die Mitte des 17. Jahrhunderts das Verdienst, die Geschichte der Alchemie von ihrem unhaltbaren Wust zu reinigen und ihre Ansprüche auf ein hohes Alterthum kritisch abzuweisen. Kaiser Ferdinand III. ließ eine ungeheuere, 300 Dukaten schwere Denkmünze künstlichen Goldes prägen, das durch einen einzigen Gran rothen Pulvers hervorgebracht sein sollte, ernannte den Ueberbringer desselben, Richthausen, zum Freiherrn von Chaos und ungarischen Kammergrafen und versprach dem Verfertiger eine Tonne Goldes, wenn er sich kundgeben wolle; aber der war verstorben oder bedurfte fremden Geldes nicht. Um diese Zeit mehren sich die befremdlichen Erzählungen und gewinnen einen Anstrich der Wahrheit. Der wackere Techniker Glauber suchte den Stein der Weisen, fand ihn nicht und fuhr fort, dessen Möglichkeit erweisen zu wollen. Werner Rolfink, Athanasius Kircher waren entschiedene und heftige Gegner der Alchemie, der Letzte aus dem ihm eigenthümlichen Grunde, daß es zwar wirkliche Metallverwandlungen gegeben, daß aber der Teufel solches Blendwerk hervorgebracht habe, um die Seelen zu verführen. Der große Leibnitz ward auf Empfehlung seines Oheims, Pfarrers in Nürnberg, dort im Jahr 1666 Geheimschreiber einer alchemischen Gesellschaft, fand großen Beifall bei ihr, gab aber dies Geschäft schon nach Jahresfrist wieder auf. Beides ziemte dem hochbegabten Geiste, der aus jedem Kiesel Funken zu ziehen verstand. Der erfinderische Becher laborirte ohne Erfolg; Morhof glaubte und erzählte; der noch gläubigere Olaus Borrich strebte vergebens, durch Aufwand großer Gelehrsamkeit Conring's geschichtliche Gründe zu erschüttern. Spinoza erwähnt einer Metallverwandlung im Haag 1666, deren beglaubigtes Ergebniß man ihm vorgelegt. In diesem Zeitraum kam die Kunst zu den Türken, und der ausgezeichnete Feldherr und Staatsmann, Großvezir Mohammed Kiuprili, beschäftigte sich mit ihr. In Tanger gab es eine Menge eifriger Alchemisten. Johann Kunkel von Löwenstern, ein sehr redlicher und geschickter Arbeiter, unrechtmäßig verfolgt und angefeindet, fand den Stein der Weisen nicht, den er bis in sein 72. Jahr suchte, aber die Verfertigung des Hamphosphors, des Rubinglases und manche wichtige Entdeckungen und starb, mit Recht geachtet und geschätzt, 1702 als Bergrath in Stockholm. Der große Boyle glaubte, ein ihm von einem Fremden mitgetheiltes Pulver habe die Kraft bewährt, Gold zu veredeln; Herr S. beweist aus wissenschaftlichen Gründen, das Gold sei dadurch nur legirt worden, wenngleich ein höchst geringer Theil des Pulvers diese Veränderung bewirkt habe. Der Freidenker und Geisterseher Borri stand als Alchemist in Diensten Friedrich III. von Dänemark, ward nach dessen Tode verabschiedet und starb 1695 als Gefangener auf der Engelsburg. Federico Gualdo, räthselhaft im Leben und im Tode, hat auch als Alchemist von sich reden gemacht. Paul Lucas berichtet Unglaubliches aus dem Morgenlande.

Im 18. Jahrhundert weiß man viel von Adepten zu erzählen, aber sie entziehen sich anhaltender Beobachtung so schlau und behende, daß selbst der Gerngläubige nie gewiß ist, ob von Einem oder von Verschiedenem geredet wird. Der bekannte Böttticher, dem ein angeblich griechischer Bettelmönch, Laskaris, zwei Unzen Goldtinctur geschenkt hatte, machte glückliche Versuche damit, derentwegen man ihn in Berlin einsperren wollte und zwei Jahre hernach, als sein Vorrath in Dresden erschöpft war, auf dem Sonnenstein verhaftete, weil man ihn dadurch zu zwingen hoffte, eine Geschicklichkeit zu beweisen, die er nicht besaß. Dort war er so glücklich, 1704 das braune Jaspisporzellan, 1709 das weiße Porzellan zu erfinden, erhielt zwar des Fabrikgeheimnisses wegen die Freiheit nicht zurück, durfte jedoch wieder die ihm sehr angelegenen Freuden der geselligen Tafel genießen, und starb unangefochten und nicht ungeehrt 1719. Andere sollen durch das ähnliche Geschenk eines Unbekannten auf kurze Zeit bereichert worden sein; doch ersetzte keines von ihnen den verschwendeten Vorrath durch eine glückliche Entdeckung. Der berüchtigte Gaetano Graf Ruggieri hinterging Jahre hindurch Fürsten und Könige und endigte zuletzt 1709 im herkömmlichen Flittergold am Galgen zu Küstrin. Die Juristenfacultät in Leipzig ertheilte 1725 ein Gutachten, das Silbergeschirr der geschiedenen Reichsgräfin von Erbach, welches ein ungenannter Adept in Gold verwandelt haben solle, dürfe von ihrem vormaligen Gatten nicht in Anspruch genommen werden. Der große Stahl begann seine Laufbahn im Glauben an Alchemie und endigte sie im Unglauben. Homberg, der redliche Laborant des Herzogs Regenten von Orleans, glaubte, vermuthete, erhaschte nicht. Der freidenkerische Theosoph Dippel schwärmte für Alchemie, obgleich ihm eine, nach Faber's Schriften, nicht ohne Schein des Glücks verfertigte Tinctur nie zum zweiten Mal gelingen wollte. Gegen die Mitte des 18. Jahrhunderts erregten einige Franzosen großes Aufsehen, was wahrscheinlich ihren geistreichen Landsmann, Lenglet du Fresnoy veranlaßte, seine höchst unterhaltende und bis dahin umfassendste Geschichte und Literatur ihrer Kunst zu schreiben. Ein 88jähriger, unbeachteter hamburgischer Jude, Benjamin Jeße, ward erst nach seinem Tode durch seinen christlichen Erben als Adept bekannt. Sehfeld, dem Justi das Wort redet und der wenigstens über den Verdacht habsüchtiger Betrügerei erhaben ist, gewann 1748 die Achtung des Kaisers Franz, der ihn der strengen Behandlung seiner Gemahlin entzog und einer ungleich schonendern unterwarf; aber er wußte auch dieser zu entfliehen und sogar seine Wächter, zwei bis dahin treue kaiserliche Diener und Landsleute, als Begleiter mitzunehmen, ohne daß es möglich gewesen wäre, die Spur der Flüchtlinge aufzufinden. Nicht unmöglich ist jedoch, daß er der Durchreisende gewesen, welcher dem Gehülfen der hallischen Waisenhausofficin, Reußing, eine Probe seiner Meisterschaft gezeigt. Reußing war der Schwiegervater des Berg- und Salinendirectors von Leyßer, der diesen Vorfall 1774 zuerst bekannt machte, und dessen Herr S. mit dankbarer Verehrung erwähnt. Ein Buch, dem sein lächerlicher Titel geschadet: „Edelgeborene Jungfrau Alchymie" (Tübingen 1730), vielleicht vom Professor Kreiling, enthält schätzbare Materialien und ist kritischen Gebrauchs nicht unwürdig. Seit 1751 treten wieder Damen, sogar junge und schöne, als Adepten auf, aber ihre Schüler gewannen nichts dabei. Ein 20jähriger Betrüger, Johann Georg Stahl, dem es nicht an wirklichen Kenntnissen, wol aber an Sittlichkeit des Betragens gefehlt zu haben scheint, trieb sich seit 1755 unter verschiedenen Namen in den Rheingegenden umher, ward 1761 zweimal in Koblenz verhaftet, war aber so glücklich, zum dritten Mal zu entwischen, und so klug, sich nicht wieder ertappen zu lassen. Vielleicht war er nur das Werkzeug in der Hand absichtsvoller Ränkeschmiede, die auch seine in größter Armuth zurückgebliebene Frau und Kinder verschwinden ließen, nachdem sie alle ihre Schulden bezahlt hatten. Professor Schröder in Marburg gehört zu den neuern Rosenkreuzern, hat redlich gesammelt und geschrieben, aber nichts gefördert. James Price, Arzt in Guilford, hatte nach langer Anstrengung endlich eine Tinctur des Goldes und Silbers erfunden, aber von schwacher Wirksamkeit und in ihrer Anfertigung so nachtheilig für die Gesundheit, daß er davon abstand. Wißbegierige Freunde vermochten ihn jedoch, im Frühjahr 1782 zehn Versuche anzustellen, die den Vorrath erschöpften, den er weder erneuern konnte noch wollte. Aber Sir Joseph Banks, Kirwan, Higgins und andere bedeutende Chemiker Englands drangen deshalb so heftig und zuletzt so ehrenrührig in ihn, daß sein ehrlicher Name dadurch gefährdet ward und sogar seine bisherigen Gönner mit ihm unzufrieden wurden. Als er diese Zeugen vormaliger Ergebnisse im August 1783 zu sich eingeladen hatte und alle es abschlugen, ging er durch einen Schluck Kirschlorberwasser freiwilligen Todes aus der Welt. Er hinterließ ein Vermögen von 70,000 und besaß ein jährliches Einkommen von 800 Thalern. Ein Märtyrer der Eitelkeit ward Price gewiß, aber nicht sowol eigner als fremder, des Zunftzwanges, der nach jedem Aufschwunge einer neuen Schulansicht doppelt fühlbar wird. Man glaubte damals mit der chemischen Theorie völlig im Reinen zu sein; man verzieh keinem Denker, dagegen zu verstoßen; man belegte Den mit Spott und Verachtung, der das Recht nicht aufgeben wollte, eine abweichende Ueberzeugung geltend zu machen, und der Tiefgekränkte ward solcher Zeitgenossen überdrüssig. Was menschlicher Verstand darbietet, soll und darf mit allen ehrenwerthen Waffen bekämpft werden, welche die Vernunft des Zweiflers aufzubieten vermag; ist aber unwillkürlich verschuldeter Irrthum hinreichend, einen Menschen seines ehrlichen Namens zu berauben, so hat ihn kein Sterblicher je verdient, noch wird ein solcher ihn jemals verdienen. Es liegt nicht an den fehdelustigen Parteigängern jeglicher Farbe, daß ihre schonungslose Unduldsamkeit nicht täglich solche Schlachtopfer hinrafft, und sie sich einstweilen begnügen müssen, achtungswerthen Leuten das Leben zu verbittern. Semler's alchemistische Misgriffe sind bekannt. Man behandelte den hochverdienten Greis mit zuvorkommender Scho-

nung, aber die tiefe Verwundung seines Selbstgefühls scheint unheilbar geblieben zu sein. Hofrath Weireis, der viel wußte und besaß, und noch mehr zu besitzen scheinen wollte, sah es gern, wenn man ihn für einen Adepten hielt. Unstreitig verdankte er seinen selbst erworbenen Reichthum dem Mineralkarmin, welchen er vorzüglich schön darzustellen wußte. Wiegleb's „Historisch-kritische Untersuchung der Alchemie" (Weimar 1777, neu aufgelegt 1793) ist freilich keine unbefangene Prüfung, sondern einseitige und leidenschaftliche Widerlegung des Gegenstandes. Aber sie erwarb sich das unschätzbare und bleibende Verdienst, durch ihre Anschaulichkeit und unverkennbar herzliche Ueberzeugung Unberufene abzuschrecken und Berufene behutsam zu machen. Das geschah vorzüglich damals zur rechten Zeit, wo geheime Gesellschaften, die wenigstens dem Rufe nach nicht geheim bleiben wollten, sehr geschäftig waren, sich und Andere zu thörichten Hoffnungen und gefährlichen Versuchen zu verführen. Es ist ja nicht zu besorgen, daß der geistreiche und unterrichtete Naturforscher jemals aufhören sollte, Erscheinungen der unerschöpflichen Natur und Kunst mit aufmerksamen Augen zu beobachten, Erfahrungen seiner Vorgänger mit den seinigen zu vergleichen, zu berichtigen oder zu bestätigen, und sogar, wenn es sein Vermögen erlaubt, oft mislungene und verschriene Arbeiten neuer Prüfung zu unterwerfen; aber daran ist allerdings gelegen, daß Ungeweihte sich und Andere seltener zu Grunde richten. Dazu hat Wiegleb ohne Zweifel wesentlich beigetragen und das rein wissenschaftliche Ansehen gleichgesinnter Männer seit dem Ende des 18. Jahrhunderts die alchemistische Schriftstellerei vom öffentlichen Büchermarkt verscheucht. Von 1796—98 trat freilich sogar im „Reichsanzeiger" eine hermetische Gesellschaft von Zeit zu Zeit mit Fragen hervor, aber sie hörte zu fragen auf, als Niemand nach ihr fragte. Am Schlusse stellt der Verf. mit kurzen Worten die Ergebnisse seiner Ueberzeugung zusammen. Wir getrauen uns nicht, sie zu unterschreiben, aber wir wiederholen unsere Erkenntlichkeit für die Belehrung und Unterhaltung seines lesenswürdigen Werks. 95.

Was darf das deutsche Volk von seinen Landständen erwarten? Von Wilhelm Schulz. Frankfurt a. M., Körner. 1833. 8. 6 Gr.

Herr Dr. Wilhelm Schulz ist als ein rüstiger Vorkämpfer in den Reihen der Constitutionnellen rühmlich bekannt. Während noch eine Criminaluntersuchung wegen seiner Schrift: „Deutschlands Einheit durch Nationalrepräsentation", wie das Schwert des Damokles über seinem Haupte schwebt und nur deshalb noch nicht herabsank, weil auf die erfolgte Denunciation des Criminalsenats zu Eßlingen in Würtemberg die Behörden in Darmstadt um die Frage der Competenz streiten und jede sie von sich abzulehnen sucht — ein Conflict, den wahrscheinlich der Staatsrath entscheidet —; während dieser Zeit nimmt er abermals furchtlos sein tönendes Geschoß zur Hand, aber nicht, um wie weiland Apollo die medicinische Pest in den Reihen der Gegner damit einzubürgern, sondern die moralische und politische daraus zu verscheuchen.

Allerdings ist die obige Frage jetzt eine gewichtige. Denn vielleicht noch nie waren der Stände in Deutschland gleichzeitig so viele versammelt als grade jetzt; vielleicht noch nie zählten sie so treffliche, wohlbekannte Namen. In Würtemberg, Königreich Sachsen, Hanover und den beiden Hessen tagen sie; in Baden und Nassau röthelt bereits ihr junger Tag. Dabei stralen Namen wie Uhland, Pfizer, Schott, Menzel, Jordan, Pfeifer, Höpfner, Jaup, von Gagern und viele Andere. Solche Constellationen treffen selten wieder zusammen, und die Zeit ist darnach, ihren Kräften einen Gegenstand, ein Ziel zu geben.

Des Schweißes der Edeln werth!

Herr Dr. Schulz beginnt seine Schrift mit den Worten: „Einfach und klar, wie alles Bedeutende im menschlichen Leben, sind die Foderungen der Pflicht und Ehre. Mögen immer in unserm zerrissenen Vaterlande die Interessen tausendfach sich durchkreuzen; mögen die Ansichten und Wünsche dahin und dorthin schwanken, der unverbildete Verstand, der reine Sinn und das zaglose Herz finden leicht sich zurecht, wenn es darum gilt, die nächsten Gebote der Pflicht zu erfüllen. Klar und deutlich liegt auch der Weg vor Augen, welchen die Abgeordneten deutscher Volksstämme unerschütterlich zu verfolgen haben. Er ist mit den wenigen inhaltsschweren Worten bezeichnet: Thut Recht und scheut Niemand!"

Herr Schulz zeigt sodann, daß die strengste Bewahrung und die vollste Anwendung des Rechts der Volksvertreter zugleich die unverbrüchliche Pflicht derselben sei. Wohl möge in den engern Kreisen des Privatlebens, wenn es um Mein und Dein sich handle, die Billigkeit walten und alles Strenge zu mildern, alles Schroffe zu ebenen suchen; „aber in dem Bereiche des öffentlichen Lebens ist den Abgeordneten der Nation zur Vertheidigung gegen jeden verletzenden Angriff ein fremdes heiliges Gut vertraut."

Der Verf. zeigt nun, wie theils durch die nach und nach zerfallenden Formen des Feudalwesens, insbesondere den mehr vereinzelten Güter- und Vermögensbesitz, theils durch die allmälige Verdrängung der einfachen Handarbeiten durch das Fabrik- und Manufacturwesen und die so schnelle Vervollkommnung des Maschinenwesens, theils durch die stets zunehmende Bevölkerung auch alle Verhältnisse, welche den bürgerlichen Erwerb berühren, im Zustande der Auflösung sich befinden. Aber nicht durch neue Majorate, durch Zunftzwang in Gewerben und Handel, durch Maschinenzerstörung will er dem gesteuert haben. Das Medium der Hülfe findet er hier in den Ständen. Mehr als je bestritten sich die Interessen des Landbaus, der Gewerbe und des Handels. „In der stets allgemeiner werdenden Verwirrung der Meinungen und Begriffe gibt es fast kein anderes Bindungsmittel mehr als eine Volksstimmung, welche von dem frühern gewohnheitsmäßigen Vertrauen auf die Weisheit und den guten Willen der Gewalthaber zuerst in dumpfe Gleichgültigkeit und dann in entschiedene Unzufriedenheit mit einem Bestehenden übergeht, das in sich selbst so geringe Bürgschaften des Bestandes trägt." Die Selbstsucht der Individuen, überhaupt alle Sonderinteressen im Interesse der Gesammtheit zu vereinigen, hält der Verf. für „die höchste Aufgabe der Regierungen". Anzeichen, daß sich das öffentliche Bedürfniß mit der öffentlichen Meinung bereits dahin richte, findet er in den in der neuesten Zeit so zahlreich entstandenen Associationen für Erreichung der mannichfaltigsten Zwecke des menschlichen Lebens. Nachdem dann der Verf. in kurzen scharfen Zügen entwickelte, was das deutsche Volk seit 17 Jahren erwarten konnte und nicht erhielt, nachdem er namentlich im 19. Artikel der Bundesacte „redlich interpretirt das Versprechen des freien innern Verkehrs" durch ganz Deutschland fand, zeigt er, daß dies Versprechen nicht erfüllt sei, „welcher Art auch die Handelsverträge und Handelsvereine zwischen einzelnen Bundesstaaten sind, deren zweideutigen Vortheil uns vorzurechnen man so fruchtlose Mühe sich gibt". Nur in einer von Anfang an gegründeten deutschen Nationalvertretung, entgegen den Fürstengesandten, findet der Verf. hier Heil, und dabei gibt er Winke, wie die jetzigen

Ständeversammlungen auf deren Realisirung, namentlich zur Verwirklichung des erwähnten 19. Artikels, hinzuwirken vermögen.

Ein anderer Abschnitt zeigt, daß der Sturm der Ereignisse in den letzten Jahrzehnten, bis zu den ärmsten Staatsbürgern hinab, tausend Ansichten, Hoffnungen, Befürchtungen und Erwartungen erzeugt habe, welche sich nur der klar erkannten Nothwendigkeit, den Geboten einer strengen Gerechtigkeit unterwerfen. Hierzu komme die Ungleichheit in der Vertheilung der Abgaben und der Staatseinnahmen. Alles Dies dringe auf möglichste Ersparniß in allen Zweigen des Staatshaushalts. Mittel hierzu lägen in der Herabsetzung der höhern Besoldungen, alsbald oder doch im Fall der Vacanz, einer unverweilten Besoldungssteuer und überhaupt einer Besteuerung aller Derer, welche seither nicht unmittelbar zu den Staatslasten beigezogen worden sind.

Ein dritter Abschnitt zeigt, daß es zur höchsten Aufgabe einer gerechten Politik wurde, den ganzen Staat und alles Staatsleben auf das Vertrauen des Volkes zu gründen. Unumgängliches Mittel sei hier möglichste Oeffentlichkeit und diese wieder bedingt durch „unverkümmerte Preßfreiheit". Die Gegner dieser Freiheit hätten Wirth, Siebenpfeiffer u. A. selbst zu immer entschiedenerm und heftigerm Kampfe durch ihre Verfolgungen getrieben u. s. w.

Ein vierter Abschnitt behandelt die verschiedenen Bundesbeschlüsse des vorigen Jahres, insoweit sie die politischen Freiheiten des deutschen Volkes betreffen, also namentlich die Beschlüsse des 28. Juni. Hauptsächlich der Wunsch, daß der Leser nicht glaube, mit einem magern Auszuge des hier vollströmend Entwickelten, durch alle gesprengten und gegrabenen Klüfte der Censurlücken Brausenden habe er genug, daß er vielmehr zum Werkchen selbst greife, veranlaßt uns, weniger ausführlicher hierüber zu sein. Das ständische Recht der Steuerverweigerung und die Bedeutung dieses Rechts; was von der Zustimmung der constitutionnellen Bundestagsgesandten zu den Bundestagsbeschlüssen zu halten sei, besonders die Exegese des zweiten Artikels der Beschlüsse (S. 27—31); die Natur des Unrechts, welches die zustimmenden constitutionnellen Minister begangen (der in der Note citirte §. 163 fg. von Feuerbach's „Lehrbuch des peinlichen Rechts" läßt keinen Zweifel darüber); was die Stände deshalb gegen sie einzuleiten haben (Versetzung in den Anklagestand), und daß keinerlei Rücksicht, keine Bedenklichkeit sie davon abhalten dürfen, — findet hier seine überzeugende und feurige Begründung. „Mit diesem Gebote des Rechts und der Ehre stimmt zugleich das Gebot einer höhern politischen Klugheit überein. Vor allem Andern ist es jetzt, da es um constitutionnelles Sein oder Nichtsein sich handelt, die nächste und wichtigste Aufgabe der Stände, sich in dem Kampf für die Rechte des Volks der lebendigen und allgemeinen Theilnahme desselben zu versichern. Kalt und theilnahmlos aber würde das Volk zusehen, wenn sich die Stände nur auf langweilig spitzfindige Erklärungen und Gegenerklärungen über die Bedeutung der Bundesbeschlüsse einlassen, wenn sie das Unrecht, statt es offen anzugreifen, nur beschönigen und bemänteln wollten. Gleichwol dürfen sie versichert sein, daß eine halbe Opposition nicht weniger als eine entschiedene und ganze Opposition ihre Auflösung zur Folge haben wird; daß sie in jenem Falle um so weniger ihrer eignen Wiederberufung entgegensehen können; und daß es um so leichter fallen wird, eine völlig servile Kammer zu berufen, je mehr sie von Anfang an durch ein zweideutiges und kraftloses Benehmen ihre Popularität verscherzt haben." (S. 34, 35.)

Ein fünfter Abschnitt dringt darauf, daß die constitutionnellen Staaten Deutschlands und in diesen die Abgeordneten selbst die „redliche Vollziehung" des 13. Artikels der deutschen Bundesacte von den deutschen absoluten Staaten verlangen und bis dahin mit der Einrede des nicht erfüllten Vertrags alle Forderungen derselben zurückweisen sollen. Mittel, hier tüchtig und ernstlich aufzutreten, findet sodann der Verf. in der Herstellung einer allgemeinen Volksbewaffnung, welche zugleich noch andere Vortheile bringe. (S. 37—39).

Der letzte Abschnitt muntert die Stände auf zu festem, schwankendem Stehen, besonders in Berücksichtigung der noch in den letzten Jahren gemachten Erfahrung, wie unheilvoll Schwanken sei und mit genauerer Bezeichnung jener Erfahrungen zunächst von der letzten hessischen Ständeversammlung abgeleitet. Der Verf. erwartet, daß die Foderungen der Preßfreiheit und Bürgergarden oder die Verweigerung des Budgets die Alternative der deutschen Abgeordneten sei. Die rechtlichen Folgen hiervon seien klar. Jede Beitreibung und Erhebung nicht verwilligter Steuern „würde ein wiederholtes Unrecht, ein fortgesetzter Verfassungsbruch" sein. Aber selbst im Falle der Erhebung würden sich Vortheile zeigen; die Regierungen würden auf materielle Erleichterungen denken, die Stände dem Volke nicht mehr als unnütze Last erscheinen und, fänden keine materiellen Erleichterungen statt, auch dann sich neue, den Volksfreiheiten günstige Verhältnisse schützen. Bei der Verschiedenartigkeit der Ansichten, die jetzt unter den Freigesinnten des Volks herrschen, könne nur Eins Allen dienen und die Sache Aller fördern: „zwar um kein Haarbreit die Linie ihrer Befugnisse zu überschreiten, aber auch auf der vollen Behauptung und Gewährung des Rechts fest zu beharren, selbst wenn sie gewiß sind, daß die Auflösung der Kammern und selbst die momentane Vernichtung des letzten Scheins der Verfassungen die unmittelbare Folge ist" (S. 43, 44).

Gewiß spricht diese Schrift Viele überzeugend an; aber selbst die Gegner, wenn sie nur einigermaßen vernünftige Gegner sind, werden der einfachen Großheit und Würde der darin entwickelten Gedanken und besonders dem Bestreben Ehre widerfahren lassen, den Faden des Gewebes der Zukunft an die Gegenwart zu fügen, ohne absichtlich und mit Liebhaberei diese Gegenwart zu verzerren und daran zu reißen. 64.

Miscellen.

Staupitz; es sei wahrscheinlich, daß er in seinen letzten Lebensjahren Bischof zu Chiemsee gewesen. („Allgemeine Literaturzeit.", 1832, S. 359.) Daß er es aber niemals war, ist gewiß, s. Hansiz Germ. sacra, II, 587. Pauli Fischeri Theatrum viror. illustrium. Novissimum Chronicon antiqui Monasterii ad S. Petrum Salisburgi. Augustae, 1772, S. 448. Joannes IV. Staupitzius abbas 1522, st. den 28. Dec. 1521 als Abt.

In Nr. 25 der „Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik" für 1832 wird als ein besonders merkwürdiger Umstand hervorgehoben, die gemüthherhebende Art, womit selbst katholische Schriftsteller die Geschichte der Reformation behandelten, z. B. Wolf, Breyer, Westenrieder, selbst Zschokke. Letzterer ist notorischerweise ein aus Magdeburg gebürtiger Protestant, sowie Breyer, der geborene Würtemberger; ich habe alle genau und persönlich gekannt. Wolf, Verfasser der „Geschichte der Jesuiten" und Antijesuit, konnte doch wol ohne Inconsequenz kein Feind der Reformation sein. Was aber von dem Westenrieder'schen Liberalismus zu halten, darüber beliebe man nur seine „Centum theses" und überhaupt sein Stillstehen oder vielmehr Zurückschreiten seit 25 Jahren zu betrachten, was auch darüber die neueste Lobschrift des Herrn Oberconsistorialpräsidenten von Roth sagen mag.

Kaspar Sturm bekleidete das Amt eines Reichsheroldes; wie er aber zu dem Beinamen Teutschland gekommen, sei ungewiß; s. „Allgemeine Literaturzeit.", 1832, S. 251. Antwort: als Reichsherold, weil alle Herolde Amtsnamen von Ländern trugen: z. B. Ungerland, Holland, Engelland. 35.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonntag. — Nr. 83. — 24. März 1833.

Ueber Reinhart Fuchs in seinen verschiedenen Gestaltungen.

Dritter und letzter Artikel. *)

Mit dem 12. Jahrhundert erschienen verschiedene neue Bearbeitungen der alten Mähr von dem Fuchs Reinhart. Eine derselben haben wir in den vorhergehenden Artikeln schon angeführt und insoweit, als es hier vergönnt war, charakterisirt. Dies konnte auch um so eher geschehen, als diese Ueberarbeitung mit dem Originalgedicht gleiche Sprache hat. Anders aber steht es mit den andern Bearbeitungen, welche in die angegebene Zeit fallen. Diese sind nicht nur in verschiedenen Sprachen abgefaßt, sondern auch Sinn und Bedeutung ist ein anderer. In Lotharingen, der Heimat des Gedichtes, war es hinreichend, wenn die rein persönliche Satire des alten Gedichtes verallgemeinert und dies oder jenes Ereigniß des 12. Jahrhunderts eingeflochten ward; denn dort mochte sich die ursprüngliche Bedeutung des Gedichtes am lebendigsten erhalten haben. In Deutschland jedoch, wie auch in Frankreich, war zu dieser Zeit nicht nur Zwentibolk's wüstes Treiben gänzlich der Erinnerung des Volkes entschwunden, auch ganz andere Interessen waren daselbst erregt worden. So konnte demnach das Gedicht in seiner alten Bedeutung nicht wohl Eingang und Theilnahme finden; dies war nur möglich, wenn dasselbe allegorisch aufgefaßt wurde. Dies geschah, und wie dies in Deutschland zunächst geschah, soll in diesem Artikel der Gegenstand unserer Betrachtung sein.

Die altfranzösischen Bearbeitungen dieses Stoffes mögen wir um so leichter hier unbeachtet lassen, als erst kürzlich ein ausführlicher Auszug in dem „Morgenblatt" (Jahrgang 1831) mitgetheilt ward. Wir sahen, wie von den Franzosen die Fabel vom Reinhart dazu benutzt ward, der damaligen Welt in derselben ihr eignes Bildniß gleichwie in einem Spiegel zu zeigen. Sie brauchten die Geschichten Reinhart's als Einfassung für die Gemälde, welche man den Zeitgenossen von ihrem Treiben und Thun vorzuhalten für gut befand, und davon allein dürfte wol die allgemeine Verbreitung der romans du renard in Frankreich herzuleiten sein. Schon um 1210 müssen diese romans daselbst allbekannt gewesen sein, wie aus den Anspielungen Gautier's von Coinst hervorgeht, die Mone mittheilte. Wir wollen hier nur eine Stelle anführen, weil sie die Geistlichen jener Zeit zugleich mit schildert. Gautier sagt part. I, cap. 23 d'un Sarrazin, v. 155:

Lor mostiers tienent eiz et sales,
Et lor chambres et lor grant sales
Font lambroissier, poindre et portraire;
En lor mostiers ne font pas faire
Si tost l'image Notre-Dame,
Com font Isengrim et sa fame,
Les gelines, qui la mort ponent etc.

d. h.: „Ihre Münster enthalten Speisekammern und Unsläthereien, und ihre Zimmer und großen Säle lassen sie täfeln, malen und mit Abbildungen schmücken; in ihren Münstern lassen sie nicht so oft malen das Bildniß Unsrer lieben Frau als Isengrimen und seinen Hunger, die Hühner, welche die todte (von Reinhart erbissene Henne) begraben." Die andern Stellen mag man in Mone's Ausgabe selbst nachlesen, wir wenden uns zu dem mittelhochdeutschen Gedicht von dem Fuchs Reinhart aus dem 12. Jahrhundert.

Da wir dies Gedicht aber nur in einer Ueberarbeitung des 13. Jahrhunderts besitzen, so haben wir zu untersuchen, ob und inwiefern der Ueberarbeiter das überkommene Werk abänderte. Dürften wir der Versicherung dieses Mannes trauen, so hätte die Fabel selbst keine Veränderung erfahren, denn er sagt am Ende:

Hie endet dis mære. Daz hât der Glichesenære
Er Heinrich getihtet, und lie die reime ungerihtet;
Die rihte aber ein ander man, der ouch ein teil getihtes kan,
Und hât ouch daz alsô getân, daz er daz mære hât verlan
Ganz rehte, als es ouch was ê; an sumeliche rime sprach er mê,
dan êr dar an wære gesprochen; ouch hât er abgebrochen
ein teil, dô der worte was ze vil etc.

Doch dies Geständniß verbirgt uns fast ebenso sehr, daß der Ueberarbeiter die Fabel selbst zum Theil änderte, denn er gesteht sowol hinweg als hinzu gethan zu haben. Heinrich hatte uns, seiner Worte zufolge, ein Gedicht von Isengrim's Arbeit (V. 1864) gedichtet, und diese scheint darzuthun, daß sein Plan dem des ersten Dichters ähnlich war, welcher, wie wir sahen, Isengrim's Unter-

*) Vgl. Nr. 22, 23, 52—54 d. Bl. D. Red.

gang als Hauptvorwurf sich genommen hatte. Diesen finden wir aber in dem Gedichte, wie es jetzt vor uns liegt, nicht geschildert, vielmehr ist Reinhart's Treulosigkeit und List die Hauptsache jetzt, und offenbar will das Gedicht allen Fürsten die Lehre geben, daß Munddienern und Ohrschmeichlern nie zu trauen sei. Es bleibt also die Frage unerledigt, ob Heinrich das Gedicht, wie es jetzt ist, dichtete, oder ob der Ueberarbeiter nicht nur die Sprache, sondern auch die Bedeutung und den Sinn des Gedichtes änderte. Als einen Beweis, daß der Ueberarbeiter nur die Sprache änderte, dürften wir ansehen, wenn erwiesen würde, daß folgende im Gedicht vorkommende Namen Personen des 12. Jahrhunderts angehörten. Erwähnt wird z. B. ein her Walter von Horburg, einer von Wernburg, Meister Vendin von Salerno, ein Arzt. Nicht minder wäre es von Belang, wenn wir wüßten, daß die im Gedichte erwähnte Belehnung des Elefanten mit Böhmen von dem Dichter selbst herrührte, denn dann würde wahrscheinlich auf die Belehnung Wladislaus II. durch Friedrich Barbarossa angespielt sein. Da dies aber kaum zu entscheiden ist, bevor nicht des Dichters Werk in seiner Reinheit aufgefunden wird, so lassen wir alle weitere Untersuchung hier fallen, und wenden uns zu dem nur wenig bekannten Inhalte des Gedichtes selbst.

Das Gedicht zerfällt eigentlich in zwei Abtheilungen, deren erste die Thaten Reinhart's vor dem Hoftage, und deren andere Reinhart's Aufführung auf dem Hoftage schildert. Wir wählen zugleich auch die Eintheilung in Fabeln, weil dies die Vergleichung mit dem ursprünglichen Gedichte erleichtert.

Erster Theil. Reinhart's Thaten vor dem Hoftage.

Die ersten vier Fabeln geben uns mehr einen Begriff von Reinhart's Treulosigkeit als von seiner List, weil er in ihnen immer überlistet wird. Der Inhalt derselben ist folgender. Fabel 1. Reinhart sucht den Hahn Schanteklär (chanteclair) umzubringen, es mislingt jedoch, und er geht weiter. Fabel 2. Reinhart sieht eine Meise und trachtet sie zu erhaschen, indem er ihr, als seiner Gevatterin, einen Kuß bietet; allein die Meise wirft ihm ein bischen Mist an den Rachen, nachdem sie ihm zuvor die Augen schließen ließ. Fabel 3 ist die bekannte von dem Raben mit dem Käse, jedoch insofern abgeändert, daß Reinhart ihm den Käse nur entlockt, um ihn, da der Rabe denselben wieder holen soll, selbst zu fangen; es mislingt jedoch gleichfalls, und Reinhart muß vor den Hunden die Flucht ergreifen. Diese drei Fabeln stehen demnach für die zweite Fabel des dritten Buches im ursprünglichen Gedichte. — Fabel 4. Darauf kommt Reinhart zu seinem Neffen, dem Kater Diepreht und sucht diesen in einem Wettlaufe in eine Falle zu jagen, wird aber selbst von Diepreht hineingestoßen. Der dazu kommende Jäger will Reinharten todtschlagen, zerschlägt jedoch die Falle, sodaß Reinhart entkommt. Diese Fabel ist sichtbar eine Veränderung von Fabel 3, Buch 4: Isengrim's Schwur, wo Reinhart den Isengrim in die Falle bringt. — Fabel 5. Reinhart findet den Wolf Isengrim und schließt mit ihm Gesellenschaft. Bald aber sucht er Isengrim's Weib, Hersante, zu verführen, während ihr Gemahl abwesend ist. Diese Fabel kennt der ursprüngliche Reinhart Fuchs gar nicht. Ob sich aber nicht vielleicht das Verhältniß Reginard's zu Oda, welches wir früher andeuteten, in andern Sagen fortgepflanzt haben könnte? — Fabel 6. Isengrim kommt ohne Beute nach Hause und klagt über Hunger. Reinhart verschafft ihm und seiner Familie durch List eine fette Bache; weil aber Isengrim ihm davon nichts übrig läßt, zieht er demselben, dessen Weibe und Kindern Schläge zu, indem er sie Alle in ein Kloster führt und ihnen daselbst Wein zu trinken verschafft. Der Inhalt dieser Fabel stimmt im Ganzen mit Buch 1, Fabel 1: Reinhart's Gefahr und Rettung, und mit Buch 3, Fabel 5: Isengrim's Abschied vom Kloster, überein. Reinhart verschaffte hier jedoch die Bache nicht, um Verzeihung zu erhalten, auch ist hier von Isengrim's Möncherei keine Rede. — Fabel 7. Der geschlagene Isengrim beklagt sich und sein Weib und seine Kinder. Da kommt Kunin (Kaninchen?) und sagt ihm von seines Weibes Untreue, wodurch ein Zwist zwischen Wolf und Wölfin entsteht. Hersante leugnet aber allen Umgang mit Reinhart. Das ursprüngliche Gedicht kennt diese Fabel nicht. — Fabel 8. Reinhart hat sich in seine Burg zurückgezogen, weil er Isengrim's Zorn fürchtet, dieser kommt hungrig zu ihm, und Reinhart bewirthet ihn mit gebratenen Aalen und macht ihn zum Mönche, wodurch sie versöhnt werden. Drauf folgt Isengrim's Fischfang, wobei er seinen Schwanz verliert, den ihm ein Ritter, Birtin, abhaut. Während Isengrim Fische fängt, geht Reinhart in einen Klosterhof, sieht in einem Brunnen sein Bild, und dies für seine Frau haltend, springt er hinein. Bald darauf kommt Isengrim, den Reinhart bewegt, in den andern Eimer zu steigen. Dadurch kommt Reinhart aus der Haft und geht fort, den Wolf verhöhnend. Da nun die Mönche kommen, Wasser zu holen, finden sie den Wolf und zerschlagen ihn tüchtig, bedauern aber darauf, einen Mönch geschlagen zu haben. Diese Fabel entspricht hauptsächlich Buch 3, Fabel 3: Isengrim's Einkleidung als Mönch, und Buch 1, Fabel 2: Isengrim's Fischfang. Der letztere Theil ist jedoch dem alten Gedicht fremd. — Fabel 9. Isengrim entkommt und klagt dem Luchse sein Schicksal und Reinhart's Falschheit, droht Reinharten und will sogleich ihn belagern. Der Luchs räth jedoch zum Frieden und Isengrim willigt in einen Tag, worauf Reinhart seine Unschuld auf die Zähne des Hundes Reize beschwören soll. Reinhart aber merkt die Falle und entflieht von dem Tage. Isengrim und Hersante sammt ihren Kindern verfolgen ihn, Allen voraus aber eilt Hersante. Da lockt sie Reinhart in seine Höhle und schändet sie vor Isengrim's Augen. Diese Fabel entspricht im Ausgange der vierten des dritten Buches, Reinhart's Zwischenspiel. Alles Vorhergehende jedoch findet man nicht in dem alten Gedichte.

Dies sind die Thaten Reinhart's vor dem Hoftage. Wir kommen jetzt zum

Zweiten Theil. Reinhart's Thaten auf dem Hoftage.

Alles bis jetzt Erzählte war in einem allgemeinen Landfrieden geschehen. Der König der Thiere, der Löwe Wrevel, beginnt die zehnte Fabel, kam einst zu einem Ameisenhaufen, welcher ihn nicht als Herrn erkennen wollte. Im Zorn verwüstet er ihn. Um dies zu rächen, suchte der Ameisenkönig den Löwen auf und sprang ihm ins Ohr, wovon dieser sehr erkrankte und aus Furcht vor des Himmels Strafe einen Landfrieden verkündete. Bald darauf hält Wrevel Hoflager und Gericht, wobei die Thiere sich versammeln. Isengrim klagt Reinharten an, gegen welchen auch der Bär und der Hirsch sprechen. Reinhart war nicht zugegen; Olbente von Tuschelan wendet deshalb ein, man könne ihn nicht verurtheilen, und so wird ein zweiter Gerichtstag bestimmt. Indeß kommen Schanteklär und Frau Pinte mit der Leiche ihrer Tochter, welche Reinhart erbissen und bringen ihre Klage an. Der König ist sehr erzürnt und läßt die Todte feierlich begraben. Der alte Reinhart kennt diese Fabel nicht. — Fabel 11. Der Hofkaplan, Brun der Bär, wird geschickt, Reinharten vorzuladen. Reinhart aber führt ihn zu dem bekannten Honigbaum. Darauf wird Dieprecht, der Kater, gesendet, welchen jedoch Reinhart in eine für ihn selbst gelegte Falle bringt. Endlich geht Krimel, der Dachs, und diesem folgt Reinhart nach Hofe. Alle diese Vorladungen und Abfertigungen der Boten kennt das alte lateinische Gedicht nicht. — Fabel 12. Reinhart hatte den Ameisenkönig belauscht und kannte demnach des Löwen Krankheit. Er geht als Arzt nach Hofe, und obgleich sich die meisten Anwesenden gegen ihn erheben, gewinnt er doch des Königs Huld, indem er verspricht, seine Krankheit zu heilen. Als Arzneimittel räth er dem Könige Körpertheile seiner Feinde, und der König befolgt diesen Rath auf das genauste. Darauf treibt Reinhart die Ameise aus dem Ohr des Königs und stellt ihn her. Der König schenkt ihm seine Gnade, und auf Reinhart's Bitte, dessen Freunden, dem Elefanten ein Königreich und der Olbente eine Abtei. Beiden aber schlägt die Besitznahme fehl; auch sie hatte Reinhart gehöhnt. Endlich braut Reinhart dem Könige einen Gifttrank, woran dieser stirbt. Reinhart war aber entflohen und hatte Krimel'n, seinen Neffen, mitgenommen, sobald der König getrunken hatte, und vergeblich bereute dieser, dem Falschen getraut zu haben. Der Inhalt dieser Fabel findet sich auch nur zum Theil im alten Gedichte, Buch 2, Fabel 1. — Dies ist der Inhalt des mittelhochdeutschen Gedichts von Reinhart Fuchs.

So sehr die bis jetzt ihrem Inhalte nach angeführten Gedichte voneinander abweichen, darin stimmen sie doch überein, daß in beiden durch Reinhart's Schlauheit ein König umkommt; sie haben demnach tragischen Ausgang. Wie verschieden übrigens die Art und der Zweck der beiden Gedichte sei, wird durch Vergleichung miteinander jetzt leicht gefunden werden. Ein ganz anderer Reinhart handelt in dem mittelhochdeutschen Gedichte als in dem lateinischen. Im erstern ist er ein wahrer Fuchs, dessen Hauptcharakter List und Treulosigkeit ist. Er handelt überall fast wie der ungetreue Sibiche der deutschen Heldensage, welcher sich gegen Ermenrich nur getreu stellt, um desto sicherer ihn zu verderben. Aber er ist noch schlimmer, denn er ist nicht wie Sibiche beleidigt und verbreitet Tod und Verderben gleichsam nur, weil es seiner Natur angemessen ist. Gleichgültig ist ihm, wen er trifft, denn er betrachtet sich als Aller Feind, daher er auch Alle, die *für* ihn sprachen, undankbar behandelt und zu Schaden bringt. Das mittelhochdeutsche Gedicht ist demnach gleichsam eine Warnungstafel an alle Fürsten, wohl aufzumerken, wem sie trauen. Deshalb ist es auch durchaus ernst gehalten, und man findet nirgend die feine Satire, die mit Seide umwickelte Geißel, welche im lateinischen Gedichte scheinbar nur zum Scherz, aber doch treffend geschwungen wird.

Von dem mittelhochdeutschen wie von dem lateinischen Gedichte weicht der holländische Reinhart und sassische Reineke ab. Letzterer verhält sich zu ersterm etwa wie das Werk des ersten Ueberarbeiters zur lateinischen Urschrift. Es ist bald wörtlich übersetzt, bald aber auch durch scharfe Satire und fröhlichen Spott erweitert. Hier trägt die Fabel mehr das Ansehen eines Lustspiels, und Reinhart erhebt sich durch List und Trug endlich zum Kanzler des Reichs. Augenscheinlich ist dieses Gedicht ein getreues Bild der Welt im 14. und 15. Jahrhundert, fast in demselben Verhältnisse, wie die romans du renard. In diesem Zeitraum war die Macht des Kaisers und die Obergewalt des Papstes so dahingeschwunden, daß die größern Lehnsträger des Reiches als selbständige Fürsten immer mehr und mehr sich entwickeln konnten. Das früher Alles bestimmende Feudalwesen, die frühere Alles leitende Hierarchie war gealtert und dem Kaiser wie dem Papste nur der Schein einer Macht nachgelassen worden. Daher ist die Unterwerfung der Thiere unter ihren König, den Löwen, im Gedichte nur eine scheinbare, und indem jedes dem Könige Gehorsam gelobt, verspricht jedes auch sich selbst, das gegebene Versprechen bei dem ersten Reize dazu ohne Weiteres zu brechen. Ein gleiches Verhältniß findet zwischen dem Papste und seinen Cardinälen statt, wie das Gedicht ausführlich schildert. Es ist nicht zu leugnen, daß dieser „Reineke Fuchs", ungeachtet er seinen einzelnen Fabeln nach dem mittelhochdeutschen beiweitem näher steht, mit dem ursprünglich lateinischen Reinhart darin eine große Aehnlichkeit hat, daß in beiden die Vasallen willkürlich handeln und ihr Gehorsam gegen die Krone nur ein vorgespiegelter ist. Allein *der* Unterschied findet dabei statt und ist sehr zu beachten, daß die Schwäche des Königs im alten Gedichte dadurch bedingt wird, daß es dem König nur noch nicht gelungen ist, die von Alters her freien Großen seiner Macht zu unterwerfen, und daß demnach die Eigenmächtigkeit und der Widerstand der Großen gewissermaßen als rechtlich begründet erscheint. Das Gegentheil von diesem aber liegt im Reineke. Hier sehen wir die Absicht der Fürsten, sich frei von den bisher getragenen Banden zu machen, daher alle scheinbare Unterwerfung nur komische Wirkung hervorbringt.

Ebenso gilt im alten Reinhart Fuchs aller Spott nicht sowol der Gesammtheit der hierarchischen Einrichtungen als einem Theile derselben, dem Klosterwesen. Im Reineke sehen wir dagegen den drohenden Einbruch des ganzen Gebäudes, wobei Jeder nur für sich sorgt, nicht aber daran denkt, etwas zu thun, dem Sturze des Hauses zu wehren.

Ueber den Inhalt der einzelnen Fabeln des „Reineke Fuchs" glauben wir hinweggehen zu können, da er hinlänglich bekannt ist. Merkwürdig bleibt es aber, daß diese jüngste selbständige Bearbeitung des Stoffes wiederum die Eintheilung in vier Bücher zeigt, welche nur an dem alten „Reinhart Fuchs" noch wahrzunehmen ist.

Stellen wir hier nun schließlich das Ergebniß unserer Vergleichung zusammen, so sehen wir im ältesten Gedichte den Kampf des Königs geschildert, den er mit seinen Vasallen führt, um seine Macht zu begründen. Der Dichter steht auf Seiten der Vasallen. Im mittelhochdeutschen Gedichte sehen wir den im Besitz der Macht geistig-schwachen König, welcher durch die Schlauheit treuloser Räthe seinen Untergang findet. Der Dichter steht auf Seiten des Königs. Im lassischen Reineke endlich erkennen wir das Streben der einzelnen Vasallen zur Selbständigkeit und, da jeder nur für sich selbst folgt, die Feindschaft eines jeden gegen alle. Geistige Regsamkeit und Schlauheit bringt es natürlich dabei am weitesten und der König muß, um nur noch den Schein der Macht zu retten, sich unbedingt in die Hände der Verschlagenheit geben, welche sich überall als Sieger zeigte. Der Dichter steht über beiden Parteien. Läßt sich der Gang der deutschen Geschichte bis zum Jahr 1500 kürzer und treffender darstellen?

Eine, jedoch nur theilweis gelungene Fortsetzung des „Reineke" ist der „Froschmäuseler" von Rollenhagen; ein dickes Buch für den kleinen Zeitraum der Reformation. Wer jetzt den „Reinhart Fuchs" fortsetzen wollte, würde einen andern Weg einzuschlagen haben, dann aber auch des Beifalls der Welt versichert sein dürfen.

Ludwig Ettmüller.

Romanenliteratur.

1. Novellenkranz deutscher Schriftsteller. Erster Band. Das Haus Coligny. Historische Novelle aus der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts von Fr. Klusmann. Zweiter Band. Die Wahrsagerin. Novelle, aus dem Leben gegriffen von Fr. Klusmann — und: Maria Kulm. Historische Erzählung der Vorzeit. Regensburg, Reitmayr. 1832 — 33. 12. 2 Thlr.

Der ersten Novelle gebührt der Name mit Unrecht, denn vom Hofe der Katharina von Medici noch etwas Neues zu erfahren, ist kaum möglich. Um seine vielen Vorgänger nicht auszuschreiben, hat unser Verf. den Ausweg getroffen, weder ein Charakter- noch ein Zeitgemälde zu geben, sondern blos die Thatsachen mit einigen schwachen Zusätzen, poetische Erfindung genannt, und den nöthigen und unnöthigen Worten in Erzählungs- und Gesprächsform. — Brockenbesteiger haben über die Trivialität der Fehrerzählungen in den sogenannten Brockenbüchern geklagt; war einer dieser Kritiker gegenwärtig, als Bürgermeister Mark mit Tochter, Schwester und Nichte den Brocken bereiste, dort einen verlorenen Sohn, vagirenden Komödianten und dessen Freund fand, so dürfte er Das, was auf die schreibenden Personen gestichelt wurde, auch auf die redenden ausdehnen und die ganze Sippschaft zusammt der Wahrsagerin, nach der sie sich nennt, für immer dahin verwünschen, wo sie damals war — auf den Blocksberg. — Das besungene und gesungene „Maria Kulm" hätte der Verf. ruhen lassen sollen; zu einem wahrhaften Leben gelangt es durch diese Darstellung schwerlich.

2. Die graue Nonne am Clemence's Grab. Von Charlotte von Glümer. Zweibrücken, Ritter. 1832. 12. 1 Thlr.

3. Die Fehde der Gegenkönige (Ludwig's von Baiern und Friedrich's von Oestreich). Von Derselben. Zweibrücken, Ritter. 1832. 12. 1 Thlr.

Die graue Nonne am Grabe der bekannten Preisstifterin Clemence Isaure von Toulouse ist Coligny's Enkeltochter, die katholisch wird und ihre Nebenbuhlerin mit dem Geliebten vereint. Die historischen Gestalten haben mehr Portraitähnlichkeit, überhaupt bestimmtere Umrisse als in der Novelle, welche Coligny's Namen an der Stirn trägt. Bei alledem sind sie hier blos bindende Glieder, welche den Schicksalsgang der Liebenden bedingen, fördern, hemmen, bis diese nach vielen Fährlichkeiten in den Hafen ehelichen Glücks einlaufen.

Undeutlicher sind die Züge der Könige und ihrer Gewaltigen in der zweiten Erzählung derselben Verf., die nicht ohne Talent und Beruf sich den schriftstellernden Frauen anreiht. Die „Nonne" gibt uns ein klares Bild von den fanatischen Umtrieben jener Zeit in Frankreich, den Verfolgungen der Hugenotten, und flößt uns Achtung für Coligny's großartige Erscheinung ein. Die vaterländischen Helden dagegen sind nur in einem schwachen Nebelbilde abgespiegelt, das uns für sie und die Geschichte ihrer Tage gleichgültig läßt, und die ganze Aufmerksamkeit auf das künstlich verschlungene und gelöste Geschick der reizenden Bürgermeisterstochter in Landshut lenkt, die sie sammt Stamm- und Wahlverwandten uns lieb und werth macht und Spannung und Theilnahme bis zum letzten Blatt des Buchs thätig in uns erhält.

4. Bilder aus dem Leben. Von Theodor Rein. Meißen, Klinckicht und Sohn. 1832. 8. 1 Thlr.

Vier Erzählungen mit diversen Nutzanwendungen. In Nr. 1 und 2 wird das stille Verdienst anerkannt und belohnt, welches stille Verdienst nicht aus der Art schlägt, ganz vortrefflich, aber sehr langweilig ist. Nr. 3 empfiehlt einer Liebenden, nicht eher sich mit einem Andern zu verheirathen, bevor sie auch wirklich den Todtenschein vom fernen Geliebten hat; widrigenfalls droht ihr Herzeleid, ja der bittere Tod. Nr. 4 legt augenscheinlich den Nutzen des Wartens dar; weil der Held dies lernte, freit er die geliebte Schöne als Witwe, reichen Ersatz in ihrem Besitz für die wenigen Jahre der Entbehrung findend. 13.

Literarische Anzeige.

Bei mir ist soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Voigt (Johanna), Das Leben des königl. preuß. Staatsministers Friedrich Ferdinand Alexander Reichs-Burggrafen und Grafen zu Dohna-Schlobitten. Gr. 8. Geh. 4 Gr.

Leipzig, im März 1833.

F. A. Brockhaus.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Montag, — Nr. 84. — 25. März 1833.

Politische und literarische Gegenwart.

Fast bin ich auf die Meinung gekommen, als ob der Grundsatz der Homöopathie, daß homogen wirkende Mittel am leichtesten den Erfolg herbeiführten, welchen man sonst nur den dem Uebel direct entgegenwirkenden Arzneien zuschrieb, sich in unsern Zeiten auch auf politische Schriften ausdehnen lasse; denn ich kann nicht leugnen, daß ich nach Lesung diverser deutscher liberaler Schriften, geärgert durch die darin herrschende Taktlosigkeit und den Mangel an Kenntniß der praktischen Verhältnisse und, was noch schlimmer ist, gelangweilt durch den schleppenden Styl und affectirte Phrasen, öfters eine ganz ungewöhnliche Neigung für das absolute Princip empfand, wie denn überhaupt das Erleiden von großem Ungemach, z. B. Hungersnoth in physischer, Langweile in psychischer Hinsicht, wol den besten Menschen vom Pfad der Tugend zu verlocken vermag. Indessen bedurfte es alsdann nur eines Blicks in irgend ein beliebiges, die Sache des Absolutismus vertheidigendes Blatt, um die liberale Idee in dem vollen Glanz und aller Herrlichkeit ihrer Erscheinung aus dem Nebel emportauchen zu sehen, mit dem ihre ungeschickten Vertheidiger sie umgeben hatten; von allen dergleichen Werken kam jedoch keines dem bisher vom Dr. Jarcke in Berlin verfaßten, gegenwärtig vom Major von Streit fortgesetzten „Wochenblatt" an Effect gleich, und ich möchte diesem Blatt unter allen gegen den Despotismus und die Aristokratie gerichteten Schriften in Bezug auf Wirksamkeit den ersten Platz einräumen, denn jeder nur einigermaßen Unbefangene muß fühlen, wie unendlich tief ein Princip gesunken sei, wenn es auf solche Art sich vertheidigen läßt. Uebrigens wird es für diejenigen Liberalen, deren Rechtsphilosophie die Strafe nicht als die Ausgleichung vor dem Rechtsprincip ansieht, sondern als ein Mittel zur Abschreckung betrachtet, nicht unerfreulich sein, zu erfahren, daß der bisherige Verfasser jenes berüchtigten Blatts, der Dr. Jarcke, nachdem er Alles, was Hohes und Edles in dem Menschen lebt, profanirt, nachdem er jedes schöne, dem Licht zugewendete Streben angefeindet, dagegen die Grausamkeiten, welche die Regenten von Lissabon und Modena verübten, belobt, die Selbstsucht der englischen Aristokratie erhoben u. s. w., gegenwärtig nach Abschwörung seiner Religion in die durch den Tod Von Adam Müller — nicht des ehrlichen aber- nen Propheten, sondern des arglistigen, verschmitzten Hofraths und verkappten Jesuiten — erledigte, bisher unbesetzt gebliebene Renegatenstelle förmlich eingesetzt sei. Ein solcher Lohn, eine solche ethische Entwürdigung kann wol ihres Eindrucks auf die große Masse der servilen Partei, d. h. auf Diejenigen, welche ohne eigne Ueberzeugung aus angeborener Apathie und angelerntem leidenden Gehorsam es bequem fanden, einem Führer zu folgen, welcher gedankenlose Passivität als die der Gottheit besonders wohlgefällige Eigenschaft pries, nicht ganz verfehlen, denn selbst diese werden doch etwas überrascht sein und stutzen, wenn sie den finstern Abgrund sich öffnen sehen, in den ihr Koryphäus plötzlich hinabsank. Daher glaube ich sowol das Avancement des Dr. Jarcke als die Fortsetzung des bisher von ihm verfaßten „Wochenblatts" mit Beibehaltung der bisherigen Tendenz unter die erfreulichen Ereignisse in politischer und literarischer Hinsicht rechnen zu dürfen.

Da unsere Blicke jetzt nothwendig häufig auf Frankreich gerichtet sind, so muß es um so mehr auffallen, daß viele deutsche liberale Schriftsteller so wenig den innern Geist dieses Landes studirt haben, die enorme Verschiedenheit der französischen und deutschen Nationalität oft so ganz verkennen, Frankreich häufig als ein ins Französische übersetztes Deutschland betrachten und dadurch nicht selten zu Behauptungen über dieses Land veranlaßt werden, welche der dort herrschenden Ansicht ganz zuwider sind. Hierdurch wird um so mehr Unklarheit verbreitet, als die servilen Blätter sich alle mögliche Mühe geben, Frankreich als ein wegen Absetzung des legitimen Karl X. durch göttlichen Zorn zu zeitlichem Elend und ewiger Verdammniß geweihtes, gleich Aegypten durch alle erdenkliche Landplagen, wie sie die Phantasie der jüdischen Mythe erdachte, gemartertes Land zu schildern. Es scheint mir daher der gegenwärtige Moment, wo zwar sowol in England als im Osten Europas viel Großes sich vorbereitet, doch aber für uns eine augenblickliche Ruhe herrscht, mithin Zeit zur leidenschaftslosen Contemplation gegeben ist, vorzugsweise geeignet, das Terrain zu studiren, wo künftige Bewegungen unsere Aufmerksamkeit beschäftigen werden, und besonders die Ansichten über Frankreich zu berichtigen, um in diesem Lande weder die Anarchie und Verworrenheit zu sehen, in der es die Servilen uns schil-

dern, noch dasselbe als ein zu hoffendes Eldorado der Freiheit zu betrachten, als welches es die Phantasie der Liberalen ausmalt. In dieser und mehrfacher Hinsicht möchte ich eine neuerlich erschienene Schrift:

1. Französische Zustände von H. Heine. Hamburg, Hoffmann und Campe. 1833. 8. 2 Thlr.

besonders empfehlen, deren Verfasser zu bekannt ist, als daß über seine liberalen Ansichten, sogar ziemlich revolutionnairen Wünsche der geringste Zweifel obwalten könnte. Obgleich derselbe, in Paris lebend und Umgestaltungen in Deutschland erharrend, offenbar mehr geneigt sein mußte, Frankreich zu idealisiren als zu verkleinern, so faßt derselbe das innere Leben Frankreichs doch mit einer Richtigkeit auf, daß man seine Darstellungen als ein geistiges Panorama des französischen Lebens betrachten kann. Es sind einzelne Briefe, hervorgerufen durch den Eindruck des Moments, verfaßt mit Geist, Humor und oft tiefer Ironie, welche das tändelnde, aufbrausende, inconsequente, zugleich aber durch eine Art von praktischem Instinkt auf bestimmte Punkte mit überraschender Besonnenheit gerichtete französische Leben, verschiedenartig modificirt in den Salons, auf der Börse, im gewöhnlichen Verkehr, mit kecken Pinselstrichen abbilden und, einzelne zu polemische Stellen abgerechnet, einen erfreulichen Eindruck zurücklassen. Einem Frescogemälde möchte ich diese Briefe vergleichen, welches der talentvolle Künstler unter den gemischten Gefühlen von wehmüthiger Täuschung und ironischem Hohn verfaßte; sie erinnerten mich an ein altes Phantasiegemälde, welches neckende Gnomen und schadenfrohe Alräunchen im Vordergrund umgeben, während ernstmahnende Genien aus dem Hintergrund emporsteigen.

Die etwas zu revolutionnaire, daher auch wegen der vielen Censurlücken einem schwarz in weiß gestreiften Zebra nicht unähnliche Vorrede schildert die Verschiedenheit des Verhältnisses der liberalen Idee gegen Oestreich, welches stets ihr offener, aber ehrlicher Feind war, und gegen Preußen, welches ihr eine dem Gefühl gebrochener Freundschaft ähnliche Empfindung einflöße. Leider ist viel Wahres an dieser traurigen Bemerkung.

Oestreich, ein Bild des versteinerten Mittelalters, ist weder in religiöser noch politischer Hinsicht irgend einer Reformation zugänglich gewesen: nie wich es von dem strengen Katholicismus; nie milderte es die Formen der starren Aristokratie; nie, die kurze Zeit von Joseph II., der eben deshalb Fremdling im eignen Lande blieb, abgerechnet, huldigte es nur scheinbar einer emporstrebenden Idee; ja, beim Andringen feindlicher Heere ließ es lieber seine materiellen Kräfte vernichten, als daß es den Geist der Völker zu seiner Rettung heraufbeschworen hätte. Anders Preußen, welches an die Sache der Reformation sich anschloß, durch Aufhebung des Lehnsnexus zwischen dem Regenten und den Vasallen das Feudalsystem factisch aufhob, indem dasselbe in eine freiwillige Familienübereinkunft verwandelt wurde, unter Friedrich II. frei und offen das Panier gegen den infamsten, aber furchtbarsten Feind aller Aufklärung, gegen die Bigoterie, erhob, durch angemessene Einrichtungen in juristischer und administrativer Hinsicht von dem Wust der Institutionen des Mittelalters sich losriß, in neuester Zeit im Jahr 1813 die jugendliche Begeisterung des erwachten Deutschlands hervorrief mit lebendig verheißendem Wort — und so ist es wol natürlich, daß die freisinnigsten Gemüther grade am empfindlichsten die bittere Täuschung fühlen, wenn sie im heutigen Preußen ein kaltes Nordlicht, eine wärmelose aurora borealis erblicken, wo sie die wahre, die majestätische Erscheinung der den Sonnengott verheißenden Aurora aufgehen zu sehen glaubten.

Von diesem trüben Bild wende ich mich zu dem pariser Volksleben, welches der Verfasser vom Anfang des Jahres 1832 an betrachtete, als die französische Pairie das gegen sie aufgebrachte Volk dadurch vollkommen zufrieden stellte, daß sie dasselbe durch eine wunderliche Farce amusirte. Wie Arlequin im komischen Ballet sich todt stellt, um dem Grimm des Pantalon und Consorten zu entgehen, ebenso fingirte die Pairie auf den Rath von Casimir Périer einen zeitgemäßen Scheintod und erklärte sich selbst für moralisch todt, um nicht physisch todtgeschlagen zu werden. Hierüber wurde so viel gelacht, bis der ganze Haß gegen die Pairie vergessen war. Ein Deutscher glaubt überhaupt nicht, wie allgewaltig der Eindruck des Lächerlichen in Paris ist, und macht sich keinen Begriff davon, welch ein reelles Misgeschick es sei, ridicul zu werden. Es ist daher kein kleines Unglück für den constitutionnellen Thron, daß der jetzige König der Franzosen das Unglück hat, persönlich die Zielscheibe aller Arten von Spöttereien zu sein, welche durch richterliches Einschreiten stets nur noch schlimmer und lächerlicher würden. So war z. B. Philippon, der Herausgeber eines Caricaturjournals, wegen einer das Gesicht des Königs zum Gegenstand der Caricatur machenden Zeichnung vor der Jury angeklagt und suchte sich durch die Bemerkung zu vertheidigen, daß man, wenn man bei Caricaturen Aehnlichkeiten aufsuchen wolle, solche stets auch in den allerheterogensten Dingen finden könne. Um diesen Satz zu beweisen, zeichnete der talentvolle Künstler vor der Jury mehre Caricaturgesichter auf ein Stück Papier, von denen das erste dem König frappant ähnlich war, das zweite dem ersten glich, ohne die Aehnlichkeit mit dem König allzu sehr hervorzuheben; auf die nämliche Art glich das dritte Gesicht dem zweiten und das vierte dem dritten, sodaß dieses vierte die vollständige Form einer Birne und dennoch eine entfernte, aber desto scurrilere Aehnlichkeit mit dem König selbst hatte. Von der Jury demungeachtet verurtheilt, ließ Philippon seine Vertheidigung drucken und gab zu den Beweisstücken das mit den vier Caricaturgesichtern lithographirte Blatt. Wegen dieses lithographirten Blattes, welches unter dem Namen der Birne allgemeinen Beifall und reißenden Absatz fand, wurde der Künstler abermals belangt, dadurch aber die Birne noch berühmter, welche man zu tausend Caricaturen benutzt und ausgehängt findet; man sieht z. B. die Birne unter der Guillotine, von Heinrich V. verspeist, von Périer und Sébastiani, die als Arlequin und Pierrot maskirt sind, durch den Koth getragen, von Périer der Deputirtenkam-

mer für 18 Millionen zum Kauf angepriesen u. s. w. Der allgemeine Unwille, weil man seit den Julitagen die republikanischen Institutionen, welche den constitutionnellen Thron umgeben sollten, vergebens erwartet, wol auch die gekränkte Nationaleitelkeit, welche aus der Julirevolution eine neue Zeit des Glanzes und der Triumphe erwartete, macht sich Luft durch bittern Spott, zu dem das juste milieu nur zu viel Anlaß gibt. Es war so weit gekommen, daß das „Journal des débats" die andern Journale auffoderte, „mit dem Könige Mitleid zu haben", worauf die „Tribune", das Organ der Republikaner, antwortete: „Mitleid mit Ludwig Philipp! Dieser Mann verlangt 15 Millionen und unser Mitleid! Hatte er Mitleid mit Polen, mit Italien u. s. w.", während der neckende „Figaro" unerschöpflich in Witzen über „die beste Republik" ist, welchen Ausdruck bekanntlich Lafayette brauchte, als er vor dem Hôtel de Ville, den König umarmend, ausrief: „Vous êtes la meilleure république". Der „Figaro" sagt: „La meilleure république coute quinze millions!" fügt auch hinzu, „daß er nach keiner Republik mehr verlange, seit er die beste gesehen habe u. s. w."

Die Sucht, die wichtigsten Angelegenheiten mit spöttischem Leichtsinn zu behandeln, zeigt sich auch bei Beurtheilung der einzelnen Emeuten, welche übrigens gewöhnlich keinen ernsten Zweck haben, sondern häufig nur dazu dienen sollen, einzelne Personen oder Parteien zu compromittiren. So scheint die in der Kirche von Notre-Dame entstandene Unruhe ein von der Policei bereiteter Fallstrick gewesen zu sein. Man äußerte scherzend: es seien Classiker gewesen, die aus Haß gegen Victor Hugo's „Notre-Dame de Paris" die Kirche selbst hätten in Brand stecken wollen. Der bekannte Scherz: „Si on m'accuserait d'avoir volé les cloches de Notre-Dame, je commencerais par prendre la fuite", wurde erneuert, als einige Karlisten in Folge jener Begebenheit die Flucht ergriffen. Auch die Conspiration vom 2. Februar 1832, welche sowol den Karlisten als Republikanern Schuld gegeben, wahrscheinlich aber von geschäftigen Policeiagenten angezettelt wurde, gab zu vielen Spöttereien Anlaß. Man sagte, „die Policei habe in einer Restauration der Rue des prouvaires eine splendide Verschwörung zu 200 Couverts bestellt und einige blödsinnige Karlisten zu Gaste gebeten, die natürlich die Zeche bezahlen mußten".

Der Verf. der erwähnten Schrift erzählt, daß er selbst an jenem Abend sowol einer Versammlung des republikanischen Clubs der Amis du peuple als einem Ball in einem karlistischen Salon beigewohnt habe. Demnach wäre in der Gesellschaft der Republikaner zwar der König keineswegs geschont, vielmehr nur „la boutique incarnée" genannt, aber nicht das geringste Zeichen einer offensiven Bewegung bemerkbar geworden, während die Karlisten eine triumphirende Sprache annahmen und viel Werth darauf legten, „daß grade am nämlichen Tage Heinrich V. als Duc de Bordeaux zuerst communicirt habe".

(Die Fortsetzung folgt.)

Neue Romane von Georg Döring.

1. Das Opfer von Ostrolenka, oder die Familie Kolesko. Novelle in drei Theilen von Georg Döring. Frankfurt a. M., Sauerländer. 1832. 12. 4 Thlr. 20 Gr.
2. Roland von Bremen. Novelle in drei Theilen von Georg Döring. Ebend. 1832. 12. 4 Thlr. 20 Gr.

Die historisch-romantischen Dichter Deutschlands haben Walter Scott's eigenthümliche Größe noch immer nicht begriffen, und während die deutsche Kritik mit ihm fertig geworden ist, ragt er doch immer noch unter seines Gleichen als der Erste seiner Gattung empor. Die deutsche Productivität hat sich noch nicht über ihn hinweggeschwungen; der Gedanke ist unter uns schnellfertiger als die Thatkraft. Georg Döring gehört nicht zu den untergeordneten Arbeitern im Felde der historischen Romandichtung; er nimmt nicht, wie Tromlitz pflegt, ein empfindsames Liebespaar mit moderner Reflexionsmanier und setzt es gleicherweise in jede Zone und jede Zeit, aus deren historischer Oertlichkeit sich dann um die Hauptgruppe Nebengestalten und Seitenpartien gruppirten. Georg Döring sucht das geschichtliche Thema, das er sich stellt, zu umfassen und aus dem vorhandenen und gegebenen Objecte Gestalten heraus zu construiren. Er strebt wenigstens darnach, oft mit sicherm, glücklichem Takt, oft freilich auch ohne sein Ziel zu erreichen. Eine gewisse Weichheit der Stimmung behindert bei ihm oft, die allzu spröde und herbe Thatsächlichkeit, die der Eigenthümlichkeit fernliegender, abnormer Verhältnisse angehört, ganz in ihrer geschlossenen Wesenheit hinzustellen; er sucht das Finstere absichtlich zu mildern, das Schroffe zu ebnen, die großartige Keckheit eines Urnatürlichen abzuflachen. In der ersten der beiden obgenannten Novellen hat er in vielen Gruppen und Figuren die Polennatur geschildert. Meisterhaft ist die Darstellung des Aufenthalts in den lithauischen Wäldern, die Schilderung der Kurpen, eines merkwürdigen Waldvolkes, das, im Kampf mit den Ungethümen der Wildnisse und von der gesellschaftlichen Welt ausgeschlossen, die gesunde Roheit seiner Väter sich bewahrt hat. Der Verf. citirt ein zu Warschau erschienenes „Mémoire descriptif" vom Baron von Brincken, aus welchem Manches und Vieles entlehnt sein mag; allein die Darstellung der örtlichen Natur ist dichterisch in einzelnen, selbst geschaffenen Bildern culminirt, und wir möchten auf die mit trefflicher Wärme und Lebendigkeit geschilderte Scene besonders aufmerksam machen, wo ein polnischer Starost in Begleitung eines Dieners und seiner zarten Schwester in der öden Wildniß von einer Schar hungriger Wölfe verfolgt und schon im Begriff ist, das geliebte Mädchen zu erschießen, um ihr, weil die Ungeheuer nach ihrer Beute lechzen, einen mildern Tod zu bereiten. Endlich entkommt die Gesellschaft in eine kleine Hütte; man bringt aber noch eine grauenvolle Nacht zu, weil die Ungethüme das Häuschen umlagern und sogar das Dach besteigen und von oben herab und durch den Schornstein ihrer Beute habhaft zu werden suchen. Am nächsten Tage werden die Geängsteten erst durch ein Heer von Jägern befreit. Auch die Darstellung einer Bärenjagd und ein Kampf zwischen Kosacken und Bisonten, einer eigenthümlichen gehörnten Waldthiergattung, ist als höchst gelungen und dichterisch individualisirt zu bezeichnen. Die Menschennatur, deren Schilderung der Poet als eine höhere Aufgabe zu erachten hat, ist in manchen Zügen glücklich aufgefaßt. Einige Individuen polnischer Juden sind in der That schlagende Beweise von Döring's sicherer Auffassung menschlicher Larven; besonders wird der Schenkwirth Laban, der bald den großen Sobieski, bald den großen Suworoff zum Aushängeschild zu benutzen weiß, sowie auch der lüsterne, mit seiner Bildung renommirende Mardochai den Lesern zum mannichfachen Ergötzen gereichen. Das russisch-polnische Spionwesen hat Lewald in seinem „Przebracki" schon lebendiger und origineller aufgefaßt. Der geneigte Leser wird zürnen, daß wir bei der Besprechung eines drei Bände umfassenden Romans, der, wie der Titel andeutet, die furchtbarste Tragödie unserer kurz verlebten Vergangenheit umfaßt,

von Anfang an das detaillirte Beiwerk des Werkes lobend hervorheben und die Hauptadern des Stoffes zu ignoriren scheinen. Allein die specialisirten Einzelheiten, die wir vorführten, sind am Werke in der That das Gelungenste; das Haupt- und eigentliche Thema des Romans ist bei aller lebendig blühenden Diction und aller Anmuth des Erzählungstones unerfaßt geblieben und in seinen Hauptzügen keineswegs von der großen Wirklichkeit ein würdiges Abbild. Die polnische Insurrection ist als historische Thatsache poesiereicher als Georg Döring's Roman, der sie in Form dichterischer Wiedergeburt hinstellen sollte. Die größern Gestalten des Werkes, das Brüderpaar Kolesko, von welchem Kasimir ein Anhänger der Idee Kosciuszko's, Ferdinand ein Napoleonist seiner Gesinnung nach ist, sind nur Schatten von Polen, weil ihr Wesen sich durch Reflexionsentfaltung in unmäßiger Breite abschwächt. Den Charakter sich lediglich in seinen eignen Reden expliciren zu lassen, ist eine zu wohlfeile Manier der Darstellung, die zu leicht der Gefahr entgegenführt, das unbewußte Dasein der Figuren in eine absichtliche Gedankenmäßigkeit ihrer eignen unmittelbaren Gefühle übergehen zu lassen und die abgerundete, plastisch fertige Erscheinung, die weniger von sich selber weiß als ihr Schöpfer, zu stören. Kasimir und Ferdinand haben in ihren Persönlichkeiten weiter nichts Eigenthümliches, als daß sie Organe der oben angegebenen Richtungen der Gesinnung sind, und diese Grundlage ihrer Wesenheit, auf welcher sie noch besondere Individuen sein könnten, zerdehnen sie durch breite Reflexionen, die sie eben zu weiter nichts als zu abstracten Trägern ihrer Ideen machen.

In anderer Hinsicht muß man dem Verfasser vorwerfen, daß er in seinen Gemälden, selbst wenn er ein historisches Ergebniß geradezu zum eigentlichen Thema derselben macht, die wichtigsten Katastrophen umgeht, mit der ohnmächtigen Entschuldigung, sie lägen als rein geschichtlich nicht in seinem Plane. So spielt er in dem „Opfer von Ostrolenka" um die polnische Revolution hin und wieder herum und offenbart, indem er das Interessanteste der Historie nicht in sein Bereich zieht, die merkwürdige Zaghaftigkeit, die den Deutschen anklebt, sich mit der Materie des Thatsächlichen und vermeintlich Empirischen einzulassen. Ein Ersatz etwaiger tiefer ergriffener, allgemein menschlicher Charakterbildung wird dabei in Döring's Gemälden, abgesehen, daß sich immer ein Zwiespalt dadurch mit dem heimischen Boden erzeugen würde, keineswegs geboten; die Figuren im vorliegenden Romane sind sämmtlich nur Repräsentanten der Zeitparteiungen auf polnischem Terrain, nur daß der Dichter, bei dem Mangel an historischen Vorstudien und kühner Durchdringung des Vorhandenen, statt der geschichtlichen Persönlichkeiten selbstgeschaffene unterschiebt, die an jene nur als schwache Nachbilder erinnern, und statt einer Gräfin Plater z. B. ein anderes ihr entsprechendes Heldenmädchen schildert, was leichter und schneller sich vollziehen mag, aber einen Mangel fester Auffassung der Wirklichkeit bekundet. Zweimal spricht es der Dichter selbst, gewissermaßen als captatio benevolentiae, mit schüchterner Aengstlichkeit aus, es sei nicht sein Plan, ein Bild der polnischen Insurrection zu geben; aber was ist nun seine Absicht, seine poetische Intention, da alle Verhältnisse des Romans sich um die Scenen der historischen Ergebnisse herumschlingen und von diesen nur getragen werden? Es verräth dies Ausweichen von der Wahrheit und Wirklichkeit, neben der die Poesie, wenn sie dieselben nicht mit Ueberlegenheit durchdringt und in sich aufnimmt, nur als eine schwache, matte Fiction erscheint, nichts Anderes als die verkehrte Manier, nahe liegende, der deutschen Gemüthlichkeit lediglich angehörige Familienscenen in einen historischen Rahmen hineinzusetzen. Darin liegt das ohnmächtige Vegetiren der Poesie der Gegenwart, daß sie Anhängsel sein soll, statt ein Abbild der Wirklichkeit und Wahrheit im lichten Scheine höherer Verklärung, die der geweihte Dichter im Object der Welt findet und wiedergibt mit der überraschenden Kraft seines Wunderpinsels. Einen höhern Plan konnte Döring in seinem Werke gar nicht fassen, als in Familiengruppen und Scenen des bewegten öffentlichen Lebens die eigentliche Wesenheit der Polennatur, wie sie sich im Jubel der Freiheitsluft und in der Verzweiflung des Untergangs entfaltet hat, fest und sicher hinzustellen, zumal da das Schlachtfeld von Ostrolenka der Zielpunkt aller seiner Romanverhältnisse sein sollte, wo sich die vielfach in Liebe und Haß gegenseitig entbrannten Gemüther der Familien Kolesko und Olinski den eignen Untergang bereiten, mit Ausnahme Kasimir's und eines alten Kriegers, die auf den Ruinen ihres heimischen Wohnplatzes und mit dem Scheideblick der Trauer auf das unterjochte Vaterland den Plan fassen, nach Amerika zu wandern.

Auch in dem zweiten Romane: „Roland von Bremen", dessen Stoff in die Geschichte der Befreiung Schwedens vom Joche des dänischen Tyrannen Christian fällt, leitet den Dichter dasselbe bequeme Princip, Familienbilder in den angedeuteten historischen Rahmen stückweise hineinzusetzen, und Th. 3, Cap. 5 heißt es ebenfalls, es läge nicht im Interesse dieser Erzählung, eine „genaue Darstellung jener kriegerischen Thaten zu liefern, welche Gustav Wasa in kurzer Zeit zum Herrn des größten Theils von Schweden machten". Der historische Faden wird dann durch höchst oberflächliche Raisonnements angeknüpft, ja, der Verf. macht es sich sogar in dem Maße bequem, daß er eine Stelle aus Archenholz hineinflickt, um das Verständniß über den Fortgang der geschichtlichen Ereignisse möglich zu machen. Georg Döring's schönes Talent zersplittert sich durch diese Verflüchtigung und diese lose Manier in der Behandlung eines historischen Themas. Nie wurde die Poesie so entwürdigt als heutzutage durch die historisch-romantischen Erzähler Deutschlands, denen sie nur ein Appendix und ein Lückenbüßer ist, indem sie an der Thatsache einer geschichtlichen Wirklichkeit so leichtsinnig nur beispielen, statt dieselbe in dem vollen Werthe ihrer Eigenthümlichkeit zu erfassen und aus ihrem eignen innern Principe heraus als eine zweite Schöpfung des Geistes zu entwickeln. Wer wollte sonst leugnen, daß das vorliegende Werk im Einzelnen hier und dort Treffliches, an vielen Stellen aber wenigstens Anmuthiges bietet. Unter den Gestalten, die dem skandinavischen Boden angehören, ist besonders die mehr als hundertjährige Helle sehr gelungen. Die Alte verlor in den Zeiten ihrer Jugend den Bräutigam, der in eine Schlucht des Bergwerks zu Danemora plötzlich versank, ohne daß man seinem Leichnam auf die Spur kommen konnte. Eine ahnende Stimme sagt der trauernden Braut, sie werde nicht eher sterben, als bis sie den Geliebten im Glanz der jugendlichen Schönheit, sowie er war in den Tagen seiner Blüte, würde wiedererblickt haben. Diese fixe Idee, die sich ihrer Seele bemächtigt, fristet ihr Leben auf ungewöhnliche Weise, und die hundertjährige Greisin hofft noch immer auf die Erfüllung der wunderbaren Prophezeihung, die ihren Mitmenschen für Wahnsinn gilt. Aber sie traf ein; der Zufall bringt bei einer Nachgrabung den Körper des Versunkenen ans Tageslicht. Ganz unversehrt und von der eigenthümlichen Gasluft in der Schlucht frisch erhalten in der anmuthigen Schönheit seines jugendlichen Lebens, bringt man die Leiche hervor, und Helle's Lebensfaden ist abgelaufen, denn nun kann sie sterben. Der Hauptheld des Ganzen, Roland von Bremen, der im Dienste Wasa's sich unter den Thalleuten in Schweden aufhält, gibt bei seinem ersten Erscheinen mehr Hoffnung zu einer humoristischen Durchführung. Er kündigt sich als ein kecker Naturmensch an, der mit Humor und gesunder Ueberkraft sein Leben in die Schanze schlägt; er nennt sich selbst ein lebendiges Abbild des steinernen Roland in Bremen, denn seine Mutter wohnte, als sie ihn unter dem Herzen trug, auf dem Markte der Statue gegenüber und hatte sich an dem ungeschlachten Riesen versehen. Der Ton, in welchem die Figur anfangs gehalten ist, sinkt jedoch, und die schwache Durchführung desselben macht den Helden zu einem gewöhnlichen Kämpen. An den Naturschilderungen der norwegischen Localität wird sich der Leser, selbst wenn er Steffens' geistvollere Darstellung kennt, gewiß mannichfach ergötzen. 86.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Dienstag, — Nr. 85. — 26. März 1833.

Politische und literarische Gegenwart.

(Fortsetzung aus Nr. 84.)

In diesen halb ernsten, halb komischen Insurrectionsversuchen machte die am 29. März ausbrechende Cholera eine plötzliche Unterbrechung. Der gewohnte pariser Leichtsinn benutzte diesen Tag des demi-carême zu brillanten Redouten, auf denen die Cholera selbst in verschiedenen Caricaturmasken persiflirt und von lustigen Arlequins verhöhnt wurde; als aber plötzlich einer der Arlequins, sich unwohl fühlend, die Maske abnahm und ein veilchenblaues Gesicht zeigte, zugleich Mehre der Tanzenden niedersanken, eilten Wagen voll erkrankter Masken nach dem Hôtel-Dieu, dem Centralhospitale, wo man, nach gewohnter französischer Manier in die entgegengesetzte Empfindung übergehend, die Furcht vor Ansteckung übertrieb und mit übertriebener Hast die eben Gestorbenen in ihren bunten Redoutenkleidern beerdigte. Die in Paris herrschende Verwirrung, die übereilte Flucht der Reichen, die stets wachsende Zahl der Todten bildete eine Scene eigner Art, welche um so affreuser ward, als das vielleicht mit Absicht ausgestreute Gerücht, es wären die Lebensmittel vergiftet, das Volk in Wuth setzte. Anstatt dieser irrigen Meinung zu widersprechen, versicherte die Policei, den Giftmischern auf der Spur zu sein, welches Benehmen nur durch vollkommene Kopflosigkeit und einen durch Ueberraschung hervorgebrachten Wahnsinn erklärt werden kann, wovon aber natürlich Mordscenen die unausbleibliche Folge waren.

Charakteristisch ist es, daß es, trotz der unglaublichen Verwirrtheit der Policei, Niemand einfiel, die nicht beliebte Regierung oder eine sonstige Association dieses vermeinten Verbrechens zu beschuldigen, sondern daß der Verdacht nur die Priester und Karlisten traf, denn nur Denen, die früher Mordbrenner gedungen hatten, konnte man eine solche Abscheulichkeit zuschreiben. Eine Emeute ganz eigner Art ward ebenfalls durch die Cholera hervorgerufen. Die eingesetzte Gesundheitscommission wollte eine schnellere Reinigung der Straßen einführen, wodurch die sogenannten Chiffonniers, welche mit langen Stöcken aus dem Straßenkoth und Kehricht allerlei noch brauchbare Dinge aufzufinden wissen, ihren Erwerb verloren. Diese sehr zahlreiche Classe sah den Straßenkoth von Paris als ihr Eigenthum an, dessen Durchsuchung sie als ein Monopol betrachtete, und widersetzte sich gewaltsam der Wegschaffung desselben. Unterstützt von den Redeveuses, alten Weibern, denen verboten war, das von den Chiffonniers erhandelte übel riechende Zeug wieder zum Verkauf längs den Kais auszubieten, barrikadirten sich die Chiffonniers bei der Porte St.-Denis, brachten ganz Paris in Unordnung und die Rente zum Sinken. Interessant ist es, daß die Chiffonniers und Redeveuses bei Vertheidigung ihres Anrechts auf den Straßenkoth und die längst durch Verjährung erworbene Befugniß, ihn zu durchwühlen, fast wörtlich die nämlichen Argumente und Beweisgründe vorbrachten, womit die Aristokratie und die Zünfte ihre wohlerworbenen Rechte vertheidigen und sich der Hinwegschaffung des seit dem Mittelalter aufgehäuften Moders widersetzen. Eins der letzten Opfer, welche die Cholera wegriß, war Casimir Périer, dessen die Sonne der Julitage verdunkelndes System Frankreich erniedrigte, um die Börsencurse zu heben. Sein Tod machte gar keine Sensation, nicht einmal auf der Börse, die doch Anstands halber wenigstens durch ein kleines Sinken der Fonds ihre Betrübniß wie durch eine Art von Hoftrauer hätte an den Tag legen müssen. Es ist übrigens wirklich schwer, über Casimir Périer ein richtiges Urtheil zu fällen; denn obgleich fast Niemand der Freiheit so nachtheilig war als er, obgleich sein System die unedelsten Leidenschaften, Gewinnsucht, Wucher, Agiotage begünstigte, so war er doch bei der Kraft seines Geistes und Charakters einer Rieseneiche zu vergleichen, an welcher jene Schmarotzerpflanzen sich emporschlängelten, und oft war der Zuschauer ungewiß, ob es eine Krämerelle, ob es ein glänzendes Heldenschwert sei, welches Périer in der Hand führte.

Die traurigste Katastrophe des Sommers 1832. waren die Tage des 5. und 6. Juni, wo bei der Leichenfeier vom General Lamarque eine unsinnige, unvorbereitete, wie es scheint, rein improvisirte republikanische Insurrection ausbrach. Nicht der Pöbel, sondern junge Leute, Studenten aus der Ecole d'Alfort, Künstler, Journalisten u. dgl., exaltirt durch den Augenblick, ihre eignen phantastischen Wünsche vom Volke getheilt wähnend, unternahmen in geringer Zahl, kaum einige hundert Köpfe stark, den Kampf auf der Rue St.-Martin und starben im Gefecht gegen 60,000 Mann Nationalgarden und Linientruppen den Heldentod. Weder die Gesellschaft der

Amis du peuple, noch der Aide toi, et le ciel t'aidera, noch sonst Republikaner von bekannten Namen vereinigten sich mit ihnen; nur einige ganz alte Leute, in denen der Ruf: Vive la république! die Träume und Phantasien der Jugend wie durch einen Zauber hervorrief, vergaßen, gleich dem beim brennenden Troja sich waffnenden alten Priamus, ihre Kraftlosigkeit und verbanden sich mit der kämpfenden Jugend.

Die beunruhigenden Folgen dieser Begebenheit, die Erklärung des Blockadezustandes von Paris, wodurch Kriegsgerichte eingesetzt wurden und Gerüchte von Fusilladen die erschrockene Menge beunruhigten, verwandelten sich bald in den gewohnten Gang der Dinge, d. h. in bittern Spott gegen die Regierung und in Lachen, als ein Urtheil des Cassationshofes die ganzen Beschlüsse des Ministeriums cassirte.

Rechnen wir zu den hier kürzlich aufgeführten Erscheinungen des Jahres 1832 noch den verwirrten Amazonenzug der Herzogin von Berri, deren sonst nicht unliebenswürdige Frivolität durch die trübe Einwirkung des Schicksals in finstere Bigotterie verwandelt, und deren weltlichen Freuden zugewandter Sinn den tückischen Einflüsterungen der Bürgerkrieg predigenden Geistlichkeit geöffnet zu sein scheint, so wird man eingestehen müssen, daß äußere Begebenheiten in hinlänglicher Menge vorliegen, um aus ihnen das innere Leben Frankreichs zu studiren. Das angekündigte Buch wird daher jeden unbefangenen Leser auf eine belehrende und ergötzende Art in das französische Volksleben einführen. Uebrigens will ich gern gestehen, daß der Witz des Verf. mich bestochen hat, sodaß ich ungern nur der Unparteilichkeit wegen zu der Schattenseite des Werks mich wende.

Abgesehen davon, daß der Verf. in der Polemik gegen mehre bestehende Institutionen Deutschlands zu weit geht und vergißt, wie leidenschaftliche Erbitterung nothwendig gehässige Leidenschaften als Gegensatz aufruft, so verunglimpft er unter Anderm mit beißendem Spott einen in vieler Hinsicht sehr achtungswerthen Gelehrten, A. W. v. Schlegel, dessen kleine Schwächen wol überhaupt nicht, am wenigsten aber auf so gehässige Art an das Licht gezogen werden sollten, wirklich schon um deswillen nicht, weil man dadurch auf gewisse Art eine nachträgliche Allianz mit dessen unwürdigem Gegner Kotzebue einzugehen scheint. Noch unpassender und wirklich unwürdig aber ist die Art, mit welcher der Verf. (S. 250) von dem Befreiungskrieg 1813 und 1814 spricht, den er als einen Kampf der Dummheit mit dem Licht zu betrachten scheint, indem er die zu diesem Krieg sich rüstenden Scharen als servile, aus anerzogenem Gehorsam den Fürsten willenlos folgende Söldner betrachtet. Wohl weiß ich, daß der Verf. nicht unter Diejenigen gehört, welche, als ob sie aus Lethes Becher getrunken hätten, in jener Zeit der tiefsten Erniedrigung, wo Deutschland unter dem infamsten, unser Vaterland geistig, moralisch und politisch niederdrückenden Joch eines Despoten schmachtete, jetzt einen Rosengarten sehen wollen, den man damals fälschlich für einen Dornenstrauch gehalten habe; auch ist mir klar, daß der Verf. jene Aeußerung nicht im grellen Sinn verstanden haben wolle, sie auch mehr im Unmuth über die nicht befriedigende Gegenwart als in ernster Meinung aussprach. Dennoch aber hätte er nicht vergessen sollen, daß ein Mismuth, selbst wenn er gerecht ist, nie zur Unbilligkeit führen darf, und daß Handlungen, sie mögen dem weiten Gebiet der Weltgeschichte oder dem engen Raum des Privatlebens angehören, nie nach dem zufälligen, außer dem Bereich der menschlichen Divination liegenden Erfolg, sondern nach dem Gefühl und dem Geist des Handelnden im Augenblick der That beurtheilt werden müssen. Uebrigens gibt es im Leben der Völker und der einzelnen Individuen schöne, [illegible] der flachen Alltäglichkeit hervorglänzende Lichtmomente, Silberblicke im einförmigen Dasein, welche die später eintretende Dunkelheit mit lieblichem Glanz erhellen, deren Verspottung das innere Gefühl tief verletzt. Verhöhnt kann Alles werden, aber es gibt Begebenheiten, die zu hoch stehen, als daß der Spott darüber ein anderes Gefühl als das des Unwillens hervorbringen könnte. So mag Mancher mit der Gestaltung der politischen Verhältnisse in Nordamerika und der Schweiz unzufrieden sein, aber empören würde es, wenn Jemand deshalb die erhabenen Manen von Washington oder Arnold von Winkelried spottend in den gemeinen Staub wälzen und den Ausspruch Schiller's:

Krieg führt der Witz auf ewig mit dem Schönen,

auf traurige Art bewähren wollte. Der vaterländische, wahrhaft heilige Krieg von 1813 muß jedem Deutschen eine ehrwürdige Erinnerung bleiben, und selbst im Schmerz einer viele schöne Erwartungen täuschenden Gegenwart kann nur der Gedanke, daß ein Volk, welches solcher schönen Begeisterung, solch edler Entrüstung fähig war, der Freiheit würdig sei, tröstend aufrichten.

Zu gern aber beim Lobe des in Rede stehenden Buchs verweilend, hebe ich zum Belege meines frühern Urtheils die interessante Stelle aus, wo der Verf. London in jenem Augenblick schildert, als der König Großbritanniens, in einer Nacht wahrhaft nächtlich umgestimmt, von der freisinnigen Reform des Lord Grey zu dem finstern Absolutismus Wellington's überzugehen den unseligen, glücklicherweise mislungenen Plan machte, mit den Worten, wie sie S. 226 enthalten ist:

Es sind wunderliche Käuze, diese Engländer! Ich kann sie nicht leiden: Sie sind erstens langweilig, und dann sind sie so ungesellig, eigensüchtig, sie quäken wie die Frösche, sie sind geborene Feinde aller guten Musik, sie gehen in die Kirche mit vergoldeten Gebetbüchern, und sie verachten uns Deutsche, weil wir Sauerkraut essen. Aber als es der englischen Aristokratie gelang, — — — — — the nasty german frow — — — — — — in ihr Interesse zu ziehen; als König [illegible]lhelm, der noch des Abends an Lord Grey versprach, so viel neue Pairs zu ernennen, als zum Durchsetzen der Reformbill nöthig sei, umgestimmt durch die Königin — — — des andern Morgens sein Wort brach; als Wellington und seine Tories mit ihren liberticiden Händen die Staatsgewalt ergriffen: da waren jene Engländer plötzlich gar nicht mehr langweilig, sondern sehr interessant; sie waren gar nicht mehr ungesellig, sondern sie vereinigten sich hunderttausendweis; sie wurden sehr gemeinsinnig; ihre Worte waren gar nicht mehr so quäkend, sondern voll des kühnsten Wohllauts; sie sprachen Dinge, die

hinreißender klingen als die Melodien von Rossini und Meyerbeer, und sie sprächen gar nicht gebetbüchlichfromm von den Priestern der Kirche, sondern sie beriethen sich ganz freimüthig: „ob sie nicht die Bischöfe zum Henker jagen und König Wilhelm mit sammt seiner — — — sippschaft nach Hanover zurückschicken sollten". Ich habe, als ich früher in England war, über Vieles gelacht, aber am herzlichsten über den Lordmayor, den eigentlichen Bürgermeister des Weichbilds von London, der, als eine Ruine des mittelalterlichen Communwesens, sich in all seiner Perückenmajestät und dreifachen Zunftwürde erhalten hat. Ich sah ihn in der Gesellschaft seiner Aldermänner, das sind die gravitätischen Vorstände der Bürgerschaft, Gevatter Schneider und Handschuhmacher, meistens dicke Krämer, rothe Beefsteakgesichter, behäbige Porterfässer, aber nüchtern und sehr reich durch Fleiß und Sparsamkeit, sodaß Viele darunter, wie man mir versichert, über eine Million Pf. St. in der englischen Bank liegen haben. Die englische Bank ist ein großes Gebäude in Thread-needle-Street, und würde in England eine Revolution ausbrechen, so kann die Bank in die größte Gefahr gerathen, und die reichen Bürger von London könnten ihr Vermögen verlieren und in einer Stunde zu Bettlern werden. Nichtsdestoweniger, als König Wilhelm sein Wort brach und die Freiheit von England gefährdet stand, da hat der Lordmayor von London seine große Perücke aufgesetzt, und mit seinen dicken Aldermännern machte er sich auf den Weg, und sie sahen dabei so sicher, muthig, so amtsruhig aus, als gingen sie zu einem feierlichen Gastmahl in Guildhall; sie gingen aber nach dem Hause der Gemeinen und protestirten dort aufs entschlossenste gegen das neue Regiment und widersagten dem König, im Fall er nicht widerriefe, und wollten lieber durch eine Revolution Leib und Gut aufs Spiel setzen, als den Untergang der englischen Freiheit gestatten. Es sind wunderliche Käuze diese Engländer!

(Der Beschluß folgt.)

Prometheus. Für Licht und Recht. Eine Zeitschrift in zwanglosen Heften, herausgegeben von Heinrich Zschokke und seinen Freunden. Zweiter Theil. Aarau, Sauerländer. 1832. Lexikonoctav. 2 Thlr.*)

Dem reichhaltigen ersten Theile dieser Zeitschrift, der sich durch höchst interessante und in vieler Hinsicht neue Mittheilungen von und über Jochmann, Oelsner, Pestalozzi und den Grafen Schlabrendorf auszeichnete, folgt jetzt der zweite in derselben Tendenz des Inhalts, indem er sich ebenfalls vorherrschend, oder vielmehr diesmal fast ganz allein aus den in persönlichen Verhältnissen des Herausgebers erwachsenen Materialien zusammenstellt. Diese Art der Mittheilungen hat in der That einen eignen Reiz schon durch die Unabsichtlichkeit, mit der uns ein solcher Inhalt unterhält, indem er uns in den unwillkürlichen Verkehr verwandter Geister einführt, wie sie waren und dachten, frei von aller Koketterie des Preßbengels. In unsern Tagen aber, wo man auf die meisten literarischen, überkünstelten Mittheilungen die Worte des Dichters anwenden könnte:

Man merkt die Absicht und man ist verstimmt!

sind solche ganz unabsichtliche, ursprünglich gar nicht dem Druck bestimmt gewesene, sondern lediglich aus unbefangener Selbsterschließung reicher Gemüther hervorgegangene Schätze, wie sie Zschokke aus dem vertrauten Verkehr und Nachlaß seiner Freunde in den bisherigen Heften des „Prometheus" veröffentlicht hat, deshalb um so dankenswerther und werden hoffentlich mit allgemeinem Interesse aufgenommen werden.

Dieser zweite Theil enthält des Herausgebers Briefwechsel mit Karl von Bonstetten, seit dem Jahre 1822 — 32, dem Todesjahre des berner Philosophen. Um Bonstetten in seiner liebenswürdigen Eigenthümlichkeit kennen zu lernen, sind seine mit Freunden geführten zahlreichen Briefwechsel beiweitem geeigneter als Das, was er sonst Selbständiges geschrieben und herausgegeben hat. Im Kreise seiner Freunde, wie er mit dem weichen Matthissón gefühlvoll plaudert, mit der Brun die ein väterlicher Stutzer tändelt, hört und sieht man den alten Nestor wol gern, weil er in dieser Umgebung immer noch der Anziehendste und Gehaltvollste ist, der in der That einen reichen Schatz der seltensten Lebenserfahrungen mit einer unverwüstlich guten Laune und immer anmuthig dreinsehenden Selbstgefälligkeit zur Schau zu tragen weiß. Aber als Philosoph — was er doch vorherrschend sein wollte und worauf er sich immer viel zu Gute that — war Bonstetten doch eigentlich ein ziemlich seichtes Haupt, und vielleicht ist er eben deshalb in steter Heiterkeit so alt geworden und in seinem Alter so jung und lustig geblieben, weil er mit seiner Speculation so leicht und ohne allzu tiefe Sorgen fertig zu werden verstand. Seine Philosophie gelangte immer ohne große und mühsame Umwege an dem bequemen Ziele an, daß es nicht möglich sei, etwas zu wissen, aber statt darüber in Verzweiflung zu gerathen, umkränzte er sich, gleich nachdem er dies profunde Resultat seiner Meditationen zu Tage gefördert, wie ein wohlausgelernter Schüler Epikur's, die Stirn tändelnd mit Weinlaub und lachte Alle aus, die sich über das Nichtwissen den Kopf zerbrachen. So schreibt er an einer Stelle seines Briefwechsels mit Zschokke an diesen: „Ueber Gott kann ich nichts denken, das zwei Minuten Stich hält, und doch kommt der Gedanke immer wieder. Je mehr man unserm Wesen nachdenkt, je weiter trennen sich die beiden Welten, die vielleicht in der Wirklichkeit nur eins sind. Aber unsere Doppelnatur muß auch doppelt sehen. Was sehen? — Das weiß Keiner. Wie können wir jenseits unserer Vorstellungen sehen? — Von der Seelenwelt weiß ich so viel, wie von Gott. Es ist da was Mysterioses, was Unbekanntes, das immer da ist, um und in uns wirkt, das unser Selbst bildet, das aber immer bedeckt und unerforscht sich bewegt. Das Geistige wirkt auf das Geistige; es baut Welten, es bewegt Welten, es zeugt Ordnung; und Ordnung ist Leben. Die Materie wirkt, so zu sagen, von unten auf, die Seele von oben herab. Die Materie erzeugt, die Seele ordnet. Nur die Theologen wissen Alles bis auf maculata oder immaculata, und bis aufs Kindlein Gottes."

Unter allen Bonstetten'schen Briefwechseln erscheint uns, nächst dem mit Johannes von Müller, der vorliegende mit dem trefflichen Zschokke als der werthvollste und inhaltreichste. Die mitinteressirte Persönlichkeit eines solchen Kernmannes wie Zschokke trägt dazu bei, alle Weichlichkeiten zu verbannen, wie sie in dem Verkehr mit der Brun und Matthissón nur allzu oft und allzu empfindsam mitunterlaufen. Eine nicht unbedeutende Stelle in den Mittheilungen zwischen Bonstetten und Zschokke nimmt auch das öffentliche Leben und die Politik der Gegenwart, namentlich hinsichtlich der neuesten Verhältnisse der Schweiz ein; und obwol man beide Briefsteller in Bezug auf die Ereignisse und Umgestaltungen der hochländischen Eidgenossenschaft stets von freisinnigen Ideen in ihren Urtheilen und Betrachtungen ausgehen sieht, so schaut doch Bonstetten, schon vermöge seines vorgerücktern Alters, die in Bewegung gerathenen Zustände nicht selten mit trüberm Auge an als der helle Zschokke, der immer in allen Bewegungen ein Positives aufzufinden und daran festzuhalten weiß. So setzt Zschokke in dem 177. Briefe an Bonstetten (vom 8. Febr. 1831), der äußerst lesenswerth ist und den wir hierher stellen würden, wenn er nicht zu ausführlich wäre, die Principien des gegenwärtigen Regens und Bewegens in der Schweiz trefflich und klar auseinander; es scheint ihm, daß, wie er sich im Allgemeinen ausdrückt, „die Menschheit in der Schweiz, um sich zu entknospen, nur die beengende Hülse gesprengt habe". Obwol Zschokke der Volkssache Gerechtigkeit widerfahren läßt, hat er doch nie zu den Ultraliberalen der Schweiz gehört; ja, er faßte schon im J. 1824 den Entschluß, seine Zeitschrift: „Ueberlieferungen", eingehen zu lassen, um, wie er sich in einem Briefe an Bonstetten ausdrückt, „nur nicht mehr von sich reden zu machen", weil er

*) Vgl. über den ersten Theil Nr. 290 d. Bl. f. 1832. D. Red.

von einer gewissen Seite her dadurch in den Verdacht des Ultrathums gekommen war.

Die Julirevolution verfehlt nicht, beide Freunde bedeutsam anzuregen. Zschokke ist hier fast der weniger Enthusiastische in seiner Aufregung, aber er schreibt dennoch unterm 20. August 1830: „Wo in der ganzen sechstausendjährigen Geschichte der Menschheit findet man etwas jener großen Wunderwoche von Frankreich Aehnliches? Wo ein Volk von 30 Millionen, das binnen 24 Stunden vom alten Königsstamme wie ein herbstliches Laub vom Baume abfällt? Und wahrlich, grade die Franzosen haben mir die wenigste Hoffnung, wenn ich an die verschiedenen Epochen ihrer Necker, Robespierre, Directoriums, Napoleon, die hundert Tage u. s. w. dachte. Nun aber, ja nun sang' ich an, jedesmal, wenn man die französische Nation nennt, meine normandische Jagdkappe ehrerbietig abzuziehn; wenn auch — werden Sie doch ja nicht böse! — mit heimlicher Furcht vor einem Rückfall in die alten Sünden derselben." Und in einem andern, vom März 1831 datirten Briefe: „Es ist heutiges Tages der Mühe werth, gesund zu sein und dem ungeheuern Schauspiel, welches die europäische Völkergesellschaft aufführt, zuzuschaun. Die Tageblätter haben das Interesse einer ganzen Welthistorie empfangen. Die endlich trotz alles Sträubens der Machthaber zum Durchbruche gekommene Freiheit der Gedankenmittheilung macht Alles durchsichtig und die Nationen allwissend in ihrer Gegenwart. Es ist wunderbar, den Mechanismus, das Materielle der Armeen, Gerichtshöfe, Censurämter, Diplomatenprotokolle u. dgl. der Macht des Geistes und seiner Gedanken gegenüberzusehn."

Die trefflichste Bemerkung aber macht hier Bonstetten: „Man hat sich tausend und tausend Jahre geschlagen, um König zu werden; nun wird man sich bald nur schlagen, um es nicht zu sein."

Bonstetten lebt in Genf, dem beständigen Sammelplatz vornehmer und geistreicher Fremden, fortwährend in einem Kreise feinster Geselligkeit, in dem sich der Achtzigjährige mit jugendlicher Frische und heiterm Antheil zu bewegen weiß. Was er in diesen reichen Umgebungen erfährt und sieht, theilt er Alles getreulich seinem Freunde Zschokke mit und vergißt auch nie zu erzählen, wie er überall der Gegenstand der ausgesuchtesten Liebkosungen, besonders auch bei den Frauen ist. Wenn uns diese kleine Koketterie des lebensfrohen Alten bei der großen Behaglichkeit und Gutmüthigkeit, mit der sie auftritt, nie wider ihn einnehmen kann, so findet sich doch unser Gefühl mit entschiednerer Theilnahme zu dem unermüdlich strebsamen und wissenschaftlichthätigen Zschokke hingezogen, der, obwol von vielfachen öffentlichen Aemtern in Anspruch genommen, in seinem abgeschiedenern Aargau zugleich den mannichfachsten Studien sich hingibt, während seiner Mußestunden sich mit Optik beschäftigt und eine umfassendere philosophische Arbeit: „Ueber das All" (vgl. den ersten Theil des „Prometheus"), unternimmt, in der er sich auf dem Wege einer zusammenhängenden Forschung und Darstellung die klarste Erkenntniß der höchsten Dinge begründen will, und woran Bonstetten auf die ihm gemachten Mittheilungen davon weniger Antheil zu nehmen scheint als der Freund wol wünscht. Bonstetten will überhaupt den speculativen Untersuchungen seines Freundes keine sonderliche Aufmerksamkeit schenken; so mag er z. B. den ersten, philosophisch reflectirenden Theil des „Alamontade" gar nicht haben, obwol er den zweiten mit vieler Wärme anerkennt, und daran thut er vielleicht nicht Unrecht. Auch Zschokke seinerseits scheint in diesen Briefen von der Philosophie seines Freundes Bonstetten nicht eben erbaut und befriedigt; und so haben Beide ohne Zweifel mit Recht ihre schwachen Seiten an sich erkannt. Die Urtheile, welche Bonstetten sonst in manchen seiner Briefe über anderweitige Arbeiten Zschokke's, namentlich über dessen poetische Erzeugnisse, Romane und Erzählungen ausspricht, sind nicht selten sehr scharf und treffend und immer in der besten, muntersten Laune dargethan. Zschokke aber will in seinen Antworten nichts von Kritik wissen; er hat Alles, was er gedichtet, nur um seiner selbst willen, im Behagen des Augenblicks, zur Befriedigung seiner eignen Stimmung, geschrieben; er hat nie, auch bei seinen andern Leistungen nicht, an die Nachwelt gedacht; er begreift nicht, wie sich sein Buchhändler von der Theilnahme an seinen gesammelten Schriften so viel verspricht, daß er mehre Tausend Exemplare davon abziehen läßt. Diese Aeußerungen des trefflichen Mannes können jedoch nur den Eindruck machen, daß Bescheidenheit jedes Verdienst in verschönter Glorie hervorhebt.

In dieser Weise offenster und vielseitig bewegter Selbstmittheilungen kann dieser Briefwechsel wol nicht verfehlen, Interesse zu erregen und geistvoll zu unterhalten. Wir hätten aber dennoch gewünscht, daß der Herausgeber diesen zweiten Theil seiner Zeitschrift, eben weil sie den Charakter einer Zeitschrift haben soll, nicht allein damit angefüllt, sondern die Briefe in mehre Hefte vertheilt hätte. Wenn wir, wie zu erwarten und zu wünschen steht, mit einer baldigen Fortsetzung des „Prometheus" erfreut werden, so möchten wir vor Allem die Bitte aussprechen, daß uns darin der Herausgeber aus den hinterlassenen Papieren Jochmann's, dessen werthvolle Bekanntschaft wir ihm zuerst verdanken, und die, wenn wir nicht irren, sich in seinen Händen befinden, noch mit manchen Mittheilungen beschenken möchte. 38.

Notiz.

Alexander Duval und Victor Hugo.

Herr Alexander Duval hat neuerdings eine Broschüre gegen das Haupt der Romantiker erscheinen lassen. Er nennt sich darin den fruchtbarsten französischen Theaterdichter; sodann erklärt er, er halte es als solcher für seine Pflicht, die dramatische Kunst, die schöne dramatische Kunst nämlich, und die ehrwürdigen Greise, die man so gotteslästerlich ganaches de l'empire geheißen, in Schutz zu nehmen. Hr. Duval zeiht seinen Gegner öffentlich des Hochverraths an der dramatischen Kunst und thut dar, oder sucht darzuthun, wie der verruchte Dichter durch arge Lehren und noch ärgere Mittel die schöne dramatische Kunst auf ewig zu Grunde gerichtet und das Théâtre francais dazu nebst dem ehrwürdigen ganaches.

„Sie haben", spricht der Classiker zum Romantiker, „jene großen literarischen Monumente zerstören wollen, an welche wir Dichter aus der Kaiserzeit unsern Ruhm geknüpft hatten. Sie haben sich ferner eine prätorianische Garde geschaffen, die uns arme, verhöhnte, verlassene Dichter wie höllische Geister verfolgt; es sind wahre Satans, die uns mit ihren Krallen zerfleischen, wo sie nur können. Ich bin zwar noch nicht gekratzt worden; allein man hat mich eine Perücke, einen épicier und ein fossile genannt." Nachdem er so nun die persönlichen Angriffe, die ihm schwer auf dem Herzen zu liegen scheinen, gerächt, geht Hr. Duval zur literarischen Kritik über. Hr. Duval findet, daß das Gift, welches in den neuen Dramas so beliebt ist, ein schlechtes Surrogat für den classischen Dolch sei; es ist weit unmoralischer und duldet weit weniger Variationen in der Anwendungsart. Sodann erklärt Hr. Duval, wie man zu seiner Zeit ein tüchtiges, verständiges Trauerspiel anlegte. Der erste Zweck, den man sich vorsteckte, war, eine moralische Folgerung mit dem Sujet zu ziehen; der zweite, für einen Helden zu interessiren; der dritte, ihn mit Nebenpersonen zu umgeben, durch die seine Tugenden und Vorzüge gehoben wurden; der vierte, die Personen endlich nach ihrem Charakter, Range, nach den Zeit- und Sittenverhältnissen reden zu lassen; der fünfte endlich war, den Helden allmälig zu einer nicht allzu gräßlichen Katastrophe zu führen, man begnügte sich mit einem raisonnablem Entsetzen, mit einem decenten Schreck; übrigens ladet er die Herren Romantiker ein, ihn zu besuchen, und macht sich anheischig, ihnen in kurzer Zeit begreiflich zu machen, wie ein Drama aufzubauen sei. Sehr artig, sehr dienstwillig und besonders sehr bescheiden! 143.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Mittwoch, — Nr. 86. — 27. März 1833.

Politische und literarische Gegenwart.

(Beschluß aus Nr. 85.)

Um jedoch auf Frankreich zurückzukommen, so dürfte für Diejenigen, welche dasselbe nicht ununterbrochen seit den Julitagen im Auge hatten, denen es mithin unbegreiflich sein muß, wie der schöne Enthusiasmus jener glorreichen Tage sich sobald in allgemeines Misbehagen verwandeln konnte, ein anderes mit ruhigem, wenn auch offenbar dem System von Périer zugewandtem Sinn verfaßtes Werk:

2. Briefe aus Paris über Frankreich im ersten Jahre seiner Juliusrevolution, als Fortsetzung des Ausführlichen Berichts eines Augenzeugen über die letzten Auftritte der französischen Revolution, von Johann Heinrich Schnitzler. Stuttgart, Cotta. 1832. Gr. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

recht nützlich sein, welches die Begebenheiten in Paris seit der Julirevolution in chronologischer Reihenfolge bis zu dem Ministerium vom 13. März 1831, welchem Casimir Périer präsidirte, darstellt. Diese Schrift erklärt, wie dieses, das Princip des juste milieu aufrecht erhaltende Ministerium an die Reihe kommen konnte. Man sieht, wie die große Revue der Nationalgarde, welche der neu erwählte König der Franzosen am 29. August 1830 auf dem berühmten Marsfelde hielt, wo am 14. Juli 1790 Ludwig XVI. die Constitution beschwor, der Culminationspunkt seiner Popularität war, wie das Recht der Deputirtenkammer, nach Verjagung der verhaßten Dynastie einen neuen König zu wählen, nicht mit Unrecht in Zweifel gezogen wurde, denn offenbar waren die Deputirten von ihren Departements nicht mit Verhaltungsregeln für einen so ganz unerwarteten Fall versehen, wie das bei jeder großen Umwälzung unvermeidliche momentane Sinken des Credits und Hemmung des Verkehrs um so größere Unzufriedenheit erregte, als das Volk, welches so tapfer und so edel gestritten hatte, unmittelbar folgende goldene Tage erwartete, zugleich aber theils durch republikanische Declamationen, theils durch kriegerische Gerüchte, theils durch die Ränke der Geistlichkeit aufgeregt wurde. Dem der Natur der Sache nach aufgeregten Geist der Nation gegenüber erblicken wir eine schwache Regierung, die zwar durch Ausmerzung der von Karl X. ernannten hundert Pairs die Pairskammer decimirt, aber sie nicht aufhebt, durch affectirte Bürgerlichkeit lächerlich wird, indem z. B. der Herzog von Orleans Oberst und zugleich Kanonier der Bürgergarde wird, deren Minister einen Nepotismus bei Besetzung der Stellen ausübte, wie er nur jemals stattfand — die mit einem Worte alle Fehler eines legitimen Throns mit denen eines von der Volkslaune abhängigen Regiments verbindet. Weder das sogenannte doctrinaire Ministerium von Guizot, Broglie, Bignon, Dupin, Molé, noch das liberale von Laffitte, Gérard, Sébastiani, Montalivet, Maison, zu welchem bald Soult und d'Argout an die Stelle von Gérard und Maison gerufen wurden, am wenigsten aber der König selbst vermochte einen geregelten festen Plan aufzufassen. Guizot begriff nicht, daß die Julitage eine neue Periode herbeigeführt hätten, und wollte eine Quasilegitimität retten; Laffitte schwankte zwischen den liberalen Ansichten der Vergangenheit, die auf die Gegenwart nicht paßten; die Deputirtenkammer delliberirte über Kleinigkeiten, zu ertheilende Decorationen und architektonische Verzierungen, und eigentlich war es nur die Nationalgarde, welche während der vielen einzelnen Aufstände die Ruhe erhielt. Es war wegen der gänzlichen Gefahrlosigkeit bald nicht einmal Ehre dabei, der Regierung zu trotzen, wie es Hubert, der Präsident der Amis du peuple, und der Graf Kergorley offen und ungescheut thaten; die Emeuten während des Processes der Exminister, der Aufstand bei dem unsinnigen, von den Karlisten gefeierten Todtenamt des Herzogs von Berri, wobei der erzbischöfliche Palast verwüstet wurde, machten endlich sogar die Nationalgarde wegen der steten Belästigung verdrießlich. Der Leser des zuletzt erwähnten Buches wird dem Laufe des französischen Volkslebens gleich dem eines Stroms folgen können, welcher sich zuletzt in das Becken des juste milieu ergießt, welches Casimir Périer präsentirte. Der Verf. verspricht eine besondere Darstellung der Vorfälle unter dem Ministerium Périer.

Weniger in politischer als vielmehr in psychologischer Hinsicht ist es interessant, zu betrachten, welche wunderbare Systeme große Begebenheiten auch in religiöser Beziehung hervorbringen, die mit dem durch die Zeitereignisse erzeugten Enthusiasmus vertheidigt werden. So sehen wir in der Revolution von 1789 nach und nach die entgegengesetztesten religiösen Sekten auftreten; der starre Katholicismus der nicht vereidigten Priester rief als Gegensatz

die atheistische Sekte von Hebert und Anacharsis Cloots hervor; selbst die einfache natürliche Religion, der reine Deismus, wie ihn Rousseau lehrte, fand in Robespierre einen so fatanischen Anhänger, daß er in blutige Verfolgung ausartete, bis später Lareveillère unter dem Namen der Theophilanthropie ihn auf mildere Art zu gründen suchte. Ebenso sind in unsern Tagen die verwirrten Sekten der Mystiker, Pöschelianer und Frömmler diverser Art entstanden, welche Erscheinungen auf das leider bei Vielen gestörte Gleichgewicht zwischen dem Verstande und der Phantasie deuten. In Frankreich breitete seit der Julirevolution die politisch-religiöse Sekte der St.-Simonianer sich immer mehr aus, welche außer einigen phantastischen Sätzen über das Verhältniß der Frauen und mystischen Absurditäten ein patriarchalisches Verhältniß gründen will, sodaß eine Art von Papst von dem allgemeinen Staatseigenthum einem Jeden so viel zutheilt, als er in Bezug auf seine intellectuellen und physischen Eigenschaften verdient, welche Einrichtung praktisch wäre, insofern sie sich auf eine einem Patriarchen mit Liebe und Zutrauen unterworfene Familie bezöge, rein unsinnig aber für einen Staat ist; denn man denke sich z. B. einen Patriarchen, in dessen Hände die Revenuen von ganz Frankreich flössen, und von dem dagegen verlangt würde, von 33 Millionen Individuen jedem Einzelnen die Summe zuzumessen, welche er nach seinen Fähigkeiten werth wäre. Indessen ist über diese Sekte schon zu viel gesprochen, um mich dabei zu verweilen. Interessant aber ist die Entstehung einer andern, weniger bekannten Sekte, welche der Abbé Lamennais, bekannt durch das Werk: „Sommaire d'un système des connaissances humaines", zu gründen strebt, dem sich ein junger, vom Advocaten zum Geistlichen übergegangener Fanatiker, der Abbé Lacordaire, der Priester Gerbet, Verfasser des Buchs: „Coup d'oeil sur la controverse chrétienne, depuis les prémiers siècles jusqu'à nos jours" (Paris 1831), ein Priester aus dem Elsaß, Rohrbacher, der Consorte von de Potter, Bartels, und mehre Andere anschlossen, worunter auch Harel du Tancret, ein Schüler des bekannten strasburger Professors Bautain, welcher aus dem exaltirtesten Liberalismus zum strengsten Katholicismus überging, sich befand. Wie sonst die Geistlichen dem Absolutismus huldigten, so will diese Sekte sich mit der Freiheit verbinden, und in dem Journal „L'avenir", welches ihr Organ ist, stellt sie ihre Ansichten dahin auf:

Freiheit ist von Gott allen Menschen gegeben, und ungehindert muß jedes Volk seinen Entwickelungsgang gehen; alle Schranken müssen fallen, nichts Besonderes den Menschen hindern, zu Gott zu gelangen. Aber mitten unter Reformen und Neuerungen lösen sich die alten Bande, welche den Staat zusammenhielten, die historischen Ueberlieferungen werden vergessen oder verschmäht, die Gesetze altern, fesselos steht die Menge da, verlangend nach Gleichheit, nach einem Wohlstande, der die Frucht der Arbeit sein soll, in ihrer Armuth sich waffnend gegen die Minderzahl der Reichen, bereit, von Umwälzungen zu Umwälzungen sich zu stürzen. Freiheit kann demnach Allen verderblich werden; aber es gibt eine Bedingung, unter welcher sie nicht nur unschädlich, sondern wohlthätig und sicher begründet wird. Diese Bedingung heißt Glauben, Festhalten an den religiösen Lehren, an den Ueberlieferungen, welche die Kirche bewahrt, die das Ungereimte in der Weltordnung erklären und die Widersprüche der einander bestreitenden Elemente ausgleichen. Nur für den wahren Katholiken ist Freiheit möglich, weil sie für ihn ohne Gefahr ist. Freiheit ist der Geist des Katholicismus. Im Bunde mit den Mächtigen der Erde hat sich letzterer selbst geschadet, dadurch, daß er den Argwohn veranlaßte, als begünstige er Unterdrückung; diesem argen Wahne zu steuern, ist hohe Zeit. Die Völker haben von der Kirche sich abgewandt, weil sie dem Staate fröhnte, weil sie dem Throne sich dienstbar machte, weil sie mit den Königen versuchte, die Zeit rückgängig zu machen; durch Licht und Freiheit sollen die Völker zu ihr geführt werden. Der Staat hat das Recht nicht, in das Gebiet des Glaubens einzugreifen, die Bedürfnisse des Christen haben nichts gemein mit denen des Bürgers; dieser gehorcht dem Gesetze, jener dem lebendigen Drange in seinem Innern. An der Spitze der Kirche steht der Papst, ein Vereinigungspunkt für alle Gläubigen: ohne Papst keine Kirche. Ihm allein steht das Recht zu, die Hirten der Heerden zu ernennen, die seiner Entscheidung vertrauen und als den Bewahrer der geheiligten Traditionen ihn verehren. So sei denn keine Rede mehr von nationalen Absonderungen, von gallicanischen Artikeln, so enthalte sich die Krone jeder Einmischung in geistliche Angelegenheiten, so erlaube sie sich nicht, Bischöfe zu ernennen, und für sich oder ihre Zwecke Gebete zu fodern. Von ihrer Seite begehre die Kirche keine Unterstützung, sondern unterhalte aus eignen Mitteln oder durch die Beiträge der Gläubigen die Diener des Altars; sie lehre frei und unumwunden, und erhebe sich zu der ihr eigenthümlichen angestammten Würde. Der Beifall der Völker kann ihr dann nicht abgehen, denn das Bedürfniß des Glaubens, weit entfernt, ausgegangen zu sein, wird allenthalben laut, und so wird es zuletzt wahr werden, was Christus sprach: „Es wird eine Heerde und ein Hirte sein".

Gern überlasse ich es dem Leser, die Logik und den Ideengang dieser Religionsansicht nach seinem Ermessen zu würdigen, denn in Bezug auf dasjenige Convolut von Schwärmerei, Betrug, Absurdität und Unmöglichkeit, was man mit dem Collectivwort: Glauben, bezeichnet, läßt sich in der Regel mit gleichem Rechte alles Mögliche behaupten, und ich erinnere mich dabei stets an den Ausspruch des heiligen Augustinus, welcher seinem Metier als Heiliger zufolge doch in Glaubenssachen einige Autorität haben muß und sich begnügte, zu sagen: „credo, quia absurdum est", obschon für mich die Absurdität, die ich übrigens keineswegs abstreite, keine solche Beweiskraft haben würde. Was mir aber an dem Glaubensbekenntniß des Abbé Lamennais auffiel, war, daß dasselbe mir als ein bekannter, wenn auch nicht vertrauter Ton erschien und in meinem Andenken die längst vergessenen, confusen, durch einzelne geistreiche Stellen ausgezeichneten Schriften des phantastischen Görres, namentlich dessen Werk: „Europa und die Revolution", hervorrief, wo ebenfalls die Infallibilität des Papstes und Annahme verwirrter Dogmen mit höchst liberalen Ideen in wunderlichem Connex stand. Es war mir daher sehr interessant, in den zuletzt erwähnten „Briefen aus Paris" zu ersehen, daß man erwarte, der bekannte Verfasser des „Catholique", Baron Eckstein, ein münchner Professor Döllinger und Görres würden sich dieser Sekte anschließen. Ob übrigens die, vielleicht geheimen Obern dieser Sekte so ehrlich sind als die sich ihnen anschließenden Schwärmer, dürfte jetzt, wo so viele Menschen in Frankreich Masken tragen und mit heuchlerischem Schein sich an Die anschließen, welche sie

tödtlich haſſen, wo die dem Abſolutismus und den Jeſuiten verkauften Journale, die „Gazette" und „Quotidienne", republikaniſche Inſtitutionen fodern, ſchwer ſein. Die ſchon in der erſten Revolution, wenn auch zum eignen Nachtheil angewandte Kriegsliſt der Royaliſten, durch Machinationen den republikaniſchen Enthuſiasmus bis zum Wahnſinn zu ſteigern, um bei der der Ueberreizung folgenden Apathie ſich abermals der Gewalt zu bemächtigen, iſt jetzt wieder an der Tagesordnung. Die von Jeſuiten und Prieſtern geleitete ſervile Partei fürchtet, daß ein conſtitutionneller Thron ſich dauernd befeſtigen könne, hofft aber, daß exaltirte Freiheitsideen zu einer Republik als einer Zwiſchenerſcheinung führen möchten, aus welchem für Frankreich auf dauernde Art unmöglichen Verhältniß zu Gunſten der Legitimität ein 18. Brumaire ſich herbeibeten und intriguiren ließe. Ob die erwähnte Sekte mit ihren liberal-theoſophiſchen Ideen gleiche trügeriſche Abſichten habe, muß die Zukunft lehren; jedenfalls iſt es verdächtig, daß ſie mit ihrer Lehre von Freiheit und Uneigennützigkeit der Kirche erſt dann hervortrat, als der Staat ſeine Verbindung mit der Kirche gelöſt hatte, und Niemand daran denkt, ſie zu bereichern.

Uebrigens iſt dergleichen Sektirerei in Frankreich nicht ſonderlich, beſonders nicht dauernd gefährlich, denn unter die vortrefflichen, nicht genug zu rühmenden Eigenſchaften der Franzoſen gehört es, daß ſie im Ganzen für Pfaffentrug und religiöſe Superſtition äußerſt wenig empfänglich ſind, weshalb ich die Erſcheinung dieſer Sekte auch nur als eine originelle Phantaſterei dargeſtellt habe. 56.

Iſt Friedrich der Zweite, König von Preußen, irreligiös geweſen? Eine geſchichtliche Abhandlung von J. D. E. Preuß. Zweite, vermehrte und verbeſſerte Auflage. Berlin, Nauck. 1832. 12. 8 Gr.

Es iſt nach unſerm Dafürhalten traurig, daß in Beziehung auf den größten König und berühmteſten Mann des 18. Jahrh. eine ſolche Abhandlung wie die vorliegende nöthig geworden iſt, aber da ſie nun einmal geſchrieben werden mußte, ſo muß man ſich freuen, daß ſie in der vorliegenden Art und Weiſe geſchrieben iſt. Herr Preuß, der ſich durch ſeine „Geſchichte Friedrich's des Großen" ein vollgültiges Recht erworben hat, in dieſer Angelegenheit mitzuſprechen, gibt hier ein Bruchſtück aus dem dritten Bande ſeines größern Werkes, für welches ihn Jeder, der nach gründlicher Belehrung ſtrebt, dankbar ſein muß. Nach dem Eingange, in welchem er den ſchiefen Urtheilen Büſching's und Anderer (warum nannte er hier nicht die Namen: Arndt, Ad. Müller und Steffens, von denen der Letztere wieder in „Walſeth und Leith", III, 62 fg., ſich höchſt einſeitig äußerte?) die Worte Joh. Müller's und Niemeyer's aus des Letztern trefflicher Gedächtnißpredigt auf Friedrich II. gegenüberſtellt, ſtellt er vier Punkte auf, die ſich in Beziehung auf Glauben und Begriff bei Friedrich II. geſchichtlich nachweiſen laſſen. Zuvörderſt hat Friedrich ſeit dem Jahre 1736, wo er ſich zuerſt mit Suhm und mit Voltaire ſchriftlich, dann mit den Predigern Achard und Beauſobre mündlich über religiöſe Gegenſtände unterhielt, bis an das Ende ſeines Lebens dieſe Unterſuchungen fortgeſetzt. Nur eine Beweisſtelle hierzu aus dem 31. Briefe an Camps vom J. 1739: „La foi vivifiante n'est point mon mérite éminent, mais la morale chrétienne n'en est pas moins la règle de ma vie" (S. 9). Zweitens hat Friedrich das Daſein Gottes als eines geiſtigen und vollkommenen Urhebers der Welt ſtets mit inniger Ueberzeugung geglaubt und mit Eifer vertheidigt (S. 9—20). Zum Beweiſe werden eine Reihe von Stellen aus ſeinen Gedichten und Briefen angeführt. „Das Endliche", heißt es unter Anderm in einer Stelle aus dem „Essai sur l'amour propre", „kann das Unendliche nicht begreifen; folglich ſind wir nicht im Stande, uns eine genaue Idee von der Gottheit zu machen; wir können uns blos von ihrem Daſein überzeugen, und das iſt Alles. Wie kann man von einer groben Seele verlangen, daß ſie ein Weſen, welches ſie auf keine Art und Weiſe erkennen kann, lieben ſoll? Es ſei uns genug, in der Stille anzubeten und unſerm Herzen keine andern Bewegungen zu geſtatten als die Empfindungen der allerdemüthigſten Erkenntlichkeit gegen das Weſen aller Weſen, in welchem und durch welches alle andere Weſen ihre Wirklichkeit erhalten haben." Auch die merkwürdige Verordnung, durch welche den gemeinen Leuten bei Uebergabe von Bittſchriften das Niederfallen (denn das können ſie wol vor Gott thun) unterſagt wird, findet ſich hier S. 16 angeführt. Dieſe Verfügung iſt vom 30. Aug. 1783, in Frankreich aber durfte, wie Hr. Preuß treffend bemerkt hat, der dritte Stand bis 1789 den Monarchen nur kniend anreden. Endlich wird auch gezeigt, daß die dem Könige ſchuldgegebene Nachbeterei in religiöſen Sachen und blinde Anhänglichkeit an ſeine franzöſiſche Umgebung urkundlich nicht nachgewieſen werden könne. Es wird vielmehr durch Stellen aus dem Briefwechſel des Königs die Selbſtändigkeit deſſelben auch in dieſer Beziehung gezeigt und dargethan, daß in des Königs Abendgeſellſchaften nur der Aberglaube und die Prieſterherrſchaft, nicht aber die Religion ein Gegenſtand des Spottes geweſen ſei.

Die dritte Beſchuldigung der Prieſter iſt geweſen, daß Friedrich an die Fortdauer nach dem Tode nicht geglaubt habe. Von S. 20—31 hat der Verf. gegen dieſe Anſicht mit Friedrichs eignen Worten gekämpft, die wir aber jetzt nicht herſetzen wollen, da der dem großen Könige gemachte Vorwurf gar zu abgeſchmackt iſt. Nicht minder läppiſch iſt der Vorwurf, daß er das Chriſtenthum gehaßt und verachtet habe. Auch dies konnte ſich nur in den Köpfen glaubensſtarrer und hoffärtiger Theologen feſtſetzen, die ſich vom Könige nicht genug geachtet glaubten, da ihm (und das von Rechtswegen) aller Prieſterſtolz verhaßt war. Darum nannte er auch wol die Geiſtlichen „Chekers" und „Muckerpack" und ſpottete ihrer häufig, daß Büſching ſelbſt darüber Klage führt, obſchon er ſonſt für ſeinen König ſehr eingenommen iſt. Ueber das Chriſtenthum aber hat er nur mit der größten Hochachtung geſprochen und iſt gegen Holbach und du Marſais ſogar als Vertheidiger deſſelben aufgetreten (S. 31—34), beſonders aber iſt er des Proteſtantismus Schutz- und Schirmvogt während ſeines ganzen Lebens geweſen. Schon aus dieſer Urſache hätten proteſtantiſche Theologen und Profeſſoren den König nicht verketzern ſollen. Seine Urtheile über die Reformation, ſeine Abneigung gegen alle Religionsveränderungen in ſeiner Familie, ſeine Sorge für die Erhaltung des evangeliſchen Glaubens in ſeinen eignen und in andern Landen, wie in Würtemberg und in Heſſen, ſein eifriges Beſtreben, die bürgerliche Stellung der Proteſtanten in Ungarn, Mähren und andern öſtreichiſchen Ländern zu verbeſſern: all Dieſes (S. 34—45) zeigt zur Gnüge, ein wie guter Lutheraner Friedrich II. geweſen iſt, wenngleich er nicht in einem beſondern Büchlein, wie Herr Steffens, dieſes der Welt hat zeigen wollen; denn der König hat dies durch ſein Leben gezeigt. Beſonders intereſſant iſt das Schreiben an den Reichstag zu Regensburg vom 1. März 1755 (auf S. 38 ſteht fälſchlich 1775), durch welches der König ſeinen Geſandten, den Freiherrn von Plotho, amtlich bevollmächtigt, dem Gerüchte zu widerſprechen, als wäre der Markgraf von Baireuth (Friedrich's Schwager) und deſſen Gemahlin in Frankreich katholiſch geworden. Dies Schreiben erinnert in mehr als einer Beziehung an den würdevollen Brief des jetzigen Königs von Preußen (man ſehe die Beilage zur „Allgemeinen Zeitung", 1826, Nr. 50), als die Herzogin von Anhalt-Köthen im Oct. 1825

zur katholischen Religion übergetreten war; denn es hatte sich leider im königl. Hause dies ereignet, wogegen „dasselbe zu bewahren", Friedrich „die göttliche Providenz inbrünstig angefleht hatte".

Hierbei verschweigt Hr. Preuß auch nicht, daß der König abgeneigt gewesen sei, katholische Unterthanen in den Staatsdienst zuzulassen (S. 45—47), sowie er auch die Verwerfung Moses Mendelsohn's aus der Liste der Akademiker zu Berlin angeführt hat. Wenn das Erstere als ein irreligiöses Verfahren bezeichnet wird, so entschuldigen der Geist der Zeit und auch wol politische Rücksichten ein solches Verfahren weit mehr, als wenn im dritten Decennium des 19. Jahrh. die Testacte in England mit so beharrlicher Hartnäckigkeit aufrecht gehalten wurde.

Zum Schluß bemerkt der Verf. sehr richtig, daß die unerwartete Theilnahme, mit welcher unter Friedrich II. die Erbauungsschriften eines Sack, Rösselt, Spalding, Jerusalem u. A. aufgenommen, gelesen und in vielen Auflagen verbreitet worden sind, doch auch für die Kirchlichkeit des Zeitalters sprechen. Friedrich übte aber einen so gewaltigen Einfluß auf seine Unterthanen und auf seine Zeit, daß auch seine Irreligiosität dieselben gewiß ergriffen haben würde, wenn sie so groß gewesen wäre, als manche Theologen wollen.

Herr Preuß hat, vielleicht um nicht zu ausführlich zu werden, der hierher gehörigen Abhandlung Garve's in seinen „Fragmenten über Friedrich den Großen", Bd. 2, S. 1—11, nicht gedacht, die bei aller Anhänglichkeit ihres Verfs. an seinen bewunderten Landesherrn, doch nicht frei von Irrthümern ist. Richtiger urtheilte Buchholz im „Berliner Kalender", 1827, S. 80 fg. Die in Thiebault's „Erinnerungen an Friedrich den Großen" zerstreuten Aeußerungen des Königs würden nur zur Bestätigung der Sätze des Hrn. Preuß gedient haben. Sagte doch selbst Casanova (IX, 451 der deutschen Bearbeit.): „der König war nie Atheist". Uebrigens wünscht Ref. der Schrift des Hrn. Preuß recht viele Leser, weil alle Behauptungen in derselben historisch erhärtet und erwiesen sind, und solche Untersuchungen es gerade sind, welche den großen König recht hoch stellen und den Enthusiasmus vollkommen rechtfertigen, mit dem sein Name in Preußen sowol als in andern Ländern fortwährend gefeiert wird. 39.

Handbuch der classischen, germanischen und der damit verwandten Mythologien. Für höhere Lehranstalten, für Studirende und Künstler bearbeitet von G. P. Rauschnick. Leipzig, Hinrichs. 1832. Gr. 8. 2 Thlr. 6 Gr.

Unter den verschiedenen Zweigen der Wissenschaft fand in der neuern Zeit die Mythologie unter den Gelehrten eine lebhafte Theilnahme und Aufmerksamkeit. Nicht blos vom philologischen Ständpunkte aus, sondern auch vom philosophischen und geschichtlichen, besonders seit man zu der Ueberzeugung kam, daß Erläuterungen zur Geschichte jener Zeiten, die früher als alle Geschichte sind, daraus geschöpft werden können, wurde die Mythologie beachtet und behandelt. So entstanden die mythologischen Werke eines Creuzer, Voß, Görres, W. v. Schlegel, Hug, Mone, O. Müller und vieler Anderer, die größentheils mit einem Aufwande von Gelehrsamkeit, Sprachkenntniß und Scharfsinn geschrieben sind. Der Verf. dieses mythologischen Handbuchs hat seine schon anderwärts gezeigte Kunst verständiger Compilation bei dieser Arbeit aufs Neue bewährt; es ist eine fleißige, größtentheils gelungene Zusammenstellung der durch die neuern und neuesten Forschungen auf dem Gebiete der Mythologie gewonnenen Resultate. Der Plan ist im Ganzen gut angelegt und das Buch zerfällt, außer der Einleitung, welche den Begriff der Mythologie entwickelt, in folgende Hauptabschnitte: 1) Einiges aus der indischen Mythologie. Der Verf. folgt in der Darstellung vorzüglich Görres und Schlegel und gibt zur Vervollständigung der Religionslehre der Indier eine kurze Darstellung der Verhältnisse und der Einrichtungen der Bramanen. 2) Mythologie der alten Parsen. 3) Abriß der ägyptischen Mythologie. Bei diesem Abrisse hat, unserer Ansicht nach, der Verf. zu wenig Rücksicht auf die astronomische und agronomische Bedeutung der ägyptischen Gottheiten genommen, obschon er auf dieses Verhältniß im Allgemeinen hindeutet. 4) Einiges aus der phönizischen und chaldäischen Mythologie. 5) Griechische Mythologie. Am ausführlichsten und gründlichsten ist dieser Abschnitt behandelt; es lagen freilich hier auch die meisten und gründlichsten Arbeiten vor, und des Verf. Verdienst besteht durchgängig nur in der guten Anordnung des Stoffes und einer fließenden angenehmen Darstellung. Eine Bemerkung können wir nicht unterdrücken; wir glauben nämlich, daß der Gründlichkeit des Ganzen kein Eintrag geschehen wäre, wenn die Götterliebschaften, zumal die ganz isolirten, welche auf Leben und Thaten der Götter weiter keinen Einfluß üben, nicht so genau aufgezählt worden wären. Wenn man z. B. die 42 Namen der Weiber liest, mit welchen Apollo Kinder erzeugt hat, so wird man unwillkürlich an einen orientalischen Harem oder an Don Juan's Lebenslauf erinnert, und da das Buch für Lehranstalten mit bestimmt ist, so dürfte eine solche Auslassung um so mehr zu rechtfertigen sein; denn so wenig als die chronique scandaleuse eines russischen oder französischen Hofes der Phantasie der Jugend zuträglich ist, möchte die des olympischen Hofes für ihre Bildung vortheilhaft sein. Der sechste und siebente Abschnitt enthält Einiges aus der Mythologie der Etrusker und der übrigen italienischen Völker, die freilich sehr im Dunkel liegt, um mehr darüber geben zu können. 9) Nordisch-germanische Mythologie. Dieses große, ziemlich verworrene Gebiet ist von dem Verf. recht gut bearbeitet und gewährt selbst eine angenehme Lecture, wie z. B. S. 414 Thor's und Locke's Zug auf Abenteuer, S. 424 Baldur's Todtenfeier ꝛc. 10) Von der alten Preußen Götterdienst und Glauben. 11) Die Götter- und Glaubenslehre der alten Deutschen. 12) Cultus und Mythologie der Wendenslawen im nordöstlichen Deutschland. Der achte Abschnitt gibt einige Erläuterungen über die orientalische und griechisch-römische Mythologie. Ein vollständiges Register erleichtert den Gebrauch dieses zweckmäßigen, alle ähnlichen Arbeiten und Handbücher weit hinter sich lassenden Werkes. 43.

Literarische Notizen.

Zur Geschichte der Herzogin von Berri erschienen: „Quatre époques de la vie de S. A. Madame, la duchesse de Berry", mit den Protestationen und Adressen zu ihren Gunsten (zweite Auflage, Paris 1833), und: „Almanach de la bonne duchesse, pour l'année 1833, contenant un précis de la vie de Madame" (Marseille 1833).

Von den „Oeuvres complètes d'Horace" in sechs Sprachen (Urtext, italienisch, spanisch, englisch, deutsch, sämmtlich in Versen, und französisch in Prosa) ist die zweite Lieferung zu Lyon erschienen. Das Ganze soll aus sechs Lieferungen bestehen.

Zu Molière's Andenken am Gedächtnißtage seines Todes hielt der Abbé Chatel, „vom Volke und der Geistlichkeit erwählter Bischof", eine Predigt gegen die Excommunicationen, die in Druck erschienen ist.

Lerminier's „Lettres philosophiques adressées à un Berlinois" (Paris 1832) enthalten einige interessante Aufsätze, z. B.: De la philosophie de la restauration (Royer-Collard); De l'éclecticisme (Cousin); De l'église et de la philosophie catholique (Lamennais); De l'opinion légitimiste (Chateaubriand); De la démocratie française (Lafayette); Des rapports de la France avec l'Allemagne. 9.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Donnerstag, — Nr. 87. — 28. März 1833.

Zur Geschichte der öffentlichen Meinung in Deutschland.

Dritter Artikel.*)

Es war eine so wunderbare als wunderliche Zeit in unserm deutschen Vaterlande, als plötzlich das Schwert wieder dem Volke die Zunge löste zum Sprechen, und die Hände zum Fechten und zum Schreiben. Von den gewaltigen Ereignissen getragen, hob sich auch der poetische Genius mit kräftigem Schwunge dem Morgenroth der neuen Freiheit entgegen. Ein reicher, erfrischender Quell vaterländischer Lieder entströmte der Brust unserer Sänger, eines Körner, Schenkendorf, Arndt, Uhland, Rückert u. A. Selbst einem Fouqué konnte man damals noch seine ritterthümlichen Schwächen um seines deutschthümlichen Enthusiasmus willen verzeihen. Es waren jetzt nicht blos Einzelne, sondern Millionen, die aus dieser deutsch-kastalischen Quelle Begeisterung schöpften. Noch andere Männer, ein Jahn, Fries, Luden u. s. w., riefen mit mächtig anklingenden Worten in die Schranken für Ehre, Freiheit und Einigkeit einer deutschen Nation, indem sie zugleich das Feuer des Franzosenhasses schürten. Nicht wenige unserer Schriftsteller suchten gar den Fanatismus der Zerstörung bis zu einem Punkte zu steigern, welcher dem neuen Kampfe, wie in den alten barbarischen Zeiten, den Charakter eines Vertilgungskrieges aufprägen sollte. Wenigstens war es nicht ihre Schuld, wenn nicht die vernichtende Flamme, welche sie mit Papier zu nähren nimmer ermüdeten, das neue Babylon ergriff, um keinen Stein auf dem andern zu lassen. Allein die hohe Diplomatie, welche gegen Frankreich vereinigt war, wärmte sich einstweilen behaglich die Hände an dieser Flamme, um später, mit geläufigerm Finger ihre Noten und ihre Tractate zu schreiben.

Der erste pariser Friede kam zu Stande. Wer damals Gelegenheit hatte, den Eindruck zu beobachten, welchen der Abschluß desselben insbesondere auf die Stimmung der deutschen Truppen äußerte, mußte sich wol überzeugen, daß derselbe kein befriedigender war, und daß man den Gewinn, den er Deutschland brachte, keineswegs als genügend ansah. Man hatte gehofft, daß Elsaß und das deutsche Lothringen von Neuem Bestandtheile unsers Vaterlandes bilden würden. Dies geschah nicht, und so kehrten nicht nur das preußische Heer, sondern auch die Truppen der ehemaligen Rheinbundstaaten mit dem Gefühl getäuschter Erwartung aus Frankreich zurück; denn auch diese Letztern — nachdem einmal der Bund mit Frankreich zerrissen war, nachdem sie wieder die erste Gelegenheit gefunden hatten, für eine gemeinsame deutsche Sache zu fechten — hatten dem vollständigen Triumphe derselben ihre heißen Wünsche zugewendet.

Die Wünsche und Hoffnungen richteten sich nunmehr auf die innere Gestaltung des Vaterlandes. Seit der Proclamation von Kalisch waren dieselben von obenher genährt worden, und je mehr man den Bogen gespannt hatte, so lange man noch gegen den äußern Feind Pfeile schleudern wollte, um so weniger konnte man ihn jetzt ohne Weiteres wieder abspannen, um ihn zu allenfallsigem künftigen Gebrauche unter dem alten Rüstzeuge aufzuhängen. Auch hielt die Spannung des Volksgeistes noch für die nächste Zeit aus. Zwar hatte es Denjenigen, welche mit schärferm Auge die feinen und schon darum nicht immer sehr starken Fäden des neuen diplomatischen Gespinnstes verfolgten, keineswegs entgehen können, was man von dem wiener Congresse zu erwarten, und noch weniger Das, was von demselben nicht zu erwarten hatte. Allein die größere Menge hörte nur auf die volltönendsten Versprechungen und Verheißungen, welche von dorther erklangen, wie z. B. auf das Versprechen, daß die neue Verfassung Deutschlands aus dem ureignen Geiste einer deutschen Nation in scharfen Umrissen hervorgehen solle u. dgl. Muß es doch schon weit gekommen sein, wenn solche Verheißungen nicht mehr gläubig aufgenommen werden, und wenn das Volk auf andere Weise als durch die spätern Folgen sich überzeugen soll, daß es von Anfang an keine Ursache hatte, sich der Erfüllung seiner Wünsche versichert zu halten. Es war daher nicht sehr zu verwundern, daß man mit nicht geringerm Eifer in den zweiten Krieg gegen Frankreich zog, als man in den ersten gezogen war. Um so mehr war dies der Fall, da man sich getröstete, daß jetzt nachgeholt werden könne, was man früher versäumt hatte. Allein das Resultat dieses zweiten Krieges beschränkte sich auf die Beseitigung Napoleon's und sonst im Wesentlichen auf eine nochmalige Restauration der restaurirten Bourbonenfamilie. Auch dies vermochte jedoch die Hoffnungen auf gründliche Verbesserung

*) Den ersten und zweiten Artikel siehe in Nr. 63 und 68 d. Bl. D. Red.

des innern Zustandes von Deutschland nicht ganz herabzustimmen. Zwar hatten die Mitglieder des Congresses, als Napoleon's Schwert den Faden ihrer Unterhandlungen zerhauen hatte, und als sie noch in aller Eile mit dem Abschlusse der deutschen Bundesacte von Wien Abschied nahmen, diese letztere selbst für ein unvollkommenes Werk erklärt, welches die gerechten Wünsche des deutschen Volkes nicht zu befriedigen im Stande sei. Allein grade in dieser offenen Erklärung schien eine Bürgschaft zu liegen, daß man nach hergestelltem Frieden um so eifriger darauf Bedacht nehmen werde, diese Mängel zu heilen und das deutsche Staatengebäude im Sinne der öffentlichen Meinung zu vollenden.

Ein Volk in Masse ist keiner lang anhaltenden Anstrengungen fähig, wenn es nicht durch unmittelbar drängende Umstände in fortwährender Thätigkeit erhalten wird. Fast immer haben daher die Nationen ihre wichtigsten Rechte und Freiheiten nur im Sturme erringen können; und was nicht schnell erreicht und errungen worden ist, blieb in der Regel, wenn es nicht gänzlich vorenthalten wurde, so lange vertagt, bis neue Umstände neue Bewegungen herbeiführten. Kein Wunder also, daß zwar die Mehrheit des deutschen Volkes die einmal entstandenen Hoffnungen noch festhielt, daß sie aber — mit dem Kindlein ihrer Phantasie im Arme — einstweilen sich schlafen legte, um von der Erfüllung zu träumen und sich im Uebrigen von den Mühseligkeiten des Befreiungskriegs zu erholen. Eine Ausnahme machte nur die nicht unbeträchtliche Schar von Schriftstellern, welche sich berufen fühlte, das Ziel eines freien und einigen Deutschlands, das ihr in noch ziemlich unklaren Umrissen vorgeschwebt hatte, mit den Waffen des Geistes zu verfolgen; sowie ein Theil der gebildetern Jugend, welche die allgemeine Begeisterung lebendiger, inniger und reiner in sich aufgenommen, und welche nun — noch zur Zeit von den Sorgen des gewöhnlichen Lebens nicht angezogen und abgezogen — ihr ganzes Sinnen und Streben darauf richtete, die Ideale, die ihr das trunkene Herz geschwellt, auch außer sich zu schauen.

Der Enthusiasmus für die Herstellung eines bessern Zustandes entzündet sich in der Regel erst an dem Feuer des Hasses, der uns gegen die vorhandenen Verhältnisse und gegen Alles erfüllt, was uns als gemeinschädlicher Misbrauch, Vorurtheil oder Verkehrtheit erscheint. Dies ist sehr natürlich! Im gesellschaftlichen Verkehr, an jedem öffentlichen Orte, selbst in jedem Familienkreise ist zumeist und zunächst nur von Demjenigen die Rede, was uns im öffentlichen Leben misfällig aufstößt. Das Gute läßt man sich selbst loben, dem Tadelnswerthen aber pflegt der Tadel in vollem Maße, mitunter über das gebührende Maß hinaus, zu Theil zu werden. Davon ist es mit eine Folge, daß die Mehrheit eines Volkes stets weit früher und richtiger die Fehler und Gebrechen des Bestehenden beurtheilen lernt, als sie mit einiger Klarheit einsieht, was zweckmäßig an die Stelle des Bestehenden treten könnte. Zugleich erklärt sich daraus, warum fast allerwärts die Oppositionsblätter in überwiegender Anzahl vorhanden sind und zahlreichere Leser finden, und warum regelmäßig eine größere Menge der Opposition angehört, sobald nur überhaupt einmal eine Theilnahme am öffentlichen Leben erwacht ist. Kommen dann zuweilen, durch besondern Anlaß, die in jedem Volke vorhandenen Elemente der Unzufriedenheit zu einem Ausbruche, so fodert der Trieb des Zerstörens seine Befriedigung, ehe der Trieb des Schaffens sich geltend zu machen weiß. Man mag es beklagen, daß es nicht anders ist; aber es ist nicht anders. Wenn der Amerikaner in seinem Urwalde sich ansiedeln will, so brennt er erst die Bäume nieder, um in die Asche der frühern Gewächse den Samen für neue Gewächse zu streuen. Auf dieselbe Weise, wie neue Colonien und Staaten gegründet werden, werden die alten Staaten verjüngt.

Dies Alles hatte sich bei der erregbaren Jugend, und bei dieser in besonderm Maße bewähren müssen. Die meisten Jünglinge auf Universitäten, namentlich die geistig-kräftigern, gehörten naturgemäß der Opposition an. Wenigstens war dies so lange der Fall, bis sie, wie die wilden Thiere in Tieck's „Verkehrter Welt" — die langen Haare sich abschnitten und nach einer guten Besoldung lüstern wurden: eine kritische Prüfungszeit für den jugendlichen Freiheitssinn, die mitunter schlecht genug bestanden worden ist und noch jetzt bestanden wird. Der erste Haß gegen den bestehenden Zustand, welchen die Jugend mit vollen Zügen in sich gesogen hatte, galt der französischen Herrschaft. Darum war auch das Ideal ihres Deutschthums im Grunde nichts Anderes als ein umgekehrtes Franzosenthum. Wenn der Franzose frivol und leichtsinnig war, so glaubte der deutsche Jüngling ein um so ernsteres Gesicht machen und mit einem gewissen Pedantismus der Sittlichkeit selbst unschuldige Aeußerungen der Fröhlichkeit niederdrücken zu müssen. Wenn der Franzose von Mode zu Mode flattert, so meinten unsere Jünglinge in ihrem altdeutschen Rocke sich gegen jeden Wechsel der Mode gesichert zu haben. Wenn der Franzose fein im geselligen Benehmen war, so glaubte der deutsche Jüngling seine Biederkeit und Gradheit wol selbst bis zur Derbheit und Grobheit steigern zu dürfen. Wenn die Franzosen anstellig waren und für die Lösung der Aufgaben des gewöhnlichen Lebens einen praktischen Sinn bewährten, so nahm es sich mancher unserer Jünglinge nicht sehr übel, wenn von ihm nicht das Gleiche gelten konnte, vorausgesetzt nur, daß er sehr gemüthlich blieb.

(Der Beschluß folgt.)

Nürnberger Jahrbücher, aus den bis jetzt bekannten ältesten Monumenten der deutschen Geschichte, aus den Annalen des Rathschreibers Johann Müllner und aus den noch weiter eröffneten Quellen des nürnberger Archivs mittels allerhöchster Vergünstigung, bearbeitet und herausgegeben von Georg Wolfgang Karl Lochner. Erstes Heft. Von der ältesten Zeit bis zum Jahre 1219. Nürnberg, Riegel u. Wießner. 1833. 4. 18 Gr.

Man hat behauptet, daß sich Staaten gemeiniglich erst dann vorzugsweise mit Aufstellung und Sichtung ihrer Ge-

schichte beschäftigen, wenn die Zeit ihrer eigentlichen politischen Blüte vorüber sei. So eingefleischt nürnbergisch ist wol Niemand, jetzt noch von politischer Blüte zu sprechen; und insofern könnte etwas Wahres an der Sache sein. Aber ein ehemaliger Reichsbürger hat mehr als einen Magen, er hat auch einen zum Wiederkäuen des ehemaligen Ruhmes seines Gemeinwesens. Und wahrlich Nürnberg hat große Erinnerungen aufzuweisen in kriegerischer mannhafter That wie im Handel und Verkehr, in seiner Kunst wie in seinem Wissen. Es hat ein Recht, sich noch heute zu fühlen, denn es ist Trägerin und Erbin einer großen Vorzeit, die oft für die Nachzeit entschädigen mag. Das Glück, dem Königreiche Baiern einverleibt worden zu sein, soll es nicht um seine Geschichte bringen. In diesem Sinne hatte bereits Professor Böttiger in seiner 1832 erschienenen „Geschichte Baierns nach seinen alten und neuen Bestandtheilen", wie die Geschichte Augsburgs, Regensburgs und anderer jetzt bairischer Städte, so auch die von Nürnberg, natürlich nur in ihren Hauptmomenten, mit aufgenommen und die so merkwürdige Entwickelung innerer und äußerer Blüte (wo war eine Reichsstadt, die sogar eine Universität in ihrem Gebiete und doch außerhalb ihrer Mauern aufzuweisen hatte?) nicht ohne Bewunderung so vielartiger Leistungen nachgewiesen. Jedem aber, der sich irgend einmal mit der Geschichte Nürnbergs beschäftigt hat, wird es nicht entgangen sein, auf wie schwachem Grunde, auf welchem hohlen Boden die ältere Geschichte der Stadt ruhe, und wie erst, ehe man historischen Boden zu sehen bekomme, ein wahrer Augiasstall von Sagen und unhaltbaren Traditionen ausgemistet werden müsse. Weder Anfang und Alter der Stadt noch selbst der Name war mit Sicherheit nachzuweisen und zu erklären, und es mag früher auch nicht immer räthlich gewesen sein, an der einmal beliebten Meinung, die ihren Ursprung etwa von Nero und den Römern (Nerosberg, Neuromberg), oder von den Norikern oder Gott weiß von welchen „grimmen Heiden" ableitete, viel zu zweifeln.

Es war also ein sehr glücklicher Gedanke der königl. Kreisregierung zu Anspach, deren zwei letzte Präsidenten zugleich ebenso einsichtsvolle als thätige Mitglieder und Vorstände des historischen Vereins im Rezatkreise waren, besonders die Geschichte Nürnbergs endlich einmal kritisch beleuchten zu lassen, und ein ebenso glücklicher Gedanke, diese Arbeit einem durch mehre gelungene historische Schriften *) rühmlich bekannten Gelehrten, der zugleich am königl. Archivconservatorium zu Nürnberg angestellt ist, zu übertragen. Großen Antheil an der Einleitung des ganzen Geschäfts und der Bezeichnung des einzuschlagenden Weges hatte, wie es zu erwarten und zu hoffen stand, der ehemalige Director des königl. Reichsarchivs, der Geheimrath Ritter von Lang, Herausgeber der „Regesta Bav." und vieler die bairische und fränkische Geschichte betreffenden Werke. Die Grundlage des beabsichtigten Werkes soll nun die zeitgemäße Bearbeitung der bekannten Annalen des nürnbergischen Rathsschreibers Johann Müllner, gest. 1634, abgeben, der selbst wieder auf eine ältere, vom Pfarrer Siegmund Meisterlein 1480 verfaßte und bis 1419 fortgeführte lateinische Erzählung fußte. Müllner benutzte diesen und andere Vorgänger nicht ohne Kritik, ohne aber sich seiner Zeit und deren Mängeln in der Geschichtsschreibung ganz entwinden zu können. Er schrieb in einer Zeit kirchlicher und politischer Parteiung, mußte auch viele jetzt ganz antiquirte, damals aber wichtige Streitfragen, z. B. über die Reichsvogtei, das Burggrafthum u. s. w., von deren Bejahung oder Verneinung Gerechtsame der Stadt abhingen, mitaufnehmen und sich dennoch gefallen lassen, daß sein Manuscript von dem auf sein Ansehen und seine Privilegien eifersüchtigen Stadtrath geheim gehalten wurde. Ref. wundert sich darüber um so weniger, als auch ihm ein Magistrat bekannt war, der eine gewisse mitten im Druck gehemmte Chronik überall, wo sie in Auctionen u. s. w. vorkam, mit ungemessenen Geboten aufkaufen ließ. Erst später ließ diese Geheimnißkrämerei nach; einzelne Theile der Chronik wurden gedruckt, andere oder auch das Ganze abgeschrieben und damit wol auch entstellt. Es war also zeitgemäß, jetzt an das Ganze eine kritische Herausgeberhand zu legen und dabei die Ergebnisse der vielen neuern Forschungen sowie des königl. Archivs in Beziehung auf Nürnberg zu benutzen.

Es sind auf diese Weise, wie es scheint, zwei Zwecke vereinigt worden, zeitgemäße Herausgabe der Müllner'schen Jahrbücher mit Weglassung alles Minderbrauchbaren und Herstellung einer kritischen Geschichte Nürnbergs, wiewol über den letztern Zweck noch Dunkelheiten vorwalten. Denn es ist nicht bestimmt ausgesprochen, ob diese Geschichte über Müllner's Annalen hinaus fortgesetzt werden soll oder nicht. Erweitert sollen die Annalen nach der dem Herausgeber ertheilten Instruction allerdings werden, „indem alles durch neuere Forschung Erworbene den Müllner'schen Annalen beizufügen, beständige Blicke auf die Lage des gesammten Deutschlands und besonders Frankens, als derjenigen Provinz, welcher Nürnberg angehört, damit zu verbinden und das Bild der Stadt als solcher, d. h. als eines wohlgeordneten, rührig thätigen Gemeinwesens deutlich hervorzuheben sei". So wenig es dem Nürnberger zu verdenken ist, den ersten Zweck völlig erreicht zu wünschen, so möchte doch der Freund der deutschen Geschichte eine Vorbitte um Berücksichtigung des zweiten einlegen, wenn nicht, was Ref. im Stillen hofft, durch dieses Werk selbst in dem Herausgeber der Wunsch und das Bedürfniß sich offenbart, nach Vollendung gegenwärtiger, ihm aufgetragener Arbeit eine ganz selbständige kritische Geschichte Nürnbergs zu schreiben und das erstere Werk dann wieder blos als Vorarbeit zum letztern zu betrachten.

Was nun in diesem ersten die Geschichte von der ältesten Zeit bis 1219 fortführenden Hefte geleistet worden, ist gewiß nicht wenig, wenngleich es auch nicht Allen, die am Alten kleben, gleich sehr behagen möchte. Schon die Einleitung (1—14) über Lage, Alter, Namen und Entstehung der Stadt bricht den Stab über das geträumte hohe Alter, stürzt den alten Heidenthurm, verwirft die alten Bilder, die den Hercules und Noricus darstellen, und zertrümmert den alten Dianentempel. Selbst des alten fünfeckigen Nerosthurms Alter wird nur gleichsam mit Widerwillen und mit großen Verwahrungen kaum dem Jahre 1000 zugeschrieben. Nürnbergs Name wird aus dem Slawischen Norje, Berg, oder Na-boru, auf dem Berge, abgeleitet und damit nicht undeutlich auf Slawen als erste Ansiedler der Gegend, wo nicht gar Gründer der Stadt hingedeutet. Aber der Verf. geht in seinen Ketzereien noch weiter und wird sich nun nicht blos die nürnberger alten Weiber utriusque generis, sondern auch Papst und Heilige auf den Hals ziehen, indem er den heil. Sebald, diesen von Papst Martin 1424 kanonisirten Pflanzen aus Dänemark, für eine durchaus fabelhafte Person erklärt. Fürchtet denn Herr L. das „si quis autem haec attentare praesumserit" der Bulle eines untrüglichen Papstes nicht?! Die erste Abtheilung der Chronik geht von 752—1060, in welchem letztern Jahre Nürnberg urkundlich zuerst vorkommt; doch wird als nicht unwahrscheinlich angenommen, daß Nürnberg schon im 10. Jahrhundert entstanden sei, nur bleibt unbestimmt, ob Burg oder Stadt älter sei. Eine zuerst vom Ritter von Lang nachgewiesene Urkunde von 1050 erwähnt Nürnberg unzweideutig.

Die nächsten 170 Jahre vor 1050—1219 sind nun in der zweiten Abtheilung (S. 19—112) behandelt. Da die Originalworte Müllner's mit einem M. bezeichnet sind, so sieht man leicht, wie reichhaltig die Zuthaten des Herausgebers sind, die für diese Zeit zwar noch weniger aus dem Archive, wohl aber aus andern Quellen geschöpft sind. Müllner's Schreibart, wo sie charakteristisch erscheint, ist beibehalten worden, so auch was der fleißige Mann über die Witterung der meisten Jahre aus

*) z. B. die beiden von der Jablonowski'schen Gesellschaft zu Leipzig gekrönten Preisschriften „Ueber den Antheil Johann III. Sobieski's ꝛc. am Entsatze Wiens" (Nürnberg 1831) und: „Entstehung und erste Schicksale der Brüdergemeinde in Böhmen und Mähren ꝛc". (Nürnberg 1832).

den Chroniſten zuſammengetragen hat. Den Schluß dieſer Abtheilung macht der wichtige Freiheitsbrief Kaiſer Friedrich II. von 1219, die älteſte Urkunde der Stadt, die allerdings längſt gedruckt und, aus dem Latein überſetzt, hier einen Wiederabdruck, eine paſſendere Ueberſetzung und einen tüchtigen Commentar gefunden hat. Was wir ſonſt noch auf dem Herzen und auf unſerm Notatenblättlein haben, behalten wir als für d. Bl. minder geeignet zurück. Das Aeußere iſt würdig und paſſend, und das vollendete Werk wird gewiß ſeinen Meiſter loben. 11.

Die Cartons Rafael's und die darnach gewirkten Tapeten.

Es iſt vor ungefähr zwei Jahren eine ausführliche Schrift über jene Kunſtwerke erſchienen: „Cartonensia: or an historical and critical account of the tapestries in the Vatican, copied from designs of Rafael of Urbino and of such of the cartoons whence they were woven, as are now in preservation. With notes and illustrations. To which are subjoined remarks on the causes which retard the progress of the higher departments of the art of painting in this country. By *W. Gunn*" (London 1831). Die Reihe dieſer Cartons (heißt es dort) iſt für den Zeichner, was das Parthenon und St.-Peters Dom für den Baukünſtler, Canova's und Thorwaldſen's Werke für den Bildhauer und Homer, Arioſt u. ſ. w. für den Dichter ſind. Es ſoll hiermit nicht behauptet werden, daß ſämmtliche Figuren, welche wir auf den Cartons erblicken, uns Köpfe und Glieder von der Schönheit und Rundung, wie Correggio ſie darſtellt, zeigen. Aber der allgemeine Ausdruck, die Harmonie, das Zuſammenſtimmen jeder auch der geringſten Einzelheit zu einem Zwecke ſind von unbeſchreiblichem Reiz für den Geiſt. Man hat hier das καλον der Griechen, das pulchrum der Römer.

Wir verdanken dieſe Cartons der in katholiſchen Ländern, beſonders in Italien und Spanien, vorherrſchenden Gewohnheit, an feſtlichen Tagen die Balcons mit Tapeten zu behängen, beſonders in den Straßen, durch welche Proceſſionen ziehen. Anfänglich ſchmückte man auf dieſe Weiſe nur die Kirchen und Klöſter, dehnte dieſes nachher auf die nächſte Umgegend aus; jetzt aber prangen ganze Straßen und Plätze. Leo X., deſſen Geſchmack auch in kleinen Dingen das Hohe liebte, forderte Rafael auf, eine Reihe neuteſtamentlicher Scenen zu zeichnen. Dieſe Zeichnungen wurden für den obigen Zweck zuerſt auf Cartons (breites, ſtarkes Papier) gebracht und danach von niederländiſchen Teppichwebern ausgeführt, um dann bei großen Feſten auf die oben erwähnte Weiſe gebraucht zu werden. Aber weder Leo noch Rafael haben dieſe Teppiche jemals erblickt. Zwei vorzügliche Reihen wurden zu Arras unter Leitung Bernhard's von Orlay und Mich. Coxis' meiſterlich ausgeführt. Auf dem Wege nach Rom fielen die dahin beſtimmten bei den damaligen Kriegen in Italien (1526) den Feinden in die Hände, wurden aber nachmals unbeſchädigt zurückgegeben. Im Jahre 1798 ſind ſie zum zweiten Mal geraubt worden, zwar in der Folge (1814) auch wieder heimgekehrt; jedoch ein Stück iſt ausgeblieben, nämlich die Höllenfahrt Chriſti. Ein Jude, der dem Reiz des Goldes, womit grade dieſe Tapete reich durchwirkt war, nicht widerſtehen konnte, hat ſie, um das Gold auszuſcheiden, verbrannt. So iſt ſie denn ſeit 1814 verſchwunden.

Ueber die urſprüngliche Zahl der Tapeten iſt man nicht einig. Vaſari zählt deren 25; Carlo Fea nur 22. Dieſe ſcheinbare Verſchiedenheit rührt aber daher, daß Fea ein Stück, das aus drei Abtheilungen beſteht, nur für eins rechnet. Als Wright 1720 nach Italien reiſte, fand er nur noch 19 vor. Man bewahrte ſie zu Rom im Vatican. Sie wurden bei der großen Frohnleichnamsproceſſion in einem der Klöſter am Wege nach der Peterskirche für drei Tage ausgehängt, dann noch einige Tage in einem der päpſtlichen Säle gezeigt und zuletzt wieder unter Verſchluß genommen. Heutiges Tages kann man ſie in dem Zimmer Pius V. zu ſehen bekommen.

Die Cartons ſcheinen nicht wieder mit den Tapeten nach Rom zurückgekommen zu ſein. Sie waren in den Manufacturen, bis die niederländiſche Revolution gegen Spanien ausbrach, liegen geblieben. Zu der Zeit aber kaufte König Karl I. von England auf Rubens' Empfehlung die ſieben der Zerſtörung entgangenen Cartons, nach welchen der König, unter Aufſicht Cleen's, zu Mortlake in Surrey die berühmten Tapeten ausführen ließ, welche noch heute in Windſor aufbewahrt werden.

Die zweite Reihe der in Flandern gewobenen Tapeten kaufte König Heinrich VIII. von England von den Venetianern oder erhielt, wie Andere behaupten, ſie von Leo X. zum Geſchenk. Nach Karl I. Hinrichtung wurden ſie in einer Auction vom ſpaniſchen Geſandten Don Alonſo de Cardanez erſtanden, kamen nach deſſen Tode an das Haus Alba, und der engliſche Conſul Tupper zu Barcelona erkaufte ſie von dem jetzigen Herzoge von Alba. Es waren neun Stücke. Tupper ſchickte ſie nach England, wo ſie mehre Monate lang in Bullock's ägyptiſchem Saal zum Verkauf ausgeſtellt waren und zuletzt einen auswärtigen Käufer fanden.

Andere Reihen der Cartons wurden zu Arras ausgeführt. Sieben Stücke ſchenkte Leo X. dem Kurfürſt von Sachſen. Dort haben ſie bis zum Jahre 1814 unbeachtet aufgerollt gelegen, bis endlich ſechs derſelben, in Folge eines vom Cardinal Albani gegebenen Winkes, ans Licht hervorgezogen und, nachdem ſie gereinigt worden, wie neu anzuſehen ſind.

Fünf Stücke hat der wiener Hof zum Geſchenk erhalten, und mit verſchiedenen andern ſind andere Souverains beſchenkt worden.

Von den in England befindlichen ſieben Cartons hat man mehre gemalte Copien. Die beſten ſind von James Thornhill, der drei Jahre daran gearbeitet hat. Sie befinden ſich in der königl. Akademie. Die ganze Sammlung hat Louis Sommereau, aber nicht meiſterlich, in Kupfer geſtochen. Auch Halloway, ein tüchtiger Künſtler, hatte ſich an dieſes Werk gemacht, ſtarb aber darüber hin. Nun haben ſeine Enkel die Vollendung übernommen. Einige gute Copien, die Engelmann's lithographiſche Preſſe geliefert hat, verdienen eine rühmliche Erwähnung.

Die Gegenſtände der 25 Tapeten nach Rafael's Cartons ſind folgende: 1) Die Geburt Jeſu oder die Anbetung durch die Hirten. 2) Die heiligen drei Könige verehren das Kindlein. 3), 4), 5) Der Kindermord zu Bethlehem (dieſes Stück beſteht aus drei Abtheilungen). 6) Chriſtus als Knabe im Tempel. 7) Petri Fiſchzug. 8) St.-Petrus empfängt von Chriſto die Schlüſſel. 9) Die Höllenfahrt. (Dieſe Tapete hat der Jude ausgebrannt und vernichtet.) 10) Die Auferſtehung. 11) Noli me tangere. 12) Chriſtus erſcheint den Jüngern von Emmaus. 13) Die Himmelfahrt. 14) Die Ausgießung des heil. Geiſtes. 15) Das Martyrthum des heil. Stephanus. 16) St.-Paul's Bekehrung. 17) St.-Paul und Barnabas zu Lyſtra. 18) St.-Paul zu Athen. 19) Der Tod des Ananias. 20) Elimas. 21) Das Erdbeben. 22) St.-Peter heilt den Lahmen. 23) u. 24) Knaben ſpielen und verfolgen kleine Vögel. 25) Ein emblematiſches Stück. Man erblickt über dem päpſtlichen Wappen die Religion, die Liebe und die Gerechtigkeit.

Vor Kurzem hat man in England noch vier Tapeten, nach Rafael's Cartons gewoben, entdeckt. Sie befanden ſich früher in Forde-Abbey in Devonſhire und ſtellten von den ebengenannten Nummern dar: 8, 17, 19 u. 22. König Karl I. ſoll ſie vom Könige von Spanien zum Geſchenk erhalten haben. Während des Cromwell'ſchen Aufſtandes kamen ſie in die Hände des Anwalts Prideaux, der jene Abtei an ſich brachte. Derſelbe ließ durch Inigo Jones einen eignen Saal bauen, um die herrlichen Tapeten darin aufhängen zu können. Jetzt ſind aber nur noch drei derſelben vorhanden, nämlich Nr. 17, 19 u. 22. Sie befinden ſich im Beſitz des Marquis von Exeter in Burleigh-House. 72.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Freitag, — Nr. 88. — 29. März 1833.

Zur Geschichte der öffentlichen Meinung in Deutschland.

Dritter Artikel.

(Beschluß aus Nr. 87.)

Als man nun aber den äußern Feind sich vom Halse geschafft und hiermit das nächste Ziel aus den Augen verloren hatte, auf welches die gemeinsamen Anstrengungen aller Deutschen gerichtet waren, sah man sich nach einer anderweiten Sphäre der vaterländischen Thätigkeit um. Die Jugend steht nicht auf dem Standpunkte, um unmittelbar in das öffentliche Leben einzugreifen und im Kampfe mit den Schwierigkeiten, die sich ihren Absichten entgegenstellen, ihre Ansichten zu berichtigen, ihre Kräfte zu versuchen und hierdurch ihren Eifer beherrschen zu lernen, in der Weise, wie der kluge Steuermann das Schiff beherrscht, dessen Führung er übernommen hat. Es war nur Weniges, was dieselbe aus sich selbst gestalten konnte. Um so mehr hing man sich an unwesentliche Aeußerlichkeiten fest. Zwar fing man eifrig an, sich über das Bild eines vollkommenen öffentlichen Lebens in Deutschland zu verständigen. Allein die Bilder, welche die Einzelnen sich entwarfen, liefen nicht nur blos unter sich selbst weithin auseinander, sondern mußten sich — wie dies nicht anders sein konnte — noch weit mehr von den in der Masse des Volkes herrschenden Ansichten entfernen. Das Einzige, was man zu Stande brachte, weil es in den Bereich der jugendlichen Thätigkeit fiel, und was auch der Form nach wenigstens nicht ganz mislang, war die Gründung von Turngemeinden; die Verbrüderung der Studirenden durch eine allgemeine Burschenschaft; die Versinnlichung der Einigkeit und Einheit der deutschen Stammgenossen durch die Schaustellung der drei ehemaligen Reichsfarben, was später auch in größerm Kreise Anerkennung fand, und was wol überhaupt wichtiger geworden ist, als man früher ahnen mochte.

Obwol nun die Jünglinge, die unmittelbar nach den sogenannten Befreiungskriegen eine politische Tendenz festhielten, über ihr eignes Thun und Wollen nicht sehr klar wurden, waren doch Alle darin einverstanden, daß Das, was wirklich geschah, dem Bilde Dessen nicht entsprach, was nach eines Jeden Meinung hätte geschehen sollen. So mußte die früher nur gegen den äußern Feind gerichtete Opposition nothwendig eine innere werden. Dies um so mehr, je auffallender die deutschen Regierungen jenen Bestrebungen entgegentraten und hierdurch bei den Einzelnen ein Gefühl von Wichtigkeit steigerten. Immer pflegt aber das jugendliche Gemüth sowol die ganze Kraft seines Hasses als seiner Liebe auf Einen Gegenstand zu richten. In dem Maße, wie die Bestrebungen den Charakter einer innern Opposition annahmen, war es daher natürlich, daß der alte Franzosenhaß abnahm, und daß man sich mit derjenigen Partei in Frankreich, die mindestens anscheinend ähnliche Zwecke verfolgte, wenn nicht befreundete, doch versöhnte. Daher läßt sich mit Recht behaupten, daß die Schritte der Regierungen gegen die politische Tendenz eines Theils der deutschen Jugend nicht wenig dazu beitrugen, einen Nationalhaß zu vertilgen, den man vielleicht unter den jetzigen Verhältnissen nicht sehr ungern wieder auflodern sähe.

Uebrigens war und blieb die Art dieser Opposition unendlich weit von derjenigen verschieden, welche der Mehrheit des Volkes und dessen herrschenden Ansichten hätte zusagen können. Das Charakteristische jener jugendlichen Bestrebungen bestand vielmehr grade darin, daß man sich äußerlich und innerlich in einen vom Volksleben völlig abgesonderten Kreis gebannt und viel zu weit von der wahren öffentlichen Meinung entfernt hatte, um mit ihr Schritt halten, oder gar um sie lenken und leiten zu können. Gleichwol ist auch die eigenthümliche Art des Auftretens von Seiten einer verhältnißmäßig kleinen Anzahl von Jünglingen nicht ganz ohne Einfluß selbst auf die Masse des Volkes geblieben. Grade jene augenfällig schroffe Absonderung, jenes plötzliche und kecke Heraustreten aus dem lange gewohnten Geleise mußte — wie sehr dies mitunter der Menge Spott werden mochte — wenigstens die Augen der Menge auf sich ziehen. Es wurde hierdurch das Gefühl wach erhalten, daß — wie jene Erscheinung selbst etwas Neues und Unerhörtes in Deutschland sei — so auch an die jüngsten Ereignisse eine Reihe durchgreifender Veränderungen sich anknüpfen solle und müsse. Man lachte über die jugendlichen Träume, aber man konnte sich des Glaubens nicht erwehren, daß etwas Prophetisches in diesen Träumen liegen könne.

Nicht ganz ohne diesen Einfluß gewann der Kampf für die Gestaltung eines neuen öffentlichen Lebens da und dort einen größern Umfang und eine unmittelbar praktische Bedeutung. Unter den mehren Verheißungen der Bun-

desacte befand sich auch diejenige landständischer Verfassungen. Die frühern ständischen Körperschaften in Deutschland waren seit längerer Zeit völlig abgestorben, und es konnte nicht sehr auffallen, daß man endlich zur Beerdigung des Leichnams geschritten war. Uebrigens war der letzte Gnadenstoß für das alte ständische Wesen zur Zeit der Fremdherrschaft erfolgt, gegen welche der gemeinsame Haß des Volkes sich gewendet hatte. Schon dies war genug, um die Sehnsucht nach einer Auferstehung desselben, wenngleich in einer dem Geiste der Zeit entsprechenden Form, lebhafter zu erwecken. Die Sehnsucht steigerte sich durch den längern Verzug in Erfüllung des Art. 13 der Bundesacte. Da überdies noch andere das Glück und die Wohlfahrt des deutschen Volkes wesentlich betreffende Versprechungen und vielfache, auf den Abschluß des Weltfriedens gegründete Hoffnungen unerfüllt geblieben waren, so glaubte man jetzt um so mehr mit der Herstellung repräsentativer Verfassung in den einzelnen Gliederstaaten das nächste Mittel zu finden, um sich der Befriedigung auch aller andern Nationalbedürfnisse versichern zu können. In einigen deutschen Staaten, wie namentlich im Königreiche Würtemberg und im Großherzogthum Hessen, wurde die Bewegung nach diesem Ziele ziemlich lebhaft und allgemein, und je größer die Schwierigkeiten waren, welche das Volk bis dahin überwinden mußte, um so mehr verminderte sich der Dank desselben gegen seine Regierungen. Wäre man demselben ohne Zögern mit dem Anerbieten freisinniger Verfassungen entgegengekommen, so würde es dieselben als ein Geschenk hingenommen haben, während es nunmehr als einen Gläubiger sich betrachten mußte, der sich endlich selbst zu seinem Rechte verholfen und noch lange nicht alle seine Foderungen geltendgemacht hatte.

Der Kampf für Einführung repräsentativer Verfassungen erhielt noch durch zahlreiche politische Schriften, die hierdurch hervorgerufen wurden, größere Lebhaftigkeit und zahlreichere Theilnehmer. Zugleich verfehlte nicht die große Menge unserer politischer Schriftsteller, namentlich in den schon sehr zahlreich gewordenen periodischen Blättern, die Verhältnisse des Gesammtvaterlandes in das Auge zu fassen und daran ihre ziemlich sich durchkreuzenden Ansichten und Wünsche zu knüpfen. Dieser vielfachen Abweichungen ungeachtet, ließen sie als Totaleindruck zurück, daß die Wirklichkeit hinter den in der jüngsten Zeit erregten und mitunter nicht sehr unbescheidenen Erwartungen weit zurückgeblieben sei. Auch waren mehre dieser Schriften in so scharfem und bitterm Tone verfaßt, daß sie als etwas Unerhörtes in Deutschland gelten konnten. Der Eindruck derselben mußte um so bedeutender und allgemeiner werden, als sich nicht leugnen ließ, daß sowol das geistige Uebergewicht, als die größere Menge und Masse, was auch in der Literatur nicht ohne Bedeutung ist, entschieden auf Seiten des Liberalismus waren. Unter Anderm offenbarte sich Solches deutlich genug in dem bekannten Streite eines Schmalz und anderer Gegner des Tugendbundes wider die edelsten Liberalen. Auch schienen die nach Art und Streben verschiedensten Geister, die in der Folge, als die Politik mehr und mehr die praktischen Lebensfragen berührte, nach allen Seiten auseinanderstoben, damals noch für eine und dieselbe Sache vereinigt zu sein. Man sah einen Rotteck und einen Görres, einen Fries und einen Jahn, einen Welcker und einen de Wette u. s. w. ohne Wahl für solidarisch verbunden an, aus dem einzigen Grunde, weil Alle durch einen Zusammenfluß von Umständen und mitunter wie durch eine Ironie des Schicksals nach Außen hin als eine gemeinsame Opposition erschienen. In neuerer Zeit hat man einigen dieser Männer, namentlich Görres, den Abfall von frühern Ansichten zum Vorwurfe gemacht; allein Mehren mit Unrecht und einzig darum, weil man die schon anfänglich vorhandene Grundverschiedenheit der Ansichten nicht gehörig zu würdigen wußte.

Mittlerweile gaben die Feier des Wartburgsfestes sowie die Thaten von Sand und Löning der Reactions- oder Stabilitätspartei in Deutschland einen nicht unwillkommenen Vorwand zu entschiedenern Schritten gegen die damalige Partei der Bewegung. Die Beschlüsse des karlsbader Congresses wurden zu Bundesbeschlüssen erhoben, und die anerkannte Unvollständigkeit und Unvollkommenheit der Bundesacte verschaffte überdies den deutschen Diplomaten Gelegenheit, dieses Grundgesetz durch die wiener Schlußacte, wenn nicht zu vervollkommnen, doch zu vervollständigen, und zwar in einem Geiste, welcher von demjenigen, der die Verheißungen der Bundesacte eingegeben, weit genug abwich. Die karlsbader Beschlüsse brachten ziemlich allgemein einen ungünstigen Eindruck in Deutschland hervor. Allein man hatte sich allerwärts so weit in das Gebiet der Theorien verirrt und das positive Staatsrecht so sehr außer Acht gelassen, daß man damals — wären auch durch die Beschränkung oder Vernichtung der Preßfreiheit die Mittel hierzu ohnehin nicht entzogen worden — schwerlich im Stande gewesen wäre, die Frage nach dem positiven Recht oder Unrecht jener Beschlüsse auf allgemein genügende Weise zu lösen. Selbst in Mitte der deutschen Ständeversammlungen, die hierzu zunächst berufen waren, sah man dieselben so sehr als eine höhere Gewalt an, der man unbedingt sich unterwerfen müsse, daß man kaum wagte, gegen ihre rechtliche Gültigkeit nur einen Zweifel zu erheben. Erst nach den Julitagen des Jahres 1830 konnte jene Frage auf eine, auch dem größern Publicum zugängliche Weise beantwortet werden. Und erst nach den Julitagen des Jahres 1830 konnte man zugleich den ganzen Umfang der Folgen ermessen, den jene Beschlüsse auf die Volksstimmung und auf die öffentliche Meinung geäußert hatten.*)

W. Schulz.

Georg Hermes.

Zweimal macht Jeder, auch der Unbedeutendste der Menschen, in der Welt Aufsehen, wenn er in sie, und wenn er aus ihr tritt; den längern Zwischenweg legt er meist in der Stille zurück. Die Lebensbeschreibung eines Mannes umfaßt alle Er-

*) Die beiden letzten Artikel werden im April mitgetheilt. D. Red.

eigniſſe ſeines Lebens aus jeder Periode und gibt ein vollendetes Gemälde, wenn es eine fremde Hand mit Treue der Wirklichkeit nachzeichnete. Was der Mann ſeinen Zeitgenoſſen war und wie er es wurde, iſt die Aufgabe des Biographen. Welche Spuren ſeines Geiſtes er hinterließ und durch ſie ſeines Namens Gedächtniß ſtiftete, geht aus dem kleinen Kreiſe der Seinen in die großen der Welt über. Weiß kräftig und wahr die Freundſchaft und Verehrung jene zu preiſen, ſo liegt darin eine Kraft, welche die leſende Nachwelt hebt, daß ſie keine Anſtrengung ſcheut und unermüdlich ihm nacheifert. Umfaſſender und lebenvoller iſt das Familiengemälde, ergreifender und allgemeiner ſein Eindruck auf die Beſchauer. Das Einfache, Unverzweigte im Leben eines vom Weibe Geborenen und ohne Weib und Kinder Verſtorbenen läßt Viele kalt und zieht, war's ein Gelehrter, den Gelehrten an. Der gelehrte katholiſche Geiſtliche kann nur in den von ihm vollendeten, der Nachwelt hinterlaſſenen Werken fortleben. Und dieſe ſichern ihm oft ein monumentum aere perennius. Man denke an den 1827 verſtorbenen G. H. Keſſer zu Pfaffenhofen, den Verf. der „Stunden der Andacht". Einen des Preiſes der Nachwelt Würdigen nennt die Schrift von Wilhelm Eſſer: „Denkſchrift auf Georg Hermes, geweſenen Doctor der Theologie ꝛc." von (Köln, DuMont-Schauberg. 1832. Gr. 8. 18 Gr.) Sie tritt in den Kreis der Gelehrten, denen er angehörte, und findet auch unter den Proteſtanten ihre Leſer. Dieſe Anzeige umfaſſe die denkwürdigſten Ereigniſſe ſeines äußern Lebens und berühre die Früchte ſeines Geiſtes, die der Mit- und Nachwelt geblieben ſind.

H. geboren am 22. April 1775 zu Dreierwalde, genauer in der dieſem Dorfe nicht gar fernen Bauerſchaft Kathlenborg, im Amte Bevergen des Fürſtenthums Münſter, hatte König Hermann zum Vater. Von der alten holländiſchen Grenze gewandert, hatte dieſer ſich hier mit vielen Andern angeſiedelt und hieß, weil alle Anbauer bis zur franzöſiſchen Herrſchaft ſteuerfrei waren, König Hermann. Die Religioſität der Aeltern impfte ins jugendliche Herz frommen Sinn. Der Ortspfarrer Bautrichter erkannte des Knaben reichen Geiſt und bildete ihn durch Sprachunterricht, vornehmlich für das Gymnaſium zu Rheine in der Nachbarſchaft, dem auch Overberg und Kiſtemaker, zwei nicht unbekannte Schriftſteller, ihre Schulbildung verdanken. Dieſe von Franziskanern geleitete Schulanſtalt bezog H. Oſtern 1788. Nach vier Jahren ging er mit dem Lobe ausgezeichneten Fleißes, akademiſcher Tüchtigkeit und eines ſittlichen Betragens zur Hochſchule zu Münſter über, die unter des Miniſters von Fürſtenberg Aufſicht herrlich emporblühte. In den zwei erſtern Jahren weihte er ſich ganz der Philoſophie, deren ältere und neuere Syſteme, namentlich Kant's, er in Prof. Ueberwaſſer's Vorleſungen kennen und ſpäter als Gymnaſiallehrer richtiger würdigen lernte. In den folgenden Jahren wählte er die Theologie als Berufsſtudium und hörte vom Prof. Kiſtemaker die heiligen Urkunden erklären. Was ſich von einem philoſophiſch-gebildeten Geiſte denken läßt, begegnete auch H.: er ſchwamm in einem Meere von Zweifeln, kämpfte mit ſich ſelbſt, bis im ſelbſtgeſchaffenen Lichte Gott, Offenbarung und Ewigkeit in ihrer Glorie vor ihm ſtanden. Ruhmvoll beſtand er die geſetzmäßigen Prüfungen, welche den Eintritt in den geiſtlichen Stand bedingen. Ref. rühmt freudig dem Biographen nach (S. 17), daß H. den Sinn der heil. Schriftſteller nicht allein aus dem innern Zuſammenhange der Worte, ſondern aus dem ganzen Gedankengange des Schriftſtellers genommen wiſſen wollte, und ſieht in dieſem einzigen Grundſatze einen Theologen in H. gezeichnet, welcher über die engen und feſten Grenzen der katholiſchen Exegeſe hinausgeht und Freiheit für ſeine theologiſchen Anſichten als unveräußerliches Recht für den Gelehrten fodert. Seine Einſichten wie ſein von Anmaßung ebenſo weit als von Abgeſchloſſenheit entferntes Benehmen erwarben ihm allgemeine Achtung und riefen ihn in den Lehrerverein am Gymnaſium zu Münſter. Er erſtieg bald die unter den Katholiken gewöhnlichen Stufen der Weihe: Konſur, die quatuor minores, den Subdiakonat, Diakonat (1798) und endlich den Presbyteriat (1799) und verwaltete ſein Lehramt mit ſeltener Hingebung bis 1807. Die Verbindung des Studiums der Philoſophie mit der Theologie, die Prüfung des Kant'ſchen, Schelling'ſchen und Fichte'ſchen Syſtems und der nach dieſen geborenen und bereits wieder geſtorbenen Syſteme hielt er für den Theologen unerläßlich. Er arbeitete eine Moralphiloſophie vollſtändig aus, deren Handſchrift aber das eigne Loos hatte, von ſeinem Bedienten blattweis zu Kaffeedüten bis auf drei Bogen zerriſſen zu werden, ehe H. es bemerkte. Es war vernichtet zu ſeinem großen Verdruß, und mit ihm ward auch ſeine Hoffnung, die Profeſſur der Moralphiloſophie an der Hochſchule Münſter zu erhalten, vereitelt. Im Jahre 1804 und 1805, wo Münſter an die Krone Preußen kam, arbeitete früher der Miniſter von Fürſtenberg, ſpäter nach deſſen rühmlicher Entlaſſung der Oberpräſident zu Münſter von Stein, an der Erweiterung der münſteriſchen Hochſchule durch Vereinigung der Hochſchulen zu Duisburg, Paderborn und Erfurt, welche eingehen ſollten, und eine Univerſitätseinrichtungscommiſſion berief mehre der ältern Profeſſoren und nach manchem Hin- und Herſchwanken auch H. für die dogmatiſche Theologie (29. März 1807). Des verſtorbenen Kanzlers Niemeyer beifälliges Urtheil über H., wie er es in einer anſehnlichen Geſellſchaft zu Münſter auf ſeiner Reiſe durch Weſtfalen ausſprach, entſchied für ihn. Nach Oberthür ſollte er ſeine Vorleſungen halten, aber ſein freier (heftloſer) Vortrag band ſich nicht knechtiſch an ihn. Das Bedürfniß eigner Unterſuchung und Ueberzeugung machte er ſeinen Zuhörern zur Pflicht. Auf doppelte Weiſe beförderte er bei dieſen den Fleiß und das Eindringen in den Geiſt der Theologie, indem er ihnen zu jeder Stunde Rath und Aufſchluß gewährte und in den Vorleſungen ſelbſt Einen oder den Andern aufrief, Rechenſchaft von dem Gehörten zu geben. Ein Verfahren, dem Geiſte unſerer Zeit grade nicht zuſagend, aber den Zweck der akademiſchen Zeit ernſtfördernd und nachahmenswerth. Seine akademiſche Thätigkeit ermüdete auch da nicht, als durch Arrondirung des Großherzogthums Berg unter franzöſiſcher Gewalt die von mehren Orten in demſelben bisher bezogenen Einkünfte viele Jahre zurückgehalten wurden und er wirklich ſo großen Mangel litt, daß er einige Hundert Thaler, von dankbaren Schülern geſammelt, annehmen mußte. Unbeſchränkter wurde ſeine äußere Lage, als der preuß. Oberpräſident von Vincke nach 1813 die Auszahlung des rückſtändigen Gehalts zuerſt bewirkte. Einen Ruf nach Breslau lehnte er aus Anhänglichkeit an ſeine Heimat und ſeine Bildungsanſtalt ab, ſowie er aus Liebe zu ſeinem Amte den Eintritt in das königl. Conſiſtorium zu Münſter, welcher ſein Einkommen nach Wunſch vermehrt hätte, verweigerte. Das theologiſche Decanat, welches als das erſte der vier Decanate mit den meiſten Beſchwerden verbunden war, weil daſſelbe die Rectoratsgeſchäfte beſorgen mußte, verwaltete er dreimal und zeichnete es 1815 durch ein vom Miniſterium des Innern gefodertes Gutachten über die Einführung der van Eß'ſchen Ueberſetzung des Neuen Teſtaments in Schule und Kirche aus. Ein ähnliches war von der Univerſität Breslau gefodert worden. Dieſes entſchied dafür, jenes dagegen. Das Urtheil iſt vielleicht Manchen nicht unwichtig. Es fiel, wegen „ſo mannichfachen Verſtoßes gegen den für Ueberſetzung der heil. Schriften ſchicklichen Ton, gegen die von Katholiken angenommenen Erklärungen der katholiſchen Kirche ſelbſt und gegen die von der Kirchenverſammlung zu Trient über den Gebrauch der Vulgate gegebenen Verordnungen", ungünſtig aus. Mehre Stellen ſeiner Ueberſetzung änderte van Eß nach den mündlichen Belehrungen von Hermes. Ein Studienplan, wie er ihn gab, wurde zur fernern Benutzung zurückbehalten, und eine Einrichtung des Religionsunterrichts auf Gymnaſien, im Namen der theologiſchen Univerſität Bonn ausgearbeitet, fand den verdienten Beifall. Von dem Gutachten, welches H. nothgedrungen über das Domcapitel zu Münſter, deſſen Rechte, Einkünfte und Wiederherſtellung veröffentlichte, kann hier als von einer nicht allgemeines Intereſſe habenden Sache nicht die Rede ſein. Dem künftigen Hiſtoriographen Münſters wird das hier Geſagte S. 63—87

wichtig sein. H.'s wichtigste Schrift: „Philosophische Einleitung" (Münster 1819), vollendete er im Jahre 1818 unter großen Anstrengungen und Nachtwachten, die seine Gesundheit so angegriffen hatten, daß er auf sein Ansuchen die Erlaubniß erhielt, täglich nur eine Vorlesung halten zu dürfen. Preußen nahm Besitz vom Fürstenthume Münster und gedachte seinen Rheinlanden eine eigne Universität zu geben (1818). H. und mehre ausgezeichnete Männer wurden berufen zur Einrichtung derselben. H.'s Liebe zur Heimat, seine merklich geschwächten Gesundheitsumständen machten ihm selbst die Annahme dieses Rufes zweifelhaft. Ein königliches Geschenk von 800 Thlrn. setzte ihn in Stand, das Bad Wisbaden zu besuchen. Dieses sollte ihn wiederherstellen und seine Entscheidung beschleunigen. Die Reise, der Aufenthalt in Bonn und Heidelberg, die Bekanntschaft mit mehren Professoren an beiden Orten erheiterten seinen Geist und stärkten seine Kraft. Manche Verdrießlichkeit von Seiten der geistlichen Behörde wegen Herausgabe der „Philosophischen Einleitung" und das abermalige Dringen des geistlichen Ministeriums auf Entscheidung bestimmten ihn im Dec. 1819 den Ruf nach Bonn anzunehmen. Noch las er bis Ostern 1820 zu Münster und empfing manchen Beweis dankbarer Liebe von seinen Zuhörern. Kurz vor seiner Abreise weihten sie ihm einen Ehrenbecher. Die studirenden Ausländer folgten ihm nach Bonn, und alle begleiteten ihn unter Thränen sieben Stunden weit. Seine Vorlesungen fanden großen Beifall. Er würde an eine Veränderung seiner Lage nie gedacht, noch weniger um sie gebeten haben, wenn nicht der ein Jahr früher zu Bonn wirksame Prof. Seber den Samen der Zwietracht ausgestreut hätte. Dieser erhielt den Antrag zu einer Domherrnstelle, schlug ihn aber aus und ging als Professor nach Löwen, wo er vor einigen Jahren starb. Der Friede war hergestellt. Nach der Besetzung des erzbischöflichen Stuhles zu Köln (1825) wurde H. Domcapitular der Metropolitankirche daselbst. Seine „Einleitung in die christkatholische Theologie", zweiter Theil (Münster 1829), ist die Frucht seines nächtlichen Fleißes. H. empfing früher das Diplom eines Doctors der Theologie von der Universität Breslau, später das eines Doctors der Philosophie von der Universität Bonn. Was und wie ein Professor sein soll gegen die Akademie, die Facultät, der er angehört, die Professoren, seine Collegen, die Zuhörer; wie viel ein Professor durch seine Bemühungen zum Flor einer Hochschule beitragen kann, hat H. gelehrt. Erwähnen wollen wir seine kurze, zeitgemäße, treffende Antwort, die er einem Studenten auf die Frage gab: ob er seine Schrift drucken lassen solle? „Diese Frage ist einerlei mit der Frage eines Mädchens, ob es heirathen solle; sagt man ihm, es solle nicht heirathen, so — heirathet es doch."

In seinen spätern Aemtern sorgte er für sein Geburtsdörfchen väterlich. Die dasigen spärlichen Pfarreinkünfte vermehrte er durch ein Capital von 2000 Thlrn., welches einer frommen, eingegangenen Stiftung gehörte, und durch ein Legat von 500 Thlrn., von welchen die Zinsen dem Pfarrer zukommen; der dasigen Kirche schenkte er zwei silberne Becher zu heiligem Zweck unter Bedingung, daß sie nicht umgeformt werden sollten. Bis zum J. 1824 lebte er ziemlich heiter und gesund. Der Besuch des Bades Norderney sollte die Gichtanfälle dämpfen. Es schien viel zu wirken, er kehrte hoffnungsvoll zurück. Auf der Rückreise fühlte er in der Nähe seines Geburtsdorfes die drückende Tageshitze. Er wollte sich abkühlen und erkrankte schwer und fühlte seine Auflösung nach. Er genas, kehrte nach Bonn zurück, und dankbare Schüler überreichten ihm einen Becher mit passender Inschrift. Noch einmal besuchte er 1829 Ems, kehrte gestärkt zurück, ward aber von der Gicht heftiger ergriffen. Er litt lang und entschlief am 26. Mai 1831.

Dies der Umriß eines stillen Lebens, das seinen Einfluß auf die Bildung katholischer Seelsorger, auf die Blüte neuer Bildungsanstalten kräftig äußerte und die Nachwelt segnen wird. Dem Verf. Dank für das schöne Bild, welches er sich heranbildenden katholischen Geistlichen zunächst, aber auch protestantischen vor Augen stellt. Möge es recht Vielen gefallen und zur Nacheiferung entflammen; welch ein Licht würde in der Kirche und unter den Geistlichen sich entzünden! Vor Allem verdient H. treue Nachfolge in der Festhaltung seiner hermeneutischen Grundsätze und in der Behandlung der Glaubens- und Sittenlehre (S. 24 fg., S. 135—173), in dem Streben, durch philosophische Vorübungen in den Geist der Theologie einzudringen. Und dazu fodert auch der Verf. an den bemerkten Stellen auf, aber wol mit zu großem Wortaufwande. Kleinliches hätten wir nicht vermißt, wie S. 5 u. 22 das aus H.'s Kindheit Mitgetheilte. Verfehlt ist wol der Ausdruck S. 125: „er verfehlte sich (statt fehlte) gegen die Pflicht der Gerechtigkeit nie", und neugebildet S. 45 u. 52 das Wort: Doction, d. h. Lehrvortrag. Die schöne Einfassung und Ausstattung ist des Bildes würdig. 19.

Rosa's Gardinenseufzer; nachgehaucht von Fried. Wilh. Bruckbräu. Zwei Theile. Stuttgart, Brodhag. 1832. 8. 2 Thlr. 6 Gr.

Wenn man auch bei der Lecture dieses schmuzigen Büchleins an die interessanten Schimpfnamen denkt, mit welchen Augustus in jocosen Stunden seinen Horaz beehrte, indem er ihnen seinen putissimum penem und homuncionem lepidissimum nannte, so verdient Hr. Bruckbräu doch keineswegs mit diesen classischen Titeln belegt zu werden. Der Deutsche hat schon seinen Althing, und gegen diesen ist der genannte Verf. der „Memoiren einer deutschen Sängerin" und sonstiger obscuren Galanteriesündengeschichten ein elender Stümper. Seine Viehstücke menschlicher Leidenschaftsmalereien entbehren aller Originalität, und seine lüsternen Gardinensituationen sind durchaus witzlose Geburten einer ohnmächtigen Sündenbegier. Es soll uns in obgenanntem Gemälde angeblich das Leben einer deutschen Sängerin Rosa in Paris dargestellt werden. Jung und Alt verfolgt sie mit Antrügen. Sie benutzt jede Gelegenheit, um Geld zu ziehen, und betrügt dann die von Leidenschaft Verblendeten, indem sie, bei nächtlicher Dämmerung sich ihren Armen entwindend, eine andere Dirne unterschiebt. Dem Verf. fehlt nichts weiter als Alles, um mit französischer Grazie zu malen. Es geht ihm Talent ab, aber auch Fleiß und Kenntniß, ein bloßer Copist aus dem „Oeil de boeuf" führt glücklicher die Intention durch. Von Casanova's attischer Feinheit, von Boccaccio's psychologischem Witz hat er keine Ahnung. 86.

Literarische Notizen.

Ueber macedonische Geschichte, Geographie, Antiquitäten u. s. w. enthält die „Voyage dans la Macédoine, par *M. E. M. Cousinéry*, ancien consul général de France à Salonique" (2 Bände, Paris) viel Neues und ältere Ansichten Berichtigendes. Der Verf. lebte 30 Jahre in jenen Gegenden, machte während dieser Zeit Ausflüge nach allen Richtungen, sammelte Münzen, Inschriften, Zeichnungen von wichtigen Gegenden und Orten, stellte mannichfache Beobachtungen über die jetzigen Bewohner an und bemühte sich, die Lage und die Ruinen verfallener und verschollener Städte wiederzufinden oder zu bestimmen.

Herr Dr. Rizard, der im vorigen Sommer das südliche Frankreich wegen literarischer Zwecke bereiste, wird „Etudes de moeurs et de critique sur les prètes latins de la troisième époque" in zwei Bänden herausgeben.

Von der neuen französischen Bibelübersetzung von S. Cahen ist der dritte Band erschienen. S.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonnabend, — Nr. 89. — 30. März 1833.

Poesie und Kritik.

Eine Zeitschrift, die Arena kurzathmiger Läufer, hat das Gute, daß auch schwächliche Sehnen dabei ihre Rechnung finden. Dem seichten Bächlein gibt ein schmales Bett eine gewisse Tiefe. Wenn daher auch mit der Aufschrift Mittelpunkt und Halbkreis eines gewaltigen Ummessers gegeben wäre, hoffen wir dennoch — abgesehen davon, daß in kleinsten Kreisen, wie in Thaupunkten, sich der größte spiegle — daß wir gleich andern Strandgewächsen dünne thun und wie sonstiges schlechtes Moos in den Spalten einer Zeitschrift wachsen können. Unmöglich ist es übrigens einer geistig so gefräßigen Zeit wie der unserigen, den Hafer bedächtig zu sondern und vorzusieben. Sie verschlingt das Grobgeschrotene mit Begierde; Pflastersteine und Stückkugeln, die man in Zeitungsblätter wickelt, verschluckt sie mit Vergnügen; sie leckt mit Heißhunger wider den Stachel der Principe; Scherben von Dynastien zerreibt ihr harter Magen; sie knuppert an Barrikaden wie an Krautstrünken die Ziege; und alle Blätter genügen ihrem Appetit nicht, denn wir sehen, daß sie, gleich Raupen, ganze Pflanzungen verwüstet und abfrißt. Ebenso heftig und unersättlich ist ihr Durst; um ihn zu löschen, saugt sie an ihrer Schreibtatze, schlitzt sich die Brust auf, zerstößt sich an Theorien den Kopf, schlürft an ihrem Lebensblut, bis sie, ihr eigner Vampyr, sich hohl saugend erschöpft hinsinkt und von allen den Wunden nichts als eben die Scharte behält. In einer so hastigen Zeit kann die Poesie, die eine stille Empfängniß will, kaum zu Athem kommen. Noch ist unter uns die Brandung zu heftig, die Zustände sind noch im Werden, die Zertrümmerungen ordnen sich erst zu neuen Typen. Wir müssen daher, wiewol überzeugt, daß diesem unruhigen und bewegten Schaume das Schöne entsteigen wird, daß aber einem spätern Moment die versöhnende Besprechung vorbehalten, uns anderswohin wenden, um reinere Luft zu athmen. Nach dem Hesperien der Poesie wollen wir hinblicken, nicht um darin zu lustwandeln und uns in reichen Erinnerungen zu ergehen, oder auch nur das Eigenthümliche jener Dichtungen prüfend, uns in ihr Inneres vertiefen — eine Aufgabe, die über unsere Kräfte geht —; wir wollen uns damit begnügen, einen einzigen Punkt zu gewinnen, auf den wir unsere Ansicht über das Verhältniß des Dichters zur Zeit hinstellen möchten und an den Griechen unsere Meinung erproben, bei welchem glücklichen Volke alle Samen sich reich und frei und golden entwickeln konnten. Das herrliche und geistreiche Volk der Griechen nämlich, dessen Bedeutung und Leben Poesie war, das schon in seiner ursprünglichen Anlage und vorhomerischen Entfaltung einer idealen Bildung zustrebte, deren Blume in Homer selbst wie in ihrem Kelche ausbrach, entwickelte aus diesem genialen Triebe das schönschöpferische Kunstleben, an dem sich jede Nachbildung umsonst versucht, das uns in seiner eigensten und genetischen Lebendigkeit fremd bleibt, weil der frische Quell versiegt ist, der seine Wurzeln nährte. Denn kein Volk der Erde war im Ganzen genommen und als Volk so ideal als das griechische, es war selbst die lieblichste Dichtung der Geschichte, und keine Poesie ist je so unmittelbar aus dem Schooße des Volks- und Staatenlebens erwachsen als die griechische. Ihre Dichter nämlich waren nur die Herolde des hellenischen Lebens, die Fassung, aus welcher der Nationalgeist hervorleuchtete; ganz Hellas trug den Quell in sich, der in großen Künstlern einzeln hervorbrach. Wo wir hinblicken nach griechischer Regung, in häuslichem und öffentlichem Wirken, in Gesetzgebung und Verfassung, in Thatbewährung und Genuß, in Spiel und großartiger Opferung, überall dieselbe Bildsamkeit, dieselbe Schönheitsfülle, dasselbe Maß. Nirgend hat sich selbst das Demokratische so rein offenbart, ja es ist mit dem Griechenvolke ganz und gar verschwunden, denn das Schöne und Ideale war ihr Staatsverband, womit sie sich begrüßten, was sie zu Griechen, zu Helden, zu Dem machte, worin sie sich allein von den Barbaren unnachahmlich unterschieden. Der Grieche fiel und starb anmuthiger und schöner als jeder Andere bei ähnlichen Antrieben. Unabhängigkeit, Vaterlandsliebe, Begeisterung, hohe Gesinnung hat sich überall und in jedem Volke kundgegeben; allein, was den Griechen auszeichnet und worin er unerreichbar ist, ist der hohe Stern, zu dem die wahre Freiheit, unbehaftet von dunkeln Gewohnheitstrieben, wie sie die Wurzel jedes andern Volkes mehr oder weniger festhalten, hinstrebt; es ist das Schöne und Ideale, das nicht nur Begabtere fortriß, sondern der griechischen Natur überhaupt eigen, Allem, was sie thaten und lebten, den hohen Stempel aufdrückte, der ihre Werke verherrlicht, denselben Geist der Verklärung und bildnerischen Ruhe einhauchte, der ihre Gebilde umschwebt.

So lange dieser Stern über dem Haupte des griechischen Volkes glänzte, schimmert sein Abglanz auch in ihren Werken der Kunst und des Gedankens. Ein Jeder fühlte sein Wesen in jedem Kunst- und Dichtergebilde. Die Poesie lebte damals ihre goldene Zeit, sie hatte sich noch nicht von der Gesammtheit losgelöst, sie wandelte mitten unter dem Volke, kindliche Innigkeit und sinnliche Unschuld deuteten noch auf ihren unentzweiten Ursprung. Als aber dieser große Kreis sich in kleinere schied, das schöne Gewächs, wie alles Geschichtliche, neue Elemente zu neuen Verknüpfungen abgeben mußte, ein anderes Princip in die Entwickelung kam, das Materiale und Barbarische jenes zarte Wesen in sich aufnahm und seine rohen Bestandtheile damit geistigte und belebte, sehen wir auch den reinen griechischen Kern vom Nebel fremder Eigenthümlichkeit getrübt; die heitere Volksseele war verschwunden oder in Nachbildungen gebrochen, das Volk hatte ein dichterisches zu sein aufgehört, die Poesie zerfiel in Vereinzelung und besiegelte den Verfall. So wurde mit der Freiheit, dem hellenischen Gesammtsinn für das Schöne, die Poesie als Schaustück römischen Siegesgepränges fortgeführt. Von da ab zeigt sich ein ganz anderes Wesen derselben. Sie ist gleichsam vornehm geworden, ein Einzelgut weniger Begabten. Die Mächtigen erlaubten ihre Huldigung und tändelten als Genüßlinge mit ihr. Die Poesie ist aber die Blüte der Nationen, sie lebt von der Wurzel des Volkes, und es gibt keine andere, als die Symbol ist des geschichtlichen Lebens. So war, was in Griechenland Eins, was als Seele und Gestalt vermählt gewesen war, zerfallen. Die materiellen Kräfte regten sich außerhalb jenes Idealen, bis sie, zu Ungeheuerm erwachsen, in ihrer eignen Maßlosigkeit zusammenstürzten, bis ein neues geistiges Princip, das in der tiefsten und hellsten Innerlichkeit entsprang, sich jener kolossalen Massen bemächtigte. Die griechische Harmonie und Einheit war für die Geschichte verloren, die Gestalt hatte sich in Reflexion und Stoffiges gespalten; beide Elemente konnten zur ursprünglichen Verschmelzung nicht vereinigt werden; ein unruhiger Schatten irrte die Seele jener Hingeschiedenen und verlangte nach Sühnung, bis Der die Hände dem Zwiespalt auflegte, der, ein Allversöhner, das Fleisch zur Verzehrung dem Geistigen hingab und die zerfallenen Trümmer als Zündreiser einer tiefsinnigen Opferung in Flammen setzte. Fortan behielt dies Streben die Oberhand. Das Griechisch-Schöne, als Solches untergegangen, ist ein reineres Feuer in der Schale des neuen Prometheus geworden. Die kriegerischen Massen, die sich gleichsam jenseit jener Glut als Material und Aliment bewegten, die wie ein Chaos hereingebrochen waren, den Rest der hellenischen Bildung verschlungen und ihre Herrschaft auf die Pfeiler roher Geltung aufgerichtet hatten, wurden mit in die Läuterung ergriffen. So hatte sich der syrische Nestorianismus, der mit der Schule von Edessa zu Grunde gegangen war, dem Islam als christliches Bild- und Entwickelungsferment einverleibt, und es ist nachzuweisen, wie syrisch-christliche Doctrinen bis unter die Mongolen und Igurier drangen. Denn kein anderes Heil war für jene Entzweiung zu finden, keine andere Aussicht der Wiederdurchdringung als das Freiwerden und das flammengleiche Durchbrechen des Geistigen aus den Fesseln der Masse, als die aneignende Verflüssigung des Spröden durch und in das Lebendige. Wie denn auch mit dieser Erscheinung ein wahres geschichtliches Leben und eine Poesie wieder begann; allein eine Poesie, die wiederum nichts Anderes war als der Ausdruck dieses tiefen Kampfes. Wir erlaubten uns einige weltgeschichtliche Punkte aufzunehmen, um die Ansicht zu begründen, daß Dichtung, durch alle Geschichtsmomente verfolgt, nichts Anderes ist noch sein kann als der große Gedanke der Zeit, wie er sich in Gebilden ausprägt, und daß uns Derjenige nur als Dichter gelte, in dem seine Zeit nicht etwa nur unwillkürlich, wie sie sich auch den Schwächlichen aufdrückt, sondern ganz und überwältigend aufgeht. Man würde uns aber misverstehen, wenn man den Ummesser jenes Zeitgedankens mit den äußern Zügen verzeichnete, wenn man uns diesen oder jenen großen Bildner entgegenstellte, der ganz im entgegengesetzten Verstande, seiner Zeit gleichsam den Rücken kehrend und mit ihr als einer undichterischen brechend, nach verschütteten Quellen gräbt oder versunkene Todtengewölbe beleuchtet. Wen man auch von solchen Dichtern nennen und als groß bezeichnen mag — denn wahrlich ihrer sind wenige, und wir gestehen, wir kennen nur einen einzigen —, wen man auch anführen mag, er dürfte wol mehr für als wider uns zeugen. Denn selbst jener Eine gehört fürs erste ganz und gar seinem Volke, und was er gestaltet, ist nicht etwa eine untergegangene erloschene Zeit, es ist ja derselbe Saft, der sein Volk noch immer durchdringt, es bezeichnet eine ganze Seite von dessen Gegenwart. Jenes Volk nämlich ist mehr als irgend ein gleichzeitiges mit seinem geschichtlichen Fruchtboden verwachsen, und indem es durch Betriebsamkeit, Verkehr und allseitige Anknüpfung nur dem Zunächstbetreffenden sich hinzugeben und es allein zu berechnen scheint, gleicht es andererseits den Mitgeschöpfen, die, nach Aelian, halb entwickelt, zur Hälfte aber noch als Schlammrudiment ihren Ursprung mit sich führen; ein zwiefaches Volk auch darin, daß es einen Theil seines Wesens wie einen Strom nach Außen sendet, während es mit seiner Quelle im mütterlichen Berge pulsirt. In den alterthümlichen Draperien, Ausschmückungen und Anzügen enthüllt jener Darsteller nur diese Volksseite; er entblößt nur eine verborgene Wurzel. Denn eine ausgelebte Zeit kann nie und nimmer nachgelebt und dichterisch wiedererweckt werden. Die Fülle des Daseins und des Unmittelbaren hat uns zu eigen, an ihr zehrt jeder einzelne Lebenspunkt. Das Dagewesene empfinden und genießen wir nur insoweit, als wir seine Trümmer als Bildelemente in unser Sein und Leben aufgenommen. Und wo wäre das Hingegangene zu suchen? Wo anders als in den Werken seiner Dichter, in welche sich sein Wesen geflüchtet, mit welchen es Eins geworden, außer welchen es ein Geheimniß, eine stumme Hieroglyphe bleibt und wie ein Grablicht, heraufgeholt, verlischt. Die Vergangenheit wird in den Kreis der unmittelbaren Geschichtlichkeit ge-

zogen und wird selbst dadurch in ein Gegenwärtiges und Mitlebendes verwandelt. Begreifen wir ja die Geschichte nur, wenn sie sich in unsere Selbstentwickelung hineinspinnt und in unser zeitiges Bedürfniß auflöst.

Wenn also das Aeußerliche, der Moder selbst sich in ein unmittelbar Lebendiges umwandeln muß, um wie vielmehr wird die ganze Tiefe des innern Bildens als ein Mitergebniß der Gegenwart betrachtet werden müssen. Der Geist dieser Volksverewigung, wie er sich in Künstlern offenbart, nährt sich im eigentlichen Sinne von der Bedeutung und geschichtlichen Existenz des Volkes, er umschlingt es und saugt an seiner Idee. Deshalb sehen wir auch, wie mit jedem großen Geist- und Kunstwerke eine Volksseite abstirbt, zugleich aber, gleichsam die Grabgewänder in jenen Denkmalen lassend, sich geistig und zur Verklärung erhebt. Merkwürdig ist es, daß große Geschichtskünstler die letzte Katastrophe bezeichnen und, an den letzten Pfeilern das Gebäude erfassend, es wie Tacitus und Thucydides riesenkräftig über sich zusammenbrechen. Und sowie Manche glauben, daß das unheimliche Erblicken ihrer eignen Person oder ein zufälliges Entgegentreten derselben als Spiegelbild ihren nahen Tod bedeute, so, könnte man sagen, begegne die Zeit sich selbst in einem großen Werke und müsse sich zum Tode vorbereiten. Ein großer Dichter ist ihr Schwanenlied, jede bedeutende Kunsterscheinung, jedes schöne Lied spielt ein Auge nach dem andern in süßen Schlaf; und so finden wir durchweg, daß sie in großen Gestaltungen sich noch einmal zusammenfaßt, abschließt und besiegelt.

(Der Beschluß folgt.)

Johann Janſen Straußens Reiſe durch Italien, Griechenland, Liefland, Moskau, die Tatarei, Medien, Perſien, die Türkei, Japan und Oſtindien. Worin, außer den Schickſalen des Verf., die Merkwürdigkeiten, Lebensarten, Sitten und Gebräuche der durchreiſten Länder beſchrieben werden. Angefangen im Jahre 1647 und beendigt 1673. Aus dem Holländiſchen überſetzt und mit berichtigenden Anmerkungen aus neuern Reiſen verſehen. Gotha, Hemings. 1832. Gr. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Jan Janſon Struys, deſſen holländiſchen Namen der Herausgeber nicht hätte verdeutſchen ſollen, gab ſeine überaus leſenswürdige, unterhaltende und das Gepräge der Wahrheit in keinem Zuge verleugnende Reiſebeſchreibung bereits 1676 zu Amſterdam heraus, wovon bei den Verlegern derſelben 1678 eine deutſche, 1681 eine franzöſiſche Ueberſetzung erſchien. Zu Dürgerdam 1630 geboren und dem Segelmacherhandwerke gewidmet, ließ er ſich im 17. Jahre ſeines Alters bereden als Unterſegelmacher zu Schiffe zu gehen, erfuhr viel Ungemach auf Reiſen, kehrte zweimal in ſein Vaterland zurück, fühlte ſich glücklich, es wieder zu finden, und verließ es doch nach kürzerer oder längerer Raſt, bis endlich der Sechsundfunfziger die Luſt hinlänglich gebüßt hatte, den Krug zu Waſſer gehen zu laſſen und für Ruhe der ſichern Heimat Sinn gewann. Er war ein ſchlichter Handwerker, aber derben, geſunden Verſtandes, der ihn in Stand ſetzte, richtig zu ſehen und zu urtheilen, dabei ungeheuchelt, prunklos, fromm und rechtlich, ſodaß man nicht umhin kann, ihn liebzugewinnen, zuweilen ſogar zu ehren, und dem Schickſal Dank weiß, das ihm einen Landsmann zuführte, der ſeine Ausſage lesbar zu machen verſtand, ohne ihre Treuherzigkeit zu beeinträchtigen. Charakter und Sitte der Länder, in denen er am längſten verweilte, ſind unverändert geblieben, und die nicht überflüſſigen Berichtigungen des Ueberſetzers betreffen mehrentheils genauere Beſtimmungen der Längen- und Breitengrade oder ſtatiſtiſche Angaben; aber die Schickſale des Verf., niemals unnatürlich oder unerklärlich, ſind nicht ſelten ſo außerordentlich, daß die ſpätere Nachwelt ſie nicht ohne Theilnahme hören und Dem, welcher ſie beſtand, den Namen eines holländiſchen Gilblas beilegen dürfte, wenn reine Sittlichkeit ihn nicht zu vortheilhaft von dem ſpaniſchen Abenteurer unterſchiede. Der erſte Ausflug führte den Erzähler, unter einem dünkirchener Befehlshaber über zwei Schiffe von 25 Kanonen, nach Genua, wo dieſer die Schiffe dem Dogen verkaufte und, auf drei Jahre mit Kriegsbedürfniſſen verſehen, mit ihnen in See ging, um im indiſchen Meere Seeräuberei zu treiben. Struys ahnte dieſe Beſtimmung nicht und ließ ſich mit einigen Hunderten ſeiner Landsleute für einen monatlichen Sold von 18 Gulden als Oberſegelmacher von Neuem anwerben. Sie verweilten auf Boavista, Sierra Leone, Madagaskar und Sumatra. In deſſen Sunde wurden ſie von holländiſchen Schiffen genommen und nach Batavia gebracht, wo Struys mit dem nämlichen Gehalt in die ehrlichen Dienſte ſeiner vaterländiſchen oſtindiſchen Compagnie trat. Als Oberſegelmacher begab er ſich auf einem ihrer Schiffe nach Siam, Formoſa und Japan, ward ehrenvoll entlaſſen und langte am 1. September 1651 wohlbehalten in ſeiner Heimat an. Vier Jahre ſpäter ließ er ſich doch wieder überliſten, eine Fahrt nach Livorno mitzumachen, pilgerte von dort nach Piſa, Florenz, Bologna und Venedig, nahm unter den gewohnten Bedingungen, welche damals überall herkömmlich geweſen zu ſein ſcheinen, Dienſte auf deſſen gegen die Türken ausgerüſteter Kriegsflotte unter dem Oberbefehl des großen und ſiegreichen Generals Lorenzo Marcello, auf welcher ſich auch der in der Folge ſo berühmte Kurt Abeler als Hauptmann befand, litt bei Argentera Schiffbruch, beſuchte Candia und Mytilene, gerieth in der Nähe von Troja, als er ans Land beordert war, um Trinkwaſſer einzunehmen, auf ſechs Wochen in türkiſche Gefangenſchaft, war ſo glücklich aus ihr zu entfliehen, die venetianiſche Armada wieder zu erreichen und dem großen Siege beizuwohnen, den dieſe am 27. Juli 1656 im Angeſicht der Dardanellen über die türkiſche davontrug, aber freilich auch mit dem Tode ihres tapfern Oberhauptes und des köſtlichſten Blutes von Venedig erkaufte. Darauf ging die Flotte nach Tenedos, Lemnos, Pathmos und Keos, wo Struys abermals gefangen, aber bald wieder losgekauft ward, nach ſeiner Rückkehr in Venedig von Neuem in Dienſte trat, Korfu, Cefalonien, Kandia und Stanchio beſuchte und am 30. Juli 1657 im Kanal der Dardanellen unter dem ſterbenden Mocenigo ein glückliches Treffen gegen die ſiegreiche Flotte beſtand. Nach einem Beſuche verſchiedener griechiſcher Inſeln, von denen Contribution eingeſammelt wurde, verdang ſich Struys auf ein venetianiſches Schiff, das er aber in Livorno verließ, weil er deſſen Hauptmann für einen Kaper erkannte, der drei verſchiedene Päſſe bei ſich führte, und daher 1658 ſein lang erſehntes Vaterland wieder ſuchte. Dort verheirathete er ſich, zeugte Kinder und trieb zehn Jahre hindurch Segelmacherei im Dürgerdam. Aber der Anwuchs ſeiner Familie machte ihm Nahrungsſorgen, und ſo ließ er ſich 1668 von Bevollmächtigten des moskowitiſchen Zars Alexius Michailowitſch anwerben, für einen Monatsſold von 57 holländiſchen Gulden Segelmacher auf einer in Moskau erbauten Jacht zu werden, die beſtimmt war über die kaſpiſche See nach Perſien zu ſchiffen und dort Handel zu treiben. Ihre Reiſe ging zur See über Riga, wo ſie am 3. October eintrafen und, durch Liefland und über Nowgorod, am 12. Dec. Moskau erreichten. Am 16. Mai 1669 beſtiegen ſie, etwa 10 Meilen jenſeit, bei einem Dorfe Dedinoff die für ſie erbaute Jacht und gelangten auf der Oka und Wolga nach Kaſan und am 24. Auguſt nach Aſtrachan. Vom Anfange des Septembers reißt ſich für den harmloſen Struys ein Umſtand

an den andern; denn grade in diese Tage fiel der Aufruhr der donischen Kosacken unter Stenko Radzin, der sowol den vorgeblichen Demetrius als Pugatschew an echtem Feldherrntalent, Entschlossenheit und Umsicht übertraf und anfangs vom Glück sehr begünstigt ward; Veranlassung und Verlauf der Empörung werden anschaulich erzählt. Astrachan und dessen Umgegend erklärte sich für die Aufrührer, die russische Flotte dieser Gewässer ergab sich ihnen, und mit großer Noth entwischte Struys nebst einigen seiner Landsleute der kosackischen Grausamkeit und erreichte auf einer Schaluppe nach beschwerlicher Irrfahrt das kaspische Meer. Unfern Derbent wurden sie im Juni 1670 von daghestanischen Tataren zu Gefangenen gemacht, deren Prinz Osmin sie für Kundschafter der räuberischen Kosacken hielt und seinem Sohne, dem Sultan Mohammed in Erwan, als Sklaven zum Geschenk übersandte. Dem Sultan gefiel es, aus hoher Machtvollkommenheit Struys zum Arzt wider Willen zu fördern und ihn auf das Gebirge Ararat zu verschicken, um einen christkatholischen Einsiedler von seinem Bruchschaden zu heilen und seinem fürstlichen Herrn dadurch 50 Thaler zu erwerben, wofür dieser ihm die Freiheit versprach. Es stand oben geschrieben, daß der Bruch des Einsiedlers, wie ein Hühnerei groß, aber nicht über einen Monat alt, mit flüssigem Eidotter bestrichen und einer leinenen Binde belegt, unter den ungeübten aber sorgsamen Händen eines anspruchlosen Segelmachers nach 14 Tagen völlig zurücktreten sollte und dem Einsiedler erlaubte sich schmerzenlos zu bewegen, dem sein Helfer empfahl, Binde und Salbung wenigstens ein Jahr beizubehalten. Der Genesende, Domingo Alexander, Sohn eines begüterten Römers, dessen frommer Vater sein Vermögen der Peterskirche, den einzigen Sohn als Einsiedler dem Gebirge Ararat vermacht hatte, lebte nun schon 25 Jahre daselbst und fühlte sich viel glücklicher dort als in Rom. Er bezahlte nicht nur seinem Helfer die zugesagten 50 Thaler, sondern hing ihm auch ein braunes Kreuz an silberner Kette um den Hals, das er von dem seinigen nahm und aus einem Stücke Holz von der Arche verfertigt, dem er einen Stein hinzufügte, welchen er unter der Arche abgelöst haben wollte. Ueber beide heilige Reliquien fertigte er ihm ein küchenlateinisches Zeugniß aus, damit sie ihm in Rom viel Geld einbringen möchten. Sultan Mohammed seckelte den Lohn des Arztes seiner Fabrik mit Vergnügen ein, brach aber sein Fürstenwort und wollte den Christen nicht frei geben, wenn er sich nicht zum Islam bekehrte; und als die glänzendsten Aussichten der Zukunft, die Verlockungen reizender Jungfrauen an dem schlichten frommen Sinne des Sklaven verloren gingen, verkaufte er ihn einem Perser für 150 Abes (etwa 1000 holländische Gulden). Mit diesem neuen Herrn beschiffte Struys das kaspische Meer und ward von ihm in Derbent einem reichen Juwelier, Hadschi Biram Ali, überlassen. Diesem, einem Moslem im ehrenwerthesten Sinne des Worts, rettete er bei einem Bade im See das Leben, mit großer Gefahr des eignen und erwarb dessen Zuneigung und das Versprechen entfernter Freiheit. Aber die vornehmste, schönste und jugendliche Gemahlin seines Herrn, Altyn, holländischer Abkunft, als zwölfjähriges Mädchen von Tataren aus Polen geraubt, die sich nicht darein finden konnte, die Liebkosungen ihres Gatten mit sieben andern Frauen und verschiedenen Sklavinnen theilen zu müssen, that ihm den Vorschlag, sie mit großen Schätzen nach Rußland zu entführen, dessen Grenze sie in acht Tagen erreichen konnten. Diesmal, dies einzige Mal wankte Struys wirklich, für den ein kühnes Wagstück wenig Abschreckendes, ein unfreies Leben keinen Reiz hatte, und wer weiß, was geschehen sein möchte, hätte sich Astrachan damals nicht noch im Besitz der Kosacken befunden. So aber siegte nicht nur sein Gewissen, sondern ein größeres Wunder geschah: Altyn war so unerhört gutmüthig, ihm deshalb nicht zu zürnen und seine gnädige Herrschaft zu bleiben. Er begleitete seinen Herrn nach Schamachie, wo er sich von einigen Franziskanermönchen bereden ließ, aus dem Sklaven eines Moslem der Sklav des christlichen polnischen Gesandten, eines Georgianers Bochdan zu werden. Der redliche Perser warnte ihn davor, konnte aber seiner Bitte nicht widerstehen, und überließ ihn für den Kaufpreis dem Christen. Hadschi's Warnungen gingen nur zu sehr in Erfüllung. Bochdan war ein Niederträchtiger in jeder Bedeutung des Ausdrucks, geizig, ausschweifend, grausam und bot sogar seine Religion zum Verkauf aus, die der persische Hof seiner Annahme unwürdig fand. Ohne das Gnadenbrot, welches der edle Hadschi Biram dem Gesandtensklaven in seinem Hause reichen ließ und das dieser nur verstohlen genießen durfte, würde Struys dem Hungertode zum Opfer gefallen sein. Endlich gelang ihm durch den Vorschuß einiger Landsleute, sich mittels Erstattung des Kaufpreises und eines schönen arabischen Pferdes aus der Sklaverei loszukaufen und als Freigelassener von Altyn zu beurlauben. Beide blieben ihrem Charakter bis ans Ende treu. Noch einmal beschwor ihn die Christin, mit ihr nach Astrachan zu entfliehen, das die Russen wiedererobert hatten, noch einmal weigerte sich Struys, und Altyn ließ sich dadurch nicht abhalten, ihm einige ungeschliffene Diamanten, von denen der geringste tausend holländische Gulden werth war, und viel mehr Geld zu schenken, als er für seine Loskaufung verschuldet hatte, und rieth ihm, ihren Mann, der Tages darauf nach Ispahan reisen wollte, zu begleiten. Den Rath befolgte Struys, und Hadschi Biram hielt ihn kostenfrei. Ihre Reise ging über den Ararat, wo ihre Karawane Plünderung erlitt, Artebil, den Taurus, Sultanie, Coswin und Saba. Beim Abschiede von Hadschi Biram zu Ispahan, im Februar 1672, beschenkte ihn dieser, der von der Freigebigkeit seiner Gemahlin nichts wußte, noch einmal mit der Summe, die er für seine Freilassung an Bochdan bezahlt hatte, und Struys brach mit der Karawane der ostindischen Gesellschaft nach Gameron auf. Ihr Weg ging unter mancherlei Fahrlichkeiten und Angriffen an dem Grabe der Mutter Soliman's und Noah's und den Ruinen von Persepolis vorbei, über Schiras, Skarym und Laar, nach Gameron oder Bender, und Struys, von einer heftigen Krankheit kaum genesen, schiffte nach Batavia und nahm dort wieder Dienste auf einem Kaperschiffe, das nach Bantam segelte. Aber Kaperdienste taugten nicht für ihn, und so schickte er sich endlich an, in sein Vaterland zurückzukehren, landete auf dem Cap, auf St.-Helena, wo das Schiff von Engländern genommen ward, die damals mit Holland Krieg führten und den armen Struys auch der Diamanten beraubten, die er von seiner persischen Wohlthäterin erhalten hatte, sodaß ihm nichts von ihr übrigblieb als das Gedächtniß ihrer Tugenden. Die Engländer setzten, nach einer glücklichen Fahrt, ihre Gefangenen im Hafen Baltimor in Irland ans Land und in Freiheit. Struys und einige seiner Landsleute gingen und schifften über Kinsale, York, Brest, London und Harwich, von wannen Erstrer, am 7. Oct. 1673, seine Frau und Kinder wieder zu umarmen das Glück hatte und sich nicht mehr von ihnen trennte. Schreckt diese dürre Anzeige den Leser nicht ab, den Reisenden selbst zu vernehmen, so wird er sich ungleich belohnter finden, als sie zu erwarten berechtigt. 95.

Notizen.

W. Scott war fast einen Monat in Rom, erzählt ein englisches Blatt, hat aber nie den Vatican betreten. Dagegen begab er sich nach dem mehre Stunden entfernten Dorfe Frascoli, wo Cardinal York seine letzten Tage zubrachte, und forschte eifrig nach Allem, was sich auf denselben bezog. Er besuchte auch ein aus dem Mittelalter herrührendes Schloß in Bracciano, dessen einzelne Theile er mit der größten Aufmerksamkeit untersuchte.

Von den französischen Uebersetzungen der Werke W. Scott's wurden durch den Buchhändler Gosselin über 1,400,000 Bände verkauft.

Die Franzosen meinen, der Verfasser des bei ihnen „Voyages du prince Muskau" getauften deutschen Buches sei in der That „un fat très-amusant". 3.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonntag, — Nr. 90. — 31. März 1833.

Poesie und Kritik.

(Beschluß aus Nr. 89.)

Wurde nun der Umkreis des dichterischen Bildens flüchtig beschrieben, möge auch von dem Standpunkt der Kritik zu demselben Einiges vorgebracht werden: ein epineufer Punkt, der zu weitläufigen Betrachtungen führen und den gegönnten Raum leicht überflügeln könnte. Ich muß mich daher auf Weniges beschränken. Auch hier müssen die Griechen als Muster gelten, denn glücklich sind sie zu preisen, daß sie keine Kritiker hatten, Kritiker nämlich, Afterwesen von unvermögendem Bildtrieb und parasitischem Geiste. Bei ihnen lebte der Künstler mit und in dem Volke, panegyrisch wurde er gefeiert; geistige wie körperliche Uebungen und Wettkämpfe entwickelten sich unter öffentlicher Würdigung. Eine solche Kritik war die einzig mögliche in Griechenland, wo Erzeugniß und Kritik im öffentlichen Leben sich begrüßten. Und fürwahr das bildende Genie ist die echte und tiefste Krisis, eine Selbstdurchschauung und Lebenssichtung, aus der sie das Ideale und die Gestalt erringt, indem sie die berechnende Umspinnung mit glänzenden Flügeln durchbricht. Die jenseit des Bildens liegende Kritik aber ist nur der abgewickelte Faden, ein Gewebe, das selbst der Psyche angehört, das sie aus ihrem innern Leben herausgesponnen hatte, aber nach einer geistigen Erhebung hinstrebend abwirft. Jene außer dem Schaffen sich abmühende Betrachtung vermißt sich, aus dem Gespinnste nicht nur das Geschöpf selbst deuten und begreifen zu wollen, sie glaubt auch thörichterweise die Seele daran verrechnen zu dürfen. Erwacht in ihr die Ahnung des Bildenden, hat sie sofort Kritik zu sein aufgehört. Mit der Erweckung jenes innern Lichtes ist sie selbst eine bildende geworden; es ist der Tropfen aus Minerva's Schale, an dem die Spinne gierig saugt. Freilich ist die Ahnung nicht genug, der Reflex ist nicht die Sache selbst; aber so viel bewirkt sie, daß das freche Wort in Bewunderung erstirbt. Denn wie Platon die Bewunderung als die Mutter der Philosophie betrachtet, so ist es klar, daß wir dieser Bewunderung unsere herrlichsten Kritiken zu verdanken haben, die aber als solche keine Kritiken mehr sind, sondern mit Weihrauch und Gold vor dem Schönen knien. Die Beurtheilungen in dem Sinne schrieben, hatten einen Liebesbund mit dem Schaffenden geknüpft; wie weibliche Seelen geben sie sich hin, trunken sehen sie in sein Auge, mit Zärtlichkeit hängen sie an ihm; es ist ein kindliches Hinhorchen, ein gläubiges Mitbeben. Die widersetzliche Wildheit, die gewöhnlich dem Edeln entgegenstrebt, ist gebrochen; des Künstlers überlegene Kraft hat Brunhildens Gürtel ergriffen und überwältigt fügt sich das Starre dem Genuß. So hat Lessing beurtheilt, ein bewundernswürdiger Geist, dessen Scharfsinn die Scheidelinie zweier Zeiten war. Mit unerreichter dialektischer Schärfe vernichtete er die falsche Poesie seines Jahrhunderts. Ein corrosives Gift, befreite er es einerseits von dem kränklichen Stoff, reinigte es zu neuem Leben und erquickte es zugleich. In keinem Schriftsteller haben sich je gefährlichere Kräfte, eine zersetzendere Analyse, ein so gründliches und allseitiges Wissen, das seinen scharfen Klinge wie damascenische Züge zu größerer Echtheit golden eingebrannt war, mit so großer Bescheidenheit, lauterer Gesinnung, ja, mit so tiefer Demuth vereinigt. Es ist, wenn man seine Kritiken liest — Läuterungen, in deren Unruhe und Lebendigkeit er den Leser hineinreißt, die wie Sirenengesang unwiderstehlich ergreifen — als ob die dialektische Rastlosigkeit forteile, sich selbst mit der Verwirrung, deren sie sich bemächtigt, die sie an allen Punkten angreift und wie Feuer dahin trifft, wo sie ihres Raubes gewiß ist, als ob diese vernichtende Heftigkeit sich in ihrem Gegenstande zu verzehren strebe, um, mit ihm zu Grunde gehend, zur Ruhe zu gelangen. Er sehnt sich gleichsam, diese dialektische Wildheit loszuwerden, beseelt, wie er war, von dem Bewußtsein, daß dies nicht das Ziel der Kritik oder vielmehr, daß es ihr letztes sei. Er fühlte, daß sie die Splitter und Späne zusammenträgt und ihr Küchenfeuer mühsam anbläst, während die Poesie, ein stiller Stern, vom Himmel hernieder die Risse und Verstunen des Lebens schaut und prüft; daß der Brennpunkt der Kritik kein Stern ist, und daß sie sich freventlich vermißt, weil sie dem heiligen Licht das Verflüchtigende entreißt, es selbst zerlegen zu wollen. Dieses schöne Gefühl, das, wenn es die Poesie nicht selbst, doch die geistvollste Klage um dieselbe ist, dieses Gefühl stimmte ihn zu jener rührenden Trauer, daß ihm, an die Grenze gelangt, das gelobte Land der Dichtung nur von dem Gipfel des Scharfsinns zu sehen vergönnt war. Großer, wunderbarer Ringer, wie einsam stehst du in deutscher Literatur! Schöne und

glänzende Talente haben sich unstreitig nach ihm geltend gemacht. Wenn man aber bedenkt, wie diese inmitten der üppigen geistigen Fülle sich befanden, die ihren Samen verschwenderisch nach allen Richtungen verstreute, wie sie um sich herum alles Treffliche und Schöne im reichsten Maße sich aneignen durften; wie sie selbst aber nur die glänzenden Spuren, das befriedigte Behagen schwelgenden Genusses und geistiger Sättigung darboten; wie sie, im Ton ebenso schneidend als in der Kraft, den Gedanken bis zur äußersten Verdünnung treibend, ihre mühsam und unkünstlerisch gewonnene Betrachtung als Gesetztafel in die Höhe hielten; wenn man sich ferner nicht verhehlt, daß sie wol im Ganzen ein tieferes Verständniß eröffneten, daß sie die Ersten waren, die in der Kritik von den höchsten Gipfeln der Vergleichung vormals ungeahnte Verknüpfungspunkte entdeckten und in übersichtlicher Würdigung geistreiche Umrisse entwarfen; daß sie in Dem, was man Classisches nennt, zuerst mit mächtiger Schwinge Spreu von Korn sonderten, die Nebelflecken der Literatur zuerst teleskopisch entwirrten und in große und kleine Lichter schieden, wie nicht minder, daß sie mit feinem, tiefsinnigem Ohr hinhorchten auf den geheimsten Laut der Poesie, sich zu ihr wie Psyche mit zitternder Lampe schlichen, oft aber auch frevelnd und verwegen ihre Mysterien durch Bezeichnung entweihten und, wenn ich so sagen darf, verriethen; daß sie den Ausdruck mit einem gewissen Adel stempelten, und der Eine insbesondere einen zarten, geistigen Schleier dem Gedanken überwarf; wenn man dessenungeachtet ihre Stellung, ihren Einfluß, ihre Schule, das bedenkliche Beispiel der umwälzenden Form, die ohne die beherrschende Gewalt frech, dünkelhaft und anarchisch wird, wie wir denn auch erfahren haben, daß hohle Schwächlinge, die ihren Scepter, den äußern nämlich, den Styl, sich angemaßt oder überkommen hatten, aufs Heilloseste und Verderblichste in einem Gebiete schalteten, wo es Reinigkeit und Sichtung gilt: wenn man, sagen wir, dies Alles genau erwägt und zu dem ihren eignen Misklang in Wort und Bewährung, ihre Unerquicklichkeit bei aller Tiefthuerei, die innere Dürre bei allem Glanz äußerer Fülle gegen den wunderbaren Reichthum ihrer Zeit und die Dürftigkeit der Lessing'schen Zeit hält, wird man gewiß mit uns gestehen müssen, daß Lessing, auch abgesehen von Größe und Reinheit der Gesinnung, keine Verdunkelung durch jene glänzenden Erscheinungen befürchten darf, und daß er in seinem Gebiete einsam und einzig sich behauptet.

Werfen wir nun einen Blick auf den Zustand der Kritik in unsern Tagen. Genau betrachtet kann es gar keine geben, denn die Kritik vollzieht das Urtheil der Zeit und schließt es ab; noch aber gravitiren wir geistig zu dem Vergangenen, das seine Kritik, die da, wo sie durchgreifend und bleibend wirkte, immer nur das Schöne begleitete und sich zu ihm hielt *), bereits erlebt hat. Wir haben eben nur unter dem Einfluß einer mächtigen gestanden, noch arbeitet in der Literatur jener gährende Tropfen. Und wenn es wirklich nothwendig wäre, eine Revision des Dageweſenen und Gefeierten zu halten, was wir aus dem Grunde als unthunlich erachten, weil in Geist und Erinnerung die Herrlichkeit des zunächstabgelaufenen Wirkens als goldene Moallakat unzugänglich der Kritik aufbewahrt, und in dem Ergebniß unserer Bildung glänzt, wenn es, angenommen, von Nöthen wäre, bekennen wir offen, daß wir uns vergebens überall hin umsehen, wo denn jener Ausgestattete zu finden, der einer solchen Prüfung gewachsen wäre. Denn wenn eine Stelle zum Gnadenort geweiht und geheiligt, vor dem Andrang der frommen Andacht selbst durch Gitter abgeschieden und eingefriedigt worden, muß Derjenige, der die heilige und fromme Scheidewand nicht achtend in den geheimnißvollen Ort einbricht, als frech und profan verrufen werden. Und wir haben es kein Hehl, eine Kritik, die damit beginnt, ohne Scheu und Scham das Jahrhunderten Angehörige, mithin in tiefer Religion zu Verwahrende, zu entweihen, das stille Lustwandeln des Herrn im Paradiese schöpferischer Gedanken zu verkennen, was Vaterland und Mitwelt zur Verehrung und Erbauung als ein Unantastbares in die Nische des Jahrhunderts hingestellt, höhnend zu beflecken; damit beginnt, was ein Eigenthum und Gemeingut der Nationen geworden, was Nachbar und Fremder mit Bewunderung nennen, dessen himmlischer Glanz all den Unfug, wie Aeneas' Schwert die Larven zerstreut, das weithin strahlende und Große, den schönsten unveräußerlichen Juwel des Volkes, die Seele selbst der Zeit mit Affenzähnen zu befletschen, die Perle der Nation in gemeinen Essig aufzulösen, um sie dem frechen Buhler, dem literarischen Pöbel zuzutrinken: eine Kritik, die so aufzutreten wagt, läßt gewiß nicht zweifelhaft, wofür sie zu nehmen; Verwunderung aber erregt es allerdings, wie schlecht es mit dem Urtheil bei uns bestellt sein muß, wenn eine solche irgend ein Gewicht auf deutscher Wagschale hat. Und ob es denn wirklich so schlimm um das Talent in unsern Tagen steht, daß mittelmäßige Kräfte es erdrücken dürfen? Wir sagen mittelmäßig, denn fürwahr, bei so großen Erscheinungen, wie wir erlebten, wie sie noch unter uns leuchten, ist Das, was man Geist nennt, ein von dem Ueberschwange des Vorausgegangenen und bis in die entlegensten Punkte Durchgedrungenen, der ganzen heutigen Intelligenz aufgedrücktes Gepräge, beiweitem nicht genügend Deutschlands Ohr zu belästigen. Denn wie im Körper der ganze Mensch dem Blute verflüssigt zugeführt wird, geistige und flüchtige Stoffe aber in den niedern untergeordneten Apparaten verbraucht und zerstört werden, sodaß die dienstbaren und zinspflichtigen Saugegefäße nur Alimentarstoffe ins Heiligthum der Aneignung und des Lebens gelangen lassen, Niemand aber deswegen behaupten mag, daß das Geistige nicht durchaus und allein im bildenden Leben sich bewege und mit ihm eigentlich gegeben sei: so ist Das, was sich in der Literatur als Geist aufwirft, wiefern es sich in seinem Innersten nicht als Frischlebendiges und Gestaltendes bewährt, Raub und Befriedigung subordinirter Kräfte. Von Wahrheit dessen kann man sich am besten überzeugen, wenn man

*) — — ὦ δύο κύνες ἀργοὶ ἕπεσθε, ὡς τῷ Τηλεμάχῳ ἐκκλησιάζοντε.

sein eignes Wesen mit dem Bildendgeistreichen durch stilles Nehmen und Geben gleichsam in Verkehr bringt, die Seele in dessen Fäden verfließen läßt und so, indem man Nahrung gewerben, genießt; da empfindet man das Erquicklichlebendige, ein wohlthuendes Licht durchdringt und geistigt uns, nicht in einzelnen Funken verwirrt es, der Witz selbst ist ein gestaltender und regt sich in formender Fülle. Anders ist es mit den dürren Geistern, die hämmern müssen um zu sprühen, bei denen jeder Funke ein durch Schlag und Friction erglühter Splitter ist. Solche zeigen wie geistige Gährung eine im Werden begriffene Reinigung, die oft umschlägt und verdirbt, deren Ferment sich oft in eine fremdartige Masse wirft, wo es sich laut machen und seine trübe Unruhe vertoben will. In Deutschland gibt es viel fixe Luft der Art, die frei zu werden sucht; allein, wenn hie und da ein Korkstöpsel auffliegt, oder ein Bierfäßchen platzt, wird man nur erinnert, den Mund der Flasche besser zu verpichen und zu versiegeln und das Gefäß mit stärkern Reifen zu versehn. Höchst übel nimmt es sich aber aus, wenn so etwas auch in Kritik und Literatur rumort und unsern Ansprüchen zu genügen glaubt. Wir hätten in der That wenig gewonnen, wenn unser jetziger Fortschritt nicht darin bestünde, daß viel und tief und allseitig gedacht und gestrebt werde. Der Starke muß wie Simson das Haar aus dem schwächlichen Gewebe reißen, den Gedanken bändigen und nicht in dessen Trümmern als kritische Wespe Honig suchen. Wohl wissen wir die rechte auf Wahrheit und Sichtung gegründete Kritik zu würdigen, wir wissen, daß Götzendienst überall und auch in ihr ebenso schädlich als verwerflich ist. Jede Reformation, jede Umwälzung ist eine Kritik; aber Johannes der leydener Bäckergeselle ist nicht Johannes Pres-Tadschani. Und zeigt denn die heutige Kritik wirklich eine solche Scheu gegen idolatrischen Unfug? Wer treibt ärgern als sie? Den Ersten Besten, gesalbt oder ungesalbt, läßt sie aufsitzen, führt ihn als Propheten herum und will uns noch obenein überreden, daß der Esel des Propheten auch ein Prophet sei.

Unsere Tage haben so große Begebenheiten ans Licht gebracht, daß wir zu hoffen berechtigt sind, es sei unserer Zeit vorbehalten, die politische und historische Seite künstlerisch herauszustellen. Was kann es uns anhaben, selbst Denjenigen, die in stiller Wirksamkeit ihre Aufgabe innerlich fortführen, wenn in dem oder jenem Winkel eines alten Gemäuers eine kritische Spinne ihr Wesen treibt, Insectchen und kleine Flügelthierchen einfängt, als ob sie nicht auch zu den Kerbthieren gehörte, wenn sie gleich in eine andere Abtheilung fällt, in die nämlich, wo Kopf und Bauch verschmolzen — wenn so eine kritische Spinne ins Blaue hinein ihr Gewebe zieht, es gegen die Sonne, sie zu umspinnen vermeinend, ausbreitet, ohne die sie doch kümmerlich zusammenschrumpft und verdirbt, ohne welches himmlische Gestirn ihr Gespinnst nicht einmal die Farben spielen würde, die sie einfältig genug für ihr Eigenthum hält, als habe sie selbe mit den Fäden dem Hintertheil abgewonnen und wie diese mit dem giftigen scharfen Saft erzeugt. Trifft es sich auch manchmal, daß eine größere einen zarten Kolibri ankriecht, und das über Staubfäden, selbst ein schimmernder Blumenfaden, sich wiegende, an Blüten gleich einem buntgoldenen Tropfen hangende, wie ein spielender Gedanke mit Düften tändelnde Wesen umgarnt, aussaugt und erdrückt, so zehrt sie doch vergebens an seiner zarten Seele, seinem unvergänglichen Farbenglanz; sie ist die Asche auf dem schönen Funken, sie selbst bleibt häßlich wie zuvor, ohne Sinn und Ahnung des geistigen Blumenlebens, in welchem jenes schwelgte. Man zieht sich nur inniger und froher in sich selbst zurück und bespricht sich mit seinem Fleiße traulicher, wenn draußen der graue Regen gegen die Fenster sicht. Das Sausen dieser Wasserfäden bringt kein Gewebe zu Stande, das stille arbeitsame Wirken dagegen webt das Lebendige. Wir wollen Herder's Wort im Auge behalten: die Blätter des Truges fallen ab, aber die Frucht gedeiht.

J. L. Klein.

Dymocritos, oder hinterlassene Papiere eines lachenden Philosophen. (Von dem Verfasser der Briefe eines in Deutschland reisenden Deutschen.) Zweiter Band. Stuttgart, Brodhag. 1832. Gr. 8. 2 Thlr. 18 Gr. *)

Das im ersten Bande statt einer Vorrede versprochene Fragment einer Autobiographie des verstorbenen Verfassers wird den Lesern hiermit als einleitendes Capitel in der That mitgetheilt. Dasselbe umfaßt aus Weber's Leben — denn Weber war, wenn uns recht ist, der Name des süddeutschen Demokrit — die Jahre 1802—4 und erzählt die Leiden seiner Hofmeistercarrière. Schon in den Dreißigern vorgerückt, gab der Biedermann ein harmloses Aemtchen, das er bis dahin bekleidet, auf und ließ sich theils durch die Luft, sich in der Welt und in höhern Zirkeln umzuschauen, theils durch vorgespiegelte glänzende Versprechungen verleiten, mit einem jungen Tölpel von Reichsgrafen auf Reisen zu gehen. Dem verzogenen Knaben, der künftig einmal gebieten sollte, that es allerdings sehr noth, sich im Umgange mit Fremden etwas abzuschleifen und die leere, rohe Seele, die von Innen heraus nichts gewinnen wollte, durch Bilder und Formen der Außenwelt zu füllen und zu gestalten; allein ein ängstliches Heimweh bemächtigte sich alsbald in der fremden Umgebung des Armen, die Sehnsucht nach dem heimischen Miste ward immer peinlicher, und er entlief plötzlich in aller Stille seinem Mentor, der ihm vergebens Steckbriefe nachsandte und sich gezwungen sah, allein zurückzukehren. Die Ungezogenheit des Muttersöhnchens hieß zu Hause ein Geniestreich, und obschon der unschuldige Hofmeister über die plötzliche Entfaltung des reichsgräflichen Genies nicht weiter zur Rechenschaft gezogen wurde, ließ man sich seinerseits doch auch mit ihm nicht weiter in Rechnung ein, behandelte ihn wie einen Abgesetzten, Unbrauchbaren, kränkte ihn auf höchst vornehm empörende Weise und hielt sich aller Versprechungen in Betreff einer anständigen Versorgung für entledigt. So trat der arme Weber verwundet und erbittert aus seinen kaum angeknüpften glänzenden Verhältnissen in die Stille zurück; in seinem Gemüthe saß der Grundstein zum lachenden Philosophen, zum Humoristen, fest und sicher. Dies scheint uns das beste argumentum ad hominem in Hinsicht auf seine Theorie des Humors, die er im vorliegenden Bande des angezeigten Werkes aufstellt. Es ist nicht leicht, den Begriff des Humors in seinem Unterschiede von Witz und von Laune mit Ernst festzustellen, weil das Fluidum seines Wesens, will man es mit Händen greifen, alsbald zerrinnt. Jean Paul's Erklärung: „Hu-

*) Vgl. über den ersten Band Nr. 229 d. Bl. f. 1832. D. Red.

mor sei das umgekehrt Erhabene", ist nebst der folgenden Deduction zu dunkel und seine Eintheilung desselben in epischen, dramatischen und lyrischen gibt die dreifache Art und Weise, wie der Humor des dichterischen Genius sich entfaltet und verwirklicht. Jean Paul läßt den Humor, der sich im wirklichen Leben ergibt, außer Acht; die praktischen Humoristen sind aber oft die schätzbarsten, weil sie die unbewußtesten sind. Mitunter sucht Jean Paul in seinen Werken so sehr nach Humor, als hätte er keinen, was doch nicht der Fall ist; aber das Unbewußte, das Harmlose ist und bleibt das göttliche Erbtheil des Humoristen, mithin ist Naivetät die Grundbedingung seines Wesens. Doch auch der Witzige — nicht der Witzling — ist naiv, und ein Witziger ist noch kein Humorist, obwol in den goldschimmernden Körnern, die Beide streuen, die Unmittelbarkeit des Einfalls Hauptsache ist. Der Verf. postulirt S. 60: „Wo Phantasie und Urtheilskraft sich berühren, entsteht Witz, wo sich Vernunft und Willkür paren, Humor, und das Willkürliche macht eigentlich das Pikante des Humors." An einer andern Stelle heißt es: „Witz ist malerisch, Humor pathetisch", und: „Humor ist die Verschmelzung des Komischen und des Ernsten". Das streift nur Alles nebenhin und erklärt nicht im mindesten, warum z. B. Voltaire witzig, Jean Paul humoristisch ist. S. 118 sagt unser Verfasser: „Franzosen halten sich lieber an witzige Einfälle, ihre beinahe nationelle Witzigkeit scheint sie am Tiefsten zu hindern, sie halten sich, wie ihre Damen, an das Schickliche, Modische und an gesellige Scherze, daher haben sie keinen wahren Humoristen, wie Briten und Deutsche. Sie werfen Sols aus in Menge und zu jeder Zeit; der Brite und sein deutscher Halsbruder ist sparsamer, gibt aber auch Guineen und Dukaten." Ganz richtig, aber der Grund? Voltaire ist nur witzig, weil seine Einfälle nur Irrlichter, Thallichter, oft Sumpflichter sind, die nur zufällig, nur für kurze Zeit, oft nur scheinbar einen kleinen Platz erleuchten. Sterne und Jean Paul sind Humoristen, weil ihre Einfälle Sternschnuppen gleichen, hinter denen der tiefblaue heilige Himmel sich hinbreitet. Ohne diese tiefdunkle Himmelsbläue der Gemüthlichkeit gibt es keinen Humor; der Witz ist um sein selber willen da, der Humor fördert die Wahrheit, ohne heiligen Ernst ist der Witz nie Humor. Darum kann der letztere nie beißend, nie hämisch sein, nie zerstörend wirken, wol aber jener. Witzig kann auch ein böser Mensch, oder ein Mensch in böser Laune sein; ein Humorist ist der edelste der Sterblichen, denn das Bewußtsein heiliger Wahrheit steht — nicht verständig klar — sondern träumerisch winkend hinter Allem, was er spricht. Saphir ist nur witzig und Witzling, nie echter Humorist, Heine, der die Mysterien des Heiligthums beschmutzt, desgleichen; Börne ist bald dies bald jenes nur, eine geniale Harmonie fehlt ihm, darum fehlt ihm zum tiefern Humoristen, dessen ganzes Wesen ein Einklang ist, die Liebe zum Positiven in irgend einer Sphäre des äußern oder innern Lebens; oft ist er blos Satiriker. Witz bringt es nicht zur Harmonie im Dasein; wie er zerflattert, so kann er auch verwüsten und die Seele zertrümmern. Ein echter Humorist kann nie enden — wie Leßmann. Hippel's Witz wird getragen von einer tiefen Religiosität; Sterne und Jean Paul schiffen, wie lustig auch ihre Wimpel wehen, auf einem Meere, über welchem ein Gottesfrieden ruht; durch Tieck's seltsamste Larven blickt meistens noch eine psychologische Wahrheit hindurch, die der Maske des Witzes die Seele des Humors verleiht.

Bleiben wir jedoch bei unserm Autor und seinen mit fleißig zusammengesuchten Beispielen und Anekdoten gespickten, an sich oft trockenen Lehrsätzen. „Laune", sagt er richtig, „ist eigentlich die physische Stimmung zum Humor, der der Geist ist, und die lebendige Alles durchdringende, freiwaltende, über Alles erhaben schwebende Idee." Deshalb idealisirt jedoch der Humor nicht immer, wie es vom Verf. anderweitig behauptet wird. Sterne's Onkel Toby und Corporal Trim sind nichts weniger als Ideale und doch die gemüthseligsten Humoristen. In dem Capitel über „Die Sonderlinge und Hagestolzen" ist viel Treffliches zu finden, was in dem Verf. den Biedermann von altem Schrot und Korn erkennen läßt. „Willkommen, Sonderlinge!" beginnt er seine Demonstrationen; „ihr trotzt dem Lächerlichen, dem Alltagsmenschen unterliegen, ihr sucht euer Bild, dem jene ausweichen, euer Umgang ist lehrreicher als der fade Umgang mit den aalglatten lächelnden Allgefälligen, die darum so glatt, weil sie hart sind, wie der glatte kalte Marmor, und so gesellig sind, weil sie so wenig von der Seelenheirath, genannt Freundschaft, verstehen als die Großen und die Damen, die nur Unterhaltung suchen. Seid gegrüßt, ihr wahre, offene, unverstellte, freilich mitunter zu lebhafte, unsanfte, bisweilen sogar grobe, cynische Menschen!" u. s. w. Nach Erledigung dieses Capitels, wo Seume nicht hätte vergessen werden müssen, folgt ein anderes mit dem Titel: „Humor in Schriften", und dann: „Deutsche Humoristen", unter denen Thümmel etwas über Verdienst geschätzt wird. Originell, aber zu schroff hebt er Jean Paul's Schwächen hervor. „O Friedrich Richter — nicht kindisch französisch Jean Paul", sagt gutmüthig der Verfasser, „wäre deine Geniesucht und ewiges Hamstern nach Materialien nicht so arg wie deine Sprünge und Digressionen, wäre dein Styl nicht so geziert, verleitete dich deine Collectaneenbüchse nicht zu ewigen, dunkeln Anspielungen, wie deine Originalitätsucht zu Paradoxen und zur Einkleidung ganz gemeiner matter Dinge in hochtönende Phrasen u. s. w. — wir nennten vielleicht nicht mehr Sterne, sondern dich, Friedrich Richter." Der merkwürdige Hamann wird „ein sonderbarer Querkopf" gescholten, und so findet sich unter den Ansichten viel Veraltetes, was heutzutage für Beschränktheit gelten möchte. Glücklich zu preisen aber ist der Selige, daß er nicht mehr erlebte, mit welchem Reichthum von Druckfehlern die Brodhag'sche Buchhandlung auch den zweiten Theil seines „Dymocritos" ausgestattet und seinen Fleiß in den zusammengestellten Belegstellen, selbst den französischen, verkümmert hat. 131.

Notizen.

Das „Journal des travaux de la société française de statistique universelle" gibt nach englischen Berichten die Summe der Verluste, welche Europa in Folge der französischen Revolution erlitten hat, auf 42,293,934,347 Fr. an, was wol eine sehr precaire Berechnung gewesen sein mag.

Der berühmte Bildhauer David hat nach Dresden geschrieben, daß er im Laufe dieses Jahres mit der ausschließlichen Absicht dahin kommen werde, Tieck's Büste zu verfertigen, um dem Dichter seine hohe Verehrung durch diese Arbeit kundzuthun.

Das neu erschienene Werk eines der Mitarbeiter des ältern „Globe", des Herrn L. Viardot: „Essai sur l'histoire des Arabes et des Mores d'Espagne" (2 Bde.), eine Abhandlung über die Civilisation der Araber und deren Einfluß auf die Civilisation Europas, wird von der „Revue encyclopédique" als ein willkommenes Gegengewicht gegen die jetzt vielfach versuchte Reaction zu Gunsten des christlichen Mittelalters gepriesen, die nur in der Apotheose des Katholicismus und Papstthums ausgehen wolle.

Es ist in manchen Stimmungen ein wahrer Genuß, den Kreuz- und Querſprüngen der französischen Romantiker und ihrer nicht viel weniger tollen und unwissenden Gegner, der Classiker, zuzusehen. Diesen Doppelgenuß gewährt namentlich: „La conversion d'un romantique, manuscrit de Jaques Delorme, publié par M. A. Jay etc." (Paris 1830), worin anfänglich die Schwächen und Blößen der Romantiker, vorzüglich Victor Hugo's dargestellt und mit vielem Witz und Geist verspottet werden, zuletzt aber die Balconscene aus „Romeo und Julie" als Beispiel der Albernheiten Shakspear's dienen muß! Man mache sich einen Begriff von der Fähigkeit und Bildung französischer Autoritäten, wenn deren eine, A. Jay, so etwas drucken läßt! 153.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

1833.

Monat April;

enthaltend

30 Blätter: Nr. 91—120, 1 Beilage: Nr. 4, und 4 literarische Anzeiger: Nr. VIII—XI.

Zur Nachricht.

Von dieser Zeitschrift erscheint außer den Beilagen täglich eine Nummer und ist der Preis für den Jahrgang 12 Thaler.

Alle Buchhandlungen des In- und Auslandes nehmen Bestellung auf diese Zeitschrift an; ebenso alle Postämter, die sich an die königl. sächs. Zeitungsexpedition in Leipzig, das königl. preuß. Grenzpostamt in Halle, oder das fürstl. Thurn und Taxische Postamt in Altenburg wenden.

Die Buchhandlungen, welche ihren sich für diese Zeitschrift eignenden Verlag schnell angezeigt wünschen, werden wohl thun, von ihren Neuigkeiten ein Freiexemplar an die Redaction derselben einzusenden.

Gegen Vergütung von 3 Thlr. werden Anzeigen, Antikritiken und dergl. den Blättern für literarische Unterhaltung, und gegen Vergütung von 1 Thlr. 12 Gr. der Isis beigelegt oder beigeheftet, indeß kann die Verlagshandlung eine Verantwortlichkeit für diese fremden Anzeigen in keiner Art übernehmen.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1833.

Inhalt.

Nr. 91. Zur Nachricht. — Merlin. Eine Mythe von K. Immermann. Von W. Alexis. — Das Leben des königl. preußischen Staatsministers Friedrich Ferdinand Alexander Reichsburggrafen und Grafen zu Dohna-Schlobitten, dargestellt von J. Voigt. — Romanenlitteratur. (L. Tante und Nichte. Aus: Die dritte Frau. Zwei Erzählungen von Henriette Hanke. 2. Erzählungen und Novellen von E. Bürgel. Erstes Bändchen. 3. Sprößlinge; herausgegeben von L. Hvork und K. Michael. Erstes Bändchen. 4. Blicke aus meinem Eckstübchen ins Menschenleben von G. Werner. 5. Abendunterhaltungen von Karoline Stille.) — Literarische Notizen.

92. Merlin. Eine Mythe von K. Immermann. Von W. Alexis. (Fortsetzung.) — Mittheilungen über Griechenland. (Athen, 3. Dec. 1834.)

93. Merlin. Eine Mythe von K. Immermann. Von W. Alexis. (Fortsetzung.) — Franz Passow.

94. Merlin. Eine Mythe von K. Immermann. Von W. Alexis. (Beschluß.) — Geschichtliche Beleuchtung des deutschen Staatsrechts. I. Auch unter dem Titel: Das Zollwesen in Deutschland geschichtlich beleuchtet. — Kleine Schriften, Polen betreffend. (1. Polnische Miscellen. Herausgegeben von Lucian Papalowski. Nr. 1. 2 (Coup d'oeil sur la révolution de Pologne en 1830—31.) — Notiz.

95. Conversations-Lexikon der neuesten Zeit und Literatur. Dritter Artikel. (Achtes bis zwölftes Heft.) — Gedichte Walther's von der Vogelweide, übersetzt von K. Simrock und erläutert von K. Simrock und W. Wackernagel. Zwei Theile. — Notice sur le comte Jean Capodistrias, président de la Grèce, suivie d'un extrait de sa correspondance, par Stamati Bulgari. Zweite Ausgabe.

96. Conversations-Lexikon der neuesten Zeit und Literatur. Dritter Artikel. (Beschluß.) — Die Tanzwuth, eine Volkskrankheit im Mittelalter, nach den Quellen für Aerzte und gebildete Nichtärzte bearbeitet von J. F. C. Hecker. — Vorlesungen des Herrn Orioli über die Alterthümer der Etrusker. — Literarische Notizen.

97. Taschenbuch für die vaterländische Geschichte. Herausgegeben von J. v. Hormayr. Neue Folge. Vierter Jahrgang. — Correspondenznachrichten aus Paris.

98. Taschenbuch für die vaterländische Geschichte. Herausgegeben von J. v. Hormayr. Neue Folge. Vierter Jahrgang. (Beschluß.) — Correspondenznachrichten aus Paris. (Beschluß.) — Notizen. — Literarische Anzeige.

99. Zur Geschichte der öffentlichen Meinung in Deutschland. Von W. Schulz. Vierter Artikel. — Aesthetische Schriften von G. A. Bürger. Herausgegeben von K. v. Reinhard. Ein Supplement zu allen Ausgaben von Bürger's Werken. — Literarische Anzeige.

100. Zur Geschichte der öffentlichen Meinung in Deutschland. Von W. Schulz. Vierter Artikel. (Beschluß.) — Kleine gesammelte Schriften von P. Usteri.

101. Die drei letzten Feldzüge gegen Napoleon kritisch-historisch dargestellt von P. F. Stuhr. Erster Band. — Kleine gesammelte Schriften von P. Usteri. (Beschluß.)

102. Die drei letzten Feldzüge gegen Napoleon kritisch-historisch dargestellt von P. F. Stuhr. Erster Band. (Beschluß.) — Sommermonden. Erzählungen und Novellen von E. Spindler. Zwei Bände. — 1. Christliches Taschenbuch auf das Jahr 1833. Herausgegeben von K. A. Döring. Vierter Jahrgang. 2. Frieda, oder ehstliche Liebe und ehstliches Leben. Eine Liebes- und Freundschaftsgabe. — Charakteristik Lucian's von Samosata. Von K. G. Jacob.

103. Ueber den Beruf und Stand des deutschen Buchhändlers. Nr. 1. — Der Pfarrer von Ashouse, eine historische Novelle aus der Zeit der Dragonaden von H. Mewes. — Aus Italien.

104. Roßlawlew, oder die Russen im Jahr 1812. Ein historischer Roman von M. Sagoskin. Aus dem Russischen übersetzt von E. Göring. Zwei Theile. — Mittheilungen über Griechenland. (Athen, 23. Jan. 1835.) — Literarische Notiz.

105. Roßlawlew, oder die Russen im Jahr 1812. Ein historischer Roman von M. Sagoskin. Aus dem Russischen übersetzt von E. Göring. Zwei Theile. (Beschluß.) — Mittheilungen über Griechenland. (Fortsetzung.) — Literarische Notizen.

106. Versuch über die Bedeutung der Provinzialstände, mit besonderer Beziehung auf den dänischen Staat. I. Von den provinzialständen. Vom Etatsrath Kienze. — Mittheilungen über Griechenland. (Fortsetzung.)

107. Versuch über die Bedeutung der Provinzialstände, mit besonderer Beziehung auf den dänischen Staat. Vom Etatsrath Kienze. (Beschluß.) — Mittheilungen über Griechenland. (Beschluß.) — Literarische Anzeige.

Beilage Nr. 4. Geschichte des deutschen Volkes. Von H. Luden. Siebenter Band. — Politische Erinnerungen des Grafen O'Mahony. Aus dem Französischen übersetzt. — Geschichte des deutschen Reiches von dessen Ursprunge bis zu dessen Untergange. Von A. v. Kotzebue. Fortgesetzt von J. A. Rüder, bis zum Jahre 1832. Vierter Band. — Notizen von C. Kruseмann in Beziehung auf dessen Kunstreise und Aufenthalt in Italien; gesammelt und herausgegeben von A. E. Streit jun. Aus dem Holländischen übersetzt von C. Mayhoven. — Notiz.

108. Dramatische Bücherschau für das Jahr 1832. Erster Artikel. (1. Jahrbuch deutscher Bühnenspiele. Herausgegeben von J. W. Gubitz. Zwölfter Jahrgang, für 1833. 2. Lustspiele, oder dramatischer Almanach für das Jahr 1833, von F. A. v. Kurländer. Dreiundzwanzigster Jahrgang. 3. Dramatisches Vergißmeinnicht für das Jahr 1833, aus den Gärten des Auslandes nach Deutschland verpflanzt von Th. Hell. Zehntes Bändchen. 4. Almanach dramatischer Spiele zur geselligen Unterhaltung auf dem Lande. Begründet von A. v. Kotzebue, herausgegeben von Birken. Einunddreißigster Jahrgang. 5. Camaleonti, oder der Briefwechsel durch die Kapuze. Lustspiel in fünf Aufzügen mit einer litterarisch-kritischen Einleitung. Von C. P. II. 6. Der David, der Knabenräuber, oder: Der Gerüft und die Jude. Schauspiel in fünf Aufzügen. Nach Spindler's Erzählung: „Der Jude", für die Bühne bearbeitet von W. Neukäm. 7. Lustspiele von Bauernfeld. 8. Der Wechsler. Lustspiel in drei Acten. Von C. Raupach. 9. Denk an Cäsar. Possenspiel in fünf Aufzügen von C. Raupach. 10. Wiens erste Belagerung durch die Türken. Vaterländisches Drama in fünf Abtheilungen. Von J. M. Grienwald. 11. Adolf der Sechste, Graf von Holstein. Ein Drama in fünf Acten. 12. Der Teufel in Sevilla. Komische Oper in vier Aufzügen von Hurtado, zur beibehaltenen Musik von Schmidt für die deutsche Bühne bearbeitet von Freiherrn von Lichtenstern.) — Notizen.

109. Dramatische Bücherschau für das Jahr 1832. Dritter Artikel. (Beschluß.) — Notizen.

110. Ueber Posten und Postvogte, mit Hinsicht auf Volksgeschichte, Statistik, Archäologie und Erdkunde. Von Westphalen. Zwei Bände. Von Rüdenberger. — Neueste englische Literatur. (1. Visit to Germany and the Low Countries, in the years 1829, 1830 and 1831. By the Archdeacon Brooke Faulkner. Zwei Bände. 2. The rise and progress of the english commonwealth. Anglosaxon period; containing the anglosaxon policy, and the institutions arising out of laws and usages which prevailed before the conquest. By Francis Palgrave. Zwei Bände. 3. History of the greek revolution. By Thomas Gordon. Zwei Bände.) — Zur Naturgeschichte.

Nr. 111. Ueber Pessen und Hofregale. Von Matthias. Zwei Bände. Von Münzberger. (Beschluß.) — 1. Leben und Thaten des königl. preuß. Generalfeldmarschalls, Fürsten Blücher von Wahlstatt. Neu bearbeitet von C. v. Wallenrodt. 2. Das Leben des Generals Grafen Bogislaw Tauentzien von Wittenberg. Von C. v. Grolmann. — Literarische Anzeige.

112. Ueber den Beruf und Stand des deutschen Buchhändlers. Nr. 2. — Romanenliteratur. (1. Der Mordbrenner im wilden Thale, oder die Norne am Longwy Felsen. Historisch-romantisches Gemälde französischer Sitten und Gebräuche. Nebst einigen andern Erzählungen von F. Stahmann. 2. Wahrheit und Phantasie von Victorin. 3. Sagen des Harzes, gesammelt und erzählt von K. Schuster. 4. Skizzen aus dem Leben eines Seemannes. Von R. Termo.) — Correspondenznachrichten aus Berlin.

113. Ueber einen Geschichtschreiber und die Geschichtschreibung der neuesten Zeiten. — Kurzgefaßte oldenburgische Chronik von Runde. Zweite, verbesserte und bis zum Tode des Herzogs Peter Friedrich Ludwig fortgesetzte Ausgabe. — Notizen über schwedische Literatur.

114. Ueber einen Geschichtschreiber und die Geschichtschreibung der neuesten Zeiten. (Fortsetzung.) — Kleine Schriften, Polen betreffend. (1. Der Uebertritt der polnischen Corps von Gielgud, Chlapowski und Rybinski auf das preußische Gebiet, ihr Aufenthalt daselbst und die angeordnete Entfernung derselben. Unter Benutzung amtlicher Quellen von W. v. Dankelmann. 2. Auch ein Wort über Friedrich II. und Friedrich Wilhelm II. Politik in Polens Theilung, oder Bemerkungen über „Polens Untergang" von F. v. Raumer. Vom Obersten von Schepeler.) — Literarische Anzeige.

Nr. 115. Ueber einen Geschichtschreiber und die Geschichtschreibung der neuesten Zeiten. (Beschluß.) — Bemerkung. — Literarische Notizen.

116. Zur Geschichte der öffentlichen Meinung in Deutschland. Von W. Schulz. Fünfter und letzter Artikel. — Die Theater in Paris im Jahr 1833. Zweiter Artikel. — Literarische Notizen.

117. Zur Geschichte der öffentlichen Meinung in Deutschland. Von W. Schulz. Fünfter und letzter Artikel. (Fortsetzung.) — Die Theater in Paris im Jahr 1833. Zweiter Artikel. (Beschluß.) — 1. Liedergleeten für eine allzu lange Stunde von J. Kaiser. 2. Liederbücher von C. M. Oertinger. — Notiz.

118. Zur Geschichte der öffentlichen Meinung in Deutschland. Von W. Schulz. Fünfter und letzter Artikel. (Beschluß.) — Schweizerische Annalen, oder die Geschichte unserer Tage seit dem Julius 1830. Geschrieben von Karl Müller von Friedberg. Erster Band, erstes und zweites Heft. — Notizen.

119. Die Zerrissenen. Eine Novelle von A. v. Sternberg. — Verfälschung der englischen Bibelübersetzung. — Literarische Anzeige.

120. Die Zerrissenen. Eine Novelle von A. v. Sternberg. (Beschluß.) — Dr. M. Zacharias Ottbus, geborenen Stralsunders und gekrönten Dichters, Lobgedichte auf Stralsund. Einleitung, lateinische Urschrift, Uebersetzung, Anmerkungen und Anhang herausgegeben von C. H. Zeder. — Bemerkungen.

Bericht
über die im Laufe des Jahres 1832
bei
F. A. Brockhaus in Leipzig
erschienenen neuen Werke und Fortsetzungen.

(Der Anfang dieses Berichts befindet sich auf dem Umschlage zum Märzhefte.)

25. Raumer (Friedrich von), Ueber die geschichtliche Entwickelung des Begriffs von Recht, Staat und Politik. Zweite, verbesserte und vermehrte Auflage. Gr. 8. 17 Bogen auf gutem Schreibpapier. 1 Thlr. 6 Gr.

26. — —, Polens Untergang. Zweite Auflage. 12. 6½ Bogen auf feinem Druckpapier. Geh. 16 Gr.

27. — —, Geschichte Europas seit dem Ende des 15. Jahrhunderts. In sechs Bänden. Erster Band. Gr. 8. 37½ Bogen. Subscriptionspreis auf gutem weißen Druckpapier 5 Thlr. 4 Gr., auf extrafeinem Velinpapier 6 Thlr. 8 Gr.

28. Raumer (Karl von), Lehrbuch der allgemeinen Geographie. Mit fünf Kupfertafeln. Gr. 8. 27 Bogen auf gutem Druckpapier. 1 Thlr. 6 Gr.
Um die Einführung in den Schulen zu erleichtern, wird von jeder Buchhandlung auf 12 Gr. ein Freiex. bewilligt.

29. — —, Beschreibung der Erdoberfläche. Eine Vorschule der Erdkunde. Zweite unveränderte Auflage. Gr. 8. 5½ Bogen auf gutem Druckpapier. 4 Gr.
Auf 25 Ex. werden drei, auf 50 Ex. acht Freiex. bewilligt. Diese Schrift ist bereits in vielen Schulen eingeführt worden, sodaß die zweite Auflage wenige Monate nach der ersten vergriffen werden konnte.

30. Rumohr (C. F. von), Drei Reisen nach Italien. Erinnerungen. 12. 14 Bogen auf gutem Druckpapier. Geh. 1 Thlr. 12 Gr.

31. Schmid (Reinhold), Die Gesetze der Angelsachsen. In der Ursprache mit Uebersetzung und Erläuterungen herausgegeben. Erster Theil, den Text nebst Uebersetzung enthaltend. Gr. 8. 25 Bogen auf gutem Druckpapier. 2 Thlr. 6 Gr.

32. Schopenhauer (Johanna), Sämmtliche Schriften. 2½ Bände. Mit dem Bildnisse der Verfasserin. 16. 486½ Bogen. 1829—32. Subscriptionspreis auf gutem milchweißen Druckpapier 12 Thlr., auf extrafeinem Velinpapier 16 Thlr.

33. Schulze (Ernst), Die bezauberte Rose. Romantisches Gedicht in drei Gesängen. Fünfte Auflage.
Nr. 1. auf gutem Schreibpapier. 8. Geh. 1 Thlr.
Nr. 2. mit sieben neuen Stahlstichen (Schulze's Bildniß von Barth, und sechs Darstellungen nach Scharmer'schen Zeichnungen von Wagner). Auf feinem geglätteten Velinpapier. 8. Cart. 2 Thlr.
Nr. 3. mit denselben Stahlstichen. Auf dem feinsten geglätteten Velinpapier in gr. 8. Cart. (Prachtausgabe.) 2 Thlr. 12 Gr.

34. Scipio Sicala. Ein Roman. 4 Bände. 8. 85½ Bogen auf feinem Druckpapier. 6 Thlr.

35. Shrer (Moses), Bilder aus dem Kriegsleben. Aus dem Englischen übersetzt von Rudolf Lindau. Herausgegeben von Wilhelm Adolf Lindau. 8. 21½ Bogen auf feinem Druckpapier. 1 Thlr. 16 Gr.

36. Stieglitz (Christian Ludwig), Geschichtliche Entwickelung der Eigenthumsverhältnisse an Wald und Jagd in Deutschland von den ältesten Zeiten bis zur Ausbildung der Landeshoheit. Ein Versuch. Gr. 8. 20½ Bogen auf Druckpapier. 1 Thlr. 18 Gr.

37. Stimmen der Zeit. Lieder eines Deutschen. 12. 4 Bogen auf gutem Druckpapier. Geh. 10 Gr.

38. Sue (Eugène), Atar-Gull. Aus dem Französischen. 12. 14½ Bogen auf feinem Druckpapier. Geh. 1 Thlr. 12 Gr.

39. Pittoreskes Taschenbuch. Mit Beiträgen von Varnh. Varnhagen von Ense, Raumer, Voigt, Wagner. Herausgegeben von Friedrich von Raumer. Vierter Jahrgang. Mit Rudens' Bildniß. 12. 16 Bogen auf feinem Druckpapier. Cart. 1 Thlr. 16 Gr.

Jeder der drei ersten Jahrgänge, mit Beiträgen von Lorenz, Pattem, Raumer, Varnhagen von Ense, Voigt, Wachler, Wilken, und den Bildnissen des Erbprinzen Wilhelm, Maximilian II. und Friedrich II., kostet 2 Thlr.

40. Thiele (J. M.), Leben und Werke des dänischen Bildhauers Bertel Thorwaldsen. In zwei Theilen. Erster Theil. Mit achtzig Kupfertafeln und einem Facsimile. Gross Folio. 31 Bogen Text auf dem feinsten Velinpapier. Text und Kupfertafeln in zwei Bänden sauber cartonnirt. 20 Thlr.

41. Urania. Taschenbuch auf das Jahr 1833. Mit Dannecker's Bildniß und sechs Stahlstichen nach französischen Gemälden. 16. 24½ Bogen auf feinem Velinpapier. Geh. 2 Thlr.

Die früheren Jahrgänge der Urania bis 1829 sind sämmtlich vorräthig; der Jahrgang 1830 kostet 2 Thlr. 8 Gr., 1831 und 1832 jeder 2 Thlr.

Die Bildnisse von Shakspeare, Ernst Schulze, Göthe, Tieck, Hölty, Hannover, Jean Paul, Brentano, Oehlenschläger, Bernadotte, Wilhelm Müller, Uhland, Chamisso, Oehlenschläger, Bernadotte, Calderon, Kurt Sprengel, Wagenseil, H. von Kleisten (letztere 4 nicht aus der Urania) sollen in erlesenen Abdrücken in gr. 4. jetzt acht Groschen.

42. Wachsmann (C. von), Erzählungen und Novellen. 4 Bändchen. 1830—32. 8. 38 Bogen auf feinem Druckpapier. 7 Thlr.

43. Der canonische Wächter. Eine antijesuitische Zeitschrift für Staat und Kirche und für alle Christlichen Confessionen. Herausgegeben von Alexander Müller. Jahrgang 1832. Außer den Beilagen 104 Nummern. Gr. 4. Auf gutem Druckpapier. 5 Thlr.

Der erste Jahrgang, 52 Nummern enthaltend, kostet 2 Thlr. 12 Gr., der zweite Jahrgang, 104 Nummern, 5 Thlr.

44. Wigand (Paul), Die Provinzialrechte der Fürstenthümer Paderborn und Corvey in Westfalen, nebst ihrer rechtsgeschichtlichen Entwickelung und Begründung aus den Quellen dargestellt. 3 Bände. Gr. 8. 77 Bogen auf Druckpapier. 4 Thlr. 12 Gr.

45. Zeitgenossen. Ein biographisches Magazin für die Geschichte unserer Zeit. (Herausgegeben unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung.) Vierten Bandes erstes bis fünftes Heft (XXV—XXIX). Gr. 8. Jedes Heft von 6—7 Bogen auf gutem Druckpapier 12 Gr.

46. Zertwach, Das pommersche Lehnrecht nach seinen Abweichungen von den Grundsätzen des preußischen Allgemeinen Landrechts. Gr. 8. 23 Bogen auf Druckpapier. 1 Thlr. 12 Gr.

Herabgesetzte Preise.

Heinsius (Wilhelm), Allgemeines Bücherlexikon, oder vollständiges alphabetisches Verzeichniß der von 1700 bis Ende 1827 erschienenen Bücher, welche in Deutschland und in den durch Sprache und Literatur damit verwandten Ländern gedruckt worden sind. Nebst Angabe der Druckorte, der Verleger und der Preise. 7 Bände. Gr. 4. 427 Bogen auf Druckpapier. 1812—29. Früherer Preis 37 Thlr. Jetzt für zwanzig Thaler.

Nach einzelnen Bänden werden zu verhältnißmäßig billigen Preisen erlassen. Ein Supplementband wird das Werk bis auf die neueste Zeit fortführen.

Hübner (Johann), Zeitungs- und Conversations-Lexikon. Einundvierzigste Auflage, dem jetzigen Stande der Cultur angemessen und mit vorzüglicher Rücksicht auf die nächste Vergangenheit und Gegenwart, besonders Deutschlands, erweitert, umgearbeitet und verbessert von J. J. Röder. Ein vaterländisches Handwörterbuch. Mit 150 Bildnissen von vorzüglich ausgezeichneten Deutschen. 4 Theile. Gegen 200 Bogen in gr. 8. auf gutem Druckpapier. Leipzig 1824—27. Früherer Preis 15 Thlr. 12 Gr. Jetzt für fünf Thaler.

Soeben erschient bei mir und ist in allen Buchhandlungen des In- und Auslandes zu erhalten:

Francesco Petrarca's sämmtliche Canzonen, Sonette, Ballaten und Triumphe, übersetzt und mit erläuternden Anmerkungen begleitet von Karl Förster. Zweite verbesserte Auflage. Gr. 8. 31½ Bogen auf feinem Druckpapier. 2 Thlr. 6 Gr.

Eine gute Zugabe hierzu bildet:

Francesco Petrarca, dargestellt von C. L. Fernow. Nebst dem Leben des Dichters und ausführlichen Ausgabenverzeichnissen herausgegeben von Ludwig Hain. 1818. 8. 22½ Bogen auf Schreibpapier. Früherer Preis 1 Thlr. 12 Gr. Jetzt für 12 Gr.

Leipzig, im April 1833.

F. A. Brockhaus.

Ludwig's englisches Wörterbuch,

das mehre Jahre lang gar nicht zu erhalten war, habe ich an mich gebracht und ist dasselbe nun wieder durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes von mir zu beziehen. Es führt den Titel: Vollständiges deutsch-englisches und englisch-deutsches Wörterbuch, von Christian Ludwig. Zweite Auflage, mit einer gründlichen Anleitung zur Aussprache des Englischen vermehrt und zum allgemeinern Gebrauche der deutschen und englischen Nation bequemer eingerichtet; verbessert durch eine genauere Angabe der Bedeutungen der Wörter, Redensarten und Sprichwörter, und vermehrt mit vielen neuen Ausdrücken, und einem Verzeichnisse der unregelmäßigen Zeitwörter beider Sprachen. Zwei Theile. Gr. 8. 57 Bogen. Cartonnirt. 2 Thlr. 8 Gr.

Dieses Wörterbuch zeichnet sich durch Vollständigkeit, zweckmäßige Anordnung und Wohlfeilheit aus und gehört anerkannt zu den besten Werken dieser Art.

Leipzig, im April 1833.

F. A. Brockhaus.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Montag, — Nr. 91. — 1. April 1833.

Zur Nachricht.

Von dieser Zeitschrift erscheint außer den Beilagen täglich eine Nummer und ist der Preis für den Jahrgang 12 Thlr. Alle Buchhandlungen in und außer Deutschland nehmen Bestellung darauf an; ebenso alle Postämter, die sich an die königl. sächsische Zeitungsexpedition in Leipzig, das königl. preuß. Grenzpostamt in Halle, oder das fürstl. Thurn und Taxische Postamt in Altenburg wenden. Die Versendung findet wöchentlich zwei Mal, Dienstags und Freitags, aber auch in Monatsheften statt.

Merlin. Eine Mythe von Karl Immermann. Düsseldorf, Schaub. 1832. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Lohengrin singt zum Schluß:

Was nur vollkommen, herrlich, ohne Gleichen
Ging in die gräßliche Verwesung über:
Wem, o mein Gott, soll ich noch Beistand reichen?
Mich dünkt, die Erd' ist nur ein leerer, trüber
Baumloser Anger, mit Gebein besät,
Kahl, unabsehlich, unfruchtbar, worüber
Die schwarze Fahne der Vernichtung weht!

Wäre dies das Motto zum Gedicht? dann wäre dies großartigste, tiefsinnigste, das erschütternd anregen will alles Heilige in uns, chaotisch herauskehrend Pro und Contra für Glaube und Hoffnung, das uns hinmalen soll den zerreißenden Kampf eines Dichtergeistes, welcher keine Aufgabe scheut, um mit sich selbst ins Klare zu kommen, nicht mehr und nicht minder, als was derselbe Dichter eben in seiner russischen Trilogie vom Czarewitsch Alexis sang. Ein Gedicht von der russischen Grenze! Der alte Pole, mit Narben von einundneunzig, zwölf und den noch nicht verharrschten Wunden von dreißig, mag, wenn ihm die Knie einsinken an der sibirischen Steppe und die Wolken sich spiegeln auf den Eisfeldern, zu dem Resultat kommen. Vaterland, Freiheit, Glück werden ihm Phantome, Wolkengebilde; er kann ihnen nachjagen; aber wenn er sie haschen will, ist es Luft. Er mag dann denken, es war auch nur Luft, und der Dichter straft ihn darum nicht. Aber Merlin und König Artus, die zwar durch alle Länder und Königreiche zogen abenteuernd, waren doch nie an der russischen Grenze, und wenn Lohengrin das singt von der Vernichtung, so mögen es Lohengrin's echte Worte, sein Unmuth sein; aber Lohengrin blieb noch auf den Stufen zum Gral stehen, ohne ins tiefste Heiligthum zu dringen. Darüber ist er mismuthig; aber das reiche Leben hinter ihm ist schon um deshalb auch ohne äußeres Resultat kein verfehltes, weil es die Reihe des Erlebten um Figuren wie Artus, Ginievra, Merlin bereichert, und diese, ob sie den Gral gefunden oder nicht, haben poetisch gelebt für ewige Zeiten.

Immermann hat in diesem „Merlin" auch nicht den Gral der Poesie gefunden, d. h. das wahrhaftige, lebendigmachende Blut, das Blut der Erlösung; es ist kein Gedicht der Befriedigung, nur eines der äußersten, tiefsten Aufregung geworden, das mit einem Fragezeichen schließt, und dennoch ein Gedicht, das, anerkannt oder nicht, leben wird und ihn selbst zu Denen versetzt, welche, geschmäht, gelästert, verspottet, bekriegt, misverstanden und misgeachtet, nicht aus der Reihe der Dichter gestrichen werden können. Auch wir hätten sehr viel auszusetzen, ihn zu bekriegen, jedenfalls ihm zu zürnen; und doch hebt ihn sein „Merlin" in unsern Augen hoch über Alles, was er bisher schuf und versuchte.

Einen Begriff davon zu geben, ist fast so schwer, als das Gedicht selbst dichten. Eine schwierigere Aufgabe hat sich noch kein Dichter gestellt, der den Kampf des Göttlichen und Menschlichen, des Endlichen und Unendlichen zum Gegenstand hatte. Bis Milton und Klopstock blieb es ein Kampf um den Besitz, jetzt ist es ein Advokatenkampf geworden um das Recht. Aber was Göthe im „Faust" anregte, ist Spiel gegen Das, was Immermann im „Merlin" versuchte, und doch mehr als Spiel, indem jener fertig wurde mit seinem Stoff, wie er ihn anfaßte („Faust", mit oder ohne Schluß, hat ein Resultat in jeder Scene), Immermann dagegen in das Meer aller religiös-christlichen und philosophischen Zweifel sich versenkte. Da streiten Gott und Satan katholisch, gnostisch, sinnlich, geistig, philosophisch, chaldäisch, in Vernunft und Offenbarung. Die Traditionen, die süßen und grauenvollen Märchen aller Völker, die Erlebnisse, die

Kenntnisse, die Wissenschaft der letzten Gegenwart, Alles bietet Waffen zu einem endlosen Streite, Mauersteine zu einem Thurm von Babel. Angeregt wird der innerste Funke; was wir bisher entdeckt von Lebenskeimen in uns, es schlägt zu lichterlohen Flammen auf, den Magus erkennen wir, der bei Weltbrandschein die Natur uns zeigt; aber der Magus hat nicht Kraft genug, diese Flammen zu einer Sonne zu verdichten. Es bleibt nichts, es wird vorige Nacht. Ist das neue Aufgabe des Dichters, die Zweifel so zu lösen von ihren Ketten, daß sie wild auffahren aus ihrem tiefen Grunde, die Arme über die Lebensatmosphäre hinaus nach den ewigen Gestirnen strecken?

Wer Satan ist, darum streitet es sich. Was Gott, ist die zweite Frage, und was der arme Mensch, der zwischen beiden schwankt, zerrissen zwischen Lust und Sehnsucht, Glauben und Zweifel, Offenbarung und Vernunft, eine uralte dritte. Aber über den Menschen sind wir bei jedem Schritt hinaus. Es hat der Dichter den Besitz aufgegeben, den die Dichter vor ihm festhielten, eingedenk des Satzes: beati possidentes, und streitet um das Eigenthumsrecht. Es klingt zu plebej nach dem erschütternden Genuß, den Merlin bereitet, an den schwimmenden Hund zu erinnern, der um den Schatten das Fleisch fallen ließ; aber überschritt er nicht die Aufgabe, welche irdischer Poesie gesetzt ist, wenn er über die äußersten Grenzen der Dämonologie hinaus in Gebiete uns trägt, wo aller Boden weicht, ein Theater bauend, wo Kräfte als dramatis personae auftreten, die noch bis da uns an Drahtfäden hielten, und wir waren schon froh, wenn wir nur ihre Hand ahneten?

Wie weit dem Dichter das Recht zusteht, von dem Endlichen sich zu entfernen, sei hier unbeurtheilt. Der beste Erlaubnißschein ist immer der, wenn er in diesen Wolkenhöhen in sich sicher bleibt. Diese Kraft bewährt Immermann im „Merlin" bis zum letzten Augenblicke; er hebt uns mit, wohin er will, Gründe und Worte gehen ihm nicht aus, wir fühlen überall nach Boden, wo er uns hinführt, und nirgend ist im Nebel- und Dunstkleide von Tiraden und Declamation eigner Anschauungs- und Darstellungsmangel verhüllt. Dies führt uns zur Anerkennung von Etwas, was die Kritik, wo sie mangelnden Kunstwerth rügen wollte, in ihre Grenzen zurückweist. Nicht um etwas dem Publicum Gefälliges zu bringen, sondern um sich selbst zu genügen, ist augenscheinlich dieser „Merlin" gezeugt. Den innern, furchtbar erschütternden Gährungsproceß und Kampf darf man vielleicht da am meisten wahrnehmen, wo die Kunstform am wenigsten berücksichtigt ist, er blitzt aber durch den ganzen Körper, und eben in Dem, daß es dichterisch doch nichts Ganzes geworden, nichts Vollendetes, verräth es, wie, was er gibt, nichts vom Dichter Bewältigtes, sondern ihn noch Bewältigendes war. Göthe war mit sich ins Reine gekommen, als er „Werther's Leiden" schrieb; er wußte, wie er mit Wissenslust und Lebenslust stand, als er den „Faust" gebar, und bis wie weit der Teufel ein Recht an ihm hatte, und wo er ihm ein Schnippchen schlagen konnte, als er den Mephistopheles citirte. Ganz anders, subjectiv befangen, ringend mit sich dichtete Immermann seinen „Merlin". Er ist noch kein poetischer Sanct Michael und Sanct Georg, er kann keine Kapelle bauen und sein Schwert nicht niederlegen zu Stufen des Tempels; gehört hat er wie Perillus süß Getön, das aus des Himmels Höhen klang, aber selbst drang er noch nicht zur Salva Terra, um auf Montsalwatsch den Trunk der ewigen Befriedigung einzuschlürfen.

Dies wäre vielleicht die strengste Verdammung, die ein rein künstlerischer Areopag über ihn aussprechen könnte; da aber die Macht der Areopagiten gebrochen ist, und kein Scherbengericht, Alles was lebt ein Recht hat, mitzusprechen auf dem Markte, so treten sachwaltend für ihn so viel Stimmen auf, daß er sich dreist dem Volksgerichte stellen darf. Immermann ist nie zu der objectiven Höhe durchgedrungen, in der seine subjective Kraft ihre subordinirte Stelle gefunden hätte; immer spukt etwas Starres, Willkürliches in seinen Schöpfungen, auch den minder anspruchsvollen, was, sei's auch nur um ein Etwas, nicht Maß hält für das Geltende. Um wie viel weniger darf diese Berücksichtigung in einem Gedichte erwartet werden, das auf Wurzeln eines Riesenbaumes Alles überwächst und überflügelt, was die Poesie bis da zu denken und auszusprechen wagte. Sachwaltend spricht für ihn der tief ernste Gedanke, die ernst gedrungene, nicht bildereiche, aber bildlichkräftige Durchführung, die kühne Phantasie, eine Kraft des Ausdrucks, wie sie vor ihm noch Niemand wagte, ohne lächerlich zu werden, und die mancherlei Partien voll, was man so im gewöhnlichen Leben-Poesie nennt, die Musik dem Ohr sind und das Gemüth anfächeln. Und Werth, dichterischen, gibt diesem Torso wie dem Stonehengebau nicht seine Schönheit, sondern die Vorstellung der angewandten Kraft in Aufthürmung der Massen, die magnetische Erweckung subjectiver Denk- und Darstellungskraft, wie sie, überhaupt selten, bei ihm noch nicht zu Tage kam. Um deshalb muß seinem „Merlin" ein Werth bleiben, wenn auch einer, der von der gewöhnlichen Werthschätzung eines Kunstwerks sehr verschieden ist.

Um nur einigermaßen Das zu sagen, was der Dichter sagen wollte, müßte die Kritik fast immer bei ihm selbst Worte borgen, denn so besonders erfindet oder benutzt er sie für den Gedanken; allein um genau zu sein, müßte dann das halbe Gedicht abgeschrieben werden. Wir versuchen, mit wie möglichst wenigen Auszügen der Aufgabe genügt wird. Das Gedicht ist keineswegs umfangreich, und doch, um den Inhalt zu geben, sind wir verlegen, wo anfangen: im Himmel oder auf Erden, beim Teufel oder seinem Sohne, oder dessen Mutter, bei Christus oder beim Gral, oder beim Artushofe, oder bei Göthe, und was er war und bedeutet, zur Schöpfung? So viel Ideen- und mythische Kreise, traditionelle und rationelle umfängt die eine Mythe. Da ist zum Grunde die alte gnostisch-persische Tradition von den beiden Principen, die um die Weltherrschaft ringen, da die juridisch-christliche von dem gefallenen Engel, da kommen die mittelalterlich-walisischen Traditionen vom Blut Christi im

Gral, von Artus' Tafelrunde, die rohern Gigantenhistörchen vom Merlin, und mitten hinein zwischen alle durch drängt sich der noch lebendige Mythus unserer Poesie, der speculativ-egoistischen im Klingsor. Glaubenssätze, poetische Tradition, Philosophie, Alles arbeitet, schafft untereinander; hier sind nur obligate Denkkraft und Phantasie nöthig, um zu folgen, dort genaue Kenntniß mittelalterlicher Literatur.

An was für Leser dachte Immermann? muß grade hierbei gefragt werden. Wen erwartete er, so in den Sagen und Liedern von Titurel, Tristan und Parcival bewandert, um ihm zu folgen? Als müsse Jedem diese vielverzweigte Wunderwelt aus dem Artuskreise vor Augen liegen, bringt er deren Gestalten vor, nicht wie Hauptstücke, verständlich in sich selbst durch ihren ausgeführten Organismus, sondern wie einen Rahmen zu den rein aus ihm selbst entsprungenen Wesen. Er tippt an, er nennt beiläufig Figuren, ihm als Symbole für Gedanken zu dienen, welche er nicht ausführen mag, und diese Figuren sind selbst der Tagesanschauung so fremd, daß es besonderes Studium bedarf, ihre mittelalterliche Bedeutung zu fassen, geschweige die, welche ihnen der Dichter nach dem oder jenem Mythus besonders beilegt. Eine Vernachlässigung, welche, nicht fremd Immermann's Wesen, gar nicht gerügt werden dürfte in einer Dichtung, wo er nur an sich dachte, deren Eingang und Wirkung aber um deshalb noch precairer wird. Geheimnißvolles Gewand zu suchen, brauchte er hier am wenigsten, wo die ganze Aufgabe an sich schon ein dunkles Gewäber war. Indem wir den Hauptmythus zu verfolgen suchen, darf es uns um deshalb erlaubt sein, diese Nebengestalten in ihrer Einzelbedeutung bei Seite liegen zu lassen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Das Leben des königl. preußischen Staatsministers Friedrich Ferdinand Alexander Reichs-Burggrafen und Grafen zu Dohna-Schlobitten, General-Landschafts-Director von Ostpreußen, Ritter des großen rothen Adlerordens und des eisernen Kreuzes, dargestellt von Johannes Voigt. Leipzig, Brockhaus. 1833. Gr. 8. 4 Gr.

Der Name des auf dem Titel dieser kleinen Schrift genannten Staatsmannes, dessen echt vaterländisches Wirken in eine verhängnißvolle Uebergangsperiode der preußischen Staatsentwickelung fiel, steht zwar in den Jahrbüchern des Ruhmes mit einer weniger leuchtenden Prunkschrift eingezeichnet, und Manchem sind seine Verdienste, die nichts mehr vermieden, als sich mit geräuschvollem Glanz zu äußern, vielleicht unbekannter geblieben, als billig ist; aber er hat dennoch in seinem Kreise Bedeutendes uhd Dauerndes vollbracht, und wenn ihn auch kein lauter Nachruhm feiert, so gehört er doch zu Denen, welche in Dem, was sie gegründet haben, stets geehrt fortleben werden. Der am 21. März 1831 verstorbene Graf Dohna-Schlobitten, welcher dem Minister Stein, als derselbe im Jahre 1808 ausscheiden mußte, im Ministerium des Innern folgte, war freilich Keines von jenen schöpferischen Talenten, die aus der Idee heraus etwas Eigenthümliches bilden und großartig umgestaltend auf ihre Zeit einwirken; er hat vielmehr, kann man wol sagen, immer nur nach Vorbildern geschaffen und die Gedanken Anderer, den besondern Zeitumständen gemäß, mit besonnener Begeisterung auszuführen gewußt; aber es war, wenn auch nicht das Talent, doch die edle moralische Kraft, die productiv in ihm wirkte, es war die Charakterstärke einer tief sittlich und religiös gebildeten, milden und doch energischen Persönlichkeit, mit der er in schwierigen und mannichfach bedrohten Verhältnissen des Staats ordnend, ausgleichend, fördernd, erhaltend und immer wohlthätig eingreifend auftrat, es war die seltenste Anhänglichkeit an das Könighaus und das Vaterland, welche, mit der innigsten Religiosität verschwistert, das wahre Normalbild eines preußischen Staatsbeamten in ihm darstellte. Aus einer alten geachteten Familie abstammend, welche sich dem vaterländischen Regentenhause immer besonders anhänglich erwiesen (denn die Grafen Dohna waren es, die es vornehmlich mit bewirkt hatten, daß nach dem Erlöschen der anspachischen Dynastie Preußen an Kurbrandenburg fiel; s. S. 20 der obigen Schrift), war Graf Friedrich Ferdinand Alexander von Dohna (geboren am 29. März 1771 auf dem Schlosse Finkenstein in Preußen) ursprünglich zum Kriegerstande gebildet worden; aber zu den Hindernissen, welche sich ihm bei dem wirklichen Ergreifen dieser Laufbahn entgegenstellten, gehörte auch die Abneigung Friedrichs des Großen, der nicht gern Grafen in seinem Heere sah (S. 8). Dohna begann deshalb mit wahrhaft wissenschaftlichem Eifer eine umfassendere Entwickelung und Ergänzung seiner Bildung auf den Universitäten Frankfurt a. d. O. und Göttingen und der Handlungsschule in Hamburg, um sich für den kameralistischen Staatsdienst vorzubereiten. Nachdem er im Jahre 1790 bei der königl. kurmärkischen Kriegs- und Domainenkammer in Berlin als Referendarius angestellt worden, wurde er 1794 zum Kriegs- und Domainenrath bei diesem Collegium ernannt. Als Anerkennung seines Wirkungseifers sah er sich bald in immer erweiterte Kreise der Thätigkeit versetzt. Es erfolgte seine Anstellung als Geheimer Kriegs- und Domainenrath bei dem neu-ostpreußischen Departement des königl. Generaldirectoriums, und darauf 1801 seine Ernennung zum ersten Director der Kriegs- und Domainenkammer zu Marienwerder, in welcher Stellung er, besonders zur Zeit der unglücklichen Verhältnisse des Jahres 1806, Gelegenheit hatte, die ganze Größe seines patriotischen Charakters im edelsten Lichte zu zeigen, da von der Seite her, auf welcher er sich befand, die erste gewaltsame Ordnung durch den vaterländischen Staatskörper ausging. Nachdem der in jener Provinz vorschreitende Feind sich auch des Sitzes der Regierung, der Stadt Marienwerder, bemächtigt und vor Allem von den Landesbehörden die Eidesleistung verlangt hatte, war es Graf Dohna, der damals am entschiedensten dazu beitrug, daß dieselbe verweigert wurde. Sein starkmüthiges Benehmen in jenen Verhältnissen flößte selbst dem Feinde Achtung ein, wie sich aus dem merkwürdigen Gespräch, das Dohna bald darauf mit Napoleon hatte, welcher sich damals das der Dohna'schen Familie zugehörige Schloß Finkenstein zum Hauptquartier auserwählt, sehr hervorstechend ergibt. Dies Gespräch wird in der vorliegenden Schrift von Hrn. Prof. Voigt (S. 15 fg.) höchst interessant erzählt, und obwol ein zweideutiger Antrag Napoleons zur Vermittelung des Friedens von Dohna, der sich zu der ihm aufgetragenen Sendung nach Memel nicht brauchen lassen wollte, freimüthig und entschieden abgelehnt wurde, so hatte Dohna's Verwenden doch den segensreichen Erfolg, daß die Provinz Westpreußen vor einer Contribution geschützt blieb.

Eine schöne Wirksamkeit gewann Dohna bald darauf als Nachfolger Stein's, wenn auch nur auf wenige Jahre. Stein, der auf Napoleons Verlangen bekanntlich aus dem Staatsdienst entlassen werden mußte, hatte Dohna, dessen Talent er als das geeignetste zur Ausführung seiner Ideen erkannte, zum Minister des Innern empfohlen, und so wurde ihm der lohnende Beruf zu Theil, namentlich die von Stein entworfene Städteordnung ins Leben zu führen. Es begann damals ein eigenthümliches Regen und Bewegen in allen Theilen des Staats, und Preußen schien sich in jener Zeit zuerst am entschiedensten in dem Bewußtsein zusammenzunehmen, daß es das Princip der Intelligenz sei, auf dem es am kräftigsten ruhe und das es

daher vorzugsweise in sich auszubilden habe. So erfolgte die Gründung der Universität in der preußischen Hauptstadt, deren Plan auch von Dohna gefördert und unterstützt ward, obwol die Ausführung desselben nicht eigentlich unter seiner Leitung, sondern unter der Wilhelm von Humboldt's ins Leben trat. Unter den einflußreichen Schöpfungen, die während Dohna's Ministerium hervorgingen, ist auch vornehmlich das neue Rekrutirungssystem zu nennen, das er gemeinschaftlich mit Scharnhorst ausarbeitete (s. S. 19), und das am meisten dazu beitrug, die überraschende Kraftentwickelung der vaterländischen Heeresverfassung herbeizuführen. Im Jahre 1810 schied jedoch Dohna wieder aus seinem Ministerium aus, indem er bei dem eintretenden Ministerwechsel seine Entlassung nahm und sich auf seine Güter in Preußen, in ein den Wissenschaften gewidmetes Stillleben zurückzog. Das Jahr 1813 berief ihn indeß wieder in die Kreise öffentlichen Wirkens. York's entscheidender Schritt war geschehen; das Bedürfniß drängte zu einer allgemeinen Landesbewaffnung hin, um den Augenblick des Heils wahrzunehmen. Um die Verwirklichung des jetzt ins Leben tretenden Landwehr- und Landsturmplanes in Preußen hatte Dohna kein geringes Verdienst. Er arbeitete denselben mit Hülfe seines Freundes, des Obersten Clausewitz, aus und ließ sich selbst als Einer der Ersten unter den Landwehrmännern des mohrungenschen Kreises, zu dem sein Familienschloß Schlobitten gehörte, einschreiben. Nachdem Dohna's Entwurf die höhere Genehmigung erhalten, wurde er selbst kurz darauf zum Civilgouverneur der Provinz Preußen ernannt und ihm in Verbindung mit dem Militairgouverneur die Ausführung des vorgelegten Bewaffnungssystems übertragen. — Auch in seinen letzten Lebensjahren blieb Dohna nie ohne Antheil an den öffentlichen vaterländischen Angelegenheiten und zeichnete sich namentlich auf den Landtagen der Provinzialstände als begeisterter patriotischer Redner aus. 140.

Romanenliteratur.

1. Tante und Nichte. Und: Die dritte Frau. Zwei Erzählungen von Henriette Hanke. Liegnitz, Kuhlmey. 1832. 12. 1 Thlr. 14 Gr.

Es war einmal Mode, in der Türkei ist es vielleicht noch, sogar wohlriechende Blumen zu parfumiren und dadurch den eignen süßen, wenn auch schwachen Duft dieser zu verdrängen, mindestens ihnen ein fremdes Aroma beizumischen, das durch sein Uebermaß abstoßend wird. Eine solche parfumirte Blume ist auch „Tante und Nichte". Das hübsche Kind könnte den angeblichen Stiefsohn der verdrießlichen Tante heirathen, die, beiläufig gesagt, am ungezwungensten spricht und dadurch uns gewissermaßen lieb wird; Nichtchen also könnte sich verlieben und vermählen, ohne daß seine Aeltern so viel Abenteuerliches erführen, und daß die selige Tante sich als Geist in das Cabinet ihres Schlosses bemühen müßte, um Papiere in das ferne Bad zu holen, welche des Neffen Legitimität und Erbfähigkeit beweisen. Indeß betreffen diese Dinge doch mehr die überreich verzierte Gestalt, den Duft besorgen Phrasen wie: „Kein röthlicher Kreis umschrieb den Bezirk, wo die Opfer, dem Bacchus dargebracht, in wilden Flammen verglüht waren".

In der „Dritten Frau" geht Alles weit einfacher, ungeschminkter zu. Zwei Freunde treffen sich und erzählen sich ihre Schicksale. Der eine, der dreimal das große Loos, eine treffliche Frau, gewann, ist mit Fug und Recht ein Weiberfreund; der zweite, welcher in der Ehestandslotterie in der einen Ziehung mit einer häßlichen Niete herauskam, wird zum Weiber- und gelegentlich zum Menschenfeind, verstößt die schuldige Gattin und mit ihr das unschuldige Töchterchen, das er erst wiedersieht, als es Witwe geworden, zum Glück noch bald genug, um nicht zu alt für des jovialen Freundes Stiefsohn zu werden, der durch die Ehe mit ihr zu einem vernünftigen Manne wird und der thörichten Einbildung entsagt, er sei zum Dichter berufen. Daß es mit dem poetischen Genius lauter Dunst und Schaum gewesen, glauben wir dem Vater aufs Wort, obgleich uns die Verf. mit den Producten des nüchternen Schwärmers verschonte.

2. Erzählungen und Novellen von Eduard Bangßel. Erstes Bändchen. Zweite Auflage. Mit einer lithographirten Zeichnung. Danzig, Gerhard. 1832. 8. 16 Gr.

Schriften, zu wohlthätigen Zwecken bestimmt, sind häufig abgepreßte Almosen, wozu man die schlechtesten Münzsorten gut genug erachtet. Eine ehrenwerthe Ausnahme macht unser Verf., der Vorfälle des Lebens, die theils als Warnung und Ermunterung dienen, theils heitre Anekdoten erzählt, verständig und fließend, ohne Mithülfe der Einbildungskraft, aber auch ohne Schwulst und Manier.

3. Sprößlinge, herausgegeben von August Havard und Karl Michael. Erstes Bändchen. Breslau, Buchheister. 1832. 8. 8 Gr.

Keine Ausnahme wäre es, wenn diese Sprößlinge, die den Keim des Todes in sich tragen, der Armuth von der Armuth gereicht würden. Ob Gehalt, ob Gepräge das Schlechtere an diesen losen Pfennigen sei, bleibt zweifelhaft, gewiß aber ist es, daß die dünne Taille das Lobenswertheste an dem ganzen Büchlein ist.

4. Blicke aus meinem Eckstübchen ins Menschenleben von G. Werner. Stettin, Hessenland. 1832. 8. 20 Gr.

Nicht ganz frei von Manier, dem Streben nach Humor und von Gemeinplätzen, wie z. B. die abgenutzten Sticheleien über Hagestolzen und alte Jungfern darthun; allein weit sind diese Mängel durch treffliche Beobachtungen, scharfsinnige Schlüsse des Lauschers im Eckstübchen aufgewogen, dessen Blicke von seiner Denkkraft, seinem Urtheilsvermögen und Menschenkenntniß ein gar vortheilhaftes Zeugniß ablegen.

5. Abendunterhaltungen von Karoline Stille. Bremen, Schünemann. 1832. 12. 1 Thlr. 12 Gr.

Meistens fremden Schöpfungen mit Sinn nachgebildet, auch in der Wahl ein gutes Urtheil bewiesen. Daß in den Erzählungen, die wenig verwickelte Erfindung haben, das Unrecht stets auf der Männer-Seite ist, kann man der Schriftstellerin schon zu Gute halten, auch daß sie, ihrem wahren oder Pseudonamen zu lieb, den stillen Eigenschaften auf Kosten der activen, glänzenden allzu sehr huldigt, ist verzeihlich, wenngleich das Buch nicht an Interesse dadurch gewinnt. 18.

Literarische Notizen.

Der 35. Band der „Family library" enthält das Leben Peter's des Großen von J. Barrow. Der Verf. bringt Voltaire's in Zweifel gezogene Autorität wieder zu Ehren, scheint aber der Masse des Stoffes nicht Herr gewesen zu sein, daher die Darstellung etwas verwirrt ausgefallen ist.

In London wird angekündigt: „The works of John Skelton", Hofpoet Heinrich VIII., zum ersten Mal gesammelt und viele bisher ungedruckte Gedichte enthaltend, mit Erläuterungen von Alexander Dyce.

Achtzehn Jahre nach dem 1814 erfolgten Tode des Dr. Burney erschien unlängst seine Biographie: „Memoirs of Dr. Burney, arranged from his own manuscripts, from family papers, and from personal recollections. By his daughter, Madame d'Arblay" (London 1832), in drei starken Octavbänden. Er selbst sammelte dazu seit 1782 Materialien, allein die Herausgeberin hat, durch gute Freunde und von ihrem eignen Gedächtniß unterstützt, diesen Vorrath auf eine sehr unangemessene Weise bis zu 1200 Druckseiten vermehrt. Biographien weltgeschichtlicher Personen gewinnen durch gehaltreiche Kürze, unmäßige Weitläufigkeit in denen weit weniger wichtiger Individuen ist daher um so tadelnswerther. S.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Dienstag, — Nr. 92. — 2. April 1833.

Merlin. Eine Mythe von K. Immermann.

(Fortsetzung aus Nr. 91.)

Christus ist geboren, die neue Lehre hat gesiegt auf Erden. Die Menschen, geplagt von den Geistern des Unglücks, werfen sich nicht mehr denen der Verdammniß in die Arme, sie singen Lob- und Dankeslieder:

Der Herr hat es gegeben, nahm es wieder.

Satan hat ein grimmig Leid gefaßt, als bei des Sternes Helligkeit die Könige aus Morgenland vor der Krippe gekniet:

Der Stern, der Hüttendampf, die Lichter,
Gekrönte Stirnen, Schäfergesichter,
Die schöne Mutter blau und roth,
Das Gold, das Stroh, der Glanz, die Noth!
Es gab ein wunderlich Gemeng',
Die Farbe kam fast ins Gedräng',
Man merkt, hier war etwas geschehn,
Was alle Tage nicht zu sehn.

Die kleinen Teufel schauten lachend zu, der große zerschlug die Brust und stieß einen Seufzer aus, der ihren Scherz in Graus verkehrte. Er wandelt durch die Wüsten, hackt unterm Samum, grollt dem Tyrannen, der sein Wort nicht hielt, denn er hat ihm die Welt übergeben und nun den Eid gebrochen. Er ruft:

O Erde, Tochter meiner Flammen,
Mußt du in Stöhnen rinnen zusammen?
Mein froh Metall, meine lichten Stein,
Soll Euch der Pfaff am Rock entweihn?
O wilde Lust und Jugendbrunst,
O nackte Leiben, freche Kunst,
O Heldenzorn, o Heldenstimm,
O todesherrlicher Königsgrimm,
Verjammert Alles in stumpfes Ach,
In heil'ges, dumpfes Ungemach!

Lucifer, sein Vasall, der die Geschichte an der Krippe nur für eine Posse, für eines Greisen Grillenspiel gehalten, muß selbst bekennen:

— es geht ein Lächeln
Auflösend übers Erdenrund,
Mit süßem, frischem, mildem Lächeln
Beschwören sie den neuen Bund.
Die alten Jubelklänge dehnen
Sich aus in feierliche Weisen,
Die Steine selbst ergreift ein Sehnen,
Zum Himmel leicht emporzureisen.
Die Pflanze reckt sich auf als Bogengang,
Um droben zu vernehmen, hold Gesänge.
Die kurze Säule wächst zum Pfeiler, schlank,
Und trägt, ein Baum, gravirte Blumen, Früchte!

Aber Satan hat sogleich erkannt, was es bedeute:

Der droben stand der Welt zu weit,
Er konnt' sie mit dem Arm nicht langen,
Die unergründte Schlauigkeit
Ist aber jetzt ins Fleisch gegangen;

und was jetzt wie ein düstrer Rauch vor seinem großen stralenden Auge schwebt, ist der Ingrimm, daß ihm im Kampfe mit Dem, den er nie ausspricht, nichts bleibt als — nachzuäffen:

Er hat das Erfinden, hat das Treffen.
Doch was ihm glückt, kann uns gelingen,
Wir wollen uns, wie Er, verjüngen.
Er war zu schwach, sie nach sich zu ziehn,
Da schuf er den Sohn, jetzt kennen sie ihn.
Der Mensch hat mit ihnen gelebt und gelitten,
In die Göttlichkeit ist er zurück dann geschritten.
Der Weg ist gewiesen, bezeichnet die Bahn,
Und Alle vermögen, was Einer gethan.
So wollen wir gleichfalls uns zeugen den Erben.
Der Mensch ist nur durch den Menschen zu werben.

So zeugt sich Satan einen Sohn mit einer reinen Jungfrau. Candida wird von ihm überwältigt, weil sie, schwelgend und trunken von ihrer Gottseligkeit und Reinheit, die Demuth verleugnet und sich für unangreifbar hält:

Mit Fehlern macht man mir zu schaffen viel,
Doch reinste Reinheit ist mir nur ein Spiel.

Der Fürst der Finsterniß erscheint ihr in seiner Grauengestalt, und sie mußte in Abscheu empfangen, denn aus Haß und Glut ging stets die höchste Kraft, das reichlichste Vermögen hervor. Der Wahnsinn ergreift die reine Maid, sie rast hellsehend, das ursprünglich Böse ist zu lichter Flamme und Kraft herausgeschossen. Dem Pfleger ihrer Kindheit und ihrer frommen Gefühle, dem heiligen Eremiten, ruft sie zu:

Wisse Das:
Diese Erd' ist nicht von Erde! Dieser Boden ist von Glas;
Und ich schaue durch zum Abgrund! Und da sitzt ein tapfrer Rieß
Auf dem Thron, erbaut von Schmerzen, in der ew'gen Qualenwiese,
Und die düstern Helden sitzen ringsumher auf Stuhl und Bank,
Und die Hölle singt dem Kön'ge einen schönen Lobgesang!

Und die Mauer seh ich ragen von jahrtausendalten Sünden,
Und zahllose Seufzer wehen, die nicht konnten Ruhe finden.
Dieses herrliche Gebiete schließet ein der Strom der Gräu'l,
Im Unendlichen dann ball'n sich ungeborne Sündenknäul.
Deine Frevel, alter Heuchler, mehren auch der Tiefe Schätze,
Denn ich seh sie, und du glaub' es, denn dir sagt es eine Metze.

Dies das Vorspiel. Das Drama führt den Namen des Gral. Merlin ist geboren, Sohn des Satans und einer reinen Jungfrau, ein Wunderthäter, ein Wunderwissender. Nach Britannien ist der Eremit mit dem Kinde geflohen, das, kaum geboren, schon seine Außerordentlichkeit bekundet, indem es die Mutter gerettet, welche die Frommen steinigen wollen. Es thürmt ihr in Britanniens Schluchten zum Gedächtniß ein Riesendenkmal von Steinblöcken auf (Stonehenge) und dictirt dem ehrerbietig vor seiner Göttlichkeit sich neigenden Erzieher die wahrhaftige Geschichte der Welt bis zu der vom Gral, dem „wahrhaftigen Blute" Christi (sanguis realis), das Joseph von Arimathia aufgefangen in einem Kelche, als der Lanzenknecht dem Dulder am Kreuze den Speer in die Seite gestoßen. Mit diesem Blute barg sich Joseph vierzig Jahre in einer Höhle:

Nicht bleichen ihm die Haare,
Ihn speiset, tränket, wärmt des Kelches Funkeln,
Deß bis zum Rande schwell'nde, wall'nde Welle,
Kraftglühend, gleich Karfunkeln,
Die finstern Wände machte lieblich helle.

Beerbt und vergessen droben, thürmte sich, nachdem Titus Jerusalem gestürmt, der Schutt berghoch über ihm. Als ihn aber des Todes Finger sanft berührte, schwebte das große Heiligthum zum Himmel auf, um darauf von Neuem durch vier Engel zu Thal getragen zu werden, wo es, wie das spätere Lied des Minstrel besagt, seinen Hüter fand im Titurel, seinen Tempel auf Montsalwatsch und seinen König im Parcival.

Da wir Placidus, den Eremiten, hier verlassen, indem er erst am Schluß zur Klage wiedererscheint, ist ihm an dieser Stelle noch ein Abschiedswort zu gönnen. Menschlich der einzige durchgeführte Charakter, für den wir uns menschlich interessiren, repräsentirt er allein die gläubige Einfalt und christliche Demuth; tief subordinirt den übrigen halbdämonischen Wesen, ist er in sich vollkommen, abgeschlossen und befriedigt. Seine Zweifel gehen nicht weiter, als warum der Schöpfer das Gesicht nicht zum Spiegel der Seele machte. Seit das Mägdlein, die ein Bild der süßen Unschuld gewesen, ihm das zu Leide gethan, hat er an Keinem Freude, der treueste Blick straft ihm wie eines Kupplers und Fälschers:

Gott selber dem Menschen ganz verschwindet,
Wenn Einer sich im Andern nicht findet.

In ihm ist durch und durch der wohlgelungene Märchentypus eines altkatholisch Gläubigen, um so erquicklicher für das Gefühl, als eine solche positivfaßliche Gestalt nachher ganz vermißt wird.

Merlin, von Placidus gefragt, wer er selbst sei, antwortet:

Sterbliche Hülle vaterlosen Kindes,
Die arme Waise Himmels und der Erden,
Unsel'ges Fertigsein und Nimmerwerden,
Vom weichen Oel der Schwäche nie gelindert,
Von Liebe nicht befeuert, vom Hasse nicht gehindert.

Er verwandelt sich nach eignem Willen aus einem Knaben in einen Mann und erklärt selbst seine Aufgabe dahin: das ewige Geheimniß, den sanften Gott, der sich in Erdenschmach gewunden, den Fischern und Zöllnern sich hingegeben und nun von Neuem durch eigne Willenskraft auf Montsalwatsch gefangen sitze, vom blöden Titurel und seiner bangen, eingeengten Zunft bewacht,

— heimzuführen auf der Bahn des Geistes!

und dem hehren Gral die echten Hüter in König Artus' fürstlichen Rittern zu schaffen. Im Mondenschein, am Grabe der Mutter, zur Stunde, die er selbst bestimmt, naht ihm nunmehr sein Vater, der Versucher, nicht in der Misgestalt, die ihm nur eigen ist in der Plebejer Phantasie, sondern wie er sich Adeligen immer zeigen wird und der Sohn ihn schildert:

Du kommst, auf deiner Schulter Nachtigallen,
Ein Frühlingsgott durch Frühlingshallen,
Du bringst des neuen Segens vollen Strauß;
Und in der Falte, die sich wehmuthweich
Um deine Lippen windet, prangt zugleich
Des satten Herbstes überreicher Schmauß.
Anmuth und Hoheit spielen da gesellt,
Ich grüße dich, du schöner Fürst der Welt.

Ihr Zwiegespräch enthält das Salz des Gedichts. Satan erklärt dem Sohne, wozu er ihn gezeugt, sein Werkzeug in irdischen Banden zu sein, aus dem Bade des entnervenden Schweißes zu heben, was an der neuen Seuche keucht, ihnen Gesundheit wiederzugeben, das Abgestandene zu würzen, morschende Tempel umzustürzen und weibische, dumpfe, verworrene Satzung zu vernichten.

(Die Fortsetzung folgt.)

Mittheilungen über Griechenland. *)

Athen, $\frac{3. \text{ Dec.}}{21. \text{ Nov.}}$ 1832.

— — — Inzwischen sind wir Zeugen einer Begebenheit der scheußlichsten Art gewesen. Der Seliktär ließ vorgestern Abends den Vorsteher des Bazars zu sich rufen, um ihm zu sagen, daß er Bohnen aus seinen Gärten verkaufen wolle; daß er (der Vorsteher) dieselben an die Gemüsehändler vertheilen und ihm 20 Parà für die Okkà liefern solle. Der Grieche erwiderte, man werde diesem Befehle, wenn er von ihm gegeben werde, nicht Folge leisten, und er könne dem Bei daher nur den gewöhnlichen Preis (15 — 16 Parà) versprechen; wenn er mehr haben wolle, thue er besser, den Händlern selbst den Preis vorzuschreiben. Auf diese gerechte Vorstellung stürzte sich der trunkene Bei auf den armen Mann, ließ ihn von seinen Leuten zu Boden werfen und zerschlug ihm mit einer Axt Axt Rücken, Kopf, Brust und Bauch auf das Schrecklichste; dann ließ er ihn von einigen Türken in seine Wohnung tragen. Vergebens versuchte die verzweiflungsvolle Familie alles Mögliche, um dem Unglücklichen das Leben zu retten; die Mishandlungen waren tödtlich gewesen. Die Nachricht von dieser Unthat des Gouverneurs verbreitete sich gestern bald durch die Stadt und rief die höchste Erbitterung bei Allen hervor. Der russische Consul

*) Vgl. Nr. 86 d. Bl. D. Red.

(ein geborner Grieche) hat dabei eine würdige Festigkeit gezeigt. Er hatte den Bei zum Mittagsessen eingeladen; sowie er aber das Geschehene erfuhr, ließ er ihm sagen, er könne ihn nicht allein nicht an seinem Tische empfangen, sondern er müsse auch allen freundschaftlichen Verkehr mit einem Mörder abbrechen. Der Bei gab zur Antwort, er sei schon unterwegs, den Consul zu besuchen; als er aber vor das Haus geritten kam, ging der Consul aus demselben, ihm den Rücken zuwendend, und jener mußte umkehren. Mit Mühe wurde das im höchsten Grade entrüstete Volk gestern Abend und noch mehr heute Morgen von Gewaltthätigkeiten abgehalten, die es nicht blos gegen den Seliktär, sondern auch gegen die Primaten (ἄρχοντες) richten wollte, welche es beschuldigt, bei den verschiedenen Bedrückungen, die der Bei ausübt, zu viel Nachgiebigkeit zu beweisen. Jetzt hat sich die Gährung ziemlich gelegt, und es wird schwerlich noch zu Gewaltthätigkeiten kommen, welche, so leicht es auch wäre, die Handvoll Türken zu verjagen, nur noch zu größern Uebeln führen würden, da Athen dann wahrscheinlich eine Beute der bei Menidi gelagerten zügellosen Horden des Generals Wasso würde. So beruht die Sache vorläufig auf sich. Die Consuln haben indeß einen Courrier mit einer Beschwerde gegen den Bei an den Paschah nach Negroponte, und einen zweiten nach Nauplion geschickt. Die Türken selbst sind höchst bekümmert über das Vorgegangene, tadeln den Bei unverhohlen und sprechen die Hoffnung aus, daß er nicht unbestraft bleiben werde.

20. December.

Später, als ich erwartet hatte, lieber F., gelange ich dazu, diesen Brief fortzusetzen. Mittlerweile ist vor länger als 8 Tagen die Antwort des Paschas eingetroffen, der den Bei abgerufen und den bisherigen Delibaschi an seine Stelle zum Gouverneur ernannt hat. Sähen wir blos auf den Titel des Gouverneurs, so müßten wir fürchten, aus dem Regen unter die Traufe gerathen zu sein; denn Delibaschi heißt wörtlich Narrenoberst, da die Türken ihre Reuter Delis*) (Narren oder Begeisterte) nennen. Allein der Delibaschi ist ein von allen Franken und Griechen wegen seiner Rechtlichkeit und Menschenliebe geschätzter Mann, den Alle auf seinem neuen Posten zu sehen gewünscht hatten. Einen Zug von diesem Asiaten (er ist ein Kurde von Geburt) zum Belege des Gesagten. Vor einiger Zeit erfuhr er, daß eine arme Griechin in seiner Nähe die größte Noth leide und kein Brot für ihre Kinder habe. Delibaschi besaß nur noch einige Goldstücke, und sein monatlicher Sold war erst in einigen Tagen wieder fällig. Aber unbedenklich gibt er das Gold der Nachbarin und reitet, um das Mittagsessen zu vermeiden, mit seinen Leuten und Hunden auf die Jagd, bis er am Abende mit einem hinlänglichen Vorrathe an Hasen zurückkehrt. Unter der Regierung dieses Mannes sieht Athen jetzt mit Ruhe dem Zeitpunkt entgegen, wo das neckische Gespenst, die Regentschaft, die Gott weiß wo über Land oder Meer umherirrt, endlich sich einstellen wird.

Ein anderer Gast hat sich dagegen wider Erwarten früh eingestellt: der Winter. Seit 14 Tagen sind der Parnes, das Pentelikon und selbst der Hymettos, sowie die ganze Bergkette von Argolis, Korinth und dem Isthmos stark mit Schnee bedeckt, und seit 8 Tagen haben wir jede Nacht 1—2° Kälte. Alle Pfützen sind des Morgens mit Eis überdeckt, das kaum der Mittagssonne weicht, und eines Morgens machte es sogar Miene, in der Ebene zu schneien. Die Athener sind höchst froh; der reichliche Regen im November und der jetzige gelinde Frost, der den Oelbäumen sehr zuträglich ist, versprechen ein ausgezeichnet gesegnetes Jahr. Wenn später noch Schnee in der Ebene fallen sollte, so sind sie auf dem Gipfel ihrer Hoffnungen. Diese Kälte ist in den Häusern sehr lästig; man findet in ganz Athen kaum ein halbes Dutzend warmer Zimmer. Draußen haben wir das schönste Wetter, hellen warmen Sonnenschein, der zu Spaziergängen und die Jagdfreunde zur Schnepfenjagd längs dem Ilissos, Kephissos und in den phalerischen Sümpfen einladet; denn der Schnee hat das Vogelwild von den Bergen in die Ebene getrieben. Die Umgegend ist nicht mehr so unsicher wie vor 4—6 Wochen, und wir machen wieder weitere Excursionen. Kürzlich waren wir mit dem Professor Benthylos einige Tage auf seinem Gütchen in Chalandri (Χαλάνδριον), einem Dorfe zwischen dem Pentelikon und der Stadt, wurden aber durch schlechtes Wetter verhindert, die Marmorbrüche bei Pentele zu besuchen. Von dort nahm ich allein den Weg nordwestlich um die kleine Bergkette, welche die Neuern für den Brilessos halten, zur Stadt zurück, durch die Dörfer Marusi, Pélikas, Arakli, Kukubáones und Patissia. Der Oelwald um Marusi ist der schönste, den ich bisher gesehen, und durch sein Alter und seine dunkeln Schatten würdig, noch für denselben heiligen Hain zu gelten, der das Temenos der Artemis Amarysia bildete. Diese ganze Gegend ist von Natur sehr schön und wird es noch mehr werden, wenn die Cultur alle nackten Flächen in Aecker und Gärten verwandelt haben wird. Ich fand in den Kirchen viele massive Marmorvasen und andere alte Reste, und in einem Kirchlein am Fuße des Hügels von Pélikas die bekannte Inschrift, den Grenzstein des Temenos der Artemis. Von hier geht der Weg über nackte Hügel nach Arakli. Aber wie ist das arme Attika durch den Krieg verheert worden! Dies ganze Dörfchen, von wenigstens 20 Häusern (vermuthlich auf der Stelle des Herakleion der Hephästiáda gelegen), steht völlig verlassen da; die Kirche hat nur unbedeutende Marmorreste. Von Kukubáones aus (Κουκουβάϊα heißt eine Eule) hätte ich gern noch die kleine Ebene von Acharná aufgesucht; allein da der Tag sich zum Ende neigte, mußte ich über Patissia nach Hause eilen. Von kleinern Ausflügen, auf einen Tag in die nächste Umgegend unternommen, läßt sich noch weniger erzählen, obgleich sie immer irgend eine kleine Ausbeute, durch Findung von Inschriften oder andern Resten des Alterthums, zumal in den Kirchen, gewähren.

Wahrlich, wenn man sieht, wie hier mit den Alterthümern umgegangen worden ist und noch umgegangen wird, so möchte man sich wundern, daß noch auch nur das Geringste vorhanden ist. Obgleich selbst die untern Classen des Volkes in der neuern Zeit durch den häufigern Verkehr mit Franken und durch die in der Revolution geweckte Erinnerung an ihre Vorfahren mehr Achtung vor der Hinterlassenschaft der „Hellenen" bekommen haben, geht die Zerstörung doch unter unsern Augen gelegentlich ihren Gang fort. So war z. B. an der peiräischen Straße vor dem Oelwalde über einem Wasserbehälter, in welchen das Wasser der Kallirrhoe durch einen unterirdischen Kanal geführt wird, ein sehr wohl erhaltener Grabstein aus pentelischem Marmor, mit zierlichen Rosetten und einer Inschrift, eingemauert. Als ich vor wenigen Tagen wieder des Weges kam, fand ich, daß der Stein inzwischen einigen Pallikaren oder andern Taugenichtsen zur Zielscheibe gedient hatte. Mehr als 30 Kugeln hatten ihn getroffen, jede hatte ein thalergroßes Grübchen in den Marmor gemacht, und die Rosetten wie die Inschrift waren fast ganz zerstört. Den Säulen, besonders den kleinen Grabsäulen, sind die Oelmühlen vorzüglich gefährlich; in jeder Oelmühle findet man einige derselben angebracht. Die schönen massiven, marmornen Vasen und Graburnen haben zwei Hauptfeinde, den Kaffee und das Salz; man höhlt sie entweder zu Mörsern aus, um den Kaffee darin zu zerstoßen, oder man bedient sich ihrer, um auf einer Marmorplatte das grobkörnige Seesalz für den Gebrauch bei Tische zu zerreiben, wodurch denn natürlich ihre Inschriften, Basreliefs oder andere Ornamente bald verschliffen werden. Fast in jedem Bauerhause findet man eine solche Vorkehrung; und wer weiß, wie bald den schönen Vasen dieser Art, die ich in den Kirchen bei Marusi fand, ein ähnliches Loos fällt. Alle gerabseitigen Marmorreste, also auch

*) Mithin heißt auch der Hymettos oder Delidag auf Deutsch Narrenberg (wie im Griechischen Τρελοσούνι oder Τρελός), und nicht Mädchenberg, wie Kruse übersetzt, der in irgend einer englischen Reisebeschreibung einen Druckfehler, maid mountain statt mad mountain, gefunden zu haben scheint.

die meisten Inschriften, sind durch den Häuserbau und besonders durch die Treppen, die gewöhnlich von Außen ins erste Stockwerk führen, mit dem Untergange bedroht. Aus den Sarkophagen werden Waschtröge oder Mietheränken; aus den Architraven Thürpfosten der Kirchen, nachdem man zuvor die schönen Ornamente durch Einmeißelung christlicher Kreuze verhunzt hat u. s. w. Rechnen Sie dazu noch die Kalköfen, die besonders früher, als der Marmor noch reichlicher vorhanden war, ganze Tempel und unter Anderm den größten Theil der Marmorsitze des panathenaischen Stadions verschlungen haben! So war und ist zum Theil noch das Loos der Alterthümer in Griechenland. Von zwei andern Hauptursachen der Zerstörung der athenischen Monumente in neuerer Zeit möchte ich lieber schweigen. Unendlich Vieles hat, nach dem einstimmigen Zeugniß glaubwürdiger Athener, während der Revolution der Muthwille und Unverstand der griechischen Krieger selbst verstümmelt oder vernichtet, z. B. die hübschen kleinen Sammlungen in den Häusern der Witwen Roque und Logothétes, von denen nur noch Trümmer übrig sind. Zweitens bemerken wir fast jedes Mal, wenn eine englische oder französische Fregatte mit einem halben Hundert junger midshipmen oder aspirans de marine an Bord hier gewesen ist, neue Verstümmelungen an den Monumenten der Akropolis, namentlich an den Capitälern und Architraven der so leicht zugänglichen Seiten der drei kleinen Tempel, von denen die Muttersöhnchen die Blätter, Eier und andere Ornamente in kleinen Splittern herabschlagen, um Papa und Mamma ein Steinchen aus Athen mitzubringen. Wir haben es bis jetzt nicht möglich machen können, dies zu verhindern.

Neue Funde von Bedeutung, durch Ausgrabungen beim Häuserbauen, sind seit meinem vorletzten Briefe nicht vorgekommen. Inzwischen ist der Plan zur neuen Stadt, von dem ich Ihnen damals schrieb, fertig geworden und harrt der Bestätigung. Auch die Thebaier sind jetzt beschäftigt, ihre Stadt wiederaufzubauen, und haben sich an die Regierungsarchitekten gewandt, um sie um einen Plan zu bitten. Diese sind aber leider hier zu sehr beschäftigt, als daß sie den Thebaiern helfen könnten. Hoffentlich kommen bald mehr Architekten aus Deutschland, damit jeder bedeutendern Stadt Einer zugetheilt werden kann; sonst geht die schöne Gelegenheit verloren, die vielen neuzuerbauenden Städte besser, mit geradlinigen, breiten Straßen und mit Rücksicht auf verständige Benutzung der Oertlichkeiten, anzulegen. Auch Handwerker aller Art können nicht leicht zu viele kommen. Die griechischen Handwerker arbeiten, mit wenigen Ausnahmen, ungemein schlecht: weil sie es nicht besser gelernt haben, weil sie kein gutes Handwerksgeräthe besitzen, und weil es ihnen meistens an gutem Material jeder Art fehlt.

Eine Folge davon ist, daß fast Alles, was sich auf Bequemlichkeit des Lebens bezieht, höchst unvollkommen ist, z. B. die Häuser. Während des größern Theils des Jahres kommt dies nicht sonderlich in Betracht; man wohnt und schläft, wie man eben kann, und freut sich auch wol des undichten Hauses, das dem kühlenden ἐμβάτης (Seewind) so viele Zugänge bietet. Aber sowie die Regenzeit und mit ihr einzelne kalte Tage und Wochen herankommen, wird ein warmes Zimmer für die Franken, welche zeichnen, malen, studiren wollen, ein wesentliches Bedürfniß. Wohl Dem, der ein kleines Stübchen aufgefunden hat mit einem Kamin, welcher nicht raucht, mit Glasfenstern, statt der gewöhnlichen bloßen Jalousien oder hölzernen Laden, mit Thüren, deren Risse und Spalten nicht über fingerbreit sind, und mit einem Dache, welches den Regen höchstens an Einem Ende des Zimmers durchläßt! Ihn preist der Mund seiner Gefährten als einen Glücklichen und Liebling der Götter. Die Griechen begreifen unsere Vorliebe für warme Wohnungen nicht und verwundern sich über die Weichlichkeit der Hyperboräer: weil sie nach beendigtem Tagewerk in ihren Werkstätten oder Kaufläden den Rest des Tages, in ihre Capoten oder Pelze gehüllt, mit untergeschlagenen Beinen um ein Kohlenbecken sitzend, müßig vorplaudern. So genügsam wie in Hinsicht auf ihre Wohnungen sind sie auch in Hinsicht auf andere Lebensbedürfnisse. Wir sind jetzt mitten in den vierzigtägigen Fasten, während welcher die große Mehrheit der Athener wirklich blos von Brot, Kohl, Oliven, Honig und Fischen lebt. Die Bauern haben gewöhnlich nicht das ganze Jahr viel Anderes zu essen und befinden sich wohl dabei. Zu Luxusausgaben findet selbst der Reiche keine Gelegenheit, ausgenommen für schöne Kleider, worauf man große Stücke hält. Die Festlichkeiten und Vergnügungen sind von der einfachsten und wohlfeilsten Art. An den Nachmittagen der Festtage, bei schönem Wetter tritt hier und da in den Gassen (oder Abends in den Kaffeehäusern) eine Gruppe Männer zusammen, Einer schlägt die Cither, ein Zweiter geigt dazu, und die Uebrigen beginnen, einander an den Händen fassend, ihre Tänze.

Die vielen Festtage (fast in jeder Woche einer, manchmal zwei und selbst drei) müßten die Griechen durch Langeweile tödten, wenn nicht auch für sie eine Beschäftigung erfunden wäre. Dies ist die, wie es scheint, schon im Alterthum (Aristoph. Av. 494 cum schol.) wurzelnde Sitte der Beglückwünschungen an den Namenstagen. Der Grieche hat die Taufnamen (ὀνόματα) aller seiner Freunde im Gedächtniß, da er sie gewöhnlich nur bei diesen, selten bei ihrem Familiennamen (ἐπίθετον) nennt. Man beginnt die Runde bei allen Namensvettern des Heiligen nach der Kirche und hat oft spät am Nachmittage noch nicht geendigt. In jedem Hause wird der Glückwünschende mit einem γλυκόν (einem Theelöffel voll Süßigkeit) oder einem ῥακί (einem Gläschen Liqueur) und einer Tasse Kaffee bewirthet. Er wünscht dagegen viele Jahre und setzt seine Wanderung fort. Wer viele Bekannte hat, kann es an den Tagen der vornehmsten Heiligen, wie des Demetrios, des Georgios, der Panhagia, leicht auf 20—30 γλυκά und Kaffees bringen. Da seit den Tagen der Revolution viele Knaben Namen alt hellenischer Helden bekommen haben, die sich in dem ἡμερολόγιον oder Heiligenkalender nicht finden, so hat man für diese auf einen Ausweg bedacht sein müssen. Man feiert ihr Fest (ὄνομα oder ἑορτή) an dem ihrer Geburt nächsten Festtage, oder an dem Tage eines Heiligen, dessen Namen mit dem ihrigen einige Aehnlichkeit zu haben scheint. So gratulirte man in unserm Hause einem Knaben Miltiades am Tage des Erzengels Michael.

Die Geistlichkeit, die man mit Unrecht häufig als fanatisch schildert, nimmt an diesen neuen Heiligen keinen Anstoß. An Toleranz steht sie hoch über den Katholiken und selbst über manchen Protestanten. Ich habe nicht blos in Nauplion französische Soldaten durch griechische Priester bestatten sehen, sondern auch hier neulich der Bestattung eines Katholiken beigewohnt, den der Bischof und seine Priester zu Grabe begleiteten. Die Leiche wurde in die Kirche gebracht und alle Ceremonien der griechischen Kirche über ihr vollzogen; mit dem einzigen Unterschiede, daß das Gesicht des Todten während der Liturgie mit einem Tuche bedeckt war, während es bei den griechischen Christen unverhüllt ist. Nach beendigter Feierlichkeit treten die nächsten Angehörigen und Freunde des Verstorbenen an die Bahre, sprechen die Worte: „Empfange die letzte Umarmung" (τὸν τελευταῖον ἀσπασμόν), und küssen die kalten Lippen. Höchst ergreifend ist diese Scene neulich bei der Beerdigung des Mannes gewesen, den der Geliktär erschlagen hatte. Alt und Jung, Freund und Feind drängte sich weinend hinzu, um dem Unglücklichen den letzten Kuß zu geben; und hätte nicht der würdige Bischof (Neophytos, früher Bischof von Taulantion, eines der Häupter der Revolution) die aufgeregten Gemüther durch eine verständige Rede beschwichtigt, so wäre es aus der Kirche gleich zum Sturm auf das Haus des Mörders gegangen. *)

125.

*) Eine weitere Mittheilung, die uns mit dieser zugleich zugekommen, lassen wir in einer der nächsten Lieferungen abdrucken. D. Red.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Mittwoch, — Nr. 93. — 3. April 1833.

Merlin. Eine Mythe von K. Immermann.

(Fortsetzung aus Nr. 92.)

Merlin aber erklärt ihm, daß er nicht allein sein, sondern auch der Mutter Sohn sei, also zwei mit einander ringende Principe in ihm lebten:

Deiner im Wissen, vielleicht im Wähnen,
Ihrer im Gebet, in Demuth und Thränen,

er nennt ihn den mächtigen Regierer der Sterblichkeit, aber Dämon, müsse er den Dämon in ihm würdigen; wie des Malers Bild erst im Auge auflebe, der Schriftzug im tiefsinnigen Buche erst von dem Lesenden seine Seele gewinne, habe er, ein unglückliches Doppelkind, sich erst gewonnen

im Schooße der Armen,
Und Merlin ist des Satan Sohn
In der Gnade der Mutter durch Gottes Erbarmen.

Darum sei ihm, Satan, die Beute entflohen. Dieser preist denn doch den Stolz des Sohnes, denn dieser Worte „kraftstrotzendes Wehen" bewege sich in seinen Kreisen; er wolle ihn nicht führen wie Jenen auf des Berges Höh', noch ihn locken mit Kronen, ewiger Jugend und den Wonnen gestürzter Götter

(Dergleichen Schüssel, sauer, süß und bunt,
Ist nur für eines Klingsor Mund);

aber sein heiliges Recht ihm zu schaffen, wende er sich an seine Tugend. Merlin erwidert, wer ihn darin störe, ob ihn der Wahn der Laffen störe? In den Augen der Wissenden (Gnostiker) sei er der Demiurgos, Schöpfer, und Alles stehe ja noch, wie er es gebildet. Dies leugnet Satan, denn es verwildere, und vertieft sich nun in einer meisterhaften Schilderung von der Vollkommenheit der von ihm geschaffenen Welt (der Naturgesetze), eine didaktische Episode, von der wir bedauern, hier nur einen kleinen Theil mittheilen zu dürfen.

Als Gott die Welt geschaffen, habe er gebebt in des Abgrunds Tiefen und zitternd des Chaos Schichtung eingesetzt, die todte, dumme, farbenlose Masse als eine Schranke gegen die Vernichtung, und leblos sollte sie „den Despoten" umwallen. Da habe er, Satan, sich hinabgeschwungen voll brünstigem Mitleid, der Erde Feste vom Himmel geschieden, Land und Fluten, die Sterne entzündet und der Creaturen Vollgewimmel geweckt. Das sei die Wahrheit von der Engel Falle.

Da stands und regte sich, wie meine Liebe
Sein kleines Leben jeglichem gegönnet,
Es springt, rennt, jauchzt und seine Speis' erkennet
Jedwedes nach dem eingesenkten Triebe.

Vollendet war's am sechsten Tag, da ging ich,
Den Duft der Schöpfung schlürfend, durch den Garten,
Und von der jungen Heerde tausend Arten
Den unschuldvollen Säuglingsdank empfing ich.

Kennst du Vollkommneres als mein Gebäude?
Ein stät'res Gleichniß du von Blühn und Sterben?
Den reineren Tausch von Zeugen und Verderben?
Kennst du in zärt'rer Mischung Schmerz und Freude?

Kennst du nothwend'gere Nothwendigkeit?
Kennst du den rundern Kreis geschloss'ner Pflichten?
Kennst du der Schuld gerechteres Zernichten?
Kennst du die treuere Beständigkeit?

Den Reichen straft, wornach ihn heiß gelüstet,
Es siegt der Held durch Ueberkraft und sinket,
Der König, gleich den Andern, Lethe trinket,
Das Volk bleibt in dem Dunkel unverwüstet.

Eine poetische Deduction des Gottes in der Natur, die, alt in ihren Doctrinen, in der Auffassung an eine jüngst gelesene in den „Briefen eines Verstorbenen" erinnert, nur daß bei diesem das Gegenbild der Natur in Gott nicht nachkommt! „Er" grollte drei Jahrtausende, daß Satan zum Sein gerufen, was er zum ewigen Schlummer verdammt, und goß dafür die Gährung über die Welt aus.

Seit er auf Golgatha geächzt, gezittert,
Durchschleicht der Wurm des großen Baumes Früchte,
Löst auf die Pest das Innerlichstgefügte,
Ist mein unsterblich Wohlsein mir verbittert.

Denn meiner Menschen Augen sind die Becher,
Zu denen Alles, was da lebt und webet,
Sich zu erfrischen, durst'ge Lippen hebet,
Dahin verwies ich alle meine Zecher.

Er, der Entsetzlich-Unergründliche,
Umschleierte die holden, frohen Blicke
Und trieb die Armen mit der feinsten Tücke
Ins Wesenlos' und Unausfindliche.

Wozu der Gaumen, darf er sich nicht letzen?
Wozu ein Ohr in der Verstummung Fasten?
Was nützen Hand und Fuß bei trägem Rasten?
Was frommt ein Aug', das Farben nicht ergötzen?

Mit Sinnen, Nerven, Blut und Geist durchschüttet,
Bemühn sie sich die Gaben zu verachten;
O greuelvoll selbstmörderisches Trachten!
O Wuth, die ihres Ursprungs Quell zerrüttet!

37. Stimmen der Zeit. Lieder eines Deutschen. 12. 4 Bogen auf gutem Druckpapier. Geh. 10 Gr.

38. Sue (Eugène), Atar-Gull. Aus dem Französischen. 12. 14½ Bogen auf feinem Druckpapier. Geh. 1 Thlr. 12 Gr.

39. Hillersches Taschenbuch. Mit Beiträgen von Gust. Barnhagen von Ense, Raumer, Voigt, Waagen. Herausgegeben von Friedrich von Raumer. Vierter Jahrgang. Mit Rubens' Bildniß. 12. 16 Bogen auf feinem Druckpapier. Cart. 1 Thlr. 16 Gr.

Jeder der drei ersten Jahrgänge, mit Beiträgen von Lorenz, Pistor, Raumer, Barnhagen von Ense, Voigt, Mackler, Mützell, und den Bildnissen des Cardinals Richelieu, Maximilian II. und Ferdinand II., kostet 2 Thlr.

40. Thiele (J. M.), Leben und Werke des dänischen Bildhauers *Bertel Thorwaldsen*. In zwei Theilen. Erster Theil. Mit achtzig Kupfertafeln und einem Facsimile. Gross Folio. 31 Bogen Text auf dem feinsten Velinpapier. Text und Kupfertafeln in zwei Bänden sauber cartonnirt. 20 Thlr.

41. Urania. Taschenbuch auf das Jahr 1833. Mit Dannecker's Bildniß und sechs Stahlstichen nach französischen Gemälden. 16. 24½ Bogen auf feinem Velinpapier. Geh. 2 Thlr.

Die frühern Jahrgänge der Urania bis 1829 sind sämmtlich vergriffen; der Jahrgang 1830 kostet 2 Thlr. 6 Gr., 1831 und 1832 jeder 2 Thlr.

Die Bildnisse von Shakspeare, Ernst Schulze, Göthe, Werthes, Göttinger, Fouqué, Jean Paul, Scott, Tiedemännern, Wilhelm Müller, Uhland, Cornelius, Oehlenschläger, Dannecker, Calderon, Kurt Sprengel, Bergelius, H. von Kleisten (letztere 4 nebst auf der Urania) finden in selbstständigen Abdrücken in gr. 4. jedes 3 Groschen.

42. Wachsmann (C. von), Erzählungen und Novellen. 4 Bändchen. 1830—32. 8. 88 Bogen auf feinem Druckpapier. 7 Thlr.

43. Der zerstreute Wächter. Eine antijesuitische Zeitschrift für Staat und Kirche und für alle christlichen Confessionen. Herausgegeben von Alexander Müller. Jahrgang 1832. Außer den Beilagen 104 Nummern. Gr. 4. Auf gutem Druckpapier. 5 Thlr.

Der erste Jahrgang, 52 Nummern enthaltend, kostet 2 Thlr. 12 Gr., der zweite Jahrgang, 104 Nummern, 3 Thlr.

44. Wigand (Paul), Die Provinzialrechte der Fürstenthümer Paderborn und Corvey in Westfalen, nebst ihrer rechtsgeschichtlichen Entwickelung und Begründung aus den Quellen dargestellt. 3 Bände. Gr. 8. 77 Bogen auf Druckpapier. 4 Thlr. 12 Gr.

45. Zeitgenossen. Ein biographisches Magazin für die Geschichte unserer Zeit. (Herausgegeben unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung.) Vierten Bandes erstes bis fünftes Heft (XXV—XXIX). Gr. 8. Jedes Heft von 6—7 Bogen auf gutem Druckpapier 12 Gr.

46. Zeltwach, Das pommersche Lehnrecht nach seinen Abweichungen von den Grundsätzen des preußischen Allgemeinen Landrechts. Gr. 8. 23 Bogen auf Druckpapier. 1 Thlr. 12 Gr.

Herabgesetzte Preise.

Hermsius (Wilhelm), Allgemeines Bücherlexikon, oder vollständiges alphabetisches Verzeichniß der von 1700 bis Ende 1827 erschienenen Bücher, welche in Deutschland und in den durch Sprache und Literatur damit verwandten Ländern gedruckt worden sind. Nebst Angabe der Druckorte, der Verleger und der Preise. 7 Bände. Gr. 4. 427 Bogen auf Druckpapier. 1812—29. Früherer Preis 37 Thlr. Jetzt für zwanzig Thaler.

Auch einzelne Bände werden zu verhältnißmäßig billigern Preisen erlassen. Ein Supplementband wird das Werk bis auf die neueste Zeit fortführen.

Hübner (Johann), Zeitungs- und Conversations-Lexikon. Einundvierzigste Auflage, dem jetzigen Stande der Cultur angemessen und mit vorzüglicher Rücksicht auf die höchste Vergangenheit und Gegenwart, besonders Deutschlands, erweitert, umgearbeitet und verbessert von F. A. Mebes. Ein vaterländisches Handwörterbuch. Mit 150 Bildnissen von vorzüglich aufgezeichnetes Deutschen. 4 Theile. Gegen 200 Bogen in gr. 8. auf gutem Druckpapier. Leipzig 1824—27. Früherer Preis 15 Thlr. 12 Gr. Jetzt für fünf Thaler.

Soeben erscheint bei mir und ist in allen Buchhandlungen des In- und Auslandes zu erhalten:

Francesco Petrarca's sämmtliche Canzonen, Sonette, Ballaten und Triumphe, übersetzt und mit erläuternden Anmerkungen begleitet von Karl Förster. Zweite verbesserte Auflage. Gr. 8. 34½ Bogen auf feinem Druckpapier. 2 Thlr. 6 Gr.

Eine gute Zugabe hiezu bildet:

Francesco Petrarca, dargestellt von C. L. Fernow. Nebst dem Leben des Dichters und ausführlichen Ausgabenverzeichnissen herausgegeben von Ludwig Hain. 1818. 8. 22½ Bogen auf Schreibpapier. Früherer Preis 1 Thlr. 12 Gr. Jetzt für 12 Gr.

Leipzig, im April 1833.

F. A. Brockhaus.

Ludwig's englisches Wörterbuch,

das mehre Jahre lang gar nicht zu erhalten war, habe ich an mich gebracht und ist dasselbe nun wieder durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes von mir zu beziehen. Es führt den Titel:

Vollständiges deutsch-englisches und englisch-deutsches Wörterbuch, von Christian Ludwig. Zweite Auflage, mit einer gründlichen Anleitung zur Aussprache des Englischen vermehrt und zum allgemeinen Gebrauche der deutschen und englischen Nation bequemer eingerichtet; verbessert durch eine genauere Angabe der Bedeutungen der Wörter, Redensarten und Sprichwörter, und vermehrt mit vielen neuen Ausdrücken, und einem Verzeichnisse der unregelmäßigen Zeitwörter beider Sprachen. Zwei Theile. Gr. 8. 67 Bogen. Cartonnirt. 2 Thlr. 8 Gr.

Dieses Wörterbuch zeichnet sich durch Vollständigkeit, zweckmäßige Anordnung und Wohlfeilheit aus und gehört anerkannt zu den besten Werken dieser Art.

Leipzig, im April 1833.

F. A. Brockhaus.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Montag, — Nr. 91. — 1. April 1833.

Zur Nachricht.

Von dieser Zeitschrift erscheint außer den Beilagen täglich eine Nummer und ist der Preis für den Jahrgang 12 Thlr. Alle Buchhandlungen in und außer Deutschland nehmen Bestellung darauf an; ebenso alle Postämter, die sich an die königl. sächsische Zeitungsexpedition in Leipzig, das königl. preuß. Grenzpostamt in Halle, oder das fürstl. Thurn und Taxische Postamt in Altenburg wenden. Die Versendung findet wöchentlich zwei Mal, Dienstags und Freitags, aber auch in Monatsheften statt.

Merlin. Eine Mythe von Karl Immermann. Düsseldorf, Schaub. 1832. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Lohengrin singt zum Schluß:

Was nur vollkommen, herrlich, ohne Gleichen
Ging in die gräßliche Verwesung über:
Wem, o mein Gott, soll ich noch Beistand reichen?
Mich dünkt, die Erd' ist nur ein leerer, trüber
Baumloser Anger, mit Gebein besät,
Kahl, unabsehlich, unfruchtbar, worüber
Die schwarze Fahne der Vernichtung weht!

Wäre dies das Motto zum Gedicht? dann wäre dies großartigste, tiefsinnigste, das erschütternd anregen will alles Heilige in uns, chaotisch herauskehrend Pro und Contra für Glaube und Hoffnung, das uns hinmalen soll den zerreißenden Kampf eines Dichtergeistes, welcher keine Aufgabe scheut, um mit sich selbst ins Klare zu kommen, nicht mehr und nicht minder, als was derselbe Dichter eben in seiner russischen Trilogie vom Czarewitsch Alexis sang. Ein Gedicht von der russischen Grenze! Der alte Pole, mit Narben von einundneunzig, zwölf und den noch nicht verharrschten Wunden von dreißig, mag, wenn ihm die Knie einsinken an der sibirischen Steppe und die Wolken sich spiegeln auf den Eisfeldern, zu dem Resultat kommen. Vaterland, Freiheit, Glück werden ihm Phantome, Wolkengebilde; er kann ihnen nachjagen; aber wenn er sie haschen will, ist es Luft. Er mag dann denken, es war auch nur Luft, und der Dichter straft ihn darum nicht. Aber Merlin und König Artus, die zwar durch alle Länder und Königreiche zogen abenteuernd, waren doch nie an der russischen Grenze, und wenn Lohengrin das singt von der Vernichtung, so mögen es Lohengrin's echte Worte, sein Unmuth sein; aber Lohengrin blieb noch auf den Stufen zum Gral stehen, ohne ins tiefste Heiligthum zu dringen. Darüber ist er mismuthig; aber das reiche Leben hinter ihm ist schon um deshalb auch ohne äußeres Resultat kein verfehltes, weil es die Reihe des Erlebten um Figuren wie Artus, Ginievra, Merlin bereichert, und diese, ob sie den Gral gefunden oder nicht, haben poetisch gelebt für ewige Zeiten.

Immermann hat in diesem „Merlin" auch nicht den Gral der Poesie gefunden, d. h. das wahrhaftige, lebendigmachende Blut, das Blut der Erlösung; es ist kein Gedicht der Befriedigung, nur eines der äußersten, tiefsten Aufregung geworden, das mit einem Fragezeichen schließt, und dennoch ein Gedicht, das, anerkannt oder nicht, leben wird und ihn selbst zu Denen versetzt, welche, geschmäht, gelästert, verspottet, bekriegt, misverstanden und misgeachtet, nicht aus der Reihe der Dichter gestrichen werden können. Auch wir hätten sehr viel auszusetzen, ihn zu bekriegen, jedenfalls ihm zu zürnen; und doch hebt ihn sein „Merlin" in unsern Augen hoch über Alles, was er bisher schuf und versuchte.

Einen Begriff davon zu geben, ist fast so schwer, als das Gedicht selbst dichten. Eine schwierigere Aufgabe hat sich noch kein Dichter gestellt, der den Kampf des Göttlichen und Menschlichen, des Endlichen und Unendlichen zum Gegenstand hatte. Bis Milton und Klopstock blieb es ein Kampf um den Besitz, jetzt ist es ein Advokatenkampf geworden um das Recht. Aber was Göthe im „Faust" anregte, ist Spiel gegen Das, was Immermann im „Merlin" versuchte, und doch mehr als Spiel, indem jener fertig wurde mit seinem Stoff, wie er ihn anfaßte („Faust", mit oder ohne Schluß, hat ein Resultat in jeder Scene), Immermann dagegen in das Meer aller religiös-christlichen und philosophischen Zweifel sich versenkte. Da streiten Gott und Satan katholisch, gnostisch, sinnlich, geistig, philosophisch, chaldäisch, in Vernunft und Offenbarung. Die Traditionen, die süßen und grauenvollen Märchen aller Völker, die Erlebnisse, die

seinen Sitz wählte. Leider aber waren alle Hülfsquellen des Conradinums durch den Krieg erschöpft, und als zu Anfang des Jahres 1814 die Stadt von ihren Zwingherren befreit wurde, mußte die Anstalt auf unbestimmte Zeit aufgelöst werden. Lehrer und Schüler zerstreuten sich. Passow schied mit dem herben Gefühl, einige Jahre vergebens gearbeitet zu haben; für sich freilich hatte er manche unschätzbare Lebenserfahrung gewonnen, und das Glück wiedergeborenen Vaterlands mußte ihn über mehr als Einen schmerzlichen Verlust trösten.

Zu literarischen Arbeiten war in Jenkau wenig Muße gewesen; ein „Archiv deutscher Nationalbildung", mit Jachmann unternommen, in welchem das praktisch Begonnene wissenschaftlich begründet werden sollte, brachen die Zeitverhältnisse mit dem vierten Heft ab. Eine Schrift: „Ueber Zweck, Anlage und Ergänzung griechischer Wörterbücher" (1812) aber bereitete Manches vor, was in der Folge zu einem bedeutenden Werke führen sollte. Auch riefen die Ereignisse des Jahres 1813 wieder dichterische Anklänge hervor, die natürlich mit dem Moment verschollen.

Passow ging im Frühjahr 1814 nach Berlin, um als Freiwilliger nach Frankreich zu eilen. Die inzwischen erfolgte Einnahme von Paris vereitelte dies Vorhaben. Nachdem er nun wegen seiner Wiederanstellung im Preußischen erwünschte Zusicherungen empfangen hatte, besuchte er seine lange nicht gesehene Heimat wieder, begab sich dann an den Rhein, dem er von Köln bis Schaffhausen folgte, sah alte Freunde wieder, gewann sich neue, lebte besonders in Heidelberg im Voß'schen Hause unvergeßliche lehrreiche Wochen, besuchte die Schweiz und kehrte durch Schwaben, Franken und Sachsen im November nach Berlin zurück.

Die ihm hier noch eine Weile vergönnte Muße konnte er nicht schöner benutzen als zum Besuch der Vorlesungen, die Fr. Aug. Wolf in jenem Winter hielt. So gelang es ihm im reifern Alter noch, was er lange gewünscht hatte, dieses außerordentlichen Mannes Schüler zu werden und sich seines anregenden Umgangs vielfach zu erfreuen. Außerdem wurde ihm durch nähere oder entferntere Verbindungen mit trefflichen Männern wie Niebuhr, Süvern, Buttmann, Solger, Bernhardi, Rühs, Woltmann, Hirt, Schleiermacher, Böckh, Ideler, Bekker, Köpke, Zumpt, Walch, Döderlein u. A. sowie durch das Wiederzusammentreffen mit den weimarer Freunden Göttling und Osann dieser Aufenthalt in Berlin zu einem seiner anziehendsten Lebensabschnitte.

Indeß wurde ihm im Frühjahr 1815 die ordentliche Professur der alten Literatur an der Universität Breslau übertragen, ganz gegen sein Erwarten, da er nie über das Schulleben hinausgedacht hatte, ja, selbst gegen seine Wünsche, da er diesen Beruf von Weimar her sehr lieb gewonnen hatte, und er sich die zum akademischen Lehrer erfoderlichen Eigenschaften nicht zutraute.

In Breslau, der jungen, durch die Ereignisse der letzten Kriegsjahre in ihrer Wirksamkeit mehrfach unterbrochenen Hochschule, lagen die philologischen Studien gänzlich danieder; dazu kam Heindorf's stetes Siechthum, des Veteranen Schneider Alter, noch mehr sein völliger Widerwille gegen alles akademische Lehren. P. trat darum seinen neuen Beruf nicht ohne Bedenklichkeit an; doch hatte er bald die Freude, sich zu überzeugen, daß es nicht an Eifer für die Sache fehle. Auch das philologische Seminarium, das zwar schon 1813 gegründet, aber seitdem wieder gänzlich in Stocken gerathen war, begann er 1815 von Neuem. Karl Ottf. Müller war der Erste, der sich zur Mitgliedschaft meldete, dann in demselben Halbjahr Wellauer, Dronke, Kloßmann.

Heindorf hatte indeß Breslau verlassen, Schneider sich ganz vom Lehramt zurückgezogen. Dagegen wurde nun in Karl Schneider ein erwünschter zweiter philologischer Lehrer aus Leipzig berufen (1816), der gleichfalls an der Leitung des Seminars Theil nahm. Eine bedeutende Zahl wackerer junger Philologen bezeugt seitdem ein glückliches Gedeihen dieser Studien. P.'s Vorträge umfaßten allmälig die meisten griechischen Dichter von Homer bis Theokrit, Herodot, Xenophon, Demosthenes, Lykurg; von Römern Terenz, Einiges von Cicero, Catull, Tibull, Properz, Virgil, Horaz, Persius, Tacitus; dann philologische Encyklopädie, Kritik, Abschnitte aus den griechischen und römischen Alterthümern, Mythologie, alte Geographie, griechische und römische Literaturgeschichte und alte Kunstgeschichte.

Doch Eine bedenkliche Zeit hatte er noch zu überstehen. Die seit 1813 mächtig aufgeregte Stimmung, besonders des jüngern Geschlechts, hatte unter Vorwärts- und Rückwärtsstrebungen Irrthümer und Spannungen mancher Art herbeigeführt, die sich an verschiedenen Orten verschieden äußerten. In Breslau waren die mit Eifer begonnenen Turnübungen ihr Mittelpunkt geworden; von ihrem hohen Werth für harmonische Ausbildung innig überzeugt, war er nicht blos persönlich daran Theil nehmend, sondern auch in einer Schrift: „Turnziel", (1818) für sie aufgetreten. Dies Buch trug die Erregung der Zeit nur zu deutlich an der Stirn; es hatte Maß und Ziel in mehr als einer Hinsicht überschritten und war darum den Gegnern nicht wenig erwünscht. Sein Verfasser wurde in eine lange Reihe von Händeln verwickelt, deren Ende für ihn eine achtwöchige Gefängnißstrafe war. Er überstand diese um so heiterer, als er sich mit der Gewißheit beruhigen konnte, Keinem geschadet zu haben als sich selbst, seine Vergehungen aber völlig abgebüßt zu haben. Auch wurde ihm die Genugthuung, sich in seiner öffentlichen Wirksamkeit dadurch nicht gemindert zu sehen, sodaß er es wagen durfte, eine ihm dargebotene Versetzung an eine andere Hochschule abzulehnen.

Schon einige Jahre früher (1817) wurden ihm zu gleichem Theile mit seinem Freunde K. Schneider die Geschäfte des Professors der Eloquenz übertragen, die mehrfache akademische Gelegenheitsschriften veranlaßten. Auch war er mehre Jahre durch philologisches Mitglied der wissenschaftlichen Prüfungscommission. Nach Büsching's Tode aber wurde ihm die Direction des Museums für Alterthum und Kunst anvertraut.

Seine erste literarische Arbeit in Breslau waren die „Grundzüge der griechischen und römischen Literaturgeschichte", zunächst für seine Vorlesungen ausgearbeitet (1816), in denen er den Gedanken durchgeführt hat, das Schriftwesen beider Völker in beständigem Synchronismus darzustellen. Sie wurden auf mehren Hochschulen bei Vorlesungen zum Grunde gelegt, sodaß 1829 eine neue Auflage nöthig wurde; in dieser ist der Geschichte der Literatur die der Kunst beigefügt. — Es folgte die Ausgabe von Tacitus' „Germania" (1817), die vor Allem nach kritischer Sicherstellung und Beglaubigung des Textes gestrebt hat und von der nächstens eine neue Bearbeitung erscheint. — Von dem mit K. Schneider angefangenen „Museum criticum Vratislav." (1820) kam nur ein Band; zu der Teubner'schen Sammlung griechischer Schriftsteller hat er den Parthenios (1824) und den Dionysios Periegetes (1825) geliefert. Zahlreiche Beiträge hat er zu mehren kritischen Blättern und manchen Sammelwerken, wie Wachler's „Philomathie", Böttiger's „Archäologie und Kunst", Raumer's „historisches Taschenbuch", beigesteuert.

Seine literarische Hauptbeschäftigung während der letzten zwölf Jahre war jedoch das „Handwörterbuch der griechischen Sprache", von dem vier Ausgaben schnell auf einander folgten (1819—31). In der Beobachtung eines streng geschichtlichen Ganges liegt das Ziel, dem er nachstrebt. Wenn er mancher günstigen Stimme und dem durch rasche Verbreitung verbürgten Beifall trauen darf, so möchte diese Arbeit bei allen Mängeln im Einzelnen wol dauernden Nutzen stiften und, was der Verf. zu wünschen gern gesteht, sein Andenken über sein Leben hinaus erhalten.

Höher als Alles gilt es ihm aber, durch mündliche Lehre einem und dem andern Jüngling zur Erkenntniß des Wahren, Guten und Schönen förderlich zu werden.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Donnerstag, — Nr. 94. — 4. April 1833.

Merlin. Eine Mythe von K. Immermann.

(Beschluß aus Nr. 93.)

Merlin's Ruf dringt auch in Castel Merveil ein, Klingsor selbst hat ihn durch übermüthiges Spiel citirt und sich in der eignen Schlinge gefangen.

Zwar ist der Menschenpack mir längst zuwider,
Doch sollen meine Sprüch' und Lieder
Beherrschen sie, so lang' ich bin,
Dann fahr der Kram ins Chaos hin;

Denn durch den neuen Götzen soll es nicht noch einmal auf andere Weise toll werden. Allein Klingsor hat seine Kräfte verrechnet, der neue Gaukler, der schon das Volk für sich hat, überwältigt den Alten, in welcher Gestalt er ihm auch erscheint. Merlin weist ihn von sich. Wenn er auch an den edeln Kern des dunstumhüllten Irrsterns glaube, sei die Kluft zwischen ihnen doch zu groß.

Dir galt die Erde, See, das Firmament
Für eine Leiter einzig, dich zu steigern;
Da heißt es, was man Demuth nennt,
Vollkommen und entschieden zu verweigern.
Die Menschen halb und schwach zu finden
Erhielt dich selber stark und ganz;
Getrost zerpflücktest du nach allen Winden
Der Andacht, Lieb' und Ehre vollen Kranz.
Du thatst das wie ein Mann, du thatst das wie ein Held,
Und dir gehört ein großes Stück der Welt.

Dieses Stück, meint Merlin, sei ziemlich wüst und es gedeihe nichts darauf als Wahn, Betrug, Lüste und die kleine Klugheit des Wichtes; darum verweist er ihn zur Pflege an Den, den er allein verstehe zu begreifen. Allein der erscheinende Demiurgos, statt den welken Alten zu erfrischen, ist gegen ihn nicht hülfreicher als der Erdgeist gegen Faust. Er verkündet Klingsor, daß er nicht ihn, sondern den Kleinsten seiner Kleinen als den Ungemeinsten verehre, und wirft ihn zerschmettert zu Boden. Doch rafft er sich wieder auf, um seiner würdig zu sterben. Er singt sich selbst den Tod und stirbt vor Seligkeit, daß ein Größerer als er ihn besiegt. Also sterbend huldigt er der höhern Weihe eines Merlin. (?) Castel Merveil stürzt ein.

Was an Artus' Hofe sich zuträgt, übergehen wir füglich nach dem oben Gesagten. Es sind nur Marginalnoten zu dem großen dämonologischen Gedichte, doch mit sehr poetischen Einzelheiten. Diese schöne Unschuldswelt, die sich vergnügt am Spiel auf blumenreicher Wiese, unter anmuthiger Galanterie, witzigen Disputen, trägt doch den Wurm in sich und die Ahnung des Unterganges. Merlin erscheint, er verspricht sie zum Hort des Titurel zu führen, der kein Liederscherz sei, sondern eine hohe, beseligende Wahrheit. Aber auf dem Wege dahin sinkt der Halbgott. Er verliebt sich in die Albernheit, in den personificirten Leichtsinn; der Titan Merlin, ausgestattet mit Gottes Weisheit, in das flatternde Gänschen, die Fee Niniana. Sie entlockt ihm in der Schäferstunde das eine einzige Wort, das ihn bindet, unlösbar fesselt und seiner Stärke beraubt, und Merlin wird im eignen Zauber verstrickt, gefangen, wahnsinnig, blödsinnig. Der König und die Königin und die Tafelrunde rufen ihn vergeblich, sie verschmachten auf dem Wege zum Gral in der Wüste, und der Gral selbst befiehlt seinen Wärtern, weil das völlig Schlimme ihn bezwungen, ihn fortzutragen nach Indien.

Im Nachspiel sehen wir die Welt in Trauer, die schönen Menschen sind verschmachtet, der Gral verschwunden, Merlin verschollen, der Minstrel zerbricht seine Harfe, Placidus zerreißt das Pergament, worauf er die Kunde von der wahrhaftigen Weltgeschichte, die ihn Merlin dictirte, niedergeschrieben, und Lohengrin, der Letzte, der die Stufen von Montsalwatsch betreten, singt die Worte, mit denen wir anhuben. Zu Merlin, dem thierisch-blöden, der nach nichts sich sehnt, als daß Ninianens Hand ihn streichle, tritt Satan in seiner grauenerregenden Gestalt und reißt ihm die Binde des Wahns vom Auge, er fodert ihn auf, Ihn zu verleugnen und an ihn (Satan) zu glauben. Alle Freunde Merlin's, Artus und die Tafelrunde seien bei ihm unten im Hades, nicht in Schwefelflammen geröstet, nicht zu Qualenbrei gestoßen, wie die Dümmlinge meinen, aber das sei unbeugsam wahr:

Sie wollten zu Ihm und sind bei mir.

Er habe es auf ewig mit Dem oben verdorben,

Und nicht etwa durch Schlechtigkeit und Laster,
Nein, weil zu feurig du um ihn geworben,
Deshalb liegst du verkommend auf dem Pflaster.

Als er ihm das Räderwerk der Schöpfung bei Stonehenge gezeigt, habe Der oben ihn auf ewig weggestoßen.

Wenn Einer ihn sachwalterisch vertheidigt,
Dann zuckt er, in dem Innersten beleidigt.

Er will, von eigner Majestät umflossen,
Unfaßlich schweben, dem Verstand zum Trutz.
Der Lästrung Hiobs hat er nicht vergolten,
Bildads, Zophars, Eliphas Lob gescholten,
So war's, so ist es, seit dem Mann von Uz.

Er fragt ihn, ob er etwa andern Fehl begangen, ob ein freventlich Verlangen, unsaubre Lust in ihm versteckt, dann möchte Der, wenn er ihn von Bußeglut verzehrt erblicke, ihm vielleicht den Finger reichen, aber Merlin entgegnet:

Ich hab nichts abzubüßen!
Meine Seele ein Sehnsuchtshauch,
Wallend empor wie reinen Opfers Rauch
Grade zu ihm, ihn wonnedurchschauert zu grüßen.

„Und ließ dich fallen unter das Vieh!" erwidert Satan; und die Andern, was hatten sie verbrochen, als daß sie nach ihm suchten.

Es scheint bei seinem Handeln
Sich an Gesetze nicht zu binden,
Und über Hoffnung, Zuversicht, Empfinden,
Erhaben, dunkel, einzig hinzuwandeln.

und doch ruft Merlin, „gelöscht im Buch der Gnaden:" „ich kann nicht von ihm lassen". Der zornschnaubende Vater rührt ihn an, und er stirbt mit dem Gebet im Munde: „Geheiligt werde dein Name".

Eine Theodicee ist das Gedicht nicht, oder eine, die nur der Dichter verstand. Was Gott ist, darüber hat der Teufel zum Schluß besondere Gedanken, die er aber für sich behält. Er meint, wenn er sie aussprächte, sei damit das Ende aller Dinge ausgesprochen. Alle Uebrige haben auch Gedanken, die sie aussprechen; es reicht aber keiner bis zu Gott. Einer ist immer klüger, immer mächtiger als der Andere, Artus übersieht den Kay, Klingsor den Artus, Merlin den Klingsor, Merlin und Satan raufen sich lange, und man weiß nicht, wer Recht hat, denn Jener stirbt im Gefühl, daß die Ewigkeit zwischen ihm und Gottes Gnade liegt; dieser fährt zornschnaubend in sein Reich, denn er hat nicht erreicht, was er wollte. Zwar wird von der Gnadenwahl vor dem Tempel von Montsalvatsch viel gesprochen, daß Niemand um den Pfennig Tugend die Himmelsseligkeit erhandele, und Gott allein die Berufenen dergestalt erwählt, daß selbst ruchlose Sünder sich darunter finden; es scheint doch aber, als behandele der Dichter diese in Gottesglut schwelgenden Tempelweisen als eine besondere Race apart und für sich, wie eine stille Kirche, die mit seiner übrigen Welt nicht in Rapport steht. Merlin, der einmal ihren strengen Zunftzwang rügt, kommt nie mit ihnen zusammen, daß wir aus dieser Controverse als Ausbeute gewännen: was der letzte Weg zum Heile sei.

Was Gott ist? bleibt im Dunkel, wenngleich Merlin bei Stonehenge die Wolkengardinen fortzieht, daß sein Erzeuger die Himmelsherrlichkeit erblicken soll. Aber nur Satan sieht sie, nicht wir, und dieser selbst stürzt geblendet zusammen, nur vermögend, Worte zu stammeln. Weit deutlicher wird Satan selbst. Im Verlauf unsers Berichts ist Alles herausgehoben, was er über sich, und Merlin über seine Stellung zu Gott sagt. Sei er der Gott in der Natur, so wird er doch nur eine Partikel in Gott. Zu dieser Ueberzeugung arbeitet sich das Gedicht hindurch. Es ist das einzige Resultat; krampfhaft mit letzter Anstrengung hält es der Dichter fest. Wer aber ist Merlin? Dies möchte die unklarste Partie im Buche sein.

Ist Merlin der Repräsentant im allgemeinen der ewigen Kraft im Menschen? Stellt er symbolisch dar das Ringen zwischen dem Guten und Bösen, zwischen dem sinnlichen und geistigen Princip, freilich auf einer höhern Stufe als im Mythus vom Herkules? Wir meinen, mit nichten. Auch nicht den Wissensdrang des Faust, der an den gewöhnlichen Klippen scheitert. Merlin, Sohn Gottes und des Teufels, ist eine Ueberhebung menschlicher Kraft. Wenn er sagt:

Alles, was da lebt und regt
Und sich in eigner Formation bewegt,
Steht näher mir, als ich mir bin.
Des Königs hoher Fürstensinn,
Der Frauen sanfte Weibestreue,
Des Ritters Wagen und des Jünglings Sehne,
Des kleinsten Bürgers armer Werkeltag,
Des letzten Bauern Fleiß und Ungemach,
Das Alles ist mir werth und wichtig,
Viel wicht'ger als mein Ich, so schwach und nichtig.

Weil ich denn ganz mich an das All verschenkt,
Hat sich das All in mich zurückgelenkt
Und in mir wachsen, welken, ruhn und schwanken,
Nicht meine, nein die großen Weltgedanken.
Sie ziehen feierlich die engste Bahn,
Ich flieg, 'ne Feder, mit zum Ocean,
In dessen Schoos gebadet, sie, die Hehren,
Mit heil'ger Grausamkeit mein Ich verzehren.

Eine derlei donatio omnium bonorum an das All, just das Contraire der Klingsor'schen Oekonomie, ist Etwas, was über alle Schranken der Menschlichkeit hinausgeht und darum das Verderben in sich bedingt. Wie viel vom Dichter in seinen Merlin übergegangen, bleibt eine Frage, die der Dichter selbst nicht, am wenigsten die Kritik zu entscheiden berufen ist. Merlin geht unter, das lesen wir heraus, weil die Demuth, die er an den Tag legt, keine mitgebrachte ist, sondern ein Resultat des Verstandes. Er will durch Kraft das Himmelreich erobern, freilich durch die Kraft der Tugend, der Menschenliebe, der Hingebung, des Glaubens, aber es bleibt eine trotzige Kraft. So weit rückt er vor, er erkennt, daß nur Gnade die Pforten aufschließt, Gnade, die sich nicht erbetteln, erstürmen, erhandeln läßt; aber mit der Erkenntniß ist es nicht gethan, und neuer Zweifel muß an der gewonnenen rütteln, wenn er auf der Wagschale des Werthes Sich und die Erwählten abwägt.

Ein endloses Gedicht, weiter vorgerückt als eines in die Grenzen des Unendlichen, und doch um keinen Schritt näher dem Ziele; eines, das alle Zweifel weckt und doch Waffen an die Hand gibt, sie zu bestreiten, wie jeder ernst durchgeführte Angriff auch die Mittel der Vertheidigung von selbst anzeigt. Ein solcher, durchaus ernster, innerer Drang adelt das Gedicht, stärkt die Achtung für den Dichter und läßt jenes kein verfehltes sein, wie denn das niemals das Resultat eines aufrichtigen Selbstkampfes

sein wird. Nur über die Partie des Klingsor ließe sich viel sprechen, ein Buch dafür und dagegen. Und wäre das Alles so, stände der Große, den er meint, so niedrig unter den dem Erdgeist Dienenden, was trieb Immermann grade an, sich unter die Krähen und Frösche zu reihen, die schreien, daß er nicht der Adler und Löwe war, den wir Andern meinten, sondern ihnen näher stehe? Mein Gott, des Krähengekrächzes und Froschgequäkes ist ja genug, daß, die es hören wollen, es auf allen Heer- und Querstraßen hören, ohne daß eine so sonore Stimme wie die eines Immermann sich unter die Saphirs, und wie die hellen oder obscuren Mehren heißen, zu mengen braucht. Und war Klingsor nur Klingsor, wo ist denn schon Merlin geboren, der ihn aus dem Sanctuar verjagt? Wir antworten und schließen mit dem Minstrel:

Das Weltgeheimniß ist nirgendwo; es ist nicht hier und nicht dorten,
Es schaukelt sich wie ein unschuldiges Kind in des Sängers blühenden Worten.

W. Alexis.

Geschichtliche Beleuchtung des deutschen Staatsrechts I. Auch unter dem Titel: Das Zollwesen in Deutschland geschichtlich beleuchtet. Frankfurt a. M., Schmerber. 1832. Gr. 8. 12 Gr.

Das vorliegende mit vieler Belesenheit verfaßte und seine Darstellung durch literarische Citate unterstützende Buch enthält die Geschichte der staatsrechtlichen Ausbildung oder vielmehr die Schilderung des immer willkürlicher und drückender gewordenen Zollsystems. Da das im Jahre 1806 untergegangene deutsche Reich eine Fortsetzung des fränkischen Reichs war, während das letztere an die Stelle der römischen Herrschaft trat, so beginnt der Verf. mit einigen Notizen über die Zollabgaben (vectigalia), wie solche im 4. Jahrhundert unter den Kaisern Gratian, Valentinian und Theodosius bestanden, wo von jeder zum Verhandeln eingeführten Waare ein Achtel des Werthes abgegeben wurde, Alles jedoch, was Jemand zum eignen Gebrauch kommen ließ, frei von Abgaben war, wie solches L. 7 und 5 Codicis de vectigalibus enthalten ist, wobei jedoch vorzugsweise auf das Herkommen Rücksicht genommen wurde. Diese Bestimmungen des römischen Rechts (L. 4, §. 2 Digest. de publicanis XXXIX, 4.) gingen auf die Capitularien der fränkischen Herrscher über und sind in der Lex salica enthalten. Im fränkischen Reich erwähnt ein Edict des Königs Clotar II. vom Jahr 615 der Zölle als einer schon unter Guntram, Chilperich und Siegbert stattgehabten Institution. Die Ertheilung der Erlaubniß, einen Markt zu halten (mercatus), verbunden mit der Erhebung eines Marktzolls (teloneum) und einer obrigkeitlichen Münzstätte oder Wechselbank (moneta), wurde schon in den ältesten Zeiten als ein königliches Alleinrecht betrachtet. Die Reisezölle waren vor der Ausbildung der eigentlichen Territorialhoheit mehr eigentliche Weggelder, deshalb keineswegs den jetzigen Transitozöllen vergleichbar, sondern hingen lediglich von der Art und Weise ab, wie der von dem Zollerheber in Stand zu haltende Weg benutzt wurde, sowie von der Beschaffenheit des Wegs. Daher stammen die verschiedenen Benennungen, welche der zu entrichtende Zoll hatte, den man somaticum, rotaticum und temonaticum nannte, je nachdem er von Saumthieren, Karren oder Deichselkarren entrichtet wurde, welcher zugleich aber auch rivaticum, pontaticum, cespaticum und salvaticum hieß, insofern der Weg am Ufer eines Flusses, über Brücken, zwischen Hecken oder auf Waldwegen weglief. Ueberhaupt sehen wir aus den Capitularien vom Jahre 805 an, daß nur die wirkliche Benutzung einer Wege oder einer Brücke zur Erlegung eines Zolls verband, daß mithin Derjenige, welcher einen Fluß durch eine Furth passirte, vom Brückenzoll frei war, sowie daß die ganze Zolleinrichtung sich nur auf Handelsgegenstände und Kaufleute, nicht aber auf sonstige Reisende bezog. Insofern der zu entrichtende Zoll zugleich den Zweck hatte, sich Schutz zu verschaffen, nannte man ihn Geleit (conductus), welche Abgabe in mehren Staaten bis auf den heutigen Tag beibehalten ist, obschon ihr ursprünglicher Sinn ganz verloren ging. Das damalige, den jetzt herrschenden Ansichten ganz heterogene Steuerprincip bestand wesentlich darin, daß Niemand zur Entrichtung eines Zolls gezwungen werden konnte, sondern daß selbiger als die Folge einer freiwillig geschlossenen Uebereinkunft betrachtet wurde. Ganz deutlich sagt in dieser Hinsicht der Sachsenspiegel Buch 2, Art. 27, §. 2: „Ein jeglicher Mann soll auch zollfrei sein, er fahre oder reite oder gehe, wenn er des Schiffes oder der Brücke nicht bedarf. Und mit Recht sei er Geleites frei, wo er sein Gut oder seinen Leib wagen will. Wem er aber Geleit gibt, der soll ihn vor Schaden bewahren binnen seines Geleitbezirks. Widerfährt ihm dennoch Schaden, so soll der Geleitserheber ihm denselben ersetzen", und hierzu bemerkt die uns jetzt fast als eine Satire erscheinende Glosse: „Hieraus verstehst du nun, daß Zoll und Geleit um der Nothdurft willen und nicht aus Geiz aufgekommen sind."

Wenn wir auf der einen Seite den Geist der Milde nicht verkennen können, welcher in dem fränkischen Reich die Gesetze über Zölle dictirte, so dürfen wir auf der andern Seite nicht ableugnen, daß Theorie und Praxis in jener Zeit höchst selten gleichbedeutend waren. Mächtige Vasallen, zuerst eine Aristokratie bildend, welche zwischen dem König und den andern freien Männern stand, gehorchten den Gesetzen nur, insofern die Gewalt sie nöthigte, welches bei der Ohnmacht der Fürsten selten der Fall war, und wir finden in den vielfachen Reichscapitularien und Abschieden, welche der Verf. mit großer Sorgsamkeit gesammelt hat, stete Erneuerungen der alten Gesetze und Bedrohung der Uebertreter derselben, woraus man sieht, wie wenig die kaiserlichen Verfügungen geachtet wurden. Besonders fehlte den Gesetzen aller Nachdruck, als das Haus der Hohenstaufen unterlag und die Wahlfürsten vorzugsweise Kaiser erwählten, welche außer Stand waren, den Anmaßungen der Vasallen zu widerstreben, bis es so weit kam, daß mehre Kaiser, namentlich Karl IV. einzelnen Fürsten als Belohnung für ihre Wahlstimme Zollconcessionen einräumten. Dennoch aber betrachtete die Reichsgesetzgebung und die Stimme des Volks die Auferlegung ungerechter Zölle (injusta telonea) als einen Bruch des Landfriedens, weshalb der Bund der Städte zur Abwehrung derselben eine rechtmäßige und erlaubte Vertheidigung war. Es wird dem Leser interessant sein, den Modificationen zu folgen, welche das Zollwesen, welches seit 1519 in den Wahlcapitulationen der Kaiser seinen wesentlichen Grundzügen nach abgehandelt wurde, bis zur neuesten Wahlcapitulation von Franz II. im Jahre 1792 erlitt, weshalb der Verf. den achten Artikel derselben darstellt, um zu zeigen, wie die alte germanische Ansicht im Geist der Verfassung sich stets erhalten hatte. Die politischen Veränderungen, denen Deutschland unterworfen war, ließen ein neues Zollwesen entstehen, welches, von dem des ehemaligen fränkischen Reichs in jeglicher Hinsicht verschieden, vielleicht für einzelne Staaten partielle Vortheile schuf, dem Gemeinwesen aber höchst nachtheilig war. Nachdem Friedrich II. den Kaiser und das Reich siegreich bekämpft hatte, gab es einen großen Theil Deutschlands, in welchem das kaiserliche Ansehen nicht nur factisch, sondern auch der Form nach vernichtet war, und so war es natürlich, daß das preußische Accis- und Monopolsystem, zwar anfangs von Franzosen administrirt, vom fränkischen Gesetz keine Spur ansichtrug. Als nun aber die in Frankreich erwachten Freiheitsideen der Revolution für Deutschland das wunderliche, fast scurrile Resultat hatten, daß die sämmtlichen deutschen Fürsten, durch die Conföderationsacte

des Rheinbundes für souverain erklärt, ihre Länder und Unterthanen en toute souveraineté et propriété besaßen, entstanden Zollsysteme diverser Art. Wie nun unser Vaterland durch Napoleons Continentalsystem, die Verhandlungen am wiener Congresse und Bundestage hin- und hergeschaukelt wurde, zeigt der Verf. mit der im Eingange gerühmten Belesenheit. Jedenfalls gehören die verschiedenen Ansichten, die heterogenen Systeme, welche sich über das Zoll- und Merkantilsystem verbreitet haben, zu den vielfachen Sonderbarkeiten unserer Zeit; besonders befinden sich die Staatsmänner der kleinern Staaten in der Lage eines zwischen der Scylla und Charybdis segelnden Schiffers und würden in einige Differenzen mit ihren mächtigern Nachbarn gerathen, wenn sie den §. 16 des achten Artikels der letzten Wahlcapitulation, wo vom Misbrauch der Befugniß, Zölle zu erheben, die Rede ist, welcher wörtlich heißt: „Und soll daneben einem jeden Churfürsten, Fürsten und Stande (die freie Reichsritterschaft mitbegriffen) erlaubt sein, sich und die Seinigen solcher Beschwerden selbst, so gut er kann, zu erledigen und zu befreien", nur einigermaßen strict interpretiren wollten. 36.

Kleine Schriften, Polen betreffend.

1. Polnische Miscellen. Herausgegeben von Xaver Bronikowski. Nr. 1. Nürnberg, Campe. 1832. 8. 1 Thlr.

Der in der letzten polnischen Revolution öfters genannte Rechtsgelehrte Bronikowski beabsichtigt in zwanglosen Heften Mittheilungen über Polen in deutscher Sprache herauszugeben. Das erste Heft liegt vor uns, enthält aber in der That nicht viel Neues und Merkwürdiges, was man doch bei der frühern Stellung des Herausgebers erwarten sollte.

Zuerst gibt B. eine diplomatische Klage wider das petersburger Cabinet in Hinsicht Polens. Er glaubt auf eine neue Art das Unrecht Rußlands gegen Polen zu beleuchten, indem er zwar das Recht jener Regierung, die diesem 1815 verliehene Constitution wieder zurückzunehmen, zugibt, jedoch in Verleihung ebenerwähnter Constitution eine Verletzung des ersten Artikels des wiener Congresses sieht, nach welchem in den Worten: „Le duché de Varsovie sera lié irrevocablement par sa constitution à l'empire de Russie", die alte Verfassung des sächsischen Herzogthums Warschau von 1807 den Polen hätte gelassen werden müssen. Zugegeben, daß diplomatisch über diese Phrase: „par sa constitution", gerechtet werden könne, so kann doch Ref. nicht begreifen, wie der Herausgeber die Constitution von 1807, deren Grundzüge er mittheilt, der anerkannt liberalen Verfassung von 1815 vorziehen kann, und noch weniger einsehen, was solche rechtliche Klagen nützen sollen, wo bereits die Kriegsgewalt so lange entschieden hat, bis ebendieselbe wieder einen andern Zustand herbeiführt. Was der Herausgeber über das den Congreßbestimmungen zuwiderlaufende Benehmen der russischen Regierung gegen die früher Rußland einverleibten Provinzen sagt, ist bereits hinlänglich bekannt.

Hierauf folgt eine kurze Beschreibung des Feldzugs Dwernicki's nach Volhynien, die nichts Neues enthält. Hieran schließt sich die Beschreibung der ersten pariser Jahresfeier des Ausbruchs der polnischen Revolution nebst den dabei vom General Lafayette, dem Amerikaner Howe und Lelewel gehaltenen Reden. Endlich folgt ein aus den kaiserlichen Verordnungen und Privatmittheilungen gezogener Ueberblick über den jetzigen Zustand Polens. Kann man sich auch auf die Wahrheit der Privatmittheilungen nicht verlassen, so geben doch schon die aus den Zeitungen bekannten und hier wiederholten kaiserlichen Verordnungen vom Aufgreifen und Ausführen der Waisen und mittellosen Kinder zwischen 6—17 Jahren nach Rußland, von dem Einzwingen der polnischen Soldaten unter die russischen Armeecorps, vom Fortführen der wissenschaftlichen und Kunstschätze in das Czarenreich u. s. w. ein hinreichend schmerzliches Bild von dem Zustande des unglücklichen Landes, das durch die Darstellung des Herausgebers nur wenig frische Färbung gewinnt. — Möge uns der geehrte Herausgeber bald mit einem zweiten Hefte und interessantern Mittheilungen erfreuen.

2. Coup d'oeil sur la révolution de Pologne en 1830—31. Avignon, 1832.

Der Leser erwarte in diesem 28 Seiten enthaltenden Schriftchen eines verbannten Polen weder eine gedrängte Uebersicht des polnischen Freiheitskampfes, noch neue Aufklärungen, sondern blos die Aufzählung der jedem Beobachter desselben bekannten Misgriffe und Fehler Chlopicki's und Strzynecki's, welche die schöne Kraftentwickelung des aufgestandenen Volkes lähmten und seinen Untergang herbeiführten. Das Schriftchen schließt mit frommen Wünschen und frohen Hoffnungen des verbannten Patrioten. 93.

Notiz.

Vorschlag zu einer großen literarischen Union.

Das „New monthly magazine" enthält in Nr 143 den Entwurf zu einer vorläufigen Union aller Schriftsteller in England, von wo dieselbe dann über die ganze civilisirte Welt weiter verbreitet werden könne. Natürlich muß das Unternehmen von festen Principien ausgehen, zu welchem Zweck eine Art von politischem Glaubensbekenntniß vorgeschlagen wird, dem alle Theilnehmer huldigen sollen. Abschaffung aller taxes on knowledge, Anerkennung der Nothwendigkeit allgemeiner Aufklärung müssen die ersten Artikel desselben sein. Alle Theilnehmer wählen einen Ausschuß, der Vorschläge zu machen und Beschlüsse zu fassen hat, welche als allgemeines Gesetz gelten, und alle Jahre erläßt derselbe nach seiner Erneuerung ein Manifest. Jeder Schriftsteller, der ein Werk über 10 Bogen verfaßt hat oder mit der periodischen Presse in irgend einer Verbindung steht, kann beitreten und hat sich dann zu einem beliebigen, in bestimmten Terminen zahlbaren Beitrag zur Bestreitung der Kosten des Vereins verbindlich zu machen. Diese werden hauptsächlich bestehen: in der Unterstützung jedes hülfsbedürftigen Mitgliedes und, so lange die Presse noch bedrückt wird, aller wegen Preßvergehen, Druck oder Vertrieb verbotener Schriften und mit Strafen belegten Personen. Die Verwaltung der Fonds besorgt ein besonderes Comité. In allen Theilen des Landes werden Nebenausschüsse unter der Leitung des allgemeinen errichtet. Ein literarischer Ausschuß besorgt die Herausgabe von solchen Werken — gleichviel ob anonym, in periodischer oder in anderer Form —, welche er dazu geeignet hält, und der (wahrscheinlich ansehnliche) Gewinn wird zwischen dem Verf. und der Gesellschaftscasse getheilt. Das Motto des Vereins ist: „Das Volk!" Literarisch noch so berühmte Männer, welche sich nicht für das Interesse des Volkes verwenden, bleiben ausgeschlossen u. s. w. Wenn je eine solche Union zu Stande kommt, kann sich gewiß England, Europa und die ganze Welt nur Glück dazu wünschen. Widerspruch würde sie wol schwerlich finden; denn wer möchte gegen eine Association auftreten, welche die Ausbreitung der Civilisation zum Zweck hat? Nur was dieselbe hemmt, was die Geister in Fesseln legt und der Verbreitung der Wissenschaft, der allgemeinen Aufklärung der Völker Grenzen setzt, nur die Freunde der Dunkelheit können vernünftigerweise Gegner haben. Unberechenbar ist übrigens der Einfluß, welchen ein solcher Verein ausüben würde. Die Macht aller Dunkelmänner wäre mit einem Male gebrochen, und der denkende Theil des Menschengeschlechts würde auf die handelnden bald eine Wirkung ausüben, jener sehr ähnlich, von der ein griechischer Philosoph die Entstehung einer vollkommenen Regierung erwartet. S.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Freitag, — Nr. 95. — 5. April 1833.

Conversations-Lexikon der neuesten Zeit und Literatur.

Dritter Artikel. *)

Achtes bis zwölftes Heft.

In einer muntern Gesellschaft junger, meist literarisch-gebildeter oder zu bildender Männer und junger Damen (doch Damen sind immer jung!), welchen natürlich auch ästhetisches Colorit nicht fehlte, gebrach es eben an einem neuen unterhaltenden Spiele. Man proponirte, opponirte, keines war recht. Da meinte Einer, man solle das neueste „Conversations-Lexikon" aufschlagen, wo gewiß ein Artikel: neueste Gesellschaftsspiele oder Unterhaltungen, zu finden sein müsse. Denn erstlich brauche man Conversation, dann für die neueste, d. i. die eben hinzubringende Zeit, und Literatur wäre ja ohnehin ihre Sache. So haben wir wol sonst bei vornehmen genealogischen Untersuchungen nach dem Varrentrapp (so hieß kurzweg das neue genealogische Reichs- und Staatshandbuch, welches bis 1811 in Frankfurt a. M. bei Varrentrapp erschien) rufen hören, wenn ein Streit entstand, wie alt diese und jene Gräfin oder Fürstin sei, bei welchen Angaben aber mitunter ein nicht uneinträglicher Verjüngungsproceß vorgegangen sein soll. Nun war es allerdings mit dem fraglichen Artikel im neuesten „Conversations-Lexikon" nichts, aber es sollte doch als ein tüchtiges Vademecum auch hier seine Dienste thun, denn es erweckte bei einem jungen Literatus, der zwar durchs Examen gefallen, aber dann vermuthlich am Hofe des Mondes Hofrath geworden war, die Idee, ob man nicht jedes Heft dieses wohlbekannten Werkes als ein Zimmer eines ungeheuern Wachsfigurencabinets betrachten und so daraus einen Gegenstand der Unterhaltung machen könne. Scheine auch das Entrée von 6 Groschen für jeden Saal groß, so sei es doch eigentlich das wohlfeilste von der Welt, denn man könne ja dafür ganz darin bleiben oder vielmehr es ganz behalten. Die Vermummung ging vor sich, und so sah man denn eine Reihe Scenen, vor denen man freilich auf den Boden des Saales die Pagina des „Conversations-Lexikons" zum Nachschlagen hätte schreiben sollen. Da sah man zuerst den Dictator von Paraguay Francia, den Doctor der Theologie, wie er sich in den Stuhl des Cäsar setzt. Man wollte nämlich nach der Losreißung des Landes vom spanischen Joche 1811 eine Republik errichten und sich aus Rollin's Geschichte der alten Welt mit republikanischen Einrichtungen bekanntmachen. Man begeisterte sich für eine Regierung von zwei Consuln und setzte für Francia und Fulgenzio Yegros zwei Sessel mit den Namen Cäsar's und Pompejus' hin. Zur Alleinregierung und lebenslänglichen Dictatur gelangt, warf er die Maske der Mäßigung ab und ritt nie ohne einige Reiter aus, die Jeden niederhauen mußten, der sich auf seinem Wege sehen ließ. Einst ertheilte er den Befehl, Jeden, der an seine Fenster hinansehen würde, zu erschießen. Als Unterschrift zu seinem Portrait könnten die Worte dienen, die er einem Offizier sagte, welcher von ihm ein Heiligenbild verlangte, um es in der Festung aufzustellen: „Volk von Paraguay, wann wirst du aufhören, blind zu sein! Als ich noch Katholik war, dachte ich wie du, jetzt aber weiß ich, daß die besten Heiligen eine Reihe von Geschützen längs der Grenze sind." In der Lage, in welche Francia sich versetzt hat, bleibt ihm, heißt es S. 37, nichts übrig, als unter den Trümmern des unnatürlichen Gebäudes, das er errichtet hat, zu fallen.

Die zweite Gruppe, eine Barricadenvertheidigung, gehört den schönen Artikeln: Frankreich seit dem Jahre 1829 und Julusrevolution, an, bei denen wir blos zu bemerken haben, daß die Emigranten mit einer Million, wie S. 43 steht, schwerlich als Entschädigung zufrieden gewesen sein dürften, denn daß es so viel an Renten gewesen, wird nicht ausdrücklich bemerkt. Interessant ist die (S. 609) nachgetragene Berechnung, daß die Franzosen in den 4055 Barricaden 3,125,000 Steine, und jeden zu 50 Pfund gerechnet (?), in 24 Stunden eine Last von 156,250,000 Pfund bewegt haben. Die Revolution von 1830 in Paris kostete blos an Pflastersteinen und Laternen 270,000 Francs. Ueber das (S. 49) angeführte Programm des Stadthauses wird (S. 614) ausführlicher berichtet, aber noch wird es zweifelhaft gelassen, ob es wirklich existirt habe. Allein gewiß ist jedenfalls, daß man auf dem Stadthause schon angefangen hatte, die Republik zu proclamiren, deren Präsident Lafayette werden sollte. Solche Artikel und die damit verwandten über Französische Gesetzgebung und Französische Literatur der neuesten Zeit, Guizot und die Doctri-

*) Vgl. Nr. 181, 182 u. 317 d. Bl. f. 1832. D. Red.

nairs u. s. w. sind darum sehr schätzbar, weil sie mit zwei Eigenschaften gearbeitet sind, die selten vereinigt gefunden werden, mit Unparteilichkeit oder Objectivität, und sodann mit umsichtiger Kenntniß der neuern Literatur über ihre Gegenstände. Wie Viele vermögen sich aus dem Labyrinth von 1000 Schriften und 10,000 Zeitungsartikeln darüber zurecht zu finden! Und wie Vieles würde bald wieder vergessen sein in diesem Sturmschritte der Begebenheiten, wenn es nicht auch hier festgehalten würde. So die Empörung der Chiffoniers, die vom Kehrichtsammeln leben, gegen die Reinigungskarrenanstalt, die strasburger, lyoner u. a. Händel. Hoffentlich wird sich noch bei den letzten Heften des Werkes bei irgend einem bezüglichen Artikel die Gelegenheit ergeben, die Geschichte Frankreichs noch weiter fortzuführen. Vielleicht wissen wir bis dahin, wer bei der Herzogin von Berry Gevatter gestanden hat!

Unser europäischer Francia, der S. 79 genannte Fürst, der das Haus seines Unterthanen mit Kanonen beschießen ließ und in seinem Schlosse wie Ludwig XI. im Plessis les Tours haust, ist mit rühmlicher Freimüthigkeit gezeichnet. Es wäre in der That der Mühe werth, eine Portraitsammlung auch zu diesem „Conversations-Lexikon" zu unternehmen, nur nicht in der Art und Unbedeutendheit, wie wir neulich zu einem namensverwandten Werke die Bilder von Rotteck und Benjamin Constant gesehen haben, dann würden die in besondern Artikeln cum grano salis geschilderten Fürsten: Friedrich von Altenburg, Friedrich August von Sachsen (sein Bruder Johann später), die beiden Friedrich von Hohenzollern-Hechingen und von Sigmaringen, Friedrich Wilhelm der Mitregent von Hessen, Friedrich Wilhelm der Kronprinz von Preußen, dann Friedrich, Prinz der Niederlande, auch eine schöne Suite Bilder darbieten. Daß alle, auch die geschriebenen Portraits etwas schmeicheln, weiß dann der Beschauer schon voraus. Doch zu unsern Sälen mit Tableaux zurück!

Barocker kann der Zufall nicht zwei Personen nebeneinander stellen, als es die alphabetische Reihenfolge mit den Artikeln: Göthe und der bekannten Giftmörderin Gottfried aus Bremen, gethan hat. Aber Menschen so eminenter Individualität auch nur im Aeußern nachzuahmen, ist eine misliche Sache. Darum errieth auch Niemand an der Statue mit der Blume in der Hand und der Unterschrift: „Metamorphose der Pflanzen", daß dies Göthe sein sollte. In unserm Lexikon tritt dieser Stern erster Größe mit einem Sternchen auf, anzudeuten, daß er schon im frühern Werke besprochen worden sei. Jetzt wird der Todte, und was über den Todten von Lebenden gesagt worden, besprochen. Die Vergleichungen zwischen Schiller und Göthe, die einmal einen jungen genialen Dichter so entrüsteten, daß er aus der Stube der Freunde hinauslief, bald aber versöhnt wieder zum Fenster hereinstieg, hören doch nun für immer auf. Die Unvergleichlichen sind nicht zu vergleichen als etwa, wie es S. 190 geschieht: „Als Schiller starb, plötzlich abscheidend aus der blühendsten Periode seines Lebens und Strebens, ging eine Trauer, die fast an Leidenschaft grenzen mußte, zerreißend durch das Herz von ganz Deutschland dahin, denn Jedem war eine Hoffnung mit ihm gestorben. Aber Göthe hat seiner Zeit Alles gegeben, was er hatte und war, und so, nachdem er vollendet wie Wenige, gelebt, auf der Höhe des Menschlichen stehend, erfüllte sich nun auch an ihm menschliches Schicksal in naturgemäßer Lösung des Daseins." Und nun dicht daneben, mit den Leichen ihrer Männer und unschuldigen Kinder um sich, die verruchte Giftmischerin und vierzehnfache Mörderin aus Bremen, deren Lebensabriß man mit unausgesetztem Schauder liest. Allein wie ihr Körper wahrscheinlich dem Anatomen anheimgefallen, so mag ihre Seele dem geistigen Anatomen, dem Psychologen, Stoff genug zur Untersuchung geben.

Der Artikel: Göttingen im Jahr 1831 (mit welchem nothwendig der Artikel Hanover verbunden werden muß, welches Land das Land des Herkommens genannt wird), wollte sich in keinerlei Weise zu einer Gruppe fügen, wenn auch die calenbergische Cocarde sogleich aufzutreiben gewesen wäre. Ueber das Verhältniß der Behörden und der Professoren zu den Studirenden in Göttingen werden (S. 200) einige unangenehme Dinge gesagt. War es aber so, so ist es begreiflich, daß sich die Studenten mehr an die dii minorum gentium, die Privatdocenten, anschlossen. Ref. kannte aber Göttingen vor mehren Decennien auch und bedauert, daß das Verhältniß sich demnach so sehr geändert haben soll. Auch lag wol das Uebel weit tiefer und kam nur grade in Göttingen, wo leicht die beweglichste Bevölkerung neben manchem localen Misverhältniß war, am lebhaftesten zur Sprache.

Variatio delectat. Wir sehen einen völlig angekleideten Todten, der durch zwei in Form eines Andreaskreuzes befestigte Stäbe aufrecht auf einem Pferde sitzt und eben zum entfernten Pfarrer reitet, um dort in heiliger Erde begraben zu werden. Er gehört den Gauchos oder der in den Pampas der argentinischen Republik Amerikas zerstreuten Hirtenbevölkerung an. Dort erscheint noch die Viehzucht in ihrer primitiven Gestalt. Auf dem Pferde hören diese Menschen die Messe vor den geöffneten Thüren der Kapelle an, und auf dem Pferde zechen sie vor den Thüren der Wirthshäuser, wenn sie in Städte kommen. Häufig taufen sie ihre Kinder selbst oder schieben die heilige Handlung bis zur Verheirathung des Täuflings auf.

Doch kehren wir nach Europa zurück, und wenden wir uns sogleich zu dem Papste Gregor XVI. Wir wetten, wenige Zeitgenossen haben sich noch ein festes Urtheil über diesen Nachfolger Pius' VIII. gebildet. Aber man muß nothwendig den tüchtigen Artikel Italien 1831, 1832 (S. 529—547) dazu nehmen, um eine Folie für dies Portrait des jetzigen Papstes zu haben. Wenn auch Inquisition und Jesuiten nicht seine Heldenthaten sind, so zeigen sich doch Grundsätze, die dem Geiste der Nachtmahlsbulle nur zu sehr verwandt sind. Was dort sana dottrina heißt, ist also verständlich genug. Italien ist ein Vulkan, in dessen Innerm es noch immer brennt, und dessen Eruptionen wie 1821 und 1831 sich nicht einmal immer an zehnjährige Intervallen binden werden. Und

sind dies lucida intervalla? Es ist ein gräßliches Gemälde, wenn Paradies und Hölle so nahe an einander stehen und der Mensch die herrliche Natur so verpfuscht. Doch man lese selbst und bis zum Schluß, und nur diesen wollen wir mittheilen: „Aber endlich wird die Stunde schlagen, wo das morsche Gebäude zum Wohle der Menschheit zusammenstürzen muß, und der jetzt noch nicht Enttäuschte staunen wird, daß es sich in seiner Nichtigkeit so lange zu halten vermocht hat. Die Religion, von Denen, welche ihre Priester und Vertheidiger sein sollten, zu ihren eignen, niedrigen Zwecken schändlich gemisbraucht, wird diesen Trümmern und dieser Vernichtung des Falschen und Irdischen ein neugeborener Phönix entsteigen, und der Ruhm und die Freiheit des Landes, das Europa so manches große und edle Beispiel gegeben, wird dann nicht mehr ein bloßer schöner Traum sein." Fiat! — Der folgende Artikel: Italienische Literatur der neuesten Zeit, erinnert daran, daß die Deutschen einmal die Großhändler der Gelehrsamkeit genannt wurden; so gedrängt und in einen tüchtigen Ballen zusammengeschnürt ist diese Uebersicht. Aber wie im politischen Leben so sind auch in der Literatur schroffe Gegensätze. Wenn zur Belebung des philosophischen Studiums des Deutschen A. Matthiä „Manuale di filosofia" (Lugano, 1829) erschien, so blieben auch des wunderthätigen Prinzen von Hohenlohe „Meditazioni ed istruzioni divotissime" (Mailand, 1830) nicht aus. Uebrigens scheint der Verf. des Aufsatzes zu glauben, daß die in einzelnen Theilen sehr geförderte Ausbildung der Masse noch sehr fremd bleibe.

(Der Beschluß folgt.)

Gedichte Walthers von der Vogelweide, übersetzt von Karl Simrock und erläutert von K. Simrock und Wilhelm Wackernagel. Zwei Theile, mit einem Titelkupfer. Berlin, Vereinsbuchhandlung. 1833. 8. 2 Thlr.

Seitdem man die Kenntniß der mittelhochdeutschen Poesie in Deutschland wiedererweckt hat, ist noch immer wenig geschehen, um das Verständniß der Dichter jener Zeit auch dem größern Publicum zugänglich zu machen. Zum Theil hielten sich die Uebersetzer nicht an die ursprüngliche Form, oder sie gaben nur Einzelnes als Bruchstück, wodurch weder ein vollständiges Bild von der Art der Darstellung noch von dem Geiste der Poesie und den Seiten des Lebens, welche sie behandelt, noch auch von dem besondern Charakter der Einzelnen konnte gefaßt werden. Ebenfalls fehlte bis jetzt eine zu demselben Zwecke gegebene allgemeine Uebersicht der Form und überhaupt eine solche Erläuterung, welche dem Laien das Verständniß zugänglich machte und zugleich als Einleitung zum eignen Studium der mittelhochdeutschen Dichter hätte dienen können. Wegen Erfüllung beider Erfoderniße ist vorliegende Uebersetzung empfehlenswerth, deren Verf. sich schon früher dadurch bekanntmachte, daß er einzelne Zweige der epischen mittelhochdeutschen Poesie in der Art wiedergab, wie es die bessern Uebersetzer romanischer Poesien mit Erfolg versuchten, indem er nämlich an die ursprüngliche Form und den Gedanken sich streng hielt, aber diesen nicht so wörtlich wiedergab, daß der Bau der Sprache in irgend einer Hinsicht hätte gezwungen erscheinen können. Indem der Uebersetzer durch vorliegendes Werk auch die deutsche Lyrik des Mittelalters dem größern Publicum zugänglich machte, hat er in Walther von der Vogelweide die richtige Wahl getroffen, weil mit diesem Dichter etwas Ganzes gegeben ist, welches alle Seiten des damaligen Lebens so umfaßt, wie es bei keinem andern in jener Zeit der Fall ist, und weil unter allen Lyrikern der Periode sowol wegen Kunst als auch wegen der Gesinnung Walthern der erste Preis gebürt. — Der Charakter seiner Poesie wird sowol durch seine Zeit als durch den Stand, dem er angehörte, bestimmt. Bekanntlich entwickelt sich und zwar besonders in lyrischer Poesie, sobald sich ein Theil der Gesellschaft durch äußerliche Verhältnisse und die damit zusammenhängende Bildung vor einem andern emporgehoben hat, eine Gattung, welche dem einfachen und schlichten Volksgesange die Künstlichkeit entgegensetzt und sich dadurch sowol in größerer Vollendung der Form und der Sprache als auch in Präcision der Gedanken, tieferer Lebensansicht und reicherm Stoffe von ersterm unterscheidet. Walther mußte natürlich diesem Kreise angehören, da er den größern Theil seines Lebens unter dem Adel an denjenigen Höfen Deutschlands zubrachte, welche die feine und ritterliche Sitte durchdrungen hatte, im Gegensatze des untern Theiles der Nation, welcher, in Rohheit versunken, dem Dichter nur eine gerechte Verachtung einflößen konnte, die er in einigen Liedern auch unumwunden ausspricht. Zugleich mit der Blüte des ritterlichen Lebens fiel auch seine schönere Zeit in die Periode, worin der Glanz und die Macht der deutschen Krone vor allen andern hervorragte, wo sie aber mit den Guelfen in Deutschland und Italien in einem heftigen Kampfe begriffen war. Auch diese Seite seiner Zeit faßte Walther mit tiefem Gefühle auf und verdient daher um so mehr unsere Aufmerksamkeit, da er der Einzige unter den mittelhochdeutschen Dichtern ist, welcher an jenem Parteikampfe einen so unmittelbaren Antheil nahm. — Im Uebrigen berührt seine Poesie auf gleiche Weise alle Seiten des Lebens: das Verhältniß zu den Frauen, die Höfe, die Religion und die Richtung der Zeit nach Palästina, umfaßt also gesellige, politische und religiöse Verhältnisse. Der Uebersetzer hat daher eine passende Eintheilung in Frauen-, Gottes- und Herrendienst getroffen, obgleich sich keine Gattung von der andern durchaus streng scheiden läßt; denn sowie auch jene Verhältnisse des Lebens sich unter einander wechselseitig berühren, so gehen sie auch in der Poesie in einander über. Der Dichter feiert z. B. den Ruhm der Nation in dem der deutschen Frauen; da das Verhältniß zu denselben ferner am Hofleben seinen Platz findet, fehlt der Frauendienst auch nicht im dritten Theile und wird sogar im zweiten Theile behandelt, da himmlische und irdische Minne verwandt sind u. s. w. Die erste Abtheilung, welche sich in dem Verhältnisse bewegt, welches zur Verschönerung des damaligen Lebens diente, hat zum Gegenstande den allgemeinen Preis der Frauen, den besondern der Herrin, Liebesbewerbung und Genuß (letztern in einem Tageliede) und Betrachtung über die Minne. Der Charakter des Ganzen ist einfach edler, oft naiver Ausdruck des Gefühles; doch wird einige Einförmigkeit dadurch hervorgebracht, daß der Dichter, der Sitte gemäß, die Bewerbung zu seinem Hauptgeschäfte machen mußte. Das jugendliche und reifere Alter des Dichters läßt sich hier leicht erkennen, ersteres durch den unmittelbaren Ausdruck des Gefühls, letzteres dadurch, daß eine Reihe von Gedichten einen elegischen Charakter darbietet, da die Contemplation in ihnen vorherrscht. In diese letztere Periode Walthers scheint hauptsächlich der zweite Theil, der Gottesdienst, zu gehören. Hier gewährt es Interesse, den Dichter und die Art seiner Auffassung mit den Spaniern zusammenzustellen. Bei letztern ist die heilige Poesie unmittelbarer Erguß des Gefühls, glühend in Andacht, reich an Bildern, kühn und großartig in der Sprache; bei Walther herrscht moralisch religiöse Reflexion vor, auch erkennt man dadurch in ihm den ruhigern Charakter des Deutschen, daß ihm die Wirklichkeit der Kirche und des geistlichen Standes im traurigen Widerspruche mit dem Rechte steht, ebenfalls im Gegensatze zu den Spaniern, welche, die Heiligkeit der Mysterien verehrend, über

die unreinen Hände, denen sie anvertraut sind, stets hinwegsehen. Die zweite, ebenerwähnte Periode Walthers erkennt man noch an einem andern Umstande, welcher mit den Verhältnissen jenes Zeitalters zusammenhängt. Des Dichters Jugend fällt in die Zeit einer höhern Blüte des ritterlichen Lebens und des deutschen Reichs; beides verfiel zugleich, und obgleich der Dichter das Interregnum nicht mehr erlebte, so erblickte er doch diejenige Auflösung der Sitten des Adels, welche jenem vorherging. Indem er also den Anfang des Verfalles im geselligen Leben, in Staat und Kirche schaute, zeigt seine trübere Ansicht einen tiefern Grund als die gewöhnliche alltägliche Klage über den Verfall der Sitten. — Was den dritten Theil betrifft, so zeigt dieser drei Seiten: das Hofleben und des Dichters Verhältnisse zu demselben, das deutsche Reich mit seinen Parteiungen, und endlich diejenige Richtung, welche auch bei den Provenzalen einen Haupttheil der politischen Gedichte ausmacht, das Streben nach der Eroberung des heiligen Landes. Was das Ganze betrifft, so erscheint auch hier der Vorzug Walthers vor den letztgenannten und den spätern Deutschen. Während bei diesen das persönliche Verhältniß vorherrscht, indem Feindschaft oder Neigung gegen Einzelne ausgesprochen, oder Freigebigkeit und Kargheit gelobt und beschimpft wird; während ferner bei den Provenzalen nur eine allgemeine Seite, die Kirche, das Gefühl anregt: tritt bei Walthern das persönliche Verhältniß vollkommen in den Hintergrund, und die Ideen der Kirche sowie des Staates nehmen auf gleiche Weise sein Gemüth in Anspruch. Während er so in den Kampf der Guelfen und Ghibellinen hineingezogen wurde, war seine Gesinnung echt deutsch, im Gegensatze der Welschen und der Fürsten, welche, auf den Papst sich stützend, ihre eigne Gewalt durch Untergrabung der kaiserlichen Macht zu vergrößern strebten. Sein Patriotismus bewirkt deshalb eine reinmonarchische Gesinnung, welche er in einem Gedichte deutlich ausspricht. In dem Sinne gilt ihm die Persönlichkeit nichts; das Princip ist ihm die Ursache seiner Anhänglichkeit an den einen oder andern Kaiser, je nachdem derselbe den Glanz und die Würde seiner Krone mehr oder weniger wahrnimmt. So ist er zuerst Anhänger Philipps und fodert die Fürsten auf, ihn zu wählen; dann schließt er sich dem Otto an, als dieser gewählt und mit dem Papste zerfallen ist. Später aber findet er sich in Otto getäuscht und wirft ihm seine Schwäche und Kargheit vor. Daher, als Friedrich II. nach Deutschland gekommen war, wandte er sich diesem entschieden zu, da der Glanz seines Hauses und seine Persönlichkeit dem Sinne der Partei Walthers vollkommen entsprach. Mit Unrecht würde dem Dichter hier Inconsequenz vorgeworfen werden; denn da er das Princip im Auge hat, sieht er von den Personen weg. Friedrich II., welcher bekanntlich die höhere italienische Bildung durchaus in sich aufgenommen und in Italien die Dichtkunst liebte und beschützte, sogar selbst ausübte, erkannte auch den Werth Walthers; wie wir aus einzelnen Liedern unsers Dichters sehen, schenkte er ihm ein Lehen und gab ihm dadurch eine unabhängige Stellung. Wie sehr indessen Walther aus dem Gefühle seiner Partei sprach, sieht man aus dem Umstande, daß ein gleichzeitiger friaulischer Dichter, Tommasino, ein politisches Lied Walthers anführt und zugleich den Eindruck erwähnt, welchen dasselbe sogar in Italien hervorgebracht habe. In Hinsicht des persönlichen Charakters bemerkten wir oben, daß sich derselbe in dem dritten Theile zum Vortheile Walthers darstellt im Gegensatze mit den übrigen Deutschen und den Provenzalen seiner Zeit. Er macht nämlich Freigebigkeit und Kargheit nie zum alleinigen Maßstabe seines Lobes; in ersterer räth er Maß und Klugheit, und bittet er um ein Geschenk, so vergibt er nie seiner Würde. Was endlich die Form anbetrifft, so zeigt sich bei Walther eine Mannichfaltigkeit im Versbau, wie man sie zwar in jener Zeit bei Deutschen und Provenzalen allgemein findet, wogegen aber die Armuth der neuern Lyrik abstechend in die Augen fällt. Durch Abwechselung der längern und kürzern Zeilen, durch Stellung und öftere oder seltnere Wiederholung der Reime, durch Einschiebung nicht gereimter Verse wird ein solcher Reichthum hervorgebracht, daß schon aus diesem Grunde der Dichter, welcher sich auch hierin vor seinen Zeitgenossen auszeichnet, Aufmerksamkeit verdienen würde. Wir können im Einzelnen bei den Formen nicht verweilen; doch besonders auffallend ist ein Versmaß, welches der spanischen Decime sehr ähnlich ist, indem nämlich zwei Quartette von vierfüßigen Trochäen durch zwei gereimte Zeilen mit fremdem Reim mit einander verbunden sind. Als allgemeines Gesetz hat der Uebersetzer nach Jak. Grimm das der Dreitheiligkeit dargethan, wo nämlich zwei gleichartige Theile durch einen dritten ungleichartigen verknüpft oder beschlossen werden; welches ebenfalls in allen größern zusammengesetzten Versmaßen antiker und moderner Lyrik dort scharfsinnig nachgewiesen ist. Die Anmerkungen zum dritten politischen Theile haben Wilh. Wackernagel zum Verfasser, der sich auch um altdeutscher Literaturgeschichte und Sprache verdient gemacht hat. 100.

Notice sur le comte Jean Capodistrias, président de la Grèce, suivie d'un extrait de sa correspondance, par *Stamati Bulgari*, chef de bataillon au corps royal d'état major. Zweite Ausgabe. Paris 1832.

Daß diese Schrift eine Lobrede auf den so kläglich umgekommenen Präsidenten sei, erkennt man sogleich auf der ersten Seite. Der Verf. stand als Ingenieur mit Kapodistrias in amtlichen Verhältnissen und wechselte Briefe mit ihm, die er auch am Ende seiner Schrift hat abdrucken lassen. In jenen Verhältnissen stellt sich ihm der Präsident als ein wohlwollender Mann dar, welcher nur das Gute wollte und dem die Wohlfahrt Griechenlands sehr am Herzen lag. Der Verf. erzählt, wie er den Grafen, welcher, seiner Versicherung nach, auf alle Annehmlichkeiten seiner Lage in Rußland verzichtete, um seinen Landsleuten, den Griechen, nützlich zu sein, von Ancona aus nach Griechenland begleitete, wie dort Alles im Elende schmachtete und in Verwirrung lag, wie die Verzweifelung und die Unordnung bald nach dem Erscheinen des Präsidenten aufhörte, wie gute Gesetze das Land beruhigten, den Ackerbau und den Gewerbfleiß wieder in Flor brachten, wie auf den Trümmern der Städte und Dörfer neue Städte und Dörfer entstanden, wie das Land von Demogeronten, die das Volk erwählt hatte, regiert wurde, u. s. w. Wenig fehlt, so ist das Gemälde dasjenige des goldnen Zeitalters.

Stamati Bulgari kann sich nicht verhehlen, daß gewichtige Stimmen, als diejenige des achtungswerthen Korais, des Admirals Miaulis u. A. sich gegen das Regierungssystem des Präsidenten ausgesprochen haben, und daß man es ihm besonders zum Vorwurf gemacht hat, daß er nicht verfassungsmäßig regierte. Gegen diese Einwürfe hat der Verf. die Antwort bereit, die man in ähnlichen Fällen stets gebraucht. Nämlich, ein aus der Sklaverei eben entronnenes, von Factionen zerrissenes unaufgeklärtes Volk könne noch keine freie Verfassung haben; die Preßfreiheit sei ihm gefährlich ꝛc. Er versichert, Kapodistrias habe keineswegs uneingeschränkt regieren, sondern nur Zeit gewinnen wollen, um den Charakter und die Sitten des Volks gehörig kennen zu lernen. Dieser Einwurf ließe sich allenfalls hören, wenn der Präsident bei seiner Ankunft keine Verfassung vorgefunden hätte. Der Verf. sucht ferner den Präsidenten gegen andere Vorwürfe zu vertheidigen, z. B. daß er nur im Interesse Rußlands gehandelt, sich mit unterwürfigen Menschen umgeben habe u. s. w. Stamati Bulgari zählt eine Menge Wohlthaten auf, womit er Griechenland soll überhäuft haben. Jedenfalls verdient der Verf. als Augenzeuge Beachtung, wiewol er seiner Lage halber nicht unparteiisch sein kann. 74.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonnabend, — Nr. 96. — 6. April 1833.

Conversations-Lexikon der neuesten Zeit und Literatur.

Dritter Artikel.

Achtes bis zwölftes Heft.

(Beschluß aus Nr. 95.)

Wenngleich der rüstige bamberger Bibliothekar Jäck den alphabetischen Platz vor dem nordamerikanischen Präsidenten Jackson angewiesen bekommen hat, so wird doch, und dies wird Ersterer wol nicht übelnehmen, grade jetzt mancher Leser der Zeitungen bei der großen Lebensfrage über das politische Schisma in den Vereinigten Staaten sich um so mehr an den Artikel: Jackson, halten müssen, als der Artikel: Vereinigte Staaten, noch nicht an der Reihe ist. Man sieht aber schon hier, was Schulden für eine schöne Sache, für ein dauerhaftes Band um ein Land herum sind. Kaum sind die Schulden der Vereinigten Staaten glücklich abgestoßen, so wollen sie auch schon auseinander wie die Administration eines sinking fond, die nach getilgter Schuld nichts mehr zu thun hat. Die europäischen Völker müssen ihren Fürsten besser gehorchen, denn diese haben sie schon durch ihre Staatspapiere halb in der Tasche.

Schnell eilen wir an der folgenden Scene, der Ermordung des russischen Gesandten, des edeln Dichters, Staatsraths von Gribojedow, zu Teheran am 12. Febr. 1829 vorüber (über die Ursachen werden theils russische, theils englische Nachrichten mitgetheilt; wer aber eigentlich hinter der Decke spielte, ist nicht verrathen), um zu den Griechen überzugehen. Ihnen und ihrem Lande ist ein wahrer Riesenartikel, der trotz des engen Druckes fast 60 Seiten einnimmt, also, nach Art von Göthe's „Divan" gedruckt, einen ansehnlichen Octavband bilden würde, gewidmet. Wie die münchner Glyptothek (und da bemerken wir erst, daß diese auch wol seit ihrer Vollendung einen eignen Artikel haben sollte) einen eignen Saal für die verschiedenen Mythencyklen oder Kunstkreise hat, so hätte auch unser historischer Salon noch viel mehr Scenen aus der Griechenwelt als den brandenderbesteigenden Konstantin Kanaris, oder den vor der Kirche ermordeten Kapodistrias, oder den in den Besitzungen des Königs von Baiern auf der Insel Milos Nachgrabungen anstellenden Heidegger u. s. w. auswählen können. Es wird dieser von einer kundigen Hand gearbeitete Artikel grade jetzt von sehr großem Interesse sein, wo man dem Erfolge der bairischen Expedition nach Griechenland mit Sehnsucht entgegensieht. Man muß damit den Artikel: Kanaris, und den im zwölften Hefte noch unvollendet gelassenen Artikel: Kapodistrias (Familie), und einige andere verbinden. Der erstere Artikel führt sehr planmäßig die neueste Geschichte Griechenlands bis zur Ermordung des Präsidenten, welche der zweite Artikel (Kapodistrias) nach ihren nähern Umständen schildert, worauf er die durch den Tod jenes Mannes herbeigeführten Veränderungen angibt. Dagegen sollen die neuesten Ereignisse, welche die Gründung des griechischen Throns einleiteten und begleiteten, unter dem Artikel: Otto, König von Griechenland, zusammengefaßt werden. Es ist nicht möglich, in das Einzelne einzugehen; aber dies Resultat wird man leicht daraus ziehen können, daß eine völlige Beruhigung, eine Herstellung von Gesetzlichkeit und Staatsordnung bei diesen Parteiungen, bei zum Theil unbändigen Leidenschaften Einzelner, bei diesem Mangel an Subordination und Finanzen nicht das Werk des Augenblicks sein könne. Die Erscheinung des neuen Staatsoberhauptes mit einer Regentschaft und einem Truppencorps kann leicht erst noch neue Leidenschaften aufregen, und leicht möglich, daß nur erst das divide der Parteien das imperabis herbeiführt. Daß zum Staate, dieser Vernunftform der menschlichen Gesellschaft, ein Aufopfern eines Theiles der Willensfreiheit gehöre, um einen Gesammtwillen zu construiren, scheinen viele Griechen noch gar nicht begriffen zu haben. Die auch hier gerügten Fehler Kapodistrias' können aber auch sehr lehrreich werden. Ueber den ältesten Bruder des ehemaligen Präsidenten, Viaro K. (Augustin, der jüngere Bruder, ist bekannter) erfährt man hier erst etwas, aber keineswegs Rühmliches. Der Artikel über Guilford, dritten Sohn des Lord North, gibt Bericht über den Zustand der Universität Korfu, deren Stifter, Kanzler und Wohlthäter er war. Dies führt uns auf den Artikel Gymnasialwesen, der mit der alten Wiege der Wissenschaft, mit Griechenland, schließt. Das Lob, welches Cousin dem Zustand des öffentlichen Unterrichts in einigen Ländern Deutschlands in seinem bekannten Berichte ertheilt, möge doch ja den Deutschen nicht stolz machen; wir sind leider noch über Hauptsachen im Unklaren oder im unentschiedenen Streite, und das Experimentiren mit mancher

Schuljugend gleicht oft dem Zahnausreißen auf Probe oder zur Uebung. Man kann den Artikel Handelsschulen gleich dazu lesen.

Doch wir sind mit unsern Tableaux noch nicht fertig. Da steigt eine singende Procession von Männern und Frauen, Jünglingen und Mädchen, mit schwarz, roth und goldenen Bändern geschmückt, gleiche Fahnen tragend, zu einer Burgruine empor. Hier spricht Einer begeistert von einer Bühne, dort von einem Tische; hier singt ein Zirkel: „Was ist des Deutschen Vaterland", dort ein Franzose: „Allons enfans"; dort schimpft Einer auf Frankreich, und hier preist ein Pole den ersten Act der deutschen Mündigkeit. Wer den Namen zum Bilde sucht, schlage den Artikel: Hambacher Fest, auf. Auf das sogenannte Nationalfest der Deutschen folgte bekanntlich bald der Bundesdonnerkeil. Die Artikel: Siebenpfeiffer und Wirth, werden davon zu reden haben. Weiterhin sehen wir einen wohlgebildeten Knaben gar treuherzigen Angesichts in einem engen dunkeln Loche knien und sich mit einem hölzernen Pferdchen kindisch unterhalten, Wasser und Brot neben ihm. Wir rathen auf Kaspar Hauser und haben's errathen. Das psychologische und rein menschliche Interesse an dem Knaben hat sich bei Denen, die ihm näher standen, etwas verloren. Es wird ihm Gleichgültigkeit gegen frühere Wohlthäter vorgeworfen, und auf Entdeckung seiner Geschichte wird wahrscheinlich ganz zu verzichten sein. Nur Eins werden wir niemals glauben, daß der Knabe ein wissentlicher Betrüger war. Bei einer solchen Verstellungskunst würde er schon ganz andere Zwecke haben erreichen wollen.

Traurig sieht auf andere Weise ein anderes Bild, von S. 398 entlehnt, aus. Ein Detachement Soldaten feuert auf einen Haufen Bauern, von denen schon eine Anzahl getödtet daliegen, andere schwer verwundet sind. Darunter steht: Harra, 2. October 1826. Es wird auch im Buch der Geschichte stehen bleiben. Gut ist übrigens, daß die verwickelte Territorial- und Liniengeschichte des Hauses Reuß und die eigenthümliche Art sich zu zählen (bei der ältern Linie von 1—100 und bei der jüngern Linie in jedem Jahrhundert mit 1 anfangend) hier auseinandergesetzt worden ist. Eine ähnliche Schlachtscene bietet der 1. October 1830 in dem hessischen Dorfe Södel dar (S. 437). Die ständischen Verhandlungen sind auch hier wie bei Hanover, Baden und andern Ländern weitläufiger besprochen. Sie gewähren sämmtlich darum ein größeres Interesse, weil sie wahrscheinlich die letzten Kämpfe der Völker um ihre ehrwürdigen und zugesicherten Rechte gewesen sind. Nach der Beschränkung der Preßfreiheit und der Bewältigung der öffentlichen Meinung wird es ein Trost sein, lesen zu können, daß es bis 1832 Männer gab, welche für das Volk redlich und muthig gesprochen haben. Darum sind auch Artikel, wie: E. E. Hoffmann, Jordan u. A., jetzt von doppelter Wichtigkeit. Werden aber solche Interessen für immer zur Ruhe protokollirt sein können? Das Kurfürstenthum Hessen ist auf Kurhessen verwiesen. Bis dieser Artikel gedruckt ist, wird sich wol, wohin es dort hinauswill oder hinaussoll, reiner ausgesprochen haben. Wem es unheimlich in solcher Gegenwart werden sollte, flüchte sich in einige der nächsten Artikel und gehe von der Hieroglyphe unserer Zeit zu den ägyptischen Hieroglyphen zurück, über welche ein lichtvoller Aufsatz (S. 445 fg.) zu finden ist, welcher nachweist, auf welchen Wegen man diese drittehalbtausendjährigen Räthsel zu lösen gesucht hat, und wie weit dies bis jetzt gelungen ist, oder er wandere in das Reich jener Zwitter aus Phantasie und Geschichte, welche man Historische Romane nennt. Ist nach der Definition eines Franzosen die Geschichte ein Roman, den man glaubt, und der Roman eine Geschichte, die man nicht glaubt, so wird, nach des Ref. Dafürhalten, der historische Roman etwas „glaublich Unglaubliches" (aber ja nicht umgekehrt) sein. Hält man es aber mehr mit wirklicher Geschichte, so wird man den Aufsatz: Historische Vereine, mit Interesse lesen. Des Verf. Dinte muß gewaltig viel Galläpfel enthalten, denn es werden nach verschiedenen Seiten hin Wahrheiten ausgetheilt, welche nicht Allen munden werden, die doch ihre Vereinsbeiträge richtig abführen oder sonst etwas in diesem Felde geleistet zu haben meinen. Die Vereine sind nach den verschiedenen deutschen Ländern durchgegangen; bei dem dresdner kommt eine völlige Steuerverweigerung und eine fast totale Lähmung seit 1831 vor. Was die acht bairischen Kreisvereine gewirkt haben oder wirken wollen, macht den Schluß.

Es gab sonst kein Wachsfigurencabinet, wo nicht „der alte Fritz" zu sehen gewesen wäre. Auch uns durfte er nicht fehlen (s. den Art. Hjortsberg); er gilt Manchem für eine Hieroglyphe der sogenannten alten guten Zeit, und wenn wir einmal wegen der Censur, welche in Hieroglyphen zu malen noch nicht verboten hat, oder aus andern Gründen diese Schreibkunst wiederaufnehmen sollten, so würden die kleinen Standbilderchen Friedrichs des Großen und Napoleon's nicht fehlen dürfen. Uebrigens erinnert sich Ref. bei der Kunst, den alten Preußenkönig in Blick und Stellung nachzuahmen, gern seines nun auch längst entschlafenen Freundes Christ, des königl. sächs. Hofschauspielers.

Unser nächstes Bild stellt einen englischen General vor, welchen ein junger Franzose auf der Straße beleidigt. Man hatte eine Reitgerte dazu genommen. Wäre der Beleidigende ein Fiacre, so würde man auf eine in Wien mit Stuart vorgefallene Scene rathen können, so aber ist es der junge Graf Las Cases, und nun ist sein Gegner, der die Aufforderung zum Zweikampf nicht annimmt (S. 500, der Herostrat mag sich selbst nennen), leicht errathen. Ein recht undankbares Bild war ein Zug verschleierter Damen, einen gewaltigen Türken voran. Es ist das Harem des Exdeis von Algier, Hussein, der sich eben nach Livorno einzuschiffen im Begriffe steht. Die nächste Figur, ein junger declamirender Mann, hat wahrscheinlich die Aufgabe bekommen, über diese unfreiwillige Expatriation zu improvisiren. Da werden wir den Artikel Improvisatoren nachschlagen müssen und erinnern uns, daß Herr Langenschwarz grade so ausgesehen

hat. Wäre eine gewisse berliner Eckensteheranekdote schon bekannt gewesen, so würde wahrscheinlich auch der gelehrte Artikel: Intervention, seine Travestirung gefunden haben. So werden unsere Leser gut thun, ihn selbst nachzulesen. Wer aber der dürre, hungrige Mann sein mag, der neun Töpfchen Milch vor sich stehen hat und mit finsterer Miene das zehnte von einem wohlgenährten Geistlichen sich wegnehmen sieht? Armer Irländer, auf welchen Schiller's Kapuziner Dürrländer reimen würde! Man hat ein Buch: „Ein Jesuit für jeden Tag". Unser Cabinet ist bescheidener, es hat nur einen hingestellt, der mit der einen Hand segnet, in der andern hinter dem Rücken kleine, in Gestalt von Pülverchen zusammengelegte Papiere hat. Da die Leute sich nicht immer erkennen lassen, so hat eine böse Hand Le Tellier's Worte dazu geschrieben: „Die Jesuiten sind ehrliche Leute, aber es hat keine Schurkerei gegeben, wo sie nicht dabei gewesen wären." — Doch wir schließen heute unsere Galerie; wir haben natürlich nur das Wenigste besprechen können. Mögen die Verfasser so vieler anderer trefflicher Artikel, z. B. Friedensgerichte, Gewerbs-, Garten-, Blumenvereine, Gefängnißwesen, Gebirgserhebung, Geognosie oder Humboldt, Grey, Huskisson, Frege u. s. w. nicht auf uns zürnen! Wir wollten im Humor und in der Ausführlichkeit die rechte Mitte, die hier unter Juste milieu auch repräsentirt ist, halten; mögen wir nur nicht über die gerathen sein, von der Lafayette am 20. Februar 1831 sagte: „Wenn der Eine sagt, 2 Mal 4 ist 8, ein überspannter Kopf aber behauptete, 2 Mal 4 sei 10, wird man denn glauben, in der Mitte das Rechte zu treffen, indem man annehme, es sei 9?" 118.

Die Tanzwuth, eine Volkskrankheit im Mittelalter, nach den Quellen für Aerzte und gebildete Nichtärzte bearbeitet von Dr. J. F. C. Hecker. Berlin, Enslin. 1832. Gr. 8. 12 Gr.

Der gelehrte Verf. hat schon mehrfach seinen Beruf zu historisch-medicinischen Arbeiten auf eine glänzende Weise bekundet und höchst interessante Erscheinungen, die unter dem Staub und Schutt der Jahrhunderte verborgen lagen, mit forschender Hand wieder ans Tageslicht gezogen. Wir erinnern zunächst nur an seine unlängst erschienene Broschüre: „Der schwarze Tod", worin er die physischen und moralischen Verheerungen, welche dieses entsetzliche Uebel im Mittelalter anrichtete, mit ebenso kühnen Farben als tiefer Forschung dargestellt hat. In dem vorliegenden Werkchen wählt er sich eine ähnliche Aufgabe. Dasselbe behandelt nämlich nicht, wie eine oberflächliche Ansicht des Titels vermuthen lassen könnte, die schädlichen Folgen des zu weit getriebenen Tanzens, welche allerdings auch oftmals einer medicinischen Beleuchtung werth gefunden worden sind, sondern es beschäftigt sich mit jenen unheimlichen Krankheiten, die uns unter dem Namen: St.-Johannistanz, St.-Veitstanz, Tarantismus u. s. w., bekannt sind, oder besser durch des Verf. Arbeit bekannt werden. Mit großer Evidenz und zugleich mit einem tiefen Blick in die Natur der menschlichen Seele zeigt der Verf., daß religiöse Ueberspannung ungleich mehr als irgend eine körperliche Veranlassung diese Uebel erzeugte, wenigstens sie in einem solchen Grade verstärkte und verbreitete, oder doch den Körper empfänglich dazu machte, daß durchaus nur eine geistige Auffassung einigermaßen zur Erklärung dieser grauenhaften Geheimnisse führen kann. Der Verf. drückt sich selbst folgendermaßen über die Krankheit aus, und wir führen seine Worte um so lieber an, als sie zugleich den Beweis liefern, wie er neben den Verdiensten der Wissenschaft und Einsicht auch das eines ausgezeichneten, in bedeutsamer Plastik sich herausbildenden Styls besitzt. Er beginnt: „Noch waren die Nachwehen des schwarzen Todes nicht verwunden und die Gräber so vieler Millionen kaum eingesunken, als in Deutschland ein seltsamer Wahn die Gemüther ergriff und, der göttlichen Natur des Menschen hohnsprechend, Leib und Seele in den Zauberkreis höllischen Aberglaubens fortriß. Es war eine Verzückung, welche den Körper wunderbar durchraste und länger als zweihundert Jahre das Staunen der Zeitgenossen erregte, seitdem aber nicht wiedergesehen worden ist. Man nannte sie den Tanz des heil. Johannes oder des heil. Veit, bacchantischer Sprünge wegen, mit denen die Kranken im wilden Reigen schreiend und wuthschäumend den Anblick von Besessenen darboten. Sie blieb nicht auf einzelne Orte beschränkt, sondern verbreitete sich, vorbereitet durch die herrschende Sinnesart über ganz Deutschland und die nordwestlich angrenzenden Länder durch den Anblick der Leidenden wie eine dämonische Volkskrankheit." So weit unser Verfasser. Er zeigt hierauf und entwickelt dabei einen erstaunenswürdigen gelehrten Fleiß, wie die Krankheit sich im J. 1374 zuerst in Aachen zeigt, dahin aber doch schon durch rasende Auswanderer beiderlei Geschlechts aus dem tiefern Deutschland gekommen sein muß. Diese, durch gemeinsamen Wahn vereint, zeigten dem Volk in Kirchen und auf Straßen das entsetzliche Schauspiel ihrer Tänze. Hand in Hand schlossen sie Kreise, und ihrer Sinne anscheinend nicht mächtig, tanzten sie stundenlang in wilder Raserei ohne Scheu vor den Umstehenden, bis sie erschöpft niederfielen. Dann ächzten und klagten sie auf erbarmungswürdige Weise, bis man ihnen den Unterleib zusammenschnürte, worauf sie sich wieder erholten und frei blieben, bis das Uebel von Neuem eintrat. Dieses Zusammenschnüren, welches auch oft durch Fußtritte ersetzt wurde, geschah wegen der Trommelsucht, die sich nach dem krampfhaften Toben einzustellen pflegte. Der Verf. schildert nun die wechselnden Symptome des Uebels, von seiner ersten Erscheinung an bis zu seinen Nachwehen. Von Aachen verpflanzte sich das Unheil weiter nach Lüttich, Utrecht, Tongern und andern niederländischen Städten. Die Tänzer, wie von einer Furie getrieben, zogen von Ort zu Ort, und wo sie sich zeigten, lief das Volk scharenweise zusammen und weidete sich mit begierigen Blicken an dem Schauspiel, bis, gleichsam wie durch Zauberbande in den Wirbel hineingerissen, zuerst Einzelne an den Tänzen Theil nahmen, dann größere Scharen in dies dämonische Treiben verwickelt wurden.

Ganz ähnlich wie dieses unter dem Namen Johannistanz durch die Chronikanten bezeichnete Uebel gestaltete sich der St.-Veitstanz, den unser Verf. zuerst in Strasburg um das Jahr 1418 setzt; kein Zweifel, daß die Krankheit schon früher existirt habe, allein von da an finden sich erst bestimmte historische Erwähnungen. Beide Krankheiten sind im Wesentlichen wol dieselben; über ihre verschiedenen Namen stellt der Verf. die einleuchtendsten Ursachen dar. Einzelne Spuren älterer Tanzplagen, die jedoch nicht so allgemein wurden, weist der Verf. nach; doch gesteht er selbst, daß historischer Zusammenhang sich in diese Bruchstücke aus dem Reiche der Mystik und des Aberglaubens nicht bringen lasse. Als Vermuthung stellt er indessen auf, daß, was den Johannistanz anlangt, die wilde Feier des Johannistages im J. 1374 hauptsächlich die Veranlassung zu der geistigen Seuche gegeben habe, die bald so viele Tausende ergriff. Merkwürdig ist es, daß bis auf den heutigen Tag in Abyssinien, einem Lande, wo das Christenthum in uranfänglicher Einfachheit sich gegen den Islam bewahrt hat, Johannes als Schutzheiliger der von krankhafter Tanzsucht Befallenen gefeiert wird. Im Verfolg des Buches führt der Verf. die Meinungen der damaligen Aerzte über die Krankheit an, und wie er ihre an-

fänglichen Spuren verfolgt hat, sucht er auch ihre entfliehenden zu entdecken. Er entwickelt dabei überall kritischen Scharfsinn und Besonnenheit, und namentlich ist es erfreulich, daß er das Urtheil der damaligen Aerzte nicht abstract verwirft, sondern im verständigen Zusammenhange mit der Zeit und ihrer Bildungshöhe auffaßt, wie er denn zumal dem Paracelsus, der von Vielen wol zu einseitig für einen bloßen Charlatan gehalten wird, anerkennende Gerechtigkeit widerfahren läßt.

Aus Deutschland verfolgt der Verf. die geheimen Bande der Verwandtschaft des besprochenen Uebels mit jener italienischen Krankheit, die, von ihm Tarantismus genannt, uns noch die meisten Spuren ihrer ehemaligen Bedeutsamkeit in den Sitten der Italiener erhalten hat. Daß der Stich der Tarantel den mindestbedeutenden Einfluß bei der Krankheit hatte, und daß vielmehr dort wie überall mystische und fanatische Auffassung religiöser Verhältnisse den Funken zur weit umherrasenden Flamme anfachten, bleibt nach den vielfachen unwiderlegbaren historischen wie intellectuellen Beweisen, die der Verf. anführt, wol unzweifelhaft. Er hebt es besonders heraus, wie mächtig die Musik auf die Heilung des Uebels einwirkte und hat uns auch in dieser Beziehung einige schätzbare Documente, unter Anderm verschiedene Weisen mitgetheilt, die gegen die Tarantella sich vorzüglich wirksam gezeigt haben sollen. Von der Form der Krankheit, wie sie sich in Italien gezeigt hat, geht der Verf. nach Abyssinien hinüber, wo das Uebel noch heute existirt; desgleichen erwähnt er beiläufig ähnlicher Erscheinungen, die sich bei den großen religiösen Versammlungen in Nordamerika zeigen. Ueberall, wo wir die Krankheit auch antreffen, ist Religionsschwärmerei im Spiele. Die räthselhaften Einwirkungen derselben mit Bestimmtheit zu erklären, möchte wol, wie so vieles Andere, unmöglich bleiben; wenigstens würden wir immer nur bis auf einen gewissen Grad eindringen können und uns zuletzt gegen das Wunderbare der Erscheinungen doch nur durch wiederholte Betrachtungen analoger Fälle abgestumpft haben, ohne dem Wesen derselben näher gekommen zu sein. Freilich eine Art und Weise der Erklärung, mit der wir uns in den meisten Fällen begnügen müssen. Indessen faßt der Autor unsers Erachtens das Uebel am allgemeinsten und in seiner tiefsten Wurzel doch in dem „Sympathie" überschriebenen Abschnitte auf. Was er über die Wirklichkeit dieser krankhaften Regung im Menschen sagt, und noch mehr Das, was er über die Festigkeit der Willenskraft als sicherstes Gegengift gegen das Uebel denkt, ist uns aus der Seele genommen.

Das ganze Buch, obwol es einen Arzt zum Verf. und eine Krankheitsgattung zum Gegenstande hat, ist übrigens durchaus nicht für den engern Kreis Derjenigen geschrieben, die sich den medicinischen Wissenschaften gewidmet haben, sondern es bietet bei Weitem überwiegend theils ein historisches, theils ein allgemein-geistiges Interesse dar. Deshalb hat es auch ein Laie in der ärztlichen Kunde übernehmen dürfen, dem literarischen Publicum den gegenwärtigen Bericht darüber abzustatten, den er mit der Versicherung schließen darf, daß Niemand dieses Buch in die Hand nehmen wird, ohne mit dem gespanntesten Interesse dabei gefesselt zu werden. 76.

Vorlesungen des Herrn Orioli über die Alterthümer der Etrusker.

Hr. Orioli, früher Professor der Physik an der Universität Bologna, gehört zu den zahlreichen Meinungsmärtyrern welche von Norden und Süden und Osten und Westen die politischen Stürme nach Paris verschlagen. Unterstützt von den hiesigen Archäologen, hat Hr. Orioli kürzlich einen Lehrcursus über die Alterthümer der Etrusker eröffnet, welcher wider alles Vermuthen zahlreiche Besucher gefunden, indem sonst archäologische Studien das unruhige, bewegliche, durch intellectuelle Schwelgereien erschlaffte pariser Publicum nicht leicht anziehen und noch weniger fesseln. Bis jetzt hat Hr. Orioli sechs Vorlesungen gehalten. In der ersten wurde im Allgemeinen angedeutet, was und wie viel wir über die etruskischen Alterthümer wissen. Bis zum 6. Jahrhundert nach Christi Geburt hatten sich die Bücher der Priester dieses Volkes erhalten; dazumal wurde die Sprache, in welcher sie geschrieben waren, noch von Vielen gesprochen. Als eine der interessantesten Autoritäten führt Hr. Orioli eine Inschrift in der Kirche von Spello an, welche erweist, daß die Einwohner dieser alten umbrischen Stadt den Kaiser Konstantin um die Befugniß ersuchten, zu Hause und abgesondert ein Opfer zu feiern, welches sie bisher mit den benachbarten Etruskern gemeinschaftlich verrichteten. Sodann gab Hr. Orioli eine Uebersicht der hiehergehörigen wissenschaftlichen Arbeiten und Untersuchungen von den ersten Copien der Inschriften bis zu dem allerdings noch unvollständigen Werke von Lanzi, in welchem jedoch die einzigen, unbezweifelbaren Resultate, die wir über die Schrift und Sprache der alten Einwohner von Toscana besitzen, enthalten sind. Bei dieser Uebersicht wurden natürlich die Deutschen nicht vergessen, namentlich Niebuhr und Ottfried Müller. Ersterer wurde mit achtungsvoller und scharfsinniger Bescheidenheit, Hr. Müller mit einiger Parteilichkeit behandelt. In der zweiten und dritten Vorlesung beschäftigte sich Hr. Orioli mit dem Ursprung der Etrusker. Um das Dunkel, das über die Wiege dieses Volkes verbreitet ist, einigermaßen wenigstens zu lichten, hat der Hr. Professor darzuthun gesucht, daß man in dem Ganzen sowol als in der Eintheilung des etruskischen Volksstammes (nomen Etruscum) stets drei verschiedene Elemente vorfindet. Er bezieht sich dabei auf folgende Stelle der „Aeneis" (lib. 10):

Mantua dives avis, sed non genus omnibus unum;
Gens illi triplex, populi sub gente quaterni.
Ipsa caput populi; Tusco de sanguine vires.

„Mantua reich an Ahnen, doch haben nicht alle denselben Ursprung; aus drei Stämmen besteht es, jeder Stamm aus vier Völkern. Mantua ist die Hauptstadt, seine Stärke in tuscischem Geblüte." Diese Stelle, verglichen mit Dem, was die Geschichtschreiber berichten, und mit den einzelnen Denkmälern der Städte Toscanas, gewährt, Hrn. O. zufolge, die Ueberzeugung, daß diese Eintheilung in drei Stämme sich auf das Vorhandensein des umbrischen, pelasgischen Elements (von welchem das hellenische nur eine Modification ist) und des tuscischen gründet. Die Tuscier oder Hetrurier stammen, Hrn. Orioli zufolge, aus Lydien. Niebuhr läßt sie bekanntlich von den Bergen Rhätiens herabsteigen. Nachdem in der vierten Vorlesung die Gründung einer tuscischen Stadt beschrieben, die Auguralformeln, welche in Varro vorkommen, erklärt worden, ging der gelehrte und beredte Italiener zur näheren Erklärung und Würdigung der etruskischen Baukunst über, wobei derselbe eine höchst anziehende Beschreibung der Grabmäler von Norchia und Castel-d'asso gab, die er vor etlichen zwanzig Jahren entdeckt. Diese Grabmäler gewähren, wo nicht das einzige, doch das wichtigste Denkmal der hetrurischen Baukunst in ihrer ganzen Reinheit, wie sie von Varro beschrieben worden. In der sechsten Vorlesung hat Hr. Orioli sich besonders mit den cyclopischen Mauern beschäftigt, die sich auf einige der wichtigsten historischen Probleme beziehen. Der Raum erlaubt uns nicht, dem gelehrten Professor in seinen Erörterungen zu folgen. Eine Uebersicht der Maler- und Bildhauerwerke der Etrusker hat diese sechste Vorlesung geschlossen. Wir werden über die folgenden weiter berichten. 143.

Literarische Notizen.

Herr Upham wird die englische Uebersetzung der von Alexander Johnstone erhaltenen singalesischen Schriften, welche die merkwürdigsten Aufschlüsse über geschichtliche und religiöse Verhältnisse enthalten, binnen Kurzem durch den Druck bekanntmachen.

Burney's „Geschichte der Musik" erscheint in einer neuen Ausgabe, fortgeführt bis auf unsere Tage von C. Cowden Clarke. S.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonntag, — Nr. 97. — 7. April 1833.

Taschenbuch für die vaterländische Geschichte. Herausgegeben von Joseph Freiherrn von Hormayr. Neue Folge. Vierter Jahrgang. München, Franz. 1833. 12. 2 Thlr. 12 Gr. *)

Der berühmte Herausgeber dieses historischen Taschenbuchs fährt unermüdet fort, den Freunden vaterländischer Geschichten, aus archivalischen Urkunden oder seltengewordenen Druckschriften die Ausbeute seines Fleißes und seiner Forschung vorzulegen. Es sind sprechende Denkmale, in welchen sich das Leben und der Geist oder Ungeist unserer Vorzeit offenbart — in allen Eigenheiten und Individualitäten, die man kennen, in die man eingeweiht sein muß, um das unter sieben Siegeln verwahrte Buch der Vergangenheit lesen und verstehen zu können. Die Auffassung und Beurtheilung solcher charakteristischen Einzelheiten des Zeitgeistes sind nicht blos nothwendig für den eigentlichen Historiker, der nur mit ihrer Hülfe die verschiedenen Entwickelungsstufen der bürgerlichen Gesellschaft unterscheiden und bezeichnen kann; auch dem Dichter und Künstler sind sie unentbehrlich, der seinen Stoff aus der Vergangenheit nimmt und ihm frisches Leben und redende Gestalt geben soll.

Auf diesen doppelten Zweck und Gebrauch hat Freiherr von Hormayr jederzeit bei seinen historischen Sammlungen aufmerksame Rücksicht genommen. An Charakterzügen aus dem Leben unserer deutschen Vorfahren ist aber das diesjährige Taschenbuch vorzüglich reich, und um so belehrender, als die bei den Voralten in voller Blüte stehende Barbarei anschaulich aus allen ihren Poren dringt, sobald sie, wie hier, in der Nähe und in ihren Bestandtheilen betrachtet wird. Da offenbart sich dann das nichtswürdige Verfahren Derjenigen, welche uns in jene gute alte Zeit zurückführen möchten, gleich als sollten die Siegeljahre der Nation ihr ewiger Normalzustand sein, dem sich alle weitere Bildung knechtisch zu unterwerfen hätte. Eigne Doctrinen wurden ersonnen zur Rechtfertigung der rückschreitenden Bewegung; eine eigne Sekte that sich zusammen, die mit mystischem Bilderkram und faselnder Frömmelei das Thor einer hellern Zukunft für immer verschließen und alle folgenden Generationen in die Ställe eintzwängen wollte, welche das Feudalsystem und das Mönchswesen zur Lust und zum Nutzen ihrer Anhänger sich erbaut hatten. Diese dem Geiste der stets fortschreitenden Geschichte im innersten Wesen fremde Sekte wird vielleicht mit lächerlich vornehmer Miene auf die Bemühungen des Freiherrn von Hormayr herabblicken, weil dieser mit seiner, nicht der Finsterniß, sondern dem Lichte zugewandten Ansicht ihre Bemühungen unter die Füße tritt und die Träume hohler Schädel nicht achtet. Mögen aber die Alt- und Junggesellen der Sekte in todtgeborenen Journalen oder unter dem Schirm blödsinniger Protectoren schmuzigen Schimpf gegen alles bessere Streben zu Markte bringen, sie finden keine betrogenen Käufer mehr, — ihre Zeit ist wie eine Sternschnuppe erloschen; selbst der müßige Pöbel läßt sich durch ihre Pauker und Trompeter nicht herbeilocken, eine marktschreierische langweilige Predigt mitanzuhören. — Wären sie selbst zu bessern und zu belehren, so möchten wir ihnen rathen, die Schriften des Freiherrn von Hormayr zu studiren: sie könnten viel daraus lernen. — Doch, wir haben es nicht mit den Todten zu thun; darum bitten wir den Leser um Verzeihung für diese kurze Leichenrede und schreiten sogleich zur Angabe des Inhalts des diesjährigen Taschenbuchs.

Zuerst wird die „Kriegsgalerie der Baiern" fortgesetzt in kurzen Biographien der Generale B. E. Graf von Déroy, X. J. J. Freiherr von Härtling, K. Th. F. Graf und Herr zu Pappenheim und Fürst Konstantin Löwenstein, mit ihren wohlgetroffenen Portraits in Stahlstich von Fr. Fleischmann. Es sind edle, charaktervolle, durch persönliche Verdienste ausgezeichnete Generalofficiere, die Baiern mit Stolz die Seinigen nennt; gehören sie auch nicht zu den sogenannten Altbaiern, so haben sie doch mit ihrem Blute die Anhänglichkeit an das Vaterland bethätiget — an das Vaterland, wie es sich neugestaltete mit Hülfe Napoleons, unter dessen Oberbefehl eben diese Officiere den Ruhm der bairischen Waffen erhielten und erneuerten. Ihre Biographien gewinnen dadurch noch einen Reiz mehr, daß der Verf. überall an die großen Momente der Zeit, in welcher sie lebten und wirkten, erinnert, wobei lehrreiche Bemerkungen dem Nachdenken der Leser empfohlen werden. So heißt es bei Déroy, daß er im Jahre 1743 geboren wurde, „während des unglücklichen Kampfes Karl's VII. gegen Maria Theresia um das Erbe des erloschenen deutschen Hauses Habsburg. Unter

*) Vgl. Nr. 279 und 322 d. Bl. f. 1832. D. Red.

bessern Führern und treuerm, kräftigerm Zusammenwirken würde dieser Kampf einen herrlichen Stamm deutschen Urvolkes, von Ungarns Marken bis an den Lech und bis an den Böhmerwald vereinigt haben." — In diesen unschuldigen wenigen Zeilen läßt sich die Quintessenz der deutschen Geschichte wiederfinden. Mangel an einheimischen Führern und an kräftigem Zusammenwirken grade in entscheidenden Momenten war die Ursache, warum die Gelegenheit zur Consolidirung verloren ging und Fremden das Erbe der Deutschen zu Gute kam. Wenn aber das französische Haus Lothringen an die Stelle der Habsburger trat und jetzt mit allgemeinem Beifall aller deutschen Fürsten die Suprematie ausübt, wie soll man dabei einen Sinn finden — in dem Franzosenhasse, den selbst Verehrer dieses französischen Hauses als das Fundament jedes deutschen Patriotismus anpreisen? Sollen, können wir vergessen, daß dem Bunde mit Frankreich Baiern seine Vergrößerung verdankt, während der Vertrag von Ried nur Verkürzung zur Folge hatte und die Ausgleichung noch immer vergebens erwartet wird? — In der Biographie des Grafen Pappenheim findet sich eine andere merkwürdige Stelle, die wir indeß ohne weitern Commentar nur anführen. Im J. 1793 bei dem Gefechte hinter Chateau-Cambresis hatte Graf Pappenheim nach dem Zeugniß der östreichischen Offiziere den Theresienorden redlich verdient.

Er vernahm, der Orden sei ihm geweigert. Sein Unwille war ohne Grenzen. Er verlangte die Entlassung (aus östreichischem Dienst) und erhielt sie. In dem mächtigen Oestreich schien man gar oft nicht zu wissen, was der rechte Mann im rechten Augenblicke werth sein könne. Dort war nicht selten Alles nur Gnade, und kaum gestand man ein Recht. — An demselben 30. October, an welchem Pappenheim vor 20 Jahren bei Chateau-Cambresis den Theresienorden verdient, aber nicht erhalten hatte, errang er ihn bei Hanau, selbst verwundet und zwei Pferde unter dem Leibe verlierend.

Jeder Bemerkung über diese Stellen uns enthaltend, wünschen wir darauf aufmerksam zu machen, daß in diesen Biographien, sowie in andern Artikeln des Taschenbuchs sich echt bairischer Sinn und Geist aussprechen, und so auch hier Individualitäten geltendmachen, welche der Fremde nicht flüchtig übersehen und oberflächlich beurtheilen, sondern in ihren innern Kern zu dringen suchen soll. Vieles, was das Taschenbuch enthält, muß mit bairischem Geiste gelesen werden.

Der zweite Artikel gibt eine Uebersicht der bisherigen Leistungen des Herausgebers. Der sehr reiche Inhalt der historischen Taschenbücher ist hier mit Ausführlichkeit angegeben. Wir bedauern, daß der beschränkte Raum d. Bl. uns nur ein paar kurze Auszüge und die summarische Angabe der Rubriken gestattet.

Abgesehen von Quellenstudium und Kritik, von der Zahl und von der Bedeutendheit der durch ihn entdeckten und herausgegebenen Urkunden, Archivalacten, diplomatischen Correspondenzen, Memoiren und Chroniken (die in einem eignen Directorium zusammengestellt sind) hat der Herausgeber dieses historischen Taschenbuchs in demselben wie in seinem durch 19 Jahre (1810—29) in Wien erschienenen „Archiv für Geschichte, Statistik, Literatur und Kunst" den Zweck beharrlich verfolgt, die Vaterlandsgeschichte durch die redende und bildende Kunst mehr und mehr zu populairen und zu nationalisiren —, um dem Gedächtniß in die Herzen zu verpflanzen, auf den Toiletten nicht minder als auf den Studirpulten einheimisch zu machen, durch die Frauen auch der Jugend einzuflößen und vorzugsweise vaterländische Begegnisse, Großthaten und hervorragende Männer durch die Ballade, Legende und Romanze, in epischer und in dramatischer Form, in der Historienmalerei und im Basrelief zu verewigen. — Diese Taschenbücher, eben jenes Archiv und die wiener Kunstausstellungen (1820—28) erprobten durch zahlreiche Hervorbringungen, daß jenes Streben nicht umsonst gewesen sei, und lebhaften Anklang in vielen hellen Köpfen, in vielen warmen Gemüthern gefunden habe.

Die erste Form, unter welcher diese historischen Taschenbücher erschienen, waren die einst durch Johannes Müller so wohlwollend gewürdigten „Tiroler-Almanache" (1802—5). Diesen folgte (1810—14) eine zweite Serie, den ganzen östreichischen Kaiserstaat umfassend und neben manchen populairen, auf ein großes und gemischtes Publicum berechneten Aufsätzen, auch kritische Abhandlungen, insonderheit über die Geographie des Mittelalters enthaltend —, Beiträge zur Preisfrage des durchlauchtigsten Erzherzogs Johann über mehre Hauptpunkte der geschichtlichen und staatsrechtlichen Verhältnisse Innerösterreichs von Karl dem Großen bis zur Aechtung Heinrich's des Löwen u. s. w. — Aber es fehlten auch nicht jenen beiden frühern Reihenfolgen vaterländisch-geschichtliche Balladen und Romanzen von Karoline Pichler, von Weissenbach, Collin, Rupprecht u. s. w.

Des Herausgebers vieljährige Freundschaft mit den edeln Brüdern Collin förderte den gleichen Zweck nicht wenig. — Heinrich von Collin, der Dichter des „Regulus", hatte „Kaiser Albrecht's Hund", „Herzog Leupold vor Solothurn", „Kaiser Max auf der Martinswand", in Hormayr's „Archiv" niedergelegt. Seiner Trilogie aus dem Leben Ladislavs Posthumus und der Hunnyaden entriß ihn ein allzu früher Tod. Matthäus von Collin (Erzieher des Herzogs von Reichstadt und durch geraume Zeit Redacteur der „Wiener Jahrbücher") besprach dieselbe Richtung im „Archive": „Ueber die nationale Wesenheit der Kunst", — und „Ueber die Beziehungen der Kunst zum Staate". Im J. 1819 verband sich dem Freiherrn von Hormayr einer der edelsten Ungarn, ein fruchtbarer Sammler und Schriftsteller des historischen, naturhistorischen, landwirthschaftlichen und statistischen Faches, der Freiherr Ludwig von Mednyanszky, zur Wiederaufnahme der historischen Taschenbücher, wie Beide im „Archiv" schon jahrelang eine eigne stehende Rubrik fortgesetzt hatten: „ob denn Oestreichs Geschichte so arm an wahrhaft dichterischen Stoffen sei?" — Zehn Jahrgänge gaben die beiden Freunde ununterbrochen mit einander heraus (1820—29). Seit Hormayr's Uebertritt in den bairischen Staatsdienst sind von ihm allein vier Jahrgänge erschienen, in allen vier Serien zweiundzwanzig.

Aus der eigentlichen „Uebersicht des Inhalts der Taschenbücher" bemerken wir, daß die Rubrik der Gedichte Beiträge lieferte von Karoline Pichler, Therese Artner (Theone), Matthäus von Collin, Zacharias Werner, dem Freiherrn von Zedlitz, dem General Freiherrn von Rothkirch, Eduard von Schenk, dem Prof. Sendtner in München, dem Grafen A. A. Auersberg, C. F. Ebert in Prag, Gustav Schwab, Castelli, Eduard Duller u. A.

Ahnentafeln und Burgen, — Sagen und Legenden, Zeichen und Wunderorte als Sammelpunkte romantischer, tragischer, epischer und malerischer Stoffe, bildeten vom Anbeginn eine stehende Rubrik des Taschenbuches, nicht minder Biographien hoher Frauen und in Krieg oder Frieden, im Cabinet oder in Kunst und Wissenschaft hervorragender Männer, — Monographien einzelner Ereignisse, Institute, Communitäten, Volks- und Spottlieder aus verschiedenen Epochen vom 15. bis zum Beginn des 18. Jahrhunderts. — Von Biographien waren mehre dem Gedächtnisse edler Königstöchter Ungarns gewidmet, der heiligen Elisabeth; Margareten, der Wenigen bekannten Tochter Bela's IV., deren

noch in den Händen der Familie Batthiany vorhandener Hausaltar ein herrliches Werk alterthümlicher Kunst ist — und der beiden Töchter Ludwig's des Großen, der polnischen Hedwig und der ungarischen Maria, deren Geschicke allein das halbe Leben Walter Scott's hätten beschäftigen können, sowie die Leiden noch einer polnischen Hedwig, dem Baierherzog Georg dem Reichen von Landshut vermählt.

An die biographischen Skizzen reihen sich berühmte Reisende und Abenteurer; unter welchen ein Ulrich Schmidl von Straubing, einer der Erbauer von Buenos-Ayres, im diesjährigen Taschenbuche. — Aus Böhmen und seinen Nebenreichen sowie aus dem deutschen Oestreich und dessen Provinzen wurde in die Taschenbücher eine sehr reiche Sammlung von Sagen und Legenden geliefert, die den Freunden romantischer Dichtung reichen Stoff zu Balladen und Romanen liefern können; auch dem Historiker werden sie als charakteristische Geburten der Vorzeit interessant und willkommen sein.

Der Verf. schließt seine Uebersicht mit folgender Erklärung:

Der vaterländische Sinn, den dieses historische Taschenbuch in engem Bunde mit dem ihm treu zur Seite stehenden „Archive" geweckt, das viele Frivole und Entwürdigende, was es verdrängt, der Anklang, den es auch in edeln Frauen, auch bei der Jugend und im Volke gefunden, die schönen Früchte redender und bildender Kunst, die es hervorgebracht hat, der thätige Antheil so vieler edeln Männer von Hermannstadt und Pesth bis München, Augsburg und Stuttgart und aus den Alpen Tirols bis in die Sudeten und in den Spessart flößten dem Herausgeber den festen Entschluß ein, dieses sein volksthümlich gemeintes Unternehmen nur mit seinem Leben aufzugeben. — Möge sich ihm auch das alte Wohlwollen unverkümmert erhalten!!

Wir glauben, als verbürgt den letzten Wunsch des berühmten Verf. ansehen zu können.

(Der Beschluß folgt.)

Correspondenznachrichten.

Paris, März 1833.

Daß der Herzog von Braunschweig wieder hier ist und sich ein Haus in den Champs élysées gekauft hat, wird Ihnen bekannt sein. Manche behaupten, er sei nie von Paris fortgewesen. Noch immer ist sein Proceß gegen das Ministerium unentschieden; unterdessen circulirt ein in seinem Namen gefertigtes Mémoire, welches in mancher Beziehung lesenswerth ist. Der Herzog erzählt darin seine ganze Jugendgeschichte, seine Misverhältnisse mit seinem Vormunde und der Aristokratie, die gegen ihn während seiner Abwesenheit geschmiedeten Plane und seine eignen populairen Absichten hinsichtlich des Herzogthums Braunschweig. Er führt an, wie er von frühe her die Quälereien seines Vormundes, des Königs von England, und dessen Stellvertreters, des Grafen von Münster, zu erdulden gehabt, wie das Interesse der jüngern Linie (Hanover und England) jenem der ältern (Braunschweig) feindlich und daher die Absicht des Königs von England auf längere Benutzung der Vormundschaft gerichtet gewesen sei. Seine, des jungen Herzogs, Antipathie gegen die Aristokratie, die Verweigerung eines vorgelegten Constitutionsprojectes und der darüber in der deutschen Bundesversammlung geführte Streit habe ihm die Feindschaft der Aristokratie zugezogen, und als er im Jahr 1830 von Paris, wo er der Julirevolution beigewohnt und sich sogar sehr nahe beim Kampfplatze befunden, in sein Vaterland zurückgekehrt sei, habe er alsbald die in Braunschweig gegen ihn geschmiedeten Plane bemerkt. Seines Bruders Wilhelm gedenkt der Herzog nicht lobend, und wenn sein späterer Versuch, nach Braunschweig zurückzukehren und dem Lande eine neue Constitution mit populairen Verbesserungen zu geben, misglückt sei, so liege der Grund hiervon in dem anfänglich verschleierten, später offen feindlichen Benehmen seines Bruders, welcher den deutschen Bund auf seiner Seite habe. Besonders bemüht sich der Herzog die in dem pariser Libell gegen ihn ausgebreiteten Verleumdungen zu widerlegen, wie namentlich: daß er seinen Hofmeister Linsingen in Lausanne habe tödten wollen, weshalb dieser sich zum Fenster hinausgestürzt; daß er Chemie studirt habe, um die Gifte zu kennen; daß er, was man besonders unter den Bauern verbreitete, der Hexerei sich ergeben, und daß man unter den Ruinen seines Schlosses Giftfläschchen und Listen der Freunde und Feinde des Herzogs gefunden habe. Außerdem verwahrt er sich gegen andere Beschuldigungen, wie z. B. der Steuervermehrung, behauptet niemals Befehl gegeben zu haben, auf das Volk zu schießen, leugnet, in Nizza oder in der Schweiz Verbindungen mit der Herzogin von Berri unterhalten zu haben, dagegen habe man ihm, als er im Jahre 1832 von Spanien über Nizza nach Paris zurückgekehrt sei, Hoffnung gemacht, daß das Gouvernement ihm die Ermächtigung ertheilen werde, Waffen zu kaufen und Soldaten zu werben; ein Offizier habe ihm garantirt, mit 2000 Mann nach Braunschweig zurückzukehren. Die gegen ihn ausgebreiteten Beschuldigungen hätten keinen andern Zweck als seine Popularität zu zerstören, damit er nicht an einem schönen Tag sich an die Spitze einer Volksbewegung in Deutschland stelle, und einstweilen wolle man ihm jedes Asyl entziehen, nachdem man ihn beinahe um sein ganzes Vermögen gebracht.

Die Gesellschaft für die intellectuelle Emancipation hat den ersten Schritt zu einem Unternehmen gemacht, welches, bei zweckmäßiger Leitung, großen Erfolg haben kann. In Frankreich wie in Deutschland besteht seit langer Zeit der beinahe privilezirte Unfug, aus dem einzigen Buche, welches der Landmann und Handwerker in seinen Feierstunden liest, ein Muster von Abgeschmacktheit und Albernheit zu machen. Dort wie hier las der Bauer, statt vernünftiger Anleitungen für sein Haus- und Bauwesen, statt Unterweisung in seinen Rechten und Pflichten u. dgl., Schnurren und Schwänke, abenteuerliche Lügen und noch verstandlosere Wetterprophezeihungen, aber in einem Kalender, welcher ihm meist aus dem Auslande gebracht wurde. Um diesem Unfug zu steuern, hat die genannte Gesellschaft, welche auch das „Journal der nützlichen Kenntnisse" herausgibt, den Anfang mit einem neuen Kalender gemacht und versprochen, im nächsten Jahr für jedes der 86 Departements einen eignen, nach seinem Klima, seiner Lage, seinen Bedürfnissen und Erwerbsquellen berechneten Kalender herauszugeben. Der Plan, welchen die Gesellschaft dabei im Auge hat, ist, nebst der Beseitigung des Nachtheils der bisherigen Kalender, jedem Franzosen, welcher lesen kann, seine Pflichten, Rechte und Interessen in den verschiedenen Eigenschaften des Hausvaters, des Nationalgardisten, des Geschworenen, des Soldaten, des Steuerpflichtigen, des Wahlmannes, des Gemeinderathes, des Maire und Adjuncten, des Consumenten, des Ackerers, des Handelsmannes und des Handwerkers zu zeigen. Der diesjährige Kalender bildet einen Duodezband von 224 enggedruckten Seiten, in welchem enthalten ist: Die Erklärung, die Zeichen und Indicien des Wetters, das alte und neue Gewicht und dessen Berechnung und Reduction, Zinstabellen, ein Kalender für Ackerbau und Gärtnerei, Unterricht und Anweisungen in der Hauswirthschaft, eine Statistik von Frankreich, welche sich mit der Uebersicht der Jahrmärkte und mit einer Biographie der im Jahre 1832 gestorbenen berühmten Männer endigt, nebst 44 erklärenden Figuren. Dieser Kalender ist zu 1,300,000 Exemplaren gedruckt und kostet zehn Sous. Ich gebe Ihnen hier, zur bessern Beurtheilung seiner Nützlichkeit, eine Uebersicht seines Inhaltes: 1) Anleitung zur Astronomie: Erklärung der Weltkörper; der Sterne; der Sonne; der Planeten; der Erde; des Mondes; der Kometen; Wetter; Jahreszeiten; Sonn- und Mondfinsternisse; Erklärung der verschiedenen Kalender und Zeitrechnungen; Vergleichung des republikanischen und gregorianischen Kalenders. 2) Naturlehre und Meteorologie: die Erde; das

Wasser; die Luft und die Atmosphäre; die unmessbaren Flüssigkeiten; die Hitze; das Feuer; das Licht; die Elektricität und deren Erscheinungen; die Temperatur in ihren mannichfaltigen Aeußerungen und Verschiedenheiten; die Winde; Irrlichter; Wolken und Nebel; der Regen; der Schnee und der Hagel; der Thau und der Reif; das Eis; Anzeigen und Vorbedeutungen des Wetters und außerordentlicher Naturerscheinungen; Barometer. 3) Gesetzeskunde: hauptsächliche Gesetze der Kammersitzung von 1831 und 32; über die französischen Gesetzbücher; Rechte des französischen Bürgers in seinen verschiedenen Stellungen; Rechte und Pflichten der Kinder und Ältern wechselseits; über Erbschaften und Schenkungen, Kauf und Tausch, Pacht und Miethe, Gesellschaftsvertrag und Obligationen; über Feldpolizei und Polizei der Handwerker, eine Anleitung, welche im höchsten Grade nützlich und wissenswerth ist, um den Landmann und Handwerker in seinen gewöhnlichsten Vorkommenheiten zu leiten; Reclamation im Fall von Uebersteuerung; über das Bettel- und Vagabundenwesen; Modell der gewöhnlichsten Acte und Verträge im bürgerlichen Leben; neues Maß und Gewicht; französischer und fremder Münzfuß; Zinsberechnungstarif der Erfindungs- und Vervollkommnungsbrevets; Stempel- und Registrirungsbücher. 4) Statistische Notizen; Assecuranzen; Vorsichtsbank; Hypothekencasse; allgemeine Austrocknungsgesellschaft. 5) Häusliche Gesundheitslehre und Mittel: unter dieser Ueberschrift wird der menschliche Körper anatomisch beschrieben, Vorschriften der Diät gegeben, Regeln über das Anlegen und Eintheilen der Wohnungen ertheilt, sodann über die Kleidung, über die Speise u. s. w. — Wenn hier das Tabackrauchen mit einer Art von Abscheu verworfen und als den Zähnen höchst schädlich bezeichnet wird, so wird der Deutsche dies kaum glauben wollen, und es ist wesentlich, sich zu erinnern, daß der Franzose einen viel schlechtern Taback raucht und viel unmäßiger in dessen Genuß ist. Was dagegen mit besonderer Hinweisung auf Nordamerika über Mäßigkeitsgesellschaften gesagt wird, ist höchst interessant und zu beherzigen: „Vor dem Jahre 1826 reichten 72 Millionen Gallons (2,592,000 Hektoliter) geistiger Getränke (Brantwein) kaum hin zum jährlichen Bedarf einer Bevölkerung von 12 Millionen. Die amerikanische Mäßigkeitsgesellschaft, welche sich im Jahre 1826 bildete, fing damit an zu beweisen, daß alljährlich mehr als 40,000 Einwohner in den vereinigten Staaten an übermäßigem Genuß geistiger Getränke sterben, und daß dieser Mißbrauch außerdem einen außerordentlichen Capitalwerth vernichtet, welcher eine bessere Verwendung erhalten könnte, und verfolgte den vorgesetzten Zweck mit Thätigkeit, indem sie allenthalben hin Agenten schickte, um die Bevölkerung auf die nachtheiligen Folgen dieses Genusses aufmerksam zu machen. Dieses verdienstliche Werk wird täglich mehr mit Erfolg belohnt und im Monat August 1830 waren in den verschiedenen Staaten bereits mehr als 1600 Gesellschaften auf die nämlichen Grundsätze gebaut, welche mindestens 160,000 Mitglieder zählten. Diese Gesellschaften wurden durch Pächter, Handwerker, Weiber, Lehrlinge, Farbige, Matrosen u. s. w. gebildet. Das Ergebniß ist, daß eine große Zahl Brantweinbrenner und Verkäufer sich genöthigt sahen, ihr Geschäft aufzugeben, daß die Consumtion dieser Flüssigkeit um mehr als 60 % vermindert ist, was eine jährliche Ersparniß von 2,000,000 Dollar (10,840,000 Frcs.) abwirft, und daß mehr als 700 Personen, welche sich mit Uebermaße diesem schädlichen Genusse hingegeben hatten, in einem Zeitraum von weniger als 3 Jahren sich davon losgesagt und dadurch eine namhafte Verbesserung ihres moralischen und physischen Wohlseins empfunden haben. Aehnliche Gesellschaften haben sich auch in Irland und Schottland gebildet und den nämlichen Erfolg gehabt." — Gesundheitslehre der Kinder und Entwöhnung; häusliche Arznei; Vorsichtsmaßregeln beim Anfang der Krankheiten, bei Ertrunkenen und Erstickten, bei schwangern Weibern, Cholera und Epidemien; Behandlungsweise bei Vergiftungen, bei Wasserscheu und Schlangenbiß. 6) Thierarzneikunde: Regeln bei Erbauung der Ställe und der Fütterung; Durchschnittstabelle der Lebensdauer der Hausthiere, ihre Arten und Krankheiten, Vorsichtsmaßregeln und Heilmittel dagegen. 7) Regeln des Ackerbaues. Wenn auch der deutsche Landbau den französischen weit zurücklässt, so sind doch einige interessante Anleitungen und Berechnungen in diesem Capitel enthalten. Die Berechnung der Cultur und der Wohnung und des jährlichen Ertrags scheint einigermaßen gewagt zu sein und einer Berichtigung zu bedürfen. 8) Kalender des Ackermannes und Gärtners. Hier werden allgemeine Bemerkungen vorausgeschickt und sodann Monat für Monat durchgegangen mit Angabe der Land- und Gartenarbeiten. 9) Behandlung und Benutzung des Holzes. Tabelle für Berechnung der Bäume und Balken. 10) Anleitung in der Landvermessung. 11) Notizen über Industrie und häusliche Oekonomie. Hier werden eine Menge Anleitungen über den Vortheil der Maschinen, über die Art und Weise, die Wohnungen, Kellerungen, Geräthschaften zweckmäßig zu fertigen und zu bewahren, gegeben, sowie über Aufbewahrung von Nahrungsgegenständen u. dgl.; Mittel, um in zwei Stunden seine Unterschrift machen zu lernen; Nützlichkeit der Unterhaltung der Vicinalwege und Mittel, die Winterabende und die Feiertage durch verschiedene Arbeiten nützlich auszufüllen. In dieser Beziehung ist ein Concurs eröffnet, um die zweckmäßigsten Vorschläge zu vernehmen. 12) Regeln der religiösen und praktischen Moral: Pflichten des Priesters; Anweisung über den Monthyon'schen Tugendpreis; Aufmunterungsmedaille, um unter den Arbeitern in den Industriewerkstätten die Liebe zur Arbeit und zur Ordnung und den Eifer in Erfüllung ihrer Obliegenheiten anzuregen; Wahl eines Standes; Moralprincipien und Sprüchwörter, und Mittel, Zeit und Vermögen zu ersparen und nützlich zu verwenden. 13) Statistik von Frankreich: Colonien; Douane; Wälder und Forstwesen; Straßen- und Brückenbau; Bergwesen; Gerichtseintheilung; Militairorganisation; Marine; Kirchenwesen; Budget; Renten- und Staatspapiere u. s. w. Einige Druckfehler, unreiner Druck, Unrichtigkeiten in einzelnen Berechnungen sind eben so sehr durch die Wohlfeilheit des Buches als durch die Eile und Masse der Gegenstände zu erklären und zu entschuldigen, auch von wenigem Belang. In Angabe der Pflichten und des Berufes der Pfarrer sind die Herausgeber etwas in den Mysticismus und religiöse Kopfhängerei verfallen, und haben von den protestantischen Geistlichen gar nichts gesagt. Bei der Standeswahl wird dem Sohne angerathen, durchgängig stets die Profession des Vaters zu ergreifen. Diese Lehre ist ebenso wenig dem Streben nach Fortschritten und Perfectibilität des menschlichen Geistes angemessen als durch die entwickelten Gründe gerechtfertigt. Die Gründe der Wahl eines Standes gehören dem einzelnen Falle an, aber die ungemessenste Auswahl und Freiheit ist die einzige Norm, welche der Menschheit würdig ist. In staatsbürgerlicher und politischer Beziehung sind die Lehren und Unterweisungen nicht mit der Freiheit und Unabhängigkeit gegeben, wie es zu wünschen gewesen und wie es dem dermaligen Zustande Frankreichs und der Civilisation angemessen wäre, was man besonders dem Einflusse der Regierung, welche das „Journal" und den „Almanach" begünstigt und empfiehlt, zuschreibt. Dagegen ist die Auswahl der Moralprincipien, der Regeln der Hauswirthschaft, der Ersparniß und des Geschäftswesens vortrefflich und lobenswerth. Die Namen von Epiktet, Pythagoras, Lafontaine, indische Sprüchwörter, Pascal, Franklin, Say, Aristoteles, Labruyère, Apostel Paulus, Bacon, Seneca, St.-Augustinus gewähren dafür hinlängliche Bürgschaft.

Das „Journal der nützlichen Kenntnisse" ist in manchem Betracht in Kleinigkeitskrämerei und dadurch ins Lächerliche verfallen. Demungeachtet ist nicht zu verkennen, daß dies Unternehmen der Gesellsch. f. Emancipat. berufen ist, den wohlthätigsten Einfluß auf die Volksbildung und Aufklärung auszuüben, und der erste von ihr herausgegebene Almanach verheißt die besten Früchte.

(Der Beschluß folgt.)

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Montag. — Nr. 98. — 8. April 1833.

Taschenbuch für die vaterländische Geschichte. Herausgegeben von J. von Hormayr. Neue Folge. Vierter Jahrgang.

(Beschluß aus Nr. 97.)

Nun folgen im diesjährigen Taschenbuche:

I. Die Hohenstaufen, zwei Gedichte von J. J. Sendtner. — Wir sind weit entfernt, den poetischen Werth dieser Balladen verkleinern zu wollen, und bemerken daher nur als historische Notiz, daß hier Kaiser Heinrich IV. und Friedrich der Rothbart mit einander redend eingeführt werden, da doch Letzterer erst lange nach dem Tode des Erstern geboren wurde. Solche Anachronismen aber haben sich die größten Dichter wol erlaubt. Bekanntlich machte Virgil den Aeneas zum Zeitgenossen der Dido.

II. Baierische Reisende aus der Vorzeit. — Außer von des erwähnten Ulrich Schmidl's von Straubing südamerikanischer Reise in den Jahren 1534—54 gibt das diesjährige Taschenbuch Nachricht von Albrecht's Grafen zu Löwenstein Pilgerfahrt in das heilige Land, in den Jahren 1561 und 1562, von ihm selbst beschrieben. Diese Reisebeschreibung ist, in Absicht auf Geographie und Völkerkunde, ziemlich unbedeutend; doch gewährt sie Interesse in Beziehung auf Geist und Sitte des hohen Adels im 16. Jahrhundert. — P. Ladislaus Mayr, Franziskaner der baierischen Provinz, aus Eggenfelden, reiste im J. 1748 nach Jerusalem, wo er sodann über 30 Jahre sich aufhielt. Er hat dreimal seine Reisebeschreibung zu Papier gebracht; das letzte 1779—82 verfertigte Manuscript befindet sich in der Staatsbibliothek zu München. Ueber Jerusalem und Bethlehem äußert sich der fromme Pater: „Als heilige Städte verehre er sie mit schuldiger Ehrfurcht, übrigens aber seien sie — miserable Rattennester."

III. Die Grafen von Wittelsbach zu Gratz. — Die Söhne des unglücklichen Kurfürsten von Baiern Maximilian Emanuel wurden auf Befehl des Kaisers Joseph I. von München nach Oestreich geführet, nachdem der Kaiser, der nach dem Recht des Stärkern Baiern in Besitz genommen, die Acht über den Kurfürsten und dessen Bruder, den Kurfürsten von Köln, ausgesprochen hatte, und nachdem diese Acht von den andern gehorsamen Kurfürsten (die andern Reichsstände wurden nicht gefragt) war genehmigt worden. Zu dieser Härte, die oft in Grausamkeit ausartete, hielt sich der Kaiser berechtigt, weil Baiern in dem spanischen Erbfolgekriege gewagt, zur Vertheidigung seiner Ansprüche eine selbständige Politik zu befolgen und sich an Frankreich anzuschließen. Zur Züchtigung für solchen angeblichen Frevel ward Baiern mit östreichischen Truppen besetzt, in östreichische Administration genommen und durch den furchtbarsten Druck unter den dort hingesendeten fremden Beamten gepeinigt. Den zur Verzweiflung gebrachten Einwohnern wurde zum Trost die Aussicht eröffnet, ihr Vaterland nächstens in eine östreichische Provinz verwandelt zu sehen. Und weil die Baiern so thöricht waren, für solche Wohlthaten nicht dankbar zu sein, weil die bairischen Bauern gewagt hatten, aus Anhänglichkeit an ihr angestammtes Fürstenhaus die Waffen zu ergreifen, wofür die fremde Herrschaft mit gewohnter Milde die bei Sendlingen und Aidenbach geschlagenen Bauern nur zu Tausenden hatte niedermetzeln lassen; — darum mußten die in München bisher bewachten bairischen Prinzen nach Oestreich geführt und dort in strenger Haft gehalten werden. Dies geschah, nachdem der — — Aufstand der Bauern mit blutigem Nachdruck gedämpft — jusque datum sceleri — und die Ruhe durch Feuer und Schwert gesichert war. Nur die Bauern waren so strafbar patriotisch, der Adel war gehorsam gewesen, daher ihm auch von Wien vor der Geschichte das Zeugniß ausgestellt wurde: „daß der Kaiser sich gegen den Stand des Adels der beständigen Treue allergnädigst versichert halte, dieser auch sich bisher in seiner Devotion zu allergnädigstem Gefallen aufgeführt." — Nicht das Taschenbuch ist es, welches diese Verhältnisse in Erinnerung bringt: wir allein tragen die Schuld davon, um dem Gedächtniß des Lesers zu Hülfe zu kommen, der übrigens in des Jesuiten Daniel Stadler's und in Zschokke's „Bairischer Geschichte", sowie schon in Müllner's Fortsetzung von Schmidt's „Geschichte der Deutschen" hinreichenden Stoff finden wird, das gegen Baiern von Joseph I. beobachtete Verfahren zu beurtheilen und die Seite zu bemerken, von welcher Baiern von jeher am empfindlichsten verletzt wurde. Freiherr von Hormayr setzt diese Dinge als bekannt voraus, was sie auch sind, wiewol sie nichtsdestoweniger auch zu den vergessenen zu gehören scheinen. Er sagt:

Bekannt ist, mit welcher tiefen Erniedrigung Joseph I., durch den Aufstand (d. i. die legitime Nothwehr) des bairischen Volkes noch mehr erbittert, die Kinder des unglücklichen Kurfürsten Ma-

rimilian Emanuel behandeln ließ, und daß die Prinzen nur als Grafen von Wittelsbach erzogen wurden. Der Bruder und Nachfolger, Karl VI., war ungemein milder in Wort und That, wie die nachfolgenden Urkunden beweisen, welche zugleich einen nicht uninteressanten Beitrag zur Jugendgeschichte Kaiser Karl's VII. liefern.

Der nachmalige Kaiser Karl VII. war nämlich der ältere der fünf bairischen Prinzen, die in östreichischer Gefangenschaft erzogen wurden. — Die eine dieser Urkunden ist ein Schreiben Karl's VI. d. d. April 1712 an den Grafen von Breuner, der die Aufsicht über die Prinzen erhielt, und worin es unter Anderm heißt:

Ich habe euch hiemit gnädigst bedeuten wollen, was massen Ich euch die Oberdirection und Aufsehen nicht allein über die fünf bairischen Prinzen, sondern auch Dero ganze Hofstaat hiemit gnädigst aufgetragen, und dahin instruirt haben will, daß ihr auf alle ihre Verrichtungen, sonderlich aber die Personen der fünf Prinzen ein aufmerksames Aug haben, öfters um sie und bei ihnen seyn, ihnen nichts ermangeln lassen, alle etwa wahrnehmende Ungebühr mittels dero Oberhofmeisters, Beichtväter und Instruktoren mit guter Art abstellen, hingegen das Beste und Nützlichste anordnen, sie vorderst zur Andacht und Furcht Gottes, sodann aber zu recht und ordentlichen Stunden mittels ihrer Theils wirklich habenden, und Theils noch darüber aufzunehmen nöthigen Lehr- und Exerzitien-Meister ad literas et Scientias, zu den Sprachen und übrigen dem fürstlichen Stand wohl anstehenden Exerzitien, als Reiten, Fechten, Tanzen, und etwa einer beliebigen Musik, so weit es die Zeit, ihre Gesundheit, Jahre und Kräften zulassen, anhalten; sie auch zuweilen mit einer Hatz, Jagd, Pürsch u. dgl. in meinen Forst- und Waldungen ergötzen und unterhalten zu lassen, jedoch daß hiedurch ihre andern Studia und Exerzitien nicht zurückgesetzt oder vernachlässigt werden, mithin ihr, daß sie außer Müßiggang gesetzt, et ne libidini indulgeant, sondern so christlich als sittlich und in allem fürstlichen Wohlstand und Tugenden, wie zumalen in der Lieb und schuldigsten unterthänigsten Devotion auch Erkenntlichkait gegen Mich und Mein ganzes löbliches Erzhaus von Oestreich, von ihrer dermaligen Jugend an gebührlich auferzogen und gestärkt werden, auf alle Weis Sorg tragen, und mir endlich von ihrem Progreß, Beschaffenheit und Nothwendigkeiten wochentliche Relation erstatten sollet.

Die zweite Urkunde ist ein Bericht des Grafen Breuner an den Kaiser, worin die Geschicklichkeit des bairischen Prinzen Karl gelobt wird, die derselbe bei Gelegenheit seiner öffentlichen Defension der gesammten peripatetischen Philosophie mit großem Ruhme erprobt habe. Angehängt ist: „Extractus literarum ad P. Rectorem Monacensem Soc. Jesu. Graecii 25. Aprilis 1714." Darin wird ebenfalls des Prinzen Geschicklichkeit gelobt und dabei angeführt, wie gut er die Argumente der Atheisten widerlegt habe. Diese Urkunden sind allerdings nicht ohne Interesse.

IV. „Heinrich III. von Frankreich auf dem Hin- und Herweg aus Polen beim Pfalzgrafen und Kurfürsten Friedrich und in Wien". Auszüge aus einer alten Chronik und aus dem Tagebuch eines Ungenannten, welches im Druck erschienen ist. Die Sitten der guten alten Zeit sind aus diesen Bruchstücken ganz deutlich zu ersehen.

V. „Burgen". Unter diesem Titel findet sich, wie bereits angeführt, eine stehende Rubrik im Taschenbuche. Das diesjährige enthält: „Bürglitz, Jagdschloß und Staatsgefängniß der böhmischen Könige. Geschildert in Mittheilungen an Friedrich Heinrich von der Hagen." Die Schilderung des Schlosses hat einen Anstrich von Sentimentalität, die sich jedoch nicht übel ausnimmt, da an die Qualen einiger Staatsgefangenen erinnert wird, welche in dem in Waldesnacht vergrabenen Schlosse Gelegenheit hatten, zu erfahren, welche Grausamkeiten im Namen der menschenfreundlichsten Religion von fanatischen, frömmelnden — — — geübt wurden, die, da sie die Macht in Händen hatten, Jeden, der nicht nach ihrer Vorschrift denken wollte, gleich dem ärgsten Verbrecher verfolgten. Schauderhaft ist die Erzählung der Schicksale „des Johannes Augusta, Bischofs der böhmischen Brüder," den Kaiser Ferdinand I. in Verdacht hatte, die 1547 gegen ihn in Böhmen ausgebrochene Verschwörung angefacht und genährt zu haben. Ferdinand ließ ihn durch List gefangen nehmen und in Prag drei Mal auf die Folter spannen. Darauf wurde der unglückliche Bischof nach Bürglitz gebracht und in die Erdgewölbe des großen Thurmes geworfen." Vierzehn Tage lang wurde Augusta in diesem Keller seinem Schmerze überlassen; die von der Folter verursachten Wunden wurden nicht verbunden. Ueber ein Jahr lebte der Unglückliche ohne Licht, auf schlechtem Lager und bei schlechter Kost in diesem Kerker, als der Kaiser neue Henker sendete und den Bischof abermals auf die Folter spannen ließ, um von ihm Geständnisse zu erpressen. Unter mancherlei traurigem Wechsel, den wir hier aus Mangel an Raum nicht näher angeben können, brachte der Bischof gegen dreizehn Jahre in diesen Marterkammern zu, als auf die Fürbitte des edeln Ladislaw von Sternberg und der schönen Philippine Welser, Gemahlin des Erzherzogs Ferdinand, ihm einige Erleichterung verschafft wurde, bis Maximilian II. ihn endlich im Jahre 1564 von seinem Vater mit großer Mühe losbat. Nicht zu vergessen ist, daß alle Qualen, denen der Bischof preisgegeben wurde, den ausdrücklichen Befehlen des grausamen Kaisers gemäß waren; die Instruction an seinen Sohn, worin der Tyrann seine Kunst im Martern zeigt, ist noch vorhanden und im Taschenbuche abgedruckt. Wie sinnreich waren die Qualen ausgesonnen! Es war vorgeschrieben: „daß ihm in der Gefängniß mit Essen und Trinken kein Abgang gelassen, aber ihme, in die fünf oder sechs Tage aneinander unaufhörlich bei Tag und Nacht kein Augenblick zum Schlaf einige Ruh noch Stund oder Zeit gegeben werde. Oder zum andern ihne rückling auf ein trucken Bret oder Laden zu binden, damit er sich nicht umkehren möge oder künnte und der Kopf nit darauf ruhet, sondern von dem Bret hinabhange und kein andere Hab oder Hilf einiges Aufhaltens, außer seiner natürlichen körperlichen Hilf gehaben müge; zu Zeiten etlich Tropfen Essig umb die Naslöcher gestrichen; deshalb also einen Tag oder zween Tag und Nacht unaufgelöst mit ihme getrieben. Zudem wäre auch der Sach zuträglich, wann er also auf dem Rücken läge, daß ihme ein lebendiger Käfer, so in dem Roßzirk wachsen thuet, der größern einer auf den Nabel gelegt und solcher Käfer mit einer halben Nußschall zugedeckt und darauf gebunden würde, also ein Weil darob gelassen."

„Oder zum dritten ihme etlich Tag trucken und wohl-

abgewürzte allerlei Species ohne Suppen zu essen, aber kainerlei Trank ihme dazu gereicht, gelassen und gegeben werde. Doch in diesen dreien Artikeln seynd die zween ersten die forderisten und beschweristen."

Der Verf. meint, diese Geschichte würde einem Walter Scott reichen Stoff geben, und ruft aus: „Aus dieser völlig nach den Acten erzählten Geschichte läßt sich, beim Himmel! gar Vieles lernen." Allerdings! darum aber ist zu wünschen, nicht sowol daß ein Romanschreiber, sondern ein Geschichtschreiber von der Stärke eines Gibbon oder Hume sich des Stoffes bemächtige, um fanatischen, den Geist des Lichts verfolgenden Despoten einen Spiegel vorzuhalten und sie vor ihrem eignen Bilde zittern zu machen.

VI. „Die Wallfahrer und Deisten in Böhmen." Eine höchst interessante Schilderung einer merkwürdigen Sekte in dem noch lange nicht hinreichend bekannten und gewürdigten Lande. Wir hatten mehre Stellen in diesem Artikel angestrichen, um sie dem Leser vorzulegen; da aber unser Bericht bereits lang geworden, so müssen wir darauf verzichten und uns mit der Hoffnung trösten, daß das Taschenbuch bald in Jedermanns Händen sein wird. Wir haben von den dreißig Artikeln in diesem Jahrgange nur sechs namhaft gemacht; da wir die andern nur dem Titel nach anzeigen könnten, ohne sie näher zu charakterisiren, so würde dem Leser wenig damit gedient sein. Natürlich können nicht alle Nummern von gleichem Werthe sein. In einer Sammlung, wie diese, müssen sich wie in einer Mineraliensammlung die verschiedenartigsten Stücke finden, und nicht alle Stufen können gleiches und gleichviel gediegenes Metall enthalten. Für den Kenner aber sind sie alle belehrend, und was dem Laien als nur bunt, locker und lose erscheint, erkennt jener im Zusammenhange seiner Wissenschaft. 41.

Correspondenznachrichten aus Paris.

(Beschluß aus Nr. 97.)

Unter der Masse der fortwährend erscheinenden neuen Journale und Zeitschriften, „Journal des enfans", „Journal des femmes", „Journal des demoiselles" u. s. w. bleiben mir nur wenige zu erwähnen. Alle Blätter haben die Anzeige des „Europe littéraire" verkündet. Der in dem Prospectus ausgesprochene Plan und das Ziel dieser Zeitschrift sind: der Kunst und der Literatur aller Länder und Völker Europas einen eignen directen Repräsentanten zu geben, die Stralen aller zerstreuten Lichter in einem einzigen gemeinschaftlichen Mittelpunkt zu sammeln und von dort aus zu verbreiten. Man wandte sich deshalb an die entschiedensten Anhänger der verschiedenen, sich bestreitenden politischen Meinungen und ersuchte sie um Mitarbeit. So kam es, daß in diesem Prospectus die Häupter der karlistischen Partei, die Pfeiler des Juste-milieu und die Vorkämpfer der Republik sich nebeneinandergedruckt sahen. Die Politik soll gänzlich ausgeschlossen sein, und damit dieser Grundsatz strenger beobachtet werde, soll eine Commission mit der Aufsicht hierüber beauftragt bleiben. Der Prospectus theilt nebst den Zuschriften der acceptirenden Mitarbeiter und den Adhäsionen der Departementsjournale auch die Adressen der dreihundert Stifter des Journals mit. Darunter war ich sehr erstaunt neben dem Vicomte d'Arlincourt, Graf Lanjuinais, Berryer (Sohn), Alexandre Delaborde, Duc de Noailles u. A. m. den Baron von Rothschild zu finden. Dieser große Literator hat, wie es dem echten Verdienst geziemt, seinen Beitritt durch folgende bescheidene Zeilen zu erkennen gegeben und alsbald seine besondere Aufmerksamkeit auf den entscheidendsten Punkt der Sache, die Nichtpolitik, gerichtet. Herr v. Rothschild liebt die Politik nicht: „Messieurs, c'est avec le plus grand plaisir que je cède au vœu, que vous voulez bien m'exprimer; je m'associe de grand coeur à la belle et louable entreprise que vous avez formée. J'accepte d'être l'un des trois cents fondateurs de l'Europe littéraire, et de me joindre aux illustrations chargées de veiller à ce que le journal ne s'écarte pas de la ligne non politique qu'il s'est tracée." Wie kommt Saul unter die Propheten? — Sonderbar genug hat die Direction als Emblem einer nicht politischen Zeitschrift die chaotische Vereinigung der Wappen und heraldischen Abzeichen aller politischen Körperschaften Europas auf den Prospectus gesetzt, was so großen Beifall fand, daß die Etiquette seither nicht mehr erschienen ist. Die Versprechungen der Anzeige sind außerordentlich glänzend und sollen alle andern Hülfsquellen, Journale und Zeitschriften, überflüssig machen, und es ist kein Zweifel, daß das Unternehmen, wenn es, wie es den Anschein hat, auf sehr reichen und nachhaltigen Unterlagen ruht, sehr viel Ausgezeichnetes und Schönes liefern kann. Allein mancherlei feindlich Unvereinbares scheint schon in seiner ersten Geburt zu liegen. Die Exclusivität, welche das Journal sich aneignen will, wird unausbleiblich die Eifersucht und die Feindschaft aller bestehenden Unternehmen analoger Art und hiermit das Bemühen, dasselbe zu discreditiren und zu untergraben, hervorrufen. Eine Vereinigung von Männern, welche sich überall auf das entschiedenste gegenüberstehen, sich öffentlich bekriegen und sehr häufig wirklich hassen, ist an sich unnatürlich und kann nicht von Dauer sein. Vor Allem aber droht der Ausschluß aller Politik dem Blatte der Untergang. Man verhehle sich nicht, die Politik läßt sich in Frankreich nirgends verbannen, und eine Zeitschrift, deren normal ausgesprochener Charakter darin besteht, nicht politisch sein zu dürfen, wird kaum dem Vorwurf der Langweile entgehen können. Die Stifter des Blattes haben die innige Verbindung der Kunst und Literatur mit Politik und socialem Leben vornherein selbst aufgestellt und darin gerade einen Grund der Nothwendigkeit erkannt, diesem hohen Impuls aller Civilisation eine neue Garantie und Stütze zu geben; wie kommt es, daß sie sich schmeicheln, die Wirkung zu ernten, nachdem sie den Causalnexus zerstört? Erster Satz: „Ceux là n'ont jamais compris l'art, qui n'ont pas su découvrir la marche cachée de son progrès à travers les siècles, ses éternels combats pour la civilisation du monde, et la chaine morale qui l'unit si etroitement à tous les élémens politiques et sociaux. Nous espérons prouver plus tard que la question de l'art fut toujours une question sociale et universelle, comme celle de la religion et de la philosophie." Zweiter Satz: „La politique sera complétement exclue de l'Europe littéraire!" Nichts ist hier der Politik fremd; man sehe sich um, im Theater, in den Gemäldesälen, in den Statuen und Büsten, in der Musik, in der Zeichnung, in der Literatur und Allem, was sich daran schließt, lebt die Politik, sie hat sich mit dem Geist der jetzigen Generation verschmolzen und verwebt sich mit allen ihren Ideen des Fortschrittes. Die ersten Blätter sind erschienen. Es befindet sich darin eine kritische Uebersicht der deutschen Literatur, Poesie und Kunst von Heine: eine schwierige Aufgabe, welche durch das Geleistete weder nach Umfang noch Tiefe als gelöst erscheinen möchte. Es ist zu befürchten, daß der Verfasser sich in ein neues Feld gewagt, für welches er nicht berufen ist, und mehren anerkannten deutschen Kritikern gegenüber den Handschuh zu einer Fehde hingeworfen habe, welche für ihn verhängnißvoll und ungünstig endigen kann. Ich war sehr erstaunt in einem Ueberblick deutscher Poesie und Literatur Schiller's nicht gedenken zu sehen. Daß dies irgendwie möglich sei, ist

mir erst jetzt bewiesen worden. Oder gehört etwa Schiller nicht mehr zum deutschen Parnaß?

Die feindliche Stellung der übrigen literarischen Journale und Blätter, von welcher oben die Rede war, fängt bereits an, sich zu äußern. Soeben las ich im „Corsaire" Folgendes, obgleich dessen Redacteur, Brissault, der ersteingeschriebene unter den Mitarbeitern des „Europe littéraire" ist: „Um der Literatur, welche in den letzten Zügen liegt, beizuspringen und den hinsterbenden Buchhandel aufzurichten, läßt das „Europe littéraire" bescheidentlich anzeigen, daß es berufen sei, alle Bücher zu ersetzen und jede andere Ausgabe als die für sein Abonnement überflüssig zu machen. „Encore un ours qui lance un pavé à la face de son ami!""

Ein ganz neuerlich errichtetes Blatt verdient ebenso sehr wegen seiner Wohlfeilheit als wegen des bisher Geleisteten ausgezeichnet zu werden. Es ist das „Magazin pittoresque", welches den Gegenstand seiner Thätigkeit folgendermaßen ankündigt: „Wir wollen ein wahres Magazin eröffnen von Denkwürdigem aller Art und Jedem wegen seiner Wohlfeilheit zugänglich. Es soll enthalten: alte Sachen, neue Sachen, lebendige, leblose, denkwürdige, natürliche, civilisirte, wilde, der Erde, dem Meer, dem Himmel und allen Zeiten angehörig, herkommend aus allen Ländern, aus Hindostan und aus China ebenso wol als aus Island, Lappland, Timbuktu, Rom oder Paris: wir wollen, mit einem Worte, in unsern Kupferstichen abbilden und in unsern Aufsätzen beschreiben, Alles, was würdig ist, die Aufmerksamkeit und die Blicke zu fesseln, Alles, was einen interessanten Gegenstand des Nachdenkens, der Unterhaltung und des Studiums darbietet." Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer, einen Bogen stark, zu 3 Sous, anfänglich zu 2 Sous, ehe die Administration die Stempeltaxe darauf gelegt hatte. Die bisher erschienenen Nummern haben dem Versprechen genügt. Sie enthalten sehr anziehende Details über einzelne Monumente, Anlagen und Gebäude und deren Abbildungen, sodann biographische Notizen berühmter Männer, historische und naturgeschichtliche Data u. dgl.

Ein anderes Unternehmen ist: „L'observateur des tribunaux, pour servir a l'étude des passions, des moeurs et de l'histoire. Par *Eugène Rock*." Der Inhalt des Blattes soll folgendermaßen classificirt sein: Leidenschaften und Verbrechen. — Sitten: mannichfaltige Züge. — Politik, Geschichte und Biographie. — Religion. — Civilrechtliche Fragen. — Literatur, schöne Künste und Industrie. — Seltsame Thatsachen, romantische Details und Abenteuer. — Miscellen. — Ausländische Gerichte. — Der Herausgeber sagt mit vielem Recht, daß die Moralität eines Volkes, der Zustand seiner Aufklärung, der Grad seiner Civilisation, die Besonderheit seiner Anlagen und seiner Sitten, die Laster und die Fortschritte seiner socialen Einrichtung, das Uebermaß seines Luxus und seiner Noth, der Stand der Parteien, in welche es sich theilt, die Stärke und Schwäche, die Weisheit oder der Zwang der Gewalt, welche es regiert — daß Alles dies sich in den Gerichtssälen entfaltet und als positive Thatsache darstellt. Kein Zweifel hiernach, daß dieser Beobachter Gelegenheit finden mag, uns die psychologisch-interessantesten Wahrnehmungen und Betrachtungen zu liefern und aus den Gerichtsverhandlungen Stoff für ein an Farbe und Mannichfaltigkeit reiches Lebensgemälde zu ziehen. Ich werde Ihnen später über die wirklichen Leistungen Bericht erstatten. 171.

Notizen.

Nachdem die Engländer so viele Entdeckungsreisen in den entferntesten Weltgegenden unternommen, ist es den Lieutenants Denham und Robinson von der königlichen Marine im vermichenen Jahre gelungen, ganz in der Nähe der englischen Küste wichtige Entdeckungen zu machen. Mit Aufnahme des Bristolkanales beschäftigt, fanden sie, daß die in demselben liegende Insel Lundy eine gute, gegen Winde aus Westen sichere Rhede besitzt, wo eine beträchtliche Flotte Schutz finden kann. Schiffe, welche in den nächsten Gewässern von widrigen Winden überfallen werden, brauchen also nicht mehr nach der gefährlichen Küste von Wales oder über die gefürchtete Bank von Bideford und Barnstaple zurückzukehren. Noch mehr Wichtigkeit wird die bisher nur von den Wächtern der unlängst darauf errichteten Leuchtthürme und den Bewohnern eines Pächterhofs bevölkerte Insel durch die Entdeckung einer reichen Silber- und Kupfermine erhalten. Obgleich fünf englische Meilen lang und zwei Meilen breit, legte man ihr bisher wenig Werth bei, und sie kam nach öfterm Wechsel ihrer Besitzer für ein Spottgeld an die jetzigen Eigenthümer, die nun aus den Bergwerken allein 12,000 Pf. jährlich einzunehmen gedenken.

Die „Society for promoting christian knowledge" zählte v. J. 1832 gegen 15,000 Mitglieder und besaß ungefähr 66,000 Pf. St. Einkünfte, machte aber auch einen fast gleich großen Aufwand, indem sie während dieses Jahres 1,715,300 Bücher und kleine Schriften (Tractätchen) verbreitete (dabei 129,756 Bibeln und Neue Testamente und 165,818 Gebetbücher und Psalter) und in 9300 Ortschaften 10,965 Schulen unterstützte, in denen über 740,000 Kinder unterrichtet werden.

Herr Matter, welcher unlängst den 1827 von der Académie française ausgesetzten Preis von 10,000 Frs. für die beste Abhandlung über den Einfluß der Sitten auf die Gesetze und der Gesetze auf die Sitten erhalten hat, erwarb schon 1817 durch eine historische Abhandlung über die alexandrinische Schule, und 1826 durch eine kritische Geschichte des Gnosticismus zwei Preise der Académie des inscriptions. Auch sind seit 1829 2 Bände einer Universalgeschichte der christlichen Kirche von ihm erschienen.

Die Anzahl der von sogenannten christlichen Mächten in Sklaverei erhaltenen Individuen wird auf 5,225,000 geschätzt; davon kommen 800,000 auf die britischen Colonien, 200,000 auf die französischen, auf Cuba und Portorico 500,000, auf alle übrigen Colonien 75,000, auf die Vereinigten Staaten 1,650,000, auf Brasilien 2,000,000. Wie viele Millionen Leibeigene gehören aber noch hierher? S.

Literarische Anzeige.

Durch alle Buchhandlungen ist zu erhalten:

Conversations-Lexikon

der

neuesten Zeit und Literatur.

Dreizehntes Heft.

Karaiskakis bis Krogh.

Jedes Heft kostet

auf weißem Druckpapier 6 Gr.,
auf gutem Schreibpapier 8 Gr.,
auf extrafeinem Velinpapier 15 Gr.

Leipzig, im März 1833.

F. A. Brockhaus.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Dienstag, — Nr. 99. — 9. April 1833.

Zur Geschichte der öffentlichen Meinung in Deutschland.

Vierter Artikel.*)

Die karlsbader Beschlüsse waren vollzogen worden. Eine tiefe Ruhe, auf die hier und da wieder lebhaft gewordene Bewegung trat ein, und eine lange Reihe politischer Schlummerjahre schien zu beginnen. Einige Jünglinge auf Universitäten, die nicht mehr mit der gewohnten Offenheit und Rücksichtslosigkeit auftreten konnten, suchten sich selbst unter der Form einer geheimen Verbindung über die Thatsache zu täuschen, daß ihre Bestrebungen von keinem nahen Erfolge gekrönt sein könnten. Weit die Mehrheit der jungen Männer aber, welchen die Wiedergeburt eines deutschen Vaterlandes unter dieser oder jener Form der Gedanke ihres Lebens geworden war, mußte allmälig erkennen, wie wenig sie um die Beschaffenheit des Bodens sich bekümmert hatten, auf dem sie ihre projectirten Staatsgebäude aufzuführen gedachten, sowie um die Mittel, die ihnen zur Hand waren. Manchen von ihnen, welche — ohne innern Kern und Nachhalt — nur eine Art politischer Dressur empfangen hatten, gingen im Verlaufe eines spießbürgerlichen Geschäftslebens ihre frühern Ideale völlig unter. Andere dagegen blieben sich nicht blos ihres guten Willens bewußt, sondern bewaheten sich auch das Gefühl einer ausdauernden Kraft, die unter allen Verhältnissen nicht abläßt, nach einem erhabenen Ziele zu streben, das früher nur undeutlich vorgeschwebt hatte, das aber mit jedem weitern Schritte heller entgegentreten mußte. Allein sie glaubten dasselbe nicht mehr wie früher im Fluge der Phantasie erreichen zu können, welche die in der Mitte liegenden Hindernisse verkennt und unbeachtet läßt; sondern sie verschmähten es nicht mehr, auch den kleinern Schritt vorwärts zu thun, den die Beschaffenheit des Weges erlaubte, und die Klippen zu umgehen, die nicht überstiegen oder übersprungen werden konnten. So wendeten sich die Bestrebungen dieser zu Männern gereiften Jünglinge mehr und mehr auf die genauere Erforschung und Würdigung der positiven Verhältnisse, und mit richtigerm praktischen Sinne gewannen sie größere praktische Bedeutung. Dieser psychologisch-nothwendige Bildungsgang, diese fast aufgedrungene Abwendung von der inhaltleeren Allgemeinheit des Theoretisirens und Phantasirens wurde nicht blos dadurch beschleunigt, daß die Berufsthätigkeit der Einzelnen denselben einen neuen und richtigern Maßstab für Beurtheilung der Menschen und Verhältnisse an die Hand gab, sondern auch durch bedeutende weltgeschichtliche Ereignisse. Die Erhebung eines Theils des spanischen Volkes für die Constitution der Cortes sowie diejenige der Bewohner einiger italienischer Staaten für eine freie Umgestaltung ihrer Staatsformen hatte in ihrem ersten Beginnen und in ihrem ersten Erfolge so glänzende Hoffnungen erweckt, als der spätere Erfolg niederschlagend sein mußte. Dieser endliche Ausgang hatte die Lehre wiederholt, daß selbst mächtige Parteien in einem Staate, mit gesammelter Kraft und mit der Richtung derselben auf Einen Punkt, nicht immer im Stande sind, die zähen Vorurtheile und die Trägheitskraft der großen Masse eines Volkes zu überwinden. Die Anwendung solcher Lehre auf Deutschland gab sich von selbst. Man mußte erkennen, daß die Zeit der Ernte noch nicht gekommen sei, und man versäumte es daher um so weniger, vorerst die Saaten auszustreuen, ob man wol des Glaubens sein mochte, daß vielleicht noch ein fruchtbares Gewitter vorangehen müsse, ehe dieselben wachsen und gedeihen könnten.

Die Vollstreckung der karlsbader Beschlüsse konnte nicht verfehlen, der deutschen Literatur einen Charakter aufzunöthigen, der wesentlich von demjenigen verschieden war, den sie unmittelbar nach den sogenannten Befreiungskriegen behauptet hatte. Schon in der ungehinderten Vollstreckung jener Beschlüsse schien gewissermaßen ein Verdammungsurtheil für die versuchten Neuerungen zu liegen. Es war also natürlich, daß die Literatur dieser Thatsache sich bemächtigte. In diese Periode fiel die Bedeutung, welche Hegel und seine Schule gewannen. Man hat Hegel einen königlich preußischen Staatsphilosophen genannt, und dieser Ausdruck ist treffend genug. Zugleich wird man durch die Bestrebungen dieses Philosophen und durch dessen Stellung zu seiner Zeit an Göthe's Worte erinnert:

Dann kommt der Philosoph herein
Und beweist Euch, es müßt' so sein.

Immer waren jedoch Hegel und seine Anhänger, insoweit sie das Gebiet der Politik in den Kreis ihrer Forschungen zogen, die tiefsinnigsten und scharfsinnigsten Vertheidiger der Stabilität, welchen gegenüber die Seichtigkeit vieler ihrer Gegner aus der großen Schar der geistig so

*) Den ersten, zweiten und dritten Artikel siehe in Nr. 65, 68, 87 und 88 d. Bl. D. Red.

bequemen Alltagsphilosophen um so grelles hervortreten mußte. Gleichwol vermochte selbst die Hegel'sche Dialektik nicht wegzuraisonniren, was man so gern in das Gebiet der leeren Abstractionen verwiesen hätte. Trotz allem Raisonnement blieb die Thatsache der Geschichte bestehen, daß für die sogenannten liberalen Ideen, die jetzt von der Aristokratie der Geburt wie von einigen literarischen Coterien verfolgt und geächtet wurden, Tausende und Millionen gestrebt und gelitten, gehandelt und geopfert hatten. Was daher Einzelne getrennt und verfehlt haben mochten, die Erscheinung selbst mit ihren unvertilgbaren Spuren war allzu riesengroß, als daß der Glaube der Völker an eine höhere Weltschule Daseins, [illegible] hätte erschüttert werden können.

Die ganze Opposition Hegel's und seiner Anhänger hatte nur die Folge, daß jetzt auch ein Theil seiner Gegner sich gedrungen fühlte, den unverwüstlichen Keim und Kern der politischen Erscheinungen der jüngsten Zeit über ihre Schale hinaus und bis zu ihren tiefern Wurzeln zu ergründen. Aber auch der Masse nach, blieb die deutsche Literatur zum größern Theile den einmal herrschend gewordenen liberalen Ansichten zugewendet, ungeachtet des Drucks der Censur, welcher auf ihr lastete, der jedoch nach einiger Zeit — wie dies zu geschehen pflegt — wenigstens da und dort von seiner ersten Strenge nachließ. Und diese vorherrschende politische Richtung theilte sich fast allen Theilen der Literatur mit: selbst schöngeistige Tagblätter oder kritische Institute waren derselben mehr oder minder gefolgt.

Immer waren jedoch der politischen Literatur die Flügel so weit geschnitten, daß sie — wenn sie auch nicht kriechen mußte — doch nur mit den nächstliegenden und unmittelbar praktischen Fragen sich beschäftigen konnte. Man erhob sich nicht leicht mehr bis zu den Höhen der Politik, sondern suchte lieber in der Ebene jeden Fußbreit freien Raumes zu benutzen. Was das Verhältniß der deutschen Gliederstaaten zur Gesammtheit derselben betrifft, so schien sich einmal hierin nichts ändern zu lassen. Ohne daran zu schütteln, oder auch nur die praktische Bedeutung dieses Verhältnisses für künftige mögliche Fälle im voraus bestimmen zu wollen, ließ man die Sache stehen, auf so starken oder schwachen Füßen sie grade stehen mochte.

Ein Theil der deutschen Bundesstaaten war zu constitutionellen Monarchien geworden. Hiermit schien auch für die einzelnen Gliederstaaten das Princip zur Beurtheilung der Erscheinungen des öffentlichen Lebens festgestellt zu sein. Man nahm es für eine ausgemachte Sache an, daß die constitutionelle Monarchie, wenigstens unter den gegebenen Umständen, die beste aller Verfassungsformen sei. Man wiederholte sich so oft die Lehre von dem heilsamen Gleichgewicht der Staatsgewalten, daß man endlich an diese absolute Heilsamkeit nicht minder fest zu glauben schien, als man in den Zeiten vor der Reformation an die Untrüglichkeit des Papstes glauben mochte. Allein während man das Princip der Fürstensouverainetät selbst von ferne immer anzutasten versuchte, vertheidigte man gleichwol alle Consequenzen, die aus der Voraussetzung der Mündigkeit der Völker und aus dem Grundsatze entspringen, daß man jedem zum Gefühl seiner Selbständigkeit gekommenen Volke eine entscheidende Theilnahme an der Gestaltung des öffentlichen Lebens nicht ferner verweigern dürfe. Wer auf unsere politische Literatur jener Periode von der Erlassung der karlsbader Beschlüsse an bis zu den Julierignissen zurückblickt, kann sich leicht überzeugen, wie zahlreich, im Vergleiche mit Denjenigen, welche entgegengesetzte Ansichten vertheidigten, die Stimmen waren, die sich für Oeffentlichkeit des gerichtlichen Verfahrens aussprachen; für die Einführung von Geschworenengerichten, wenigstens bei politischen und Preßvergehen; für freiere Wahlgesetze im Sinn des demokratischen Elements mit im Gegensatze mit dem Institut unserer ersten Kammern, welche der Herrschaft eines wahrhaften Volkswillens so lähmend entgegentraten; für die weitere Emancipation der Gemeinden; für populärere Wehrverfassung u. s. w. Dies Alles konnte um so weniger verfehlen, in der öffentlichen Meinung sich Eingang zu verschaffen, als zugleich die Masse der Literatur, namentlich der periodisch-politischen, an Umfang bedeutend zunahm, und als bei dem größern Theile des Publicums schon die fortwährende Wiederholung derselben Ansichten zu genügen pflegt, um dieselben zu einem unbezweifelten Dogma zu erheben.

Schon oben wurde darauf hingewiesen, daß der Kampf des deutschen Volkes gegen das Ausland zugleich eine religiöse Richtung genommen hatte. Darum ergoß sich ein Theil der aufgeregten geistigen Elemente über das kirchlich-religiöse Gebiet; um so mehr, als man daselbst einen Kampfplatz vor sich sah, worauf man weniger befürchten mußte, durch die Schranken der Censur beengt zu werden. Man tummelte sich hier mit zahllosen Schriften und Gegenschriften herum, und nicht nur die Theologen vom Handwerk, sondern auch sonst ein zahlreiches Publicum nahm Theil an den kirchlichen Streitigkeiten. Um sich zum Ritter zu machen, verschmähte man es wol nicht, selbst gegen eingebildete Feinde die Lanze einzulegen. Man wußte sich Jesuiten und Jesuitismus zu erfinden, so viel man grade brauchte, um gegen sie zu Felde zu ziehen. Mehren unsre Kathederhelden gelang es auf diese Weise, sich ohne Gefahr und sehr wohlfeilen Preises für eine Zeitlang den Ruhm eines Liberalismus zu erwerben, der freilich während der letzten Jahre im Curse stark gefallen ist. Immer trug indessen auch die theologische Klopffechterei dazu bei, daß man den Glauben an das Dasein innerer Feinde nicht verlor, und daß die Lust am Kampfe mit den Waffen des Geistes sowie der Sinn für Opposition in Thätigkeit erhalten wurden.

Noch ein anderer Zweig unserer Literatur, zur heilsamen Ruhe für das deutsche Volk bestimmt, hatte die Wirkung, daß es auf den Lorbeeren seines Befreiungskrieges nicht einschlafen konnte, daß es wenigstens fortwährend von unruhigen Träumen heimgesucht wurde, die sein endliches Erwachen beschleunigten. Die ersten hochgespannten Erwartungen waren getäuscht worden. Die Waffen, womit man Diejenigen, welche für die Ursache der Täuschung galten, gradezu hätte angreifen können, waren aus

den Händen geschlagen. Man griff also zu der versteckten Waffe der Ironie; man spottete über sich selbst, um auch über Andere spotten zu können; man lachte und ärgerte sich zu gleicher Zeit. Als Vorkämpfer auf diesem Felde sahen wir einen Menzel, der vor Andern in das faule Fleisch oft so tief einzuschneiden verstand, einen Heine, Börne, den Verf. von „Welt und Zeit", den bitter-sarkastischen Seybold, den frühern Redacteur der damals weitverbreiteten „Neckarzeitung" u. A. Ist aber ein Schlafender eine Zeitlang mit Stecknadeln gekitzelt worden, so mag es geschehen, daß er endlich auch mit den Fäusten um sich schlägt.

Gehen wir vom Gebiete der Literatur zur Betrachtung der weitern Thatsachen des öffentlichen Lebens über, so haben wir hier zunächst die Entwickelung und den Einfluß des landständischen Wesens näher zu betrachten. Mehre Constitutionen waren in das Leben getreten, ehe die Partei der Reaction ihre Kräfte zu gemeinsamer hemmender Thätigkeit vereinigt hatte. Insbesondere war man noch mit der würtembergischen Verfassung fast gleichzeitig mit den karlsbader Beschlüssen zu Ende gekommen. In der constituirenden Versammlung in Würtemberg waren damals Mehre der Meinung, daß man auf eine unverzügliche Ausdehnung der Volksrechte bestehen solle, selbst auf die Gefahr hin, daß das ganze Verfassungswerk nicht zu Stande käme. Sie hielten dafür, daß man den etwaigen Gewinn des Augenblicks auf das Spiel setzen müsse, und daß man dann in der Folge um so größerer Vortheile und einer mehr gesicherten Freiheit sich gewärtigen dürfe. Wenn solche Ansicht in der Mitte unserer ständischen Versammlung jetzt sich geltendmacht, nachdem die politische Aufklärung des Volkes und dessen Theilnahme am Oeffentlichen an Umfang bedeutend gewonnen haben, so läßt sich derselben, von einem höhern politischen Standpunkte aus, durchaus nur Beifall zollen. Allein um diese politische Aufklärung zu verbreiten und eine regere Theilnahme zu wecken, war doch immer vorerst eine Uebergangsstufe nothwendig, die nicht übersprungen werden konnte. Auch liegt wol in der Thatsache, daß es hauptsächlich die Bewohner der constitutionnellen Staaten Deutschlands sind, bei welchen ein lebhafteres politisches Interesse sich zeigt, ein genügender Beweis, daß das Institut der Landstände, als eine Schule des öffentlichen Lebens, nicht ganz ohne Früchte geblieben ist. Durch die Verhandlung der das Gemeinwohl betreffenden Fragen wurden Ansichten und Begriffe verbreitet, die früher entweder gar nicht vorhanden, oder nur das Eigenthum einer verhältnißmäßig kleinen Anzahl von Gebildeten waren. Gleichwol läßt sich nicht leugnen, daß der besonders augenfällige Umstand, daß während einer langen Reihe von Friedensjahren der Staatsaufwand gar nicht, oder nur unbedeutend verringert wurde, bei der größern Menge der Bürger und Bauern das ganze Institut der Landstände etwas in Miscredit brachte. Allein sie mußten es wenigstens ins Auge fassen, und sie waren hierdurch genöthigt, auch einigermaßen auf die Gründe einzugehen, warum die eine Zeitlang gehofften Früchte nicht geerntet wurden. So mußte selbst die Auffindung der Mängel und Gebrechen an den verschiedenen Constitutionen zum Mittel dienen, das Volk geistig zu üben und seinen Blick über den engen Kreis des bürgerlichen Lebens auf ein Höheres zu richten. Auch brauchte man nicht grade ein scharfsichtiger Beobachter zu sein, um in der Masse des Volks die weit verbreitete Ueberzeugung zu entdecken, daß durchaus in keiner Rückkehr zu dem Zustande der absoluten Fürstenherrschaft das Heil zu suchen sei, sondern daß einzig ein beharrliches Vorwärtsschreiten, und hiernach die Ausbildung und Vervollkommnung des repräsentativen Systems, zum Bessern führen könne. Diese Ueberzeugung mußte um so mehr Eingang gewinnen, als die Mehrzahl der Gebildeten, also Derjenigen, welche dem Volke gegenüber das Wort führen und stets die Leiter der öffentlichen Meinung sind, nimmer ermüdete, die Vorzüge und Vortheile der Repräsentativverfassung in das Licht zu setzen, ohne die Mängel und Fehler der jüngst entstandenen Verfassungen verdecken zu wollen.

Von unermeßlich größerer Wichtigkeit als dies Alles waren jene Thatsachen der neuesten Culturgeschichte, die zunächst nur die materiellen Interessen zu berühren scheinen, die aber zugleich auf die Volksstimmung und die öffentliche Meinung von dem entschiedensten Einflusse sind. Gleichwol pflegen dieselben viel zu wenig berücksichtigt zu werden, weil ihre Wirkungen nur allmälig sich entwickeln, bis endlich die Summe derselben bei irgend einer besondern Veranlassung in einem großen Gesammtresultate zum Vorschein kommt. Unter diese Thatsachen gehört vorerst die während der Friedensjahre so beträchtliche Vermehrung der Bevölkerung. Nicht nur bewirkt die Zunahme der Bevölkerung eine größere Concurrenz in allen Zweigen des Erwerbs, eine gegenseitige Beschränkung desselben und hiernach vielfache Klagen über Nahrungslosigkeit, sondern es wird hierdurch auch die Masse des Volks reizbarer gegen alle von der Staatsgewalt ausfließenden Maßregeln; denn sobald in einem Bezirke die Bevölkerung sich verdoppelt hat, so werden auch alle Maßregeln der Staatsgewalt doppelt empfunden. Gleichmäßig belebt sich der geistige Verkehr, und der Austausch der Ansichten über alle Schritte und Fehltritte der Regierungen geht rascher von statten, während überdies das Volk, in größerer Menge zusammengedrängt, seine größere Bedeutung fühlen lernt. Schon dieser einzige Umstand erklärt es, warum die öffentliche Meinung fortschreitend an Stärke gewinnen muß, und warum es von Tag zu Tag eine dringendere Aufgabe für die Regierungen Europas wird, nur im Sinne der öffentlichen Meinung zu regieren.

(Der Beschluß folgt.)

Aesthetische Schriften von Gottfried August Bürger. Herausgegeben von Karl von Reinhard. Ein Supplement zu allen Ausgaben von Bürger's Werken. Berlin, Bechtold und Hartje. 1832. 8. 18 Gr.

Einige ästhetische Aufsätze Bürger's, aus einer Zeit, wo die Aesthetik als Wissenschaft noch sehr im Argen lag, können, in diesem Büchlein mitgetheilt, heutzutage nicht mehr bedeutend genug erscheinen, um ihren Abdruck, aus wie wohlmeinenden

bessern Führern und treuerm, kräftigerm Zusammenwirken würde dieser Kampf einen herrlichen Stamm deutschen Urvolkes, von Ungarns Marken bis an den Lech und bis an den Böhmerwald vereinigt haben." — In diesen unschuldigen wenigen Zeilen läßt sich die Quintessenz der deutschen Geschichte wiederfinden. Mangel an einheimischen Führern und an kräftigem Zusammenwirken grade in entscheidenden Momenten war die Ursache, warum die Gelegenheit zur Consolidirung verloren ging und Fremden das Erbe der Deutschen zu Gute kam. Wenn aber das französische Haus Lothringen an die Stelle der Habsburger trat und jetzt mit allgemeinem Beifall aller deutschen Fürsten die Suprematie ausübt, wie soll man dabei einen Sinn finden — in dem Franzosenhasse, den selbst Verehrer dieses französischen Hauses als das Fundament jedes deutschen Patriotismus anpreisen? Sollen, können wir vergessen, daß dem Bunde mit Frankreich Baiern seine Vergrößerung verdankt, während der Vertrag von Ried nur Verkürzung zur Folge hatte und die Ausgleichung noch immer vergebens erwartet wird? — In der Biographie des Grafen Pappenheim findet sich eine andere merkwürdige Stelle, die wir indeß ohne weitern Commentar nur anführen. Im J. 1793 bei dem Gefechte hinter Chateau-Cambresis hatte Graf Pappenheim nach dem Zeugniß der östreichischen Offiziere den Theresienorden redlich verdient.

Er vernahm, der Orden sei ihm geweigert. Sein Unwille war ohne Grenzen. Er verlangte die Entlassung (aus östreichischem Dienst) und erhielt sie. In dem mächtigen Oestreich schien man gar oft nicht zu wissen, was der rechte Mann im rechten Augenblicke werth sein könne. Dort war nicht selten Alles nur Gnade, und kaum gestand man ein Recht. — An demselben 30. October, an welchem Pappenheim vor 20 Jahren bei Chateau-Cambresis den Theresienorden verdient, aber nicht erhalten hatte, errang er ihn bei Hanau, selbst verwundet und zwei Pferde unter dem Leibe verlierend.

Jeder Bemerkung über diese Stellen uns enthaltend, wünschen wir darauf aufmerksam zu machen, daß in diesen Biographien, sowie in andern Artikeln des Taschenbuchs sich echt bairischer Sinn und Geist aussprechen, und so auch hier Individualitäten geltendmachen, welche der Fremde nicht flüchtig übersehen und oberflächlich beurtheilen, sondern in ihren innern Kern zu dringen suchen soll. Vieles, was das Taschenbuch enthält, muß mit bairischem Geiste gelesen werden.

Der zweite Artikel gibt eine Uebersicht der bisherigen Leistungen des Herausgebers. Der sehr reiche Inhalt der historischen Taschenbücher ist hier mit Ausführlichkeit angegeben. Wir bedauern, daß der beschränkte Raum d. Bl. uns nur ein paar kurze Auszüge und die summarische Angabe der Rubriken gestattet.

Abgesehen von Quellenstudium und Kritik, von der Zahl und von der Bedeutenheit der durch ihn entdeckten und herausgegebenen Urkunden, Archivalacten, diplomatischen Correspondenzen, Memoiren und Chroniken (die in einem eignen Directorium zusammengestellt sind) hat der Herausgeber dieses historischen Taschenbuchs in demselben wie in seinem durch 19 Jahre (1810—29) in Wien erschienenen „Archiv für Geschichte, Statistik, Literatur und Kunst" den Zweck beharrlich verfolgt, die Vaterlandsgeschichte durch die redende und bildende Kunst mehr und mehr zu populairen und zu nationalisiren —, [illegible] dem Gedächtniß in die Herzen zu verpflanzen, auf den Toiletten nicht minder als auf den Studirpulten einheimisch zu machen, durch die Frauen auch der Jugend einzuflößen und vorzugsweise vaterländische Begegnisse, Großthaten und hervorragende Männer durch die Ballade, Legende und Romanze, in epischer und in dramatischer Form, in der Historienmalerei und im Basrelief zu verewigen. — Diese Taschenbücher, eben jenes Archiv und die wiener Kunstausstellungen (1820—28) erprobten durch zahlreiche Hervorbringungen, daß jenes Streben nicht umsonst gewesen sei, und lebhaften Anklang in vielen hellen Köpfen, in vielen warmen Gemüthern gefunden habe.

Die erste Form, unter welcher diese historischen Taschenbücher erschienen, waren die einst durch Johannes Müller so wohlwollend gewürdigten „Tiroler-Almanache" (1802—5). Diesen folgte (1810—14) eine zweite Serie, den ganzen östreichischen Kaiserstaat umfassend und neben manchen populairen, auf ein großes und gemischtes Publicum berechneten Aufsätzen, auch kritische Abhandlungen, insonderheit über die Geographie des Mittelalters enthaltend —, Beiträge zur Preisfrage des durchlauchtigsten Erzherzogs Johann über mehre Hauptpunkte der geschichtlichen und staatsrechtlichen Verhältnisse Innerösterreichs von Karl dem Großen bis zur Aechtung Heinrich's des Löwen u. s. w. — Aber es fehlten auch nicht jenen beiden frühern Reihenfolgen vaterländisch-geschichtliche Balladen und Romanzen von Karoline Pichler, von Weissenbach, Collin, Kupprecht u. s. w.

Des Herausgebers vieljährige Freundschaft mit den edeln Brüdern Collin förderte den gleichen Zweck nicht wenig. — Heinrich von Collin, der Dichter des „Regulus", hatte „Kaiser Albrecht's Hund", „Herzog Leupold vor Solothurn", „Kaiser Max auf der Martinswand", in Hormayr's „Archiv" niedergelegt. Seiner Trilogie aus dem Leben Ladislaus Posthumus und der Hunyaden entriß ihn ein allzu früher Tod. Matthäus von Collin (Erzieher des Herzogs von Reichstadt und durch geraume Zeit Redacteur der „Wiener Jahrbücher") besprach dieselbe Richtung im „Archive": „Ueber die nationale Wesenheit der Kunst", — und „Ueber die Beziehungen der Kunst zum Staate". Im J. 1819 verband sich dem Freiherrn von Hormayr einer der edelsten Ungarn, ein fruchtbarer Sammler und Schriftsteller des historischen, naturhistorischen, landwirthschaftlichen und statistischen Faches, der Freiherr Ludwig von Mednyanszky, zur Wiederaufnahme der historischen Taschenbücher, wie Beide im „Archiv" schon jahrelang eine eigne stehende Rubrik fortgesetzt hatten: „ob denn Oestreichs Geschichte so arm an wahrhaft dichterischen Stoffen sei?" — Zehn Jahrgänge gaben die beiden Freunde ununterbrochen mit einander heraus (1820—29). Seit Hormayr's Uebertritt in den bairischen Staatsdienst sind von ihm allein vier Jahrgänge erschienen, in allen vier Serien zweiundzwanzig.

Aus der eigentlichen „Uebersicht des Inhalts der Taschenbücher" bemerken wir, daß die Rubrik der Gedichte Beiträge lieferte von Karoline Pichler, Therese Artner (Theone), Matthäus von Collin, Zacharias Werner, dem Freiherrn von Zedlitz, dem General Freiherrn von Rothkirch, Eduard von Schenk, dem Prof. Sendtner in München, dem Grafen A. A. Auersberg, C. F. Ebert in Prag, Gustav Schwab, Castelli, Eduard Duller u. A.

Ahnentafeln und Burgen, — Sagen und Legenden, Zeichen und Wunder als Sammelpunkte romantischer, tragischer, epischer und malerischer Stoffe, bildeten vom Anbeginn eine stehende Rubrik des Taschenbuches, nicht minder Biographien hoher Frauen und in Krieg oder Frieden, im Cabinet oder in Kunst und Wissenschaft hervorragender Männer, — Monographien einzelner Ereignisse, Institute, Communitäten, Volks- und Spottlieder aus verschiedenen Epochen vom 15. bis zum Beginn des 18. Jahrhunderts. — Von Biographien waren mehre dem Gedächtnisse edler Königstöchter Ungarns gewidmet, der heiligen Elisabeth; Margareten, der Wenigen bekannten Tochter Bela's IV., deren

noch in den Händen der Familie Batthiany vorhandener Hausaltar ein herrliches Werk alterthümlicher Kunst ist — und der beiden Töchter Ludwig's des Großen, der polnischen Hedwig und der ungarischen Maria, deren Geschicke allein das halbe Leben Walter Scott's hätten beschäftigen können, sowie die Leiden noch einer polnischen Hedwig, dem Baierherzog Georg dem Reichen von Landshut vermählt.

An die biographischen Skizzen reihen sich berühmte Reisende und Abenteurer; unter welchen ein Ulrich Schmidl von Straubing, einer der Erbauer von Buenos-Ayres, im diesjährigen Taschenbuche. — Aus Böhmen und seinen Nebenreichen sowie aus dem deutschen Oestreich und dessen Provinzen wurde in die Taschenbücher eine sehr reiche Sammlung von Sagen und Legenden geliefert, die den Freunden romantischer Dichtung reichen Stoff zu Balladen und Romanen liefern können; auch dem Historiker werden sie als charakteristische Geburten der Vorzeit interessant und willkommen sein.

Der Verf. schließt seine Uebersicht mit folgender Erklärung:

Der vaterländische Sinn, den dieses historische Taschenbuch in engem Bunde mit dem ihm treu zur Seite stehenden „Archive" geweckt, das viele Frivole und Entwürdigende, was es verdrängt, der Anklang, den es auch in edeln Frauen, auch bei der Jugend und im Volke gefunden, die schönen Früchte redender und bildender Kunst, die es hervorgebracht hat, der thätige Antheil so vieler edeln Männer von Hermannstadt und Pesth bis München, Augsburg und Stuttgart und aus den Alpen Tirols bis in die Sudeten und in den Spessart flößten dem Herausgeber den festen Entschluß ein, dieses sein volksthümlich gemeintes Unternehmen nur mit seinem Leben aufzugeben. — Möge sich ihm auch das alte Wohlwollen unverkümmert erhalten!!

Wir glauben, als verbürgt den letzten Wunsch des berühmten Verf. ansehen zu können.

(Der Beschluß folgt.)

Correspondenznachrichten.

Paris, März 1833.

Daß der Herzog von Braunschweig wieder hier ist und sich ein Haus in den Champs élysées gekauft hat, wird Ihnen bekannt sein. Manche behaupten, er sei nie von Paris fortgewesen. Noch immer ist sein Proceß gegen das Ministerium unentschieden; unterdessen circulirt ein in seinem Namen gefertigtes Mémoire, welches in mancher Beziehung lesenswerth ist. Der Herzog erzählt darin seine ganze Jugendgeschichte, seine Mißverhältnisse mit seinem Vormunde und der Aristokratie, die gegen ihn während seiner Abwesenheit geschmiedeten Plane und seine eignen populairen Absichten hinsichtlich des Herzogthums Braunschweig. Er führt an, wie er von frühe her die Quälereien seines Vormundes, des Königs von England, und dessen Stellvertreters, des Grafen von Münster, zu erdulden gehabt, wie das Interesse der jüngern Linie (Hanover und England) jenem der ältern (Braunschweig) feindlich und daher die Absicht des Königs von England auf längere Benutzung der Vormundschaft gerichtet gewesen sei. Seine, des jungen Herzogs, Antipathie gegen die Aristokratie, die Verweigerung eines vorgelegten Constitutionsprojectes und der darüber in der deutschen Bundesversammlung geführte Streit habe ihm die Feindschaft der Aristokratie zugezogen, und als er im Jahr 1830 von Paris, wo er der Julirevolution beigewohnt und sich sogar sehr nahe beim Kampfplatze befunden, in sein Vaterland zurückgekehrt sei, habe er alsbald die in Braunschweig gegen ihn geschmiedeten Plane bemerkt. Seines Bruders Wilhelm gedenkt der Herzog nicht lobend, und wenn sein späterer Versuch, nach Braunschweig zurückzukehren und dem Lande eine neue Constitution mit populairen Verbesserungen zu geben, mißglückt sei, so liege der Grund hiervon in dem anfänglich verschleierten, später offen feindlichen Benehmen seines Bruders, welcher den deutschen Bund auf seiner Seite habe. Besonders bemüht sich der Herzog die in dem pariser Libell gegen ihn ausgebreiteten Verleumdungen zu widerlegen, wie namentlich: daß er seinen Hofmeister Linsingen in Lausanne habe tödten wollen, weshalb dieser sich zum Fenster hinausgestürzt; daß er Chemie studirt habe, um die Gifte zu kennen; daß er, was man besonders unter den Bauern verbreitete, der Hexerei sich ergeben, und daß man unter den Ruinen seines Schlosses Giftfläschchen und Listen der Freunde und Feinde des Herzogs gefunden habe. Außerdem verwahrt er sich gegen andere Beschuldigungen, wie z. B. der Steuervermehrung, behauptet niemals Befehl gegeben zu haben, auf das Volk zu schießen, leugnet, in Nizza oder in der Schweiz Verbindungen mit der Herzogin von Berri unterhalten zu haben, dagegen habe man ihm, als er im Jahre 1832 von Spanien über Nizza nach Paris zurückgekehrt sei, Hoffnung gemacht, daß das Gouvernement ihm die Ermächtigung ertheilen werde, Waffen zu kaufen und Soldaten zu werben; ein Offizier habe ihm garantirt, mit 2000 Mann nach Braunschweig zurückzukehren. Die gegen ihn ausgebreiteten Beschuldigungen hätten keinen andern Zweck als seine Popularität zu zerstören, damit er nicht an einem schönen Tag sich an die Spitze einer Volksbewegung in Deutschland stelle, und einstweilen wolle man ihm jedes Asyl entziehen, nachdem man ihn beinahe um sein ganzes Vermögen gebracht.

Die Gesellschaft für die intellectuelle Emancipation hat den ersten Schritt zu einem Unternehmen gemacht, welches, bei zweckmäßiger Leitung, großen Erfolg haben kann. In Frankreich wie in Deutschland besteht seit langer Zeit der beinahe privilezirte Unfug, aus dem einzigen Buche, welches der Landmann und Handwerker in seinen Feierstunden liest, ein Muster von Abgeschmacktheit und Albernheit zu machen. Dort wie hier las der Bauer, statt vernünftiger Anleitungen für sein Haus- und Bauwesen, statt Unterweisung in seinen Rechten und Pflichten u. dgl., Schnurren und Schwänke, abenteuerliche Lügen und noch verstandlosere Wetterprophezeihungen, aber in einem Kalender, welcher ihm meist aus dem Auslande gebracht wurde. Um diesem Unfug zu steuern, hat die genannte Gesellschaft, welche auch das „Journal der nützlichen Kenntnisse" herausgibt, den Anfang mit einem neuen Kalender gemacht und versprochen, im nächsten Jahr für jedes der 86 Departements einen eignen, nach seinem Klima, seiner Lage, seinen Bedürfnissen und Erwerbsquellen berechneten Kalender herauszugeben. Der Plan, welchen die Gesellschaft dabei im Auge hat, ist, nebst der Beseitigung des Nachtheils der bisherigen Kalender, jedem Franzosen, welcher lesen kann, seine Pflichten, Rechte und Interessen in den verschiedenen Eigenschaften des Hausvaters, des Nationalgardisten, des Geschworenen, des Soldaten, des Steuerpflichtigen, des Wahlmannes, des Gemeinderathes, des Maire und Adjuncten, des Consumenten, des Ackerers, des Handelsmannes und des Handwerkers zu zeigen. Der diesjährige Kalender bildet einen Duodezband von 224 enggedruckten Seiten, in welchem enthalten ist: Die Erklärung, die Zeichen und Indicien des Wetters, das alte und neue Gewicht und dessen Berechnung und Reduction, Zinstabellen, ein Kalender für Ackerbau und Gärtnerei, Unterricht und Anweisungen in der Hauswirthschaft, eine Statistik von Frankreich, welche sich mit der Uebersicht der Jahrmärkte und mit einer Biographie der im Jahre 1832 gestorbenen berühmten Männer endigt, nebst 44 erklärenden Figuren. Dieser Kalender ist zu 1,800,000 Exemplaren gedruckt und kostet zehn Sous. Ich gebe Ihnen hier, zur bessern Beurtheilung seiner Nützlichkeit, eine Uebersicht seines Inhaltes: 1) Anleitung zur Astronomie: Erklärung der Weltkörper; der Sterne; der Sonne; der Planeten; der Erde; des Mondes; der Kometen; Wetter; Jahreszeiten; Sonn- und Mondfinsternisse; Erklärung der verschiedenen Kalender und Zeitrechnungen; Vergleichung des republikanischen und gregorianischen Kalenders. 2) Naturlehre und Meteorologie: die Erde; das

Wasser; die Luft und die Atmosphäre; die unwiegbaren Flüssigkeiten; die Hitze; das Feuer; das Licht; die Electricität und deren Erscheinungen; die Temperatur in ihren mannichfaltigen Aeußerungen und Verschiedenheiten; die Winde; Irrlichter; Wolken und Nebel; der Regen; der Schnee und der Hagel; der Thau und der Reif; das Eis; Anzeigen und Vorbedeutungen des Wetters und außerordentlicher Naturerscheinungen; Barometer. 3) Gesetzeskunde: hauptsächliche Gesetze der Kammersitzung von 1831 und 32; über die französischen Gesetzbücher; Rechte des französischen Bürgers in seinen verschiedenen Stellungen; Rechte und Pflichten der Kinder und Ältern wechselseitig; über Erbschaften und Schenkungen, Kauf und Tausch, Pacht und Miethe, Gesellschaftsvertrag und Obligationen; über Feldpolizei und Polizei der Handwerker, eine Anleitung, welche im höchsten Grade nützlich und wissenswerth ist, um den Landmann und Handwerker in seinen gewöhnlichsten Vorkommenheiten zu leiten; Reclamation im Fall von Uebersteuerung; über das Bettel- und Vagabundenwesen; Modell der gewöhnlichsten Acte und Verträge im bürgerlichen Leben; neues Maß und Gewicht; französischer und fremder Münzfuß; Zinsberechnungstarif der Erfindungs- und Vervollkommnungsbrevets; Stempel- und Registrirungsbücher. 4) Statistische Notizen; Assecuranzen; Vorsichtsbank; Hypothekencasse; allgemeine Austrocknungsgesellschaft. 5) Häusliche Gesundheitslehre und Mittel: unter dieser Ueberschrift wird der menschliche Körper anatomisch beschrieben, Vorschriften der Diät gegeben, Regeln über das Anlegen und Eintheilen der Wohnungen ertheilt, sodann über die Kleidung, über die Speise u. s. w. — Wenn hier das Tabackrauchen mit einer Art von Abscheu verworfen und als den Zähnen höchst schädlich bezeichnet wird, so wird der Deutsche dies kaum glauben wollen, und es ist wesentlich, sich zu erinnern, daß der Franzose einen viel schlechtern Taback raucht und viel unmäßiger in dessen Genuß ist. Was dagegen mit besonderer Hinweisung auf Nordamerika über Mäßigkeitsgesellschaften gesagt wird, ist höchst interessant und zu beherzigen: „Vor dem Jahre 1828 reichten 72 Millionen Gallons (2,592,000 Hektoliter) geistiger Getränke (Brantwein) kaum hin zum jährlichen Bedarf einer Bevölkerung von 12 Millionen. Die amerikanische Mäßigkeitsgesellschaft, welche sich im Jahre 1826 bildete, fing damit an zu beweisen, daß alljährlich mehr als 40,000 Einwohner in den vereinigten Staaten an übermäßigem Genuß geistiger Getränke sterben, und daß dieser Misbrauch außerdem einen außerordentlichen Capitalwerth vernichtet, welcher eine bessere Verwendung erhalten könnte, und verfolgte den vorgesetzten Zweck mit Thätigkeit, indem sie allenthalben hin Agenten schickte, um die Bevölkerung auf die nachtheiligen Folgen dieses Genusses aufmerksam zu machen. Dieses verdienstliche Werk wird täglich mehr mit Erfolg belohnt und im Monat August 1830 waren in den verschiedenen Staaten bereits mehr als 1600 Gesellschaften auf die nämlichen Grundsätze gebaut, welche mindestens 160,000 Mitglieder zählten. Diese Gesellschaften wurden durch Pächter, Handwerker, Weiber, Lehrlinge, Farbige, Matrosen u. s. w. gebildet. Das Ergebniß ist, daß eine große Zahl Brantweinbrenner und Verkäufer sich genöthigt sahen, ihr Geschäft aufzugeben, daß die Consumtion dieser Flüssigkeit um mehr als 60 p. C. vermindert ist, was eine jährliche Ersparniß von 2,000,000 Dollar (10,840,000 Frcs.) abwirft, und daß mehr als 700 Personen, welche sich mit Uebermaße diesem schädlichen Genusse hingegeben hatten, in einem Zeitraum von weniger als 3 Jahren sich davon losgesagt und dadurch eine namhafte Verbesserung ihres moralischen und physischen Wohlseins empfunden haben. Aehnliche Gesellschaften haben sich auch in Irland und Schottland gebildet und den nämlichen Erfolg gehabt." — Gesundheitslehre der Kinder und Entwöhnung; häusliche Arznei; Vorsichtsmaßregeln beim Anfang der Krankheiten, bei Ertrunkenen und Erstickten, bei schwangern Weibern, Cholera und Epidemien; Behandlungsweise bei Vergiftungen, bei Wasserscheu und Schlangenbiß. 6) Thierarzneikunde: Regeln bei Erbauung der Ställe und der Fütterung; Durchschnittstabelle der Lebensdauer der Hausthiere, ihrer Arten und Krankheiten, Vorsichtsmaßregeln und Heilmittel dagegen. 7) Regeln des Ackerbaues. Wenn auch der deutsche Landbau den französischen weit zurücklässt, so sind doch einige interessante Anleitungen und Berechnungen in diesem Capitel enthalten. Die Berechnung der Cultur und der Wohnung und des jährlichen Ertrags scheint einigermaßen gewagt zu sein und einer Berichtigung zu bedürfen. 8) Kalender des Ackermannes und Gärtners. Hier werden allgemeine Bemerkungen vorausgeschickt und sodann Monat für Monat durchgegangen mit Angabe der Land- und Gartenarbeiten. 9) Behandlung und Benutzung des Holzes. Tabelle für Berechnung der Bäume und Balken. 10) Anleitung in der Landvermessung. 11) Notizen über Industrie und häusliche Oekonomie. Hier werden eine Menge Anleitungen über den Vortheil der Maschinen, über die Art und Weise, die Wohnungen, Kellerungen, Geräthschaften zweckmäßig zu fertigen und zu bewahren, gegeben, sowie über Aufbewahrung von Nahrungsgegenständen u. dgl.; Mittel, um in zwei Stunden seine Unterschrift machen zu lernen; Nützlichkeit der Unterhaltung der Vicinalwege und Mittel, die Winterabende und die Feiertage durch verschiedene Arbeiten nützlich auszufüllen. In dieser Beziehung ist ein Concurs eröffnet, um die zweckmäßigsten Vorschläge zu vernehmen. 12) Regeln der religiösen und praktischen Moral: Pflichten des Priesters; Anweisung über den Monthyon'schen Tugendpreis; Aufmunterungsmedaille, um unter den Arbeitern in den Industriewerkstätten die Liebe zur Arbeit und zur Ordnung und den Eifer in Erfüllung ihrer Obliegenheiten anzuregen; Wahl eines Standes; Moralprincipien und Sprüchwörter, und Mittel, Zeit und Vermögen zu ersparen und nützlich zu verwenden. 13) Statistik von Frankreich: Colonien; Douane; Wälder und Forstwesen; Straßen- und Brückenbau; Bergwesen; Gerichtseintheilung; Militairorganisation; Marine; Kirchenwesen; Budget; Renten- und Staatspapiere u. s. w. Einige Druckfehler, unreiner Druck, Unrichtigkeiten in einzelnen Berechnungen sind eben so sehr durch die Wohlfeilheit des Buches als durch die Eile und Masse der Gegenstände zu erklären und zu entschuldigen, auch von wenigem Belang. In Angabe der Pflichten und des Berufes der Pfarrer sind die Herausgeber etwas in den Mysticismus und religiöse Kopfhängerei verfallen, und haben von den protestantischen Geistlichen gar nichts gesagt. Bei der Standeswahl wird dem Sohne angerathen, durchgängig stets die Profession des Vaters zu ergreifen. Diese Lehre ist ebenso wenig dem Streben nach Fortschritten und Perfectibilität des menschlichen Geistes angemessen als durch die entwickelten Gründe gerechtfertigt. Die Gründe der Wahl eines Standes gehören dem einzelnen Falle an, aber die ungemessenste Auswahl und Freiheit ist die einzige Norm, welche der Menschheit würdig ist. In staatsbürgerlicher und politischer Beziehung sind die Lehren und Unterweisungen nicht mit der Freiheit und Unabhängigkeit gegeben, wie es zu wünschen gewesen und wie es dem dermaligen Zustande Frankreichs und der Civilisation angemessen wäre, was man besonders dem Einflusse der Regierung, welche das „Journal" und den „Almanach" begünstigt und empfiehlt, zuschreibt. Dagegen ist die Auswahl der Moralprincipien, der Regeln der Hauswirthschaft, der Ersparniß und des Geschäftswesens vortrefflich und lobenswerth. Die Namen von Epiktet, Pythagoras, Lafontaine, indische Sprüchwörter, Pascal, Franklin, Say, Aristoteles, Labruyère, Apostel Paulus, Bacon, Seneca, St.-Augustinus gewähren dafür hinlängliche Bürgschaft.

Das „Journal der nützlichen Kenntnisse" ist in manchem Betracht in Kleinigkeitskrämerei und dadurch ins Lächerliche verfallen. Demungeachtet ist nicht zu verkennen, daß dies Unternehmen der Gesellsch. f. Emancipat. berufen ist, den wohlthätigsten Einfluß auf die Volksbildung und Aufklärung auszuüben, und der erste von ihr herausgegebene Almanach verheißt die besten Früchte.

(Den Beschluß folgt.)

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Montag. — Nr. 98. — 8. April 1833.

Taschenbuch für die vaterländische Geschichte. Herausgegeben von J. von Hormayr. Neue Folge. Vierter Jahrgang.

(Beschluß aus Nr. 97.)

Nun folgen im diesjährigen Taschenbuche:

I. Die Hohenstaufen, zwei Gedichte von J. J. Sendtner. — Wir sind weit entfernt, den poetischen Werth dieser Balladen verkleinern zu wollen, und bemerken daher nur als historische Notiz, daß hier Kaiser Heinrich IV. und Friedrich der Rothbart mit einander redend eingeführt werden, da doch Letzterer erst lange nach dem Tode des Erstern geboren wurde. Solche Anachronismen aber haben sich die größten Dichter wol erlaubt. Bekanntlich machte Virgil den Aeneas zum Zeitgenossen der Dido.

II. Baiersche Reisende aus der Vorzeit. — Außer von des erwähnten Ulrich Schmidt's von Straubing südamerikanischer Reise in den Jahren 1534—54 gibt das diesjährige Taschenbuch Nachricht von Albrecht's Grafen zu Löwenstein Pilgerfahrt in das heilige Land, in den Jahren 1561 und 1562, von ihm selbst beschrieben. Diese Reisebeschreibung ist, in Absicht auf Geographie und Völkerkunde, ziemlich unbedeutend; doch gewähret sie Interesse in Beziehung auf Geist und Sitte des hohen Adels im 16. Jahrhundert. — P. Ladislaus Mayr, Franziskaner der baierischen Provinz, aus Eggenfelden, reiste im J. 1748 nach Jerusalem, wo er sodann über 30 Jahre sich aufhielt. Er hat dreimal seine Reisebeschreibung zu Papier gebracht; das letzte 1779—82 verfertigte Manuscript befindet sich in der Staatsbibliothek zu München. Ueber Jerusalem und Bethlehem äußert sich der fromme Pater: „Als heilige Städte verehre er sie mit schuldiger Ehrfurcht, übrigens aber seien sie — miserable Rattennester."

III. Die Grafen von Wittelsbach zu Gratz. — Die Söhne des unglücklichen Kurfürsten von Baiern Maximilian Emanuel wurden auf Befehl des Kaisers Joseph I. von München nach Oestreich geführet, nachdem der Kaiser, der nach dem Recht des Stärkern Baiern in Besitz genommen, die Acht über den Kurfürsten und dessen Bruder, den Kurfürsten von Köln, ausgesprochen hatte, und nachdem diese Acht von den andern gehorsamen Kurfürsten (die andern Reichsstände wurden nicht gefragt) war genehmigt worden. Zu dieser Hätte, die oft in Grausamkeit ausartete, hielt sich der Kaiser berechtigt, weil Baiern in dem spanischen Erbfolgekriege gewagt, zur Vertheidigung seiner Ansprüche eine selbständige Politik zu befolgen und sich an Frankreich anzuschließen. Zur Züchtigung für solchen angeblichen Frevel ward Baiern mit östreichischen Truppen besetzt, in östreichische Administration genommen und durch den furchtbarsten Druck unter den dort hingesendeten fremden Beamten gepeinigt. Den zur Verzweiflung gebrachten Einwohnern wurde zum Trost die Aussicht eröffnet, ihr Vaterland nächstens in eine östreichische Provinz verwandelt zu sehen. Und weil die Baiern so thöricht waren, für solche Wohlthaten nicht dankbar zu sein, weil die bairischen Bauern gewagt hatten, aus Anhänglichkeit an ihr angestammtes Fürstenhaus die Waffen zu ergreifen, wofür die fremde Herrschaft mit gewohnter Milde die bei Sendlingen und Aidenbach geschlagenen Bauern nur zu Tausenden hatte niedermetzeln lassen; — darum mußten die in München bisher bewachten bairischen Prinzen nach Oestreich geführt und dort in strenger Haft gehalten werden. Dies geschah, nachdem der — — Aufstand der Bauern mit blutigem Nachdruck gedämpft — jusque datum sceleri — und die Ruhe durch Feuer und Schwert gesichert war. Nur die Bayern waren so strafbar patriotisch, der Adel war gehorsam gewesen, daher ihm auch von Wien vor der Geschichte das Zeugniß ausgestellt wurde: „daß der Kaiser sich gegen den Stand des Adels der beständigen Treue allergnädigst versichert halte, dieser auch sich bisher in seiner Devotion zu allergnädigstem Gefallen aufgeführt." — Nicht das Taschenbuch ist es, welches diese Verhältnisse in Erinnerung bringt: wir allein tragen die Schuld davon, um dem Gedächtniß des Lesers zu Hülfe zu kommen, der übrigens in des Jesuiten Daniel Stadler's und in Zschokke's „Bairischer Geschichte", sowie schon in Mülbiller's Fortsetzung von Schmidt's „Geschichte der Deutschen" hinreichenden Stoff finden wird, das gegen Baiern von Joseph I. beobachtete Verfahren zu beurtheilen und die Seite zu bemerken, von welcher Baiern von jeher am empfindlichsten verletzt wurde. Freiherr von Hormayr setzt diese Dinge als bekannt voraus, was sie auch sind, wiewol sie nichtsdestoweniger auch zu den vergessenen zu gehören scheinen. Er sagt:

Bekannt ist, mit welcher tiefen Erniedrigung Joseph I., durch den Aufstand (d. i. die legitime Nothwehr) des bairischen Volkes noch mehr erbittert, die Kinder des unglücklichen Kurfürsten Ma-

der französischen Staatsumwälzung begannen, nicht gleichgültig. Der Sturm wälzte sich in demselben Jahre gegen die Schweiz, als Usteri in den gesetzgebenden großen Rath von Zürich erwählt worden war; von diesem Augenblick an ward das Schicksal seines tiefbewegten Vaterlandes die theuerste seiner Sorgen, und sein Leben ward mit dem der Eidgenossenschaft innig verflochten. In allen bedeutenden Ereignissen derselben spielte er eine der ersten Rollen, und dennoch blieb er auch als Staatsmann noch Gelehrter, Schriftsteller, Naturforscher, Kritiker; blieb ununterbrochen mit dem Fortschritte der Literatur in der Arzneikunde, Botanik, Geschichte, Staatswissenschaft, selbst der Poesie vertraut und unterhielt einen ausgedehnten Briefwechsel durch Europa mit ausgezeichneten Gelehrten in verschiedenen Fächern und mit Staatsmännern in verschiedenen Reichen.

Die Gebrechen und die innere Haltungslosigkeit des eidgenössischen Staatenbundes durchschaute er schon im Jahr 1796, hütete sich aber mit ehrfurchtsvoller Scheu, das morsche, alternde Gebäu anzurühren. Als es jedoch 1798 ohne sein Zuthun zusammenbrach, wurde er von seinen Mitbürgern in den Senat der helvetischen Republik, darauf in deren Vollziehungsrath, dann in die Consulta nach Paris, endlich wieder in die Regierung seines Cantons gewählt. Von den Parteien oft gelästert, war und blieb er ein Staatsmann im großen Sinne dieses Wortes. Er wollte die Freiheit und möglichste Ausbildung der Schweizernation, die man bisher unfrei und bildungslos gelassen hatte; er wollte Erstärkung der Schweiz durch Schöpfung eines festern, den Bedürfnissen ihrer selbst wie der europäischen Mächte entsprechendern Bundesvertrags, dem seit 1814 die ehemalige Unhaltbarkeit zurückgegeben worden war. Aber er wollte es mit Schonung der Umstände und Zeitverhältnisse. Die meisten übrigen Magistrate der Schweiz standen übrigens zu Usteri in einem seltsamen, oft ans Lächerliche streifenden Verhältnisse: sie hielten ihn, weil er die öffentlichen Angelegenheiten nicht gleich ihnen handwerksmäßig betrieb, wol für einen Gelehrten, aber keineswegs für einen Staatsmann. Dazu fehlte ihm die Amtsmiene und die würdevolle Absonderung von der nichtregierenden Welt. Nur seine stattliche Gestalt und Haltung, seine Unerschrockenheit, sein bestimmtes Hervortreten schien ihnen zu imponiren.

Usteri wirkte, wo er konnte, auf öffentliche Bildung, auf Verbesserung der Nationalerziehung; für die zwei Hauptmittel hierzu galten ihm das Schulwesen und die freie Presse. Und diese wußte er zu Aengsten und Verdruß seiner Amtsgenossen in den übrigen Cantonen mächtig zu handhaben; aber sie war in seinen Händen nie das Werkzeug frecher Lästerung, rohen Anstürmens oder persönlicher Rache, sondern der Wahrheit, des Lichts der Belehrung, der Vernichtung jener Geheimnißkrämerei, mit welcher die Häupter kleiner Republiken gern die Wichtigkeit ihres Dastehens zu steigern lieben, indem sie dem Bürger das Vaterland entfremden.

Usteri hat den Tag der Volkserlösung in der Schweiz noch erlebt. Das Jahr 1830 richtete wieder den ganzen Muth seiner Seele auf. Er arbeitete jetzt mit solcher Rastlosigkeit, mit so maßloser Anstrengung, daß seine bisherige Vielthätigkeit daneben fast einem Müßiggange ähnlich zu werden schien. Am Morgen des 30. März 1831 mußte man ihn, von Fieberfrost und Brustkrampf ergriffen, aus der Sitzung des großen Rathes nach Hause tragen lassen. Er starb den Tod fürs Vaterland; aber er starb ihn als Sieger.

Da Heinrich Zschokke's geistreiche Vorrede hauptsächlich für die Leser Usteri's in Deutschland berechnet ist, so verdiente sie wol diesen gedrungenen Auszug.

Die Sammlung selbst eröffnet sich mit einer interessanten Biographie Leonhard Usteri's, welche der Sohn nicht nöthig gehabt hätte, mit den aus Tacitus übergetragenen, schönen Worten zu entschuldigen: „Hic libellus, honori patris mei destinatus, professione pietatis aut laudatus erit aut excusatus." Denn schon in dieser Biographie spiegelt sich die reine und edle Weltansicht Paul Usteri's (des. S. 7 fg., 15 fg., 19 fg.); namentlich erhellt daraus, wie aufgeklärt und besonnen er über das Erziehungswesen dachte, insbesondere über den Unterricht des weiblichen Geschlechts, aus Veranlassung der von Leonhard Usteri gegründeten Töchterschule (S. 27—40).

Hierauf folgen einige in dem medicinisch-chirurgischen Institute zu Zürich gehaltene Reden (1—4), welche sich theils über die Geschichte der Anstalt, die Verdienste ihres Begründers, J. H. Rahn's, theils über die Bestimmung und Leistungen derselben verbreiten und sodann auf verschiedene, wissenschaftliche Materien übergehen. Ausgezeichnet sind die Gedanken über Zusammenhang von Theorie und Erfahrung in der Heilkunst (S. 48), über die Erfodernisse ärztlicher Beobachtungskunst (S. 51), über die Wichtigkeit eines guten Zeithaushaltes (S. 60—64), zu welchem (S. 62) folgende gar einfache und sinnreiche Anleitung gegeben wird: „Jeder Tag besteht aus 24 Stunden. Man nehme sich vor, eine tägliche Rechnung über die Verwendung dieser 24 Stunden zu führen. Die Arbeit ist klein und leicht. Ein Octavblatt reicht für die Woche hin, oder ein Quartblatt kann so eingerichtet werden, daß es für einen ganzen Monat ausreicht, und jeden Tag darf man nur einige Zahlen in das gehörig rubricirte Rechnungsregister eintragen. Die Beschäftigungen, welche auf die 24 Stunden unserer Tageszeit mehr und minder Anspruch machen, müssen zuerst unter gehörige Rubriken gebracht werden. Dabei zeigen sich vor Allem physische Bedürfnisse, welche befriedigt sein wollen; der Schlaf erheischt 6, 7 oder 8 Stunden; Nahrung, Besorgung und Reinlichkeit des Körpers machen hinwieder auf einen gewissen Theil jedes Tages Anspruch; dann folgen Berufsgeschäfte für Den, dem solche obliegen; hernach die verschiedenen Studienfächer, mit denen man sich zugleich beschäftigt; nach diesen vermischte Studien und Lecture; dann die Leibesübungen, gesellschaftlicher Umgang und Erholungen. Das gibt ungefähr zehn Rubriken oder Colonnen, in die das Rechnungsblatt durch senkrechte Striche eingetheilt wird. Jede Colonne erhält eine Ueberschrift. Ihnen kann noch eine letzte, mit der Aufschrift: verlorne Zeit, beigefügt werden. Jeden Abend unmittelbar vor Schlafengehen oder frühmorgens gleich beim Aufstehen wird auf einer, alle jene Rubriken durchlaufenden Horizontallinie mit einfachen Zahlen die Verwendung der 24 Stunden des zurückgelegten Tages bemerkt und eingetragen. Also z. B. Schlaf sieben Stunden; Essen und Leibespflege zwei Stunden; Berufsgeschäfte fünf Stunden; lateinische Sprache eine Stunde; Mathematik zwei Stunden; Naturlehre eine Stunde; Anatomie drei Stunden; Botanik eine Stunde; Erholung und geselliger Umgang zwei Stunden: zusammen die volle Zahl der 24 Stunden; man darf also in die letzte Rubrik der verlorenen Zeit, keine Zahl eintragen; welches hingegen erfoderlich wird, so oft man in trägem Nichtsthun und Müßiggang einen Theil seines Tages verloren hätte. — Bei der Uebersicht entdeckt man sogleich, welches Studienfach vernachlässigt, welches andere auf Kosten der übrigen zu reichlich ist bedacht worden; es ergibt sich daraus die Nothwendigkeit, das Versäumte nachzuholen und hinwieder dem Uebermaße, wozu Vorliebe und Neigung oder zufällige Veranlassungen führten, Schranken zu setzen. Sind es aber die Rubriken des Schlafes, der Leibespflege, der Erholungen, die mit zu großen Zahlen ausgerüstet erscheinen, so wird man beim Schlusse der Wochenrechnung ernstlich daran erinnert, man faßt den Entschluß, ihnen abzubrechen, um bei der nächsten Rechnung besser zu bestehen." Usteri setzt hierbei voraus, daß treu und gewissenhaft gerechnet werde; denn wer aus Prahlerei, Eitelkeit oder Leichtsinn und Muthwillen unrichtige oder verfälschte Angaben in seine Blätter einzeichnen wollte, der würde ein verächtliches Spiel treiben, das nur ihm selbst Schaden und Schande brächte.

(Der Beschluß folgt.)

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Donnerstag, — Nr. 101. — 11. April 1833.

Die drei letzten Feldzüge gegen Napoleon kritisch-historisch dargestellt von P. F. Stuhr. Erster Band. Lemgo, Meyer. 1832. Gr. 8. 2 Thlr.

Dieser vorliegende erste Band zerfällt in zwei wesentlich voneinander verschiedene Theile, indem er zuerst eine allgemeine Einleitung und Uebersicht der geschichtlichen Entwickelung der politischen Verhältnisse bis zum Ausbruch der Feindseligkeiten im Jahr 1813 und dann den Anfang der Kriegsbegebenheiten bis zu Napoleon's Rückzug von der Elbe enthält. Wenn die Geschichte des Kriegs natürlich nur eine mit kritischem Sinn unternommene Zusammentragung der vorhandenen Materialien sein kann, so stellt die erwähnte Einleitung dagegen die eigenthümliche Ansicht des Verf. über die innere Ausbildung Deutschlands, namentlich über die Art und Weise, wie die Formen des Mittelalters den Foderungen der neuern Zeit weichen mußten, dar. Der unglückliche Fehler vieler deutschen Schriftsteller, welcher in neuerer Zeit sich immer mehr verbreitet und um so widriger berührt, als er unserm Nationalcharakter eigentlich ganz entgegen ist, die Neigung nämlich, tönende Phrasen und Tiraden als das Ergebniß tiefer Betrachtung hinzustellen und bei Betrachtungen, wo der klare nüchterne Verstand allein herrschen sollte, eine forcirte Poesie einzumischen, tritt in dieser Abhandlung recht störend entgegen. Der Verf. bemüht sich, den naturgemäßen Fortschritt aus den starren, immer unpassender gewordenen Formen des Mittelalters zu einer individuell und politisch freiern Entwickelung als einen consequenten Uebergang aus der Herrschaft des Gemüths zu der Obergewalt des Verstandes darzustellen, und schildert die doch gewiß nicht rosenfarbenen Verhältnisse des Mittelalters als hervorgegangen aus gemüthlichen Gefühlen, welche deshalb kein längeres Bestehen haben konnten, weil der ordnende Verstand gefehlt hätte. Nachdem in den Seelen der Menschen die zarten Keime einer frommen, echt sittlichen Gesinnung, welche im Mittelalter die Gemüther erfüllt hätte, immer mehr untergegangen wären, soll sich, nach des Verf. Meinung, das deutsche Volk in dem Zustand befunden haben, welchen Göthe im „Faust" schildert. Fast wundert es mich, daß die Hexe und die Meerkatzen aus jenem Gedicht nicht auch zu einer Gastrolle berufen sind, aber jedenfalls wird man bei solchen Darstellungen an das Einwirken eines Mephistopheles gemahnt; denn was ist dieses feindliche Princip eigentlich anders, als Verhüllung der Wahrheit durch nebelhaften Dunst? Das einfache historische Factum, daß auf den kräftigen, in vielfacher Hinsicht ausgezeichneten Friedrich II. ein weichlicher, der Wollust ergebener Regent folgte, dessen Hang zum Aberglauben von Betrügern benutzt wurde, stellt der Verf. (S. 10) wörtlich so vor, als ob „ein heidnischer Drang mit dem Bewußtsein, sich zu ergießen in das Weltall und in dasselbe aufzugehen, in welche Richtung das Bewußtsein Friedrich II. bereits hineingezogen war, nach dessen Tode hervorgebrochen sei, alle Schranken verständiger Ordnung durchbrochen habe, sodaß ein ungestümes Trachten theils nach freiem Verkehr mit der Geisterwelt, theils darnach, sich im Geiste des Besitzes des ganzen reichen Lebens zu erfreuen, die Gemüthskräfte stürmisch bewegt verdrängt, welcher Bewegung sich der König Friedrich Wilhelm II. hingab, darin sich verlor, wodurch es denn geschehen sei, daß, je mehr die Gemüthskräfte frei sich zu regen und zu bewegen anhüben, um so weniger die alten Formen des staatsbürgerlichen Lebens in ihrer Erstarrung genügen konnten". Kann ein Schüler, dem solcher Galimathias vorgetragen wird, wol anders sprechen als sein Commilitone im „Faust" nach der Conversation mit Mephistopheles:

> Mir wird von alle dem so dumm,
> Als ging mir ein Mühlrad im Kopf herum.

Nachdem der Verf. auf solche Art das Bedürfniß der neuern Zeit, veraltete Institutionen mit neuern Einrichtungen zu vertauschen, dargethan hat, fährt er fort, aus allgemeinen Sätzen und Hypothesen specielle Erscheinungen als nothwendige Ergebnisse zu folgern und, Axiome voraussetzend, die politische Entwickelung gleich mechanischen, durch berechnete Triebfedern getriebenen Werken zu bestimmen, wie solches leider mehre neuere Schriftsteller sich angewöhnt haben, denen es viel zu prosaisch erscheint, ein historisches Ergebniß aus der unmittelbaren Ursache, z. B. eine verlorene Schlacht durch eine zu spät eingetroffene Colonne zu erklären, sondern es vorziehen, im weiten Reiche phantastischer Speculation ein psychisches Princip aufzufinden, von dessen Einwirkung sie mit mystischen Worten das Geschehene herleiten. Dergleichen abstracten Theoremen folgend, sieht der Verf. den Grund des Mislingens des Feldzugs vom Jahr 1792 nicht in der zu

kleinen Zahl und der fehlerhaften Zusammensetzung der Invasionsarmee, nicht in der Vereitelung der von den Emigranten angeregten Hoffnungen auf eine royalistische Insurrection im Innern Frankreichs, nicht in der einen Volkskrieg bereitenden Exaltation der Franzosen, nicht in Kellermann's und Beurnonville's rastlosem Eifer, sich mit Dumouriez zu verbinden, noch viel weniger in der ungewöhnlich ungünstigen Witterung, sondern (S. 14) darin, „daß der König Friedrich Wilhelm II. in seinem Kampfe gegen die jakobinische Gewaltthat im Jahr 1792 nur deshalb nicht siegreich gewesen sei, weil in dem Geiste seines Volkes, seines Heers, ja seiner nächsten Umgebungen und Rathgeber die revolutionnairen Ideen dergestalt mächtig gewesen wären, daß es dem Herzog von Braunschweig gelingen konnte, wenigstens insofern Verrath zu üben, daß die Unternehmung scheitern mußte". Wer den Herzog von Braunschweig nicht als Regenten seines Landes, wo er in vieler Hinsicht ausgezeichnet und freisinniger Ideen fähig war, sondern als preußischen General kannte, wie er, um sein in Halberstadt garnisonirendes Regiment mit physisch großen Leuten zu versehen, jeden Werbebetrug billigte und jeden langgewachsenen Menschen mit sehnsüchtigem Verlangen ansah, wie er während der ganzen Zeit seines Einflusses nie die monströse Zusammensetzung der preußischen Armee, wo aus Furcht vor Desertion kein Soldat seine Garnison verlassen durfte, der Inländer den Ausländer bewachen mußte, der Stock das einzige exaltirende Princip, die Spitzruthen der das Ehrgefühl weckende Hebel, Hunger die Losung war, auch im entferntesten erkannte und zu mildern suchte; wer überhaupt von der durch Ränke der Werber zusammengebrachten, durch Prügel zusammengehaltenen, in der gröbsten, durch Habsucht der Chefs auf das engste Maß beschränkten Kleidung einhergehenden, das Mitleid jedes Vorübergehenden erregenden damaligen preußischen Armee einen Begriff hat; wer weiß, wie damals eine ebenso anmaßende als unwissende Aristokratie für eine passende Pflanzschule für Offiziere gehalten wurde; wer im Allgemeinen nur das dunkelste Bild jener Zeit vor Augen hat — der muß wol mehr als erstaunen, wenn er den Herzog von Braunschweig, den Verfertiger jenes bekannten Manifestes und das ihn umgebende Offiziercorps als Partisans der Revolution aufstellen sieht.

Mir kommt diese Behauptung des Verf. grade so vor, als ob Jemand die jetzigen Verwirrungen im Kirchenstaat durch die übertriebene Hinneigung des Papstes zum Protestantismus erklären wollte. Verbunden mit einer kleinen Abschweifung über die Völkerwanderungen, die Geschichte Asiens, die Entstehung aller Religionssekten des Orients und Occidents wird die Allianz zwischen Preußen und Rußland berührt, „aus welcher (nach dem Verf., S. 18) die herrlichsten Früchte hervorgingen, welche von der tiefsten weltgeschichtlichen Bedeutung war, indem sie nicht nur für den Gang der geschichtlichen Entwickelungen wirksam, sondern auch in ihren Keimen längst angedeutet war in der Geschichte der Vergangenheit und nur als die eine herrliche Frucht verheißende entfaltende Blüte weltgeschichtlicher Richtungen hervortrat". Diese einfache Allianz zweier Staaten, welche hier mit so pomphaften Worten verkündet wird, erklärt der Verf. nicht aus den einfachen Gründen gegenseitiger Sicherstellung und gemeinsamen Widerstandes gegen das Princip der Revolution, sondern nach seiner anschaulichen Weise (S. 18) dadurch, „daß im Süden am mittelländischen Meere das Land an der Grenze zwischen dem Westen und Osten durch Gebirgszüge und Meere auseinander gerissen sei, hingegen im Norden von der Nordsee her, der Ostsee entlang bis weiterhin an die Wolga und das kaspische Meer, eine in sich zusammenhängende, nicht durch scharfe Sonderung natürlicher Grenzscheidungen durchbrochene ebene Landstrecke sich ausdehne, in welchem Naturverhältnisse die Andeutung gefunden werden möge auf das geschichtliche Verhältniß, nach welchem eben im Norden an der Ostsee der Westen und Osten in neuern Zeiten sich in Freundschaft zugeneigt haben".

Eine solche Logik, welche allerdings Staunen erregen muß, führt die preußischen Verhältnisse bis zu dem Beginnen des Feldzuges von 1813, und unmöglich kann es der Raum d. Bl. erlauben, einer Darstellung weiter zu folgen, welche der genaue Gegensatz des aus Irrgängen leitenden Fadens der Ariadne ist und den durch leere Klänge betäubten Leser in ein Labyrinth der Verwirrung führen muß. Wenn der Verf. wirklich gesonnen ist, als akademischer Lehrer auf solche Art die Geschichte und besonders ihren philosophischen Theil seinen Zuhörern vorzutragen, so sollte man fast glauben, er habe seine Lehrmethode einem Falkonier abgelauscht, welcher seine abzurichtenden Falken so lange auf einem Reif hin- und herschaukelt, bis die Eleven völlig confus und wirblig, hierdurch aber zum Aufnehmen des neuen Unterrichts geeignet sind.

Was nunmehr den zweiten Theil, die Erzählung des Beginnens der Feindseligkeiten selbst, betrifft, so beabsichtigt der Verf. aus den verschiedenen, jene großen Begebenheiten darstellenden Schriften mit kritischem Sinn ein geordnetes Ganzes zu liefern. Vorzugsweise sind dabei die Werke von C. von W. (General von Müffling), Jomini, Pellet, Vaudoncourt, Wagner, Butturlin, Odeleben u. s. w. benutzt; auch hat der Verf. auf die Bemerkungen von Fain und, in Bezug auf diplomatische Verhandlungen, auf die von Klüber gegebenen Nachrichten Rücksicht genommen. Zuerst stellt der Verf. die Stellung der beiderseitigen Heere im April 1813 dar, wobei die Eigenthümlichkeit obwaltete, daß wol nicht leicht ein Kampf, welcher über das Schicksal mächtiger Reiche entscheiden sollte, mit so geringer Truppenzahl begonnen wurde, wodurch größere Operationen anfangs unmöglich waren, weshalb der Verf. sehr richtig die Gründe für und gegen ein weiteres Vorrücken von Seiten der Alliirten abwägt.

Es war überhaupt eine ganz ungewöhnliche Stellung, von welcher aus das verbündete Heer den Angriff beginnen mußte; denn wenn man nach den gewöhnlichen Regeln annimmt, daß der durch zwei von den beiden Enden

der Basis der Operationslinie nach dem strategischen Object gezogene Linien gebildete Winkel nie kleiner als 45° sein dürfe, welcher Satz sich übrigens im Kriege Napoleon's gegen Rußland aufs Neue bewährte, so waren die Verbündeten dagegen ohne alle Basis der Operationslinie, denn die Festungen an der Elbe waren in feindlichen Händen, sodaß schon der Uebergang über die Elbe sie in Gefahr setzte. Auf einen allgemeinen Aufstand in Deutschland, ähnlich der enormen Volksbewaffnung, welche der Convent früher in der französischen Republik hervorrief, war nicht zu rechnen bei der Zerstückelung unsers Vaterlandes, und somit war Lützen gewiß der äußerste Punkt, bis zu welchem die Heerführer der Alliirten vordringen konnten, und selbst dieses Vorrücken war offenbar nicht den militairischen Regeln gemäß, sondern nur durch die unumgängliche Nothwendigkeit hervorgebracht; denn ein Rückzug bis an die eine Art von Basis der Operationslinie bildende Oder hätte nicht nur die neu gebildeten Truppen entmuthigt, sondern die Länder, aus denen alle Mittel zur Fortsetzung des Krieges gezogen, namentlich die Landwehr gebildet werden sollte, in feindlichen Besitz gegeben. Wenn daher die Schlacht bei Lützen, offenbar gegen die gewöhnlichen Regeln der Kriegskunst unternommen, mehr ein abenteuerlicher als wohlberechneter und durch die gebieterische Nothwendigkeit herbeigeführter Kampf war, so konnte der Sieg nur durch ungestüme Kühnheit und die moralische Ueberlegenheit einer von Vaterlandsliebe und Feindeshaß beseelten Armee errungen werden. Von dieser Seite faßte Scharnhorst den Schlachtplan auf, und Napoleon, welcher in allen seinen Feldzügen den Feind unerwartet angegriffen hatte, wurde hier auf dem Marsch überfallen. Hätte Blücher den Oberbefehl gehabt, so würde der ungestüme Angriff andere Resultate hervorgebracht haben; aber der Graf Wittgenstein war viel zu vornehm, besonders zu sehr in Rußland akklimatisirt, als daß er deutschen Nationalenthusiasmus begreifen konnte, weshalb er das Verlangen der Preußen, auf Tod und Leben mit dem Feind zu kämpfen, als eine jugendliche Aufwallung betrachtet zu haben scheint, welche er ausbrausen lassen wollte, ohne die ihm anvertrauten Russen in gleiche Gefahr zu setzen. Das Corps von Miloradowitsch war aus einem mir wenigstens durch keine der vielen militairischen Schriften erklärten Grunde entsendet, das russische Hauptheer und die Garden nahmen keinen Antheil am Gefecht, und so erlangten die neu gebildeten preußischen Krieger zwar schnell einen Waffenruhm, welcher den Franzosen imponirte, aber der Zweck des kühnen Angriffs, die französische Armee sich nicht der Elbe nähern und in eine sehr befestigte, Berlin und Breslau bedrohende Basis der neuen Operationslinie einrücken zu lassen, wurde verfehlt. Wittgenstein war wieder in seiner Sphäre, als er das ihm wohlbekannte Defensivsystem beginnen konnte, und Scharnhorst fiel.

(Der Beschluß folgt.)

Kleine gesammelte Schriften von Paul Usteri.

(Beschluß aus Nr. 100.)

Ref. muß gestehen, daß ihm dieses nicht die einzige Gefahr däucht, die der glücklichen Ausführung eines solchen Vorschlags — die im Ernste doch nur der Jugend zuzumuthen ist — sich in den Weg stellt. Nur allzu leicht könnte ein Rechner, der nicht jenen innern Trieb nach Bildung und Wissen besäße, welcher ohne Tabellenwesen am besten zum Fleiß und zur Anstrengung ermuntert, sich vor sich selbst damit zufrieden stellen, wenn er bei jedesmaliger Abrechnung fände, daß die Stunden alle auf die angegebene Weise ausgefüllt worden sind; er könnte alsdann um so gleichgültiger werden über das wie? und wie viel? in jeder Stunde. Auch glauben wir, daß, je besser der Kopf, je peinlicher und vielleicht hemmender solche selbstgesetzte Schranken werden müßten. Wer von der Natur zum Mathematiker geschaffen ist, der würde gewiß verkrüppeln, wenn er seinen Thätigkeitstrieb freiwillig auf ein paar Stunden des Tages beschränkte, und der Künstler und Dichter, der seinen Heißhunger nach dem Schönen nicht nach Herzenslust befriedigen dürfte, würde geistig gar bald ausmergeln. Ja, wir möchten wol mit Recht bezweifeln, ob der geist- und kraftvolle Usteri persönlich sich als Jüngling in diese Philisternormen gefügt habe. Man wird uns diese Abschweifung wol verzeihen, wenn man bedenkt, wie gierig solche Vorschläge gewöhnlich von praktischen Pädagogen aufgegriffen, und wie leicht ein ganzes Institut oder eine Schule in eine solche vermeintlich alleinseligmachende Methode des Weise- und Vortrefflichwerdens hineingehetzt wird.

Sonst enthalten diese Reden noch sehr beherzigenswerthe Winke über den Mysticismus in der Heilkunde (S. 67 fg.), über die ärztlichen Studien überhaupt (S. 79—84, 87—91) und die Vorkenntnisse zu denselben (S. 84—87) und manches Andere. An diese Vorträge schließen sich Denkreden auf ausgezeichnete Lehrer des genannten Instituts: J. H. Rahn und H. C. Meyer, welche Muster von Biographien genannt zu werden verdienen. Denn nicht nur stellt sich aus einzelnen, lebendigen Zügen, aus brieflichen Mittheilungen, aus andern schriftlichen Denkmalen ein vollständiges Charakterbild des abzuschildernden Menschen heraus; es erhält auch dieses Bild den nöthigen Hintergrund durch die dargestellten Umgebungen des Mannes und die Andeutung seines Verhältnisses zum Vaterlande, zur geistigen Bildung desselben und zum Stande und Bedürfnisse der Wissenschaft, für welche ein solcher vermöge Berufs oder Neigung thätig war; endlich bestrebt sich der Biograph, nach dem Grundsatze: „an ihren Früchten sollt ihr sie erkennen", die Leistungen der Geschilderten in das hellste Licht zu setzen. So sind denn in der Lebensbeschreibung Rahn's seinem Antheil an der Gründung des medicinisch-chirurgischen Instituts und Seminariums und dessen blühendem und segensreichem Fortbestand (S. 115—125), dann der demselben verdankten Stiftung der helvetischen Gesellschaft correspondirender Aerzte und Wundärzte (S. 128—132 fg.) bedeutende Abschnitte gewidmet; bei H. C. Meyer werden die zahlreichen Bände seiner chirurgischen Tagebücher gleichsam vorgewiesen (S. 168 fg.). Ueber den früh verstorbenen Bezirksarzt Hirzel in Zürich (S. 172 fg.) war freilich nicht viel Erhebliches zu sagen, doch weiß er auch dieser Aufgabe durch Mittheilung anspruchloser Briefstellen aus Halle und Tübingen, in welchen angesehene Lehrer, unter Andern Dr. Gall, Kielmeyer, Autenrieth geschildert werden, einiges Interesse abzugewinnen.

Diese Reden und Abhandlungen Usteri's, die akademische genannt zu werden verdienen, unterbrechen zwei schriftliche Ueberbleibsel aus der politischen Wirksamkeit Usteri's: eine Zuschrift an die Wahlmänner des Cantons Zürich nach der Rückkunft vom helvetischen Congresse in Paris (3. März 1803), und eine Rede am Tage der Einsetzung der Oberamtsbehörden und Gemeindammänner des Bezirks Winterthur, gehalten den 4. Brachmanat 1816 auf dem Rathhause in Winterthur. Das erste Actenstück hat uns die mündliche Anrede Bonaparte's aufbe-

wahrt, mit welcher er, „der erhabene Held, welchen im Gefühl ihrer eignen Ohnmacht und in demjenigen seiner Allgewalt über die Schicksale Helvetiens alle Parteien wechselsweise anriefen", als erster Consul den Cantonsdeputirten die neue Verfassung der Schweiz übergab. Wir wollen sie dem Leser nicht vorenthalten: „Die Mediationsacte, die Sie empfangen, ist ein Rettungsbalken, der den Schiffbruchleidenden dargeboten wird. Wollen die Schweizer daran festhalten, so sind sie gerettet; sie werden wieder ein Volk werden, frei und unabhängig und geachtet, wie ihre Altväter es gewesen sind. Würden sie hingegen des Buches Blätter zerreißen, dann wären die unglücklichen Folgen, die sie sich dadurch zuziehen werden, nicht zu berechnen. Sie würden Ihre Unabhängigkeit verlieren; von allem Unglück, das einem Volke widerfahren kann, ist dieses das größte. Ich habe mit Vergnügen die Deputirten der Schweiz bei mir gesehen. Ich wiederhole Ihnen, daß ich nichts als das Heil und das Wohl Ihres Landes wünsche, und daß ich mich glücklich schätzen werde, wenn meine Vermittelung dazu wird beigetragen haben. Ich rechne auf den guten Geist, welchen die Deputirten in ihr Vaterland zurücknehmen; ihr Einfluß und ihr Beispiel werden groß und segenbringend sein, wenn sie von Gesinnungen der gegenseitigen Annäherung, der Aussöhnung, des Vereins und des Vergessens des Vergangenen durchdrungen sind; sie müßten verderblich und zerstörend wirken, wenn sie die Leidenschaften des Hasses, des Neides und der Rachsucht nach Hause bringen würden. So wenig ich zugeben konnte, daß eine von den Feinden Frankreichs unterstützte Faction in Helvetien herrsche, so wenig werde ich Anarchie und die Herrschaft gesetzloser Willkür in diesem Lande gestatten. Ein Zerfallen in die letztere würde mich nöthigen, die Schweizer durch Gewalt und durch Vernichtung ihrer Unabhängigkeit zur Ordnung zurückzubringen. Allein ich hege zu den Bewohnern Helvetiens das Vertrauen, sie werden, indem sie zu den Tugenden ihrer Väter zurückkehren, sich des Ruhmes und des Glückes derselben neuerdings werth zu machen wissen."

Die Rede von 1816 enthält eine Darstellung und theilweise Apologie des Betragens der Schweiz seit der dortigen Revolution und bemüht sich, die milden Fügungen der Vorsehung erkennen zu lassen, die seit Gründung des Bundes der Eidgenossen gütig und segnend über ihm gewaltet haben; sie warnt aber auch, nicht in träger Unthätigkeit von außen her und durch Wunder zu erwarten, was Gott nur thätiger Tugend verleiht.

Auf diese zwei kleinen politischen Aufsätze folgen fünf Eröffnungsreden, zwei in der Jahresversammlung der allgemeinen schweizerischen Gesellschaft über die gesammten Naturwissenschaften (1817 u. 1827), drei in der schweizerischen gemeinnützigen Gesellschaft (1824, 1826 u. 1828) gehalten. In der ersten Rede ist hauptsächlich die Uebersicht über die (damals) neuesten Leistungen für die Naturwissenschaften in den verschiedenen Cantonen bemerkenswerth (S. 213—257); die zweite (1827) enthält Ansichten vom Gange der Naturwissenschaft im verflossenen Jahrzehend (S. 257 fg.) und verbreitet sich mit besonderm Interesse über die naturwissenschaftlichen Reisen der neuesten Zeit, mit näherer Rücksicht auf die Berg- und Alpenreisen und geologischen Gebirgswanderungen schweizerischer Naturforscher. Dieselbe Rede enthält eine beredte Warnung gegen alles Hypothesen- und Theorienwesen in der Wissenschaft: „Die Geschichte der Wissenschaft bestätigt, daß diese Schöpfungen unsers Verstandes, denen Scharfsinn und Phantasie ihren Glanz verliehen, doch immerhin nur Formeln zum Behufe der Uebersicht wahrgenommener Thatsachen sind, die mit dem erweiterten Kreise der letztern nicht mehr genügen, sondern in sich selbst zerfallen und der Vergessenheit übergeben werden müssen; dieses letztere aber dann um so schneller, je beschleunigter unsere Kenntnisse der Thatsachen sich erweitern. Davon mag uns der Gang der Wissenschaft in der jüngsten Zeit überzeugen. Jene Verirrungen einer anmaßlichen Speculation, die, unter dem oft misbrauchten Namen der Naturphilosophie, der Wissenschaft eine kurze Zeit Nachtheil und Unehre brachten, und gegen deren Verführungen jugendliche Geister zu warnen vor zehn Jahren noch Ursache gefunden werden mochte, sind nun beinahe überall verschwunden, und der Ruhm einiger ausgezeichneter Namen, die ihnen Ansehen verliehen hatten, beruht jetzt nur noch, aber um so sicherer und befriedigender auf dem anderweitigen Verdienste, das eben diese Männer sich durch treue Naturbeobachtung bereits erworben hatten."

Inzwischen verachtet der Redner jene rationelle Erkenntniß keineswegs, er hält sie vielmehr in großen Ehren, „wofern sie, statt dem blendenden und eiteln Ziele nachzustreben, für das Bild unserer Phantasie, das uns Einheit in der Natur heißt, die waltenden Gesetze vollends zu ergründen, — sich vielmehr das andere, jederzeit erreichbare Ziel setzt, mittels der Hypothesen und Theorien das Bedürfniß neuer und zuvor unterlassener Beobachtungen einleuchtend zu machen, aus dem allemal unfehlbarer Gewinn erwächst, entweder, daß sie die Hypothese, durch die sie veranlaßt wurden, einstweilen zu bestätigen scheinen, oder daß sie den Ungrund derselben nachweisen. „Mit Einem Worte", sagt er, „wir ehren die Naturphilosophie, wenn sie, wie ihr Begründer und der ihr den Namen gab, der britische Weltweise Baco, gefodert hat, eine interpretatio naturae, nicht aber eine anticipatio naturae, oder — wie ein neuerer und echter Naturforscher, Treviranus in der „Biologie" sich ausdrückt — der Weg der zum Nachdenken geleiteten Erfahrung ist."

Ein schätzenswerther Nachtrag zu dieser Rede ist auch der Nekrolog zweier Mitglieder der Gesellschaft, J. R. Suter's, Doctors der Arzneikunde und Professors der griech. Literatur zu Bonn, und Heinr. Struve's, Prof. der Chemie an der Akademie zu Lausanne. In diesem Nekrolog, wie auch in andern, im Verfolge der Sammlung noch weiter mitgetheilten Lebensabrissen beurkundet der Verf. sein bewährtes Biographentalent aufs Neue. Von Suter werden gar anziehende Details gegeben. Er befand sich 1791 in Mainz, als eben damals von Frankreich her mit allen Stürmen der Kriegsgewalt und allen Mitteln der Propaganda die Staatsumwälzung nach Deutschland überzutragen versucht wurde und Mainz zu einem Stapelplatz für den großen Völkerverkehr gewählt war. Suter war Volksredner und Dichter und ein enthusiastischer Lobredner der Wiederbringung einer schönen Vorzeit, wie seine Einbildungskraft dieselbe mit glänzenden Farben ausmalte. Wo diese letzten mit der Wirklichkeit in Berührung kamen, da gab es mitunter seltsame Stöße. „Quel est l'aristocrate qui parle ainsi?" rief der Conventscommissair Merlin, als er den ihm unbekannten Suter zum ersten Male vom Rednerstuhl in der patriotischen Gesellschaft sprechen hörte. „C'est un Suisse qui était libre devant toi!" war des Redners besonnene und schnelle Erwiderung.

Von den übrigen Arbeiten ist die zweite Eröffnungsrede der gemeinnützigen Gesellschaft (1826) vom allgemeinsten Interesse, und wir würden gern aus ihr einige Auszüge über die Bildung der Staatsbürger (S. 325—328), die für die Schweiz so wichtige Angelegenheit der Heimatlosen (S. 329) und das Armenwesen in einzelnen Cantons (S. 334 fg.) geben, wenn die Anzeige dieser Sammlung nicht schon so ausführlich geworden wäre. Aus der Vorrede erhellt, daß wir in diesem Buche nur den geringsten Theil der geistigen Wirksamkeit Usteri's ansichtig werden; auch läßt sich nicht leugnen, daß dem Style die Pflege hier und da abgeht und die letzte Feile, die der Verf. ohne Zweifel vor dem Drucke angelegt haben würde, vermißt wird. Aber keiner der Aufsätze straft das edle Charakterbild Lügen, das die Hand des Freundes von dem echten Schweizer, von dem Freunde der Wahrheit, der Freiheit, der allseitigen Menschenbildung mit so sichern Zügen entworfen hat. 23.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Freitag, — Nr. 102. — 12. April 1833.

Die drei letzten Feldzüge gegen Napoleon kritisch-historisch dargestellt von P. F. Stuhr. Erster Band.

(Beschluß aus Nr. 101.)

Hierauf schildert der Verf., welcher überhaupt bei Darstellung von Thatsachen eine viel größere Klarheit des Ausdrucks hat als bei allgemeinen Raisonnements, den Rückzug der Verbündeten über die Elbe sowie besonders die Schlacht bei Bautzen äußerst anschaulich, erzählt den Ueberfall bei Haynau, welcher, obschon die Division Maison bedeutende Verluste erlitt, doch weniger in rein militairischer als in moralischer Hinsicht wichtig war, indem dieses siegreiche Treffen den Muth neu belebte, und stellt die einzelnen Vorfälle bis zum Abschluß des Waffenstillstandes dar. Bemerken möchte ich, daß mir bei Vergleichung der Feldzüge der Jahre 1812 u. 1813 öfters die Idee erregt worden ist, ob, wenn Napoleon 1812 von Smolensk nach Petersburg statt nach Moskau, und 1813 nach der Schlacht bei Lützen gegen Berlin statt gegen Breslau gezogen wäre, dieses nicht seine Lage geändert hätte.

Wir müssen so manche Erscheinungen des Feldzugs 1813 mehr aus politischen als militairischen Gründen erklären, weshalb ich glaube behaupten zu können, Napoleon habe zu wenig auf den moralischen Eindruck Rücksicht genommen, welchen der Fall Berlins in diesem Zeitpunkt auf die ganze preußische Nation hervorgebracht haben würde, denn diese Hauptstadt war der Ort, von welchem alle materiellen und geistigen Impulse, welche die Nation begeisterten, ausgingen.

Die Unterhandlungen während des Waffenstillstandes, vielfach beschrieben und in den wunderlichen „Memoiren von St.-Helena" als Beweis aufgeführt, wie Napoleon keinen Fehler als zu große Friedensliebe und Abscheu gegen Blutvergießen gehabt habe, waren, wie der Verf. sehr richtig bemerkt, wol von Niemand eigentlich ernstlich gemeint. Am wenigsten konnte Preußen den Frieden wünschen; denn im Fall dieser auf Tod und Leben mit der größten Erbitterung und Erweckung aller Leidenschaften begonnene Kampf durch einen gewöhnlichen, einige Ländervertauschung herbeiführenden Frieden geendet hätte, Napoleon Herr einer ungeheuern, wenn auch etwas gegen früher verkleinerten Monarchie, überdies fortdauernd factisch Protector des, wenn auch aufgelösten Rheinbundes geblieben, das russische Hülfsheer in seine Heimat zurückmarschirt, der Nationalenthusiasmus verflogen, Oestreichs kaum mit Mühe angefachte Theilnahme verschwunden wäre, so bedurfte es gewiß nur geringer politischer Geschicklichkeit, um im Lauf einiger Zeit Preußen in einen neuen Krieg zu verwickeln, in dem es untergegangen wäre. Napoleon dagegen hatte Frankreich alle Träume der Revolution entrissen, alle Freiheit, alle Nationalrepräsentation war den Franzosen entnommen und dagegen ihnen kriegerischer Ruhm gegeben. Die Lorbeern, welche Napoleon den Franzosen darbot, sollten sie entschädigen für den Verlust von allen Ideen, welche sie in der Jugend begeistert und für welche Millionen geblutet hatten. Sieglos konnte Napoleon nicht heimkehren, ohne seinen militairischen Thron von Allem entblößt zu sehen, was ihm Glanz gab, und ohne den Herzen aller Franzosen das klare Gefühl zu geben, daß sie die ganzen Früchte der Revolution gegen ein Phantom vertauscht und selbst dieses Phantom nunmehr verloren, mithin vergeblich gekämpft und gelebt hätten. Daher waren die ganzen Unterhandlungen, bei denen auch England eine große Rolle spielte, nur darauf gerichtet, Oestreich zu gewinnen, wo der Kaiser, durch Familienverhältnisse und seinen ruhigen Charakter bewogen, gern die ganze Verwickelung friedlich, am liebsten wie ein Iffland'sches Familienstück, wo „der Verbrecher aus Ehrsucht" zu gebührender Erkenntniß gebracht wird, gelöst hätte.

Demnach ist es sehr begreiflich, daß die Unterhandlungen sich zerschlugen und der Erfolg durch die Waffengewalt entschieden werden mußte, womit der Verf. das erste Buch der Kriegsgeschichte schließt.

Das zweite Buch beginnt mit dem Wiederanfang der Feindseligkeiten, und enthält die Schlacht bei Dresden, den Rückzug des böhmischen Heers und die wunderbare, jeder Regel der Taktik spottende Schlacht bei Kulm, welche, was häufig zu wenig berücksichtigt ist, wesentlich dadurch gewonnen wurde, daß die Nachricht von der verlorenen Schlacht bei Großbeeren Napoleon bewog, die zur Unterstützung von Vandamme bestimmte, in Pirna stehende junge Garde zurückzuhalten, weil er mit seiner Hauptmacht nach Berlin vorzudringen beabsichtigte. Die gleichzeitig verlorene Schlacht an der Katzbach und die Nachricht vom Vordringen der Oestreicher ließ Napoleon

diesen Plan glücklicherweise aufgeben, welcher, wenigstens nach meiner Ueberzeugung, unfehlbar zur Einnahme Berlins geführt und nicht zu berechnenden Nachtheil gebracht hätte. Sehr genau und meines Dafürhaltens wahr sind die Schlachten bei Beeren, wo Oudinot vom Kronprinz von Schweden besiegt wurde, an der Katzbach, wo Blücher in seinem 71. Jahre zum ersten Mal als Oberbefehlshaber auftrat und Macdonald schlug, sowie bei Dennewitz, wo Ney die Schlacht gegen Bülow verlor. Indessen ist die Schlacht an der Katzbach wol zu sehr von der rein militairischen Seite betrachtet und nicht hinlänglich berücksichtigt, daß Blücher nicht eigentlich als unumschränkter Heerführer zu betrachten war, sondern daß der fast die Hälfte der schlesischen Armee befehligende Langeron, mit seiner untergeordneten Stellung höchst unzufrieden, sich öfters auf Privatinstructionen berief, in deren Folge er nur bedingungsweise an die Befehle Blücher's gebunden sei; daß ferner der in halbe Ungnade gefallene und dadurch gereizte Sacken sowie der störrige York es Blücher nicht erleichterten, eine Einheit im Commando herbeizuführen, wodurch es geschah, daß derselbe wenigstens im Anfang mehr an den guten Willen seiner russischen Untergebenen gewiesen war, als sie von seinem Befehl abhingen, wodurch vielleicht einige, Blücher gemachte Vorwürfe entkräftet werden.

Der Verf. geht hierauf zu den Kriegsbegebenheiten an der Niederelbe, wo Walmoden gegen Davoust commandirte, und überhaupt zu den Umständen über, durch welche Napoleon veranlaßt wurde, Dresden zu verlassen, wozu der Elbübergang des Kronprinzen von Schweden bei Dessau und Blücher's bei Wartenburg gehört. Es ist vielfach und weitläufig erörtert worden, was Napoleon unter diesen Verhältnissen hätte thun sollen, und ihm, nachdem er die Schlacht bei Leipzig verloren hatte, eine Fülle nachträglichen guten Raths gegeben worden. Ohne mich über dieses so oft abgehandelte Thema in eine neue Discussion einzulassen, glaube ich einfach bemerken zu müssen, daß bekanntlich drei Armeen gegen Napoleon standen, nämlich die böhmische, schlesische und Nordarmee, daß mithin die Hauptaufgabe für ihn war, die zu liefernde Schlacht, mochte sie zu einem neuen Invasionsplan oder zur Sicherung eines Rückzugs nach Frankreich dienen sollen, auf solche Art einzuleiten, daß von den feindlichen Heeren höchstens zwei an dem nämlichen Tage in das Gefecht kämen, nicht aber alle drei zugleich ihn bekämpften. Ausführbar war dieser Plan schon um deswillen, weil zwei dieser Heere, die Nordarmee und das böhmische Heer, in weiter Entfernung voneinander standen; im vorliegenden Fall aber um so weniger schwierig, als die drei verbündeten, von verschiedenen Führern befehligten und sehr abweichenden Interessen geleiteten Armeen unmöglich die combinirten Bewegungen mit solcher Präcision ausführen konnten, als die von einem Feldherrn commandirte französische Armee, welcher ihr Kaiser war. Wenn Napoleon das nicht auf längere Dauer haltbare, überdies eine starke Besatzung erfodernde Dresden aufgab, mit seiner ganzen Macht über Torgau, Wittenberg nach Magdeburg marschirte, was es ihm stets frei stand, sich gegen Berlin oder Hamburg zu wenden, so konnte es nicht fehlen, daß er die Nordarmee und das schlesische Heer zu einer Schlacht oder wenigstens nachtheiligen Gefechten zwingen mußte, ehe das böhmische Heer herankam. Es kann hier nicht der Ort sein, diesen imaginirten Operationsplan weiter auszumalen, aber vielleicht dürfte eine nicht gehaltlose Unterstützung meiner Behauptung darin liegen, daß der Kronprinz von Schweden, welcher doch gewiß Napoleon's Kriegsführung am besten kannte und von den Führern der alliirten Armeen das größte, wenigstens ausgebildetste militairische Talent hatte, fest überzeugt war, Napoleon werde auf das rechte Elbufer übergehen, weshalb er den Marsch der Franzosen auf Wittenberg nicht für eine bloße Demonstration hielt und bei Acken zur Deckung Berlins über die Elbe zurückzugehen beschloß, wovon nur die erfolgte Zerstörung der Brücke ihn abhielt. Blücher, welcher durch nichts zu bewegen war, sich auf das rechte Elbufer zurückzuziehen, behielt in den Augen der Welt den Ruhm, Napoleon's Plan durchschaut zu haben; ob aber der Kronprinz von Schweden nicht richtiger sah, was Napoleon hätte thun sollen, vielleicht auch zu thun wirklich die Absicht hatte, möchte eine andere Frage sein.

Vergleichen wir viele Nachrichten von Augenzeugen, so dürfte es keinem Zweifel unterliegen, daß der lange ungewohnte Defensivkrieg, das ewige Hin- und Hermarschiren, die große Unordnung bei der Verpflegung, die physischen und moralischen Nachwehen des Kriegs in Rußland nachtheilig auf den Geist der Armee gewirkt hatten, daß namentlich die Marschälle und Generale zu alt und zu reich waren, um an diesen endlosen Kriegen Freude zu finden, und die Stimmung, welche für die Rückkehr nach Frankreich sprach, immer allgemeiner ward. Die Stimmung trug wol am meisten bei, Napoleon's Meinung, zu einer neuen Offensive überzugehen, nicht mit dem Jubel aufgenommen zu sehen, womit sonst kühne Pläne von der Armee begrüßt wurden.

Der Kreis, welcher die Armee Napoleon's umgab, zog sich immer dichter zusammen, und mit den Vorbereitungen zu der großen Entscheidung bei Leipzig schließt sich das Buch. 36.

Sommermalven. Erzählungen und Novellen von C. Spindler. Zwei Bände. Auch unter dem Titel: Spindler's sämmtliche Werke. Vierzehnter und funfzehnter Band. Stuttgart, Hallberger. 1833. 8. 3 Thlr.

Wir haben in Deutschland eine Anzahl von Novellisten, denen das Glück so gelächelt hat, daß sie einmal eine ziemlich erträgliche Geschichte geschrieben haben, und die nun nicht aufhören können, uns dieselbe Geschichte — versteht sich mit veränderten Namen — drei-, viermal im Jahre wiederzuerzählen. Aus der Erfindung eines glücklichen Augenblicks machen sie einen Schatz für das ganze Leben, ein Capital, das stets seine Zinsen bringen muß, einen Schacht, der, ihrer Meinung nach, nie zu erschöpfen ist. Zu diesen armen Bergleuten gehört Spindler nicht. Er ist, mit ihnen verglichen, ein reicher Bergwerksbesitzer, der in seinen Lagern bald Gold, bald Quecksilber, bald Kobalt, bald vulkanische Kostbarkeiten findet; ein

Proteus, der stets eine andere und fast immer eine gefällige Gestalt anzunehmen weiß. Unähnlich jenen monotonen, wie nach einem feststehenden Reglement einexercirten Erzählern, ist er bald naiv und unbefangen, bald heiter und scherzhaft, bald wirklich humoristisch, bald wieder schwermüthig und erschütternd. Unter den verschiedenen Kleidern, die er meistens passend anzulegen weiß, steht ihm das der Laune, heiterer Satire und wirkungsvoller Ironie jedoch am besten; seine kleinen ironischen Erzählungen sind in Form und Inhalt kleine Meisterstücke, und „Der Herr im Hause" im ersten der vor uns liegenden Bände hat in der That wenige Nebenbuhler in unserer Literatur zu besiegen. Für diese Gattung von Erzählungen, die das Gegentheil von Dem sagen, was die Worte ausdrücken, ist Spindler ein deutscher Voltaire.

Die heitere Erzählung ist sein eigentliches Gebiet; er ist zu launig, zu wenig ernst, tief und begeistert, als daß wir bei seinen sentimentalen Erzählungen nicht an eine willkürlich nachgeahmte Form, an etwas Gemachtes, vollkommen Beherrschtes, kurz daran glauben sollten, daß es ihm mit dem Gefühlvollen nicht so rechter Ernst sein möchte. Dieser Umstand, der seinem Vermögen als Darsteller zur Ehre gereicht, tritt unserer Hingebung an ihn und seine Gestalten in den Weg. Mitten in erschütternden Scenen beschleicht uns bei Spindler eine leise Ahnung: Wie, wenn der Verfasser seinen Scherz mit uns triebe? Wir zweifeln an seiner Wahrhaftigkeit, und das um so mehr und mit um so größerm Recht, als er es mit der Wahrscheinlichkeit so wenig genau nimmt als Tieck, Schefer, Jean Paul und Arnim. Mit einem Wort, Spindler ist ein Schalk, der uns am meisten gefällt, wenn er diese seine Natur nicht verbirgt.

Indessen ist er so mannichfaltig und formenreich, daß er sich nur selten in seiner eigenthümlichen Anlage zeigt. In den vorliegenden beiden Bänden ist er unter acht Novellen nur zweimal er selbst: im „Herrn im Hause" und in der „Oeden Drillungsburg", einer Ritter-, Schauer- und Schreckgeschichte, welche diese jetzt verstorbene Gattung ergötzlich persiflirt. In der Erzählung „Fior di Levante" ist er durch die Malerei orientalischer Liebe und orientalischen Hasses erschütternd; allein die Art, wie Liebe und Haß sich lösen und endlich die eine in die andere aufgehen und überfließen, zeigt uns eben, wie wenig Ernst es dem Verf. mit diesen erschütternden Bildern gewesen sei. „Der Herr im Hause" steht für sich. Es ist ein Bild der feinsten Ironie, die sich fast selbst ihres Zwecks nicht bewußt ist; höchst wirkungsvoll, beinahe unnachahmlich, wenigstens möchten wir Niemand rathen, denselben Gegenstand noch einmal aufzunehmen, nachdem er so energisch, kurz, ergötzlich und effectvoll behandelt worden ist. Die Erzählung: „An der Berezina", kann ihren französischen Ursprung nicht verleugnen; sie verkündet ihn durch Übertreibung à la Sue, durch häßliche Bilder à la Balzac, durch schielende Charakteristik à la Nodier. „Lorbern, Palmen und Nesseln aus dem Lebenskranze eines Mimen" nehmen einen leisen Ton der Ironie auf und gefallen wie Alles, was Spindler in dieser Gattung erfindet. Er kennt und zeichnet das Künstlerleben mit tieferer Einsicht in das Wesen der Kunst als Andere, welche dies nun fast verbrauchte Thema noch auszuführen versuchen; er ist darin wahrheitsvoller als viele seiner männlichen und alle seine weiblichen Mitbewerber.

Im zweiten Bande ist der „Gespenstige Hof" eine Capitalerzählung für das Phantastische, eine Hoffmanniade, die dem Vater dieser Gattung zur Ehre gereichen würde. Spindler hat den Vorzug vor Hoffmann, daß er seinen phantastischen Erzählungen gewöhnlich ein vollkommen wahrheitvolles Charaktergemälde beigibt, das jener meistens durch ein Caricaturbild der Wirklichkeit ersetzt. Allerdings wird der Contrast zwischen der Welt der Phantasie und der der Wirklichkeit dadurch um so greller; aber die Wahrheit und der Geschmack gewinnen dabei nicht. Dagegen steht Spindler vielleicht in der originellen Erfindung und in dem kühnen Wurf des Phantastischen hinter Hoffmann zurück; wie denn auch in dieser Erzählung das phantastische Element eigentlich eine ziemlich zahme Copie der „Wilden Jagd" ist. Desto schätzbarer ist das warnende Charakterbild Ottiliens und ihrer beiden grundbösen Liebhaber. Die ganze Erzählung ist eine der vollendetsten, die wir von diesem Novellisten kennen; befriedigend in allen künstlerischen Beziehungen, ergreifend, ziemlich wahrscheinlich und in ihren verschiedenen Partien mit abwechselnden Farben vortrefflich vorgetragen. Die „Novelle aus Florenz" dient zum Beweis, wie mannichfaltig die Töne sind, welche Spindler beherrscht, und daß er nicht zu Denen gehört, die aus einer eingeübten Weise der Erzählung nicht mehr herauskönnen. Der Ton einer Boccaccio-Erzählung ist darin ungemein getroffen, und nicht blos der Ton, sondern auch die Gedankenreihe, die blos auf die Begebenheit gerichtete Seele des Erzählers. „Die öde Drillungsburg, oder der goldene Schwertknopf aus dem Geisterschatze, oder Schurkenlohn u. s. w." haben wir schon als eine heimliche Satire bezeichnet. Als solche kommt sie um einige Jahrzehnde zu spät; denn die Gattung, die sie persiflirt, ist bereits verurtheilt, aus der Reihe der Kunsterzeugnisse gestrichen; die Seitenblicke auf „Genovefa" aber können wir nicht glücklich nennen, so wenig wir auch die Begeisterung mancher Leute für „Genovefa" theilen. „Der Mann ohne Namen" ist eine französische Spielergeschichte ohne Wahrheit und darum ohne Wirkung. Daß Jemand seinen Namen auf eine Karte setze, ist nicht erlebt und wird kaum erlebt werden, und wenn es geschähe, so ist eine solche Scene noch kein würdiger Gegenstand der Kunst. Spindler ist so reich, daß wir ihm nicht verzeihen mögen, solche verlorene Armseligkeiten aufzusuchen.

Wir entlassen ihn mit dem vollen Anerkenntniß seines Talents, das allzu achtbar ist, als daß uns ein Misbrauch desselben nicht leid thun sollte. Wechselvoll wie sein erfindendes Vermögen ist sein Styl; aber auch dieser sagt uns da am meisten zu, wo sich in kunstlosen, naiven Vortragsformen ein ironischer Stachel verbirgt. Dies ist die ihm vorbehaltene Gattung, während seine sentimentale Ausdrucksweise an Geziertheit, seine erschütternde aber nahe an Unnatur streift. 130.

---

1. Christliches Taschenbuch auf das Jahr 1833. Herausgegeben von Karl August Döring. Vierter Jahrgang. MGladbach, Schmachtenberg u. Comp. 1832. 16. 1 Thlr. 4 Gr.
2. Freya, oder eheliche Liebe und häusliches Leben. Eine Liebes- und Freundschaftsgabe. Frankfurt a. M., Brönner. 1833. 12. 1 Thlr. 3 Gr.

Wir fügen diese Anzeige zu der in Nr. 339 d. Bl. f. 1832 gegebenen von fünf ebenfalls für Erbauung gelieferten Taschenbüchern. Ausgesuchte, der in politischer, religiöser und moralischer Hinsicht hochwichtigen Zeit angemessene, ausgezeichnete Aufsätze haben wir zwar nicht gefunden; aber man muß jetzt, wo das lesende Publicum von Tagsblättern beinahe erdrückt wird, worunter so viele mehr durch oft gezwungenen Witz blenden, durch Klätschereien kitzeln und belustigen, als durch Wahrheit aufklären und durch richtige Grundsätze veredeln und zurechtweisen wollen, zufrieden sein, wenn man nur den redlichen Willen sieht, auf einen bessern Sinn hinzuwirken, und dabei wahrnimmt, daß eine Schrift, zumal wie solche ephemere Erscheinungen, bei einem gewissen Publicum nicht ohne moralischen Nutzen könne eingeführt werden.

Nr. 1 kommt aus einer Schule, der wir nicht hold sind. Die Gegend des Herausgebers und der Verleger ist durch den Hang ihrer Bewohner, deren Fleiß und Betriebsamkeit wir übrigens ehren, zu dem Pietismus bekannt. Dieser Geist ist auch in dem Büchlein vorherrschend, doch ohne auffallende mystische Tändeleien und Spielereien; ja, es kommen Ansichten von der Würde des Menschen, von seinen Anlagen, von seinen Aussichten auf Unsterblichkeit vor, bei welchen man (S. 177) sich wun-

dern muß, wie man der Vernunft so viel einräumen, jene Hoffnung „als eine inwohnende, ursprünglich schon gegebene Idee, die über allen Beweis erhaben ist, weil sie, wie des Tages Licht, keines Beweises bedarf und schon in Aller Herzen gelegt ist", ansehen und damit die Nichtswürdigkeit und gänzliche Verderbtheit der menschlichen Natur vereinigen könne. Es wird die Weisheit und Güte des Schöpfers gepriesen; aber wie es damit bestehe, daß er, der Alles so herrlich im voraus geordnet, den Menschen so schwach erschuf, daß ihn eine Schlange verführte, und er sich kindisch nach der Sünde unter einen Baum verstreckte; daß Gott durch diesen Apfelbiß das ganze Menschengeschlecht durch und durch vergiften und verderben ließ, sodaß nur Gott wieder durch sich selbst mit der Menschheit versöhnt werden konnte, indem er selbst Mensch werden mußte: auf diese Fragen läßt man sich nicht ein. Nach einem Vorworte folgt: I. „Christensinn und Christenleben", recht erbaulich. II. „Geschichten aus der Kirchengeschichte." Meist Legenden. Z. B.: „Christi äußere Gestalt", „angeblich von dem Proconsul Lentulus nach Rom an den Senat gesendet". „Brief des Asgarus an Christus und dessen Antwort". So Bruchstücke aus den Kirchenvätern. Was soll das Fabelhafte darunter und „Simeon des Styliten" (S. 53) Unsinn nützen? III. „Christlich-Kirchliches." „Aus dem Leben eines evangelischen Geistlichen", lobenswerth. „Einfältiges Gespräch eines evangelischen Predigers mit einem Hirtenmädchen", das alle Anlage hat, eine mystische Fanatikerin zu werden. IV. „Politisch-Religiöses." Z. B.: „Brief einer Christin an einen Demagogen." Dieser war ein Freund von Sand, „über dessen Gewissen sie nicht zu richten wagt, oder mit harter Hand an seines Herzens Heiligthum zu greifen"; „nun dünkt mich in seinem Briefe an dich viel edler Sinn, Liebe, Treue und Wahrheit zu herrschen, vielleicht auch etwas von Luther's Glauben, aber nicht jener heilige Geist, der aus Paulus spricht, daß die Waffen unserer Ritterschaft geistlich sein sollen u. s. w." Sie begreift, „wie bei allen Jünglingen, die voll Muth und Hoffnung in den heiligen Krieg zogen, die getäuschte Erwartung die Einen halb wüthend, die Andern vor Schmerz fast vergehen machen mußte." „Ich fühle, welche schwere Verantwortung auf manche Große auch darüber fallen muß. Aber Gott hat sichrere und tiefere Plane mit der Menschheit als die Menschen u. s. w." „Was finden wir in der heiligen Schrift von demagogischen Umtrieben?" „Mirjam Aaron, die Rotte Korah, Absalon werden hierher gerechnet." „Absalon, dieser allgerechte Demagog, hatte noch vor Kurzem des Joab's Gerste auf dem Feld verbrennen lassen." „Die langen Haare, welche diesem Verbrecher zum Stricke an der Eiche wurden, bedeuten für unsere Zeiten die herrlichen Constitutionsurkunden auf dem Papier; der Esel die wirkliche Welt, die den schönen Träumen und Idealen unserer politischen Schwärmer nicht auf die Dauer dienen will." Wie witzig und vortrefflich für ein solches Taschenbuch! „Warnend für Fürsten und Völker ist die Geschichte von Rehabeam und Jerobeam!" Gewiß! V. „Für eheliches und häusliches Leben." VI. „Der Christ im Tempel der Natur." „Die ganze Schöpfung würde uns den lebendigen Gott offenbaren, wenn wir rein und heilig wären", wir fügen hinzu: und wenn wir weniger über den Sündenfall jammerten und mystisch faselten (S. 144). VII. „Mittheilungen aus der neuesten Zeit." Bei der Schilderung des Bairamsfestes der Muselmänner hätte der Verf. an manchen christlichen Aberglauben, an den heiligen Januarius u. s. w. denken sollen. VIII. „Sprüche." Nicht ohne Witz und Wahrheit. „Wie der gemeine Pöbel sich vor Geistern fürchtet, so der vornehme — vor Geist." „Es ist gleich nöthig, daß die Vernunft gläubig, und daß der Glaube vernünftig sei." IX. „Unsterblichkeit." X. „Vermischte Gedichte." XI. „Charfreitag und Ostern." Erbaulich. XII. „Das Leben in der Welt und in der Einsamkeit." XIII. „Theomilie und Theodicee." Gezierte Ueberschrift. Es sind Gebete und religiöse Betrachtungen; freilich zum Theil in der weltverachtenden Sinnesart. Nach dem Verf. ist man auch berechtigt, unmittelbare Mittheilungen durch Gott selbst zu „erlauschen" (S. 254). Woran kennt man diese? Wie unterscheidet man, ob z. B. die Einbildung, man solle sein Kind schlachten, von Gott oder vom Teufel herrühre?

Nr. 2 hat zwar keine höhern Ansichten über Ehe und häusliches Leben, auch ist die Poesie nicht eben vorzüglich; der „Glückwunsch zu Andres Verlobung" und der „Hölderlesen" gefallen hier auch nicht. Indeß hat doch das Büchlein sehr viel gute, gesunde Hausmannskost für das gewöhnliche Leben; es wechselt Ernst und Scherz, Anekdoten, Erzählungen fremder Sitten und Gebräuche, worunter freilich viel Bekanntes ist; Abraham von Sta.-Clara ist ebenfalls benutzt. Die Frauen, denen allerdings ein bischen mitgespielt wird, werden sich damit trösten: „daß auch dieses Büchlein ein Mann geschrieben hat". Wir wünschen dem Taschenbuche viele Leser. 68.

Charakteristik Lucian's von Samosata. Von Karl Georg Jacob. Hamburg, Fr. Perthes. 1832. Gr. 8. 1 Thlr. 4 Gr.

Wir kommen etwas spät zur Anzeige der vorliegenden Schrift, die bereits bei dem dafür sich interessirenden Publicum die gebührende Anerkennung gefunden hat. Zwar wollte ihr diese ein hochfahrender Zoilus entziehen oder doch schmälern; indessen scheint sein kritisches Verdammungsurtheil eben keinen Eindruck gemacht zu haben. Das Buch unsers Verf. über Lucian hat seinen begründeten Werth und wird den Freunden des geistreichen Spötters eine nicht unwillkommene Erscheinung sein. Bekanntlich hatte sich der Verf. schon früher viel mit diesem Schriftsteller beschäftigt und hiervon in seinen Ausgaben des Toraris und Alexander ein rühmliches Zeugniß abgelegt. Jedoch besondere Veranlassung zu dieser Schrift erhielt Hr. J. durch Tzschirner's „Fall des Heidenthums", worin eine Parallele zwischen Voltaire und Lucian aufgestellt ist, eben nicht zum Vortheil des Letztern. Er unternahm daher eine Ehrenrettung seines Lieblings, um nicht nur die Tzschirner'schen, sondern überhaupt die von jeher auf Lucian gehäuften Vorwürfe zu entkräften. Den Mann, welchem Viele allen sittlichen Ernst, alle ergründende Tiefe, alle Innigkeit des Gefühls, alle Sehnsucht nach Dem, was das Leben nicht gibt, abgesprochen, den man wegen der Lüsternheit seiner Darstellungen, wegen seines Hasses gegen Alles, was Glaube und Anbetung heißt, wegen seiner Religionsspötterei und seines trostlosen Atheismus hart angeklagt, unternahm Hr. J. zu rechtfertigen. Wir glauben, daß ihm diese Rechtfertigung im Ganzen gelungen ist. Freilich ist es ihm hierbei zuweilen gegangen, wie es eifrigen Schutzrednern zu gehen pflegt: sie nehmen mehr für den Angeklagten in Anspruch, als billig scheint, und messen ihm Verdienste bei, die er gar nicht zu haben braucht, um vollkommen ehrenwerth zu erscheinen. Da gilt denn Göthe's „Legt ihr's nicht aus, so legt was unter!" Der Verf. hat hiernach seine Abhandlung in drei Abschnitte getheilt. Im ersten gibt er eine allgemeine Charakteristik der Lucian'schen Schriften; im zweiten schildert er Lucian im Verhältniß zur Gelehrsamkeit und Bildung, und im dritten im Verhältniß zu den religiösen und sittlichen Ansichten seiner Zeit. Diese Abschnitte sind äußerst reichhaltig und gereichen der sehr ausgebreiteten Belesenheit und dem Geiste des Verf. zur Ehre. Doch wollte derselbe noch einen zweiten Zweck mit der Abfassung seines Buches erreichen. „Da", wie er sich ausdrückt, „die Burg der alterthümlichen Studien neuerdings von verschiedenen Seiten angegriffen worden", so wollte er seinerseits das classische Alterthum in Schutz nehmen und ganz besonders auf einzelne Gegensätze zwischen der antiken und modernen Zeit aufmerksam machen. Er hat dies aller Orten mit Wärme und redlichem Eifer gethan, und so zweifeln wir nicht, daß die Schrift sich nicht nur den Gelehrten vom Fache, sondern auch, nach des Verf. Wunsche, gebildeten Männern und edeln Dilettanten empfehlen wird. 102.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonnabend, — Nr. 103. — 13. April 1833.

Ueber den Beruf und Stand des deutschen Buchhändlers.

Nr. 1.

In diesem Blatte darf nur von dem literarischen Beruf die Rede sein; der allgemeine des Geschäftsmannes, jede kaufmännische Verpflichtung mit Sicherheit, Ordnung und Thätigkeit zu erfüllen, wird vorausgesetzt.

„Gegen Religion, Sittlichkeit und Staat nichts drucken zu lassen und zu verbreiten" ist für den Buchhändler, in welchem Lande er lebe, gesetzliche Vorschrift; zwar verschieden in Form als vorgehende Censur oder nachfolgende Verantwortlichkeit ꝛc. — doch immer in ihrer Allgemeinheit bleibend. — Zeigt sich, daß eine solche von Außen gegebene Anordnung nicht ausreiche, den Buchhändler auf seiner Geschäftsbahn zu leiten, so wird er für seinen Beruf einen innern, sicherern Wegweiser zu suchen haben.

Erfahrung lehrt es aber, daß diese gesetzliche Vorschrift in ihren drei Classen höchst schwankend, verschieden und entgegengesetzt angewendet werde. Einige Beispiele mögen erweisen; — sie sind aus der frühern Literatur, um nicht bestehende Verhältnisse und lebende Personen zu berühren; aus jetziger Zeit genommene würden allerdings eindringlicher sein.

Religion. — Gegen sie überhaupt sind forschende und untersuchende Schriften oft unverboten geblieben, oft aber auch verboten worden, wie hier und da Uebersetzungen der Werke des Helvetius, Delamethrie ꝛc. — Schriften in der Zeit der Anschuldigung Fichte's wegen Atheismus.

Gegen das Christenthum: K. Fr. Bahrdt's Schriften, das Buch „Horus" wurden hier und da verboten; — die „Natürliche Geschichte des Propheten von Nazareth" wurde es nicht.

Für und gegen Katholicismus oder Protestantismus wurde verboten oder erlaubt je nach der Confession des Landes, oder dem Glauben des Regenten, oder in Folge politischer Rücksichten.

Für und gegen besondere religiöse Richtungen, als:

Supernaturalismus, Mysticismus wurde begünstigt in Staaten, als zur Förderung der wahren Religion und Erweckung frommen Sinnes führend; — unterdrückt, verboten in andern, als verführend zum Aberglauben, Fanatismus, Verdüsterung, Sektenwesen.

Entschiedener Rationalismus, früher benannt Neologie, Aufklärung, wurde verboten während des Religionsedicts in Preußen — daselbst früher begünstigt, wie noch gegenwärtig in mehren Staaten.

Staat. — Gegen ihn als solchen überhaupt möchten keine Schriften erschienen sein, sollen nicht die Rousseau'schen ꝛc., die zu dem ursprünglichen Naturstand zurückzuführen streben, dahin gezählt werden; — auch Danton und Marat wollten einen Staat. — Schriften über die Staatsformen in ihrer Verschiedenheit und über die Verhältnisse der Staaten zueinander (politische) sind es besonders, die in Anspruch genommen werden; — aber — ein und dieselbe Schrift wird in diesem Staate erlaubt, belobt, begünstigt und im andern verboten, verbannt, verbrannt. — Der Buchhändler mag zusehen, was er in dem Staate, worin er lebt, darf: — er steht unter den Gesetzen. — —

In Zeiten der Aufregung, wie die der letzt durchlebten Jahrzehnde, wo Alle Antheil an dem Für oder Wider, wo die Meisten Partei nehmen, wird es dem Buchhändler sehr schwer, sich innerhalb des Gesetzlichen zu halten, da selbst bei den Behörden die Linien schwanken. Will er sich auch in seiner Handlungsweise parteilos zeigen, man läßt ihm das nicht gelten. Will er Partei nehmen, sei es zur Rechten, sei es zur Linken, so thue er es auf seine Gefahr als Mann — als Buchhändler aber ist ihm moralisch zuzumuthen, daß er alle Schriften zurückweise, worin er den Gebrauch schlechter Mittel erkennt, worin leidenschaftliche Roheit oder hämische Spitzfindigkeit waltet, worin durch Verdrehungen und lügenhafte Berichte Gesetze und Verwaltung angegriffen, Personen verletzt werden. Zähle er sich nicht den Einigen seines Gewerbes bei, die gerade Das, was am Frechsten auftritt, mit Lust und Begierde suchen und verbreiten.

In den Jahren 1813 — 15 bestrebte sich jeder das deutsche Vaterland liebende Buchhändler, mitzuwirken gegen die Gewaltherrschaft und den Unterdrücker, aber die Edelgesinnten unter ihnen verschmähten Schriften, die das Privatleben Napoleon's besudelten, oder Geist und Kraft des außerordentlichen Mannes im Koth treten wollten.

Sittlichkeit. — Nur Unzüchtiges gröbster Art unterliegt dem Gesetz, wie früher Himburg's pri — Romane und später einige unter dem Namen Amtnk herausgekommene erotische Schriften, womit sich aber ohnedem kein rechtlicher Buchhändler beschmuzt. Nach solchem Aeußersten ist Alles erlaubt, und nur eigner sittlicher Sinn hat zu entscheiden, wo die Grenze des Anständigen ist, und wie weit der Dichtung und Kunst Spielraum gewährt werden darf. — Manche gewissenhafte Verleger mögen Bedenken getragen haben, Heinse's „Laidion", des Herzogs v. B. O. Natürlichkeiten und Anderes der Art jener Zeit, zu übernehmen.

Aus dem hier Angeführten wird hervorgehen, daß, den Buchhändler auf rechtem Wege zu leiten, sowie vor Straffälligkeit zu bewahren, die gesetzlichen Vorschriften nicht ausreichen — und so möchte rathsam sein, neben und unabhängig von ihnen, aus eignem Rechtssinne einen Grundsatz zu schöpfen, um festen Schrittes gehen und wenigstens im Gewissen beruhigt bleiben zu können.

Als solcher möchte gelten können:

Achtung für die Wissenschaft — Achtung fürs Publicum.

Der Buchhändler, welcher Achtung für Beide in seine Gesinnung aufnimmt und treu bewahrt, wird in seinem Innern festen Stützpunkt gewinnen, für seine Handlungsweise sichere Regel finden.

Wissenschaft: — unvertilgbarer Geistestrieb im Menschen zu genauer allumfassender Erkenntniß ist Grund derselben; deren Zweck und Ziel: höhere Ausbildung des Einzelnen und fortschreitende Civilisation der Gesammtheit; — die Literatur ist Mittel dazu.

Der Buchhändler, der den Werth seines Berufs erkannt hat, wird die Literatur nicht als ein Mittel betrachten, was zum eiteln Zeitvertreib Müssiger diene, und wird noch weniger sie so handhaben. — Er wird, um angemessene Stellung in seinem Berufe zu gewinnen, nach allen Kräften sich bemühen, gründliche, wenn auch nur übersichtliche Kenntniß der Wissenschaft und Kunst und ihrer Literatur zu gewinnen; — er muß suchen, die Zeit und ihre Richtungen klar aufzufassen — muß das Publicum in seiner Beweglichkeit unnachläßlich und scharf beobachten. —

Für beide Zweige des Buchhandels ist dies geltend.

Der Verleger, so gesinnt, so ausgerüstet, wird vermögen: die wissenschaftlichen und literarischen Bedürfnisse seiner Zeit zu erkennen; — wird den Werth schriftstellerischer Anerbietungen mit Zuziehung des Raths geleherter Männer zu schätzen verstehen; — wird sich gestatten dürfen, zu wissenschaftlichen Werken anzuregen und für gemeinschaftliche, geistvolle Gelehrte zu vereinigen; — er wird allein schon durch den Sinn, der sich in seinen Unternehmungen ausspricht, das Werthvolle anziehen, sowie Unwürdiges und Oberflächliches von sich abwenden.

Auf eigne Hand zur Befriedigung vermeintlicher literarischer Bedürfnisse speculiren und unternehmen, ist bedenklich — auf Bestellung schreiben lassen, jedenfalls verwerflich.

Nicht gemeint ist, Verlagsunternehmungen eng und streng zu begrenzen: der Betrieb der Wissenschaften besteht in Versuchen, besonders bei den Deutschen in unbeschränkter Tiefe und Weite; — der Buchhandel muß beförderlich sein, sie zu Tage zu bringen: unrecht und lächerlich wäre, nur das Vollendete übernehmen zu wollen. — Die Künste leben allein durch freies Spiel: es muß geistiger Lebendigkeit, edlem Wettkampf, rascher Lust und der Phantasie, „himmelhoch jauchzend, zum Tode betrübt", voller Raum gewährt werden. — Aber nicht eine Schrift sollte unter die Presse kommen, woraus kein Funke des Dichterischen, des Geistvollen, des Witzes leuchtet; worin nicht ein aufgehendes Weizenkorn des Nutzbaren sich entdecken läßt.

Zu Verlegern, die, schnöden Gewinnes wegen, elende Zusammenstoppelungen, freche Flugschriften, schöngeistigen Zeitvertreib ꝛc. für Tagelohn fabriciren lassen, wird hier nicht gesprochen — sie treiben gemeine Wirthschaft mit gemeinem Schreibgesindel, was den Geist für Stallung und Fütterung preisgibt.

Dem Publicum bezeigt der Verleger werthvoller Schriften seine Achtung schon durch diese, sie hat sich aber auch noch auszusprechen durch Correctheit der Werke, durch deren anständige äußere Gestalt, durch angemessene Preise und durch zweckmäßige Einrichtung ihrer Herausgabe. An diesem Allen haben es Verleger, sonst um Wissenschaft und Literatur viel verdiente, oft gar sehr ermangeln lassen.

Der Sortimenthändler (Detaillist) hat dieselbe Ansicht der Wissenschaft zu fassen, dieselbe Achtung für sie zu hegen, dieselben Einsichten sich zu eigen zu machen wie der Verleger (Fabrikant); aber er bedarf noch ausgebreitetere Kenntniß der Literatur in ihrem ganzen Umfange, da er in Betreff ihrer den verschiedenartigsten Anfoderungen zu entsprechen, aus allen Fächern nachzuweisen hat. Er kann einflußreichen Wirkungskreis gewinnen, da von ihm abhängt, dem Publicum das Gute der Literatur vorzugsweise beizubringen, indem der größere Theil der Bücher nach dem Vorschlage des Buchhändlers oder nach Dem, was er zu Tage legt, gekauft wird. Kennt er seine Waare und verkauft lieber das Bessere zu Groschen- als das Schlechtere zu Thalerpreis, so wird ihm bald das Vertrauen seines Publicums zukommen — und der Segen, auch für ihn, wird nicht ausbleiben.

Schwieriger als dem Verleger ist die Stellung des Sortimenthändlers zu den gesetzlichen Vorschriften, da er mit fremder Waare handelt, die neu ihm dem Inhalte nach noch unbekannt ist. Die Freiheit der Literatur erheischt, daß jede Schrift, die bestimmt gefodert wird, und noch nicht bestimmt verboten ist, ohne Rücksicht auf eigne Meinung und Partei geliefert werde. Ferner darf man sich erlauben, zu sagen, daß das Verbotene nicht Jedem verboten sein kann; in Oestreich darf auch das am strengsten Verbotene Dem, der dazu befugt worden ist, angeschafft werden.

Aus allem Diesen erhellt, daß Gestaltung und Behandlung des deutschen Buchhandels — zweckdienlich für Wissenschaft und Literatur, zu Nutz und Ehre des Vaterlandes, sicherstellend Gesellschaft und Staat gegen Mißbrauch der Presse ꝛc., — weniger von gesetzlichen Vorschriften und Einrichtungen abhängt als von der Wohlgesinntheit und Tüchtigkeit Derer, die ihn betreiben. Soll ein besserer Zustand erlangt werden, so ist zu sorgen, daß die dem Buchhandel künftig beitretenden Glieder reines Strebens sind und ausgestattet mit ausgebreiteterm Wissen und höherer Bildung. Wie eine solche Veredelung durch Einzelne und durch die Genossenschaft des deutschen Buchhandels zu erzielen sei, und wie auch der Staat dazu beitragen könne, dies mag in einer folgenden Nummer dieses Blattes besprochen werden, wenn nicht der Gegenstand für dasselbe zu speciell erscheinen möchte. 175.

Der Pfarrer von Andouse, eine historische Novelle aus der Zeit der Dragonaden von Heinrich Möwes. Magdeburg, Heinrichshofen. 1832. 8. 1 Thlr.

Der Verf. hat sich in diesem Buche einen Stoff gewählt, der ihn in eine gefährliche Nebenbuhlerschaft bringt; er kommt mit einem der ausgezeichnetsten deutschen Dichter auf demselben Felde zusammen, sodaß man beinahe unwillkürlich Einen gegen den Andern messen muß. Ludwig Tieck's berühmtes, leider unvollendetes Buch „Der Aufruhr in den Cevennen" und „Der Pfarrer von Andouse" haben sich dieselbe Aufgabe gestellt, die religiösen Kämpfe der Hugenotten für ihren Glauben gegen die Willkür eines Tyrannen zu schildern, der altersschwach, entnervt, mit sündigem Gewissen das Maß seiner Schuld gegen die Welt dadurch erfüllte, daß er, der sein ganzes Leben hindurch nichts heilig geachtet hatte, endlich noch ein Sklave des düstersten Fanatismus wurde und in dem Wahn, die Sache Gottes zu führen, die entsetzlichsten Verbrechen gegen die ursprünglichen Rechte des Menschen ausübte. Wer Tieck's großartiges Buch gelesen hat und den Standpunkt kennt, aus welchem derselbe die Wirkungen der religiösen Spannung und Ueberspannung im Menschen aufgefaßt hat; wer sich erinnert, wie viel Tiefgedachtes dieser große Dichter über die Religion selbst ausspricht: der wird gleich von vorn herein überzeugt sein, daß schwerlich irgend ein anderer der jetzt lebenden Schriftsteller die Lösung der Aufgabe in dieser erhabenen Weise nur zu versuchen wagen, geschweige zu vollenden im Stande sein würde. Indessen wäre es eine Ungerechtigkeit, diesen Maßstab an die Würdigung des vorliegenden Büchleins zu legen. Der Umstand, daß die Novelle ihrem äußerlichen Stoffe nach mit einem so gefährlichen Gegner zusammentrifft, ist einer, den der Dichter nicht verschuldet hat; wenigstens darf man nicht verlangen, daß er deshalb der Wahl eines lange von ihm gehegten Lieblingsgegenstandes entsagen sollte. Will man vergleichen, um herabzusetzen, so bedarf es nicht so specieller Berührungen, sondern man findet allgemeinere auf; Jedem, der ein Sonett macht, kann man Petrarca, wer eine achtzeilige Stanze schreibt, den Ariost, und wer ein Trauerspiel dichtet, Shakspeare, Sophokles und Schiller an die Seite setzen, um sein dämmerndes Planetenlicht durch eine mächtige ursprüngliche Sonne zu vernichten. So wollen wir es aber mit unserm Verf. machen, damit wir nicht unbilliger gegen ihn verfahren, wie das Naturgesetz, welches dem Wandelstern einen freundlichen Abglanz der Fixsterne gönnt. Freilich sollen sie sich auch hüten, ihren Sonnen zu nahe zu treten, damit sie nicht wie der Merkur in dem übermächtigen Glanz verschwinden, sondern wie unsere heimatliche Erde von dem Lichte des Urweltkörpers sanften Schimmer und belebende Wärme ziehen. „Der Pfarrer von Andouse" ist ein Bächlein, welches grade für unsere häusliche Erde paßt. Die erschütternden Begebenheiten, welche demselben zum Grunde liegen, reichen eben hin, den Antheil des Lesers an die Sache eng zu fesseln. Der edlere Sinn für Sittlichkeit und Würde des Menschen, welcher sich darin ausspricht, gewinnt den Gestalten, die der Dichter vorzugsweise mit Liebe behandelt, auch unser Herz. Die Religion greift, wie natürlich, mächtig in die Verhältnisse des Buches ein; indessen ist sie nicht aus dem tiefen Standpunkte des Gedankens erfaßt, sondern tritt gewissermaßen nur historisch auf. Es ist der einfache fromme Glaube, der sich rein an die natürlich verstandenen Gebote der Schrift hält; es ist die Religion, wie sie in bürgerlich häuslichen Verhältnissen in rechtlich denkenden Familienkreisen verstanden und geübt wird. Wir erfreuen uns daran, daß der Verf., dem eine umfassendere Lösung der Aufgabe über seine Kräfte lag, sich wenigstens selbst richtig geschätzt und Das gegeben hat, was ihm selbst natürlich und klar ist. Sein Pfarrer Menars spricht über den protestantischen Glauben in der Weise, daß einfache Gemüther dadurch erhoben werden können, und daß der tiefer Denkende wenigstens nirgend auf Verirrungen stößt. Denn die Religion, die durch zweierlei Elemente, den Glauben und die Erkenntniß, getragen wird, trägt den eigenthümlichen Segen in sich, daß sie jeden nach der Maßgabe seiner Fassungskraft durchdringt und den Beschränktern ihre Wohlthaten ebenso angedeihen läßt, wie sie unerschöpflich für den umfassendsten Geist ist. So viel über den innern Gehalt des Buches, über die durchgehende Tendenz desselben. Was nun die Formen anlangt, die dieser Geist belebt, so sind sie ebenso wenig genial künstlerisch gebaut, als jener mit philosophischem Forscherblick erfaßt; aber sie sind in gleichem Maße anspruchslos und natürlich, sodaß wir, ohne von ihrer Schönheit hingerissen zu werden, doch nirgend einen wesentlichen Anstoß nehmen. Einige Auswüchse, oder besser, überflüssige Zuthaten wünschten wir indessen hinweg, so z. B. das Gespräch Ludwig XIV. mit dem Herzog von Laforte, indem es den Gang der Erzählung nicht fördert und auch in den religiösen Ansichten, die darin entwickelt werden, mehr den Verstand als das Gemüth in Anspruch nimmt; dies ist aber nicht die stärkere Seite des Verf., und es wäre daher besser, er hätte jeden Austausch religiöser Ansichten den Charakteren überlassen, die er näher ausführt. Den Hauptinhalt der Erzählung bilden die Bedrängnisse einiger Gemeinden des Languedoc, in welchen die katholische Religion gewaltsam eingeführt werden soll. Diese Begebenheiten dem Leser hier einzeln zu erzählen, ist nicht die Aufgabe der Kritik; er wisse nur so viel, daß der Hauptheld, von dem das Buch den Namen führt, der Pfarrer Menars von Andouse, den Mittelpunkt der einzelnen Gruppen der Erzählung bildet. Der Charakter ist würdig gehalten. Nächst ihm und vielleicht noch mehr als er interessirt uns ein junges Mädchen Alphonsine, die Tochter eines Oberförsters der Gegend. Ihr Bräutigam, Anton Pigault, ist weniger glücklich gezeichnet. Wie es der historische Boden, auf welchem die Erzählung steht, nicht anders mit sich bringen konnte, so nehmen viele Erzeugnisse allerdings einen tragischen Ausgang; doch thut es uns wohl, daß wenigstens dieses Liebespaar mit seiner Jugend und Schönheit aus dem allgemeinen Schiffbruch gerettet wird und eine neue glückliche Heimat in der Schweiz findet. In dem Bau der Erzählung ist, wie schon

gesagt, viel Willkürliches, Zufälliges; eine künstlerisch gestaltende Hand läßt sich nicht darin erkennen. Doch sind einzelne Züge sowol in der Verknüpfung der Begebenheiten als in der Auffassung der Situation als sehr gelungen zu bezeichnen. In ersterer Beziehung nennen wir das Schicksal des ruchlosen Wachtmeisters Courtival und namentlich den Tod desselben, der auf eine wirklich überraschende Weise herbeigeführt wird und in das Ganze der Erzählung wirksam eingreift. Eben dahin ist noch einer der letzten Momente des Buchs zu rechnen, nämlich die Art und Weise, wie die Flüchtenden durch den Sergeanten, der ihre Verkleidungen halb durchschaut hat, dennoch großmüthigerweise gerettet werden. Beide Züge sind um so bedeutungsvoller für das Buch, als sie ganz prägnant auch den Charakter der sogenannten göttlichen Fügung an sich tragen, was mit dem religiösen Geiste des Buchs durchaus im Einklange steht. Zu der andern Gattung, nämlich zu der einer schönen Auffassung der Situationen und der Charaktere gehört, um nur ein Beispiel anzuführen, die Vermählung Alphonsinens mit dem verwundeten Anton Pigault. Zu Anfang, wir müssen es gestehen, wollte uns die Art, wie Alphonsine Anton's Bewerbung aufnimmt, nicht ganz gefallen; es ist gegen die Natur jugendlicher Gemüther, in solchen Augenblicken nicht etwas tiefer durch die Leidenschaft bewegt zu werden; wir versöhnen uns aber mit dieser Eigenwilligkeit des Dichters dadurch, daß er seinem Charakter durchweg getreu bleibt. Ohne nun das ganze Buch als ein hervortretendes Kunstwerk oder als ein Werk von hinreißender Macht des Stoffes oder der Darstellung der Lesewelt empfehlen zu wollen, müssen wir ihm die Anerkenntniß widerfahren lassen, daß es anziehend auf uns gewirkt und einige Stunden unserer Theilnahme eng gefesselt hat, und daß sich der Verf. unsere Achtung zumal durch den das Ganze tragenden und veredelnden Sinn der Sittlichkeit erworben hat, den wir leider in neuern Productionen so oft vergeblich suchen. 76.

Aus Italien.

Seit den Zeiten des longobardischen Königs Luitprand, oder genauer, seit dem J. 724 besaß die Kirche S.-Pietro in Cielo d'oro zu Pavia für schweres Geld die von den Barbaren erkauften Reliquien des heil. Augustinus, und sonach einen Schatz, der damals ganz anders anzuschlagen war als in unsern Tagen. Noch mehre Jahrhunderte später überließen nämlich die der Kirche vorstehenden Mönche einen einzigen Arm von diesen Reliquien an den Bischof Egelnot von Canterbury (im J. 1022) und erhielten dafür nicht weniger als den Liebhaberpreis von 100 Talenten Silbers und einem Talente Gold. Es fiel diese Vereinzelung in die Zeit, wo man häufig Reliquien stahl; und aus Besorgniß, daß auch sie auf diese Weise um ihren Schatz kommen könnten, versenkten die Mönche von St.-Peter ihren heil. Augustinus der Versicherung nach in eine tiefe Gruft der Unterkirche und behielten blos einen Altar bei, der dem Bischof von Hippo geweiht blieb. Da indessen sich der Glaube erhielt, daß hier, wenn man auch nicht angeben konnte, wo, die echten Reliquien des heil. Augustinus zu suchen seien, so blieben die Begabungen und Vermächtnisse nicht aus, und auch Pavia dachte in der Zeit, als alle Städte Italiens sich in Ausschmückung ihrer Gotteshäuser zu überbieten suchten, an einen prächtigen Reliquienkasten für seinen vielleicht einst wieder aufzufindenden Schutzheiligen. Im J. 1365 ward zu diesem für die Geschichte der Skulptur so wichtigen Denkmale der Grund gelegt, und Andeutungen scheinen dafür zu sprechen, daß es in den nächsten Jahren eifrig betrieben ward. Jedenfalls war es vor 1380 vollendet. Die darauf verwandte Summe von 4000 Goldgülden (der Goldgülden betrug etwa 18 Francs franz. Geldes) beweist, wie kostbar man diesen Schrein auszuschmücken sich angelegen sein ließ. Aber trotz dieser alterthümlichen Pracht lag er seit mehren Jahren halb auseinander gefallen und vernachlässigt in der Kirche S.-Pietro, und erst die neuesten Stadtbehörden von Pavia wandten ihm wieder einige Beachtung zu. Der Kasten war eigentlich seitdem missachtet, als man die Kirche neumodisch zu machen anfing. Zufällig glaubte man nämlich im J. 1695 die vermißten Reliquien des heil. Augustinus wiedergefunden zu haben, als man in einem geöffneten Grabe erst einen Marmorsarg antraf, auf dem Augustinus zu lesen war, und darunter einen silbernen voll Gebeine entdeckte. Von dem Tage an hatte die Freigebigkeit gegen die Kirche neue Anregung bekommen. Aller bisheriger Schmuck zu Ehre des Heiligen schien unzureichend. Mit großen Kosten baute man die Kirche um, verdarb durch unpassenden Aufputz ihre Architektur und setzte (1738) den alten Schrein auf den neuen Altar. Indessen 1830 war dieser Eifer wesentlich erkaltet. Weder der Besitz dieses Schatzes noch die verfallende Pracht konnte die Kirche vor der Einziehung schützen, und die kirchlichen und städtischen Behörden meinten Alles zu thun, was unsere Zeit fodern könne, wenn sie den Schrein in seiner Ursprünglichkeit hergestellt retteten, die Kirche selbst jedoch preisgäben. Bei dieser Versetzung des Denkmals in die Kathedrale ward eine genaue Beschreibung derselben angeordnet und aus ihr sind die hier gegebenen Nachrichten genommen. Unter dem Titel: „L'arca di Sant Agostino, monumento in marmo del secolo XV, ora esistente nella chiesa cattedrale di Pavia, disegnato et inciso da Cesare Ferreri colle illustrazioni di *Defendente Sacchi*" (Pavia 1832, Fol., 10 östr. Liren), gibt sie genaue Auskunft über das Denkmal, dabei mehr treue als schöne Kupfer, über den Meister des Werks jedoch nur Vermuthungen. Das Monument weist auf Balduccio hin, denn unverkennbar ist seine Aehnlichkeit mit dem Reliquienkasten für den heil. Petrus Martyr in der Kirche St.-Eustorgius zu Mailand. Man würde sich dabei begnügen können, theilte Vasari's Zeugniß das Werk nicht dem Augustin und Agnolo von Siena zu. Noch fernere Vermuthungen hat Herr Sacchi aufgestellt. Jetzt steht dieses reiche Denkmal alter Kunst im Dome zu Pavia, in einer Kapelle, die zu diesem Zwecke an das alte Gebäude angefügt wurde, leider zum Aergerniß einiger Alterthumsfreunde, die eine Verunzierung derselben darin erblickten. Lebhaft spricht z. B. der Besitzer einer der reichsten Inschriftensammlungen Oberitaliens, Marchese Malaspina di Sannazaro, sich gegen diese Anflickerei aus, welche die Einsicht in den ursprünglichen Grundplan des Gebäudes vollends erschwere und die Hoffnung eines gründlichen Neubaus der Kathedrale, den er zu hoffen scheint, immer unwahrscheinlicher mache. Wäre ein Mißgriff dadurch geschehen, so müßte dieser in Pavia um so mehr wundern, als dort durch ausgesprochene Liebe zu vaterländischen Alterthümern sich auch ein Sinn für ihre Erhaltung ausgebildet hat, der mit gründlicher Einsicht und kritischer Erörterung Hand in Hand geht. Viel Verdienst hat sich darum besonders Robolini erworben, der durch den zweiten Theil des vierten Bandes seiner „Notizie appartenenti alla storia della sua patria" (Pavia 1832) sein kritisch erwogenes und so gehaltreiches Werk geschlossen hat, welches grade hier einschlagende Fragen, z. B. über die ursprünglichen Formen von Pavias ältesten Gebäuden u. s. w., mit so sichtendem Scharfsinne erörtert. Im gleichen Sinne wirkt dort auch der obengenannte Sacchi, der jene berühmte Inschrift zum Andenken der Aebtissin Theodote, deren Schicksale Paulus Diaconus erzählt, jetzt aufs Neue erläutert hat. Von den Nonnen des Klosters Sta.-Maria Theodote, späterhin della Pusterla genannt, war diese Inschrift von dem Grabe abgenommen worden, dem sie anfangs als Decke diente. Man hatte sie zu einer Thürschwelle misbraucht, und schon frühere Alterthumsforscher kannten sie nur zerbrochen und in sehr mishandeltem Zustande. Nach langem Werben gelang es, die letzten Reste derselben in das Lapidarium des Marchese Malaspina zu retten, als dessen Besitz sie jetzt Def. Sacchi in der Schrift: „Iscrizione lapidaria del secolo VIII, in aggiunta a quelle publicate in Milano nell anno 1830 dallo stesso posessore, march Malaspina di Sannazaro" (Mailand 1832, Fol.), mit einer Genauigkeit bekannt macht, die allen frühern Untersuchungen darüber (die letzte gab Muratori in den „Cose d'Italia") nur noch geschichtlichen Werth läßt. 27.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonntag, — Nr. 104. — 14. April 1833.

Roßlawlew, oder die Russen im Jahr 1812. Ein historischer Roman von M. Sagoskin. Aus dem Russischen übersetzt von Erh. Göring. Zwei Theile. Leipzig, Cnobloch. 1832. 8. 2 Thlr. 18 Gr.

Das Gebiet des Romans wird für lange Zeit noch das einzige Feld sein, auf welchem die junge russische Literatur einen völlig selbständigen, einen eigenthümlichen Gang einzuschlagen im Stande sein wird. Auf allen übrigen Pfaden, Haupt- und Seitenwegen der Literatur ist der dichterischen Bemühung ihr Ziel vorgeschrieben, und selbst die Straße zum Ziel wird ihr durch einen festgestellten Geschmack, durch Regeln und Bedingungen, welche von den ausländischen Meisterwerken entlehnt sind, vorgezeichnet, dergestalt, daß sie bei Strafe des Misfallens von ihnen sich nicht entfernen darf. So ist es im höhern Schauspiel, in der Tragödie immer entweder Voltaire oder Schiller, in der Ode das deutsche oder englische Princip, im Epos, im didaktischen Gedicht, in der Elegie, in der Epistel, im bürgerlichen Schauspiel, im Lustspiel immer irgend ein ausländisches Muster, welchem man nachringt, und selbst die Behandlung der Geschichte, die Künste der Beredtsamkeit sind zur Nachahmung solcher vorgezeichneten Muster verurtheilt. Das Märchen, die Fabel und der Roman sind mit Einem Wort die einzigen Erscheinungen, in welchen die russische Literatur bis jetzt einen selbständigen Charakter behauptet, nationaler Lebensansicht, unbekümmert um fremde Muster, gehuldigt und eine russische Originalität zur Geltung zu bringen versucht hat.

Dies ist Grund und Ursache, warum dem Literaturfreunde russische Romane interessanter erscheinen müssen als Epopöen oder Tragödien. Die eigentlich herrschenden Züge des russischen Volksgeistes und des Charakters dieser großen Nation, die mehr und mehr ein Ganzes zu werden ringt, sind trotz Allem, was wir davon gesehen und gehört haben, immer noch sehr wenig unter uns bekannt. Wir kennen den Engländer, den Franzosen, den Spanier, den Italiener, ja selbst den Türken und den Chinesen als Individuum und als Theil seines Volkes, aber den uns so nachbarlichen Russen kennen wir wenig oder gar nicht. Und doch hat Europa ein so nahes Interesse, eine günstige Bekanntschaft mit diesem Volke einzugehen, wäre es auch nur, um sich vor denselben Täuschungen zu bewahren, die ihm von einer andern Seite her jüngst so theuer zu stehen gekommen sind. Nichts aber klärt über den Volkscharakter gründlicher auf als seine Literatur. Wenn ein Werk derselben aber vollends unternimmt, den Volkscharakter in allen Schattirungen, in allen Ständen und Bildungsstufen zu malen, wie es das vorliegende Werk zum Zweck hat, so hat eine solche Schrift gerechten Anspruch auf eine doppelte Aufmerksamkeit von unserer Seite.

Der Verf. des „Roßlawlew" hat durch seinen „Jurji Miloslawski" bereits als Romandichter eine glänzende Stelle eingenommen. Die dort geschilderten Sitten und Charaktere aber, über 200 Jahre von der Gegenwart entfernt, entbehren natürlich der Anziehungskraft, welche einem Roman aus der Zeitgeschichte, der noch dazu als eine dichterische Paraphrase derselben anzusehen ist, beiwohnen wird. Dort war es mehr der Kunstwerth, hier ist es die historische Bedeutung des Werks, die unsere Theilnahme aufrufen.

Der „Roßlawlew" ist und soll für Rußland und für die ewige Glanzperiode seiner Geschichte im Jahr 1812 Das sein, was Salvandy's „Alonzo" für den spanischen Krieg geworden ist. Beide Werke gehen in völlig parallelen Bahnen fort; sie fodern unwillkürlich zum Vergleiche unter sich auf und werfen gegenseitig sowol Licht wie Schatten aufeinander. Kannte der Verf. den „Alonzo" nicht, so ist er unwillkürlich in diese parallele Bahn gerathen; kannte er ihn aber, so hat er die trefflichste Nachahmung eines trefflichen Werkes geliefert.

Hier wie dort kam es darauf an, das große historische Bild durch kleinere Gruppen und Familienbilder zu verklären, die Rückwirkung und den Wiederklang der Weltbegebenheiten in den engern Lebenskreisen der Stände und der Familien zu wiederholen und die Umschwünge der geschichtlichen Begebenheit eben durch diese Einzelwirkungen zu erklären. Die Frage vom russischen Kriege ist so oft und so vielseitig besprochen worden, daß man glauben möchte, es sei darüber nichts Neues mehr zu sagen. Es ist so vielfach behauptet worden, daß überall in diesem großen Kampfe vom Volke und Volkswillen gar nicht die Rede sein könne, daß wir fast dahin gekommen sind, diese Ansicht der geschichtlichen That für die richtige zu halten. Das vorliegende Werk belehrt uns eines Andern, und um so gründlicher und zuverlässiger belehrt es

uns dessen, als diese Lehre ohne Absicht aus ihm hervorgeht. Hiernach zu urtheilen, hat unter Allen, die über den Feldzug von 1812 geschrieben haben, Niemand Recht als — Ségur. Freilich würde es thöricht sein, von einer Verschwörung des russischen Volkes darüber zu sprechen, daß man die Franzosen ins Innere des Landes locken wolle, um sie hier zu vernichten. Das nicht, aber ein dunkles Gefühl, wie dies der einzige Weg zum glänzenden Ziele sei, die feste Zuversicht, daß dieses Mittel nicht fehlschlagen werde, die Ruhe, die Geduld, das kalte Blut, die Sicherheit, die dies Bewußtsein gab, diese lebten allerdings im ganzen Volke und machten es bereit, geduldig und hoffnungsvoll, ja mit Hohn und Selbstverleugnung zu tragen und zu opfern, bis dies Ziel erreicht sei. Dies aber ist die stille, wortlose und doch so furchtbare Verschwörung des russischen Volkes, auf welche Ségur hindeutet, und deren Dasein und Wirklichkeit das Gemälde, welches der Verf. des „Roßlawlew" hier vor uns entfaltet, vollkommen bestätigt. In allen Ständen war vom Anfang her eine unerschütterliche Zuversicht verbreitet, welche kein Sieg des Feindes, kein Vorrücken desselben, kein Manifest, keine Trauerbotschaft wankend zu machen vermochte. Der Russe empfand die Größe seines Volkes und die Weite seines Vaterlandes, das er nicht in Moskau oder Pster (so nennt das Volk Petersburg) allein suchte. Mit jedem Siege des Feindes wuchs vielmehr der Haß gegen ihn, die Freude an seinem nahen Verderben, das, ohne Abrede, schweigend und mehr durch Opfer als durch Thaten vom ganzen Volke beschlossen war. Thut man Unrecht, eine solche Sinnes- und Hoffnungseinigkeit mit dem Namen einer allgemeinen Volksverschwörung zu belegen, oder hat der Geschichtschreiber Unrecht, welcher erzählt, wie die Macht Napoleon's in Rußland an dem eisenfesten Willen des russischen Volkes gebrochen sei? Nein! die Sache ist unleugbar; der Volkswille hat den Eroberer besiegt und vernichtet!

Der Verf. beginnt seine Schilderung um die Zeit, wo man in Rußland allgemein den nahen Bruch voraussah. Mit überaus geschickter Hand führt er uns durch alle Stände, zunächst der Hauptstadt, dann des ganzen Volkes, um uns den Eindruck sehen zu lassen, den diese Ahnung überall hervorbringt. Aller Orten ist es weniger der Verf. als der Leser, welcher die Resultate zieht; der Verf. begnügt sich, seine Personen sprechen zu lassen. Wir sehen in den höchsten Ständen bei aller Eingenommenheit für französische Sitte und Sprache doch eine tiefe, im Charakter gegründete Abneigung gegen das französische Wesen. Diese Abneigung ist der Eifersucht verwandt. In den mittlern Ständen wird die Abneigung zur Feindschaft, in den Volksständen zum Haß. Diesen Regungen gegenüber zeigt uns der Verf., ebenso durch alle Stände vertheilt, äußerst beredte und thätige Wortführer der Franzosen, deren Sprache in jedem Stande eine andere ist. In den höchsten klagen sie über die Langweile Rußlands und preisen die Vergnügungen der französischen Lebensweise; sie rühmen, welche Fortschritte die Aufklärung in Europa durch Napoleon's Siege mache, welchen Schaden England dem Continent bringe, wie dieser Raubstaat gedemüthigt werden müsse. In den Mittelständen preisen sie die Einrichtungen Frankreichs, welche Jeden zu jeder Würde im Staate gelangen lassen, die Bildung, die Humanität der Franzosen, nennen einen Volkskrieg den gräßlichen Rest alter Barbarei u. s. w. In den geringsten Ständen erzählen sie von Abschaffung aller Abgaben, Diensten und Lasten u. s. w., in allen aber rathen sie zum Frieden, zur Unterwerfung unter den Mann des Schicksals, oder, wenn es zum Kriege käme, dazu, ihm mit Salz und Brot entgegenzugehen. Diese Redner stellt der Verf. vielleicht mit Unrecht als Spione und bezahlte Emissaire dar; es waren eben Franzosen und Franzosenfreunde. Nun beginnt der Krieg; mit dem Einbruch über den Niemen schlägt die Flamme des Hasses in lichtem Brande empor; das Volk flieht; in allen Ständen müssen die Wortführer verstummen, denn das Nationalgefühl ist erwacht. Alle Vorliebe wird vergessen, selbst der entschiedenste Leichtsinn, den der Verf. in seinem Sarjetzki trefflich personificirt, greift zum Schwerte, das Volk steckt ruhig seine Hütten an, wandert nach Moskau und räumt auch die alte heilige Hauptstadt. Hier schließt der erste Theil; der zweite vollendet das Bild der Volksrache und der Vernichtung des Feindes.

Nachdem wir so den allgemeinen Charakter dieses anziehenden Gemäldes überblickt haben, müssen wir Einzelnes und Besonderes darin zu erkennen suchen. Zuerst die Geschichte des Helden selbst. Roßlawlew, ein junger Mann, den höhern Ständen angehörig, ist der Träger des romantischen Interesse. Eine edle, völlig uneingenommene Seele, etwas zum Tiefsinn geneigt, echter Liebe und wahrer Freundschaft zugänglich, dabei kühn und unerschrocken, freimüthig, ein Freund der Gefahr, ist er vom Verf. offenbar bestimmt, als ein Typus des russischen Charakters zu gelten. In der That entdecken wir kaum einen andern Fehler an ihm als etwas Schwärmerei und einige maßlose Leidenschaftlichkeit. Politisch ohne Parteiansicht und einer stillen Häuslichkeit zugeneigt, wird er von reinstem Patriotismus, den erst die Untreue seiner Geliebten, Pauline (russ. Pelagia), zum Haß steigert, in den Kampf hineingerissen. Diese, ein übergeistiges Wesen, wird ihm von einem Franzosen entrissen, einem Heuchler, den Roßlawlew mit Wohlthaten überhäuft hat.

Ein unnachahmlicher Reichthum von Farbe und Schattirung lagert auf den einzelnen Gruppenbildern dieses Gemäldes, das in diesem Bezuge mit dem „Alonzo" den Wettkampf eingehen kann. Nur die etwas übertriebene Romantik in jenem Werke fehlt hier, und dieser Mangel ist ein Vorzug des russischen Werkes. Alles begibt sich wahrscheinlicher und naturgemäßer, wenn wir die Kirchhofsscene abrechnen, die Roßlawlew fast um den Verstand bringt. Dagegen theilt diese Erzählung mit dem „Alonzo" die Unwahrscheinlichkeit des häufigen Zusammentreffens uns schon bekannter Personen, ein Fehler, der allerdings in Bildern dieser Art schwer zu vermeiden ist. Wahrheit und Originalität der Charaktere halten sich in beiden etwa das Gleichgewicht; doch hat der Russe vor dem

Franzosen eine größere Mannichfaltigkeit der Sprache vor-aus, deren Abstufung ihn jedoch niemals, selbst in den niedrigsten Volksscenen zum Ungeschmack verleitet.

(Der Beschluß folgt.)

Mittheilungen über Griechenland.*)

Athen, 11. Jan. 1836.

Die Athenaier sind, wie ich Ihnen, lieber F., in einem frühern Briefe prophezeit zu haben glaube, voller Freude, und der Himmel hängt für sie voll Geigen. Ist etwa der König gekommen? Gott behüte; aber der Boreas heult schneidend kalt vom Párnes herunter, alle Wasserpfützen sind seit einigen Tagen mit Eis bedeckt, und seit 24 Stunden schneit es fast ununterbrochen, sodaß der Schnee schon drei Zoll hoch liegt. Es wird eine Olivenernte geben, wie man sie seit zehn bis zwölf Jahren nicht erlebt hat.

Vor acht Tagen war es anderes Wetter. Anemonen, Narcissen und andere Blumen und Sträuche, die ich nicht zu nennen weiß, blühten auf den Feldern und zwischen den Felsen, der Himmel war heiter, die Sonne schien warm und mild, und wir wähnten den Frühling gekommen. Da wandelte uns armen Gefangenen die Reiselust an, und wir beschlossen einen Ausflug nach Marathón und Rhamnús. Freund F., der auf demselben Ausfluge zugleich Prasiai und Braurón sehen wollte, brach schon am Mittwoch allein auf, um uns am folgenden Abende in Marathón zu treffen. Denn alle Besorgniß vor Räubern war von uns gewichen, nachdem wir in den letzten Wochen wiederholt einzeln oder zu Zweien und Dreien in allen Richtungen bis auf drei Stunden von der Stadt umhergeschweift waren, ohne auch nur einen bewaffneten Pallikaren zu sehen; und wir verlachten die wiederholten Warnungen unserer griechischen Freunde. Am Donnerstag, 17. Jan., folgten ihm ein Engländer und ich, durch unsere Verabredung gebunden, obgleich das Wetter schon wieder kalt und rauh geworden war, und wir schlugen die grade Straße über Kephissía nach Marathón ein. Der Weg führt erst nordwärts am westlichen Abhange des niedrigen, oft für den Brilessós gehaltenen Bergrückens hin, wendet sich dann am Ende desselben, wo in einem Ravin noch mehre Pfeiler von der Wasserleitung des Hadrian stehen, mehr nordostwärts, und steigt allmälig die nackte, sanft abhängige Ebene hinan, bei Pélikas (ὁ *Μπέλικας*) vorüber, nach Kephissía, das von einem kleinen Oelwalde umgeben ist. Diese alte Zwölfstadt, die ihren Namen (nur mit verändertem Accente: *Κηφισιά*) bis heute bewahrt hat, ist jetzt ein Dorf mittlerer Größe und liegt, wie fast alle Ortschaften Attikas, größtentheils in Ruinen. Vielleicht erfreut sich keine zweite einer so günstigen Lage wie Kephissía auf einer Art von Hochebene am Fuße des Pentelikón, links gegen den Hymettós, rechts gegen den Párnes und Aigáleos hin, den größten Theil des Pedion überschauend, mit mehren (in Attika so seltenen) immer fließenden Quellen, die seine Gärten und Baumpflanzungen reichlich bewässern. Hier war es möglich, einen so lieblichen Park zu schaffen, wie Gellius ihn bei der Villa des Herodes Atticus beschreibt, und hier werden gewiß in wenigen Jahren sich wieder Lustschlösser erheben und reizende Gartenanlagen entstehen. Doch dürfen Sie nicht vergessen, daß dies nur comparativ, gegen das sterile übrige Attika genommen, zu verstehen ist, und daß Sie hier nie das frische reiche Grün, die hohen schön gewölbten Bäume und dichten Schatten unsers Nordens zu erwarten haben.

Viele Marmorreste im Dorfe und in den benachbarten Kapellen deuten auf die einst hier stehenden Prachtgebäude zurück. Doch fand ich nichts von Bedeutung als ein Fragment eines kleinen Basreliefs von ausgezeichneter Schönheit, einen Jäger mit seinem Hunde vorstellend, der vor einem ihn verfolgenden Hirsche flieht; wahrscheinlich zum benachbarten Tempel der Artemis Amarysia bei Athmonon (bei Μαρκύς) gehörig. In dem Giebel einer zerstörten Oelmühle sahen wir den obern Theil einer Statue von guter Arbeit eingemauert. Ein griechischer Priester, der uns in den Kirchen herumführte, bemerkte, daß wir darüber sprachen. Er winkte mich auf die Seite: „Wollt Ihr das Ding haben?" fragte er; „es gehört einem Türken, und wenn Ihr mir ein paar Thaler gebt, so hole ich es des Nachts weg und bringe es nach Athen in Eure Wohnung; *μὰ μυστικὰ, μυστικὰ καταλαμβάνεις*" (Nur still, still, du bekommst es. Oder auch: Aber still, still! Du verstehst!?), setzte er mit einer Miene voll spitzbübischer Schlauheit hinzu, indem er die Spitze seines Zeigefingers an seine Schläfe legte. So sind viele, aber nicht alle Lehrer des Volks in diesem Lande.

Etwa zehn Minuten hinter Kephissía endigt der Oelwald dieses Dorfes, und der Weg läuft nun bis an den Rand des Thales von Marathón, vier Stunden lang, ununterbrochen über den nördlichen Fuß des Pentelikón fort, immer sanft aufsteigend. Die felsigen Hügel dieser Gegend sind fast ganz mit dichtem Gestrüpp bedeckt, mit Myrten, Oleander, verkrüppelten Steineichen und anderm grünen Gebüsch, aus dem nur hin und wieder eine niedrige Pinie hervorragt. Das Ganze bildet eine vollkommene, einförmige Einöde; nur links an den Abhängen des Párnes sieht man einige Dörfer. Auf der Mitte des Weges liegt ein kleines, jetzt zerstörtes und verlassenes Dorf, Stamáta. In zwei kleinen Thälern, gleich östlich von demselben, sind Ruinen von Marmorgebäuden, deren Bestimmung sich nicht erkennen läßt: Reste von Fundamenten und zerstreute Quadern. Die um dieselben angehäufte Erde läßt vermuthen, daß Nachgrabungen hier Ausbeute geben würden. Wenn Leake's Annahme („On the demi of Attica", S. 82), daß Ikaría in dieser Gegend zu suchen sei, gegründet ist, so dürfte dies jener Demos sein.

Um drei Uhr Nachmittags hatten wir die Höhe des ansehnlichen Berges erreicht, der, mit dem Pentelikón zusammenhängend, den südlichen Arm des Thales von Marathón gegen Westen verschließt. Er heißt *Ἀφορισμός*, mit einem sehr passenden Namen, da er gegen das Thal hin steil wie eine Mauer abfällt. Dieser Name, der gar nicht nach der heutigen Sprache aussieht, stammt ohne Zweifel schon aus dem Alterthume, und ich kann daher Leake (a. a. O.) nicht beistimmen, wenn er den Aphorismós für den Ikários hält. Ist meine Aufsetzung des Demos Ikaría richtig, so wird der Ikários ein anderer Berggipfel sein, der zwischen jenen Ruinen, dem Aphorismós und dem Pentelikón in der Mitte liegt. Vom Rücken des Aphorismós führt die Straße, in der an einigen Stellen Reste eines alten Steinpflasters sichtbar sind, im Zickzack an den Seiten einer bewaldeten Schlucht hinunter nach dem Dorfe Vranás (*Βρανάς*), das am Fuße des Berges und am Eingange in die Ebene liegt. Da der Tag sich schon zum Ende neigte, eilten wir auf die andere Seite der Ebene in das Dörfchen Béi (*Μπέης*) zu kommen, wo ein Bauer, an den wir einen Empfehlungsbrief mitgenommen hatten, uns in seine elende Hütte aufnahm.

Den ganzen folgenden Tag, in dessen Laufe auch F. zu uns stieß, brachten wir damit zu, die Ebene in allen Richtungen zu durchwandern. Die Beschreibung dieses ewig denkwürdigen Thales bei Kruse ist nicht ohne Irrthümer und ermangelt vorzüglich derjenigen Klarheit, welche nur die Autopsie geben kann; ich versuche daher eine andere. Die Ebene von Marathón erstreckt sich längs dem Meere von Süden nach Norden, in der Länge von einer deutschen Meile, und in der Breite von einer Viertel- bis zu einer halben Meile. Sie ist auf allen Seiten durch natürliche Grenzen scharf getrennt; im Osten durch das Meer, welches zwischen einem Vorsprunge des Pentelikón im Süden und dem scharfen schmalen Vorgebirge Kynósura (jetzt *Σχοινιά*) im Norden eine sanft einwärts geschweifte Bucht bildet; im Süden durch einen hohen schroffen, vom Pentelikón ausgehenden Berg, Argaliki (τὸ *Ἀργαλῆκι*), im Westen durch den obenerwähnten Aphorismós; im Nordwesten und Norden durch andere weniger ansehnliche, mit dem Bergsystem des Párnes zusammenhängende Höhen. Argaliki und Aphorismós mögen

*) Vgl. Nr. 26 u. 32 d. Bl. D. Red.

sich von 800—900 Fuß über das Meer erheben; sie sind dürftig mit niedrigen Pinien bewachsen; die übrigen Höhen sind fast ganz nackt und haben nur Dornen und Disteln. Alle diese Berge bestehen fast nur aus weißem Marmor, der aber, wie der Marmor von Laurion und der ganzen östlichen Paralia, grobkörnichter und blätteriger ist als der echte pantelische Stein von der Westseite des Gebirges. Hin und wieder kommt auch ein grauer, schieferartiger, leicht zu spaltender Stein vor, mit dem verschiedene Kirchen im Thale gedeckt sind.

Das Thal selbst ist eine vollkommene Fläche, am Strande kaum drei bis vier Fuß über den Meeresspiegel erhöht; von hier steigt es fast unmerklich nach Westen auf. Die größere südliche Hälfte desselben läuft nach Westen in zwei Arme aus, die durch den stumpfen, blos aus weißem Marmor bestehenden Berg Kotróni (Κοτρώνι) voneinander geschieden werden. Am obern Ende des südlichen Arms liegt das schon erwähnte Dorf Vranás und ein kleines Kloster des h. Georgios, an dem tiefen Bette eines Gießbachs, der zwischen dem Aphorismós und Argaliki vom Pantelikón herabkommt und sich nach einer Viertelstunde in der Ebene verläuft, aber selbst jetzt nach einem regnichten Herbste ohne Wasser war. Von Vranás führt ein Paß nordwärts zwischen dem Kotróni zur Rechten und der nördlichen Fortsetzung des Aphorismós zur Linken in den nördlichen Arm des Thales. An der Mitte dieses Passes sind kaum kenntliche Reste eines Thors mit stark verstümmelten Fragmenten von zwei sitzenden Statuen. Weiterhin läuft ein ovaler Peribolos (Damm), durch einen rohen, niedrigen, zerfallenen Steinwall gebildet, über die Straße und zu beiden Seiten einige hundert Schritt weit die Abhänge der Höhen hinan, von den Eingeborenen der Schafstall des alten Weibes (τῆς γραίας ἡ μάνδρα, oder vulgairer: τῆς γριᾶς τὸ μανδρί) genannt. Nach drei bis vier Minuten betritt man das obere Ende des nördlichen Thalarmes an einer Stelle, wo ein verfallener Thurm aus dem Mittelalter steht und Spuren alter Fundamente und zerstreute Marmorblöcke sich finden. Dieser Ort heißt Inói (Οἰνόη oder Νοινόη*), und es kann demnach kaum zweifelhaft sein, daß die alte Oinóe der Tetrapolis hier lag, innerhalb des eigentlichen Thales von Marathón, die verschiedene neuere Karten (auch Kruse) viel zu weit nordwestlich, höher den Fluß hinauf, ansetzen. Nördlich über dem Thurme ist ein niedriger Berg mit der Grotte, die für die Panshöhle des Pausanias gehalten wird. An seinem Fuße rauscht der kleine, klare Fluß von Marathón von den östlichen Abhängen des Párnes herab ins Thal und fließt den nördlichen Thalarm hinunter durch die große Ebene ins Meer. Er nimmt bei Oinón noch den Ausfluß einer starken Quelle auf, die unter dem östlichen Fuße des Panberges entspringt. Sie ist von einem halbkreisförmigen Fundament aus großen, durch eiserne Klammern verbundenen Marmorquadern umgeben; viele andere Quadern liegen theils umher zerstreut, theils sind sie in das alte Bassin gefallen, wodurch die Quelle genöthigt worden ist, sich einen neuen Ausweg einige Schritte zur Linken des alten Bassins zu suchen. Nach der Form des Fundaments zu schließen, bildete das Gebäude eine Nische über der Quelle: wahrscheinlich ein Werk des kunstliebenden Marathoniers Herodes Atticus. Das Ganze ist ein hübscher und im Sommer gewiß sehr lieblicher Fleck, dessen Beschreibung aber bei Kruse durch die Schuld seiner Vorgänger viel zu emphatisch ausgefallen ist. Aus den niedrigen Oleanderstauden, welche die Quelle umgeben, sind ganze „Bäume" geworden u. s. w.

Der nördliche Thalarm ist länger, aber beträchtlich schmaler als der südliche. Seine Südseite wird durch den Kotróni, seine Nordseite durch den größern Berg Stavrokoráki gebildet, der noch weiter als jener nach Osten in die Ebene vortritt. In der Mitte des Thales liegt das heutige Dorf Marathón (ὁ Μαραθώνας) auf dem linken Ufer des Flusses, und weiter hinunter, in der Mündung des Thales gegen die Ebene hin, links am Fuße des Stavrokoráki das Dörfchen Véi, rechts am Fuße des Kotroni das Dörfchen Giefséri (Γιεφέρι, dreifylbig). Der nördlichste schmalere Theil der Ebene bildet gewissermaßen wieder ein Thal für sich, indem er durch den Stavrokoráki und durch die vom östlichen Fuße dieses Berges bis an das Vorgebirge Schoiniá sich erstreckenden Seen und Sümpfe von der großen südlichen Ebene abgesondert ist. Hier liegt am westlichen Rande der Sümpfe Unter-Suli (Κάτω-Σοῦλι), und zehn Minuten weiter nördlich, vor dem Eingange des Passes, welcher nach Rhamnús führt, sind auf einer kleinen Erhöhung ausgedehnte, aber unkenntliche Ruinen, Marmorquadern und Thonziegel; vermuthlich Trikórythos. Fast der ganze von den Seen und Sümpfen eingenommene Raum (eine deutsche halbe Meile lang und wenigstens halb so breit) stand jetzt unter Wasser; im Sommer sollen die Sümpfe großentheils trocken und gangbar werden. Doch bilden sie immer eine natürliche Grenze zwischen der nördlichen und südlichen Ebene, da ihre stärkste Quelle unmittelbar am Fuße des Stavrokoráki ist, die auch im Sommer einen breiten sumpfigen Bach von Westen nach Osten durch die Sumpfgegend sendet. Die ganze Sumpffläche heißt bei den Eingeborenen vorzugsweise der Sumpf (βάλτος); der ziemlich große (auf Leake's Karte zu klein angegebene) See aus Brackwasser, welcher den östlichsten Theil derselben vor dem Vorgebirge Schoiniá einnimmt, das Drachenwasser (ἡ Δρακονέρα), und der nordöstlich über diesem Sumpfe gelegene Berg der Berg von Drakonéra (τῆς Δρακονέρας τὸ βουνό). In diesem Berge ist über dem Sumpfe eine Höhle, oder besser, eine enge fast verticale Kluft in dem Felsen, etwa acht Schuh im Durchmesser und gegen 30 Schuh tief, mit einigen Stalaktiten an den Wänden und einer Quelle frischen Wassers auf dem Boden. Unser Führer aus Kato-Suli wollte durchaus nicht ohne seine Flinte hinuntersteigen, obgleich meine Begleiter fürchteten, er möchte fallen und der Schuß unversehens losgehen. Es wohne, sagte er, ein Gespenst (στοιχεῖον, im gemeinen Dialekt στοιχειὸ) in der Höhle, und deshalb sei es gut, sich mit Waffen zu versehen; ohne unsere Begleitung würde er sich ohnehin nicht hinuntergewagt haben. Ich fand in dem engen Loche durchaus keine Spur von Alterthümern, ausgenommen, daß oben am Eingange eine künstliche Stufe in den Felsen gehauen zu sein schien; vielleicht, falls einst eine Wohnung in der Nähe stand, um bequemer an die Quelle hinunterzusteigen. Jedenfalls ist Leake's Vermuthung, daß dies die Krippen der Pferde des Artaphernes seien, von denen Pausanias spricht, ganz unstatthaft. Er scheint die Höhle nicht selbst besucht zu haben.

(Die Fortsetzung folgt.)

*) Die Vorsetzung des *N* vor Wörter, welche mit Vocalen oder Diphthongen anfangen, ist in der heutigen Sprache sehr üblich. So heißt z. B. die Insel Ἴος jetzt Νίος, und statt οἰκονόμης (der Hausherr) sagt der gemeine Mann stets νοικοκύρης.

Literarische Notiz.

Es ist seit einigen Jahren, und namentlich auf Veranlassung des letzten polnischen Aufstandes, das geflissentliche Bestreben mancher Schriftsteller gewesen, dem lesenden Publicum so viel Schlimmes als nur immer möglich von dem russischen Volke zu sagen. Da nun Unparteilichkeit in allen historischen und politischen Urtheilen erzielt werden muß, so müssen auch für die russische Nation Stimmen gehört werden. Eine solche ist die eines sehr achtbaren Schriftstellers, des verstorbenen Staatsraths von Schubert in Petersburg, der im zweiten Theile seiner „Vermischten Schriften" (S. 244—271) sehr lesenswerthe Nachrichten über den russischen Nationalcharakter gegeben hat. Es ist dabei nicht zu übersehen, daß es ein Ausländer und ein Mann von anerkannt rechtlicher Gesinnnng ist, der dem russischen Nationalcharakter hier eine verdiente Anerkennung widerfahren läßt. 39.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Montag, — Nr. 105. — 15. April 1833

Roßlawlew, oder die Russen im Jahr 1812. Ein historischer Roman von M. Sagoskin. Aus dem Russischen übersetzt von E. Göring. Zwei Theile.

(Beschluß aus Nr. 104.)

Unter allen Charakteren ist der des wortkargen Offiziers, wie man sagt, eine geschichtliche Person jener Zeit, der alleroriginellste, und in der That für sich allein ein höchst ergreifendes Bild. Während Alles um ihn her sich in Leidenschaft für oder wider verliert, der Eine die Franzosen als willkommene Gäste empfangen, der Andere sie in seinem Haß vernichten, Jener sie schonen und Dieser sie wüthend ecrasiren will, geht er ruhig seinen Gang, um sie mit kaltem Blute, wo die Gelegenheit sich zeigt, wie „Fliegen" todtzuschlagen. „Nur keinen Zorn", ist sein Motto, und sein Haß ist zu einem Phlegma geworden, das fürwahr das seltsamste Charakterbild darstellt, welches wir je in einem Roman angetroffen haben. Dies Bild aber gewährt einen tiefen Blick in den russischen Volkscharakter. Ganz so lauernd und mörderisch-phlegmatisch, ganz so tückisch-blutgierig mag der russische Haß sein können. Dieser wundersame Charakter, dieser namenlose Mensch, der sein Leben kaum einer Seifenblase werth achtet, wenn er nur Einen von jenem ihm verhaßten Volk abschlachten kann, bleibt sich von der ersten erschütternden Duellscene, wo er auftritt, bis zum Schluß des Buches vollkommen treu; er verdient in der That ein Meisterbild wie nur irgend eines W. Scott's genannt zu werden. Diese Duellscene aber kann als eine Probe der Darstellungsgabe des Verf. gelten und ist es werth, als solche näher betrachtet zu werden. Der „Wortkarge" hat einen Wortführer der Franzosen in einer Restauration aufgetrieben und den Spion gefodert. Roßlawlew ist ein zufälliger Zeuge des Duells. Man schießt sich mit vier Kugeln über Barrière.

Beide Gegner entfernten sich fünf Schritte davon, wandten sich zu gleicher Zeit um und fingen an, sich allmälig einander zu nähern. Beim zweiten Schritt spannte der Franzose, die Kugel pfiff, und durchlöchert flog die Mütze vom Kopf des Offiziers. „Hol's der Teufel, gut gezielt!" sagte dieser. Es fiel ein zweiter Schuß, und im Nu schwamm der linke Arm des Franzosen in Blut. „Ein wenig weiter links!" rief der Secundant. Es vergingen wieder einige Secunden. Roßlawlew's Herz stockte; die Entfernung zwischen den Kämpfenden wurde immer kleiner; es blieben noch sechs oder sieben Schritte; plötzlich fiel ein dritter Schuß. „Bist du verwundet?" rief der Cavalerist. „Nein", antwortete der Offizier kaltblütig, auf seine rechte Schulter blickend, von der die Kugel das Epaulet abgerissen hatte. „Jetzt bitte ich gehorsamst, an die Barrière zu kommen", fuhr er fort, den Franzosen starr, aber gleichgültig anblickend. „Je suis mort!" rief der Verwundete halblaut. „Mein Gott, er verblutet sich!" rief sein Secundant, ein Tuch aus der Tasche ziehend. „Bemühen Sie sich nicht", sprach der Offizier, „er wird schon bis zu meinem zweiten Schuß leben. Nun, wie wird's, Herr? Nur frisch heran! Ich schieße doch nicht eher, bis Sie an der Barrière sind!" „Herr", rief der Secundant, „bedenken Sie! Auf zwei Schritt! das ist ja so viel —" „Als wenn ich mein Pistol ihm vor die Stirn setze! Versteht sich", sagte der Wortkarge; „noch einen Schritt, Herr Ritter! Bitte gehorsamst!" „Eh bien, fait!" rief der Franzose, sein Pistol von sich schleudernd. Er schwankte an die Barrière und stand mit verschränkten Armen seinem Gegner Brust an Brust gegenüber. Sein Blut strömte, Todtenblässe bedeckte sein Gesicht, aber er blickte dem Offizier kühn in die Augen. Dieser zielte, die Mündung des Pistols reichte bis an die Stirn des Franzosen — es blitzte, das Zündpulver war abgebrannt. „Du lebst noch, Freund", rief der Secundant. „Nicht lange mehr", sagte der Wortkarge kaltblütig. „Schütt' Pulver auf! So! jetzt wird's wol nicht versagen." Er spannte den Hahn. „Halt!" rief Roßlawlew, aus dem Gebüsche springend, und trat vor den Franzosen hin. — Er rettet ihn, da der Wortkarge keinen Russen tödten will.

Diese Scene kann zugleich als eine Probe von dem Geschick des Uebersetzers gelten, der die rasche, lebhafte Sprache des Originals und überhaupt die ganze wechselvolle und feurige Färbung desselben mit ungewöhnlichem Glück wiedergegeben hat. Mit diesem Auftritt beginnt die Reise Roßlawlew's nach Moskau, wohin er, während der Krieg sich an den Grenzen sammelt, zur Verbindung mit seiner geliebten Pauline eilt. Die Abenteuer, welche diese Reise verzögern und begleiten, haben alle den Zweck, Stimmung und Entschluß des Volks im innern Lande zu malen, wie die ersten Capitel die der verschiedenen Classen der Hauptstadt zeichneten. Beamte, Soldaten, Bauern, Fuhrleute, Bürger, Kaufleute, Künstler treten nach und nach auf die Scene und zeigen, wie der Russe die Kriegsbotschaft empfängt, wie er von Emissairen, hier der Franzosen und dort der Regierung, bearbeitet wird, während sein natürlicher Verstand Recht und Unrecht meistens vortrefflich zu sondern versteht. Er fühlt die Beleidigung, die ihm soeben zugefügt wird, und ist entschlossen, sie zu strafen, indem er Hab und Gut dem Vaterlande zum Opfer bringt. Was ist's denn Großes, wenn

sie auch nach Moskau kommen, dort sollen sie doch Hungers sterben, wenn der Kaiser es befiehlt; die verbrannte Stadt, die weißsteinige Moskau, ist bald wieder aufgebaut — dies ungefähr ist die Denkweise aller Classen in den verschiedenartigsten Ausdrücken. Das Lauernde, Unbesorgte, heimlich Einverständige, das feste Vertrauen auf Rache und endlichen Sieg ist Allen gemein, und wir können aus dieser Einstimmigkeit für uns wol so viel abnehmen, daß dies einmal überhaupt Züge des russischen Charakters, und zweitens nebenher die wahren Ursachen des Zusammenbruchs der Macht Napoleon's in Rußland sind. Nachdem uns der Verf. auf dem Gute der Frau von Lidin, Paulinens und Olga's Mutter, nun auch den russischen Landadel in fünf bis sechs äußerst originellen Charakteren und in aller seiner liebenswürdigen Sorglosigkeit, in seinem asiatischen Dienerluxus, in seiner leidenschaftlichen Vergnügungslust geschildert hat, läßt er seinen Helden ins Feld ziehen, wohin ihn Sarjetzki ruft. Dort nun dieselbe Mannichfaltigkeit der Charaktere, dieselbe glückliche Individualisirung des ruhigen Patriotismus (Roßlawlew), des Leichtsinns (Sarjetzki), des tapfern Haudegenmuthes (Sareadjew), des Feiglings (Blesikin), des gefühlvollen Kriegers (Sitzki), das bunteste Gemälde der Denkart bei Gemeinen, Offizieren und Anführern, treffliche Schlachtscenen, welche das kalte Blut des russischen Kriegers, seine pünktliche Subordination, dem demagogischen Verhalten des französischen Heers gegenüber, ausmalen, nebst Allem, was dem Kriege sonst angehört. Roßlawlew, verwundet, will nach Moskau. Unterwegs begegnet ihm die Auswanderung; er empfängt die Nachricht von Paulinens Untreue, Olga, ihre Schwester, wird seine Pflegerin, und sie, die er früher aus den Fluten gerettet, zeigt uns nun ihre stille und heilige Liebe für ihren Retter und Pflegling. Eine Scene auf dem Gute der Frau von Lidin, voll humoristischer Kraft und zugleich äußerst bezeichnend für Sitte und Art des russischen Landadels, müssen wir dem Leser hier auszeichnen als eine Probe von Dem, was der Verf. in launigen Erfindungen vermag. Der Civilgouverneur wird auf dem Gute erwartet. Ischorski, der Onkel Paulinens, will sich ihm als ein Vater seiner Unterthanen dadurch zeigen, daß er ihn in sein trefflich eingerichtetes Hospital führt. Das Hospital ist da, aber die Kranken fehlen; der Verwalter soll dergleichen nun schaffen. Große Noth — bis es endlich gelingt, den zaundürren Schmidt und den dicken Küster zu bewegen, auf einige Tage die Kranken zu spielen. Allein, o Misgeschick! der Verwalter hat die Ueberschriften der Krankenzimmer nicht behalten und den dürren Schmidt in die Abtheilung für Wassersüchtige, den dicken Küster aber in das Zimmer für Schwindsüchtige gesteckt. — Ungeheueres Gelächter! — Diese Satire ist köstlich und ergötzlich; grade so begibt es sich da, wo Jeder bemüht ist, der Regierung zu Gefallen zu leben, unbekümmert um den Geist ihrer Anordnungen und gleichgültig gegen die Sache selbst, wenn nur die Form erfüllt ist. Von den politischen Ansichten des Verf, welche den gründlichen und unbefangenen Geschichtsforscher verkünden, gäben wir gern einzelne Proben, wenn der Raum dies gestattete. Ein Mal läßt er eine seiner Personen sagen: „Welche ungeheuere Verantwortlichkeit hat dieser Mann (Napoleon) auf sich geladen dadurch, daß er das liebenswürdigste und hochherzigste Volk Europas zu einem Gegenstand europäischen Hasses gemacht hat!" Ein anderes Mal: „Ist es uns nur möglich, gelassen auf diese Nation zu blicken? Ja! Wer nie in Frankreich war, der freilich kann die Franzosen kaum beurtheilen. Niemand kann angenehmer, dienstfertiger, liebenswürdiger sein, als der Franzose bei sich ist; überschreitet er die Grenzen Frankreichs, so wird er ein anderer Mensch; Alles scheint ihm verächtlich, Barbarei, Geschmacklosigkeit, Unwissenheit. Aber selbst in diesem lächerlichen Urtheil spricht sich ein edles Gefühl aus: unbegrenzte Liebe zum Vaterland; und die bekannte Antwort eines Franzosen auf die Frage, was er für ein Landsmann sei: „er habe die Ehre, ein Franzose zu sein", ist nicht gascognische Großsprecherei, sondern der wahre Ausdruck der Gefühle seines ganzen Volkes." Das prophetische Wort, das diesem Gespräche folgt, ist äußerst geistvoll.

Merkwürdig ist es, daß, während der Verf. uns alle Stände und ihre Theilnahme an dem großen Volkskrieg schildert, von den Priestern so gut wie gar nicht die Rede ist; Beweis genug, wie einflußlos und unbedeutend die Kirche in Rußland dasteht, und wie falsch die Berichte sind, welche bei diesem Anlaß von dem religiösen Fanatismus der Russen geredet haben.

Unterdeß sind diese liebenswürdigen Gäste im Anfang des zweiten Theils in Moskau eingezogen, dessen Bewohner bei ihrem ruhigen Abzuge ganz gelassen ihre Häuser in Brand gesteckt haben. Nun beginnen die Bilder der Zerstörung und eines Untergangs, einer Volksrache ohne Gleichen, eines Jammers, den die Geschichte nur Ein Mal kennt. Wir ersparen dem Leser diese erschütternden Bilder, sie sind mit Meisterhand gemalt. Unsere Bekannten treffen wir in andern Verhältnissen alle wieder. Der „Wortkarge" ist ein furchtbarer Partisan, der die Gefangenen zu Hunderten ruhig todtschlagen läßt. Jimonew, Ischorski, Laduschin, jene lustigen Herren vom Landadel, sind Landsturmoffiziere, jeder in seinem Charakter; Roßlawlew ist ein edelmüthiger Held, Sarjetzki ein tapferer Offizier. Die Glut aber in den Gemälden des Rückzugs und der Verfolgung ist unnachahmlich, und an Mannichfaltigkeit ist der Verf. dem des „Alonzo" mindestens gleich, wie er uns denn auch durch die Scenen im französischen Feldlager und durch den Reichthum an französischen Charakteren nicht wenig überrascht hat. Die Franzosen haben nun Rußland verlassen, die Scene endet mit der Eroberung von Danzig, wo Pauline als Gattin des französischen Obersten Senicour gestorben ist. Roßlawlew empfängt ihren Sterbegruß, und wir finden ihn sechs Jahre später an Olga's Seite glücklich im befreiten Vaterlande wieder.

Hiermit schließen wir die Anzeige von diesem Werke, das uns die innigste Theilnahme und eine aufrichtige Achtung für den hochbegabten Verf. abgewonnen hat. Er

ist vom Anfang bis zu Ende ein echter Russe und noch dazu ein Sohn der weißsteinigen und heiligen Moskau, in Allem, was dem Urtheil angehört; im dichterischen Geist und an Geschmack aber ist er einer der gebildetsten Europäer. Wir messen seinem Werke einen bedeutenden Kunstwerth bei; allein, wichtiger noch als dieser ist uns der historische Werth desselben, und wir sind völlig der Meinung, daß Niemand, der den Feldzug von 1812 ganz begreifen und recht verstehen will, den „Roßlawlew" ungelesen lassen kann. Wenigstens haben wir erst in ihm den Schlüssel zu dem Geheimniß gefunden, welches ein so staunenswürdiger Umschwung der Dinge stets mitsichführt. Für diese historische Erleuchtung jener dunkeln Scene ist dem Verf. ganz Europa zu Dank verpflichtet.

Was die Uebersetzung betrifft, so ist diese eines so schätzbaren Werkes vollkommen würdig. Der Uebersetzer folgt mit großer Leichtigkeit den mannichfaltigen und wechselvollen Stylweisen des Verf. und hat seine lebenvolle, kurze und inhaltreiche Schreibart ganz in sich aufgenommen. Seine Sprachgewandtheit läßt nichts zu wünschen übrig, und es ist anerkennenswerth, daß diese treffliche Arbeit in so fähige Hände gefallen ist, wie nicht immer geschieht. 106.

Mittheilungen über Griechenland.

(Fortsetzung aus Nr. 104.)

Nur ein Weg führt aus der Ebene von Marathón in das nördliche Thal, zwischen dem Stavrokoráki und dem Sumpfe; er ist so niedrig und schmal, daß er jetzt an mehren Stellen überschwemmt war und wir zur Seite über die Marmorfelsen klettern mußten. Auf der Mitte dieses Weges sprudelt die obenerwähnte starke Quelle hart unter demselben hervor. Sie ist nach Leake („On the demi", S. 57) die Makaría des Strabon und Pausanias, und ich muß ihm darin beistimmen. Nach der Stelle des Strabon (S. 377), welche nicht wol eine andere Emendation zuzulassen scheint, als die der französischen Uebersetzer, hat man Trikórythos und die Quelle Makaría nicht weit voneinander zu suchen; nun lag aber Trikórythos, aus der Folge der Ortsnamen bei Strabon und aus dem Umstande, daß es von Mücken sehr belästigt war, zu schließen, jedenfalls in der nördlichen Thalhälfte und nicht weit von dem Sumpfe: und in dieser ganzen Gegend ist keine andere ausgezeichnete Quelle zu finden. Zugleich haben wir hier, über die Quelle hinleitend, den Fahrweg (ἁμαξιτός), unter welchem das Haupt des Eurystheus begraben wurde; und sonach dürfte die hiernach benannte Stelle *Εὐρυσθέως κεφαλή* (Haupt des Eurystheus) entweder bei der Quelle selbst, oder zwischen dieser und den Ruinen von Trikórythos anzusetzen sein. Dieser auf Strabon gegründete Schluß wird durch Pausanias bestätigt. Er spricht zuerst von der Makaría, dann von dem Sumpfe, in welchen die fliehenden Perser fielen, hierauf von dem „von der Ebene ziemlich weit entfernten" Berge des Pan und der sehenswerthen Grotte in demselben. Nehmen wir nun einmal mit Kruse und der Mehrzahl der Reisenden an, daß jene mit einer Marmornische eingefaßte Quelle die Makaría sei, so müssen wir dem Pausanias, der freilich leider zuweilen verwirrt beschreibt, hier doch einen gar zu argen und durchaus nicht motivirten Sprung beimessen: von der Quelle an den über eine halbe Stunde entfernten Sumpf, und von hier wieder zurück zu der Grotte unmittelbar über der Quelle; während bei der andern Annahme Alles bei Pausanias natürlich auf einander folgt.

Die Sumpfgegend von Drakonéra ist im Osten durch einen schmalen, mit Pinien bewachsenen Sandrücken vom Meere geschieden. Ein leichtgerüsteter Mann kann auch über diesen, über den Bach, durch den das Wasser der Sümpfe ins Meer ausfließt, und weiter am Abhange des Bergs von Drakonéra hin in das Thal von Trikórythos gelangen; allein der Umweg ist so groß und der Pfad so beschwerlich, daß er als Verbindungsweg gar nicht in Betracht kommt.

Kehren wir nun zu der größern südlichen Thalhälfte, der eigentlichen Ebene von Marathón, mit ihren beiden nach Westen vorgestreckten, durch den Kotróni geschiedenen Armen zurück. Sie wird von dem Flusse durchschnitten, der aber keine natürliche Grenze bildet, da er einen festen Boden und selbst im Winter kaum ein bis zwei Schuh Wasser hat, sodaß Reuter und Fußvolk ihn bis hart an seine Mündung ohne Aufenthalt passiren können. Das jetzt trockene Bette eines Gießbachs bei Vranás habe ich schon oben erwähnt. Ein drittes Bächlein entspringt am östlichen Fuße des Argaliki, verwandelt den etwa 1000 Schritte langen Raum zwischen diesem Berge und der See in einen Sumpf mit morastigem Boden, bildet hart vor seiner Mündung ein gegen 150 Schritte langes und breites Inselchen und fällt dann ins Meer. Diese südliche Sumpfgegend heißt *Κυλονέφαια*. Die ganze Ebene ist jetzt nur unter vier oder fünf Besitzer vertheilt: das Kloster Asomatos (Petráki) bei Athen, das Kloster des h. Georgios in Vranás und einige Private. Sie ernährt, nach der Angabe der Bauern, nur gegen 300 Erwachsene, Männer und Weiber, ohne die Kinder; und sie könnte in zwei Jahren das Zehnfache ernähren. Die Bevölkerung besteht aus lauter Albanesen; die griechischen Grundeigenthümer leben in der Stadt. Der Boden der Ebene ist ein röthliches, ziemlich fettes Erdreich, zu jeder Art von Cultur trefflich geeignet und unstreitig der beste Fleck Landes in ganz Attika. Jedoch ist das Thal, wegen seiner niedrigen Lage, sehr ungesund. Es ist ein Jammer, die Verwahrlosung dieses Bodens zu sehen, woran hauptsächlich das heillose Verpachtungssystem, welches in Griechenland herrscht, Schuld ist. Der Eigenthümer theilt den Ertrag des Grundstücks nach einem festgesetzten Verhältnisse mit seinem Pächter; daher sich beide gegenseitig *κολλῆγας* (collega) nennen. Jener gibt den Acker, das Getreide zur Aussaat, die Ochsen, Schafe, Geräthschaften u. s. w. her; der Kolligas die Arbeit. Nicht selten suchen sich beide einander zu übervortheilen, oder fürchten dies wenigstens gegenseitig. Daher verwendet keiner einen Para auf die Verbesserung des Grundstücks, wozu dem Pächter ohnehin gewöhnlich alle Mittel fehlen. Der Eigenthümer ist zufrieden, wenn sein Kolligas ihm nur nicht weniger liefert als der frühere; der Kolligas, wenn er mit seiner Familie einen nothdürftigen Unterhalt gewinnt. An Düngung, verständigen Fruchtwechsel u. s. w. wird gar nicht gedacht. So scharrt denn der indolente Albanese mit seinem Paar Ochsen und dem uralten, vorhomerischen Pfluge (mein englischer Freund nennt ihn gar den antediluvianischen) Jahr aus Jahr ein die Oberfläche des Ackers kaum ein Paar Zoll tief auf; und da die Disteln und Steine ihm nicht von selbst aus dem Wege gehen, so gebt er ihnen bedächtig aus dem Wege. In dies Gewühl von Disteln und Unkraut säet er dann unreines Saatkorn, erntet Getreide, Disteln und Unkraut, läßt es von den Hufen seiner Esel auf einer Tenne im Freien austreten, und ißt und verkauft Getreide, Koth, Sand und Steine in buntem Gemisch. Das ist der heutige Ackerbau Griechenlands. — Die Alten rühmen Marathón als reich an Wein und Oel. Weingärten mögen vor dem Kriege in dem nördlichen Thalarme etliche gewesen sein; Oelbäume gab es auch damals nicht, obgleich es sehr vortheilhaft wäre, die ganze Ebene mit Oelbäumen zu bepflanzen, um durch den Schatten derselben den Aeckern im Sommer mehr Feuchtigkeit zu erhalten. Statt dessen kaufen die Bauern ihren Bedarf an Oel in der acht Stunden entfernten Stadt. Einige Feigenbäume bei Marathón und an den Ufern des kleinen Baches bei Dinóe ausgenommen, ist jetzt die Ebene ganz baumleer. Um endlich den umgebenden Bergen, so weit sie Ziegen und Schafen zu-

gänglich sind, jede Möglichkeit zu benehmen, sich nach und nach zu bewalden, unterhalten nicht allein die Grundbesitzer selbst beträchtliche Heerden, sondern vermiethen im Winter auch den nomadisirenden Wlachen die Erlaubniß, ihre Heerden ins Thal zu treiben. Wir fanden am Abhange des Kotróni und des Stavrokoráki zwei Lager der Wlachen, jedes von 15—20 Hütten. *)

Alte Reste finden sich an verschiedenen Orten. Von den Ruinen von Trikórythos und bei Oinóe habe ich bereits gesprochen. Bei Vranás sind nur wenige Fundamente zu erkennen. Doch ist es sehr wahrscheinlich, daß das Kloster und die Kirche des h. Georgios am Abhange des Aphorismós unmittelbar über dem Dorfe die Stelle eines alten Heiligthums einnehmen. Ich fand vor der Kirche drei Säulenbasen von verschiedener Größe und einige andere Marmorreste. Vielleicht stand hier das Heroon des Heros Marathos. Zehn Minuten weiter östlich am Fuße des Argaliki, da, wo ein kleiner Gießbach (jetzt trocken) aus einer Schlucht des Berges hervorkommt, ist eine stumpfe Erhöhung, mit Spuren alter Terrassen und mit einer Menge zertrümmerter Marmorblöcke übersät. Leake setzt hier das Herakleion an; aber für ein einzelnes Heiligthum ist die Menge der Trümmer zu groß, und da derselbe wackere Forscher durch verschiedene Gründe es höchst wahrscheinlich macht, daß der alte Demos Marathón nicht an der Stelle des heutigen gleichnamigen Dorfes gelegen war, und andererseits bei Vranás, wohin er es versetzt, die Ruinen nicht bedeutend genug sind, glaube ich, daß Marathón hier anzusetzen sei. Zu Leake's Gründen (die Sie selbst nachlesen können) gegen die Identität des Dorfes Marathón mit dem Demos füge ich noch hinzu: die allzu große Nähe von Oinóe und die eingeschlossene Lage des Dorfes in einer Biegung des engen nördlichen Thalarmes, von wo aus man die große Ebene gar nicht erblickt; während es höchst wahrscheinlich ist, daß die Stadt, die dem ganzen Thale den Namen gab, in der Mitte desselben auf einem die Ebene überschauenden Punkte gelegen war.

Alle übrigen alten Reste finden sich in dem südöstlichen Viertel der großen Ebene, um den Grabhügel der gefallenen Athenaier her, und auf dem Inselchen, welches in der Mündung des kleinern Sumpfes liegt. Der Grabhügel der 192 Tapfern (von den Eingeborenen ὁ σωρός genannt) erhebt sich wie ein stumpfer Kegel, etwa 30 Schuh hoch, mitten aus der ebenen Fläche, auf den ersten Blick als ein Werk der Kunst zu erkennen. Er besteht aus derselben röthlichen Erde, wie die Ebene, die, nachdem sie einmal fest geworden war, in diesem trockenen Klima leicht mehr als zwei Jahrtausende den herbstlichen Regen trotzen konnte. Er ist, von der Westseite her, bis auf die Mitte geöffnet (durch Fauriel und Andere); doch hatten die Nachgrabenden Ehrfurcht genug vor dem Alterthum, oder Scheu vor dem Tadel der Nachwelt, um den Hügel nicht ganz zu durchschneiden, sodaß er, nach seinen übrigen Größenverhältnissen zu urtheilen, an Höhe wenig oder gar nichts eingebüßt hat. Auch drangen sie nicht tief genug ein, um die Asche der Helden in ihrem Schlummer zu stören. — Von dem Hügel der Plátaier und Sklaven fand ich keine Spur.

Mehre Hundert Schritte nordwestlich vom Soros sind ein paar Haufen von Marmortrümmern; in einem derselben liegt ein kleiner, zwei Schuh hoher Altar von ziemlich später Arbeit, und bei einem andern sieht man noch ein wohlerhaltenes viereckiges Fundament aus Marmorquadern. Es heißt bei den Eingebornen der Thurm (πύργος) und gilt für das Monument des Miltiades, könnte aber auch wol das τρόπαιον λίθου λευκοῦ des Pausanias sein. Die übrigen scheint Kruse für Grabmonumente der Phylen zu halten, was aber nach Pausanias nicht zuläßig ist, welcher sagt, daß die Namensverzeichnisse der aus jeder Phyle Gebliebenen auf oder an dem großen Grabhügel waren.

Südlich vom Soros, gegen den Argaliki hin, sind wieder fünf bis sechs ähnliche Trümmerhaufen; unter ihnen ein ziemlich großes viereckiges Fundament, mit unkenntlichen Säulenresten und einigen Fragmenten architektonischer Ornamente von der ionischen Ordnung. Stand hier vielleicht ein Heroon der gefallenen Krieger? Leake nennt die Stelle Válari und vermuthet aus der Uebereinstimmung des Accents, daß diese Ruinen zu Probálinthos gehören. Die Uebereinstimmung des Accents ist allerdings ein wichtiges Moment bei der Frage nach der Identität alter und neuer Namen; allein mir nannten verschiedene Individuen den Ort Valari oder Valaria, wodurch jener Grund ganz wegfällt. Auch stimmt es nicht mit der Weise der alten Athenaier, einen ganzen Demos auf Kosten des ihnen so kärglich zugemessenen Ackerlandes mitten in eine fruchtbare Ebene zu bauen. Daher, und nach der Folge der Ortsnamen bei Strabon, ist Probálinthos mit größerer Wahrscheinlichkeit südlich von dem kleinen Sumpfe an den Fuß der Berge zu setzen.

Die letzten alten Reste finden sich südöstlich vom Soros auf dem mehrfach erwähnten Inselchen: Fundamente aus gewaltigen Marmorblöcken, ein paar kleine, Grabhügeln ähnliche Erhöhungen und sieben oder acht kleine Säulen aus grünlichgrauem gestreiften Marmor, demnach ausländisch und aus späterer Zeit.

(Die Fortsetzung folgt.)

*) Diese Wlachen (Βλάχοι oder in der vulgairen Pluralsform Βλάχιδες) sind seit dem Mittelalter in Griechenland einheimisch. Sie führen ein Nomadenleben, wie die Lappen Norwegens und Schwedens, sind nicht civilisirter als diese, verachten den Ackerbau und preisen nur den Hirtenstand glücklich. Ihre Schaf- und Ziegenheerden sind ihr einziger Besitz; ihr Fleisch und ihre Milch ernährt sie; aus ihrer Wolle, ihren Fellen, Hörnern und Knochen machen sie ihre Kleider und Geräthe. Außerdem besitzen sie nur drei bis vier metallene Kessel, zum Melken ihres Viehes, sowie um die Milch zu kochen und Käse zu bereiten, und sechs bis acht Zeltstangen. Im Sommer ziehen sie sich auf die höchsten Gebirge zurück, namentlich auf den Pindus und Oita an der Grenze Thessaliens; im Winter steigen sie in die Ebene Boiotiens und Attikas herunter, miethen Weideland gegen einen Tribut von Geld, Lämmern und Wolle, richten ihre Zeltstangen auf und bedecken sie mit Fellen, Fichtenzweigen und Erde. Ein solches Zelt (καλύβι) gleicht vollkommen den Hütten der Wilden. Es ist rund, hat 10—12 Schuh im Durchmesser und ebenso viel Höhe und dient einer ganzen Familie zum Obdach.

Literarische Notizen.

Der Herausgeber der „Mémoires de Bourrienne" — erzählt die „Revue de Paris" — eigentlich nur im Besitz von Manuscript zu vier Bänden, hatte dem Publicum sechs versprochen und mußte demnach wenigstens zwölf liefern. Da ihm an einem Bande ein paar Bogen fehlten, erinnerte er sich, daß Napoleon gern düstere Geschichten erzählte; eine englische Zeitschrift enthielt eine dergleichen, sie wurde übersetzt, Napoleon zugeschrieben, und man lese „Giulio", um zu erfahren, wie vortrefflich er Englisch verstand. Als B.'s Memoiren bekannt wurden, pries die englische Kritik Napoleon's Erzählertalent, „Giulio" wurde eiligst zurückübersetzt, und — so schreibt man Geschichte — in Frankreich, setzen wir hinzu.

Von der, mit dem bereits ins Deutsche übersetzten „Lit de camp" (s. Nr. 40 d. Bl.) begonnenen neuen Galerie von Kriegsscenen sind wieder zwei Bände erschienen, die in Paris viel Beifall finden.

Béranger beschäftigt sich mit einer „Biographie politique".

In London ist eine neue Uebersetzung von Göthe's „Faust" erschienen. Sie ist in Prosa und mit Anmerkungen, „adapted for the use of critical students of the german language", begleitet. S.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Dienstag, — Nr. 106. — 16. April 1833.

Versuch über die Bedeutung der Provinzialstände, mit besonderer Beziehung auf den dänischen Staat. I. Von den preußischen Provinzialständen. Vom Syndikus Klenze. Altona, Aue. 1832. Gr. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Der Verf. dieser Schrift gehört zu denjenigen Männern, welche mit redlichem Streben gründliche wissenschaftliche Bildung und geprüfte Geschäftserfahrung verbinden. Unser Vaterland kann sich Glück wünschen, daß es vor vielen andern Ländern reich ist an solchen Männern. Wenn sie ihre Stimme über öffentliche Angelegenheiten erheben, so sind es nicht unlautere Beweggründe, nicht Parteisucht, nicht Eitelkeit, welche sie dazu treibt, es ist der innere Drang, das Ergebniß ihres Forschens der Mitwelt zur Prüfung vorzulegen, es ist die Ueberzeugung von der heiligen Pflicht des mündigen Staatsbürgers, bei den wichtigen Fragen, von denen das Wohl des Staats abhängt, nicht indolent zu schweigen, sondern Das, was man für heilsam und wahr erkannt hat, offen und frei auszusprechen. Je weniger es uns von jeher an solchen Männern gefehlt hat, um so mehr ist es zu verwundern, daß unsere Staatseinrichtungen in vielen Beziehungen sich noch so wenig dem Ideale der Vernunftmäßigkeit genähert haben, daß von alle Dem, was schon so oft auf das gründlichste und einleuchtendste als unabweisbare Foderung der fortgeschrittenen Zeit dargethan worden ist, noch so wenig seine Verwirklichung gefunden hat, daß wir dieses Wenige aber mehr den Zeitumständen und den ungestüm Fodernden als den bescheiden Bittenden und den gründlich Beweisenden zu verdanken haben. Die neueste Zeit hat dafür reichliche Belege geliefert. Noch immer wird eine Nation, welcher das Präsidium des deutschen Bundes selbst das Zeugniß ausstellen muß, „daß sie durch edeln Charakter und tiefen Sinn wie durch Achtung für gesetzliche Ordnung und Anhänglichkeit an ihre Fürsten in den entscheidendsten Momenten der vollen Bewunderung Europas würdig geblieben ist", durch eben den Beschluß ihrer Fürsten, in welchem ihr dies ehrenvolle Zeugniß gegeben wird, einer Bevormundung, die Vertreter derselben einer Aufsicht unterworfen und das freie Wort in Fesseln gelegt. Während ein aufbrausendes, zu Veränderungen geneigtes Nachbarvolk im vollen Besitze des Rechts der freien Meinungsäußerung sich befindet, entzieht man dem bedächtigen und treuen Deutschen Das, was eine nothwendige Folge der Anerkennung der Menschenwürde ist. —

Wenn wir daher dem redlichen Streben des Verf. und seiner gründlichen staatswissenschaftlichen Bildung gerechte Anerkennung nicht versagen können, so hat uns doch nicht selten bei Lesung seiner Schrift schmerzliches Bedauern und leises Achselzucken über den guten Glauben und, wenn wir so sagen dürfen, ohne misverstanden zu werden, über das Uebermaß von Bescheidenheit desselben beschlichen. Er gibt sich unsagliche Mühe, ein Gebäude aufzuführen, welches jeden Augenblick durch einen Machtspruch wieder zertrümmert werden kann, und das gegen die Stürme der Willkür so wenig Schutz darbietet. Wir meinen Provinzialstände nach Art der preußischen. Wie der Verf. diese Schattenvertretung, deren Nutzlosigkeit, ja nicht selten den liberalen Ansichten der Regierung entgegenstrebende Wirksamkeit eine Reihe von Jahren zur Genüge gezeigt hat, und neben welcher das unumschränkteste Cabinetsregiment ungestört geübt werden kann, noch als Muster aufstellen kann, läßt sich nur daraus erklären, daß ihm vielleicht die Ueberzeugung innewohnt, daß ein Mehres seinem Vaterlande vor der Hand nicht zugestanden, dieses Wenige aber doch immer noch dem unumschränkten Königthume vorzuziehen sei, da es wenigstens den Weg zu etwas Besserm bahne. Auch dürfen wir nicht verschweigen, daß der Verf. zur Vollendung seines Systems Reichsstände für erfoderlich hält und voraussetzt, daß man nicht durch bloße Ertheilung von Provinzialständen das Volk täuschen wolle. Abgesehen von dieser Grundverschiedenheit unserer Ansichten, da wir mindestens in kleinen und mittlern Staaten Provinzialstände für ganz überflüssig halten, auf Landstände aber, mit Wirksamkeit und Bedeutung sichernden Rechten vor Allem bringen zu müssen glauben, können wir der erschöpfenden Behandlungsart, die der Verf. seinem Stoffe widmet, unsere Anerkennung nicht versagen. Er hat uns bis jetzt nur den Plan des Ganzen und blos das Mittelglied in der Ausführung gegeben. Sein Werk über die Bedeutung der Provinzialstände soll nämlich in drei Theile zerfallen. Der erste Theil soll die Grundzüge des Staats entwickeln,

wohin der Verf. das monarchische System im Gegensatz mit dem demokratischen, die Nothwendigkeit der constitutionnellen Monarchie, den Begriff und die Abstufung der repräsentativen Verfassung, das materielle, das geistige und das vermittelnde Princip und die Verwirklichung des vermittelnden Princips im Staate und in der Kirche, sowie das Verhältniß beider zueinander rechnet. Er ist dabei von der richtigen Ansicht ausgegangen, daß es nur eine und zwar einfache Wahrheit geben könne, daß es nur darauf ankomme, diese auf dem natürlichen Wege zu finden, und daß das Kriterium der Wahrheit darin bestehen müsse, daß sie von Jedem auf den ersten Blick erkannt und gleichsam als eine alte Vertraute wieder begrüßt werden müsse. Der zweite Theil soll dann die Bedeutung der berathenden Provinzialstände im Allgemeinen und besonders für den preußischen Staat darstellen, und der dritte Theil die Anwendung der preußischen Provinzialstände auf den dänischen Staat beurtheilen. Verschiedene Gründe haben den Verf. bewogen, den ersten Theil seines Werkes noch zurückzuhalten und gleich mit dem zweiten zu beginnen. Es würde nun freilich zum Verständniß des Ganzen beiweitem dienlicher sein, wenn man sich zuvor mit den Grundprincipien genauer bekannt machen könnte, von welchem der Verf. ausgegangen ist. Er hat indeß, um jeden Theil als ein für sich bestehendes Ganze erscheinen zu lassen, so weit er es für nöthig gehalten, die allgemeinen Grundsätze eingeschaltet.

Der zweite Theil nun des wohlangelegten Ganzen, welcher uns hier zur Beurtheilung vorliegt, zerfällt in zwei Abschnitte, wovon der erste die geschichtlichen Grundlagen des preußischen Staats überhaupt, der zweite aber die preußische Provinzialverfassung, insbesondere die Provinzial- und Kreisstände einer nähern Betrachtung unterwirft.

Der Verf. „wagt zu behaupten", wie er sich selbst (S. 5) ausdrückt, daß Preußen von der Vorsehung dazu bestimmt sei, das politische Bindungsmittel zu werden, sowol für Deutschland überhaupt als auch für den Westen und Osten von Europa, daß es die weise Maxime der Verwaltung erhalten und näher befestigen werde: durch allmäliges Zurückdrängen des materiellen Princips und durch successive Ausbildung des geistigen, die stufenweise Entwickelung des eignen Staats, und mittels nothwendiger Einwirkung auch der andern Staaten zur Einheit zu befördern. (Auf das „Gesetz der Einheit" als allgemeingültiges Naturgesetz basirt der Verf. seine Betrachtungen.) Er sucht ferner im ersten Abschnitt dieses Theils (S. 3—161), in welchen er zuerst die allgemeine politische Bestimmung des preußischen Staats (S. 6—27), und sodann die innere Organisation desselben (S. 27—161) abhandelt, zu zeigen, daß Preußen, welches zur Zeit der kirchlichen Reformation die materielle Schutzmacht derselben abgegeben, 150 Jahre später, nachdem ein erneuter Kampf des Lichts gegen die Finsterniß mittels der politischen Reformation begonnen, seine Rolle gewechselt und als Schutzmacht für die politische Reformation aufgetreten sei. Zum Beweise dieser Behauptung nimmt der Verf. seine Zuflucht zu einer, an die Grenzen des Mysticismus streifenden Deduction des geistigen, materiellen und vermittelnden Princips überhaupt und in seiner Anwendung auf Preußen. Wir theilen dieselbe, als rein aus den eigenthümlichen Ansichten des Verf. hervorgegangen und seine Arbeit am besten charakterisirend, hier mit:

So erscheinen denn die drei großen Verhältnisse des moralischen Seins, welche nicht verleugnet werden können, und die wir mit dem Namen der Principe bezeichnen: das geistige, das materielle und das vermittelnde Princip. Das letzte verbindet und vermittelt in sich nicht nur das geistige mit dem materiellen Princip und die feindlichen und zerstörenden Kräfte des materiellen Princips im Verhältniß zueinander, sondern es ist auch der Gegenstand, auf welchen beide, das materielle und das geistige Princip, fortwährend einwirken, und welches wiederum auf jene einwirkt. Der Zweck des vermittelnden Princips ist aber, die Herrschaft des geistigen Princips allmälig zu befördern, und deshalb ist es im Verhältniß zu diesem untergeordnet, im Verhältniß zu dem materiellen Princip aber herrschend. Es hat das vermittelnde Princip daher eine doppelte Richtung, die reinmaterielle und die gemischte. Da indeß dieser Unterschied nur bei den rohesten Völkern getrennt zur Erscheinung kommen wird, weil das geistige Princip im Staate sowol als im einzelnen Menschen größtentheils mit dem materiellen schon für immer, wenn auch in großer Ungleichheit verbunden ist, so braucht nur auf die verschiedene Art der Verbindung dieser beiden in dem vermittelnden Substrate des Staats die Aufmerksamkeit gelenkt zu werden. (S. 17.)

Welcher ist aber der vermittelnde Staat? Wer wollte sich bedenken, Preußen, zu antworten. Preußen ist zum vermittelnden Staate neu gebildet von der Vorsehung, zu derselben Zeit, als die Entwickelung der religiösen Freiheit begann; es wurde versehen mit einer Reihe starker Fürsten, erhoben zu einer großen materiellen Macht und zusammengesetzt aus biedern, kräftigen, ernsthaften und aufgeklärten Völkerschaften. (S. 20.)

Die menschliche Schwäche und Unvollkommenheit sicherte und sichert auch ferner nicht vor einzelnen Misgriffen; aber ist Preußen wirklich der hohen Bestimmung gewidmet, welche wir angedeutet haben, so wird ihm die Vorsehung auch wie bisher weise und gute Herrscher und Leiter geben, welche jeden aus Irrthum und Selbstsucht entspringenden, verderblichen Widerstand scheuen und die wahre Festigkeit und Begründung des Staats in der stufenweisen Annäherung zur politischen und religiösen Freiheit des Volks suchen und finden, die dabei zugleich erkennen werden, wie es namentlich in der letzten Zeit die größten Diplomaten haben erkennen müssen, daß die klügsten Combinationen durch den reißenden Lauf der Begebenheiten zertrümmert werden, und daß nur der Staatsmann glücklich in seinen Berechnungen ist, welcher das Wesen des Zeitgeistes erkannt hat und ihn nicht hemmt, sondern leitet. (S. 27.)

Ob dies zu den preußischen Regierungsmaximen gehört, und welchen Weg von den beiden in den letzten Worten angedeuteten dieser Staat jüngst eingeschlagen, als es galt, den neu erwachten Zeitgeist anzuführen, überlassen wir der eignen Beurtheilung des Lesers. So viel scheint uns indeß gewiß, daß durch obige Deduction der Beweis, daß Preußen als Schutzmacht der politischen Reformation in neuesten Zeiten aufgetreten sei, nicht geführt worden ist. Denn schwerlich möchten solche allgemeine Ausführungen im Stande sein, vor unsern Augen vorgegangene Thatsachen zu verwischen. — — — —
— — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — —

Was aber die Entwickelung der innern Organisation des preußischen Staats anlangt, die den zweiten Gegenstand des ersten Abschnitts ausmacht, so sucht der Verf. zu zeigen, daß dieselbe der hohen politischen Bedeutung, welche er dem preußischen Staate beilegt, entspreche, daß im Innern und Aeußern vollkommene Uebereinstimmung herrsche, und daß dieselbe höhere Macht, welche die äußere Bestimmung des Staats begründete, die innere Ordnung „auf wunderbarem Leidenswege" schnell herbeigeführt habe. Um die Grundlagen dieser innern Organisation zu finden, geht er mit Recht in die Kummerjahre Preußens zurück und weist die Grundprincipe aus des edeln Stein am 24. Nov. 1808 an die obersten preußischen Behörden erlassenen Abschiedsschreiben sowie aus der von seinem Nachfolger Hardenberg am 23. Febr. 1811 in der Versammlung der interimistischen Volksrepräsentanten gehaltenen Rede nach. Wenn wir die heilsamen Folgen dieser Grundsätze in den Edicten vom 9. Oct. 1807 und 14. Sept. 1811, welche die Fesseln des Grundeigenthums lösten, in der Städteordnung vom 19. Nov. 1808 und in dem Gesetze vom 26. December desselben Jahres wegen verbesserter Einrichtung der Provinzial-, Policei- und Finanzbehörden nicht verkennen, so hat doch die neueste Zeit wieder auf das entschiedenste gezeigt, wie weit man noch davon entfernt ist, den von Stein schon als bevorstehend aufgestellten Hauptschritt zu thun und eine allgemeine Nationalrepräsentation einzuführen. Der scheidende Minister spricht darüber Folgendes: „Heilig war mir und Reibe das Recht und die Gewalt unsers Königs. Aber damit dieses Recht und diese unumschränkte Gewalt das Gute wirken kann, was in ihr liegt, schien es mir nothwendig, der höchsten Gewalt ein Mittel zu geben, wodurch sie die Wünsche des Volkes kennen lernen und ihren Bestimmungen Leben geben kann. Wenn dem Volke alle Theilnahme an den Operationen des Staats entzogen wird, wenn man ihm sogar die Verwaltung seiner Communalangelegenheiten entzieht, kommt es bald dahin, die Regierung theils gleichgültig, theils in einzelnen Fällen als in Opposition mit sich zu betrachten. Daher ist der Widerstreit, oder wenigstens Mangel an gutem Willen bei Aufopferung für die Existenz des Staats. Wo Repräsentation des Volkes unter uns bisher stattfand, war sie höchst unvollkommen eingerichtet. Mein Plan war daher: jeder active Staatsbürger, er besitze hundert Hufen oder eine, er treibe Landwirthschaft oder Fabrikation oder Handel, er habe ein bürgerliches Gewerbe, oder sei durch geistige Bande an den Staat geknüpft, habe ein Recht zur Repräsentation."

Nach Entwickelung der allgemeinen Principien der innern Organisation des preußischen Staats geht unser Verf. dann auf die einzelnen Zweige der Staatsgewalt über und sucht uns einen Ueberblick über die Justizverfassung und Gesetzgebung, die Staatsverwaltung, insonderheit das Finanzwesen, das Kriegswesen und die Staatsverfassung überhaupt zu geben. Er ist dabei meistens preußischen Schriftstellern und Geschäftsmännern gefolgt und hat besonders Rumpf's „Preußische Monarchie" benutzt, woraus er bei dem Finanzwesen selbst wörtliche Mittheilungen macht. Er sieht daher die Sachen meistens durch gefärbte Brillen

— — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — —
— — — — — — — — —

(Der Beschluß folgt.)

Mittheilungen über Griechenland.

(Fortsetzung aus Nr. 105.)

Nur vier Pässe führen aus der Ebene von Marathón. Einer südlich um das Pentelikón, ein zweiter nördlich über Trikórythos nach Rhamnus, ein dritter nordwestlich das Flußthal hinauf nach Karombriti und Oropós, der vierte westlich von Branás über den Aphorismós nach Athen. Allerdings windet sich noch ein fünfter Weg von Oinóe aus den nördlichen Abhang des Aphorismós hinan, allein dieser fällt noch östlich von Stamáta mit der geraden Straße nach Athen zusammen. Alle diese Wege sind wahre Gebirgspässe, nur für wenige Menschen nebeneinander Raum lassend; reitend kann man sie nur auf eingeübten Bergkleppern oder Maulthieren passiren; Reiterei würde gar nicht, oder nur mit Mühe und Gefahr durchkommen und auf jeden Fall in ihnen ganz unbrauchbar sein. Die steilsten und beschwerlichsten von allen sind die beiden Wege über den Aphorismós, welche nach ihrer Vereinigung die geradeste und nächste Straße nach Athen bilden.

Erlauben Sie mir jetzt, einige Worte über die ewig denkwürdige Schlacht zu sagen, der dieses Thal seinen Ruhm verdankt. Das Unerklärlichste in der Geschichte derselben bleibt mir, nachdem ich den Wahlplatz selbst gesehen, daß die Perser, von dem ortskundigen Hippias geführt, in diesem so schwer zugänglichen, so leicht zu sperrenden Thale landeten, um mit einem großen Heere und zahlreicher Reiterei gegen Athen zu marschiren, während es ihnen freistand, entweder gleich nach Phäleron zu schiffen, oder, was besser war, die Landung bei Prasiai zu bewerkstelligen, von wo sie ein fast ganz ebener, für Reiterei gangbarer Weg nach Athen führte. Herodotos gibt (VI, 102) zwei Gründe dafür an: „und da Marathón die für Reiterei am besten geeignete Gegend Attikas war und am nächsten bei Eretria, führte Hippias, Peisistratos' Sohn, sie dorthin". Allein es erscheint höchst einfältig, daß Hippias, blos um seine Reiterei auf eine gute Art an den Mann zu bringen, hier gelandet sein sollte, während es ungewiß war, ob die Athenaier geneigt sein würden, sich ihm in dieser Ebene entgegenzustellen, statt in den Mauern ihrer Stadt zu bleiben, oder blos die Pässe zu besetzen, während er fürchten mußte, daß er ihnen durch seine Landung bei Marathón Zeit lasse, erst lakedaimonische Hülfe an sich zu ziehen; während endlich die Natur der Bergpässe selbst einem aufs Haupt geschlagenen Feinde es noch möglich machte, dem Sieger alle Auswege aus der Ebene auf der Landseite zu versperren. Diese Möglichkeit wird von jedem Militair bezeugt, der die Oertlichkeiten gesehen hat, und hat sich auch im letzten Kriege durch die Erfahrung bewährt. Ich vermuthe daher, daß Herodotos in der Angabe der Gründe für die Landung bei Marathón nur (wie er bisweilen mit Absicht zu thun pflegt) der gemeinen Tradition der Griechen folgte, statt der Sache auf den Grund zu gehen; daß Hippias hier nur landete, um sich im Vorbeischiffen der wichtigen Tetrapolis zu bemächtigen, und daß er erst durch die eilige Erscheinung der Athenaier im Thale (die gleich auf die Nachricht von seiner Landung aus der Stadt aufbrachen: C. 103) bestimmt wurde, es auf einen Angriff ankommen zu lassen. Sagt doch Herodotos selbst (C. 112), daß den Persern der Angriff der Athenaier, obgleich sie dieselben schon tagelang sich gegenüber gesehen hatten, unerwartet kam; wie hatten sie demnach mit Sicherheit auf eine Schlacht in dieser Ebene rechnen können?

Ueber den Wahlplatz selbst können keine Zweifel obwalten;

er ist das südöstliche Viertel der großen Ebene, um den Soros her. Hier war also die Stellung oder das Lager der Angegriffenen, der Perser, vermuthlich mit dem linken Flügel an den kleinen südlichen Sumpf gelehnt. Wir dürfen wol annehmen, daß der Grabhügel den Mittelpunkt der persischen Stellung bezeichnet, wo beim ersten Anlauf das Centrum der Athenaier geworfen wurde und mithin die Meisten derselben fielen. In diesem Falle erstreckte sich der rechte Flügel der Perser nur bis gegen den Fluß hin, oder höchstens bis an denselben, und blieb noch gegen eine deutsche Viertelmeile von dem großen Sumpfe entfernt. Ihnen gegenüber, in dem geräumigen südlichen Thalarm, an der graden Straße nach Athen, war das Lager der Athenaier vor der Schlacht. Ihre Stellung im Augenblicke des Angriffs dehnte sich höchstens über die Breite dieses Thalarms, vom Argalliki bis an den Kotróni, aus. Von der Nothwendigkeit dieser Annahme hat mich ein Freund in griechischen Diensten (Capitain Jochmus aus Hamburg) überzeugt, der nächstens einen Plan der Schlacht nebst einer Abhandlung darüber herauszugeben beabsichtigt. Unmöglich konnte ihre kleine Zahl einen größern Raum einnehmen. Komisch nimmt sich Kruse's Vermuthung aus, daß die Griechen „von der Höhe bei Zephiri", d. h. vom östlichen Abhange des Kotróni gegen die Perser hinabgelaufen seien. Sie hätten dann erst im Angesichte der Perser ganz bedächtig die Höhe ersteigen müssen, um zum Anlaufe auszuholen, und überdies macht die Natur des Berges dies unmöglich, da seine Abhänge mit großen übereinander gestreuten Marmorblöcken bedeckt sind, auf denen es sich nicht wohl laufen läßt. Der Verhau, von welchem Nepos spricht, war in dem engern nördlichen Thalarm vermuthlich während der Nacht angelegt, damit der Feind nicht während der Schlacht durch dieses Thal und westlich um den Kotróni herum den Griechen in den Rücken kommen könne. Die rechte Flanke der Griechen bewegte sich am Argaliki hinunter und war durch diesen Berg gedeckt.

Ich habe schon bemerkt, daß nach der Erzählung des Herodotos*) der plötzliche heftige Angriff der Griechen den Persern unverhofft gekommen zu sein scheint. Wahrscheinlich bildeten sie also ihre Schlachtordnung noch während der Dämmerung, oder im Schutze von Bäumen oder Gebäuden, die ihre Bewegungen dem Feinde verbargen. Daher auch die ungewöhnlich große Entfernung der Heere im Augenblicke des Angriffs (8 Stadien), welchen Raum die Griechen durchliefen, um dem Feinde möglichst wenig Zeit zu Vorbereitungen zu lassen. Ohne Zweifel überraschten sie ihn demnach im Lager, zwischen den Zelten**); woraus sich zum großen Theile der glückliche Ausgang des ungleichen Kampfes für die Griechen erklärt. Namentlich scheint daher die Reiterei gar nicht zur Mitwirkung gekommen zu sein. Doch trieben für einen Augenblick die Perser und Saker das schwache griechische Centrum zurück und verfolgten es ἐς τὴν μεσόγαιαν (C. 113). Es ist klar, daß hiermit nicht der District Mesógaia gemeint ist, der erst vier Stunden Wegs weiter südlich jenseits des Pentelikón anfängt; ἐς τὴν μεσόγαιαν heißt ganz einfach: landeinwärts (den westlichen Thalarm hinauf), wie z. B. bei Thukydides I,100. Die siegreichen griechischen Flügel wandten sich, ihrem geschlagenen Centrum zu helfen, nahmen mithin die Verfolger desselben in die Mitte, und trieben auch sie in die Flucht. Der geschlagene Feind eilte, das reiche Lager im Stiche lassend, zu seinen auf den sandigen Strand gezogenen Schiffen und gewann mit einem Verluste von nur sieben derselben schnell das hohe Meer, da die Bucht noch heute bis nahe ans Ufer für Schiffe mittlerer Größe, wie die der Alten waren, tief genug ist.

Jetzt bleibt noch eine Hauptfrage zu beantworten übrig: In welchen der Sümpfe geriethen die fliehenden Perser? Herodotos erwähnt auffallenderweise dieses Umstandes gar nicht, sondern erst Spätere, wie Pausanias und vielleicht einige Andere. Wenn wir nun erwägen, wie sehr alle Umstände dieser Schlacht schon von Lysias an durch Redner, Dichter und Geschichtschreiber*) vergrößert und das Bewunderungswürdige derselben ins lächerlich Unglaubliche gesteigert wurde, so erscheint es als wohl denkbar, daß das Ertrinken der Perser eine, um den trefflich dazu geeigneten Sumpf mit ins Spiel zu bringen, später erfundene Fabel sei. Doch ist andererseits bei der Nähe der Sümpfe und in der wilden Flucht eines zahlreichen Heers ein solcher Vorfall sehr möglich, und ich bin nicht gesonnen, ihn in Zweifel zu ziehen, um so weniger, da auch das Gemälde von der Schlacht in der Stoá Poikile (Paus. I, 15, 4) Dasselbe bezeugte. Aus Pausanias' Worten (I, 32, 6) ist es nicht klar, in welchem Sumpfe er die Perser ertrinken läßt; wie es scheint, in dem großen nördlichen. Da wir indeß, nach dem Obengesagten, die Schlacht durchaus dort annehmen müssen, wo der Grabhügel der Athenaier steht, nur 3—4000 Schuh von dem kleinen Sumpfe und gegen 12,000 Schuh, fast eine halbe deutsche Meile, von dem größern, so ist es schwer zu begreifen, wie die fliehenden Perser, selbst wenn die Linie ihrer Schiffe sich längs dem ganzen Strande der Bai ausdehnte, in jenen Sumpf rennen konnten, statt auf dem nächsten Wege längs dem Strande hinzulaufen. Ich finde es daher viel wahrscheinlicher, daß der Vorfall in dem südlichen Sumpfe stattfand, und daß gleich bei dem ersten Anlaufe der Athenaier ein Theil des persischen linken Flügels, der sich an diesen Sumpf lehnte, in denselben gesprengt wurde. Viele können der Ertrunkenen nicht gewesen sein, da Herodotos (C. 116) den ganzen Verlust der Perser nur auf ungefähr 6400 anschlägt.

Da ich Leake's Werk über die attischen Demen mir jetzt nicht wieder verschaffen kann, und ich die lange Abhandlung über die Schlacht, welche es enthält, vor einem Monate nur flüchtig gelesen habe, kann ich jetzt keine Rücksicht darauf nehmen. Jedenfalls nimmt er die griechische Schlachtordnung viel zu ausgedehnt und das persische Heer viel zu stark an und setzt, wenn ich mich recht erinnere, das persische Lager, oder doch einen Theil desselben, nördlich von dem großen Sumpfe, was ein schwer zu erklärender Mißgriff ist.

Bei den Bewohnern des Thales fand ich eine dunkle Sage von der alten Perserschlacht. Einst, erzählten sie mir, in der Zeit der Hellenen, kamen viele Fustanellen**) in diese Ebene. Die Athenaier, welche oben im Thale in τῆς γρεᾶς τὸ μανδρί gelagert waren, griffen sie an und erschlugen ihrer so Viele, daß der Fluß von dem Blute roth gefärbt wurde. Allein es ist zweifelhaft, ob diese Sage als Tradition anzusehen ist, oder ob sie, wie in vielen ähnlichen Fällen in Griechenland, aus neuerer Zeit stammt, indem ein halbgelehrter Priester oder ein Reisender den Bauern von der Schlacht erzählte. Man darf sie daher nicht zur Basis einer Untersuchung über die Oertlichkeiten der Schlacht machen.

(Der Beschluß folgt.)

*) C. 111 spricht Herodotos nur von den Vorbereitungen zum Kampfe auf Seiten der Athenaier und von ihrer Schlachtordnung, und C. 112 sagt er, daß die Perser mit Erstaunen die Kühnheit der Feinde sahen, sie für wahnsinnig haltend, und daß sie sich erst zum Empfange der Griechen bereiteten, als sie dieselben schon gegen sich heranlaufen sahen.

**) Daß die Perser ihr Lager im Stiche ließen, sagt Nepos (Miltiad. 5). Reich muß es gewesen sein, da man von der Beute prächtige Bauten bestreiten konnte.

*) Da ich den Lysias nicht zur Hand habe, verweise ich Sie nur auf Justin (II, 9), der viele Schiffe versenkt, viele genommen werden läßt und den Verlust der Perser „ohne den Schiffbruch" (der gar nicht stattgefunden) auf 200,000 anschlägt, und auf Pausanias (IV, 25, 2), der von 10,000 Athenaiern nicht weniger als 300,000 Meder niedermetzeln läßt. Vergleichen Sie damit die bescheidenen Zahlen des Herodotos.

**) Φουστανέλλαις oder φουστανελλαις, moderne Bezeichnung der heutigen Krieger, von ihrer Tracht (dem faltigen weißen Rocke) hergenommen.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Mittwoch, — Nr. 107. — 17. April 1833.

Versuch über die Bedeutung der Provinzialstände, mit besonderer Beziehung auf den dänischen Staat. Vom Syndikus Klenze.

(Beschluß aus Nr. 106.)

Bei der Entwickelung der Verfassung des Staats muß der Autor selbst eingestehen, daß Alles, was bis jetzt darauf Bezügliches in Preußen vorhanden, nur Bruchstücke sind, welche als Grundstücke der künftigen Verfassungsurkunde dienen können. Er rechnet unter diese Verfassungsgrundsteine die Gesetze über die bäuerlichen und städtischen Verhältnisse, die Anordnung von Communallandtagen und Kreistagen und sucht, indem er jedes dieser Verhältnisse einer besondern Betrachtung unterwirft, die Gründe aufzufinden, weshalb Preußen bis jetzt nicht weiter habe fortschreiten können. Die Grundansicht, welche ihn dabei leitet, ist, daß die unterste oder Communal-, und die oberste oder landständische Verfassung gleichzeitig ausgebildet werden müsse. Wir haben schon früher angedeutet, daß wir hierin seine Ansicht nicht theilen, vielmehr die Ausbildung der landständischen Verfassung für die nothwendige Grundlage halten, auf welche sich allein mit Sicherheit die weitere Ausbildung der Staatseinrichtungen basiren lasse. Allein der preußische Staat kann auch nicht einmal für die Ansicht des Verf. als Beleg angeführt werden, da derselbe in Ausbildung der landständischen und Communalverfassung keineswegs gleichen Schritt gehalten, sondern mit ersterer um Vieles zurückgeblieben ist. Wenn der Verf. (S. 154) selbst sagt: „eine Communalverfassung kann bei ihrer ersten Einführung nur eine sehr relative Vollkommenheit erlangen, und zwar eine viel geringere als die Verfassung einer höhern Ordnung, oder als die landständische Verfassung; denn je allgemeiner die Verhältnisse sind, desto einfacher sind sie und bieten desto weniger Schwierigkeiten dar. Es ist also praktisch durchaus unrichtig, die Ausbildung der Communalverfassung abwarten zu wollen, ehe man eine Verfassung höherer Ordnung einführt; ja, es ist sogar unmöglich, weil viele Verhältnisse der Communalverfassung erst durch die Mitwirkung der Verfassung höherer Ordnung richtig ausgemittelt und bestimmt werden können" — so redet er dadurch keiner Ansicht so sehr das Wort als der unserigen.

Im zweiten Abschnitte geht nun der Verf. auf sein specielles Thema, auf die preußische Provinzial- und Kreisverfassung selbst ein. Er macht uns hier zuerst mit dem Inhalte der darüber sprechenden Gesetze bekannt und unterwirft sodann die darin ausgesprochenen Grundsätze einer besondern Prüfung. Nur dieser letzte Theil, als aus den eignen Ansichten des Verf. hervorgegangen, kann hier auf eine nähere Betrachtung Anspruch machen. Die Provinzialstände werden zuerst in abstracto nach der vom Verf. aufgestellten Maxime der gleichzeitigen Ausbildung der Communal- und landständischen Verfassung der Kritik unterworfen und dann in ihrer Uebereinstimmung mit dem preußischen Staate geprüft. In ersterer Rücksicht beantwortet der Verf. seine Aufgabe ganz zu Gunsten der Provinzialstände, als welche seiner Ansicht nach das Mittelglied zwischen landständischer und Communalverfassung ausmachen, von welchem dann nach unten und oben die gleichzeitige Ausbildung des Staatsorganismus ausgehen soll. „Nach der von uns aufgestellten Maxime", heißt es hier S. 195, „können die ersten Anfänge beider, der Communal- und landständischen Verfassung nicht weit auseinander liegen und die anfängliche, nicht zu vermeidende Mangelhaftigkeit der ersten macht es um so nothwendiger, die letzte bald folgen zu lassen, denn eine andere Gleichzeitigkeit ist nicht möglich." Wenn der Verf. freilich das Nacheinanderfolgen und die Gleichzeitigkeit für gleichbedeutend hält, so können wir uns dann nicht mehr wundern, wenn er früher die Behauptung aussprach, daß der preußische Staat gleichen Schrittes die Repräsentation in höherer und niederer Ordnung ausgebildet habe. Bei seiner günstigen Beurtheilung der Provinzialstände wollen wir nun dem Verf. gern zugestehen, daß in großen Reichen, die aus Provinzen von ganz verschiedenartigen Interessen zusammengesetzt sind, wie dies zum Theil schon mit der preußischen Monarchie der Fall, Provinzialstände nützlich, ja in gewisser Beziehung sogar nothwendig erscheinen können, auch wollen wir nicht bestreiten, daß es in dem Wesen derselben begründet ist, daß sie nur eine berathende Stimme haben. Dagegen können wir der Ansicht des Verf., daß auch in den kleinsten Staaten Provinzialstände erforderlich seien, nicht beitreten. Sie sind, unserer Ansicht nach, nur als ein nothwendiges Uebel zur Versöhnung widerstreitender Interessen verschiedenartiger Provinzen desselben Staats zu betrachten, daher auch die Wirksamkeit derselben lediglich auf die Provinz beschränkt

werden muß, welche sie vertreten, und es schon über das Wesen derselben hinausgehen heißt, wenn der Verf. (S. 198) verlangt, daß ihnen alle Gesetze des ganzen Staats zur Berathung und Begutachtung vorgelegt werden sollen. Dagegen unterschreiben wir gern die Worte, mit welchen er (S. 199) dieses Capitel schließt:

„Ferner sind Oeffentlichkeit der Verhandlungen im Allgemeinen und Unabhängigkeit der Repräsentanten Bedingungen, ohne welche Festigkeit, Wahrheit, Gerechtigkeit und echter Gemeinsinn keine Wurzel schlagen können. Aber heilig sei die Majestät des Königs, und jede Verletzung derselben werde auf das Härteste bestraft." Die Frage, ob die preußischen Provinzialstände mit der übrigen preußischen Staatsbildung übereinstimmen, oder ihre Zweckmäßigkeit in concreto, hat der Verf. indeß nicht so günstig zu beantworten vermocht, wenngleich dieses ein sehr wesentliches Kriterium ihrer Vortrefflichkeit gewesen sein würde. Es gibt uns vielmehr eine Reihe tadelnder Bemerkungen und deckt mit vielem Scharfsinn bedeutende Mängel und Inconsequenzen der preußischen Gesetzgebung über diesen Gegenstand auf. Er sucht diese Fehler indeß dadurch zu entschuldigen, daß die ganze preußische Verfassung noch im Bildungsprocesse begriffen sei, und „noch nicht einmal das erste Stadium der Entwickelung erstiegen habe" (S. 199). Nur das Vollendete pflegt man aber als Muster aufzustellen, da man nur bei dem vollständig Vorhandenen ermessen kann, ob es den gehegten Erwartungen entspricht. Es muß daher schon aus diesem Grunde befremden, wenn der Verf. am Schlusse seiner Schrift (S. 263) als Resultat derselben die vielsagende und umfassende Behauptung ausspricht: daß keine Staatsverfassung zur Nachahmung für einen Staat mehr zu empfehlen sei als die preußische. — Bei seiner Kritik der Uebereinstimmung der preußischen Provinzialstände mit dem sonstigen Organismus des preußischen Staats zeigt der Verf. zuerst, daß die preußische Regierung drei wichtige Momente bei der Organisation der repräsentativen Verfassung berücksichtigt habe: die freie Wahl, das Subordinationsverhältniß bei der Repräsentation und die freie Verwaltung der Communalangelegenheiten unter Aufsicht der Regierung, daß aber diese Momente noch nicht durchgängig und in allen Provinzen sich vollständig gestaltet haben, und daß hier die Zeit noch Manches zu bessern und zu ergänzen habe. Er tadelt mit Recht den Ausdruck des allgemeinen Gesetzes über die Provinzialstände, daß dieselben „im Geiste älterer deutschen Verfassungen" eingeführt werden sollen. Dergleichen vieldeutige Redensarten sind nur zu gebräuchlich, wenn man den Foderungen des Vernunftrechts und der fortgeschrittenen Zeit nicht Gehör zu geben gesonnen ist und sich eine Hinterthür offen erhalten will. Der Verf. weist hier auf das Bestimmteste nach, wie eine solche Ausbildung im Geiste der ältern deutschen Verfassungen gar nicht möglich sei, da diese Verfassungen nicht Provinzial-, sondern Landstände im Auge gehabt. Es würde zu weit führen, hier die vielen Inconsequenzen aufzuführen, in welche die Regierung dadurch verfallen ist. *) Der Verf. sucht die Sache damit zu beschönigen, daß er annimmt, man habe sagen wollen, die historische Grundlage solle nicht vernachlässigt werden. Allein die Folgezeit hat gelehrt, daß man mehr als dieses im Sinne hatte; auch ist der Ausdruck: „historische Grundlage", den preußischen Staatsmännern keineswegs so ungeläufig, daß sie auf denselben nicht sollten gefallen sein, wenn sie sich seiner hätten bedienen wollen. Ferner führt der Grundsatz der preußischen Provinzialständeverfassung: nur das Grundeigenthum ist die Bedingung der Standschaft, zu einer höchst mangelhaften Repräsentation, da weder Handel noch Industrie, noch die moralischen Interessen der Kirche, des Unterrichts u. s. w. vertreten werden. Auch hat, wie uns der Verf. zeigt, die preußische Gesetzgebung diesem Grundsatze mit Folgerichtigkeit nicht treu bleiben können. Weiter vermißt der Verf. mit vollem Rechte bei den preußischen Provinzialständen eine Bestimmung über die Verantwortlichkeit und Unabhängigkeit der Repräsentanten während des Landtags, sowie die Oeffentlichkeit der Verhandlungen. Die erste Bedingung einer rücksichtslosen Pflichterfüllung und einer erfolgreichen ständischen Wirksamkeit ist Sicherheit der Person und Unverletzlichkeit des Vertreters in seiner Eigenschaft als solcher. Dies ist eine so sehr gefühlte Wahrheit, daß wol kaum eine Verfassung, deren Geber es wirklich Ernst mit ihrer Verleihung war, ohne solche Garantie geblieben. Dem Staatsoberhaupte, welchem es darum zu thun ist, die Stimme der Wahrheit in ihrer ganzen Reinheit und Lauterkeit zu hören, gebietet schon das eigne Interesse das Darbieten einer solchen Sicherstellung. Ein ebenso nothwendiges Requisit zur Erreichung des Zwecks einer ständischen Verfassung und zum Gedeihen des constitutionnellen Lebens ist die Oeffentlichkeit der Verhandlungen. Doctrin und Erfahrung beweisen auf gleich schlagende Weise ihre Nothwendigkeit. Wir können uns darüber kaum besser aussprechen, als es der Lobredner der preußischen Verfassung selbst gethan hat, wenn er (S. 220) sagt: „durch bloße extractsweise Mittheilung, wie sie die preußische Verfassung vorschreibt, entfleucht der Geist und das Phlegma bleibt. Ohne Oeffentlichkeit ist keine ordentliche Verbindung der Repräsentation in ihrer Gesammtheit mit der Nation, keine Controle der Repräsentanten, daß sie ihre Pflicht thun, und keine Erweckung des öffentlichen und vaterländischen Geistes."

An diese Mängel der preußischen Provinzialstände würden sich des Verf. Betrachtungen über die Lebensthätigkeit derselben und ihre Zukunft passender anschließen als das von ihm selbständig aufgestellte System der Repräsentation, welches er hier eingeschoben hat. Wir erlauben uns deshalb auch bei der Beurtheilung die Versetzung dieser beiden noch übrigen Capitel des vorliegenden Werkes. Eben aus jenen, schon vom Verf. gerügten Mängeln und noch mehren andern Ursachen, auf deren Entwickelung hier nicht

*) Zu diesen gehört auch, wie der Verf. später (S. 247) noch bemerkt, daß die geistlichen Corporationen und Universitäten nicht vertreten werden. Dies liegt nicht im Sinne der ältern deutschen Verfassungen und möchte bei dem großen Uebergewicht der materiellen Interessen auf den preußischen Provinziallandtagen wol nicht überflüssig erscheinen.

weiter eingegangen werden kann, ist es herzuleiten, daß sich von der Lebensthätigkeit der preußischen Provinzialstände noch so wenig Zeichen aufweisen lassen. Der Verf. weiß auch in der That nicht ein einziges entschiedenes Ergebniß aufzuführen. „Es sind bereits die wichtigsten Gegenstände, als Armenwesen, Modification der Gewerbfreiheit und der Städteordnung, Sinken der Getreidepresse, Noth des Landmannes und hohe Besteuerung — zur Sprache gebracht worden, und auf vielfache Weise hat die Regierung dabei Gelegenheit gehabt, ihre Verwaltungsgrundsätze und höhern Einsichten auf eine belehrende Weise zu veröffentlichen", sind die Worte (S. 256), in welchen er die Wirksamkeit der bis jetzt versammelt gewesenen Provinziallandtage abhandelt. Dagegen sieht er sich genöthigt, sie gegen verschiedene Vorwürfe, die man ihnen gemacht, in Schutz zu nehmen, auf die Zukunft zu verweisen und Gründe des Trostes und der Hoffnung aus Versicherungen und Grundsätzen herzuleiten, welche Preußen bei verschiedenen wichtigen Gelegenheiten, insbesondere in den Jahren 1814 u. 1815 ausgesprochen hat.

Das selbständige System, welches der Verf. unter „III. Entwickelung einer Grundlage für die Repräsentation aus dem Gesichtspunkte der staatsbürgerlichen Interessen" S. 223 fg. aufstellt, ist der Theil seines Werkes, welcher sich unsern Beifall am meisten erworben hat. Mit großer Umsicht und strenger Folgerichtigkeit führt der Verf. hier, an der Hand der Gesetze der Subordination und der Entwickelung sowie des beide regierenden Gesetzes der Einheit, und unter beständiger Anwendung des vermittelnden Princips seiner obersten Grundsätze, ein Gebäude auf, welches, wenn es sich in diesem Umfange und großartigen Style auch nicht in allen Staaten, vornehmlich den kleinern, mit Glück wird realisiren lassen, den Anforderungen der Vernunftmäßigkeit und Gerechtigkeit in hohem Grade entspricht und jeden Bewohner desselben zufriedenzustellen im Stande ist. Wenn indeß, um den Plan des Werkmeisters vollkommen zu durchdringen, kaum Das genügt, was uns der Verf. selbst mittheilt, und man hier schmerzlich den ersten oder allgemeinen Theil seines Werkes vermißt, so dürfte um so weniger dem Leser ein kurzer Auszug frommen. Wir verweisen ihn deshalb an die Quelle selbst und versprechen ihm, daß er manchen frischen und erquickenden Trunk aus derselben schöpfen kann.

Hätte doch der Verf. sein ganzes Gebäude auf selbständigem Fundamente errichtet und nicht an die morsche Stütze der preußischen Provinzialstände angelehnt! Wir würden dann das ihm zu Anfange dieser Beurtheilung mit bereitwilliger Anerkennung ausgestellte Zeugniß ohne den dazwischenliegenden Tadel am Ende derselben von Neuem bekräftigen können. 182.

Mittheilungen über Griechenland.

(Beschluß aus Nr. 106.)

Am zweiten Tage unsers Aufenthalts in Marathón gingen wir nach Rhamnus, welches von dem Dorfe Béi reichlich drittehalb Stunden entfernt ist. Seine Ruinen heißen jetzt *Ἐβριόκαστρο*, in der gemeinen Aussprache *Ὀβριόκαστρο*, woraus die albanesischen Bauern der Umgegend gar das sinnlose *Λυριόκαστρο* machen. Hieraus entsteht, durch Vorsetzung des Artikels *τά*, *Ταυριόκαστρο*, und wenn noch die Präposition *εἰς* hinzukommt, *Σταυριόκαστρο*, woraus bei einigen Reisenden die ganz falschen Namen Taurókastro und Staurókastro geworden sind. Der Weg tritt, einige Minuten hinter den muthmaßlichen Ruinen von Trikorythos, zwischen die Berge ein und führt, nachdem man den Engpaß zurückgelegt hat, über eine Stunde lang durch ein ziemlich geräumiges Thal, welches mit Gebüsch und Gestrüpp (worunter vermuthlich auch der *ῥάμνος*, der dem Orte den Namen gegeben hat) bedeckt ist. An mehren Stellen finden sich Fundamente und andere Spuren früherer Wohnungen. Am nördlichen Ende des Thales stehen auf einer kleinen Erhöhung, von welcher ausgehend ein breites Ravin sich nach dem Meere hinunterSenkt, die Reste der beiden Tempel. Wir fanden sie noch ganz in dem Zustande, wie sie von frühern Besuchern beschrieben sind, da glücklicherweise keine Wohnung, kein Kalkofen in der Nähe ist, der ihnen Untergang drohen könnte. Das dichte Gebüsch, welches einen Theil des Trümmerhaufens überwachsen hat, läßt hoffen, daß durch Reinigung des Platzes und Nachgrabungen hier noch Ausbeute zu gewinnen ist. Die Bewohner der Umgegend nennen diese Ruinen die Königstochter (*βασιλοπούλα*); aber vergebens forschte ich nach einer Sage zur Erklärung dieses Namens.

Das ebenerwähnte Ravin erweitert sich unten am Strande des Meers zu einer kleinen niedrigen Ebene, aus welcher sich ein isolirter, fast runder, gegen 100 Schuh hoher Berg erhebt, der von Westen her zugänglich ist, gegen Norden, Osten und Süden aber größtentheils steile Felswände hat. Er ist an seinem Fuße auf der Westseite und auf den übrigen Stellen überall, wo die Felswände eine zugängliche Stelle lassen, mit Befestigungsmauern aus weißem Marmor umgeben, von derselben Construction, wie die Platform, welche die Reste der Tempel trägt. Die Schichten der Mauer sind gradlinig, horizontal, die verticalen Seiten der Steine aber polygon. Die Mauern sind im Ganzen sehr wohl erhalten und gewähren mit dem grünen Gebüsch, mit welchem sie oben bewachsen sind, mit dem Meere und den hohen Gebirgen Euboias im Hintergrunde einen höchst malerischen Anblick. Ein einziges Thor führt von Westen her (von der Landseite) auf den Hügel, dessen höchste Spitze noch Mauerreste von einer besondern Akropolis zeigt. Der westliche sanfte Abhang des Hügels ist mit Bruchstücken von Thonziegeln, Scherben alter Gefäße u. s. w. bedeckt; ein Beweis, daß der Demos selbst, oder wenigstens ein beträchtlicher Theil desselben, innerhalb der Festungsmauern stand. Von einer Verbindungsmauer zwischen den Tempeln und der Festung, von welcher Leake spricht, fand ich keine Spur, und ich vermuthe, daß er die Reste einiger Gräber aus Quadern, welche auf der Senkung des Hügelrückens zwischen den Tempeln und dem befestigten Demos stehen, für Reste einer solchen Mauer angesehen hat, deren Nutzen überdies, sobald sie nicht doppelt war, wie die langen Mauern des Peiraieus, nicht wohl einzusehen ist.

Bei unserer Rückkehr von Ovriókastro nach Béi war es schon Abend, und wir mußten daher noch eine Nacht in unserer elenden Herberge schlafen, die Füße, da es sehr kalt war, gegen ein hellodernde Feuer in der Mitte derselben gekehrt, das Jeder, der einen Augenblick erwachte, durch Hinzulegen einiger Scheite nährte. Am folgenden Morgen brach ich mit dem Engländer und seinem Diener nach Athen auf; F., der noch nicht, wie wir, die ganze Ebene gesehen hatte, blieb mit einem Maulthiertreiber zurück. Da wir vergessen hatten, uns mit Lichtern zu versehen und im Dorfe keine auftreiben konnten, mußten wir auf einen Besuch der engen und dunkeln Pánshöhle verzichten; ohnehin geneigt, bei mildierer Witterung wieder nach Marathón und Rhamnus zurückzukehren. Arglos, ohne die mindeste Furcht vor Räubern, zogen wir durch die oben beschriebene einsame Gebirgsgegend hin, als plötzlich in einem engen Hohlwege, nicht weit vor Stamáta ein Schuß uns vorüberpfiff, und vor und hinter uns sich das Geschrei erhob: *κατέβα, κάτω, τάρματα κάτω* (vom Pferde! herunter! die Waffen weg!). Wir waren Drei, denn auf die beiden

Maulthiertreiber, von denen der eine ein Knabe war, war gar nicht zu rechnen, unsere wenigen Waffen nicht einmal alle geladen, und die Angreifenden waren fünf Kerle mit berußten und verhüllten Gesichtern, jeder mit einer Flinte, zwei Pistolen und einem Yatagan bewaffnet. Nach kurzer Berathung ergaben wir uns, da die fünf auf uns gerichteten Gewehre bei jedem Versuch zum Widerstande den Tod drohten. Wir wurden mit großer Schonung ausgeplündert und mußten sehr froh sein, daß man uns erlaubte, weiter zu reisen, statt uns ins Gebirge zu schleppen, um ein Lösegeld zu erpressen, wie erst vor sechs Monaten einem wohlhabenden Athenaier geschehen war. Nach dieser Erfahrung gaben wir es für den Tag auf, die Marmorbrüche von Pentele zu besuchen, und eilten, nach Athen zu kommen, wo F. am folgenden Tage wohlbehalten eintraf. Der schlimmste Verlust ist der Verlust an Vertrauen, an gutem Muth zum Weiterreisen.

8. Februar.

Das Schneegestöber hielt fast drei Tage und Nächte bis zum Morgen des 25. Januar an; auf den Gebirgen fiel der Schnee so hoch, daß die Pässe nach Boiotien mehre Tage lang versperrt waren. Die Kälte stieg an zwei Abenden bis auf 5½° Reaumur. Nach der Versicherung der ältesten Leute hat man nie eine solche Kälte erlebt. Die Citronen- und Orangenbäume haben sehr gelitten; die Weinstöcke sind größtentheils durch den Schnee geschützt worden. Seit 1813 ist nicht so viel Schnee gefallen: „seitdem", wie ein alter albanesischer Soldat sich ausdrückte, „der große König von Frangistán seine Heere in Rußland verlor". Jetzt haben wir seit acht Tagen Thauwetter, aber fortwährend viel Regen.

Zur Verfolgung unserer Räuber haben wir in diesem desorganisirten Lande kein Mittel, obgleich wir starke Verdachtsgründe gegen einige Soldaten und Bauern in Marathón haben. Die Türken sind zu schwach an Mannschaft; wenn sie sich hinauswagten, würde sich die ganze Soldatenbande gegen sie vereinigen. Als ich vor einigen Tagen meinen Freund, den Elb-Effenti Delibaschi (den Sie schon kennen), besuchte, konnte er sich eines kleinen Triumphes nicht erwehren. „Da hast du's", sagte er; „vor der Revolution schrieben die Griechen in allen Zeitungen Europas: die Türken sind Menschenfresser, der Sultan ist ein Tyrann! Jetzt haben sie ihr Syntagma (Constitution), und jetzt begehen sie solche Dinge, und ihre Generale, die den Namen eines Soldaten schänden, dulden die Ausschweifungen ihrer Soldaten. Das ist die Freiheit, die sie gewollt haben." Er sprach sich ganz in Eifer, und ich konnte ihn nur besänftigen, als ich mit ihm die Mittel berieth, seine wilden Landsleute, die Bergvölker Kurdistans, zu civilisiren. Denn Delibaschi ist, mit aller seiner ritterlichen Treue für seinen Herrn, den Padischah, ohne es selbst recht zu wissen, ein kleiner Revolutionnair. Obgleich er nicht wieder unter seinem Volke zu leben wünscht, nachdem er, wie er sagt, den Umgang aufgeklärter Leute schätzen gelernt hat, beschäftigt er sich doch viel mit der Zukunft seiner Kurden. Er hat sich durch Gespräche mit Europäern, die er sehr schätzt, eine Art Begriff von gesetzlicher Freiheit erworben und sinnt darauf, wie seine Landsleute zu Freiheit, Selbständigkeit und Civilisation erzogen werden könnten. Der vorbereitende Zustand dazu sei, meint er mit richtigem Scharfblick, eine Militairdespotie unter einem Manne aus der Mitte des kurdischen Volkes; aber seine Entwürfe scheitern an der Schwierigkeit, eine solche zu begründen. Ich höre ihn gern so phantasiren; denn wenn erst solche Ideen in den Köpfen der Asiaten sich zu regen beginnen, so eröffnet sich den Fortschritten der Humanität ein weites Feld.

Zu unserer Beraubungsgeschichte hat sich schon ein Seitenstück gefunden. Drei Reisende (zwei Engländer und ein Holsteiner), welche vorgestern in Gesellschaft mehrer Griechen von Theben kamen, wurden in der Gegend von Oropos von elf tapfern Palikaren nicht allein, wie wir, ausgeplündert, sondern obendrein, aus bloßem Muthwillen, mit Stößen und Schlägen arg gemishandelt. Nach Dem, was sie berichten, was ich selbst aus dem Munde der sogenannten Soldaten gehört habe und was man von allen Seiten erfährt, nehmen die Militairchefs und ihre bewaffneten Banden eine höchst drohende Stellung an und haben die ziemlich offen eingestandene Absicht, große Zugeständnisse vom Könige zu ertrotzen, im Falle der Verweigerung aber seiner Autorität sich zu widersetzen. Ich glaube, wir werden seltsame Dinge erleben. Doch wird der offene Widerstand, wenn es dazu kommt, es der Regierung nur erleichtern, das Uebel mit der Wurzel auszurotten. Inzwischen ist der König vor einigen Tagen in Nauplion eingetroffen, man hat uns Athenaier aber noch nicht gewürdigt, einen Courier zu schicken, und wir wissen daher noch nichts Näheres. Vielleicht gehe ich bald auf einige Tage nach Nauplion, um die Sachen mehr in der Nähe zu sehen, und in diesem Falle schreibe ich Ihnen wieder. 125.

Literarische Anzeige.

Bericht über die im Laufe des Jahres 1832 bei F. A. Brockhaus in Leipzig erschienenen neuen Werke und Fortsetzungen.

(Fortsetzung aus Nr. 99.)

9. Depping (G. B.), Erinnerungen aus dem Leben eines Deutschen in Paris. 12. 32½ Bogen auf feinem Druckpapier. Geh. 2 Thlr. 8 Gr.

10. Detenhoff (Johann Wilhelm), Das Ganze der Handlung. Ein theoretisch-praktisches Lehr- und Handbuch der gesammten Handlungswissenschaften. (Petersburg 1831.) Gr. 8. 16½ Bogen auf gutem Druckpapier. Geh. 1 Thlr. 6 Gr.

11. Allgemeine Encyklopädie der Wissenschaften und Künste, in alphabetischer Folge von genannten Schriftstellern bearbeitet, und herausgegeben von J. S. Ersch und J. G. Gruber. Mit Kupfern und Karten. Gr. 4. Cart.

Jeder Theil im Pränumerationspreise auf gutem Druckpapier 3 Thlr. 20 Gr., auf feinem Velinpapier 5 Thlr., auf extrafeinem Velinpapier im größten Quartformat mit breitern Stegen (Prachtexemplare) 15 Thlr.

Erste Section, A—G, herausgegeben von J. S. Gruber. Zweiundzwanzigster und dreiundzwanzigster Theil.

Zweite Section, H—N, herausgegeben von A. G. Hoffmann. Achter und neunter Theil.

Dritte Section, O—Z, herausgegeben von M. H. E. Meier und L. F. Kämtz. Zweiter und dritter Theil.

Seit ich Ende 1831 den Verlag der Encyklopädie übernommen, sind bereits sechs Theile fertig geworden, und das Publicum wird hoffentlich wieder Vertrauen zu einem Unternehmen gewinnen, das ein wahres deutsches Nationalwerk genannt zu werden verdient, und sich überzeugen, daß ich den Willen und die Mittel habe, dasselbe so rasch zu fördern, als es die Sorge für den innern Werth und die Rücksicht auf die Abonnenten, denen nicht angenehm sein würde, in einem Jahre mehr als höchstens sechs Bände zu erhalten, irgend gestatten.

Allen frühern Abonnenten, denen eine Reihe von Bänden fehlt, sowie Solchen, die sich das ganze Werk neu anschaffen wollen, werde ich die billigsten Bedingungen stellen, und man wolle sich in dieser Hinsicht entweder an mich selbst oder an irgend eine andere Buchhandlung wenden.

12. Falk (Johannes), Göthe aus näherm persönlichen Umgange dargestellt. Ein nachgelassenes Werk. 12. 13¾ Bogen auf feinem Druckpapier. Geh. 1 Thlr. 12 Gr.

13. Isis. Encyklopädische Zeitschrift, vorzüglich für Naturgeschichte, Anatomie und Physiologie. Herausgegeben von Oken. Jahrgang 1832. 12 Hefte. Mit vielen Kupfern. Gr. 4. 8 Thlr.

14. Knorring (Karl von), Russische Bibliothek für Deutsche. Erstes bis drittes Heft. (Reval 1831.) 8. 54 Bogen auf Druckpapier. Geh. 2 Thlr. 12 Gr.

Diese drei Hefte enthalten ausgewählte Stücke von Polewoj, Schukowski, Puschkin und Gribojedow.

(Die Fortsetzung folgt.)

Hierzu Beilage Nr. 4.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Beilage zu den Blättern für literarische Unterhaltung.

Nr. 4. 17. April 1833.

Geschichte des deutschen Volkes. Von H. Luden. Siebenter Band. Gotha, J. Perthes. 1832. Gr. 8. Präm.-Preis 2 Thlr. 4 Gr. *)

Hätte sich der ehrenwerthe Verf. nicht in einer Vorrede zu einem frühern Bande etwas zornig herausgelassen gegen Diejenigen, die ihm nachrechneten, wann er ungefähr fertig mit seinem Werke würde, so würde Ref. auch so eine Rechnung anheben und auseinandersetzen, wie dieser ganze Band nur etwa ¾ Jahrhundert der allersterilsten Zeit des deutschen Mittelalters behandle, über welche man gern bald hinwegstrebt, um sich den kräftigern Franken und den durch Geist und Glanz und Unglück gleich sehr bestechenden Hohenstaufen zu nähern. Da es aber nur einem groben oder bornirten Wirth einfallen könnte, zu fragen, wie oft sein Gast noch wiederkommen wolle, und unser Gast immer etwas bringt, was tausend und aber tausend Gäste gar nicht bringen könnten, wie gern sie auch wollten, so heißen wir ihn auch diesmal herzlich willkommen und versprechen ihm, es wenigstens noch ein Dutzendmal zu thun, auch noch öfter, wenn's noch mehr Bände geben sollte.

Gegenwärtiger Band umschließt den Zeitraum von 951—1024, oder die Zeit, wo Otto I. in die italienischen Verhältnisse verflochten wurde, eine schöne Frau und eine Kaiserkrone, eins verhängnißvoller als das andere, erwarb, bis in die trostlosen Tage des frommen Heinrich II., des letzten des sächsischen Hauses und des kläglichsten, wenngleich in berühmter Orden auf seinen Namen lautet. Die unglückliche Richtung auf Italiens, Dänemarks, Polens, Burgunds Kronen die Scandale in ersterm Lande, die der rüstige Kirchenheld Valentin Löscher in seiner wohlbelobten „Geschichte des römischen Hurenregimentes" (Leipz. 1705, 4.) zum Theil so kräftig zeichnet, die ewigen Zänkereien und Hetzereien im Königshause, die Händel über Lothringen und mit Frankreich, wo die Capetinger nicht eben sehr ehrlich auf den Thron der Karolinger kommen und nicht sehr rühmlich auf demselben sitzen, die ekelhaften Slawenkriege, die den Historiker wie den Geographen des deutschen Mittelalters so mürbe machen können, als schlüge er sich selbst noch mit herum, der Mangel eines großartigen Staatsinteresses und einer tüchtigen Gesinnung der Könige für das angestammte Land, der Weibereinfluß von Großmüttern, Müttern und Tanten auf die Regierung, das sich immer mehr in das deutsche Leben einätzende Lehenwesen, welchem die Städte noch nicht ein Gegengewicht zu halten vermögen, die freche Begehrlichkeit der Hierarchie, endlich Fürstenindividualitäten wie die Otto II. und III., die vor einem vierten bange machen konnten und doch noch gegen den Stifter des Bisthums Bambergs vorragten: all Dieses treibt sich bunt über die Bühne dieser 74 Jahre hinweg. Wir würden sagen, der Verf. kämpfe sich ritterlich durch diese Zeit und ihren Jammer und ihr Dunkel hindurch, wenn er nicht selbst über den Gebrauch dieses Wortes S. 488 eiferte, wo er es „ein sonderbares Bannal- oder Sacramentalwort" nennt, „das Vielen aushilft, wo der Verstand ausgegangen ist". „Wer es gebraucht", fährt er fort, „der glaubt etwas gesagt zu haben; aber Manche scheinen nicht zu wissen, was sie sagen."

Den Historikern vom Fache wollen wir hier nicht weitläufig herausheben, was sie Neues an wirklich ermittelten Thatsachen oder an Hypothesen finden werden. Da der Verf., mit Ausnahme von Voigt („Gesch. v. Preußen"), Wedekind und höchstens noch zwei Anderer, auf neuere Historiker gar nicht Rücksicht nimmt, so ließe sich über Dies und Jenes, wo Andere anderer Meinung gewesen, leicht recht viel streiten, z. B. behaupten, daß die Ungarn 955 weder durch Heinrich noch Ludolf sondern durch die gekränkten Scheiern gerufen worden wären; daß man mit der Ermittelung der Vorfahren der Wettiner wirklich etwas weiter gekommen, als der Verf. annimmt; daß der dem Verf. unerklärliche Hezil gar wohl der Hezilo von Kärnthen, Bertholb's von Ammerthal Sohn, gewesen sein könne u. s. w. Selbst aus den Dichtern des Mittelalters hätte als poetische Sage hin und wieder in den Noten etwas aufgenommen werden können, z. B. aus Lohengrin, daß Otto III. durch einen vergifteten Handschuh (Fingerlein) der Stephania ums Leben gekommen sei. Den Historiker vom Fach wird die psychologische Würdigung des Bischofs Luitbrand von Cremona, der Beweis, daß die griechische Theophano, Gemahlin Otto II., dieselbe Prinzessin gar nicht war, welche Otto für seinen Sohn begehrt hatte, die Erklärung mancher dunkeln Stelle des Dithmar von Merseburg anziehen. Bewundernswerth bleibt auch das Talent des Verfs., einen Zusammenhang, der doch da gewesen sein muß, in die nur zu oft ganz fragmentarisch auf uns gekommenen Ereignisse zu bringen, und nicht durch angenommene Mittelereignisse, sondern aus der Betrachtung der Zeit und des Wesens der Menschen überhaupt und der bekanntern Hauptpersonen selbst. Es ist ein Nachspüren der Denkweise der Menschen, ein sich Zurückversetzen in Sitte und Weise jener Zeit, ein Insaugefassen der Individualitäten ganzer Völker wie Einzelner aus ihrer Mitte. Wir glauben es gern, daß historische Aristarchen ewig ihr: wo steht das geschrieben? dazwischen schreien und auf Beweis bringen werden; allein für solche hat L. nicht geschrieben, und auf solche wird auch dieser reflectirende und ergänzende Theil seines Werkes nur den Eindruck eines historischen Romans oder eines bloßen historischen Raisonnements machen.

Wir heben als Beleg des Gesagten eine Stelle aus Otto I. letzter Fahrt nach Italien aus und L.'s Endurtheil über diesen Kaiser (S. 150): „Er selbst aber, Kaiser Otto, mag sich wol getäuscht haben über die Fügsamkeit der Italiener. Unbekannt mit dem Naturgesetze des Menschenlebens, verkannte er die unzerstörbare Gewalt, welche in der Volksthümlichkeit liegt; und da er durch kein benachbartes Reich, durch kein drohendes Volk an der Unterwerfung Italiens verhindert wurde, so hielt er eine Aussöhnung der Italiener mit den Deutschen und eine Vereinigung Italiens mit Deutschland unter einem gemeinsamen Herrn auf ewige Zeiten für keine Unmöglichkeit. Ihm gefielen Italiens Himmel und Erde; und wenn ihm, dem Sachsen, auch vielleicht das Land seiner Geburt am theuersten blieb, so zog doch seine geliebte Gemahlin Adelheid ihn unwiderstehlich nach des Südens Licht und Luft. Waren einmal die Menschen gewonnen oder gewöhnt, so schien Alles gewonnen zu sein. In Deutschland war die Macht, in Italien der Genuß; in der Vereinigung von beiden schien ein großes, reiches, heiteres Leben möglich für die kommenden Geschlechter. Und die Männer des Schwertes in Italien waren zu oft über ihre Schwäche belehret worden, als daß sie noch zu fürchten gewesen wären; die Männer des Wortes hingegen, die Geistlichen, den Papst an der Spitze, schienen, da sie der Welt angehörten und keinem besondern Lande und keinem einzelnen Volke, treu auf die Seite Dessen treten zu müssen, bei welchem sie die größte Sicherheit und die größten Vortheile fänden. Solche und ähnliche Gedanken mögen durch Otto's Seele gegangen sein, und auf dieselben mag er seine weitern Entwürfe gebaut haben: den Papst und die Geistlichkeit durch Befreiungen, Belehnungen, Begünstigungen jeglicher Art fest an seinen Thron zu knüpfen; seinen Sohn alsbald zur Kaiserkrone zu bringen, um diese Krone desto gewisser seinem Hause zu erhalten; den kaiserlichen Hof in Konstantinopel, welcher noch immer mit Geringschätzung von

*) Vgl. Beil. 11 d. Bl. f. 1832. D. Red.

den Kaisern im Abendlande sprach, zur Anerkennung der abendländischen Kaiserwürde zu nöthigen, um seinem Sohne eine griechische Fürstin zur Gemahlin zu gewinnen, theils um die Gleichheit zwischen dem Kaiserthum im Abendland und dem Kaiserthum im Morgenland desto entschiedener vor der Welt zu bewähren, theils um sein Haus desto augenscheinlicher über alle Fürstenhäuser der germanischen Welt hinauszustellen. — Gewiß, Otto war ein Mann von großer Frömmigkeit, Heldensinn und Heldenstärke sind ihm so wenig, als eine gewisse Weichheit des Herzens abzusprechen; aber Stolz und Hochmuth, Herrschsucht und Eitelkeit waren gleichfalls in ihm, rissen ihn hinweg über die heiligsten Gefühle und die edelsten Pflichten und verdunkelten seine Tugenden."

Man könnte auch aus diesem Bande eine ganze Aehrenlese der reichhaltigsten Bemerkungen machen, welche auch auf folgende Zeiten ihre Anwendung finden. Wir beschränken uns auf einige wenige. So heißt es von dem Verfall des päpstlichen Ansehens S. 100: „Im Norden der Alpen ist dieser Verfall weniger bemerkbar. Hier hielt man sich fest an den Gedanken der allgemeinen Kirche; man betrachtete die apostolische Kirche wie die gemeinschaftliche Mutter aller Kirchen, und schaute in frommer Demuth zum Papst hinüber wie zu einer mächtigen Gottheit, die geheimnißvoll im Verborgenen waltete. Italien aber hatte bei dem Anblicke der Wirklichkeit seinen Zauber niemals empfunden, oder derselbe hatte sich in dem wilden Getreibe zweier Menschenalter längst verloren. Der Papst war ein gewöhnlicher Mensch geworden, der apostolische Stuhl ein gemeiner Stuhl; und die Decke des Heiligthums war mit so vielen Flecken niedriger Leidenschaften und Laster besudelt, daß in Vielen Verachtung und Abscheu aufstieg und in Niemanden Ehrfurcht und Vertrauen."

Eine merkwürdige Stelle über den Feudaladel im Lichte des Christenthums mag den Beschluß machen, zumal da sie 554 aus einer Note (die lesen ja Viele gar nicht!) entlehnt ist: „Nachdem nämlich die Vorfahren der Vasallen durch Raub und Gewaltthat die Völker um Freiheit und Eigenthum gebracht und sich zu Herren der beknechteten Welt gemacht hatten, so setzte sich in den Nachkommen dieser Menschen der Wahn fest, der sich seit länger als einem Jahrhunderte nach und nach erhoben hatte und der sich im Fortgange der Zeit ausgebildet hat, daß sie höherer Abstammung, reineres Blutes, besserer Geburt seien; daß ihnen Alles gehöre, was die Welt Gutes und Schönes hat; daß die übrigen Menschen, gemeines Gesindel, nur da seien, um ihren Befehlen, Launen, Leidenschaften, Roheiten wie unterthänige Knechte, wie dummes Vieh zu gehorchen und zu dienen. Dieser Wahn, zum Rechte erhoben, und als solches ein schmuziger, aber bequemer Polster für die Geistlosigkeit, Unwissenheit, Faulheit und Nichtswürdigkeit, ist ein gräßlicher Flecken in der Geschichte der Völker, welche die Lehre Christi bekennen. Auch werden wol noch ein paar Jahrhunderte verlaufen, ehe die letzten Spuren desselben aus dem Leben ausgetilgt sein werden; aber gewiß wird es den künftigen Menschengeschlechtern unbegreiflich sein, wie die frommen Bekenner jener Religion der Liebe eine solche verruchte Gewaltthätigkeit mit ihrem Glauben in Uebereinstimmung zu bringen vermocht haben. Es wird eine Zeit kommen, da man fragen wird: Tantum religio potuit sancire malorum?" 11.

Politische Erinnerungen des Grafen O'Mahony. Aus dem Französischen übersetzt. Sulzbach, Seidel. 1832. 12. 16 Gr.

Die Aufsätze, welche diese gut geschriebene und gut übersetzte Sammlung enthält, deren Verf. sich jetzt nach Freiburg in der Schweiz zurückgezogen hat, erschienen, Vorrede und Schlußwort ausgenommen, seit der Mitte des Jahres 1819 im „Conservateur", in der „Quotidienne" und größtentheils im „Mémorial catholique" und enthielten Beschwerden der römisch-katholischen Kirche gegen Beeinträchtigungen, welche während der französischen Revolution und unter der Restauration über sie ergingen. Die Härte und Grausamkeit, welche sich Volk und Machthaber gegen katholische Lehrer, Bekenner und Heiligthümer erlaubten, widersprach nicht selten so sehr allen Begriffen der Menschenliebe und Gewissensfreiheit, daß edelmüthige, aber aufgeklärte Gegner ihrer Glaubenslehren und Kirchenzucht ihrer eignen Ehre schuldig zu sein glaubten, sie zu mißbilligen. Der unbefangene Ausländer, welcher seine Meinung von der unterliegenden Partei nicht blos nach den Berichten ihrer Feinde modeln will, wird daher die Stimme eines beredten und freimüthigen Vertheidigers nicht überhören. Die Erklärungen des Grafen O'Mahony tragen alle innern Kennzeichen redlicher Ueberzeugung und erlauben nicht, den achtungswürdigen Mann und seine gleichgesinnten Freunde einer Verschwörung zur Begünstigung des Despotismus gegen die Freiheit des menschlichen Geschlechts zu beschuldigen. Männer solcher Art verdienen persönliche Duldung, Achtung und anständige Sicherstellung gegen Bedrängnisse des Mangels. So viel ist man der gefallenen Größe, dem schnell entrissenen Einflusse und Personen schuldig, die nicht auf unerlaubten Wegen, und wenn auch durch Das, was jetzt für Vorurtheil gilt, doch durch einst gesetzmäßiges Vorurtheil zu diesem Beruf, zu diesem Einflusse gelangt waren. Welcher Stand, welches Verhältniß im Staat wäre einen Augenblick vor gänzlicher Zerrüttung gesichert, wenn man sich enthalten dürfte, gegen die Diener und Bekenner des römischen Kirchenglaubens, der römischen Kirchenzucht diese Billigkeit zu beobachten? Davon hingegen wird alle Beredtsamkeit des ehrenwerthen Sprechers keinen unterrichteten Nichtkatholiken, selbst manchen katholischen Rechtsgelehrten und Staatsklugen nicht überzeugen, daß es rathsam, und noch viel weniger, daß es thunlich gewesen, den Dienern der römischen Kirche alle Rechte wieder einzuräumen, die seit Jahrhunderten angegriffen, seit mehr als einem Menschenalter aus Frankreich verschwunden sind. Der Graf hat ihr überaus künstliches Gebäude tief verstanden und in seinem ganzen Umfange aufgefaßt. Alles in ihm hängt zusammen, und es ist nicht möglich auch das scheinbar Geringste wegzunehmen, ohne die haltbare Verbindung des Ganzen zu untergraben. Aus seinem Standpunkte ist er vollkommen berechtigt, mit Allem unzufrieden zu sein, was seit dem Ausbruche der französischen Revolution und selbst unter der dieser Kirche nicht abgeneigten Restaurationszeit des Bourbons in Rücksicht auf sie geschehn oder unterlassen worden, wobei besonders den staatsklugen und umsichtigen Villèle sein Tadel am unversöhnlichsten trifft; nur ist, menschlichem Ansehen nach, durchaus nicht zu begreifen, wie das Ministerium mehr hätte thun können und sollen, ohne den Thron seiner königlichen Gebieter noch früher zu erschüttern und, was endlich trotz aller Nachgiebigkeit unvermeidlich war, mit dem Altar, den sie nicht zu stützen vermochten, zugleich zu begraben. Was gegen und für die Verfassung der römischen Kirche gesagt werden kann, liegt in allgemein bekannten und zugänglichen Schriften den Wißbegierigen vor Augen und ist ohne Unzulänglichkeit nicht in wenig Worte zu fassen. Was der Verf. nicht ohne Bitterkeit und ernsten, treffenden Witz vorbringt, wie wenig es auch auf die Ueberzeugung der meisten Leser wirken mag, wird dennoch der Theilnahme nicht verfehlen, die solchen Eigenschaften selten versagt bleibt; aber wahrscheinlich auch, sehr wider den Willen des Verfassers, ihre moralische Gewißheit verstärken, daß die Ansprüche seiner Partei um Jahrhunderte zu spät kommen. Gerechtigkeitsliebe verbietet, durch einen Auszug zu entstellen, was nur im lebendigen Zusammenhange des Vortrags auch des Ungläubigen Aufmerksamkeit erwecken kann. Doch dürfen wir unsern Lesern wenigstens so viel nicht verschweigen, daß der wirklich ehrwürdige Verf. seine Hoffnungen und Verheißungen von einer nahen bessern Zukunft für seine Kirche nicht auf trügliche Mittel und Menschen, sondern auf eine Zuversicht stützt, zu welcher seine religiöse Ueberzeugung ihn berechtigt. (S. 205.) „Nicht theilen wir den Glauben vieler wackern Leute, daß man

sie durch kleine Verschwörungen der Coterien, durch kleine Meinungsverpönungen, durch politische Kinderspiele beschleunigen könne, über welche jeder verständige Mensch lachen müßte, wenn man in dieser Zeit noch lachen möchte. Die, welche mit solchen Mitteln die bestandene Ordnung wiederherzustellen hoffen, mit denselben Mitteln und Menschen, die ihnen schon einmal gedient haben, sind allzu kurzsichtig. Sie begreifen nicht, daß, wenn Gottes Odem reinigend über den Platz wegstrich, auf dem Völker und Könige sich im armseligen Hader wegen einer Gewalt bekämpften, deren göttlichen Ursprung die Einen wie die Andern miskannten, dieses nicht darum geschah, damit sogleich auf derselben Ringbahn wieder dieselben Kämpfer erscheinen sollten. Ebenso wenig können wir den Glauben jener zwar tiefsinnigen, doch nicht minder getäuschten Geister theilen, daß die Völker, herren- und zügellos, jeden Gehorsams entbunden und jeder Glaubenslehre entwichen, sich selbst wiedergebären; daß sie eben durch Befolgung aller Thorheiten der Vernunft begegnen und durch fleißiges Leeren des Pokals der Laster die Tugend wiedergewinnen würden. Wir können nimmermehr glauben, daß vom Bösen das Gute gelernt wird, Anarchie die Ordnung groß zieht, Wahnwitz die Vernunft, Zügellosigkeit die Unterwerfung und Gottlosigkeit den Glauben. Revolutionnaire können zwar Diener des göttlichen Zorns, blinde Werkzeuge himmlischer Züchtigungen, aber nur zum Zerstören, nicht zum Wiederherstellen bestimmt sein. Wenn daher Legitimitäten, die ihrem Ursprunge untreu wurden, auf illegitime Weise durch aufrührische Massen vertrieben; wenn die Fehler der Könige in solcher Weise durch die Verbrechen der Völker bestraft wurden: so ist es jetzt an der Zeit, daß die Verbrechen des Volkes durch seinen eignen Triumph bestraft werden. Es muß jetzt diese Freiheit kennen lernen, die es gewollt, die es seiner Versicherung nach errungen hat. Vor Allem darf man nicht wieder sagen können, wie man vor 40 Jahren gesagt und vor 30 und 15 Jahren wiederholt hat, man habe die ruhige Entwickelung dieses Versuches gestört; die Verleitungen des Despotismus oder die eiserne Hand der Tyrannei hätten die Entfaltung der Freiheit unterdrückt, und die Revolution sei nur gewaltthätig, grausam und blutgierig geworden, weil sie gehindert, bedroht und angegriffen sei; man dürfe sich also kein Urtheil über Grundsätze erlauben, deren Folgen man gehemmt, über Menschen, deren Patriotismus man gelähmt habe, und die, hätte man sie handeln lassen, alle Verheißungen des Glücks, welche sie dem Menschengeschlechte gemacht, übertroffen haben würden. Hier finden wir abermals einen Grund, warum wir eine Wiederherstellung durch Waffengewalt, und vor Allem durch fremde Waffen, von welcher Royalisten zuweilen träumen, für schlechthin unmöglich halten, weil der Revolution durch ein solches Beginnen wieder die alte Hinterthür geöffnet und den Völkern die Täuschung bereitet würde, diese also stets wieder auf die erste Gelegenheit, Dasjenige wieder anzufangen, was man sie ihrer Behauptung nach nicht vollenden ließ, harren und sie auch jedesmal rasch ergreifen würden. Wohl, mögen sie es doch einmal vollenden!" Wir waren einem Unbekannten, dem wir unsere Achtung ebenso wenig versagen, als seinen Standpunkt theilen können, die Gerechtigkeit schuldig, diese Gesinnungen zur Kunde des Kreises unserer Blätter zu bringen; nicht sowol seiner selbst wegen, woran ihm wenig gelegen sein mag, als vielmehr zur Ehre der Menschheit, um wenigstens Unbefangene zu überzeugen, daß auch eine unterliegende, allgemein verlästerte Partei nicht aus lauter Ränkeschmieden, Aufwieglern und Unruhstiftern, aus lauter geist- und geschmacklosen unberedten Schreiern besteht. Daß der Verf. in den Uebeln, welche Frankreich betreffen, die er mit sehr lebendigen, zum Theil überaus treffenden Zügen schildert, und deren Zunehmen als göttliches Strafgericht er mit Gewißheit vorhersagt, eine nothwendige Folge des Abfalls von der römischen Kirche erblickt, wie er alles Gute von der Rückkehr zu ihr erwartet, ist zu begreiflich, um einer ausdrücklichen Aushebung seiner Darstellung zu bedürfen, wird aber die eigne Ansicht Dessen nicht unbelohnt lassen, der nicht fest entschlossen ist, keine andere Stimme zu vernehmen, als die sich auf allen Gassen hören läßt, und keine andere Meinung wiederholt als die seinige. 95.

Geschichte des deutschen Reiches von dessen Ursprunge bis zu dessen Untergange. Von A. von Kotzebue. Fortgesetzt von F. A. Rüder, bis zum Jahre 1832. Vierter Band. Leipzig, Kummer. 1832. Gr. 8. 2 Thlr.

In unserer Beurtheilung des ersten Bandes *) dieser Fortsetzung, durch welchen wir uns durchaus nicht befriedigt erklären konnten, sprachen wir die Hoffnung aus, daß der zweite, als ganz der neuern Geschichte angehörig, größere Befriedigung gewähren werde; allein wir sehen uns zu unserm Bedauern genöthigt, zu erklären, daß diese Erwartung nicht erfüllt worden ist, und daß auch dieser Band die deutlichsten Spuren einer sehr eilfertigen Abfassung trägt. Wenn man auch an die Fortsetzung einer Kotzebue'schen Arbeit als solche keine großen Ansprüche machen kann, und wenn allerdings eine gewisse Flüchtigkeit und Leichtfertigkeit nothwendig war, um die Fortsetzung mit dem Anfange in Einklang zu bringen, so wäre es der Verf. wol sich selbst schuldig gewesen, diese Uebereinstimmung aufzugeben, etwas Gediegeneres zu liefern, als der Anfang ist, und die Schwierigkeiten der Aufgabe richtiger zu würdigen. Allerdings pflegte man bisher meistens die neuere Geschichte Deutschlands nur gleichsam anhangsweise der mittelalterlichen anzufügen, oder, wenn man ausführlicher sein wollte, beschrieb man weitläufiger die Kriege, an welchen das deutsche Reich Theil genommen hatte, so gering und so wenig ehrenvoll diese Theilnahme auch gewesen sein mochte, und breitete außerdem einzelne, ebenso wenig bedeutende Reichstagsverhandlungen in ihrer langweiligen Weitschweifigkeit aus; man dachte nicht daran, daß, seitdem das deutsche Reich den Charakter einer Conföderation erhielt, seine Geschichte sich auch großentheils in Specialgeschichten auflöste, und daß es wichtiger und ersprießlicher sei, das sich regende und nach bestimmterer Gestaltung strebende Leben zu verfolgen und abzuschildern als darzuthun, wie man mit abgestorbenen Formen ein bedeutungsloses Spiel trieb. Auch das vorliegende Buch schließt sich jener unbefriedigenden Weise an: Erzählung von Kriegen, oft ohne Hervorhebung des Entscheidenden, von Reichstagsverhandlungen, namentlich bei den Kaiserwahlen, und einzelne abgerissene Notizen aus der Geschichte der einzelnen deutschen Länder bilden den wesentlichen Inhalt; von jener innern Entwickelung findet sich nur selten eine schwache Spur. Eine umfassendere Benutzung der vorhandenen zugänglichern Hülfsmittel ist auch nicht glaublich; denn wie hätte bei einer sorgsamen Benutzung des Aschbach'schen Werkes die Darstellung der politischen Zustände so dürftig und schwankend ausfallen, wie hätte bei einer Berücksichtigung der Förster'schen Untersuchungen in der Ausgabe der Wallenstein'schen Briefe Manches in denselben Widerlegte, in Beziehung auf Wallenstein's Absichten und Ausgang, wiederholt werden können? Noch größeres Mißbehagen erweckt aber die Darstellung, in welcher bisweilen einzelne abgerissene Notizen nebeneinander gestellt werden, ohne daß ein anderer Zusammenhang stattfindet oder angegeben ist als der, daß sie in derselben Zeit geschehen sind, und welche deshalb dem Leser Chroniken des Mittelalters vergegenwärtigt. Um diese Ausstellung zu belegen und zu zeigen, daß diese nicht die einzige ist, zu welcher man sich in Beziehung auf die Darstellung veranlaßt findet, glauben wir einige Stellen mittheilen zu müssen. So heißt es in Beziehung auf die dem westfälischen Frieden zunächst folgende Zeit, S. 96: „Jeder Hof hielt sein kleines Heer auch mitten im Frieden, und das Aussterben verminderte die Zahl der regierenden Häuser." S. 99 und 100: „Gleich nachher (1653) begann der

*) Vgl. Nr. 187 d. Bl. f. 1832. D. Red.

Krieg des Königs Karl Gustav von Schweden, und im folgenden Jahre nahm der Kurfürst Friedrich Wilhelm von Brandenburg als Schwedens Verbündeter am Kriege Theil, ergriff hernach die Partei der Polen mit der unglücklichen Wendung, daß der Kurfürst das Herzogthum Preußen vom Könige von Schweden zu Lehn nehmen mußte, worauf er wieder Alliirter der Schweden wurde." Einigermaßen wird dieser verworrene Satz S. 103 berichtigt, dagegen wird hier der Vertrag von Welau auf den 11. Jan. 1658 gesetzt. S. 115 fährt der Verf. nach der Erwähnung des Feldzuges von 1678 gegen Frankreich ohne den geringsten verbindenden Uebergang fort: „Eine in vieler Hinsicht merkwürdige Erscheinung war der nimweger Friedenscongreß. Unter englischer Vermittelung begannen daselbst (?) die vorläufigen Friedensunterhandlungen im J. 1676. Das deutsche Reich überließ es bald seinem Kaiser, für dessen Bestes möglichst zu sorgen. Gesandte aller interessirten Mächte erschienen dort auch aus Deutschland in Menge. Die Könige und der Kaiser hatten dort Botschaften mit Excellenz. Vergeblich strebten die Kurfürsten und die altweltfürstlichen Häuser, für ihre Gesandten den nämlichen kostbaren Titel zu erlangen. Großen Aufwand machten daselbst besonders die Boten des Friedens aus Frankreich. Wie hatte sich aber die Welt verändert seit dem westfälischen Frieden!" u. s. w. Endlich heben wir noch ein Urtheil des Verf. in Beziehung auf bekannte Verhältnisse, nämlich auf die Stellung Friedrich II. nach dem zweiten schlesischen Kriege, aus, welches sich S. 272 findet: „Der König von Preußen war mistrauisch und handelte, ohne seine Minister zu Rathe zu ziehen, in seiner äußern Politik gar eigenmächtig. Es ist höchst unwahrscheinlich, daß jemals dem wiener Hofe bei seinem Leben eingefallen wäre, verbunden mit Rußland einen neuen Krieg wegen Schlesien wider den König von Preußen anzufangen, wenn der König sich zu einem freundlichen, nachbarlichen Benehmen gegen Oestreich hätte entschließen können. Aber er selbst ließ stets fürchten, daß er noch mehr von Oestreich erobern wolle." Wir haben vielleicht schon zu viel Raum für die Mittheilung einzelner Stellen in Anspruch genommen; allein einmal ist bei einem Werke, welches sich nicht durch Gediegenheit des Inhalts geltend machen kann, die Aufmerksamkeit hauptsächlich auf die Darstellung zu wenden, und zweitens mögen wir nie tadeln, ohne durch Vorlegung wenigstens einiger Beweise unsere Leser in den Stand zu setzen, selbst über die Begründung des Tadels zu urtheilen. 16.

Notizen von C. Krusemann in Beziehung auf dessen Kunstreise und Aufenthalt in Italien; gesammelt und herausgegeben von A. Clink Sterk jun. Aus dem Holländischen übersetzt von C. Mayboom. Hanover, Hahn. 1831. Gr. 8. 1 Thlr. 8 Gr.

Der Uebersetzer dieser Reisenotizen eines holländischen Malers über Italien muß keine Ahnung von der reichen Literatur haben, die wir in Deutschland über diesen Gegenstand besitzen; er würde sich sonst nicht die ganz nutzlose und undankbare Mühe gegeben haben, diese Literatur noch durch ein so äußerst unbedeutendes Buch, als das seinige ist, zu vermehren. Der Verf. mag in Holland als Maler eines gewissen Rufs genießen, und seine flüchtigen und anspruchlosen Reisenotizen mögen dort einen gewissen Werth in Anspruch nehmen, da in holländischer Sprache wenig über Italien geschrieben sein mag; allein dieser relative Werth gab seinem Buche noch kein Recht darauf, unter den zahllosen Schriften aufzutreten, die Deutschland über Kunst, Natur und Alterthum und Volksleben in Italien besitzt. Für uns sind diese Bogen wenig mehr als Maculatur.

Die anspruchslosen Briefe eines begeisterten und einsichtsvollen Kunstjüngers, der endlich das Land seiner Sehnsucht erreicht, lesen sich immer mit einigem Interesse. So auch diese Briefe, welche einen Zeitraum von drei Jahren umfassen und aus Frankreich, Deutschland, besonders aber aus Italien Reiseabenteuer, Kunstansichten, Gefühle u. dergl. mehr berichten. Aber zu lernen geben sie uns nichts, und dem einigermaßen Eingeweihten scheinen sie nicht mehr als nüchterne Wiederholung hundertmal gehörter Dinge. Hierzu kommt, daß das Buch von Druckfehlern wahrhaft strotzt, daß Orte, Namen und fremde Worte dergestalt verunstaltet erscheinen, daß wir Mühe haben, sie wieder zu erkennen, und daß uns zugemuthet wird, uns durch einen Vorbericht hindurchzulesen, der alle Arten von Unsinn in sich vereinigt. Nach all Diesem wären diese Bogen, für die holländische Kunstbegeisterung vielleicht ausreichend, in Deutschland daher besser ungedruckt geblieben, wie denn überhaupt sehr zu wünschen wäre, daß über Italien vorerst nichts mehr verlegt würde, als nach einer einigermaßen sachkundigen Prüfung der hierüber schon vorhandenen Literatur. Die drei Steindrücke, mit ihrer holländischen Unterschrift: „Voorstad en graven van Pompeja" u. s. w., sind noch das dankenswertheste an dieser Erscheinung. — Eine Stelle allein hat uns eine lebendigere Theilnahme abgewonnen. Der Verf. erzählt, wie er in Bologna die Bekanntschaft des Bibliothekar Mezzofanti macht und nicht wenig erstaunt ist, von diesem seltenen Manne, dem ersten praktischen Linguisten Europas, im reinsten brüsseler Dialekt angeredet zu werden. Wir können aus unserer nähern Bekanntschaft mit diesem außerordentlichen Geiste hierzu einen Commentar liefern. Es ist bekannt, daß Abbate Mezzofanti, welcher Bologna niemals verlassen hat, 50 oder 60 Sprachen und Dialekte dergestalt besitzt, daß er sich in jeder derselben, wie ein Eingeborener ausdrückt. Ein beispielloses Gedächtniß und ebenso seltener Trieb, jedes ihm fremde Idiom zu erlernen, haben ihn zu dieser merkwürdigen Wissenschaft geführt. Abbate Mezzofanti nun fand einst auf seiner Bibliothek zu Bologna eine Grammatik in einer ihm unbekannten Sprache. Köstlicher Fund! Aber leider fehlte das Titelblatt und die Vorrede. Er hatte also nichts Eiligeres zu thun als diese neue Sprache, die ihm unbekannt war, zu erlernen. Er war damit bald fertig; aber er wußte noch immer nicht, welche Sprache er erlernt hatte. Da führt das Waffengeschick eines Tages holländische Kriegsgefangene nach Bologna. Mezzofanti, für den jeder Fremde eine kostbare Erscheinung, ein Magnet ist, drängt sich unter sie — er hört, er horcht — er spitzt die Ohren — er erkennt endlich, daß er in jener unbekannter Sprache — Holländisch gelernt hat. — Mezzofanti ist ein ebenso seltener, als liebenswürdiger Mann! 130.

Notiz.

Das Wort Finanzen.

In Nr. 36 d. Bl. ist des Ursprunges und der Ableitung des Wortes „Finanzen" Erwähnung geschehen. Wir wollen dazu einige Nachträge geben. Der Ursprung dieses Begriffs ist in dem Worte finis zu suchen, welches im Latein des Mittelalters wie terminus die Nebenbedeutung von „Zahlung" hatte. Ebenso brauchten die Griechen τέλος, ebenso wird „Ziel" in einigen deutschen Ländern gesagt, und fine bedeutet im Englischen eine „Geldbuße". Für die Bedeutung von finis als „Geldzahlung" überhaupt oder „verdächtige Geldspeculation" in England, Frankreich, Deutschland und Italien gibt Hüllmann im „Städtewesen des Mittelalters", Th. IV, S. 95, viele Belege. So heißt es in der berühmten Magna charta der Engländer vom Jahre 1215: „Habeat hereditatem suam sine relevio et fine" (d. h. tax- und sportelfrei). In Frankfurt a. M. ward im Jahre 1578 (s. Kirchner's „Geschichte Frankfurts", II, 501) das „finanzische Würfelspiel" verboten, und in Kantzow's „Pomerania" (II, 166) steht „finanzisch" schlechthin für „betrügerisch". 59.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Donnerstag, — Nr. 108. — 18. April 1833.

Dramatische Bücherschau für das Jahr 1832.

Erster Artikel.

Wie wenig befriedigend für die höhern Foderungen der Kunst auch die einzelnen Erzeugnisse der dramatischen Muse in Deutschland sein mögen, im Ganzen genommen herrscht ein reger, strebender und vordringender Geist in diesem Gebiete, dem es immer noch gegeben sein kann, einmal auf das Außerordentliche und wirklich Kunstbeständige zu treffen. Nur wo Stagnation ist, da hat der Kunstfreund die Hoffnung fahren zu lassen ein Recht; lebenvolle Verirrung kann jeden Augenblick wieder zu lebenvoller Wahrheit zurückführen. Dies ist der Fall, in dem sich die deutsche und die französische tragische Muse im Gegensatz zu der englischen, italienischen und spanischen befindet. Dort ist Stillstand oder feststehende, zur zweiten Natur gewordene Unnatur; einzelne, davon befreitere Erscheinungen blitzen wie Sterne in dunkelster Winternacht hervor; im Ganzen aber steht die Manier so fest wie das Firmament. Anders ist es in Deutschland, und wiewol auch hier äußerst wenig oder nichts wahrhaft Großes sichtbar wird — seitdem die dramatische Poesie mit der Bühne in unheilbarer Fehde zerfallen ist —, so ist das Falsche und Unwahre, das Unpoetische und Kunstwidrige doch noch nicht Gesetz geworden und muß sich an bestrittenen praktischen Siegen genügen lassen. Weniger jugendfrisch und muthig als die französische dramatische Muse, ist die deutsche dafür in einen engern Kreis von Verirrungen eingeschlossen und dringt vielleicht mit geringerer Kühnheit und Verachtung des Herkömmlichen, aber dafür auch mit besonnenerer Stätigkeit gegen den Mittelpunkt des Zieles vor, welcher in der Versöhnung zwischen Poesie und Bühne, zwischen Kunst und Leben zu finden sein wird. Bis dies Ziel, einst erreicht, jetzt verloren gegangen, dereinst wiedergefunden werden wird, muß sich die deutsche dramatische Muse an einem zerrissenen Lorberkranz genügen lassen, dessen eine Hälfte die Bühne, die andere aber die Kritik vertheilt, während der Glückliche unter uns noch nicht gefunden ist, dessen Schläfe von beiden Hälften zugleich umkränzt werden. Es mußte eine Zeit kommen, wo der Dramatiker, welcher nach Kunstgesetzen arbeitet, freiwillig und gänzlich auf die Bühne Verzicht leistet, und wo von der andern Seite die Bühne sich gänzlich von den Kunstgesetzen lossagt — und diese Zeit ist gekommen. Ihre nächste Frucht wird die Sehnsucht sein, die den erschütterten Zuschauer nach einem kunstmäßigen Genusse ergreift, und diese Sehnsucht wird die Bühne nöthigen, bei der Poesie auf ein Darlehn zu dringen. Dies ist der Augenblick jener Versöhnung, die wir eben als das Ziel bezeichneten, nach dem die Muse in Deutschland ringt.

Beim Ueberblick ihrer letztjährigen Erzeugnisse ist die Hoffnung, daß jener Augenblick nicht allzu fern mehr sei, aufs Neue bei uns erwacht. Mit Vergnügen haben wir bemerkt, daß die Ansteckung von französischer Extravagang diesseit des Rheins äußerst gering geblieben ist, und daß sie, wie es scheint, vielmehr die ernste Erforschung der Kunstgesetze auch solchen Individuen werth gemacht habe, die ehedem einige Hinneigung zu ihr deutlich blicken ließen. Im Ganzen genommen zeigt uns der Katalog der vorjährigen dramatischen Erscheinungen jedoch wenige angesehene Namen. Houwald, Grillparzer, Platen, ja selbst Auffenberg, Benzel-Sternau, Frau von Weißenthurn und Andere, die wir gewöhnt sind alljährlich in die Schranken einreiten zu sehen, haben thatenlos geschlummert, ja sogar Ritter Fouqué hat die Lanze rasten lassen. Ist dies Verzweiflung, so wäre sie unrühmlich zu schelten und würde durch das Beispiel der Franzosen, die, wiewol in besserer, doch auch nicht in außerordentlich günstiger Lage sich befinden, glänzend beschämt. Unter den neuern Namen — homines novi im Patriciat der dramatischen Kunst — sind Einige, welche ehrenhafte Patricier zu werden versprechen, während wir Deutschland in der That Glück wünschen, einige ganz unerträgliche dramatische Schreier, wie Maltitz ganz, und Harro Harring wenigstens zu theilweisem Stillschweigen gebracht zu haben.

An den großen politischen Streitfragen hat die dramatische Muse sehr geringen Antheil genommen; ein einziges polnisches und ein einziges griechisches Drama und zwei oder drei pseudoliberale Rhapsodien bezeugten, daß dies Thema seiner gänzlichen Erschöpfung nahe ist, während die wahre Gedankentragödie wenigstens ein paar achtbare Versuche an den Tag gestellt hat. Die Komödie hat sich nicht mehr zu derjenigen Heiterkeit erheben können, die vor dem Juli 1830 an ihr wahrzunehmen war; so wahr ist es, daß Leben und Kunst einander gegenseitig bedingen. Der Witz hat bei uns seitdem eine andere Richtung genommen; er erschöpft und zersplittert sich in gallsüchtigen politischen Reden an das Volk. Dies ist so wahr, daß wir besorgen, bald wird Raupach,

den nichts anficht, nicht einmal die Kritik oder die Politik, der einzige Lustspieldichter Deutschlands, ein neuer Kotzebue, ein neuer dramaturgischer Dictator sein.

Wie wenig erfreulich nun alle diese Bemerkungen auch sein mögen, wir wollen unsern Lesern nicht vorenthalten, daß wir, trotz ihnen, an dem Ueberblick der dramatischen Erzeugnisse des J. 1832 Freude haben, daß wir, trotz ihnen, die Hoffnung auf bessere Zeiten festhalten, und all Dieses blos deshalb, weil sich unverkennbar in diesem Theil des Musenfeldes mehr Kraft, mehr Selbständigkeit, mehr Mannichfaltigkeit, mehr Beweglichkeit, mehr wirkliche Poesie, mehr Tiefe und Ernst endlich und mehr Geschmack kundgibt als in irgend einem der andern Gebiete des apollinischen Reichs. Zum Beweise, daß dem in der That so sei, berufen wir uns auf die Vergegnung der Acten, d. h. auf eine kritische Vergleichung der dramatischen Erzeugnisse mit denen der lyrischen, epischen Muse, bis zu denen der Novellistik und Romantik herab. Wie einstönig, unselbständig, nach einem Zuschnitt gefeilt, wie blaß und lebenlos erscheint hier meist Alles? Wie nachgemacht, nachgeahmt, nachgearbeitet im Vergleich zu dem freien Tritt und Schritte der dramatischen Muse? — Aber wir haben noch einen andern Beweis für den Vorrang der dramatischen Muse in Deutschland in petto; einen künstlichen zwar, aber einen nicht minder stringenten. Es ist der Satz, daß Stücke wie Immermann's „Friedrich II." binnen zwei Jahren in Deutschland total vergessen sind. Wie wäre dies möglich, wenn nicht ohne Unterlaß vortreffliche Dramen in Deutschland erschienen?

Wir beginnen unsern Ueberblick der dramatischen Literatur des abgelaufenen Jahres wie billig mit den Erscheinungen des neuen, die vermöge alter Verbindlichkeit alljährlich sich vorstellen, d. h. mit dramatischen Jahrbüchern und Almanachen.

1. Jahrbuch deutscher Bühnenspiele. Herausgegeben von F. W. Gubitz. Zwölfter Jahrgang, für 1833. Berlin, Vereinsbuchhandlung. 1833. 8. 1 Thlr. 16 Gr.

Es ist nicht zu verkennen, daß diese jährliche Sammlung von Originalstücken nicht nur gegenwärtig den ersten Rang unter ihren Mitbewerbern in Anspruch nimmt, sondern auch, daß es in der Hand seines neuen Herausgebers an Bedeutung und Empfehlbarkeit noch gewonnen hat. Eine reinere und strengere Kritik leitet jetzt die Auswahl des Aufzunehmenden, und namentlich dürfte unter den in diesem Jahrgang enthaltenen Stücken keines ohne seinen eigenthümlichen Werth und ohne Achtbarkeit sein. Der Herausgeber hat eine glückliche Mittelstraße behauptet und auf der einen Seite das Triviale, auf der andern das Excentrische mit gleicher Vorsicht von der Aufnahme ausgeschlossen. Sämmtliche sechs dramatische Beiträge sind Originale, und achtbare Originale. — „Der Empfehlungsbrief", Lustspiel in vier Aufzügen von Karl Töpfer, zeigt die dramaturgische Gewandtheit des Bühnengesetzkundigen und die sorgfältige Behandlung, welche des Verfassers Arbeiten auszuzeichnen pflegt. Die Intrigue, wiewol voller Unwahrscheinlichkeiten und fast allzu reich, ist dennoch ganz verständlich zu sein, ist lebhaft und in heiterer Laune erfunden. Die Personen, zwei Brüder, ihre zwei Töchter und deren Liebhaber, sind scharf und ergötzlich contrastirt, die Entwickelung erfolgt schnell und auf ziemlich neue und überraschende Art. Wäre die Erfindung nur etwas wahrscheinlicher, und wäre Herr Töbias Brecht nicht eine allzu oft gesehene Wiederholung des malade imaginaire, so würden wir dies vorzüglich bühnengerechte Stück auch ein völlig kunstgerechtes Lustspiel nennen. — „Künstlerliebe, oder die moderne Diogenes", Lustspiel in Einem Act von W. F. Seidel, ist wenn der Erfindung nach nicht durchaus neu, doch mit einem heitern, poetischen Gewande bekleidet und in gefälligen Versen geschrieben. Die vis comica darin beruht auf dem Irrthum, nach welchem die Gattin eines plastischen Künstlers seine ihr nachgebildete Gliederpuppe für eine Nebenbuhlerin hält: eine glückliche und wohlerfundene Situation, welche die Treue der Männer zu den Sternen zu erheben schönen Anlaß gibt. Die Entwickelung konnte rascher sein, aber gutsandirte Verse und eine feine Sprache hört man von der Bühne herab immer gern. — „Margarethe", Possenspiel in einem Act von K. von Holtei, ist viel weniger erfreulich, als Stücke dieses Dramatikers gewöhnlich zu sein pflegen. Die Situation des ehrlichen, nur überberlinisirten Hofnarrs hat mehr Peinliches als Ergötzliches, und die Intrigue selbst ist weder glücklich erfunden, noch mit besonderer scenischer Wirkung ausgeführt. Die Posse soll uns zu lachen geben; sie soll Caricatur sein, und hier treten wir vor eine Caricatur vor uns, die eine leidige Wahrheit ist, ein unangenehmes Portrait. — „Der Mystiker, oder der Skandal", Lustspiel von Wilh. von Lüdemann. Dieses Stück stellt eine heitere und gute Parodie der Müllner'schen Verschuldungen zugleich mit einer ergötzlichen Verspottung des mystisch-pietistischen Unwesens dar, welches uns Neue und Zeitbildschau-Romantik zu treiben so überaus angenehm findet. — „Der Gefangene", Trauerspiel in einem Aufzuge von W. Itzer, ist eigentlich nur eine einzelne tragische Scene, ein Versuch vielleicht im Tragischen, aber in einer sehr gelungenen Form. Die echttragische Sprache und der schöne, wohllautende Vers erwecken Hoffnungen, die freilich eine so vereinzelte Scene noch nicht erfüllen kann. Giulia gefangen, wird von Pompeo, ihrem Gegner, gelicht und ermordet, da Camillo sie zu befreien erscheint. Hier fehlt es uns an Stoff zu einem Urtheil darüber, ob der Verf. das Wesen der tragischen Kunst begriffen habe oder nicht. Die Probe ist zu klein, aber groß genug, um über sein sprachliches Vermögen außer Zweifel zu sein. — „Der Graf und der Bürger", Trauerspiel in vier Acten, von Dr. Schiff. Ein bloßer Entwurf, aber ein achtbarer und der weitern Ausführung sehr würdiger. Vor Allem scheint es dem Verf. dabei auf Wahrheit (Wahrheit der Charakteristik, der Empfindung und Wahrheit der Sprache) angekommen zu sein. Er hat Recht, aber es fehlt durch ein Uebermaß im Guten. Die Furcht vor falschem Pathos, den derselbe schon einmal so ergötzlich parodirte, hat ihn dahin geführt, das Leben mit holländischer Treue zu copiren. Die Kunst hat einen andern Zweck. Dennoch verdankt dieser Entwurf aber jener lebendigen Wahrheit die ungemeine dramatische Wirkung, die ihm beiwohnt. Alles an ihm ist Natur, Leben, vollkommene Treue; der Gegenstand, der Gedanke ist zugleich ergreifend und unserer Theilnahme würdig, und wir zweifeln daher nicht, daß, wenn es dem Verfasser gefiele, diese Skizze zu einer vollen und förmlichen Tragödie auszuarbeiten, ein ungewöhnlicher Effect durch sie erreicht werden möchte. Wie sie ist, stehen alle Farben zu dicht, zu grell nebeneinander, und die Form ist vernachlässigt; aber die Verhältnisse (des Hoflebens im Gegensatz zum Bürgerleben) sind äußerst lebendig, wahr und wirkungsvoll aufgefaßt, und weder die Fabel noch die Charaktere lassen irgend etwas Wesentliches zu wünschen übrig. Kurz — hier endlich ist wahres Verständniß des Wesens der tragischen Kunst in einer offenbar absichtlich dunkelgehaltenen sprachlichen Form. Eine volle Kraft zu zeigen, steht dem Verf. noch bevor.

Hiermit müssen wir das „Jahrbuch" entlassen, dem, wenn es auf dem Geiste festhält, zu dem es sich in neuer Zeit bekannt hat, Beifall und Wahrnehmung nicht wohl fehlen können.

2. Lustspiele, oder dramatischer Almanach für das Jahr 1833, von F. A. von Kurandt. Dreiundzwanzigster Jahrgang. Mit sechs Kupfern. Leipzig, Wagandsdörfer. 1833. 12. 1 Thlr. 12 Gr.

Von andern Gesichtspunkten als die vorstehende geht diese Sammlung aus, der wir leider Jahr für Jahr ein immer entschiedeneres Zurückgehen aller Originalität zum Vorwurf machen müssen. Der Titel schildert diesen Almanach in Einem Worte ab. Wir sind das Vaterland, freilich, unbefangener Laune. Wir sind nebenher

das Asyl des aus fast ganz Deutschland verbannten strengen und edeln Conversationsstückes. Wie, ist es denn nun in Wien so schwer, Originaldramen aufzutreiben, fünf oder sechs des ganzen Jahres? Aber man scheut die Mühe oder die Theilung des Gewinnes. Wir leugnen es nicht, daß wir sehr ungehalten auf den Herausgeber dieses Almanachs sind, daß er uns abermals vier französische Mauvaisen als deutsche Lustspiele aufgetischt, und ungeschickt aufgetischt noch dazu, indem er: „Dem Husar das „Schutzkind", Lustspiel in einem Akt, das allenfalls noch für einen Dilettant deutscher Verhältnisse gelten könnte; und dieses dem alten trefflichen, aber viel zu langen Lustspiele: „Eigensinn aus Liebe", sind die übrigen Scribe-, Duvelot-, Merkwürdigkeiten nun wählen möglichst unbrutsch. „Die Schutzkind" lassen wir passiren; es ist ein hübsch lebendig gehaltenes, äußerst zart gehaltenes und des Meisters in dieser Gattung, Marsollier, würdiges Lustspiel, fast allzu delikat und zu sehr bloßes Empfindungsspiel und darum, außer in Wien, vielleicht nirgends mit Erfolg darzustellen. Das Conversationsstück, dieser abgeblühten Damen, hat uns in Wien noch einige frische Reiser bewilligt. „Der Eigensinn aus Liebe" aber ist viel zu eigensinnig lang, um uns zu gefallen, wie denn die alte, martialische Liebhaberei und wie rührend seine naive Gutmüthigkeit auch ist. Das Lustspiel im dritten Akte: „Damenlaunen, oder gerade wie ehemals", nach Anatol, hat zwar — wir gründen das da der Verf. es versichert: — wesentliche Veränderungen selbst in den Hauptcharakteren erfahren; aber unser einst originaller Lustspieldichter ist durch die lange Gewohnheit des Uebersetzens und Bearbeitens nun schon so gallisirt, daß er gar nicht mehr zu unterscheiden vermag, was Deutsch und was Französisch ist. Es führt zu weit, dies hier mit Beweisen zu belegen, aber die Sache ist wahr, und eben dies ist es, was uns gegen seine Originalität in Harnisch bringt. Sie hat uns um einen braven deutschen Lustspieldichter ärmer gemacht. Wer zweifelt, daß Kurländer bessere deutsche Lustspiele geschrieben hat und noch schreiben könnte als die „Damenlaunen" sind, wenn er nicht bequemer fände, zu übersetzen und zu bearbeiten als zu schaffen? Das Lustspiel in einem Akt: „Das Gelübde", wollen wir ihm zu Liebe mit ihm eine zimmliche Kleinigkeit nennen, wiewol der wunderliche Grund zur Titelveränderung (bei Millemille fristet es „Quinze jours de sagesse") uns ganz und gar nicht einleuchtet. Daß es schon ein so bestrittenes Gasteldi'sches Lustspiel gibt, mußte ja gerade zur Wahl eines andern Titels führen. Oder war auch diese Arbeit dem Herausgeber schon zu mühsam? Es ist doch fürwahr unglaublich, wie bequem Redacteure alter Almanache, Zeitschriften und Journale am Ende werden können!

Die Kupfer sind diesmal ungewöhnlich ziemlich; und wenigstens hat man diese Seite bei dem Bewegen jener steifleinen Bequemlichkeit nicht stattgefunden, die wir dem Herausgeber leider, zum wievielsten Male wissen wir nicht, zum Vorwurf machen müssen.

3. Dramatisches Vergißmeinnicht für das Jahr 1833, aus den Gärten des Auslandes nach Deutschland verpflanzt von Th. Hell. Zehntes Bändchen. Dresden, Arnold. 1833. 8. 1 Thlr.

Mit ähnlichen Zwecken wie die vorstehende Sammlung erscheint auch diese, jedoch mit dem wesentlichen Unterschiede, daß sie sich sogleich als ein Repertoir für Fremdes ankündigt und, was die Auswahl betrifft, gewöhnlich mit strengerm Urtheil und reinerm Geschmack zu Werke geht. Wir verdanken dieser Sammlung eine Reihe erfreulicher und beliebter Bühnenstücke, und auch diesmal ist, was sie bringt, nicht übel. Das Drama in zwei Abtheilungen: „Der Verstorbene, oder Abreise und Rückkehr", hat es zwar meistens mit echtfranzösischer Sentimentalität zu thun und macht zu fühlbare Anläufe auf unsere Rührsamkeit, aber es zeigt sich doch so reich an wirkungsvollen Scenen, so lebendig, und kräftig aus dem Leben geschöpft, so wahrhaft dramatisch, daß wir ihm schon um deswillen etwas falsche Empfindsamkeit gern nachsehen. Für die wirkliche Bühne dürfte dies Drama jedoch kaum geschrieben sein; trotz aller sprachlichen Gewandtheit ist und bleibt die Situation peinlich und einförmig. Besser als dies Drama behagt dem Leser unstreitig das zweiactige Lustspiel: „Der lustige Rath", eine wahre comedia de capa y spada, worin der Witz zweier lustiger Räthe und eines staatsräsonnirenden Schulmeisters gar ergötzliche Funken schlägt, während die stille und bescheidene Liebe Paola's mit einem Herzogshut gekrönt wird. Einige Längen (die Staatsrathssitzung z. B.) abgerechnet, ist die Intrigue lebhaft und anregend geführt und die Bosheit des neidischen Höflings fällt mit Meister Bombetto's seltsamer Staatsweisheit ganz ergötzlich ans. Für die Bühne müßte jedoch auch diese Arbeit wol der verkürzenden Scheere anheimfallen. Die Verfasser dieser Dramen werden uns nicht genannt; wir ahnen in dem ersten jedoch den mehr genannten Scribe.

4. Almanach dramatischer Spiele zur geselligen Unterhaltung auf dem Lande. Begründet von A. von Kotzebue, herausgegeben von Mehren. Einunddreißigster Jahrgang. Hamburg, Hoffmann u. Campe. 1833. 12. 1 Thlr. 16 Gr.

Die „Mehren", welche diesen Almanach dem Titel zufolge jetzt statt des einzelnen Herrn Lebrun herausgeben, haben den tragischen und unaufhaltsamen Sturz, welchen diesen Kotzebue'schen Posthumus dahinreißt, nicht aufzuhalten vermocht. Es fehlt ihnen Allen zusammen gradezu ebenso an der einem Herausgeber nothwendigsten Eigenschaft, Geschmack, wie ihrem vereinzelten Vorgänger. Fünf Stücke, unter denen nun eines das Prädicat: erträglich, verdient, sind offenbar für einen Kotzebue'schen Almanach zu wenig. Was aber soll man von diesen „Jugendstreichen", welche Hrn. Rabehl zum Verf. haben, anders sagen, als daß sie ein aus neunundneunzig ähnlichen Stücken zusammengewürfeltes hundertes bilden, für das die „Pagenstreiche", „Studentenstreiche", „Der Vater von Ungefähr", „Die Localposse" und noch viele andere Meisterwerke dieser Art ganz geduldig sich haben rupfen lassen? Was anders ist von dem zweiactigen sogenannten Lustspiele: „Alter schützt vor Thorheit nicht", von einem unstreitig sehr gelehrten, aber nicht sehr witzigen Doctor Wagener, anzuführen, als was des Verf. Emilie zu ihrer Zofe Nanette sagt: „Du setzest mich durch Deine ungeselligen Bemerkungen in Langeweile!" — eine sprachliche Wendung, die mindestens ebenso ungewöhnlich und neu ist, als das Lustspiel alt und gewöhnlich —; was von dem Lustspiel: „Nitzu einig", von Aug. Gathy, als daß es diesen Titel mit eben dem Rechte trägt wie Mancher den eines Staatsmannes, mit der Ueberstimmung, daß Die, welche wir meinen, als Redner ebenso langweilig sind, als der Verf., wenn er seine Gerichtsdiener auftreten läßt? was sonst von dem „Gitterchen Jasonite", Vorspiel in zwei Aufzügen von K. Töpfer, nach einer wahren Begebenheit, als daß es uns an den Ausruf: „Saul unter den Propheten!" erinnert, da es in der That ein, mitwol aus ziemlich gewöhnlichen Elementen zusammengesetztes, doch in Situation und Sprache heiteres und gefälliges Lustspiel mitten unter theils langweiligern, theils niedrigern Scherz darstellt? Dies ist der einzige Beitrag, der der Rede werth ist und der von Neuem beweist, daß der Verf. von „Der beste Ton" und „Nehmt ein Exempel dran!" wenn er auch nicht immer so glücklich ist, wie in diesen Arbeiten, sich selbst doch niemals verleugnet und Unwürdiges nie als ein Kunsterzeugniß einzuschmuggeln versucht. Was endlich und schließlich läßt sich von dem alten Mercier'schen Drama: „Der Essighändler", welcher von Hrn. Lebrun unter dem Namen: „Vater Dominique, oder Sauer ist Süß", wieder aufgewärmt wird, anders sagen, als was der ehrenwerthe Verf. in seiner äußerst spitzigen und geharnischten Vorrede darüber selbst sagt: „Tant de bruit pour une omelette!" und noch dazu um einen aufgewärmten Eierkuchen! Was endlich — doch von den ganz schauderhaften Kupfern und Hrn. Lyser's völlig unverdauter und unverdaulicher Erklärung der Vignetten schweigen wir lieber ganz still, eingedenk der weisen Lehren, daß kein Mohr weiß zu waschen und ein witzloser Humorist eine höchst traurige Naturerscheinung sei.

Die „Mehren" werden nach diesem Allen daher wohlthun, sich wiederum einen und zwar einen verständigen und mit Geschmack begabten Wortführer zu substituiren, widrigenfalls sie die alte deutsche Rechtslehre von der Unmündigkeit aller Corporationen gar klärlich darthun würden.

5. Camaleonti, oder der Briefwechsel durch die Kapuze. Lustspiel in fünf Aufzügen mit einer historisch-kritischen Einleitung. Von C. P. U. Erfurt, Hennings. 1832. Gr. 12. 12 Gr.

Lustspiel? — „Tragikomödie wider Willen" hätte der Verf. sein Stück nennen sollen, denn in der That war die Entscheidung schwer, ob wir über den possirlichen Ernst dieses Lustspiels lachen, oder über die possirliche Lustigkeit dieses tragischen Meisterstücks trauern sollten. Der unbekannte Verf. muß unserer Rechnung nach ein steinalter Mann sein, da der Plan zu diesem Lustspiel, wie er selbst in seiner ungeheuern und sehr gelehrten Vorrede erzählt, vor mehr als — 50 Jahren entworfen wurde. Hat man je eine solche Selbstverleugnung erlebt? Funfzig Jahre lang und darüber den Plan zu einer Tragikomödie mit sich durchs Leben umherzutragen, fünf und ein halbes Mal so lange, als der strenge Horatius von einem Meisterwerk der Poesie verlangt? Aufrichtig gesprochen, der Verf. hätte wohl gethan, dies sogenannte Lustspiel eben da zu lassen, wo es 50 Jahre lang geruht hat, nämlich in seinem Kopf oder in seinem Pult. Er hat den guten Willen, aber keine einzige von den dazu erfoderlichen Gaben, uns einen deutschen „Tartuffe" (an welchem vortrefflichen Besitzthum es uns übrigens weder auf den Bretern, die die Welt bedeuten, noch in der Welt selbst fehlt) zu liefern, den Jesuitismus in doppelter Weise, nämlich durch eine äußerst gelehrte Abhandlung im Styl von 1730, und durch ein Lustspiel in gar keinem Styl zu enthüllen, fromme Seelen zu warnen und alle Jesuiten als Spitzbuben und Teufelsleibdiener darzustellen, und was dergleichen gute und löbliche Absichten mehr sind. Allein vom Lustspieldichten, von Poesie, von Vers, von Sprache überhaupt versteht er grade so viel, als er bei den Jesuiten selbst, deren Zögling er sich nennt, gelernt haben mag, und füllt, statt uns zu erheitern und zu erfreuen, unsere Seele mit widerwärtigen, ja schauderhaften Bildern von der Barbarei, dem grausamen Despotismus, der Bestialität der jesuitischen Erziehung an. Wahrhaftig, der auf Erbsen kniende Knabe im zweiten Act, seinem Peiniger Camaleonti gegenüber, ist rührender als Philoktet selbst, und wohnt dem Verf. ja irgend eine Gabe bei, so ist es die, durch grelle Malerei des Wirklichen zu erschüttern. Vom Lustspieldichter jedoch verlangt selbst die verhenkertste Bühne dergleichen nicht, und wir fürwahr noch weniger als sie. Camaleonti ist ein Gauner, ein Dieb, und wird als solcher entlarvt; die gute Frau Eisenbrecher aber, seine Beschützerin, will sich ersäufen. Hierbei begegnet es dem Verf., witzig zu sein. Madame ruft:

— Wo ersauf ich mich?
Wo kühl' ich ab mein heißes Herz? Im Main?
Im Rhein? (zu Fuch's) Sprich, Läufling, in der Regnitz? In der Pegnitz?
O! weh! —

Fuchs.

Wo's beliebt — auch in der Donau —
Noch besser in der Sau — am allerbesten — im Rheinwein, oder Steinwein.

(Der Beschluß folgt.)

Notizen.

Druckfehlerunfug.

Es ist bereits vor einiger Zeit in d. Bl. gerügt worden, daß die Uebersetzer französischer und englischer Werke oft mit einer tadelnswerthen Leichtfertigkeit verfahren und es namentlich mit der richtigen Schreibung der Eigennamen wenig genau nehmen. Aber diese Ungenauigkeit ist noch viel tadelnswerther in Originalwerken, wozu die soeben erschienenen „Briefe des Freiherrn von Stein an den Freiherrn von Gagern" ein recht deutliches Beispiel liefern. Denn trotz des vielfachen Interesses, welches dies Buch selbst für einen gewöhnlichen Corrector haben mußte, ist es doch nicht möglich gewesen, dasselbe von Druckfehlern in den Eigennamen frei zu erhalten. Denn Schreibfehler können dies nicht sein; und wären es solche gewesen, so mußten sie vor dem Abdrucke verbessert werden. So steht denn S. 21 Montsglas für Montgelas; S. 65 Arendt f. Arndt; S. 68 Stourza f. Stourdza; S. 85 Amphyktionen f. Amphiktionen; auf S. 95 ist von der „Wiederkunft" der Herzogin von Berri die Rede, wofür unstreitig „Niederkunft" zu lesen ist, da der Brief im September 1820 geschrieben, und am 29. Nov. d. J. der Herzog von Bordeaux geboren worden ist. Weiter findet man S. 102 Wilkens statt Willen; S. 171 Below st. Bülow; S. 181 Strick st. Stryck; S. 184 Hommunionen st. Homuncionen; S. 304 Wegschneider (?) st. Wegscheider; S. 321 und 325 Cappenberg (der Name von Stein's Landsitze) st. Lappenberg (der bekannte hamburgische Geschichtsforscher); S. 350 Richelen st. Richelieu. Endlich steht auf S. 128 „Schulenburg, Rehnert"; im Druckfehlerverzeichnisse, wo die genannten Sünden nicht aufgeführt sind, findet sich dafür Schulenburg-Rehnert, wobei ältere Leser sich wol des sonderbaren Druckfehlers erinnern werden, der sich beim Erscheinen von Niemeyer's „Abraham auf Moria" in der „Allgem. deutschen Bibliothek" eingeschlichen hatte und der bei einem Buche, dessen Verf. ein Theologe war, sich besonders schlecht ausnahm.

Blindekuh.

An der Nordwestküste von Amerika gehörte noch in den Jahren 1788 und 1789 das Spiel zur Hofetikette, wie der englische Capitain Meares in seiner Reisebeschreibung erzählt, aus welcher das Folgende in F. Th. Schubert's „Vermischten Schriften" (I, 285 fg.) mitgetheilt ist. Maquilla, der mächtigste Fürst in der Gegend des Nutkasundes, hatte eine unwiderstehliche Liebhaberei zum Blindekuhspiele, welches jedoch nichts anders als eine Menschenfresserei war, die Maquilla auf Kosten seiner Unterthanen und Sklaven befriedigte. An dem zu diesem schrecklichen Festmahle bestimmten Tage versammelten sich die Großen des Hofes in dem Palaste des Königs, in welchem eine Menge seiner Sklaven eingeschlossen waren. Nun ließ sich der König die Augen verbinden und die wehrlosen Sklaven wurden seiner menschenfresserischen Wuth preisgegeben. Sobald der königliche Jäger ein Wild seines Forstes erhascht hatte, ward das unglückliche Opfer in Stücke zerrissen, und die noch rauchenden Glieder wurden vom Könige und seinem hungerigen Hofstaate mit dem größten Appetite verzehrt, indeß der Schauplatz von dem Freudengeschrei der Glücklichen ertönte, die durch Behendigkeit oder Zufall dem schrecklichen Tode entgangen waren. Die Freude dauerte jedoch nur kurze Zeit; denn der Geschmack des Menschenfleisches war so köstlich und so wenig kostbar für den hohen Adel, daß nach einem Reichsgrundgesetze dieses Fest jeden Monat gefeiert wurde.

Les extrêmes se touchent.

Im Jahre 1819 ward der Kaiser von Oestreich in Rom erwartet. Man dachte ihn prächtig zu empfangen und die Stadt in ihrem alten Glanze zu zeigen. Aber die Mittel dazu waren nicht vorhanden. Also trieb man nicht allein die rückständigen Abgaben mit Gewalt ein, man zahlte die Wittwengehalte nicht vollständig aus, man machte mit den Unternehmern solche Contracte, die erst in zehn Jahren bezahlt zu werden brauchten. Dennoch mußte die Regierung überdies zu Anleihen schreiten, und es ist eine besondere Wendung, daß man von Madame Lätitia Bonaparte und der Prinzessin Pauline Geld borgt, um den Kaiser Franz I. und den Fürsten Metternich zu empfangen. 39.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Freitag, — Nr. 109. — 19. April 1833.

Dramatische Bücherschau für das Jahr 1832.

Erster Artikel.

(Beschluß aus Nr. 108.)

6. Ben David, der Knabenräuber, oder der Christ und der Jude. Schauspiel in fünf Aufzügen. Nach Spindler's Erzählung: „Der Jude", für die Bühne bearbeitet von Bernh. Neustädt. Breslau, Leuckart. 1832. 8. 1 Thlr.

Wir sind längst darüber einig, daß die Verwandlung einer guten Erzählung in ein gutes Drama zu den schwierigsten Unternehmungen gehöre, desto schwieriger, je besser, je ausgeführter, je kunstgerechter die Erzählung ist, nach welcher der Dramatiker arbeitet. Eine Novelle in italienischem Wortsinne kann in ihrer klaren, naiven Auffassung und mit ihren scharfen Charaktercontrasten leicht in dramatischer Form aufgefaßt werden — und in der That sind die genialsten Dramen, die je geschrieben wurden, die Shakspeare'schen, größtentheils nach italienischen Novellen geschrieben — allein ein deutscher oder englischer Roman stellt dem Dramatiker, der das Wesen seiner Kunst begreift, fast unbesiegbare Schwierigkeiten entgegen, wenn er sich nicht etwa an der bloßen, von allem Nebensächlichen entkleideten Idee genügen läßt. Erzählung und Drama bieten, was die Natur und den Gebrauch der Kunstmittel betrifft, unversöhnliche Gegensätze dar, und grade Das, was der schönen Form der Erzählung wesentlich angehört, grade das wird von dem Wesen des Dramas aufs entschiedenste zurückgewiesen. Diesem unbestreitbaren Lehrsatz zum Trotz vergeht kaum ein Monat, wo nicht irgend ein bedauernswerther Versuch dieser unmöglichen Metamorphose an den Tag tritt, Versuche, welche eben jenes unnatürliche Zwittergeschlecht der historisch-romantischen Tragödie liefern, von der wir nicht wissen, ob wir ihr die Rechte eines Kunsterzeugnisses zugestehen dürfen, oder ob wir sie für einen Gegenstand der Industrie halten sollen, der nicht nach Kunstgesetzen, sondern nach Bedürfniß und Nachfrage beurtheilt werden muß.

Um diese traurige und verderbliche Gattung, welche nicht wenig Antheil an dem Verfall unserer Bühnen hat, ein für allemal beseitigt zu haben und in künftigen Fällen auf dies précédent zurückverweisen zu können, wollen wir dies Stück etwas näher ansehen, als eine blos handwerksmäßige Arbeit an sich wol verdiente, und es dabei nicht scheuen, etwas tiefer in die Principien der Kunst einzugreifen, als dieser besondere Anlaß rechtfertigen mag.

Was soll die Tragödie sein? Eine kräftige Einzelgeschichte des menschlichen Pathos in einer einzelnen Begebenheit. Die Geschichte der Leidenschaft, ihre Entstehung, Entwickelung, Ende, ihre Versöhnung mit dem ethischen Urgesetz, das ist die Aufgabe der Tragödie. Ist es nun möglich, eine solche Geschichte der Leidenschaft darzustellen an einer Begebenheit, bei welcher die Gründe der Entstehung, der Entwickelung, des Endes außerhalb dieser Begebenheit selbst liegen? an einem geschichtlichen Factum, das in allen seinen Einzelheiten und einzelnen Resultaten als gegeben vorliegt? Niemand wird einen solchen Widerspruch zu behaupten vermögen. Und dennoch verfahren Diejenigen nach diesem Grundsatz, welche Tragödien aus beliebten Erzählungen herstellen und bilden. Anders handelten die Alten, anders Shakspeare und Calderon, wenn sie historische Begebenheiten dramatisch auffaßten. Sie nahmen die Geschichte wie einen Mythus hin, wie eine Sage, an der nur der Anfangs- und der Endpunkt der dichtenden Kunst zur Richtschnur diente, und deren Durchgänge ihrer Phantasie das Material darboten, ohne sie in Fesseln zu legen. Mit dem Gedanken modelten und formten sie die Geschichte, weit entfernt, die Geschichte ihren Gedanken modeln zu lassen, wie dies bei den historischen Tragödiendichtern unserer Zeit der Fall ist. Die wahre Tragödie hat ihr Element in der Seele, die falsche sucht es in der Begebenheit; die wahre Tragödie ist psychologisch, die falsche historisch; die wahre schildert Seelenzustände und lehrt, wie die Leidenschaft streitet und wie der Mensch sie besiegt, die falsche schildert Ereignisse, gebraucht den Menschen als Mittel, eine Geschichte zu machen und lehrt — nichts. Hiermit ist der Unterschied zwischen dem Tragödiendichter und dem Tragödienmacher gegeben; der eine erfindet die Geschichte einer Menschenseele und zeigt uns diese im Spiegel einer Begebenheit, der andere wiederholt eine Handlung, unbekümmert um ihre innern Motive.

Spindler's „Jude" ist eine lobenswürdige Erzählung, reich an guter Scenerie, an scharfgezeichneten Charakteren, an überraschenden Situationen. In seinem Ben David steckt auch eine tragische Person, ein tragischer Gedanke, welcher, wie die Erzählung es fodert, von hundert kleinen Lichtern beleuchtet, bruchstückweise zur Schau gestellt, als letztes Resultat der ganzen Erzählung sich in der Seele des Lesers zusammenbaut. Die Tragödie fodert Anderes. Mit gebieterischer Strenge begehrt sie eine einzelne, an sich große, in sich abgeschlossene, durch keine Aeußerlichkeit geschichtlicher Art bedingte Handlung. Sie fodert ferner, daß diese Handlung durchgehend sei, vom Alpha bis zum Omega jedes Interesse in sich aufnehme und vor allen Dingen in der Seele des Menschen sich entwickele. An diesem Maßstab, falls er der richtige ist, gemessen — was wird da aus unserer Flut von historischen und romantischen Tragödien, welche eine große durch hundert kleine Handlungen zu ersetzen meinen, die sie nach Willkür beendigen, wenn die Feder des Dramatikers stumpf geworden ist? Bei solchen Irrthümern im Grundsatze vermögen oft selbst die besten Kräfte nichts die Foderungen der Kunst Befriedigendes zu leisten; der Verf. der vorliegenden Tragödie aber ist weit entfernt, sich solcher Kräfte rühmen zu können. Er setzt eine Ehre darein, der Copist seines Novellisten zu sein, und so groß ist seine Unkunde von Dem, was er zu thun hatte, daß er sich rühmt, die eignen Worte des Erzählers in seinen Dialogen beibehalten zu haben. Die Erzählung und das Drama, ihrem innern Wesen nach verschieden, sollen diese Verschiedenheit auch in ihren äußern Formen kundgeben, und wie die Kunstmittel des

Malers ganz andere sind als die des Plastikers, so auch die des Novellisten und des Dramatikers. Die Sprache ist das Material Beider, aber es ist ihnen nicht gestattet, dies Material nach gleichen Gesetzen zu verwenden. Entweder ist Spindler also oder der Verf. im Irrthum; der Verf. ist es, denn schon das ist ein unglücklicher Gedanke, die Hauptpersonen, David und Jochai, fünf Acte hindurch in jüdisch-deutschen Wortverdrehungen reden zu lassen. Doch es war hier nicht sowol unser Zweck, die Fehler dieses Stücks, als die der Gattung, zu welcher es gehört, sichtbar zu machen. Was den Versuch des Verf. betrifft, so ist er einer ernsten Kritik weder fähig, noch würdig. Die Personen treten auf, treten ab, Jochai sagt dies, David und Esther sagen jenes aus dem Roman her, dies Alles ohne sichtbare Ursache und nothwendigen Zusammenhang, bis Zodick's Bosheit vollendet ist, und Herzog Friedrich erscheint, den sterbenden David zu segnen, und für Dagobert, den er mit Esther zum Altare führt, Bürgschaft zu leisten. Das Verdienstthermometer der Sprache in diesem Stück steht einen Grad unter Null.

7. Lustspiele von Bauernfeld. Wien, Sollinger. 1833. Gr. 12. 20 Gr.

Der Verf. der hier gebotenen drei Lustspiele gehört der kleinen Zahl deutscher Dramatiker an, die noch eine Tradition von dem alten Conversationsstücke, diesem Prüfstein des Schauspieldichters und des Schauspielers, bei sich bewahrt haben. Diese Gattung des Schauspiels, welche eine veredelte Wirklichkeit zu ihrem Element hat und die mittlere Gefühlsregion als ihr Gebiet anspricht, ist in einer excentrischen Zeit, wie die unserige, in einen begreiflichen, aber darum nicht weniger unverdienten Miscredit gefallen. Die zwiefache Richtung gegen das durchaus Poetische und gegen die effectvolle Gemeinheit hin hat das charakterentwickelnde Drama völlig überflügelt; es sind nur noch wenige Verehrer desselben und, in natürlicher Consequenz hierzu, noch weniger Dichter übrig geblieben, die sich ihm zuwenden. Bauernfeld ist einer der glücklichsten und sinnvollsten, zugleich aber auch vielleicht der witzigste unter ihnen. Sein achtbares Talent entwickelt sich am vollständigsten an dem vieractigen Lustspiel: „Leichtsinn aus Liebe oder Täuschungen", in dem die Empfindungen eines liebenden Mädchens, welches die vermuthete Gleichgültigkeit ihres Geliebten zum Leichtsinn in der Liebe verleitet, die Grundlage der Intrigue hergaben. Dieser gute Gedanke ist würdig und in sehr glücklichen, überraschenden und launigen Situationen entwickelt. Wahrheit und Mannichfaltigkeit der Charaktere, die Sprache der gebildeten Gesellschaft, glücklicher Wortwitz und eine lebhafte, fesselnde Intrigue, frei von den Uebereilungen, an die wir gewöhnt sind, und doch niemals zerrend und gezerrt, sind die kunstmäßigen Vorzüge dieses in seiner Gattung musterhaften Lustspiels. Die Pfänderspielscene im zweiten Act kann so ziemlich als ein Muster Dessen gelten, was die deutsche Komödie an Feinheit und gesellschaftlicher Galanterie vermag, und was sie von der spanischen und französischen eben wesentlich unterscheidet. — Auch das „Liebesprotokoll", in drei Acten, ist originell und glücklich erfunden und besonders durch die Zeichnung Rosaliens und Wahl's ausgezeichnet. So heitere, lebenskräftige Charaktere wie diese gefallen immer und haben ein Recht zu gefallen. Die Intrigue ist weniger zart und bedeutend als in dem vorangehenden Stück; dafür ist das „Liebesprotokoll" an einzelnen witzigen Einfällen reicher und besonders durch Rosaliens Laune wahrhaft ergötzlich. Es ist nicht das zwerchfellerschütternde Lachen, es ist das Lächeln des befriedigten Kunstsinnes, das der Verf. als sein Ziel erstrebt, und dies Ziel erreicht er. — „Ewige Liebe", in einem Act und in Alexandrinern, macht der Form nach noch mehr Anspruch, ein Kunstdrama zu sein, als die vorigen; allein ihm fehlt, was den andern beiwohnt: Wahrheit und Originalität. Leben und Laune können ohne sie noch kein Lustspiel bilden, und Wolff's „Mann von funfzig Jahren" hat an der „Ewigen Liebe" nicht wenig Antheil. Dessenungeachtet ist es ein angenehmes Stück voll feiner Gedanken in feiner Form, d. h. in wohlklingenden, zierlichen Versen, in denen der Verf. die Meisterschaft erreicht hat.

Baronin.
Halt! Nichts von Ewigkeit!
Wir sind genügsam: liebt uns in der Zeitlichkeit:
Die schönste Rose welkt —
Graf.
Um neu im Lenz zu prangen:
Die Liebe hört nur auf — um wieder anzufangen!

Man merkt der besonnenen Wahl des Verf. und dem Fleiß, den er auf Ausdruck und Sprache verwendet, ein ernsteres Streben an, als es den meisten deutschen Lustspieldichtern vorschwebt, die wie Raupach den ersten besten Gegenstand, ob alt, ob neu, ob tauglich, würdig oder nicht, gewöhnlich für gut hinnehmen und, während sie ihr Gefunden! rufen, auch schon mit dem Drama fertig sind. Bauernfeld macht sich's schwerer, aber er erreicht mehr und Edleres, wie beispielsweise der Vergleich mit dem folgenden Lustspiel lehren kann.

8. Der Wechsler. Lustspiel in drei Acten. Von E. Raupach. Hamburg, Hoffmann und Campe. 1832. 8. 16 Gr.

Raupach hat die eigenthümliche Gabe, daß jede Begebenheit, die er ins Auge faßt, eine dramatische Gestalt von ihm annimmt; unzweifelhaft eine schöne und dem Dramatiker vom Fach unentbehrliche Gabe. Doch eben die große Leichtigkeit, mit welcher sich ihm das Dramatische der Gestaltung nach mehr anforingt als darbietet, in Verbindung mit der Verwöhnung, zu der er durch Glücksverhältnisse, durch die Sicherheit, seine Hervorbringungen bestens acceptirt zu sehen, und durch eine fast übermäßige Bühnengewöhnung angeleitet ist, machen, daß, indem ihm Alles und Jedes gut dünkt, Wahl, Läuterung, Bestreben, Fleiß und Ernst sich ganz aus seinen Arbeiten verloren haben. Seine ungemein glücklichen Gaben mit Besonnenheit benutzt, hätten einen deutschen Lope de Vega aus ihm machen können, während er heute höchstens ein Kotzebue Redivivus oder ein Goldoni, ein Scribe geworden ist, wenigstens was das Lustspiel betrifft. Ginge dem Anfang seiner Arbeit eine besonnene Prüfung des Gegenstandes, die Feststellung eines bestimmten, würdigen Zieles oder dergleichen etwas voraus, so würde er Stücke wie „Der Platzregen", „Der versiegelte Bürgermeister" oder „Der Wechsler" kaum geschrieben haben; er würde „Die Schleichhändler", „Kritik und Antikritik" und ähnliche treffliche Entwürfe zum Ziele vollendeter Kunstwerke hinaufgeführt und statt einer großen Anzahl von Werken einen großen Ruhm hinterlassen haben. Doch dies Alles gilt ihm für nichtsbedeutend. Gefallen will er, gleichviel wem, wenn nur sein Publicum darunter ist; er verachtet, er haßt die Kritik, seine eigne miteingeschlossen; er hält ihre Stimme für ganz verwerflich und fragt nur: gefällt mein Stück? Man muß ihm zur Ehre nachsagen, daß er bei dieser Ansicht consequent aushält, und daß er sein bestes Stück für schlecht halten würde, wenn es seinen Zuschauern mißfällt. Mit diesem Irrthum — wir stehen nicht an, ihn als solchen zu bezeichnen — ist Raupach der Musager und der Anführer Derer geworden, die den Geschmack der Bühne, indem sie ihm huldigten, verdorben haben; aber selbst den Dank seiner Schüler und Nachtreter hat er nicht gewonnen. Auch sie feinden ihn an und vereinigen ihre Waffen mit jenen Strengen, deren geschworener Feind Raupach ist. Er lacht sie aus, denn er hat das Publicum auf seiner Seite, und er weiß sich zu trösten, wo auch dieser Verbündete gegen ihn Face macht.

Eben dies dürfte bei dem „Wechsler" nun wol geschehen; bestimmt läßt sich dergleichen jedoch nicht voraussagen. Werden der Jude und der jüdische Christ gut gespielt, so mag das erleuchtete Publicum von Spree-Athen über die Unwahrscheinlichkeit hinwegsehen, daß ein Geizhals 1100 Thaler für ein Lotterielos gibt, das 86 kostet, blos weil seine Tochter die Nummer geträumt hat; ja, es mag selbst über die Trivialität und die Verbrauchtheit der Intrigue hinwegsehen, wenn der astrologische Doctor oder der Commis, welcher seinen Herrn pro prodigo erklären will, weil er Geld für 10 Procent weg-

gegeben hat, gut gespielt werden. Raupach's Dramen, Tragödien wie Komödien, sind fürs Spiel und für die Spielenden berechnet, die dramatische Kunst ist ihm eine alte Bettlerin, die man nach Belieben vor der Thür warten läßt, bis man fertig ist und ihr ein Almosen reicht. Wer wollte ihm localwitz, glückliche Einfälle, launige Situationen ableugnen? Keit Mensch! Aber diese gehören seiner Natur an, von dem Seinigen, von erworbenem Gütern hat er nichts hinzugethan. Wie viel Witz ihm aber zu Gebote steht, dies zeigt sich an dem Possenspiel:

9. Denk' an Cäsar! Possenspiel in fünf Aufzügen von E. Raupach. Hamburg, Hoffmann und Campe. 1832. 8. 1 Thlr.

dem witzvollsten Lustspiel, das Raupach noch geschrieben hat. Man möchte behaupten, es sei zu viel Witz darin, wenigstens zu viel politischer, ein solches Uebermaß des Witzes nämlich, daß die Intrigue, die dramatische Entwickelung der Fabel dadurch beeinträchtigt wird. Die Handelnden, Till, Schelle, Bürgermeister Quantus und seines Raths Mitglieder sind die ergötzlichsten Personificationen der politischen Parteien, die sich denken ließen, falls der Lesir oder Zuschauer vor Lachen zum Denken kommen könnte; kurz, das Stück ist als Posse gut, unbezahlbar für reiche Hypochondristen und selbst für Politischbegeisterte. Der Verf. erklärt sich selbst für keine dieser Parteien, aber er gibt die Albernheiten Aller dem Gelächter preis. Das Thema ist so vollkommen zeitgemäß wie Schelle's Neuerungen, Quantus, des Regierenden, Furcht vor jedem Glockenschlag und Till's Verfinsterungsmotionen. Die vis comica geht aus den Charakteren, aus den Situationen hervor und hat den Wortwitz zu ihrem ersten Diener. So soll es sein. Die glücklichen Späße in dieser Posse sind nach Schocken zu messen, und wenn Beckmann's „Eckensteher Nante" deren dennoch vielleicht mehr enthält, so mag der Dichter Raupach daraus entnehmen, wie schwer es sei, in dergleichen Bestrebungen den Siegerkranz zu erringen. Wir zweifeln, daß für solche Siege bei den olympischen Spielen Lorbern ausgetheilt wurden; und da wir der Meinung sind, daß unsere heutigen kritischen Institute die unmittelbaren Nachfolger jener olympischen Ring- und Wettspiele darstellen, so wollen wir dem Verf. zwar gern bekennen, daß wir über seinen Consul Quantus Cäsar gelacht haben; aber einen Kranz können wir ihm dafür nicht bewilligen. Doch, die Posse ist eine Gattung wie jede andere; und wenn es wahr ist, daß schon jedes Individuum ein Recht zu leben hat, um wie viel mehr denn jede Gattung von Individuen, vor allen aber eine so spaßhafte? Die Lacher haben Recht: es gibt viel zu viel Ernst und viel zu wenig Spaß in der Welt. Wenn Raupach also seine Spaßaber strömen läßt, wer will die Nase rümpfen blos deshalb, weil er den Gesetzen der Kunst Hohn spricht? Man lese nur seine Instruction für die geheimen Policeidiener Kurz und Lange (S. 70 fg.), welche das Unglück haben, der Eine blind, der Andere taub zu sein, und ihre Klagen darüber, bei welchen Till ausruft: „Desto besser und kühner werdet ihr erdichten. Die geheime Policei kann ohne Poesie so nicht bestehen; das Bischen Wahrheit in der Welt reicht zu keinem stattlichen Bericht aus!" Oder er lasse sich von dem edeln Barbier und Stadtverordnetenpräsidenten Schelle den Zeitgeist erklären: „Geist der Zeit! Ha, unglaublich! Ein consul dirigens weiß nicht, was Geist der Zeit ist. Geist ist Geist und Zeit ist Zeit, und wenn also Geist und Zeit zusammenkommen — Till. So steht die Zeit im Genitivus! Schelle. Richtig! Und das ist der Geist der Zeit." Ueber so glückliche Späße — wir haben sie gezählt, es kommen fünf und ein halber auf jeden Thaler, welchen Raupach für ein fünfactiges Stück von seiner Bühne bezieht — wird schon der ernsteste Kunstrichter seinen Mundwinkel in Bewegung setzen. Nebenher gesagt, ist auch die Intrigue in dieser Posse besser und wahrscheinlicher, als dies in Raupach's Lustspielen gewöhnlich der Fall ist. Die Sprache aber ist die eines Mannes, der viel vermag, und eines Dichters, der sich mehr vernachlässigt als es nöthig wäre. ———

10. Wiens erste Belagerung durch die Türken. Vaterländisches Drama in fünf Abtheilungen. Von J. M. Grienwaldt. Wien, Beck. 1832. Gr. 8. 14 Gr.

Ein Lichtpunkt taucht aus grauer Nebel Ferne
Versuchend seine noch sehr (!) schwache Kraft.

Mit diesen bedeutungsschweren Worten dedicirt der Verf. sein opus dem Herrn v. Hammer, dessen ungeheuern Titel er das Verdienst hat, der Welt mit diplomatischer Genauigkeit bekannt zu machen. Im zweiten Theile seiner Behauptung hat er Recht, im ersten nicht, wiewol der „Lichtpunkt" ihm wahrscheinlich bitterer Ernst, die „noch sehr schwache Kraft" aber wol nur ein bescheidener Scherz ist. Was wir eben über die Erzählungsdramen im Allgemeinen sagten, findet auf die vorliegende „Belagerung" eine ganz besondere Anwendung. Das ganze Drama läuft in äußerlicher Handlung, in geschichtlichen Ereignissen ab; der Schleier, der die Gedankenwelt verbirgt, wird von dem Verf. auch nicht einmal zum Versuche gehoben: ein zuverlässiger Beweis, daß er von dem wahren Wesen des Dramas keine Vorstellung hat. Er hat Hammer's Broschüre: „Wiens erste aufgehobene türkische Belagerung", studirt und die Personen in poesielosen Versen sagen lassen, was sie dort in ziemlich schlechter Prosa sagen. Keine einzige Figur hat ihm verloren gehen dürfen, und so füllt er ganz unnütz anderthalb große Seiten mit seinem Personenverzeichnisse. Ein Kunstverständiger hätte dies endlose Register, das uns an Don Juan's Liebschaften erinnert, auf ein kleines Fünftel reducirt, denn in der That handelt, dramatisch genommen, keine einzige von allen diesen Personen. Die Träger des dramatischen Stoffes sind Salm, der ehrenfeste Vertheidiger Wiens, dem Rogendorf, der Pfalzgraf, Reischach, Kazianer und Andere blos zur Hand gehen, Soliman, der prächtige, bald prahlerische, bald kleinlaute Bestürmer, und Cornet Zedlitz, Gefangener im türkischen Lager und des Sultans Liebling, die einzige mit einigem poetischen Vermögen aufgefaßte Gestalt unter funfzigen. Wenigstens gereicht ihm das zur Ehre, daß er sich von Soliman's Schmeicheleien nicht zum Verräther machen läßt, wiewol wenig einzusehen ist, was dem Beherrscher der Gläubigen der Verrath eines östreichischen Cornets nützen soll. Komisch aber klingt es, wenn man den Sultan ausrufen hört:

Zedlitz! Weißt du, mit wem du also sprichst?

Der Sultan muß ihn, gleich uns, achten und freilassen. Eine andere Verrätherei mißglückt, Salm und Rogendorf fallen aus, und die Geschichte hat ein Ende. Solche Dramen, in denen statt der Gedanken die Karthaunen und statt der Poesie die Janitscharenmusik eine Hauptrolle spielt, lohnen die Mühe einer kritischen Analyse nicht. Der Verf. hat Recht, daß die Geschichte Oestreichs reicher vielleicht als die irgend eines andern deutschen Landes an Stoffen zu historischen Dramen ist; aber er hat nur eine Historie in dramatischer Form geliefert. Die Handlung, die Poesie des Dramas fehlt. Die Sprache des Verf. ist ohne Reiz und ohne Fülle, wiewol der Vers ziemlich gut scandirt ist. Verse, wie:

Die Männer, welche jetzt umgeben uns,
Sie werden keinen Misbrauch davon machen;
Wir sind im Rath versammelt hier, und da
Muß Jeder, was er fühlet, dreist auch sagen.

können doch unmöglich vor irgend einer Generalintendantur in der Welt für poetische gelten. Aber selbst, wenn die Sprache auch besser wäre als sie ist, was hülfe es? Der Verf. trüge immer einen zerrissenen und schief geschnittenen Rock mit schöner Stickerei und weiter nichts.

11. Adolf VI., Graf von Holstein. Ein Drama in fünf Acten. Hamburg, Perthes und Besser. 1832. Gr. 8. 16 Gr.

Etwas mehr poetisches Vermögen als in dem vorangehenden Drama verkündet sich nun wol in diesem, und es ist sogar eine Art von dramatischer Handlung darin, wenn man sie finden will, zu entdecken. Allein, was nützt's! Die Geschichte ist schon da gewesen, hundertmal energischer da gewesen, ohne daß man

darum bis zu „Macbeth" zurückzugehen und Shakspeare's Geist zu incommodiren nöthig hätte. Graf Adolf VI. ist ein kleiner, aber ein ganz kleiner Macbeth, der sich von dem großen etwa so unterscheidet, wie Einer, der einen Löffel stiehlt, von einem Vatermörder. Ob nun solche kleine Diebe oder Tyrannen tragische Helden sein können oder nicht, das ist mit Für und Wider schon allzu oft besprochen worden, als daß wir es hier noch einmal zu wiederholen Neigung hätten. Es ist kein schnöder, grauser Undank, es ist kein Mord des Schlafes, ist keine Freundschaft der Hölle, die uns hier vorgeführt wird; es ist raubritterliche Gewalt, freche Wollust, Trotz und Kleinmuth des gemeinen Verbrechers, die den Gegenstand dieser Tragödie (denn das soll sie sein) bilden. Recht gut, so weit dergleichen gut sein kann! Die Fabel (historisch) ist ganz geschickt behandelt und stellenweis auch keineswegs ohne wirkungsvolle Situation, die Charaktere sind mit frischen Pinselstrichen ganz muthig hingestellt, Adolf ist ein kleiner, ganz kecker Tyrann, Hartwig ein ganz tüchtiger Malcolm und Sündenrächer, Gottschalk und der arme Page sind Bedauern erregende Opfer, selbst Bertha gewinnt, wenn die Taube sich in des Geiers Robert Krallen windet, unsere Theilnahme; aber von Genialität, Neuheit, Dichterkühnheit oder von psychologischer Durchdringung, tiefer, naturwahrer Gestaltung des Stoffes ist in all Diesem nicht die Rede. Schon das ist verfehlt, daß dem Tyrannen Adolf ein kleiner Schurke wie Robert als Einflüsterer und Lenker zur Seite gestellt ist, während ihn Niemand zur Tugend zurückruft als der ganz schwache, blutlose Schloßhauptmann Schlamerstorp. Wie anders ist dasselbe Motiv im „Macbeth" behandelt! Hier, die Lady mit ihrem Unkenruf, mit Gift statt des Blutes in den Adern, dort Banquo mit der kunstlosen, aber erschütternden Stimme der Redlichkeit. Ein anderer Fehler sind die Frauen in diesem Stücke: Elisabeth, Ida, Bertha, Hedwig, alle ohnmächtige Schattenbilder, und Bertha allein durch Leiden an der Handlung Theil nehmend. Sie hätten sammt und sonders wegbleiben sollen. Hartwig und Gottschalk hätten sich dadurch zu wahrhaft tragischen Personen wie Malcolm und Macduff erhoben. Die gelungenste Gestalt im Drama ist und bleibt der Page, der vor dem Schlafgemach des Tyrannen Wache hält. Auf diese Scene richte der Verf. sein Auge; sie ist eine wahrhaft dramatische, und stünde die unglückliche Todesart des Opfers nicht als niedrig und unwahrscheinlich uns im Wege, wir würden sie als eine echt dichterische, vielversprechende begrüßen. Aber Hartwig muß sein Kind ermorden, indem der Tyrann die Thür aufreißt, die es bewacht, und den Knaben dadurch in das Schwert stößt! Dann erst kämpft er den Tyrannen nieder.

Genug von dem Wesentlichen des Dramas. Der Sprache ist der Verf. mächtig; ja, er zeigt hier und da sogar, daß er der dramatischen Sprache mächtig ist. Die kurze, energische, prägnante Form des Ausdrucks, welchen das Drama begehrt, gelingt ihm zuweilen recht gut. Die Expositon ist überaus geschickt, und des alten Kuno kurzer Monolog öffnet uns einen Blick in ein düsteres Gemälde mit vieler Kunst. Er stäubt das Getäfel ab:

> Was kann dein Säubern nützen, alter Thor,
> Der Staub sitzt hier zu tief an allen Ecken;
> Dahin, wo's Noth thut, reicht dein Wedel nicht.

Was der warnende Schloßhauptmann sagt, ist meistens richtig empfunden und dichterisch ausgedrückt, z. B.

> Der Thaten Prüfstein ist allein das Recht,
> Gar oft ist der Erfolg nur Spiel des Zufalls.

Worauf Ida nicht ganz passend antwortet:

> Du meinst vielleicht das Recht des Geiers, der
> Sich auf die Taube stürzt?

Ganz löblich ist er auch in der Scene, wo er den Tyrannen zur Gnade für Gottschalk zu bewegen strebt:

> Die Schwäche gibt sich blind der Rachlust hin,
> Ein kräftig Herz bewährt sich im Vergeben.

Die Reden Marquard's und Hartwig's überschreiten dagegen oft die feine Grenzlinie, welche das Kräftige von dem Geschmacklosen sondert. Als Ersatz dafür ist Bertha mit zierlichen Worten ausgestattet, und die Verse zeugen durchweg von rhythmischem Ohr. Summa: diese Tragödie wird denjenigen Lesern, welche über einer gefälligen Form die Prüfung des Wesentlichen vergessen können, und denjenigen Zuschauern, welche mehr mit dem Ohre, wie mit Verstande hören, gefallen und zu gefallen ein Recht haben.

12. Der Teufel in Sevilla. Komische Oper in einem Aufzuge von Hurtado, zur beibehaltenen Musik von Gomis für die deutsche Bühne bearbeitet von Freiherrn von Lichtenstern. Mainz, Schott. 1832. Gr. 8. 8 Gr.

Wir haben diese ganze Oper mit Interesse und mit Vergnügen wörtlich durchlesen, und das will bei einem Operntext unstreitig viel sagen. Bei einem ursprünglich deutschen ist uns dies Schicksal, so viel wir wissen, noch niemals begegnet, im Gegentheil, etwas Aerger haben wir aus einer solchen Lecture noch immer mit hinweggenommen, aber sehr häufig mehr als der Verdauung zuträglich ist. Ein französischer Operntext ist dieser schon minder gefährlich; allein so geschickt, so dramatisch wie dieser, ist uns selten einer vorgelegt worden. Ein Zug aus dem Leben des edeln unglücklichen Riego, ein historischer Zug, wie es scheint, gibt den Inhalt des Stückes ab, dessen Komik darin besteht, daß der Verfolgte in den Kleidern und mittels der Kleider seines Verfolgers entkommt und siegt. Hiervon abgesehen, ist nur die Verhöhnung der Geistlichkeit (der spanischen notabene) darin humoristisch. Das lyrische Element, worauf es bei einer Oper doch wesentlich ankommt, ist dagegen sehr gering und mit ziemlicher Gewaltsamkeit unter die Feder des Verf. gezogen. Dies ist der Punkt! Auch die Oper hat ihre Kritik; und ob Dramatisches und Lyrisches leicht ineinander fließen, sich mühlos in Eins verschmelzen: die Bejahung oder Verneinung dieser Frage wird über den Werth eines Operntextes entscheiden müssen. Hier herrscht das Dramatische vor; das Lyrische, wiewol die Verse gut, verständig, sorgsam, ja künstlich sind, fließt in die allzu lebhafte, keine Pause verstattende Handlung fast nirgend natürlich und wahrheitsgemäß ein. Wir bedauern nur die zum Theil wirklich schönen Lieder und ihre kunst- und mühevollen Verse.*) 105.

Notizen.

Das erste bekannte Beispiel von Bestechung bei den Parlamentswahlen — erzählt Blackstone — fiel im 15. Regierungsjahre der Königin Elisabeth vor, wo ein gewisser Thomas Longe gestand, mehre Stimmen des Boroughs, der ihn gewählt hatte, für vier Pfund erkauft zu haben.

In sämmtlichen Kirchspielen Londons wurden vom 14 Dec. 1831 bis zum 11. Dec. 1832 begraben 28,606 Personen, und getauft 26,974 Kinder; unter den Begrabenen befanden sich 912 Todtgeborene, 8121 welche nicht das fünfte, 4593 welche nicht das 30., 5835 die nicht das 50., 5990 die nicht das 70., 2194 die nicht das 80., 848 die nicht das 90., 105 die nicht das hundertste Jahr erreichten; drei Personen starben in einem Alter von 100, 103 und 108 Jahren. Die Zahl der Begrabenen überstieg die der Geborenen um 1632 und die der im vorhergehenden Jahre Beerdigten um 3269. S.

*) Den zweiten und letzten Artikel theilen wir im Monat Maimit. D. Red.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonnabend, — Nr. 110. — 20. April 1833.

Ueber Posten und Postregale, mit Hinsicht auf Volksgeschichte, Statistik, Archäologie und Erdkunde. Von Matthias. Zwei Bände. Berlin, Mittler. 1832. Gr. 8. 3 Thlr.

Der Grad der Glaubwürdigkeit einer historischen Angabe hängt von der Zahl und Zuverlässigkeit der Zeugen ab. Diesen Grundsatz streng befolgend, habe ich, so weit es möglich war, alle *) Schriften alter und neuer Zeit gelesen und benutzt, wenn sie auch nur gelegentlich über Schriftsprache und Briefsenden Kunde gaben. Meines Wissens ist aber bis jetzt kein Werk vorhanden, welches die Gesammtgeschichte des Postwesens, und was so genannt und demselben beigesellt wird, umfaßte. Des Le Quien de Neufville (de l'Académie royale des inscriptions et médailles) „Origine des postes chez les anciens et les modernes" (Paris 1708), welches Werk in Frankreich und Deutschland weder im Buchhandel vorhanden ist noch kaum in vier Bibliotheken vorhanden sein möchte, ist zwar trefflich **), enthält aber nur im Allgemeinen eine Uebersicht der sogenannten Postanstalten bei den Persern, Griechen, Römern und einigen neuen Völkern, nach Anleitung bekannter Quellen, und schließt mit dem Anfange des vorigen Jahrhunderts. Beschränkter in der Ausführung und befangener ist eine Arbeit von Bereide: „Des postes en général et particulièrement en France" (Paris 1826); indeß ist das Werk doch brauchbar, weil es die Postverfassung Frankreichs umständlich und bis auf die neuesten Zeiten vorträgt. Amelang, früher Professor an der Universität zu Duisburg, nachmals Postsecretair in Kleve, zuletzt Registrator beim preußischen Generalpostamte, Verfasser des mit Irrthümern überfüllten Werkes: „Ueber das persische Postwesen" (Leipzig 1774), hatte zwar diesem Buche den Plan zu einer „Pragmatischen Geschichte des Postwesens alter und neuer Zeit" beigelegt, ist aber mit diesem Werke nie zu Stande gekommen, weil sich ihm, wie er oft geäußert haben soll, unübersteigliche Schwierigkeiten entgegenstellten. (Vorrede III.)

Bei diesem Mangel eigentlicher Vorarbeiten ist dem Verf. des vorliegenden Werkes nichts übrig geblieben als ein unermüdetes Sammeln und Vergleichen der mannichfachsten Materialien, in welcher Bemühung er durch sein langjähriges amtliches Verhältniß als Archivar beim preußischen Generalpostamte vortrefflich unterstützt worden ist; und wir haben auf diese Weise ein Werk über das Postwesen erhalten, welches in seiner Art classisch genannt werden darf, obgleich dasselbe von manchen kleinern Gebrechen, z. B. dem Mangel aller Notizen über russisches, türkisches u. s. w. *) Postwesen, die doch wol zu erlangen waren, nicht frei gesprochen werden kann.

Nach allgemeinen Bemerkungen über Schriftsprache, Briefschreiben, Briefsenden wendet sich der Verf. zur Geschichte der Briefsendung vor Errichtung der jetzigen Posten und handelt in diesem Abschnitte besonders die diesfallsigen Einrichtungen bei den Römern aus den Quellen möglichst vollständig ab. Es findet sich hier namentlich Alles zusammengestellt, was in den Schriften alter und neuer Zeit über den römischen cursum publicum gesagt, gedacht, gemuthmaßt und auch wol gefabelt worden ist; nur müssen wir beklagen, bei der Geringfügigkeit des eigentlichen Resultats, daß das classische Alterthum keinen Matthias besessen hat, dem es gefällig gewesen wäre, uns etwas Gründlicheres über das postliche Leben der alten Welt mitzutheilen. Auch will der Verf. jene ältern Einrichtungen, indem sie bekanntlich nur für den kaiserlichen Dienst vorhanden waren und nur vom Kaiser unterhalten wurden, nicht für Posten in unserm Sinne gelten lassen, als deren charakteristisches Merkmal er vielmehr die Benutzung für Jedermann und die Unterhaltung aus dem Portoertrage bezeichnet. Daher geht er nunmehr zu der Untersuchung: Wie und wo entstanden zuerst Posten? (in dem eben angegebenen Sinne) über und beweist, daß nicht Cyrus, nicht Augustus, nicht Ludwig XI. von Frankreich, wie bisher meistens angenommen worden, die Posten erfunden haben, sondern daß, nach den im Archive zu Königsberg in Preußen verwahrten Originalschriften, die Posten im eigentlichen Sinne des Wortes, nämlich als Sendungsanstalten für Jedermann, ja schon den heutigen Formen ähnlich, im 13. Jahrhundert und zwar im Jahre 1276 zuerst von

*) Doch glaubt Ref. in Busch's „Handbuch der Erfindungen", Artikel: Posten, Notizen gefunden zu haben, welche der Aufmerksamkeit des Verf. entgangen sind.

**) Wir machen unternehmende Buchhandlungen darauf aufmerksam. Ist der Sinn für die Geschichte des Postwesens durch die vorliegende neueste Bearbeitung erst geweckt, so dürfte eine zeitgemäße Umgestaltung jenes trefflichen ältern Werkes nicht erfolglos sein.

*) Eine Frage auf diese Veranlassung: Besitzt man keine ausführlichere Kunde über das jetzige Postwesen der Chinesen? Diese in allem Bezug so originelle Nation wird wahrscheinlich auch ganz eigenthümliche Posteinrichtungen haben. Den britischen Factoreien zu Kanton muß darüber nothwendig Kenntniß beiwohnen. Was der Verf. auf wenigen Seiten davon sagt, hat uns nicht ganz befriedigt und bezieht sich auch nicht auf die neueste Zeit.

Deutschen, nämlich von den Marianen oder deutschen Ordensrittern zu Marienburg in Westpreußen, erfunden und eingeführt worden sind. *)

Als Hauptpoststaaten der gegenwärtigen Zeit, d. h. als solche, wo das Postwesen am meisten ausgebildet ist, bezeichnet der Verf. hierwächst Deutschland und dann als Hauptpostgebiete: Thurn und Taxis, Preußen, Sachsen, Hanover, Braunschweig, Oestreich, Baiern, Würtemberg und Hessen-Kassel; Frankreich, England, Spanien, Nordamerika. Die Postgeschichte jedes dieser Poststaaten wird besonders abgehandelt, und man wird im Werke selbst mit einem unendlichen Interesse die allmälige Ausbildung des Postwesens in seinen individuellen Formen auf jedem dieser einzelnen Punkte verfolgen. Wir können hier nur die wichtigsten Data berühren.

Das kaiserliche Reichspostgeneralat stand von 1770 — 90 auf dem höchsten Punkte seines Ansehens und Einflusses, seiner Macht und seiner Einkünfte. Von allen deutschen Kaisern jener Epoche und den Reichsständen im Süden und Westen Deutschlands, vorzüglich von den drei geistlichen Kurfürsten beschützt, durch Mandate des Reichshofrathes und Rechtssprüche und Executionen des Reichskammergerichts mächtig und gewaltsam unterstützt, übte die Familie Thurn und Taxis ihr erbliches Postmonopol im ausgedehntesten Maße aus, „wie es nie wiederkehren wird". Allein furchtbar begann das Jahr 1790 (hier folgt die Erzählung der bekannten Geschichtsvorgänge). Diese Umstände benutzte zuerst Hanover. Im Juni 1790 hob es plötzlich alle in seinen Ländern bestehenden Reichspostämter auf und erlaubte zwar den freien Durchgang der Taxis'schen Briefpakete aus Bremen und Hamburg nach Nürnberg und Frankfurt a. M., ließ jedoch die Abfertigung durch seine eignen Beamten ausführen und bezog dafür baare Entschädigungen vom Reichspostwesen. Andere Staaten folgten, und also ward das Thurn- und Taxis'sche Postwesen allmälig in diejenigen Grenzen eingeengt, in welchen wir es jetzt erblicken.

In der Geschichte des preußischen Postwesens erscheint neben dem raschen Aufschwunge, den dasselbe in der neuesten Zeit unter der kraftvollen Leitung des edeln Nagler gewonnen hat, vielleicht nichts so merkwürdig als die schon weiter vorn von uns hervorgehobene Erfindung der Posten im neuern Sinne durch die deutschen Ordensritter, worauf wir nunmehr versprochenermaßen ausführlicher zurückkommen. Wirklich wurden Postanstalten in jenem Sinne gleich nach Einweihung der Ordensmeisterburg zu Marienburg in Westpreußen 1276 im ganzen Ordensgebiete organisirt, wie solches aus den in den Archiven der Regierung zu Königsberg in Preußen verwahrten Originalschriften und Rechnungen des vormaligen Hauptordenshauses zu Marienburg und dessen Komthureien ganz unzweifelhaft hervorgeht. Es befand sich danach in der „Vorburg" eines jeden Ordenshauses ein besonderer „Brysstall" (Poststube), über welchen ein „Whything" (Ordensstall- oder Postmeister) gesetzt war, der die eingehende Correspondenz zu besorgen hatte und dieselbe in einem leinenen Tragebeutel, „Brysfack", einem „Brysjongen" (Postillon) übergab, um damit nach dem nächsten Ordenshause zu reiten und zugleich den dortigen Retourbeutel mit zurückzubringen (ganz wie heute). Diese „Brysjongen" hatten eine anständige Wohnung, denn die hohe Dienerschaft durchreisender Fürsten wurde bei ihnen einquartirt. Die Briefe wurden in ein Buch (jetzt Manual) eingeschrieben, jeder mit einer Nummer nach seiner Reihenfolge bezeichnet und neben der Aufschrift mit einer Bemerkung, die Zeit der Aufgabe und Absendung betreffend, versehen, folglich ganz wie in unsern heutigen Briefkarten und Stundenzetteln. In jedem Ordenshause unterwegs ward dasselbe Geschäft des Einschreibens und Abfertigens nach derselben Norm beobachtet. Eine Menge solcher bezeichneten, im Archive der königsberger Regierung noch aufbewahrten Briefe sammt begleitenden Briefkarten und Stundenzetteln setzt die Sache außer allen Zweifel, und es ist hiernach also gewiß, daß die frühern Hypothesen über die Erfindung der Grundlagen des heutigen Postwesens falsch sind, und daß diese Erfindung vielmehr den deutschen Ordensrittern angehört. Die Aufhellung dieses wichtigen Umstandes der Postgeschichte sind wir unserm Verf. schuldig. Den Beschluß der preußischen Postgeschichte, aus welcher uns der Raum d. Bl. weitere Auszüge nicht gestattet, macht eine gedrängte Darstellung der heutigen preußischen Postverfassung, deren genauere Durchsicht für Ausländer sehr belehrend sein dürfte.

(Der Beschluß folgt.)

*) Wir werden auf diesen höchst merkwürdigen Umstand unten zurückkommen, heben denselben aber gleich hier hervor.

Neuere englische Literatur.

1. Visit to Germany and the Low Countries, in the year 1829, 1830 and 1831. By Sir *Arthur Brooke Faulkner*. Zwei Bände. London 1833.

Der Verf., ein vielseitig gebildeter, mit dem Leben und Treiben der Welt vertrauter Mann, schiffte sich im September 1829 nach Rotterdam ein und begab sich zunächst über Köln nach Mainz, später besuchte er Frankfurt, Kassel, Marburg, Bonn, Hanover, Brüssel und hielt sich an vielen Ort längere Zeit, zuletzt besonders in Holland auf. Mit Dem, was er in Deutschland sah und beobachtete, bezeigt er sich meistens sehr zufrieden, nur Kassel missfiel ihm, und seine Ungunst dehnte sich von der Hauptstadt auf das ganze Kurfürstenthum aus. Indessen rühmt er doch die Genügsamkeit des Volkes, die Einigkeit, in welcher Protestanten und Katholiken dort nebeneinander wohnen, das Benehmen der gering besoldeten Geistlichkeit, und giebt bei Gelegenheit sehr erbauliche Parallelen für seine Landsleute. Die Erziehung im Allgemeinen, die gesetzliche Verpflichtung der Aeltern, die Kinder in die Schule zu schicken, die Wohlfeilheit der Schulbücher giebt ihm wiederholt Veranlassung zu günstigen Urtheilen über die Deutschen. Allein auch andere Gegenstände fesselten seine Aufmerksamkeit; so das ihm neue taktmäßige Dreschen des Getreides. Sogar über die Bereitung des westfälischen Schinkens findet sich eine Notiz. So viel Gnade die Deutschen vor seinen Augen fanden, so wenig gelang dies den Holländern. Hier bringt ein ungünstiger Eindruck den andern; der Verf. schildert dies Volk als aufgeblasen, verschlossen, egoistisch im höchsten Grade, verschlagen, nichts weniger als gastfreundlich, den Adel lächerlich stolz auf seine Geburt, die gemeinen Leute und besonders die Dienerschaft als die ärg-

ßen Scheime der ganzen Christenheit. Auf die Anordnung seines Werkes hat Herr F. wenig Mühe verwendet. Er springt von einem Gegenstande zum andern, ob sie in irgend einer Verbindung oder Beziehung zueinander stehen, darauf nimmt er nicht die mindeste Rücksicht. Das Buch hat natürlich durch diese Bequemlichkeit nichts gewonnen.

2. The rise and progress of the english commonwealth. Anglosaxon period; containing the anglosaxon policy, and the institutions arising out of laws and usages which prevailed before the conquest. By *Francis Palgrave*. Zwei Bände. London 1832.

Der Verf. dieses wichtigen Werkes war bisher nur durch einige Aufmerksamkeit erregende, in Zeitschriften abgedruckte Artikel über die britische Vorzeit, durch seine Arbeiten als Mitglied der commissioners of public records und durch eine Geschichte der Angelsachsen (London 1831, in der bei Murray erscheinenden „Family library") bekannt. Hier übergibt er der Welt die Früchte unermüdlichen Forscherfleißes in einem Werke, welches von der englischen Kritik als das lichtvollste und reichste bezeichnet wird, das neben Turner's Geschichte der Angelsachsen über die frühern Institutionen Englands geschrieben wurde. Der Alterthumsforscher, der Freund der englischen Rechtsgeschichte, wer überhaupt im ruhigen Spiegel der Geschichte des Menschengeschlechtes rastloses Treiben zu schauen liebt, wird in diesen Bänden volle Befriedigung finden. Sie enthalten zugleich einen Schatz von Aufklärungen und Forschungen über die politischen Institutionen des gesammten alten Europas, der Belgier, Celten, Angelsachsen, Dänen, Friesen, Schweden, Franken, Gothen ꝛc., den des Verf. Gelehrsamkeit erst recht zugänglich macht. Den Ausdruck: commonwealth, wählte er wegen seiner umfassendern Bedeutung, indem Constitution gewöhnlich nur auf die Form der Regierung und die Gesetze, welchen die Staatsgewalten unterworfen sind, angewendet wird. Er versteht darunter, wie ein von Locke entlehntes Motto erläutert, weder eine demokratische, noch überhaupt irgend eine Regierungsform, sondern eine unabhängige Staatsgemeinde. Indem er zur Erörterung der englischen Verfassung übergeht, macht er geltend, daß in der Regel politische Begebenheiten die erste, politische Institutionen die zweite, Rechtskunde und Rechtspflege nur die dritte Stelle bei den Geschichtschreibern der Völker einnehmen, während doch der Charakter derselben hauptsächlich durch ihre Gesetzgebung bedingt werde, und ohne das vollkommene Verständniß des Geistes der Satzungen, die des Volkes täglich Thun und Treiben ordnen, kein richtiger Begriff von der allgemeinen Verwaltung des Staates aufgefaßt werden könne.

Der zweite Band, „Proofs and illustrations" betitelt, könnte ebenso gut den Titel: Zusätze vom Verf., führen, denn viele der von ihm beigefügten Bemerkungen scheinen während des Druckes des ersten Bandes entstanden zu sein. Die Urkunden und Documente, welche darin mitgetheilt werden, sind unendlich schätzbar und verbreiten Licht in manches bisher undurchdringlich scheinende Dunkel. Es befinden sich dabei auch die Gesetze Wilhelm des Eroberers in lateinischer Sprache (zum ersten Mal abgedruckt nach dem Harleian Ms. Nr. 744), mit dem französischen Text (nach dem Holkham Ms. Nr. 228) zur Seite. Die gegebenen Tabellen über die Reihenfolge der angelsächsischen, dänischen, piktischen und schottischen Fürsten gewähren ein vortreffliches Hülfsmittel zum Ueberblick der Geschichte jener Zeit. Herr Palgrave will in einem dritten Band sein Werk bis zur Thronbesteigung des Hauses Stuart fortsetzen.

3. History of the greek revolution. By *Thomas Gordon*. Zwei Bände. Edinburg und London 1832.

Durch Griechenlands Vermittelung traten die ersten Bildungsstoffen höherer Cultur in die europäische Nacht; seine Colonien trugen die Civilisation nach den Küsten des mittelländischen Meers und bis nach Scythien; die Riesennacht Preußens schmiegte an der Brust seiner edeln Söhne; Alles, was groß und herrlich genannt werden kann, war in Griechenland zu finden; und ihnen noch sah derselbe Himmel in Trümmer fallen, was so fruchtbar unter ihm emporgeblüht! Wie tief die Nachkommen der Hellenen gesunken, ist weltbekannt, allein es wird dem Freunde der Menschheit willkommen sein, auch in Gordon's Werke bestätigt zu sehen, daß wahre Vaterlandsliebe und das Bewußtsein ihrer elenden Lage, neben Religionseifer und materiellen Beweggründen den hauptsächlichsten Antheil bei der letzten Anstrengung hatten, welche von den Griechen zur Erkämpfung ihrer Unabhängigkeit gewagt wurde. In der richtigen Ueberzeugung, daß bald die Zeit kommen müsse, wo ein ausführliches und zuverlässiges Werk über Griechenlands Wiedergeburt dem Publicum willkommen sein würde, unternahm es der Verf., die Geschichte der griechischen Revolution zu schreiben, wie sie wirklich war. Da er im griechischen Heere mitgefochten, jahrelang unter dem Volke von Hellas gelebt und durch seine Verbindungen mit den ausgezeichnetsten Führern des Aufstandes, sowie von seinen philhellenischen Kameraden eine Menge authentische, mündliche und schriftliche Nachrichten über die griechischen Verhältnisse erhielt, welche schwerlich in den Besitz eines Andern übergehen und die gegenwärtige Generation überdauern würden, so hielt er sich zu diesem Unternehmen sogar für verpflichtet. Was von mehr als 40 Schriftstellern meistens über einzelne Ereignisse der griech. Revolution bekannt geworden, hat er genau verglichen und bemerkt darüber, daß kaum der zehnte Theil desselben zuverlässig zu nennen ist. Das Buch beginnt mit einem Ueberblick der letzten 2500 Jahre der griechischen Vorzeit; die Geschichte der neuern Ereignisse wird mit der Darstellung von Ali Pascha's Empörung eröffnet, an welche sich die Aufstände in der Walachei und Moldau anschließen. Einen Beweis von der grenzenlosen Zwietracht der Griechen liefert der Umstand, daß A. Ypsilantis' eigne Brüder gegen ihn conspirirten, während er in der Moldau mit den größten Schwierigkeiten zu kämpfen hatte. Uebrigens spricht Gordon kein sehr ehrenvolles Urtheil über denselben, gesteht ihm weder Entschlossenheit noch Tapferkeit zu und erzählt unter Anderm, daß er nach seiner Flucht in ein Kloster der Walachei, und während er darauf bedacht war, die durch ihn mit so vielem Unglück überhäuften Provinzen zu verlassen, sich durch die Besorgniß, gewaltsam daran verhindert zu werden, bewegen ließ, falsche Briefe zu machen, welche er von dem an der Grenze befehligenden östreichischen General empfangen haben wollte und worin das bevorstehende Einrücken östreichischer Truppen gemeldet wurde. Er ließ diese Schreiben übersetzen, öffentlich bekannt machen und deshalb ein Dankfest in der Kirche des Klosters begehen, während dessen mehre Infanteriesalven abgefeuert wurden. Alles das geschah nur, seine eigentliche Absicht zu verschleiern. — Der Oberst Gordon hat sein Werk nur bis zu dem Zeitpunkte fortgeführt, wo Griechenland durch Anerkennung von Seiten der drei europäischen Großmächte der türkischen Tyrannei enthoben wurde. Zwar ging damit der Hauptzweck in Erfüllung, welchen die Hetäristen erreichen wollten; allein die Revolution war keineswegs vollendet, und der Verf. verspricht daher, wenn die jetzt vorwaltende Hoffnung auf Errichtung einer geordneten und dauernden Regierung in Erfüllung gehen sollte, die Geschichte von der Präsidentschaft des Grafen Kapodistrias bis zur Thronbesteigung Otto's in einem Supplementbande nachzuliefern. S.

Zur Naturgeschichte.

Der Lämmergeier oder Geieradler.

Man berichtet noch immer so manche fabelhafte Dinge aus der Naturgeschichte dieses Vogels, und findet dergleichen Angaben sogar in den neuesten classischen Werken, daß es sich wol der Mühe lohnt, das größere Publicum über die obwaltenden Irrthümer aufzuklären, welche meist dadurch entstanden sind, daß man Volkserzählungen als wohlbegründet annahm, sie nachher

zählte, wol gar noch ausschmückte ohne zu untersuchen, ob das Mitgetheilte auch wirklich diesen Vogel betreffe.

Was zuerst die Stellung dieses Vogels im Systeme betrifft, so ist es in den neuern Zeiten anerkannt worden, daß er den Geiern so wenig als den Falken (und der Abtheilung derselben, welche die Adler begreift) beizuzählen ist, sondern daß er vielmehr eine Gattung für sich*) bildet, welche nicht mit Unrecht den deutschen Namen Bartgeier führt, da ein am Unterkinn herabhängender, schwarzer, borstiger Bart das charakteristische Kennzeichen derselben ist, noch bezeichnender aber Geieradler genannt wird.

Die Veranlassung zu den mancherlei Histörchen, die von diesem Vogel erzählt werden, mag theils in seiner bedeutenden Größe liegen, denn der erwachsene ist immer vier Fuß lang und mit ausgebreiteten Flügeln neun Fuß breit; theils darin, daß er so häufig mit dem Steinadler verwechselt wird, indem der letztere, ihm an Größe wenig nachstehend, in der Schweiz, namentlich aber im berner Oberlande, allgemein Geier (Gyr), auch Lämmergeier genannt wird; endlich in der seltenen Gelegenheit, diesen Vogel sowol in seinem natürlichen, freien Zustande, als in der Gefangenschaft zu beobachten.

Einem, nach Meisner's**) Urtheil***), ausgezeichneten Ornithologen, Jäger und dreißigjährigen Beobachter der Vögel der Schweiz, ward diese Gelegenheit zu Theil, und aus seinen Beobachtungen theilen wir Folgendes mit.

Der Geieradler findet sich überhaupt auf den hohen Alpen der Schweiz, keineswegs indessen so selten, als man glaubt, besonders auf der Mittagsseite derselben und zwar ebenso Sommers als Winters. Seine vermeintliche Seltenheit hat darin ihren Grund, daß er sich am Tage meist ruhig hält, in die Gegend seines Aufenthalts nur Gemsenjäger kommen, die ihm keine Aufmerksamkeit schenken, sich vielmehr hüten, durch einen Schuß das ersehnte Gemswild zu verscheuchen, daß diese Jäger keine Flugschützen sind, und daß der Vogel überhaupt schwer zu beschleichen ist. Dieser steigt aber in dem Gebirge nicht höher hinauf, als noch Schafweiden sich finden, und gar nicht über die Schneeregion, kommt aber im Frühjahr bis in die Ebenen herab, wo man ihn dann bei Aas leicht schießen oder fangen kann. Er hält sich immer paarweis, indessen hat das Revier eines Paars immer einige Stunden im Umkreis.

Die Nahrung dieses Raubvogels besteht aus Aas, und er greift kein lebendes Geschöpf an, so lang er jenes hat; mangelt aber dasselbe, so greift er selbst großes Rindvieh, junge Pferde, ja erwachsene Menschen an. Er ist bei hinreichender Nahrung mehr Dämmerungs- als Tagraubvogel. Die Art, wie er sich seines Raubs bemächtigt, ist nicht das sogenannte Stoßen, wie bei den Adlern, Falken, da sein ganzer Bau dazu nicht paßt, sondern eine ihm ganz eigenthümliche Weise, die mehr auf einem Vortheil als auf Stärke beruht. Darum fliegt er auch nicht, wie jene, in Kreisen über dem Gegenstande seines Raubes, sondern setzt sich leise, gleich den Eulen, in ziemlicher Entfernung oberhalb desselben nieder. Stundenlang lauert er so, bis der Gegenstand seiner Begierde an dem Rand eines Abgrundes sich befindet, dann fährt er auf einmal dicht auf dem Boden hin gegen das Thier hinab, das erschreckt in unbedachter Flucht hinabstürzt. Nicht selten sprengt er so ganze Heerden von Schafen und Ziegen von einer steilen Felswand in den Abgrund. Der Aelpler (Alphirt), der von dieser, in den ersten Stunden der Nacht oder vor Tagesanbruch vorgenommenen Jagd nichts bemerkte, schreibt das Ereigniß andern Thieren oder wol einem Ungewitter zu. Der obenerwähnte Beobachter war selbst Zeuge, wie der Bartgeier ein Rind auf diese Weise über einen Felsen hinaussprengte und sich sofort auf das gefällte Thier niederließ. Was die Versuche dieses Vogels, Menschen auf diese Weise zu seiner Beute zu machen, betrifft, so ist einer der auffallendsten folgender. David Schindler, zu seiner Zeit ein berühmter Gemsenjäger, verfolgte eine Gemse über einen schmalen Felsenrücken, wo, bei der Unmöglichkeit aufrecht zu gehen, ihm kein anderes Mittel übrig blieb, sich dem Thiere zu nähern, als, auf dem Bauche liegend, die Flinte vor sich herschiebend, fortzurutschen. In dieser, an sich schon sehr gefährlichen Lage kam ein Bartgeier geflogen und fuhr dicht an ihm hin, um ihn mit seinen Flügeln in den Abgrund zu stürzen. Als derselbe dies bereits zum dritten Male wiederholt, drückte Schindler, der nicht aufstehen und sich kaum noch halten konnte, seine Flinte liegend ab, worauf sich der Vogel entfernte.*) Der angeführte Beobachter zweifelt demnach zwar nicht daran, daß dieser Vogel wirklich Jagd auf erwachsene Menschen mache, wenn diese in sein Revier kommen, behauptet aber aus den mehr angegebenen Gründen, daß er Kinder um so weniger raube, als er denselben nie eine Beute mit den Füßen, sondern immer nur mit dem Schnabel forttragen sah, wodurch es denn offenbar wird, daß es dem Vogel eine Unmöglichkeit ist, eine Last von nur einigen Pfunden, geschweige Säuglinge oder größere Kinder fortzuschleppen.

Des Geieradlers Nest steht immer auf oder in Felsen, in Gegenden, wo Viehweiden sich finden, eins sogar fand sich keine 20 Minuten von der Hauptlandstraße von Chur nach Reichenau auf einem 500 Fuß hohen Felsen. Es besteht aus allerlei Reisig, mit Gras und Haide gefüllt, und ist sehr flach. Die beiden Eier sind gelblich-weiß, wie mit Lettenwasser besprengt. Die Jungen werden besonders mit Kalb-, Ziegen- und Schaffleisch genährt und sind anfangs mit weißem Flaum bekleidet.

Nutzen bringt dieser Vogel höchstens durch seine Schwanzfedern, welche sehr gut zum Schreiben zu gebrauchen sein sollen. Das Stück kostet 12 Kreuzer. In Bern zahlt die Regierung 5 Neuthaler Schußgeld für einen erlegten Geieradler.

*) Gypaëtus.

**) Verfasser (in Vereinigung mit Schinz) des classischen Werks über die Vögel der Schweiz u. s. w.

***) „Annalen d. allg. schweiz. Gesellschaft f. d. Naturwissenschaften", I, S. 180.

*) Der Tod dieses Jägers war späterhin noch jammervoller, indem er auf der Gemsenjagd ein Bein brach und verhungern mußte.

Eine brütende Schlange.

Bis jetzt hatte noch keine Beobachtung etwas Anderes gelehrt, als daß die Schlangen, nachdem sie ihre Eier gelegt, sich um diese nicht weiter bekümmern. Indessen wird in Belanger's „Voyage aux Indes orientales", einem an neuen Thatsachen für die Naturgeschichte, namentlich auch für die Zoologie sehr reichen Werke, ein Fall erzählt, der allerdings für einige Sorge der Mutterschlange für die Eier zu sprechen scheint. Die Mittheilung rührt von dem berühmten Naturforscher Lamare-Piquot her. Ein weib'liches Individuum der Tiger-Königsschlange (python tigris, *Daudin.*), welches dieser Reisende lange lebend hatte, war in Ostindien befruchtet worden. Eines Tages legte es auf der Insel Bourbon eine große Menge Eier, die es sorgfältig zwischen die Ringe schob, die sein eng spiralförmig zusammengewickelter Körper bildete. Die Schlange, die bis dahin ganz kalt, wie gewöhnlich, anzufühlen gewesen war, bekam jetzt eine sehr erhöhte Temperatur, der sich nähernd, wie man sie beim hitzigen Fieber findet, und diese Hitze dauerte mehre Tage, um das Ausschlüpfen der Jungen aus den Eiern zu befördern. Aber die Fäulniß, welche sich einiger zerbrochener Eier bemächtigte, von denen die Schlange sich nicht hatte frei machen können — sie war durch die lange Reise sehr geschwächt — führte den Tod des Thieres herbei, ehe die Jungen ausgeschlüpft waren.

Stärke thierischer Ausdünstung.

In Pondichery und auf Isle de France gibt es eine kleine, mit dem Schwanze nur vier Zoll lange Spitzmaus (sorex serpentarius, *Geoffr.*), welche so kräftig ausdünstet, daß, wenn sie über Wein- oder Bierflaschen läuft, die Flüssigkeit einen so starken Moschusgeruch annimmt, daß man sie nicht trinken kann. 170.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Sonntag, — Nr. 111. — 21. April 1833.

Ueber Posten und Postregale, mit Hinsicht auf Volksgeschichte, Statistik, Archäologie und Erdkunde. Von Matthias. Zwei Bände.

(Beschluß aus Nr. 110.)

„Früher gebildet in seinen Staatseinrichtungen als die Nachbarländer im Osten war Sachsen. Sein Werth ward erhöht durch seine Lage fast im Mittelpunkte des östlichen Deutschlands, und durch den Besitz der Stadt Wittenberg und „Lipsk" (Leipzig), welches schon zu den Zeiten der Kreuzzüge in großem Rufe stand, und durch einen bedeutenden Verkehr belebt wurde." In demselben Maße bildete sich das Postwesen in diesem damals so glücklichen, so reichen und durch wissenschaftliche Cultur so hoch stehenden Lande aus; indeß muß Kurfürst August (1553—86), ein sehr gelehrter und ebenso staatskluger Herr, als der eigentliche Begründer des sächsischen Postwesens angesehen werden. Jetzt steht dasselbe unter der Leitung des verdienstvollen Oberpostdirectors von Hüttner, und umfaßt ein Oberpostamt, nämlich das zu Leipzig, welches zugleich Landescollegium in allen Postangelegenheiten ist, ein Hofpostamt (Dresden), 37 Postämter, 75 Postexpeditionen und 48 Posthaltereien, also zusammen 162 Postbehörden, welche sämmtlich dem obengenannten Oberpostamte Leipzig untergeordnet sind.

Aehnliche Erscheinungen bietet nun die Postgeschichte der übrigen deutschen Poststaaten dar; wir gehen aber darüber weg, um uns sogleich zur französischen Postgeschichte zu wenden, für deren frühere Epochen der Verf. das Eingangs genannte vortreffliche Werk von Neufville als Quelle benutzen konnte.

Das Edict Ludwig XI. von Frankreich, welches ihm so lange die Ehre verschafft hat, als Erfinder der Posten zu gelten, lautet im Eingange: „Édit pour l'établissement des postes en date à Luxies (befestigte Burg) près Doulens (Städtchen im Departement der Somme), le 19 Juin 1464. Institution et l'établissement que le Roi, notre Sire, veut et ordonne être fait de certains coureurs et porteurs de Ses dépêches en tous les lieux de son royaume, pays et terres de Son obéissance, pour la commodité de Ses affaires, et diligence de Son service et des Ses dites affaires." Und in der That, wenn man dies Edict weiter zergliedert, so findet man unwiderleglich, daß die Einrichtung lediglich den Dienst des Königs betraf, jede Beförderung von Privatcorrespondenz ausschloß, und also auf den Namen: Post, im heutigen Sinne auch nicht den entferntesten Anspruch hatte. Es wurden bei diesem Institute anfänglich 230 Staatscourriere (messagers à cheval) angestellt, welche die herrschaftlichen Depechen nach jedem Punkte des Reichs zu überbringen hatten. Erst längere Zeit nachher gestattete man ihnen die gleichzeitige Bestellung von Privatbriefen und machte die Anstalt dadurch postähnlicher. Auf diesem letztern Grunde baute hiernächst der vortreffliche Heinrich IV. weiter fort, und wir finden das Postwesen unter ihm bereits so weit ausgebildet, daß er die Ernennung eines eignen Generalpostmeisters nöthig fand und seinen ersten Staats- und Cabinetsminister, Guillaume Fouquet de la Varenne (Sully), unter dem Titel: Général des postes et chevauchers de l'écurie de Sa Majesté, mit dieser neuen Würde bekleidete. Um diese Zeit ward auch die Benennung maitres des postes allgemeiner. Unter Ludwig XIV. ward der berüchtigte Louvois Chef des französischen Postwesens, und verpachtete dasselbe einem gewissen Patin für 1,200,000 Livres. Diese Pachtsumme konnte indeß schon im Jahre 1738 auf 3,947,543 Livres erhöht werden, woraus sich die schnelle Vervollkommnung des französischen Postwesens abnehmen läßt, und die letzte (23) Verpachtung erfolgte 1786 für 10,800,000 Livres.

Im J. 1790 aber hob ein Decret der Assemblée constituante die ganze Postverfassung Frankreichs auf und ordnete sämmtliche Postanstalten einem königlichen Oberpostcommissarius unter. Napoleon dagegen stellte wieder Generalpostdirectoren, unter denen wir den, durch seine Schicksale so bekannten, um seine Administration so verdienten Grafen Lavalette nennen, an die Spitze des Postwesens. Nach der zweiten Restauration (1815) erklärte der Staatsminister Graf Beugnot, daß das Postwesen in Frankreich durchgehends eine königliche Anstalt sei und unter dem besondern Schutz des Monarchen stehe. Indeß scheint dasselbe, nach der detaillirten Schilderung seines heutigen Zustandes, mit welchen der Verf. diesen vortrefflichen Abschnitt beschließt, im Vergleiche zum deutschen, namentlich zum preußischen Postwesen, doch noch sehr viel zu wünschen übrig zu lassen, wegen welcher allerdings höchst interessanten Vergleichung wir aber, namentlich Sachkenner, auf das Werk selbst verweisen.

Für das englische Postwesen, zu welchem unser Verf. nunmehr übergeht, hat derselbe die amtlichen Berichte preußischer Postbeamten benutzen können, welche England in postwissenschaftlicher Hinsicht durchreist haben. Diese Berichte sind seine Hauptquelle gewesen, da sonst, außer dem sehr allgemein gehaltenen Artikel: Post, im 28. Bande von Rees' „Encyklopädie", nichts Genügendes über englisches Postwesen vorhanden ist.

Die ersten Anfänge des englischen Postwesens verlieren sich wie überall in tiefes Dunkel. Erst unter Elisabeth's Regierung scheinen die Posten in England in einige Aufnahme gekommen zu sein, und einige Zeit nachher wurden sie zu einem Regale gemacht. Jakob I. gründete durch Makthew de Quester eine Briefpost für die Correspondenz in das Ausland, und seine nächsten Nachfolger begründeten ebenfalls mehre nützliche Posteinrichtungen. Die Königin Anna aber (1702—14) ließ durch die neunte Acte ihrer Regierung das ganze Postwesen umformen, wie es großentheils noch jetzt besteht. Man kann die ungeheuern Fortschritte des Postwesens in England am besten aus Vergleichung der gesammten Posteinnahme in den verschiedenen Zeiträumen beurtheilen. Diese Einnahme betrug im J. 1644 3000 Pfund, im J. 1828 aber 1,500,000 Pfd., also das Fünfhundertfache. Diese jetzige hohe Posteinnahme Englands wird durch die Eigenthümlichkeit und Grundverfassung des englischen Postwesens bewirkt, daß die Generalpostämter der drei Königreiche das gesammte Seeporto ziehen, obwol sämmtliche Schiffe gehalten sind, die Brieffelleisen unentgeltlich mitzunehmen. Um dieser Einnahme gewiß zu sein, nimmt das englische Postwesen überseeische Briefe nur frankirt an. Ferner trägt zu jener Höhe des Nettoertrags der englischen Posten der Umstand bei, daß die Privatfuhrherren das Mitnehmen der inländischen Brieffelleisen gegen eine höchst unbedeutende Entschädigung übernehmen. Endlich aber kommt hierzu noch die außerordentliche Höhe des Briefportos, welches Deutsche zur Verzweiflung bringen würde, von den Briten aber ganz gern gezahlt wird. Als einfach nämlich wird ein Brief von den englischen Postbehörden nur dann betrachtet und mit einfachem Porto belegt, wenn er aus Einem Bogen besteht; jede Einlage aber, wie klein sie auch sein möge, wird als ein besonderer Brief angesehen und auch so austaxirt. So brachte z. B. vor einigen Jahren ein Paketboot aus dem Mittelmeere einen Brief nach London, worin mehre Zeitungen aus Missolunghi lagen, und wofür der Empfänger, jenen Grundsätzen zufolge, 77 Pfund (539 Thlr.) Porto zahlen mußte. In einem Schreiben ferner aus Amerika an einen Botaniker in London lagen einige Pflanzenblätter. Man war im englischen Postcomptoir über das Austaxiren unschlüssig; zuletzt zählte man, den Brief vor das blendendstarke Lampenlicht haltend, die Blätter und erhob für jedes Blatt ein volles Briefporto. Dieses Detail mag hinreichen, um uns das vielfältig so hoch gepriesene englische Postwesen in seinem wahren Lichte zu zeigen; unser Verf. thut aber wohl daran, die Vergleichung zwischen englischer und deutscher Postverfassung recht ausführlich zu machen, um die Anglomanen wenigstens in postlichem Bezuge zu bekehren.

Die Posteinrichtungen Spaniens dagegen, deren Darstellung jetzt an die Reihe kommt, stehen nicht auf einer ganz so niedrigen Stufe, als man nach den letzten Verhältnissen dieses unglücklichen Landes annehmen sollte. Die Leitung und Aufsicht des gesammten spanischen Postwesens ist einem Generalpostamte: La real y suprema junta de apelaciones de los juzgado de correos y postos anvertraut, welches aus einem Oberintendanten, vier Generaldirectoren, vier Generalcondatoren, einem Assessor und einem Fiscal besteht. Das Posthaus in Madrid ist ein freistehendes Viereck auf der Plaza mayor. In jeder Provinz besteht außerdem eine untergeordnete Postdirection und in jedem beträchtlichen Orte ein Postamt. Die Briefposten (Reitposten, correos) werden auf den großen Coursen in Cabriolets, bespannt mit vier Maulesein, fortgebracht; die Briefpakete befinden sich in einem ledernen Felleisen, welchem man, wenn die Menge der Correspondenz es erfodert, ein zweites Felleisen beifügt. Fahrende Posten sind erst seit dem Ministerium des verdienstvollen Grafen Floridа Blanca im Gange und vermehren sich jetzt sehr. Diese Postwagen gehen von jedem Orte, wo ein Postcours anfängt, zur festgesetzten Stunde ab; ein „Mayoral" hat die Aufsicht und Verantwortlichkeit während der ganzen Reise. Unterwegs wird in bestimmten Posadas (Gasthöfen) oder Ventas (Schenken) zu Mittag oder Abend gespeist und übernachtet, weil die Postwagen nur am Tage unterwegs sind. Gewöhnlich werden täglich acht deutsche Meilen zurückgelegt. Uebrigens ist das Reisen mit Post in Spanien theurer als in Deutschland; indeß sieht man doch, daß, wie wir gleich angeführt haben, das Postwesen Spaniens auf einer nicht zu niedrigen Stufe der Ausbildung steht.

Freilich aber leidet dasselbe keine Vergleichung mit dem, im nun folgenden Abschnitt dargestellten Postwesen in Nordamerika, wo Alles, und also auch die Post einen Riesenweg der Vervollkommnung geht. Der nordamerikanische Generalpostmeister hat dem Congreß einen Bericht vorgelegt, in welchem die Fortschritte des dortigen Postwesens vom J. 1792—1828 von fünf zu fünf Jahren angegeben sind. Es erhellt daraus, daß die Zahl der Postämter in diesem nun 36jährigen Zeitraume von 200 auf 8000, schreibe achttausend, also um das 40fache zugenommen hat, und daß die Zahl der Poststraßen von 3642 auf 114,536 gestiegen ist. In dem Jahre vom 1. Juli 18$\frac{28}{29}$ betrug die Brutto-Posteinnahme gegen 2,500,000 Thaler, und der reine Ueberschuß über 1,300,000 Thaler, welcher — und darin steht denn freilich die nordamerikanische Postverwaltung einzig da — lediglich zur Verbesserung des Postwesens angewendet wird. Das Reisen mit den Posten ist indeß theuer. Zu Baltimore z. B., von wo täglich eine Menge eleganter Postkutschen auf den herrlichsten Landstraßen abgeht, zahlt man für einen Sitz im Wagen selbst auf 16 deutsche Meilen 8 Dollars (11$\frac{1}{4}$ Thlr.).

Endlich aber muß Das, was wir hier über das nord-

amerikanische Postwesen anführen, noch mehr in Erstaunen setzen, wenn man in Betracht zieht, wie unendlichen Abbruch demselben die Dampfschiffe thun, von denen jetzt allein auf dem Mississippi und seinem Stromgebiete weit über 200 im Gange sind. Die alternde Europa mag sich daher auch in diesem Bezuge der Concurrenz nur vor ihrer riesigen Rivalin in Acht nehmen!

In einem Anhange zu diesem Abschnitt handelt der Verf. noch von den Schritten, welche jetzt geschehen, um ein Postwesen selbst in Australien zu begründen, indem von Sidney aus Postkutschen nach den bedeutendsten übrigen Punkten Neuhollands wöchentlich zweimal abgehen sollen. So wird diese Segnung der Cultur denn bald keinem Winkel der Erde mehr fehlen; und der künftige Geschichtschreiber des Postwesens wird ein noch weiteres Feld vor sich sehen als unser wackerer Verfasser.

Den Schluß dieses sachreichen Werkes machen historische Erörterungen über das Postregale, die eines kritischen Auszuges nicht wohl fähig sind, und ein besonderes Interesse auch mehr nur für Männer vom Fache haben. Letztere aber werden schwerlich säumen, sich ein Buch selbst anzuschaffen, welches, einiger kleinen, in unserer Anzeige angedeuteten Unvollkommenheiten ungeachtet, im Ganzen doch gewiß den von uns ebenfalls hervorgehobenen Charakter der Classicität in der Postliteratur an sich trägt.

Nürnberger.

---

1. Leben und Thaten des königl. preußischen Generalfeldmarschalls, Fürsten Blücher von Wahlstatt. Neu bearbeitet von Louis von Wallenrodt. Mit der Abbildung der Denkmäler des Fürsten zu Berlin, Breslau und Rostock, sowie des Grabmals bei Krieblowitz in Schlesien. Stettin, Böhme. 1831. Gr. 8. 1 Thlr. 8 Gr.
2. Das Leben des Generals Grafen Bogislaw Tauentzien von Wittenberg. Von E. von Groszkowsky. Frankfurt a. d. O., Tempel. 1832. Gr. 8. 20 Gr.

Nr. 1. Da erst neuerlich eine sehr umständliche Biographie Blücher's erschienen ist, welche in Nr. 346 u. 347 d. Bl. f. 1831 angezeigt wurde, so sollte ich allerdings nicht glauben, daß eine abermalige Bearbeitung dieses Gegenstandes unter die literarischen Bedürfnisse zu rechnen sei, und würde es angemessener gefunden haben, wenn der Verf. seine Bemühung einem andern, minder allgemein bekannten und nicht so vielfach beleuchteten Gegenstande gewidmet hätte. Auch scheint der Verf. dieses gefühlt zu haben, denn er sagt in der Vorrede: „Bei den vielen, zum Theil vorzüglichen Werken über das Leben und die Thaten des Fürsten Blücher von Wahlstatt ist die einzige Entschuldigung des gegenwärtigen vielleicht die Erklärung, daß dasselbe nur für ein Publicum bestimmt sei, welches darin nichts Erschöpfendes, sondern blos eine leichtfaßliche Erzählung der herzerhebenden Blücherthaten sucht." Nachdem derselbe mithin das Publicum, für welches er seine Schrift vorzugsweise bestimmt, auf diese Art definirt hat, sollte man eine populaire, die Thaten, Verdienste und Eigenthümlichkeiten Blücher's in einfachen, klaren Worten beschreibende Darstellung erwarten, welche die Deutschen an ihren vaterländischen Feldherrn und zugleich an eine schöne, nur zu sehr vergessene Zeit allgemeiner nationaler Verbrüderung erinnern müßte. Um so störender ist es, in diese Biographie eine Unsumme pomphafter Redensarten und künstlich herbeigezogener Bilder eingewebt zu finden, an denen der Verf. ein sichtbares Wohlgefallen zu haben scheint, denn bei ganz prosaischen Vorfällen spricht er von Aphrodite, Mars, Phöbus, Thetis, Aurora u. s. w. und ruft oft den ganzen Olymp zu Hülfe, welches gewiß für die meisten Leser noch viel widriger als für mich sein muß, da ich aufrichtig bekenne, daß die jetzige moderne christlich-mystische Manie vielen, besonders belletristischer Schriftsteller von Adel mir dergestalt unerträglich ist, daß jede kleine Abweichung zu einer etwas heidnischen Ansicht mich unwillkürlich erfreulich anspricht. Dagegen ist es nicht sehr verbindlich vom Verfasser, daß er sämmtliche mythologische Metaphern, jedem allegirten historischen Namen in Noten erklärt, wie z. B. die Worte: Arminius, Olympiade, gordischer Knoten u. s. w., wodurch er beweist, daß er von der Intelligenz seines Publicums keine große Idee habe, welches grade ihm eine Censur verübeln muß, da er in der Vorrede nicht nur sich selbst als guten Royalisten gebührend legitimirt, sondern auch bewiesen hat, daß er nur für ein gleichgesinntes Publicum schreibe.

Was den Inhalt selbst betrifft, so ist die Schrift ein reiner Auszug aus der obenerwähnten weitläufigern und viel geistreicher abgehandelten Lebensbeschreibung, nur mit dem Unterschied, daß das vorliegende Werk an den „Telemach" erinnert, denn fortwährend und wörtlich wird der „Mars Blücher" als von der „Minerva Gneisenau" geführt betrachtet, und eine belehrende Note verkündet, was unter Mars und Minerva zu verstehen sei.

Nr. 2. Wie in grammatischer Hinsicht zwei aufeinander folgende Negationen in eine Bejahung sich umwandeln, so findet in psychologischer Beziehung etwas Aehnliches statt, indem zu starke, aufeinander gehäufte Behauptungen nicht nur ihren Zweck verfehlen, sondern sogar auf das Gemüth den entgegengesetzten Eindruck von dem hervorbringen, welchen sie beabsichtigten. Ganz besonders gilt dieses bei übertriebenem Lobe, welches den gelangweilten Zuhörer oder Leser unwillkürlich in eine Art von Opposition gegen den Gefeierten versetzt, und ich glaube fast nicht, daß man einem Menschen mehr schaden könne, als wenn man ihn als ein Wunderwerk, als einen Ausbund aller Vortrefflichkeiten präsentirt. Besonders liegt in dem deutschen Nationalcharakter ein angestammter Widerwille gegen alle Affectation, mithin gegen alle Lobhudelei, während die Franzosen, welche fähig waren, das Lob Ludwig XIV. zu einer permanenten Aufgabe der Akademie zu machen, sich in dergleichen Phrasen gefielen. Leider bemühen sich jetzt viele deutsche Schriftsteller, die Charakterlosigkeit und Phrasenpassion der Franzosen nachzuahmen, ohne sich übrigens die guten und liebenswürdigen Eigenschaften dieser Nation zu eigen zu machen, und so scheint das vorliegende Werk ein leider nur zu sehr gelungener Versuch zu sein, das Talent der Franzosen, dergleichen rhetorische Triumphbogen zu errichten, noch zu überbieten. Bogislaw von Tauentzien, geboren zu Potsdam im Jahr 1760, stand 1775 als Junker bei dem Regiment Gensdarmes, dann bei dem Infanterieregiment Prinz Heinrich, avancirte 1776 zum Fähnrich und wurde Adjutant des Prinzen Heinrich. Da dieser ihn, nach des Verf. Worten, vorzugsweise sehr lieb hatte, und der Einfluß, welchen derselbe auf die jüngern Offiziere seines Regiments und seiner Umgebung ausübte, allgemein bekannt ist, so unterliegt es wol keinem Zweifel, daß die prinzlichen Unterweisungen bei Herrn von Tauentzien ebenso günstigen Eingang fanden als früher die von Sokrates, indem er seinen Alcibiades belehrte. Hierauf 1781 zum Lieutenant, 1786 zum Capitain, 1790 zum Major befördert und 1791 in den Grafenstand erhoben, war er im Feldzug 1792 im Gefolge des Königs, erhielt einige Orden, avancirte 1793 zum Oberstlieutenant, dann zum Kammerherrn, während er als militairischer Bevollmächtigter im Hauptquartier des Generals Clairfait war, wurde dann als Gesandter nach Rußland geschickt, um wegen der Theilung Polens zu negociiren, avancirte 1795 zum Obersten, notificirte 1797 den Tod des Königs dem englischen Hofe, wurde 1801 zum General befördert und erhielt 1805 als Chef das

Regiment, vacant v. Laurens, welches in Anspach stand. Wegen der Verletzung des preußischen Gebiets im Feldzuge 1806 hatte der General Tauentzien einige diplomatische Differenzen mit dem Marschall Bernadotte, sowie mit dem Rath von Nürnberg, bekam den rothen Adlerorden, zog sich mit seinen Truppen beim Ausbruch des Kriegs 1806 nach Jena zurück, bestand am 9. October ein ungünstiges Gefecht bei Schleiz, wohnte der Schlacht bei Jena bei, entkam durch die List von Blücher, welcher den französischen General zu täuschen wußte, bis Prenzlow, wo er unter Hohenlohe capitulirte und dann als Kriegsgefangener in Charlottenburg lebte. Wegen des Verdachts geheimer Correspondenz wurde der Graf Tauentzien am 23. December 1806 arretirt, nach der Festung Bitsch in den Vogesen transportirt, im April 1807 wieder über Berlin nach Posen gebracht, von wo er aufs Neue in das Fort Jour bei Pontarliers an der Grenze der Schweiz als Gefangener geführt ward, und erlangte erst nach dem Frieden von Tilsit seine Freiheit. Als Generallieutenant und Befehlshaber der brandenburger Brigade stand der Graf Tauentzien in Berlin, wo er im Jahr 1809 einigen Verdruß wegen des ritterlichen, aber unüberlegten Abenteurerzugs von Schill hatte, bis er im Feldzug 1813, als Militairgouverneur zwischen der Oder und Weichsel angestellt, die Blockade von Stettin leitete.

Nach dem Waffenstillstand erhielt der Graf Tauentzien das Commando über das neu gebildete vierte Armeecorps, nahm, bei Blankenfelde stehend, an der Schlacht von Groß-Beeren Theil, stand am 4. September zu Seyda, wo sein Armeecorps, als er zu einer Conferenz bei dem Kronprinzen von Schweden war, von den Franzosen unter Ney lebhaft angegriffen und zurückgedrängt wurde, sodaß er, diesen Unfall nicht ahnend, bei seiner Rückkehr unter die Feinde gerieth und nur dadurch, daß er sich für einen Offizier der Rheinbundarmee ausgab, der Gefangenschaft entging. An der in Folge dieses Vordringens herbeigeführten Schlacht von Dennewitz nahm das Corps von Tauentzien thätigen und rühmlichen Theil, wofür der Graf den schwarzen Adlerorden und das Großkreuz des schwedischen Schwertordens erhielt, und worauf er sein Hauptquartier nach Dessau verlegte, während Wittenberg und Torgau blokirt wurden. Die bekannte, sowol von Wittenberg aus als gegen Dessau gerichtete feindliche Demonstration, wodurch Napoleon vielleicht anfangs einen Marsch nach Berlin, später aber wenigstens den Plan beabsichtigte, den Kronprinzen von Schweden wieder auf das rechte Elbufer zu locken, fügte dem Corps des Grafen Tauentzien viel Schaden zu, indem bei der entstehenden Verwirrung die Kosacken die über die Elbbrücke marschirende Infanterie überritten, und nöthigte ihn zur Deckung Berlins zurückzugehen, während die Schlacht von Leipzig geliefert wurde. Indessen capitulirte Stettin am 20. November 1813, Torgau am 10. Januar 1814, für welche mittel- und unmittelbare Verdienste der Graf Tauentzien zum General der Infanterie erhoben wurde, und nach der durch einen Sturm erfolgten Einnahme von Wittenberg erhielt er dessen Namen dem seinigen beigefügt. In Folge der Einnahme von Paris ergab sich Magdeburg, wo der Graf Tauentzien einen feierlichen Einzug hielt, hierauf das Generalcommando der Marken erhielt, an dem Feldzug 1815 keinen thätigen Antheil nahm und 1824 im 64. Jahre seines Lebens starb.

Die hier mitgetheilte Lebensbeschreibung ist es, welche der Verf. durch ein in überschwenglichem Maße gespendetes Lob, durch Verwandlung der einfachsten Begebenheiten in wunderbare, fast geheimnißvolle Abenteuer, durch Beifügung nie stattgehabter oder grenzenlos idealisirter Thaten in eine Dichtung mit wenig Wahrheit verwandelt. So wird namentlich von einem heroischen Benehmen gegen den die preußische Grenze bei Anspach überschreitenden Marschall Bernadotte viel gerühmt, welches weiter in nichts bestand, als daß der Graf die Sache, welche er nicht ändern konnte, ihren Gang gehen ließ. Der Verf. läßt sogar den Erzherzog Karl von dem französischen Durchbruch avertiren, ohne zu bedenken, daß dieser Fürst im Jahr 1805 in Italien commandirte, mithin unmöglich mit dem Grafen Tauentzien in Berührung stand. Der Rückzug von Anspach nach Jena beim Vorrücken der Franzosen wird als ein taktisches Meisterstück betrachtet, der Verlust bei Schleiz dem General von Bila aufgebürdet, sogar von einem mörderlichen Gefecht gefabelt, in welchem der Graf Tauentzien am 12. October 1806 die Position an der Saale vertheidigt hätte und erst am 13. Morgens genöthigt worden wäre, „das linke Ufer der Saale zu verlassen und bei den Flußübergängen Jena zu passiren", obschon bekanntlich die Saale von Jena nach Halle fließt, mithin Jena, Auerstädt und das ganze Schlachtfeld auf dem linken Ufer der Saale liegt, also dieses linke Ufer unmöglich verlassen werden konnte, Jena übrigens ohne allen Kampf in französische Hände kam. Ebenso illusorisch sind die angeführten Angriffe des Grafen am 13. October, und mehr als übertrieben ist der von ihm am 14. October geleistete Widerstand.

Gewiß ist es nicht meine Absicht, verdienten Ruhm schmälern zu wollen, aber lächerlich ist es, den Haß des Grafen Tauentzien gegen Napoleon mit dem Hannibal's gegen Rom vergleichen zu sehen und die auf königl. französischen Befehl erfolgte Uebergabe von Magdeburg dem Talent des preußischen Generals zuschreiben zu wollen. Recht naiv aber nennt der Verf. die ewige bekannte Geldverlegenheit des Grafen Tauentzien (S. 3) „ein Ueberschätzen seiner pecuniairen Kräfte". Was übrigens den erhaltenen Beinamen: von Wittenberg, betrifft, so war damals die Meinung der preußischen Armee, der Graf Tauentzien verdanke ihn weniger der Einnahme dieser Festung, als vielmehr, es sei Wittenberg gestürmt worden, damit dem Grafen ein möglicher Beiname erwachsen möchte. 86.

Literarische Anzeige.

Bei mir ist erschienen und durch alle Buchhandlungen und Postämter zu beziehen:

Zeitgenossen.
Ein
biographisches Magazin
für die
Geschichte unserer Zeit.
Vierten Bandes sechstes und siebentes Heft.
(XXX. XXXI.)

Gr. 8. Geh. 1 Thlr.

Inhalt:

Biographien und Charakteristiken.

Das Leben des königlich preußischen Staatsministers Friedrich Ferdinand Alexander Reichs-Burggrafen und Grafen zu Dohna-Schlobitten, General-Landschafts-Director, Ritter des rothen Adlerordens und des eisernen Kreuzes, dargestellt von Johannes Voigt.

Georg Christoph Lichtenberg. Von Heinrich Döring.

Lebensbeschreibung des Generals Baron Gustav Moritz Armfelt. Von ihm selbst verfaßt. Aus dem Schwedischen übersetzt und mit Anmerkungen des Uebersetzers begleitet.

August Wilhelm von Trosky, königl. sächs. wirklicher Geheimrath, Oberamtsregierungspräsident und Consistorialdirector des Markgrafthums Niederlausitz, Herr auf Ukro, Paserin und Pickel. Von F. A. Süßmilch.

Biographische Andeutungen.

Don Leandro Fernandez de Moratin.

Das achte Heft des vierten Bandes erscheint im Mai 1833.

Leipzig, am 1sten April 1833.

F. A. Brockhaus.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Montag, — Nr. 112. — 22. April 1833.

Ueber den Beruf und Stand des deutschen Buchhändlers.

Nr. 2. *)

Bemerkbar wurde in Nr. 1 gemacht, daß, wenn die Bestimmung des deutschen Buchhandels zu Förderung von Wissenschaft und Literatur u. s. w. erfüllt werden solle, dies hauptsächlich von der Persönlichkeit Derer, die ihn betreiben, abhängig sei, folglich gestrebt werden müsse, daß die eintretenden Mitglieder sich mehr wie bisher von der Wichtigkeit ihres Berufs durchdrungen fühlen und daß ihre Thätigkeit von größerer Einsicht, mehren Kenntnissen und erweiterter Umsicht begleitet werde. Hierzu muß denn nothwendig schon in der Lehrzeit des jungen Buchhändlers der Grund gelegt werden.

Gewiß hat seit einigen Jahrzehenden die allgemein vermehrte Civilisation auch dahin getrieben, daß Lehrlinge zweckmäßiger zugezogen werden: der Lehrherr misbraucht sie nicht mehr zu niedrigen Hausdiensten; die Gehülfen (Commis) erlauben sich nicht mehr sie gemein zu behandeln, etwa so wie Schornsteinfegergesellen sich von den Jungens sieben Jahre den Besen nachtragen lassen. Jedoch noch Vieles liegt hier im Argen.

Der junge Buchhändler soll tüchtig in den Geschäften und mit wissenschaftlichen Kenntnissen ausgestattet befunden werden. Zur Aneignung so verschiedenartiger Güter den richtigen Weg anzugeben, ist nicht leicht.

Als Gewerbe erfodert der Buchhandel die Geschicklichkeit mancher Handgriffe, wie: Manipulation des Sortiments, Packen u. s. w. als Geschäft, unausgesetzte Aufmerksamkeit und Thätigkeit, Pflichttreue in Ausführung jedes Auftrags, zur Natur gewordene Ordnungsliebe u. s. w. Eigenschaften der Art können nur in einer Anzahl Lehrjahre erworben werden, unter strenger Zucht, in einer Unterwürfigkeit, welche nur dem frühern biegsamen Alter angemessen ist. Ueber das 16. Jahr hinaus sollte der Eintritt in die Lehrzeit nicht verschoben werden. In solchem Alter kann wissenschaftliche Bildung nicht stattfinden, und ist dazu ein Grund gelegt, so geht er während der stets mühseligen Lehrjahre verloren. Daß nach saurer Arbeit von zwölf Stunden noch ein paar freie zum Erlernen benutzt werden sollten, darf von jungen Menschen nicht erwartet werden.

So tritt denn der Jüngling aus der Lehrzeit, geübt vielleicht in einigen mechanischen Arbeiten, sonst aber unwissend und roh *); er fühlt sich frei in den Jahren der Leidenschaft. Wenige arbeiten sich zur Brauchbarkeit auf, noch wenigere zur Erkenntniß der Wichtigkeit ihres Berufs.

Der Einwurf möchte laut werden, daß nur der Sortimenthändler solcher Lehrjahre bedürfe, der Verleger aber nicht. Gewiß nicht, wenn der Verlagshandel allein darin besteht: Manuscripte zu übernehmen, zu honoriren, drucken lassen, versenden, Zahlung einnehmen und — Maculatur machen. Eben weil dies Alles so leicht ist, werden im Buchhändlerverzeichniß eine Menge Namen von Männern aus allen Classen und Ständen gefunden. In den Jahren 1780—1800, wo im Buchhandel nur goldene Berge erblickt wurden, traten zu ihm ein: Barone, Offiziere, Apotheker, Advocaten, Kaufleute, Bierwirthe, Marktheifer, und — verlegten. Von diesen Allen stehen noch Zwei oder Drei kaufmännisch ehrenhaft im Buchhandel, alle Uebrigen sind, nachdem sie das etwa mitgebrachte Capital verloren hatten, verschollen, und doch waren unter denselben Rechtliche und Tüchtige.

Läge es nicht außer der Absicht dieses Aufsatzes, so würden weitere Auseinandersetzungen dieser Verhältnisse, und selbst der (zugegebene) natürliche und nahe Zusammenhang des Buchdruckereibesitzes zum Bücherverlegen erweisen können, daß der Verlagshandel nur von Denen, die sich gründliche Erfahrungen im Sortimenthandel er-

*) Vgl. Nr. 1 in Nr. 103 d. Bl. Obwol diese Nr. specieller als die vorige nur den eigentlichen Buchhändler betrifft, so glauben wir doch, daß vielen Lesern d. Bl. die Mittheilung willkommen sein wird. D. Red.

*) Sollte dieses Blatt jungen Männern in die Hände kommen, die sich in so trauriger Lage wissen, so mögen sie nicht verzagen. Der Verf. dieses Aufsatzes kennt einen Jemand, der ununterrichtet in die Lehre und unwissend aus ihr kam, den Arbeit, Sorge und Noth fortan verhinderten, Bildung auf wissenschaftlichem Wege nachzuholen, der aber dennoch durch Regsamkeit, durch stetes Erlernen aus Welt und von Menschen, durch das Interesse, was er an seinem Geschäft und seiner Waare nahm, dahin gelangt ist, daß er im Alter das Zeugniß erhoffen darf, seinen Beruf als Buchhändler erfüllt zu haben. Freilich hat er aber stets die Schulbildung schmerzlich vermißt.

worben haben, mit gutem Erfolg für sich und zum Besten der Wissenschaft und Literatur, betrieben werden könne.

So bleibt denn die Frage: wie das Erwerben technischer Fertigkeiten und kaufmännischer Geschäftsbrauchbarkeit mit dem Einsammeln der erfoderlichen wissenschaftlichen Kenntnisse zu vereinigen sei? Diese Aufgabe wird nur zu lösen sein, wenn dem Lehrling *während der Lehrjahre* Zeit und Gelegenheit gewährt wird, auf mitgebrachte Schulkenntnisse, die durchaus vorauszusetzen sind, weiter fortzubauen. Dahingestellt mag sein, ob die Zahl der Lehrherren, die solche Vergönnung an die Lehrlinge für Pflicht halten, bedeutend sei; gewiß ist, daß die Mehrzahl sie nicht ausübe; und da Worte der Anfoderung meist ohne Frucht bleiben, so ist anderweitige Hülfe zu suchen.

In den leipziger Buchhandlungen mögen fortdauernd 50—60 und vielleicht mehr Lehrlinge gefunden werden: eine genugsame Zahl, um

eine Unterrichts-Anstalt für Lehrlinge des Buchhandels

zu errichten.

Leipzig, von wo als Mittelpunkt des deutschen Buchhandels das Gute für denselben ausgehen sollte, wird für die hier erfoderlichen Zweige des Wissens aus Universität, Schulen und Handlungsinstituten tüchtige Lehrer darbieten, die neben ihren Berufsarbeiten gegen gute Honorare gern solchen Unterricht ertheilen wollen.

Die Lehrherren werden verpflichtet, an drei Tagen der Woche ihren Lehrlingen drei Stunden frei zu geben, wovon zwei für den eigentlichen Unterricht bestimmt sind, die dritte für Arbeit der Schüler unter Aufsicht der Lehrer im Local der Anstalt.

Alle sechs Tage der Woche wird Unterricht gegeben: in dreien an die erste schwächere, in dreien an die vorgerücktere Classe, wodurch gewonnen wird, daß Lehrherren, die mehre, ältere und jüngere, Lehrlinge halten, den einen oder andern stets im Geschäft behalten.

Der Unterricht möchte bestehen in Encyklopädie der Wissenschaften, Geographie, Geschichte; französischer, englischer Sprache; kaufmännischem Rechnen. Im Winterhalbjahre Sonntag Nachmittag eine Stunde: zusammenhängender Vortrag der Geschichte der Literatur des Alterthums und der Deutschen; Geschichte der Buchdrucker- und Papiermacherkunst, verbunden mit materiellen Vorzeigungen; geschichtliche Darstellung vom Ausbilden des Buchhandels bei den verschiedenen Völkern. (Unterricht in alten Sprachen, so wünschenswerth auch, möchte unthunlich und ohne Frucht sein. Ob Unterricht in der deutschen Sprache und im Stylistischen angebracht sei, ist Frage.)

Die Buchhändlerdeputation wird Behörde und von ihr aus ihrer Mitte eine Commission niedergesetzt, welche Lehrer wählt und den Unterricht bestimmt, wie auch darauf hält, daß derselbe, dem Bedürfnisse des Buchhändlers angemessen, nicht so ausschweife, daß man etwa die Bäume vor Wald oder den Wald vor Bäumen nicht erkenne. Diese Commission hält stets wachsames Auge auf Fleiß, Ordnung und anständige Aufführung der Schüler; setzt zu bestimmten Zeiten Prüfungen an, stellt Zeugnisse für Lehrherren und Aeltern aus und ein allgemeines dem Lehrlinge selbst am Schlusse seiner Lehrzeit.

Die Kosten würden getragen, theils von den Aeltern der Lehrlinge als Schulgeld, theils durch ein gewiß gern dargebrachtes Opfer des leipziger Buchhändlervereins, theils durch freie Gaben der Buchhändler Deutschlands, die eine Pflanzschule brauchbarer Gehülfen zu schätzen wissen, und endlich durch jährlichen Beitrag sowie durch eine Summe für die erste Einrichtung absetzen des Börsenvereins.

Welchen nutzbarern, würdigern Gebrauch kann der Börsenverein jetzt und in alle Zukunft von den bei ihm gesammelten Geldern machen? Diese Verwendung zu Gunsten der Unterrichtsanstalt möchte keinem Zweifel unterliegen.

Noch wird vorerst dem möglichen Einwurf leipziger Lehrherren zu begegnen sein: daß, die Lehrlinge neun Stunden die Woche zu entbehren, nachtheilig auf die Geschäfte einwirken und ihr eignes Interesse zu sehr beeinträchtigen würde. *)

Mögen diese Herren bedenken, daß die Anstalt sie in Stand setzen wird, nöthigenfalls einen Lehrling mehr zu halten: verständiger Aeltern Streben kann nur sein, ihre Söhne an einen Ort zu bringen, wo sie nicht allein zu Packern und Expedienten abgerichtet, sondern auch wissenschaftlich ihrem Berufe zugebildet werden; die Aeltern werden nicht allein Schulgeld, sondern gern auch höheres Lehrgeld bezahlen wollen. Dazu die Aussicht, daß die Ausgelernten sicher Stellen erwarten können, da die Buchhändler aller Gegenden vorzugsweise von Leipzig unterrichtete Gehülfen sich versprechen dürfen. Andererseits können die Leipziger für ihre Geschäfte von auswärts auf brauchbare Gehülfen zählen, da die bessern unter ihnen nach einem Orte trachten werden, wo wissenschaftlicher Unterricht ihnen zu Theil werden kann, welcher wenigstens bei den sonntäglichen Vorlesungen über Literatur und Geschichte auch den Gehülfen zugestanden werden müßte. **)

*) Hier ist's am Ort ein Beispiel des mit leipziger Lehrlingen getriebenen Misbrauchs anzuführen: Ein vor einiger Zeit im hohen Alter verstorbener bedeutender Verleger hielt Decennien hindurch Jahr aus Jahr ein zwei, auch drei Lehrlinge, die nichts zu sehen bekamen als ihres Principals Verlag, den sie collationirten, verpackten, austrugen, in die Niederlagen einräumten und später zu Maculatur machten; in Handlungsbücher schrieben sie niemals und — lernten sechs Jahre! Wo ist dies Halbhundert Ausgelernter hingekommen? — Von einem andern Buchhändler alter Zeit wurde erzählt, daß er den Lehrling unzüchtige Bilder illuminiren lasse.

**) Diesen würde vielleicht ein Verein der Gehülfen, die unter sich selbst nach wissenschaftlicher Bildung strebten, gereicht: ein Museum, wo Material, Muster u. s. w. aus der Buchdrucker- und Papiermacherkunst aufgestellt würden, eine Büchersammlung zur Literaturgeschichte ꝛc. Gewiß werden von allen Seiten die Genossen des Bücherwesens zur Bereicherung solchen Schatzes beitragen, der dann auch wieder von den Lehrern und Schülern der Unterrichtsan-

Noch ein besonderer Gewinn wird aus der Unterrichtsanstalt für die Gesammtheit der Buchhändler sich ergeben. Höchst nothwendig erscheint, daß in Leipzig, dem Stapelort, der allgemeinen Sicherheit wegen eine genaue Kenntniß des im Buchhandel arbeitenden Personals — Gehülfen, Lehrlinge, einheimische Markt- und zugehende Meßhelfer — stattfinde. Grade über die wichtigste Classe dieses Personals, die Lehrlinge, welche meist die fremden Lager unter Händen haben, würde durch die Unterrichtsanstalt Controle erlangt, ohne obrigkeitliches Einschreiten und ohne Auferlegung eines dem Buchhandel nicht angemessenen Zunftzwanges.

Für die Ausführbarkeit einer Unterrichtsanstalt und die Vortheile, die dadurch nicht allein dem einzelnen Lehrherrn, sondern auch dem ganzen Handel eines Ortes erwachsen, kann als Erweis die seit dem Jahre 1819 in Gotha bestehende blühende kaufmännische Anstalt angeführt werden, welcher sich seit 1831 in Leipzig selbst eine ähnliche angereiht hat, die ohne Zweifel in vollem Gedeihen ist. Letztere kann zu Rath und That der buchhändlerischen sehr benutzt werden, obwol ihr Lehrplan für Buchhandelslehrlinge nicht angemessen, für sie zu eng und zu weit ist.

Sollte der hier gemachte Vorschlag Gunst und Eingang finden, so wird die in löblicher Buchhändlerdeputation vereinte Einsicht und Erfahrung eine solche Unterrichtsanstalt gründlich und vollendet herzustellen wissen. Was hier darüber gesagt wurde, dient nur als Umriß zur Erläuterung und ist ohne allen Anspruch.

Obrigkeitliche Gewährung und Begünstigung darf man erwarten. Die neue Organisation des leipziger Buchhändlervereins, welcher gründlichste Untersuchung und Aufnahme vielseitiger Erfahrung voranging, erweist abermals, welches hohe Interesse an der Förderung von Wissenschaft und Literatur durch den Buchhandel von der erlauchten königl. sächsischen Regierung genommen wird, wie schon früher bethätigt durch das mit großer Umsicht abgefaßte Mandat von 1772, und erweist, daß mehr und mehr klar erkannt wird, wie wichtig für Sachsen sei, sich den Centralpunkt und Stapelplatz des deutschen Buchhandels in Leipzig zu bewahren.

Das Beste werde erhofft! 175.

Romanenliteratur.

1. Der Mordbrenner im wilden Thale, oder die Morne an Longwy's Felsen. Historisch-romantisches Gemälde französischer Sitten und Gebräuche. Nebst einigen andern Erzählungen von Friedrich Stahmann. Potsdam, Vogler. 1832. 8. 22 Gr.

Die erste Geschichte ist trotz des wüsten Titels die beste und obendrein die längste. Die Schicksale eines jungen Angestellten bei dem Telegraphen in Longwy sind die Träger einer Erzählung, die manches Abenteuerliche, und noch mehr Anziehendes und Belehrendes über die Zustände in den Ardennen enthält, bizarre, auch etliche liebenswürdige Charaktere aufstellt und damit schließt, den grundehrlichen Deutschen, der sehr wider Willen den Franzosen dienen muß, auf den Stephansthurm in seinem Vaterlande und, so zu sagen, Vaterhaus als Wächter zu versetzen. In den folgenden Erzählungen stellt es von den Beobachtungen an und müht sich ab, nicht immer vom Gelingen gekrönt, sentimental, humoristisch und frohlaunig zu sein. Am ungelenksten ist er in der gereimten Prosa in der „Punschgesellschaft", wie der Verf. überhaupt, wenn ihn der Kitzel sticht, Verse zu machen, doch ja vorher einige Kenntnisse des Technischen der Poesie sich zueignen höchst nöthig bedarf.

2. Wahrheit und Phantasie von Victorin. Leipzig, Wiedebrecht. 1832. 8. 1 Thlr.

Reiseskizzen eines deutschen Malers, nach dem Besteigen des Vesuvs aufgezeichnet, dienen einer sehr verwickelten, spannenden Novelle: „Die Brüder, oder die Höhle in den Apenninen", gleichsam zum Prologe. Der Verf. benannte die Novelle nichts ohne Grund ein Nachtstück, die Sühne ist keine vollständige, es bleibt noch immer am Schluß ein uneinzufügender Bruch übrig, und das Tragische hat weniger vom erhabenen läuternden Schmerz als vom erbitternden Ingrimm gegen Schicksal und Zufall in sich, die die Fäden also lenkten, daß das Böse geschehen muß, mit und ohne Absicht des Vollstreckers. Daß viele Wahrheit sich unter der Dichtung birgt, daß wirkliche Begebenheiten der Erzählung zur Basis dienen, möchten wir glauben, wie man einem Bildniß auch ansehen kann, ob es gleicht, wenn schon das lebende Original uns völlig fremd ist.

3. Sagen des Harzes, gesammelt und erzählt von Karl Schuster. Hanover, Hahn. 1832. 12. 16 Gr.

Ob der Herausgeber befugt war, den literarischen Nachlaß seines verstorbenen Freundes öffentlich zu machen, möchte nicht ein Jeder bejahen. Zu seinem und seiner Freunde Ergötzen, Erinnerungen festhaltend und halb verklungene neu erweckend, wurden sie niedergeschrieben und verfehlten sicherlich ihres Entzwecks nicht; aber das größere Publicum, unbekannt mit des Verf. Persönlichkeit, verlangt andere Dinge: den kindlich einfältigen Ton der Sage, den der Verf. nirgend getroffen, aber auch, was rühmlich anzuerkennen, nicht alterthümelte und naiv sein wollte. Wird den Lesern nichts Neues geboten, so verlangen sie das Alte in einer neuen pikanten Sauce, und auch das wird ihnen hier verweigert. Am wenigsten können sie an der dichterischen Zugabe Wohlgefallen finden, die, so hoch man auch die Nachsicht gegen einen Verstorbenen steigert, doch ein zu mattes Reimwerk ist.

4. Skizzen aus dem Leben eines Seemannes. Von R. Termo. Meißen, Klinkicht und Sohn. 1832. 8. 1 Thlr.

Geistreich angelegt, mannichfaltig in der Composition, und ausgeführt genug, um ein versinnlichendes Rundgemälde vom Seeleben dem Beschauer darzubieten. Die guten wie die schlimmen Seiten des Daseins sind aufgedeckt: Stürme, Fährlichkeiten aller Art, Verschlagenwerden, drohender Tod auf einem Carracenschiff, ein Stückchen Robinsonade, die Gefahr, von einem mächtigern Schiff bei Nachtzeit überfahren zu werden, von Allem etwas, dabei die lustigen Aufschneidereien eines Matrosenwitzboldes. Das Abenteuer auf dem Freibeuterschiff gewinnt an Interesse, weil zwei Liebende, durch Ränke auseinander gehalten, nach langjähriger Trennung sich wiederfinden, zusammen die Todesangst überstehen, zusammen befreit werden, und so ihr Bündniß auf das festeste besiegelt wird. In einer zweiten Geschichte häuft sich jedes Bedrohliche einer Meerfahrt, ein glücklicher Ausgang scheint unmöglich — es war nur ein schwerer Traum. Das Einzige, was an dem Buche auszusetzen wäre, ist der Mangel eines Glossariums nautischer Ausdrücke. 18.

---

stalt benutzt werden könnte, und die Principale würden nicht verschmähen, von Zeit zu Zeit ein solches Museum zu besuchen und unter die Zahl junger werthvoller Leute sich zu mischen.

Correspondenznachrichten.

Berlin, im März 1838.

— — „Kommt, sprechen wir von Staatsgeschäften!“ — sagt Hamlet — Hamlet, der Däne, um des blutenden Herzens verworrene Qualen, die er nicht überwinden kann, auf Augenblicke der Erholung zu fliehen. „Kommt, sprechen wir nicht von Staatsgeschäften!“ sag' ich, der Correspondent, der deutsche Correspondent, um des äußern, öffentlichen Lebens verknäulte Fäden, deren verschlungenes Gewebe wir nicht lösen können, zu vergessen. Ach! ich hatte wol wieder eine berliner Telegraphengeschichte auf dem Herzen oder unter dem Herzen; aber man würde mein Kindlein wieder wie im vorigen Briefe vom Februar tödten. Ich bin kein Schmuggler und kann die Waare nur offen führen, und da würde man sie wieder nicht passiren lassen, und mir statt der Gedanken, die sich an die Geschichte knüpfen, ebenso viele Gedankenstriche setzen. O, als ich jung und ein Schulbube war, bekam ich für jeden Nichtgedanken, für jede Gedankenlosigkeit am Rande des Geschreibsels einen Strich; nun da ich alt und ein Briefschreiber bin, bekomme ich vice versa für jeden Gedanken einen Strich. „Sprechen wir also nicht von Staatsgeschäften“, sagt der umgekehrte Hamlet; „laßt die Gardinen herunter, zieht mir die Stiefel aus, mithin gebt mir die Schlafmütze und die Filzsocken her!“ sagt Lear; „ja, schweigen muß mein Mund“, sagt Hamlet wieder; laßt uns demnach schweigen und uns trösten mit den großen Worten fremder Geister.

Welche Region steht dem deutschen Briefsteller nunmehr offen? — Das Theater, das Theater! — O himmlische Freiheit, deutsche Freiheit! ja, Mund, Hand und Fuß sind hier, so weit es die anwesende Policei erlaubt, ungefesselt und frei. Man lacht und weint, gibt Beifall und trommelt vor der Bühne noch immer mit viel Freiheit und mit großer Erlaubniß der hohen Behörden. Glückseliges Deutschland! statt der Bühne des Lebens hältst du es doch am Ende noch lieber mit dem bretternen Gerüst, Pappenwerk und Flittergold. Glückseliges Deutschland! dein Spielzeug hält noch immer vor! wann wirst du es zerbrechen? Es ist an sich gebrochen und zerbrochen genug, denn deine dramatische Muse hinkt und schleicht seit geraumer Zeit, Gott sei's geklagt; aber du flickst dein Spielwerk dir doch immer noch mit bunten Lappen, mit Misèren und unschuldigen Zoten.

In der That hat es im Verlaufe des März abermals wenig Bedeutendes unter den neuen Leistungen der Bühne gegeben. An der neuen Oper von Konradin Kreuzer, der aus Wien selbst zur Einübung seiner Composition auf dem königsstädter Theater zu uns gekommen war, missfiel der allzu lyrisch gehaltene Stoff nebst Text von Grillparzer. Theilweis behagen die Musikstücke recht wohl. Von Raupach erhielten wir den dritten Theil seines „Friedrich II., oder Friedrich's Tod“. Die erste, unverkürzte Aufführung des Stückes dauerte bis gegen 11 Uhr des Nachts, und man wollte aus dem Umstande, daß das Publicum dem Werke so lange seine Aufmerksamkeit geschenkt, auf den Werth der neuen Tragödie einen günstigen Schluß machen; allein man muß erwägen, daß es überhaupt schon in der Natur des lieben Deutschen liegt, wenn er einmal sein Geld gegeben hat, steif und fest auszuhalten und auch vom schlechten Weine nie eine Neige stehen zu lassen. Jedenfalls vereinigen sich aber die Urtheile der Kenner dahin, daß das Stück gradezu die beste unter den Hohenstaufen-Tragödien Raupach's sei. Unsere talentvolle Landsmännin, die Altsängerin Sophie Hoffmann, die dem hiesigen Theater ihre Bildung verdankt und seit einiger Zeit in Italien eine Kunstreise macht, hat sich zu Rimini mit einem reichen Particulier Namens Santi, verlobt. Sie wird, als Santi-Hoffmann, dem Gerüchte zufolge, in Berlin mit einigen Gastdarstellungen von der öffentlichen Ausübung der Kunst und von der Heimat Abschied nehmen.

Werfen wir der Kurzweil und der Langweil halber einen Blick auf das berliner Journalwesen. Die ältern und bekannten Blätter, den „Freimüthigen“ und den „Gesellschafter“, lesen Sie, verehrtester Freund, selbst an Ort und Stelle; ich spreche demnach blos von denen, deren Tendenz nur auf Berlin oder doch auf ein kleineres und besonderes Publicum berechnet ist. Das bei Gropius erscheinende, vom Dr. Franz Kugler herausgegebene Kunstblatt: „Museum“, erfreut sich jetzt zum weitern Bestehen einer Unterstützung des Ministeriums und bedarf wol einer solchen, da es auf die Theilnahme eines allgemeinern Publicums nie rechnen konnte. Sculptur und Malerei mußten ja stets unter uns Fürstengunst zu gewinnen suchen, wieviel mehr die Kritik dieser Künste. Auffallender erscheint der schlechte Absatz der musikalischen Zeitungen in einer Zeit, die dieser Kunst im öffentlichen wie im geselligen Leben so sehr huldigt. Indeß mag in Betreff auf Musik die Genußsucht immer doch größer sein als das ernste Studium, und das Studium in der Ausübung sowie das Streben nach Virtuosität mag wiederum noch größer sein unter uns als der Hang zur Kritik in diesem Musentempel. So kommt es, daß die hiesige „Neue musikalische Zeitung“, die nicht mehr vom Professor Marx redigirt wird, nur eine dürftige Existenz sich zu fristen scheint, und selbst die „Iris“ von L. Rellstab, einem Manne, der dem berliner Publicum durch die fortlaufende gediegene Relation über die musikalischen Bestrebungen unserer Residenz sich besonders verdient macht, erfreut sich nur einer mäßigen Theilnahme. Für ganz specielle Kreise ist der hiesige „Neuigkeitsbote“ eine Volksschulzeitung; in gleicher Weise die in der Bogler'schen Handlung in wöchentlichen Lieferungen erscheinende „Gemeinnützige preuß. Handels- und Gewerbszeitung“. Wie ein Schwarm ephemerer Mücken umzieht den ästhetischen Horizont Berlins das Gewühl der sogenannten unterhaltenden, seichten Tagesblätter. Nicht die Anzahl des Gewürms ist schuld, daß unsere Atmosphäre dadurch nicht verdunkelt wird, sondern die durchsichtige, lose, wässerige Qualität dieser flatternden Geburten. Uns ekelt, deren Namen zu nennen; sie lassen sich auch in ihrer flüchtigen Wesenheit nicht bannen und mit Händen fassen, denn sie kommen und gehen, erscheinen und entschlüpfen gleich schnell; ehe daß man sagen kann: sie sind! — sind sie schon nicht mehr. Heil, Heil! dreimal Heil! wäre zuviel. Besonders sind unsere ausgedienten und pensionirten Militairs außerordentlich productiv mit patriotischen Unterhaltungsblättern; sie, die der Staat sogar zur Ruhe setzte, können gar nicht ruhen, ihr Ruhegehalt und Wartegeld durch Schriftstellerei zu vergrößern. Außer dem Major a. D. Streit, der an Jarcke's Stelle das „Politische Wochenblatt“ redigirt, und den vielen absoluten Soldatenherzen, die dieses Journal mit ihren gutmüthigen Ansichten füllen, war hier ein Major v. Wartensleben, der in Elegien und Recensionen seinen Patriotismus in einem Blatte, „Das Vaterland“ betitelt, absetzte, das jedoch selber keinen Absatz hatte und somit sammt seinem Enthusiasmus schlafen ging. Ein ebenfalls ausgedienter Militair, v. Sommerfeld, gibt ein „Immergrün“ heraus und meint, er könne, da der Titel grün genug sei, im Blatte selbst die graue Farbe seichter Langweile nach der Möglichkeit entfalten. Ein gewesener Lieutenant, L. Schneider, jetzt Schauspieler, der unter dem Namen: Both, ein Bühnenrepertoir von französischen, hier aufgeführten, übersetzten Stücken herausgibt, auch durch sein Büchlein: „Ueber das Schminken“, als Mann von Fach sich bewährt hat, gedenkt mit dem ersten Juli d. J. eine Art Pennyzeitung unter dem Titel: „Der Soldatenfreund“, zu etabliren. Der Gedankeninhalt wird in Betreff der Wohlfeilheit sicher mit dem Pfennigpreise rivalisiren, denn die Tendenz des zukünftigen Blattes, von dem uns ein Probeblatt vorliegt, läßt sich schon aus den Mottos abstrahiren, die also lauten: „Parole: Vorwärts! Losung: Präsentirts Gewehr! Feldgeschrei: Friedrich Wilhelm III.!“ Scherz bei Seite, der Mann meint es ernstlich. Wie aber die Parole: „Vorwärts!“ mit der Losung harmoniren könne, id est quod erit demonstrandum. Amen. 148.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Dienstag, — Nr. 113. — 23. April 1833.

Ueber einen Geschichtschreiber und die Geschichtschreibung der neuesten Zeiten.

Mein lieber junger Freund!

Hätte ich doch nimmermehr geglaubt, daß Sie mich gleich beim Worte nehmen würden wegen der flüchtigen Aeußerung in meinem letzten Briefe! Sie sind ja wahrhaftig jetzt ganz unersättlich nach jeder Bemerkung über Geschichte und Geschichtschreibung! Mir däucht, oder ich müßte mich sehr irren, Sie gehen mit sehr wackern und rühmlichen Vorsätzen um. Wol ist es jetzt Zeit; wenn jetzt keine Geschichtschreiber unter uns entstehen, so liegt es nicht an den Begebenheiten, sondern an den Menschen, die sie erfahren. Denn wer jetzt noch klagen wollte, daß nichts Denkwürdiges, nichts einer trefflichen Darstellung Fähiges geschähe, der hat gar keinen Sinn für Geschichte, der verdiente gar nicht zu erleben, was wir erlebt haben. Freilich wäre eine Geschichte dieser Zeiten ein sehr schwieriges, ja ein gewaltiges Unternehmen; aber wann könnte auch der Aufruf des Dichters:

Auf, und das Schwere versucht!

lauter und erregender in die Seele eines Jünglings tönen als jetzt, wo er solche Anstrengungen, solche Preise erringen sieht? Thucydides war schwerlich älter als Sie, als er den Herodot seine Geschichtsbücher den versammelten Griechen vorlesen hörte und dadurch zur Nacheiferung entflammt ward, und Johannes Müller hatte noch nicht Ihr Alter erreicht, als in seiner Seele schon der Entschluß feststand, der Geschichtschreiber seines Vaterlandes zu werden.

An Neigung für die herrliche Kunst stehen Sie ihm schwerlich nach, und das Geschick hat Ihnen Manches verliehen, was er sich erst erwerben mußte, hat Ihnen den Weg zu Manchem sehr leicht gemacht, das ihm sehr schwer zugänglich war.

Aber glauben Sie ja nicht, daß ich Sie überreden, daß ich Sie verführen will zur Geschichtschreibung. Das ist fast ebenso schlimm, als wenn man Jemand überreden wollte, er sollte sich der Dichtkunst widmen. Nur das entschiedene Interesse, was Sie an allem Geschichtlichen nehmen, und die sichtbare Unruhe, in die ich Sie durch die neuesten großen Ereignisse versetzt sehe, bringen mich auf den Gedanken, daß Sie vielleicht in der Darstellung derselben, daß ich so sagen möchte, die Bestimmung Ihres Lebens finden möchten.

Darum will ich auch thun, was Sie verlangen, und will Ihnen erzählen, wie ich mir einen Geschichtschreiber unserer Zeit, wie ich mir eine Geschichte derselben wünsche. Aber erwarten Sie ja nichts Vollständiges, nichts allenthalben sorgfältig Durchdachtes von mir. Dergleichen zu liefern, erlauben mir theils meine Kräfte nicht, theils verhindert mich das Gedränge mannichfacher und einander widersprechender Geschäfte und Zerstreuungen daran. Nur einzelne unordentliche Fragmente und Gedanken, wie ein Freund sie wol im Gespräche dem andern mittheilt, wie sie beim Schreiben von selbst sich aneinanderreihen, kann ich geben. Reizt eines oder das andere Sie zum weitern Nachdenken, trifft eines oder das andere, so bin ich sehr zufrieden.

Daß ich meinem Geschichtschreiber die besten Geistesgaben aller Art, daß ich ihm Fleiß und die volle Gewalt über die Sprache wünsche, das versteht sich von selbst, und ich habe daher nicht nöthig, mich darüber weiter auszulassen. Aber es gibt noch manches Andere, was Viele als äußerlich und zufällig betrachten mögen, und was es freilich auch ist, was ich an meinem Geschichtschreiber ungern vermissen würde. Dahin gehört, daß er in einem der höhern Kreise der bürgerlichen Gesellschaft geboren und erzogen sei, daß er die Welt gesehen, daß er selbst an sich Manches erfahren, und daß er wo möglich selbst ein höheres Staatsamt bekleide, oder bekleidet habe.

Ich bin nicht so thöricht, zu behaupten, daß es nicht einen guten Geschichtschreiber unserer Zeiten geben sollte, bei dem keiner dieser Umstände zutrifft; aber daß deswegen mein Verlangen grundlos sei, folgt augenscheinlich daraus noch gar nicht.

Die sind freilich sehr albern, die den Werth eines Menschen nach der Vornehmheit seiner Geburt beurtheilen; aber mir scheinen Diejenigen auch eben nicht besonnen, die die Vorzüge einer edeln Geburt für nichts achten. Wol ist es ein Zufall, eine reine Glücksgabe, ob Jemand in diesem oder in jenem Stande geboren ist; aber von wie vielen Zufälligkeiten hängt nicht Das ab, was wir die Ausbildung eines Menschen nennen; von wie vielen Zufällen die Richtung, die diese Ausbildung nimmt, die Farbe, daß ich so sage, die Nuancen derselben! Gestehen

wir doch Alle den ersten Eindrücken, welche unsere Kindheit empfing, eine fast unauslöschliche Wirkung auf unsern Geist und unser Gemüth zu; und wie sollte es also gleichgültig sein, ob ein Mensch seine Jugend in edeln Umgebungen, in heitern Verhältnissen zubringt, oder in gemeinern und trüben? Sowie Leute, die in einem höhern Stande geboren sind und eine diesem gemäße Erziehung genossen haben, sich durch einen gewissen körperlichen Anstand vor den Personen aus den niedern Ständen auszuzeichnen pflegen, so gibt es auch etwas, was ich den Geistesanstand nennen möchte, und was Denen vorzugsweise eigen zu sein pflegt, die in den höhern Classen der bürgerlichen Gesellschaft ihre Jugend hingebracht haben. Ich will mit Niemand darum rechten, ob dies mehr sei als Glanz und Schein; aber er ist, wie im geselligen Umgange, so in allen Schriften, wo er erscheint, sehr reizend. Nun ist die Geschichtschreibung eine vornehme Kunst, nicht blos weil sie vorzüglich die Handlungen der Könige und Potentaten und anderer Großen der Erde darstellt, sondern auch darum, weil überhaupt das Höchste, was den Menschen angeht, und das Wichtigste, die Schicksale der Staaten, ja des ganzen Geschlechts, ihr Gegenstand ist. Wilhelm Meister beschwert sich mit Recht darüber, daß man so oft von den Schauspielern Könige und Helden so schneidermäßig dargestellt sehe; sagen Sie selbst, mein Freund, trifft dieser Vorwurf nicht auch viele unserer neuen Geschichtsbücher? Und wenn denn auch wirklich der Gegenstand, den die Geschichte behandelt, so hoch und herrlich ist, sollen wir nicht wünschen, daß die Darstellung desselben mit jedem Reize geschmückt erscheine, also auch mit demjenigen, den früher Umgang mit der sogenannten feinen und vornehmen Welt, den Erziehung in derselben zu verleihen pflegt?

Ich habe aber noch einen Grund, warum ich, besonders von dem Geschichtschreiber unserer Tage wünsche, daß er in einem höhern Stande geboren sei. Die Geschichte dieser Zeiten kann nicht geschrieben werden, ohne daß darin die Spaltungen oder Reibungen berühret würden, die mehr oder weniger in allen Staaten zwischen dem dritten Stande und dem Adel stattgefunden haben. Wer Veranlassung hierzu gegeben habe, gehört nicht hierher zu untersuchen; so viel aber ist gewiß, daß der Adel zuletzt fast allenthalben der angegriffene Theil war, daß er im Ganzen bei der Vertheidigung mit Mäßigung zu Werke ging, und daß, wenn in diesen Streitigkeiten von der gewöhnlichen Rechtmäßigkeit die Rede sein könnte, das Recht fast immer auf seiner Seite war. Leider haben fast alle Menschen in diesem Streite Partei genommen und die Vorurtheile sind bei Allen ziemlich groß. Aber nach Dem, was ich hierüber habe bemerken können — und Sie wissen, daß meine Verhältnisse mir hierzu viel Gelegenheit geben — scheint mir auf Seiten der untern Classen nicht blos die Einsicht geringer, sondern auch die Leidenschaftlichkeit größer. Wird denn, wie es zu vermuthen ist, ein Geschichtschreiber unserer Zeit der Krankheit derselben auch schwerlich ganz entstehen, so läßt sich doch dies noch eher hoffen, wenn er aus den höhern Ständen ist, oder sie wird wenigstens nicht leicht so nachtheilig auf ihn einwirken. Nichts ist verderblicher für alle Untersuchung, nichts trübt so sehr die Lauterkeit aller Darstellung, als der fanatische Demokratismus, oder, daß ich es anders ausdrücke, weil es jetzt fast nur in dieser Gestalt erscheint, als die rohe Reformationswuth, die jetzt so sehr um sich gegriffen, die so Viele des Bessern schwindlicht gemacht hat. Von dieser, behaupte ich, sind Diejenigen mehrentheils nicht so befallen, die in den höhern Classen der Gesellschaft ihre Jugend hinbrachten.

Lassen Sie mir also immer meine Grille, daß ich meinen Historiker, wenn auch nicht hoch, doch edel geboren und erzogen wünsche.

Daß er die Welt gesehen haben soll, darüber befürchte ich wenig Widerspruch. Immer galt es ja für etwas Wünschenswerthes an einem Manne: daß er „vieler Menschen Städte gesehen und Sitte gelernt" habe; und einem solchen Reisefreunde, wie Sie, werde ich über den Nutzen des Reisens nichts zu sagen, ich werde am wenigsten ihm auseinanderzusetzen brauchen, wie wichtig es besonders für einen Geschichtschreiber ist, fremde Völker, Sitten und Gebräuche anders als aus Büchern kennen zu lernen. Herodot ließ es sich sehr angelegen sein, diejenigen Länder mit eignen Augen zu sehen, deren Geschichte er schrieb, und darum legen noch, nach fast drittehalb Jahrtausenden, die angestellten Forschungen für seine Nachrichten so viele Zeugnisse ab. Aber besonders wichtig dünkt mich das Reisen für einen Geschichtschreiber unserer Tage. Die Hälfte unsers Welttheils ist in den letzten 40 Jahren in eine andere Form gegossen, und nichts äußert auf die Sitten und den Charakter der Völker einen so entschiedenen Einfluß als totale Staatsumwälzungen. Die Disparität des Alten und Neuen selbst, die Menge von Widersprüchen, die natürlich entstehen müssen, wo Verfassungen, oft flüchtig genug, in einem fremden Lande ersonnen, mit Gewalt eingeführt werden, die zahllosen Interessen, die dadurch gekränkt werden und sich auf rechtmäßigen und unrechtmäßigen Wegen wieder zu helfen suchen, die Erschütterungen, die gleich von Anfang an das neue Gebäude dadurch erleiden, sie müssen in der Nähe gesehen und betrachtet sein, wenn ihr moralischer wie ihr politischer Einfluß recht erkannt werden soll. Auch die Verfassungen und die bürgerlichen Einrichtungen selbst — es ist nichts so täuschend, als die Nachrichten, die bei oder kurz nach ihrer Entstehung davon in das auswärtige Publicum zu kommen pflegen, nichts so trügerisch als die Schlüsse, die von Fremden über den Zustand der Staaten und über die Wirkungen der neuen Einrichtungen hierauf gegründet werden. Wer gedenkt nicht noch der vielen lobpreisenden und Glück weissagenden Schriften, die unsere Landsleute über die verschiedenen Verfassungen ausgehen ließen, mit denen Frankreich während der Revolution heimgesucht ward? ja, wer hat nicht wenigstens von denen gehört, die selbst aus dem Rheinbunde wer weiß wie große Dinge verkündeten? Es hat ja Jahre gekostet, um viele ganz verständige Deutsche zu überzeugen, daß Frankreich unter dem Nationalconvent die

schmählichste Tyrannei erlitt; daß die Verfassung, welche die constituirende Versammlung hervorgebracht hatte, ein Koloß war auf irdenen Füßen! Wäre dergleichen möglich gewesen, auch bei dem Freiheitstaumel, der, verzeihlich genug, auch unter uns sich verbreitet hatte, wenn diese Schriftsteller die damaligen Verfassungen Frankreichs anders als aus den Constitutionsacten und aus den Lobreden gekannt hätten, welche die Verfasser oder deren Anhänger ihnen von den Tribunen erschallen ließen? Was für das praktische Leben geschaffen wird, was erst im Leben und durch das Leben sich bewähren soll, wie alle Einrichtungen der bürgerlichen Gesellschaft, das wird auch recht nur betrachtet und gewürdigt in seinem Leben. Sie werden nicht einwenden, daß Einer doch immer nicht Alles selbst sehen, nicht Allem selbst beiwohnen könne. Dies geht freilich nicht. Aber, mein lieber Freund, so gewiß bei sonst gleichen Geistesgaben Derjenige, der die Gegend, wo eine Schlacht vorgefallen ist, genau kennt, und der selbst schon Schlachten mitgemacht hat, nach einer Beschreibung das Bild einer bestimmten Schlacht sich besser wird vergegenwärtigen können, als Einer, dem Beides, eigne Anschauung und die Kenntniß der Gegend, fehlt: ebenso gewiß wird auch Derjenige, der das Land, das Volk kennt, wo eine Staatsveränderung vorgefallen ist, der selbst an andern Orten vielleicht dergleichen beiwohnte, von jener sich ein richtigeres Bild machen und es Andern darstellen können. Das ist überhaupt Dasjenige, was der eignen Erfahrung den großen Werth und die große Wichtigkeit gibt, nicht daß sie für bestimmte Fälle nach andern erlebten die Regel abstrahiren lehrt, sondern daß sie den Sinn im Allgemeinen schärft und übt; und das ist auch einer von den Gründen, warum ich möchte, daß mein Geschichtschreiber an sich selbst Manches erfahren habe.

Es kommt hierbei nicht blos auf das Erleben von vielen und seltsamen Schicksalen an, denn gar manche Leute erleben sehr Vieles und erfahren sehr wenig; sondern auf die immer rege Betrachtung des Erlebten und seiner Beziehungen, die auch bei weniger merkwürdigen Schicksalen Jemand zu einer hellen und deutlichen Einsicht in das Wesen der Begebenheiten und Ereignisse führen kann.

(Die Fortsetzung folgt.)

Kurzgefaßte oldenburgische Chronik von Runde. Zweite, verbesserte und bis zum Tode des Herzogs Peter Friedrich Ludwig fortgesetzte Ausgabe; mit dessen Brustbild und einer Schlußvignette, in Steindruck. Oldenburg, Schulze. 1831. 8. 1 Thlr. 8 Gr.

Diese zweite, verbesserte und bis zum Tode des Herzogs Peter Friedrich Ludwig (21. Mai 1829) fortgesetzte Ausgabe der Runde'schen Chronik verdient schon darum einer kurzen Erwähnung, weil der ersten (1823) in diesen Blättern unsers Wissens keine geschah, und der als Jurist so rühmlich bekannte Verf. nichts unterlassen hat, sein Buch bestens auszustatten. Dazu gehört das auf Stein gezeichnete Portrait des obengenannten Herzogs, eine Abbildung der fürstlichen Gruft, ein umfassendes Register und Inhaltsanzeigen und eine große genealogische Tafel, der zur Seite noch zwei Rubriken über Ländererwerb und Verlust sich befinden. Dies genealogische Blatt ist um so wichtiger und unentbehrlicher, weil die verwickelten dänischen, holstein-gottorpschen, schwedischen, russischen und oldenburgischen Familienverhältnisse sich auf diese Weise am besten übersehen lassen, die auch Schuld waren, daß das Land bald deutsch, bald dänisch, bald russisch (jedoch nur kurze Zeit) gewesen ist, um der noch im traurigsten Andenken stehenden französischen Oberherrschaft nicht zu gedenken. Statt des zweiten Bildchens hätte Ref. lieber ein Kärtchen des oldenburger Landes gesehen, welches das Buch wol nicht sehr vertheuert haben würde.

Das Buch enthält in der That Alles, was man von diesem Plane und Umfange erwarten kann. Das größere Interesse für die Geschichte des Landes, das anfangs in trostlosen Streitigkeiten und Kämpfen nach Ost und West mit Bremen und den Friesen verwickelt ist, hebt mit der dänischen Regierung über dasselbe an. König Christian V. (starb 1699) gründete die im Wesentlichen noch bestehende Verfassung. Der erste Abschnitt schildert die Regierung der Grafen bis 1667, in drei Zeiträumen bis 1180, 1448 (d. h. bis zur Erhebung des oldenburgischen Regentenhauses auf den dänischen Thron); 1523 bis zur Besitznahme des Stad- und Butjadingerlandes; bis 1575 (zum ersten Anfall von Jever) und dann bis 1667. Der zweite Abschnitt handelt von der königl. dänischen Regierung bis 1773 in vier kleinen Zeiträumen; der dritte Abschnitt die herzogliche Regierung von 1773—1829. Wenngleich der Begriff einer Chronik (die nach Makkabäer, Buch II, Cap. 2, V. 32, „nur auf das Kürzeste die Summe fassen will") in Beziehung auf die Kürze festgehalten ist, so ist doch überall auf die innere Geschichte des Landes Rücksicht genommen. Der Natur des Landes nach muß viel vom Wasserbau und Deichwesen die Rede sein; es wäre daher für den Ausländer nützlich gewesen, manche technische Ausdrücke, wie Warfen, Groden, Marsch, Geest, Siel, Schlangen, welche S. 96 ebenso dunkel durch ablaufende Werke erklärt werden, Begrüppung der Watten, wenigstens im Index erklärt zu lesen. Aus dem reichen Inhalte des Buches theilen wir nur eine Stelle mit, aus der noch vom großen Graf Bernstorff contrasignirten Verordnung von 1770 über die Druckfreiheit ohne Censur (S. 102): indem „es der unparteiischen Wahrheit ebenso nachtheilig als der Entdeckung verjährter Irrthümer und Vorurtheile hinderlich ist, wenn redlich gesinnte, um das allgemeine Wohl und wahre Beste ihrer Mitbürger beeiferte Personen durch Ansehen, Befehle und vorgefaßte Meinung abgeschreckt und behindert werden, nach Einsicht und Ueberzeugung frei zu schreiben und Vorurtheile aufzudecken. Doch bleibt jeder Autor für seine Schrift verantwortlich, daß sie nichts enthalte, was wider die Gesetze ist, und kein Buch darf gedruckt werden, dessen Verfasser sich nicht entweder nennt, oder doch dem genannten Buchdrucker bekannt ist." Die beiden letzten Regierungen von 1773 an sind natürlich am weitläufigsten geschildert und nehmen die volle Hälfte des Buches ein. Aber an Reichhaltigkeit der Ereignisse und Einrichtungen kommt auch das ganze verflossene Jahrtausend den letzten 60 Jahren kaum gleich. Die Zahl der Regenten und ihre Namen machen's freilich nicht; auch ihre Geschichte allein nicht; denn gar Vieles entwickelt sich unabhängig von ihnen und will nur von ihnen nicht gestört sein. Ueberdem ist es schwer, als Unterthan und Staatsdiener über einen eben gestorbenen Fürsten ganz offen und historisch zu berichten, selbst wenn er der beste war. Akademien mit ihren pflichtmäßigen Elogien, Sarkophage mit ihren prunkenden Inschriften sind nicht immer unverwerfliche Zeugen. Von Peter Friedrich Ludwig aber wird auch die unparteiischere Nachwelt mit Hochachtung und Dank sprechen. 11.

Notizen über schwedische Literatur.

Diese flüchtigen Bemerkungen, die sich den Nr. 9—12, 27, 28, 40, 41, 134—36, 159 und 160 d. Bl. f. 1832 gegebenen ausführlichen Berichten anschließen, dieselben ergänzen und weiterführen, haben vornehmlich den Zweck, eine Uebersicht

der fremden, auf schwedischen Boden verpflanzten literarischen Erzeugnisse zu geben. Unter den Literaturen Europas ist der Einfluß der deutschen auf die schwedische, und zwar nicht blos in den höhern Wissenschaften, entschieden vorherrschend.

In der Theologie begegnen uns fortwährend Uebersetzungen und Bearbeitungen von Schriften Luther's. Neander's „Kleine Gelegenheitsschriften" haben, was nicht befremden kann, einen Uebersetzer gefunden. Daß aber Ein Verleger — Lindh in Oerebro — Scheibel's „Communionbuch", Eckartshausen's „Gott" und Arndt's „Paradiesgärtlein" (Cubach's „Gebetbuch" und des Ehrn Schmolke „Andächtiger Sünder" werden ja wol auch noch kommen!) auf einmal in Uebersetzungen zu Markte bringt, könnte eher Wunder nehmen, wüßte und bedächte man nicht, daß der Norden von jeher von hyperorthodoxem und mystischem Pips inficirt war.

Krug's „Handbuch der Philosophie" hat Rector Bäckström nach der zweiten Orginalauflage, und ein Ungenannter Franz Schneidawind's „Hauptmomente der Geschichte der Philosophie" übertragen.

Die Philologie erhält durch einen Abdruck von Gesenius' „Hebräischem und chaldäischem Handwörterbuch" (Upsala, Palmblad) und durch Uebersetzung von Buttmann's „Griechischer Grammatik" längst als trefflich bewährte wissenschaftliche Hülfsmittel. Ausgaben der alten Classiker oder Wiederabdrücke der im Auslande veranstalteten kommen nicht zum Vorschein; höchstens wird ein Abdruck einzelner kleinen Schriften der Alten, besonders rhetorischen und oratorischen Inhalts, z. B. von Cicero, zum Behuf des Unterrichts oder der Vorlesungen, besorgt. Dagegen scheinen Uebertragungen Beifall zu finden. Die nach Art der deutschen unternommene Sammlung von Uebersetzungen griechischer und römischer Schriftsteller (mit Thucydides und Livius begonnen) schreitet vor. Unabhängig von diesem bei Hjerta in Stockholm erscheinenden Unternehmen ist Ablerbeth's Uebertragung der Werke Virgil's (die auch einzeln erschienene „Aeneide" erlebte bereits die dritte Auflage). Hallström übersetzte Xenophon's „Cyropädie" und Dahlstedt Cicero's „Redner".

Ein Originalwerk ist J. G. Liljegren's „Runenlehre" („Runa Lära") mit 9 Kupfertafeln, das, wenn nicht durch Uebertragung, doch sicher durch Beurtheilungen in gelehrten Zeitschriften zur nähern Kunde der Deutschen kommen wird.

Die Heilkunde anlangend, so sind seit 1831 viele Schriften über Cholera und Influenza, fast sämmtlich aus dem Deutschen, erschienen. Ebermaier's „Anweisung zum Verfahren bei Visitationen der Apotheken" und Richter's „Specielle Therapie" wurden, letztere von Collin, übersetzt. Der Verbreitung der Homöopathie in Schweden nützt durch Uebertragung von Hartmann's „Handbuch der Diätetik" Sondén, der auch Metz' „Untrügliche Mittel u. s. w." seinen Landsleuten zuführte. Populaire medicinische Schriften, wie die letztgenannte, finden ihr Publicum — und was fände am Ende das nicht! — und selbst die vielverrufenen „Rathgeber" drohen, wenigstens zum Theil, sich in Schweden einzunisten.

Bieth's „Lehrbuch der Physik" wurde in Bäckström's Uebersetzung zum zweiten Mal aufgelegt. Schübler's „Grundsätze der Agriculturchemie" übertrug L. Tidén.

Wildt's „Neuestes und nützliches Haus- und Kunstbuch" und G. A. Pietzsch, „Der hohe Beruf des weiblichen Geschlechts u. s. w." wurden ebenfalls, als populaire Schriften, der Uebersiedlung würdig erkannt.

Das Brockhaus'sche „Conversations-Lexikon" wird nach der siebenten Anflage, mit einem ellenlangen Titel versehen, übersetzt und ist bereits bis zur Hälfte gediehen.

Für die Geschichte heben wir die schon weit vorgerückten Uebertragungen von Gibbon's umfangreichem Werk „Ueber Verfall und Untergang des römischen Reichs" und von Becker's „Weltgeschichte", nach Löbell's und Menzel's Bearbeitung, heraus. Des Letztern „Geschichte unsrer Zeit seit Friedrich II. Tode" ist, wie im Original, auch als selbständiges Werk, von Stenhammer übersetzt, erschienen. „Maria Stuart och Elisabeth" ist ein Friedrich v. Raumer's „Briefen aus Paris u. s. w." entnommener Auszug. Von Werken über die Geschichte der neuern Zeit erwähnen wir einer Uebersetzung der Schrift Ludwig Napoleon's über Walter Scott's „Leben Napoleon Bonaparte's" und einer vom Lieutenant Cronhjelm veranstalteten von Foy's „Krieg auf der pyrenäischen Halbinsel". Dem Bedürfniß allgemeiner Belehrung in geschichtlicher Hinsicht wird eine Uebertragung der dresdner „Allgemeinen historischen Taschenbibliothek" geboten, aus der bereits die Geschichten Nordamerikas, Polens und Rußlands von Philippi, Bronikowski und Herrmann erschienen sind.

Für die Geographie ist als Originalwerk das von W. F. Palmblad in Verein mit kundigen Freunden herausgegebene „Handbuch der physischen und politischen, alten und neuen Geographie u. s. w." zu nennen, dessen dritten Theiles erster Band Indien, von dem Herausgeber bearbeitet, enthält (Upsala, Palmblad und Comp.). Otto von Kotzebue's „Neue Reise um die Welt" ward (nach der Bearbeitung von C. F. Dietzsch) von Jon Bohman übertragen. Auch das Werk der Lady Morgan: „Frankreich in den Jahren 1829 und 1830", fand einen Uebersetzer.

In der sogenannten schönen Literatur nennen wir vor Allem die fünfte, mit 24 Steindrücken von Holmberglon versehene Auflage von Tegnér's berühmter „Frithiofs Saga", sowie Nils Lowén's Uebertragung Moore'scher Gedichte und die Skjöldebrand's von „Childe Harold". Zu dem Roman und der Erzählung, der bei der Neuern beliebtesten Gattung dichterischer Darstellung, übergehend, erwähnen wir gern einer Sammlung von Originalnovellen („Swenska Noveller"), die sich der Gunst des Publicums zu erfreuen scheint. Daß die Schriften des Meisters in diesem Fache, Walter Scott's, wie anderwärts so auch in Schweden die gebührende Anerkennung gefunden haben, versteht sich von selbst, eine Uebertragung der gesammten Werke des großen Briten folgt denen, die von den einzelnen früher veranstaltet wurden. Ebenso sind die bessern Schriften Cooper's dem schwedischen Lesepublicum zugänglich gemacht worden. Diesen Ausländern schließen wir noch zwei an: den Italiener Alex. Manzoni und den Russen Th. Bulgarin; des Erstern „Verlobte" („De Trolofwade") und des Zweiten „Iwan Wuishigin", Werke von der verschiedenartigsten Eigenthümlichkeit, aber in ihrer Art als gleich verdienstlich und gelungen anerkannt, weshalb auch von jedem derselben zwei deutsche Uebertragungen nöthig oder wenigstens gerechtfertigt schienen, wurden übersetzt. — Unter den Deutschen, die sich die Schweden zur Unterhaltung ersehen, nennen wir, wie sich gebührt, zuerst Göthe, dessen artiges Tableau: „Die guten Weiber" (Werke. Ausgabe letzter Hand. 15. Bd.), vielen unserer Landsleute selbst wol unbekannt, übersetzt ward und nur für ein sehr gebildetes Publicum berechnet sein kann. Wir erwähnen hier gleich noch der Uebertragungen von „Leontine und Natalie" und „Anton Solario" von Johanna Schopenhauer (22. Bd. der „Sämmtlichen Schriften") und zweier Sammlungen von Uebersetzungen deutscher Novellen und Erzählungen, deren eine („Walda Noveller", Upsala, Palmblad) u. a. „Den todten Gast" und „Die Somnambule" von Zschokke, „Iwan" von E. Wodomerius und „Des Kaisers Bild" von W. Hauff bringt; die andere („Novell-Bibliothek", Upsala, Bruzelius) enthält kleine Erzählungen von K. L. M. Müller, Al. Schreiber u. A. Von größern oder für sich bestehenden Schriften beliebter deutscher Erzähler nennen wir van der Velde's „Liebhabertheater" und „Arwed Gyllenstjerna", sowie seines Nachfolgers Tromlitz „Pappenheimer", ferner Alex. Bronikowski's „Mäusethurm am Goplosee", „Rudolf von Eggenberg" von E. Wodomerius, Belani's „Belagerung von Ancona", endlich des wegen seiner „Herbstreise" in Schweden beliebten W. Alexis' „Victorie Charpentier", die sämmtlich übersetzt wurden.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Mittwoch, — Nr. 114. — 24. April 1833.

Ueber einen Geschichtschreiber und die Geschichtschreibung der neuesten Zeiten.

(Fortsetzung aus Nr. 113.)

Bei all Diesem glaube ich mich Ihrer Beistimmung gewiß, aber dabei, daß ich von meinem Geschichtschreiber verlange, er solle selbst praktischer Staatsmann sein oder gewesen sein, befürchte ich einigen Widerspruch. Und doch, mein lieber Freund, ist es grade Dieses, was ich am wenigsten missen möchte an meinem Geschichtschreiber.

Wie, sagen Sie vielleicht, also soll dieser Geschichtschreiber die Arbeit an seinem Werke nur als Nebenbeschäftigung, nur in seinen Feierstunden, oder gar erst in seinen alten Tagen betreiben, wenn er für die Geschäfte zu stumpf geworden ist? Wo soll ein praktischer Staatsmann, also ein Geschäftsmann, die Zeit hernehmen, die einzelnen Nachrichten mühsam zu sammeln, zu sichten, zu ordnen und endlich zu einem schönen, würdigen Ganzen zusammenzubauen? Wo die Zeit zu den vorbereitenden Studien? oder, wenn er denn gar erst in seinem Alter beginnen soll, wo die Kräfte zu einem solchen Werk? Die Historie ist eine gelehrte Wissenschaft, sie soll den Gelehrten verbleiben, und wer ein ordentliches historisches Werk schreiben will, muß ihr sein ganzes Leben widmen, wie Johannes Müller gethan hat.

Lassen Sie mich Ihnen darüber unverhohlen mein Glaubensbekenntniß ablegen, wenn es auch Manchem ketzerisch scheinen möchte.

Zuerst ist, dünkt mich, ein wichtiger Unterschied zwischen der Geschichtschreibung eines einzelnen Zeitraums und insbesondere seiner Zeit, und der Beschreibung der ganzen Geschichte eines Volkes oder gar einer Universalgeschichte. Daß jene nicht so viel Aufwand von Zeit und Kräften erfodere als diese, ist einleuchtend. Zwar wird Niemand ein guter Geschichtschreiber seiner Zeit werden können, der nicht auch die Geschichten der Vorzeit kennt, und ich verlange vielmehr von meinem Geschichtschreiber, daß er sie recht tüchtig und ordentlich kenne; aber diese Kenntniß ist, dünkt mich, auch nicht so sehr schwer zu erwerben. Sie erfodert nicht so ungeheuere Anstalten, wie ich so häufig dazu machen sehe. Denn für den Geschichtschreiber unserer Zeiten kommt es nicht darauf an, da er jedes Factum in der Geschichte der Vorwelt genau und kritisch untersucht habe, nicht darauf, daß er nach viel Arbeit und Schweiß in dunkle Fabelzeiten mühsam ein Lichtlein trage, sondern nur darauf, daß seinem Geiste ein klares und lebendiges Bild der verflossenen Zeiten eingeprägt sei; daß er die Wurzeln erkannt habe, aus denen der ungeheuere Baum der neuern Weltbegebenheiten emporgesproßt ist. Und wen frühe Neigung zur Geschichte führte, wem sie zur steten Gefährtin und Lehrerin seines Lebens wird, der erwirbt diese Kenntniß auch, ohne daß er sich ihr ganz ausschließend widmete. Schwerlich wußten Thucydides oder Cäsar mehr von der Vorzeit als jetzt mancher gebildete Geschäftsmann; und wenn hatten denn Macchiavelli, Guicciardini, Davila ihre Studien gemacht als während ihres geschäftsreichen Lebens? Seitdem hat noch die größere Verbreitung der Buchdruckerkunst und des Buchhandels die Herbeischaffung der Materialien sehr erleichtert; und wollte man auch eben in der Anhäufung und der mühsamern Sichtung derselben neue Hindernisse finden, so ist dies doch wirklich mehr eine sophistische Ausrede als ein gegründeter Einwand. Wer früh an die rechten Quellen der Wissenschaft und an die rechten Meister der Kunst gegangen ist, der lernt bald das Rechte vom Falschen unterscheiden; wer seines Zwecks sich recht deutlich bewußt ist, der lasse fahren und stoße von sich, was nicht dazu führt, der wird also auch bei dem Studium der Geschichte so viel Zeit nicht brauchen, um Das zu erlernen, was er bedarf, nämlich Das, was nöthig ist, um in seinem Geiste den rechten Grund zu legen, worauf er das Bild unserer Zeiten klar und schön auftragen möge.

Wenn Sie aber etwa, und mit einigem Scheine, die Sache umkehren und sagen wollten, nicht weil das Studium der Geschichte mühsamer und weitläufiger geworden sei, sondern weil jetzt die Geschäftsführung mehrentheils complicirter und zeitraubender sei als ehemals, sei die Vereinigung beider jetzt nicht thunlich, so lassen Sie auch hier mich statt aller Antwort Sie durch die Erfahrung zurückschlagen. Wo haben Sie der Geschichtschreiber viele, die eine tiefere Einsicht hatten in die Vorwelt, ja auch eine gelehrtere Kenntniß davon als Montesquieu, der bekanntlich ein sehr geschäftsreiches Leben führte? oder, wenn dieser Ihnen noch nicht neu genug wäre, sehen Sie Fox an, dessen Geschichte der Häuser Stuart man das mühsamste Quellenstudium lobt.

Erwägen Sie auch, daß ja fast alle Wissenschaften, die dem höhern Staatsmann erfoderlich sind, sobald sie tüchtig angegriffen werden, nothwendig auf die Geschichte zurückführen und gleichsam in ihr einwurzeln. Ein Jurist ohne historische Kenntnisse kann ein guter Routinier sein, er kann in allen Einreden und Rechtsbehelfen wohlerfahren sein, er kann zu Nutz und Frommen des Publicums einen Richterposten verwalten; aber den Namen eines Rechtsgelehrten verdient er doch deshalb noch nicht; und wenn die Götter einen solchen unter die Gesetzgeber eines Landes werfen, wie sie in neuesten Zeiten zuweilen gethan haben sollen, so kann, wer recht christlich gesinnt ist, sich doch mit nichts Anderm trösten als mit dem Spruche, den man bei großen Landplagen zu äußern pflegt, daß die Götter die Völker züchtigen, welche sie lieben. Ist es etwa bei dem Diplomaten, bei dem Politiker anders?

Wenn aber diese Wissenschaften so eng mit der Geschichte verbunden sind und gleichsam einen Theil ihres Lebens und wahrlich nicht den schlechtesten aus ihr ziehen, so wird ja schon eben dadurch ein großer Theil des Einwandes gehoben; denn der Staatsmann, der sich mit historischen Studien beschäftigt, tritt ja dann keineswegs in unbekannte Stätten, sondern in befreundete, worin ihm, den nächsten und besten Weg zu finden, gar nicht schwer werden kann.

Warum ich aber so sehr wünsche, daß mein Geschichtschreiber nicht blos Gelehrter, sondern auch Staatsmann sein oder gewesen sein soll, das ist, weil ich glaube, daß kein Studium, keine gelehrte Anstrengung Das verschafft, was die praktische Theilnahme an Staatsgeschäften dem Geiste gibt. Durch sie lernt er:

Das Große groß, das Kleine klein zu sehen.

Sie allein gibt ihm jenen klaren Blick in die Verhältnisse, jene sichere Würdigung des politischen Gewichts der einzelnen Begebenheiten, jene richtige Erkenntniß ihrer Verkettung als Ursache und Wirkung, welche die rechten Blüten einer guten Geschichtschreibung sind und wodurch ihre Gemälde erst die rechte Wahrheit und Treue erhalten. Durch sie erhält er sich am sichersten von den Unarten und Einseitigkeiten rein, die die traurige Mitgabe so vieler neuern Geschichtschreiber sind; ich meine von jener Afterweisheit, die wie eine Seuche sich nicht blos in die Geschichte, nein, fast auch in alle übrigen Zweige des menschlichen Wissens eingeschlichen hat; die immer noch etwas Höheres zu verhüllen vorgibt, als sie ausspricht, und so alles Leben der Darstellung tödtet und alle Forschung verunreinigt.

Die Geschichte soll eine treue und lebendige Darstellung des Geschehenen sein; dies sei ihr einziger Zweck, dies ihre einzige Kunst. Die aber auf einen poetischen oder gar dramatischen Effect hinarbeiten, die sich einen Pragmatismus zu erkünsteln quälen, zu dem die Ereignisse keine Veranlassung geben, die endlich eine Geschichte nach sogenannten Ideen schreiben, alle diese sündigen gleich sehr an ihr; alle diese zeigen gleich sehr, daß sie gar keinen Sinn haben für die Würde und Herrlichkeit der Geschichte. Zumal, mein lieber Freund, sind mir die Geschichtschreiber nach Ideen recht im Innersten zuwider, weil sie am vornehmsten thun und eigentlich am armseligsten sind. Das ist recht stolze Armuth, die vom Witz des Reichthums Miene borgt! Doch nicht einmal vom Witz, denn was für Witz gehört denn dazu, an dem Leben eines Helden oder Staatsmanns eine Ansicht aufzufassen oder gar an der Geschichte eines Staats? und um zu modeln und zu drehen, bis man hierauf Alles zurückführen und einen dürftigen Begriff als die Summe und Quintessenz eines reichen und kräftigen Lebens angeben, oder bis man gar mit bedeutungsvollen Worten verkünden kann, dieser oder jener Staat habe die Idee seiner Geschichte erfüllt, oder auch nicht? Mich hat es schon immer geärgert, wenn die Aesthetiker oft so rasch bei der Hand sind, die Idee eines Kunstwerks auszusprechen und nun glauben, damit sei Alles abgemacht; wenn aber gar Einer für die ungeheuern Werke des Schicksals immer gleich so einen Stempel bei der Hand hat und redet, als ob er mit im Rathe der Götter gesessen hätte, das ist vollends ganz unerträglich.

Verzeihen Sie mir diesen Ausbruch, ich fühle, er gehört vielleicht nicht hierher; aber es ärgert mich dieses Unwesen gar zu sehr, weil es nach meiner Art, die Geschichte zu verehren und zu lieben, grade das frevelhafteste ist. Die Geschichte ist eine Wissenschaft des natürlichen gemeinen Verstandes, aber was darüber hinaus ist, gehört nicht in eine historische Darstellung; und sei es an sich vielleicht noch so trefflich und noch so tiefsinnig, es ist, von dem Standpunkt der Geschichte aus betrachtet, falsch und unecht. Necker sagt irgendwo in Beziehung auf die Politik: „Je me prosterne tous les jours devant le sens commun si décrié parmi nous"; und Dasselbe möchte ich in Beziehung auf die Geschichte von ihm sagen. Diesen gemeinen Verstand, diesen natürlichen Sinn aber, behaupte ich, erhält besonders gesund und übt die Theilnahme an praktischen Geschäften.

Das ist es, was die Alten und die Ausländer so sehr vor uns auszeichnet, daß jene so viele Staatsmänner unter ihren Historikern zählen, wir dagegen fast keinen einzigen. Jene haben erlebt und gelebt, was sie beschrieben, die unserigen haben es nur gelesen.

Hätte Xenophon den Rückzug der Zehntausend wol so darzustellen vermocht, wie er gethan hat, wenn er ihn nicht selber geführt hätte? Hätte Macchiavelli die zahllosen Kämpfe und Parteiungen seines Vaterlandes und ihre kleinen Ursachen so in ein herrliches Bild zusammenstellen können, wenn er nicht selbst in diesem Lande gelebt, wenn er nicht selbst an ähnlichen Parteiungen Theil genommen hätte? und wie hätte Davila die geheimsten Verschlingungen politischer Intriguen so enthüllen sollen, wenn er nicht unter den Personen gelebt hätte, welche sie webten, wenn er nicht selbst zum Theil seine Hände darein gemischt hätte. Die englischen Geschichtschreiber zeichnet dagegen meist eine klare und gründliche Einsicht aus in den Gang der innern Veränderungen der Länder, deren Geschichte sie beschreiben, ein heller Blick in die Verwandlungen der Verfassungen und in die Einflüsse darauf.

Das macht, weil von früh auf der Geist eines gebildeten Engländers auf seine glückliche Verfassung gerichtet ist. Rechte und Gesetze sind nicht blos dem Juristen von Profession bekannt, ein Jeder, der Anspruch macht auf ein öffentliches Amt, ein Jeder, der sich interessirt für die Verhandlungen im Parlament, hat wenigstens eine allgemeine Kenntniß davon, und Alles, was im Staate geschieht oder dem Staate widerfährt, wird auf die Verfassung bezogen, ob es dieser vortheilhaft oder nachtheilig sein könne, und inwiefern. Wenn so der Blick an der eignen Verfassung geübt ist, so sieht er auch deutlicher und richtiger die fremden Völker und wägt und erkennt besser, was auf sie einwirkt. Darum war es auch ein Engländer, der zuerst das Wesen der französischen Revolution deutlich einsah und, allen Schwärmereden zum Trotz, schon bei der Geburt das Sterbelied ihrer Freiheit sang.

Niemals war der Wechsel der ungeheuersten Begebenheiten so rasch als in den neuesten Zeiten, niemals Revolutionen aller Art so unerwartet und von so verschiedenen Folgen begleitet, niemals also auch ein praktisch-geübter Blick, der schon die Keime erkenne, so wünschenswerth als an Dem, der diese Zeiten zu beschreiben unternimmt.

Der Einwand, daß von dem Geschichtschreiber unserer Tage, wenn er selbst Staatsmann ist, Parteilichkeit zu befürchten sei, scheint mir nicht sehr erheblich. Theils pflegt Denen, die der Geschichtschreibung sich widmen, eine Strenge des Gemüths eigen zu sein, die absichtlichen Verfälschungen widerstrebt; theils können ja, die nicht an den Staatsgeschäften Antheil haben, ihre Nachrichten doch auch nur fast allein von Theilnehmern erhalten, und der Unterschied wird daher so groß nicht sein. Indeß gestehe ich doch, daß weil in manchen Fällen größere Befangenheit möglich ist, ich meinen Geschichtschreiber noch lieber unter Denjenigen suchen möchte, die nur einmal Staatsgeschäfte betrieben haben. Die Muße von Staatsgeschäften, das ist recht die Lage, die ich meinem Schriftsteller wünsche, wie Sallust sie hatte, oder Clarendon oder William Temple. Denken Sie sich einen Mann mit den schönsten Gaben des Geistes beglückt, mit dem reichsten Schmucke jeglicher Bildung bekleidet, dessen Seele von früh auf ihre Lust fand in der Betrachtung der Vorwelt und der Schicksale der Völker, der dann in der Gegenwart zu üben versuchte, was er aus jenen gelernt, und der endlich, nachdem er oftmals den Weg, niemals das Steuer verloren auf dem stürmischen Meere, dem er sich anvertraute, seinen Nachen wieder ans Ufer gestoßen hat, wird er nicht gleichsam wie zu seinem alten Element zurückkehren, zur Geschichte? Wird nicht die liebste Beschäftigung seiner Muße sein, in sein Gedächtniß zurückzurufen, was er gesehen und selbst erfahren hat von den Geschichten der Staaten, um gleichgesinnten Nachgebornen es darzustellen, damit sie sich daran ergötzen, wie er sich ergötzt hat an den Werken der Vorwelt, und daraus lernen, wie er gelernt hat aus jenen?

(Der Beschluß folgt.)

Kleine Schriften, Polen betreffend.

1. Der Uebertritt der polnischen Corps von Gielgud, Chlapowski und Rybinski auf das preußische Gebiet, ihr Aufenthalt daselbst und die angeordnete Entfernung derselben. Unter Benutzung amtlicher Quellen von W. von Dankbahr. Königsberg, Bornträger. 1832. Gr. 8. 8 Gr.

Ref. hat schon ein vorzüglich diese Begebenheit berücksichtigendes Schriftchen eines Westpreußen: „Preußen und Polen", in d. Bl. angezeigt und daraus die Ansicht gewonnen, daß, wenn auch diese bösen Auftritte in Fischau u. s. w. bei der Stimmung der durch die Schwäche ihrer Führer aus ihrer Heimat vertriebenen Polen sehr erklärlich waren und in derselben Entschuldigung finden, doch auch auf der andern Seite die preußische Regierung in ihrem Benehmen gegen die aufgenommenen Polen nicht getadelt werden kann. Dies Letztere wird denn auch durch diese Schrift bestätigt. Sie enthält einen schlichten, klar und unparteiisch geschriebenen Bericht der Verhältnisse, unter denen erst das Gielgud-Chlapowski'sche und später das Rybinski'sche Corps nach Preußen übergetreten waren. Ersteres bestand aus 611 Offizieren und 6265 Soldaten; letzteres aus ungefähr 20,000 Offizieren, Beamten und Soldaten. Hierauf folgt die Beschreibung der schon im December erfolgenden freiwilligen Rückkehr von etwa 12,000 Unterofficieren und Soldaten, welche von der durch Ukas vom 1. Nov. von Nikolaus angebotenen Amnestie Gebrauch machen wollten, und der Abreise der Offiziere in das Ausland, die nach der kaiserlichen Verordnung aus ihrem Vaterlande verbannt waren. Der Verf. berührt hierauf kurz, auf die Schrift: „Die Polen in Elbing", verweisend, wie durch leere Gerüchte, als ob die noch zurückbleibenden Polen zur Rückkehr nach Rußland gezwungen werden sollten, Misvergnügen und Widersetzlichkeit unter den Polen sich zu zeigen begonnen, und wie diese, durch umschleichende Emissaire bestärkt, zu den bekannten Auftritten geführt habe. Bei einer von Seiten der preußischen Regierung angeordneten Ausmittelung Derer, welche am meisten bei der Revolution compromittirt waren, fanden sich im Februar mit Ausnahme der Kranken noch 5786 Mann Polen auf preußischem Boden, welche theils von der russischen Amnestie ausgeschlossen waren, theils von ihr ausgeschlossen sein wollten. Denn die übrigen außer jenen obenerwähnten 12,000 waren theils als nicht russische Unterthanen in ihre Heimat gegangen, theils auf verschiedene Weise in das Ausland entkommen. Jene 5000 wurden im April in acht Hauptabtheilungen formirt, zur Verhütung fernerer Excesse unter preußische Disciplin gestellt und mit der unterdeß eingelaufenen erweiterten Amnestie des russischen Kaisers bekannt gemacht, welche die meisten nun auch annahmen, sodaß außer 675 auf preußische Kosten nach Bordeaux eingeschifften Soldaten nur noch 114 Bewohner der westlichen russischen Provinzen bis zum Eintreffen der erbetenen Entscheidung ihres Landesherrn und 592 Polen nach entschiedener Weigerung der Rückkehr zurückblieben, welchen die preußische Regierung bei der Unmöglichkeit, ihnen wo anders eine Freistätte zu öffnen, natürlich nur gegen Arbeit fernerhin Nahrung und Kleidung gewähren konnte. Bedenkt man nun noch, wieviel der Unterhalt dieser Fremdlinge der Regierung an Sold und Kleidungsstücken gekostet hat, was S. 46 genau verzeichnet ist, so muß wol auch Der, welcher über Preußens Benehmen während des polnischen Kampfes unzufrieden ist, sein Betragen gegen die Fremdlinge, die auf seinem Boden Schutz suchten, rechtfertigen, und wird nicht, was vielleicht der einzelne Beamte verschuldet hat, verschlimmert und vergrößert der Regierung zur Last legen. Zum Schlusse sind dem Büchlein Beilagen angehängt, welche die diese Angelegenheit betreffenden königl. Publicanda ꝛc. enthalten.

2. Auch ein Wort über Friedrich II. und Friedrich Wilhelm II. Politik in Polens Unfällen oder Bemerkungen über „Polens Untergang" von F. von Raumer. Vom Obristen von Schepeler. Aachen, Mayer. 1833. Gr. 12. 12 Gr.

Da die Schrift des Herrn von Raumer über Polen genug bekannt und gewürdigt worden ist, so will Ref. kein Wort wei-

ter über ihre Leutseligkeit sagen. Wol mag so in manchen Kreisen nicht gefallen haben, und dieses Mißfallen hatte sich hier und da zwar in einzelnen bittern Bemerkungen in Zeitungsartikeln, aber nicht, so viel Ref. bekannt ist, in einer ausführlichern, etwaige Irrthümer berichtigenden Kritik des Buches, wozu Hr. v. Raumer selbst herausgefodert, ausgesprochen. Da erscheint plötzlich der Oberst von Schepeler, Verf. einer „Methode, die Pferde gut zu zäumen" (Aachen 1829), auf dem Kampfplatze und will an Hrn. v. Raumer zum Ritter werden. Ref. aber gesteht, daß ihm kaum jemals ein faderes, verwirrteres und unnützeres Gewäsch gedruckt vorgekommen als diese angebliche Kritik des Raumer'schen Buches. Ja, selbst im Style zeigt sich der Herr Oberst unbeholfen und macht Fehler, die der Ref. (seines Gewerbes ein Schulmeister) kaum seinen Quartanern verzeihen würde. Zur Probe nur Einiges, was uns grade aufstößt (S. 22): „Der polnische Edelmann war tyrannischer Herr seinen Bauern, wenig besser als russische Leibeigne." War der Herr wenig besser, oder soll dies auf die Bauern sich beziehen? Was ist denn ferner S. 24 ein „treffend wichtiges politisches Benehmen"? oder ist das ein Druckfehler, wovon es im Buche wimmelt, statt: treffend richtiges? Nun so hätte wenigstens Herr von Schepeler mehr Achtung vor dem Publicum haben und für einen bessern Corrector sorgen sollen. Oder ist es auf derselben Seite ein Druckfehler, wenn Frankreich „offene Schuld an Polens Untergang sein" soll. Doch, damit Ref. nicht beschuldigt werde, bei Kleinigkeiten zu lange zu verweilen, so geht er auf das Materielle des Buches über, um sein obengegebenes Urtheil zu rechtfertigen. Als Einleitung gibt er höchst trockene und bekannte Notizen über die frühere Geschichte Polens, die Ursachen seines Verfalls dabei andeutend, und wundert sich, daß Hr. v. R. davon nichts erwähnt. Doch diese bekannten Thatsachen zu entwickeln, lag nicht im Plane des Verf., und er bedarf wol deshalb keiner Rechtfertigung. Auch bemüht sich Hr. v. Sch. in jener Einleitung, die von den Russen den Polen im vorigen Jahrhunderte angethane Schmach als die Nemesis für frühere Frevel der Polen an Rußland zu betrachten, ohne zu bedenken, daß die früher in der Zeit roher Kraftäußerungen von den Polen gemachten Eroberungen russischer Ländereien doch nie mit der durch die — — — List des russischen Cabinets im vorigen Jahrhunderte erzielten Unterdrückung eines zwar sehr zerrütteten, aber mit edelm Patriotismus nach Reorganisirung strebenden Volkes gleich wiegen können. In der darauf versuchten Rechtfertigung der Politik Friedrich II. holt der Herr Oberst seine Weisheit gewöhnlich aus Johannes von Müller; ein einziges Pröbchen mag lehren, wie ihn Jener versteht und benutzt. Man lese im dritten Bande von Johannes v. Müller „Allgemeiner Geschichte" S. 391. Der Herr Oberst citirt daraus eine Stelle, wo Müller mit klaren Worten sagt: „Es näherten sich preußische Truppen, als für einen Cordon wider die in Polen wüthenden Epidemien. Friedrich II. trieb in Polen Tribute ein, doch nur als Entschädigung des Aufwandes, zu denen ihre schlechte Policei ihn veranlasse" (also nicht veranlaßte). „Man sah hierauf — Ref. kürzt die Stelle etwas ab — 12,000 Familien ihrem Vaterlande entreißen und nach Preußen verpflanzen; Friedrich ließ schlechtes Geld für erkauftes polnisches Gut geben und verlangte für das aus seinen Vorräthen abgelassene Getreide von den Polen gutes Geld; im Augenblicke allgemeiner Hungersnoth waren die polnischen Speicher beraubt und gesperrt. Die Noth der Großpolen stieg so, daß das Volk scharenweise auswanderte; die Zurückgebliebenen wurden gemishandelt und mußten ihre ausgestatteten Töchter in die preußischen Colonien liefern." Dazu bemerkt nun der Herr Oberst, indem er diese Stelle mit der ganz Dasselbe sagenden des Hrn. v. R. vergleicht, daß Joh. v. M.'s Bericht doch Gründe der Entschuldigung enthalte, während er bei Raumer als trockener Vorwurf dastehe. Nun, wo findet er denn diese Entschuldigungsgründe? In der Hypothese, daß Müller das Elend in Polen nicht Friedrichen, sondern den damals zu Bar conföderirten Polen zuschreibe. Doch davon steht bei Müller kein Wort. Man vergleiche die Stellen in unserm Büchlein selbst S. 61 fg. und gestehe, daß der große Friedrich keinen erbärmlichern Vertheidiger hätte finden können. Von der politischen Weisheit des Hrn. v. Sch. zeugt wol am augenfälligsten die Note S. 16, wo er den constitutionellen kleiner Staaten recht väterlich ans Herz legt, daß „das Vorrecht der Deputirten größerer Staaten, selbst für den Gang der Staatsmaschine nothwendige Abgaben zu verweigern, auf kleine Staaten nicht ohne Gefahr angewandt werden könne". Ist denn aber ein größerer Staat bei Verweigerung obengenannter Abgaben nicht in derselben Gefahr? Hier, wie bei kleinern Staaten, muß, wenn die nothwendigen Abgaben fehlen, die Maschine nothwendig still stehen. Wir schließen hier und wünschen andern Lesern mehr Geduld; Ref. hat nur bis S. 66 lesen können.

98.

Literarische Anzeige.

Bericht über die im Laufe des Jahres 1832 bei F. A. Brockhaus in Leipzig erschienenen neuen Werke und Fortsetzungen.

(Fortsetzung aus Nr. 107.)

15. **Krug** (Wilhelm Traugott), Encyklopädisch-philosophisches Lexikon, oder Allgemeines Handwörterbuch der philosophischen Wissenschaften nebst ihrer Literatur und Geschichte. Nach dem heutigen Standpunkte der Wissenschaften bearbeitet und herausgegeben. Zweite, verbesserte und vermehrte Auflage. In vier Bänden. Erster Band. A bis E. Gr. 8. 56¼ Bogen auf weißem Druckpapier. Subscriptionspreis 2 Thlr. 18 Gr.

16. **Kupffer** (C. H.), Anfangsgründe der Buchstabenrechnung und Algebra, mit Inbegriff der Combinationslehre und unbestimmten Analytik, nebst Uebungsaufgaben. Zur Repetition des mündlichen Unterrichtes und zur eignen weitern Fortbildung neben diesem. (Neue Ausg. 1832.) Gr. 8. 16 Bogen auf Druckpapier. 20 Gr.

17. **Ludwig** (Christian), Vollständiges deutsch-englisches und englisch-deutsches Wörterbuch. Zweite Auflage, mit einer gründlichen Anleitung zur Aussprache des Englischen vermehrt und zum allgemeinen Gebrauche der deutschen und englischen Nation bequemer eingerichtet, verbessert durch eine genauere Angabe der Bedeutungen der Wörter, Redensarten und Sprichwörter, und vermehrt mit vielen neuen Ausdrücken, und einem Verzeichnisse der unregelmäßigen Zeitwörter beider Sprachen. 2 Theile. Gr. 8. 57 Bogen auf Druckpapier. Cartonnirt. 2 Thlr. 8 Gr.

18. ***Martens*** (le baron *Charles de*), Guide diplomatique. Contenant: 1° Considérations sur l'étude de la diplomatie. 2° Précis des droits et des fonctions des agens diplomatiques. 3° Traité sur le style des compositions en matière politique. 4° Bibliothèque diplomatique choisie, suivie d'un catalogue de cartes de géographie moderne. 5° Recueil d'actes et d'offices à l'appui du traité sur le style des compositions en matière politique. 2 Bände. Gr. 8. 67½ Bogen auf feinem französischem Druckpapier. Geh. 4 Thlr. 12 Gr.

19. **Münch** (Ernst), Maria von Burgund nebst dem Leben ihrer Stiefmutter Margarethe von York, Gemahlin Karl des Kühnen, und allerlei Beiträgen zur Geschichte des öffentlichen Rechts und des Volkslebens in den Niederlanden zu Ende des 15. Jahrhunderts, aus französischen, flämischen, holländischen und deutschen Quellen. 2 Bände. 8. 64 Bogen auf feinem Druckpapier. 4 Thlr. 16 Gr.

20. **Mundt** (Theodor), Die Einheit Deutschlands in politischer und ideeller Entwickelung. 12. 8½ Bogen auf gutem Druckpapier. Geh. 8 Gr.

(Die Fortsetzung folgt.)

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Donnerstag, — Nr. 115. — 25. April 1833.

Ueber einen Geschichtschreiber und die Geschichtschreibung der neuesten Zeiten.

(Beschluß aus Nr. 114.)

Das Werk eines solchen Mannes, behaupte ich, wird auch der Vorzüge nicht entbehren, die man mit Recht an einer guten historischen Darstellung lobt. Sein Geist ist nicht blos von zahllosen merkwürdigen Thatsachen voll, sondern auch überreich an Betrachtungen und Reflexionen darüber; aber er hat längst gelernt, daß nur durch Maß und Besonnenheit ein großes Unternehmen gelingt und das herannahende Ziel seines Lebens drängt ihn, noch mehr zu sparen, wenn er vollenden will. Darum wird er besonders darauf bedacht sein, wie er durch kunstreiche Anordnung und Zusammenstellung auch in einem mäßigern Raume Platz finde für sein reiches Gemälde; wie er durch Ausscheidung des Unbedeutenden dem Wichtigen und Bedeutenden desto mehr Licht und Klarheit verschaffe. Kürze und Prägnanz des Ausdrucks, der viele neue Geschichtschreiber so albern nachjagen, wird er nicht zu suchen brauchen, denn sie wird von selbst sich einfinden als eine Frucht des rastlosen Fortschreitens zum Ziel, und weil der Gedanken und Gegenstände so viele und große sind, daß nur so viel Zeichen dafür gegeben werden können, als eben nothwendig sind, die rechten und treffenden aber sich Dem von selbst darbieten, in dessen Seele der Gegenstand recht lebt und arbeitet. Niemals also wird er streben, mutila et hiantia zu reden, um ein Germanus Thucydidius genannt zu werden, wie Cicero sagt, sondern eher darauf aufmerksam sein, daß dergleichen ihm nicht entschlüpfen. Nicht nach tiefsinnigen Reflexionen wird er sich abmühen, vielmehr lieber wachen, daß dergleichen nicht zu viele sich einschleichen und die Darstellung etwa verfälschen. Nur da wird er ihnen eine Stelle gönnen, wo sie dazu dienen können, das Gemälde gleichsam noch zu erleuchten, und uns nicht sowol seine Subjectivität, sondern wie in einem Blitzstrahl den Genius der Geschichte selbst enthüllen, der über den Geschicken schwebt.

Ueberhaupt kann ich mich des Gedankens nicht enthalten, daß ein solcher Mann, und der stets seine Aufmerksamkeit gerichtet hatte auf die Ereignisse der Vorwelt und der Gegenwart, dem das Bewußtsein seiner Einsicht nicht fehlen kann, sich zuletzt selbst vorkommen müsse wie ein Werkzeug in der Hand des Schicksals und wie berufen von ihm, um seine Thaten zu verzeichnen, daß er dann kaum noch aus freier Wahl die Geschichten beschreibt, die er erlebte, sondern weil er muß, weil ihm dies auferlegt ist als seine Bestimmung, die er erfüllen muß wie jeder Andere die seine. Das scheint mir die wahre historische Begeisterung, und auf diese Art entstanden, in diesem Sinne geschrieben, wünsche ich mir die Geschichte unserer Tage.

Wenn ich nun aber, mein lieber Freund, von dem Geschichtschreiber auf das Werk näher eingehen soll, so gestehe ich, mir wird ganz bange, weil ich nicht weiß, wie ich beginnen und wie ich enden will. Ein Werk beschreiben, das noch nicht existirt, heißt fast, es projectiren, und daß ich hierzu mich ganz unfähig fühle, habe ich Ihnen schon gleich am Anfange meines Briefes gesagt. Aber auch nur Einzelnes darüber in einem leidlichen Zusammenhange vorzutragen, vermag ich kaum, weil es wirklich mir fast ein eitler Vorwitz scheint, so unvorbereitet über eine Sache zu reden, bei der sich doch das Aeußere gar nicht von dem Inhalt trennen läßt, von dem ich noch kaum eine oberflächliche Kenntniß habe. Ja, nun ich an die Arbeit selbst gehe, sehe ich erst recht, daß ich auch über das Aeußere selbst noch gar nicht mit mir recht im Klaren bin. Darum will ich nur, weil ich einmal mein Wort gegeben habe, Einiges sagen und mir das Nähere wenigstens zu einem andern Briefe vorbehalten, damit Sie sehen, daß ich doch thue, was ich irgend vermag.

Zuerst also lassen Sie mich den Charakter des Werks im Allgemeinen bestimmen. Ich verlange von der Geschichte als solcher, daß sie rein politisch sei, daß sie mithin nur die Schicksale der Staaten, ihre äußern wie ihre innern beschreibe. Was also auf die Existenz eines Staats, auf seine Vergrößerung und Verkleinerung, auf den Wachsthum oder die Verringerung seiner Macht, auf seine Verhältnisse zu andern Staaten Einfluß hat; was ferner die wesentlichen Verhältnisse der Regierten zu den Regierenden angeht, das gehört nach meiner Meinung in die Geschichte. Nicht Religion, Kunst, Wissenschaft, Literatur, Erfindungen und die Veränderungen, welche sie erfahren, außer insofern durch sie nicht etwa wieder politische Wirkungen hervorgebracht sind, oder sie eine Art von politi-

schem Einfluß erlangen. Viele neue Geschichtschreiber haben sich gequält, von all Diesem ihren Werken auch wenigstens einige Nachrichten einzuverleiben. Sie haben niemals recht gewußt, wo sie damit hinsollten, und sich gewöhnlich durch verschiedene Rubriken und Ueberschriften zu helfen gesucht. Dergleichen fiel den Alten nicht ein, und ebenso wenig haben die großen Geschichtschreiber Italiens etwas davon. Dadurch wird die Anordnung viel einfacher und leichter, die Uebersicht der politischen Begebenheiten viel ununterbrochener und deutlicher werden. So will ich denn auch, daß die Geschichte unserer Zeit rein politisch behandelt werde, und daß darin von jenen Gegenständen nichts vorkomme, außer insofern, wie ich zu glauben doch geneigt bin, die wissenschaftliche Bildung des 18. Jahrhunderts einen Einfluß auf die socialen Verhältnisse und durch sie auch auf die politischen Begebenheiten gewonnen haben möchte. Sie sehen aber selbst, die Behandlung dieser Gegenstände würde hier ganz anders geschehen müssen als bei jenen Schriftstellern, von denen ich vorher sprach. Hier würde vielmehr ihre Berührung einen integralen Theil des Werks selbst ausmachen, und der Einfluß, den sie etwa gewannen, vielleicht nur als eines unter vielen Symptomen der moralisch-politischen Erschlaffung erscheinen.

Die Zeiten, die ich dargestellt wünsche und die ich bisher immer die neuesten genannt habe, sind die seit dem Ausbruche der französischen Revolution. Nun könnte dies allerdings auf sehr verschiedene Weise und in sehr verschiedener Beziehung geschehen. So könnte Jemand die Geschichte des ganzen Europas seit dieser Zeit zum Gegenstande seines Werks machen, und allerdings wäre dies ein großes und schönes Unternehmen. Aber ich besorge eben, es möchte zu groß werden und in der Darstellung zu sehr auseinandergehen. Denn um diese Begebenheiten als einen Theil, als einen Ausschnitt der Weltgeschichte zu behandeln, dünkt mich, stehen wir ihnen noch zu nahe; und geschähe es anders, so würde eine solche Geschichte immer keine rechte Einheit, keinen rechten Mittelpunkt erhalten und in das Gebiet der sogenannten Staatengeschichte hinüberstreifen, die, wie Sie mir gewiß zugeben, eine vollkommene historische Darstellung wol nicht füglich zuläßt. Ein Anderer würde vielleicht die Geschichte Frankreichs seit dem Ausbruche der Revolution beschreiben wollen, und allerdings an einem Mittelpunkte fehlt es ihm hier nicht; aber etwas Anderes dürfte dem Werke fehlen, wenn ein Deutscher der Verfasser wäre, nämlich theils die nöthige Unbefangenheit, theils der Zutritt zu den rechten Quellen. Geschichten von Oestreich oder von Preußen würden dagegen sehr wichtige Theile aus dem großen Gemälde der neuern Zeiten nur als Nebensachen behandeln können, sie würden genöthigt sein, sich sehr viel auf die innern Veränderungen dieser Staaten einzulassen, und ich besorge, daß darin mithin auch diejenigen Ereignisse, welche vor Allem ein großes und gemeinschaftliches Interesse erregt haben, nicht das rechte Licht und die rechte Darstellung erhalten könnten. Allen diesen Uebelständen, dünkt mich, würde Derjenige entgehen, der zum Gegenstande seines Werks die Kämpfe zwischen Frankreich und Deutschland seit dem Ausbruche der französischen Revolution machte. An einem großen Mittelpunkte fehlt es dabei nicht, und der wäre allein vollkommen hinreichend, den das vaterländische Interesse hervorbringt. Daß ich unter einer Geschichte dieser großen Kämpfe nicht blos eine Darstellung der militairischen Operationen verstehe, das werden Sie schon daraus abnehmen können, daß ich mich vorher so entschieden für die rein politische Behandlung der Geschichte erklärt habe. Als politische Begebenheiten, und mit allen Denen sollen sie geschildert werden, die darauf Einfluß hatten. Der flüchtigste Zurückblick lehrt, daß in diesem Sinne seit 1792 kaum eine Unterbrechung war. Guicciardini's großes Werk hat einen ähnlichen Gegenstand. Er schildert die Kämpfe der fremden Nationen in und mit Italien seit Karl VIII. erstem Einfall, und seiner Behandlung ähnlich wünschte ich die Behandlung in dem Werke, welches ich im Sinne habe. Sowie dort Italien und die Politik der italienischen Staaten gegeneinander immer der Mittelpunkt ist, so kann es hier Deutschland sein und die Politik seiner Fürsten untereinander und gegen Frankreich. Sowie Guicciardini zuweilen Blicke thut auf das übrige Europa, so wird es hier, und noch weit mehr geschehen müssen, weil die Verbindung Deutschlands mit den übrigen europäischen Staaten in den neuesten Zeiten weit größer und mannichfaltiger gewesen ist, als die Italiens es damals war. Zwar ein großer Theil des damaligen Europas concentrirte sich um diese italienischen Kriege und um den Besitz der Obergewalt in Italien; ein noch weit größerer aber von der Politik des neuesten Europas hat sich um die Kriege Deutschlands mit Frankreich seit der Revolution gedreht, ja man kann sagen, daß großentheils in ihnen die Interessen aller europäischen Völker ausgefochten wurden. Kann man nun wol nicht leugnen, daß der Gegenstand und die Begebenheiten, welche hier vorkommen würden, unendlich größer sind als die, welche Guicciardini schildert, so würde ich doch hinlänglich zufriedengestellt sein, wenn im Uebrigen diese Geschichte der Kriege Deutschlands mit Frankreich dem Werke jenes großen Mannes nicht nachstände. Sicher würde sie dann in eben dem Maße und noch besser erfüllen, was Guicciardini von der seinigen uns sagt: „Es wird daraus in unzähligen Beispielen klar werden, welcher Unbeständigkeit, eben wie ein bewegtes Meer, die menschlichen Dinge unterworfen sind. Wie verderblich, fast immer ihnen selbst, gewiß immer aber den Völkern, die schlecht erwogenen Pläne der Regierenden sind. Wie, wenn sie nur eiteln Wahn oder ihre gegenwärtige Neigung vor Augen haben, und nicht der häufigen Wechsel des Glücks gedenken, und die ihnen zur Erhaltung des gemeinen Besten anvertraute Gewalt zum Schaden Anderer misbrauchen, sie aus Mangel an Klugheit oder aus übertriebener Ehrsucht die Urheber immer neuer Zerrüttungen werden."

Ich bin eben kein Freund von historischen Parallelen; aber wer Geschmack daran findet, wird Vieles, was Guicciardini von dem Zustande Italiens vor dem Ausbruche des Krieges mit Karl VIII. sagt, vortrefflich auf den Zu-

stand Deutschlands vor den Kriegen mit Frankreich anwenden können. Lesen Sie selbst nur nach.

Es haben viele Historiker ihren Werken Einleitungen vorangesetzt, in denen sie die ganze Kunst ihrer Darstellungsgabe, die ganze Tiefe ihrer politischen Einsicht entfaltet haben. In neuern Zeiten ist dies vielseitig nachgeahmt, die Einleitungen sind aber gewöhnlich nur zur Auslegung einer eiteln Rhetorik misbraucht worden. Wenn ich nur über die Construction eines solchen Werks, wie ich geschrieben wünsche, nachdenke, so kann ich es mir auch kaum ohne Einleitung vorstellen; ja, ich leugne nicht, ich wünschte, daß mein Geschichtschreiber ihr einen ganz besondern Fleiß widmete. Sie sollte mir gleichsam der Hintergrund werden zu seinem Gemälde.

In ihr sollten Sie eine gedrängte Darstellung des Verhältnisses der europäischen Mächte gegeneinander, und besonders des Verhältnisses Frankreichs zu Deutschland vor dem Ausbruche der Revolution, und eine Darlegung der socialen Verhältnisse in Europa, besonders aber in Frankreich und Deutschland vor dieser Zeit finden; einfach, klar, in leichten aber scharfen Umrissen, ohne Künstelei. Von der ersten Art hat Hume, wenn er zuweilen aus der Geschichte Englands das übrige Europa überblickt, manches Vortreffliche; und Bolingbroke in den beiden letzten seiner Briefe über das Studium der Geschichte, wo er den Zustand Europas seit dem pyrenäischen Frieden bis zum Jahre 1688 schildert, läßt wenig zu wünschen übrig. In Ansehung des zweiten aber, nämlich der Darlegung der socialen Verhältnisse oder des innern Zustandes der Staaten möchte ich an Robertson erinnern, der seiner „Geschichte Karl V." etwas Aehnliches vorangeschickt hat; nur daß mein Autor sich natürlich viel kürzer fassen müßte.

Jener Schriftsteller entwickelt, wie nach und nach in den europäischen Staaten durch Erhebung des dritten Standes und kluge Benutzung der Uneinigkeiten unter den großen Vasallen die Macht der Fürsten wuchs. Er zeigt, was zuletzt Heinrich VII. in England, Ludwig XI. in Frankreich, Ferdinand der Katholische in Spanien und Maximilian in Deutschland gethan, um sich von allen Beschränkungen ihrer Gewalt immer mehr zu befreien; er schildert den Zustand der Geistlichkeit und die sinkende Macht des Papstes und ihre Veranlassungen; und hierauf läßt er dann die Geschichte eines Fürsten folgen, dessen ganzes Leben beinah den Anblick des Ringens nach Alleinherrschaft darbietet; neben dem in Frankreich Franz I. die vasallitische Gewalt noch mehr erdrückte, und Heinrich VIII. in England fast mit tyrannischer Willkür herrschte, unter dessen Regierung auch diejenigen Religionsstreitigkeiten ausbrachen, die fast das halbe Europa der Herrschaft des römischen Stuhles entrissen. Es springt in die Augen, wie verständig Robertson den Gegenstand seiner Einleitung gewählt hat.

Die Aufgabe meines Schriftstellers ist freilich unendlich schwieriger; denn nicht zu gedenken, daß die größere Entfernung von dem Zeitpunkte, den Robertson beschrieb, eine vollständigere Uebersicht der Veranlassungen des damaligen Zustandes der bürgerlichen Gesellschaften erleichterte, so liegt auch in den neuern Zuständen selbst eine Schwierigkeit für die Enthüllung ihrer Entstehungen. Wir sehen Alle recht wohl, daß schon geraume Zeit vor der französischen Revolution die Verfassungen fast aller europäischen Staaten krankten; aber die Wurzeln dieses Uebels und den Gang, den es genommen, habe ich bis jetzt noch nirgend genügend enthüllt gesehen. In den Zeiten, die Robertson schildert, war, wie roh auch bisweilen, allenthalben noch ein politisches Leben, darum erscheinen die Ursachen der Staatsveränderungen und der Veränderungen der bürgerlichen Gesellschaft viel auffallender. Seit der Zeit Karl II. aber ist die Regsamkeit des politischen Lebens in fast allen Staaten, England etwa ausgenommen, nach und nach immer mehr verloren gegangen. Eine zahllose Menge kleiner moralischer Uebel scheint zu den Krankheiten der Staaten fast ebenso viel beigetragen zu haben als politische Misgriffe der Regierenden oder der Regierten. Wie dadurch die politische Asthenie entstand, die wir kurz vor dem Ende des 18. Jahrhunderts fast allenthalben erblicken, und wie sie auf die innern und äußern Verhältnisse der Staaten einwirkte, dies will ich streng und wahr, doch nicht in allzu dunkeln Farben in der Einleitung meines Geschichtschreibers erblicken; dann in wenigen Zügen die Begebenheiten der Revolution in Frankreich, und wie es seinen Stand gegen das übrige Europa und besonders gegen Deutschland dadurch veränderte, die Unsicherheit und Unschlüssigkeit der Fürsten, und endlich die Coalition von 1792, mit der das Werk beginnt.

Aber es ist Zeit, daß ich mit ihr ende. Das, was nun folgen müßte, schwimmt noch in allzu verworrenen Gestalten in meinem Haupte umher; und wie sehr ich auch schon bei diesem Briefe auf Ihre freundschaftliche Nachsicht rechne, so mag ich sie doch nicht noch mehr misbrauchen. Ich verspreche Ihnen aber, wenn Sie es sonst verlangen, werde ich die Fortsetzung nachzusenden nicht ermangeln; sobald ich nur mehr Muße finde, um besser zu überlegen und gehörig zu ordnen, was ich noch auf dem Herzen habe. 176.

Bemerkung. *)

Ein Aufsatz in Nr. 222—225 d. Bl. f. 1832 („Beiträge zur Charakterschilderung einiger Zeitgenossen. In Fragmenten aus den Papieren eines alten Diplomaten") verbreitet sich über den Charakter und das Leben des Kaisers Alexander. Dieser Artikel athmet Wahrheitsliebe und verräth den Wunsch, einem erhabenen, aber oft verkannten Monarchen Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Um so schmerzlicher muß es berühren, diesen Fürsten in demselben Artikel eines doppelten, sehr schweren Fehlers beschuldigt zu sehen, dessen sein Herz nicht fähig war.

S. 949 wird gesagt, „daß es ein Glück für den Kaiser gewesen wäre, wenn er der Versuchung widerstanden hätte, sich als Feldherrn mit Napoleon zu messen"; und der Verf. versichert ebendas. (nachdem er die Vortheile auseinandergesetzt, die ein legitimer Monarch über einen durch Ehrgeiz auf den Thron erhobenen Privatmann hat), daß „die Schlacht bei Austerlitz zum Wendepunkt in seinem Leben" wurde, daß „auf ihren blutigen Leichengefilden die Sonne seines Friedens unterging;

*) Aus Petersburg eingesandt. D. Red.

daß seit dieser Schlacht seine edelsten Thaten Buße, Sühne für vergossenes Blut waren". Nachdem der Verf. von mir als von einem Herzensfreunde des Kaisers gesprochen hat, sagt er S. 953: „Alexander war ein warmer Freund, aber ein treuer Freund war er nicht."

Ich habe keinen Beruf, einige einzelne in diesem Blicke auf das Leben Alexander's enthaltene kleine Irrthümer zu verbessern. Aber ich fühle mich gedrungen, die zwei angeführten Stellen zu widerlegen, um so mehr da ich vielleicht der Einzige bin, der es zugleich kann und will.

Die Meinung, daß der Kaiser Alexander den mährischen Feldzug aus leichtsinniger Lust, sich mit Napoleon zu messen, eröffnet habe, ist falsch und hat vermuthlich ihren Ursprung in den zahlreichen ruhmredigen Bulletins, welche Napoleon seinen Pariserm sandte, und namentlich (irre ich nicht) in dem 30., das er während dieses Feldzuges schrieb. — Hier die Wahrheit, wie ich sie in sichtlicher Gegenwart der Gottheit sagen würde.

Zur Zeit, da man im petersburger Cabinete mit der Frage sich beschäftigte, ob der Krieg mit Napoleon geführt werden solle, war ich in der Hauptstadt, und ich erfuhr gleich, daß die allgemeine Stimme für diesen Krieg war. Der Kaiser rief mich zu sich, ausdrücklich um mit mir über diesen wichtigen Gegenstand zu sprechen. Er sagte mir, daß er gegen diesen Krieg sei, ja den größten Widerwillen dagegen habe, aber daß seine Minister und seine ganze Umgebung entschieden dafür stimmten; er führte mir mehre Gründe an, auf welche er seinen Widerstand gründete, und fragte mich um meine Meinung. Sie stimmte mit der seinigen überein, und ich fügte noch einige Gründe hinzu; ich sagte ihm sogar sein Unglück voraus.*) Dann ersuchte er mich, einen Aufsatz zu schreiben, der den Gegenstand deutlich erörtere. Wenige Tage nachher brachte ich ihm diesen Aufsatz. Nach dessen Genehmigung las ihn der Kaiser am folgenden Tage in der Ministerversammlung vor, aber ohne Erfolg; man erklärte sich einstimmig für den Krieg. Der Kaiser belehrte mich mit Schmerz darüber, wollte aber noch einen Versuch machen, um diese allgemeine Stimmung zu ändern, denn seine Seele litt schmerzlich dabei. Er trug mir auf, mit dem Fürsten Adam Czartoryski, der an der Spitze Derjenigen stand, welche eine dem Nationalstolze schmeichelnde Meinung am hartnäckigsten behaupteten, eine Unterredung zu haben, in der Hoffnung, daß ich ihn vielleicht umstimmen würde.

Diese Unterredung hatte keinen bessern Erfolg als der Aufsatz, und der einzige Vortheil, den ich über den Fürsten gewann, war, daß dieser Minister, der körperliche und geistige Grazie mit Wohlwollen, Sanftmuth und Kaltblütigkeit vereinigte, vielleicht zum ersten Male in seinem Geschäftsleben leidenschaftlich, ja zornig wurde. Uebrigens bin ich überzeugt, daß er damals dem Kaiser aufrichtig ergeben war, den er auch herzlich liebte, wie ein Diplomat selten liebt. Aber er glaubte, das Heil Rußlands sei an Englands Politik gebunden.

Als ich am Abende desselben Tages diese Frucht meiner Sendung dem Kaiser berichtete, zeigte er sich sehr betrübt; er klagte über sein trauriges Schicksal, in seiner Jugend so schlecht unterstützt zu sein, und sagte mir endlich: „L'Europe m'appelle à son secours; mes Russes veulent cette guerre à tout prix; je suis un jeune homme. Puis-je affronter le reproche que la postérite me ferait de n'avoir pas voulu concourir à délivrer l'humanité de son tyran? — Peut-être aussi que vous et moi avons tort. Dieu le veuille!"

Das ist nicht die Sprache, nicht das Verfahren eines durch Eitelkeit oder Ehrgeiz berauschten jungen Fürsten, der Tausende seiner Mitmenschen seiner Lust leichtsinnig opfert.

Der Verf. des erwähnten Aufsatzes sagt, der Kaiser Alexander habe die Schlacht bei Austerlitz gegen die Meinung seiner Generale geliefert, welche ihn baten die Ankunft Bennigsen's oder des Erzherzogs Karl abzuwarten. Aber der Kaiser erwartete diesen General mit 30,000 Russen seit mehren Tagen. Als er aber nach einem langsamen Vorrücken sich Napoleon gegenüber sah, da handelte es sich nicht mehr darum, ob man die Schlacht liefern oder nicht liefern wolle, sondern man mußte im letztern Falle einen gefährlichen Rückzug, einer Flucht nicht unähnlich (und verstand denn damals der russische Soldat Flucht und Rückzug zu unterscheiden?), antreten, um den Erzherzog Karl oder den russischen General zu erreichen. Auch war es die Schuld Kaiser Alexander's nicht, wenn dieser sehnlichst Erwartete den Befehl, anzurücken, zu spät erhielt. Es wäre mir leicht, anderweitige, aber mit dem Schleier des Geheimnisses verhüllte Umstände aufzudecken, welche den Kaiser rechtfertigen würden. Ich begnüge mich jedoch mit der Bemerkung, daß, wenn Alexander's ritterlicher Sinn ihn hier vielleicht verleitete, gegen die Meinung seiner Generale die Schlacht zu liefern (was ich aber noch zu bezweifeln mir erlaube, da es nicht das einzige Mal wäre, daß seine Umgebungen ihre eignen Fehler ihm zuschrieben), es auch derselbe Alexander ist, der seine und der Alliirten Generale zwang oder beredete, das erste Mal auf Paris zu marschiren, als Napoleon durch einen verstellten Rückzug seinen Feind nach dem Rhein locken wollte.

Was den Vorwurf, den der Verf. dem Kaiser Alexander macht, kein treuer Freund gewesen zu sein, betrifft, so widerspreche ich dem grabezu, wenigstens insofern ich hier als ein Beweis davon angeführt werde. Was konnte der Edle mir geben, das mehr als seine Freundschaft mir werth gewesen wäre? Und wer kann entscheiden, ob er oder ich an der Unterbrechung unsers Verhältnisses mehr Schuld war? Was ich aber gewiß weiß, ist, daß ich mich nicht ganz von dieser Schuld freisprechen kann. Als Beweis, daß sein Herz keinen Theil daran hatte, muß ich bezeugen, daß er mehr als ein Mal erklärt und thätlich bewiesen hat, daß er die alte Achtung für mich immerfort hegte. Ein der Freundschaft untreuer Fürst spricht und handelt nicht so. Er läßt den Unterthan, an welchem er keinen Geschmack mehr findet, fallen und glaubt noch großmüthig zu sein, wenn er nicht übel von ihm spricht oder gar ihn verfolgt.

Ich habe diese Zeilen mit aller Kaltblütigkeit geschrieben, deren ich fähig bin, die ich der Wahrheit schuldig zu sein glaube. Ich habe mich bemüht, bei dem Niederschreiben derselben all das Gute zu vergessen, womit er mich während zwölf Jahren, den wahrhaft schönsten meines Lebens, durch sein wahrhaft liebendes Herz und durch seinen edeln und reinen Geist beglückt hat. Ich war dem Zeitgenossen Thatsachen schuldig, eine Wahrheit, die durch den Enthusiasmus, den er mir eingeflößt hat, und den ich bis zu meinem letzten Athemzuge bewahren werde, nicht im Geringsten entstellt werden durfte.

P. emeritirter Professor in D.

*) Als ich ihn gleich nach seiner Rückkehr wiedersah, waren seine ersten Worten: „J'ai pensé à vous sur le champ de bataille d' Austerlitz. Tout ce que vous m'avez prédit, est arrivé."

Literarische Notizen.

Der General Donabieu hat in Paris herausgegeben: „De l'homme et de l'état actuel de la société", und vom Baron Massias erschien daselbst: „De la souveraineté du peuple", eine historisch-philosophische Erörterung der wahren Grundsätze der Volkssouverainität.

Der dänische Pfarrer K. Hansen hat eine Beschreibung der dänischen Ritterburgen („Danske Ritterborge", Kopenhagen 1832), zum Theil nach ungedruckten Quellen, geliefert; das Buch ist mit Ansichten derselben ausgestattet. — W. Wachsmuth's „Historische Darstellungen der Geschichte der neuern Zeit" erscheinen in Kopenhagen in dänischer Uebersetzung. J.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Freitag, — Nr. 116. — 26. April 1833.

Zur Geschichte der öffentlichen Meinung in Deutschland.

Fünfter und letzter Artikel.*)

Schon vor anderthalb Jahrzehenden hatte Görres von der großen offenen Verschwörung in Europa gesprochen, die auf den Märkten sitzt und in den Straßen verhandelt. Die zahlreichen Gründe, warum sich seitdem diese Verschwörung der öffentlichen Meinung und Volksstimmung vielfach verzweigen und verbreiten mußte, sind bereits angedeutet worden. Sie hat nach den Julitagen des Jahres 1830 auch in unserm deutschen Vaterlande einige augenfällige Beweise ihres Daseins gegeben, wie in Braunschweig, Kassel, Sachsen u. s. w. Nach langer Zeit sahen wir wieder einmal Massen in Bewegung kommen. Und was war es, was zunächst der Instinkt der Massen foderte? Man verlangte die Einführung neuer Repräsentativverfassungen, oder die Ausbildung der bestehenden im wahrhaften Geiste des Repräsentativsystems. Es liegt darin eine wichtige Lehre für Alle, die noch überhaupt den Lehren der Geschichte zugänglich sind. Man kann nicht behaupten, daß das landständische Wesen, wie es seither in Deutschland bestand, eigentlich populair gewesen wäre. Hörte man Bürger und Bauern darüber reden, so vernahm man die gewöhnliche Aeußerung: diese Landstände helfen uns zu nichts und sind der Kosten nicht werth. Allein ungeachtet der weitverbreiteten Ansicht von der Unwirksamkeit und Unbedeutenheit der bisherigen Volksvertretung kam nirgend eine Spur zum Vorschein, aus welcher sich auf die Sehnsucht nach einer Rückkehr unter die absolute Herrschaft hätte schließen lassen. Wenn also die Aenderungen und Reformen, die man während eines kurzen, aber vielleicht auch nur für kurze Zeit besänftigten Sturmes errang, den Erwartungen nicht entsprachen, so wird man doch sicher auch in Zukunft auf dem eingeschlagenen Wege nicht umwenden, sondern ihn beharrlich weiter verfolgen.

Diese fortschreitende Bewegung hat durch die Art und Weise, wie man in neuerer Zeit in der Mitte der landständischen Versammlungen auftrat, beschleunigt werden müssen. Wie gering der unmittelbare Erfolg war, der aus den ständischen Bestrebungen hervorging, so zeigte sich doch ein besserer Geist und ein entschiedeneres, kräftigeres Handeln, wenn nicht immer bei der Majorität, doch bei einer hervorragenden Minorität. Namentlich waren es einzelne Männer, auf welche das Vertrauen der Menge sich richtete; und man kann wol sagen, daß es im Kampfe der politischen Parteien Deutschlands erst seit dem Jahre 1830 eigentlich populaire Namen gibt. Dies ist ein weiterer und zwar ein sehr bedeutender Fortschritt. Es hat sich damit die Ueberzeugung verbreitet, daß die Elemente bereits wirklich vorhanden sind, die eine bessere Zukunft des Vaterlandes verbürgen, und daß es nur darauf ankommt, dieselben in die rechte Stellung zu bringen. Immer liebt es das Volk, an irgend eine hervorragende Persönlichkeit sich anzuschließen, und sollte sie nur dadurch hervorragen, daß es dieselbe mit seinen Händen und auf seinen Schultern erhoben hätte. Es will erst die Ideen, die es bewegen, verkörpert vor sich sehen, ehe es an die nahe Verwirklichung derselben glaubt. Wenn also auch die neuesten Bemühungen der Männer des Volksvertrauens nicht befriedigend ausgefallen sind; wenn vielmehr diese Männer da und dort verfolgt und mit dem Glanze von Märtyrern der Volksrechte umgeben wurden: so konnte dies nur die natürliche Folge haben, daß jetzt einer größern Mehrheit die Mängel der bestehenden Verfassungen und Verhältnisse fühlbar geworden sind.

Mögen immer die Anhänger der Stabilitätspartei darüber lachen, daß mitunter der Ruhm eines Helden der Freiheit etwas wohlfeil zu erlangen war, daß der Liberalismus in den verschiedenen kleinen deutschen Staaten seine großen Männer schon zu Dutzenden zählt. Es ist freilich wahr, daß von großen Männern nicht füglich die Rede sein kann, so lange die Ereignisse, der Maßstab der Größe, noch klein und kleinlich sind. Allein es ist nicht minder wahr, daß auch größere Ereignisse sich die Männer erziehen, welche ihnen gewachsen sind. Mag also immer das Volk zuweilen übertreiben, sowol in seinem Hasse gegen Diejenigen, die es für seine Gegner hält, als in seiner Liebe für Diejenigen, die es als seine Freunde erkennt; ja, mag es später der Fall sein, daß nicht Alle das in sie gesetzte Vertrauen rechtfertigen, sobald die Probe ernstlicher wird: es bleibt doch gewiß, daß Haß und Liebe vorhanden, und zwar lebhafter als früher, da sie zugleich persönlich geworden sind. Auch dürfen wir wol in dem Umstande, daß jetzt das Volk auf Einzelne als auf seine

*) Den ersten, zweiten, dritten und vierten Artikel siehe in Nr. 63, 68, 87, 88, 99 und 100 d. Bl. D. Red.

Führer schaut, sowol eine Bürgschaft der Freiheit als der Ordnung gewahren. Denn sollten die Stürme der Zukunft da und dort eine Stütze brechen, auf die es jetzt noch sich lehnt, so werden Andere in den Stürmen um so fester wurzeln.

In Frankreich war es hauptsächlich die Presse, die in der vordersten Reihe gegen die verhaßte Gewalt der Bourbons stritt, und die Unterdrückung oder Befreiung derselben war das nächste Ziel des Streits. Auch die Ordonnanzen des Jahres 1830 äußerten sich in ihrer unmittelbarsten Wirkung der freien Presse gegenüber, während zugleich von dieser Seite der erste Widerstand erhoben und der erste Anlaß zu einem allgemeinen Widerstande und zum Siege des gereizten Volkes gegeben wurde. Schon dies mußte auf die Richtung des auch in Deutschland mit erneuter Lebhaftigkeit erwachenden Kampfes von entscheidendem Einflusse sein. Alle Kräfte des Liberalismus wendeten sich vorzugsweise auf den Einen Punkt, auf die Erringung der Preßfreiheit. Dies war genug, um die Sache der Preßfreiheit in einem weitern Kreise als je zuvor populair zu machen. Hierzu kam der weitere Umstand, daß man an den Artikel 18 der Bundesacte sich anhalten, daß man also auf einem positiven Rechtsgrunde fußen konnte, was grade in Deutschland besonders wichtig ist. Nach dem Allen drehten sich auch bei unsern ständischen Versammlungen, zunächst bei der baierischen und dann vorzüglich bei der badischen, die hauptsächlichsten Bestrebungen und das Interesse daran, um die befriedigende Lösung dieser einen Lebensfrage. Wie die Lösung endlich ausgefallen ist, wissen wir Alle. Wir wissen aber auch, daß man die öffentliche Meinung nicht befriedigt, wenn man ihr neue Opfer und Entbehrungen auferlegt.

Es wurde soeben hervorgehoben, wie schon dadurch, daß von den meisten Wortführern des Liberalismus vorzugsweise die Freiheit der Presse in das Auge gefaßt wurde, die öffentliche Theilnahme in besonderm Grade auf diesen Gegenstand gelenkt werden mußte. Wird man nur nicht müde, der öffentlichen Meinung ein bestimmtes Ziel zu zeigen, so werden auch vorzugsweise ihre Bestrebungen der Erreichung desselben gewidmet sein, sobald dasselbe nur überhaupt in der allgemein vorherrschenden Richtung liegt. Aus demselben Grunde hätte man ihr aber ebenso leicht ein anderes und wol leichter erreichbares Ziel vorstecken können. Es war ein Fehler der liberalen Führer, der jedoch im oben Gesagten seine Erklärung und seine Entschuldigung findet, daß dies nicht geschehen ist. Hat doch der Kampf mit den Waffen des Geistes nicht minder seine Regeln der Taktik, als sie der Kampf auf dem Schlachtfelde hat. Hier, wie dort, muß man die Höhe zu gewinnen suchen, welche die feindliche Stellung beherrscht, und dies ist bis jetzt nicht versucht worden, wenigstens nicht von allen Seiten und darum mit keinem rechten Erfolge. Wäre dieselbe Kraft, die auf Erringung der Preßfreiheit gewendet wurde, zunächst auf die Einführung und Organisation einer allgemeinen Volksbewaffnung verwendet worden; wäre diese Einführung in Baiern und dann in Baden in demselben Umfange erfolgt, wie sie bis jetzt nur im Kurfürstenthum Hessen erfolgt ist, so würde der Liberalismus in Deutschland in einer vortheilhaftern Stellung sich finden. Schon darin, daß Kurhessen seine Bürgerbewaffnung besitzt, ohne daß ihm dieselbe noch zur Zeit angefochten wurde, wie doch gar bald mit der badischen Preßfreiheit geschah, mag man einen Beweis finden, daß man wol auch anderswo vermocht hätte, sich in gleichen Besitz zu setzen und in demselben zu erhalten. Um so leichter wäre dies gewesen, als hier keine Bundesbeschlüsse im Wege standen, und als man es hier zunächst nicht damit zu thun gehabt hätte, die Regierungen zur Zurücknahme von Maßregeln anzuhalten, die man als ein positives Unrecht angreifen mußte, um sein eignes Recht geltend zu machen, und deren Zurücknahme für ein Eingeständniß begangenen Unrechts gelten mußte. Es ist ein alter und wahrer Grundsatz: wie die Heerverfassung, so die Staatsverfassung. Und hätte man vor Allem erst die Heerverfassung auf die Masse des Volkes zu gründen gesucht, so würde bald das Verlangen der Preßfreiheit mit andern Foderungen erfüllt und das einmal Gewonnene schwerlich sobald wieder entrissen worden sein. Immer hat jedoch der Umstand, daß der sehnliche Wunsch nach Preßfreiheit unbefriedigt geblieben ist, den Gedanken an die Nothwendigkeit einer Bürgerbewaffnung, als der ersten Garantie der Volksrechte, um so populairer machen und die Ueberzeugung begründen müssen, daß man — wenn es die Früchte vom Baum der Freiheit zu pflücken gilt — am Ende doch mit dem Bayonnet weiter reicht als mit der Schreibfeder.

Da man indessen hauptsächlich die Bundesbeschlüsse vom J. 1819 und die hierdurch eingeführten Beschränkungen der Preßfreiheit zum Gegenstande der öffentlichen Discussionen machte, so hatte dies die Folge, daß die Disharmonie der Landesverfassungen und der Bundesverfassung auch für die größere Menge der politsch Theilnehmenden schärfer hervorgehoben, daß der schwer auszugleichende Gegensatz zwischen jenen und dieser in helleres Licht gesetzt wurde. Dies mußte der Idee einer volksthümlichern Vereinigung aller Glieder der deutschen Gesammtheit mächtigen Vorschub leisten. Andererseits lag darin, daß zunächst und mit besonderer Beziehung auf den Art. 18 der Bundesacte gegen die Beschränkungen der Presse angekämpft wurde, ein Grund, warum die ständische Opposition entschiedener auftrat, als bei irgend andern Gegenständen wol der Fall gewesen sein würde. Dies geschah namentlich mit Hinweisung auf das ständische Recht der Steuerverweigerung, etwas leiser und unbestimmter schon von Seiten der baierischen Stände, als sie es mit der vom Ministerium Schenk erlassenen Preßordonnanz zu thun hatten; allgemeiner und bestimmter dagegen in der badischen Volkskammer. Die Frage über die Steuerverweigerung war aber ein Gegenstand, der die materiellen Verhältnisse am empfindlichsten Punkte berührte, während er zugleich Anlaß gab, auf alle Principien und Consequenzen des constitutionnellen Lebens genauer einzugehen. Es wurde über das Dasein und den Umfang des Steuerverweigerungsrechts hin und her gestritten und es lag in der

Natur der Sache, daß eine zahlreiche Menge an dem Streite Antheil nahm. Gewiß gehört kein großer Scharfsinn zu dem Beweise, daß dieses Recht den Repräsentanten deutscher Volksstämme etwa in demselben Umfange zusteht, wie den Repräsentanten Großbritanniens; und daß man ihm — wäre dies nicht der Fall — diesen Umfang geben müßte, wenn das Volk seine Verfassungen für etwas mehr als für ein kostspieliges und langweiliges Schauspiel halten soll, bei welchem der Verfasser grade die Entwickelung und den Schlußact vergessen hat. Auch hat die hohe Bundesversammlung die Bedeutung dieses Gegenstandes so wohl eingesehen, daß sie sich in ihren Beschlüssen vom 28. Juni hauptsächlich damit befaßte; und da Solches von Seiten der deutschen Centralbehörde geschah, so hat dies gleichfalls dazu beitragen müssen, den prüfenden Blick der politisch Theilnehmenden vom Einzelnen auf das Ganze zu wenden und eine compactere Opposition und Gegenopposition in das Leben zu rufen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Theater in Paris im Jahr 1833.

Zweiter Artikel.*)

Nur wer weiß, daß die Zahl der alljährlich gefertigten Theaterstücke aller Art in die Hunderte geht, kann sich von der Raschheit, mit welcher sie aufeinander folgen, eine Vorstellung machen. In den kleinern Theatern wird jeden Tag gespielt und ein neues Stück so lange unausgesetzt gegeben, als die Fülle des Hauses auf das Fortbestehen der Gunst des Publicums schließen läßt. Auf diese Weise kann es geschehen, daß ein mit großem Beifall aufgenommenes Stück nach einigen Wochen — selten dauert es länger — auf immer verschwindet. So könnte es auch, wäre die große Zahl der Theater nicht, kommen, daß ein Fremder, welcher sich nur eine bestimmte Zeit in Paris aufhalten will, nach einigen Tagen in Verlegenheit geriethe, dem Besuchen eines und desselben Stückes auszuweichen. Die Regel ist an den kleinern Theatern, unter den gewöhnlich gespielten vier Stücken drei ältere und ein ganz neues aufzuführen.

Im Monat Februar wurden 22 neue Stücke gegeben; das Palais royal gab' in wenigen Tagen die sogleich zu nennenden vier und studirt bereits zwei andere ein. Welchen Werthes diese Producte in der Regel sein können, ist danach leicht zu ermessen, und obendrein will der Carneval seine Freibriefe nicht aufgeben, er nimmt Milde in Anspruch, und fürwahr, er hatte dies Jahr besondere Ursache, auf seinem Privilegium zu beharren und der Nachsicht des Publicums sich zu rühmen. 1) „Trois têtes dans un bonnet", Vaudeville von Vernet, ist ein schwaches, unbedeutendes Ding, in welchem ein lange abwesender und zurückerwarteter Liebhaber unter drei verschiedenen Gestalten, als alter Galan, als Bauer und als altes Weib, seine Geliebte auf die Probe stellt und vexirt, um sie hinterher um so mehr zu überraschen. 2) „Le singe et l'adjoint", Vaudeville in einem Act von Duvert und Henry. Zu einem Balle, welcher in einer Provinzialstadt bei einem Maire gegeben wird, ist auch dessen Adjunct eingeladen, welcher sich in einem tollen Einfalle als Affe maskirte. Während der Adjunct in seiner neuen Haut stolzirt, entweicht ein Orang-Outang aus der Menagerie von Martin, und nun entsteht ein komisches Qui pro quo. Der Affe empfängt als vermeintlicher Adjunct alle Ehrenbezeigungen, und man ist sehr erstaunt, daß er nicht spreche. Der Adjunct dagegen, dessen Kleidung gestohlen worden, muß in der Affenuniform nach Hause kehren. Unterwegs widerfahren ihm wegen seiner erborgten Haut alle Unbilden. Die Hunde fallen ihn an, und zuletzt fängt ihn der Menagerieaufseher und sperrt ihn in den Käfig. So geschieht es, daß gleichzeitig der Affe als Adjunct geehrt und in dessen Gemeinde als solcher empfangen und der Adjunct als Affe geprügelt wird, bis sich endlich der freilich nicht sehr wahrscheinliche Misgriff aufklärt — Carneval! 3) „La gageure des trois commères", Vaudeville in drei Acten von Victor Desmares. Dieses Stückchen ist nach Lafontaine und Boccaccio gebildet und nicht ohne komische Stellen. Drei Ehemänner wagen die vermessene Behauptung, daß ihre Weiber nicht im Stande seien, sie anzuführen, und nun große Verschwörung unter den drei weiblichen Bundesgenossen. Sie verbünden sich mit einem Vetter, einem gereisten und gewandten Barbier. Dieser wird in das Haus des ersten Ehemannes eingeführt als Gärtner, und während der Ehemann, welcher durch ein untergeschobenes Billet angeführt und auf eine zu erwartende Person aufmerksam gemacht worden, sich vergebens bemüht, auf seinem Observatorium dieselbe zu entdecken, sitzt der Gärtner bei seiner Frau in der Laube und macht sich mit ihr lustig über den Gefoppten. In das Haus des zweiten wird er als Dienstmagd aufgenommen und der Hausherr vergißt sich so weit, ihm Liebesanträge zu machen, sodaß die Dame, um die Unschuld des Mägdleins zu schützen, dasselbe in ihr Schlafgemach aufnehmen muß (?). Auch er ist geprellt. In das Haus des dritten verschafft ihm die Verkleidung als Steuercontroleur Eingang. Es entspinnt sich während der Unterhaltung ein Streit, ob man von einem bestimmten Orte die Eßglocke hören könne, und während der Ehemann, seine Behauptung zu erweisen, sich müde läutet, küßt der Herr Controleur seine Frau. Hinterher rasirt der Barbier die drei Ehemänner, und während er sie alle drei eingeseift vor sich sitzen hat, erzählt er einem nach dem andern seine Geschichte. Die Wette ist verloren. 4) „Le cadet de famille", comédie-vaudeville. Dieses Stück, welches das gewöhnliche Sujet von den jüngern Söhnen größer Familien behandelt, hat am ersten Abend vor Zischen und Pfeifen nicht ausgespielt werden können. Seitdem aber ist die Beharrlichkeit der Direction gekrönt worden, und es wird ununterbrochen und selbst mit einigem Beifall gespielt.

Ehe die große Katastrophe der Gefangenen von Blaye bekannt war, hatte der Faxbourg St.-Germain den Entschluß gefaßt, während des Carnevals nicht zu tanzen und keine Gesellschaften zu besuchen. Dies und ein Roman: „Les trois amis", von Rey-Dusseuil, in welchem die legitimistische Partei dargestellt wird, wie sie ihre Ausgaben einschränkt und die unentbehrlichen Gegenstände auf Credit kauft, um die Kaufleute zu ruiniren, haben zu einem Vaudeville: „Les boudeurs, ou un bal au fauxbourg St.-Germain", Anlaß gegeben, welches im Theater des Pantheon mit vielem Beifall aufgenommen würde. Auf der nämlichen Bühne wird seither ein neues Drama (sit venia verbo) aufgeführt: „Joseph L...", welchem eine historische Begebenheit der 1790er Jahre zum Grunde liegt. L... wird unschuldig zum Tode verurtheilt, und obgleich der wirkliche Thäter, welcher gleichfalls verhaftet ist, sich als solchen angibt, muß L. doch, da seine Verurtheilung in gehöriger Form geschehen ist, die Todesstrafe erleiden. Das Stück wurde mit getheiltem Beifall und Pfeifen aufgenommen.

Das Théâtre de l'ambigu comique schleppt sich mit zwei Stücken fort, welche beide keiner besondern Aufmerksamkeit würdig sind: „Un cinquième acte", drame-vaudeville in drei Acten von Benjamin und Hyacinthe. Zweierlei ist sehr kurzweilig an dem kleinen Theater, einmal daß beinahe immer zwei Autoren zu den Stücken genannt werden, die in der Regel nur um desto schwächer und kraftloser sind, sodann daß diese Meister Alles, was nicht absolut Faschingspiel ist, mit dem Namen Drama belegen. Drama ist der große Mantel, welcher über alle namenlose Dinge geworfen wird; Drama heißt ebenso gut die langweiligste, aller Handlung entbehrende, aber nicht total lächerliche Erzählung, als die Anhäufung der abscheulichsten

*) Vgl. Nr. 56—58 d. Bl. D. Red.

Greuelthaten oder das lächerliche Pathos einer irgendwie sich gestaltenden Entwickelung; und gar drame-vaudeville zusammen, das ist ein Kessel, in welchen man ungescheut hineinwerfen kann, was man nur immer will; das Ergebniß muß jedem Geschmacke genügen. „Der fünfte Act" ist das Muster eines solchen tragikomischen Stückes, in welchem eine vornehme, grausame und hartherzige Dame, ein unglücklicher, verschmähter Liebhaber, welcher die Dame erdolcht, und ein Bucklicher, welcher den Intriguanten spielt, die Hauptrollen sind. — „Ibrahim, ou le trône et la fiancée", Melodram in drei Acten und sechs Tableaux von Laurenci. Hier kann ich nicht besser thun, als die Kritik des „Figaro" citiren: „Dieses Stück hieß anfänglich „Algier", sodann „Der Thron und der Kanonenschuß", hernach: „Ibrahim, oder der Thron und die Braut". Noch ein Faublas, ein Afrikaner, welchen alle Weiber fürchten. Aber welch ein Faublas! Stellen Sie sich einen schwarzen Mann vor, dessen Kopf mit einem Stück Kattun statt eines Kaschemirs umwickelt ist, welcher einen Dolch im Gürtel trägt und aus Zerstreuung und Eifersucht die Weiber tödtet. Sie sehen auch eine Prinzessin mit einem Turban, einen Prinzen mit Pantoffeln und einen Gimpel mit einer langen Pfeife. Am Ende des Stückes werden 21 Kanonenschüsse gethan und Ibrahim setzt sich auf den Thron, die Prinzessin erdolcht sich, der Prinz wird entthront und der Gimpel raucht seine Pfeife".

Das Glück ist überall unbillig und gesellt sich nur zum Glücke. Das Théâtre du vaudeville, welches ohnehin im Besitze zweier anziehenden Stücke ist: „Faublas" und „Les chemins en fer", hat noch eins erhalten: „Une passion", Vaudeville in einem Act von Desvergers und Varin, worin der Komiker Arnal, welcher die dummen Jungen mit einer unbeschreiblichen Vollkommenheit spielt, die Zuschauer bis zu Thränen lachen macht. Anthenor, ein junger Mann, welcher der neuern romantischen Literatur anhängt, verliebt sich in eine Puppe, einen weiblichen Automaten in der Werkstätte eines Malers, welcher seinerseits die Liebesdemonstrationen von Athenor als seiner Frau geltend aufnimmt und eifersüchtig wird. Am Ende entdeckt sich der gegenseitige Irrthum, Anthenor hebt noch ein Mal den Schleier des Automaten auf und findet plötzlich darunter eine junge schöne und liebenswürdige Cousine des Malers, welche die der Puppe gewidmete Flamme empfangen und erwidert hatte. Anthenor ist mit dem Tausch zufrieden und heirathet sie.

Ich bemerke hier ein für alle Mal, daß man solche Stücke muß aufführen sehen. Das Spiel ist in der französischen Komödie, namentlich aber in solchen kleinen Stücken, Local- und Zeitpossen Alles. Manches Stück, welches zum Lesen unausstehlich und die Langweile und Mattigkeit selbst ist, erhält durch das Spiel und Talent des Schauspielers einen Werth, wovon oft selbst der Verfasser keine Ahnung hatte. Diese Gewandtheit des Spielers erprobte sich in den letzten Tagen in anderer Beziehung in der Parodie. So oft hier ein neues Stück gespielt wird, das etwas Auffallendes hat oder von einem Schriftsteller herrührt, welcher die gewöhnliche Bahn verläßt, werden alsbald Parodien gefertigt, bei denen nicht selten die Eitelkeit und die beleidigte Selbstsucht verdunkelter oder überflügelter Nebenbuhler ins Spiel tritt. So hat Scribe in einem Stücke: „Une répétition générale", eine Parodie auf „Lucrecia Borgia", geliefert und darin hauptsächlich seine Fehler und Mängel zum Nachtheil von Victor Hugo zu rechtfertigen und zu loben gesucht. So sehr auch in solchen Gegenstücken die Hauptpièce und der Verfasser mitgenommen werden, so hat dies doch auf die öffentliche Meinung gar keinen oder höchstens den Einfluß, daß Die, welche das Hauptstück noch nicht gesehen, aufmerksam darauf gemacht werden, und sehr häufig machen die Parodien das Glück des parodirten Schauspiels. Man ist daran gewöhnt, von jeder etwas saillanten Erscheinung eine Parodie zu erleben, welche der gemishandelte Autor gewöhnlich selbst mitansieht.

Solcher Spottstücke auf „Lucrecia Borgia" werden an dem Gymnase das ebengenannte von Scribe, an den Variétés: „Tigresse mort aux rats", an dem Ambigu comique „L'ogresse Gorgia", und ein anderes an dem Springtheater der Madame Saqui aufgeführt. Wenngleich diese Producte aller Kunst und alles Verdienstes entbehren, sogar sehr häufig ins Platte und Gemeine übergehen, was insbesondere am Ambigu comique und selbst an den Variétés der Fall ist, so ist doch die Nachahmungskunst der Acteurs bewundernswerth und daher manche Scene, die raschen Uebergänge vom Burlesken zum Tragischen und umgekehrt wahrhaft komisch. In „Tigresse mort aux rats" liegt ein Voltigeur in französischer Uniform und in rothen Haaren an der Stelle des Gennaro — hier heißt er Cascaro —, und zwar in so unschicklicher Stellung, daß, während Lucrecia ihren Gefühlen und ihrer mütterlichen Liebe Worte gibt und in seine Anschauung versunken sein soll, sie statt seines Gesichtes nur seinen Rücken sehen kann. Im zweiten Act läßt der Gemahl der Tigresse, ein Apotheker, statt Gift ein abführendes Getränk seiner Fabrik auftragen und Lucrecia schenkt ihm heimlicherweise davon in sein Glas, sodaß er der hauptsächlich Bestrafte ist. Während nun der Apotheker die Wirkung des Trankes verspürt und von dem Manuscript der „Lucrecia Borgia", welches, mit großen Buchstaben überschrieben, im Souffleurkasten liegt, einen Fetzen herunterreißt und fortläuft, ahmen die Tigresse und ihr Liebhaber Cascaro im lächerlichsten Pathos die Mimik, die Sprache und das Spiel von Frédéric-Lemaître und der Mlle. Georges so täuschend nach, daß man, um sich der Illusion gänzlich hinzugeben, nur die Augen zu schließen braucht. Ich bemerkte hierbei, daß die Franzosen die Mängel und lächerlichen Uebertreibungen ihrer dermaligen größten tragischen Schauspielerin recht gut erkennen und zu persifliren wissen. — Außer diesem Schwank gab das Theater Variétés zwei andere Stücke: „La fileuse", Vaudeville in einem Act von Léon, Maillan und Jaime. In Irland bestand eine Spinnerinnengesellschaft, der Orden zur Kunkel, in welchen jedes Mädchen eingeschrieben wurde, welches mit 20 Jahren *noch nicht* verheirathet war. Wer nun ein Mädchen, welches zu diesem Orden gehörte, küßte, mußte es entweder heirathen, oder eine starke Geldbuße bezahlen. Aus diesem sehr interessanten Stoffe haben die drei Stückschreiber nichts Anderes zu machen gewußt, als daß ein reicher Graf, welcher aus Indien zurückkehrt, an dem Festtage der Spinnerinnen eine derselben, und — versteht sich — seine treue Geliebte küßt, welche er aber nicht kennt!! — „Le baptême du petit Gibou", Carnevalsposse, ist eine Fortsetzung des vorjährigen Stückes: „Madame Gibou et Madame Pochet", welches sich mit einem Thee endigt, in welchen zuletzt alle Ingredienzen der Küche gegossen werden. Seitdem ist die Tochter der Madame Gibou entbunden worden und das Kind soll getauft werden. Der Witz des Stückes liegt hauptsächlich in der Verkleidung der zwei bekannten Komiker Odry und Vernet, wovon der Eine die Madame Gibou und der Andere die Madame Pochet macht. Odry, in einem kleinen weißen modischen Hütchen mit Blumen darauf, bibi, ist köstlich und veranlaßte das Urtheil eines Blattes, daß alles Verdienst des Stückes der Putzmacherin angehöre, welche dieses Hütchen verfertigt habe.

(Der Beschluß folgt.)

Literarische Notizen.

Herr Eliacin Carmoly, Oberrabbi in Belgien und Mitglied der Asiatischen Gesellschaft in Paris, ist damit beschäftigt die Reisen Benjamin's von Tudela nach einem hebräischen Manuscripte aus dem 15. Jahrhundert, mit Noten und beigedruckter französischer Uebersetzung, neu herausgegeben.

Das große in Bologna besorgte Wörterbuch der italienischen Sprache in sieben Großquartbänden ist jetzt vollendet.

Eine französische Uebersetzung von Hammer's „Geschichte der Assassinen" wird vorbereitet. 153.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonnabend, — Nr. 117. — 27. April 1833.

Zur Geschichte der öffentlichen Meinung in Deutschland.

Fünfter und letzter Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 116.)

Haben wir im Vorhergehenden unser Augenmerk nur auf Das gerichtet, was in Mitte der ständischen Versammlungen für Herstellung einer freien Presse, wenn nicht erwirkt, doch erstrebt wurde, so müssen wir jetzt noch den Einfluß der Presse selbst betrachten. Kaum hatte die Julirevolution auch in Deutschland den Anstoß zu neuer Bewegung gegeben, so offenbarte sich in höherm Grade als je zuvor, wie schwach der Zahl und der Art nach die literarischen Widersacher des Liberalismus seien. Die geistvollsten Gegner desselben finden sich, wie dies auch in Frankreich der Fall ist, weniger unter den unbedingten Vertheidigern des Bestehenden als unter den Mitgliedern einer Contreopposition, die aber selbst in vielfacher Hinsicht dem Liberalismus in die Hände arbeitet, weil sie nur von einer entgegengesetzten Seite aus ihre Angriffe gegen dieselbe Mitte richtet. Dahin gehörte, wenigstens in mancher Beziehung, Jarcke mit seinem „Politischen Wochenblatte", die münchner „Eos" u. dgl. Immer haben jedoch solche Schriften und Schriftsteller nur ein kleines, mit ihren Ansichten in Wahrheit übereinstimmendes Publicum und höchstens nur einige neugierige Leser, die Geschmack am Seltsamen finden, ohne es deshalb für mehr als seltsam gelten zu lassen. Die Meisten halten diese Schriftsteller für nicht besser als für Rasende, die wenigstens Verstand genug hatten, um Verstand verlieren zu können, und welche in einigen lichten Zwischenräumen mitunter noch etwas Kluges und Treffendes vorbringen.

Selbst dieses Letztere läßt sich von den ergebenen Vertheidigern der Gewalt nicht behaupten. Sie haben schon darum wenig Credit, weil man von allen Seiten geneigt ist, die Lauterkeit ihres Willens in Zweifel zu ziehen. Besonders gilt dies von jenen literarischen Marodeurs, die erst nach Erlassung der jüngsten Bundesbeschlüsse auf dem Kampfplatze erschienen sind, um über die Verwundeten und Scheintodten herzufallen, und welche tapfer wurden, nachdem sie sich getrösten durften, auf keine bewaffneten Feinde zu stoßen.

Außer diesen beiden Arten von politischen Schriftstellern haben wir in Deutschland ein ziemlich zahlreiches juste-milieu, einen Mittelschlag in jeder Beziehung, der ohne tieferes Eindringen in die Bedeutung der Ereignisse von der bewegten Oberfläche dahin und dorthin geschaukelt wird. Es gelingt ihnen zuweilen, eine wirklich schwache Seite des Liberalismus zu rügen, oder wol auch etwas Geistvolles im Interesse desselben zu sagen. Aber die öffentliche Meinung läßt Jenes bei Seite liegen und befaßt sich nur mit Dem, was den einmal herrschend gewordenen Ansichten von Freiheit und Volksrechten entspricht. Denn es gibt zuweilen solche Perioden, in welchen der Volksgeist nur für eine bestimmte Gattung von geistiger Nahrung empfänglich ist, und nur diese in Saft und Blut des öffentlichen Lebens übergehen läßt.

Was endlich die entschieden Freisinnigen betrifft, so dürften sich mit mehren Abstufungen drei Hauptclassen unterscheiden lassen. Wie die Cavalerie, Infanterie und Artillerie eines und desselben Heeres, dienen sie jedoch nur einem und demselben Zwecke; obgleich zuweilen einige Eifersucht auch unter diesen verschiedenen Waffengattungen zum Vorschein kommen mag.

Unter ihnen erblicken wir zunächst Diejenigen, welche noch jetzt, wie früher, hauptsächlich mit der Waffe der Ironie und des Spottes die Hindernisse bekämpfen, welche der Entfaltung eines freiern Volkslebens sich entgegenstellen. Man hat Börne — und wol nicht mit Unrecht — den Vorwurf gemacht, daß er allzu hoch über die Wahrheit hinausgehalten, um in das Ziel zu treffen; daß auch der keckste Humor von der leitenden Hand der Wahrheit nimmer sich losreißen dürfe, wenn er nicht seine Bedeutung verlieren soll; daß seine „Briefe aus Paris", obwol sie da und dort einige Gemüthsbewegung erzeugten, doch mehr die Folge hatten, daß man an dem Verfasser sich mehr ärgerte als an den Fehlern, die er angegriffen hat. Mag dies richtig sein, so haben doch von dem Hagel von Pfeilen, die er absendete, nicht alle das Centrum verfehlt; und wenigstens mögen Andere an seinem Beispiel gelernt haben, mit schärferm Auge auf die richtige Mitte zu halten. Dies ist z. B. geschehen in den „Erinnerungen aus Paris" und in Heine's Schrift: „Die französischen Zustände". Ueberhaupt läßt sich bemerken, daß Heine ernster und bedeutender wurde in dem Maße, wie es die Zeit geworden ist.

Zur Seite Derjenigen, welche ihre neckenden Angriffe auf die ganze Fronte ihrer Gegner ausdehnen, sieht man

Die, welche an der einfachen, aber nicht immer befolgten Regel festhalten, daß man, um vorwärts zu kommen, sich gefallen lassen müsse, mit dem ersten Schritte anzufangen. Sie sind daher vor Allem bemüht, zur Beseitigung der nächstliegenden Hindernisse und zur Vertheidigung des einmal gewonnenen Bodens die vielfach zerstreuten Kräfte des Liberalismus an bestimmten Punkten zu vereinigen. Von der richtigen Ansicht ausgehend, daß man die öffentliche Meinung und ihre Macht nur schwächt und verwirrt, wenn man sie theilt, suchen sie einige wenige und einfache Grundwahrheiten zum Dogma derselben zu erheben. Und in einer Zeit, da die Pforten der Freiheit nicht mit Gewalt gesprengt werden können — denn solche Momente im Völkerleben treten nur selten ein und wollen dann schnell benutzt werden — halten sie dafür, daß man wenigstens nicht müde werden müsse, sich um den Schlüssel zu bemühen, der sie zu öffnen vermag. Darum wären sie es vorzüglich, welche der Ueberzeugung Eingang zu verschaffen wußten, daß ohne unverkümmerte Preßfreiheit alles Verfassungswesen nur ein seelenloser Körper ist, und daß man nur um den leeren Schatten der unzertrennlichen Schwestern, Freiheit und Ordnung, streitet, so lange nicht Beide unter den Schutz einer wohlorganisirten Volksmacht gestellt sind. Sie halten es für kein Großes, wenn irgend ein fertiges Constitutionsproject zu Papier gebracht und damit ein Ei gelegt wird, mit der guten Hoffnung, daß es die Zeit einmal ausbrüten werde; sie sind vielmehr überzeugt, daß man einen Zankapfel unter seine eigne Partei werfe, wenn man dieselbe von den praktischen Fragen weg auf das unbegrenzte Gebiet der Theorien verweise. Gleichwol wissen sie, daß man nicht zu kämpfen liebt, ohne irgend ein Ziel vor sich zu sehen. Sie bemühen sich also, den Mittelpunkt ins Licht zu setzen, in welchem endlich alle Bestrebungen des Liberalismus, mag der Ausgangspunkt derselben noch so verschieden sein, sich vereinigen müssen. Und dieser Mittelpunkt selbst ruht wieder auf einem doppelten, so natürlichen als festen Grunde. Er beruht auf der Nothwendigkeit der repräsentativen Verfassung und auf der Ueberzeugung, daß einem selbständig sich fühlenden Volke auch die Mittel zur Selbstherrschaft nicht versagt werden dürfen; er beruht zugleich auf der Nationalität und auf der Ueberzeugung, daß ein Volk, dessen einzelne Abtheilungen durch gemeinsame Geschichte, Sprache und Sitte zu einer natürlichen Gesammtheit verbunden sind, auch durch das positive Staatsrecht als Gesammtheit anerkannt werden müsse. In ihrer Anwendung auf unser gemeinsames deutsches Vaterland spricht sich diese zweifache Ueberzeugung in der Idee einer Nationalrepräsentation aus. Man mag sich diesen oder jenen Gang der Entwickelung denken; man mag an die Möglichkeit allmäliger Reformen oder an die Unvermeidlichkeit gewaltsamer Umwälzungen glauben; man mag sich tausenderlei Formen einer deutschen Gesammtverfassung ersinnen; es mag von einer constitutionnellen Gesammtmonarchie oder einer untheilbaren Republik, von einem monarchischen oder republikanischen Föderativstaate, oder von was sonst die Rede sein — immer wird man doch, sobald man nur bei Ausbildung dieser Formen von den Principien des Liberalismus ausgeht, das Dasein einer Nationalrepräsentation als ein nothwendiges Element aufnehmen müssen. Und wirklich sehen wir ja, daß dies in allen neuerdings zu Tage geförderten Verfassungsentwürfen der Fall gewesen ist.

Unter den Vorkämpfern, welche die eben bezeichnete Richtung des Liberalismus verfolgen, indem sie, ohne den höhern Gesichtspunkt aus dem Auge zu verlieren, vorzugsweise ihre Kräfte für die nächstliegenden Aufgaben gesammelt halten, sehen wir Männer, die bereits eine längere politische Laufbahn hinter sich haben. Wir erblicken darunter insbesondere die Mehrzahl Derjenigen, welche die politische Schule der Jahre 1819 fg. durchgemacht und damals Anlaß genug gefunden hatten, der unpraktischen Theorien und der inhaltsleeren Allgemeinheiten bis zum Ueberdrusse satt zu werden. Viele andere wackere und ausgezeichnete Männer, wie der an Geist und Charakter so hervorragende P. Pfizer, haben sich denselben Bestrebungen angeschlossen.

(Der Beschluß folgt.)

Die Theater in Paris im Jahr 1833.

Zweiter Artikel.

(Beschluß aus Nr. 116.)

Das Théâtre français hat noch einmal einen Stern der frühern Größe über seiner Bühne leuchten sehen. Mlle. Duchésnois hat ihre Abschiedsvorstellung gegeben. (Eigentlich ist sie bereits vor vier oder fünf Jahren abgetreten.) Vor dieser Vorstellung überlegte man lange, welche Stücke die Schauspielerin auswählen solle; von mehren Seiten machte man sie auf den dermaligen sonderbaren Geschmack und die Liebhaberei des Publicums, auf sein Verlangen nach Gräßlichem und Tollem, was man jetzt Drama nennt, aufmerksam und rieth ihr an, demgemäß in einem der neuern Stücke zu spielen; allein Mlle. Duchésnois beharrte mit vieler Consequenz auf der Wahl der zwei Stücke, welche ihren Ruhm und ihren Namen begründet haben. Sie spielte „Phèdre" von Racine und einen Act von „Maria Stuart", welche Lebrun eigens für sie geschrieben hatte. Daß sie wohl gethan, bewies der Erfolg. Sie erntete nach einer dreißigjährigen Carrière denselben Beifall und das Zujauchzen, welches sie einst in ihrer höchsten Blütenzeit begrüßte. Das Haus war, trotz der doppelten Preise, voll bis in die höchsten Räume.. Auch hat die Künstlerin diese schmeichelhaften Gunstbezeigungen des Publicums in hohem Maße verdient; ihr Spiel war groß und durchdacht. Wie hoch steht sie über Allem, was ihr auf dem Théâtre français nachgefolgt ist! In demselben Theater ward aufgeführt: „Guido Reni, ou les artistes", Drama in fünf Acten und in Versen von A. Béraud und Bouilly. Nach dem Titel sollte man das Leben und das Schicksal Guido Reni's, dieses ausgezeichneten und unglücklichen Künstlers, erwarten; an Stoff hätte es nicht gefehlt. Guido Reni, dessen edler Charakter und ausgezeichnetes Talent ihn so sehr über seine Zeitgenossen erhoben, welchem ein glänzendes Loos gefallen war, der in einer glücklichen Stellung sich befand und Alles einer traurigen, fluchwürdigen Leidenschaft opferte; Guido Reni, welcher Fürsten und Monarchen um seine Gunst buhlen sah, der sich dem Spiel mit einer Wuth überläßt, welche ihn in namenloses Elend und schimpfliche Verworfenheit schleudert, in welcher er darbt und untergeht, war ein reicher Stoff zu einem Drama, der aber in diesem Stücke nicht benutzt worden ist, welches sich hauptsächlich um das Schicksal einer römischen

Dame Beatrix Cenci herumdreht, und wobei Guido Reni und Annibale Caracci nur als Nebenpersonen erscheinen. Beatrix Cenci, ihrer ausgezeichneten Schönheit halber in Rom und in Italien berühmt, war die Tochter von Francesco Cenci, einem der reichsten und vornehmsten Römer, und hatte das Unglück, das Gelüste ihres Vaters, eines verworfenen Wollüstlinges, zu erregen. Von ihm verfolgt und bei dem heiligen Vater vergeblich Schutz gegen ihn suchend, faßte sie den Entschluß, durch Gewalt von den Anmuthungen dieses Ungeheuers sich zu befreien. Im Einverständnisse mit ihrer Mutter, ihrem Bruder und einem jungen Prälaten wurden zwei Mörder gedungen, welche Francesco Cenci im Schlaf erdolchten und zum Fenster hinauswarfen, wo man ihn des andern Tages fand. Nach einiger Zeit ward die That entdeckt und Beatrix, welche allen Foltern widerstand und erst, als man ihr das schöne lange Haar abschnitt, ihre Schuld bekannte, mit ihrer ganzen Familie hingerichtet. Vergeblich führte sie zu ihrer Vertheidigung an, daß die Nothwehr gegen ein solches Scheusal unmöglich den Tod verdienen könne. Sie war unermeßlich reich, ihre Güter wurden zum Vortheil des päpstlichen Stuhles confiscirt und die erwartete Begnadigung blieb aus. Auch dieser geschichtliche Stoff war zu einem effectvollen Drama sehr geeignet, wurde aber so wenig als das Leben Guido Reni's in dem genannten Stücke zur Anschauung gebracht. Vielmehr haben die Verfasser aus Beatrix ein ganz naives, reines, unschuldiges Mädchen gemacht. Nicht ihr Vater, sondern ihr Oheim und Vormund verfolgt sie mit seiner Liebe, ihr Bruder rettet sie durch den Mord des Oheims, und Beatrix wird angeklagt und vor Gericht gebracht. Unterdessen ist ihr Bruder gestorben. Sie könnte sich durch Angabe des wahren Thäters und der Veranlassung des Mordes retten, allein sie hat ihrer Mutter auf dem Todesbette gelobt, den Schimpf der Familie nie aufzudecken, und ist daher entschlossen, lieber das Schaffot zu besteigen, als zu sprechen. Eine andere Person, Ludovico Spada, Sohn des ermordeten Francesco Spada, hat Kenntniß von dem Hergange und könnte durch seine Aussage die Angeklagte retten; allein er sucht im Gegentheil Beatrix zu verderben, um deren Hand er geworben und deren Vermögen er nun durch ihren Tod zu erhalten hofft. Alles schien sich zum Verderben der schönen Römerin verschworen zu haben, da fassen Annibale Carracci und sein Zögling Guido Reni, beide Bewunderer ihrer Schönheit und Letzterer sterblich in sie verliebt, den Entschluß, sie zu retten. Als sie verurtheilt wird, soll Ludovico Spada seine Aussage und seine Unkenntniß von dem wahren Verhalt der Sache eidlich vor dem Bildnisse der Madonna bekräftigen; in dem nämlichen Augenblicke wird ein Vorhang aufgezogen, und die Scene des Mordes steht in ihrer ganzen Wahrheit vor den Augen des überraschten Ludovico, welcher ein Wunder zu sehen glaubt und bekennt. So wird Beatrix gerettet. Außer dem Vorwurf der unhistorischen Behandlung trifft das Stück auch noch der des Mangels an Leben und rascher Handlung. Der Faden ist schleppend durch die fünf Acte gezogen. Dagegen flößen die Scenen in der Werkstätte Carracci's und Guido Reni's, die Beschreibung des Künstlerenthusiasmus und der Auftritt mit der Mordscene großes Interesse ein; auch sind mehre Stellen des Stückes echt dichterisch.

Das im Théâtre français gegebene Lustspiel: „Le presbytère", in fünf Aufzügen und in Versen, von Casimir Bonjour, stellt den Gegensatz zwischen einem alten ehrwürdigen und toleranten Pfarrer und einem jungen Eiferer von Abbé dar: Beides Charaktere, wie sie unter der Restauration, unter welcher dieses Stück schon soll geschrieben worden sein, zu einer Bühnendichtung zeitgemäß und interessant waren. Seitdem ist die Frage der Priesterehen in das Gebiet der öffentlichen Discussion gefallen und findet darum auch in dem „Presbytère" seine Stelle. Das Stück, welches an sich außerordentliche Längen hat, verdankt dem Moment und dem Interesse des Gegenstands die günstige Aufnahme, welche es sonst kaum gefunden haben würde.

Ich übergehe mehre kleine Stücke, welche nichts Anziehendes darbieten, und die Vorstellung der Oper „Chiara di Rosemberg", Musik von Ricci, welche im italienischen Theater in Berücksichtigung des sehr jungen Componisten nachsichtig aufgenommen wurde, und komme zu „Gustave ou le bal masqué", Oper in fünf Acten von Scribe, Musik von Auber. Die schwere Geburt ist endlich zu Stande gekommen, und noch steht der Thron Louis Philipp's. Wer weiß, mit welcher Aengstlichkeit das Ministerium der Aufführung dieses Stückes entgegensah, darf sich wol wundern, daß man so viele Wichtigkeit darauf gelegt hat.

Der Verf. hat, sei es aus eignem Instinkt, sei es aus Unterwürfigkeit gegen die ministeriellen Befehle, alle Klagen und Beschwerden beseitigt. Gustav III., König von Schweden, war ein Mann von Geist und Bildung, er liebte die Wissenschaften und Künste, hatte Rom und Paris besucht und strebte in seinem Reiche Neuerungen nach seinem Geschmacke sowol im Wesentlichen als in Dingen der Form und des Ceremoniels einzuführen. Zu den letztern gehörte insbesondere eine ganz eigne, der spanischen ähnliche Hoftracht, die er vorschrieb. Der Adel stand ihm in vielen Bestrebungen im Wege, und er suchte dessen Privilegien und Vorrechte zu vermindern und jene der Krone zu vermehren und zu befestigen. Zu dem Ende machte er gemeinschaftliche Sache mit dem Volke, und im Jahre 1772 ward der erste Gewaltstreich gegen den Adel ausgeführt. Dieser verschwor sich gegen den König. Drei Verschworene verabredeten seinen Tod: Ankarström, Ribbing und v. Horn. Das Loos traf den Erstern, welcher am 15. März 1792 den König auf einem Maskenballe erschoß und zur Strafe geviertheilt wurde. So aber durfte das historische Factum nicht vorgeführt werden. Scribe hat statt dessen einen ganz gewöhnlichen Roman gegeben und dafür den Dank der Blätter des juste-milieu geerntet. Der Zettel nennt weder den Erschossenen bei seinem wahren Namen noch auch den Thäter. Gustav ist verliebt in die Gattin Ankarström's, diese liebt hinwieder den König, bleibt jedoch ihrer Pflicht getreu, sucht diese unglückliche Leidenschaft zu bekämpfen und verfügt sich deshalb zu einer Hexe, um von dieser einen Heiltrank zu erhalten. Gustav trifft sie daselbst. Ankarström desgleichen, wird eifersüchtig und tritt von diesem Augenblicke — früher war er der Freund und Vertraute des Königs — in die Verschwörung und erschließt den König. Eine solche Parodie, eigentlich ist es nichts anders, ist matt und tadelnswerth. Sie zerstört alles Interesse, mögen auch das „Journal des débats" und der ministerielle „Figaro" die substituirte Intrigue noch so schön und sachgemäß finden. „Die große Oper", heißt es, „muß Weiber und Liebe haben, diese sind ihr Leben und die Quintessenz ihrer Handlung, und Herr Scribe hat daher wohl gethan, die rauhe Wahrheit durch diese liebliche Dichtung zu ersetzen. Die liebende und doch tugendhafte Gattin von Ankarström, welche für schuldig gehalten und bestraft wird, ist ein so interessanter dramatischer Charakter u. s. w." Besser hätte man die Oper: „Die Angst vor dem Pistolenschuß", genannt und sie auf eins der Vaudevilletheater verwiesen. Gustav III. verliebt und seiner Geliebten zu einer Hexe nachlaufend! Herr Scribe hat dabei nur Eines übersehen, daß nämlich Gustav III. erwiesen gegen die Reize und Bestrickungen der Weiber unzugänglich und selbst gegen die Verführungen der Schönen am Hofe von Versailles, und das ist doch alles Mögliche, unbarmherzig war. Aber solche Nebenrücksichten halten diese Herren nicht auf, zumal wenn es darauf ankommt, mittels eines Operntextes die Monarchie zu retten. Eine Lächerlichkeit führt gewöhnlich eine andere im Gefolge, und so sehen wir denn, ich denke in memoriam rei, den König Gustav III. mit seinem ganzen Hofe nach der Wohnung der Hexe ziehen und diese, im Jahre 1792, beim Hafen von Stockholm einen Hexentrank bereiten und in allem Ernste, ohne zu lachen, noch lachen zu machen, den Teufel anrufen:

O mon maître, maître suprême
Dont j'invoque les lois,
De l'enfer viens toi-même
Et réponds à ma voix.

Je l'entends. — C'est lui-même.
Il répond à ma voix.

Heißt das nicht, das Publicum zum Besten haben? Zu allem Ueberflusse, und wie wenn der Zufall selbst sich in die Sache gemischt hätte, um die Analogie mit dem Pistolenschusse auf dem Pont royal vollständig zu machen, versagte in der ersten Aufführung die Pistole Ankarström's, sodaß der König sich beinahe in der Nothwendigkeit befunden hätte, vor Schrecken zu sterben; vor Langweile über die Bearbeitung Scribe's wäre ebenso begreiflich gewesen.

In der Musik wollen die Kenner, obschon keine Annäherung zu dem Culminationspunkte der „Stummen von Portici", doch einiges Schöne finden, weil dies auch gar nicht die Hauptsache ist. Ja ja, in der großen Oper zu Paris ist in der Regel die Musik nicht die Hauptsache, dafür geht man in die italienische. Aber die Scenerie, die Decorationen, die Maschinerie, die Tänze u. s. w., dafür ist es schwer, Worte zu finden. Als besonders imposant führe ich das Innere eines großen Saales an: die Ansicht von Stockholm mit dem Galgen auf dem Felsen, das leicht bewegte Meer, die schneebedeckten Berge. Nicht minder schön sind der Anblick der schwarzen Stadt, der Mond mit seinem hellen Scheine, ferner das Innere der Hütte der Hexe, in welches die Sonne durch ein auf den Hafen gehendes Fenster eindringt, und über alle Maßen der Opernsaal, welcher wie in einem Wirbel von Glanz und Licht, Gold und Feuer sich bewegte. Stellen Sie sich in dem herrlichen Locale der hiesigen großen Oper, deren Raum vor der Bühne gewöhnlich schon durch 18 prächtige Kronleuchter erhellt wird, die große weite Bühne in einen Opernsaal verwandelt vor, in welchem mehre hundert Masken und darunter die raffinirtesten und sinnreichsten in tollem Spiele sich herumtreiben, dabei das reiche Costum, die Weibermassen, die Quadrillen und Caricaturen, der Galopp und die schwedischen Uniformen, und die Tänze der Demoiselle Montessus und der Noblet vor und das Ganze von mehr als 2000 Wachslichtern erleuchtet, so haben sie einen gewaltigen Stoff für die ungemessenste Ausarbeitung ihrer Phantasie, die muß das Uebrige thun, meine Beschreibung reicht nicht weiter. 171.

---

1. Kleinigkeiten für eine allzulange Stunde von Jos. Kaiser. Wien, Grund. 1832. 12. 8 Gr.
2. Liebesblicke von Eduard Maria Oettinger, Journalist auf Wartegeld. (Dermalen in der Contumaz.) Berlin, Krause. 1831. 12. 8 Gr.

Als Kunstwerke betrachtet sind die vorliegenden Arbeiten nicht werth, in einer Zeitschrift erwähnt zu werden, welche es sich zur Aufgabe macht, nur das einigermaßen Bedeutende in Betracht zu ziehn; als psychologische Erscheinungen sind sie indessen nicht ohne Interesse. Sie stehen nämlich zueinander in einem Gegensatze, welcher sich in allen Verhältnissen des Lebens häufig wiederfindet, ohne daß er immer gebührend erkannt würde.

Es gibt bekanntlich Menschen, welche zwar mit den nothwendigsten Eigenschaften des Geistes und Herzens ausgestattet sind und daher brauchbare und pflichttreue Geschäftsmänner, wohlgesinnte Familienväter und zuverlässige Freunde sein können, welche aber nichtsdestoweniger nicht im Stande sind, einen Gedanken zu fassen, der nicht bereits vor ihnen gedacht und gesagt worden und in die Sitte und Gewohnheit ihrer Umgebungen übergegangen wäre. Solche Menschen sind oft in ihrer Art ganz vortrefflich, ja sie stellen sich sogar nicht selten als sehr würdige Persönlichkeiten dar; aber sie müssen sich jeder Beschäftigung enthalten, in welcher ein Hinausgehn über das Gewöhnliche, Alltägliche erfodert wird, und es ist ihnen daher namentlich anzurathen, sich entweder gar nicht in das Gebiet der Kunst zu wagen, oder ihre desfallsigen Versuche wenigstens nicht der Oeffentlichkeit zu übergeben. Diesen Rath hätte man dem Verfasser von Nr. 1 geben sollen. Es spricht sich in diesen Gedichten zwar eine recht wohlwollende, in ihrer Unbefangenheit zuweilen ergötzliche Persönlichkeit aus, aber auch eine entschiedene Unfähigkeit, selbständig zu denken. Es findet sich in denselben daher nichts, was nicht schon tausendmal gesagt wäre.

Nr. 2 gehört zu einer entgegengesetzten Art von Erscheinungen. Sowie nämlich die vorhin beschriebene Menschenclasse sich nicht über das Herkömmliche, Gebräuchliche zu erheben vermag, so gibt es auf der andern Seite Menschen, denen der Sinn für das Herkommen, für Sitte, für Schicklichkeit und Ordnung ganz versagt ist, und welche einen besondern Ruhm darein setzen, Allem entgegenzutreten, was durch die Sitte geheiligt ist. Diese Leute wissen, wenn sie mit Talent ausgestattet sind, sich auf imponirende Weise zu äußern; denn die polemisirende Einseitigkeit gewinnt leicht den Schein der Kraft und der Festigkeit. Betrachtet man aber das Treiben jener Leute näher, so findet sich, daß sie nicht nur in ihrer Weise ebenso beschränkt sind als die ihnen entgegenstehende Partei, sondern daß sie sich auch außerdem noch durch widrige Anmaßung recht geflissentlich in Nachtheil setzen. Zu dieser Sorte gehört der Verf. von Nr. 2, und zwar ist er einer der geistlosesten unter diesen Geistern der Verneinung. Und doch kann man diesen Versen eine gewisse Schärfe der Eigenthümlichkeit nicht absprechen. Die Behaglichkeit, mit welcher der Verf. sich in dem Kothe einer humoristisch sein sollenden Gemeinheit wälzt und mit dem Unsinn liebäugelt, wird mit vieler Consequenz zur Anschauung gebracht. 173.

Notiz.

Achilles Murat über Amerika.

Die englische Kritik beleuchtet die „Esquisse morale et politique des États-Unis de l'Amérique du nord, par *Achille Murat*, citoyen des États-Unis, colonel honoraire dans l'armée belge, ci-devant prince-royal des Deux-Siciles" (Paris 1832). Das Werk ist in Form von Briefen aus den Jahren 1826 bis mit 1832 geschrieben, deren einige schon 1830 in einem dünnen Bändchen erschienen, während ihr Verfasser noch in Amerika war. Man läßt ihnen im Ganzen die Gerechtigkeit widerfahren, daß sie den innern gesellschaftlichen Zustand der Freistaaten fast am besten von allen darüber erschienenen Büchern, und unparteiischer als das sonst gewiß vortreffliche der Mß. Trollope schildern, und beschuldigt den Verf. nur einer zu großen und zu sichtlichen Anhänglichkeit an die Vorurtheile seiner Geburt und frühesten Erziehung. Der erste Brief handelt im Allgemeinen von der Eintheilung der Union in Staaten. Der zweite gibt eine lebendige und ziemlich richtige Uebersicht vom Stande der Parteien der sogenannten Demokraten und Föderalisten. Der dritte beschreibt auf das anziehendste die Art des Verkaufs öffentlicher Ländereien und der Gründung neuer Städte, zusammt dem gewöhnlichen Verfahren bei der Bildung und Constituirung eines neuen Staats. Der vierte spricht vom Negerhandel. Der fünfte gibt eine nichts weniger als erfreuliche Rechenschaft vom Zustande der Religion in der Union. Der sechste verbreitet sich über die Verwaltung der Justiz und macht es nöthig, daß im siebenten über die in den Freistaaten bestehenden Gesetze berichtet wird. Im achten ist von der Armee, Marine und indischen Bevölkerung die Rede; im neunten von den Finanzen und vom Handel und im zehnten endlich von den Sitten und Gebräuchen, der Literatur und den schönen Künsten der Amerikaner.

Wir fügen hierzu die Notiz, daß durch diese Kritik die kürzlich ans Licht getretene „History and topography of the United States of North America by Mr. *Howard Hinton*" (2 Bände, mit Karten und Kupfern) als das vollständigste und vorzüglichste Werk über die nordamerikanische Republik namhaft gemacht wird. Nach dem Meßkataloge ist von Murat's Werk eine deutsche Uebersetzung bereits vorhanden.*) 153.

*) Wir berichten noch besonders darüber. D. Red.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonntag, — Nr. 118. — 28. April 1833.

Zur Geschichte der öffentlichen Meinung in Deutschland.

Fünfter und letzter Artikel.

(Beschluß aus Nr. 117.)

Als die äußersten Endpunkte des Liberalismus nennt man einen Wirth, Siebenpfeiffer u. A. Selbst unter wohlmeinenden Liberalen scheint es herkömmlich geworden zu sein, diese Männer extremer Ansichten und einer Uebertreibung zu zeihen, welche der Sache, die sie vertheidigten, zum Schaden gereicht habe. Man mag immer der Meinung sein, daß der Eine und Andere in Diesem und Jenem zu weit gegangen. So wenig es zwei Uhren gibt, welche die Zeit mit völlig gleichem Maße messen, so wenig werden sich zwei Geister finden, welche die Bedeutung der Zeit in völlig gleicher Weise erfassen. Allein man kann da und dort anderer Ansicht sein, ohne die tiefe Wirkung zu verkennen, womit ähnlich Gesinnte als Glieder eines größern Ganzen in den Gang der Entwickelung eingegriffen haben. Wäre nur von Wirth und den ihm zunächst Stehenden zum Volke geschrieben und gesprochen worden, so möchte freilich der Erfolg nicht höher anzuschlagen sein als der Erfolg der sehr isolirt gebliebenen politischen Bemühungen einiger Jünglinge in den ersten Jahren nach den Kriegen gegen Frankreich. Dies war jedoch nicht der Fall und in der Gesammtheit der politisch-liberalen Bewegungen der jüngsten Zeit hatten auch jene besondern Triebräder nicht fehlen dürfen. Gilt es die Ausrottung von Vorurtheilen, so frommt es nicht immer, denselben nur kaltblütig mit der einfachen Wahrheit entgegenzutreten. Das Aeußerste kann oft nur durch ein anderes Aeußerstes überwunden werden. Und ist es nicht auch ein Extrem, wenn wir von der „allerhöchsten Weisheit" dieses oder jenes Machthabers reden, wenn die getreuen Unterthanen in jeder Bittschrift „in Unterthänigkeit ersterben" u. dgl.? Man wende nicht ein, daß dies nichtsbedeutende Phrasen sind. Es war einmal ein knechtischer Sinn vorhanden, welcher dieselben ersonnen hat; das Herkommen hat sie überliefert, und mit den stereotyp gewordenen Formen der Sprache gehen stets auch Gesinnungen in den Geist des Volkes über. Darum ist immer jeder Umschwung im Zustande der Völker mit sehr bemerkbaren Veränderungen in der Sprache verbunden gewesen. Hätten also Wirth und Andere nichts weiter gethan, als daß sie eine Zeit lang die Sprache einer ungewohnten Kühnheit hören ließen, welche dem Herkömmlichen so gradezu entgegentrat und darum nothwendig zur Prüfung und Beachtung desselben auffodern mußte, sie hätten etwas und nicht wenig gethan. Sagte doch schon Diogenes: „Wer einen krummen Stamm grade biegen will, muß ihn eine Zeit lang auf die andere Seite biegen." In der That hatte der deutsche Bundestag diese Wirksamkeit eines Wirth u. s. w. richtiger zu würdigen gewußt, als es manche Liberale zu verstehen scheinen.

Seit Jahren ist von deutscher Einheit und Freiheit, von den Rechten und Bedürfnissen des Volkes gesprochen und geschrieben, gesungen und gedichtet worden. Schon die Allgemeinheit dieser Erscheinung ist an sich selbst ein Beweis, daß hier ein allgemeineres Bedürfniß zum Grunde liegt. Ein größerer Beweis liegt in dem schon berührten Umstande, daß grade nur Das, was auf jene Lieblingsideen Beziehung hat, im Munde des Volkes fortlebt und fortwirkt. Was Ernst Moritz Arndt in neuester Zeit gegen den sogenannten Ultraliberalismus geschrieben, hat so wenig Beifall als Eingang gefunden. Seine Lieder, die Franzosenhaß athmeten und den Bannfluch über das moderne Babylon aussprachen, sind verklungen, während das Lied: „Was ist des Deutschen Vaterland?" sich erhalten hat und zum weitverbreiteten Volksliede geworden ist. Was Görres, der Kämpfer für ein freies und einiges Deutschland, in seiner körnigen Sprache gesagt, war in die Herzen des Volkes geschrieben und geht wol auch jetzt noch von Mund zu Mund; was Görres, der Ultramontane und der Gegner des Liberalismus, nicht minder geistreich als früher sagt, ist in die bewegte Oberfläche des Zeitstroms geschrieben und wird von jeder nächsten Welle begraben. Schon vor Jahren hatte einmal Göthe in irgend einem Gedichtchen darauf hingewiesen, wie jetzt die Welt geneigt sei, Alles mit den liberalen Ideen in Einklang zu bringen und selbst das Unvollkommene und Unbedeutende in diesem Sinne zu ergänzen und zu deuten. Was er scherzend und spottend bemerkte, ist eine Thatsache, die in den Tiefen des Völkerlebens ihre Wurzel hat und von den Männern an der Spitze der Staaten nur auf eigne Gefahr verkannt und geleugnet wird.

Immer möchte es jedoch nicht viel auf sich haben, wenn von Freiheit und Einheit nur gesprochen und geschrieben worden wäre; wenn nicht das Bedürfniß der

einen und der andern noch auf sonstige Weise sich fühlbar gemacht hätte. Hier sind es aber wieder die materiellen Interessen, die zum mächtigen Hebel dienen; es sind besonders die Fesseln, in welche der Verkehr geschlagen ist und welche in unsern zahlreichen Binnenmauthen, in der Verschiedenheit der Handelsgesetzgebungen, der Münzen, Maße, Gewichte u. s. w. so höchst drückend empfunden werden. Diese nachtheiligen Folgen des Mangels einer größern Einheit machen sich vornehmlich Denjenigen bemerkbar, die schon durch ihre Beschäftigung mittelbar oder unmittelbar auf einen lebhaftern persönlichen Verkehr mit Andern hingewiesen sind. Dahin gehören alle Handlungsreisenden bis herab zu den Fuhrleuten, Kärrnern und Schiffern. Alle diese Leute, mag übrigens der Grad ihrer politischen Bildung noch so verschieden sein, erwerben sich in ihrem Berufe eine gewisse populaire Beredtsamkeit, die sich grade in den untern Classen Eingang zu verschaffen weiß. Es ist dies eine Art Zugvögel, welche den Samen, den unsere freisinnigen Schriftsteller in Massen ausschütten, in einzelnen Körnern nach allen Gegenden tragen; und da so leicht alle Classen der Bevölkerung, die mit dem Verkehr sich beschäftigen, zu einer natürlichen Propaganda werden, so liegt darin ein Hauptgrund, warum jede Regierung, welche die commerciellen Interessen nicht fortwährend und genügend zu befriedigen weiß, stets eine starke und unter Umständen gefährliche Opposition gegen sich haben wird.

Durch den Zusammenfluß aller dieser Verhältnisse hat die sogenannte Partei der Bewegung in Vergleichung mit frühern Jahren sehr bedeutend sich verstärken müssen. Sie verhält sich in den verschiedenen Perioden etwa wie das wartburger zu dem hambacher Feste. Es kann nicht fehlen, daß unter dieser Masse auch Solche sich finden, mit welchen nicht Jeder auf die Dauer und in allen Stücken sich befreunden mag; daß da und dort manches Verkehrte, manches Thörichte und manches Lächerliche zum Vorschein kommen muß. Auch ist es nicht die wenigst schwierige Aufgabe für die Freunde der Volksrechte, in einer mitunter nicht durchaus zusagenden Nachbarschaft und Genossenschaft auszuhalten. Allein so lange der Kampf dauert, bleibt der brave Soldat im Gliede stehen, ohne damit viel Zeit zu verlieren, seinen Nebenmann in die Schule zu nehmen. Erst wenn die Zeit der Waffenruhe wieder eingetreten ist, mag man zur Warnung für die Zukunft die etwa begangenen Fehler rügen, die Tapfern ehren, die Feigen bestrafen. So weit sind wir noch nicht, trotz der Bundesbeschlüsse vom 28. Juni.

Nicht blos an äußerm Umfange, sondern ebensowol an innerer Stärke hat diese sogenannte Partei der Bewegung wesentlich gewonnen. Die Sprachverwirrung, die wol früher unter den Liberalen herrschen mochte, indem so Viele sich selbst und ihre besondern Projecte voranstellten, hat sich so ziemlich verloren. Selbst die Masse des Volkes ist praktischer geworden, indem sie an das Nächste sich hält und im Uebrigen der Zukunft etwas zu überlassen gelernt hat. Auch war es keineswegs Das, was Wirth und Andere als die nothwendigen Formen einer künftigen Verfassung aufstellten, was ihnen den Beifall einer zahlreichen Menge erwarb. Es war vielmehr das Feuer und der Muth, womit sie kämpften, die zweifellose Lauterkeit der Gesinnung und endlich jene schon oben bezeichneten einfachen Grundwahrheiten, welche, allerwärts Anklang findend, auch bei ihnen wiederklangen. Je einfacher diese aber sind, um so fester haben sie wurzeln müssen, und um so gewisser werden sie auf die eine oder andere Weise sich endlich geltend machen.

In doppelter Beziehung pflegt von den Anhängern der Stabilität die Richtung und die Bedeutung der öffentlichen Meinung verkannt und misachtet zu werden. Von den Einen geschieht dies durch Geringschätzung, die von Leichtsinn und Unkenntniß erzeugt wird, von den Andern durch eine von blinder Furcht eingegebene Ueberschätzung, wodurch die Folgen herbeigeführt werden, welche man ängstlich zu vermeiden strebt. Der tiefere gemeinschaftliche Grund dieser Verirrungen ist die Selbstsucht der Einen und Andern, welche sich weigert, ihre besondern Interessen und Ansichten dem herrschenden Geiste der Zeit zu unterwerfen.

Die Einen getrösten sich eines leichten Sieges durch Anwendung von Maßregeln der Gewalt gegen einige Vorkämpfer des Liberalismus; durch unermüdliche Wiederholung einiger Versprechungen an das Volk, welche doch nimmer in Erfüllung gehen; durch theilweise Concessionen hinsichtlich particularer materieller Interessen, die von ihrer Seite kein Opfer sind, und womit im Einzelnen nur geflickt, aber im Ganzen nicht gebessert wird. Sie rechnen auf eine unermüdliche Geduld des deutschen Volkes. Allein sie übersehen, daß dieselbe Trägheitskraft, die einem leichten Anstoße widersteht, die Bewegung verstärkt und erhält, wenn eine solche durch drängende Umstände, wie sie immer doch von Zeit zu Zeit sich wiederholen, einmal hervorgebracht ist. Zwar deuten sie triumphirend darauf hin, daß sie jener kleinern Bewegungen unmittelbar nach den Julireignissen des Jahres 1830 Meister geworden sind. Aber sie haben schon vergessen, daß dies nur durch schnelle Nachgiebigkeit von ihrer Seite gelingen konnte, und daß ihnen damals keine geistige Autorität, kein populairer Name entgegentrat, welcher die Bewegung weiter verbreiten wollte.

Auch die Andern, von Furcht ergriffen, zerren als ungeschickte Reiter am Zügel, während die Nationen von einer übermächtigen, aber dem blöden Auge nicht erkennbaren Gewalt vorwärts gespornt werden. Sie wissen es, daß in den Völkern wie in den Kindern ein natürlicher Trieb des Zerstörens liegt; daß der Enthusiasmus des Hasses und der Vernichtung leicht sich entzündet; daß wie in jedem Einzelnen so auch im großen Individuum, im Volke, übermächtige Leidenschaften verborgen liegen, welche bezähmt und bewacht werden müssen. Aber sie wissen nicht, daß nur der Geist im Menschen das Thier im Menschen zähmt und bewacht; daß der Geist befriedigt werden muß, wenn er seines Wächteramtes nicht müde werden soll; daß er nur befriedigt werden kann durch geistige Freiheit, durch Offenheit und Oeffentlichkeit, welche jedes Mistrauen verschwinden machen.

Diese und Jene halten sich nur an die vereinzelte

Erscheinung, an das Handgreifliche im Völkerleben. Aber die öffentliche Meinung hat noch eine verborgenere Seite, die sich ihrer plumpen Betastung entzieht und nicht eher sich ihnen entgegenwendet, als um sich für die lange Verachtung zu rächen. Wie hoch oder gering man die Zahl der thätigen Feinde des Bestehenden anschlage, so ist doch die Zahl derjenigen unermeßlich groß, die keine thätigen Freunde desselben sind. Und doch beruht auf diesem lebenskräftigen Gemeingeiste die ganze Kraft des Widerstandes gegen Außen und die Bürgschaft der Ordnung im Innern. Durch die bloße äußerliche Aufrechthaltung der Ordnung ist für eine dauernde Erhaltung derselben wenig gethan. Auf die Bande des Gesetzes, welches die Massen zügeln soll, muß erst die öffentliche Meinung der gebildetern Classen ihr Siegel gedrückt haben. Wird dieses thöricht verletzt; haben die Vertheidiger der Ordnung nicht mehr die warme Anhänglichkeit des beträchtlichern Theils der geistig höher stehenden Bevölkerung für sich, weil sie den geistigen und moralischen Interessen nicht zu genügen wissen; haben sie gar die intellectuelle Kraft zum Bunde mit der Masse gezwungen: so tritt bald auch in dieser letztern an die Stelle der gewohnten Scheu und Ehrfurcht vor dem Gesetz eine dumpfe Gleichgültigkeit und eine egoistische Abrechnung mit der Gewalt. Von der Gleichgültigkeit zum Hasse ist dann nur noch ein kleiner Schritt.

Die Ideen der Freiheit und der Einheit sind im deutschen Volke mächtig geworden, und beide müssen gleichmäßig und gleichzeitig befriedigt werden, wenn man der Stimmung desselben sich versichern will. Ihre Macht läßt sich so wenig durch Widerstand brechen, welcher die anschwellenden Kräfte nur bis zum gefährlichsten Augenblicke sammelt, statt sie zu überwinden, als sie durch halbe Bewilligungen und theilweise Einräumungen sich gewinnen läßt. Ist es doch mit der Befriedigung der geistigen und moralischen Bedürfnisse nicht anders als mit derjenigen der sinnlichen Bedürfnisse. Wer nur durch abwechselndes Geben und Nehmen, durch höchstens momentan genügende Concessionen die Völker abzufinden glaubt, der ist nicht klüger als Derjenige, der sich für morgen und übermorgen gesättigt zu haben meint, weil er für heute Trank und Speise gefunden hat. Diese Befriedigung kann nur erlangt werden durch ein fort und fort sich entwickelndes System, das offen und ohne Rückhalt die Selbständigkeit der Völker anerkennt und dadurch jede Täuschung und jeden Glauben an neue Täuschungen ausschließt.

Und kann unter den jetzigen Verhältnissen noch eine aufrichtige Versöhnung, eine dauernde Ausgleichung eintreten? Alle Völker, als solche, haben ein cholerisches Temperament und sind so leicht versöhnlich, als sie reizbar sind. Mag also hoffen und glauben wer will und kann, wenn wir nur nimmer vergessen, daß wir als Glieder eines Ganzen uns selbst und unsere unermüdliche Thätigkeit dem Volke schuldig sind. Aber es ist so manche Hoffnung gescheitert und so mancher gute Glaube ist zum Spott geworden. W. Schulz.

Schweizerische Annalen, oder die Geschichte unserer Tage seit dem Julius 1830. Geschrieben von Karl Müller von Friedberg. Erster Band, erstes und zweites Heft. Zürich, Orell, Füßli und Comp. 1832. Gr. 8. Der Band von vier Heften im Prän.-Pr. 1 Thlr. 20 Gr.

Durch die Restauration vom Jahre 1814 war in der Schweiz unter dem Volke, vorzüglich der größern Cantone, ein Misbehagen entstanden, das sich auf mannichfaltige Weise kundgab und das auch durch die Zeit nicht ausgeglichen werden konnte. Die Vortheile der Mediationsacte waren schon zu sehr gekostet worden, als daß nicht die Sehnsucht nach derselben in den Gemüthern fortgelebt hätte; dazu wurde ihr Verlust theils durch die Unfähigkeit mancher Regierungen, theils durch ein engherziges, eigennütziges Streben der Aristokraten und durch die sich täglich erweiternde und offener hervortretende Gewaltanmaßung der katholischen Geistlichkeit fühlbar gemacht. Als daher die pariser Julirevolution die in Folge derselben Restauration eingeführte Ordnung der Dinge in Frankreich umstürzte, hielt es auch die Schweiz für einen günstigen Zeitpunkt, drückende Fesseln abzuwerfen und aus dem Misbehagen herauszukommen. Die seit dem Jahre 1830 in diesem Lande erfolgten Verfassungsänderungen, meist auf friedlichem Wege zu Stande gebracht, müssen darum gewiß mehr einem richtigen Instinkte des Volkes, das von der Natur mit gesundem, unverdorbenem Menschenverstande begabt ist, zugeschrieben, als auf Rechnung von liberalen Parteigängern, geheimen Umtrieben oder ehrsüchtigen Plänen Einzelner gebracht werden. Die ganze Verfahrungsweise, die bei der Vernichtung des Bestehenden und Einführung des Neuen beobachtet wurde, beweist die Wahrheit jener Annahme. Wie wenige Männer von ausgezeichnetem Geiste, tiefer Einsicht und allgemeinem Vertrauen, die durch ihr geistiges Uebergewicht die Masse beherrschen, erblicken wir an der Spitze der Bewegung, wie Viele dagegen, vorher wenig bekannt, ohne besondere Bildung, selbst ohne großes Rednertalent, aus dem Volke selbst, treten als Sprecher desselben auf und übernehmen die Leitung der öffentlichen Angelegenheiten? Ja, das Volk umgibt selbst solche Männer mit seinem Vertrauen, die der Aristokratie angehören und für die es keine andere Garantie besitzt, als daß es weiß, daß sie früher, oft blos von egoistischen Absichten geleitet, in der Regierung die Minorität bildeten. Eine solche allgemeine Abneigung des Volkes gegen Einrichtungen und Personen setzt aber auch triftige materielle Gründe voraus. Denn daß ein ganzes Volk, zumal ein so ruhiges, fleißiges, Eigenthumsrechte und Gesetze hochachtendes wie das schweizerische, blos vom Paroxismus der Nachahmung befallen, zum Demagogen werden und alles Bestehende umwerfen sollte, ist ein baarer Unsinn. Daß aber trotz dieser Uebereinstimmung im Volke — zu dem wir aber weder Neuenburger, noch Stadt-Basel und Fleck-Schwyz zählen — die Wirren nur langsam sich lösen, daß das erwartete, verlangte Gute nur stückweis und zum Theil verkümmert erscheint, daran ist das freche Spiel der Parteien vorzüglich schuld, die am Fuße des Volkskreuzes um das neue Kleid würfeln und es mit ihren Leidenschaften und Thorheiten beflecken. Eine Darstellung der Gründe des oben angedeuteten Misbehagens des Volkes unter der Restaurationsepoche, eine klare, umsichtige und vor Allem unparteiische Schilderung des seit 1830 eingetretenen Kampfes des Volkes gegen die durch die Restauration eingeführte Ordnung der Dinge; eine Beleuchtung des Widerstandes der alten Regierungen, ihrer Tugenden und ihrer Schwächen, ihrer Verwaltungsweise ꝛc., das nur kann die Aufgabe schweizerischer Annalen der Gegenwart sein. Wir finden sie in den vorliegenden Heften nicht gelöst. Die Ursache davon liegt zum Theil in der Person des Verf. Herr Müller von Friedberg ist eine der alten Schweizercelebritäten, die fast auf keiner Tagsatzung fehlte, bei jeder der frühern Umwälzungen seine Rolle spielte und sich im politischen Leben eben keiner

großen Consequenz schuldig machte. Seine Regierungskunst erlernte er noch im Dienste des St.-Gallischen Krummstabes; zur Zeit der Revolution paßte ihm die rothe Mütze, und er war ein eifriger Helvetier; mit der Mediationsacte fand er Geschmack am Cantonsregentenwesen und war ein beredter Anbeter Napoleon's; zur Zeit der Restauration war er an das Regieren gewöhnt, fand die Volksrechte unbequem, half sie, so gut es ging, beseitigen und lobpries auf Tagsatzungen, im Rathssaal und in seinem „Erzähler" die Wiederherstellung der guten alten Zeit. Als ihn aber, einen Mann von hohen Jahren, die neue Umwälzung überraschte und seiner Würde beraubte, da zog er grollend über das gegen seine Verdienste undankbare Vaterland in selbstgewählter Verbannung nach Konstanz, wo er in seinem „neutralen Stübchen" Schweizerannalen schreibt.

Die erste Abtheilung enthält die „Geschichte der Juliustage des Jahres 1830 in Frankreich", von S. 24—91. Die Darstellung ist, einige Schwerfälligkeit und Breite abgerechnet, ziemlich gelungen, sein Urtheil im Allgemeinen richtig und den Franzosen günstig. „Vermuthlich", sagt er, „wäre es (1814) Ludwig Philipp gelungen, die Franzosen zu regieren, allein es ist zum Sprichwort eines ganzen Welttheils geworden, daß der ältere Zweig der Bourbons der Revolution auch gar keine Erfahrungen abgewonnen hatte; sie lebten stets fort in den Traditionen ihrer alten Herrlichkeit und meinten, die Vorsehung habe die großen europäischen Krisen und selbst den Brand von Moskau und den harten moskowitischen Winter ihretwegen so gefügt. Gleichwol wäre es strenge vorauszusetzen, daß sie den französischen Boden mit bestimmten Rückgedanken auf unbeschränkte Herrschaft betreten haben. Ein Instinkt trieb sie nach den Tuilerien; die Charte war ihnen, was dem Reisenden der Paß. Ohne Falsch mögen sie Vergessenheit und Gesetzmäßigkeit gelobt und die Rechte der Nation beschworen haben; als aber die Emigration wieder festen Fuß gefaßt, war der Grundstein zu Anmaßungen bald gelegt und die Nation, die einen festen constitutionnellen Charakter angenommen hatte, ward thöricht und unzeitig genug durch die Formen und den Außenschein des Absolutismus beleidigt. Selbst die hundert Tage, das leichte Vordringen Napoleon's, ihre schmähliche Flucht, der schnelle Abfall der Nation konnten die Bourbonen und ihren Anhang nicht zur Besinnung bringen; blos fühlten sie, daß das Verstummen der Nation vor 300,000 Feuerschlünden nur ein vorübergehendes sein dürfte, und daß man nur langsam auf den Zweck hinschreiten könne. So bereiteten sich die Bourbonen von langer Hand, und wie sie meinten klug, ihr Verderben." Er tadelt die berüchtigten Ordonnanzen, läßt aber durchblicken, daß die Umwälzung auch ohne sie wenige Monate später erfolgt wäre, und daß der schnelle Sturz Karl X. andern Staaten gefährliche Erschütterungen erspart hätte. Also große Verschwörung in Frankreich, comités directeur, Propaganda!! und wie diese Vogelscheuchen der Aristokratie alle heißen! Herr Müller von Friedberg würde sich großes Verdienst erwerben, wenn er die in Petto gehaltenen Beweise mittheilte.

Die zweite Abtheilung gibt eine ausführliche Geschichte der Schweizertruppen in den Juliustagen und ihrer endlichen Auflösung. Sie leitet eine gar warme Vertheidigung der capitulirten Schweizerdienste in fremden Staaten ein, mit Scheingründen, die schon oft genug gehört worden sind. Dieses in Schutznehmen eines Schandfleckens der Nation, die ihre freien Söhne dem Absolutismus meistentheils zur Unterdrückung des Volkes verschachert, charakterisirt den alten Schweizerdiplomaten. Die Darstellung der militairischen Operationen in Paris, die nach Mittheilungen von Schweizeroffizieren, die am Kampfe Theil nahmen, entworfen ist, enthält die Fehler und Taktlosigkeit des Generalcommandos und schildert die Tapferkeit und Verluste der Schweizertruppen. Ein schöner Zug von ihrem Muth und ihrer Ausdauer ist die Vertheidigung der Caserne Babylon; schade nur, daß sie für keine bessere Sache — als einen meineidigen König fochten. Die Caserne Babylon war von 140 Soldaten besetzt, unter denen 40 Recruten waren, welche erst am Vorabend des blutigen Kampfes angekommen. Dufay, in den Feldzügen von Italien, Catalonien und Rußland in Napoleon's Schule gebildet und Bataillonschef des Regiments, commandirte in der Caserne. Die Soldaten wurden von Bürgern aufgefordert, Waffen und Munition an die Pariser abzuliefern; als sie sich weigerten, gaben diese Feuer, das erwidert wurde und den Haufen zerstreute. Aber alsbald ertönten die Sturmglocken und Scharen bewaffneter Studenten, polytechnischer Schüler, Bürger, Arbeiter, Nationalgardisten, gegen 6000 bewehrte Männer, umgaben die Caserne; ein Zögling der polytechnischen Schule leitete sie und regelmäßig den Angriff; die Schweizer hatten die Thore verrammelt und unterhielten aus den Fenstern, durch Matratzen und Betten geschützt, ein starkes Feuer und richteten unter der drängenden Menge ein fürchterliches Blutbad an. Der Kampf währte von 10—2 Uhr und der Verlust der Angreifenden war groß; da nahmen die Pariser zu einem andern Mittel Zuflucht; sie häuften an den Thoren und Mauern Heu, Stroh und andere brennbare Materialien und steckten es in Brand. Von dem Augenblicke an war die Caserne nicht mehr zu behaupten, die Schweizer verlangten zu capituliren; verstärktes Feuern und eine schwarze Fahne war die Antwort. Da sammelte Dufay die Seinen und trat mitten durch den Feind den Rückzug an; er selbst wurde von zwei Kugeln niedergeworfen, sein Kopf durch das Beil eines Pariser gespalten und seine Leiche in der Gasse herumgeschleppt. Die Caserne wurde geplündert. Der Rest der tapfern Schar mußte noch einige Barrikaden übersteigen, um die Militairschule zu erreichen; da wurde noch eine Weile geplänkelt, dann der Rückzug nach St.-Cloud unternommen. Die Pariser, als sie die kleine Zahl sahen und von ihrer Tapferkeit unterrichtet wurden, öffneten ihnen, weit entfernt, sie anzugreifen, die Barrière selbst.

Die dritte Abtheilung enthält die Schilderung der allgemeinen politischen Verhältnisse der Schweiz in den Jahren 1830 und 1831; sie ist ganz in dem Geiste eines der Restauration befreundeten, mit den Aristokraten eng verbundenen, das Neue hassenden alten Schweizerdiplomaten cum ira et studio abgefaßt und wird, wie zahlreiche andere Producte des Parteigeistes, im breiten Strome der Zeit um so eher untergehen, da das wässerige Element in ihr vorherrscht. 48.

Notizen.

Nach dem Verzeichnisse derjenigen Vorlesungen, welche im Sommerhalbjahre 1833 an der Universität in Berlin gehalten werden, wird daselbst über die gothische, türkische, persische, arabische, chinesische, hebräische, syrische, armenische und indische Sanscritsprache, außer den sogenannten classischen und den neuern abendländischen, gelesen; aber das Neugriechische ist dabei ausgeschlossen. Daß künftighin, bei dem unverkennbaren Nutzen des Neugriechischen in Bezug auf die altgriechische Sprache, und namentlich auch bei der Verbindung, welche zwischen Deutschland und Griechenland in politischer, mercantiler und wissenschaftlicher Hinsicht stattfinden muß, eine gleiche Verachtung und Mißachtung gegen das Neugriechische nicht gerechtfertigt werden könne, ist jetzt schon klar. Für die Universität Leipzig findet sich das Neugriechische als Gegenstand einer Section wenigstens im Kataloge aufgeführt.

Schon im Jahre 1807 machte der Grieche Korais in seinem Prolegomenen zur Ausgabe des Isokrates den Vorschlag, ein Ἑλληνικὸν μουσεῖον für alle in Griechenland befindliche Manuscripte altgriechischer Schriftsteller, für Münzen und andere Alterthümer etwa in Chios zu errichten. Wo es auch in Griechenland sei: die Civilisation, die in ihrer Sorgfalt und Beachtung auch das griechische Alterthum umfaßt, verlangt nunmehr ein solches Museum als unerläßlich. Die Berichte aus Griechenland (vergl. d. Bl. 1833, Nr. 93), die die bisherige Sorglosigkeit in dieser Hinsicht mit grellen Farben schildern, stellen dies nur um so unerläßlicher dar. 30.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Montag. — Nr. 119. — 29. April 1833.

Die Zerrissenen. Eine Novelle von A. Freiherrn von Sternberg. Stuttgart, Cotta. 1832. 2. 1 Thlr. 8 Gr.

Zerreißen heißt, nach dem Wörterbuche, gewaltsam unterbrechen. Zerrissenheit als Eigenschaft des Gemüths wird also wol einen Zustand gewaltsamer Unterbrechung des naturgemäßen Zusammenhangs unsers geistigen Wesens, unserer Gefühle, Neigungen, Ueberzeugungen bezeichnen, mag jene Unterbrechung innere oder äußere Ursachen oder beides haben. Und sofern das Zerreißen des geistigen Lebens wie des physischen Schmerz verursacht, wird die Zerrissenheit des Gemüths ungertrennlich von Schmerz, ja, je fester der frühere Zusammenhang und je gesteigerter die unterbrechende Gewalt ist, ungertrennlich von peinigender Qual sein. Nun hat es zu allen Zeiten zerrissene Menschen gegeben und wird deren geben, so lange der Mensch als unvollkommenes und sündhaftes Geschöpf den Keim des Zwiespalts und der gewaltsamen Zertrennung seiner geistigen und sittlichen Natur in sich selbst trägt. Diese Erscheinungen müssen aber häufiger werden und sich eigenthümlich modificiren, und, noch mehr, jene Zerrissenheit muß von den Individuen auf den ganzen Körper der menschlichen Gesellschaft übergehen in solchen Zeitperioden, welche mit ihren verschiedenartigen und widersprechenden Anfoderungen, ihrem Meinungskampfe in Wissen und Glauben, ihren mancherlei Widersprüchen in Theorie und Praxis, mit ihrer wilden Aufregung aller geselligen und materiellen Interessen den Keim der Zerrissenheit fast in jede Seele legen und, wo er schon vorhanden ist, ihn mit Schrecken erregender Schnelligkeit entwickeln und zur Reife bringen. Wer wollte es leugnen, daß unsere Zeit eine solche ist?

In dieser Zeit nun, in der unmittelbarsten Gegenwart läßt der Dichter unserer Novelle seine Zerrissenen auftreten und verwendet eine Fülle von Nachdenken über die wichtigsten Erscheinungen der Zeit, des Lebens und der innern Gemüthswelt, einen Ueberfluß von Phantasie, Humor und Sinnengluth und eine höchst anmuthige, leichte Darstellungsgabe, in welcher er mit seinem großen Vorbilde, Ludwig Tieck, wetteifert, auf seinen interessanten und reichhaltigen Stoff.

Der Anfang der Novelle läßt keine Zerrissenheit, vielmehr nichts als Lust und Freude blicken. Er schildert uns mit erfahrungskundiger Salonpoesie das sorgenlose Leben eines sich auf alle Lebensgenüsse verstehenden und alle mit Geist und dem gebildetsten Geschmacke würzenden Fürsten, des Herzogs Lothar. Wir folgen ihm und seinem genialen Vertrauten, dem Musiker Massiello, an einem kühlen Herbstabend in ein ärmliches Fischerhüttchen der Vorstadt, in dessen Innerm sich wider Erwarten eine Reihe auf das zierlichste ausgestatteter Zimmer eröffnet, die auf eine kluge Weise nach der Straße dem Auge verdeckt liegen. Hier kommt dem Fürsten seine heimlich dort gehegte Geliebte, ein helles, lächelndes Mädchen, das goldene Haar kunstlos auf den Nacken niederflatternd, das strahlende große Auge mit einer Freudenthräne gefüllt, entgegen und wirft sich mit entzückter Hast an die breite Brust des Geliebten. Aber Jokonde ist im Herzen mit diesem hochpoetischen Zauber, den der Herzog seiner Neigung geben will, nicht zufrieden. Sie ist ein Alltagsgeschöpf, welches die zweideutige Ehre der Fürstenliebschaft gern vor der Welt zur Schau getragen hätte, und ihre heutigen Liebkosungen sind nur Vorläuferinnen der Bitte, sie aus ihrem Fischerpalaste zu entlassen und in die Residenz zu schicken. Aber der Fürst ist an eine Braut versprochen und kann nicht gewähren. „Tröste dich, meine Liebe, und suche ein wenig mehr Gefallen an Büchern die anzueignen; du glaubst nicht, wie deinem Geschlecht geistige Ausbildung zahllose Reize mehr verleiht.“ „Nun schön“, rief die Zurechtgewiesene, „wenn du das meinst, Geliebter, so will ich morgen gleich das große Geschichtswerk zu studiren anfangen, das auf meinem Pult eingestäubt liegt und das der galante, gelehrte Herr, der es geschrieben, die Güte gehabt hat, mir zuzueignen.“

Die Gesellschaft in der Fischerhütte vermehrt sich durch zwei elegant gekleidete Jünglinge und einen dicken Weltgeistlichen, den Abt Siegwart, eine jener Erscheinungen, die eine innere joviale Weltanschauung nach außenhin immer weiter und behaglicher ausrundet, auf dessen vollen Zügen immer ein heimliches Lachen nur auf den Moment zu lauern scheint, um in ein lautes auszuplatzen. Er ist ein Anekdotenjäger, Klavierspieler, selbst Tänzer. Er vergleicht, die dampfende Theetasse am Munde, die unscheinbare Fischerhütte mit der Zauberwohnung von Fouqué's Undine, welche von Jokonden zu großer Belustigung des Herzogs für die Frau des Herrn von Fouqué gehalten

wird. Der ältere der jungen Männer, der den jüngern, Eduard, vorgestellt hat, heißt Robert und ist ein Engländer. Dieser bringt den ersten, gründlich Zerrissenen aufs Tapet „Dem alten Fleackwouth", erzählt er, „habe ich heute auf das Heiligste versprechen müssen, seinen Leichnam einst an den Galgen hängen zu lassen. Ich will nicht in die Erde — in die Luft, hinauf in die Luft; da wird mir wohlwerden, und jener satte Ueberdruß, jener Erdgeschmack wird sich endlich aus meinem Gaumen verlieren. Am liebsten, meinte er, ging ich als todter Mensch mit einem Luftballon einsam in die Lüfte hinauf und triebe dann zwischen Wolken und Gestirnen, von träumerischen Winden hin- und hergeschaukelt, jahrelang dort oben herum." „Eine sonderbare Idee", rief der Fürst, „vollkommen dieses alten wunderlichen Mannes würdig, der seinen Spleen noch mit sich in ein anderes Dasein nehmen will." Diese Veranlassung führt an dem Orte der Lust auf ein tiefsinniges und schwermüthiges Gespräch über Tod und Weltuntergang, bei dem am Ende der Herzog mit Jokonde und Eduard allein bleibt. „Das Leben ist so arm", rief der Herzog, „und doch vermag eine liebliche Schwärmerei, es reich zu machen!" Eduard sang das Lied vom König von Thule. „Ja, ja", seufzte der Fürst, „so möchte ich enden! Jokonde, prüfe dich, du gutes Mädchen, könntest du wol ebenso handeln wie jene Buhle?" „Noch mehr, noch mehr für dich!" rief sie, und ihr Lockenkopf hob sich, die Züge ihres engelschönen Angesichts im Ausdruck der reinsten Zärtlichkeit zu enthüllen. Es lag auf ihrem Antlitz die sinnliche Andacht eines Rafael'schen Engels, der vor einer Heiligen kniet; der Herzog zog sie entzückt an sich, sein Auge flammte, und Eduard's Lied jubelte in hellen Tönen auf. „Du mein Geliebter, du mein angebeteter König", lächelte das liebliche Kind weiter, „du Schwester unter den Männern, nicht wahr, du bezahlst doch morgen meine Schulden? Neunhundert Gulden, mein Geliebter!" Der Herzog nickte ihr zu, wand sich aber aus ihrer Umarmung plötzlich los, schlug die Falten seines Mantels schnell übers Gesicht, stand auf und warf einen zornigen Blick Eduarden zu, der sein begeistertes Lied eben mit einigen schreienden Noten abspringen ließ. Beide verließen das Gemach und Jokonde blieb ohne Antwort verstimmt und verwundert am Kamine stehen."

Auf der Straße begegnen die zwei Männer einem seltsamen Zuge, dem Begräbniß einer Kinderleiche, von Massiello und Fleackwouth begleitet. Aber es ist nur eine Wachspuppe. Der Alte begräbt in ihr symbolisch seine Jugend. Hier bricht die innere Zerrissenheit des Fürsten zum ersten Male laut aus. „So", rief der Herzog, indem er, in seinen Mantel geschlagen, von einer trübleuchtenden Laterne beschienen, einsam dastand, „so trägt Jeder am Ende seine Jugend heim; einmal im Leben muß dies trübselige Leichenfest vor sich gehen. Auf dem Grabe, das diese Schätze in sich aufnimmt, sitzt nun der arme alte Mensch und legt den kalten, versteinerten, von Jugend und Liebe verlassenen Körper als Leichenstein auf den Hügel." Eduard will ihn trösten, aber mit Leidenschaft und tiefem Jammer ruft der Herzog: „Schenke mir deine Jugend, fülle diesen Busen mit Wärme, und du sollst über mich gebieten."

Jener Eduard ist ein stiller, geordneter Mensch, in welchem der Zwiespalt des Lebens und Willens bisher geschlafen hat. Wie finden ihn in seiner Braut Emilie wieder, der Tochter des alten Hofmalers Gottwold, die mit geheimem Grauen seine Erzählung von dem Fischerhause vernimmt und, wie er scheidet, ihm ein kleines, goldenes Crucifix schenkt, das ihn schirmen soll. Von einem Besuch am Hofe bringt Eduard seiner Braut Kunde von neuen Herrlichkeiten; er hat die Bekanntschaft eines vielgereisten Grafen Eberhard gemacht, der Alles gesehen hat. „Auf den Trümmern von Athen hat er melancholische Nächte einsam durchwacht; vor den Königsgräbern von Memphis hat er fragend gestanden; an die Katheder unserer größten Philosophen hat er zerschmetternde Thesen angeschlagen; in Schottlands Gebirgen hat er mit Ossian's Schatten verkehrt, und ein zweiter Manfred, hat er die Gipfel himmelstürmender Alpen bestiegen, um in gräßlicher Einsamkeit dem nahen Himmel Fragen vorzulegen, die das Blut eines Geschaffenen starren machen." Emilie wendet sich mit Abscheu von diesem „wahnsinnigen Menschen" ab; offenbar ahnt sie die selbstverschuldete Zerrissenheit dieses Mannes, und seinen teuflischen Einfluß auf ihren Bräutigam. Der Abend findet diesen Letztern wieder im zauberischen Fischerhaus unter einer bunten Gruppe von Gästen, welche Graf Eberhard von der „pikanten Fäulniß Roms, dieses ewigen Juden unter den Städten vordocirt, dieser Stadt, die nicht sterben kann, so tief sie auch von der Last des menschlichen Elends gebeugt worden. Die Geschichte dieser armen Roma, sagt er, ist die Geschichte eines Menschen, der an einen Gott geglaubt hat, und dem nun jede Stunde spottend zuruft: du hast geirrt, es gibt keinen!" Von diesem Thema ausgehend, verliert sich der Graf bald in eine geistvolle Predigt zu Gunsten des materiellsten Egoismus: „Die wilde Naturflamme der Sinnlichkeit bläst üppige, farbige Kugeln vor sich hin, die wir Tugend, Glauben, Wahrheit nennen und die im nächsten Augenblick zerplatzen. Die Seele ist die Krankheit des Leibes, die Lügnerin, die ihm einen Himmel vorspottet und ihn aus sich und seiner Bestimmung reißt; diese Bestimmung aber ist, zu keimen, zu wachsen, thierisch hinzuträumen und wieder spurlos zu vergehen." Um diese gräßliche Lehre zu erhärten, trägt er die Lebensgeschichte eines Klosterbruders vor, in welcher Eduard die eigne Geschichte des Grafen zu erkennen glaubt. Musik unterbricht das Gespräch, bis Massiello in seltsamer Verkleidung eintritt, sich für „die Zeit" erklärt und in einer bunten Jean-Pauliade seine (der Zeit) Lebensgeschichte erzählt. Damit ist die gute Stimmung der Gesellschaft wiederhergestellt, und der Abend endet mit schöner auf Tieck'sche Weise in Worte übersetzter Musik.

Mitternacht ruft die Freunde an das Sterbelager des alten Humoristen Fleackwouth, dem sein „Pistolenstückchen" mislungen ist. Schon früher nämlich hatte der Arzt dem

Alten in dem finstersten Anfalle der Melancholie eines Abends angetroffen, sein bleiches Haupt auf beide Arme gestützt, vor sich eine Pistole, die er im Selbstgespräch mit starren Augen betrachtete: „Die Ladung ist drin, aber auf der Pfanne kein Pulver; richte ich nun den Lauf gegen meine Schläfe und drücke los, so erfolgt wol kein Schuß; doch es kann sich ja fügen, ein Körnchen von der schwarzen gräßlichen Masse blieb irgendwo in einem Ritzchen des Schlosses hängen.... Welch ein Kitzel von Wollust liegt in der kurzen, unbedeutenden Frage: wird es zünden, wird's nicht?... der gekrümmte Finger klopft an die Pforten der Ewigkeit und horcht, ob ein Herein! ertönt oder nicht." Der diesmal halb zerschmetterte Alte erwacht auf seinem Schmerzensbette und hält mit fürchterlicher Laune den ihn umringenden Zerrissenen eine Strafpredigt. Endlich stammelt er: „O Himmel, welche Seligkeit, da meldet sich etwas bei meiner Seele, ein Gefühl, das mir ganz neu ist, ich sage Euch, ganz neu, etwas so Kaltes, Lachendes, Spitzes! Sollte es vielleicht der Tod sein? Nein, o nein, doch nicht! es ist ein altes bekanntes Etwas, ich glaube, es ist die Reue, doch freilich tritt sie diesmal besonders kräftig auf; nun immerhin, ich werde mich auch von ihr etwas durchkitzeln lassen!"

Aus dieser Schreckensscene reißt uns der Verf. wieder in den Taumel der Lust; der Herzog feiert den Jahrestag, wo er das schöne Kind von der Hand der Verschwiegenheit und Liebe sich antrauen ließ. In einer neu errichteten, zauberhellen, prächtigen Blumenlaube, einem neuen Anbau der Fischerhütte, ist eine Bühne errichtet, auf der, von Massiello erfunden und angeordnet, wunderbare, symbolische Darstellungen in buntem Zauber wechseln. Der Leser mag sie in der Novelle selbst suchen, sie erlauben keinen Auszug; die kühnste darunter ist die Mythe von der Liebe im Mittelalter. Der Dichter hat sich nicht gescheut, hier seinen Pinsel in den siedenden Farbentopf der Wollust zu tauchen. Der Herzog verläßt die Gesellschaft schnell und das Gerücht von der nahen Ankunft der fürstlichen Braut verbreitet sich.

Der schon heimkehrende Eduard wird von Robert noch einmal in das Fischerhaus gezogen, wo nun Jokonde ohne Scheu mit Robert buhlt, und eine schöne, junge, kokette Gräfin Eva, als Knabe verkleidet und von einem Pagen des Herzogs, Enzio, mit eifersüchtigen Blicken verschlungen, unter kecken Scherzen den lusttrunkenen Eduard in ihr Netz lockt. Der dicke Abt erzählt glänzend eine freche italienische Geschichte, und erst spät stäubt die Gesellschaft auseinander.

Wir treffen (wol nach Tagen) Eduard wieder im Schlosse in einem geistreichen Gespräche mit dem Maler Gotthold und dem Fürsten über die Schönheit in der Kunst, in welcher Gotthold seine christlichen Ansichten entwickelt und in das sich bald der Graf Eberhard mit seinem vernichtenden Materialismus einmischt. „Blut, Leben, Leib, Sünde hat immerdar den Körper der Poesie ausgemacht." Eduard wird nun der Prinzessin Braut vorgestellt: „Sie war nicht schön, auch nicht mehr jung, doch in ihren Augen lag eine unbeschreibliche Klarheit und Güte; ihre Haltung war gezwungen, ihr Anzug kostbar, aber ohne Geschmack; neben ihr im Sessel lag wie eine träumende, trunkene Bacchantin Gräfin Eva, wie gewöhnlich in schwarze Seide gehüllt, mit dem großen katholischen Kreuze geschmückt. Der Fürstin zur Linken saß ein junges blasses Fräulein mit einer ziemlich starken Nase, neben dieser, tief im Schatten, eine Gestalt, die mehr der Nacht als dem Tage anzugehören schien... ein Schleier deckte ihr Antlitz, unter dem weit verhüllenden Gewande sahen nur zwei kleine niedliche Füße hervor." Massiello charakterisirt im Herausgehen die Prinzessin als „so etwas Kirchenverbesserliches, Augsburgischconfessionsartiges, protestirend und refutirend, ein Eis von Tugend und Ceremoniel, das einen gesunden Magen bis zum Tode erkälten kann"; die Gräfin Eva „als ein Büchlein voll buhlerischer Lieder, das ein Schalk gesangbuchsmäßig hat binden lassen"; die großnasige Dame als eine von den Superklugen, die Schwarze als eine vagabondirende Hofdame. Beide als vom prophetischen Geiste durchdrungen.

Die Novelle schlüpft nun flüchtig über Eduard's Untreue gegen die arme Emilie und seine Verführung durch Gräfin Eva hin, läßt ihn nach mancherlei Abenteuern seinem Freunde Robert zu dessen Bauernliebschaft auf dem Lande folgen und dort neue bestehen. In die Stadt zurückgekommen, findet er Alles verändert; den Herzog von dem clairvoyanten Fräulein Magdalena (der Schwarzen) zum Pietismus bekehrt und bereit, den Thron zu quittiren; der alte Gotthold steht an der Spitze der heiligen Sippschaft. Man vermuthet, das ganze Schauspiel sei von einem Nachbarhofe eingeleitet, um die Verbindung des Herzogs rückgängig zu machen und ihn vom Throne zu verdrängen. Die Fürstin ist in der peinlichsten Lage. Bei Hofe wieder einkehrend, trifft er den Maler Gotthold über einem Bekehrungsversuche der Herzogin an, der an dem klaren Wesen dieser reinen Seele scheitert. „Anfangs bei unserer Bekanntschaft schien es mir, als wenn Sie meine Ansicht theilten und für die wahre Erkenntniß kein Uebel für so gefährlich hielten als jene dumpfe blinde Frömmelei, die ich wahrhaft abgöttisch nennen möchte, weil sie den Menschen verführt, statt der klaren vernünftigen Idee vom göttlichen Wesen das trübe Abbild seines eignen verfinsterten, durch Irrthum und Sinnlichkeit befleckten Innern zu halten." Gotthold erklärt, daß er zu der absoluten Verstandeskälte der Fürstin nicht hinaufreichen könne, daß er lieber durch ein Uebermaß von Liebe verführt werden als durch gänzlichen Mangel derselben vor jeder Möglichkeit des Falles geschützt dastehen wolle. „Mann", ruft ihm die Fürstin mit einer unendlich weichen Stimme zu, „wer sagt Ihnen, daß ich nicht liebe? Aber er, den ich liebe, ist ja die ewige Reinheit und Klarheit selbst; meine Liebe ist das schwache, aber unermüdliche Ringen, klar, hell und rein zu sein nach seinem Bilde; aber wol mag sie kalt erscheinen diese Liebe, weil keine Erdenliebe sich zu ihr gesellt, denn was ich irdisch und sinnlich geliebt habe, hat sich mir als unwürdig ausgewiesen." Die wunderbarste Verändrung ent-

stolz Bruch an dem Herzog, der ganz herrschsüchtig zu thun ist, den Jüngling wegen seiner Liebschaft mit Gräfin Ebe zur Rede setzt und von Robert mit einem von ihm verstoßenen, verworfenen Verführer der Mädchenunschuld und Mörder der Männerehre redet.

(Der Beschluß folgt.)

Verfälschung der englischen Bibelübersetzung.

In einer kleinen Schrift: „The existing monopoly, an indictment-presentation of the authorised version of scriptures etc. By Thomas Curtis" (London 1833) — enthaltend vier Briefe an den Lordbischof von London, Beispiele absichtlicher und unbefugter Aenderungen des für richtig anerkannten englischen Bibeltextes, Beschwerden darüber von einem Comité Geistlicher in London und einen Bericht über die Wichtigkeit der vorgenommenen Aenderungen — ist der Beweis versucht worden, daß durch die den Universitäten und dem king's printer verliehenen Privilegien des ausschließlichen Bibeldruckes der einzig dabei denkbare Zweck, die Echtheit des Textes zu bewahren, keineswegs erreicht wird. Die von der englischen Kirche anerkannte Bibelübersetzung ist die, während der Regierung Jakob I. unter Mitwirkung aller theologischen und kritischen Gelehrsamkeit Englands entstandene und 1611 in Folio gedruckte, gewöhnlich „King James bible" genannte Ausgabe. Elf neue Abdrücke erschienen davon bis zum Jahre 1618, eine Menge andere folgten während der Regierung des unglücklichen Karl I. und den Zeiten der Republik. Der schwankende Charakter der Sprache, Unbedachtsamkeit der den Druck leitenden Personen, endlich vorsätzliche Veränderungen hatten zahlreiche Verfälschungen des Textes zur Folge, über welche viele Schriftsteller des 17. Jahrhunderts Klage führen. So rügte Fuller 1660 diesen Uebelstand in einer Schrift, welche den sonderbaren Titel: „Pye for shame", führt, und leitet in seinem Eifer die Irreligiosität des Volkes mit davon her. Aus einer Edition von 1653 führt er 1. Korinther VI, 9, an, wo es hieß: „Wisset ihr nicht, daß die Ungerechten werden das Reich Gottes ererben?" (anstatt „nicht ererben") worauf sich Personen berufen hätten, welche einen übeln Lebenswandel führten. Field's Bibel, welche 1660 erschien und im „Library companion", S. 538, als ein Muster sorgfältigen und genauen Druckes damaliger Zeit, sowie ausdrücklich dazu bestimmt, die fehlerhaften Bibelausgaben zu bekämpfen, beschrieben wird, enthält trotz dem viele Unrichtigkeiten. Z. B. in der Apostelgeschichte VI, 3, steht: „Darum ihr lieben Brüder, sehet unter euch nach sieben Männern, die ein gutes Gerücht haben und voll heiligen Geistes und Weisheit sind, welche ihr bestellen möget zu dieser Nothdurft (anstatt" „wir bestellen mögen"). Bischof Wetenhall erklärte 1686 die Veränderung dieser, auf die Wahl von Armenpflegern bezüglichen Stelle für absichtlich, indem man dadurch einen Beweis für das Recht des Volkes erhalten wolle, diese Beamten zu wählen und eigenmächtig anzustellen sowie seine Macht überhaupt zu erweitern. Erst 1767 veranstaltete die Universität Oxford eine neue, berichtigte Bibelausgabe, welche aus Vergleichung der ersten von 1611, von Bischof Lloyd's Bibel 1701—3, und der in Cambridge 1748—50 gedruckten, hervorging. Dr. Blayney stand dem Unternehmen vor, und diese 1769 vollendete Edition der heiligen Schrift wird deshalb mit seinem Namen bezeichnet.

Der Verf. der Eingangs erwähnten Schrift behauptet, es sei schon 1611 eine von „King James bible" abweichende Uebersetzung erschienen, und gibt endlich 2931 absichtliche Veränderungen an, Druckfehler u. dgl. gar nicht in Anschlag gebracht, welche er in den Ausgaben der letzten 60 Jahre gefunden haben will. Da er bei den Universitäten kein rechtes Gehör fand, so übergaben die deshalb zusammengetretenen Geistlichen dem zufällig vom Parlamente bestellten select committee on king's printers patents einen Bericht über diese Angelegenheit. In

dessen ist Samuel Prof. Cardale in Oxford gegen Curtis' Schrift im „British magazine" aufgetreten und sucht zu beweisen, daß durch die seit 1820 beim Bibeldruck genommenen Vorsichtsmaßregeln die angezeigten Unrichtigkeiten — fast gänzlich beseitigt worden wären. Uebrigens sei keine fehlerhaftere Bibelausgabe von 1811, wol aber von 1813 vorhanden. Auch in Cambridge wurde eine Gegenschrift angekündigt, und die Angelegenheit wird in den englischen Zeitschriften gewiß eine geraume Weile besprochen werden. Inwiefern die verschiedenen deutschen Bibelausgaben zu einer Vergleichung auffordern, kann hier nicht erörtert werden.

S.

Literarische Anzeige.

Bericht über die im Laufe des Jahres 1832 bei F. A. Brockhaus in Leipzig erschienenen neuen Werke und Fortsetzungen.

(Fortsetzung aus Nr. 115.)

21. Oertel (W. von), Harald und Elsbeth, oder das Zeitalter Johanns des Schrecklichen. Romantische Originalgemälde aus der Geschichte des 16. Jahrhunderts. 2 Bände. (Petersburg 1831.) 8. 30 Bogen auf feinem Druckpapier. Geh. 2 Thlr. 8 Gr.

22. Le Parnasse français du dix-neuvième siècle. Oeuvres poétiques d'Alphonse de Lamartine, Casimir Delavigne et P.-J. de Béranger. 27½ Bogen auf feinem Velinpapier. Geh. 2 Thlr.

23. Pölitz (Karl Heinrich Ludwig), Die europäischen Verfassungen seit dem Jahre 1789 bis auf die neueste Zeit. Mit geschichtlichen Einleitungen und Erläuterungen. Zweite, neu geordnete, berichtigte und ergänzte Auflage. In drei Bänden. Erster Band, die gesammten Verfassungen des deutschen Staatenbundes enthaltend. 2 Abtheilungen. Gr. 8. 78½ Bogen auf weißem Druckpapier. Subscriptionspreis 4 Thlr. 20 Gr.

24. Provinzialrecht aller zum preußischen Staate gehörenden Länder und Landestheile, insoweit in denselben das Allgemeine Landrecht Gesetzeskraft hat, revidirt und nach demselben Plane herausgegeben von Friedrich Heinrich von Strombeck. Ersten Theils erster Band, zweiten Theils erster bis dritter Band, und dritten Theils erster bis dritter Band. Gr. 8.

Auch unter den Titeln:

Provinzialrecht des Fürstenthums Halberstadt und der zu demselben gehörigen Graf- und Herrschaften Hohenstein, Regenstein und Derenburg, von Leopold August Wilhelm Lentze. 1827. 1 Thlr. 12 Gr.

Provinzialrecht der Provinz Westfalen. Erster Band: Provinzialrecht des Fürstenthums Münster und der ehemals zum Hochstift Münster gehörigen Besitzungen der Standesherren, imgleichen der Grafschaft Steinfurt und der Herrschaften Anholt mit Gehmen, von Clemens August Schlüter. 1829. 1 Thlr. 20 Gr.

Provinzialrecht der Provinz Westfalen. Zweiter Band: Provinzialrecht der Grafschaft Recklenburg und der Obergrafschaft Lingen, von Clemens August Schlüter. 1830. 20 Gr.

Provinzialrecht der Provinz Westfalen. Dritter Band: Provinzialrecht der ehemals katholischen Grafschaft Recklinghausen, von Clemens August Schlüter. 1833. 1 Thlr.

Provinzialrecht der Provinz Westpreußen. Erster Band: Provinzialrecht der Districte des preußischen Landrechts von 1772, von Leman. Erster Theil. 1830. 2 Thlr. 12 Gr.

Provinzialrecht der Provinz Westpreußen. Zweiter Band: Provinzialrecht der Districte des preußischen Landrechts von 1721, von Leman. Zweiter Theil. 1832. 2 Thlr. 12 Gr.

Provinzialrecht der Provinz Westpreußen. Dritter Band: die Statutarrechte der Stadt Danzig von Leman. 1832. 2 Thlr. 12 Gr.

(Die Fortsetzung folgt.)

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Dienstag, — Nr. 120. — 30. April 1833.

Die Zerrissenen. Eine Novelle von A. v. Sternberg.

(Beschluß aus Nr. 119.)

Eduard treibt sich aufs Neue mit den Weibern im Fischerhäuschen herum und erhält eine Stichwunde von dem eifersüchtigen Pagen Enzio. Aus einem Zettel Robert's an den Herzog muß er erfahren, daß er seinem vermeintlichen Freunde immer gleichgültig gewesen. An seinem Krankenlager entwickelt Graf Eberhard jene gräßliche Lehre wieder, die aus Eduard's Herzen der Gedanke an seine Mutter und ein wohlthätiger Schlummer verdrängt.

Von nun an wechselt die Scene der Novelle. Die fürstliche Braut hat sich auf ein nahegelegenes Lustschloß zurückgezogen, und Eduard wird beschickt, das Bild des Fräuleins Magdalena, welches er einmal dem Fürsten versprochen hatte, zu malen, und er kommt in dem dampfenden Frühlinge dort an. Ein geheimnißvolles Blatt begleitet ihn, das der Genesende nach einem Traume, in welchem ihm die Gestalt einer holdseligen Frau erschienen war, die seine Mutter und doch wieder auch nicht seine Mutter war, leibhaftig in seinem Busen gefunden hatte, und auf dem mit einer zierlichen Hand die Worte geschrieben standen: „Ueberdruß, Kälte und Verachtung umklammern ein Herz, das für Liebe, Freiheit und Tugend geschaffen ward! O wenn du mir folgtest, Jüngling!"

In dem romantischen Bergschlosse erhält Eduard sogleich Zutritt zu der Fürstin, die, im Rücken gesehen, die Gestalt seines Traumes war. Bei ihr ist in reizendem Morgenanzuge Fräulein Magdalena, die Eduard malen soll; aber ein unwiderstehlicher Widerwille und Haß gegen sie steigt in seinem Busen auf. Endlich wird er entlassen und in einem neuen, lichten Gebäude bei dem ältlichen Intendanten des Schlosses, Baron Werner, einquartirt. Hier treffen wir auf eine neue Welt von Personen. „Der Baron war Witwer, seine Gemahlin hatte ihm eine Tochter und einen Sohn geschenkt. Die erste, Sophie, war ein kleines lebendiges Wesen mit hellbraunen, unstäten Augen; sie besorgte die Wirthschaft, es zeigte sich jedoch bald, daß sie bei diesem Geschäft mit der größten Eilfertigkeit und Zerstreutheit zu Werke ging und hundert Dinge vergaß oder falsch ausrichtete; man sah ihr den Wunsch an, immer wieder so schnell als möglich einen Platz einzunehmen bei einem Manne in den mittlern Jahren, der sich unserm Freunde als ein Journalist aus der Residenz ankündigte. Den Bruder Sophiens, August, einen jungen Menschen von blühendem Aussehen, bezeichnete seine Kleidung als einen Forstzögling aus einem nahen Waldstädtchen. Um die Tochter buhlt ein ehrlicher, ältlicher, etwas steifer, antirevolutionnairer Pfarrer; aber ihr Geliebter ist der ultraliberale Journalist, ein fanatischer Volksmannn und Antigöthianer, den der Dichter mit viel Wahrheit und Geist gezeichnet hat. Die linkische, liberale Schöne ist ein Halbfräulein; ihre Mutter war eine Bürgerliche. So stiefmütterlich der adelige Verfasser mit ihr umgeht, so hat er doch ihren Liberalismus edel motivirt. „Nach dem Tode der Mutter", erzählt die Zutraulichgewordene dem neuen Hausfreunde Eduard, „veranstaltete man ein ehrenvolles Leichenbegängniß.... Meine Mutter besaß ein kleines Ordenskreuz, welches sie von einer theuern Freundin, die Stiftsdame gewesen, als ein Andenken erhalten hatte, und welches immer auf ihrer Brust zu ruhen pflegte; auch jetzt befand es sich dort, obgleich das Herz, welches in diesem Busen schlug, schon erkaltet war. Wer hätte es wagen können, dieses Zeichen einer zärtlichen Erinnerung zu entreißen? Und dennoch geschah es. Eine Dame von Adel, die sich mit unter den Trauergästen befand und noch zu jenem Fräuleinstift gehörte, bemerkte nicht sobald das Kreuz, als sie an den Sarg trat, um es abzulösen. Fast mit kindischer Hast sprang ich hinzu und umklammerte ihren Arm; allein sie drängte mich von sich, indem sie leise und mit schneidender Kälte sagte: „Mademoiselle, soll ich Ihre Bonne rufen, um Sie zu züchtigen?" Dann wandte sie sich zu einer nebenstehenden Dame und sagte spottend: „Das ist nun eine Erziehung, wie sie eine Bürgerliche geben kann!" Mein ganzes Wesen war Erbitterung, ich verstand jene Worte sehr wohl, und ein grelles Licht drang in mein Inneres."

Die romantische Schule, im Gegensatze mit der liberalen, wird, was Politik betrifft, in dem Hause vom alten Baron, was Poesie, von des Barons jüngerm Bruder Gottfried, einem liebenswürdigen, ältlichen Schwärmer, repräsentirt, in dessen Ansichten sich die lieblichste Laune des Dichters gekleidet hat. „Ich glaube", sagt er einmal zu Eduard, „daß Beschaulichkeit und Andacht nicht allein den Dichter sowie den echten Religiösen bilden; es gibt einen Zustand, der hier, wie überall, wo etwas Tüchtiges sich

gestalten soll, dem Menschen gleichsam die erste und heiligste Weihe gibt.... Es ist der Schmerz, die Thräne... der Kampf mit dem Schmerz ist Poesie." Und mit thränendem Auge fährt der wunderliche Baron fort: „Mein ganzes Unglück besteht darin, daß ich die Zeit meines Lebens über glücklich gewesen bin!... ich fühle, ich bin zum Dichter geboren, allein es sollte trotz dessen nicht sein, deswegen ging es mir überall wohl. O meine Karoline, warum mußtest du mich auch gleich mit deinem Jawort beglücken; gab es denn durchaus kein Hinderniß, das uns wenigstens mit Hemmung bedrohte?.... Ach, und so ging es überall; ich hatte Hoffnungen, mein Vermögen einzubüßen, arm und elend zu werden, welche Aussicht! Da tritt mein Freund auf und rettet mit eigner Aufopferung mein Geld, und es bleibt mir gesicherter als jemals!"... Schließlich wünscht er dem jungen Freunde mehr Glück im Unglück, denn sein ganzes Wesen sagt ihm immer, daß er schon den heilbringenden Schmerz gekostet hat.

Der Raum erlaubt uns nicht, aus des Journalisten grimmigem Feldzuge gegen „die markausspülende Weichlichkeit jener Poeten, deren Faunsgesichter, von Perückenlocken umschattet, mit lüsterner Gier in den Falten des Paradebetts lauschen, wo die alte buhlerische Kokette der Despotie sich ziert und winkt", noch aus der Vertheidigung Göthe's durch die andern Männer, denen sich selbst der Pfarrer mit Gemüth anschließt (S. 162—170), ausführliche Auszüge mitzutheilen. Wir müssen zum Abschlusse der Geschichte kommen, um uns noch Platz zu einigen Bemerkungen aufzusparen.

Eduard hat nämlich inzwischen ein wunderbares Schicksal. Er malt mit furchtbarem Widerwillen an dem Bilde der Fräulein Magdalena, in der eine unwiderstehliche Neigung gegen den Jüngling aufzudämmern scheint. Auf einige Mittheilungen des liberalen Doctors ist sie ihm als „Priesterin, Somnambule, Jakobinerin, Buhlerin, Alles in Allem" erschienen. Kein Wunder, daß sein Bild abscheulich wird und nicht das schöne achtzehnjährige Mädchen, sondern aus bleichen, schroffen Zügen in einem kranken Antlitz zwei erloschene Augen mit dem höchsten Ausdruck des Schmerzes ihn ansahen. Aber ein wunderbarer Moment, in welchem die scheinbare Liebe Magdalenens zu ihm in plötzlichem Ausbruche diese unmächtig zu Boden wirft, macht den bethörten Eduard aus einem Saulus zu einem Paulus: sein Haß wird zur leidenschaftlichsten Liebe.

Im Intendantenhause hat sich unterdessen Seltsames begeben. Der Journalist hat Sophien entführt, und die Einholung der Flüchtigen durch Eduard, August und den entsagenden Pfarrer, sowie ihre Begnadigung wird gar lustig erzählt. Neue Noth ist im Schlosse: die Fürstin will abreisen, und man raunt sich ins Ohr, die fürstliche Verbindung gehe zurück, der Herzog habe seine Braut aufs Empfindlichste gekränkt. Auch erfolgt die Abreise wirklich. „Zum Glück", ruft der Journalist, „bleibt uns das Edelfräulein, das wol würdig ist, ihre Stelle zu vertreten. Eduard lebt nur in, nur für Magdalenen, er hat Emilien abgesagt; er ist durch das Fräulein ein Freiheitsapostel geworden, er will in Civil- oder Militairdienste treten, um für den erkannten Zweck zu wirken. Aber Alles entwickelt sich anders, oder vielmehr es zerreißt. Die Fürstin ist durch einen Geist vertrieben worden. Dieser Geist begegnet Eduarden und kommt — aus Magdalenens Zimmer; es ist ihr Buhle, ist der Herzog.

Der Sommer war dahingegangen; im Herbste holt Massiello den von schwerer Krankheit genesenden Eduard zu seinen Freunden zurück. Der Journalist und seine junge Frau sind in die freie Schweiz gezogen; Magdalena ist verschwunden. Massiello führt, von August begleitet, den Freund, die Residenz umgehend, in die einsame Waldretraite des Abts. Hier begegnet er dem Wagen Robert's, den ein Erbe zum Malteserritter gemacht hat, und der mit der Gräfin Eva nach London eilt, sich dort anzusiedeln. Er fragt auch nach der kleinen Jokonde. „Fragen Sie nicht nach ihr", erwidert Massiello mit weicher Stimme; „wollte der Himmel, ich könnte von ihr sagen, daß man sie eines Morgens todt am Meere gefunden." Man geht trüb zu Bette. Am andern Morgen fehlt Eduard. Aber einen Brief Magdalenens an den General von Erlfeld hat er zurückgelassen. Dieser lautet so: „Theurer Oheim! den Ueberbringer dieses schicke ich Ihnen als einen Menschen zu, den ich für unsere Sache gewonnen habe, und den Sie überall brauchen können, nur nicht da, wo es Künste der Klugheit gilt, denn er hat die Offenheit und Ungeschicklichkeit eines Kindes. Der Fürst ist vom Throne und der Prinzessin geschieden und geht in ein Asyl, wo er uns nicht mehr schädlich sein kann. Fällt dieser Brief in unrechte Hände, so sind wir längst gesichert, und ich bin einen Uebelästigen los, dessen Neigung jetzt, da ich sie gewonnen, mich schon zu langweilen anfängt; mich dürstet nach einem neuen Wirkungkreis."

Der vorstehende Auszug konnte den Leser nur mit einem kleinen Theile des Reichthums an Geist, Laune und Phantasie bekannt machen, den die Novelle enthält; ebenso konnte er die meisterhafte Charakterzeichnung des Verf. bei Darstellung der verschiedenartigsten Personen: des Fürsten, der beiden Humoristen Massiello und Fleackwouth, des Journalisten, des Pfarrers, des Barons, seines Bruders, des Atheisten, und unter den Frauen der Fürstin, der Maitresse, der Gräfin Eva, der liberalen Sophie und der Heuchlerin Magdalena nur ahnen lassen. Am wahrsten scheint uns der Fürst, die Fürstin und Sophie gehalten. Jener in seiner haltungslosen Zerrissenheit, in dem Hunger und Durst nach stets neuer Richtigkeit, die er während des Genusses mit Gewalt zu einem Etwas stempeln möchte; die Fürstin in ihrer ungraziösen und dennoch Ehrfurcht gebietenden Tugend; das Hoffräulein in seinem unhäuslichen und linkischen Liberalismus. In Beziehung auf die Letztere sei uns jedoch eine Bemerkung gegen den Verf. erlaubt, die wir um so zuversichtlicher machen, da wir ja nicht in Abrede stehen, daß selbst dieser Charakter mit Wahrheit gezeichnet ist, wenngleich der freiherrliche Dichter mit einiger Lust hier die charakteristischen Züge von Mangel an Geschick und Lebensart aufhäuft, die er an mehren bürgerlichen Motiven im Leben beobachtet ha-

den mag. Was wir zu bemerken haben, ist dieses. Die beneidenswertheste Frucht des Geburtsadels ist allerdings jene würdevolle Haltung im äußern Benehmen, jenes noble, aristokratische Air, das man für das ausschließliche Kennzeichen höherer Geburt und feinerer Erziehung zu halten pflegt. Nun wohl; uns däucht aber, grade jenes noble Air, jener Adel im Betragen, ohne den alle Junkerschaft in der Welt nichts heißt und gilt, läßt sich auch ohne die zufälligen und äußern Güter der Geburt, der Ehre, der Macht und des Reichthums erwerben. Es ist nichts Anderes als ein gewisses Aplomb der Würde, zu welchem allerdings häufig die äußerliche Sicherheit verhilft, die den Menschen jene Güter gewähren, das aber noch viel sicherer durch innere sittliche Tüchtigkeit erlangt und daher unter allen Ständen und den verschiedensten Bedingungen des äußern Lebens angetroffen wird. Ja, manche Menschen erhalten es von der Natur als Angebinde schon in der Wiege mit, weil ihnen eine edlere, innere Natur angeboren ist. Noble Menschen trifft man daher in den Hütten so gut als in den Palästen. Aber es ist ein beruhigendes Gefühl, daß dieser Adel von Jedem, der ernstlich will, auch erworben werden kann. Mit dieser Abschweifung verlassen wir die linkische Sophie und überhaupt die Charaktere des Verfassers, um noch ein Wort über das Ganze zu sagen. Bei allem Aufwande von Geist, Dichterphantasie und sprudelndem Witze, bei aller hohen Bedeutung der einzelnen Gespräche über Wissenschaft, Kunst, Poesie und Religion, ja bei aller künstlerischen Vollendung einzelner Scenen, Situationen und Episoden kommen wir doch nicht ins Klare über die Grundidee des Ganzen. Zwar haben wir aus dem Titel gleich im Anfange dieser Anzeige eine Deutung versucht, aber jetzt, wo wir rückwärts einen überschauenden Blick durch das ganze Buch werfen, können wir auch mit Hülfe jener Idee keine geistige Einheit in die verschiedenen Begebenheiten der Novelle und das Getriebe der mannichfaltigen Personen hineinbringen, es wäre denn, daß der Verf. nicht nur auf die Charaktere, sondern auch auf Geschichte und Handlung den Charakter allgemeiner Zerrissenheit absichtlich ausgedehnt hätte. Wir sehen in die Geschichte hinein, wie in einen Mühlbach, in dessen sprudelndem Schaum Rad an Rad sich geschäftigt bewegt, aber der Mechanismus des Werkes bleibt uns verborgen, und so wahrscheinlich es uns ist, daß diese Räder wirklich ein Mühlwerk treiben, so verbirgt sich doch dieses hartnäckig vor unsern Augen. Ein anderer Schluß, oder vielmehr ein wirklicher Schluß würde uns vielleicht auf einmal die Augen öffnen, und wir leben daher auch der Hoffnung, daß der Verf. uns bald mit einem zweiten, ergänzenden Theil der Geschichte beschenken werde. Offenbar endigt die Novelle für das sittliche Gefühl durchaus unbefriedigend. Wir verlangen nicht die ordinaire poetische Gerechtigkeit, nicht, daß das Laster sich erbreche, wenn die Tugend sich an den Tisch setzt; aber, wenn ein so edler Geist eine solche Welt von Zerrissenheit uns vorgeführt und zum Theil das Verkhoteste und Verdorbenste in Welt und Zeit gewissermaßen mit einer sinnlichen Glorie von Schönheit und Geschmack zu umgeben verstanden hat, so dürfen wir wol von ihm fodern, daß er der Nemesis insoweit ihr heiliges Recht einräume, daß er uns bei seinen Zerrissenen am Ende auch den Moment darstellt, in welchem alle moralisch Zerrissenen innerlich unselig sind, und in welchem sie nicht blos jenes vage Gefühl der Zerrissenheit, das freilich die Helden unsers Dichters durch ihr ganzes Leben begleitet, sondern auch eine concentrirte reinigende Empfindung davon haben; den Moment, in welchem jede Sünde gegen den Adel unserer Natur und ihr höchstes Gesetz zum furchtbaren Bewußtsein kommt, in welchem z. B. der Wollüstling deutlich erkennt, daß kein vernünftiges Gottesgeschöpf, selbst ein schon verirrtes und gefallenes, von ihm als bloßes Object gebraucht werden durfte; der Ehrgeizige, daß es ein lächerliches Nichts war, wonach er gestrebt hat; der Kunstvergötterer, daß er am Ende doch nur einen Götzendienst getrieben; der Tugendstolze, daß er die Barmherzigkeit, die ihm allein helfen konnte, verschmäht hat, und daß sein Lohn dahin ist; endlich der Atheist, daß im Gewissen ein Gott in ihm wohnt, der ihm mit Höllenqualen seine Gegenwart verkündet.

Aber fern sei von uns die Pedanterei, dem geistvollen Verf. — der, seiner köstlichen Leichtigkeit der Feder sich bewußt, über unsere schwerfälligen Perioden nur lächeln wird — auf irgend eine Weise das Wie vorschreiben zu wollen, mit dem er jenen befriedigenden Schluß herbeiführen soll. Vielleicht weiß er längst einen Ausgang, den wir nicht ahnen, der Alle überrascht und doch Alle zufriedenstellt. Aber ein Ende muß er der Geschichte doch geben. Sie kann nicht damit schließen, daß von Grund aus und mit Selbstverschuldung zerrissene Menschen, daß Menschen, die nicht nur ihr eignes Gemüth, sondern auch fremde Herzen und Seelen wie reißende Thiere zerrissen haben, am Ende im Ueberblicke so viel unseliger Geschicke nur mit dem Gefühl ästhetischer Unlust zu Bette gehen. 23.

Des M. Zacharias Orthus, geborenen Stralsunders und gekrönten Dichters, Lobgedicht auf Stralsund. Einleitung, lateinische Urschrift, Uebersetzung, Anmerkungen und Anhang herausgegeben von E. H. Zober. Mit einer Ansicht der Stadt Stralsund von W. Brüggemann. Stralsund, Löffler. 1831. 4. 2 Thlr.

Die Herausgabe dieses wenig bekannten Gedichtes ist eine um so dankenswerthere Arbeit, da sie sich vorläufig als eine ziemlich undankbare erweisen dürfte. Die Geschichte der lateinischen Dichtkunst ist noch fast gar nicht bearbeitet. Unsere Philologen sind noch nicht über die grammatischen Schwierigkeiten und über die Vergleichung der Handschriften hinaus, und Diejenigen, welche sich mit Erforschung mittelalterlicher Alterthümer beschäftigen, haben ein Vorurtheil gegen die lateinische Sprache und pflegen sich überdies auf die Zeit vor der Reformation zu beschränken. Es ist indessen zu hoffen, daß die Philologen einmal anfangen werden, sich mit historischen Aufgaben zu beschäftigen, und daß die speciellen Forschungen über mittelalterliche Literatur über das 13. und 14. Jahrhundert hinausgelangen werden. Dann wird das vorliegende Buch als eine dankenswerthe Vorarbeit angesehen werden. Mit vieler Umsicht

ist hier geschehn, was von einer Arbeit der Art verlangt werden kann. Der Text ist sorgfältig abgedruckt, eine wörtliche, recht verständige Uebersetzung beigefügt, und das Ganze mit einer historischen Einleitung und mit Anmerkungen versehen, welche freilich nur einige sehr dürftige historische Zeugnisse über den Dichter und seine Werke und einige — für die meisten Leser größtentheils überflüssige — Erklärungen einzelner Stellen enthalten. Ueber den Charakter des Gedichts sagt der Herausgeber nichts, vielmehr versichert er, er überlasse es Andern, über den sprachlichen, metrischen und poetischen Werth des Gedichts zu entscheiden. Und hieran thut er wohl, wie eine unmittelbar auf jene Versicherung folgende Aeußerung bezeugt. Es heißt nämlich S. 33: „Zu den sprachlichen Eigenheiten des Orthus gehört z. B. der Gebrauch der Conjunction ac vor Vocalen und das häufige atque vor Consonanten, da jenes bekanntlich bei den classischen Schriftstellern der Römer nie, und dieses im Ganzen nur selten der Fall ist.“ Von einem Schulmanne durfte man wol, wenn er überhaupt über die sprachlichen Eigenheiten des Gedichts etwas sagen wollte, eine minder geringfügige Bemerkung erwarten.

Der historische Werth des Gedichts scheint dem Herausgeber der überwiegende zu sein; und zwar will er es nicht als historische Quelle, aber als Darstellung der Geschichte Stralsunds geltend machen. Diese Ansicht ist seltsam genug; denn die Erzählung von zwei bis drei aus dem historischen Zusammenhange herausgerissenen Begebenheiten wird schwerlich Jemand für eine historische Darstellung gelten lassen. In anderer Hinsicht ist dagegen das Gedicht allerdings von Werth. Man pflegt zwar Gedichte, welche nicht in der Muttersprache ihres Urhebers abgefaßt sind, als verdächtig zu behandeln, weil sie Producte einer berechnenden Reflexion seien, und in der That sind eigentlich geniale Kunstwerke wol nie in einer fremden Sprache abgefaßt worden. Nichtsdestoweniger nimmt eine fremde Sprache, wenn sie in das Leben einer Gesellschaft gleichsam hineinwächst, wie die lateinische Sprache in die Gelehrtenwelt jener Zeit, einen charakteristischen Anstrich an, welcher über die Eigenthümlichkeit der Zeit viel Licht verbreitet. Das vorliegende Gedicht besteht freilich fast zur Hälfte aus Redensarten, welche aus dem Virgil und Ovid entlehnt sind; aber unter diesem fremdartigen Kleide sieht ein sehr eigenthümlicher Geist hervor. Mit vieler Bestimmtheit spricht sich hier jene einfach derbe Ehrbarkeit aus und jene seltsame Mischung von Philisterhaftigkeit und großartigem Sinne, welche die Zeit der Reformation vorzugsweise charakterisiren. Die nähere Bedeutung des Gedichts kann freilich erst dann erkannt werden, wenn wir eine Uebersicht über die hauptsächlichsten Erscheinungen der Art aus jener Zeit erlangt haben. 173.

Bemerkungen.

Die „Lebensbeschreibung Friedrich's des Großen“ von Preuß (Berlin 1832) hat nach Allem, was über den König, welcher als Feldherr und als Regent der Held seines Zeitalters war, geschrieben worden, dennoch einen eigenthümlichen und sehr großen Werth. Der Verf. hat nicht allein Alles, was über seinen Gegenstand in unzähligen Büchern, kleinen Schriften und einzelnen Blättern enthalten ist, sorgfältig geprüft und so zusammengestellt, daß ein vollständiges und lebendiges Bild des großen Königs daraus hervorgeht; sondern er hat auch noch viele Tausend Cabinetschreiben desselben vor Augen gehabt und benutzt. Dieses ist unschätzbar für den Geschichtschreiber eines Monarchen, der in seinem ganzen Leben immerfort selbst dachte und handelte, nur Diener und Werkzeuge kannte, selten Rathgeber hörte, und von dem allein Alles ausging, was er gethan, fast könnte man sagen, was während seiner Regierung in seinem Lande geschehen ist.

Jede auch nur beiläufige Aeußerung eines so unterrichteten und sorgfältigen Schriftstellers verdient Aufmerksamkeit, und diese wird vorzüglich durch eine am Schlusse des ersten Bandes in einer Note hingeworfene Behauptung erregt, daß die bekannten Reformen der tief zerrütteten und im tilsiter Frieden verstümmelten preußischen Monarchie im Jahre 1807 nicht, sowie man glaubt und wie in den „Erinnerungen an den Minister von Stein“ (Altenburg 1832) documentirt ist, von diesem herrühren. Herr Preuß versichert vielmehr (diesmal jedoch, ohne Cabinetschreiben oder andere Beweise mitzutheilen), daß die Verordnungen, mit welchen der Anfang jener Verbesserungen gemacht ward, von Andern so vorbereitet gewesen, daß sie nur der Vollziehung bedurften. Stein war aber nicht der Mann, sich zu einer bloßen Contrasignatur herbeiholen zu lassen, und wer die preußische Staatsverwaltung der Zeit gekannt hat, wird fragen, welcher andere Minister wol den Gedanken einer Organisation gehabt haben könne, die in grabem Widerspruche mit dem ganzen, mehr als hundert Jahre lang in einer stets unveränderten Richtung ausgebildeten Systeme stand. Jeder, der sowie Hr. Preuß in der Geschichte mehr sieht als eine bloße Reihe von Begebenheiten, fühlt es, wie viel ein treffendes Urtheil über einzelne Männer, die Einfluß auf ihre Zeit hatten, werth ist. Nicht wegen ihrer selbst: wenn auch die abgeschiedenen Geister es erfahren, wie über sie nach ihnen gedacht und gesprochen wird; denn sie haben ihre Belohnung im eignen Bewußtsein empfangen. Auch nicht wegen der Nachahmung; denn durch solche geschieht nichts Großes, und jede Zeit hat ihre eigne Noth, und wer fähig ist, dieser entgegenzutreten, wird durch seinen Geist dazu getrieben. Wol aber, um das Gefühl der Dankbarkeit zu befriedigen, das ein Bedürfniß der Bessern im Volke ausmacht.

Wenn diese jetzt dem General Scharnhorst gesichert ist, so verdanken wir es dem Kriegsminister von Boyen. Jeder, der seine von den edelsten Gesinnungen eingegebene und in dem schönsten Tone abgefaßte Denkschrift gelesen hat („Beiträge zur Kenntniß des Gen. v. Scharnhorst“, Berlin 1833), wird den Wunsch hegen, eine ähnliche über den Minister v. Stein zu lesen, den nicht Wenige in dem von ihm adoptirten Vaterlande für werth halten, in dem vom Minister von Boyen angedeuteten Monumente der Wiedergeburt der preußischen Monarchie dem Gen. Scharnhorst gegenübergestellt zu werden.

In dem obengenannten Geschichtsbuche wird S. 432 behauptet, Friedrich II. habe sich die Feindschaft der Frau von Pompadour durch Spöttereien über ihr Verhältniß zu Ludwig XV. zugezogen, und diese habe, dem Könige als Geliebte gleichgültig, den Krieg bewirkt, um sich politisch wichtig zu machen. Das Erste ist ungezweifelt richtig, es erhellt aus dem Schreiben von Voltaire, das der Verf. anführt: das Letzte aber bedürfte wol einer andern Beglaubigung als das Zeugniß des gallsüchtigen Duclos, der in seinen Memoiren nur den Frondeur macht. Es ist bekannt, wieviel die allzu freien Aeußerungen Friedrich's über andere hohe Personen und besonders über das Privatleben der Kaiserin Elisabeth von Rußland zu der Erbitterung beigetragen haben, mit welcher der siebenjährige Krieg geführt ist. Einer so unschicklichen Spötterei über Frau von Pompadour aber, als Herr Preuß angibt, hat sich der König nicht schuldig gemacht. Auch wenn er Champagner getrunken hatte, konnte er unmöglich eine Anspielung auf den ostindischen Lingam gegen eine geistreiche Frau richten, gegen die Beschützerin seines Freundes Voltaire und aller schönen Geister, Gelehrten und Künstler in Paris. Ihrer Nachfolgerin Dubarry hätte es eher gelten können. Es steht auch in dem Briefe von Voltaire, den Hrn. Preuß anführt, nicht: Lingam, sondern: pays du Lignon, das ist der Fluß, an dessen Ufern die Helden des vormals in Frankreich so beliebten Romans: „La nouvelle Astrée“, ihr empfindsames Schäferspiel treiben. 62.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

1833.

Monat Mai;

enthaltend

31 Blätter: Nr. 121—151, 1 Beilage: Nr. 5, und 2 literarische Anzeiger: Nr. XII und XIII.

Zur Nachricht.

Von dieser Zeitschrift erscheint außer den Beilagen täglich eine Nummer und ist der Preis für den Jahrgang 12 Thaler.

Alle Buchhandlungen des In- und Auslandes nehmen Bestellung auf diese Zeitschrift an; ebenso alle Postämter, die sich an die königl. sächs. Zeitungsexpedition in Leipzig, das königl. preuß. Grenzpostamt in Halle, oder das fürstl. Thurn und Taxische Postamt in Altenburg wenden.

Die Buchhandlungen, welche ihren sich für diese Zeitschrift eignenden Verlag schnell angezeigt wünschen, werden wohl thun, von ihren Neuigkeiten ein Freiexemplar an die Redaction derselben einzusenden.

Gegen Vergütung von 3 Thlr. werden Anzeigen, Antikritiken und dergl. den Blättern für literarische Unterhaltung, und gegen Vergütung von 1 Thlr. 12 Gr. der Isis beigelegt oder beigeheftet, indeß kann die Verlagshandlung eine Verantwortlichkeit für diese fremden Anzeigen in keiner Art übernehmen.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1833.

Inhalt.

Nr. 121. Die Briefe des Freiherrn von Stein an den Freiherrn von Gagern. — Nachtrag zu der Geschichte Ludwig XVI.

122. Die Briefe des Freiherrn von Stein an den Freiherrn von Gagern. (Beschluß.) — Lob- und Schmähschriften, von Ernst Ortlepp. — Literarische Notiz.

123. Schilderungen und Begebenheiten eines Vielgereisten, der ausruht. Erstes, zweites Buch. — Diesjährige Kunstausstellung in Paris. — Notiz. — Literarische Anzeige.

124. Schilderungen und Begebenheiten eines Vielgereisten, der ausruht. Erstes, zweites Buch. (Beschluß.) — Erzählungsliteratur. (1. Herbstzeitlosen. Erzählungen und Novellen von O. L. B. Wolff. Erste Folge. 2. Salmigondis, oder novellistische Punte-Reihe des Auslandes, in freien Uebersetzungen. Von Theodor Hell und seinen Freunden. Monatsschrift. 3. Marco Dolorosa. Die Abenteuer einer Nacht. Zwei Novellen von Wilhelm Marsano. 4. Die unheimlichen Gäste. Novelle von Ormsteiben. 5. Koralienzweige. Erzählungen, Novellen und Phantasiestücke von Hermann Meynert. 6. Atlantische Nächte. Eine Sammlung Novellen und Kriegsbilder. Herausgegeben und dem Andenken seines an den Ufern des Mississippi schlummernden Werner's geweiht von Thorwald. Zwei Theile. 7. Mein Jugendleben und meine Reisen. Von Wit von Dörring. Ergänzung der „Fragmente aus meinem Leben und meiner Zeit".) — Passional Christi und Antichristi. — Notizen.

125. Briefe an den Herausgeber über den Anschluß Sachsens an den preußisch-baierischen Zollverband. Letzter Brief. Von Friedrich von Raumer. — Cholerodea. Zeitgemälde von G. F. Puk. Von Theodor Mundt. — Notizen.

126. Uebersicht der schwedischen Literatur vom Jahr 1832. Erster Artikel. — Heyse's Handwörterbuch der deutschen Sprache. (Handwörterbuch der deutschen Sprache, mit Hinsicht auf Rechtschreibung, Abstammung und Bildung, Biegung und Fügung der Wörter, sowie auf deren Sinnverwandtschaft. Nach den Grundsätzen seiner Sprachlehre angelegt von Joh. Christ. Aug. Heyse, ausgeführt von K. W. L. Heyse. Erster Band in zwei Abtheilungen und zweiten Bandes erste Abtheilung.) — Romanenliteratur. (1. Veit. Ein Beitrag zu den Denkwürdigkeiten peinlicher Gerichtspflege von Alexander Bronikowski. Drei Bände. 2. Abendstunden. Erzählungen von Ludwig Presset. 3. Arbigar der graue Wanderer, oder Lasterstrafe und Tugendlohn. Ein Gegenstück zum Schwarzen Ritter vom nämlichen Verfasser.) — Notiz.

127. Taschenbibliothek aller Revolutionen der neuern Zeit. Von E. Burckhardt und A. Kaiser. Erstes bis fünftes Bändchen. — Zur Literatur der orientalischen Reisen. (A narrative of a visit to the court of Sinde; a sketch of the history of Candeh etc. By James Burnes.) — Denkwürdigkeiten und Hauptmomente aus dem Leben der Herzogin von Berri seit ihrer Vermählung bis nach ihrer Verhaftung zu Nantes. Nach dem Französischen des Herrn L. G. Magnani und Anderer. — Literarische Anzige.

128. Taschenbibliothek aller Revolutionen der neuern Zeit. Von E. Burckhardt und A. Kaiser. Erstes bis fünftes Bändchen. (Beschluß.) — Darstellungen aus meinem Leben und aus meiner Zeit. Von Friedrich Karl von Strombeck. Zwei Theile. — Literarische Notizen.

129. Briefe an den Herausgeber über den Anschluß Sachsens an den preußisch-baierischen Zollverband. Zweiter, dritter und vierter Brief. Von Friedrich von Raumer. — Flugschriften. (1. Lavalette's, Reichsgrafen, Adjutanten, dann Staatsraths und Generalpostdirectors des Kaisers Napoleon, wundervolle Rettung vom Henkertode durch die Liebe und Aufopferung seiner Gattin Emilie, einer geborenen Beauharnais. Nach den eignen Denkwürdigkeiten Lavalette's und aus andern guten Quellen dargestellt von Fr. Jos. Adolf Schreibawlub. 2. Politisch-naturhistorische Aphorismen. Eine Pfahlsmagazin des heutigen Europa. Recht lieblich zu lesen für Groß und Klein, auch gar sehr verständlich geschrieben von Karl Riemann, einem alten Philosophen. 3. Die Schwärmerzunft. Ein Beitrag zur Zeitgeschichte. — Aphorismen.

Nr. 130. Anselm's von Feuerbach kleine Schriften vermischten Inhalts. Erste und zweite Abtheilung. — Volkslieder der Posen. Gesammelt und übersetzt von W. P. — Notizen.

131. Anselm's von Feuerbach kleine Schriften vermischten Inhalts. Erste und zweite Abtheilung. (Beschluß.) — Alexander Duval und Victor Hugo. — Literarische Notizen.

132. Briefe an den Herausgeber über den Anschluß Sachsens an den preußisch-baierischen Zollverband. Fünfter, sechster und siebenter Brief. Von Friedrich von Raumer. — Der Lügenkaiser. Seltsamliche, wunderbare, abenteuerliche und dennoch wahrhaftige Schicksale des Herrn von Münchhausen II. (jun.), würdigen Nachkommen des weiland berühmten Erb- und Gerichtsherrn gleiches Namens. Nach aufgefundenen Papieren bearbeitet und herausgegeben durch T. von Abendstehen. Zwei Bändchen. — Aus Italien.

133. Briefe an den Herausgeber über den Anschluß Sachsens an den preußisch-baierischen Zollverband. Von Friedrich von Raumer. (Beschluß.) — Correspondenznachrichten aus Berlin. — Literarische Anzige.

Beilage Nr. 5. Bemerkungen über den Artikel „Jasper Haufer" im „Conversations-Lexikon der neuesten Zeit und Literatur". — Memoiren Ludwig XVIII, gesammelt und geordnet von dem Herzoge von D.... Deutsch durch L. Wilh. Schneider. Dritter und vierter Band. — Deutsche Denkwürdigkeiten aus alten Papieren. Herausgegeben von C. F. v. Rumohr. Vierter Theil. — Wahre Freiheit, Protestantismus, Revolution, Repräsentation und Staat, in besonderer Hinsicht auf Deutschland. Ein Wort der Kirche. Aus den Theologischen Annalen 1834 besonders abgedruckt. — Notiz. — Aphorismen.

134. Ein Blick auf Rheinbayerns gegenwärtige Stimmung und Lage. — Stimme aus Schweden über Lessing's „Reise durch Norwegen nach den Lofoten, durch Lappland und Schweden". — Französische Zeitschriften in den Pyrenäen. — Für die Herren Buchhändler.

135. Ein Blick auf Rheinbayerns gegenwärtige Stimmung und Lage. (Beschluß.) — Stimme aus Schweden über Lessing's „Reise durch Norwegen nach den Lofoten, durch Lappland und Schweden". (Beschluß.) — Literarische Notizen. — Literarische Anzige.

136. Faustus. Ein Gedicht von Ludwig Bechstein. — Neueste englische Literatur. (1. Some observations of an italian exile, during his residence in England. By Count Pecchio. 2. Records of travels in Turkey, Greece etc. and of a cruise in the Black Sea with the Capudan Pasha in the years 1829, 1830 and 1831. By Adolphus Slade. Zwei Bände. 3. Records of my life. By the late John Taylor. Zwei Bände. 4. The year of liberation; a journal of the defence of Hamburgh against the french army under marshal Davoust in 1813; with sketches of the battles of Lutzen, Bautzen etc. Zwei Bände. 5. A view of the early parisian greek press, including the lives of the Stephani or Estiennes, and notices of other contemporary greek printers of Paris and various particulars of the literary and ecclesiastical history of their times. By the rev. W. P. Greswell. Zwei Bände. 6. The Buccaneer; a tale. 7. Miscellanies.) — Notizen.

137. Faustus. Ein Gedicht von L. Bechstein. (Beschluß.) — Les écorcheurs, deutsch: Die Schinder, oder Krone, Adel und Pest. Historischer Roman in Fragmenten aus dem Jahre 1413, von Vicomte d'Arlincourt. Vollständige Ue-

Uebersetzung des französischen Originals von Joseph Gambihler. Zwei Bände. — Literarische Anzeige.

Nr. 138. Theorie des menschlichen Erkenntnißvermögens und Metaphysik, von Ernst Reinhold. Erster Band. — Notizen.

139. Theorie des menschlichen Erkenntnißvermögens und Metaphysik, von E. Reinhold. Erster Band. (Beschluß.) — Chansons nouvelles et dernières de Béranger, dédiées à Lucien Bonaparte. — Literarische Notizen.

140. Geschichte Griechenlands vom Anfange geschichtlicher Kunde bis auf unsere Tage, von Joh. Wilh. Zinkeisen. Erster Theil. — Bemerkungen über Natur, Kunst und Wissenschaft auf einer Reise über Berlin und den Harz nach Hamburg zu der Versammlung der Naturforscher und Aerzte im Jahre 1830, nebst der Rückreise über Kopenhagen, von Magnus von Poutin; aus dem Schwedischen übersetzt von G. Griesson. — Die Kirche und ihre Gegner in den drei ersten Jahrhunderten. Eine katholisch-christliche Bekenntnißschrift von Ferd. Perdst. — Literarische Anzeige.

141. Geschichte Griechenlands vom Anfange geschichtlicher Kunde bis auf unsere Tage, von J. W. Zinkeisen. Erster Theil. (Beschluß.) — Ensayo historico-critico sobre la legislacion de Navarra por D. Jose Maria de Zuazavar, Francia, Cavero, Iangoa, Arroe y Mugica, ministro jubilado del real y supremo consejo de Navarra, individuo de las reales academias, española y de la historia, y de otros varios cuerpos literarios. T. I, II, III, I. 1. — Literarische Notizen.

142. Masaniello, der Mann des Volkes. Trauerspiel in fünf Aufzügen von Wilhelm Zimmermann. — Examen critique des travaux de feu M. Champollion sur les hiéroglyphes; par M. J. Klaproth. — Vita di Benvenuto Cellini orefice e scultore fiorentino, scritta da lui medesimo. Giusta l'autografo pubblicato dal Tassi. Con cinque tavole in rame. Zwei Bände. — Einige Berichtigungen und Bemerkungen aus Kopenhagen.

143. Masaniello, der Mann des Volkes. Trauerspiel in fünf Aufzügen von W. Zimmermann. (Beschluß.) — Geschichte Baierns nach seinen alten und neuen Bestandtheilen. Für Gebildete des In- und Auslandes, vor Allem für Baierns reifere Jugend. Von Karl Wilh. Vötriger. — Literarische Notizen.

144. Dramatische Bücherschau für das Jahr 1832. Zweiter Artikel. (15. Camoens. Trauerspiel in fünf Acten. Von Wilhelm von Chezy. 14. Die Macht des Gewissens. Drama in einem Act. Von Clix. 15. Nero. Tragödie in drei Acten. Von Friedrich Richter. 16. Robespierre, oder der neunte Thermidor. Drama in drei Theilen und acht Bildern. Ein Gemälde der französischen Revolution im Jahre 1794. Nach Antier-Bourgeois und Francis, von Georg Wall. 17. Die Bildsäule, oder der Frevel an dem Heiligen. Trauerspiel in fünf Aufzügen. Von Karl Werlich. 18. Hermannfried. Trauerspiel. 19. Prinz Hugo. Trauerspiel in fünf Acten von Karl Lauter. 20. Zampa, oder die Marmorbraut. Komische Oper in drei Aufzügen. Nach dem Französischen des Melesville von C. Blum. 21. Gustav Adolf. Ein historisches Drama. Von Fr. Förster. 22. Der Renegat auf Morea. Trauerspiel in drei Aufzügen. Nach dem Neugriechischen des Olympiers Georg Lassanis. Von Harro Harring. 23. Dramatische Kleinigkeiten. Von Friedrich Wolter. 24. Ludwig XI. Trauerspiel in fünf Aufzügen. Aus dem Französischen des Casimir Delavigne. Von P. H. Külb.) — Stewart's Mission in die Sandwichinseln. — Literarische Anzeige.

Nr. 145. Dramatische Bücherschau für das Jahr 1832. Zweiter Artikel. (Fortsetzung.) — Thatsachen des archäologischen Instituts in Rom. Von Eduard Gerhard. — Beiträge zur Kenntniß des Katholicismus und zur Förderung der Sache des Lichtes und der Wahrheit. Von C. M. Eisenschmidt. — Literarische Notizen.

146. Dramatische Bücherschau für das Jahr 1832. Zweiter Artikel. (Beschluß.) — Memoiren des Admirals A. Schischkow, über die Zeit seines Aufenthaltes bei der Person des verstorbenen Kaisers Alexander I. während des Kriegs mit den Franzosen in den Jahren 1812—14. Aus dem Russischen übersetzt von Karl Goldhammer. — Notizen.

147. Allgemeine Geschichte des israelitischen Volkes, sowol seines zweimaligen Staatslebens als auch der zerstreuten Gemeinden und Sekten bis in die neueste Zeit, in gedrängter Uebersicht, zunächst für Staatsmänner, Rechtsgelehrte, Geistliche und wissenschaftlich gebildete Leser, aus den Quellen bearbeitet von J. M. Jost. Zwei Bände. — Neue Beiträge zur Kenntniß des gewerblichen und commerciellen Zustandes der preußischen Monarchie. Nach amtlichen Quellen. Von C. W. Ferber. — Literarische Notizen.

148. Göthe's nachgelassene Werke. Erster bis fünfter Band. — Stimmen der Reformation und der Reformatoren an die Fürsten und Völker dieser Zeit. Nebst einer historisch-philosophischen Einleitung von J. Ruft. — A memoir on Sebastian Cabot, with a review of the history of maritime discovery. Illustrated by documents from the rolls now first published. — Literarische Notizen.

149. Göthe's nachgelassene Werke. Erster bis fünfter Band. (Beschluß.) — Stimmen der Reformation und der Reformatoren an die Fürsten und Völker dieser Zeit. Nebst einer historisch-philosophischen Einleitung von J. Ruft. (Beschluß.) — Oestreich wie es ist. Gemälde von Hans Normann. Vier Theile in zwei Abtheilungen. — Literarische Anzeige.

150. Abermals eine Stimme über Nordamerika. — Lieder von Karl Mayer. — Heures du soir. Livre des femmes. Erster Band. — Fortgesetzte Geschäftsvereinfachung in Baiern.

151. Abermals eine Stimme über Nordamerika. (Beschluß.) — Lieder von K. Mayer. (Beschluß.) — Graff's althochdeutscher Sprachschatz. — Notizen.

Falk über Göthe.

Ich habe wieder einige Exemplare dieser Schrift vorräthig, die zu dem Ladenpreise von 1 Thlr. 12 Gr. durch alle Buchhandlungen zu beziehen sind.

Leipzig, im Mai 1833.

F. A. Brockhaus.

Bericht
über die Verlagsunternehmungen
für 1833
von
F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die mit * bezeichneten Artikel werden bestimmt im Laufe des Jahres fertig; von den übrigen ist die Erscheinung angemessen.

I. An Zeitschriften wird für 1833 fortgesetzt:

*1. Blätter für literarische Unterhaltung. (Herausgegeben unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung.) Jahrgang 1833. Außer den Beilagen täglich eine Nummer. Gr. 4. Auf gutem Druckpapier. 12 Thlr.

Wird Dienstags und Freitags aufgegeben, kann aber auch in Monatheften bezogen werden.

*2. Isis. Encyklopädische Zeitschrift, vorzüglich für Naturgeschichte, Anatomie und Physiologie. Herausgegeben von Oken. Jahrgang 1833. 12 Hefte. Gr. 4. Auf Druckpapier. Mit Kupfern. 8 Thlr.

*3. Zeitgenossen. Ein biographisches Magazin für die Geschichte unserer Zeit. (Herausgegeben unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung.) Vierten Bandes sechstes Heft und folgende. (Nr. XXIX und folgende.) Gr. 8. Subscriptionspreis des Heftes von 6—7 Bogen auf gutem Druckpapier 12 Gr.

Es erscheint jede 6—8 Wochen ein Heft.

Zu den unter 1. u. 2. aufgeführten Zeitschriften erscheint für literarische Bekanntmachungen aller Art fast wöchentlich ein

*4. Literarischer Anzeiger,

der außerdem noch der „Allgemeinen medicinischen Zeitung" beigelegt wird. Für die gespaltene Zeile wird zwei Groschen berechnet.

Gegen Vergütung von 5 Thlr. werden Anzeigen, Antikritiken und dergl. den Blättern für literarische Unterhaltung, und gegen Vergütung von 4 Thlr. 12 Gr. der Isis beigelegt oder beigeheftet.

II. An Fortsetzungen und Resten erscheint:

*6. Atterbom (P. A.), Die Insel der Glückseligkeit. Sagenspiel in fünf Abenteuern. Aus dem Schwedischen übersetzt von H. Reuß. Zweite Abtheilung. Gr. 8. 26 Bogen auf feinem Druckpapier. 2 Thlr.

Die erste Abtheilung (1832) kostet 1 Thlr. 12 Gr.

*5. *Becker (Wilhelm Gottlieb)*, Augusteum, Dresdens antike Denkmäler enthaltend. Zweite Auflage. Besorgt und durch Nachträge vermehrt von *Wilh. Adolf Becker.* Drei Bände oder 13 Hefte, mit 154 Kupfertafeln. Die Tafeln in Royalfolio, der Text in Octav. Fünftes Heft und folgende. Subscriptionspreis eines Heftes 1 Thlr. 21 Gr.

Das erste bis vierte Heft (Taf. I—XLVI. und Text Bogen 1—19) erschienen 1832 und kosten im Subscriptionspreis 4 Thlr. 12 Gr.

7. Bibliothek deutscher Dichter des siebzehnten Jahrhunderts. Begonnen von Wilhelm Müller. Fortgesetzt von Karl Förster. Dreizehntes Bändchen. 8. Auf feinem Schreibpapier. Geh.

Das dreizehnte Bändchen wird Hoffmannswaldau und Lohenstein enthalten. Erstes bis zwölftes Bändchen (1822—31) kosten 10 Thlr. 8 Gr.

*8. Conversations-Lexikon der neuesten Zeit und Literatur. In vier Bänden. In Heften zu acht Bogen. Zweiten Bandes siebentes (letztes) Heft und folgende. Jedes Heft auf weißem Druckpapier 6 Gr., auf gutem Schreibpapier 8 Gr., auf extrafeinem Velinpapier 16 Gr.

Das erste bis siebente Heft (Abc bis Heidegg) erschienen 1832.

Obwol Manches darauf als nothwendige Ergänzung in die unter 2) erwähnte achte Auflage des Conv.-Lex. übergehen mußte, so behält dieses Werk doch seine ganze Selbständigkeit, bietet aber für die Besitzer der achten sowie jeder frühern Auflage eine höchst interessante Erweiterung, da es die Ereignisse der neuesten Zeit in ausführlicher Darstellung enthält. Es bleibt für Jeden unentbehrlich, der die Erscheinungen der neuesten Zeit richtig würdigen will, wie dies auch die Theilnahme des Publicums bezeugt, welche eine Auflage von 20,000 Gr. nöthig gemacht hat.

*9. Cuvier (Baron von), Das Thierreich, geordnet nach seiner Organisation. Als Grundlage der Naturgeschichte der Thiere und Einleitung in die vergleichende Anatomie. Nach der zweiten, vermehrten Ausgabe übersetzt und durch Zusätze erweitert von F. S. Voigt. In fünf Bänden. Zweiter Band. Gr. 8.

Der erste Band (Säugthiere und Vögel, 1831) kostet 4 Thlr., der zweite Band (Reptilien und Fische, 1832) 2 Thlr. 6 Gr.

*10. Allgemeine Encyklopädie der Wissenschaften und Künste in alphabetischer Folge von genannten Schriftstellern bearbeitet, und herausgegeben von J. S. Ersch und J. G. Gruber. Mit Kupfern und Karten. Gr. 4. Cart.

Jeder Theil im Pränumerationspreise auf gutem Druckpapier 3 Thlr. 20 Gr., auf feinem Velinpapier 5 Thlr., auf extrafeinem Velinpapier im größten Quartformat mit breitem Rande (Prachtexemplar) 15 Thlr.

Erste Section, A—G, herausgegeben von J. S. Ersch. Vierundzwanzigster Theil und folgende.

Zweite Section, H—N, herausgegeben von J. S. Ersch und J. G. Gruber. Zehnter Theil und folgende.

Dritte Section, O—Z, herausgegeben von K. H. L. Pölitz und C. F. Kämtz. Vierter Theil und folgende.

Seit Ostern 1831, wo ich den Verlag der Encyklopädie übernommen, sind im Ganzen sechs Theile geliefert worden und Ihr wollt rasch fortgesetzt, als es die Sorge für den innern Gehalt und die Rücksicht auf die Abonnenten irgend gestatten.

Den frühern Abonnenten, denen eine Reihe von Bänden fehlt, und Denjenigen, die sich Abonnementsvortheil auf das ganze Werk neu einleiten wollen, werden die billigsten Bedingungen gestellt.

11. *Erech (Johann Samuel)*, Handbuch der deutschen Literatur seit der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts bis auf die neueste Zeit. Systematisch bearbeitet und mit den nöthigen Registern versehen. Neue, mit verschiedenen Mitarbeitern besorgte Ausgabe. Gr. 8. Auf gutem Druckpapier, auf feinem Franz. Schreibpapier, und auf demselben Papiere in gr. 4. mit breitem Rande.

Zweiten Bandes zweite Abtheilung: Literatur der schönen Künste. Bearbeitet bis zum 28. Bogen vom Prediger *Rose* in Halberstadt, beendigt von *K. C. Kraukling.*

Vierten Bandes zweite Abtheilung: Literatur der gemischten Schriften. (Bearbeitet von *K. C. Kraukling* in Dresden.)

Da ich nach Jahre langem Warten von Herrn Prediger Rose in Halberstadt die letzten Bogen der Abtheilung seiner Arbeit nicht erhielt, so hat auf meine Bitte Herr K. C. Kraukling in Dresden die Vervollständigung derselben, die Bearbeitung der Register und die Redaktion übernommen. Er hat mir die letzte Hälfte seiner Arbeit zugesagt, mich in Stand zu setzen, den Druck beider Abtheilungen in diesem Jahre zu vollenden. Das Publicum kann die Verzögerung nicht unangenehmer sein, als mir selbst, und es gereicht mir meiner Seits gewiß zum Vergnügen, die Verpflichtung, die ich gegen das Publicum habe, so prompt

*12. Geschichte der Staatsveränderung in Frankreich unter König Ludwig XVI., oder Entstehung, Fortschritte und Folgen der sogenannten neuen Philosophie in diesem Lande. Sechster Theil. Gr. 8. Auf feinem Schreibpapier.

Der erste bis fünfte Theil (1825—30) kosten 9 Thlr. 15 Gr.

(Die Fortsetzung folgt.)

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Mittwoch, — Nr. 121. — 1. Mai 1833.

Zur Nachricht.

Von dieser Zeitschrift erscheint außer den Beilagen täglich eine Nummer und ist der Preis für den Jahrgang 12 Thlr. Alle Buchhandlungen in und außer Deutschland nehmen Bestellung darauf an; ebenso alle Postämter, die sich an die königl. sächsische Zeitungsexpedition in Leipzig, das königl. preuß. Grenzpostamt in Halle, oder das fürstl. Thurn und Taxische Postamt in Altenburg wenden. Die Versendung findet wöchentlich zwei Mal, Dienstags und Freitags, aber auch in Monatsheften statt.

Die Briefe des Freiherrn von Stein an den Freiherrn von Gagern.

Der preußische unlängst verstorbene Staatsminister Freiherr von Stein, privatisirend auf seinem Gute im Nassauischen, wird uns zur Anschauung preisgegeben in dem neuesten Werke des Herrn von Gagern: „Mein Antheil an der Politik. IV." (Stuttgart, Cotta, 1833, 8., 2 Thlr.), welches ausschließend in dem Briefwechsel dieses Hrn. Ministers von Stein mit dem Hrn. von Gagern besteht, woraus also von der eignen Theilnahme des Hrn. von Gagern an der deutschen oder europäischen Politik nichts zu ersehen ist, die überhaupt unsers Ermessens nie in einem wahren Wirken nach den Geboten des jetzigen Zeitgeistes, sondern immer nur in vielen Reden und Abschweifen eines so Gott will verlebten reichsritterschaftlichen Adelsgeistes bestanden, in welchen sich derselbe als einen Melanchthon der jetzigen Welt dem Hrn. von Stein, als dem neuen Erdenreformator Luther, angeboten hat. Zu viel Ehre für Beide! Wir glauben nicht, daß Hr. von Gagern den Manen Stein's durch diese rücksichtslos preisgegebene Correspondenz einen Liebesdienst erwiesen hat, und sind geneigt, die vielen harten, starren, feindseligen Urtheile des Hrn. von Stein dadurch zu entschuldigen, daß er sie gewiß nicht veröffentlicht haben wollte, ecclesia autem de internis non judicat. Jene jüngere Generation, welche sonst den Hrn. von Stein für ihren Heros, für den Eckstein aller tugendhaften Verbindung, den Anwalt der Liberalität, der deutschen Gelehrsamkeit, den Vertreter der untersten Volksclassen gehalten, wird davon ziemlich zurückkommen, wenn sie nun hier mit Händen greift, wie Hr. von Stein unter deutscher Freiheit sich mit höchster Herabwürdigung der deutschen Fürsten nur eine ausschließliche Regierung des güterbesitzenden deutschen Adels gedacht, in welcher die Preßfreiheit verbannt, alle Liberalen und in der Theologie alle Rationalisten verjagt, das unvernünftige gelehrte Volk im Zaum gehalten, und über alles übrige Gesindel und die Proletarien, wie es immer heißt, die Geißel gehalten werden soll. Wir können uns nicht entbrechen, zum Beleg dieser Beschuldigungen die merkwürdigsten Ansichten und Urtheile auszuheben, wiewol es nicht fehlt, daß darunter auch recht gesunde Sätze und interessante Notizen vorkommen.

17. Mai 1817. In Münster verbietet der dumme und fanatische Generalvicar den Geistlichen, irgend einen Antheil an der Einsegnung der Ehe zu nehmen, wenn nicht die Katholicität der Kinder ausbedungen ist. — Der Domdechant Spiegel besitzt die erfoderliche Kenntniß des kanonischen Rechts und sehr viele Klugheit. Die Behandlung des Coadjutors von Wessenberg verdient nachdrücklich gerügt zu werden. Massenbach ist ein eitler Wirrkopf, höchst erbittert und zu Allem fähig. Der König hat das Recht und die Macht zu Bundesgenossen, also werden die Stände das Gefecht verlieren.

21. Juni 1817. Hr. von Massenbach ist ein eitler Narr. — Die Mediatisirten denken nur an die Prärogativen ihrer Kaste und sind beschränkt. W.... (Wangenheim? der Brief handelt von Stuttgart) ist absichtlich eitel, unrein sophistisch. Ich wünsche Sie sagten etwas über den Unverstand der Altwürtemberger.

15. Nov. 1817. Unsere deutschen Regierungen sinken täglich mehr in der öffentlichen Achtung, durch ihre Furchtsamkeit, Lichtscheue und Wortbrüchigkeit. Glauben Sie, daß der Staatskanzler (Hardenberg) an Rhein kommt? Sein neuestes Machwerk einer Staatscontrole ist eine Vervielfältigung der Behörden, fehlerhaft im Princip, fehlerhaft in der Zusammensetzung.

18. April 1818. Was sagen Ew. zu der Frechheit des Recensenten (über die Verfassung von Kleve ꝛc.)? Es ist traurig, daß die Preßfreiheit so misbraucht werde. Aufhören wird es, wenn gut eingerichtete ständische Ver-

fassungen in das Leben treten — dann macht das Geschwätz der Demagogen keinen Eindruck mehr.

16. Mai 1818. Hr. von Nagel (ein Niederländer?) ist in seinem Betragen etwas höflicher, wenngleich versumpft in dem Dünkel beschränkter taktloser Menschen.

21. Mai 1818. Ueber die nassauischen Stände ist eine Flugschrift erschienen, die ein Gemenge von Wahrheit, Irrthum, und zuletzt ein Element von tollem demokratischen Unsinn ist. Die Beschützer der Herren — sehen die Saaten dieser würdigen Männer reifen.

17. August 1818. (betreffend den Plan für die ältere deutsche Geschichtforschung): Frankfurt scheint mir der schicklichste Sitz der Direction. Zu ihren Mitgliedern würde ich Sie wählen (von Gagern), Aretin, Wangenheim, Berkheim und Buch. Diese nehmen ein paar Gelehrte in ihre Mitte.

Dasselbe Schreiben enthält eine Instruction an den Hrn. von Gagern, was gelobt und getadelt werden soll; als nämlich die durchgreifende Neuerungssucht im Weimarischen; im Nassauischen das einseitige übereilte Organisiren und das blinde Hingeben der Deputirten in den Willen der landesherrlichen Commissarien; an der bairischen Constitution das Cascadiren von Wahlen und ihre lächerliche Preßfreiheit; im Preußischen das Stocken in der Ausführung, weil Alles in den Händen des Alters und der Schwäche liegt.

16. Sept. 1818. Der französische Adel ist güterlos, meist Briefadel, hängt am Hofe, sucht Stellen und ist factieux. Die Zahl des begüterten, unabhängig lebenden Adels ist in Deutschland noch sehr groß. Bernstorff ist ein vortrefflicher edler Mann; ob er Kraft habe, den Stall des Augias auszumisten, ist eine Frage. — An Geist und Wissen übertrifft ihn Humboldt unendlich, und ich bewundere die Geschicklichkeit des Staatskanzlers, alle tüchtige talentvolle Männer (nämlich primo loco darunter den Hrn. von Stein) lahm zu legen. Der Geist des Herrn ist von ihm gewichen, der Segen des Himmels fehlt dem alten Sünder, nichts gedeiht unter ihm, nichts gelingt ihm.

18. Dec. 1818. Man schimpft über Stourdza, über die Anmaßung eines Fremdlings, uns zurechtweisen zu wollen. Da unsere Pamphletisten aber doch über alle europäische Angelegenheiten entscheiden, warum soll es Stourdza nicht erlaubt sein, ein Wort zu sprechen; heißt es doch schon Anno 1243 nach Mathäus Paris von den Mogolen: daß sie ausgezogen propter furorem Teutonicum, sua modestia (der Mogolen) temperandum.

2. Jan. 1819. Allerdings weiß der Fremdling (Stourdza), was er thut und warum? Man hätte ihn daher mit Gründen und nicht mit Spott widerlegen sollen, der alle Theilnehmer erbittert.

5. August 1819. Das Nassauische bleibt mir immer fremd, nach den Grundsätzen der dem Reich unmittelbar Angehörigen. Die gegenwärtigen Machthaber haben gegen mich und die ganze Classe, zu der ich gehöre, einen hohen Grad von Ingrimm, der sich in hundert kleinen Zügen äußert. Sie fühlen sich beleidigt, daß man ihr Machwerk nicht vergöttert, ihrer Pfiffigkeit und Unwahrheit nicht traut. Es ist traurig, zu sehen, in welchem Grade der junge Mann, der Herzog, über sich, seine Geschäftsleute und seine Geschäftsführung verblendet ist, zu glauben, daß die Privilegirten die erste Schuld haben an dem Mordanschlag gegen Hrn. Ibell, der doch wirklich nicht so wichtig ist, um der Gegenstand einer Verschwörung zu sein. (Natürlich, wer nicht als unmittelbarer Reichsritter geboren worden, ist und bleibt ewig unwichtig.)

29. Sept. 1819. Das Wichtigste, was zur Ruhehaltung in Deutschland geschehen kann, ist, dem Reich der Willkür ein Ende zu machen und das einer gesetzlichen Verfassung zu gründen und zu beginnen; — an die Stelle der Buralisten und der demokratischen Pamphletisten, von denen die Erstern das Volk durch viel und schlecht Regieren drücken, die Andern es reizen und verwirren, den Einfluß und die Einwirkung der Eigenthümer zu setzen (der adeligen?). Es ist sehr erfreulich, daß mit der Beendigung der würtembergischen Angelegenheit das ganze südliche Deutschland eine repräsentative Verfassung erhalten hat.

19. Oct. 1819. Der Aufsatz in den „Rheinischen Blättern" scheint mir von Hardenberg selbst zu sein, — seicht, sophistisch — übelgelaunt — erbärmlich.

7. Oct. 1819. Ein Glaucoma (in Bezug auf Art. 13 der Bundesacte) wird den Unwillen nur noch steigern, und wenn gradezu apodiktisch das Recht verweigert wird, so gibt man den Schwindlern, Erbitterten und Bösen die Waffen in die Hand.

23. Nov. 1819. Ich hoffe, Ihr Buch („Resultate der Sittengeschichte") wird dem Publicum zeigen, daß man mit einigen demokratischen und metaphysischen Formeln nicht ausreicht.

23. Dec. 1819. Handelt von den Misgriffen in Karlsbad, die theils schädliche Resultate, theils gar keine hatten. — Die Herren Professoren Dahlmann und Falck haben sich von der übernommenen Bearbeitung des Adam von Bremen und Helmold losgesagt, aus Unwillen über die karlsbader Beschlüsse, mit denen doch die Ausgabe der deutschen Quellenschriftsteller in keiner Verbindung steht. Es ist ein reizbares unvernünftiges Volk, das gelehrte Volk. (!)

1. Mai 1820. Man scheint entschlossen zu sein, mit der Stelle in Frankfurt (am Bundestage?) keine Veränderung vorzunehmen, und überhaupt eine Abneigung gegen alles Tüchtige, Kräftige und Selbständige zu haben.

Von der Ausgabe der Quellenschriftsteller wollen wir nicht viel Rühmens machen, bis wirklich etwas geleistet worden; der Geiz der Reichen, die Faulheit der Gelehrten sind große Hindernisse. *)

*) Wie ist dagegen von einem vertrauten Freunde früher schon sehr geklagt worden, daß Hr. von Stein, der an allen Andern die Bureaukratie so sehr gehaßt, in den Angelegenheiten dieser Gesellschaft für seine Person Alles nur gleich bureaumäßig habe abdecretiren und ministermäßig ordonnanziren wollen, was den liberalen Gang dieses Instituts sehr gehindert. Inzwischen bleibt dem Hrn. von Stein Verdienst und Ehre, für diese mit so großer eigner Aufopferung eben erhaltene Anstalt im überreichen Maß noch übrig, was ihm auch nicht benommen werden soll.

Der Schluß des Briefes läßt sich aus über die fratzenhaften Radicalen, Beamtenwillkür, schlechte Justiz, Abgaben, Einmischen der Bureaukratie in alle Communal- und individuellen Verhältnisse.

24. August 1821. Das Edict über die bäuerlichen Verhältnisse befriedigt weder den Bauer noch den Gutsherrn. — Er habe zu den unmittelbaren Lenkern der Zeitereignisse wenig Vertrauen, erwarte nichts von einer preußischen Verfassung, welcher die nächsten Umgebungen des Königs und die Einflüsse des östreichischen Hofes entgegenwirkten; wir würden fernerhin regiert werden von besoldeten Buchgelehrten, interessenlosen Buralisten, von Menschen ohne Eigenthum (d. i. Unadeligen?).

9. Sept. 1821. Die so ungeschickt behandelte badische Ständeversammlung zeigt doch ernsten Willen, im Einverständniß mit der Regierung, das Gute zu bewirken (hält die schweizerische Regierung für sehr gut und wohlfeil).

17. Nov. 1821. Ich verlasse das Land ungern, um in Frankfurt die Bundestagsgesandten Sacklaufen zu sehen.

6. Febr. 1822. Unser lahmes Bundestagswesen ist durch eine heftige Bernstorff'sche Note aufgerüttelt; sie wirft leidenschaftliche Uebereilung in der köthenschen Sache vor ꝛc.

9. März 1822. Die bairische Ständeversammlung mag wol unbeholfen sein; verständig ist sie. Wir werden nun sehen, welches Schicksal das Culturgesetz hat, das einige Dispositionen enthält, die gradezu exproprieren.

19. April 1822. Spricht von der Verkehrtheit der mittlern und kleinern Staaten, eine Selbständigkeit gegen Oestreich und Preußen zu behaupten. — Dem guten gesunden bairischen Verstande macht es Ehre, wenn er die Seifenblase der Zettelbank von sich stößt.

22. April 1822. Die Pseudopolitiker, die Sophisten werden wieder sehr laut. Ein Aufsatz des Hrn. Murhard in den „Politischen Annalen" hat vielen Unwillen erregt.

9. Juni 1822. Daß ich die buralistische Monarchie für fehlerhaft halte, wissen Sie; aber den schwedisch-pommerschen Nobiliarkastengeist kann ich auch nicht vergöttern.

16. August 1822. In Kassel war Alles voll von den Verfolgungen und Kränkungen, so die vortreffliche Kurfürstin von ihrem halb wahnsinnigen Gemahl auszustehen hat, der Alles zur Verherrlichung einer unzüchtigen, gemeinen Buhlerin aufopfert und sich mit den nichtswürdigsten Menschen umgibt. (NB. So steht's wörtlich in dem nicht verbotenen Gagern'schen Werke und sollte wol hier, da es die Gagern'sche Indiscretion anklagt, nicht anstößig scheinen; doch salvo meliori.)

Der Bundestag hat sich auf vier Monate vertagt, nachdem er acht Monate nichts gethan hat; man sollte dieses kostbare zwecklose Institut aufheben und statt seiner eine Tagsatzung einführen, die einige Monate jährlich dauert.

17. Sept. 1822. Der Verlust des Hrn. von Aretin ist sehr groß, er läßt eine bedeutende Lücke; — der Bundestag wird nur tiefer sinken.

16. Jan. 1823. Den Frieden in Basel veranlaßte die Abneigung des preußischen Volkes und Heers, die Erschöpfung der Finanzen und die Unbeholfenheit der deutschen Fürsten, mit Geld und Lieferung Preußen zu unterstützen; Alles dieses benutzte Kalkreuth, ein geistvoller, ehrgeiziger, boshafter und schlauer Mann — Schulenburg, um den alten, beschränkten Möllendorf zu eigenmächtigen Unterhandlungen zu verleiten. In Berlin unterstützte die Friedenspläne der Staatsminister von Struensee, ein kräftiger, einsichtsvoller und gutmüthiger Mann, den revolutionnairen Grundsätzen als Deist und gelehrter Bürgerlicher nicht abgeneigt. (Da haben wir's; welcher Skandal, ein bürgerlicher Minister!) Seicht und schwachköpfig war weder Haugwitz noch Lombard. Beide hatten vielen Verstand, Letzterer viele classische Gelehrsamkeit, gründliche Kenntniß der französischen Literatur, nicht gemeines Dichtertalent; Beide waren unmoralisch, Lombard von niedrigem Herkommen, eines Perückenmachers Sohn, daher sagte er: „mon père de poudreuse mémoire", in der liederlichen Schule Rietzens und der Lichtenau gebildet.

30. Mai 1823. Die Maschinerie des nassauer Landtags ist fehlerhaft, aber der Maschinenmeister, statt bemüht zu sein, sie zu verbessern, sucht sie zu untergraben, nicht auf die Wahlen zu influiren, sondern die Wahlfreiheit zu unterdrücken. — Die Verwaltung ist höchst verschwenderisch — ein Generalcommando, das 26,000 Thlr. kostet, ein Geist des Despotismus in allen Verhältnissen.

4. Jan. 1825. In Mainz sind die Commissarien in Verzweiflung über ihre Geschäftslosigkeit; diese ganze Inquisitionsbehörde ist höchst lächerlich und erfolglos.

(Der Beschluß folgt.)

Nachtrag zu der Geschichte Ludwig XVI.

Kein Ereigniß der neuern Geschichte hat so viele Leidenschaften angeregt, so viele Stimmen in Bewegung gesetzt, als die fameuse Anzeige der Herzogin von Berri, rücksichtlich ihrer heimlichen Verheirathung. Die Blätter der Bewegung, welche, die früher schon betretene Bahn verfolgend und in dem Geschehenen nur die Verwirklichung ihrer Voraussagungen erblickend, sich keine gewaltigen Ausbrüche der Freude erlaubten, vielmehr ihren ganzen und ungetheilten Groll auf die auch bei dieser Gelegenheit beobachtete illoyale Handlungsweise der Regierung Louis Philipp's warfen, wurden hierin natürlich von den legitimistischen Blättern unterstützt, und so sah sich das Gouvernement alsobald, statt seines Triumphes sich erfreuen zu können, genöthigt, einen vereinten Angriff der beiden Parteien auszuhalten, ohne daß ihm fernerhin auch nur der abgenutzte Trost eines Bündnisses zwischen Karlisten und Republikanern zu statten käme. Die Bemühungen der verschiedenen Parteien waren je nach ihren Principien und Bestrebungen in abweichenden Nuancen erkennbar. Die republikanische Partei nahm sogleich eine feste Stellung ein und fand den Trost für die Herzogin von Berri in der Geschichte und den Belegen, daß es in der königlichen Familie nie anders gewesen sei. Die „Gazette de France" und die ihr Gleichgesinnten bemäheten sich, die Ehe und Schwangerschaft der Prinzessin als ohne Einfluß auf die Rechte und Ansprüche des Herzogs von Bordeaux darzustellen, indem sie dafür in der Geschichte des Herzogs von Reichstadt und seiner Mutter Unterstützung und für die Schwäche der Prinzessin in dem Beispiel großer Herrscher und Herrscherinnen hinlängliche Entschuldigung fanden — und, Gott weiß, es fehlt daran nicht! Einige andere Blätter suchten sich dadurch zu rächen, daß sie, in der Geschichte nachschlagend, mit größter Genauigkeit alle

Unthaten und Greuel hervorriefen, welche sich jemals in der Familie Orleans zugetragen haben. Unter Anderm findet ein Blatt in der fürwahr auffallend großen Zahl von Gemälden aus der Orleans'schen Familiengeschichte in der diesjährigen Kunstausstellung Anlaß, die gewählten Sujets als uninteressant zu qualificiren und an eine andere interessante Begebenheit in der nämlichen Familie zu erinnern. Es läßt Voltaire in einem Briefe vom 20. Juli 1724 sprechen:

„Ich wünschte, daß Sie von den spanischen Nachrichten noch nichts wüßten, dann hätte ich das Vergnügen, Ihnen zu melden, daß der König von Spanien seine Gemahlin hat einsperren lassen, eine Tochter des Herzogs von Orleans, welche trotz ihrer spitzen Nase und ihres langen Gesichtes (die Damen der Familie Orleans hatten von jeher lange Gesichter und spitze Nasen) nicht lassen konnte, die großen Beispiele ihrer hohen Schwestern zu befolgen. (Hier wird nun folgende Phrase — wie es heißt, zum Gebrauche der Schüler in dem Hause Orleans — in schlechtem Latein gegeben: „Praestantissimo corpore ancillae reginae ipsaque regina, vestibus, tenuissimis etiam, exutis, formosos Hispaniae principes nonnunquam receperunt.") Man hat ihr ganzes Haus aufgehoben und bei ihr im Schlosse, wo sie eingesperrt ist, nur eine alte Ehrenfrau gelassen. Als die arme Königin sich mit dieser Dueña eingesperrt sah, soll sie den Entschluß gefaßt haben, sich zum Fenster hinauszustürzen, und auf dem Punkt gewesen sein, ihn auszuführen, als man ihr schnell zu Hülfe geeilt ist."

Beinahe gleichzeitig brachten die öffentlichen Blätter, die englischen zuerst, ein Actenstück, welches auf die Verhältnisse der Familie Ludwig XVI., insbesondere auf die Aufführung der Königin Marie Antoinette großes Licht zu werfen geeignet war. Diese Dame war der Gegenstand sehr schwerer Beschuldigungen, nicht nur in politischer Beziehung, sondern auch hinsichtlich ihrer ehelichen Verhältnisse, und während ein Theil hierüber längst im Reinen ist, hat ein anderer seine Zweifel fortgesetzt. Diese Urkunde ist ein Brief des Grafen von der Provence, um die Legitimität der Kinder Ludwig XVI. zu bestreiten. Einige englische Journale, sagt ein hiesiges Blatt hierüber, haben Auszüge aus dieser Urkunde gegeben, deren Original einem Bürger von Brüssel anzugehören scheint. Der Brief ist ganz von der Hand des Grafen von der Provence, später Ludwig XVIII. Er ist an den Herzog von Fitz-James abressirt und vom 15. Mai 1787 datirt. Der Zustand des Papiers und die Schrift, die Zeichen des Alters, eine Randnote von der Hand des Conventsgliedes Courtois mit rother Dinte: „Geheime Papiere von Robespierre", können keinen Zweifel lassen über die Echtheit dieses Schreibens, welches also lautet:

„15. Mai 1787."

„An den Herzog von Fitz-James."

„Die Versammlung der Notabeln ist ihrem Ende nahe, mein lieber Herzog, und doch haben sie die große Frage noch nicht zur Sprache gebracht. Zweifeln Sie nicht daran, nach den Urkunden, welche Sie bereits vor sechs Wochen übergeben haben, werden die Notabeln keinen Anstand nehmen, sich zu überzeugen, daß die Kinder des Königs nicht die seinigen sind. Diese Urkunden beweisen die Schuld der Königin bis zur Augenfälligkeit. Sie sind ein dem Blute Ihrer Gebieter zu ergebener Unterthan, um nicht zu erröthen, vor diesen ehebrecherischen Früchten sich zu beugen. Morgen also und nicht später legen Sie in diesem Betreff meinem Bureau einen Bericht vor. Ich werde zwar nicht zugegen sein; allein mein Bruder von Artois, dessen Bureau keine Sitzung hält, wird an meiner Stelle den Vorsitz führen. Die Thatsache, von welcher es sich handelt, einmal festgestellt, werden die Folgerungen leicht zu ziehen sein. Das Parlament, welches die Königin nicht liebt, wird keine großen Schwierigkeiten machen; allein wenn ihm dergleichen dennoch in den Sinn kommen sollten, so haben wir die Mittel, dasselbe zur Vernunft zu bringen. Was die Einberufung der Stände betrifft, so hoffe ich, daß man noch lange davon sprechen wird, ehe man ernstlich daran denkt. Endlich muß es gelingen; nur auf diese Weise werde ich die ungeheuern Opfer vergessen können, welche ich gebracht, um diese Ueberzeugung zu erlangen. Ich weiß zwar wohl, daß sie dem König nicht sehr angenehm sein wird; aber, unter uns, verdient denn ein solcher Spielball seiner Frau zu regieren? . . . Ja, mein lieber Fitz-James, es ist ein armer Tropf! und Frankreich ist würdig, einen wahren König zu haben . . ."

„Louis Stanislas Xavier."

Diese Urkunde, welche, wie von höser Hand geleitet, in dem gegenwärtigen Augenblick in die Tagsverhandlungen geworfen wurde, wo die legitimistische Partei ohnehin durch den Vorfall mit der Herzogin genug zu leiden hat, war bisher nicht angefochten worden. Heute aber geben mehre Blätter, welche davon gesprochen hatten, eine dagegen erhobene Reclamation. Folgende ist die, welche der „Corsaire" mittheilt:

„Chateau de Baucresson den 8. März 1828."

„Mein Herr,"

„Ich lese in diesem Augenblick in Ihrem Journal vom 1. d. M. den Auszug eines an den Herzog von Fitz-James unterm 15. Mai 1787 und nicht 1789, wie der englische „Globe", welchem Sie gefolgt, irrig meint, geschriebenen Briefes, in welchem der König Ludwig XVIII., damals Graf von der Provence, den Herzog auffodert, dem von Monsieur präsidirten Bureau der Notabelnversammlung einen Bericht zu machen."

„Dieser angeblich eigenhändige, jetzt von Treuttel und Würtz in London angekaufte Brief wurde mir am 12. November 1828 übergeben, mit dem Auftrag, ihn dem Gouvernement anzubieten. Allein ein Schriftverständiger erkannte, daß dieser eigenhändige Brief nichts Anderes sei, als eine mühsam gemachte Nachzeichnung, indem der Abfasser desselben genöthigt gewesen, sich ein Alphabet nach einer Schrift von Monsieur, Graf von der Provence, zusammenzusetzen, ehe er ihn schreiben konnte. Man fand auch mehre orthographische Fehler darin, während Niemand die hohe Ausbildung Ludwig XVIII. in Abrede zu stellen vermag."

„Der letzte Beweis der Falschheit dieses angeblich eigenhändigen Briefes aber war, daß der Herzog von Fitz-James, welcher niemals die Ehre hatte, Mitglied der Notabelnversammlung zu sein, nicht beauftragt werden konnte, einem Bureau Bericht abzustatten, bei welchem er nicht einmal Zutritt hatte."

„Ich wurde demgemäß beauftragt, die Piece zurückzustellen; ich begleitete sie mit einem Danksagungsschreiben für das Vertrauen, womit man dieselbe bei mir hinterlegt, und fügte die materiellen Beweise der Falschheit bei. Abschrift beider Briefe ist in meinen Händen geblieben, und ich bin erbötig, sie Jedem, welcher sich zu mir, Straße Chauchat Nr. 3, verfügen will, zu zeigen."

Die von dem Grafen von Coutard angezogenen, in dem Abdruck der Briefe aber nicht vorkommenden Schreibfehler sind von dem „Corsaire" eingesehen worden. Es sind folgende: 1) ils n'hésiterons pas, 2) les pièces remise, 3) les enfans adulterains. Dieser letztere Fehler ist besonders auffallend, und mit der Bildung Ludwig XVIII. kaum vereinbar.

Die Controverse ist nun eröffnet und da die Eigenthümer eines so wichtigen Actenstückes seine Echtheit nicht so leichthin werden aufgeben wollen, so steht zu erwarten, daß der Streit fortgeführt wird, welcher seiner Natur nach nur höchst interessant sein kann. Wäre der Brief wirklich echt, so würde auch der neueste Ausweg, welchen die rastlose Phantasie des nobeln Faubourg sich erdacht, in nichts zerfallen. Er ließ nämlich plötzlich ausposaunen, der sogenannte italienische Prinz, mit welchem der „Constitutionnel" die Prinzessin verbunden, sei Niemand anders als Ludwig XVII., welcher, nach authentischen unleugbaren Beweisen, allen Wechselfällen seiner Jugend entgangen sei. Somit wäre sie jetzt nicht Regentin, sondern Königin von Frankreich. 171.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Donnerstag, — Nr. 122. — 2. Mai 1833.

Die Briefe des Freiherrn von Stein an den Freiherrn von Gagern.

(Beschluß aus Nr. 121.)

23. Mai 1825. Auf die Erscheinung Ihrer Geschichte bin ich neugierig, nicht im mindesten auf den Fürst Metternich; in Frankfurt ekelt mich die Erbärmlichkeit des dortigen Treibens an.

2. Juni 1825. Es wird gefodert werden das Blut von jenen Liberalen, die, elende Nachäffer der Franzosen, für alles Unheil, das sie angezündet, nichts als einige Abstractionen und einige abgetragene Lumpen demagogischer Tiraden zu geben wissen (aus Görres, was Hr. von Stein höchst vortrefflich findet).

Die Discussion in München über das Militair wird in Berlin viele Aufmerksamkeit erregen, dies ist eine empfindliche Stelle; unterdessen läßt sich Vieles zu Gunsten starker Anspannung der Kräfte in Preußen sagen, was in Baiern nicht geltend gemacht werden kann.

8 Juni 1825. Im Russen liegt Anmaßung, Unruhe und Unternehmungsgeist.

30. Juli 1825. Mir scheint, die Verhandlungen des bairischen Reichstags sind gehaltreicher und freier als die des französischen; man sieht, daß oft Leute sprechen, welche die Sache kennen. Die Verschwendung ist doch ungeheuer, drei Millionen für den Hof, 600,000 Fl. für die auswärtigen Angelegenheiten; jeder bereits vermählten Prinzessin 22,000 Fl. Ich dächte, Preußen und Oestreich bedürften eines solchen Zuschusses nicht.

30. August 1825. Unterdessen halte ich es für nöthig, daß unsere Professoren in Ordnung gehalten werden; ein hoffärtiger, unruhiger und seichter Geist beseelt sie.

3. Nov. 1825. Möge der neue König (Ludwig) zwischen den Klippen der neuerungssüchtigen Doctrinaires, den am Alten starr Haltenden und den Napoleon'schen Buralisten durchsteuern.

27. Febr. 1826. Die Nachrichten von München sind sehr erfreulich; der König ist edel, vaterlandsliebend, hat Liebe zur Kunst und Wissenschaft. Der vorige war immer der Oberst von Alsace, gebildet durch französische Roués und zweibrücker und manheimer Verderbtheit.

1. Mai 1826. Meine Abneigung gegen den Staatskanzler (Hardenberg) beruht auf seiner skandalösen Liederlichkeit, wodurch er zu schlechten Gesellschaften hingezogen wird; seinem Stolz, der ihn veranlaßte, alle tüchtige, selbständige Menschen von den Geschäften zu entfernen und Mittelmäßige oder Nichtswürdige zu wählen; seiner Falschheit, die verhinderte, daß er nie eine dauerhafte Freundschaft knüpfte; seiner Verschwendung des öffentlichen Vermögens, seiner Leichtsinnigkeit und Oberflächlichkeit, da er nichts Gründliches kannte. *)

14. Mai 1826. Der Graf Münster machte dem kleinen und armen Lande (Hanover) mit der königlichen Krone ein schlechtes Geschenk. Wir werden sehen, wie sie dereinst nach der Trennung von England mit ihren Anmaßungen, Bedürfnissen, Foderungen an den verarmten Adel, die Bewohner der lüneburger Haide, von dem Herzog von Cumberland getragen, drücken wird.

1. Juli 1826. Unsere preußischen Diplomaten in Ems (welche dem Kapodistrias den Untergang verkündigten) sind zwar recht gute Leute, aber nicht viel im Capello. (Aber wie ist's denn doch gekommen?)

3. August 1827. Hr. von Eckstein, der Verf. des „Catholique", ist ein Mann von Geist und Beredtsamkeit, kennt auch genau den Stand der französischen Parteien,

*) Der unbillige Haß und Neid gegen den Hrn. von Hardenberg scheint schon im Blute des Hrn. von Stein gegen zu sein und hat noch vollends in der blinden Parteilichkeit für das veraltete Wesen der Reichsritterschaft, welches Hardenberg in Franken angreifen mußte, sich um so feuriger entzündet. Ein anderer Hr. von Stein, Landjägermeister in Triesdorf, bei Ansbach wohnend, ein ausgedienter preußischer Diplomat, wollte den Hrn. von Hardenberg 1799 beim König unmittelbar auf Tod und Leben denuneiren, bestand aber dabei so unrühmlich, daß er sich darüber aus Verdruß das Leben verkürzte. In des Hrn. von Hardenberg Brust lagen wahrhaft liberale Ideen, großmüthige, menschenfreundliche Empfindungen; sein Ganzes strahlte von einer unwiderstehlichen Liebenswürdigkeit, und es möchte vielleicht dem Hrn. von Stein nicht minder sauer geworden sein, mit dem Hrn. von Hardenberg einen Kampf in der Wissenschaft zu beginnen. Die Geschichte wird Dasjenige, was Hardenberg für das Königreich Preußen wirklich geleistet, gerettet und wieder aufgebaut hat, wohl abzuwägen wissen, in Vergleich mit Dem, was der Hr. von Stein nach seinen starren ritterthümlichen Ansichten hat leisten und überall auf ein veraltetes System uralter Zeiten in seiner eigensinnigen Mislaune hat zurückführen wollen, was Gott Lob nicht gelungen. Fürstenwärter hat sich ersäuft in einem Anfall von Schwärmerei.

die er alle tadelt. — Er fand unsere Demagogenriecherei sehr lächerlich.

28. August 1827. Ich wundere mich, daß das Haus Anhalt, welches Preußen so viel zu danken hat, sich so feindselig gegen dieses benimmt. Lächerlich ist es, wenn der Fürst eines kleinen, durchaus ackerbauenden Ländchens von Handelsinteressen spricht.

Warum war nicht Canning 1814—15 in Wien statt des beschränkten unwissenden Castlereagh? Die deutschen Fürsten sollten doch bedenken, daß Deutschlands Unabhängigkeit gegen Rußland und Frankreich hauptsächlich auf den moralischen und materiellen Kräften Preußens ruht, und die läppische und verderbliche Opposition, die sich überall zeigt, aufgeben.

31. Dec. 1828 (1827?). Meine Tochter ist in München; sie spricht mir von der dort herrschenden Kleiderpracht der Damen u. s. w. Das ist doch luxe d'imitation, nicht de richesse, denn Baiern ist nicht reich. Auf dem Landtag hat man eine Flut legislatorischer Weisheit einbrechen lassen; Arbeit für 10 Jahre. Eine krampfhafte Thätigkeit ist überhaupt verderblich und paßt durchaus nicht für ständische Versammlungen.

25. Febr. 1828. Der Verf. Ihres letzten (mitgetheilten) Schreibens legt den beiden preußischen Diplomaten eine nicht besessene Wichtigkeit bei. Der ältere ist durch Kriecherei und Niederträchtigkeit zu einem untergeordneten Posten gelangt, aus dem er sich allmälig hervorgearbeitet hat. Er ist geduldet, aber verachtet. Der jüngere gehört zu einer angesehenen Familie, ist gutmüthig, aber flach; Beide ohne allen Einfluß.

11. April 1828. Ich erhielt aus München mehre Gesetzentwürfe, 25, über Gegenstände, wovon einer allein eine ganze Landtagsperiode vollkommen beschäftigen könnte. Eine Folge dieser Anhäufung ist Seichtigkeit der Entwürfe und Neologism, starr und schroff, auf Erfahrung und Recht rücksichtslos. — Hierauf scharfe Censur des Cultusgesetzes. In den Flugschriften spreche sich eine derbe und unhöfliche Halbwisserei aus.

15. Oct. 1828. Die Anträge der Regierung (an den baiwischen Landtag) sind zu zahlreich, daher die Berathungen übereilt und öfters unbefriedigend. Unterdessen findet man manche Sachkenntniß und Gründlichkeit in den Abstimmungen des — —. Aber er scheint wenig Charakter zu haben, denn nachdem er eine Menge Zweifel vorgebracht gegen die Regierung, so endigt er, indem er ihre Vorschläge annimmt.

19. Nov. 1828. Ein unabhängiger selbständiger Mann, wie Herr von Cotta, sollte sein Blatt nicht einer Partei vermiethen.

22. Jan. 1829. Haben Sie Arteillon's „Extreme in der Politik" gelesen? Es ist das Werk seines Charakters, pfäffisch.

19. März 1829. Der braunschweiger und hessische Regent ist doch ein scandalum magnum. Avnes Deutschland, die Dreizahl wird vollständig!

30. April 1829. Berlin ist in diesem Augenblick der interessanteste Ort in Deutschland, in Beziehung auf die große Zahl seiner geistreichen Männer, Fortschreiten in Kunst und Wissenschaft, politischen Ansichten.

25. Nov. 1829. Das Schicksal des zukünftigen Oberhaupts von Griechenland ist nicht beneidenswerth; ohne die Stütze eines fremden Truppencorps wird er nicht wirken können.

9. Dec. 1829. Max schreibt mir, General Rüsling erhalte das — Generalcommando in Münster. Die Wahl ist gut, er wird den hiesigen Aristokraten gefallen durch seine aristokratischen Grundsätze, dem ganzen Publicum durch seinen wohlwollenden Charakter, seine wissenschaftliche Ausbildung und seine schriftstellerischen Arbeiten.

30. Dec. 1829. Der Hang unserer deutschen Fürsten zur Trägheit und zum thatenlosen Lebensverbrauch verdient den höchsten Tadel; wir haben Prinz Friedrich von Oranien, Bernhard von Weimar, Karl von Baiern u. s. w., und alle diese nehmen zur Devise: „frugen consumere".

11. Febr. 1830. Das Prahlen der Bewohner des linken Rheinufers auf die Napoleon'schen Institutionen ist doch Unsinn; es waren doch nur Institutionen des Despotenwillens.

3. März 1830. Man solle das Heirathen der Armen erschweren, auch die Güterzerstückelung beschränken.

13. März. Herrn von Chateaubriand's Betragen ist durchaus nichtswürdig. Er ist ganz in Eitelkeit ertrunken und geht zum Absurden und Ekelhaften.

5. April 1830. Gesenius und Wegscheider sind keine Arianer, sondern höchst freche Nationalisten.

16. Juni 1830. Das Betragen des Prinzen Leopold ist ganz im Charakter des Marquis Peu-à-peu, wie ihn Georg IV. nannte; er hatte das Gefühl, dies Unternehmen nicht bestehen zu können, und dann einen Seitenblick werfend auf den wahrscheinlichen Einfluß in England, den er wegen Charakterschwäche nicht erlangen wird.

19. Juli 1830. Ich vernahm, daß der Uebertritt der Kronprinzessin durchaus frei von allen Einwirkungen, sondern die Folge von innerer Ueberzeugung war. Ihr Entschluß war der königlichen Familie unbekannt. Sie legte ihr Glaubensbekenntniß in ihrer Privatkapelle an den Bischof Eylert ab, in der Gegenwart ihres Gemahls, ihrer Tante, der Prinzessin Wilhelm und der Gräfin Reden, verfügte sich dann zum König, um ihm das Geschehene anzuzeigen, das ihn in ein freudiges Erstaunen setzte. In Hinsicht auf äußere Verhältnisse hätte ich gewünscht, die Veränderung sei nicht geschehen; doch in höherer Beziehung muß man die Handlung der Kronprinzessin ehren. Ich hoffe, die unchristlichen Lehrer werden von den christlichen Lehrstühlen entfernt werden. Unruhe und Gährung wird es nicht geben, wenn man ein Dutzend Nationalisten extra statum nocendi setzt. Das Benehmen der Liberalen ist nichtswürdig.

25. Aug. 1830. Bei der Construction des deutschen Bundes war es ein großer Mißgriff, der seinen Grund in der Ministerialpuncta der kleinen Fürsten fand, allen Bundesgliedern gleiche Rechte zu geben.

1. Oct. 1830. — nun kann ich den penitum novandi

des Herrn E. Hofmann (in Darmstadt) nicht billigen, der Angelegenheiten aufgeregt, die außer seinem Bereich liegen, und deren Kenntniß ihm die Stellung, die er in der bürgerlichen Gesellschaft hat, nicht gestatten (weil er ein Bürgerlicher, nicht adelig ist?). In Kassel hat Hr. Fürst, um Gehalte zu ersparen und seine Privatkasse damit zu bereichern, die Rathsstellen des obersten Bundesgerichts bis auf zwei eingehen und die Gerichtsgeschäfte von schlecht besoldeten Assessoren und gar nicht besoldeten Referendarien verrichten lassen.

2. Dec. 1830. Das Eingreifen eines Bundesgenossen ist kein Einmischen in die innern Angelegenheiten einer Nation, sondern Unterstützung. Bei Bestimmung der Verhältnisse von Belgien gegen Preußen präsidirte der hannöverische Neid. Die Discussionen in dem brüsseler Convent sind doch gar zu dumm, sie riechen nach dem blauen Kittel, in welchem die Deputirten in den Kammern erscheinen, wie ich vernehme.

9. Dec. 1830. Die Hauptbeschwerden im Nassauischen sind Beamteninsolenz und Willkür, die Verschlossenheit des Herzogs gegen Beschwerden.

29. Jan. 1831. Die Niederlande waren für Deutschland doch nur eine schwache Vormauer; Zwiespalt im Innern, eine Uebermacht von Festungen, schwaches Heer. Auf einer Seite eine unwissende, reiche, stolze Aristokratie, eine einflußreiche dumme Pfaffheit, auf der andern Bürgerstolz, Krämergeist, Calvinische Schroffheit. Die Politik des Königs war feindselig gegen Deutschland, blind vertrauend auf das egoistische England, welches das erste ist, das ihn seinem Schicksal überläßt. Der Herzog von Aremberg hält sich in Münster auf; er besuchte sehr regelmäßig die Ständeversammlung und nahm Theil an ihren Verhandlungen. Er ist ruhig, besonnen, und hat durch Krieg und Verwaltung eines bedeutenden Besitzthums sich einen praktischen Geschäftsblick erworben. Er und seine Gemahlin, eine P. Lobkowitz aus Prag, sind einfach, häuslich.

3. März 1831. Die fränkischen Hauptorte sind gegen den König Ludwig aufgebracht; er hätte die gewählten Mitglieder zulassen sollen. Hornthal und Wehe sind von keiner Bedeutung (natürlich, weil sie nicht aus der Adelsclasse sind?). Die Rationalisten, welche versichern, das Menschengeschlecht sei frei von der Erbsünde, sind die treuen Gehülfen der Jakobiner.

35.

Lob- und Schmähschriften, von Ernst Ortlepp. Motto: „Lob und Tadel muß ja sein!" (Göthe.) Leipzig, Fest. 1833. 8. 12 Gr.

Als dem Ref. dies Büchlein von der verehrlichen Redaction d. Bl. zugesendet wurde, nahm er einigen Anstoß an dem Titel desselben und hätte am liebsten dasselbe wieder zurückgeschickt, wenn ihn nicht Hrn. Ortlepp's Name neugierig gemacht hätte, zu sehen, wie sich derselbe als Prosaiker ausnähme. Die mittlerweile erschienene Novelle desselben, „Cölestin", haben wir nur erst in einer Leihbibliothek gesehen. Aber je mehr Ref. in dies Büchlein hereinlas, desto mehr stieg seine Verwunderung über die Geschmacklosigkeit in demselben und sein Unwille über die Anmaßung, die den Grundton des ganzen Büchleins ausmacht. Ref. kann sich das Zeugniß geben, daß er weder in blinder Bewunderung eines einzigen Dichters oder Schriftstellers befangen sei, noch daß er den Wunsch hege, die gesammte poetische Literatur in enge Fesseln geschlagen zu sehen und Alles verdammt zu wissen, was nicht innerhalb derselben eingepfercht werden könne; aber die Achtung vor dem Publicum gilt ihm als ein heiliges und ernstes Gesetz, das grade von jungen Schriftstellern am wenigsten verletzt werden darf. Ein solcher junger Schriftsteller, sowol der Zeit seines literarischen Auftretens als seinen Jahren nach, ist aber Herr Ernst Ortlepp. Einige Gelegenheitsgedichte politischer Art, die vielleicht nicht weiter als zehn Meilen um Leipzig bekannt geworden sind, und einige, durch den Augenblick hervorgerufene Polengesänge und Landtagslieder sind Alles, was man bis jetzt von Hrn. Ortlepp kennt. Das gibt ihm aber ganz und gar nicht das Recht, als vornehmer Kritikus aufzutreten und über alle Verhältnisse des literarischen Lebens dreist abzusprechen, alle Gebrechen desselben einer frechen Rüge zu unterziehen, freilich stets in einem humoristisch sein sollenden Tone, der aber so schlecht gehalten ist, daß man überall den übel verhehlten Wunsch durchblicken sieht, eine Art von dictatorischem Regiment auf dem Gebiete der schönen Literatur auszuüben. Jedoch gehört etwas mehr Welt- und Menschenkenntniß, als Hr. Ortlepp dermalen besitzt, dazu, um die Rolle eines solchen vornehmen Kritikers mit Anstand zu spielen. Denn obgleich Leipzig „seine Leute bildet" und ein Mittelpunkt des literarischen Lebens und Treibens für Deutschland ist, so dürfte es doch zur Durchschauung desselben noch nicht genug sein einige Buchhändlermessen mitgemacht zu haben, bei „Herrn Bär in der Stadt Berlin zu Leipzig" (Hrn. Ortlepp's eigne Worte auf S. 28) täglich zu speisen, oder „durch Vermittelung eines Buchhändlers eine Flasche Wein erhalten zu haben" und „zum Genuß eines Vogelschießens" gekommen zu sein (S. 29). Ref. glaubt gewiß, daß, wenn Hr. Ortlepp sich erst etwas in der Welt umgesehen haben und seine Thätigkeit auf ernstere und gemeinnützigere Arbeiten zu concentriren gelernt haben wird, ihm Vieles, ja das Meiste ganz anders erscheinen wird als damals, wie er vorliegendes Büchlein schrieb. Jetzt müssen wir aber über dasselbe, unserer übernommenen Verpflichtung gemäß, berichten, und wir können dies um so unparteiischer thun, da wir ohne alle persönliche oder literarische Verhältnisse zu Hrn. Ortlepp sind.

Das Büchlein zerfällt in 27 Kopfstücke, d. h. Capitel oder Hauptstücke. Schon die Ueberschriften derselben müssen billig einigen Zweifel an dem guten Geschmacke des Hrn. Ortlepp erregen. Man höre nur: „Lob der Buchhändler. Ueber junge Meerkatzen und Wasserorgeln. Ueber das Ballspielen. Ueber beschnittene Dukaten. Ueber Krebse und neue Häringe. Der Drehstuhl" (S. 15), oder das sechzehnte Kopfstück (S. 75): „Ueber Bratwürste, Platonische Liebe, Schuhbürsten, Volksfeste, Havannacigarren, Lehrbücher der Logik, Glacehandschuhe, Drehorgeln, falsche Ideale, Stiefelwichse, historische Forschung, Gänsezucht, weibliche Schönheit, Wolkenbrüche, Communalgarde, Reisebeschreibungen, Theerdanzants, Stockfische, Rosenbonbons, sauere Gurken, Bildung des Herzens, Teufelsdreck und gute Brauerspiele." Solche Ueberschriften sollen pikant sein, die Leser werden sich aber verwundern, wenn sie finden daß Hr. Ortlepp es macht, wie Hans Nord in Gellert's bekannter Fabel, und die Ueberschriften ohne Nachschriften und Ausführungen gelassen hat. Wir wissen nicht, ob dies Humor oder Ironie sein soll; höchst unglücklich ist der Gedanke auf jeden Fall.

In diesen „Kopfstücken" wird nun die Kritik abwechselnd gelobt und getadelt, die Recensenten werden bald ausgeschimpft, bald gelobt, die Buchhändler abwechselnd für harte und zähe Menschen, dann wieder für gebildete und liberale Männer erklärt. Die Gelehrten werden bald mit Eseln und Ochsen verglichen, bald mit Lorbeerkronen geschmückt, die schriftstellernden Frauen einmal getadelt, dann wieder in Schutz genommen, in einem Kopfstücke wird die Wahrheit getadelt, in dem folgenden die Lüge gelobt, dann wieder der Tadel (d. h. die Recensenten) gepriesen, und im folgenden Kopfstücke das Lob (oder das Loben)

Inhalt.

Nr. 121. Die Briefe des Freiherrn von Stein an den Freiherrn von Gagern. — Nachtrag zu der Geschichte Ludwig XVI.

122. Die Briefe des Freiherrn von Stein an den Freiherrn von Gagern. (Beschluß.) — Lob- und Schmähschriften, von Ernst Oetiepy. — Literarische Notiz.

123. Schilderungen und Begebenheiten eines Vielgereisten, der ausruht. Erstes, zweites Buch. — Diesjährige Kunstausstellung in Paris. — Notiz. — Literarische Anzeige.

124. Schilderungen und Begebenheiten eines Vielgereisten, der ausruht. Erstes, zweites Buch. (Beschluß.) — Erzählungsliteratur. (1. Herbstveilchen. Erzählungen und Novellen von O. L. B. Wolff. Erste Folge. 2. Saimigondis, oder novellistische Bunte-Reihe des Auslandes, in freien Uebersetzungen. Von Theodor Hell und seinen Freunden. Monatsschrift. 3. Marco Dolorosa. Die Abenteuer einer Nacht. Zwei Novellen von Wilhelm Marsano. 4. Die unheimlichen Gäste. Novelle von Demselben. 5. Novellenzweige. Erzählungen, Novellen und Phantasiestücke von Hermann Meynert. 6. Atlantische Nächte. Eine Sammlung Novellen und Kriegsbilder. Herausgegeben und dem Andenken seines an den Ufern des Mississipi schlummernden Werner's geweiht von Thorwald. Zwei Theile. 7. Mein Jugendleben und meine Reisen. Von Wit von Dörring. Ergänzung der „Fragmente aus meinem Leben und meiner Zeit".) — Passional Christi und Antichristi. — Notizen.

125. Briefe an den Herausgeber über den Anschluß Sachsens an den preußisch-baierischen Zollverband. Erster Brief. Von Friedrich von Raumer. — Cholerodea. Zeitgemälde von G. F. Hock. Von Theodor Mundt. — Notizen.

126. Uebersicht der schwedischen Literatur vom Jahr 1832. Erster Artikel. — Heyse's Handwörterbuch der deutschen Sprache. (Handwörterbuch der deutschen Sprache, mit Hinsicht auf Rechtschreibung, Abstammung, Bildung, Biegung und Fügung der Wörter, sowie auf deren Sinnverwandtschaft. Nach den Grundsätzen seiner Sprachlehre angelegt von Joh. Christ. Aug. Heyse, ausgeführt von K. W. L. Heyse. Erster Band in zwei Abtheilungen und zweiten Bandes erste Abtheilung.) — Romanenliteratur. (1. Veit. Ein Beitrag zu den Denkwürdigkeiten peinlicher Gerichtspflege von Alexander Bronikowski. Drei Bände. 2. Abendstunden. Erzählungen von Ludwig Pressel. 3. Arbjagar der graue Wanderer, oder Lasterstrafe und Tugendlohn. Ein Gegenstück zum Schwarzen Ritter vom nämlichen Verfasser.) — Notiz.

127. Taschenbibliothek aller Revolutionen der neuern Zeit. Von E. Burckhardt und A. Kaiser. Erstes bis fünftes Bändchen. — Zur Literatur der orientalischen Reisen. (A narrative of a visit to the court of Sinde; a sketch of the history of Cooteh etc. By James Burnes.) — Denkwürdigkeiten und Hauptmomente aus dem Leben der Herzogin von Berri seit ihrer Vermählung bis nach ihrer Verhaftung zu Nantes. Nach dem Französischen des Herrn L. B. Maquant und Anderer. — Literarische Anzeige.

128. Taschenbibliothek aller Revolutionen der neuern Zeit. Von E. Burckhardt und A. Kaiser. Erstes bis fünftes Bändchen. (Beschluß.) — Darstellungen aus meinem Leben und aus meiner Zeit. Von Friedrich Karl von Strombeck. Zwei Theile. — Literarische Notizen.

129. Briefe an den Herausgeber über den Anschluß Sachsens an den preußisch-baierischen Zollverband. Zweiter, dritter und vierter Brief. Von Friedrich von Raumer. — Flugschriften. (1. Lavalette's, Reichsgrafen, Adjutanten, dann Staatsraths und Generalpostdirectors des Kaisers Napoleon, wundervolle Rettung vom Henkertode durch die Liebe und Aufopferung seiner Gattin Emilie, einer geborenen Beauharnais. Nach den eignen Denkwürdigkeiten Lavalette's und aus andern guten Quellen dargestellt von Fr. Jos. Adolf Schreibmüller. 2. Politisch-naturhistorische Aphorismen. Eine Phantasmagorie des heutigen Europa. Recht lieblich zu lesen für Groß und Klein, auch gar sehr vernünftlich geschrieben von Karl Riemann, einem alten Hofphilosophen. 3. Die Schwärmerzunft. Ein Beitrag zur Zeitgeschichte. — Aphorismen.

Nr. 130. Anselm's von Feuerbach kleine Schriften vermischten Inhalts. Erste und zweite Abtheilung. — Volkslieder der Polen. Gesammelt und übersetzt von W. P. — Notizen.

131. Anselm's von Feuerbach kleine Schriften vermischten Inhalts. Erste und zweite Abtheilung. (Beschluß.) — Alexander Dumas und Victor Hugo. — Literarische Notizen.

132. Briefe an den Herausgeber über den Anschluß Sachsens an den preußisch-baierischen Zollverband. Fünfter, sechster und siebenter Brief. Von Friedrich von Raumer. — Der Fügenkaiser. Seltsamliche, wunderbare, abenteuerliche und dennoch wahrhaftige Schicksale des Herrn von Münchhausen II. (jun.), würdigen Nachkommen des weiland wohledlen Erb- und Gerichtsherrn gleiches Namens. Nach aufgefundenen Papieren bearbeitet und herausgegeben durch F. von Abendstehen. Zwei Bändchen. — Aus Italien.

133. Briefe an den Herausgeber über den Anschluß Sachsens an den preußisch-baierischen Zollverband. Von Friedrich von Raumer. (Beschluß.) — Correspondenznachrichten aus Berlin. — Literarische Anzeige.

Beilage Nr. 5. Bemerkungen über den Artikel „Kaspar Hauser" im „Conversations-Lexikon der neuesten Zeit und Literatur". — Memoiren Ludwig XVIII., gesammelt und geordnet von dem Herzoge von D... Deutsch durch K. Wilh. Schiebler. Dritter und vierter Band. — Deutsche Denkwürdigkeiten aus alten Papieren. Herausgegeben von C. F. v. Rumohr. Vierter Theil. — Ueber Protestantismus, Protestantismus, Revolution, Repräsentation und Staat, in besonderer Hinsicht auf Deutschland. Die Notion der Kirche. Aus den Theologischen Annalen 1831 besonders abgedruckt. — Notiz. — Aphorismen.

134. Ein Blick auf Rheinbaierns gegenwärtige Stimmung und Lage. — Stimme aus Schweden über Leffing's „Reise durch Norwegen nach den Lofoden, durch Lappland und Schweden". — Französische Zeitschriften in den Pyrenäen. — Für die Herren Buchhändler.

135. Ein Blick auf Rheinbaierns gegenwärtige Stimmung und Lage. (Beschluß.) — Stimme aus Schweden über Leffing's „Reise durch Norwegen nach den Lofoden, durch Lappland und Schweden". (Beschluß.) — Literarische Notizen. — Literarische Anzeige.

136. Faustus. Ein Gedicht von Ludwig Bechstein. — Neueste englische Literatur. (1. Semi-serious observations of an italian exile, during his residence in England. By Count Pecchio. 2. Records of travels in Turkey, Greece etc. and of a cruise in the Black Sea with the Capudan Pascha in the years 1829, 1830 and 1831. By Adolphus Slade. Zwei Bände. 3. Records of my life. By the late John Taylor. Zwei Bände. 4. The year of liberation; a journal of the defence of Hamburgh against the french army under marshal Davoust in 1813; with sketches of the battles of Lutzen, Bautzen etc. Zwei Bände. 5. A view of the early parisian greek press; including the lives of the Stephani or Estiennes, notices of other contemporary greek printers of Paris and various particulars of the literary and ecclesiastical history of their times. By the rev. W. P. Greswell. Zwei Bände. 6. The Buccaneer; a tale. 7. Miserrimus.) — Notizen.

137. Faustus. Ein Gedicht von L. Bechstein. (Beschluß.) — Les écorcheurs, deutsch: Die Schinder, oder Kronenraub und Pest. Historischer Roman in Fragmenten aus dem Jahre 1418, von Vicomte d'Arlincourt. Vollständige Ue-

Uebersetzung des französischen Originals von Joseph Gambihler. Zwei Bände. — Literarische Anzeige.

Nr. 138. Theorie des menschlichen Erkenntnißvermögens und Metaphysik, von Ernst Reinhold. Erster Band. — Notizen.

139. Theorie des menschlichen Erkenntnißvermögens und Metaphysik, von E. Reinhold. Erster Band. (Beschluß.) — Chansons nouvelles et dernières de Béranger, dédiées à Lucien Bonaparte. — Literarische Notizen.

140. Geschichte Griechenlands vom Anfange geschichtlicher Kunde bis auf unsere Tage, von Joh. Wilh. Zinkeisen. Erster Theil. — Bemerkungen über Natur, Kunst und Wissenschaft auf einer Reise über Berlin und den Harz nach Hamburg zu der Versammlung der Naturforscher und Aerzte im Jahre 1830, nebst der Rückreise über Kopenhagen, von Magnus von Poutin; aus dem Schwedischen übersetzt von A. Grison. — Die Kirche und ihre Gegner in den drei letzten Jahrhunderten. Eine katholisch-christliche Bekenntnißschrift von Fred. Herbst. — Literarische Anzeige.

141. Geschichte Griechenlands vom Anfange geschichtlicher Kunde bis auf unsere Tage, von J. W. Zinkeisen. Erster Theil. (Beschluß.) — Ensayo historico-critico sobre la legislacion de Navarra por D. Jose Maria de Zuaznavar, Francia, Cavero, Izagaga, Arrue y Mugica, ministro jubilado del real y supremo consejo de Navarra, individuo de las reales academias, española y de la historia, y de otras varios cuerpos literarios. T. I, II, III, I. 1. — Literarische Notizen.

142. Masaniello, der Mann des Volkes. Trauerspiel in fünf Aufzügen von Wilhelm Zimmermann. — Examen critique des travaux de feu M. Champollion sur les hiéroglyphes; par M. J. Klaproth. — Vita di Benvenuto Cellini orefice e scultore fiorentino, scritta da lui medesimo. Giusta l'autografo pubblicato dal Tassi. Con cinque tavole in rame. Zwei Bände. — Einige Berichtigungen und Bemerkungen aus Kopenhagen.

143. Masaniello, der Mann des Volkes. Trauerspiel in fünf Aufzügen von Wl. Zimmermann. (Beschluß.) — Geschichte Baierns nach seinen alten und neuen Bestandtheilen. Für Gebildete des In- und Auslandes, vor Allem für Baierns reifere Jugend. Von Karl Wilh. Böttiger. — Literarische Notizen.

144. Dramatische Bücherschau für das Jahr 1832. Zweiter Artikel. (13. Gamems. Trauerspiel in fünf Acten. Von Wilhelm von Chezy. 14. Die Macht des Gewissens. Drama in einem Act. Von Clip. 15. Nero. Tragödie in drei Acten. Von Friedrich Richter. 16. Robespierre, oder der neunte Thermidor. Drama in drei Theilen und acht Bildern. Ein Gemälde der französischen Revolution im Jahre 1794. Nach Auvet-Bourgeois und Francis, von Georg Wolf. 17. Die Bluthochzeit, oder der Frevel an dem Heiligen. Trauerspiel in fünf Aufzügen. Von Karl Werlich. 18. Hermannfried. Trauerspiel. 19. Prinz Hugo. Trauerspiel in fünf Acten von Karl Lauter. 20. Zampa, oder die Marmorbraut. Komische Oper in drei Aufzügen. Nach dem Französischen des Melesville von C. Blum. 21. Gustav Adolf. Ein historisches Drama. Von Fr. Förster. 22. Der Renegat auf Morea. Trauerspiel in drei Aufzügen. Nach dem Neugriechischen des Olympiers Georg Lassanis. Von Harro Harring. 23. Dramatische Kleinigkeiten. Von Friedrich Wetter. 24. Ludwig XI. Trauerspiel in fünf Aufzügen. Aus dem Französischen des Casimir Delavigne. Von P. H. Külb.) — Stewart's Missionen in die Sandwichinseln. — Literarische Anzeige.

Nr. 145. Dramatische Bücherschau für das Jahr 1832. Zweiter Artikel. (Fortsetzung.) — Thatsachen des archäologischen Instituts in Rom. Von Eduard Gerhard. — Beiträge zur Kenntniß des Katholicismus und zur Förderung der Sache des Lichtes und der Wahrheit. Von L. M. Eisenschmidt. — Literarische Notizen.

146. Dramatische Bücherschau für das Jahr 1832. Zweiter Artikel. (Beschluß.) — Memoiren des Admirals A. Schischkow, über die Zeit seines Aufenthaltes bei der Person des wohlseligen Kaisers Alexander I. während des Kriegs mit den Franzosen in den Jahren 1812—14. Aus dem Russischen übersetzt von Karl Wolkhammer. — Notizen.

147. Allgemeine Geschichte des israelitischen Volkes, sowol seines zweimaligen Staatslebens als auch der zerstreuten Gemeinden und Sekten bis in die neueste Zeit, in gedrängter Uebersicht, zunächst für Staatsmänner, Rechtsgelehrte, Geistliche und wissenschaftlich gebildete Leser, aus den Quellen bearbeitet von J. M. Jost. Zwei Bände. — Neue Beiträge zur Kenntniß des gewerblichen und commerziellen Zustandes der preußischen Monarchie. Nach amtlichen Quellen. Von C. W. Ferber. — Literarische Notizen.

148. Göthe's nachgelassene Werke. Erster bis fünfter Band. — Stimmen der Reformation und der Reformatoren an die Fürsten und Völker dieser Zeit. Nebst einer historisch-philosophischen Einleitung von J. Ruge. — A memoir on Sebastian Cabot, with a review of the history of maritime discovery. Illustrated by documents from the rolls now first published. — Literarische Notizen.

149. Göthe's nachgelassene Werke. Erster bis fünfter Band. (Beschluß.) — Stimmen der Reformation und der Reformatoren an die Fürsten und Völker dieser Zeit. Nebst einer historisch-philosophischen Einleitung von J. Ruge. (Beschluß.) — Oestreich wie es ist. Gemälde von Hans Normann. Vier Theile in zwei Abtheilungen. — Literarische Anzeige.

150. Abermals eine Stimme über Nordamerika. — Lieder von Karl Mayer. — Heures du soir. Livre des femmes. Erster Band. — Fortgesetzte Geschäftsvereinfachung in Baiern.

151. Abermals eine Stimme über Nordamerika. (Beschluß.) — Lieder von K. Mayer. (Beschluß.) — Graff's althochdeutscher Sprachschatz. — Notizen.

Falk über Göthe.

Ich habe wieder einige Exemplare dieser Schrift vorräthig, die zu dem Ladenpreise von 1 Thlr. 12 Gr. durch alle Buchhandlungen zu beziehen sind.

Leipzig, im Mai 1833.

F. A. Brockhaus.

Bericht
über die Verlagsunternehmungen
für 1833
von
F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die mit * bezeichneten Artikel werden bestimmt im Laufe des Jahres fertig; von den übrigen ist die Erscheinung ungewisser.

I. An Zeitschriften wird für 1833 fortgesetzt:

*1. Blätter für literarische Unterhaltung. (Herausgegeben unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung.) Jahrgang 1833. Außer den Beilagen täglich eine Nummer. Gr. 4. Auf gutem Druckpapier. 12 Thlr.

Wird Dienstags und Freitags ausgegeben, kann aber auch in Monatsheften bezogen werden.

*2. Isis. Encyklopädische Zeitschrift, vorzüglich für Naturgeschichte, Anatomie und Physiologie. Herausgegeben von Oken. Jahrgang 1833. 12 Hefte. Gr. 8. Auf Druckpapier. Mit Kupfern 5 Thlr.

*3. Zeitgenossen. Ein biographisches Magazin für die Geschichte unserer Zeit. (Herausgegeben unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung.) Vierten Bandes sechstes Heft und folgende. (Nr. XXIX und folgende.) Gr. 8. Geh. Preis des Heftes von 6—7 Bogen auf gutem Druckpapier 12 Gr.

Es erscheint jede 5—6 Wochen ein Heft.

In den unter 1) angekündigten Zeitschriften erscheint für literarische Bekanntmachungen aller Art fast wöchentlich ein

*4. Literarischer Anzeiger,

der außerdem noch der „Allgemeinen musikalischen Zeitung" beigelegt wird. Für die gespaltene Zeile wird zwei Groschen berechnet.

Gegen Vergütung von 3 Thlr. werden Anzeigen, Antikritiken und dergl. den Blättern für literarische Unterhaltung, und gegen Vergütung von 1 Thlr. 12 Gr. der Isis beigelegt oder beigeheftet.

II. An Fortsetzungen und Resten erscheint:

*5. Atterbom (P. A.), Die Insel der Glückseligkeit. Sagenspiel in fünf Abenteuern. Aus dem Schwedischen übersetzt von H. Reuß. Zweite Abtheilung. Gr. 8. 26 Bogen auf feinem Druckpapier. 2 Thlr.

Die erste Abtheilung (1821) kostet 1 Thlr. 12 Gr.

*6. *Becker (Wilhelm Gottlieb)*, Augusteum, Dresdens antike Denkmäler enthaltend. Zweite Auflage. Besorgt und durch Nachträge vermehrt von *Wilh. Adolf Becker*. Drei Bände oder 13 Hefte, mit 154 Kupfertafeln. Die Tafeln in Royalfolio, der Text in Octav. Fünftes Heft und folgende. Subscriptionspreis eines Heftes 1 Thlr. 21 Gr.

Das erste bis vierte Heft (Taf. I—XLVI. und Text Bogen 1—18) erschienen 1832 und kosten im Subscriptionspreise 7 Thlr. 12 Gr.

7. Bibliothek deutscher Dichter des siebzehnten Jahrhunderts. Begonnen von Wilhelm Müller. Fortgesetzt von Karl Förster. Dreizehntes Bändchen. 8. Auf feinem Schreibpapier. Geh.

Das dreizehnte Bändchen setzt Hoffmannswaldau und Lohenstein enthaltend. Erstes bis zwölftes Bändchen (1822—31) kosten 16 Thlr. 8 Gr.

*8. Conversations-Lexikon der neuesten Zeit und Literatur. In vier Bänden. In Heften zu acht Bogen. Zweiten Bandes viertes (letztes) Heft und folgende. Jedes Heft auf weißem Druckpapier 6 Gr., auf gutem Schreibpapier 8 Gr., auf extrafeinem Velinpapier 16 Gr.

Das erste bis zehnte Heft (Abcl bis Heidegg) erschienen 1832. Obwol Manches hervor als nothwendige Ergänzung in die unter 10 erschienene achte Auflage des Conv.-Lex. übergehen mußte, so behielt dieses Werk doch seine ganze Selbständigkeit, bildet aber für die Besitzer der achten sowie jeder frühern Auflage eine höchst interessante Erweiterung, da es die Ereignisse der neuesten Zeit in ausführlicher Darstellung enthält. Es steht für Jeden unentbehrlich, der die Erscheinungen der neuesten Zeit richtig würdigen will, wie dies auch die Theilnahme des Publicums bezeugt, welche eine Auflage von 20,000 Ex. nöthig gemacht hat.

*9. Cuvier (Baron von), Das Thierreich, geordnet nach seiner Organisation. Als Grundlage der Naturgeschichte der Thiere und Einleitung in die vergleichende Anatomie. Nach der zweiten, vermehrten Ausgabe übersetzt und durch Zusätze erweitert von F. S. Voigt. In fünf Bänden. Dritter Band. Gr. 8.

Der erste Band (Säugthiere und Vögel, 1831) kostet 4 Thlr., der zweite Band (Reptilien und Fische, 1832) 2 Thlr. 8 Gr.

*10. Allgemeine Encyklopädie der Wissenschaften und Künste, in alphabetischer Folge von genannten Schriftstellern bearbeitet, und herausgegeben von J. S. Ersch und J. G. Gruber. Mit Kupfern und Karten. Gr. 4. Cart.

Jeder Theil im Pränumerationspreise auf gutes Druckpapier 3 Thlr. 20 Gr., auf feinem Velinpapier 5 Thlr., auf extrafeinem Velinpapier im größten Quartformat mit breitem Rande (Prachtexemplare) 10 Thlr.

Erste Section, A—G, herausgegeben von J. S. Ersch. Elfundzwanzigster Theil und folgende.

Zweite Section, H—N, herausgegeben von J. S. Hellmann. Zehnter Theil und folgende.

Dritte Section, O—Z, herausgegeben von W. H. C. Meier und G. F. Kämz. Sechster Theil und folgende.

Seit Ende 1831, wo ich den Verlag der Encyklopädie übernommen, hat im Ganzen sechs Aebte gewechselt, und sie sind rasch fortgeeilt, als ob die Sorge für den innern Werth und die Rücksicht auf die Abonnenten Beyde gelähmt.

Den frühern Abonnenten, denen eine Reihe von Bänden fehlt, und Denjenigen, die ein Abonnement auf das ganze Werk neu eintreten wollen, werden die billigsten Bedingungen gestellt.

11. *Kruch (Johann Samuel)*, Handbuch der deutschen Literatur seit der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts bis auf die neueste Zeit. Systematisch bearbeitet und mit den nöthigen Registern versehen. Neue, mit verschiedenen Mitarbeitern besorgte Ausgabe. Gr. 8. Auf gutem Druckpapier, auf feinem franz. Schreibpapier, und auf denselben Papiere in gr. 4. mit breitem Rande.

Zweiten Bandes zweite Abtheilung: Literatur der schönen Künste. (Bearbeitet bis zum 25. Bogen von Prediger *Rese* in Halberstadt, beendigt von *K. C. Kraukling*.)

Vierten Bandes zweite Abtheilung: Literatur der vermischten Schriften. (Bearbeitet von *K. C. Kraukling* in Dresden.)

Da ich nach Jahre langem Warten von Herrn Prediger Rese in Halberstadt die letzten Bogen der Abtheilung der schönen Künste nicht erhielt, so hat auf meine Bitte Herr K. C. Kraukling in Dresden die Beendigung derselben, die Besorgung der Register und der Nachträge übernommen. Er hat mir die feste Zusicherung gegeben, mich in Stand zu setzen, den Druck dieser Abtheilungen in diesem Jahre zu beendigen. Das Publicum kann die Verzögerung nicht unangenehmer sein als mir selbst, und es geschieht von meiner Seite gewiß alles Mögliche um der Verpflichtung, die ich gegen das Publicum habe, zu genügen.

*12. Geschichte der Staatsveränderung in Frankreich unter König Ludwig XVI., oder Entstehung, Fortschritte und Wirkungen der sogenannten neuen Philosophie in diesem ersten Sechstel Theil. Gr. 8. Auf feinem Schreibpapier.

Der erste bis fünfte Theil (1828—30) kosten 9 Thlr. 15 Ngr.

(Die Fortsetzung folgt.)

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Mittwoch, — Nr. 121. — 1. Mai 1833.

Zur Nachricht.

Von dieser Zeitschrift erscheint außer den Beilagen täglich eine Nummer und ist der Preis für den Jahrgang 12 Thlr. Alle Buchhandlungen in und außer Deutschland nehmen Bestellung darauf an; ebenso alle Postämter, die sich an die königl. sächsische Zeitungsexpedition in Leipzig, das königl. preuß. Grenzpostamt in Halle, oder das fürstl. Thurn und Taxische Postamt in Altenburg wenden. Die Versendung findet wöchentlich zwei Mal, Dienstags und Freitags, aber auch in Monatsheften statt.

Die Briefe des Freiherrn von Stein an den Freiherrn von Gagern.

Der preußische unlängst verstorbene Staatsminister Freiherr von Stein, privatisirend auf seinem Gute im Nassauischen, wird uns zur Anschauung preisgegeben in dem neuesten Werke des Herrn von Gagern: „Mein Antheil an der Politik. IV." (Stuttgart, Cotta, 1833, 8., 2 Thlr.), welches ausschließend in dem Briefwechsel dieses Hrn. Ministers von Stein mit dem Hrn. von Gagern besteht, woraus also von der eignen Theilnahme des Hrn. von Gagern an der deutschen oder europäischen Politik nichts zu ersehen ist, die überhaupt unsers Ermessens nie in einem wahren Wirken nach den Geboten des jetzigen Zeitgeistes, sondern immer nur in vielen Reden und Abschweifen eines so Gott will verlebten reichsritterschaftlichen Adelsgeistes bestanden, in welchen sich derselbe als einen Melanchthon der jetzigen Welt dem Hrn. von Stein, als dem neuen Erdenreformator Luther, angeboten hat. Zu viel Ehre für Beide! Wir glauben nicht, daß Hr. von Gagern den Manen Stein's durch diese rücksichtslos preisgegebene Correspondenz einen Liebesdienst erwiesen hat, und sind geneigt, die vielen harten, starren, feindseligen Urtheile des Hrn. von Stein dadurch zu entschuldigen, daß er sie gewiß nicht veröffentlicht haben wollte, ecclesia autem de internis non judicat. Jene jüngere Generation, welche sonst den Hrn. von Stein für ihren Heros, für den Eckstein aller tugendhaften Verbindung, den Anwalt der Liberalität, der deutschen Gesetzsamkeit, den Vertreter der untersten Volksclassen gehalten, wird davon ziemlich zurückkommen, wenn sie nun hier mit Händen greift, wie Hr. von Stein unter deutscher Freiheit sich mit höchster Herabwürdigung der deutschen Fürsten nur eine ausschließliche Regierung des güterbesitzenden deutschen Adels gedacht, in welcher die Preßfreiheit verbannt, alle Liberalen und in der Theologie alle Rationalisten verjagt, das unvernünftige gelehrte Volk im Zaum gehalten, und über alles übrige Gesindel und die Proletarien, wie es immer heißt, die Geißel gehalten werden soll. Wir können uns nicht entbrechen, zum Beleg dieser Beschuldigungen die merkwürdigsten Ansichten und Urtheile auszuheben, wiewol es nicht fehlt, daß darunter auch recht gesunde Sätze und interessante Notizen vorkommen.

17. Mai 1817. In Münster verbietet der dumme und fanatische Generalvicar den Geistlichen, irgend einen Antheil an der Einsegnung der Ehe zu nehmen, wenn nicht die Katholicität der Kinder ausbedungen ist. — Der Domdechant Spiegel besitzt die erfoderliche Kenntniß des kanonischen Rechts und sehr viele Klugheit. Die Behandlung des Coadjutors von Wessenberg verdient nachdrücklich gerügt zu werden. Massenbach ist ein eitler Wirrkopf, höchst erbittert und zu Allem fähig. Der König hat das Recht und die Macht zu Bundesgenossen, also werden die Stände das Gefecht verlieren.

21. Juni 1817. Hr. von Massenbach ist ein eitler Narr. — Die Mediatisirten denken nur an die Prärogativen ihrer Kaste und sind beschränkt. W.... (Wangenheim? der Brief handelt von Stuttgart) ist absichtlich eitel, unrein sophistisch. Ich wünsche Sie sagten etwas über den Unverstand der Altwürtemberger.

15. Nov. 1817. Unsere deutschen Regierungen sinken täglich mehr in der öffentlichen Achtung, durch ihre Furchtsamkeit, Lichtscheue und Wortbrüchigkeit. Glauben Sie, daß der Staatskanzler (Hardenberg) an Rhein kommt? Sein neuestes Machwerk einer Staatscontrole ist eine Vervielfältigung der Behörden, fehlerhaft im Princip, fehlerhaft in der Zusammensetzung.

18. April 1818. Was sagen Ew. zu der Frechheit des Recensenten (über die Verfassung von Kleve ꝛc.)? Es ist traurig, daß die Preßfreiheit so misbraucht werde. Aufhören wird es, wenn gut eingerichtete ständische Ver-

fassungen in das Leben treten — dann macht das Geschwätz der Demagogen keinen Eindruck mehr.

16. Mai 1818. Hr. von Nagel (ein Niederländer?) ist in seinem Betragen etwas höflicher, wenngleich versumpft in dem Dünkel beschränkter taktloser Menschen.

21. Mai 1818. Ueber die nassauischen Stände ist eine Flugschrift erschienen, die ein Gemenge von Wahrheit, Irrthum, und zuletzt ein Element von tollem demokratischen Unsinn ist. Die Beschützer der Herren — sehen die Saaten dieser würdigen Männer reifen.

17. August 1818. (betreffend den Plan für die ältere deutsche Geschichtforschung): Frankfurt scheint mir der schicklichste Sitz der Direction. Zu ihren Mitgliedern würde ich Sie wählen (von Gagern), Aretin, Wangenheim, Berkheim und Buch. Diese nehmen ein paar Gelehrte in ihre Mitte.

Dasselbe Schreiben enthält eine Instruction an den Hrn. von Gagern, was gelobt und getadelt werden soll; als nämlich die durchgreifende Neuerungssucht im Weimarischen; im Nassauischen das einseitige übereilte Organisiren und das blinde Hingeben der Deputirten in den Willen der landesherrlichen Commissarien; an der bairischen Constitution das Cascadiren von Wahlen und ihre lächerliche Preßfreiheit; im Preußischen das Stocken in der Ausführung, weil Alles in den Händen des Alters und der Schwäche liegt.

16. Sept. 1818. Der französische Adel ist güterlos, meist Briefadel, hängt am Hofe, sucht Stellen und ist factieux. Die Zahl des begüterten, unabhängig lebenden Adels ist in Deutschland noch sehr groß. Bernstorff ist ein vortrefflicher edler Mann; ob er Kraft habe, den Stall des Augias auszumisten, ist eine Frage. — An Geist und Wissen übertrifft ihn Humboldt unendlich, und ich bewundere die Geschicklichkeit des Staatskanzlers, alle tüchtige talentvolle Männer (nämlich primo loco darunter den Hrn. von Stein) lahm zu legen. Der Geist des Herrn ist von ihm gewichen, der Segen des Himmels fehlt dem alten Sünder, nichts gedeiht unter ihm, nichts gelingt ihm.

18. Dec. 1818. Man schimpft über Stourdza, über die Anmaßung eines Fremdlings, uns zurechtweisen zu wollen. Da unsere Pamphletisten aber doch über alle europäische Angelegenheiten entscheiden, warum soll es Stourdza nicht erlaubt sein, ein Wort zu sprechen; heißt es doch schon Anno 1243 nach Mathäus Paris von den Mogolen: daß sie ausgezogen propter furorem Teutonicum, sua modestia (der Mogolen) temperandum.

2. Jan. 1819. Allerdings weiß der Fremdling (Stourdza), was er thut und warum? Man hätte ihn daher mit Gründen und nicht mit Spott widerlegen sollen, der alle Theilnehmer erbittert.

5. August 1819. Das Nassauische bleibt mir immer fremd, nach den Grundsätzen der dem Reich unmittelbar Angehörigen. Die gegenwärtigen Machthaber haben gegen mich und die ganze Classe, zu der ich gehöre, einen hohen Grad von Ingrimm, der sich in hundert kleinen Zügen äußert. Sie fühlen sich beleidigt, daß man ihr Machwerk nicht vergöttert, ihrer Pfiffigkeit und Unwahrheit nicht traut. Es ist traurig, zu sehen, in welchem Grade der junge Mann, der Herzog, über sich, seine Geschäftsleute und seine Geschäftsführung verblendet ist, zu glauben, daß die Privilegirten die erste Schuld haben an dem Mordanschlag gegen Hrn. Ibell, der doch wirklich nicht so wichtig ist, um der Gegenstand einer Verschwörung zu sein. (Natürlich, wer nicht als unmittelbarer Reichsritter geboren worden, ist und bleibt ewig unwichtig.)

29. Sept. 1819. Das Wichtigste, was zur Ruhehaltung in Deutschland geschehen kann, ist, dem Reich der Willkür ein Ende zu machen und das einer gesetzlichen Verfassung zu gründen und zu beginnen; — an die Stelle der Buralisten und der demokratischen Pamphletisten, von denen die Erstern das Volk durch viel und schlecht Regieren drücken, die Andern es reizen und verwirren, den Einfluß und die Einwirkung der Eigenthümer zu setzen (der adeligen?). Es ist sehr erfreulich, daß mit der Beendigung der würtembergischen Angelegenheit das ganze südliche Deutschland eine repräsentative Verfassung erhalten hat.

19. Oct. 1819. Der Aufsatz in den „Rheinischen Blättern" scheint mir von Hardenberg selbst zu sein, — seicht, sophistisch — übelgelaunt — erbärmlich.

7. Oct. 1819. Ein Glaucoma (in Bezug auf Art. 13 der Bundesacte) wird den Unwillen nur noch steigern, und wenn gradezu apodiktisch das Recht verweigert wird, so gibt man den Schwindlern, Erbitterten und Bösen die Waffen in die Hand.

23. Nov. 1819. Ich hoffe, Ihr Buch („Resultate der Sittengeschichte") wird dem Publicum zeigen, daß man mit einigen demokratischen und metaphysischen Formeln nicht ausreicht.

23. Dec. 1819. Handelt von den Misgriffen in Karlsbad, die theils schädliche Resultate, theils gar keine hatten. — Die Herren Professoren Dahlmann und Falck haben sich von der übernommenen Bearbeitung des Adam von Bremen und Helmold losgesagt, aus Unwillen über die karlsbader Beschlüsse, mit denen doch die Ausgabe der deutschen Quellenschriftsteller in keiner Verbindung steht. Es ist ein reizbares unvernünftiges Volk, das gelehrte Volk. (!)

1. Mai 1820. Man scheint entschlossen zu sein, mit der Stelle in Frankfurt (am Bundestage?) keine Veränderung vorzunehmen, und überhaupt eine Abneigung gegen alles Tüchtige, Kräftige und Selbständige zu haben.

Von der Ausgabe der Quellenschriftsteller wollen wir nicht viel Rühmens machen, bis wirklich etwas geleistet worden; der Geiz der Reichen, die Faulheit der Gelehrten sind große Hindernisse. *)

*) Wie ist dagegen von einem vertrauten Freunde früher schon sehr geklagt worden, daß Hr. von Stein, der an allen Andern die Bureaukratie so sehr gehaßt, in den Angelegenheiten dieser Gesellschaft für seine Person Alles nur gleich bureaumäßig habe abdecretiren und ministermäßig ordonnanziren wollen, was den liberalen Gang dieses Instituts sehr gehindert. Inzwischen bleibt dem Hrn. von Stein Verdienst und Ehre, für diese mit so großer eigner Aufopferung eben erhaltene Anstalt im überreichen Maß noch übrig, was ihm auch nicht benommen werden soll.

Der Schluß des Briefes läßt sich aus über die fratzenhaften Radicalen, Beamtenwillkür, schlechte Justiz, Abgaben, Einmischen der Bureaukratie in alle Communal- und individuellen Verhältnisse.

24. August 1821. Das Edict über die bäuerlichen Verhältnisse befriedigt weder den Bauer noch den Gutsherrn. — Er habe zu den unmittelbaren Lenkern der Zeitereignisse wenig Vertrauen, erwarte nichts von einer preußischen Verfassung, welcher die nächsten Umgebungen des Königs und die Einflüsse des östreichischen Hofes entgegenwirkten; wir würden fernerhin regiert werden von besoldeten Buchgelehrten, interessenlosen Buralisten, von Menschen ohne Eigenthum (d. i. Unadeligen?).

9. Sept. 1821. Die so ungeschickt behandelte badische Ständeversammlung zeigt doch ernsten Willen, im Einverständniß mit der Regierung, das Gute zu bewirken (hält die schweizerische Regierung für sehr gut und wohlfeil).

17. Nov. 1821. Ich verlasse das Land ungern, um in Frankfurt die Bundestagsgesandten Sacklaufen zu sehen.

6. Febr. 1822. Unser lahmes Bundestagswesen ist durch eine heftige Bernstorff'sche Note aufgerüttelt; sie wirft leidenschaftliche Uebereilung in der köthenschen Sache vor ꝛc.

9. März 1822. Die bairische Ständeversammlung mag wol unbeholfen sein; verständig ist sie. Wir werden nun sehen, welches Schicksal das Culturgesetz hat, das einige Dispositionen enthält, die gradezu expropriren.

19. April 1822. Spricht von der Verkehrtheit der mittlern und kleinern Staaten, eine Selbständigkeit gegen Oestreich und Preußen zu behaupten. — Dem guten gesunden bairischen Verstande macht es Ehre, wenn er die Seifenblase der Zettelbank von sich stößt.

22. April 1822. Die Pseudopolitiker, die Sophisten werden wieder sehr laut. Ein Aufsatz des Hrn. Murhard in den „Politischen Annalen" hat vielen Unwillen erregt.

9. Juni 1822. Daß ich die buralistische Monarchie für fehlerhaft halte, wissen Sie; aber den schwedisch-pommerschen Nobiliarkastengeist kann ich auch nicht vergöttern.

16. August 1822. In Kassel war Alles voll von den Verfolgungen und Kränkungen, so die vortreffliche Kurfürstin von ihrem halb wahnsinnigen Gemahl auszustehen hat, der Alles zur Verherrlichung einer unzüchtigen, gemeinen Buhlerin aufopfert und sich mit den nichtswürdigsten Menschen umgibt. (NB. So steht's wörtlich in dem nicht verbotenen Gagern'schen Werke und sollte wol hier, da es die Gagern'sche Indiscretion anklagt, nicht anstößig scheinen; doch salvo meliori.)

Der Bundestag hat sich auf vier Monate vertagt, nachdem er acht Monate nichts gethan hat; man sollte dieses kostbare zwecklose Institut aufheben und statt seiner eine Tagsatzung einführen, die einige Monate jährlich dauert.

17. Sept. 1822. Der Verlust des Hrn. von Aretin ist sehr groß, er läßt eine bedeutende Lücke; — der Bundestag wird nur tiefer sinken.

16. Jan. 1823. Den Frieden in Basel veranlaßte die Abneigung des preußischen Volkes und Heers, die Erschöpfung der Finanzen und die Unbeholfenheit der deutschen Fürsten, mit Geld und Lieferung Preußen zu unterstützen; Alles dieses benutzte Kalkreuth, ein geistvoller, ehrgeiziger, boshafter und schlauer Mann — Schulenburg, um den alten, beschränkten Möllendorf zu eigenmächtigen Unterhandlungen zu verleiten. In Berlin unterstützte die Friedensplane der Staatsminister von Struensee, ein kräftiger, einsichtsvoller und gutmüthiger Mann, den revolutionnairen Grundsätzen als Deist und gelehrter Bürgerlicher nicht abgeneigt. (Da haben wir's; welcher Skandal, ein bürgerlicher Minister!) Seicht und schwachköpfig war weder Haugwitz noch Lombard. Beide hatten vielen Verstand, Letzterer viele classische Gelehrsamkeit, gründliche Kenntniß der französischen Literatur, nicht gemeines Dichtertalent; Beide waren unmoralisch, Lombard von niedrigem Herkommen, eines Perückenmachers Sohn, daher sagte er: „mon père de poudreuse mémoire", in der liederlichen Schule Rietzens und der Lichtenau gebildet.

30. Mai 1823. Die Maschinerie des nassauer Landtags ist fehlerhaft, aber der Maschinenmeister, statt bemüht zu sein, sie zu verbessern, sucht sie zu untergraben, nicht auf die Wahlen zu influiren, sondern die Wahlfreiheit zu unterdrücken. — Die Verwaltung ist höchst verschwenderisch — ein Generalcommando, das 26,000 Thlr. kostet, ein Geist des Despotismus in allen Verhältnissen.

4. Jan. 1825. In Mainz sind die Commissarien, in Verzweiflung über ihre Geschäftslosigkeit; diese ganze Inquisitionsbehörde ist höchst lächerlich und erfolglos.

(Der Beschluß folgt.)

Nachtrag zu der Geschichte Ludwig XVI.

Kein Ereigniß der neuern Geschichte hat so viele Leidenschaften angeregt, so viele Stimmen in Bewegung gesetzt, als die fameuse Anzeige der Herzogin von Berri, rücksichtlich ihrer heimlichen Verheirathung. Die Blätter der Bewegung, welche, die früher schon betretene Bahn verfolgend und in dem Geschehenen nur die Verwirklichung ihrer Voraussagungen erblickend, sich keine gewaltigen Ausbrüche der Freude erlaubten, vielmehr ihren ganzen und ungetheilten Groll auf die auch bei dieser Gelegenheit beobachtete illoyale Handlungsweise der Regierung Louis Philipp's warfen, wurden hierin natürlich von den legitimistischen Blättern unterstützt, und so sah sich das Gouvernement alsobald, statt seines Triumphes sich erfreuen zu können, genöthigt, einen vereinten Angriff der beiden Parteien auszuhalten, ohne daß ihm fernerhin auch nur der abgenutzte Trost eines Bündnisses zwischen Karlisten und Republikanern zu statten käme. Die Bemühungen der verschiedenen Parteien waren je nach ihren Principien und Bestrebungen in abweichenden Nuancen erkennbar. Die republikanische Partei nahm sogleich eine feste Stellung ein und fand den Trost für die Herzogin von Berri in der Geschichte und den Belegen, daß es in der königlichen Familie nie anders gewesen sei. Die „Gazette de France" und die ihr Gleichgesinnten bemäheten sich, die Ehe und Schwangerschaft der Prinzessin als ohne Einfluß auf die Rechte und Ansprüche des Herzogs von Bordeaux darzustellen, indem sie dafür in der Geschichte des Herzogs von Reichstadt und seiner Mutter Unterstützung und für die Schwäche der Prinzessin in dem Beispiel großer Herrscher und Herrscherinnen hinlängliche Entschuldigung fanden — und, Gott weiß, es fehlt daran nicht! Einige andere Blätter suchten sich dadurch zu rächen, daß sie, in der Geschichte nachschlagend, mit größter Genauigkeit alle

Unthaten und Greuel hervorriefen, welche sich jemals in der Familie Orleans zugetragen haben. Unter Anderm findet ein Blatt in der fürwahr auffallend großen Zahl von Gemälden aus der Orleans'schen Familiengeschichte in der diesjährigen Kunstausstellung Anlaß, die gewählten Sujets als uninteressant zu qualificiren und an eine andere interessante Begebenheit in der nämlichen Familie zu erinnern. Es läßt Voltaire in einem Briefe vom 20. Juli 1724 sprechen:

„Ich wünschte, daß Sie von den spanischen Nachrichten noch nichts wüßten, dann hätte ich das Vergnügen, Ihnen zu melden, daß der König von Spanien seine Gemahlin hat einsperren lassen, eine Tochter des Herzogs von Orleans, welche trotz ihrer spitzen Nase und ihres langen Gesichtes (die Damen der Familie Orleans hatten von jeher lange Gesichter und spitze Nasen) nicht lassen konnte, die großen Beispiele ihrer hohen Schwestern zu befolgen. (Hier wird nun folgende Phrase — wie es heißt, zum Gebrauche der Schüler in dem Hause Orleans — in schlechtem Latein gegeben: „Praestantissimo corpore ancillae reginae ipsaque regina, vestibus, tenuissimis etiam, exutis, formosos Hispaniae principes nonnunquam receperunt.") Man hat ihr ganzes Haus aufgehoben und bei ihr im Schlosse, wo sie eingesperrt ist, nur eine alte Ehrenfrau gelassen. Als die arme Königin sich mit dieser Dueña eingesperrt sah, soll sie den Entschluß gefaßt haben, sich zum Fenster hinauszustürzen, und auf dem Punkt gewesen sein, ihn auszuführen, als man ihr schnell zu Hülfe geeilt ist."

Beinahe gleichzeitig brachten die öffentlichen Blätter, die englischen zuerst, ein Actenstück, welches auf die Verhältnisse der Familie Ludwig XVI., insbesondere auf die Aufführung der Königin Marie Antoinette großes Licht zu werfen geeignet war. Diese Dame war der Gegenstand sehr schwerer Beschuldigungen, nicht nur in politischer Beziehung, sondern auch hinsichtlich ihrer ehelichen Verhältnisse, und während ein Theil hierüber längst im Reinen ist, hat ein anderer seine Zweifel fortgesetzt. Diese Urkunde ist ein Brief des Grafen von der Provence, um die Legitimität der Kinder Ludwig XVI. zu bestreiten. Einige englische Journale, sagt ein hiesiges Blatt hierüber, haben Auszüge aus dieser Urkunde gegeben, deren Original einem Bürger von Brüssel anzugehören scheint. Der Brief ist ganz von der Hand des Grafen von der Provence, später Ludwig XVIII. Er ist an den Herzog von Fitz-James adressirt und vom 15. Mai 1787 datirt. Der Zustand des Papiers und die Schrift, die Zeichen des Alters, eine Randnote von der Hand des Conventsgliedes Courtois mit rother Dinte: „Geheime Papiere von Robespierre", können keinen Zweifel lassen über die Echtheit dieses Schreibens, welches also lautet:

„15. Mai 1787."

„An den Herzog von Fitz-James."

„Die Versammlung der Notabeln ist ihrem Ende nahe, mein lieber Herzog, und doch haben sie die große Frage noch nicht zur Sprache gebracht. Zweifeln Sie nicht daran, nach den Urkunden, welche Sie bereits vor sechs Wochen übergeben haben, werden die Notabeln keinen Anstand nehmen, sich zu überzeugen, daß die Kinder des Königs nicht die seinigen sind. Diese Urkunden beweisen die Schuld der Königin bis zur Augenfälligkeit. Sie sind ein dem Blute Ihrer Gebieter zu ergebener Unterthan, um nicht zu erröthen, vor diesen ehebrecherischen Früchten sich zu beugen. Morgen also und nicht später legen Sie in diesem Betreff meinem Bureau einen Bericht vor. Ich werde zwar nicht zugegen sein; allein mein Bruder von Artois, dessen Bureau keine Sitzung hält, wird an meiner Stelle den Vorsitz führen. Die Thatsache, von welcher es sich handelt, einmal festgestellt, werden die Folgerungen leicht zu ziehen sein. Das Parlament, welches die Königin nicht liebt, wird keine großen Schwierigkeiten machen; allein wenn ihm dergleichen dennoch in den Sinn kommen sollten, so haben wir die Mittel, dasselbe zur Vernunft zu bringen. Was die Einberufung der Stände betrifft, so hoffe ich, daß man noch lange davon sprechen wird, ehe man ernstlich daran denkt. Endlich muß es gelingen; nur auf diese Weise werde ich die ungeheuern Opfer vergessen können, welche ich gebracht, um diese Ueberzeugung zu erlangen. Ich weiß zwar wohl, daß sie dem König nicht sehr angenehm sein wird; aber, unter uns, verdient denn ein solcher Spielball seiner Frau zu regieren? . . . Ja, mein lieber Fitz-James, es ist ein armer Tropf! und Frankreich ist würdig, einen wahren König zu haben . . ."

„Louis Stanislas Xavier."

Diese Urkunde, welche, wie von höfer Hand geleitet, in dem gegenwärtigen Augenblick in die Tagsverhandlungen geworfen wurde, wo die legitimistische Partei ohnehin durch den Vorfall mit der Herzogin genug zu leiden hat, war bisher nicht angefochten worden. Heute aber geben mehre Blätter, welche davon gesprochen hatten, eine dagegen erhobene Reclamation. Folgende ist die, welche der „Corsaire" mittheilt:

„Chateau de Baucresson den 8. März 1833."

„Mein Herr,"

„Ich lese in diesem Augenblick in Ihrem Journal vom 1. d. M. den Auszug eines an den Herzog von Fitz-James unterm 15. Mai 1787 und nicht 1789, wie der englische „Globe", welchem Sie gefolgt, irrig meint, geschriebenen Briefes, in welchem der König Ludwig XVIII., damals Graf von der Provence, den Herzog auffodert, dem von Monsieur präsidirten Bureau der Notabelnversammlung einen Bericht zu machen."

„Dieser angeblich eigenhändige, jetzt von Treuttel und Würtz in London angekaufte Brief wurde mir am 12. November 1828 übergeben, mit dem Auftrag, ihn dem Gouvernement anzubieten. Allein ein Schriftverständiger erkannte, daß dieser eigenhändige Brief nichts Anderes sei, als eine mühsam gemachte Nachzeichnung, indem der Abfasser desselben genöthigt gewesen, sich ein Alphabet nach einer Schrift von Monsieur, Graf von der Provence, zusammenzusetzen, ehe er ihn schreiben konnte. Man fand auch mehre orthographische Fehler darin, während Niemand die hohe Ausbildung Ludwig XVIII. in Abrede zu stellen vermag."

„Der letzte Beweis der Falschheit dieses angeblich eigenhändigen Briefes aber war, daß der Herzog von Fitz-James, welcher niemals die Ehre hatte, Mitglied der Notabelnversammlung zu sein, nicht beauftragt werden konnte, einen Bureau Bericht abzustatten, bei welchem er nicht einmal Zutritt hatte."

„Ich wurde demgemäß beauftragt, die Piece zurückzustellen; ich begleitete sie mit einem Danksagungsschreiben für das Vertrauen, womit man dieselbe bei mir hinterlegt, und fügte die materiellen Beweise der Falschheit bei. Abschrift beider Briefe ist in meinen Händen geblieben, und ich bin erbötig, sie Jedem, welcher sich zu mir, Straße Chauchat Nr. 3, verfügen will, zu zeigen."

Die von dem Grafen von Coutard angezogenen, in dem Abdruck der Briefe aber nicht vorkommenden Schreibfehler sind von dem „Corsaire" eingesehen worden. Es sind folgende: 1) ils n'hésiterons pas, 2) les pièces remise, 3) les enfans adulterains. Dieser letztere Fehler ist besonders auffallend, und mit der Bildung Ludwig XVIII. kaum vereinbar.

Die Controverse ist nun eröffnet und da die Eigenthümer eines so wichtigen Actenstückes seine Echtheit nicht so leichthin werden aufgeben wollen, so steht zu erwarten, daß der Streit fortgeführt wird, welcher seiner Natur nach nur höchst interessant sein kann. Wäre der Brief wirklich echt, so würde auch der neueste Ausweg, welchen die rastlose Phantasie des nobeln Faubourg sich erdacht, in nichts zerfallen. Er ließ nämlich plötzlich ausposaunen, der sogenannte italienische Prinz, mit welchem der „Constitutionnel" die Prinzessin verbunden, sei Niemand anders als Ludwig XVII., welcher, nach authentischen unleugbaren Beweisen, allen Wechselfällen seiner Jugend entgangen sei. Somit wäre sie jetzt nicht Regentin, sondern Königin von Frankreich. 171.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Donnerstag, — Nr. 122. — 2. Mai 1833.

Die Briefe des Freiherrn von Stein an den Freiherrn von Gagern.

(Beschluß aus Nr. 121.)

23. Mai 1825. Auf die Erscheinung Ihrer Geschichte bin ich neugierig, nicht im mindesten auf den Fürst Metternich; in Frankfurt ekelt mich die Erbärmlichkeit des dortigen Treibens an.

2. Juni 1825. Es wird gefodert werden das Blut von jenen Liberalen, die, elende Nachäffer der Franzosen, für alles Unheil, das sie angezündet, nichts als einige Abstractionen und einige abgetragene Lumpen demagogischer Tiraden zu geben wissen (aus Görres, was Hr. von Stein höchst vortrefflich findet).

Die Discussion in München über das Militair wird in Berlin viele Aufmerksamkeit erregen, dies ist eine empfindliche Stelle; unterdessen läßt sich Vieles zu Gunsten starker Anspannung der Kräfte in Preußen sagen, was in Baiern nicht geltend gemacht werden kann.

8 Juni 1825. Im Russen liegt Anmaßung, Unruhe und Unternehmungsgeist.

30. Juli 1825. Mir scheint, die Verhandlungen des bairischen Reichstags sind gehaltreicher und freier als die des französischen; man sieht, daß oft Leute sprechen, welche die Sache kennen. Die Verschwendung ist doch ungeheuer, drei Millionen für den Hof, 600,000 Fl. für die auswärtigen Angelegenheiten; jeder bereits vermählten Prinzessin 22,000 Fl. Ich dächte, Preußen und Oestreich bedürften eines solchen Zuschusses nicht.

30. August 1825. Unterdessen halte ich es für nöthig, daß unsere Professoren in Ordnung gehalten werden; ein hoffärtiger, unruhiger und seichter Geist beseelt sie.

3. Nov. 1825. Möge der neue König (Ludwig) zwischen den Klippen der neuerungssüchtigen Doctrinaires, den am Alten starr Haltenden und den Napoleon'schen Buralisten durchsteuern.

27. Febr. 1826. Die Nachrichten von München sind sehr erfreulich; der König ist edel, vaterlandsliebend, hat Liebe zur Kunst und Wissenschaft. Der vorige war immer der Oberst von Alsace, gebildet durch französische Roués und zweibrücker und manheimer Verderbtheit.

1. Mai 1826. Meine Abneigung gegen den Staatskanzler (Hardenberg) beruht auf seiner skandalösen Liederlichkeit, wodurch er zu schlechten Gesellschaften hingezogen wird; seinem Stolz, der ihn veranlaßte, alle tüchtige, selbständige Menschen von den Geschäften zu entfernen und Mittelmäßige oder Nichtswürdige zu wählen; seiner Falschheit, die verhinderte, daß er nie eine dauerhafte Freundschaft knüpfte; seiner Verschwendung des öffentlichen Vermögens, seiner Leichtsinnigkeit und Oberflächlichkeit, da er nichts Gründliches kannte. *)

14. Mai 1826. Der Graf Münster machte dem kleinen und armen Lande (Hanover) mit der königlichen Krone ein schlechtes Geschenk. Wir werden sehen, wie sie dereinst nach der Trennung von England mit ihren Anmaßungen, Bedürfnissen, Foderungen an den verarmten Adel, die Bewohner der lüneburger Haide, von dem Herzog von Cumberland getragen, drücken wird.

1. Juli 1826. Unsere preußischen Diplomaten in Ems (welche dem Kapodistrias den Untergang verkündigten) sind zwar recht gute Leute, aber nicht viel im Capello. (Aber wie ist's denn doch gekommen?)

3. August 1827. Hr. von Eckstein, der Verf. des „Catholique", ist ein Mann von Geist und Beredtsamkeit, kennt auch genau den Stand der französischen Parteien,

*) Der unbillige Haß und Neid gegen den Hrn. von Hardenberg scheint schon im Blute des Hrn. von Stein gelegen zu sein und hat noch vollends in der blinden Parteilichkeit für das veraltete Wesen der Reichsritterschaft, welches Hardenberg in Franken angreifen mußte, sich um so feuriger entzündet. Ein anderer Hr. von Stein, Landjägermeister in Triesdorf, bei Ansbach wohnend, ein ausgedienter preußischer Diplomat, wollte den Hrn. von Hardenberg 1799 beim König unmittelbar auf Tod und Leben denuncirn, bestand aber dabei so unrühmlich, daß er sich darüber aus Verdruß das Leben verkürzte. In des Hrn. von Hardenberg Brust lagen wahrhaft liberale Ideen, großmüthige, menschenfreundliche Empfindungen; sein Ganzes strahlte von einer unwiderstehlichen Liebenswürdigkeit, und es möchte vielleicht dem Hrn. von Stein nicht minder sauer geworden sein, mit dem Hrn. von Hardenberg einen Kampf in der Wissenschaft zu beginnen. Die Geschichte wird Dasjenige, was Hardenberg für das Königreich Preußen wirklich geleistet, gerettet und wieder aufgebaut hat, wohl abzuwägen wissen, in Vergleich mit Dem, was der Hr. von Stein nach seinen starren ritterthümlichen Ansichten hat leisten und überall auf ein veraltetes System uralter Zeiten in seiner eigensinnigen Mislaune hat zurückführen wollen, was Gott Lob nicht gelungen. Fürstenwärter hat sich ersäuft in einem Anfall von Schwärmerei.

die er alle tadelt. — Er fand unsere Demagogenriecherei sehr lächerlich.

28. August 1827. Ich wundere mich, daß das Haus Anhalt, welches Preußen so viel zu danken hat, sich so feindselig gegen dieses benimmt. Lächerlich ist es, wenn der Fürst eines kleinen, durchaus ackerbauenden Ländchens von Handelsinteressen spricht.

Warum war nicht Canning 1814—15 in Wien statt des beschränkten unwissenden Castlereagh? Die deutschen Fürsten sollten doch bedenken, daß Deutschlands Unabhängigkeit gegen Rußland und Frankreich hauptsächlich auf den moralischen und materiellen Kräften Preußens ruht, und die läppische und verderbliche Opposition, die sich überall zeigt, aufgeben.

31. Dec. 1828 (1827?). Meine Tochter ist in München; sie spricht mir von der dort herrschenden Kleiderpracht der Damen u. s. w. Das ist doch luxe d'imitation, nicht de richesse, denn Baiern ist nicht reich. Auf dem Landtag hat man eine Flut legislatorischer Weisheit einbrechen lassen; Arbeit für 10 Jahre. Eine krampfhafte Thätigkeit ist überhaupt verderblich und paßt durchaus nicht für ständische Versammlungen.

25. Febr. 1828. Der Verf. Ihres letzten (mitgetheilten) Schreibens legt den beiden preußischen Diplomaten eine nicht besessene Wichtigkeit bei. Der ältere ist durch Kriecherei und Niederträchtigkeit zu einem untergeordneten Posten gelangt, aus dem er sich allmälig hervorgearbeitet hat. Er ist geduldet, aber verachtet. Der jüngere gehört zu einer angesehenen Familie, ist gutmüthig, aber flach; Beide ohne allen Einfluß.

11. April 1828. Ich erhielt aus München mehre Gesetzentwürfe, 25, über Gegenstände, wovon einer allein eine ganze Landtagsperiode vollkommen beschäftigen könnte. Eine Folge dieser Anhäufung ist Seichtigkeit der Entwürfe und Neologism, starr und schroff, auf Erfahrung und Recht rücksichtslos. — Hierauf scharfe Censur des Cultusgesetzes. In den Flugschriften spreche sich eine derbe und unhöfliche Halbwisserei aus.

15. Oct. 1828. Die Anträge der Regierung (an den bairischen Landtag) sind zu zahlreich, daher die Berathungen übereilt und öfters unbefriedigend. Unterdessen findet man manche Sachkenntniß und Gründlichkeit in den Abstimmungen des — — Aber er scheint wenig Charakter zu haben, denn nachdem er eine Menge Zweifel vorgebracht gegen die Regierung, so endigt er, indem er ihre Vorschläge annimmt.

19. Nov. 1828. Ein unabhängiger selbständiger Mann, wie Herr von Cotta, sollte sein Blatt nicht einer Partei vermiethen.

22. Jan. 1829. Haben Sie Auteillon's „Extreme in der Politik" gelesen? Es ist das Werk seines Charakters, pfäffisch.

19. März 1829. Der braunschweiger und hessische Regent ist doch ein scandalum magnum. Annes Deutschland, die Dreizahl wird vollständig!

30. April 1829. Berlin ist in diesem Augenblick der interessanteste Ort in Deutschland, in Beziehung auf die große Zahl seiner geistreichen Männer, Fortschreiten in Kunst und Wissenschaft, politischen Ansichten.

25. Nov. 1829. Das Schicksal des zukünftigen Oberhaupts von Griechenland ist nicht beneidenswerth; ohne die Stütze eines fremden Truppencorps wird er nicht wirken können.

9. Dec. 1829. Man schreibt mir, General Müffling erhalte das — Generalcommando in Münster. Die Wahl ist gut, er wird den hiesigen Aristokraten gefallen durch seine aristokratischen Grundsätze, dem ganzen Publicum durch seinen wohlwollenden Charakter, seine wissenschaftliche Ausbildung und seine schriftstellerischen Arbeiten.

30. Dec. 1829. Der Hang unserer deutschen Fürsten zur Trägheit und zum thatenlosen Lebensverbrauch verdient den höchsten Tadel; wir haben Prinz Friedrich von Oranien, Bernhard von Weimar, Karl von Baiern u. s. w., und alle diese nehmen zur Devise: „fruges consumere".

11. Febr. 1830. Das Prahlen der Bewohner des linken Rheinufers auf die Napoleon'schen Institutionen ist doch Unsinn; es waren doch nur Institutionen des Despotenwillens.

3. März 1830. Man solle das Heirathen der Armen erschweren, auch die Güterzerstückelung beschränken.

13. März. Herrn von Chateaubriand's Betragen ist durchaus nichtswürdig. Er ist ganz in Eitelkeit ertrunken und geht zum Absurden und Ekelhaften.

5. April 1830. Gesenius und Wegscheider sind keine Arianer, sondern höchst freche Rationalisten.

16. Juni 1830. Das Betragen des Prinzen Leopold ist ganz im Charakter des Marquis Peu-à-peu, wie ihn Georg IV. nannte; er hatte das Gefühl, dies Unternehmen nicht bestehen zu können, und dann einen Seitenblick werfend auf den wahrscheinlichen Einfluß in England, den er wegen Charakterschwäche nicht erlangen wird.

19. Juli 1830. Ich vernehme, daß der Uebertritt der Kronprinzessin durchaus frei von allen Einwirkungen, sondern die Folge von innerer Ueberzeugung war. Ihr Entschluß war der königlichen Familie unbekannt. Sie legte ihr Glaubensbekenntniß in ihrer Privatkapelle an den Bischof Eylert ab, in der Gegenwart ihres Gemahls, ihrer Tante, der Prinzessin Wilhelm und der Gräfin Reden, verfügte sich dann zum König, um ihm das Geschehene anzuzeigen, das ihn in ein freudiges Erstaunen setzte. In Hinsicht auf äußere Verhältnisse hätte ich gewünscht, die Veränderung sei nicht geschehen; doch in höherer Beziehung muß man die Handlung der Kronprinzessin ehren. Ich hoffe, die unchristlichen Lehrer werden von den christlichen Lehrstühlen entfernt werden. Unruhe und Störung wird es nicht geben, wenn man ein Dutzend Rationalisten extra statum nocendi setzt. Das Benehmen der Liberalen ist nichtswürdig.

25. Aug. 1830. Bei der Construction des deutschen Bundes war es ein großer Mißgriff, der seinen Grund in der Ministerintrigue der kleinen Fürsten fand, allen Bundesgliedern gleiche Rechte zu geben.

1. Oct. 1830. — nur kann ich den proximum agendi

bei Herrn C. Hofmann (in Darmstadt) nicht billigen, der Angelegenheiten aufgezogt, die außer seinem Bereich liegen, und deren Kenntniß ihm die Stellung, die er in der bürgerlichen Gesellschaft hat, nicht gestatten (weil er ein Bürgerlicher, nicht adelig ist?). In Kassel hat der Fürst, um Gehalte zu ersparen und seine Privatkasse damit zu bereichern, die Rathsstellen des obersten Landesgerichts bis auf zwei eingehen und die Gerichtsgeschäfte von schlecht besoldeten Assessoren und gar nicht besoldeten Referendarien verrichten lassen.

2. Dec. 1830. Das Eingreifen eines Bundesgenossen ist kein Einmischen in die innern Angelegenheiten einer Nation, sondern Unterstützung. Bei Bestimmung der Verhältnisse von Belgien gegen Preußen präsidirte der hannöversche Neid. Die Discussionen in dem brüsseler Convent sind doch gar zu dumm, sie riechen nach dem blauen Kittel, in welchem die Deputirten in den Kammern erscheinen, wie ich vernehme.

9. Dec. 1830. Die Hauptbeschwerden im Nassauischen sind Beamteninsolenz und Willkür, die Verschlossenheit des Herzogs gegen Beschwerden.

29. Jan. 1831. Die Niederlande waren für Deutschland doch nur eine schwache Vormauer; Zwiespalt im Innern, eine Ueberzahl von Festungen, schwaches Heer. Auf einer Seite eine unwissende, reiche, stolze Aristokratie, ohne einflußreiche dumme Pfaffheit, auf der andern Bürgerstolz, Krämergeist, Calvinische Schroffheit. Die Politik des Königs war feindselig gegen Deutschland, blind vertrauend auf das egoistische England, welches das erste ist, das ihn seinem Schicksal überläßt. Der Herzog von Aremberg hält sich in Münster auf; er besuchte sehr regelmäßig die Ständeversammlung und nahm Theil an ihren Verhandlungen. Er ist ruhig, besonnen, und hat durch Krieg und Verwaltung eines bedeutenden Besitzthums sich einen praktischen Geschäftsblick erworben. Er und seine Gemahlin, eine P. Lobkowitz aus Prag, sind einfach, häuslich.

3. März 1831. Die fränkischen Hauptsorte sind gegen den König Ludwig aufgebracht; er hätte die gewählten Mitglieder zulassen sollen. Hornthal und Behr sind von keiner Bedeutung (natürlich, weil sie nicht aus der Adelsclasse sind?). Die Nationalisten, welche versichern, das Menschengeschlecht sei frei von der Erbsünde, sind die treuen Gehülfen der Jakobiner. 35.

Lob- und Schmähschriften, von Ernst Ortlepp. Motto: „Lob und Tadel muß ja sein!" (Göthe.) Leipzig, Fest. 1833. 8. 12 Gr.

Als dem Ref. dies Büchlein von der verehrlichen Redaction d. Bl. zugesendet wurde, nahm er einigen Anstoß an dem Titel desselben und hätte am liebsten dasselbe wieder zurückgeschickt, wenn ihn nicht Hrn. Ortlepp's Name neugierig gemacht hätte, zu sehen, wie sich derselbe als Prosaiker ausnähme. Die mittlerweile erschienene Novelle desselben, „Cölestin", haben wir nur erst in einer Leihbibliothek gesehen. Aber je mehr Ref. in dies Büchlein hereinlas, desto mehr stieg seine Verwunderung über die Geschmacklosigkeit in demselben und sein Unwille über die Anmaßung, die den Grundton des ganzen Büchleins ausmacht. Ref. kann sich das Zeugniß geben, daß er weder in blinder Bewunderung eines einzigen Dichters oder Schriftstellers befangen sei, noch daß er den Wunsch hege, die gesammte poetische Literatur in enge Fesseln geschlagen zu sehen und Alles verdammt zu wissen, was nicht innerhalb derselben eingepfercht werden könne; aber die Achtung vor dem Publicum gilt ihm als ein heiliges und ernstes Gesetz, das grade von jungen Schriftstellern am wenigsten verletzt werden darf. Ein solcher junger Schriftsteller, sowol der Zeit seines literarischen Auftretens als seinen Jahren nach, ist aber Herr Ernst Ortlepp. Einige Gelegenheitsgedichte politischer Art, die vielleicht nicht weiter als zehn Meilen um Leipzig bekannt geworden sind, und einige, durch den Augenblick hervorgerufene Polengesänge und Landtagslieder sind Alles, was man bis jetzt von Hrn. Ortlepp kennt. Das gibt ihm aber ganz und gar nicht das Recht, als vornehmer Kritikus aufzutreten und über alle Verhältnisse des literarischen Lebens dreist abzusprechen, alle Gebrechen desselben einer frechen Rüge zu unterziehen, freilich stets in einem humoristisch sein sollenden Tone, der aber so schlecht gehalten ist, daß man überall den übel verhehlten Wunsch durchblicken sieht, eine Art von dictatorischem Regiment auf dem Gebiete der schönen Literatur auszuüben. Jedoch gehört etwas mehr Welt- und Menschenkenntniß, als Hr. Ortlepp dermalen besitzt, dazu, um die Rolle eines solchen vornehmen Kritikers mit Anstand zu spielen. Denn obgleich Leipzig „seine Leute bildet" und ein Mittelpunkt des literarischen Lebens und Treibens für Deutschland ist, so dürfte es doch zur Durchschauung desselben noch nicht genug sein, einige Buchhändlermessen mitgemacht zu haben, bei „Herrn Bär in der Stadt Berlin zu Leipzig" (Hrn. Ortlepp's eigne Worte auf S. 28) täglich zu speisen, oder „durch Vermittelung eines Buchhändlers eine Flasche Wein erhalten zu haben" und „zum Genuß eines Vogelschießens" gekommen zu sein (S. 29). Ref. glaubt gewiß, daß, wenn Hr. Ortlepp sich erst etwas in der Welt umgesehen haben und seine Thätigkeit auf ernstere und gemeinnützigere Arbeiten zu concentriren gelernt haben wird, ihm Vieles, ja das Meiste ganz anders erscheinen wird als damals, wie er vorliegendes Büchlein schrieb. Jetzt müssen wir aber über dasselbe, unserer übernommenen Verpflichtung gemäß, berichten, und wir können dies um so unparteiischer thun, da wir ohne alle persönliche oder literarische Verhältnisse zu Hrn. Ortlepp sind.

Das Büchlein zerfällt in 27 Kopfstücke, d. h. Capitel oder Hauptstücke. Schon die Ueberschriften derselben müssen billig einigen Zweifel an dem guten Geschmacke des Hrn. Ortlepp erregen. Man höre nur: „Lob der Buchhändler. Ueber junge Meerkatzen und Wasserorgeln. Ueber das Ballspielen. Ueber beschnittene Dukaten. Ueber Krebse und neue Häringe. Der Drehstuhl" (S. 15), oder das sechzehnte Kopfstück (S. 75): „Ueber Bratwürste, Platonische Liebe, Schuhbürsten, Volksfeste, Havannacigarren, Lehrbücher der Logik, Glacehandschuhe, Drehorgeln, falsche Ideale, Stiefelwichse, historische Forschung, Gänsezucht, weibliche Schönheit, Wolkenbrüche, Communalgarde, Reisebeschreibungen, Theebanfants, Stockfische, Rosenbonbons, saure Gurken, Bildung des Herzens, Teufelsdreck und gute Trauerspiele." Solche Ueberschriften sollen pikant sein, die Leser werden sich aber verwundern, wenn sie finden daß Hr. Ortlepp es macht, wie Hans Nord in Gellert's bekannter Fabel, und die Ueberschriften ohne Nachschriften und Ausführungen gelassen hat. Wir wissen nicht, ob dies Humor oder Ironie sein soll; höchst unglücklich ist der Gedanke auf jeden Fall.

In diesen „Kopfstücken" wird nun die Kritik abwechselnd gelobt und getadelt, die Recensenten werden bald ausgeschimpft, bald gelobt, die Buchhändler abwechselnd für harte und zähe Menschen, dann wieder für gebildete und liberale Männer erklärt. Die Gelehrten werden bald mit Eseln und Ochsen verglichen, bald mit Lorberkronen geschmückt, die schriftstellernden Frauen einmal getadelt, dann wieder in Schutz genommen, in einem Kopfstücke wird die Wahrheit getadelt, in dem folgenden die Lüge gelobt, dann wieder der Tadel (d. h. die Recensenten) gepriesen, und im folgenden Kopfstücke das Lob (aber das Loben)

die er alle tadelt. — Er fand unsere Demagogenriecherei sehr lächerlich.

28. August 1827. Ich wundere mich, daß das Haus Anhalt, welches Preußen so viel zu danken hat, sich so feindselig gegen dieses benimmt. Lächerlich ist es, wenn der Fürst eines kleinen, durchaus ackerbauenden Ländchens von Handelsinteressen spricht.

Warum war nicht Canning 1814—15 in Wien statt des beschränkten unwissenden Castlereagh? Die deutschen Fürsten sollten doch bedenken, daß Deutschlands Unabhängigkeit gegen Rußland und Frankreich hauptsächlich auf den moralischen und materiellen Kräften Preußens ruht, und die läppische und verderbliche Opposition, die sich überall zeigt, aufgeben.

31. Dec. 1828 (1827?). Meine Tochter ist in München; sie spricht mir von der dort herrschenden Kleiderpracht der Damen u. s. w. Das ist doch luxe d'imitation, nicht de richesse, denn Baiern ist nicht reich. Auf dem Landtag hat man eine Flut legislatorischer Weisheit einbrechen lassen; Arbeit für 10 Jahre. Eine krampfhafte Thätigkeit ist überhaupt verderblich und paßt durchaus nicht für ständische Versammlungen.

25. Febr. 1828. Der Verf. Ihres letzten (mitgetheilten) Schreibens legt den beiden preußischen Diplomaten eine nicht besessene Wichtigkeit bei. Der ältere ist durch Kriecherei und Niederträchtigkeit zu einem untergeordneten Posten gelangt, aus dem er sich allmälig hervorgearbeitet hat. Er ist geduldet, aber verachtet. Der jüngere gehört zu einer angesehenen Familie, ist gutmüthig, aber flach; Beide ohne allen Einfluß.

11. April 1828. Ich erhielt aus München mehre Gesetzentwürfe, 25, über Gegenstände, wovon einer allein eine ganze Landtagsperiode vollkommen beschäftigen könnte. Eine Folge dieser Anhäufung ist Seichtigkeit der Entwürfe und Neologism, starr und schroff, auf Erfahrung und Recht rücksichtslos. — Hierauf scharfe Censur des Culturgesetzes. In den Flugschriften spreche sich eine derbe und unhöfliche Halbwisserei aus.

15. Oct. 1828. Die Anträge der Regierung (an den baiwischen Landtag) sind zu zahlreich, daher die Berathungen übereilt und öfters unbefriedigend. Unterdessen findet man manche Sachkenntniß und Gründlichkeit in den Abstimmungen des — — Aber er scheint wenig Charakter zu haben, denn nachdem er eine Menge Zweifel vorgebracht gegen die Regierung, so endigt er, indem er ihre Vorschläge annimmt.

19. Nov. 1828. Ein unabhängiger selbständiger Mann, wie Herr von Cotta, sollte sein Blatt nicht einer Partei vermiethen.

22. Jan. 1829. Haben Sie Ancillon's „Exercme in der Politik" gelesen? Es ist das Werk seines Charakters, pfäffisch.

19. März 1829. Der braunschweiger und hessische Regent ist doch ein scandalum magnum. Armes Deutschland, die Dreizahl wird vollständig!

30. April 1829. Berlin ist in diesem Augenblick der interessanteste Ort in Deutschland, in Beziehung auf die große Zahl seiner geistreichen Männer, Fortschreiten in Kunst und Wissenschaft, politischen Ansichten.

25. Nov. 1829. Das Schicksal des zukünftigen Oberhaupts von Griechenland ist nicht beneidenswerth; ohne die Stütze eines fremden Truppencorps wird er nicht wirken können.

9. Dec. 1829. Max schreibt mir, General Müffling erhalte das — Generalcommando in Münster. Die Wahl ist gut, er wird den hiesigen Aristokraten gefallen durch seine aristokratischen Grundsätze, dem ganzen Publicum durch seinen wohlwollenden Charakter, seine wissenschaftliche Ausbildung und seine schriftstellerischen Arbeiten.

30. Dec. 1829. Der Hang unserer deutschen Fürsten zur Trägheit und zum thatenlosen Lebensverbrauch verdient den höchsten Tadel; wir haben Prinz Friedrich von Oranien, Bernhard von Weimar, Karl von Baiern u. s. w., und alle diese nehmen zur Devise: „truges consummere".

11. Febr. 1830. Das Problem der Bewohner des linken Rheinufers auf die Napoleon'schen Institutionen ist doch Unsinn; es waren doch nur Institutionen des Despotenwillens.

3. März 1830. Man solle das Heirathen der Armen erschweren, auch die Güterzerstückelung beschränken.

13. März. Herrn von Chateaubriand's Betragen ist durchaus nichtswürdig. Er ist ganz in Eitelkeit ertrunken und geht zum Absurden und Ekelhaften.

5. April 1830. Gesenius und Wegscheider sind keine Arianer, sondern höchst freche Rationalisten.

16. Juni 1830. Das Betragen des Prinzen Leopold ist ganz im Charakter des Marquis Peu-à-peu, wie ihn Georg IV. nannte; er hatte das Gefühl, dies Unternehmen nicht bestehen zu können, und dann einen Seitenblick werfend auf den wahrscheinlichen Einfluß in England, den er wegen Charakterschwäche nicht erlangen wird.

19. Juli 1830. Ich vernahm, daß der Uebertritt der Kronprinzessin durchaus frei von allen Einwirkungen, sondern die Folge von innerer Ueberzeugung war. Ihr Entschluß war der königlichen Familie unbekannt. Sie legte ihr Glaubensbekenntniß in ihrer Privatkapelle an den Bischof Eylert ab, in der Gegenwart ihres Gemahls, ihrer Tante, der Prinzessin Wilhelm und der Gräfin Reden, verfügte sich dann zum König, um ihm das Geschehene anzuzeigen, das ihn in ein freudiges Erstaunen setzte. In Hinsicht auf äußere Verhältnisse hätte ich gewünscht, die Veränderung sei nicht geschehen; doch in höherer Beziehung muß man die Handlung der Kronprinzessin ehren. Ich hoffe, die unchristlichen Lehrer werden von den christlichen Lehrstühlen entfernt werden. Unruhe und Stöhrung wird es nicht geben, wenn man ein Dutzend Rationalisten extra statum nocendi setzt. Das Benehmen der Liberalen ist nichtswürdig.

25. Aug. 1830. Bei der Construction des deutschen Bundes war es ein großer Mißgriff, der seinen Grund in der Ministerialpolitik der kleinen Fürsten fand, allen Bundesgliedern gleiche Rechte zu geben.

1. Oct. 1830. — nun kann ich den proximum novandi

des Herrn E. Hofmann (in Darmstadt) nicht billigen, der Angelegenheiten aufgezogt, die außer seinem Bereich liegen, und deren Kenntniß ihm die Stellung, die er in der bürgerlichen Gesellschaft hat, nicht gestatten (weil er ein Bürgerlicher, nicht adelig ist?). In Kassel hat Hr. Jäkel, um Ersparen zu ersparen und seine Prinzkasse damit zu bereichern, die Rathsstellen des obersten Landesgerichts bis auf zwei eingehen und die Gerichtsgeschäfte von schlecht besoldeten Assessoren und gar nicht besoldeten Referendarien verrichten lassen.

2. Dec. 1830. Das Eingreifen eines Bundesgenossen ist kein Einmischen in die innern Angelegenheiten einer Nation, sondern Unterstützung. Bei Bestimmung der Verhältnisse von Belgien gegen Preußen präsidirte der hannöverische Neid. Die Discussionen in dem brüsseler Convent sind doch gar zu dumm, sie riechen nach dem blauen Kittel, in welchem die Deputirten in den Kammern erscheinen, wie ich vernehme.

9. Dec. 1830. Die Hauptbeschwerden im Nassauischen sind Beamtenimpotenz und Willkür, die Verschlossenheit des Herzogs gegen Beschwerden.

29. Jan. 1831. Die Niederlande waren für Deutschland doch nur eine schwache Vormauer; Zwiespalt im Innern, eine Ueberzahl von Festungen, schwaches Heer. Auf einer Seite eine unwissende, reiche, stolze Aristokratie, ohne einflußreiche dumme Pfaffheit, auf der andern Bürgerstolz, Krämergeist, Calvinische Schroffheit. Die Politik des Königs war feindselig gegen Deutschland, blind vertrauend auf das egoistische England, welches das erste ist, das ihn seinem Schicksal überläßt. Der Herzog von Aremberg hält sich in Münster auf; er besuchte sehr regelmäßig die Ständeversammlung und nahm Theil an ihren Verhandlungen. Er ist ruhig, besonnen, und hat durch Krieg und Verwaltung eines bedeutenden Besitzthums sich einen praktischen Geschäftsblick erworben. Er und seine Gemahlin, eine P. Lobkowitz aus Prag, sind einfach, häuslich.

3. März 1831. Die fränkischen Hauptworte sind gegen den König Ludwig aufgebracht; er hätte die gewählten Mitglieder zulassen sollen. Hornthal und Behr sind von keiner Bedeutung (natürlich, weil sie nicht aus der Adelsclasse sind?). Die Rationalisten, welche versichern, das Menschengeschlecht sei frei von der Erbsünde, sind die treuen Gehülfen der Jakobiner. 35.

Lob- und Schmähschriften, von Ernst Ortlepp. Motto: „Lob und Tadel muß ja sein!“ (Göthe.) Leipzig, Fest. 1833. 8. 12 Gr.

Als dem Ref. dies Büchlein von der verehrlichen Redaction d. Bl. zugesendet wurde, nahm er einigen Anstoß an dem Titel desselben und hätte am liebsten dasselbe wieder zurückgeschickt, wenn ihn nicht Hrn. Ortlepp's Name neugierig gemacht hätte, zu sehen, wie sich derselbe als Prosaiker ausnähme. Die mittlerweile erschienene Novelle desselben, „Cölestin“, haben wir nur erst in einer Leihbibliothek gesehen. Aber je mehr Ref. in dies Büchlein hereinlas, desto mehr stieg seine Verwunderung über die Geschmacklosigkeit in demselben und sein Unwille über die Anmaßung, die den Grundton des ganzen Büchleins ausmacht. Ref. kann sich das Zeugniß geben, daß er weder in blinder Bewunderung eines einzigen Dichters oder Schriftstellers befangen sei, noch daß er den Wunsch hege, die gesammte poetische Literatur in enge Fesseln geschlagen zu sehen und Alles verdammt zu wissen, was nicht innerhalb derselben eingepfercht werden könne; aber die Achtung vor dem Publicum gilt ihm als ein heiliges und ernstes Gesetz, das grade von jungen Schriftstellern am wenigsten verletzt werden darf. Ein solcher junger Schriftsteller, sowol der Zeit seines literarischen Auftretens als seinen Jahren nach, ist aber Herr Ernst Ortlepp. Einige Gelegenheitsgedichte politischer Art, die vielleicht nicht weiter als zehn Meilen um Leipzig bekannt geworden sind, und einige, durch den Augenblick hervorgerufene Palengesänge und Landtagslieder sind Alles, was man bis jetzt von Hrn. Ortlepp kennt. Das gibt ihm aber ganz und gar nicht das Recht, als vornehmer Kritikus aufzutreten und über alle Verhältnisse des literarischen Lebens dreist abzusprechen, alle Gebrechen desselben einer frechen Rüge zu unterziehen, freilich stets in einem humoristisch sein sollenden Tone, der aber so schlecht gehalten ist, daß man überall den übel verhehlten Wunsch durchblicken sieht, eine Art von dictatorischem Regiment auf dem Gebiete der schönen Literatur auszuüben. Jedoch gehört etwas mehr Welt- und Menschenkenntniß, als Hr. Ortlepp dermalen besitzt, dazu, um die Rolle eines solchen vornehmen Kritikers mit Anstand zu spielen. Denn obgleich Leipzig „seine Leute bildet“ und ein Mittelpunkt des literarischen Lebens und Treibens für Deutschland ist, so dürfte es doch zur Durchschauung desselben noch nicht genug sein, einige Buchhändlermessen mitgemacht zu haben, bei „Herrn Bär in der Stadt Berlin zu Leipzig“ (Hrn. Ortlepp's eigne Worte auf S. 28) täglich zu speisen, oder „durch Vermittelung eines Buchhändlers eine Flasche Wein erhalten zu haben“ und „zum Genuß eines Vogelschießens“ gekommen zu sein (S. 29). Ref. glaubt gewiß, daß, wenn Hr. Ortlepp sich erst etwas in der Welt umgesehen haben und seine Thätigkeit auf ernstere und gemeinnützigere Arbeiten zu concentriren gelernt haben wird, ihm Vieles, ja das Meiste ganz anders erscheinen wird als damals, wie er vorliegendes Büchlein schrieb. Jetzt müssen wir aber über dasselbe, unserer übernommenen Verpflichtung gemäß, berichten, und wir können dies um so unparteiischer thun, da wir ohne alle persönliche oder literarische Verhältnisse zu Hrn. Ortlepp sind.

Das Büchlein zerfällt in 27 Kopfstücke, d. h. Capitel oder Hauptstücke. Schon die Ueberschriften derselben müssen billig einigen Zweifel an dem guten Geschmacke des Hrn. Ortlepp erregen. Man höre nur: „Lob der Buchhändler. Ueber junge Meerkatzen und Wasserorgeln. Ueber das Ballspielen. Ueber beschnittene Dukaten. Ueber Krebse und neue Häringe. Der Drehstuhl“ (S. 15), oder das sechzehnte Kopfstück (S. 75): „Ueber Bratwürste, Platonische Liebe, Schuhbürsten, Volksfeste, Havannacigarren, Lehrbücher der Logik, Glacehandschuhe, Drehorgeln, falsche Ideale, Stiefelwichse, historische Forschung, Gänsezucht, weibliche Schönheit, Wolkenbrüche, Communalgarde, Reisebeschreibungen, Theedansants, Stockfische, Rosenbonbons, saure Gurken, Bildung des Herzens, Teufelsdreck und gute Brauerspiele.“ Solche Ueberschriften sollen pikant sein, die Leser werden sich aber verwundern, wenn sie finden daß Hr. Ortlepp es macht, wie Hans Nord in Gellert's bekannter Fabel, und die Ueberschriften ohne Nachschriften und Ausführungen gelassen hat. Wir wissen nicht, ob dies Humor oder Ironie sein soll: höchst unglücklich ist der Gedanke auf jeden Fall.

In diesen „Kopfstücken“ wird nun die Kritik abwechselnd gelobt und getadelt, die Recensenten werden bald ausgeschimpft, bald gelobt, die Buchhändler abwechselnd für harte und zähe Menschen, dann wieder für gebildete und liberale Männer erklärt. Die Gelehrten werden bald mit Eseln und Ochsen verglichen, bald mit Lorbeerkronen geschmückt, die schriftstellernden Frauen einmal getadelt, dann wieder in Schutz genommen, in einem Kopfstücke wird die Wahrheit getadelt, in dem folgenden die Lüge gelobt, dann wieder der Tadel (d. h. die Recensenten) gepriesen, und im folgenden Kopfstücke das Lob (aber das Loben)

getadelt. Dann ist ein Kopfstück überschrieben: „Tadel des Theaters, nebst einem Seitenblicke auf einiges Rindvieh.“ Weiter wird im Sinne einiger Hyperkritiker Schiller getadelt (diese sind nicht übel ironisirt), und da hierbei auch des „Liedes von der Glocke“ gedacht wird und Hr. Ortlepp dies für sein „Lieblingsgedicht“ erklärt, so kommt er (in der That sehr natürlich) auf die Liebe und schreibt nun sechs Seiten poetische Prosa zum Lobe der Liebe. Endlich versteigt sich Hr. Ortlepp auch hier in die Politik. Die frankfurter Bundestagsbeschlüsse kommen zwar S. 55 sehr kurz weg, und die erscheinenden Censurlücken erklärt derselbe in einer Anmerkung für „vom Autor aus eigner Lust gemachte Gedankenstriche, i. e. Knochen crepirter Gedanken“. Ausführlicher ist das Lob der Aristokraten, der Tadel der Liberalen, das Lob der Jesuiten und des Teufels abgehandelt; aber es ist dem Verf. wenig geglückt in dieser seinsollenden Ironie das Wahre zu treffen, da sein Standpunkt zu beschränkt und sein Blick nicht scharf genug ist, die Verhältnisse der wirklichen Welt zu beurtheilen. Er lebt hier wie in vielen Stellen seines Buches nur „im Lande der Träume“; aber es sind nicht jene Träume, die den echten Dichter so selig machen und ihn und Andere über die rauhe Wirklichkeit emporheben können. Im vorletzten Kopfstücke: „Tadel Gottes“, hat Hr. Ortlepp zeigen wollen, daß er auch in Young's Manier zu schwärmen verstehe: man braucht also hier an kein à bas Dieu oder à bas Jesus-Christ des neuen Frankreichs zu denken.

Bei diesem Hin- und Herfahren über die verschiedenartigsten Gegenstände, das sich im Verhältnisse zu den pikanten Ueberschriften am füglichsten mit zerplatzten Raketen vergleichen läßt (wie einst Schleiermacher mit den Thesen von Harms that), konnte es nun nicht an manchen Anzüglichkeiten und Ausfällen auf lebende Personen und Zeitschriften fehlen. Die ersten sind freilich meist nur mit Anfangsbuchstaben bezeichnet, wie der Kritiker M — t oder der Professor K. in Pf —, oder mit Umstellung der Buchstaben, wie „Fachner“, „Lochbeutel“, der „D. Sauerapfel“, der „Buchhändler Weichmann“ und „Ehwald“, ein „fahrender Schüler der Rechte in Leipzig“; von den Zeitschriften aber sind es besonders die „S — zeitung“ und „Unser Planet“, die Hrn. Ortlepp's Geißel trifft. Ref. enthält sich hierüber aller Bemerkungen, da die Leser des Büchleins, das schwerlich weit über das Weichbild von Leipzig herauskommen wird, sich solche selbst werden machen können.

Dagegen können wir die Nachlässigkeit des Styls und die oft sehr unanständigen Ausdrücke nicht ungerügt lassen. Ausdrücke, wie „Alle Donner sollen in die lumpigen Kerle schlagen, die ich jetzt im Sinne habe“ (S. 40), oder „die aschgraue Pechhütte“ (S. 130), oder „einen Raptus bekommen“ (S. 59), sowie die häufig gebrauchten Schimpfnamen: Ochse, Esel und Bestie, und ähnliche mehr sind eines Dichters höchst unwürdig und dürfen einem angehenden Schriftsteller nicht nachgesehen werden; Dasselbe gilt auch von den abgerissenen Gedanken im „Extrablatte“, wo es S. 111 heißt: „Schweinezucht ist in Deutschland so zu Hause, daß man nicht hoffen darf, sie durch Worte zu verbessern“!!! Den Recensenten und Kritikern ist Hr. Ortlepp nicht sonderlich gewogen. „Ihr Gesicht“, heißt es S. 79, „überstrahlt ein diabolisch-ironischer Asinismus, wenn sie, wie Johannes in der Offenbarung, das Büchlein verschlungen haben“; sie werden mit Schmeißfliegen, Schweinen, Geiern und Raben verglichen, und zwar in Ausdrücken (S. 79 fg.), die gegen alle schriftstellerische Decenz verstoßen und die wir nicht wiederholen mögen. Ref. ist weit entfernt, gegen Hrn. Ortlepp eine „Oratio pro domo“ schreiben zu wollen; aber er kann seine Wehmuth über solche Stellen nicht unterdrücken, die gar zu sehr an die Zeit des alten „Freimüthigen“ und an Garlieb Merkel erinnern, durch welchen Göthe's bekanntes Wort: „Schlagt ihn todt — er ist ein Recensent“ — einigermaßen gerechtfertigt erscheinen konnte. Das Recensirwesen hat seine schwache Seite, wie so viele Dinge in dieser unvollkommenen Welt und ist auch daher der Persiflage nicht entgangen, wie Hr. Ortlepp schon aus des Horaz Episteln (II, 2, 90), oder aus beiden Pergeine Viole (IV, 146 Übers.), oder aus Irving's Erzählungen (II, 111 fg. Uebers.) und aus Byron's herrlichem Romane hat ersehen lernen kann. Daraus kann er aber auch lernen, was wahrer Humor und echte Ironie sei; Plumpheit erbittert nur, aber macht nie besser.

Hr. Ortlepp hat nun an mehren Stellen seines Büchleins mit vieler Naivetät von sich selbst gesprochen. Zuvörderst erfährt der Leser auf S. 79, daß Hr. Ortlepp schon vor sechs Jahren ein Trauerspiel nach Weimar gesendet habe; daß aber dasselbe horribile dictu noch nicht auf auf die Bühne gebracht sei. Dann ist mehrmals (S. 103 und 120) von dem „Poeten Ortlepp und seiner doppelten Natur“ die Rede, und endlich werden S. 138 zwei Urtheile über das gegenwärtige Büchlein gleichsam ein „gravamen de futuro“ mitgetheilt, in dem Hr. Ortlepp sich selbst tüchtig tadelt. Das ist wenigstens einigermaßen neu. Da heißt es unter Anderm: „ohne eine ordnende Idee ist Alles durcheinander geworfen; an Witz und Humor ist nicht zu denken“; denn „wir halten es für unsere Pflicht, dem Publicum zu sagen, daß der Autor an Witz, Humor und Laune einen gänzlichen Mangel leidet, und indem er Swift und Jean Paul nacheifert, sich nur lächerlich machen kann.“ Ref. kann sich mit dieser Selbstcharakteristik aus den obigen Gründen nur einverstanden erklären. Ja, er muß, auf die Gefahr hin, den Bann des Hrn. Ortlepp auch über sich ausgesprochen zu sehen, wie über den Beurtheiler der Ortlepp'schen Gedichte in d. Bl. auf S. 108 geschehen ist, den Hr. Verf. ersuchen, mit der Herausgabe des zweiten Bändchens der „Lob- und Schmähschriften“ sich ja nicht zu übereilen. Die Welt hat überhaupt von dieser Art von Schriften keinen sonderlichen Nutzen, Hrn. Ortlepp's Talent aber kann nur durch größere Weltkenntniß und fleißiges Studium bei den wahren Freunden seiner schriftstellerischen Leistungen Anerkennung finden. 174.

Literarische Notiz.

Der berühmte Bibliothekar des Vaticans, Monsignor Angelo Mai, hat den vierten und fünften Band seiner „Scriptorum veterum nova collectio“ nach vaticanischen Manuscripten herausgegeben. Der vierte Band enthält die bisher unedirten Acten der unter dem Kaiser Manuel 1166 in Konstantinopel gehaltenen Synode, deren Hauptzweck die Erklärung der Worte Christi: quia pater meus major me est, war. Zumeist füllt aber diesen Band ein sehr schätzbares Verzeichniß der 787 arabischen Manuscripte des Vaticans, bestehend in biblischen Werken, arabischen Uebersetzungen des Alten Testaments, Werken über Poesie, Medicin, Astronomie und Chemie, kurz über alle die von den Arabern in ihrer besten Zeit gepflegten Wissenschaften. Es finden sich ferner kurze Verzeichnisse der wenigen persischen und türkischen Manuscripte der Bibliothek und alsdann auch zwei historische Fragmente von Giuseppe Simonio Assemani vor, eines über die Schriften der östlichen Ketzer, das andere über die christliche Bevölkerung des alten Patriarchats von Antiochien. Der fünfte Theil enthält erstens die reiche, von Monsignor Marini mit vieljährigem Fleiße gefertigte Sammlung christlicher Inscriptionen, lateinisch und griechisch, vom Beginn unserer Zeitrechnung an bis zum Jahre 100; zweitens, zusätzliche Verzeichnisse, a) der syrischen von der vaticanischen Bibliothek seit Bekanntmachung des Assemani'schen Katalogs (1758 — 59) erworbenen und der 202 dem Assemani selbst zugehörigen Manuscripte, b) der 80 hebräischen Manuscripte, die der desfallsige Assemani'sche Katalog von 1756 auch nicht enthält, c) einiger äthiopischer, slavonischer, armenischer, indischer und etwa 80 koptischer Manuscripte; und endlich drittens zwei Abhandlungen von G. S. Assemani, über die Kopten, die nestorianische Streitsache und die christlichen Völkerschaften des Orients. 153.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Freitag, — Nr. 123. — 3. Mai 1833.

Schilderungen und Begebenheiten eines Vielgereisten, der ausruht. Erstes, zweites Buch. Leipzig, Wigand. 1833. Gr. 12. Preis für drei Bücher 2 Thlr. 20 Gr.

Auf eine Vorrede, die etwas Rechtes zu sein sich bestrebt, und die — wie Johnson einmal bei einem ähnlichen Anlaß treffend sagt — wie ein 48pfünder vor einer Stallthür aufgefahren dasteht, folgt ein Buch, meistens voll der unbedeutendsten Klatschereien über Hof, Minister und Diplomaten in Dänemark. Der Verf. glaubt es einem geistreichen „Verstorbenen" abgelauscht zu haben, wie man Aufsehen machen könne; aber er irrt sich nur darin, daß er wähnt, dies ohne Geist zu vermögen. Aufsehen will er erregen, das verkündet seine Vorrede unverhohlen, das zeigt der ganze pasticcioartige Inhalt seines Buches; Aufsehen wird er auch erregen, hier und da nämlich, und wie irgend ein ausgebrochener Stier in einer belebten Gasse oder eine Eule am hellen Tage; aber dies Aufsehen wird ihm weder die Frucht öffentlicher Achtung, noch das Anerkenntniß irgend eines wirklichen Verdienstes politischer, künstlerischer oder schriftstellerischer Art eintragen. Es bleibt ihm nichts übrig als ein pecuniairer Vortheil, der ihm daraus vielleicht zufällt.

Sowie nun dieser die Haupttriebfeder bei diesem weder besonders geistreichen, noch besonders malicieusen Buche zu sein scheint (und bei Büchern dieser Art ist das Geistreiche und das Malicieuse fast ein und dasselbe), so scheint dem Verf. auch weder Wahrheit noch Consequenz bei der Vertheilung von Licht und Schatten am Herzen gelegen zu haben. Er schreibt das Ungeprüfte, das Geschmacklose, das Wahrheitswidrige mit gleicher Selbstvergessenheit hin; denn das Eine wie das Andere füllt den Bogen, der ihm bezahlt wird. Er nennt sich einen durchaus unabhängigen Mann, der das gesellige Leben in seinen höchsten wie in seinen beschränktesten Kreisen kenne; der am nämlichen Tage mit Brougham gelauscht, bei Sir W. Curtis dinirt, beim Helden von Waterloo soupirt und dort seine Börse im trente et quarante gesprengt gesehen habe; den der alte König Ferdinand auf der Jagd einen „asino maledetto" (bedeutungsvolles Wort) geschimpft, der mit Papst Leo manche partie fine genossen (was an eine sehr bekannte Anekdote erinnert), der vom Schlosse Lagrange (welches Notabene Lafayette's Eigenthum ist) direct nach dem Johannisberge gereist sei und beiden Besitzern die Hand geschüttelt habe; der mit Commodore Stuart nach Spanien geschifft, mit Juan van Halen den Ruffiano gespielt, die Frau von Tatischeff betrogen, mit der Herzogin von Gothland manchen frohen Tag verlebt und kurz mit der ganzen Welt in Verbindung gekommen und hier Maurer, dort Carbonaro gewesen sei. Ein solcher Mann, wenn er irgendwo öffentlich auftritt, trägt allerdings seinen Magnet bei sich; allein wir besorgen gar sehr, daß dieser so interessante Mann nur in der Vorrede zu diesem Buche lebt, und daß der Verf. desselben allerdings wol ein Anekdotenjäger und ein Herumtreiber sein mag, aber keineswegs ein Mitglied jener Gesellschaften, deren Wesen und Charaktere er nur wie durch die Thürspalte beobachtet zu haben scheint. Mit einem Wort, wir finden nichts in diesem Buche, das uns Vertrauen zu der Wahrhaftigkeit seines Verf. einflößte, vielmehr gar viel, das uns vom Hörensagen oder aus andern Schriften her als Selbsterlebtes dargestellt wird, und noch mehr, was als Irriges, Verkehrtes, Geschmackloses jeder Darstellung hätte fern bleiben sollen. Hinter alledem scheint uns daher die Maske eines Mannes zu stecken, der allerdings Mancherlei erlebt und erfahren hat, der aber weder dies Erlebte geistreich darzustellen, noch das Hinzuerfundene mit dem Wirklichen geschickt zu verweben verstanden hat, und dem es sowol an dem Geiste wie an der Wissenschaft gebrach, welche Büchern dieser Art allein einen mehr als augenblicklichen Reiz mitzutheilen vermögen. Zu viel in diesem Buche erinnert an gewisse viel besprochene Denkwürdigkeiten, als daß wir den Verf. derselben nicht für mitbetheiligt halten sollten, wie zahm und partellos er auch hier zu erscheinen sich die Mühe gibt. Bis wir daher eines Bessern belehrt sind, halten wir dies Buch für eine gemachte und nebenher für eine ziemlich schwache und geschmacklose Nachahmung der „Briefe eines Verstorbenen". Das Trugbild einer Uebersetzung aus dem Französischen wird uns übrigens so obenhin vorgespiegelt, daß selbst der Verf. an die Wirkung einer solchen Insinuation nicht geglaubt zu haben scheint.

Die vorliegenden beiden Bücher beschäftigen sich nun ausschließlich mit Dänemark, jedoch so, daß sie uns andere Länder erwarten lassen. Auch dies führt nahe genug zu dem Versteck hin, auf das wir deuteten; auf einen

ruhelosen demagogischen Absolutisten, der hier den Indifferenten zu spielen unternimmt. Der Verf. gibt sich selbst für einen Oestreicher und prostituirt an einer Stelle Wit von Dörring. Irre machen darf dies jedoch Den nicht, der da weiß, wie gering dieser Mann eine Schaustellung mehr oder weniger anschlägt. Das erste Capitel: „Die Dampfreise von London nach Kopenhagen" ist möglichst langweilig und uninteressant. Ein englischer furious traveller (man verzeihe diese Hinzufügung zu Sterne's Travellerkatalog), der nach Palästina gereist ist, blos um im todten Meere zu fischen, ist noch einer der besten Charaktere in der charakterlosen Gesellschaft. Einer der jüngern Barone R. — der Verf. bezeichnet seine Personen so deutlich, daß Jeder seine Auslassungen ausfüllen kann — ist auch dabei, und die huldigende Verehrung der polnischen Judenfamilie gegen ihren Messias ist allerdings ergötzlich genug. Eine abscheuliche Geschichte von Poor T . . y, S. 20, gibt jedoch die Hauptwürze dieses Capitels her, insoweit der Anblick eines weiblichen Roués, wie Miß Fitz . . . ist, überhaupt für eine Würze gelten kann. Das Capitel: „Kopenhagen und die Dänen", ist besser. Der Verf. schildert uns hier wenigstens das eigenthümliche, stark ausgeprägte Nationalgefühl des Dänen, vorzüglich aber des dänischen Seemanns mit lebendigen Farben. Mit demselben Selbstgefühl, mit dem Ludwig XIV.: „L'état, c'est moi!" sagte, scheint der Däne jedem Fremden, und besondes dem Deutschen (dem er etwa denselben windigen und faselnden Charakter beilegt, wie wir dem weiland Franzosen): „Ich bin ein Däne", zuzurufen: Kopenhagen selbst scheint ihm den Keim des Untergangs in sich zu tragen: als Handelsstadt ist es vernichtet; als Hauptstadt scheint es ihm an einer unpassenden Stelle zu liegen, die für das dreifache nordische Reich ausgewählt war. „Der Wahnsinn Christiern's hat diesem Reiche eine Krone gekostet, und der schöne Traum des jetzigen Königs, in einer verderbten Zeit eine durchaus redliche und wahre Politik behaupten zu wollen, hat ihm auch die zweite entrissen." Kopenhagen ist Dänemark, wie Paris Frankreich ist. Die Provinzen sind Nullen, die erst durch den Zähler Kopenhagen Werth empfangen. Alle Fäden der Verwaltung laufen dort so streng zusammen, daß ein Schuhflicker in Altona nicht ein paar neuer Stiefeln anfertigen darf ohne Concession dazu aus dem 120 Stunden entfernten Kopenhagen, und in Schleswig ist kein Testament gültig, bevor es nicht in der Hauptstadt bestätigt ist. Daher Anmaßung und Dünkel bei dem Hauptstädter, Verachtung der Fremden u. s. w. Die Weisheit des Königs und die Dampfschifffahrt haben diese Vorurtheile etwas ausgeglichen: in Kopenhagen ist der Deutsche nicht mehr verhaßt wie zu Struensee's Zeit; aber er gilt noch für einen Windbeutel, wie der Schwede für falsch und treulos gilt. Die politische Eifersucht zwischen Dänen und Deutschen dagegen ist fast verschwunden. Das Nationalgefühl des gemeinen Mannes, wiewol es weder Liberale noch Absolutisten darunter gibt, ist aufs äußerste reizbar. Als der Nationalbankrote die dänischen Banknoten um ihren Werth brachte, behauptete er, nicht das Papier sei schlechter geworden, sondern das fremde Silbergeld. Holmens gamle stock (die Matrosen) ist ein überaus reizbares, fehdesüchtiges, ehrliebendes Völkchen, das alle Landbewohner haßt, außer die Studenten, deren stete Bundesgenossen sie seit dem Bombardement geblieben sind. Gasthöfe und Police sind äußerst schlecht und der Fremde ist einer ärgen Prellerei hülflos preisgegeben.

(Der Beschluß folgt.)

Diesjährige Kunstausstellung in Paris.

Livius vergleicht irgendwo den Geschichtschreiber mit einem Menschen, der ins Meer geht. Erst benetzen ihm leichte Wasserflocken die Knöchel; wie er weiter schreitet, umrauschen ihn zahlreicher und wilder die tobenden Wellen, bis ihm zuletzt das Wogengewirr über den Kopf hinausschlägt. So geht es uns ungefähr, indem wir unsern Bericht über die diesjährige Kunstausstellung in Paris beginnen. Kaum sind wir durch den Vorsaal in die hochgewölbte Halle getreten, wo gewöhnlich den Flor der Exposition dem Zuschauer entgegenstrahlt, so fängt es uns an vor den Augen zu flimmern, in endloser Perspective dehnt sich sodann die Galerie Rubens zu den Tuilerien, auf beiden Seiten mit historischen und Genrebildern, Landschaften, Dri- und Miniaturportraits, Zeichnungen u. s. w. dicht aneinander behangen, ungefähr 4000 Stück an der Zahl, sodaß der Blick nirgend Ruhe findet, keine Figur feststeht und zuletzt der Geist, der alle diese Farben in Linien und harmonische Ganze gefesselt, für uns daraus verschwindet und Alles in gestaltlose, verworrene Massen zerfällt.

Um sich in einem solchen Babyrinthe zurechtzufinden, folgt man gewöhnlich der Menge, bleibt stehen, wo diese sich anhäuft, und geht an den leerstehenden Gemälden vorüber. Man findet sich indessen oft sehr getäuscht; so werden in dem diesjährigen Salon drei kolossale Figuren von Dubufe, eine Griechin und zwei Männer in türkischer Tracht, angegafft, lebendige, grelle Farbenmassen, theatralische Stellungen, vehemente Gesticulationen blenden und locken die Zuschauer; der Kenner verweilt keine halbe Minute. Das Sujet ist im Livret angegeben unter dem Titel: „Don Juan, eine Episode aus Lord Byron's Gedichte." Grade unter diesem riesenhaften Blatte hängt: Gretchen in der Kirche, von Scheffer dem Aeltern; in Allem ein Gegensatz zum vorigen, keine Emphase, nichts Uebertriebenes, fast gänzliche Vernachlässigung der äußern Mittel; eine feine, ruhige und dennoch ergreifende Poesie: das in bleicher Ohnmacht hinsinkende Haupt Gretchens ruht auf dem Betstuhl, links im Hintergrunde liest ein Priester die Messe; einige Personen, Frauen, Männer und Kinder, beten neben Gretchen; in ihren Zügen hat die Gewissensangst, das Bewußtsein der Sünde die Grazie der Unschuld nicht verwischt, die Jungfräulichkeit des Herzens glimmt in dem blauen Auge der Gefallenen fort. Scheffer hat nicht, wie andere Künstler vor ihm, den bösen Geist dargestellt, der sie peinigt. Der böse Geist ist in ihr: man sieht ihn blos in ihrem angstvollen Blicke, in der bleichen Wange, in der sinkenden Stellung; ein Teufel mit Schwanz, Bockshörnern und Krallen würde Alles verdorben haben. Neben Gretchen steht ein frommes, mit gefalteten Händen betendes Mädchen in hinreißendem Ausdruck. Scheffer's Gretchen ist nebst dem Leichenbegängniß des Tasso von Al. Hesse das tableau de vogue. Herr Al. Hesse, der Sohn eines hier lebenden verdienten Malers, tritt zum ersten Male vor dem Publicum auf; sein erster Versuch ist ein Meisterwerk, welches vielleicht mehr von den Künstlern als von der größern Masse der Zuschauer gewürdigt wird. Uns ist daran aufgefallen, daß das Gemüth weder beim ersten Anblicke noch bei längerm Beschauen angeregt wird. Und es war doch Veranlassung genug da, auf das Gefühl ergreifend zu wirken: die Pest wüthet in Venedig, der Zug geht durch Haufen von Leichen; Diejenigen, welche den großen

Wasser zur Erde bestattet, sind wahrscheinlicherweise Verwandte und Freunde des Verunglückten, und dennoch verkünden Züge und Haltung die größte Gleichgültigkeit. Es sind schon gezeichnete, kräftige Gestalten, großartige Köpfe voll Würde und Kälte; sämmtliche Anwesende scheinen sich um Das, was vorgeht, durchaus nicht zu bekümmern; ein Geistlicher, der sich die Nase zuhält, erregt Ekel und Widerwillen; ohne eine Dame, welche, auf ihren Begleiter gestützt, zu weinen scheint, wüßte man eigentlich kaum, daß man einen Leichenbegängniß beiwohnt. Obgleich die Scene mit vieler Einfachheit angeordnet ist, und über die Zeichnung und das Colorit, welches an die venetianische Schule erinnert, ist unter den Kunstkennern nur eine Stimme. In dieser Beziehung übertrifft dieses Blatt vielleicht alle Kunstwerke der diesjährigen Ausstellung. Ein lärmendes und, poltergeist Spektakelstück ist das Gemälde von Court, welches die Erstürmung des Convents durch das Volk den 1. Prairial des Jahres III darstellt. Boissy d'Anglas steht auf der Tribune und begrüßt ehrerbietig das Haupt des Deputirten Féraud, welches ihm auf einer Pike vorgehalten wird. Der Kopf des Boissy d'Anglas scheint uns das Gelungenste auf dem ganzen, mächtig hohen und breiten Blatte; Entsetzen und Bewunderung paaren sich in seinem starren Blicke mit dem Ausdrucke persönlicher Unerschrockenheit. Die übrigen Mitglieder des Convents sind stämmige Fleischerbursche mit aufgeblasenen Backen und derben Schenkeln; unter dem Pöbel bemerkt man nichts als gräßlich entstellte Fratzen. Herr Court hat den Erwartungen nicht entsprochen, die seine Erwerbung des Cäsar erregt; auch der Ruhm des Herrn Horace Vernet fängt an zu sinken. Das Hauptwerk dieses Meisters in der diesjährigen Ausstellung stellt Michel Angelo und Rafael auf dem Vatican vor und gründet sich auf eine Anekdote, welche sich in Quatremère de Quincy's „Leben Rafael's" findet. Michel Angelo, heißt es darin, stieß einst im Vaticane auf Rafael, welcher von einer großen Menge Schüler umringt war, und sagte zu ihm: „Ihr seid von einem zahlreichen Gefolge umgeben, wie ein Heerführer." „Und Ihr," erwiderte Rafael, „geht einsam wie der Schinder." Die Schüler Rafael's sind nette, elegante Jungens, die auf nichts Anderes bedacht zu sein scheinen als die vortheilhafteste Stellung anzunehmen; auch Rafael steht nur zur Parade da; Michel Angelo ist so gestellt, daß er seinen Nebenbuhler nicht sehen kann. Im Hintergrunde links sieht man den Papst, der diese Scene betrachtet und nicht zu begreifen scheint. Das Ganze ist eine gemalte Anekdote, unbeholfen, gezwungen, ohne Schwung und Kraft, frostig und glänzend, die man vergißt, sobald man sie aus den Augen hat. Ein anderes Gemälde von H. Vernet, der Zug des Herzogs von Orleans nach dem Hôtel de Ville im August 1830, ist gleichfalls matt und ohne alle Poesie. Die Zuschauer sind blos neugierig, nirgend eine Spur des gewaltigen politischen Enthusiasmus, der damals die Pariser aufgeregt hatte. Herr Vernet ist unstreitig ein geistreicher Maler, der seine Compositionen mit erstaunender Leichtigkeit entwirft, in der Behandlung der äußern Mittel eine hohe Meisterschaft besitzt, durch Pracht und Witz blendet; aber es fehlt ihm der innere Gott, er wird nie warm, er überläßt sich mit selbstzufriedener Behaglichkeit den oberflächlichen Aufregungen seines Kunstgenius und ist recht eigens zum Direktor einer Kunstakademie geschaffen. Seine Glanzepoche ist vorüber, wie wir bereits gesagt; der Held des Tages ist jetzt Ingres, der erste Franzose, das sich von David lossagte und darum so lange in Armuth und Vergessenheit schmachtete. In der diesjährigen Ausstellung haben wir ein Damenportrait von ihm gesehen, welches schon vor 20 Jahren gemalt und damals ganz übersehen worden; jetzt drängt sich die Menge der Bewunderer um dasselbe. Ein anderes Portrait von Ingres ist das des Herrn Bertin des Altere, Redacteurs des „Journal des débats", eins der gelungensten Portraits, die uns je vorgekommen. Größere Arbeiten dieses Künstlers haben wir bis jetzt noch nicht angetroffen; wir werden in einem folgenden Artikel auf ihn zurückkommen sowie auch auf die Bildhauerwerke, die wir nur flüchtig betrachtet haben.

Die französischen Bildhauer haben in ihren Kunstansichten an Freiheit und Umfang gewonnen; die griechischen und römischen Heiden sind auch hier außer Credit gekommen, die Steifheit und Trockenheit der meisten Figuren ist verschwunden. Unter den vorzüglichsten Arbeiten, die dieses Jahr im Louvre ausgestellt sind, verdienen vor andern ein kolossaler Löwe und kleine Thiergruppen von Barye, und ein Fechter nach dem Kampfe, von Daumas, genannt zu werden. Seit dem Spartacus des Herrn Fögatier hat die französische Bildhauerschule nichts so Ausgezeichnetes hervorgebracht. Zwei neapolitanische Fischer, der eine in Marmor von Duret, der andere in Bronze von Rude sind höchst anmuthige, lebendige Erscheinungen. Eine kolossale Gruppe von Henri Etex, Kain mit seinen Kindern vorstellend, findet viele Bewunderer, zu denen wir nicht gehören. Kain ist eine Art Herkules in sitzender Stellung, mit massiven, aufgetriebenen Muskeln; das Haar hängt struppig um das wüthige, gemeine Gesicht; das Ganze flößt einen blos materiellen Abscheu ein; die Häßlichkeit scheint uns nicht unbedingt erfoderlich, ein Grauen und Entsetzen zu erregen; waren nicht die Eumeniden bei den Griechen regelmäßige Gestalten mit den anmuthigsten Formen, und waren sie nicht vielleicht eben um desto furchtbarer?

Vor 35 Jahren kam ein 16jähriger Künstler nach Paris und trat in die Schule des berühmtesten Meisters jener Zeit, nämlich David's. Obschon der Jüngling das unbestreitbare Verdienst seines Lehrers anerkannte, entfernte er sich doch von dessen Manier. Bei seinen Mitschülern fand er Beifall; das pariser Publicum, welches dazumal, wie jetzt, von der Mode beherrscht wurde und den neuen Ideen weit unzugänglicher war als heutzutage, übersah die Erstlingsversuche des jungen Malers. So arm er auch war, so leicht er durch einige Nachgiebigkeit Beifall und Geld hätte gewinnen können, so beharrte er standhaft in seinen Ansichten. Nachdem er von der Akademie den sogenannten grand prix erhalten, brachte er vier Jahre in Rom zu, wo er sich verheirathete und in der strengsten Zurückgezogenheit sich bestrebte, die Resultate seines Talents auf die höchstmöglichste Stufe der Vollkommenheit zu bringen. Ingres, denn dies ist der Künstler, von dem wir sprechen, erduldete 15 Jahre lang drückende Armuth und das Gespötte des Publicums über seine Werke, bis endlich die Zeit gekommen, wo sein Verdienst anerkannt und er für die lang erlittene Vergessenheit und Dürftigkeit reichlich entschädigt wurde. Man ist jetzt so gerecht gegen ihn, daß man ungerecht gegen seine Mitbewerber wird. Ingres flüchtete sich aus David's Werkstatt in die Schule Rafael's; er blieb immer Nachahmer. David zeichnete nach der Antike; seine Figuren sind starr und fehlerfrei wie eine griechische Bildsäule. Ingres zeichnet nach Rafael, aber vergebens sucht man im Schüler jenes herrliche Verfließen der Linien und vor Allem jenes ergreifende Leben, das in den Werken des Meisters glüht. Schön sind Ingres' Umrisse allerdings; aber die runde Form herrscht zu sehr vor; es fehlt ihm an Luft, an Transparenz der Farben; über alle seine Gemälde ist ein rauchigtes Licht verbreitet; in den Augen ist kein Glanz, in den Lippen kein Leben: Ingres ist Bildhauer in der Malerei so gut als David. Er verachtet die Coloristen; das Colorit ist ihm nur Nebensache. Sein Ruf wird sich nicht halten, er wird vergessen werden, wie Campistron, der geschickteste Nachahmer Racine's. Campistron galt eine Zeit lang für einen großen Dichter; welcher unserer Leser hat wol eine Tragödie von Campistron gelesen? Das Bedeutendste, was Ingres dieses Jahr ausgestellt hat, ist das Portrait des Herrn Bertin, von dem wir bereits oben gesprochen haben.

Wie Ingres einst seinem Lehrer den Gehorsam aufgekündigt, so hat er einen seiner Schüler seine Fahne verlassen sehen. Herr Guichard hatte vor zwei Jahren Portraits ausgestellt, die ganz in der Manier seines Meisters gemalt waren und gänzlich unbeachtet blieben; seitdem hat sich seine Individualität Luft gemacht. „Un rêve d'amour" ist nächst Hesse's Tizian das vielversprechendste Product der ganzen Ausstellung. Das Sujet ist um so schwerer anzugeben, da wir es nicht recht begriffen ha-

den. Ein junges Mädchen ist fast nackt auf einem Ruhebette ausgestreckt und schläft; um sie herum liegen ihre Gewänder, ihre Blumen u. s. w. durcheinander; ihr Liebhaber sitzt am Rande des Bettes; wohin er seine Augen richtet, haben wir nicht finden können, denn sein Auge ist fast geschlossen; in einiger Entfernung lauert ein Türke mit zürnender Miene; die Scene wiederholt sich im obern Theile des Tableaus perspectivisch, welches den Traum andeutet. Interesse bietet das Ganze nicht dar; aber die Farbengebung ist reich, üppig, von hinreißendem Effect. Vielleicht hat der Künstler sich unverständlich gemacht, damit man sich desto mehr mit ihm beschäftige; ein Mittel, das manche unserer Dichter mit Glück versucht haben. Rechnet man zu den bereits besprochenen Kunstproducten noch Ziegler's Giotto in der Werkstätte Cimabue's, die Episode des Franz von Rimini aus Dante von H. Collin, die Seestücke von Isabey, die Landschaften von Huet, de la Berge ꝛc., so hat man eine so ziemlich vollständige Uebersicht des Merkwürdigsten, was die diesjährige französische Kunstausstellung darbietet. 143.

Notiz.

Zur slawischen Literatur.

Die polnischen Blätter theilen einen aus dem südlichen Ungarn geschriebenen Brief des berühmten slawischen Sprachforschers Prof. Dr. Szafarzyk mit, aus dem wir Folgendes entnehmen: „Ich beschäftige mich jetzt ganz besonders mit der Sammlung der nöthigen Materialien zu meiner Geschichte und Literatur der südlichen slawischen Stämme. Nach fünfjährigen vergeblichen Bestrebungen ist es mir endlich gelungen, mir den Weg zu vielen theils verschlossenen, theils verborgenen Denkmälern dieser Literatur zu öffnen; ja, auf Befehl der höhern katholischen Geistlichkeit wird jetzt in Slavonien, Horvazien u. s. w. Alles fleißig durchforscht und für mich copirt. Man muß über die Anzahl der Bücher erstaunen, die seit dem 15. Jahrhunderte im serbisch-illyrischen und horvazischem Dialekte geschrieben und herausgegeben worden sind, wovon selbst die ausgezeichnetsten unserer Literatoren, ein Dobrowsky, Kopitar u. A., nicht einmal eine Ahnung gehabt zu haben scheinen. Die Illyrier und Horvazen wissen aber auch selbst nicht, was sie besitzen, sowie die Böhmen die Hälfte ihrer alten Literatur einzig aus Katalogen, nämlich nur die Titel ihrer Bücher, kennen. Es ist mir auch gelungen einige Denkmäler der serbischen Sprache ans Licht zu ziehen. Fast jedes Mal, wenn ich durch Slavonien, Banat u. s. w. reise, treffe ich in den alten Kirchen und Klöstern auf bis jetzt unbekannte Bücher; wenn ich nun erst Bosnien, die Herzegowina, Macedonien und die Bulgarei besuchen könnte! Eine bis jetzt unbekannte Handschrift eines Gesetzes (prawo Cara Dusana) habe ich für Herrn Maciejowski *) in Warschau copirt, übersetzt und so viel als möglich erklärt. Von dem Allen wird zu seiner Zeit meine Geschichte der slawischen Literatur vollständige Rechenschaft ablegen. Bis jetzt habe ich nur die slawisch-illyrische Literatur, d. h. die der katholischen und griechischen Serben, der Horvazen und Slowaken vollendet. Ueber neuere Arbeiten hiesiger Literatoren kann ich wenig berichten. Serbische Werke kommen ziemlich zahlreich heraus, aber fast nur unreife Sachen junger Studirender. Wuk (Stefanowicz) schreibt nichts mehr; früher Oberrichter in Belgrad, lebt er jetzt amtlos in Semlin. Schade um den Mann, der ein bessres Schicksal verdient. In Belgrad ist eine Buchdruckerei eingerichtet worden, aber außer Bekanntmachungen über die Cholera hat sie noch nichts geliefert. In Ragusa druckt Martollini den Gundulit und andere alte Werke, jedoch meist Andachtsbücher. Der Priester Franz Koritiez hat den Virgil, und der Propst Joh. Krizmanicz in Bistriz Milton's „Paradies" ins Illyrische übersetzt; wenn sie es nur herausgeben wollten! Doch das ist das Loos der besten illyrischen Werke, daß sie als Manuscripte faulen. „Osman", ein heroisches Gedicht von Gundulit, mußte bis 1826 auf den Druck warten. In Laibach erscheint eine Gedichtsammlung unter dem Titel: „Krainska cibelina", bis jetzt drei Hefte, der Redacteur derselben ist Kastelez." 177.

*) Den Verfasser der Geschichte der slawischen Gesetzgebungen, von welcher vor Kurzem der zweite Theil in Warschau erschienen ist.

Literarische Anzeige.

Bericht über die im Laufe des Jahres 1832 bei F. A. Brockhaus in Leipzig erschienenen neuen Werke und Fortsetzungen.

(Fortsetzung aus Nr. 139.)

25. Raumer (Friedrich von), Ueber die geschichtliche Entwickelung der Begriffe von Recht, Staat und Politik. Zweite, verbesserte und vermehrte Auflage. Gr. 8. 17 Bogen auf gutem Schreibpapier. 1 Thlr. 6 Gr.

26. — —, Polens Untergang. Zweite Auflage. 12. 6½ Bogen auf feinem Druckpapier. Geh. 16 Gr.

27. — —, Geschichte Europas seit dem Ende des 15. Jahrhunderts. In sechs Bänden. Erster Band. Gr. 8. 37½ Bogen. Subscriptionspreis auf gutem weißen Druckpapier 3 Thlr. 4 Gr., auf extrafeinem Velinpapier 6 Thlr. 8 Gr.

28. Raumer (Karl von), Lehrbuch der allgemeinen Geographie. Mit fünf Kupfertafeln. Gr. 8. 27 Bogen auf gutem Druckpapier. 1 Thlr. 6 Gr.
Um die Einführung in den Schulen zu erleichtern, wird von jeder Buchhandlung auf 12 Ex. ein Freier. bewilligt.

29. — —, Beschreibung der Erdoberfläche. Eine Vorschule der Erdkunde. Zweite unveränderte Auflage. Gr. 8. 5½ Bogen auf gutem Druckpapier. 4 Gr.
Auf 25 Ex. werden drei, auf 50 Ex. acht Freier. bewilligt. Diese Schrift ist bereits in vielen Schulen eingeführt worden, sodaß die zweite Auflage wenige Monate nach der ersten veranstaltet werden mußte.

30. Rumohr (C. F. von), Drei Reisen nach Italien. Erinnerungen. 12. 14 Bogen auf gutem Druckpapier. Geh. 1 Thlr. 12 Gr.

31. Schmid (Reinhold), Die Gesetze der Angelsachsen. In der Ursprache mit Uebersetzung und Erläuterungen herausgegeben. Erster Theil, den Text nebst Uebersetzung enthaltend. Gr. 8. 25 Bogen auf gutem Druckpapier. 2 Thlr. 6 Gr.

32. Schopenhauer (Johanna), Sämmtliche Schriften. 24 Bände. Mit dem Bildnisse der Verfasserin. 16. 486½ Bogen. 1829—32. Subscriptionspreis auf gutem milchweißen Druckpapier 12 Thlr., auf extrafeinem Velinpapier 16 Thlr.

33. Schulze (Ernst), Die bezauberte Rose. Romantisches Gedicht in drei Gesängen. Fünfte Auflage.
Nr. 1, auf gutem Schreibpapier. 8. Geh. 1 Thlr.
Nr. 2, mit sieben neuen Stahlstichen (Schulze's Bildniß von Barth, und sechs Darstellungen nach Schumacher'schen Zeichnungen von Wagner). Auf feinem geglätteten Velinpapier. 8. Cart. 2 Thlr.
Nr. 3, mit denselben Stahlstichen. Auf dem feinsten geglätteten Velinpapier in gr. 8. Cart. (Prachtausgabe.) 2 Thlr. 12 Gr.

34. Scipio Sicala. Ein Roman. 4 Bände. 8. 33½ Bogen auf feinem Druckpapier. 6 Thlr.

35. Sherer (Moyle), Bilder aus dem Kriegsleben. Aus dem Englischen übersetzt von Rudolf Lindau. Herausgegeben von Wilhelm Adolf Lindau. 8. 21½ Bogen auf feinem Druckpapier. 1 Thlr. 16 Gr.

36. Stiegitz (Christian Ludwig), Geschichtliche Entwickelung der Eigenthumsverhältnisse an Wald und Jagd in Deutschland von den ältesten Zeiten bis zur Ausbildung der Landeshoheit. Ein Versuch. Gr. 8. 20½ Bogen auf Druckpapier. 1 Thlr. 18 Gr.

37. Stimmen der Zeit. Lieder eines Deutschen. 12. 4 Bogen auf gutem Druckpapier. Geh. 10 Gr.

(Der Beschluß folgt.)

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Sonnabend, — Nr. 124. — 4. Mai 1833.

Schilderungen und Begebenheiten eines Vielgereisten, der ausruht. Erstes, zweites Buch.

(Beschluß aus Nr. 123.)

Die Schilderung der königlichen Familie geht in die größten Details ein, die hier und da und nach Beseitigung eines Wustes von Geschwätz und Klatscherei nicht ohne Interesse sind. Der König selbst wird als ein durchaus biederherziger, edelgesinnter und scharfsichtiger Fürst geschildert, dem durchaus nichts gebricht als ein größeres Vertrauen zu sich selbst. Die Aehnlichkeit zwischen ihm und Kaiser Franz, wie überhaupt die zwischen östreichischen und dänischen Zuständen ist auffallend; nur daß man dort mit großer Consequenz Geist und Form zugleich festhält, wie sie waren, während man hier dem neuen Geiste huldigt, ohne die alte Form überwinden zu können. Als der König nach dem Congreß Wien verließ sagte ihm Alexander: „Sire, vous avez gagné tous les coeurs!" — „Mais pas une seule âme", gab der Monarch lächelnd zur Antwort. — Der gesetzlich unumschränkteste Fürst Europas — dies ist der König von Dänemark seit 1646 — unterwirft sich dem Geiste, welcher in den Collegien herrscht, aufs pünktlichste; selbst in Anstellungs- und Gnadensachen hat er durch die altgeheiligten Formen kaum irgend einen Einfluß behalten. Für jede Vacanz proponirt das Collegium drei Candidaten, und es ist ohne Beispiel, daß nicht der zuerstgenannte erwählt würde. Der Erbprinz ist wie Georg IV. von England ein Muster eines vollendeten Gentleman. Er ist liberal in einem eigenthümlichen Sinne des Worts, zugleich der vorzüglichste Beförderer des Ständewesens und doch ein Freund strenger Scheidung der Stände, welche nur die höhere Bildung einander nähern soll, dabei ein Mann von außerordentlichen Kenntnissen, Archäolog, Mineralog, Naturkundiger überhaupt, Kenner und Verehrer der Kunst, von natürlichem, hochentwickeltem Schönheitssinn. Er ist der Gründer der norwegischen Verfassung, die jedoch das Product, nicht seiner Ueberzeugung, sondern der Umstände war. Sanguinisch-bequem, ist kräftiges Durchgreifen jedoch nicht seine Sache, und schwerlich dürfte er einst zum Reformator werden. Kampf gegen seinen edeln Willen erbittert ihn und lähmt seine Thätigkeit. Sein Sohn, Prinz Friedrich Christian, wird von dem Rufe mit zahlreichen Fehlern bekleidet! Er ist sehr lebhaft, schwankend, ohne Grundsätze, ein Freund des Vergnügens. Die Erweckung des schlummernden Selbstgefühls kann ihn zu einem trefflichen Fürsten machen. Von den übrigen Prinzen des Königshauses werden Geschichten in Menge erzählt, größtentheils der Wiederholung unwürdig. Der alte Landgraf Karl gilt dem Verf. für eine Art von Propheten; mit den Illuminaten und Goldmachern stand er zu seiner Zeit wenigstens in enger Verbindung, und St.-Germain starb in seinen Armen. Der Herzog von Holstein-Beck ist der einzige achtbare General der dänischen Armee, von der er vergöttert wird.

Das Bild der dänischen Staatsverwaltung im fünften Capitel ist gleichfalls nicht ohne Interesse. Oestreich und Dänemark gleichen sich hierin so, daß „mutato nomine de te narratur fabula". Die Form beherrscht das Wesen; die Minister sind mit Ausnahme Stemann's Nullen; der bevorzugte unter ihnen, der Finanzminister, ist träger als Potemkin, und S., der Minister der äußern Angelegenheiten, ist einer der edelsten, aber auch der unpraktischsten Menschen, die es gibt. In Dänemark möchte man Alles verbessern, aber die Regierung kommt nicht dazu im Kampf gegen die alte Form; in Oestreich soll Alles bleiben, und es bleibt. Was, oder besser, wie wenig öffentliche Audienzen bedeuten, lehrt das folgende Capitel. Absolute Monarchien können ihrer jedoch nicht entbehren; in constitutionnellen sind sie unnütz und lächerlich. Das Supplicantenwesen feiert in Kopenhagen seinen höchsten Triumph; Alles supplicirt, und die Vorzimmer des Königs sind ewig belagert. Jeder Däne hascht nach einem Titel, der à tort et à travers vertheilt wird, sodaß ein Arzt Kriegsrath, ein Kaufmann Justizrath u. s. w. heißt. Die unendliche Langmuth des Königs erlaubt weder ihm noch seinen Ministern ungeduldig zu werden.

Das zweite Buch ist fast durchaus Personenschilderung. Nicht wenige Namen stellt der Verf. hier an einen gelinden Pranger. Aller Persönlichkeit feind, enthalten wir uns hier jedes Auszuges, zufrieden, wenigstens im ersten Theile dieses Buchs einiges allgemeiner Anziehende aufgefunden zu haben. Das diplomatische Corps, der Finanzminister, der des Auswärtigen haben die bösartigsten Angriffe auszuhalten, die sich oft bis zu widerwärtiger Geschmacklosigkeit steigern. Hier offenbar ist der Verf. auf seinem Gebiete. Er holt die Anekdoten herbei, wo er sie findet; Wahrheit und Lüge gelten ihm gleich; aber — es ist nicht

zu leugnen — er macht uns bisweilen lächeln, wie bei den Distractionsproben des Bischof M.....r und des gelehrten Thorlacius. Lieber als hiervon sprechen wir von einem merkwürdigen Manne, dem Oberstlieutenant A(bramso)n, der, wie es scheint, zu einer einflußreichen Rolle in Dänemark berufen ist. Als Lieutenant lernte A. das Wesen des wechselseitigen Unterrichts in Frankreich kennen. Er fand Gelegenheit, dem König, der sich für alles Pädagogische ganz besonders interessirt, mit seinen Projecten zu nahen. Sie rissen ihn hin. A. ward der Liebling des Königs, sein Adjutant. Zum ersten Mal versuchte der Monarch, die Formen der Verwaltung zu bekämpfen; er nahm die Leitung der Schulen nach dem neuen System unter seine besondere Obhut. Es kam so weit, daß der Oberstlieutenant im Namen des Königs mit Unterbehörden (Amtleuten) direct und ohne Vermittelung der Collegien correspondirte. Alles ging rasch und gut von statten. Da fiel es einem alten Amtmann ein, die Befehle des königl. Adjutanten übel zu nehmen. Er packte sie zusammen, überreichte sie dem Collegium und denuncirte den unberufenen Befehlsgeber, den er nicht zu kennen vorgab und den er als einen übermüthigen Juden bezeichnete. Der Erfolg war, daß der König seine Befehle zurücknehmen mußte und viel Mühe hatte, seinen Adjutanten darüber zu trösten. Indeß behauptet der kühne junge Mann seine Stellung und verspricht ein zweiter Pombal für Dänemark zu werden. (?) Der Verf. beklagt nur, daß er zu eitel sei.

Erschreckend ist die Schilderung, die der Verf. von der Finanzverwaltung des Reichs entwirft, und wir sind um so geneigter, ihm hier zu trauen, als es ihm offenbar nicht an allgemeiner Einsicht in diesem Gebiete fehlt. Der unendlich träge Finanzminister hat das Vertrauen des Königs; weshalb? Weil er keine neue Staatssteuer auferlegt. Allein wie hilft er sich? Erstens, durch die entsetzliche Reichsbanksteuer, vermöge welcher auf jedem Grundstück eine Staatshypothek eingetragen wurde, die der Besitzer mit sechs Procent verzinsen muß; zweitens durch Anleihen, und drittens dadurch, daß er fast alle Staatslasten den Gemeinden zuwirft. Die verderblichste unter allen möglichen Operationen ist diese letztere, weil sie unmittelbar die Quellen des Nationalvermögens erschöpft. Der Verf. zeigt äußerst richtig, wie lächerlich es sei, das Wohlbefinden eines Volkes nach den Beiträgen zu den Staatssteuern, kopfweise vertheilt, zu berechnen, wenn man nicht sämmtliche Gemeindesteuern und Lasten damit in Verbindung bringt. In Dänemark muß der Landmann sich für Zwecke erschöpfen, die ihm ganz fremd sind; fast Alles ist Last der Gemeinden, das eigentliche Einkommen des Staatsschatzes verschwindet in Besoldungen u. s. w. Dabei kommen die Rechnungen oft in zehn Jahren nicht zur Revision, und kein Kassenbeamter kann daher ruhig sterben. Zum Schluß geht der Verf. die theologischen Parteien durch. Die Regierung hält die high Tories weise von sich ab; nichtsdestoweniger ist selbst in neuester Zeit ein Gesetz gegeben, das den Protestanten, der Katholik wird, zur Landesverweisung verurtheilt. Glücklicherweise erlaubt die Milde des Königs seine Anwendung nicht.

Doch genug, um zu zeigen, wie in diesem Buche, dessen Geist wir verwerfen müssen, manche ganz anziehende Notiz enthalten ist, die das mixta bonis mala aller irdischen Dinge auch hier bestätigt. Es fehlt dem Verf. desselben weniger an Erfahrung als an bonne foi, an Geschmack und an demjenigen Geist, der das Würdige, Wissenswerthe vom Unwerthen, Niedrigen und Geringen zu unterscheiden weiß. — Als Stylist ist er ohne Bedeutung; störend aber ist die Jean-Paul'sche Caprice in den zusammengesetzten Worten: Staatwohl, liebewürdig, Vertheidigungmittel u. s. w. 89.

Erzählungsliteratur.

Ich glaube, es kommt von den langen Abenden, den gesprächigen Ammen, den warmen Oefen her, daß man in Deutschland so viel erzählt. Ich wüßte wol noch einige Gründe, aber die sind politischer Natur und könnten mir übel genommen werden. Man spricht immer: wer viel schwatzt, thut wenig, wer viel erzählt, lebt wenig; er braucht seine Zeit zum Erzählen. Ich glaube nicht, daß ein Land existirt, wo so vielerlei erzählt wird wie in Deutschland. Es liegt eine Art Gutmüthigkeit und eine Art Langweiligkeit in dieser Eigenschaft: wir reden gern breit, wir reden gern Alles; aber es muß nichts Gefährliches sein, nichts worüber man zur Verantwortung gezogen werden könnte. Und das ist so charmant bei solchen Erzählungen; wenn sie etwas bunt, phantastisch gerathen, so ist kein wahres Wort daran, und wenn sie recht ledern und gewöhnlich sind, so ist's eine wahre Geschichte. Es liegen dergleichen eine Menge vor mir, und von all den Bänden habe ich nur einen mit Vergnügen gelesen, das ist:

1. Herbstzeitlosen. Erzählungen und Novellen von D. L. B. Wolff. Erste Folge. Leipzig, Kollmann. 1832. 8. 1 Thlr.

Ich will und kann nicht sagen, daß bedeutendes Genie darin zu finden wäre; ach nein, der Flug ist nicht zu kühn; aber sie haben einen großen Vorzug: es ist historischer Verstand darin. Die erste Erzählung: „Dante's Tod", geht etwas hochbeinig einher, und die Contoure sind ein wenig hart; aber der todtkranke und dann sterbende Dante bildet doch einen so würdigen Hintergrund, daß man Jenes vergibt. Man fühlt doch, daß es sich um etwas nicht Unwürdiges handelt, daß der Verf. die Verhältnisse kennt. Die zweite Erzählung: „Der Bettler", ist leichter, gewandter vorgetragen, ist zwar an Erfindung gewöhnlich und, den Schluß anbelangend, abgedroschen: wie viel hundert Mal sterben nicht ein alt und schwach gewordener Held unter der Pflege einer weinenden Nonne oder Aebtissin, die ihm mit der letzten Oelung den Trost reicht, daß sie seine Geliebte sei, ihm vergebe oder ihn um Vergebung bitte! Aber es blitzt solch ein schadenfrohes Lächeln über die französische Regierungswirthschaft vor der Revolution, die willkürliche Justiz und dgl. durch den Vortrag des Bettlers, und das gibt dem Ganzen etwas Pikanteres. Man glaubt, es ruhe ein gewisser Ernst hinter den Dingen, der nur nicht plump heraustreten wolle. Sehr dankbar sind wir aber dem Verf. für drei altfranzösische Novellen, welche er bringt: 1) „Des Grafen von Pontieu Reise über das Meer", 2) „Esche. Ein Lai von Marie de France", 3) „Von der Castellanin von Vergy, welche starb, weil sie ihren Freund zu treu liebte". Es ist ein Verdienst, was sich der Verf. durch diese Uebersetzungen erworben hat; diese Fabliaux sind für die Geschichte der Erzählung von großer Wichtigkeit: es sind die kleinen Vöglein, die erst hüpfen und noch nicht fliegen können. Mit unbeschreiblicher Naivetät wird jeder Beweggrund jedes Schrittes auseinandergesetzt. Wir rechnen jetzt mit den Formeln der Erzählung, die allmälig gefunden worden sind; in diesen Fabliaux finden wir aber die einzelnen Zahlen, die noch harmlos alle aufgezählt werden, wo kein Glied überspron-

gen werden darf. Wenn der Ritter schön und reich ist, so wird erst auseinandergesetzt, daß er eine schöne Dame verdiene; das thun wir heute nicht mehr, denn wir haben die Formel gewonnen, daß sich das von selbst verstehe.

2. Salmigondis, oder novellistische Bunte-Reihe des Auslandes, in freien Uebersetzungen. Von Theodor Hell und seinen Freunden. Monatsschrift. Leipzig, Kollmann. 1853. 8. Der Jahrgang von zwölf Heften 6 Thlr.

Da einmal die ganze Romanliteratur des gesammten Auslandes diesem Unternehmen geöffnet war, so hätte die Auswahl namentlich für das Probeheft interessanter sein können. „Die Blumeninsel" von Sands ist sehr gewöhnlich, und im „Gothischen Kamin" von Alfons Brot, wo ein Maler in einem verrückten Traume seinen Gefährten erschießt, ist nichts Besonderes, als daß man in den letzten Zeilen erfährt, der Träumer sei Michel Angelo gewesen. Dagegen ist die dem Balzac entnommene Novelle: „Graf Chabert", lebendig, bunt, pikant, wie Alles von dem übersprudelnden jungen Romantiker. Der Graf Chabert kommt mit zerschlagenem Schädel aus dem Grabe bei preußisch Eilau nach Paris in die Salons, um seine vornehme Gattin zu reclamiren, die, auf seinen Todtenschein gestützt, ruhig wieder geheirathet hat.

3. Marco Doloroso. Die Abenteuer einer Nacht. Zwei Novellen von Wilhelm Marsano. Leipzig, Brüggemann. 1852. 8. 12 Gr.

4. Die unheimlichen Gäste. Novelle von Demselben. Ebendas. 1852. 8. 1 Thlr.

Die ersten Novellen haben den Vorzug, daß sie kurz sind, und wenn man bei den „Abenteuern einer Nacht", wo ein nüchterner, vernünftiger Mensch die albernsten Gespenster sieht, unmuthig werden will, so entwaffnet das schnelle, plötzliche Ende des Büchleins. Der schmerzensreiche „Marco" und die „Unheimlichen Gäste" spielen beide in Italien; deutsche Maler, ein stereotyper Novellencharakter, seufzen sehr: „die Lippe bebt tonlos", „Rabenlocken wogen um den blendenden Hals", „der volle Busen strahlt heller als das funkelnde Diamantschloß", „der lächelnde purpursammetne Mund spielte lebendig um die Schneezähne" u. s. w. Es ist eine muntere Phantasie darin, die einer gar nicht scrupulösen Feder allerlei durcheinander dictirt; es fehlt Fleiß, Reife, Gediegenheit. So ist Marsano in den Ton gewöhnlicher romantischer Geschichten mit tändelnder, schillernder Oberflächlichkeit hineingerathen; und er hat z. B. in diesen „Unheimlichen Gästen" mit vielem unnützen Beikram einen modernen Rinaldo Rinaldini geschrieben. Ein Buch für Leihbibliotheken.

5. Korallenzweige. Erzählungen, Novellen und Phantasiestücke von Hermann Meynert. Leipzig, Hartmann. 1853. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Meynert ist ein durchaus nicht unbedeutendes Talent, der, wenn er weniger und sorgfältiger schriebe, leicht eine gute Novelle produciren könnte. Er läßt sich aber gehen und schreibt bunt und kraus hinein. Da kommen denn eine Menge Erzählungen ans Tageslicht, wo fast an jeder etwas zu loben ist, die aber im Ganzen alle zu tadeln sind, weil man ihnen die Flüchtigkeit, Eile, Hast ansieht. Es ist ihm eine nicht gewöhnliche psychologische Anschauung, gewandte Sprache, lebendige Erfindung durchaus nicht abzusprechen; aber weil der Verf. nicht Zeit hat, in ruhiger Entwickelung das Interesse zu erhalten — das Geschick hätte er gewiß — so ruft er allerlei graufe, bleiche Dämonen, allerlei „grausige Elemente zu Hülfe und spielt den französischen Romantiker, der Callot und Hoffmann beschwört. „Der todte Roßarzt", „Der Vampyr" und „Die Mumie", „Meister Paganini, oder der Dämon der Musik" beschäftigen sich alle damit, zu frappiren, zu entsetzen, weil es dem Verf. zu unbequem ist, mit einfachen Mitteln zu erfreuen. Der alte Kreisler muß in allerlei Capriolen herumspringen. Dazwischen läuft eine gewöhnliche Banditengeschichte: „Der Bravo", und einer ganz geschickt erzählten Begebenheit in Teplitz wird unnützerweise der Henker beigegeben, damit ja das Grauliche nicht fehle. Wenn sich Meynert dieser Coulissenreißereien, der Spukhülfsmittel, der tollen Träume entledigt — ohne einige fürchterliche Träume thun's unsere heutigen Novellisten nicht leicht —, so kann er ein recht angenehmer Schriftsteller werden.

6. Atlantische Nächte. Eine Sammlung Novellen und Kriegsbilder. Herausgegeben und dem Andenken seines an den Ufern des Mississippi schlummernden Werner's geweiht von Thorwald. Zwei Theile. Stralsund, Struck. 1852. 8. 1 Thlr. 8 Gr.

Es hat mir geschienen, als ob der Herausgeber mancherlei eingeschwärzt habe; die Erzählungen sind von sehr verschiedenem Werthe. Ich kann mich indeß leicht irren. Der vielfach schlummernde Werner — denn nach dem Titel braucht er mehre Ufer dazu — erzählt recht anziehend, wenn er den Schauplatz der Begebenheit jenseit des Meeres wählt; recht alltäglich romanenhaft, wenn er den Fuß auf europäischen Boden setzt. Sind es nun die uns unbekannten Wälder und Indianer ꝛc., ist es das Ungewöhnliche des Stoffs, was uns schon im Cooper so lebhaft anzog, oder sind es verschiedene Schriftsteller? „Die beiden Sioux", deren Geschichte von Missuri herkommt, ist einfach, spannend, befriedigend wie eine kurze Tragödie; „Der Philhellene", der größtentheils in Griechenland sein Wesen treibt, ist abgeschmackt, hundertmal dagewesen. Und diese beiden Töne klingen fort durch diese „Atlantischen Nächte", sodaß ich mich unmöglich des Mistrauens gegen den Herrn Herausgeber erwehren konnte.

7. Mein Jugendleben und meine Reisen. Von Wit von Dörring. Ergänzung der „Fragmente aus meinem Leben und meiner Zeit". Leipzig, Wigand. 1852. 8. 2 Thlr.

Das Buch gibt sich nun zwar das Ansehen, als gehöre es nicht zur bloßen Erzählungsliteratur, es spricht auch von alter Politik, alten Sitten und theologischen Bedenklichkeiten. Da aber Herr Wit von Dörring selbst der Held ist, und er sich doch auf Kosten seines eignen Rufs alle mögliche Mühe gegeben hat, ein Romanheld zu werden, so wird ihm wol nicht Unrecht geschehen, wenn ich ihn hier einrangire. Von seiner Jugendzeit ist nicht eben viel Merkwürdiges zu sagen, er hat vom Schulmeister Ohrfeigen bekommen, ist faul und fleißig gewesen, hat sich dann viel auf seine philologischen Studien zu gut gethan — dergleichen passirt Vielen. Herr Wit von Dörring meint aber, bei ihm müsse es doppelt interessant sein, weil er so jung allgemein bekannt geworden sei. Er ist nun aber nicht durch seine philologischen Studien, sondern durch andere unnütze Dinge bekannt geworden. Den Verlauf seiner Kindereien auf der Universität, auf seiner Reise nach Paris, in Paris selbst, erzählt er nun in usum Delphini, wie ein junger Sittenprediger, der die Jugend warnen will. Ich finde in dem Allen nur einen thörichten Renommisten, der aus lauter furchtsamer Moral nicht die Courage hat, lustig zu leben, der den albernen Altklugen spielt. Daraus lernt kein Mensch etwas. Die deutsche Demagogerei und die pariser Gesellschaft unter Ludwig XVIII. kennen wir aber schon lange viel besser, als sie hier im Reflex eines verwirrten jungen Menschen erscheinen. Es ist ein widerwärtiges Buch, was Niemand etwas nützt. 78.

Passional Christi und Antichristi.

In der Privatbibliothek des Geheimen Commerzienrathes Oelsner in Breslau befindet sich eine Schrift, deren Druckjahr ebenso unbekannt ist wie ihr Verlagsort oder ihr Verf. Da sie jedoch ein sehr großes Interesse besitzt, indem sie am besten beweist, wie die Presse der Reformation vorgearbeitet hat, so möge eine kurze Beschreibung die deutschen Alterthumsforscher zu freundlichem Nachsuchen einladen.

Die Schrift besteht in einer Gegenüberstellung von dreizehn Scenen aus dem Leben Christi und der römischen Päpste. Die eine Seite stellt Christum, die andere Antichristum da, in zwar grellen, aber für die frühere Zeit nicht ganz verwerflichen Holzschnitten. Der untere Raum ist mit Bibelsprüchen und Decretalienstellen zu genügender Erklärung ausgefüllt. Die ersten zwei

Gegenstücke zeigen, wie Christus vor der angebotenen Krone zurücktritt und sein Reich außerhalb dieser Welt erklärt, der Papst aber die Gewalt über die Könige und deren Reiche sucht. Die folgenden zwei Holzschnitte stellen Christum unter der Dornenkrone und den Papst unter der Tiare dar. Die nächsten weisen Christum, wie er den Jüngern demüthig die Füße wäscht, und den Papst, wie er von prunkendem Hofstaat umgeben ist. Hierauf sieht man Christum dem Kaiser den Zoll bezahlen und den Papst die Immunität aller seiner Güter befehlen. Das fünfte Gegenbild contrastirt Christi Demuth gegen Knechte und des Papstes Stolz gegen die Herren. Die sechste Schilderung präsentirt Christum unter dem Kreuze und den Papst auf goldener Tragbahre. In der siebenten Schilderung sieht man Christum predigen und seine Nachfolger Weltliches treiben, in der achten sieht man Christum in einem Stalle, in höchster Armuth und den Papst die halbe Welt unter seinen Füßen. Das neunte Gegenbild zeigt Christum auf dem Esel und den Papst im kaiserlichen Geleite, das zehnte stellt Christum und die Apostel in ihrer demüthigen Erscheinung dar, dem päpstlichen Staate gegenüber. Die drei folgenden Schilderungen sind besonders kühn und beißend. In der einen dringt Christus auf innere Andacht und Gottseligkeit, der Papst auf fromme Geberden, in der andern treibt Christus die Wechsler zum Tempel hinaus und der Papst verkauft Ablaß, Messen und Pfründen, in dem letzten fährt Christus gen Himmel und der Papst zur Hölle. Auf der letzten Seite stehen folgende Worte: „Sint ein itzlich Schandtbuch und famoser Libellus nit mag gewendt werden, es begreyfft dann in sich schändtlich Laster und Unthate, so ist offentlich, daß dieß Buchle nit mag vor ein Schandtbuch gehalten werden, noch durch die Gebot so widder die Schandschrifft außgangen verbotten sein, dieweyl alles das hierinnen steht, eyn dem Babstlichen Geystlichen Rechte nit alleyn als ziemlich Dingk sondern auch als Gesetz zu befinden, und ist vornehmlich außgangen allein deß geystlichen stapschlichen Rechts Grundt yn eyner summe undt kürtzlich anzuzeigen gemeynen Nutz der Christenheit forderlich zu gute

Nembt also vor gutt,
Es wirt baldt besser werden."

Nach dem Drucke und nach der Orthographie hat man alle Ursache, die Herausgabe dieser interessanten Schrift in den Anfang des 15. Jahrhunderts zu setzen. Wäre dem wirklich also, dann würden wir den Beweis einer Druckfreiheit haben, die wir nur den revolutionnairen Epochen noch zutrauen können. 150.

Notizen.

Antiquitäten der französischen Literaten.

Nie ist die ältere französische Literatur so eifrig bearbeitet worden als heutzutage, selbst nicht zur Zeit, wo Lancelot, Lacurne de Sainte Palaye, der Marquis von Paulmy und der Abbé Rives die in den öffentlichen und Privatbibliotheken verborgenen Schätze ans Tageslicht förderten. Besonders verdankt man dem gelehrten Buchhändler Hrn. Silvestre sehr viel in dieser Hinsicht. Seine Sammlungen älterer französischer Poesien sind von den Gelehrten Europas mit vielem Beifalle aufgenommen worden und werden fortgesetzt. Manche darunter haben einen nicht geringen ästhetischen Werth: besonders ergötzlich ist „La moralité de l'aveugle et du boiteux". Wie sehr sich schon die ältern Franzosen mit der Form plagten und es liebten den Gedanken in Schwierigkeiten aller Art zu fesseln, erhellt aus „L'art et science de rhétorique pour faire rimes et ballades". Welche Menge von Reimen oder vielmehr Reimarten, Assonanzen und Consonanzen finden wir in der Anleitung, Balladen zu machen: rime batelée, rime à double queue, rime en goret! Cretin war das Oberhaupt der Schule, die sich mit diesen doppelt geschweiften u. dergl. Reimen herumschlug. Jehan de Virtoe war der Erfinder der baguenaudes, couplets fais à volonté, contenant certaines qualités de sillabes sans rime et sans raison. Hr. Francisque Michel beschäftigt sich mit mehren Romanen aus dem 13. und 14. Jahrhundert. Das Neuste, was in diesem Fache erschienen, ist „Le roman d'Aveloque le Danois". „Le livre de Pierre Salmon" verdankt man Hrn. Crapelet. Leider hat er Alles, was sich in den Fragen, die Karl VI. von Frankreich an seinen Hofschranzen Salmon richtet, auf die Theologie bezieht, weggelassen. Der Monarch fragt ihn unter Anderm, ob Adam und Eva nackt im Paradiese gewesen? warum der Teufel vorzugsweise die Gestalt einer Schlange annahm? und warum Gott zugegeben, daß der erste Mensch versucht worden? Hr. Crapelet hat gefürchtet seinen Landsleuten damit Langweile zu verursachen, vielleicht mit Unrecht. Dieser Salmon war übrigens ein Speichellecker und Achselträger von der erbärmlichsten Art, der sich stets an den Meistzahlenden verkaufte. Uebrigens gehört zu diesem Handwerke, besonders um es mit Glück zu treiben, wie dieser Franzose, Schlauheit und selbst Muth: er schrieb seine Sprache correcter als seine berühmtesten Zeitgenossen.

Volksunterricht in Nordamerika.

Aus den neuesten, mit sorgfältigem Fleiße zusammengetragenen Documenten geht hervor, daß von den 60,000 Einwohnern des Staates Massachusetts nur 400 Erwachsene nicht lesen können. Es geht ferner aus den Berichten von 131 Städten an die gesetzgebende Behörde hervor, daß sich die Zahl der Schulen in diesen Städten auf 12,393 erhebt; daß die Anzahl der Individuen von 14—21 Jahren, welche weder lesen noch schreiben können, sich nicht höher beläuft als 58, und daß in einer dieser Städte nur drei Personen sich in diesem Falle befinden: es sind drei Taubstumme. Der Unterricht in den öffentlichen Schulen beschränkt sich nicht auf Lesen, Schreiben, Rechnen, die Buchhaltung, die todten und lebenden Sprachen; er umfaßt nebstdem Mathematik, Schifffkunde, Geographie, Geschichte, politische Oekonomie, Rhetorik und Philosophie. Diese Schulen beschäftigen die jungen Leute von ihrem vierten bis in ihr siebzehntes Jahr. Es gibt gegenwärtig in Boston 68 Schulen, worin unentgeltlich Unterricht ertheilt wird, außer den 23 Sonntagsschulen. Kinder beiderlei Geschlechtes werden darin aufgenommen. Die Schulfonds, welche meistens Geschenke und Stiftungen von Privatleuten sind, nebst den von den Legislaturen bewilligten Summen, erlauben den Lehrer einen Gehalt von 800—2500 Dollars auszuwerfen; der Gehalt eines jeden Lehrers wird von einem Ausschusse von 12 Einwohnern der Stadt bestimmt. Der Unterricht beginnt jedesmal mit Unterweisen im Lesen der Bibel. Der dritte Theil der Bevölkerung des Staats Connecticut, welche sich auf 275,000 Einwohner beläuft, besucht die öffentlichen Schulen. In Neuyork, welches 1,900,000 Seelen zählt, gehen 499,434 in die Schulen; also ein Viertel der Bevölkerung. In den südlichen Staaten ist indeß der Civilisation nicht so allgemein verbreitet.

Sklaven in Nordkarolina.

Ein junger Sklave kostet gewöhnlich in Halifax 375 Dollar (2025 Francs), besonders starke und schön geformte Subjecte werden zu Zeiten wohl für 400 Dollar (2160 Fr.) verkauft. Eine junge, wohlgewachsene Sklavin, die noch keine Kinder gehabt hat, wird mit 1350 Fr. bezahlt. Man erlaubt den Neger sich zu verheirathen, hat aber ein junger Neger eine blühende Familie, so zwingt ihn der Pflanzer um die Zahl seiner Unterthanen zu vermehren, mehre Weiber zu nehmen. Ebenso müssen die Weiber sich dazu verstehen mehre Männer anzunehmen, nach Gutdünken ihrer Herren. Man sieht leicht ein, welchen verderblichen Einfluß ein solches Verfahren auf die Moralität der unglücklichen Schwarzen haben muß. Es trifft sich oft, daß der Pflanzer von seinen eignen Kindern bedient wird, und daß er sie selbst auf den Markt schickt, um sie mit den übrigen Sklaven verkaufen zu lassen. Das Gesetz verbietet einen Schwarzen, selbst wenn er frei ist, zu unterrichten. Das Zeugniß eines farbigen Menschen in einer Streitigkeit mit den Weißen ist ungültig; die Processe, die sie unter sich haben, werden von Friedensrichtern ohne Geschworene geschlichtet. 145.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonntag, — Nr. 125. — 5. Mai 1833.

Briefe an den Herausgeber über den Anschluß Sachsens an den preußisch-bairischen Zollverband.

Erster Brief.

Viel zu oft, verehrter Freund, habe ich die Frage: Sind Sie für das Anschließen Sachsens an Preußen? zu meinem Verdrusse kurzweg mit Ja oder Nein beantworten hören, als daß ich aus Bequemlichkeit selbst diesen Weg einschlagen und so recht eigentlich nach Vorurtheilen ein Vorurtheil aussprechen dürfte. Das bloße Zeitwort: anschließen, besagt an sich noch gar nichts Bestimmtes; denn man kann sich ja dem Guten wie dem Bösen, dem Vernünftigen wie dem Thörichten anschließen. Ebenso wenig reicht es aus, ein paar preußische oder sächsische Tarifsätze zu kennen, oder sich auf das Zeugniß von Leuten zu berufen, welche die bevorstehenden Maßregeln fürchten oder herbeiwünschen, lediglich je nachdem sie für sich Vortheile oder Nachtheile daraus ableiten.

Von vorn herein steht wol nur zweierlei fest:

Erstens, daß Niemand in dieser Sache ein wohlbegründetes Urtheil fällen kann, bevor die vollständigen Bedingungen des neuen Handelsvertrages bekannt gemacht sind, und selbst dann seinen persönlichen Standpunkt nicht für den allein entscheidenden ausgeben darf.

Zweitens, daß Sachsen wie Preußen zu ihren wohlwollenden und väterlichen Regierungen das Vertrauen haben können und sollen: ihr Wohl werde sorgfältig berücksichtigt und gewiß nicht übereilt preisgegeben oder eigensinnig verkannt werden.

Diesen beiden Behauptungen darf ich wol (ohne Furcht, widersprochen zu werden) eine dritte hinzufügen: nämlich, daß die Steuer- und Zollsysteme der deutschen Staaten sich keineswegs einer unbedingten Vollkommenheit erfreuen, sondern wesentlicher Verbesserungen zum Vortheile aller Betheiligten bedürfen. Wenn wir also Diejenigen zur Seite lassen, welche die höchste Weisheit darin suchen, nichts zu thun und die Augen (wie der Vogel Strauß) gegen die dringenden Foderungen der Zeit zu verschließen, so bleibt nur die Aufgabe: sich mit Denjenigen zu verständigen, welche den großen Zweck ernstlich wollen, aber über Mittel und Wege verschieden denken.

Um hierbei nicht ins Unbestimmte umherzuschweifen, sei es mir erlaubt, mich auf die Bittschrift mehrer leipziger Kaufleute gegen den Anschluß Sachsens zu beziehen, welche im „Vaterland" Nr. 30 u. 31 abgedruckt ist. So verschieden die Ergebnisse meiner Betrachtungsweise von denen des achtungswerthen Verfassers sind, halte ich doch eine Annäherung für möglich, da ich mit den von ihm im Allgemeinen aufgestellten Grundsätzen über Handelsfreiheit übereinstimme. Unmöglich kann ich jedoch auf das Besondere eingehen, bevor ich mich über den ersten Hauptsatz ausgesprochen habe. Es heißt in jener Bittschrift: „Weit entfernt, hier Bedenklichkeiten allgemeiner Natur zu erheben, überlassen wir es Andern, die Gefahr für die durch Jahrhunderte bewahrte Unabhängigkeit unsers Vaterlandes und für die kaum gewonnene constitutionnelle Freiheit zu würdigen, die wir in einem so engen Bunde mit einem übermächtigen und der Selbständigkeit des Volkes entschieden abgeneigten Nachbarstaat jeden Augenblick bedroht sehen würden."

Grade diese Bedenklichkeiten bedürfen einer genauern Prüfung; denn je nachdem man sie bekräftigt oder vernichtet, ist im Ganzen und Großen das Wichtigste entschieden, und die Fragen über diesen oder jenen Tarifsatz, diese oder jene Förmlichkeit u. dgl. erscheinen als ganz untergeordnet. Zuvörderst muß ich den Gedanken und Ausdruck rügen: die preußische Regierung sei der Selbständigkeit des Volkes entschieden abgeneigt. Das preußische Volk ist so selbständig als irgend eines in Europa, und ohne seine heldenmüthige Aufopferung möchten die kleinern deutschen Staaten wol noch immer an der Souverainetät daniederliegen, welche ein fremder Eroberer ihnen eigennützig schenkte. Haben einzelne Preußen ihre Verdienste um Deutschland eitel geltend gemacht, so ist dies zwar nicht zu billigen, aber doch weit verzeihlicher, als wenn Manche so bornirt sind, französische Lobreden über das uneigennützige Bemühen unseres westlichen Nachbarn für deutsche Freiheit kindisch nachzutrompeten.

Antwortet man: es sei hier nicht die Rede von der politischen Selbständigkeit der Preußen, sondern (wie man jetzt wol technisch sagt) von dem constitutionnellen Leben im Innern, so führt dies in einen weitern Kreis, wo Wahrheit und Irrthum in solchen Massen vermischt liegen, daß hier nicht einmal der Versuch gemacht werden kann, beides zu sondern. Einem Sachsen gegenüber könnte indeß ein Preuße wol bemerken, daß in Hinsicht auf Städte und Dörfer, Bürger und Bauern, Aufhebung der Ge-

meinheiten und des Zunftzwangs, Ablösung der Dienste, Gleichstellung von Stadt und Land, Vereinfachung des Rechtsganges u. s. w., noch auf Jahre hinaus gar viel zu thun übrig bleibt, ehe das sächsische Volk dem preußischen an Selbständigkeit gleich stehen wird.

Doch wozu diese Vergleiche? Wo jede Regierung auf ihrer Bahn das Beste will und befördert, freue sich Jeder des Guten und suche das Schädliche zu vermindern.

Zu dem Schädlichsten unserer Tage gehört aber der politische Aberglaube. Die eine Partei sucht alle Hülfe ausschließlich bei den Personen und setzt voraus, daß sie unbedingt vortrefflich sind; das führt zu einem verderblichen Absolutismus der Herrscher. Die zweite Partei setzt umgekehrt voraus, daß alle Personen nichts taugen, und sucht alleinige Hülfe in den Formen; während doch jeder gesunde Zustand eine Wechselseitigkeit der Personen und Formen voraussetzt. Am stärksten zeigt sich der Aberglaube da, wo irgend *eine* Form als überall passend und Alles heilend bezeichnet wird. Der Politiker, welcher sich auf dieser Ansicht festfährt, ist dem Quacksalber vergleichbar, welcher von seiner Bude herab Universalmedicin anpreist. Im 16. Jahrhundert glaubten die verschiedenen Parteien mit den Beschlüssen der tridenter Kirchenversammlung, der Concordienformel, den 39 Artikeln u. s. w. das ganze Christenthum und die volle Wahrheit zu besitzen und verachteten und verketzerten alles Uebrige. So sehen unsere Absolutisten in jedem constitutionnellen Bestreben nur Empörung und Anarchie, unsere Ultraliberalen in jeder geordneten Obrigkeit nur Tyrannei.

Die Freiheit liegt nicht an *einer* Stelle; es ist Beschränktheit, sie nur in *einer* Richtung zu sehen und zu suchen. In der alten Welt suchte sie z. B. Niemand in Glaubensbekenntnissen, während des Mittelalters Niemand in Wahlgesetzen u. s. w. Keine Lösung hat mithin unbedingten, ewigen Werth; wol aber trägt jedes Streben ein Element der Wahrheit in sich, und die Sklaverei kann von vielen Seiten einbrechen. Neben der Selbständigkeit, ja Allmacht der Journalisten finden wir Verknechtung der Städte und Beamten, neben der politischen Freiheit religiöse Unduldsamkeit, neben manchem absoluten Herrscher Abhängigkeit von der Aristokratie, neben hochherzigem Adel leibeigne Bauern, neben dem Uebergewicht des Demokratischen gesetzliche Sklaverei! Darum hüte sich Jeder, voreilig zu richten, damit er nicht gerichtet werde; Jeder beginne die Besserung zu Hause, ehe er sich in fremde Angelegenheiten mische!

Deutsche Angelegenheiten sind aber dem Deutschen nie fremd. Wollte man Deutschland in *ein* Reich verwandeln (wie Frankreich oder Spanien), es wäre unserer Natur zuwider und zöge den Untergang unzähliger Vorzüge nach sich. Mit Recht denkt der Sachse, der Hesse, der Anhaltiner an diese Gefahr. Städte, die jetzt in Deutschland ihr eignes Leben in Gewerbe, Handel, Kunst und Wissenschaft zeigen, würden; in Provinzialstädte eines großen Reichs verwandelt, wesentlich verlieren. Soll aber diese Veränderung, diese mechanische Vereinigung nicht unabweisbar *nothwendig* werden, so muß Deutschland auf andere und bessere Weise als in der letzten Zeit sich einig fühlen und einig wirken. Zwischen dem Centralisiren der Franzosen und dem Zerfallen der Italiener liegt unsere wahre Aufgabe in der Mitte. Das ist das Größte in dem frühern deutschen Kaiserreiche, daß das Mannichfaltigste zu *einem* Leben verbunden war und man Jeden in seiner Richtung und Bahn gewähren ließ. Als man aber das Gemeinsame, das Volksthümliche um untergeordneter Rücksichten willen vergaß, da kamen die Fremden und behandelten die Deutschen wie Knechte. Bricht nochmals der Wahnsinn herein, daß die Kleinern sich von den Größern, der Norden vom Süden, die Katholiken von den Protestanten, die sogenannten Constitutionnellen von den sogenannten Absoluten feindlich trennen, oder Jeder wähnt, für sich ein allgenugsames Leben führen zu können, so werden über kurz oder lang alle die Beute der Mächtigen in Osten und Westen; es werden die Lobredner der Freiheit wie des Gehorsams, des Veränderns wie des Beharrens gleichmäßig mit Hohn zur Seite geworfen. Ehe daß dies Entsetzlichste geschähe, müßte jeder Deutsche wünschen, daß sein Vaterland, der Mannichfaltigkeit entbehrend, wenigstens Leben und Dasein behielte.

Aber eine Politik der Gewalt, des mechanischen Zwanges, der kriegerischen Eroberung will ja Niemand in Deutschland, und der kleinste Herrscher lebt in dieser Beziehung jetzt unendlich sicherer als zur Zeit Napoleon's die Könige. Das soll man dankbar anerkennen und nicht Händel suchen oder voraussetzen, wo dazu kein Grund vorhanden ist.

Haben alle deutschen Stämme und Regierungen das rechte Gefühl und die richtige Einsicht, so sind die Großen den Kleinern nicht gefährlich und die Kleinern den Mächtigen nirgend im Wege.

Die Trennung der deutschen Staaten durch verschiedene Zollsysteme und unzählige Mauthlinien war zeither ein unendliches Hinderniß materieller Wohlfahrt und ein steter Grund des Verdrusses und Aergernisses. Werden durch die neuen Handelsverträge diese Uebel abgeschafft oder (was unbezweifelt möglich ist) auch nur verringert, so ist dies für unser Vaterland in Bezug auf sich selbst und sein Verhältniß zu fremden Mächten ein so unermeßlich wichtiger Gewinn, daß jeder Deutsche die größte Freude und die innigste Theilnahme darüber empfinden muß *)

Friedrich von Raumer.

Cholerodea. Zeitgemälde von C. F. Hock. Wien, Mechitaristen-Congregations-Buchhandlung. 1832. Gr. 8. 1 Thlr.

Ein Buch aus der Zeit, wunderlich, geistreich, tiefsinnig, barock, abstoßend und anziehend wie diese, alle Muttermaale der Zeit an sich tragend und doch gegen sie gerichtet. Die großartige Mythe, daß der Kronos seine eignen Kinder verschlingt, will sich jetzt bei uns umgekehrt, aber nicht weniger tragisch wiederholen; jetzt beginnen den alten Kronos selbst seine eignen Kinder zu verschlingen. Die besten Söhne der Zeit, die liebsten

*) In der nächsten Lieferung theilen wir den zweiten bis vierten Brief mit. D. Red.

und begabtesten, die sie sich hervorgebracht und gebildet, die sie mit dem Zeichen ihrer Liebe, mit Geist und Talent ausgerüstet, sieht man heute feindlich gegen sie gekehrt und im herzzerreißenden Kampf mit ihr begriffen. Sie schelten entweder die Zeit, daß sie nicht still steht, sondern sich vorwärtsschwingt wie ein Gedankenblitz Gottes, um in gewaltigen Bewegungen noch einmal eine Verjüngung des Geschlechts zu erreichen; oder sie wenden sich trauernd abseits von dem großen Schauspiel, und lassen ihre bedeutenden Kräfte, die ihnen zum Fördern, zum Eingreifen in die Zustände des wirkenden Tages gegeben sind, in unthätiger Wehmuth und Verzweifelung sich aufzehren. Sie erkennen keine fortschreitende Zeit an; sie wollen das Bestehende erhalten. Sie wenden die Blicke unaufhörlich sehnend zurück in das Abendroth der Geschichte, in die Vergangenheit, und entsetzen sich vor dem neuen Sonnenaufgange, weil die Nacht noch erst durchgekämpft werden muß, die zu ihm hinführt. Sie halten diese Nacht schon für das herandunkelnde Ende aller Tage, und in dem bereits hindurchscheinenden Morgenstral einer, so Gott will, schönern Zukunft sehen die Aengstlichen nur den allgemeinen Brand des Weltgerichts leuchten. Dies sind die Legitimen, die Katholischen, die Mittelalterlichen, die Absoluten! Es sind die Ritter des Bestehenden, die Propheten der Vergangenheit, die Feinde der Zukunft!

Der Verf. der oben angezeigten Schrift, dem wir hier zum ersten Male begegnen, hat es seinerseits ebenfalls bestätigt, was wir schon oft zu bemerken Gelegenheit gehabt, daß es dieser Richtung, die er versicht, durchaus nicht an Geist fehle, daß sie sie sich nicht setten mit glänzendem Talent in ihren Zeitansichten auszusprechen und geltend zu machen wisse. Und man muß es eingestehen, ein geistreicher und wirklich tief begründeter Liberalismus wird beiweitem nicht so häufig in der Gegenwart angetroffen, als eine geistreiche und begeisterte Vertretung des Bestehenden und durch den jahrelangen Besitz der Vergangenheit Geheiligten. Die Liberalen wollen die Braut erst erobern; über ihrer Fahne flattert als Leitstern die junge Hoffnung. Die Legitimen haben und kennen ihre Geliebte, sie vertheidigen den Besitz; ihr Fahnenbild, ihr Symbol ist die alte Treue. Die Idee der Treue stärkt und ermuthigt sie und gibt ihrer Partei ein hochherziges Princip des Kampfes. Darum schwärmen sie für ihre Geliebte, für die alte Zeit, darum vertiefen sie sich sinnend in die Vergangenheit der Geschichte, um aus der Aufzeigung der Dinge, wie sie immer gewesen, die Gründe herbeizuholen, die den unerschütterlichen Besitz ihrer alten Liebe rechtfertigen sollen; darum sind sie begeistert und gedankenvoll in ihrem Schmerz, scharfsinnig, wie die Liebe zu sein pflegt, aber doch auch wieder blind wie sie. Bei den Liberalen heißt es dagegen nur noch immer: wer das Glück hat, gewinnt die Braut! — und die Liberalen sind bisher in der Regel nicht die Glücklichsten gewesen! Bei Manchen unter ihnen ist die Liebe nur ein Rausch, Andere wollen sich erst verlieben, Viele rennen gedankenlos und lärmend in das unbestimmte Weite hinaus, nur Wenige wissen, was sie wollen, aber die Wenigen sind immer die Kernmänner der Zeit!

Umfassender, schärfer, gründlicher kann man den Kampf wider die Erscheinungen der Gegenwart nicht führen, als der Autor des vorliegenden Buches gethan. Und doch hat er sich geirrt, er muß sich geirrt haben, weil sich eben eine ganze Zeit nie irren kann! Man lasse sich aber durch den abgeschmackten Titel nicht hindern, sein in vieler Hinsicht merkwürdiges und bedeutendes Buch zu lesen. Er nennt seine Zeitgemälde „Cholerobea" (von χολεροώδης, zur Cholera gehörig), weil er seine Betrachtungen der Gegenwart überhaupt mit der eigenthümlichen Bemerkung anknüpft, daß jede große politische oder religiöse Umwälzung immer zugleich von traurigen Naturereignissen, gewissermaßen von Erkrankungen der Natur, von Seuchen und Landplagen begleitet gewesen sei. Die Richtigkeit oder Unrichtigkeit dieser Bemerkung nebst den darüber gegebenen Nachweisungen des Verf. an einzelnen weltgeschichtlichen Perioden wollen wir dahingestellt sein lassen, denn was kann man nicht Alles in der Geschichte combiniren, wenn man es einmal darauf abgesehen hat. Ueber die Gegenwart aber erblickt der Verf. drei Seuchen zu gleicher Zeit hingezogen; er bezeichnet sie als die politische, als die speculative und als die physische. Diese drei Richtungen werden denn auch die Gegenstände seiner Betrachtungen, seiner Zeitgemälde, die er bald mit tiefdunkeln, düstern, bald mit stechenden, spottenden Farben entwirft. Seine „Cholera-Nachtgedanken" streifen an dem physischen Gespenst der Zeit mit ziemlich gutem Humor vorüber; in dem zweiten Aufsatz: „Brief des Magisters Schwalblein an seinen Freund in Nürnberg, nebst einer Beilage, in welcher die glorreichen Jännertage der Dorfschule zu Wackelsteg kurz geschildert werden", zeigt sich eine, von Seiten des Witzes betrachtet, nicht übel gerathene Miniaturtravestie der französischen Julirevolution, also des politischen Gespenstes, das unser Verf. sieht. Die darauf folgenden, ebenfalls meistentheils humoristisch und satirisch gehaltenen Aufsätze: „Moderne Philosophen", „Der Disput", „Die neue Thebaide", „Meister Peregrin", beleuchten das speculative Gespensterreich der Gegenwart, in welchem der Verf. am besten zu Hause ist und am meisten Recht hat. Die beiden letzten Aufsätze: „Die Erziehung und ihre philosophische Grundlage" und „Die Geschichte, eine speculative Ansicht des Entwickelungsganges der Menschheit", sind zum Theil Recensionen und schließen sich als solche, ersterer an die „Erziehungslehre" von Schwarz, der andere an die Schrift von Görres: „Grundlage, Gliederung und Zeitenfolge der Weltgeschichte", obwol sie manche selbständige, eigenthümliche Ansicht aussprechen, über die wir jedoch selten mit dem Verf. einig sind.

Alle diese Aufsätze, und mit ihnen die ganze Richtung des Verf., gehen auf den energisch genug ausgedrückten Endzweck hin, die gesammten Erscheinungen des Lebens in der Religion, als ihrem wahrhaften und einzig zum Heil gereichenden Mittelpunkt, zu begründen. Diese Religion ist aber dann keine andere als die katholische. Natürlich! Stehen wir Andern, die wir Protestanten sind, doch schon dadurch auf der beweglichen Fortentwickelungslinie der Geschichte, die, abgebogen aus dem geschlossenen Kreise der Hierarchie, in die Zukunft — und die Zukunft ist immer neuerungssüchtig! — hinausstrebte. Jene Partei glaubt aber an die Idee einer Fortentwickelung nicht, sie fühlt sich wohl in dem andächtig in der Kirche abgeschlossenen Kreise der Geschichte, sie begreift uns nicht, die wir immer von einem Besserwerden reden und darum kämpfen. „Wozu ein Besserwerden, wo das Beste schon im Geschlechte dasteht, in dem Heilande, in seiner Gemeinde und Kirche, und wo es bestehen wird, dieweil es Gottes und nicht des Menschen Sache ist!" (S. 180.) Nach dieser Ansicht, wenn sie angewandt wird, kann sich gewissermaßen nur eine rückwärts gebogene Entwickelungslinie der Geschichte darstellen, oder vielmehr die Entwickelung, welche diese Männer der Bewegungslosigkeit in der Geschichte zu sehen wünschen, kann nur die der Rückentwickelung, der Restauration in die ursprünglichen Zustände vor dem Abfall sein. Denn die Legitimen sehen alle Geschichte nur für einen Abfall an, sei es von der Kirche, sei es von der bestehenden und dadurch geheiligten Dynastie im Staate.

So erblickt auch unser Verf. in der herrschenden Philosophie, Religion und Politik der Gegenwart gewissermaßen nur abgefallene und gefallene Engel. Er will sie wieder aufrichten durch den Trost des alleinseligmachenden Glaubens; aber er ist keiner von den gewöhnlichen Proselytenmachern. Was die Philosophie anbetrifft, so steht er darin nicht allein und als der Erste da, dieselbe ausschließlich auf einer religiösen Grundlage auszubilden. Er gehört hier, wie auch in seinen religiösen Ansichten selbst, die wir durchaus nicht unspeculativ nennen können, jener im katholischen Süddeutschland neuerdings eigenthümlich hervorgegangenen Richtung an, als deren geistreichsten Repräsentanten wir Anton Günther bezeichnen möchten. Diese Richtung ist die katholisch-speculative. Sie denkt, sie philosophirt, sie hat Begeisterung und hat Kraft zu begeistern; sie entwirft den Bau der alleinseligmachenden Kirche

auf neuen Grundpfeilern. Ihre Philosophie geht von der Kirche aus und führt zur Kirche; sie ist ein idealisirter Jesuitismus, und ihr höchstes Princip ist ein Stillleben in der Idee, aber es giebt für sie keine andere Idee als die Idee Gottes. Der philosophische Gedanke hat sich in ihr seiner himmelstürmenden Kräfte entledigt, er ist zum andächtigen Altardiener geworden; und wie eine milde geweihte Kerze beim Hochamte brennt die Vernunft, nur um das Bild des Erlösers feierlich zu beleuchten. Einnige Ruhe, geistvolle Zurückgezogenheit von allem weltlichen Thun und Treiben winkt uns aus den Lampenhallen dieser katholischen Philosophie entgegen. Dabei hat sie in ihrer Darstellungsmanier das Eigenthümliche, daß sie ihre hierarchischen Ansichten in eine äußere Bilderglut zu tauchen weiß, die völlig Jean-Paulisch ist. Die meisten Schriftsteller, welche uns bis jetzt von dieser Richtung bekannt geworden, jeanpaulisiren in ihrer Darstellung und sind selbst der humoristischen Waffen mächtig, wo es gilt, zu vertheidigen und anzugreifen. So namentlich auch Dr. Hock, der Verf. des vorliegenden Buches. In Jean Paul's gemüthvollen Farben gemalt, sieht die sich darbietende Friedensstätte dieser Religionsphilosophie allerdings noch anlockender uns an, und man könnte versucht werden, sich selbst auf längere Zeit bei ihr niederzulassen, wenn wir nur zum Frieden geboren wären. Aber selbst Christus hat das Schwert in die Welt gebracht und nicht den Frieden. Dem Zwist der Zeit entfliehen wir nicht, und wenn wir uns auch in den Frieden der Kirche flüchteten. Die Zeit hat bereits jeden Pulsschlag in uns kriegerisch und aufrührerisch gemacht, und wir haben uns noch nicht wieder so weit sammeln können, um mit wahrer Andacht zu beten.

Ach, hier komme ich auf die Politik im Verhältnisse zur Religion zu sprechen! Unser Verf., der natürlich auch für das Staatsleben das einzige Heil in einer religiösen Begründung und Wurzelung sieht, steht hier am schärfsten der ganzen Zeitrichtung und der ganzen neuern Geschichte gegenüber. Wenn es ihm da nicht möglich ist, sich selbst mit der Zeit zu versöhnen, wird er vergebens darauf hoffen, daß sich die Zeit nach dieser Seite hin mit ihm versöhne. Nichts zeigt sich ja klarer und übereinstimmender an allen Orten in den schwankenden politischen Zuständen der Gegenwart als die immer allgemeiner werdende Herausfonderung des religiösen Elements in den Staaten und das Zurücktreten desselben als eines öffentlichen. Die Politik hat heutzutage ihre Vernunftepoche angetreten; sie strebt nach einer rein und blos vernünftigen Begründung der menschlichen Zustände. Sie will im Menschen den Bürger, aber nicht den Christen. Daher die Aufhebung und Mobilisirung des Begriffs der Staatsreligionen, wie sie in den meisten von der Zeitbewegung ergriffenen Staaten fast gleichmäßig erfolgt ist oder im Werke steht. Eine allgemein menschliche bürgerliche Bildung soll, so scheint es augenfällig die Zeit anzustreben, das Princip des Staatslebens werden. Wir stellen dies nicht als eine Reflexion von uns, sondern als ein Factum hin, weil es eines ist. Auch wir fragen uns indeß oft: wird nicht unser Staatsleben, wenn es sich auf diese Weise weiter entwickelt, in einer verstandesmäßigen Bürgerlichkeit zu verknöchern Gefahr laufen? Wird nicht eines von beiden an Kraft in den Herzen verlieren, die Religion oder der Staat, wenn die erstere, sonst die leuchtende Sonne des öffentlichen Lebens, von dem Zenith der Gegenwart zurücktritt, um fortan nur dem Privatleben wie eine Privatsache anzugehören? Aber es ist noch nicht der Augenblick da, um uns Rechenschaft zu geben von den Bewegungen der Zeit, die uns mit sich fortreißen, wir können ihre Ziele noch nicht beurtheilen; wir müssen hoffen, erwarten, vertrauen und das Beste und Höchste von der Zukunft denken!

Das Merkwürdigste an den Aufsätzen des Dr. Hock ist sein humoristisches Talent, das sich vornehmlich in der ersten Hälfte des Buches in energischen Schlagschatten und satirischen Streiflichtern geltend macht. Wir bezeichnen dies darum als merkwürdig, weil Humor, Witz und Satire sonst so vorherrschend Eigenthümlichkeiten der andern Seite sind, welcher unser Verf. feindlich gegenübersteht. Der Mittelliberalismus, die zerstörende, niederreißende Partei der Zeit, hat sich neuerdings vorzugsweise mit Humor und Satire begabt gezeigt; die Opposition war in der Geschichte überhaupt immer witzig, weil die Privatität ihr so nahe liegt. Die Legitimen, die Verfechter des Bestehenden sind dagegen immer die Ernsten, Schwärmerischen, Enthusiastischen gewesen, weil sie so viel Anlaß zur Tragik haben. Man sollte denken, das Behagen des Besitzes, auf den sie sich stützen, müßte auch den Legitimen zu einigem Humor verhelfen. Aber dieser Besitz, dieser Boden der Vergangenheit, auf dem sie ruhen möchten, ist ja längst ein vulkanisch erschütterter, den sie sich streitig gemacht fühlen im Sturz der Zeit, und an den sie nur noch athemlos, obwol mit titanenhaften Ringen sich fest klammern. Daher unter den Legitimen so grausartig tragische Gestalten wie Chateaubriand!

Theodor Mundt.

Notizen.

Zur Kunstgeschichte.

Zu den Künstlern, welche unter andern Verhältnissen zu den bedeutendsten Erscheinungen in der Kunstgeschichte sich würden herangebildet haben, gehört unstreitig der unlängst verstorbene polnische Künstler Alexander Orlowski. In Siedlce geboren, bildete er sich in Warschau, wo damals weder eine öffentliche noch eine Privatgemäldesammlung bestand, ohne Meister und ohne die großen classischen Vorbilder der Kunst zu kennen, indem er Caricaturen und Tagesereignisse mit Bleistift zeichnete, die bald von den Liebhabern gesucht wurden. So fortschreitend, und besonders Casanova nachahmend, ward er bald allgemein beliebt. Oft in gewählter Gesellschaft nimmt er den Bleistift zur Hand und fängt maschinenmäßig an, eine Zeichnung auf das Papier hinzuwerfen; bald aber wird seine regsame Phantasie lebendig, er erwärmt, und mit erstaunenswerther Uebung zeichnet er die trefflichsten und kühnsten Ideen und so zum Theil seine besten Arbeiten. Die meisten seiner Werke hat er in Petersburg hinterlassen, wo er auch den größten Theil seines Lebens zugebracht hat; doch findet sich vielleicht kein angesehenes Haus in Polen und Rußland, in dem man nicht seine geschätzten Blätter antreffen könnte. Er arbeitete in Oel (besonders Portraits), Aquarell und Bleistift, aber er hat auch mehre Kupferstiche, vorzüglich Thierstücke, geliefert. Seine meisterhaft gezeichneten Lithographien stellen größtentheils in lebensvollen Scenen die Circassier in ihrer wunderlichen phantastischen Tracht und auf ihren leichten Pferden dar.

Polnischer Luxus.

In welchem Ueberflusse die polnischen Herren noch in der letzten Hälfte des 18. Jahrhunderts gelebt haben, beweist folgender Auszug eines Briefes, der 1760 aus Bialystock nach Warschau geschrieben worden ist: „Als Clemens Branicki, Erbherr von Bialystock, später Krongroßfeldherr, am Namenstage seiner Gemahlin (einer geborenen Poniatowska und Schwester des letzten polnischen Königs Stanislaus August) ein Gastmahl gab, war in der Galerie ein Tisch für 200 Personen servirt. In der Mitte dieses Tisches befand sich der Länge nach ein Kanal, der mit dem theuersten Tokaier angefüllt war. Auf diesem Tokaiermeere schwammen 24 künstlich gearbeitete Schiffe, mit Zuckerwerk, Confituren und andern Leckerbissen beladen. Vor jeder an dem Tische sitzenden Dame hielten die Schiffe ein still, nach Gefallen entnahm diese von der leckern Waare. Nach dem Dessert wurde ein ungeheurer Pokal gebracht, einst das Eigenthum des berühmten Helden Czarnecki, und nun fingen die Herren in der Gesellschaft aus dem Tokaiermeere zu schöpfen an, sodaß in weniger als einer halben Stunde die Schiffe auf dem Grunde feststanden." Wyrwicz nennt daher wol mit Recht Bialystock das Versailles von Podolien. 177.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Montag, — Nr. 126. — 6. Mai 1833.

Uebersicht der schwedischen Literatur vom Jahr 1832.

Erster Artikel.

Allgemeines.

Die glückliche Einförmigkeit unsers politischen Stilllebens hat in diesem Jahr fortgedauert, der Norden des Reichs wurde aber wieder wie im vorigen von einem allgemeinen Miswachs getroffen, dessen traurige Folgen doch einigermaßen durch die Fürsorge der Regierung und reichliche Gaben aus allen Landschaften gemildert werden. Das allgemeine Mitleiden wurde auch vom Missionnair Lästadius für die armen Waldlappländer in Anspruch genommen, die drei Jahre hindurch von der ihnen so verderblichen Witterung litten; die Erde fror im Herbste stets so fest und tief zu, daß die Rennthiere ihre einzige Winternahrung, das Moos, nicht aufscharren konnten; eine große Zahl dieser Thiere starb und das Volk gerieth dadurch in äußerste Noth. Lästadius' Aufruf hatte aber einen Erfolg, daß er, wie er in seiner Dankschrift sagt, fast über das viele eingegangene Geld erschrak, und wiewol die Summe nur mäßig erscheint (etwas über 3000 Thlr. schwed. Bco.), so war sie doch in einem Lande, wo das Geld einen sehr hohen Werth hat, mehr als hinreichend, die ganze lappländische Bevölkerung der Piteå-Lappmark aus dem Elend zu retten und gewissermaßen in Wohlstand zu versetzen.

Noch einige andere innere Angelegenheiten beschäftigten lebhaft die allgemeine Theilnahme. Der Ostgöthakanal, dessen Bau 1810 begonnen und beinahe 9 Millionen Thaler (4½ Mill. Conv.-Thlr.) gekostet hat, wurde im September 1832 vollendet und im Beisein des Königs, der Königin und des Kronprinzen mit großen Festlichkeiten eingeweiht. Im nächsten Jahre wird man erst sehen, welche Vortheile das Land von dieser kostspieligen Unternehmung ziehen kann. Der König kehrte aus Norwegen zurück, wo er einige Zeit verweilt hatte. Seine ganze Reise glich einem Triumphzuge. Vielleicht haben wenige Monarchen eine solche gewinnende Persönlichkeit, welche Hoheit mit Anmuth, Majestät mit Popularität, Würde mit Leichtigkeit in sich vereinigt. In Christiania hatte der 69jährige König bei einem ihm zu Ehren veranstalteten Fackelzug der Studenten ihre Lieder in rauher Witterung stundenlang angehört, worüber der jugendliche Enthusiasmus in der Burschenzeitung „Vidar" fast überströmt.

Kaum war der Fürst von dieser Reise, auf der er die unverdächtigsten Beweise der Liebe seiner Unterthanen in beiden Königreichen empfangen hatte, zurückgekehrt, als zwei Personen wegen Hochverraths plötzlich verhaftet wurden. Eine Verschwörung war seit den letzten 20 Jahren bei uns etwas ganz Unerhörtes, und die allgemeine Bestürzung wurde um so größer, weil die Verhöre in den ersten acht Tagen geheim gehalten wurden. Endlich löste sich die Sache, wie man aus den politischen Zeitungen weiß, in ein Nichts auf, in eine elende Finanzspeculation zweier armseliger Barone, von Düben und Vegesack; der Letztere ist ein Sohn des Generals, der sich in dem Befreiungskriege sehr ausgezeichnet hatte. Ihre Unternehmung stand ganz vereinzelt, ohne irgend eine Verzweigung da, wiewol sich die Leute bei dem Prinzen Gustav den Schein geben wollten, als ständen sie mit den Häuptern der Opposition in vertrauter Verbindung. Wie die Briefe dieser Herren an den Prinzen in die Hände der schwedischen Regierung geriethen, ist noch immer ein Räthsel; von der schwedischen Gesandtschaft in Wien wurden sie eingeschickt, so viel weiß man.

Das Interesse an dieser Sache dauerte nur einige Wochen, ward aber später wieder angeregt, als eine Schar Barone, Freiinnen und alte und junge Fräuleins aus verschiedenen Theilen des Reichs vorgeladen wurden, Zeugniß abzulegen. Sie wußten aber wenig oder nichts, und über den Ausgang der Sache ist nichts zu berichten, als daß, wie es in unserer „Minerva" heißt, nach beendigtem Proceß die Zimmer des königl. Hofgerichts, wo die Verhöre stattfanden, gefegt, gescheuert und gelüftet wurden. „Uebrigens", so äußerte sich ein norwegisches Blatt noch während der Untersuchung, „könnten die Barone auch im schlimmsten Falle wegen ihrer Köpfe ganz ruhig sein, weil sie keine zu verlieren hätten". Auch bezeugten ihre schwedischen, französischen und deutschen Briefe, die in sachlicher wie sprachlicher Hinsicht gleich elend waren, daß vor ihnen kein Thron zu zittern braucht. Und doch stand einer dieser freiherrlichen Abenteurer an der Spitze einer Zeitung. *)

*) Hiernach brauchen wir über folgende Schrift nicht weiter zu berichten: Authentische Nachrichten über die am 4. October 1832 in Stockholm wegen Hochverraths zur Verantwortung gezogenen schwedischen Barone, Major Johann Friedrich Ernst von Vegesack und Major Gustav von Dü-

Die schon seit Jahren schwebende Frage über die Geldrealisation ist von den Bankdirectoren, den Bevollmächtigten der Reichsstände, den Revisoren und zu Rathe gezogenen Kaufleuten, endlich in den Zeitungen lebhaft verhandelt worden, hat aber zu keinem Ergebniß geführt. Die mehrseitige Berufung deshalb auf die Entscheidung des Königs hat die Erklärung desselben zur Folge gehabt, er könne in einer so wichtigen Angelegenheit, worüber die Meinungsverschiedenheit so groß sei, sich nur mit seinen treuen Reichsständen, die er binnen Kurzem zu berufen gedenke, berathen. Ein Reichstag wird also, wol aber erst im nächsten Herbst zusammentreten

Diese Angelegenheiten haben natürlich für unsere Zeitungen überreichen Stoff gegeben. Die Namen und den Charakter der meisten haben wir schon angegeben. Das „Aftonbladet" (Abendblatt) hat noch immer die meisten Leser und zählt etwa 3000 Abonnenten, nicht etwa seiner politischen Tendenz wegen, sondern weil es noch immer mit dem größten Fleiß die Fragen des Tages rasch aufrafft und in einem leichten, freilich zuweilen pöbelhaften Ton bespricht. Es huldigt zwar immer der Partei der Bewegung, doch jetzt mit einer gewissen Mäßigung, seitdem die Urbilder in Frankreich ihr radicales Streben etwas zu offen dargelegt haben und das Blatt selbst zu einem gewissen Ansehen gelangt ist. „Argus", in dessen Schule das „Aftonbladet" aufgezogen ist, hat gegenwärtig nur 5 — 600 Abonnenten und ist über die stets sinkende Zahl immer mismuthiger, mürrischer, zänkischer und leider auch langweiliger geworden. Anfangs war auch er für die Julirevolution begeistert; allmälig hat er aber sich von dem mouvement zurückgezogen, und er, der ehemalige, jetzt aus der Mode gekommene Demagog, predigt nun sehr erbaulich über das revolutionnaire Streben des „Aftonbladet" und vertheidigt mit großem Eifer das juste milieu.

Dieselbe Nemesis, welche den „Argus" beim selbständigen Auftreten des durch ihn gebildeten „Aftonbladet" ereilt hat, bedrohte letzteres, das sich auch einen Nebenbuhler heranzog, der eine Buchdruckerei und mit dieser das „Dagligt allehanda" (Tägliches Allerlei), ein ganz harmloses Intelligenzblatt, ankaufte, aber demselben eine erweiterte Tendenz gab. Kein Mittel, wodurch sein vormaliger Lehrer Abonnenten sich zu verschaffen wußte, blieb unversucht, und die Bemühungen waren nicht erfolglos. Morgens und Abends erschien ein Blatt; selbst die Belletristik, die schwache Seite der Abendblattsredaction, wurde in Anspruch genommen. Kurz, das Schiffchen segelte lustig, aber leider verstand sein Führer nicht die Kunst, den Klippen des Preßgesetzes möglichst nahe vorbeizusegeln, ohne anzustoßen; die Abendjolle gerieth auf eine solche Klippe, strandete und ging unter.

Der Herausgeber der ultraliberalsten aller schwedischen Zeitungen, der als heftiger Oppositionsmann auf dem letzten Reichstage bekannte Oberstlieutenant Hjerta, kam etwa um die Mitte des Jahres wegen Schulden in Haft, worin er sich noch befindet. Von da wurde sein schon vorher ungestümes Blatt immer verwegener, und endlich ließ er in einem Stück seines „Medborgaren" (Mitbürger) einen förmlichen Aufruf zur Empörung einrücken. Die Regierung, die sich ihres Rechts zu willkürlichen Einziehungen jetzt selten bedient, ließ ihn gerichtlich anklagen. Die Jury sprach das Wort: schuldig, aus, und jetzt mußte, nicht er, sondern sein Freund, Herr Rosenquist till Åkershult, als verantwortlicher Redacteur, auf sechs Monat nach der Festung Warholm wandern. Das Blatt „Medborgaren" ging ein.

Die Zeitungen der Gegenpartei, die witzige „Minerva" und das übelberüchtigte „Fäderneslandet" (Das Vaterland) bestehen noch; die erste mit wachsendem Beifall und zunehmender Verbreitung. Der abenteuerliche Herausgeber des dritten ministeriellen Blatts: „Granskaren" (Der Beurtheiler), war im Anfange des Jahres verschollen, trat aber im Juni plötzlich auf, und seine Zeitung wird auch 1833 fortgesetzt.

Unser literarisches Conversationsblatt: „Heimdall", hat mit 1832, nachdem es 4¼ Jahre bestanden, aufgehört; statt seiner wird ein „Nüchternheitsherold" („Stockholms Nyhterhetsherold") auftreten.

Im September 1832 ließ die Universität Upsala einen Aufruf zur Gründung eines wissenschaftlichen Vereins ergehen, dessen Zweck sein sollte, eine Literaturzeitung und eine wissenschaftliche Zeitschrift zu begründen. Der Vorschlag, als vollkommen zeitgemäß anerkannt, fand Beifall, man unterzeichnete willig, und bald waren 4500 Thaler gesammelt, sodaß am 6. November der Verein zu Stande kam, dessen Theilnehmer, der Kronprinz an der Spitze, alle namhafte Gelehrte der Hauptstadt, der beiden Universitäten und aus den Provinzen mit wenigen Ausnahmen sind. Die Mitglieder, deren Zahl 280 beträgt, von denen gegen 80 sich zur Arbeit an den beiden Zeitschriften erboten haben, wofür sie Honorar erhalten, machen sich zu jährlichen Beiträgen von mindestens 10 Thaler für jedes einzelne Mitglied verbindlich. Unter dem Titel: „Svenska Literatur Föreningens Tidning" (Zeitung des schwedischen Literaturvereins), trat mit Anfang 1833 die Literaturzeitung ins Leben. Die wissenschaftliche Zeitschrift, deren erstes Heft jetzt unter der Presse sich befindet, wird „Skandia" heißen und den Platz der eben aufhörenden „Svea" einnehmen.

Im ganzen Reiche erschienen im Jahre 1832 81 Zeitungen, davon in Stockholm 20, in Upsala 3, in Lund 4, in Gothenburg 8, in Christianstadt 2, in Nyköping 3, in Kalmar 3, in Skara 2, in Strengnäs 3, in Wisby 3, in Karlstadt 2, in Linköping 2, in Malmö 2, in Norrköping 2, in Westerås 2. Zeitschriften gab es 17, nämlich in Stockholm 10, in Upsala 1, in Lund 1, in Gothenburg 1, in Christianstadt 2, in Nyköping 1, in Skara 1. 17.

---

ben, die Untersuchung des königlichen Hofgerichts zu Stockholm und das von Seiten des dienstthuenden Advocat-Fiscals Pfeffer über dieselben ausgesprochene Urtheil. Ein genauer Auszug aus dem bei dieser Gelegenheit geführten Protokalle des schwedischen Criminalgerichts. Leipzig, Hartmann. 1833. Gr. 8. 18 Gr.

Heyse's Handwörterbuch der deutschen Sprache.

Soeben habe ich eine Lectüre beendigt, die Sie mir wol kaum zutrauen, am wenigsten aber nachmachen werden. Ich habe ein halbes deutsches Wörterbuch durchgelesen, und wäre die andere Hälfte nur schon gedruckt, ich hätte sie verschlungen. Sie glauben nicht, wie klug man ist, wenn man ein deutsches Wörterbuch studirt hat! Unsere unglaublich reiche, bild- und biegsame Muttersprache mit ihren Provinzialschätzen schließt sich in einer Grammatik nicht halb so anschaulich dem Geiste auf. Es ist zwar oft sehr langweilig, ein Wörterbuch zu lesen, aber bei weitem nicht so ermüdend, als eine Grammatik. Grimm's und Heyse's Sprachlehren habe ich in mehren Jahren nicht durchlesen, und das deutsche Sprachbuch von Harnisch, so geistvoll es oft ist, meist nicht recht verdauen können; allein diese fast 1000 Seiten starken drei ersten Abtheilungen des

Handwörterbuches der deutschen Sprache, mit Hinsicht auf Rechtschreibung, Abstammung und Bildung, Biegung und Fügung der Wörter, sowie auf deren Sinnverwandtschaft. Nach den Grundsätzen seiner Sprachlehre angelegt von Joh. Christ. Aug. Heyse, ausgeführt von K. W. L. Heyse. Erster Band in zwei Abtheilungen und zweiten Bandes erste Abtheilung. Magdeburg, Heinrichshofen. 1831—35. Gr. 8. Subscript.-Preis für beide Bände 3 Thlr.

habe ich mit größerm Vergnügen gelesen als das ganze Regiment von Walter Scott's über einen Leisten uniformirter Romane. Jedes Wort hat seine Geschichte, seinen Roman und erlebt merkwürdige Schicksale. Stammväter und Stammmütter, Ahnen, Annäherungen, Abstoßungen, Liebschaften, Vermählungen, Kinder, Verwandte, Freunde, Adel und Knechte, Herrscher und Beherrschte, genug, die Welt, das Volk in seiner materiellsten Gestalt steht in einem Lexikon in buntem Getreibe vor mir. Ja, und die feine Diplomatie, dieses leise Andeuten, Berühren, Hoffen, Wünschen, Bitten, Verlangen, Sehnen, Befehlen, Empfehlen, Schmeicheln, diese Geheimnißkrämerei und derbe Eigenthümlichkeit der abgeschlossenen Zünfte und Gewerbe, der Künste und Wissenschaften: wahrhaftig, es gehört wenig Phantasie, nur eine lebendige Empfindung des Worts dazu, um ein Wörterbuch, um die ganze Lexikographie im höchsten Grade anziehend zu finden. Wer, wie ich, weder Weib noch Kind hat und die Welt nur in seinen Büchern sieht und jedes Volk in seiner Sprache liebt, findet in einem Wörterbuche eine Quelle großer Freuden. Bisweilen erstaune ich auch über die gigantische Geduld des Lexikographen; dann über seine Genauigkeit und Consequenz; jetzt wieder über seine Studien und Kenntnisse und manchmal über mich selbst, daß ich nicht müde werde, alle diese großen mir fehlenden Eigenschaften zu bewundern. Zuletzt kitzle ich mich mit dem wohlthätigen Gefühle meiner Weisheit, daß ich hin und wieder eine Lücke merke und ein Wörtchen vermisse, das vielleicht Niemand vermissen würde, weil es entweder ein Provinzialismus ist, oder selten vorkommt.

Herr Heyse ist, so viel sehe ich ein, von der undankbaren, tiefspurigen Fahrstraße seiner berühmten Vorgänger abgewichen. Er hat die Sprache aus dem Leben gegriffen und nicht aus der Schrift allein. Seit man begriffen hat, daß in Meißen und Braunschweig nicht allein gutes Deutsch gesprochen werde, ist die Ernte von Begriffen, welche das Volk auf Worte gesetzt hat, um ein Drittel reichlicher ausgefallen. Demungeachtet möchte ich Hrn. H. verdächtigen, als ob er zu sehr die Sprache und Mundarten des nördlichen Deutschlands berücksichtigt habe und den reichen allemannischen Sprachschatz vorbeigegangen sei, vielleicht weil der Allemanne, wenn er sich verständlich machen will, die niederdeutsche Sprache reden und schreiben muß. Allein ich vermisse daher auch eine bedeutende Anzahl guter, kurzer Etymologien und Uebergänge, aus denen der jetzige Klang, die heutige Schreibart und die gegenwärtige Bedeutung der Wörter unwiderleglich klar werden würde.

Dagegen hat Hr. H. die Sprache des Volkes, in welcher es sich nach seiner dermaligen intellectuellen Bildung verständigt, mit einer Lebendigkeit, einer Liebe, einer Aufmerksamkeit und Präcision, und mit einer Zartheit aufgefaßt, die das höchste Interesse erregt. Von Buchstaben zu Buchstaben wird ihm seine Arbeit lieber, und mit jeder Seite wird sie gediegener, je freier er sich in diesem Reiche bewegen lernt, je mehr Geordnetes hinter ihm liegt.

Der Weg, den Hr. H. eingeschlagen hat, entfernt sich meines Erachtens von aller Methode der mir bisher bekannt gewordenen Wörterbücher irgend einer lebenden oder todten Sprache. Er wollte und will nicht ein gelehrtes Etymologikon geben; auch will er ebenso wenig vorschreiben, welches Wort schriftsässig sei, welches nicht; aber er deutet an, welches Wort bisher Schriftsässigkeit erlangt hat, oder welche Form die richtige ist, welche nicht; er nimmt alle Formen und Endungen nach ihren Bedeutungen und zarten Sinnnuancen auf und erklärt sie, stellt die Sprachstämme und Wortfamilien, wie sie noch leben, zusammen und deutet auf die verstorbenen kurz zurück; er folgt einer einfachen, aber durch Studium und feines Ohr begründeten Orthographie und vergißt nie, die provinzielle Bedeutung, den engern oder weitern Gebrauch der Wörter zu bemerken. Geschlecht, Declination, Conjugation u. s. w., genug alle Verlegenheiten, in welche ein Wort gerathen kann, bezeichnet er durch eine feste Terminologie, mit der er die Wörter so sicher classificirt, die Redesätze und ihren Bau mittels der fraglichen Wörter so anschaulich macht, daß man glaubt, man studire Naturgeschichte nach Oken's System.

Ich bedauere nichts, als daß Hr. H. durch seine, wie ich höre, schwankende Gesundheit die Beendigung dieses Werkes bisher etwas zu verzögern gezwungen wurde; aber ich kann nicht unterlassen, Sie schon jetzt auf die drei ersten Abtheilungen des Ganzen aufmerksam zu machen. Er und sein Verleger erwerben sich das Verdienst, ein nationales Werk zu liefern, das an gemeinnütziger Brauchbarkeit und Verständlichkeit seine Vorgänger, unbeschadet ihres Ruhms, weit hinter sich zurücklassen dürfte. Hier ist kein sublimirter Wortdeuterwitz, in dem sich Viele so sehr gefallen; hier ist Sprache, die Sprache des Volkes. Jeder Deutschsprechende erkennt seine Sprache darin, sofern sie nur dem sogenannten Hochdeutschen ähnelt. Er braucht sich nicht mühsam durch lange fratzenhafte Etymologien durchzuwürgen; er findet sogleich das Wort und dessen Gebrauch nach allen Beziehungen bestimmt. Der Schüler und Gelehrte werden Hrn. H. diese Arbeit danken; der Kaufmann und Handwerker werden durch dieselbe bald dahinkommen, deutsch zu verstehen, und wenn auch Hr. H. das Wort: teutsch, nicht nach Luden's gewiß geistreich und gelehrt bewiesener Abstammung schreibt, so hat er doch dem Munde und Ohre des Volks durchgängig diejenigen Rechte bewahrt, die es den Etymologen zum Trotz geltend macht.

Ich gedenke, dieser Erscheinung weiter zu folgen. Sie greift so tief und tüchtig in den Volksunterricht ein, daß ich mich mit der praktischen Sprachlehre des Vaters des Hrn. H., welche sich ebenfalls von dem philosophischen und etymologischen Wege entfernte und nur über das Vorhandene, wie es ist, feste Regeln sucht und gibt, mehr und mehr versöhne. Je mehr Hr. H. sein Werk zu vervollkommnen Zeit behält, desto mehr rechne ich darauf, daß größere Einigkeit unter den Orthographen unseres Vaterlandes eintreten werde. Von dem Volke läßt sich nichts erzwingen. Vox populi, vox dei! Alle Philosophie und Etymologie wird vor der Aussprache zu Schanden. Das lebende Geschlecht hat recht, die todten Geschlechter haben unrecht. So ist es in Sitten, Meinungen und socialen Einrichtungen, so in der Sprache, dem festesten socialen Bindungsmittel der Nationen. 124.

Romanenlitteratur.

1. Veit. Ein Beitrag zu den Denkwürdigkeiten peinlicher Gerichtspflege von Alexander Bronikowski. Drei Bände.

Auch unter dem Titel: Sammlung neuer Schriften. Vierzehnter bis sechszehnter Band. Leipzig, Brüggemann. 1832. 8. 4 Thlr.

„Traun, das Schauspiel wär gut, wären nicht Worte dabei", sagt Schlegel von der „Johanna von Montfaucon", welchen Ausspruch wir mit einiger Beschränkung auch auf diesen „Veit" anwenden möchten, der in seinen ersten Bänden offenbar zu wortreich ist, obgleich der Ueberfluß nicht von geringfügiger noch geschmackloser Art ist. Die Weitschweifigkeit ist nicht in der ungefügen, mit fremden Ausdrücken durchspickten Sprechart zu Ende des 17. Jahrhunderts; nur der nichtswürdige Feldscherer, welcher in vieler Herren Ländern und Lagern schlechte Streiche getrieben, ein unwissender Arzt und etliche ebenso unwissende Gerichtspersonen geben etwas davon zu hören, alle Uebrigen haben sich nicht den steifen muffischen, sondern den guten deutschen Styl unserer Tage zu eigen gemacht, ohne jedoch Anspielungen und Ausdrücke zu gebrauchen, die jene Zeit nicht kannte. Die Charaktere sind wohl durchgeführt, die der Bösewichter sind keine Zerrbilder, nur zuletzt scheinen sie ans Uebertriebene in ihrer Freimüthigkeit zu streifen, sie scheinen es aber mehr, als daß ihre Offenheit unnatürlich wäre: wessen Hals einmal verwirkt ist, der will den Spießgesellen mit verderben, wol gar in der stillen Hoffnung, durch den Verrath für sich ein milderes Urtheil zu gewinnen. Eigennutz, rohe Sinnlichkeit und die laxeste Moral machen einen Schösser und dessen Sohn zu Blutsaugern eines Ländchens, dessen Herr fern davon in den Heeren des Kaisers lebt und keine Klage über den ungerechten Haushalter hört, weil dieser schlau genug keine Ungerechtigkeit begeht, die ihn blosstellen könnte, sich bei seinen Untergebenen in Furcht und Schrecken zu setzen weiß, seine Collegen einschüchtert, sodaß es ihm mit wenig Ausnahmen gelingt, seine ganze Umgebung von sich abhängig zu machen. Der ausschweifende Sohn ist weniger Beistand, als daß er durch seine Unthaten und Frechheit das Schuldenregister des Vaters vergrößert, dessen Affenliebe immer neue Ränke ersinnen muß, den Aufwand des Sohnes zu decken, seinen Lüsten zu schmeicheln. Als Zuträger, Aufwiegler und Kuppler ist der Chirurg der Dritte in diesem Bunde der Verworfenen. Er reizt des Actuarius Begier nach der schönen Tochter eines Freisassen und seine Rache, als ihm die Verführung mislingt und er schnöde abgewiesen wird. Auch des Vaters, des Schössers, Habsucht erwacht sowie ein geheimer Groll gegen den Mann, der nie vor ihm kroch; die Ränke der drei bösen Buben, Unvorsichtigkeit des redlichen Veit bringen diesen in den Ruf eines Hexenmeisters; bei der Dummheit, der Furchtsamkeit der Richter ist es dem boshaften Schösser leicht, in dem Angeklagten Das hineinzuinquiriren, was nicht herauszufragen ist. Die Vorurtheile, der Aberglaube jener Zeit, die Willkür in der Justizpflege sind dem ungerechten Richter günstig: schon ist der Scheiterhaufen für den gefolterten Veit errichtet und für dessen Tochter Marie, schon ist sein Töchterchen verblutet und das Söhnchen dem Tode nah, als der Reichsgraf und Landesherr urplötzlich erscheint, doch nicht auf Weise der Fürsten in unsern Rührspielen, oder wie Götter in der Maschine; ein wackerer Mann, dessen Anwesenheit motivirt wird, hat ihn herbeigerufen, zu spät, um alle Unbilden zu steuern, aber noch früh genug, um Veit's Unschuld an den Tag zu bringen und das ungerechte Urtheil niederzuschlagen. Frühere Unthaten der schändlichen Rotte kommen dabei ans Licht, auch die Abstammung Mariens von einem vornehmen Vater, dem Veit, ein treuer Diener bis ans Grab, ja drüber hinaus, gewärtig geblieben und den Eid gehalten. Den Schlechten wird die gebührende Strafe, die Unschuldigen werden in ihre Rechte eingesetzt, soviel es möglich, Marie wird die Gemahlin eines Prinzen, und der Leser nimmt die Ansicht aus dieser, im Wesentlichen gewiß wahren Geschichte mit hinweg, daß le bon vieux temps mitunter ein mauvais odieux temps war, nach dem man nur bedingungsweise sich zurückzusehnen habe.

2. Abendstunden. Erzählungen von Ludwig Pressel. Vaterfluch. Meister Lucas und sein Geselle. Der Deserteur. Ludwigsburg, Nast. 1833. 8. 1 Thlr.

Die erste und dritte Erzählung sind aus der Zeit, wo der Stock beim Militair noch Alles regierte. Die Hudeleien eines grilligen Hauptmanns lassen in der ersten Erzählung den höher gebildeten Wachtmeister einen Subordinationsfehler begehen, er desertirt, verbirgt sich, verliebt sich bei der Gelegenheit, wird von einem Misgünstigen verrathen und nach Kriegsrecht erschossen.

In der ersten Erzählung gibt's ebenfalls Desertionen, Regimentsstrafen u. s. w., aber der Verfluchte entkommt glücklich, gibt sich selbst als Vatermörder an und ist gefaßt auf den Tod durch Henkershand. Vater und Sohn tragen bei dem Verbrechen gleiche Schuld, beide sind heftig, halsstarrig und durch ihre Irreligiosität unfähig, ihren Leidenschaften zu gebieten, was, wenn zwei solche unbeugsame Naturen in die engste Verbindung gebracht sind, nur einen tragischen Ausgang nehmen kann. Der Geselle des jovialen, nie um den andern Tag sorgenden Meister Lucas findet unvermuthet einen Vater, der für den Leichtsinn seiner Jugend die vernünftigste Buße thut, indem er den Sohn anerkennt und in Stand setzt, seine Herzallerliebste zu heirathen.

3. Arbigar der graue Wanderer, oder Lasterstrafe und Tugendlohn. Ein Gegenstück zum Schwarzen Ritter vom nämlichen Verfasser. Wien, Haas. 1832. 8. 20 Gr.

Beabsichtigte der Verf., wie wir zu glauben geneigt sind, unserer heutigen Jugend einen Begriff von den Geisterromanen von Spieß zu geben, an welchen die Jugend der letzten 25 Jahre des vorigen Jahrhunderts so viel Gefallen fand, so muß man gestehen, daß er nicht ganz sein Vorbild erreichte. Die schöpferische Einbildungskraft, welche die Petermännchen, unruhigen Matronen und dgl. schuf, war nicht die himmlische Phantasie; materiell und ungeschlacht wie sie war, hatte sie doch drastisches Vermögen mehr als hinlänglich, auf jugendliche, empfängliche Gemüther zu wirken und sie unwiderstehlich anzuziehen. Dieser Arbigar, welcher auch gleich einem Geisterhelden der Spieß'schen Romane wegen irdischer Fehler verdammt ist, nach seinem Tod herumzuwandern, bis er durch tugendliche Handlungen, an seinen und seiner Feinde Nachkommen geübt, vom harten Bann erlöst wird, ist ein langweiliger zahmer Gesell, und wenn er besser redet als sein Vorgänger, so gebührt dies Verdienst der fortgebildeten Sprache, in der es kaum möglich ist, so roh zu schreiben wie vor 40 Jahren. Aber verschlungen, wie damals die „Schlafenden Jungfrauen", wird dieser „Wanderer" schwerlich, er überrascht und verblüfft niemals, auch den jüngsten, unerfahrensten Leser nicht, der recht gut fühlt, wenn er's auch nicht erkannt, daß die Einbildungskraft des Verfassers weiter nichts als Benutzung der Erfindungsgabe Anderer ist. Aber auch gelungener, wäre es überflüssig, einen zweiten Versuch der Spieß'schen Manier dem ersten folgen zu lassen, wenn er nicht etwa schon ein zweiter und der „Schwarze Ritter", dessen Bekanntschaft Ref. auf dem Titel machte, der erste ist. 18.

Notiz.

Eine summarische Schätzung des im Laufe eines Jahres in und um London durch Diebereien und Raub verloren gehenden Eigenthumes stellt den Werth desselben auf 2,100,000 Pf. St. Der Verlust ist unter sechs Hauptrubriken gebracht, nämlich: 1) kleine Diebereien, durch Dienerschaft, Lehrlinge u. s. w., 710,000 Pf.; 2) Diebstähle an den Quais und der Themse überhaupt, 500,000 Pf.; 3) durch Einbruch. Straßenraub, Taschendiebe u. dergl., 220,000 Pf.; 4 und 5) durch Falschmünzerei und falsche Banknoten, Wechsel u. dergl., 370,000 Pf.; 6) Diebereien bei den Docks, 300,000 Pf. Man hält diesen Anschlag aber eher zu niedrig als zu hoch; freilich werden auf der Themse allein jährlich Güter für 80 Millionen aus- und eingeladen. S.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Dienstag, — Nr. 127. — 7. Mai 1833.

Taschenbibliothek aller Revolutionen der neuern Zeit. Von E. Burckhardt und A. Kaiser. Erstes bis fünftes Bändchen. Leipzig, Literarisches Museum. 1833. 1 Thlr. 16 Gr.

Der neuen Handlungsfirma wünschen wir zu diesem neuen Unternehmen Glück, denn wir halten es für ein zeitgemäßes und auf die Zeit richtig berechnetes. Unser lesendes Geschlecht ist durch die politischen Ereignisse seit mehr als 40 Jahren an eine stärkere historische Nahrung gewöhnt als damals, wo unsere in Gott seligen Vorfahren zur Zeit des Kartoffelkrieges (1779) im Großvaterstuhle des Alltäglichen und Herkömmlichen gemächlich saßen und, die schön umwundene Nachtmütze auf dem Kopfe, den geblümten Schlafrock aus Voß' „Luise" um sich herum, ihre liebe zahme Zeitung lasen. Man hat die Zeit seit 1789, die sich selbst unwiderleglich zu einer neuen Epoche gestempelt, die revolutionnaire genannt, man hat sie geschimpft, bekämpft und ist doch mit ihr fortgerollt; endlich ist in ihr Uhrwerk eine Unruhe hineingehängt worden, die dafür sorgt, daß die frühere Lethargie nicht wieder eintreten kann. So lange der 13. Artikel der Bundesacte noch auf Verfassungen dringt, so lange noch in Folge desselben in ständischen Versammlungen von einer oder zwei Kammern berathen wird, wird an den zarten Grenzlinien zwischen öffentlichem Rechte und öffentlicher Pflicht, zwischen Regieren und Gehorchen, zwischen Soll und Will ein nie endender Streit sein. Man hat, da man einmal die Bewegung der Geister in das Sackgäßchen der alten lieben Zeit so wenig als den Flug der Phantasie in Aristotelische Regeln zurückbannen konnte, das Uebel auf andere Weise zu beschwören versucht, man hat ihnen das: „Besen, Besen, seid's gewesen!" und ein ganzes Abracadabra von beschwichtigenden Formeln vorgesprochen; man hat sich gesetzt und die Bewegung zur Ruhe protokollirt; man hat das Uebel anatomirt und analysirt; hat zwischen Revolution, Reformation und Reaction weislich und mit überredender Feder unterschieden; hat zum Ueberfluß noch die Mittelstufen der Bewegung und Stabilität entdeckt; man hat, da die Revolutionen das Werk des bösen Geistes im Volke sind, zur Radicalcur Armuth und Unwissenheit als Specifica gegen diese Cholera vorgeschlagen, weil, je näher der Mensch dem Thiere komme, er auch thierischer sich behandeln lasse, ohne zu bedenken, daß die Völker, wenn sie thierischer werden, gar keine und auch die beabsichtigte Vernunft mehr annehmen, und wenn sie verarmen, sogar kriegerisch werden, weil sie, wie Schiller sagt, „aufhören für ein Leben zu zittern, dem Alles mangeln soll, warum es wünschenswürdig war". Doch gibt es, Gott sei Dank, noch Männer, welche zwar einsam, aber auch unerschrocken wie Wächter auf den Hochwarten ausschauen und, wo Gefahr ist, ihr Signal geben und rufen: „Dumm machen lassen wir uns nicht; wir wissen, daß wir's werden sollen!"

Wird man den Ref. nicht für einen Erzdemagogen halten? Wir meinen und hoffen: Nein, so wenig als man den Nachtwächter oder Thürmer, der im Nothfalle sein Feuerzeichen gibt, für den Anleger des Brandes zu halten pflegt. Es sollte ihm leid thun, wenn er angestoßen und nun erst, wie ein Portechaisenträger, der Jemand tüchtig in die Rippen gerannt hat und dann sein: Aufgeschaut! ruft, wieder einlenken und sich purificiren müßte. Und doch wäre nichts leichter! Ref. ist sogar der Meinung, daß es mit dem Ausdruck: revolutionnaires Zeitalter, eben nicht so genau zu nehmen, und daß am Ende jede Zeit, wo neue Ideen, neue Kräfte, neue geistige oder politische Richtungen zum Vorschein gekommen sind, in gewissem Sinne revolutionnair ist, da das Neue immer der Feind des Alten ist und das Gute keinen ärgern Gegner hat als das Bessere. Dabei kann aber der Staat, als die Vernunftform der menschlichen Gesellschaft, und die gemäßigte Monarchie, als die vernünftigste der Vernunftformen, vortrefflich bestehen, und die Geschichte zeigt, daß Staaten gemäßigter Verfassung immer am längsten bestanden haben, während die eigentlichen Demokratien sowie die despotischen Staatsformen, wenn sie nicht über ein nur für solche Formen empfängliches, also halbbarbarisches Volk verhängt waren, niemalen von langer Dauer gewesen sind.

Die gegenwärtige Unternehmung will also die eigentliche Lebensmelodie unserer Zeit aufspielen, aber wie finden auf dem Notenblatt den Notenschlüssel nicht bemerkt. Wir vermissen nämlich eine allgemeine Einleitung über Das, was die Verfasser Revolutionen nennen; wir vermissen die Feststellung des Begriffes dieser Gattung politischer Erscheinungen, die, wie verschieden auch in ihren Ursachen, ihrem Verlaufe, ihren Resultaten und Folgen,

doch immer einen gemeinschaftlichen Nenner haben müssen. Eine allgemeine Schilderung der neuern Zeit müßte als Folie den verschiedenen Gemälden zu Grunde liegen; es müßte sich zeigen lassen, daß mit dem Reifen der europäischen Menschheit die Nothwendigkeit verbesserter Staatseinrichtungen, das Aufgeben mittelalterlicher Gängelbande, wie Hierarchie und Feudalsystem waren, nothwendig verbunden werden mußte, wenn nicht die Staatsform in Widerspruch mit der Vernunftform kommen wollte; es müßte dargethan werden, wie die Elasticität des menschlichen Geistes durch geläuterten Kirchenglauben, durch das Wiederaufleben der classischen Literatur, durch die vermehrten Universitäten, durch die Buchdruckerkunst, durch Schriften für das Volk, dessen Kern ein sich selbstfühlender Bürgerstand wurde, und andere Erfindungen und Entdeckungen gesteigert worden sei, und wie nun das Gewicht sich ein Gegengewicht, der Druck einen größern Widerstand erzeugen mußte. Man wollte zu erkennen anfangen, daß das historische Recht oft nur die blinde Gewalt zur Mutter habe, und daß Staatseinrichtungen, die wie Leibeigenschaft, Sklavenhandel, Religionsdruck und andere gegen das Vernunftrecht waren, ihrer innern gesetzlichen Kraft entbehrten und auf dem Boden der Willkür standen, daß das Recht älter als das Vorrecht, die Vernunft älter als Herkommen und Vorurtheil sei. Man mag nun für jede einzelne Revolution noch so viel besondere Ursachen aufweisen können, immer wird ein allen gemeinschaftlicher Urgrund aufzufinden sein, sowie allen Vulkanen der Erde ein gemeinschaftlicher Herd im Innern der Erde zu Grunde liegen mag. Man hat ziemlich materiell Revolutionen Krankheiten, Fieber, Paroxismen der Staatskörper genannt, in denen sich wie im einzelnen Menschenkörper nach und nach Krankheitsstoff sammle und durch Fieberschauer oder Exantheme Ausgang verschaffe, von denen oft lange Nachwehen oder Narben übrig bleiben; allein auch diese Erklärungsweise ändert in unserer Theorie der Revolution nichts, denn eine solche Krankheit wäre, in der Anwendung des Gleichnisses, nur eine gewaltsame Entäußerung oder Herausstoßung Dessen, was dem Staatskörper für einen gesunden, naturgemäßen Zustand nicht zuträglich ist, eine Protestation gegen die oft so widersinnigen Experimente, welche mit dem Staate gemacht worden sind, bei denen Einem oft, wie Schlözer sagte, zu Muthe wird, als wenn man in einer Porzellanniederlage Kegel schieben sähe.

In dieser allgemeinen Einleitung würde auch der sehr wesentliche Unterschied zwischen Verschwörung, Empörung oder Rebellion und Revolution nachzuweisen, vor Allem aber die Zumuthung abzuweisen gewesen sein, daß bei Beurtheilung der Gattung, der Wichtigkeit, der Moralität einer solchen Erscheinung der Erfolg und Ausgang entscheiden könne, wie etwa in manchen Strafgesetzgebungen erst aus der Größe der Strafe hervorgeht, ob man ein Vergehen oder Verbrechen begangen habe; doch wir müssen es denkenden Lesern überlassen, diese Betrachtungen selbst anzustellen oder, sind sie mit unserer Grundlage zufrieden, dieselben fortzusetzen. Wir halten Revolutionen gewiß für große, sehr große Uebel, besonders für die lebende Generation, aber wir sind überzeugt, daß sie wie Krieg, Krankheit u. A. oft nicht zu vermeiden gewesen sind, wenn die berufenen und verordneten Staatsheilkünstler das Uebel zu spät entdeckten oder falsch behandelten.

Wir wenden uns nun aber unserer Aufgabe unmittelbar zu, über das obengenannte Unternehmen und Dasjenige, was davon bereits vor Augen liegt, zu berichten. Zwei deutsche Schriftsteller, von denen der eine, Herr Dr. Ed. Burckhardt, Privatdocent der Geschichte und ordentl. Mitglied der Gesellschaft für Erforschung vaterländischer Sprache und Alterthümer, hiermit seinen ersten Versuch dem Publicum nicht ohne löbliche Bescheidenheit (die ihn auch seine Habilitationsschrift nicht mitrechnen läßt) übergibt, und Herr A. Kaiser, der sich nicht näher bezeichnet, haben folgende Beiträge geliefert, Herr Kaiser: „Geschichte der polnischen Revolution von 1794" (erstes Bändchen) und „Geschichte der polnischen Revolution vom Jahr 1830" (zweites und drittes Bändchen). Herr Dr. Burckhardt dagegen lieferte: „Geschichte des deutschen Bauernkrieges im Jahr 1525" (viertes und fünftes Bändchen). Beide bearbeiten also die neuere Zeit von ihren äußersten Punkten und blos in einzelnen Darstellungen, nicht, wie der treffliche Christoph Wilhelm Koch in seinem „Gemälde der Revolutionen in Europa seit dem Umsturze des römischen Kaiserthums u. s. w." (aus dem Französischen von Sander, Berlin 1807 fg.), in einer zusammenhängenden pragmatischen Darstellung der Jahrhunderte. Es erinnert also diese Unternehmung mehr an die von Friedrich von Schiller 1788 angefangene aber leider nicht fortgesetzte „Geschichte der merkwürdigsten Rebellionen und Verschwörungen aus den mittlern und neuern Zeiten". Wir wissen allerdings nichts, was die Herren Verfasser zu dem Begriff Revolutionen Alles zählen werden, wenn aber der eine rückwärts, der andere vorwärts geht, so werden sie mit der Zeit etwa bei der englischen Revolution und Cromwell zusammenstoßen, oder bei der Revolution von 1660 in Dänemark, durch welche Friedrich III. die unumschränkte Gewalt erhält. Eine gewisse Vollständigkeit würde allerdings den Werth des Unternehmens sehr erhöhen.

(Der Beschluß folgt.)

Zur Literatur der orientalischen Reisen.

Der am Ausfluß des Indus oder Sind gelegene gleichnamige Staat Sind, früherhin von mehren eng verbundenen, zu einer Familie gehörigen Emirs, in neuester Zeit aber nur von einem Emir beherrscht, ist uns neuerdings durch den interessanten Reisebericht eines jungen, geschickten, aufmerksamen Wundarztes bei der britischen Residentschaft im Lande Kutsch, dem unmittelbaren Nachbar von Sind, bekannter geworden („A narrative of a visit to the court of Sinde; a sketch of the history of Coutch etc. By *James Burnes*, surgeon to the residency at Bhooj", Bombay und Edinburg 1831). Die nördlichen Landschaften des Staats Sind scheidet nur ein Fluß (der Pubbar?) von dem Lande Kutsch. Dessenungeachtet meidet man in Sind möglichst allen Verkehr mit den Briten und verschließt sich so sorgsam gegen sie, daß man bis hierher nur eine sehr unvollkommene Kenntniß von jenem nahen Staate gehabt hat. Jetzt hat aber die Krankheit des vornehmsten der in der Haupt-

stadt Hyderabad residirenden Häuptlinge oder Emirs (der, wie neuere Berichte melden, nun zur Alleinherrschaft gelangt ist) eine Veranlassung gegeben, mit dem Innern von Sind bekannter zu werden. Mir Murad Ali (dies ist der Name jenes Emirs) ersuchte die britische Residentschaft zu Bhooj, ihm einen Arzt zusenden zu wollen, da die einheimischen ihm keine Hülfe schaffen könnten. Anfangs besorgte man, es stecke etwas Feindseliges hinter diesem Gesuch. Da aber Burnes, dessen Ruhm bis Hyderabad gedrungen war und den der kranke Emir sich namentlich ausgebeten hatte, kein Bedenken trug, die Reise zu unternehmen, so machte er sich in Begleitung des zu Bhooj befindlichen sindischen Geschäftsträgers (1827) auf den Weg. Er setzte über den Grenzfluß und schiffte sich dann zu Kotri, dem Landungsplatze ein, um von da nordwärts nach Hyderabad zu reisen. Die Umgegend glich einer Wüste. Doch werden längs dieser Küste des Indusdelta die berühmtesten Kamele gezogen. Die Bewohner hausen in niedrigen, mit Stroh gedeckten Erdhütten und scheinen Leibeigne des Dorfherrn zu sein. Als Burnes zu Kuri eingetroffen war, traf er daselbst einige von den Emirs ihm entgegengesandte Khans, um ihn nach der Hauptstadt zu geleiten. Sie empfingen ihn mit überschwänglichen Höflichkeitsbezeigungen und stellten 50 Kameele zum Dienste des Arztes und seiner Begleitung, die aus 100 Köpfen bestand. Diese ganze Reisegesellschaft wurde unterwegs aufs köstlichste bewirthet. In der Nähe von Hyderabad waren mehr denn 100,000 Menschen aus der Umgegend zusammengelaufen, um den fremden Wundermann zu sehen, und Burnes mußte um sich von der lästigen Neugier zu befreien, seine Zuflucht zu einem bedeckten Wagen nehmen. Der Zug ging nun durch einige nur von Leuten, die zum Hofe der Emirs gehörten, bewohnte Straßen und plötzlich befand sich der Reisende auf einem weiten, offenen, von einer großen Schar stattlich gekleideter Sindier erfüllten Platze, dessen Ringmauer phantastisch mit Malereien geschmückt, der Boden aber mit bunten Teppichen bedeckt war. An dem einen Ende dieses Platzes oder Vorhofes erblickte man drei hohe, gewölbte, mit grünen Boy verhangene Thüren. Dorthin wurde nun Burnes von einem Vezier und andern hohen Beamten geleitet. Ehe er sich noch besinnen konnte, hatte man ihm die Stiefel ausgezogen und er stand in der Mitte der Emirs. Ein glänzender Anblick! Die ganze regierende Familie, in orientalischer Pracht, war versammelt. Es war ein Halbzirkel elegant geschmückter Personen, im Hintergrunde einer hohen, mit persischen Teppichen bedeckten Halle. In der Mitte dieses Halbzirkels saßen die zwei vornehmsten Emirs auf Kissen von französischer weißer Seide, mit Blumen in Gold und Silber durchwirkt und an den Ecken mit vier massiv goldnen Tannzapfen verziert. Sie lehnten sich an ein reich gesticktes Sammtkissen. An jeder Seite dieser Emirs erblickte man die Glieder ihrer Familie, ihre Söhne und Neffen. Weiter ab saßen die entferntern Verwandten. Hinter ihnen stand ein Schar geschmückter Diener, Schwert- und Schildträger. Diese Pracht machte einen desto wohlgefälligern Eindruck, da sie mit Einfachheit und Eleganz verbunden war. Herren und Diener waren fast gleichmäßig in Tuniken von feinem, weißem Musselin und weite seidene, tiefblaue, türkische Pantalons gekleidet und trugen sindische Mützen von Goldbrocat oder goldgesticktem Sammt. Ein Paar schöne Kaschmirshawls, gemeiniglich weiß, waren nachlässig über den Arm geschlagen, und ein persischer, von Diamanten oder andern köstlichen Edelsteinen funkelnder Dolch im Gürtel vollendete den Anzug dieser Prinzen. Selbst die jüngern derselben hatten ein Ansehen von Würde und guter Erziehung und hatten von ihren schönen Müttern wohlgebildete Gesichter, glänzend-schwarzes Haar und seidene, lange Augenwimpern geerbt.

Eine tiefe, feierliche Stille, Ordnung und Anstand herrschte in der hohen Halle, sodaß selbst den stolzen Briten ein Gefühl der Ehrfurcht durchschauerte. Aber er faßte sich bald wieder, und da man ihm draußen die Stiefel ausgezogen hatte, wollte er, um die Ehre seiner Nation zu behaupten, wenigstens den Hut nicht missen und schritt mit bedecktem Haupte gegen die Mitte des Halbzirkels vor. Die ganze Familie grüßte, und er ward eingeladen, sich den beiden Häuptlingen gegenüber niederzulassen. Die Unterredung begann nun in persischer Sprache, er hatte wol 50 Fragen in einem Athem zu beantworten. Dann gab ihm einer der Emirs die angenehme Nachricht, daß unsern der Stadt ein anmuthiger Garten zu seiner Aufnahme in Stand gesetzt sei, ihm aber frei stehe, auch hier in der Festung zu wohnen. So mochte wol eine Stunde hingegangen sein, als auf einen Wink alle nicht zur Familie gehörigen Personen abtraten und Murad Ali, der Patient, hereingebracht wurde. Zu seiner großen Freude sah Burnes es ihm sogleich an, daß es mit der Krankheit nicht viel auf sich haben könne, und fand denn auch bei näherer Untersuchung, daß, wenn dem Uebel nicht etwa gänzlich abgeholfen werden könnte, doch es sich in Kurzem sehr werde vermindern lassen. Die ganze Familie war über diese Erklärung hoch erfreut; man wurde immer vertraulicher, und als Burnes sich für diesmal endlich beurlaubte, versicherten sie ihn, daß sie nie einen Europäer angetroffen, der ihnen so gefallen habe wie er. Er begab sich nun in den schönen Garten, wo ihm ein außen und innen mit allem Luxus des Orients prächtig geschmücktes Zelt aufgeschlagen war. Alsbald erschien eine Schar Diener, die eine Tracht von einem Dutzend silberner Schüsseln mit mannichfach bereiteten Gerichten zum Frühstück vor ihm niedersetzten. Auch fehlte es nicht an gebackenen Speisen für die Mohammedaner und an Früchten und Zuckerwerk für die Hindus in seinem Gefolge. Mit eben der Fülle ward er am Mittag und Abend bedient und konnte erst durch die ausdrückliche Erklärung, daß ihn dieser Ueberfluß belästige, es dahin bringen, daß hinsichtlich der Quantität eine Abänderung getroffen wurde. Nun ging es dann, was doch die Hauptsache war, an die Cur. Hier aber that sich eine unvorgesehene, seltsame Schwierigkeit hervor. Die Emirs trugen nämlich Bedenken, von einem fremden Arzt den Kranken grabehin Medicin einnehmen zu lassen. Man verlangte deshalb von Burnes, daß, wie es die Landessitte erfodere, er selbst jedesmal eine Pille oder dergleichen verschlucke, ehe der Kranke die andere nehme. Auch Murad selbst weigerte sich, ohne diese Sicherheitsprobe etwas einnehmen. Zweimal unterzog sich Burnes dieser lästigen Etikette. Da er aber, ohne sich selbst krank zu machen, unmöglich dabei fortfahren konnte, wurde ein beklagenswerther Diener auserkohren, der ohne Barmherzigkeit nun alles Schwitzen, Purgiren u. s. w. mit durchmachen mußte, bis man endlich zu Burnes vollkommenes Vertrauen gewann und jene Quälerei einstellte, wobei jedoch ausdrücklich erklärt wurde, daß dieses das höchste Compliment sei, welches sie ihm machen könnten, und daß sie deshalb auch wünschten, es möge dieses als ein außerordentlicher Beweis ihres Vertrauens und ihrer Freundschaft für die Briten dem Gouverneur von Bombay gemeldet werden. Die zweckmäßigen Mittel schlugen so gut an, daß schon (20. Nov.) zehn Tage nach B.'s Ankunft alle Gefahr verschwunden war. Die Freude der Emirs übertraf alle Beschreibung; besonders auch deshalb, weil, wenn ein Familienglied sich übel befindet, alle übrige nicht von der Stelle weichen dürfen, und sonach die ganze Familie seit mehren Monaten keine frische Luft außerhalb der Festung hatte schöpfen können. Die Cur war aber besonders dadurch so schnell geglückt, daß B. alle früherhin angewandten Reizmittel entfernt hatte. Für einen Wundermann hielt man ihn aber auch deshalb, weil er die Wirkung seiner Arzneimittel stets vorhersagte. Den Hauptdienst leistete ihm schwefelsaueres Chinin, ein dort noch unbekanntes, aber bei den Wechselfiebern der Sindier schnell und sicher aushelfendes Mittel, wie er denn auch mehre kranke Hofleute in kurzer Zeit heilte und noch weit Mehren geholfen haben würde, wenn nicht Ihre Hoheiten, als sie die wunderbaren Wirkungen des Chinins erblickten, das Glas, worin B. sie aufbewahrte, ohne weitere Umstände in Beschlag genommen und mit dem Reichssiegel verschlossen hätten, um die Arznei für künftige Fälle aufzubewahren. Ja! als B. selbst ernsthaft krank wurde, konnte er die Emirs durch kein Bitten bewegen, ihm selbst auch nur ein einziges Körnchen verabfolgen zu lassen. Auch das bloße

Gefäß, welches er, weil es zu einem schönen Besteck gehörte, gegen ein anderes auszutauschen wünschte, konnte er nicht zurückerhalten; denn man hielt es gleichwie den Inhalt für einen Talisman.

Murad Ali war damals 55 Jahr alt, nicht groß, aber untersetzt, von schönem, aber finsterm Antlitz, kalt, zurückstoßend, selten lächelnd, zu traulicher Unterredung sich nie herablassend, grausam und hierdurch das Schrecken seiner Unterthanen. Dafür hetzt ihn aber die Nemesis mit steter Todesfurcht und durch Phantome seiner düstern Phantasie, die ihn öfters (wie B. Zeuge davon war) ganze Nächte nicht schlafen lassen. Der Geiz ist sein Götze. Diesem opfert er sein eignes, wahres Interesse und das seines Volkes auf. Selten verspricht er etwas, und noch seltener erfüllt er das Versprochene. Er ist ein asiatischer Tiberius oder Philipp II., beherrschend sein Reich durch die Kraft seines Geistes, aber keinem bessern Gefühl zugänglich.

Die Regierung von Sind ist rein militairisch. Das Unglück der Unterthanen besteht darin, daß die Herrscher keinen Begriff davon haben, es sei in einem wohlregierten Staate das Interesse des Fürsten und des Volkes identisch, und man müsse einen gegenwärtigen geringern Gewinn für künftige überwiegende Vortheile aufopfern. Sie bilden sich ein, das Fortbestehen und die Größe ihrer Dynastie hange lediglich von angehäuften Schätzen ab, worauf denn auch ihr ganzes Streben und Handeln gerichtet ist. Daher sind die Steuern und Auflagen ungeheuer und lähmen den Handel und die Industrie des Landes, die gänzlich darniederliegen. Und diese Einkünfte der Emirs werden an Meistbietende verpachtet, die nun wieder die Unterthanen aufs äußerste drücken und aussaugen, da sie selbst unter keiner Bedingung Erlaß an der versprochenen Summe erhalten.

Thätig sind übrigens diese Emirs. Zwei Stunden vor Tagesanbruch gehen sie an ihre Geschäfte. Jeder von ihnen gibt Audienz, um Gesuche oder Klagen anzuhören und die Angelegenheiten seiner besondern Provinz zu verwalten. Bei Sonnenaufgang ziehen sie sich in ihre Zimmer zurück, um sich anzukleiden. Kurz nachher erscheinen sie in der großen Versammlungshalle der ganzen Familie, wo alle Staatsangelegenheiten verhandelt, die am vorigen Tage oder in der Nacht eingelaufenen Briefe, Berichte u. s. w. gelesen und darauf das Erfoderliche verfügt wird. Um elf Uhr ziehen sie sich zum Frühstück zurück. Um zwei Uhr versammeln sie sich von Neuem und bleiben dann, bis der Abend hereindämmert, beisammen, wo nun sich jeder in seine besondern Zimmer begibt. Nie konnte Burnes sich mit einzelnen Familiengliedern absonderlich unterhalten, sondern erschien stets nur in der vollen Familienversammlung. Wenn aber die jüngern Emirs ihre besondern Residenzen bewohnen, entledigen sie sich des Zwangs und halten sich durch alle mögliche Ergötzlichkeiten schadlos.

Höchst bedeutend ist die glänzende Juwelen- und Waffensammlung der Emirs: der berühmteste Smaragd ist der von der Größe eines Taubeneies. Durch den Umsturz der Monarchie von Kabul sind dort viele der ehemaligen Fürsten und Herren in solche Dürftigkeit gesunken, daß sie ihre Kostbarkeiten haben verkaufen müssen, und diese sind dann großentheils durch die Agenten der Emirs nach Sind gegangen. Die Edelsteinhändler ganz Asiens betrachten Sind als den Hauptmarkt. Auch gibt es daselbst sehr geschickte, persische Goldschmiede und Juweliere. In Persien, der Türkei, Syrien, überall haben die Emirs Agenten, welche Waffen und besonders die auserlesensten Degenklingen einkaufen; eine einzelne derselben hatte ¼ Lac Rupien gekostet.

Als Burnes ihr Zutrauen gewonnen hatte, unterhielten sie sich gern mit ihm über Indien und waren der Meinung, daß die Briten es hauptsächlich ihrem geistigen Uebergewichte zu danken hätten, daß sie sich daselbst halten könnten. Ueberhaupt hatten sie eine überraschende Kenntniß von England und dessen Macht. Auch vom Charakter und Sturz Napoleon's waren sie unterrichtet. Von der Vaccination wußten sie noch nichts und baten, ihnen dazu zu verhelfen. Was ihnen B. von den Dampfmaschinen erzählte, schienen sie zu den Flunkereien zu rechnen, welche zu den Privilegien der Reisenden gehörten. Eins aber war ihnen sehr unangenehm: die große und genaue Karte von ganz Indien, die ihnen B. eines Tages vorlegte, worauf sie alle Wege und Stege, die auch nach ihrem Staate führten, verzeichnet sahen und auf welcher ihr kleines Reich gegen das ungeheuere britische wie ein Nichts verschwand. „Die Ferinschi (Franken) wissen doch Alles!" murmelten einige sehr verdrießlich zwischen den Zähnen. Auch über Alexander's berühmten Zug nach Indien enthält das Buch manches Bemerkenswerthe. Zwei gute Karten erläutern den Schauplatz. 72.

Denkwürdigkeiten und Hauptmomente aus dem Leben der Herzogin von Berri seit ihrer Vermählung bis nach ihrer Verhaftung zu Nantes. Nach dem Französischen des Herrn L. G. Magnant und Anderer. Mit ihrem Portrait und der Abbildung ihres Zufluchtsortes. Ilmenau, Voigt. 1833. Gr. 8. 16 Gr.

Das Leben der Herzogin von Berri gehört seit ihrer Erklärung vom 22. Febr. 1833 in den Augen vieler Personen der chronique scandaleuse des alten pariser Hofes an, und so werden solche Leser auch wol im gegenwärtig vorliegenden Büchlein einige skandaleuse Anekdoten, etwa in der Manier der berüchtigten „Chronique de l'Oeil de boeuf", zu finden wähnen. Da täuschen sie sich aber gewaltig; denn diese Broschüre enthält nur die bekannten Nachrichten über ihre Verheirathung, den Tod ihres Gemahls, die Geburt des Herzogs von Bordeaux sowie einige Details über ihre Pläne und Projecte, ehe sie sich in das mittägliche Frankreich begab. Auf dem Dampfschiffe Carlo Alberto befand sich die Herzogin nach dem Vers. dieser Schrift. Aber von ihren Zügen und Abenteuern in der Vendée, die doch mitunter fast an das Romanhafte grenzen mögen, erfährt man hier gar nichts und nur bei dem Aufenthalte in Nantes verweilt die Erzählung mit vieler Ausführlichkeit. Die letzten Augenblicke vor der Gefangennehmung, die Durchsuchung des Hauses, endlich ihre Ergreifung sind nach den Erzählungen der französischen Journale geschildert und also nicht neu. Eine für manche Leser willkommene Zugabe wird die Abbildung des Zufluchtsortes sein, in welchem sich die Herzogin verborgen hatte.

Die Erklärung zu Blaye und die daraus hervorgegangenen Ereignisse hat der Vers. noch nicht berücksichtigen können, auch den Gerüchten nicht Glauben schenken wollen, die über das Privatleben der Herzogin hier und da bereits früher im Umlaufe waren. Den Legitimisten in Frankreich konnte allerdings nichts unangenehmer sein als jene Erklärung, aber der Persönlichkeit der Herzogin hat dieselbe in Frankreich nichts geschadet; denn alle Zeitungen tadelten das Verfahren der Regierung, und so hat die Herzogin politisch wol eher gewonnen als verloren. Ueber die moralische Seite dieses Ereignisses denken wol Wenige jetzt in Frankreich nach, wo es überdies an Personen nicht fehlen wird, die sich freuen, daß die sie bedrohende Tragödie des Bürgerkrieges nun „fein bürgerlich" mit einer Kindtaufe und vielleicht auch mit einer Hochzeit endigt. 39.

Literarische Anzeige.

Falk über Göthe.

Ich habe wieder einige Exemplare dieser Schrift vorräthig, die zu dem Ladenpreise von 1 Thlr. 12 Gr. durch alle Buchhandlungen zu beziehen sind.

Leipzig, im Mai 1833.

F. A. Brockhaus.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Mittwoch, — Nr. 128. — 8. Mai 1833.

Taschenbibliothek aller Revolutionen der neuern Zeit. Von E. Burckhardt und A. Kaiser. Erstes bis fünftes Bändchen.

(Beschluß aus Nr. 127.)

Die Darstellung der Geschichte der polnischen Revolution von 1794, von Herrn Kaiser, hält sich mit vollem Rechte nicht an das einzelne Jahr 1794 selbst, sondern holt viel weiter aus. Mit Johann Kasimir 1648 beginnt ihm die Reihe unglücklicher Ereignisse, denen Polen endlich unterlag. Dieser war erst Cardinal, dann König, endlich Abt von St.-Germain de Prez und immer unbedeutend. Unter ihm ereignete sich die erste Sprengung eines Reichstages (1652) durch das Nie pozwalam eines Landboten. Es hätte bemerkt werden können, wie es auch Spittler bemerkt, daß man den ersten Urheber solcher publicistischen Misgeburt verwünschte und doch seine Kühnheit bald nachher wahres anerkanntes Recht werden ließ, an welches sich dann das für Polen so verhängnißvolle Conföderationsrecht knüpfte. Vielleicht hätte sich aber die Haltlosigkeit und Gebrechlichkeit Polens noch richtiger vom Jahr 1572 oder dem Beginne des Wahlreiches datiren lassen, welchem die pacta conventa zur Seite stehen, besonders um die Nation, d. h. den Adel, in seinen Rechten zu schützen und zu schirmen. Gleich das erste Experiment hätte alle Welt, nur die Polen nicht, belehrt: der König lief davon! Das gräßliche Spiel Rußlands mit Polen seit dem Tode August III. (1763) hätte wol noch schärfer und bezeichnender geschildert werden können. Es gibt nur ein ihm Aehnliches noch in der Geschichte, und wir wundern uns, daß eine gelehrte Gesellschaft es noch nicht zu einer Preisaufgabe gemacht hat, Roms Politik gegen Karthago in den drei punischen Kriegen (analog den drei Theilungen Polens) mit Rußlands Politik gegen Polen zu vergleichen. Selbst ein Masiniffa würde sich finden lassen. Nur müßte man den Adelsgeist hier dem Kaufmannsgeiste, oder richtiger, der Krämerpolitik dort parallel stellen. Wahrscheinlich lag es nicht in dem Plane des Verf., schon die Scenen der ersten Theilung umständlicher zu schildern, sonst würde das Benehmen des wackern Landboten Thaddäus Reyten, des polnischen Cato (vgl. Nr. 7 d. Bl. f. 1832), eine den damaligen Zustand der Dinge und der Stimmungen recht bezeichnende Episode abgegeben haben. Wer die erste Theilungsidee gehabt, ist ununtersucht gelassen; es heißt blos: „Katharina trat jetzt mit den seit des Prinzen Heinrich von Preußen Anwesenheit in Petersburg entworfenen Planen hervor. Oestreich ging nur zu gern darauf ein und die Theilung erfolgte.“ Wenn unter Oestreich Kaiser Joseph und Kaunitz verstanden werden soll, mag dies wahr sein; was Maria Theresia betrifft, so hielt es sehr hart, ihre Einwilligung zu erhalten; und sie hätte noch viel später gern mit vielen Thränen und Opfern diesen Makel ihrer großen 40jährigen Regierung abgewaschen. „Gott wollte damals die Moralität der Großen zeigen“, sagte Joh. von Müller. Daß schon vor dem Frieden von Oliva 1660 eine Theilung Polens zwischen Rußland und Oestreich besprochen wurde, führt Koch an. Der Entführung des Königs 1771 ist gleichfalls nicht gedacht. Eine kurze Würdigung der nachher als jakobinisch verschrienen Constitution von 1791 würde den spätern Kampf der Polen noch in ein ehrwürdigeres Licht gesetzt haben. Preußens Politik, welche von Raumer im „Historischen Taschenbuche“ von 1832 in dem viel angefochtenen und verfolgten Aufsatze: „Polens Untergang“, an verschiedenen Stellen kurz, aber bezeichnend schildert, wird hier weniger hervorgehoben; nur S. 111 liest man, daß die Hauptursache der Aufhebung der Belagerung von Warschau und des völligen Rückzuges der preußischen Armee die höchstwichtigen Ereignisse in Südpreußen gewesen wären. „Die Preußen hatten ja Alles gethan, um das Loos der Bewohner dieser Provinz drückend zu machen; man hatte durch deutsche Beamte die polnischen ersetzt, ein deutsches Gesetzbuch eingeführt und verlangte von den Besiegten, daß sie ohne Weiteres die Sprache ihrer Väter mit der ihrer Ueberwinder vertauschen sollten.“ Daß über das Unglück von Macieiowice, wo der edle Kosciuszco, verwundet und gefangen, sein Finis Poloniae rief, Kranke schnell von hitzigen Fiebern hingerafft, Frauen zu früh entbunden und mehre Personen von unheilbarem Wahnsinne befallen wurden; daß man Männer und Frauen auf den Straßen die Hände ringen, den Kopf gegen die Mauern stoßen sah, bringt der Verf. aus Oginski's Memoiren bei. Literatur ist sonst nur wenig angeführt, doch sind die dem Ref. noch nicht zu Gesicht gekommen Memoiren des Generals Pistor (Berlin 1806) mehrmals citirt. Auch Seume und der „Polnische Insurrectionskrieg im Jahr 1794“, von einem Augen-

zeugen (Berlin 1797, nicht 1767, wie es S. 85 verdruckt steht) sind genannt.

Die beiden folgenden Bändchen, von demselben Verf., schildern nun die neueste polnische Revolution von 1830 umständlicher. Das Hauptwerk von Spazier konnte wol dabei noch nicht benutzt werden. Wol aber sind andere Schriften, z. B. das „Skizzenbuch aus Polen", die „Actenstücke und Belege über den Bruch der Neutralität Preußens gegen Polen" (Fürth 1832), Brougham, die „Geschichte der geheimen Verbindungen in Polen" (auf die Constitution der Brüderschaft freier polnischer Bursche in Berlin 1821, eine Art polnischer Hetairie, scheint der Verf. keinen Werth zu legen, da er sie unter den andern geheimen Verbindungen der Sensenmänner, Tempelherren u. A. nicht anführt), Harro Harring, Pabel's „Rußland in der neuesten Zeit", Oginski, Lelewel, Pietkiewicz, Dembinski, Czynski, Bronikowski und eine Menge officieller Zeitungsartikel oder Aufsätze in Journalen angeführt. Jetzt erst sollte Kosciuszko's Finis Poloniae wahr werden. Die Darstellung ist im Ganzen ruhig, aber nicht theilnahmlos. Wenn einmal kein Mitleid, kein menschliches Gefühl in der Brust des Deutschen sein dürfte, hätte gewiß Deutschlands letzte Stunde geschlagen, und wer würde uns dann bedauern? Eigentliche Irrthümer erinnern wir uns nicht gefunden zu haben. Die Schilderung der Hauptpersonen Chlopicki, Skrzynecki, Krukowiecki u. A. ist der Meinung ziemlich conform, die sich jetzt über sie gebildet hat. Ueber den Letztern haben wir (Nr. 47 d. Bl. f. 1833) noch viel Stärkeres gelesen. Mit Recht wird hervorgehoben, wie lähmend und unheilbringend die französischen Hülfezusicherungen für Polen wurden, aber wir können uns kaum zu dem Glauben erheben, daß auch wirkliche thätige Hülfe den Unglücklichen hätte Heil bringen können; sie wären zermalmt gewesen, ehe die rettende Hand sie erreichte. Betrachtet Ref. den ganzen Gang der Dinge und die Verhältnisse, so wird ihm die Ueberzeugung immer lebendiger, daß bei der innern Insubordination, bei der Theilung der Gewalten, den Leidenschaften der Führer und der Schwäche der Widerstandsmittel nicht viel Anderes erwartet werden konnte. Selbst ein fremder Dictator, im vollen Sinne des Wortes und mit allen geistigen Mitteln ausgestattet, mit dem vollsten Zutrauen der Nation bekleidet, wäre nicht unabhängig vor den unberechenbaren Wechselfällen des Glückes, und das Ganze doch nur auf eine Nummer gesetzt gewesen. Wir gestehen überhaupt ehrlich, von einer Nothwendigkeit des Aufstandes noch immer nicht überzeugt worden zu sein. Mag auch der Druck groß und schrecklich gewesen sein, er konnte nicht ewig dauern, und wem viel zu tragen auferlegt ist, dem ist auch gewöhnlich die Kraft zum Ertragen gegeben. Wir wissen es wohl, daß wir mit solchen Trostgründen Diesem und Jenem philisterhaft erscheinen, können uns aber darum von unserer Ansicht doch nicht trennen, auf welche der Erfolg keinen Einfluß hat. Und selbst den glänzendsten Erfolg angenommen, konnte die Nation sich eine innere Bürgschaft in ihren Institutionen geben, daß sie nicht über lang und kurz eine neue Beute der Fremden geworden wäre? Doch verlassen wir das undankbare Feld der Conjectur! Wir theilen nur zwei Stellen als Proben der Darstellung aus der Schlußscene bei Warschau mit (III, 191):

Zweihundert Kanonen (der Russen) donnerten zwei Stunden lang gegen Wola und die vorliegenden Verschanzungen Nr. 54 und 57, welche mit vier Kanonen und zwei Compagnien besetzt waren. Die letztern, von allen Seiten bestürmt, waren bald genommen, jedoch nicht ohne großen Verlust, besonders bei 54, wo der Artillerielieutenant Konstantin Gordon, nachdem er seine Mannschaft verloren, sich und die eingedrungenen Feinde mit der Pulverkammer in die Luft sprengte. Jetzt kam die Reihe an das von acht Kanonen, aber nur 2000 Mann vertheidigte Wola, wo der Artilleriegeneral Sowinski mit dem Vorsatz befehligte, das Werk nicht lebend zu übergeben. Nur ein Winkel desselben war völlig kunstgerecht befestigt, sowie die Kirche zu einer Art Citadelle gemacht, doch waren außerdem einige zur besondern Vertheidigung geeignete Abschnitte angebracht. Nachdem das Feuer von 100 russischen das der acht polnischen Kanonen etwas zum Schweigen gebracht, begann von allen Seiten der Sturm, denn 12 Bataillone hatten das Werk umgangen und griffen es im Rücken an. Da gab ein Offizier vom ersten Bataillon des achten Regiments das schmachvolle Beispiel der Flucht und die Russen drangen ein. Aber hatte es ihnen viel gekostet, so weit zu kommen, so kostete es ihnen noch weit mehr, den theuern Vortheil mit ihrer Uebermacht zu behaupten. Verlassen, ohne die geringste Unterstützung ließ man die heldenmüthigen Vertheidiger Wolas, des Schlüssels der ganzen Stellung, vom übermächtigen Feinde erwürgen. Der sonst so entschlossene Bem ward vergebens aufgefodert, mit seiner Artillerie vorzurücken; er säumte, bis es zu spät war. Aber Wort hielt Sowinski. In der Kirche harrte er sitzend (er hatte bei Mosaisk einen Fuß verloren), mehre geladene Gewehre neben sich, der nicht mehr abzuweisenden Feinde und schmetterte die Eindringenden nieder, bis ihre Bayonnete seine tapfere Brust durchbohrten. Ehre dem Helden!

Die Schlußworte lauten (S. 199):

Doch ungebeugt und frei kehrten Tausende seiner edelsten Söhne dem abermals der Fremdenherrschaft verfallenen Vaterlande den Rücken. Unstät irren seine gefeierten Streiter durch die Welt. Die Zukunft wird entscheiden, ob es nicht rühmlicher für sie gewesen wäre, bei den Gräbern ihrer Väter, im Angesicht der Denkmäler ihrer Helden, in den Flammen ihrer Tempel und auf den Trümmern ihrer letzten Habe den freudigen Heldentod zu sterben.

Eine Revolution ganz anderer Art war der deutsche Bauernkrieg im Jahr 1525, von welchem Hr. Dr. Burckhardt im vierten und fünften Bändchen des Unternehmens handelt. Auch hier der Generalnenner: Misvergnügen mit dem Bestehenden, gesteigert bis zu der Ueberzeugung, es so nicht länger tragen zu können, und zu dem Entschlusse, sich selbst, wo in Güte nichts mehr zu erreichen stehe, mit Gewalt Abhülfe zu verschaffen. Zschokke nennt daher in seiner „Baierischen Geschichte" den Bauernkrieg einen gräßlichen Naturschrei der gedrückten Menschheit. Da die Darstellung nicht für Forscher der Geschichte, sondern nur für Freunde derselben versucht ist (S. 2), so haben wir auch nicht das Recht, einen gelehrten Maßstab an dieselbe zu legen, wohin unter Anderm die Foderung gehören würde, die damalige Lage des Bauernstandes, und wie sie so geworden, aus dem Staats-, Kirchen- und Lehnrecht des Mittelalters quellengemäß entwickelt zu sehen. Es würde der Streit aufzunehmen gewesen sein, ob der ursprüngliche Zustand ein freier oder

unfreier war; es würden die Begriffe der Leibeigenschaft, Hörigkeit, des Meierrechtes, der Barschalken, der Burspraken u. s. w. zu entwickeln und die Frage zu beantworten gewesen sein, ob die Reaction gegen das natürliche oder gegen das historische Recht gerichtet war, dann würde auch die (S. 8) gegebene Erklärung: daß man am Ende des 14. (warum nicht 15.) Jahrhunderts „alle diejenigen Personen unter dem Namen Bauern verstand, die weder zum ritterbürtigen Adel noch zu den Bürgern und Einwohnern der Städte gehörten", zu weit erscheinen, indem (abgesehen davon, daß auch Geistliche und Mönche weder zu dem Einen noch zu dem Andern gehörten und doch nicht Bauern waren) der Begriff des Grundbesitzes auf offenem Lande für Ackerbau oder Landwirthschaft überhaupt in seinen verschiedenen Modificationen hätte die Basis machen müssen.

Der Herr Verf. schildert nun die verschiedenen Vorläufer des Bauernkrieges (gleichsam die Sturmvögel der größern Revolution von 1525), den würzburger Aufstand 1476, den niederländischen der Käsebrodter 1492, die elsasser Verschwörung von 1493, die bruchsaler von 1505 und 1513 (der Bundschuh zu Lehen schon mit 12 Bundesartikeln, daher diese Zahl nachher bleibend wurde), den würtembergischen Aufstand von 1514 unter dem Namen des armen Konrad mit der Allusion: dem Armen kein Rath, dann auch zu Erfurt, Kostnitz, Schweinfurt, Augsburg, alle vor Luther's Auftreten. Daß Luther keinen Antheil an dem spätern größern Ausbruche hatte, am wenigsten, wie ihm noch in neuern Zeiten Schuld gegeben wurde, Emissarien zur Erregung einer Empörung in den Rheingau gesendet hat, wird (S. 21 fg.) glücklich nachgewiesen. Der erste Abschnitt behandelt dann die Empörungen der Bauern in Schwaben, im Mainzischen und in Franken 1524 fg. mit Wiederabdruck der eigentlichen 12 Artikel; der zweite (S. 65) die im Bisthum Speier, in Würtemberg und Elsaß, sowie in der Pfalz; der dritte (S. 81) die Verfassungsplane der Bauern; der vierte (II, S. 1) den Kampf des schwäbischen Bundesheeres mit den Bauern bis zur Dämpfung des Aufstandes im deutschen Süden und Westen. Mit Münzer's Empörung und dem Aufruhr in Sachsen, Fulda und Hessen hat der fünfte Abschnitt (S. 57), der sechste aber (S. 86) mit den Gründen der schnellen Unterdrückung und den Folgen des Bauernkrieges zu thun. Ein trefflicher Abschnitt, den eine Parallele zwischen der Behandlung der Bauern in Deutschland und in Schweden, wo sie eben damals zur Reichsvertretung berufen wurden, noch mehr Interesse gegeben haben würde. Im Anhange (S. 95—102) werden die Schriften über den Bauernkrieg durchgegangen. Hinzugefügt hätte noch werden können der wichtige vierte Abschnitt aus dem zweiten Bande von F. B. von Bucholtz's: „Geschichte der Regierung Ferdinand I." (Wien 1831, S. 120—221), wo auch eines gräßlichen Aufstandes in Ungarn 1514 gedacht wird. Wir sind auch von diesem Verfasser eine Stelle als Probe seiner Darstellung mitzutheilen schuldig. II, S. 89, heißt es:

Lange währte es, ehe der blutgedüngte Acker von Neuem grünte und Früchte trug, ehe aus dem Schutte der Dörfer und Städte und Festen neue Wohnsitze der Menschen sich erhoben, ehe der Fluch der That sich in Segen verwandelte. In wilder Wuth hatten beide Theile zerstört und zertrümmert, und Franken allein zeigte über 200 öde Stätten, die früher von friedlichen Menschen bewohnt wurden. Mehre Tausend Waisen irrten ohne Obdach, ohne Unterhalt, ohne Aeltern umher, denn die Väter waren im Kampfe, die Mütter durch die Wuth der entrüsteten Feinde gefallen, und im Allgemeinen wird die Zahl der auf beiden Seiten Gebliebenen auf 50—100,000, ja bis 150,000 angegeben. Die Ruhe war hergestellt und waltete aufs Neue in den verheerten Gauen; aber es war die Ruhe des Kirchhofs, die Ruhe eines blutigen Schlachtfeldes, die nur von dem Jammer und Stöhnen unglücklicher Opfer unterbrochen wurde. Schon waren während des Kampfes unter dem Beile des Scharfrichters Viele gefallen, die man als Rädelsführer gefangen oder zu solchen gestempelt hatte, der wilde Truchseß führte auf allen seinen Zügen den Profosen Berchtold Aichelin als Nachrichter mit sich, und der Blutdurst dieses Mannes war so bekannt, daß selbst der Rath zu Ulm, in dessen Solde er stand, nur von der Furcht, bei dem Truchseß in Ungnade zu fallen, sich abhalten ließ, ihn aus seinem Dienste zu entlassen u. s. w.

Schließlich wünschen wir diesem Unternehmen, das sich auch im Aeußern freundlich ankündigt, den besten Fortgang. Hoffentlich wird bald auch eine Revolution nicht so tragischen Ausganges an die Reihe kommen. 118.

Darstellungen aus meinem Leben und aus meiner Zeit. Von Friedrich Karl von Strombeck. Zwei Theile. Braunschweig, Vieweg. 1833. 8. 2 Thlr. 8 Gr.

Der fürstlich lippesche Geheim- und Oberappellationsrath und herzoglich braunschweigische Steuerdirector F. K. v. Strombeck zu Wolfenbüttel gehört nicht allein zu den ausgezeichnetsten Männern seines Vaterlandes, sondern er hat als juridischer Schriftsteller, als geistreicher Uebersetzer einer ganzen Reihe römischer Classiker ꝛc. eine wahrhaft europäische Berühmtheit. Schon in dieser Beziehung dürfte also eine Selbstbiographie desselben das höchste Interesse gewähren; dieses wird aber noch dadurch gesteigert, daß Hr. v. St. seit fast 40 Jahren eine bedeutende Stellung in Braunschweig und in dem ehemaligen Königreiche Westfalen einnahm, daß er mit vielen berühmten Personen der so reichen jüngsten Vergangenheit, deren Beginnen durch den Anfang der französischen Revolution bezeichnet wird, in engere und entferntere Berührung kam; sie wird endlich auch noch dadurch gesteigert, daß sich zu einem vielgestaltigen äußern Dasein ein reiches inneres Leben gesellt.

Vor Allem dürfte die Selbstbiographie das höchste Interesse für Braunschweig und für die verwandten Länder haben, weil der gefeierte Mann, von dem sie herrührt, das Schicksal derselben gleichsam mitgelebt hat, mit Personen von hoher geschichtlicher Bedeutung in die engste Berührung gekommen ist und seit langer Zeit eine für Braunschweig segensreiche Wirksamkeit entwickelt hat. Aber nicht minder interessant wird auch das Buch für einen Jeden sein, der gern eine ebenso schön als einfach geschriebene Biographie liest, und obendrein hat ja diese Art der Lecture für jeden denkenden Menschen den höchsten Reiz!

Den Standpunkt, welchen der Verf. einnahm, als er die Darstellungen aus seinem Leben und aus seiner Zeit niederschrieb, hat er mit folgenden einleitenden Worten genau bezeichnet:

„Meine Absicht ist, eine Reihe möglichst zusammenhängender Darstellungen aus meinem schon mehr als sechzigjährigen Leben zu entwerfen, wodurch ich mir selbst (gleichsam noch einmal lebend) Vergnügen, meinen Lesern aber dieses und auch Nutzen zu

verschaffen gedenke; denn Beides erwächst aus dem Schauen in das Leben eines Andern. Auch bietet sich bei Mittheilungen dieser Art vielfach die Gelegenheit dar, Zeit und Zeitgenossen zu schildern und so der Vergessenheit Verhältnisse zu entreißen, die in einem lebendigen Bilde der Zeit nicht fehlen dürfen, und die daher auch werth sind, der Vergessenheit entzogen zu werden. Die politische Geschichte einer Periode, selbst verbunden mit der Erzählung Dessen, was Künste und Wissenschaften in derselben leisteten, liefert uns kein vollständiges, völlig ausgeführtes Bild der Zeit: zu diesem gehört, daß man schaue, wie die Menschen in ihren häuslichen Verhältnissen lebten. Darstellungen solcher Art waren bisher selten. Ich werde es versuchen, den bessern derselben nachzustreben, und zwar mich der Treue und Wahrheit nach Möglichkeit befleißigend."

Einer besondern, sehr lobenswerthen Erwähnung verdient es, daß Hr. v. St., wie manche Charakterschilderung er auch in seiner Selbstbiographie gibt, Niemanden verletzt hat, obgleich er, wie er selbst gesteht, manche Larve abzuziehen im Stande und es ihm ein Leichtes gewesen wäre, vielmals historische Gerechtigkeit zu verwalten.

Es würde hier zu weit führen, Auszüge aus der höchst vortrefflichen Schrift zu liefern, auch würde es, da es des Interessanten so viel gibt, am Ende sehr schwer halten, eine Auswahl zu treffen. Man lese die beiden, auch äußerlich so hübsch ausgestatteten Bändchen selbst. Sehr gelungen ist z. B. die Schilderung des verewigten großen Herzogs Karl Wilhelm Ferdinand von Braunschweig und seines zwar kleinen und einfachen, aber durch mehre ausgezeichnete Männer musterhaften Hofes und die Schilderung des üppigen großartigen weiland westfälischen, dessen Hauptperson der liebenswürdige, feinfühlende, aber zu sinnliche Jerome Bonaparte war.

Ehe wir jedoch unsere kurzen Bemerkungen über diese ausgezeichnete Bereicherung der deutschen biographischen Literatur beschließen, mag hier noch folgende Anmerkung des Hrn. v. St. am Schlusse des zweiten Theils seiner Schrift eine Stelle finden, da sie von höchstem Interesse in Beziehung auf die neueste Geschichte von Braunschweig ist. Der Verf. theilt nämlich den Abdruck eines Briefes mit, den er unmittelbar nach der furchtbaren Katastrophe am 6. und 7. Sept. 1830, durch welche der unglückliche Herzog Karl aus Braunschweig zu fliehen genöthigt war, an einen, auch literarisch berühmten, preußischen Staatsmann schrieb, um eine unrichtige Darstellung des beklagenswerthen Ereignisses in der „Preuß. Staatszeitung" in den Augen dieses Mannes zu berichtigen. Hr. v. St. sagt: „Um so zweckmäßiger muß ich jetzt diese Mittheilung (nämlich des Briefes) halten, da sich hinsichtlich der Ursachen des braunschweigischen Septemberaufstandes späterhin Gerüchte verbreitet haben, an denen auch nicht Ein wahres Wort ist. Ich selbst bin vielmals im Oberappellationsgerichte Referent in denjenigen Untersuchungen gewesen, welche gegen Personen angestellt wurden, die bei dem Schloßbrande thätig waren, und nie auf Spuren gestoßen, aus denen zu schließen wäre, die Ursache der Volkswuth sei eine andere gewesen, als diejenige, welche ich in dem hier mitgetheilten Schreiben angegeben habe.*) Als aber der Pöbel einmal im Plündern begriffen war, da behagte ihm dieser Erwerb, und nur erst nach dem Verlaufe mehrer Stunden konnte durch die größten Anstrengungen der Behörden, unterstützt von den bewaffneten Bürgern, die Ordnung einigermaßen hergestellt werden. Da ich gegenwärtig gewesen bin und selbst bei der Anwendung der löschgeräthschaften eingewirkt habe, so kann ich hier aus eigner Ueberzeugung sprechen. Ganz unmöglich ist es aber, eine Reihe von Thatsachen entstellter vorzutragen, als dieses in einer mir eben zu Gesichte gekommenen Druckschrift geschehen ist, welche den Titel führt: „Mémoire à consulter et consultation pour S. A. S. le duc Charles de Brunswic, sur les droits garantis aux étrangers par les lois françaises" (Paris 1832). Das hier angeführte „Mémoire", welches der „Consultation" selbst vorhergeht und das auch eine Geschichtserzählung der braunschweigischen Ereignisse enthalten soll, ist schlechterdings im Einzelnen nicht zu berichtigen, weil auch nicht Eine Thatsache darin der Wahrheit gemäß dargestellt ist. Das Ganze ist vielmehr eine einzige Lüge. Ich zweifle, daß, so viel auch in alten und neuen Zeiten in geschichtlicher Hinsicht gelogen worden, zu diesem „Mémoire à consulter" ein Gegenstück gefunden werden könne. Einer der edelsten, sanftesten und stets zum Frieden rathenden Ehrenmänner, den der Herzog Karl nicht einmal beleidigt hatte, der überdies abwesend war, wird hier als der Chef einer Conspiration von Aristokraten dargestellt, von der auch nicht eine Spur vorhanden war. Könnte hier von Aristokraten die Rede sein, so waren sie es, welche sich ebenso ernstlich als die städtischen Behörden bemühten, die Ordnung herzustellen, welches auch dann vollständig gelang, als der Herzog Wilhelm erschien, ohne dessen Dazwischenkunft und Einwirkung die gefährlichsten Folgen hätten statthaben können. Für einen künftigen Geschichtschreiber möge diese Warnung gegen die genannte Flugschrift hier stehen."

Des Referenten Meinung von diesem schlechten Machwerke stimmt ganz mit der des Hrn. v. St. überein. Eine ebenso schlechte hegt er von einer andern kläglichen Broschure, die ganz kürzlich unter dem Titel: „Beurtheilung der gegen den Herzog Karl von Braunschweig erschienenen öffentlichen Anklage: Der Aufstand der Braunschweiger am 6. und 7. Sept. 1830, seine Veranlassung und seine nächsten Folgen", bei Heideloff und Campe in Paris unter dem Namen eines gewissen H. F. R. Herrmann erschienen ist. Es ist lächerlich, mit solchen Waffen gegen erwiesene Thatsachen kämpfen zu wollen, denn solche enthält die in diesem Pamphlet getadelte Koch'sche Schrift. Der unglückliche Herzog Karl ist tief zu beklagen; seine und seiner Freunde Bemühungen aber sind nur zu belachen.

Nach dieser ganz natürlichen Abschweifung schließlich noch einmal zu der Selbstbiographie des Hrn. v. St. zurückkehrend, die durch diese Anzeige recht viele Leser finden möge, bemerken wir noch, daß in einem Anhange derselben ein „Abriß des Lebens Friedrich Heinrichs von Strombeck, weiland königl. preußischen Geheimen Justiz- und Oberlandsgerichtsraths zu Halberstadt", von welchem das Wesentliche bereits in den „Zeitgenossen", Nr. 26, mitgetheilt worden ist, folgt: ein dem geliebten Bruder gesetztes Denkmal! 106.

*) Die in diesem Schreiben angegebenen Ursachen sind ganz dieselben als die in der Schrift des Hofrath Koch zu Braunschweig: „Der Aufstand der Braunschweiger am 6. und 7. Sept. 1830, seine Veranlassung und seine nächsten Folgen" (Braunschweig 1830), von der auch zu seiner Zeit in diesen Bl. geredet worden, weitläufig entwickelten und durch diese ebenso wahrhafte als gut geschriebene Darstellung allgemein bekannten.

Literarische Notizen.

In Neapel hat man ein neues Journal versucht: „Il progresso delle scienze, delle lettere e delle arti, opera periodica, compilata per cura di G. R.", das den Doppelzweck verfolgen soll, das In- und Ausland mit den bedeutendsten neuen italienischen Werken der Wissenschaften, Literatur und Kunst bekannt zu machen, besonders aber die Aufmerksamkeit der Italiener auf fremde Werke der Art zu lenken.

In einem neuen französischen Journal findet sich ein stehender Artikel: „Correspondenz mit den arbeitenden Volksclassen", vor, wodurch deren Meinungen und Gefühle an das Licht gezogen werden sollen. Die Briefe selbst werden natürlich nur auszugsweise mitgetheilt, nebst Bemerkungen der Redaction. 138.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Donnerstag, — Nr. 129. — 9. Mai 1833.

Briefe an den Herausgeber über den Anschluß Sachsens an den preußisch-bairischen Zollverband.

Zweiter Brief.*)

Darüber also, verehrter Freund, wären wir einig: daß der echt politische, ganz Deutschland und sein Verhältniß zu fremden Mächten umfassende Standpunkt, bei Betrachtung der vorliegenden Angelegenheit, der höchste und entscheidende ist. Denn was hülfe es, wenn Dieser oder Jener noch so viel gewönne, die Seele deutschen Lebens aber verloren ginge?

Allerdings haben wir an unserer nationalen Literatur und Kunst ein heilsames Bindungsmittel, eine gemeinsame, belebende Atmosphäre: aber ihre unsterbliche Literatur hat die Griechen nicht vor dem Tode bewahrt, und im Falle politischer Ohnmacht würde sich mehr als ein Mummius finden, um unserer Wissenschaft und Kunst mit plumper Hand möglichst den Garaus zu machen. Also bedürfen wir auch materieller Bindungsmittel, welche die einzelnen Stämme und Staaten vereinigen, ohne mit zerstörender Gewalt die verschiedenen Individualitäten in eine gleichartige Masse aufzulösen. Und keines dieser Bindungsmittel ist umfassender, segensreicher, wirksamer, als die so glorreich unternommene Vereinigung Deutschlands in einen großen, verbrüderten Handelsstaat. Wenn die zeither unzählige Male unterbundenen, ja abgeschnittenen Adern deutschen Verkehrs erst in natürlicher Entwickelung durch alle unsere Gaue hindurchströmen, die jetzt böswillig oder unverständig niedergetretenen oder verstopften Handelsquellen überall hervorbrechen, dann wird Deutschland eine Heiterkeit und Fülle des Daseins, eine Kraft des Erzeugens und Genießens, eine Macht der Selbstvertheidigung und Allgenugsamkeit auf seinem Boden zeigen, größer, als selbst die Kühnsten zu hoffen wagen.

Schwach, arm, unglücklich ist ein zahlreiches Volk immer vorzugsweise durch seine eigne Schuld, und so viel wir auch mit Recht über die Fremden klagen, welche in Münster, Osnabrück, Rastatt und an andern Orten über uns und unser Eigenthum nach Belieben schalteten, so war doch unsere Uneinigkeit und Parteisucht die wesentliche Grundlage fremder Uebermacht.

Ganz Dasselbe gilt von unsern Handelsverhältnissen. Daß Deutschland von seinem Krankenlager erstehen, frei seine Glieder gebrauchen, nicht länger wahnsinnig gegen sich selbst wüthen, sondern endlich Das thun will, was längst sein Recht und seine Pflicht war, das heißt fremden Zeitungsschreibern eine unerhörte, hinterlistige, unverantwortliche Verschwörung! *) Haben wir denn aber nicht verdient mit solchem Uebermuthe behandelt zu werden? Haben wir nicht seit mehr als einem Jahrhunderte fremde Handelstyrannei so ruhig ertragen, daß uns viele Engländer in dieser Beziehung ganz natürlich wie Hindus, ja wie Hottentotten und Neuseeländer betrachten?

So gewiß Deutschland politisch seine Freiheit behaupten konnte und sollte, so gewiß lassen sich jene Fesseln des Handels zerbrechen, und diejenigen Stimmen, welche sich gegen diese Wahrheit erheben, sind denen vergleichbar, welche behaupten: Deutschland sei bestimmt, immer von Frankreich oder Rußland im politischen Schlepptau hin und her gezogen zu werden. Das Begründen und Festhalten der eignen Freiheit tritt aber fremder Freiheit nirgends zu nahe, und Napoleon's Continentalsystem mislang wesentlich deshalb, weil es ihm nur als Vorwand diente, noch weit größere Tyrannien geltend zu machen.

Kein Land Europas hat weniger danach getrachtet und ist weniger geeignet, der Freiheit anderer Staaten gefährlich zu werden als Deutschland; wol aber haben seit Jahrhunderten alle wahren Freunde echter Freiheit gewußt und behauptet, es müsse zu eignem und fremdem Wohle stark und selbständig sein. Ist es nun nicht verkehrt, wenn Engländer uns auffodern, gegen Frankreich die politische Selbständigkeit zu behaupten, uns aber ihrer Handelsdespotie zu unterwerfen, und wenn umgekehrt Franzosen verlangen, wir sollen diese abschütteln, an politischer Unterthänigkeit aber Wohlgefallen finden?

Ich wiederhole es: die Freiheit lebt nicht an einer Stelle, und wenn Deutschland weniger mit Siebenmeilenstiefeln in einer Richtung derselben nachgelaufen ist, so steht es bei Summirung aller Richtungen und Entwickelungsformen, in Hinsicht auf Religion, Politik, Wissenschaft, Kunst, Unterricht, Armenwesen, Kriegswesen, Finanzen, Schulden u. s. w. keinem europäischen Staate nach.

*) Vgl. Nr. 125 d. Bl. D. Red.

*) Reden und Gegenreden in Sachen preußischer und englischer Handelspolitik, S. 17, 21, 24.

Ja, es findet sich (wenn unschätzbare Güter nicht durch Ultras aller Art verscherzt werden) in Deutschland mehr Kraft der Gesundheit und weniger Krankheitsstoff als in Spanien, Portugal, Frankreich, England und Rußland.

Fragt man: nach welchem Systeme soll denn aber die Krankheit, an welcher unsere Handels- und Steuerverhältnisse noch leiden, geheilt werden, welchem soll man sich anschließen, so antworte ich: dem liberalsten! und dies ist, sowie die Dinge jetzt in Europa stehen, ohne Zweifel das preußische.

Dritter Brief.

Angenommen, die Untersuchung ergäbe, daß das Handels- und Zollsystem eines fremden Staats liberaler wäre als irgend ein deutsches, so würde doch ein Anschließen an dasselbe und eine Trennung der Deutschen von Deutschland aus den schon entwickelten Gründen ein Verrath oder wenigstens eine Thorheit sein, die über kurz oder lang in materiellen Leiden und geistiger Schmach ihre gerechte Strafe fände.

Wenn wir aber von den Einrichtungen ganz kleiner Ländchen absehen, die in Europa nicht den Ton angeben können, so halten (mit Ausnahme Preußens) alle übrigen großen Staaten noch fest an dem Mercantil- und Prohibitivsysteme, sie wollen sich Niemand anschließen. So hat Huskisson mit seinen freien Vorschlägen in England nicht durchdringen können, und St.-Cricq ist in jener Ansicht so versteinert, daß Alles, was Wissenschaft und Erfahrung seit einem Jahrhundert augenfällig dagegen erwiesen haben, für ihn gar nicht vorhanden zu sein scheint. Und die angeblich aufgeklärtesten Franzosen unterwerfen sich geduldig dieser ärgsten Tyrannei falscher und eigennütziger Grundsätze, weil grade hier nicht die Saite berührt wird, auf welcher die tonangebenden Journalisten zu spielen verstehen.

Es ist jedoch hier um so weniger der Ort, Beweise für die Wahrheit und Heilsamkeit der freien Handelssysteme beizubringen, da der Verf. der schon erwähnten leipziger Vorstellung dies mit Kenntniß und Einsicht in aller Kürze gethan hat. Wol aber bedarf, wie es mir scheint, manche andere seiner Aeußerungen einer genauern Prüfung. So haben die besoldeten und unbesoldeten preußischen Schriftsteller vollkommen Recht, wenn sie behaupten, das preußische Zollsystem sei kein Prohibitivsystem. Es war ein solches bis auf die Zeit der großen, durchgreifenden Veränderungen, welche den alten Begriff der Contrebande ganz vertilgten und statt unzähliger Eingangsverbote keinem Producte oder Fabrikate irgend eines Landes (Salz und Spielkarten ausgenommen) den Eingang versagen. In Frankreich dagegen herrscht das Prohibitivsystem in höchster Strenge, denn die Einführung fast aller fremden Manufacturwaaren und sehr vieler Producte ist ganz verboten: so z. B. die meisten Metallwaaren, baumwollene Waaren, wollene Tücher, Garn, Kleidungsstücke, Glas, Branntwein, Lederwaaren, Drechslerwaaren, Schießpulver, Tabak, Fayence, Zucker und Syrup, Kaffeesurrogate u. s. w.

Sowie Preußen in der Zeit seines größten Unglücks dem geistigen Leben vertraute, Schulen, Gymnasien und Universitäten gründete und ausstattete (wohl wissend, daß diese Saat ihre reichlichen Früchte tragen müsse), so hat es in Zeiten vielfacher Handelsbedrängniß den umfassendsten und kühnsten Versuch gewagt, dessen in der neuern Finanzgeschichte nur Erwähnung geschieht: es hat ein liberaleres Zollsystem an die Stelle eines tyrannischen gesetzt, ohne von den andern Staaten auch nur Aehnliches aus Gegenseitigkeit zu verlangen. Als es hieß: alle französischen und englischen Waaren sollten künftig in Preußen eingehen dürfen, während (der Eingangsverbote und hohen Steuersätze wegen) fast gar keine preußischen nach Frankreich und England abgesetzt werden können, weissagten selbst viele Wohlgesinnte den nahen Untergang unserer Fabriken. Und dennoch ist der Versuch gelungen, und unsere Gewerbe haben augenscheinlich zugenommen, und die unendlich großen Gefahren, welche aus allem Erkünstelten entstehen (und woran Frankreich und England so sehr leiden), verschwinden täglich immer mehr.

Wenn die Zölle so hoch sind, daß sie den Eingang unmöglich machen, so entsteht daraus noch immer kein Contrebande- und Confiscationssystem; aber allerdings kommt in mancher Beziehung die Wirkung alsdann einem Verbote gleich. Daß dies in England meist der Fall sei, ist in der bekannten Schrift: „Ueber preußische und englische Handelspolitik", einleuchtend erwiesen und läßt sich hinsichtlich Frankreichs ebenfalls für viele Gegenstände darthun. Für den Centner Seidenwaaren nimmt z. B. Preußen 100 Thlr. Eingangssteuer, Frankreich 115—960 Thlr.; für den Centner Porzellan Preußen 10 Thlr., Frankreich 50 Thlr.; für den Centner Gold- und Silberwaaren Preußen 50 Thlr., Frankreich 470—3150 Thlr.!

Daß diese und andere preußische Steuersätze einem völligen Verbote gleich kämen, ist irrig; vielmehr hat sich im Vergleich mit frühern Zeiten überall die Einfuhr erhöht, der Staat bezieht von vielen der höchstbesteuerten Gegenstände, z. B. den Weinen, sehr große Einnahmen, und kein Gegenstand ist deshalb aus dem Handel verschwunden.

Gewiß dienen unsere, von fremden Producten und Fabrikaten erhobenen Zölle auch als Schutz für die inländischen Fabriken u. dgl.; allein die Hauptverschiedenheit zwischen dem preußischen und dem Prohibitivsystem liegt darin, daß jenes irgend ein Monopol bezweckt und die Steuer vorzugsweise als Steuer betrachtet. Ich begreife nicht, wie jene leipziger Vorstellung behaupten kann: die neuen preußischen Maßregeln wären lediglich im Interesse weniger Fabrikanten, zum Nachtheil von Millionen Consumenten ergriffen worden; da man vielmehr den Fabrikanten sehr viel frühere Begünstigungen nahm, worüber sie auch laute Klage erhoben, bis sie sich selbst überzeugten: die Berücksichtigung des allgemeinen Wohles fördere und sichere auch das ihrige. Ebenso irrig ist die Behauptung: die hohe Steuer vom Zucker sei blos um der inländischen Siedereien willen eingeführt; dies gilt nur von dem thörichten französischen Systeme, wo die Ausfuhrprämie fast so viel als der Zuckerwerth beträgt und man

sich kindisch über die Zunahme der Runkelrübenfabrikation freut. Eine solche Fabrikation hat man in Preußen durch den Zolltarif nie bezweckt, auch sind unsere Steuersätze nicht so hoch, daß man mit Vortheil daran denken und sich nächstdem eines Monopols bemächtigen könnte.

Sobald man die große Einnahme von der ungeheuern Quantität des in Preußen eingeführten Zuckers entbehren könnte, würde man die Steuer dieses Luxusartikels gern ermäßigen. Wie aber sie ersetzen, da in jener leipziger Vorstellung über die jetzige Mahl- und Schlachtsteuer schon laute und ungerechte Klage erhoben wird. Ich sage ungerechte, denn erstens wird diese Steuer nicht auf dem platten Lande, auch nicht in allen 1000 Städten der preußischen Monarchie, sondern etwa nur in 130 erhoben; zweitens ist sie daselbst hauptsächlich als die willkommenere und leichtere Hebungsweise statt der wegfallenden Classensteuer eingeführt; drittens erscheint sie unbedeutend, wenn man bedenkt, daß die Hebungssätze an sich nicht hoch sind und dadurch fast ganz verschwinden, daß Preußen zu wesentlicher Ermäßigung der Preise den Eingang fremden Viehes und Getreides äußerst gering besteuert, während die englischen und französischen Gesetze bekanntlich Brot und Fleisch in beiden Reichen auf eine Weise vertheuern, welche die furchtbarsten Folgen gehabt hat und noch haben wird.

Vierter Brief.

Die Bestrebungen unserer Zeit, alle Formen der Gesetzgebung zu verbessern, sind (trotz vieler unleugbarer Mißgriffe) an sich höchst ehrenwerth und werden hoffentlich auch auf eine bessere materielle Gesetzgebung wesentlich einwirken. Doch erweist die Geschichte bis auf den heutigen Tag, daß keine Form für sich allen sachlichen Irrthum völlig beseitigt habe, vielmehr sind von Königen, Senaten, Volksversammlungen, Ständen, Kammern u. s. w. bald gute, bald schlechte, bald zu wenig, bald zu viele Gesetze gegeben worden.

Wie man auch über diese Dinge denken mag, so leugnet doch fast Keiner: es leide Europa von Petersburg bis Lissabon wesentlich an großen materiellen Uebeln. Zwei derselben gehen immer Hand in Hand: das Kriegs- und Steuersystem. Plötzlich lassen sich beide nirgend ganz umgestalten; wäre man aber nur erst zu der Einsicht gekommen, hier zeige sich eine furchtbare, dem Tod entgegenführende Krankheit, so würde sich über kurz oder lang auch die Erkenntniß der Heilmittel einfinden.

Gewiß haben die St.-Simonisten gar viel Wunderliches und ganz Thörichtes behauptet und in Vorschlag gebracht; darin aber hatten sie keineswegs Unrecht, daß die Kriege, welche zwischen Königen, Deputirten, Journalisten u. s. w. hoch in den Lüften geführt werden, den Zustand der am Boden nach Nahrung, Kleidung und Wohnung umhersuchenden Volksmassen nirgend wesentlich verbessern. Ob man so oder so viel hundert Francs Steuer zahlen müsse, um Wähler, Geschworener oder Deputirter werden zu können, gilt den Tausenden gleich, welche keinen Sou im Vermögen haben, und ebenso wenig ist durch eine Umgestaltung gewisser parlamentarischer Formen das Elend der Armen in England und der Bürgerkrieg in Irland sogleich beendet.

Gewiß übt das Prohibitivsystem den unheilbringendsten Einfluß auf alle diese Verhältnisse, und doch haben in Frankreich alle chambres trouvables und introuvables die gerechten Klagen der unglücklichen Weinbauern mit denselben Floskeln zurückgewiesen, den Grund aller Emeuten lediglich in bösem Willen gesucht, welcher sich mit dem Schwerte oder mit Schmeicheleien austilgen lasse.

Nicht minder hat England durch immer steigende Abgaben von fremden Erzeugnissen und Fabrikaten sowie durch ein aufgezwungenes Handelsmonopol sich zu einer künstlichen Höhe hinaufgeschraubt, von welcher man ringsum nur tiefe Abgründe erblickt, und wogegen unser deutsches Leben in mittlern Höhen äußerst glückselig erscheint. Zwei Hauptübel (welchen alle große Gesetzgeber, Moses, Lykurg, Solon, Servius Tullius auf verschiedene Weise, aber kräftigst entgegentraten) sind durch die englische Handels- und Steuergesetze wesentlich herbeigeführt und vergrößert worden: übermäßiger Reichthum und übermäßige Armuth. Jedem Schutzgesetze für die Fabrikanten trat ein Schutzgesetz für die Ackerbauer gegenüber, und ungeachtet der lautesten Klagen, welche von beiden Seiten ertönen, beharren doch die Meisten noch immer dabei: man müsse, um allgemeinen Untergang zu vermeiden, auf jener schwindelnden Höhe verharren. Der Landbau, rufen z. B. die Grundbesitzer, geht zu Grunde, sobald wir fremdes Getreide ohne hohe Steuer einlassen. Abgesehen davon, daß der jetzige Schutzzoll insofern kein sicheres Ergebniß herbeiführt, als er sich lediglich nach dem Verkaufspreise richtet und den Einkaufspreis ganz unberücksichtigt läßt, folgt aus der Vertheuerung des Brots die nothwendige Erhöhung alles Handlohns, sodaß man mit der zweiten Hand ausgeben muß, was man mit der ersten gewinnt. Um dieser Scylla zu entgehen, ist man thörichterweise an vielen Orten in eine noch ärgere Charybdis gerathen; man hat nämlich das Lohn nicht erhöht, sondern lieber Zuschüsse aus den Armensteuern bewilligt. So zahlt England und Wales mit einer Bevölkerung, die etwa der preußischen gleichkommt, im Durchschnitt so viel an Armensteuer, als die Einnahme von sämmtlichen Abgaben im ganzen preußischen Staate beträgt, und das hauptsächlich in Folge der verkehrten Vorliebe für das Prohibitivsystem. Allerdings würden die Getreidepreise bei freier Einfuhr in England sinken, aber die Armentaxe (welche fast ausschließlich die Grundbesitzer trifft) würde andererseits ebenfalls ungemein abnehmen und dadurch Alles zu einem natürlichern Gleichgewicht zurückkehren.

All das hier Gerügte erscheint aber als verzeihlicher Irrthum im Vergleiche mit Dem, was die leipziger Vorstellung wider Preußen beibringt. Es heißt daselbst: „Es ist Thatsache, daß Preußens 30,000 Zollwächter, zu dem niedrigsten Besoldungssatze von 360 Thalern für das Jahr gerechnet, einen Aufwand von mehr als 10,000,000 Thalern verursachen, während die gesammten Zölle nicht mehr als 6,000,000 reines Einkommen gewähren.“ Ich und mehre Andere haben diese Stelle wieder und wieder ge-

lesen, um irgend einen versteckten Sinn darin zu finden, denn sowie sie ohne Umdeutung dasteht, würde sie einen solchen Unsinn enthalten, daß man nicht zu begreifen vermöchte, wie gescheite Kaufleute sie aussprechen und einer wohlunterrichteten Regierung vorlegen könnten. Wahnlich, das wäre die kostspieligste Liebhaberei und der theuerste Wahnsinn, dessen in der Finanzgeschichte Erwähnung geschähe, wenn Preußen sein Zollsystem eingeführt hätte und aufrecht erhielte, um jährlich vier Millionen dabei einzubüßen!

Die Sachen verhalten sich in Wahrheit so; die Zölle, die Steuern von Branntwein, Bier, Taback, Wein, Mahlen und Schlachtvieh ertragen etwa 20 Millionen und werden (nur mit Ausnahme des Gehalts der höhern Staatsbeamten) mit einem Aufwande von etwa 15 Procent erhoben und verwaltet. Rechnet man zu jenen Steuern noch Stempel, Salz, Chausseegelder und andere Communicationsabgaben, so steigt die Einnahme auf 28 Millionen. Während jene leipziger Vorstellung allein von 30,000 Zollwächtern spricht, sind im Preußischen zur Erhebung der Zölle und all der soeben aufgezählten andern zahlreichen und einträglichen Steuern nur etwa 8000 Personen angestellt.

Gewiß braucht ein Land, welches noch Binnenzölle und Thoraccise von vielerlei Gegenständen erhebt, verhältnißmäßig mehr Beamte, und verwaltet zu höhern Procenten als wenn es (wie Preußen) sehr wenige Gegenstände im Innern besteuert, die Sperre zwischen Stadt und Land wesentlich aufhebt und alle Zollcontrolen an die äußerste Grenze verlegt. Friedrich von Raumer.

Flugschriften.

1. La Valette's, Reichsgrafen, Adjutanten, dann Staatsraths und Generalpostdirectors des Kaisers Napoleon, wundervolle Rettung vom Henkertode durch die Liebe und Aufopferung seiner Gattin Emilie, einer gebornen Beauharnais. Nach den eignen Denkwürdigkeiten Lavalette's und aus andern guten Quellen dargestellt von Fr. Jos. Adolf Schneidawind. München, Fleischmann. 1833. 8. 12 Gr.
2. Politisch-naturhistorische Aphorismen. Eine Phantasmagorie des heutigen Europa. Recht lieblich zu lesen für Groß und Klein, auch gar sehr verständlich geschrieben von Karl Riemann, einem alten Philosophen. Hanau, Edler. 1833. 8. 4 Gr.
3. Die Schwärmerzunft. Ein Beitrag zur Zeitgeschichte, Aachen, Rossel. 1833. Gr. 8. 6 Gr.

Der Titel von Nr. 1 erweckt kein besonders günstiges Vorurtheil für die Schrift, da er mehr eine marktschreierische Erzählung von dem Leben und Sterben irgend eines berüchtigten Räubers und Spitzbuben als eine historische Darstellung erwarten läßt. Eine solche ist nun zwar nicht im Büchlein gegeben, sondern Hr. Schneidawind hat aus den Memoiren des Grafen La Valette, aus den Memoiren der Herzogin von Abrantes, einigen andern Schriften und aus seinen eignen frühern Compilationen aus der neuern französischen Geschichte eine neue Compilation geliefert. Besser liest sich freilich die Beschreibung von La Valette's Flucht aus der Conciergerie am 25. December 1815 und von der heldenmüthigen Aufopferung seiner Gattin in den Denkschriften des Grafen selbst, aber so gut wie die deutsche Leipziger Uebersetzung ist die vorliegende Bearbeitung noch immer. Kurz, die Leser, welche jene Memoiren noch nicht kennen, erhalten hier ein interessantes Seitenstück zu Casanova's Flucht aus den Bleikammern in Venedig. Neu war dem Ref. die Bemerkung am Schlusse des Schrift, daß auch der alte Blücher recht lebhaft seine Theilnahme an dem Heldenmuthe der Gräfin La Valette bezeugt habe, wie auf Varnhagen von Ense's Autorität hier versichert wird. Dagegen hätte sich Hr. Schneidawind einige überflüssige Tiraden ersparen können und seinen Lesern lieber in der Kürze andeuten sollen, wie es zugegangen sei, daß Männer von den verschiedensten Parteien und Farben die That der Gräfin in einem so hohen Grade gebilligt hätten.

Von Nr. 2 und 3 sprechen wir hier blos, um die geehrten Leser dieser Blätter, falls ihnen die genannten Broschüren in die Hände kommen sollten, vor Langweile zu bewahren, denn ein anderes Gefühl dürfte man schwerlich bei ihnen verspüren. In Nr. 2 sollen allerlei Zustände des geselligen Lebens unter naturhistorischen Namen, als: der Affe, die Gans, der Esel, der Ochse u. s. w., gegeißelt werden, jedoch ohne allen Witz und Humor. Ref. begreift nicht, wie solche Dinge noch Verleger finden können, da ihnen ja auch der Reiz des momentanen Vergnügens ganz abgeht. Nr. 3 ist eine starke Invective gegen den Mysticismus. Hier ist doch wenigstens ein bestimmter Gegenstand in das Auge gefaßt, und mancher Tadel ist auch nicht ohne hinlänglichen Grund ausgesprochen. 39.

Aphorismen.

Extrablatt.

Die Haude'sche Zeitungsredaction zu Berlin hatte dem Publicum die wichtigsten Ereignisse des russisch-deutschen Krieges jedesmal durch Extrablätter mitgetheilt. Als der Sieg bei Leipzig durch die Illumination gefeiert wurde, stellte sie ein transparentes Extrablatt aus, auf welchem Folgendes zu lesen war:

Den braven Bürgern dieser Stadt
Gab manches frohe Extrablatt
Zum Guten Kraft und Leben;
Da's lange keins gegeben hat,
Wird heut ein Extra-Extrablatt
Ganz gratis ausgegeben.

Ein Wütherich der Höll entstieg,
Sein Leben war ein grauser Krieg,
Es hat nun Gott entschieden:
Erfochten ist ein Extrasieg,
Vollendet ist der Extrakrieg,
Nun folgt ein Extrafrieden.

Dem Extravolk, der Extrafahrt
Verkündet ihn das Extrablatt,
Drob freu' es sich nicht wenig!
Und wer nun dies gelesen hat,
Geh' seiner Weg' und schrei' sich satt:
Heil unserm Extrakönig!

Referent befand sich damals selbst in dem Haufen der Schauenden und Lesenden; aber er ist ganz unvermögend, den Jubel der Menge zu beschreiben. Dieser Enthusiasmus gehörte dieser Zeit an und ist auch mit ihr unwiederbringlich dahin.

Reminiscenz.

„Ach, damals waren meine glücklichsten Zeiten!" hört man oft einen Menschen sagen, indem er einen längern Lebensabschnitt auf ein Mal überblickt. Aber wenn er das Glück der einzelnen Momente jenes Zeitraumes bestimmter bezeichnen soll, so weiß er nichts Befriedigendes zu sagen. So gleicht ein größeres Lebensstück einem Almanach mit vergoldetem Schnitte: die ganze Fläche dieses Schnittes glänzt golden; aber am aufgeschlagenen Einzelblatte ist wenig Gold zu bemerken. 178.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Freitag, — Nr. 130. — 10. Mai 1833.

Anselm's von Feuerbach kleine Schriften vermischten Inhalts. Erste und zweite Abtheilung. Nürnberg, Stein. 1833. Gr. 8. 2 Thlr. 12 Gr.

Unter den Männern der Gegenwart, auf welche Deutschland stolz sein kann, steht Feuerbach oben an. Auf solche Männer hinzuweisen, ist in keiner Zeit so sehr Pflicht als in der unserigen. Sie sind die unerschütterlichen Dämme gegen alle Willkür, sie komme von oben wie von unten. Sie sind die Männer, welche nicht blos einzureißen, sondern auch aufzubauen verstehen, welche nicht nach Veränderung schreien, weil sie nichts zu verlieren und nur zu gewinnen haben, welche nicht das Neue wollen, weil es neu ist und sie der Mühe überhebt, das Alte kennen zu lernen, sondern nur darum Veränderung begehren und dem Fortschreiten das Wort reden, weil sie die Gebrechen des alten Zustandes durch Studium und langjährige Erfahrung gründlich kennen und im Besitz der Mittel zu sein glauben, sie zu heilen. Feuerbach, der Präsident eines bairischen Justizhofes, hat sich als tüchtiger praktischer Geschäftsmann und unabhängiger Richter eine lange Reihe von Jahren bewährt; als Criminalist hat er durch seine Schriften der deutschen Gelehrsamkeit, Scharfsinnigkeit und Tiefe selbst im fernen Auslande Anerkennung zu verschaffen gewußt; als Staatsbürger hat er treu zu den Kämpfern für Volksrechte und bürgerliche Freiheit gestanden, als Mensch die Sache der fortschreitenden Menschheit und jedes rein menschliche Interesse mit Wärme und Kraft, wo sich ihm die Gelegenheit dazu bot, vertheidigt. Wenn ein solcher Mann seine Stimme erhebt, so hat er wol auf unsere ungetheilte Aufmerksamkeit Anspruch, und auch die nur zu vorübergehenden Zwecken und gelegenheitlich von ihm gesprochenen Worte sind einer sorgfältigen Beachtung und Aufbewahrung werth. Sie sind gewichtiger als manche bändereiche gelehrte Werke und verdienen mit mehr Recht der Nachwelt übergeben zu werden als die Sündflut poetischer und prosaischer Faseleien, welche jeden Tag über uns ausgegossen wird.

In den vorliegenden vermischten Schriften nun, mit welchen den Leser näher bekannt zu machen uns die angenehme Pflicht obliegt, empfangen wir eine Reihe von Aufsätzen, welche in einem Zeitraum von einigen zwanzig Jahren bei verschiedenen Veranlassungen von dem Verf. geschrieben wurden. Sie liefern uns durchweg den Beweis, daß derselbe seine Zeit immerfort mit aufmerksamen Blicken verfolgt, daß er alle Interessen der Menschheit mit Liebe umfaßt und nicht, wie so mancher sonst ehrenwerthe Geschäftsmann und Gelehrte, genug gethan zu haben glaubt, wenn er den engen Kreis seines nächsten Berufes ausfüllt. Fast jede der mitgetheilten Abhandlungen macht uns mit einer neuen Eigenschaft des Verf. bekannt, die, allein vorhanden, unsere Achtung verdienen würde, deren Inbegriff ihm aber unsere Verehrung zuwegebringen muß.

Unerschrockenheit und Freiheitsliebe sind von einem geistig und bürgerlich gesunden, lebenskräftigen Mann ebenso unzertrennlich, als sie nothwendig sind, wenn der Mann durch sein Wirken im Leben unsere Hochachtung verdienen will. Die erste Abhandlung der vermischten Schriften läßt uns erkennen, in welchem Grade Feuerbach im Besitze dieser Eigenschaften war. Sie führt den Titel: „Ueber die Unterdrückung und Wiederbefreiung Europens", und wurde zu München 1813 in der ersten Woche nach der leipziger Völkerschlacht herausgegeben. Sie sprach die ersten freien Worte, welche im südlichen Deutschland die unheimliche Stille unterbrachen, die selbst nach dem Vertrag von Ried fortwährend theils von der Furcht, theils von einer schüchternen, zweideutigen, im Voraus auf Ausflüchte sinnenden Politik unterhalten wurde. Wie jedes Wort zu seiner Zeit, so brachten auch die Worte Feuerbach's damals große Wirkung hervor. Napoleon blieb das nicht unbekannt, und Feuerbach's Schicksal dürfte nicht das erfreulichste gewesen sein, wenn Palm's Henker Sieger geblieben wäre. Wenige Tage nach dem Erscheinen der Schrift wurde dem Verf. eine ganz unzweideutige Urkunde zugestellt, die ihm zu verstehen gab, daß er sich der Majestätsbeleidigung an der Person des französischen Kaisers und Protectors des Rheinbundes schuldig gemacht habe. Wie der Leser leicht denken kann, ist das erwähnte Schriftchen gegen den Eroberer, gegen den Unterdrücker der Freiheit und Selbständigkeit der Völker und Fürsten gerichtet. Es fodert zur Einmüthigkeit und zum vereinigten Bekämpfen des gemeinschaftlichen Feindes auf und zieht aus der nächsten Vergangenheit folgende goldene Lehren ab, welche die Geschichte schon so oft mit Flammenschrift der Welt eingebrannt hat, die aber dennoch bis in die neuesten Zeiten immer wieder vergessen zu werden scheinen:

Was die Völker stark macht, ist nicht der Leib, sondern die Seele; was sie unüberwindlich macht, ist allein die begeisternde Kraft des Herzens; was sie vor der Unterjochung bewahrt und aus der Unterjochung rettet, ist allein der kräftige Muth, der Freiheit werth zu sein.

Was die Thronen befestigt und aus großer Gefahr rettet, ist nicht bei diesem oder jenem Stande, sondern bei der Gesammtheit der Unterthanen, in dem Gemeinsinn der Bürger, in der Liebe und der Begeisterung für Fürsten und Vaterland.

Was die Staaten zum Untergange führt, ist, wenn sie den Geist der Zeit nicht erkennen und verstehen und dem Siegerwagen des Genius der Menschheit verblendet in die vom Abhang rollenden Räder greifen.

Die Gegenwart mit ihren Erscheinungen verkündet nicht eine Rückkehr zur alten Zeit, sondern nur die Fortsetzung und Entwickelung einer schon längst begonnenen neuen Zeit.

Die zweite Abhandlung, welche etwas später (im Jahre 1814), nachdem die Verbündeten, in die Hauptstadt des französischen Kaiserreiches eingezogen, das Werk der Einigkeit, des Muthes und der Volkskraft mit Erfolg gekrönt sahen, geschrieben wurde, führt die Ueberschrift: „Die Weltherrschaft das Grab der Menschheit". Sie ist eine Abstraction aus der nächsten Vergangenheit, die Bestätigung alter Wahrheiten der Geschichte von Neuem einprägend. Keine Weltherrschaft ohne Despotismus! ist das Thema derselben. Der Verf. zeigt uns darin, welchem furchtbaren Abgrunde wir noch einmal glücklich entronnen sind.

Doch, Dank dem Genius der Menschheit! die Jahre der Unterdrückung waren nur ebenso viel Jahre der Prüfung. Die erniedrigte Menschheit ist kräftig wieder auferstanden! der entwürdigte Boden ist wieder entsündigt! die Riegel des Weltkerkers sind zersprengt! seine finstern Mauern liegen zertrümmert, und frei tritt wieder das Menschengeschlecht unter Gottes heitere Sonne, hebt die Hände zum Himmel und dankt für seine Auferstehung und betet um eine glücklichere, seiner würdigere Zukunft!

Wie uns eine solche bessere Zukunft gesichert werden könne, zeigt uns der Verf. durch die folgende Abhandlung: „Ueber deutsche Freiheit und Vertretung deutscher Völker durch Landstände". Sie wurde im October 1814 bei Eröffnung des wiener Congresses geschrieben und herausgegeben. Sie war ein Wort zu seiner Zeit und bei Verhandlung der Frage: ob den deutschen Völkern ständische Verfassungen in der Bundesacte zuzusichern seien? nicht ohne Einfluß auf die bejahende Entscheidung. Wenn man jetzt sieht, wie leicht es ist, den 13. Artikel der Bundesacte unerfüllt zu lassen, so begreift man kaum, wie man auf die Aufnahme desselben Wichtigkeit legen und sich derselben zu widersetzen für der Mühe werth achten konnte. Auch durch diese Schrift (welche als erste Stimme für Einführung repräsentativer Verfassungen in Deutschland laut wurde und deren bescheiden ausgesprochene Wünsche und Ansichten noch so neu waren, daß sie als ein frevelhaftes Attentat auf die Souverainetät der Fürsten angesehen wurde, und der Verf. den übel empfundenen Eindruck derselben noch einige Jahre lang schmerzlich fühlen mußte) zeigt der Verf., wie aufmerksam er dem Entwickelungsgange der Menschheit gefolgt. Mit dem Scharfsinne und richtigem Takte des Welt- und Menschenbeobachters erkennt der Verf., daß es jetzt vor Allem darauf ankomme, die Früchte der Anstrengungen des Befreiungskampfes von Fremdherrschaft zu zeitigen, daß mit der errungenen Unabhängigkeit und Selbständigkeit nach Außen keineswegs Alles gethan und Schutz gegen Willkürherrschaft im Innern ebenso nothwendig sei. Es ist eine schöne Abhandlung, denn sie liefert den Beweis, daß der wahrhaft Unterrichtete ebenso mäßig und bescheiden in seinen Foderungen ist, als er mit unveränderlicher Beharrlichkeit auf Dem besteht, was er für recht und zeitgemäß erkannt hat. Der Verf. weist die Mangelhaftigkeit früherer ständischen Vertretung nach, von welcher wol mit Recht galt, was ihr Häberlin vorwarf, daß sie das Beste des ganzen Landes selten im Auge habe und nur dann ein großes Geschrei erhebe, wenn ihre eignen Rechte auf dem Spiele stehen. Er zeigt aber auch, wie schon damals den Ständen Antheil an der Gesetzgebung und Besteuerung als hergebrachtes Recht, das von Niemand in Zweifel gezogen wurde, zustand. Ihre Rechte waren mitunter umfangsreicher als die in unsern heutigen Constitutionen in vieldeutigen und auf Schrauben gestellten Ausdrücken eingeräumten Befugnisse. Nur wurden sie nicht zum Besten der Nation geltend gemacht, im Gegentheil die für das Ganze wohlthätigen Maßregeln der Regierung, wenn sie gegen die privilegirten Stände anliefen, oft dadurch vereitelt und so das Staatsoberhaupt nicht blos am Bösen, sondern auch am Guten verhindert. Dagegen waren sie in der Hand einer gewissenlosen Regierung ein williges Werkzeug. Wie die Kinder mit Spielwerk, so konnte man sie, wenn man ihren Vortheilen schmeichelte, sehr bald zum Schweigen bringen. Dadurch mußten alle Lasten auf die nicht vertretenen Classen der Staatsbürger gewälzt werden, denn ihnen brauchte man durch Zugeständnisse den Mund nicht zu verstopfen, da schon das Gesetz sie zum Schweigen und Dulden verdammte. Wenn man daher in neuesten Zeiten das Bestreben bemerken muß, die constitutionellen Institutionen an die alten Stände anzulehnen und statt des Repräsentativsystems oder der wahren Nationalrepräsentation eine bloße ständische Vertretung einzuführen, so ist das kein Beweis von Redlichkeit und gutem Willen für das Beste des Volkes. Der Verf. sagt am Schlusse seiner trefflichen Abhandlung:

Wenn von Wiederherstellung der alten Freiheit deutscher Völker, von Wiedereinrichtung *) stellvertretender Verfassungen geredet wird, so können damit nicht die alten Formen unserer ehemaligen Landstände gemeint sein. Es gilt nicht der Form, sondern dem Wesen, und jene hatte, als sie unterging, größtentheils ihre Zeit überlebt. Vieles war unter Voraussetzungen entstanden und war nur unter Voraussetzungen recht und zweckmäßig, welche schon längst nicht mehr vorhanden sind. Das Alte darf daher nicht mit seinen alten Gebrechen, sondern es muß gereinigt, geläutert in einem neuen kräftigen Körper wieder auferstehen. Alle Stände im Staate, der Adel wie der Bürger, der Besitzer des freien Grundeigenthums wie der freie Besitzer des unfreien Guts (der Bauer), müssen nach gleichem Rechte vor dem Souverain vertreten sein, wenn die Nation als vertreten betrachtet werden soll. — Was durch die Rettung Deutschlands gewonnen wurde, das ist ein Gemeingut, woran

*) Die Rheinbundsfürsten betrachteten die alten als aufgehoben. D. Ref.

Allen gleicher Antheil gebührt, weil es nicht von diesem oder jenem Stande allein, sondern von der Gesammtheit, von allen Ständen, von allen Staatsbürgern mit gleicher Theilnahme, mit gleichen Aufopferungen gewonnen worden ist. Es wäre ein vergebliches und zugleich gefährliches Spiel, wenn es (was die Vorsehung abwende!) diesem oder jenem Stande in verblendeter Eigenliebe ernstlich einfiele, das gemeinsam Erworbene sich allein entweder öffentlich anzumaßen oder versteckt in die Tasche spielen zu wollen. Es ist heller Tag, zu solchem Spiel ist die Zeit nicht mehr!

So Feuerbach in richtiger Anerkennung der Bedürfnisse der Zeit mit ahnendem Blick in die Zukunft.

In einen andern Ideenkreis führen uns die unter Nr. IV befindlichen Worte, „Die hohe Würde des Richteramts" betreffend. Sie enthalten die Antrittsrede, welche der Verf. bei Gelegenheit seiner Einführung als erster Präsident des Appellationsgerichts für den Rezatkreis am 21. April 1817 hielt. Sie zeigen uns den Verf. im Amtsrocke, mit welchen er aber keineswegs die Ansichten, die ihn als Menschen ehren, abgelegt hat. Er gehört zu den seltenen Männern, welche nicht blos mit Worten und in Schriften Recht und Tugend predigen, sondern Beides auch im Leben und an dem Posten, den ihnen die Vorsehung zur Wirksamkeit angewiesen, üben. Wohl Dem, welchem eine Stellung zu Theil geworden ist wie unserm Feuerbach, eine Stellung, die ihm Das zur Pflicht macht, wozu seine edle Seele ihn treibt. Das Richteramt ist die erhabenste Function, die dem Sterblichen zu Theil werden kann; denn sie stellt ihn der Gottheit gleich. Daß der Verf. von der Wichtigkeit und dem Umfange seines Berufs vollkommen durchdrungen ist, kann so wenig einem Zweifel unterliegen, als daß er denselben würdig auszufüllen guten Willen und Kraft wie Wenige besitzt. Die hier mitgetheilte Antrittsrede liefert von beiden den erneuten Beweis. Der Verf. gibt uns ein mit kräftigen und lebendigen Farben gezeichnetes Bild der heiligen, ewig unveränderlichen Gerechtigkeit, deren Grenzen selbst der unumschränkteste Monarch nicht durch Machtgebote überschreiten darf; denn „beschützte Gerechtigkeit beschützt, aber unterdrückte Gerechtigkeit unterdrückt ihren Unterdrücker", sagt Menu. Mit der Gerechtigkeit würde der Herrscher die Ordnung im Staate selbst aufgehoben und an ihre Stelle die physische Macht gesetzt haben. Diese ruht aber immer beim Volke, gegen dessen Kraft die Leibwachen dem Despoten nur einen vorübergehenden Schutz gewähren. Der Verf. charakterisirt die strenge Dienstpflicht des Richters wie die nothwendige Unabhängigkeit desselben gleich treffend.

Wir Diener der Gerechtigkeit haben uns mit der Achtung zu begnügen, ohne je auf Bewunderung zu rechnen, denn wir haben nichts zu erringen, zu erbeuten, zu erschaffen, wir haben nur das unserm Schutz anvertraute Heiligthum des Rechts treu zu bewahren und davon Jedem gewissenhaft zuzuerkennen, was ihm gebührt; die Seele unsers Wirkens ist nicht jene, das Zufällige beachtende, nach Zeit und Umständen sich bequemende, geschmeidige Klugheit, von welcher die Staatsverwaltung nothwendig geleitet wird, sondern allein jener einfache Sinn, der nirgendshin als hinauf zum Gesetz und von da zur That herunterblickt; jene Rechtlichkeit der Gesinnung, welche unbefangen als Recht ausspricht, was sie als Recht erkennt; jene Stärke des Willens, welche mit festem, keinem Einfluß weichendem, durch keine Gewalt zu beugendem Arm die Wage der Gerechtigkeit stets im sichern Gleichgewicht hält, endlich jener Muth des Mannes, den

Non civium ardor prava jubentium,
Non vultus instantis tyranni
Mente quatit solida — —. (*Horat.*)

Wohl dem Gerichtshofe, dessen Präsident von solchen Gesinnungen beseelt ist und sie seinen Amtsgenossen so einzuhauchen versteht, und wohl dem Lande, welches solche Gerichtshöfe besitzt. Sie sind das beste Palladium der Freiheit, die erste Schutzwehr der Verfassung.

(Der Beschluß folgt.)

Volkslieder der Polen. Gesammelt und übersetzt von W. P. Leipzig, Weidmann. 1833. 8. 16 Gr.

Das rege und vielfach schon befriedigte Interesse an der Poesie der Völker slawischen Stammes erhält durch dieses Bändchen, das uns, so viel wir wissen, neuerlich wieder zum ersten Male polnische Volkslieder übersetzt darbietet, willkommenen Nahrungsstoff.

Der Uebersetzer hat seiner Sammlung eine sehr verständige Einleitung vorausgeschickt, in der er über die Tänze der Polen und deren Musik als wesentliche Bestandtheile der Volkspoesie spricht. Von Dem, was er über die Musik sagt, erlauben wir uns eine rührende patriotische Stelle auszuheben: „Die Musik dieser Tänze, wenigstens einiger derselben, ist bekannt, oder wird es jetzt mehr, da das Unglück die Polen wieder nach allen Weltgegenden warf und ihr Loos wenigstens hier und da einiges Interesse erregt. Im Allgemeinen könnte man sagen, daß die Musik der polnischen Tänze feierlich oder froh und rauschend ist; ihre Lieder aber und die Melodien derselben ernst, wehmüthig, melancholisch, kurz ein Widerhall ihres Lebens und ihrer Geschichte. In den letzten Zeiten versank selbst der Mazur, den die Freude geboren, in einen Mollton, und die Polonaise legte ihren stolzen und feierlichen Charakter ab und wurde zu einem jammernden Grabgesang, bei dem man an Lord Byron, an sein gemartertes Herz und seine Lieder wieder denken muß.*) Was die nachstehenden Lieder betrifft, so hat jedes derselben eine eigne Melodie, und es ist wahrhaft zu bewundern, wie entsprechend diese jedesmal ist und die Tiefe der poetischen Empfindung bezeichnet und ausfüllt. Der Grundton ist Wehmuth; selbst in tändelnden und naiven Liedern läßt sich immer ein Etwas hören, das an den ererbten Schmerz vergangener Leiden erinnert; ein Klageseufzer, ein Sterbelaut, welcher den Schöpfer zu beschuldigen, sein Dasein zu verdammen (?) scheint und, wie Tieck meint, aus dem Staube der Vernichtung hinaufjammert zum Himmel: „Was hab' ich verbrochen?!" Dies sind die Nachwehen ganzer Geschlechter; dies sind die Schmerzen ganzer Jahrhunderte, die sich in diesen Melodien zu einem unendlichen Seufzer verschlingen! Sentimental könnte man sie nennen, weil sie auf das eigne Gefühl bisweilen zu reflectiren scheinen; doch andererseits sind sie es wieder nicht, denn der Drang nach vernichtendem Erguß der Gefühle spricht sich zu heftig aus, als daß diese musikalischen Dichtungen ein Product der bewußten Schöpferkraft sein könnten. Man fühlt es, wenn man diese Lieder hört, daß das unversöhnliche Rad des Schicksals nur zu oft schonungslos über das Erdenglück dieses Volkes dahinrollte und das Leben nur seine Schattenseite der Seele (?) zugekehrt hat. Daher tritt auch die Schattenseite so hervor; daher viel Schmerz und Poesie, — Unglück und Größe!"

Der Uebersetzer erklärt später, daß diese Lieder, deren er nur einen Theil mittheilt, am Fuße der Karpathen gesammelt

*) Es wird genügen hier der Polonaisen eines Fürsten Oginski, eines Nawratil, Wehm und Borzyniki zu erwähnen, um unsere Behauptung zu unterstützen.

wurden; obwol er Grund zu glauben habe, daß die meisten in der Ukraine entstanden und von dort aus nach Podolien und weiterhin nach Westen verpflanzt worden seien. Er nennt Serbien und die Ukraine die Wiege der slawischen Volkspoesie und findet mit Recht zwischen diesen und serbischen Volksliedern viele Aehnlichkeiten. Die Eigenthümlichkeit der gesangliebenden Slawen, die für jede frohe Empfindung einen Freudeton, für jeden Schmerz einen Klageton haben, tritt, nach ihm, stärker bei den Serben und Ukrainern hervor; dort mache es vielleicht der südlichere Himmel, hier das Unglück, das rege Wesen des Steppenlebens und eine gewisse Wehmuth, die ursprünglich vom Gefühle der Verlassenheit möge hergerührt haben und mit der Zeit zur Volksstimmung und zum Grundton aller Lieder geworden sei. „Was dem Araber der orientalische Himmel, die Sandwüste, das Kameel, die Oase und die Quelle ist, das sind dem Ukrainer seine Steppen und Winde, seine Fluren und Flüsse, sein Pferd und die Hütte des Liebchens auf der fernen Flur. Jenen und diesen begeistert das Weite der Natur, und zum Bedürfnisse wird der Gesang, in dem die Seele zerfließt und sich wieder findet."

Was die 30 Lieder selbst anlangt, so würden wir dem Uebersetzer nicht beistimmen, in ihren Worten eine gewisse Wehmuth als Das zu erkennen, was sie charakterisirt, denn sie haben im Allgemeinen eine schalkhaft-kindliche Eigenthümlichkeit wie viele serbische. Er findet aber den elegischen Ton wol mehr in ihren Melodien, von denen er uns wenigstens einige als Proben hätte mittheilen sollen. Wir wollen vorsichtig mit tadeln sein, da uns die Originale dieser Uebersetzungen unbekannt sind, und dem Uebersetzer daher nur fragweise bemerken: ob er sich nicht von dem Wohllaut der Ursprache oder Melodie hat verleiten lassen, manche dieser Lieder in die Sammlung aufzunehmen, die in der Uebersetzung fast zu unbedeutend geworden sind. Wir rechnen dahin das „Erntelied", „Der Kosack", „Die arme Schwester", „Mannesklage", und können auch nicht umhin, in des Uebersetzers eigne Anklage: daß der Deutsche sich hie und da über den Gebrauch seiner Sprache vielleicht beschweren könne, einzustimmen.

Dagegen lassen wir ihm nur Gerechtigkeit widerfahren, wenn wir anerkennen, daß er durch die gute Uebertragung so anmuthiger Lieder wie das „Hochzeitlied", „Die Birke", „Treue", „Der Kahn", „Drohung", „Freierlied", „Die Botschaft", „Die Unschuld", „Der Lerchenbaum" unsere poetische Literatur in der That bereichert hat. Das vorletzte Lied der Sammlung mag zur Bewahrheitung unsers Lobes hier als Probe stehen.

Das Kränzchen.

Längs dem Bächlein
Schwimmt ein Kränzchen,
Auf der Brücke
Steht ein Mädchen.

Und sie klatschet
In die Händchen,
Und sie saget
Zu dem Kränzchen:

Woher schwimmst du
Rautenkränzchen?
Woher fließ'st du
Liebes Bächlein?

Und das Bächlein
Spricht zum Mädchen:
Von dem Teiche,
Von der Mühle
Fließ ich zu dir,
Liebes Mädchen.

Und das Kränzchen
Spricht zum Mädchen:
An der Mühle
Ist ein Gärtchen;
In der Mühle
Wohnt ein Jüngling.
Und der Jüngling
Flocht ein Kränzchen,
Und er band es
Mit der Seide;
Und er sang dann
Zu dem Bächlein:
Fließ nur Bächlein
Durch die Wiese.
Und dann sang er
Zu dem Kränzchen:
Schwimm nur Kränzchen
An dem Ufer.

In den Anmerkungen führt der Uebersetzer einige dieser Lieder als die ältesten der Sammlung etwa aus dem 15. oder 16. Jahrhunderte stammend an, wofür auch die Abwesenheit des Reimes, der in der slawischen Poesie spätern Ursprungs sei, spreche. Dürfen wir daraus folgern, daß bei andern Liedern der Reim in der Ursprache sich vorfindet, so hätten wir billig auch erwarten dürfen, denselben in der Uebersetzung nachgebildet und überhaupt die neuern Lieder als solche angegeben zu sehen. 167.

Notizen.

Emerina in der Insel Madagaskar.

Herr William Hooker, ein unterrichteter englischer Reisender, welcher es sich besonders hat angelegen sein lassen, wenig bekannte Orte zu besuchen, gibt eine interessante Beschreibung von dieser im Mittelpunkt von Madagaskar gelegenen Provinz, deren kein geographisches Lehrbuch erwähnt: „Die Provinz Emerina muß als die Centralregion der Insel betrachtet werden. Sie ist zugleich der höchste und gesundeste Theil derselben und bleibt allein von den epidemischen Fiebern befreit, welche unter den an der Küste wohnenden Europäern so große Verwüstungen anrichten. Der Boden ist nicht sehr fruchtbar; während des größten Theils des Jahres herrscht eine verderbliche Trockenheit, besonders vom Ende des April bis zum September. Zu dieser Zeit herrscht des Morgens eine beträchtliche Kälte; gegen Ende Sept. fällt das Thermometer auf 7° unter 0. Es fällt kein Tropfen Regen, dagegen herrscht die ganze Nacht hindurch ein dichter Nebel. Vom Oct. bis März steigt die Wärme und wird oft unerträglich. Der Regen fängt regelmäßig alle Tage des Nachmittags an und dauert bis in die Nacht. Die Ströme treten aus; wüthende Stürme verbreiten Schrecken und Verwüstung, und ungeheure Hagelschloßen zerstören oft die Reisfelder weit und breit. Der Ackerbau beschränkt sich darauf, daß die Einwohner einige leichte Furchen ziehen, in die sie Samenkörner streuen; große Strecken Landes bleiben ungebaut. Die Eingeborenen sind Heiden und grausamer Gemüthsart; ihre Hauptgottheiten sind Janka der gute Geist, und Agaltice der böse Geist."

Der größte bekannte Diamant.

Das „Asiatic journal" berichtet laut Nachrichten aus Hydrabad, es habe ein Bauer in Ostindien kürzlich einen Diamanten gefunden, welcher 11 Rupien wiegt. Es ist der größte, den man je gesehen. Der Bauer, welcher den Werth seines Fundes nicht zu schätzen wußte, zerbrach aus Neugierde den kostbaren Stein. Das stärkste Stück wiegt jetzt noch sieben Rupien und das Ganze wird auf 20 Säcke Rupien geschätzt. Chundou Loll, der erste Minister dieses Königreichs, bemächtigte sich dieser Diamanten. Was dem armen Teufel, der sie gefunden, für eine Belohnung zu Theil ward, wird nicht gesagt. 143.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonnabend, — Nr. 131. — 11. Mai 1833.

Anselm's von Feuerbach kleine Schriften vermischten Inhalts. Erste und zweite Abtheilung.

(Beschluß aus Nr. 130.)

Die fünfte Abhandlung, „Einige Worte über historische Rechtsgelehrsamkeit und einheimische deutsche Gesetzgebung" überschrieben, handelt die wichtige Frage ab, ob unsere Zeit für einheimische Gesetzbücher reif sei. Sie wurde als Vorrede zu Nepomuk Borst's Schrift: „Ueber die Beweislast im Civilproceß" (1816, zweite Auflage, Leipzig 1824), geschrieben. Von dem kerngesunden Sinne des Verf. läßt sich erwarten, daß er nicht auf die Seite Derer getreten ist, die ihre Stimme gegen das langgefühlte Bedürfniß erhoben und den Wust von einem fremden Volke und aus längst vergangenen Zeiten überkommener Normen in Schutz genommen. Daß wir den Namen eines Savigny unter diesen erblicken, hat uns stets geschmerzt und wird uns ewig empfindlich berühren, wenn wir an diesen ausgezeichneten Gelehrten und an die hauptsächlich durch seine gewichtige Stimme vereitelte Hoffnung gedenken, für deren Realisirung nicht bald ein so günstiger Zeitpunkt wieder kommen möchte als der war, in welchem das neu erwachte deutsche Nationalgefühl und der einige deutsche Sinn den bis dahin schlummernden Wunsch mit erneuter Lebendigkeit weckte. Der große Gedanke eines allgemeinen deutschen Gesetzbuches ließ sich nur damals fassen und verwirklichen. Er wurde zurückgewiesen, und in den meisten Ländern des deutschen Vaterlandes schleppen wir uns noch mit den fremden, auf unsere Sitten und unsere Zeit nicht mehr passenden Rechten, deren Masse und Vieldeutigkeit den Laien gänzlich von der Erkenntniß Dessen, wornach er seine Handlungen einrichten soll, ausschließt und selbst den Geschäftsmann in ein Chaos gesetzlicher Bestimmungen verwickelt, dessen er in einem Menschenleben, viel weniger in den wenigen Jahren, welche zu dessen Studium bestimmt sind, nicht Herr werden kann. Es entsteht dadurch eine ungeheuere, in ihren Folgen höchst verderbliche Kluft zwischen dem praktischen und theoretischen Juristen. Diesen Gedanken führt der Verf. in der sechsten Abhandlung: „Blick auf die deutsche Rechtswissenschaft", weiter aus. Sie erschien zuerst als Vorrede zu Unterholzner's „Juristischen Abhandlungen" (München 1810). Er zeigt uns darin, aus welchem umfassenden Gesichtspunkte er das Studium der Rechtswissenschaft betrachtet. Praktische und theoretische Jurisprudenz sollen nicht verschiedene Wege wandeln, für brauchbar nicht blos Das gehalten werden, was bereits in Gebrauch gewesen; dem Lichte der wissenschaftlichen Fortbildung dürfen die Gerichtssäle ebenso wenig verschlossen werden, als der Theoretiker sich einsiedlerisch auf sich selbst beschränken und, mit Verachtung auf das praktische Leben herabsehend, seine eigne Welt außer der Wirklichkeit sich erbauen darf. Noch weniger aber steht es dem bloßen Philosophen zu, mit Hinwegleugnung der Vergangenheit und Gegenwart sich zum Tyrannen in der Jurisprudenz, deren Reich nur durch positive Normen zusammengehalten werden kann, aufzuwerfen und unter dem Namen der Vernunftherrschaft die Anarchie der Vernunft zu proclamiren. Das Dagewesene und das Vorhandene soll die Philosophie mit ihrem Lichte beleuchten, läutern und auf höhere Grundsätze zurückführen, nicht aber alles Positive in leichtfertigem Uebermuthe mit Füßen treten und vielleicht weder gekannte noch geahnete Schätze des Wissens im hochmüthigen und bequemen Dünkel verachten.

Nur erst dann mag eine vollkommene allseitige Bildung der Jurisprudenz gedeihen, wenn Philosophie, Alterthumskunde und Geschichte zugleich auf ihrem Gebiete einheimisch geworden sind und in verständig abgemessener Wirksamkeit jede an ihrem Theil zu gemeinschaftlichem Zwecke wirken. Aber in der deutschen Jurisprudenz blieben sie fast durch stete Misverständnisse voneinander getrennt; jede ging, die andere anfeindend oder verachtend, meistens ihren eignen Weg zu entgegengesetztem Ziel und glaubte, sich selbst genügend, für sich allein zu vollbringen, was nur vereint in Vollkommenheit vollendet werden kann. Und so war denn, wir dürfen es uns nicht verhehlen, bei vieler Vielseitigkeit doch zugleich eine gewisse Beschränktheit der Geist unserer juridischen Literatur. Sie trug in mancher Hinsicht den Charakter des Staates, welchem sie angehörte: ein getrenntes in sich selbst entzweites Reich.

Mit Recht reclamirt der Verf. auch die vergleichende Jurisprudenz als einen höchst wichtigen und nothwendigen Theil der Rechtswissenschaft für das Gebiet derselben.

Spreche doch nie von dem Geiste einer Gesetzgebung, wer mehr nicht als diese Gesetzgebung und allenfalls noch die besondere Geschichte ihrer Entwickelung kennt. Was er den Geist nennt, ist oft nur wieder ein anderer Buchstabe oder, wenn ihm allgemeines Raisonnement, Philosophie genannt, der alleinige Schlüssel zum Verborgenen ist, meist nur ein flatterndes Gespenst, das mit des Tages Nähe verschwindet.

Freilich tritt uns hier die Endlichkeit der menschlichen Natur mit ihren Schranken entgegen, und daher mag es

auch wol kommen, daß die Aufgabe, eine Universaljurisprudenz im Bilde uns vorzuführen, seit Montesquieu, welcher eine Ahnung davon hatte, nicht wieder aufgegriffen worden. Der Verf. hatte zur Ausführung dieser Idee bereits eine Reihe von Jahren hindurch Zurüstungen gemacht, und sein umfassender Geist wäre geschickt gewesen wie selten einer, sie glänzend hinauszuführen; allein widrige Umstände haben ihn genöthigt, diesem Werke für immer seine Thätigkeit zu entziehen. Ob dem Prof. Gans zu Berlin, welcher die Ansicht des Verf. mit seinem lebendigen Geiste glücklich aufgefaßt hat, die Lösung der Aufgabe gelingen wird, muß die Zukunft lehren. *)

In der siebenten und letzten Abhandlung der ersten Abtheilung führt uns der Verf. wieder auf das Gebiet des Staatslebens. Sie erörtert die Frage: „Kann die Gerichtsverfassung eines constitutionnellen Staats durch bloße Verordnungen rechtsgültig geändert werden?" Sie erschien 1830 in Nürnberg ohne den Namen des Verf. und war veranlaßt durch einen im Publicum noch nicht bekannt gewordenen, ernstlichen Schritt des damaligen Ministers des Innern, welcher die Absicht verrieth, die bairische Gerichtsverfassung ohne Concurrenz der Stände neu zu organisiren. Sie blieb, wenngleich von ministerieller Seite nicht ohne Anfechtung, doch ohne Widerlegung und fand bei den 1831 versammelten Ständen und bei Sachverständigen, namentlich bei dem scharfsinnigen Klüber, gebührende Anerkennung. Sie liefert uns den schönen Beweis, daß der Verf. bis in die neuesten Zeiten die Entwickelung des Staatslebens mit Aufmerksamkeit begleitet und mit derselben Lebendigkeit, Wärme und Unerschrockenheit, mit welcher er früher auf die Nothwendigkeit zeitgemäßer Verfassungen hinwies, für Aufrechthaltung der gegebenen zu kämpfen weiß.

Die zweite Abtheilung der vermischten Schriften des trefflichen Mannes enthält zwar auch des Interessanten und Werthvollen Manches, doch behandelt sie nicht so großartige Interessen als die erste. Sie gibt uns unter Nr. VIII als erste Abhandlung eine „Erklärung über meine angeblich geänderte Ueberzeugung in Ansehung der Geschworenengerichte", welche 1819 aus dem „Neuen rheinischen Merkur" besonders abgedruckt in Jena erschien. Der Verf. zeigt darin, daß er seine Ueberzeugung (wie man hier und da geglaubt und selbst in öffentlichen Blättern vielfach und mit großer Bestimmtheit ausgesprochen) keineswegs geändert habe, daß dieselbe aber weder uneingeschränkt für, noch uneingeschränkt gegen das Geschworenengericht laute. Der Verf. unterscheidet nämlich zwischen der Jury als politischer und als juridischer Anstalt. In ersterer Beziehung erkennt er sie als ein kräftiges Schutzmittel der politischen Freiheit an und hält sie für nützlich und nothwendig in allen Staaten, wo es ein so schönes Gut zu schützen gibt, d. h. in allen republikanischen Staaten, worunter er aber auch constitutionnelle Monarchien versteht, in welchen die Gesetzgebung der Nation in Gemeinschaft mit dem Regenten zusteht. Dagegen erklärt er sie für nutz- und zwecklos in allen nicht republikanischen Staaten, wo die Despotie entweder verfassungsgemäß besteht oder verfassungswidrig geltend geworden ist, oder auch versteckt hinter den täuschenden Formen einer bloßen Scheinverfassung ihre Gewalt zu üben vermag. Als strafrechtliche Einrichtung redet der Verf. den Geschworenengerichten aber gar nicht das Wort; er bezieht sich auf die in seinen „Betrachtungen" ausführlich nachgewiesenen Mängel und Unvollkommenheiten, welche dem Institute der Natur der Sache nach ankleben müssen, und folgert aus dem Allen das Endresultat, daß, wo sich die Nation im wirklichen Besitz und Genuß politischer Freiheit befindet, der Schutz dieser Freiheit von so hoher Wichtigkeit sei, daß er die Mängel der Jury in strafrechtlicher Beziehung übertrage, daß aber in allen Staaten, wo die Geschworenengerichte als politisches Institut wirkungslos seien, deren Einführung zu widerrathen, weil hier blos die unvollkommene Seite derselben hervortrete, und daß hier ständige Collegien rechtsgelehrter Richter, unter einer, den Beweis der Schuld nicht zu weit ausdehnenden noch zu eng begrenzenden Gesetzgebung, zum allerwenigsten ebenso nützlich seien als Geschworenengerichte. Diese Abhandlung zeigt uns in dem Verf. ebenso den umsichtig prüfenden, hoch über alle Parteiinteressen erhabenen, in seinen Ansichten höchst klaren, bestimmt und consequent seinen Weg gehenden Gelehrten, als den erfahrenen Geschäftsmann, der sich nicht durch schöne Theorien blenden läßt und nicht durch solche blenden will. Er macht mit Recht darauf aufmerksam, daß, wenn nicht in die Luft oder auf Sand gebaut werden und das Gebäude den Bewohnern und den Bauleuten über den Kopf zusammenstürzen solle, dasselbe nach den individuellen Bedürfnissen eines gegebenen Volks, nicht blos und nicht vorzugsweise nach allgemeinen Theorien einzurichten sei. Er zeigt ferner nur beiläufig, wie groß die Ideenverwirrung in Bezug auf den Streit über die Einführung der Geschworenengerichte sei, und daß man die Frage über die Oeffentlichkeit der Rechtspflege überhaupt weder damit verwechseln, noch das mündliche Verfahren als mit letzterer identisch ansehen müsse, und theilt endlich noch ein paar briefliche, im Jahre 1812 ihm gewordene höchst beachtenswerthe Aeußerungen zweier Franzosen mit, des trefflichen Villers und des damaligen königl. westfälischen Ministers (später französischen Staatsraths) Siméon's, welche sich ebenfalls gegen die Geschworenengerichte aussprechen.

Unter Nr. IX handelt der Verf. „Ueber die obersten Episkopalrechte der protestantischen Kirche". Dieser Aufsatz erschien im Jahre 1823 in Nürnberg und wurde zunächst veranlaßt durch verschiedene Vorfallenheiten in Baiern, wo mehre protestantische Geistliche und geistliche Behörden mit der Behauptung hervorgetreten waren, ein der katholischen Kirche angehöriger Landesfürst sei zugleich in Person oberster Bischof der seiner Staatshoheit untergebenen protestantischen Kirchen. Gegen diese Behauptung tritt der Verf. in dieser Abhandlung auf. Jedoch hat er es, wie er ausdrücklich erklärt, blos mit dem geltenden, anerkann-

*) Er hat den Anfang mit seinem „Erbrecht in weltgeschichtlicher Entwickelung" (3 Bände, Berlin 1828—29) gemacht.

ten, gewissen Rechte zu thun, abgesehen von allen politischen Zeitbetrachtungen. Er will nur bekannte Dinge, ehe der Nebel der Zeit sie verdeckt oder ihre wahre Gestalt verändert, im Interesse der Wahrheit sehenden Augen vorführen. Er entwickelt zuerst, was in Ansehung der Episkopalrechte der protestantischen Kirche bis jetzt als Recht anerkannt war, zeigt dann, daß schon der Natur der Sache nach die Episkopalrechte der protestantischen Kirche von einem katholischen Landesherrn nicht ausgeübt werden können, daß das päpstliche Recht einem katholischen Regenten keine Rechte des eigentlichen Kirchenregiments, selbst nicht über protestantische Kirchen gestatte, daß nach dem unverwerflichen Zeugniß der Geschichte die Episkopalgewalt über protestantische Kirchen blos von protestantischen Regenten erworben, daß der Religionsfriede von 1555 und der westfälische Friede einem katholischen Landesherrn keine Episkopalrechte über seine protestantischen Unterthanen einräumen, daß die seit dem westfälischen Frieden bei Religionsveränderungen eines protestantischen Landesherrn herrschende Staatspraxis keinem katholischen Landesherrn die persönliche Ausübung der protestantischen Episkopalgewalt zugestehe, und endlich, daß auch die neuesten deutschen Staatsgrundgesetze die Rechte der protestantischen Kirche nicht geschmälert haben. Nach diesen ist ihr im Verhältniß zur katholischen Kirche Freiheit und Gleichheit zugestanden, Eigenschaften, welche durch große blutige Opfer errungen sind, die aber verloren gehen würden, wenn der katholische Landesherr über die innern Angelegenheiten der protestantischen Kirche eine bischöfliche Gewalt ausüben würde. Da derselbe als Laie der Kirchengewalt des katholischen Klerus unterworfen, dieser aber vom Papste abhängig ist, so würde der Papst auf diesem Wege zum Oberhaupte der protestantischen Kirche sich erheben können.

Auch die folgende, unter Nr. X enthaltene Abhandlung ist dem Interesse der Kirche gewidmet. Sie führt die Ueberschrift: „Worte des Dr. Martin Luther über christliche Freiheit, sittliche Zucht und Werkheiligkeit", und wurde durch die Presbyterialfehde in Baiern veranlaßt und 1822 zuerst gedruckt. Der Verf. will bei der wichtigen Frage, ob Presbyterien in der evangelisch-lutherischen Kirche mit der äußern Macht sittlicher Zucht über die Mitglieder der Kirche errichtet werden sollen, vor Allem die kräftige Stimme Luther's gehört wissen, damit nicht der unvermeidliche Fall eintrete, entweder daß die presbyterianisch-lutherische Kirche nicht mehr von Luther als die Seinige anerkannt werden könne, oder daß Luther selbst von der durch ihn gestifteten lutherischen Kirche als ausgeschlossen betrachtet werden müsse. Zu diesem Zwecke hat er Luther's Lehre von der christlichen Freiheit aus dessen Werken kürzlich zusammengestellt und mit einigen erläuternden Worten begleitet. Die gegenwärtige Abhandlung zeigt uns den umfassenden Geist des Verfassers und seine Belesenheit und Sachkenntniß auch auf einem Felde, welches seinen Berufsstudien sehr fern liegt.

Unter XI folgt unter der Ueberschrift: „Religionsbeschwerden der Protestanten in Baiern im Jahre 1822", eine Vorstellung, welche von den angesehensten Protestanten der Städte Ansbach, Augsburg, Baireuth, Erlangen und Nürnberg unterzeichnet war und der Ständeversammlung von 1822 überreicht werden sollte, was aber aus Gründen unterblieb. Sie wurde zwar gedruckt, kam aber, auf Veranlassung des Verf. nicht ins Publicum. Ihre jetzige Bekanntmachung ist dadurch veranlaßt, daß Jemand auf indiscrete Weise sie im „Sophronizon" von Paulus (Jahrg. 1830, 1. Heft) hat mit der Bemerkung abdrucken lassen, daß sie das Ergebniß des vereinigten Fleißes zweier Männer sei. Dies wird vom Verf. dahin berichtigt, daß er sie zwar drei sehr angesehenen Herren der protestantischen Geistlichkeit vorgelesen, daß sie aber von diesen ohne Zusatz oder Weglassung eines Wortes in ihrer ursprünglichen Gestalt einstimmig genehmigt sei. Der Zweck der, wie sich solches vom Verf. erwarten läßt, trefflich und gründlich gearbeiteten Vorstellung geht dahin, daß den Protestanten in Baiern die Leitung ihrer sämmtlichen Lehranstalten wieder überlassen, diese wieder in nähere Verbindung mit den kirchlichen Behörden gebracht und endlich unter die oberste Aufsicht des protestantischen Cultministers gestellt werden.

Der letzte Aufsatz der zweiten Abtheilung der vermischten Schriften endlich enthält unter XII die Beantwortung der Frage: „Ist denn wirklich Karl der Große im Jahre 793 von Regensburg aus durch den Altmühlgraben zu Schiff nach Würzburg gefahren?" Er wurde zuerst in dem Jahresbericht des historischen Vereins im Rezatkreise für das Jahr 1830 gedruckt und zeigt uns die Geistesthätigkeit des Verf. von einer neuen Seite. Mit Scharfsinn und Gründlichkeit sucht er die Negation der aufgeworfenen Frage zu beweisen.

Wir scheiden von dem bis hieher durchwanderten reichhaltigen Felde mit vermehrter Hochachtung gegen den Erzeuger der Früchte, von denen wir dem Leser nur einen sehr unvollkommenen Vorschmack geben konnten. Möchten wir ihn dazu veranlaßt haben, sie selbst ganz und vollständig zu kosten und dadurch einen der umfassendsten Köpfe und gediegensten Männer des Vaterlandes kennen gelernt zu haben. 169.

Alexander Duval und Victor Hugo.

Das letzte Drama V. Hugo's, über welches wir bereits berichtet, hat neuerdings zu Zänkereien zwischen den Classikern und Romantikern Anlaß gegeben. Herr A. Duval, Verfasser des Lustspiels: „De la manie d'être quelque chose", will nun einmal mit aller Gewalt in der dramatischen Literatur etwas sein. Arnault, Jouy, Lemercier und die übrigen Meister aus den Zeiten des Kaiserreichs haben sich in ihr Schicksal ergeben. Wie die Fünfhundert am 18. Brumaire vor Bonaparte's Grenadieren aus dem Sitzungssaal geflüchtet, so sind die Verf. von „Artaxerxes", von „Agamemnon", von „Germanicus" sammt ihren Jüngern aus dem Musentempel geflohen vor dem gewaltigen Despoten, der sich des französischen Parnasses bemächtigt, um ihn zu befreien. Sie haben sich das Haupt verhüllt, um das Skandal nicht mit anzusehen, und ertragen im Stillen ihre Schmach. Herr Duval ist hartnäckiger; er will den Lorberkranz, den er so mühsam erworben, so leicht nicht fahren lassen, er klammert sich an die drei großen Tragiker fest, um nicht zu sinken, und merkt nicht, wie seine winzige Gestalt vor

diesen Kolossen zusammenschrumpft, sodaß ihn die Ketten selbst, zu den er sich geflüchtet, verderben.

Kurz vor Aufführung von „Lucrèce Borgia" ließ Herr Duval einen förmlichen Anklageact gegen V. Hugo vertheilen unter dem Titel: „Lettre de M. A. Duval à Monsieur V. Hugo". „Diesen Brief", sagt der „Constitutionnel" (der, im Vorbeigehen sei es bemerkt, unter dem Einflusse des Herrn Jay, dem Verfasser der „Conversion d'un romantique", und anderer rechtgläubigen Literaten redigirt wird), „werden alle Freunde der Nationalliteratur mit Freuden lesen." Sollte man nicht glauben Hugo, Dumas u. A. seien Irokesen? „Die französische Bühne", fährt der „Constitutionnel" weiter fort, „ist dergestalt gesunken, beschimpft, entehrt, daß die Fremden selbst, die sie sonst bewunderten, jetzt nur Mitleiden dafür empfinden. Wem hat man aber die Erniedrigung eurer dramatischen Kunst zu verdanken? Den Engländern und den Deutschen! Die Fremden haben euer Theater verhunzt, ihr sagt es selbst; seitdem Schiller und Shakspeare im Théâtre français ihren Einzug gehalten, findet weder Verstand noch Geschmack mehr Zutritt in das entweihte Heiligthum; ihr braucht euch also vor den Fremden eurer Schmach nicht zu schämen, denn sie ist der Fremden Werk!" Doch es drängt uns endlich zu dem Briefsteller zu gelangen. Ueber seine Lehren wollen wir nicht mit ihm rechten, über diesen Punkt ist man lange einig. Herr Duval hat früher schon den damals verwegenen A. W. Schlegel angepackt, der jetzt so sehr überflügelt ist und kaum noch zum juste milieu gehören würde; dann hat er die Staël angefallen, nun geht es über Hugo her, über die Schauspieler und über das Publicum. Der gute Mann hat eigentlich nichts Geringeres im Sinne, als Herrn Hugo zu bekehren, ihm den Abgrund zu zeigen, der ihn zu verschlingen droht. Herr Hugo hat bis jetzt das entsetzliche Unglück gehabt, Dramen auf die Bühne zu bringen, die die wichtigen politischen Begebenheiten übertäubten und mehre Monate lang ununterbrochen jeden Abend bei vollem Hause gegeben wurden; das möchte ihm Herr Duval gern abgewöhnen: „Comme rien n'a justifié vos nouvelles doctrines, comme on ne doit, classiquement parlant, à vos nouvelles musés que des ouvrages indignes de l'attention publique, j'ai du profiter de ce moment d'anarchie et d'aveuglement pour soulever le bandeau qui semble encore s'épaissir sur vos yeux, et pour vous offrir les conseils d'un vieillard dont le travail et l'expérience ne peuvent être contestés." Sodann wirft er ihm vor, daß er, V. Hugo nämlich, sich des ganzen Saals bemächtige, um die Logen und Hallen nur seinen Freunden und Bekannten zu verkaufen, er schaffe sich ein Publicum intrépide pour applaudir des absurdités; bei den Vorstellungen seiner Dramen sehe man sich von schreckenverbreitenden Menschen umringt, die ihn, Herrn Duval, mit dem Schimpfwort épicier angefallen, die ihn perruque, fossile geheißen und Wuth- und Mordgeschrei ausgestoßen. So arg ist es denn doch nicht; aber wahr ist es, daß V. Hugo seine Dramen immer mit einer tüchtigen Reserve von Freunden und Klatschern vorrücken läßt; dazu haben ihn die Gegner gezwungen, ohne diese Hülfstruppen hätte der junge Dichter beim ersten Versuche unterlegen. Zuletzt bietet der Akademiker seinem Gegner Rath und Beistand an; er sei zwar kein großer Meister, besitze aber, dem Urtheil aller Literaten zufolge, die Kunst, ein Stück wohl zu zimmern (charpenter), und er würde sich immer ein Vergnügen daraus machen, Jedem, der ihn darum bitten würde, seine Rathschläge angedeihen zu lassen. Der akademische Zimmermann will sich dazu verstehen, V. Hugo als Gesellen in seine Werkstätte zu nehmen! Es wäre wahrlich verlorene Mühe: dieser ungeschickte Geselle ist schon zu lange gewohnt, über die Schnur zu hauen. Auch die Regierung weist Herr Duval zurecht und ermahnt sie, fernerhin keine Subvention einem Theater angedeihen zu lassen, das den Barbaren in die Hände gefallen wäre: der Vandalismus soll nicht auf Kosten des Staats gefüttert werden; wollt ihr meine Stücke nicht spielen, so sehe ich gar nicht ein, warum die Civilliste euch unterstützen soll. Darauf geht ungefähr hinaus, was Herr Duval über die dummen Komödianten der Straße Richelieu sagt. Herr Duval hat der Sache, die er beschützet, einen wichtigen Dienst geleistet: die literarische Welt mußte den Romantikern höchst dankbar sein, wenn sie auch weiter nichts gethan hätten als die Kunst aus der Gefangenschaft dieser Verschnittenen zu befreien. 145.

Literarische Notizen.

Zu den neuerdings schreibenden Reisenden verständigster Art ist unstreitig der Verfasser von „Di varie società e istituzioni di beneficenza in Londra 1828" (2 Bde., Lugano 1832), ein Signor Arrivabene aus Mailand, zu zählen, dessen Schrift wir mit vielem Rechte empfehlen mögen. Unter Anderm sagt er darin: „Das Elend der Arbeiter in den Städten ist in England zu Zeiten gewiß sehr groß, unbezweifelt sind auch die Landleute oft schwer von Mangel bedrückt; man muß sich aber bei dessen Schilderung wohl vor Uebertreibung hüten und mehr auf Thatsachen sehen, als der Einbildungskraft freien Spielraum gewähren. Ein Fremder, der nach England kommt, und dessen Seele voller Fabeln ist, die er von dem unermeßlichen Elende eines großen Theiles des Volkes, von dem beunruhigenden Zuwachse der Armen erzählen hörte und las, fragt, wenn er auf seinen Wanderungen keineswegs eine so große Anzahl Hülfsbedürftiger gewahrt, natürlicherweise, wo eigentlich die erwarteten Scharen Bettler verborgen seien. Da wird man ihm denn in der Regel auf dem Lande niedliche Hütten mit Glasfenstern zeigen, deren Wände von Fruchtbäumen und Blumen umgeben sind, in deren Innern Betten mit Vorhängen, nicht selten eine Uhr, ein Teppich und die nothwendigsten Geräthe wahrzunehmen sind; er wird die Bewohner warm gekleidet, mit Schuhen und Strümpfen ausgestattet, feines Weizenbrot verzehren sehen, und man wird ihm sagen, daß diese Leute von ihrer Gemeine unterhalten werden. Sie machen ein gut Theil der englischen Armuth aus." Von Dem, was dieser Reisende über die Obhut der Armen im Allgemeinen äußert, dürfte Manches wol beachtenswerth sein.

Ein anderer Reisender in England, dessen „Osservazioni semi-serie di un esule sull' Inghilterra" (Graf Pecchio, der bekannte Biograph Ugo Foscolo's) (Lugano 1831), daselbst viel Lob geerntet haben, gibt eine interessante Zusammenstellung der 1823 in London anwesenden ausgezeichneten Fremden, wie folgt: „London war damals mit Verbannten aller Art aus allen Ländern angefüllt. Constitutionnelle, die das Einkammersystem vertreten, Andere für das Zweikammersystem, Andere für die französische Verfassung, Andere für die spanische, Einige für die amerikanische, Generale, abgesetzte Präsidenten von Republiken, Präsidenten von Kammern, die mit dem Bayonnet aufgelöst worden waren, Präsidenten der mit Kanonen auseinander getriebenen Cortes, die Witwe des schwarzen Kaisers Christoph, die zwei Prinzessinnen ihre Töchter, die schwärzesten Negerinnen von legitimem Königsblute, Iturbide, der entthronte Kaiser von Mexico, und ein Schwarm Journalisten, Poeten und Gelehrten. London war das Elysium, ein Satiriker würde sagen das Botany-Bay, berühmter Männer und verdorbener Helden. Wie groß mußte Derjenigen Erstaunen sein, der einmal das neapolitanische Parlament, oder den madrider Cortessaal, oder den lissaboner gesehen hatte, in der italienischen Oper in London den General Pepe, den General Mina, die Redner Argueles und Galiano, den Präsidenten Isturitz, Moura u. A. wiederzufinden, wie sie im Gedränge gegen die Gesandten der Mächte rannten, die sie verurtheilt hatten. Das londoner Opernhaus erinnerte mich mehr als einmal an Ariosto's bezauberten Pallast, in dem so viele feindliche und befreundete Ritter einer nach dem andern die Treppen auf- und niederstiegen, ohne im Stande zu sein, zu kämpfen oder zu entfliehen." 153.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonntag, — Nr. 132. — 12. Mai 1833.

Briefe an den Herausgeber über den Anschluß Sachsens an den preußisch-bairischen Zollverband.

Fünfter Brief.*)

Ich bin, wie ich schon in einem meiner frühern Briefe äußerte, mit der leipziger Vorstellung darin vollkommen einig: daß der Handel sich um so besser befindet, je weniger er durch Zolllinien umstellt und durch Steuern belastet ist. Dennoch scheint mir die vorliegende Hauptfrage in ein ganz falsches Licht gestellt zu sein, weil jener Aufsatz für den nicht genauer Unterrichteten durch seinen Gesammtinhalt den Glauben erweckt, oder zu erwecken sucht: Preußen leugne jene theoretische Wahrheit, und Sachsen stehe die Wahl frei, zwischen einem ganz unbeschränkten Handel und dem unvollkommenen und lästigen Systeme seiner Nachbarn. Vielmehr ist Preußen nicht dabei stehen geblieben, jenes freiere Handelssystem theoretisch als wahr anzuerkennen, sondern hat es so weit als möglich (und weiter als England, Frankreich, Oestreich, Rußland u. s. w.) ins Leben gerufen. Während in den letztgenannten Ländern sich nur Stimmen einzelner Schriftsteller ohne allen Erfolg hören lassen und von den Praktikern als thöricht bezeichnet werden, haben die preußischen Staatsmänner (so Motz, Maaßen, Beuth u. A.) die echte Theorie für ausführbar erklärt und sich nach des Königs Befehl und unter seinem kräftigen Schutze dem Ziele so weit genähert, als es die Verhältnisse in dem gegebenen Augenblicke irgend erlauben. Verwirft aber Jemand das bis jetzt Bezweckte und Erreichte, weil nicht alle Zölle und Handelssteuern aufgehoben wurden, so versteht er das Ausführbare nicht vom Unmöglichen zu unterscheiden und wird durch dieselbe Theorie widerlegt, auf welche er sich beruft. Denn sie erweist ebenfalls, daß kein Staat ohne Ausgaben bestehen kann, und man diese nicht durch irgend eine einzelne Steuer (wie die Physiokraten wollten) zu decken im Stande ist; sie erweist, daß bei steigender Cultur und erhöhtem Verkehr die Zölle und indirecten Steuern eine immer größere Rolle spielen müssen. Ja, könnte auch ein Land derselben entbehren, so müßte es bei den Steuersystemen aller übrigen Staaten doch gewisse Schutzmaßregeln hinsichtlich der Zölle und Verbrauchssteuern ergreifen. Mithin ist unsere Aufgabe: die Lehre von der heilsamen Handelsfreiheit mit der Lehre von der finanziellen Erhaltung des Staats zu vermitteln und auszusöhnen, nicht aber den Knoten irgendwie zu zerschneiden.

Sachsen kann sich den großen, das Prohibitivsystem festhaltenden Staaten nicht anschließen; es soll (behaupten unsere Gegner) dem preußisch-bairischen Verbande nicht beitreten. Was aber heißt dies anders, als die dargebotene Vermittelung zurückweisen, den Weg allmäliger Verbesserung nicht mitgehen, sich undeutsch in Deutschland vereinzeln und durch den leeren, verkehrten Gedanken*) einer mercantilischen Allgenugsamkeit täuschen. So wenig ein vereinzeltes Deutschland die politische Freiheit erwerben und behaupten kann, so wenig die Handelsfreiheit; erst durch Vereinigung, Zutrauen und Ausdauer werden wir stark und mächtig.

Zu Grunde richten kann und wird sich aber jedes deutsche Land, welches die Foderungen der Zeit zurückweist und aus Vorliebe für alte Verhältnisse die neuen unausweichbaren nicht sehen will oder sie verkennt. In Wahrheit ist ja von Anschließen für Sachsen kaum noch die Rede; tritt es dem deutschen Bunde nicht bei, will es nicht (wie einst bei Gründung religiöser Freiheit) Chorführer sein, so wird es ausgeschlossen und eingeschlossen. Man darf nur einen Blick auf die Karte werfen, um sich zu überzeugen, in welche unglückliche Lage Sachsen kommen müßte, wenn es ganz von Zollinien umstellt würde. Angenommen aber, man ließe alle Waaren ungestört und ohne Steuer aus allen Theilen der Welt in Sachsen hinein, wie sollen sie denn wieder hinauskommen, wohin will man sie denn absetzen? Der Schmuggler mag alsdann zu gewinnen hoffen, der redliche Kaufmann sieht keinen Ausweg; in Wahrheit gehen zuletzt Beide zu Grunde.

In ähnlicher Täuschung begriffen, meinten einige Anhaltiner, das Städtchen Roslau an der Elbe solle der neue Sitz des Welthandels werden; als wenn Preußen durch den liberalen Elbschiffahrtsvertrag verpflichtet gewesen wäre, die Schmuggelei mitten in seinen Staaten in ungeheuer vergrößertem Maßstabe zu dulden. Sobald sich aus den Einfuhrregistern ergab, daß in Köthen jede Seele

*) Vgl. Nr. 125 und 129 d. Bl. D. Red.

*) Man sehe, was der Freiherr von Stein in seinen Briefen an Herrn von Gagern wider das thörichte Vereinzelungssystem höchst Beherzigenswerthes ausspricht.

(oder jeder Leib) unter Anderm angeblich 30 mal so viel Wein trank, so viel Purgirmittel verbrauchte u. s. w. als ein Preuße, ging die medicinische Polizei mit der finanziellen Hand in Hand, und es fehlte nicht an Mitteln, diesen Misbräuchen ein Ende zu machen. Anhalt freut sich jetzt des Anschlusses an Preußen, und jeder Vernünftige sieht ein, daß eine längere Umstellung des Ländchens dasselbe zu Grunde gerichtet hätte.

„Könnte Preußen (sagt die leipziger Vorstellung) auch wagen, Zwangsmaßregeln solcher Art vorzukehren, so würde Sachsen doch nicht ohne Schutz und Bundesgenossen dastehen; und in jedem Falle ist es ehrenvoller, den Kampf für das Recht zu wagen, als in zuvorkommender Nachgiebigkeit sich zu unterwerfen." Das klingt allerdings groß und würdig, und doch sind es nur Worte, Worte (verba, praetereaque nihil)! Wer sind denn die schützenden Bundesgenossen Sachsens? Doch nicht die übrigen Deutschen, von denen es sich lossagen will? Oder die Oestreicher, Franzosen, Engländer, Russen, welche, wenn sie das preußische Zollsystem endlich einmal kennen lernten, nur daran aussetzen könnten, es sei gegen die Nachbarn (also auch gegen Sachsen) viel zu milde und liberal? Von einem eigentlichen Kampfe kann und wird also nicht die Rede sein, er müßte denn zwischen einigen Zollwächtern und Schmugglern eintreten. Dagegen wäre einem Könige gegenüber, der in ganz Europa den verdienten Ruf hat, der gerechteste zu sein, das Recht eine solche unwiderstehliche Macht, daß es keines Kampfes und keiner schützenden Bundesgenossen für Sachsen bedürfte.

Worin besteht denn aber dies hier so preislich angerufene Recht Sachsens? Hat es denn ein Recht vorzuschreiben, wie Preußen sein Zollsystem einrichten soll? Hat es ein Recht zu verhindern, daß wir unsere Grenzen besetzen? Könnte es sich beschweren, wenn wir das alte Contrebandesystem herstellten? Sind wir verpflichtet, seine Producte und Fabrikate einzulassen und zu kaufen?

Preußen hat das Recht seiner Nachbarstaaten nicht verletzt und wird es nicht verletzen; ja, es ist hier überhaupt nicht vom eigentlichen Rechte die Rede, sondern von Maßregeln, über welche es Niemanden Rechenschaft schuldig ist. Diese Maßregeln müssen aber (wenn Sachsen den Beitritt verweigert) ihm nothwendig Schaden bringen. Die wahre Ehre geht hier mit der Klugheit und dem Vortheile Hand in Hand; sie gebieten gleichmäßig, daß Deutschland zum Nutzen, nicht des Einen oder des Andern, sondern aller Theilnehmer ein großes Handels- und Zollsystem bilde.

Sechster Brief.

Manche, welche den von mir aufgestellten Behauptungen widersprechen, empfehlen einen norddeutschen, mitteldeutschen, süddeutschen u. s. w. Handelsverein. Pläne solcher Art, welche Deutschland zerstückeln, es feindselig einander entgegenstellen, sind, trotz alles darüber verbreiteten falschen Glanzes so unverständig und unheilbringend als früher in der Politik die Demarcationslinie und der Rheinbund. Die hannöverischen Anträge insbesondere sind in der „Allgemeinen Zeitung", 1832, Nr. 312, in wenigen Sätzen so kurz und bündig gewürdigt und mit den preußischen verglichen worden, daß ich nicht umhin kann, sie hier aufzunehmen. „Jene Anträge wollen: daß 1) jeder deutsche Staat seine Eingangsabgaben beibehalte und die Verkehr hemmenden Zollinien zwischen den einzelnen deutschen Staaten bestehen bleiben; daß 2) bei dem Durchgang durch einen deutschen Staat, in oder aus einem andern deutschen Staat fortwährend ein Durchgangszoll erhoben werde, welcher jedoch nach billigen Grundsätzen fest bestimmt werden soll, und daß es 3) in Berathung genommen werde, ob vielleicht eignen deutschen Erzeugnissen gegenwärtig freier Zugang gestattet werden könne."

„Die in Deutschland bestehenden Zollvereine, der preußisch-hessische ebensowol wie der bairisch-würtembergische wollen dagegen, daß 1) die zwischen den einzelnen deutschen Staaten bestehenden Zolllinien aufgehoben werden und in und durch Deutschland ein völlig freier Verkehr stattfinde; daß 2) bei dem Durchgang durch die deutschen Staaten oder aus denselben gar kein Durchgangszoll erhoben werde, sondern die Durchfuhr frei sei, und daß 3) der freie Verkehr zwischen allen deutschen Staaten sich nicht auf einzelne, in Folge besonderer Gestattung zugelassene eigne Erzeugnisse beschränke, sondern sich auf in- und ausländische Gegenstände ausdehne."

„Welcher dieser Wege zum Gedeihen des Handels und Verkehrs in Deutschland der geeignete ist und zur Wohlfahrt Deutschlands am sichersten hinführt, dieses wird sich aus obiger Gegenüberstellung der beiderseitigen Zwecke von selbst ergeben und beurtheilen lassen."

In gleichem Sinne sagt Stüve in seinem trefflichen Buche „Ueber die Lage des Königreichs Hanover" (S. 83 und 178): „Die Versuche Preußens im Jahre 1828, einen Zollverein zu Stande zu bringen, wurden zurückgewiesen, theils aus politischen Gründen, theils weil man das Uebergewicht der preußischen Gewerbe fürchtete. Man schloß den mitteldeutschen Handelsverein, der, lediglich den Durchfuhrhandel berücksichtigend, keinen Zweck haben konnte als den, einen höchst fehlerhaften statum quo noch für einige Jahre zu sichern, die Uebel desselben zu vermehren und die Abhülfe durch Vereinigung zu erschweren. — Hanover darf niemals vergessen, daß es im deutschen Staat ist, daß es nur in und durch Deutschland besteht; daß sein Wohlstand nur durch die engste Verbindung, durch Einheit mit Deutschland gesichert werden kann, und daß seine Verfassung es vor Allem mit Deutschland verbinden soll."

Hanover würde unpatriotisch und undeutsch handeln, wenn es dem großen deutschen Handelsvereine überall Schwierigkeiten in den Weg legte und auf dem Kleinlichen und Ungenügenden beständе, statt aus allen Kräften das Umfassende zu befördern. Es dürfte durch dieses Unterwerfen unter fremde, unverständige oder eigennützige Handelsabsichten *) noch nicht einmal erreichen, daß zu

*) Von höherm Standpunkte aus betrachtet, hat England das höchste Interesse, dafür zu wirken, daß Deutschland einig und mächtig sei und bleibe; nur untergeordnete Rücksichten können in entgegengesetzte Irrthümer führen.

seinem Besten in England auch nur ein einziger Zollsatz geändert würde. Von dem Inselstaate zurückgewiesen, nach Deutschland hin bei längerm Zögern immer enger beschränkt, muß das ohnehin nicht reiche Land täglich (wie Stüve mit Recht weissagt) Rückschritte machen und Noth und Unzufriedenheit daselbst wachsen.

Wie darf ich aber hier als Splitterrichter auftreten, da die leipziger Vorstellung den Balken im Auge nachzuweisen sucht, indem sie sagt: „Preußen schließt keinen Handelsplatz von Bedeutung in seinen Grenzen ein und hat Plätze, die ehedem (wie Danzig, Elbing u. a.) einen großartigen Handel betrieben, zu dem Range unbedeutender Plätze erniedrigt.“ Ich sehe nicht ein, wie der aus tausend Gründen abzuleitende Umstand, daß in Preußen keine einzelne überaus wichtige Handelsstadt liegt, den Tadel unsers Zoll- und Steuersystems irgend rechtfertigen kann; sonst hätten die Anhänger des Prohibitivsystems auch Recht, die Größe von London, Bordeaux, Marseille u. s. w. aus dem letzten abzuleiten.

Was nun aber Danzig, Elbing, Königsberg, Memel und einige andere Städte anbetrifft, so beruhte die frühere Blüte des Handels in denselben wesentlich darauf, daß sie ehemals nicht blos die rohen Producte von Preußen, sondern vornehmlich von den weiten und fruchtbaren Länderstrecken Polens und Rußlands aufwärts der Weichsel und des Niemen unter den vortheilhaftesten Bedingungen aus dem innern Lande bezogen, seewärts mit großem Gewinn absetzten und umgekehrt die Producenten nicht mit Gelde, sondern wiederum mit seewärts bezogenen Waaren befriedigten, wobei nochmals beträchtlich gewonnen wurde. Getreide, Hanf, Lein und Holz waren die Hauptartikel des innern Handels und der Ausfuhr. Colonialwaaren, Wein und Fabrikate jeder Art machten hingegen die Einfuhr aus und dienten zur Bezahlung der polnischen und russischen Producenten. Mithin war dies eine Art von Monopolhandel, welchen die natürliche Lage der Länder und der Ausfluß der Ströme verliehen hatten. Die Prohibitiv- und Sperrsysteme der überseeischen Länder, vorzüglich Englands und Frankreichs, nach der einen, Rußlands und Polens nach der andern Seite, wirkten in den neuern Zeiten auf gänzliche Untergrabung eines solchen Handels hin. Nur die Entwickelung der Industrie in Ost- und Westpreußen, erhöhte Production, Fabrikation und Consumtion, und ein entsprechender neuer Schwung der Handelsthätigkeiten in den genannten Städten kann diese wieder heben und zu frischer Blüte emportreiben. So liefert das kleine Städtchen Braunsberg in den letzten Jahren den Beweis, daß schon in Wolle, Garn und Leinwand aus Preußen sehr bedeutende, auf die Entwickelung einheimischer Industrie überaus günstig wirkende Geschäfte nach den entferntesten Ländern gemacht werden können.

Das preußische Zoll- und Steuersystem hat den genannten Städten in keiner Hinsicht irgend einen Schaden zugefügt. Nur über Rußlands, Englands und Frankreichs Maßregeln jammern Diejenigen, welche die frühere goldene und so bequeme Zeit nicht vergessen können und sich ungern zu neuen schwierigen Unternehmungen entschließen mögen.

(Der Beschluß folgt.)

Der Lügenkaiser. Seltsamliche, wunderbare, abenteuerliche und dennoch wahrhaftige Schicksale des Herrn von Münchhausen II. (jun.), würdigen Nachkommen des weiland berühmten Erb- und Gerichtsherrn gleiches Namens. Nach aufgefundenen Papieren bearbeitet und herausgegeben durch L. von Alvensleben (G. Sellen). Zwei Bändchen mit Abbildungen. Erstes Bändchen. Meißen, Goedsche. Gedruckt in diesem Jahre. 8. 1 Thlr. 4 Gr.

Schlechte Lügen, schlechte Witze, schlechte Frivolität, schlechter Geschmack — das ist das Beste, was sich von diesem Büchlein sagen läßt; ein Abdruck der alten Münchhauseniana hätte mehr Verdienst und dürfte auf ein bestimmtes Publicum rechnen, das bei Bier und Branntwein einmal eine feiste Lüge und eine abnorme Zote mit hinunterspült und gewiß sein kann, daß der darauf gegossene Branntwein sie schon dämpfen wird. Schon die Einleitung von gegenwärtiger abgeschwächter, aber keineswegs deshalb in eine höhere Sphäre gehobener Lügengeschichte ist matt und fade. Wer lügen will, spanne alle Segel. Der Verf. läßt seinen Helden die Geschichte seines Lebens schon im Mutterleibe beginnen; selbst von seiner Zeugung spricht er in schlaffer Gemeinheit. Eine energische Zote kann noch, auch wenn der Witz, der Satyr der Sünde, fehlt, durch das Aufgebot der Energie interessiren; hier ist Wäsche ohne Lauge. Der junge Satan weiß dann als Fötus schon mancherlei zu erzählen, bis es in seiner Klause ihn anwidert und nach ungestümem Kratzen mit den Nägeln ihm das Licht der Welt eröffnet wird. Bei seinem Eintritt in die Welt begrüßt er seine Frau Mutter mit einem „guten Morgen“, worüber diese gar sehr erschrickt. Geistig bald erwachsen, wird er schnell Student und macht die gewohnten Streiche meist ohne Folie mit. Unter die Seltsamlichkeiten, die ihm aufstoßen, gehört der unmäßige Trinker, der nie betrunken wird. Das Geheimniß des Mannes beruht darin, daß er, früher trepanirt, einen silbernen Schädel trägt, den er zur Auslüftung und Ausdüstung des Weingeistes von Zeit zu Zeit in die Höhe schiebt, wenn ihm der Kopf zu warm und voll zu werden beginnt. Sellen's nüchterner Münchhausen streckt ihm einen brennenden Fidibus in den offenen Kopf, wobei der trepanirte Mensch bald verbrannt wäre. Ein anderes Stückchen präsentirt der Studiosus Münchhausen selber, indem er, um den Kameraden zu beweisen, daß seine Liebe zur Auserkorenen die glühendste von der Welt sei, mit einem Brennglase die heißen Liebesstrahlen seines Herzens auffängt und sich auf diese Weise eine Pfeife Taback anzündet. Alsbald zieht er nach Göttingen, wo er Vorlesungen hält, nicht blos vor Studenten, sondern auch vor Damen, letztern besonders Privatissima, bis der böse Leumund, er habe es in der Experimentalphysik zu weit gebracht, ihn von dannen treibt. Darauf macht er seine Expeditionen zur See auf einem Wallfische u. s. w. Sodann wird er Soldat; die Geschichte vom Halbiren des ganzen Kerls durch einen Säbelhieb erinnert an des alten Münchhausen's zusammenschlagenden Thorflügel, der dem Pferde den Hintertheil fortnimmt, worauf dieses trotzdem mit seiner Vorderhälfte weitertrabt. Sellen's mattherzige Erfindung von Lügen hätte durch eine witzige, pointirte Diction einigermaßen verdeckt werden sollen; allein bei aller Anstrengung, Witz aufzubringen, bleibt es beim Conat! So geht's, wenn einer mit Gewalt witzig sein will, ohne einen Stachel, einen Stift zum Graviren, geschweige die Tusche zum Färben zu besitzen. Witz ist ein krauses, kitzliches Ding und nicht Jedermanns Sache. Mancher hat einen Stachel, aber blos den Stachel, und, um Tunke verlegen, ritzt er sich in die Ader und schreibt mit dem eignen

Blute. Wisse sich Hr. Sellen eine Ader auf, er würde doch nicht witzig schreiben, denn er scheint weißen, kalten Würmersaft statt rothen Blutes zu haben. It is not in the power of every one to taste humour, however he may wish it — it is the gift of God — sagt Meister Sterne. 131.

Aus Italien.

Für die Geschichte des eigentlichen Griechenlands im Mittelalter, die durch Zinkeisen's geistreiche Erörterungen man im zweiten Bande seines Werkes zum ersten Male ganz befriedigend auseinandergesetzt zu sehen hoffen darf, hat P. L. Datta in seiner „Storia de' principi di Savoja del ramo di Acaja, signori del Piemonte dal 1294 al 1418" (2 Bde., Turin 1832) einen nicht uninteressanten Beitrag gegeben; jeder, auch ein minder bedeutender, für die Aufhellung so dunkler Verhältnisse wäre dankenswerth; ein auf sorgfältig geprüften Urkunden beruhender muß es doppelt sein. Der Titel: Fürsten von Achaja, kam durch Isabella von Ville Hardouin zum Hause Savoyen, indem sie seit ihrer Vermählung mit Philipp von Savoyen zu Rom im Februar 1301 ihren Gemahl vermochte, diesen Titel anzunehmen und sich selbst vom Herzoge von Tarent, dem Sohne Karl's von Anjou, Königs von Sicilien, damit belehnen zu lassen. Isabella sah dieses Fürstenthum Achaja als ihre Aussteuer an; doch schon durch ihren Vater war sie verloren gegangen und weder Philipp noch die vier Regenten, welche ihm in der Herrschaft von Piemont folgten, dachten darauf, sich bei den Ungläubigen sie zu holen. Doch behielt man den Titel bei, wenn auch kein Zollbreit Landes den Herren von Piemont gehörte; und als nach dem Tode des Fürsten Amadeus VII. das Land an Ludwig, seinen Bruder, kam, der, wie jener, ohne rechtmäßige Nachkommenschaft starb, fiel Piemont an Savoyen heim, wo man nicht für gut fand, den leeren Titel ferner beizubehalten. Datta beschreibt die Begebenheiten der piemontesischen Fürsten, welche jenen Titel führten, mit Sorgfalt und Ruhe und bringt in dem Urkundenbuche, das den ganzen zweiten Band einnimmt, Notizen bei, die anderweiten Untersuchungen zu Gute kommen werden.

Ueber die berühmten Bauwerke von Pisa, seinen Dom, sein Taufhaus und seinen schiefhängenden Thurm ist im J. 1831 zu Pisa ein Werk erschienen („Le fabbriche principali di Pisa ed alcune vedute della stessa città intagliate da Ranieri Grassi, incisore pisano"), das in dem ziemlich genau gearbeiteten historischen und architektonischen Erklärungen aufs Neue darthut, daß der hängende Thurm mit Absicht schief vollends ausgebaut wurde. Aufs genauste ist dieses durch die Prüfung der einzelnen Theile nachgewiesen, und überhaupt verdient das mit ausreichenden, wenn auch nicht prächtigen Kupfern ausgestattete Werk bei seinem mäßigen Preise (32 Lire) und dem tüchtigen Texte Empfehlung.

Ravenna erhielt im J. 1827 einen Zeichnenlehrer, Ignazio Sarti aus Bologna, der zunächst die Bestimmung hatte, den Lehrlingen der Gewerbetreibenden Unterricht zu ertheilen. Die Theilnahme, die dieser Unterricht fand, bestimmte den Vicelegaten Monsignor Lavinio de Medici Spada, beim Cardinal Rivarola, damals Legaten der Provinz, darauf anzutragen, daß dieser Unterricht zu einer förmlichen Kunstschule (Accademia delle belle arti) erweitert würde. Jene Provinzen der päpstlichen Staaten klagten grade damals über so viele Vernachlässigungen, daß ein so kleiner Ersatz wol billig schien. Mit Zuziehung der Schulcommission (deputati del collegio) ward der Plan entworfen, der im Voraus genehmigt war, ein altes Local für sie eingerichtet und durch die freiwilligen Beiträge der Einwohner mit Lehrmitteln versorgt. Schon im J. 1830 konnte eine Preisvertheilung an die Schüler stattfinden, denen dadurch der Anspruch auf eine Unterstützung zu einem zweijährigen Aufenthalte in Rom zu Theil wird. Mit richtiger Erwägung hat man bei allen Studienclassen vorzugsweise die Anwendung der Künste auf das Gewerbliche im Auge. Eine kleine Schrift: „Intorno alla fondazione dell' accademia di belle arti in Ravenna e ad un suo regolamento d'istruzione. Lettere due del conte *Alessandro Cappi*, segretario di detta accademia" (Ravenna 1831), mit Kupfern, gibt von allen innern Einrichtungen Nachricht, und eine andere: „Solenne distribuzione de' premj ed esposizione del anno 1831 nell' accademia provinciale di belle arti in Ravenna" (Ravenna 1832), verdient bei allen Sammlern für Kunstgeschichte Beachtung. Nach einer löblichen, in Italien allgemein verbreiteten Sitte hat Graf Cappi den Anlaß der Preisaustheilung an die Zöglinge im J. 1831 benutzt, einen Punkt der Kunstgeschichte zu erörtern und diesmal das Andenken eines Landsmannes, des ravennatischen Malers Lucas Longhi, gegen Vasari's Verunglimpfungen zu rechtfertigen versucht. Werke dieses alten Meisters, die von der Gemeinde der Pinakothek der Akademie waren geschenkt worden, gaben seinen Worten doppelte Beglaubigung und thaten aufs Neue dar, was man auch sonst schon hinreichend wußte, daß Meister Giorgio nur zu oft sich von persönlichen Befangenheiten in seinem Urtheile leiten ließ.

Mit einiger Erwartung sahen die Freunde der classischen Erinnerungen der von Rampoldi angekündigten „Corografia dell' Italia" entgegen, weil sie darin glaubten mit gehöriger Sichtung zusammengestellt zu finden, was mit den Hülfsmitteln, die der Aufenthalt im Lande an die Hand gibt, sich über jeden einzelnen Ort anführen ließe. Aber die ersten Hefte haben dieser Hoffnung nicht entsprochen. Der Verf., sonst wegen seiner Genauigkeit durch seine „Annali muselmanni" vortheilhaft bekannt, scheint nicht auf die rechten Quellen getroffen zu sein; unmöglich könnten sonst die ersten beiden blos bis Assa reichenden Hefte (Mailand 1832) schon zu so vielen begründeten Ausstellungen Gelegenheit geben.

So zweifelhaft ist unsere Zeit, daß, wenn irgendwo ein tüchtiges Bild mit einem berühmten Meisternamen aus der Dunkelheit auftaucht, gleich der Kopfschüttelnden mehr herumstehen als der Gläubigen. Hr. v. Rumohr weiß davon zu erzählen. Auch sein Ansehen hat dem Namen Rafael nur bei Wenigen Eingang verschafft, als er damit mehre Bilder des berliner Museums taufte. Dasselbe erfährt jetzt der elegante Abbate Melchior Missirini, der ein Bild, im Besitze des Herrn Luigi Fineschi (wo, ist nicht angegeben), auf dem der Engel der Hoffnung dargestellt ist, für ein Werk des Leonardo da Vinci auszugeben sich abmüht. Als einige Gewähr seiner Benennung kann er nur das Zeugniß mehrer ausgezeichneten Künstler anführen, nicht bedenkend, daß die nur zu oft schon sich geirrt haben.

Wie so viele seiner Vorgänger ist auch der gegenwärtige Papst Gregor XVI. Schriftsteller. Ein prächtiger Abdruck seiner schon im J. 1799 zu Rom unter dem Titel: „Il trionfo della santa sede e della chiesa contro gli assalti de' novatori, combattuti e respinti colle stesse loro armi", erschienenen Schrift ist jetzt in Venedig in dreierlei Format, die Folioausgabe dem Papste selbst gewidmet, wieder abgedruckt worden („Opera di D. Mauro Cappellari, monaco camaldolese, ora Gregorio XVI. sommo pontefice", Venedig 1832), und das Werk ist sicher, jetzt auch in protestantischen Ländern Aufmerksamkeit zu erregen, da es außer einem „Discorso sulla immutabilità del governo della chiesa", auch noch einen „Trattato sopra la infallibilità pontificia" enthält, der jetzt zu manchen Betrachtungen Anlaß geben kann. *) 27.

*) Ueber eine deutsche Uebersetzung dieses Werkes berichten wir nächstens. D. Red.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Montag, — Nr. 133. — 13. Mai 1833.

Briefe an den Herausgeber über den Anschluß Sachsens an den preußisch-bairischen Zollverband.

(Beschluß aus Nr. 132.)

Siebenter und letzter Brief.

Ich fürchte, mein verehrter Freund, Sie werden finden, daß ich mich in meinen eiligst geschriebenen und abgeschickten Briefen sehr wiederhole. Ich will mich nicht damit entschuldigen, daß man (nützlicher als das Catonische: Carthaginem esse delendam) den Deutschen gewisse Dinge nicht oft und ernstlich genug ans Herz legen kann, sondern nur noch einiges Einzelne berühren und dann schließen.

Aus dem Gesagten geht meines Erachtens bereits hervor: erstens, daß Sachsens Handel bei den obwaltenden Verhältnissen durch sein Anschließen an einen deutschen Handelsbund nicht beschränkt, sondern von bevorstehenden Beschränkungen errettet werde; zweitens, daß Preußens Zollsystem nicht zum Nachtheil der Nationalwohlfahrt aufgestellt und erhalten werde, sondern dem der übrigen großen Staaten schon deshalb vorzuziehen sei, weil es nicht das eigennützige Monopol, sondern den freien, oder doch möglichst wenig beschränkten Handel als letztes anzustrebendes Ziel aufstellt; drittens, daß kein Gegenstand des Handels dadurch verschwunden ist, sondern Handel und Verkehr im Allgemeinen (wie z. B. Ferber's Werk aus unzweifelhaften Quellen erweist) sich trotz der unentbehrlichen Steuer ungemein vermehrt haben.

Ein noch nicht berührter Punkt, welcher öffentlich und insgeheim wol die meiste Sorge macht und den lebhaftesten Widerspruch hervortreibt, ist gewiß der, daß man fürchtet, das Anschließen führe zu neuen Steuern, wodurch die Preise genau im Verhältniß eben dieser neuen Abgaben steigen und die Ausgaben jedes Einzelnen sich ungemein erhöhen müßten. Hierüber und hiergegen ist gar mancherlei zu bemerken. Man hat mit Recht gesagt: im Finanzwesen sei zweimal zwei nicht vier, d. h., wenn man einen Steuersatz aufs Doppelte erhöht, bekommt man dadurch nicht die doppelte Einnahme. Der Satz ist vollkommen richtig, sofern er auf die Nothwendigkeit vielseitiger Prüfung hinweist und gegen thörichte und ungerechte Erhöhung der Abgaben warnt. Andererseits ist es aber finanziell ebenso unrichtig, zu behaupten, bisherige Preise der Dinge stiegen oder sänken genau im Verhältniß der Steuersätze. Diese sind allerdings ein Element zur Bestimmung der Preise, aber weder das einzige, noch das wichtigste. Ja, bei gewissen Dingen sehr wandelbaren Werthes, wie z. B. der Wolle, dem Getreide, wird ein mäßiger Eingangs- oder Ausgangszoll, oder eine billige Mahlsteuer, im Vergleich mit dem aus andern Gründen hervorgebrachten Steigen oder Fallen, fast ganz verschwinden. Ferner kann ein niedriges Abgabensystem mit höhern und ein strengeres Abgabensystem mit mäßigern Preisen verbunden sein, wenn dieses auf andere Weise den Markt erweitert, Beschränkungen (z. B. Zunftzwang) aufhebt, die Industrie erweckt, ja zu größerer Thätigkeit zwingt. So läßt sich ohne Zweifel erweisen, daß sich die Preise vieler Dinge (z. B. des Weins) in Berlin und Dresden keineswegs lediglich im Verhältniß des Zollsatzes festgestellt haben oder künftig feststellen werden.

Zugegeben aber, daß der Preis gewisser Gegenstände durch eine erhöhte Steuer nach irgend einem Verhältniß steigen kann, ohne daß eine ermäßigende Gegenwirkung grade bei diesen selbigen Objecten eintritt, so soll man doch zweierlei nicht vergessen: erstens, daß hier fast lediglich von Luxusartikeln die Rede ist, und es als Recht der Obrigkeiten und als Pflicht der Wohlhabendern erscheint, durch deren höhere Besteuerung in den jetzigen Verhältnissen der Völker einen schlechterdings nothwendigen Schutz gegen übermäßigen Reichthum und übermäßige Armuth hinzustellen; zweitens tritt gleichzeitig sehr oft eine Ermäßigung der Preise bei andern als den erwähnten Gegenständen, oder es tritt eine Erhöhung der Einnahme ein, welche jene größere Ausgabe vollkommen aufwiegt. Wenn z. B. der Landbauer in Anhalt jetzt auch eine höhere Weinsteuer zahlt, so steigt der Preis seines Rübsamens in noch größerm Verhältniß, sofern das Oel nicht mehr an der preußischen Grenze zurückgewiesen oder hoch besteuert wird. Ja, eine Erhöhung der Steuer kann (so unglaublich dies auch klingt) die Preise erniedrigen. Dies ist im Preußischen (ich möchte sagen leider!) der Fall mit dem Branntwein. Denn die neue, bedeutende Abgabe erweckte dergestalt Fleiß und Scharfsinn, führte zu bessern Maschinen, Ersparung von Holz und Händen, Benutzung wissenschaftlicher Ergebnisse u. s. w., daß der Fabrikant jetzt den Branntwein (trotz der Steuer) wohlfeiler verkaufen kann, als wenn man dieselbe abschaffte,

und jener nach dem alten Schlendrian, unaufgeregt, sein Gewerbe fortgeführt hätte.

Endlich (und das ist allerdings eine Hauptsache) wollen und sollen ja die Regierungen den deutschen Handelsverein nicht als ein Mittel betrachten und behandeln, ihren Unterthanen ohne Noth neue Steuern zu unnützen Ausgaben aufzulegen, sondern sie bezwecken anderweite Erleichterungen, Erlaß drückenderer Abgaben, Verwendung zu gemeinnützigen Zwecken u. s. w., worüber sich insbesondere die väterliche sächsische Regierung bereits deutlich und löblich ausgesprochen hat. Freilich, wenn es wahr wäre, was die leipziger Vorstellung behauptet, „daß jeder von den vielen daselbst aufgestellten Gründen schon mehr als geeignet sei, den blühendsten Handel der gänzlichen Vernichtung entgegenzuführen", so bliebe alle Hülfe, welche die Regierung dagegen gewähren könnte, wie man sagt, nur ein Schlag ins Wasser. Lassen Sie uns indessen, des elften Gebotes eingedenk, wenigstens einige jener entsetzlichen Gründe näher betrachten. Einer derselben ist: der Untergang des Handelscredits durch die vermöge der preußischen Gesetze anbefohlene Vorlegung der Handelsbücher. Was aber schreibt denn nun diese furchtbare Gesetzgebung vor? Sie verlangt erstens für den Handelsbetrieb im Grenzbezirke die sogenannte Buchcontrole. „Derselben (so heißt es) unterliegen gewöhnlich nur Branntweine aller Art, Wein, Kaffee, Zucker- und Tabacksfabrikate. Sie wird durch Anschreibung des Zugangs und Abschreibung der Verkäufe geführt, zu welchem Behufe die Controlpflichtigen Bücher erhalten, welche von Zeit zu Zeit von den dazu bestimmten Beamten abgeschlossen und wonach die vorhandenen Waaren revidirt werden." Für die Handelscontrole im Binnenlande lauten die Vorschriften: „Ueber den Handel mit Waaren soll jeder Kaufmann ordnungsmäßig Buch führen. In diesem Handlungsbuche muß auch von allen unmittelbar aus dem Auslande bezogenen steuerpflichtigen Waaren der Tag und der Ort, an welchem die Versteuerung geleistet worden, beim Empfange der Waare angemerkt werden."

Durch vorstehende Bestimmung hat die Befugniß der Steuerverwaltung, die Offenlegung der Bücher zu erzwingen, nicht vergrößert, noch überall die Vervielfältigung dieser Maßregel ohne äußere Veranlassung angeregt werden sollen; es ist vielmehr nur die Absicht dahin gegangen, sich einer dem Zwecke der Steuerverwaltung entsprechenden Buchführung zu versichern, wegen Beschlagnahme und Edition der Bücher aber die bestehenden gesetzlichen Bestimmungen und Formen beizubehalten, wornach den Steuerbeamten die Befugniß gebührt, die Bücher der Gewerbetreibenden in Fällen des Bedürfnisses unter Siegel zu legen, das Geschäft der Abfoderung dieser Bücher zur Einsicht ihres Inhalts dagegen dem Richter verbleibt.

„Wird der Steuerbehörde die Vorlegung der Handelsbücher verweigert, so ist solches übrigens jedesmal als eine Berufung auf richterliche Untersuchung anzusehen und in diesem Falle die Sache zum gerichtlichen Verfahren zu verweisen."

Und nun mag jeder Unbefangene, jeder mit dem französischen und englischen Controlsystem irgend Bekannte entscheiden, ob man sich billiger und humaner ausdrücken kann als die preußische Regierung? ob die obigen Vorschriften nicht für eine Zollverwaltung unumgänglich nothwendig erscheinen? ob sie irgend etwas Anderes verlangen, als was ehrliche und ordentliche Kaufleute ohnehin von selbst thun? Ja, diese müßten, wären jene Vorschriften nicht vorhanden, sogar darauf dringen, denn sie dienen zu ihrem Schutze gegen Unredliche und Betrüger. Die Verwaltung will sich lediglich über die steuerbaren Gegenstände unterrichten und darüber die unerläßliche Abrechnung halten; sie weist hingegen, wo irgend ein Zweifel oder Verdacht entsteht, die letzte Entscheidung vorsichtig dem Richter zu. Von dem sonstigen Vermögen des Kaufmanns, seinem Credit oder Miscredit nimmt sie gar keine Kenntniß, so lange er den Steuergesetzen redlich genügt.

Zwar sagt die leipziger Vorstellung: „Je allgemeiner in unsern Tagen die Kenntnisse, welche der Kaufmann zu Betreibung seines Geschäfts bedarf, verbreitet sind, desto wichtiger ist es für ihn, die besondern Erfahrungen, die sauere Frucht seines Fleißes als das Geheimniß zu bewahren, welches in den meisten Fällen seinen Anstrengungen den gewünschten Erfolg gibt. Unvereinbar mit dieser Garantie sind die preußischen Vorschriften u. s. w." Aus obigen Auszügen der Gesetze ergibt sich aber, daß die Regierung weder Erfahrungen ablocken, noch Geheimnisse entdecken, noch die Früchte des Fleißes ausschreißen, sondern lediglich die gesetzliche Steuer erheben und alles Uebrige dem Kaufmann und Fabrikanten gern ungestört lassen, ja, ihn darin schützen oder (z. B. durch Patente) sogar begünstigen will.

Noch rührender ist in der leipziger Vorstellung das Gehen, Stehen, Sitzen, Schreiben, Auf- und Abladen bei schlechtem Wetter u. s. w. beschrieben, was aus dem preußischen Zollsysteme hervorgehen soll. Als wenn dies System dem vereinzelten eingeschlossenen Sachsen nicht noch mehr Mühe verursachen oder man darohne immer gutes Wetter haben würde. Halten wir uns aber nur an das letzte in Ziffern ausgedrückte Ergebniß, welches dahin lautet, daß der sächsische Kaufmann und Fabrikant deshalb jetzt vor dem preußischen bei Anwendung seiner Capitale nach einem sehr niedrigen Anschlage mehr als 25 vom Hundert voraushabe. Auf ähnliche Weise getraue ich mir zu beweisen, daß jener vor dem französischen und englischen Kaufmanne an 50 vom Hundert voraushabe. Und nun frage ich: warum räumt denn die leipziger Vorstellung andererseits selbst ein, daß die sächsische Regierung trotz alles Bestrebens die alten Geschäfte nicht aufrecht erhalten könne? Warum wächst denn der preußische Handel, welcher schon mehremale (laut obigen Versicherungen) gänzlich zu Grunde gerichtet sein müßte? Warum tritt bei fast allen Unterhandlungen mit den Nachbarn immer die Besorgniß vor der Ueberlegenheit der preußischen Fabrikation hervor? Warum findet denn keine Völkerwanderung nach Leipzig, diesem neuen Eldorado, statt, um jene 25 oder 50 Procent ganz bequem in die Tasche zu stecken?

Wozu überhaupt jene rhetorischen Declamationen und Amplificationen in einer Geschäftsvorstellung an die Regierung? Qui prouve trop ne prouve rien! Wahrlich, es sollte mir nicht schwer fallen, aus dem Standpunkte und in der Weise der leipziger Vorstellung eine gegen den Anschluß an Sachsen für die preußischen Baumwollenfabrikanten oder die Städte Frankfurt und Naumburg zu entwerfen. Freilich kostet es Zeit und Mühe, sich von alten Vorurtheilen und Lieblingsmeinungen loszumachen. So erinnere ich mich sehr wohl, daß ein bejahrter und für sehr gebildet geltender Staatsmann im Jahre 1810, den jüngern Mitgliedern der wichtigen Steuercommission gegenüber, die ewige Nothwendigkeit der Thoraccise und der Binnenzölle aufs lebhafteste vertheidigte. Was damals wie eine revolutionnaire Neuerung betrachtet wurde, versteht sich jetzt unter allen Unterrichteten von selbst.

Leipzig verdient die ernsteste Berücksichtigung, und die preußische Regierung ist gern auf alle irgend mögliche Bestimmungen zu dessen Vortheil eingegangen. Aber Leipzig ist nicht ganz Sachsen, und die sächsische Regierung muß auch die übrigen Theile des Königreichs, z. B. das Erzgebirge, im Auge behalten. Schwerlich wird man hier der leipziger Vorstellung beistimmen, wenn sie sagt, daß sich daselbst jetzt 100,000 fleißige Hände fröhlich regten, nach dem Anschließen an den deutschen Handelsbund aber feiern müßten!! Ich gehe aber noch weiter und behaupte kühn: Leipzig wird verhältnißmäßig am meisten gewinnen, d. h., die klugen und thätigen Kaufleute, welche die neuen Verhältnisse zu begreifen und zu benutzen verstehen. Es wird der natürliche Mittelpunkt eines viel größern Kreises, und künstliche Versuche, andere Städte auf Kosten des herkömmlichen, tiefgewurzelten, angewöhnten und erfreulichen Meßverkehrs zu heben, werden künftig noch weniger Erfolg haben als bisher.

Jedenfalls (ich schließe wie ich begann) ist der Abschluß eines deutschen Handels- und Zollvereins für unser gesammtes Vaterland, für Gegenwart und Zukunft, für irdischen Wohlstand und vielfache Bequemlichkeit, für brüderliche Einigung und politische Freiheit von so großer und heilbringender Bedeutung, daß gar viele andere Dinge (welche die Aufmerksamkeit des Tages mehr in Anspruch nehmen oder von den verschiedenen Ultras laut hervorgehoben, gepriesen oder angeklagt werden) dagegen nur sehr untergeordnet und unwichtig erscheinen.

Friedrich von Raumer.

Correspondenznachrichten.

Berlin, im April 1833.

Die musikalischen Leistungen unserer Residenz im Verlaufe des Aprils waren ebenso mannichfach, als jede für sich ein eigenthümliches Interesse bot. Zur Osterfeier der Berliner gehört wesentlich die Aufführung des Oratoriums „Der Tod Jesu" von Ramler und Graun, der wir in der Garnisonkirche beiwohnten, nachdem sie zuvor auch im königl. Concertsaale vor einem kleinern Publicum stattgefunden. Madame Decker, die an einen hiesigen Buchdruckereiinhaber verheirathete geborene v. Schätzel, entfaltete in Jubeltönen die volle Glorie ihrer ungeschwächten Stimme. Rungenhagen, der an Zelter's Stelle jetzt die Singakademie dirigirt, leitete würdig die Chöre.

In der Königstadt herrscht Bellini. Wir sahen und hörten Madame Schodel aus Wien als Giulietta in den „Familien Montecchi und Capuletti". Die Behandlung des Stoffes genügt Niemand, der die holdselige Anmuth und die frischduftende Wahrheit im Shakspeare'schen Drama gleiches Inhalts, „Romeo und Julie", kennt. Ebenso fehlt in Bellini's Oper die tiefsinnige Genesis, das unbewußte Werden der Leidenschaft und ihr Steigen zum Gipfel der Todeslust. Im Opernstoffe sind die Verhältnisse von Anfang an schon fertig, die Leidenschaft ist schon entzündet, sie trägt schon das Bewußtsein des Todes in sich; daher in den Gemüthern, namentlich in Giulietta, dies Wühlen der Schwermuth in sich selber und diese Ahnung des baldigen Untergangs, welche der Componist ebenso großartig als feurig ausmalt. Seine Julia ist auch nicht die sich kindlich hingebende; sie fühlt sich gebundener, ist conventionneller und fürchtet die Schranke der Sitte wie die Nemesis des Geschicks. Ihren überströmenden Jubel, der beim Anblicke des Geliebten fast Wahnsinn wird, und die düstere Beklommenheit ihrer Seele, die schon lange zuvor die Nacht des Gewölbes in sich fühlt, beide Züge ihres Wesens gab Mad. Schodel trefflich; Meisterin des Spiels, stehen ihr gleichwol als Sängerin alle Mächte des Tones zu Gebote.

Das letzte Concert des Hrn. Möser am Geburtstage Beethoven's war für die Geschichte der Kunstproductionen in unserer Hauptstadt höchst bedeutend. Beethoven's Ouverture zur „Leonore", einer Oper, die sich nach und nach durch Umarbeitung in den „Fidelio" verwandelte, eröffnete den Genüsse des denkwürdigen Abends. Auf eine Arie von Beethoven, von Demoiselle Grünbaum vorgetragen, erfolgte das Sextett aus dem „Don Juan", welches das eigentliche, nie auf der hiesigen Bühne gehörte Finale der Oper nach der Höllenscene ausmacht, wo Anna die verstohlene, bisher unterdrückte Neigung zu dem stolzen Flattergeiste, der todt vor ihr liegt, verräth und jenen merkwürdigen Zug ihrer Seele aufdeckt, den Hoffmann in einem seiner Phantasiestücke mit so fieberhaftem Entzücken schildert. Den Beschluß der Leistungen machte Beethoven's Musik zu Göthe's „Egmont" mit erklärender declamatorischer Einleitung und Begleitung von Fr. Mosengeil, der es auf diese Weise möglich macht, das von den allzu royalistischen Bühnen verdrängte Stück als Concertproduction zu genießen. Auch in diesen Tönen herrscht die Glut der Innigkeit wie in Allem, was Beethoven's stürmischer Fittich erschwungen.

Durch den Tod des Fürsten Anton Radziwil, des Gemahls einer Schwester des Prinzen August von Preußen, ist nunmehr eine der glänzendsten musikalischen Soiréen für immer aufgelöst. Der verstorbene Fürst war selbst als Componist sehr geschätzt; er setzte unter Anderm Göthe's „Faust" in Musik, die Textworte theils accompagnirend, theils Das, was in der Dichtung nur Andeutung ist, mit Tönen weiterspinnend. Man hofft, daß das von Kennern für werthvoll erachtete Werk der Veröffentlichung nicht entzogen wird. Die Leiche des verstorbenen Fürsten, der bekanntlich den Rang eines Statthalters der Provinz Posen bekleidet hat, wurde nach feierlicher Einsegnung durch den Propst der hiesigen katholischen Kirche nach Posen abgeführt.

In einem der letzten Stücke unsers Amtsblattes lesen wir die Verordnung wegen der in der Mark Brandenburg und der Niederlausitz anzustellenden Schiedsmänner, welche in Folge eines Antrags unserer Provinzialstände befähigt werden sollen, in Art der französischen, früher auch der westfälischen Friedensrichter kleinere Streitigkeiten durch schnelle Uebereinkunft beider Parteien und ohne processualischen Schneckengang zu schlichten. Im eigentlichen Preußen hat dieses Institut bereits seit längerer Zeit Bestand, und in Königsberg zählte man auch den nunmehr verewigten Staatsminister Grafen Dohna-Schlobitten zu den Schiedsmännern, deren Wahl von Seiten der Commune in der Regel sonst auf die Stadträthe fällt. Die summarische Uebersicht über die vorjährigen Leistungen dieser nicht juridischen

Schiedsrichter an genanntem Orte liefert das erfreuliche Ergebniß, daß von 6937 vor das Forum der Schiedsmänner gebrachten Klagen 5164 wirklich auf friedliche Weise ausgeglichen wurden, nur in 890 Fällen die gütliche Schlichtung nicht zu Stande kam und bei den restirenden die Sache schwebend gelassen oder abgebrochen wurde. Jedenfalls trägt das Institut dazu bei, den Sinn für Recht im Volke lebendiger zu entwickeln und auch das große Publicum daran zu gewöhnen, durch Männer eigner Wahl seine Interessen vertreten zu lassen.

Ueber den Zustand der Homöopathie in Berlin habe ich nur kurz zu berichten, daß die Ausbreitung dieser Curmethode keineswegs den Fortgang hat, wie es vielleicht auswärts erscheinen könnte, wenn man in unsern Zeitungen bereits von einer hier errichteten homöopathischen Speiseanstalt und sogar von einem Lesezirkel für Homöopathen liest. Wenngleich der Glaube an die Kraft dieser Heilmethode bei den mittlern Classen allerdings sich weit verbreitet hat, so haben wir unter unsern Aerzten doch nur wenige, die ihr huldigen, und die berühmtesten, bewährtesten unter ihnen sind entschiedene Allopathen. Mangold, der früher homöopathische Curen versuchte, ist bei der Behandlung der Grippe, die noch vor einigen Wochen hier grassirte und von Haus zu Haus ging, dieser Methode wieder untreu geworden; nur Stieler scheint vor wie nach im Geruche fast eines wunderbaren Homöopathen sich zu erhalten. Der Zudrang des Publicums ist bei ihm so stark, daß er ein Bureau aufzuschlagen genöthigt ist und mehre Schreiber die Angabe der Beschwerden notiren, worauf sodann ebenfalls schriftlich von Seiten des Arztes das Recept und nur in ungewöhnlichen Fällen ein Besuch erfolgt. In den „Jahrbüchern für wissenschaftliche Kritik" (April 1833) lesen wir vom Professor Schultz an der hiesigen Universität eine werthvolle Abhandlung über die Berechtigung der homöopathischen Aerzte, ihre Arzneien selbst zu bereiten, eine Behauptung, die Caspari in seiner Schrift: „Ueber das Dispensatorium u. s. w." aufstellt. Gegen den angeführten Grund für diese Zulassung, daß nämlich der Apotheker vom homöopathischen Arzt nicht controlirt werden könne, macht der Prof. Schultz mit Recht vielleicht den Einwand, daß der Apotheker überhaupt gar nicht dem Arzte, sondern dem Staate die Garantie zu leisten habe, und derselbe dem letztern als geprüfter und vereideter Arzneiverfertiger allerdings verantwortlich sei. Hahnemann's ganzes System soll nach der Ansicht des Prof. Schultz, der schon in seiner „Homöobiotik" früher auf Paracelsus verwies, nichts weiter als ein Misverständniß der Paracelsischen Methode sein, similia similibus zu heilen, jedoch in der Art, daß im ganzen Organismus ein sympathetisches Verhältniß zum betheiligten kranken Theile erregt und so die gestörte Harmonie wiederhergestellt werden müsse. Uebrigens ist in dieser Hinsicht im Verlauf des Aprils Seitens unsers Ministeriums ein Erlaß erschienen, in welchem dasselbe den homöopathischen Aerzten das Dispensiren vor der Hand verweigern zu müssen erklärte. 148.

Literarische Anzeige.

Bericht über die im Laufe des Jahres 1832 bei F. A. Brockhaus in Leipzig erschienenen neuen Werke und Fortsetzungen.

(Beschluß aus Nr. 128.)

38. Sue (Eugène), Atar-Gull. Aus dem Französischen. 12. 14½ Bogen auf feinem Druckpapier. Geh. 1 Thlr. 12 Gr.

39. Historisches Taschenbuch. Mit Beiträgen von Gans, Varnhagen von Ense, Raumer, Voigt, Waagen. Herausgegeben von Friedrich von Raumer. Vierter Jahrgang. Mit Rubens' Bildniß. 12. 16 Bogen auf feinem Druckpapier. Cart. 1 Thlr. 16 Gr.

Jeder der drei ersten Jahrgänge, mit Beiträgen von Lorenz, Passow, Raumer, Varnhagen von Ense, Voigt, Wachler, Wilken, und den Bildnissen des Cardinals Richelieu, Maximilian II. und Ferdinand II., kostet 2 Thlr.

40. *Thiele* (*J. M.*), Leben und Werke des dänischen Bildhauers *Bertel Thorwaldsen*. In zwei Theilen. Erster Theil. Mit achtzig Kupfertafeln und einem Facsimile. Gross Folio. 51 Bogen Text auf dem feinsten Velinpapier. Text und Kupfertafeln in zwei Bänden sauber cartonnirt. 20 Thlr.

41. Urania. Taschenbuch auf das Jahr 1833. Mit Dannecker's Bildniß und sechs Stahlstichen nach französischen Gemälden. 16. 24½ Bogen auf feinem Velinpapier. Geb. 2 Thlr.

Die frühern Jahrgänge der Urania bis 1829 sind sämmtlich vergriffen; der Jahrgang 1830 kostet 2 Thlr. 6 Gr., 1831 und 1832 jeder 2 Thlr.

Die Bildnisse von Shakspeare, Ernst Schulze, Göthe, Tieck, Böttiger, Canova, Jean Paul, Scott, Thorwaldsen, Wilhelm Müller, Uhland, Cornelius, Oehlenschläger, Dannecker, Calderon, Kurt Sprengel, Baggesen, G. von Kügelgen (letztere 4 nicht aus der Urania) kosten in erlesenen Abdrücken in gr. 4. jedes acht Groschen.

42. Wachsmann (C. von), Erzählungen und Novellen. 4 Bändchen. 1830—32. 8. 88 Bogen auf feinem Druckpapier. 7 Thlr.

43. Der canonische Wächter. Eine antijesuitische Zeitschrift für Staat und Kirche und für alle christlichen Confessionen. Herausgegeben von Alexander Müller. Jahrgang 1832. Außer den Beilagen 104 Nummern. Gr. 4. Auf gutem Druckpapier. 5 Thlr.

Der erste Jahrgang, 52 Nummern enthaltend, kostet 2 Thlr. 12 Gr., der zweite Jahrgang, 104 Nummern, 5 Thlr.

44. Wigand (Paul), Die Provinzialrechte der Fürstenthümer Paderborn und Corvey in Westfalen, nebst ihrer rechtsgeschichtlichen Entwickelung und Begründung aus den Quellen dargestellt. 3 Bände. Gr. 8. 77 Bogen auf Druckpapier. 4 Thlr. 12 Gr.

45. Zeitgenossen. Ein biographisches Magazin für die Geschichte unserer Zeit. (Herausgegeben unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung.) Vierten Bandes erstes bis fünftes Heft (XXV—XXIX). Gr. 8. Jedes Heft von 6—7 Bogen auf gutem Druckpapier 12 Gr.

46. Zettwach, Das pommersche Lehnrecht nach seinen Abweichungen von den Grundsätzen des preußischen Allgemeinen Landrechts. Gr. 8. 23 Bogen auf Druckpapier. 1 Thlr. 12 Gr.

Herabgesetzte Preise.

Heinsius (Wilhelm), Allgemeines Bücherlexikon, oder vollständiges alphabetisches Verzeichniß der von 1700 bis Ende 1827 erschienenen Bücher, welche in Deutschland und in den durch Sprache und Literatur damit verwandten Ländern gedruckt worden sind. Nebst Angabe der Druckorte, der Verleger und der Preise. 7 Bände. Gr. 4. 427 Bogen auf Druckpapier. 1812—29. Früherer Preis 37 Thlr. Jetzt für zwanzig Thaler.

Auch einzelne Bände werden zu verhältnißmäßig billigen Preisen erlassen. Ein Supplementband wird das Werk bis auf die neueste Zeit fortführen.

Hübner (Johann), Zeitungs- und Conversations-Lexikon. Einunddreißigste Auflage, dem jetzigen Stande der Cultur angemessen und mit vorzüglicher Rücksicht auf die nächste Vergangenheit und Gegenwart, besonders Deutschlands, erweitert, umgearbeitet und verbessert von F. A. Rüder. Ein vaterländisches Handwörterbuch. Mit 150 Bildnissen von vorzüglich ausgezeichneten Deutschen. 4 Theile. Gegen 200 Bogen in gr. 8. auf gutem Druckpapier. Leipzig 1824—27. Früherer Preis 13 Thlr. 12 Gr. Jetzt für fünf Thaler.

Hierzu Beilage Nr. 5.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Beilage zu den Blättern für literarische Unterhaltung.

Nr. 5. 13. Mai 1833.

Bemerkungen über den Artikel „Kaspar Hauser" im „Conversations-Lexikon der neuesten Zeit und Literatur".

Gewiß ist durch den obigen Artikel die Aufmerksamkeit vieler Rechtsgelehrten und gebildeten Laien von Neuem auf den berühmten Findling gelenkt worden, und es werden daher die nachstehenden Bemerkungen eines unparteiischen Beobachters um so mehr interessiren, als sie vielleicht dazu beitragen, das nun schon seit fünf Jahren den Criminalisten, Psychologen und allen Neugierigen aufgegebene Räthsel entweder auf rechtlichem oder policeilichem Wege zu lösen; denn so viele Zungen und Federn die außerordentliche Erscheinung auch in Bewegung gebracht hat, so vermißt der Freund der Wahrheit doch immer noch eine vollständige Kritik der räthselhaften, zum Theil wunderbaren Thatsachen nach ihrer Glaubwürdigkeit, Unwahrscheinlichkeit oder Unmöglichkeit, insbesondere aber eine rationnelle Lösung der vielen physiologischen Probleme. Seitdem Hr. Policeirath Merker seine Zweifel geäußert hat, ist die Ehrlichkeit K. H.'s mit dogmatischer Hartnäckigkeit, selbst mit Leidenschaftlichkeit vertheidigt worden, wobei die Wahrheit begreiflicherweise nichts gewinnen kann. Dieser würde, wie schon der scharfsinnige und sachkundige Hr. Präsident v. Feuerbach bemerkt hat, besser gedient gewesen sein, wenn H. nicht sogleich bei seinem Erscheinen in Nürnberg als ein Märtyrer oder Wunderknabe aus einer andern Welt behandelt, vielmehr einer langen unbefangenen Beobachtung oder Prüfung unterworfen worden wäre. Die ursprüngliche kurze durch subalterne Policeidiener und Wärter hat keinen Werth und gibt nicht die geringste Bürgschaft. Er hätte entweder nach seinem Wunsche als Soldat eingereiht oder in einer Werkstätte untergebracht und Jahr und Tag von scharfen Augen und Ohren bewacht und belauscht werden müssen, um zu erproben, ob er sich durch Reden oder Handlungen nicht in Widersprüche verwickele. Da er im schlimmsten Fall mehr ein Werkzeug des Betrugs als ein Betrüger aus eignem Willen war und bei seiner Jugend unmöglich einen hohen Grad von Selbstbeherrschung oder Verschmitztheit erworben haben konnte, so würde er schwerlich, zumal bei entzogener Hoffnung auf Gewinn oder auf ein ungewöhnliches Lebensglück, die ihm etwa einstudirte Rolle durchgeführt haben, vielmehr derselben bald überdrüssig und zur Ablegung der Larve geneigt geworden sein. Im entgegengesetzten Falle würde sich die spätere Theilnahme für ihn in dem Grade gesteigert haben, in welchem die Beobachtung von klugen, geschäfts- und welterfahrenen Männern jeden Zweifel an der Glaubwürdigkeit des von ihm Erzählten ausgeschlossen hätte, während jetzt der Unglaube oder Skepticismus in den vorliegenden Verhandlungen ebenso reichliche Nahrung findet wie das gläubige Mitleid oder der Enthusiasmus und die Liebe zum Wunderbaren.

Zwei Umstände sind es vorzüglich, welche die Schale der Zweifelsgründe zum Sinken bringen, ja ohne deren vollkommene historische oder psychologische Aufklärung es kaum möglich ist, an die angebliche langjährige Einsperrung des H. und seine gänzliche Isolirung von der Welt zu glauben.

Der erste, geschichtlich unbedeutend erscheinende, aber psychologisch wichtige ist der, daß K. H. nicht vor einem der Thore Nürnbergs, sondern auf einem Markte der Stadt betroffen wurde, und daß er sich der Vorstadt oder des Thors, durch welche er in die Stadt gekommen, schlechterdings nicht erinnern will. Dies bleibt fast unerklärlich und das Eindringen in die Stadt sehr verdächtig.

Man bringe einmal einen Knaben, ja selbst einen Erwachsenen, in ein Schiff und führe ihn mit verbundenen Augen oder stets bei Nacht vor ein Thor Pekings. Würde er ohne Furcht oder Neugierde an den chinesischen Wachen, Thürmen und fremden Menschen vorübergehen? Oder würde nicht vielmehr das Erstaunen und eine unabweisliche Schüchternheit jeden Tritt hemmen und ihn gaffend so lange an die Stelle fesseln, wo sein Führer ihn verließ, bis er die Aufmerksamkeit der Umstehenden auf sich gezogen und von Einem angeredet oder ergriffen worden? Würde die Stadtgegend oder das Thor, wo er solchergestalt ausgestellt worden, nicht unauslöschlich in seiner Einbildung festsitzen? Der zweite räthselhafte und auffallende Umstand ist der, daß K. H. nicht den nürnberger, sondern einen altbairischen Dialekt spricht. Und doch soll er bei seinem Erscheinen in Nürnberg nur wenige Worte gesprochen und die Sprache erst vollständig allda gelernt haben.

Das Sprechen in irgend einer Mundart ist aber die Folge einer mehrjährigen Gewohnheit und ohne eine gewisse Sprachgeläufigkeit gar nicht denkbar. Da Hauser noch bis zur Stunde den fremden Dialekt nicht verloren hat, so muß dieser in ihm sehr fest gewurzelt sein, und es läßt sich daraus schließen, daß er in seiner ursprünglichen altbairischen Mundart wenigstens ebenso viel und so lange als während seines Aufenthalts in Nürnberg gesprochen haben müsse. Zu diesen zwei Hauptumständen gesellen sich eine Menge anderer, welche die Wahrheit der Hauser'schen Geschichte, sowie sie vorliegt, zweifelhaft machen, z. B. seine schnelle Erlernung des Gehens, Reitens und anderer körperlichen Fertigkeiten. Diese steht im Widerspruche mit dem physiologischen Gesetzen und der Erfahrung, welche man an andern, auf ähnliche Weise verwahrlosten oder gemißhandelten Kindern, insonderheit an einem in Salzburg aufgefundenen Mädchen gemacht hat.

Dieserhalb ist auch unter der Bürgerclasse Nürnbergs der Unglaube an der Lebens- und Leidensgeschichte des K. H. vorherrschend, und derselbe mehr ein Gegenstand des Argwohns als des Mitleids und der Verwunderung.

Es gewinnt sonach das Ansehen, als ob die ganze Wunderbegebenheit mehr ein Erzeugniß einer befangenen und vorurtheilsvollen Untersuchung, als aus der Wirklichkeit hervorgegangen, und der arme K. H. fast wider seinen Willen in ein, von ihm jetzt kaum zerreißbares Gewebe von Täuschungen und Märchen verwickelt worden sei.

Nicht minder, als die Uebereilung und bisherige Richtung der Untersuchung muß man beklagen, daß die bairische Regierung nicht eindringendere Maßregeln zur Entdeckung der Wahrheit ergriffen hat, so sehr dies auch in ihrem Interesse lag; denn mögen so ungewöhnliche Verbrechen, als die angeblich an K. H. Jahre lang verübten und keck erneuerten, ohne Entdeckung des Thäters wirklich begangen worden, oder mag K. H. jahrelang das Publicum und die öffentlichen Behörden zu äffen im Stande sein, so wirft das Eine wie das Andere kein günstiges Licht auf die policeiliche und gerichtliche Thätigkeit in diesem Lande.

Es gibt zur Ermittelung der Wahrheit ein nicht sehr beschwerliches und wenig kostspieliges Mittel, durch dessen Anwendung entweder der beabsichtigte Zweck erreicht, oder, was gleich wichtig ist, die Unschuld des K. H. bestätigt werden würde. Es läßt sich dadurch im ungünstigsten Falle wenigstens der indirecte Beweis führen, daß K. H. nicht in Baiern geboren worden, oder hier nicht die schrecklichen Mishandlungen erlitten habe, welche die Theilnahme fast aller europäischen Länder in Anspruch nehmen; im günstigern Fall aber würde sich entweder bestimmt ergeben, wo H. geboren und erzogen oder eingesperrt worden, oder es würde zum mindesten außer Zweifel gesetzt werden, in welchen Gemeinden er nicht geboren und gemißhandelt worden sein könne, und es würden nur wenige Personen oder

Gemeinden übrigbleiben, an die sich möglicherweise der Verdacht eines Verbrechens oder die Mühe näherer gerichtlicher Inquisition heften und solchergestalt die rechte Spur im Verlaufe der Zeit auffinden ließe, während sich dermalen die Recherchen und Muthmaßungen nach allen Weltgegenden über die Landesgrenzen hinaus erstrecken und so zu sagen im unendlichen blauen Himmel verlieren.

Erwägt man, daß sich das Alter H.'s bis auf zwei, höchstens drei Jahre bestimmen läßt; daß er die Zeichen der Schutzblatternimpfung an sich trägt; daß er muthmaßlich in einer kleinen Gemeinde geboren und erzogen oder gefangen gehalten wurde, und daß schwerlich schon bei seiner Geburt die spätere Mishandlung (oder deren Vorspiegelung) beschlossen worden, mithin seine Geburt sich richtig einregistrirt finden wird; erwägt man ferner, daß er noch im Jünglingsalter steht, in welchem vielleicht keiner der gleichzeitig Geborenen in die Kategorie der Verschollenen oder der in fremde Welttheile Ausgewanderten fällt, vielmehr fast von Allen noch erforscht werden kann, ob sie wieder verstorben sind oder noch leben: so erscheint es zweckmäßig und der Mühe werth, ein policeiliches Netz über alle in den Jahren 1811—13 geborenen Knaben zu werfen und nachzusuchen, ob sich der berühmte Findling nicht darin befinde.

Man fodere also einen beglaubigten Auszug aus den Geburts- und Taufregistern gedachter Jahre, desgleichen die Impflisten von den Jahren 1811—13 ein und lasse die darin vorkommenden Namen durch einen sichern Beamten jeder Kreisregierung, oder durch einen eignen allgemeinen Commissair durchmustern.

Es werden darunter ohne Zweifel mehre Hauser sein, da es nicht wenige bäuerliche und andere Familien dieses Namens, besonders in der Gegend von Burghausen gibt, wo auch das von Hauser nach Nürnberg mitgebrachte Andachtsbuch gedruckt worden; was einigermaßen eine Spur und die Vermuthung gibt, daß er aus dortiger Gegend nach Nürnberg geführt worden.

Im glücklichen Falle wird der Gesuchte unter seinen Namensvettern sein, indem seine Mutter oder die etwanigen sonstigen Complicen eines Betrugs bei der ansehnlichen Entfernung des Domicils von Nürnberg es entweder unnöthig erachteten, den wahren Geschlechtsnamen zu ändern, oder seine Nichtänderung für besonders listig hielten.

Durch Vernehmung der betreffenden Gemeindeausschüsse und der Angehörigen wird sich mit Hülfe der Sterbregister ergeben, welche von diesen Hausern unzweifelhaft verstorben sind, oder wo die Nichtgestorbenen mit ihren Familien leben.

Führt K. H. einen falschen Namen und leitet also diese Vernehmung nicht auf die wahre Spur, so bleibt freilich nichts übrig, als die Recherche auf gleiche Weise über alle in den bemerkten Jahren geborenen Knaben, deren Tod nicht feststeht, fortzusetzen; wobei zu größerer Sicherheit von allen Ruralgemeindeverwaltungen Listen über diejenigen Familien oder Mütter, die transitorisch vom Jahre 1810—28 mit Knaben des betreffenden Alters bei ihnen domicilirt haben und deren gegenwärtiger Aufenthalt unbekannt ist, eingefodert und mitberücksichtigt werden könnten.

So umfassend und beschwerlich eine solche Recherche auf den ersten Anblick auch erscheinen mag, so ist sie es doch keineswegs, da sie sich unter die vielen einzelnen Gemeindeverwaltungen und Policeibezirke vertheilt und in den meisten Ruralgemeinden die Zahl der jährlich geboren werdenden, am Leben verbleibenden Knaben unbedeutend ist. Sie ist wenigstens beiweitem weniger mühsam als manche andere, die öfters um eines geringfügigern statistischen oder sonstigen Zwecks willen den Gemeinde- und Policeibeamten aufgebürdet wird, und geschieht zum Theil schon, obwol weniger gründlich, alljährlich Behufs der Conscription.

Abgesehen von allen nicht unwahrscheinlichen Glückseinflüssen, die sich bei einer allgemeinen Nachforschung wirksam zeigen und die versteckten Theilhaber des Verbrechens oder Betrugs erschrecken oder kenntlich machen können, so wird dadurch in jedem Fall der jetzt gewissermaßen auf der Gesammtmasse der bairischen Staatseinwohner schwebende Verdacht von der größten Mehrzahl derselben gehoben, sowie der Vorwurf einer Indolenz von der Regierung entfernt werden, und es werden nur wenige Familien übrigbleiben, in deren Gliedern der K. H. oder ein Theilhaber der an ihm verübten Verbrechen möglicherweise stecken und gesucht werden kann. Die bairische Staatsregierung scheint daher die Mühe einer solchen Nachforschung sich und ihrem Rufe im Auslande, dem K. H. selbst und der Beruhigung wie Ehrenreinigung aller ihrer rechtlichen Einwohner schuldig zu sein.

Nach den jüngst eingetretenen Ministerveränderungen läßt sich von der Thätigkeit und Einsicht der neuen Chefs im Ministerium der Justiz und des Innern das Beste hoffen und die umsichtigste, sorgfältigste Erfüllung einer Pflicht erwarten, bei der überdies die halbe gesittete Welt ein ungewöhnliches Humanitätsinteresse hat. 142.

Memoiren Ludwig XVIII., gesammelt und geordnet von dem Herzoge von D.... Deutsch durch K. Wilh. Schiebler. Dritter und vierter Band. Leipzig, Allgemeine niederländische Buchhandlung. 1832. 8. 3 Thlr. *)

So viel uns bekannt geworden, ist die Frage, welchen unmittelbaren Antheil König Ludwig XVIII. an diesen seinen Namen führenden Denkwürdigkeiten hat, noch nicht definitiv entschieden; gewiß aber ist, daß eine aufmerksame Lecture jedes neuen Bandes derselben die Beweise vermehrt, daß dieses Geschichtswerk in seinem Geiste geschrieben und aus Quellen, zu denen er nur selbst den Zutritt bahnen konnte, floß. Der dritte Band beginnt mit dem Jahre 1787, der vierte schließt mit dem Laufe der Verhandlungen der Nationalversammlung im Jahre 1790; beide aber bieten ein höchst interessantes Gemälde dar, in dessen verschiedenen Darstellungen die Charakteristik des damaligen Grafen von Provence mit klarer Consequenz durchgeführt wird. Der geschichtliche Werth ist gesichert durch die Treue, mit welcher der Vers. seiner Erklärung nachkommt: „Es ist nicht meine Absicht, hier zu wiederholen, was sich fast in allen Schriften über jene Zeit der Revolution vorfindet; sondern ich will blos die vertrautesten Sachen und Handlungen, welche heimlich am Hofe geschahen, erwähnen." (IV, S. 76.) So aus der Nähe des Thrones und der Mitte des Hofes, wie diese Memoiren berichten, hat noch kein Schriftsteller sein Werk begonnen; und dabei ist es kein mit beschränkten Fähigkeiten von gewöhnlicher Prinzenschwäche gedrückter Fürst, welcher hier das Wort führt; es ist ein freisinniger, aber seinen Fürstenwerth hoch veranschlagender Mann, welcher Rechenschaft gibt, wie er muthvoll den unglücklichsten Zeitverflechtungen die Stirn bot, aber mit dem menschenfreundlichsten Wollen scheiterte, weil ihn eine engbrüstige Adelskaste und ein in bösen Ränken versunkener Hof durch das ganze Leben marterten. In der ganzen Revolutionsgeschichte können keine edlern Charaktere nachgewiesen werden als die des Königs Ludwig XVI. und seines ältern Bruders, welcher jenen an Energie, Einsicht und Vorurtheilsfreiheit um Vieles übertraf. Ach, welche Züge sind in diesen Denkwürdigkeiten zur Bestätigung dieser Behauptung aufbewahrt! Als bei den Streitigkeiten Ludwig XVI. mit dem Parlamente, welche unmittelbar vor der Revolution stattfanden und dieselbe einleiteten, Artois zum Könige sagte, daß er stets Recht habe und Herr des Vermögens seiner Unterthanen sei, antwortete Ludwig mit Wärme: „Das ist ein falscher Grundsatz; ich werde verhindern, daß man denselben meinen Kindern einpräge; ich bin der Vater des Volkes, nicht sein Despot; es bringt mich zur Verzweiflung, übel mit demselben

*) Vgl. über den ersten und zweiten Band Nr. 218 und 304 d. Bl. f. 1832. D. Red.

daran zu sein. Sehen Sie", fuhr der vortreffliche Fürst fort, indem er mit den Fingern auf das stumme, bestürzte Volk zeigte, „glauben Sie, daß diese Menge weniger Recht hat als meine Minister? und vertheidigt nicht das Parlament die Frucht ihres Schweißes? Ach, wenn wir dies wohl überlegten, würden wir bei jeder unnützen Ausgabe beben, denn das Geld, welches man mit unnöthigen Dingen verschleudert, ist mit den Thränen dieser Unglücklichen benetzt." (III, 231.) Das Geheimniß der ganzen Revolution legt der Verf. dem Denker mit den Worten dar: „Ich habe über die Ursache nachgedacht, welche alle Diejenigen vernichtete, auf die man so große Hoffnungen baute, und sie schien mir aus eben derselben herzukommen, welche während der Republik bis auf die letzten Jahre Bonaparte's den französischen Heeren den Sieg verschaffte. Die fremden Generale führten den Krieg nach der alten Taktik, während man sie auf eine neue Weise angriff, welche sie vermöge ihrer Einfachheit irre führte. Ebenso konnte beim Beginne der Revolution der an eine Art von Kampf mit dem Parlamente gewöhnte Hof an keine andere Art zu kämpfen sich gewöhnen. Er konnte durchaus nicht glauben, daß die Angreifenden nicht die mindeste Rücksicht gegen die Angegriffenen hegen würden. Stets hielt man die Lage, worin man sich befand, für unangreifbar, indem man sich hinter die Vorzüge des Ranges oder der Geburt flüchtete." (IV, 73.) Mit den Ansichten, Meinungen und Maßregeln des Grafen Artois, dessen Unvorsichtigkeit der Hofadel benutzte, um ihn an der Spitze der Nationalwidersacher figuriren zu lassen, steht Graf Provence im beständigen Widerspruche, welcher mehremale die von der Hofkabale vorbereiteten Auswanderungspläne verhindert. Bei der Erwähnung der berüchtigten Vorfälle am 14. Juli 1789 spricht der Verf. das Bekenntniß aus: „Der Auswanderungsentschluß reizte gegen den Hof und folglich gegen den König Personen auf, welche niemals daran gedacht hatten, sich von ihm zu trennen. Später erzeugte die Auswanderung noch bittrere Früchte, indem sie ein wahres Mistrauen und den Wunsch einflößte, solche Gewährleistungen zu erhalten, daß Ludwig XVI. sich in der Unmöglichkeit befände, von Neuem irgend etwas mit den Ausgewanderten zu unternehmen, und nach und nach kam man dahin, ihn vom Throne zu stürzen. Ich schreibe demnach mit Sachkenntniß den Tod Ludwig XVI. und die Vernichtung der Monarchie der Auswanderung zu. Gott ist mein Zeuge für alles Das, was ich gethan habe, um sie zu verhindern, und von der Richtung, welche ich ihr geben wollte, als sie unvermeidlich wurde. Die Ausgewanderten haben mir dieselbe niemals verziehen und ihr Haß hat mich dafür mit grausamen Verleumdungen bestraft." (IV, 207.)

Die schriftstellerischen Parteiführer, welche darauf geschworen haben, der Welt glauben zu machen, die Revolution und ihre Unthaten seien eine weitverschlungene Philosophenverschwörung, mögen sich angelegen sein lassen, darzuthun, daß das Emigrantengesindel, dessen Nachwuchs noch fortspukt, unter der Leitung der Philosophen stand. 61.

Deutsche Denkwürdigkeiten aus alten Papieren. Herausgegeben von C. F. von Rumohr. Vierter Theil. Berlin, Duncker und Humblot. 1832. 8. 1 Thlr. *)

Mit großem Vergnügen haben wir auch den vierten Theil dieses vom Publicum mit so allgemeinem Beifall aufgenommenen Buches gelesen. Ueber den Geist des Ganzen, und was wir allgemein darüber zu bemerken, zu rühmen und anzupreisen hätten, dürfen wir uns hier nicht weiter verbreiten, da demselben durch die Erscheinung des vierten Theils nichts Wesentliches hinzugesetzt, noch überhaupt etwas darin modificirt wird. Dieselbe gefällige Darstellungsweise, dieselbe glatte, aber geistreiche Lebensbetrachtung, dieselbe ironische Willkür in Betreff der Begebenheiten, dasselbe Zurückhalten mit einer eigentlich positiven Ansicht. Unsere Aufgabe wird sich also nur darauf beschränken, die Leser mit dem Inhalte des nachträglich erschienenen Theils bekannt zu machen. Es erscheinen darin einige der früher so leicht und graziös skizzirten Gestalten noch sauberer ausgeführt. Mit besonderer Vorliebe hat der Verf. die höchst anmuthige Persönlichkeit der Gräfin behandelt und für das Wachsthum dieses Charakters Sorge getragen. Sie erschien uns im ersten Theile als ein muthwilliges, geistreiches Mädchen; in dem folgenden trat sie als liebenswürdige junge Gattin auf; in diesem letzten erblicken wir sie schon als selbständig wirkende Hausfrau, gewissermaßen als Beschützerin der weiblichen Würde und Lieblichkeit. Wir haben auf diese Weise das uns in Romanen so selten dargebotene Beispiel, Charaktere, die man uns in dem dichterischen Alter des Seins, in dem Frühling der Liebe zeichnet, auch in dem spätern, reifenden Sonnenschein des höhern Sommers oder des Herbstes zu erblicken, und zu sehen, was von innerer Liebenswürdigkeit bleibt, wenn die zauberische Hülle der Jugend gesunken ist. Darin versehen es die meisten Dichter; ihre Liebespaare sind gar nicht als ältere Wesen denkbar, ihre Aeltern vollends können nie eine Jugend gehabt haben, und es ist oft ganz unbegreiflich, wie die holdesten, liebreizendsten Töchter unter der Zucht der giftigen, herzlosen Mutter gedeihen konnten. Anders unser Verf.: die Gräfin ist freilich der Liebling unter seinen Charakteren; er hat sie aber auch mit ungemeiner Sorglichkeit und Zartheit hinausgeführt. Wir sehen ihr Portrait als Jungfrau, als Braut, als besonnene Frau, und erkennen überall dieselben Züge, dieselbe Liebenswürdigkeit, und wie die unwiderstehliche Macht der Jahre sie ändert und bedingt. Eine neue Gestalt, der Hausgenosse des Autors, den er zu seinem Erben einsetzt, ist sehr ergötzlich gezeichnet. Der Aufenthalt auf dem Gute im Schwarzwalde gibt zu einigen ökonomischen Digressionen Anlaß, die das Buch eben nicht verschönern. Dasselbe müssen wir von dem fünften Capitel: „Der sinnreichen Ausfüllung der Lücken eines beschädigten Sprachdenkmals", sagen; es erscheint uns müßig, ohne Humor, ohne Spitze, nimmt wenigstens in jedem Fall einen zu großen Raum ein. Ein wahrer Juwel angenehmer, geistreicher, natürlicher Darstellung ist dagegen das sechste Capitel: „Liebeshändel in Briefen". Wir möchten dies unter die vorzüglichsten Theile des ganzen Buches stellen; Göthe würde die Aufgabe kaum glücklicher gelöst haben, und das ganze Verdienst einer so heiter ansprechenden Dichtung fiele auf den Verf. zurück, wenn es nicht bei jedem Worte durchschimmerte, wie viel er in Sprache, Behandlung der Charaktere, der Verhältnisse, ja vielleicht in ganzer Lebensanschauung diesem großen Dichter verdankt. Es wäre uns ein Leichtes, den Lesern d. Bl. den Gegenstand der fein und sauber ausgeführten Handzeichnung in einer flüchtigen Skizze hinzustellen; doch wir wollen ihnen die Ueberraschung, unserm Verf. die Wirkung seines Fleißes nicht stören. Der Aufenthalt auf dem Schlosse der Gräfin ist uns fast nur durch sie selbst angenehm. Die Vertreibung des romantischen Zigeunerlebens, der Mismuth des Grafen wirken unerfreulich und scheinen nicht nothwendig. Warum ließ der Verf. nicht lieber Alles fröhlich grünen und blühen! Er ist viel stärker in der leichten Zeichnung artiger Bildchen als in der Kunst, für erschütternde Verhältnisse unser Interesse anzuregen. Ueberhaupt behandelt er uns diese (auch vielleicht nach dem Vorbilde Göthe's) etwas zu spöttisch; es ist freilich leicht, in verkehrter Weise eine Masse abenteuerlichen Stoffs zu häufen, aber es erfodert doch ein nicht unbedeutendes dichterisches Talent und eine geschickte Hand, seltsame Begebenheiten in eine natürliche Reihenfolge zu bringen und das Interesse des Lesers angstvoll zu spannen, wenn man zugleich die Spannung befriedigend zu lösen unternimmt. Darin ist z. B. der Verf. sehr unglücklich gewesen, und die Auflösung der seltsamen Scenen des dritten Theils sogar für eine ironische zu willkürlich. O, so mancher Wolkenstrahl auch über die Landschaft fällt, das Ganze ist doch von einem reinen, heitern Himmel überwölbt,

*) Vgl. Nr. 100 d. Bl. f. 1832. D. Red.

unter dem es uns so wohl wird, daß wir dem Verf. nur für die angenehmen Stunden, die er uns gewährt, aufs Neue und ebenso aufrichtig danken können, wie wir es schon bei der Erscheinung der drei ersten Theile in d. Bl. gethan. 82.

Ueber Preßfreiheit, Protestantismus, Revolution, Repräsentation und Staat, in besonderer Hinsicht auf Deutschland. Ein Votum der Kirche. Aus den Theologischen Annalen 1831 besonders abgedruckt. Koburg, Sinner. 1831. Gr. 8. 14 Gr.

Die große Bewegung unserer Zeit nennt der Verf. mit Recht einen geistigen Kampf um Rechte, um das ewig Wahre und Gute, nach dessen durch gegenseitige Verständigung bewirktem Ende eine feste Ruhe folgen wird; und zu dieser Verständigung und der Versöhnung des Widerstreits der Meinung beizutragen, ist der in der Vorrede ausgesprochene Zweck der Schrift. Dieser angekündigte gute Wille, Scharfsinn und Forschung, große Belesenheit in den verschiedenartigsten hier einschlagenden Werken, und dann und wann auch eine überraschende Wendung bilden den Charakter dieser Schrift, bei der wir übrigens etwas mehr logische Ordnung gewünscht hätten, und deren weitere Verbreitung und Benutzung durch den Mangel aller und jeder Eintheilung und Uebersicht des Dargestellten gewiß nicht befördert wird. Ueber Preßfreiheit selbst gibt uns der Verf. nichts Neues, doch ist auch ohne dieses eine Beleuchtung derselben gewiß gut und nützlich. Er stellt sie als äußere Denkfreiheit und somit als ein heiliges Recht des Menschen auf, zugleich auch als eine historische Erscheinung, die nicht zu unterdrücken ist, so sehr auch der Despotismus gegen diese Consequenz der Gedankenfreiheit vor und nach Erfindung der Buchdruckerkunst gewüthet hat; der Preßfrechheit widerstreitet er, findet aber das beste Mittel, sie unschädlich zu machen, eben in der Preßfreiheit selbst, bei der die Nothwendigkeit eines Preßgesetzes nur angedeutet wird. Der vorzüglichste Nutzen der Preßfreiheit wird in ihrem Einfluß auf die Cultur und den Entwickelungsgang der Menschheit überhaupt, in der von ihr bedingten Controle über alle Theile des Staatsorganismus und in dem Mittel, das sie der Regierung darbietet, die gesammte Intelligenz zu benutzen und den Gesammtwillen des Volks kennen zu lernen, gefunden. Daß die Preßfreiheit nirgend eine Revolution bewirkt habe, ist sodann genügend dargethan, besonders in Beziehung auf die Volksbewegungen in Deutschland, wegen deren ein solcher Vorwurf um so unvernünftiger ist, als nirgend daselbst sich Preßfreiheit findet, wol aber Censurzwang und dabei doch mannichfacher Preßunfug. Den Protestantismus nimmt der Verf. in einem höhern Sinne als den Grundsatz, nichts ohne Prüfung für wahr und recht anzusehen, und in diesem Sinne ist er allerdings älter als die Reformation, sowie auch nicht zu verkennen ist, daß die Preßfreiheit selbst dann ein nothwendiges Mittel zu dem Zweck der Protestantismus ist. Daß aber auch letzterer so wenig als erstere Ursache der Revolutionen ist, wird philosophisch und historisch deducirt, und nur insofern hat der Protestantismus mit hierzu beigetragen, als er im Allgemeinen die Frage nach Dem, was vernunftgemäß, hervorrief und die Menschheit um einen Schritt weiter brachte, wobei dann der innige und nothwendige Zusammenhang des frühern Ringens nach kirchlicher Freiheit mit dem heutigen nach bürgerlicher hervorgehoben wird. Die Revolutionen der neuern Zeit finden nach dem Verf. ihren Grund hauptsächlich im schroffen Entgegenstehen der politischen Parteien, deren Vermittelung nur die Preßfreiheit bewirken kann, dann in der Aufregung und den Versprechungen von 1813 her, sowie endlich in manchen Misverhältnissen des bürgerlichen Lebens. Das Verlangen der Zeit ist Volksrepräsentation; also ebenso wenig wie bei der Reformation eine neue Religion verlangt wurde, ebenso wenig werden auch im Staatsleben jetzt ganz neue Gestaltungen erfodert, da die Volksvertretung ein sehr altes, namentlich germanisches Princip ist. Die Repräsentation soll aber der Zeit angemessen und umfassend sein, deshalb auch die Kirche einschließen, wobei der Verf. sich als Anhänger Großmann'scher Ideen zeigt. Dadurch aber wird, wie gut dargestellt ist, die Preßfreiheit nicht überflüssig, sondern nur durch sie die Repräsentation selbst gehoben. Uebrigens verlangt unsere Zeit eine Umbildung des Nothstaats in einen Vernunftstaat, was eben auf die angegebene Art allein erlangt wird, wobei dann der Verf. Gelegenheit nimmt, die christlichen und edeln Grundsätze der heiligen Allianz anzupreisen, deren Wirkungen er wol nur allein noch jetzt als segensreich anerkennt, und die sich, lächerlich genug, in der Milde, mit der man die Revolutionen duldet, noch zeigen soll. Dem Versuch des Verf. S. 114, eine Vermittelung zwischen der Legitimität und Volkssouverainetät zu bewirken, fehlt es an gründlicher staatsrechtlichen Würdigung der ganzen Verhältnisse.

Ein Votum der Kirche ist die Abhandlung genannt wol besonders wegen der vorherrschenden Rücksicht auf den Protestantismus. Der etwas enge Druck wird durch das auf jeder Seite und fast in jeder Zeile stattfindende Vorkommen von gesperrt gedruckten Worten noch unangenehmer. 60.

Notiz.

Noch etwas über das Wort: Finanz. *)

Es herrscht allgemein die Annahme, daß die Franzosen das Finanzwesen stets mit „les finances" bezeichnen. Die Wahrheit ist aber die, daß nur die neuern Deutschen stets die Finanzen sagen, wenn sie die Staatsökonomie bezeichnen wollen. Die ältern französischen Schriftsteller wendeten fast immer die einfache Zahl an. Melon sagt in seinem „Essai politique sur le commerce" (Amsterdam 1754, S. 68 u. a. O.) immer „système, idée de finance". Aber auch die neuern Schriftsteller gebrauchen nicht immer die vielfache Zahl. So lesen wir bei Pigault-Lebrun in dem Romane: „Monsieur Botte" (Paris 1803, III, S. 208), wie folgt: „Cette operation de finance"; die ganz moderne Frau von Stande sagt in ihren Memoiren: (Brüssel 1829, IV, 89) ebenfalls: „Si vous ne pouvez caser un ami dans la finance, vous le mettez dans la magistrature." 150.

Aphorismen.

Gleichniß.

Auf Bonaparte's Geständniß, Kleber's Mörder gewesen zu sein, läßt eine in jener Zeit erschienene Spottschrift den deshalb consultirten Abbé Maury mit einem wohlgewählten Gleichnisse antworten: „Der Meuchelmord Kleber's hat Frankreich vor einem Bürgerkriege bewahrt. Sie müssen bedenken, Sire, daß Ihre Kaiserliche Gewalt einem Schwerte gleicht, welches sich wagerecht über dem Boden bewegt und Alles abhauen muß, was sich über demselben erhebt." Kann man den Despotismus treffender bezeichnen?

Gegensatz.

Es gibt Zeiten, wo sich die Völker in religiöser Verehrung des Hergebrachten gar nicht einmal fragen, ob etwas anders und besser sein könne; — und diese Zeiten sind vielleicht die glücklichsten. Wenn aber der Geist der Nachforschung einmal geweckt ist, wenn sich ein unruhiges Streben, welches ebenso feste Wurzeln als das Beharren bei dem vermeint Guten in der Menschenbrust hat, veroffenbart, dann lassen sich die Völker nicht mehr mit Autoritäten abspeisen. 178.

*) Vgl. auch B. Nr. 4 d. Bl. D. Red.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Dienstag, — Nr. 134. — 14. Mai 1833.

Ein Blick auf Rheinbaierns gegenwärtige Stimmung und Lage.

Lange Zeit hat Rheinbaiern die allgemeine Aufmerksamkeit in stets wachsendem Interesse auf sich gezogen. Die politische Exaltation der Mehrzahl seiner Bewohner in allen Ständen war eine um so überraschendere Erscheinung, je tiefere Ruhe und Zufriedenheit man in diesen Gauen, die von der Natur so verschwenderisch ausgestattet sind, zu finden gewohnt war, zumal ihre politische Lage eben nicht zu denen gehörte, die gegründete Veranlassung zu Misvergnügen gaben. Es schien, als habe das moralisch-politische Fieber in der Farce von Hambach, der man wahrlich einen viel zu wichtigen Charakter beigelegt, seine Krise erreicht, jenseit welcher nur Abspannung und Erschlaffung folgen müsse, als habe das drohende Stirnrunzeln der pompösen Hofcommission endlich mit einem Male den Spukgeist beschworen und ausgetrieben, der, gar seltsame Bocksprünge machend, sein Wesen so lange getrieben, als ihn lammsartige Langmuth gehegt und Schwäche geduldet; allein es ist gewiß, daß, wie zur Zeit der heftigsten Erregung das Ausland Rheinbaierns Stimmung und Lage grundfalsch beurtheilt, dasselbe sogar in diesem Augenblicke noch keine richtige Ansicht hat, so viel auch einzelne Correspondenzartikel in öffentlichen Blättern darüber geredet haben mögen. Nicht ohne Interesse dürfte eben darum in diesem Augenblicke die Schilderung der gegenwärtigen Lage und Stimmung Rheinbaierns durch einen partei- und vorurtheillosen Beobachter sein. Die nachfolgenden Zeilen sollen eine solche versuchen.

Jede Erscheinung der Gegenwart — und Rheinbaiern bietet deren manche, die nicht übersehen werden dürfen, wenn es ein richtiges Urtheil gelten soll — findet nur in ihrem Zusammenhange mit früher dagewesenen ihre Erklärung und Würdigung; darum fodert die nachfolgende Darstellung unabweislich einen Rückblick.

Vor dem Jahre 1830 lag ein stiller Frieden auf Rheinbaierns schönen Gauen. Das Volk fühlte sich wohl im Besitze gesicherter Rechte und Freiheiten, unter einer milden Regierung und keineswegs drückenden Staatslasten. Klagte man auch über Manches und wünschte man Vieles anders, so war dies doch nur in Rheinbaiern wie überall, wo der Mensch seine eigne Lage beurtheilt. Nur Eins wurde zur Veranlassung bitterer Beschwerden: der unheilbringende, unpolitische, der Regierung und dem Lande gleich nachtheilige Gedanke, eine Mauth zu errichten. Sie lähmte den Verkehr, beförderte auf eine empörende Weise die Immoralität und kostete von Anfang an dem Staate mehr, als sie einbrachte. Wie sehr man auch diese traurige Einrichtung beklagte, und so laut man auch nach pfälzer Weise darüber haderte, man hegte dennoch ziemlich fest die Hoffnung, die Regierung werde bald die Unklugheit und Schädlichkeit der Maßregel für das isolirte Ländchen einsehen und, die Bitten des Volkes erhörend, sie wieder aufheben. Noch höher stieg diese Hoffnung, als die Kunde kam, die königliche Familie oder doch das Herrscherpaar werde den Rheinkreis besuchen. An diese Aussicht reihten sich die erfreulichsten Hoffnungen. Ludwig, den Bürgerfreund, wie man allgemein den König nennen hörte, in seiner Mitte zu sehen, erfüllte des leicht erregbaren Volkes Herzen mit wahrem Jubel. Des geliebten Maximilian Anwesenheit war noch in frischem Andenken. Die ersehnte Zeit kam, und Rheinbaiern erschöpfte sich in Beweisen der Liebe und Anhänglichkeit. Das Königspaar weilte eine Woche im Kreise, und diese Woche wurde zur Jubelwoche. Wie sollte auch das Volk anders? Zog nicht Huld und Güte alle Herzen an? War nicht Ludwig von Baiern der Volksfreund, der erste, treueste Hüter der Constitution, die sein geliebter Vater gegeben? Gewährte diese Constitution nicht Vortheile und Segnungen, Rechte und Freiheiten, auf die das Volk stolz war, wie sie nicht viele Völker Deutschlands von sich rühmen durften? Sicherte sie nicht die theuern Rechtsinstitutionen, und waren die es nicht grade, für die sich Ludwig so entschieden erklärte? Hatte er nicht den einfachen, sichern Gang der französischen Verwaltung fast unverändert gelassen, und waren nicht die Lasten des Volkes die willkürlosen, festgeregelten, an die man gewöhnt war? Gab nicht, oder schien nicht wenigstens der König hin und wieder die Hoffnung zu geben, daß die Mauth sollte entfernt, manches andere Desiderium berücksichtigt werden? Eine Woche voll Jubel gab Zeugniß von der lautern Stimmung des Volkes, und wer Zeuge desselben war in den Städten wie auf dem Lande, der konnte nicht eine Minute dem Ge-

danken Raum geben, dieser Jubel sei ein von Beamten verordneter, gebotener, wie ihn am Rheine wol öfters die französische Periode zur Schau gestellt; vielmehr mußte er die Ueberzeugung gewinnen, er erwachse aus einem tiefern Grunde, er sei die schöne Blüte der Liebe, die Fürst und Volk im schönsten Bunde zu den glücklichsten Erfolgen eine! Und dennoch wurde es so bald anders! Die erhebenden Harmonien setzten sich bald in herbe Dissonanzen um. Verkennen wir es nicht, daß man auf die Milde des Königs viele übertriebene Hoffnungen baute, die eben darum schon Illusionen sein mußten; daß man blitzschnell Abhülfe aller Beschwerden, unzählige Verbesserungen wesentlicher und unwesentlicher Art erwartete, vor Allem gänzliche Aufhebung der Mauth, kurz, daß man im Volke von jetzt ab dem goldenen Zeitalter entgegensah und als, wie natürlich, das sich nicht verwirklichte, man sich vielmehr getäuscht sah, schnell abgekühlt, selbst misvergnügt wurde und auf Rechnung eines bloßen Willens setzte, was nur im natürlichen Gang der Dinge lag und in den Verzweigungen mannichfacher Staatsverhältnisse seinen Grund hatte. Wollte man aber sich berechtigt halten, diesem Misvergnügen einen andern als ganz gewöhnlichen Stempel aufzudrücken, so würde man eben wol sehr irren; es war vielmehr im gewöhnlichen Gleise ähnlicher Erscheinungen an vielen andern Orten. Man sprach in Gesellschaften und Schenken darüber, kannegießerte, und es würden diese Töne verhallt sein, wenn nicht unruhige Köpfe die Funken gesammelt und geschickt benutzt hätten. Nur Leidenschaft säet das Unkraut in den Weizen des friedlichen Bürgerlebens. Es gab Menschen im Rheinkreise und darunter eingenistete Fremdlinge, einst des Druckes Söldlinge, dann per fas et nefas gestiegen, selbst Dränger und Blutegel des Volkes, verworrene Köpfe und verschrobene Herzen, die ein unbegrenzter Ehrgeiz stachelte und mit ihm andere, verschwisterte, unedle Leidenschaften, die auf die königliche Nähe chimärische Plane der eignen Erhebung bauten und durch Erschöpfung des Landes oder doch einzelner, ärmerer Theile desselben in festlichen Anstalten hofften, den heilbringenden Gnadenblick des Herrschers auf sich zu lenken. Die Plane scheiterten, die Versuche misglückten, und mit der bittern Täuschung zog ein Grimm in das Herz ein, der Rache heischte und der vielleicht nur darum Anstand nahm, diese alsobald zu befriedigen, weil ihm die Mittel, zum Zwecke zu gelangen, noch nicht zum klaren Bewußtsein gekommen, oder der Muth für den Augenblick fehlte, den Gefahren und unausbleiblichen Folgen Trotz zu bieten, in Ermangelung anderer Hülfs- und Subsistenzmittel als der des Amtsbrotes. Die Absicht aber lag als Keim folgender Thaten in der Brust. Die Stunde kam, wo günstigere Constellationen diesem Keime sich zu entwickeln gestatteten. Es war der Moment, wo Frankreichs Julirevolution die Fürsten Europas in einen Zustand stummen Erstaunens, ängstlicher Besorgniß, wenn wir nicht sagen wollen, unentschlossener Verblüfftheit, die Völker dagegen in den begeisterter Exaltation versetzte. Die Blitze am westlichen Horizonte folgten so blitzschnell, der Donner hallte so gewaltig nach, daß die Wirkung davon sich weithin verbreiten mußte, und der Sturz eines morschen, wurmzernagten Königthums zeigte dies überhaupt in seiner Blöße, und mancher wirre Kopf sah dem Sturze der Dynastie nach, seine verwegenen Schlüsse daran reihend und sich selbst gewaltsam zur Höhe des modischen Franzosenthums hinaufpotenzirend. Man staunte den Riesengeist an, der à la Fortunatus gegen die Länder jenseit des Rheines sich wendete und die Fahne schwang, auf der das inhaltschwere, schwer zu verdauende Wort: Volkssouverainetät, zu lesen stand. Da regte es sich in der Tiefe. Gleiches zog sich an; der elektrische Funke zündete, und die Zeitblätter: „Rheinbaiern" und der weit unvergohrnere „Rheinbairische Volksfreund", erschienen jetzt ihr Licht leuchten lassend vor den Leuten, die, je toller es kam, desto lebhaftern Applaus spendeten, denn die Welt litt am politischen Tarantelstich der Franzoserei. Jene Blätter zu charakterisiren, wäre fruchtlose Arbeit. Sie und ihr Geist, wenn es einer war, und ihre Tendenz sind zu allgemein bekannt, als daß dies nöthig wäre. Nur ihre Wirkung gilt uns hier, und wer sie nicht kennt, mag aus dieser auf jene zurückschließen.

Wie man auch versucht hat, in rheinbairischem Particularismus und Heimatstolz den rheinbairischen Volkscharakter zu erheben, zu schminken und zu firnissen; wer ihn in allen Ständen und in allen Nuancen im Laufe einer geraumen Zeit zu beobachten Gelegenheit gehabt, der weiß, blendet ihn nicht Vorurtheil, welch eine bedeutende Gabe Leichtsinns und Frivolität er empfing. Die Religion hat wenig Einfluß auf ihn, und die Jahre des Franzosenthums haben dem positiven Christenthum noch vollends die Grube gegraben, wozu denn noch andere Einflüsse mitwirkten. Ebenso wenig steht zu leugnen, daß eine allgemeine Vorliebe für das Franzosenthum vorherrschend ist, absonderlich bei denjenigen Classen und den Generationen überhaupt, auf welche die Revolution eingewirkt. Ferner ist es gewiß, daß diese Vorliebe durch viele Beamten aus jener Periode und durch wirklich vieles Gute, was im Rechts- und Verwaltungswesen existirt, genährt wurde. Unter diesen begünstigenden Umständen, zu denen wir manche Fehlgriffe der Regierung, in neuerer Zeit die Abneigung des Volkes gegen den von München herüber seine Bestrebungen auch im Rheinkreise äußernden finstern, mönchischen Geist, auffallend hohe Holzpreise, die neuerdings mehr als je das Volk drückten, die auf die Moralität so äußerst nachtheilig wirkende Militaireinrichtung und endlich das Hinüberziehen aller Gelder des Rheinkreises, um im Mutterlande kostspielige Bauten zu errichten, während der Rheinkreis keinen Genuß davon hatte und Straßen u. s. w. kaum erhalten wurden, rechnen müssen, war es kaum zu bezweifeln, daß die Julirevolution, die anderwärts bei minder begünstigenden Verhältnissen einen so mächtigen Zauber übte, einen gewaltigen Stoß gab, der, je mehr jene Journale und die zahlreichen, in ihrem Bunde stehenden Schwindelköpfe im Geiste dieser Revolution schrieben und sprachen, in immer weitern Kreisen seine Wirkung äußerte. Jene Individuen,

die diese Revolution schnell zu den Kindern ihres Geistes gesellte, Siebenpfeiffer, Hochdörfer u. A., ärmer an Geist und reicher, oder doch gleich reich an Schwindel, stießen jetzt in die Posaune, warfen die lose Maske vollends ab und traten in eine kecke, ja mitunter abenteuerliche Opposition mit der Regierung, das Volk in jeder Beziehung erregend ohne Rast und mit einer Hast, gleich als ob es ihnen ahne, wie bald ihr Idol erbleiche und selbst den Nimbus zerstöre, den es anfänglich um sich verbreitet hatte.

Ihr Anhang, besonders in den an wirklich gediegener Bildung armen, sogenannten gebildeten Classen, wuchs außerordentlich, und durch diese vermehrte er sich selbst zahlreich in den ackerbau- und gewerbetreibenden Ständen. Wenn auch der dem Rheinländer im Allgemeinen eigne, richtige und klare, praktische Blick noch eine Schutzwehr bot gegen das allzu heftig einreißende Gift des Revolutionsschwindels, so zeigte es sich doch nur zu deutlich, wie wahr das semper aliquid haeret sei, wenn das calumniare audacter methodisch betrieben wird. Auch das wirklich Gute und Lobenswerthe wurde verkannt, weil man einmal Alles tadelnswerth, Alles despotisch finden wollte; und so weit trieb man die Nachäfferei des Franzosenthums, daß man die Erlasse des allerdings traurigen Ministeriums Schenk Ordonnanzen und diesen Baierns Polignac nannte, daraus das Weitere in höherer und niederer Richtung folgernd.

(Der Beschluß folgt.)

Stimme aus Schweden über Lessing's „Reise durch Norwegen nach den Lofoden (Lofodden), durch Lappland und Schweden" (Berlin 1831). *)

Untersuchungen über Botanik, Pflanzengeographie, nebst Höhenbestimmungen, meteorologischen und physikalischen Beobachtungen anzustellen, wurde die Reise unternommen. Weil aber ziemlich dieselben Gegenden ein Wahlenberg, von Buch, Esmarck, Naumann, Hisinger u. A. früher bereist hatten, so war eine besonders reiche Nachlese im Ganzen allerdings nicht zu erwarten; indessen sind verschiedene einzelne Punkte von Hrn. Lessing genauer beleuchtet und übrigens viele Angaben früherer Forscher zusammengestellt, kritisch beurtheilt und mit analogen Verhältnissen in den arktischen Regionen Asiens und Amerikas verglichen worden. Zur physischen Geographie des Nordens ist also diese Reise ein sehr beachtenswerther Beitrag. Ueber ihre wissenschaftlichen Ergebnisse haben jedoch schon Andere gesprochen; unsere Absicht aber ist, das Buch von einer andern Seite aufzufassen.

Schon aus verschiedenen Recensionen (in d. Bl., im stuttgarter „Literaturblatt", in den wiener „Jahrbüchern") sahen wir, daß Hr. Lessing sich sehr hart über Schweden und wo möglich noch härter über Norwegen ausgesprochen hatte. Endlich kam uns das Buch selbst zu Gesicht, und wir fanden die Schilderungen noch düsterer als wir gedacht hatten. Zwar läßt er einzelnen Gelehrten, als Wahlenberg, Agardh und Fries Gerechtigkeit widerfahren; zwar verschweigt er nicht, daß er in Norwegen bei Bürgern und Amtleuten, im schwedischen Lappland bei Predigern, bei welchen er einkehrte, überall Gastfreiheit und freundliche Bewirthung fand; doch spricht er darüber meistens ohne ein Gefühl von Dank, sondern wie über eine Sache, die sich von selbst versteht. Im Ganzen genommen aber, urtheilt er über den skandinavischen Nationalcharakter mit einer außerordentlichen Strenge; von der gepriesenen Einfachheit der Sitten fand er keine Spur; die so gerühmte Rechtlichkeit und Uneigennützigkeit ist seiner Erfahrung nach nur eine Fiction; Alle streben nämlich, den Reisenden zu betrügen, zu prellen und zu plocken. In Schweden ist's insofern besser, „daß ein freundliches Gesicht für drei Skilling zu sehen ist; in Norwegen aber kostet ein solches Vergnügen mannichfach mehr." Seiner Beschreibung nach möchte man glauben, daß die Hälfte der Bevölkerung des Nordens in einem immerwährenden Branntweinrausche umherginge, wenigstens unfehlbar am Sonntage. Fast Alles war ihm zuwider. Selbst die Landstraßen und das Postwesen fand er äußerst schlecht (freilich, Hr. Lessing reiste durch Schweden im Spätherbste, dann sind auch bei uns durch anhaltenden Regen die Wege gewöhnlich abscheulich); Pferde waren ohne Zank, wenigstens ohne langes Warten nicht zu bekommen, die Gastgeber und Skjutsbauern (Postillons) unerträglich neugierig, in Norwegen taugen die Fuhrwerke, in Schweden die Pferde nichts. Ueberall wurde er ums Paßvorzeigen gequält; kurz, des Leidens ist fast kein Ende.

In Deutschland hat man, wie wir sehen, gar nicht begreifen können, wie doch Hr. Lessing Alles hier so ganz anders als seine Vorgänger finden konnte. Freilich tragen Einige von diesen gewissermaßen die Schuld. So sah hier der berühmte E. M. Arndt Alles — Land, Natur, Menschen — in einem idealischen Licht; sein warmes Herz hat eine Schilderung des Nordens ausgemalt, die völlig wahr und treu ist, hätte sie nur Schatten. Der biedere Schubert trat in seine Fußstapfen; anspruchlos und herzlich, war er überall willkommen und fand überall Liebe und Behaglichkeit. Der Landsmann Hrn. Lessing's, der humoristische Willibald Alexis, brachte die Freude und die Munterkeit mit sich; die Gegenstände erblickte er bald von ihrer poetischen, bald von einer komischen Seite. Hr. Lessing gesteht selbst, daß er, von solchen Vorgängern irre gemacht, mit überspannten Erwartungen nach dem Norden kam; er hatte es nicht bedacht, daß ein Zeichner im gewissem Sinne wahr sein kann, auch wenn er die Schattenseiten wegläßt. Es scheint, als hätten sich in den jugendlichen Geist des Hrn. Lessing allerlei seltsame Meinungen über den Norden und besonders über die Gasthöfe im Voraus eingeprägt. Weil die Gastfreiheit hier eine so gewöhnliche Sache sein soll, so scheint er fast den Glauben gehegt zu haben, daß auch in den Gasthöfen Alles frei und umsonst zu haben sei, und daß das höchste und einzige Glück der Gastgeber darin bestehen sollte, die Reisenden ohne Zahlung zu bedienen.

Ueberhaupt ist es ein Unglück für ein Land wie für einen einzelnen Menschen, zu viel gelobt zu werden. Spätere Beurtheiler, welche die Uebertreibungen entdecken, rächen sich dadurch, daß sie die Kehrseite der Dinge nur darstellen. So hat Hr. Lessing den liebenswürdigen Fehler eines Arndt, Schubert so verbessert, daß er unbedingt Alles schwarz ausgemalt hat.

Dies erklärt zum Theil den eigenthümlichen Farbenton dieses Reisenden. Es gibt dazu noch einen andern Grund, und diesen Schlüssel gibt uns das Buch selbst und die Persönlichkeit des Verf. Weil dieser unser Vaterland so schonungslos behandelt, so sind wir ihm keine Höflichkeit schuldig; nur, was wir auch einem Feind nicht verweigern — Wahrheit und Gerechtigkeit — mögen wir ihm zusagen.

Man braucht nicht viel in dem Lessing'schen Buche zu lesen, um zu entdecken, daß der Hr. Verf. sehr ungern Geld ausgibt. Am liebsten will er Alles umsonst haben; verlangt man Geld, so verdüstert sich schon sein Gemüth, und fodert man gar einige Skillinge mehr, als grade Hrn. Lessing billig scheint, so ist man sein erklärter Feind, und dann geht das Schimpfen auf die ganze Nation los. Ein ziemlich auffallendes Beispiel dieser für einen Reisenden unpassenden Stimmung erzählt er selbst. In Norwegen ließ er sich am späten Abend, in schlechtem Wetter von ein paar Kindern auf einen hohen Berg begleiten; anfangs ist Alles gut, es sind schöne, liebliche Kinder; aber am Ende verlangen sie ein kleines Trinkgeld, das Hr. Lessing ihnen im Voraus zuzusichern vergaß; sogleich ist die Täuschung vor-

*) Vgl. Nr. 125 d. Bl. f. 1832. D. Red.

bei, und Hr. Lessing erkennt jetzt bei ihnen Spuren einer gewissen Natur. Sehr viele Merkmale einer solchen ökonomischen Gesinnung findet man noch in dem Buche.

Ferner herrscht, wie wir glauben, in Deutschland eine gewisse Ueberlieferung, daß man in Schweden nichts ohne fürchterliches Fluchen zuwegebringen kann, und dies wird um so lieber in Anwendung gebracht, weil fast alle Ausländer nicht nur die Kraft und Energie, sondern auch den melodischen Wohlklang der schwedischen Schwüre bewundern. Wir erinnern uns, daß wir vor etwa 17 Jahren mit einem jungen Deutschen, der eben seinen Cursus in Jena beendigt hatte, einen Theil des Vaterlandes durchkreuzten. Von der Sprache verstand er noch sehr wenig, nur die Flüche hatte er gründlich studirt. Als nun diese, gewöhnlich ohne alle Veranlassung, mit gewaltiger Steigerung von den einfachsten bis zu Sju hundra tusen skock millioner djeflar, und mit einer lächerlichen Aussprache bei den Hällkarlar und Skjuts bönder angebracht wurden, so waren die guten Leute nicht in Furcht zu jagen, sondern lächelten vielmehr ein wenig. Sobald aber der junge Mann dies gewahrte, der bisher nur in halbem Scherz, und um sich in der Sprache zu üben, losgedonnert hatte, so gerieth er in ernstlichen Zorn und drohte halb deutsch, halb schwedisch auf die verfluchten Leute loszuschlagen und sie durchzuprügeln, und weil dies im Schwedischen überaus lächerlich klingt, so brach Alles in ein schallendes Gelächter aus. Ebenso erzählt unser berliner Student von sich selbst, daß er bei seinem Eintritt in Schweden sehr wenig von der Sprache wußte, daß er aber „die Betheuerungsformeln" genau gelernt hatte, und in diesem Studium es schon so weit gebracht hatte, daß er in den einheimischen Schwüren alle Provinzialismen bis auf die feinsten Nuancen bemerken konnte. Welchen Dialekt Hr. Lessing selbst zum Hausbedarf anwendete, wird nicht erwähnt; daß er aber mit jenen Formeln nicht sparsam umgegangen, haben wir von Diesem und Jenem gehört, die mit ihm in den Gasthöfen zusammengetroffen sind. Solche Flüche hört man bei uns von Gebildeten äußerst selten, und jedenfalls hat Hr. Lessing damit nicht die rechte Saite angeschlagen, die schwedische Freundlichkeit hervorzubeschwören.

(Der Beschluß folgt.)

Französische Zeitschriften in den Provinzen.

Es äußert sich gegenwärtig in dem geistigen Leben der Franzosen außerhalb Paris eine insurrectionnelle Tendenz gegen die Metropole, welche die wichtigsten Folgen für die Gesammtliteratur der Nation haben wird. Die Provinzen werden sich allmälig daran gewöhnen, für sich zu denken; sie werden nicht mehr blos empfangen, sondern auch geben; Paris wird nicht mehr allen Erzeugnissen des Nationalgeistes den Stempel seiner Modephrasen aufdrücken. Bisher war Paris der einzige Schauplatz, wo der Schriftsteller sein Talent produciren konnte; daher wimmelt die Hauptstadt von obscuren Celebritäten, die sich einander im Wege stehen, denen es an Luft gebricht, um sich zu entfalten, und die daher oft in der Blüte verwelken. Durch dieses Zusammendrängen der energischsten Geisteskräfte auf einen Punkt entsteht eine Concurrenz, welche den Beruf des Literaten zum Handwerke herabwürdigt. Sobald sich anderswo literarische Wirkungskreise eröffnen, wird sich die Menge verlaufen und die Künstler in der Kunst werden sich wohl dabei befinden.

Die „Revue germanique" ist bereits ein älteres Institut und hinlänglich bekannt. Den Redactoren fehlt es nicht an Eifer und Fleiß, auch nicht an Kenntnissen, aber wol an Gewandtheit in Sprache und Darstellung. Seit Kurzem erscheinen literarische Zeitschriften in Toulouse, Avignon, Rouen, Rennes, Caen u. s. w. Die dritte Nummer der „Revue du midi" enthält als Einleitung eine umfassende Exposition ihrer Ansichten und ihres Strebens, aus welcher wir das Wesentlichere ausheben: „Die literarischen Erscheinungen in der Provinz haben einen unbestreitbaren Vorzug vor den pariser Erzeugnissen: das Localinteresse. Nie wird die Hauptstadt den Süden Frankreichs so gut kennen als der Süden selbst. Hier ist Alles anders als im Norden: Vergangenheit und Zukunft, Menschen und Dinge, das Gefühl ist lebendiger, die Phantasie entzündbarer, alle Geisteskräfte thätiger." Die Geschichte besonders findet hier reichlichen Stoff: Griechen in Marseille, Römer in Narbonne, Westgothen in Toulouse, normännische, arabische, fränkische Invasionen, Religionskriege im 15. und 16. Jahrhunderte, provenzalische Literatur u. s. w. Die drei bereits erschienenen Nummern der „Revue du midi" enthalten unter andern die Erzählung der Hinrichtung des Herzogs von Montmorency auf Befehl Ludwig XIII., d. h. des Cardinals Richelieu, von Hrn. De Lavergne. Diese historische Skizze zeichnet sich durch eine lebendige, kräftige Darstellung aus. Hr. Du Mège, welcher sich mit einer „Archéologie pyrenéenne" beschäftigt, gibt hier eine historische Uebersicht der Mythologie der Pyrenäen. Gründliche Kenntnis der historischen Thatsachen, der Sitten und Ueberlieferungen, die poetische Neuheit der übernatürlichen Wesen, welche das Gebirge bevölkern, geben dieser Abhandlung hohes Interesse. Vier verschiedene Völkerschaften haben nach und nach ihre Mythen und Gottheiten in diese Gegenden eingeführt. Afrikaner, Phönizier, Celten, Iberier und Griechen sind hier auf der Grenzlinie des Südens und Nordens zusammengestoßen und haben die Nation der Helitbervier gebildet. Auch die Gottheiten dieser Völker haben sich verbrüdert. Hercules heirathete Pyrene, die Tochter eines celtischen Königes; die Pyrenäen sind ein ungeheueres Grabmal, welches der Kride seiner jungen Gattin errichtet. In dieser seltsamen Vermischung der Mythen des Abendlands herrscht der Cultus der Natur vor: man opferte den Bergen, Seen und Wäldern. Auf der erhabensten Spitze der Pyrenäen, der Maladetta, erhob sich der furchtbarste Gott dieser Gebirge, der schreckliche Pic de Réthon. Spuren dieser mythischen Traditionen haben sich bis jetzt bei den Bewohnern der Pyrenäen erhalten. Auch mehre Novellen liefert die „Revue du midi", denn ohne Novelle kann ein Journal nicht wohl mehr in Frankreich auftreten; die ausgezeichnetste darunter ist: „Un chrétien à Tunis", von Hrn. Lugan. 143.

Für die Herren Buchhändler.

Im J. 1820 erschien angeblich in London eine neugriechische Uebersetzung des ursprünglich lateinisch geschriebenen und dem Papste Julius III. im J. 1553 auf Verlangen gegebenen Gutachtens dreier römisch-katholischer Bischöfe über die beste Art und Weise, die wankende Macht der römischen Kirche zu befestigen, mit Anmerkungen und Erklärungen des Neugriechen A. Korais. Die Auflage, welche davon gemacht worden war, war bald nachher nicht ohne besondern Antheil von Seiten einer katholischen Regierung fast ganz unterdrückt worden, und es ward daher schon vor einigen Jahren ein Wiederabdruck der Schrift, wozu der nun verstorbene Prof. Dr. Tittmann in Leipzig ein Vorwort geschrieben hatte, beabsichtigt. Diesen Vorsatz auszuführen und den Griechen der morgenländischen Kirche über gewisse ihnen drohende Gefahren die Augen zu eröffnen (weshalb auch schon Korais selbst vor 13 Jahren die Schrift herausgab), ist grade jetzt um so mehr die Zeit, als öffentlichen Nachrichten zufolge die Jesuiten sich bereits in Griechenland niederzulassen und einzunisten angefangen haben. Es ergeht daher hierdurch an die Herren Buchhändler die Aufforderung, der Sorge eines solchen Wiederabdrucks, wozu man unter Bedingungen ein geschriebenes Exemplar der fraglichen Schrift und das Vorwort des Dr. Tittmann gern gewähren würde, sich zu unterziehen und diesfallsige Mittheilungen von Seiten Derer, welche darauf eingehen wollen, unter der Chiffre X. K. an die Brockhaus'sche Buchhandlung möglichst bald gelangen zu lassen. Das enggedruckte Original der Schrift beträgt in Octav gegen acht Bogen.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Mittwoch, — Nr. 135. — 15. Mai 1833.

Ein Blick auf Rheinbaierns gegenwärtige Stimmung und Lage.

(Beschluß aus Nr. 134.)

Was diese Journale und ihre Rottenmeister begründeten, vollendete die Aufregung der Deputirtenwahlen, der Landtag selbst, die Ereignisse in Baiern jenseit des Rheins und die halb kräftigen, halb ohnmächtigen, oft kleinlichen Maßnahmen der Regierung und ihre sichtbare, viel verhöhnte Rathlosigkeit, hervorgehend aus einer Furcht, die Dem lächerlich erscheinen mußte, der die Oberflächlichkeit des rheinbairischen Volkscharakters kannte und den Erfahrungssatz festhielt, daß, je mehr ein Volk schreit, je weniger es thut. Das Erscheinen Wirth's und seiner französirenden, Deutschland nur mystificirenden „Tribune" im Rheinkreise setzte endlich den Schlußstein dem losen Gebäude auf, dem das Fundament fehlte, was freilich die Leute nicht begriffen, die den Rheinkreis als berufen ansahen, Deutschlands Wiedergeburt und der Volkssouverainetät ihre Universalherrschaft zu erringen über andere Doctrinen und Regierungsweisen. Hierdurch gewann jene Sippschaft, die man, wie einst im „Hesperus" gesagt wurde, spottweise das rheinbairische Mouvement nannte, erst recht Halt und Stärke und durch den wohlersonnenen Preßverein immer weitere Ausbreitung. Mit immer wachsendem Fanatismus trat diese Partei auf. Ihre Keckheit, ihr Eifer für die Verbreitung ihrer Grundsätze und der sie tragenden Journale und Flugschriften, ihre offene Widersetzlichkeit gegen die Regierung, recht genährt durch manche Deputirte, die durch ihre Hinneigung zu Frankreich, durch das dort in Sicherheitbringen ihres Mammons und endliche Flucht dorthin, ehe noch Gefahr für das viellheure Ich da war, bewiesen, wie wenig ihr Radotiren von Deutschlands Heil und Rettung aus lauterm Grunde hervorging, nahm von Tag zu Tage zu und zeigte sich schon ganz in seiner Unlauterkeit durch das Verketzern und Verfolgen ehrenwerther Deputirter und anderer Ehrenmänner, die richtiger urtheilten, rechtlicher dachten und kräftig in die Speichen des dem Abgrunde der Anarchie zurollenden Rades eingreifen zu müssen glaubten zur moralischen Rettung ihres Heimatlandes. Der Preßverein zeigte bald seine Wirkungen. Er verkettete die Gleichdenkenden, nöthigte die Schwankenden zur Entschiedenheit und zog das blinde Volk in das Netz schlauer Parteihäupter, ihnen größere Macht und, zur Stunde der persönlichen Gefahr, die am Ende doch zu befürchten war, durch die imponirende Masse einen sichernden Wall bereitend. So steigerte man von Tage zu Tage die leidenschaftliche Erregung der Gemüther, bis endlich in Hambach sich der Wormsoff entzündete und der Welt zeigte, weß Geistes Kind das Treiben sei.

Was dort vorging, ist bekannt. Wir gehen schnell darüber weg und fassen die Folgen ins Auge. Es war ein Wendepunkt — eine Krise — doch nicht in der Weise, als ob davon ab das Uebel sich gemildert. Die Maßregeln der Regierungen ließen keine Erschlaffung zu; aber für die Staatsgewalt war die Krise von Wichtigkeit. Sie wurde gekräftigt und gewann die Ueberzeugung, die Unentschiedenheit ihres Einschreitens, das stete Wählen und darum fast immer unglückliche Wählen ihrer Mittel müsse enden. Es ist schon ausgesprochen worden, daß dieser Halbheit Quelle die Furcht vor einem Aufstande in Masse war. Diese Furcht ging aus wirklicher Unkenntniß der Lage der Sachen hervor. Wie auch die Erregung allgemein war, so fehlte ihr doch, wenn wir so sagen dürfen, die Innigkeit, die Seele, die Kraft. Um diese zu haben, fehlte es wirklich an Grund. Es war mehr eine, von Schwindelköpfen, die sich der Erregbarkeit des Volkes und seines frivolen, aller Tiefe ermangelnden Charakters zu bemeistern gewußt, künstlich hervorgebrachte, methodisch und schlau genährte Erregung. Führte man das Volk auf den Grund seiner Opposition zurück, fragte man es ernst nach seinen Zwecken, so war es sich beider nicht bewußt. Nur die lange Gewohnheit, sich in diesen Formen, Tiraden und Schwindeleien zu bewegen, gab der Sache Dauer und Halt. Wäre es wirklich zu ernstern Auftritten gekommen, so würde, wie sich das später klar erwies, der größte Theil, ja neun Zehntel des Volkes, erschrocken vor dem Ende, zur Ruhe voll Scham und Reue zurückgekehrt sein, und die Parteihäupter hätten zum Hasenpanier geschworen, wie sie das, z. B. Schüler, Savoye u. A., wirklich gethan. Wir wollen damit nicht sagen, daß nicht auch einzelne Leute von größerer Kraft darunter gewesen, zu denen man Wirth u. A. allerdings rechnen konnte; allein im Allgemeinen fehlten sie gewiß. Und wenn, wie wir weiter zeigen werden, im gegenwärtigen Momente noch immer die Erregung sich nicht gelegt hat, so ist es sicher-

lich nirgend begründet als in der Macht der Gewohnheit und in einem Trotz, der aber nichts weniger ist als wahre Charakterstärke, und es kommt dabei noch immer sehr viel auf Rechnung der Regierung, die allgemeine Richtung der Zeit selbst mit in bedeutenden Anschlag gebracht.

Als die Regierung endlich zu ernsten Maßregeln griff, als die Hofcommission mit Truppenmacht imponirend erschien und nun die Rädelsführer zu einem sichtlich erstrebten Märtyrerthume kamen, da (um pfälzisch zu reden) duckten sich die Schreier zweiter und theilweise erster Classe, und die Masse der Irregeleiteten bebte vor dem Arm der Gewaltigen und schluckte den Grimm in sich hinein. Es läßt sich leicht psychologisch darthun, daß Drohungen, Machtstreiche u. dgl. bei einem seit Jahren zur andern Natur gewordenen Treiben, bei einer so lange Zeit angewöhnten Art, zu denken und zu reden, nichts fruchten, wol augenblicklich verschüchtern, aber nicht heilen. So im Rheinkreise. Als die Gefahr mit der Hofcommission wieder jenseit des Rheines war, wagte sich die Zunge wieder auf das alte Gebiet. Ein affectirter Heroismus machte sich breit, theils aber erschien trotzig der alte Geist wieder und suchte von Neuem, nur klüger, sein Terrain zu gewinnen. Es gelang ihm, ja es mußte ihm gelingen, wenn man Alles nicht richtig erfaßt. Daß man milde verfahren, erschien als Schwäche, und so steigerte sich wieder das kaum erst noch sich verkrochen habende Uebel. Die Leidenschaftlichern wurden nun noch trotziger, wenn sie die Nachtheile ihres Thuns empfanden; das Mißglücken so glänzender Plane fraß am Herzen, das des Wahnes Beute noch war. Man hatte sich in den Ideen so sehr verbissen, daß man nun Deutschland und Europa völlig als verknechtet, als unwürdig jener Güter, als unfähig zur politischen Auferstehung, als des Despotismus wohlverdiente Beute ansah, aber damit auch einen Abscheu an Europa, an der Heimat gewann und sehnsüchtig die Arme nach dem Lande der Freiheit, nach Amerika ausreckte. Die völlige Verwirklichung aller befürchteten Uebel wollte man gar nicht abwarten, und nach Amerika zog es mit tausend Armen. Trotzig riß man sich los von dem theuern Lande der Jugend, weil man sich verbissen, grimmig und wahrhaft wahnsinnig verbissen hatte in unreifen Ideen. Hierzu kam in neuester Zeit, daß die Regierung strenge Specialuntersuchungen gegen einzelne Parteiglieder einleitete. Dies vollendete und reifte die Auswanderungspläne.

Wir haben bis hierher möglichst treu den Entwickelungsgang verfolgt, den der aufgeregte Zustand des Rheinkreises eingeschlagen. Wir sind bei der Gegenwart angelangt und es liegt uns ob, nun einen freimüthigen, vorurtheilslosen Blick auf diese zu richten. Nach allem Gesagten konnte es nicht fehlen, daß das Uebel fortwucherte. Es ist so. Wenn auch vielfältig modificirt, bietet der Rheinkreis in diesem Augenblick noch immer den Anblick der Erregung dar. Noch immer erhält sich die oft bezeichnete Partei. Sie theilt sich aber in zwei ungleiche Theile. Der kleinere Theil steht auf dem Punkte, trotz der Hindernisse, die mitunter die Regierung in den Weg zu legen sucht, nach Amerika auszuwandern. Obgleich der kleinere Theil, ist er dennoch bedeutend; gibt man doch die Zahl der Familien, die auswandern wollen, weit über 800 an. Es sind unstreitig die Fanatiker der Partei, die lieber frei Haiden und Urwälder urbar machen, als in der von ihnen so genannten sklavischen Heimat behaglich und glücklich leben wollen. Es sind häufig vermögende Familien, viele aus den ersten Ständen, die sich zur Auswanderung anschicken und sich darauf schon längere Zeit bereitet haben und es kaum erwarten können, den Staub der Heimat von den Füßen zu schütteln. Bedenkt man die Leiden, Beschwerden und Mühen, das Precaire einer Uebersiedelung und Ansiedelung in dem egoistischen Amerika, wo der warmherzige Deutsche alles Gefühl, vom kühl berechnenden Verstande erstickt, im materiellen Interesse untergegangen findet; erwägt man die tausend Thränen der Reue, die einst dem Wahne fließen werden, der jetzt die heiligsten Regungen des Herzens gewaltsam unterdrückt, aber früher oder später in der Schule unabweislicher Leiden dennoch klarerer Ueberlegung weichen wird und muß; faßt man die Kräfte und Capitalien ins Auge, die dieser Wahn dem Vaterlande raubt, so erfüllt gewiß ein aufrichtiger Schmerz das Gemüth des Menschenfreundes und Dessen, der es mit dem Vaterlande wohlmeint, wenn er auf die Auswanderungen hinblickt, die der Trotz, der verbissene Grimm, der Wahn hervorbringt. Der andere, viel größere Theil der sogenannten Liberalen und endlich das Volk bietet einen nicht minder traurigen Anblick dar.

Noch immer dauert bei ihnen die Aufregung fort. Wir erblicken eine Masse, die unzufrieden mit Allem ist, selbst mit dem vielen Guten, was augenscheinlich da ist, und den materiellen, nicht gering anzuschlagenden Vortheilen des letzten Landtags, durch die glücklichen Verhältnisse für ein Ackerbau treibendes Land, die die letzten Zeitverhältnisse herbeigeführt, noch vermehrt, nach einem politischen Hirngespinnste ringt, das ihm verworrene Köpfe, unredliche Verführer in allen Gestalten als das höchste und allerdings endlich zu erringende Gut geschildert; die noch immer alles Heil in einer von Frankreich abcopirten Revolution Deutschlands erwartet; die mit echtem, verhärtetem Clubgeiste sogar dem Wahnsinn sich hingibt, in diesem Jahre ein zweites, ganz andere Erfolge hervorbringendes hambacher Fest zu feiern; die in den betrübenden Auftritten, die in diesen Tagen Frankfurt erlebte, die Morgenröthe eines neuen Lebens bewillkommnete und das Prognostikon ihrem Lieblingsplane stellt, es werde das projectirte Fest dieses Mal noch größere Theilnahme finden als das erste Mal.

Wir erblicken die traurigsten Rückwirkungen dieses andauernden Schwindels auf Gewerbe und Lebensberuf, eine traurige, durch den Parteihader erweckte Zerrissenheit im bürgerlichen und geselligen Leben, Anfeindungen, Haß, Zwietracht. Wir sehen ferner in allen Classen des Volkes die vielfältig rückwirkenden Einflüsse des unreifen Politisirens, Widersetzlichkeit, Trotz und ihr Gefolge. Wir sehen endlich die Religion, und das ist eine Erscheinung, die betrübender als Alles auf ähnliche in Frankreich hin-

weist, in stetem Sinken, und mit ihr muß und wird die Moralität und das damit engverbundene Lebensglück Tausender sinken. Welche furchtbar zerrüttende Ernte einer verruchten Saat heilloser Menschen! Welche furchtbar weithin wirkende Strafe einer Verirrung, die eine lange Reue nicht begütigen wird! Schmerzlich ist der Blick, der den weithin Wandernden, vielfach sich Täuschenden folgt; schmerzlich der Blick, der auf dem schönen Ländchen ruht, das alle Mittel und Besitzthümer hatte und hat, glücklich zu sein, und in trostloser Verblendung sie von sich stieß und noch zur Stunde stößt!

Möchten günstigere Geschicke ihm werden! 181.

Stimme aus Schweden über Lessing's „Reise durch Norwegen nach den Loffoden, durch Lappland und Schweden".

(Beschluß aus Nr. 134.)

Hr. Lessing klagt, wie schon erwähnt, daß er häufig mit Fragen über seinen Paß aufgehalten wurde. Es ist aber eine Thatsache, daß man das ganze Reich von dem einen Ende zum andern, wenn man keine Festung passirt, durchreisen kann, ohne jemals nöthig zu haben, seinen Paß vorzuzeigen. Doch bestreiten wir darum die Erfahrung des Hrn. Lessing nicht. Erstens war er ein Fremder, auf den man in den Gasthöfen immer etwas aufmerksamer ist; zweitens war er bei seinem Eintritt in das cultivirte Schweden halb wie ein norwegischer Fischer, halb wie ein Lappländer, oder, wie er sich selbst beschreibt, in lederne Kleidung und Rennthierpelz gekleidet. Kann man dann sich darüber wundern, daß eine solche Erscheinung sonderbar und auffallend den Leuten vorkommen mußte, auch in dem Falle, daß er den reichen Vorrath seiner „Betheuerungsformeln" nicht gespendet hätte? Doch ist es immer die Frage, ob er grade Verdacht erregt hat; vielleicht wollten die Leute nur aus Neugier wissen, wie die merkwürdige Figur eigentlich hieße.

Hrn. Lessing's Reise durch Schweden war übrigens, mit Ausnahme seines achtwöchentlichen Aufenthalts in Upsala, nur eine Eilfahrt, auf welcher er keine Gelegenheit hatte, Bekanntschaft mit den Einwohnern, als in Gasthöfen, wo sie am wenigsten idealisch sind, zu machen. Außer Upsala war Stockholm der einzige Ort, wo er sich länger als einige Stunden ausruhte. Jene Universität hat das Unglück gehabt, ihm fast in Allem misfallen zu haben. Zwar findet er den Dom „majestätisch"; aber äußerst merkwürdig ist's, daß ein gebildeter Mann zwei Monate in dieser Stadt leben konnte, ohne auf den Einfall zu gerathen, das größte und schönste Gebäude im Norden ein einziges Mal inwendig zu besehen, denn — „dies war es ja nicht, was mich nach Upsala gezogen hatte", — er begnügte sich mit der Angabe, daß die Kathedrale „auch im Innern schön sein solle". Das nennt man ja in der Sprache dieses Reisenden echt philisterhaft?

Wiewol ein Botaniker ex professo, und zwar ein Stockbotaniker, reiste er doch mit dem falschen Wahne weg und ließ ihn zu Hause drucken, daß die Bildsäule Linné's im Hörsale des botanischen Museums ein Werk von „Thowaldson" (Thorwaldsen) wäre. Sie ist bekanntlich von Byström. Gern hätte er das Buch aus des Meisters Händen genommen, denn „alle Muthmaßungen fallen darauf, es seien seine eigne Werke, und dies erinnert nur allzu sehr an den Eiteln". Freilich ist das Buch das „Systema naturae", aber keine Spur von Eitelkeit legte der Künstler in das Antlitz des Unsterblichen; man liest da nur tiefe Betrachtung, mit dem Ausdruck einer freudigen Bewunderung gemischt, aber diese Bewunderung ist nicht über sein Buch, sondern über das noch weit größere des Schöpfers.

Ferner behauptet Hr. Lessing, daß die vorbereitende Bildung, die zum Studentenexamen erfoderlich ist, nur allzu gering, und daß „die Gymnasialbildung von der der Universität nicht gehörig geschieden sei". Leider können wir ihm darin nicht ganz widersprechen, bemerken aber, daß ein wichtiger Schritt zur Abhülfe dieses Uebelstandes (1831 u. 1832) durch ein erschwerteres Studentenexamen gethan ist. Ganz richtig ist seine Bemerkung über die vielen, „den Geist und die Zeit tödtenden Examina", sodaß er es zweifelhaft findet, „ob der Examinirende oder der Examinirte mehr zu bedauern sei".

Ueber die sogenannten Nationsbibliotheken heißt es dagegen, daß „sie insgesammt unbedeutend sind", und „nur von geringem Nutzen". Jeder Student in Upsala weiß aber, daß diese beiden Angaben falsch sind; vielmehr haben alle größere Nationen (Landsmannschaften) bedeutende, rasch fortwachsende Sammlungen von praktischen allgemein nützlichen Büchern; diese werden immer viel benutzt und müssen wol also nützlich sein. Auch vernahm er die Klage über „die illiberale Einrichtung der (Universitäts-) Bibliothek". Diese Erfahrung machte er doch selbst nicht, weil er ihrer wenig bedurfte, indem „die Bibliothek ihrer geringen Fonds wegen an neuern botanischen Werken arm ist". Das Letztere ist wahr; was aber die erstere Behauptung betrifft, so ist es in Upsala allgemein bekannt, daß diese Büchersammlung der freiesten Benutzung offen steht, mit Ausnahme von Handschriften, Incunabeln und größern Prachtwerken, die, den Statuten gemäß, nur auf der Bibliothek selbst benutzt werden dürfen. Hr. Lessing muß wol zu der Anzahl Derer gehören, die an solche Einrichtungen ganz übertriebene Ansprüche machen, weil er auch in seinem Vaterlande „eines Bessern schon nicht gewohnt war".

Endlich ist er der Meinung, daß „die Lust zu trinken" bei jeder Universität „ihr Maximum erreicht". Besonders, behauptet er, ist dies der Fall in Upsala, theils weil die Bewohner des Nordens von Natur aus diesem Laster ergeben sind, theils weil die Studenten außer den Studien andern Zeitvertreibs entbehren, und alle andere Zerstreuungen (wenn er nicht das Theater oder Hazardspiele meint, so ist dies schon wieder falsch) dort verboten sind. Am Ende setzt er hinzu: „Der Gebrauch, Nachmittags gegen sechs Uhr die Wirthshäuser zu besuchen, ist so allgemein und herrschend, daß man ein eigens, schön gebildetes Wort, sexa, dafür hat. Da steigt man mit der Intensität der Getränke, wie in der Ozondi'schen Cur mit den Quecksilberpräparaten. Man fängt mit einer Flasche Schwachbier an, erhebt sich zum Branntwein und endet mit Todde (Toddy), aus Wasser, Zucker und Rum bereitet, und größtentheils (gewöhnlich?) noch mit Eiern vermischt. Von dieser Ordnung der Dinge weicht kein echter Schwede ab, kein Philister, aber darin wol, daß er die Portionen verdoppelt."

Das von Hrn. Lessing hier aufgestellte Bild des Studenten- und Universitätslebens ist völlig unwahr. Allerdings gab es eine Zeit, wo Viele so lebten, diese ist aber seit 15—20 Jahren vorüber, und heutzutage sieht man in Upsala kaum fünf oder sechs Bürger, Ueberreste jener Zeit, aber keinen einzigen Studenten ein solches Leben führen. Daß einige Individuen unter der akademischen Jugend dem Trunk ergeben sind, kann sein, aber die Ausnahmen zur Regel zu erheben, ist äußerst ungerecht. Vielmehr hört man jetzt die Wirthshausbesitzer über die immer wachsende Minderung ihres Verdienstes bitterlich klagen und steht ihre Säle fast ganz leer. So viel ist in jedem Falle wahr, daß während Hrn. L.'s Aufenthalt in Upsala es keinen fleißigern Wirthshausbesucher gab als grade ihn. Der Zufall hatte es gewollt, daß er hier Bekanntschaft mit einigen jungen Akademikern und Studenten machte, die zwar keineswegs wegen ihrer „Lust zu trinken" bekannt sind, die aber, theils weil sie die Entdeckung machten, daß der fremde Bursche unser Starkbier oder unsern Branntwein nicht verschmähte, theils weil sie fanden, daß, wenn man sich mit ihm über etwas außer dem Bereich der Pflanzenkunde Liegendes unterhalten wollte, er einer solchen Stärkung bedurfte, ihn oft genug in die Wirthshäuser führten. Inwiefern diese Soirées von der geschilderten crassen Art waren, wissen wir nicht; es ist aber möglich, daß sowol

die Wirthe als der Gast einander als Liebhaber der Spirituosa ansahen, und daß aus gegenseitiger Höflichkeit mehr getrunken ward als gut war. Aus diesem Kreis hat wol Hr. L. seine Anekdötchen geschöpft. Doch wurde er auch von einigen Professoren eingeladen; ja, auch Schreiber dieses hat ihn in seinem Hause mit Punsch und Branntwein bewirthet und also unglücklicherweise seinerseits zu der Ansicht des Hrn. L. beigetragen, daß eine solche Lebensweise bei uns die alltägliche sei.

Die Schilderung Stockholms ist weniger ungerecht, aber desto leerer ausgefallen. Der Verf. erklärt nämlich, daß er kein Freund von „sogenannten Sehenswürdigkeiten" sei. Darum sah er, außer den Sammlungen der Akademie der Wissenschaften gar nichts; nur die vielen Schiffe und das Matrosengewühl im Hafen waren ihm, als einem Berliner, merkwürdig. Nicht einmal das Theater ward von ihm besucht, wol aber, sagt er, saß er gern darunter, „in dem Opera källare", theils weil er dies Weinhaus reich an bunten Farben, an Trachten und Gesichtern fand, theils weil er „besonders viele poetische Genies" daselbst zu treffen glaubte. Es erhellt übrigens nicht, daß er außerhalb der Wirthshäuser die Bekanntschaft mit den poetischen Genies Schwedens cultivirt habe.

Herr Lessing ist ein junger Mann, diese Reise sein erster Ausflug in die Welt, und seine Absicht dabei war, wie er in der Vorrede selbst äußert, mehr zu lernen als zu lehren; er will später Reisen nach andern Ländern antreten. Wir nehmen uns also die Freiheit, ihm, falls dies Blatt in seine Hände fällt, einen guten Rath zu geben. Weil er für Alles, was außer seinem Fach liegt, ganz und gar keinen Sinn hat, so thut er am besten, in seinen künftigen Reisebeschreibungen die Menschen und die Sittengemälde wegzulassen. Will er dies durchaus nicht, so möge er auch in humanistischer Hinsicht seine großen Vorbilder, Humboldt und von Buch, genauer studiren. Wenn man Nationen und Individuen gerecht schildern will, so muß man nicht ein Gemüth haben, das nur das Häßliche und das Gehässige widerspiegelt; wenn man auch die guten Seiten der Menschen kennen lernen will, so muß man selbst ihnen mit Liebe und Gefühl entgegenkommen; wenn man das Leben in seinen vielfachen Beziehungen auffassen will, so muß das Herz nicht ein steinernes, die Seele nicht eine lederne sein. Uebrigens kann man ja in einem einzelnen Fache etwas leisten, ohne grade in den übrigen ganz zurück zu sein. Einem Enkel des großen Lessing's, des Meisters der Humanität, verzeiht man am wenigsten ein solches Ungefühl, eine solche Versteinerung der Bildung, einen solchen Mangel an Sinn für alle höhern Interessen der Menschheit. *) 17.

Literarische Notizen.

Es hat sich ein englischer Biograph Karl's des Großen gefunden. Aus der Beurtheilung des Buches: „The history of Charlemagne. By *G. P. R. James*" (London 1832) in Nr. 96 des „Quarterly review", die dem Verfasser zwar zu große Vernachlässigung des Styles vorwirft, aber sonst nicht ungünstig lautet, läßt sich freilich nicht abnehmen, ob er aus den Quellen auf eine Weise zu schöpfen verstand, die auch uns förderlich sein kann. Wir erfahren, daß Herr James diesen Band als den ersten einer historischen Galerie gegeben hat, worin er die Lebensbeschreibungen der großen Männer Frankreichs als Stellvertreter ihrer Zeitalter liefern will, und stimmen dem Beurtheiler aufrichtig bei, wenn er von dieser Art, die Geschichte in abgerissenen Perioden zu behandeln, nichts wissen will. Das angewendete Gleichniß, daß ein solcher Historiker kein kunstvoll entwickeltes Schauspiel, sondern vereinzelte Acte biete, ist wol treffend gewählt.

Dieselbe Nummer des „Quarterly review" beweist unumstößlich, daß die „Mémoires de Louis XVIII, recueillies et mis en ordre par M. le Duc de D****" (6 Bände, Paris 1832) 1) von keinem Duc de D.... herausgegeben, so wenig wie 2) von dem Könige geschrieben sein können, und daß sie, wie die meisten neuerlich erschienenen französischen Memoiren, 3) ein erbärmliches Machwerk irgend eines Buchhändlerschriftlinges sind. Der Beurtheiler hat sich die Mühe genommen, die ersten Bände auf das genaueste zu untersuchen und also mit zahlreichen Beweisstellen zu belegen, daß sie fast durchweg aus den vorhandenen Quellen der Geschichte des französischen Hofes vor der Revolution, namentlich aus den Memoiren Soulavie's und Bachaumont's wörtlich abgeschrieben wurden. Nach einem solchen Anfange kann man mit Gewißheit auf die folgenden Bände schließen und muß es vollkommen billigen, daß der Recensent sich nicht Mühe und Zeit genommen hat, aus den unzähligen Schriften über die Revolutionszeit die Plagiate des vermeintlichen Königs zusammenzulesen. Wiewol nun ein höheres Publicum überall weiß, daß in der Regel alle Tagewerke dieses Schlags grobe Betrügereien sind, so erachten wir doch die Arbeit dieses Journalisten nicht für verloren und wünschten nur, es würde auch andern ähnlichen Büchern eine solche Beleuchtung zu Theil. Denn wenn ein großes Publicum nicht daran glaubte und deswegen daran Gefallen fände, wie könnten Buchhändler und Literaten es fortwährend ihrem Vortheil angemessen erachten, derlei Fabrikate auf den Markt zu bringen! *) 153.

Die päpstliche Regierung soll aus Vorsorge für die öffentliche Sitte und Moralität die wunderliche Bestimmung gegeben haben, wie lang inskünftige die kürzlich unanständigerweise zu kurz gewordenen Röcke der Puppen (wahrscheinlich bei Puppenspielen) sein müssen.

*) In der Recension des Buches in den wiener „Jahrbüchern" sind die Misgriffe des Hrn. Lessing mit neuen vermehrt worden, wofür der Rec. allein verantwortlich ist. Da jener bemerkt, daß die Universitätsferien in Schweden sehr kurz sind, und daß die Studenten im Sommer nach Hause zurückkehren, wo sie, wie man im Auslande gewöhnlich glaubt, dann pflügen, — so nimmt der wiener Rec. diese lächerliche Vermuthung als eine gewisse Thatsache an. Ferner wird Torneå als eine schwedische Stadt angeführt, und bei Upsala findet sich der Zusatz: „jetzt unter russischer Herrschaft". Ist man denn in Wien der Elemente der Geographie so unkundig? und wie können dergleichen Schnitzer in einer so achtbaren, auch bei uns geschätzten Zeitschrift Mitarbeiter sind, vorfallen? Oder ist etwa in Wien ein neuer, noch unbekannter Friedenscongreß gehalten worden, auf welchem man die erste Universität Schwedens zu Rußland geschlagen und uns als Entschädigung die arme Stadt Torneå gegeben hat?

*) Vgl. Beil. Nr. 5 d. Bl. D. Red.

Literarische Anzeige.

Durch alle Buchhandlungen ist zu erhalten:

Ueber

den Anschluß Sachsens

an die

deutschen

Zoll- und Handelsvereine.

Von

Friedrich von Raumer.

(Aus den Blättern für literarische Unterhaltung besonders abgedruckt.)

8. Geh. 4 Gr.

Leipzig, 15. Mai 1833.

F. A. Brockhaus.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Donnerstag, — Nr. 136. — 16. Mai 1833.

Faustus. Ein Gedicht von Ludwig Bechstein. Mit acht Umrissen. Leipzig, Leo. 1833. 4. 3 Thlr.

Die alte Mythe vom Faustus ist höchst wahrscheinlich in ihren Keimen sehr viel älter als man gewöhnlich annimmt. Vermuthlich gehört sie ihrem Ursprunge nach den lateinischen Jahrhunderten an und ist weder deutsch, noch französisch, sondern italienisch, oder vielmehr lateinisch, wie aus ihrer gleichzeitigen Verbreitung über ganz Süd- und Mitteleuropa, aus ihrem Anklingen in Boccaccio, in den „Cento novelle", in Calderon und Lope, in Chaucer und den ältesten englischen Dramen, in alten französischen Romanzen wahrscheinlich wird. Ursprünglich hat der Faustus wol aber nur Den bedeutet, den sein Name bezeichnet: den Glücklichen, ebenso wie Fortunatus. Allmälig, und wie die Sage sich ausbildete, brachte man sie mit einzelnen Individuen in Verbindung, die diesen Namen zufällig trugen, bis sie zuletzt auf dem bekannten wittenberger Schwarzkünstler, Doctor Joh. Faustus, haften blieb und sich an ihm und seinen Lebensumständen vollkommen entwickelte und abrundete. Hängt die Sache so zusammen, wie wir glauben daß sie zusammenhängt, so wird es stets vergeblich sein, den Ursprüngen dieser Sage nachzuforschen; sie mögen sich in die dunkeln Jahrhunderte verlieren. Ihrem Keime nach sollte die Mythe nur den Gedanken ausdrücken, daß auch der Glückliche hienieden nicht glücklich sei. Später verband sich damit die Idee, daß eben der Glückliche am geneigtesten sei, Gott zu verleugnen, und Der, welcher dahin gelangt sei, im Elend untergehe, selbst wenn er die ganze irdische Natur sich dienstbar gemacht haben sollte. Nachdem Lessing zuerst auf den poetischen Gehalt dieser in Volksbüchern verbreiteten allgemein europäischen Sage vom großen Magus aufmerksam gemacht, haben in Deutschland (von Calderon's Bearbeitung dieser Sage abstrahiren wir) Göthe und Klinger der Mythe eine tiefere Bedeutung abgewonnen. Sie haben das Ungenügende des Wissensdurstes daran demonstrirt, und wie der zürnende Kampf gegen die der Menschennatur gezogenen Schranken, der Trotz, Geheimnisse enthüllen zu wollen, die Geheimnisse bleiben sollten, von Gott ablenke. Dies war neu und selbst von Lessing nur schwach angedeutet. Es entstand dadurch beinahe ein neuer Faust; aber wenn man den Magus jetzt nennt, so wird er so begriffen, wie ihn Göthe begriffen hat.

Göthe hatte die dramatische Behandlung der Sage im Sinne. Er ließ aus der Volkssage daher fallen, was keiner dramatischen Behandlung fähig war. Klinger blieb ihr treuer; aber ihm schwebte ein düsteres Schreckenbild vor; er wollte das Unvermeidliche in Faust's Untergang zeigen; sein Gemälde ist vor allen Dingen grell, schreckend, wo Göthe einer milden, verzeihenden, versöhnlichen Tendenz folgt. Die übrigen Bearbeitungen verdienen keine Erwähnung, nur das sei noch bemerkt, daß Calderon seine Sage durch die Bekehrung zum katholischen Glauben abschließt und damit auf eine völlig versöhnende Art beendet. Es ist unstreitig kühn, daß Jemand nach Göthe die poetische Behandlung dieses Gegenstandes versucht; es wäre verwegen zu nennen, wenn er sie in dramatischer Form versuchte, es sei denn, daß er wie Klingemann nur ein Spektakelstück beabsichtigte. Doch kühn oder verwegen, es ist Jedem auf seine Gefahr hin erlaubt, und dem wahren Dichter ziemt Kühnheit.

Dies führt uns auf die Person des Dichters, der hier mit einem großen und seiner Natur nach anspruchsvollen Werke vor uns auftritt. L. Bechstein war bisher durch Novellen, welche vorzugsweise das Phantastische ausbeuteten, durch Hoffmann'sche Nachahmungen und durch kleinere Gedichte bekannt, die einen angehenden Denker verkündeten. Es muß Viele überraschen, ihn mit einer solchen Dichtung auftreten zu sehen, die, mit Uebersprungung einer Menge von Mittelstufen, ihn entweder auf einmal zu den Höhen des Parnasses emporführt, oder ihm für immer seine Stelle am Fuße des heiligen Berges anweist. Wir werden sehen, wie er aus diesem Todkampf hervorgeht.

Von vorn herein beweist es für sein Urtheil, daß er auf alle Rivalität mit Göthe Verzicht leistet und durch die Form, die er für sein Gewicht erwählt hat, selbst jeden Vergleich ausschließt. Statt des dramatischen wählt er den epischen Gehalt der Fabel für sich, und während Göthe die Volkssage wie einen Schacht behandelt, aus dem er nach Belieben bald diesen, bald jenen Baustein ausbeutet, schließt sich Bechstein genau und sorgsam der Sage an und folgt ihr in allen ihren Richtungen. Sie ist ihm der unvermeidliche Stoff des Gedichtes, die Tradition, die er als epischer Dichter wol verklären, von der er jedoch seinem Beruf nach nicht abweichen darf. Hier-

durch an sich entsteht schon eine ganz andere Begebenheit, als die in Göthe's „Faust" ist; die epische Behandlung aber gibt nun auch ein neues Gedicht, mehr dem Klinger'schen Roman als dem Drama Göthe's seinem letzten Zweck nach verwandt, da auch für Bechstein die Nothwendigkeit des Unterganges den Punkt bildet, auf den alle Seitenpfade hinauslaufen. Das Verzeihliche in diesem Untergange tritt zwar hervor; aber nichtsdestoweniger steht das Nothwendige darin fest, und das versöhnende Element im Drama, ja Das, was man beinahe als indifferent bezeichnen konnte, klingt in diesem Epos nicht an.

Wir sind nun so weit gelangt, das Gedicht selbst näher betrachten zu können. Der Dichter beginnt mit einem Prolog, der uns seinen Beruf kundthun soll. Er bittet in schönen Terzinen, ihn nicht dem Meister zu vergleichen, und nach Dem, was wir oben berührten, hat er ein Recht, die Erfüllung dieser Bitte zu erwarten.

O zeigt dem Volk nicht schmähend meine Blöße,
Nennt mir als Muster nicht den größten Meister,
Legt nicht an mich den Maßstab *seiner* Größe.
Für *Alle* rauscht der Zauberhain der Geister,
Und *Allen* quillt den Wunderborn der Sage,
Draus Einer zaghaft schöpft, ein Andrer dreister.
Treu fördre Jeder seinen Schatz zu Tage!
Allseitig nimmt der Lichtstrahl seine Richtung,
Küßt Blüten hier, verklärt dort Sarkophage.
Und ewig flammt das Morgenroth der Dichtung!

Diese wenigen, wohlgedachten Worte nehmen für den jungen Dichter ein. Sie zeugen von Gedanken, Gefühl ernsten Strebens, Urtheil. Dem Prolog folgt eine Weihe, die wir hinwegwünschten, weil sie nichts sagt und weil sie keine Weihe ist. Wie der Dichter seinen Stoff gefunden habe, soll uns gleichgültig sein, und ist es. Das Epos selbst beginnt. Es ist in 48 Capitel, Bilder, Balladen, Abenteuer, Gesänge, Romanzen getheilt, grade diejenige Form, in die ein heutiges Epos sich allein zweckmäßig kleiden kann. Herder's „Cid" ist für das moderne Epos ein unvermeidliches Muster. Der Vers ist der altdeutsche dreizehnsylbige Jambus mit zwiefachem Endreim, vierzeilig und nach Belieben zuweilen in der Cäsur gereimt. Wir halten diese Willkür für unglücklich, so passend der Vers im Ganzen auch gewählt ist, und so gut er sich dem Inhalt anschließt. Ein Reim, der zuweilen, aber nicht immer wiederkehrt, gibt dem Gedicht stets etwas Bequemes, Unvollendetes — das Ohr begehrt und wird nicht befriedigt — es war an dem Endreim vollkommen genug, und der bequeme Mittelreim gibt den Begriff von armer Pracht, von misglücktem Wollen. Oder sollte er in dieser Beziehung eine Absicht einschließen?

„Innerer Drang" ist die Ueberschrift der ersten Ballade. Wir sehen Faust.

Es saß ein schöner Jüngling in stiller Einsamkeit,
Sein volles Herz den Tiefen der Wissenschaft geweiht:
Sein heller Geist erhoben, nicht sonder Zuversicht,
Sein Flammenblick nach oben, wie dürstend nach dem Licht.

Der Schlußvers jeder Ballade repetirt oder variirt den Eingangsvers. Den vorstehenden variirt der Dichter am Schluß dahin:

Es sitzt ein schöner Jüngling in stiller Einsamkeit u. s. w.
Sein Trauerblick nach unten — wie zweifelnd an dem Herrn.

Denn er hat den Vogel, den Fisch, den Blitz beneidet, welche in die Verborgenheiten der Natur eindringen und ausgerufen:

Was ist des Menschen Denken? Ein Labyrinth voll Nacht!
Was ist des Menschen Können? Ach, eines Kindes Macht!
Was ist des Menschen Wissen? Von deinem Meer ein Schaum!
Was ist des Menschen Leben? Ein kurzer bunter Traum!

„Naturgeist" heißt die zweite Ballade. Ein ernster Wanderer schreitet durch Wiese und Hain; die Gräser flüstern, die Wipfel rauschen ihm zu, der Waldbach ruft ihn. „Geist der Natur, wo finden dein Stralenangesicht?" ruft er verzweifelnd aus. Ein alter Astrolog erscheint, den Jüngling zu führen; es ist Heilinger, Faust's Lehrer in der Magie. Sie graben nach dem Erdspiegel.

Der Spiegel ist gewonnen, gewonnen der Krystall. — —
Was tief in Nacht vergraben, was in der Ferne blüht,
Der Magus kann es haben, der in den Spiegel sieht.

Nun folgt die Beschwörung. Der Himmel hat ihn nicht erhört. Ha, ruft der Jüngling:

Noch *eine* Gottheit gibt es, tief, tief in nächt'gem Graun;
Mit dieser will ich reden, ihr will ich mich vertraun.

Der Höllengeist erscheint und verspricht einen Diener zu senden. Faust fodert ihn:

Und von den Flammenschwingen umleuchtet und umloht,
Zeigt sich ein Riesenantlitz grimmvoll und blutigroth;
Dem Antlitz gleich des Tigers, der in die Ketten beißt,
Wuthblickend, *wie das Grabthier, das am Gitter reißt.*

Ein schönes Bild! Faust schließt den Pact, er flucht der Kirche — die Volkssage ist es, was den Verf. leitet. — Ist Faust nun glücklich? Auf seinen Triumphruf folgt nah darauf die Warnung:

Weh, wenn er an ein Wahnbild die Seligkeit verlor!

Mephisto erscheint.

Nichts, nichts, was dir gelüstet, wird, Faustus, dir versagt.
Ich bin dein Koch, dein Kellner, dein Knecht und deine Magd.

Der Diener gefällt. Faust's erste Foderung ist Ruhm; dann Wissenschaft. Mephisto erschien als Mönch; die Tracht misfällt seinem Herrn, er soll sie ablegen. Er klagt:

Die Kutte ist ein Röcklein, drin man sich hat bequem;
Ein Hauskleid für die Sünde, weich, warm und angenehm. —
Ein Beichtstuhl, drin das Pfäfflein der Nonne Liebe schwört,
Und ich — bin eben Einer, der in die Kutte gehört.

„Frage und Antwort." Nun soll Mephisto sagen, woher und welcher Art.

„Der Stolzeste der Stolzen riß uns in seinen Fall,
Nun schweben wir verbreitet, in Licht und Luft, im All."
„Und welches war die Ursach, das sag mir, jenes Falls? — —
„Faustus, der Drang, sich ähnlich der Gottheit stolz zu blähn."

Dann soll er vom Himmel Auskunft geben; der Erinnerung Mond ist ihm versunken! — Von den Engeln? Wir nennen sie nicht gern! — Vom Paradies? Wie, Faustus, gedenkst du dort zu wohnen? Ich glaub' es kaum! — Von der Hölle? Der Hölle Qualen trägt der Sünder in sich. — Blieb dir Hoffnung? Sehr wenig, Faustus, wenig! Doch sag und quäle mich nicht länger:

Was willst du von den Engeln, von Paradies, von Gott? Spott ist nur deine Frage, wie meine Antwort Spott!

Nun ist der Dichter mitten in seinem Thema. Wenn man ihn so nun Schritt vor Schritt der Volkssage folgen und ihn doch so hochpoetisch werden sieht, so erkennt man erst, welch dichterisches Verdienst die Sage selbst in sich schließt. Ja, fast unbegreiflich wird es uns dann, warum vor ihm Niemand diesen poetischen Schatz, dessen Versteck Jedermann kannte, hob, wie er ihn gehoben hat. Es scheint so leicht, so natürlich, daß selbst gegen Göthe ein Vorwurf der Ueberkünstelung laut zu werden ringt.

(Der Beschluß folgt.)

Neuere englische Literatur.

1. Semi-serious observations of an italian exile, during his residence in England. By *Count Pecchio*. London 1833.

Der Verf., durch seine Theilnahme an der Revolution in Piemont genöthigt, dem Vaterlande den Rücken zu kehren, wendete sich zuerst nach England und von da seiner Gesundheit wegen nach Spanien, wo man seinen Liberalismus aber bald entdeckte. Genöthigt, Ferdinand's Gebiet zu meiden, ging er nach Griechenland und kehrte endlich nach England zurück, wo er eine Gattin und mit ihr eine Heimat und seine Gesundheit wiederfand. Als Schriftsteller schon vor einigen Jahren mit Briefen über den politischen Zustand Spaniens und mit Reiseberichten aus Griechenland in einer engl. Zeitschrift aufgetreten, hat er seitdem die Muße seines Wohnsitzes benutzt, Skizzen vom Thun und Treiben des Volkes zu entwerfen, das ihm und so vielen andern von ihren Landsleuten verlassenen Patrioten eine gastfreundliche Freistätte gewährte. Man darf übrigens nicht erwarten, die geistreiche Manier der „Briefe eines Verstorbenen" hier zu finden, es sind nur Umrisse, mitunter zu leicht hingeworfen, vom Wohlwollen des Verf. überall durchdrungen, allein selten eine tiefere Auffassung verrathend. Jenes alte Sprüchwort, welches auf die Unbedeutendheit der Leute schließen läßt, welche stets berühmte Namen im Munde führen, bestätigt sich auch hier. Montesquieu und Helvetius sind bei P. wie das Brot auf der Tafel, allein er tischt zuweilen Bemerkungen auf, die seine Urtheilskraft durchaus keine Ehre machen. So gibt er davon, daß die Engländer beiweitem nicht so eifrig mit den Händen gesticuliren wie ihre Nachbarn auf dem Continent, als Grund an, die Zimmer (in London) wären so klein, daß Niemand seine Arme frei bewegen könne, ohne etwas zu zerbrechen oder sonst eine Unordnung zu verursachen. In ähnlicher Weise sieht er die Quelle des Mangels guter Tänzer in England in der leichten Bauart der Häuser, welche die Uebung dieser Kunst verbiete, denn würde Jemand im dritten Stock einige Bocksprünge machen, so liefe er Gefahr, gleich einer Bombe hinab in die zu ebener Erde liegende Küche zu fahren. Wir glauben, das Gesagte reicht hin, die Ueberzeugung zu gewähren, daß dies kein Buch zum Uebersetzen ist, und daß für die Kenntniß englischer Sitte nur dürftiger Nutzen daraus gezogen werden kann.

2. Records of travels in Turkey, Greece etc., and of a cruise in the Black Sea with the Capudan Pascha in the years 1829, 1830 and 1831. By *Adolphus Slade*. Zwei Bände. London 1832.

Dieses Werk enthält eine der interessantesten und belehrendsten Reisebeschreibungen, welche in neuester Zeit erschienen sind. Der Verf. unternahm seine Tour zu einer für die erwähnten Länder höchst wichtigen Zeit und langte im Mai 1829, zu Anfang des zweiten Feldzugs der Russen gegen die Pforte, über Frankreich, Italien und Griechenland in Konstantinopel an. Hier war er glücklich genug, die Bekanntschaft des Kapudan Pascha zu machen und von ihm zur Theilnahme an einem kurzen Seezuge nach dem schwarzen Meere eingeladen zu werden. Darauf wieder einige Zeit in der türkischen Hauptstadt verweilend, besuchte er mit der englischen Fregatte Blonde Varna, Burgas u. a. wichtige Küstenplätze und kehrte über den Kriegsschauplatz, den Balkan und Schumla, nach Konstantinopel zurück, wo er mit mehr Muße Beobachtungen anstellte als bei seiner frühern Anwesenheit. Im Sommer 1830 begab er sich über Adrianopel, Demotika, Enos, Samothraki und Salonichi nach Smyrna. Der Verf., allem Anscheine nach ein Reisender aus Neigung, der sich die Aufgabe stellte, was er sah und erfuhr ganz so zu schildern, wie er es sah, offenbart nicht selten einen starken Hang, unbedingt zu tadeln, was mit seinen Ansichten nicht übereinstimmt. Mit den vom jetzigen Beherrscher der Türkei vorgenommenen gewaltsamen Reformen kann er sich nirgend recht befreunden, und hier wenigstens scheinen die Ereignisse seine Meinung zu bestätigen, denn weder der Friede zwischen den Parteien ist dadurch befördert, noch verhindert worden, daß ein kühner Pascha den Thron der Sultane in seinen Grundfesten erschüttert. Die ganzen Verhältnisse der Gegenwart machen es wünschenswerth, bald eine vollständige Uebersetzung dieser Reise zu erhalten, ein Unternehmen, dessen Begünstigung die hin und wieder mitgetheilten Auszüge aus Slade's Werke nur befördern können.

3. Records of my life. By the late *John Taylor*, author of „Monsieur Tonson". Zwei Bände. London 1832.

John, oder wie ihn seine Freunde zu nennen pflegten, Jack Taylor war der Sohn eines engl. Wundarztes von Ruf und wurde eigentlich zum Augenarzt erzogen. Sein lebenslustiger, heiterer Charakter, reich an Witz und Humor, der in Gesellschaft nicht blos unterhaltend, sondern zugleich belebend wirkte, verbunden mit einer originellen Manier, Anekdoten und komische Vorfälle zu erzählen, machte ihn bald zum gesuchten Gesellschafter, und vor 50 Jahren war besonders in den dramatischen Zirkeln Londons Niemand mehr zu Hause als er. Eigenthümer von neun Zehnteln des „Sun" und Mitarbeiter an andern Zeitschriften, stand er in naher Beziehung zur periodischen Presse, als der Zudrang zu ihren Columnen es noch nicht so schwierig machte, individuelle Bestrebungen im Auge zu behalten, wie heutzutage. Bei seinen persönlichen Eigenschaften konnte es ihm sonach am vertrauten Umgange mit Staatsmännern, Künstlern, Schriftstellern, Schauspielern ꝛc. kaum fehlen. Aus dieser Zeit datiren sich denn auch die von ihm herausgegebenen Erinnerungen, eine reiche Fundgrube für Biographen und eine höchst unterhaltende Lecture für Alle, welche an den ausgezeichneten Personen der drei letzten Generationen Englands einiges Interesse nehmen. Von den Meisten weiß T. etwas Merkwürdiges, wenigstens eine komische Anekdote, ein Witzwort und dergleichen aus eigner Erfahrung oder aus dem Munde seiner Freunde zu erzählen. Zwar läuft wol eine Wiederholung von bereits Bekanntem mit unter, hin und wieder auch eine Ungenauigkeit oder ein Irrthum; trotzdem bleibt aber sein Buch, mit den Worten eines engl. Blattes zu reden, „one of the most amusing pieces of biographical and anecdotical gossipry", welches in englischer Sprache je erschienen ist. Von dem Dichter der „Jahreszeiten" erzählt T., gestützt auf die Autorität seines Freundes G. Chalmers, der sich mit einer Biographie Thomson's beschäftigte und eigens nach Richmond ging, um von einer daselbst noch lebenden Haushälterin Th.'s vielleicht einige neue Nachrichten über dessen häusliches Leben oder sonst etwas Interessantes für seinen Zweck zu erfahren, wo er denn auch das Folgende vernahm: daß derselbe in seinen frühern Jahren verheirathet gewesen sei; da er aber seine Frau nur ihrer Persönlichkeit wegen genommen, und sie weder zum Umgange mit seinen vornehmen Freunden noch mit seinen Bekannten überhaupt für geeignet hielt, so habe er dieselbe Jahre lang verborgen gehalten. Selbst nachdem er sie zu sich nach Richmond kommen ließ, waltete fortwährend ein so getrenntes Verhältniß zwischen beiden Gatten, daß sie nur eine alte Dienerin des Hauses zu sein schien. Im Uebrigen ließ er es jedoch an nichts fehlen, was zu ihrem Wohlbefinden und ihrer Zufriedenheit beitragen konnte. Als sie ihre Verwandten im Norden einmal besuchen wollte, gab er ihr die Erlaubniß dazu gegen das Versprechen, von ihrer eigentlichen Lage nichts zu verrathen. Kaum war sie aber nach London gekommen, als sie er-

krankte und bald darauf starb. Thomson sorgte darauf für ein angemessenes Begräbniß, und sie wurde, nach der Versicherung der alten Haushälterin, auf dem Kirchhofe von Altmarylebone beerdigt. Im Kirchenbuche, welches Chalmers nachschlagen ließ, fand sich auch wirklich der Tod von Mary Thomson, einer Fremden, verzeichnet. Sonach würde der in den Biographien des Dichters gewöhnlich abgedruckte Brief desselben an seine Schwester, die Gründe seines Ledigbleibens enthaltend, unecht sein.

4. The year of liberation: a journal of the defence of Hamburgh against the french army under marshal Davoust in 1813; with sketches of the battles of Lutzen, Bautzen etc. Zwei Bände. London 1832.

Es ist kein unzeitiges Unternehmen zu einer Zeit, wo der Krieg abermals sein verderbliches Banner zu entfalten droht, recht lebhaft und eindringlich an seine Uebel zu erinnern. Hier tritt allem Anscheine nach ein Augenzeuge jener Tage auf, wo Schlachten über Europas Geschick entschieden, und berichtet im Allgemeinen anziehend und getreu, was er während eines vorübergehenden Aufenthaltes in Deutschland, besonders in Hamburg, zu sehen Gelegenheit hatte. Die Art, wie er der Bewohner dieser Stadt gedenkt, veranlaßte ein englisches Blatt zu der Bemerkung: „Die in diesem Buche gegebene Lehre ist für alle Nationen wichtig, welche Freiheit zu vertheidigen, Feinde zu bekämpfen haben, und England, nur ein Hamburg im Großen, mag sich im Fall der Noth ein Beispiel an dem schlichten Muthe nehmen, welchen jene wackern deutschen Kaufleute bewiesen.“ Es würde dieses Buch empfehlenswerther gemacht haben, wenn der Verf. sich auf die hamburger Ereignisse beschränkt und nicht durch wenig interessante, nur Bekanntes enthaltende Skizzen mehrer damals geschlagenen Schlachten und durch unwesentliche, keine neue Seite darbietende Schilderungen von Napoleon's Art und Weise das Volumen desselben um die Hälfte zwecklos vergrößert hätte. Die Aussprüche der englischen Kritik bestätigen, daß man auch dort zu dem allgemein Bekannten rechnet, was uns so erschien.

5. A view of the early parisian greek press; including the lives of the Stephani or Estiennes, notices of other contemporary greek printers of Paris and various particulars of the literary and ecclesiastical history of their times. By the rev. *W. P. Greswell*, author of the „Life of Politian etc.“ Zwei Bände. Oxford 1833.

Nicht blos der Freund bibliographischer Forschungen darf hoffen, in diesen von Gelehrsamkeit und Sammlerfleiß reich ausgestatteten Bänden einen willkommenen Genuß zu finden, sie bieten in mannichfaltigen Abschilderungen des Zustandes der literarischen und kirchlichen Welt während einer der wichtigsten europäischen Zeitperioden auch dem mehr im Allgemeinen an den Fortschritten der Cultur Theilnehmenden die interessantesten Seiten dar. Die Bestrebungen der Familie Stephanus bilden zwar das Mittelglied, um welches sich der übrige Inhalt dieser Bände gruppirt, allein mit ihnen sind die Fortschritte der Kunst und Wissenschaft während eines Zeitraumes von anderthalbhundert Jahren in die genaueste Verbindung gebracht. Und ein wichtiger Zeitraum ist dies. Nach langer Nacht begann die Fackel der Wissenschaft aufs Neue zu leuchten, die Presse wurde Trägerin ihres Lichtes, und weiter und weiter verbreitete sich der Kampf um die Wahrheit. Den Druck griechischer Bücher anlangend, betrieb man ihn bekanntlich zuerst im nördlichen Italien, und das erste Beispiel datirt sich vom Jahre 1465. Laskaris' Grammatik war das erste griechische Buch und wurde 1480 in Mailand neu aufgelegt, welches Venedig und Florenz als Beispiel in der Ausübung und Vervollkommnung der Buchdruckerkunst voranging. Nach Paris wurde der griechische Bücherdruck um 1507, nach England um 1648 verpflanzt. Die ausführliche Liste der Betreiber und Beförderer desselben in Paris, die Biographien der wichtigsten dieser Personen und die Geschichte der Hindernisse und Gefahren, mit denen sie zu kämpfen hatten, sind mit vielen andern wichtigen Nachrichten in diesen empfehlenswerthen Bänden vereinigt.

6. The Buccaneer; a tale. London 1832.

Dieser Roman gehört zur historischen Schule; Kent ist der Schauplatz seiner Begebenheiten, welche unter Cromwell's Regierung sich zutrugen. Ausgestattet mit dem Talente, welches über alle Gegenstände seiner Wahl den Zauber des Anziehenden zu verbreiten weiß, scheint die Verf. (Mistreß Hall), bei aller Vertrautheit mit dem geschichtlichen und politischen Zustande damaliger Zeit, doch der Erzählung ihren ganzen Fleiß zugewendet und nur diese mit Vorliebe behandelt zu haben. Dramatisches Geschick, vorzüglich bei der Entwickelung der Hauptthemen bewährt, und ein durchs Ganze gehender Ton jenes zarten, innigen, den Frauen eignen Gefühls zeichnen den „Buccaneer“ vortheilhaft aus. Männer und Frauen, in der Art und Weise ihrer Auffassung einander entgegengesetzt, können zwar beide zur Wahrheit gelangen, allein es wird stets auf verschiedenen Wegen geschehen. Des Mannes Gefühl wird sich immer mehr der Leidenschaft, das des Weibes dem Herzlichen und Gemüthlichen nähern. An Ausnahmen von solchen allgemeinen Regeln mangelt es zwar nie, sie heben indessen jene nicht auf, und die vorliegenden Bände beweisen namentlich nur für dieselben. Wir hätten wol auch mancherlei, vorzüglich die hier und da sehr lose Verknüpfung der Hauptfäden des Romans unter einander zu rügen; da jedoch bereits zwei deutsche Uebersetzungen des „Buccaneer“ erschienen sind, so werden diese gewiß Gelegenheit geben, in d. B. darüber ausführlicher zu sprechen.

7. Miserrimus. London 1832.

Auch jenseit des Kanals fängt man an, sich in der Literatur auf das in Frankreich so beliebte schauderhafte Genre zu legen; allein obgleich das vorliegende Bändchen ein vielversprechender Anfang dazu ist und hinlänglich von dem dazu nöthigen Talente zeugt, bezweifeln wir doch, daß es damit in England nur einigermaßen so weit getrieben werden wird wie bei den Franzosen. Man ist dort besonnener, gibt sich mehr Rechenschaft von Dem, was man thut, und ebendeshalb ist das Talent nicht so leicht wie bei den leichtfertigen Nachbarn im Stande, sich zur Modenschneiderin herabzuwürdigen und, wie diese den Leib, den Geist in die oft über alle Begriffe geschmacklose, allein wegen ihrer Neuheit beliebte Modetracht zu kleiden. Verwandt mit V. Hugo's „Notre Dame“, gründet sich diese Erzählung auf einen Grabstein in der Kathedrale von Worcester, welcher die Inschrift „Miserrimus“ ohne alle weitere Angabe trägt. Die Selbstbiographie des namenlosen Schläfers unter jenem Steine ist es, welche hier dargeboten wird, eine seltsam überspannte Geschichte, und fast scheint es, als sei dem Verf. selbst unheimlich dabei geworden, was ihn zur Kürze bewogen haben mag. In dieser Voraussetzung loben wir ihn, daß er dem Impuls seiner gesündern Natur nachgegeben hat. S.

Notizen.

Die neueste Erklärung der Casus.

Nach Aug. Grotefend („Schulgrammat. der lat. Sprache“, II, 312) stellt der Genitiv den Gegenstand als *zeugend*, *männlich* die Thätigkeit veranlassend dar; der Dativ denselben als *empfangend*, *weiblich* die Thätigkeit zulassend, und der Accusativ als *gezeugt*, *sächlich* durch die Thätigkeit hervorgebracht. Wie wird Hr. Grotefend diese geschlechtlichen Thätigkeiten wol seinen Primanern und Secundanern in Göttingen deutlich machen?

Höchst kräftige Uebersetzung.

Jedermann kennt das Horazische „bonus dormitat Homerus“. Der ehrliche Reiske hat in seiner Uebersetzung des Demosthenes (I, 137) dies etwas derb wiedergegeben, wenn er sagt: „Demosthenes sei auch ein Mensch gewesen und habe auch zuweilen die *dumme Stunde* gehabt so gut wie ein Anderer“. B.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Freitag, — Nr. 137. — 17. Mai 1833.

Faustus. Ein Gedicht von Ludwig Bechstein.

(Beschluß aus Nr. 136.)

Die neunte Ballade ist dem getreuen Famulus gewidmet. Er ist ein Wohlredner, treuer, beschränkter Schüler des Meisters, fast wie bei Göthe. Nun beginnt Faust's Taumelleben. Aber mitten im Freudenerguß erscheint Prästigiar, sein höllischer Begleiter, schreckt die Zechgenossen, legt sich knurrend zu Faust's Füßen und scheucht die Freude aus seiner Nähe. Die Sage hat hier das böse Gewissen äußerst energisch versinnlicht, und der Dichter benutzt diese energische Versinnlichung energisch. Die Scenen der Freude werden grau vor Faust's Augen. „Was scheuchst du mir die Freude", ruft er zürnend dem Prästigiar zu;

„Was trittst du ungerufen, und nicht begehrt, zu mir?"
Dumpf heult: „Du mußt es dulden", zur Antwort ihm
das Thier.

Wunder und neue Freudenscenen im „Lustgarten". Mitten im Winter empfängt Faust seine Gäste in einem paradiesischen Garten; eine köstliche Schilderung. Zu solchen Kleinigkeiten ist sein hohes Streben herabgesunken.

Die Kraft des frühern Wollens spricht nicht aus seinem
Thun.
Er, der an dich gekettet, durch deines Zaubers Macht,
Hat nicht, dich zu belehren, nur zu bethören, Acht.

Wie schön ist dennoch die Belehrung, die Mephisto im folgenden Bilde über Erd' und Meer und deren Sonderung gibt und vom ersten Frühling. Doch der Keim der Vernichtung zeigt sich als Stachel in dieser prächtigen Rose verborgen. Das ist die Ernte seines Wissens, daß Allem Vollkommenheit fehlt; dies Wissen, die Frucht seines übermüthigen Strebens, ist seiner Freuden Zerstörer. Umsonst beherrscht er als Magus die ganze Natur, weder Ruhe noch Trost, weder Freude noch Hoffnung wohnt bei ihm.

Unruh, du klopfst im Busen, die Todtenuhr im Holz,
Vor deiner Nachterscheinung erbleichen Macht und Stolz.
Du bist ein krächzend Leichhuhn, das übern Friedhof fliegt,
Ein weinend Kind, das schlaflos die Mutter seufzend wiegt.

Eine Kleinigkeit ruft die Störerin wach. Ein Bilderkrämer zeigt Faustus' Wunder, verkehrt. Was nützt ihm nun sein hoher Ruf! Er flieht ruhelos.

Die Blumen hat vernichtet der Frechheit eis'ger Frost,
Und bittre Galle reicht mir des Satans Hohn zur Kost.

Ihn tröstet Schmeichelei. Er fährt, Bewunderer seiner Macht, auf seinem Zaubermantel nach München in einer Nacht. In Auerbach's Keller feiert er ein anderes Fest. Wagner sagt:

„Die werthen Gäste sähen von Euch ein Wunder gern."
Und Faustus: „Daß die Menschen doch stets ein Trieb erfüllt,
Zu schauen Das, was schweigsam sich tief in Räthsel hüllt.
Verlassen wird das Bildniß, ist der Schleier abgestreift,
Um Gott selbst ist's geschehen, wenn ihn der Mensch begreift."

Er reitet auf dem Faß in den Keller. Jubel erschallt; aber er ruft aus:

Mein Glücksschiff ist gescheitert — das Leben freut mich nicht.
Das Leben froh genießen, ist eine Kunst, gar werth —
Weil zu der reinen Freude ein reines Herz gehört.

Im folgenden Abenteuer läßt der Magus den Homeros und seine Helden erscheinen.

Laß unten deine Geister aus alter Heldenzeit —
Dich hat, wie groß und mächtig dein Zauber immer ist,
Nicht gleich dem Mäoniden die Grazie geküßt.

Folgt die Zauberreise nach Prag und das Weinwunder, das Göthe in den Auerbach'schen Keller verlegt; dann die Ergreifung des Regenbogens, welche dem Dichter wiederum zu einem schönen Symbol wird.

Der Mensch greift in die Zukunft nach buntem Schimmerglück,
Mit Wünschen heißer Sehnsucht, mit manchem Hoffnungsblick.
Er faßt den Irisbogen, den Zauberfarbenschein —
Bald ist der Glanz entflogen, nur Thränen — bleiben sein.

. . . . . .

Die Glut, um die die Mücke mit lautem Flügel spielt,
Sie wird zum Dolch, der brennend sich in ihr Leben wühlt.

Hier ist ein falsches Bild zu rügen; Glut kann kein Dolch werden.

Im „Zaubermord" wird die Enthauptungsscene geschildert. Dann erscheint der treue Eckhard als Warner.

Der Gaukler liegt erschlagen, weil Euch sein Thun mishagt,
Noch Viele werden wagen, was Jener hat gewagt.
Sie nehmen Euern Namen hin als willkommnen Raub,
Und was Ihr groß geträumet, das ziehn sie in den Staub.

Darauf naht ihm Melancholei und mit ihr die Reue.

Fluch sei dem Drang, den Hoffahrt mir in die Brust gehaucht,
Fluch sei der Macht, zum Spielzeug für eitle Lust gebraucht.

. . . . . .

O gäb' es eine Sühne für Das, was ich vollbracht,
Und fänd' ich noch Vergebung bei Dem, der oben wacht!

Da erscheint das Riesenantlitz und ruft ihm zu: Du bist mein Eigenthum!

— Nacht wird's vor Faustus' Blick —
Weh, weh mir, ewig wehe! So reißt es mich zurück.
Fahr wohl du Hoffnungsschimmer — Lufttraumbild, gute Nacht!

Der „Zauberring" zeigt, wie Faust nun selbst zum Verführer wird; Grimm über sein Geschick macht ihn zum Bündner der Hölle.

Der „Schatz" ist wieder zum Träger einer schönen Allegorie gebraucht. Der Schatz: Wunscherfüllung, ruht in der Zukunft, bewacht von einem Geiste: Zeit, den keine Formel bindet. Ihn hebt die Wünschelruthe: Geduld!

Der Schätze gibt es viele, von Sterblichen begehrt —
Bald der Erinnrung heilig, ein Todtenhof der Zeit,
Vom Zauberbaum des Lebens mit Blütenschnee bestreut.

Die „Luftjagd". Des Ruhmes hab' ich begehrt, nun hab' ich ihn — und achte seiner kaum.

Ich rief herauf die Geister aus tiefer Höhlen Schacht,
Mein eigner Geist geht unter in noch viel tiefrer Nacht.
Und wie der Stromfall fortreißt den ruderlosen Kahn,
Hinstürmt' ich ruh- und rastlos zum Abgrund meine Bahn.

In den folgenden Abenteuern beschwört Faustus den Schatten Alexander's des Großen vor Kaiser Maximilian, zaubert ihm den Lustsaal vor, krönt den neidischen Schranzen von Hard mit einem Hirschgeweih und entschwindet ihm, als er den Abziehenden verfolgt.

Verleumdung zu beschämen steht wol dem Künstler frei,
Giftschlangen sind zu zähmen, wie spitz ihr Zahn auch sei.

Nun besucht Faustus die schöne Gräfin von Anhalt, zaubert ihr ein Lustschloß und scheidet.

Auf immer schwört die Liebe; die Treu hat gleichen Spruch;
Auf immer schwört auch Freundschaft, und jede kommt zum Bruch.
Lacht dir des Glückes Schimmer, beugt Schmerz dich unverhofft;
Denk: es ist nicht auf immer, und beide wechseln oft.

Getrennte Gatten vereint Faustus' Zauberkraft in der „Heimkehr".

Für mich gibt's keine Heimkehr — mich rettet keine Hand,
Ich habe längst verlassen mein beff're Vaterland.

Wiederum versinkt er in Melancholie. Da weckt ihn Mephisto durch die Liebe. Hier stellt sich die Vergleichung mit Göthe zu dringend nahe, als daß unser Dichter nicht zurücktreten müßte, wie schön auch seine Feier der Liebe und der Unschuld sei. Die Liebe will dramatisch aufgefaßt sein; die schönste epische Form ist matt in ihrer Behandlung. Faust muß entsagen; denn nach dem tiefen Sinn der Volkssage hat er der Hölle schwören müssen, nie zu freien. Mephisto tröstet ihn und bietet ihm zur Buhle die schöne Helena. Hier wie in den Hofscenen bei Kaiser Max klingt Göthe's Zwischenspiel lebendiger; freilich immer mit ganz verschiedener Auffassung. Der Dichter bleibt der Sage treu; diesmal allzu treu und ohne sie irgendwie zu veredeln, als hätte er gefürchtet, seinem großen Vormeister zu sehr zu nahen. Es ist die einzige nicht würdige Stelle in diesem Gedicht. Er wird Vater und heißt seinen Sohn Justus. Jeder sieht, was Göthe aus dieser nicht bedeutungslosen, aber doch unbedeutenden Volkssage schuf. Trübe Ahnung, Vorgefühl vom Ablauf der Zeit seines Pacts ergreift Faust.

Das Herz ist eine Harfe, die Gott besaitet hat,
Der Sünder nur verstimmt sie durch frevelhafte That.
Und will sie dann erklingen, da wird's ein trüber Klang,
Leichhuhnruf über Gräbern und heis'rer Unkenfang.

Faustus rauft heulend sein Haar,

Und unterm Ofen spottend heult auch Präftigiar.

Umsonst tröstet Wagner: er glaube nur nicht an sein Glück! Doch das Herz ist eine Glocke, die laut und angstvoll schlägt. In dieser Stimmung wird Faust prophetisch. Der Dichter läßt ihn für unsere Tage prophezeien. Das ist zu verzeihen:

Dort schlägt ein blut'ger Tiger die Tatz' ins Niederland.
. . . . . .
Ich sehe düstre Fackeln durchlodern alle Land — —
Den Fanatismus seh' ich in Hütten, auf dem Thron,
Er ist ein blinder Schütze, ein gift'ger Skorpion.
Seh Königshäupter rollen, hei, wie der Blutborn springt!
Wie dumpf durch alle Länder die Todtenglocke klingt!

Und weiter:

Dort schwingt ein Hahn die Flügel, sein Kamm ist blutgeschwellt;
Es fliegt sein lautes Krähen furchtbar durch alle Welt.
Und was er kräht, klingt Freiheit! und Freiheit hallt es nach
Durch alle Länder rollend, wie lauter Donnerschlag.

Da ringen die Völker, da fallen Königskronen vom Zeitbaum herab, da werden Throne leer, da entstehen neue Neronen, da steht die Menschheit schaudernd, regungslos, erwartend. Doch der Dichter schließt:

O Freiheit — wahre Freiheit des Geistes und des Lichts,
Du bist der Hort der Völker und nur an dir gebricht's.
O komm, du Gottgeborner, du Weltmessias, komm.

Nun folgt Mephisto's Kündigung:

— Bald tanzen wir Kehraus,
Die Zeit verläuft, mein Doctor; bestellt nur Euer Haus.

Faust rast und Mephisto höhnt. Er erkennt, was an ihm gut war, sein Wollen. Freundestrost erhebt ihn nicht, er verdammt sich selbst mit verklärtem Bewußtsein; in seinen Träumen wird's ihm klar, was an ihm böse war. Nun zieht die Schwermuth bei ihm ein; er läßt von Mephisto; aber den Himmel kann er nicht mehr erreichen. Diese Durchgänge des Sünderlooses sind vortrefflich gesteigert — er endet in Verzweiflung, Zerknirschung.

Und heute soll ich sterben! soll! muß! Die Zeit ist aus!
So brich herein, Verderben, im Donnersturmgebraus.
Stürz über mich zusammen, Gebäu! Brich Mauerwand!
Loh' auf in Höllenflammen! Begrabt mich, Schutt und Brand!

Rath an Wagner! Hohn der Hölle! Klage der Poesie um den untergegangenen edeln Geist.

Es poche Keiner trotzig auf seines Geistes Kraft,
Manch Irrender, manch Reiner ward früh dahin gerafft.
. . . . . .
O Leben, ew'ges Räthsel — Magus — Dämon zugleich,
Du bleibst für deine Kinder ein dunkles Geisterreich.
Sie treten in die Kreise, beschwören das Geschick —
Für Himmel oder Hölle weiht sie — ein Augenblick.
O selig, wem das Lichtreich in Poesie erblüht!

Der Sänger trägt Erlösung zum Ufer des Kocyt.
Und in dem Kranz, den Nachruhm um seine Stirne flicht,
Flammt's, eine Schrift aus Sternen, goldhell: „Durch Nacht
zum Licht!“

So endet dies des Nachruhms würdige Gedicht.

Wir haben genug an Auszügen mitgetheilt, um den kundigen Leser zu einem eignen Urtheil in den Stand zu setzen. Es wird des unserigen daher kaum noch bedürfen. Soll es jedoch vernommen werden, so ist es dies: Der Verf. hat seinen Stoff allerdings mehr nachempfunden als geschaffen; er hat sich von ihm leiten lassen, wohin er ihn führte, anstatt ihn in die Hand zu nehmen und damit in den Lustwald der Poesie zu wandern, wohin sein Genius ihn führte. Ein Vergleich mit Göthe, wiewol der Dichter ihn ablehnt, kann nicht wohl ausbleiben. Göthe ist Seher, unser Dichter ist Sänger, Poet. Wir wissen nicht, ob dies Discrimen sehr klar ist; aber wir kennen kein besseres. Göthe sieht und schafft im Stoff, was sein Genius ihn lehrt; unser Poet sieht den Stoff, den er nicht geschaffen hat, und sagt uns, wie er ihn sieht. Schönes, Gedankenreiches kommt an den Tag, aber es ist mehr das Künstlerauge als das weltdurchblickende Dichterauge, der Seherblick, der es herausfördert. Er enthüllt uns den Kern der Sage; Göthe ergriff die Sage und stellt uns an ihr sein Inneres dar. Göthe's „Faust“ ist ein Gesicht; der „Faustus“ unsers Dichters ist ein Gedicht.

Was hiernächst die Kunstform dieses Gedichts betrifft, so müssen wir Fleiß, Geschmack und Kunstsinn an ihr loben. Die Form ist niemals leer, sie schließt den Geist ein, und schließt ihn meistens schön ein. Es ist eine Fülle würdiger Gedanken darin; aber solcher die nahe liegen, Durchblickung von Geheimnissen der Menschennatur suchen wir umsonst darin. Doch nicht Jeder weiß einen solchen Schatz würdiger Gedanken zu heben — der Dichter ist ihm förderlich, Das klar zu erkennen, was in Jedes gebildetem Geiste leben mag. Göthe dagegen machte der Welt Geheimnisse offenbar, die nur in seinem Geiste klar geworden waren. Für diese Gabe können schöne Bilder, treffliche Schilderungen, sinnreiche Gemälde keinen vollkommenen Ersatz gewähren. Nach all Diesem, und wiewol mit dem unvergleichlichen „Faust“ unvergleichlich, bleibt nichtsdestoweniger ein schönes Gedicht übrig, Vielen erfreulich, förderlich und hülfreich, schön als Werk der dichtenden Kunst, lehrreich und nutzbar für unsere Selbsterkenntniß.

Ueber das eigentlich Formale an dieser Dichtung haben wir uns bereits erklärt. Nur Das ist noch nachzuholen, daß die Wortzusammensetzungen nach Rückert: „Donnersturmgebraus“ u. s. w. uns wenig gefallen, „der Köhlerglaube und heiliger Quark“, S. 30, mit andern ähnlichen Unziemlichkeiten uns sehr misbehagen, und daß der Verf. uns unnöthig oft durch unvollkommene Verse stört. Hier und da mag das absichtlich geschehen sein, um die Monotonie des deutschen Jambus zu brechen; häufig aber ist es auch wol bloße Bequemlichkeit und mitunter eine solche, die wir nicht verzeihen können. Verse, die gar nicht zu skandiren sind, sollte Niemand ungerügt durchgehen lassen, wie z. B.:

Das war ein gift'ger Samen, den ein Drachenleib empfing.

und viele ähnliche. Doch mögen zuweilen auch Druckfehler zum Grunde liegen, an denen dies mit typographischer Pracht ausgestattete Werk leider sehr reich ist. Die zugegebenen Skizzen sind dagegen befriedigend.

Zum Schluß wiederholen wir, daß der Dichter uns durch diesen Sprung mitten in den Sängerhain hinein allerdings nicht wenig überrascht hat. Wir haben ihm weder ein solches Maß von Originalität, noch so viel Ernst, so viel Weltdurchschauung, so viel Wissenschaft zugetraut; seine Novellen zeigten uns einen guten Nachahmer nicht untadelhafter Formen, seine kleinern Gedichte einen geschickten Nachempfindler (wie J. Paul einmal sagt); doch dies Gedicht verkündet einen gereiften Geist, einen Künstler, einen Dichter, von dem wir uns etwas versprechen können.

130.

Les écorcheurs, deutsch: Die Schinder, oder Kronenraub und Pest. Historischer Roman in Fragmenten aus dem Jahre 1418, von Vicomte d'Arlincourt. Vollständige Uebersetzung des französischen Originals von Joseph Gambihler. Zwei Bände. Paris, Heideloff und Campe. 1833. 8. 1 Thlr. 8 Gr.

Gleich dem frühern historischen Roman des Vicomte d'Arlincourt: „Die Rebellen unter Karl V.“, ist auch in dem vorgenannten Geschichtsbilde die unverhohlen heraustretende Tendenz keine andere, als den Heiligenschein der legitimen Herrscherfamilie Frankreichs mitten in dem mörderischen Getümmel der wüsten, entfesselten Leidenschaften wie eine Folie des Himmels leuchten zu lassen. Der wahnsinnige Karl VI. hat Paris verlassen müssen, der Herzog von Orleans spielt den Verräther, wird aber bald das Opfer seiner eignen Pläne, der Herzog von Burgund, Johann ohne Furcht, tritt mit den Insurgenten in Verbindung und die Königin Isabelle, ein ausschweifendes Weib, buhlt mit den Aufrührern. Eine Henkerbande, von einem gewissen Caboche, der ehemals wirklich Abdecker war, les écorcheurs genannt, plündert, brennt und mordet in der Residenz unter dem Panier des Königs selbst anfangs, der sich in seinem Wahnsinn bethören läßt, ihre Frevel zu sanctionniren, dann unter der Fahne des Burgunders, der sich der Hauptstadt nähert. Achard ist einer der wildesten Bluthunde in dieser Bande. In seiner Jugend von einem Marschall, Grafen von Rieux, seiner Ausschweifungen wegen gefangen gehalten, hat er diesem, der widerrechtlich, wie der Gestrafte wähnt, Eingriffe in seine Handlungen sich erlaubte, tödtliche Rache geschworen. Zugleich gesellt ihn der Glaube, er sei der Sohn eines Israeliten und gehöre also einer damals mit allen Greueln des fanatischen Eifers gemishandelten Glaubenssekte an, zu dem Haufen der Schinder. Er will sich am Adel, an der Klerisei, an den Formen des Königthums, an Allem, was er als Barbarei des christlichen Lehnswesens ansieht, furchtbar rächen. Sein Sohn ist das Gegenbild seines Wesens. Ein sanftes, frommes Gemüth zieht Moritz Achard zur Partei der Königlichgesinnten; er rettet den jungen Dauphin und entreißt auch den alten Marschall den blutigen Händen der Verfolger, indem er ihm einen Versteck in der Kirche anweist. Schon stürmen die Henker herbei, da springt der Greis in den Drachen des heilgen Marcellus, wo ihn Niemand wähnt. Aber die Priester sollen in Procession dem herankommenden Herzog von Burgund entgegenziehen, und zu den ceremoniellen Gefäßen und Ritualien gehört auch der Drache, dem der Pöbel besondere Huldigung schuldig zu sein glaubt. Mit dem alten Marschall im Bauche wird das Ungethüm durch die Straßen der Stadt gezogen, und die singenden Plebejer kommen Jung wie Alt herbei und stopfen ihm Zuckerwerk,

Markt aus Schaken zu den Fuchen. Der aus Furcht zu erstickten gequalte Greis wirft Alles wieder vorn heraus und ein Freudengeschrei, das der Abenglaube eingibt, erfolgt unter dem Volke beim Anblick des speienden Drachen. Nie gab die Kirche, so sehr man sie auch stopfte, eine Fütterung wieder von sich; das Mirakel ist unerhört. Einige wagen sich keck näher heran, schrecken aber desto mehr zurück, weil ihnen aus dem Innern des Ungethüms zwei rollende Augen entgegenglotzen. Halb erstickt wirft endlich der Marschall die Hülle von sich, steigt aus dem geplatzten Drachen und flüchtet in ein Haus. Nun ist der Jubel ebenso groß wie die Wuth über den Frevler; für diesmal entwischt der Unglückliche aber dennoch den Händen der nachsetzenden Scorcheurs. Solche lustige Volksscene mitten unter dem Blutbade der Greuel genügt recht der frivolen Nachkommenschaft Voltaire's; solche Schwänke zur Erholung von jakobinischem Gemetzel bestätigen recht Macchiavelli's Ausspruch, Revolutionen seien der Carneval der Geschichte.

Dem wüthenden Achard gelingt es jedoch bald darauf, den Marschall, das unausgesetzte Ziel seines Hasses, zu erreichen und zu ermorden. Da ertönt von der Lippe des Sterbenden das furchtbare Wort, nicht ein vermeintlicher Jude, sondern er selbst sei Achard's Vater, er habe die Sünde, den unehelichen Sohn gezeugt zu haben, dadurch wieder gutmachen wollen, daß er den Enkel, den jungen Moritz, zum Erben seines Titels und seiner Güter einzusetzen sich vorgenommen. Moritz ist inzwischen in der Nähe des Dauphins, Karl VII., den die südlichen Provinzen Frankreichs mit Jubel aufgenommen haben, zum Waffenträger des Herrschers, zum ersten Günstling emporgestiegen. Er fährt fort, dem Gesalbten des Herrn seine Treue zu bethätigen, während Heinrich von England, in Paris gekrönt, von den daselbst theilweis versammelten Ständen des Reichs anerkannt und durch den Vertrag zu Troyes bestätigt wird. Die Liebe zur „Engelblume", wie seine Erwählte unter ihren Gespielinnen heißt, führt den jungen Moritz nach Paris, wo er sich unter Leichen und Pestgeruch den Weg zu seiner Kalliste bahnt, die des Vaters Grausamkeit ihm zu entreißen drohte. Sie schwören sich ewige Treue, und trotz der Versuchungen, die dem jungen Helden von Seiten einer schönen Herzogin, Ethelinde von Villa-Rosa, gefährlich werden konnten, fesselt ihn das zuerst geknüpfte Band der Neigung. So schmücken den Jüngling, der dem angestammten Erben des Vaterlandes huldigt, alle ritterlichen Cardinaltugenden, Treue, Frömmigkeit, Ehre und Sanftmuth. Mit dem Dauphin, der eine strahlende Lilie in aller Reinheit einer sanften Glorie repräsentirt, geräth er dadurch, daß Ethelinde von demselben geliebt wird und diese den Prinzen verschmäht, in einen interessanten Conflict. Karl VII. resignirt schon, weil er seinen Waffenträger für den Beglückten und für den Liebenden hält; allein die Engelblume bleibt sein Stern, und die Ducheſſe geht in ein Kloster, nachdem sie ihr Testament zu Gunsten des Geliebten aufgesetzt hat.

Durch alle diese mit lebhaftem Feuer, oft aber zu skizzenhaft hingeworfenen Verhältnisse, in denen auch ein lustiger Puppenspieler, Hilarion Mathieu, mitten unter der blutigen Verwirrung eine interessante und pikante Figur abgibt, schlingt sich die unpoetische und allzu gesuchte Absichtlichkeit, alle Laster, deren Schauder von den Insurgenten und den Ecorcheurs ausgeht, als eine consequente Folge ihrer verletzten Treue gegen den König hinzustellen. Gehäufte Motti aus gedruckten und ungedruckten Mittheilungen von Personen der Gegenwart stehen in gehässiger Verbindung mit der Katastrophe von 1418; die Orleans werden als treulose, wortbrüchige Feiglinge geschildert, und der Vergleich der Mairevolution unter Karl VI. mit der Julirevolution von 1830 nebst den Unruhen des Juni von 1832 ist bei den Haaren so sehr herbeigezogen, daß die Lecture für Franzosen, die gern nach Parallelstellen und witzigen, überraschenden Gleichnissen haschen, höchst spannend sein muß, allein der wahre Werth eines von der Leidenschaftlichkeit der Tagesinteressen fern liegenden Kunstwerks dabei verloren geht. An die Heiligkeit der Bourbons, an die von Arlincourt geschilderte edle Gutmüthigkeit Karl X. glaubt kein Wahrheitsliebender, und wie daraus, daß Romane und Gedichte nur Parteischriften sind, ein Heil für die romantische Muse der Neufranzosen sich ergeben kann, sieht kein Freund der Poesie ein. Daß die Franzosen im Felde der historischen Wissenschaft oft durch subjective Eindrücke und Launen verführt werden, die Geschichtsquellen, die Gestalten und Verhältnisse der Vergangenheit zu trüben und zu stören, ist längst anerkannt; jetzt kommen nun auch noch ihre historisch-romantischen Poeten und suchen sich Gleichnisse und Bilder in der Vorzeit, um damit ihren, der flüchtig wechselnden Mode angehörigen politischen Glaubensbekenntnissen auf die Beine zu helfen. Paris ist dem Vicomte d'Arlincourt der Ansteckungsherd aller Bosheit, der Mittelpunkt des Verderbens jeglicher Art, Frankreich aber — der Stern der Welt. 86.

Literarische Anzeige.

Bericht über die Verlagsunternehmungen für 1833 von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die mit * bezeichneten Artikel werden bestimmt im Laufe des Jahres fertig; von den übrigen ist die Erscheinung ungewisser.

I. An Zeitschriften wird für 1833 fortgesetzt:

*1. Blätter für literarische Unterhaltung. (Herausgegeben unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung.) Jahrgang 1833. Außer den Beilagen täglich eine Nummer. Gr. 4. Auf gutem Druckpapier. 12 Thlr.

Wird Dienstags und Freitags ausgegeben, kann aber auch in Monatsheften bezogen werden.

*2. Isis. Encyklopädische Zeitschrift, vorzüglich für Naturgeschichte, Anatomie und Physiologie. Herausgegeben von Oken. Jahrgang 1833. 12 Hefte. Gr. 4. Auf Druckpapier. Mit Kupfern. 8 Thlr.

*3. Zeitgenossen. Ein biographisches Magazin für die Geschichte unserer Zeit. (Herausgegeben unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung.) Vierten Bandes sechstes Heft und folgende. (Nr. XXIX und folgende.) Gr. 8. Geh. Preis des Heftes von 6—7 Bogen auf gutem Druckpapier 12 Gr.

Es erscheint jede 6—8 Wochen ein Heft.

Zu den unter 1 u. 2 angeführten Zeitschriften erscheint für literarische Bekanntmachungen aller Art fast wöchentlich ein

*4. Literarischer Anzeiger,

der außerdem noch der „Allgemeinen medicinischen Zeitung" beigelegt wird. Für die gespaltene Zeile wird zwei Groschen berechnet.

Gegen Vergütung von 3 Thlr. werden Anzeigen, Antikritiken und dergl. den Blättern für literarische Unterhaltung, und gegen Vergütung von 1 Thlr. 12 Gr. der Isis beigelegt oder beigeheftet.

II. An Fortsetzungen und Resten erscheint:

*5. Atterbom (O. A.), Die Insel der Glückseligkeit. Gegenspiel in fünf Abenteuren. Aus dem Schwedischen übersetzt von H. Reus. Zweite Abtheilung. Gr. 8. 26 Bogen auf feinem Druckpapier. 2 Thlr.

Die erste Abtheilung (1831) kostet 1 Thlr. 12 Gr.

*6. Becker (Wilhelm Gottlieb), Augusteum, Dresdens antike Denkmäler enthaltend. Zweite Auflage. Besorgt und durch Nachträge vermehrt von Wilh. Adolf Becker. Drei Bände oder 13 Hefte, mit 154 Kupfertafeln. Die Tafeln in Royalfolio, der Text in Octav. Fünftes Heft und folgende. Subscriptionspreis eines Heftes 1 Thlr. 21 Gr.

Das erste bis vierte Heft (Taf. I—XLVI. und Text Bogen 1—12) erschienen 1832 und kosten im Subscriptionspreise 7 Thlr. 12 Gr.

7. Bibliothek deutscher Dichter des siebzehnten Jahrhunderts. Begonnen von Wilhelm Müller. Fortgesetzt von Karl Förster. Dreizehntes Bändchen. 8. Auf feinem Schreibpapier. Geh.

Das dreizehnte Bändchen wird Hoffmannswaldau und Lohenstein enthalten. Erstes bis zwölftes Bändchen (1822—31) kosten 16 Thlr. 8 Gr.

(Die Fortsetzung folgt.)

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonnabend, — Nr. 138. — 18. Mai 1833.

Theorie des menschlichen Erkenntnißvermögens und Metaphysik, von Ernst Reinhold. Erster Band. Auch unter dem Titel: Theorie des menschlichen Erkenntnißvermögens. Gotha, Hennings. 1832. Gr. 8. 2 Thlr. 8 Gr.

Es läßt sich zwar über diese Schrifft wol kaum ein vollständiges Urtheil fällen, bevor auch der zweite Band derselben, welcher die Metaphysik enthalten soll, erschienen sein wird; jedoch ist es vielleicht den Freunden des philosophischen Studiums nicht unwillkommen, die Richtung im Allgemeinen bezeichnet zu sehen, welche dieses Werk, dessen Umfang schon geeignet ist, die Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen, nehmen wird. Man kann vielleicht die Philosophen unserer Zeit nicht ohne Grund eintheilen in suchende und habende, in arme und reiche. Jene fangen wenigstens mit der Armuth an, um reich zu werden, sie glauben durch das Suchen hindurch den Weg zum Finden nehmen zu müssen. Diesen hingegen ist nichts zu thun übrig, als der Welt zu erklären, daß sie haben. Sie sitzen auf dem pythischen Dreifuß, ihre Sprüche verlangen nur ein gläubiges Volk. Der Verf. der neuen Theorie, der sich schon namentlich durch seine Leistungen in der Geschichte der Philosophie, welche sich durch Klarheit und Unbefangenheit aufs Vortheilhafteste auszeichnen, entschiedenes Verdienst erworben hat, bekennt sich, nach der vorliegenden Schrift, zu der erstern Classe. Ref. glaubt indessen, dem günstigen Leser nichts Neues zu sagen, denn was läßt sich bei dem Titel einer „Theorie des Erkenntnißvermögens" Anderes erwarten als: Herr Reinhold ist Kantianer. Hiermit ist der Stab über ihn gebrochen, wenigstens von einer Seite her. Dieser sich selbst messende Maßstab des Kriticismus, sagt man, sei eine längst abgethane Sache. Der sich selbst setzende Maßstab mag nun allerdings eine neuere Erfindung sein; allein mit jenem mehr witzig als wahr gesprochenen Worte darf sich die kritische Schule wenigstens nicht für vernichtet halten. Es hat mit dem sich selbst messenden Maßstabe am Ende keine andere Bewandniß als mit der Reflexion überhaupt, als mit der ganzen Natur des Selbstbewußtseins. Allerdings hat es wenigstens für den ersten Augenblick etwas Auffallendes, wie das Vorstellende selbst wieder zu einem Vorgestellten werde, namentlich wenn man das Vorstellende als das ausgehöhlte, abstracte, Fichte'sche Ich nimmt. Als solches würde aber auch das Vorstellende niemals Vorgestelltes werden können, Selbstbewußtsein, sofern zu diesem eine Entgegensetzung erfodert wird, eine solche aber in einem abstracten Ich, in welchem schlechterdings kein Mannichfaltiges gedacht werden soll, nicht mehr möglich ist. Das Ich, das Selbstbewußtsein, wird, was es ist, nur in der einzelnen, individuell bestimmten Vorstellung, und das Ich ist nur die gegenwärtige Vorstellung, wie sie sich anreiht an die vergangenen, sich als etwas von jenen Unterschiedenes mit ihnen, die in Einem Subject sind, zur Einheit verknüpft. Auf irgend eine Art muß eine Trennung zwischen dem Vorstellenden und Vorgestellten gemacht werden, wenn eine Entgegensetzung beider möglich sein soll. Diese Trennung kann aber nicht dadurch bewirkt werden, daß das Vorgestellte etwas mehr oder etwas weniger oder etwas Anderes habe als das Vorstellende, denn dies wäre gegen die Voraussetzung, daß das Vorgestellte völlig Dasselbe sei wie das Vorstellende, und es bleibt also, da Vorstellungen nichts Räumliches sind, durchaus nichts Anderes übrig, als daß wir die Unterscheidung in der Zeitfolge suchen. Es ist darum ein entschiedener Fehlgriff, das Ich als etwas Intelligibles zu denken, da es vielmehr nur als eine fortlaufende Reihe von Vorstellungen möglich ist, und das Ich müßte als aufhörend gedacht werden, wenn fürs Erste diese Reihe irgend einmal als abgelaufen gedacht werden müßte, fürs Andere, wenn irgend einmal die Verknüpfung der gegenwärtigen Vorstellung mit der vorhergehenden unterbrochen werden könnte. Mag also das Witzwort des sich selbst messenden Maßstabs irgendwo schlagende Kraft besitzen, so würde dieses nur in einer falschen Vorstellung vom Ich seinen Grund haben, wozu wir allerdings auch die Kant'sche und vom Verf. nicht entschieden genug zurückgewiesene rechnen (S. 73), welcher behauptet, die Vorstellung: „ich denke", müsse alle unsere Vorstellungen begleiten können. Nach dem eben Gesagten würden wir diesen Satz fast lieber umzukehren versucht sein.

Herr Reinhold ist also Kantianer und es kann ihm deshalb von Andern kein Vorwurf gemacht werden; da das kritische Streben nicht durch eine dogmatistische Ordonnanz sofort abgethan wird, so soll ihm auch von unserer Seite nicht zur Verkleinerung nachgesagt sein, daß wir

ihn überhaupt einen —aner nennen, denn die Meinung kommt fast dem Wahnsinn gleich, daß als Philosoph nur selbständig sei, wer nichts von den Bemühungen Anderer in sich aufnehme. Die Philosophie wenigstens weiß nichts von einer Foderung, wodurch die Bemühungen aller Uebrigen für den Einzelnen fast ganz verloren gehen müßten, höchstens für ihn nur vorhanden sein könnten, um die Kraft der Zerstörung daran zu üben; wenn schon sie auf der andern Seite zur strengsten Pflicht macht, daß dieses Aufnehmen nicht ein bloßes äußeres Ansetzen, sondern wirklich inneres, geistiges Aneignen durch Selbstforschen, ein organisches Assimiliren sei. Auch Herbart nennt sich einen Kantianer, und Niemand, am wenigsten Herr Reinhold bei seiner umfassenden, gründlichen Bekanntschaft mit der Geschichte der Philosophie wird gerade diesem Philosophen die Selbständigkeit absprechen.

Indem wir mit dem Bisherigen einige Punkte und zwar einige Hauptpunkte festgestellt haben, in welchen wir mit dem Verf. der vorliegenden Schrift einstimmen, glauben wir uns damit auch ein Recht begründet zu haben, das in letzter Instanz auf der Selbständigkeit des Denkens beruht, diejenigen Punkte bemerklich zu machen, so weit dies nach der theilweisen Vollendung des Werkes möglich ist, in welchen wir von ihm abgewichen sein würden. Für Denker von ganz entgegengesetzter Richtung gibt es eigentlich nur Eine Entgegensetzung, nämlich die im Princip.

Die vorliegende Theorie zerfällt in zwei Theile, deren erster die Entwicklung des menschlichen Bewußtseins darstellt, der andere die eigentliche Kritik des menschlichen Erkenntnißvermögens enthält. Jeder dieser Theile zerfällt wieder in fünf Abschnitte. Ehe wir aber hier weiter gehen, möchten wir nur auf eine Einrichtung der Schrift aufmerksam machen, die Hr. Reinhold zwar mit vielen, namentlich philosophischen Schriftstellern gemein hat, die wir jedoch nichtsdestoweniger nicht nur dem schnellen Verständniß, sondern auch dem Interesse an der Untersuchung entschieden hinderlich finden. Es lassen nämlich so viele Denker, und der Verf. läßt uns sehr lange im Ungewissen, auf welches Ziel es denn mit den Forschungen, mit all den weitläufigen Vorbereitungen abgesehen sei; und doch würden sie gewiß aus den angeführten Gründen besser thun, wenn sie wenigstens einen Hauptsatz, auf den sie zunächst lossteuern, zum Voraus sehen ließen und als Lock- und Leitvogel an die Spitze stellten. Man beschuldige uns deshalb nicht vorschnell, als wollten wir das Oberste zu unterst kehren, ein logisches Hysteron Proteron fodern und über den analytischen Gang den Stab brechen. Wir wissen, daß dieser für gewisse Untersuchungen, namentlich von solcher Art wie die vorliegenden, entschieden nothwendig ist; allein er hindert auch durchaus nicht, ein Ziel, gegen welches man sich stetig bewegt, vorher zu zeigen, wodurch der, gewiß für Den, welchem es darum zu thun ist, Wahrheit zu erforschen und Wahrheit zu verbreiten, entscheidende Vortheil erzweckt wird, daß auch weitläufigere Vorbereitungen, die nöthig werden sollten, in ihrer Einheit und ganzen Kraft aufgefaßt werden können; also nicht nur das Verständniß erleichtert, sondern auch die Solidität des aufzuführenden Gebäudes gefördert, wenigstens in die Augen fallender gemacht werden könnte. So hat Kant an die Spitze seiner kritischen Untersuchungen die Frage gestellt: ob synthetische Urtheile a priori möglich seien. Damit war zwar noch nicht das Resultat der Untersuchungen in seiner ganzen Fülle dem Leser hingegeben, es ließ sich kaum ahnen, welcher Reichthum von Folgerungen im Bejahungsfall der gemeinten Frage sich ergeben würde; allein es war doch eine Spitze gezeigt, gegen welche der Forscher hingearbeitet, das Interesse gefesselt und die Uebersicht der Einheit aller Schritte, die bis zur Beantwortung gethan werden müßten, gesichert. So würden wir denn zum erwähnten Zwecke an der Stelle unsers Verf. eben mit §. 44 des zweiten Theils begonnen haben, von welchem aus über das vorliegende Werk, sofern es eine Theorie der Erkenntniß sein soll, betrachtet, sich ein leichterer Ueberblick und in Folge von diesem eine gesichertere Schätzung des Ganzen ergeben muß, und den wir deshalb zum Besten unserer Leser seinem Hauptinhalte nach herzusetzen uns verpflichtet fühlen.

In dem gemeinen gesunden Verstande (sagt dort der Verf. S. 433) zeigt sich zwischen dem zweifellosen Fürwahrhalten und dem Glauben und zwischen der Gewißheit und der Ungewißheit keine mit hinlänglicher Sicherheit und Genauigkeit für seine Anerkennung bestimmte Grenze. Für ihn gilt als ein allgemeines Kriterium der Wahrheit der Grundsatz: wahr und gewiß ist Alles, was theils vermittels klarer und vollständiger Sinneswahrnehmungen, theils in der unmittelbaren Evidenz mathematischer Anschauungen und Begriffe, theils unmittelbar in unserm Selbstbewußtsein aufgefaßt, und was aus dem Inhalte solcher Auffassungen in einer logisch-richtigen Folgerungsweise geschlossen wird. Aber dieser Grundsatz kann gegen die skeptischen Einwürfe und Bedenklichkeiten nicht Stand halten, insoweit dieselben besonders in Zweifel ziehen, ob das Zeugniß der Sinne zureiche, um uns über die Realität der Körperwelt Gewißheit zu verschaffen. Auch besitzt er nicht die Macht, die kosmologischen, moralischen und religiösen Anerkennungen zur Stufe der Gewißheit zu erheben, und die Ungewißheit über diese Gegenstände der reinen Vernunftbetrachtung ist im Denken des gemeinen Verstandes mit mancherlei Dunkelheiten, Lücken und Widersprüchen verbunden. Indem nun der philosophirende Verstand über den Standpunkt des gemeinen in seinen Bestrebungen sich erhebt, muß er seine Untersuchung auf die tiefer liegenden, dem letztern verborgen bleibenden Ursachen und Bedingungen aller Erkenntnisse und Ueberzeugungen richten, die er als wesentliche hinsichtlich des Begriffs der Menschheit zu betrachten hat. Daher bietet ihm auf dem ihm eigenthümlichen Standpunkte seiner Forschungen das Problem sich dar, zur Entscheidung zu bringen, ob diejenigen Thatsachen des Bewußtseins, welche dem gemeinen — Verstande für gewisse Erkenntnisse gelten, dies in der That nach vollgültigen, die höhern wissenschaftlichen Anfoderungen unserer Vernunft durchaus befriedigenden und die Einwendungen des Skepticismus völlig beseitigenden Gründen sind oder nicht sind.

Mit Voranstellung dieser Aufgabe wäre nicht nur, wie schon gesagt, für das leichtere Auffassen der ihrer Natur nach schon sehr schwierigen und durch die Art der Darstellung nicht erleichterten Untersuchungen viel gewonnen, sondern es wäre vielleicht ein solches Voranstellen dem Verf. selbst Auffoderung gewesen, seine psychologischen Voruntersuchungen über die Entstehungsweise des menschlichen Bewußtseins im ersten Theil mehr für seinen

speciellen Zweck zuzurichten; es würde ihm Veranlassung gegeben haben, „die skeptischen Einwürfe und Bedenklichkeiten" oder, wie er es kurz genannt wissen will, „den transscendentalen Zweifel" umfassender und schärfer darzustellen. Ja, es würden sogar, um den wissenschaftlichen Zusammenhang recht strenge darzulegen, ohne Zweifel manche Unbestimmtheiten in der Fassung des gedachten Paragraphs selbst vermieden worden sein. Hierher rechnen wir, wenn er von dem gemeinen Verstande spricht, welchen vagen Ausdruck wir genauer, wissenschaftlicher bestimmt wünschen müssen, namentlich sofern auch er auf die kosmologischen, moralischen und religiösen Anerkennungen sich hinrichten soll. Ferner hätte der ganz unbestimmte Ausdruck: „die höhern wissenschaftlichen Anfoderungen der Vernunft", in einer Stelle, die die Hauptaufgabe der ganzen Untersuchung angibt, vermieden werden müssen, wie denn überhaupt und insbesondere gegen das Ende des Werks, wo das Bedürfniß des strengen Zusammenhangs immer lebhafter spricht, eine größere Präcision des Ausdrucks zu wünschen gewesen wäre.

Die vorgenannte Aufgabe sucht der Verf. dadurch zu lösen, daß er im Folgenden alle Seelenthätigkeit in einer Abhängigkeit von dem Erkennen darzustellen sich bemüht, die Formen des Erkennens selbst aber durch die Verhältnisse der Körperwelt bedingt darstellt, sich dadurch von der Objectivität der Körperwelt überzeugt und aus ihr hinwiederum die Objectivität aller unserer Erkenntnisse folgert. Doch man werfe uns nicht vor, von vornherein die richtige Ansicht der Schrift verkehrt zu haben. Wir folgen also dem Verf., wenn er von der Darstellung der Entstehungsweise des menschlichen Bewußtseins ausgeht, durch die er sich in den Stand setzen will, die wahren allgemeinen Erkenntnißgesetze für die grundwesentlichen Thatsachen unserer Intelligenz im Unterschied von den blos formalen logischen Denkgesetzen mit Bestimmtheit in der Betrachtung hervorzuheben.

Nach einer fast ganz nur historischen, die verschiedenen Ausgangspunkte der philosophischen Speculation, und insbesondere die bisherigen Versuche in der Theorie der Erkenntniß in einem schönen Ueberblick zusammenstellenden Einleitung geht der Verf. an die Darstellung der Entwickelung des menschlichen Bewußtseins. Der erste Abschnitt, wol der wichtigste, handelt von den ersten Entfaltungsmomenten des Bewußtseins. Er beschreibt sie nach den drei Hauptstufen des Lebens, der vegetativen, der thierischen, der menschlichen. Etwas Neues haben wir im Wesentlichen in diesem Abschnitte nicht gefunden, aber wir vermissen schon hier diejenige Bestimmtheit, deren Mangel wir bereits als dem Fortgange der Untersuchung hinderlich dargestellt haben. Wir wollen zum Belege nur Das anführen, was er von der menschlichen Seele sagt, wenn er sie nicht als eine Substanz betrachtet (S. 45), d. h. nicht als ein für sich bestehendes, unmittelbar im Raum existirendes Wesen, welches das Substrat, der Träger gewisser ihm beiwohnender Eigenschaften und Bestimmungen wäre, sondern vielmehr als eine an den leiblichen Organismus gebundene Thätigkeit und Kraft, die in der Wechselwirkung mit ihrem Leib und vermittels ihres Leibes mit der Außenwelt sich nach und nach aus einer ursprünglichen Anlage entwickelt, die also in ihrer Existenz und in ihrer fortschreitenden Entfaltung von körperlichen und überhaupt von äußern Bedingungen abhängig ist. Was heißt es hier: die Seele sei gebunden an den leiblichen Organismus? Heißt es nur so viel, daß die Thätigkeit der Seele in der Erscheinungswelt bedingt werde durch den leiblichen Organismus, so sieht man nicht ein, warum der Seele die Substantialität abgesprochen wird, es wäre denn, daß man den Begriff der Substanz spinozistisch sublimirt hätte. Will man aber das Gebundensein so verstehen, was allerdings wahrscheinlicher die Meinung des Verf. ist, daß auch hinsichtlich der Existenz die Seele von dem Körper bedingt wird, dann läßt sich nur nicht einsehen, wie von einer Wechselwirkung zwischen beiden die Rede sein kann. Dann läßt sich ferner nicht einsehen, wie nach der Meinung des Verf. das Bedingte, das seiner Existenz nach Abhängige bleiben soll, während das Bedingende aufhört (S. 509). Auf jeden Fall hat Ref. weder die eine noch die andere Ansicht vom Verhältniß der Seele und des Leibes durch die dem erwähnten Paragraphen vorausgehenden Untersuchungen begründet finden können. Hätte der Verf. das Bewußtsein, das Ich in seiner Vollendung genommen, wie es ist und sich gibt; hätte er einzelne Acte dieses Bewußtseins für die Betrachtung fixirt und durch die Analysis derselben das Wesen des Ichs zu ergründen gesucht, so würde sich ohne Zweifel ein anderer und weniger schwankender Begriff von der Seele ergeben haben. Es zeigt sich an diesem einen Paragraph, daß wir bei einer Darstellung des Bewußtseins unmöglich den genetischen Gang gehen und, wie der Verf. gethan hat, die verschiedenen Stufen des Lebens auseinander sich entwickeln lassen können. Von dem bewußtlosen Leben haben wir kein Bewußtsein, und wollen wir uns davon dennoch eine Vorstellung machen, so geschieht es nur, daß wir einzelne Merkmale unsers menschlich bewußten Lebens fallen lassen. So erhalten wir den Begriff des thierischen Lebens, und von diesem wieder einige unterscheidende Merkmale hinweggenommen, erhalten wir den Begriff des vegetativen. War es also des Verf. Absicht, so recht in der Mitte der Erfahrung von festen Thatsachen aus die Basis für seine Operationen zu nehmen, so können wir dies unmöglich für den richtigen Weg erkennen. Das genetische Construiren hat einen Schein der Objectivität, bewegt sich aber, wie so viele Beispiele unserer Zeit darthun, entweder in Spielen der Einbildungskraft oder logischen Analysen. Wir haben also auch hier nur Abstracta vor uns, denen der Schein wahrer Lebenserscheinungen gegeben wird, und an Abstracten eine Psychologie aufbauen, ist und bleibt der Tod aller psychologischen Wahrheit. Es ist darum dieser Gang bei dem Verf. um so mehr zu beklagen, als seine psychologischen Untersuchungen im Uebrigen insofern grade gereinigt erscheinen von einer seicht und durch Kant stabil gewordenen psychologischen Nomenclatur, durch welche man sich die Seele, von der man erst sehen wollte, was sie sei,

von vornherein zu einem Fächerkasten macht. Ueberdies hat die Darstellung, deren sich der Verf. bedient, offenbar das Mißliche, daß man auf die Meinung gerath, als dürfte zu dem Thiere nur noch etwas hinzugethan werden, „eine Unze Gehirn, um dem Pavian noch vollends zum Menschen zu helfen". Und doch ist dies gegen alle richtige Lebensansicht, sofern das vegetative und noch mehr das thierische Leben des Menschen sich specifisch unterscheidet von dem einer Pflanze, oder beziehungsweise von dem eines Brutums, wie uns schon der nicht vollkommen entwickelte Mensch und der wieder unter den Menschen herabgesunkene Mensch kundthut.

Der Hauptpunkt dieses Abschnitts ist, daß der Tastsinn vor den übrigen ausgezeichnet wird, durch welchen ein objectiv Reales an sich Vorhandenes, nämlich der Widerstand und die mechanische Undurchdringlichkeit der Körper, wie auch ihre Gestalt und manche Beschaffenheit ihrer Cohäsion sinnlich aufgefaßt werden (S. 56 u. 77 fg.). Die Aufgabe, deren Lösung wir in diesem Abschnitte suchen zu müssen glaubten, finden wir denn doch im Grunde nicht, nämlich, um in der Darstellungsweise des Verf. zu sprechen: was denn das sei, was zu dem Thierischen hinzukommen müsse, um es zu einem Menschlichen zu machen? Wol sagt man uns, dieses sei das Selbstbewußtsein; allein wie viel und wie wenig ist hiermit gesagt! Daß es da sei im Menschen, wußten wir, auch ohne es dem Thiere abzusprechen; und wie es eigentlich werde, das erfahren wir auch hier nicht. Wir hören blos, daß es durch den sinnlich empfundenen Widerstand der Körper, durch die Gliederbewegung und durch die Erinnerung geschehe. Allein da all Dieses auch bei dem Thiere stattfindet, so haben wir doch im Grunde nur gleiche Ursache und verschiedene Wirkungen, also eigentlich keine Ursachen gefunden, und wir wissen immer nicht, wie es komme, daß grade bei dem Menschen durch die sinnliche Empfindung eine Reflexion, ein Ich, erzeugt werde. Wir sehen uns auf jeden Fall verhindert, die Bedingung der menschlichen Erkenntniß in etwas von dem menschlichen Subject Verschiedenem, also z. B. in der sinnenfälligen Körperwelt zu suchen. Fast möchten wir darum dem Verf. den Tadel zurückgeben, den er (S. 87) gegen Kant ausspricht, wonach nämlich dergleichen nur in einer solchen Kritik des Erkenntnißvermögens aufgestellt werden könne, der kein Versuch einer Darstellung der Genesis des Erkennens zu Grunde liegt. Wir halten nämlich dafür, daß auch der Verf. noch nicht tief genug gegangen, und namentlich seine, zum Unterschied von der Kantisch-kritischen die genetische genannte Methode (S. 264) wenigstens in der Modification und mit der Grundlage, wie er sie hier gegeben hat, noch nicht für zulänglich erachtet werden könne.

(Der Beschluß folgt.)

Notizen.

In der königl. geographischen Gesellschaft zu London ward über die Entdeckung des Compoonefusses auf der Westküste von Afrika ein Bericht des Wundarztes A. Miller auf dem königl. Schiffe Aetna verlesen, welcher einen frühern des Capitain Belcher ergänzte. Der Rabe, Begleitschiff des Aetna, war so weit, als es das Fahrwasser erlaubte, stromaufwärts gegangen und gegen 100 englische Meilen vorgedrungen. Man fand den Fluß eine Meile breit, sehr tief und seinen Lauf sehr geschlängelt. Die Bewohner des Ufers ergriffen überall die Flucht und schienen noch nie mit Europäern verkehrt zu haben.

In der königl. Society of literature wurde ein im State paper office aufgefundenes Gebet, von Karl I. Hand geschrieben und wahrscheinlich von ihm verfaßt, vorgelegt. Es ist von 1651 datirt, also Jahre lang vor dem Beginn des Bürgerkriegs, und scheint durch die darin waltende innige Frömmigkeit, und da es wol täglich vom König benutzt worden, den Beweis zu liefern, daß des unglücklichen Monarchen andächtige Gefühle keine Folge seines Misgeschicks waren. Es wurden ferner Bruchstücke aus einem unlängst vom britischen Museum acquirirten Manuscript mitgetheilt, welches über die Flucht Karl II. nach der Schlacht bei Worcester die umständlichsten Nachrichten gibt, die man nur wünschen kann. Es rührt vom Oberst Gunter von Rackton (Sussex) her, der dem königlichen Flüchtling ein Schiff zur Fahrt nach Frankreich verschaffte und diese Nachrichten seinem Sohn in die Feder dictirte, wie das Manuscript besagt.

Ein Herr Edwards in Birmingham hat eine Art Universalalphabet erfunden, dessen Charaktere auf und zwischen vier Linien, ähnlich den zu Noten bestimmten, geschrieben werden; die Gesammtzahl derselben ist 52, und wenn dadurch alle Töne bezeichnet würden, deren die menschliche Stimme fähig ist, so müßte Derjenige, welcher sich eine hinlängliche Bekanntschaft mit denselben erworben hat, jedes damit geschriebene Wort aus jeder Sprache richtig lesen können, wenn er auch nicht das Mindeste von dessen Bedeutung verstünde.

Sir Anthony Carlisle hat der londoner medicinisch-botanischen Gesellschaft ein neues Mittel gegen die Wasserscheu mitgetheilt, welches im Safte einer südamerikanischen, zum Cactusgeschlechte gehörigen Pflanze besteht. Dem Genannten waren mehre Flaschen dieses Mittels zugesendet und dessen Wirksamkeit verbürgt worden. Es wird dem Kranken, den man vorher stehend bis ans Kinn in die Erde eingräbt, in den Hals gegossen; indessen gehört dieses Eingraben nicht zur Cur, und kann daher wegbleiben.

Das Personal des Postwesens in Paris besteht aus einem Generaldirector, drei Postverwesern, einem Generalsecretair, 680 Schreibern und 360 Postboten, welche jährlich 2,082,110 Francs Gehalt beziehen. Der Ertrag des Portos belief sich auf 7,030,000 Fr., was einen Ueberschuß von fast 5 Millionen gibt. Die Zahl der täglich bestellten Briefe ist mehr an 45,000, Regierungsschreiben ungerechnet, die der von Paris abgehenden 60,000 und 58,000 Stück Zeitungen. Mit den Postwagen reisten 1815 4000, 1829 60,000 Personen. Nicht an ihre Adresse gelangten 1829 von den jährlich beförderten 68 Millionen Briefen 1,106,000; davon wurden 508,000 nicht angenommen, 200,000 nicht abgeholt, von 182,000 waren die Empfänger unbekannt und 70,000 sollten noch abgefodert werden.

Den Schwarzen in Westindien macht bei der Taufe ihrer Kinder nichts mehr Freude als recht lange Namen für dieselben, denn — glauben sie — je länger der Name, je größer die Ehre. Ein Reisender erzählt, daß eine arme Mutter ganz glücklich war, als er, bei ihrem Kinde die Stelle eines Taufzeugen vertretend, ihm den Namen Chrononhotonthologos beilegte. S.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonntag, — Nr. 139. — 19. Mai 1833.

Theorie des menschlichen Erkenntnißvermögens und Metaphysik, von E. Reinhold. Erster Band.

(Beschluß aus Nr. 138.)

Die folgenden Abschnitte dieses Theils sind der weitern Ausführung des bereits Gefundenen gewidmet. Für besonders gelungen halten wir den unmittelbar folgenden, der die Ueberschrift trägt: der Anfang der Begriffsbildung. Die Wichtigkeit des Begriffs der Substanz, namentlich für die Bestrebungen der neuern Philosophie wird dargethan, selbst über die Entstehung dieses Begriffs schöne Beiträge geliefert, wenn schon wir die Untersuchung auch nicht einmal psychologisch für erschöpft und ihn einer eignen abgesonderten Untersuchung zum Frommen der philosophischen Forschung wol für würdig halten. Trefflich spricht sich der Verf. aus über die Nothwendigkeit der Sprache für das Denken und über einen für die logische Wahrheit allerdings sehr fruchtreichen Unterschied zwischen Gegenstandsbegriffen und Merkmalsbegriffen.

Auch der dritte Abschnitt, über die Entfaltung des mathematischen Vorstellens, enthält namentlich über die Quantität der Begriffe sehr schätzenswerthe Bemerkungen, und wir sind überzeugt, daß der ganze Abschnitt mehr an Einfachheit gewonnen haben würde, wenn nicht der Verf. es für nöthig erachtet hätte, namentlich in der Lehre von Zeit und Raum die Antithese gegen Kant beständig im Auge zu behalten. Doch darüber läßt sich nicht rechten, eine solche Rücksicht erscheint oft als Sache eines subjectiven Bedürfnisses. Dies übrigens trägt hier schon seine Früchte, daß nicht über die Entstehung des Ichs, des Selbstbewußtseins, sofern es durch Gliederbewegung, durch Widerstand der Außendinge veranlaßt wird, hinausgegangen wurde. Auf einem Wege, wie wir ihn gleich zu Anfang andeuteten, würde sich z. B. Gelegenheit ergeben haben, an einer reinen Objectivität der zeitlichen Verhältnisse zu zweifeln.

Der vierte Abschnitt handelt von der Entstehung der Willensthätigkeit und der Anerkennung der Causalverhältnisse. Als eine die Untersuchung wechselseitig sehr fördernde Combination sehen wir diese Vereinigung zweier Aufgaben an, und wir zweifeln nicht, daß sie in größerer Ausdehnung hätte benutzt werden können, namentlich um auch hier der Entstehung des Begriffs von Causalität tiefer auf die Spur zu kommen und seinen subjectiven Ursprung gerechter anzuerkennen.

Den Schluß dieses Theils bildet der fünfte Abschnitt vom Ursprung der gemüthlichen Empfindungen. Wir müssen uns aber ein längeres Verweilen bei diesem Abschnitt versagen und begnügen uns zu berichten, daß ihre Abhängigkeit von dem Erkennen dargethan wird.

Gewiß haben unsere Leser schon lange mit uns darauf gewartet, die höhern wissenschaftlichen Anfoderungen unserer Vernunft kennen zu lernen, von welchen in der oben berührten Aufgabe der Kritik die Rede war, und welche befriedigt werden müsse, wenn diejenigen Thatsachen des Bewußtseins, welche dem gemeinen Verstande für gewisse Erkenntnisse gelten, dies in der That sein sollen. Dieses Verlangen wird erst im zweiten Theil befriedigt, dessen erster Abschnitt von der Eigenthümlichkeit des menschlichen Denkens handelt. Allein auch hier ist über das Wort Vernunft, welches bei der Bestimmung jener Aufgabe als das Hauptsächlichste erscheint, eine fast nur gelegentliche Erklärung, die uns noch immer erst Mehres erwarten läßt, gegeben.

Was den Ausdruck Vernunft betrifft, so ist es der Weise unserer Sprache angemessen, daß wir zwei Bedeutungen desselben unterscheiden. Im weitern Sinne ist Vernunft die allgemeine Kraft der geistigen Lebensstufe, welche im Menschen unter der Voraussetzung und Bedingung der sinnlichen sich erhebt. In dieser Bedeutung werden gewöhnlich Vernunft und Sinnlichkeit im Menschenwesen einander entgegengesetzt, und gilt allgemein die Vernunft für das charakteristische Unterscheidungsmerkmal des Menschengeschlechts im Vergleich mit der thierischen Natur.

Daß mit dieser Erklärung im eigentlichen Sinne nur Negatives gesagt sei, und daß wir damit nach wie vor nicht wissen, was Vernunft sei, versteht sich wol von selbst. Wenn aber unser Verf. hinzufügt: „in einem engern, später genauer zu erwägenden Sinne steht die Vernunft als Vermögen der rein rationellen Erkenntnisse und Ueberzeugungen dem empirischen Erkenntnißvermögen gegenüber" (S. 292), klingt das nicht fast, als ob die Vernunft sei ein Vermögen der rein vernünftigen Erkenntnisse? Und wollen wir das „rationell" in einem weitern Sinne nehmen, dann verschwimmt es ja völlig mit Dem, was man sonst Verstand nennt. Jedenfalls müssen wir uns also noch etwas gedulden, ehe wir nähere Auskunft hier-

über erhalten, und es wird vorher im zweiten Abschnitt über die Sphäre der Willensthätigkeit und der Gemüthsempfindungen in ihrer Abhängigkeit vom Denken gesprochen. Wäre es uns nicht darum zu thun, uns nicht weiter vom Hauptpunkte der Untersuchung zu verlieren, so gäbe es gradezu in diesem Abschnitt eine Reihe von Punkten, bei welchen wir in Gegensatz treten könnten mit dem Verf. Schon die einseitige Abhängigkeit des Willens vom Denken gäbe uns dazu reiche Veranlassung. Ebenso die echt Kant'sche Beschreibung einer vermeintlichen transscendentalen Freiheit, die summarische Verurtheilung des Gefühls u. s. w. Jedoch können wir wenigstens nicht unterlassen, das Resultat aller dieser Operationen kurz anzugeben. Es ist kein anderes, als daß es unmöglich sei, etwas Wirkliches an sich und in einer der möglichen Beziehungen auf unser Ich anders als theils durch Wahrnehmungen mit Hülfe der Begriffe und Urtheile, theils durch das mathematische Vorstellen, theils durch die Verfolgung der Causalverhältnisse zu erkennen (S. 363). Nachdem nun so die ganze geistige Thätigkeit auf das Erkennen reducirt ist, so handelt der folgende dritte Abschnitt ganz besonders von dem Verhältniß zwischen dem erfahrungsmäßigen und dem rein vernünftigen Erkennen. Obgleich hier sehr viel von Vernunft, rein vernünftig u. s. w. gesprochen wird, so vermissen wir doch auch hier eine strenge Definition der Vernunft. Und daß wir sie fodern, dies wolle man uns nicht als Pedanterei auslegen; wir halten vielmehr dafür, daß mittels derselben dem Verf. manche Schwierigkeit klarer, manches Schwankende in seinen Bestimmungen augenscheinlicher geworden sein würde. Wir vernehmen aus diesem Abschnitt wirklich, daß das logische Denken, das mathematische Vorstellen u. s. w. alles schon der Vernunftthätigkeit angehört; aber wir verwundern uns billig, wie wenig auf diese Weise dem Verstande übrig gelassen wird. Es ist hier einer von den Punkten, wo wir den Verf. in einem Sinne Kantianer nennen müssen, in welchem wir es lieber nicht wollten. Kant hat durch seine schwankenden, Verstand und Vernunft vermengenden Bestimmungen einen Schaden gestiftet, an dem wir jetzt noch zu leiden haben.

Mit all diesen Vorbereitungen langt denn endlich der Verf. bei der Beantwortung der Frage an, die wir gleich anfangs als die Hauptaufgabe seines Werkes, sofern es eine Theorie der Erkenntniß sein soll, voranstellen zu müssen geglaubt haben. Hier müssen wir aber zuvörderst erklären, daß die Sprache im höhern Grade als bisher schon der klaren und leichten Beweglichkeit zu ermangeln anfängt, und der Verf. möge uns hiezu gestatten, die Schuld eines Mißverständnisses, wenn mir von ihm desselben bezüchtigt werden sollten, wenigstens zur Hälfte von uns abzuweisen.

Die richtige Auflösung des transscendentalen Zweifels (sagt der Verf.) erfodert, daß wir zuerst den bei der Darstellung der ersten Entfaltungsmomente unsers Bewußtseins zur Sprache gebrachten Unterschied zwischen dem Subjectiven und dem Objectiven in unsern Sinneswahrnehmungen noch einmal genau ins Auge fassen und ihn unter einen allgemeinen Gesichtspunkt stellen. Das Subjective beruht auf den verschiedenen Weisen, wie unsere Sinnesnerven durch die ihnen angemessenen Eindrücke angeregt werden. Hierher gehört z. B. in den Wahrnehmungen des äußern Gefühlssinnes die Empfindung der Wärme und der Kälte, der Rauhigkeit und der Glätte u. s. w.; ferner jede Wahrnehmung der Verschiedenheiten, welche in der Qualität der Farben und Töne, in der Beschaffenheit der Gerüche und der schmackhaften Eigenschaften, und in der Beschaffenheit unserer eignen organischen Lebenszustände für unsere Sinnlichkeit hervortreten. Dagegen beruht das Objective in unserer sinnlichen Wahrnehmung auf der Weise, wie zunächst durch die Bewegungen unsers eignen Körpers und durch den Widerstand, der unsern Gliedern bei ihrer Bewegung entgegentritt, die Ausdehnung und die mechanische Undurchdringlichkeit der Körper, die Entfernung ihrer Abstände von einander, ihre Begrenztheit in Hinsicht der Ausdehnung oder ihre Gestalt und das Eigenthümliche der körperlichen Bewegung uns entgegen tritt. Hierin stellen sich Verhältnisse für unsern Körper als solchen überhaupt dar, abgesehen davon, daß er ein organisirter und mit Nerven versehener Leib ist (?), und auch nicht allein Verhältnisse für unsern Körper, sondern solche, welche zwischen allen Körpern gegenseitig stattfinden. Betrachtet man in Anleitung der ausgesprochenen Reflexionen die Körperwelt, so kann man nunmehr, mit Hülfe dazu geeigneter in das Einzelne eingehender Beobachtungen alles Subjective in den menschlichen Sinneswahrnehmungen aus objectiv realen Eigenschaften und Zuständen der Körper erklären. Man muß hierbei immer Dasjenige, was an sich ist, von der subjectiven Art und Weise unterscheiden, wie wir es sinnlich auffassen, oder wie es als bloße Erscheinung für uns vorhanden ist. (S. 446—449.)

So hätten wir denn das lange Gesuchte, wir hätten eine unmittelbare, d. h. eine nicht durch die Nerven, also nicht durch die Sinne vermittelte Erfahrung; und doch nennt der Verf. auch diese Erfahrung eine in unserer sinnlichen Wahrnehmung vorkommende, und doch waren wir, wie oben bereits beim zweiten Abschnitt des zweiten Theils erwähnt worden ist, schon belehrt, daß es unmöglich sei, etwas Wirkliches an sich und in einer der möglichen Beziehungen auf unser Ich anders als durch Wahrnehmungen u. s. w. zu erkennen. Welches aber auch das Verhältniß jener Sätze zu den eben angeführten sein mag, der Verf. beruhigt sich selbst bei dieser Lösung nicht. Er sagt (S. 450):

Es muß noch fortwährend der Zweifel uns beschäftigen, ob nicht auch ohne die philosophische Annahme der Realität einer Körperwelt dennoch aus einer gesetzmäßigen intellectuellen Thätigkeit unsers Ichs die als unbestreitbar anzuerkennende Nothwendigkeit erklärt werden müsse, nach welcher die bloßen Verhältnisse für das sinnliche Wahrnehmen von den gegenseitigen Verhältnissen der Körper unterschieden und den letztern hiernach die räumlichen und zeitlichen Bestimmungen als an sich vorhandene zugeschrieben werden.

Die Gründe zur Beantwortung der so gefaßten Frage können weder aus dem einseitigen Empirismus, noch lediglich auf dem Wege des reinen Denkens, nach Art des einseitigen Rationalismus gesucht werden, sondern vermittels der schon oben beschriebenen genetischen Methode gelangen wir zu der Einsicht, daß unser vernünftiges oder intellectuelles Erkenntnißvermögen selbst es ist, welches durch Ausübung der ihm eigenthümlich gesetzmäßigen Thätigkeit, wobei die Sinnlichkeit nur als dienende Bedingung mitwirkt, die Anerkennung des wirklichen, im Raum und in der Zeit und im Causalzusammenhange bestehenden Daseins der subsistirenden körperlichen Dinge gewinnt, eine

Anerkennung, die einem rein sinnlichen Vorstellungsvermögen ganz unerreichbar ist. Unser denkendes Erkenntnißvermögen überzeugt sich, daß es in der Anerkennung der Realität der Körperwelt die Gesetze seiner intellectuellen Thätigkeit befolgt, und daß sein eignes Wesen und seine eigne Existenz ohne diese Realität gar nicht gedacht werden könnte. Hierdurch ist dann der transscendentale Zweifel gehoben. (S. 453.) „Wenn er etwas vornahm, so fing er nur so eben 'n bischen an, und ehe man sich umsah, da war's demonstrirt." Der Verf. möge uns nicht übel deuten, wenn wir an dieses Wort des ehrlichen Asmus erinnert werden, er möge uns den unphilosophischen Aberglauben oder die philosophische Häresie zu Gute halten, aber hier scheint es uns wirklich nicht ganz mit rechten Dingen zuzugehen; bei dem plötzlichen Effect, den wir hier vor uns haben, sind wir fast ein wenig verblüfft worden. Wäre es diesem Zustand zuzuschreiben, und sollten wir den Verf. deshalb misverstanden haben, oder wäre es wirklich nunmehr seine Meinung: in der Gesetzmäßigkeit der intellectuellen oder der Vernunftthätigkeit beruhe die Wahrheit unserer Anerkennung der Realität der Körperwelt? Wir machen den Unterschied zwischen dem Objectiven und Subjectiven unserer Sinneswahrnehmung, wir können nicht umhin, ihn zu machen; darum ist er? — Nachdem wir die Darstellung bis auf den angegebenen Punkt verfolgt haben, müssen wir doch fürs Erste bemerken, daß wir den Unterschied zwischen dem Objectiven und Subjectiven unserer sinnlichen Wahrnehmung etwas bedenklich finden. Ist denn nicht eben die sinnliche Wahrnehmung etwas Subjectives, eine Modification des Subjects, und widersteht also ebenso sehr aller Objectivität, wie das „an sich" allem Erkennen? Sind denn nicht auch die Empfindungen des Tastsinns eben nur Empfindungen, d. h., zeigen sie nicht eben nur eine Modification unsers Bewußtseins an? — Ist Das, was der Verf. mit dem Namen Ausdehnung, mechanische Undurchdringlichkeit u. s. w. bezeichnet, nicht ein bloßes Abstractum, das in der einzelnen Sinneserscheinung nicht so gegeben wird, sondern z. B. die Undurchdringlichkeit als Härte und Weichheit u. s. w.? Diese letztern Begriffe zeigen sich dann deutlicher als Das, was sie sind, nämlich als Beziehungen zu dem empfindenden Ich, sodaß wir also auch durch den Tastsinn nicht weiter kommen als durch die übrigen Sinne, nämlich auf ein Etwas, das die Erscheinung erregt, wobei wir aber, wenigstens auf diesem Wege, nicht bestimmen können, wie weit die einzelnen Modificationen und Qualitäten der Erscheinungen einen subjectiven oder objectiven Grund haben. Was die Ausdehnung anbelangt, so ist dieser Begriff überdies ein Abstractum aus den Empfindungen verschiedener Sinne und verlangt eine besondere Erörterung. Fürs Andere aber können wir uns nicht genug verwundern, wie der Verf. durch Reflexion auf das Bewußtsein sich von dem objectiven Dasein einer Körperwelt überzeugt, dann aber durch eine plötzliche Wendung sich hinwiederum überzeugen will, daß die Anerkennung von der Realität der Körperwelt auf der Befolgung der Gesetze unserer intellectuellen Thätigkeit beruhe. Wir müssen wenigstens eine weitere Erklärung des Verf. erwarten, wenn wir dies nicht für einen ganz gewöhnlichen Cirkel ansehen sollen. Wir können den Unterschied, den auch er zwischen dem Subjectiven und Objectiven unserer Sinneswahrnehmung macht, bis dahin nicht für etwas mehr als einen blos analytischen zwischen den allgemeinern und speciellern Merkmalen unserer Anschauungen halten, und wir vermögen kaum einzusehen, ob der Verf. dadurch etwas von allen seinen Gegnern, ob er namentlich etwas vor Berkeley, Kant und Fichte voraus habe. Im Gegentheil möchte man, wenigstens nach diesen letzten Aeußerungen, annehmen, daß er noch hinter ihnen zurückstehe. Alle drei nämlich statuiren doch ein Sein, unabhängig von der intellectuellen Thätigkeit, eine Schranke des Ichs, ein unbekanntes X, das an sich wäre und damit nicht von der Thätigkeit des Ichs abhinge, vielmehr diese, das Bewußtsein, bedinge, während der Verf. die Realität seiner ganzen Körperwelt bedingt werden läßt durch die intellectuelle Gesetzmäßigkeit. Wir würden wenigstens die Schlußfolgerungen auf eine ganz andere Weise ausgedrückt haben und hätten nach den Prämissen des Verf. ungefähr auf folgende Weise reassumiren zu müssen geglaubt: Es gibt keine angeborenen Begriffe, vielmehr sagt uns die Untersuchung unsers Bewußtseins, daß Zeit und Raum, Ausdehnung, Bewegung und die sämmtlichen Kategorien in der Objectivität gegründet und nur darum in unserm Bewußtsein sich vorfanden, weil sie aus den Anschauungen der Dinge abstrahirt sind. Um aber abstrahiren zu können, muß Etwas da sein, von dem abstrahirt werden kann. Die allgemeinen Begriffe gehören also nicht zu Dem, was durch die Thätigkeit unsers Ichs producirt ist. Sind sie denn doch da, sie die Gesetze unserer intellectuellen Thätigkeit, so können sie nur da sein, weil Das da ist, von dem sie abstrahirt sind, nämlich die objective Realität, d. h. die von unserer intellectuellen Thätigkeit unabhängige Realität des für uns Erscheinenden. Wir wissen nicht, ob wir damit den Verf. richtig aufgefaßt hätten; aber so viel wissen wir, daß, wenn dies seine Ansicht war, der Gang der Untersuchung sich von vornherein, wie wir schon bemerkt haben, etwas anders gestaltet, namentlich mehr negativ darzuthun gehabt hätte, daß die Kategorien nichts Angeborenes seien. Daß etwas mit bestimmter Qualität Gegebenes objectiv sei, hat, wie wir gleichfalls schon gesehen haben, seine entschiedene Bedenklichkeit; wir werden uns, wenn anders ein solcher Beweis möglich sein sollte, wol mit dem apagogischen Beweisverfahren begnügen müssen, das uns in dem vorliegenden Fall allein sagen kann, es sei etwas nicht subjectiv. Am andern Ende der Untersuchung wäre es dann aber auch freilich nicht möglich gewesen, Formen, wie die der Causalität, der Substanz und Inhärenz, sofern sie aus der Körperwelt abstrahirt waren, sofort auf etwas über derselben anzuwenden, und die Gewißheit solcher Erkenntnisse gleichfalls für völlig apodiktisch zu erklären, wenn sie mit Folgerichtigkeit und demnach mit einer für unsere Intelligenz stattfindenden und von ihr durch bloßes Nachdenken eingesehenen Nothwendigkeit aus dem Inhalte und der Gesetz-

mäßigkeit der angegebenen Thatsachen des Bewußtseins abgeleitet werden. Hierin scheint der Verf. wirklich hinter Kant zurückzusinken. Wir enthalten uns aber billig eines festen Urtheils über den folgenden letzten Abschnitt von den Grundbegriffen der kosmologischen, moralischen und religiösen Wahrheiten und erwarten die nähere Erläuterung, die uns die Metaphysik des Verf. geben wird. Nur so viel sei einstweilen bemerkt, daß, wenn er seine Ueberzeugung von dem Dasein Gottes auf den rein negativen Begriff des Unendlichen baut (wir wissen, daß wir hiermit nicht nur gegen den Verf., sondern auch gegen die Hegel'sche Schule, der sich derselbe durch jenen Begriff verwandt zeigt, anstoßen), andererseits aber von dem Zugeständniß der Gültigkeit eines Urtheils in praktischer Hinsicht spricht, wofür die theoretischen Gründe nicht zureichen (S. 432) — daß er dann einen Widerspruch in sich einigt und uns in diesen Sätzen zugleich als Nicht-Kantianer und als Kantianer erscheint, wie man es Beides lieber nicht wünschen möchte. 96.

Chansons nouvelles et dernières de Béranger, dédiées a Lucien Bonaparte. Paris 1833.

Ohne Napoleon's Bruder würde vielleicht einer der größten Dichter Frankreichs in Noth und Kummer umgekommen sein, sich selbst und Andern unbekannt. Es war im Jahr 1803, als Béranger, wie er selbst berichtet, aller Hülfsmittel beraubt, in den Tag hinein reimend, ohne Zweck, ohne Rathgeber, seine rohen Versuche unter Couvert durch die Post an Lucian Bonaparte sendete, der sich einen großen Ruf als Redner und Literator erworben hatte. Drei Tage harrte er vergebens auf Antwort; so viele Versuche der Art waren gescheitert, daß der bedrängte junge Mann schon an einem glücklichen Erfolge zu verzweifeln anfing, als ihn endlich, wer beschreibt seine Freude! Lucian zu sich bescheidet. Von diesem Tag an blieb er des Dichters Beschützer, unterstützte ihn mit Rath und Geld, und gezwungen, plötzlich Paris zu verlassen, schickte er dem jungen Béranger eine Vollmacht, die ihn berechtigte, seine Besoldung als Mitglied des Instituts einzukassiren. Erst während der hundert Tage sah er Lucian Bonaparte wieder; dieser bemerkte ihm unter Anderm bei dieser Gelegenheit, indem er sich dem Liede ausschließlich gewidmet, habe er sein Talent von dem hohen Berufe abgeleitet, den dasselbe anfangs gehabt zu haben schien. Béranger, indem er diesen Ausspruch Lucian's anführt, bemerkt, er fühle es wohl, allein die Chansons, als eine durchaus nationale Dichtungsform, hätten ihm zum Kampfe für die Freiheit am geeignetesten geschienen. Wahrscheinlich gingen die ersten Versuche des Dichters noch auf classischen Stelzen; erst später drang seine Individualität durch, und diese mochte Lucian, von dem man bekanntlich einige im altclassischen Sinne geschriebene poèmes hat, anfangs befremden. Uebrigens weiß Béranger gegenwärtig nicht einmal, ob sein Beschützer seine sämmtlichen Chansons kennt. Er hat ihn mehrmals geschrieben, ohne Antwort von ihm zu erhalten. Die Dedication an Lucian Bonaparte, aus welcher wir gegenwärtige Notizen gezogen, schließt mit den rührenden Worten: „Le souvenir de mon bienfaiteur me suivra jusque dans la tombe. J'en atteste les larmes que je répands encore après trente ans, lorsque je me reporte au jour béni cent fois, où, assuré d'une telle protection, je crus tenir de la providence elle-même une promesse de bonheur et de gloire." Dann folgt eine Vorrede, in welcher der Dichter mit vielem Geiste und Scharfsinne über seine Kunst und über den Beruf des Künstlers sich ausspricht. Der Sänger muß, um gehört zu werden, ein Volkssänger sein; sonst finden seine Töne keinen Wiederhall. Nur im Volke ist noch wahre Poesie; Alles, was die Literatur und Kunst in Frankreich hervorgebracht, ging von ihm aus. Unter dem Volke versteht Béranger, was man in Frankreich la foule nennt, die niedern Classen; diese wissen nichts von den subtilen Feinheiten des Geschmacks, aber eben deswegen zwingen sie den Dichter in stärkern, mächtigern Strichen zu zeichnen, um gesehen und begriffen zu werden. Bei dieser Gelegenheit kommen die Mittelaltersdichter übel weg; Béranger bedauert, daß man dem siècle d'affranchissement den Rücken gewendet, um in dem Sarge des Mittelalters zu wühlen, es sei denn, daß man die Absicht gehabt habe, die Ketten zu messen und zu wägen, in welche die Barone unsere Voräitern geschlagen. Zuletzt nimmt der Dichter Abschied vom Publicum; er will fernerhin nicht mehr singen, sondern seine Memoiren schreiben. Daß ihn letztere gelingen werden, bezweifeln wir ebenso wenig, als daß er seinem Vorsatz, nicht mehr zu dichten, untreu werden wird.

Es bleibt uns jetzt noch übrig, Einiges über den Inhalt des vorliegenden Bandes zu berichten. Die meisten Lieder sind politischen Inhalts, und da sich mehre auf frühere Ereignisse während der Restauration beziehen, so sind sie, abgesehen von ihrem absoluten Werthe, etwas veraltet. Unter den Liedern, welche in der neuesten Zeit entstanden sind, haben wir bemerkt: „Les fous", „La prédiction de Nostradamus", „Les tombeaux de juillet", „Les feux follets", „A mes amis devenus ministres." In „Les fous" nimmt sich der Dichter der St.-Simonisten mit vielem Eifer an, was sehr leicht zu begreifen, da der Hauptzweck dieser Corporation das Wohl der niedern Volksclasse ist. Wir heben aus diesem erhabenen Liede die erste und letzte Strophe aus:

Vieux soldats de plomb que nous sommes
Au cordeau nous alignant tous,
Si des rangs sortent quelques hommes,
Tous nous crions: „à bas les fous".
On les persécute, on les tue;
Sauf, après un lent examen,
A leur dresser une statue,
Pour la gloire du genre humain.

. . . . . .

Qui découvrit un nouveau monde?
Un fois qu'on raillait en tout lieu;
Sur la croix que son sang inonde,
Un fou qui meurt nous légue un dieu;
Si demain oubliant d'éclore,
Le jour manquait, eh bien, demain,
Quelque fou trouverait encore
Un flambeau pour le genre humain. 143.

Literarische Notizen.

Der Abbé de la Rue, Professor der Geschichte in Caen, hat sein lang versprochenes Werk über die normannischen und anglo-normannischen Dichter endlich in Druck gegeben.

Bazzoni, der Verfasser von „Il castello di Trezzo" hat „Racconti storici", zur Erläuterung des Mittelalters in Italien herausgegeben. Ebenso fährt die mailänder Presse fort, ähnliche Werke zu Tage zu fördern. Bertolotti publicirte unlängst ein neues Buch: „Racconti e pitture di costumi", und Sacchi, der bekannte Verfasser der „Antichità romantiche d' Italia", hat nun zwei Bändchen „Varietà litterarie" erscheinen lassen, die italienische Kunst und Sitte in der Gegenwart schildern und ausgezeichnete Charaktere skizziren. Ein englischer Journalist freut sich, daß diese populairen Werke ebenso wenig Ultraliberalität und Unglauben als Illiberalität und Bigoterie verrathen und durchweg einen moralischen Ton behaupten. 153.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Montag. — Nr. 140. — 20. Mai 1833.

Geschichte Griechenlands vom Anfange geschichtlicher Kunde bis auf unsere Tage, von Joh. Wilh. Zinkeisen. Erster Theil. Das Alterthum und die mittlern Zeiten bis zu dem Heerzuge König Roger's von Sicilien nach Griechenland. Leipzig, Barth. 1832. Gr. 8. 4 Thlr.

Seitdem der Aufstand der Griechen gegen die osmanische Herrschaft und ihr heldenmüthiger Kampf gegen dieselbe die fast allgemeine Theilnahme Europas ansprach und fesselte und sich zugleich das Verlangen nach einer Kenntniß des Zustandes des Volkes und der allmäligen Bildung dieses Zustandes mehrfach aussprach, so unternahmen es nicht wenige Schriftsteller in England, Frankreich und Deutschland, diesem Verlangen zu genügen; allein da es bei diesen Versuchen oft nur auf augenblicklichen Gewinn abgesehen war, da in denselben nur zusammengerafft wurde, was man irgend auf den Gegenstand Bezügliches erfassen konnte, und meist ein unklarer Enthusiasmus statt einer ruhigen und gründlicher Forschung sich zuwendenden Besonnenheit in ihnen herrschte, so waren diese Arbeiten mehr geeignet zu verwirren als aufzuklären, und jenes Verlangen blieb unbefriedigt. Je mehr dasselbe aber dadurch gesteigert wurde, daß in den letzten Jahren die Emancipation des griechischen Volkes durchgeführt wurde, und daß dasselbe unter die europäischen Staaten und in das System derselben eintrat, um so willkommener und dankenswerther ist es, daß ein Mann, welcher das lebendigste Interesse für seinen Gegenstand mit ruhiger Unparteilichkeit und klarer Besonnenheit, eine umfassende Kenntniß und ein gründliches Studium der Quellen mit richtigem politischen Blicke und mit nicht gewöhnlicher Kunst der Darstellung vereinigt, sich seit Jahren die Befriedigung jenes Bedürfnisses zur Aufgabe gestellt und zunächst die höchst gelungene Lösung der ersten Hälfte dieser Aufgabe im vorliegenden Theile dem Kreise der Gelehrten und Gebildeten vorgelegt hat.

Was die äußere Veranlassung des Werkes und die Zurüstungen zu demselben betrifft, so erklärt der Verf. in der Vorrede, daß es seine Entstehung Vorträgen verdanke, welche er in den Wintermonaten von 1828 auf 1829 vor einem gebildeten Kreise zu Dresden gehalten habe, daß schon damals der Wunsch gegen ihn mehrfach ausgesprochen worden sei, er möge die Resultate seiner Forschungen über die mittlere und neuere Geschichte Griechenlands dem Drucke übergeben, daß ihm aber erst nach einem zweijährigen, seiner Arbeit fast ausschließlich gewidmeten Aufenthalte zu München, wo nicht allein die Hof- und Centralbibliothek, sondern auch die des Museums ihm eine nicht geringe Zahl schätzbarer Quellen darbot, sein Werk für eine solche Bestimmung gereift erschien. Außer jenen Bibliotheken wurden für dasselbe auch die Universitätsbibliothek zu Göttingen, die königliche zu Dresden, die Bibliotheken des Raths und der Universität zu Leipzig, einige an seltenen Werken reiche Privatbibliotheken, endlich auch mündliche Mittheilungen mehrer Augenzeugen über die neuesten Begebenheiten und Verhältnisse benutzt. Ueber die leitende Idee seines Werkes spricht sich der Verf. in der ersten Vorlesung — die ursprüngliche Eintheilung ist nach seiner Erklärung deshalb beibehalten worden, weil die Natur des Gegenstandes es mit sich bringe, daß ein großer Theil desselben nicht sowol in erzählendem oder eigentlich darstellendem als vielmehr in abhandelndem Tone abgefaßt werden mußte — näher aus. Das Zeitinteresse, darauf beruhend, daß der gegenwärtige Zustand eines Volkes die Nothwendigkeit entscheidender Resultate für die Zukunft enthält, ist der Gesichtspunkt, unter welchem er die Geschichte Griechenlands auffaßt und welcher seine Aufgabe genauer dahin bestimmt, daß er Griechenlands Vorzeit in ihrer Beziehung zur Gegenwart betrachtet, für den jetzigen Zustand desselben die Erklärungsgründe in den frühern Schicksalen durch geschichtliche Entwickelung aufsucht, und daß er dadurch, daß die verschiedenen Perioden der Geschichte des Landes in gegenseitige Beziehung zueinander gebracht werden, dem Mannichfaltigen in den verschiedenen Aeußerungen der gesammten Volksthätigkeit eine seinem Zwecke entsprechende Einheit gibt. Während das Vorhandensein eines solchen Zeitinteresses in Beziehung auf die innern Verhältnisse des griechischen Volkes keiner besondern Nachweisung bedurfte, so enthält dagegen die zweite Vorlesung die nothwendigere Erörterung der wichtigen Frage nach den Interessen, welche die Hauptmächte Europas an die politische Umgestaltung des östlichen Europa, die durch die Emancipation Griechenlands begonnen hat, nach ihren territorialen Beziehungen zu demselben und namentlich in Hinsicht auf den Handel knüpfen. Diese Erörterungen, nebst einer

Darlegung des Plans des gesammten Werkes und einer durch Schärfe und Klarheit ausgezeichneten Würdigung der geographischen Verhältnisse Griechenlands, inwiefern nämlich diese die Verhältnisse des Landes zu den übrigen Theilen der Erde und seinen innern politischen Zustand bedingen, sind der Inhalt der beiden ersten Vorlesungen oder der Einleitung.

Die Darstellung der Geschichte Griechenlands selbst zerfällt in drei große Perioden: die erste enthält die Geschichte Altgriechenlands bis zur Unterwerfung unter die Herrschaft der Römer, die zweite geht bis zur Gründung der osmanischen Herrschaft herab, die dritte bis auf die gegenwärtige Zeit. Auffallend kann es hierbei zunächst erscheinen, daß der Verf., dessen Aufgabe doch im Wesentlichen in der Behandlung der griechischen Geschichte während der mittlern und neuern Zeit besteht, die Geschichte Altgriechenlands mit nicht geringer Ausführlichkeit — von den im vorliegenden Theile enthaltenen zwölf Vorlesungen beziehen sich sieben auf dieselbe — behandelt, da die Geschichte der alten Griechen als ein in sich abgeschlossenes Ganze, als ein mit der Unterwerfung unter die römische Herrschaft vollendetes Drama sich darstellt und die Schicksale und Verhältnisse der Neugriechen kaum durch einzelne Fäden mit jenen verknüpft zu sein scheinen. Allein wenn das Letztere allerdings insofern zugestanden werden muß, als der Zustand Griechenlands unter byzantinischer und osmanischer Herrschaft fast keiner aus dem Alterthume entommenen Erklärung bedarf, so weisen dagegen die neuesten Begebenheiten auf das Bestimmteste in dasselbe zurück. Nur die Erinnerung an eine große Vergangenheit war es, welche den Neugriechen die Kraft gab, die Fesseln eines asiatisch-mohammedanischen Joches zu brechen; sie war es vornehmlich, welche die allgemeine Theilnahme für sie anregte und die Mächte Europas endlich gleichsam nöthigte, sich der wiederum Bedrängten anzunehmen; sie ist das eigentliche Lebenselement des befreiten Volks, aus welchem dasselbe auch in der Zukunft Belehrung und Anregung zu neuer sittlicher und geistiger Kräftigung und Ausbildung schöpfen wird; die Geschichte der Neugriechen wendet deshalb den Blick so sehr von selbst in die ferne glänzende Vergangenheit des Volkes zurück, daß eine Darstellung jener ohne die Berücksichtigung dieser nur mangelhaft erscheinen könnte. Ueber das Maß eines solchen Rückblicks läßt sich keine genaue Bestimmung geben, und wenn man auch eine geringere Ausführlichkeit als die, in welcher die vorliegende Darstellung sich ausbreitet, für hinreichend halten könnte, so sichert dagegen die Art und Weise der Ausführung dem Verf. den Dank des Lesers, daß er sich nicht in engere Schranken eingeschlossen hat. Neue Resultate tieferer Forschung über Einzelnes zu geben, war seine Absicht nicht, wol aber hat er Das gegeben, was er beabsichtigte, nämlich eine gedrängte und klare Zusammenstellung der folgenreichsten Thatsachen und eine so anschauliche Darstellung der Zustände des alten Griechenlands und ihrer verschiedenen, nebeneinander bestehenden und aufeinander folgenden Entwickelungen, wie sie nur aus einem selbständigen, mit wahrhaft historischem Geiste verbundenen Quellenstudium hervorgehen konnte. Am Ende einer hier vielleicht zu weit führenden, aber doch an sich schätzbaren, die Geschichte des griechischen Alterthums einleitenden Entwickelung über die Art, wie sich seit dem Ende des Mittelalters durch die neuere Zeit hindurch die Ansicht von demselben ausgebildet hat, spricht sich der Verf. für den Ernst historischer Wahrheit gegen die auch noch jetzt bisweilen aus einseitiger Begeisterung hervorgehende Tendenz aus, über die Lichtseiten des griechischen Lebens die Schattenseiten desselben mehr vergessen zu lassen, und er stellt dieser seine Ueberzeugung, welche er auch durch seine Darstellung in seinen Lesern hervorzubringen hofft, entgegen, „daß das Wesen der altgriechischen Welt um so reiner erkannt werden wird, je bestimmter man sich ihre Licht- und Schattenseiten in gegenseitigem Verhältnisse zu vergegenwärtigen vermag". Die Auswahl des Stoffs wird dadurch bestimmt, daß der Verf. hauptsächlich vom politischen Gesichtspunkte ausgeht; dadurch wird auch die Bearbeitung desselben bedingt, in welcher ein strenger, die politischen Entwickelungen, wie die folgende aus der frühern hervorgeht darlegender und erklärender Pragmatismus herrscht. Durchgängige Hinweisung auf die Quellen zeigt die sichere Basis, auf welcher die Arbeit ruht. Nur ungern lassen wir uns durch die Besorgniß, unserm Berichte eine zu große Ausdehnung zu geben, abhalten, in manches Einzelne der Ausführung einzugehen, allein das Gesagte wird hinreichen, die Leser d. Bl. zu nicht geringen Erwartungen und, wie wir hoffen, auch dazu anzuregen, sich selbst zu überzeugen, daß diese Erwartungen mehr als befriedigt werden.

(Der Beschluß folgt.)

Bemerkungen über Natur, Kunst und Wissenschaft auf einer Reise über Berlin und den Harz nach Hamburg zu der Versammlung der Naturforscher und Aerzte im Jahre 1830, nebst der Rückreise über Kopenhagen, von Magnus von Pontin; aus dem Schwedischen übersetzt von G. Ericson. Hamburg, Meißner. 1832. Gr. 8. 1 Thlr.

Der Verf. vorliegender Schrift, Doctor der Medicin und Chirurgie in Stockholm u. s. w. und erster königl. Leibmedicus, aus einer Familie, die in der schwedischen Gelehrtenwelt einen guten Klang hat, beginnt seine Reisebemerkungen, die er in Gesellschaft des berühmten Berzelius aufzeichnete, mit allgemeinen Betrachtungen über sein Vaterland, welches er hoch erhebt, mit folgenden Worten: „Schweden könnte als ein kleines Europa für sich betrachtet werden; es könnte eine nördliche Abspiegelung der verschiedenen Länder abgeben, die den Continent des ganzen Welttheils ausmachen. So verschiedenartig sind unsere Landschaften, daß kein anderes Land, wenigstens innerhalb Schwedens nächsten Umgebungen, nur Europa selbst eine solche Abwechselung von Gebirgen und Flußthälern, von Hochland und Ebenen aufweisen kann. Dieses gilt natürlicherweise nur von der Gestalt der Oberfläche und nicht von der Bildung der Berge und Erdschichten, noch weniger von den Naturproducten oder der Vegetation, obgleich die Regionen dafür, welche die Geographen für Europa annehmen, auch den Pflanzenregionen entsprechen (zonae transversales, Wahlenberg), die hier bestimmt worden sind. Schweden steht auch in dieser

Hinsicht in einem vortheilhaftern Lichte. Seine Flora ist reicher als die des nördlichen Europa, sein Sommer schöner als der des südlichen. Die Alpen, die Karpathen, die Apenninen tragen dieselben Berggewächse als Lappland. Die Buchen, welche Blekinge und Schanzen beschatten, trifft man in so großen wilden Wäldern eher nicht als im östlichen Frankreich und in Ländern seiner Breite. Unsere Bergarten und Erze, unser Eisen, Kupfer und Kobalt, unser Porphyr, Granit und Orthoceratit oder Uebergangskalk wetteifern außerdem mit den Vorräthen des ganzen europäischen Continents"; — — und so fährt der Verf. fort, Schweden, dessen Anstalten, deren Stifter und Erhalter, namentlich in Lund, sowol in allgemeiner als ärztlicher Hinsicht mit vieler Vorliebe auf elf Seiten zu rühmen, ehe er auf Rügen anlangt. Von da an gibt er reiche und zum Theil mit Aufmerksamkeit und Beobachtungsgabe gesammelte Ansichten über öffentliche, gelehrte und Kunstanstalten, über Künstler selbst, über Gelehrte und Privatleute, denen er durch seine Freunde vorgestellt wurde, und wenn sich auch manche seiner Ansichten, z. B. über Berlin, auf eine etwas stark hervortretende individuelle Meinung gründen möchte, so ist doch nicht zu leugnen, daß er die kurze Zeit seines dortigen Aufenthalts besser benutzte, als viele neuere Reisende es auf ihren Fahrten zu thun pflegen. Seine Bemerkungen über geselschaftliches Leben und Alles, was ihm interessant erschien, sind ebenfalls mit Geist aufgefaßt, mitunter etwas naiv und freimüthig, doch läßt sich erwarten, daß die in dem Buche genannten Personen von seiner Bekanntschaft einen angenehmen Eindruck bewahrt haben müssen. Zur Probe sei hier eine kurze Stelle über Berlin angeführt (S. 120): „Schon im Anfange meines Aufenthalts in Berlin bemerkte ich und habe seitdem diese Bemerkung bestätigt gefunden, daß das schöne Geschlecht, welches immer, wenn nicht die Seele, doch das Herz des gesellschaftlichen Lebens ausmacht, um welches herum sich Alles wendet, belebt und erwärmt wird, sich hier in jener anspruchslosen Sittsamkeit zeigt, die mehr Ehrerbietung als Entzücken, mehr ruhiges Zutrauen als lebhaftes Vergnügen einflößt. Die Sitten sind auch im Allgemeinen unbefleckt. Durch die Sparsamkeit in der Lebensart, die zur angenommenen Ordnung sowol für den Bemittelten als den Salarirten gehört, entsteht eine Genügsamkeit in Hinsicht des Auskommens, wovon frühzeitige Ehen eine glückliche Folge sind. Cölibataire Maitressenverbindungen sind dagegen selten und werden, wie sie es verdienen, mit Nichtachtung gestempelt. Statt ihrer sieht man um so mehr junge Ehen mit frischen Abkömmlingen. Ueberall, in Gesellschaft, auf Promenaden begleitet das zarte Kind die Mutter, die selbst ihm seine Nahrung reicht und die übrige Fürsorge spendet. (?) Der Reiz dieses lebenden Gemäldes, das Schönste der Häuslichkeit, macht die gewöhnliche Gefallsucht, für die ein Weib sonst einen so feinen Takt hat, gleichsam entbehrlich und vergessen. Auch widmet sie mehr Aufmerksamkeit ihrem mütterlichen Berufe als einem überflüssigen Putze und der Unterhaltung, die gewöhnlich sich auf kurze allgemeine Bemerkungen beschränkt. Die jungen unverheiratheten Damen halten sich, wie gewöhnlich, noch entschiedener von Unbekannten entfernt. Ein Fremder, besonders wenn er der Unterhaltungssprache nicht völlig mächtig ist, wird wenig durch jene Mittheilungsart aufgemuntert, womit die französischen Damen so gut verstehen den Umgang zu beleben." (Auch wenn der Fremde ihre Sprache nicht sprechen kann?) „Hat er sich nicht deutlich genug ausgedrückt, so begegnet ihm oft ein: Wie? das ihn entwaffnet, und macht, daß er in seiner Verlegenheit befürchtet, eine Dummdreistigkeit gesagt zu haben. An Gesprächen über die schönen Künste und Wissenschaften, Musik, Theater u. dgl. nehmen die Damen gewöhnlich einen bescheidenen Antheil; die berliner Herren aber verhehlen nicht, daß sie um so vertrauter damit sind. Diese allgemeinere Bildung und der Geschmack an schönen Künsten bezeichnet auch nicht selten den Gelehrten, sogar den praktischen Arzt, seit der Zeit, als der Regimentsarzt Schiller mit gutem Beispiele voranging, und bringt ihn zuweilen zu glücklichen Schöpfungen in den schönen Wissenschaften u. s. w."

Ob der Regimentsarzt Schiller, nämlich Friedrich von Schiller, jemals in solch einer Verbindung genannt worden ist, glaubt Ref. schwerlich, und der schwedische königl. erste Leibarzt scheint hier eine ganz eigne Idee von dem Beispiele zu haben, mit dem Schiller vorangegangen ist.

Außerdem enthalten die Blätter dieser Reisebemerkungen Vieles, was man nicht darin sucht, sodaß denselben ein allgemeines Interesse nicht abzusprechen ist, ungeachtet mancher Sonderbarkeiten und zuweilen auch wol einseitiger Ansichten; und nachdem der Verf. das Ziel seiner Reise, Hamburg, erreicht hat, folgt ein Bericht über die Versammlung der Naturforscher und Aerzte selbst, mit einer Menge Notizen und Personalbeschreibungen begleitet, die sowol für Gelehrte als Nichtgelehrte lesenswerth sind. Die Rückreise über Lübeck und Kopenhagen, welches der Verf. vor 20 Jahren mit Berzelius besucht hatte, veranlaßt ihn zu Bemerkungen über diese Hauptstadt, welche zeigen, daß derselbe schon ein Mann sein muß, der über die Mitte seines Lebensalters hinaus ist. Er thut den Vorschlag zu einer abwechselnden Versammlung der Naturforscher im Norden, in Kopenhagen, Stockholm, Petersburg und Christiania, wogegen sich wol nichts Erhebliches einwenden läßt.

Die Sprache dieser Uebersetzung, welche von Herrn G. Eriosson, wahrscheinlich ebenfalls einem Schweden, herrührt, zeigt zwar, daß das Original in einer gebildeten und vielleicht sogar blühenden Schreibart verfaßt ist, doch stößt man darin häufig auf Ausdrücke und Wortfügungen, welche den Fremden bezeichnen, der des Deutschen nicht ganz mächtig war. 42.

Die Kirche und ihre Gegner in den drei letzten Jahrhunderten. Eine katholisch-christliche Bekenntnißschrift von Ferd. Herbst. Landshut, Krüll. 1833. 8. 1 Thlr. 6 Gr.

Der Verf. ist bekanntlich im vorigen Jahre von der protestantischen Kirche zu der katholischen übergetreten, worüber Niemand mit ihm rechten wird. Diese Schrift soll nun seinen Schritt rechtfertigen. Sie ist nicht ohne Wärme und Gewandtheit geschrieben, und wäre Alles, was sie enthält, ebenso wahr, als es kühn behauptet wird, so wäre Ref. selbst in Gefahr, Herrn H. nachzufolgen. Aber dieser setzt als Schelling'scher Philosoph Sätze, als Historiker Erscheinungen und Zustände voraus, deren Wahrheit und Wirklichkeit er erst hätte erweisen sollen; er lebt und webt in einem Ideal von katholischer Kirche, wie wir sie nur leider in der Wirklichkeit in den Hauptsitzen des Katholicismus nicht einmal den Anfang nach finden; träumt von einer Einheit, in ihrem Sein und Wesen, während Gregor XVI. in seinem Hirtenbriefe bitter über Zerrissenheit und Zwietracht klagt, und eine oberflächliche Kenntniß der Geschichte bis auf den heutigen Tag die gar mannichfaltigen Abweichungen der Ansichten in der Lehre und im Cultus kundgibt, wenn wir auch nur Deutschland und Italien miteinander vergleichen.

Der Verf. spricht so viel von der Entwickelung des Christenthums durch die katholische Kirche, wobei aber doch zugleich weislich die rechten Schranken gesetzt seien. Dann muß man aber freilich, wie er, in Spanien das Musterbild der Christlichkeit annehmen, worüber ohne Zweifel die meisten Leser erstaunen werden. S. 316 heißt es: „Um den Katholicismus in seinem ruhigen Bestehen (ja wohl!) und in seiner ganzen schönen Volksthümlichkeit kennen zu lernen, ist Spanien jedenfalls interessanter als Frankreich. Dieses von den Aufgeklärten so verschriene Land ist durch seinen unabhängigen Klerus im gesicherten Besitz der reichsten Quellen des Unterrichts und der Volkserziehung." Ja wohl, wenn's nur damit, daß „30,000 Studirende" sich finden, gethan wäre! Da nun Spanien durch die Inquisition zu seiner jetzigen glücklichen Höhe gestiegen ist, so wäre nichts rathsamer, als man führte dieses vortreffliche Institut allenthalben ein; Hr. Dr. H. hält es in der Vorr. „für das Größte, was der Einzelne leisten kann, daß er das Leben an eine solche

Entwickelung als Verklärung der Welt zur vollendeten Theokratie setze"; billig stellt man ihn dabei an. Da bekanntlich der Klerus in Spanien sich nicht eben viel mit dem Volksunterrichte abgibt, wol aber unter dem Namen der Apostolischen, obschon nach unserm Dafürhalten sehr unchristlich und unapostolisch, dem legitimen Königspaar Noth und Unruhe macht, ja Versuche nicht gescheut hat, es vom Throne zu stürzen, so würden wir vorzüglich allen Demagogen anrathen, sich in die dortigen berühmten geistlichen Orden aufnehmen zu lassen. Unser Werk würde um desto mehr dahin passen, da wir von christlicher Toleranz, Milde und Liebe auch gegen Andersdenkende und überhaupt von dem erhabenen ethischen Wesen des Christenthums nichts gefunden haben. In welche Classe der Katholiken, die auf höhere Bildung Anspruch machen, er gehöre, ob zu den Wessenberg, Salat, Sailer, Weiller u. s. w., oder zu Emser, Rink, de Maistre, Bonald u. A. wird man aus dem Gesagten ermessen, wozu wir noch sein Urtheil über Luther hinzufügen, dem er „neben unbezwinglichem Glaubenseifer unbändigen Trotz, neben der reichsten Fülle religiöser Innerlichkeit fühllose Härte (vielleicht verwechselt mit Calvin), neben glänzender Beredsamkeit unglaubliche Rohheit" zuschreibt. Wir geben Alle zu, daß auch Luther seine Fehler hatte, aber er ist uns auch kein heiliger Vater, jedoch ein höchst ehrenwerther Mensch, dem wir es danken, daß er uns von Rom losgemacht hat und von den „ungeheuern Misbräuchen, welche", wie der Verf. selbst sagt (S. 166), „das kirchliche Leben vor der Reformation vielfach entstellt hatten". Warum verhütete denn das Oberhaupt diese Gebrechen nicht, oder hob sie nach vielen Mahnungen? Lieber verfolgt und Scheiterhaufen errichtet! Das ist wol die herrliche Entwickelung? Der Glaube des Verf. ist groß; dahin bringt's kein ehrlicher Protestant, daß er den Jesuitenorden in einem so himmlischen Glanze erblickt, „keins der angeschuldigten Verbrechen für erwiesen ansieht", und sogar überzeugt wird, wie Hr. H. glaubensvoll hinschreibt, daß „Franz Xaver hier und da Todte erweckt, Kranke gesund gemacht habe, und von seinem Leichnam die Pest gewichen sei"!!! In sieben Nummern hat der Verf. sieben Anklagepunkte in der Vorrede gegen den Protestantismus aufgestellt. „Es mangelt diesem die Tradition, da doch die heilige Schrift nicht zureichend sei und die Bibelerklärung nur von der Kirche ausgehen könne — der Protestantismus habe durch seinen Glaubensbegriff von der Rechtfertigung das gleiche Verhältniß des religiösen und sittlichen Moments verkannt, daher auch in der Lehre und im Cultus das organische Verhältniß von Objectivem und Subjectivem verloren, und sei der Willkür und allen Zufälligkeiten preisgegeben — er könne nie eine Kirche bilden, noch weniger könne man von einer Reformation der Kirche sprechen, sondern von einem Abfall — dem Sektenwesen sei damit ein allgemeiner Herd errichtet — der antiuniverselle Protestantismus habe die Kirche in ein unwürdiges Verhältniß zum Staate gebracht — sie diene blos zur Belehrung, Trost, Erbauung für das Individuum in den Erbärmlichkeiten des Lebens, habe aber in seinem Bereich aufgehört, eine weltvermittelnde Macht zu sein — er habe dem Staate nach und nach alle Grundlagen entzogen, aus denen sich auf dem Wege der Evolution die wahre Völkerfreiheit würde entwickelt haben. Sein Resultat ist die Revolution. Hört ihr den Vogel singen? Wißt ihr wem er nachkräht? wer so etwas gern hört? womit man solche Sänger decorirt? Doch das Denkmal, das sich der Herr Doctor hier gesetzt hat, richtet sich selbst. Die „Bibliothek christlicher Denker" (in seinem Sinn) bahnte den Uebergang, und der Schluß, S. 335, aus Lavater: „Es gibt unbelehrliche, unüberzeugbare, grundschiefe Charaktere", mag manchem seichten antirömischen Schriftsteller gelten; aber wir wundern uns nicht, wenn man diese Apologie der römischen Kirche, die sich stellt, als ob ihre Regierung bis auf den heutigen Tag nicht gefehlt hätte, einem Verf. zuschreibt, der für eine andere Belehrung, Ueberzeugung und eine gerade Richtung auch nicht eben geeignet sein möchte. Die Mängel unserer Kirche bekennen wir selbst, sind aber nicht Starrsinns, darin zu verharren. 68.

Literarische Anzeige.

Bericht über die Verlagsunternehmungen für 1833 von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die mit * bezeichneten Artikel werden bestimmt im Laufe des Jahres fertig; von den übrigen ist die Erscheinung ungewiss.

(Fortsetzung aus Nr. 137.)

*8. Conversations-Lexikon der neuesten Zeit und Literatur. In vier Bänden. In Heften zu acht Bogen. Zweiten Bandes viertes (elftes) Heft und folgende. Jedes Heft auf weißem Druckpapier 6 Gr., auf gutem Schreibpapier 8 Gr., auf extrafeinem Velinpapier 15 Gr.

Das erste bis zehnte Heft (Abel bis Heiberg) erschienen 1832. Obwol Manches hieraus als nothwendige Ergänzung in die unter 29 erwähnte achte Auflage des Conv.-Lex. übergehen mußte, so behält dieses Werk doch seine ganze Selbständigkeit, bildet aber für die Besitzer der achten sowie jeder frühern Auflage eine höchst interessante Erweiterung, da es die Verhältnisse der neuesten Zeit in ausführlicher Darstellung entwickelt. Es bleibt für Jeden unentbehrlich, der die Erscheinungen der neuesten Zeit richtig würdigen will, wie dies auch die Theilnahme des Publicums bezeugt, welche eine Auflage von 30,000 Ex. nöthig gemacht hat.

*9. Cuvier (Baron von), Das Thierreich, geordnet nach seiner Organisation. Als Grundlage der Naturgeschichte der Thiere und Einleitung in die vergleichende Anatomie. Nach der zweiten, vermehrten Ausgabe übersetzt und durch Zusätze erweitert von F. S. Voigt. In fünf Bänden. Dritter Band. Gr. 8.

Der erste Band (Säugthiere und Vögel, 1831) kostet 4 Thlr., der zweite Band (Reptilien und Fische, 1832) 2 Thlr. 8 Gr.

*10. Allgemeine Encyklopädie der Wissenschaften und Künste, in alphabetischer Folge von genannten Schriftstellern bearbeitet, und herausgegeben von J. S. Ersch und J. G. Gruber. Mit Kupfern und Karten. Gr. 4. Cart.

Jeder Theil im Pränumerationspreise auf gutem Druckpapier 8 Thlr. 20 Gr., auf feinem Velinpapier 6 Thlr., auf extrafeinem Velinpapier im größten Quartformat mit breitern Stegen (Prachtexemplare) 15 Thlr.

Erste Section, A—G, herausgegeben von J. G. Gruber. Vierundzwanzigster Theil und folgende.

Zweite Section, H—N, herausgegeben von A. G. Hoffmann. Zehnter Theil und folgende.

Dritte Section, O—Z, herausgegeben von M. H. E. Meier und L. F. Kämtz. Vierter Theil und folgende.

Seit Ende 1831, wo ich den Verlag der Encyklopädie übernommen, sind im Ganzen sechs Theile geliefert worden und sie wird so rasch fortgesetzt, als es die Sorge für den innern Werth und die Rücksicht auf die Abonnenten irgend gestatten.

Den frühern Abonnenten, denen eine Reihe von Bänden fehlt, und Denjenigen, die als Abonnenten auf das ganze Werk neu eintreten wollen, werden die billigsten Bedingungen gestellt.

11. *Ersch (Johann Samuel)*, Handbuch der deutschen Literatur seit der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts bis auf die neueste Zeit. Systematisch bearbeitet und mit den nöthigen Registern versehen. Neue, mit verschiedenen Mitarbeitern besorgte Ausgabe. Gr. 8. Auf gutem Druckpapier, auf feinem franz. Schreibpapier, und auf demselben Papiere in gr. 4. mit breitem Rande.

Zweiten Bandes zweite Abtheilung: Literatur der schönen Künste. (Bearbeitet bis zum 28. Bogen vom Prediger *Rese* in Halberstadt, beendigt von *K. C. Kraukling.*)

Vierten Bandes zweite Abtheilung: Literatur der vermischten Schriften. (Bearbeitet von *K. C. Kraukling* in Dresden.)

Da ich nach Jahre langem Warten von Herrn Prediger Rese in Halberstadt die letzten Bogen der Abtheilung der schönen Künste nicht erhielt, so hat auf meine Bitte Herr K. C. Kraukling in Dresden die Beendigung derselben, die Bearbeitung der Register und der Nachträge übernommen. Er hat mir die feste Zusicherung gegeben, mich in Stand zu setzen, den Druck beider Abtheilungen in diesem Jahre zu beendigen. Dem Publicum kann die Verzögerung nicht unangenehmer sein als mir selbst, und es geschieht von meiner Seite gewiß alles Mögliche, um der Verpflichtung, die ich gegen das Publicum habe, zu genügen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Dienstag, — Nr. 141. — 21. Mai 1833.

Geschichte Griechenlands vom Anfange geschichtlicher Kunde bis auf unsere Tage, von J. W. Zinkeisen. Erster Theil.

(Beschluß aus Nr. 140.)

Die Behandlung der zweiten Periode, oder der Geschichte Griechenlands unter der byzantinischen Herrschaft, bot dem Verf. andere und größere Schwierigkeiten als die der ersten dar. Das Interesse für die Griechen vermindert sich bedeutend von dem Augenblicke an, wo sie aus der Reihe selbständiger Völker ausscheiden, und dies um so mehr, als man geneigt ist, das verdammende Urtheil, welches einst Voltaire über die byzantinische Geschichte aussprach, und welches selbst durch Gibbon's Darstellung zum großen Theile bekräftigt wird, insbesondere auch auf die Bewohner des eigentlichen Griechenlands zu beziehen. Vorarbeiten für diesen Zeitraum fanden sich fast gar nicht, oder sie gaben meist nur zu Berichtigungen Veranlassung; die Quellen, schon während der römischen Herrschaft nur dürftig, werden während der byzantinischen immer mangelhafter, sodaß viele byzantinische Geschichtschreiber auch dem genauesten Nachforschen keine Ausbeute gaben, und daß die Versicherung des Verf., daß selbst die in wenigen Blättern enthaltenen Resultate für diese Zeit nur durch mehrjährige angestrengte Studien gewonnen werden konnten, keinem Zweifel unterliegt. Es gehörte in der That eine seltene Beharrlichkeit und eine nicht geringe Resignation dazu, sich von der Ausführung des einmal gefaßten Entschlusses durch Schwierigkeiten nicht zurückschrecken zu lassen, welche schon an sich schwer zu beseitigen waren, und deren Ueberwindung auch nur zu einer oft unbefriedigenden Kenntniß führte; dafür ist dem Verf. aber auch der Lohn geworden, auf diesem Gebiete nicht nur zuerst eine sichere Bahn gebrochen, sondern auch jede fernere durchgängige Quellenforschung entbehrlich gemacht und auf die glänzendste Weise seinen Beruf zum Geschichtsforscher und durch die Art, wie die Darstellung die Mühseligkeit des vorangegangenen Forschens vergessen läßt und zugleich die dargestellte Zeit in einer kaum zu erwartenden Lebendigkeit veranschaulicht, auch Geschichtschreiber beurkundet zu haben. Die Nothwendigkeit einer so angestrengten Forschung wurde aber nicht allein durch die Foderung einer Gleichmäßigkeit in der Behandlung und durch den in dieser herrschenden Pragmatismus bedingt, sondern auch und besonders dadurch, daß die Erklärung für den gegenwärtigen Zustand der Griechen aus dieser Zeit zu entnehmen ist, indem in derselben durch fremden Einfluß der altgriechische Volkscharakter allmälig in den neugriechischen umgestaltet wurde. Für die Darstellung des Zustandes Griechenlands vom Anfange der römischen Herrschaft bis zum Ende des Antoninischen Zeitalters können die vorhandenen Nachrichten, obwol sie nur fragmentarisch sind, insofern noch ausreichen, als sie doch wenigstens Belege und Beispiele geben zu der zunehmenden Auflösung des politischen Lebens und zu dem immer größern Verfall der geistigen und sittlichen Kraft; auch die wichtige Frage: Wie faßte Rom das althellenische Leben auf, und wie wirkte diese Auffassung auf Griechenland zurück? wird aufgestellt und mit Umsicht und Ausführlichkeit beantwortet. Wenn in dem folgenden Abschnitte, der 11. Vorlesung, welcher die Schicksale Griechenlands bis zum Anfange des 7. Jahrhunderts darstellt, die Einbrüche deutscher, slavischer und tatarischer Völker in das oströmische Reich, auch insofern sie sich nicht bis über das eigentliche Griechenland ausdehnten, im Verhältnisse zu dem eigentlichen Gegenstande des Werks zu ausführlich behandelt zu sein scheinen, so läßt doch die Gediegenheit der Behandlung diese Unverhältnißmäßigkeit leicht vergessen. Das Hauptinteresse bezieht sich auf die neuen Elemente, welche die Bevölkerung Griechenlands sowie das geistige Leben derselben erhielt. Der Grund zu einer völligen Umgestaltung des letztern wurde durch die, dieser Zeit angehörende Verbreitung des Christenthums gelegt, und dieser wird nach einem Rückblicke auf die Ursachen, welche den althellenischen Volksglauben schon seit langer Zeit untergraben hatten, eine genaue Erörterung gewidmet. Schwieriger ist es, die fremdartigen Zusätze, welche schon jetzt und noch mehr in der folgenden Zeit die durch Raubzüge, Erdbeben, Pest und Noth der Zeit überhaupt sehr verminderte Bevölkerung Griechenlands erhielt, zu bestimmen, und doch ist dieser Punkt um so wichtiger, da von demselben der völkerschaftliche Zusammenhang der Neugriechen mit den Altgriechen abhängt, und da die im ersten Bande von Fallmerayer's „Geschichte von Morea während des Mittelalters" aufgestellte Behauptung, daß die Hellenen, namentlich im Peloponnes, durch slavische Eindringlinge gänzlich vernichtet worden seien, meistens aber

ohne eine genauere, wegen der Beschaffenheit der Quellen schwierige Prüfung der dafür angeführten Beweisgründe, Beifall und Annahme gefunden hat. Herr Zinkeisen, der durch seine Studien, wie wol kein anderer Gelehrter, zu einem competenten Urtheile über dieses Werk befähigt ist, erkennt die Vorzüge, welche dasselbe auch außer der höchst anziehenden Darstellung hat, an und gesteht gern ein, daß er demselben manche treffliche Nachweisung, manche Berichtigung seiner frühern Ansichten verdanke; allein er hält sich auch im Interesse der Wissenschaft für verpflichtet, auf die Mängel desselben aufmerksam zu machen, und er thut dies auf eine sehr ehrenwerthe, echt wissenschaftliche Weise, sowol in verschiedenen Anmerkungen, als auch in einem Anhange. Diese Mängel bestehen theils darin, daß es an genügenden Quellennachweisungen fehlt, daß manche Stellen aus den Quellen falsch citirt oder unrichtig gedeutet sind, daß bisweilen die strenge historische Wahrheit dem Glanze der Darstellung aufgeopfert ist, und manche unerweisbare Ansichten und viele falsche Etymologien aufgestellt sind, theils und hauptsächlich aber in der schon erwähnten Behauptung, welche, als Vorurtheil einmal angenommen, zu mannichfachen Widersprüchen führen mußte. Während Herr Zinkeisen im Anhange die Gründe, aus welchen Fallmerayer es zu erklären versucht, daß die slavischen Einwanderer die Sprache der von ihnen vernichteten Hellenen annahmen, als irrig darlegt und einige Widersprüche aufweist, in welche er sich durch seine Hypothese verwickelt, so widerlegt er diese selbst im Verlaufe seines Werks in der 11. und 12. Vorlesung, indem er im Text eine ganz den Quellen sich anschließende Darstellung gibt und in den Anmerkungen bemerklich macht, inwiefern Fallmerayer die Angaben der Quellen falsch gedeutet oder sich über dieselben hinweggesetzt hat. Ein bestimmtes Zeugniß ist allerdings darüber vorhanden, daß bereits im 5. Jahrhundert gothische Ansiedelungen in Epirus stattgefunden haben; es fehlt dagegen über die ersten slavischen Niederlassungen auf althellenischem Boden jede bestimmte Nachricht, und wenn Fallmerayer den Anfang derselben mit Bestimmtheit in die Regierung des Kaisers Justinus II. setzt, so zeigt Zinkeisen, daß die Mangelhaftigkeit der Quellen höchstens ein „vielleicht" gestatte; er erklärt zwar gleichfalls, daß die Colonisation slavisch redender Völker in Griechenland und ihre Gewaltherrschaft, namentlich im Peloponnes, unbestreitbare Thatsachen sind; allein er bestreitet die Annahme, daß ganz Hellas mit einem Male, und zwar am Ende des 6. Jahrhunderts, von Slaven überschwemmt worden sei und seine alten Einwohner bis auf einige kleine Reste verloren haben soll, indem er nachweist, daß die wenigen Stellen, auf welche sich eine solche Behauptung zu stützen sucht, wegen ihrer unbestimmten Allgemeinheit und wegen der späten Zeit ihrer Aufzeichnung keineswegs zu einer so ausgedehnten Folgerung berechtigen, zumal eine solche auch auf sehr bestimmte Weise durch das Fortbestehen der griechischen Sprache, neben welcher nur geringe Ueberreste der Sprache der eingedrungenen Slaven sich erhalten haben, widerlegt wird. Seine, aus dem sorgfältigsten Studium der Quellen hervorgegangene und sich dem Inhalte derselben und dem naturgemäßen Verlaufe menschlicher Dinge genau anschließende Ansicht ist die, daß die Slaven zunächst, und zwar zuerst während der Regierung des Kaisers Mauricius, in nicht großer Zahl auf dem zum Theil menschenleeren Boden des alten Hellas sich niedergelassen, und daß diese ersten slavischen Einwanderer durch Annahme griechischer Sprache und Sitte größtentheils hellenisirt waren, als die Haupteinwanderungen im 8. Jahrhundert stattfanden; auch diese Ansiedelungen, welche sich meistens auf die ebenern Gegenden beschränkten, müssen großentheils auf friedliche Weise geschehen sein, und erst durch die Zunahme und die dadurch herbeigeführte weitere Ausdehnung der freien slavischen Ansiedler kam es allmälig zu einem allgemeinen Kriege zwischen diesen und den griechischen Städtebewohnern, welcher damit endigte, daß jene in der Mitte des 9. Jahrhunderts besiegt und der Herrschaft des griechischen Kaisers unterworfen, und daß im Laufe dieses und des folgenden Jahrhunderts, vornehmlich in Folge der Bekehrung zum Christenthume, ihre slavische Volksthümlichkeit unter byzantinisch-hellenischem Einflusse gänzlich umgewandelt wurde. Die Wichtigkeit und die Folgen dieses Ereignisses bezeichnen wir mit des Verf. eignen Worten.

> Der Kampf der friedlichen Elemente war vollendet. Byzantinischer Hellenismus und Christenthum hatten über slavische Barbarei und Götzendienst den Sieg davongetragen, und ein eigenthümliches neuhellenisches Leben beginnt. Alles gleicht sich mehr und mehr aus; die scheinbar abgestorbene productive Kraft des lange Zeit erschöpften und verödeten Landes wird neu geweckt und entwickelt sich mit unglaublicher Schnelligkeit zu seltener Vollendung; die Geschäftigkeit der Menschen, scheint es, hatte einen neuen Schwung erhalten; vorzüglich müssen Gewerbe und Das, was wir in unsern Tagen mit dem allgemeinen Namen Industrie bezeichnen, schon im Laufe des 9. Jahrhunderts in Griechenland wieder in hohem Grade geblüht haben, denn noch vor Ausgange desselben finden wir in einzelnen Theilen des slavinisirten Griechenlands Spuren von Wohlstand, Reichthum und selbst Luxus, wie wir sie in jedem andern Theile des byzantinischen Reichs um damalige Zeit wahrscheinlich vergeblich suchen würden.

Eine darauf folgende Zusammenstellung und Prüfung der Nachrichten, welche sich über den Zustand Griechenlands in dieser Zeit finden, gibt die Belege zu dieser allgemeinen Charakteristik. Die Geschichte der Angriffe der Araber vom Meere her und der Einbrüche der nördlichen Barbaren, namentlich der Bulgaren, leitet zu den nunmehr beginnenden Verhältnissen Griechenlands zum Abendlande über, und da Dasjenige, was mit den Kreuzzügen selbst in genauerer Verbindung steht, einer spätern zusammenhängenden Darstellung vorbehalten bleibt, so werden hier nur die Normannenzüge nach Griechenland im 11. und 12. Jahrhundert erzählt, welche insofern als eine Hauptepoche in der neuhellenischen Geschichte bezeichnet werden, als sie die Begründung fränkischer Herrschaft auf dem Festlande und den Inseln des alten Hellas vorbereiteten und wenigstens mittelbar herbeiführten.

Wir schließen unsere Anzeige mit dem lebhaftesten Wunsche, daß dies Werk, welches in jeder Hinsicht zu den trefflichsten und gediegensten Leistungen unserer Zeit

in der historischen Literatur zu rechnen ist, nicht lange unvollendet bleiben möge. 16.

Ensayo historico-critico sobre la legislacion de Navarra por D. Jose Maria de Zuaznavar, Francia, Cavero, Isagaga, Arrue y Mogica, ministro juvilado del real y supremo consejo de Navarra, individuo de las reales academias, espanola y de la historia, y de otros varios cuerpos literarios. T. I, II, III, l. 1. San Sebastian, impr. de Baroja. 1828. 4.

So bekannt und so allgemein anerkannt die ältern spanischen Dichter und Prosaiker bei uns jetzt sind, so wenig richtet man in dieser Hinsicht seine Blicke auf das neuere Spanien, und betrachtet es vielmehr als gänzlich abgestorben für Dichtkunst und Politik, obwol man doch dies nicht voraussetzen sollte bei einem Volke, das hierin so lange den Ton für einen großen Theil Europas angab. Nicht minder hätte in Hinsicht auf die Rechtswissenschaft schon allein das spanische Handelsgesetzbuch (gewiß das beste der jetzt bestehenden) darauf aufmerksam machen sollen, daß ein solches Werk nicht ohne vielfaches Studium, Mitwirkung von Gelehrten und regem Leben in diesem Theile des menschlichen Wissens hätte entstehen können. Kommt hiezu noch durchdringender Scharfsinn und Klarheit (den Spaniern eigenthümliche Eigenschaften), so läßt sich mit Recht etwas Ausgezeichnetes erwarten. Nur muß man sich nicht durch die, von den gewöhnlichen Ansichten der letzten Tage in Beziehung auf Staat, Recht und Politik ganz abweichenden Begriffe zurückschrecken lassen; man soll vielmehr die Stimme eines Gelehrten und Staatsmannes, welche mit den politischen Ansichten eines ganzen Volkes übereinzustimmen scheint, ebenfalls hören und eine Erklärung von Erscheinungen aufsuchen, welche jetzt Vielen ganz unglaublich und der gesunden Vernunft schlechthin zu widersprechen scheinen.

Der Verf. des obigen Werkes war Präsident der sala de alcaldes de corte zu Pampelona und hatte als solcher vorzüglich über viele constitutionnell Gesinnte der letzten Revolution zu richten; er war es auch, der 1824 einen Aufsatz über die Aeußerungen der Unzufriedenheit gegen König und Minister in Folge des Decrets vom 19. Jan. 1824 in Beziehung auf die republikanischen Ideen herausgab. Der Aufsatz ist dem Werke einverleibt; weiter unten werden wir bei den politischen Ansichten des Verf. Einiges daraus anführen.

Der erste Theil des Werkes enthält, als Einleitung, eine Art von politischem Glaubensbekenntniß, das zugleich als Grundlage und Erklärung des Spätern dienen soll. Dann folgt die Geschichte Navarras in Verbindung mit äußerer und innerer Rechtsgeschichte von der ältesten Zeit, den pyrenäischen Königen und denen von Pampelona und Nagera bis D. Garcia Sanchez von Atoguerra und D. Sancho Garces von Pennalen. Anhangsweise schließen diesen Band mehre Fueros, wie z. B. die berühmten von Nagera (1020) und Sepulveda (1076) in romanischer Sprache; letzteres jedoch nur im Auszuge. Auch sind in diesem Theile weitläufige kritische Erörterungen über die Concilien von Toledo enthalten.

Im zweiten Theile wird die Geschichte Navarras unter aragonesischen Königen: Sancho Ramirez, Pedro Sanchez und Alonzo Sanchez el Batallador bis 1134 verfolgt, unter denen das Land sehr an Freiheit durch Begünstigung der Bürger gegen den auswärts kämpfenden Adel gewann und bedeutende Fortschritte in Ausbildung des Rechts machte. Die Anstrengungen der Könige aus dem Hause Navarra: D. Garcia el Restaurador, Sancho el Bueno y Sabio, Sancho el Fuerte y Emerrado bis 1254 waren trotz der zahllosen und ausgezeichneten Fueros (wir nennen nur die von Estella, Logronjo, S. Sebastian) und ihren Bemühungen, das Recht zu verbessern, fast ganz fruchtlos, denn durch unglückliche Kriege waren sie gezwungen, das Gebiet des Reichs zu verringern, Rechte und Privilegien, die ihre Vorgänger ertheilt hatten, wieder zurückzunehmen oder an sich zu kaufen und directe Steuern aufzulegen, wodurch sie die Liebe des Volkes verloren, sowie sie den Adel durch Erhebung zwölf bevorrechteter Häuser erbitterten. Auch die Klöster suchten sich um diese Zeit dem strengen Gehorsame der Bischöfe zu entziehen. Die folgenden Könige, Grafen von Champagne, Teobaldo I., II. und Enrique el Gordo bis 1274 befolgten den Plan ihrer Vorgänger, aber mit ebenso wenig Erfolg; Volk und Adel vereinten sich und wurden dadurch kühner gegen sie. Dem Antrage, ein allgemeines Gesetzbuch zu geben, wußte sich Theobald I. dadurch zu entziehen, daß er nach Palästina ging; dagegen ließ er die einzelnen Gesetzbücher sammeln. Mehre derselben finden sich am Schlusse des Theiles.

Der dritte Theil geht bis zur Vereinigung des Landes mit Castilien unter Ferdinand dem Katholischen. Ziemlich ausführlich ist die Herrschaft der französischen Könige, die vielfachen innern und äußern Kriege, der Nachtheil der fremden Herrschaft und die Ausbildung der Freiheit der Gemeinden beschrieben. Der Verf. beklagt bitter die unruhigen Zeiten, leitet alle Uebel aus dem revolutionnairen Treiben, das im 14. Jahrhunderte das Land zerrüttete, ab, und vertheidigt in diesem Sinne auch Karl II., der mit Unrecht den Beinamen: „el cruel y el malo" führe. Schon in den frühern Bänden bemerkt der Verf. mehre Male, daß die Könige ganz absolut geherrscht hätten, und dies wird auch bis zuletzt immer wieder hervorgehoben. Karl II. legte zuerst eine allgemeine Auflage auf, und auch Karl III. el noble y regando Salamon, mußte wegen des Conciliums zu Konstanz die Geistlichkeit besteuern. Der eigentlichen Erzählung folgt eine sehr ausführliche Geschichte des Codigo foral von Navarra, eine Kritik seiner Zusammensetzung und seiner Ausgaben (1686 von Chavier und 1815), sowie viele Auszüge. Der Verf. schließt diese Abtheilung mit dem Wunsche, daß eine neue Ausgabe desselben gemacht werden möchte, damit die Gesetze allen Gliedern des Staates hohe und großartige Begriffe der erhabenen Person des Souverains einflößten, sein Leben und Vermögen (patrimonio) sicherten und seine Prärogativen, Rechte, Vorzüge und Regalien festsetzten. Den Schluß machen eine große Menge von Gesetzen, Decreten und Ordonnanzen der letzten Könige, z. B. über die Einrichtung der Messe zu Pampelona und ihre Freiheiten, die Einrichtung des königlichen Raths von Navarra von 1381, die Einrichtung der camara de comptos unter Karl II., eine Gerichtsordnung von Karl III. von 1431, aus 75 Ordonnanzen bestehend (äußerst vollständig), ein „fuero particular, llamado privilegio de la union de Pamplona", eine vollständige Verfassung dieser Stadt, die sie von Karl V. 1528 erhielt, und Anderes mehr.

Man erkennt schon aus diesen allgemeinen Angaben die Mannichfaltigkeit des Werkes: und wirklich sind hier nicht nur für spanisches Recht und Geschichte, sondern auch für die allgemeine Ausbildung der Städteverfassungen, des Criminal- und Civilrechts des ganzen Mittelalters und auch Deutschlands wahre Schätze enthalten, besonders wenn man die Gleichförmigkeit der Ausbildung dieser Rechte in allen Ländern ins Auge faßt. Es möchte also wol kein geringes Verdienst sein, wenn ein gründlicher Gelehrter dies Buch in Hinsicht des Privatrechts genau studirte. Wir begnügen uns mit diesen allgemeinen Andeutungen und wollen jetzt nur noch des Verf. politische Ansichten genauer darstellen, die theils in der Einleitung, theils zerstreut im ganzen Buche enthalten sind, da er fortwährend auch Rücksicht auf die neueste Zeit und den, wie er glaubt, allein wahren und richtigen Standpunkt von Volk und König nimmt.

Der natürliche Zustand des Menschen im engern Sinne bezieht sich auf das wechselseitige Verhältniß zwischen Aeltern und Kindern; wir finden neben der Fortpflanzung häusliche Gesellschaft und Gehorsam. Der natürliche Zustand des Menschen im weitern Sinne begreift Familie, umfassendere Gesellschaft (denn der Mensch wurde gesellig geboren) und Gleichheit. Diese be-

zieht sich entweder auf die wesentlichen Bestandtheile des Menschen und steht dann unbezweifelt fest, oder zweitens auf die Güter, welche er besitzt. In diesem letzten Sinne findet sie sich schon im natürlichen Zustande nicht vor, nirgend ist sie, und nirgend wird sie sein. Nur insofern kann man von einer solchen Gleichheit sprechen, wie etwa in einem Theater die Plätze allen Denen, die sich dort einfinden, gemeinsam sind; aber den Platz, welchen Einer bereits eingenommen hat, darf sich kein Anderer zueignen. Drittens kann sich die Gleichheit auf Ehrerbietung und Ehrfurcht, die man einander einräumt, beziehen, hat aber in diesem Sinne ebenfalls nie bestanden. Endlich umfaßt der natürliche Zustand des Menschen auch noch Freiheit und Unabhängigkeit.

Alle gerechten Mittel, eine bürgerliche Gesellschaft zu bilden, lassen sich auf drei zurückführen: entweder unterwarfen sich die Menschen freiwillig der Leitung Anderer, oder sie wurden gerechterweise von andern Stärkern unterjocht, deren natürliche Rechte sie vernichten wollten; oder sie legitimirten durch nachfolgende Genehmigung die ungerechte That jener Mächtigen, welche ohne einen Rechtsgrund gewaltsam zur Herrschaft über sie kamen. Sehr schwer, wo nicht unmöglich möchte es sein, bei irgend einer Nation der Welt einen ursprünglichen Gesellschaftsvertrag zu finden. Eine bürgerliche Gesellschaft muß vorhanden sein, denn es kann nichts den weisen Absichten des Schöpfers mehr entsprechen, als diese organisirten Körper, welche die nothwendigen Bedürfnisse herbeischaffen, Gelegenheit geben, Ideen und Kenntnisse mitzutheilen, sowie endlich Ruhe, Sicherheit und Erhaltung unseres Lebens, unserer Glieder, Güter und Rechte begründen. Die Grundgesetze einer bürgerlichen Gesellschaft müssen sich auf die gesetzgebende Gewalt, auf Regierungsform und auf Wahl der herrschenden Personen oder Familien beziehen; die Stärke des Gesetzes besteht der That nach weniger in seiner Gerechtigkeit als in dem Ansehen des Gesetzgebers, welchem die Gesellschaft (als Grund aller vereinigten Rechte) dasselbe überträgt und somit Majestät, oberste Herrschaft und Gewalt verleiht. Jede gerechte Regierung hat eine absolute Gewalt; die in neuerer Zeit so beliebte Trennung der drei Gewalten wird hingegen Ursache aller Uneinigkeit und Schwäche. Eine regelmäßige Regierungsform ist die, wo eine physische oder moralische Person die absolute Gewalt ausübt; also absolute Monarchie, Aristokratie und Demokratie. In einer unregelmäßigen Regierungsform muß die moralische oder physische Person mit Andern auf eine gewisse Weise übereinkommen, damit die absolute Gewalt ausgeübt werde; dieser gibt es unzählige. Die Monarchie ist die beste Regierungsform. Den höchsten Grad der Vollkommenheit würde sie erreichen bei einem republikanischen Könige und einem königlichgesinnten Volke. Fehler der absoluten Monarchie sind: schlechte oder schwache Fürsten, Vormundschaften, häufige Veränderung der Minister sowie deren persönliche Interessen. Aber gering sind diese Mängel in Vergleich mit Eifersucht, Parteienwuth, Intriguen und Verschwörungen der Aristokratien. Was endlich die Demokratie betrifft, so gibt es keine Schwachheit, keinen Fehler, keine Thorheit, dem der Einzelne unterworfen ist, deren nicht auch eine versammelte Masse fähig wäre.

Das größte zeitliche Gut der bürgerlichen Gesellschaft ist die Einheit. Oft lassen sich die Menschen durch den falschen Schein eines idealen Optimismus verführen, der fast immer das wahre Gute zerstört oder verhindert; wenn sich dies bei politischen Gegenständen ereignet und Verschiedenheit dieser Begriffe bei den Mitgliedern derselben Nation herrscht, so verwandelt die Entzündung der Leidenschaften Diejenigen in Feinde, welche sich wie Brüder behandeln und lieben sollten, weil sie dieselbe Sprache, Gesetze und Sitten haben. Dieser Zustand erscheint schlimmer als eine zerrüttete Oligarchie und ein zügelloser Despotismus. Es ist besser, Mängel der Regierung zu ertragen, als Anarchie zu verursachen (welche jedes Mal einer Revolution folgt); heilsamer, ruhig vom Herrscher selbst die Abstellung der Mißbräuche zu erwarten, als gewaltsam dawider aufzutreten. Auch darf man nicht vergessen, daß Könige und Minister, die ihr ganzes Leben auf die Regierung verwenden und stets das Ganze übersehen, in der Regel besser urtheilen können als ein unterrichteter Einzelner. Menschen, welche Aeußerungen der Unzufriedenheit mit König und Regierung hören lassen, sind einem Staate am schädlichsten; auch ist der Grund dieser Aeußerungen öfter die Leidenschaft als die Vernunft. Wer in einem Lande lebt (Einheimischer oder Fremder), kann nicht verlangen, daß die Regierungsform eine andere sei, als sie ist. Wem sie nicht gefällt, der wandere aus, und wer sich zu beklagen hat, gehe heimlich zum König oder seinen Gerichtshöfen, lasse aber nicht laut seinen Unwillen hören.

Was unser Zeitalter von den frühern unterscheidet, ist der äußere Schein einer falschen Weisheit, vermischt mit Verachtung, Nichtschätzung und sogar Verfolgung alles Guten. Daran ist die schlechte Erziehung Schuld, eine tadelnswerthe Toleranz und die abstracten Begriffe einer falschen unmöglichen Politik. Mögen Könige wie Völker gleiche Religion und Gottesfurcht besitzen; diese ist das beste Mittel, einen absoluten Herrscher der Gerechtigkeit und Mäßigung geneigt zu machen. Wenn sich mit diesen Eigenschaften echtes Vertrauen auf die größere Menge des Volkes verbindet, und nicht auf eine Handvoll bewaffneter Leute (die gegen eine ganze Nation doch nur durch Ueberraschung und ohne Dauer wirken können), so wird sich das wahre Verhältniß erzeugen, wie es gemäß ist einem Volke, beherrscht von Königen, die als Gottes Stellvertreter in ihrem Reiche allein ihm Rechenschaft zu geben haben und in seinem Namen ihre Unterthanen in Gerechtigkeit und Wahrheit erhalten. 180.

Literarische Notizen.

Der Geistliche Ignat. Chodynicki hat ein Lexikon der gelehrten Polen herausgegeben („Dykcyonarz uczonych Polakow", 2 Bände, Lemberg 1833, 8., 17 Fl. Poln.). Es enthält eine kurze Lebensbeschreibung, eine Angabe der gedruckten oder im Manuscripte vorhandenen Schriften und eine Kritik der Hauptwerke sämmtlicher polnischer Autoren von der Einführung des Christenthums an bis auf unsere Zeit, nach dem Alphabete geordnet.

„Die Seherin von Prevorst" ist von Matuszewski ins Polnische übersetzt worden. Beide Bände sind bereits in Warschau erschienen und mit ungetheiltem Beifalle aufgenommen worden.

Graf Fredro. Die Polen nennen den Grafen Alexander Fredro ihren Molière. Und in der That findet man in seinen Lustspielen die heitere Laune, den raschen Fortschritt und die komische Kraft wieder, durch welche mehre Werke Molière's ausgezeichnet sind. In manchen Rücksichten aber würden wir vielleicht den Polen höher schätzen als den Franzosen, besonders was das fleißige Durchführen und die Zusammenfügung der Scenen und der Handlung betrifft. Unter den ältern Werken Fredro's ist „Die Damen und die Husaren" das berühmteste. Am 15. Febr. d. J. wurde in Lemberg ein neues fünfactiges in Versen geschriebenes Lustspiel von ihm aufgeführt, betitelt: „Sluby panieński" („Das jungfräuliche Gelübde, oder der Herzensmagnetismus"), welches mit allgemeinem Enthusiasmus aufgenommen worden und nach einmüthigem Urtheile aller Kunstrichter den vorzüglichsten dramatischen Werken der polnischen Literatur zuzuzählen ist.

Von J. N. Kaminski, dem trefflichen Uebersetzer von Schiller's Gedichten, ist unlängst (Lemberg 1832) eine polnische Uebersetzung von Schiller's „Wallenstein" erschienen. — Eine Uebersetzung mehrer Erzählungen von Zschokke und Hoffmann findet in Warschau vielen Beifall. 177.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Mittwoch, — Nr. 142. — 22. Mai 1833.

Masaniello, der Mann des Volkes. Trauerspiel in fünf Aufzügen von Wilhelm Zimmermann. Stuttgart, Neff. 1833. 8. 1 Thlr. 4 Gr.

Wie viele Federn hat Masaniello schon in Bewegung gesetzt! Meißner's historische Darstellung (nicht Roman) machte den Anfang (1784); ihm folgte mit Beginne dieses Jahrhunderts eine sehr anziehende Novelle in der Zeitschrift: „Flora"; im J. 1811 schrieb ein 21jähriger Student zu Heidelberg, August Fresenius, in sieben Wochen: „Thomas Aniello", ein Trauerspiel, das nach seinem Tode im J. 1817 unter Fouqué's Auspicien ans Licht trat; vor vier oder fünf Jahren erschien ein zweibändiger historischer Roman in Frankreich über dasselbe Thema; durch die „Stumme von Portici" hat der aufrührische Fischer sich selbst in die Revolutionen unserer Tage gemischt; Lady Morgan hat ihm in ihrem „Salvator Rosa" ein Denkmal gesetzt; in diesem Jahre ist endlich Wilhelm Zimmermann, der sich schon als lyrisches Talent bekannt gemacht hat, mit dem Trauerspiele, über das wir den Lesern d. Bl. Bericht zu erstatten haben, aufgetreten. Wirklich läßt sich auch nicht leicht ein günstigerer Stoff für die Poesie und insbesondere für das Drama denken: Einfachheit und Größe der Idee, Einheit der Handlung, wenige, sehr entschieden gezeichnete Hauptspieler, endlich der Charakter Masaniello's selbst, großartig und einzig in seiner Art; dazu wunderbare Anlage der Geschicke, ängstliche Spannung des Hauptschicksals, rasche Peripetie, furchtbare Katastrophe. Wir wissen wenige Stoffe, die von der Geschichte selbst so vollständig zum Gedichte ausgeprägt wären, sodaß es nur einer getreuen Ausführung der in großen und entschiedenen Umrissen gegebenen Anlage bedurfte, um das Ganze zu einem Kunstwerke zu gestalten. Um so mehr ist zu bedauern, daß sich die sämmtlichen Behandler dieses Stoffes, Meißner's löblichem Beispiel ungetreu, mit ziemlicher Willkür von der Historie entfernen zu dürfen oder zu müssen geglaubt haben. Von den Romanen und der Oper nicht zu reden, beschränken wir uns, dem Zwecke unserer Anzeige gemäß, in dieser Hinsicht nur auf die zwei dramatischen Bearbeitungen. Fresenius macht aus seinem Masaniello einen reflectirenden Helden, eine Art von Karl Moor, der in lauter Hyperbeln und (wie übrigens alle seine Personen) in Shakspeare'schen Sprüch- und Witzwörtern redet und sich vom Anfang bis an das Ende phantastisch geriert; W. Zimmermann ist zwar mit viel mehr Mäßigung verfahren, aber das Bestreben, seinem Stoff eine Bedeutung für unsere Zeit zu geben, hat auch ihn verführt, seinen Helden zu steigern und auf eine der Geschichte nicht entsprechende Art zu idealisiren; wenn sich Fresenius ganz den „Räubern" oder dem „Fiesco" in seiner Behandlungsweise zugewendet hat und seinen Fischer wie einen nobeln Renommisten behandelt, so verfällt Zimmermann in die Manier des „Don Carlos"; seine Hauptpersonen machen mir gar zu wichtige Staatsmienen, und Masaniello mit seinen erleuchteten Rathgebern sind so tiefsinnig und sentimental, daß sie wenigstens bei J. J. Rousseau einen Cursus gehört oder in der constituirenden Versammlung gesessen haben müssen. Auch das Aeußere seines Fischers wird von einem alten Zunftgenossen zwar recht schön und interessant, aber leider nur gar nicht historisch wahr in folgenden, von entschiedenem Dichtertalente zeugenden Versen geschildert, die hier als rühmliche Probe der Diction stehen mögen:

Er ist ein lebhaft kluger Bursch, der weiß,
Was recht und schlecht ist, Druck und Drücker haßt
Und etwas denkt. Seht, diese Art von Menschen,
Die ist euch froh und lustig unter Leuten,
Doch einsam und allein mit sich da werden
Sie still und melancholisch; 's ist als ob
Sie nicht gehörten ins gemeine Gleis.
Schon Gang, Bewegung und Geberdenspiel
Verräth bei ihm was Größ'res, Adeliges.
Ich hab' ihn oft, verwundert, still betrachtet,
Wenn er so unter Jung' und Alten stund,
So schmächtig und das Antlitz blaß und mild,
Doch klaren Sinnes voll und kecken Geistes,
Und manch verständig Wort aus seinem Mund sich
Weit über ält're Weisheit hören ließ.
Auch ist sein Haus weit besser als die unsern,
Geschmackvoll, hübsch, mit Zierath mancher Art;
Und aus den grünen Rebgeländen blinkt es
Fast wie ein Schlößlein über uns're Hütten.
Ein guter Hausmann ist er, fromm und fleißig,
Nicht rauh und hart unfreundlich seinem Weib
Wie sonst die Männer, nein, ein zärtlich-lieber
Sorgsamer Mann; und seine Kleinen zieht er,
Wie's nur der beste Vater ziehen mag
Dort in der Stadt, und all sein Thun und Wesen
Ist eine Lust zu hören und zu sehn.

Aber in der Geschichte sieht es ganz anders aus. Da

ist Masaniello zwar schmal und bleich, aber kein tiefsinniger Träumer, kein frommer und fleißiger Hausvater; er ist ein durchaus drastischer Mensch, der seine Kraft und Größe erst mit seiner Situation erhält; kein Mensch aus seiner Umgebung, er selbst nicht einmal ahnte, welch ein hoher Geist in ihm verborgen sei; seine Hütte war die allererbärmlichste; seine Handtierung die schmuzigste und niedrigste; die Berichterstatter können nicht verächtliche Worte genug finden, wenn sie dieselbe schildern. „Er war", sagt der zugänglichste Zeuge, Giannone, „ein Kerl, der einem Fischhändler als Verfertiger von Düten diente, welche er den Käufern der Fische, um sie darein zu legen, verkaufte." Mich däucht, das poetische Wunder wäre, wie es das historische ist, nur um so größer gewesen, wenn der Dichter sich rein an die Geschichte gehalten hätte. Der Entschluß, seinen unterdrückten, entmenschten Brüdern zu helfen, zündete, durch äußere Veranlassung plötzlich angeregt, wie ein Blitz in seiner Seele und entflammte sie zur herrlichsten Heldenglut. Wie mit einem Zauberstab umgewandelt, tritt der verachtete Fischer nun auf Einmal als genialer Feldherr, als glänzender Redner, als uneigennütziger, von seinem hohen Berufe innig durchdrungener Staatsmann auf. Aber im Umgangsleben hatte er darum die gemeinen, gänzlichen Mangel an aller Bildung verrathenden Fischermanieren nicht abgelegt; er klopfte supplicirende Matronen auf die Schulter und ertheilte die höchsten Gnadenbezeigungen an Edelleute von uraltem Geschlechte wol einmal in Begleitung eines scherzhaften — Fußtrittes. Sein Beruf konnte ihn begeistern und steigern, aber nicht die Bildung ihm verleihen, in welcher ihn unser Dichter darstellt. Der geschichtliche Masaniello, so lang er sich und seiner Sendung treu bleibt, ist eben in seiner plumpen Fischergröße einzig und unvergleichlich. Er kann durch Niemand gestürzt werden als durch sich selber. Allmälig, erzählt die Geschichte, verdarb auch ihn das Glück, oder ihn erdrückte die ungewohnte Last. Wir verargen den beiden Trauerspieldichtern nicht, daß sie begierig nach der von dem glaubwürdigsten Zeitgenossen für lügenhaft erklärten, von Peter Giannone gar nicht erwähnten Sage gegriffen haben, nach welcher ihn der Vicekönig vergiften ließ oder selbst vergiftete. Doch, mag das Gift des Feindes oder das Gift des Glückes (und das letztere ließ sich wenigstens ebenso poetisch behandeln) jene plötzliche Verwandlung mit Masaniello bewirkt haben: genug, sie machte ihn zum Tyrannen, zum scheußlichen Mörder und Mordbrenner, dessen Betragen nur mit dem des wahnwitzigen Kaisers Caligula verglichen werden kann, und warf ihn auch in seiner ganzen übrigen Handlungsweise in den Schmuz und die Gemeinheit zurück, aus welcher er aufgestanden war. Welche Aufgabe für einen Herzenskündiger, was der dramatische Dichter immer sein sollte. Aber unsere Dichter hatten ihren Helden zu lieb, sie konnten es nicht über sich bringen, ihn so tief sinken zu lassen. Fresonius läßt ihn sofort am Gift wie Hercules am Nessusgewande jämmerlich verkommen. Zimmermann bleibt der Geschichte viel getreuer, aber er schildert doch seine Wuth nur als eine vorübergehende Raserei von wenigen Stunden, während Masaniello's Tyrannei lange vor jener Meerspazierfahrt, die allerdings historisch ist und im zweiten Auftritte des fünften Aufzugs wirklich köstlich geschildert wird, begonnen hatte und, wohl zu merken, nicht mehr aufhörte, auch den Abfall des Volkes von ihm herbeiführte und sein tragisches Ende beschleunigte. Dieses hat unser Dichter ungefähr in der Art umgeändert, wie Schiller den Tod der Jungfrau von Orleans. Er wird nicht von den ermuthigten Adeligen (wie es historisch ist) erschossen, sondern er stirbt siegreich, von Führern und Fahnen umringt, prophezeiend, selbst über unsere jetzige Zeit hinaus allgemeine Völkerfreiheit prophezeiend.

(Der Beschluß folgt.)

Examen critique des travaux de feu M. Champollion sur les hiéroglyphes; par *M. J. Klaproth*. Paris 1832.

Manche Leute in Frankreich glauben ganz im Ernste, Champollion habe die Kunst erfunden, die ägyptischen Hieroglyphen zu entziffern, und man lese sie jetzt so geläufig als die Zeitung. Daher hat die öffentliche Meinung, durch einige Tagesblätter verleitet, kaum Worte genug finden können, um ihren Enthusiasmus und ihre Verehrung für Champollion auszudrücken. Man hatte ihn mit Ehren überhäuft, und hätte ihn nicht ein frühzeitiger Tod hingerafft, wer weiß, wie weit die Gunst der Nation es mit ihm getrieben hätte. Nun hatte Champollion freilich einen sehr löblichen Eifer an den Tag gelegt und war durch ausdauernden Fleiß auf die rechte Spur der Entdeckung irgend eines Schlüssels zur Aufschließung jenes Geheimnisses gerathen. Allein er selbst konnte sich unmöglich die großen Schwierigkeiten verhehlen, welche sich seinem Bemühen entgegenstellten und von denen die nicht gelehrte Welt gar nichts ahnt. Herr Klaproth hat geglaubt, das Publicum hierüber belehren und die angeblichen Entdeckungen Champollion's aufhellen zu müssen, damit doch Jeder weiß, was er davon zu halten habe.

Champollion hatte seit seiner frühen Jugend die hieroglyphischen durch den Druck bekannt gemachten Inschriften zusammen verglichen und seinem Gedächtnisse eingeprägt; doch gelang es ihm nicht, etwas daraus zu entziffern; sogar Zoega's Entdeckung oder Vermuthung, daß manche Hieroglyphen Zeichen von Tönen, also phonetische Hieroglyphen seien, blieb unbenutzt. Erst als die berühmte, in zwei Sprachen abgefaßte Inschrift von Rosette bekannt wurde, bekam man einige Hoffnung, zur Entzifferung der Hieroglyphen gelangen zu können. Der Name Ptolemäus war auf derselben in einen Rahmen eingefaßt; man bemerkte nun etwas Aehnliches auf andern Inschriften, und man konnte nun wenigstens die eignen Namen entziffern, die Art aber, wie sie geschrieben waren, konnte vielleicht dahin führen, auch andere Schrift zu lesen. Indessen glaubte Champollion noch im J. 1812, es gebe keine alphabetische Schrift bei den Aegyptern. Dies sagt er deutlich in einer damals von ihm zu Grenoble herausgegebenen Schrift.

Der Engländer Young behauptete aber das Gegentheil in einer 1818 gedruckten Abhandlung. Um diese Zeit machte sein Landsmann Bankes die Inschrift auf Philä bekannt, die ebenfalls griechisch und hieroglyphisch abgefaßt ist. Eine Abschrift davon gelangte in die Hände Champollion's; er erkannte unter den Hieroglyphen den Namen Ptolemäus, und er verließ von nun an seine vorgefaßten Begriffe und bekam Zutrauen zu der Meinung über die phonetische und alphabetische Schrift. Nun erschien sein Sendschreiben an Dacier; er verfertigte sein Alphabet, begann die Namen der Könige und Kaiser auf den Inschriften herauszulesen, änderte und verbesserte an seiner Entdeckung und kam zuletzt mit seinem „Précis du système hieroglyphique" zum Vorschein, obschon es gar keine Entwickelung eines

Systems enthält, sondern nur, wie Klaproth sagt, eine weitere Anwendung seiner in dem Sendschreiben an Dacier angegebenen Ideen ist. Hier stellte er als eine Regel auf, daß die meisten hieroglyphischen Schriften Aegyptens vermittels der phonetischen Methode aufgelöst werden können; die Beweisführung dieser Behauptung und ihre Anwendung auf die Inschrift von Rosette unterblieb aber. Champollion übersetzte blos einige abgerissene Sätze derselben; dies konnte jedoch nicht hinreichen, um seine Behauptungen einleuchtend zu machen.

Nach einer Reise in Italien, wo er Gelegenheit hatte eine Menge ägyptischer Denkmäler zu sehen, wagte er es, seine Entdeckungen und Vermuthungen weiter auszudehnen und besonders die Namen der Könige der verschiedenen Dynastien Aegyptens zu entziffern, wie aus seinen „Briefen an den Herzog v. Blacas" zu ersehen. Jetzt ging er noch ans Entziffern nicht allein der Namen, sondern auch der beigefügten Titel und ganzer Stellen aus den Sätzen. Die Beweisführung blieb er wiederum großentheils schuldig. Dennoch wurden seine Erklärungen meistens auf Glauben angenommen.

Nun kommt es darauf an, dieselben zu würdigen. Dies thut Klaproth mit ziemlicher Strenge. Er zeigt erstlich, welche große Schwierigkeit das Entziffern alphabetischer Inschriften haben müsse; denn was die symbolischen betrifft, so ist es fast unmöglich, sie zu erklären; wie können wir nämlich errathen, welchen Begriff die Aegypter mit den vielen hundert Zeichen verbanden, die sie auf ihren Denkmälern abbildeten. Selbst ihre alphabetischen Zeichen sind schwer zu erklären, indem sie Buchstaben ganz willkürlich zusammenstellten, nämlich zuweilen neben, zuweilen unter und über einander, und die Vocale ausließen. Eigne Namen lassen sich auf diese Weise wol noch herauslesen; aber mit andern Wörtern ist dies nicht wohl möglich, wenn man nicht meist das herauszulesende Wort schon kennt oder doch vermuthet. Nun kennt man aber leider die Sprache nicht, zu welcher diese Worte gehören. Das einzige Hülfsmittel, sie zu erlernen, ist die koptische Sprache, welche wenigstens manche Ueberbleibsel der alten ägyptischen Sprache enthalten muß. Aber dieses Koptische ist nunmehr noch eine bloße Schriftsprache, und wir besitzen in derselben nichts als einige ascetische Bücher, die von den auf den alten Inschriften verzeichneten Worten wenige enthalten können.

Man sieht hieraus die unendlichen Schwierigkeiten, welche sich dem Versuche, die Hieroglyphen zu erklären, entgegenstellen. Was nun aber die eignen Namen betrifft, so hatte Champollion eine Hülfsquelle zur Entzifferung derselben in den bei Manetho und andern alten Schriftstellern enthaltenen Listen der ägyptischen Könige. Da diese Namen mit Buchstaben ausgedrückt sind, so hält es nicht so schwer, diese Buchstaben auszulegen. Herr Klaproth wirft Champollion vor, er habe sich zuletzt zu sehr übereilt und Vermuthungen auf Vermuthungen gehäuft, ja sich manchmal widersprochen, indem er hier ein Zeichen für diesen Buchstaben, dort aber dasselbe Zeichen für einen andern Buchstaben ausgegeben habe. Champollion sagt, der Verf. des „Essai" würde nicht in diese Widersprüche verfallen sein, wenn er die in seinem Sendschreiben an Dacier vorgezeichnete analytische Richtung beibehalten hätte. Aber schon in der ersten Auflage seines „Précis" entfernt er sich vom regelmäßigen Forschungsgange, der bei so neuen Untersuchungen unentbehrlich ist; in seinen nachherigen Schriften geht er noch weiter darin. Besonders häufen sich die Vermuthungen in der letzten Ausgabe des „Précis" aufeinander, und hier zerstört der Verf. zum Theil, was er in der ersten als erwiesen angegeben hatte.

Wir können Hrn. Klaproth in der Beweisführung zu diesen Beschuldigungen nicht folgen, versichern blos, daß derselbe eine sehr große Gelehrsamkeit in dieser Abhandlung an den Tag gelegt hat, und glauben, daß alle Diejenigen, welche Champollion's Forschungen den übrigen zu Grunde legen wollen, nicht umhinkönnen, J. Klaproth's Bedenklichkeiten dagegen zu Rathe zu ziehen.*) Wir haben versichern hören, die Herausgeber einiger pariser Blätter hätten die Klaproth'sche Schrift nicht anzeigen wollen, um die Champollion'sche Familie, welche mit der französischen Regierung in Unterhandlung steht wegen des Verkaufs der von ihm hinterlassenen Handschriften, nicht zu verhindern, dieselben vortheilhaft anzubringen. Dies wäre ein sonderbarer Beweggrund, den man in Deutschland lächerlich finden würde. Denn ehe die Regierung jene Handschriften käuflich an sich bringt, wird sie doch wissen wollen, ob sie des Kaufens werth seien. In diesem Verhältnisse muß es ja wünschenswerth sein, daß sich sachkundige Männer über den Werth der Champollion'schen Forschungen überhaupt aussprechen, und da man es nicht unanständig gefunden hat, daß dieselben in gewissen Blättern unmäßig gelobt wurden, so kann man es auch nicht anders als billig finden, daß sich Stimmen in entgegengesetztem Sinne hören lassen, um die Regierung und die Gelehrtenwelt über den Gehalt der bereits erschienenen Schriften aufzuklären. Dies ist noch kein Endurtheil und betrifft auch nicht einmal die Handschriften, kann aber überhaupt beitragen, den Gelehrten zu würdigen, dessen Nachlassenschaft der Staat an sich kaufen soll. *) 74.

*) Vgl. übrigens drei Artikel über „Champollion und die ägyptischen Hieroglyphen" in Nr. 150, 151, 191, 192, 238—240 d. Bl. f. 1832. D. Red.

*) Bekanntlich hat die französische Regierung den literarischen Nachlaß Champollion's gekauft und seiner Witwe eine Pension ausgesetzt. D. Red.

Vita di Benvenuto Cellini orefice e scultore fiorentino, scritta da lui medesimo. Giusta l'autografo pubblicato dal *Tassi*. Con cinque tavole in rame. Zwei Bände. Leipzig, Voß. 1833. 12. 1 Thlr. 16 Gr.

Sollte Ref. ein Buch nennen, das wie im hellen Spiegel das gesellschaftliche Bewegen der Italiener vor 300 Jahren darstelle, das wirklich erzähle, wie man in fürstlichen Palästen und in Zechhäusern, in Werkstätten und Kerkern gelebt habe, so würde das erste, das ihm beifiel, Benvenuto Cellini's Leben sein, und die andern alle in Ehren, würde er es auch für das beste halten. Denn es ist wirklich der in Lettern hingezeichnete Ueberblick eines durchgelebten Lebens, wie es dem nie rastenden Manne vor der Seele gestanden haben mag, wenn er manchmal das Erfahrene sich zurückrief. Eben darum ist es ohne Auslassungen, nichts verschweigend, verdrehend oder beschönigend, — Roheiten ebenso gewissenhaft vorüberführend als Momente, wo der Genius bei ihm einsprach, gleichsam als hätte er durchaus nichts bei dem Aufschreiben beabsichtigt, als die Vollständigkeit der Eindrücke festzuhalten. Diese von aller Schönthuerei ferne Wahrheitsliebe, die bei den poetischen Anregungen an nichts Besonderes, bei den Regungen der gemeinen Natur an nichts zu Verheimlichendes denkt, macht neben dem vielfach belehrenden Inhalte den Hauptreiz des Buches aus, das in Deutschland, wenn es ihm auch nicht durch Göthe's Vermittelung zugeführt worden wäre, über lang oder kurz hätte Anerkennung finden müssen. Die Zeit, wo B. Cellini lebte, war bekanntlich sehr von der unsern verschieden. Ueberall regten sich Kräfte, die noch häufig titanisch hervortraten wie die Zeit, aus der sie hervorgingen. Vor Thätigkeit und Bewegung war es den damaligen Menschen nicht immer möglich, zu überlegen; und B. Cellini war ein vollständiges Kind seiner Zeit. Vieles, was wir Roheit nennen müssen, was jedoch damals an einem Papste selbst nicht befremden durfte, hat man aus seinen Berichten hinweggewünscht und hat sich's sogar erlaubt, es wegzuwischen, als diese Berichte in Druck kamen. Keine von allen den bisherigen Ausgaben zeigte daher B. Cellini in seiner ganzen Natürlichkeit; selbst Göthe hat nur nach einem Abdrucke übersetzt, der Vieles verkürzt, Vieles gemildert gibt. Durch einen Zufall kam im J. 1810 zu Florenz die von Benvenuto's Hand geschriebene und von ihm in die Feder dictirte Urschrift zu Tage, und es schien Pflicht, den bedeutenden

Mann, wie er war, unserer Zeit zu zeigen, die für die Schwächen der seinen einen richtigern Maßstab zu besitzen glaubt. Man hat es daher Dr. Tassi als ein Verdienst anrechnen müssen, daß er die ursprünglichste Form dem Werke wiedergab, indem er Benvenuto sich zeigen ließ, wie er sich selbst gegeben hatte. Selbst in der Rechtschreibung liegt ja eine Charakteristik der Zeit, wie viel mehr in dem Ausdrucke! Nach dieser Tassi'schen Ausgabe, die zu Florenz 1829 in drei Octavbänden erschien, ist der vorliegende leipziger Abdruck wörtlich besorgt, wodurch ein gelehrter deutscher Arzt den Kunstfreunden ein wahres Geschenk macht. Alle wesentliche Erläuterungen, welche Tassi aus den Schätzen der Riccardi'schen Bibliothek im dritten Bande zusammengestellt hatte, findet man vom editore tedesco in das „Sommario cronologico" aufgenommen, welches er der Selbstbiographie des Künstlers vorausgeschickt hat. Ebenso gehört dem deutschen Herausgeber die ins Kurze gezogene Notiz über die frühern Ausgaben, die Zusammenstellung der Urtheile über Cellini und ein Register, in welchem kurze Nachweisungen über Gegenstände beigebracht sind, die sich nicht von selbst aus dem Buche ergeben. Kurz, nichts ist aufzunehmen versäumt, was zur Kenntniß des Meisters und seiner Zeit wesentlich schien; selbst die Zeichnungen nach den bedeutendsten seiner Werke fanden darum ihre Stelle. Wem es darum zu thun, in treuem Bilde sie anzuschauen, der wird dem Herausgeber es Dank wissen, der so glücklich wählte, und auch der Buchhandlung, die durch ihre Ausstattung das interessante Buch so einladend machte. 31.

Einige Berichtigungen und Bemerkungen aus Kopenhagen.

Existirt in Dänemark kein Silbergeld? Ist die Besteuerung Holsteins beispiellos?

In Nr. 15 dieser Blätter „gesteht" ein Referent, das Buch des Hrn. Nathanson über „Dänemarks Handel u. s. w." „mit tiefem Schmerz gelesen zu haben", nicht eben weil der Handel u. s. w. so schlecht ist (er ist sogar in Aufnahme), sondern weil er glaubt, jener Autor habe seine Schilderung des Gegenwärtigen zu schmeichelhaft gemacht. Wir lassen dies dahingestellt sein. Unter mehren Unrichtigkeiten aber, welche dem Ref. des Aufsatzes in Nr. 15 entschlüpft sind, wollen wir ein Paar der schreiendsten nur hier in aller Kürze rügen. Wenngleich nicht mit tiefem Schmerz, jedoch mit großer Befremdung lesen wir, S. 58, Sp. 2: „daß in Dänemark, mit Ausschluß der Herzogthümer, kein Silbergeld existirt". Hat der Verfasser dieses aus Unwissenheit behauptet, sollte er es doch wenigstens nicht so ganz apodiktisch als eine historische Thatsache niedergeschrieben haben. Wie? in Dänemark, außer den Herzogthümern sei kein Silbergeld gangbar, und man sehe davon nichts im Handel und Wandel! Die mittels ergangener Anordnungen autorisirten Silber-Reichsbankthaler oder halben Speciesthaler, die Species und die kleinern Münzsorten, welche in allen Theilen des dänischen Staats zur Seite der fundirten Zettel der Nationalbank gehen, sind sie denn nicht Silbergeld? Viele Käufe werden in Silbergeld geschlossen, Vieles im täglichen Verkehr wird mit Silbermünze bezahlt, die Gagen, die Besoldungen und die Pensionen werden aus der königl. Zahlkasse und die gesammten Zinsen der Staatsschuld aus der Staatsschuldenkasse, in Kopenhagen und in allen dänischen Provinzen, in baarer Silbermünze stets ohne Aufschub bezahlt, die Nationalbank in Kopenhagen wechselt jeden Tag Silber gegen Zettel; das Cursverhältniß zwischen Species oder Rthlr.-Silbermünze wird wöchentlich zweimal bekannt gemacht; die meisten terminweisen Zahlungen, z. B. für Hausmiethe, werden in Silbermünze baar erlegt, — und doch „existirt in Dänemark, mit Ausschluß der Herzogthümer, kein Silbergeld"!

Gleichwie diese völlig unhaltbare Behauptung wirft der Verf. eine andere: „die beispiellose Vermehrung der directen Steuern in den Herzogthümern" ganz ohne allen Beweis, ohne jede Erläuterung und Erklärung hin. Wie will er ein solches Verfahren verantworten? Ist es bei der so unbestimmten Angabe vielleicht die Absicht, die Leser glauben zu machen, daß die Vermehrung der Steuern in den Herzogthümern noch immer fortgeht, oder warum verschweigt er, in welcher Periode die gewiß weder beispiellose noch ungerechte Besteuerung geschah, wie groß die ältern Steuern waren, und in welchem Verhältniß das Ganze jetzt zu den Abgaben des übrigen dänischen Staats und anderer Staaten zu stehen kommt?

Wie groß mag wol Island sein?

In dem „Morgenblatt für gebildete Stände", 1832, Nr. 62, fängt eine Abhandlung: „Ueber den Regenbogen und das Kreuz im Krystall aus Island" folgendermaßen ganz zierlich an: „Im hohen Norden liegt eine Insel (Island), die nächste am Pol, von Umfang klein, wunderbar sich erhaltend in der Erstarrung der Natur" ꝛc. ꝛc. Jene von Umfang kleine Insel hat mittlerweile einen Flächeninhalt von 1445 Quadratmeilen, was für eine kleine Insel ganz beträchtlich ist. Einige Geographen geben den Quadratinhalt noch größer an; alle aber beschreiben Island als eine große Insel.

Oehlenschläger und Ingemann.

Beide Dichter haben neulich die dänische poetische Literatur mit zwei neuen Werken vermehrt. Von Oehlenschläger ist der sechste Theil seiner gesammelten Tragödien erschienen, enthaltend u. A. das bisher ungedruckte neue Drama „Tordenskiold". Dies tragische Schauspiel, das mit dem unglücklichen frühzeitigen Tode des dänischen Seehelden in einem Duell endet, hat diesen Winter auf dem Theater viel Glück gemacht, ist häufig gespielt worden und wird noch jetzt vor vollem Hause gegeben. Der Dichter hat die alte Begeisterung der Nation für Tordenskiold sinnreich und sehr poetisch benutzt und in einem Grade wiedererweckt, daß man glauben möchte, der Held wäre nicht zur Zeit Friedrich IV. vor mehr als hundert Jahren, sondern soeben verschieden. Die Hauptpersonen, der Admiral Tordenskiold und Miß Harriet Richmond, werden von Nielsen und Madame Werschall meisterhaft dargestellt. Bekanntlich hatte Tordenskiold durch kühne, sehr erfolgreiche Thaten in dem Krieg zwischen Dänemark und Schweden sich bereits im 29. Jahre zum Range eines Viceadmirals in der dänischen Marine aufgeschwungen. Nach geschlossenem Frieden ging er auf Reisen, theils um fremde Länder zu sehen, theils um ein reiches Mädchen, eine junge englische Dame aus vornehmer Familie, zu heirathen. In Hanover gerieth er in einen Streit mit einem Abenteurer, Oberst Stahl, und fiel in einem Zweikampf, worin sich sein Gegner und dessen Secundant sehr hinterlistig zeigten, im eben angetretenen 30. Jahre seines Alters.

Ingemann's neuester historischer Roman: „Kong Erik og de Fredlöse" (König Erik und die Vogelfreien) in zwei Theilen, ist eben jetzt erschienen. Seine frühern historischen Romane: „Waldemar Seier" und „Erik Menved" fanden, wie bekannt, vielen Beifall und wurden begierig gelesen. Es scheint dem gegenwärtigen die nämliche Gunst zu begegnen.

Der Vielgereiste, der ausruht.

Ein elendes Buch unter dem Titel: „Schilderungen und Begebnisse eines Vielgereisten, der ausruht", hat in Kopenhagen dessenungeachtet viele Leser gefunden und ist viel gekauft worden. Die Schilderungen des Ausrufenden gehen nämlich jene Stadt und viele der public characters derselben besonders an. Schmeicheleien und Lobpreisungen sind mit halbwahren und ganz unwahren Erzählungen, erdichteten Anekdoten, zum Theil aus eigner chronique scandaleuse des Verfassers, in einem bunten Gewebe gemischt. Ruht dieser Autor wirklich jetzt von seinen Heldenthaten aus, so kann man wenigstens weder sagen, daß er auf Lorbern ruht, noch, daß er ein otium cum dignitate genießt. *) 147.

*) Vgl. Nr. 123 und 124 d. Bl. D. Red.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Donnerstag, — Nr. 143. — 23. Mai 1833.

Masaniello, der Mann des Volkes. Trauerspiel in fünf Aufzügen von W. Zimmermann.

(Beschluß aus Nr. 142.)

Diesem idealen, den ganzen ersten Act durch mit sich selbst und seinem ebenso feinen und zartfühlenden Weibe deliberirenden Masaniello steht ein vom zweiten Act an die Scene betretender, wo möglich noch in sittlicher und intellectueller Hoheit verklärterer Lenker der neapolitanischen Revolution, der alte Mönch Genuino zur Seite, dessen eigne erste Worte, zu seinem Schüler Baptista gesprochen, seine Tendenz so bezeichnen:

... Glaube mir, mein Sohn,
Ein unsichtbares Band der Geister geht
Durch alle Völker und Jahrhunderte,
Ein wundersam Commercium und Zwiesprach.
Oft nach Jahrtausenden begegnen sich
Befreundte Seelen auf der Bahn des Forschens,
Und tauschen ihre Zweifel und Gedanken...

Und wieder:

Die Menschheit ward mir frühe die Geliebte,
In ihr zu zeugen die Erkenntnisse,
Des Wahren und des Guten ew'ge Töchter,
War meiner Jugend, meines Alters Liebe.
Nie ruht' ich in der Weisheit thatlos aus,
Sie festzuhalten, ihren goldnen Samen
Zu streuen in die Furchen meiner Zeit,
Der tiefgesunkenen, sie einzubilden
Der bessern Jugend meines Volks, daß ein
Unsterblichs werde in dem Sterblichen —
Das war mein Streben, und der Reife harr' ich
Entgegen nun der edeln Frucht.

Diesen seinen Genuino schöpfte der Dichter wol nur aus den Worten des neapolitanischen Geschichtschreibers Giannone: „Der größte Anstifter und Aufwiegler war der Priester Giulio Genuino, welcher Viele seines Standes, die ebenso unruhige und meuterische Köpfe waren wie er, an sich gezogen hatte." Daher gibt die Tragödie ihm auch den Battisto und den edeln Francesco, Herzog von Rocella, und am Ende gar den Herzog von Matalone als Schüler und Vollstrecker seiner Plane an die Seite. Seltsam! dieser nämliche Genuino wird von Fresenius als achtzigjähriger Rath und Procurator, als alberner, gemeiner Geizhals und Giftmischer aufgeführt; eine ekelhafte Caricatur. Wer von Beiden hat nun Recht? Keiner. Aber die Geschichte hätte allerdings in jenem Genuino nächst Masaniello die bedeutendste Person für das Drama geliefert, wenn sie genügend von den Dichtern benutzt worden wäre. Schon Meißner in seiner fleißigen Zusammenstellung sagt: „Unter allen Theilnehmern der Empörung spielt dieser Mann, nach meiner Empfindung, die schwärzeste, hassenswürdigste Rolle. Er war viel auf einmal: ein Priester, ein Gelehrter, ein Neapolitaner, ein schon bejahrter Verbrecher; kein Wunder daher, wenn er auch Meister in der Verstellungskunst war. Oeffentlich bei jeder Gelegenheit feindselig gegen die Spanier scheinend, war er doch heimlich ihr Freund, wandte jeden entscheidenden Streich von dem Vicekönig ab. Er kannte die Wuth und den Unbestand des Volkes gleich gut, hütete sich wohl, jene zu reizen und diesem zu trauen; Alles vermochte er über Masaniello u. s. w." Berichte von Zeitgenossen, die Meißner theils übersehen, theils nicht gekannt zu haben scheint, geben gewissermaßen den Schlüssel zu diesem Charakter. Genuino war schon ein geheimer Rath des Vicekönigs, Herzogs von Ossuña, gewesen; der Letztere soll sich mit Hülfe des Pöbels auf den neapolitanischen Thron haben schwingen wollen; Cardinal Borgia habe diese Verschwörung entdeckt und Ossuña die Provinz schleunig verlassen müssen (im J. 1620). Genuino sei als Mitverschworener zum Tode verurtheilt, als Hauptangeber aber begnadigt worden, habe 22 Jahre auf einer Insel in Verbannung gelebt und sei endlich, mit tödtlichem Haß und von Rachegedanken besessen, in seine Vaterstadt zurückgekommen. Dies ist der historische Genuino; und wahrlich, die Dichter hätten ihn schaffen sollen, wenn er nicht da gewesen wäre. In der Geschichte steht eine andere ideale Person an der Stelle, an welche Zimmermann seinen Genuino gesetzt hat: es ist dies der edle Cardinal und Erzbischof Filomarini, der Mann ohne Falsch, der redlichste Freund des Volkes und Masaniello's vom Anfang bis ans Ende. In welcher Absicht (denn absichtslos kann es nicht geschehen sein) der Dichter diese Hauptperson der historischen Tragödie aus seinem Trauerspiele ganz verbannt hat, bestreben wir uns vergebens zu errathen. Ebenso unbegreiflich ist es uns, daß die Brüder, Herzog Matalone und Joseph Caraffa, in dem Trauerspiele fehlen, der Letztere wenigstens nicht in Person auftritt. Und doch war der Herzog die wahre Incarnation der Aristokratie Neapels und von Masaniello tödtlich ge-

haßt, ein Haß, der gar dichterisch hätte benutzt werden können. Freilich führt uns der Dichter einen Tiberio Caraffa, Herzog von Montalone, die erste Person im Verzeichnisse, auf; aber dieser Herzog ist leider zum Theil eine unglückliche Verwechselung mit Tiberio Caraffa, Herzog von Bisignano, der mit dem historischen Matalone nichts gemein hatte als den Familiennamen Caraffa. Damit wollen wir der Kunst, mit welcher Zimmermann diesen von ihm geschaffenen Charakter behandelt hat, nicht zu nahe treten. Endlich sind noch einige wichtige Personen der Geschichte von ihm verschmäht worden, namentlich der Bandit Ferrone, der freilich ohne den echten Matalone nicht auftreten kann, der Eletto (Polizeilieutenant) Arpaja, der allerdings vom echten Genuino unzertrennlich war; endlich Marco Vitale, der in dem großen Trauerspiele der Geschichte mit seinem Tode den Anfang der Katastrophe macht. Der Vicekönig, Duca di Arcos, ist vom Verf. historisch treu und überhaupt gut und dichterisch behandelt.

So viel über die Charaktere. Was den Organismus des Stückes betrifft, so finden wir die besonnene Mäßigung höchst lobenswerth, welche sich auf die Anwendung der einfachsten Mittel und auf eine möglichst kleine Maschinerie beschränkt und das Stück so schmal gemacht hat, daß außer Uhland's Tragödien die meisten Dramen alter und junger deutscher Dichter dickleibig dagegen erscheinen. Aber in diesen engen Schranken — und das war die Schwierigkeit der Aufgabe — sollte sich, so gebot es der welthistorische Stoff, ein ganzes All von Thaten bewegen. An die Stelle dieser Thaten hat jedoch der Verf. zur vollen Hälfte Reflexionen gesetzt. Wie im ersten Acte Masaniello mit seinem Weibe, so rathschlagt im zweiten der Vicekönig ausführlich mit den Reichsständen. Hier wird auch der zweite schon erwähnte Uebelstand fühlbar, der aus dem Bestreben entspringt, mitten im 17. Jahrhundert schon das 19. vorahnen und durchschimmern zu lassen. Man meint in der That der Sitzung einer modernen Ständeversammlung beizuwohnen, wenn man einen Tiberio Reden halten hört wie folgende:

Der Hof allein, der ist das reißende Thier,
Das allverschlingende, der meint, für ihn,
Um seinetwillen sei'n die Unterthanen
Allsinnig da. Wie? soll für eitlen Glanz
Des Thrones, der dem Aug' nur wehe thut,
Für diese Müßiggänger, diesen Fliegenschwarm,
Der nur der Sonne dankt der Majestät
Sein nichtiges Sein, für diese Tausende
Mit Gold behängter Hof- und Kammerdiener,
Für diesen hohlen Prunk der Uniformen
Des Landes Schweiß verschwendet werden? Das ist,
Ich weiß, die Meinung dort am Hof, das soll
Die unsre sein. Doch ist's die Zeit nicht mehr,
Den Nationen Sand ins Aug' zu streun!

Ja, A. 1833, aber nicht A. 1647! Am Schlusse dieses Aufzugs scheint die Handlung flüssig werden und Masaniello als der Mann erscheinen zu wollen, der er in der Wirklichkeit war. Er tritt auf mit dem Rufe:

Blut, Blut! nur einen Tropfen mir zur Kühlung!
Hier brennt es, hier wie Feuer!
In meines Lebens Mark ruft's: Rache, Rache!
... Bin ich noch ich? —

Aber da fällt ihm sein Lehrer Genuino ein, den er in der nahen Kirche predigen hört, und nun — folgt ein langer Schiller'scher Monolog von drei vollen Seiten, der sich über eine schöne Romanzenstrophe lyrisch verbreitet und dann in Gebet übergeht:

O höre mich, du, der auf Wolken thront!
Ich bin ein schwaches Werkzeug nur, doch du
Thust große Dinge durch die Niedrigen.
Du hast dir arme Fischer einst erwählt,
Zu Boten deines Evangeliums u. s. w.

Im dritten Aufzug bricht nun endlich mit der ersten Scene der Volksaufstand los, aber der zweite und dritte Auftritt ist wieder einer Liebesverhandlung zwischen Tiberio und einer fingirten Tochter des Vicekönigs gewidmet, die nur geringen Einfluß auf die Entwickelung der Fabel selbst hat und deren Folgen sich noch durch mehre Scenen hinziehen. Erst der letzte Auftritt zeigt uns den Fischer wieder, wie er ist und sein soll, in seiner thatkräftigen Herrlichkeit.

Im vierten Aufzuge ist die erste Scene zwischen dem spanischen General Feredas und dem Vicekönig, Herzog von Arcos, recht gut. Jener hofft, Masaniello durch Bestechung unschädlich machen zu können. In der sechsten Scene meldet er seine Enttäuschung. Aber alles Dazwischenliegende ist wieder mit träumerischen Reflexionen, die Genuino mit Tiberio wechselt, angefüllt. Was könnten wir nicht auf diesen acht Seiten von Masaniello's Thaten sehen oder doch hören! Der 13. Auftritt enthält die Vergiftungsscene. Der feierliche Friedensschluß und öffentliche Pact mit Masaniello und dem Volke wird erst im fünften Acte auf die Scene gebracht, und doch ist dies der Culminationspunkt dieser Schicksalstragödie.

Der fünfte Act zeigt uns dann ferner zusammengedrängt Masaniello's Glanz und Herrlichkeit, seine Raserei (diese jedoch nur aus dem Munde seines berühmten Freundes, des Malers Salvator Rosa), endlich seinen schon oben erwähnten Tod.

Das Stück ist sehr reich an schönen Stellen und hat keinen Mangel an rührenden Scenen. Wir glauben aber nicht, daß der mit so viel Dichtergabe ausgestattete Verfasser auf diesem Wege fortgehen sollte. Kann er der Ueberwucht seines lyrischen Talentes nicht widerstreben, so sollte er sich nach andern Stoffen umsehen; ein Weltschicksal, wie die Verschwörung Masaniello's, darf sich nicht unter Reflexionen und Ergießungen des Gefühls entwickeln; wir wollen nicht den Kriegsruth hören, den die Vorsehung vor Beginn des Kampfes abhält; wir wollen die Schlacht sehen, die sie schlägt. Ungetheilten Beifall zollen wir dem Zueignungsliede, in welchem der Verf. sein Stück in Beziehung zu Polens letztem Schicksal setzt. Es schließt:

Wir Sternen, fern der Sonne Pracht,
Auf Feuerschiffen die Kometen
Zuführen Licht und Lebensmacht
Als Gottes Diener und Propheten:

So kamen schon von Osten Boten,
Dem Volke kündend um und um
Im Zeugenkleid, dem heiligrothen,
Ein neues Evangelium.

Jetzt deckt den Samen Winterschnee,
Doch weckt der Lenz die grünen Saaten,
Und Lilien blühn aus ödem See,
Und Träume werden schöne Thaten.
Dann haut man stolze Cedernhaine
Und ew'ge Fichtenwälder aus,
Und liebend bauen Groß' und Kleine
Der Freiheit tausendjähr'ges Haus. 23.

Geschichte Baierns nach seinen alten und neuen Bestandtheilen. Für Gebildete des In- und Auslandes, vor allem für Baierns reifere Jugend. Von Karl Wilh. Böttiger. Erlangen, Heyder. 1832. Gr. 8. 16 Gr.

Gewiß ist es ein großes Verdienst, wenn Männer, die (wie der Verf. des vorliegenden Buches durch seine „Geschichte Heinrichs des Löwen" und durch seine „Geschichte von Sachsen") auch als gelehrte Historiker rühmlichst bekannt sind, nicht verschmähen, ihre Feder populairen Darstellungen der Geschichte zu widmen, und dann nach dieser Seite ebenfalls Tüchtiges und Lobenswerthes liefern, wie dies Herr Prof. Böttiger in seiner „Allgemeinen Geschichte für Schule und Haus" und seiner „Deutschen Geschichte" bereits gethan hat; allein ganz kann Ref. mit dieser bairischen Geschichte, die der letztern Classe der Arbeiten des Herrn Verf. anheimfallen sollte, doch nicht einverstanden sein, weil sie nämlich zu sehr auch in die erste Kategorie gehört. Nun ist freilich ein Historiker in Baiern mit der bairischen Geschichte übler daran als irgend einer sonst in Deutschland mit irgend einer andern Specialgeschichte. Es ist nämlich ganz richtig, daß die Baiern für ihre Geschichte viel gethan haben, mehr als irgend ein anderer deutscher Stamm; aber dies Thun war nicht unbefangen; es hat theils mit politischen Verhältnissen in Beziehung gestanden, theils hat es auch oft genug ohne dieses eine etwas wunderliche Gestalt angenommen. Da spuken gespensterhaft die alten Bojen herum; dann die Selbständigkeit der großen Herzoge nach dem Sturz des Ostgothenreiches; dann die Schuldlosigkeit des letzten Agilolfingers, kurz, zehntausenderlei solche Marotten, die der Baier bald so bald so für sich haben will. Es wäre in der That ein spaßhaftes und wegen seiner negativen Wirkung gewiß höchst preiswürdiges Unternehmen, einmal alle diese historischen Marotten, welche bei bairischen Historikern seit etwa hundert Jahren noch spukhaft aufgestiegen sind, zu sammeln, da wo deren zwei oder drei einander contrair sind, alle bis auf eine abzuwürkeln, und dann aus der ganzen Reihe der übrigbleibenden ein Werk zu Belebung des bairischen Nationalgefühls zusammenzusetzen. Bei aller dieser Wunderlichkeit haben die bairischen Geschichtschreiber einen großen Respect vor Gelehrsamkeit, und wie sie denn mit Citaten aller Art ihre Marotten in den Gang und zu einiger Achtung zu bringen suchen, lassen sie es sich gefallen, wenn man gegen solche Ansichten spricht, aber nur wenn es doctius geschieht. Die copia doctrinae ist das Messer, womit sie sich den Narren schneiden lassen und dazu still halten, und Herr von Lang in Ansbach hat zum Heil süddeutscher Geschichtsstudien ein scherfscharfes Messer dieser Art seit Jahrzehnden mit dem bedeutendsten Erfolg geführt.

Unter diesen Umständen war es also fast unmöglich, in Baiern eine blos populaire Geschichte von Baiern in den Gang zu bringen, wenn man nicht auf einen Theil jener Wunderlichkeiten mit eingehen wollte, und da es der Herr Verf. des vorliegenden Buches sogar wagt Baiern für Bayern zu schreiben und dergl. Entsetzliches mehr, ist es ihm nicht zu verdenken, wenn er bei dieser bairischen Geschichte eine Art Zwischengattung von gelehrter und populairer Geschichte gewählt hat. Es liegt aber in dieser Vereinigung zweier ganz heterogenen Richtungen etwas den Erfolg sehr Deprimirendes; um der gelehrtern Leser willen und um bei Abweichung von Marotten wahrscheinlich nicht zu hart anzustoßen, mußte der Verf. zeigen, daß er auch von historischen Particularitäten und den Forschungen darüber Notiz genommen habe, und dadurch documentiren, daß er nicht aus Nichtkenntniß bairischer Meinungen, sondern aus gelehrten Gründen just der Meinung sei, die er aussprach; allein da diese Particularitäten nun doch auch nicht des Breitern abgehandelt werden konnten, da von ihnen immer nur sozusagen in zwei Worten die Rede sein konnte, verlieren sie vollends alles eigenthümliche Interesse, und das Buch wird aus diesem Grunde mit einer Menge Inhalt versehen, der nur für Denjenigen Farbe und Ton erhält, welcher die Sache entweder ohnehin schon kennt, oder eine mündliche Erläuterung dazu erhält — wie etwa Schüler sind. Als Unterrichtsbuch würde sich also, so sollte man meinen, das Buch besser eignen kenn als populaires Lesebuch, da es zu letzterm ganze, dem Material nach tabellenartige, ohne gelehrtere Erläuterung theils unverständliche, theils interesselose Seiten weniger geschickt machen; aber für den Lehrer möchte es wieder eine schwere Aufgabe sein, über ein so ausführliches Buch in Schulen genügend zu sprechen, denn indem andererseits doch das Bestreben des Herrn Verf. war, seine Schrift so gemeinfaßlich zu machen als möglich, ist der Lehrerthätigkeit, wie dem Ref. scheint, weiter vorgegriffen, als durch einen Leitfaden oder selbst durch ein Lehrbuch geschehen sollte. Doch dieses eigne Verhältniß zwischen zwei Stühlen ist sicher durchweg mehr nothwendige Folge der bairischen Geschichte, als eines Misgriffs des Herrn Verf., der seine Tüchtigkeit und Würdigkeit, auf beiden Stühlen zu sitzen, hinlänglich schon documentirt hat, dem nun aber ein kleines, flohartiges Gespenst, Mikrobavarus geheißen, weder auf dem einen noch auf dem andern Platze Ruhe finden läßt. Damit soll jedoch keineswegs gesagt sein, daß nun darum diese Darstellung der bairischen Geschichte gar kein ganz geeignetes Publicum habe; vielmehr mag es in Deutschland und namentlich in Baiern recht Viele geben, welche grade ein Buch wünschen, in welchem sie sich jederzeit historisch orientiren können, ohne durch zu breiten gelehrten Apparat daran gehindert zu werden, in welchem sie eine Fülle von Einzelnheiten rasch am gehörigen Orte finden können, ohne eben irgend einer derselben sich zu weit hinzugeben. Das Gemüthliche eines für ein großes Publicum berechneten Lesebuchs geht aber dabei verloren, ohne daß das nothwendig ist.

Wie schön spricht sich Herr Prof. Böttiger in einem Bilde gleich auf den ersten Seiten über die bairische Geschichte aus: „Die 2000 Jahre einer Volksgeschichte, wie die bairische ist, gleichen einem Berge, auf dessen Spitzen fast ewige Nebel liegen, es stürzen wol Bäche herab, aber nur wenige Reisende finden, wo sie quellen; man klimmt durch Klüfte und Abgründe auf Höhen und Zacken, aber noch höhere stehen entgegen, oder Wolken hemmen den Blick rückwärts. Die Region der Nebel ist das Zeitalter der Sage, trüber Ueberlieferung. Weniges taucht mit Bestimmtheit aus ihr hervor. Zum Glück bietet erst die hellere beglaubigtere Zeit das meiste Belehrende und Erhebende für den Empfänglichen dar. Darum schelte Niemand, wenn in diesem Buche vom Dunkeln kurz, vom Zweifelhaften ungewiß gesprochen wird."

Wie schön wäre es nun aber auch, wenn der Verf. behaglich und ohne viel Kümmerniß um das Schelten Anderer von dem Standpunkte aus, den er am Berge erklimmt hat, uns die Sache sehen ließe, unsere Geister gewissermaßen in seinen Augapfel setzte und nun mit uns, ernst, aber doch gemüthlich an Gottes Walten sich freuend und alle Haupt-, Ein- und Aussichten genießend, ohne zu vergessen die Veilchen und Himmelschlüsselchen und hübschen Eichbüsche am Wege zu beschauen, den Berg herabwandelte, sodaß wir uns am Ende des erquickenden, den Gesichtskreis erweiternden Spazierganges rühmten und in aller Stille die weihende Nachwirkung desselben genössen. Aber

dergleichen gemüthliche Popularität leidet spiritus microbavarus nicht; es gehörte zu einem solchen Lesebuche, daß der Verf. ohne viele Reflexion und in sorgloser Genialität den Pinsel in die Farben tauchte; das geht aber nicht; wenn man auch nicht überall abzuhandeln hat, warum an dieser Stelle blau und nicht roth aufzutragen ist, verlangt Mikrobavarus wenigstens, daß man mit einem Worte andeute, man kenne alle Punkte dieser Abhandlung, und darüber wird die Hand selbst unsicher und ob des vielen in der Malerei mit zwei Worten Angedeuteten gehen alle Effecte der Farben verloren. Doch wir thun dem Herrn Verf. Unrecht, denn ein Buch der Art, wie Ref. es gern möchte, setzte er sich gar nicht vor zu schreiben, und hatte, wie im Ganzen aus der Vorrede hervorzugehen scheint, mehr jenes orientirungsbedürftige Publicum aller Classen bei der Ausarbeitung vor Augen. Am meisten kommen Dem, was Ref. wünschte, nahe fast alle Abschnitte über das neuere Leben und seine Entfaltung, wo das Particulare in gutem, die Anschaulichkeit mehrendem Maße gegeben ist.

Nach diesen allgemeinen Bemerkungen seien uns noch ein Paar im Einzelnen gegönnt, die sich freilich auch wieder in das Allgemeine ziehen werden und überdies nur die frühere Zeit angehen, da wir es nicht wagen, es mit irgend einem Controverspunkt der spätern bairischen Geschichte vom 14. Jahrhundert ab aufzunehmen. Mikrobavarus ist ein gar zu gelehrter Geist und dabei nicht ohne Empfindlichkeit. Wir fürchten in der That jetzt schon, uns dem Grimmigen zu nahe gewagt zu haben.

S. 9 heißt es: „Das offene Land zwischen Alpen und Donau scheint unter solchen Verwüstungen ganz öde geworden zu sein. Was nicht in den wenigen festen Städten, in Regensburg, Augsburg, die sich wie Oasen in der allgemeinen Wüste ausgenommen haben müssen, Aufnahme, in Wäldern und Hochgebirgen Zuflucht fand, ging unter oder wurde verknechtet." Es ist gewiß wunderbar, zu sehen, wie die Germanen überall, wohin sie kamen, ziemlich dieselbe Handlungsweise gegen die römischen Provincialen entwickelten. In Elsaß und Lothringen nahmen sie das fruchtbarere, flachere Land, die römische Sprache ging hier unter; aber in den Schluchten der Vogesen mitten in deutscher Umgebung hielten sich Romanen, bildeten ihren eignen romanischen Dialekt aus und behaupten diesen nun sogar, als Lothringen von Westen her wieder französirt ist, gegen das Französische. Grade so war es in den Niederlanden; während die niedern Gegenden des Luxemburgischen, des Brabantischen und Lüttichischen, während beide Flandern westlich bis gegen die Deule und Yßer hin ganz germanisirt wurden, hielten sich Romanen in allen den Gebirgsgegenden zwischen Luxemburg, Lille und Lüttich in der Mitte mit eigner wallonischer Mundart. In England wurden die ehemaligen Provincialen der Römer auf die Gebirge des Westens, in der Lombardei auf die des Nordens hingedrängt; Mailand wurde beiweitem mehr germanisirt als Como, wo sich fast ganz romanische Bevölkerung hielt. Im südlichen Deutschland scheint derselbe Fall gewesen zu sein; während die niedern Gegenden ganz von Allemannen besetzt wurden, wohnten vom Walchensee aufwärts nach den bündischen Gegenden hin wie gegen den Sentis alte Romanen, die obgleich sie jetzt (mit Ausnahme der bündner Gemeinden) deutsche Sprache angenommen haben, sich noch in der Physiognomie unterscheiden. So mögen also auch von den römischen Provincialen in Baiern die meisten an und in den Alpen, am Walchensee und anderwärts geblieben sein. Um so merkwürdiger ist bei dieser allgemeinen Erscheinung die besondere, daß die Gegenden, durch welche die Gotthardstraße bis auf die Höhe des Gebirgs von der deutschen Seite führt, ganz mit Leuten deutschen Stammes besetzt sind. Es scheint dies absichtlich geschehen zu sein, denn zum Anbau lockend ist das Land nicht.

Inwieweit sich Romanen in den Städten erhielten, läßt sich in Deutschland schwer verfolgen, und namentlich erscheint Das, was seit Gemeiner in dieser Hinsicht in Beziehung auf Süddeutschland ausgesprochen worden ist, hier und da übertrieben. Freilich läßt sich schlußweise behaupten, die frühere Bevölkerung, wie sie unter den Römern war, müsse in den Donaustädten und den südlichern geblieben sein, nachdem diese Gegenden germanische Herren erhielten. Allein gewiß war in diesen Städten gleich wie in denen am Rhein und jenseit desselben in den römischen Provinzen Germania und Belgica schon vor der Einnahme durch Germanen ein bedeutendes germanisches Bevölkerungselement. Diese stark mit germanischem Blute gemischten Provincialen in den Städten traten in diesen gewiß größtentheils nach der Besetzung der Städte durch die Germanen sehr zurück als zinshörige Handwerker und allenfalls zinspflichtige Kaufleute, unter königlichen oder adeligen oder später namentlich geistlichen Vögten und Gerichtshaltern und Zinsherren. Vornehmere, reichere Römer mögen hier und da den in die Stadt einziehenden freien Germanen sich politisch ganz angeschlossen haben; von eigenthümlichen römischen Instituten findet sich nachweisbar später gar nichts mehr; selbst bei der Richerzechheit in Köln ist die Nachweisung des römischen Zusammenhanges nie vollständig geliefert worden. Summa in den Städten, wo der Verkehr mit dem überwiegenden germanischen Elemente rascher germanisirte, ging auch das provinciale oder wallonische Element überall leichter unter als im Gebirg.

S. 25 ist wol ein Mißverständniß untergelaufen, indem es heißt: „Wer einen Bischof tödtet, erhält ein bleiernes Wams angelegt, und muß dieses mit Golde aufwiegen." Das alte Volksrecht sagt nämlich: „si quis episcopum occiderit, fiat tunica plumbea secundum statum ejus, et quod ipsa pensaverit, auri tantum donet, qui eum occidit etc." Daß hier das ejus auf den getödteten Bischof zu beziehen ist, ist schon aus dem folgenden eum klar; daß aber auch die ganze Analogie des deutschen Mordbußenwesens verlangt, daß das bleierne Wamms dem Bischof und nicht dem Mörder angepaßt wurde, hat Jak. Grimm gezeigt in den „Rechtsalterthümern", S. 674. 69.

Literarische Notizen.

Nächstens erscheint in Paris: „Voyage autour du monde de la corvette la Favorite exécuté pendant les années 1830, 1831, 1832, sous le commandement de *Monsieur de Laplace*, capitain de frégate". Die Favorite lichtete die Anker zu Toulon den 30. December 1829 und kam im April 1830 zu Bourbon an. Von hier aus steuerte sie den Seeteufen zu, stationnirte zu Mahé und besuchte hierauf Pondichery, Madras, Mazulipatnam, Malakka und endlich Manilla, wo die Schiffsmannschaft sich von so vielen Mühseligkeiten erholte. Von Manilla aus segelte die Fregatte nach Macao; in Canton sammelte Hr. Laplace interessante Beobachtungen und steuerte längs den Küsten von Cochinchina nach Touranne. Hierauf besuchte die Favorite die Anambas- und Natunas-Archipele, die bisher gänzlich unbekannt geblieben, drang durch die wenig besuchte Meerenge von Carimata in das Sundameer und erfuhr in dem Hafen von Sourabaya die Ereignisse des Juli. In Port-Jackson fand Hr. Laplace die ehrenvollste Aufnahme, hielt sich eine Zeit lang in Neuseeland auf, drang durch die Südsee bis nach Valparaiso, umsegelte dann das Cap Horn den 5. Januar 1832 und lief den 28. August in den Hafen von Toulon ein, nachdem er innerhalb 28 Monaten die Erde umsegelt und 20,400 Lieues zurückgelegt hatte.

Ueber die diesjährige Kunstausstellung in Paris ist eine Kritik in Versen erschienen: „Les Prométhéides". Die erste Lieferung ist betitelt: „Les entfaves", die Tendenz derselben spricht sich gleich in den beiden ersten Versen aus:

Malheur, trois fois malheur à l'homme sans fortune,
Si de l'amour des arts l'aiguillon l'importune.

Wahrscheinlich ist der Verf. ein schlechter Maler, der aus Verzweiflung ein schlechter Dichter geworden ist: eigentliche Kritik ist nicht darin vorhanden; nichts als Schimpfen und Lästern. 143.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Freitag, — Nr. 144. — 24. Mai 1833.

Dramatische Bücherschau für das Jahr 1832.

Zweiter Artikel.*)

13. Camoens. Trauerspiel in fünf Acten. Von Wilhelm von Chezy. Baireuth, Grau. 1832. 8. 18 Gr.

Wir haben es hier mit einer der würdigsten Arbeiten unter den tragischen Leistungen des vergangenen Jahres zu thun, mit einer von den Hervorbringungen, welche unsere Hoffnungen aufrecht erhalten und zu der Freude den Stoff hergeben, welche wir noch immer an dem Ueberblick unserer dramatischen Jahresliteratur finden.

Die Idee dieses Trauerspiels sowol wie ihre plastische Gestaltung zeugt von richtiger Erkenntniß des Wesens der Tragödie; es sind Seelenzustände, welche der Verf. malt; milde zwar und fast zu wenig pathetische — aber wenn irgendwo etwas fehlen soll, so ertragen wir das Zuwenig im Pathos immer noch lieber als das Zuviel. Die Tragödie hat den Fehler, eigentlich zwei Helden zu zeigen, deren Geschichte der Dichter etwas gewaltsam ineinander verwebt, und welche weder grade zu Contraste noch grade zu dieselben sind. Daraus ergibt sich eine Wiederholung ähnlicher Empfindungen, welche dem tragischen Effect nicht günstig sind, denn in der Tragödie will und soll der Hörer Dasselbe nur Einmal empfinden. König Sebastian, die Trauer Portugals, und Camoens, der Stolz Portugals, sind die beiden Helden, welche das Interesse dieses Trauerspiels unter sich theilen; diese Spaltung ist ein Fehler des Dichters, er hätte den Einen vor-, den Andern zurückstellen und in ein Trauerspiel mit dem Titel: „Camoens", Don Sebastian höchstens als hinter der Scene wirkend aufnehmen sollen, um so mehr, als die Geschichte die Parallelisirung Beider, in der der Verf. sich gefiel, eigentlich gar nicht rechtfertigt. Man sieht, wir gehören nicht zu Denen, welche alle Gaben der dramatischen Muse über einen Maßstab messen; für ein feines und schönes Geschenk, wie dies, nehmen wir eine Goldwage zur Hand, für andere genügt eine Blei- oder Kohlenwage. Wer wird von einem Kinde Rappo'sche Kraftäußerungen verlangen? Aber von einem Manne kann ich begehren, daß er Das, was er gefaßt hat, auch festhalte.

Die Scene eröffnet sich zwischen den beiden flüchtigen Grafen Silva, jetzt Jäger und Fischer, und Ines, des Aeltern Tochter; Portugals Unglück unter der spanischen Herrschaft malt sich im Bilde der verfolgten Grafen. Da schwimmt Camoens, schiffbrüchig, die „Lusiade" hoch über den Wogen emporhaltend, an die Küste. Ein schöner Monolog:

Wie anders weht die Luft der Heimat noch
Als in den fernen Landen, die der Ruf
Beglückter preist! . . .
Zum zweiten Male wird geboren, wer
Zum ersten liebt . . .

thut seine Vaterlandsliebe in schönen Zügen. Unterdeß ist Diego, ein Offizier Don Sebastian's, unter des Königs Namen aufgetreten. Er hat den einen der Silva, welcher nur das Königthum in ihm vertheidigt, hingerissen, indeß der andere Bruder zweifelt und Camoens versichert, er habe Don Sebastian fallen sehen. Die spanische Tyrannei verhaftet ihn und nöthigt den Dichter, in einer öffentlichen Schrift jenen falschen Sebastian für einen Betrüger zu erklären. Des Vicekönigs Tochter Elvira, eine zweite Eleonore, bietet ihm in äußerst zarten Worten Schutz und dem Hülflosen Brot. Der Sänger, sagt sie, ist gleich der Lerche:

Und wie der Lerche muß ein fremdes Feld
Ihm freundlich dienen . . .
Ein frommer Pflüger denkt: Mehr Segen bringt
Mir der bescheidne Gast, als er verzehrt.
Und liebreich streut er auch im Winter noch
Vor seine Scheuer manches Körnchen hin.
Was soll die Lerche thun . . .

Camoens.

. . . Das Futter picken!

Indeß erscheint der wahre Don Sebastian. Die Zweifelnden fallen ihm zu, und auch Camoens erkennt seinen Irrthum und das Verderbliche seiner öffentlichen Erklärung. Diego unterwirft sich seinem König, die Silva kämpfen für ihn; Ines liebt ihn, und Camoens ficht und wirbt für ihn. Umsonst! das Volk ist durch seine Schrift getäuscht, Sebastian wird von den Spaniern besiegt, gefangen mit seinen Anhängern und Camoens, der nun als ein Verräther an sich selbst erscheint. Die Haltung Sebastian's als König, hoffnungsvoll und als Gefangener der Spanier ungebeugt, ist trefflich. Elvira besucht den gefangenen Dichter, sie bringt ihm Trost, und er begehrt Liebe.

Elvira.

Am herrlichsten wird immerdar geliebt,
Wer von den Lippen Botschaft nie empfing.

In diesem zarten Wort verbirgt sich ihre Neigung. Der Vicekönig verurtheilt Diego und Camoens zum Tode auf seine Erklärung:

. . . Ich bekenne mich
Der Treue schuldig gegen meinen König;
Den Frevel läßt kein Spanier ungeahndet.

Elvira bittet um Gnade für ihn:

Wer nicht begreift des Sängers hohe Würde,
Dem ist die Schöpfung eine todte Last.
Wir fassen nicht das Weh der Nachtigall,
Der Heide Säuseln und der Wellen Rauschen,
Gibt er die Deutung nicht in seinem Lied . . .

Sebastian erscheint und gibt untrügliche Proben, daß er der König ist. Der Vicekönig ist überzeugt; er will Nachricht nach Madrid senden:

Mein König ist Euer Erbe, doch kein Räuber.

Doch Sebastian ist verwundet; er stirbt; Diego wird als Betrüger hingerichtet und Camoens freigelassen. Für den Hülflosen bettelt der treue Neger Felix. So findet ihn Elvira; man

*) Vgl. Nr. 108 u. 109 d. Bl. O. Red.

bringt ihn in ein Hospital; er stirbt, und Felix rächt ihn an seinem Verfolger Eiga, Elvira's Gemahl. Elvira geht in ein Kloster. „So steh' ich denn", sagt der Vicekönig,

... Auf meiner Größe Gipfel
Verlassen da mit dem verwaisten Herzen
Und ohne jetzt doch erst, was Liebe sei.

worauf Nuño Silva erwidert:

So werdet Euch zum ewigen Quell der Liebe,
Der nie versiegt. . . . . .
Laßt diesen Helden ehrenvoll bestatten
Und setzt ihm auf den Marmor eine Schrift:
„Undankbar Vaterland, hier ruht dein Sänger,
Des Ruhmes und der Liebe Märtyrer".

So stoffreich und dichterisch, wie die Fabel aufgefaßt ist, so mannichfaltig, reich und glücklich zeigt sich das Gedicht von der Seite der Charaktere. Jede seiner Gestalten behauptet eine Persönlichkeit und zwar eine für die Kunst brauchbare. Sebastian's königlicher Adel, Camoens' Treue, der Silva ganz verschiedener Eifer für das Vaterland, und ihnen gegenüber der Vicekönig, stolz, aber gerecht, Cesar blos Fürstendiener und Eiga Verräther, selbst Elvira und Ines — wie persönlich und scharf gesondert! Nicht geringeres Verdienst hat die Sprache, voll, bilderreich, prägnant, doch ungesucht, naturgemäß, und weder mit Kürze noch mit Wortfülle prunkend. Dabei wahrhaft dramatisch:

Sebastian (verwundet).
Im Purpurschmucke meines besten Bluts
Empfang ich den willkommnen Tröster: Tod.
Weß Leichnam ist mein Kissen? Miguel Silva!
Camoens.
So ließ der Krieger.

Der Leser mag sich, wie wir, an diesem nicht kühnen, nicht genialen, nicht im Uebermaß Schmuck suchenden, aber gehaltenen und würdigen Gedicht erfreuen.

14. Die Macht des Gewissens. Drama in einem Act. Von Clip. Breslau, Schulz u. Comp. 1832. 8. 8 Gr.

Mit dem literarischen Gewissen des Verf. der „Macht des Gewissens" muß es nicht sonderlich bestellt sein, sonst würde sein Daumen ihm gesagt haben, daß er mit dieser Arbeit, welche um zehn Jahre zu spät kommt, Müllner's „Schuld" und Houwald's „Leuchtthurm" gewissenlos copirte. In dem ganzen Stücke ist auch nicht ein Gedanke oder auch nur ein Vers, der ihm selbst angehörte; Alles ist abgehörtes, auswendig gelerntes Wortgeklingel, das sich ohne allen Grund hier breit macht. Welche Schuld Maria trage, ergründen wir gar nicht; und ihre Koketterie mit ihrer Schuld wird darum, wäre sie sonst auch noch erträglich, ganz unerträglich. Dabei hinken die widerwärtigen Trochäen mit allen ihren vier Füßen so endlos, gedehnt und mühsam durch das Buch hin, daß es ein Jammer ist. Wir möchten ihnen zu Hülfe kommen und wissen doch nicht wie, denn wir sehen gar kein Ziel, dem sie zuhinken.

Es ist merkwürdig, wie dieser unglückselige und unglückverkündende Vers, dem man „Die Schuld" gleich von vornher ansieht, die Phantasie des Dichters hemmt und jeden energischen Gedanken in der Geburt erstickt. Sein lahmer, schleichender Sündergang widersetzt sich jedem kräftigen Gefühl, das mit der Welt ringen will, und kränkelt ihm des Gedankens (d. h. des mit der Sünde kokettirenden Gedankens) Bläße an. Wir hassen diesen Vers im Drama unsaglich; er scheint uns mit seinem monotonen Wortfall recht eigentlich geschaffen, alle auftauchende selbstthätige Denkkraft, alle Originalität, ja alle Poesie zu ersticken. Sein Reich ist mit der „Schuld" erschöpft, und wer das Unglück hat, auf diesem Unglücksvers zu reiten, der mag nur vorweg darauf gefaßt sein, auch mit der rüstigsten Kraft nichts Besseres hervorzubringen, als ein Schattenbild der „Schuld". Von rüstiger Kraft aber ist bei unserm Verf. nicht die Rede. Er leiert sein Thema ab:

Goldne Zeit der Jugendjahre,
Da die Welt im Rosenglanze (!)
Eines Frühlings uns erscheinet.
Du nur bist die einzig klare
In des Lebens buntem Kranze,
Der so viele Blüten einet.
Deren Duft (wessen?) wir emsig saugen,
Gleich den flücht'gen Schmetterlingen,
Die von Reich zu Reiche fliegen
Und mit wiederholten Zügen
Schlürfen von den süßen Dingen, (!)
Die bezaubern Herz und Augen.

Wer daran nicht genug hat, möge sich mehr dergleichen in diesem Büchlein suchen oder sich, wenn's ihm beliebt, mit der wahnsinnigen Maria von einem Felsen herab in das tiefe Meer stürzen.

15. Nero. Tragödie in drei Acten. Von Friedrich Richter. Regensburg, Reitmayr. 1831. 8. 12 Gr.

Was die vorangehende Arbeit an Originalität zu wenig darbot, scheint diese eher zu viel zu besitzen. Es ist ein merkwürdiges Product, schon seiner seltsamen Verirrungen wegen, und wir verschmähten etwas an unserer Pflicht, wenn wir den künftigen Leser dieser Uebersicht nicht auf die seltene und eigenthümliche Kraft aufmerksam machten, die sich in dem Verf. unter Schlacken aller Art, Ungeschmack und Unnatur verbirgt. Blitze von Gedanken und Blitze von Witzen überraschen uns in dieser wunderlichen Arbeit, die, was die kunstmäßige Führung der Tragödie betrifft, nichts mehr als ein roher und verfehlter Entwurf ist. Der Verf. überspringt alle Unmöglichkeiten nicht blos, sondern alle Kunstgesetze sogar, aber er weiß Charaktere zu schaffen und ihnen Worte mitzugeben, die ebenso neu sind als jene, die eine starke, ringende Kraft verkünden, welche die Regeln ihrer Wirksamkeit noch nicht gefunden hat. Der Sprache ist er nicht mächtig, er beherrscht sein Material nicht, er arbeitet nicht nach schönem Muster, aber ein Dichter steckt doch in ihm, wiewol er keinen erträglichen Vers machen kann.

Ein Monolog Nero's eröffnet die formlose Tragödie, nun und originell wie Alles in ihr. Der Tyrann liest im Seneca: „Warum Unglück den Rechtschaffenen verfolgt. Simpel, hättest du mich gefragt, statt des unergründlichen Seneca, ich hätte dir geantwortet, daß die Rechtschaffenheit eine erbärmliche Rüstung ist gegen die Pfeile der neidischen Götter. Wieder neidisch, wieder gierig muß man sein, bisweilen auch furchtbar. Sokrates' Giftbecher — altes Schulliedl (nachdenkend). Ich habe so lange Niemand das edle Vorbild nachahmen gelehrt. Der ungehorsame Burrhus hat das Narkotische daran geschmeckt. Spitzbübischer Vetter Britannicus! Scheelsüchtige Muhme Domitia — ha — denen mag's im Leibe gewühlt haben u. s. w." Welche furchtbare Charakteristik des herausfordernden Hohnes! Fürwahr, man lernt einen Nero verstehen! Lykas erscheint, Lobgedichte auf den Kaiser zu lesen, der sich über Einsamkeit beklagt und die Gedichte matt findet. Mit Tigellinus wird die Entführung der Flora besprochen; ein Schwarm betrunkener Schelme hat den Kaiser von der Liebesleiter verscheucht. Die zweite Scene zeigt uns Aetius Piso, rasend wie Hamlet gegen seine Schlaffheit.

O Schlaffheit, Todeslähmung jeder Kraft,
O Leben, zum jammerwerthen Siechthum ausgetrocknet!
Meinen Arzt will ich spannen — ja, der lebt noch — —
Ha — nicht im Arzt, in diesem unnachgiebigen Gehirn,
Hier steckt die Lähmung . . .
So lange suchen und doch nichts entdecken,
Daß man sagen kann . . .
Das ist's; so und nicht anders muß es geschehn . . .
Ich trag's nicht länger . . .

Haggi, ein Chaldäer, erscheint und mahnt zur Weisheit; es wird nichts ausgemacht. Claudia und Theophila halten ein religiöses Gespräch. Die eifersüchtige Poppäa verlangt von Tigellinus, daß er sie niederstoße. Senca, Piso, Mutter,

Aelius, Sulpicia, seine Mutter. Der Vater räth zu verschlagener Klugheit. Aelius: „Ich will mich an ihn schmiegen wie eine Schmarotzerpflanze, achtsam auf jede Geberde, deutend jedes Hüsteln, und dabei doch der männliche Aelius Piso bleiben, bis günstige Götter diese Rechte zum Sturz eines Unthiers rühren wollen.“ Die Mutter will, er soll ein ehrenvolles Leben als des Kaisers Günstling führen. „Hündisches Weib!“ erwidert M. Piso. Nun soll Haggi einen Zaubertrank bereiten. Doch Theophila, Aelius' Verlobte und heimlich Christin, erscheint und singt Aelius' Schmerz in religiöse Wehmuth. Aelius: „Hör' ich die freien Weisen klingen? Mir meint's in den Sinnen!“

Theophila.

Mann, wir sind unsins geboren,
Als ein Tropfen aus dem Quell,
Haben uns durch uns verloren,
Und es schied die Ruhe schnell.

In dieser mystischen Weise spricht Theophila durchweg. Ihre Freundin Claudia scheucht den unreinen Aelius von ihr. Im zweiten Act: Paulus bei Nero. Paulus sucht den Tyrannen zu erschüttern. „Grimme Unholde werden Euch schütteln, und an des Todes Schwelle werdet Ihr heulen. So hab' ich weder Freund noch Feind mehr.“ Nero findet die Drohung schal und will zu launiger Unterhaltung ihm Gehirn und Herz durchsuchen lassen. Ein Gewitter kommt dazwischen, Paulus weissagt und Seneca ruft: „Er phantasirt Kosmogonien!“ Urkräftig ist der Heide in Seneca, der Christ in Paulus gemalt, der Despot in Nero, der unwillig verschlagene Feind in Aelius. Die Stimmung des Verf. scheint eine verbissene Verachtung des Menschen zu sein, der nur insoweit einen Werth hat, als er Christ ist. Seine Bilder aber sind von einem so originellen Wurf, daß, wiewol geschmacklos, sie uns durch Neuheit in Erstaunen setzen. Z. B. Aelius: „Mir todte der Muth in der Brust, verschlagene Klugheit kam mir vor wie ein knurrendes Stubenkätzchen, dem die Maus erst auf den Suppenteller springen muß.“ Haggi: „Ein Mann, der seinen Geist nicht halten kann, ist wie eine Stadt ohne Mauern.“ Und Marcus: „Die Wilde wollt' ich lieber gefangen halten, als dies ergrimmte Weib bewachen.“ Doch wir fahren in unserer Skizze fort. Ein altes Jude, Malluch, und ein neuerer, Levi, treten auf; die Verschwörung gegen den Kaiser geht fort, dann erscheinen zwei Spione und ein Spaßmacher. Erster Spion: „Spazierst du auch auf und ab, Faun! Ums Himmels willen, der Bengel verzieht sein Gesicht zur Philosophie.“ Spaßmacher: „Zum Todtlachen meinst du, denn die Philosophie ist die Kunst, über den Tod zu lachen. Das ist's aber nicht; sondern jetzt begattet sich das Versmaß mit seinen Gedanken in den Speichern da oben.“ Zweiter Spion: „Muß das eine Hochzeitsnacht in diesem Schädel sein! u. s. w.“ Indem geht Rom in Flammen auf. Dritter Act: Aelius ist verhaftet.

Noch irgend eine andere Verruchtheit
Muß zähneklöffend, grinsend drunter sitzen.
Im eignen Hause nur bewacht man mich —

Er liebt Flora. Theophila erscheint und bekehrt ihn zum Christen:

Sterben — sterben kann ich —
Denn in mir klingt zu wonniger Frühe ewigen Lebens
Der Name Jesus Christus!

Paulus vermählt ihn mit Theophila. Der Kaiser ist ermordet. Paulus stirbt im Kerker und Haggi schließt das Stück, indem auch er Christ wird. „Stern, der meine Väter leitete — ihm Kraft, Reich und Herrlichkeit!“

Diese Skizze war nöthig, um dem Leser zu zeigen, mit welch' einem wunderlichen Gedicht er es hier zu thun hat. Stücke wie dies hatten wir im Sinn, als wir behaupteten, daß die dramatische Muse bei uns alljährlich einzelne Wunder hervorbringe, mit denen verglichen die Erzeugnisse der Lyrik, der Romantik schal und eintönig, matte Wiederholungen ohne Neuheit wären. Welch ein seltsamer Geist in diesem, alle Form, alle Fesse, alles Kunstgesetz verspottenden Gedicht? Und wer wird sich dieses Geistes annehmen, ihn leiten zu den Quellen der Schönheit? Wird er, der die Form verachtet oder nicht kennt, nicht verloren gehen? Wird er, vergessen, unaufgemuntert, unbemerkt, nicht müde werden und seine Lyra zertrümmern? Er scheint schutzlos! Möge ihn sein eigner wogender, dahinrauschender Geist schützen! Möge er ihn zügeln, bändigen, daß er dem ewigen Gesetze des Schönen sich unterwirft.

(Die Fortsetzung folgt.)

Stewart's Mission in die Sandwichinseln.

Herr Stewart, ein Missionnair aus Nordamerika, schiffte sich im J. 1829 zu Norfolk auf einer den Vereinigten Staaten gehörigen Fregatte ein, die ihn nach Lima führte. Zu Callao nahm ihn das Kriegsschiff le Vincennes auf, welches dazu bestimmt war, Verbindungen mit den Südseeinsulanern zu eröffnen; Herr Stewart war mit der Leitung dieses Unternehmens beauftragt. Das Schiff lichtete die Anker unter den 4. Juli 1829 und segelte nach den Washingtoninseln. Hr. Stewart macht eine interessante Beschreibung von dem malerischen Anblicke der Insel Nukuhiva, die zu diesem Archipel gehört, von den Sitten und Gebräuchen der Einwohner, die sich noch nicht sehr über den Zustand der Wildheit erhoben haben. Ist Einem unrecht geschehen, und ist er der Stärkere, so tödtet er seinen Gegner, wo nicht, so beschränkt er sich auf ohnmächtige Drohungen. Die Stammhäupter haben durchaus keine Gewalt über die Mitglieder der Stämme. Jeder, der sich durch Muskelkraft und Muth besonders hervorthut, ist ein Heros und wird nach seinem Tode unter die Götter versetzt. Auf den Marquesasinseln fodern und erhalten die Helden selbst noch bei Lebzeiten göttliche Ehrenbezeigungen. Sie stützen sich dabei auf die Macht, die sie vorgeblich über die Elemente, über Donner und Blitz ausüben. Dergleichen Götter sind übrigens selten. Auf der Insel Nukuhiva befand sich damals keiner. Zu den Opfern, die den Gottheiten gebracht werden, gehören noch Menschenopfer, zu welchen man die Kriegsgefangenen nimmt. Zuweilen verschafft man sich auch Subjecte durch den Tabou, welcher darin besteht, daß man gewisse Dinge untersagt. Gewöhnlich wird verboten, ins Wasser zu tauchen. Wenn nun Jemand durch Zufall, Unwissenheit oder selbst aus Menschenliebe den Tabou verletzt, so wird er geschlachtet.

Von Nukuhiva steuerte das Schiff nach Otaheiti, wo der Bekehrungseifer der Missionnaire bis zum Jahre 1818 nur spärliche Früchte getragen, indem damals kaum 50 Christen vorhanden waren. Im J. 1815 war die Anzahl der Christen auf sämmtlichen Inseln des Archipels auf 500 angewachsen, und die meisten waren aus den Schulen der kleinen Insel Eimeo hervorgegangen, woraus man abermals sieht, daß Künste und Wissenschaften die besten Beförderer des religiösen Glaubens sind. Gegenwärtig ist der alte Götzendienst gänzlich abgeschafft. Die Südseeakademie zu Eimeo, welche ungefähr 15 Seemeilen westlich von Otaheiti liegt, ist der Focus, von welchem nun sich die Strahlen der Aufklärung über die benachbarten Archipele verbreiten. Die Zöglinge dieser Akademie schöpfen ihren Unterricht aus Büchern, die in ihrer eignen Sprache abgefaßt sind mittels eines Systems alphabetischer Zeichen, das in Europa ersonnen und durch Herrn Pickering in den Verhandlungen der amerikanischen Akademie der Künste und Wissenschaften bekannt gemacht worden ist. Die Schulgebäude befinden sich auf der Ostseite der Insel, welche außerdem eine christliche Kapelle besitzt; sie bildet ein Oktogon von 70 Fuß im Durchmesser und ist aus polirten Korallen gebaut. In Otaheiti findet man eine künstlich gebaute Landstraße 100 engl. M. in der Länge, und ein von Herrn Nott verfaßtes Gesetzbuch, welches für den ganzen Verwaltungsbezirk der Gesellschaftsinseln gültig ist.

Gegen die Hälfte des Sept. 1829 verließ das Schiff die Gesellschaftsinseln und kam nach einer Fahrt von 125 Seemeilen auf den Sandwichinseln an. Der Zustand der Cultur ist höchst befriedigend.

Der größte Theil der Einwohner zeigt sich sehr geneigt, die Lehren des Christenthums sowol als die Gebräuche der civilisirten Welt anzunehmen. Es ist wirklich ein erhebendes Schauspiel, diese Menge Greise und Kinder, Weiber und Männer zu sehen, die zur Schule eilen, um Lesen und Schreiben zu lernen. Einige Zeit nach ihrer Ankunft wohnten die Offiziere des Vincennes zu Honoululou, der Residenz des Königs, einer öffentlichen Prüfung bei. Der Unterricht der obern Classen mit einigen Hundert Zöglingen umfaßt Lesen, Schreiben, Rechnen, Geographie, biblische Geschichte und Gesang; das Ergebniß dieser ganz eignen Schulprüfung fiel sehr günstig aus. Der König, der damals 16 Jahr alt war, und einige der alten Waffengefährten und Räthe des Königs Tamehama zeichneten sich an der Spitze ihrer Classen aus und schienen sich zu bemühen, im Gymnasium den Rang zu behaupten, den sie im Staate hatten. Der König las aus einem englischen Buche vor. Man erstaunte allgemein über seine reine, deutliche Aussprache. In dem Prüfungssaale hatte man weibliche Arbeiten, welche die Zöglinge der Mädchenschule unter Miß Ward verfertigt hatten, zur Schau gestellt. Bereits haben viele Damen auf den Inseln das Schneiderhandwerk erlernt und verdienen mit Kleidermachen viel Geld. Man hat mehre Versuche gemacht, einen Gesetzcodex zu entwerfen, der aber bis jetzt nicht zu Stande gekommen ist.

Dieses ist der Zustand der Dinge in jenem Theile der Südseeländer, Religion, Wissenschaften, Industrie führen die Eingeborenen der Civilisation entgegen; indeß ist zwischen den Repräsentanten der moralischen und der materiellen Interessen, welche durch den Durst nach Alleinherrschaft getheilt sind, ein Zwist ausgebrochen, der leicht in unversöhnlichen Streit und Krieg ausbrechen könnte. In dieser Collision hat der Instinkt der Insulaner die wahren Vertheidiger ihrer Interessen erkannt; einerseits haben sie die niedrige Geldgier gewürdigt, welche sich auf ihre Kosten zu bereichern sucht, andererseits die uneigennützige väterliche Vorsorge Derjenigen, welche ihnen zugleich die Lehre und das Beispiel der Selbstaufopferung gebracht haben. 143.

Literarische Anzeige.

Bericht über die Verlagsunternehmungen für 1833 von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die mit * bezeichneten Artikel werden bestimmt im Laufe des Jahres fertig; von den übrigen ist die Erscheinung ungewisser.

(Fortsetzung aus Nr. 140.)

*12. Geschichte der Staatsveränderung in Frankreich unter König Ludwig XVI., oder Entstehung, Fortschritte und Wirkungen der sogenannten neuen Philosophie in diesem Lande. Sechster Theil. Gr. 8. Auf feinem Schreibpapier.

Der erste bis fünfte Theil (1826—30) kosten 9 Thlr. 16 Gr.

13. Heinsius (Wilhelm), Allgemeines Bücherlexikon, oder Vollständiges alphabetisches Verzeichniß aller von 1700 bis zu Ende 1833 erschienenen Bücher, welche in Deutschland und in den durch Sprache und Literatur damit verwandten Ländern gedruckt worden sind. Nebst Angabe der Druckorte, der Verleger und der Preise. Vierter Supplementband, oder des ganzen Werkes achter Band, welcher die von 1828 bis Ende 1833 erschienenen Bücher und die Berichtigungen früherer Erscheinungen enthält. Gr. 4.

Der erste bis siebente Band (1812—29) kosten im herabgesetzten Preise 20 Thlr.; auch einzelne Bände werden zu verhältnißmäßig billigern Preisen gegeben.

*14. Huber (Therese), Erzählungen. Gesammelt und herausgegeben von B. A. H. In sechs Theilen. Fünfter und sechster Theil. 8. Auf feinem Druckpapier.

Der erste bis vierte Theil (1831) kosten 9 Thlr.

*15. Karamsin, Geschichte des russischen Reichs. Nach der zweiten Originalausgabe übersetzt. Elfter Band. Gr. 8. Auf gutem Druckpapier.

Der erste bis zehnte Band, mit Karamsin's Bildniß (1820—27), kosten im herabgesetzten Preise 10 Thlr.

16. Kaorring (Karl von), Russische Bibliothek für Deutsche. Viertes Heft und folgende. 8. Geh. Auf Druckpapier.

Das erste bis dritte Heft (1831) kosten 2 Thlr. 12 Gr.

*17. Krug (Wilhelm Traugott), Encyklopädisch-philosophisches Lexikon, oder Allgemeines Handwörterbuch der philosophischen Wissenschaften nebst ihrer Literatur und Geschichte. Nach dem heutigen Standpunkte der Wissenschaften bearbeitet und herausgegeben. Zweite, verbesserte und vermehrte, Auflage. In vier Bänden. Zweiter und dritter Band. Gr. 8. Auf gutem Druckpapier.

Der erste Band (1832) kostet im Subscriptionspreise 2 Thlr. 18 Gr.

*18. — —, Encyklopädisch-philosophisches Lexikon. Supplementband zur ersten Auflage, enthaltend die Zusätze und Verbesserungen der zweiten Auflage. Gr. 8. Auf gutem Druckpapier.

*19. Provinzialrecht aller zum preußischen Staate gehörenden Länder und Landestheile, insoweit in denselben das Allgemeine Landrecht Gesetzeskraft hat, verfaßt und nach demselben Plane ausgearbeitet von mehren Rechtsgelehrten. Herausgegeben von Friedrich Heinrich von Strombeck. Zweiten Theils dritter Band. Gr. 8. 20 Bogen auf Druckpapier. 1 Thlr.

Auch unter dem Titel:

Provinzialrecht der Provinz Westfalen. Dritter Band: Provinzialrecht der ehemals kurkölnischen Grafschaft Recklinghausen, von Clemens August Schlüter.

Ersten Theils (Provinz Sachsen) erster Band: Fürstenthum Halberstadt und die Graf- und Herrschaften Hohenstein, Regenstein und Derenburg, bearbeitet von Leop. Aug. Wilh. Lentze (1827), kostet 1 Thlr. 12 Gr.

Zweiten Theils (Provinz Westfalen) erster Band: Fürstenthum Münster, die zum Hochstift Münster gehörigen Besitzungen der Standesherren, die Grafschaft Steinfurt, die Herrschaften Anholt mit Gehmen, bearbeitet von C. A. Schlüter (1829), kostet 1 Thlr. 20 Gr.

Zweiten Theils zweiter Band: Grafschaft Tecklenburg und Obergrafschaft Lingen, bearbeitet von C. A. Schluter (1830), kostet 20 Gr.

Dritten Theils (Westpreußen) erster Band: Districte des preuß. Landrechts von 1721, bearbeitet von Leman, erster Theil (1830), kostet 2 Thlr. 12 Gr.

Dritten Theils zweiter Band: Districte des preuß. Landrechts von 1721, bearbeitet von Leman, zweiter Theil (1832), kostet 2 Thlr. 12 Gr.

Dritten Theils dritter Band: Die Statutarrechte der Stadt Danzig, bearbeitet von Leman (1832), kostet 2 Thlr. 12 Gr.

Zu diesem Werke gehören ferner, obwol unter besondern Titeln erschienen:

Die Fürstenthümer Paderborn und Corvey in Westfalen, nebst ihrer rechtsgeschichtlichen Entwickelung und Begründung aus den Quellen dargestellt von Paul Wigand. Drei Bände. 1832. Gr. 8. 4 Thlr. 12 Gr.

Das pommersche Lehnrecht, nach seinen Abweichungen von den Grundsätzen des preußischen Allgemeinen Landrechts dargestellt von Zettwach. 1832. Gr. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

*20. Raumer (Friedrich von), Geschichte Europas seit dem Ende des funfzehnten Jahrhunderts. In sechs Bänden. Zweiter und dritter Band. Gr. 8.

Der erste Band (1832) kostet im Subscriptionspreise auf gutem Druckpapier 3 Thlr. 4 Gr., auf extrafeinem Velinpapier 6 Thlr. 8 Gr.

21. Schmid (Reinhold), Die Gesetze der Angelsachsen. In der Ursprache mit Uebersetzung und Erläuterungen. Zweiter Theil. Gr. 8. Auf gutem Druckpapier.

Der erste Theil, den Text nebst Uebersetzung enthaltend (1832), kostet 3 Thlr. 6 Gr.

22. Shakspeare's Vorschule. Herausgegeben und mit Vorreden begleitet von Ludwig Tieck. Dritter Band. Gr. 8. Auf feinem Druckpapier.

Der erste und zweite Band (1823—29) kosten 5 Thlr. 6 Gr.

*23. Historisches Taschenbuch. Herausgegeben von Friedrich von Raumer. Fünfter Jahrgang. Mit einem Bildnisse. 12. Auf feinem Druckpapier. Cart.

Jeder der ersten drei Jahrgänge kostet 2 Thlr., der vierte 1 Thlr. 16 Gr.

(Die Fortsetzung folgt.)

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonnabend, — Nr. 145. — 25. Mai 1833.

Dramatische Bücherschau für das Jahr 1832.

Zweiter Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 144.)

16. Robespierre, oder der neunte Thermidor. Drama in drei Theilen und acht Bildern. Ein Gemälde der französischen Revolution im Jahre 1794. Nach Anicet-Bourgeois und Francis, von Georg Ball. Nürnberg, Winter. 1832. Gr. 12. 21 Gr.

Nach jener schönen Extravaganz, die uns, ginge es nach uns, noch länger gefesselt hätte, kehren wir zu gesetzmäßigern Leistungen zurück. Zwar ist auch das vorliegende Werk kein strenges Drama, sondern mehr Das, was Vitet „scènes historiques" genannt hat; doch reiht ein unzerrissener Faden diese acht Bilder zu einer dramatischen Handlung auf, der Wirkung und Wahrheit in hohem Grade beiwohnen. Eine kühne Conception zeigt sich in der Charakteristik des eigentlichen Hauptheiden, Brutus Ciorac, Friseur des furchtbaren Robespierre. Diese Figur ist so originell erfunden, daß es nur der Geschichte möglich war, sie hervorzubringen. Ciorac, dieser große Mensch, der von seiner Größe keine Ahnung hat — ein Zug von ungewöhnlicher Kunst — spielt den wüthenden Republikaner, Jakobiner, trennt sich von seinem geliebten Weibe, um so seine Rolle desto sicherer zu spielen, Robespierre nahe zu bleiben, um im vertraulichen Umgang mit ihm Proscriptionslisten und Todesbefehle von seinem Pult wegzustibitzen und diese in Papilloten zu verwandeln. Auf diese Art rettet er beide Loizerolles und leitet den Sturz des Tyrannen ein, ohne zu ahnen, daß er mit dem Allem etwas Ungewöhnliches thut. Einem solchen Charakter fehlt die dramatische Wirkung selten. Ciorac sieht oder achtet keine Gefahr für sich — wir aber fühlen sie doppelt für ihn, und Mitgefühl erwecken — das ist das offenbare Geheimniß der dramatischen Kunst. Alles Uebrige an diesem Stück ist mit mäßigem Geschick erfunden. Die Gestalt des „Unbestechlichen" ist gut; Barrère, der ewig unschlüssige, die Bluthunde Couthon, Just, Fouquier-Tinville sind kräftig, Mad. Tallien und ihr Gemahl sehr gut, Charlotte, Ciorac's Frau, und die Loizerolles mittelmäßig gehalten; schwach ist der doppelte Verräther Simon. Die Fabel selbst ist von der Historie vorgezeichnet. Die glücklichste Scene, voll gewaltiger dramatischer Wirkung ist die, wo Robespierre im Begriff steht, den Diebstahl Ciorac's zu bemerken, und dieser die Entdeckung ablenkt. Das Stück endet mit Robespierre's Selbstentleibung. Die Uebersetzung ist wenig mehr als erträglich; die Bonmots des Hauptheiden Ciorac und sein „Na, thut nichts" kehren zu oft wieder. Schwer verkannt, endlich erkannt als der großmüthige Menschenfreund, der er ist, stirbt er mit den Worten: „Die Freiheit siegt, ich sterbe, na, thut nichts", in Charlottens Armen.

17. Die Bildweihe, oder der Frevel an dem Heiligen. Trauerspiel in fünf Aufzügen. Von Karl Werlich. Als Handschrift. Rudolstadt, Hofbuchhandlung. 1832. 8. 8 Gr.

Eine Kunsttragödie, von der wir nicht einsehen, daß sie den berühmtesten ihrer Gattung, dem „Correggio", dem „Bilde" und ihren zahllosen Nachahmungen sehr nachstände. Die leitende Idee darin ist vielmehr ohne Frage der im „Bilde" wie im „Correggio" vorzuziehen, wiewol sie freilich noch lange keine tragische ist. Glück und Verderben eines jungen Malers, der, indem er die heilige Jungfrau malt, ein Conterfei seiner Jugendliebe darstellt — das ist das Thema. Die äußere Geschichte seines Unterganges ist mit Geschick und dramatischer Wirkung erfunden. Verfolgt von Kunstneid, vom Haß solcher Römer, die dem deutschen Maler seinen Ruhm misgönnen, von dem Bräutigam seiner Geliebten der Entweihung des Heiligen angeklagt, als er im Bewußtsein seiner geheimen Schuld sein eignes Bild schmäht, vom Papst anathematisirt, stirbt seine Elise von Mörderhand, als sie ihn schützt, er im Wahnsinn. Diese Fabel hat unstreitig ihre schwache Seite; aber im Ganzen genommen, ist sie dramatisch und insoweit trefflich, als sie die Entwickelung des tragischen Thatbestandes in die Seele der Handelnden legt. Die Charaktere dagegen sind herkömmliche Personificationen; nicht Individuen, sondern Ideen mit Fleisch und Bein; nicht Personen in unserm Wortverstande, sondern im ursprünglich römischen, Masken, Sprachröhre. Hierin hat der Verf. die Erklärung zu suchen, warum seine in manchem Betracht tüchtige Arbeit schnell vergessen werden wird, und er hat nur darüber sich zu wundern Ursache, warum Stücke, die um nichts besser sind als das seine, wie die obengenannten gleichartigen Geisteskinder, gelesen, dargestellt, kritisirt, ja sogar bewundert werden.

Der Verf. ist im Besitz einer eignen Gattung von kunstpoetischer Sprache, die nur schon zu oft gehört worden ist, um noch Wirkung hervorzubringen. Sein Vers ist weich, seine Sprache bilderreich, melodisch, und das ganze Stück zeigt der maulwurfsäugigen Kritik nicht einen unpassenden und verwerflichen Ausdruck. Worin liegt es nun, daß seine Arbeit dennoch nur eine geringe Wirkung zurücklässt? In dem Mangel an Wahrheit — an Individualität der handelnden Personen! Der Inhalt der ganzen Tragödie liegt in den Worten des Improvisators:

> Die Kunst erfaßt den Himmel auf der Erde;
> Doch wehe Dem, der unrein tritt zu ihr,
> Und mit begierdevollem, stolzem Herzen
> Ergriff des Heiligthumes Strahlenkerzen.

Man hat die Tragödie gelesen, wenn man diese Worte gelesen hat. Nach ihnen ist die Handlung zugeschnitten — sie zu belegen, geschieht, was geschieht — anstatt, daß aus Dem, was geschieht, die Idee in freier Entwickelung hervorzugehen scheinen sollte. Der Dichter soll sein Ziel haben; aber wir sollen nicht sehen, daß er eins hat.

18. Hermanfried. Trauerspiel. Hirschberg, Resener. 1832. 16. 12 Gr.

Auch dieser dramatischen Arbeit, von ganz anderer Richtung als die vorhergehende, fehlt es nicht an einem gewissen Verdienst, wiewol es nicht eben an der Stelle zu suchen ist, wo

der Verf. es zu finden meint. Er bittet: „to survey the whole, not to seek slight faults“, und grade das Ganze ist viel minder lobenswerth als das Einzelne. Die Geschichte Hermanfried's, des letzten Königs der Thüringer, ist kein unwürdiger tragischer Stoff und kann, glücklich erfaßt, zu einem sehr wirkungsvollen werden. Der Verf. hat die Fabel zu breit, zu verworren aufgefaßt und dadurch, daß er zu viel ist sie aufnahm, ihre Wirkung geschwächt. Statt in die Tiefe hin, hat er — ein sehr gewöhnlicher Fehler — in die Breite gearbeitet und den Ideenschatz im tiefern Grunde ruhen lassen. Es war genug, an den Grundgedanken der Historie festzuhalten, Erbrecht, Königsehre, die zum Despoten wird, weil Abfall und Verrath sie dazu machen, Reue, Sieg des Rechts und sein Anerkenntniß. Der Verf. hätte — wir haben es schon so oft gesagt — seine Geschichte wie einen Mythus behandeln sollen; dann würde er eine Tragödie hergestellt haben, wo jetzt nur eine Historie in Handlung angetroffen wird. Gute Muster sind ihm nicht fremd; es fehlt seinen Charakteren weder an Kraft und Persönlichkeit, noch seiner Sprache an Reiz, poetischer Fülle, noch selbst an Gedanken; aber seine Handlung ist uneins, zerrissen und durch allzugrellen Wechsel wirkungslos. Einzelne Seelenstimmungen sind mit glücklicher Hand ergriffen und ausgemalt, einzelne Situationen energisch und einzelne Charaktere trefflich; aber die ganze dramatische That zersplittert sich in zu viele kleine Thätchen, als daß die tragische Wirkung sie überdauern könnte. Die Sprache des Verf. hat einen kühnen, dichterischen, Shakspear'schen Wurf. Vieles ist glücklich und bedeutend, und folgende Verse der Exposition:

Verdammt sei dieses Bündniß!
Verträge mögt ihr auf Verträge häufen —
Was nützt es, wenn ihr doch den alten Haß,
Der diese Völker trennt, nie tilgen werdet?
Gedauert Feind sind Thüringer und Franke,
Und dieser Kampf wird eher nicht erlöschen
Als mit des Einen Untergang. Wir halten
Die Macht jetzt in den Händen — müssen wir
Den Franken schonen, der es nie gethan?

haben wir nicht ohne stille freudige Beziehung lesen können. Vorzüglich energisch und eigenthümlich ist der Verräther Iring, in den ersten Scenen nur als ein kalter und geistvoller Witzling gezeichnet, bis sich sein schwarzer Plan enthüllt, der kurz der ist, durch Zersplitterung des Königthums, das Königthum zu besiegen. Sein Humor ist voll Verdienst, und wenn der buckelichte Verräther sein liebekrankes Herz malt, glauben wir in der That etwas aus „Richard III.“ zu lesen. Aber freilich überspringt dieser Humor die Grenzen der Zeit. Wir fodern von einem dramatischen Dichter nicht, daß er mit der peinlichen Aengstlichkeit gewisser Theaterintendanzen das Costume der Zeit beobachte und z. B. nach Aranjuez reise, um mit Genauigkeit Carlos und Posa in dem Garten daselbst mandeln zu lassen — aber — sunt certi denique fines — und wenn Iring sagt:

Gebraucht
Die Hungerern und bessert eure Sprache,

oder Hermanfried von Logarithmen spricht — so scheinen uns diese Grenzen über Gebühr verletzt. Iring erreicht seinen Zweck, wie er ihn ausspricht; das Testament des alten Königs entzündet den Bruderkrieg.

Iring.
So hat nun Glück und Zufall mehr gethan,
Als meine kühnsten Wünsche sich erträumten.
Jetzt darf ich Einen durch den Andern bis
Die todt zu meinen Füßen liegen.
... Frankreich, ich rechne fest
Auf deinen Dank.

Der edle Frankenkönig Dietrich erkennt Hermanfried's echte Geburt zu spät, um ihn zu retten; er und der treue Witwo sind dem Verräther erlegen, wie Amalagunde ihrem verirrten Gatten. Das Stück verdiente eine ausführlichere Kritik, als ihm hier zu Theil werden kann; es ist ein kräftiger, eigenthümlicher Pinsel, den der uns unbekannte Verf. führt, eine eigenthümliche Welt- und Lebensansicht, welche in Form und Gedanken sich hier ausspricht; eine der Ermunterung würdige Kraft, die hier erwacht ist.

19. Prinz Hugo. Trauerspiel in fünf Acten von Karl Lauter. Berlin, auf Kosten des Verfassers. 1852. Gr. 8. 1 Thlr.

Von diesem Stück läßt sich nichts Aethetisches sagen. Es gehört zu denen, die wir vorzugsweise als abgehörte, erlauschte bezeichnen möchten und welche auf fremdem Grund und Boden hervorgewachsen sind. Irgend eine Situation in einem andern Trauerspiel hat den Verf. ergriffen. Halt, denkt er, — laß uns die Namen ändern und eine ähnliche Geschichte schreiben. Die Geschichte wird übel oder gut erfunden, und für die Charaktere verläßt man sich auf die bekannten Recepte. Es kommt eben nichts dabei heraus. Eine alte, verdorbene Gräfin Orsina (hier Rosalie Laubenheim) drängt sich zwischen die überzarte Liebe des Prinzen Hugo und seiner Laura, welche beide vor verliebten Tiraden nicht dazu kommen können, die groben Schlingen zu sehen, die ihnen gestellt werden. Ja, Prinz Hugo ist ein so alberner Held, daß er selbst nicht einmal weiß, wen er eigentlich liebt, Laura oder Rosalie. Rosaliens Jäger, Egbert, heimlich von Liebe für die Gräfin entbrannt, schenkt den Knoten, den Richard, Hugo's Freund, zusammenzieht, und Laura wird mit einem vergifteten Rosenkranz, den sie aufsetzen muß, getödtet. Wir wissen nicht, ob diese Todesart poetisch oder medicinisch zu rechtfertigen ist; aber Das wissen wir, daß dies Stück eine fortlaufende Verirrung des Geschmacks ist. Der Verf. ist weder des Verses, noch der Sprache, noch auch seiner Feder mächtig und spricht, im „Gluten-, Strahlen-, Feuermeer“ der Liebe versenkt, ergötzlichen Unsinn folgender Art:

Richard.
... Wie? Ob ich dich liebe?
Liebt auch der Tag die Sonne? Was ist Tag?
Der Ausstrom ihrer hohen, mächtigen Glut!
Wo Sonn' ist, da ist Tag (überraschende Wahrheit!)
.... Bei ihrem Scheiden
Erstirbt auch er. Ich bin nur, weil du bist!
Ob ich dich liebe? Clara — Sonne — Leben!

Klara.
O Richard. Gluten-, Strahlen-, Feuermeer —
Als ob ich fragte für des Wissens Kunde?
Vernimmt's das Ohr so gern doch immer wieder u. s. w.

Diesen hochpoetischen Ergüssen folgen hübsch prosaische Monologe des Gärtners Graßmann und Hugo's prosaische Zweifel, ihn sein Herz liebe. Dann hält auch Rosalie, die Megäre, ihre Monologe, in denen sie über Freundschaft und Liebe „bunte Blasen des Gehirns“ gar wundersam herzieht und endlich ausruft:

Nur Einen Gott erkenn' ich dankend an —
Mich selbst! und trachte, wie ich Weihrauch athmen kann.

Aus dieser ganzen Arbeit ist nichts zu erlernen, als daß es schlechte Menschen giebt und schlechte Tragödien.

20. Zampa, oder die Marmorbraut. Komische Oper in drei Aufzügen. Nach dem Französischen des Melesville von E. Blum. Mainz, Schott. 1852. Gr. 8. 10 Gr.

Lieber als einer solchen Tragödie wie die vorhergehende mögen wir einer solchen komischen Oper, wie diese ist, das Recht einräumen, zur Literatur gezählt zu werden, für wie gering auch des Uebersetzers Sprachfähigkeit zu halten sei. Der Gegenstand ist bekannt, und die Verse des Hrn. Blum sind es auch. Er schreibt mäßig viel Unsinn, und dafür müssen wir ihm bei einem Operntext schön Dank sagen. Er könnte viel mehr schreiben, und doch nähme kein Mensch Anstoß daran, wenn nur die Decorationen gut ausfallen und die Violinquinten rein sind. Warum er aber bei alledem das ganze Buch hindurch immer von einer „Marmorstatua“ spricht, sehen wir dennoch nicht ein, da Hr. Blum doch unsers Wissens von Geburt ein Deutscher und noch dazu ein Berliner ist. Die Fabel selbst mag als

eine Opernfabel gelten; begnügen die Herren Opernlibrettoschreiber nur einmal, wann ihre Personen sprechen und wann sie singen müssen, und daß das letzte nur geschehen soll, wenn die Seele des Handelnden bewegt ist; sodaß sich der Gesang psychologisch rechtfertigt. Doch Apollo hilft! Was hat eine deutsche Oper mit der Psychologie zu thun?

(Der Beschluß folgt.)

Thatsachen des archäologischen Instituts in Rom. Von Eduard Gerhard. Berlin 1832. Gr. 8.

Nur zufällig hat sich in unsern Bl. der Bericht über eine Schrift verspätet, die ihrer innern Wichtigkeit nach verdiente, schon früher in denselben angezeigt zu werden. Es gilt nämlich das archäologische Institut in Rom, ein von Deutschen gegründetes und von Deutschen gepflegtes Institut, welches durch die Großartigkeit seiner Anlage und die Universalität der leitenden Idee einer lebendigen Theilnahme ganz besonders werth ist. Seit dem Jahre 1829 nämlich besteht in Rom das Institut für archäologische Correspondenz, welches durch deutsche Alterthumsforscher vorbereitet, in England, Frankreich und Italien begünstigt und durch die schützende Gegenwart des Kronprinzen von Preußen bei dessen Anwesenheit in Rom in das Leben gerufen worden ist. Die Thätigkeit desselben hat sich bereits auf mehrfache Weise kundgegeben, Italien namentlich hat gegründete Ursache, den Einfluß des Instituts zu rühmen, aber trotz dieses mannichfachen Nutzens schien doch grade für Deutschland eine kurze Uebersicht der von demselben bereits bewirkten und der noch zu bewirkenden Unternehmungen wichtig und sogar, wie sich aus einzelnen Aeußerungen des Verf. schließen läßt, nothwendig. Die Zusammenstellung übernahm der dirigirende Secretair des Vereins zu Rom, Prof. Gerhard. Ihm gebührte diese Arbeit ganz besonders, denn er ist der Stifter und die Seele des Instituts, was man ohne Scheu aussprechen darf und nicht befürchten muß, den Verdiensten Bunsen's, des preußischen Gesandten in Rom, und Panofka's, des Secretairs des Instituts, zu nahe zu treten. Herr Gerhard, ein geborener Breslauer und Enkel des berühmten Nösselt, den Philologen als Verf. der „Lectiones Apollonianae" (Leipzig 1816) nicht unrühmlich bekannt, sah sich durch ein hartnäckiges Augenübel vor zehn oder zwölf Jahren gezwungen, seine Professur am Gymnasium zu Posen aufzugeben, und lebte seit jener Zeit fast unausgesetzt in Rom, im lebendigsten Anschauen der alten römischen Welt und ihrer unvergänglichen Denkmäler. *) Er sah diese täglich und stündlich, das Auge erstarkte an den edeln Formen, und so gewann er eine so selbständige und ausreichende Kenntniß der ewigen Stadt, wie sie vielleicht kein Deutscher vor ihm gehabt hat, und zwar ohne alle vorgefaßte Meinungen und Ansichten, lediglich dem Schauen hingegeben. Der Signore Odoardo zog bald die Aufmerksamkeit der Römer auf sich, die ihm viele Achtung bewiesen und auch den von ihm später in italienischer Sprache verfaßten Schriften, was seit Winckelmann kein Deutscher gethan hatte, gebührende Anerkennung zollten.

Da die Liberalität der preußischen Regierung Hrn. Gerhard ein stilles und erfolgreiches Wirken in Rom gestattete, so entstand unstreitig hierdurch in ihm der Gedanke zur Errichtung des archäologischen Instituts zum Verständniß der gesammten antiquarischen Denkmälerkunde und zur größten Leichtigkeit des literarischen Verkehrs mit dem Auslande. Dasselbe hat nun, wie bemerkt ward, seit 1829 bestanden und schätzbare Erweiterungen der Alterthumskunde veranlaßt, unter denen wir nur an den im dritten Bande der „Annali dell' instituto" befindlichen rapporto Gerhard's über die vom Frühlinge 1828 bis zum November 1829 auf dem Boden der etrurischen Stadt Vulci ausgegrabenen Vasen erinnern wollen. Jetzt ist Hr. Gerhard in Berlin anwesend und benutzt diesen Aufenthalt, um seinen Landsleuten über das Thatsächliche des Instituts die nothwendigsten Mittheilungen zu machen.

Die Druckschriften des Instituts zerfallen in „Monumenti inediti" (resp. 48 Tafeln mit Abbildungen wichtiger architektonischer, plastischer und namentlich malerischer Denkmäler der alten Kunst), „Annali" (die Erklärungen der Kupfertafeln, Kritiken archäologischer Werke und vermischte Bemerkungen über artistische oder epigraphische Denkmäler) und in das „Bullettino" oder die Monatsberichte, die in drei Abtheilungen Berichte über die neuesten Ausgrabungen, über neu entdeckte Denkmäler und über die neuesten Erscheinungen der archäologischen Literatur liefern. Der Pränumerationspreis dieser Werke ist zwei Karolin für den Jahrgang, in Deutschland mit den Versendungskosten 14 Thaler. Da nun dem Institute noch viele Beiträge von größerm Umfange zugegangen sind, so sind durch diese veranlaßt worden: 1) „Memorie dell' instituto", jetzt zwei Hefte (jedes Heft zu 5 Francs; für die Mitglieder und Subscribenten nur die Hälfte), 2) „Impronte gemmarie", zwei Centurien (der Verkaufspreis für Deutschland 25 Thaler, der Subscriptionspreis für jede folgende Centurie 6 Scudi), und 3) epigraphische Sammlungen, von denen jedoch noch nichts erschienen ist.

Der archäologische Apparat des Instituts besteht: 1) in dem Cabines alter Denkmäler, die in einem Locale im Palaste Caffarelli auf dem Capitol aufgestellt sind, 2) in einem Archiv von Handschriften und Handzeichnungen, 3) in einer Bibliothek. Diese wird gebildet aus den zahlreichen Sendungen neuer antiquarischer Schriften, aus den Abhandlungsbänden gelehrter Gesellschaften, mancherlei Geschenken italienischer und französischer Verf. und aus der freigebigen Mittheilung der Verlagsartikel mehrer deutschen Buchhandlungen, die auf S. 9 genannt sind. Hierdurch ist zugleich dem allgemeinen Bücherbedürfniß der Deutschen in Rom auf eine sehr erfolgreiche Weise abgeholfen worden.

Die Zusammenkünfte des Instituts werden, gemäß den Verhältnissen des römischen Lebens und Publicums, im Winter abgehalten und zwar am 9. Dec., dem Geburtstage Winckelmann's, und am 21. April, dem Gründungstage Roms. Der letztere Termin ist zugleich zur Vorlesung der Jahresberichte über Thätigkeit und Zustand des Instituts bestimmt.

Hinsichtlich der Verwaltung und Einrichtung des Instituts entnehmen wir folgende Notizen aus Hrn. Gerhard's Mittheilungen: Die Mitglieder zerfallen in Ehrenmitglieder, ordentliche Mitglieder und correspondirende Mitglieder. Die beiden ersten Classen wirken für die literarischen Bedürfnisse des Instituts sowie durch regelmäßigen Ankauf seiner Jahresschriften für seine ökonomischen, dagegen ist die letztere ohne irgend eine ökonomische Verpflichtung lediglich für die literarischen Arbeiten des Instituts thätig. Die Ehrenmitglieder werden von den ordentlichen Mitgliedern der Direction einstimmig, die correspondirenden durch Stimmenmehrheit erwählt. Die Verwaltung wird von Rom und Paris aus durch den Generalsecretair (Leg.-Rath Bunsen) und zwei dirigirende Secretaire (Gerhard und Panofka) geleitet, die Correspondenz außerdem durch vier Localabtheilungen des europäischen Verkehrs vermittelt, deren jede der Fürsorge eines besondern Secretairs (Herzog von Luynes in Paris, Millingen in London, Welcker in Bonn, Gerhard in Rom) anvertraut ist. Zur öffentlichen Mittheilung ist die französische, die italienische und in seltenen Fällen die lateinische Sprache gestattet. (Ref. möchte fragen: warum in seltenen Fällen? Für die deutschen Correspondenten ist in den meisten Fällen diese Sprache unstreitig die bequemste.) Das Institut vertheilt seine Denkschriften auf eigne Rechnung. Die Ausgaben haben in der Regel bis jetzt 2000 römische Scudi, für die dringendsten Bedürfnisse des Instituts betragen, wo in den ersten Jahren noch ein nicht unerheblicher Ueberschuß geblieben ist, in der letzten Zeit aber sahen sich die Vorsteher des Instituts zu beträchtlichen persönlichen Vorschüssen veranlaßt.

Angehängt sind die Listen der Theilnehmer, unter denen sich die Namen einiger hohen, fürstlichen Personen, mehrer Diplomaten, Minister und Staatsmänner sowie englischer und italienischer Edelleute und Rentiers finden, unter den Correspondenten

*) M. s. den Artikel über ihn im „Conversations-Lexikon der neuesten Zeit und Literatur", LX, 188 fg.

vorzugsweise viele Italiener, nur ein Deutscher, der Doctor Rathgeber in Gotha. Die ersten der deutschen Archäologen, Böckh, Böttiger, Creuzer, Hirt, von Kienze, von Köhler, Grotefend, Meier, Lepezow, Müller, Osann, Schön, Thiersch, Uhden, Welcker, stehen in der Liste der Subscribenten oder Mitglieder.

Ueberblicken wir nun noch einmal, die in der vorliegenden Schrift gegebenen Thatsachen, so wird der Wunsch nur erhöht, daß ein so trefflich angelegtes und aus freier Liebe zur Wissenschaft hervorgegangenes Institut sich noch recht lange behaupten möge. Leider lassen einzelne Andeutungen Gerhard's fürchten, daß die Schwierigkeiten, welche sich dem gedeihlichen Bestehen desselben entgegenstellen, nicht unbedeutend sein mögen. Und freilich widerspricht die jetzige Zeit mit ihren für solche wissenschaftliche Bestrebungen höchst ungünstigen Verhältnissen einer solchen Befürchtung ganz und gar nicht. Indeß — absint mala omina. Wir wollen uns lieber Dessen erfreuen, was durch den umsichtigen Plan, den frischen Muth und die ernste Beharrlichkeit deutscher Männer in Rom entstanden ist, was bereits schöne Früchte getragen hat, und was selbst im schlimmsten Falle bei Auflösung des Instituts nicht verloren gehen wird, wie die auf S. 14 fg. angegebenen Dispositionen des Vorstandes beweisen. Zur weitern Verbreitung dieser archäologischen Neuigkeiten wird auch das „Archäologische Intelligenzblatt" beitragen, welches seit dem Anfange dieses Jahres mit der „Allgemeinen Literaturzeitung" ausgegeben wird, in dem die Monatsberichte des archäologischen Instituts benutzt sind, denen auch Abbildungen hinzugefügt werden sollen, und dies Alles, was zur Ehre der Schwetschke'sche Buchhandlung in Halle nicht unbemerkt bleiben darf, ohne Erhöhung des bisherigen Preises. Auf diese Weise werden archäologische Notizen schneller verbreitet werden, als es sonst möglich gewesen wäre, und das Interesse an archäologischen Gegenständen — hoc est in votis — bei Denen zunehmen, welche sich durch die Gunst des Schicksals in Stand gesetzt sehen, durch freiwillige Spenden und Beiträge den Flor des archäologischen Instituts zu Rom zu erhöhen. Dabei gedenken wir namentlich an den kunstliebenden und reichen Adel Deutschlands und Oestreichs, wo man sonst gefeierte Namen in diesem Verzeichnisse vergeblich sieht. Unsere Einsiedel, Vitzthum, Esterhazy, Pappenheim, Rechberg, Spiegel, Beust, Spee, Auersperg, Hatzfeld, Kolowrat, Henkel von Donnersmark, Spies, sollten sie dem archäologischen Institute nicht ihre warme Theilnahme zuwenden wollen? Des großen Vortheils für jüngere Archäologen, in Rom selbst das Institut und seine Sammlungen benutzen zu können, wollen wir hier nur mit einem Worte gedenken, da derselbe schon an sich einleuchtend ist. Bekanntlich war es den altdeutschen Dom- und Stiftsherren zur Pflicht gemacht, einen Theil des Jahres in Rom zu „residiren." Da wäre es denn, wie Welcker neuerdings bemerkte („Rhein. Museum für Philolog", 1832, II, S. 345), gar nicht übel, wenn die jüngern Archäologen ebenfalls eine bestimmte Zeit hindurch sich dem archäologischen Institute in Rom anzuschließen und seinem Vorsteher zu folgen gehalten wären. Wer wollte sich eine solche Dienstzeit nicht gern gefallen lassen! Aber leider gilt von den meisten Archäologen unserer Zeit das alte Horaz'sche Wort: Non cuivis licuit adire Corinthum! Hat doch selbst der Altmeister der deutschen Archäologen, unser Böttiger, das schöne Land nicht gesehen,

Ch' Apennin parte
E'l mar circonda e l'Alpe. 39.

Beiträge zur Kenntniß des Katholicismus und zur Förderung der Sache des Lichtes und der Wahrheit. Von L. M. Eisenschmidt. Leipzig, Wolbrecht. 1833. Gr. 8. 1 Thlr. 6 Gr.

Wir haben in Nr. 362 und 363 d. Bl. f. 1832 des schätzbaren Buches von Carové: „Die letzten Dinge des römischen Katholicismus in Deutschland" (1832), gedacht. An dasselbe schließen sich obige „Beiträge" von Eisenschmidt an, insofern diese durch eine Kritik der neuesten und merkwürdigsten Erscheinungen aus dem Gebiete der katholischen Theologie nachweisen wollen und sollen, daß in der That die letzten Dinge des römischen Katholicismus in und außer Deutschland durch Diejenigen selbst, die sich zu seinen Vertheidigern aufwerfen, vorbereitet und herbeigeführt werden. Der Verf. hat die Absicht, von Zeit zu Zeit die wichtigsten Schriften über Glaubens- und Sittenlehre, über das Verhältniß der protestantischen zur katholischen Kirche, über die merkwürdigsten Vorfälle auf dem Felde des katholischen Kirchenwesens zur Sprache zu bringen, und dabei, wo möglich, stets umfassende Beurtheilungen der wichtigsten Punkte, welche allgemeines Interesse haben, beizufügen. Auch die Schriften des Auslandes, vorzüglich die von französischen und italienischen Autoren, sollen dabei nicht ausgeschlossen sein. Des Verf. Hauptbestreben ist in dieser Hinsicht ein doppeltes: einerseits die Verderblichkeit des Romanismus in dessen eignen Urkunden fort und fort aufzudecken und nach allen Kräften zu bekämpfen; andererseits aber auch jene Versuche streng zu beurtheilen, durch welche man den Katholicismus zu idealisiren und „zu einer ganz neuen Creatur umzuschaffen" strebt. Hat er dabei besonders die hellsehenden Katholiken unserer Tage im Auge, und ist es ihm auf der einen Seite vorzüglich darum zu thun, sie in ihrer Annäherung zum biblischen Christenthume zu bestärken, so hat er auch zugleich auf der andern Seite den Zweck, eine genaue Kenntniß des römischen Katholicismus unter den Protestanten zu verbreiten, welche er heutzutage für um so wichtiger hält, als „der (römische) Katholicismus im Gefühle seiner Unhaltbarkeit immer mehr einen protestartigen Charakter anzunehmen scheint, um die Unwissenden zu täuschen und in den Schafstall der römischen Kirche hinüberzuführen" (S. VI). Die Kritik der neuesten und merkwürdigsten Erscheinungen auf dem Gebiete der katholischen Theologie, die dem Verf. das besondere Mittel zum Zwecke ist, soll daher auch vornehmlich die Ideen der vorzüglichsten Schriften für die Fortschritte des Lichtes zu einem Gemeingute gebildeter Laien machen. Wie zeitgemäß demnach dieses Unternehmen Eisenschmidt's sei, und wie sehr es das, schon durch die frühern kirchlichen Schriften desselben begonnene Werk der Aufklärung über den römischen Katholicismus und der wissenschaftlichen Bekämpfung gleichsam fortführt, ist aus dem Gesagten deutlich genug, und wir können nur wünschen, daß das Streben des Verf. nicht vergeblich sein möge, und daß dem vorliegenden ersten Hefte bald mehre folgen. An Stoff dazu von Außen wird es ihm nicht fehlen. 30.

Literarische Notizen.

In Paris ist der erste Band der „Voyage dans la régence d'Alger, ou description du pays occupé par l'armée française en Afrique" von M. Rozet (mit einem Atlas in gr. 4.) erschienen. Das Werk ist auf drei Bände berechnet und der Verf., Hauptmann im königlichen Generalstabe und der afrikanischen Armee als Ingenieur-Geograph beigegeben, ist durch seine „Relation de la guerre d'Afrique pendant les années 1830 et 1831" (2 Bde.) nicht unrühmlich bekannt.

Michaud, von seinen Gesundheitsumständen verhindert, das beabsichtigte Werk über seine Reise nach dem Orient auszuarbeiten, hat an dessen Statt die Herausgabe der während seiner Reise an Freunde und Bekannte geschriebenen, zu diesem Zwecke gesammelten und durchgesehenen Briefe begonnen. Sie erscheinen unter dem Titel: „Correspondance d'Orient, 1830, 1831". Der erste, bereits in den Buchhandel gekommene Band enthält die während der Reise von Toulon nach Troja geschriebenen; der zweite wird die von den Ufern des Hellespont und aus Konstantinopel, der dritte die während der Reise von Konstantinopel nach Jerusalem, der vierte, fünfte und sechste Band die aus Palästina, Syrien und Aegypten geschriebenen bringen. S.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonntag, — Nr. 146. — 26. Mai 1833.

Dramatische Bücherschau für das Jahr 1832.

Zweiter Artikel.

(Beschluß aus Nr. 145.)

21. Gustav Adolf. Ein historisches Drama. Von Fr. Förster. Berlin, Schlesinger. 1833. 8. 1 Thlr.

Wir haben gelesen, daß der Verf. dieses historischen — Dramas von Sr. Majestät von Preußen, von Sr. Majestät von Schweden und Sr. kön. Hoheit von Weimar verschiedene Gnadenbeweise für dasselbe erhalten hat. Wir achten die Cabinetskritik zu hoch, als daß wir wagen sollten, zu behaupten, dies Drama sei so vieler kritischen Gnade nicht werth. Uebrigens hat die Kritik keine Gnade zu gewähren, und hoffentlich wird der Verf. auch von ihr auf keine solche Rechnung machen.

Des Verf. Name hat einen solchen Klang, daß er zu strenger Gerechtigkeit herausfodert, ja, zum Rechtsspruch nach einem hohen Maßstab. Einen solchen legen wir ihm billig an; denn er würde uns selbst geringachten, sagten wir kurzweg, sein Drama sei gut. Er hat ein Recht auf mehr, und sein Recht soll ihm werden. Bei dieser genauern Ansicht, wie sie eine dramatische Arbeit von Förster zum Voraus erheischt, können wir die Fabel als bekannt voraussetzen und fragen sogleich: Welches ist der Rahmen des Gemäldes? Wie ist der Held aufgefaßt? Welches sind seine Umgebungen? Wie wird die dramatische Aufgabe gestellt, angesehen, gelöst?

Zuvörderst ist es zu loben, daß der Verf. seine Gabe als ein historisches Drama, nicht als Tragödie bezeichnet. Wenn diese Gattung einmal gelten soll, so kann sie nur die Bedeutung haben, welche der Verf. ihr gibt. Was darin geschieht, ist dem Gedicht entzogen. Die Geschichte selbst wird als ein Gedicht angesehen, und nur das Wie es geschieht, ist Stoff des Gedichts geblieben. Aus dieser Bezeichnung ergibt sich eine vielfache, statt einer einfachen Handlung, eine mit aller Freiheit wechselnde Scene der Handlung, eine skizzirte Charakteristik, statt der Charakterentwickelung, und endlich eine Handlung, die mehr äußerlich als innerlich bedingt wird. Der Verf. hat sich diese Freiheiten zu Nutze gemacht; Scenen, Personen und Handlung wechseln nach freier Willkür. Hier ist es der regensburger Reichstag, dort die pommersche Küste, jetzt das Lager des Wallenstein, nun das erstürmte Magdeburg, dann das nürnberger Rathhaus, zuletzt das lützener Schlachtfeld und Kaiser Ferdinand's Betstuhl, welche uns vorgeführt werden. Hieraus ergibt sich, daß nicht Gustav Adolf's Tod, sondern sein Leben und zwar sein Siegerleben in Deutschland der Gegenstand des dramatischen Gemäldes ist. So viel über den Rahmen dieses Bildes. Wie der Held aufgefaßt ist? Als ein frommer, ritterlicher König, als ein milder, entschlossener Krieger, als ein liebender Gatte, Freund, Mensch. Alles dies verstand sich von selbst, der Dichter hat davon keine besondere Ehre. Seine Umgebungen hat der Historiker gefunden, nicht der Dichter erfunden; auch hier ist kein schaffendes, höchstens ein bildendes Verdienst; ja, es fragt sich selbst, ob die Bilder, die uns für Kaiser Ferdinand, für Johann Georg, für Georg Wilhelm u. s. w. gegeben werden, nicht bloße Automaten des Verf. sind; dichterische, künstlerische Portraits sind sie wenigstens gewiß nicht; ihr höchstes Verdienst wird es sein, wenn sie historische sind. Der Verf. hat unstreitig gute und bessere Studien über den dreißigjährigen Krieg gemacht als Tromlitz; aber zuweilen erinnert er uns doch lebhaft an die Auffassung der Zeit, die wir an Jenem tadeln. So albern und verkehrt, wie z. B. Schwarzenberg und Johann Georg hier erscheinen, sind sie uns in der Historie niemals vorgekommen. Der Kurfürst von Brandenburg ist dagegen vollkommen wahr. Was nun endlich die dramatische Aufgabe und ihre Lösung betrifft, so hat der Verf. sich eine solche gar nicht gestellt und daher auch nicht gelöst. Er arbeitete der Geschichte nach, eine Historie in Handlung — darum war es ihm zu thun. Wir sind mit dieser Begnügsamkeit von seiner Seite wenig zufrieden, um so weniger, als es leicht, ja als es vollkommen historisch war, dem Streben Gustav Adolf's ein tragisches Element beizumischen. Die Frage, ob er blos Glaubenshelb, oder zu einem kleinen Antheil auch Eroberer war, ist noch nicht entschieden; aber daß ein politisches Gewicht in die Schale seiner Begeisterung gefallen war, nachdem er den Kaiser gebeugt, das Reich gedemüthigt und Weihrauch genug eingesogen hatte, das ist historisch ausgemacht. Hier nun war der tragische Hebel anzubringen; an diesem Punkt mußte der dramatische Knoten geschürzt, von hier mußte das pathetische Element entwickelt, und hierauf mußte es zurückgeführt werden. Der Verf. hat dies versäumt, und seinem Drama damit Wesen und Bedeutung des Dramas entzogen.

Nach diesen allgemeinen Einreden haben wir den Einzelheiten des Gedichts ein verdientes Lob zu spenden. Viele Scenen sind von fesselndem Interesse an sich und mit großem Aufwand formaler Kunst untereinander verbunden. Keine einzige ist ohne ihren besondern Reiz, der der geschichtlichen Charakterbegründung entfließt; nichts ist lang oder matt, wenn wir die Scenen zwischen den königlichen Gatten und ihre politischen Gespräche ausnehmen. So rasch, wie Held Adolf auf seiner Siegesbahn im Leben fortschritt, so rasch, so lebhaft schreitet er auch in diesem Bilde weiter. Die Sprache ist körnig, bedeutungsvoll, und wenngleich minder glänzend und wohllautend als Raupach's Vers, ist der des Verf. doch kräftiger, ja selbst dramatischer als der des Erstgenannten oder Immermann's, dessen Sprache zu bilderreich ist, um immer dramatisch zu wirken. Nächst Gustav Adolf sind Wallenstein und Kaiser Ferdinand die ausgeführtesten Gestalten dieser Dichtung. An Wallenstein war es schwer, Hand zu legen; auch sehen wir nicht, daß er irgend anders erscheine als bei Schiller, es sei denn, daß man dem Verf. einige curiose Züge, die ihm seine Geschichtsforschung darreichte, als ein neues Verdienst anrechnen will. Außer der Scene, wo er die kaiserlichen Gesandten, die ihm seine Absetzung bringen, kaiserlich beschenkt und die Aermsten damit nicht wenig brouillirt, sagt er nichts, was er nicht auch bei Schiller hätte sagen können. Neu dagegen ist das Bild des Kaisers. Der

Dichter zeigt uns in ihm einen Despoten, dessen Lieblingsspruch „Ich will es nicht" ist, einen zitternden Despoten, der, nachdem er drei Stunden auf Befehl seines Beichtvaters wie ein Schulbube auf Erbsen gekniet hat (weil er einem böhmischen Ketzer die Tortur erließ), die Hand küßt, welche ihm die fernere Strafe schenkt. Diese Scene zwischen Quiroga, dem Beichtvater und dem Kaiser ist mit schöner Kunst entworfen. Der Kaiser, der eben dem einstimmigen Klageruf der Reichsstände, die Absetzung Wallenstein's, abgeschlagen hat, muß vor Quiroga auf seinen Knien das Decret unterschreiben. Trefflich ist auch die Scene nach der Reichstagssitzung.

Der Kaiser.

Bringt mir den Sessel — so — ich bin erschöpft.
Des Reichs Großwürdenträger sind entlassen.
Großwürdenträger — daran fehlt es nicht . . .
. . . . . .
Die Würde will ein Jeder tragen, doch
Die Bürde trag' ich allein — ich bin des Reichs
Großwürdenträger . . .
Nehmt diese Last von mir — Joseph — die Krone
Abnehmen! — Wie das drückt, mein armer Kopf.
So — ist mir leichter — den Mantel auch — der Purpur
Ist eine heiße Farbe — fühlt nur, fühlt
Die goldne Kette, wie sie glüht und brennt —
Und so geschmiedet an die Ruderbank
Der Staatsgaleere! (Er tritt vor den Spiegel, sein Kopf ist kahl — er erschrickt.)
Was will der fremde Mann? Was sucht er hier?
(sich besinnend)
Bin ich das? Ist das Kaiser Ferdinand?
. . . Fort damit!
Fort mit dem Spiegel! Eitelkeit der Welt!
Joseph! den Rosenkranz und das Gebetbuch.

Ein Page.

Graf Werdenberg und Freiherr Questenberg!

Kaiser.

Ich weiß nicht — hab' ich sie beschieden?
Sie sollen warten; ich will Niemand sprechen.
Joseph! Wie viele Paternoster hab' ich noch?
. . Hörst du, sag mir's genau.
Daß der Hochwürd'ge uns nicht wieder ausreißt! u. s. w.

Dies ist trefflich und wird es doppelt durch den schönen Contrast der folgenden Scenen im Lager Gustav Adolf's, welcher Gott für seine glückliche Landung dankt. Frisch und lebenskräftig erscheint hier Alles, ebenso wie dort mattherzig-tyrannisch, scheinheilig-verkehrt. Das Bild des Kaisers wird im vierten Aufzuge weiter ausgeführt. Hier, scheint uns, wird es zu grell. Quiroga verlangt, den Kaiser zu zerstreuen, ein Autodafé.

Kaiser (mit Hast).

Ja, einen Scheiterhaufen laßt erbauen,
Hochwürd'ger Pater, das Hofmarschallamt
Soll euch das Holz anweisen; nein, wir wollen
Nicht sparen, wie sie's in Madrid wol thun.
Geht in den Thurm und sucht euch einen Ketzer,
So einen recht verstockten Ketzer aus.
Die Böhmen sind die Besten, hört ihr, sucht
Euch einen aus, und wären es auch zwei.
Wir wollen diesmal etwas dran spendiren.
Uns sucht euch wohlgenährte Leute aus,
Nicht abgezehrtes dürres Hungerleiden,
Das brennt so schnell wie Stroh vorbei. Ich will
Das Volk doch gern ein Weilchen unterhalten;
Und hört ihr, ganz so, wie ich in Madrid
Es sah, laßt mir die Ketzer ausstaffiren,
. . . . . .
Mit Flammen und mit rothen Teufeln; laßt
An gutgewähltem Platz ein Schaugerüst
Für mich und meinen Hof erbauen, ich seh'
Es etwas gern recht nah. Wir wollen Ehre bei
Der heiligen Jungfrau, unsrer Schutzpatronin, uns
Gewinnen....

Daß Ferdinand so dachte, bezweifeln wir nicht; wol aber, daß er jemals so befahl! Wir müssen schließen, denn die Schlacht von Lützen beginnt; Wallenstein, vom Podagra gelähmt, folgt ihrem Gang in einer Sänfte, und er sieht den König fallen. Der schwer Verwundete, vom einem Pagen begleitet, stirbt:

Durch Nacht zum Tag muß sich das Licht verklären
Durch Tod zum Leben sich der Sieg bewähren.

Religion und Freiheit erscheinen, ihn mit Lorber und Palme zu krönen; Herzog Bernhard findet die Leiche, und eine Apostrophe an Deutschland schließt das Drama. Der Verf. hat in der Einführung des Knaben Friedrich Wilhelm, der der große Kurfürst ward, Gelegenheit gefunden, seinem Königshause Feines und Schönes zu sagen. Dies war hier angebracht! Allein die schöne Hyperbel in der Dedication, daß Preußen nach dem Siege nur zwei Steine als Kriegsbeute verlangt habe, den Schwedenstein und den Grabstein Luther's, diese ist doch allzu — dichterisch.

Was vermissen wir nun an diesem Drama? Nichts, als das Geniale.

22. Der Renegat auf Morea. Trauerspiel in drei Aufzügen. Nach dem Neugriechischen des Olympiers Georg Lassanis, ehemals Offizier der heiligen Schar und Adjutant des verstorbenen Fürsten Alexander Ypsilanti. Von Harro Harring. Braunschweig, Verlags-Comptoir. 1832. 8. 16 Gr.

Hätte der Verf. das Trauerspiel des Lassanis, der als dramatischer Dichter seines Volkes durch mehre zu Odessa dargestellte Stücke und besonders durch sein Vorspiel „Hellas" einen Namen gewonnen hat, treu übersetzt, so würden wir ihm dafür mehr Dank wissen, als für diese Pudbingsarbeit, bei der wir nicht wissen, was ihm und was dem ehrenwerthen Griechen angehört. Die Fabel ist dramatisch, aber nicht neu; es ist eine Wiederholung von Virginia und Emilia Galotti, der Vater Markos, Priester, muß seine Tochter ermorden, um sie der rasenden Begier des Renegaten Orange (Murat Bei) zu entreißen. Griechen, Türken und Franzosen werden, dies Ziel zu erreichen, in Thätigkeit gesetzt; doch bleibt die Handlung einfach und tüchtig, nur allzu sehr ihrem Vorbilde, Alfieri's „Virginia", ähnlich. Der entmenschte Renegat Orange ist mit einem andern Franzosen in Ibrahim's Heer, Bertrand, gut und mit Wirkung contrastirt; Bertrand muß von des Verruchten Hund fallen und Jorgaki muß die Geliebte an ihm rächen. Diese an sich einfache Fabel ist viel zu wortreich behandelt; Alfieri hätte den Verf. lehren können, wie auch dem einfachsten Vorwurf stets neue Seiten abzugewinnen sind, und wie man ohne Wortprunk fünf Acte mit Handlung füllen kann. Sonst ist darüber wenig zu sagen. Einige Scenen sind effectvoll, wie die zehnte des ersten Acts, andere matt und undramatisch, wie die fünfte des zweiten; That und Motive liegen allzu sehr zu Tage, die Charaktere haben nichts Individuelles. Die Sprache ist weder schlecht noch gut zu nennen; sie gehört zu dem Mittelgut, das in der Kunst jetzt eine so stoffartige große Rolle spielt. Ein Grundfehler der Charakteristik Orange's ist, daß die Verf. ihn wortreich und bemüht darstellen, Andern eine gute Meinung von sich beizubringen. Ein Verworfener, wie er uns gleich in den ersten Scenen dargestellt wird, gibt sich gar nicht so viel Mühe um das Urtheil Anderer. Markos und Euphrosyne sind gut; die letztere zart und muthig zugleich. Schade, daß sie ihre Worte gar zu zierlich setzt: z. B. als Bertrand ihr seinen Schutz anträgt:

Wol kenn' ich Franken, kenne Philhellenen,
Die das gegebne Wort mit ihrem Leben
In Kraft zu halten strebten u. s. w.

worauf Orange auf sein „parole d'honneur" versichert, Den niederzuhauen, der sich ihr nahe.

23. Dramatische Kleinigkeiten. Von Friedrich Walter. Basel, Schweighauser. 1832. Gr. 12. 21 Gr.

Der Verf., welcher mit diesem Bande dramatischer Gedichte von seinen Lesern Abschied nimmt, indem er auf den Wunsch, ein Dichter zu sein, Verzicht leistet, hat die beiden hier gebotenen

Tragödien unter acht Rubriken, wie er sagt, entwickelt. Er ist ein achtbarer Mann, auch ein verständiger Freund des Schönen wird er sein; aber zum dramatischen Dichter hat er wenig oder keinen Beruf. Es fehlt ihm nicht an Verständniß des Dramas, aber an Pathos, lebendigem Mitgefühl, lebendiger Gestaltungsfähigkeit. Seine Arbeiten sind ganz wohl gelöste Aufgaben des Verstandes; er selbst hat zu wenig Leidenschaft, als daß er davon abgeben oder seine Gestalten damit beleben könnte. Dieser Mangel scheint ihm selbst klar geworden zu sein; dieser Mangel führte ihn dahin, seine Stoffe aus dem Alterthume zu entlehnen oder modernen Stoffen einen antik-Alfieri'schen Zuschnitt zu geben, und das Gefühl dieses Mangels gab ihm endlich seine Verzichtleistung ein.

Das erste seiner Dramen: „Der Priester", Tragödie in fünf Acten, ist ganz nach Collin'schem Muster gearbeitet. Die Handlung übertrifft an Kargheit selbst die französischen Vorbilder. Kadmus hat zu Gunsten seines Sohnes Pentheus dem Thron entsagt. Dieser will die entarteten Gebräuche des Bacchusdienstes abschaffen; die Priester, das Volk sind ihm entgegen, und Tiresias, der den König haßt, entzündet seine Mutter Agave zum Mord an dem Sohn, indem er den Tempel ihres Gottes in Brand steckt. Es ist nicht viel an diesem Stoff. Penthens' Kampf und Opfertod für den Aresdienst sagt uns nichts; es fehlt der Idee der Tragödie an allgemein-menschlichem Interesse, wie Merope, Myrrha, Medea es in sich schließen. Die Sprache ist nicht schlecht, aber wesentlich matt und daniedergehalten, und außer Agaven ist in keiner Gestalt wirkliches Pathos anzutreffen. Kadmus' Schlußworte nach dem Morde seines Sohnes und seiner Gattin mögen beweisen, wie ruhig der Verf. selbst an den bewegtesten Stellen seiner Tragödie bleibt:

Kadmus.

. . . . Ich verliert
Auf einmal Alles! Gräßlicher Betrug und
Welch Aeußerstes noch hast du zu vollenden?
Du findest nun bei mir nichts mehr zu rauben!

Dagegen sagt der Verf. viel Wohlgedachtes über Volk und Herrschaft. Z. B. S. 9.

Noch jedem Aeußersten rennt stets der Pöbel,
So heilig ist kein Dienst noch je gewesen
Den er nicht schändete u. s. w.

Im zweiten Drama: „Die Parteien", ist der Stoff dem Kampf der Ghibellinen und Guelfen in Florenz entlehnt. Es sind die Uberti und die Buondelmonti, welche gegeneinander kämpfen. Diesmal haben die Guelfen Recht, Maria Uberti erwirbt ihnen durch ihren Heldentod den Sieg und legt des Vaters Hand in die des edeln Buondelmonte. Dies Stück ist etwas belebter geschrieben, als „Der Priester", indeß erhebt es sich in Sprache und Gedanken doch nie bis zum eigentlich Dichterischen, wiewol der Vers zuweilen selbst zum Reime wird. Man sieht an diesen Arbeiten, welche die Mühe verrathen, die sie kosteten, wie schwer es ist, ein dramatischer Dichter zu sein. Wo die Begeisterung ist, da fehlt die einsichtige Besonnenheit; wo diese waltet, stirbt die Begeisterung ab. Was sollen wir erstreben? Naturwahrheit in dichterischem Gewande!

24. Ludwig XI. Trauerspiel in fünf Aufzügen. Aus dem Französischen des Casimir Delavigne. Von P. H. Külb. Mainz, Kupferberg. 1833. 8. 18 Gr.

Das Original ist als ein treffliches historisches Charakterstück bekannt und dürfte unter den neuesten französischen Dramen leicht den ersten Rang behaupten. Ein ganz vorzüglicher dramatischer Effect entwickelt sich aus der höchst originellen Färbung des Charakters Ludwig XI., jenes vor dem Tode zitternden, stets halbhinsterbenden Tyrannen, an dem sein Arzt Coitier durch Tyrannei die Tyrannei rächt. Dies Gemälde ist neu und original, großartig und ergreifend. Es würde dies noch mehr sein, wenn Coitier, den der Dichter als ein Urbild von Biederkeit und Redlichkeit hinstellt, im Grunde genommen nicht ein schlechter Mensch und ein pflichtvergessener Arzt wäre, der seine Kunst und das ihr geweihte Vertrauen auf sündliche Art mißbraucht. Eine weiterhin folgende Probe wird dies zu zeigen genügen. Die ihnen zur Seite gestellten Charaktere sind ohne Zweifel mit schöpferischer Kraft und gleicher Ursprünglichkeit entworfen: Tristan, der Henker, Comines, Franz von Paula, Olivier, des Königs Barbier, Nemours und der Dauphin sind, gegen sie gehalten, matt; Marie, Comines' Tochter, des verfolgten Nemours Geliebte, ist leidlich natürlich. Die Handlung selbst ist gegen die Charaktere vernachlässigt. Mehr als einmal verlieren wir den Faden und mit ihm das Interesse an ihr; sie ist in Gruppen zerrissen, ohne innerliche Verbindung, nebensächlich behandelt. Der Verf. hat uns den Tyrannen, den grausamen, den zitternden, den menschenverachtenden und kaum sich selbst liebenden, stets argwöhnischen, für sich besorgten Despoten in einem urkräftigen Bilde gezeigt; einen dramatischen Helden nicht. Ludwig XI. stirbt, sozusagen, gliederweise ab; wir wohnen seinem gräßlichen Tode bei, gräßlich, wiewol er sanft im Lehnstuhle dahinschlummert; sein Vater ist durch seinen Sohn, die Menschheit durch Coitier, die Tugend durch seine Todesqual gerächt. Dramatisch, tragisch kann man das kaum nennen, aber es ist ergreifend. Noch im Sterben muß er morden — furchtbares Geschick; denn er fühlt den Fluch, der auf jeder Minute seines Lebens ruht! Das größte Verdienst des Stückes und zugleich sein größter Fehler ist Coitier. Der Arzt soll seine Kunst zu keinem fremden Zwecke gebrauchen, nicht einmal zu einem guten: Coitier verfällt in diese Sünde an seinem Berufe. Nemours zu retten, läßt er den König sterben, dessen Leben er noch, wenn auch nur um Stunden verlängern könnte. Stunden oder Jahrzehnde, das ist gleichgültig, er ist — vor uns — ein Mörder. Kann ein redlicher Arzt so sprechen:

Wie? Wenn ich wieder ihn belebte?
Was nützt es aber? — Nein, nein, es ist genug.
Natur, du magst jetzt handeln ohne mich.
Ich weigre förderhin dir meine Kunst... u. s. w.

Der Dichter, der dies für Tugend zu halten vermag, gibt uns einen übeln Begriff von seiner ethischen Erleuchtung. Aber so sind die Herren Franzosen! Die Uebersetzung ist ziemlich steif und wenig geschickt, die Stelle des Originals zu vertreten; ein fühlbarer Mangel an Sprachgewandtheit durchzieht sie ohne eigentliche und offenbare Fehler. Das Stück verdiente es, gut übersetzt zu werden. *) 105.

Memoiren des Admirals A. Schischkow, über die Zeit seines Aufenthaltes bei der Person des wohlseligen Kaisers Alexander I. (in Function eines Staatssecretairs) während des Kriegs mit den Franzosen in den Jahren 1812—14. Aus dem Russischen übersetzt von Karl Goldhammer. Leipzig, Kummer. 1832. Gr. 8. 1 Thlr. 6 Gr. **)

Diese Erinnerungsblätter aus einer denkwürdigen Zeit sind von ihrem Verf. dem jetzt regierenden Kaiser von Rußland, von ihrem Uebersetzer aber dem Generallieutenant und Gouverneur von Riga, Baron Magnus von Pahlen, dedicirt und werden, ausgestattet auf diese Art mit einem doppelten, gewichtigen Patronbriefe, gewiß nicht verfehlt haben, die schuldigste Theilnahme im weiten Russenreiche zu finden.

Für uns Andere, die wir nicht so eigentlich in diesem Reiche selbst, sondern nur in den pays adjacentes wohnen, können die Erinnerungen des russ. Admirals und Staatssecretairs aus mehrfachen Gründen dies Interesse nun zwar nicht in demselben Grade haben, doch ermangeln sie desselben auch nicht ganz, wäre es auch nur in dem Punkte, daß man daraus ersieht, wie sich das Subordinationsverhältniß in einer Autokratie gestaltet hat,

*) Wir lassen noch einen dritten Artikel im Juni folgen. D. Red.
**) Vgl. Nr. 17 d. Bl. D. Red.

derer einwirkenden Einfluß Europa kennt und gewissermaßen mit jedem Tage mehr kennen lernt.

Was den verstorbenen Kaiser bewog, Hrn. Schischkow bei dem Kriege gegen Napoleon zu seinem, so zu sagen, Feldstaatssecretair zu machen, erfährt man gleich auf der ersten Seite des Buches. Alexander ließ ihn nämlich im Frühjahre 1812 zu sich rufen und sprach zu ihm: „Ich habe deine Schrift über die Liebe zum Vaterlande gelesen. Mit solchen Gefühlen kannst du ihm (dem Vaterlande) nützlich sein.“ Nun eröffnete ihm der Kaiser weiter, wie man „ohne einen Krieg mit den Franzosen wol nicht abkommen würde“, wie deshalb eine Recrutirung veranstaltet werden müsse und wie er (der Kaiser) wünsche, „daß du (d. h. der Admiral Schischkow) ein Manifest aufsetzest.“ Hierauf erwiederte denn Hr. S., wie er dies seinen Kräften nicht zutraue, wie er aber einen Versuch machen wolle ꝛc.

Das verlangte Manifest kam demzufolge zu Stande, erhielt die allerhöchste Approbation, und dessen Verf., als es so weit war, den Befehle den Kaiser zur Armee zu begleiten, oder ihm vielmehr dahin zu folgen, denn Alexander war bereits abgegangen; was denn ebenfalls auch geschah, und wobei einige durch böses Wetter, schlechte Wege u. s. w. herbeigeführte Reiseunbequemlichkeiten vorfielen.

In Wilna mit dem Kaiser wieder zusammengekommen, mußte nun Hr. S. einen kaiserlichen Befehl an die Armee und nach Petersburg an den Feldmarschall Soltykow aufsetzen, in welchem der Entschluß des Kaisers verkündet wurde, nicht eher Frieden zu schließen, so lange noch ein Feind im Lande sei.

Frankreichs Heere drangen unterdessen siegreich vor; man mußte sich zurückziehen, die Lage wurde immer bedenklicher. Dies machte Hrn. S. vielen Kummer, und besonders fing er an, für die persönliche Sicherheit seines Herrn besorgt zu werden. Da kam ihm der Gedanke ein, in einem ehrfurchtsvollen Brief an den Kaiser demselben vorzuschlagen, ob er nicht lieber „Moskau und dadurch ganz Rußland“ durch seine persönliche Gegenwart von der Bestürzung heilen wolle, welche Napoleon's Vordringen verbreitet hatte; nun fiel ihm aber plötzlich auch wieder ein, wie er hiermit doch wol zu Großes wage, wie er sich „unterfange, den Kaiser zu beunruhigen“, und dies fatale Dilemma zwischen Schreiben oder Nichtschreiben endete sich erst, als noch zwei Andere, deren Einer der Graf Araktschejew; sich entschlossen, ihre Unterschrift bei der Sache mit herzugeben.

Weiterhin erfährt der Leser, daß, als nach der Einnahme von Moskau ein geflüchteter Einwohner jener Stadt im Hauptquartier erschien, der Verf. auf Befehl des Kaisers „Nachrichten aus Moskau“ schreiben mußte, in welchen er (der Verf.) als Augenzeuge sich gerirte; welche Nachrichten sowie jener eben erwähnte Brief und alle andere derartige Sachen von A bis Z mitgetheilt werden und allerdings die interessante Seite des Buches bilden, wenn man sie mit jenen Ausrufen über die „schändlichen Greuelthaten“ der Feinde und den Erzählungen von der rührenden Gemüthlichkeit des Benehmens der Kosacken u. a. Menschen der Art in Deutschland u. a. O. zusammenhält.

Mit der Art und Weise, wie man sich bei dem Einrücken in Frankreich benahm, ist übrigens Hr. S. keineswegs zufrieden, doch trifft dieser Tadel, wie sich wol bei ihm von selbst versteht, nicht „seinen Herrn“ und auch nicht sowol Preußen, sondern mehr Oestreich, dessen Feldherr in seinen Proclamationen bei dieser Gelegenheit es ihm gar nicht zu Dank machte. Indeß setzte Hr. S. sein Vertrauen auf die „starke russische Brust“ und die „tapfern Preußen“, und dieser Gedanke tröstete ihn über Das, was ihm nicht gefiel. Nicht hübsch ist es übrigens von ihm, daß, nachdem der Erfolg am Ende besser war, als er sich dachte, und er dieserhalb im Stillen sich Vorwürfe über das Unterwinden machte, zu tadeln, was doch so gut war, er das Bekenntniß ablegt, wie er dies „bereue.“

Mit Napoleon's zweitem Sturz der Rückkehr des Kaisers Alexander nach Rußland und der Versicherung Seitens des Verf., daß er die Erzählung der weitern Begebenheiten, „welche sich mit ihm ereigneten“ für eine andere Zeit und Gelegenheit aufspare, schließt das Werk, dessen Ton und Inhalt aus dem hier Angedeuteten wol werden klar geworden sein, und auf dessen eigentliche Fortsetzung ohne Zweifel Die gespannt sein werden, welchen diese erste Gabe möglicherweise zusagte. 52.

Notizen.

Matthiä's griechische Grammatik hat in ihrer englischen Uebersetzung bereits die fünfte Auflage erlebt.

Es hat schwerlich die neuere Geschichte irgend eines Staates, selbst die des englischen unter Elisabeth's Herrschaft nicht, eine so große Anzahl Männer aufzuweisen, die sich gleich sehr in der Literatur und im praktischen Leben auszeichneten, als die spanische im 16. Jahrhunderte. Fast jeder vortreffliche Schriftsteller war auch als Krieger und Politiker berühmt. Boscan führte die Waffen mit großem Erfolg. Garcilaso de Vega, der Autor des zartesten und anmuthreichsten modernen Schäfergedichts, fiel nach einer kurzen, aber glänzenden militairischen Laufbahn mit dem Schwerte in der Hand an der Spitze einer stürmenden Schar. Alonzo de Ercilla spielte eine ehrenvolle Rolle in dem Kriege mit Arauco, den er späterhin in dem besten Heldengedichte, das Spanien aufzuweisen hat, verherrlichte. Hurtado de Mendoza, dessen Gedichte denen des Horaz verglichen werden sind und dessen kleiner Roman in ganz Europa gelesen wird, ist uns von der Geschichte als einer der strengsten Statthalter genannt worden, die das Haus Oestreich anwendete, den unruhigen Geist Italiens unter sein Joch zu beugen. Lope segelte mit der Armada und Cervantes trug bei Lepanto Wunden davon.

Das „Edinburgh review“ schildert bei Beurtheilung des verdienstlichen Werkes des Lords Mahon: „History of the war of the succession in Spain“ (London 1832), den Zustand Spaniens unter Philipp II. und vergleichsweise darauf die grenzenlose Schwäche des Reiches zu der Zeit, da sein Stamm auf dessen Throne erloschen war. Es bemerkt sehr richtig, daß die Geschichte Spaniens vorzugsweise ein Studium abgeben kann, wie große mächtige Reiche in kurzer Zeit in Elend und Verderben zu stürzen sind; denn alle Ursachen des Verfalls Spaniens treffen in einer Haupturſache, seiner schlechten Regierung zusammen. Die Tapferkeit, die Intelligenz, die Energie der Spanier, welche sie am Schlusse des 15. und zu Anfange des 16. Jahrhunderts zu der ersten Nation der Welt machten waren die Früchte der alten Institutionen Castiliens und Aragoniens. Die ersten Fürsten aus dem Hause Oestreich griffen diese der öffentlichen Freiheit günstigen Institutionen an und zerstörten sie fast gänzlich. Ihre Nachfolger büßten dies Verbrechen. Die Wirkungen des Ueberganges von einer guten Regierung zu einer schlechten machen sich oft erst geraume Zeit nach solchem Wechsel in ihrem ganzen Umfange fühlbar. Die Talente und Tugenden, welche eine gute Verfassung erzeugt und erzieht, mögen die Verfassung selbst eine Weile überleben. Also erscheint die Herrschaft der Fürsten, welche auf den Trümmern volksthümlicher Institutionen eine absolute Monarchie errichteten, in der Geschichte zuweilen in besonderm Glanze. Sobald aber eine oder zwei Generationen vorüber sind, dann bewahrheitet sich unausbleiblich Montesquieu's Vergleich despotischer Regierungen mit Wilden, die den Baum abhauen, um die Frucht zu ernten. Das Augusteische Zeitalter war reich an großen Gemüthern aus Cicero's und Cäsar's Generation. Die Früchte der Politik August's blieben dagegen seiner Nachkommenschaft nicht aus. Philipp II. war der Erbe der Cortes und Justiza Mayor, die ihm eine, die ganze Welt zu erobern fähige Nation überlieferten. Was Philipp seinen Nachkommen hinterließ, ist allbekannt! 153.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Montag, — Nr. 147. — 27. Mai 1833.

Allgemeine Geschichte des israelitischen Volkes, sowol seines zweimaligen Staatslebens als auch der zerstreuten Gemeinden und Sekten bis in die neueste Zeit, in gedrängter Uebersicht, zunächst für Staatsmänner, Rechtsgelehrte, Geistliche und wissenschaftlich gebildete Leser, aus den Quellen bearbeitet von J. M. Jost. Zwei Bände. Berlin, Amelang. 1832. Gr. 8. 4 Thlr. 18 Gr.

Der Herr Verf. dieses Buches, welcher dem gelehrten Publicum schon durch seine „Geschichte des israelitischen Volkes seit der Makkabäerzeit" rühmlichst bekannt ist, hat nun in vorliegendem Abriß auch die ältere Geschichte von den frühesten Zeiten an in Betracht gezogen. Diese Darstellung, welche das Lob zu Grunde liegender Gelehrsamkeit und das andere großer Fähigkeit der äußern Darstellung durchaus verdient, hat gleichwol auf Ref. einen zum Theil schauerlichen Eindruck gemacht und wird denselben gewiß nicht verfehlen auf einen großen Theil des in Deutschland lesenden christlichen Publicums zu machen. Der Verf. ist offenbar seines Glaubens ein Jude, spricht aber diese Religions- und Stammverschiedenheit nicht rund und scharf aus, macht sie wenigstens nicht schroff geltend, sodaß dem Leser die Ueberzeugung davon nur an einzelnen Stellen des Buches unabweislich nahegerückt wird. Da nun aber die ganze Darstellung, während man sich über die jüdische Religion des Verf. zwischenhin täuschen könnte, doch nothwendig auch keine christliche, sondern, wir möchten sagen, eine deistische ist, und sie auch nicht etwa blos äußere Theile der israelitischen Geschichte wie etwa den Staat berücksichtigt, sondern die Entwickelung der ganzen jüdischen Bildung, tritt sie zugleich in einen Gegensatz gegen die christliche und sicher allein richtige Auffassung der altisraelitischen Geschichte, der letztern Auffassung zufolge die ältern Schicksale und Führungen des Volkes alle auf Christus hinweisen und demgemäß alle Prophezeihungen in ihm ihr Ziel haben. Wenn der Geschichtschreiber des jüdischen Volkes die Erscheinung Christi nicht als die Erfüllung der welthistorischen Aufgabe des Judenthums und somit als das geistige Ende desselben; wenn er nicht Das, was sich von diesem Judenthum nachher noch als eigenthümliche Gestalt zu halten suchte, als einen traurigen, verschlissenen Fetzen des alten Feierkleides, sondern als den Fortbestand von diesem selbst, und Christus nur als einen der unzähligen jüdischen Volkslehrer betrachtet, welche einzelne Richtungen des Judenthumes specieller verfolgten, so ist eine solche recht eigentlich neujüdische Geschichte des israelitischen Volkes, trotz aller Gelehrsamkeit eine Leuchte ohne Licht, ein Auge ohne Sehkraft. Die Seele, die welthistorische Seele fehlt ihr, und die Thürpfosten des Tempels werden darin Ort der Anbetung statt des Altares.

Die eigenthümliche Beziehung der israelitischen Geschichte zum Christenthum gibt nun außerdem dem geheften Material zu Behandlung dieser Geschichte eine eigne Stellung. Während z. B. in der griechischen Geschichte eine Untersuchung über die Entwickelung der Solon'schen Gesetzgebung im Einzelnen wirklich eine der wesentlichen Seiten der Geschichte Griechenlands berührt, ist dagegen eine blos gelehrte Untersuchung über die Authentie und (falls man der Ansicht ist, daß die Bücher Mosis nicht authentisch seien) über die successive Entwickelung der mosaischen Gesetzgebung, des jüdischen Staats also, von völlig untergeordnetem Werth. Ob die Bücher Mosis ziemlich zu Einer Zeit niedergeschrieben sind und von Moses selbst, oder allmälig und von Andern, ist, welthistorisch die Sache betrachtet, von gar keiner Bedeutung, denn das mosaische Gesetz hatte Jahrhunderte gegolten, war Grundlage des Lebens geworden, unzweifelhaftes Gesetz, und hatte seinen ganzen Einfluß bereits auf das Volk entwickelt, als Christus geboren ward. Ihm, der natürlich gar kein antiquarisch-philologisches Interesse hatte, galt dies Gesetz des Volkes, unter welchem er geboren war, und was seine Wurzeln (man mag die eine oder die andere Ansicht haben) in die unmittelbare Beziehung des Moses zu dem Gott Abraham's zurückschlägt — ihm galt es als mosaisch, und so, als ein mosaisches Gesetz, hat es welthistorisch weiter gewirkt bis auf diesen Tag. Gegen diese Bedeutung, die es gewonnen hat, ist es völlig in ein unbedeutendes Nichts verschwindend, wenn etwa auch streng nachgewiesen würde, daß die formelle Abfassung des mosaischen Gesetzes erst kurz vor das Exil fiele. Ebenso aber steht es mit der Kritik der andern Bücher. Gesetzt auch, nicht blos die späte Abfassung der Bücher der Chronika, sondern auch die völlige Abfassung derselben unter priesterlichem Interesse und die Umgestaltung gar manchen Fac-

tums in diesem priesterlichen Interesse würde streng und völlig unwiderleglich dargethan, was folgt daraus anders, als daß zu der Weiterwirkung des Kanon des Alten Testamentes in der Weltgeschichte auch dies Buch und grade in dieser Weise erfoderlich war, und daß vom teleologischen Standpunkte aus dies Buch so gut einer göttlichen Bestimmung und Erfüllung theilhaftig ist als jedes andere des Kanons.

Dies also ist ein mächtiger Unterschied der israelitischen Geschichte von der Profangeschichte, daß dieser reinfactische Inhalt jener, wie er durch die historisch-philologische Kritik ermittelt wird, in der Profangeschichte die höchste Bedeutung, für die Resultate der israelitischen Geschichte so gut als gar keine hat. Wir wollen die hohen Verdienste Derjenigen, welche die mühsamsten Studien und eine geniale Gelehrsamkeit grade auf diese philologisch-historische Construction des hebräischen Alterthums gewendet haben, nicht antasten; sie bleiben in vollem Maße anerkannt in dem Kreise, der eben diesen Bemühungen gesteckt ist; aber auf die welthistorische Gestaltung und Bedeutung der israelitischen Geschichte gewinnen diese Bemühungen nur Einfluß, inwiefern sie eben das auch ohne ihr Hinzukommen in dieser Geschichte Bedeutungsvolle verklären helfen. Inwiefern sie an diesem Bedeutungswollen Zweifel erregen, oder für die Beurtheilung desselben einen andern Standpunkt begründen könnten, so lange man überhaupt fest an der Beziehung des Judenthums zum Christenthum hält, ist uns unmöglich einzusehen.

Daß der Herr Verf. unsers Buches, selbst bei seiner Entbehrung einer solchen dominirenden Beziehung zum Christenthum, doch seinerseits ein ähnliches Gefühl und eine ähnliche Ansicht gehabt hat, spricht sich recht schön S. 14 und 15 des ersten Bandes aus, wo es heißt:

Der wahre Glaube, der im Gemüth seinen Sitz hat, wird von den veränderten Ansichten der äußerlichen Gegenstände nicht bedroht und kann kein wahrer sein, wenn er die Prüfung geschichtlicher Thatsachen scheut. So wenig wie der Glaube an den Schöpfer durch eine nähere Prüfung der Naturgesetze und deren Veränderlichkeit erschüttert zu werden fürchten darf, ebenso wenig thut die Kritik der Religion Eintrag.

Allein, dieser Satz des Herrn Verf. hat zugleich einen deistischen Sinn und geht bei dem Verfolg der Darstellung unter in einer Reihe von Accommodationen und Vermittelungen zwischen der gläubigen Ansicht, welche die Geschichte des Alten Testamentes in der durch das Christenthum ihr ertheilten welthistorischen Bedeutung faßt (oder vielmehr zwischen der jüdisch-gläubigen Ansicht, welche eine Annäherung an dies christlich-gläubige Wesen, aber eine Caricatur hervorbringt), und zwischen den Resultaten philologisch-historischer Gelehrsamkeit und der dürren Richtung verschwisterten Kritik. Ungeachtet Herr Jost gewiß eine Ausstattung mit jüdisch-historischer Gelehrsamkeit durch seine Arbeit bewährt, wie sie wenige Menschen ähnlich aufzuweisen haben, ist die aus dieser Gelehrsamkeit und aus seiner Ansicht resultirende Arbeit ein Zwittermilieu, welches wie alles Zwittermilieuwesen die scharfen Kanten vermissen läßt und dadurch weder einerseits eine scharfe, wenn auch fragmentarische Zeichnung des Einzelnen zuläßt (die doch eben die vorhandene Gelehrsamkeit möglich machen würde), noch andererseits eine kernhafte, organische Krystallisation gestattet, die eben das Charakteristische einer vom christlich-gläubigen Standpunkt geschriebenen Geschichte der Israeliten sein würde. Zwischen beiden Gestaltungsweisen sucht Herr Dr. Jost einen Mittelweg zu finden, wobei er bald nach der einen bald nach der andern Seite greift und sich bald ab-, bald anzuhalten sucht und es am Ende schwerlich irgend Jemanden zu Danke macht als den gebildeten, modernen Juden und demjenigen Theile der Christenwelt, der eigentlich nur den christlichen Namen, aber dabei jene exegetische, humane, deistische, alle scharfen Kanten für unzeitgemäß erklärende, modern-jüdische Bildung führt, und dessen Individuen wir deshalb am besten als Judengenossen bezeichnen, wenn sie persönlich vielleicht auch nichts mit jüdischen Individuen zu verkehren haben.

Bei so verschiedenen Standpunkten, als auf welchen sich hier Verf. und Ref. befinden, läßt sich nicht mehr miteinander rechten, und so mag dies Thema nicht weiter ausgeführt werden; aber als Ref. (S. 8) die Charakteristik der Thätigkeit und Bestimmung der Juden nach Christo las, wandelten ihn wunderbar unheimliche Empfindungen an, welche dem nicht einverstandenen Leser natürlich nicht deutlich zu machen sind, welche aber der einverstandene sofort theilen wird, wenn er Folgendes liest:

Wir sehen ihn (nämlich den israelitischen Volksgeist) walten unter Trümmern, die er oftmals neu belebt und zur Thatkraft anregt; wir sehen ihn hier noch einige Zeit verweilen, während er seine Arme um das ganze Erdenrund schlingt, um, sobald die geringen Lebenskräfte des dahinsinkenden Körpers versiegen, mit neuer Glorie hervorzutreten und statt eines einzelnen Volkes nunmehr eine Welt von Völkern, zu seiner Aufnahme mehr oder minder vorbereitet, zu begeistern, die Träume der Vorzeit aus der Wirklichkeit zu verdrängen und alle Welt zu lebhaften Kämpfen um Wahrheit und Bestimmung des Menschen zu erwecken, bis endlich nach langen Mißverständnissen und starken Fehden eine große Versöhnung die Menschheit durchdringe.

Man höre doch! höre! aus dem Judenthum ist das Christenthum (dessen allein achtbarer Kern also am Ende das mit dem Judenthum im Christenthum Gemeinsame, nicht aber die unterscheidenden Lehren des letztern, die Mysterien der Trinität, der Menschwerdung und der Kirche sowie der heiligen Sacramente, wäre) ausgegangen, um das Heidenthum (dies ist ja wol der einfache Sinn der preziösen „Träume der Vorzeit") überall zu verdrängen und die Völker dem Judenthum, als der höchsten Glorie menschlicher Geistesbildung, zuzuführen; denn daß dies allein unter der großen Versöhnung der Menschheit zu verstehen ist, sieht man deutlich aus folgenden Worten:

Sie (die jüdische Nation) fühlt sich überwältigt, aber sie bekennt sich nicht überwunden. Ihr eigentliches Vaterland, ihr Gott, ihre Religion ist ihr verblieben, ist ihr durch den Verlust weltlicher Freuden noch theurer geworden. Hier fühlt sich das vernichtete Volk neu erkräftigt, um mit allen Nationen in die Schranken zu treten und um Wahrheit mit ihnen zu kämpfen; und in dem allgemeinen Wettstreit zu Erziehung jener endlichen

Versöhnung behaupten die Israeliten, alles Jammers ungeachtet, der ihnen deshalb bereitet worden, seit fast zwei Jahrtausenden das Feld und strecken niemals die Waffen.

Dergleichen in deutscher Sprache und nicht etwa mit hebräischen Lettern, sondern mit gutem deutschen Schwarz auf weiß zu lesen, klingt schauerlich genug. Die Mistel lebt von der Eiche Blut und hat noch die Keckheit, mit ihr um die Berechtigung des Daseins zu streiten.

Glücklicherweise läßt sich die Geschichtserzählung selbst, trotz solcher Erklärungen in der Einleitung, auch von einem Christen bis gegen die neuern Zeiten hin leidlich ohne Aergerniß lesen; denn was von den verschiedenen Schulen nach dem Untergang des jüdischen Staats, von der Fortdauer des mosaischen Rechts und von dessen Fortbildung durch die Berührung mit dem römischen Rechte, was von den Nasi's, Resch-Glutha's und Gaons, von Rabbinen, Samaritanern, Karaiten, jüdischen Chazarenfürsten u. s. w. gesagt ist, ist höchst instructiv für Den, der weder Vorbildung noch Zeit hat, an die Quellen zu gehen. Auch später, wo die Beziehungen zu unsern Verhältnissen directer werden, z. B. bei der Darstellung der Berechtigung der Juden im deutschen Reiche, können wir es dem Herrn Verf. gern zugestehen, daß er den Ausdruck, die Juden seien: servi camerae speciales, so mild und vornehm zu erklären sucht als möglich; nur darf er, wenn er von den Juden sagt: „Sie sind unmittelbare Schützlinge des Reiches, und jede Beeinträchtigung ihrer Rechte wird als ein Vergehen gegen das Reich angesehen und gehört zur Jurisdiction des Hofgerichtes", nicht vergessen, daß diese Schützlinge dabei servi und Unchristen, also weit unter alle sieben Heerschilde, ja, noch unter die slawischen Knechte gestellt waren, und daß also der Reichsadler seine Flügel nicht eben eifrig in Bewegung setzte, um diese Classe reichsunmittelbarer Leute zu schirmen.

Doch wozu dies Häkeln um Kleinigkeiten, die zu natürlich aus dem allgemeinen Standpunkt des Verf. folgen, als daß man sich darüber zu verwundern hätte. In Beziehung auf die neuere Zeit fügen wir kein Wort bei; lernen, Notizen gewinnen kann man auch aus dieser Partie des Buches in Fülle; aber man muß dazu in den Kauf eine Gesinnung nehmen, die an dem Herrn Verf. sehr natürlich und gewissermaßen ehrenwerth, aber einem guten Deutschen und guten Christen ebenso schauerlich als deren frankes Hervortreten demüthigend ist. Man muß es preisen hören, daß unser deutscher Adel durch jüdisch-bleibende Geschlechter vermehrt ist u. s. w. Doch haben wir uns, seit wir gewöhnt worden sind, daß die Resultate (nämlich die Titel) von Promotionen in nomine Dei patris et *filii* et *spiritus sancti* an jüdisch-bleibende Gelehrte gegeben werden, allmälig abgestumpft gegen solche Gefühlsverletzungen und sind allenfalls vorbereitet genug, unsern deutsch-christlichen Universitäten eine jüdisch-theologische Facultät als zeitgemäße Vervollkommnung anpreisen zu hören sowie alles Mögliche im deutschen Leben an Juden preisgegeben zu sehen. Was hilft es weiter, vis-à-vis von solchen Erscheinungen Gesinnungen auszusprechen, die (so geläufig sie auch dem gesunden Stock unsers Volkes Gott Lob noch sind) den Leuten, die hauptsächlich durch Tageblätter die öffentliche Meinung repräsentiren, zufolge eigentlich nur noch in Spanien zu Hause sind; was hilft es weiter, als, wenn man zu stolz ist, sich in einen Judenkampf einzulassen, wenigstens Protestation einzulegen gegen Das, was sich in öffentlichen Blättern als Volksmeinung geltend machen möchte, aber nur öffentliche Stimmung ist, d. h. die Stimmung der Mehrzahl des Häufchens von Menschen, welches für die gangbarsten Zeitungen arbeitet, und wovon wie bei jedem den Juden nicht gesperrten Industriezweig zwei Drittel Juden und Judengenossen sind.

Herr Jost verzeihe uns, daß wir alles Dies bei Gelegenheit seines Buches aussprechen; allein dasselbe hat in seinen letzten Theilen durchaus eine politische Beziehung zur Gegenwart. Die Hochachtung, die wir vor seiner Gelehrsamkeit haben, die Anerkennung, die wir seiner Fähigkeit der äußern Darstellung zollen müssen, haben uns sein Buch näher gelegt, als uns irgend eine Zeitung kommt; aber es hat dasselbe eben deshalb auch empfindlicher in die Wunden geschnitten, die wir dermalen qua Glied des christlich-deutschen Volkes mittragen helfen, als irgend Etwas, was uns seit Langem in die Hände gekommen ist.

69.

Neue Beiträge zur Kenntniß des gewerblichen und commerciellen Zustandes der preußischen Monarchie. Nach amtlichen Quellen. Von C. W. Ferber. Mit 13 Tabellen. Berlin, Duncker und Humblot. 1832. Gr. 8. 1 Thlr. 16 Gr.

Mit der verdienten Anerkennung und dem lebendigsten Interesse sind die im J. 1829 erschienenen „Beiträge" desselben Verf. über denselben Gegenstand, welche die wohlthätigen Folgen und wahrhaft überraschenden Resultate der Freiheit der Gewerbe und des Handels seit ihrer Einführung im preußischen Staate bis zum Schlusse des Jahres 1828 und insbesondere des seit 1818 befolgten Steuersystems nicht allein schilderten, sondern noch auf das bestimmteste, nämlich durch Zahlen, bewiesen, im Inlande wie im Auslande aufgenommen worden. Das fortdauernde Interesse am Gegenstande und an der ebenso einsichtsvollen als gründlichen Behandlung könnte schon an sich diesen „Neuen Beiträgen" eine gleiche Aufnahme sichern; allein die Aufmerksamkeit auf dieselben wird noch erhöht, wenn man bedenkt, welche ungünstige Conjuncturen für Handel und Gewerbfleiß Europas überhaupt und Preußens insbesondere in den Jahren 1830 und 1831 eintraten, daß nämlich die Unglücksfälle, welche den Verkehr und die Industrie in andern Ländern trafen, auch auf Preußen zurückwirken mußten, daß der Aufstand in Belgien und in Polen den Markt für preußische Fabrikate verminderte, daß die nothwendig gewordenen Kriegerüstungen ein bedeutendes Quantum von Thätigkeit dem Gewerbfleiße entzogen, daß endlich auch die strengen Sperren, durch welche man die Cholera abhalten zu können meinte, dem Handel und dem Gewerbe in Preußen sehr nachtheilig werden mußten. Kaum scheint es möglich, daß unter so vielfachen ungünstigen Umständen die Resultate der Jahre 1829, 1830 und 1831, welche diese „Neuen Beiträge" umfassen, sich auf eine günstige Weise stellen können; und dennoch erhalten wir hier den überraschenden Beweis, daß sich die preußische Werthschaffung fast in allen Zweigen der Gewerbsamkeit bedeutend vermehrt, daß diese sich immer mehr auch auf das platte Land ausgedehnt, daß der innere Handel sich sehr vergrößert, und daß auch der preußische

Gewerkehr mit dem Auslande zugenommen hat; die Zuverlässigkeit dieses Beweises ist aber dadurch außer allen Zweifel gestellt, daß dem Verf. die Benutzung aller amtlichen Quellen auch für längere Untersuchung zugestanden worden ist und zwar mit einer Bereitwilligkeit, welche das beste Zeugniß von der uneigennützigen Fürsorge der preußischen Regierung für das allgemeine Wohl des Landes und von der erfolgreichen Zweckmäßigkeit ihrer Verwaltung gibt.

In der Voraussetzung, daß nicht alle Leser d. Bl. Zeit und Gelegenheit haben, sich mit dem Inhalte der vorliegenden „Beiträge" bekannt zu machen, und um das bereits hervorgehobene allgemeine Resultat mit einigen Daten zu belegen, erlauben wir uns noch einige Einzelnheiten mitzutheilen, zunächst aus dem ersten Abschnitt, welcher die Nachweisungen über Ausfuhr, Einfuhr und Durchfuhr enthält. Die preußische Baumwollenfabrikation, für welche nicht allein die erwähnten ungünstigen Umstände, sondern auch noch besonders die Schärfung des russischen Prohibitivsystems, der unruhige Zustand der südamerikanischen Staaten und die Verschleuderung der englischen Waaren sehr nachtheilig zu werden drohten, hat sich nicht allein nicht vermindert, sondern fast um 16 Procent vermehrt, und der preußische Staat hat allein durch diese Fabrication nach Abzug der Kosten des Urstoffes in den angeführten drei Jahren nahe an 30 Mill. Thlr. gewonnen. Daß der Bedarf des Thrans sich fast verdoppelte, läßt auf die bedeutende Erweiterung der denselben verarbeitenden Gewerbe schließen. Die Stahl- und Eisenfabrikation stieg so bedeutend, daß 1831 dreimal so viel rohes Material eingeführt, als 1827 noch ausgeführt wurde. Der reine aus der Seidenfabrikation vom Auslande gezogene Gewinn, welcher in jedem der drei frühern Jahre etwas über 2 Mill. Thlr. betrug, überstieg diesen in jedem der drei letzten um 1½ Mill. Thlr. Die Resultate dieser Jahre für den Ackerbau beweisen es deutlich, daß die fortschreitende Regulirung der gutsherrlichen und bäuerlichen Verhältnisse, die Gemeinheitstheilungen und die Ablösung der Servituten und Dienst- und Zinsverpflichtungen eine neue Epoche für die preußische Landwirthschaft herbeigeführt haben, und eine genaue Berechnung erweist, daß in diesen Jahren nach Befriedigung des ganzen Bedürfnisses des Inlandes der Ackerbau Preußen jährlich, nur nach den gegenwärtig zu Berlin geltenden mittlern Preisen gerechnet, um fast 8½ Mill. Thlr. bereichert hat. Auch der steigende Ertrag der Gewerbesteuer, über welche belehrende und übersichtliche Tabellen mitgetheilt werden, gibt einen erfreulichen Beweis von dem unablässigen Fortschreiten des preußischen Gewerbfleißes. Bei den Erörterungen über den Handel macht der Verf. mit Recht aufmerksam auf die großen Vortheile, welche der preußische Seehandel jetzt, da das Mittelmeer vor den Gewaltthätigkeiten der Raubstaaten gesichert ist, aus der Theilnahme an der gewinnvollen Frachtfahrt auf jenem und dem schwarzen Meere zu ziehen vermag, und bei der raschen Erweiterung der commerciellen Thätigkeit in Preußen ist es zu erwarten, daß dieselbe auch bald jene Vortheile sich aneignen wird. Diese wenigen Mittheilungen werden hinreichen, um von der Wichtigkeit des Inhalts dieser „Beiträge" zu überzeugen, welche nicht allein für die Statistik des preußischen Staats von der größten Bedeutung sind, sondern auch den Gewerbtreibenden belehren, indem sie ihn namentlich auf Zweige der Industrie, welche noch eines sorgfältigern Anbaus bedürfen, aufmerksam machen und endlich auch dazu dienen werden, irrige Ansichten in der Lehre von der Volks- und Staatswirthschaft zu beseitigen und die Verbreitung richtiger Ansichten zu befördern. 16.

Literarische Notizen.

Der Herr Graf Henri de Mérode und Marquis de Beaufort haben in Paris eine ziemlich seltsame Schrift drucken lassen: „De l'esprit de vie et de l'esprit de mort". Ein Schutz- und Wehrschreiben zu Gunsten des Katholicismus gegen Ketzer und Philosophen. Der Antichrist ist auf dem Wege zu uns, wornach man sich zu richten hat; die Herren haben vergessen zu sagen, wie er aussieht.

„L'écho de la jeune France" ist ein neues Journal, welches seit dem April 1833 erscheint, ungefähr drei Bogen in 4., mit grünem Umschlage. Anfangs achteten wir gar nicht auf diesen letzten Umstand, als wir unter andern Nachrichten auch die Anzeige fanden, es sei Herrn Chateaubriand zu Ehren eine Medaille geschlagen worden, welche die Büste des berühmten Schriftstellers darstelle, mit der Inschrift: Le génie fidèle au malheur; ferner, die Büste des Herrn Berryer sei kürzlich fertig geworden. Nun wurde uns auf einmal klar, was es mit dem grünen Umschlage und mit der Tendenz der neuen Zeitschrift für eine Bewandniß habe: grün ist bekanntlich die Livree der Dauphine; Chateaubriand und Berryer sind die eifrigsten und muthigsten Verfechter der erlauchten Gefangenen zu Blaye. In seiner literarischen Doctrin steigt das Journal aus Haß gegen das 18. Jahrhundert zum 17. hinab. Trotzdem daß neulich die „Europe littéraire" erklärt, Herr Balzac habe sich verbindlich gemacht, nur für sie zu schreiben, finden wir in dem „Echo de la jeune France" eine Novelle dieses karlistischen Erzählers unter der dreifachen Aufschrift: „Histoire des treize; II. Ne touchez pas à la hache; 3. 1. Soeur Thérèse."

Der elfte Band des „Livre des cent et un" gibt vorerst zwei sehr interessante Aufsätze von dem Grafen Peyronnet und Achille de Jouffroy: „L'audience d'un ministre" und „Charles X à Holyrood". Sodann Stanzen von der Königin Hortense: „Les charmes de la patrie"; „Les traducteurs" von Herrn Delagrange, der sehr hart mit der bedrängten, hungernden Uebersetzerzunft umgeht. „Saint-Geneviève" von Herrn Andrieux steht neben der „Dame à la mode de 1833" von Madame Eugenie Foa, die mehre schlechte Romane geschrieben hat.

Von dem französischen Conversations-Lexikon (bei Belin-Mandar) ist die sechste Lieferung herausgekommen, Aso — Az. Man sieht dem baldigen Erscheinen des Conversations-Lexikons, welches Treuttel und Würtz herausgeben, entgegen.

Der Abbate Castelli ist Verf. eines Gedichts in italienischer Sprache, betitelt: „Das jüngste Gericht", von welchem kürzlich einzelne Bruchstücke mit französischer Uebersetzung im Drucke erschienen sind. Das Gedicht wird nächstens vollständig gedruckt werden.

Parodien auf „Lucretia Borgia".

„Tigresse mort-aux-rats, ou poison et contre-poison, parodie en quatre actes." Madame Lucretia Borgia ist die Frau eines Apothekers, die fünf venetianischen Nobili, welche im Drama V. Hugo's vergiftet werden, sind hier fünf Hanswürste, welche, um sie zu unterscheiden, numerirt sind; der Sohn der Lucretia ist ein Recrut, der immer schläft u. s. w. Es ist darin im Ganzen wenig Aufwand von Witz und Phantasie, indessen muß man doch darüber lachen. Das Gleiche gilt von den beiden folgenden Parodien, von denen wir blos den Titel anführen: „Une répétition générale, par *M. Scribe*, etc." und „L'ogresse Gorgia, parodie en cinq actes et en vers, précédée de la queue du diable, prologue". Es hat mit diesem Prologe eine ganz eigne Bewandniß. „Tirer le diable par la queue" heißt bekanntlich so viel als in der Enge sein. Nun macht in Hugo's Drama der Vertraute der Lucretia seine Glossen darüber, daß so viele Leute den Teufel beim Schwanze zerrten und derselbe nicht ausrisse, er müsse dem Satan ganz verteufelt fest in dem Rückgrat stecken; über diesen Spaß hat sich nun ein entsetzliches Geschrei erhoben. 143.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Dienstag, — Nr. 148. — 28. Mai 1833.

Göthe's nachgelassene Werke. Erster bis fünfter Band. Stuttgart, Cotta. 1832. 16. Subscriptionspreis 1 Thlr. 12 Gr.

Schon am 12. September 1800 schrieb Göthe von Jena aus, wo er sich damals aufhielt, an Schiller nach Weimar: „er habe seine Helena auftreten lassen" („Briefwechsel zwischen Schiller und Göthe", Th. 5, S. 306), und die folgenden Briefe sagen uns, daß der Dichter damals schon den ganzen zweiten Theil des „Faust" im Geist und Gemüth empfangen habe, wie derselbe jetzt, nach 33 Jahren, ans Licht getreten ist.

Als Göthe (sagt der Kanzler von Müller in seiner Vorlesung über des Dichters praktische Wirksamkeit) nach einer im Jahr 1830 bestandenen schweren Krankheit seine Leistungen überblickt, verdrießt es ihn, den „Faust" unvollendet zu verlassen; noch fehlt in der zweiten Abtheilung der größte Theil des vierten Actes; ihn würdig zu ergänzen, macht er sich zum Gesetz, und am Vorabend seines letzten Geburtstages (27. August 1831) darf er die höchste Aufgabe seines Lebens für vollendet erklären. Er verschließt sie mit zehnfachem Siegel und entfliehet den Glückwünschen der Freunde.

Aus Dem, was Göthe über seine literarische Thätigkeit hier und da mitgetheilt hat, aus dem Briefwechsel mit seinem Freunde sehen wir, wie er den „Faust" nie aus den Augen verlor, wie diese Dichtung in den verschiedensten Zeiten, unter den verschiedensten Umständen immer wieder in seinem Geiste auftauchte, wie er von Zeit zu Zeit Hand daran legte; und so erleben wir ein höchst Merkwürdiges, die Erscheinung eines Werkes, an dem der größte Dichter unsers Volkes fast 60 Jahre lang gearbeitet; denn aus dem dritten Theile von „Wahrheit und Dichtung" und dem letzten der „Italienischen Reise" sehen wir, daß im Jahr 1773 der „Faust" begonnen ward.

Wie diese Betrachtung etwas Erhebendes hat und uns Deutsche mit einem gerechten Stolze erfüllt, so erzeugt sie auch eine tiefe Rührung; wir überblicken das Werk des großen Mannes, des Lieblings seiner Nation, das Werk, welches den Geist und das Feuer der Jugend, die gereifte Kraft des männlichen Alters und die Weisheit und Vollendung des Greises beurkundet, jetzt, da dieser von uns geschieden ist, in den Frühlingstagen, die an sein Hinscheiden lebhaft erinnern. Es ist mit diesen nachgelassenen Werken nicht wie mit andern Nachlässen Verstorbener. Unter dem bescheidenen Titel birgt sich das Höchste, was Göthe geleistet; uns weht aus diesem Nachlaß ein Hauch seiner vollen Größe an; und wenn wir die fünf Bände einzeln durchmustern, dann finden wir neben kleinen Reliquien vollgültige Documente von dem Geiste des Dichters aus den verschiedensten Perioden; wie uns denn die „Wallfahrt nach dem Grabe Erwin's" im Jahr 1775 das lebendige, schwärmerische Gefühl des Jünglings kundgibt, der älteste „Götz" oder „Gottfried von Berlichingen", wie er damals hieß, uns das selbständige, gediegene Urtheil desselben offenbart, sein Streben nach dem Vollkommnern, worin er eine im Ueberquellen des Bildungstriebes geschaffene Dichtung bei Seite legt, um eine probehaltigere dem Publicum vorlegen zu können, die erste größere, die von ihm erschien. In der That, dieser Nachlaß ist so reich, daß, wenn wir von Göthe auch nichts weiter besäßen, derselbe ihm den ersten Rang unter den deutschen Dichtern sichern würde.

Daß wir hier sofort einer Kritik der einzelnen Werke, die diese erste Lieferung des Nachlasses umfaßt, geben, wird wol Niemand erwarten; wir behalten uns vor, von Zeit zu Zeit unsere Gedanken über den „Faust", den ältesten und den für die Bühne bearbeiteten „Götz" in d. Bl. mitzutheilen. Ueber das zuerst genannte Werk sogleich zu reden, wäre eine große Verwegenheit; wenn auch das zehnfache Siegel, womit Göthe dasselbe, da es vollendet war, verschloß, gelöst ist, so ist es uns dennoch in Hinsicht auf mehre seiner Theile noch „ein Buch mit sieben Siegeln"; ein solches wird es Vielen sein; und wer wird sich je rühmen können, es im Ganzen wie im Einzelnen verstanden zu haben?

Als im Jahr 1827 der dritte Act der zweiten Abtheilung des „Faust", die „Helena", einzeln erschien, äußerte sich Ref. über dieselbe in folgender Weise:

Bedenken wir, daß Göthe, besonders seit seiner Reise nach Italien, zu einer reinern Ansicht der Kunst gelangt, mit einer gewissen Ironie auf seine frühern Dichtungen blickt, in welchen Nationalität, Sentimentalität, Grübelei im Gebiet des höhern Wissens einigermaßen dem reinen Schönen widerstrebten. Von dieser Ironie scheint die „Helena" ausgegangen. Doch ist sie weniger herbe als der Prolog auf dem Theater, und das Stück enthält am Schluß eine Versöhnung des Modernen mit dem Antiken, wie sie sich hier nur als möglich denken läßt; die moderne, die romantische Welt ist nach ihrem Gehalt, ihrer Würde

und in ihrem Verhältniß zur antiken dargestellt. (S. Nr. 186 d. Bl. f. 1827.)

In dieser Ansicht wurde Ref. durch einen Brief Schiller's an Göthe bestärkt („Briefwechsel" Nr. 745), worin es in Beziehung auf die „Helena" heißt:

Gelingt Ihnen die Synthese des Edeln und Barbarischen, so wird auch der Schlüssel zu dem übrigen Theile des Ganzen gefunden sein, und es wird Ihnen alsdann nicht schwer sein, gleichsam analytisch von diesem Punkte aus den Sinn und Geist der übrigen Partien zu bestimmen und zu vertheilen.

Man sieht, wie Schiller ein Hauptmoment der Dichtung in dem Gegensatze des Modernen und Antiken fand; und darauf werden wir in diesem zweiten Theile nicht allein durch die „Helena", sondern auch durch gar manche andere Stelle geführt; so durch den Widerwillen, den Mephistopheles, dieser echt moderne, romantische Teufel, gegen die alte Welt, selbst gegen die „klassische Walpurgisnacht" hegt; durch den Umstand, daß er, um das Abenteuer in Griechenland zu bestehen, eines Mediums, des von ihm geschaffenen oder herbeigezauberten Homunculus, bedarf (denn es wird wol Niemand aus dem Werke herauslesen, daß dieser durch Wagner's Künste entstanden sei). Unvergleichlich ist der üble Humor des Mephistopheles geschildert, da er auf griechischem Boden wandelt, er

aus Norden,
Im Nebelalter jung geworden,
Im Wust von Rittertum und Pfafferei; (S. 108)

der selbst gesteht:

Das Griechenvolk, es wußte nie recht viel!
Doch bildet's euch mit freiem Sinnenspiel,
Verlockt des Menschen Kunst zu heitern Bänden;
Die unsern wird man immer düster finden; (S. 110)

dem es unheimlich wird, da er auf griechischem Boden nichts von dem Pech und Schwefel seines Blocksbergs riecht (S. 154).

Aber gewiß ist es auch in dieser zweiten Abtheilung nicht allein die Kunst und das Schöne und die Gegensätze im Gebiet derselben, um die sich diese erhabene Dichtung dreht. Das Werk ist ohne Zweifel weit über seine ursprüngliche Anlage, in welcher jenes Moment nicht lag, hinausgewachsen; und vielleicht gelingt es einmal einem Kritiker, nachzuweisen, wie die verschiedenen Epochen der Metamorphose des Göthe'schen Geistes sich in demselben abspiegeln.

In dem oben erwähnten Aufsatz (Nr. 260 d. Bl. f. 1827) äußerte sich Ref. über das Auftreten der „Helena" so:

Wie Tod und Teufel einander verwandt gedacht werden, so können wir uns unsern magischen Gesellen auch dem Fürsten der Schatten verschwägert denken, und wir freuen uns auf eine Scene, worin Mephistopheles Pluto zu dem brüderlichen Dienste bewegt, ihm den köstlichsten seiner Schätze für eine kurze Zeit zu überlassen. Die Art und Weise zu erfinden, wie Helena auf die Oberwelt zurückgeführt werden könne, wird seine Sache gewesen sein. Gewann er durch den Beistand einer Hexe einen Zaubertrank, durch den er Faust 30 Jahre vom Leibe schaffte, so werden ihm auch Tränke und andere Mittel zu Gebote gestanden haben, womit er Helena's Sinne betäuben und die Griechin in eine längst verschwundene Zeit zurückversetzen konnte. In dem Menelaus wie in dessen Begleitung suche ich nicht den eigentlichen spartanischen Herrscher, wie wir gewiß die eigentliche Helena haben („Kunst und Alterthum", VI, 1, S. 293), nicht ein wirkliches Heer; sie scheinen mir Phantome, durch Mephistopheles' Künste dem Orkus entnommen; oder es sind Träume, Phantasien, die nur in Helenens durch Zaubermittel verwirrten Kopfe leben. Der Chor ist durch die Dämonik Zauber für eine kurze Zeit zu körperlichem Wesen geworden und löst sich am Ende in die Elemente auf, aus denen er entstanden.

Wie weit war Ref. mit seinen Ahnungen hinter der Wirklichkeit zurückgeblieben, die der Dichter geschaffen hat! Welch ein reiches Leben, welche Mannichfaltigkeit in jener classischen „Walpurgisnacht", bis die Elemente versammelt sind, die den Stoff zu jenem Intermezzo geben sollen, und es heißt:

Heil dem Wasser! Heil dem Meere!
Heil den mildgewognen Lüften!
Heil geheimnißreichen Grüften!
Hochgefeiert sei Alliver,
Element, dir alle nie! (S. 178)

Wie gewaltig, grausenerweckend die Scene, wo Faust in das Zeit- und Raumlose hinabsteigt, um Helena heraufzuholen!

(Der Beschluß folgt.)

Stimmen der Reformation und der Reformatoren an die Fürsten und Völker dieser Zeit. Nebst einer historisch-philosophischen Einleitung von J. Ruft. Erlangen, Palm. 1832. Gr. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Am 30. April 1823 sagte Canning bei Gelegenheit der Macdonald'schen Motion: „It is true that in no former period in history is there so close a resemblance to the present as in that of the reformation." Hätte Canning noch länger gelebt, so würde sich ihm diese Aehnlichkeit noch deutlicher dargestellt haben. Denn wie im Zeitalter der Reformation der Glaubensstreit in Stadt und Land die heftigsten Zwistigkeiten erregt hatte, so leben jetzt ganze Länder in offenbarem Zwiespalt über die Rechte der Fürsten und der Unterthanen; wie damals der Glaube häufig ein Deckmantel für die Erreichung eigennütziger Absichten sein mußte, so ist es jetzt das schöne Wort einer bürgerlichen und religiösen Freiheit, welches oft zur Befriedigung des Ehrgeizes und der Herrschsucht gebraucht wird, und wie in jener Zeit kein Mittel zu schlecht war und keine Bestechung gespart wurde, um der einen oder der andern Partei Anhänger zu erwerben, so sparen die Unruhstifter jetzt keine Verführung durch Wort und durch Schrift, um friedliche Gemüther zur Unzufriedenheit aufzureizen. Diese Parallelen ließen sich noch weiter fortführen, ohne daß man grade zu sehr in das Schwarze zu malen brauchte, wie der Verf. unserer Schrift auf S. 53 fg. seiner Einleitung gethan hat.

Aber eben um dieser Aehnlichkeit willen gewährt es Nutzen, Stimmen aus jener Zeit zu vernehmen und sie mit der Gegenwart zu vergleichen. Ja, es gewährt noch einen höhern Nutzen, wenn diese die Stimmen anerkannter und tüchtiger Männer sind, deren ganzes Leben dem Guten und dem Rechte gewidmet war. Und die Stimmen solcher Männer hat Herr Ruft in dem vorliegenden Buche gesammelt; er hat uns die weltberühmten Reformatoren Luther, Melanchthon, Calvin und Zwingli vorgeführt und aus ihren Worten ihre Begeisterung für Gott und sein geoffenbartes Wort, ihre Liebe für Freiheit und Gerechtigkeit, ihren Haß gegen Tyrannei und Unterdrückung, ihre Ermahnungen zum Gehorsam gegen die von Gott verordnete Obrigkeit und zur Unterwürfigkeit gegen das Gesetz vernehmen lassen. Ein solches Unternehmen können wir nur für zeitgemäß

achtern und daher wünschen, daß diese wohlmeinende Schrift in recht viele Hände kommen und recht fleißig gelesen werden möge.

Die Quellen, aus denen Herr Rust, der vermöge seines Lehramtes als Professor der Theologie zu Erlangen eine nähere Bekanntschaft mit den Schriften der Reformatoren haben mußte, seine Zusammenstellungen entlehnt hat, sind Luther's, Melanchthon's, Calvin's und Zwingli's eigne Werke (bei denen wir nur die Benutzung der von de Wette herausgegebenen Briefe Luther's vermissen), dann der große Katechismus Luther's, die Harmonie der Glaubensbekenntnisse der orthodoxen und reformirten Kirchen, die augsburgische Confession, sowie die übrigen Confessionen, als die erste und zweite helvetische, die böhmische, belgische, schottische, gallische und die baseler Confession. Die Stellen sind überall ausführlich und so viel als möglich im Zusammenhange mitgetheilt, und es gewährt bei der von dem Verf. gewählten Ordnung der Materien ein eigenthümliches Vergnügen, bald den feurigen, kräftigen Luther, der unter Allen am höchsten steht, bald den klaren, beredten, mitunter rhetorisirenden Melanchthon, bald die strengen Eiferer Calvin und Zwingli zu hören, bald endlich die mehr an den Ton der Gesetze und des Katheders hinstreifenden Vorschriften der verschiedenen Confessionsschriften zu vernehmen.

Die historisch-philosophische Einleitung, welche Herr Rust vorgesetzt hat, beginnt mit einer würdigen und edeln Ansicht von der Reformation. Darauf wird Thomas Münzer's und der Wiedertäufer Treiben geschildert, ihr Streben nach Freiheit und Gleichheit als flach, gehaltleer und gesetzlos dargestellt und die Meinung bekämpft, als sei die Reformation die Grundlage des heutigen extravaganten Liberalismus, und als wären die Männer des Volks die Nachfolger Luther's und Zwingli's; da doch vielmehr jene Münzer'schen und münsterschen Unruhen der grobe Gegensatz der Reformation sind und die Vorläufer des spätern revolutionairen Treibens. In religiösem Gewande sei bei den Wiedertäufern derselbe Geist sichtbar geworden, der später im Politischen so große Verheerungen angerichtet hat, und alles Uebel sei daher gekommen, weil das Christenthum nicht recht gepflegt worden sei. Wir müssen gestehen, daß wir hier zu sehr den Prediger und zwar den Prediger einer gewissen Sekte zu hören glauben. Denn schwerlich wird ihm so unbedingt zugegeben werden können, daß blos der Mangel an Christenthum an allen Revolutionen Schuld sei. In demselben Sinne wird nun über das 17. und 18. Jahrhundert, über die Sitten- und Gottlosigkeit an den Höfen der Fürsten, über Voltaire, d'Alembert, Diderot, Lamettrie u. A. gesprochen. Ref. theilt zwar des Verf. Unwillen über die letztgenannten Philosophen und ihr unheilbringendes Treiben, aber des Verf. Urtheile sind doch mitunter zu theologisch und auch ungerecht, wie das über Friedrich II. (S. 76), wo sich Herr Rust aus der Schrift von J. D. E. Preuß: „Ist Friedrich II. irreligiös gewesen", eines Bessern belehren kann. *) Streng tadelnd, aber doch weit richtiger ist die Schilderung jener französischen Philosophie in der „Geschichte der Staatsveränderung in Frankreich unter Ludwig XVI." (Th. 1, S. 18—66), wo überdies die Ursachen der französischen Revolution weit weniger einseitig entwickelt sind als in der vorliegenden Schrift. Auch über die „Allgemeine deutsche Bibliothek", über die Illuminaten, über Napoleon, „der den bösen Geist gefangen genommen hat durch Beelzebub, den Obersten der Teufel" (S. 92), und seinen Sturz spricht Herr Rust, und zuletzt werden acht Bedingungen namhaft gemacht, welche nothwendig erfüllt werden müssen, wenn es mit der Menschheit besser werden soll. Der gute Sinn des Verf. verdient Anerkennung; aber freilich erfodert das Besserwerden noch andere Bedingnisse als die, welche er vorgeschlagen hat.

Der erste Abschnitt der aus den Schriften der Reformatoren entlehnten Stellen ist überschrieben: „Der Staat". Die hier zusammengestellten Materien sind das monarchische Princip, die Begründung, Erhaltung und Beschützung der Staaten durch Gott, die Religion als Grundlage des Staats, der Geist Gottes als das versöhnende Princip für die verschiedenen Elemente des Gemeinwesens. „Das Christenthum stört und hemmt das Leben des Staats und die Entwickelung nicht, sondern es hat sich die größten Verdienste um dasselbe erworben; der Staat darf nie vergessen, wie viel er der Kirche verdankt, und daß die Völker kein größeres Unglück treffen kann, als wenn Gott die Frommen aus ihrer Mitte hinwegnimmt. Hohe und Niedere, Obrigkeiten und Unterthanen müssen von Gottesfurcht, Frömmigkeit und unerschütterlichem Vertrauen auf Gott durchdrungen sein. Im Staate soll die Wissenschaft, das Gesetz, Friede, Gerechtigkeit walten. Unruhe wird durch die Unvollkommenheit und Sündhaftigkeit der Menschen veranlaßt, christliche Buße und Besserung sind die besten Mittel gegen Unruhen.

Mehr dem Bedürfnisse unserer Zeit zusagend ist der zweite Abschnitt: „Die Regierenden". Es ist keine Obrigkeit, ohne von Gott; der Allgütige hat sie eingesetzt, damit sie das in der Sünde befangene Menschengeschlecht in Zucht und Ordnung erhalte. Er will deswegen, daß sie insbesondere als eine christliche in ihrer hohen Würde erkannt und geehrt werde, wir aber unter ihrem Schutze ein ruhiges und stilles Leben führen in aller Ehrbarkeit und Gottseligkeit, sowie die Fürsten (von denen es wol heißt, daß „sie im Himmel Mühpret sind") dem Geiste des Evangeliums in sich Raum geben müssen und ihr Leben der Gottesfurcht, Demuth und besonnener Thätigkeit weihen. Hier heißt es unter Anderm (S. 66) von den Juristen, welche (S. 88) die „bösen Juristen" genannt werden: „Zu einem Juristen gehört ein frommer Mann, der fleißig bete und sage: Lieber Gott, ich soll das Recht sprechen, hilf, daß ich nicht fehle, noch Jemand zu nahe sei. Das thun sie aber nicht, denn sie meinen, sie könnten Alles. Wenn ihnen eine Sache vorkommt, so antworten sie bald: der Sache ist wol zu helfen, und wird da keines Gottes gedacht. Aber wir armen Theologen müssen zuvor mit der Kirche niederknien und beten, wenn wir wollen eine Predigt thun. Aber die Juristen bedürfen keines Gebets, wie die Bauern zu Gelsdorf sagten; darum so geht es auch so übel im weltlichen Regiment zu." Der Obrigkeit liegt es nun ob, vor allen Dingen Religion und Christenthum zu befördern, ohne jedoch die Kirche und ihr Regiment zu gefährden und zu beeinträchtigen, ihr Amt mit unparteiischem, menschlichem, entschiedenem und furchtlosem Sinne zu verwalten, sich nicht zu überheben, ohne Pracht zu leben, keine willkürlichen Lasten und Beschränkungen zu machen. Wir bedauern, hier mehre treffliche Stellen nicht mittheilen zu können. So lesen wir (S. 89): „Ein Regent rüste sich und gehe die Landstraße einher, und nicht in Furcht oder Liebe, und sehe nicht Jemandes Person an, sondern gehe stark durch und schlage alle Umstände aus den Augen, setze Furcht und Liebe hintan und denke, als lebe kein Mensch auf Erden, der dir was schaden oder dienen könnte. Wie die Sache ist, also richte. Aber dazu gehört ein Mannesherz, das da fest und steif stehe, gleich als eine Steinklippe oder ein Fels im Meere unbeweglich steht, daran alle Wagen und Wasserwellen anschlagen und sich an dem Fels abquetschen." Auch müssen die Fürsten auf die „grossen Hansen" (S. 113), auf ihre Diener und Räthe merken, eine vernünftig christliche Gesetzgebung lieben, sich die Erziehung der Jugend angelegen sein lassen. Einen Krieg werden sie nur erst führen, wenn er gesetzlich und pflichtmäßig ist, für Recht und Ehrbarkeit, und auch dann erst nach allseitiger, reiflicher Ueberlegung. Nicht unpassend für unsere Zeit sind folgende Worte Luther's: „Ein vernünftiger Fürst siehet nicht selbst sich an; er hat genug, wenn seine Unterthanen gehorsam sind. Ob seine Nachbarn oder Feinde scharren oder pochen, viel höfer Worte fahren lassen, so denket er: Narren waschen allezeit mehr denn Weise. Es gehen viel Worte in einen Sack und mit Schweigen wird viel verantwortet. Darum fraget er nicht groß darnach, bis er siehet, daß man seine Unterthanen angreife oder finde das Messer gezuckt mit der That: so wehret er dann; so

*) Vgl. Nr. 36 d. Bl. D. Red.

viel er kann, soll und muß; sonst, wer eine solche Memme ist, daß er alle Worte will auffahen und sucht Ursache, der will den Wind gewißlich mit dem Mantel fahen" (S. 115, oder „Sämmtliche Werke", X, S. 605). Wer zum Regimente will geschickt sein, der muß durch Religion und Wissenschaft dazu gebildet werden, und daher ist die Erziehung fürstlicher Kinder von besonderer Wichtigkeit.

(Der Beschluß folgt.)

A memoir on Sebastian Cabot, with a review of the history of maritime discovery. Illustrated by documents from the rolls now first published. London 1831.

Ein ehrlicher und fleißiger Nordamerikaner hat sich des alten Schiffahrers Sebastian Cabot angenommen und in den londoner Archiven gestöbert, um etwas Sicheres über denselben herauszubringen, was ihm denn auch gelungen ist.

Es ist etwas ziemlich Gewöhnliches, daß die biographischen Wörterbücher einander nachreden; hat das erste oder zweite Irrthümer begangen, so ziehen sie sich durch eine lange Reihe von ähnlichen Werken Jahrhunderte lang hindurch, und zuletzt kostet es viele Mühe, die Wahrheit wiederherzustellen. So ist es auch mit den Nachrichten über Sebastian Cabot gegangen. Die „Biographie universelle" hat alte Irrthümer wiederholt, und gegen diese hat denn der wahrheitsliebende Amerikaner ankämpfen wollen. So hat er sich die Untersuchung zum Ziele gestreckt, bis zu welchem Breitengrade Cabot in den Norden vorgedrungen ist. John Barrow gesteht in seiner „Chronologischen Geschichte der Reisen in die Polarländer", man könne unmöglich die Wahrheit aus Hackluit's sechs verschiedenen Angaben hierüber ausmitteln. In der That sind Hackluit's Angaben undeutlich und widersprechend. Wäre man aber zur Quelle, nämlich zu Ramusio's Sammlung alter Reisen zurückgegangen, woraus Hackluit geschöpft hat, so würde man nicht so lange im Zweifel verblieben sein. Der Verf. beweist, daß Cabot bis 67½° in die Hudsonsbucht vorgedrungen ist. Vermuthlich würde er noch weiter geschifft sein, wenn ihn nicht die zunehmende Angst seiner Reisegefährten gezwungen hätte, umzukehren. Robertson in seiner „Geschichte der Entdeckung Amerikas" meint, Heinrich VII. habe auf Cabot's entdeckte Länder Verzicht geleistet, weil sie in den vom Papste bezeichneten Grenzen der Spanien zuerkannten Länder lagen, und er sich wegen seiner vorhabenden Heirath mit Katharina von Aragon mit Spanien nicht überwerfen wollte. Ueberhaupt meint Robertson, jener König sei viel zu gleichgültig gegen neue Entdeckungen gewesen, als daß er sich bei den Kriegen und Empörungen im Lande damit habe abgeben wollen. Hier tritt der amerikanische Polemiker wieder mit schlagenden Gegenbeweisen auf. Er führt nämlich vier Patente an, welche den Cabot, Vater und Sohn, ertheilt worden sind, um ihre Entdeckungen und Besitznahmen fortzusetzen, und welche beweisen, daß sich Heinrich VII. um die päpstliche Bulle und des Mißvergnügen Spaniens eben nicht viel bekümmerte, und daß ihn Kriege und Empörungen keineswegs von Seefahrten abschreckten. Allein er war ein Mann, der nur dann von seinen Unternehmen abließ, wenn er nicht hoffen konnte, einen positiven Nutzen daraus zu ziehen. Dies war der Fall mit den Entdeckungen der beiden Cabot; der König sah ein, daß die Seefahrten viel Geld kosten und in der ersten Zeit wenig einbringen würden. Nur deshalb ließ er dieselben nicht weiter verfolgen und entmuthigte dadurch die beiden Cabot und die Freunde der Seefahrten. Der Verf. rückt das merkwürdigste der den Cabot ertheilten Patente wörtlich ein nach einem in dem londoner Archive vorhandenen Originale. Er erörtert bei dieser Gelegenheit mit kritischer Gründlichkeit eine Menge von Thatsachen, welche auf die Seefahrten jener Zeit Bezug haben und in den Geschichten der Reisen häufig mißverstanden und unrichtig dargestellt worden sind. Es ist Schade, daß er seinen Forschungen nicht einen Abdruck des von Holbein gemalten Portraits Sebastian Cabot's beigefügt hat. Dieses Bildniß befand sich anfangs in dem königl. Palaste zu Whitehall und gelangte bei der Verstrigerung der Effecten des Schlosses nach der Hinrichtung Karl I. in die Hände eines Privatmannes. Cabot wurde unter Eduard VI. gemalt; daher ist er schon in einem hohen Alter dargestellt.

Mit des Nordamerikaners kritischem Buche in der Hand, wird man in den Biographien und in den Geschichten der geographischen Entdeckungen Manches berichtigen können. 74.

Literarische Notizen.

Von Delille ist in Paris eine Ausgabe in einem Bande, von Massillon eine in zwei Bänden erschienen.

Von der angekündigten „Histoire des anciennes villes de France, par *M. L. Vitet*", Verfasser der „Barrikaden", der „Stände von Blois" und Generalinspector der historischen Monumente Frankreichs, ist die erste Lieferung ausgegeben worden und enthält die obere Normandie.

Von Emma Roberts, Verfasserin der „Memoirs of the rival houses of York and Lancaster", erschienen „Oriental scenes, sketches and tales" (London 1832). Das Büchelchen ist zum Theil in Versen geschrieben und wol der erste Versuch einer europäischen Schriftstellerin, ihre selbst in Indien gemachten Erfahrungen und das dort an Ort und Stelle Angeschaute im poetischen Gewande wiederzugeben.

Der siebzehnte Band der „Annual biography and obituary" (London 1833) enthält 27 ausführliche Lebensbeschreibungen, darunter die des Dichters Crabbe, des Dr. Adam Clarke, des Sir James Mackintosh und Sir Walter Scott — der letztern ist jedoch nur die von Chambers in Edinburg gelieferte zum Grunde gelegt — ferner die von Jerem. Bentham und John Bellie. Eine ausführlichere Biographie des Dr. Clarke wird unter dem Titel: „An account of the infancy, religious and literary life of Adam Clarke, edited by the rev. *J. B. B. Clarke*", in England angekündigt.

Die bei Murray in London erscheinende Gesammtausgabe der Werke Byron's wird, anstatt aus 14 Bänden, wie zuerst berechnet, aus 17 bestehen, indem die zahlreichen Anmerkungen diese Erweiterung nöthig machen. Der letzte Band wird einen vollständigen Index enthalten und jetzt wol schon in den Händen des englischen Publicums sein.

Im vierzehnten Bande der Gesammtausgabe Byron's wird die Stelle aus dem „Age of bronze":

> Those parted with their teeth to good king John,
> And now, ye kings! they kindly draw your own;
> All states, all things, all sovereigns they control,
> And waft a loan from Indus to the Pole.
> The banker-broker-baron-brethren, speed
> To aid these bankrupt tyrants in their need.

mit folgender Anmerkung begleitet. Bekanntlich wird das Haupt der berühmten Familie Montmorenci der erste Baron der Christenheit genannt, weil der Stammvater derselben angeblich der erste Adelige Frankreichs war, welcher den christlichen Glauben annahm. Byron spielt vielleicht auf einen Scherz Talleyrand's an, der bald nach der Baronisirung Rothschild's von Seiten des Kaisers von Oestreich mit ihm und dem Herzog von Montmorenci zusammentraf und bei dieser Gelegenheit um die Erlaubniß gebeten haben soll, den ersten jüdischen Baron dem ersten christlichen vorstellen zu dürfen. 3.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Mittwoch, — Nr. 149. — 29. Mai 1833.

Göthe's nachgelassene Werke. Erster bis fünfter Band.

(Beschluß aus Nr. 148.)

Es ist uns gegangen, wie es Vielen gehen wird, daß die Helena sie vor Allem anziehen und zum Sinnen und Grübeln auffodern wird. Aber welcher Reichthum, welche Mannichfaltigkeit auch in den übrigen Scenen dieser zweiten Abtheilung des wunderbarsten aller Gedichte! Welche köstliche Ironie in den Scenen am kaiserlichen Hofe, wo die Zaubereien der magischen Gesellen am Ende das große Arcanum — Papiergeld — zu Tage fördern; in dem zum Baccalaureus herangereiften Schüler, dem Symbol der Stürmer unserer Tage; in den derben Kriegesbeiständen; in dem immer mit neuen Anmaßungen zum Kaiser zurückkehrenden Erzbischof! Welche überraschende Scene die, wo Faust durch das dem Kaiser vorgezauberte Bild der Helena selbst gefesselt wird! Und wer vermöchte nach Würden von den Schlußscenen zu reden! Wir erinnern nur unsere Leser, daß sie nicht versäumen mögen, die Scene der ersten Abtheilung zu lesen, wo Faust das Bündniß mit dem Teufel schließt, um die Herrlichkeit der letzten Worte desselben ganz zu fassen:

Solch ein Gewimmel möcht' ich sehn,
Auf freiem Grund mit freiem Volk zu stehn.
Zum Augenblicke dürft' ich sagen:
Verweile doch, du bist so schön!

Eine große Wirkung thun hier die Worte bösen Geistes und des Chors: „die Uhr steht still" — „der Zeiger fällt"; wie der Commentar, den Mephistopheles über das „Vorbei" gibt, wenn wir den Ausgang des Ganzen dabei erwägen.

Vielleicht wird Dieser oder Jener sich an das unmittelbare Hingehen Faust's in die höhern, seligen Regionen stoßen und eine Abbüßungsscene, ein Purgatorium vermissen. Aber war nicht im Grunde Faust's ganzes Leben ein Büßen? hat er nicht das Leid, die Qualen der Menschheit in einem concentrirten Trank, vor Allem in Gretchen's Kerker kosten, austrinken müssen? Und sprach er sich nicht in seinem letzten Worte als Den aus, der befähigt war, nun zu höhern Regionen emporzusteigen?

Ref. wiederholt: es wäre anmaßend, gleich nach der ersten Lecture dieser zweiten Abtheilung des „Faust" eine Darstellung und Beurtheilung des Ganzen geben zu wollen. Eine genauere contrastirende Erforschung der classischen „Walpurgisnacht" und jener romantischen wird dem Nachdenkenden wol eine Spur weisen, auf der er sich vielleicht durch Das, was anfangs ein Labyrinth scheint, wieder- und zurechtfinden wird.

Was den zweiten Theil des Nachlasses betrifft, so haben wir oben schon der beiden rasch aufeinander folgenden Götze gedacht. Bei ihnen, wie bei mehren Werken Göthe's der frühern Periode ist es interessant, zu bemerken, wie der Dichter sich nicht selbst genügte, wie er instinktmäßig früh nach dem Vollkommnern, Classischen strebte. Recht auffallend ist dieses, wenn man das kleine Singspiel „Erwin und Elmire" in seiner ersten Gestalt mit dem spätern vergleicht, wie es in Rom gestaltet ward. An jenes frühere wird man durch den ältesten „Götz" erinnert, besonders in der Scene, wo von des Knaben Karl Natur und Erziehung die Rede ist, was, als störend, unpoetisch, großentheils in der zweiten Bearbeitung dieses Dramas getilgt wurde. Aber so verschieden sind die beiden Götze noch nicht, wie jenes Singspiel in seiner zwiefachen Gestaltung; der Zeitraum, der zwischen den beiden größern Dramen liegt, ist zu gering, und als Göthe „Erwin und Elmire" umarbeitete, lebte er in Italien. Erst der dritte „Götz", den ebenfalls der zweite Theil des Nachlasses enthält, stellt sich uns dar, als vom höhern Kunstsinn gebildet, zugleich nach den Anfoderungen, die eine Repräsentation auf dem Theater macht. In ihm haben wir den seltenen Genuß, zu sehen, wie ein wahrer Dichter sich bemüht, das irdische Element, das Schwerfällige, das eine Dichtung seiner frühen Jugend an sich trug, zu entfernen und sein Erzeugniß in die heitern, höhern Regionen der Kunst zu spielen. Indeß ist der höhere Kunstsinn Göthe's schon im zweiten „Götz" sichtbar genug; wen erfreute es z. B. nicht, die Liebe Adelheidens zu Sickingen mit einer Leidenschaft zu dem kaiserlichen Karl vertauscht zu sehen! Und schon in dem ersten Drama erkennen wir den wahren Dichter, der die mannichfaltigsten Scenen, das bunteste Gewimmel unter Einen großen, geistigen Blick zusammenzufassen, Einen Gedanken durch dasselbe walten zu lassen weiß.

Die „Schweizerreise" im dritten Theile ist uns zum Theil aus dem Briefwechsel mit Schiller bekannt. Aber grade dieser macht uns dieselbe doppelt interessant. Durch ihn wurden wir angeregt und aufgefodert, manche Lücke

nachdenkend zu ergänzen, was durch die gegenwärtige Mittheilung auf das reichste geschieht. Einen eignen Reiz gewinnt diese dadurch, daß wir so manches der schönsten Gedichte Göthe's nun gleichsam auf dem Boden genießen, wo es entstanden ist. Um Meyer, den denkenden Künstler, dem neuen Freund, den Göthe schon im J. 1786 in Rom gewann, den er dann zu sich nach Weimar zog, mit dem er eine lange Reihe von Jahren wirken sollte — um ihn dreht sich großentheils diese Mittheilung. Wir freuen uns, daß dem neuen Freunde, der den Vorangehenden nicht lange überleben mochte, hier ein wohlverdientes Denkmal gestiftet ist.

Die „Reise am Rhein und Main" ist aus den drei ersten Heften von „Kunst und Alterthum" bekannt.

In diesem Journale wie in einigen andern standen auch größtentheils die Aufsätze, die den vierten und fünften Theil des Nachlasses füllen. Doch finden wir in ihnen auch manches bis dahin Unbekannte; wie denn Ref. den letzten Aufsatz des vierten Bandes: „Regeln für Schauspieler", nirgendwo gefunden zu haben sich erinnert; auch war ihm nur aus dem Briefwechsel mit Schiller bekannt, daß Göthe über dem Dilettantismus etwas zu schreiben beabsichtigte. Wie Schade, daß diese Skizze nicht ausgeführt ist! Denn wen hatte mehr Recht, über eine solche Materie zu schreiben, als er, der sich nie genugthat, der auch das kleinste seiner Werke zu immer größerer Vollkommenheit gestaltete, der dachte, ehe er schuf, und im Schaffen immer höhere geistige Kraft entwickelte!

Erfreulich ist es, im fünften Theile die Betrachtungen über Shakspeare zusammengestellt zu finden. Sie werden Diesen oder Jenen Anstoß gehen, den nicht bedenkt, daß hier nur von Shakspeare auf der Bühne die Rede ist. In dieser Rücksicht konnten die Bemerkungen nicht anders ausfallen, von Dem gemacht, der so viele Jahre hindurch ein ernstes und tiefes Studium aus dem Theatralischwirksamen machte, den Calderon lebendig angeregt hatte. Sehr erfreulich war es dem Ref., den Aufsatz: „Literarischer Sansculottismus", endlich, aus den „Horen", vom J. 1795 wieder abgedruckt zu sehen. Unbekannt waren ihm bis jetzt die Recension von Tieck's „Dramaturgischen Blättern", die Bemerkungen über das „Nibelungenlied", über das Lustspiel: „Die Hochzeit", und über Jacobi's „Auserlesenen Briefwechsel".

Auch das Schlußwort dieser ersten Lieferung des Nachlasses: „An junge Dichter", scheint ein jetzt erst bekannt gemachtes; es enthält eine Stelle, die Ref. mitzutheilen sich nicht enthalten kann.

Wenn ich (sagt der große Meister mit der ihm eignen Bescheidenheit) aussprechen soll, was ich den Deutschen überhaupt, besonders den jungen Dichtern geworden bin, so darf ich mich wol ihren Befreier nennen; denn sie sind an mir gewahr geworden, daß, wie der Mensch von Innen heraus leben, so der Künstler von Innen heraus wirken müsse, indem er, gewendet er sich wie er will, immer nur sein Individuum zu Tage fördern wird.

Bei dem Folgenden können wir nicht anders als an Göthe denken:

Geht er frisch und kühn zu Werke, so manifestirt er gewiß den Werth seines Lebens, die Hoheit oder Anmuth, vielleicht auch die anmuthige Hoheit, die ihm von der Natur verliehen war.

Wir schließen diese Anzeige mit den schönen Worten des Lucrez:

— Wie dein erhabener Geist der Dinge Natur uns
Laut zu verkünden begann in Worten göttlicher Weisheit,
Da erschien uns den Götter-Hoheit, die ruhigen Sitze,
Die nicht erschüttert der Wind, und die feuchten Wolken mit Regen
Nicht anspritzen, noch bleicher Schnee, vom Froste gehärtet,
Niederfallend entstellt; ein nimmer bewölketer Aether
Lacht um sie her und breitet sich aus, in Strömen des Lichtes.
Ihnen auch reicht die Natur von selber Alles, und nichts kann
Ihre selige Ruh nur Augenblicke vermindern.
Nirgends erblick' ich jedoch die acherusischen Schlünde.
Ja, es ergreift mich Himmlische Lust und innerer Schauder,
Wenn ich bedenke, daß so, durch deine Kräfte das Geistes
Aufgedeckt, die Natur sich von allen Seiten enthüllt hat.

85.

Stimmen der Reformation und der Reformatoren an die Fürsten und Völker dieser Zeit. Nebst einer historisch-philosophischen Einleitung von J. Rust.

(Beschluß aus Nr. 148.)

Der dritte Abschnitt: „Die Gehorchenden", enthält vorzugsweise ermahnende, beruhigende, tröstende Worte der Reformatoren und ist von einem besondern Interesse für unsere Tage; denn alle Aussprüche führen dahin, daß die echte Freiheit (und daß diese in den Reformatoren wohnte, bezweifelt doch wol Niemand) verträglich sei mit Gehorsam und mit Unterwürfigkeit gegen die Obrigkeit. Die Unterthanen sollen nicht vergessen, daß die Obrigkeit von Gott eingesetzt ist, daß sie dieser göttlichen Anordnung die größte Wohlthat verdanken. Sie sollen daher Die nicht verachten, die am Staatsruder stehen, sie sollen vielmehr sie lieben und für sie beten, ihren Befehlen treu und gewissenhaft gehorchen, ihren oft nothwendigen Ernst ertragen, mit ihrer Lage zufrieden sein, die gesetzlichen Abgaben gern und willig bezahlen und mit Freude und mit sonnenem Sinne zum gerechten Kampfe folgen. „Darum", sagt Luther, „ist das auch ein gut und heilig Werk, wenn du deinen Feind todt schlägst, so du hast den Befehl von deiner Obrigkeit" (S. 169). Der Adel soll mit gutem Beispiele vorangehen, er soll gottesfürchtig, tugendhaft, demüthig, gebildet sein. Wir können nicht umhin, einige Aussprüche Luther's herzusetzen: „Jetzt thun unsre Junker vom Adel auch also: wenn man die Bösen schilt, so soll es eine Schandpredigt oder Schandbuch heißen wider den löblichen Adel. Wir schelten und schänden aber nicht den löblichen Adel, sondern wir halten ihn für ein theueres, zartes Kleinod; aber den schändlichen Adel müssen wir scheiten, der sich will unter den Federn des löblichen Adels in seiner Untugend verkheidigen. Den Adel verachtet die Andern alle, so vom geringern Geschlecht und Stande sind. Es muß zwar ein Unterschied sein der Person und Stände in diesem Leben, gleichwie ein Jude recht unterschieden wird von einem Heiden, und was derselben Stände mehr sind. Aber wer um einiger Hoheit oder Vorzugs willen stolziert, es sei gleich Papst oder sonst der allergewaltigste Mönch, denselbigen ist von Gott schon gestürzet. Gott kann in seinem Reiche keinen Stolz oder Hoffart leiden, und wenn ich anfange stolz zu werden, so kommt Gott und erweckt einen Andern, der noch etwas geringer ist als ich, und wirft mich gar hinweg. Es ist eben darum gar bald in die Hölle." (St. 174, 175.) Die Pflicht des Gehorsams gegen die Obrigkeit ist also heilig, sie darf aber nur insoweit erfüllt werden

als diese nichts gegen Gottes Wort und Gesetz befiehlt oder untersagt. Geschieht dies, so gilt der Spruch: „Man muß Gott mehr gehorchen als den Menschen" (S. 179—181). Die Erläuterung dieses Spruchs, der allerdings eine große Willkür zuläßt, ist von Luther in fast dies religiöse Beziehung gegeben worden, wie es die damaligen Zeitverhältnisse mitsichbringen mußten. Den Kaiser, das ist der Schluß seiner Rede, erkennen wir nicht als einen Herrn über Gottes Wort.

Der vierte und letzte Abschnitt, benannt: „Die Revolution", gehört nun wieder mehr der theologischen Politik an. Nicht Alles ist Aufruhr, was Manche mit diesem Namen bezeichnen; wo er aber stattfindet, da werden göttliche und menschliche Rechte verletzt, und die ihn herbeiführen und pflegen, sind Feinde Gottes und der Menschen. Daher werden Männer und Jünglinge vor Aufruhr und Empörung gewarnt, denn der Aufruhr hat keine Vernunft, kann nur mit Mühe unterdrückt werden und fährt gewöhnlich zu einem noch schlimmern Zustande. Hier wird unter Anderm S. 197 fg. auseinandergesetzt, daß ein böser Tyrann leidlicher sei als ein böser Krieg, aus biblischen und heidnischen Beispielen bewiesen (S. 201 fg.), daß sich Niemand mit eigner Gewalt rächen soll, daß der tolle Pöbel nicht viel fragt, wie es besser werde, sondern nur, daß es anders werde (S. 208), und S. 210 fg. lehrt Calvin, daß man sich auch dem Regimente der Gottlosen und Pflichtvergessenen mit Demuth unterwerfen müsse. Weiter berührt Luther die Frage, ob die Unterthanen verpflichtet wären zu gehorchen, wenn ein König oder Herr seine Eide nicht hält und nicht nach den vorgestellten Artikeln regiert, wobei er zugleich (S. 212 fg. oder in den Werken X, 595) ein politisches Gutachten über die Verjagung des Königs von Dänemark (es war Christian II. und das Ereigniß fällt in das Jahr 1523, was Hr. Rust hätte anmerken sollen; sowie auch S. 92 eine Berichtigung nöthig macht, da Pythagoras hier unter den Tyrannen genannt wird) durch seine Unterthanen und die Lübecker abgibt. Die letztern erhalten Unrecht und werden „aufrührerische Gottesdiebe" genannt und Solche, die „sich an der göttlichen Majestät versündigt" haben. Denn nur Irreligiosität, Unglaube, Hochmuth, Selbstsucht, nicht aber das Evangelium mit seiner Lehre von der christlichen Freiheit rufen den Aufruhr in das Dasein. Zuletzt ermahnen die Reformatoren die Fürsten dem Ausbruche des Aufruhrs durch rechtzeitige Reformen des Ungenügenden in der Staatshaushaltung zu begegnen, ferner durch Belebung eines christlich-religiösen Sinnes im Volke und durch eine weise und fromme Erziehung der Jugend. Ist der Aufruhr aber ausgebrochen, soi sollen die Fürsten auf Gott vertrauen, mit Weisheit die Hand zur Versöhnung bieten und milde, gnädig und versöhnlich sein.

Soweit der Gang in Hrn. Rust's Schrift. Nach unserm Dafürhalten ist der zweite und dritte Abschnitt derselben am nützlichsten für unsere Zeit. Den Ansichten der Reformatoren über die Unterwürfigkeit unter den rechtmäßigen Landesherrn versagen wir ebenfalls nicht unsern Beifall, nur sind dieselben sowie auch die Erörterungen über den Staat im ersten Abschnitte zu theologisch-einseitig, um noch im 19. Jahrhunderte als ganz ausreichend bezeichnet werden zu können. Denn die Reformatoren entschieden die Fragen über Ehe, ständische Verfassung, Krieg, Frieden, Gehorsam, Empörung u. s. w. wesentlich nach biblischen, d. h. jüdischen oder christlichen Grundsätzen, philosophische Beweise und historische Beispiele des Alterthums hatten bei ihnen ungleich weniger Gewicht. Ein innigeres und einigermaßen mehr bewußtes Leben im Staate war erst das Ergebniß späterer Untersuchungen, die mit den Ansichten der Glaubenshäupter oft in Widerspruch standen. In ihrem Eifer für den Glauben lag die Verbesserung der bürgerlichen Verfassung und Gesetzgebung ganz außer ihrem Gesichtskreise, der Staat erschien ihnen nur in dem Lichte des Alten Testaments, und über dessen Grundlagen, Triebräder und Zwecke hegten sie Vorstellungen, die keineswegs darauf hinzielten die verschiedenen materiellen und politischen Elemente des menschlichen Daseins in stärkern Schwung zu bringen. Konnte doch Luther im Jahre 1540 auf den Grund der biblischen Stelle im Evang. des Lucas VI, 35 („Leihet, daß ihr nichts dafür hoffet") jegliche Erhebung von Zinsen für Wucher und Jeden, der Geld auf Zinsen ausliehe, für einen Dieb und Räuber erklären und dies den Predigern in einer besondern Vermahnung („Sämmtl. Werke", X, 1025) einschärfen!

Wie dem auch immer ist, so wäre es doch die größte Undankbarkeit, Luther's und seiner Genossen unsterbliches Werk darum herabzusetzen, weil die Staatsweisheit des 19. höher steht als die Schul- und Klostergelehrsamkeit des 16. Jahrhunderts. Wir wiederholen daher unser obiges Urtheil, daß wir die Schrift des Hrn. Rust für ein zeitgemäßes Buch halten, das mit Nutzen und Erbauung gelesen werden kann. 59.

Oestreich wie es ist. Gemälde von Hans Normann. Vier Theile in zwei Abtheilungen. Meißen, Gödsche. 1833. 8. 3 Thlr. 8 Gr.

Der Verf. dieses sehr seltsamen Buches ist im Allgemeinen wüthend gegen die Welt, und gegen die protestantische insbesondere, weil sie sich einfallen läßt, sich hier und da über die Oestreicher lustig zu machen und die Wiener in der Fremde zu hänseln. In dieser Seelenstimmung setzt er sich zu London hin und schreibt ein Buch, das uns die Unübertrefflichkeit östreichischer Staats- und Volkszustände, die (gar nicht bestrittene) Liebenswürdigkeit der Wiener, des Herrn v. Hormayr schwarzen Verrath, die Weisheit des Kaisers Franz, die Glückseligkeit seiner Staaten und viele andere Dinge beweisen soll. Warum er aber dies so hochdichterisch gellebte und gepriesene Vaterland verlassen habe, warum er in der äußerst spaßhaften Prognose (alias: Vorrede —) uns versichert, daß das freie Amerika seine Gebeine haben solle, warum dies geschieht, erfahren wir nicht. Es darf uns jedoch nicht wundern, denn der Verf. ist ein äußerst seltsamer Mensch, aus dem es schwer halten würde, einen consequenten zu machen. Indem er schreibt, versichert er uns, daß alles Schreiben, überhaupt alles Wissen, Denken und Dichten der Menschen dummes Zeug sei, und daß wir Alle Lese- und Schreibenarren wären! Sollte dieser Gedanke wol echt östreichisch sein? Es kann so scheinen, da gerade Das, was am Oestreicher zu rühmen ist und was der Verf. selbst vor Allem an ihm rühmt, sein sorgloser, physischer Lebensgenuß, seine Gutmüthigkeit, seine Scheu vor Dem ist, was die Verdauung stört. Die Verehrung der Welt theilt sich zwischen Kopf und Magen, und der Oestreicher steht in dem Ruf — gerecht oder ungerecht, wir wagen nicht zu entscheiden —, daß er die Thätigkeit des Gangliensystems der des höhern Nervensystems vorzieht. Indem der Verf. seine Landsleute gegen diesen Vorwurf rechtfertigen will, beweist er nach allen seinen Kräften, daß er gegründet ist. Schweres Geschick eines Autors!

Wäre alles Dies nur vernünftiger, lesbarer und besser, wäre in diesem ganzen viertheiligen Buche nur Geschick, Nachdenken, Geschmack sichtbar, so möchte es hingehen. Aber eine so geschmacklose, trockene, einfältige Compilation, hier und da durch toll gewordene poetische Prosa unterbrochen, macht doch auf zu wenig Beachtung Anspruch. „Mein Vaterland, dich soll ich singen? Austria, schöne, liebeglühende Austria, dich soll ich singen, wie ich dich geküßt, wie ich mit dir gekoset und geflüstert in heimlichen Stunden, wie ich geweint an deiner Brust, geschmachtet als Mann" — so beginnt der sonderbare Autor und nun erzählt er uns, wie viel Kühe und Ochsen gehalten werden, wie viel Stockprügel der Feldwebel aus eigner Machtvollkommenheit ertheilen darf, was Industrie und Gewerbe hervorbringen, und was in Küche und Keller zu Wien vorgeht. Ist das Gesang? Allmächtiger Apoll! Man erfährt aber nichts Neues aus diesem Buch. Der Verf. ist vielmehr, wie mancher

Wirth, selbst sein bester Gast. Ohne seinen unterhaltenden Zorn gegen alle Welt, gegen die Protestanten, mit ihren hölzernen Ansichten und ihrer Religion, die wie alle Religion (sagt er) irrthümlich und halb Mythologie, halb Verstandesreligion ist, gegen Hormayr und gegen die Franzosen; ohne diesen unterhaltenden Grimm wäre sein Buch gar nicht zu verbrauchen. Allein die Diatribe gegen den Protestantismus S. 70, der bald ein hölzerner Wegweiser mit unlesbarer Aufschrift ist, bald den reuigen Sünder(!) ohne Trost läßt, und der weit unduldsamer ist als der „mit zauberischem Nebel umflorte katholische Cherub" — ist wirklich nicht minder spaßhaft als die gleich darauf folgende furchtbare Denunciation gegen Hormayr. Wir erfahren daraus, daß der Verklagte 1809 nichts gethan und heute seines Lebens in Tirol nicht sicher sein würde, daß man dem großen Chamäleon auf den Kopf knallen würde und ihn zum T. wünscht. Das ist wenigstens etwas Neues in vier Bänden Druck! Wodurch Hormayr sich den Grimm des Verf. in solchem Grade zugezogen hat, daß er ihn mit nicht wiederzugebenden Schimpfnamen beehrt, wissen wir nicht; wol aber wissen wir, daß er selbst, so oft er nicht Gelegenheit zu solchen und ähnlichen trefflichen Ergüssen von Philosophie oder Wuth findet, der langweiligste, trockenste, albernste Compilator geographischer und statistischer Notizen ist, den man sich denken kann, nebenbei auch noch der unzuverlässigste, und daß ihm zum Malen, besonders zum Landschaft- und Sittenmalen, nicht weniger als Alles fehlt. Einer rohen Seele, in der auch nicht ein Fünkchen von Schönheits- oder Kunstsinn und weder historische Studien, noch philosophische Bildung anzutreffen ist, kann ein Gemälde dieser Art niemals gelingen.

Nachdem in dieser Weise die sämmtlichen Provinzen des Kaiserstaats durchflogen sind, ohne daß von Dem, was im Eingang versprochen wurde, auch nur das Geringste erfüllt wäre, geht der Verf. in den letzten beiden Abtheilungen auf „Wien wie es ist" über. Hier erfahren wir denn nun etwas mehr; nämlich, wie der gute Wiener bei jeder Klage überzeugt ist, er irre sich, und die Regierung verstehe es besser (ein Trost, der in den meisten Fällen ganz gegründet sein wird), daß Metternich in Wien verhaßt sei, weil er jedesmal sein Zimmer ausräuchern lasse, wenn ein Bürgerlicher es betreten hat (wie macht er es nur mit seinen Laquaien, oder hat er lauter Grafen zu Dienern?), daß der Preßdruck empörend, die Bestechlichkeit der Beamten notorisch sei, daß der Soldatenrock ein Schreckniß, die gebildeten Stände seit 1830 sehr aufgeregt seien, daß der Oestreicher, als Deutscher betrachtet, nichts tauge, und tausend andere Dinge, die der Verf. in seinem Taumel so hinfaselt, ohne daß seine Anklagen irgend eine Bedeutung hätten. Sehr erbaulich ist das Capitel über Literatur, Geistesthätigkeit und geheime Literatoren, wo der Verf. wiederum lehrt, wie gefährlich es ist, seinen Zorn zu erregen. Ehe man sich's versieht, hat man nämlich den Ehrentitel eines dummen Gelehrten an dem Hals. Die Kritik, in welche sich der Verf. im Abschnitt: „Universität" stürzt, ist höchst ergötzlich; dumm, greulich, hölzern sind seine gewöhnlichsten Bezeichnungsworte. Der letzte Abschnitt enthält Volksscenen, Charakterbilder u. dgl. Auf dem Wurstelprater, in den Ballsälen für Freudenmädchen und Brettlhupfer (Laquaien) ist der Verf. zu Hause. Die Gemeinheiten, welche hier zum Vorschein kommen, geben einen richtigen Maßstab für die Geistesbildung, die Herkunft und den Beruf zum Autor ab, dessen der Verf. sich rühmen kann, und werden nur von den Schmählichkeiten überwogen, die er S. 17 zum Besten gibt. Hier machen wir das Buch zu und überschlagen gern den mehre Seiten langen Katalog der Schimpfnamen, welche am häufigsten im Munde der wiener Fischweiber anzutreffen sind.

Als Werk des Geschmacks ist dies Buch unter aller Kritik; als geographisches oder statistisches Hülfsmittel ist es ohne Bedeutung und höchst unzuverlässig; als Volks- oder Sittengemälde ist es nichtssagend, verkehrt und unbrauchbar, selbst an den wenigen Stellen, wo es nicht schmuzig und widerwärtig ist. 34.

---

* Literarische Anzeige.

Bericht über die Verlagsunternehmungen für 1833 von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die mit * bezeichneten Artikel werden bestimmt im Laufe des Jahres fertig; von den übrigen ist die Erscheinung ungewisser.

(Fortsetzung aus Nr. 144.)

24. *Thiele* (*J. M.*), Leben und Werke des dänischen Bildhauers Bertel Thorwaldsen. In zwei Theilen. Mit 160 Kupfertafeln. Zweiter Theil. Gross Folio. Auf dem feinsten Velinpapier. Cart.

Der erste Theil, mit 80 Kupfertafeln und einem Facsimile, Text und Kupfertafeln in zwei Bänden sauber cartonnirt (1832), kostet 20 Thlr.

*25. Urania. Taschenbuch auf das Jahr 1834. Mit dem Bildnisse Zelter's und sechs Stahlstichen nach englischen Gemälden. 16. Auf feinem Velinpapier. Geb. in Goldschnitt. 2 Thlr.

Alle frühern Jahrgänge bis 1829 sind vergriffen; der Jahrgang 1830 kostet 2 Thlr. 6 Gr., 1831, 1832 und 1833 jeder 2 Thlr.

III. An neuen Auflagen und Neuigkeiten erscheint:

*26. Alexis (W.), Wiener Bilder. 12. Auf feinem Druckpapier. Geh.

*27. Brun (Friederike), Römisches Leben. Zwei Theile. Mit zwei Vignetten. 8. 45 Bogen auf feinem Druckpapier. Geh. 3 Thlr. 18 Gr.

*28. *Brzozowski* (*M.*), La guerre de Pologne en 1831. Avec une carte de la Pologne et dix croquis des batailles principales. Gr. 8. 19 Bogen auf feinem Druckpapier. Geh. 2 Thlr. 12 Gr.

*29. Conversations-Lexikon, oder Allgemeine deutsche Real-Encyklopädie für die gebildeten Stände. Achte Originalauflage. In zwölf Bänden oder vierundzwanzig Lieferungen. Jede Lieferung auf weißem Druckpapier 16 Groschen, auf gutem Schreibpapier 1 Thaler, auf extrafeinem Velinpapier 1 Thlr. 12 Gr.

Die erste Lieferung (A—Aethiopier) dieser achten umgearbeiteten, vielfach verbesserten, zweckmäßig vervollständigten und bis auf die neueste Zeit fortgeführten Originalauflage ist Anfang März fertig geworden. Die folgenden Lieferungen erscheinen in Zwischenräumen von 4—6 Wochen. Vgl. Nr. 8.

*30. Elsholtz (Franz von), Schauspiele. Zwei Bändchen. 8. Auf feinem Druckpapier. Geh.

Das erste Bändchen enthält das schon früher gedruckte Stück: „Die Hofdame", mit den Briefen Göthe's darüber an den Verfasser.

31. *Ersch* (*Johann Samuel*), Literatur der schönen Künste seit der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts bis auf die neueste Zeit. Systematisch bearbeitet und mit den nöthigen Registern versehen. *Neue* fortgesetzte Ausgabe (vom Prediger *Rees* in Halberstadt und *K. C. Kraukling* in Dresden). Gr. 8. Auf gutem Druckpapier.

32. *Ersch* (*Johann Samuel*), Literatur der vermischten Schriften seit der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts bis auf die neueste Zeit. Systematisch bearbeitet und mit den nöthigen Registern versehen. *Neue* fortgesetzte Ausgabe (von *K. C. Kraukling* in Dresden). Gr. 8. Auf gutem Druckpapier.

Wegen der Erscheinung dieser beiden Abtheilungen beziehe ich mich auf das unter Nr. 11 Gesagte.

*33. Goldsmith (Oliver), Der Landprediger von Wakefield, eine Erzählung. Neu übersetzt durch Karl Eduard von der Oelsnitz. Mit einer Einleitung. Zweite Auflage. 12. 11¼ Bogen auf gutem Druckpapier. Geh. 15 Gr.

(Die Fortsetzung folgt.)

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Donnerstag, — Nr. 150. — 30. Mai 1833.

Abermals eine Stimme über Nordamerika.

Das erste diesjährige Quartalheft des „Edinburgh review" liefert einen umständlichen Bericht über die Vereinigten Staaten von Nordamerika, den wir im Wesentlichsten hier der Mittheilung werth erachten. Er ist aus der neuesten Schilderung dieses so viel besprochenen Landes von James Stuart: „Three years in North America" (2 Bände, Edinburg 1833) geschöpft, und der Referent ertheilt dem Reisenden das Zeugniß eines leidenschaftlosen, competenten Beobachters, dem es keineswegs wie so manchem Andern darum zu thun sei, den Leser zu belustigen und in Erstaunen zu setzen, sondern der in schlichter einfacher Rede eine Reihe redlich angestellter Forschungen und aufmerksamer Wahrnehmungen über Menschen und Dinge daselbst vortrage, mit den gewöhnlichen Kunstgriffen reisender Autoren unbekannt.

Wir wollen nicht leugnen, daß uns die bekannte Reise der Mrs. Trollope höchlich belustigt hat und uns als eine lange ersehnte Ansicht der Schattenseite jenes unstreitig zur Ungebühr von manchen Seiten her gepriesenen Landes der Freiheit willkommen war, geben aber gern zu, daß die Verfasserin oft zu starke Farben auftragen und nicht ganz von der obigen allgemeinen Beschuldigung mancher Reisenden frei bleiben mag. Wir halten es daher auch für einen Gewinn, wenn ein Mann von höherm Stande, wie Herr Stuart, der schon darum in seinem günstigern Urtheil über einen republikanischen Staat Glauben verdient, manche der durch solche Bücher erregten Vorurtheile berichtigt, und sich — dem „Edinburgh review" gemäß — gleich fern von Capitain Hall's patricischem Abscheu vor Demokratie, wie von Mrs. Trollope affectirter feiner Sitte und von Miß Wright's Vorliebe zu Skepticismus und Spucknäpfen erhält.

Herr Stuart kommt mit seiner Gattin Ende August 1828 in Neuyork an und macht alsbald die unerwartete Erfahrung, daß diese in dem Umfange ihres Handels vielleicht nur London allein in der ganzen Welt nachstehende große Stadt, die ohne Aufhören von unzähligen Fremden aus Europa besucht wird, keine bessern Gasthäuser und andere derlei öffentliche Einrichtungen besitzt als jede andere bevölkerte Stadt Amerikas. Der Fremde findet daselbst die nämlichen Uebelstände wie überall und wird von Kellnerinnen, die lieber sitzen als stehen, von Aufwärtern, die sich einbilden, daß auch sie Gentlemen sind, wie sich von selbst versteht, schlecht bedient.

Nach einem kurzen Aufenthalte in Neuyork fährt Hr. Stuart in einem prächtigen Dampfpaketboote den Hudson hinauf und legt 15 englische Meilen, alle Stillstände mit inbegriffen, durchschnittlich in einer Stunde zurück. Er gibt eine lebendige Schilderung der herrlichen Ufer dieses edeln Stromes, auf denen er allmälig eine geraume Zeit wohnen bleibt. Was er über die unermeßliche Kanalschifffahrt sagt, wodurch der Hudson mit den großen Seen einerseits, mit dem St.-Lorenzostrom andererseits zusammenhängt, ist höchlich interessant. Der Erie- oder Westkanal ist 383, der Champlain- oder Ostkanal 63 engl. Meilen lang. Beide wurden im Jahr 1825 vollendet und flößen eine hohe Meinung von dem Staate Neuyork und der Weisheit, dem Unternehmungsgeiste und der Ausdauer de Witt-Clinton's ein, dem ihr Bau vornehmlich zuzuschreiben ist. Der Nutzen, den sie der Union und insbesondere Neuyork schon gebracht haben, läßt sich nicht berechnen. Wird aber erst der ganze Plan durch Eröffnung des großen, schon weit vorgeschrittenen Kanals vom Eriesee bis zum Ohio vollendet, so besteht eine innere Wassercommunication zwischen Neuyork und Neuorleans, und das ganze Land östlich vom Missisippi und südlich vom Hudson bildet eine große Insel.

Die Fortschritte der Bevölkerung und Civilisation Amerikas sind erstaunlich. Der Eriekanal, den Herr Stuart auf seinem Wege nach Niagara befuhr, führt vor vielen reichen und blühenden Städten vorbei, an deren Stelle vor einem halben Jahrhunderte nur Waldung zu sehen war. Unter seinen Reisegefährten befand sich ein sehr wohlhabender Mann aus Rochester, dessen Sohn, ein junger Mensch von 18 Jahren, das erste in der Stadt geborene Kind gewesen war, die damals schon 13,000 Einwohner zählte, und Baumwollenwerke, Webstühle, Wollfactoreien, elf Mehlmühlen und sechs oder sieben Kirchen besaß. Solche Wunder begegnen aber dem Blick des Reisenden in Amerika überall!

Herr Stuart gibt eine lehrreiche Beschreibung des neuyorker Staatsgefängnisses in Auburn und eine Uebersicht des darin beobachteten Disciplinarsystems. Aus den thatsächlichen Angaben erkennt man, daß die nordamerikanischen Gefängnisse ihren Ruf als die am besten eingerichteten

der civilisirten Welt mit Recht verdienen. Wie es um einige der Haupteigenschaften eines guten Gefängnisses beschaffen steht, mag man daraus abnehmen, daß 1) hinsichtlich der Oekonomie das Arbeitslohn der Gefangenen in Auburn die Kosten ihrer Erhaltung, inbegriffen der Gehalte für Aufseher und Wärter vollkommen deckt; 2) hinsichtlich des Gesundheitszustandes die Zahl der Kranken im Hospital das in solchen Anstalten unerhört geringe Verhältniß von 1 Procent ergab, und 3) hinsichtlich der Moralität von 160 aus Auburn entlassenen Verbrechern, 112 entschieden gebessert, ehrlich und arbeitsam geworden, und nur 26 entschieden schlecht geblieben sind.

Daß Dienstfertigkeit und Rücksichten gegen Fremde in den nordamerikanischen Freistaaten nicht zu Hause sind, darin scheinen die Reisenden ziemlich übereinzustimmen, und auch Hr. Stuart sagt z. B. von der kleinen Stadt Genf:

Das Hotel war geräumig und gut, die Lente darin leidlich wohlgestimmt; doch hielt es ungemein schwer, den Aufwärter oder das Stubenmädchen zu vermögen, die Schuhe Abends vor der Stubenthür abzuholen, um sie zu reinigen und sie früh wieder dahin zurückzubringen, oder heißes Wasser zum Rasiren herbeizuschaffen. Denn der ziemlich allgemein eingeführte Gebrauch ist der, daß der Fremde seine Schuhe oder Stiefeln Abends in einem Winkel der Schenkstube mit einem paar eben nicht reinlich aussehender Pantoffeln vertauscht und sie früh gereinigt daselbst wieder abholt. Das Rasiren nimmt man dagegen immer öffentlich in der Schenkstube vor, wo zu diesem Endzweck auch ein Spiegel zu finden ist. Die Männer waschen sich in der Regel an dem Brunnen, wohin Waschbecken auf eine hölzerne Bank für sie gestellt sind. Die Leute im Hause scheinen sehr aufmerksam auf jedes Verlangen zu sein. Vergessen oder verweigern sie aber irgend einen Auftrag, der für einen ungewöhnlichen gilt, so findet keine Klage gegen sie Gehör. Sind sie Amerikaner und keine Farbigen, so werden sie von einem Fremden nicht leicht Geld annehmen, ja sie sehen ein solches Anerbieten allgemein für eine Beleidigung an. Sind die Aufwärter hingegen Farbige oder Irländer oder Europäer überhaupt, so nehmen sie allerdings ein Trinkgeld an; es ist aber dem Reisenden anzurathen, daß er es ihnen unter vier Augen gibt und sie vorher zu rechter Zeit von seiner Absicht in Kenntniß setzt, weil sie sonst nichts erwarten und häufig noch unaufmerksamer als die Amerikaner werden, die wenigstens Vieles thun, was man von ihnen mit höflichen Worten als eine Gunst verlangt. Als meine Frau vor einigen Tagen unsere Wirthin bat, ihr eine Wäscherin zu senden, der sie einige Kleider zu waschen geben wolle, erwiderte sie, die Sachen würden im Hause gewaschen werden, und sie wolle eine Lady zum Beistand kommen lassen. Die Lady kam und war — eine Farbige. Von niedern Ständen zu sprechen, würde hier nicht eben rathsam sein.

Das Resultat von alledem ist, sagt das „Review" sehr richtig, daß man jetzt in Amerika als eine Gunst erbitten muß, was man ein Recht zu verlangen hat. So lange der geringste Arbeiter täglich einen Dollar verdienen und für zwei Dollars einen Acker Land kaufen kann, wird in der neuen Welt die in der alten vorherrschende Ehrerbietung vor dem Reichthume nicht zu finden sein. In einigen Jahrhunderten muß es freilich dort ebenso wie hier damit beschaffen stehen.

Herr Stuart theilt manches Interessante über die Erziehung in Neuyork, Neuengland und andern Staaten mit. Er empfing diese Nachrichten zu seinem nicht geringen Erstaunen gutentheils von einem Manne, der die Landkutsche von Caldwell nach Saratoga-Springs fuhr, und den er, wie er ferner berichtet, besser bekannt mit der gegenwärtigen Lehrmethode an der Hochschule zu Edinburg fand als sich selbst, obgleich er daselbst erzogen war. Es zeigte sich später, daß dieser außerordentliche Kutscher den Posten eines Oberschreibers der Provinz verwaltete, Kaufmann in seinem Dorfe war und dem Nachbar seine Pferde geliehen hatte, die er selbst fuhr, um sie keinem Fremden anzuvertrauen. Seine Mitbürger hatten ihn wegen seiner überlegenen Klugheit und seines vortrefflichen Charakters zu ihrem Friedensrichter gewählt.

Es ist eine ausgemachte Wahrheit, daß jeder Mann in den Freistaaten unterrichtet ist, Zeitungen liest und an den politischen Interessen des Tages Antheil nimmt. Allgemein verbreitete Erziehung ist auch der wesentliche Vorzug Nordamerikas. Und eben dieser Umstand macht den Ausdruck: Pöbel, oder gemeines Volk, selbst auf den geringsten Bürger der Freistaaten unanwendbar, ihn selbst aber des vor Mißbrauch sichern Genusses der ausgedehntesten Freiheiten fähig.

Des Verf. Bemerkungen über die Art und Weise, die Wälder zu lichten und Niederlassungen zu begründen, müssen für Auswanderer von vielem Nutzen sein. Nicht minder dankenswerth scheint uns die Auskunft, die er über zweckmäßige Einrichtung der Wohnungen neuer Ansiedler, sowie über die in dem dortigen Klima am besten gedeihenden und gewöhnlichen Lebensmittel, insbesondere vegetabilische Nahrungsmittel ertheilt. Mais oder indianisches Korn, welches vorzugsweise dort Korn genannt wird, ist sonach das unentbehrlichste. Es soll zuerst auf St.-Domingo angetroffen worden sein und wird in sehr verschiedenen Bereitungen zur Nahrung angewendet, als Brot, Suppe (Mush genannt) und Pudding. Unreif und in den grünen Hülsen wird es auch als Gemüse verkauft und soll in diesem Zustande den grünen Erbsen nicht unähnlich sein. Die eine, grünes Korn genannte Art ist zu solchem Verbrauch besonders anwendbar. Haidekorn, eine andere Art, wird für das beste Futter fürs Federvieh gehalten, und man fertigt aus seinen Halmen vortreffliche, in Neuyork allgemein eingeführte Kleiderbürsten. Pferde, Rindvieh, Schafe und Geflügel fressen dies Getreide gleich gern und gedeihen dabei. Auch das Stroh ist sehr nahrhaft und in reichlicher Menge.

(Der Beschluß folgt.)

Lieder von Karl Mayer. Stuttgart, Cotta. 1833. 8. 1 Thlr. 16 Gr.

Es gibt Plätze in der Natur, deren stille Lieblichkeit das Glück hat, oft lange unberühmt zu bleiben; keine Reisebeschreibung nennt sie, keine Wanderjagd wird nach ihnen angestellt; nur einzelne Freunde der Einsamkeit und ihrer Wonne besuchen dieselben und vertrauen Gleichempfindenden ihren geheimen Reiz; und so bildet sich allmälig nach jenem jungfräulichen Sinnen der Naturschönheit eine Wallfahrt, die der Welt verborgen bleibt und sich doch von Tag zu Tage vergrößert. Etwas Aehnliches ist den Liedern des Dichters, welche wir hier beurtheilen sollen, widerfahren. Sie sind zum großen Theile schon seit längerer Zeit von den Freunden inniger Naturpoesie gekannt und geliebt;

einz erst jetzt ist der Pfad zu ihnen, den bisher nur viele Einzelne betraten, gebahnt und Allen offen. Das älteste Lied führt die Jahreszahl 1807 in der Ueberschrift, ist also 26 Jahre alt; sodaß man wol über jenen Recensenten lächeln dürfte, der den Dichter selbst für jünger hielt, als sein ältestes Lied und ihn als einen unsichern jugendlichen Nachtreter Uhland's bezeichnete. Mayer ist nicht nur ein Freund, sondern ein Zeit- und Jugendgenosse Uhland's; übrigens ist seine Poesie der seines Freundes nur etwa so verwandt, wie man von einer allgemeinen Verwandtschaft aller schönen Seelen zu reden pflegt. Weder in Gegenstand noch in Form derselben zeigt sich eine Spur von Nachahmung dieses Dichters in den Liedern Karl Mayer's. Ja, er selbst stellt sie in dem edeln Vorwort „An das deutsche Vaterland" von einer gewissen Seite in Gegensatz mit Uhland's Poesie:

Nimm, liederreiches Vaterland,
Auch diese Lieder mild zur Hand!
Der Luft, dem Sonnenschein geweiht,
Entziehn sie sich dem Liederstreit
Für dein verdanntes, gutes Recht.
Doch laß dem friedlichen Geschlecht
Nach seinen sanftern Natur
Sein Glück auf deiner schönen Flur,
Befreit von edler Waffen Last,
Für die du Andrer Kräfte hast!
Laß meinem Lied das heitre Spiel,
Das ihm zum milden Loose fiel;
Vergönn' ihm die bescheidne Scheu:
Mich selber finde kampfesfreu.

Die letzte Zeile hat eine schöne Beziehung. Der Verf., der ein Richteramt im Staate bekleidet, focht ritterlich in der Opposition der letzten würtembergischen Ständeversammlung an der Seite seines Freundes Uhland.

Was nun den Grundcharakter seiner Poesie betrifft, so dürfte derselbe am richtigsten mit dem Namen zärtlicher Naturliebe bezeichnet werden, die sich formell als Schönheit in Begrenzung und Vereinzelung ausspricht. Von dieser letztern Eigenschaft rührt die sinnvolle Kürze dieser Gedichte her, die sich selten über drei Strophen hinauserstrecken und nicht selten auf vier, ja auf zwei Linien beschränken. Wie tief jene Liebe zur Natur bei dem Dichter geht, welch ein wahres, unwandelbares Gefühl sie bei ihm ist, erhellt aus der immer gleichen Innigkeit und Wärme, welche durch die ganze Sammlung hindurchgeht und den Liedern des spätern Mannesalters dieselben Töne und Farben verleiht, wie den frühesten Ergüssen jugendlicher Empfindung.

Karl Mayer's Poesie lebt und webt in und mit der Natur, die Menschen sind seine innigsten Freunde und, die Geliebte ausgenommen, nur die Staffage zu ihren Gemälden; ja, wenn ihn die alltägliche Gesellschaft in seinem Naturgenusse stören will, so macht der sonst so sanfte Dichter sich in feindlichen oder spottenden Liedern Luft, wie in dem charakteristischen Liede „Der Gefällige" (S. 217). Am vollständigsten spricht sich vielleicht seine Ansicht vom Verhältnisse der Menschenwelt zur Natur in dem köstlichen Gedichte: „Abendschönheit" (S. 225) aus, das wir als zweite Probe seiner Dichtweise hier ausheben:

Eine Scene, Blicke ladend,
Thut sich auf am schönen Abend
In des Dorfes weiter Straße.
Was ich auch ins Auge fasse,
An dem ländlich heitern Hügel,
Hütten, Gärtchen und Geflügel,
Spiele rosig schöner Kinder,
Sprünge freigelassner Rinder
Zu dem grün umbüschten Weiher
Mädchenmuthwill gegen Freier,
Alles froh in seiner Weise,
Thier' und Pflanzen, Kinder, Greise;
Alles schmilzt in Sonnenmilde
Mir zu Einem Freudenbilde.
Aber wenn die Blicke steigen
Ueber diesen bunten Reigen
Nach den fernen Bergesgipfeln,
Dicht begrünt von Waldeswipfeln;
Lieber droben von den Tannen
Möcht' ich eine dann umspannen,
Abendlich mit ihnen glühen
Bis zum letzten Sonnensprühen
Ueber Land und See und Fernen,
Ueberrascht von Nacht und Sternen,
Alles Kleinen ganz vergessend
Und den Geist am höchsten messend.

Man sieht, wie dem Dichter die Natur wenigstens ebenso lebendig erscheint als die Menschenwelt, welche sie bewohnt, und wie sie für ihn selbst ein höheres und bedeutsameres Dasein hat. Deswegen setzt er sich auch in alle nur möglichen Beziehungen zu ihr; bei ihr vergißt er den Verdruß des Alltagslebens, bei ihr sucht er Trost und Rettung in allem Kummer und aus jeglicher Noth; ja, besser als unser Dichter verstehen sich gewiß wenige Menschen auf die geistigen Heilkräfte der Natur:

Augentrost — Herzenstrost!
Bist du trüb gestimmt, erbost,
Komm in grünen Auen
Deine Welt zu bauen! (S. 188.)

Nicht nur die Augen und jegliche Sinne, sondern noch mehr das Herz trägt als Frühlingsgüter Luft, Beruhigung, Gewinn von dannen (S. 237). Selbst Besserung des Herzens verdankt er der Natur:

In der Frühlingsbäume Schatten
Durch des Ufers sanfte Matten,
Durch den Wohlgeruch zu schlendern,
Ja dies kann auch Herzen ändern.
Dank' ich heut doch meine Milde,
O Natur, nur deinem Bilde!

Unser Dichter lebt in allem Naturleben, er horcht auf alle seine Pulsschläge und belauscht es in seinen einzelnsten Offenbarungen; seine mannichfaltigsten Erscheinungen vermögen nicht ihn zu verwirren, und er faßt, so viele, deren er kann, ohne Disharmonie in ein einziges kleines Bild zusammen (S. 32):

Weiße Winden ranken nieder
Aus dem Grün zum Murmelbach;
Goldne Mücken singen Lieder
Unter seinem Schattendach.
Vöglein freuen sich im Bade,
Fischlein auf krystallnem Pfade;
Alles heimlich, hell und wach,
Thierchen, Pflanzen, Geist und Bach.

Noch auf derselben Seite werden Sonne, Blumen und Quell in die sinnvollste Beziehung zueinander gesetzt in dem vierzeiligen Gedichte: „Wechselsweise Labung":

Die Quelle kühl aus Bergesgrund
Labt sich am Sonnenschein;
Die Sonne durch der Blumen Mund
Saugt Quellenkühlung ein.

Oft liebt er es, sich ganz in die Natur zu verlieren; er ruft die Wiese voll duftiger Orchiden, das düstere Labyrinth des Waldes und den blauen See an:

Rückt mir aus dem Herzen weit
Mich, mein Selbst, die Welt, die Zeit! (S. 39.)

Und wenn er einmal verloren ginge und Treue nach ihm sehen wollte, so soll sie ihn nicht in Stadt und Welt suchen, sondern in die grüne Wildniß eindringen, ob dort in Wald und Farrenkraut nichts von dem Vermißten gesehen wird (S. 36).

Gleichwie es aber seine Freude, seinen Trost, seine Beruhigung bei der Natur sucht und sein Leid ihr klagt und ihn nur selten die Angst überschleicht, daß auch sie ihn überhören, daß — wie sich die Menschenherzen vor ihm verschließen — auch der Natur nur scheinbar ein Herz schlagen könnte, und, wie auch ihr Quell schmeichelnd rausche, der Athem ihrer Lüftchen wehe,

das Leid seiner Brust doch der Natur nur unbewußt töne (S. 33, 34, vgl. S. 44): so versteht der Dichter selbst seinerseits auch die Freuden und Leiden der Natur, ihre geheimste Lust, ihr tiefstes Leid; er selbst ist der theilnehmende Freund, ist der milde Tröster der Natur. Wie herzlich gönnt er ihr ihren Frühlingsregen:

O willkommner Maienregen,
Tränkend diese Last von Segen!
Ja, Natur, erfülltes Sehnen
Senkt auch dich in Wonnethränen!

Wie dauert ihn das kleinste „Naturwehen" (S. 126):

Ach selbst des Mückenliedes goldnem Frieden
Ist grausam schon der Spinne Netz beschieden.

Und wie fühlt er die Angst der Natur mit in folgender „Vergleichung" (S. 177):

Welch wilde Felszerrissenheit,
Welch waldig tiefer Grund!
Wie eine Welt von innerem Leid
Entdeckt von Dichtersmund.

Haben die größten Naturdichter schönere vier Zeilen hervorgebracht, als diese sind?

(Der Beschluß folgt.)

Heures du soir. Livre des femmes. Erster Band. Paris 1833.

Es ist Schade, daß es noch keine Damen gibt, welche sich auf das Buchdrucken gelegt, denn sonst würde das ganze Buch wahrscheinlich von Frauenhänden sein. Die Herausgeber ausgenommen, finden wir blos Namen von Damen darin angeführt. Die Vorrede ist von der noch unbekannten Frau Rose de Birnarr. Sie steigt darin bis zu Herodot hinauf, gibt im Vorbeigehen der Académie française einen Epigrammenstich und stellt das Buch unter den Schutz der neun Musen, die da sind: Mesdames Sand, d'Abrantes, Elisa Mercoeur, Ménissier-Nodier, Waldor, Desbordes-Valmor, Anaïs Ségalas, Elisa Volart, Amable Tastu. Die Reihe beginnt und endet mit den Namen der beiden berühmtesten, um alle Eifersucht in Betreff der Rangordnung zu vermeiden: zur Vorsorge setzt die Vorrednerin noch hinzu, der Leser werde wie sie selbst sagen: „Je les préfère toutes"; die Fr. Birnarr scheint ihr Geschlecht gut zu kennen. Einen Apollo will sie aber nicht, sie lehnt sich gegen den Ausspruch Molière's auf: „Du côté de la barbe est la toute-puissance", es ist eine wahre Insurrection; der St.-Simonismus fängt an seine Früchte zu tragen. Uebrigens sei der Leser unbesorgt; obgleich die Männer von der Redaction ausgeschlossen bleiben, wird es an Tiefe und Kraft nicht fehlen. „Les femmes ne sentent pas mieux qu'autrefois, mais elles pensent davantage; et le style participe plus de la pensée que du sentiment." Hierauf kommt eine donnernde Explosion gegen die Sklaverei, in welcher die Frauen so lange geschmachtet, und eine Apologie der Frauen, in welcher es unter Anderm heißt: „On les a considérées dès-lors comme des êtres qui étaient quelque chose de plus que frivoles et légers, et bons à autre chose qu'à faire des enfans." Uns fällt dabei unwillkürlich die Geschichte des unglücklichen Legouvé ein, welcher ein Gedicht auf die Frauen schrieb: „Le mérite des femmes", und über die Untreue seiner Gattin wahnsinnig wurde.

Der vorliegende erste Band enthält fünf Erzählungen: „Une vieille histoire", von Madame G. Sand, „Un visage rose et un visage ridé", von Anaïs Ségalas, „Un enlèvement" von Emilie Deschamps, „Un lâche", von Ernestine Legouvé, und „La comtesse de Villequiers" von Elisa Mercoeur. Wir haben, da wir unmöglich alle die Gaben, die uns hier die fünf Musen reichen, in diesem Augenblick zu uns nehmen können, die Erzählung „Un lâche" ausgewählt, weil wir hinter diesem Titel irgend einen Ausfall auf das männliche Geschlecht wittern, und wir uns an solchen Ausbrüchen eines selten aufrichtig gemeinten Zornes ungemein ergötzen. Ein Mann hat eine Ohrfeige bekommen und sich nicht geschlagen; darüber discutiren nun einige Frauen in einem Salon, eine unter ihnen bemerkt: „Le courage est une affaire de nerfs, on n'est pas plus maître d'avoir du coeur que de l'appétit". Das ist vielleicht ganz richtig; aber wie boshaft reißt uns die Muse nicht da einen unserer schönsten Kränze vom Haupte, den des kriegerischen Muthes? Doch weiter. Der die Ohrfeige bekommen, ist der Geliebte eines der discutirenden Mädchen, die sehr kriegerisch gesinnt ist und, sobald sie erfährt, daß ihr Zukünftiger diesen Schimpf hat auf sich sitzen lassen, laut erklärt, sie würde einem entehrten Manne ihre Hand nie reichen. Zu diesem jungen Manne — Savigny heißt er — kommt nun Hr. Lascours, der nicht mehr Muth hat als er, und schlägt ihm vor, ihn, Lascours, den andern Tag auf dem Balcon der großen Oper öffentlich zu beleidigen, worauf sie sich dann auf Pistolen schlagen und sich absichtlich fehlen würden, um sich auf diese Art den Ruf der Tapferkeit wohlfeilen Kaufs zu verschaffen. Dieses geschieht; Marie, Savigny's Geliebte, empfängt ihn mit stürmischen Liebkosungen, als er unversehrt vom Zweikampfe zurückkehrt; zwei Stunden darauf erschießt sich Savigny. Aus dieser Erzählung wäre demnach die Moral zu ziehen, daß mancher Feige Muth hat, wenn anders der Selbstmord wirklichen Muth erfodert. 143.

Fortgesetzte Geschäftsvereinfachung in Baiern.*)

Die bei uns schon in vielfachen Zweigen angekündigte Geschäftsvereinfachung bestätigt sich in der erfreulichsten Fortschreitung auch durch die soeben erschienene „Ordnung der polytechnischen und Gewerbschulen", welche bestimmt vorschreibt, in welcher Art von nun an der Zeichnenunterricht auch in den untersten Elementarschulen, nicht nur der Städte sondern auch des Landes, vom achten Jahr an von den Schülern getrieben werden müsse. Zu diesem Endzweck soll von allen und jeden dieser Kinder eine Probezeichnung an die Regierung des Kreises eingesendet werden. Einen Kreis in den andern zu 500,000 Seelen gerechnet gibt eine wahrscheinliche Zahl von 50,000 Schülern dieses Alters, und also auch von so viel Probezeichnungen. Diese 50,000 Zeichnungen sollen sodann durch die Kreisregierungen mit Beiziehung der Kreisscholarchen und des Regierungsbaurathes genau und fleißig geprüft, und nachdem darüber förmliche Rathsbeschlüsse gefaßt worden, selbige sammt und sonders an den obersten Schulrath in München eingesendet werden, der dann seinerseits alle eingekommenen Zeichnungen des ganzen Reiches, etwa 400,000 an der Zahl, ebenfalls wieder genau durchgehen und einen umständlichen motivirten Antrag an das Ministerium des Innern darüber veranlassen soll. Sollte ein Ununterrichteter darwider einzuwenden vermeinen: wie sich denn aus einer solchen auf die höchste Spitze gestellten Vereinzelung eine Geschäftsvereinfachung erweisen lassen wolle? so bittet man dabei, zu erwägen, daß man hieraus allerdings schon auf die ganz vollendete Geschäftsvereinfachung in allen andern Zweigen mit Sicherheit zu schließen berechtigt sei, außerdem zu solchen wohlerwägenden und umständlichen Berathungen, ja sogar motivirten einzelnen Beschlüssen und Anträgen über 400,000 Probezeichnungen, weder Zeit noch Raum zu finden wäre, was aber jetzt, wenn man etwa ohne allzu große Umständlichkeit in jeder Session 1000 Probezeichnungen aburtheilt, durch fortgesetzte tagtägliche Vormittags- und Nachmittagssessionen, versteht sich mit einstweiliger Zurückstellung aller andern Geschäfte, in fünf Viertel Jahren so ziemlich erschöpft werden kann. 35.

*) Vgl. Nr. 269 d. Bl. f. 1832. D. Red.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Freitag, — Nr. 151. — 31. Mai 1833.

Abermals eine Stimme über Nordamerika.

(Beschluß aus Nr. 150.)

In Großbritannien werden alle Religionen geduldet, in Amerika genießen aber alle gleicher Rechte und gleichen Schutzes. Im Allgemeinen besteht zwischen den verschiedenen Sekten die vollkommenste Eintracht, und es geschieht nicht selten, daß Individuen verschiedenen Glaubens zusammen zum Abendmahl gehen, Geistliche von verschiedenen Confessionen sich gegenseitig in der Eröffnung und Einweihung von Kirchen beistehen. Hr. Stuart hatte häufig Gelegenheit, zu bewundern, wie wenig Heuchelei und Scheinheiligkeit in dem gesellschaftlichen Leben der Amerikaner anzutreffen sind.

Wenn sich nun aber auf der einen Seite auch sogar Fanatismus in den Freistaaten hier und da kundgeben mag, so muß man freilich dennoch die Frage stellen, wie viel auf der andern Seite von jener gepriesenen Toleranz auf Rechnung religiöser Gleichgültigkeit zu bringen ist.

Den zweiten Theil des Werkes findet das „Review" ungleich interessanter und bedeutender als den ersten. Er beschäftigt sich vorzugsweise mit den südlichen und westlichen Staaten, die der europäische Reisende gemeiniglich, wiewol mit Unrecht, nicht besucht.

In den südlichen Staaten besteht die Sklaverei noch in ihrer schlimmsten Art und in der erschreckendsten Ausdehnung, sodaß die Abschaffung des Sklavenhandels bei den Amerikanern leider nur dem Namen nach vorgenommen zu sein scheint. Nach einer neuerlichen Schätzung werden jährlich 10—16,000 Sklaven von den nördlichen, Sklaven haltenden Staaten an Louisiana und die südlichen verkauft und ausgeführt. Die an ihnen begangenen Grausamkeiten haben oft die fürchterlichsten Stürme herbeigeführt, und es ist unbegreiflich, wie die große Mehrzahl der weißen Bevölkerung sowol als die Gesetzgebung unempfindlich gegen die Gefahren scheinen kann, die sie schon dadurch bedrohen, daß die schwarze Bevölkerung der südlichern Staaten schneller anwächst als die weiße und, wenn auch der jetzige Zustand der Dinge noch einige Jahre dauerte, früher oder später eine Katastrophe herbeiführen muß, um sich die ihr so hart vorenthaltenen Menschenrechte mit gewaffneter Hand zu erringen. Unkluger- und verblendeterweise denkt man an gar keine Besserung des moralischen und geistigen Zustandes der Sklaven, um sie allmälig auf den Genuß der Rechte vorzubereiten, die jedem vernünftigen Menschen angeboren sind. Als ob weder die tiefgewurzelte Rachsucht der Schwarzen, noch die göttliche Gerechtigkeit zu fürchten wäre! Die Beispiele, die Hr. Stuart von der schlechten Behandlung der Schwarzen und sogar der freien Farbigen in den Carolinas, Georgia und andern südlichen Staaten anführt, machen der Menschlichkeit der Amerikaner keine Ehre. Man gibt sich alle mögliche Mühe, die Schwarzen in Unwissenheit zu erhalten, sie dürfen keine von Weißen gehaltenen Schulen besuchen, und im Jahre 1823 erklärte sogar die Grand Jury von Charleston die Zahl der von Farbigen in der Stadt gehaltenen Schulen für einen Uebelstand und bewirkte in der That ein Gesetz, demzufolge solche Leute keine öffentlichen Lehrer werden dürfen. Es gibt wol Ausnahmen von der Regel solcher Behandlung, im Allgemeinen muß man aber zugeben, man mag auch noch so günstig für die südlichern Freistaaten gesinnt sein, daß die Sklaven darin die empörendste Unmenschlichkeit erfahren.

Das „Review" läßt sich auf eine sehr interessante Erörterung der vermeintlich unbeschränkten Freiheit der Presse in Amerika ein. Sonach dürfte dieselbe nur in den nördlichen und westlichen Staaten eine Wahrheit genannt werden können, während in Louisiana z. B. ebenso wenig Preßfreiheit als Redefreiheit zu bestehen scheint. Ja, man würde schwerlich zu weit gehen, wenn man annähme, daß in einem Lande, wo Gesetze wie die beiden folgenden, die 1830 in Louisiana gegeben wurden, in Kraft getreten sind, von Freiheit überhaupt nicht mehr die Rede sein könne. Denn das eine dieser Gesetze erkennt 1) gegen Jeden, der etwas schreibt, druckt oder irgend öffentlich verbreitet und bekannt macht, was geeignet ist, unter der freien farbigen Bevölkerung Misvergnügen oder bei den Sklaven Ungehorsam zu bewirken, nach Befinden lebenslängliche Gefängnißstrafe bei harter Arbeit oder Tod; 2) gegen Jeden, der zu demselben Zweck in öffentlicher Rede vor Gericht, auf der Bühne, von der Kanzel oder irgendwo, ja selbst in Privatgesprächen etwas äußert, oder sich durch Mienen und Handlungen (signs or actions) also zu erkennen gibt, gleichfalls Tod oder harte Arbeitsstrafe nicht unter drei- und nicht über zwanzigjährige Dauer, und 3) gegen Jeden, der irgend einen Sklaven in diesem Lande schreiben oder lesen lehrt, oder lehren läßt, oder gestattet, daß es

ihm gelehrt werde, nach Befinden ein- bis zwölfmonatliche Gefängnißstrafe. Das andere Gesetz erkennt aber 1), daß alle freien, seit 1807 in das Land gekommenen Farbigen wieder daraus vertrieben werden, und daß ein früheres Gesetz, welches keinem freien Farbigen gestattet, nach Louisiana zu kommen, wieder in Kraft trete; 2) daß alle freien in dem Staate lebenden Farbigen, welche diesem Befehl nicht alsobald Folge leisten, Gefängniß oder lebenslängliche harte Arbeit verschulden; 3) daß jeder weiße Einwohner, der überwiesen ist, irgend eine Schrift verfaßt, gedruckt oder verbreitet zu haben, oder irgend eine mündliche Aeußerung gethan zu haben, die darauf abziele, den Frieden und die Sicherheit des Staats in Betreff der Sklaven oder farbigen Bevölkerung zu gefährden, oder die Ehrerbietung zu vermindern, welche den freien Farbigen gegen die Weißen zusteht, nach Befinden um eine Summe von nicht weniger als 300, noch mehr als 1000 Dollars gestraft und auf eine Zeit von wenigstens sechs Monaten bis höchstens drei Jahre eingesperrt werden soll; während ein jeder solchen Vergehens überwiesene freie Farbige bis 1000 Dollars Buße zahlen, bei harter Arbeit drei bis fünf Jahre Gefangenschaft erdulden und alsdann lebenslänglich verbannt werden soll, und endlich 4), daß es in allen Fällen den General- und Bezirksanwalten bei Strafe der Amtsentsetzung zur Pflicht gemacht wird, die genannten freien Farbigen im Fall der Uebertretung dieses Gesetzes, oder im Fall der Anklage von Seiten eines Staatsbürgers gerichtlich zu verfolgen.

Das Bestehen der Sklaverei kann den Amerikanern allerdings nicht zugerechnet werden, bemerkt das „Review", denn sie kam ihnen ebenso wie ihre Gesetze und Institutionen von dem Mutterlande zu. Für die Behandlung ihrer Sklaven seit ihrer Unabhängigkeit sind sie aber verantwortlich, denn gleich am Eingange der Unabhängigkeitsacte wird gesagt: „Wir halten diese Wahrheiten für von selbst einleuchtend und ausgemacht, daß alle Menschen g l e i c h geschaffen sind, daß sie von ihrem Schöpfer mit gewissen unveräußerlichen Rechten begabt worden und unter diese Leben, Freiheit und das Streben nach Glückseligkeit zu rechnen sind", wiewol dasselbe Volk, das der Aufrechterhaltung dieser Grundsätze so große Opfer brachte, sie fortwährend mit Füßen tritt.

Herr Stuart zeiht einige Provinzialregierungen und den Congreß nicht minderer Ungerechtigkeit gegen die in dem Gebiete der Republik wahnenden indianischen Stämme, insbesondere gegen die Cherokesen, die der Staat Georgia im Einverständnisse mit dem Congresse, ohne den Einspruch des obersten Gerichtshofes der Freistaaten, aller Verträge, alles Rechts und aller Gerechtigkeit zum Trotz aus ihrer Heimat vertrieben haben würde.

Von Neuorleans segelt unser Reisender den „Vater der Gewässer" aufwärts in einem stattlichen Dampfboote oder vielmehr schwimmenden Hôtel. Seine Schilderung der Gesellschaft darauf fällt weit günstiger als die der Mrs. Trollope aus. Er berichtet Manches über die immer noch sehr vereinzelten Niederlassungen an den Gestaden des Stromes und die halbwilde Lebensart der Ansiedler. Das Capitel über Illinois, das an Fruchtbarkeit reichste Land der Welt, ist sehr lehrreich. Die ganze Strecke vom Mississippi bis zum Michigansee ist eine einzige fast ununterbrochene Wiese, die Franzosen nennen sie das irdische Paradies. Sie ist weder sumpfig, noch Ueberschwemmungen ausgesetzt, genießt eines milden gesunden Klimas, besitzt reiche Lager Steinkohlen, Kalk, Stein- oder Kochsalz und Bleiminen und erfreut sich in dem Mittelpunkte des amerikanischen Festlandes fast aller Vorzüge und Vortheile einer Insel, weil es von allen Seiten von großen Seen, Strömen und Kanälen begrenzt und durchschnitten ist. Daß es von leidigem Sklavenhandel und Besitzthum völlig frei ist, mag für keinen der geringsten Gründe zu rechnen sein, aus denen es europäischen Auswanderern unstreitig vorzugsweise zur Ansiedelung empfohlen werden kann.

Das „Review" schließt seine Uebersicht, indem es Hrn. Stuart das Lob ertheilt, eine lebendige und gewissenhafte Schilderung des Lebens in allen Staaten Nordamerikas, von Boston bis Neuorleans und von St.-Louis bis Neuyork entworfen zu haben, der überall das Gepräge der Glaubwürdigkeit und Unbefangenheit aufgedrückt sei. 155.

Lieder von Karl Mayer.

(Beschluß aus Nr. 180.)

Ueberhaupt wird die Genrepoesie unsers Verf., die zuweilen ins Miniaturartige verfällt, doch in ihrer scheinbaren Begrenzung groß und erhaben, sowie sie sich zur übersinnlichen Bedeutung der Natur erhebt. Nur wenige Zeilen dieser Art als Belege:

Die Nacht durchzücken Blitz auf Blitze,
Der Donner spricht mir ferne Worte;
Ich staune hin vom Rasensitze,
Wie nach der Ewigkeiten Pforte. (S. 161.)

Mag sich um diese Felsenwand
Bald stürmisch wolkiges Gewand,
Bald warmer Sonnenschimmer legen,
Sie steht in Ruh der Zeit entgegen
Und zeuget hoch und fest und stet
Seit je von Gottes Majestät,
Die heut' zumal im Sonnigblauen
So still, so herrlich ist zu schauen. (S. 175.)

Des Donners Groll, der Winde Stöhnen,
Des Geiers Schrei, in der Natur
Ein jedes Rauschen, jedes Tönen
Scheint mir ein einzig Fragen nur.
Wo findet Antwort sich hienieden?
Was schenkt uns redestehend Frieden? (S. 197.)

Wann einst ich auferstehen werde,
Und mir das Leben dieser Erde
Nach all den Räthseln auf sich klärt,
Wird mich die Lösung froh umdauseu
Wie hier das Sturmes hehres Sausen,
Das durch die tausend Wipfel fährt? (Ebendas.)

Aber auch in diesen vollern und tiefern Accorden unterscheidet sich doch Karl Mayer von ausgezeichneten Naturdichtern unserer Zeit, wie Heine in seinen ernstern Naturliedern und der kürzlich mit gebührendem Ruhme von uns in d. Bl. *) geschilderte Nikol. Lenau hauptsächlich dadurch, daß die letztgenannten Dichter die Natur mehr als ein Thema behandeln, über das ihr Geist und ihre kühne Phantasie gewaltige Variationen erfindet,

*) Vgl. Nr. 131 und 132 f. 1832. D. Red.

während Mayer's Dichtergemüth sich begnügt, die in der Natur gewissermaßen objectiv vorhandene Poesie herauszuforschen und in den einfachsten, von der eignen Individualität des Sängers nichts als das tiefe Mitgefühl dargenden Ausdrücken wiederzugeben. Auf den ersten Blick machen daher auch seine Gedichte oft den Eindruck einer gewissen Wortarmuth bei großem Sinn- und Sachreichthume; aber bei wiederholter Lesung erweitert sich vermöge der diesen Liedern einwohnenden objectiven Naturkraft das gegebene Bild je mehr und mehr, und wir bewundern ein seltenes Detail von Anschauungen und Empfindungen in einem oft ganz kleinen Gedichte; uns wird zu Muthe, wie dem Auge, das eine für den unbewaffneten Blick unscheinbare Pflanze durch das Mikroskop betrachtet und nun einen ungeahnten Farbenschmelz und eine Harmonie der wechselvollsten Formen an ihr entdeckt. Darüber vergessen wir denn auch die hier und da etwas schwerfälligen Wendungen der Sprache, die zwar sehr sinnreichen, aber dadurch zuweilen gesuchten Reime, wodurch in der äußern Form manche der in einer gewissen Beengung sich bewegenden Lieder fast wie Uebersetzungen eines geahnten Originales lauten, das die köstlichen Gedanken in seliger Schöpferfreiheit entfaltet haben werde. Nur ein einziges Beispiel der Art (S. 131).

An den Leser.

Nicht alle fließen sie, die Thränen
Des weichen Dichters, Freund, zu denen
Dein zartes Mitgefühl dich neigt;
Doch ach, es sorgt das arme Leben,
Daß es auch Thränen möge geben,
Die, still geweint, das Lied verschweigt.

In diesen Zeilen wird das Verständniß durch die verschränkte Construction gehemmt, und das prosaische Wort: denen, erfüllt den Beruf des Reimes gewiß nicht; aber man lese die sinnvollen Worte nur zwei-, dreimal, so sind diese Mängel vergessen, und das Gemüth vertieft sich mit Lust und Rührung in die tiefempfundene Wahrheit, die sich auch in diesem kleinen Liede vor ihm aufthut.

Außer der Natur, die er in allen Gestalten und Jahreszeiten durchwandert und beobachtet, besingt Karl Mayer auch noch die Gefühle der Liebe und der Freundschaft. Das erstere Gefühl (S. 58 fg.) verschwistert er, wie sich erwarten läßt, ganz und gar mit seinen Naturempfindungen; man erfährt in seinen Liebesliedern mehr vom blonden Golde der Aehren als von den Locken der Geliebten; sinnliche Glut darf ohnehin von dieser reinen Seele nicht erwartet werden; er liebt die Geliebte wie das Felsenmoos, wie die grüne Waldesnacht, wie Hirtenlied und Herdengeläute, wie Luft, Klang und Duft (S. 201 fg.), und auf einer Nachwanderung singt er:

Schwarzes Wald- und Berggeschiebe
Thürmt sich um den Wiesenplan;
Wasser donnern, doch die Liebe
Glänzt mir aus dem Mond voran.

Aber es muß lieblich sein, so geliebt zu werden, wie dieser keusche Sänger liebt:

Fülle der Geliebten Zimmer,
Sanfter, goldner Mondenschein,
Und mit deinem blauen Schimmer
Dring' in ihre Fenster ein,
Blumen, euer süßes Düften;
Send' ihr, theure Nachtigall,
Fern aus wonnetrunknen Lüften
Deiner Sehnsucht vollen Schall!
Wird die Holde lauschen müssen
Solchen Erd- und Himmelsgrüssen,
Nah' ihr doch auf weichem Pfühle
Noch willkommner der Erguß
Meiner treuen Herzgefühle,
Dieser nächtlich ferne Gruß! (S. 72.)

Auch was die Freundschaft betrifft, so ersieht man bald aus seinen Gedichten, daß ihm diejenige Menschenseele die liebste ist, in der er ruhen kann wie in der Natur, und die er bewundern kann wie sie. Daraus erklärt sich seine ganze Ansicht von der Freundschaft, wie sie sich in dem zärtlichen Zurufe „An Uhland und Kerner" ausspricht (S. 5):

Man sagt uns viel von Amors Pfeilen,
Und Mancher hat ihr Werk zu heilen;
Doch auch die Freundschaft kann uns drängen,
Das Herz uns schwellen mit Gesängen
Und mit den süßesten der Schmerzen.
So, Freunde, geht es meinem Herzen.
Es ist nicht Frühling, ist nicht Liebe,
Was mich erfüllt mit Liebertriebe;
Ihr, Freunde, seid es! Eurer Lust
Erbebt im Wiederhall die Brust;
Ihr wecket mich aus tiefem Schlummer,
Erregt mir süßen Jugendkummer;
Wie, Freunde, soll ich je gesunden,
Wenn Ihr auch schlaget Liebeswunden?

Seine Freundschaft ist so hingebend, so aufopfernd, so ganz ihr eignes Ich dem Freunde unterordnend wie die Liebe und wie seine zärtliche, unterwürfige Neigung zur göttlichen Natur. Aus solcher Empfindung ist das herrliche Gedicht: „Ein Lied des Dankes", hervorgegangen, das wir als Schlußprobe dieser Anzeige, dem Leser nicht vorenthalten wollen (S. 15):

Wenn tief ich in die Uhlands fichte
Den Sinn vom Boden aufwärts richte,
Preis' ich den Wuchs, den hohen, kühnen,
Das Rauschen, Düften, Immergrünen?

Und wälzt dort Lenau klagend nieder
Den Gießbach herzentsprungner Lieder,
Soll ich zum Abgrund mit ihm stürzen
Durch des Gebüsches Balsamwürzen?

Ach! Göthe's herrschend Adlerschweben
Kreist nun in einem schönern Leben.
Doch irrt mein Blick in blauer Leere,
Wenn ich ihn heut gen Himmel kehre?

Geh' dort ich nicht nach allen Seiten
Das Rückerts lied die Schwingen breiten?
Hängt es in sicherm Ueberschauen
Nicht ruhend über Wald und Auen?

O, warmen Dank Euch, den Gepriesnen!
Gönnt mir den Platz, den angewiesnen,
Das Lied zu Haupt, bei mir die Tanne,
Die ich, zum Bach gesenkt, umspanne.

Ja, auch zu deinem Tannenwiesengrunde wird man wallfahrten, sanfter Sänger; der Weg ist endlich gefunden, und wie Blumen und Quelle des Waldes schimmern uns deine lieblichen Lieder entgegen! Karl Mayer wird in der noch lange nicht abgeschlossenen schwäbischen Sängerschule als eine der eigenthümlichsten und in ihrem Verwachsensein mit der Natur der Nachahmung unzugänglichsten Erscheinungen leuchten. 23.

Graff's althochdeutscher Sprachschatz.

Dieses seit längerer Zeit von der Erwartung jedes gebildeten Deutschen begrüßte Werk des Herrn Professor E. G. Graff, die Frucht eines zwölfjährigen großartigen Fleißes, ist jetzt endlich seinem Erscheinen nahe. Der gegenwärtig in Berlin lebende würdige Verf. läßt von dort aus eine Einladung zur Subscription ergehen, welche bei dem Interesse, das dieses als wahrhaft deutsche Nationalsache zu betrachtende Unternehmen für das gesammte Publicum haben muß, hoffentlich diesmal keine tauben Ohren bei den Deutschen finden wird, was um so dringender zu wünschen, da der mit bedeutendem Kostenaufwand verbundene Druck des 400—500 Bogen starken Werkes nur erst durch den auf diese Weise sich bethätigenden Antheil des Publicums möglich gemacht werden wird. Unter dem Titel: „Althochdeutscher Sprachschatz, oder Wörterbuch der althochdeut-

schen Sprache, in welchem die ursprüngliche Bedeutung und Form unserer heutigen Wörter, sowie der schwesterliche Zusammenhang des ganzen deutschen Sprachstamms mit den ihm verwandten ältern Sprachen, durch eine vollständige Sammlung aller von den frühesten Zeiten an bis zum Anfange des 12. Jahrhunderts uns aufbewahrten hochdeutschen Wörter, Redensarten, Wortbildungen und Flexionen nachgewiesen ist, unmittelbar nach den ältesten handschriftlichen Quellen etymologisch und grammatisch bearbeitet",

wird dieses mit reiner wissenschaftlicher und vaterländischer Begeisterung gearbeitete Werk den Freunden einer sinnigen Erforschung der uns Allen so theuern Muttersprache sich darstellen. Schon die zunächst in die Augen fallenden populairen Zwecke, welche der Verf. in der Ankündigung seiner Arbeit zuvörderst heraushebt, erregen die lebhafteste Theilnahme für eine solche, oft mit ganz neuen Resultaten überraschende und zum ersten Mal uns gebotene Darstellung und Entwickelung unserer Sprache. Der Verf. macht z. B. darauf aufmerksam, wie die Wörter unserer heutigen Sprache in ihrer Form so entstellt seien, das man sie ohne Kenntniß ihrer ursprünglichen Form gar nicht oder nur falsch deuten könne; so, wenn man sich das Wort Leichnam erklären wolle, wo nur die alte Form sogleich Aufschluß gebe; diese ist lihhamo, gebildet aus lih, Körper, und ham, Bedeckung, Hülle, also das fleischliche, leibliche Kleid bedeutend. „Das Verbum, zu dem ham gehört", fährt der Verf. fort, „heißt heman, bedecken, wovon auch Hemde, althochdeutsch hemidi, als Bekleidung, und Himmel, althochdeutsch himil, als der Allbedecker herkommt; wer ahnt ohne Kenntniß der altdeutschen Sprache diesen Zusammenhang der Wörter Leichnam, Hemde, Himmel? Aber überhaupt sind die Wörter, die wir jetzt sprechen, dem größten Theile nach todte Zeichen geworden, die die Bedeutung, die wir damit verknüpfen, nicht in sich tragen, sondern sie nur willkürlich zugetheilt erhalten zu haben scheinen. Wenn wir Wörter, wie Kind, Beichte, Gesinde, Bräutigam, Heuschrecke aussprechen, so fühlen wir nichts mehr von ihrer ursprünglichen Bedeutsamkeit, sondern gebrauchen sie wie willkürliche Bezeichnungen unserer Vorstellungen, weil mit dem Absterben ihrer Wurzel auch ihr inneres Leben abgestorben ist. Wollen wir diese starre Masse der Sprache wieder beleben, so müssen wir zu den Tiefen unsers Sprachalterthums hinabsteigen, wo sich freilich nicht mehr für alle, aber doch für viele Wörter noch das sie erklärende Etymon vorfindet. So zeigt sich, um bei den angeführten Beispielen zu bleiben, in unserer alten Sprache die Wurzel chinan, unser jetziges keimen, von welchem chint, jetzt Kind, herkommt, und wir erkennen nun, daß der Begriff des Entsprossenen, Erzeugten nicht willkürlich mit dem Worte Kind bezeichnet ist, sondern schon radical ihm beiwohnt u. s. w."

Der Verf. behauptet nicht zuviel, wenn er die Rückwirkung einer solchen Entwickelung der Sprache auf unser Bewußtsein als von solchem Einfluß bezeichnet, daß unsern Wörtern dadurch gewissermaßen erst ihre Seele wieder zugeführt werde, die während des langen Gebrauchs allmälig verloren gegangen. Es ist kein Zweifel, daß sich unser Sprechen anschaulicher beleben muß, wenn uns die ursprüngliche Bedeutung unserer Begriffszeichen auf diese Weise wieder vergegenwärtigt wird. Aber zugleich die Eigenthümlichkeit des deutschen Nationalcharakters, wie er in der Bildung der Wörter seine volksthümliche Auffassung, seine ganze Anschauungsweise der Gegenstände kundthut, wird sich in des Verf. „Sprachschatz" sinnreich wiederspiegeln! Der Verf. belegt dies in der Ankündigung seines Werkes durch einige interessante Beispiele. „Was wir mit dem Namen Vaterland bezeichnen, nannte der Altdeutsche bedeutungsvoll odil, das Land in welchem unser od, d. h. unser Besitz und Glück enthalten ist. Eben dieses Gefühl vom Werth des Vaterlandes leitete den deutschen Geist, der das Wort elend, das ursprünglich alilenti lautet und nichts weiter als anderländisch, nicht im Vaterlande, bezeichnet, für den Begriff: unglücklich, der jetzt in dem Worte elend liegt, bedeutungsvoll verwandte. So zeigt der Gebrauch des Wortes redlich für den Begriff des Rechtschaffenen, Ehrlichen, den wir jetzt mit diesem Worte verbinden, wie tief und unmittelbar der Deutsche es fühlte, daß Redlichkeit die wahre Verständigkeit sei, denn redlich, althochdeutsch redilih, heißt ursprünglich nichts anders als verständig. So ist der ursprüngliche Begriff von eitel, althochdeutsch ital, leer; das Eitle belegte deutscher Sinn mit dem Namen des Leeren. Seine Werthschätzung der Frauen legte der Deutsche durch das Wort Frau, althochdeutsch frowa, an den Tag, welches das Femininum von fro, Herr, ist, und daher Herrin bedeutet u. s. w."

Dazu kommt die rein wissenschaftliche und gelehrte Bedeutsamkeit dieses Werkes, die es als erste und erschöpfende Sammlung und lexikographische Zusammenstellung der althochdeutschen Sprachdenkmäler jedem Sprachforscher unentbehrlich machen muß. Möchte es alle Klippen und Hindernisse, die sich seinem schon lange sehnlich erwarteten Erscheinen in den Weg stellen konnten, glücklich überwinden und so unsere Literatur durch ein Buch bereichern, wie es, einzig in seiner Art, kein anderes Volk aufzuweisen hat. Es bestimmt sich jedoch keineswegs blos für Gelehrte; jeder gebildete Deutsche wird daran eine reiche und neue Ausbeute zur Kenntniß der Sprache und des geistigen Sinnes seines Volkes zu benutzen haben. Zur Erleichterung der Anschaffung kommt es in einzelnen Lieferungen zu 15 Bogen (1 Thlr.) heraus und dürfte in 6—7 Jahren vollständig in den Händen des subscribirenden Publicums sein. 38.

Notizen.

Denen, die sich mit dem Zustande Irlands beschäftigen, ist vielleicht ein neues Werk von Taylor: „The history of the civil wars of Ireland" (2 Bde.), willkommen. Der Zweck des Buches ist hauptsächlich, das gegenwärtige Elend des Landes aus seiner Vergangenheit zu erklären.

Der fruchtbare anonyme Autor von „Sybilla Odaleta" (Signor Varese) hat abermals zwei nicht eben ganz verwerfliche, aber doch ohne entschieden hervorspringendes Talent geschriebene Romane erscheinen lassen. Der eine heißt: „Folchetto Malaspina. Romanzo storico del secolo XII." (3 Thle., Mailand 1830), der andere: „Preziosa di Sanluri, ossia i montanari sardi. Romanzo storico" (3 Thle., Mailand 1832). Frisch daran, ihr Herren Uebersetzer. Ein sardinischer Roman kommt nicht sogleich zum zweiten Male, die Leihbibliotheken schmachten danach.

Im Anfange dieses Jahres sind in London erschienen: „Mirabeau's letters during his residence in England" (2 Bde.), zum ersten Male nach dem Originalmanuscript übersetzt.

Nach dem neuerlich erschienenen „Saggio di statistica degli stati pontifici di M. *Gabriele Calindri*" beträgt die Bevölkerung der päpstlichen Staaten, die Legationen inbegriffen, 2,592,329 Seelen, die in folgende Classen zu vertheilen sind:

Unverheirathete Männer	239,177.
desgl. Frauen	234,145.
Verheirathete beiderlei Geschlechts .	913,586.
Witwer	43,616.
Witwen	34,126.
Kinder männlichen Geschlechts . .	521,185.
Kinder weiblichen Geschlechts . . .	553,012.
Mönche oder Ordensgeistliche . . .	10,598.
Priester oder Weltgeistliche . . .	34,600.
Nonnen	8,284.

Einer anderen Angabe zufolge lebten im Jahre 1831 in der Stadt Rom allein 1432 Weltgeistliche, 1904 Mönche und 1375 Nonnen. 153.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

1833.

Monat Junius

enthaltend

30 Blätter: Nr. 152—181, 1 Beilage: Nr. 6, und 3 literarische Anzeiger: Nr. XIV—XVI.

Zur Nachricht.

Von dieser Zeitschrift erscheint außer den Beilagen täglich eine Nummer und ist der Preis für den Jahrgang 12 Thaler.

Alle Buchhandlungen des In- und Auslandes nehmen Bestellung auf diese Zeitschrift an; ebenso alle Postämter, die sich an die königl. sächs. Zeitungsexpedition in Leipzig, das königl. preuß. Grenzpostamt in Halle, oder das fürstl. Thurn und Taxische Postamt in Altenburg wenden.

Die Buchhandlungen, welche ihren sich für diese Zeitschrift eignenden Verlag schnell angezeigt wünschen, werden wohl thun, von ihren Neuigkeiten ein Freiexemplar an die Redaction derselben einzusenden.

Gegen Vergütung von 3 Thlr. werden Anzeigen, Antikritiken und dergl. den Blättern für literarische Unterhaltung, und gegen Vergütung von 1 Thlr. 12 Gr. der Isis beigelegt oder beigeheftet, indeß kann die Verlagshandlung eine Verantwortlichkeit für diese fremden Anzeigen in keiner Art übernehmen.

Leipzig:

F. A. Brockhaus.

1833.

Inhalt.

Nr. 152. Zur Nachricht. — Dresdens literarisches Leben und Weben am Ende des 18. Jahrhunderts. Erster Artikel. — Correspondenznachrichten aus Kopenhagen. — Literarische Notizen.

153. Dresdens literarisches Leben und Weben am Ende des 18. Jahrhunderts. Erster Artikel. (Fortsetzung.) — Correspondenznachrichten aus Kopenhagen. (Beschluß.) — Notiz.

154. Dresdens literarisches Leben und Weben am Ende des 18. Jahrhunderts. Erster Artikel. (Fortsetzung.) — Journalwesen in England. — Notizen.

155. Dresdens literarisches Leben und Weben am Ende des 18. Jahrhunderts. Erster Artikel. (Beschluß.) — Des Ritter Heinr. von Lang Sendschreiben an Joh. Fr. Böhmer. — Literarische Notiz. — Literarische Anzeige.

156. Schriften über die zweihundertjährige Jubelfeier der Lützner Schlacht am 6. (16.) Nov. 1632. 1. Beschreibung der Schlacht bei Lützen und Gustav Adolf's Tod am 6. Nov. 1632. 2. Gustav Adolf, König von Schweden, der Retter Deutschlands, der Märtyrer protestantischer Glaubensfreiheit. Eine biographische Skizze, entworfen und niedergeschrieben im Jahre 1832 bei der zweiten Säcularfeier der Lützner Schlacht am 6. Nov. 1832. 3. Die Schlacht bei Lützen den 6. Nov. 1632. Historisches Fragment zur Erinnerung an Gustav Adolf am zweihundertjährigen Jahrestage seines Todes, von C. v. Winke. 4. Der Sieg bei Lützen am 6. Nov. 1632. Episch-lyrisches Gemälde von Emil Schmidt. 5. Gustav Adolf der Große, König von Schweden. Ein Heldengedicht in vier Gesängen, als Denkschrift zur zweiten Säcularfeier der Schlacht bei Lützen, am 6. Nov. 1832, von Karl Spohn.) — Spaziergänge eines berliner Poeten. — Notizen.

157. Die Medicin des 19. Jahrhunderts, wie sie ist und sein sollte; oder die Forderungen unserer Zeit an die Heilkunde in ihrer wissenschaftlichen sowol als technischen Gestaltung. Mit vorzugsweiser Berücksichtigung des gegenwärtigen Zustandes der deutschen Medicin entworfen und Deutschlands Aerzten und Staatsmännern als ein Wort der Wahrheit zur Prüfung und Ueberzeugung empfohlen von J. Braun. — Die Gesetze der Angelsachsen. In der Ursprache mit Uebersetzung und Erläuterungen herausgegeben von Reinhold Schmid. Erster Theil, den Text nebst Uebersetzung enthaltend. — Literarische Notizen.

158. Die Medicin des 19. Jahrhunderts, wie sie ist und sein sollte, von J. Braun. (Fortsetzung.) — Romanenliteratur. (1. Der Oberst. Ein historischer Roman von David Russa. 2. Das Mädchen von Gielwitz. Erzählung aus den Zeiten des dreißigjährigen Kriegs von Adolf Hänisch. 3. Die Rache. Denkwürdigkeiten aus dem Leben des Ministers Battista Soiani. Novelle von Gustav Werner. 4. Seeanemonen. Novellen eines Unbekannten. Herausgegeben vom Verf. des „Don Enrique" u. s. w.) — Literarische Notizen. — Literarische Anzeige.

159. Die Medicin des 19. Jahrhunderts, wie sie ist und sein sollte, von J. Braun. (Beschluß.) — Neue Novellen von Johanna Schopenhauer. Drei Theile. — Notizen.

160. Demosthenes' Staatsreden nebst der Rede für die Krone. Uebersetzt und mit Einleitungen und erläuternden Anmerkungen begleitet von Friedrich Jacobs. Zweite vermehrte und durchaus umgearbeitete Auflage. — Mittheilungen über Griechenland. — Literarische Anzeige.

161. Demosthenes' Staatsreden nebst der Rede für die Krone. Uebersetzt und mit Einleitungen und erläuternden Anmerkungen begleitet von F. Jacobs. (Beschluß.) — Mittheilungen über Griechenland. (Beschluß.) — Miscellen.

162. Briefe aus Paris von Ludwig Börne. Dritter und vierter Theil. — Correspondenznachrichten aus Berlin.

163. Briefe aus Paris von L. Börne. Dritter und vierter Theil. (Beschluß.) — Correspondenznachrichten aus Berlin. (Beschluß.) — Literarische Notizen.

Beilage Nr. 6. Historisch-politische Ansichten und Untersuchungen, betreffend die Frage von der praktischen Ausbildung der städtischen Verfassungen in Deutschland. Zum Behuf der vaterländischen Gesetzgebung zusammengestellt von Heinrich Gottlieb Reichard. — Deutsche Dichter. Ein Cyclus von Vorträgen. Herausgegeben von M. W. Ghezinger. Für Freunde der Dichtkunst überhaupt und für Lehrer der deutschen Sprache insbesondere. Zweiter und letzter Theil. — Machiavelli. Ein Rittergedicht von Niccolo Forteguerra. Uebersetzt von J. D. Gries. Zweiter Theil. — Poeta deliciosus. Von Ernst Münch. — Zeitschriften.

164. Darstellungen aus meinem Leben und aus meiner Zeit. Von Friedrich Karl von Strombeck. Zwei Theile. — Mittheilungen über Griechenland. — Faust. Eine Tragödie von Göthe. Fortgesetzt von J. D. Hoffmann. — Literarische Notizen.

165. Darstellungen aus meinem Leben und aus meiner Zeit. Von F. K. v. Strombeck. Zwei Theile. (Beschluß.) — Mittheilungen über Griechenland. (Beschluß.) — Des Herrn Leuparts von Rimini Gespräche nachher. (Dialog so genannt.) Aus dem Italienischen übersetzt. Ein literarischer Kaiserschmaus für sehr viele Gerolte. — Literarische Notizen.

166. Kaspar Hauser, ein psychologisches Räthsel. Mit Benutzung der neuesten Mittheilungen über ihn. — Silvio Pellico. (Meine Gefangenschaft in den Kerkern zu Mailand, namentlich Spielberg zu Venedig und in den Bleidächern zu dem Spielberge. Denkwürdigkeiten aus dem Leben des Grafen Silvio Pellico von Saluzzo. Aus dem Italienischen von *r.)

167. Kaspar Hauser, ein psychologisches Räthsel. (Beschluß.) — Briefe von Göthe an Lavater. Aus den Jahren 1774—82. Herausgegeben von Heinrich Hirzel. Nebst einem Anhange und zwei Facsimile. — Literarische Notizen.

168. Für Freunde der Tonkunst, von Friedrich Rochlitz. Erster Band. Von A. Wendt. — Geschichte der geheimen Verbindungen der neuesten Zeit. Erstes Heft. Actenmäßiger Bericht über den geheimen deutschen Bund und das Turnwesen, nebst einleitenden Bemerkungen über die früheren geheimen Verbindungen von J. D. H. Temme. Sechstes Heft: Die vermeintlichen Umtriebe in den Wissenschaften der deutschen Universitäten. Fortsetzung der Centraluntersuchungscommission zu Mainz, von Robert Heller. — Romanenliteratur. (1. Graf Robert von Paris. Von Walter Scott. Aus dem Englischen. Vier Theile. Dritter und vierter Theil auch unter dem Titel: Das prächtige Schloß. 2. Stella. Eine poetisch-humoristische Mähr. Von Ferdinand Stolle. 3. Schattenspiele von Leben und der Liebe, von Ferdinand Schubert. Viertes Bändchen. Auch unter dem Titel: Das Christkind, oder: Alles gut! und Merkwürdige Schicksale zweier Fremden in Frankreich während der Revolution. Zwei Novellen. 4. Novellen von H. Wilke. Vierter Band. Auch unter dem Titel: Die Belagerung von Dia. Historische Novelle aus der letzten Hälfte des 15. Jahrhunderts.) — Literarische Ankündigungen.

169. Für Freunde der Tonkunst, von F. Rochlitz. Erster Band. Von A. Wendt. (Beschluß.) — Geschichte der geheimen Verbindungen der neuesten Zeit. Erstes und zweites Heft. (Beschluß.) — Témoignages historiques, ou quelques mots de la vérité pour servir à l'histoire de la vie politique de Napoléon, par M. Bignon. Cette partie pendant tout le consulat et l'empire. — Notizen.

170. Wolfgang Menzel. — Maria de Jaques' Novellen. Herausgegeben vom Verfasser des „Don Enrique" u. s. w. Erstes Bändchen. — Notizen.

Nr. 171. Wolfgang Menzel. (Beschluß.) — Der Freimaurer. Historischer Roman aus der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts. Von Ludwig Storch. Drei Bände. — Notizen.

172. Dramatische Bücherschau für das Jahr 1832. Dritter und letzter Artikel. (25. Der Tod der Malachowski. Historisches Drama in fünf Acten, von Gustav Gallenius. 26. Petrarca. Künstlerdrama in fünf Acten. Von Wilhelm von Chezy. 27. Alte und neue Kunst. Allegorisches Vorspiel zu Göthe's Gedächtnißfeier. Von Eduard von Schenk. 28. Tage der Vorzeit. Dramatisches Gedicht in vier Darstellungen aus der Geschichte der freien Stadt Frankfurt. Von Georg Döring. 29. Die Wiedertäufer zu Münster. Romantisch-historisches Gemälde in fünf Aufzügen nebst einem Vorspiele; nach der Idee des Van der Velde'schen Romans: „Die Wiedertäufer". Von Eduard Lange. 30. Dramatische Werke. Von Karl Blum. 31. Armin, genannt Hermann der Cheruskerfürst. Ein Trauerspiel in fünf Abtheilungen. Von G. Schütz aus Mecklenburg. 32. Ida. Schauspiel in fünf Acten. Von C. Faisen. Aus dem Dänischen übersetzt von Chr. C. Wetzwer. 33. Shakspeare's dramatische Werke, übersetzt von Philipp Kaufmann. Zweiter Theil. 34. Johanna Gray. Trauerspiel in fünf Acten. Von Eduard Sommer. 35. Bühnenrepertoir des Auslandes: Frankreichs, Englands, Italiens, Spaniens. In Uebertragungen herausgegeben von L. W. Beth. Zweiter bis vierter Band. 36. Spiele für die deutsche Bühne. Von Julius Ederwein. Erstes Bändchen. 37. Dramatische Kleinigkeiten. Von Herzenskron. Dritter Band. 38. Die Zeitalter. Drei flüchtige Skizzen zu einem Charaktergemälde: I. So sind sie gewesen 1520. II. So waren sie 1705. III. So sind sie 1830. Von C. M. Heigel. 39. Die Freier. Lustspiel in drei Aufzügen von Joseph von Eichendorff. 40. König Wellmar auf Hardenstein. Vaterländisches Trauerspiel in fünf Aufzügen von G. W. Korte.) — Die römische Malaria und die Räuber der Campagna. — Miscellen.

173. Dramatische Bücherschau für das Jahr 1832. Dritter und letzter Artikel. (Fortsetzung.) — Die römische Malaria und die Räuber der Campagna. (Beschluß.) — Literarische Notizen.

Nr. 174. Dramatische Bücherschau für das Jahr 1832. Dritter und letzter Artikel. (Fortsetzung.) — Literarische Nachrichten aus Polen. — Notizen.

175. Dramatische Bücherschau für das Jahr 1832. Dritter und letzter Artikel. (Beschluß.) — Ueber des Engländers Jacob Ansichten von den Wirkungen der Gold- und Silberausbeute und der Münze in den letzten drei Jahrhunderten. — Der historische Nürnbergverein in Nürnberg. Von Karl Heinrich Ritter von Lang.

176. Uebersicht der schwedischen Literatur vom Jahre 1832. Zweiter und letzter Artikel. — Ein Wort des „Foreign quarterly review" über den religiösen Glauben in Frankreich. — Notizen.

177. Uebersicht der schwedischen Literatur vom Jahre 1832. Zweiter und letzter Artikel. (Beschluß.) — Gunieda. Westfälisches Taschenbuch für 1833. Herausgegeben von Moritz Bachmann. — Aus Italien. — Literarische Notiz.

178. Gelehrtes Essen in Paris. — Unser Herr als das Musterbild aller Weltverbesserer. — Literarische Notizen.

179. Gelehrtes Essen in Paris. (Beschluß.) — Dr. Wilhelm Butte. — Literarische Notizen.

180. Politische und philosophische Miscellen, aus den Memoiren und der Correspondenz von Thomas Jefferson, nebst vorausgeschicktem Versuch über die Grundsätze der amerikanischen Schule und einer Uebersetzung der Constitution der Vereinigten Staaten, mit Commentar. Von C. P. Conseil. Zwei Bände. — Silvio Pellico's Memoiren. — Les fils d'Edouard, tragédie en trois actes, par M. Casimir Delavigne. — Notiz.

181. Politische und philosophische Miscellen, aus den Memoiren und der Correspondenz von T. Jefferson ꝛc. Herausgegeben von C. P. Conseil. Zwei Bände. (Beschluß.) — Polnische Gedichte. (Ostatnie rymy Juliana Ursyna Niemcewicza pod tytułem. Trzy Wygnańce. Tudzież Reguła Orderu przez Ad. Mickiewicza i Zgon Sowińskiego.) — Zobrab, der Geißel. Aus dem Englischen Merler's, des Verfassers des Hadschi Baba, von Johann Sporschil. Drei Theile. — Literarische Notizen.

Bericht
über die Verlagsunternehmungen
für 1833
von
F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die mit * bezeichneten Artikel werden bestimmt im Laufe des Jahres fertig; von den übrigen ist die Erscheinung ungewisser.

(Der Anfang dieses Berichts befindet sich auf dem Umschlage zum Maihefte.)

13. Heinsius (Wilhelm), Allgemeines Bücherlexikon, oder Vollständiges alphabetisches Verzeichniß aller von 1700 bis zu Ende 1832 erschienenen Bücher, welche in Deutschland und in den durch Sprache und Literatur damit verwandten Ländern gedruckt worden sind. Nebst Angabe der Druckorte, der Verleger und der Preise. Vierter Supplementband, oder das ganzen Werkes achter Band, welcher die von 1828 bis Ende 1832 erschienenen Bücher und die Berichtigungen früherer Erscheinungen enthält. Gr. 4.

Der erste bis siebente Band (1812—27) kosten im herabgesetzten Preise 20 Thlr.; auch einzelne Bände werden zu verhältnißmäßig billigern Preisen gegeben.

*14. Huber (Therese), Erzählungen. Gesammelt und herausgegeben von M. A. H. In sechs Theilen. Fünfter und sechster Theil. 8. 50 Bogen auf feinem Druckpapier.

Der erste bis vierte Theil (1831) kosten 9 Thlr.

*15. Karamsin, Geschichte des russischen Reichs. Nach der zweiten Originalausgabe übersetzt. Elfter Band. Gr. 8. Auf gutem Druckpapier.

Der erste bis zehnte Band, mit Karamsin's Bildniß (1820—27), kosten im herabgesetzten Preise 10 Thlr.

16. Knorring (Karl von), Russische Bibliothek für Deutsche. Viertes Heft und folgende. 8. Geh. Auf Druckpapier.

Das erste bis dritte Heft (1831) kosten 2 Thlr. 12 Gr.

*17. Krug (Wilhelm Traugott), Encyklopädisch-philosophisches Lexikon, oder Allgemeines Handwörterbuch der philosophischen Wissenschaften nebst ihrer Literatur und Geschichte. Nach dem jetzigen Standpunkte der Wissenschaften bearbeitet und herausgegeben. Zweite, verbesserte und vermehrte Auflage. In vier Bänden. Zweiter und dritter Band. Gr. 8. Auf gutem Druckpapier.

Der erste und zweite Band (1832—33) kosten im Subscriptionsverhältnisse jeder 2 Thlr. 12 Gr.

*18. — —, Encyklopädisch-philosophisches Lexikon. Supple

mentbuch zur ersten Auflage, enthaltend die Zusätze und Verbesserungen der zweiten Auflage. Gr. 8. Auf gutem Druckpapier.

*19. Provinzialrecht aller zum preußischen Staate gehörenden Länder und Landestheile, insoweit in denselben das Allgemeine Landrecht Gesetzeskraft hat, verfaßt und nach demselben Plane ausgearbeitet von mehren Rechtsgelehrten. Herausgegeben von Friedrich Heinrich von Strombeck. Zweiten Theils dritter Band. Gr. 8. 20 Bogen auf Druckpapier. 1 Thlr.

Auch unter dem Titel:

Provinzialrecht der Provinz Westfalen. Dritter Band: Provinzialrecht der ehemals fürstlich Münsterschen Grafschaft Recklinghausen, von Clemens August Schlüter.

Ersten Theils (Provinz Sachsen) erster Band: Fürstenthum Halberstadt und die Graf- und Herrschaften Hohenstein, Regenstein und Heimburg, bearbeitet von Prov.-Rth. Wilh. Lancke (1827), kostet 1 Thlr. 12 Gr.

Zweiten Theils (Provinz Westfalen) erster Band: Fürstenthum Münster, die zum Hochstift Münster gehörigen Besitzungen der Standesherren, die Grafschaft Steinfurt, die Herrschaften Ahaus mit Bocholt, bearbeitet von C. A. Schlüter (1828), kostet 1 Thlr. 20 Gr.

Zweiten Theils zweiter Band: Grafschaft Tecklenburg und Obergrafschaft Lingen, bearbeitet von C. A. Schlüter (1830), kostet 20 Gr.

Dritten Theils (Westpreußen) erster Band: Districte des preuß. Landrechts von 1721, bearbeitet von Lehmann, erster Theil (1830), kostet 2 Thlr. 22 Gr.

Dritten Theils zweiter Band: Districte des preuß. Landrechts von 1721, bearbeitet von Lehmann, zweiter Theil (1832), kostet 2 Thlr. 12 Gr.

Dritten Theils dritter Band: Die Statutarrechte der Stadt Danzig, bearbeitet von Lehmann (1832), kostet 2 Thlr. 12 Gr.

Zu diesem Werke gehören ferner, obwol unter besondern Titeln erschienen:

Die Fürstenthümer Paderborn und Corvey in Westfalen, nebst ihrer rechtsgeschichtlichen Entwickelung und Bearbeitung aus den Quellen dargestellt von Paul Wigand. Drei Bände. 1832. Gr. 8. 4 Thlr. 12 Gr.

Das pommersche Lehnrecht, nach seinen Abweichungen von den Grundsätzen des preußischen Allgemeinen Landrechts dargestellt von Zettwach. 1832. Gr. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

*20. Raumer (Friedrich von), Geschichte Europas seit dem Ende des funfzehnten Jahrhunderts. In sechs Bänden. Zweiter und dritter Band. Gr. 8.

Der erste und zweite Band (1832—33) kosten im Subscriptionspreise sehr auf gutem Druckpapier 3 Thlr. 8 Gr., auf extrafeinem Velinpapier 6 Thlr. 8 Gr.

21. Schmid (Reinhold), Die Gesetze der Angelsachsen. In der Ursprache mit Uebersetzung und Erläuterungen. Zweiter Theil. Gr. 8. Auf gutem Druckpapier.

Der erste Theil, den Text nebst Uebersetzung enthaltend (1832), kostet 2 Thlr. 5 Gr.

22. Shakspeare's Vorschule. Herausgegeben und mit Vorreden begleitet von Ludwig Tieck. Dritter Band. Gr. 8. Auf feinem Druckpapier.

Der erste und zweite Band (1823—29) kosten 3 Thlr. 6 Gr.

*23. Historisches Taschenbuch. Herausgegeben von Friedrich von Raumer. Fünfter Jahrgang. Mit einem Bildnisse. 12. Auf feinem Druckpapier. Cart.

Jeder der ersten drei Jahrgänge kostet 2 Thlr., der vierte 1 Thlr. 15 Gr.

24. Thiele (J. M.), Leben und Werke des dänischen Bildhauers Bertel Thorwaldsen. In zwei Theilen. Mit 160 Kupfertafeln. Zweiter Theil. Gross Folio. Auf dem feinsten Velinpapier. Cart.

Der erste Theil, mit 80 Kupfertafeln und einem Facsimile, Text und Kupfertafeln in zwei Bänden starker carton'nirt (1832), kostet 20 Thlr.

*25. Urania. Taschenbuch auf das Jahr 1834. Mit dem Bildnisse Zetter's und sechs Stahlstichen nach englischen Gemälden. 16. Auf feinem Velinpapier. Geh. in Goldschnitt. 2 Thlr.

Alle frühern Jahrgänge bis 1832 sind vorräthig; der Jahrgang 1830 kostet 1 Thlr. 6 Gr., 1831, 1832 und 1833 jeder 2 Thlr.

III. An neuen Auflagen und Neuigkeiten erscheint:

*26. Alexis (W.), Wiener Bilder. 12. Auf feinem Druckpapier. Geh.

*27. Braun (Friederike), Römisches Leben. Zwei Theile. Mit zwei Vignetten. 8. 45 Bogen auf feinem Druckpapier. Geh. 3 Thlr. 18 Gr.

*28. Brzozowski (M.), La guerre de Pologne en 1831. Avec une carte de la Pologne et six croquis des batailles principales. Gr. 8. 19 Bogen auf feinem Druckpapier. Geh. 2 Thlr. 12 Gr.

*29. Conversations-Lexikon, oder Allgemeine deutsche Real-Encyclopädie für die gebildeten Stände. Achte Originalauflage. In zwölf Bänden oder vierundzwanzig Lieferungen. Jede Lieferung auf weißem Druckpapier 16 Groschen, auf gutem Schreibpapier 1 Thaler, auf extrafeinem Velinpapier 1 Thlr. 12 Gr.

Die erste und zweite Lieferung dieser achten umgearbeiteten, vielfach verbesserten, zweckmäßig vervollständigten und bis auf die neueste Zeit fortgeführten Originalauflage sind bis Ende Juni ausgegeben. Die folgenden Lieferungen erscheinen in Zwischenräumen von 3—5 Wochen. Vgl. Nr. 6.

*30. Elsholtz (Franz von), Schauspiele. Zwei Bändchen. 8. Auf feinem Druckpapier. Geh.

Das erste Bändchen enthält das schon früher gedruckte Stück: „Die Bojaren", mit den Briefen Göthe's darüber an den Verfasser.

31. Ersch (Johann Samuel), Literatur der schönen Künste seit der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts bis auf die neueste Zeit. Systematisch bearbeitet und mit den nöthigen Registern versehen. Neue fortgesetzte Ausgabe (von Prediger Rese in Halberstadt und K. C. Kraukling in Dresden). Gr. 8. Auf gutem Druckpapier.

32. Ersch (Johann Samuel), Literatur der vermischten Schriften seit der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts bis auf die neueste Zeit. Systematisch bearbeitet und mit den nöthigen Registern versehen. Neue fortgesetzte Ausgabe (von K. C. Kraukling in Dresden). Gr. 8. Auf gutem Druckpapier.

Wegen der Erscheinung dieser beiden Literaturen beziehe ich mich auf das unter Nr. 9 Gesagte.

*33. Goldsmith (Oliver), Der Landprediger von Wakefield, eine Erzählung. Neu übersetzt durch Karl Gutzkow von der Decenie. Mit einer Einleitung. Zweite Auflage. 12. 11½ Bogen auf gutem Druckpapier. Geh. 16 Gr.

*34. Hagen (August), Künstlergeschichten. Enthaltend: Die Chronik seiner Vaterstadt vom Florentiner Lorenz Ghiberti, dem berühmtesten Bildgießer des funfzehnten Jahrhunderts. Nach dem Italienischen. Zwei Bändchen. 12. 27½ Bogen auf feinem Druckpapier. Geh. 3 Thlr.

*35. Handwörterbuch in drei Sprachen: Englisch-deutsch-französisch, Französisch-deutsch-englisch, Deutsch-französisch-englisch. (Mit Stereotypen gedruckt.) Auf feinem Velinpapier. Cart.

Die drei Abtheilungen, aus denen dieses Handwörterbuch besteht, werden auch einzeln zu erhalten sein. Die letztern sind auf Englisch und von bevorzugter Schönheit, auf die Correctur wird die größte Sorgfalt verwendet und der Preis wird auf das billigste gestellt werden.

36. Hartmann (Karl Friedrich Alexander), Repertorium der Mineralogie und Geognosie, enthaltend eine vollständige Zusammenstellung der neuen Fortschritte dieser Wissenschaften. Als Supplement zu seinem „Wörterbuche der Mineralogie und Geognosie" und zu seiner deutschen Bearbeitung von Beudant's „Lehrbuch der Mineralogie", sowie überhaupt zu allen neuern Lehr- und Handbüchern der Mineralogie und Geognosie. Mit lithographirten Tafeln. Gr. 8. Auf gutem Druckpapier.

Das „Handwörterbuch der Mineralogie und Geognosie" von Hartmann (1827) kostet 3 Thlr. 8 Gr.; das „Lehrbuch der Mineralogie von Beudant" (1825) 4 Thlr.

*37. Houch (J. C.), Die Belagerung Maestrichts. Ein Trauerspiel in fünf Aufzügen. 8. Auf feinem Druckpapier. Geh.

*38. Hübner (Johann), Zweimal zweiundfunfzig auserlesene biblische Historien aus dem Alten und Neuen Testamente, zum Besten der Jugend abgefaßt. Aufs Neue durchgesehen und für unsere Zeit angemessen verbessert von Daniel Jonathan Lindner. Die hundertundvierte der alten, oder die zweite der neuen vermehrten und ganz umgearbeiteten und verbesserten Auflage. 8. 25 Bogen. 5 Gr.

(Der Beschluß folgt.)

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonnabend, Nr. 152. 1. Juni 1833.

Zur Nachricht.

Von dieser Zeitschrift erscheint außer den Beilagen täglich eine Nummer und ist der Preis für den Jahrgang 12 Thlr. Alle Buchhandlungen in und außer Deutschland nehmen Bestellung darauf an; ebenso alle Postämter, die sich an die königl. sächsische Zeitungsexpedition in Leipzig, das königl. preuß. Grenzpostamt in Halle, oder das fürstl. Thurn und Taxische Postamt in Altenburg wenden. Die Versendung findet wöchentlich zweimal, Dienstags und Freitags, aber auch in Monatsheften statt.

Dresdens literarisches Leben und Weben am Ende des 18. Jahrhunderts.

Erster Artikel.

Athen und Elbflorenz hat man Dresden in der neuern Zeit genannt. Diesen Namen aber verdiente es weit früher schon, am ersten vielleicht unter den beiden prunkliebenden Augusten, welche es im Anfange des 18. Jahrhunderts architektonisch ungemein verschönerten, unermeßliche Summen auf Sammlungen für Kunst und Wissenschaft wendeten, Gelehrte und Künstler reisen ließen (einige der Ersteren sogar nach Afrika), oft königlich belohnten und durch ihren grenzenlosen Luxus insbesondere die mechanischen und gewerblichen Künste förderten.

Doch abgesehen von dieser Periode, wo die für Kunst und Literatur aufgehende Sonne noch am Firmamente eines unpissenden Hofes stand, wollen wir hier nur Einiges nachholen lassen aus jener, seit 30—40 Jahren erst verklungenen Zeit, wo ein Fürst von hohem Sinn für Kunst und Literatur, von geläutertem Geschmack und gründlichen Kenntnissen auf dem Throne saß und doch, aus überlegter, man darf fast sagen gezwungener Sparsamkeit, weil er bezahlen wollte, was seine Ahnen geschuldet, nur das Nothwendige für Literatur und Kunst that, wo ein reges Leben für Beides durch das zufällige Aufstehen und Zusammentreffen guter Köpfe und kunstgerechter Hände sich gleichsam von selbst bildete, und so immer Einer des Andern Sonne ward, während eine Augusteische Centralsonne, wie ein halb Jahrhundert früher, am Firmamente des Hofes nicht sichtbar war.

Die Hauptsterne jenes literarischen Firmaments waren, aus dem Bürgerstande: Abelung, Archenholz, Rupert und Gottlieb Wilhelm Becker, Berger, die Gebrüder Sanzler, Cramer, Daßdorf, Günther, Hacker, Hasche, Hauswald, Hunger, Körner, Langhein, Lippert, Lipsius, Lohdius, Meißner, Mittelhäuser, Neumann, Rebmann, Reinhard, Richter, Seifried, Schlenkert, Titius, Tittmann, Weinlig, Winkler u. A.; aus dem Ritterstande: Graf Brühl, von Globig, Freiherr von Gutschmid, Graf Hohenthal, von Pynikau, der Freih. zu Racknitz, von Teubern, von Wurmb u. A.; und zu den Füßen der dichterischen Gamaliel's saßen nur erst an zu sitzen und zu zwitschern: Albrecht, Hell, Kind, Laun, Roos u. A.

An Liedesweise und literarischer Ehees war nicht zu denken, obschon es der Sänger und Literatoren genug gab, die zur Mitgliedschaft geeignet gewesen wären. Auch fehlte es an einem literarischen Centralpunkte, an einem, auch außer Dresden gelesenen Journale, wie spätethin die „Abendzeitung" ward; denn die journalistische Literatur lag damals noch im Argen, oder vielmehr in der Arche geringerer Empfänglichkeit und Theilnahme. Außer den gelehrten Beiträgen zum „Dresdner Anzeiger" gab es damals nicht Ein blühendes Journal in Dresden; jenes eine aber beschränkte sich wieder meist auf vaterländische Gegenstände und diente nebenbei erhitzterten oder sich gekränkt glaubenden literarischen und artistischen Gemüthern als ein öffentlicher Abführungsort ihrer Gallenbitzen.

Dies war besonders der Fall mit dem Bibliothekar Daßdorf und dem Festungsbauprediger Hasche, von denen der Eine die anziehendste, der Andere die gründlichste Beschreibung Dresdens geliefert haben wollte, sowie mit einer Schrift des Hofraths von Teubern über Schenau's Altargemälde der Kreuzkirche, welche ein wahres kritisches Kreuzfeuer veranlaßte. Uebrigens legten die meisten dresdner Gelehrten ihre literarischen Eier in fremde Nester, besonders in die „Allgemeine deutsche Bibliothek", die „Göttingischen gelehrten Anzeigen", das „Deutsche Museum", den „Deutschen Merkur", die „Berliner Monatschrift" und Iselin's „Ephemeriden der Menschheit", die nach dessen Tode Hofrath Becker in Dresden herausgab, wo sie aber kaum ein Dutzend Leser hatten. Zwar machten einige dresdner Ge-

lehrte den Versuch mit Begründung von Journalen; allein es blieb auch dabei. Mit großem Pomp z. B. kündigte Schlenkert eine Wochenschrift: „Weisheit und Thorheit", an, welche, kein Vierteljahr alt, in der Wiege schon starb. Der Finanzsecretair Hunger wollte ein humoristisches Blatt unter dem Titel: „Der junge Student", herausgeben, allein es fanden sich keine Interessenten. Der Bibliothekar Canzler begründete, in Verbindung mit dem, seines „Alcibiades", seiner „Bianca Capello", seiner „Skizzen" wegen allgefeierten Meißner, eine sehr gehaltreiche Quartalschrift „Für ältere Literatur und neuere Lecture", die aber nur vier Bände erlebte. Die einzige periodische Schrift von längerer Dauer war Hasche's „Magazin der sächsischen Geschichte", das von 1784—90, doch nur unter stetem Zeterschreien des Verf., daß er sein baares Geld dabei zusetze, erschien und endlich auch aus Mangel an Unterstützung einging.

An unsere jetzigen Gelehrten- und andere Vereine für Botanik, Blumenpflege und Pomologie, für Mineralogie, Physik, für vaterländische Alterthumskunde, für Statistik u. s. w. war nicht zu denken. Nur ein Institut ähnlicher Art: Die Gesellschaft für christliche Liebe und Mitleiden, gab es in Dresden, welche aber mehr Wohlthun als literarisches Wirken und Forschen zum Zweck und fast nur die Herren vom Stadtrathe und von der Geistlichkeit zu Mitgliedern hatte. Von einem Museum, wie jetzt das treffliche Arnold'sche, hatte man noch gar keinen Begriff, und die meisten Lesebibliotheken waren nicht viel besser als halbliterarische Büdchen, wo nur belletristische Kurzwaare, Romane u. dgl., aber nicht Eine wissenschaftliche Schrift zu haben war. Vorlesungen über literarische, artistische und andere derartige Gegenstände kannte man noch so wenig, daß, als der grundgelehrte und hochverdiente Archidiakonus M. Winkler (Theodor Hell's Vater) 1780 anfing, philosophische, physikalische und kosmologische Vorlesungen zu halten, über so herrliche Verbindung von Weisheit und Gemeinnützigkeit man sich nicht genug wundern konnte.

Die kurfürstliche Bibliothek, obgleich damals schon *) ihrer Bestimmung nach „Museum usui publico patens", war doch, ihrer Einrichtung und sonstigen Verhältnisse wegen mehr clausum als patens; denn seit 1728 in drei Säle der Zwingerpavillons geklemmt **), gewährte sie den Musen ein so beschränktes Quartier, daß ihre Schätze wenig zu bemerken, oft kaum zu finden waren; die Bücher standen nämlich doppelt und dreifach hintereinander, viele lagen nur so herum, wie man grade noch ein Plätzchen für sie gefunden hatte, und die zusammengedrängte Last derselben bedrohte sogar die Gebäude. Von einer Benutzung derselben wie jetzt hatte man damals keinen Begriff, obschon der Oberbibliothekar Crusius und die Bibliothekare Canzler und Daßdorf den Gebrauch derselben eher beförderten als erschwerten. Außer dem Kurfürsten, den Ministern, den Mitgliedern der höchsten Behörden, einigen Gelehrten und Künstlern oder besondern Günstlingen des Personals benutzte sie Niemand, und fast glich sie einer Insel in unbekannten Meeren, wo nur dann und wann ein literarisches Schiff landete. Obschon ein sogenanntes Einschreibebuch seit 1756 existirte, ward es doch wenig benutzt, weil die Besuche von Fremden selten waren, und oft erzählte der Secretair Naumann dem Bibliothekar Crusius, wenn dieser etwa ein paar Tage gefehlt hatte, mit wichtiger Miene: „Wir haben indeß auch einen Fremdenbesuch gehabt. Man wollte unter Anderm sogar die confiscirten Bücher sehen, welches ich aber natürlich verweigerte." Wie es scheint, gab es also bei der Bibliothek eine besondere Sammlung solcher Schriften, die aber späterhin wol einrangirt wurden. *)

Uebrigens erschwerte auch das enge Local des Expeditions- und Lesezimmers, wo, wenn nur ein halbes Dutzend Leser auf einmal sich einstellten, schon wahre Raumnoth entstand, der Mangel an guten Katalogen **) und die Ungelenkheit und Ungefahrtheit des untern Personals oder der sogenannten Bibliotheksschreiber, wozu nicht selten Bediente von Excellenzen befördert wurden, den Gebrauch nicht wenig. Weiß man nun vollends, daß diese Bibliothek viele Jahre einen Chef (den Graf Marcolini) hatte, dem die Literatur, insbesondere die deutsche, ganz fremd war, so kann man von selbst auf ihre Wirksamkeit schließen.

Schon der Zugang zur Bibliothek, eine alte bemooste Freitreppe, auf welcher man im Winter Arm- oder Beinbruch zu fürchten hatte, war nicht einladend, aber auch so wenig begangen, daß es ordentlich auffiel, Jemanden sie besteigen zu sehen. Höchst possierlich klingt es, und doch ist es wahr, daß das untere Personal sich oft sogar nach Besuch sehnte, weil es für selbes auch gar zu wenig zu thun gab, und daß noch weit öfter Bücher nicht ausgeliehen werden konnten, weil man sie nicht zu finden wußte, oder des engen Locals wegen zu viel Mühe hatte, sie zu Tage zu fördern, oder endlich, weil schlechte Witterung deren Herbeiholen hinderte, denn die oberwähnten drei Zwingerpavillons ständen nur durch offene, ziemlich

*) Bis zum Anfange des 18. Jahrhunderts ward sie fast nur als Privatbibliothek behandelt; denn nur Wenigen von Rang und Stand war die Benutzung derselben, und auch diese nur unter großen Beschränkungen gestattet. Fremde hatten selten Zutritt. Die Inspectoren oder Bibliothekare aber befanden sich in literarischer Einsamkeit zu wohl, als daß sie eine Aufhebung derselben hätten wünschen sollen. Auch umfaßte die Bibliothek beiweitem nicht alle ihr gehörige Schätze; denn im grünen Gewölbe, in der Kunst- und Rüstkammer blieben lange noch eine Menge Bücher und Handschriften versteckt. (Ebert, „Geschichte und Beschreibung der königl. Bibliothek"; S. 52.)

**) Mit Ausnahme der juristischen Werke, welche, aus Mangel an Raum im Brühl'schen Palaste aufgestellt waren.

*) Der Bibliothekar Clodius hatte 1763 auf Einlieferung eines Exemplars von jedem confiscirten Buche angetragen (Ebert S. 73).

**) Durch den Fleiß der Bibliothekare Götz und Clodius waren über hundert Foliobände an Katalogen, nominalen und realen Inhalts, vorhanden; und doch ward es dem Personal oft blutsauer, ein verlangtes Buch schnell zu finden. Erst seit 1800 hat die Bibliothek einen allgemeinen (53 Foliobände starken) Nominalkatalog erhalten.

lange Gänge in Verbindung. Verlangte nun Jemand z. B. mehre Bücher, deren jedes in einem andern Pavillon sich befand, und es schneite oder regnete grade, dann war das literarische Holland, mehr aber noch der es in Anspruch nehmende Literatus in Nöthen, wenn ihn nicht vielleicht Rang und Stand vor Knurren und finstern Gesichtern schützten. Dazu kam noch, daß der damals einzige Secretair, Naumann, ebenso ungeschliffen und ungefällig als das jetzige Personal fein und dienstfreundlich, für Besucher der Bibliothek mehr eine abstoßende als anziehende Kraft hatte. Die Fälle waren nicht selten, wo es hieß: „Kommen Sie morgen wieder! Die Theologen, die alten Classiker u. s. w. stehen in dem Pavillon da drüben, da mag sie in dem Wetter der Teufel holen." Wenn dieser aber nicht wollte, und der Secretair gleichwol so ein außerpavillonisches Werk eines vornehmen Begehrers wegen doch holen mußte, da hieß es gewöhnlich: „Santo (Name des Aufwärters), meinen Paraplui!" oder bei Glätte und Kälte: „Santo, meine Bärlatschen!" oder bei heftigem Winde: „Santo, meinen Roquelaure (Regenmantel)!" Ja, nicht selten mußten Paraplui, Bärlatschen und Roquelaure vereint geschafft werden, eine alte theologische Schwarte oder die Ausgabe eines römischen Classikers in usum Delphini zu holen.

Zu verdenken war es übrigens jenem armen Secretair nicht, wenn er bei schlechtem Wetter die außerpavillonischen Gangreisen fürchtete; denn er litt oft an Gicht und Zahnweh — vielleicht Folgen jener Reisen —, und der Fall ist mir selbst vorgekommen, daß er ein Buch zu holen abschlug, weil er sich in Sturm, Regen oder Schnee einer Erkältung nicht aussetzen könne. Welch Local, welch Personal damals und jetzt!

Wie selten aber das gewöhnliche gelehrte Publicum, ebenso häufig besuchten damals viele der obersten Staatsbeamten die Bibliothek. Dies war z. B. der Fall mit den Ministern von Wurmb und Gutschmid, mit dem General von Gersdorf, dem Consistorialpräsidenten von Berlepsch, den Hofräthen von Teubern und Born, dem Geheimen Kriegsrath von Ponikau u. A. Da man nun zu solchen Männern natürlich nicht sagen konnte: das Wetter ist heute zu schlecht, kommen Sie ein ander Mal wieder! so hatte der gutmüthige, unbegrenzt gefällige Daßdorf für dergleichen Fälle förmlich einen Reserveregenschirm zur Hand, oder lieh wol gar einer alten Excellenz seinen neuen Mantel, um sie trotz Sturm und Wetter an die Quellen der Weisheit und Erkenntniß zu geleiten.

(Die Fortsetzung folgt.)

Correspondenznachrichten.

Kopenhagen, April 1838.

Es ist uns aus Norwegen der erste Band einer höchst interessanten Schrift zugekommen: „Nutid og Fortid" (Die gegenwärtige Zeit und die Vorzeit), von dem Ritter J. Aal (Arendal 1838), Besitzer eines Eisenwerkes in Arendal. Die Schrift ist staatswirthschaftlichen Inhalts, und bringt den finanziellen, commerciellen und politischen Zustand Norwegens, die ältern und neuern Verhältnisse dieses Staats zu Dänemark, den Fortgang beider Staaten seit der Trennung und auch einige literarische Gegenstände zur Sprache. Mehrmals kommt der Verf. auf die finanziellen und pecuniairen Verhältnisse des dänischen Staats seit der Trennung zurück, und da diese Sache auch jetzt in Dänemark an der Tagesordnung ist, sowie sie in einigen Blättern des Auslandes erörtert worden, so können wir nicht umhin, auch hier etwas darüber aus der Schrift des norwegischen Autors mitzutheilen. Dieser ist nicht nur ein sachkundiger, sondern zugleich ein völlig unabhängiger Mann, dessen rechtschaffener Charakter von seinen Mitbürgern wol nie in Zweifel gezogen wurde. Er ist weit entfernt, für Dänemark parteiisch oder über die Verbindung Norwegens mit Schweden misvergnügt zu sein, vielmehr sieht er in dieser Verbindung das Heil Norwegens (ob mit Recht, lassen wir hier dahingestellt sein); auch steht er den Gegenständen in Dänemark, worüber er spricht, nahe genug, um dieselben recht ins Auge fassen zu können, ohne sich von Uebertreibungen blenden zu lassen. „Das Beispiel Dänemarks", sagt er, „ist für Norwegen lehrreich, indem das Geldwesen des dänischen Staats eine Krisis bestanden hat, die ähnlich der jetzigen Norwegens ist. Dänemarks Geldwesen hat seine Bürger durch die nämlichen Gefahren und Irrungen geführt als Norwegens, es hat alle bürgerliche Verhältnisse gewaltsam erschüttert und ihnen eben den ärgsten Stoß durch den plötzlichen Uebergang zu einem Curs, den man al pari nennen kann, zugefügt. Ungeachtet aber, daß es auf einen weniger festen Grund als das norwegische sich stützt, haben jedoch bessere Conjuncturen und ein daraus folgender Ueberfluß der Silbervaluta den Curs aufrechtgehalten und auffallend vortheilhaft auf alle Eigenthumsverhältnisse eingewirkt. Wir wollen hier nicht untersuchen, inwieweit die Grundlage dieses Zustandes weniger fest zu sein scheinen möchte, einerseits weil ein Theil jener Valuta mittels Anticipationen herbeigeschafft worden, andererseits weil die Basis der Bank weniger bequem ist. Das Finanzwesen Dänemarks hat, öffentlichen Berichten zufolge, in mehren Jahren in der besten Ordnung sich befunden; Einnahme und Ausgabe waren im Gleichgewicht und bedeutende Summen wurden jährlich auf die Staatsschuld abgetragen. Die Kräfte der dänischen Nationalbank nehmen jährlich in dem Grade zu, daß die Erfüllung ihrer ursprünglichen Bestimmung, die Einziehung ihrer Zettel, nicht weit entfernt sein kann. So viel aber ist offenbar, daß diese mehre Jahre fortdauernden vortheilhaften Zeitumstände zur Stabilität des Curses beigetragen haben, sowie sie die Unternehmungen der dänischen Bank zur Aufrechthaltung eines festen Geldwesens selbst unter veränderten Conjuncturen auf eine Weise erleichtern werden, die neue Verrückungen der Eigenthumsverhältnisse nicht herbeirufen wird. Ein lebhafter Handel, ein mehrjähriger vortheilhafter Absatz der wichtigsten Producte des Landes, ein verbesserter Landbau, verständiges Ablenken von vorher betretenen Irrwegen in Hinsicht der Foderung des Gewerbfleißes, die Verwandlung der adeligen Gutsbesitzer aus wilden Jägern und müßigen Wollüstlingen in thätige, haushälterische Bürger, das Fallen der unnatürlich hohen Preise alles festen Eigenthumes (aller Immobilien) bis in ein passendes Verhältniß und zur Erleichterung der vortheilhaftesten Benutzung derselben in jeder Rücksicht: diese Umstände und noch mehre dergleichen haben zur Verbesserung des Curses bewirkt, was kein künstliches Mittel, kein gezwungener Bankcurs, keine wiederholten Anleihen fortdauernd würden bewirkt haben können. Es zeigen sich bereits die Folgen in dem wachsenden Wohlstande Dänemarks, in dem erhöhten Werthe der Güter sowie in einer ausgebreiteten Thätigkeit, und jene durch die frühzeitige Verbesserung des Curses veranlaßte Herabwürdigung der Hypotheken ist mittels der wiederhergestellten Festigkeit des reellen Eigenthumswerthes mehr als ersetzt. Die ältere sowie die neueste Geschichte des dänischen Geldwesens ist für Norwegen höchst lehrreich, nicht nur wegen der begangenen Fehler und des mächtigen Eingreifens desselben in die Eigenthumsverhältnisse, sondern auch wegen der Weisheit, womit die Administration dieses Geldwesens es allmälig auf einen bessern Weg eingeleitet hat. Groß waren die Leiden beider Reiche während der Besserung; sie sind

ihm gelehrt werde, nach Befinden ein- bis zwölfmonatliche Gefängnißstrafe. Das andere Gesetz erkennt aber 1), daß alle freien, seit 1807 in das Land gekommenen Farbigen wieder daraus vertrieben werden, und daß ein früheres Gesetz, welches keinem freien Farbigen gestattet, nach Louisiana zu kommen, wieder in Kraft trete; 2) daß alle freien in dem Staate lebenden Farbigen, welche diesem Befehl nicht alsobald Folge leisten, Gefängniß oder lebenslängliche harte Arbeit verschulden; 3) daß jeder weiße Einwohner, der überwiesen ist, irgend eine Schrift verfaßt, gedruckt oder verbreitet zu haben, oder irgend eine mündliche Aeußerung gethan zu haben, die darauf abziele, den Frieden und die Sicherheit des Staats in Betreff der Sklaven oder farbigen Bevölkerung zu gefährden, oder die Ehrerbietung zu vermindern, welche den freien Farbigen gegen die Weißen zusteht, nach Befinden um eine Summe von nicht weniger als 300, noch mehr als 1000 Dollars gestraft und auf eine Zeit von wenigstens sechs Monaten bis höchstens drei Jahre eingesperrt werden soll; während ein jeder solchen Vergehens überwiesene freie Farbige bis 1000 Dollars Buße zahlen, bei harter Arbeit drei bis fünf Jahre Gefangenschaft erdulden und alsdann lebenslänglich verbannt werden soll, und endlich 4), daß es in allen Fällen den General- und Bezirksanwalten bei Strafe der Amtsentsetzung zur Pflicht gemacht wird, die genannten freien Farbigen im Fall der Uebertretung dieses Gesetzes, oder im Fall der Anklage von Seiten eines Staatsbürgers gerichtlich zu verfolgen.

Das Bestehen der Sklaverei kann den Amerikanern allerdings nicht zugerechnet werden, bemerkt das „Review", denn sie kam ihnen ebenso wie ihre Gesetze und Institutionen von dem Mutterlande zu. Für die Behandlung ihrer Sklaven seit ihrer Unabhängigkeit sind sie aber verantwortlich, denn gleich am Eingange der Unabhängigkeitsacte wird gesagt: „Wir halten diese Wahrheiten für von selbst einleuchtend und ausgemacht, daß alle Menschen gleich geschaffen sind, daß sie von ihrem Schöpfer mit gewissen unveräußerlichen Rechten begabt worden und unter diese Leben, Freiheit und das Streben nach Glückseligkeit zu rechnen sind", wiewol dasselbe Volk, das der Aufrechterhaltung dieser Grundsätze so große Opfer brachte, sie fortwährend mit Füßen tritt.

Herr Stuart zeiht einige Provinzialregierungen und den Congreß nicht minderer Ungerechtigkeit gegen die in dem Gebiete der Republik wohnenden indianischen Stämme, insbesondere gegen die Cherokesen, die der Staat Georgia im Einverständnisse mit dem Congresse, ohne den Einspruch des obersten Gerichtshofes der Freistaaten, aller Verträge, alles Rechts und aller Gerechtigkeit zum Trotz aus ihrer Heimat vertrieben haben würde.

Von Neuorleans segelt unser Reisender den „Vater der Gewässer" aufwärts in einem stattlichen Dampfboote oder vielmehr schwimmenden Hôtel. Seine Schilderung der Gesellschaft darauf fällt weit günstiger als die der Mrs. Trollope aus. Er berichtet Manches über die immer noch sehr vereinzelten Niederlassungen an den Gestaden des Stromes und die halbwilde Lebensart der Ansiedler. Das Capitel über Illinois, das an Fruchtbarkeit reichste Land der Welt, ist sehr lehrreich. Die ganze Strecke vom Mississippi bis zum Michigansee ist eine einzige fast ununterbrochene Wiese, die Franzosen nennen sie das irdische Paradies. Sie ist weder sumpfig, noch Ueberschwemmungen ausgesetzt, genießt eines milden gesunden Klimas, besitzt reiche Lager Steinkohlen, Kalk, Stein- oder Kochsalz und Bleiminen und erfreut sich in dem Mittelpunkte des amerikanischen Festlandes fast aller Vorzüge und Vortheile einer Insel, weil es von allen Seiten von großen Seen, Strömen und Kanälen begrenzt und durchschnitten ist. Daß es von leibigem Sklavenhandel und Besitzthum völlig frei ist, mag für keinen der geringsten Gründe zu rechnen sein, aus denen es europäischen Auswanderern unstreitig vorzugsweise zur Ansiedelung empfohlen werden kann.

Das „Review" schließt seine Uebersicht, indem es Hrn. Stuart das Lob ertheilt, eine lebendige und gewissenhafte Schilderung des Lebens in allen Staaten Nordamerikas, von Boston bis Neuorleans und von St.-Louis bis Newyork entworfen zu haben, der überall das Gepräge der Glaubwürdigkeit und Unbefangenheit aufgedrückt sei. 158.

Lieder von Karl Mayer.

(Beschluß aus Nr. 180.)

Ueberhaupt wird die Genrepoesie unsers Verf., die zuweilen ins Miniaturartige verfällt, doch in ihrer scheinbaren Begrenzung groß und erhaben, sowie sie sich zur übersinnlichen Bedeutung der Natur erhebt. Nur wenige Zeilen dieser Art als Belege:

Die Nacht durchzücken Blitz auf Blitze,
Der Donner spricht mir ferne Worte;
Ich staune hin vom Rasensitze,
Wie nach der Ewigkeiten Pforte. (S. 181.)

Mag sich um diese Felsenwand
Bald stürmisch wolkiges Gewand,
Bald warmer Sonnenschimmer legen,
Sie steht in Ruh der Zeit entgegen
Und zeuget hoch und fest und stet
Seit je von Gottes Majestät,
Die heut' zumal im Sonnigblauen
So still, so herrlich ist zu schauen. (S. 175.)

Des Donners Groll, der Winde Stöhnen,
Des Geiers Schrei, in der Natur
Ein jedes Rauschen, jedes Tönen
Scheint mir ein einzig Fragen nur.
Wo findet Antwort sich hienieden?
Was schenkt uns redestehend Frieden? (S. 197.)

Wann einst ich auferstehen werde,
Und mir das Leben dieser Erde
Noch all den Rätseln auf sich klärt,
Wird mich die Lösung froh umbrausen
Wie hier das Sturmes hehres Sausen,
Das durch die tausend Wipfel fährt? (Ebendas.)

Aber auch in diesen vollern und tiefern Accorden unterscheidet sich doch Karl Mayer von ausgezeichneten Naturdichtern unserer Zeit, wie Heine in seinen ernstern Naturliedern und der kürzlich mit gebührendem Ruhme von uns in d. Bl. *) geschilderte Nikl. Lenau hauptsächlich dadurch, daß die letztgenannten Dichter die Natur mehr als ein Thema behandeln, über das ihr Geist und ihre kühne Phantasie gewaltige Variationen erfindet,

*) Vgl. Nr. 181 und 182 f. 1838. D. Red.

während Mayer's Dichtergemüth sich begnügt, die in der Natur gewissermaßen objectiv vorhandene Poesie herauszuforschen und in den einfachsten, von der eignen Individualität des Sängers nichts als das tiefe Mitgefühl borgenden Ausdrücken wiederzugeben. Auf den ersten Blick machen daher auch seine Gedichte oft den Eindruck einer gewissen Wortarmuth bei großem Sinn- und Sachreichthume; aber bei wiederholter Lesung erweitert sich vermöge der diesen Liedern einwohnenden objectiven Naturkraft das gegebene Bild je mehr und mehr, und wir bewundern ein seltenes Detail von Anschauungen und Empfindungen in einem oft ganz kleinen Gedichte; uns wird zu Muthe, wie dem Auge, das eine für den unbewaffneten Blick unscheinbare Pflanze durch das Mikroskop betrachtet und nun einen ungeahnten Farbenschmelz und eine Harmonie der wechselvollsten Formen an ihr entdeckt. Darüber vergessen wir denn auch die hier und da etwas schwerfälligen Wendungen der Sprache, die zwar sehr sinnreichen, aber dadurch zuweilen gesuchten Reime, wodurch in der äußern Form manche der in einer gewissen Beengung sich bewegenden Lieder fast wie Uebersetzungen eines geahnten Originales lauten, das die köstlichen Gedanken in seliger Schöpferfreiheit entfaltet haben werde. Nur ein einziges Beispiel der Art (S. 131).

An den Leser.

Nicht alle fließen sie, die Thränen
Des weichen Dichters, Freund, zu denen
Dein zartes Mitgefühl dich neigt;
Doch ach, es sorgt das arme Leben,
Daß es auch Thränen möge geben,
Die, still geweint, das Lied verschweigt.

In diesen Zeilen wird das Verständniß durch die verschränkte Construction gehemmt, und das prosaische Wort: denen, erfüllt den Beruf des Reimes gewiß nicht; aber man lese die sinnvollen Worte nur zwei-, dreimal, so sind diese Mängel vergessen, und das Gemüth vertieft sich mit Lust und Rührung in die tiefempfundene Wahrheit, die sich auch in diesem kleinen Liede vor ihm aufthut.

Außer der Natur, die er in allen Gestalten und Jahreszeiten durchwandert und beobachtet, besingt Karl Mayer auch noch die Gefühle der Liebe und der Freundschaft. Das erstere Gefühl (S. 53 fg.) verschwistert er, wie sich erwarten läßt, ganz und gar mit seinen Naturempfindungen; man erfährt in seinen Liebesliedern mehr vom blonden Golde der Aehren als von den Locken der Geliebten; sinnliche Glut darf ohnehin von dieser reinen Seele nicht erwartet werden; er liebt die Geliebte wie das Felsenmoos, wie die grüne Waldesnacht, wie Hirtenlied und Herdengeläute, wie Luft, Klang und Duft (S. 201 fg.), und auf einer Nachwanderung singt er:

Schwarzes Wald- und Berggeschiebe
Thürmt sich um den Wiesenplan;
Wasser donnern, doch die Liebe
Glänzt mir aus dem Mond voran.

Aber es muß lieblich sein, so geliebt zu werden, wie dieser keusche Sänger liebt:

Fülle der Geliebten Zimmer,
Sanfter, goldner Mondenschein,
Und mit deinem blauen Schimmer
Dring' in ihre Fenster ein,
Blumen, euer süßes Düften;
Send' ihr, theure Nachtigall,
Fern aus wonnetrunknen Lüften
Deiner Sehnsucht vollen Schall!
Wird die Holde lauschen müssen
Solchen Erd- und Himmelsgrüssen,
Nah' ihr doch auf weichem Pfühle
Noch willkommner der Erguß
Meiner treuen Herzgefühle,
Dieser nächtlich ferne Gruß! (S. 72.)

Auch was die Freundschaft betrifft, so ersieht man bald aus seinen Gedichten, daß ihm diejenige Menschenseele die liebste ist, in der er ruhen kann wie in der Natur, und die er bewundern kann wie sie. Daraus erklärt sich seine ganze Ansicht von der Freundschaft, wie sie sich in dem zärtlichen Zurufe „An Uhland und Kerner" ausspricht (S. 5):

Man sagt uns viel von Amors Pfeilen,
Und Mancher hat ihr Werk zu heilen;
Doch auch die Freundschaft kann uns drängen,
Das Herz uns schwellen mit Gesängen
Und mit den süßesten der Schmerzen.
So, Freunde, geht es meinem Herzen.
Es ist nicht Frühling, ist nicht Liebe,
Was mich erfüllt mit Liebertriebe;
Ihr, Freunde, seid es! Eurer Lust
Erbebt im Wiederhall die Brust;
Ihr wecket mich aus tiefem Schlummer,
Erregt mir süßen Jugendkummer;
Wie, Freunde, soll ich je gesunden,
Wenn Ihr auch schlaget Liebeswunden?

Seine Freundschaft ist so hingebend, so aufopfernd, so ganz ihr eignes Ich dem Freunde unterordnend wie die Liebe und wie seine zärtliche, unterwürfige Neigung zur göttlichen Natur. Aus solcher Empfindung ist das herrliche Gedicht: „Ein Lied des Dankes", hervorgegangen, das wir als Schlußprobe dieser Anzeige, dem Leser nicht vorenthalten wollen (S. 15):

Wenn tief ich in die Uhlands fichte
Den Sinn vom Boden aufwärts richte,
Preis' ich den Wuchs, den hohen, kühnen,
Das Rauschen, Düften, Immergrünen?

Und wälzt dort Senau klagend nieder
Den Gießbach herzentsprungner Lieder,
Soll ich zum Abgrund mit ihm stürzen
Durch des Gebüsches Balsamwürzen?

Ach! Göthe's herrschend Adlerschweben
Kreist nun in einem schönern Leben.
Doch irrt mein Blick in blauer Seere,
Wenn ich ihn heut gen Himmel kehre?

Seh' dort ich nicht nach allen Seiten
Das Rückerts lied die Schwingen breiten?
Hängt es in sicherm Ueberschauen
Nicht ruhend über Wald und Auen?

O, warmen Dank Euch, den Gepriesnen!
Gönnt mir den Platz, den angewiesnen,
Das Lied zu Haupt, bei mir die Tanne,
Die ich, zum Bach gesenkt, umspanne.

Ja, auch zu deinem Tannenwiesengrunde wird man wallfahrten, sanfter Sänger; der Weg ist endlich gefunden, und wie Blumen und Quelle des Waldes schimmern uns deine lieblichen Lieder entgegen! Karl Mayer wird in der noch lange nicht abgeschlossenen schwäbischen Sängerschule als eine der eigenthümlichsten und in ihrem Verwachsensein mit der Natur der Nachahmung unzugänglichsten Erscheinungen leuchten. 23.

Graff's althochdeutscher Sprachschatz.

Dieses seit längerer Zeit von der Erwartung jedes gebildeten Deutschen begrüßte Werk des Herrn Professor E. G. Graff, die Frucht eines zwölfjährigen großartigen Fleißes, ist jetzt endlich seinem Erscheinen nahe. Der gegenwärtig in Berlin lebende würdige Verf. läßt von dort aus eine Einladung zur Subscription ergehen, welche bei dem Interesse, das dieses als wahrhaft deutsche Nationalsache zu betrachtende Unternehmen für das gesammte Publicum haben muß, hoffentlich diesmal keine tauben Ohren bei den Deutschen finden wird, was um so dringender zu wünschen, da der mit bedeutendem Kostenaufwand verbundene Druck des 400—500 Bogen starken Werkes nur erst durch den auf diese Weise sich bethätigenden Antheil des Publicums möglich gemacht werden wird. Unter dem Titel: „Althochdeutscher Sprachschatz, oder Wörterbuch der althochdeut-

schen Sprache, in welchem die ursprüngliche Bedeutung und Form unserer heutigen Wörter, sowie der schwesterliche Zusammenhang des ganzen deutschen Sprachstamms mit den ihm verwandten ältern Sprachen, durch eine vollständige Sammlung aller von den frühesten Zeiten an bis zum Anfange des 12. Jahrhunderts uns aufbewahrten hochdeutschen Wörter, Redensarten, Wortbildungen und Flexionen nachgewiesen ist, unmittelbar nach den ältesten handschriftlichen Quellen etymologisch und grammatisch bearbeitet",

wird dieses mit reiner wissenschaftlicher und vaterländischer Begeisterung gearbeitete Werk den Freunden einer sinnigen Erforschung der uns Allen so theuern Muttersprache sich darstellen. Schon die zunächst in die Augen fallenden populairen Zwecke, welche der Verf. in der Ankündigung seiner Arbeit zuvörderst heraushebt, erregen die lebhafteste Theilnahme für eine solche, oft mit ganz neuen Resultaten überraschende und zum ersten Mal uns gebotene Darstellung und Entwickelung unserer Sprache. Der Verf. macht z. B. darauf aufmerksam, wie die Wörter unserer heutigen Sprache in ihrer Form so entstellt seien, das man sie ohne Kenntniß ihrer ursprünglichen Form gar nicht oder nur falsch deuten könne; so, wenn man sich das Wort Leichnam erklären wolle, wo nur die alte Form sogleich Aufschluß gebe; diese ist lihhamo, gebildet aus lih, Körper, und ham, Bedeckung, Hülle, also das fleischliche, leibliche Kleid bedeutend. „Das Verbum, zu dem ham gehört", fährt der Verf. fort, „heißt heman, bedecken, wovon auch Hembe, althochdeutsch hemidi, als Bekleidung, und Himmel, althochdeutsch himil, als der Allbedecker herkommt; wer ahnt ohne Kenntniß der altdeutschen Sprache diesen Zusammenhang der Wörter Leichnam, Hemde, Himmel? Aber überhaupt sind die Wörter, die wir jetzt sprechen, dem größten Theile nach todte Zeichen geworden, die die Bedeutung, die wir damit verknüpfen, nicht in sich tragen, sondern sie nur willkürlich zugetheilt erhalten zu haben scheinen. Wenn wir Wörter, wie Kind, Beichte, Gesinde, Bräutigam, Heupschrecke aussprechen, so fühlen wir nichts mehr von ihrer ursprünglichen Bedeutsamkeit, sondern gebrauchen sie wie willkürliche Bezeichnungen unserer Vorstellungen, weil mit dem Absterben ihrer Wurzel auch ihr inneres Leben abgestorben ist. Wollen wir diese starre Masse der Sprache wieder beleben, so müssen wir zu den Tiefen unsers Sprachalterthums hinabsteigen, wo sich freilich nicht mehr für alle, aber doch für viele Wörter noch das sie erklärende Etymon vorfindet. So zeigt sich, um bei den angeführten Beispielen zu bleiben, in unserer alten Sprache die Wurzel chinan, unser jetziges keimen, von welchem chint, jetzt Kind, herkommt, und wir erkennen nun, daß der Begriff des Entsprossenen, Erzeugten nicht willkürlich mit dem Worte Kind bezeichnet ist, sondern schon radical ihm beiwohnt u. s. w."

Der Verf. behauptet nicht zuviel, wenn er die Rückwirkung einer solchen Entwickelung der Sprache auf unser Bewußtsein als von solchem Einfluß bezeichnet, daß unsern Wörtern dadurch gewissermaßen erst ihre Seele wieder zugeführt werde, die während des langen Gebrauchs allmälig verloren gegangen. Es ist kein Zweifel, daß sich unser Sprechen anschaulicher beleben muß, wenn uns die ursprüngliche Bedeutung unserer Begriffszeichen auf diese Weise wieder vergegenwärtigt wird. Aber zugleich die Eigenthümlichkeit des deutschen Nationalcharakters, wie er in der Bildung der Wörter seine volksthümliche Auffassung, seine ganze Anschauungsweise der Gegenstände kundthut, wird sich in des Verf. „Sprachschatz" sinnreich wiederspiegeln! Der Verf. belegt dies in der Ankündigung seines Werkes durch einige interessante Beispiele. „Was wir mit dem Namen Vaterland bezeichnen, nannte der Altdeutsche bedeutungsvoll odil, das Land in welchem unser od, d. h. unser Besitz und Glück enthalten ist. Eben dieses Gefühl vom Werth des Vaterlandes leitete den deutschen Geist, der das Wort elend, das ursprünglich alilenti lautet und nichts weiter als anderländisch, nicht im Vaterlande, bezeichnet, für den Begriff: unglücklich, der jetzt in dem Worte elend liegt, bedeutungsvoll verwandte. So zeigt der Gebrauch des Wortes redlich für den Begriff des Rechtschaffenen, Ehrlichen, den wir jetzt mit diesem Worte verbinden, wie tief und unmittelbar der Deutsche es fühlte, daß Redlichkeit die wahre Verständigkeit sei, denn redlich, althochdeutsch redilih, heißt ursprünglich nichts anders als verständig. So ist der ursprüngliche Begriff von eitel, althochdeutsch ital, leer; das Eitle belegte deutscher Sinn mit dem Namen des Leeren. Seine Werthschätzung der Frauen legte der Deutsche durch das Wort Frau, althochdeutsch frowa, an den Tag, welches das Femininum von fro, Herr, ist, und daher Herrin bedeutet u. s. w."

Dazu kommt die rein wissenschaftliche und gelehrte Bedeutsamkeit dieses Werkes, die es als erste und erschöpfende Sammlung und lexikographische Zusammenstellung der althochdeutschen Sprachdenkmäler jedem Sprachforscher unentbehrlich machen muß. Möchte es alle Klippen und Hindernisse, die sich seinem schon lange sehnlich erwarteten Erscheinen in den Weg stellen könnten, glücklich überwinden und so unsere Literatur durch ein Buch bereichern, wie es, einzig in seiner Art, kein anderes Volk aufzuweisen hat. Es bestimmt sich jedoch keineswegs blos für Gelehrte; jeder gebildete Deutsche wird daran eine reiche und neue Ausbeute zur Kenntniß der Sprache und des geistigen Sinnes seines Volkes zu benutzen haben. Zur Erleichterung der Anschaffung kommt es in einzelnen Lieferungen zu 15 Bogen (1 Thlr.) heraus und dürfte in 6—7 Jahren vollständig in den Händen des subscribirenden Publicums sein. 58.

Notizen.

Denen, die sich mit dem Zustande Irlands beschäftigen, ist vielleicht ein neues Werk von Taylor: „The history of the civil wars of Ireland" (2 Bde.), willkommen. Der Zweck des Buches ist hauptsächlich, das gegenwärtige Elend des Landes aus seiner Vergangenheit zu erklären.

Der fruchtbare anonyme Autor von „Sybilla Odaleta" (Signor Varese) hat abermals zwei nicht eben ganz verwerfliche, aber doch ohne entschieden hervorspringendes Talent geschriebene Romane erscheinen lassen. Der eine heißt: „Folchetto Malaspina. Romanzo storico del secolo XII." (3 Thle., Mailand 1830), der andere: „Preziosa di Sanluri, ossia i montanari sardi. Romanzo storico" (3 Thle., Mailand 1832). Frisch daran, ihr Herren Uebersetzer. Ein sardinischer Roman kommt nicht sogleich zum zweiten Male, die Leihbibliotheken schmachten danach.

Im Anfange dieses Jahres sind in London erschienen: „Mirabeau's letters during his residence in England" (2 Bde.), zum ersten Male nach dem Originalmanuscript übersetzt.

Nach dem neuerlich erschienenen „Saggio di statistica degli stati pontifici di M. *Gabriele Calindri*" beträgt die Bevölkerung der päpstlichen Staaten, die Legationen inbegriffen, 2,592,329 Seelen, die in folgende Classen zu vertheilen sind:

Unverheirathete Männer	239,177.
desgl. Frauen	234,145.
Verheirathete beiderlei Geschlechts	913,586.
Witwer	43,616.
Witwen	84,126.
Kinder männlichen Geschlechts	521,185.
Kinder weiblichen Geschlechts	553,012.
Mönche oder Ordensgeistliche	10,598.
Priester oder Weltgeistliche	34,600.
Nonnen	8,284.

Einer anderen Angabe zufolge lebten im Jahre 1831 in der Stadt Rom allein 1432 Weltgeistliche, 1904 Mönche und 1375 Nonnen. 153.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

1833.

Monat Juni;

enthaltend
30 Blätter: Nr. 152—181, 1 Beilage: Nr. 6, und 3 literarische Anzeiger: Nr. XIV—XVI.

Zur Nachricht.

Von dieser Zeitschrift erscheint außer den Beilagen täglich eine Nummer und ist der Preis für den Jahrgang 12 Thaler.

Alle Buchhandlungen des In- und Auslandes nehmen Bestellung auf diese Zeitschrift an; ebenso alle Postämter, die sich an die königl. sächs. Zeitungsexpedition in Leipzig, das königl. preuß. Grenzpostamt in Halle, oder das fürstl. Thurn und Taxische Postamt in Altenburg wenden.

Die Buchhandlungen, welche ihren sich für diese Zeitschrift eignenden Verlag schnell angezeigt wünschen, werden wohl thun, von ihren Neuigkeiten ein Freiexemplar an die Redaction derselben einzusenden.

Gegen Vergütung von 3 Thlr. werden Anzeigen, Antikritiken und dergl. den Blättern für literarische Unterhaltung, und gegen Vergütung von 1 Thlr. 12 Gr. der Isis beigelegt oder beigeheftet, indeß kann die Verlagshandlung eine Verantwortlichkeit für diese fremden Anzeigen in keiner Art übernehmen.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1833.

Inhalt.

Nr. 152. Zur Nachricht. — Dresdens literarisches Leben und Weben am Ende des 18. Jahrhunderts. Erster Artikel. — Correspondenznachrichten aus Kopenhagen. — Literarische Notizen.

153. Dresdens literarisches Leben und Weben am Ende des 18. Jahrhunderts. Erster Artikel. (Fortsetzung.) — Correspondenznachrichten aus Kopenhagen. (Beschluß.) — Notiz.

154. Dresdens literarisches Leben und Weben am Ende des 18. Jahrhunderts. Erster Artikel. (Fortsetzung.) — Journalwesen in England. — Notizen.

155. Dresdens literarisches Leben und Weben am Ende des 18. Jahrhunderts. Erster Artikel. (Beschluß.) — Das Ritter Heinr. von Lang Sendschreiben an Joh. Fr. Böhmer. — Literarische Notiz. — Literarische Anzeige.

156. Schriften über die zweihundertjährige Jubelfeier der lützener Schlacht am 6. (16.) Nov. 1632. 1. Beschreibung der Schlacht bei Lützen und Gustav Adolf's Tod am 6. Nov. 1632. 2. Gustav Adolf, König von Schweden, der Retter Deutschlands, der Märtyrer protestantischer Glaubensfreiheit. Eine biographische Skizze, entworfen und niedergeschrieben im Jahre 1832 bei der zweiten Säcularfeier der lützener Schlacht am 6. Nov. 1832. 3. Die Schlacht bei Lützen den 6. Nov. 1632. Historisches Fragment zur Erinnerung an Gustav Adolf am zweihundertjährigen Jahrestage seines Todes, von C. v. Winke. 4. Der Sieg bei Lützen am 6. Nov. 1632. Episch-lyrisches Gemälde von Emil Schmidt. 5. Gustav Adolf der Große, König von Schweden. Ein Heldengedicht in vier Gesängen, als Denkschrift zur zweiten Säcularfeier der Schlacht bei Lützen, am 6. Nov. 1832, von Karl Spahn.) — Spaziergänge eines berliner Poeten. — Notizen.

157. Die Medicin des 19. Jahrhunderts, wie sie ist und sein sollte; oder die Forderungen unserer Zeit an die Heilkunde in ihrer wissenschaftlichen sowol als technischen Gestaltung. Mit vorzugsweiser Berücksichtigung des gegenwärtigen Zustandes der deutschen Medicin entworfen und Deutschlands Aerzten und Staatsmännern als ein Wort der Wahrheit zur Prüfung und Beherzigung empfohlen von J. Braun. — Die Gesetze der Angelsachsen. In der Ursprache mit Uebersetzung und Erläuterungen herausgegeben von Reinhold Schmid. Erster Theil, den Text nebst Uebersetzung enthaltend. — Literarische Notizen.

158. Die Medicin des 19. Jahrhunderts, wie sie ist und sein sollte, von J. Braun. (Fortsetzung.) — Romanenliteratur. (1. Der Obotrit. Ein historischer Roman von David Russa. 2. Das Mädchen von Gleiwitz. Erzählung aus den Zeiten des dreißigjährigen Kriegs von Adolf Hänisch. 3. Die Rache. Denkwürdigkeiten aus dem Leben des Ministers Battista Soiani. Novelle von Gustav Werner. 4. Seeanemonen. Novellen eines Unbekannten. Herausgegeben vom Verf. des „Don Enrique" u. s. w.) — Literarische Notizen. — Literarische Anzeige.

159. Die Medicin des 19. Jahrhunderts, wie sie ist und sein sollte, von J. Braun. (Beschluß.) — Neue Novellen von Johanna Schopenhauer. Drei Theile. — Notizen.

160. Demosthenes' Staatsreden nebst der Rede für die Krone. Uebersetzt und mit Einleitungen und erläuternden Anmerkungen begleitet von Friedrich Jacobs. Zweite vermehrte und durchaus umgearbeitete Auflage. — Mittheilungen über Griechenland. — Literarische Anzeige.

161. Demosthenes' Staatsreden nebst der Rede für die Krone. Uebersetzt und mit Einleitungen und erläuternden Anmerkungen begleitet von F. Jacobs. (Beschluß.) — Mittheilungen über Griechenland. (Beschluß.) — Miscellen.

162. Briefe aus Paris von Ludwig Börne. Dritter und vierter Theil. — Correspondenznachrichten aus Berlin.

163. Briefe aus Paris von L. Börne. Dritter und vierter Theil. (Beschluß.) — Correspondenznachrichten aus Berlin. (Beschluß.) — Literarische Notizen.

Beilage Nr. 6. Historisch-politische Aufsätze und Untersuchungen, betreffend die Frage von der praktischen Ausbildung der städtischen Verfassungen in Deutschland. Zum Behuf der vaterländischen Gesetzgebung zusammengestellt von Heinrich Gottlieb Reichard. — Deutsche Dichter. Erläutert von M. W. Oehlinger. Für Freunde der Tonkunst überhaupt und für Lehrer der deutschen Sprache insbesondere. Zweiter und letzter Theil. — Nikolaus de Ritterzedicht von Nicolas Festigueres. Uebersetzt von J. D. Gries. Zweiter Theil. — Piero Desiderio. Von Ernst Münch. — Anzeigen.

164. Darstellungen aus meinem Leben und aus meiner Zeit. Von Friedrich Karl von Strombeck. Zwei Theile. — Mittheilungen über Griechenland. — Faust. Eine Tragödie von Göthe. Fortgesetzt von J. D. Hoffmann. — Literarische Notizen.

165. Darstellungen aus meinem Leben und aus meiner Zeit. Von F. K. v. Strombeck. Zwei Theile. (Beschluß.) — Mittheilungen über Griechenland. (Beschluß.) — Die Novellen Leopardi von Rimini. Gespräche und Gedichte. (Vollständig gesammelt.) Aus dem Italienischen übersetzt. Von Ludwig Katechismus für sehr viele Getreue. — Literarische Notizen.

166. Kaspar Hauser, ein psychologisches Räthselstück. Mit Rücksicht der neuesten Mittheilungen über ihn. — Silvio Pellico. (Meine Gefangenschaft in den Kerkern zu Mailand, nebst den Brieftüchern zu Venedig und in den Kasematten auf dem Spielberge. Denkwürdigkeiten aus dem Leben des Grafen Silvio Pellico von Saluzzo. Aus dem Italienischen von "e.)

167. Kaspar Hauser, ein psychologisches Räthselstück. (Beschluß.) — Briefe von Göthe an Lavater. Aus den Jahren 1774—82. Herausgegeben von Heinrich Düntzer. Nebst einem Anhange und zwei Facsimile. — Literarische Notizen.

168. Für Freunde der Tonkunst, von Friedrich Rochlitz. Vierter Band. Von A. Wendt. — Geschichte der schönen Verbindungen der neuesten Zeit. Erstes Heft: Schweizer Bericht über den gegenwärtigen deutschen Stand des Turnwesens, nebst einleitenden Bemerkungen über die höhern gymnischen Verbindungen von J. D. H. Temme. Sechstes Heft: Die demagogischen Umtriebe in den Burschenschaften der deutschen Universitäten. Fortsetzung der Centraluntersuchungscommission zu Mainz. Von Robert Blum. — Romanenliteratur. (1. Brief Robert von Paris. Von Walter Scott. Aus dem Englischen. Vier Theile. Zweiter und vierter Theil auch unter dem Titel: Das gelbe Schloß. 2. Stella. Eine poetisch-humoristische Novelle. Von Ferdinand Stolle. 3. Schattenspiele des Lebens und der Liebe, von Ferdinand Schubert. Vierter Theil. Auch unter dem Titel: Das Christkind, oder Einer für Alle, gut und Merkwürdige Schicksale unserer Liebsten in Frankreich während der Revolution. Zwei Novellen. 4. Novellen von H. Wilke. Vierter Band. Auch unter dem Titel: Die Belagerung von Din. Historische Novelle aus der letzten Hälfte des 16. Jahrhunderts.) — Literarische Anzeige. — Verfügungen.

169. Für Freunde der Tonkunst, von F. Rochlitz. Vierter Band. Von A. Wendt. (Beschluß.) — Geschichte der schönen Verbindungen der neuesten Zeit. Erstes und zweites Heft. (Beschluß.) — Témoignages historiques, ou quinze ans de haute police sous Napoléon, par M. Desmarest, ancien chef de cette partie pendant tout le consulat et l'empire. — Literarische Notizen.

170. Wolfgang Menzel. — Maria de Zayas. Novellen. Nachgelassen vom Verfasser der „Don Enrique" u. s. w. Aus dem Spanischen. Erstes Bändchen. — Notizen.

Nr. 171. Wolfgang Menzel. (Beschluß.) — Der Freischutz. Historischer Roman aus der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts. Von Ludwig Storch. Drei Bände. — Notizen.

172. Dramatische Bücherschau für das Jahr 1832. Dritter und letzter Artikel. (25. Der Tod des Malachowski. Historisches Drama in fünf Acten, von Gustav Gallenius. 26. Perrarca. Künstlerdrama in fünf Acten. Von Wilhelm von Chezy. 27. Alt und neu Kunst. Allegorisches Vorspiel zu Göthe's Gedächtnißfeier. Von Eduard von Schenk. 28. Tage der Vorzeit. Dramatisches Gedicht in vier Darstellungen aus der Geschichte der freien Stadt Frankfurt. Von Georg Döring. 29. Die Wiedertäufer zu Münster. Romantisch-historisches Gemälde in fünf Aufzügen nebst einem Vorspiel; nach der Idee des Van der Velde'schen Romans: „Die Wiedertäufer". Von Eduard Lange. 30. Dramatische Werke. Von Karl Blum. 31. Armin, genannt Hermann der Cheruskor. Ein Trauerspiel in fünf Vorstellungen. Von G. Schütz aus Mecklenburg. 32. Ida. Schauspiel in fünf Acten. Von C. Falsen. Aus dem Dänischen übersetzt von Chr. C. Wettwer. 33. Shakspeare's dramatische Werke, übersetzt von Philipp Kaufmann. Zweiter Theil. 34. Johanna Grey. Trauerspiel in fünf Acten. Von Eduard Sommer. 35. Bühnenrepertoir des Auslandes: Frankreichs, Englands, Italiens, Spaniens. In Uebertragungen herausgegeben von L. W. Wolf. Zweiter bis vierter Band. 36. Spiele für die deutsche Bühne. Von Julius Ruberwein. Erstes Bändchen. 37. Dramatische Kleinigkeiten. Von Herzenskron. Dritter Band. 38. Die Zeitalter. Drei flüchtige Skizzen zu einem Charaktergemälde: I. So sind sie gewesen 1520. II. So waren sie 1703. III. So sind sie 1830. Von C. M. Heigel. 39. Die Freier. Lustspiel in drei Aufzügen von Joseph von Eichendorff. 40. König Wollmar auf Hardenstein. Vaterländisches Trauerspiel in fünf Aufzügen von C. B. Korte.) — Die römische Malaria und die Räuber der Campagna. — Miscellen.

173. Dramatische Bücherschau für das Jahr 1832. Dritter und letzter Artikel. (Fortsetzung.) — Die römische Malaria und die Räuber der Campagna. (Beschluß.) — Literarische Notizen.

Nr. 174. Dramatische Bücherschau für das Jahr 1832. Dritter und letzter Artikel. (Fortsetzung.) — Literarische Nachrichten aus Polen. — Notizen.

175. Dramatische Bücherschau für das Jahr 1832. Dritter und letzter Artikel. (Beschluß.) — Ueber des Engländers Jacob Ansichten von den Wirkungen der Gold- und Silberausbeute und der Münze in den letzten drei Jahrhunderten. — Der historische Riesenverein in Nürnberg. Von Karl Heinrich Ritter von Lang.

176. Uebersicht der schwedischen Literatur vom Jahre 1832. Zweiter und letzter Artikel. — Ein Wort des „Foreign quarterly review" über den religiösen Glauben in Frankreich. — Notizen.

177. Uebersicht der schwedischen Literatur vom Jahre 1832. Zweiter und letzter Artikel. (Beschluß.) — Gunieda. Westfälisches Taschenbuch für 1833. Herausgegeben von Moritz Bachmann. — Aus Italien. — Literarische Notiz.

178. Gelehrtes Essen in Paris. — Unser Herr als das Musterbild aller Weltverbesserer. — Literarische Notizen.

179. Gelehrtes Essen in Paris. (Beschluß.) — Dr. Wilhelm Butte. — Literarische Notizen.

180. Politische und philosophische Miscellen, aus den Memoiren und der Correspondenz von Thomas Jefferson, nebst vorausgeschicktem Versuch über die Grundsätze der amerikanischen Schule und einer Uebersetzung der Constitution der Vereinigten Staaten, mit Commentar. Von L. P. Conseil. Zwei Bände. — Silvio Pellico's Memoiren. — Les fils d'Edouard, tragédie en trois actes, par M. Casimir Delavigne. — Notiz.

181. Politische und philosophische Miscellen, aus den Memoiren und der Correspondenz von T. Jefferson ꝛc. Herausgegeben von L. P. Conseil. Zwei Bände. (Beschluß.) — Polnische Gedichte. (Ostatnie rymy Juliana Ursyna Niemcewicza pod tytułem. Treny Wygnańca. Tudzież Reduta Ordona przez Ad. Mickiewicza i Zgon Sowinskiego.) — Zobrab, der Geißel. Aus dem Englischen Morier's, des Verfassers des Hadschi Baba, von Johann Sporschil. Drei Theile. — Literarische Notizen.

Bericht
über die Verlagsunternehmungen
für 1833
von
F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die mit * bezeichneten Artikel werden bestimmt im Laufe des Jahres fertig; von den übrigen ist die Erscheinung ungewisser.

(Der Anfang dieses Berichts befindet sich auf dem Umschlage zum Maihefte.)

15. Petzsius (Wilhelm), Allgemeines Bücherlexikon, oder Vollständiges alphabetisches Verzeichniß aller von 1700 bis zu Ende 1832 erschienenen Bücher, welche in Deutschland und in den durch Sprache und Literatur damit verwandten Ländern gedruckt worden sind. Nebst Angabe der Druckorte, der Verleger und der Preise. Vierter Supplementband, oder des ganzen Werks achter Band, welcher die von 1828 bis Ende 1832 erschienenen Bücher und die Berichtigungen früherer Erscheinungen enthält. Gr. 4.

Der erste bis siebente Band (1812—32) kosten im herabgesetzten Preise 20 Thlr.; auch einzelne Bände werden zu verhältnißmäßig billigern Preisen gegeben.

*14. Huber (Therese), Erzählungen. Gesammelt und herausgegeben von V. A. H. In sechs Theilen. Fünfter und sechster Theil. 8. 50 Bogen auf feinem Druckpapier.

Der erste bis vierte Theil (1833) kosten 9 Thlr.

*15. Karamsin, Geschichte des russischen Reichs. Nach der zweiten Originalausgabe übersetzt. Elfter Band. Gr. 8. Auf gutem Druckpapier.

Der erste bis zehnte Band, mit Karamsin's Bildniß (1820—27), kosten im herabgesetzten Preise 10 Thlr.

16. Knorring (Karl von), Russische Bibliothek für Deutsche. Viertes Heft und folgende. 8. Veh. Auf Druckpapier.

Das erste bis dritte Heft (1831) kosten 2 Thlr. 12 Gr.

*17. Krug (Wilhelm Traugott), Encyklopädisch-philosophisches Lexikon, oder Allgemeines Handwörterbuch der philosophischen Wissenschaften nebst ihrer Literatur und Geschichte. Nach dem heutigen Standpunkte der Wissenschaften bearbeitet und herausgegeben. Zweite, verbesserte und vermehrte Auflage. In vier Bänden. Zweiter und dritter Band. Gr. 8. Auf gutem Druckpapier.

Der erste und zweite Band (1832—33) kosten im Subscriptionspreise jeder 2 Thlr. 18 Gr.

*18. — —, Encyklopädisch-philosophisches Lexikon. Supple

Mentband zur ersten Auflage, enthaltend die Zusätze und Verbesserungen der zweiten Auflage. Gr. 8. Auf gutem Druckpapier.

*19. Provinzialrecht aller zum preußischen Staate gehörenden Länder und Landestheile, insoweit in denselben das Allgemeine Landrecht Gesetzeskraft hat, verfaßt und nach demselben Plane ausgearbeitet von mehren Rechtsgelehrten. Herausgegeben von Friedrich Heinrich von Strombeck. Zweiten Theils dritter Band. Gr. 8. 20 Bogen auf Druckpapier. 1 Thlr.

Auch unter dem Titel:

Provinzialrecht der Provinz Westfalen. Dritter Band: Provinzialrecht der ehemals fürstbischöflich Münsterschen Grafschaft Recklinghausen, von Clemens August Schlüter.

Ersten Theils (Provinz Sachsen), erster Band: Fürstenthum Halberstadt und die Grafen- und Herrschaften Hohenstein, Regenstein und Lohra, bearbeitet von Leop. Aug. Wilh. Heise (1827), kostet 1 Thlr. 12 Gr.

Zweiten Theils (Provinz Westphalen), erster Band: Fürstenthum Münster, die zum Hochstift Münster gehörigen Besitzungen der Grafen Bentheim, die Grafschaft Steinfurt, die Herrschaften Anholt und Gehmen, bearbeitet von C. A. Schlüter (1826), kostet 1 Thlr. 20 Gr.

Zweiten Theils zweiter Band: Grafschaft Tecklenburg und Obergrafschaft Lingen, bearbeitet von C. A. Schlüter (1828), kostet 20 Gr.

Dritten Theils (Westpreußen) erster Band: Districte des preuß. Landrechts von 1721, bearbeitet von Lemann, erster Theil (1829), kostet 2 Thlr. 12 Gr.

Dritten Theils zweiter Band: Districte des preuß. Landrechts von 1721, bearbeitet von Lemann, zweiter Theil (1832), kostet 2 Thlr. 18 Gr.

Dritten Theils dritter Band: Die Statutarrechte der Stadt Danzig, bearbeitet von Lemann (1837), kostet 2 Thlr. 12 Gr.

An diesem Werke gehören ferner, obwol unter besondern Titeln erschienen:

Die Fürstenthümer Paderborn und Corvey in Westfalen, nach ihrer rechtsgeschichtlichen Entwickelung und Begründung aus den Quellen dargestellt von Paul Wigand. Drei Bände. 1832. Gr. 8. 4 Thlr. 12 Gr.

Das pommersche Lehnrecht, nach seinen Abweichungen von den Grundsätzen des preußischen Allgemeinen Landrechts dargestellt von Zeltner. 1832. Gr. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

*20. Raumer (Friedrich von), Geschichte Europas seit dem Ende des funfzehnten Jahrhunderts. In sechs Bänden. Zweiter und dritter Band. Gr. 8.

Der erste und zweite Band (1832—33) kosten im Subscriptionspreise sehr auf gutem Druckpapier 3 Thlr. 8 Gr., auf ausgesuchtem Velinpapier 6 Thlr. 8 Gr.

21. Schmid (Reinhold), Die Gesetze der Angelsachsen. In der Ursprache mit Uebersetzung und Erläuterungen. Zweiter Theil. Gr. 8. Auf gutem Druckpapier.

Der erste Theil, den Text nebst Uebersetzung enthaltend (1832), kostet 2 Thlr. 6 Gr.

22. Shakspeare's Vorschule. Herausgegeben und mit Vorreden begleitet von Ludwig Tieck. Dritter Band. Gr. 8. Auf feinem Druckpapier.

Der erste und zweite Band (1823—29) kosten 5 Thlr. 6 Gr.

*23. Historisches Taschenbuch. Herausgegeben von Friedrich von Raumer. Fünfter Jahrgang. Mit einem Bildnisse. 12. Auf feinem Druckpapier. Cart.

Jeder der ersten drei Jahrgänge kostet 2 Thlr., der vierte 1 Thlr. 16 Gr.

24. Thiele (J. M.), Leben und Werke des dänischen Bildhauers Bertel Thorwaldsen. In zwei Theilen. Mit 160 Kupfertafeln. Zweiter Theil. Gross Folio. Auf dem feinsten Velinpapier. Cart.

Der erste Theil, mit 80 Kupfertafeln und einem Portraite, Text und Kupfertafeln in zwei Bänden starker Lexikonform (1832), kostet 20 Thlr.

*25. Urania. Taschenbuch auf das Jahr 1834. Mit dem Bildnisse Zeiter's und sechs Stahlstichen nach englischen Gemälden. 16. Auf feinem Velinpapier. Geh. in Goldschnitt. 2 Thlr.

Alle frühern Jahrgänge bis 1832 sind vergriffen; der Jahrgang 1830 kostet 2 Thlr. 6 Gr., 1831, 1832 und 1833 jeder 2 Thlr.

III. An neuen Auflagen und Neuigkeiten erscheint:

*26. Alexis (W.), Wiener Bilder. 12. Auf feinem Druckpapier. Geh.

*27. Brun (Friederike), Römisches Leben. Zwei Theile. Mit zwei Vignetten. 8. 45 Bogen auf feinem Druckpapier. Geh. 3 Thlr. 18 Gr.

*28. Brzozowski (M.), La guerre de Pologne en 1831. Avec une carte de la Pologne et dix croquis des batailles principales. Gr. 8. 19 Bogen auf feinem Druckpapier. Geh. 2 Thlr. 12 Gr.

*29. Conversations-Lexikon, oder Allgemeine deutsche Real-Encyklopädie für die gebildeten Stände. Achte Originalauflage. In zwölf Bänden oder vierundzwanzig Lieferungen. Jede Lieferung auf weißem Druckpapier 16 Bogen, auf gutem Schreibpapier 1 Thaler, auf extrafeinem Velinpapier 1 Thlr. 12 Gr.

Die erste und zweite Lieferung dieser achten umgearbeiteten, vielfach verbesserten, zweckmäßig vervollständigten und bis auf die neueste Zeit fortgeführten Originalauflage sind bis Ende Juni ausgegeben. Die folgenden Lieferungen erscheinen in Zwischenräumen von 4—6 Wochen. Ank. Nr. 9.

*30. Elsholz (Franz von), Schauspiele. Zwei Bändchen. 8. Auf feinem Druckpapier. Geh.

Das erste Bändchen enthält das schon früher einzeln erschienene Stück: „Die Hofdame", mit den Briefen Göthe's darüber an den Verfasser.

31. Ersch (Johann Samuel), Literatur der schönen Künste seit der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts bis auf die neueste Zeit. Systematisch bearbeitet und mit den nöthigen Registern versehen. Neue fortgesetzte Ausgabe (von Prediger Rese in Halberstadt und K. C. Kraukling in Dresden). Gr. 8. Auf gutem Druckpapier.

32. Ersch (Johann Samuel), Literatur der vermischten Schriften seit der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts bis auf die neueste Zeit. Systematisch bearbeitet und mit den nöthigen Registern versehen. Neue fortgesetzte Ausgabe (von K. C. Kraukling in Dresden). Gr. 8. Auf gutem Druckpapier.

Wegen der Erscheinung dieser beiden Literaturen beziehe ich mich auf das unter Nr. 11 Gesagte.

*33. Goldsmith (Oliver), Der Landprediger von Wakefield, eine Erzählung. Neu übersetzt durch Karl Gutzkow von der Oeffnig. Mit einer Einleitung. Zweite Auflage. 12. 11½ Bogen auf gutem Druckpapier. Geh. 15 Gr.

*34. Hagen (August), Künstlergeschichten. Enthaltend: Die Chronik seiner Vaterstadt vom Florentiner Lorenz Ghiberti, dem berühmtesten Bildgießer des funfzehnten Jahrhunderts. Nach dem Italienischen. Zwei Bändchen. 12. 27½ Bogen auf feinem Druckpapier. Geh. 3 Thlr.

*35. Handwörterbuch in drei Sprachen: Englisch-deutsch-französisch, Französisch-deutsch-englisch, Deutsch-französisch-englisch. (Mit Stereotypen gedruckt.) Auf feinem Velinpapier. Cart.

Die drei Abtheilungen, aus denen dieses Handwörterbuch besteht, werden auch einzeln zu erhalten sein. Die Letztern sind aus Originalund von hervorragender Schönheit, auf die Correctur wurde die größte Sorgfalt verwendet und der Preis wird auf das Billigste gestellt werden.

36. Hartmann (Karl Friedrich Alexander), Repertorium der Mineralogie und Geognosie, enthaltend eine vollständige Zusammenstellung der neuen Fortschritte dieser Wissenschaften. Als Supplement zu seinem „Wörterbuche der Mineralogie und Geognosie" und zu seiner deutschen Bearbeitung von Beudant's „Lehrbuch der Mineralogie", sowie überhaupt zu allen neuern Lehr- und Handbüchern der Mineralogie und Geognosie. Mit lithographirten Tafeln. Gr. 8. Auf gutem Druckpapier.

Das „Handwörterbuch der Mineralogie und Geognosie" von Hartmann (1828) kostet 3 Thlr. 4 Gr.; das „Lehrbuch der Mineralogie von Beudant" (1833) 4 Thlr.

*37. Hauch (J. C.), Die Belagerung Maestrichts. Ein Trauerspiel in fünf Aufzügen. 8. Auf feinem Druckpapier. Geh.

*38. Hübner (Johann), Zweimal zweiundfunfzig auserlesene biblische Historien aus dem Alten und Neuen Testamente, zum Besten der Jugend eingekleidet. Aufs Neue durchgesehen und für unsere Zeit angemessen verbessert von Daniel Jonathan Lindner. Die hundertundneunte der alten, oder die zweite der neuen vermehrten und ganz umgearbeiteten und verbesserten Auflage. 8. 25 Bogen. 5 Gr.

(Der Beschluß folgt.)

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonnabend, Nr. 152. 1. Juni 1833.

Zur Nachricht.

Von dieser Zeitschrift erscheint außer den Beilagen täglich eine Nummer und ist der Preis für den Jahrgang 12 Thlr. Alle Buchhandlungen in und außer Deutschland nehmen Bestellung darauf an; ebenso alle Postämter, die sich an die königl. sächsische Zeitungsexpedition in Leipzig, das königl. preuß. Grenzpostamt in Halle, oder das fürstl. Thurn und Taxische Postamt in Altenburg wenden. Die Versendung findet wöchentlich zweimal, Dienstags und Freitags, aber auch in Monatsheften statt.

Dresdens literarisches Leben und Weben am Ende des 18. Jahrhunderts.

Erster Artikel.

Athen und Elbflorenz hat man Dresden in der neuern Zeit genannt. Diesen Namen aber verdiente es weit früher schon, am ersten vielleicht unter den beiden prunkliebenden Augusten, welche es im Anfange des 18. Jahrhunderts architektonisch ungemein verschönerten, unermeßliche Summen auf Sammlungen für Kunst und Wissenschaft wendeten, Gelehrte und Künstler reisen ließen (einige der Ersteren sogar nach Afrika), oft königlich belohnten und durch ihren grenzenlosen Luxus insbesondere die mechanischen und gewerblichen Künste förderten.

Doch abgesehen von dieser Periode, wo die für Kunst und Literatur aufgehende Sonne noch am Firmamente eines unwissenden Hofes stand, wollen wir hier nur Einiges nachtönen lassen aus jener, seit 30—40 Jahren erst verklungenen Zeit, wo ein Fürst von hohem Sinn für Kunst und Literatur, von geläutertem Geschmack und gründlichen Kenntnissen auf dem Throne saß und doch, aus überlegter, man darf fast sagen gezwungener Sparsamkeit, weil er bezahlen wollte, was seine Ahnen geschuldet, nur das Nothwendige für Literatur und Kunst that, wo ein reges Leben für Beides durch das zufällige Aufstehen und Zusammentreffen guter Köpfe und kunstgerechter Hände sich gleichsam von selbst bildete, und so immer Einer des Andern Sonne ward, während eine Augusteische Centralsonne, wie ein halb Jahrhundert früher, am Firmamente des Hofes nicht sichtbar war.

Die Hauptsterne jenes literarischen Firmaments waren, aus dem Bürgerstande: Abelung, Archenholz, Rupert und Gottlieb Wilhelm Becker, Berger, die Gebrüder Canzler, Cramer, Daßdorf, Günther, Häcker, Hasche, Hauswald, Hunger, Körner, Langhein, Lippert, Lipsius, Lohdius, Meißner, Mittelhäuser, Neumann, Rebmann, Reinhard, Richter, Seifried, Schlenkert, Titius, Tittmann, Weintig, Winkler u. A.; aus dem Ritterstande: Graf Brühl, von Globig, Freiherr von Gutschmid, Graf Hohenthal, von Pynikau, der Freih. zu Racknitz, von Teubern, von Wurmb u. A.; und zu den Füßen der dichterischen Gamaliel's saßen nur erst an zu sitzen und zu zwitschern: Albrecht, Hell, Kind, Laun, Roos u. A.

An Liedeskreise und literarischen Thees war nicht zu denken, obschon es der Sänger und Literatoren genug gab, die zur Mitgliedschaft geeignet gewesen wären. Auch fehlte es an einem literarischen Centralpunkte, an einem, auch außer Dresden gelesenen Journale, wie spätethin die „Abendzeitung" ward, denn die journalistische Literatur lag damals noch im Argen, oder vielmehr in der Arche gezwungener Empfänglichkeit und Theilnahme. Außer den gelehrten Beiträgen zum „Dresdner Anzeiger" gab es damals nicht Ein blühendes Journal in Dresden; jenes eine aber beschränkte sich wieder meist auf vaterländische Gegenstände und diente nebenbei erbitterten oder sich gekränkt glaubenden literarischen und artistischen Gemüthern als ein öffentlicher Abführungsort ihrer Gallenblasen.

Dies war besonders der Fall mit dem Bibliothekar Daßdorf und dem Festungsbauprediger Hasche, von denen der Eine die anziehendste, der Andere die gründlichste Beschreibung Dresdens geliefert haben wollte, sowie mit einer Schrift des Hofraths von Teubern über Schenau's Altargemälde der Kreuzkirche, welche ein wahres kritisches Kreuzfeuer veranlaßte. Uebrigens legten die meisten dresdner Gelehrten ihre literarischen Eier in fremde Nester, besonders in die „Allgemeine deutsche Bibliothek", die „Göttingischen gelehrten Anzeigen", das „Deutsche Museum", den „Deutschen Merkur", die „Berliner Monatschrift" und Iselin's „Ephemeriden der Menschheit", die nach dessen Tode Hofrath Becker in Dresden herausgab, wo sie aber kaum ein Dutzend Leser hatten. Zwar machten einige dresdner Ge-

mentband zur ersten Auflage, enthaltend die Zusätze und Verbesserungen der zweiten Auflage. Gr. 8. Auf gutem Druckpapier.

*19. Provinzialrecht aller zum preußischen Staate gehörenden Länder und Landestheile, insoweit in denselben das Allgemeine Landrecht Gesetzeskraft hat, verfaßt und nach demselben Plane ausgearbeitet von mehren Rechtsgelehrten. Herausgegeben von Friedrich Heinrich von Strombeck. Zweiten Theils dritter Band. Gr. 8. 20 Bogen auf Druckpapier. 1 Thlr.

Auch unter dem Titel:

Provinzialrecht der Provinz Westfalen. Dritter Band; Provinzialrecht der ehemals fürstlichen Grafschaft Recklinghausen, von Clemens August Schlüter.

Ersten Theils (Provinz Sachsen) erster Band: Fürstenthum Halberstadt und die Grafs- und Herrschaften Hohenstein, Regenstein und Heimburg, bearbeitet von Herm. Aug. Wilh. Bruns (1827), kostet 1 Thlr. 12 Gr.

Zweiten Theils (Provinz Westfalen) erster Band: Fürstenthum Münster, die zum Herzogthum Cleve gehörigen Besitzungen der Standesherren, die Grafschaft Steinfurt, die Herrschaften Anholt mit Gehmen, bearbeitet von C. A. Schlüter (1828), kostet 1 Thlr. 20 Gr.

Zweiten Theils zweiter Band: Grafschaft Tecklenburg und Herrschaft Lingen, bearbeitet von C. A. Schlüter (1830), kostet 20 Gr.

Dritten Theils (Niederrhein) erster Band: Districte des preuß. Landrechts von 1721, bearbeitet von Lemon, erster Theil (1826), kostet 2 Thlr. 12 Gr.

Dritten Theils zweiter Band: Districte des preuß. Landrechts von 1721, bearbeitet von Lemon, zweiter Theil (1827), kostet 2 Thlr. 12 Gr.

Dritten Theils dritter Band: Die Statutarrechte der Stadt Danzig, bearbeitet von Lemon (1832), kostet 2 Thlr. 12 Gr.

Zu diesem Werke gehören ferner, obwol unter besondern Titeln erschienen:

Die Fürstenthümer Paderborn und Corvey in Westfalen, nebst ihrer rechtsgeschichtlichen Entwickelung und Begründung aus den Quellen dargestellt von Paul Wigand. Drei Bände. 1832. Gr. 8. 4 Thlr. 12 Gr.

Das pommersche Lehnrecht, nach seinen Abweichungen von den Grundsätzen des preußischen Allgemeinen Landrechts dargestellt von Heitmann. 1832. Gr. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

*20. Raumer (Friedrich von), Geschichte Europas seit dem Ende des funfzehnten Jahrhunderts. In sechs Bänden. Zweiter und dritter Band. Gr. 8.

Der erste und zweite Band (1832—33) kosten im Subscriptionspreise jeder auf gutem Druckpapier 3 Thlr. 8 Gr., auf extrafeinem Velinpapier 5 Thlr. 8 Gr.

21. Schmid (Reinhold), Die Gesetze der Angelsachsen. In der Ursprache mit Uebersetzung und Erläuterungen. Zweiter Theil. Gr. 8. Auf gutem Druckpapier.

Der erste Theil, den Text nebst Uebersetzung enthaltend (1832), kostet 2 Thlr. 6 Gr.

22. Shakspeare's Vorschule. Herausgegeben und mit Vorreden begleitet von Ludwig Tieck. Dritter Band. Gr. 8. Auf feinem Druckpapier.

Der erste und zweite Band (1823—29) kosten 5 Thlr. 6 Gr.

*23. Historisches Taschenbuch. Herausgegeben von Friedrich von Raumer. Fünfter Jahrgang. Mit einem Bildnisse. 12. Auf feinem Druckpapier. Cart.

Jeder der ersten drei Jahrgänge kostet 2 Thlr., der vierte 1 Thlr. 16 Gr.

24. Thiele (J. M.), Leben und Werke des dänischen Bildhauers Bertel Thorwaldsen. In zwei Theilen. Mit 160 Kupfertafeln. Zweiter Theil. Gross Folio. Auf dem feinsten Velinpapier. Cart.

Der erste Theil, mit 80 Kupfertafeln und einem Facsimile, Text und Kupfertafeln in zwei Bänden sauber cartonnirt (1832), kostet 90 Thlr.

*25. Urania. Taschenbuch auf das Jahr 1834. Mit dem Bildnisse Zetter's und sechs Stahlstichen nach englischen Gemälden. 16. Auf feinem Velinpapier. Geh. in Goldschnitt. 2 Thlr.

Alle frühern Jahrgänge bis 1829 sind vergriffen; der Jahrgang 1830 kostet 2 Thlr. 6 Gr., 1831, 1832 und 1833 jeder 2 Thlr.

III. An neuen Auflagen und Neuigkeiten erscheint:

*26. Nierig (W.), Wiener Bilder. 12. Auf feinem Druckpapier. Geh.

*27. Braun (Friederike), Römisches Leben. Zwei Theile. Mit zwei Vignetten. 8. 45 Bogen auf feinem Druckpapier. Geh. 3 Thlr. 18 Gr.

*28. Brzezowski (M.), La guerre de Pologne en 1831. Avec une carte de la Pologne et dix croquis des batailles principales. Gr. 8. 19 Bogen auf feinem Druckpapier. Geh. 2 Thlr. 12 Gr.

*29. Conversations-Lexikon, oder Allgemeine deutsche Real-Encyclopädie für die gebildeten Stände. Achte Originalauflage. In zwölf Bänden oder vierundzwanzig Lieferungen. Jede Lieferung auf weißem Druckpapier 16 Groschen, auf gutem Schreibpapier 1 Thaler, auf extrafeinem Velinpapier 1 Thlr. 12 Gr.

Die erste und zweite Lieferung dieser achten, gänzlich umgearbeiteten, vielfach verbesserten, zweckmäßig vervollständigten und bis auf die neueste Zeit fortgeführten Originalauflage sind bis Ostern 1833 ausgegeben. Die folgenden Lieferungen erscheinen in Zwischenräumen von 6—8 Wochen. Vgl. Nr. 6.

*30. Elsholz (Franz von), Schauspiele. Zwei Bändchen. 8. Auf feinem Druckpapier. Geh.

Das erste Bändchen enthält das schon früher gedruckte Stück, „Die Heirathen", mit den Briefen Göthe's darüber an den Verfasser.

31. Ersch (Johann Samuel), Literatur der schönen Künste seit der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts bis auf die neueste Zeit. Systematisch bearbeitet und mit den nöthigen Registern versehen. Neue fortgesetzte Ausgabe (von Prediger Rese in Halberstadt und K. C. Kraukling in Dresden). Gr. 8. Auf gutem Druckpapier.

32. Ersch (Johann Samuel), Literatur der vermischten Schriften seit der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts bis auf die neueste Zeit. Systematisch bearbeitet und mit den nöthigen Registern versehen. Neue fortgesetzte Ausgabe (von K. C. Kraukling in Dresden). Gr. 8. Auf gutem Druckpapier.

Wegen der Erscheinung dieser beiden Abtheilungen verweise ich auf das unter Nr. 13 Gesagte.

*33. Goldsmith (Oliver), Der Landprediger von Wakefield, eine Erzählung. Neu übersetzt durch Karl Eduard von der Oelsnitz. Mit einer Einleitung. Zweite Auflage. 12. 11½ Bogen auf gutem Druckpapier. Geh. 15 Gr.

*34. Hagen (August), Künstlergeschichten. Enthaltend: Die Ehrenpforte seiner Vaterstadt vom Florentiner Lorenz Ghiberti, dem berühmtesten Bildgießer des funfzehnten Jahrhunderts. Nach dem Italienischen. Zwei Bändchen. 12. 27½ Bogen auf feinem Druckpapier. Geh. 3 Thlr.

*35. Handwörterbuch in drei Sprachen: Englisch-deutsch-französisch, Französisch-deutsch-englisch, Deutsch-französisch-englisch. (Mit Stereotypen gedruckt.) Auf feinem Velinpapier. Cart.

Die drei Abtheilungen, aus denen dieses Handwörterbuch besteht, werden auch einzeln zu erhalten sein. Die Setzern sind auf Stereotypen und von besonderer Schönheit, auf die Correctur wird die möglichste Sorgfalt gewendet und der Preis wird auf das Billigste gestellt werden.

36. Hartmann (Karl Friedrich Alexander), Repertorium der Mineralogie und Geognosie, enthaltend eine vollständige Zusammenstellung der neuen Fortschritte dieser Wissenschaften. Als Supplemente zu seinem „Wörterbuche der Mineralogie und Geognosie" und zu seiner deutschen Bearbeitung von Beudant's „Lehrbuch der Mineralogie", sowie überhaupt zu allen neuern Lehr- und Handbüchern der Mineralogie und Geognosie. Mit lithographirten Tafeln. Gr. 8. Auf gutem Druckpapier.

Das „Handwörterbuch der Mineralogie und Geognosie" von Hartmann (1828) kostet 3 Thlr. 8 Gr.; das „Lehrbuch der Mineralogie von Beudant" (1832) 4 Thlr.

*37. Hauch (J. C.), Die Belagerung Maastricht. Ein Trauerspiel in fünf Aufzügen. 8. Auf feinem Druckpapier. Geh.

*38. Hübner (Johann), Zweimal zweiundfunfzig auserlesene biblische Historien aus dem Alten und Neuen Testamente, zum Besten der Jugend abgefaßt. Aufs Neue durchgesehen und für unsere Zeit angemessen verbessert von David Jonathan Zimmer. Die hundertzweunderste bis letzte, oder die zweite der neuen vermehrten und ganz umgearbeiteten und verbesserten Auflage. 8. 25 Bogen. 8 Gr.

(Der Beschluß folgt.)

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonnabend, Nr. 152. 1. Juni 1833.

Zur Nachricht.

Von dieser Zeitschrift erscheint außer den Beilagen täglich eine Nummer, und ist der Preis für den Jahrgang 12 Thlr. Alle Buchhandlungen in und außer Deutschland nehmen Bestellung darauf an; ebenso alle Postämter, die sich an die königl. sächsische Zeitungsexpedition in Leipzig, das königl. preuß. Grenzpostamt in Halle, oder das fürstl. Thurn und Taxische Postamt in Altenburg wenden. Die Versendung findet wöchentlich zweimal, Dienstags und Freitags, aber auch in Monatsheften statt.

Dresdens literarisches Leben und Weben am Ende des 18. Jahrhunderts.

Erster Artikel.

Athen an der Elbe, Florenz hat man Dresden in der neuern Zeit genannt. Diesen Namen aber verdiente es weit früher schon, am ersten vielleicht unter den beiden wunderbaren Augusten, welche es im Anfange des 18. Jahrhunderts architektonisch ungemein verschönerten, unermeßliche Summen auf Sammlungen für Kunst und Wissenschaft wendeten, Gelehrte und Künstler reisen ließen (einige der Ersteren sogar nach Afrika), oft königlich belohnten und durch ihren grenzenlosen Luxus insbesondere die mechanischen und gewerblichen Künste förderten.

Doch abgesehen von dieser Periode, wo die für Kunst und Literatur aufgehende Sonne noch am Firmamente eines unwissenden Hofes stand, wollen wir hier nur Einiges nachtönen lassen aus jener, seit 30—40 Jahren erst verklungenen Zeit, wo ein Fürst von hohem Sinn für Kunst und Literatur, von geläutertem Geschmack und gründlichen Kenntnissen auf dem Throne saß und doch, aus überlegter, man darf fast sagen gezwungener Sparsamkeit, weil er bezahlen wollte, was seine Ahnen geschuldet, nur das Nothwendige für Literatur und Kunst that, wo ein reges Leben für Beides durch das zufällige Aufstehen und Zusammentreffen guter Köpfe und kunstgerechter Hände sich gleichsam von selbst bildete, und so immer Einer des Andern Sonne ward, während eine Augusteische Centralsonne, wie ein halb Jahrhundert früher, am Firmamente des Hofes nicht sichtbar war.

Die Hauptsterne jenes literarischen Firmaments waren, aus dem Bürgerstande: Adelung, Archenholz, Bupert und Gottlieb Wilhelm Becker, Berger, die Gebrüder Canzler, Cramer, Daßdorf, Günther, Hacker, Hasche, Hauswald, Hunger, Körner, Langhein, Lippert, Lipsius, Lohdius, Meißner, Mittelhäuser, Neumann, Rebmann, Reinhard, Richter, Seifried, Schlenkert, Titius, Tittmann, Weintig, Winkler u. A.; aus dem Ritterstande: Graf Brühl, von Globig, Freiherr von Gutschmid, Graf Hohenthal, von Punikau, der Freih. zu Racknitz, von Teubern, von Wurmb u. A.; und zu den Füßen der dichterischen Gamaliel's fingen nur erst an zu sitzen und zu zwitschern: Albrecht, Hell, Kind, Laun, Roos u. A.

An Liedesweise und literarischs Theer war nicht zu denken, obschon es der Sänger und Literatoren genug gab, die zur Mitgliedschaft geeignet gewesen wären. Auch fehlte es an einem literarischen Centralpunkte, an einem, auch außer Dresden gelesenen Journale, wie spätenhin die „Abendzeitung" ward; denn die journalistische Literatur lag damals noch im Argen, oder vielmehr in der Arche geringerer Empfänglichkeit und Theilnahme. Außer den gelehrten Beiträgen zum „Dresdner Anzeiger" gab es damals nicht Ein blühendes Journal in Dresden; jenes eine aber beschränkte sich wieder meist auf vaterländische Gegenstände und diente nebenbei erbitterten oder sich gekränkt glaubenden literarischen und artistischen Gemüthern als ein öffentlicher Abführungsort ihrer Gallenblasen.

Dies war besonders der Fall mit dem Bibliothekar Daßdorf und dem Festungsbauprediger Hasche, von denen der Eine die anziehendste, der Andere die gründlichste Beschreibung Dresdens geliefert haben wollte, sowie mit einer Schrift des Hofraths von Teubern über Schenau's Altargemälde der Kreuzkirche, welche ein wahres kritisches Kreuzfeuer veranlaßte. Uebrigens legten die meisten dresdner Gelehrten ihre literarischen Eier in fremde Nester, besonders in die „Allgemeine deutsche Bibliothek", die „Göttingischen gelehrten Anzeigen", das „Deutsche Museum", den „Deutschen Merkur", die „Berliner Monatschrift" und Iselin's „Ephemeriden der Menschheit", die nach dessen Tode Hofrath Becker in Dresden herausgab, wo sie aber kaum ein Dutzend Leser hatten. Zwar machten einige dresdner Ge-

lehrte den Versuch mit Begründung von Journalen; allein es blieb auch dabei. Mit großem Pomp z. B. kündigte Schlenkert eine Wochenschrift: „Weisheit und Thorheit", an, welche, kein Vierteljahr alt, in der Wiege schon starb. Der Finanzsecretair Hunger wollte ein humoristisches Blatt unter dem Titel: „Der junge Student", herausgeben, allein es fanden sich keine Interessenten. Der Bibliothekar Canzler begründete, in Verbindung mit dem, seines „Alcibiades", seiner „Binnen Capello", seiner „Skizzen" wegen allgefeierten Meißner, eine sehr gehaltreiche Quartalschrift „Für ältere Literatur und neuere Lecture", die aber nur vier Bände erlebte. Die einzige periodische Schrift von längerer Dauer war Hasche's „Magazin der sächsischen Geschichte", das von 1784—90, doch nur unter stetem Zeterschreien des Verf., daß er sein baares Geld dabei zusetze, erschien und endlich auch aus Mangel an Unterstützung einging.

An unsere jetzigen Gelehrten- und andere Vereine für Botanik, Blumenpflege und Pomologie, für Mineralogie, Physik, für vaterländische Alterthumskunde, für Statistik u. s. w. war nicht zu denken. Nur ein Institut ähnlicher Art: Die Gesellschaft für christliche Liebe und Mitleiden, gab es in Dresden, welche aber mehr Wohlthun als literarisches Wirken und Forschen zum Zweck und fast nur die Herren vom Stadtrathe und von der Geistlichkeit zu Mitgliedern hatte. Von einem Museum, wie jetzt das treffliche Arnold'sche, hatte man noch gar keinen Begriff, und die meisten Lesebibliotheken waren nicht viel besser als halbliterarische Büdchen, wo nur belletristische Kurzwaare, Romane u. dgl., aber nicht Eine wissenschaftliche Schrift zu haben war. Vorlesungen über literarische, artistische und andere derartige Gegenstände kannte man noch so wenig, daß, als der grundgelehrte und hochverdiente Archidiakonus M. Winkler (Theodor Hell's Vater) 1780 anfing, philosophische, physikalische und kosmologische Vorlesungen zu halten, über so herrliche Verbindung von Weisheit und Gemeinnützigkeit man sich nicht genug wundern konnte.

Die kurfürstliche Bibliothek, obgleich damals schon *) ihrer Bestimmung nach „Museum usui publico patens", war doch, ihrer Einrichtung und sonstigen Verhältnisse wegen mehr clausum als patens; denn seit 1728 in drei Säle der Zwingerpavillons geklemmt **), gewährte sie den Musen ein so beschränktes Quartier, daß ihre Schätze wenig zu bemerken, oft kaum zu finden waren; die Bücher standen nämlich doppelt und dreifach hintereinander, viele lagen nur so herum, wie man grade noch ein Plätzchen für sie gefunden hatte, und die zusammengedrängte Last derselben bedrohte sogar die Gebäude. Von einer Benutzung derselben wie jetzt hatte man damals keinen Begriff, obschon der Oberbibliothekar Crusius und die Bibliothekare Canzler und Daßdorf den Gebrauch derselben eher beförderten als erschwerten. Außer dem Kurfürsten, den Ministern, den Mitgliedern der höchsten Behörden, einigen Gelehrten und Künstlern oder besondern Günstlingen des Personals benutzte sie Niemand, und fast glich sie einer Insel in unbekannten Meeren, wo nur dann und wann ein literarisches Schiff landete. Obschon ein sogenanntes Einschreibebuch seit 1756 existirte, ward es doch wenig benutzt, weil die Besuche von Fremden selten waren, und oft erzählte der Secretair Naumann dem Bibliothekar Crusius, wenn dieser etwa ein paar Tage gefehlt hatte, mit wichtiger Miene: „Wir haben indeß auch einen Fremdenbesuch gehabt. Man wollte unter Anderm sogar die confiscirten Bücher sehen, welches ich aber natürlich verweigerte." Wie es scheint, gab es also bei der Bibliothek eine besondere Sammlung solcher Schriften, die aber späterhin wol einrangirt wurden. *)

Uebrigens erschwerte auch das enge Local des Expeditions- und Lesezimmers, wo, wenn nur ein halbes Dutzend Leser auf einmal sich einstellten, schon wahre Raumnoth entstand, der Mangel an guten Katalogen **) und die Ungelenkheit und Ungefahrtheit des untern Personals oder der sogenannten Bibliothekschreiber, wozu nicht selten Bediente von Excellenzen befördert wurden, den Gebrauch nicht wenig. Weiß man nun vollends, daß diese Bibliothek viele Jahre einen Chef (den Graf Marcolini) hatte, dem die Literatur, insbesondere die deutsche, ganz fremd war, so kann man von selbst auf ihre Wirksamkeit schließen.

Schon der Zugang zur Bibliothek, eine alte bemooste Freitreppe, auf welcher man im Winter Arm- oder Beinbruch zu fürchten hatte, war nicht einladend, aber auch so wenig begangen, daß es ordentlich auffiel, Jemanden sie besteigen zu sehen. Höchst possierlich klingt es, und doch ist es wahr, daß das untere Personal sich oft sogar nach Besuch sehnte, weil es für selbes auch gar zu wenig zu thun gab, und daß noch weit öfter Bücher nicht ausgeliehen werden konnten, weil man sie nicht zu finden wußte, oder des engen Locals wegen zu viel Mühe hatte, sie zu Tage zu fördern, oder endlich, weil schlechte Witterung deren Herbeiholen hinderte, denn die oberwähnten drei Zwingerpavillons standen nur durch offene, ziemlich

*) Bis zum Anfange des 18. Jahrhunderts ward sie fast nur als Privatbibliothek behandelt; denn nur Wenigen von Rang und Stand war die Benutzung derselben, und auch diese nur unter großen Beschränkungen gestattet. Fremde hatten selten Zutritt. Die Inspektoren oder Bibliothekare aber befanden sich in literarischer Einsamkeit zu wohl, als daß sie eine Aufhebung derselben hätten wünschen sollen. Auch umfaßte die Bibliothek beiweitem nicht alle ihr gehörige Schätze; denn im grünen Gewölbe, in der Kunst- und Rüstkammer blieben lange noch eine Menge Bücher und Handschriften versteckt. (Ebert, „Geschichte und Beschreibung der königl. Bibliothek", S. 52.)

**) Mit Ausnahme der juristischen Werke, welche, aus Mangel an Raum im Brühl'schen Palaste aufgestellt waren.

*) Der Bibliothekar Clodius hatte 1763 auf Einlieferung eines Exemplars von jedem confiscirten Buche angetragen (s. Ebert S. 78).

**) Durch den Fleiß der Bibliothekare Böt und Clodius waren über hundert Foliobände an Katalogen, nominalen und realen Inhalts, vorhanden; und doch ward es dem Personal oft blutsauer, ein verlangtes Buch schnell zu finden. Erst seit 1800 hat die Bibliothek einen allgemeinen (53 Foliobände starken) Nominalkatalog erhalten.

lange Gänge in Verbindung. Verlangte nun Jemand z. B. mehre Bücher, deren jedes in einem andern Pavillon sich befand, und es schneite oder regnete grade, dann war das literarische Holland, mehr aber noch der es in Anspruch nehmende Literatus in Nöthen, wenn ihn nicht vielleicht Rang und Stand vor Knurren und finstern Gesichtern schützten. Dazu kam noch, daß der damals einzige Secretair, Naumann, ebenso ungeschliffen und ungefällig als das jetzige Personal fein und dienstfreundlich, für Besucher der Bibliothek mehr eine abstoßende als anziehende Kraft hatte. Die Fälle waren nicht selten, wo es hieß: „Kommen Sie morgen wieder! Die Theologen, die alten Classiker u. s. w. stehen in dem Pavillon da drüben, da mag sie in dem Wetter der Teufel holen." Wenn dieser aber nicht wollte, und der Secretair gleichwol so ein außerpavillonisches Werk eines vornehmen Begehrers wegen doch holen mußte, da hieß es gewöhnlich: „Santo (Name des Aufwärters), meinen Paraplui!" oder bei Glätte und Kälte: „Santo, meine Bärlatschen!" oder bei heftigem Winde: „Santo, meinen Roquelaure (Regenmantel)!" Ja, nicht selten mußten Paraplui, Bärlatschen und Roquelaure vereint geschafft werden, eine alte theologische Schwarte oder die Ausgabe eines römischen Classikers in usum Delphini zu holen.

Zu verdenken war es übrigens jenem armen Secretair nicht, wenn er bei schlechtem Wetter die außerpavillonischen Gangreisen fürchtete; denn er litt oft an Gicht und Zahnweh — vielleicht Folgen jener Reisen —, und der Fall ist mir selbst vorgekommen, daß er ein Buch zu holen abschlug, weil er sich in Sturm, Regen oder Schnee einer Erkältung nicht aussetzen könne. Welch Local, welch Personal damals und jetzt!

Wie selten aber das gewöhnliche gelehrte Publicum, ebenso häufig besuchten damals viele der obersten Staatsbeamten die Bibliothek. Dies war z. B. der Fall mit den Ministern von Wurmb und Gutschmid, mit dem General von Gersdorf, dem Consistorialpräsidenten von Berlepsch, den Hofräthen von Teubern und Born, dem Geheimen Kriegsrath von Ponikau u. A. Da man nun zu solchen Männern natürlich nicht sagen konnte: das Wetter ist heute zu schlecht, kommen Sie ein ander Mal wieder! so hatte der gutmüthige, unbegrenzt gefällige Daßdorf für dergleichen Fälle förmlich einen Reserveregenschirm zur Hand, oder lieh wol gar einer alten Excellenz seinen neuen Mantel, um sie trotz Sturm und Wetter an die Quellen der Weisheit und Erkenntniß zu geleiten.

(Die Fortsetzung folgt.)

Correspondenznachrichten.

Kopenhagen, April 1838.

Es ist uns aus Norwegen der erste Band einer höchst interessanten Schrift zugekommen: „Nutid og Fortid" (Die gegenwärtige Zeit und die Vorzeit), von dem Ritter J. Aal (Arendal 1833), Besitzer eines Eisenwerkes in Arendal. Die Schrift ist staatswirthschaftlichen Inhalts, und bringt den finanziellen, commerciellen und politischen Zustand Norwegens, die ältern und neuern Verhältnisse dieses Staats zu Dänemark, den Fortgang beider Staaten seit der Trennung und auch einige literarische Gegenstände zur Sprache. Mehrmals kommt der Verf. auf die finanziellen und pecuniairen Verhältnisse des dänischen Staats seit der Trennung zurück, und da diese Sache auch jetzt in Dänemark an der Tagesordnung ist, sowie sie in einigen Blättern des Auslandes erörtert worden, so können wir nicht umhin, auch hier etwas darüber aus der Schrift des norwegischen Autors mitzutheilen. Dieser ist nicht nur ein sachkundiger, sondern zugleich ein völlig unabhängiger Mann, dessen rechtschaffener Charakter von seinen Mitbürgern wol nie in Zweifel gezogen wurde. Er ist weit entfernt, für Dänemark parteiisch oder über die Verbindung Norwegens mit Schweden misvergnügt zu sein, vielmehr sieht er in dieser Verbindung das Heil Norwegens (ob mit Recht, lassen wir hier dahingestellt sein); auch steht er den Gegenständen in Dänemark, worüber er spricht, nahe genug, um dieselben recht ins Auge fassen zu können, ohne sich von Uebertreibungen blenden zu lassen. „Das Beispiel Dänemarks", sagt er, „ist für Norwegen lehrreich, indem das Geldwesen des dänischen Staats eine Krisis bestanden hat, die ähnlich der jetzigen Norwegens ist. Dänemarks Geldwesen hat seine Bürger durch die nämlichen Gefahren und Irrungen geführt als Norwegens, es hat alle bürgerliche Verhältnisse gewaltsam erschüttert und ihnen eben den ärgsten Stoß durch den plötzlichen Uebergang zu einem Curs, den man al pari nennen kann, zugefügt. Ungeachtet aber, daß es auf einen weniger festen Grund als das norwegische sich stützt, haben jedoch bessere Conjuncturen und ein daraus folgender Ueberfluß der Silbervaluta den Curs aufrechtgehalten und auffallend vortheilhaft auf alle Eigenthumsverhältnisse eingewirkt. Wir wollen hier nicht untersuchen, inwieweit die Grundlage dieses Zustandes weniger fest zu sein scheinen möchte, einerseits weil ein Theil jener Valuta mittels Anticipationen herbeigeschafft worden, andererseits weil die Basis der Bank weniger bequem ist. Das Finanzwesen Dänemarks hat, öffentlichen Berichten zufolge, in mehren Jahren in der besten Ordnung sich befunden; Einnahme und Ausgabe waren im Gleichgewicht und bedeutende Summen wurden jährlich auf die Staatsschuld abgetragen. Die Kräfte der dänischen Nationalbank nehmen jährlich in dem Grade zu, daß die Erfüllung ihrer ursprünglichen Bestimmung, die Einziehung ihrer Zettel, nicht weit entfernt sein kann. So viel aber ist offenbar, daß diese mehre Jahre fortdauernden vortheilhaften Zeitumstände zur Stabilität des Curses beigetragen haben, sowie sie die Unternehmungen der dänischen Bank zur Aufrechthaltung eines festen Geldwesens selbst unter veränderten Conjuncturen auf eine Weise erleichtern werden, die neue Verrückungen der Eigenthumsverhältnisse nicht herbeirufen wird. Ein lebhafter Handel, ein mehrjähriger vortheilhafter Absatz der wichtigsten Producte des Landes, ein verbesserter Landbau, verständiges Ablenken von vorher betretenen Irrwegen in Hinsicht der Foderung des Gewerbfleißes, die Verwandlung der adeligen Gutsbesitzer aus wilden Jägern und müßigen Wollüstlingen in thätige, haushälterische Bürger, das Fallen der unnatürlich hohen Preise alles festen Eigenthumes (aller Immobilien) bis in ein passendes Verhältniß und zur Erleichterung der vortheilhaftesten Benutzung derselben in jeder Rücksicht: diese Umstände und noch mehre dergleichen haben zur Verbesserung des Curses bewirkt, was kein künstliches Mittel, kein gezwungener Bankcurs, keine wiederholten Anleihen fortdauernd würden bewirkt haben können. Es zeigen sich bereits die Folgen in dem wachsenden Wohlstande Dänemarks, in dem erhöhten Werthe der Güter sowie in einer ausgebreiteten Thätigkeit, und jene durch die frühzeitige Verbesserung des Curses veranlaßte Herabwürdigung der Hypotheken ist mittels der wiederhergestellten Festigkeit des reellen Eigenthumswerthes mehr als ersetzt. Die ältere sowie die neueste Geschichte des dänischen Geldwesens ist für Norwegen höchst lehrreich, nicht nur wegen der begangenen Fehler und des mächtigen Eingreifens desselben in die Eigenthumsverhältnisse, sondern auch wegen der Weisheit, womit die Administration dieses Geldwesens es allmälig auf einen bessern Weg eingeleitet hat. Groß waren die Leiden beider Reiche während der Besserung; sie sind

aber in Dänemark mittels günstiger Zeitereignisse meistens zu Ende."

Ueber die literarischen Hervorbringungen Norwegens, seit der Trennung dieses Staats von dem dänischen äußert sich der Verf. folgenderweise: „Unsere Literatur hat seit der Trennung von Dänemark ein weniger ernsthaftes Aussehen angenommen. Zeitungen und Tagesblätter, welche bald kränkende persönliche Angriffe, bald kurze, unhaltbare den Gegenstand nicht erschöpfende Aeußerungen über verschiedene Materien enthalten, haben sich der Aufmerksamkeit des größern lesenden Publicums bemächtigt. Indessen sind doch einzelne Werke, deren sich die Nation erfreuen darf und die den Namen ihrer Verf. für die Nachwelt aufbewahren werden, hervorgetreten. Der hochbejahrte Philosoph Norwegens (Staatsrath Treschow) führt annoch fort der Welt seine Schriften mitzutheilen, und noch immer tragen sie das Gepräge eines tiefen Denkens mit jugendlicher Wärme und männlicher Kraft vereint. Die Fächer der Geschichte und Theologie sind mit ernsten und wichtigen Werken bereichert worden, und auf den Gefilden der Aesthetik (Poesie?) haben unsere Landsleute einzelne artige Blumen pflücken können. In der topographischen Statistik besitzt Norwegen ein Werk, dessen Vollständigkeit und Genauigkeit schwerlich von irgend einer ähnlichen Schrift in einer andern europäischen Literatur ist erreicht worden, und das zugleich mit den Berichten über die Verhandlungen der Storthinge einige der wichtigsten Elemente eines künftigen Storthings-Bibliothek ausmacht. Ein anderer Autor, der mit Geschmack, Laune und Leichtigkeit arbeitet, hat statistische Bemerkungen geliefert, die er auf einer Reise im Vaterlande gesammelt, und deren Wichtigkeit und Werth seine Landsleute so sehr erkannten, daß sein Buch eine zweite Auflage erlebte. Auch die Naturwissenschaften hatten bei uns einige Ausbeute. Zwei gelehrte und geniale Männer (der Astronom und Mathematiker Hansteen und der Mineralog Esmark) haben Werke geliefert, die in fremde Sprachen übersetzt und rühmlichst beurtheilt worden. Viel hat die Nation noch aus denselben Händen zu erwarten. Einzelne Werke in andern Fächern sind gleichfalls von unsern Buchdruckereien ausgegangen. Diese einzelnen Bestrebungen aber haben den Strom der Zeit nicht hemmen oder den öfters rauhen und wilden Ton der Blätter dämpfen können. Doch scheint auch in dieser Rücksicht ein heiterer Tag über unser Land aufzugehen. Nicht selten findet man in späterer Zeit selbst in einzelnen unserer Zeitungen wichtige Gegenstände mit Ernst und Kraft behandelt. Einige der Blätter, die sich anfangs durch einen rauhen unwissenschaftlichen Ton, welcher die Aufmerksamkeit eines gebildeten Publicums keineswegs in Anspruch nehmen konnte, auszeichneten, sind jetzt eines Bessern beflissen und enthalten bisweilen lesenswürdige Aufsätze. An die Seite dieser minder würdigen Repräsentanten des Volksgeschmacks haben sich seither einige Blätter gestellt, die von Verfassern herrühren, welche zu den scharfsinnigsten der Nation gehören. Eines der jüngsten wird von einigen der hoffnungsvollsten Jünglingen unter den Studirenden der Universität herausgegeben und scheint sich den Zweck, gegen den Strom der Zeit zu arbeiten, den Stall des Augias zu reinigen und neue Schriften der Prüfung einer ernsthaften Kritik zu unterwerfen, gesetzt zu haben."

(Der Beschluß folgt.)

Literarische Notizen.

„Hinter dem Absolutismus, welchen das ancien régime als die wahre Glückseligkeit der Völker predigt, tritt das Juste-milieu einher, bleich und zaghaft wie immer und überall. Vom Uebermaß erschreckt, werden herbe Aussprüche und Abscheu über das revolutionnaire Treiben von ihm debitirt, während es sich begnügt, bescheidenlich und gleichsam um es nicht zu vergessen, nebenbei zu bemerken, daß die Fürsten auch einige Pflichten gegen ihre Unterthanen haben." Also beginnt in der „Nouvelle revue germanique" (Dec.-Heft, 1832) eine Anzeige von Krug's Schrift: „Der falsche Liberalismus". Im Schlusse derselben vergißt der Ref. aber doch nicht, es dem Prof. Krug zur Ehre anzurechnen, daß er von Präventionsmaßregeln in Preßsachen nichts wissen will.

Die erste französische Revolution hat in England einen neuen Bearbeiter gefunden. Wir sehen angekündigt: „History of the french revolution, from the assembly of the notables in 1789 to the establishment of the directory in 1796. By *Archibald Allison*." Der Verf. gehört dem Advocatenstande an.

In Frankreich scheint sich eine décentralisation littéraire vorzubereiten; die Talente der Provinz fangen an die Herrschaft des stolzen Paris unbequem zu finden und gründen sich ihre Sprechsäle in der Heimat. Großentheils nach dem Muster der „Revue de Paris" werden jetzt Zeitblätter in Rouen, Avignon, Toulouse herausgegeben und an andern Orten angekündigt, z. B. eine „Revue de Bretagne". Für Literatur und Buchhandel kann das Abwerfen der pariser Alleinherrschaft wol nur gute Folgen haben.

Die „Literary gazette", den Franzosen die häufige Entstellung englischer Namen vorwerfend — was wir mit gutem Gewissen auf alle nicht französische Eigennamen ausdehnen können — bemerkt dabei: es sei das ihre Gewohnheit von jeher gewesen, und schon Froissart habe Oxford stets Acqueffufort ausgesprochen.

Von der „Histoire de la restauration par un Homme d'état" ist der siebente und achte Band erschienen, interessante Mittheilungen über die Verhandlungen auf den Congressen zu Troppau, Laibach und Verona enthaltend. Im Mai d. J. soll das Werk vollendet werden, und die letzte Lieferung wird von den Ministerien Martignac und Polignac handeln.

Von einem Verein polnischer Literaten werden von Paris aus angekündigt: „Souvenirs de la Pologne, historiques, statistiques et littéraires". Die Herausgeber haben sich das schöne und patriotische Ziel gesteckt, alles Herrliche, Eigenthümliche und Anziehende aus den Annalen Polens bildlich und schriftlich darin zusammenzustellen. Der verblichene Glanz ihres Vaterlandes soll der Gegenwart ins Gedächtniß zurückgerufen, seine zahlreichen Helden sollen gefeiert, seine fast vergessenen Verbindungen mit andern Nationen, besonders mit den Franzosen, sollen der Mitwelt vorgeführt werden; kurz, was Land, Volk und Literatur der Polen war und ist, wird den Inhalt dieses Werkes ausmachen, dessen Umfang auf 12 Bände zu 24 Bogen, berechnet ist. Es erscheint in Lieferungen, für zwei Bogen, immer von zwei Lithographien begleitet.

Der zweite Band des Journals der königl. geograph. Gesellschaft in London enthält neben andern interessanten und wichtigen Mittheilungen eine Uebersicht der Entdeckungen im Innern von Neusüdwales von Allan Cunningham. Nach ihm ist nur ein Sechstheil des Landes bisher erforscht worden. Die Nachrichten über die Expeditionen eines Oxley, Hume, des Verfassers und zuletzt (1829) des Capitain Sturt's, vorzüglich in der Absicht unternommen, den Lauf einiger Flüsse zu bestimmen, sind voller Interesse. Sturt verfolgte den Macquarie weit über den Punkt hinaus, wo ihn Oxley in unabsehbaren Morästen begrub, und fand seine Vereinigung mit dem salzigen Darling auf, welcher für den größten Fluß von Südwales gilt, dessen Richtung man aber sehr unzureichend kennt. Merkwürdig ist auch der Bericht über das Giftthal auf Java, welches voller menschlicher und anderer Gebeine liegt, und wo im Umkreis einer halben engl. Meile die Luft die Eigenschaften der bekannten Hundsgrotte bei Neapel besitze. S.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Sonntag, — Nr. 153. — 2. Juni 1833.

Dresdens literarisches Leben und Weben am Ende des 18. Jahrhunderts.

Erster Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 152.)

Beiträge zur Charakteristik Daßdorf's und Adelung's.

Ganz anders gestaltete sich das Leben auf der Bibliothek, seit sie im April 1788 in den japanischen Palast verlegt und damit ein echtes „Museum usui publico patens" ward, welches sie auch bis jetzt unter der liberalsten Leitung und Verwaltung geblieben ist. Noch während ihrer Aufstellung starb der Oberbibliothekar Canzler, und an dessen Platz kam, weil Heyne in Göttingen, der ihn wünschte, zu große Ansprüche machte, der zweite Bibliothekar, Daßdorf, aber zum ersten noch zu jung war, der Sprachlehrer der Deutschen, der unvergeßliche Adelung. Dessen Biographie im Allgemeinen enthalten das „Conversations-Lexikon" und ähnliche Werke. Genauere, ganz nach dem Leben gezeichnete, in jenen Werken aber, wie es scheint, nicht benutzte Beiträge dazu finden sich im ersten Bande der „Bunten Steine" von Richard Roos (Engelhardt), der mit Adelung fast sieben Jahre in amtlichen Verhältnissen stand und auch oft das Glück nähern Umganges mit dem großen Manne genoß. Indem wir daher auf genannte Schrift verweisen, zeichnen wir hier nur kurz Adelung's Verhältnisse zu Daßdorf, mit welchem er, obschon ein Muster von Friedfertigkeit, doch fast von seiner Anstellung an bis an sein Ende meist nicht im besten Vernehmen stand, und geben dann eine desto genauere Schilderung Daßdorf's. Ob und wie viel des Letztern Unmuth, daß man einen fremden Gelehrten ihm vorgezogen, zu jenen Misverhältnissen beigetragen haben möge, bleibe dahingestellt. Der Hauptgrund lag wol darin, daß diese beiden Männer, jeder in seiner Art höchst achtungswerth, doch so verschiedenen Lebens und Strebens waren, wie zwei auseinanderlaufende Linien.

Adelung's Berühmtheit war eine allgemeine, die Daßdorf's nur eine dresdner. Adelung hatte von der Ramification des Baums der Wissenschaften und also auch von einer bibliothekarischen Classification seiner Blüten und Früchte meist andere Ansichten, auch tiefere Einsichten als Daßdorf, der, obschon von ganzer Seele der ernsten, besonders classischen Literatur huldigend, doch immer viel neue belletristische Schriften mit zur Bibliothek bringen wollte, auf die Jener fast gar keinen Werth legte. Adelung, der ehrwürdige Verfasser des „Mithridates", mit der Structur der meisten ältern und neuern Sprachen innig vertraut, hatte insbesondere die der französischen und englischen so ganz sich angeeignet, daß er aus beiden viel Uebersetzungen, ja sogar ein „Grammatisch-kritisches Wörterbuch der englischen Sprache nach Johnson" 1783 herausgab, und konnte doch weder Französisch noch Englisch sprechen, worin ihn Daßdorf, wenn Fremde, nur dieser Sprachen mächtig, auf die Bibliothek kamen, stets überflügelte: sehr natürlich, weil Adelung ewig auf dem Studirzimmer, Daßdorf dagegen fast immer mit der Welt lebte; weil Jener auf die mechanische Gewandtheit der Zunge und eingeübte Kraft des Gedächtnisses, welche im Augenblick des Bedarfs Worte und Wendungen darbieten, im Verhältniß zu der Kenntniß vom Genius einer Sprache gar keinen, der Weltmann Daßdorf dagegen nicht ohne Grund großen Werth legte, nicht selten aber auch Werthvolles dadurch erhielt, das, amtlicher Stellung zufolge, eigentlich Adelung gebührt hätte.

Dies war z. B. einst der Fall, als eine schwedische Prinzessin, Schwester Gustav III., die Bibliothek besuchte, um nächst dieser besonders den berühmten Adelung kennen zu lernen. „Spricht die Prinzessin Deutsch?" fragte Adelung den Lohnlakai, der sie ihm meldete. Auf die Antwort: „Nicht gern und nur wenig, am liebsten Französisch", entgegnet Adelung ganz trocken: „Sag' Er der Prinzessin, Er hätte mich nicht getroffen, ich habe heute nicht die mindeste Zeit, Besuche anzunehmen, muß sogleich zum Kurfürsten u. s. w." Damit entfernt sich Adelung durch Säle, wo er der Prinzessin nicht begegnen kann, während diese, ohne des Lohnbedienten Antwort abzuwarten, schon ins Zimmer tritt und auf Daßdorf mit der Frage zugeht: Ob sie die Ehre habe, den berühmten Hofrath Adelung vor sich zu sehen? — Daßdorf entschuldigt diesen mit Geschäften bei Sr. kurfürstl. Durchlaucht, geleitet, anmuthig conversirend und reich belehrend, die Prinzessin durch die Bibliothek und — empfängt dafür eine goldene, 30 Dukaten schwere Medaille. Adelung nicht zu kränken, verschwieg dies Daßdorf geraume Zeit demselben; aber über so etwas sich zu kränken, das fiel dem ernsten, ruhigen, nur unter seinen Büchern glücklichen Manne nicht

ein, der oft lieber selbst Medaillen darum gegeben hätte, durch nutzlose und neugierige Besuche nicht gestört zu werden.

Auch in körperlicher und geselliger Hinsicht waren Adelung und Daßdorf, toto coelo verschieden. Adelung, ein langer, ernster, durch Gestalt und Benehmen imponirender Mann; Daßdorf mehr klein als groß, gewandt, freundlich, ewig heiter und zuvorkommend. Adelung mit wenig Ausnahmen vom Sonntage früh bis zum Sonnabend Abend am Studirtische, nie auf Promenaden oder an öffentlichen Orten, in der Regel trocken und wortkarg; Daßdorf dagegen stets mit Welt und Menschen im Verkehr, wortreich und lebendig. Adelung, hagestolz, erst aus Noth, dann aus Grundsatz, hatte außer einer Haushälterin kein lebendiges Wesen um sich als ein paar Vögel, die er selbst fütterte; Daßdorf, zweimal verheirathet und gesegnet mit vier guten Kindern, fühlte nach des Tages Schwüle sich am glücklichsten im Schatten der Häuslichkeit.

Adelung war nur in den ersten Jahren seiner Anstellung oft, dann immer seltener und in den letzten Jahren fast gar nicht auf der Bibliothek zu treffen, wenn er nicht etwa kam, Werke zu benutzen, deren Transport nach Hause zu schwierig erschien; Daßdorf dagegen, gleichsam glebae literariae adscriptus, versäumte, Krankheit und Reisen abgerechnet, nie die Bibliothek. Adelung war dort meist ein Stummer, der nur studirte, von den Besuchen der Bibliothek keine Notiz nahm und mit Niemand sprach, der ihn nicht anredete; Daßdorf kam vor lauter Abwarten literarischer Besuche manchen Vormittag gar nicht an sein Bureau und ging sehr oft nach Hause, ohne einen Buchstaben geschrieben oder gelesen zu haben. Adelung, hassend die Prärogative der Aristokratie, unglücklich in den Vorzimmern, am unglücklichsten an den Tafeln der Großen, floh den Adel, wie und wo er nur konnte, und bezeigte sich, wenn er mit ihm in Berührung kommen mußte, nie schmieg- oder biegsam, sondern ernst, kalt, im Stillen pochend auf Ruhm und Verdienst; Daßdorf, glücklich unter den Formen und bei den Genüssen der vornehmen Welt, schmieg- und biegsam gegen das damals noch allmächtige von, erkannte den Adel schon seines Alters wegen für ein ehrwürdiges Institut, sah in jedem Minister oder Hofmarschall einen Erzengel vom Throne der Fürsten, beobachtete aber doch dabei — das ist nicht zu leugnen — stets eine gewisse Würde, verbunden mit dem feinsten Anstand, und erniedrigte sich nie zum Speichellecker. Adelung, der personificirte Syntax und Sprachwurzelgräber, nie sonderlicher Freund der schönen Litteratur, auf deren Feldern er zu einer gewissen Zeit stehen geblieben war, während Alles um ihn her vorwärts ging, zeigte sich insbesondere stets als der erklärteste Feind aller Gelegenheitsgedichte; Daßdorf, der erste Gelegenheitsdichter Dresdens, war überhaupt ein so glühender Freund der schönen Literatur, daß er, wenn Adelung sich nicht dagegen stemmte, jede neue Gedichtsammlung, ja so manchen neuen Roman der Bibliothek aufgebürdet haben würde. Adelung, obschon von Haus aus Theolog *), war doch kein Freund der Theologie und des Cultus; Daßdorf dagegen, auch weiland Theolog, huldigte beidem, studirte emsig die Schriften der neuen Gottesgelehrten, versäumte keine Predigt des unvergeßlichen Reinhard und besuchte diesen allsonntäglich nach dem Hofgottesdienste, um sich mit ihm über dessen Predigt sowie über die neuesten litterarischen Erscheinungen zu besprechen. Was Wunder, wenn Männer von so ganz entgegengesetzter Lebens-, Denk- und Handlungsweise keine weitere als amtliche Verbindung hatten, und daß, Jeder in seiner Art höchst achtbar, doch nicht grade Einer den Andern dafür gelten ließ.

Als Dichter überhaupt stand Daßdorf nicht hoch; es fehlte ihm an Phantasie. Als Gelegenheitsdichter aber machte er, in Gellert's Schule, des Frommen und Herzlichen, gebildet, zu seiner Zeit Aufsehen in Dresden. Seine Cantate auf das Erntefest nach dem Hungerwinter von 1771 und 1772, seine Ode auf die Friedensfeier nach dem sogenannten Erdäpfelkriege 1779, sein Gedicht auf die Genesung des Kurfürsten, der damals dem Tode nahe war, und andere dergleichen Verse gefielen ungemein, ja, letzterwähntes Gedicht mußte sogar dreimal aufgelegt werden. Das Regentenhaus zu besingen, ließ Daßdorf keine Gelegenheit vorbei. Seine Verse fielen oft wie Schneeflocken am Fuße des Thrones nieder; auch versäumte er nie, dergleichen Gedichte, obschon längst verklungen, wo es sich nur thun ließ, wieder zu Tage zu fördern. Selbst in seine Beschreibung Dresdens schmuggelte er Verse mit ein, die vor zehn und mehr Jahren schon ihre poetische Schuldigkeit gethan hatten. Für die damals berühmte Seyler'sche Schauspielergesellschaft schrieb er viel Prologe und Epiloge, einst sogar ein musikalisches Drama: „Andromache" (Dresden 1777), welches aber, so dramatisch als musikalisch, nur das Küchenleben hatte. An Begründung einer poetischen „Blumenlese", von 1784—85,

*) Er hatte, wie mir Daßdorf erzählt, die Theologie in Folge eines ganz eignen Zufalls verlassen. Nach seinem Abgange von der Universität Halle bekleidete er eine Hofmeisterstelle auf dem Lande, verbunden mit der ziemlich gewissen Aussicht auf eine Predigerstelle, und that deshalb einst eine Gastpredigt. Ein nettes Mädchen im Hause seines Principals drohte ihm am Abend vorher scherzweise, daß sie ihn in der Predigt necken und gewiß aus dem Concepte bringen wolle. Adelung versichert lachend, daß dies unmöglich sei, besteigt morgens darauf getrost die Kanzel, fängt an zu predigen und — hilf Himmel! der Kanzel grade gegenüber ist eine Kirchthüre mit einigen Stufen nach Innen. Schnee und Eis haben sie geglättet. Das fragliche Mädchen, durch Putz und Arbeit am zeitigen Kirchgange behindert, tritt, während Adelung den Bibelspruch: „Wer da stehet, sehe zu, daß er nicht falle", herabdonnert, in die Kirchthüre, glitscht aus, rutscht die Stufen herab und kommt parterre in eine so possierliche Lage, daß Adelung des Lachens sich nicht enthalten, den dadurch unterbrochenen Faden seiner heiligen Rede aber nicht wiederfinden kann und abtreten muß. Dies bestimmte ihn, den heiligen Söller nie wieder zu besteigen, sondern einzig der Litteratur sich zu widmen. Vielleicht also, daß Adelung, that das arme Mädchen nicht den possierlichen Fall, ein gewöhnlicher Landprediger und nie Deutschlands Sprachlehrer geworden wäre.

hatte er den meisten Antheil, und es machte ihm nicht wenig Kummer, als sie, für die Gerlach'sche Verlagshandlung eine Disteln- und Dornenlese, mit dem zweiten Jahre schon im Archive der Zeit verwahrlich beigelegt ward. In Hinsicht auf Poesie kannte der gute Daßdorf mit Recht weder Rang noch Stand und nannte jeden Versemacher, war's auch nur ein Kreuzschüler, gern fratrem in Apolline.

(Die Fortsetzung folgt.)

Correspondenznachrichten aus Kopenhagen.

(Beschluß aus Nr. 152.)

Diese Aeußerungen über die periodische Literatur Norwegens erinnern uns, auch etwas über den neuern Zuwachs dieser Literatur in Dänemark mitzutheilen. Die „Monatsschrift für Literatur" („Maanedskrift for Literatur"), von zwölf Professoren der Universität Kopenhagen herausgegeben (Bang, Clausen, David, Forchhammer, Hohlenberg, Hornemann, Madvig, Molbech, Petersen, Reinhardt, Rosenvinge, Oersted), hat bereits den fünften Jahrgang rühmlichst angefangen. Irgendwo ist schon früher, wenn ich nicht irre, bemerkt worden, wie nicht allen Recensionen dieses literarischen Journals *) gleicher Werth beigelegt und manche darin aufgenommene von Uebertreibungen und Einseitigkeiten nicht freigesprochen werden kann. Was das Erste betrifft, so ist solches in der Natur der Sache gegründet und Einwendungen der Art bedürfen keiner weitern Erwägung. In Hinsicht der Beschuldigung wegen des in einzelnen Fällen stattgefundenen Mangels an einer gewissen Mäßigung dürfte auch dieser Vorwurf nicht unter Umständen zu berücksichtigen sein, wo gegen unverschämte Anmaßung sowie gegen Vorurtheile und eingerissene fade Meinungen, oder auch gegen kindische Bewunderung und vergötterndes Anstaunen der großen Menge eine kräftige Opposition zu bilden ist. Wenn dagegen der Mangel an Mäßigung sich auf einer ganz andern Seite finden ließe, und man, anstatt sich der übertriebenen Bewunderung der Menge zu widersetzen, vielmehr sich einer solchen selbst hinzugeben und in dieselbe miteinzustimmen schien, dann würde unleugbar zu gegründetem Vorwurf Anlaß gegeben sein. Wir wollen es nicht verhehlen, daß ein solcher Anlaß in einzelnen Fällen ist gegeben worden, aber auch nur in einzelnen; und zugleich muß zugestanden werden, daß sich eben bei einer solchen Gelegenheit eine treffliche ästhetische Kritik vernehmen ließ. In der Aesthetik hat übrigens die Willkür dann und wann ziemlich geherrscht; mittelmäßige dramatische Versuche sind mit ungebührenden Lobpreisungen erhoben, ja sogar anerkannten Meisterwerken gewissermaßen an die Seite gestellt worden, während andererseits werthvollern Arbeiten eine unbillige Geringschätzung widerfuhr. Allein dies sind meistens Klagen, deren Grund, wie alles Unreife in der Kritik sowie in der Kunst, bald verschwindet, wenn dagegen der Werth der gehaltvollern Urtheile der kritischen Monatsschrift und die in gewissen Fällen mit wahrer Einsicht und Würde ausgesprochene Opposition vor Allem in Zeiten muß anerkannt werden, wo Viele urtheilen, Wenige aber lernen wollen, und wo es zwar keineswegs an Opposition mangelt, sie aber, jener zwei Eigenschaften oft gänzlich entblößt, blindlings heraustappt und nicht selten sich an die unrechte Seite zu stellen geneigt ist.

Etwas jünger als die „Monatsschrift für Literatur" und meist philosophisch-philologischen und geschichtlichen Inhalts ist die sorder Zeitschrift in zwanglosen Heften: „Blandinger fra Sorde" (Vermischte Aufsätze — Miscellen — aus Sorde), von den Professoren der sorder Akademie Bredsdorff und Lütken herausgegeben. Dieses Unternehmen hat bisher keinen sonderlichen Fortgang gehabt, welches wegen einiger interessanten Aufsätze und der mitgetheilten akademischen Nachrichten zu bedauern ist; nur drei Hefte sind erschienen.

Mit Anfang Septembers im vorigen Jahre wurde die Zahl der Zeitschriften durch Oehlenschläger's „Prometheus", eine Monatsschrift für Poesie, Aesthetik und Kritik, auf eine bedeutende Weise vermehrt. Die bis jetzt erschienenen Hefte enthalten lauter Aufsätze von dem berühmten Herausgeber. Die Kritik dieser Zeitschrift scheint vorzüglich auf das Theater gerichtet zu sein und kommt eben zur rechten Zeit, da die vormals so ergiebige Theaterkritik ganz aufgehört hatte und nicht einmal von den kleinern Blättern das Theater mehr beachtet wurde. Um so viel fleißiger wird freilich in Gesellschaften und im Theater selbst kritisirt; diese Kritik aber ist noch flüchtigerer Natur als jene in den Blättern des Tages, und die Kunst geht meistens immer dabei leer aus. Wenn daher ein sachkundiger Mann die Mühe auf sich nimmt, das verlassene kritische Feld wieder anzubauen, so kann solches nicht anders als ersprießlich sein. Uebrigens will man die schon gelieferten Theaterkritiken Oehlenschläger's zuweilen etwas zu mild und schonend und das Lob hin und wieder zu reichlich gespendet finden. Vielleicht wird er sich in der Folge veranlaßt sehen, mehr des Tadels und weniger des Lobes zu ertheilen, was gewöhnlich den Leuten anziehender ist und womit ihnen auch im Allgemeinen am besten gedient sein möchte.

Wir haben fast gleichzeitig nicht weniger als drei ganz neue theologische Zeitschriften bekommen, wovon sich zwei „Tidender" (Zeitungen) nennen. Die eine der Zeitungen wird vom Magister Lindberg, die andere, die in Odense erscheint, von ungenannten Geistlichen herausgegeben, und die dritte Zeitschrift ist von den Professoren der Theologie Clausen und Hohlenberg verfaßt. Die Namen Lindberg und Clausen können schon den verschiedenen Ton und die verschiedene Tendenz ihrer Schriften angeben. Die ältere theologische Zeitschrift von Professor J. Möller hat eine neue Reihe angefangen. Die Literatur der Flugblätter erhielt im vorigen Jahre einen guten Zuwachs in der Dänischen Wochenschrift („Dansk Ugeskrift"), von einer Gesellschaft herausgegeben und von Professor Schouw (als Botaniker wohl bekannt) redigirt. Dieses gut geleitete Blatt hat schon einige wichtige, in das allgemeine Interesse eingreifende, populaire Aufsätze geliefert. Einem dieser Aufsätze, Betrachtungen über einige der neuesten Handelsverhältnisse Dänemarks enthaltend, ist neulich das sonderbare, bei uns aber nicht einzige Schicksal widerfahren, erst aus dem Dänischen ins Deutsche und dann aus dem Deutschen wiederum ins Dänische übersetzt zu werden. Die deutsche Uebersetzung steht in dem „Neuen staatsbürgerlichen Magazin" (ersten Bandes zweites Heft, Schleswig 1832) des Etatsraths und Professors Falck, freilich ohne Angabe der Uebersetzung, und ging daraus in einer wiederholten Uebersetzung in eines der kopenhagener Blätter über. Aus einem andern Stücke der gedachten „Dänischen Wochenschrift" entnehmen wir Folgendes. Gegen die Aeußerung eines Mitarbeiters, ob alle Zeitungen nicht unter strenge Censur zu setzen wären, schrieb nämlich der Redacteur: „Einer solchen Meinung ist gar nicht beizupflichten. Die periodische Literatur ist eines der großen Mittel zur Verbreitung gegenseitiger Ideen und zur Förderung der Aufklärung. Sie bedarf daher gesetzlicher Freiheit, ohne welche literarische Thätigkeit weder in Büchern von größerm Umfange noch in Tagesblättern gedeihen kann. Manche wichtige Idee zur zweckmäßigen Veränderung bestehender Einrichtungen, manche Entdeckung eingerissener Mißbräuche oder ungerechter Handlungen der Staatsdiener, welche Ideen oder Entdeckungen oft, um zur rechten Zeit wirken zu können, eben augenblicklicher Bekanntmachung bedürfen, würden durch die Censur nicht selten verloren gehen. Die Ursache, warum die Censur in so hohem Grade der natürlichen Freiheit widerstreitend und daher im Allgemeinen so verhaßt sein muß, liegt darin, daß die Beurtheilung der Zulässigkeit einer Schrift insgeheim, nach willkürlichem Erachten, ohne Appellation, nur von einem Individuum ausgeübt wird, anstatt nach Gründen zu geschehen, die ein öffentliches unter Appellation stehendes Gericht den

*) Die älteste kritische Zeitschrift in Dänemark und jetzt die älteste aller dänischen Zeitschriften ist die „Dänische Literaturzeitung" („Dansk Literaturtidende"), ehemals „Kopenhagener gelehrte Nachrichten" genannt.

Gesetzen des Staats gemäß ausspricht.*) Die Censur, und natürlich noch mehr eine strenge Censur, ist daher als ein Uebel nicht weniger in Hinsicht der Blätter und Journale als der größern Werke anzusehen. Wenn in kleinern Staaten der größern wegen es erfoderlich sein sollte, die ausschließend politischen Blätter, wie es bei uns der Fall ist, mit Censur zu belegen, so ist dieses nur als eine traurige Nothwendigkeit zu betrachten, und die Censur darf sich nur auf die auswärtigen Angelegenheiten erstrecken, auch muß sie so schonend als möglich ausgeübt werden. In der Zukunft, wenn ein Historiker die Begebenheiten unsers Zeitalters beschreiben will, und z. B. in englischen Zeitungen so reichen, in russischen dagegen so wenig Stoff findet, so wird er schwerlich der Meinung jenes Ref. beipflichten. Dann werden auch größtentheils die unwürdigen Angriffe und die groben Unwahrheiten, wozu die Presse jetzt so oft gemisbraucht wird, vergessen sein; Misbräuche, die zwar oft Unwillen erregen müssen, doch aber immer erträglicher als die, eine freie Aeußerung des Gedankens hemmende Censur sind."

Da wir eben etwas von der Vermehrung der theologisch-periodischen Literatur erwähnten, so sollte billig auch die Ergiebigkeit der juristischen und der medicinischen erwähnt werden. Eine „Bibliothek for danst Lovkyndigheb" (Bibliothek dänischer Rechtswissenschaft), von dem Notar der juristischen Facultät, Algreen-Ussing, und eine Zeitschrift für die Arzneiwissenschaft von Herholdt und Mansa, die angekündigt worden, sind daher noch zu nennen.

Von der den Augenblick überdauernden Literatur führe ich nur in aller Kürze vor, was mir eben am nächsten liegt; Sie mögen deshalb für diesmal dem Anspruch auf Vollständigkeit entsagen. Der zweite Theil der interessanten Vorlesungen Molbech's („Forelåsninger over den nyere danske Poesie") kam am Ende des vorigen Jahres heraus. Sie handeln von den Gedichten Baggesen's und ältern poetischen Werken Oehlenschläger's. Von der Sammlung der dänischen Schriften des erstgenannten Dichters („Jens Baggesens danske Verker") erhielten wir den letzten (12.) Band nebst dem (nicht sehr ähnlichen) Portrait des verstorbenen genialen Verf. Man hat dieser Sammlung auch einen nicht geringen Theil seiner zahlreichen polemischen Schriften einverleibt; ob mit Recht, ist hier die Stelle nicht zu erörtern. Die Subscribenten sollen aber keineswegs damit zufrieden sein; vielleicht würde der Dichter, wenn er seine Meinung uns mittheilen könnte, sich mit den Subscribenten im ähnlichen Falle befinden. Ein junger Dichter, der mit einem versificirten Lustspiel in fünf Aufzügen glücklich debutirte, hat durch ein neues (humoristisches) Gedicht: „Dandserinden" (Die Tänzerin), noch größern Beifall eingeerntet. Er hat sich noch nicht genannt.

Die Novellen des Pastors (in Jütland) S. S. Blicher, von welchen das deutsche Publicum bereits einige in Uebersetzungen durch Professor Kruse kennt, sind jetzt gesammelt in zwei Bänden erschienen. Da sie ursprünglich in einer Provinzialzeitschrift ans Licht traten, die wenig Leser in der Residenz hatte, sind sie für uns als ganz neu anzusehen und machen viel Glück. Nur die Sprache hat der Dichter mit allzu wenig Sorgfalt behandelt.

„Dramatiske Scener", von C. Bredahl, sind mit dem sechsten Theile geschlossen worden. Die vier ersten Theile kamen 1819—22, der fünfte 1832 heraus. Die ganze Folge macht ein großes dramatisches Gedicht aus und ist unleugbar eine merkwürdige Erscheinung. Unter allen originellen Zügen ist allerdings eine gewisse Nachahmung von Shakspeare hin und wieder durch das Ganze nicht zu verkennen; auch Oehlenschläger scheint in einer gewissen Scene des sechsten Theils dem Dichter ziemlich deutlich vor Augen geschwebt zu haben. Die Amme Julia's in „Romeo und Julia" tritt uns in der Person der Susi recht interessant entgegen. Von Hauch erhielten wir „Mastrichts Beleiring" (Die Belagerung von Mastricht), eine Tragödie *), und Hertz gab uns eine Sammlung seiner Lustspiele. So befinden wir uns denn wieder auf dem Gebiete der Dramaturgie und fast, da die Stücke der letzterwähnten Sammlung alle gespielt werden, auf dem Theater selbst. Wir wollen aber da für diesmal nicht verweilen.

Die kleine Schrift des Professors Schouw: „Europa, en letfattelig Naturskildring" (ein leichtfassliches Naturgemälde) nebst einem Atlasse, sechs Karten enthaltend, ist sehr interessant und wird viel gelesen. **)

So viel auch in unserer Zeit für die Registrirung, wenn wir uns dieses Ausdrucks bedienen dürfen, der Literatur gethan worden, so würde es doch manchmal ziemlich schwer sein, wenn sich Einer auf längere Zeit von dem literarischen Verkehr des Tages entfernt hat, das Vergangene nachzuholen und mit der immer forteilenden Zeit wieder gleichen Schritt zu halten. Es fehlt nämlich ein catalogue raisonné über die ganze erscheinende Literatur, wenigstens in Dänemark; und wenngleich diese Literatur weniger umfangreich als die der größern Staaten ist, so ist der Mangel doch sehr fühlbar. Die Zahl und die Titel der erschienenen Schriften sind zwar leicht zu erfahren. Es kommen hier die jährlichen Bücherverzeichnisse der Gyldendal'schen Buchhandlung sowie die monatlichen der „Dänischen Literaturzeitung" und der „Monatsschrift für Literatur" dem Wißbegierigen zu statten. Allein diese sind blos katalogische Uebersichten der erschienenen Schriften. Den Werth oder die Qualität derselben einigermaßen und in aller Kürze kennen zu lernen, ist fast unmöglich, ohne sich die ganze Masse selbst zu sammeln und zu prüfen, was wol Keiner unternimmt. Ein quasi-kritisches Blatt, das sich den Zweck setzte, dem obigen Mangel abzuhelfen, wäre mithin ein verdienstliches Unternehmen. Es müßte von bewährten Männern herrühren, und die Anzeigen des Werths und des Inhaltes einer Schrift müßten so kurz, aber dabei so charakteristisch als nur immer möglich sein. 147.

*) Bekanntlich müssen in Dänemark alle unter Appellation stehenden Richterstühle ihren Urtheilen immer die Gründe, unter steter Anführung der Belegstellen aus den Gesetzen, hinzufügen. Auch ist die Gerichtshaltung in allen Instanzen ohne Ausnahme öffentlich, ebenso die Zeugenverhöre.

Notiz.

Der gelehrte Erzbischof von Thessalonich, Eustathios, lebte gegen Ende des 12. Jahrhunderts. Die Sorgfalt, womit er das mühsame und umfangreiche Werk zur Erklärung des Homer vollendete, die Scholien, welche er zu dem Dionysios Periegetes lieferte und die er zum Pindar zu geben unternahm, sowie der durch dies Alles unleugbar bewirkte Nutzen berechtigen, wie der Neugrieche Korais irgendwo im J. 1811 sagte, zu dem Schlusse, daß ohne die sogenannten Kreuzzüge der Abendländer, welche bald nach dem Tode des Eustathios begannen, und ohne die Eroberung Konstantinopels durch die Lateiner im Jahre 1204, das Volk der Griechen schon damals diejenige Veränderung zum Bessern gezeigt haben würde, welche es später im 15. Jahrhunderte gezeigt hat und welche es gegenwärtig zeigt. Wenn man die große Anzahl der nach der Einnahme Konstantinopels durch die Osmanen im westlichen Europa zerstreuten gelehrten Griechen mit den wenigen gelehrten Zeitgenossen des Eustathios vergleicht, so kann man nicht zweifeln, daß ohne diese zweite Eroberung die griechische Nation, namentlich mit Hülfe der damals gleichzeitigen Erfindung der Buchdruckerei, auf der nämlichen Stufe der Cultur mit den andern civilisirten Völkern stehen würde. Aber, was zweimal verhindert worden, braucht nicht nothwendig zum dritten Male verhindert zu werden! 30.

*) Erscheint nächstens in deutscher Uebersetzung in der Verlagshandlung d. Bl. D. Red.

**) Wir berichten nächstens darüber nach einer deutschen Uebersetzung. D. Red.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Montag, — Nr. 154. — 3. Juni 1833.

Dresdens literarisches Leben und Weben am Ende des 18. Jahrhunderts.

Erster Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 153.)

Für die classische Literatur, besonders die römische — denn in der griechischen war er beiweitem kein Böttiger — glühte Daßdorf bis an die Marken seiner Tage. Ein großer Horaz kam fast nie von seinem Arbeitstische auf der Bibliothek. Ein kleiner lag früh schon neben der Kaffeetasse, denselben steckte er ein, wenn er ausging, und wie Verschwestern im alten Gesangbuche war Daßdorf bewandert in dem noch etwas ältern Horaz. Für jeden Scherz, für jedes wichtige Lebensverhältniß oder politisch große Ereigniß wußte er ein Horatianum. „Ach!" seufzte er ordentlich einmal zu mir, als er Napoleon in der Bibliothek herumgeführt, „wie gern hätte ich dem großen Manne zugerufen mit Horaz: „Contrahes vento nimium secundo turgida vela!" („Ueberhebe dich nicht im Glücke!")

Allerdings paßte dieser Horazische Spruch auf Napoleon; doch gab es damals, 1807, wo er als Sieger von Friedland in Dresden einsprach, wol auf der ganzen weiten Erde keinen Mund, der gewagt hätte, ihm solch eine Horazische Warnung zuzurufen. Am wenigsten eignete sich dazu der Mund eines königl. sächs. zweiten Bibliothekars.

Napoleon's Marschälle und Minister verfolgte Daßdorf, wenn er sie auf der Bibliothek herumführte, im Stillen natürlich, wie er oft sagte, stets mit Horazischen Sprüchen, insbesondere mit

Crescentem sequitur cura pecuniam
Majorumque fames.

Denn, behauptete er, je mehr diese Menschen haben, desto mehr wollen sie. Wenn von Napoleon's Kühnheit in Schlachten die Rede war, meinte er oft spöttisch: Der große Kronenräuber, wie er ihn, ehe er in der dresdner Bibliothek einsprach, gewöhnlich nannte, werde sonder Zweifel mit dem göttlichen Horaz denken:

Non semper feriet quodcunque minabitur arcus;

aber

Non semper laeta ridet Bellona,

setzte er gewöhnlich mit bedeutender Miene hinzu und würde nicht ungern gesehen haben, wenn das uralte Sprüchwort vom endlich den Henkel verlierenden Kruge sich bei der ersten besten Recognoscirung an dem nagelneuen Kaiser bewährt hätte.

Zu sehr daran gewöhnt, dicta classica, besonders Horazische, im Munde zu führen, brauchte er sie sogar oft gegen Leute, die keine Sylbe lateinisch verstanden. Wenn ich so viel Thaler hätte, als er z. B. Horaz' „hora ruit" bald Dem, bald Jenem zugerufen, so wär' ich ein reicher Mann. Am liebsten benutzte er es gegen Primaner, Secundaner u. dgl., wenn sie, auf der Bibliothek lesen oder nachschlagen wollend, mit Nachbarn in Gespräche sich einließen. „Monsieur", denn damals gab es noch dergleichen, „Horaz singt: hora ruit!" Damit winkte er gewöhnlich zur Ruhe. Auch war er unermüdlich in der Bemerkung, daß ihm Eine Horazische Ode lieber sei als der ganze Voltaire, den er ohnedem als einen schändlichen Freigeist und Religionsspötter stets auf dem Striche hatte. Die bekannte Anekdote von Voltaire, daß er nach Herstellung von einer schweren Krankheit, wo er schon der letzten Oelung wegen die geweihte Kerze in der Hand gehalten hatte, auf diesfallsige Verwunderung freigeisterischer Freunde bemerkte: er würde, wäre er als Anbeter des Dalai Lama geboren, in ähnlichem Falle auch einen Kuhschwanz in die Hand genommen haben — diese Anekdote konnte Daßdorf nie ohne eine Art von Wuth gegen den Philosophen von Ferney erzählen, und gewöhnlich schloß er sie mit der Bemerkung: „So einen Grad von Frivolität konnte nur ein Voltaire sich aneignen; Gott hab' ihn selig, wenn er's nämlich hat werden können!"

Ueberhaupt war Daßdorf kein sonderlicher Verehrer der Franzosen und nannte sie, natürlich mit gelehrten Ausnahmen, die er allerdings gelten ließ, oft nur eine Nation von Hanswürsten, die von einem Tyrannen (Napoleon) sich pritschen ließen. Dagegen huldigte er mit ganzer Seele den Engländern und ärgerte sich ewig, daß sie den Dionys an der Seine (Napoleon) nicht kurz und klein machen konnten.

Daßdorf benutzte seine großen und mannichfachen Kenntnisse weniger zur Schriftstellerei als zu Recensionen und zur Unterstützung anderer Gelehrten mit bibliothekarischen Nachweisungen, Notizen und Auszügen. Außer den mit Anmerkungen reich ausgestatteten Ausgaben der Winckelmann'schen „Briefe an seine Freunde", des Casati „Poëmata graeca et latina", des Castrucci Bonamici

lehrte den Versuch mit Begründung von Journalen; allein es blieb auch dabei. Mit großem Pomp z. B. kündigte Schlenkert eine Wochenschrift: „Weisheit und Thorheit", an, welche, kein Vierteljahr alt, in der Wiege schon starb. Der Finanzsecretair Hunger wollte ein humoristisches Blatt unter dem Titel: „Der junge Student", herausgeben, allein es fanden sich keine Interessenten. Der Bibliothekar Canzler begründete, in Verbindung mit dem, seines „Alcibiades", seiner „Bianca Capello", seiner „Skizzen" wegen allgefeierten Meißner, eine sehr gehaltreiche Quartalschrift „Für ältere Literatur und neuere Lecture", die aber nur vier Bände erlebte. Die einzige periodische Schrift von längerer Dauer war Hasche's „Magazin der sächsischen Geschichte", das von 1784—90, doch nur unter stetem Zeterschreien des Verf., daß er sein baares Geld dabei zusetze, erschien und endlich auch aus Mangel an Unterstützung einging.

An unsere jetzigen Gelehrten- und andere Vereine für Botanik, Blumenpflege und Pomologie, für Mineralogie, Physik, für vaterländische Alterthumskunde, für Statistik u. s. w. war nicht zu denken. Nur ein Institut ähnlicher Art: Die Gesellschaft für christliche Liebe und Mitleiden, gab es in Dresden, welche aber mehr Wohlthun als literarisches Wirken und Forschen zum Zweck und fast nur die Herren vom Stadtrathe und von der Geistlichkeit zu Mitgliedern hatte. Von einem Museum, wie jetzt das treffliche Arnold'sche, hatte man noch gar keinen Begriff, und die meisten Lesebibliotheken waren nicht viel besser als halbliterarische Bildchen, wo nur belletristische Kurzwaare, Romane u. dgl., aber nicht Eine wissenschaftliche Schrift zu haben war. Vorlesungen über literarische, artistische und andere derartige Gegenstände kannte man noch so wenig, daß, als der grundgelehrte und hochverdiente Archidiakonus M. Winkler (Theodor Hell's Vater) 1780 anfing, philosophische, physikalische und kosmologische Vorlesungen zu halten, über so herrliche Verbindung von Weisheit und Gemeinnützigkeit man sich nicht genug wundern konnte.

Die kurfürstliche Bibliothek, obgleich damals schon *) ihrer Bestimmung nach „Museum usui publico patens", war doch, ihrer Einrichtung und sonstigen Verhältnisse wegen mehr clausum als patens; denn seit 1728 in drei Säle der Zwingerpavillons geklemmt **), gewährte sie den Musen ein so beschränktes Quartier, daß ihre Schätze wenig zu bemerken, oft kaum zu finden waren; die Bücher standen nämlich doppelt und dreifach hintereinander, viele lagen nur so herum, wie man grade noch ein Plätzchen für sie gefunden hatte, und die zusammengedrängte Last derselben bedrohte sogar die Gebäude. Von einer Benutzung derselben wie jetzt hatte man damals keinen Begriff, obschon der Oberbibliothekar Crusius und die Bibliothekare Canzler und Daßdorf den Gebrauch derselben eher beförderten als erschwerten. Außer dem Kurfürsten, den Ministern, den Mitgliedern der höchsten Behörden, einigen Gelehrten und Künstlern oder besondern Günstlingen des Personals benutzte sie Niemand, und fast glich sie einer Insel in unbekannten Meeren, wo nur dann und wann ein literarisches Schiff landete. Obschon ein sogenanntes Einschreibebuch seit 1756 existirte, ward es doch wenig benutzt, weil die Besuche von Fremden selten waren, und oft erzählte der Secretair Naumann dem Bibliothekar Crusius, wenn dieser etwa ein paar Tage gefehlt hatte, mit wichtiger Miene: „Wir haben indeß auch einen Fremdenbesuch gehabt. Man wollte unter Anderm sogar die confiscirten Bücher sehen, welches ich aber natürlich verweigerte." Wie es scheint, gab es also bei der Bibliothek eine besondere Sammlung solcher Schriften, die aber späterhin wol einrangirt wurden. *)

Uebrigens erschwerte auch das enge Local des Expeditions- und Lesezimmers, wo, wenn nur ein halbes Dutzend Leser auf einmal sich einstellten, schon wahre Raumnoth entstand, der Mangel an guten Katalogen **) und die Ungelenkheit und Ungefahrtheit des untern Personals oder der sogenannten Bibliothekschreiber, wozu nicht selten Bediente von Excellenzen befördert wurden, den Gebrauch nicht wenig. Weiß man nun vollends, daß diese Bibliothek viele Jahre einen Chef (den Graf Marcolini) hatte, dem die Literatur, insbesondere die deutsche, ganz fremd war, so kann man von selbst auf ihre Wirksamkeit schließen.

Schon der Zugang zur Bibliothek, eine alte bemooste Freitreppe, auf welcher man im Winter Arm- oder Beinbruch zu fürchten hatte, war nicht einladend, aber auch so wenig begangen, daß es ordentlich auffiel, Jemanden sie besteigen zu sehen. Höchst possierlich klingt es, und doch ist es wahr, daß das untere Personal sich oft sogar nach Besuch sehnte, weil es für selbes auch gar zu wenig zu thun gab, und daß noch weit öfter Bücher nicht ausgeliehen werden konnten, weil man sie nicht zu finden wußte, oder des engen Locals wegen zu viel Mühe hatte, sie zu Tage zu fördern, oder endlich, weil schlechte Witterung deren Herbeiholen hinderte, denn die oberwähnten drei Zwingerpavillons stünden nur durch offene, ziemlich

*) Bis zum Anfange des 18. Jahrhunderts ward sie fast nur als Privatbibliothek behandelt; denn nur Wenigen von Rang und Stand war die Benutzung derselben, und auch diese nur unter großen Beschränkungen gestattet. Fremde hatten selten Zutritt. Die Inspektoren oder Bibliothekare aber befanden sich in literarischer Einsamkeit zu wohl, als daß sie eine Aufhebung derselben hätten wünschen sollen. Auch umfaßte die Bibliothek beiweitem nicht alle ihr gehörige Schätze; denn im grünen Gewölbe, in der Kunst- und Rüstkammer blieben lange noch eine Menge Bücher und Handschriften versteckt. (Ebert, „Geschichte und Beschreibung der königl. Bibliothek", S. 32.)

**) Mit Ausnahme der juristischen Werke, welche, aus Mangel an Raum im Brühl'schen Palaste aufgestellt waren.

*) Der Bibliothekar Clodius hatte 1763 auf Einlieferung eines Exemplars von jedem confiscirten Buche angetragen (s. Ebert S. 73).

**) Durch den Fleiß der Bibliothekare Götz und Clodius waren über hundert Foliobände an Katalogen, nominalen und realen Inhalts, vorhanden; und doch ward es dem Personal oft blutsauer, ein verlangtes Buch schnell zu finden. Erst seit 1800 hat die Bibliothek einen allgemeinen (53 Foliobände starken) Nominalkatalog erhalten.

lange Gänge in Verbindung. Verlangte nun Jemand z. B. mehre Bücher, deren jedes in einem andern Pavillon sich befand, und es schneite oder regnete grade, dann war das literarische Holland, mehr aber noch der es in Anspruch nehmende Literatus in Nöthen, wenn ihn nicht vielleicht Rang und Stand vor Knurren und finstern Gesichtern schützten. Dazu kam noch, daß der damals einzige Secretair, Naumann, ebenso ungeschliffen und ungefällig als das jetzige Personal fein und dienstfreundlich, für Besucher der Bibliothek mehr eine abstoßende als anziehende Kraft hatte. Die Fälle waren nicht selten, wo es hieß: „Kommen Sie morgen wieder! Die Theologen, die alten Classiker u. s. w. stehen in dem Pavillon da drüben, da mag sie in dem Wetter der Teufel holen." Wenn dieser aber nicht wollte, und der Secretair gleichwol so ein außerpavillonisches Werk eines vornehmen Begehrers wegen doch holen mußte, da hieß es gewöhnlich: „Santo (Name des Aufwärters), meinen Paraplui!" oder bei Glätte und Kälte: „Santo, meine Bärlatschen!" oder bei heftigem Winde: „Santo, meinen Roquelaure (Regenmantel)!" Ja, nicht selten mußten Paraplui, Bärlatschen und Roquelaure vereint geschafft werden, eine alte theologische Schwarte oder die Ausgabe eines römischen Classikers in usum Delphini zu holen.

Zu verdenken war es übrigens jenem armen Secretair nicht, wenn er bei schlechtem Wetter die außerpavillonischen Gangreisen fürchtete; denn er litt oft an Gicht und Zahnweh — vielleicht Folgen jener Reisen —, und der Fall ist mir selbst vorgekommen, daß er ein Buch zu holen abschlug, weil er sich in Sturm, Regen oder Schnee einer Erkältung nicht aussetzen könne. Welch Local, welch Personal damals und jetzt!

Wie selten aber das gewöhnliche gelehrte Publicum, ebenso häufig besuchten damals viele der obersten Staatsbeamten die Bibliothek. Dies war z. B. der Fall mit den Ministern von Wurmb und Gutschmid, mit dem General von Gersdorf, dem Consistorialpräsidenten von Verlepsch, den Hofräthen von Teubern und Born, dem Geheimen Kriegsrath von Ponikau u. A. Da man nun zu solchen Männern natürlich nicht sagen konnte: das Wetter ist heute zu schlecht, kommen Sie ein ander Mal wieder! so hatte der gutmüthige, unbegrenzt gefällige Daßdorf für dergleichen Fälle förmlich einen Reserveregenschirm zur Hand, oder lieh wol gar einer alten Excellenz seinen neuen Mantel, um sie trotz Sturm und Wetter an die Quellen der Weisheit und Erkenntniß zu geleiten.

(Die Fortsetzung folgt.)

Correspondenznachrichten.

Kopenhagen, April 1838.

Es ist uns aus Norwegen der erste Band einer höchst interessanten Schrift zugekommen: „Nutid og Fortid" (Die gegenwärtige Zeit und die Vorzeit), von dem Ritter J. Aal (Arendal 1838), Besitzer eines Eisenwerkes in Arendal. Die Schrift ist staatswirthschaftlichen Inhalts, und bringt den finanziellen, commerciellen und politischen Zustand Norwegens, die ältern und neuern Verhältnisse dieses Staats zu Dänemark, den Fortgang beider Staaten seit der Trennung und auch einige literarische Gegenstände zur Sprache. Mehrmals kommt der Verf. auf die finanziellen und pecuniairen Verhältnisse des dänischen Staats seit der Trennung zurück, und da diese Sache auch jetzt in Dänemark an der Tagesordnung ist, sowie sie in einigen Blättern des Auslandes erörtert worden, so können wir nicht umhin, auch hier etwas darüber aus der Schrift des norwegischen Autors mitzutheilen. Dieser ist nicht nur ein sachkundiger, sondern zugleich ein völlig unabhängiger Mann, dessen rechtschaffener Charakter von seinen Mitbürgern wol nie in Zweifel gezogen wurde. Er ist weit entfernt, für Dänemark parteiisch oder über die Verbindung Norwegens mit Schweden misvergnügt zu sein, vielmehr sieht er in dieser Verbindung das Heil Norwegens (ob mit Recht, lassen wir hier dahingestellt sein); auch steht er den Gegenständen in Dänemark, worüber er spricht, nahe genug, um dieselben recht ins Auge fassen zu können, ohne sich von Uebertreibungen blenden zu lassen. „Das Beispiel Dänemarks", sagt er, „ist für Norwegen lehrreich, indem das Geldwesen des dänischen Staats eine Krisis bestanden hat, die ähnlich der jetzigen Norwegens ist. Dänemarks Geldwesen hat seine Bürger durch die nämlichen Gefahren und Irrungen geführt als Norwegens, es hat alle bürgerliche Verhältnisse gewaltsam erschüttert und ihnen eben den ärgsten Stoß durch den plötzlichen Uebergang zu einem Curs, den man al pari nennen kann, zugefügt. Ungeachtet aber, daß es auf einen weniger festen Grund als das norwegische sich stützt, haben jedoch bessere Conjuncturen und ein daraus folgender Ueberfluß der Silbervaluta den Curs aufrechtgehalten und auffallend vortheilhaft auf alle Eigenthumsverhältnisse eingewirkt. Wir wollen hier nicht untersuchen, inwieweit die Grundlage dieses Zustandes weniger fest zu sein scheinen möchte, einerseits weil ein Theil jener Valuta mittels Anticipationen herbeigeschafft worden, andererseits weil die Basis der Bank weniger bequem ist. Das Finanzwesen Dänemarks hat, öffentlichen Berichten zufolge, in mehren Jahren in der besten Ordnung sich befunden; Einnahme und Ausgabe waren im Gleichgewicht und bedeutende Summen wurden jährlich auf die Staatsschuld abgetragen. Die Kräfte der dänischen Nationalbank nehmen jährlich in dem Grade zu, daß die Erfüllung ihrer ursprünglichen Bestimmung, die Einziehung ihrer Zettel, nicht weit entfernt sein kann. So viel aber ist offenbar, daß diese mehre Jahre fortdauernden vortheilhaften Zeitumstände zur Stabilität des Curses beigetragen haben, sowie sie die Unternehmungen der dänischen Bank zur Aufrechthaltung eines festen Geldwesens selbst unter veränderten Conjuncturen auf eine Weise erleichtern werden, die neue Verrückungen der Eigenthumsverhältnisse nicht herbeirufen wird. Ein lebhafter Handel, ein mehrjähriger vortheilhafter Absatz der wichtigsten Producte des Landes, ein verbesserter Landbau, verständiges Ablenken von vorher betretenen Irrwegen in Hinsicht der Foderung des Gewerbfleißes, die Verwandlung der adeligen Gutsbesitzer aus wilden Jägern und müßigen Wolllüstlingen in thätige, haushälterische Bürger, das Fallen der unnatürlich hohen Preise alles festen Eigenthumes (aller Immobilien) bis in ein passendes Verhältniß und zur Erleichterung der vortheilhaftesten Benutzung derselben in jeder Rücksicht: diese Umstände und noch mehre dergleichen haben zur Verbesserung des Curses bewirkt, was kein künstliches Mittel, kein gezwungener Bankcurs, keine wiederholten Anleihen fortdauernd würden bewirkt haben können. Es zeigen sich bereits die Folgen in dem wachsenden Wohlstande Dänemarks, in dem erhöhten Werthe der Güter sowie in einer ausgebreiteten Thätigkeit, und jene durch die frühzeitige Verbesserung des Curses veranlaßte Herabwürdigung der Hypotheken ist mittels der wiederhergestellten Festigkeit des reellen Eigenthumswerthes mehr als ersetzt. Die ältere sowie die neueste Geschichte des dänischen Geldwesens ist für Norwegen höchst lehrreich, nicht nur wegen der begangenen Fehler und des mächtigen Eingreifens desselben in die Eigenthumsverhältnisse, sondern auch wegen der Weisheit, womit die Administration dieses Geldwesens es allmälig auf einen bessern Weg eingeleitet hat. Groß waren die Leiden beider Reiche während der Besserung; sie sind

aber in Dänemark mittels günstiger Zeitereignisse meistens zu Ende."

Ueber die literarischen Hervorbringungen Norwegens, seit der Trennung dieses Staats von dem dänischen äußert sich der Verf. folgenderweise: „Unsere Literatur hat seit der Trennung von Dänemark ein weniger ernsthaftes Aussehen angenommen. Zeitungen und Tagesblätter, welche bald kränkende persönliche Angriffe, bald kurze, unhaltbare den Gegenstand nicht erschöpfende Aeußerungen über verschiedene Materien enthalten, haben sich der Aufmerksamkeit des größern lesenden Publicums bemächtigt. Indessen sind doch einzelne Werke, deren sich die Nation erfreuen darf und die den Namen ihrer Verf. für die Nachwelt aufbewahren werden, hervorgetreten. Der hochbejahrte Philosoph Norwegens (Staatsrath Treschow) fährt annoch fort der Welt seine Schriften mitzutheilen, und noch immer tragen sie das Gepräge eines tiefen Denkens mit jugendlicher Wärme und männlicher Kraft vereint. Die Fächer der Geschichte und Theologie sind mit ernsten und wichtigen Werken bereichert worden, und auf den Gefilden der Aesthetik (Poesie?) haben unsere Landsleute einzelne artige Blumen pflücken können. In der topographischen Statistik besitzt Norwegen ein Werk, dessen Vollständigkeit und Genauigkeit schwerlich von irgend einer ähnlichen Schrift in einer andern europäischen Literatur ist erreicht worden, und das zugleich mit den Berichten über die Verhandlungen der Storthinge einige der wichtigsten Elemente einer künftigen Storthings-Bibliothek ausmacht. Ein anderer Autor, der mit Geschmack, Laune und Leichtigkeit arbeitet, hat statistische Bemerkungen geliefert, die er auf einer Reise im Vaterlande gesammelt, und deren Wichtigkeit und Werth seine Landsleute so sehr erkannten, daß sein Buch eine zweite Auflage erlebte. Auch die Naturwissenschaften hatten bei uns einige Ausbeute. Zwei gelehrte und geniale Männer (der Astronom und Mathematiker Hansteen und der Mineralog Esmark) haben Werke geliefert, die in fremde Sprachen übersetzt und rühmlichst beurtheilt worden. Viel hat die Nation noch aus denselben Händen zu erwarten. Einzelne Werke in andern Fächern sind gleichfalls von unsern Buchdruckereien ausgegangen. Diese einzelnen Bestrebungen aber haben den Strom der Zeit nicht hemmen oder den öfters rauhen und wilden Ton der Blätter dämpfen können. Doch scheint auch in dieser Rücksicht ein heiterer Tag über unser Land aufzugehen. Nicht selten findet man in späterer Zeit selbst in einzelnen unserer Zeitungen wichtige Gegenstände mit Ernst und Kraft behandelt. Einige der Blätter, die sich anfangs durch einen rauhen unwissenschaftlichen Ton, welcher die Aufmerksamkeit eines gebildeten Publicums keineswegs in Anspruch nehmen konnte, auszeichneten, sind jetzt eines Bessern beflissen und enthalten bisweilen lesenswürdige Aufsätze. An die Seite dieser minder würdigen Repräsentanten des Volksgeschmacks haben sich seither einige Blätter gestellt, die von Verfassern herrühren, welche zu den scharfsinnigsten der Nation gehören. Eines der jüngsten wird von einigen der hoffnungsvollsten Jünglingen unter den Studirenden der Universität herausgegeben und scheint sich den Zweck, gegen den Strom der Zeit zu arbeiten, den Stall des Augias zu reinigen und neue Schriften der Prüfung einer ernsthaften Kritik zu unterwerfen, gesetzt zu haben."

(Der Beschluß folgt.)

Literarische Notizen.

„Hinter dem Absolutismus, welchen das ancien régime als die wahre Glückseligkeit der Völker predigt, tritt das Juste-milieu einher, bleich und zaghaft wie immer und überall. Vom Uebermaß erschreckt, werden herbe Aussprüche und Abscheu über das revolutionnaire Treiben von ihm debitirt, während es sich begnügt, bescheidenlich und gleichsam um es nicht zu vergessen, nebenbei zu bemerken, daß die Fürsten auch einige Pflichten gegen ihre Unterthanen haben." Also beginnt in der „Nouvelle revue germanique" (Dec.-Heft, 1832) eine Anzeige von Krug's Schrift: „Der falsche Liberalismus". Im Schlusse derselben vergißt der Ref. aber doch nicht, es dem Prof. Krug zur Ehre anzurechnen, daß er von Präventionsmaßregeln in Preßsachen nichts wissen will.

Die erste französische Revolution hat in England einen neuen Bearbeiter gefunden. Wir sehen angekündigt: „History of the french revolution, from the assembly of the notables in 1789 to the establishment of the directory in 1795. By *Archibald Allison*." Der Verf. gehört dem Advocatenstande an.

In Frankreich scheint sich eine décentralisation littéraire vorzubereiten; die Talente der Provinz fangen an die Herrschaft des stolzen Paris unbequem zu finden und gründen sich ihre Sprechsäle in der Heimat. Großentheils nach dem Muster der „Revue de Paris" werden jetzt Zeitblätter in Rouen, Avignon, Toulouse herausgegeben und an andern Orten angekündigt, z. B. eine „Revue de Bretagne". Für Literatur und Buchhandel kann das Abwerfen der pariser Alleinherrschaft wol nur gute Folgen haben.

Die „Literary gazette", den Franzosen die häufige Entstellung englischer Namen vorwerfend — was wir mit gutem Gewissen auf alle nicht französische Eigennamen ausdehnen können — bemerkt dabei: es sei das ihre Gewohnheit von jeher gewesen, und schon Froissart habe Oxford stets Acqueffufort ausgesprochen.

Von der „Histoire de la restauration par un homme d'état" ist der siebente und achte Band erschienen, interessante Mittheilungen über die Verhandlungen auf den Congressen zu Troppau, Laibach und Verona enthaltend. Im Mai d. J. soll das Werk vollendet werden, und die letzte Lieferung wird von den Ministerien Martignac und Polignac handeln.

Von einem Verein polnischer Literaten werden von Paris aus angekündigt: „Souvenirs de la Pologne, historiques, statistiques et littéraires". Die Herausgeber haben sich das schöne und patriotische Ziel gesteckt, alles Herrliche, Eigenthümliche und Anziehende aus den Annalen Polens bildlich und schriftlich darin zusammenzustellen. Der verblichene Glanz ihres Vaterlandes soll der Gegenwart ins Gedächtniß zurückgerufen, seine zahlreichen Helden sollen gefeiert, seine fast vergessenen Verbindungen mit andern Nationen, besonders mit den Franzosen, sollen der Mitwelt vorgeführt werden; kurz, was Land, Volk und Literatur der Polen war und ist, wird den Inhalt dieses Werkes ausmachen, dessen Umfang auf 12 Bände zu 24 Bogen, berechnet ist. Es erscheint in Lieferungen, für zwei Bogen, immer von zwei Lithographien begleitet.

Der zweite Band des Journals der königl. geograph. Gesellschaft in London enthält neben andern interessanten und wichtigen Mittheilungen eine Uebersicht der Entdeckungen im Innern von Neusüdwales von Allan Cunningham. Nach ihm ist nur ein Sechstheil des Landes bisher erforscht worden. Die Nachrichten über die Expeditionen eines Oxley, Hume, des Verfassers und zuletzt (1829) des Capitain Sturt's, vorzüglich in der Absicht unternommen, den Lauf einiger Flüsse zu bestimmen, sind voller Interesse. Sturt verfolgte den Macquarie weit über den Punkt hinaus, wo ihn Oxley in unabsehbaren Morästen begrub, und fand seine Vereinigung mit dem salzigen Darling auf, welcher für den größten Fluß von Südwales gilt, dessen Richtung man aber sehr unzureichend kennt. Merkwürdig ist auch der Bericht über das Giftthal auf Java, welches voller menschlicher und anderer Gebeine liegt und wo im Umkreis einer halben engl. Meile die Luft die Eigenschaften der bekannten Hundsgrotte bei Neapel besitze. S.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Sonntag, — Nr. 153. — 2. Juni 1833.

Dresdens literarisches Leben und Weben am Ende des 18. Jahrhunderts.

Erster Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 152.)

Beiträge zur Charakteristik Daßdorf's und Adelung's.

Ganz anders gestaltete sich das Leben auf der Bibliothek, seit sie im April 1788 in den japanischen Palast verlegt und damit ein echtes „Museum usui publico patens" ward, welches sie auch bis jetzt unter der liberalsten Leitung und Verwaltung geblieben ist. Noch während ihrer Aufstellung starb der Oberbibliothekar Canzler, und an dessen Platz kam, weil Heyne in Göttingen, der ihn wünschte, zu große Ansprüche machte, der zweite Bibliothekar, Daßdorf, aber zum ersten noch zu jung war, der Sprachlehrer der Deutschen, der unvergeßliche Adelung. Dessen Biographie im Allgemeinen enthalten das „Conversations-Lexikon" und ähnliche Werke. Genauere, ganz nach dem Leben gezeichnete, in jenen Werken aber, wie es scheint, nicht benutzte Beiträge dazu finden sich im ersten Bande der „Bunten Steine" von Richard Roos (Engelhardt), der mit Adelung fast sieben Jahre in amtlichen Verhältnissen stand und auch oft das Glück nähern Umganges mit dem großen Manne genoß. Indem wir daher auf genannte Schrift verweisen, zeichnen wir hier nur kurz Adelung's Verhältnisse zu Daßdorf, mit welchem er, obschon ein Muster von Friedfertigkeit, doch fast von seiner Anstellung an bis an sein Ende meist nicht im besten Vernehmen stand, und geben dann eine desto genauere Schilderung Daßdorf's. Ob und wie viel des Letztern Unmuth, daß man einen fremden Gelehrten ihm vorgezogen, zu jenen Misverhältnissen beigetragen haben möge, bleibe dahingestellt. Der Hauptgrund lag wol darin, daß diese beiden Männer, jeder in seiner Art höchst achtungswerth, doch so verschiedenen Lebens und Strebens waren, wie zwei auseinanderlaufende Linien.

Adelung's Berühmtheit war eine allgemeine, die Daßdorf's nur eine dresdner. Adelung hatte von der Ramification des Baums der Wissenschaften und also auch von einer bibliothekarischen Classification seiner Blüten und Früchte meist andere Ansichten, auch tiefere Einsichten als Daßdorf, der, obschon von ganzer Seele der ernsten, besonders classischen Literatur huldigend, doch immer viel neue belletristische Schriften mit zur Bibliothek bringen wollte, auf die Jener fast gar keinen Werth legte. Adelung, der ehrwürdige Verfasser des „Mithridates", mit der Structur der meisten ältern und neuern Sprachen innig vertraut, hatte insbesondere die der französischen und englischen so ganz sich angeeignet, daß er aus beiden viel Uebersetzungen, ja sogar ein „Grammatisch-kritisches Wörterbuch der englischen Sprache nach Johnson" 1783 herausgab, und konnte doch weder Französisch noch Englisch sprechen, worin ihn Daßdorf, wenn Fremde, nur dieser Sprachen mächtig, auf die Bibliothek kamen, stets überflügelte: sehr natürlich, weil Adelung ewig auf dem Studirzimmer, Daßdorf dagegen fast immer mit der Welt lebte; weil Jener auf die mechanische Gewandtheit der Zunge und eingeübte Kraft des Gedächtnisses, welche im Augenblick des Bedarfs Worte und Wendungen darbieten, im Verhältniß zu der Kenntniß vom Genius einer Sprache gar keinen, der Weltmann Daßdorf dagegen nicht ohne Grund großen Werth legte, nicht selten aber auch Werthvolles dadurch erhielt, das, amtlicher Stellung zufolge, eigentlich Adelung gebührt hätte.

Dies war z. B. einst der Fall, als eine schwedische Prinzessin, Schwester Gustav III., die Bibliothek besuchte, um nächst dieser besonders den berühmten Adelung kennen zu lernen. „Spricht die Prinzessin Deutsch?" fragte Adelung den Lohnlakai, der sie ihm meldete. Auf die Antwort: „Nicht gern und nur wenig, am liebsten Französisch", entgegnet Adelung ganz trocken: „Sag' Er der Prinzessin, Er hätte mich nicht getroffen, ich habe heute nicht die mindeste Zeit, Besuche anzunehmen, muß sogleich zum Kurfürsten u. s. w." Damit entfernt sich Adelung durch Säle, wo er der Prinzessin nicht begegnen kann, während diese, ohne des Lohnbedienten Antwort abzuwarten, schon ins Zimmer tritt und auf Daßdorf mit der Frage zugeht: Ob sie die Ehre habe, den berühmten Hofrath Adelung vor sich zu sehen? — Daßdorf entschuldigt diesen mit Geschäften bei Sr. kurfürstl. Durchlaucht, geleitet, anmuthig conversirend und reich belehrend, die Prinzessin durch die Bibliothek und — empfängt dafür eine goldene, 30 Dukaten schwere Medaille. Adelung nicht zu kränken, verschwieg dies Daßdorf geraume Zeit demselben; aber über so etwas sich zu kränken, das fiel dem ernsten, ruhigen, nur unter seinen Büchern glücklichen Manne nicht

ein, der oft lieber selbst Medaillen darum gegeben hätte, durch nutzlose und neugierige Besuche nicht gestört zu werden.

Auch in körperlicher und geselliger Hinsicht waren Adelung und Daßdorf, tota coelo verschieden. Adelung, ein langer, ernster, durch Gestalt und Benehmen imponirender Mann; Daßdorf mehr klein als groß, gewandt, freundlich, ewig heiter und zuvorkommend. Adelung mit wenig Ausnahmen vom Sonntage früh bis zum Sonnabend Abend am Studirtische, nie auf Promenaden oder an öffentlichen Orten, in der Regel trocken und wortkarg; Daßdorf dagegen stets mit Welt und Menschen im Verkehr, wortreich und lebendig. Adelung, hagestolz, erst aus Noth, dann aus Grundsatz, hatte außer einer Haushälterin kein lebendiges Wesen um sich als ein paar Vögel, die er selbst fütterte; Daßdorf, zweimal verheirathet und gesegnet mit vier guten Kindern, fühlte nach des Tages Schwüle sich am glücklichsten im Schatten der Häuslichkeit.

Adelung war nur in den ersten Jahren seiner Anstellung oft, dann immer seltener und in den letzten Jahren fast gar nicht auf der Bibliothek zu treffen, wenn er nicht etwa kam, Werke zu benutzen, deren Transport nach Hause zu schwierig erschien; Daßdorf dagegen, gleichsam glebae literariae adscriptus, versäumte, Krankheit und Reisen abgerechnet, nie die Bibliothek. Adelung war dort meist ein Stummer, der nur studirte, von den Besuchen der Bibliothek keine Notiz nahm und mit Niemand sprach, der ihn nicht anredete; Daßdorf kam vor lauter Abwarten literarischer Besuche manchen Vormittag gar nicht an sein Bureau und ging sehr oft nach Hause, ohne einen Buchstaben geschrieben oder gelesen zu haben. Adelung, hassend die Prärogative der Aristokratie, unglücklich in dem Vorzimmern, am unglücklichsten an den Tafeln der Großen, floh den Adel, wie und wo er nur konnte, und bezeigte sich, wenn er mit ihm in Berührung kommen mußte, nie schmieg- oder biegsam, sondern ernst, kalt, im Stillen pochend auf Ruhm und Verdienst; Daßdorf, glücklich unter den Formen und bei den Genüssen der vornehmen Welt, schmieg- und biegsam gegen das damals noch allmächtige von, erkannte den Adel schon seines Alters wegen für ein ehrwürdiges Institut, sah in jedem Minister oder Hofmarschall einen Erzengel vom Throne der Fürsten, beobachtete aber doch dabei — das ist nicht zu leugnen — stets eine gewisse Würde, verbunden mit dem feinsten Anstand, und erniedrigte sich nie zum Speichellecker. Adelung, der personificirte Syntax und Sprachwurzelgräber, nie sonderlicher Freund der schönen Literatur, auf deren Feldern er zu einer gewissen Zeit stehen geblieben war, während Alles um ihn her vorwärts ging, zeigte sich insbesondere stets als der erklärteste Feind aller Gelegenheitsgedichte; Daßdorf, der erste Gelegenheitsdichter Dresdens, war überhaupt ein so glühender Freund der schönen Literatur, daß er, wenn Adelung sich nicht dagegen stemmte, jede neue Gedichtsammlung, ja so manchen neuen Roman der Bibliothek aufgebürdet haben würde. Adelung, obschon von Haus aus Theolog *), war doch kein Freund der Theologie und des Cultus; Daßdorf dagegen, auch weiland Theolog, huldigte beidem, studirte emsig die Schriften der neuen Gottesgelehrten, versäumte keine Predigt des unvergeßlichen Reinhard und besuchte diesen allsonntäglich nach dem Hofgottesdienste, um sich mit ihm über dessen Predigt sowie über die neuesten literarischen Erscheinungen zu besprechen. Was Wunder, wenn Männer von so ganz entgegengesetzter Lebens-, Denk- und Handlungsweise keine weitere als amtliche Verbindung hatten, und daß, Jeder in seiner Art höchst achtbar, doch nicht grade Einer den Andern dafür gelten ließ.

Als Dichter überhaupt stand Daßdorf nicht hoch; es fehlte ihm an Phantasie. Als Gelegenheitsdichter aber machte er, in Gellert's Schule, des Frommen und Herzlichen, gebildet, zu seiner Zeit Aufsehen in Dresden. Seine Cantate auf das Erntefest nach dem Hungerwinter von 1771 und 1772, seine Ode auf die Friedensfeier nach dem sogenannten Erdäpfelkriege 1779, sein Gedicht auf die Genesung des Kurfürsten, der damals dem Tode nahe war, und andere dergleichen Verse gefielen ungemein, ja, letzterwähntes Gedicht mußte sogar dreimal aufgelegt werden. Das Regentenhaus zu besingen, ließ Daßdorf keine Gelegenheit vorbei. Seine Verse fielen oft wie Schneeflocken am Fuße des Thrones nieder; auch versäumte er nie, dergleichen Gedichte, obschon längst verklungen, wo es sich nur thun ließ, wieder zu Tage zu fördern. Selbst in seine Beschreibung Dresdens schmuggelte er Verse mit ein, die vor zehn und mehr Jahren schon ihre poetische Schuldigkeit gethan hatten. Für die damals berühmte Seyler'sche Schauspielergesellschaft schrieb er viel Prologe und Epiloge, einst sogar ein musikalisches Drama: „Andromache" (Dresden 1777), welches aber, so dramatisch als musikalisch, nur das Küchenleben hatte. An Begründung einer poetischen „Blumenlese", von 1784—85,

*) Er hatte, wie mir Daßdorf erzählt, die Theologie in Folge eines ganz eignen Zufalls verlassen. Nach seinem Abgange von der Universität Halle bekleidete er eine Hofmeisterstelle auf dem Lande, verbunden mit der ziemlich gewissen Aussicht auf eine Predigerstelle, und that deshalb einst eine Gastpredigt. Ein nettes Mädchen im Hause seines Principals drohte ihm am Abend vorher scherzweise, daß sie ihn in der Predigt necken und gewiß aus dem Concepte bringen wolle. Adelung versichert lachend, daß dies unmöglich sei, besteigt morgens darauf getrost die Kanzel, fängt an zu predigen und — hilf Himmel! der Kanzel grade gegenüber ist eine Kirchthüre mit einigen Stufen nach Innen. Schnee und Eis haben sie geglättet. Das fragliche Mädchen, durch Putz und Arbeit am zeitigen Kirchgange behindert, tritt, während Adelung den Bibelspruch: „Wer da stehet, sehe zu, daß er nicht falle", herabdonnert, in die Kirchthüre, glitscht aus, rutscht die Stufen herab und kommt parterre in eine so possierliche Lage, daß Adelung des Lachens sich nicht enthalten, den dadurch unterbrochenen Faden seiner heiligen Rede aber nicht wiederfinden kann und abtreten muß. Dies bestimmte ihn, den heiligen Söller nie wieder zu besteigen, sondern einzig der Literatur sich zu widmen. Vielleicht also, daß Adelung, that das arme Mädchen nicht den possierlichen Fall, ein gewöhnlicher Landprediger und nie Deutschlands Sprachlehrer geworden wäre.

hatte er den meisten Antheil, und es machte ihm nicht wenig Kummer, als sie, für die Gerlach'sche Verlagshandlung eine Disteln- und Dornenlese, mit dem zweiten Jahre schon im Archive der Zeit verwahrlich beigelegt ward. In Hinsicht auf Poesie kannte der gute Daßdorf mit Recht weder Rang noch Stand und nannte jeden Versemacher, war's auch nur ein Kreuzschüler, gern fratrem in Apolline.

(Die Fortsetzung folgt.)

Correspondenznachrichten aus Kopenhagen.

(Beschluß aus Nr. 152.)

Diese Aeußerungen über die periodische Literatur Norwegens erinnern uns, auch etwas über den neuern Zuwachs dieser Literatur in Dänemark mitzutheilen. Die „Monatsschrift für Literatur" („Maanedskrift for Literatur"), von zwölf Professoren der Universität Kopenhagen herausgegeben (Bang, Clausen, David, Forchhammer, Hohlenberg, Hornemann, Madvig, Molbech, Petersen, Reinhardt, Rosenvinge, Oersted), hat bereits den fünften Jahrgang rühmlichst angefangen. Irgendwo ist schon früher, wenn ich nicht irre, bemerkt worden, wie nicht allen Recensionen dieses literarischen Journals *) gleicher Werth beigelegt und manche darin aufgenommene von Uebertreibungen und Einseitigkeiten nicht freigesprochen werden kann. Was das Erste betrifft, so ist solches in der Natur der Sache gegründet und Einwendungen der Art bedürfen keiner weitern Erwägung. In Hinsicht der Beschuldigung wegen des in einzelnen Fällen stattgefundenen Mangels an einer gewissen Mäßigung dürfte auch dieser Vorwurf nicht unter Umständen zu berücksichtigen sein, wo gegen unverschämte Anmaßung sowie gegen Vorurtheile und eingerissene fade Meinungen, oder auch gegen kindische Bewunderung und vergötterndes Anstaunen der großen Menge eine kräftige Opposition zu bilden ist. Wenn dagegen der Mangel an Mäßigung sich auf einer ganz andern Seite finden ließe, und man, anstatt sich der übertriebenen Bewunderung der Menge zu widersetzen, vielmehr sich einer solchen selbst hinzugeben und in dieselbe miteinzustimmen schien, dann würde unleugbar zu gegründetem Vorwurf Anlaß gegeben sein. Wir wollen es nicht verhehlen, daß ein solcher Anlaß in einzelnen Fällen ist gegeben worden, aber auch nur in einzelnen; und zugleich muß zugestanden werden, daß sich eben bei einer solchen Gelegenheit eine treffliche ästhetische Kritik vernehmen ließ. In der Aesthetik hat übrigens die Willkür dann und wann ziemlich geherrscht; mittelmäßige dramatische Versuche sind mit ungebührenden Lobpreisungen erhoben, ja sogar anerkannten Meisterwerken gewissermaßen an die Seite gestellt worden, während andererseits werthvollern Arbeiten eine unbillige Geringschätzung widerfuhr. Allein dies sind meistens Klagen, deren Grund, wie alles Unreife in der Kritik sowie in der Kunst, bald verschwindet, wenn dagegen der Werth der gehaltvollern Urtheile der kritischen Monatsschrift und die in gewissen Fällen mit wahrer Einsicht und Würde ausgesprochene Opposition vor Allem in Zeiten muß anerkannt werden, wo Viele urtheilen, Wenige aber lernen wollen, und wo es zwar keineswegs an Opposition mangelt, sie aber, jener zwei Eigenschaften oft gänzlich entblößt, blindlings heraustappt und nicht selten sich an die unrechte Seite zu stellen geneigt ist.

Etwas jünger als die „Monatsschrift für Literatur" und meist philosophisch-philologischen und geschichtlichen Inhalts ist die sorder Zeitschrift in zwanglosen Heften: „Blandinger fra Sorde" (Vermischte Aufsätze — Miscellen — aus Sorde), von den Professoren der sorder Akademie Brødsdorff und Lütken herausgegeben. Dieses Unternehmen hat bisher keinen sonderlichen Fortgang gehabt, welches wegen einiger interessanten Aufsätze und der mitgetheilten akademischen Nachrichten zu bedauern ist; nur drei Hefte sind erschienen.

Mit Anfang Septembers im vorigen Jahre wurde die Zahl der Zeitschriften durch Oehlenschläger's „Prometheus", eine Monatsschrift für Poesie, Aesthetik und Kritik, auf eine bedeutende Weise vermehrt. Die bis jetzt erschienenen Hefte enthalten lauter Aufsätze von dem berühmten Herausgeber. Die Kritik dieser Zeitschrift scheint vorzüglich auf das Theater gerichtet zu sein und kommt eben zur rechten Zeit, da die vormals so ergiebige Theaterkritik ganz aufgehört hatte und nicht einmal von den kleinern Blättern das Theater mehr beachtet wurde. Um so viel fleißiger wird freilich in Gesellschaften und im Theater selbst kritisirt; diese Kritik aber ist noch flüchtigerer Natur als jene in den Blättern des Tages, und die Kunst geht meistens immer dabei leer aus. Wenn daher ein sachkundiger Mann die Mühe auf sich nimmt, das verlassene kritische Feld wieder anzubauen, so kann solches nicht anders als ersprießlich sein. Uebrigens will man die schon gelieferten Theaterkritiken Oehlenschläger's zuweilen etwas zu mild und schonend und das Lob hin und wieder zu reichlich gespendet finden. Vielleicht wird er sich in der Folge veranlaßt sehen, mehr des Tadels und weniger des Lobes zu ertheilen, was gewöhnlich den Leuten anziehender ist und womit ihnen auch im Allgemeinen am besten gedient sein möchte.

Wir haben fast gleichzeitig nicht weniger als drei ganz neue theologische Zeitschriften bekommen, wovon sich zwei „Tidender" (Zeitungen) nennen. Die eine der Zeitungen wird vom Magister Lindberg, die andere, die in Odense erscheint, von ungenannten Geistlichen herausgegeben, und die dritte Zeitschrift ist von den Professoren der Theologie Clausen und Hohlenberg verfaßt. Die Namen Lindberg und Clausen können schon den verschiedenen Ton und die verschiedene Tendenz ihrer Schriften angeben. Die ältere theologische Zeitschrift von Professor J. Möller hat eine neue Reihe angefangen. Die Literatur der Flugblätter erhielt im vorigen Jahre einen guten Zuwachs in der Dänischen Wochenschrift („Dansk Ugeskrift"), von einer Gesellschaft herausgegeben und von Professor Schouw (als Botaniker wohl bekannt) redigirt. Dieses gut geleitete Blatt hat schon einige wichtige, in das allgemeine Interesse eingreifende, populaire Aufsätze geliefert. Einem dieser Aufsätze, Betrachtungen über einige der neuesten Handelsverhältnisse Dänemarks enthaltend, ist neulich das sonderbare, bei uns aber nicht einzige Schicksal widerfahren, erst aus dem Dänischen ins Deutsche und dann aus dem Deutschen wiederum ins Dänische übersetzt zu werden. Die deutsche Uebersetzung steht in dem „Neuen staatsbürgerlichen Magazin" (ersten Bandes zweites Heft, Schleswig 1832) des Etatsraths und Professors Falck, freilich ohne Angabe der Uebersetzung, und ging daraus in einer wiederholten Uebersetzung in eines der kopenhagener Blätter über. Aus einem andern Stücke der gedachten „Dänischen Wochenschrift" entnehmen wir Folgendes. Gegen die Aeußerung eines Mitarbeiters, ob alle Zeitungen nicht unter strenge Censur zu setzen wären, schrieb nämlich der Redacteur: „Einer solchen Meinung ist gar nicht beizupflichten. Die periodische Literatur ist eines der großen Mittel zur Verbreitung gegenseitiger Ideen und zur Förderung der Aufklärung. Sie bedarf daher gesetzlicher Freiheit, ohne welche literarische Thätigkeit weder in Büchern von größerm Umfange noch in Tagesblättern gedeihen kann. Manche wichtige Idee zur zweckmäßigen Veränderung bestehender Einrichtungen, manche Entdeckung eingerissener Misbräuche oder ungerechter Handlungen der Staatsdiener, welche Ideen oder Entdeckungen oft, um zur rechten Zeit wirken zu können, eben augenblicklicher Bekanntmachung bedürfen, würden durch die Censur nicht selten verloren gehen. Die Ursache, warum die Censur in so hohem Grade der natürlichen Freiheit widerstreitend und daher im Allgemeinen so verhaßt sein muß, liegt darin, daß die Beurtheilung der Zulässigkeit einer Schrift insgeheim, nach willkürlichem Erachten, ohne Appellation, nur von einem Individuum ausgeübt wird, anstatt nach Gründen zu geschehen, die ein öffentliches unter Appellation stehendes Gericht den

*) Die älteste kritische Zeitschrift in Dänemark und jetzt die älteste aller dänischen Zeitschriften ist die „Dänische Literaturzeitung" („Dansk Literaturtidende"), ehemals „Kopenhagener gelehrte Nachrichten" genannt.

Gesetzen des Staats gemäß ausspricht.*) Die Censur, und natürlich noch mehr eine strenge Censur, ist daher als ein Uebel nicht weniger in Hinsicht der Blätter und Journale als der größern Werke anzusehen. Wenn in kleinern Staaten der größern wegen es erforderlich sein sollte, die ausschließend politischen Blätter, wie es bei uns der Fall ist, mit Censur zu belegen, so ist dieses nur als eine traurige Nothwendigkeit zu betrachten, und die Censur darf sich nur auf die auswärtigen Angelegenheiten erstrecken, auch muß sie so schonend als möglich ausgeübt werden. In der Zukunft, wenn ein Historiker die Begebenheiten unsers Zeitalters beschreiben will, und z. B. in englischen Zeitungen so reichen, in russischen dagegen so wenig Stoff findet, so wird er schwerlich der Meinung jenes Ref. beipflichten. Dann werden auch größtentheils die unwürdigen Angriffe und die groben Unwahrheiten, wozu die Presse jetzt so oft gemisbraucht wird, vergessen sein; Misbräuche, die zwar oft Unwillen erregen müssen, doch aber immer erträglicher als die, eine freie Aeußerung des Gedankens hemmende Censur sind."

Da wir eben etwas von der Vermehrung der theologisch-periodischen Literatur erwähnten, so sollte billig auch die Ergiebigkeit der juristischen und der medicinischen erwähnt werden. Eine „Bibliothek for dansk Lovkyndighed" (Bibliothek dänischer Rechtswissenschaft), von dem Notar der juristischen Facultät, Algreen-Ussing, und eine Zeitschrift für die Arzneiwissenschaft von Herholdt und Mansa, die angekündigt worden, sind daher noch zu nennen.

Von der den Augenblick überdauernden Literatur führe ich nur in aller Kürze vor, was mir eben am nächsten liegt; Sie mögen deshalb für diesmal dem Anspruch auf Vollständigkeit entsagen. Der zweite Theil der interessanten Vorlesungen Molbech's („Forelæsninger over den nyere danske Poesie") kam am Ende des vorigen Jahres heraus. Sie handeln von den Gedichten Baggesen's und ältern poetischen Werken Oehlenschläger's. Von der Sammlung der dänischen Schriften des erstgenannten Dichters („Jens Baggesens danske Verker") erhielten wir den letzten (12.) Band nebst dem (nicht sehr ähnlichen) Portrait des verstorbenen genialen Verf. Man hat dieser Sammlung auch einen nicht geringen Theil seiner zahlreichen polemischen Schriften einverleibt; ob mit Recht, ist hier die Stelle nicht zu erörtern. Die Subscribenten sollen aber keineswegs damit zufrieden sein; vielleicht würde der Dichter, wenn er seine Meinung uns mittheilen könnte, sich mit den Subscribenten im ähnlichen Falle befinden. Ein junger Dichter, der mit einem versificirten Lustspiel in fünf Aufzügen glücklich debutirte, hat durch ein neues (humoristisches) Gedicht: „Dandserinden" (Die Tänzerin), noch größern Beifall eingeerntet. Er hat sich noch nicht genannt.

Die Novellen des Pastors (in Jütland) S. S. Blicher, von welchen das deutsche Publicum bereits einige in Uebersetzungen durch Professor Kruse kennt, sind jetzt gesammelt in zwei Bänden erschienen. Da sie ursprünglich in einer Provinzialzeitschrift ans Licht traten, die wenig Leser in der Residenz hatte, sind sie für uns als ganz neu anzusehen und machen viel Glück. Nur die Sprache hat der Dichter mit allzu wenig Sorgfalt behandelt.

„Dramatiske Scener", von C. Bredahl, sind mit dem sechsten Theile geschlossen worden. Die vier ersten Theile kamen 1819—22, der fünfte 1832 heraus. Die ganze Folge macht ein großes dramatisches Gedicht aus und ist unleugbar eine merkwürdige Erscheinung. Unter allen originellen Zügen ist allerdings eine gewisse Nachahmung von Shakspeare hin und wieder durch das Ganze nicht zu verkennen; auch Oehlenschläger scheint in einer gewissen Scene des sechsten Theils dem Dichter ziemlich deutlich vor Augen geschwebt zu haben. Die Amme Julia's in „Romeo und Julia" tritt uns in der Person der Sinfe recht interessant entgegen. Von Hauch erhielten wir „Mastrichts Beleiring" (Die Belagerung von Mastricht), eine Tragödie*), und Hertz gab uns eine Sammlung seiner Lustspiele. So befinden wir uns denn wieder auf dem Gebiete der Dramaturgie und fast, da die Stücke der letzterwähnten Sammlung alle gespielt werden, auf dem Theater selbst. Wir wollen aber da für diesmal nicht verweilen.

Die kleine Schrift des Professors Schouw: „Europa, en letfattelig Naturskildring" (ein leichtfaßliches Naturgemälde) nebst einem Atlasse, sechs Karten enthaltend, ist sehr interessant und wird viel gelesen.**)

So viel auch in unserer Zeit für die Registrirung, wenn wir uns dieses Ausdrucks bedienen dürfen, der Literatur gethan worden, so würde es doch manchmal ziemlich schwer sein, wenn sich Einer auf längere Zeit von dem literarischen Verkehr des Tages entfernt hat, das Vergangene nachzuholen und mit der immer forteilenden Zeit wieder gleichen Schritt zu halten. Es fehlt nämlich ein catalogue raisonné über die ganze erscheinende Literatur, wenigstens in Dänemark; und wenngleich diese Literatur weniger umfangreich als die der größern Staaten ist, so ist der Mangel doch sehr fühlbar. Die Zahl und die Titel der erschienenen Schriften sind zwar leicht zu erfahren. Es kommen hier die jährlichen Bücherverzeichnisse der Gyldendal'schen Buchhandlung sowie die monatlichen der „Dänischen Literaturzeitung" und der „Monatsschrift für Literatur" dem Wißbegierigen zu statten. Allein diese sind blos katalogische Uebersichten der erschienenen Schriften. Den Werth oder die Qualität derselben einigermaßen und in aller Kürze kennen zu lernen, ist fast unmöglich, ohne sich die ganze Masse selbst zu sammeln und zu prüfen, was wol Keiner unternimmt. Ein quasi-kritisches Blatt, das sich den Zweck setzte, dem obigen Mangel abzuhelfen, wäre mithin ein verdienstliches Unternehmen. Es müßte von bewährten Männern herrühren, und die Anzeigen des Werths und des Inhaltes einer Schrift müßten so kurz, aber dabei so charakteristisch als nur immer möglich sein. 147.

*) Bekanntlich müssen in Dänemark alle unter Appellation stehenden Richterstühle ihren Urtheilen immer die Gründe, unter steter Anführung der Belegstellen aus den Gesetzen, hinzufügen. Auch ist die Gerichtshaltung in allen Instanzen ohne Ausnahme öffentlich, ebenso die Zeugenverhöre.

Notiz.

Der gelehrte Erzbischof von Thessalonich, Eustathios, lebte gegen Ende des 12. Jahrhunderts. Die Sorgfalt, womit er das mühsame und umfangreiche Werk zur Erklärung des Homer vollendete, die Scholien, welche er zu dem Dionysios Periegetes lieferte und die er zum Pindar zu geben unternahm, sowie der durch dies Alles unleugbar bewirkte Nutzen berechtigen, wie der Neugrieche Korais irgendwo im J. 1811 sagte, zu dem Schlusse, daß ohne die sogenannten Kreuzzüge der Abendländer, welche bald nach dem Tode des Eustathios begannen, und ohne die Eroberung Konstantinopels durch die Lateiner im Jahre 1204, das Volk der Griechen schon damals diejenige Veränderung zum Bessern gezeigt haben würde, welche es später im 15. Jahrhunderte gezeigt hat und welche es gegenwärtig zeigt. Wenn man die große Anzahl der nach der Einnahme Konstantinopels durch die Osmanen im westlichen Europa zerstreuten gelehrten Griechen mit den wenigen gelehrten Zeitgenossen des Eustathios vergleicht, so kann man nicht zweifeln, daß ohne diese zweite Eroberung die griechische Nation, namentlich mit Hülfe der damals gleichzeitigen Erfindung der Buchdruckerei, auf der nämlichen Stufe der Cultur mit den andern civilisirten Völkern stehen würde. Aber, was zweimal verhindert worden, braucht nicht nothwendig zum dritten Male verhindert zu werden! 30.

*) Erscheint nächstens in deutscher Uebersetzung in der Verlagshandlung d. Bl. D. Red.

**) Wir berichten nächstens darüber nach einer deutschen Uebersetzung. D. Red.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Montag, — Nr. 154. — 3. Juni 1833.

Dresdens literarisches Leben und Weben am Ende des 18. Jahrhunderts.

Erster Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 153.)

Für die classische Literatur, besonders die römische — denn in der griechischen war er beiweitem kein Böttiger — glühte Daßdorf bis an die Marken seiner Tage. Ein großer Horaz kam fast nie von seinem Arbeitstische auf der Bibliothek. Ein kleiner lag früh schon neben der Kaffeetasse, denselben steckte er ein, wenn er ausging, und wie Betschwestern im alten Gesangbuche war Daßdorf bewandert in dem noch etwas ältern Horaz. Für jeden Scherz, für jedes wichtige Lebensverhältniß oder politisch große Ereigniß wußte er ein Horatianum. „Ach!" seufzte er ordentlich einmal zu mir, als er Napoleon in der Bibliothek herumgeführt, „wie gern hätte ich dem großen Manne zugerufen mit Horaz: „Contrahes vento nimium secundo turgida vela!" („Ueberhebe dich nicht im Glücke!")

Allerdings paßte dieser Horazische Spruch auf Napoleon; doch gab es damals, 1807, wo er als Sieger von Friedland in Dresden einsprach, wol auf der ganzen weiten Erde keinen Mund, der gewagt hätte, ihm solch eine Horazische Warnung zuzurufen. Am wenigsten eignete sich dazu der Mund eines königl. sächs. zweiten Bibliothekars.

Napoleon's Marschälle und Minister verfolgte Daßdorf, wenn er sie auf der Bibliothek herumführte, im Stillen natürlich, wie er oft sagte, stets mit Horazischen Sprüchen, insbesondere mit

Crescentem sequitur cura pecuniam
Majorumque fames.

Denn, behauptete er, je mehr diese Menschen haben, desto mehr wollen sie. Wenn von Napoleon's Kühnheit in Schlachten die Rede war, meinte er oft spöttisch: Der große Kronenräuber, wie er ihn, ehe er in der dresdner Bibliothek einsprach, gewöhnlich nannte, werde sonder Zweifel mit dem göttlichen Horaz denken:

Non semper feriet quodcunque minabitur arcus;

aber

Non semper laeta ridet Bellona,

setzte er gewöhnlich mit bedeutender Miene hinzu und würde nicht ungern gesehen haben, wenn das uralte Sprüchwort vom endlich den Henkel verlierenden Kruge sich bei der ersten besten Recognoscirung an dem nagelneuen Kaiser bewährt hätte.

Zu sehr daran gewöhnt, dicta classica, besonders Horazische, im Munde zu führen, brauchte er sie sogar oft gegen Leute, die keine Sylbe lateinisch verstanden. Wenn ich so viel Thaler hätte, als er z. B. Horaz' „hora ruit" bald Dem, bald Jenem zugerufen, so wär' ich ein reicher Mann. Am liebsten benutzte er es gegen Primaner, Secundaner u. dgl., wenn sie, auf der Bibliothek lesen oder nachschlagen wollend, mit Nachbarn in Gespräche sich einließen. „Monsieur", denn damals gab es noch dergleichen, „Horaz singt: hora ruit!" Damit winkte er gewöhnlich zur Ruhe. Auch war er unermüdlich in der Bemerkung, daß ihm Eine Horazische Ode lieber sei als der ganze Voltaire, den er ohnedem als einen schändlichen Freigeist und Religionsspötter stets auf dem Striche hatte. Die bekannte Anekdote von Voltaire, daß er nach Herstellung von einer schweren Krankheit, wo er schon der letzten Oelung wegen die geweihte Kerze in der Hand gehalten hatte, auf diesfallsige Verwunderung freigeisterischer Freunde bemerkte: er würde, wäre er als Anbeter des Dalai Lama geboren, in ähnlichem Falle auch einen Kuhschwanz in die Hand genommen haben — diese Anekdote konnte Daßdorf nie ohne eine Art von Wuth gegen den Philosophen von Ferney erzählen, und gewöhnlich schloß er sie mit der Bemerkung: „So einen Grad von Frivolität konnte nur ein Voltaire sich aneignen; Gott hab' ihn selig, wenn er's nämlich hat werden können!"

Ueberhaupt war Daßdorf kein sonderlicher Verehrer der Franzosen und nannte sie, natürlich mit gelehrten Ausnahmen, die er allerdings gelten ließ, oft nur eine Nation von Hanswürsten, die von einem Tyrannen (Napoleon) sich pritschen ließen. Dagegen huldigte er mit ganzer Seele den Engländern und ärgerte sich ewig, daß sie den Dionys an der Seine (Napoleon) nicht kurz und klein machen konnten.

Daßdorf benutzte seine großen und mannichfachen Kenntnisse weniger zur Schriftstellerei als zu Recensionen und zur Unterstützung anderer Gelehrten mit bibliothekarischen Nachweisungen, Notizen und Auszügen. Außer den mit Anmerkungen reich ausgestatteten Ausgaben der Winckelmann'schen „Briefe an seine Freunde", des Casati „Poëmata graeca et latina", des Castrucci Bonamici

„Opus de rebus ad Velitras gestis etc.", der Memoiren Coligni's, einer „Geschichte der Wissenschaften in Polen unter den Jagellonen" (wofür er eine goldene Medaille erhielt) und einer „Beschreibung Dresdens" ist keine Hauptschrift von ihm bekannt. Auf sein Werk über Dresden, das 1782 in zwei Theilen erschien, legte er einen besondern Werth, zuerst, weil er es als einen Hauptführer für alle gebildete, Dresden besuchende Fremde betrachtete, vorzüglich aber deshalb, weil Lessing und Hagedorn ihn dazu veranlaßt hatten. Lessing nämlich, den, als er aus Italien nach Dresden kam, Daßdorf als literarischer Cicerone meist in Hagedorn's Gesellschaft begleitete, äußerte einst gegen Letztern, wie es ihm unbegreiflich sei, daß es von einer so schönen Stadt als Dresden noch keine geschmackvolle Beschreibung gebe, und Beide vereinigten sich in dem allerdings nicht ungerechten Wunsche, daß Daßdorf eine solche bearbeiten möchte. Dies gab in Daßdorf's literarisches Gemüth einen Funken, der zur hellen Flamme ward, als Lessing hinzusetzte: „Ja, thun Sie das, Herr Bibliothekar! alle Welt wird es Ihnen Dank wissen, und sicher kein Fremder das schöne Dresden durchwandern ohne seinen Daßdorf in der Tasche."

Gleich nach Lessing's Abreise ging Daßdorf mit Lust und Liebe an das von jenem großen Manne ihm zur Bearbeitung empfohlene Werk, brachte es unter Hagedorn's Beirath binnen einigen Jahren zu Stande, betrachtete es stets als sein literarisches Schooskind und erwähnte es selten ohne die Bemerkung, daß er es wol nie geschrieben, wenn Lessing und Hagedorn ihn nicht dazu aufgefodert hätten.

Wie aber Lieblingskinder zärtlichen Vätern nicht selten die meiste Noth machen, so ging es auch dem guten Daßdorf mit seiner „Beschreibung Dresdens". Denn sie ward von einem gleichzeitigen Topographen, dem literarisch hand-, aber auch grundfesten Bauprediger Hasche in dem „Dresdner Anzeiger" so entsetzlich angegriffen, daß ihr armer Verfasser vor Aerger oft kaum essen konnte. Was Letztern aber am meisten kränkte, war, daß der Mann, der ihm so unbarmherzig mitspielte, die Mittel dazu auf der Bibliothek häufig nur mit seiner eignen Beihülfe sich geholt hatte und noch fast täglich dort, oft zugleich mit demselben Anzeigerstück einsprach, das sein Schooskind begeiferte. Diesem historisch- wie topographisch-furchtbaren Hasche, der, wo Daßdorf mit Kartätschen schoß, ganze Karthaunen gegen ihn losbrannte, nur wenigstens nicht mehr nahe zu leben, ging er den damaligen Oberhofprediger Herrmann und den Superintendent Rehkopf in einem fort dringend an, demselben eine Anstellung in der Provinz, wo möglich in der entferntesten, vielleicht im Hennebergischen oder Querfurtischen, zu geben. Allein dagegen walteten stets sehr triftige, nicht hierher gehörige Bedenklichkeiten. So mußten die historisch-topographischen Hähne sich schon vertragen und vertrugen sich auch späterhin, als die Zeit ihren Sporen die Stachel genommen, noch so gut, daß sie auf der Bibliothek recht oft und recht freundlich miteinander verkehrten.

Noch traf den armen Daßdorf seines Dresdens wegen ziemlich um dieselbe Zeit eine andere und zwar poetische Anfechtung, welche ihm sogar eine Dame, die bekannte gelehrte Frau von Runkel, zugezogen hatte. Diese, eine Oberstlieutenantswitwe, welche durch Uebersetzungen aus dem Italienischen und Französischen, durch eine „Moral für Frauenzimmer u. s. w.", insbesondere aber durch Herausgabe der Gottsched'schen Briefe in der gelehrten Welt eine Art von Berühmtheit errungen, in Dresden aber als Fräuleinerzieherin die ersten Häuser sich befreundet hatte, war eine äußerst lebendige Verehrerin und Freundin Daßdorf's, dem sie bei jeder Gelegenheit Weihrauch streute. Am meisten geschah dies in ihrer „Sammlung freundschaftlicher Originalbriefe zu Bildung des Geschmacks für Frauenzimmer" (3 Thle., Dresden 1771—72), worin mehre Damen als Lobpreiserinnen Daßdorf's auftraten, sonder Zweifel dafür, daß er ihnen literarische Gefälligkeiten erzeigt hatte. Dies veranlaßte eine boshafte (man sagte damals Hasche'sche) Feder zu folgenden Stanzen:

Es lehrt der große Menschenkenner (Herr Daßdorf)
Durch Weib an Weib originaliter: (Fr. v. Runkel's Briefe)
Das Kleeblatt der drei größten Männer
Sei Lippert *), Hagedorn und Er —
Und läßt in seinem Dresden lesen
(Versteht sich wohl, wer Plunder liest),
Wie groß der sel'ge Hagedorn gewesen,
Herr Daßdorf sein will — Lippert ist.

Lange hatte man Daßdorf das Gedicht verheimlicht. Eine boshafte Hand (vielleicht die des Verfassers) spielte es ihm einst auf seinen Platz in der Bibliothek, verfehlte aber ganz den Zweck, ihn zu ärgern, denn Daßdorf hatte eine zu gute Meinung von seinem Dresden und ein zu festes Vertrauen auf seinen literarischen Ruhm, als daß er, wie er sagte, in dem verleumderischen Versmacher etwas mehr als eine Kröte hätte sehen sollen, die nur deshalb, weil sie ewig in Schlamm und Sumpf leben müsse, hochstehende und geachtete Männer mit ihrem Gifte besprütze.

Eine andere, weit trübere Wolke an Daßdorf's sonst fast ewig heiterm Himmel ging im Jahre 1804 mit Böttiger's Erscheinen in Dresden auf. Dadurch erreichte Daßdorf's literarischer Polarstern — denn das war er wenigstens für alle Fremde und Hohe in Dresden gewesen — auf Einmal den Culminationspunkt und neigte sich allmälig zum Untergange, welches Daßdorf auch in vielfachen Beziehungen nicht ohne stillen Kummer bemerkte. Am meisten schmerzte es ihn, daß berühmte Männer, die sonst unmittelbar bei ihm auf der Bibliothek einsprachen, jetzt meist durch Böttiger dort eingeführt wurden; daß Böttiger nun der erste Marschall am dresdner Musenhofe ward, während der grenzenlos gefällige Daßdorf fast nur noch die Stelle eines Ceremonienmeisters oder gar nur Kammerherrn begleitete. Doch weit mehr als in literarischer, kümmerte ihn in amtlicher Hinsicht Böttiger's Auftreten in Dresden; Adelung war damals schon ein guter Siebziger, die Erledigung der Ober-

*) Der bekannte Antiquar und Erfinder einer glasartigen Masse zu Gemmenabdrücken, der 1786 zu Dresden starb.

bibliothekarstelle also zum zweiten Mal während Daßdorf's Amtirung nicht fern. Der Oberküchenmeister Freiherr zu Racknitz hatte (das wußte Daßdorf) besonders bei Böttiger's Ruf nach Dresden mitgewirkt. Racknitz stand mit dem Chef der Bibliothek, dem Oberkammerherrn Grafen Marcolini, im besten Vernehmen, dazu nun Böttiger's Berühmtheit und allbekannte, vielseitige Gelehrsamkeit; was war natürlicher, als daß man in diesem hochverdienten Manne Adelung's würdigsten Nachfolger zu sehen meinte. Daßdorf war außer sich, als er die erste Nachricht von Böttiger's Rufe nach Dresden bekam. Freilich sollte dieser nur Studiendirector des Pageninstituts mit Hofrathscharakter werden, aber — war er nur einmal da. „Es müßte kein gerechter Gott im Himmel sein", äußerte Daßdorf damals fast gegen Jeden, der auf die Bibliothek kam, „wenn man mir diesen Fremdling vorziehen wollte", und er fürchtete förmlich Tag und Stunde, wo jener präsumtive Nachfolger Adelung's auf der Bibliothek zum ersten Mal einsprechen werde. Nur dann erst ward er ruhig, als nach Adelung's Tode der gerechte Gott im Himmel (d. h. Friedrich August der Gerechte) weder ihm noch Böttigern Adelung's Stelle, sondern ihm nächst Gehaltszulage den Hofrathscharakter und Böttiger die Oberaufsicht über das Augusteum oder Antikencabinet gab. Ja, beide hochverdiente Männer wurden späterhin, besonders als gelehrte Hausgenossen im japanischen Palaste, noch die besten Freunde. Auch ließ Böttiger Daßdorf's großen Kenntnissen, besonders seiner seltenen literarischen Humanität und bibliothekarischen Gefälligkeit stets volle Gerechtigkeit widerfahren. Letztere war aber auch in der That unbegrenzt, denn die Verbreitung des Ruhms, die Nutzerweiterung des ihm anvertrauten Bücherschatzes gingen ihm über Alles. Nicht genug, daß er den Gebrauch der Bibliothek auf alle Art erleichterte, nannte er auch Jedem, der dort etwas suchte, die besten Schriften darüber, führte Gelehrte meist selbst an Ort und Stelle, um sie von den in ihr Fach einschlagenden Schätzen in Kenntniß zu setzen, oder legte ihnen die betreffenden Kataloge vor. Fremde bezauberte er gleichsam durch seine ungemessene Liberalität. Jungen Leuten gab er gern Winke über die zweckmäßigste Einrichtung ihrer Studien sowie über die dabei zu benutzenden Bücher. Werke, die eigentlich nicht von der Bibliothek gegeben werden konnten, nahm er nicht selten auf eignes Risico mit nach Hause und theilte sie dann im Stillen Gelehrten mit. Seine Untergebenen behandelte er nur als Freunde und literarische Collegen, ja selbst den Aufwärtern, damals nicht viel besser als bibliothekarische animali parlanti, gab er, wenn ihre Unbrauchbarkeit nicht gar zu lästig ward, fast nie ein unschönes Wort. *)

(Der Beschluß folgt.)

*) Ein Zimmer der zweiten Etage des japanischen Palastes enthält sogenannte opera junctim edita, z. B. die ganzen Voltaire'schen, die ganzen Lessing'schen, Schiller'schen, Göthe'schen u. s. w. Schriften, und über jedem Repositorium steht: Opera. Fremde gemeinen Schlages ließ man damals nur von einem Aufwärter gleichsam durch die Bibliothek treiben. Bei so einem Treiben hört Daßdorf einst, daß der Aufwärter Santo Basso einen Fremden, der sich die Ueberschrift: Opera, nicht zu deuten weiß, mit den Worten abfertigt: „Hier stehen lauter Opern — altes Zeug — wenigstens 4—5000." Das findet der Fremde unbegreiflich, wird aber sofort von Daßdorf belehrt, der zu seinem nicht geringen Aerger nun erst erfährt, daß Santo Basso seit Jahren schon jene kurze Auskunft gegeben. Nach Abgang des Fremden nimmt Daßdorf den Aufwärter ins Gebet, daß er lieber fragen als zur Schande der Bibliothek den Leuten solch dummes Zeug weismachen solle, und schließt mit der Warnung: „Künftig sagt Er: hier stehen ganze Sammlungen von Werken gelehrter Männer." Das war dem alten Santo Basso zu weitläufig, und er blieb, wenn es nur irgend thunlich schien, bei seinen Opern. Daßdorf aber, dem die Ehre der Bibliothek wie die eines eignen Kindes am Herzen lag, behorcht ihn einst, und als er eben wieder jene saubere Erklärung gibt, faust er ihn an: „Ist Er denn so verstockt dumm, daß Er nicht thun kann, was man Ihm sagt, Er alter Esel — verstockt dumm — alter Esel!" „So haben mich der Herr Hofrath Crusius und der Herr Oberbibliothekar Canzler nie geschimpft, mich alten treuen Diener", knurrt Santo und wischt sich eine Thräne. „Na, heul' Er nur nicht — hier! spül' Er die Galle hinunter in einem Glas Wein, aber blamir' Er, mir die Bibliothek nicht wieder!" Damit gab Daßdorf dem alten Esel 4 Groschen, und viel fehlte nicht, er hätte ihm das wohlverdiente Prädicat abgebeten.

Journalunwesen in England.

Die Journale sind in den freiesten Staaten nur Schmeichler der öffentlichen Meinung; wie die Hofschranzen um den Monarchen, so drängen sich die politischen Blätter um die Parteien und buhlen um Gunst und Geld. Die Presse ist eine Sklavin, welche die Welt regiert! Die Journalistik wirkt nirgend mächtiger als in England, nirgend ist sie knechtischer und corrupter. Das gelesenste Blatt Europas sind unstreitig die „Times". Es war eine Zeit, wo der Torysmus keinen eifrigern Verfechter hatte; heutzutage facht sie mit unermüdlicher Heftigkeit die aufrührische Flamme an, welche England zu verzehren droht. Man glaube nicht etwa, daß die Veränderung in den Ansichten von einer Veränderung des Personals herkomme; es sind dieselben Herausgeber, dieselben Redacteurs an der Spitze, die es vor 20 Jahren leiteten. Man wird sich zu erinnern wissen, zu welchen gewaltigen Discussionen die katholische Emancipationsfrage Anlaß gab, und wie warm sich die „Times" der Irländer annahmen. Die „Times" waren anfangs unentschlossen über die Partei, die sie ergreifen sollten; nach langen und heftigen Debatten kamen die Herausgeber dahin überein, daß einstweilen bis auf Weiteres nur zweimal die Woche über diese Angelegenheit berichtet werden sollte. Hr. Barns begab sich selbst an Ort und Stelle, und vermöge seines Scharfsinnes und sichern Taktes ermittelte er bald, daß die Katholiken Sieger bleiben würden. In diesem Sinne schrieb Hr. Barns in die „Times", welche sofort alle ihre Minen gegen ein altes Bollwerk spielen ließen, dessen Sturz sie vorausgesehen hatten. Früher hatte dasselbe Journal in dem Proceß der Königin Karolina dieselbe Taktik befolgt. Als die unglückliche Frau in Dover gelandet war, ließ sich nicht wohl ermessen, ob die Masse des englischen Volkes sich zu ihren Gunsten entscheiden, oder zu ihren Feinden schlagen werde. Derselbe Hr. Barns, wurde nach Dover auf Recognoscirung geschickt; er fand daselbst das Volk sehr aufgebracht gegen die Fürstin und beeilte sich, seinen Committenten zu schreiben, diese Sache zu vertheidigen sei unmöglich. Nach einer kurzen Reise nach Frankreich fand Barns die öffentliche Meinung gänzlich geändert; die Vertheidigung der Königin war eine Parteisache geworden. Da

erschien in den „Times" jener herrliche Aufruf an die englische Nation; ohne die Hülfe dieses Blattes würde es der Königin nicht gelungen sein, einem Ministerium Trotz zu bieten, das Millionen aufbot, um sie zu zermalmen.

An politische Gewissenhaftigkeit, an Grundsätze ist weder bei den Herausgebern noch bei den Redacteurs zu denken. Colburn hat in dieser Hinsicht die Unverschämtheit am weitesten getrieben; er steht an der Spitze von vier Journalen, von denen jedes eine verschiedene Meinung vertritt. „The new monthly magazine" wird im Sinne der Radicalen redigirt; „The united service journal" predigt den reinsten Torysmus; die Whigs finden in der „Sonntagszeitung" eine kräftige Stütze für ihre Meinungen; die „Hofzeitung" ist servil. Eine und dieselbe Presse hetzt also alle Elemente der politischen Gesellschaft gegeneinander: eine große Lehre und Warnung für Alle, die gewohnt sind den Zeitungen nachzubeten!

Es ist vielleicht kein Ort in der Welt, wo sich so viele Betrüger und Betrogene befinden, als ein Journalbureau in England. Es gibt in London eine Menge Leute, die kein anderes Gewerbe treiben, als die Tagesneuigkeiten aufzufangen; da sie selten zu den echten Quellen gelangen können, so häufen sie die skandalösesten Lügen aufeinander. Talentvolle Schriftsteller sind die Opfer der Herausgeber, die ihnen wenig zahlen und nicht wenig verlangen; ebenso sind diese Herausgeber die Dupes der Neuigkeitskrämer, Lakaien außer Diensten, verlaufener Komödianten und Schneider u. s. w., welche ihnen offenkundige Thatsachen für vertrauliche Mittheilungen verkaufen. Der Eigenthümer des „Observer" und des „Englishman", zwei Sonntagsblätter, ist einige Zeit durch einen solchen Wicht hintergangen worden. Alle Sonnabende sendete dieser an den Herausgeber einen mächtigen, wie eine ministerielle Depesche gefalteten Brief; auf der Ecke des Umschlags stand mit großen Buchstaben: „geheime, confidentielle Mittheilung"; diese Geheimnisse schöpfte er aus dem „Morning chronicle" desselben Tages und bekam für die Depesche fünf Pf.

Eine besondere Erwähnung verdiente der „Observer" in Bell's „Life in London". Einen unedlern Zweck hat sich wol nie eine Zeitschrift gesteckt und nie durch schlechtere Mittel bestanden! Die Gastwirthe, bei denen die Taschendiebe ihre Zusammenkünfte halten, wissen, daß wenn irgend eine große Boxerei stattgefunden, ihre Kunden mit Beute beladen nach Hause kommen und ein großer Theil davon in ihren Tavernen verzehrt wird. Sie unterstützen daher die edle Boxkunst aufs nachdrücklichste und schießen das nöthige Geld her, welches dem Sieger als Preis gereicht wird. Das Boxerhandwerk würde zu Grunde gehen ohne diese Geldunterstützung, und wenn nicht die Gauner es in Ehren hielten und beide obengenannte Blätter das Interesse der honnetten Sippschaft nicht in Schutz nähmen! Der Kampf der Boxer ist selbst ein Betrug. Die Gegner machen unter sich aus, wie viel Schläge sie sich einander beibringen wollen, und wer unterliegen soll; vorher wird eine Probe gehalten. Vor einigen Jahren lehnte sich ein Boxer, der sich auf seinen Ruf etwas zu Gute that, gegen diesen Betrug auf und drohte, das Geheimniß der Schurken zu verrathen. Es war ausgemacht worden, daß einer der beiden Kämpfer keinen Streich nach des Gegners Kopf führen dürfe; der ehrliche Boxer unterlag unter den Schlägen seines Feindes, der ihm mit seinem Kampfhandschuh die Stirn einschlug.

Eins der neuesten Blätter in London ist „Unser Zeitalter", es wird von den Clubs gelesen und wimmelt von den unanständigsten Persönlichkeiten, skandalösen Anekdoten über große Herren und aus dem häuslichen Leben. Die „Hofzeitung" und eine Art Modeblatt gibt Nachricht über die Hoffeste, über die Toilette der Hofdamen u. s. w. Sie wird besonders von den Frauen und Töchtern der reichen Kaufleute gelesen, die dem Adel und dem Hofe am nächsten stehen und dennoch nicht Zutritt in die große Welt haben und daher mit Begierde verschlingen, was ihnen aus diesen Regionen gebracht wird.

Welche große Fortschritte die Mittelclasse in England gemacht, geht daraus hervor, daß das „Weekly dispatch", ein blos nützliches Blatt, das in einer einfachen, vernünftigen Sprache belehrende Nachweisungen liefert, über 53,950 Abonnenten zählt, während die „Times" nur 15,000 Abnehmer haben. Die Sonntagsblätter, welche früher blos trockene Predigten enthielten und die Belehrung der niedrigsten Volksclassen bezweckten, haben seit der Julirevolution einen höhern Schwung genommen. Es äußert sich darin eine weit energischere literarische Wirkungskraft als in den berühmtern ältern Blättern. Der „Zuschauer", der „Atlas" und das „Athenäum" sind mit seltenem Talente, mit seltener Unabhängigkeit abgefaßt. Man glaube übrigens nicht, daß beide Vorzüge unentbehrlich seien, einem Journal Absatz zu verschaffen und auf gutem Wege zu erhalten. Der beste Zeitungsdirector ist derjenige, der das Publicum am genauesten kennt, der es zu ködern weiß und scharfsinnigen Takt mit glänzender Oberflächlichkeit vereinigt; die vortrefflichen Artikel des Hrn. Black im „Morning chronicle" haben aber durch die Energie der Gedanken und die scharfe Deduction der Gründe am meisten zum Falle dieses Blattes beigetragen. Die glänzende Sophistik, der rhetorische Prunk der „Times" haben dieses Blatt an die Spitze der englischen Journale gehoben. 143.

Notizen.

Szafarzyk.

Der berühmte slawische Sprachforscher Szafarzyk ist ein geborener Slowake aus dem nördlichen Ungarn. Er bildete sich — er ist evangelisch — anfangs in seinem Vaterlande, später in Deutschland zum Theologen aus. Bald aber überwog sein Eifer für die slawische Literatur; dieser wandte er nun alle seine Geisteskräfte zu, und so bekleidete er seit 14 Jahren die Stelle eines Directors und Professors an dem Gymnasium zu Neusatz im südlichen Ungarn. Einen Ruf der russischen Akademie zu Petersburg, die ihn zum Mitarbeiter an dem großen, alle slawischen Dialekte umfassenden etymologischen Wörterbuche erwählt hatte, mußte er verschiedener Hindernisse wegen ablehnen; darauf übertrugen ihm mehre deutsche Universitäten den Lehrstuhl der slawischen Sprache und Geschichte, aber er zog es vor, wie ein polnisches Blatt sagt, als Slawe im Lande der Slawen zu denken, zu sprechen und zu schreiben. Er wird sich nach Prag begeben, wo er sich als Privatgelehrter ganz seinen Studien hinzugeben gedenkt.

Mickiewicz.

Die zahlreichen Verehrer des polnischen Dichters Mickiewicz sind auf die neuesten Dichtungen desselben überaus gespannt. Er beabsichtigt nämlich zur Zeit, die 1828 und 1829 in Paris erschienene Sammlung seiner Poesien (3 Bde., 12.) daselbst fortzusetzen. Ein Freund dieses Schöpfers der neuern romantischen Poesie in Polen, ebenfalls ein ausgezeichneter Dichter und gewiß ein glaubwürdiger Gewährsmann, hat darüber Folgendes nach Warschau geschrieben: „Ich habe soeben eine so bedeutende Anzahl neuer Dichtungen von Mickiewicz vor mir liegen, daß damit mehre starke Bände gefüllt werden könnten. Der versprochene vierte Theil seiner Poesien befindet sich bereits unter der Presse, und vielleicht schließt sich an diesen noch ein fünfter an. Besonders wichtig und interessant wird der vierte Theil wol für immer in der polnischen Literatur bleiben, denn er begründet eine neue Epoche in der Bildungsgeschichte unsers Landsmanns. Nur des Jünglings Gedichte habt Ihr bisher kennen gelernt, nun erst werdet Ihr die des Mannes erblicken, und zwar eines Mannes in der vollen Kraft und vollen Reife seines Genies." — Unter Anderm hat Mickiewicz auch Byron's „Giaour" ins Polnische übersetzt. Ein anderer Dichter dieser neuern romantischen Schule Odyniec hat Byron's „Corsair" sowie Mehres von Th. Moore übertragen. 177.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Dienstag, — Nr. 155. — 4. Juni 1833.

Dresdens literarisches Leben und Weben am Ende des 18. Jahrhunderts.

Erster Artikel.

(Beschluß aus Nr. 154.)

Die Bibliothek war Daßdorf's zweite Heimat, wo er stets überglücklich sich fühlte. Auch blieb er dort nicht selten mehre Stunden über die Dienstzeit, schloß sich dann ein und recensirte, correspondirte oder dichtete. Letzteres, behauptete er, gelinge ihm so mitten im Heiligthume der Musen am besten, und die meisten seiner Gedichte konnten den japanischen Palast ihr Vaterland nennen. Auch hielt er dort, territorio literario clauso, oft jungen Leuten von Stande, unter andern den Söhnen der Conferenzminister v. Wurmb und v. Burgsdorf, Vorlesungen über Geschichte, classische Literatur, Aesthetik, Archäologie, lateinischen und deutschen Styl. Fremde von Stande oder Bildung, besonders große Gelehrte, auf der Bibliothek herumzuführen, war ihm Wonne, und er scheute dann weder Zeit noch Mühe. Unter den Gesandten am dresdner Hofe waren der westfälische, Dohm, der französische, Bourgoing, und der schwedische, Palin, die fleißigsten Besucher und Benutzer der Bibliothek. Mit erstern beiden brachte Daßdorf oft zwei bis drei Stunden in einem Saale oder Zimmer zu, immer neue literarische Hülfsmittel bietend, und auf ein Billet wurden jenen Gesandten ganze Körbe voll Bücher ins Haus geschickt. Schreibern dieses, welcher mit Bourgoing auf der Bibliothek bekannt worden war, gestand dieser herrliche Mann einst frei, daß ihm der Gesandtschaftsposten am dresdner Hofe in jeder, besonders aber auch in der Hinsicht angenehm sei, weil er nirgend mehr literarische Gefälligkeit gefunden habe als an der dresdner Bibliothek. „Ihr Daßdorf", sagte er oft, „ist ein bibliothécaire comme il faut — ein unschätzbarer Mann."

Mit welchem Eifer und Fleiß Daßdorf selbst die Bibliothek benutzte, bezeugen unter Anderm die zahllosen Anmerkungen und Notizen, die er entweder auf das weiße Blatt vor dem Titel, welches der Buchbinder nie vergessen durfte, mit Dinte, oder mitten im Texte auf die weißen Ränder mit Bleistift schrieb. Das jetzige Personal der Bibliothek wird sich davon täglich überzeugen können. Noch weit mehr aber würde dies der Fall sein, wenn der damalige Bibliothekchef, Oberkammerherr Graf Bose, Daßdorf nicht einst bemerklich gemacht hätte, daß der Kurfürst, der oft Bücher holen ließ, sich mißfällig über die Bleistiftglossen ausgesprochen, welche also künftig unterbleiben müßten. Unglücklicherweise hatte der Secretair Roche, ein echt bibliothekarisches Original *), davon Kenntniß erhalten; denn dieser derbe, grade, höchst liberale, aber, wo es auf Gehorsam gegen Dienstbefehle ankam, fast servile Mann, dem das Beschmieren der Bücher, wie er die Dassdorfiana manuscripta nannte, längst ein Dorn im Auge war, suchte nun, wenn er grade Zeit hatte, dergleichen „beschmierte Bücher" — er kannte Daßdorf's Lieblingsfächer — förmlich auf und verfuhr dann gegen dessen grundgelehrte Bemerkungen mit elastischem Gummi wie der Gärtner mit der Raupenschere. Einst ertappte ihn Daßdorf dabei. „Aber, ich bitte Sie um Gotteswillen, Herr Secretair! was haben Ihnen denn die paar Bleistiftworte gethan?" „Mir nichts, aber der Kurfürst kann sie nicht leiden; Graf Bose hat sie ja verboten." „Pro futuro, Herr College!" denn mit diesem Titel meinte Daßdorf Roche gleichsam zur Schonung gegen seinen gelehrten Fleiß stimmen zu können —; „aber nicht pro praeterito — litera scripta manet, manentque. Meine Nachfolger auf der Bibliothek werden mir für so manche Notiz einst noch Dank wissen, wenn ich längst schlummere." „Kann sein", knurrte Roche; „aber der Kurfürst und der Oberkammerherr wollen vor der Hand nichts wissen von solchem Dank." „Uebrigens", fuhr Daßdorf erbittert fort, „bin ich nicht der Erste, welcher dergleichen nützliche Bemerkungen in Bücher unserer Bibliothek schreibt, werde auch nicht der Letzte sein. Vergessen Sie denn ganz die vielen Besser'schen **) und

*) Dessen Schilderung von mir in Nr. 158 u. 159 d. Bl. f. 1830.

**) Der preuß. Geh. Kriegsrath und Ceremonienmeister Johann v. Besser, der als Dichter und Geschäftsmann an Friedrich I. Hofe eine glänzende Rolle gespielt, nach dessen Tode aber Stelle und Einkommen verloren hatte, lebte, ehe er wieder am sächs. Hofe 1717 angestellt werden konnte, in großer Noth und mußte Schulden machen, die ihn bis an sein Ende drückten. Nur in seiner herrlichen Bibliothek, auf die er mehr wendete als er eigentlich konnte, sich glücklich fühlend, zog er sich endlich von der Welt ganz zurück und fand eine Art von Trost und Erquickung darin, alle auf Muth und Trost im Leiden sich beziehende Stellen seiner Bücher zu unterstreichen. (Ebert a. a. O. S. 54.)

Watzdorf'schen Bücher *), jene mit zahllosen unterstrichenen Stellen, diese mit gelehrten Bemerkungen?" Roche erinnerte ihn aber ziemlich trocken daran, daß jene Bücher, ehe sie zur Bibliothek gekommen, Privateigenthum gewesen, womit die Besitzer nach Belieben haben schalten und walten können, stieg, ohne Daßdorf's Gegenbemerkung abzuwarten, auf die erste beste Leiter und bediente sich nach wie vor seiner literarischen Raupenschere. Indeß ist nicht zu leugnen, daß Roche zu schonungslos damit verfuhr und so manche Notiz vertilgte, deren Verlust bedauert werden muß; denn Daßdorf, mit der damaligen Gelehrtengeschichte großentheils durch Autopsie innig vertraut, bleistiftete von so manchem berühmten Manne höchst interessante biographische Notizen und gab, von der reichsten Belesenheit unterstützt, oft literarische Winke und Citate, die Manchem höchst willkommen gewesen sein würden. Dies kümmerte aber Roche nicht. Sein Gummielasticum war nun einmal durch den Oberkammerherrn in Bewegung gesetzt, dabei blieb es; ja, es fehlte nicht viel, er hätte sogar die oberwähnten Blätter mit Dassdorfianis ausschneiden lassen, wenn seine Collegen, Lipsius und Semler, ihn nicht abgehalten und besonders an die dem Bibliothekar, als seinem nächsten Vorgesetzten, schuldigen Rücksichten gemahnt hätten.

Wie einst Gellert und Weiße durch schriftstellerischen Ruf oft ganz wider Willen so eine Art von Hofmeisterprocuratoren für vornehme Häuser in den entferntesten Ländern deutscher Zunge geworden waren, so war es auch Daßdorf seit seiner Anstellung als Bibliothekar; Weiße selbst wies ihm oft dergleichen Kundschaft zu, von welcher sich aber Daßdorf in spätern Jahren etwas zurückzog, weil er dafür statt Dank oft nur Vorwürfe geerntet hatte; denn natürlich schlugen nicht alle seine Schützlinge ein.

Zu den schönsten Genüssen seines stillen, einfachen Lebens, zu den herrlichsten Sporteln seines Amtes, zu den größten Wohlthaten der Vorsehung rechnete es Daßdorf, daß er in Verhältnissen stand, wo er oft den Umgang mit berühmten Männern genießen konnte oder sie wenigstens kennen zu lernen Gelegenheit hatte. Glücklicher als Mancher in Correspondenz mit Schönen fühlte er sich im steten Briefwechsel mit Gelehrten, denen er nicht selten mit großem Aufwande von Zeit und Mühe literarische Notizen mittheilte, und tagelang war er oft beschäftigt, Auszüge für sie aus seltenen Werken zu fertigen. Die kleine Eitelkeit, dafür in Vorreden oder öffentlichen Blättern gepriesen zu werden, oder die Danksagungsbriefe berühmter Männer, Billets von Ministern, Gesandten ꝛc., die ihn literarisch consulirten, bei sich zu tragen, um gelegentlich seine ausgebreitete und vornehme Bekanntschaft sowie die Bestürmung seiner unermüdlichen Gefälligkeit damit belegen zu können, gehörte zu den kleinen, gewiß verzeihlichen Schwächen des herzensguten Mannes. Verschiedene Briefe von Herder, Wieland und Göthe kamen Jahr aus Jahr ein nicht aus seiner Tasche. In seinen gelehrten Briefwechsel aber verflocht er gern politische Ansichten, Beurtheilungen berühmter Männer, Winke über wünschenswerthe literarische Unternehmungen, religiöse Empfindungen, gemüthliche Verse ꝛc., hoffend, daß einst dergleichen Briefe nach seinem Ableben gewiß einen Sammler und Herausgeber finden würden, wie er selbst für die Winckelmann'schen gewesen war — woran aber freilich noch Niemand gedacht hat, noch wol je denken wird.

Wäre Daßdorf reich genug gewesen, ein Haus zu machen, bei ihm hätten Gelehrte und Künstler gewiß stets offene Tafel und die freundlichste Aufnahme gefunden. Da er aber nicht reich war, so machte er wenigstens seine amtliche Stellung auf der Bibliothek zum Hauptquartier für den dresdner literarischen Generalstab. Doch nicht für diesen allein, auch für die übrige gelehrte Welt war er, freilich in verjüngtem Maaßstabe, was späterhin Hofrath Böttiger ward und noch ist, eine Art von Hafen, wo Literatoren und Bibliopolen anlegten, ihre Artikel abzusetzen oder belebende Erfrischungen einzunehmen, ein Stapelort für die wichtigsten Erzeugnisse der gelehrten und artistischen Welt, ein Comptoir für literarische Empfehlungen und Bekanntschaften, eine gutmüthige, weit hörbare Posaune für stilles Verdienst, oft, obwol ungern, auch für anmaßenden Dünkel. Und doch, wenn Daßdorf, vieljähriger Vorsteher einer der größten Bibliotheken Europas, zu seiner Zeit Heber und Leger wenigstens im sächsischen Gebiete der Literatur, wenn er, der so viel auf seinen gelehrten Namen hielt, daß er einst sogar eine nicht unbedeutende Erbschaft ausschlug, blos weil er seinen Namen aufgeben und dafür den des Erblassers annehmen sollte — wenn dieser Daßdorf wissen sollte, daß er in der sächsischen Literatur fast ganz vergessen, in der allgemeinen kaum noch gekannt, fast nie genannt, mit all seiner großen Kenntniß, rastlosen Thätigkeit für Literatur und Kunst, unbegrenzten Gefälligkeit für Hunderte, ja Tausende von Gelehrten auch nicht ein kleines Plätzchen in irgend einem unserer alphabetisch-encyklopädischen Wörterbücher habe erringen können, während Hunderte darin figuriren, die man nie vermißt haben würde!!! Unbegreiflich ist es, daß die bekannten Pierer'schen, Brockhaus'schen, Ersch und Gruber'schen *), Schiffner'schen und andre dergleichen Lexika den in vieler Hinsicht um die Literatur so hochverdienten Daßdorf vergessen konnten. Darum hier wenigstens über ihn eine schwache biographische Stimme, vielleicht daß sie für etwaige Ergänzungsbände jener Werke keine Stimme in der literarischen Wüste bleibt.

*) Der Hofrath und Kammerherr Christian Heinrich Graf v. Watzdorf hatte auf seinen Reisen, besonders als sächs. Gesandter zu Florenz eine bedeutende Bibliothek gesammelt, die, nachdem er als Staatsgefangener auf dem Königstein 1747 gestorben und sein Vermögen confiscirt worden war, zuerst an die Brühl'sche und mit dieser späterhin an die königliche kam. Viele der gelehrtesten Werke stattete er mit Bleistiftbemerkungen aus, die von großen Kenntnissen und hohem Sinn für die Literatur zeugen. (Ebert S. 63.)

*) In dem 23. Bd. der Ersch u. Gruber'schen Encyklopädie befindet sich allerdings ein Art. über Daßdorf. D. Red.

Karl Wilhelm Daßdorf, geb. den 2. Febr. 1750 auf dem Rittergute Stauchitz bei Oschatz, wo sein Vater Postmeister war, genoß bis ins zwölfte Jahr Hausunterricht, kam dann 1762 auf die Fürstenschule zu Meißen, wo er mit dem lebendigsten Eifer der alten classischen Literatur sich widmete und es, besonders unter Leitung des Rectors Clemann, welcher Talente dafür zu wecken wußte, nach wenigen Jahren schon so weit brachte, daß er mehren seiner Mitschüler, ja selbst den Söhnen einiger seiner Lehrer Unterricht im Griechischen, Hebräischen und Lateinischen ertheilen konnte. Ostern 1768 bezog er die Universität Leipzig, wo damals Crusius, Garve, Ernesti, Morus, Gellert ꝛc. als akademische Sterne ersten Feuers glänzten. Der fromme Gellert, bei dem er fast täglich einsprach, empfahl ihn kurz vor seinem Tode dem berühmten Kinderfreunde, dem Kreissteuereinnehmer Weiße, zum Lehrer seiner Kinder, welche Daßdorf auch bis nach vollendeten Studien unterrichtete. Das Weiße'sche Haus, wo Daßdorf ganz als Familienglied behandelt ward, hatte großen Einfluß auf dessen Sinn für die schöne Literatur, insbesondere auch auf seine feine äußere Bildung, denn bekanntlich war jenes Haus damals ein Centralpunkt schöner Geister und reisender Weltmänner. Nachdem Daßdorf 1772 Magister geworden war — denn als Doctoren der Philosophie traten damals die Herren Magister noch nicht auf — ward er auf Weiße's und Zollikofer's Empfehlung 1773 Hofmeister im Hause des Geheimrathes Frhrn. v. Ferber zu Dresden, durch dessen Verwendung er schon 1775 — also im 25. Jahre — die Stelle eines dritten Bibliothekars an der königl. öffentlichen Bibliothek erhielt. Nach Canzler's Tode 1786 ward er zweiter Bibliothekar und blieb dies auch, denn nach Adelung's Ableben ward die erste Bibliothekarstelle aus triftigen Gründen nicht wieder besetzt, und Daßdorf, welcher natürlich darauf rechnete, durch eine Gehaltszulage und den Hofrathstitel entschädigt. Bei Versetzung der Bibliothek aus den Zwingerpavillons in den japanischen Palast erwarb er sich mit Canzler große Verdienste um die neue mühevolle Aufstellung derselben, konnte sich aber mit Adelung, der kurz nachher als Oberbibliothekar eintrat, über dessen zum Theil veränderte Classification und Location nicht vereinigen. Daßdorf war zweimal verheirathet, und hatte vier Kinder, zwei Söhne und zwei Töchter, wovon jetzt nur noch eine Tochter lebt. Sein erstgeborener Sohn starb als Secretair der Hof- und Justizkanzlei zu Dresden; sein zweiter als Lieutenant im russisch-französischen Feldzuge, wenn ich nicht irre, zu Radom in Polen am Lazarethfieber. Eben an diesen einst bis spät in die Nacht schreibend, überraschte ihn der Tod am 28. Febr. 1812, also im kaum angetretenen 63. Jahre. Vom Schlage getroffen fand man ihn früh, die Feder in der Hand, entseelt am Schreibtische. Daßdorf war sehr kräftiger Natur, so viel ich weiß nie bedeutend krank, und traute sich bei geregelter Lebensweise, bei stets heiterer Laune und gottergebenem Sinne ein hohes Alter zu. Besonders pochte er immer darauf, daß die Dichter, weil sie mehr in glücklicher Phantasie als in trockener Wirklichkeit lebten, gewöhnlich alt würden, und sagte oft, wenn er anders ein dignus lande vir wäre, daß er mit seinem Horaz glaube: „Dignum laude virum Musa vetat mori.“ Allein der Himmel, höher stehend als alle Horize, hatte anders über ihn beschlossen. Daßdorf war ein mitterhafter Gatte und Vater, ein treuer Staatsdiener, ein glühender Patriot, ein ebenso heiterer als feiner Gesellschafter, ein Mann von unerschütterlicher Redlichkeit und unerschöpflicher Herzensgüte. Ehre seinem Andenken! Friede seiner Asche! *) 184.

Des Ritter Heinr. von Lang Sendschreiben an Joh. Fr. Böhmer. Nürnberg, 1833. 4. 21 Gr.

Der Verfasser dieses, selbst einen thüringischen Gevatterbrief an Größe übertreffenden Sendschreibens hätte sich gar nicht zu nennen gebraucht, so sehr verräth ihn sein körniger humoristischer Ausdruck und seine große Gelehrsamkeit. Historiker und Archivare werden noch in späten Jahren, wenn Lang längst von seinem Heimweg bei Ansbach (der schöne Landsitz, von wo die Vorrede unterzeichnet ist) den großen Heimweg angetreten hat, die Zeiten des alten Ritter Lang im Munde führen. Möchte er uns, ehe es zu spät ist, in einer ausführlichen und treuen Biographie eine Schilderung seines oft stürmischen und vielbewegten Lebens, welches ihn sogar einmal bis an die Grenzen der Türkei warf und von schweren Anfängen bis zum wohlerworbenen otium cum dignitate führte, und das Geheimniß der Erwerbung so fruchtbar wuchernder, gediegener Gelehrsamkeit hinterlassen. Und wenn er wegen noch lebender Männer Bedenken trüge, das Manuscript sogleich zu veröffentlichen, wir wollten es als werthes Vermächtniß verwahren, bis der letzte der besprochenen Zeitgenossen der frühern Jahre seiner oft polemischen Thätigkeit auch seine Urstärke gefunden hätte. So würde auch auf ihn mit kleiner Abänderung anzuwenden sein, was Böhmer aus Rückert's Gedichten auf die Rückseite seines Titelblattes geschrieben:

Was irgend noch an alter Geisteshabe,
Die du gewannst drei Viertel vom Jahrhundert,
Sich finden mag, zusammen wird's gelesen
Und aufgespeichert, daß, wenn einst im Grabe
Du selber ruhst, die Folgezeit verwundert
Erkenne draus, wie reich du bist gewesen!

Die Veranlassung zu diesem Sendschreiben ist kürzlich folgende: Hr. Dr. und Bibliothekar Böhmer zu Frankfurt a. M. gab 1831 „Die Urkunden der römischen Könige und Kaiser von Konrad I. bis Heinrich VII. (911—1313) in kurzen Auszügen und mit Nachweisungen der Bücher, wo sie abgedruckt sind“, heraus, also nach einem jetzt beliebten Ausdruck: die deutschen Kaiserregesten. Gewiß ein mühsames Werk, und ein mit Dank zu erkennendes, allein auch nicht ohne manche Lücken, und Ref. hatte sich in dem ihm zu Gebote stehenden Exemplar auch schon einige Notata gemacht. Allein Regesten darf in Deutschland jetzt kein Gelehrter taufen lassen, ohne den lebenden Altmeister und berühmten Sammler und Herausgeber der „Regesta Bavarica“ dabei zum Gevatter zu bitten, der aber auch ungeladen kommt, wo es das Heil des neugeborenen Kindleins zu erfodern scheint. Wie gesagt, so geschehen. „Der alte Großvater der regesta Boica“, wie er sich selbst nennt, hat diesem „frischen Enkel der neuesten Zeit“ mit Begierde, doch nicht ohne Bedenklichkeiten über die Schwierigkeiten der Sache seine Arme geöffnet und gesteht nun ein, daß er nun mit um so größerm Vergnügen seine Besorgnisse gehoben gesehen und überall eine genauere Prüfung, Vergleichung und Kritik gefunden habe, als man nach dem bloßen Anschein etwa hätte schlie-

*) Einen zweiten Artikel theilen wir im Juli mit. D. Red.

fen können. Wenn er aber doch trotz all dieser Anerkennung noch Bemerkungen, Zweifel und Ergänzungen beifüge, so vermeine er etwas zu thun, was jedem Autor sehr angenehm sein müsse, so lange der kritisirende Schuster nur bei seinem Leisten bleibe. Zugleich solle auch Form und Inhalt der Bemerkungen beitragen, sie als eine einstweilige Beilage des Böhmer'schen Werkes zu betrachten und dessen Absatz zu befördern und zu erleichtern.

Um diese 74 große Quartseiten füllenden Bemerkungen, Berichtigungen und größtentheils Nachträge ist es uns hier nur insofern zu thun, um sie zur Anzeige zu bringen für jeden Freund urkundlicher deutscher Geschichte und jedem Besitzer des Böhmer'schen Werkes als einen unentbehrlichen Nachtrag zu empfehlen, und wir müssen über die ungeheuere Belesenheit des Verf. billig erstaunen, der nicht nur die Quellen so im Gedächtniß, sondern auch die Nebenäste der historischen Literatur immer schon ausgebeutet hat, wenn Andere erst gelegentlich nach den Büchertiteln fragen. Aber die in Briefform vorausgeschickten allgemeinen Erinnerungen, daß die lateinische Sprache hätte beibehalten, daß die gewöhnliche Schlußformel von Jahr und Tag, Regierungszeit, Ort der Ausfertigung und Recognition der Kanzler ausführlicher hätte gegeben werden sollen u. s. w., führen den Herrn Sendschreiber zu einer in nuce sehr lehrreichen Auseinandersetzung über die so verschiedenen Jahresanfänge bei der Indictionenrechnung, mit der Bemerkung, wie voreilig man gewöhnlich, wenn Jahr und Datum nicht gleich passen wollen, gleich auf fehlerhafte Angaben und Irrthümer schließe. „Glaube man ja nicht, daß diese alten Scriptoren oder Notarien der Reichskanzleien so unwissend gewesen. Sie waren sämmtlich Geistliche, hatten in jedem Falle mehr Studien als unsere gewöhnlichen Kanzellisten gemacht, und der Kalender, namentlich auch der römische Kalender mußte ihnen schon wegen ihres täglichen Breviers und der Martyrologien nicht anders als sehr geläufig sein. Hierzu kommt, daß grade von der Controle der richtigen Daten die päpstlichen Stellen, die Datarien, die correctores, examinatores ihren Namen hatten, und daß auch allenthalben bei den kaiserlichen Kanzleien noch die Revision des Cancellarii, des Vicecancellarii, des Protonotarii eintrat, und beim Eintragen in die regesta imperii Tag für Tag solche grobe Fehler fast auf allen Seiten fast nicht unbemerkt hätten bleiben können." Nun verbreitet sich Hr. von Lang über die verschiedenen Jahresanfänge, mit Weihnachten, Ostern, Maria Verkündigung (25. März) und vom 1. März, den Stylus Romanus, Gallicanus, Florentinus, Pisanus, weist am Beispiele der Stadt Köln nach, wo ein stylus ecclesiasticus, curiae und universitatis zugleich geltend war, daß auch wol mehre Zeitrechnungen an einem Orte neben einander bestanden, sowie auch oft ein und derselbe Kaiser auf verschiedene Weise datirte.

Mit der Betrachtung schließt Hr. von Lang, welche gräßliche Verwüstung die Zeit in dieser Art von historischen Denkmälern angerichtet haben müsse, da Hr. B. von einer Zeit von 405 Jahren nicht mehr als 5240 Kaiserurkunden habe zusammenbringen können, indem man statt 8000 Urkunden, welche aus einer kaiserlichen Kanzlei binnen einem Jahr allermindestens hervorgegangen sein mußten, oder wenn man auch nur 20 auf jeden Tag rechnen wollte, so nur im Durchschnitte 13 auf ein ganzes Jahr gehen würden, und wie wenig diese geringe Zahl geeignet sein könne, die Straßen der kaiserlichen Reisen zu bezeichnen, eine Methode, die Gatterer zuerst in Aufnahme gebracht habe, und wie man vielmehr weit besser thue, „die Sichel in die viel reichern Saaten der Chroniken und Annalen einzuschlagen". Flur und Sichel müssen freilich dasein; aber es wird sich doch mancher in die Füße hauen! 11.

Literarische Notiz.

J. S. Buckingham, bekannt durch die Verfolgungen, die er früher als Zeitungsschreiber in Kalkutta erlitten, und durch die Vorlesungen, welche er vor einigen Jahren, durch England und Schottland wandernd, über politische Angelegenheiten hielt, jetzt Mitglied des Parlaments, hat soeben die erste Nummer seiner neuen Zeitschrift: „The parliamentary review and family magazine", herausgegeben. Es erscheint wöchentlich eine Nummer während der Sitzungszeit des Parlaments und wird dann unterbrochen bis zur nächsten Sitzung. Der Zweck des Unternehmens ist, die Kenntniß der politischen und commerciellen Angelegenheiten durch faßliche Darstellung zu verbreiten. Der Plan des Herausgebers ist ohne alle angemessene Beschränkung angelegt. Er will nämlich geben: 1) eine treue Uebersicht der wichtigsten Parlamentsdebatten, mit einer unparteiischen Kritik der Ansichten der Sprecher und Auszügen aus ihren Reden; 2) eine chronologische Darstellung aller Verhandlungen in beiden Häusern, der Ausschußberichte, der Petitionen, Anträge und Beschlüsse; 3) eine Angabe der politischen Gegenstände, welche wahrscheinlich das Parlament beschäftigen werden, mit Hindeutungen auf die Ansichten der Minister und ihrer Gegner; 4) allgemeine Uebersicht des gegenwärtigen Zustandes des Handels in allen Theilen der Welt; 5) Würdigung der wichtigsten literarischen und artistischen Erscheinungen; 6) biographische Skizzen der bedeutendsten Männer, die sich im öffentlichen Leben ausgezeichnet haben; 7) Darstellung der Colonialverhältnisse, namentlich des Monopols in Ostindien und der Sklaverei in Westindien; 8) Erläuterung wichtiger Bibelstellen durch genaue Kunde der Oertlichkeit, der Erzeugnisse, Sitten und Gewohnheiten der Länder, die der Schauplatz der biblischen Geschichte waren; 9) Rückblicke auf Buckingham's weit ausgedehnte Reisen, in Auszügen aus seinen Tagebüchern und gedruckten Werken, als eine Darstellung seiner Untersuchungen, welche den Stoff seiner „vor vielen Tausenden mit unvergeßlichem Beifall gehaltenen Vorlesungen" bildeten; 10) Hindeutung auf die Uebel, welche den Genuß des Glückes hindern, das der gesellige Verkehr beiden Geschlechtern gewähren kann; 11) Correspondenznachrichten über interessante Gegenstände aus allen Theilen der Welt, in welchen die Zeitschrift verbreitet werden möchte, deren Absatz in Amerika, Indien und Australien zu befördern Anstalten getroffen worden sind; und endlich, das Dutzend voll zu machen, 12) die „reinsten und glänzendsten Edelsteine antiker und moderner Gedanken" in Prosa und Versen, als Unterhaltungsstoff für die Morgenstunden wie für den abendlichen Familienkreis am Kamin. Qui embrasse trop, n'embrasse rien, wird wol das Ergebniß dieser charakteristischen Ankündigung des Herausgebers sein, von welchem man bei vielseitigen Kenntnissen, die ihm auf seinen extensive travels angeflogen sind, etwas Marktschreierei schon gewohnt ist. 9.

Literarische Anzeige.

Durch alle Buchhandlungen ist zu erhalten:

Conversations-Lexikon

der

neuesten Zeit und Literatur.

Vierzehntes und funfzehntes Heft.

Krug bis Lyndhurst.

Auf weißem Druckpapier 12 Gr.
Auf gutem Schreibpapier 16 Gr.
Auf extrafeinem Velinpapier 1 Thlr. 6 Gr.

Leipzig, im Mai 1833.

F. A. Brockhaus.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Mittwoch, — Nr. 156. — 5. Juni 1833.

Schriften über die zweihundertjährige Jubelfeier der lützener Schlacht am $\frac{16.}{6.}$ November 1632.

Die zweite Säcularfeier der lützener Schlacht hat unter den Protestanten große Theilnahme gefunden und ist verschiedentlich und zweckgemäß gefeiert worden. Wie aber dieser Tag vor hundert Jahren begangen worden sein mag, davon ist nichts zur öffentlichen Kunde gekommen. Das darüber obwaltende Stillschweigen beweist, daß damals keine bedeutende Jubelschrift erschienen und die unbedeutenden im Strome der Zeit untergegangen seien. Selbst die in unsern Tagen bekannt gewordenen Nachrichten aus Lützen schweigen darüber. Desto zahlreicher sind die Schriften und Schriftchen, welche die zweihundertjährige Jubelfeier dieser Schlacht veranlaßt hat. Warme Anhänger des protestantischen Glaubens haben theils in dichterischem Schwunge, theils in schlichter Prosa die Begebenheit gefeiert und Alle sich beeifert, zum Lobe eines großen Schwedenkönigs zu reden und den Sinn hochzuehren, welchen seine Handlungen bezeichnen, damit man wisse, daß das lützener Schlachtfeld für die Nachwelt nicht vergebens mit Blut getränkt worden sei. Allein mit dem bloßen Gutmeinen einer Sache, so ehrenwerth es auch sei, ist es noch nicht abgethan. Denn wie der Werth und das Wesen eines bedeutungsvollen Tages dann erst die Menge begeistert, wenn er zweckgemäß gefeiert wird, ebenso wird auch eine ihr gewidmete Schrift den Leser wahrhaft ergreifen und belehren, wenn ihr Gegenstand kunstgemäß oder strengwissenschaftlich verfolgt und ausgeführt worden ist. Die Anfoderung an vollkommene Befriedigung wird desto nothwendiger, je gewisser die Aussicht ist, daß der fragliche Gegenstand von Vielen werde behandelt werden. In der gewöhnlichen und alltäglichen Wiederholung des Stoffes liegt kein Verdienst, wol aber in der Art der Darstellung und Auffassung, in dem äußern Gewande und in der Behandlung desselben. Jubelschriftsteller und Jubeldichter stehen ja, wenn anders dieser Ausdruck für die fragliche Sache genügt, mit andern Schriftstellern und Dichtern in einerlei Classe und können den Ausspruch jener Behörde, welcher die Bauern eines Ortes zur Anhörung einer und derselben Predigt so lange verdammte, bis sie selbige gefaßt und begriffen hätten, nicht auf sich beziehen, weil weder das nach Bildung strebende Publicum mit einem stumpfsinnigen Krähwinkel, noch die Schriftsteller mit bequemen Predigern verglichen werden können und dürfen. Nun hat man zwar, wenn wir zu unsern Festgaben zurückkehren, das ewige Einerlei zu vermeiden gesucht, indem der Eine den Schlachttag selbst, der Andere das Leben des Schwedenkönigs, ein Dritter den dreißigjährigen Krieg, wenn auch nur in sehr gedrängter Kürze, zum Gegenstand der Aufgabe gemacht; der Eine Neues entdeckt, der Andere Bekanntes eigenthümlich zusammengestellt, was an sich löblich ist; aber die zur festlichen Tafel getragenen Gerichte sind nicht gleichmäßig mit Fleiß, Geschick, Geschmack und Würze bereitet worden. Unter den Ref. zur Ansicht gekommenen prosaischen Schriften dieses Gegenstandes verdienen eigentlich blos zwei hervorgehoben zu werden: das bereits in d. Bl.*) besprochene Werkchen des Steuerrathes Philippi zu Lützen — eine desto erfreulichere Festgabe, als sie aus dem Orte hervorging, welcher Zeuge jener Begebenheit gewesen war —, und das Fragment des preußischen Stabsoffiziers von Vincke, welcher zwar bekannte Thatsachen erzählt, aber, wie sich weiter unten ergeben wird, in einem doppelt anziehenden Gesichtspunkte, sodaß ihm der ungetheilte Beifall gewiß nicht versagt werden kann. Es sei uns nun vergönnt, zur Bestätigung des Obigen diese Schriftchen, so viele wir davon kennen gelernt haben, beurtheilend aufzuzählen. Zuerst stehe eines Ungenannten:

1. Beschreibung der Schlacht bei Lützen und Gustav Adolf's Tod am 6. November 1632. Mit einem Plane der Schlacht und Gustav Adolf's Bildniß. Leipzig, Köhler. 1832. Gr. 8. 6 Gr.

Dieses 24 Seiten starke Schriftchen kann täuschen, sobald man in ihm suchen will, was der Titel und sogar die kleine Vorrede anbietet; der Wahrheit gemäß enthält es blos den unveränderten Schlachtbericht, wie wir ihn im „Theatrum Europäum" lesen, mit einer 11 Seiten langen, vom Verfasser bearbeiteten Einleitung, welche die Heerfahrt Gustav Adolf's aus Franken durch Thüringen nach Lützen und die Aufstellung des schwedischen und kaiserlichen Heers zur Schlacht beschreibt. Daneben webt er (S. 6 fg.) eine im Kriegsrathe der schwedischen Offiziere gehaltene Rede des Königs Gustav Adolf's ein, welcher die zweifelhaften Gemüther zu einem entscheidenden Schritte

*) Vgl. Nr. 278 f. 1832. D. Red.

ermuthigt. Einem empfindsamen Theaterhelden mag sie in den Mund gelegt werden, nur nicht einem Gustav Adolf, so hoch sie auch der Verf. achten mag! Das lithographirte Schlachtplänchen entspricht ziemlich dem seichten und planlosen Werkchen. Ref. glaubte mehr Befriedigung zu finden, als er sich zu

2. Gustav Adolf, König von Schweden, der Retter Deutschlands, der Märtyrer protestantischer Glaubensfreiheit. Eine biographische Skizze, entworfen und niedergeschrieben im Jahre 1832 bei der zweiten Säcularfeier der lützener Schlacht am 6. November 1832 (?). Nebst Gustav Adolf's Bildniß und dem Plane der Schlacht. Meißen, Gödsche. 1832. 8. 14 Gr.

wendete, ohne sich von dem breiten Titel abschrecken zu lassen, dessen Verstöße er anfänglich einer grata negligentia des Verf. beimaß; aber genauere Durchsicht des Buches lehrte, daß auch in diesem eine flache Behandlung, ein ungemessenes Verhältniß und eine lose Anordnung des Stoffes, welcher mit einem unhistorischen, bisweilen widersinnigen Pragmatismus durchwebt worden ist, fast überall herrsche, ohne der Undeutlichkeit und Fehlerhaftigkeit mancher Ausdrücke und vieler Eigennamen zu gedenken, worüber keine einzige Berichtigung nachgewiesen worden ist. Um den Lesern einen Begriff zu geben, wie der Verf. seinen gesammelten Stoff verbraucht hat, wollen wir den Tod Gustav Adolf's herausheben. S. 107 wird gefragt, nachdem der Fall des Königs erzählt worden ist: „Wer war des Königs Mörder? tödtete ihn Feindeskugel, tödtete ihn die Mörderhand des vermeintlichen Freundes, des Herzogs von Lauenburg, wer wagt dies mit historischer Gewißheit zu erweisen?" Hiermit stößt der Verf. um, was er S. 100 behauptet. Dort läßt er den Abt von Fulda mit dem Kreuze in der Hand die Reihen der Kaiserlichen durchreiten und „Denen, die Ketzerblut vergießen würden, die Schätze des Himmels, der Sünden ewige Vergebung aber Dem verheißen, dem das Heil würde, den großen Widersacher zu ermorden. Schon (soll wol heißen: Aber es) waren dem großen Gustav andere Kugeln gegossen und der Judas in der Nähe des Meisters." Uebrigens spricht das niedliche Bildchen des Schwedensteines auf dem Schlachtfelde das Auge freundlich an, ebenso das Königs Brustbild. Der angefügte Schlachtplan ist eine Nachbildung des Planes bei Franchenille, statt mit Verbesserung sind sogar Ziffern ausgelassen worden. Der Plan zum Uebergange über die Rippach ist nicht beigefügt, wol aber die Erklärung dazu. Indeß hat der Verf. in seiner Beschreibung der Schlacht keine Rücksicht auf den Schlachtplan genommen. Was die beiden eben erwähnten Schriften nicht erreicht haben, das findet man in nachfolgender vollkommener:

3. Die Schlacht bei Lützen den 6. November 1632. Historisches Fragment zur Erinnerung an Gustav Adolf am zweihundertjährigen Jahrestage seines Todes, von C. Freih. von Vincke. Berlin, Nauck. 1832. Gr. 8. 12 Gr.

In dem Vorworte erfährt man, daß Herr von Vincke seit mehren Jahren sich mit einer Sammlung „aller Materialien zu einer möglichst gründlichen und vollständigen Kriegsgeschichte Gustav Adolf's in Deutschland beschäftigt". Und da ihm seine Aufgabe wie eine Pflanze erscheint, die man nur richtig zu behandeln verstehe, sobald man die Eigenthümlichkeit ihres Bodens kennt, so will er die Politik, den Zustand des Volkes und des Landes, die Ideen des Zeitalters — die großen geistigen Hebel der Gesellschaft — so weit in dieselbe hineinziehen, als es die vollständige Einsicht in die Begebenheiten des Krieges erheischt. Zum Beweise, wie er die ihm bisher zugänglichen Quellen benutzt hat, liefert er vorläufig dieses Bruchstück, in dem sich des Verf. Beruf zu dem erwarteten Werke zur Genüge beurkundet. Mit gespannter Aufmerksamkeit und wahrer Freude hat Ref. dieses Büchlein studirt und kann sich nicht enthalten, Einiges daraus mitzutheilen. Was erstlich die ökonomische Anlage desselben betrifft, so besteht sie in der Einleitung von S. 1—17, in der Darstellung der Schlacht bei Lützen S. 18—58, in militairischen Betrachtungen S. 58—64 und in dem Schlusse. In der Einleitung schildert der Verf. die Zeit, welche den großen Kampf vorbereitete, kurz und wahr, dann in scharfen Umrissen den Zustand Deutschlands bis zur Erscheinung Gustav Adolf's auf deutschem Boden; daran reiht sich ein treues, sinnvoll gezeichnetes Bild des Königs, nebst dessen Wirken bis zum Aufbruche aus dem Lager bei Nürnberg. Was S. 3 fg. über den Charakter des dreißigjährigen Krieges gesagt wird, ist geistvoll und schön; wir möchten aber zur Berichtigung des Begriffes noch andeuten, daß das Bemühen zur Herstellung des Gleichgewichts der europäischen Staaten in diesem Kampfe seit Gustav Adolf's Erscheinen in Deutschland durchschimmert und seit der nördlinger Schlacht noch deutlicher hervortritt. In dem zweiten Abschnitte verfolgt der Verf. die Bewegungen der Heere aus Franken nach Sachsen Schritt vor Schritt kritischgenau; die Stärke der kämpfenden Heere wird sorgfältig berechnet, und über die Schlacht bei Lützen sagt er (S. 48) sehr beherzigenswerth (wie Chemnitz schon that), daß es jetzt noch unmöglich sei, eine Beschreibung dieser (in Nebel gehüllten) blutigen Schlacht zu liefern, von der sich sagen lasse: so ist es wirklich gewesen. Nachdem die Schlacht einmal angefangen, sei sie ein allgemeiner wilder Kampf voll einzelner großer Kraftäußerungen und Thaten geworden, aber ohne großen leitenden Einfluß des Führers. Hierauf gibt er in Hauptumrissen den Gang derselben an, wie er nach den besten, ihm zugänglichen Quellen ungefähr gewesen sein mochte. S. 52 fällt der Verf. ein treffes Urtheil über den von Förster bekannt gemachten Schlachtbericht Diodati's, dem er, ihn mit den französischen Bulletins neuester Zeit vergleichend, eine Täuschung der öffentlichen Meinung als Absicht unterschiebt und dabei richtig bemerkt: der ganze Bericht, der sich über eine Menge einzelner Thaten, einzelner Führer und Regimenter verbreitet, gebe durchaus keine zusammenhängende Vorstellung von dem Gange der Schlacht und verrathe offenbar die Absicht, durch rühmende Herzählung jener den Verlauf des Tages zu verschleiern. Ueber die Todesart des Königs werden keine Untersuchungen angestellt, weil sie dem Zwecke des Verf.

entfernt liegen; dagegen liest man (S. 54) beachtungswerthe Worte über den Geist des schwedischen Heers. Die militairischen Betrachtungen im dritten Abschnitte sind geistvoll und belehrend. Von einem kriegskundigen, gründlich gebildeten Manne liest man gern ein tiefgedachtes Urtheil über die sonderbare Erscheinung, daß zwei feindliche Heere, die sich bei Nürnberg so lange getrotzt und zu bekämpfen gestrebt, plötzlich ohne Kampf nach entgegengesetzten Richtungen auseinander gehen und zwar jedes zu neuen Offensivunternehmungen. An Waldstein's Aufenthalte in Sachsen tadelt der Verf., 1) daß er nicht nach Thüringen dem Könige entgegenging; 2) daß er Pappenheim von sich nach Halle entfernte; 3) daß er die Schlacht in einer Stellung annahm, welche ihm der Gefahr aussetzte, gegen die Elbe hin, wo er keinen einzigen festen Platz hatte, geworfen und von Gallas getrennt zu werden, und 4) daß er seine Schlachtordnung bei Lützen zwar auf gut benutztem Terrain (Raume), aber in einem künstlichen Tableau voller Widersprüche aufgestellt hatte, wodurch es den sehr gewandten Schweden gleich anfangs leicht gelang, seine Massen zu überwältigen. Den Schluß bilden rein historische Betrachtungen über Gustav Adolf's Absichten in Deutschland, und Ref. gibt zum Beweise der unparteiischen und wohlüberlegten Behandlungsweise des geschichtlichen Stoffes, die sich überall im Schriftchen offenbart, folgende Stelle (S. 64 fg.) zum Besten:

Wenn eine so ausgezeichnete Natur (wie Gustav Adolf) im Sturme des Lebens so früh dahingerafft wird, so kann kein fühlendes Herz sich tiefer Wehmuth über die Vergänglichkeit irdischer Größe erwehren, und unwillkürlich drängt sich der Gedanke auf: was hätte ein solcher Mann noch für die Welt leisten können. Wenn wir aber sehen, wie manche menschliche Größe, nachdem sie den höchsten Glanzpunkt erreicht, ihren eignen Ruhm verdunkelte und es am Ende ihrer Laufbahn wol gar zweifelhaft ließ, ob die Welt ihr fluchen oder ihr danken sollte, so verstummt jener leise Vorwurf gegen die Vorsehung, und man steht an, ob nicht Der glücklich zu preisen sei, den sie auf dem Gipfel des Glückes, in der Blüte der Kraft und des Ruhmes noch ohne Flecken plötzlich hinwegriß.

Der dem Werkchen angehängte lithographirte Situationsplan des Schlachtfeldes ist sauber, der Francheville'sche nach Besichtigungen vom Jahre 1771 zu Grunde gelegt, aber verbessert und dem bei Philippi sehr ähnlich. Die Schlachtordnung auf demselben ist einem guten Plane im „Theatrum Europäum", welche dessen Herausgeber, Merian, meistens von geschickten gleichzeitigen Ingenieuroffizieren empfangen, entnommen worden. Etliche auffallende Fehler der Städtenamen hat der Verf. übersehen, sowie er Tupatel und Baudis (Taupadell und Baudissin) in der verkrüppelten Quellenschriftensprache unverändert gelassen hat. Der einzige uns aufgestoßene Irrthum (S. 36), daß der Herzog Wilhelm von W. auch zur lützener Schlacht marschirt sei, wird hoffentlich in dem zu erwartenden Werke verbessert werden, welchem das Publicum gewiß mit Verlangen entgegensieht. Ref. dünkt, daß von Bülow zuerst einen Versuch gemacht hat, diesen Krieg militairisch-kritisch zu behandeln, ohne das gefühlte Bedürfniß gehörig befriedigt zu haben. Darum wünschen wir Herrn von B. alle gewünschte Unterstützung und alles Gedeihen zu seinem löblichen Unternehmen. — Wie neun Dichter den 6. November gefeiert haben, davon mögen folgende Versuche sprechen:

4. Der Sieg bei Lützen am 6. November 1632. Episch-lyrisches Gemälde von Emil Schmidt. Leipzig, Wolbrecht. 1832. Gr. 8. 2 Gr.

Ein Ausländer, mit den deutschen Sonderbarkeiten noch nicht vertraut, würde, wenn er diesen Titel läse, fragen (wie sich einst auch ein Gelehrter in Frankreich auf ähnliche Weise bei ähnlicher Gelegenheit gegen Ref. äußerte): Warum unterschreibt sich Herr S. nicht griechisch, sanskritisch u. s. w., sobald er für angemessen hält, nach veralteter Sitte seinen Namen lateinisch vor eine deutschgedruckte Schrift zu setzen? Uebrigens singt der Verf. mit Wärme und religiösem Gefühl über den königlichen Kämpfer für Denk- und Gewissensfreiheit; indeß dünkt es dem Ref. eine schwere Aufgabe, eine Schlacht und den Fall eines Helden in derselben malerisch und hinreißend zu besingen. Denn es ist schon sehr schwer, prosaisch eine Schlacht zur Genüge Vieler zu schildern. Ganz andern Gehaltes ist

5. Gustav Adolf der Große, König von Schweden. Ein Heldengedicht in vier Gesängen, als Denkschrift zur zweiten Säcularfeier der Schlacht bei Lützen, am 6. November 1832 (?), von Karl Spahn. Leipzig, Zirges'sche Buchhandlung. 1832. Gr. 8. 12 Gr.

Einige Wochen vor dem 10. September v. J., meldet der Dichter in der Nachricht an den geneigten Leser, wurde in ihm zuerst die Idee zu diesem Heldengedichte rege; daher führte er „eilenden Fluges (ohne zu melden, wer ihn zur Eile getrieben) an Schiller's Hand die Siege des unsterblichen Gustav Adolf, nebst der Geschichte des dreißigjährigen Krieges, so viel sich thun ließ, nach der Reihe bald erzählend, bald anschaulich (als ob Anschaulichkeit nicht zu einer guten Erzählung gehöre!) vor den Augen des Lesers vorüber, um über jene hochwichtige Zeit ein leicht zugängliches Buch zu verschaffen und derselben in den Herzen des Volkes ein Denkmal zu errichten." Als Volksgedicht also scheint der Dichter sein löbliches Unternehmen betrachtet wissen zu wollen und hat darum für Mindererleuchtete geschichtliche Anmerkungen nicht ohne geschichtliche Irrthümer seinen Versen beigesellt. Das Gedicht zerfällt, außer der Zueignung an den König Karl XIV. von Schweden, in vier Gesänge. Deren erster erzählt den dreißigjährigen Krieg bis zu Waldstein's Entlassung auf dem Collegialtage zu Regensburg, und der zweite bis vierte Gustav Adolf's Waffenthaten, dessen Fall und flüchtige Umrisse des Kriegs bis zur Einnahme Prags durch die Schweden, mit welcher bekanntlich der Kampf ein Ende hatte. Herr Spahn gibt sich selbst das Zeugniß, für einen hocherhabenen Gegenstand mit Enthusiasmus gearbeitet zu haben, was wol von seinen Lesern nicht in Abrede gestellt werden wird. Er scheint aber ein „Gekreische von Splitterrichtern" zu befürchten. Ref. will des Dichters Urtheil über sich nicht trüben, noch weniger der gewünschten Wirkung seines Gedichtes auf das Volk entgegentreten; wenn aber Jemand ein Nationalgedicht liefern, da-

durch die freundlichen Lichtstrahlen, welche die Reformation anzündete, beleben und die Nebel, welche vor 200 Jahren der Kanonendonner bei Lützen niederschlagen half, zerreißen will, so darf er nicht auf einem galloppirenden Pegasus reiten und das Roß nicht stolpern lassen. Es muß übrigens auffallen, wenn der Dichter die Schweden des 17. Jahrhunderts mit Keulen und Hämmern dreinschlagen läßt, während er von Batterien, Bastionen und Redouten singt. 145.

Spaziergänge eines berliner Poeten. Leipzig, Wolbrecht. 1833. 8. 20 Gr.

Wir haben hier wieder einen unserer modernen Weltverbesserer, der mit Spott und Hohn die heutigen Zustände tadelt und nicht undeutlich dabei zu verstehen gibt, daß er der Mann dazu wäre, Alles besser, sparsamer und nützlicher einzurichten. Dazu hat er sich nun die Stadt Berlin erwählt und ihre verschiedenen Institute, gute sowol als schlechte, stark angegriffen; ob aus gekränkter Eitelkeit, wie es Herrn Heine mit Göttingen begegnet sein soll, ob aus bloßer Lust an Versemachen, ob aus Noth und Mangel an Lebensunterhalt — vermag Ref. nicht zu entscheiden. Also zum Buche selbst. Unter 26 Ueberschriften werden die verschiedenen Zustände des berlinischen Lebens, als der Judenbekehrungsrath, der Censor, der neue Bürgermeister, die große Akademie, der Schulmeister, die Bibelgesellschaften, der Brühl'sche Ball, die Dichter, die Servilen, die Liberalen, die Justiz, der Thiergarten, der Wohlthätigkeitsverein, die Turner u. s. w. besungen und resp. verleumdet. Denn mit diesem Ausdrucke müssen wir den Singsang auf die Akademie bezeichnen, die doch mehr als ein nützliches und großartiges Unternehmen (wir erinnern nur an das Böckh'sche „Corpus inscriptionum" und die Bekker'sche Ausgabe des Aristoteles) ins Leben gerufen hat, oder die Invectiven gegen die Wohlthätigkeitsvereine, da doch ein jeder Unbefangene dem Wohlthätigkeitssinn der Berliner Gerechtigkeit widerfahren lassen muß. Dasselbe gilt von dem Gedichte: „Der Schulmeister", wo es der Verf. der Regierung zum großen Verbrechen macht, daß ein Bereiter im Gestüt zu Drakehmen (das muß aber Trakehnen heißen) mehr Gehalt hat als ein Dorfschulmeister. Wir brauchen jedoch hier nicht zu sagen, wie viel die Regierung für das Elementarschulwesen thut und gethan hat; weiß aber der berliner Poet dies noch nicht, so mag er Victor Cousin's Bericht lesen. Ebenso wenig treffend ist sein Tadel der berliner Dichter, und ganz geschmacklos sind die Anspielungen auf die Namen, wie wenn W. Alexis ein „trockner Häring" heißt, oder von Förster gesagt wird, daß „er den Forst schlecht verwalte", oder von Varnhagen von Ense, daß er „auf gut pommerisch Gänse mäste". Wie Müchler mit seinem „Anekdotenalmanach" unter die Dichter komme, begreift sich nicht leicht. Nicht minder unanständig ist das Gedicht: „Hirschhorngeist", in welchem Franz Horn geschmäht wird. Auch die Justiz wird hart mitgenommen, über den Thiergarten finden sich schlechte Späße, über den Censor will der Verf. sehr witzig sein, und so ergießt sich sein Spott noch über viele andere der genannten Gegenstände. Von den Liberalen heißt es S. 102:

O, stellt doch diese Liberalen
Für einen Monat an die Spitze;
Noch eh' die halbe Zeit verstrichen,
Verlassen sie von selbst die Sitze,
Die sie voll Hochmuth eingenommen,
Vermeinend, Niemand komme gleich
An Weisheit ihnen und Erfahrung —
Im ganzen heil'gen römischen Reich.

In diesen Worten hat sich der moderne Juvenal selbst sein Urtheil gesprochen.

Damit uns vielbesagter Poet aber nicht der Ungerechtigkeit anklage, wollen wir nicht verschweigen, daß uns sein „Judenbekehrungsrath" und seine „Bibelgesellschaften" einen wahren und hinlänglich begründeten Tadel zu enthalten scheine. Hier ist seine Satire treffend, und der Einfall, daß sich die Neubekehrten auf Ceylon aus den Bibeln „Gürtel machen und aus dem Einbande Schuhe von Saffian", nicht übel. Denn auch Ref. weiß, welcher Misbrauch oft mit dem heiligsten aller Bücher getrieben wird und wohin ein mechanisches Bibellesen führt. Es ist in der That lächerlich, Bibellesen und Bibelgesellschaften ganz verbieten zu wollen, wie Papst Leo XII. in seiner epistola encyclica vom 3. Mai 1824 gethan hat, aber man soll auch nicht den Leuten die ganze Bibel ohne Weiteres in die Hände geben. Da ist es die Sache der Bibelgesellschaften, zur richtigen Auswahl bei der Lecture anzuleiten. Noch müssen wir bemerken, daß der Verf. in seinem Gedichte: „Deutsche Sprache", einen löblichen Eifer für die Reinheit und Bildung der Muttersprache an den Tag legt. Ob indeß in Berlin die deutsche Sprache in einem solchen Grade der französischen nachgesetzt wird, wie der Poet uns glauben machen will, bezweifeln wir. Wenigstens ist das Bestehen eines französischen Theaters noch kein Beweis dafür. 89.

Notizen.

Im „Perth advertiser" wird eine Druckerpresse beschrieben, welche ein Schreiner, Namens J. Bogle in Perth, nach ganz neuen Principien erbaut hat. Sie nimmt weniger Raum ein als die gewöhnlichen Pressen, hat ein viel hübscheres Ansehen, arbeitet ohne Geräusch und so schnell wie Cowper's Maschinenpresse. Ein Knabe kann sie bewegen, ein Mann vollständig bedienen, wenn der Druck nicht sehr schnell geht. Fast gleichzeitig wird die Schwärze auf die Typen gebracht, der Papierbogen von der Maschine aufgenommen und bedruckt zurückgegeben. Sie gibt zugleich die Zahl der Bogen an. Da der Erfinder alle Theile der meistentheils aus Metall bestehenden Presse selbst verfertigt hat, so ist sein Geheimniß noch nicht bekannt.

„Die Herausgabe von Zeitschriften", sagt James Stuart in seinen „Three years in North America" (2 Bde., Edinburg 1833), „gehört nicht zu den gedeihlichen Unternehmungen in den despotischen Staaten der Union, unter denen ich vorzugsweise Südcarolina, Georgia und Louisiana verstehe, weil die Preßfreiheit hier den Farbigen ganz und selbst den Weißen in hohem Grade verkümmert wird. Die Folgen ergeben sich aus einer Vergleichung der Zunahme der Zeitschriften in andern Staaten mit diesen dreien. Neuyork besaß 1810 nur 66 periodische Blätter und jetzt erscheinen dort 211; Pennsylvanien zählte 1810 nur 71, jetzt hat es 185; Ohio hatte 14, die sich bis zu 66 vermehrt haben. Dagegen bestanden 1810 in Südcarolina 10 Blätter, die sich nur auf 16 vermehrt, in Georgia 13, die sich erhalten, und in Louisiana 10, welche sich auf 9 vermindert haben. Der letztere Staat steht mit diesem Ergebnisse der periodischen Presse während der letzten 20 Jahre als einzig da; und doch hat sich die Bevölkerung von 20,845 auf 215,272 Köpfe gehoben. So verderblich war der Einfluß willkürlicher Satzungen, daß die neunfach gewachsene Bevölkerung weniger Blätter besitzt als die ebenso viel kleinere vor 20 Jahren."

Ein englischer Pachter, welcher jüngst in einer öffentlichen Versammlung wider den Zehnten und die Ansprüche der Kirche sehr geeifert hatte, schloß seine Expectoration mit dem Ausrufe: „Also ein Zehntheil? wahrlich, nicht lange wird es dauern, und ihr seid mit dem Fünftel zufrieden!" 5.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Donnerstag, — Nr. 157. — 6. Juni 1833.

Die Medicin des 19. Jahrhunderts, wie sie ist und sein sollte; oder die Foderungen unserer Zeit an die Heilkunde in ihrer wissenschaftlichen sowol als technischen Gestaltung. Mit vorzugsweiser Berücksichtigung des gegenwärtigen Zustandes der deutschen Medicin entworfen und Deutschlands Aerzten und Staatsmännern als ein Wort der Wahrheit zur Prüfung und Beherzigung empfohlen von J. Braun. Leipzig, Baumgärtner. 1832. Gr. 8. 16 Gr.

Schon ein flüchtiger Blick auf die Geschichte der Medicin lehrt uns, daß diese Wissenschaft zu allen Zeiten den sonderbarsten Schicksalen unterworfen gewesen ist und fast ohne Unterlaß mit abenteuerlichen Ideen und wunderlichen Einfällen zu kämpfen gehabt hat, von denen sie sich immer erst nach längerer Zeit und nach manchem heftigen Streit hat reinigen und zum Lichte der Wahrheit hindurcharbeiten können. Dem Forscher der Geschichte fällt es daher auch nicht auf, wenn sich von Zeit zu Zeit wieder ähnliche Kämpfe erneuern und neben dem Guten und Wahren, das sich die Wissenschaft allmälig aneignet, auch wieder neue Irrthümer auftauchen, sich ausbreiten und oft längere Zeit behaupten, bis sie am Ende wieder der Vernichtung preisgegeben werden. Es nimmt ihn ebenso wenig Wunder, wenn in der neuern Zeit ein Franzose alle Krankheiten von Entzündung der Magen- und Darmschleimhaut ableitet, oder ein Deutscher seine Kranken mit wahren Atomen von Heilsubstanzen behandelt, und beide sich Ruf und Ansehen zu verschaffen wissen, als wenn er aus geschichtlichen Ueberlieferungen erfährt, daß Galen die Ursache der Fieber in Verderbniß oder Fäulniß der Säfte suchte, oder Rob. Fludd die Entstehung der Krankheiten von bösen Dämonen und namentlich von vier Fürsten derselben herleitete, die von den Winden der vier Himmelsgegenden losgelassen würden. Dergleichen Spiele und Verirrungen des menschlichen Geistes, wie sie ja auch andere Wissenschaften, als die Astronomie in der Astrologie, die Chemie in der Alchemie aufzuweisen haben, muß man gewohnt werden und sie mit einer gewissen Duldsamkeit ertragen lernen. Sie sind keineswegs immer als Rückschritte oder als Hemmschuhe des Wahren und Tüchtigen in der Wissenschaft anzusehen, sondern dienen ihr vielmehr oft als Beförderungsmittel zum Gedeihen und zur Verherrlichung. Der eigentliche Kern der Wissenschaft geht, trotz allen diesen Verirrungen und trotz allen verschiedenen Umformungen, denen sie immer von Neuem unterworfen ist, nicht verloren, und zum Glücke hat es zu allen Zeiten Beschützer der Wahrheit gegeben und gibt deren noch, die sie, gleich dem heiligen Feuer der Vesta, bewachen und nicht untergehen lassen. Eben deshalb können wir aber auch in die Klagen nicht einstimmen, die sich jetzt von so verschiedenen Seiten her erheben, als ob die wahre Heilwissenschaft ihrem Verfall entgegenzugehen und durch einseitige Theorien und leere Träume verdrängt zu werden im Begriff stehe. Es dünkt uns im Gegentheil, daß sich eben jetzt in ihr ein kräftiger Geist und ein lebendiger Forschungstrieb rege, und daß eben durch eine strenge Sonderung der verschiedenen jetzt herrschenden Elemente sich das reine Metall desto sicherer von der damit gemischten Schlacke reinige. Einseitige Systeme und Theorien, wenn sie auch eine Zeit lang eine gewisse Herrschaft über das Alte und Bestehende an sich reißen, hatten immer das Gute zur Folge, daß sie vorhandene Mängel und Gebrechen erkennen, aber auch das Wahre und Echte desto höher achten lehrten; so ging es in frühern Zeiten, und so wird es auch noch ferner gehen.

Indessen sind wir keineswegs gemeint, mit dem Allen eine allgemeine Toleranz zu predigen und in unsern Kunstgenossen die Ueberzeugung zu befestigen, daß man mit allen Irrthümern Nachsicht haben und jedem müßigen Einfall seinen Lauf lassen müsse, vielmehr sind wir der Meinung, daß Streit und Kampf in der Wissenschaft ein ebenso nothwendiges Mittel zur Erhaltung des Ganzen sind als die Stürme in der Natur, und daß es jedem seine Wissenschaft liebenden Manne Pflicht sei, gegen Angriffe auf die Wahrheit in die Schranken zu treten und Irrthümer und Blößen da, wo sie sich zeigen, an das Licht zu ziehen. Es läßt sich nicht leugnen, daß auch die Medicin, wie sie gegenwärtig ist, manche solcher Irrthümer und Blößen ansichträgt, und daß sowol die wissenschaftliche als die technische Seite derselben Verbesserungen fähig und bedürftig ist. Nur müssen wir dabei bedenken, daß Manches, was wir anders und besser wünschen, in der Unvollkommenheit der menschlichen Erkenntniß überhaupt begründet ist, Anderes erst länger vorbereitet sein muß und eine gewisse Zeit zu seiner Reife bedarf, noch Anderes mit dem politischen Leben und andern

Verhältnissen des Volkes verwebt ist und deshalb keine Abänderung erleidet, und daß endlich Jeder durch seine besondere Brille sieht, und der Eine als Mängel und Irrthümer erkennt, was der Andere nicht als solche betrachtet. Besonders des letztern Punktes wegen tragen wir fast Bedenken, unsere Meinung über manche den jetzigen Zustand der Medicin betreffende Gegenstände und über Manches, was uns dabei als mangelhaft erschienen ist, hier niederzulegen. Indessen bedenken wir, daß auch ein kleines Steinchen, an der rechten Stelle angebracht, zum großen Bau mit beizutragen vermag, und daß über wichtige Gegenstände die Stimmen sich vervielfältigen müssen, damit durch gegenseitige Anregung und Austausch der Gedanken die Wahrheit sich herausstelle, so glauben wir wenigstens zu den folgenden Bemerkungen dieselbe Befugniß zu haben, die einem Jeden zusteht, bei dem der Gegenstand, über den er zu sprechen gedenkt, nicht ganz außer seiner Sphäre liegt. Mehr um einen Anhaltungspunkt zu haben, als um das Amt der Kritik zu üben, knüpfen wir unsere Bemerkungen an das oben genannte Werk des Herrn Dr. Braun, dem wir wol auf unserm Wege öfter zu begegnen Veranlassung erhalten werden, das aber zu viele Gegenstände der Medicin berührt, als daß wir ihm allenthalben zu folgen Zeit und Beruf hätten. Uebrigens können wir nicht umhin, unsere Leser zur Lectüre dieses Buches dringend aufzufordern, indem es neben manchen Rügen auch manche zweckmäßige Vorschläge zu Verbesserungen enthält und überhaupt in einem der Würde der Wissenschaft angemessenen Geist geschrieben ist.

Zuvörderst fassen wir die ärztliche Bildung etwas näher ins Auge, und zwar glauben wir hier etwas weiter zurückgehen zu müssen als unser Verf., der seine Betrachtungen mit der Bildung auf Universitäten beginnt.

Die Wissenschaft des Arztes gründet sich größtentheils auf Naturforschung. Daß derselbe insbesondere die Erscheinungen des kranken Lebens zum Gegenstande seiner Forschung macht und sie zu einem besondern Zweck, dem der Heilung, benutzt, während der Naturforscher bei seinen Forschungen einen solchen besondern Zweck nicht vor Augen hat, macht in der Hauptsache keinen Unterschied. Beide haben die Natur zum Gegenstande ihrer Betrachtung, und Beide gelangen zur nähern Kenntniß dieses Gegenstandes nur durch die Beobachtung. Ein guter Beobachter muß aber, neben gesunden Sinnen, Lust und Talent zu beobachten haben, er muß ferner dieses Talent, gleich jeder andern Fähigkeit, in sich ausbilden, und zwar in der Natur, die ihm dazu die Mittel bietet, selbst ausbilden, er muß sich zu ihr hingezogen fühlen, muß allmälig aus eignem Antrieb oder durch fremde Leitung ihre Erscheinungen auffassen, vergleichen, subsumiren lernen u. s. w. Es kommt hier wenig auf die Methode an, nach welcher dies betrieben wird, indem mehr oder weniger in jedem Menschen schon von Natur der Trieb liegt, sich allmälig mit den ihn umgebenden Gegenständen in nähere Bekanntschaft zu setzen. Jedes Kind gelangt auf diese Weise zur Kenntniß der Natur, und es bedarf nur eines hinreichenden Materials, um nach und nach diese Kenntniß immer mehr zu erweitern. Indessen hat darauf Erziehung einen großen Einfluß, und wir können ebenso gut aus dem werdenden Menschen einen Kaspar Hauser machen, wenn wir Alles entfernen, was die Naturanschauung fördert, als wir im Gegentheil und insbesondere bei günstigen Anlagen durch frühzeitige Begünstigung des Verkehrs mit der Natur die Bildung zum Naturforscher zu vermitteln vermögen.

Es bedarf wol kaum des Beweises, daß, auch abgesehen von der Bildung zum Naturforscher und Arzt, dies der eigentliche natürliche Weg ist, den die menschliche Bildung überhaupt nehmen sollte. Denn auf welche andere Weise wäre das menschliche Geschlecht auf den Punkt der Cultur gekommen, den es jetzt einnimmt, als auf diesem? was hätte dem menschlichen Geiste die Mittel zu alle dem gelehrten Kram gegeben, auf dessen Besitz er so stolz ist, wenn es nicht die Natur gewesen wäre? und wie bald würde sein bischen Wissen versumpfen, wenn es nicht aus dieser immer jungen Quelle frische Nahrung aufnehmen könnte?

Wir können es nun aber insbesondere hier, wo es sich von der Bildung zum Naturforscher und Arzt handelt, nur beklagen, daß man in neuern Zeiten diesen Weg der natürlichen Bildung fast ganz verlassen hat und sich noch immer mehr davon zu entfernen scheint. Wie viel fehlt noch, daß das ganze große Buch der Natur dem werdenden Menschen verschlossen bleibt? Nur von Mund zu Mund und von Buch zu Buch pflanzt sich die menschliche Weisheit fort, und der gelehrte Dünkel geht so weit, daß er wähnt, bei gründlicher classischer Bildung die Natur mit aller ihrer Herrlichkeit entbehren zu können. Nicht frühe genug kann der menschliche Geist für dieses Buchstabenwesen dressirt oder, wie Göthe sagt, in spanische Stiefel eingeschnürt, nicht frühe genug der frischen Weide der Natur entzogen und dieser gelehrten Stallfütterung überwiesen, nicht spät genug daraus entlassen werden.

Wir sind weit entfernt, der classischen Bildung ihre Verdienste abzustreiten, nur Das glauben wir, daß sie sich in der Erziehung der Jugend eine Uebermacht angemaßt hat, die ihr nimmer zukommen kann, und daß sie insbesondere das kindliche Leben auf eine Weise in Beschlag nimmt und verkümmert, die auf das ganze übrige Leben die nachtheiligsten Folgen äußert. Man betrachte nur das Leben eines muntern, geistreichen Knaben, wie es sich sträubt gegen dieses todte Buchstabenwesen, und welche Mühe es kostet, allmälig in ihm den freien Sinn und die Lust an der lebendigern Naturſprache zu ertödten! Denn um den Anforderungen zu entsprechen, die heutigen Tages an einen Menschen von gelehrter Bildung gemacht werden, thut es Noth, daß die Kinder fast die Schulstube nicht mehr verlassen, und außer einem flüchtigen Spaziergang in den Hausgarten oder um die Stadtmauer ist an einen weitern Verkehr mit der Natur nicht mehr zu denken. So wächst denn der Mensch heran, vollgepfropft von einer Menge Dinge, die Schrift und Rede in ihm hineingetrieben haben, aber leer an aller Kenntniß der

Natur, und wenn es hochkommt, so hat er Korn und Weizen, die er täglich genießt, aus dem Beutuch'schen Bilderbuche oder aus einem andern naturhistorischen Werke kennen lernen, aber nie in der Natur selbst gesehen. Denn die gelehrte Weisheit, die Alles weiß, hat auch die Natur schwarz auf weiß in einen Band zusammengelegt und bedarf der äußern zum Unterrichte nicht mehr. So kann es denn nicht fehlen, daß in der kindlichen Seele mit der Lust an der Natur auch alle Fähigkeit und alles Geschick, sie zu beobachten, erlischt. Wie soll aber diese Fähigkeit in spätern Jahren wiedererweckt werden, wenn sie in den Jahren der Kindheit, wo die Sinne noch am thätigsten, Einbildungskraft und Gedächtniß noch am regsten sind, nicht genährt und gepflegt wird? Wie soll das Auge, das vom Sehen der Vocabeln und Zahlen blöde, das Ohr, das vom Anhören der Hexameter und Pentameter müde geworden, sich wieder an die erhabenen Schriftzüge und an die geheimen Laute der Natur gewöhnen? Es wird eine Zeit kommen, wo man es unbegreiflich finden wird, wie man Jahrhunderte hindurch das Studium der alten Sprachen und der Büchergelehrsamkeit fast zum alleinigen Gegenstand des Jugendunterrichts hat machen und dagegen die ergiebige Quelle der Erkenntniß, wie sie uns in der Anschauung der ganzen Natur fließt, fast ganz hat übersehen können. Nicht allein daß unsere niedern Schulen von diesem naturwissenschaftlichen Unterricht in der Regel gar keine Notiz nehmen, so ist er auch in den eigentlich gelehrten Bildungsanstalten so dürftig, so wenig anschaulich und aus der Natur selbst geschöpft, daß er gegen Das, was hier geleistet werden könnte und sollte, und gegen das Uebergewicht, was andern Lehrgegenständen eingeräumt wird, gar nicht in Betracht kommt. Das Vorurtheil, daß das Studium der alten Sprachen, der Mathematik u. s. w. die Basis aller Gelehrsamkeit sei, ist so allgemein verbreitet und hat die Stimmen so vieler gelehrten Männer für sich, daß es fast Vermessenheit ist, gegen sie die Würde der Naturwissenschaften als eines allgemeinen Bildungsmittels in Schutz zu nehmen, und wenn einige würdige Pädagogen, als Salzmann, Fröbel u. s. w., in ihren verhältnißmäßig kleinen Bildungsanstalten jene Wissenschaften mit in den Kreis der Unterrichtsgegenstände aufnahmen und ihre Zöglinge in der Natur selbst praktisch unterwiesen und den Nutzen des nähern Umganges mit ihr überhaupt nachzuweisen suchten, so stehen sie nur als einzelne Ausnahmen von der Regel da und müssen sich wol gar gefallen lassen, daß die Herren der gelehrten Republik über sie mitleidig die Achseln zucken und bedauern, daß sie die kostbare Zeit mit Possen verschwenden, anstatt sie auf etwas Besseres zu verwenden.

Es gehört nicht zu unserm Zweck, hier den nachtheiligen Einfluß weiter nachzuweisen, den diese Vernachlässigung des naturhistorischen Studiums auf die Bildung des Menschen im Allgemeinen hat; aber das glauben wir aus voller Ueberzeugung behaupten zu können, daß der Nachtheil, der daraus für den künftigen Naturforscher und Arzt erwächst, durch alles Bücherstudium nicht aufgewogen werden kann. Der Sinn für Naturanschauung will von Jugend auf gepflegt sein wie jede andere Fähigkeit, und Derjenige, zu dessen eigentlichstem Beruf es gehört, den Erscheinungen der Natur auf allen Wegen nachzuspüren, zu dessen vollkommener Ausbildung sich alle verschiedenen Branchen der Naturwissenschaften die Hände reichen müssen, kann jenen Sinn nicht den schönsten Theil seines Lebens brach liegen und verkümmern lassen. Glücklich müssen wir Denjenigen noch preisen, der die ersten Jahre seiner Kindheit auf dem Lande verlebt und sich da wenigstens die Liebe zur Natur bewahrt hat, zu der das Kind in den Städten, das außer Häusern, Menschen und Buchstaben nichts Anderes sieht und hört und nur die geselligen Freuden, nicht aber die oft noch edlern der Natur kennt, gar nicht gelangt. Gewiß würde mancher große Naturforscher und Arzt, wie z. B. Linné, Heim u. A., nicht ein so guter Beobachter geworden sein, wenn er nicht auf dem Lande erzogen worden wäre.

Seinem eigentlichen Elemente gänzlich entfremdet, betritt der junge Arzt erst die naturwissenschaftliche Laufbahn, wenn er die Akademie besucht. Hier wird ihm erst die Binde von den Augen genommen, und er steht nun vor der heiligen Isis, nicht wissend, wie er seinen Durst nach Wissen aus den vielen Brüsten allen stillen soll. Physik, Chemie, Botanik, Mineralogie, Zoologie u. s. w., allen soll er sein Ohr öffnen, ja, er soll sie sich so zu eigen machen, daß er einst in allen diesen verschiedenen Fächern der Naturwissenschaft eine Prüfung würdig zu bestehen vermag. Fürwahr eine herculische Aufgabe, deren Gewicht noch bedeutender wird, wenn man bedenkt, daß sie im Verlaufe weniger Semester abgethan werden muß, da das eigentliche Brotstudium darüber nicht vernachlässigt werden darf und möglichste Eile gebietet!

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Gesetze der Angelsachsen. In der Ursprache mit Uebersetzung und Erläuterungen herausgegeben von Reinhold Schmid. Erster Theil, den Text nebst Uebersetzung enthaltend. Leipzig, Brockhaus. 1832. Gr. 8. 2 Thlr. 6 Gr.

Eine unendlich mühsame Arbeit, die große und umfassende Vorstudien nöthig machte, legt hier der Verf. dem gelehrten Publicum vor. Die großen Schwierigkeiten, mit denen er zu kämpfen hatte, stellten sich ihm erst während der begonnenen Bearbeitung selbst dar, und ein gründliches Eindringen und Erforschen der alten Sprache wie des ganzen ältern Staats- und Rechtszustandes in England erfodert, besonders dann, wenn ungünstige Verhältnisse die Nachforschung an Ort und Stelle unmöglich machen, wie dies bei dem Hrn. Verf. der Fall war, eine eiserne Beharrlichkeit und emsigen Fleiß, welche hier um so mehr Anerkennung verdienen, als der Hauptheil des Werkes, die angelsächsischen Gesetze selbst, für dasselbe nur ein kleines Publicum unter den deutschen Gelehrten erwarten läßt. Aber Das, was der Hr. Verf. außer diesem Hauptheile, theils hier in der Einleitung mittheilt, theils im zweiten Theile nachzuliefern verspricht, könnte ihm allerdings ein größeres Publicum verschaffen, daher wir auch hierüber einige Worte uns erlauben.

Die Vorstudien des Verf. mußten, um Gründliches, wie von ihm geschehen, zu leisten, eine dreifache Richtung nehmen, indem das Volksleben der alten Briten, wie der Sachsen vor ihrer

Einwanderung in Britannien, und dann das der Angelsachsen in England selbst hauptsächlicher Gegenstand der Forschung werden mußte. Diese Vorstudien veranlaßten den Verf. zu mehren Abhandlungen in dem leider eingegangenen „Hermes" *), denen auch die umfassende und interessante Einleitung zu diesem ersten Bande entnommen ist. In dieser wird zuerst von den Verhältnissen der Bewohner des alten Britanniens, von der Eroberung der Römer und dem Einfluß derselben auf das Volksleben und sodann von dessen Gestaltung bis zu der Eroberung der Sachsen gehandelt. Die ältesten Sprachverhältnisse der einzelnen Volksstämme, die Schilderung der Sagen und Gesänge der frühesten Zeiten und besonders des Bardenthums — was, ursprünglich ein Priesterorden, die Belehrung des Volkes überhaupt und sodann auch die Erhaltung und Ueberlieferung der Sagen der Vorzeit zum Zwecke hatte, sowie die Barden auch als Rechtskundige sich darstellen — gehören zu den interessantesten Gegenständen dieser Darstellung. Der Verf. wendet sich hierauf zu den Angelsachsen. Hier finden wir schon ein ganz anderes, von dem britischen verschiedenes, weit prosaischeres Volksleben, dessen ältere heidnische Volkslieder von den christlichen Geistlichen bald verdrängt wurden. Von großer Wichtigkeit sind die kritischen Untersuchungen über die Geschichtswerke dieses Volkes. Beda's Werke und besonders seine Hauptschrift, die englische Kirchengeschichte, sind nächst der sogenannten Sachsenchronik die wichtigsten, die auch hier besonders berücksichtigt wurden. Der Nachweis der Quellen dieser Werke ist ein Hauptpunkt der kritischen Untersuchung, und daß ein Haupttheil dieser Quellen in alten Verzeichnissen der Könige und Geistlichen und in den Anniversarien, welche zum Behuf der Seelenmessen die Todestage der Kirchenwohlthäter enthielten, bestanden, und wol schon die heidnischen Priester der Sachsen Regententafeln führten, da auch hier die Religion mit der Abstammung der Fürsten in Verbindung stand, muß man dem Verf. gewiß ebenso gut zugeben als die gegen Pertz gerichtete Bemerkung, daß zwar in Deutschland die Chroniken aus Zusätzen und Notizen zu den Dionysius'schen und Beda'schen Zeittafeln entstanden sein können, in England aber dieselben aus jenen Regententafeln sich herschreiben, sowie es denn überhaupt sehr wahrscheinlich gemacht wird, daß die ganze deutsche Annalistik aus England stamme.

Wenn bei der Betrachtung der Sachsen vor ihrer Einwanderung der Verf. sich nicht abgeneigt erklärt, einen Vergleich und Analogien der Verfassung dieses Volkes und ihrer Rechtsgebräuche, wie sie durch die geschichtlichen Nachrichten aus der Zeit des Kriegs mit den Franken und durch die Bestimmungen der Lex Saxonum und der Capitularien Karl's des Großen auf uns gekommen sind, mit der Verfassung und den Gebräuchen vor ihrer Einwanderung nach Britannien anzunehmen, so ist dieses gewiß nicht so gewagt, wie es bei der ersten Betrachtung der dazwischenliegenden Jahrhunderte erscheint, indem in dieser ganzen Zeit kein so wichtiges Ereigniß liegt, was eine bedeutende Veränderung hierbei hätte bewirken können. Somit ist aber die Wichtigkeit der Schilderung des ältesten gesellschaftlichen Verhältnisses der Sachsen in England zur Aufklärung der ältern deutschen Verhältnisse, worauf schon Phillips mehrfach aufmerksam gemacht hat, auch ohne Zweifel, und der Unterschied, den hierbei das Entstehen der Könige und ihrer Gewalt aus dem Geleite (Gefolgschaften), durch welche die Eroberung stattfand, bewirkte — was auf gleiche Art bei allen deutschen Völkern, die auf erobertem Grund und Boden sich niederließen, sich entwickelte — ist keineswegs für die ersten Zeiten so durchgreifend, als man anzunehmen gemeint sein könnte, da die Könige durch die Nationalversammlungen beschränkt wurden und das demokratische Element in den Gemeinde-, Mark- und Gauverbindungen vorherrschend blieb. Analog mit den Ministerialen und Vassen im alten Frankenreiche ist die Thanenschaft (S. 75) in England, ein erst später erblich gewordener Amts- und Districtsadel, dessen kriegerischer Charakter nothwendige Folge der ewigen Fehden war.

Wenden wir uns nun mit einigen Worten noch zu den Gesetzen selbst. Sie enthalten fast durchgehends nur Verordnungen zur Aufrechterhaltung des Friedens, und was mit diesem näher oder entfernter in Verbindung stand, indem ja nach der ältern Verfassung auch Alles, was auf dem Frieden beruhte, nothwendig vom König ausging. Die Ursachen ihrer Aufzeichnung sind dieselben wie bei andern deutschen Völkern, und ihre große Wichtigkeit für das deutsche Recht ergibt sich besonders daraus, daß der große Reichthum an Quellen eine genaue Kenntniß des ganzen Rechtsgebiets gestattet, hier das einheimische Recht in einer Zeit von vier Jahrhunderten vollständiger und entfernter von fremden Elementen als in Deutschland sich entwickeln konnte, und jene Lücke, die hier zwischen den Capitularien und den Rechtsbüchern des Mittelalters sich findet, nicht anzutreffen ist.

Am Ende der Einleitung gibt der Verf. eine Kritik der frühern Ausgaben, die oft sehr unkritisch sind; ein Vorwurf, dem selbst Wilkins nicht entgeht; die vorhandenen Hülfsmittel sind noch nicht hinlänglich benutzt. Den Text selbst hat der Verf. unter Benutzung aller ihm zu Gebote stehenden Hülfsmittel möglichst rein zu geben gestrebt; ein Abdruck des ältesten Codex selbst mußte bei seiner Verhinderung, die Untersuchung an Ort und Stelle zu führen, unterbleiben. Dem angelsächsischen Texte ist eine deutsche Uebersetzung beigegeben. Eine Kritik der einzelnen angelsächsischen Rechtsdenkmäler selbst sowie den Abdruck ihrer ältern lateinischen Uebersetzungen und eine Erläuterung dieser ganzen Quellen verspricht der Verf. im zweiten Theile zu liefern, dessen Erscheinen wir mit gespannter Aufmerksamkeit entgegensehen. 60.

*) Bd. 28, H. 2; Bd. 30, H. 2; Bd. 31, H. 2; Bd. 33, H. 2.

Literarische Notizen.

Der erste Band der „Correspondance d'Orient, 1830—31", von Michaud und Poujoulat, ist erschienen. Das Werk wird aus sechs Bänden bestehen.

Die Société des droits de l'homme hat durch den Bürger Lapponneraye einen Commentar der „Déclaration des droits de l'homme" herausgeben lassen.

Aus der Handschrift des Spaniers Alparo Florez Estrade hat Galibert einen „Cours éclectique d'économie politique" in drei Bänden zu Paris herausgegeben.

Die zweite Abtheilung des vierten Bandes von „Voyage de découvertes autour du monde à la recherche de Lapérouse", vom Capitain J. Dumont d'Urville, ist erschienen. Das Ganze wird mit dem fünften Bande vollendet werden.

Angekündigt ist: „Revue algérienne; ou le révélateur africain", von einer Gesellschaft von Gelehrten, Kauf- und Gewerbleuten in Algier herausgegeben. Vom 13. April an erscheinen monatlich zwei Lieferungen, jede von drei Bogen. Die Verlagshandlung in Algier heißt Parcellier und Compagnie.

Graf Horace de Viel-Castel hat die 52. Lieferung der „Collections de costumes, armes et meubles, pour servir à l'histoire de France, depuis le commencement de la monarchie jusqu'à nos jours" herausgegeben. Das Werk wird aus 60 Lieferungen bestehen, die drei Bände in 4. bilden.

Albert Montémont gibt vom ersten April 1833 eine „Bibliothèque universelle des voyages effectués par mer ou par terre dans les diverses parties du monde, depuis les premières découvertes jusqu'à nos jours" heraus. Dieses Werk wird aus 35 Bänden bestehen. 9.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Freitag, — Nr. 158. — 7. Juni 1833.

Die Medicin des 19. Jahrhunderts wie sie ist und sein sollte, von J. Braun.

(Fortsetzung aus Nr. 157.)

Wäre das Studium dieser Wissenschaften schon durch den Unterricht auf Schulen und Gymnasien hinreichend vorbereitet und insbesondere die Grundlage zur Kenntniß der verschiedenen Formen und Erscheinungen der Natur gegeben, so würde dadurch nicht allein das Verständniß der akademischen Vorträge sehr erleichtert werden, sondern auch die darauf zu verwendende Zeit eher zureichen. Wer den Umfang dieser Doctrinen kennt und weiß, wie viel Zeit und Fleiß dazu gehört, es nur in einer derselben zu einem gewissen Grad von Perfectibilität zu bringen, dem wird es nicht Wunder nehmen, wenn nicht wenige unserer jungen Aerzte darin am Schluß ihrer akademischen Laufbahn zurückgeblieben sind und ihre Zeit mehr auf ihr eigentliches Brotstudium verwendet haben. Eben darin aber scheint uns ein großer Fehler in der Bildung unserer heutigen Aerzte zu liegen, und wir halten das Studium der gesammten Natur für die Arzneiwissenschaft für so wichtig und unerläßlich, daß wir kaum begreifen können, wie man ohne dasselbe in der Folge auskommen könne.

Was nun aber das Studium der Medicin selbst betrifft, so stößt der junge Arzt auch hier auf neue Verlegenheiten. Wohl weiß er, wenn er die Akademie bezieht, was er Alles hören muß, um dereinst den Foderungen seiner Examinatoren im Staatsexamen zu genügen. Er hat sich entweder einen Studienplan von irgend einem ältern Arzt machen lassen oder eine beliebige schriftliche Anleitung zum Studium der Medicin zu Rathe gezogen, worin er die zu hörenden Vorlesungen von einem halben Jahre zum andern verzeichnet findet. Aber wie ganz anders findet er es in der Wirklichkeit? Entweder einige der ihm grade nöthigen Doctrinen werden gar nicht, oder sie werden nur theilweise vorgetragen, und er mag zusehen, wie er in der Folge die fehlenden Theile nachholen kann. So werden auf manchen Universitäten nur einzelne Theile der Anatomie, der Pathologie, Therapie u. s. w. gelesen. Wir geben gern zu, daß der große Umfang einer jeden dieser verschiedenen Doctrinen eine solche Theilung sehr wünschenswerth macht; daß die Vorträge darüber reicher, faßlicher gemacht werden können; daß es seine großen Schwierigkeiten hat, die Vorträge über einzelne derselben ohne Trennung in einem halben Jahre zu vollenden; allein mögen unsere guten Lehrer nur dabei bedenken, wie kurz die Zeit des akademischen Studiums den Meisten zugemessen ist, wie viel in dieser kurzen Zeit gehört und gelernt werden, wie der Schüler manche Doctrinen, z. B. die Anatomie, mehr als Einmal hören muß, um fest darin zu werden; mögen sie bedenken, daß nicht Alles von der Lehrkanzel gelehrt werden kann und muß, und daß es auf alle Fälle vorzuziehen ist, wenn dem Schüler jede Doctrin lieber vollständig, wenn auch weniger ausführlich, als nur fragmentarisch mitgetheilt wird.

Ueberhaupt scheint man in der neuern Zeit darin etwas zu suchen, die Lehrgegenstände mehr zu vervielfältigen. Da finden wir in den Lectionsverzeichnissen Vorlesungen über vergleichende Anatomie, Diagnostik, Weiber- und Kinderkrankheiten, Seelenheilkunde, Ophthalmologie, Vergiftungen u. dgl. m. angekündigt, ja der Verf. der oben genannten Schrift verlangt, daß auch noch solche über das Studium der classischen Aerzte des Alterthums, Diätetik, Atmosphärologie, Thierheilkunde, Staatsarzneikunde, Euthanasie, Homöopathie und über das Verhalten und die Pflichten des Arztes überhaupt und insbesondere am Krankenbette gehalten werden sollen. Gern geben wir zu, daß dergleichen Vorträge über besondere Zweige einzelner Doctrinen für die Zuhörer sehr nützlich gemacht werden können, denn in je kleinere Segmente man den großen Kreis alles Wissenswerthen zerschneidet, desto anschaulicher, ausführlicher läßt sich dieses Einzelne darstellen; allein wo soll zu dem Allen die Zeit herkommen? und wohin soll dies führen, wenn, wie nicht anders zu erwarten steht, mit der Erweiterung der Wissenschaft überhaupt sich allmälig ihre einzelnen Zweige immer mehr ausbreiten? Das Wissen überhaupt hat keine Grenzen, und nützlich ist Alles, was nur irgend in den Kreis der Wissenschaft gehört; aber um Das, was der angehende Arzt als Fundament und als Mitgabe für das praktische Leben sich zu eigen machen soll, muß eine gewisse Grenze gezogen werden, wenn sich sein Studium nicht ins Weite verlieren soll. Die einzelnen Vorträge müssen sich gegenseitig ergänzen und ein geschlossenes Ganze bilden; dieses Ganze muß die Kräfte des Schülers nicht übersteigen,

es muß genügen, um damit auf eigne Hand im Leben weiter fortzukommen, und es muß ihm nicht überlassen bleiben, sich unter den vielen Gerichten, wie sie ihm jetzt an der reichbesetzten Tafel unserer Universitäten dargeboten werden, diejenigen auszusuchen, die seinem Gaumen besonders zusagen. Dies führt zur Einseitigkeit, und Ref. hat mehre junge Aerzte getroffen, die sich mit besonderer Vorliebe solchen einzelnen Zweigen der Wissenschaft widmeten, während sie darüber die Hauptsache vernachlässigten, und die dann doch aus Mangel an schicklicher Gelegenheit im praktischen Leben von jenen Lieblingsstudien keine oder doch nur eine sehr beschränkte Anwendung machen konnten.

Gewiß haben den verdienstvollen Clarus ähnliche Ideen geleitet, als er auf der Akademie zu Leipzig einen Verein zur Vervollkommnung des medicinischen Studiums ins Leben rief. Wir haben von diesem Verein zuerst durch Herrn Braun's Schrift Notiz bekommen und uns ebenso sehr über den Gedanken als über die Ausführung gefreut. „Herr Hofrath Clarus hat nämlich schon im Jahre 1828 die Professoren und Privatdocenten der leipziger Hochschule veranlaßt, zu erwägen, ob und wie fern wol bei den großen Fortschritten und Erweiterungen der Arzneiwissenschaft in ihren Haupt- und Nebenzweigen auch ein Fortschreiten des akademischen Unterrichts sowol in Absicht auf seinen Umfang als auch auf seine Form und Methode wünschenswerth und möglich sei. Gegenseitige mündliche Mittheilungen und ein Austausch von Ideen über den Umfang der zur wissenschaftlichen Ausbildung angehender Aerzte nöthigen Kenntnisse, über die zweckmäßigste Art und Leitung des Unterrichts und den dabei zu befolgenden Plan, über das nöthige Ineinandergreifen der einzelnen Zweige desselben und das kräftige Zusammenwirken der Lehrer, über die Rücksichten, welche die von Zeit zu Zeit bemerkbar werdenden Fortschritte und Abwege der Wissenschaften beim akademischen Unterrichte erfodern, über die Benutzung der öffentlichen Anstalten und Sammlungen und über die Mittel zur Belebung eines echt wissenschaftlichen Geistes unter den Studirenden sollen die Aufgaben dieses Vereines sein. Nicht Bereicherung der Wissenschaft durch neue Entdeckungen, sondern nur gegenseitige Berathung über die zweckmäßigste Art und Weise, dem Anfänger im Studium der Heilkunde das ihm Nöthige zu lehren, ist Zweck und Absicht jenes Zusammentrittes würdiger und geachteter Männer. Da aber die Medicin in ihren Haupt- und Nebenzweigen nur durch planmäßige Vorträge vollkommen gelehrt werden kann, so hat jener Verein, wie billig, sein erstes Augenmerk auf den Entwurf eines Studienplans gerichtet, und es hat, da der Verein für die einzelnen Zweige der Heilkunde in verschiedene Sectionen sich gespalten, jede derselben einen solchen Plan entworfen und aus deren Vereinigung ein allgemeiner Studienplan sich gebildet." Es ist sehr zu wünschen, daß sich ähnliche Vereine auch auf andern Universitäten bilden und man es dann aber nicht allein bei bloßen Besprechungen und Berathungen der Lehrer bewenden lassen, sondern auch zu Zeiten den Schülern den Zutritt zu dergleichen Versammlungen gestatten und sich um ihr wissenschaftliches Thun und Treiben näher bekümmern möge. Ein Jeder, der einmal die Universität besucht hat, wird sich gewiß noch dankbar des Einflusses erinnern, den dergleichen persönliche Berührungen mit einzelnen verdienten und humanen Lehrern auf sein Leben und auf sein Studium gehabt haben, und er wird mit uns wünschen, daß die hier und da noch bestehende Kluft zwischen Lehrer und Schüler immer mehr verschwinden möge.

In Hinsicht einer solchen engern Berührung zwischen Lehrer und Schüler können wir nun auch den sogenannten medicinisch-chirurgischen Akademien oder Schulen, wie sie gegenwärtig in Sachsen und Baiern bestehen, unserm Beifall nicht ganz versagen, obwol wir ihnen in anderer Hinsicht, nämlich als Bildungsschulen für Halbärzte und Chirurgen ohne weitere wissenschaftliche Bildung, die Zweckmäßigkeit ganz abstreiten müssen. Wir begreifen es nämlich nicht, wozu es bei der allenthalben anwachsenden Zahl von wirklichen Aerzten noch Noth thut, ungebildete Chirurgen für das Land zu quasi Aerzten zu bilden und für sie eigne Lehranstalten zu errichten, und sind mit unserm Verf. vollkommen darin einverstanden, daß dergleichen Individuen nie zu Aerzten in vollem Sinne des Wortes erzogen werden können, während doch Soldaten und Landbewohner, für die sie zunächst bestimmt sein sollen, kein geringeres Recht auf ärztliche Hülfe haben als der vornehmere Bürger und der Bewohner größerer Städte. Es gibt nur eine Arzneiwissenschaft, und wer sie ausüben will, muß sie ganz erfaßt haben, wozu denn auch hinreichende Vorbildung auf Schulen, obwol, wie wir schon oben bemerkt haben, nicht in solcher Ausdehnung und mit solchem Uebergewicht des Studiums der ältern Sprachen gehört, wie sie heutiges Tages gefodert wird. Wo demnach auch Aerzte gebildet werden sollen, es sei auf Universitäten oder auf medicinisch-chirurgischen Schulen, so geschehe es tüchtig, und es werden sich dazu gewiß Subjecte in hinreichender Zahl finden, wenn man ihnen nur sonst das Studium ihrer Wissenschaft erleichtert, ihnen gleiche Rechte einräumt und sie so besoldet, daß sie nicht mit Nahrungssorgen zu kämpfen haben.

Aber die medicinisch-chirurgischen Schulen haben auch ihre sehr gute Seite. Gewiß hat der gelehrte Choulant nicht ganz Unrecht, wenn er zu ihrer Rechtfertigung anführt, daß eine Unterrichtsmethode, bei welcher es dem Schüler gänzlich überlassen bleibe, wen, was und in welcher Ordnung er hören wolle, und wobei am Ende Alles auf eine oder zwei Prüfungen von bekannten Lehrern hinauslaufe, wenig geeignet sei, dem Staate brauchbare und zuverlässige Medicinalpersonen zuzuführen; daß ferner schmerzliche Erfahrungen den Staatsbehörden über ein eigentliches Abrichten künftiger Aerzte die Augen geöffnet und sie zu der Einsicht gebracht hätten, daß ein geordneter, durch oft wiederholte Prüfungen streng beobachteter Unterricht nothwendig sei, bei welchem die Schüler lernen was sie sollen, und nicht blos was sie wollen, und an dessen Schlusse nicht ein vierstündiges Examen, son-

dern eine vierjährige ununterbrochene Prüfung und Beaufsichtigung über den Werth des Abgehenden entscheide u. s. w.

Allerdings hat diese Methode, den Schüler stets zu beaufsichtigen und ihn dadurch zu nöthigen, Das wirklich zu lernen, was er lernen soll, ihre großen Vorzüge, und trägt ihre guten Früchte, wie wir uns aus eigner Erfahrung überzeugt haben. Sie contrastirt aber zu sehr mit der herkömmlichen Art und Weise des Studirens auf Universitäten, wobei es Jedem überlassen bleibt, zu treiben, was und wie viel er will, die Vorlesungen zu besuchen oder nicht, während derselben zu hören oder zu träumen, das Gehörte zu repetiren oder nicht, die gediegenen Vorträge eines erfahrenen, weisen Lehrers zu frequentiren, oder den Phantomen eines durch Neuheit und glänzenden Vortrag blendenden Privatdocenten nachzujagen u. s. w., um ihr nicht jene Vorzüge zuzugestehen. Aber wir sehen nicht ein, warum sich nicht unsere medicinischen Facultäten auf Universitäten auch diese Vorzüge sollten aneignen können. Der Schüler besucht die Universität, um zu lernen; warum sollte daher nicht auch hier diejenige Methode des Unterrichts die beste sein, wobei er am meisten lernt? Schon von der Schule her ist er gewohnt, sich hinsichtlich seiner Thätigkeit und seines sittlichen Betragens beaufsichtigen und verhören zu lassen, noch am Ende seiner akademischen Laufbahn muß er sich eine Prüfung gefallen lassen; warum soll er nicht auch während seiner Studien beaufsichtigt und über seine Kenntnisse geprüft werden, wie dies auf jenen medicinisch-chirurgischen Schulen mit so vielem Erfolg geschieht? Die Examinatorien, wie sie auf manchen Universitäten gehalten werden, ersetzen keineswegs dergleichen gesetzliche Prüfungen, wie wir sie hier in Vorschlag bringen, denn einestheils erstrecken sie sich nicht über alle Lehrgegenstände, anderntheils kann sich ihnen der Träge, Leichtsinnige entziehen, weil er durch kein Gesetz angehalten wird, sie zu besuchen. Es läßt sich zwar nicht leugnen, daß bei vielen Studirenden solche gesetzliche Prüfungen nicht eben nothwendig sind, weil sie auch ohne sie lernen, was sie lernen sollen, und man dürfte sich, um ihre Entbehrlichkeit zu beweisen, nur auf die vielen trefflichen Aerzte berufen, die unsere Universitäten bis daher erzogen haben, ohne daß noch eine solche Einrichtung bestand; allein es fragt sich, ob es bei den letztern nicht noch besser stehen, ob nicht Manche, die jetzt die kostbare Zeit des akademischen Studiums müßig verträumen, dadurch sich und dem Staate gewonnen, Andere und Bessere, die ihr Wissen selbstgefällig überschätzen, nicht zur Einsicht ihrer Mangelhaftigkeit gelangen würden. Ja, selbst für den Lehrer müßte es erwünscht sein, sich durch dergleichen Prüfungen zu überzeugen, wie man seine Vorträge aufgenommen hat, ob sie der Fassungskraft der Mehrzahl unter seinen Zuhörern zusagen, welche darunter sie mit besonderm Vortheil gehört haben u. s. w. Ref. kannte einen berühmten deutschen akademischen Lehrer, der sich in seinen Vorträgen immer sehr unangenehm berührt fand durch Physiognomien unter seinen Zuhörern, in denen sich Trägheit, Mangel an Aufmerksamkeit oder das Gefühl des vermeintlichen Besserwissens aussprach und deshalb nichts mehr wünschte, als das Recht zu haben, hier und da einmal über das Vorgetragene Umfrage zu halten. Daß der Professor bei solchen Prüfungen den förmlichen Schulmeister machen sollte, wäre ein eitles Verlangen; aber zwischen der Lehrmethode auf Schulen und der jetzigen auf Universitäten dürfte wol eine richtige Mitte zu finden sein, die allen billigen Foderungen entspräche. In Zeiten wie die unserigen, wo sich die Anfoderungen, welche man an junge Studirende macht, wir möchten fast sagen mit jedem Jahre höher steigern, möchte wenigstens eine zweckmäßige Veränderung des Unterrichts, welche das akademische Studium überhaupt belebte und erleichterte, nicht zu den unbilligen Wünschen gehören. In Bezug auf das Studium der Medicin würde aber eine solche Einrichtung, wie wir sie oben vorschlugen, die Errichtung von medicinisch-chirurgischen Akademien oder Schulen, die mit dem Guten auch manche Mängel in sich vereinigen und, gegen unsere Universitäten gehalten, immer nur als halbe Studienanstalten zu betrachten sind, völlig entbehrlich machen.

(Der Beschluß folgt.)

Romanenliteratur.

1. Der Obotrit. Ein historischer Roman von David Russa. Leipzig, Leo. 1833. 8. 1 Thlr.

Ist es dem Verf. mit seiner Bescheidenheit, seiner Anfrage Ernst, ob der Versuch in der historisch-romantischen Gattung Aufmunterung verdiene, so ist ihm mit voller Ueberzeugung eine bejahende Antwort zu geben, denn er hat viele Fehler junger Romanenschriftsteller, übertadene Färbung, Bombast in der Diction, auch andere Uebertreibungen glücklich vermieden, Geschichte und Erfindung gut verbunden, in dem alten Obotritenfürsten eine wohlige Gestaltung ans Licht treten lassen und die Leser nicht mit gelehrtem Krimskrame gedrangsalt, weder in Wort, noch Beschreibung mehr von dem Heidenthume der alten Wenden beigebracht, als eben nöthig war. Nur mehr Wärme, hier und da auch Kraft, und wir hätten nicht allein den greisen Krieger, auch die jüngern Helden sehr anziehend gefunden; Lauheit in ihrem Christen- und Heidenthum ist ihnen zu vergeben, obgleich dies nicht ganz zeitgemäß, religiöser Famtismus tritt allzu sehr in den Hintergrund gegen die Staatsraison. Der wahnsinnige Priester konnte wegfallen, dagegen die Frauen mehr hervortreten, denn nicht des Verf. Unfähigkeit zur Darstellung weiblicher Anmuth nöthigte ihn dazu; Amalberge, die unerkannt dem Geliebten, der sie wie alle Uebrige für einen Knaben hält, ins Feld folgt, ist, so häufig wir auch dieser Figur begegneten, eine liebliche Erscheinung und sogar eine beglaubigte. Kurz, bildet der Verf. seine schönen Anlagen weiter aus, behandelt er mehr allgemein interessante als blos provinzielle Stoffe, so dürfen wir ihn in Zukunft unsern bessern historischen Romantikern an die Seite setzen.

2. Das Mädchen von Gleiwitz. Erzählung aus den Zeiten des dreißigjährigen Kriegs von Adolf Hänisch. Landsberg an der Warte, Ende. 1832. 8. 18 Gr.

Der Eigensinn eines herrischen, Adstischen Vaters und Bürgermeisters in Gleiwitz trennt zwei Liebende, treibt den Jüngling unter des Mannsfelders Fahnen, wohin ihm das Mädchen folgt, wo beide den Heldentod sterben und die Väter zu spät sich über den Leichen ihrer Kinder versöhnen.

3. Die Rache. Denkwürdigkeiten aus dem Leben des Ministers Battista Solani. Novelle von Gustav Werner. Meißen, Goedsche. 1832. 8. 1 Thlr.

Der Minister begeht aus Rache verschmähter Liebe einen Schurkenstreich an seinem Freund, der die Verzweiflung von diesem, Sklaverei bei den Barbaresken und endlich den Entschluß,

Räuber zu werden, herbeiführt. Er erschöpft sich nun seinerseits in Racheplänen gegen den ehemaligen, nun sehr resignirten Freund, aus welchen blutige Blüten, blutige Früchte, die Ehe seiner Zwillingskinder, die Colani unter andern Namen erziehen ließ, hervorgeht, und zuletzt Wahnsinn und Tod der Hauptfiguren, ganz im neuesten Geschmack.

4. Seeanemonen. Novellen eines Unbekannten. Herausgegeben vom Verf. des „Don Enrique" u. s. w. Halle, Kümmel. 1832. 8. 20 Gr.

Ist der Novellist auch ein Unbekannter, die Novellen sind es nicht alle. Der Titelheld der einen, der Maure Abindarraez und die schöne Xarifa braucht nur genannt zu werden, um die Erzählung als eine wohlbekannte aus Granadas bürgerlichen Kriegen zu begrüßen. Dann „Ma Alle", in einem Lande spielend, um dessen Existenz selbst in der Länderkunde ganz unwissende Zierlinge sich kümmerten; in Macassar herrschen ungefähr dieselben Triebfedern und Gesinnungen wie bei den Mauren, Liebe und Ehre sind feurig und der Glaubenseifer kräftig. „Ercole da Pisa" und „Der Graf von Abrantes" haben rege Beweglichkeit, Heldenmuth und feine Ritterfitte spanischer Novellen, und kommen uns durch Geist und Form bekannt vor, wenn sie schon in Plan und Gruppirung neu sind. Die javanischen und südindischen Novellen sind matt trotz ihres Bilderüberflusses, der nur dann poetischer Schmuck zu nennen wäre, wenn auch Geschmack und Sinnigkeit sich damit einte. „Die Brüder de Cesara", eine die Haare sträubende Spukgeschichte, kurz und bündig. Ist nun von dem Verf. weit mehr Gutes zu loben als Geringfügiges zu schelten, so kann vom Druck und besonders vom Papier nur das Schlechteste gesagt werden, da die gelbgraue Fläche leichtlich elegante Damen des Vergnügens berauben könnte, ein angenehm unterhaltendes Buch zu lesen. 18.

Literarische Notizen.

„Musical memoirs by *W. J. Parke*" (2 Bde., London 1833) enthalten eine Uebersicht des Zustandes der Musik in England von 1784—1830 und sind mit zahlreichen darauf Bezug habenden Anekdoten ausgestattet.

Der verunglückte, von der bekannten amerikanischen Reisenden Mrs. Trollope verfaßte Roman: „The refugee in America" (3 Bde., London 1832), ist auch bei uns schon gewürdigt worden. Das „Quarterly review" geht so weit, ihn eine wahrhaft kindische Production zu nennen und der Verfasserin selbst bedeutende Sprachfehler zur Last zu legen. Was es bei dieser Gelegenheit im Allgemeinen von dem literarischen Unwesen und der schreibsüchtigen Eitelkeit dieser Tage sagt, beweist uns, daß es auch in England damit tout comme chez nous zugeht: „Es ist der angenommene Glaube unserer Zeit, daß Jedermann, der irgend etwas geschrieben hat, auch eine Novelle schreiben kann. Ist ein Reisender durch einige lebendige Skizzen aus einem fernen Lande zu einer gewissen Art von Ruf gelangt, so fängt er nächster Tage zuverlässig eine Novelle zu schreiben an. Hat irgend ein Scherz einige Menschen zu lachen gemacht, so gibt der Urheber gewiß eine Novelle heraus. Der junge Gentleman, der einmal so glücklich gewesen ist, in dem „Keepsake" oder „Bijou" eine Seite zu füllen, die junge Lady, deren Liebhaber über eine pathetische Ballade von ihrer Hand in dem „Court magazine" geseufzet haben, traut sich mit vollem Rechte eine dreibändige Novelle zu verarbeiten zu. Man scheint allgemein anzunehmen, daß dazu nichts weiter erfoderlich sei, als ein paar noch unerhörte heidnische Taufnamen für die Helden und Heldinnen aufzutreiben, einen tiefsinnigen Titel auszubrüten, ein wenig sentimentale Liebe aus sich herauszupressen, ein oder zwei hübsche Bösewichter aus dem Wuste alter Lecture heraufzubeschwören, alsdann einen Topf mit Loosen, genannt Mottos, anzufüllen, wie etwa: „Ist es nicht besser als allein zu sein? Byron"; oder: „Zeichen der Liebe. Shakespear"; oder: „Sie spottet aller ihrer Liebhaber. Shakspeare", und zuletzt nach hinlänglichen Beschreibungen schöner Gegenden, alter Garderobestücken u. s. w., Geklatsch und Vernünfteleien, die Bösewichter zu bestrafen und die Helden durch die willkürlichsten und gewissenlosesten Erfindungen glücklich zu machen." 153.

Literarische Anzeige.

Bericht über die Verlagsunternehmungen für 1833 von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die mit * bezeichneten Artikel werden bestimmt im Laufe des Jahres fertig; von den übrigen ist die Erscheinung ungewisser.

(Fortsetzung aus Nr. 149.)

*34. Hagen (August), Künstlergeschichten. Enthaltend: Die Chronik seiner Vaterstadt vom Florentiner Lorenz Ghiberti, dem berühmtesten Bildgießer des funfzehnten Jahrhunderts. Nach dem Italienischen. Zwei Bändchen. 12. 27½ Bogen auf feinem Druckpapier. Geh. 3 Thlr.

*35. Handwörterbuch in drei Sprachen: Englisch-deutsch-französisch, Französisch-deutsch-englisch, Deutsch-französisch-englisch. (Mit Stereotypen gedruckt.) Auf feinem Velinpapier. Cart.

Die drei Abtheilungen, aus denen dieses Handwörterbuch besteht, werden auch einzeln zu erhalten sein. Die Lettern sind aus England und von besonderer Schönheit, auf die Correctur wird die allergrößte Sorgfalt gewendet und der Preis wird auf das Billigste gestellt werden.

36. Hartmann (Karl Friedrich Alexander), Repertorium der Mineralogie und Geognosie, enthaltend eine vollständige Zusammenstellung der neuen Fortschritte dieser Wissenschaften. Als Supplemente zu seinem „Wörterbuche der Mineralogie und Geognosie" und zu seiner deutschen Bearbeitung von Beudant's „Lehrbuch der Mineralogie", sowie überhaupt zu allen neuern Lehr- und Handbüchern der Mineralogie und Geognosie. Mit lithographirten Tafeln. Gr. 8. Auf gutem Druckpapier.

Das „Handwörterbuch der Mineralogie und Geognosie" von Hartmann (1828) kostet 5 Thlr. 8 Gr.; das „Lehrbuch der Mineralogie von Beudant" (1826) 4 Thlr.

*37. Hauch (J. C.), Die Belagerung Mastrichts. Ein Trauerspiel in fünf Aufzügen. 8. Auf feinem Druckpapier. Geh.

*38. Hübner (Johann), Zweimal zweiundfunfzig auserlesene biblische Historien aus dem Alten und Neuen Testamente, zum Besten der Jugend abgefaßt. Aufs Neue durchgesehen und für unsere Zeit angemessen verbessert von David Jonathan Lindner. Die hundertunderste der alten, oder die zweite der neuen vermehrten und ganz umgearbeiteten und verbesserten Auflage. 8. 25 Bogen. 8 Gr.

39. Hüllmann (K. D.), Staatsverfassung der Israeliten. Gr. 8. Auf gutem Druckpapier.

*40. Koenig (H.), Die hohe Braut. Ein Roman. Zwei Theile. 8. 49 Bogen auf feinem Druckpapier. 4 Thlr.

*41. Matthiä (August), Lehrbuch für den ersten Unterricht in der Philosophie. Dritte, verbesserte Auflage. Gr. 8. 13½ Bogen auf gutem Druckpapier. 20 Gr.

*42. *Mengotti* (*Francesco*), Del commercio dei Romani ed il Colbertismo. Memorie due. Mit grammatikalischen Erläuterungen und einem Wörterbuche zum Schul- und Privatgebrauche herausgegeben von *G. B. Ghezzi*. 12. 21 Bogen auf Druckpapier. Geh. 1 Thlr. 20 Gr.

*43. *Most* (*Georg Friedrich*), Encyklopädie der medicinisch-chirurgischen Praxis, mit Einschluss der Geburtshülfe und der Augenheilkunde. Nach den besten Quellen und nach eigner Erfahrung im Verein mit mehren praktischen Aerzten und Wundärzten bearbeitet und herausgegeben. Erster Band. Gr. 8. Auf gutem Druckpapier.

Es wird nächstens eine besondere Anzeige über dieses Werk ausgegeben werden.

(Der Beschluß folgt.)

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonnabend, — Nr. 159. — 8. Juni 1833.

Die Medicin des 19. Jahrhunderts wie sie ist und sein sollte, von J. Braun.

(Beschluß aus Nr. 158.)

Aber auch noch von manchen andern Seiten dürften unsere medicinischen Lehranstalten der Verbesserung bedürftig sein. Bei aller Achtung vor der Mehrzahl unserer deutschen Professoren, scheint es uns doch, als wenn sich hier und da in den Kreis derselben Subjecte einschlichen, welche diesen Namen nicht verdienen, oder doch nur unter diesem Namen in den Lectionsverzeichnissen figuriren, ohne die Sache wesentlich fördern zu helfen. Einige darunter haben sich zu dieser Würde ohne alles Verdienst und Würdigkeit emporgeschwungen, vielleicht weil sie verdiente und berühmte Männer zu Vätern oder sonst Verbindungen haben, die sie in die akademische Carrière einführten, oder ihnen das Fortkommen in derselben erleichterten; Andere strotzen von Gelehrsamkeit, haben aber selbst nie praktisch geübt, was sie lehren, oder wissen das Gelernte nicht anzuwenden oder nicht vorzutragen; noch Andere gefallen sich in neuen Theorien und Systemen und vernachlässigen darüber das Wahre und geprüfte Alte; wieder Andere ergeben sich besondern Lieblingsstudien, die nicht zu den Doctrinen gehören, die sie eigentlich vortragen sollen; noch Andere endlich bleiben auf der einmal erreichten Stufe der Bildung stehen, ohne sich um die weitern Fortschritte der Wissenschaft zu bekümmern u. s. w. Wir wissen wohl, daß sich hier Vieles leichter tadeln als besser machen, und daß sich alles Andere in der Welt leichter ändern läßt als die Menschen. Allein eben, da hier auf eine kluge Wahl so unendlich viel ankommt und die verschiedenen zu einem tüchtigen Lehrer der Medicin gehörenden Eigenschaften, Gelehrsamkeit, praktisches Talent, angenehmer, faßlicher, geordneter Vortrag u. s. w., so selten in einem Menschen vereint angetroffen werden, so sollte man bei der Wahl eines solchen Lehrers mit doppelter Vorsicht zu Werke gehen. Wenn wir nicht irren, so besteht auf den meisten Universitäten die Sitte, daß bei vacanten Lehrstellen die Mitglieder der medicinischen Facultät den neu anzustellenden Lehrer vorschlagen. Diese Sitte hat gewiß ihr Gutes, denn immerhin dürfte jenen Männern die Bekanntschaft eines und des andern dazu tauglichen Individuums eher zuzutrauen sein als jeder andern Behörde. Aber wir wissen auch, daß man in neuern Zeiten hier und da vielfältig von dieser guten Sitte abgewichen ist, und daß Subjecte auf mancherlei Wegen zu Lehrstellen gelangt sind, die dazu nichts weniger als geeignet waren, ja, die man dazu nur deswegen berief, weil man sie gern von einer andern Stelle entfernen, oder weil man ihnen gern ein schickliches Unterkommen verschaffen wollte. Und doch sollten solche Mißgriffe um so weniger vorfallen, weil man sich dadurch leicht einer Versündigung an einer ganzen Generation junger Aerzte schuldig macht. Aber auch die Herren von der Facultät sollten da, wo ihnen die Wahl eines neuen Collegen obliegt, mit mehr Strenge und Vorsicht zu Werke gehen. Mancher Lehrer dankt seine Anstellung dem Rufe seiner Gelehrsamkeit oder einem guten Buche, das er geschrieben; die Universität, die ihn berief, wünscht sich Glück zu der guten Acquisition und — kein Mensch mag ihn hören; ein Anderer dankt seinen Ruf lediglich seinen unmündigen Zuhörern, die er durch seinen geschmückten Vortrag oder durch neue und frappante, wenn auch nicht stichhaltige Ansichten zu bestechen weiß, ein Dritter der Protection eines oder des andern seiner Collegen, um dessen Gunst er buhlte, und dessen Meinungen und Ansichten er sich zu accommodiren versteht u. s. w. Bei der Wahl eines neuen Lehrers sollten aber alle Nebenrücksichten wegfallen; man sollte, außer seinem moralischen Werth hauptsächlich seine Kenntnisse und seine Fähigkeiten zum Lehrfache berücksichtigen; man sollte sich nie auf den Ruf seiner Gelehrsamkeit und auf das Urtheil Anderer verlassen, sondern ihn immer selbst genau kennen und sich seiner Geschicklichkeit im Lehrvortrage versichert haben, bevor man ihn berufe und anstellte. Vorzüglich sollte man aber auch bei dem Lehrer medicinischer Wissenschaft seine praktische Tüchtigkeit berücksichtigen und nicht bloße Stubengelehrte anstellen. Wir wissen wohl, daß viele praktische Aerzte zu akademischen Lehrern nicht geeignet sind; aber auch der bloße Theoretiker genügt dazu nicht, und wir halten einen medicinischen Professor, der die kranke Natur nicht selbst am Krankenbette studirt hat, für ebenso unvollkommen als einen Lehrer der Naturgeschichte, der die Natur blos aus Büchern kennt. Und nun gar ein Professor der Klinik ohne praktische Tüchtigkeit, ohne Erfahrung und ohne das Talent zu beobachten! Freilich ist die Wahl hier besonders schwer; Männer, wie ehemals Stoll und Joh. Peter Frank, wie Clarus, die

alle Eigenschaften des großen Arztes wie des tüchtigen klinischen Lehrers in sich vereinigen, sind seltene Erscheinungen geworden. Aber uns dünkt, man gebe sich auch wenig Mühe, sie zu suchen. Was das Talent des akademischen Lehrvortrags betrifft, so legt man darauf offenbar in unsern Tagen ein viel zu geringes Gewicht, da es doch von ebenso großer Bedeutsamkeit für die Bildung der Jugend ist als die Kenntnisse. Mancher akademische Lehrer wird berufen, ohne daß man zuvor weiß, ob er auch nur eine Periode richtig und faßlich vorzutragen versteht. Die Geistlichen müssen Probepredigten halten, ehe sie angestellt werden; warum führt man nicht auch Probevorlesungen auf Universitäten ein? warum prüft man klinische Lehrer nicht zuvor am Krankenbette, ob sie auch Kranke zu behandeln und Das für den angehenden Arzt herauszuheben verstehen, was besonders herausgehoben werden muß?

Was den klinischen Unterricht betrifft, so sind die Meinungen darüber noch getheilt, ob man den jungen Arzt erst dann daran Theil nehmen lassen soll, wenn er zuvor alle theoretischen und praktischen Vorlesungen gehört hat, oder auch früher. Unser Verf. entscheidet sich für die erstere Ansicht, ohne jedoch Gründe dafür angeführt zu haben; Rust in seinem Aufsatz über den klinischen Unterricht in Nr. 14 und 15 der „Medicinischen Zeitung von dem Verein für Heilkunde in Preußen" dagegen für die letztere. Wir treten ihm, jedoch nur bedingungsweise bei. Unserer Ansicht zufolge nützt der klinische Unterricht dem jungen Arzt nichts, so lange er nicht alle erfoderlichen Hülfswissenschaften, wozu wir hier auch Anatomie und Physiologie rechnen, zuvor gehört und die Natur des Menschen im gesunden Zustande hinreichend kennen gelernt hat. Wendet er sich aber nunmehr zu der Erkenntniß des kranken Lebens, so darf er nicht säumen, dieses, wo möglich, sogleich am Krankenbette kennen zu lernen. Die Zeit des akademischen Lebens ist kurz, die Mannichfaltigkeit der pathologischen Erscheinungen unendlich groß, die Gelegenheit, viele Krankheitsformen und sie oft unter Anleitung eines geschickten Beobachters zu sehen, selten, das Bild, was die Anschauung der Natur selbst in dem Gedächtniß zurückläßt, lebendiger, eindringender, bleibender und verständlicher, als es alle Beschreibungen zu geben vermögen. Die Erscheinungen des kranken Lebens aber auffassen und sich einprägen kann Jeder, der gesunde Sinne und Talent zu beobachten hat, und es bedarf dazu durchaus nicht der ganzen Summe aller medicinischen Doctrinen, ja, es dürfte vielleicht in mancher Hinsicht vorzuziehen sein, wenn der junge Arzt erst am Krankenbette richtig beobachten lernte, bevor er in das Studium der verschiedenen medicinischen Theorien und Systeme eingeweiht würde. Um so unbefangener würde er dann die Natur beobachten lernen, um so leichter würde ihm späterhin die wissenschaftliche Deutung des Beobachteten werden. Indessen meinen wir nicht, daß die jungen Aerzte in dieser Periode ihres akademischen Studiums Kranke behandeln lernen sollen, denn dazu gehört freilich, daß sie die ganze Wissenschaft kennen gelernt haben und namentlich schon mit der speciellen Therapie vertraut geworden sind. Besser würde es daher sein, wenn sie den Ordinationen des klinischen Professors gar nicht beiwohnten, sondern von diesem oder von einem andern Lehrer in besondern Stunden zur Erkenntniß der verschiedenen Krankheitsformen, ihrer Ursachen, ihres Unterschiedes von andern Krankheitsformen, ihrer Complicationen, ihres Verlaufs u. s. w. Anleitung erhielten. Am besten würde sich eine solche praktische Anweisung am Krankenbette mit den Vorträgen der Pathologie oder speciellen Zeichenlehre verbinden lassen. Wir zweifeln nicht, daß sich auch gegen diese Methode des Unterrichts Manches wird einwenden lassen, indessen scheint sie uns doch Das für sich zu haben, daß sie sich auch bei andern Doctrinen, namentlich aber bei den Naturwissenschaften bewährt hat, wo ja auch die Kenntniß der verschiedenen Naturproducte und ihrer Merkmale dem Unterricht über das Systematische vorausgehen läßt.

Bei Gelegenheit des klinischen Unterrichts müssen wir noch eines Vorschlags unsers Verf. Erwähnung thun, der sich auf die sich in neuerer Zeit immer mehr verbreitende Homöopathie bezieht. Er verlangt nämlich, daß an jeder deutschen Universität nicht allein ein besonderer Lehrstuhl für die homöopathische Medicin errichtet, sondern auch damit eine homöopathische Klinik verbunden werde. Die Sache hat zwei Seiten. Allerdings hätte man besser gethan, der Homöopathie nicht alle Wege zu den Hörsälen der Universitäten abzuschneiden und die praktische Anwendung derselben von Seite des Staats zu verhüten, denn eben dadurch hat man Veranlassung gegeben, daß ihr ihre Bekenner nun immer mehr Eingang bei dem großen Publicum verschafften, und daß sich dieses ihrer als einer ecclesia pressa nur desto wärmer annahm. Das, was man ihr früher verweigerte und was vielleicht dem ganzen Spiele mit einem Male ein Ende gemacht haben würde, fodert sie jetzt als ein Recht und wird es erlangen. Man mag daher immerhin gestatten, daß Vorträge über homöopathische Medicin gehalten, und daß Diejenigen homöopathisch behandelt werden, die nun einmal nicht anders behandelt sein wollen. Allein gegen die Errichtung einer homöopathischen Klinik als Lehranstalt erheben sich mancherlei nicht leicht zu beseitigende Zweifel. Ein Anderes ist es, die Wahrheit oder Unwahrheit eines neuen Systems oder einer neuen Theorie durch das Experiment prüfen; ein Anderes, dieses System oder diese Theorie zum Gegenstand des Unterrichts machen und so gewissermaßen dem Schüler das Recht in die Hände geben, danach praktisch zu verfahren. Gegen das Erstere haben wir nichts einzuwenden, ja wir halten es sogar für billig, daß den Homöopathen Gelegenheit gegeben werde, ihre Kunst auch in Hospitälern auszuüben, insofern sie sich und ihr Thun nur nicht der Beaufsichtigung einer prüfenden Behörde entziehen wollen; das Letztere hingegen kann nur dann gestattet werden, wenn mit Hülfe des Experiments wirklich dargethan ist, daß die neue Methode Vorzüge vor der ältern hat, und daß von ihrer Anwendung keine Nachtheile für die Kranken zu befürchten sind. So weit ist

aber die Sache noch keineswegs gediehen. Experimente unter besonderer Beaufsichtigung sind bis jetzt unsers Wissens nur zu Petersburg und Berlin angestellt worden, von denen die am erstgenannten Orte keineswegs zu Gunsten der neuen Lehre ausgefallen, die am letztern Orte aber noch nicht zur Kenntniß des Publikums gekommen sind. Was bis jetzt für die Sache spricht, sind einzig die sogenannten Erfahrungen der Homöopathen selbst, worauf sie immer und immer verweisen müssen, da ihnen die Mittel, ihr System auf Vernunftgründe zu stützen, gänzlich abgehen. Aber mit diesen Erfahrungen ist es eine gar mißliche Sache. Im gewöhnlichen Leben verwechselt man nur zu oft die Begriffe: Beobachtung und Erfahrung, und so scheint es auch hier zu gehen. Schon der treffliche Zimmermann erkannte dies und nannte die erstere den rohen Stoff, aus dem sich erst die Erfahrung gestalte, indem der Verstand die sinnlichen Ideen vergleiche, ordne und verbinde, ihre Beziehungen einzusehen trachte und aus denselben zusammengesetzte Ideen, aus diesen Grundsätze und Schlüsse bilde, die entweder ungezwungen aus einfachen und gewissen Grundsätzen fließen, oder die man mit den zusammengesetzten Kräften des Verstandes aus vielen unter sich verwickelten, theils gewissen, theils ungewissen Grundsätzen ziehe.

Wenn alles Das, was man seit den ältesten Zeiten bis auf die unserigen als Erfahrung ausgegeben hat, wahr wäre, so wäre Das, was die alte empirische Schule lehrte, auch wahr, so hätten Brown, Rasori und Broussais ebenso große, wo nicht größere Ansprüche auf allgemeine Einführung ihrer Systeme als Hahnemann. Manche unserer Leser werden sich noch erinnern, mit welchem Pomp das System des Erstern in Deutschland auftrat, wie die geistreichsten Aerzte unsers Vaterlandes sich dafür erklärten und es weiter auszubilden suchten (was, quod bene notandum, bis jetzt mit der Homöopathie noch nicht der Fall gewesen ist) oder sich doch Manches davon aneigneten, wie das neue System unter der Menge furore machte und Alles auf gut Brownisch curirt sein wollte, wie sich die Jugend zu den Aposteln der neuen Lehre hinzudrängte, um sich von ihnen die Weihe ertheilen zu lassen; sie werden sich aber auch erinnern, wie allmälig bei reiferer Prüfung das Meiste davon als eitler Schaum zerrann, wie selbst die eifrigsten Verfechter des neuen Systems freimüthig ihren Irrthum gestanden, und wie manche jüngere Aerzte, die dem Studium desselben mehre Jahre gewidmet und darüber Besseres und Wichtigeres vernachlässigt hatten, die darauf verwendete Zeit und Mühe bereuten. Aehnliches mag sich in Frankreich mit Broussais' System ergeben haben, dessen Ansehen von Tag zu Tage stieg, bis man endlich durch vergleichende Beobachtungen fand, daß bei seiner Behandlung die Mortalität in dem von ihm besorgten Hospitale größer war als in allen übrigen. Dergleichen Erfahrungen müssen uns zur Warnung dienen, sie müssen uns mahnen, uns nicht von dem allgemeinen Geschrei der Menge mitfortreißen zu lassen, das hier nichts entscheiden kann, und hauptsächlich nicht der Jugend eine Sache als Spielwerk in die Hände zu geben, über die das reifere Urtheil der Männer noch nicht entschieden hat; denn Das, was wir Erfahrung nennen, ist eben dieses reifere Urtheil, ist eine Operation des Verstandes, und nicht jene vagen Beobachtungen, zu denen sich Jeder am Krankenbette berufen glaubt, und auf deren Gültigkeit sich Jeder beruft, der gebildete Arzt wie der unwissende Charlatan.

Aus diesen Gründen stimmen wir nicht für die Errichtung homöopathischer Kliniken auf unsern Universitäten, denn wenn sie auch der Besonnenere unter unsern jungen Aerzten für Das nähme, was sie sein sollten, Probeanstalten zur Ermittelung des Wahren, so würden sie doch den Schwachen und Leichtsinnigen nur zu leicht zur Einseitigkeit und zur Vernachlässigung des eigentlichen wissenschaftlichen Studiums verleiten, um so mehr, da die Homöopathie, wenn sie auch die Betreibung der Anatomie, Physiologie, Pathologie u. s. w. nicht gradehin verwirft, doch dieser Doctrinen im Grunde genommen nicht bedarf. Sollte es aber mit unserer Medicin dahin kommen, daß man diesen wissenschaftlichen Zweigen je die gebührende Ehrfurcht versagen und sie von der Summe der Lehrgegenstände ausschließen müßte, dann wäre es um alle weitere Cultur dieser Wissenschaft geschehen und das Zeitalter des Verfalls vor der Thüre, quod Deus bene vertat!

Wir hätten wol noch Manches über den gegenwärtigen Zustand dieser Wissenschaft auf dem Herzen, wozu uns die oben genannte Schrift den Stoff böte; allein für heute mögen diese wenigen Andeutungen genügen, bis sich eine schickliche Gelegenheit findet, den Faden wieder aufzunehmen.

185.

Neue Novellen von Johanna Schopenhauer. Drei Theile. Frankfurt a. M., Sauerländer. 1832. 8. 3 Thlr.

Die in diesen Bänden enthaltenen Novellen glauben wir richtiger als moralische Romane zu bezeichnen. Sie geben nicht eine einzelne Scene aus dem Leben, sondern ein ganzes Leben. Die erste z. B., „Mathilde", malt uns die Geschicke eines Mädchens, aus welchem die Erziehung und das Beispiel einer eiteln Mutter, die über ihren Stand hinausstrebt, eine entschiedene Egoistin bilden würde, wenn nicht eine erleuchtete und mütterliche Freundin und eine echte, würdige Liebe sie vor diesen Wirkungen einer verkehrten Erziehung schützten. Mathilde muß die rauhen Geschicke des Lebens durchgehen, um sich am Schluß in Resignation zu verklären. Es wäre vielleicht besser gewesen, ihre geprüfte Tugend zu belohnen; allein das ist zu gewöhnlich — die Erzählerin versuchte einen neuen Weg, der Wahrheit gemäß; denn das Leben nimmt auf das Verdienst keine Rücksicht. Die Erzählung ist als eine moralische trefflich; als Kunstnovelle fehlt ihr rascher Umschwung, lebendige Formgebung, Phantasie. Im zweiten Theil nimmt die Erzählung: „Lebensverhältnisse", ein größeres Interesse in Anspruch. Das Verhältniß, welches zum Grunde liegt, ist sonderbar und sehr anziehend und doch vollkommen wahrscheinlich und keineswegs seltsam. Graf Clothar, ein Jüngling zum geistlichen Stande bestimmt und im Begriff seine Consecration zu erhalten, liebt Eugenien, bei der sich am bloßen Mitleid endlich die Gegenliebe entzündet. In diesem Mitleid selbst hat sie Clothar's Flamme genährt, ohne darum zu wissen, ohne ihn zu lieben. Die Seele einer Jungfrau in dieser Lage wird von der Erzählerin vortrefflich

zur Darstellung gebracht; Niemand erreicht sie in Kraft, Wahrheit und Lebendigkeit der Farben in Gemälden dieser Art. Sidonie wird heimlich Clothar's Frau, welcher als Soldat von ihr scheidet. Von den Verhältnissen des Lebens hingerissen, unwahr gegen sich selbst und ohne Aufrichtigkeit gegen Andere, wird sie ihm untreu und untergräbt damit ihr Lebensglück. Sie verwelkt und stirbt, indem sie uns die Lehre hinterläßt, der Natur treu, gegen uns selbst und Andere, wie schwer es uns bisweilen auch werde, wahr zu bleiben. Diesem düstern Gemälde ist eine heitere Episode in der schuldlosen, einfachen Liebe Anna's und Ignaz's mit glücklichem Contrast zur Seite gestellt, in der eben Das zum Glücke führt, dessen Mangel Eugenien's Unglück verschuldet: Wahrheit! Der Leser sieht, daß diese Erzählung ganz moralisch, ganz geeignet ist, jungen, in der Bildung begriffenen Frauen und Jungfrauen zur Lectüre empfohlen zu werden. Dies bleibt denn auch ihr vorzüglichstes Verdienst; denn der Aufwand von Kunst und Phantasie darin ist überaus gering. Die Verfasserin macht überhaupt in diesen Novellen von den Kunstmitteln, Ueberraschung, Contrast, aufregende Erfindung, einen zu geringen, oder wenigstens zu zaghaften Gebrauch, vielleicht aus Mismuth und Aerger über den Mißbrauch, der jetzt so häufig mit diesen Kunstmitteln getrieben wird. Sie und die mit ihr von gleichem Mismuth Ergriffenen dürfen jedoch nicht vergessen, daß im rechten Maß eben das Geheimniß der Kunst besteht, eine völlige Verzichtleistung auf die Kunstmittel aber wiederum ein Uebermaß in sich schließt.

Der dritte Theil wird von einer Erzählung: „Das Gelöbniß", eingenommen. Auch diese Erzählung ist wieder wesentlich auf Frauenverhältnisse gegründet und für Frauen geschrieben. Eine allzu ängstliche Mutter, Alles voraussehend, Alles abkehrend, hat Edmund, ihren Sohn, zu einem höchst unbeholfenen Jüngling erzogen und ihm ihre eigne Aengstlichkeit mitgetheilt. Wie wenig diese für das Leben eines Jünglings taugt, lehrt diese Erzählung. Dies unendliche Zartgefühl, diese ganz abnorme Ansicht von seinen Verpflichtungen, und nun vollends das von der Mutter ihm abgezwungene Gelübde, die ersten Regungen seines Herzens streng beobachten und unterdrücken zu wollen, führen ihn aus einer beklemmenden Lebenslage in die andere. Er verliert die Fähigkeit, seine Seele treu und rein auszusprechen, und muß es so geschehen lassen, daß man eine Andere, als die er liebt, für seine Geliebte hält. Nichts bleibt ihm übrig als Flucht aus den Armen einer allzu vorsorgenden Mutter. In der Ferne findet Edmund die ihm verloren gegangene Selbständigkeit wieder und zugleich seine erste und wirkliche beschiedene Geliebte in einer glänzenden Lebensstellung. Er kehrt mit ihr zurück; er hat die zum Leben nöthige Fassung und Sicherheit, die das Gelübde, stets über sich zu wachen, ihm geraubt hatte, im Wirbel des Lebens wiedergefunden; seine allzu sorgsame Mutter aber hat an ihren Folgen die Verderblichkeit ihrer übertriebenen Vorsorge erkannt und eingesehen, daß der Mensch auch dem Zufall, d. h. dem Leben vertrauen müsse. Auch diese Erzählung zeigt eine vorwaltende moralische Tendenz, die sich unter dem Schleier der Begebenheit nur wenig verbirgt. Was wir hierüber im Allgemeinen gerügt haben, findet auf sie eine verstärkte Anwendung; eine zu geringe Selbständigkeit der erzählten Begebenheit ist hier mehr als je fühlbar. Die Verfasserin ist fast in gleichem Fall mit ihrem Edmund; zu viel Bewußtsein macht sie ängstlich, zaghaft und beeinträchtigt ihre erfindende Kraft, wie eben dies allzu ausgebildete Bewußtsein in Edmund alle handelnde, zur Entscheidung hinwirkende Kraft lähmt und zerstört.

Dies ist ein Uebermaß im Guten; aber in der Kunst ist das Uebermaß im Guten jedesmal einem Fehler gleich. Wir wollen die geehrte Erzählerin daher auffodern, nicht allzu lange bei Erzählungen, wie die vorliegenden sind, zu verweilen, sondern bei Zeiten, und bevor es zu spät erscheint, ihre schönen Gaben auch wieder dem Gebiet der Phantasie, das dem der Poesie benachbart ist, zuzuwenden, was Schreibart und Darstellung betrifft, Uebung und Mühe bringen das Auge zu schärfen. H.

Notizen.

Antiquités du grand cimetière d'Orléans par M. Jollois.

Hr. Jollois ist bereits in der gelehrten Welt bekannt durch seine Beschreibung von Theben und Nachforschungen über ägyptische Alterthümer. Auch hat er über das Mädchen von Orleans interessante Documente bekannt gemacht und mehre Memoiren über französische Alterthümer, welche ihm eine goldene Medaille und mehre ehrenvolle Erwähnungen von der Académie des inscriptions et belles-lettres zu Theil geworden. Als man zu Orleans die Fundamente zu einer Halle an die auf dem alten Kirchhofe nachgrub, entdeckte man daselbst eine solche Menge von römischen Vasen, Urnen u. s. w., daß Hr. Jollois daraus schließt, es habe hier eine Ziegelbrennerei bestanden. Nach den Medaillen, welche vorgefunden, zu urtheilen, entstand diese Fabrik kurz nach dem Einfall der Römer in Gallien und war noch im Gange zu Konstantin's Zeiten. Dieses Factum ist denjenigen beizuzählen, welche darthun, daß Orleans, und nicht wie der Abbé Leboeuf behauptet, Sien das alte Genabum war. Nächstens wird Hr. Jollois seine „Recherches sur les antiquités du Loiret" herausgeben.

Wahnsinn in England und Italien.

Nirgend ist der Wahnsinn häufiger als in den Ländern, wo die Geisteskräfte am thätigsten sich entwickeln. Dem einstimmigen Berichte der Reisenden zufolge enthalten die Türkei, Aegypten, Rußland im Verhältniß zu Deutschland, England, Frankreich eine geringe Anzahl Narren. Wie viele Völker wissen nicht, wie sehr sie ihrem Gebieter und Herrn Dank haben müssen, daß er sich mit so väterlicher Vorsorge ihres Verstandes annimmt! Uns muß in der That bange werden für unsere Nachkommen; wenn's in unserm lieben Vaterlande so fortgeht in der Geistescultur, so kann leicht eine Epoche kommen, wo sich die sämmtliche männliche Generation zu Narren civilisirt, wo sich ganz Deutschland zu einem großen finstern Charenton umgestaltet haben wird, in welchem nur hier und da vielleicht aus Palästen und Kirchen einiges Licht ausstrahlen wird. Nächst der übertriebenen Anstrengung sind theologische Grübeleien eine ergiebige Quelle der Verrücktheit. Nach einem in „Edinburgh review" bekannt gemachten Berichte gehörten die meisten Bewohner des Narrenspitals zu Cork der höchst fanatischen und zänkischen Sekte der Ranters an. Politische Unruhen erzeugen aber die meisten solcher Krankheitsfälle. Dr. Holloway hat gefunden, daß in Folge der letzten Rebellion in Irland sich die Anzahl der Verrückten bedeutend vermehrt habe; ebenso haben, dem Berichte des Dr. Brière zufolge, die häufigen Revolutionen, welche Italien in den letzten Zeiten erschüttert, die Zahl der Wahnsinnigen im Hospitium zu Aversa bedeutend vermehrt. Dieselbe Wirkung äußerten in Paris die Julirevolution, die Cholera und jüngst die Gefechte am 5. und 6. Juni. Die moralischen Ursachen sind aber beiweitem nicht so wirksam als die physischen Einflüsse. Zu diesen gehört besonders die erbliche Prädisposition. Nach diesen allgemeinen Betrachtungen geben wir nun eine statistische Uebersicht der Anzahl der in Italien und England sich befindenden Narren. In Italien befanden sich 1830 dem Berichte des Dr. Brière zufolge 25 Heilanstalten für Wahnsinnige. Sie enthielten damals 1795 Subjecte männlichen Geschlechts und 1736 Weiber. Indessen muß bemerkt werden, daß dies blos die in den öffentlichen Anstalten befindlichen Wahnsinnigen sind. England besaß im Jahre 1831 in eingesperrten und frei herumgehenden Narren 18,747, nämlich ein Stück auf 1080, was ziemlich viel ist und für die hohe Geistesbildung der Briten zeugt; die Zahl der Frauen ist darunter die stärkste und beläuft sich auf 6728. 148.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonntag. — Nr. 160. — 9. Juni 1833.

Demosthenes' Staatsreden nebst der Rede für die Krone. Uebersetzt und mit Einleitungen und erläuternden Anmerkungen begleitet von Friedrich Jacobs. Zweite vermehrte und durchaus umgearbeitete Auflage. Leipzig, Dyk. 1833. Gr. 8. 3 Thlr. 12 Gr.

Als Niebuhr wenige Monate vor seinem Tode die zweite Auflage seiner Uebersetzung von Demosthenes' erster Philippischer Rede herausgab (die erste war im November 1805, gleich nach dem Unglück von Ulm erschienen), schrieb er im Vorworte:

Demosthenes hat Vieles gesprochen, was eine andere schwer gefährdete Zeit für sich vernehmen, sich daran erbauen und dadurch belehren sollte. Wenn das nicht geschieht, so haben wir in unserm Jahrhundert die philologischen Studien nutzlos ausgebreitet; und die Vervielfältigung der Classiker in hunderttausend von Exemplaren klagt unsere Zeit nur an, daß, was sie schafft, ganz äußerlich bleibt.

Diesen sittlich ernsten Gesichtspunkt philologischer Studien, der sich gleich weit entfernt hält von allzu kleinlichen Untersuchungen und von glänzender Oberflächlichkeit, hatte auch Herr Jacobs vor Augen, als er die Staatsreden des Demosthenes nach einem Zeitraume von 28 Jahren von Neuem zu übersetzen begann. Der Uebersetzer hat einen großen Theil seines Lebens der Betrachtung der alten Welt gewidmet; mit welchem Erfolg, das weiß die jetzige Welt, die in Hrn. Jacobs nicht allein einen der kenntnißreichsten und gründlichsten Philologen anerkennt, sondern auch einen derjenigen Humanisten, die das classische Alterthum ganz in sich aufgenommen und mit einer so milden und fruchtbaren Betrachtung der Gegenwart vereinigt haben, daß auch aus den für einen größern Lesekreis berechneten Schriften der Abglanz antiker Herrlichkeit und Würde uns überall entgegenleuchtet. Ihn zog im Jahre 1805, wo die Uebersetzung zum ersten Male erschien, eine ängstliche Besorgniß um das deutsche Vaterland mit großer Gewalt zu den Werken eines Redners hin, der nicht blos seiner eignen Zeit, sondern auch der unserigen das drohende Loos wie in einem Spiegel zeigte. Hören wir ihn selbst in der Vorrede zur zweiten Ausgabe (S. XXI).

Als ich in den ersten Jahren dieses Jahrhunderts eine Uebersetzung des Demosthenes wagte, war Europa in einer Krise der gefährlichsten Art. Die Wogen der ungeheuern Revolution, die den Westen bis in seine Tiefen erschüttert hatten, fingen an sich zu legen; die Macht des Widerstandes war durch große und unerwartete Siege gebrochen und ein Phantom des Friedens erzwungen worden; aber der blutgetränkte Boden brütete Saaten des Verderbens aus. Ein glücklicher Feldherr, auf der Höhe der Jugend und der stolzesten Hoffnungen, wurde von dem begeisterten Frankreich, das er von Sieg zu Sieg führte, auf den erledigten Thron gesetzt und die benachbarten Völker, Deutschland zuerst, fühlten die Wirkung seines gewaltigen Willens. In ihm war Philipp und Alexander vereint. Ebenso klug als kühn, ebenso besonnen als ungestüm, besiegte er den Gegner auf dem Schlachtfelde wie im Cabinet; schnell in seinen Entschließungen, rasch in der Ausführung; abwechselnd verschlossen und mittheilend, wie es die Zeit gebot; wenig bekümmert um die sittliche Güte seiner Mittel; freigebig mit fremdem Gute, am freigebigsten mit Verheißungen und Hoffnungen; furchtbar, wenn er schrecken, mild und voll Anmuth, wenn er gewinnen wollte, das Eine wie das Andere nach kluger Berechnung; jeder Farbe der Rede mächtig; geistreich und wohl unterrichtet wie die beiden Macedonier; mäßig im Genusse des sinnlichen Lebens, aber unmäßig in der Begierde nach Ruhm. Mit gleichen Künsten wie Philippus schmeichelte er die Bundesgenossen der Feinde zu sich herüber, und nachdem er die Nachbarn zuerst durch die Hoffnung der Unabhängigkeit gewonnen, dann durch die Bande der Dankbarkeit und endlich der Ohnmacht an seinen Thron gefesselt hatte, schuf er die Bundesgenossen zu Unterthanen, die Freunde zu Dienern um. Ein gleiches Schicksal bedrohte jetzt das deutsche Vaterland, wie das, dem Griechenland unterlegen hatte.

Ist nun gleich Napoleon, dessen geistreich skizzirte Charakteristik wir uns nicht enthalten konnten den Lesern d. Bl. mitzutheilen, nicht mehr ein Feind für das deutsche Vaterland, so bieten doch die Demosthenischen Staatsreden noch genug Beziehungen dar, in welchen sie für die jetzige Zeit interessant sind. Das edle Gemüth des Demosthenes, seine feste und würdevolle Sinnesart, die wunderbare Mischung von Ernst und Milde in seinen Reden, die entschiedene Abneigung gegen Alles, was nur der Genußgier und Bequemlichkeitsliebe der Athenienser schmeichelte — alles dies sind Eigenschaften, die noch jetzt einen jeden Staatsmann zieren. Dazu nun die gewaltige Kraft seiner Reden, sein ernster Vortrag, der nach dem Ausspruche eines alten Rhetors weniger der Anmuth als den furchtbaren Grazien geweiht war. Hierin hatte der ältere Pitt viel Aehnliches mit Demosthenes; auch bei ihm ist jedes Wort aus dem innersten Gemüthe hervorgegangen, und man fühlt sich beim Lesen seiner Reden von dem wärmsten Feuer für Recht, Wahrheit und Tugend entzündet, das sein begeisterter Vortrag hervorgerufen hatte. Pitt endlich ist wie Demosthenes, unveränderlich in seinen Grundsätzen, der Sache der Freiheit und des Vaterlandes

bis an seinen Tod zugethan gewesen. In Demosthenes' Augen ist Philipp von Macedonien der gemeinsame Feind aller Griechen. Sollen wir hier eine Parallele ziehen? Selbst nach Napoleon's Sturz bleibt Frankreich und das Trugbild französischer Freiheit für Deutschland fortwährend gefährlich. „Ich möchte Euch nicht rathen", ruft Demosthenes seinen Landsleuten in der Rede über die Symmorien (S. 16) zu, „getrennt von den Andern Krieg gegen Philippus anzufangen, da ich sehe, daß auch die Hellenen selbst keine Freundschaft untereinander halten, sondern zum Theil mehr Jenem trauen als Einigen ihres Stammes." Hätte man dies in den letzten zwei Jahren nicht von manchen deutschen Stämmen sagen können, und ist es nicht die Eigenthümlichkeit der altfranzösischen Politik, was Demosthenes gleich darauf von Philipp sagt:

Wenn er die Hellenen anzugreifen beschlossen hat, wird er die Ausführung dieses Vorhabens aufschieben und Einigen von ihnen Geld geben und Freundschaft anbieten; sie aber werden, um ihre besondern Kriege mit besserm Erfolge zu betreiben und voll von diesen Gedanken, die gemeine Wohlfahrt Aller unbeachtet lassen.

Ihr seht wohl — sagt der Redner in seiner zweiten Rede gegen Philippus (S. 274) — den schreckenden und verheißenden Philippus; wenn Ihr aber weise seid, so betet zu den Göttern, daß Ihr nicht bald den Täuschenden und Betrügenden seht. Mancherlei ist erfunden worden, um Städte zu schützen und zu vertheidigen, als Wälle, Mauern, Gräber u. A. dergleichen; und alle diese Dinge sind von Menschenhänden gemacht und fodern Aufwand (wie die Festungen am Rhein und an den französischen Grenzen); aber die Natur kluger Menschen besitzt in sich selbst eine gemeinsame Schutzwehr, die Allen nützlich und heilsam ist, vorzüglich aber den Völkern gegen die Tyrannei. Und was ist diese? das Mistrauen. Dieses bewahrt; an dieses haltet Euch. So lange Ihr dieses rettet, wird Euch nichts Uebles begegnen.

Es würde uns nicht schwer sein, noch manche andere Parallele in den Demosthenischen Reden zu finden, sowie wir nur ungern uns die Anführung mehrer sehr zeitgemäßer und durch Stellen in Demosthenes hervorgerufener Nutzanwendungen des Uebersetzers versagen, dessen politische Meinungen im ersten Bande seiner „Vermischten Schriften" lange nicht so bekannt geworden sind, als sie es verdienen. Dahin rechnen wir die Betrachtungen über Freiheit und Verfassung (Vorrede S. XI), über politische Ungerechtigkeiten (S. 68), über die Ausbrüche des Parteigeistes in öffentlich gehaltenen Reden (S. 457), wo Hr. Jacobs den Demosthenes nicht überall und durchgängig in Schutz nimmt. Die neuesten englischen Parlaments- und französischen Kammerreden böten hier einen reichen Stoff zur Vergleichung. Uns aber war es ja nur darum zu thun, die unerschöpfte Wichtigkeit dieser griechischen Reden für unsere Zeit zu zeigen und dem Nutzen solcher aus dem Alterthume geschöpften Lehren das Wort zu reden. Wir lesen mit Eifer und Genuß die Reden eines Pitt, Burke, Canning u. A.; ja selbst Walpole's und Bolingbroke's Reden, wenn auch der Zeit nach entfernter, fesseln in spätern Tagen die Aufmerksamkeit der Leser. Und da die ersten Staatsmänner unserer Zeit die hohe Bedeutsamkeit des classischen Alterthums nicht verkennen, da nur übertriebene Aengstlichkeit in den Werken desselben Stoff zur Volksverwirrung finden kann, und da Niemand, der sich zu den Gebildeten in Europa rechnet, sagen wird, daß unsere Zeit der Stärkung aus Griechenland und Rom nicht bedürfe, so muß dem Gemüthe ein Asyl nur um so erwünschter sein, in welchem noch jetzt die Altäre von der Liebe des Vaterlandes zu flammen und ihre heiligen Gluten der späten Nachwelt mitzutheilen scheinen.

(Der Beschluß folgt.)

Mittheilungen über Griechenland. *)

Prónoia (Vorstadt von Navplion), $\frac{1}{2}^{5}$. Febr. 1835.

Aus der Ueberschrift des Briefes sehen Sie, lieber F., daß ich meinen Vorsatz, nach Navplion zu gehen, ausgeführt habe. Nach mehrtägigen Kämpfen mit dem Hausbesitzer habe ich es soeben dahin gebracht, meine schlechte Kammer durch Erwerbung eines Tisches und eines Stuhles etwas wohnlicher zu machen, und erst jetzt kann ich an die Lösung meines Wortes denken, Ihnen von hier aus zu schreiben.

Vor meiner Abreise aus Athen erlebte ich noch eine Volksversammlung (*συνέλευσις*) zur Wahl neuer Demogeronten und einer Deputation an den König. Auf einem Rasenplatze vor einer Kirche mitten in der Stadt hatten sich gegen 300 Bürger versammelt, die sogenannten Archonten (die Plutokraten, deren Ansehen noch aus der türkischen Zeit stammt) in der Mitte stehend und kauernd, um sie her die geringern Bürger. Nachdem vorläufig die Frage, ob die Schutzbürger (*παροικοι*, die Haus- und Grundeigenthümer, welche aus andern Theilen Griechenlands und aus Europa eingewandert sind) mitzustimmen hätten, verneinend, und die Frage, ob sie und andere Fremde den Verhandlungen zuhören dürften, bejahend entschieden worden war, schritt man zu den Geschäften. Durch den Ruf: „*χάμου, χάμου!*" ermahnte man sich gegenseitig, sich auf den Rasen zu lagern, damit der jedesmalige Redner oder vielmehr der Sprechende, in der Mitte stehend, von Allen gesehen und gehört werden könne. Dann sprach ein Bürger den Eid vor, den alle Stimmberechtigten schworen: daß sie nicht durch Verwandtschaft, noch durch Bestechung, noch durch andere verwerfliche Gründe sich bei der Abgabe ihrer Stimme wollten lenken lassen, sondern einzig durch Rücksicht auf das gemeine Beste (*τὸ κοινὸν συμφέρον*). Die Archonten schlugen hierauf nacheinander acht bis zehn Namen als Candidaten vor, aus denen drei Demogeronten gewählt werden sollten, und das Volk genehmigte jeden Namen entweder durch den Ruf: „*καλός! τίμιος! ἄξιος!*" oder verwarf ihn durch ein wiederholtes *ὄχι! ὄχι!* In zweifelhaften Fällen entschied man durch Erhebung der Hände. Aber schon bei diesem Geschäfte entstand Zwiespalt, und einige der Archonten mit ihren Anhängern, welche die Aufnahme ihrer Candidaten in die Liste nicht hatten durchsetzen können, zogen sich unzufrieden zurück. Der Rest der Versammlung einigte sich indeß über die Candidatenliste und schritt zur Wahl. Auch diese geschah vor der Revolution durch bloße Acclamation; in den letztern Jahren hat man den alten Gebrauch der Abstimmung durch Bohnen (*φασούλια*) wieder beliebt. Statt der Urnen dienten gewöhnliche Gläser, die man mit einem durchlöcherten Blatt Papier mit dem Namen eines der Candidaten bedeckte. Diese wurden in der Kirche auf einen Tisch gestellt, den drei Geistliche umgaben, um auf gute Ordnung bei der Abstimmung zu sehen. Alle Bürger gingen nacheinander in die Kirche, gaben an der Thür ihren Namen zu Protokoll und empfingen drei Bohnen, welche sie in drei der dort aufgestellten Gläser warfen. Diese wurden darauf geöffnet und die Bohnen jedes Candidaten gezählt; die relative Mehrheit gab schon die Entscheidung. Mittlerweile war

*) Vgl. Nr. 104—107 d. Bl. D. Red.

es Nachmittag geworden und die Versammlung auf weniger als ein Viertheil ihrer ursprünglichen Zahl zusammengeschmolzen, welcher Rest schließlich durch bloße Acclamation sieben Deputirte an den König und die Regentschaft ernannte.

Die Unfreundlichkeit und selbst Ungerechtigkeit, die Pärolken, welche grade in Athen der wohlhabendere und im Ganzen gebildetere Theil der Einwohner sind, von der Theilnahme an Geschäften der obigen Art auszuschließen, darf Sie bei den Athenaiern nicht befremden. Es ist ein alter Fehler des griechischen Volkes, der sich in hohem Grade auf die heutige Generation vererbt hat, daß jeder die kleine Geburtsstadt und ihre Interessen den Nachbarstädten, die Provinz, in der er geboren ist, dem gemeinsamen Vaterlande entgegen und nur zu oft über dasselbe stellt. So war im Freiheitskriege bisweilen der Peloponnes geneigt, den Continent, und dieser, den Peloponnes im Stiche zu lassen; so standen sich im verflossenen Jahre bei mehren Fragen die drei großen Sectionen (τμήματα) Griechenlands: der Peloponnes, der Continent und die Inseln, eifersüchtig gegenüber; so hört man jetzt zuweilen den Athenaier behaupten, daß er der gemeinen Sache größere Opfer gebracht habe als der Hydriot, und daß es eine Ungerechtigkeit sei, wenn dieser, dem mehr Wohlstand geblieben, in Attika die Ländereien an sich kaufe, auf welche der verarmte Athenaier doch durch seine Geburt das erste Recht habe, und welche er nur nicht zu bezahlen im Stande sei. Er rächt sich dafür an jenen Einwanderern dadurch, daß er sie bisher vom attischen Bürgerrechte ausschließt. Doch genug hiervon. Uebrigens war es zu erwarten, daß die Wahl der Deputirten, weil sie, wenn auch in gesetzlicher Versammlung, doch durch eine Minorität geschehen war, von der Gegenpartei nicht würde anerkannt werden; und wirklich kam es am folgenden Tage schon zwischen zwei Archonten zu Thätlichkeiten. Wir verzichteten deshalb darauf, mit der Deputation zu reisen; und da sich ohnehin eine kleine Reisegesellschaft zusammengefunden hatte, gingen wir nach dem Peiraieus hinunter, und schifften uns am 9. Februar gegen Mitternacht auf einem Kaïki ein.

Am folgenden Morgen kurz nach Sonnenaufgang landeten wir auf Aigina, wo wir, um die Quarantaine zu vermeiden, unsere Pässe aus Athen gegen andere umtauschen mußten. Aber hier war Alles Freude und Jubel; man feierte die Ankunft des Königs; alle Häuser waren mit Oel- und Lorberzweigen geschmückt, Jedermann trug solche Zweige in den Händen oder am Hute, und wir mußten uns darein ergeben, unsere Pässe erst am Abende zu erhalten und den Tag über dem Tedeum und der Mittagstafel beim Gouverneur beizuwohnen und Abends den Tänzen der Taktiker und des Volkes auf dem erleuchteten Marktplatze am Hafen zuzusehen. Die vielversprechende Proclamation, die Sie aus den Zeitungen werden kennen gelernt haben, kam uns hier zuerst entgegen und hatte auf alle Bewohner Aiginas, die wenigen Kapodistrianer ausgenommen, den günstigsten Eindruck gemacht. Die Stelle: „an die Stelle der Willkürherrschaft ist die Anarchie getreten", erregte allgemeine Freude. Entweder, sagte man, ist mit dem Despotismus die Präsidentenherrschaft gemeint, deren Verwerflichkeit grade die Bewohner Aiginas recht haben kennen lernen, und in diesem Falle ließen sich die Constitutionnellen die Bezeichnung des letztverflossenen Jahres durch das Wort Anarchie gern gefallen; oder die Willkürherrschaft geht auf die Türken, und dann ist ja die Regierung der Kapodistrianer in der Anarchie miteinbegriffen. Freilich vermißt man ungern in der Proclamation das Wort Constitution; aber man baut auf die allgemeinen Versprechungen und auf den freisinnigen Charakter der Mitglieder der Regentschaft, vorzüglich des Grafen Armansperg, und die Einsichtsvollern bescheiden sich selbst, daß eine unmittelbare Zusammenrufung der Nationalversammlung, so lange die Ruhe im Innern noch nicht gesichert und namentlich der verderbliche Einfluß der Soldatenhäuptlinge in den Provinzen auf die Wahlen nicht gehemmt ist, nur zu unerwünschten Resultaten führen könne. Und darin haben sie für den Augenblick gewiß Recht. Nicht weniger Freude hatte die Nachricht erregt, daß weder der König noch die Regentschaft den Senat, dessen Widerstand und Machinationen (wobei er selbst freilich nur ein Werkzeug in fremden Händen war) zum großen Theile die Uebel des verflossenen Jahres zuzuschreiben sind, haben empfangen wollen, und ich sah darüber nicht weniger schadenfrohe Gesichter als im vorigen Jahre in Napoli bei der — vergeblichen — Auflösung des Senats durch die Nationalversammlung.

Um Mitternacht segelten wir wieder von Aigina ab und erreichten am folgenden Morgen Piáda, an der Küste von Argolis, etwa eine Stunde nördlich von Epidauros. Hohe schroffe Felsen laufen hier ins Meer aus und schließen eine kleine niedrige Ebene ein, die mit blühenden Mandel- und Oelbäumen und Weingärten bedeckt ist. Auf der Nordseite fließt ein starker Bach salzigen Wassers ins Meer, der etwa 500 Schritte weiter hinauf unter den Felsen hervortritt; auf der Südseite ein Bächlein frischen süßen Wassers, das von dem Dorfe herunterkommt. Das letztere (ἡ Πιάδα*)) liegt am innern Ende des Thales, 20 Minuten von der Küste, an einem steilen, fast ganz isolirten Felsen klebend, dessen Gipfel die Ruinen einer Burg aus dem Mittelalter oder aus den venetianischen Zeiten krönen. Ich habe in Griechenland noch nichts so Malerisches gesehen als die Ansicht dieses zauberisch lieblichen Thales von der Meeresküste aus, wo das Dorf mit der alten Burg den Hintergrund schließt. Piáda hat über 180 Häuser; die Einwohner, welche vlachischen Ursprungs zu sein glauben, reden griechisch. Auch sie waren voll Freude über die Ankunft des Königs; um so mehr, da sie erst kürzlich von einem Besuche des Generals Kriezotis und seiner Pallikaren zu leiden gehabt hatten. Von Alterthümern sahen wir im Dorfe nur eine kleine, sehr hübsch verzierte Säulenbasis; vermuthlich findet sich Mehres, allein die Eile der Durchreise, da wir noch selbigen Tages Nauplion zu erreichen wünschten, erlaubte uns nicht einmal, die Ruinen der alten Burg zu ersteigen.

Der Weg von Piáda nach Nauplion läßt Epidauros (beim Volke jetzt allgemein τὰ Ἐπίδαυρα **)) und das Hierón (noch jetzt vom Volke so genannt, doch lautet es in der schlechten Aussprache wie Jeró) zur Linken; das ziemlich hohe Gebirge von Chali (von einem heutigen Orte an seinem Fuße so genannt), das alte Arachnaion bleibt zur Rechten. Die Gegend würde ziemlich hübsch sein, wenn es ihr nicht an Abwechselung und Leben gebräche. Die Berge sind im Allgemeinen niedrig, mit Gebüsch und einzelnen Bäumen bewachsen; in der Nähe von Nauplion werden sie fast ganz kahl. Das Erdreich in den Thälern scheint mir durchgehends fruchtbarer zu sein als in Attika. Ungefähr auf der Mitte des Weges liegt links am Rande eines Thales das Dorf Ligurió; rechts demselben gegenüber sind Trümmerhaufen aus Quadern, mit einigen Mauerresten von kyklopischer Bauart, und in einer dabei stehenden Kirche drei ionische Säulen mit ihren Capitälern, doch nicht mehr am Platze stehend. Vielleicht die alte Lessa? Wir waren genöthigt, noch drei Stunden von Nauplion in einem einzelnen elenden Hause bei einem ärmlichen Verwandten des berüchtigten (einst berühmten) Kolokotronis zu übernachten, und legten den Rest des Weges am folgenden Morgen vor Tagesanbruch im Mondschein zurück. Da die Stadt gegenwärtig mit Menschen überfüllt ist, so waren wir froh, in Prónoia ein Unterkommen zu finden.

Prónoia ist die unter dem Präsidenten neu angelegte Vorstadt von Nauplion, zwischen dem Fuße des Palamedes und dem Meere, nur 5 — 6 Minuten von dem einzigen Landthore der Stadt entfernt. Die letztere liegt auf einem engen, abschüssigen

*) Woher dieser Name? hieß vielleicht die Gegend ἡ Ἀσκληπιάς und ist daraus die moderne Nominativsform ἡ Ἀσκληπιάδα und aus dieser durch Wegwerfung der beiden ersten Sylben Πιάδα geworden? Aber das heutige Dorf liegt gegen zwei Stunden vom Hierón entfernt.

**) Entstand das neutr. plur. vielleicht aus dem dorischen Artikel τὰν Ἐπίδαυρον?

Raume am nördlichen Fuße der Citadelle Itsch-Kalé. Das Meer und der Fels von Itsch-Kalé machen auf drei Seiten jede Erweiterung der Stadt unmöglich; sie könnte sich nur gegen Prónoia hin vergrößern, wenn man die Festungswerke auf dieser Seite weiter ausdehnen wollte, wodurch aber, glaube ich, die Festung an Stärke verlieren würde. Dieser Umstand und die schlechte Luft, welche Nauplion seiner eingeengten Lage am Ufer eines in Sümpfe auslaufenden Meerbusens verdankt, lassen glücklicherweise den Gedanken gar nicht aufkommen, die bleibende Hauptstadt (πρωτεύουσα) und Residenz (καθέδρα) des Königs daraus zu machen. Indeß wird sie provisorisch dies wol ziemlich lange, wenigstens auf ein Jahr bleiben müssen. (Da die Stadt in der nächsten Zeit viel genannt werden dürfte, so bemerke ich über ihre Namen, daß sie vor der Revolution, wie noch jetzt beim Volke, allgemein τὸ Ἀνάπλι hieß, daß man später der Stadt den, so weit ich sehe, bei den Alten gar nicht vorkommenden Namen τὸ Ναύπλιον gab, und den eigentlichen alten Namen, ἡ Ναυπλία mißbräuchlich auf den zu ihr gehörigen Verwaltungsbezirk, das südöstliche Argolis, anwandte.)

Der König, den wir bei unserer Abreise aus Athen längst ausgeschifft glaubten, hatte erst am 6. Febr. seinen feierlichen Einzug gehalten, und wir hatten Grund, zu bedauern, nicht einige Tage früher abgereist zu sein, um Zeuge davon zu sein, da über die aufrichtige Herzlichkeit des Empfanges nur Eine Stimme war. Gegen 50,000 Menschen, für das entvölkerte Griechenland sehr viel, waren versammelt gewesen theils in der Ebene zu beiden Seiten des Weges, theils auf den umgebenden Höhen; als der König, welcher ungefähr Tirynth gegenüber gelandet war, das Pferd bestieg, um umgeben von der Regentschaft in Nauplion einzureiten, drängten sich mehre Hundert junge Leute um ihn, schnitten ihn von der Regentschaft ab und begleiteten ihn unter fortwährendem Jubel ans Thor. Vor diesem war ein geschmackvoller Triumphbogen errichtet worden, den man bis jetzt hat stehen lassen, mit sinnig gewählten Inschriften aus dem Homer; unter dem Namenszuge des Königs: Ἀμφότερον, βασιλεύς τ' ἀγαθός, κρατερός τ' αἰχμητής; in dem der Regentschaft gewidmeten Felde: Οἷς λαοί τ' ἐπιτετράφαται καὶ τόσσα μέμηλε, und unter dem „Es lebe Griechenland": Πλεῖστ' ἔρξαν τ' ἔπαθόν τε καὶ πλεῖστ' ἐμόγησαν Ἀχαιοί, endlich über dem Stadtthor selbst der Vers des Tragikers: Σὺ δ' ἀσφαλέως κυβερνᾷς ἄστεα λαῶν. Das dabei angebrachte Wappen des neuen Königthums ist ein aufrechtes weißes Kreuz im blauen Felde, von zwei Löwen gehalten, mit dem bairischen Schilde in der Mitte. Am Abende war der König incognito ausgegangen, um die Erleuchtung zu sehen, aber von der Menge erkannt und unter dem Rufe: „ξήτω ὁ βασιλεύς!" so dicht umdrängt worden, daß er nicht vom Flecke kommen konnte. „Er lebe! er lebe!" rief der junge König ungeduldig mit; „aber laßt ihn doch nur durch!" und jubelnd machte man dem Scherzenden Platze. Es mag Ihnen neu vorkommen, aus dem alten Griechenlande solche moderne Hofanekdötchen zu hören; aber ein Reisender gibt die Dinge, die er findet und wie er sie findet. Uebrigens ist bis jetzt Alles von dem jungen Könige, von seinem Geiste, seinen Kenntnissen, seiner Liebenswürdigkeit und seiner würdevollen Haltung berauscht, und ich bin überzeugt, mit Recht, da auch die erfahrenen und besonnenen Leute Griechenland glücklich preisen, einen so hoffnungsvollen Prinzen an seine Spitze gestellt zu sehen.

Der Satiriker Alexandros Suzos hat den König in einer Epistel bewillkommnet, die nicht ohne poetisches Verdienst ist; die wenigen ihr beigemischten satirischen Züge richten sich gegen einige der bisherigen Machthaber. Zum großen Wohlgefallen des Volkes sind die ehemaligen Werkzeuge der Kapodistrianer, bisher wenigstens, mit der verdienten Zurücksetzung behandelt worden. Daß die Gerusia nicht empfangen wurde, habe ich schon oben erzählt; dasselbe ist den Generalen Kolokotronis und dem in den letzten Monaten von der Sache der Constitutionellen abgefallenen Kriezotis widerfahren. In ihren mit Gold gestickten Purpurgewändern, an denen die Thränen der Beraubten kleben, prunken sie jetzt in den Gassen umher und suchen vergebens Blicke der Gnade auf sich zu ziehen, während zahllose Beschwerdeschriften über die namentlich von Kolokotronis verübten Gewaltthätigkeiten, die schon von den Küsten des Peloponnesos aus dem vorüberschiffenden Monarchen zugestellt wurden, ins Deutsche übersetzt werden, um, wie es verlautet, zur Basis einer Untersuchung seines Verhaltens zu dienen. Nur der Admiral einer der drei Mächte fährt fort, dem tapfern Klephten feierliche Besuche abzustatten; aber hoffentlich ist für Griechenland die Zeit gekommen, sich dem beweinenswerthen Einflusse dieser Macht zu entziehen.

(Der Beschluß folgt.)

Literarische Anzeige.

Bericht über die Verlagsunternehmungen für 1833 von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die mit * bezeichneten Artikel werden bestimmt im Laufe des Jahres fertig; von den übrigen ist die Erscheinung ungewiss.

(Beschluß aus Nr. 158.)

*44. Reigebaur (Johann Ferdinand), Handbuch für Reisende in Italien. Zweite, sehr verbesserte Auflage. Gr. 8. 39 Bogen auf gutem Druckpapier. Cart. 2 Thlr. 16 Gr.

*45. Petrarca (Francesco), Sämmtliche Canzonen, Sonette, Ballaten und Triumphe, übersetzt und mit erläuternden Anmerkungen begleitet von Karl Förster. Zweite, verbesserte Auflage. Gr. 8. 38½ Bogen auf feinem Druckpapier. 2 Thlr. 6 Gr.

*46. Pölitz (Karl Heinrich Ludwig), Die europäischen Verfassungen seit dem Jahre 1789 bis auf die neueste Zeit. Mit geschichtlichen Einleitungen und Erläuterungen. Zweite, neu geordnete, berichtigte und ergänzte Auflage. Drei Bände. Auf gutem Druckpapier.

Der erste Band in zwei Abtheilungen (78¾ Bogen), die gesammten Verfassungen des deutschen Staatenbundes enthaltend, kostet im Subscriptionspreise 4 Thlr. 20 Gr.; der zweite Band, die Verfassungen Frankreichs, der Niederlande, Belgiens, Spaniens, Portugals, der italienischen Staaten und der ionischen Inseln enthaltend (81 Bogen), kostet 2 Thlr.

*47. Raumer (Friedrich von), Ueber den Anschluß Sachsens an die deutschen Zoll- und Handelsvereine. (Aus den Blättern für literarische Unterhaltung besonders abgedruckt.) 8. Geh. 4 Gr.

48. Raumer (Karl von), Beschreibung von Palästina. Gr. 8. Auf gutem Druckpapier.

*49. Schneller (Julius Franz), Weltgeschichte zur gründlichen Erkenntniß der Schicksale und Kräfte des Menschengeschlechts. Zweite, völlig umgearbeitete Auflage. In fünf Bänden. Gr. 8. Auf gutem Druckpapier.

Es wird nächstens eine besondere Anzeige über dieses Werk ausgegeben.

*50. Süßmilch (Friedrich August), August Wilhelm von Trosky's Leben und Wirken für die Niederlausitz, mit Benutzung seiner hinterlassenen autographischen Nachrichten. Gr. 8. 4 Bogen auf gutem Druckpapier. Geh. 8 Gr.

*51. Thiersch (Frédéric), De l'état actuel de la Grèce et des voies et moyens de sa restauration. Deux volumes. Gr. 8. Auf feinem Druckpapier. Geh.

*52. Voigt (Johannes), Das Leben des königl. preuß. Staatsministers Friedrich Ferdinand Alexander Reichs-Burggrafen und Grafen zu Dohna-Schlobitten. Gr. 8. 3 Bogen auf gutem Druckpapier. Geh. 4 Gr.

*53. Wiese (Sigismund), Theodor. Ein Roman. 8. Auf feinem Druckpapier.

*54. Zwei Jahre in Petersburg. Roman aus den Papieren eines alten Diplomaten. 8. 20 Bogen auf feinem Druckpapier. 1 Thlr. 16 Gr.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Montag, — Nr. 161. — 10. Juni 1833.

Demosthenes' Staatsreden nebst der Rede für die Krone. Uebersetzt und mit Einleitungen und erläuternden Anmerkungen begleitet von F. Jacobs.

(Beschluß aus Nr. 160.)

Da man nun mal in unsern Tagen die Klage gehört hat, daß sich die Philologie gern hinter Wall und Graben mit vielem gelehrten Rüstzeuge verschanze, und durch eine Menge kritischer und exegetischer Observationen Denjenigen den Blick versperre, die sich an der Aussicht in die sonnenhellen Fluren des Alterthums erfreuen wollten, so muß Ref. bemerken, ohne jetzt sich auf den Grund oder Ungrund dieser Klage einzulassen, daß die Leser des Demosthenes von Jacobs einen vollkommen freien Blick in die Gefilde des Alterthums gewinnen können. Ja, sie werden selbst über die Stellen, die ihre Schönheiten hinter Dornen und Büschen zu verstecken scheinen, von einer so kundigen Hand geleitet, daß dies ihr Vergnügen nur erhöhen kann. Denn — um ohne Bild zu sprechen — die vortrefflich und klar geschriebenen Einleitungen sind nicht die kleinste Zierde des Buches; eine gerechte Würdigung des Demosthenischen Zeitalters, die billige Beurtheilung des Demosthenes in seinen verschiedenen Verhältnissen würden diese Einleitungen an sich schon empfehlen, um so mehr noch, da das gründliche Studium, aus welchem sie hervorgegangen sind, dem Leser gar nicht zur Last fällt. Was hier gegeben ist, kann jeder Gebildete ohne Anstoß lesen. Ein Gleiches gilt von den Anmerkungen, die theils unter dem Texte in der Kürze Einzelnes erläutern, theils längere Ausführungen hinter dem Texte enthalten und in hohem Grade gegen die erste Verbreitung vermehrt sind. Eine genaue und ausreichende Sprachkenntniß, eine fleißige Benutzung aller Hülfsmittel, sowol größerer als kleinerer Druckschriften und eine geschmackvolle Einkleidung stehen hier im schönsten Bunde.

Die Uebersetzung der Staatsreden selbst ist eine durchaus umgearbeitete mit Recht von Hrn. Jacobs genannt worden. Jede Seite trägt davon die untrüglichsten Beweise. Philologische Zeitschriften mögen dies ausführlicher würdigen, uns liegt hier nur das Urtheil ob, daß die Grundsätze, welche in der Vorrede (S. XXXIV—XXXVII) aufgestellt sind, auf eine ausgezeichnete Weise in der Uebersetzung gerechtfertigt worden sind, sodaß diese Uebertragung ein würdiges Seitenstück zu den meisterhaften Uebersetzungen aus der „Anthologie" (im zweiten Bande von Jacobs' „Vermischten Schriften") sind. Die Demosthenische Uebersetzung ist nicht allein in hohem Grade lesbar, was die erste Foderung an ein jedes Buch sein muß, sondern sie ist auch mit Geschmack, mit Eleganz und doch mit Treue, ohne daß sich der Verf. an die Uebersetzer der stricten Observanz angeschlossen hat, verfertigt. Besonders ist es Hrn. Jacobs geglückt, die Einfachheit der Rede, die der attischen Beredtsamkeit überhaupt, der Demosthenischen aber ganz besonders eigenthümlich ist, da die aus der Tiefe des Herzens quellende Kraft die Künste der Schule und den rhetorischen Prunk verschmäht, wiederzugeben. Ref. glaubt dies um so mehr hervorheben zu müssen, weil es den alten Rednern wol zum Vorwurfe gemacht ist, daß ihre Kunst nur darin bestanden habe, die Vorurtheile und Leidenschaften der Zuhörer entweder für ihre Absichten einzunehmen, oder sie so zu besänftigen oder aufzuregen, sie so zu lenken und zu täuschen, daß sie meistens ihren Absichten nicht hinderlich wurden. Dagegen verlangten (wie man sich ausdrückt) die Zuhörer unserer Zeit ein klares und zusammenhängendes Raisonnement in einem kurzen Vortrage, der Alles grade so ausspricht, wie es der Redner denkt und in seinem Herzen fühlt. Also auch in dieser Beziehung wird die vorliegende Uebersetzung für Redner in Stände- und Kammerversammlungen von Nutzen sein und das Beispiel des größten Redners in Griechenland ihnen größern Vortheil bringen als irgend eine zierlich geschriebene Anweisung zur öffentlichen Beredtsamkeit.

Man wird unstreitig Belege für unser ausgesprochenes Urtheil verlangen. Aber es ist nicht leicht, einzelne Stellen auszuheben, wo so viel Treffliches gegeben ist, auch haben wir Ursache, den uns vergönnten Raum zu schonen, da wir uns ihn weiter unten für die Mittheilung einer längern Stelle aufsparen wollen.

Eine neue und nicht unbedeutende Ausstattung der zweiten Ausgabe ist die Uebersetzung der Rede von der Krone. Ref. kann sich einer solchen Zugabe nur erfreuen, und gewiß wird es Vielen ebenso ergehen, da grade diese Rede den Leser den ganzen Weg von Demosthenes' politischem Leben durchlaufen läßt, um in dem Siege über den Gegner zugleich den Triumph seiner standhaften Verwaltung mit ihm zu feiern. Als das Muster eines edeln

Selbstlobes hat die Rede für die Minister und Staatsmänner unserer Tage, die es mit den Völkern gut meinen und, obwol vielfach geschmäht, sich in ihrem redlichen Streben doch nicht irren lassen, ein mehr als gewöhnliches Interesse.

Zwei Dinge — sagt Demosthenes am Schlusse der Rede (S. 577) — sind es, die der von Natur gesittete Mann — denn so darf ich doch wol ohne Anmaßung von mir sprechen — besitzen muß: während der Macht muß er der Stadt die Gesinnung des Edelmuths und Vorrangs bewahren, zu jeder Zeit aber und bei jeder Handlung das Wohlwollen; denn dies hat die Natur in ihrer Gewalt; das Können aber und die Kraft hängt von andern Dingen ab. Diese Gesinnung nun werdet Ihr bei mir ohne Ausnahme herrschend finden. Seht selbst. Nicht als meine Auslieferung gefodert wurde, nicht als sie drohten, nicht als sie versprachen, nicht als sie diese Ruchlosen hier wie reißende Thiere auf mich losließen, zu keiner Zeit hab' ich die guten Gesinnungen gegen Euch aufgegeben. Denn gleich von Anfang an wählte ich mir den graden und gerechten Weg der Politik, des Vaterlandes Ehre, Macht und Ruhm zu befördern, dieses zu erhöhen, mit diesem zu leben. Nicht also gehe ich, wenn den Feinden ein Glück begegnet, heiter und frohen Muthes auf dem Markte umher, mit vorgestreckter Rechte die frohe Kunde Solchen mittheilend, von denen ich erwarten kann, daß sie es dorthin melden; noch höre ich die glücklichen Ereignisse der Stadt bebend und seufzend und zur Erde gebückt, wie diese Ruchlosen hier, welche die Stadt verhöhnen und nach Außen schauen und, was bei dem Unglück der Hellenen einem Andern Glück bringt, loben und behaupten, man müsse für die beständige Dauer seiner Erhaltung sorgen.

Bei solchen und ähnlichen Stellen hat sich Ref. öfters an einen der ruhmwürdigsten Minister der neuesten Zeit, an Casimir Périer, und an seine am 31. December 1831 gehaltene Rede erinnern müssen. „Nachdem ich", sagte der zu früh Verstorbene an jenem Tage, „als Mann von Herz die Verwaltung übernommen habe, besteht mein einziger Ehrgeiz darin, sie einst als Mann von Ehre niederzulegen: ich kann mit Recht die Achtung meines Landes verlangen, da mein Gewissen mir sagt, daß ich sie verdiene — ich begehre von Niemanden eine Nachsicht, deren ich nicht bedarf und die ich nicht annehme."

Zum Schlusse dürfen wir die Milde und Zartheit, die Hr. Jacobs überall zeigt, seine Verträglichkeit mit fremden, ihm widersprechenden Ansichten, vor Allem seine eigne Bescheidenheit und willige Zurücknahme früherer Meinungen nicht unerwähnt lassen. Zwar bedarf der edle Uebersetzer in dieser Beziehung unsers Lobes eigentlich nicht; da sich aber gewisse Leute nun einmal Bücher aus dem Bereiche des classischen Alterthums nicht ohne Streit und Zank denken wollen, so mußte Ref. die Vorzüge der gegenwärtigen Schrift doch mit einem Worte berühren.

Die äußere Ausstattung ist sehr anständig, Sosiorum pumice mundus, um mit Horaz zu sprechen. Wenn aber schon die erste Ausgabe, wie die erste Jugendliebe, in der Gestalt und Farbe, in welcher man sie zum ersten Male sah, auf viele Leser einen großen Eindruck gemacht hat, so wird die frühere Geliebte, die jetzt zur reifen Schönheit geworden ist, in ihrem einfach-edeln Putze einen weit größern Eindruck auf die Leser machen. 39.

Mittheilungen über Griechenland.

(Beschluß aus Nr. 160.)

24. Februar.

Gestern gab die Stadt dem Könige einen Ball, der nach den Umständen glänzend und als Vereinigung fast aller ausgezeichneten Männer, die jetzt in Griechenland leben, sehr interessant war. Als Ballsaal diente eine türkische Moschee, die seit der Revolution schon sehr verschiedenartige Bestimmungen gehabt hat, indem sie abwechselnd Staatsgefängniß, Sitzungshaus des Congresses, Hospital, Caserne und Ballsaal war. Man hatte sie recht artig geschmückt, und die Direction erwarb sich das Verdienst, trotz dem großen Zudrange von Menschen die größte Ordnung aufrecht zu erhalten. Der König wurde bei seinem Erscheinen mit lautem, herzlichem ζήτω ὁ βασιλεύς! und stürmischem Händeklatschen empfangen; europäische Hoflitte ist schon insoweit durchgedrungen, daß die meisten der griechisch gekleideten Herren vor dem Eintritte des Monarchen ihre Häupter entblößten, und einzelne Widerstrebende durch den halblauten Zuruf: τὰ φέσια κάτω! sich auch bewegen ließen, ihre Fessis herunterzunehmen. Die rumeliotischen Kapitanis, welche fast alle die vordere Hälfte des Hauptes kahl geschoren haben und das Haar des Hinterhauptes lang wachsen lassen, gewannen freilich ein etwas seltsames Ansehen, als ihnen das Haar jetzt in langen Zöpfen oder Locken den Rücken hinunterwallte, und die meisten bedeckten sich schon nach einigen Minuten wieder. Auch Kolokotronis, Kalergis und andere Häupter der Rebellen des letztverflossenen Jahres, die inzwischen vom Könige, jedoch nicht auf die gnädigste Weise empfangen worden sind, waren zugegen, und so sah man bisweilen Gruppen, aus den heterogensten Elementen zusammengesetzt, Männer, die noch vor Kurzem gegeneinander gekämpft hatten, friedlich nebeneinander, ohne daß ein anderer Friede zwischen ihnen geschlossen worden wäre, als den die Gegenwart des Königs mit sich brachte: Kolettis und Kolokotronis, die Admirale Miaulis und Ricord, die französischen Generale und die Anstifter des neulichen Blutvergießens in Argos. Zum Tanzen war während der ersten Stunden wenig Platz, da mehr als 800 Menschen in den engen Raum zusammengeströmt waren. Indeß führten einige rumeliotische Kapitanis in ihrer reichen malerischen Tracht verschiedene Nationaltänze mit großer Gewandtheit und Sicherheit auf, die mit verdientem Beifallsgeklatsche aufgenommen wurden. Um Mitternacht zog sich der König zurück, und ein paar Stunden später löste sich der ganze Ball auf, das erste königliche Fest in der jungen Hauptstadt, das dennoch an Anstand und Schicklichkeit nichts zu wünschen übrig ließ.

Nauplion, 2. März.

Vorherrschende westliche Winde führen uns fast täglich von den hohen, noch mit Schnee bedeckten Gebirgen Arkadiens Regenwolken zu, sodaß es fast unmöglich ist, Excursionen zu machen. Doch habe ich vorgestern und gestern zwei ziemlich trockene Tage gefunden, um einen Besuch in Argos zu machen. Es führt dahin eine neue, unter Kapodistrias angelegte Straße, die aber, obgleich sie dem Staate eine beträchtliche Summe gekostet hat, erst bis ein wenig jenseit Tiryns chaussirt ist. Die Entfernung beträgt für einen rüstigen Fußgänger etwa 2½ Stunden. Der Hain mit dem Heiligthum des Heroen Argos, den Kleomenes verbrannte (Herodot 6, 80), muß in dieser Richtung gelegen haben. Jetzt findet sich am Wege, Tiryns ausgenommen, nichts von alten Resten. Ein Viertelstündchen vor Argos durchschneidet das Bett des Inachos die Straße.

Das heutige Argos besteht nach den Verheerungen des Krieges fast nur aus schlechten Hütten, zwischen denen sich erst einzelne ansehnlichere Häuser erheben. Es liegt genau auf der Stelle des alten, auf einer völlig ebenen Fläche (ἐν χωρίοις ἐπιπέδοις, wie Strabon sagt), am Fuße zweier felsigen Hügel, die auf Müller's Karte wieder ganz falsch auf die Nordseite der Stadt gesetzt sind. Vielmehr liegt der höchste derselben, die Larissa, auf der Südwestseite der Stadt; der kleinere, mit dem

vorigen durch einen niedrigen Erdrücken (δειράς) verbunden, über welchen die Straße nach Arkadien führt, auf der Westseite derselben. Nach Süden hängen sie mit andern Gebirgen zusammen; gegen Westen, Norden und Osten umgibt sie die argeiische Ebene. Ihre Lage gegeneinander bildet einen stumpfen Winkel, in welchen sich die Stadt Argos hineinschiebt, während sie gegen Nordost und Osten von einem trockenen, mit Kieseln gefüllten Flußbett (des Charadros) umgrenzt wird. Die Richtung der alten Stadtmauer läßt sich auf der Bergseite noch recht wohl verfolgen. Ihre Reste, theils kyklopisch, theils gemauert (kleine Steine, durch ein Gemisch von Kalk und Erde verbunden) *), ziehen sich am südöstlichen Abhange des Burgfelsens hinauf und westlich um die Burg herum, deren neuere Festungswerke auf dieser Seite zum Theil auf den alten Fundamenten ruhen; dann wenden sie sich nördlich durch das oben erwähnte Kavin und ziehen sich wieder am westlichen Rande des zweiten, kleinern Hügels aufwärts. Hier sind die von der Mauer übrig gebliebenen Steine freilich in den letztverflossenen Jahren weggeführt und zum Häuserbau verwandt worden; aber die durch Ausgrabung derselben entstandenen Vertiefungen bezeichnen noch ihre Richtung. Auf dem Gipfel dieses Hügels sind noch Reste von Fundamenten aus rechtwinklicht behauenen Quadern kenntlich, die indeß einem andern Gebäude angehört zu haben scheinen. Weiter konnte ich die Spuren der Mauer nicht verfolgen; allein ihre Richtung auf der Ostseite der Stadt dürfte durch das Flußbett, das seinen Lauf schwerlich bedeutend verändert haben wird, ziemlich genau bestimmt sein.

Alle übrigen alten Reste, einige wenige durch die Stadt hin zerstreute Inschriften und Bruchstücke von Sculpturen oder architektonischen Gegenständen ausgenommen, finden sich auf dem Burgfelsen und am Fuße desselben. Die heutige Burg oder Citadelle, ein venetianisches Werk, besteht aus einer doppelten Mauer. Das innere Fort ruht auf der Nord- und Westseite fast ganz auf alten kyklopischen Mauern, die vielleicht das Vollkommenste sind, was in dieser Bauart geleistet worden ist. Die Steine sind nach Außen glatt behauen und die Mauern daher ganz senkrecht. Die Zusammenfügung ist so vortrefflich, daß man keine Messerklinge in die Fugen bringen kann, und daß ungeachtet ihres Alters und der ungeheuern, auf ihnen ruhenden Last auch nicht Ein Stein ausgewichen ist. Ein Theil dieser Mauern hat oben eine Art Sims und sieht überhaupt nicht Festungsmauern gleich. Bildeten sie vielleicht die Substructionen zum Tempel des Zeus oder der Athene? Von diesen Tempeln müssen die Venetianer noch Reste gefunden haben, denn in einer Stelle der östlichen äußern Mauer sind eine Menge cannelirter Säulentambours aus einem braungelben, stark verwitternden Steine eingemauert. Sie scheinen dorisch gewesen zu sein; doch konnte ich weder ein Capital noch andere Bruchstücke finden. Von den übrigen Heiligthümern, die nach Pausanias am Abhange des Berges waren, sind keine Spuren vorhanden. Doch muß der Tempel des Apollon Deiradiotes (Paus. II, 24, 1) und der Platz, welcher Deirás (Δειράς) hieß, unweit des Engpasses zwischen den beiden Bergen gewesen sein, weil das hier gelegene Thor (durch welches nämlich der Weg nach Mantinea führte, Paus. II, 25, 1) ebenfalls πρὸς τῇ Δειράδι hieß.

Am nordöstlichen Fuße des Burgfelsens, mit welchem er an die Stadt stößt, ist der bedeutendste Punkt das Theater, dessen in den Felsen gehauene Sitzreihen (70 übereinander) zu Gunsten der vor einigen Jahren in Argos gehaltenen Nationalversammlung größtentheils von der sie bedeckenden Erde gereinigt sind. Westlich von demselben, gegen das deiradische Thor hin, ist ebenfalls am Fuße des Berges eine rechtwinkliche Substruction von kyklopischer Bauart, deren eine Seite sich an den Berg lehnt; auf zweien der Steine sind rohe, fast ganz unkenntlich gewordene Basreliefs eingehauen und unter ihnen nur zum Theil lesbare Inschriften. *) Aehnliche Basreliefs fand ich an dieser Seite des Berges an dreien Stellen in dem natürlichen, mit weniger Sorgfalt dazu geglätteten Felsen. Vermuthlich bezeichnen sie die Stellen von Gräbern. Die durch jenen kyklopischen Unterbau gebildete Platform endet auf der Seite des Berges mit einer in den Felsen gehauenen Kammer, deren Hinterwand eine halbrunde Nische hat. Die Kammer war mit einem Gewölbe aus gebrannten Steinen überdeckt, von dem noch Reste vorhanden sind. Ueber die Nische geht eine Wasserleitung hin, also vermuthlich eine Fontaine. Nur will der große Unterbau zu einem so einfachen Zwecke nicht recht passen, und die erste Bestimmung des Ganzen dürfte also doch eine andere gewesen sein. Vielleicht haben wir hier eins der von Pausanias zunächst vor dem Theater genannten Heiligthümer zu suchen.

Gleich östlich vom Theater ist eine Ruine eines alten Gebäudes aus gebrannten Steinen, und der ganze Platz vor demselben bildet durch Fundamente und unterirdische gewölbte Gänge eine künstliche Erhöhung. Noch etwas weiter östlich sind am Fuße des Berges wieder in den Felsen gehauene Sitzreihen, nur etwa 20 übereinander, aber statt eines Halbkreises beschreiben sie fast grade Linien und sind nur von Einem Cuneus durchschnitten. Doch macht eine künstliche Platform vor ihnen, die für eine Bühne gelten kann, es denkbar, daß hier eine Art von kleinem Theater war. Ein paar andere geringfügige Reste aus gebrannten Steinen, welche antik scheinen, verdienen keiner Erwähnung. Das Wenige, was ich von Inschriften und Basreliefs in den Mauern der Kirchen und Häuser sah, war meistens durch Verwitterung halb unkenntlich geworden. So hat es den argeiischen Alterthümern, großen wie kleinen, zum Nachtheil gereicht, daß das vortreffliche Material, der attische Marmor, hier fehlte. Nicht blos die Zeit wirkt zerstörender auf schlechte Stoffe, sondern auch der Mensch nimmt weniger Anstand, ein Kunstwerk aus unscheinbarem als aus dem edelsten Stoffe zu beschädigen oder zu vernichten.

Noch muß ich bemerken, daß die vielen Brunnen, welche Strabon in Argos erwähnt, noch vorhanden sind, namentlich längs dem Fuße der Lariſſa: Es sind ihrer wenigstens ebenso viele als der Töchter des Danaos, denen ihre Auffindung zugeschrieben wurde.

14. März.

Die Abreise des Dampfbootes, welches den ersten Courrier nach Deutschland zu bringen bestimmt ist, verzögert sich von Tage zu Tage, und so wird es mit möglich, noch Einiges hinzuzusetzen. Die Dinge gehen hier ganz erwünscht; langsam, aber sicher. Die Verschiedenheit der Sprachen erschwert den Geschäftsgang sehr. Alles, was von der Regentschaft ausgeht, wird Deutsch, und was von den griechischen Ministern, Griechisch geschrieben, und jedes Stück ist daher zum Verständniß des andern Theiles erst in dessen Sprache zu übersetzen. Alle Verordnungen und Bekanntmachungen sowie das officielle Regierungsblatt erscheinen in beiden Sprachen. Inzwischen hat man jetzt von allen Festungen des Peloponnes, so viele nicht von den Franzosen besetzt sind, Besitz genommen; der Commissair zur Besitznahme von Attika und Euboia ist abgereist, und ich warte nur auf den Abmarsch der ebendahin bestimmten Truppen, um mit ihnen über den Isthmos zu gehen.

Die Häuptlinge der irregulairen Truppen sind nach und nach sämmtlich hier eingetroffen, noch mit der Hoffnung sich schmeichelnd, ihre angeblichen Foderungen an den Staat befriedigt zu sehen. Ihre politischen Vergehungen scheinen ihnen verziehen werden zu sollen; an Privatklagen gegen sie wird es nicht fehlen, sobald die Gerichtshöfe erst organisirt sind. Sie werden ohne Unterschied zu den Bällen beim Grafen Armans-

*) Einige Stücke der Mauer zeigen ihre Bauart noch sehr deutlich. Das beschriebene Gemäuer bildete den Kern derselben, und ihre Außenseite war mit polygonen, kyklopisch zusammengefügten Steinen bekleidet. Diese Probestücke finden sich aber an der Südostseite des Berges.

*) Durch einen seltsamen Irrthum hält Gell („Itin. of the Morea", S. 166) diesen Unterbau für einen Theil der Befestigungsmauern der Lariſſa.

perg eingeladen und scheinen sich in diesem Treiben recht wohl zu gefallen. So leben sie denn, nach kürzlich entzweit, jetzt durch das gemeinsame Interesse vereinigt, in gutem Vernehmen miteinander und reiten fleißig zusammen vors Thor, um auf einem freien Felde das ritterliche Kampfspiel des Dscheridwerfens zu üben, wobei es ihnen nicht wenig schmeichelt, Hunderte, vielleicht Tausende von Zuschauern zu haben.

Das Dscherid ist ein 3—4 Schuh langer, runder, an beiden Enden abgestumpfter Stab. Die damit bewaffneten Reiter stellen sich in zwei Abtheilungen einander gegenüber auf. Die Kampfweise ist ganz Homerisch. Wer eben Kampflust fühlt, der spornt sein Pferd und sprengt, das Dscherid schwenkend, im Halbkreise vor der Gegenpartei vorüber. Der Gegner ist bald gefunden; er sprengt dem Herausfoderer nach und wirft mit Kraft und Gewandtheit sein Dscherid nach ihm. Trifft die Waffe das Gesicht, so kann sie eine schmerzliche Verwundung bewirken, aber in diesem Falle weiß der Bedrohte gewöhnlich den Wurf abzuwehren oder gar mit geübter Hand das Dscherid im Fluge zu haschen, das er dann auf den fliehenden Gegner zurücksendet. Von dieser und jener Seite sprengen zwei, drei Reiter hervor, den Ihrigen beizustehen, das Getümmel wird allgemein, und die bäumenden Rosse, die Reiter in ihren reichen, malerischen Kleidern gewähren ein schönes Schauspiel. Mitten ins Gedränge stürzen sich die Diener, die Schildknappen der kämpfenden Ritter, um die fallenden Spieße wieder aufzulesen; nicht selten werden sie von den Pferden über den Haufen gerennt, aber selbst dies vermag sie nicht in ihrem Geschäfte zu stören. Endlich löst sich der Knäuel, und die Reiter kehren an ihre Plätze zurück, um, wenn die Pferde sich verschnauft haben, von Neuem zu beginnen. Manchmal reiten auch beide Parteien in zwei Reihen langsamen Schrittes umeinander herum, sich gegenseitig zu umzingeln suchend, wobei gar anmuthige Windungen und Schwenkungen sich herausstellen. Ich sah einer solchen Uebung lange aufmerksam zu und war am Ende doch überrascht, als ich plötzlich die von dem gewandten Hadschi-christos geführte Partei die Gegner völlig umschlingen sah.

Diese Spiele, wenn auch ursprünglich von den Türken herstammend, sind doch jetzt bei den Griechen eingebürgert. Sie erfodern Kraft, Gewandtheit und Uebung der Männer wie ihrer Pferde und befriedigen den Zuschauer durch die Anmuth und den raschen Wechsel der vorgeführten Bilder. Daher dürfen sie, wenn in Erinnerung an die olympischen und isthmischen Wettkämpfe neue Volksspiele hergestellt werden, nicht davon ausgeschlossen werden. *)

Miscellen.

Schon früher ist in d. Bl. Ernst Münch's historischer Versuch „Renea von Este ꝛc.", und zwar in Nr. 363 f. 1831 besprochen worden. Auch er ist über den eigentlichen Namen des Verf. des „Zodiacus vitae" (wovon wir nächstens eine sehr correcte Ausgabe bei Tauchnitz erwarten) ungewiß, ohne sich jedoch über die verschiedenen Ansichten genau zu äußern. Er wird gewöhnlich Marcellus Palingenius Stellatus genannt und als ein eifriger Anhänger der neuen (lutherischen) Lehre und darum als ein Vertrauter Renatens aufgeführt. Beides hat in uns die Vermuthung erzeugt, ob nicht Beider Namen auf ihre geistige Wiedergeburt hindeuten sollen, da in dieser Beziehung der Name Renata**), Renea, wie der des Palingenius, einen Wiedergeborenen bedeuten. Uebrigens hätte der Letztere in einer Lebensbeschreibung der Erstern wol mehr Aufmerksamkeit und Genauigkeit vom Verf. verdient! Vielleicht findet er später Zeit und Lust, diesem freimüthigen Gelehrten eine besondere Schrift zu widmen. Ref. würde einige Nachweisungen dazu liefern können.

Wie genau sollten Geschichtschreiber gleich den Gesetzgebern ihre Worte abwägen, wenn sie Vorschriften ertheilen und Rechte über factische Umstände, über historische Begebenheiten der Nachwelt überliefern. In der allgemeinen Ständeordnung für das Königreich Sachsen §. 190 in Verbindung mit §. 262 ist festgesetzt, daß der Stadtrath als vollziehende Behörde Geld- und Gefängnißstrafen androhen und zur Vollziehung bringen kann, während er Hülfsvollstreckungen in unbewegliche Güter der Gerichtsbehörde überlassen muß. Billig wird dem aufmerksamen Staatsbürger, der sich über die Grenzen und Befugnisse seiner Behörden näher unterrichten will, der Zweifel beikommen, ob jene Stellen dispositiv oder facultativ zu verstehen sind, und es hängt nicht wenig davon ab, welches eigentlich die Absicht des Gesetzes ist. Dagegen führen wir Eginhart's Erzählung an, wonach Pipin per auctoritatem Romani pontificis zum Könige erhoben worden. Das ist ein höchst zweideutiges Wort, dem man nach der Ansicht der Interpreten den Sinn eines Befehls, oder eines Raths beilegen, womit man auch die Bedeutung von einer bloßen Mitwirkung verbinden kann.

Pölitz gibt eine Erklärung des juste milieu („Jahrbücher der Geschichte und Staatskunst", 1832, Juni, S. 566), da wo er von Gambihler's Ansicht darüber in dessen „Polarstern" spricht, die wol am deutlichsten und umfassendsten ist. Er sagt: „Das System der Reformen ist kein Schaukelsystem und keine Wiege für große diplomatische Kinder und Sünder, sondern die Lebenskraft der fortschreitenden bürgerlichen und politischen Freiheit, entstammend dem geschichtlichen Rechte und aufsteigend am Horizonte politisch mündiger Völker wie die Morgensonne, nicht wie die Flamme des braunröthlichen Brandes einer blühenden Stadt." Wenigstens sagt diese Meinung über die politische Mittelstraße mehr, als was uns die Redaction des „Eremit" in einer Note Nr. 65 von diesem Jahre mittheilt. Denn sie bemerkt hier: „Die rechte Mitte zwischen den Extremen ist Das, was wir aufrichtig lieben und ehren; jene sogenannte rechte Mitte aber, die in erbärmlicher Halbheit sich bewegt ꝛc., verachten wir." Daß dies keine Erklärung, keine Definition ist, das sieht Jeder; aber etwas muß man sich doch daraus entnehmen können. Vielleicht verstehen die Verächter des juste milieu darunter das System, wonach alle Anordnungen von der Regierung, von den obersten Staatsbehörden, nicht auf Veranlassung und nach dem Willen des Volkes ausgehen und gegeben werden, jene Anordnungen mögen nun gut, vortrefflich sein; denn gewöhnlich huldigen diese Verächter dem Götzen der Volkssouveränetät, also dem einen Extreme.

Ueber den Adel, was er sein sollte, ist neuerdings manches wahre Wort geschrieben worden. Möchte es beherzigt werden, damit es bestätigt bleibe, „daß der leidige Kastengeist gebrochen und sein Wiederaufleben nicht zu fürchten ist". Es ist nicht genug zu bewundern, wie der rechte Begriff vom Adel in dem hellerleuchtenden Jahrhunderte hat vergessen werden, hat verloren gehen können. Es hat doch wol mehr als ein früheres Gleichheit der Stände, Beachtung wahrer Humanität gelehrt; denn wenn es auch vormals hellsehende, freimüthige Männer, klare, vernünftige Ansichten gab, so waren es doch nur wenige der Einzelnen. Ja, wo möchte sich heutzutage das Seitenstück zum Grafen von Solms, der in seiner Beschreibung von des Adels Anfang und Herkommen (1564) sagte:

Da Adam reut, und Eva spann,
Wer war denn da ein Edelmann?

und zum Herzog, der darunter schrieb, finden:

Ich bin ein Mann, wie ein anderer Mann,
Nur daß mir Gott solche Ehre gann.

Da findet man in Heumann's „Poecile", Th. I, S. 70, ganz andere sonderbare Ansichten. 15.

*) Der Beschluß dieser Mittheilungen folgt in der nächsten Lieferung. D. Red.

**) Dieselbe Vermuthung finde ich in Heumann's „Poecile", Th. I, S. 263 geäußert; auch möchte ich fast glauben, daß der Dichter sich nicht von einem Orte Stellado, sondern, weil er seine Dichtung nach den zwölf Sternbildern benannte, Stellatus nannte.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Dienstag. — Nr. 162. — 11. Juni 1833.

Briefe aus Paris von Ludwig Börne. Dritter und vierter Theil. Paris, Brunet. 1833. 3 Thlr. 18 Gr.

Nicht ohne Absicht hat Ref. eine geraume Zeit gezögert, ehe er die vorliegenden, schon vor mehren Monaten erschienenen Briefe in d. Bl. zur Sprache gebracht. Producte solcher Art, die, von der heftigsten Leidenschaft erzeugt, unvermeidlich und unwillkürlich in dem Leser einen ebenso leidenschaftlichen Eindruck hervorbringen, darf man nur mit der ruhigsten Besonnenheit betrachten, wenn man nicht selbst in die niedrige Sphäre hinabsinken will, in der sie sich bewegen. Hier ist der Einfluß des ersten Eindrucks als gefährlich zu vermeiden. Der Verf. selbst stellt sich den Augen der Welt als ein trauriges Beispiel davon dar, wohin sich eine reichbegabte Natur verirren kann, wenn sie ihre Vernunft der Herrschaft des Gefühls unterordnet, da doch überall, wo das ewig unerschütterliche Ziel des Lebens, die Heranbildung zum Göttlichen, erreicht werden soll, das Gegentheil stattfinden muß. Das sociale und politische Leben der Zeit krankt an tiefliegenden, schmerzhaften Uebeln; Macht, Rang und Vermögen sind ungleich, vielleicht auch ungerecht vertheilt; sie werden misbraucht zum Verderben der Menschen, denen sie zur Segnung gereichen sollten. Auf der andern Seite artet der Widerwille gegen den Misbrauch dieser Güter häufig in Neid und ungerechten Haß gegen die Besitzer derselben aus, die sie doch nicht alle misbrauchen. Diese Wahrheiten werden tief gefühlt, man strebt und arbeitet, einen bessern Zustand herbeizuführen; aber die Wege, die hierzu eingeschlagen werden können, sind verschieden, und so bilden sich denn Parteien. Einige wollen die bestehenden Einrichtungen erhalten und nur durch Reinigung und Befestigung derselben das Bessere erreichen. Andere wollen neue Institutionen mit den vorhandenen in Verbindung bringen und die Gewalt, wo sie, zu leicht misbräuchlich, in wenigen Händen ruht, allmälig in weitern Kreisen verbreiten, um ihren Misbrauch zu verhüten; oder doch zu beschränken. Noch Andere, denen die bestehenden Staats- und Gesellschaftsformen durchaus verdorben und unverbesserlich erscheinen, wollen dieselben von Grund aus umstürzen und etwas Neues an die Stelle setzen. Wie dieses Neue sich gestalten solle, darüber sind sie weder einig, noch ist von irgend einem unter ihnen ein klares Bild davon bis jetzt noch aufgestellt worden. Vorläufig aber, darüber sind sie einverstanden, muß das Bestehende vernichtet werden, was auch dafür zum Opfer fallen müßte. Zu der letztern Partei bekennt sich Herr Ludwig Börne. Daß es unter den Anhängern aller dieser Parteien Egoisten gibt, die unter dem Deckmantel des allgemeinen Wohls für ihr eignes arbeiten, versteht sich von selbst. Zu diesen darf Hr. B. zwar nicht gerechnet werden, vielmehr scheint er wirklich das Gute, wenngleich auf einem verkehrten Wege, erreichen zu wollen; allein sein Eifer für die Erreichung des Zieles auf dem Wege, den er in seiner Einseitigkeit für den allein dahinführenden hält, ist dergestalt zur Leidenschaft, und diese Leidenschaft so vorherrschend in ihm geworden, sie hat so tiefe Wurzeln in ihm gefaßt und sich so verderblich wuchernd in seinem Charakter verbreitet, daß das Gefühl des Sittlichen und die Erkenntniß des Wahren, woran es ihm ursprünglich nicht fehlte, in hohem Grade davor zurückgetreten sind. In seinen frühern Schriften griff er die Thorheiten und Schlechtigkeiten der Zeit mit Scharfsinn, oft mit Witz und Grazie an, wiewol er auch damals schon nicht frei blieb von Härte, Ungerechtigkeit und Bitterkeit. Seine Schmähungen gegen einzelne Personen und gegen das ganze deutsche Volk waren häufig ebenso ungerecht als herabwürdigend für ihn selbst. Dennoch trugen seine Schriften im Ganzen den Charakter der Freimüthigkeit und Wahrheitsliebe, der ihnen, unterstützt von einem glücklichen Talent, einen günstigen Erfolg sicherte. Man verzieh ihm so manches Unrecht um seiner Liebe zum Rechte willen, doch mußte er freilich auch vielen Widerspruch ertragen, und dies war es, was ihn empörte. Jeder, der den Meinungen und Ansichten des Hrn. B. widersprach, war ihm ein Feind der Wahrheit, der Freiheit und des Rechts, und da es der Widersprechenden nicht wenige gab, da sich die öffentlichen Angelegenheiten nicht urplötzlich nach seinen Ideen umgestalten wollten, wurde ihm sein Vaterland verhaßt, seine Nation ein Gegenstand der Verachtung. Er hatte etwas mehr erwartet als den literarischen Beifall, der ihm für seine gelungenen Journalartikel zu Theil wurde. Als Lehrer, Reformator und Prophet wollte er dastehen, und da die deutsche Schule sich nicht folgsam genug zeigte, so schien die Ruthe unentbehrlich. So verließ er im Juli 1830 sein Vaterland, um es von Paris aus zu züchtigen, und hieb, wie es ungeschickte

Schulmeister zu machen pflegen, blind in die Classe hinein. Mit grenzenloser Anmaßung trat Hr. B., der, wenngleich mit unleugbarem Talent begabt, doch eine tiefere Einsicht in Wissenschaft und Kunst des Staats und seine Befähigung zum Führer und Lehrer des Volkes noch nirgend bekundet hat, als Strafprediger vor eine Nation hin, die ihren richtigen Sinn und ihre Liebe zu echter Freiheit durch Wort und That bewiesen hat und, ruhig und besonnen vorschreitend, ferner beweisen wird. Hatte er früher einzelne Misbräuche und Verkehrtheiten nicht ohne Glück bekämpft, so trat er nun mit Grundsätzen hervor, die nichts Geringeres als einen völligen Umsturz aller bestehenden gesetzlichen Einrichtungen zum Ziel hatten. Wahrheit, Freiheit und Recht sollten dem Volk zu Theil werden; fragte man ihn aber, auf welchem Wege dies zu erlangen sei, so antwortete er: Ihr müßt durch Meere von Blut und Koth schwimmen, vor allen Dingen aber Alles, was Obrigkeit heißt, vom Fürsten herab bis zum letzten Beamten, wegjagen oder lieber gleich todtschlagen, denn Jeder, der euern Wünschen und Gelüsten irgend im Wege steht, oder euch, wäre es auch nur durch die Form seiner Nase, misfällt, begeht einen himmelschreienden Eingriff in eure angeborenen unveräußerlichen Menschenrechte. Nicht mehr als Sansculotte, nicht als Descamisado trat er auf; nein, Hemd und Beinkleid hatte er schon in Deutschland abgeworfen, in Paris fand er sich in seiner eignen Haut noch zu beengt. Er fuhr heraus und vollstreckte im Angesicht Europas das Urtheil des Marsyas an sich selbst. Gegen diesen Cynismus, gegen diese Anmaßung, wie sie sich in den beiden ersten Theilen seiner Parisiennes kundgeben, erhob sich in ganz Deutschland ein Schrei der Empörung und des Abscheus, und so brachten sie wenigstens den Vortheil, daß sie der großen Mehrzahl, dem Kern des Volkes, der keine andere Freiheit will als eine gesetzliche, diese aber auch mit ganzer Seele und mit festem Willen, Gelegenheit gaben, sich laut und bestimmt gegen die anarchischen, blutdürstigen und zügellosen Grundsätze, die Hr. B. predigt, zu erklären und dadurch den in Deutschland herrschenden Geist zu bekunden, der gleich ruhig und fest, einig und besonnen auftreten wird gegen jede Tyrannei, sie drohe nun von unten herauf, oder von oben herab. Viele Stimmen erhoben sich gegen Hrn. B., und sie sind es vornehmlich, mit denen er sich in diesen Briefen beschäftigt. In Beziehung auf seine Grundsätze bringt er nichts Neues vor; die Zeitereignisse bespricht er, je nachdem sie sich in den Zeitungsblättern darstellen, in seichten Bemerkungen, ohne tiefern Blick. Die unsittliche und boshafte Weise aber, in welcher er den Krieg mit seinen Gegnern führt, läßt uns schaudernd in den Abgrund von Schlechtigkeit schauen, in welchen die politische Leidenschaft einen Mann führen konnte, der für Wahrheit und Recht zu kämpfen behauptet, vielleicht sich selbst auch wirklich einbildet. Seine Taktik gegen sie besteht darin, daß er sie der Nation als feil, bestochen und feige, den Machthabern als heimliche Demagogen darzustellen, nebenher aber ihren persönlichen Charakter zu verleumden, ihre Talente zu verkleinern, kurz ihren guten Ruf in jeder Weise zu besudeln sucht, wobei er sogar der offenbarsten Lügen schonungslos sich zu bedienen keinen Anstand nimmt. Lüge, Schmähung und Verleumdung, das also sind die Waffen, mit denen Hr. B. kämpft für Wahrheit, Freiheit und Recht! Daß er seinen Einfluß auf die öffentliche Meinung dadurch ganz aus den Händen gibt, ist leicht einzusehen, schwerer, wie er sich selbst darüber täuschen kann. Wer möchte sich für den Anhänger eines Mannes halten lassen, der so unehrenhafte Gesinnungen zur Schau trägt? Wenige, nicht allzu rühmlich bekannte Stimmen haben sich in Süddeutschland zu seinen Gunsten erhoben, aber diese suchen seine Aeußerungen eher zu entschuldigen und als nicht so übel gemeint, als sie scheinen, darzustellen, als daß sie offen und frei darin einstimmten. „Er bleibt immer", sagen sie, „unser lieber alter Börne, wenn er auch gräulich ist und poltert." Aber ihre geringe Zahl und ihre Wendungen zeigen deutlich, daß sie seine Weise innerlich misbilligen. So steht denn Hr. B. vereinzelt da in seiner schonungs- und sittenlosen Wuth und würde nur lächerlich sein, ein Don Quixote des Radicalismus, wenn Ernst und Abscheu nicht zu nahe lägen. Interessant wird er erst dann, wenn man ihn als reines Phänomen betrachtet, und es wäre daher zu wünschen, daß er einmal mit seiner Lebensgeschichte hervorträte. Welcher Sohn unserer Zeit hätte nicht von dem Uebermuth, dem Hohn, der Bosheit und dem Egoismus begünstigter Classen und Personen mehr oder weniger zu leiden gehabt? wessen Herz wäre bei solchen Anlässen nicht empört, und wer würde nicht wünschen und streben, die Macht des Bösen zu bekämpfen und zu besiegen? Wer aber siegen will, muß besonnen sein, und vor allen Dingen rein und rechtlich. Hr. B. bekennt sich frei und offen zu der entgegengesetzten Maxime. „Keine Milde", sagt er, „ja keine Gerechtigkeit mehr! Teufel gegen Teufel." Dies ist sein Wahlspruch. Es ist klar, daß bei solchem Kampfe nur der Teufel gewinnen kann, weshalb man denn billig wird in die Mitte treten und die Teufel von beiden Seiten zur Ruhe verweisen müssen.

Bei ruhiger Betrachtung der vorliegenden Briefe ergeben sich zwei Dinge sehr deutlich. Erstens, daß Hr. B. es mit dieser absichtlichen Verleugnung des Sittengesetzes völlig ernst meint; daß er sich zu dem System der Lüge, der Verleumdung und der Bosheit mit Ueberzeugung und Bewußtsein nicht nur theoretisch bekennt, sondern es auch gegen Diejenigen, die als seine Gegner aufgetreten sind, oder deren Meinungen ihm misfallen, sofort praktisch anwendet, wie sich weiter unten aus factischen Beispielen ergeben wird. Zweitens, daß der Eifer, mit dem er gegen alle bestehenden gesellschaftlichen Verhältnisse (denn vor seinen Augen findet nichts Bestehendes Gnade) ohne Ausnahme anstürmt, wenn auch von Eigennutz, doch keineswegs frei ist von den Einflüssen einer höchst reizbaren Eigenliebe und eines alles Maß überschreitenden Dünkels. Hr. B. scheint auf seinem frühern Standpunkt in der Welt Kränkungen erlitten zu haben, die seine Eigenliebe unnatürlich erhöhten und sein Gemüth erbitterten. Späterhin haben unerwartete, theilweise auf Ueberschätzung be-

ruhende Erfolge seinen Dünkel ebenso krankhaft überspannt, und aus diesen Uebeln ist sein gegenwärtiger Gemüthszustand hervorgegangen, der in gleich hohem Grade zu bedauern, zu misbilligen, ja zu verabscheuen ist. Einen Beweis für die Richtigkeit dieser Ansicht wird man in folgender Stelle aus den vorliegenden Briefen sehen. „Im Jahre 1807", sagt Hr. B. (III, S. 200), „da ich Student war, ließ ich mir in Frankfurt einen Paß ausstellen, um über Mainz nach Heidelberg zu reisen. Ich kam aus dem Lande der Freiheit, kehrte in dasselbe zurück und berührte das Land der Gleichheit. Der Schreiber auf dem Römer, der den Paß ausfertigte, war eine Misgestalt mit einem giftigen Krötengesichte. Als ich den Paß in die Hand nahm, las ich darin: Juif de Francfort. Mein Blut stand still; doch durfte ich nichts sagen noch thun, denn mein Vater war gegenwärtig. Damals schwur ich es in meinem Herzen: wartet nur, ich schreibe euch auch einmal einen Paß, euch und Allen! Und nicht wahr, ich habe meinen Schwur gehalten?" An vielen Orten ist es üblich, die Religion, zu welcher die Reisenden sich bekennen, in den Pässen anzugeben. Vielleicht ist dies auch in Frankfurt der Fall; vielleicht war Hr. B. damals noch ein Jude; vielleicht glaubte der Schreiber, daß er es sei. Möglich also, daß dieser, der ein Krötengesicht gehabt haben soll, ihn gar nicht absichtlich verletzte. Aber, abgesehen von dieser Möglichkeit, können wir wol die unauslöschliche Rachsucht billigen, die diese, freilich tief schmerzende Kränkung in Hrn. B.'s Brust entzündete? Hat er es sich selbst nicht zugeschworen, sie an Allen zu rächen? Hat er in dem ersten Bande seiner pariser Briefe nicht seine Freude darüber bezeigt, wenn einmal, wie er es nennt, mit rother Dinte geschrieben würde? Wenn die Macht des Hrn. B. seiner Begierde gleich käme, wer dürfte hoffen, eine Ausnahme zu bleiben von den Allen, die er mit rother Dinte bezeichnet hat? Unwillkürlich erinnert man sich hierbei an jenen jakobinischen Blutmenschen, der die Bevölkerung einer Stadt dem Tode weihte, wo er einst als Schauspieler ausgepfiffen worden war. Gesinnungen dieser Art können in Deutschland bei den Bessern keinen Anklang finden, und die Masse Derer, die gleich niedrig fühlen und denken, die aber Hrn. B.'s Briefe weder lesen, noch zur Anreizung ihrer bedürfen, wird doch hoffentlich im Zaum zu halten sein. Ref. wollte hier nur zeigen, daß der grimmige Eifer unsers Briefstellers nicht reiner Enthusiasmus ist, der sich von allen persönlichen Beziehungen frei erhält, sondern blinder Fanatismus, der, von selbstsüchtigen Leidenschaften getrübt, Alles um sich her ohne Unterschied zu zerstören trachtet.

Was also den Inhalt dieser Briefe betrifft, so ist ihr letzter, fernliegender Zweck zwar Bekämpfung der Unterdrückung, Herstellung vollkommener Freiheit und Gleichheit vor dem Gesetz, ihr nächstes vor Augen liegendes Ziel aber Zerstörung und Verderben; die Mittel, die dazu vorgeschlagen werden, jede Art von Schlechtigkeit; der Bewegungsgrund derselben zwar Haß gegen das Princip der Unterdrückung, vermischt jedoch mit unedeln Leidenschaften, als Rachsucht, Eigendünkel und Schadenfreude; ihr Stoff Tagesneuigkeiten, gerngläubig aufgenommen, seicht besprochen, hämisch verdreht und lügenhaft wiedergegeben, eigenliebiges Wiederkäuen des als baare Münze aufgenommenen albernsten Beifalls, giftige Verunglimpfung Aller, die des Briefstellers Widersacher sind, oder ihm als solche erscheinen. Betrachtet man die Form, so findet man Cynismus, Nachlässigkeit, Verworrenheit, den schlechtesten Geschmack und eine auffallende Abnahme der frühern Anmuth und Laune, des einst so schlagenden Witzes und ergötzlichen Humors. Daß Hr. Ludwig Börne ein böses, feindseliges Buch schreiben könnte, daran würde Niemand gezweifelt haben; daß er ein so schlechtes schreiben würde, hätte man ihm nicht zutrauen sollen. Nach der Bemerkung seines eignen Verlegers hat er schon durch die ersten beiden Bände dieser Briefe seinem literarischen Ruf selbst in den Augen Derer, die etwas auf ihn hielten, unendlich geschadet. Hierauf erwidert er: „Ich habe nie für meinen Ruhm, ich habe für meinen Glauben geschrieben", was denn freilich für ihn sehr tröstlich sein mag, seinen Lesern aber nur wenig helfen kann und ihre Zahl nicht sonderlich vermehren wird.

Ref. ist seinen Lesern schuldig, das vorstehende Urtheil durch Beispiele in speciellern Mittheilungen aus dem Buche selbst zu belegen, wobei sich denn Gelegenheit zu einigen Bemerkungen finden wird. Der Uebersicht und Ordnung wegen geschieht dies unter Rubriken.

Lügenhaft Entstelltes.

1. Herr von Maltitz wurde aus Berlin verbannt, weil er ein Stück aufführen ließ, das Anspielungen auf die Polen enthielt, und diese von jungen polnischen Studenten beklatscht wurden. (Die Wahrheit ist, daß Hr. von Maltitz Stellen, die von der Censur gestrichen waren, heimlicherweise wieder eingeschwärzt hatte.) 2. In Berlin ist ein junger Referendarius zu einjähriger Festungsstrafe verurtheilt worden, weil er mehre Artikel gegen die preußische Regierung aus dem „Messager" übersetzt und diese seinen Freunden zu lesen gegeben hatte. (Der Uebersetzer hatte Abschriften seiner Uebersetzung verkauft und förmlich ein Gewerbe damit getrieben, also die Censurgesetze verletzt, da es factisch gleich ist, ob man Schriften durch den Verkauf gedruckter oder geschriebener Exemplare verbreitet. Er hatte das Verbrechen begangen, das in den Gesetzen Frankreichs als Aufhetzung zu Haß und Verachtung gegen die Regierung bezeichnet ist und dort wie überall bestraft wird.) 3. Die großen Mächte sollen ihre Flotten nach Griechenland abgesandt haben, um die Griechen von ihren Feinden zu trennen, „damit sie nicht den letzten Sieg errängen". (Der beschränkteste Zeitungsleser sieht ein, daß ohne das Einschreiten der christlichen Mächte die Griechen sich der ägyptischen Truppen nicht hätten erwehren können und jetzt ohne Zweifel Unterthanen Mohammed Ali's sein würden.)

(Der Beschluß folgt.)

Correspondenznachrichten.

Berlin, im Mai 1845.

Im Verlaufe des Mai theilte der „Hamburger Correspondent" einen Brief aus Berlin mit, worin es hieß, in unserm Kriegsdepartement sei es mit dem Beginn des Frühlings wider Erwarten lebendig, die Remonten würden verstärkt und Matuszewicz's lange Anwesenheit in unserer Residenz errege Bedenken. Wir können mit Fug und Recht versichern, daß ein durchaus unschuldiges Frühlingsmanoeuvre und eine rein friedliche Parade der berliner und der potsdamer Garnison lediglich die Aufregung eines allzu ängstlichen Briefstellers erregt haben muß. Wir sitzen hier im tiefsten Bewußtsein einer gesicherten Ruhe. Flottwell's längerer Aufenthalt hieselbst sowie seine bereits erfolgte Abreise nach Posen hatte natürlich nur provinzielle Interessen zu Motiven, und der ohne Unterbrechung fortgesetzte Bau der dortigen Festung, die die Ostflanke unsers Königreichs zu decken bestimmt ist, sollte die besorglichsten Gemüther erst recht beruhigen. Ein Staat, der im Gefühl seiner schwachen Punkte durch einen Bau, welcher Millionen kostet, gegen ein großes osteuropäisches Reich seine Flanke zu sichern bemüht ist, kann doch wol Allen hiemit offenkundig den Beweis liefern, daß er sich nicht anzulehnen, sondern seinen Stütz- und Schwerpunkt in sich selber zu basiren sucht. — Die frankfurter Aprilunruhen werden, wie es heißt, auch für die preußischen Universitäten neue Gesetze, zunächst doch wol nur in policeilicher Hinsicht in Anregung bringen; die Ungebundenheit des wissenschaftlichen Strebens, deren etwaige Verirrungen Jeder in sich selbst zu verwinden hat, und die Freiheit des Lehrens und Lernens werden sicherlich nicht beschränkt werden, und in den beiden Bevorrechtungen besteht eben, wie uns aus unsern Studienjahren erinnerlich ist, der Reiz des akademischen Lebens. Unter den Lehrobjecten der hiesigen Friedrich-Wilhelmsuniversität, die ihren Sommercursus im Anfang des verlaufenen Monats eröffnet hat, wird neben dem Arabischen, Chaldäischen und Chinesischen, dessen Grammatik der sprachkundige Dr. Schott vorträgt, noch immer die neugriechische Sprache vermißt. Unter dem Lehrerpersonal ist manche Veränderung eingetreten. Der Criminalist Hefter, bisher Professor in Halle, wo die Universität auch durch Mühlenbruch's Abgang nach Göttingen einen Verlust erlitt, ist hieher berufen und hat bereits seine Vorlesungen eröffnet. Dagegen hat Phillips, der Freund und Schwager Jarcke's, mit dem derselbe auch seine Heimat, Westpreußen, und seinen Uebertritt zum katholischen Ritus theilte, seine hiesige Stellung aufgegeben und in München vorläufig seinen Wohnort aufgeschlagen, wo er, einem Gerüchte nach, in Folge einer Anregung der dortigen Regierung eine politische Zeitschrift gründen wird. Daß er einem Rufe nach Wien gefolgt, scheint sich nicht zu bestätigen. Jedenfalls läßt der geschätzte Verfasser des „Deutschen Privatrechts" in der hiesigen Juristenfacultät eine Lücke, die vor der Hand nicht gefüllt wird.

Unter die hohen Gäste, die vor einiger Zeit die preußische Hauptstadt heimsuchten, gehörte der Herzog von Lucca, der sich einer homöopathischen Pflege wegen sechs Wochen hier aufhielt. Die Cur, der er sich anvertraute, fiel so glücklich aus, daß auch unser Hof seitdem auf die genannte Heilmethode aufmerksam geworden sein soll. Von fremden Literaten producirte sich in einigen hiesigen Cirkeln Mr. Marmier, ein junger wißbegieriger und talentvoller Franzose, der, wie wir hören, früher den leipziger „Voleur" redigirte und fortdauernd Mitredacteur der „France provinciale" ist, eines in Heften erscheinenden Journals, das, wie auch sein Titel besagt, im Widerspruche mit Frankreichs Centralisationssucht nicht in Paris den alleinigen Mittelpunkt literarischer Interessen sucht. Ein ähnliches Blatt wie der leipziger „Voleur" existirt auch hier unter dem Titel: „Le télégraphe, journal du monde élégant", redigirt von Mr. Ernest Favreau. Außer Correspondenzen gibt dasselbe auch Beurtheilungen der Leistungen des hiesigen französischen Theaters. Auffallend ist am Blatte nichts als der schläfrige Ton, der mitunter vorherrscht; unter andern Notizen und langweiligen Bagatellen, die auf schlechte Aufsätze folgen, ohne selbst Besseres zu bringen, liest man z. B. folgende tiefsinnige Erklärung der Liebe: „L'amour est un sentiment par lequel le coeur se porte vers ce qui lui paraît aimable."

Ohne Vergleichungsweise einen Anknüpfungspunkt zu suchen, wollen wir doch, da wir einmal von den in Berlin sich geltend machenden Franzosen sprechen, der Kunstreitergesellschaft de Bach's, die im hiesigen Cirque olympique vor dem brandenburger Thore ihre Geschicklichkeit producirt, eine lobende Erwähnung thun. Besonders reiten und tanzen die Damen allerliebst; ihr Fuß ist ebenso leicht wie ihre flatternden Gewänder; auch sind sie äußerst gefällig und zuvorkommend. Um auch das Starke mit dem Zarten zu paaren, spielt ein Mr. Dupuis, ebenfalls Mitglied der genannten Gesellschaft, den herculischen Athleten. Er setzt einen Preis von 500 Thlrn. für Den, der ihn im Ringen besiegt; ein großer Anschlagzettel macht das Publicum mit den Gesetzen und Bedingungen bekannt, nach welchen der Ringer sich aller Faustschläge zu enthalten hat, und nur durch Lähmung des großen Muskels am Oberarm (musculus biceps brachii) den Gegner zu überwinden streben muß. Ein pathetischer Aufruf an die Handwerker Berlins weist auf die olympischen Spiele hin, und schon mancher Schmiede- oder Zimmergesell hat sich, obwol vergebens, mit dem starken Dupuis gemessen. Auch im Elysium, einem im Thiergarten befindlichen Lustorte, ruft der genannte Hercules Gegner in die Schranken; „vier unbekannte Männer" rangen dem Vernehmen nach neulich mit ihm, ein Kampf, der an die Turniere des Mittelalters erinnern kann, wo ebenfalls unbekannte, geharnischte Ritter mit verschlossenem Visir erschienen. Auch eine Demoiselle Teutsch producirt daselbst Krafttouren. Wir müssen sie ein ander mal in Augenschein nehmen und über sie berichten; mein Himmel! das Leben ist gar kurz und die Künste mitunter gar zu lang — weilig.

Von Neuigkeiten auf der Bühne im Laufe des Mai nennen wir kurz, um den beschränkten Raum unserer Mittheilungen nicht zu überschreiten und ohne doch in unserer Quasichronik eine Lücke zu lassen, zwei Opern, „Schloß Candra", von Wolfram, und „Hans Heiling", von Marschner, mit Text von unserm rühmlichst bewährten Hofsänger Eduard Devrient. Auch über die Leistungen der Dem. Henriette Carl, die sich bisher jedoch nur in Concerten stückweise hören ließ, enthalten wir uns vor der Hand einer nähern Relation, um noch von den beiden großen Maifesten sprechen zu können, deren sich Berlin diesmal zu erfreuen hatte. Zuvor empfehlen wir dem musikalischen Publicum eine interessante Neuigkeit im Felde der lyrischen Tonkunst, ein bei Wagenfuhr hieselbst erschienenes Heftchen, das zwölf noch ungedruckte Lieder von Heinrich Stieglitz unter dem Titel: „Frühlingsgrüße", mit Composition von K. Kreutzer enthält. Schon früher erschienen einige der „Bilder des Orients" mit Composition von dem verewigten Bernhard Klein (der das einleitende Gedicht namentlich trefflich mit seinen Tönen ausstattete), von W. Taubert (einem jungen Musiker, von dem man vor einiger Zeit im Opernhause eine Operette hörte), u. A. Von dieser Sammlung, die Herr Sundelin, der Besitzer der Gröbenschütz- und Seiler'schen Musikalienhandlung, herausgibt, sind bereits zwei Hefte erschienen. Der geschätzte Dichter der „Bilder des Orients", Heinrich Stieglitz, hat uns inzwischen verlassen und eine Reise nach Petersburg und Moskau bis nach Nishni-Nowgorod angetreten, wo er die Grenzscheide des Occidents und des Orients schon überschreiten muß.

(Der Beschluß folgt.)

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Mittwoch, — Nr. 163. — 12. Juni 1833.

Briefe aus Paris von Ludwig Börne. Dritter und vierter Theil.

(Beschluß aus Nr. 162.)

Eitelkeit und Dünkel.

1. Herr B. läßt sich von einem wiener Baron versichern, in Wien gebe es kein gebildetes Haus, wo man nicht seine Schriften hätte, und bricht darüber in Lobsprüche der Wiener aus. (Wahrscheinlich wurde er, ohne es zu merken, gehänselt.) 2. „Wollte ich meine ganze Kraft gebrauchen, diesem Zwerggeschlechte gegenüber, wahrlich, es bliebe nichts von ihm übrig, es als kleines Siegeszeichen an meinen Hut zu stecken.“ (Was wir von ihm gesehen haben, war also noch nicht seine ganze Kraft. In der That war einige Schwächlichkeit nicht zu verkennen.) 3. Herr B. erzählt mit großem Behagen, daß General Uminski in Strasburg seine Briefe gelesen, daß er (Dr. B.) den Anwesenden als ein allemand très-distingué vorgestellt worden; bei Tische sei in einem Trinkspruche der Deutschen und insbesondere des allemand très-distingué und seiner pariser Briefe gedacht worden. 4. Er dankt Herrn W. Menzel dafür, daß er ihn mit Lord Byron verglichen, lehnt diese Vergleichung jedoch mit der Bemerkung ab, daß er nicht so zerrissenen Herzens sei als Lord Byron, auch an Deutschland nicht verzweifle. Wenn er sein Vaterland schelte, so geschehe dies nur aus Liebe. 5. Herr B. publicirt einen Brief des Dr. Schott, worin dieser ihn Aristophanes und Swift zur Seite stellt und einen Stern der Satire und des Humors nennt. 6. Er sieht es als einen „Policeipfiff“ seiner Gegner an, wenn sie versichern, „daß seine Briefe zu platt seien, um verführerisch zu sein; daß sein Buch vielmehr der Rede gar nicht werth sei“, und findet einen Widerspruch darin, wenn denn doch überall davon gesprochen werde. Er vergißt, daß das am mehrsten Besprochene oft der Rede am wenigsten werth ist, und daß das Uebermaß im Bösen wie im Guten gleiche Aufmerksamkeit erregt. 7. „Vor solchen Menschen soll ich mich fürchten“, sagt Herr B. von den Aristokraten. „Sie ohne Herz und ohne Gott, was vermögen sie mir gegenüber, der ich liebe und glaube? Mit einem einzigen Worte durchbreche ich den Nebel ihrer Verleumdungen, mit einer einzigen Zeile zünde ich ihre Lügengebäude an und verbrenne sie zu Asche. Ich erwarte sie, wenn ich nach Deutschland komme.“

Schmähsucht aus Parteilichkeit und Neid.

1. Einen merkwürdigen Beweis solcher Gesinnung gibt Herr B. durch einen Auszug aus Göthe's Tag- und Jahresheften, den er mit ebenso seichten als ihren Verfasser herabwürdigenden Bemerkungen begleitet. Göthe ist ihm zu aristokratisch, wie könnte er der Verehrung würdig sein? Wenn Herr B. solche Schellenkappe sich selbst aufsetzt, was bleibt seinen Gegnern übrig? 2. In Paris ist eine Ouverture von Don Pedro aufgeführt worden. Herr B. findet sie schlecht, weil der Componist ein Kaiser war. 3. Herr Ernst Münch wird geschmäht. Warum? weil er 3000 Gulden Gehalt vom Könige von Würtemberg bezieht.

Seichtigkeit.

1. Herr B. verkündet, daß er sich künftig mit der bildenden Kunst beschäftigen und natürlich auch darüber drucken lassen werde. Zwar fehle ihm hierzu die Kenntniß der Technik, aber er werde diese Unwissenheit wie so viele andere (Unwissenheiten?) schon durch rothe, gelbe und grüne Worte zu bedecken wissen. 2. Der Briefsteller gibt über die St.-Simonisten einige Nachrichten, die nicht nur ungründlich, sondern auch völlig unrichtig sind. „Die Simonisten“, sagt er, „mögen wol in Frankreich sein, was die Carbonari in Italien. Was diese wollen, weiß ich zwar auch nicht klar.“ Dies ist die Art, wie Herr B. Alles weiß und Alles bespricht. Von jedem Gegenstande, den er erwähnt, hat er sich ein Bild zusammenphantasirt, anstatt hinzugehen und ihn kennen zu lernen, und urtheilt dann frisch ins Blaue hinein. So füllt er denn auch hier wieder viele Blätter mit leerem Geschwätz über eine Sache, die man in Deutschland tausendmal besser kennt als er, der mit der Nase dabei steht. Herr B. beschwert sich über die großen Kosten, die in München auf die Pinakothek und Glyptothek (die er Pinothek und Klyptothek nennt) gewandt worden, scheint sonach seine Kunststudien schon wieder an den Nagel hängen zu wollen. Ach, er wird noch Politik und Alles an den Nagel hängen und am Ende sich selbst.

Leichtfertigkeit und Albernheit.

1. Herr B. 4. November 1831. „Meine pariser Briefe vom vorigen Winter werden erst Ende künftigen Sommers ihre Bedeutung bekommen.“ Bemerkung. Mai 1833. Sie sind noch immer unbedeutend. 2. Die neue Schrift

von Chateaubriand hat Herrn B. erquickt durch alle Adern. Sein ganzes Herz hat er ins Französische übersetzt, und wie viel schöner ist die Uebersetzung als das Original! (Sie muß also sehr frei sein.) 3. „Rothschild soll in einer Börsenstunde alle seine Papiere losschlagen, daß sie in den tiefsten Abgrund stürzen; dann eile er in meine Arme, und er soll es spüren, wie fest ich ihn an mein Herz drücke." (Worauf wartet Herr von Rothschild? Ein solches Herz erkauft man nie zu theuer.) 4. „Ich wünschte Löwe oder Hündchen zu sein; aber so in der Mitte zu stehen, den Stolz des Löwens (Löwen) und die Schwäche des Hündchens — das ist die Langeweile." (Herr B. scheint doch hier wie überall nicht in der richtigen Mitte, vielmehr dem Hündchen etwas näher zu stehen.) 5. Herr B. ist über Herrn Eduard Meyer in Hamburg sehr entrüstet, weil dieser in einer gegen die pariser Briefe gerichteten Schrift neue Ideen von ihm verlangt. Die Foderung war allerdings unbillig. 6. Herr B. findet es spaßhaft, daß er durch seine Briefe in Deutschland fast so berühmt geworden als die Sontag. Berühmt ist doch wol nicht das rechte Wort. 7. „Ich bin kein Zuckerbäcker, ich bin ein Apotheker!" Also Doctor und Apotheker.

Haß, Bosheit und Rachsucht bis zur Mordlust gesteigert.

1. Herr B. jubelt über den Mord des Grafen Kapodistrias. (Natürlich, es ist einmal wieder mit rother Dinte geschrieben worden.) 2. Herr B. erwartet von der Gerechtigkeit des Senats der freien Stadt Frankfurt, daß er ihm seine Pension von 400 Gulden als ehemaliger Policeiactuarius nicht entziehen werde. Er könnte sonst durch seinen Einfluß auf deutsche Blätter in Frankfurt Mord und Todtschlag anzetteln und um 400 Gulden jährlich herauszumorden, wäre ganz Frankfurt, ja Deutschland nicht genug. (Man schaudert, wenn man hierbei an das kürzlich in Frankfurt vergossene Blut denkt. Die Menschlichkeit gebietet zu glauben, daß Herr B. besser ist, als er hier sich selbst malt.) 3. „Wenn es darauf ankommt, ein Gift zu mischen, klar, hell, rein, durchsichtig, unschuldig wie frisches Quellwasser, ein Verleumdungsgift, eine Aqua Tofana; ich verstehe das so gut wie Einer. (Mit solchen Künsten sollte man nicht prahlen.) Aber nein, ich will die Kerls todtschlagen am hellen Tage." (Herr B. kann wol nicht todtschlagen, wohl aber Todte schlagen, wie er an Robert bewiesen hat.) 4. „Liegt die Freiheit hinter einem Meere von Blut — wir holen sie; liegt sie tief im Kothe versenkt — wir holen sie auch." 5. „Heine wurde neulich gefragt, worin er sich in seinen politischen Grundsätzen von mir unterscheide. Er antwortete: ich bin eine gewöhnliche Guillotine, und Börne ist eine Dampfguillotine."

Verleumdung.

1. Ludwig Robert. Diesen achtungswerthen, nun verstorbenen Literaten, der Herrn B. in den im „Morgenblatte" abgedruckten Briefen eines Verstorbenen seines Sansculottismus wegen getadelt hat und mit dem er früher als Freund umgegangen ist, entblödet sich der Briefsteller nicht in der gemeinsten Weise durch niedrige Verleumdungen zu verunglimpfen. Durch scheinbar ironisch, aber in nur zu deutlicher Absicht hingeworfene Bemerkungen will er glauben machen, derselbe sei heimlicherweise dem Carbonarismus zugethan gewesen, er habe jene berüchtigten, die preußische Regierung schmähenden, im „Messager" abgedruckten Briefe verfaßt und sagt dann wörtlich Folgendes: „Wenn ich der Polen gedenke und des Sommers und Badens, und wie ich oft dort aus dem Lesezimmer in das nahe Gebüsch wankte, meinen Schmerz und mein Entzücken auszuweinen, und wie ich mit krampfbewegtem Herzen der Stunde entgegensah, welche Zeitung brachte; und wenn ich nun endlich das Blatt in meiner zitternden Hand hielt und es nicht zu lesen wagte; nicht zu erfahren wagte das Urtheil jener namenlosen furchtbaren Macht, die größer als das All, höher als der Himmel, älter als die Ewigkeit (!); den Richterspruch: ob es einen Gott gibt oder nicht — und kam dann jener Robert, riß mir das Blatt aus der Hand, bat „um Gottes willen nur eine Minute", wendete das Blatt herum, sah nach dem Curszettel; Warschau war gefallen und die polnischen Loose waren gestiegen, und ein Höllenschein verklärte sein silbergraues Gesicht —." Das also ist Herr Ludwig Börne, das ist der Mann, der sich Deutschland zum Freiheitsapostel aufdringt, das ist der edle Vorkämpfer für Wahrheit und Recht. Er nannte sich Freund des Verstorbenen, er sagt es selbst, daß ihn dieser gegen die Beschuldigung der Bestechlichkeit vertheidigt hat; und so spricht er von seinem Freunde, den man soeben in die Gruft gesenkt. Als er das Manuscript zu den vorliegenden beiden Bänden dem Verleger übersandte, hatte er die Nachricht von Robert's Tode soeben erhalten. „Dieser Robert", schrieb er, „hat mir durch seinen Tod den schlimmsten Streich gespielt, denn nun bin ich genöthigt, von Dem, was ich gegen ihn gesagt, das Härteste wegzustreichen." O des Zartsinnes, der zur Schonung des eben verstorbenen Freundes das Gräßlichste wegstreicht und so viel Gift noch übrig behält. Wer den verstorbenen Robert kannte, weiß, daß er bei allen Schwächen seines Charakters rechtlich, billig, mild und wohlthätig, daß er unfähig war, sich eines Glücks zu freuen, an dem die Thräne eines Leidenden hing. Armer Robert, wenn dort ein Höllenschein auf dein bleiches Gesicht fiel, so wissen wir ja, wer neben dir stand, aus wessen Auge der Stral kam, der dich beleuchtete.

2. Wilibald Alexis. Dieser talentvolle Schriftsteller hat das Verbrechen begangen, in d. Bl. sich gegen die verderblichen Grundsätze des Herrn B. auszusprechen, ohne dessen Charakter auch nur mit Einem Worte zu berühren. Gegen ihn tischt Dr. Börne seinen Lesern jenes seltsame Product auf, welches er bettelwitzigerweise einen Heringssalat nennt, und kündigt sich sonach als einen Koch an, nachdem er, wie wir früher gesehen, gegen den Stand eines Kuchenbäckers protestirt und sich zum Apotheker ausgerufen hat. Aber in diesem sowie in allen ehrenhaften Gewerben gelingt es ihm schlecht, indem er auf allen 91 Blättern dieses Salats auch nicht Einen

wirksamen Witz zu Stande bringt. Wer sich in der Literatur bis zur Schmähschrift herabwürdigt, sollte dies wenigstens nicht umsonst thun, und für die hingeworfene Wahrheit und Sitte wäre denn doch Witz der geringste Ersatz. Auch diesen hat Herr B. nicht erlangt, vielmehr hat er sich dem Teufel der Verleumdung hier völlig umsonst, aus reiner Begeisterung für die Teufelei ergeben. Sein Gericht ist nicht etwa eine tüchtige concentrirte Bitterkeit, sondern eine Dosis Galle, aufgelöst in einer ungeheuern Schüssel voll Wasser. Er ist auffallend und in dem Maße schwächer, als er grimmiger und boshafter geworden ist. Jener leichte, treffende Witz, jene Grazie, die ihm als Verfasser der „Monographie der deutschen Postschnecke", des „Wiener Fressers" und anderer früherer Aufsätze zu Gebote standen, sind ihm entflohen; mit dem sichtbarsten Bestreben vermag er nicht, sie wieder zu erreichen, und freilich ist es nicht zu verwundern, daß die Grazien einen Mann verlassen, der mit den Furien buhlt. Zuerst dieser weitläufige, sterile, mythologische Spaß vom großen Bör und dem gewaltigen Heimdall, von welchen der schwächliche Doctor abstammen will: eine wahre lüneburger Heide im Gebiete des Witzes. Dann die Erzählung, wie Ludwig Robert und Dr. Häring ihn in Berlin fetirt, gepriesen, geehrt haben sollen. Dies zu erzählen, ist, wenn es wahr wäre, boshaft, da es unwahr ist, verleumderisch; die Erzählung selbst ist langweilig und schal. Herr B. nennt seinen Gegner einen blassen Jungen, ein kuchenlächelndes, bimbammelndes Sonntagskind, woraus man denn sieht, daß er es selbst in der Kunst des einfachen Schimpfens nicht so weit gebracht, als er es bei einigem Aufwande von Zeit und Mühe in der Schule der Fischweiber zu Berlin hätte bringen können. Zuletzt sagt er seinen Gegnern nach, sie hätten den Königen ein Pereat getrunken, Epigramme auf fürstliche Personen gemacht und Kisten mit Dolchen in ihren Wohnungen versteckt. Vermuthlich soll dies jenes farblose, unschuldswässerliche, geruchsfreie Giftchen, die hochgepriesene Aqua Tofana sein, wozu er das Recept zu besitzen prahlt (s. Haß und Bosheit, 3). Doch genug von diesem Salat ohne Essig, dem das Oel fehlt.

Niedrige Gesinnung mannichfacher Art.

1. „Die größte Freude des Lebens ist die Schadenfreude." 2. Herr B. bekennt, daß er mehren Zeitungen Nachrichten und Stoff zu misfälligen Artikeln geliefert habe. (Nun wissen wir doch, woher die pariser Blätter ihre Lügen nehmen.) 3. „Es schien mir gut, meine Gesinnung und deren Ausdruck auf das Aeußerste zu treiben, um meine Gegner zu verleiten, daß sie das Nämliche thun." (Was Herr B. hierbei gewonnen hat, ist nicht wohl einzusehen. Er scheint indessen nur die Ausbrüche seiner Wuth dadurch beschönigen zu wollen, daß er sie für Resultate kluger Berechnung ausgibt.) 4. „Ich wollte, es gäbe mir einer die drei Louisdor zurück, die ich für mein Christenthum dem Herrn Pfarrer verehrt. Seit achtzehn Jahren bin ich getauft, und es hilft mich (mir) nichts. Drei Louisdor für ein Plätzchen im deutschen Narrenhause! Es war eine thörichte Verschwendung!" (Man sieht, der liebe Gott hat bei Herrn B. vor uns armen Menschenkindern nichts voraus. Um sein radicales Gleichheitsystem vollständig durchzuführen, setzt er Gott und Menschen gleich; darum hat er Gott belogen, wie er uns belügt, indem er sich achtzehn Jahre lang fälschlich zu Christi Lehre bekannte, nun aber bereit ist, den Heiland für drei Louisdor wieder zu verschachern. Er läßt sich aber dabei denn doch billiger finden wie Judas Ischarioth, was wol den dermaligen Fortschritten in der Industrie zugeschrieben werden darf. Wir sagen aber wie er: „dem Mann kann geholfen werden". Will er in öffentlicher Synagoge feierlich, unter Beobachtung aller vorgeschriebenen Ceremonien wieder zum Judenthum übertreten, so kann er die drei Louisdor zurückerhalten. Sollten sie sich durch eine Pfennigsubscription nicht aufbringen lassen, so sind Beförderer des Christenthums bereit, sie als ein Scherflein zur Epuration der christlichen Gemeinde zu zahlen.)

Es sind die eignen, mehrentheils wörtlichen Aeußerungen des Briefstellers, in welchen er hier sich selbst dargestellt hat. Sollte seine Selbsttäuschung so weit gehen, daß er wirklich glauben könnte, die Sache der Wahrheit, der Freiheit und des Rechts zu befördern durch so schlechte, so niedrige Mittel als die sind, die er hier anpreist und selbst in Anwendung bringt? Hat er nicht das Heftigste, Wildeste, Wüthendste schon ausgesprochen, und wo hat er einen Anklang gefunden? Die Gestalt, in welcher er auftritt, ist zu lächerlich, um furchtbar, zu furchtbar, um lächerlich zu sein. Noch haben seine Blitze, statt zu zünden, nur sein eignes Schreckbild beleuchtet. Wenn sie aber einst zünden sollten, dann würde er scheu und reuig zurücktreten vor den Flammen, die er angefacht. Aus solchen Elementen kann sich kein Paradies gestalten, denn

— nicht hoffe, wer des Drachen Zähne sät,
Erfreuliches zu ernten! 186.

Correspondenznachrichten aus Berlin.

(Beschluß aus Nr. 168.)

Die beiden Maifeste, die in Berlin gefeiert wurden, waren die Geburtsfeste zweier sechzigjähriger hochverdienter Literaten, von denen der Eine seit Jahresfrist unserer Universität, der Andere seiner Geburt zufolge für immer geistig uns angehörte. Es sind zwei Männer, die der beginnende und der scheidende Mai desselben Jahres 1773 ins Leben rief, verwandte Geister, die trotz der verschiedensten Tendenzen, die sie im Kreislauf ihrer Bildung und ihrer Productivität einschlugen, im Principe des aus der Naturphilosophie herausgeborenen deutschen Denkens und Dichtens sich wesentlich berührten. Am 2. Mai feierte Henrich Steffens zum ersten Male in Berlins Mauern seinen Namenstag; am 31. Mai fand zum ersten Male unter uns eine Festlichkeit zu Ludwig Tieck's Geburtsfeier statt. Wir berichten der Zeitfolge gemäß zunächst von jenem. Am Morgen seines Festtages empfing unser würdiger Normann die Glückwünsche seiner Freunde, Collegen und Gönner; von einer Deputation seiner akademischen Schüler wurde ihm ein silberner Pocal überreicht. Ein junger hiesiger Maler, L. Knebel, hatte Zeichnungen angefertigt, welche dem verehrten Manne mancherlei wohlthätige Erinnerungen und Scenen aus seinen, in der Hafenstadt Stawanger an der norwegischen Nordseeküste verlebten Kinderjahren, aus seinen Reisen, seinem Feldzuge in preußischem

Dienste und seinem Schiffbruch an der Mündung der Elbe zurückriefen. Zu den sonstigen Geschenken, die ihm verehrt wurden, gehörte namentlich ein Oelgemälde, das den norwegischen Landsee Nernim-Fiord darstellt, eine Copie, dessen Originalbild von G. Bönisch den Berlinern noch von der Ausstellung des letztvergangenen Jahres auf der hiesigen Akademie erinnerlich sein mag. Am Abend des festlichen Tages versammelte sich ein engerer Zirkel von Freunden um den Gefeierten.

Ueberaus zahlreich war der Andrang zur Theilnahme an der sechzigsten Geburtsfeier Ludwig Tieck's am letzten Tage des Mai; 157 Personen mußten ausgeschlossen werden, und 220 faßte der an sich nicht allzu weite Raum im hiesigen englischen Hause. Die Einladungen, welche zumeist von Friedrich v. Raumer ausgingen, waren zunächst an anerkannte Freunde und Verehrer der Tieck'schen Muse gerichtet; gleichwol sah man Anhänger der verschiedensten ästhetischen Farben versammelt, die der Glanz des gefeierten Namens herbeizog. Außer den sämmtlichen Literaten Berlins, die, Freund oder Feind, alle von der lauten Freude beseelt schienen, das Fest eines noch lebenden großen Deutschen, des größten Dichters der Jetztwelt, würdig zu feiern, sah man vorzugsweise die bedeutendsten Maler, Bildhauer und plastischen Künstler unserer Residenz vereinigt. Das lebhafte Gefühl, es handle sich für unsere Gegenwart um die Würdigung eines Dichters, der aus dem Schoose der Poesie die wunderbarsten Geister einer tiefsinnigen Musik hervorsteigen ließ, hatte auch unsere Tonkünstler herbeigeführt, und in dem Bewußtsein, daß nicht blos altdeutsche Kunst, sondern auch altdeutsche Gelehrsamkeit durch die Zauberruthe Meister Ludwig's neu ans Licht gestiegen, waren auch viele bedeutende Gelehrte aus allen Fächern der Wissenschaft herbeigelockt. Ein seltener Juwelenkranz von Männern aus allen Regionen der Geisteswelt war zur festlich decorirten Abendtafel aneinandergereiht, und die wie Blumen dazwischen gestreuten Damen erhöhten durch ihre Gegenwart nicht wenig den Glanz der schönen Nachtmahlsfeier. Für die treffliche Anordnung der Festlichkeiten gebührt Hrn. von Holtei ein unumschränktes Lob; auch die reichlichen Gaben seiner eignen Muse verschönten und erhöhten den seltenen Genuß, den die unter seiner Leitung veranstaltete Aufführung des Prologs zu Tieck's „Octavian" den überraschten Gästen bot. Herr Dr. Häring sprach zuvor einige einleitende Worte über Tieck's Bedeutsamkeit für die deutsche Literatur; er führte Cervantes und Lessing zu einer Unterredung an die Wiege des vor 60 Jahren neugeborenen Kindes und ließ die beiden Heroen sich wetteifernd bemühen, dem jungen Erdgeborenen die reichen Gaben des Geistes zu spenden, die seinen Ruhm verewigen. Hr. v. Holtei vereinigte sodann mehre Mitglieder der hiesigen Bühnen, unter denen Mad. Crelinger, Frau v. Holtei, Dem. Hähnel, Hr. Rott, Hr. Fischer u. A. m. auf dem Chore des Saals zur declamatorisch-musikalischen Darstellung des schon erwähnten „Aufzugs der Romanze" zum „Octavian". Die wunderbar süß tönenden Sonette, die der Dichter im Prologe spricht, trug Hr. Rott würdig und gefühlvoll vor, das darein schallende Echo eröffnete die volle Musik der Tieck'schen Verse, und von den Lippen unserer Crelinger, welche die Worte der Romanze vortrug, tönten überraschend schön die weichen und warmen Assonanzenklänge. Mit wahrhaft ergreifendem Enthusiasmus schloß sie mit den bedeutungsvollen Worten, die der Chor singend wiederholte:

Mondbeglänzte Zaubernacht,
Die den Sinn gefangen hält,
Wundervolle Märchenwelt,
Steig' auf in der alten Pracht!

Henrich Steffens, der sechzigjährige Altersgenosse Tieck's, hob des Gefeierten hohen Werth als Dichter der Mythen seines Volkes und der Mythen der Kindheitswelt hervor. Trotz der Beklommenheit, in der Steffens, von der tiefen Bedeutsamkeit des wahlverwandtschaftlichen Geistes ergriffen, seinen freien Vortrag unvorbereitet, wie es schien, hielt, war die Wärme und die Biederkeit der Gesinnung des edeln Redners in seinen Worten nicht zu verkennen. Mehre Toasts folgten aufeinander, auf des abwesenden Ludwig und des anwesenden geschätzten Bildhauers Friedrich Tieck's Wohlsein. Hr. v. Raumer leerte darauf sein Glas auf das Andenken des Staatskanzlers Fürsten Hardenberg, der ebenfalls am 31. Mai das Licht der Welt erblickt hat, und knüpfte an seinen Toast einen freisinnig ausgesprochenen Wunsch der Förderung Dessen, was der verewigte Staatsmann ins Dasein zu rufen begann. Hr. Häring kündigte bald darauf zum anfänglichen Staunen der Anwesenden, das sich jedoch bald in heiteres Wohlwollen verwandelte, einen politischen Toast an; der Redner jagte Manchem vielleicht einen Schrecken ein, indem er für den Aufruhr, aber auch für dessen baldige Beendigung einen Glückwunsch laut erhob, damit aber sich alsbald verdeutlichend, keinen andern Aufruhr als den in den Cevennen meinte. Außer dem gedruckten Festliede, von Hrn. v. Holtei gedichtet, circulirte auch der von demselben ausgebrachte Toast auf den Mai, wovon wir die beiden letzten Strophen mittheilen:

Ich bring's dem Mai auf seinem Blumenthrone,
Ich bring's dem Mai, umblüht von Wonneduft.
Er ist Tieck's Vater! Mög' er diesem Sohne
Nur Blüten streun bis an die späte Gruft,
Mit Rosenbanden noch den Greis umwinden
Und immer jung in Ihm sich wiederfinden.

Der Mai und Tieck, sie werden ewig leben;
Ich bring's dem Mai, der lächelnd Ihn gebar.
Hört ihr da draußen alle Bäume beben? —
Die Nachtigallen, — wie? — sie klagen gar?? —
Jetzt stirbt der Mai — und flüstert noch im Sinken:
Ihr müßt auf meines Ludwig's Leben trinken.

Auf solche Weise mag es ebenso erklärlich wie verzeihlich sein, wenn die Gesellschaft Tieck's Geburtsfest über den Mai hinaus bis in den Juni hinein feierte. Während der Tafel ging ein krystallener Pocal mit L. Tieck's eingeschliffenem Bildnisse von Hand zu Hand unter den Anwesenden umher; von keiner Lippe blieb er unberührt. Derselbe wird nebst einem Album in Folio, in welchem jeder der Gäste seinen Namen eigenhändig verzeichnete, dem Gefeierten nach Dresden übersandt als das Denkmal der fröhlichen Feier seines Namens. 148.

Literarische Notizen.

Interessant ist Thatcher's „Indian biography" (2 Bde., Neuyork 1832), welche Nachrichten von den Indianern enthält, die sich als Krieger, Staatsmänner, Redner und durch andere Vorzüge ausgezeichnet haben.

Der geistreiche Amerikaner William Ellery Channing, auch in Deutschland durch seine Schrift über Napoleon bekannt, hat eine Sammlung vermischter Schriften unter den Titel: „Discourses, reviews and miscellanies" (Boston 1830), herausgegeben.

Der Kanzler Kent, der amerikanische Blackstone genannt, gibt seine „Commentaries on american law" in einer neuen Ausgabe in vier Bänden heraus.

Wichtig für die Geschichte der Vereinigten Staaten ist „The diplomatic correspondence of the american revolution" von Jared Sparks (12 Bde., Boston 1829 fg.). Diese Briefe sind auf Anordnung des Congresses nach den Urschriften in den Archiven gedruckt.

Von dem „American annual register", einer Nachbildung des gleichnamigen in England erscheinenden Werkes, aber dieses Vorbild in Plan und Ausführung übertreffend, sind jetzt sechs Bände erschienen, welche die Jahre 1825—31 umfassen. 9.

Hierzu Beilage Nr. 6.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Beilage zu den Blättern für literarische Unterhaltung.

Nr. 6. 12. Juni 1833.

Historisch-politische Ansichten und Untersuchungen, betreffend die Frage von der praktischen Ausbildung der städtischen Verfassungen in Deutschland. Zum Behuf der vaterländischen Gesetzgebung zusammengestellt von Heinrich Gottlieb Reichard. Leipzig, Weidmann. 1830. Gr. 8. 2 Thlr. 12 Gr.

Der Verf. des vorliegenden Buches sucht in gutem Ernst und ehrlichem Fleiß ein Bild der städtischen Entwickelung in Deutschland zu geben und auf Das hinzuweisen, was nun Noth thue, um manche frühere ersprießliche Früchte des Städtelebens von Neuem zu erzeugen, trotzdem daß die Städte nicht mehr im freien Garten des heiligen Reiches belegen und also mittels des Grundsatzes: kein Staat im Staate! größtentheils wie Vögel an Fädchen gebunden sind.

Die historische Entwickelung ist vornehmlich nach Eichhorn's Arbeiten über deutsche Rechtsverhältnisse und insbesondere über städtische Verhältnisse entworfen; sie ist klar, übersichtlich und dem großen, gebildeten Publicum sicher mundrechter als Eichhorn's Darstellungen selbst. Einige Misverständnisse kommen wol vor. So heißt es S. 36. „Die Bewohner eines Gaues — zunächst in Markgenossenschaften oder Localgemeinden eingetheilt. Eine größere Gemeinde wurde aus hundert solcher geschlossenen Markgenossenschaften, die in einer Region beisammen lagen gebildet (centena, Hundrede)." Daß die Genten hundert Markgenossenschaften freier Männer umfaßt hätten, glaubt der Hr. Verf. doch wol nicht im Ernst? Die Reste der Gentverfassung, wo sie sich wie in Wallis und anderwärts noch finden, würden ihn leicht eines Andern belehren. Auch eine angelsächsische Hundrede ist keineswegs eine politische Vereinigung von hundert Gemeinden, sondern nur von zehn Zehnten.

Ein völliges Misverständniß ist es, wenn die Reichstage des fränkischen Reichs den Reichsständen späterer Zeiten in ihrer Bestimmung verglichen werden S. 45, wo es heißt: „Vorschlag des Königs, freie Erörterung und selbständige Beschlußnahme der Reichstagsglieder unter sich, und selbständige Genehmigung des Königs in letzter Instanz machten das Staatsgesetz." Ehe der Hr. Verf. dies niederschrieb, hätte er zuvor §. 121 in der von ihm so oft citirten Eichhorn'schen Staats- und Rechtsgeschichte wohl erwägen sollen, er würde dort eine Stelle gefunden haben, die ihn besser als alles Andere über die eigentliche Natur und Bedeutung der fränkischen Reichstage aufgeklärt hätte. Es heißt nämlich daselbst: „Nach dem Geiste dieses Zeitalters suchte der König den Rath seiner Leudes, wenn er etwas ohne den Beifall des größten Theiles derselben nicht durchzusetzen im Stande war; aber er dachte nicht daran, sie zu fragen, sobald er hinlängliche Gewalt in Händen zu haben glaubte, um auch ohne die Majorität zu handeln." Die Placita in den Gauen als Provinciallandtage zu betrachten, ist nun vollends nicht der mindeste Grund in der Bestimmung der Placita zu finden. Die Aehnlichkeit ist sehr allgemein und höchstens formell, bringt aber leicht, wenn auf dieselbe aufmerksam gemacht wird, wundersame falsche Vorstellungen in die Köpfe.

S. 91 macht der Hr. Verf. eine Bemerkung, die sehr richtig ist, die ihn aber selbst hätte verzweifeln machen müssen an der Hoffnung, daß aus den deutschen, im Sinne der neuern Staatstheorie unterthänigen (denn mit den freien oder nicht in diesem Sinn unterthänigen steht die Sache ganz anders) Städten etwas Aehnliches hinsichtlich des Reichthums, der Kraft und Tüchtigkeit des Lebens je werden könne, als in den deutschen — selbst in vielen unterthänigen — Städten des Mittelalters zu sehen ist. Diese Bemerkung lautet, wie folgt: „Die Einheit der Justiz-, Polizei- und Communalverwaltung im Innern der Städte, die Handhabung der gesammten öffentlichen Gewalt durch selbständige, aus den Erfahrensten und aus den Begütertsten zusammengesetzte Gemeinderäthe und die Autonomie der Stadtgemeinden waren die Hauptheber zur Größe der Städte." Diese Autonomie, die natürlich nie etwas, was unmittelbar gegen das Reich oder den Landesherrn war, für Gesetz erklären konnte, sonst aber unter dieser Einschränkung es den Stadtgemeinden und ihren Magistraten möglich machte, diejenigen Verfassungsformen, die den localen Bedürfnissen entsprachen, diejenigen Sitten und Institute, die eben an diesem Orte geboren waren, diejenigen Verträge mit auswärtigen Gemeinwesen, die eben diesem Gemeinwesen ersprießlich waren, zu bestimmen — diese Autonomie gewährte die Möglichkeit der Individualisirung eines Stadtgeistes, der nun seinen eigenthümlichen Ortsverstand und sein eigenthümliches Ortsgemüth in hundert und tausend Fällen bethätigen und dadurch zum Bewußtsein seines eigensten, besondersten Daseins in der Welt kommen konnte; — dies Bewußtsein ist aber da unmöglich, wo ein Ortswesen wie ein gefangener Vogel wol einmal ein wenig aufflattern darf, aber augenblicklich am Faden des allgemeinen Lebensschemas zurückgezogen wird, sowie es eine eigenthümliche Richtung einschlagen will. Diese Autonomie aber ist es, die nirgend in neuerer Zeit einer Stadt, so viel auch von Städtefreiheit gesprochen und geschrieben worden ist, von Neuem gewährt wurde. Nachtigallen schlagen freilich auch am Tage, wenn man ihnen die Augen aussticht, sodaß sie den Tag für Nacht halten; ob aber auch eine Stadt das köstliche Lied freistädtischen oder wenigstens ungehemmt städtischen Lebens singen wird, wenn man die Verfassung, die man ihr ohne Autonomie gibt, eine Städtefreiheit nennt?

Was S. 106—108 lange nicht nachdrücklich genug hervorgehoben ist, jene eigenthümliche Revolution im städtischen Leben im 14. Jahrhunderte, die ohne Verschwörung und formellen Zusammenhang fast alle italienische, deutsche und französische Städte (um uns eines Ausdruckes aus dem Bauernkriege zu bedienen) „herumruckte" von Rom bis Gent, jene ganze den neuen Bedürfnissen des bürgerlichen Lebens angemessene Umgestaltung wäre ohne die Autonomie der Städte nicht möglich gewesen; und wenn auch hier und da die Fürsten eingriffen und eingreifen mußten, das Gefühl, gehandelt zu haben, das Gefühl, dies überall zu können, im eignen Hause Herr zu sein: dies Gefühl kann Niemand octroyiren, das muß in wahrer Freiheit selbst erwachsen, und ohne dies Gefühl gibt es keinen freibürgerlichen Charakter, sondern nur entweder flach-allgemeine Physiognomien oder dumpfe Caricaturen sich im Kampfe gegen jene flache Allgemeinheit abquälender, tieferer Naturen.

Wenn der Hr. Verf. S. 149 von den Früchten jenes frühern Städtelebens in Deutschland schreibt wie folgt: „Reger Wetteifer für die Gemeindeangelegenheiten, stete Entwickelung der städtischen Thätigkeit, fortschreitendes Anwachsen der innern Kraft, ehrenhafte Aufmerksamkeit für die Aufmunterung der Künste und Gewerbe, preiswürdige Sorgfalt für die Kirchen und Schulen und für alle Anstalten der Wohlthätigkeit waren die unterscheidenden Kennzeichen der Städte, wo die Rathsgewalt und der Gemeindeeinfluß sich ins Gleichgewicht gesetzt hatten" — wenn der Hr. Verf. also schreibt, so bleibt uns nur noch hinzuzusetzen, daß eben dieses segensreich und sachgemäß sich ins Gleichgewicht setzen können nur eine Folge jener damals vorhandenen, unsern Städten aber mangelnden Autono-

mie war, und eine Folge von dieser ganz allein. Hätte es in neuerer Zeit den Anschein, als wolle sich irgendwo die Geschichte selbst wiedergebären, und als wollten Städte wieder in jener frühern Weise, aber auch ohne Autonomie, vor Reichthum des innern Lebens schier zerplatzen, so weiß man, daß dieses Zerplatzenwollen vornehmlich nur in solchen Zeitungen statthat, mit denen leicht irgend eine hospitalbauende oder vornehme Gäste im Namen der Stadt bewillkommende u. s. w. Magistratsperson eine Correspondenz anknüpfen kann.

Von Dem, was der Hr. Verf. anerkennend und wohlmeinend über die Städte der neuern Zeit sagt, schweigen wir aus dem einfachen Grunde, weil wir die Wirkungen des Feuers, nicht aber Mittel kennen, unsere Schreibfinger davor zu behüten. Auf den Abschnitt über die vier freien Städte machen wir, als auf einen besonders interessanten, noch in specie aufmerksam. 69.

Deutsche Dichter. Erläutert von M. W. Götzinger. Für Freunde der Dichtkunst überhaupt und für Lehrer der deutschen Sprache insbesondere. Zweiter und letzter Theil. Leipzig, Hartknoch. 1832. Gr. 8. 2 Thlr.

Ueber den ersten Theil dieses Werkes, welcher sich mit der epischen Dichtkunst befaßte, haben wir in Nr. 362—365 d. Bl. für 1831 schon gesprochen. Den Zweck des Verfassers dürfen wir demnach als bekannt voraussetzen, ebenso seine Ansicht von der Dichtkunst im Allgemeinen. In diesem zweiten Theile handelt Hr. G. von der lyrischen Dichtkunst der Deutschen. „Mit einiger Besorgniß", beginnt Herr G. die Vorrede, „übergebe ich diesen zweiten Theil meines Werkes dem Publicum, da er vielleicht die Freunde, welche der erste Theil dem Unternehmen gewonnen hat, wieder verscheucht, indem sie nicht finden, was sie erwarteten. Sie hofften ohne Zweifel dieselbe Unterhaltung, dieselbe Masse interessanter Nachrichten von schon bekannten und ihnen längst theuern Dichtungen und finden hier größtentheils Gedichte, die vielleicht ihnen nichts weniger als theuer sind; finden einen Commentar, der sich oft sehr weit verliert, und ihnen wenig Neues gibt; finden endlich manche ihrer Lieblinge aus älterer und neuer Zeit gar nicht." Etwas Wahres ist allerdings an dieser Besorgniß des Verfassers, allein nicht grade dadurch dürfte sie gerechtfertigt sein, daß dieser Theil nicht die Menge interessanter Nachrichten über die einzelnen Dichtungen enthält, woran der erste Theil so reich war; denn da dieser Theil lyrische Dichtungen begreift, und bei diesen der Geist des Dichters, nicht aber die dem Gedichte vielleicht zu Grunde liegende, in ihm geschilderte Begebenheit hauptsächlich in Betrachtung genommen werden muß: so könnte nur ein unbilliger und unverständiger Mann deshalb diesen Theil gegen den ersten zurücksetzen. Anders verhält es sich mit den andern Gründen, denn ein zu weit sich verlierender Commentar ist allerdings fehlerhaft, zumal bei einem Werke, welches zunächst für Schulen bestimmt ist. Und in der That, wir haben uns gewundert, in diesem Theile nur Gedichte von Klopstock, Hölty, J. H. Voß, J. G. Jacobi, Salis, Schiller, Herder, Lichtwer und Pfeffel anzutreffen, obgleich wir noch recht wohl im Gedächtniß haben, daß Hr. G. nicht eine Auswahl deutscher Gedichte, sondern deutscher Dichter commentiren wollte. Jedenfalls hätte das Werk an Mehrseitigkeit gewonnen, wenn sowol Göthe als auch Ramler, und auch sonst noch ein oder der andere Dichter wäre aufgenommen worden. Grade weil bei lyrischen Gedichten das Gemüth des Dichters es ist, was uns zumeist beschäftigt, hätte dies den Verfasser bewegen sollen, in seinem Werke so vielseitig als möglich zu werden. Von Schiller z. B. sind 54, von Klopstock 18, von Salis 10, von Herder 29, von Pfeffel 28, von Lichtwer 16 Gedichte gegeben worden. Bei allen diesen hätte aber sicher auch eine kleinere Anzahl ausgereicht, den Dichter in seiner ganzen Individualität, wobei es doch zunächst bei einer Sammlung von Dichtern ankommt, darzustellen, dadurch aber wäre Raum genug für hier übergangene Dichter gewonnen worden. Oder hätt Hr. G. vielleicht Gleim, Göthe, Ramler u. s. w. für minder bedeutende Individualitäten als Voß, Hölty, Salis? Sind jene minder Repräsentanten bestimmter Gattungen als diese?

Die Einleitung: „Ueber lyrische Dichtkunst", übergehen wir hier, und um so mehr, als in ihr Hr. G. nichts Neues sagt, wenn auch manches Einzelne schärfer bestimmt erscheint als anderwärts. Wir wenden uns vielmehr sogleich zu Klopstock's Oden und Elegien. „Das Charakteristische in Klopstock's Poesie", sagt der Verf., „ist eine glühende, erhabene Begeisterung für den jedesmaligen Gegenstand, den er besingt; wo er nicht begeistert für, oder eingenommen gegen etwas war, da entquoll auch kein Ton seiner Harfe, wenigstens kein dichterischer, lieblicher. Bei ihm sind mithin der Dichter und Mensch nie getrennt, sondern stets eins, und nie hat er einen Gegenstand blos deshalb gewählt, um ihn dichterisch darzustellen, sondern stets, um ihn zu verherrlichen. Deshalb muß man den Menschen Klopstock kennen, um den Dichter zu verstehen. — Was man im gemeinen Leben unter Phantasie oder Einbildungskraft versteht, nämlich das Vermögen, sich aus der Wirklichkeit heraus (hinaus) zu versetzen und eine neue Welt sich zu schaffen, dies besaß Klopstock in hohem Grade, denn er strebt immer aus der Wirklichkeit und dem Leben heraus (hinaus) ins Unendliche und weiß uns durch das Feuer und den Schwung dieser Phantasie mit sich fortzureißen, um so mehr, da seine Phantasie auf einer tiefen und innigen Empfindung, auf einer kräftigen Begeisterung für alles dem Menschen Wichtige, für alles Wahre, Gute und Schöne Wurzel geschlagen hat." Hierin stimmen wir dem Hrn. Verf. bei, nicht aber völlig, wenn er gleich darauf sagt: „Was man aber unter dichterischer, bildender Phantasie versteht, nämlich das Vermögen, dem außer der Wirklichkeit Gefundenen und Erschaffenen den Schein der Wirklichkeit zu geben, Das, was im Geiste geboren ward, mit körperlicher, sinnlicher Hülle zu bekleiden, unsere Einbildungskraft nicht sowol ins Unendliche fortzureißen, sondern sie zu zwingen, an bestimmten Gestalten festzuhalten — alles dies besaß Klopstock in geringem, sehr geringem Grade." Hr. G. berücksichtigt offenbar nicht genug, daß Klopstock hier nur als lyrischer, und zwar als Odendichter betrachtet werden muß, wobei natürlich von solcher Phantasie, welche er die dichterische nennt, nicht wohl die Rede sein kann. In seinem „Messias" ist jedoch auch diese zu finden, und zwar in einem nicht gemeinen Grade.

Bei seinem Commentar benutzte Hr. G. alle ihm zu Gebote stehende Hülfsmittel; schon deswegen dürfte dieser Commentar zu den Klopstock'schen Oden der vollkommenste sein. In das Einzelne können wir uns nicht verlieren, wir würden nicht nur zu weitläufig, sondern auch, wenn wir nicht Ode und Commentar hersetzen wollten, unverständlich werden. Es thut jedoch auch nicht Noth, da die Leser schon aus der Beurtheilung des ersten Theiles dieses Werkes die Art und Weise kennen gelernt haben, wie Hr. Götzinger commentirt. Da bei Klopstock die Ereignisse seines Lebens zum Verständniß seiner Oden unumgänglich nothwendig sind, so versteht es sich von selbst, daß Hr. G. darauf die größte Sorgfalt verwendete.

Unparteiisch und gründlich ist des Verfassers Würdigung des vielgelobten und vielgetadelten Voß. Mit Recht rühmt er die frische Lebendigkeit, den Eifer für Alles, was ihm recht und heilig dünkt, welchen wir überall in Voß's Gedichten wahrnehmen, ebenso wohlbegründet aber ist auch sein Tadel, daß Voß den meisten seiner Gedichte einen sehr unbehaglichen Nebengeschmack beimischte, was aus seinem glühenden Hasse gegen alles Junkerthum und gegen alles Pfäffische hervorging. Unleugbar sind die idyllischen Dichtungen das Beste, was Voß in dem Garten der Dichtkunst erzeugte. Er verstand es trefflich, das gewöhnliche bürgerliche und ländliche Leben zu schildern, ohne ins Gemeine zu fallen, und wiederlegte durch die That die Meinungen der Freunde Geßner's, welche behaupteten, das Landleben sei nicht anders darstellbar, als im höchsten Grade idealisirt.

Die bei Schiller's lyrisch-elegischen Gedichten getroffene An-

ordnung, diese nämlich nicht chronologisch zu ordnen, sondern sie nach ihrem Inhalte zusammenzustellen, billigen wir. So gewähren sie uns eine leichtere Uebersicht, wir erkennen des Dichters Art und Weise besser, und das erachten wir für vorzüglicher, als eine Geschichte der Seelenregungen des Dichters, den einzigen Vortheil, den eine chronologische Anordnung mit sich führen kann.

Schiller ist einmal der Lieblingsdichter Hrn. G.'s und so darf es uns nicht befremden, wenn wir wahrnehmen, daß er dessen Gedichte darnach auch hier behandelte. Wir wollen damit nicht grade die Erklärung der Gedichte Anderer herabsetzen, allein so viel müssen wir doch hier bemerken, daß Hr. G. bei keinem andern Dichter so in das innerste Heiligthum eindrang als bei Schiller. Alles zerlegt er bei diesem in die feinsten Theile, jeden einzelnen Ausdruck desselben betrachtet er nicht nur an sich, sondern auch in seiner Harmonie mit dem Ganzen, bei jedem einzelnen Gedanken sucht er die Entstehung und Fortbildung nachzuweisen, jedes einzelne Bild erklärt er nach seinen Bestandtheilen und nach seiner Totalität.

Aber kann man ganz billigen, daß er auch Alles, was der Dichter bei späterer Ueberarbeitung an seinen Gedichten wegthat, oder doch veränderte, in seiner frühern Gestalt seinen Anmerkungen einverleibte? Wir zweifeln daran. Denn eben dadurch, daß der Dichter so damit verfuhr, gab er unserer Meinung nach auch zu erkennen, daß er es als seiner und des Publicums unwürdig betrachte. Allerdings gehören dergleichen Stellen in eine Geschichte seiner dichterischen Bildung, kaum aber in eine Ausgabe seiner Gedichte für Schulen und Freunde der Dichtkunst. Wenn wir die Werke der Alten in jeder ihrer Gestalten, von ihrem ersten Entwurfe an bis zu ihrer größten Vollendung vor uns hätten, sie würden, meinen wir, gewiß nicht wenig von der Verehrung einbüßen, welche ihnen jetzt von allen Seiten geweiht wird. Dahin aber werden es unsere Dichter kaum jemals bringen, eben weil wir sie nicht allein als Vollendete, sondern auch als sich noch Bildende betrachten können, indem wir indiscret genug sind, immer Dasjenige der Welt wieder vor Augen zu legen, was sie selbst vernichteten.

Bei Schiller's „Glocke", verbreitet sich Hr. G. auch über die Parodien, welche dies Gedicht erfahren hat. „Die Glocke", sagt er, „hat das Glück oder Unglück gehabt, sehr oft parodirt zu werden; ich kenne selbst vier Parodien (und vermuthlich gibt es noch mehre): „Die Uhr", von Freisleben, „Die Klingelschnur", von Semler, „Der Kaffee", von Röller, und — „Die Wurst", ich weiß nicht von wem." Rec. theilt über diesen Gegenstand ganz Hrn. G.'s Meinung, denn wenn auch, wie er sagt, die Parodie an und für sich nicht zu verdammen ist, so hätte doch Schiller's Andenken wohl verdient, daß er, der die Parodien so bitter haßte, damit verschont geblieben wäre; und ein Gedicht, wie die „Glocke" in einer Parodie zu sehen, erregt in der That unangenehme Empfindungen. Hrn. G.'s Urtheil über diese Parodien ist bei seiner Kürze dennoch so lehrreich, daß wir uns nicht enthalten können, hier es mitzutheilen; wäre es auch nur, daß andere Parodielustige dadurch bewogen würden, ihr Vorbild künftig genauer zu studiren. „Keine von allen diesen Parodien", sagt er, „hat die innere Organisation der „Glocke" gesehen, sondern nur die parallellaufenden beiden Glieder: die Arbeit und die Betrachtung, und so ist denn auch in allen diesen Parodien keine Spur eines innern Zusammenhanges. Es finden sich hier wirklich nur einzelne Bilder oder vielmehr Flachmalereien, die nur lose mit der Verrichtung bei der Arbeit zusammenhängen. Die beste unter diesen Parodien ist wol „Der Kaffee" von Röller. (Sie erschien besonders gedruckt und auch im „Almanach der Parodien" herausgegeben von Soltbrig.) Witz kann man dieser Arbeit nicht absprechen; aber man wird doch am Ende des Spottes gegen die Weiber — denn darauf läuft Alles hinaus — nicht nur satt, sondern empfindet einen wirklichen Widerwillen, daß der Dichter, der so gern und so schön die edle Weiblichkeit schilderte, zu solchen Caricaturen hat Veranlassung geben müssen."

Zum bessern Verständniß des Gedichtes für Diejenigen, welche nie eine Glocke gießen sahen, theilt Hr. G. eine Beschreibung des Glockengießens mit, wodurch allerdings vieles in den Sprüchen des Meisters sonst Unverständliche verständlich wird. Sehr lehrreich und anziehend ist auch die von Hrn. G. veranstaltete Vergleichung Schiller's mit Herder, welche den Gedichten des Letztern voransteht. Viele schon haben zwischen diesen beiden Männern eine vielfache geistige Verwandschaft wahrgenommen, und wir rechnen es Hrn. G. als ein Verdienst an, diese etwas genauer beleuchtet zu haben. Beide hatten ähnliche Schicksale. „Zu Wundärzten wollten beide in der Jugend sich bilden", sagt Jean Paul im „Museum", „aber das Schicksal sagte: nein! es gibt tiefere Wunden als die Wunden des Leibes; heilt die tiefern! — und beide schrieben."

Das dritte Buch befaßt die Fabeldichter. Die Einleitung enthält Gutgedachtes über die Fabel, ist aber etwas polemischer Natur. Die als Anhang mitgetheilten „Gedanken über das Lesen deutscher Dichter in Schulen" verdienen die Beherzigung aller Schulmänner, denen wir sie hiermit bestens empfohlen haben wollen. 40.

Richardett. Ein Rittergedicht von Niccolo Fortiguerra. Uebersetzt von J. D. Gries. Zweiter Theil. Stuttgart, Löflund und Sohn. 1832. 8. 1 Thlr. 16 Gr. *)

Mit Vergnügen zeigen wir unsern Lesern das Erscheinen des zweiten Theiles dieses ergötzlichen, von echter Laune strotzenden Gedichtes an, über dessen Charakter wir bei der Anzeige des ersten Theiles unsere Meinung bereits ausgesprochen haben, überzeugt, daß es Niemand reuen wird, diesem heitern Buche eine der Erheiterung bedürftige Stunde zu widmen. Der Ernst ist allzu sehr zum Herrn und Meister der Gegenwart geworden, als daß es nicht für ein wirkliches Verdienst gelten müßte, den Gährstoff des Witzes und der Laune — vor Allem aber einer Laune, die in so classischer Gestalt auftritt — ihm beizumischen, und Fortiguerra ist ein so liebenswürdiger Erzähler, so voll der geschmackvollsten Neckerei, und Gries ein so trefflicher Uebersetzer, daß wir dem Verlangen nach Scherz und Erheiterung keine bessere Befriedigung darzubieten wissen als den „Richardett". Sein größtes Verdienst grade ist es, uns der Gegenwart ganz zu entrücken. Diese ist dem Lachen, welches die Muse liebt, so feind, daß selbst die Versuche, die Laune an ihre Erscheinungen zu knüpfen, nur zur Satire hinführen, die wiederum ihren ernsten und herben Beigeschmack nicht überwinden kann. Die echte Laune ist die Vergangenheit aufzusuchen genöthigt.

Wir haben in unserer frühern Anzeige genug über Bedeutung und Tendenz dieses komischen Heldengedichts gesagt, um hier darauf zurückverweisen zu können. Der zweite Theil enthält die Gesänge 11—20, und das Ganze wird mit dem dritten Theile beschlossen werden. In diesem Theile bleibt die Lust, welche der Dichter selbst an seinem Werke findet, und das Vergnügen, das er seinen Lesern gewährt, fortdauernd im Wachsen; ja, er selbst scheint hier erst den rechten Schwung in Scherz und Neckerei gefunden zu haben, die sich von nun an gegenseitig überbieten.

Der elfte Gesang ist für uns die Krone des ganzen Gedichts. Hier besingt Fortiguerra den Zauberriesen, dessen dämonische Macht sich auf einen Liebesbrief von Pluto an Proserpina stützt, welchen er gefunden hat. Die von ihm geraubten Jungfrauen werden von dem Paladin befreit, und er gründet aus ihrer Schar, 3000 an der Zahl, ein Nonnenkloster, 30 Meilen lang und 20 breit. Nun fährt der Dichter fort:

Dies Kloster macht in der Erzählung Pause
Und bringt mich ganz aus meinem alten Gleis.

---

*) Ueber den ersten Theil berichteten wir in Nr. 89 d. Bl. f. 1832.
D. Red.

Es lettet mich zurück zum eignen Herde,
Wo ich ein ganzes Haus von Nichten weiß,
Das schrecklich viele Gemmerls braucht zum Schwanke;
Ja, eine hab' ich, die den Nichtenkreis
Jährlich vermehrt, und wird dies länger dauern,
So send' ich sie in jene Klostermauern.

Denn in Pistoja sind wir Hungerleider
Und ärmer selbst, als einst Sanct-Christoph war;
Doch wünschen wir — das ist das Schlimmste leider —
Es gleich zu thun der reichsten Schweizerherr.....

Die schnöde Prunksucht greift mit jeder Stunde
Stets weiter um; der jämmerlichste Tropf
Im schlecht'sten Winkel auf dem Erdenrunde
Will gute Tage, einen fetten Topf.
Das richtet nun die ganze Welt zu Grunde,
Wer zu bezahlen hat, kratzt sich den Kopf;
Dagegen mag, wer hätte zu empfangen,
An anderm Ort sich kratzen nach Verlangen. ...

Am schlimmsten aber sind die Weiber.

Doch laßt uns nun zur Zauberinsel kehren,
Denn mir kommt meine Frau nicht hoch zu stehn.....
Ich brauch' in eine Kirche nur zu gehn.
Denn seit ich täglich die Tonsur mir wasche,
Hab' ich mein Glück und Schicksal in der Tasche.

In dieser ergötzlichen Form bewegt sich der Scherz unsers Heldengedichts fort, und die mildernde Hand des Uebersetzers läßt nichts aufkommen, was den Gesetzen des Geschmacks widersprechen könnte. Sein Verdienst, seine Liebe zu diesem launigen Gedicht, die Kunst seines Verses, in der er sich von Neuem als Meister bewährt, zwingen uns die vollkommenste Anerkennung ab. Wir fürchten nun keine Klippe mehr für ihn und wünschen nur, daß er bis ans Ziel denselbe bleibe und unserer Literatur so die erste vollständige und eine völlig befriedigende Uebersetzung des bruchstückweise öfter übersetzten Heldengedichts gewähre. Die glänzende Ausstattung trägt dazu bei, dies erfreuliche Werk empfehlenswerth zu machen. 34.

Pium desiderium.

Schon im Jahre 1819 und später im Jahre 1820 ward von Seiten der historischen Classe des aargauischen Culturvereins, deren Vorstände Heinrich Zschokke und ich, damals Professor der deutschen Literatur zu Aarau, zu jener Zeit waren, die Nützlichkeit und Rühmlichkeit des Sammelns und Herausgebens von schweizerischen Volksliedern, namentlich aber von den über die Schicksale des Volkes selbst in seiner eignen Weise sich verbreitenden und aus seiner eignen Mitte hervorgegangenen, mehrfach angeregt und erörtert. Kein deutscher Volksstamm kann so viele Gesänge dieser Art, welche bisweilen selbst dichterischen, auf jeden Fall bedeutsamen historischen Werth haben, aufweisen wie die Schweizer, welche auch den meisten Vorrath an handschriftlichen und gedruckten Chroniken besitzen. Im J. 1821 machte ich mich selbst an die Sache und beschloß Alles, was in der Schweiz an obgedachten Liedern zusammenzutreiben wäre, von dem ältesten, dem sogenannten Ostfriesländerliede (in seinen verschiedenen Bearbeitungen und Verstümmlungen), bis zur Reformation (einschließlich) zu sammeln, die einzeln gedruckten oder in den Chroniken (von Tschudi, Schodeler, Bullinger, Etterlin, Werner Steiner, Bio!, Justinger, Tschachtlan, Valerius Anshelm u. s. w.) *) befindlichen chronologisch zu ordnen, nach dem ältesten Texte bestmöglich herzustellen und mit den vorhandenen Handschriften somit zu vergleichen und sowol durch Glossarien für Nichtschweizer (wegen der zahlreichen Provinzialismen) und für Neuschweizer (die des Altdeutschen nicht recht kundig) die Sammlung brauchbarer zu machen, als auch durch historisch-biographische Einleitungen und Notizen über die einzelnen Lieder und deren Verfasser das gehörige Licht zu verbreiten. Bereits hatte ich einen hübschen Vorrath beisammen und wurde durch ältere und jüngere Freunde, von welchen ich besonders Orelli, Vocke, Balthasar, Zschokke, K. R. Hagenbach, K. Herzog, A. Henne u. A. m. nenne, redlich unterstützt. Einige Proben erschienen in der ältern „Aletheia" (Zürich bei Orell).

Allein mitten in der Arbeit überraschte mich die Nachricht, daß Professor Wyß der Jüngere in Bern mit einem ähnlichen Unternehmen sich beschäftigte und ebenfalls damit schon ziemlich vorgerückt sei. Um nun uns gegenseitig die Sache nicht zu verderben, entschloß ich mich, als der Jüngere, dem ältern Gelehrten das Feld zu überlassen, und ich machte mich anheischig, dem Herrn Wyß meine bisherige Sammlung abzutreten. Später kamen wir jedoch überein, gemeinschaftlich dem Unternehmen uns zu widmen und Dr. Alexander Henne, als Dichter des „Diokio", Verfasser einer populairen Schweizergeschichte und als Publicist und Volksredner seitdem genugsam bekannt, sollte als Dritter dem Bunde beitreten, Wyß den Text und die Anordnung, Henne das Glossarium und ich das Historische der Ausgabe besorgen.

Aus welchen Ursachen diese letztere jedoch unterblieben ist, ward mir niemals völlig klar, da Prof. Wyß immer zögerte, auswich und zuletzt darüber starb, nachdem ich bei der Jahresversammlung der schweizerisch gemeinnützigen Versammlung zu Zürich, im Jahre 1825, welche ich von Freiburg aus besucht, noch einmal ernstlich auf die Verwirklichung des alten Planes zu sprechen gekommen war und bei Usteri, Laharpe, Orelli u. A. lebhafte Theilnahme dafür gefunden, auch die Erwähnung meiner Motion im Gesellschaftsprotokoll erwirkt hatte.

Die Herausgabe der deutschen Volkslieder durch Professor Wolff (im Verlage der Cotta'schen Buchhandlung) hat mich an die Lieblingsidee von Neuem erinnert, und es wäre sehr zu wünschen, daß ein deutscher Schweizer, welcher den mit der Arbeit verbundenen Schwierigkeiten gewachsen, etwa Tanner, Hagenbach, Henne, oder Bornhauser, die Ausgabe besorgten. Unter so vielen trüben Erscheinungen des Parteigeistes würde solch ein Unternehmen gewiß etwas Nationales und den Nationalgeist Stärkendes, auch für die deutsche Literatur im Allgemeinen Bereicherndes sein.

Stuttgart, im Novbr. 1832.

Dr. Ernst Münch.

*) Auch die Veit-Weber'schen wären mit aufgenommen worden, da der Inhalt rein schweizerisch, und die Heimat des Verfassers zwischen Freiburg im Uechtland und Freiburg im Breisgau noch streitig ist.

Aphorismen.

Lavalette.

Lavalette nahm in der Todesnoth seine Zuflucht zu der Großmuth der bekannten drei Engländer, und sie täuschten sein Vertrauen nicht. Das natürliche Gefühl billigt diese Handlung, welche das positive Gesetz verdammt. Dies ist oft der Fall, und der Richter spricht demnach eine Strafe gegen Denjenigen aus, dem er in seinem Gewissen nichts vorzuwerfen hat. Dieser Widerspruch aber zwischen dem natürlichen und dem positiven Gesetze ist immer verderblich, weil man, um Bürger zu werden, aufhören muß Mensch zu sein, oder, um Mensch zu bleiben, nicht als Bürger handeln darf. Das ist ein großes Gebrechen der Gesetzgebung, welche den Menschen mit dem Bürger in Widerspruch setzt und den einen durch den andern vernichtet. Die Beseitigung ähnlicher Widersprüche in der sächsischen Gesetzgebung wäre eine würdige Aufgabe für den sächsischen Landtag.

Für Pädagogen.

Der alte rohe Satz: man müsse die Jugend austoben lassen, birgt eine tiefe psychologische Wahrheit. Dies Austoben ist der Fermentationsproceß des Weins. Wer aber möchte wol den Wein verhindern, durch eine Fermentation ein Helles, Klares, Edles, Treffliches zu werden? 178.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Donnerstag, — Nr. 164. — 13. Juni 1833.

Darstellungen aus meinem Leben und aus meiner Zeit. Von Friedrich Karl von Strombeck. Zwei Theile. Braunschweig, Vieweg. 1833. 8. 2 Thlr. 8 Gr. *)

Auf dem Titel beider Theile findet der Leser das Motto aus Göthe's Schriften: „Was ich besitze, seh' ich wie im Weiten, und was verschwand, wird mir zu Wirklichkeiten", welches darauf hinweist, daß der Verf. die Schwierigkeiten schriftstellerischer Darstellungen, wie sie hier beabsichtigt werden, vollständig erwog. Je bedeutungsvoller eine Lebensbahn nach dem Standpunkte der Geburt, oder des Talentes, oder der Schicksalsverflechtungen, um so schwieriger ist die Stellung des Autobiographen, welche Herr von St. in diesem Werke unbezweifelt einnimmt, wenn er auch, nach S. VI der Vorrede, nur „Beiträge zur Geschichte des Lebens und Treibens seiner Zeit" verheißt. In einem Bekenntniß, welches er gleich folgen läßt, gesteht er, daß ihm die Foderungen seines sittlichen Gefühls höher stehen als Genügeleistung der rein geschichtlichen Aufgabe, wodurch grade dem autobiographischen Zwecke der Vorrang eingeräumt wird. Er sagt nämlich:

> Wie viel bedeutender würde ich diese (die Geschichte seiner Zeit) darzustellen vermocht haben, wenn ich rücksichtslos diejenigen ausgezeichnetern Personen geschildert hätte, mit denen ich in meinem langen Leben in Berührung gekommen bin! Wie manche Larve wäre ich im Stande gewesen abzuziehen! Wie wäre es mir ein Leichtes gewesen, vielmals historische Gerechtigkeit zu verwalten! Doch fand ich mich hierzu nicht berufen; auch hätte ich bei Einigen als kein völlig unparteiischer Richter erscheinen mögen. Meine Blätter sind harmlos, sie verletzen Niemand, sowie ich im Leben Niemand absichtlich verletzt habe.

Was mithin der Leser hier in historischer Beziehung verliert, gewinnt er in biographischer Hinsicht, indem sich der Verf. so ganz in gemüthlicher Eigenthümlichkeit ausspricht.

Die Hauptmomente der Lebensgeschichte des Herrn von St. können als bekannt angenommen werden (s. „Zeitgenossen", erste Reihe, Nr. 19; „Conversations-Lexikon"); sie erhalten durch vorliegende Darstellungen weitere Ausführung zum anmuthigen Lebensgemälde. In dem den Kinderjahren gewidmeten ersten Buche orientiren wir uns in dem Familienkreise und sehen den Verf. aufwachsen in Verhältnissen, welche ein Gegenbild zu jener trefflichen Schilderung Göthe's von seinem väterlichen Hause darbieten. Wir finden in Braunschweig die fast reichsstädtische, abgeschlossene, echt deutsche Eigenthümlichkeit des Bürgerthumes, welches hier um so interessanter hervortritt, da es sich neben einem glänzenden Fürstenhofe (besonders unter der Regierung des prachtliebenden Herzogs Karl) mehre Menschenalter hindurch erhielt und erst später, jedoch nicht spurlos unterging, als durch eine Verkettung verschuldeter und nicht verschuldeter Ereignisse Braunschweig mehr als irgend eine andere norddeutsche Stadt verlor. Von der Schule begleiten wir den heitern Erzähler zum damals berühmten Collegium Carolinum, wo er unter Commilitonen höhern Standes und aus verschiedenen Ländern Europas, ausgezeichnet durch Lernlust und Lernfähigkeit, wie durch Talent und Neigung zur freisinnigen Auffassung des socialen Lebens, den auffallenden Contrast schon sehen läßt, der zwischen ihm und seinem zwei Jahre jüngern Bruder Heinrich (zu Halberstadt verstorben den 30. März 1832, Verf. der bekannten Ergänzungen des preußischen Landrechts und der Gerichtsordnung, wie einiger anderer juridischer Schriften) stattfand. Diese mit heiterer Charaktermilde vereinigte Beachtung des äußern Lebens war Das, was dem jüngern Bruder mangelte und ihn zuletzt der alleinigen Herrschaft eines von trüben Phantasmen beängstigten Egoismus preisgab. Zur Universität Helmstedt wird v. St. begleitet von reger Liebe zur Wissenschaft und zur Poesie, welche durch die häusliche Verbindung mit dem gelehrten Professor Bruns und durch den ein Jahr später die Hochschule beziehenden Freund Hoyer neue Anregung findet, indeß er, durch sittliches Betragen den übrigen Professoren wohl empfohlen, in den angenehmsten Verhältnissen lebt. Treffend ist die Schilderung des berühmten Sonderlings Beireis, kindlich anmuthig sein Verhältniß zu einer kleinen lernbegierigen Schülerin. Auch Studentenunruhen (doch keine demagogischen) gibt es, denen St. durch einen Ritt in den Harz aus dem Wege geht, aber, der Abtrünnigkeit beschuldigt, Helmstedt bald nachher verläßt und in Göttingen für seine Studien reiche Nahrung, für das Herz desto weniger findet. Das Studium der Jurisprudenz wird eifrig, lernend und gleich

*) Vgl. eine kurze Mittheilung hierüber in Nr. 128 d. Bl. D. Red.

wieder lehrend, getrieben. Durch Letzteres bildet sich die Fertigkeit des mündlichen Vortrags aus. Auch die neuern Sprachen, besonders das Französische und Italienische, werden mit Lust betrieben, da eine Reise nach dem Orient über Italien zu den Lieblingsplanen des Jünglings gehört. Zuvor: ein Ausflug durch Sachsen, über Halle, Leipzig, Meißen und Dresden. Nach Beendigung des schönen, freien Studentenlebens (Ostern 1793) will der Aufenthalt in dem großen, von klösterlicher Ordnung und Alltäglichkeit beherrschten Vaterhause nicht gefallen. Unter dem Vorwande einer Reise nach Jena geht er über Nürnberg, Augsburg und Innsbruck nach Italien. Interessante Reiseskizzen, welche wieder an Göthe's „Mittheilungen" erinnern, wenn auch nicht auf dieselben verwiesen würde; besonders aus Venedig, wo bald die frühere Reisegefährtin, eine schöne Opernsängerin, bald eine mütterlich-traurliche Hauswirthin, bald das fast gefährliche Abenteuer einer Luftfahrt nach Chiozza angenehm unterhalten. Leider wird nach vierwöchentlichem Aufenthalte zu Venedig die Reise nicht fortgesetzt, sondern schnelle Rückfahrt beschlossen, da aus dem Vaterhause weder Briefe noch Geldsendungen anlangen. Ueber Triest, Laibach, Grätz wurde Wien erreicht, wo Geldmittel zu Gebote standen, und die Heimkehr in die Vaterstadt erfolgt in der Mitte des Octobers, wo den Halbentflohenen der Vater mit Güte, Mutter und Schwestern mit Zärtlichkeit empfangen. So endete eine Reise, die zum Oriente führen sollte, nicht ohne großen Nutzen für den Jüngling, denn er hatte unter vielseitigen Ansichten der Welt Selbständigkeit gewonnen. Fortschritte in Sprachen und Wissenschaften gediehen im Schutze glücklicher Häuslichkeit, welche bald bei muthig durchgesetzter Emancipation durch ehrenvolle Amtsstellung und glückliche Verheirathung das Uebergewicht bekommt über die Sehnsucht nach dem Oriente, die eine Anstellung bei der preußischen Gesandtschaft in Konstantinopel suchte. Dieser Zeit, von 1793—1808, wo v. St. als Assessor beim Hofgerichte zu Wolfenbüttel stand, dann als gandersheimscher Abteirath der Prinzessin Auguste von Braunschweig in die engern Zirkel des dortigen Hofes aufgenommen war, gehören seine ersten Uebersetzungsversuche aus dem Gebiete der erotischen römischen Poesie an. Hier wie überall interessante Portraitzeichnungen mit unverkennbarer Neigung, den Menschen die günstigste Seite abzugewinnen; ist aber, behufs der Treue, keine glänzende Beleuchtung auf die vorgeführten Personen zu werfen, so werden die Schatten doch nie unrein. Als Beispiel lassen wir den Verf. über den bekannten Bibliothekar Langer, den Freund Göthe's, reden:

Langer zeigte sich als den ersten aller Egoisten. Kaum und nur mit Umständen war für Fremde, oft selbst für seine Bekannte Zutritt zu ihm zu erlangen. Stets bei seinen griechischen Classikern sitzend und die Phrasen derselben mit den Leistungen der Lexikographen vergleichend, oder für die „Göttingischen Anzeigen" recensirend, hielt er jede Stunde für verloren, die er einem Fremden amtswegen als Bibliothekar aufzuopfern verpflichtet war. Gleich einer Festung war sein Haus verschlossen, und drang ja Jemand, der mit ihm literarische Geschäfte abzumachen hatte, bis zu ihm ein, so fand er einen Unzufriedenen, dem man es leicht ansah, wie leid es ihm that, auf eine Viertelstunde die Feder aus der Hand legen zu müssen. Von Trapp sprach er mit Hohn, weil dieser nicht sowie er in den Byzantinern bewandert war. Dieses Leben konnte er denn als unverheirathet in aller Ungestörtheit führen; und wie Jemand nur methodisch grob zu sein braucht, um seinen Eigenschaften vollständige Anerkennung zu verschaffen, so sah auch Langer die seinigen auf das Vollständigste selbst von fürstlichen Personen anerkannt. Seine Amtsgeschäfte als Bibliothekar verwaltete er mit der gewissenhaftesten Sorgfalt, auch fremden Gelehrten, die sich schriftlich an ihn wandten, die verlangte Auskunft gebend. Er war ein strenger Orthodox, überhaupt Vertheidiger alter Einrichtungen und Feind aller Neuerei. Man gab ihm Schuld, insgeheim gegen das schöne Geschlecht nicht gleichgültig zu sein und in dieser Beziehung sich nicht über Das, was Göthe von ihm berichtet hat, beklagen zu können. Dieses eingezogenen Lebens ungeachtet konnte man Langer genau kennen lernen. Er versehlte nämlich nicht, täglich zu einer gewissen Stunde seinen Spaziergang um den Wall zu machen. Hier schloß er sich gern an und machte aus seinem Innern nicht das geringste Hehl; er war die personificirte Ordnungsliebe. In seiner Kleidung hatte er seit seinen beigegeben Jahren, in denen ihn Göthe kannte, keine Veränderung getroffen; als ein lebendiges Bild einer frühern Zeit, sah man ihn im Sommer in einem gestreiften seidenen Hofrocke, frisirt und mit einem Haarbeutel, im Winter aber im Bisrocke mit einer Taille von den Länge, wie sie in den siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts nach dem neuesten Geschmacke gewesen war.

Veranlassungen zu gedrängten Reflexionen finden sich überall und werden meisterhaft benutzt. So führen die gandersheimschen Selbstverhältnisse zu der Bemerkung:

Wenn ein Minister Napoleon's durch einen Federstrich eine Provinz gewinnen konnte, so hat der Minister eines kleinen Fürsten oft den größten Aufwand von Genie und Kraft nöthig, um eine unbedeutende Grenzberichtigung zu bewirken. Dazu stand ich nun in Gandersheim als absoluter Geschäftsführer der Aebtissin ganz allein, ohne allen Beirath und belastet mit der ganzen Responsabilität meiner Handlungen. Dieses ist mir für das folgende Leben von eminentem Nutzen gewesen; ich gewöhnte mich auf diese Weise, selbständig zu handeln und zu schnellen Entschließungen und raschen Maßregeln nie in Verlegenheit zu sein.

(Der Beschluß folgt.)

Mittheilungen über Griechenland.*)

Nauplion, 2. April 1833.

Endlich hat seit einigen Wochen, nach dem kalten und regnichten Winter der Frühling sich hier einzustellen angefangen; doch sind die schönen Tage schon mehrmals durch stürmisches Wetter unterbrochen worden, und um Sonnenuntergang erheben sich gewöhnlich kalte Windstöße. Inzwischen erlaubt dies Wetter doch zu reisen, und ich komme eben von einem kleinen Ausfluge in die Gegenden südlich von Argos zurück, den ich in Gesellschaft zweier Freunde in der vorigen Woche gemacht habe. Ein günstiger Wind führte uns in nur zwei Stunden von hier über den Golf nach Astros. Dieser Ort liegt auf und an einem kleinen isolirten Felsenhügel, der sich mitten vor einer geräumigen fruchtbaren Ebene am flachen Meeresstrande erhebt. Die Ebene hinter ihm ist nach Norden durch ein hohes Gebirge, Gávitza (ἡ Σάβιτσα) begrenzt, gegen Süden durch eine andere Bergkette und einen Bergvorsprung, der sich vom Fuß der Berge bis an das Meer erstreckt, gegen Westen zieht sie sich mit in die Gebirge hinein und verengt sich zu dem Paße eines Flusses, der zwischen Astros und der Gávitza ins Meer fällt. Jener Felsenhügel wurde wegen seiner abgesonderten Lage bisher die Insel (το νησι) genannt; einige Häuser an seinem Fuße, wo

*) Vgl. Nr. 160 und 161 d. Bl. D. Red.

ein Landungsplatz (σκάλα) für Kalkia ist, Astros, und das ganze dahinter gelegene Thal die Ebene von Astros (ὁ κάμπος τοῦ Ἄστρους). Der Hauptort des Thales war aber ein großes Dorf, Hagios Joannes (in der gemeinen Aussprache Ἀγιάννης, sowie die Einwohner Ἀγιαννῖται), welches eine Stunde weit in die südlichen Gebirge hineinliegt und nach Landesweise am Fuß der Gebirge eine Colonie, die hagianitischen Kalybien, die hier ihre Winterwohnung haben. Nach dem Ausbruche der Revolution baute sich der Capitain Zaphiropulos, aus dem Thale gebürtig, auf dem Hügel am Meere eine feste Burg; unter ihrem Schutze siedelten sich mehre Hagianiten dort an, und so ist bereits ein kleines Städtchen, das heutige Astros entstanden, dem nur noch eine künstliche Hafenanlage zur Aufnahme von Handelsschiffen fehlt, um durch die Ausfuhr der Landesproducte sich zu größerer Blüte zu erheben.

Mit einem Briefe des Kapitani versehen, fanden wir auf der Burg bei seinem Bruder eine gastliche Aufnahme, und es gewährte uns ein eignes Vergnügen, aus dem europäisirten Nauplion uns plötzlich in solche mittelalterliche Zustände versetzt zu sehen. Hier gehören die Frauen noch nicht zur Gesellschaft; die Burgfrau zeigte sich blos bei unserer Ankunft, um uns das Eingemachte (γλυκὺ) und den Kaffee zur Bewillkommnung zu bringen, und dann erst am folgenden Tage bei unserer Abreise; übrigens waren wir mit den Männern allein. Von Alterthümern finden sich in Astros nur an einer Seite des Hügels Reste von altkyklopischen Befestigungsmauern aus gänzlich unbehauenen Felsstücken, ein wahres τεῖχος ἀργῶν λίθων, welche Benennung der Alten, z. B. auf die Mauer in Tyrins, nicht ganz paßt, deren Steine großentheils in einem gewissen Grade bearbeitet sind.

Von hier aus machten wir eine Wanderung nach den Ruinen eines festen Ortes, welche zwei Stunden weiter südlich auf einem Felsenhügel am Meere liegen. Der Weg führte durch die mit Oliven- und andern Fruchtbäumen, unter denen sich Weingärten finden, wohlangebaute Ebene, zwischen dem Fuß der südlichen Gebirge und dem oben erwähnten Binnensee hin. Dieser letztere, Mustos (ὁ Μουστός) genannt, entsteht aus mehren sehr starken Quellen halbsalzigen Wassers, welche unter dem Berge hervortreten, und ergießt sich durch verschiedene Mündungen ins Meer. Das hinter ihm sich öffnende Thal gehört schon zu dem Gebiete des Stammes der Tzákonen, von dessen alterthümlichem Dialekte Herr Hofrath Thiersch hier eine Grammatik gesammelt hat. Wir ließen zwei Ortschaften derselben, die karakovounisischen und die tzakonischen Kalybien zur Rechten und erreichten, nachdem wir auf den Schultern unsers Führers noch einen aus den tzakonischen Gebirgen kommenden Fluß passirt waren, den an seiner Mündung gelegenen Landungsplatz des h. Andreas. Ueber ihm erhebt sich ein Hügel, dessen Seiten mit den Ueberresten der Befestigungsmauern aus polygonen Steinen umgeben sind, und dessen dem Meere zugewandter Abhang mit Fundamenten von Häusern bedeckt ist. Man kann an mehren Stellen die alten Straßen verfolgen, welche nicht sehr breit, aber meistens geradlinig waren. Nach dem Umfange der Ruinen zu schließen, mag der Ort nicht über ein paar tausend Einwohner gehabt haben. Die Tradition der Eingeborenen behauptet, daß vor Alters das Meer den Hügel fast ganz umgeben und so einen Hafen gebildet habe; aber dies ist wenigstens in historischen Zeiten unmöglich, da bei einem so hohen Wasserstande auch die argeiische Ebene bis nahe an Argos überschwemmt sein würde, was seit dem mythischen Streite zwischen dem Poseidon und der Hera (Paus. II, 22, 5) nicht der Fall gewesen zu sein scheint.

Am folgenden Morgen gingen wir durch die Ebene nach dem Kloster Lukú (ἡ Λουκοῦ), das zwei Stunden weiter westlich, wo sich das Thal zu verengen anfängt, am Fuße des Berges liegt. Auch dieser Weg führt zum großen Theile durch Weingärten, welche zwischen den Oelbäumen vorzüglich gedeihen und den ausgezeichnetsten Wein hervorbringen, den ich bisher in Griechenland getrunken. Fast in jedem Rebenfelde steht eine Kelter, ein aus Steinen gemauertes, mit Stuck ausgesetztes Bassin, aus welchem der Wein in eine Art Cisterne abfließt. Dagegen fanden wir in dem ganzen Oelwalde nur eine zerstörte Kirche, während der Oelwald bei Athen mit Kirchen gefüllt ist, welche die Athenaier, noch jetzt wie vor Alters den Ruf der Frömmigkeit verdienend, den Heiligen geweiht haben, bald aus Dankbarkeit für eine reiche Ernte, bald als Bestechung, um ihrem Schutzheiligen seinen Segen abzuschmeicheln. In dem Kloster fanden wir einige interessante antike Reste, theils architektonische Gegenstände, Säulenreste und Capitäler verschiedener Art, theils Bruchstücke von Sculpturen. Diese Alterthümer werden unweit des Klosters auf einer kleinen, ebenen, mit Gebüsch und Bäumen bewachsenen Fläche gefunden, wenn die Bewohner der Umgegend dort nachgraben, um Steine und Ziegel zum Häuserbau hervorzuscharren. Mehre in den letztverflossenen Jahren auf diese Art gewonnene werthvolle Gegenstände sind im Museum auf Aigina. An einer Stelle, die der Abt uns anwies, ließen wir nur einen Schuh tief graben und stießen auf einen alten wohlerhaltenen Mosaik. Hier ist demnach noch Vieles zu erwarten. Doch ist es auffallend, daß noch keine Inschriften gefunden worden sind. Am Abende unterhielt uns der Abt mit sehr verständigen Gesprächen. Er sprach von der Nutzlosigkeit der Klöster und drückte den Wunsch aus, daß die Regierung alle aufheben möchte, um von ihren bedeutenden Gütern Schulen, Hospitäler und andere gemeinnützige Institute zu gründen. Unter der türkischen Herrschaft hätten die Klöster wenigstens den Unglücklichen, als Zufluchtsstätten gedient und die bejahrtern Mönche in den Dörfern Unterricht im Lesen und Schreiben gegeben; jetzt bedürfe man keiner Asyle mehr, die Bildung, welche die Mönche ertheilen könnten, reiche nicht mehr aus, und die Achtung vor ihrem Stande sei so gesunken, daß sich keine Novizen mehr meldeten als dann und wann ein fauler Bauer oder Hirt, der gern leben wolle, ohne selbst zu arbeiten. Daher stürben die Klöster nach und nach aus, und ihre großen Güter lägen unbenutzt da; wie denn sein Kloster, das wenigstens dreißig arbeitsame Familien ernähren könne, jetzt, ihn selbst eingeschlossen, nur drei Mönche zähle. Dies Alles sagte der wackere Mann aus voller Ueberzeugung und, so weit ich bis jetzt das Land kenne, mit voller Wahrheit. Die meisten Laien sehen vollends das Verhältniß der Klöster zum Staate mit denselben Augen an, und Sie können daraus entnehmen, wie es der Regierung fast nichts kosten wird als ein Gesetz, um Griechenland mit reichdotirten Unterrichtsanstalten zu versehen.

Von Lukú aus besuchten wir folgenden Tages den Berg Hellenikón (Ἑλληνικόν), der 1½ Stunde in südlicher Richtung ins Gebirge hineinliegt. Sein Gipfel, der eine geräumige Plattform bildet, ist mit ansehnlichen Resten starker Befestigungsmauern umgeben, die sich zum Theil doppelt übereinander erheben und mit runden und viereckigen Thürmen versehen waren. Das Innere zeigt aber nur verworrene Trümmerhaufen und, wie gewöhnlich in diesen Ruinen, eine Anzahl mit Stuck ausgefütterter Cisternen. Von der Art, wie die Halbgelehrten unter den Griechen, z. B. unser Abt und andere Leute im Thale, die alte Topographie ihres Landes studirten, können Sie sich daraus eine Vorstellung machen, daß man uns mit großem Ernste versicherte, der See Mustós sei die Lerna, und die Ruinen auf Hellenikón das alte Temenion. Ein anderer Herr erzählte mir noch heute, die Halbinsel auf der europäischen Seite der Dardanellen sei der taurische Chersones, und als Cyrus die Griechen bekriegen wollte, habe er über den Hellespont eine Brücke geschlagen.

Von Hellenikón kehrten wir zum Kloster zurück, ritten dann in nördlicher Richtung über das Thal, passirten den Fluß und erstiegen auf einem beschwerlichen steilen Wege, auf dem wir mehr als 1¼ Stunde zubrachten, die hohe Gáviza. An der Mitte des Bergabhanges fanden wir wieder die Reste einer kleinen befestigten Ortschaft. Vom Rücken des Berges hatten wir eine weite Aussicht südlich auf das Thal von Astros, das mit seinen Oel- und Fruchtbäumen und dem grünen Gebüsch, welches die einschließenden Höhen fast bis zum Gipfel bedeckt,

gegen die argeiische Ebene in ihrer jetzigen Verödung erfreulich absticht, und über dasselbe hinaus auf die hintereinander aufsteigenden Bergreihen bis zu dem beschneiten Thornax (dem jetzigen Malevo). Nach Norden blickten wir in das schmalere kynurische Thal hinunter. Dieser Bergkamm muß der Parnon sein und hier die Hermen gestanden haben, welche die Grenzen der Lakedaimonier gegen die Argeier und Tegeaten bezeichneten (Paus. II, 38, 7); ein zerstörter alter runder Thurm (*παλαιὸς πυργος*), aus polygonen Steinen gebaut, der einige Hundert Schritte westlich vom Wege steht, war vielleicht ein Wachtthurm einer dieser Völkerschaften gegen die andern. Von jenen Grenzmarken ausgehend, beginnt Pausanias (III, 10, 7) seine Beschreibung Lakonikas, und zwar läßt er unmittelbar *) auf sie den Eichenwald Skotitas folgen. Diesen hat Müller auf seiner Karte einer Stelle des Polybios (16, 37) zu Liebe zu weit westlich gesetzt; aber die Stelle des Polybios läßt sich recht gut mit dem Pausanias in Einklang bringen. Seine Angabe der Lage des Waldes: zwischen Tegea und Lakedaimon, ist allgemein zu fassen: zwischen den Gebieten beider Orte. Das dort erzählte Stratagem des Philopoimen war, einen Theil seines Heeres nach Sellasia vorauszuschicken, mit dem Reste aber später aufzubrechen und sich in der Gegend des Skotitas in einen Hinterhalt zu legen. Jene Vorausgeschickten hatten Befehl, den Feind anzugreifen und sich dann auf den Skotitas zurückzuziehen, um die Verfolger in die Falle zu locken, was auch gelang. Dazu ist es gar nicht nothwendig, vielleicht nicht einmal wahrscheinlich, daß der Wald, wo der Hinterhalt gelegt war, am geraden Wege von Tegea nach Sparta lag. Wenn nun so der Skotitas an die südwestlichen Abhänge des Gebirges Sávitza (des Parnon) zu setzen ist, so könnten die Ruinen bei Lukú vielleicht zum Heiligthum des Zeus Skotitas gehören, das dem Pausanias 10 Stadien links von seinem Wege lag. Dies ist aber ungefähr die Entfernung des Klosters vom Fuße des Berges.

(Der Beschluß folgt.)

*) *Ἰοῦσι δὲ ἀπὸ τῶν Ἑρμῶν ἐστιν ὁ τόπος οὗτος ἅπας δρυῶν πλήρης; κ. τ. ἑ.*

Faust. Eine Tragödie von Göthe. Fortgesetzt von J. D. Hoffmann. Leipzig, Lauffer. 1833. 8. 1 Thlr.

Nach so manchen fehlgeschlagenen Versuchen dieser Art noch wieder mit einer Fortsetzung des Göthe'schen „Faust" aufzutreten, zeugt, wenn nicht grade wieder das Gewöhnliche erstrebt werden soll, von Muth und einem Selbstvertrauen, das schon der wirklichen poetischen Kraft fast gleichzukommen scheint. In der That lernen wir bei diesem Unternehmen einen neuen Dichter von bedeutendem Talent kennen, der es nur bedauern läßt, daß er sich nicht gleich in einer selbständigern Aufgabe dem Publicum dargestellt hat. Mit dem Fortdichten und Hineindichten in fremde Schöpfungen ist es doch immer, selbst bei dem genialsten und productivsten Auffassen, eine mißliche Sache, und auf dem fortsetzenden Homeriden lastet immer das Vorurtheil, daß er nicht Homer sei. Herr J. D. Hoffmann hat sich zunächst der Form nach in Ton und Styl des Göthe'schen „Faust" sehr lebhaft hineinzuversetzen gewußt und in der Fortführung dieser Manier selbst ein so achtungswerthes Darstellungsvermögen beurkundet, wie es nur wenige der neuesten Dichter besitzen möchten. Hinsichtlich des geistigen Themas hat er jedoch das Gedicht auf einen ganz neuen und ihm eigenthümlich angehörigen Standpunkt gehoben und dadurch nicht nur die Fortsetzung, sondern auch gewissermaßen die Lösung jener großen vielfach verschlungenen Weltideen beabsichtigt, die in Göthe's „Faust" ihrer ursprünglichen Anlage zufolge eine nach ebenso viel verschiedenen Seiten hin gehende Entwickelung zulassen, als es verschiedene Individualitäten gibt, welche sich jener Ideen in sich bemächtigen. So dürfte sich vielleicht Jeder nach seiner persönlichen Gesinnung eine anders nuancirte Lösung des „Faust" und des in ihm ruhenden Weltkampfes erschaffen, sowie sich immer allgemeine Ideen in Jedem besonders modificirt abspiegeln; denn Göthe's Gedicht hat diese welthistorische Bedeutsamkeit erlangt, daß es zu einer allgemeinen Idee geworden ist, und in dieser Hinsicht ist es interessant, daß grade jetzt, wo aus dem Nachlaß des Dichters selbst der zweite und abschließende Theil des „Faust" mitgetheilt worden, ein anderer jüngerer Dichter ebenfalls mit einer nach seiner Weise unternommenen Lösung der Aufgabe hervortritt. Mit vielem Geist hat Herr Hoffmann besonders an dem Verhältniß des Faust zu Mephistopheles, als dem eigentlichen Weltdualismus des Ganzen, weitergestaltet und in der Entfädelung dieses Verhältnisses den sich gesteckten Zweck zu erreichen gesucht. Dieser Zweck ist kein anderer, als daß Faust durch die ihm inwohnende göttliche und unverlierbare Kraft allmälig seine Stellung zum Mephistopheles immer bedeutsamer ändert; das gute Princip bringt durch alle Nebel der Sünde zu dem letzten und unverrückbaren Ziel einer allgemeinen Weltversöhnung immer siegreicher durch, und der böse Geist, der sich schon eines Triumphes der Finsterniß freute, muß sehen, wie er getäuscht worden, und wie er nur im Dienste höherer und ihm unbewußter Absichten gewirkt hat. Faust betrügt den Mephistopheles um seine Seele, die endlich zum Anschauen der Gottheit gelangt. Mephistophiles hat ihm nur die „Leiter zum Himmel gehalten". Die Gottheit spricht in der Schlußscene, welche die Absichten des Ganzen zusammenfaßt, zu Beiden Folgendes:

Wer mich erschaut, der lernt in Kurzem viel; —
Noch wenig Worte will ich zu euch reden,
Denn viele Worte liebt die Gottheit nicht.
So geht denn hin von meinem Angesicht,
Und seid vereint, und wirket mit der Liebe,
In meinem Geist, an meinem ew'gen Werke.
Du, Faust, sei meines Geistes heil'ge Kraft,
Und mit der Lieb' erbaue meine Welt;
Du, Mephistopheles, stehst ihm zur Hand,
Denn ohne dich ist alles Leben todt;
Die Welle steigt und sinkt, so wogt das Leben. (Er segnet sie.)

Die allmäligen Stufengänge in Faust's Entwickelung werden in trefflichen, oft sehr originell erdachten Bildern vorübergeführt. Tragischer Witz, Ironie und die bewegteste, malerische Sprache der Leidenschaft stehen dem Verf. zu Gebote. Die originellsten Scenen sind, wo Faust sich selbst im Theater dargestellt sieht; ferner, wo er am heiligen Grabe umherwandelt und dort dem ewigen Juden begegnet. Doch nicht blos das Einzelne, die ganze Schöpfung bezeugt ein ernstes, tiefes Streben für Poesie, von der man herrliche Früchte zu erwarten berechtigt ist. **B.**

Literarische Notizen.

Nach dem Supplemente von Bent's „Literary advertiser" ist die Zahl der 1832 in London herausgekommenen Bücher 1180, Zeitschriften und neue Auflagen nicht gerechnet, und 80 mehr als 1831.

Eine neue Biographie W. Cowper's ist unter dem Titel: „The life of William Cowper, compiled from his correspondence and other authentic sources of information. Containing remarks on his writings and on the peculiarities of his interesting character, never before published. By *Thomas Taylor*" (London 1833), erschienen; Hayley's und Dr. Johnson's Werke über Cowper lieferten das Hauptmaterial und werden dadurch entbehrlich. Englische Blätter nennen dies Buch die einzige vollständige Biographie Cowper's. **S.**

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Freitag, — Nr. 165. — 14. Juni 1833.

Darstellungen aus meinem Leben und aus meiner Zeit. Von F. K. v. Strombeck. Zwei Theile.

(Beschluß aus Nr. 164.)

Je schneller das nähere Verhältniß zum braunschweigischen Herzogshofe mit der Unterjochung des Landes 1806 aufgelöst wurde, um so mehr möchte man bedauern, daß der gewiß über die interessanten Einzelheiten desselben genau unterrichtete Verf. in seinen Denkwürdigkeiten nicht ausführlicher bei demselben verweilt und eine vollständige Charakteristik der herzoglichen Familie unter Karl Wilhelm Ferdinand hier einwebt. Hielt ihn vielleicht davon zu große Vorsicht und Pietät ab? Der braunschweigische Hof hatte in damaliger Zeit, ungeachtet mancher Schattenseiten seiner Mitglieder, glänzende Vorzüge; auch der freimüthigste Erzähler hätte Vieles davon zu sagen, was grade gegenwärtig, wo Braunschweig die Wiederbildung eines Hofstaats erwartet, doppelt beachtungswerth sein müßte. Während man nach Mehrem verlangt, ist das Dargebotene um so dankenswerther. 1803 Reise nach Posen. Treffende Bemerkungen über die Ursachen, weshalb die Polen antipreußisch waren. Manche Hauptmotive bleiben unberührt, z. B. daß vom Anfange her die mit dem Organisationsgeschäfte Beauftragten zwischen halben Maßregeln schwankten; daß die nach Polen geschickten Verwaltungsbeamten mehrentheils Leute waren, welche dem neuen Berufe weder durch sittliche Haltung noch durch Fähigkeit gewachsen waren; daß sich viele altpreußische Collegien anrüchiger Mitglieder entledigten, welche in bedeutende Wirkungskreise nach Polen geschickt wurden; daß der Ton der Soldateska höchst verletzend war für den durch sein Unglück stolzer gewordenen Polen u. s. w. Auf der Rückreise über Berlin macht Herr von St. Bekanntschaft mit dem hochberühmten dortigen Arzt H*** und erzählt die empörende Behandlung, mit welcher er, der für seinen kranken Freund Hofer Rath erbitten wollte, von demselben abgefertigt wurde. Dergleichen Unsitte nimmt unter den Aerzten um so mehr zu, je mehr sie mit Adelsbriefen, Ordensschmuck, Diplomen und Ehrentiteln ausgestattet werden, wodurch sie an die komische Maske des alten Lustspiels erinnern. Im Frühling und Sommer 1805 eine Reise nach Paris.

Obgleich mit diesen Angaben noch nicht einmal am Ende des ersten Theiles der „Darstellungen", welcher viel Lesenswerthes aus der Unglücksperiode des braunschweigischen Herzogshauses (1806 u. 1807) enthält, brechen wir hier ab, um auf des Verf. Erzählung von der glücklichen Wendung, welche er den Angelegenheiten seiner Fürstin zu geben wußte, von der Errichtung des Königreiches Westfalen und von dem neuen Staats- und Hofleben zu Kassel zu verweisen. Er gehört nicht zu den unlautern Augenzeugen des letztern, die sich, besonders aus den höhern Ständen, zu dem neuen Königsthron drängten, um Hof- und Staatsämter zu erlangen, und welche die Wohlthat der Gewährung ihrer Bittstellung hinterher mit dem frechsten Undank lohnten, indem sie ihre aristokratische Legitimität den heimgekehrten angeborenen Regenten nicht besser darzulegen glaubten, als wenn sie mit Schmähungen auf den eingestürzten Thron wiesen. St. verschweigt nicht, was er dem westfälischen Staate verdankt, und kann darum mit freiem Griffel seine lehrreichen Berichte verzeichnen. Er bewährheitet auf jeder Seite das (Th. II, S. 110) abgelegte Bekenntniß:

Es ist mir stets ein eigenthümliches Vergnügen gewesen, mich mit den Zurücksetzungen oder gar Verfolgungen der Machthaber in Opposition zu setzen. Denn nichts ist in meinen Augen verächtlicher und niederträchtiger als das Betragen der Hofleute des Nero gegen den dem Tode geweihten Britannicus, als sie sich stets von der Seite der Hofsäle entfernten, wo sich der unglückliche Fürst hinbegab.

Ob diese hier selbst gestandene Eigenthümlichkeit, oder ob preiswürdige Freundestreue davon die Ursache ist: einige der vorgeführten Personen scheinen überschätzt zu sein; dagegen ist Niemand nachzuweisen, der mit einer notae macula bezeichnet ist und solche nicht vollständig verschuldet hätte, z. B. jener Graf Schulenburg-Kehnert, welcher, beiläufig gesagt, das reiche Benedictinerkloster Ringelheim im Hildesheimischen nicht, wie Th. II, S. 27, gesagt ist, vom Könige Friedrich Wilhem II., sondern vom jetzt regierenden Könige Friedrich Wilhelm III. zum Geschenk erhielt und damals, als Herr von St. Mitglied des westfälischen Staatsrathes wurde, längst aus demselben verabschiedet war. Die Geschichte des ersten westfälischen Reichstages erhält hier lehrreiche Beiträge; besonders ist aus der Erzählung der von den Ständen am 7. August 1808 durch Stimmenmehrheit ausgesprochenen Verwerfung eines Grundsteuergesetzentwurfes deutlich zu ersehen, wie gewöhnlich die ministerielle Handhabung stän-

discher Verhandlungen durch Leidenschaftlichkeit, hochfahrenden Stolz und Ungeschicklichkeit unglückselige Zwietracht hervorruft. Die Stände, an deren Spitze der würdige Redner Hofbauer allgemeines Lob erntete (nur nicht in den Coterien höfischer Speichellecker), verschuldeten nur Einen Mißgriff, daß, als der König ihrer Deputation die Versicherung gaben ließ: die unwürdige Rede des Staatsraths Malchus sollte mit Weglassung aller beleidigenden Stellen im „Moniteur" abgedruckt werden, sie nicht erwiderten: ihr einziges Gesuch ginge dahin, daß grade von den beleidigenden Stellen nicht Eine Sylbe weggelassen würde, denn dieses sei unumgänglich nothwendig, sie Angesichts der Mit- und Nachwelt zu rechtfertigen.

Wie tüchtig Herr von St. auf der Stelle zu repliciren wußte, davon folgende interessante Anekdote aus der Zeit seines Aufenthaltes zu Celle.

„Als ich dieser Einladung (des Marschalls Davoust) Gnüge leistend in seinem Salon erschien, so fand ich den Marschall genau in der Mitte desselben stehend, über die übrige Welt eine Kopfhöhe hervorragend und an Corpulenz sich vor Allen auszeichnend. Nachdem ich einen ziemlich nachlässigen Gegengruß empfangen, fuhr der große Held ungefähr folgendermaßen in einer unterbrochenen Rede fort: „Hier liegen offenbar die ärgsten Betrügereien zum Grunde, sie sollen abgestellt werden, dieses verlange ich durchaus. Durch diese kleine Stadt (Celle) sollen 65,000 Mann binnen drei Monaten marschirt sein! Ich sage Euch, dieses ist eine Unwahrheit und eine Prellerei. Ich müßte ein schlechter Generalgouverneur sein, wenn ich die Bewegungen der Truppen in meinem Gouvernement nicht kennte. Nicht 10,000 Mann sind durch Celle gekommen; mit dem Ueberschusse werden die Administrirten geprellt." Da ein ehrerbietiges Stillschweigen auf diese Apostrophe folgte, und mir meine niedergedonnerten Landsleute nahe gingen, so nahm ich mir die Erlaubniß, in den Zirkel zu treten und den Marschall ungefähr folgendermaßen anzureden: „Wenn Ew. Excellenz mir einen Augenblick Gehör schenken wollen, so hoffe ich aufzuklären, wie es zugegangen ist, daß sich die Truppen Sr. Majestät des Kaisers in unsern Mauern versechsfacht haben." „Sprecht, Herr Präsident", sagte der Marschall, „ich bin neugierig zu erfahren, wie Ihr das Räthsel lösen werdet." „Die Last der Einquartirung (fuhr ich fort) ist nur dann zu tragen, wenn sie möglichst gleichförmig vertheilt wird. Um diesen Zweck zu erreichen, wird die Last in Einheiten aufgelöst, nach denen die Berechnung geschieht. Eine solche Einheit ist das Quartier eines gemeinen Soldaten für Einen Tag. Wenn also hier ein Bataillon von 1000 Mann acht Tage bleibt, so sind dieses schon 8000 Mann geworden. Nun aber hat das Bataillon seine Offiziere und jeder nach seinem Grade einen numerischen Werth. Ein Lieutenant gilt vielleicht für 4, ein Capitain für 8, ein Obrist für 12 Mann, weil man annimmt, daß er seinem Wirthe so viel Kosten als ebenso viele Gemeine verursacht. Dieses vermehrt wieder die ideelle Zahl sehr bedeutend. Auf diese Art ist es unstreitig zugegangen, daß sich 10,000 zu Celle zu 60,000 Mann vermehrt haben." Die Mienen des Marschalls waren während meines Vortrages immer milder geworden; als ich nun geendet, sagte er mit vieler Gravität: „Ihr sprecht methodisch, Herr Präsident, wie ich es liebe und wie es auch Se. Kaiserliche und königliche Majestät gern hat. Ich habe Euch völlig begriffen. So wird die Sache zugegangen sein. Ja! ich muß jetzt gestehen, daß Eure deutsche Quartirungsmethode mir gefällt."

Mit Schonung geht Herr von St. über das schlechte Gesindel weg, welches nach dem Falle Westfalens ein Verbrechen daraus machte, zur Ausbildung preiswürdiger Institutionen mitgewirkt zu haben. Nach der Auflösung jenes Königreiches kehrt er nach Wolfenbüttel zurück und widmet mehre Mußejahre den mit verdientem Beifalle aufgenommenen Uebersetzungen römischer Geschichtschreiber, unter welchen Tacitus den ersten Rang behauptet. Bei seltener Vielseitigkeit eines mit trefflichen Kenntnissen ausgerüsteten Geistes wandte er sich gleichzeitig naturwissenschaftlichen, besonders geologischen Studien zu, deren Resultate er in der Bearbeitung der Breislak'schen Schriften niederlegte, während er sich für die Forschungen in diesem Felde zu Reisen nach Italien und Sicilien wie zu einer zweiten Reise nach Island rüstete. Plane, welche durch seine Berufung zum Minister beim moldischen Seits des gemeinschaftlichen Oberappellationsgerichtes zu Wolfenbüttel gestört wurden; doch auch die Ausflüge über die Weser in die Gegenden, „wo Hermann den Varus schlug", ins Harzbereich und später nach Pommern wurden ertragreich für Studien und Sammlungen.

Das vierte und letzte Buch enthält Bruchstücke aus dem Zeitabschnitte von 1814—30. Hinsichtlich der bedeutsamen Wirksamkeit des Herrn von St. bei den landschaftlichen Verhandlungen während der vormundschaftlichen Regierung Braunschweigs, aus welcher die erneuerte Landschaftsordnung vom 25. April 1820 hervorging, verweist es auf die von ihm herausgegebenen drei Hefte staatswissenschaftlicher Mittheilungen für die neueste Geschichte Braunschweigs, und besonders für die Charakteristik des seiner Laster halber vertriebenen Herzogs Karl enthält das Schlußfragment (S. 293 fg.) noch lesenswerthe Nachrichten.

61.

Mittheilungen über Griechenland.

(Beschluß aus Nr. 154.)

Der Weg von den Hermen ins kynurische Thal geht sehr steil hinunter. Dort, wo wir es betraten, eine starke Stunde vom Meere, ist es noch sehr schmal, macht aber bald eine kleine Biegung gegen Norden und erweitert sich dann ostwärts gegen die See hin. Durch dasselbe fließt der Tanos, ein kleines, 3—4 Schritte breites Flüßchen, aber nach einem in den Gebirgen gefallenen Regen so tief, daß wir erst eine Brücke suchen mußten, um ihn zu passiren; ein in Griechenland seltener Fall. Auf dem linken Ufer des Flusses fanden wir mehre Fundamente von Thürmen oder Gräbern und ein geräumiges, mit zertrümmerten Steinen und Ziegeln übersäetes Feld, nicht viel über 10 Stadien vom Meeresufer entfernt (Thukyd. 4, 57). Hier stand also Thyrea, der alte Zankapfel zwischen Argeiern und Lakedaimoniern; hier war die Stelle, wo 300 auserlesene Krieger aus beiden Stämmen, um den Besitz des streitigen Thales kämpfend, sich gegenseitig den Tod gaben, ohne daß durch dieses Opfer der Zwist geschlichtet wurde (Herod. 1, 82). Das mit Blut gedrängte Ländchen ist jetzt verödet; an die Stelle einer Stadt und dreier blühenden Ortschaften sind einige zerstreute Hütten getreten, die nicht einmal den Namen von Dörfern verdienen.

Gowie Kynuria auf der Südseite durch die Sawitza begrenzt ist, wird es auf der Nordseite durch einen andern niedrigern Berg von der argeischen Ebene geschieden, zwischen dessen Fuße und dem Meeresufer ein Raum von nur etwa 500 Schritten bleibt. Unter einer Felsplatte unmittelbar am Fuße des Berges, auf welcher die Wagengeleise einer alten Fahrstraße sichtbar sind, tritt aus 7—8 Oeffnungen ein Bach hervor, der

sich bald zu einem kleinen, rings mit Schilf, Binsen und Kräutern (Paus. II, 37, 5) umwachsenen See von 100 Schritten Umfang erweitert und dann bis an das Meer hin einen Sumpf bildet, durch den sein ursprünglicher Abfluß gewesen zu sein scheint. Dieser Sumpf ist aber in neuern Zeiten mit Dämmen und Mauern eingefaßt und so das Wasser genöthigt worden, durch einen einzigen Kanal abzufließen, welcher fünf Mühlen treibt, die zwischen dem Sumpfe und dem Meere gebaut sind. Von diesen hat der Ort seinen heutigen Namen: οἱ Μύλοι oder τοῦ Μύλου.

Der Berg über den Mühlen, der fast ganz aus nackten Kalkfelsen besteht, ist kein anderer als der Pontinos des Pausanias (II, 36, 7), auf dem man zu seiner Zeit die Ruinen eines Tempels der Athene Saitis und die Fundamente der Burg des Hippomedon sah, die jetzt von den ausgedehnten Ruinen eines mittelalterlichen — venetianischen oder genuesischen — Schlosses überdeckt sind. Auf ihn paßt, was Pausanias von dem Pontinos erzählt; der nackte, durstige Kalkfels trinkt das Regenwasser ein, und man sieht daher an den Seiten dieses Berges nicht, wie gewöhnlich an den Bergen in Griechenland, die Betten der Gießbäche, in welchen der Regen abfließt. Einige Hundert Schritte nördlich von den Mühlen tritt unter der Nordostseite des Berges wieder eine starke Quelle hervor, die einen Bach bildet, der sich in das nahe Meer ergießt. Dies ist der Fluß Pontinos, der auf der einen Seite den heiligen Platanenhain begrenzte (Paus. II, 38, 1), welcher auf der andern Seite bis an den Fluß Amymone reichte. Die Amymone ist demnach der zuerst erwähnte Bach, der unter einer Felsplatte hervortritt, und das Bassin, zu dem er sich erweitert, der alkyonische See des Pausanias. Das äußere Ansehen desselben ist noch ganz, wie es der Vater der Reisebeschreiber schildert, und die Tradition von seiner bodenlosen Tiefe hat sich bis heute erhalten; vor einigen Jahren soll man mit dem Senkblei eines griechischen Schiffes vergebens Grund gesucht haben. Der alkyonische See aber und der lernaïsche *) sind einer und derselbe. Daß die Quelle oder der Fluß Amymone und der lernaïsche See dasselbe sind, beweisen mehre Stellen der Alten, z. B. Hyginus Fab. 169, und Pausanias selbst: V, 17, 4 und II, 37, 4, wo er die Hydra in der Amymone leben und getödtet werden läßt; und daß der alkyonische See einerlei ist mit dem durch die Amymone gebildeten Bassin, habe ich Ihnen eben durch Vergleichung der Oertlichkeit mit der Beschreibung des Pausanias gezeigt. Dazu kommt noch, daß dieser Reisende, obgleich er die Gegend von Lerna umständlich beschreibt, keinen andern See dort erwähnt als den alkyonischen, und daß die Eingeborenen aufs Bestimmteste versichern, von den Mühlen bis Argos finde sich in der Ebene kein anderer See oder Sumpf als eben der bei den Mühlen. Ich hätte diese Gegend gern selbst näher untersucht, aber dazu ist eine trocknere Jahrezeit nöthig, da jetzt vom kürzlich gefallenen Regen noch mehre der niedrig gelegenen Felder in Pfützen verwandelt waren. Das ist aber auf jeden Fall falsch, wenn Gell („Itiner." S. 176) die Lerna aus dem Zusammenfluß des Phrixos und Erasinos entstehen läßt, die sich vielmehr zwischen der Lerna und Temenion ins Meer münden (nach Paus. II, 38, 1), und wenn Müller auf seiner Karte in diesen gewaltigen See von dem Umfang einer Meile auch noch den Pontinos sich ergießen läßt.

Auf der Südseite des alkyonischen Sees ist eine kleine Erhöhung mit einigen alten Quadern. Hier stand vielleicht das Bild der Aphrodite am Meere. Zwischen dem See und dem Flüßchen Pontinos, wo der heilige Platanenhain stand, findet man am Ufer verschiedene Fundamente, sowie auch einige Säulenreste aus Perites, mit Stuck überzogen, in welchem die Cannelirungen geformt sind. Sie gehörten vermuthlich zu einem der Heiligthümer. Der Platanenhain ist gänzlich verschwunden; eine einzige Cypresse steht an seiner Stelle und blickt trauernd auf die gesunkene Herrlichkeit der in so vielen Mythen gefeierten Gegend herunter.

Von den Mühlen nach Argos nahmen wir den Weg mitten durch die Ebene und kamen nach einer halben Stunde zu einer Kirche des heil. Demetrios mit alten Quadern und Säulenresten; vielleicht auf der Stelle des von Pausanias (II, 36, 7) erwähnten Peribolos, wo Pluton mit der geraubten Tochter der Demeter in die Unterwelt hinabgestiegen sein soll. In der Nähe sind ein paar ausgetrocknete Wasserläufe; doch wage ich nicht zu entscheiden, ob sie der Cheimarros und der Phrixos des Pausanias sind. Wir wandten uns jetzt links, an den Fuß der Gebirge, um zu der Quelle des Erasinos zu kommen, die jetzt Kephalari heißt. Hier springt der Fuß des Berges Chaon (Paus. II, 24, 7) ein wenig in die Ebene vor und endigt in einer fast senkrechten Felswand. Unter ihr tritt der Erasinos aus einer ziemlich schmalen Oeffnung hervor, die aber eine ansehnliche Tiefe haben muß, da der Fluß gleich, nachdem er einen kleinen Fall gebildet, sich in mehre zur Treibung von Mühlen und Bewässerung der Felder angelegte Kanäle theilt und eine für diese Gegenden höchst beträchtliche Wassermasse entwickelt. Die Griechen haben bis heute die Tradition bewahrt, daß dieser Fluß aus dem See Zarakka (dem stymphalischen) komme. Ueber der Quelle öffnen sich in der Felswand zwei geräumige Höhlen, von denen die eine ein Kapellchen enthält, die zweite mehren Familien zum Obdache dient. Vermuthlich ergoß sich der Fluß früher durch diese Höhlen, bis er sich einen tiefer gelegenen Kanal durch den Felsen gegraben. Von Alterthümern (Altären, Nischen, Inschriften, wie sie sich in der Nymphengrotte bei Vari finden) enthalten dieselben nichts. Doch wurden die Opfer zu Ehren des Dionysos und Pan, deren Pausanias bei der Quelle des Erasinos erwähnt, wahrscheinlich in den Höhlen dargebracht.

Der Weg von hier nach Argos geht am Fuß der Berge hin. Rechts an der Straße, zwischen den Bergen Chaon und Lykone, ist ein altes Fundament, da wo Pausanias (II, 24, 6) einen Tempel der Artemis erwähnt. Auf der Lykone sollen ebenfalls noch einige Trümmer die Stelle des Heiligthums der Artemis Orthia bezeichnen. Die Cypressen aber, die den Berg bekleideten, sind verschwunden.

Am folgenden Morgen führte uns Graf F. von Argos über die Quelle des Erasinos zurück und noch eine halbe Stunde südwestlich am Fuße des Chaon hin zu einem Monumente, das er Tags vorher besucht hatte. Hier stehen auf einer kleinen Anhöhe die Ruinen eines viereckigen Gebäudes, das gegen 50 Schuh Länge und gegen 40 Schuh Breite hat. Auf einem Sockel von etwa 8 Schuh Dicke, der aber nur 1—2 Schuh aus der Erde hervorragt, erheben sich Mauern aus polygonen Steinen, deren innere Seiten senkrecht sind, während die äußern pyramidenartig zurücktreten. Sie sind jetzt nur bis zu einer Höhe von 8—10 Schuh erhalten, wo ihre Dicke noch etwa 2 Schuh beträgt; verlängert man aber in Gedanken die schrägen äußern Seiten, so bilden sie eine Pyramide mit abgestumpfter Spitze, und nach der Berechnung eines Architekten war der Unterbau stark genug, um eine solche Decke tragen zu können. Die Steine sind nicht, wie sonst bei dieser sogenannten kyklopischen oder althellenischen Bauart gewöhnlich, blos aufeinandergelegt und nach ihrer verschiedenen Gestalt sorgsam zusammengefügt, sondern mit Kalkmörtel verbunden. Auf der Ostseite ist eine Ecke der Pyramide in einem rechten Winkel ausgeschnitten, und hier führt eine Thüröffnung von 3 Schuh Breite, an deren einer Seite man noch in den Steinen die Löcher bemerkt, in welche die Riegel faßten, in einen ebenso breiten Gang, aus welchem eine andere Thüre durch eine Zwischenmauer in den innern Raum des Gebäudes führt, der eine Kammer von 23—24 Schuh ins Gevierte bildet. Dies Monument kann nicht wohl ein anderes sein als eins der Grabmäler (πολυάνδρεα), welche Pausanias (II, 24, 8) am Wege nach Tegea kurz nach dem Uebergange über die Quellen des

*) Strabon 8, S. 368 und 371 nennt den Fluß und den See selbst ἡ Λέρνη. Pausanias aber (II, 15, 5; 24, 3; 36, 6; 38, 1) gebraucht ἡ Λέρνα nur als Bezeichnung der ganzen Gegend.

Eraſinos erwähnt zu Ehren der in einer ſiegreichen Schlacht gegen die Lakedaimonier bei Hyſiai gefallenen Argeier. Pyramidenförmig war auch ein Grabmal am Wege von Argos nach Epidauros zum Andenken der in einem Kampfe zwiſchen Proitos und Akriſios Gebliebenen (Pauſ. II, 25, 6). Wenn der Ausdruck des Pauſanias an der erſtern Stelle mehre ſolcher Monumente (πολυάνδρια) anzudeuten ſcheint, ſo iſt das Verſchwinden der übrigen leicht zu erklären, denn wenige Schritte von der Pyramide ſahen wir einen Kalkofen, und ein Hirt erzählte uns, dort pflege man aus den Steinen des Palaiókaſtro Kalk zu brennen. Weiter ſüdweſtlich von dem Grabmale auf einer niedriger gelegenen Fläche (καταβάντος ἐς τὸ χθαμαλώτερον) finden ſich einige Fundamente, Quadern und viele Bruchſtücke von Ziegeln, die zu den Ruinen von Hyſiai gehören mögen, welche Stadt weiter weſtlich gegen die Gebirge hin lag, als ſie auf Müller's Charte angeſetzt iſt.

Zu Dem, was ich Ihnen kürzlich über Argos geſchrieben, muß ich noch hinzuſetzen, daß ich jetzt ſchon gegen ein Dutzend Basreliefs am Burgfelſen kenne, von welchen allen aber außer den Umriſſen einiger Figuren wenig mehr zu erkennen iſt. Auch findet ſich auf der Oſtſeite der Stadt noch ein Stück Mauer von mehr als 12 Fuß Höhe und von derſelben Dicke und Bauart wie die Reſte der Stadtmauer am Burgfelſen, alſo vermuthlich zu ihr gehörig. Als eine Merkwürdigkeit erzählte man uns, daß der Inachos, deſſen Bette man gewöhnlich trockenen Fußes paſſirt, vor einigen Tagen nach einem Regenguſſe ſo angeſchwollen ſei, daß ein Wagen in der Fuhrt umgeworfen habe. Alſo ganz wie Pauſanias (II, 15, 5) berichtet. 125.

Des Grafen Leopardi von Rimini Geſprächsbüchlein. (Dialoghetti genannt.) Aus dem Italieniſchen überſetzt. Ein liberaler Katechismus für ſehr viele Servile. Regensburg, Puſtet. 1832. Gr. 12. 9 Gr.

Dieſes Büchelchen, welches den Enthuſiaſten unter den Liberalen, Denen, welche Alles im roſigen Scheine einer jugendlichen Phantaſie erblicken, den Splitter in des Gegners Augen ſchnell bemerken, aber den Balken im eignen leicht überſehen, keineswegs gefallen wird, enthält Geſpräche über die Gegenſtände und Angelegenheiten des Tages im Jahre 1831. Die Perſonen, welche die Tagesintereſſen untereinander beſprechen, ſind Europa, erſchrockene Mutter; Italien, hinfällige Tochter; Frankreich, rückfällige detto; Gerechtigkeit, mit dem Fliegenwedel; Reſtauration, fallirte Kartenfabrikantin; Menſchenverſtand, ein Ultra; Freiheit, eine Häteriſtin; Türke, ein Türkenfreund; Politik, verlegener Politicus; Teufel, ein Ofenheizer; Napoleon, ein Ofenhocker; Franzoſen genug durchs Kamin (!); Welt, kranke Kriegsſupplicantin; Krieg, auf dem Kriegsfuß entſchlafener Stützelfuß; Mäßigung, verblüffte Modepuppe der Nichtintervention; Legitimität, emigrirter Karliſt in Ruheſtand; die Reiſe ins Land der Conſtitution und Conſtipation (Drama von heute für morgen); Doctor, ein Carbonaro; Policinell, Macaronifreſſer; Finanz, ein Mauthbeamter; Conſcription, Kind der Liebe; Freie Preſſe, eine Hebamme; Kunſt, ein Malcontent; Handel, ein Patient; Grundbeſitzer, Inſolvent; Todtengräber, Wegweiſer; Profeſſor, ein Profeſſor; Erfahrung, hinkende Botin von Hambach. Als Zugabe bekommen wir noch drei Geſpräche: zwiſchen Voltaire und Lafayette über die letzten Dinge, zwiſchen einem Liberalen und Banditen über Principien in der Klemme, zwiſchen einer Chriſtin und einer Denkgläubigen über Eheemancipation. Daß es dieſer Geſellſchaft an intereſſantem und pikantem Stoff zur Unterhaltung nicht fehlen wird, läßt ſich denken. Der Verf. hat die Berührungspunkte geſchickt zu benutzen gewußt und behandelt ſeine Gegenſtände mit geſundem Sinn, durchdringendem Scharfſinn und nicht ohne kernigen Witz, Geiſt und Kraft. Er ſteht auf einem ziemlich unabhängigen Standpunkte, iſt ein ſcharfer Beobachter ſeiner Zeit und theilt blutige Geiſſelhiebe nach der Rechten und Linken aus, wo nur immer eine Thorheit oder Schlechtigkeit hervortaucht. Obwol es ziemlich natürlich war, daß in jetziger Zeit auf die liberalen Ideen, als etwas mit neuer Ueppigkeit Hervorſchießendes, die meiſten Hiebe fallen mußten, ſo ſchont doch auch der Verf. die abſolaten Mächte keineswegs. Allein nichtsdeſtoweniger iſt auch dieſer kühle Beobachter wieder ein Beweis, daß gänzliche Parteiloſigkeit eine dem Sterblichen nicht verliehene Eigenſchaft iſt, denn eine gewiſſe Hinneigung zum Abſolutismus, eine gewiſſe Animoſität vornehmlich gegen die herrſchenden Ideen der Zeit und gegen das Princip der Bewegung läßt ſich bei ihm nicht verkennen und thut ſeiner Wahrheitsliebe nicht ſelten Eintrag. Dieſe Parteilichkeit ſowol, welche den Verf. oft weitab von dem ſichern Gebiet der Wahrheit führt, als das ſchonungsloſe Herabziehen mancher, jedem edeln Menſchen heiligen Sache müſſen wir tadeln, dagegen die Unerſchrockenheit loben, mit welcher der Verf. dem Vorurtheil und der phyſiſchen Macht entgegentritt. Die ziemlich wäſſerige Vorrede, welche ein Geſpräch zwiſchen dem Schriftſteller und Buchdrucker enthält und blos gedruckt iſt, damit eine nöthig gewordene neue Ausgabe des Werkchens nicht ganz unverändert erſcheine, iſt ganz müßig. Wir hätten ſie dem Verf. gern geſchenkt und ſein Werkchen lieber unverändert als mit dieſer Zugabe geziert empfangen.

Um den Leſer in den Stand zu ſetzen, über den Geiſt, welcher in dem Werkchen weht, ein eignes Urtheil zu fällen, theilen wir ihm einen Theil des Geſprächs zwiſchen einem Franzoſen und Napoleon mit. S. 61 fg. heißt es:

„Napoleon. Guten Morgen! Wie geht's in Frankreich?

Der Franzoſe. Wir haben wieder eine Revolution gemacht. Karl X. iſt herunter, und Louis Philipp ſitzt auf dem Throne.

Nap. Tölpel! Wenn ihr einen König haben mußtet, ſo war der euere der beſte von allen.

Franz. Karl X. hatte aber die Charte verletzt.

Nap. Das glaube ich nicht; übrigens iſt ein König Herr der Charte und alles Andern.

Franz. Das ſind die Worte des Despotismus.

Nap. Keineswegs, es ſind die Worte der Nothwendigkeit, welche die Beherrſcherin aller Könige wie aller Reiche iſt. Die Pflicht des Chirurgen beſteht darin, daß er ſeinen Kranken heile, und darum ſchneidet er ihm im betreffenden Falle den Arm oder das Bein ab. So iſt es auch die Pflicht des Königs, ſein Volk gut zu regieren, und dieſer Pflicht gegenüber ſind alle Charten eitel Staub und Rauch.

Franz. So wäre alſo die Treue im Worthalten — — —

Nap. Sie iſt wechſelſeitig oder gar nichts. In jedem Augenblicke brechen die Völker ihre Treue, verſchwören ſich gegen ihre Fürſten, trachten ihnen nach dem Leben, und dennoch ſollen die Könige überall und immer durch einen Papierlappen gebunden und gefeſſelt bleiben! Das iſt purer Wahnſinn."

Ei! Ei! Herr Verf. Das klingt denn doch ſelbſt im Munde des Napoleon ein bischen zu arg! 169.

Literariſche Notizen.

Von Landon's „Annales du musée et de l'école moderne des beaux arts" iſt der erſte Band der zweiten gänzlich umgearbeiteten und vermehrten Ausgabe erſchienen.

Batout, Oberbibliothekar des Königs, gibt eine „Histoire du Palais royal" heraus, die aus 12 Lieferungen in Folio beſtehen wird. Die erſte und zweite ſind bereits erſchienen.

Hr. von Montvéran hat ein „Essai du statistique raisonnée sur les colonies européennes des tropiques et sur les questions coloniales" herausgegeben. 9.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonnabend, — Nr. 166. — 15. Juni 1833.

Kaspar Hauser, ein psychologisches Nachtstück.

Resultate der neuesten Mittheilungen über ihn.*)

Die Geschichte des heimatlosen Kaspar Hauser hat neuerdings durch die Mittheilungen über seine wunderbaren Bildungs- und Entwickelungsverhältnisse von vielen Seiten her an frischem und beziehungsreichem Interesse gewonnen. Sein räthselhaftes Geschick, das ihn bald zum Stoff für eine Criminaltragödie, bald zum Helden eines abenteuerlichen Lebensromans, bald zum Normalgegenstand homöopathischer Heilversuche oder zu einem Phänomen des animalischen Magnetismus ausersehen zu haben schien, läßt ihn endlich noch hinsichtlich der psychologischen Bedeutung seiner Erscheinung als die wundersam-tiefsinnige Sphinx der neuesten Zeit auftreten, welche uns die Fragen vorlegt, die den Menschen selbst bedeuten. In der That, wen ergriffe nicht Kaspar Hauser, — gewissermaßen „das einzige Geschöpf seiner Gattung", wie ihn Feuerbach treffend bezeichnet — durch die von dem Loos aller andern Sterblichen abweichenden Schicksale seiner menschlichen Entwickelung, oder man könnte sagen, seiner verspäteten Menschwerdung, mit grauenhaft-sinnreichen Mahnungen und Aufschlüssen über die Nachtseite des Seelenlebens und die geheimsten innern Beziehungen der menschlichen Natur? Als Criminalgeschichte hat sich Hauser's Lebensschicksal im Interesse des Publicums bereits überlebt, obwol Schmidt von Lübeck in einem kürzlich erschienenen zweiten Heft seiner Mittheilungen über Kaspar Hauser noch manche schätzbare Lichtblicke und Andeutungen zur Erforschung des darüber waltenden tiefen Dunkels gegeben, und Feuerbach aus den, wenn wir nicht irren, zum Theil von ihm selbst geführten Untersuchungsacten in seiner bekannten Schrift Winke fallen ließ, welche die Sache in eine nur immer räthselhaftere Verschleierung hüllen. In dieser Schrift („Kaspar Hauser, Beispiel eines Verbrechens am Seelenleben des Menschen", Ansbach, 1832), welche in einer wahrhaft classischen Darstellung ein vollständiges Charaktergemälde von Kaspar Hauser's innern und äußern Verhältnissen entwirft, findet sich zwar die Andeutung, daß die bisher aufgewandten Mittel der Justiz keineswegs ohne allen Erfolg der Entdeckung geblieben, aber zugleich folgende auffallende Aeußerung:

Dem Arme der bürgerlichen Gerechtigkeit sind nicht alle Fernen, noch alle Tiefen und Höhen erreichbar, und bezüglich mancher Orte, hinter welchen sie den Riesen eines solchen Verbrechens zu suchen Gründe hat, müßte sie, um bis zu ihm vorzudringen, über Josua's Schlachthörner, oder wenigstens über Oberon's Horn gebieten können, um die mit Flegeln bewehrten hochgewaltigen Kolossen, die vor goldenen Burgthoren Wache stehen und so hageldicht dreschen, daß zwischen Schlag und Schlag sich unzerknickt kein Lichtstrahl drängen mag — für einige Zeit in ohnmächtige Ruhe zu bannen.

Doch was verübt die schwarze Mitternacht,
Wird endlich, wenn es tagt, ans Sonnenlicht gebracht.

Man kann nicht leugnen, daß durch diese Andeutung jene abenteuerlichen Zeitungsgerüchte wieder einiges Gewicht erlangen, welche den nürnberger Findling, nachdem ihn die allgemeine Theilnahme zum Kinde von Europa gemacht, seiner Geburt nach zu einem Sohne Napoleon's oder zu einem andern verstoßenen Abkömmling fürstlichen Geschlechts erhoben, und man muß mit Schmidt von Lübeck („Ueber Kaspar Hauser", Heft 2, S. 30) gestehen, daß es nun nicht mehr ganz in die Romantik gehören würde, wenn man, durch alle diese Andeutungen geleitet, den ersten Act des Hauser'schen Dramas in Wien spielen ließe, den zweiten in Ungarn, den dritten in Nürnberg, den vierten in England und den fünften in Paris. Wenn wir jedoch die Aussicht auf den fünften Act dahingestellt sein lassen wollen, so scheint wenigstens der vierte darunter für Kaspar Hauser selbst ein heilbringendes Ereigniß werden zu wollen, da ihn bekanntlich Lord Stanhope (ein Sohn des berühmten Parlamentsredners Charles Stanhope und ein Schwestersohn des Ministers Pitt) seit dem Januar 1832 in Ansbach zu seinem Pflegesohn angenommen und ihn vielleicht bald übers Meer nach England hinüberführen wird, von welcher Veränderung sich seine Freunde eine freiere und glücklichere Entfaltung für ihn versprechen, da sich nicht leugnen läßt, daß hinsichtlich der Art und Weise, wie Hauser in dem, wennschon wohlwollenden Nürnberg behandelt worden, manche nachtheilige Misgriffe seiner geistigen und körperlichen Bildung geschadet haben mögen.

Wenn man von dem Criminalinteresse wegsieht, dessen völlige Aufhellung wol kaum noch zu erwarten, so steht in Kaspar Hauser's Erscheinung noch die Seite der

*) Es ist zwar schon mehrfach über Hauser und die ihn betreffenden Schriften in d. Bl. die Rede gewesen, wir glauben aber doch, daß der nachfolgende Aufsatz, womit wir die Mittheilungen über Hauser beschließen, mit Interesse gelesen werden wird. D. Red.

physiologischen und vor Allen der Seelenphänomene da, die stets merkwürdig bleiben wird und die Aufmerksamkeit des forschenden Beobachters in hohem Grade in Anspruch nimmt. Durch das entsetzliche Schicksal dieses Jünglings ist gewissermaßen eine neue Kategorie in das moderne Strafrecht gebracht worden, nämlich das „Verbrechen am Seelenleben des Menschen", und Feuerbach hat es in seiner gedachten Schrift (s. S. 56 fg.) vortrefflich an diesem Beispiel anschaulich gemacht, wie durch widerrechtliche, den Unglücklichen im Zustande der Thierheit fesselnde Gefangenhaltung an seiner höhern geistigen Natur ein Frevel vollbracht worden, welcher durch die ihn begleitenden Umstände den in den Strafgesetzbüchern gewöhnlich vorkommenden Begriff des Verbrechens der bloßen „widerrechtlichen Gefangenhaltung" noch beiweitem an Strafwürdigkeit überragen sollte. Das an ihm begangene Verbrechen steht jedoch beispiellos in der Geschichte der Menschheit da, und so sehen wir, daß bisher noch von keinem Gesetzgeber in irgend einem Lande oder bei irgend einem Volke ein Fall dieser Art, wo es auf die geistige Verwüstung eines Menschenlebens abgesehen, in seinem ganzen Umfange berücksichtigt worden ist. Die Verruchtheit, welche auf ihrer höchsten Stufe ein menschliches Dasein doch nur zerstören zu können schien, zeigt sich an einem Beispiel wie Hauser noch um einen Grad höher, indem sie hier eine erst im Werke stehende Entfaltung zum menschlichen Dasein, die Entfaltung der menschlichen Natur aus der Wildheit und Verlorenheit ihres ursprünglichen Thierschlummers, gehindert und untergraben hat, indem sie den Schöpfer um die Bestimmung seines Geschöpfes betrog und das Geschöpf sogar um die erste Bedeutung seiner Existenz, welche die ist, sich selbst kennen zu lernen. So mochte der arme Hauser länger als ein Jahrzehend in seinem unterirdischen engen Loche gelegen haben, wo ihm selbst das Phänomen des gewöhnlichen Tageslichtes, in dem jeder Wurm sich froher regt, unbekannt blieb, und die Zeit, die er vor seiner Einsperrung vielleicht frei zugebracht, muß so kurz und von so geringen Eindrücken für ihn gewesen sein, daß er sie während der Jahre seiner Haft gänzlich wieder zu vergessen vermochte. Der Genius der Kindheit ging an ihm vorüber, ohne ihn zu rufen und ohne weder am Lernen noch am Spielen die edlern menschlichen Kräfte in ihm zu erwecken; und das physische Jünglingsalter brach ihm an, aber Hauser, von sich und der Welt nichts wissend noch ahnend, war weder Kind noch Jüngling gewesen, sondern er hatte, in dumpfer Bewußtlosigkeit mit seiner Kerkerumgebung verwachsen, wie die träge Schnecke mit ihrem Gehäuse, den Entwickelungsfrühling des Lebens verschlafen, nicht einmal *verträumt*; denn um Träume zu haben, dazu gehört Leben zu haben und Lebenserinnerungen, und es bewies sich später, daß Hauser, als er schon einige Zeit in Nürnberg war, zum ersten Mal dort einen Traum hatte.

Aber endlich schlug die Stunde, wo er seinen langen Verpuppungszustand von sich abschütteln sollte, um die gefangengehaltene Psyche ausflattern zu lassen. Wahrscheinlich begann sich die Naturkraft in ihm immer mächtiger zu regen; er fing an unbändig und unruhig zu werden in seinem engen Gefängniß, und es mußte seinen Feinden, die ihn eingekerkert hielten, gefährlich erscheinen sein, ihn noch länger zu verheimlichen und zu verbergen. Man stieß ihn in die Welt hinaus, die ihm ebenso fremd war als er sich selbst, man glaubte vielleicht, daß er, für einen Blödsinnigen gehalten, in irgend einem Irrenhause Aufnahme finden und so für immer verschwinden würde, wenn der Plan, den man durch den ihm mitgegebenen Brief an den Tag legte, ihn in ein Husarenregiment zu stecken, scheitern sollte. So kam es, daß am zweiten Pfingsttage 1828 ein nürnberger Bürger einen als Bauerbursche gekleideten jungen Menschen auf der Straße gewahrte, der, einem Trunkenen ähnlich, sich mühsam fortbewegte, ohne auch nur die Füße gehörig setzen zu können, ja, wie sich bald bewies, ohne (einige papageienmäßig eingelernte Ausdrücke ausgenommen) sprechen, ohne sehen, ohne irgend eine menschlichem Thun geläufige Handlung verrichten zu können, ohne irgend eine Vorstellung von den Dingen in der Welt zu besitzen. Unter den Sachen, die man ihm bei seiner Aussetzung mit auf den Weg gegeben hatte, fanden sich in seiner Tasche besonders mehre Gebetbüchlein und ein kleiner hörnener Rosenkranz, woraus man nicht mit Unrecht geschlossen, daß sich bei seinem Schicksal auch geistliche Hände mit im Spiele befänden. Eines dieser geistlichen Tractätlein führte den Titel: „Kunst, die verlorene Zeit und übel zugebrachten Jahre zu ersetzen", was, wie Feuerbach (a. a. O. S. 12) bemerkt, auf das bisherige Leben des Jünglings, wie er es später aus freilich sehr dunkeln Erinnerungen wiedererzählte, höhnend anzuspielen scheint.

Seine „übel zugebrachten Jahre" zu ersetzen, mußte dem armen Kaspar Hauser — der auch diesen seinen Namen einer Ironie seiner Peiniger zu verdanken scheint, indem sie ihn Hauser nannten, weil er nie aus dem Hause gekommen — sehr schwer werden, selbst bei seinem jetzt günstiger sich gestaltenden Geschick, das ihm liebevolle und seiner Bildung sich annehmende Freunde zuführte. Eine Verrückung der Naturstufen, auf denen sich Jedes allmälig entfalten soll, ist nie wieder ganz ungeschehen zu machen, und die nun beginnende intellectuelle Entwickelungsgeschichte Hauser's, die besonders nach seiner Aufnahme in das Haus des Professor Daumer ein merkwürdiges Interesse gewinnt, zeigt es, welche schmerzhafte Conflicte im Seelenleben eines Menschen entstehen, der, nachdem er seine Kindheit und Jugend in Bewußtlosigkeit verloren, dann durch ein gewaltsames Zusammennehmen seiner Kräfte Das nachleben soll, was mit dem Kind und Jüngling in frischer Werdelust der Entfaltung hätte aufwachsen und aufblühen müssen, während es jetzt, könnte man wehmüthig sagen, nur „getrocknet aufkeimt". Die „Mittheilungen über Kaspar Hauser" vom Hrn. Prof. Daumer (Nürnberg 1832), dem ehemaligen Pflegevater und ersten Lehrer Hauser's, liefern in dieser Hinsicht die wunderbarsten psychologischen Erscheinungen, wie sie wol niemals in der Entwickelung eines Individuums auch nur ähnlich beobachtet worden sind.

Kaspar Hauser's Unbekanntschaft mit sich selbst ging bei seinem anfänglichen Auftreten in Nürnberg in der That so weit, daß er nicht einmal alle Glieder seines eignen Körpers kannte, oder den organischen Zusammenhang derselben auch nur ahnte. Als ein Arzt seinen Kopf untersuchen wollte und mit beiden Händen daran griff, bat er dringend, man möge ihm den Kopf nicht herunternehmen, und als er ein andresmal mit den Händen seine Ohren fühlte, zeigte er sich sehr verwundert darüber und glaubte, das sei etwas Ungehöriges, das von seinem Körper weggeschafft werden müsse. Indem ihm einmal die Röthe seiner früher blassern Wangen auffiel, fragte er, wer ihm das Roth dahingemacht habe (Daumer I, S. 34). Die Dinge außer ihm, von welcher Art sie auch sein mochten, sah er anfänglich alle für belebt und beseelt an, ganz wie der noch im mythologischen Zustande seines Bewußtseins befangene Urmensch, welcher mit dem Baum, der Pflanze, dem Stein lebt und verkehrt wie mit individuellen Geschöpfen. In den ersten Tagen zu Nürnberg glaubte er, Brot und Wasser seien ihm davongelaufen, und sprach mit dem Brot, das er bekam, und mit einem Ofen, dessen glänzende Farbe ihn anzog. An einer Statue, die er in einem Garten sah, nahm er großes Aergerniß, weil sie sich, wie er sagte, nicht reinigte und putzte. In den ersten Zeiten hielt er selbst die Bilder der lebendigen Wesen auf seinen Kupferbogen für belebt. Als ihm der Wind ein Blatt Papier vom Tische wehte, sagte er, es sei heruntergelaufen, und da ihm Daumer bemerklich machte, daß es der Wind heruntergeweht habe, entgegnete er, sich beschwerend, das solle der Wind nicht thun, indem er den Wind als ein persönliches Wesen nahm. So machte er es sogar mit dem Winter, von dem er sagte, er wundere sich, daß es ihn nicht selber friere, wenn er so kalt mache. Besonders schwer war es, ihn davon zu überzeugen, daß eine gerollte Kugel sich nicht von selbst willkürlich bewege, sondern daß ihr Lauf Folge der Schwungkraft sei, indem er dabei blieb, daß die Kugel von selbst springen und laufen könne, und wenn er einen so gerollten Apfel in seinem Laufe innehalten sah, sagte er, der Apfel sei jetzt müde, und man müsse ihn nicht länger plagen. Als er einen Einäugigen erblickte, sagte er zu ihm, er solle sich ein Auge einmachen lassen; und da man entgegnete, das ginge nicht an, sagte er, wer das eine gemacht habe, könne auch ein anderes machen. Zwischen der Natur und den Fähigkeiten der Menschen und Thiere wußte er keinen Unterschied. Die Hauskatze wollte er aufrecht gehen und mit den Pfoten essen lehren, ergriff ihre Pfote und ermahnte sie, mit derselben ihren Fraß zu fassen und an das Maul zu bringen. Ueberhaupt sprach er mit der Katze wie mit einem Menschen und wunderte sich, daß sie nicht darauf achte und nichts lernen wolle. Da er Ochsen auf dem Pflaster gelagert sah, fragte er, warum sie sich auf den harten Boden legten und nicht lieber nach Hause gingen, um sich niederzulegen. Er beschwerte sich darüber, daß die Thiere, z. B. Ochsen, Pferde, den Weg verunreinigten und nicht wie er auf den Abtritt gingen. Noch im Herbste des Jahres 1828 hielt er sich sehr darüber auf, daß ein Pferd im Stalle „vor allen Leuten" sein Wasser ließ. (Daumer I, 30 fg. Vgl. Feuerbach a. a. O. S. 96.)

Der auf diese Weise noch ganz im Chaos der Weltanschauung befangene Mensch entwickelte jedoch bald eine ans Wunderbare grenzende Schärfe seiner Sinne und Verstandeskräfte, die ebenfalls so wenig dem Gebiet gewöhnlicher menschlicher Erscheinungen angehörte, daß sie vielmehr mit allem Recht in das Bereich des animalischen Magnetismus zu rechnen sein dürfte. Durch ein ohne Zweifel fast 16jähriges unterirdisches Kerkerleben den Einflüssen der atmosphärischen Luft fremd geworden, scheint sein Organismus durch die nunmehrigen plötzlichen Einwirkungen derselben sich in einen gereizten und erhöhten Nervenzustand versetzt gefühlt zu haben, indem er in vieler Hinsicht einem somnambülen Individuum glich, und die geistigen Anfoderungen, welche die neu von ihm entdeckte Welt zugleich an ihn richtete, und wodurch sie ihn aus seinem Seelenschlummer erst zu einem Staunen, dann zu einem Aufmerken und begierigen Aneignen erweckte, mochten jene Aufgeregtheit seiner ganzen Natur nicht wenig verstärken. Was die unglaubliche Schärfe seiner physischen Sinne, z. B. seiner Sehkraft anbetrifft, die so weit ging, daß er nicht nur in der Finsterniß vollkommen sah und Farben, wie Dunkelbraun und Dunkelroth, Dunkelgrün und Schwarz u. dgl. voneinander unterschied, sondern auch am hellen Tage an einer zerlegten Blume Bildungen erkannte, welche Andern nur mit bewaffneten Augen erkennbar sind, ja, daß er vom nürnberger Schloßzwinger aus eine Reihe Fenster des Schlosses Marloffstein zählen konnte und bei einbrechender Dämmerung, wo ein gewöhnliches weitsichtiges Auge nur erst drei oder vier Sterne am Himmel sah, bereits die Sterngruppen gewahrte und die einzelnen Sterne darin nach ihrer Größe und eigenthümlichem Farbenspiel zu unterscheiden wußte (s. Feuerbach a. a. O. S. 105): was diese Phänomene anbetrifft, so sind sie weniger naturwidrig, als es vielleicht auf den ersten Anblick erscheinen könnte. Daß Hauser im Dunkeln zu sehen vermochte, war von der einen Seite nichts als die Folge seines vieljährigen ununterbrochenen Aufenthalts in der Nacht seines Kerkers, wo sich sein Auge an die Finsterniß natürlich gewöhnte, und beweist, daß das menschliche Sehorgan unter solchen Umständen in sich selbst Licht zu entwickeln im Stande ist. Außerdem befand sich Hauser hinsichtlich seiner animalischen Existenzmittel gewissermaßen noch im Naturzustande der wilden Völker, bei denen gleiche Schärfe der physischen Sinne angetroffen wird. Merkwürdig ist es jedoch, daß Hauser durch seine allmälige Gewöhnung an Fleischkost (zu der er anfangs nicht vermocht werden konnte, da ihm nur Brot und Wasser, seine gewohnte Kerkerkost, schmeckte) nach und nach diese Eigenthümlichkeit seiner Sinneswerkzeuge, auch hinsichtlich des Gehörs, des Geruchs wie des Gefühlvermögens, völlig wieder verlor und überhaupt mit seiner Natur immer mehr in den Kreis der gewöhnlichen Lebenserscheinungen einkehrte.

(Der Beschluß folgt.)

Silvio Pellico.

Das Erscheinen der „Mie prigioni, da Silvio Pellico da Saluzzo“ *) in Turin hat plötzlich die Aufmerksamkeit der ganzen gebildeten Welt einem der interessantesten Opfer jener Verfolgungen zugewendet, welche die wirklichen oder vermeintlichen Theilnehmer an den 1820—21 den europäischen Süden erschütternden Bewegungen zu erdulden hatten. In einer achtbaren Familie des Mittelstandes zu Saluzzo in Piemont geboren, genoß P. von Jugend auf einer guten Erziehung, verlebte einen Theil seiner jungen Jahre in Lyon bei einem Verwandten und zog nach der Rückkehr in die Heimat mit den Seinigen nach Mailand. Hier erwarb ihm sein liebenswürdiger Charakter und das Anziehende seines Umganges bald eine Menge Freunde, und er theilte seine Zeit zwischen Geselligkeit und Wissenschaft. Begabt mit zartem Gefühl und lebhafter Phantasie, widmete er sich mit Eifer der Dichtkunst, und bald erregten die Früchte seiner Muse, insbesondere eine in Mailand und ganz Italien mit großem Erfolg aufgeführte Tragödie: „Francesca da Rimini“, die schönsten Hoffnungen von dem jungen Dichter.

Nach dem Sturze des Königreichs Italien wendeten sich P.'s Aeltern nach Turin, während er in Mailand als Erzieher der Kinder des Grafen Porro Lambertenghi zurückblieb, der später ebenfalls mit in der allgemeinen Proscription begriffen war. In diesem Hause hatte P. Gelegenheit, nicht nur alle ausgezeichnete Männer Mailands, sondern auch viele berühmte Fremde kennen zu lernen, darunter Byron, Frau von Staël, Schlegel, Brougham u. A. m. Hier war es auch, wo er zuerst die Idee der Zeitschrift faßte, als deren eifrigster Redacteur er östreichischer Seits verfolgt ward. Ehe aber dieser traurige Zeitpunkt eintrat, schenkte ihm der Himmel in Piero Maroncelli, einem mit dichterischem und musikalischem Genie begabten jungen Manne aus Forli, welcher in Nicolo Bettoni's typographischem Etablissement angestellt war, einen vertrauten und treuen Freund und spätern Gefährten in seinem Jammer. Es war am 13. October 1820, wo P. in Mailand verhaftet und, der Theilnahme oder wenigstens Mitwissenschaft an einer liberalen Verschwörung verdächtig, eingekerkert wurde. Bedenkend, was von der mistrauischen Gewalt zu erwarten stand, zog er vor, durch Schweigen alle ihre Rache auf sich zu lenken, anstatt Gefahr zu laufen, durch ein misgedeutetes Wort auch nur einen seiner Bekannten zu compromittiren. Dieses Betragen galt natürlich für ein Verbrechen, und er wurde im Februar 1821 nach Venedig transportirt, wo man ihn unter den berüchtigten Bleidächern während des Sommers in einem der Sonne am meisten ausgesetzten, während des Winters in einem der kältesten Kerker auf der Insel S.-Murano verwahrte. Die fürchterliche Hitze war um so schwerer zu ertragen, da eine Unzahl von geflügelten Insekten ihn zwang, den Körper fortwährend zu verhüllen. Die in Venedig niedergesetzte Specialcommission fällte unterdessen sein und anderer Unglücklicher Urtheil. Am 22. Februar 1822 wurde P. und sein Freund Maroncelli nach dem St.-Marcusplatze gebracht und ihnen hier mit vielem Ceremoniel ihr Geschick verkündet. Sie waren eigentlich Beide zum Tode verurtheilt, der Kaiser hatte aber Pellico's Strafe in 15jährige, Maroncelli's in 20jährige strenge Haft in einem östreichischen Gefängnisse verwandelt. Schon am folgenden Tage wurden sie an den Ort ihrer Bestimmung, nach Spielberg in Mähren, abgeführt. Hier befinden sich immer gegen 300 Gefangene, meistens Diebe und Mörder, die zu carcere duro und carcere durissimo verurtheilt sind. Erstere sind an den Füßen gefesselt und müssen arbeiten, die andern sind, mit schwereren Ketten beladen, mittels eines Ringes um den Leib an die Mauer geschlossen, sodaß ihnen nur ein kleiner Raum zur Bewegung bleibt. Wasser und Brot ist ihre gemeinschaftliche Nahrung, ein nacktes Bret ihr Lager. P. und M. gehörten zur ersten Classe. Man brachte sie in abgesonderte dunkle unterirdische Kerker, zog ihnen die gewöhnlichen groben, halb grauen, halb braunen Kleider der Gefangenen an, und so verbrachten die Armen ihre schönsten Jahre, todt für die Welt, für ihre Freunde, für ihre Angehörigen und ihr Vaterland, ohne Bücher, Papier und Alles, was eine solche Lage mildern kann. Vom hitzigen Fieber, von wilden Phantasien gequält, erhielt P. endlich nach langem Harren die Erlaubniß, in ein höher gelegenes Behältniß gebracht zu werden. Hier sah er wenigstens Tageslicht, und wenn er sich an die Eisengitter des schmalen Fensters klammerte, konnte er das Thal, einen Theil von Brünn, einige Gärten, den Kirchhof und die waldigen Höhen sehen, welche die berühmte Ebene von Austerlitz verbargen. „Dieser Anblick entzückte mich“, erzählt P.; „wie glücklich wär' ich aber erst gewesen, hätt' ich ihn mit Maroncelli genießen können.“ Einige Jahre später ging dieser Wunsch in Erfüllung. Die Freunde, von ihren Leiden dem Tode fast nahe gebracht, erhielten die Begünstigung, beisammen zu leben. Nichts ist rührender als die Geschichte dieser Periode. Doch Maroncelli's Zustand ward immer bedenklicher, eine am Knie entstandene Geschwulst nahm aus Mangel an Pflege so zu, daß er nicht mehr das Bett verlassen konnte und eine Amputation für nothwendig gehalten ward. Aber die Erlaubniß dazu mußte erst von Wien geholt werden; sie kam acht Tage nach ergangenem Berichte an, und Maroncelli überstand die nun vorgenommene Operation glücklich.

Endlich, nach vielfach vergeblich gemachten Hoffnungen, erhielten sie am 1. August 1830 ihre Freiheit und traten, gleich von dem Tode Erstandenen, aus ihrem Kerker. Merkwürdig genug fiel ihre Begnadigung mit der Julirevolution zusammen, und beinahe wäre diese ihnen verderblich geworden, und die schnell erwachenden Besorgnisse der östreichischen Regierung hätten sie fast in den Kerker zurückgeführt. Bei Klagenfurt angelangt, kam plötzlich der Befehl, Halt zu machen. Doch die Dazwischenkunft des turiner Hofes wirkte ihnen Erlaubniß zur Fortsetzung ihrer Reise aus. Und so kehrte denn P. nach zehn martervollen Jahren in den Schoos der Seinigen nach Turin zurück, wo er jetzt von seinen Mitbürgern geachtet und geehrt lebt. Seine lange Gefangenschaft hat ihm den Geschmack für Poesie und Wissenschaft keineswegs geraubt, und trotz der Schwäche seiner Gesundheit hat er schon mehre neue Tragödien herausgegeben, von denen einige in der Kerkernacht erdacht wurden.

Die Geschichte seiner Gefangenschaft ist ohne die leiseste Berührung politischer Verhältnisse abgefaßt; er hat sich darauf beschränkt, seine Leiden, sein Elend und die Art zu schildern, wie er mit Hülfe der Religion und Philosophie sich in den traurigsten Augenblicken aufrechthielt. Unmöglich ist es, seine Erzählung zu lesen, ohne von dem edeln, milden Geiste durchdrungen zu werden, den jedes Wort athmet, und die innigste Hochachtung für die erhabene Seele zu empfinden, die sich nirgend einen Ausdruck des Unwillens oder Tadels über Die erlaubt, welche ihr so furchtbare Qualen auferlegten. „Nicht um von mir zu sprechen“, heißt es im Vorwort, „mache ich diese Denkwürdigkeiten bekannt; meine Absicht ist, Unglücklichen Muth einzuflößen, indem ich ihnen mein Elend und die Tröstungen vorhalte, welche man selbst in der grausenhaftesten Lage zu finden vermag; bezeugen will ich, daß mir die Menschen während meiner langen Leiden nicht so ungerecht, so unwürdig der Nachsicht, so bar von aller Güte erschienen, wie man sie gewöhnlich schildert; edle Herzen will ich vermögen, nicht sparsam zu sein mit ihrer Liebe und Niemand zu hassen, sondern ihre Verachtung nur über Niederträchtigkeit, Verleumdung, Feigheit, Treulosigkeit und alle die Menschheit herabwürdigenden Laster auszuschütten.“ S.

*) Es ist davon soeben eine deutsche Uebersetzung, die wir als sehr gelungen empfehlen können, unter folgendem Titel erschienen: „Meine Gefangenschaft in den Kerkern zu Mailand, unter den Bleidächern zu Venedig und in den Kasematten auf dem Spielberge. Denkwürdigkeiten aus dem Leben des Grafen Silvio Pellico von Saluzzo. Aus dem Italienischen von "r." Leipzig, Voß. 1833. Gr. 12. 1 Thlr. 12 Gr. D. Red.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Sonntag. — Nr. 167. — 16. Juni 1833.

Kaspar Hauser, ein psychologisches Nachtstück.

(Beschluß aus Nr. 166.)

Die besondere Beschaffenheit von Hauser's Gefühlsvermögen, und dessen Empfindlichkeit, namentlich gegen Metallreize, traf jedoch in vieler Hinsicht mit der an ihm bemerkten Beziehung zum thierischen Magnetismus zusammen, und erhielt sich in diesem Verhältniß seiner Natur länger andauernd in ihm. Herr Prof. Daumer hat in dem neuerschienenen zweiten Heft seiner „Mittheilungen" die interessantesten Thatsachen darüber zusammengestellt. Hauser konnte die verschiedenen Metallmassen nach der Art und Weise des Zuges, in dem sie ihn afficirten und gewissermaßen „anbliesen", wie er es zu nennen pflegte, unterscheiden. Bei Berührung von Metallen, Edelsteinen, Glas u. dgl. lief es ihm erkältend durch die Finger und alle Glieder, und der Schweiß trat auf seiner Stirn hervor. Beim Reiten fühlte er durch den Sattel den Zug des darunter befindlichen Eisens, auch behauptete er, er sei deshalb weniger in Gefahr den Steigbügel zu verlieren, weil das Metall desselben ihn an sich ziehe. Er sagte, er werde von dem unter dem Sattel befindlichen Eisen gezogen und sitze deshalb so fest im Sattel.*) Der Magnet wirkte nur, wenn die Pole gegen ihn gerichtet wurden, erregend auf ihn, obwol dann in hohem Grade und aus großer Entfernung; die quer gegen ihn gerichtete Magnetstange spürte er nicht auf solche Weise. Von einem Diamant fühlte er auf zwei Schritte weit einen Zug, und wenn er mehre Minuten lang den Finger gegen denselben hielt, zog sich die Wirkung vom Arm in die Herzgrube hinüber, wo er schmerzlichen Druck empfand. Prof. Daumer legte einst in Kaspar's Abwesenheit einen goldenen Ring, einen Zirkel von Stahl und Messing, nebst einer silbernen Reißfeder unter Papier, sodaß es unmöglich war, zu bemerken, was darunter verborgen sei. Daumer befahl ihm, mit seinem Finger, jedoch ohne das Papier zu berühren, darüber hinzufahren, und Hauser unterschied richtig an der Verschiedenheit und Stärke des Zugs, den die Metalle gegen seine Fingerspitzen ausübten, alle jene Gegenstände nach ihrem Stoff wie nach ihrer Form. (Vgl. Feuerbach a. a. O. S. 112, und Daumer I, S. 12.) Das entschiedenste Zeugniß von seinem damaligen magnetischen Zustande gibt aber besonders sein Verhalten zu Personen, von denen er ebenfalls bei jeder Berührung Anwehungen u. dgl. empfand. Wenn man in einiger Entfernung mit den Händen gegen ihn herabstrich, behauptete er, man blase ihm an, und ein kühler Wind gehe an ihm hin, die Stirn wurde ihm heiß, die Hände kalt, er bekam Drücken in der Herzgrube, wie wenn, nach seinem Ausdrucke, ein Brocken oder Stein sie beläftigte.

Während es jedoch bei der Aufgeregtheit seiner physischen Natur darauf ankam, dieselbe in die gewöhnlichen Grenzen des Organismus herabzustimmen, welche Herabstimmung bald auch von selbst immer mehr und mehr eintrat, so zeigte es sich dagegen hinsichtlich seines geistigen Wesens nicht ohne die auffallendsten Schwierigkeiten, dasselbe zu einer tiefern Aufnahme übersinnlicher Vorstellungen und Gedanken zu erheben, was besonders bei dem Bemühen, ein religiöses Bewußtsein in ihm hervorzubilden, sich anfangs fast als unmöglich bewies. Feuerbach sagt in dieser Beziehung treffend:

> In seiner Seele voll kindlicher Güte und Milde, die ihn unfähig machte, einem Wurm oder einer Fliege, geschweige einem Menschen wehe zu thun, welche in jeder Beziehung so fleckenlos und rein sich erwies wie der Abglanz des Ewigen in der Seele eines Engels, brachte er keine Idee, keine Ahnung von Gott, keinen Schatten eines Glaubens an irgend ein höheres unsichtbares Dasein aus seinem Kerker mit sich in die Welt des Lichts. Wie ein Thier aufgefüttert, selbst im Wachen schlafend, in der Wüste seines engen Kerkerraums von nichts angeregt als von den gröbsten thierischen Bedürfnissen, mit nichts beschäftigt als mit seinem Futter und mit dem ewigen Einerlei seiner Spielpferde, war sein Seelenleben dem Leben der Auster zu vergleichen, die, am Felsen klebend, nichts empfindet als ihren Fraß, nichts vernimmt als den ewig einförmigen Schlag der Wellen und, da im engen Raum ihres Gehäuses auch die beschränkteste Vorstellung von einer Welt außer ihr keinen Platz findet, noch weniger von Demjenigen etwas zu ahnen vermag, was über der Erde und über allen Welten ist.

Die im Obigen von ihm berichtete Schärfe seiner Verstandeskräfte war es aber vornehmlich, an welcher die Bemühungen seines Lehrers, des Professors Daumer, Hau-

*) Das erste Talent, das Hauser an den Tag legte, war bekanntlich eine Erstaunen erregende Geschicklichkeit im Reiten, worin er bald die Gebtesten in dieser Kunst übertraf. Man hat daraus auf seine muthmaßliche Abstammung von einer Reiternation schließen wollen, und auch diese Spur dürfte dann wieder nach Ungarn als die wahrscheinlichste Stätte seiner Herkunft hinweisen.

ser's geistige Natur durch religiösen Inhalt zu beleben, den größten Widerstand fanden. Hauser schien zwar ein Kind noch im Jünglingskörper, aber doch war ihm die Gunst der Kindheit, die hingebende Empfänglichkeit des Glaubens bereits versagt, und wie wenig der Mangel an kindlichem Glauben dem Wissen förderlich ist, sieht man an diesem seinen Beispiel deutlich ein. Er war allerdings frei von dem gedankenlosen Nachsprechen des Autoritätsglaubens der Kinder, er wollte vielmehr Alles, was ihm gesagt wurde, durchaus begreifen, ehe er es annahm, und zwar so, daß es seinem Verstande, welcher jedem Widerspruch geschickt nachzujagen wußte, bis zum Sichtbarwerden klar sein sollte. Man hatte ihn belehrt, daß nur Ein Gott sei, und der sei überall; und wenn er sich auch der erstern Vorstellung nicht widersetzte, weil er sich unter Gott noch irgend ein menschliches Wesen dachte, so sträubte er sich doch um so hartnäckiger gegen die letztere, indem er den Begriff der Allgegenwart Gottes aus der Beschränktheit seiner eignen menschlichen Natur, die er auch sonst immer zum Maßstab anlegte, bestritt. Sein Lehrer Daumer machte ihn deshalb zuerst auf das Verhältniß seiner geistigen und sinnlichen Natur in ihm selbst aufmerksam und fragte ihn, ob er nicht Willen, Gedanken, Vorstellungen in sich hätte, die er nicht sehen, nicht hören könne, und die doch in ihm wirksam seien? Nachdem er dies bejaht und so mit Erstaunen die unkörperliche Natur seines innern Wesens eingesehen, wurde ihm weiter gesagt, ein Wesen, das vorstellen, denken, wollen könne, sei ein Geist. Gott sei eines von den Dingen, die man nicht äußerlich wahrnehmen könne, und verhalte sich zu der Welt wie sein (Hauser's) Denken und Wollen zu seinem Körper. Auf dieselbe Weise machte ihm auch Daumer die Lehre von der Allgegenwart Gottes begreiflich. Er hieß ihn seinen Arm bewegen und machte ihm bemerklich, daß, indem er dies thue, sein Denken und Wollen in seinem Arm wirke, und daß er es nicht thun könnte, wenn sein Wille nicht darin wäre. Er fragte ihn ferner, ob er nicht auch zugleich den andern Arm aufheben und beide Arme miteinander bewegen könne, und als Hauser dies bejahte und that, wurde ihm daraus gefolgert, daß sein Denken und Wollen in zweien seiner Glieder zugleich sein könne; und so könne er auch verstehen, wie Gott an verschiedenen Orten zugleich zu sein vermöge, und was es heiße, er sei überall oder allgegenwärtig. Hauser äußerte große Freude, als ihm dies klar geworden war, und seit dieser Zeit hörte seine Widerspenstigkeit gegen die Idee Gottes auf; aber tiefer hinein in die christliche Dogmatik kam man für jetzt mit ihm nicht. Seine Ungläubigkeit trat vielmehr bei besondern Anlässen immer wieder mit einer merkwürdigen Verstandesdialektik hervor und setzte seine Lehrer und Freunde nicht selten durch die schärfsten Fragen und Einwendungen in Verlegenheit. So fragte er einst, als von Gottes Allmacht die Rede war: ob denn Gott, der Allmächtige, auch die Zeit könne rückgängig machen? eine Frage, bei der eine bittere, ironische Beziehung auf sein eignes früheres Lebensschicksal allerdings nicht fern lag, indem er vielleicht sagen wollte: „ob denn Gott seine Kindheit und Jugend, die er lebendig in einem Grabe verloren, ihm wieder zurückgeben könne?" (Feuerbach a. a. O. S. 119.)

Später jedoch, als eine Abstumpfung seiner Geistes- und Fassungskräfte eintrat, die von Daumer seiner allmäligen Gewöhnung an Kleinkost zugeschrieben wird, ließ er sich auch mit immer größerer Bereitwilligkeit die gewöhnlichen religiösen Vorstellungsweisen gefallen, obwol nach dem an ihm begangenen Mordversuch sich der Unglaube wieder in ihm momentan zu regen begann. Einmal fragte er, ob er von Gott etwas Bestimmtes bitten dürfe, und ob er es dann auch wirklich erhalten werde? worauf ihm erwidert wurde, zu bitten sei ihm gestattet, doch müsse er es der Weisheit Gottes anheimstellen, ob er ihm seine Bitte gewähren werde oder nicht. Er entgegnete, er wolle von Gott nur die Genesung seiner (damals erkrankten) Augen erbitten, deren Gebrauch er ja nur deshalb wolle, um arbeiten und in seinen Einsichten fortschreiten zu können und seine Zeit nicht wie so oft in unnützen Gesprächen und Spielereien hinbringen zu müssen, wogegen Gott ja nichts haben könne. Die Antwort, daß Gott seine unerforschlichen Gründe habe, uns oft etwas zu versagen, von dem wir glaubten, daß es uns heilsam sei, konnte ihn nicht zufriedenstellen, ebenso wenig als die, welche man ihm auf eine andere Frage: „warum denn Gott jetzt nicht mehr wie in frühern Zeiten zu den Menschen herabkomme, um sie über so Vieles, was dunkel und streitig sei, zu belehren?" zu geben hatte, wie es denn überhaupt, wie Daumer bemerkt, auf solche Fragen keine andere Antwort gibt als eine schlechte. Bevor wir dies Capitel von Hauser's Verhalten in religiösen Dingen verlassen, darf es jedoch hier nicht unangeführt bleiben, was Feuerbach zum Schluß seiner Schrift andeutet, daß Hauser nämlich gegenwärtig, wo ihn das Bewußtsein seines eignen Lebensschicksals mit einer tiefen geistigen Wehmuth erfüllt zu haben scheint, im echten Sinne des Wortes ein frommer Mensch geworden ist, mit Andacht von Gott spricht und sich gern mit vernünftigen Erbauungsschriften beschäftigt, obwol er, wie es heißt, „freilich auf keines der symbolischen Bücher schwören und noch weniger in einer andächtigen Gesellschaft von Hengstenberg und Compagnie sich behaglich fühlen würde".

Ein interessanter Abschnitt in den Daumer'schen Mittheilungen über Kaspar Hauser ist der über seine ursprüngliche Güte und Weichheit des Gemüths, die sich in den ersten Zeiten oft rührend an ihm bemerklich machte, und die so weit ging, daß er sogar dem allgemein geäußerten Unwillen gegen den Unbekannten, der ihn gefangen gehalten, anfangs durchaus nicht beistimmte und die Bestrafung dieses Mannes nicht wünschte. Diese Eigenthümlichkeit seines Gemüths, die Denen, welche die Menschennatur in ihrem ursprünglichen Zustande für gut halten, zum schönsten Belege dienen kann, trübte sich jedoch ebenfalls in ihm nach dem Versuch, den seine heimlichen Feinde machten, ihn zu ermorden. In dem an ihm begangenen, vielbesprochenen Mordversuch schienen alle Ge-

spanflez seiner dunkeln Vergangenheit noch einmal aus ihrem nächtlichen Hintergrunde feindlich gegen ihn hervorzutreten. Jetzt äußerte er, wenn man nun den Unbekannten, für den er sonst immer gebeten habe, ergriffe, möge man mit ihm thun, was man wolle; und als er einige Wochen nach seiner Verwundung sich im Schießen nach der Scheibe übte und einmal gut getroffen hatte, kam er jubelnd zu seinem Lehrer Daumer gelaufen und sagte, jetzt könne er schon einen Menschen todtschießen. „So umgestimmt", setzt Daumer hinzu, „war damals das früher so harmlose Wesen, das kein Thierchen zu beleidigen vermochte, auch wenn es ihn selber quälte."

Je mehr nun Hauser die ihm neu aufgegangene Welt um ihn her anschauen lernte, je mehr wurde er auch natürlich nach allen Seiten hin von neuen und ungewohnten Verhältnissen in Anspruch genommen, die er sich oft höchst naiv nach seiner Weise geläufig zu machen suchte. Die Art, wie er die gesellschaftlichen Lebenszustände, die sich nun seinen Blicken darboten, auffaßte, ist nicht selten in ihrer Unschuld und Einfalt höchst satirisch. Die Ansichten, die er sich z. B. vom weiblichen Geschlecht gebildet hatte, waren so sonderbar, daß es sich anfangs entdeckte, er verbinde mit dem Worte Frauenzimmer ausschließlich die Vorstellung von jungen Personen, die sich mit keiner ernsten Arbeit beschäftigen, wie sie sich ihm öfters in Gesellschaften zeigten. Frauenzimmer, sagte er, seien zu nichts nütze als zum Dasitzen, oder, Frauenzimmer könnten nichts als dasitzen und ein wenig nähen oder stricken. Von der Mutter seines Lehrers, die er immer würdig beschäftigt fand, behauptete er, sie sei kein Frauenzimmer, sondern eine Mutter. Bei ihm selbst schien alle Entwickelung eines Sexualverhältnisses ausgeblieben zu sein. Träume hatte er erst, seitdem er in dem Hause des Professors Daumer auf einem Federbette schlief. Er wußte aber nicht sogleich den Unterschied zwischen Wachen und Träumen zu fassen, sondern hielt die Bilder seiner Träume anfangs für wirkliche Begegnisse, die ihm zugestoßen seien. Später hatte er zuweilen sinnreiche und allegorische Träume, von denen sich einer unter seinen eigens von ihm verfaßten Aufsätzen, welche Daumer mittheilt, aufgezeichnet findet.

Kaspar Hauser's Sprache und die allmälige Entwickelung seines Sprachvermögens bietet nicht minder beziehungsreiche Punkte für den Psychologen dar. Sein ganzer Sprachreichthum beschränkte sich anfangs auf die wenigen, ihm von dem Unbekannten eingelernten Redensarten, wie: „I möcht ah a söchana Reiter wern, wie Vater is"; „ham weisen"; „in groß Dorf, da is dei Vatter", die er bei seinem ersten Auftreten in Nürnberg auf jede Frage, die man an ihn that, unaufhörlich und unterschiedslos hervorstöhnte. Aus seiner eigenhändigen Schilderung, die er von seinem Zustande in dieser Periode späterhin niedergeschrieben (s. Daumer I, S. 47 fg.), ergibt sich jedoch, daß er diese seine einzigen Redensarten durchaus als allgemeine Sprachlaute gebrauchte, um alle Vorstellungen oder Bedürfnisse, die sich ihm aufdrangen und die er ausdrücken wollte, damit zu bezeichnen. Diese eignen Aufsätze von Kaspar Hauser, worin er bei immer mehr fortschreitender Bildung Versuche machte, Erinnerungen aus seinem frühern Leben niederzuschreiben, sind überhaupt so interessant und hinsichtlich der Naivetät ihres Ausdrucks so rührend, daß wir uns nicht enthalten können, hier eine Stelle daraus hervorzuheben. Einer dieser Aufsätze fängt folgendermaßen an: „Die Geschichte von Kaspar Hauser, ich will es selbst beschreiben, wie hart es mir ergangen hat. Da wo ich immer eingespirt war in diesen Gefängniß da war es mir recht gut vorkommen, weil ich von der Welt nichts gewußt habe und so lange ich eingespirt war und keinen Menschen niemals gesehen habe. Ich habe zwei hölzerne Pferd und ein Hund gehabt, mit diesen habe ich immer gespielt, aber ich kann es nicht sagen, ob ich den ganzen Tag gespielt habe oder nicht, weil ich nicht wußte, was ein Tag oder eine Woche ist u. s. w." Diese Aufsätze sprechen zugleich als unwiderlegliche Zeugen für die Wahrhaftigkeit der Person Hauser's, da es, wie Daumer mit Recht bemerkt, selbst dem genialsten und wissenschaftlich tiefkundigsten Betrüger schwerlich möglich gewesen sein würde, so zu schreiben. Die Einfalt und der treuherzigste Ausdruck der Gesinnung ließe sich in der That in dieser Weise kaum erkünsteln. In einer bald darauf folgenden Periode erlebte er jedoch eine sentimentale Durchgangsstufe, wie sie bei den meisten begabten Jünglingen vorzukommen pflegt, und er gerieth nun in seinen Aufsätzen in blumige und schwülstige Schilderungen. So gab er einem neuen Entwurf seiner Lebensgeschichte jetzt folgenden gesuchten Eingang: „Lebensgeschichte von Kaspar Hauser in Nürnberg. Welcher Erwachsene gedächte nicht mit trauriger Rührung an meine unschuldige Einspirung für meine jungen Jahre, die ich in meiner blüthesten (blühendsten) Lebenszeit zugebracht habe. Das sich so manche Jugend das Leben erfreuet hat, in entzückenden goldenen Träumen und Vergnügen lebten, da meine Natur noch gar nicht erweckt war u. s. w." Diesen Anfang hielt er für sehr schön und empfand es übel, als ihm Daumer sagte, er tauge nichts. 38.

Briefe von Göthe an Lavater. Aus den Jahren 1774—83. Herausgegeben von Heinrich Hirzel. Nebst einem Anhange und zwei Facsimile. Leipzig, Weidmann. 1833. 8. 1 Thlr.

Dankbar werden alle Verehrer Göthe's diese Reliquien einer Zeit empfangen,

Da Er noch selbst im Werden war

und auf seinen Bahnen mit einem Geiste zusammentraf, der für sehr Viele eine große Anziehungskraft besaß. Wir wissen aus Göthe's Leben (Thl. 3, S. 259, letzte Ausg., Bd. 26), wie diese Bekanntschaft sich entspann, durch Briefe und das Interesse an der Physiognomik genährt, und durch das persönliche Zusammentreffen in Frankfurt und durch eine gemeinschaftliche Reise nach Ems befestigt wurde. Alles, was uns Göthe bei dieser Gelegenheit über Lavater's Persönlichkeit und Charakter mittheilt, ist nicht nur ein Muster tiefeindringender Beobachtung und anmuthiger Darstellung, sondern läßt uns ihn selbst in seiner gesunden, sinnlich kräftigen, dem Realen praktisch zugewendeten Natur trefflich erkennen. Wie er mit dieser Na-

tur dem für seinen Glauben schwärmenden, liebenswürdigen Lavater gegenüberstand, so war dies noch mehr in seinem Verhältnisse zu dem derben, höchst materiellen Basedow der Fall, welchen auch eben damals das Geschick gleichzeitig mit Lavater in Göthe's Nähe geführt hatte. Wir sehen noch heute leibhaftig,

Prophete rechts, Prophete links,
Das Weltkind in der Mitten,

ihn zwischen diesen beiden Repräsentanten der entgegengesetztesten Richtungen Salm und Hahn verspeisen und bereits das juste milieu jener poetisch-klaren, stets besonnenen, ruhig-gemüthlichen Stellung einnehmen, welche er niemals aufgegeben hat. Darum sind uns einige schriftliche Denkmäler aus jener Zeit von so großem Werthe. Wir verdanken ihre Sammlung und Herausgabe dem während des Druckes in Zürich im Februar dieses Jahres verstorbenen H. Hirzel, dem edeln Verf. von „Eugenia's Briefen", den leider der Tod verhindert hat, uns noch manchen Aufschluß über vieles in diesen Briefen Enthaltene mitzutheilen, was er in einem Vorworte zu thun gesonnen war. Aber auch ohne diese Erläuterungen sprechen die Briefe deutlich sich aus. Sie tragen etwas von dem Duft des goldenen Morgens an sich, der den „Werther" und „Verlichingen" entstehen sah, und erinnern häufig besonders an den letzten durch die Keckheit, Frische und Nachlässigkeit des Ausdruckes. Orthographie und Interpunction sind fast unverändert beibehalten und nur wenige auf reine Familienangelegenheiten sich beziehende Stellen ausgelassen worden. In den meisten Briefen ist von Beiträgen zur Physiognomik die Rede, aber auch von manchen interessanten Menschen und Begegnissen, und fast in keinem vermissen wir Funken des hohen Geistes, der auf dem Gipfel des deutschen Parnasses zu thronen berufen war. Mancher Blick wird uns hierbei in das Innere einer Seele eröffnet, deren titanische Kraft und jugendliches Feuer eben damals sich unter dem Einfluß himmlischer und irdischer Gewalten zu der Klarheit läuterte, die sie uns vor allen andern so bewundernswerth macht. Wir heben einige Stellen aus, die gewiß bei unsern Lesern den Wunsch, das Ganze dieser Briefsammlung kennen zu lernen, erregen werden.

Der erste Brief an Lavater, wahrscheinlich das älteste handschriftliche Denkmal von Göthe, da er vor Lavater's Abreise nach Frankfurt, die am 12. Juni 1774 stattfand, geschrieben ist, lautet also: „Bruder, was neckst du mich wegen meines Amusements. Ich wollt ich hätt eine höhere Idee von mir und meiner Bestimmung, so wollt ich weder meine Handlungen Amusements nennen, noch mich statt zu handeln amüsiren. Doch du hast deinen Zweck erreicht."

Das Gefühl seiner Kraft und hohen Bestimmung wird jedoch bald in ihm rege und gibt sich mehrmals herrlich und selbst prophetisch kund, z. B. S. 8: „Adieu Bruder ich bin nicht laß, so lang ich auf der Erde bin erobre ich wenigstens gewiß meinen Schritt Lands täglich!"

Ferner S. 18 u. 19: „Ich lerne täglich mehr steuern auf der Woge der Menschheit. Bin tief in der See. Verlaß dich — Ich bin nun ganz eingeschifft auf der Woge der Welt — voll entschlossen: zu entdecken, gewinnen, streiten, scheitern, oder mich mit aller Ladung in die Luft zu sprengen."

S. 101: „Das Tagewerk, das mir aufgetragen ist, das mir täglich leichter und schwerer wird, erfodert wachend und träumend meine Gegenwart, diese Pflicht wird mir täglich theuerer, und darinn wünscht ich's den größten Menschen gleich zu thun, und in nichts größerem. Diese Begierde, die Pyramide meines Daseyns, deren Basis mir angegeben und gegründet ist, so hoch als möglich in die Luft zu spitzen, überwigt alles andere, und läßt kaum augenblickliches Vergessen zu. Ich darf mich nicht säumen, ich bin schon weit in Jahren vor, und vielleicht bricht mich das Schicksaal in der Mitte, und der babylonische Thurm bleibt stumpf unvollendet. Wenigstens soll man sagen, es war kühn entworfen, und wenn ich lebe, sollen wills Gott die Kräffte bis hinauf reichen." Besonders merkwürdig und psychologisch wichtig sind diese Briefe durch zahlreiche religiöse Anklänge und Aussprüche, die Licht in eine Gegend Göthe's fallen lassen, die Manchem sehr versinstert scheint. S. 18: „Ich bin eine Zeit her wieder fromm, habe meine Lust an dem Herrn, und sing ihm Psalmen von denen du ehestens eine Schwingung erhalten sollst." S. 20: „Wenn ich dir erschienen und dir erzählen könnte, was unaussprechbar ist, du würdest auf dein Angesicht fallen und anbeten, den der da ist, da war und seyn wird. Aber glaub an mich, der ich an den Ewigen glaube." S. 37: „Der Friede Gottes, der sich täglich mehr an mir offenbaret, walte auch über dich und die deinigen, und daß dein Glaube unüberwindlich werde. Sieh hier wieder, daß er mich überwindet."

Charakteristisch für das religiöse Verhältniß Göthe's zu Lavater ist vorzüglich folgende Stelle, die sich auf Lavater's homiletische Bearbeitung der Offenbarung Johannis bezieht, nicht auf den später erschienenen „Jesus Messias oder die Zukunft des Herrn", dessen G. mehrmals lobend gedenkt. S. 45: „Eins werden wir aber doch wohl thun, daß wir einander unsere Particularreligionen ungehudelt lassen. Du bist gut darinne, aber ich bin manchmal hart und unhold, da bitt ich dich im Voraus um Geduld. Denn z. E. da hat mir Tobler deine Offenbarung Johannis gegeben, an der ist mir nun nichts naß als deine Handschrift, darüber hab ich sie auch zu lesen angefangen. Es hilft aber nicht, ich kann das göttliche nirgends und das poetische nur hier und da finden, das Ganze ist mir fatal, mir ist als röch ich überall einen Menschen durch der gar keinen Geruch von dem gehabt hat der da ist A und O. Siehst du L. Br. wenn nun deine Vorerinnerung grade das Gegentheil besagt und unterm 24. September 1779!! da werden wir wohl thun, wenn wir irgend ein sittsam Wort zusammen sprechen, ich bin ein sehr irdischer Mensch, mir ist das Gleichniß vom ungerechten Haushalter, vom verlorenen Sohn, von der Perle, vom Groschen ꝛc. göttlicher (: wenn ie was göttlich's da sein soll:) als die sieben Botschafter, Leuchter, Hörner, Siegel, Sterne und Wehe. Ich denke auch aus der Wahrheit zu seyn, aber aus der Wahrheit der fünf Sinne und Gott habe Geduld mit mir wie bisher."

In eben diesem Tone heißt es S. 144: „Da ich zwar kein Widerkrist, kein Unkrist, aber doch ein decidirter Nichtkrist bin, so haben mir dein Pilatus und so weiter widrige Eindrücke gemacht, weil du dich gar zu ungebärdig gegen den alten Gott und seine Kinder stellst. Deinen Pilatus habe ich sogar zu parodiren angefangen, ich habe dich aber zu lieb um mich länger als eine Stunde damit amüsiren zu können. Drum laß mich deine Menschenstimme hören, damit wir von der Seite verbunden bleiben, da es von der andern nicht geht. Mein Pflaster (so schreibt er S. 152) schlägt bei dir nicht an, deins nicht bei mir, in unseres Vaters Apotheke sind viel Recepte. Wir sollten einmal unsere Glaubensbekenntnisse in zwei Columnen neben einander setzen und darauf einen Friedens- und Toleranzbund errichten."

Auch die Art und Weise, wie G. öfters Wieland, Herder, Jacobi und den Großherzog von Weimar erwähnt, macht diese Briefe sehr anziehend, welche Niemand, dem Göthe's Name theuer ist, aus der Hand legen wird, ohne das Gefühl der Verehrung für den großen Heimgegangenen kräftig erneut zu haben. 102.

Literarische Notizen.

Von der „Histoire des anciennes villes en France" von Vitet, Oberaufseher der historischen Denkmäler in Frankreich, ist die erste Reihe: Ober-Normandie, die Stadt Dieppe enthaltend, in zwei Bänden erschienen.

Von den Memoiren der Herzogin von Abrantes sind der 9. und 10. Band erschienen, worin die geistreiche Erzählerin wieder viele interessante Züge aus einem wichtigen Abschnitt der Geschichte des Kaiserreichs mittheilt. 9.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Montag, — Nr. 168. — 17. Juni 1833.

Für Freunde der Tonkunst, von Friedrich Rochlitz. Vierter Band. Leipzig, Cnobloch. 1832. 8. 2 Thlr. *)

Der würdige Verf. will mit diesem vierten Bande diese, allen Freunden der Tonkunst werthe Sammlung seiner zerstreuten Aufsätze und Mittheilungen über dieselbe schließen. Aber ein guter Wirth gibt zuletzt das Beste, so der Verf. Worauf die Freunde der Tonkunst lange gewartet hatten, das theilt er ihnen in diesem Bande zum ersten Male mit. Die Freunde des Verf. wußten, daß er einen großen Theil seines Lebens der geschichtlichen Betrachtung der Tonkunst zugewendet habe, und durften die Hoffnung hegen, daß vor seinem ruhigklaren und unparteiischen Blicke das Chaos, welches die schätzbaren Materialiensammler in diesem Gebiete zurückgelassen, Gestalt und Leben annehmen werde. Aus der Vorrede zu diesem Bande erfahren wir, daß des Verf. ununterbrochenes Bemühen seit 30 Jahren auf eine ausführliche Geschichte der Tonkunst von da an, wo Forkel endet, bis auf unsere Tage, gerichtet gewesen. Jetzt erklärt er ein solches weitschichtiges Unternehmen „für unsere Zeit der Eil und Unruhe nicht geeignet" und hat es aufgegeben. Wir glauben nicht daran und halten diesen Entschluß, der sich doch wol nur auf die gegenwärtige Herausgabe eines seit 30 Jahren vorbereiteten und bearbeiteten ausführlichen Werkes, nicht auf die Arbeit selbst bezieht, für das Erzeugniß eines hypochondrischen Moments bei unserm würdigen Freunde, dem wir durch Beispiele aus andern Gebieten der Forschungen, in denen „die herrschenden Interessen der Zeit" ebenfalls nicht unmittelbar berührt werden — denn was bliebe denn überhaupt isolirt stehen — leicht erweisen könnten, daß der Sinn für umfassende Unternehmungen der Art noch gar nicht verschwunden, vielleicht sogar lebendiger als früher geworden ist. Zudem ist ja Das, was ein Mann wie unser Verf, der Zeit darbieten kann, nicht blos für diese bestimmt. Es sei dies wie es sei, der Verf. gibt uns hier etwas von den Früchten seiner Bemühung zu kosten, das wir mit Dankbarkeit annehmen. Es ist ein Grundriß der ersten Abtheilung jener Geschichte, oder „Grundlinien zu einer Geschichte der Gesangsmusik für Kirche und Kammer in Deutschland und Italien während der letzten drei Jahrhunderte", und zwar in der Form niedergeschriebener mündlicher Vorträge, die er vor einer gewählten Gesellschaft von Musikfreunden gehalten hat. Zwar könnte eine solche Form grade bei einer Partie der Geschichte, wo man es mehr noch mit kritischer Forschung als mit feststehenden Resultaten zu thun hat, Demjenigen bedenklich scheinen, der auf dem Wege kritischer Forschung, welcher diese Form sich nicht zur Genüge auszubreiten gestattet, zu Resultaten zu gelangen strebt; allein man würde ungerecht urtheilen, wenn man hier mehr verlangte, als der Verf. eben mittheilen wollte; er gibt in diesen Grundlinien eben Resultate seiner vieljährigen Forschung und überläßt es Jedem, sie mit der seinigen zu vergleichen; er deutet auf die Voraussetzungen und historischen Grundlagen hin, von welchen er ausgegangen, und gewinnt durch ein eignes Urtheil, das sich überall mit Billigkeit und Ruhe ausspricht, das Vertrauen, durch die Klarheit, Anschaulichkeit und Wärme seiner Mittheilung das Interesse des Lesers. Das Ganze hat den Ton einer freundlich belehrenden Mittheilung im geselligen Kreise, welche, unterstützt durch die zweckmäßige Veranstaltung des Verf., die hauptsächlichsten der besprochenen Gesangswerke aus verschiedenen Perioden auch zu hören zu geben bestimmt, äußerst genußreich gewesen sein muß. Der mit der gewählten Form verbundene Zweck bestimmte ihn, etwas weit auszuholen und gleichsam zur Vorbereitung seiner Zuhörer Einiges über Kunstgenuß — den er auf den psychischen Zustand einer gleichmäßigen Erregung und Bewegung aller Kräfte unsers Gesammtwesens nach einem schönen Ziele (S. 6) zurückführt — und über das Eigenthümliche der Tonkunst vorauszuschicken. Die Tonkunst, sagt der Verf., strebe das Menschliche zu vergöttlichen, die bildende Kunst das Göttliche zu vermenschlichen; und er hat damit in der That einen Charakter der Musik ausgesprochen, der über diese Analogie noch hinausgeht.

Die Musik, insofern sie den Ton, die reine zeitliche Erscheinung zu ihrem Material hat, schwebt inhaltlos und frei von objectiver Beschränkung in dem allgemeinen Aether der durch Harmonie vollendeten Empfindung, die Seele einem göttlichen Dasein zuführend. Aber nun hätte der würdige Verf., da er insbesondere von der Gesangs-

*) Ueber den dritten Band wurde in Nr. 262—264 d. Bl. f. 1831 berichtet. D. Red.

musik reden wollte, in welcher der bestimmte Gegenstand erst durch den Text, wie es S. 13 heißt, hinzukommt, noch erst zeigen sollen, inwiefern auch durch den so bestimmten Gegenstand die göttliche Freiheit der Tonkunst sich zu erhalten vermögend ist, und inwiefern es die reine Gesangsmusik daher namentlich sei, die zu religiösem Inhalt hindrängt.

Bei Entwerfung seines kunstgeschichtlichen Umrisses fand der Verf. begreiflicherweise noch keinen Führer, Materialien in Menge, aber der ordnende Geist fehlte ihnen; der Verf. findet seine Perioden in den Hauptstationen aller Kunstentwickelung und der geistigen Cultur überhaupt, ohne dieselben bestimmter nachzuweisen und nach Zeit und Schulen genauer begrenzen zu wollen. Er nimmt zwar den Anfang des 16. Jahrhunderts als den Beginn der ersten Periode der neuern Tonkunst an und betrachtet, was bis dahin geleistet worden, als Vorschule der neuern Musik (S. 29), aber zieht auch den Josquin de Près in diese Periode hinein, welcher dem 15. Jahrhunderte angehört, und nennt außer ihm nur den Niederländer Goudimel und Roland Lassé, welchen der Verf. wol mit Grund deutsche Abkunft beilegt (S. 51), gleichsam als Repräsentanten dieser Periode, mit Recht die Niederländer als Vorgänger der Italiener betrachtend. Die Voraussetzungen dieser Kunst werden (S. 26—29) genauer bestimmt, und die Leistungen der Männer, welche auf ihnen fortbauten, trefflich geschildert. In der zweiten Periode tritt unter den Italienern Palestrina hervor, der der kirchlichen Gesangsmusik eine neue Gestalt gab. Hier hätte der Verf. vielleicht die Frage noch etwas ausführlicher beantworten können, worin das Verderbniß der kirchlichen Musik bestand, gegen welches dieser große Meister anstrebte, und wie er dies gethan. Sonst glaubte man, es habe in Ueberladung mit Zierathen bestanden; nach neuern Untersuchungen war es die verstandesmäßige Künstlichkeit, in welcher die Meister der Tonkunst sich verloren hatten, und welcher Palestrina entgegentrat, indem er sich wiederum näher an den Gregorianischen Kirchengesang und die Weise der uralten Kirchenhymnen hielt und in seinen großartigen diatonischen Harmonien seine Kunstfertigkeit dem religiösen Ausdrucke unterordnete. Der Verf. schildert wiederum diesen Reformator trefflich; aber er geht wol zu weit, wenn er ihm eine auf Befehl des Papstes gestiftete Schule zuschreibt, welche sich lange, selbst nach seinem Tode erhalten haben soll, da, auch nach Baini's Forschungen, die Nachfolger bald von ihrem Vorbilde abwichen. Noch wird in dieser Periode der sich an Palestrina anschließende Nanini und der spätere Gregorio Allegri herausgehoben; darauf wendet sich der Verf. zu den Deutschen. Ref. hätte gewünscht, der würdige Verf. hätte schon auf Winterfeld's gehaltvolles Schriftchen („Pierluigi von Palestrina. Seine Werke und deren Bedeutung für die Geschichte der Tonkunst", Breslau 1832), der auch einen Einfluß der venetianischen Schule auf Palestrina annimmt, und auf Das, was dieser Schriftsteller von dem Fortschritte sagt, den letztere Schule durch freiere Behandlung der Harmonie und Hinneigen zum Chromatischen gemacht haben soll, Rücksicht nehmen können.

Was nun Deutschland aber anlangt, so behauptet der Verf., daß Das, was durch Palestrina und seine Nachfolger für die Reform der bisherigen Gesangsmusik in Italien geschehen, in Zweck und Sinn, nur aber in anderer Form, und zwar schon früher in Deutschland, besonders dem nördlichen, vorhanden gewesen sei (S. 74). Dies heißt wol, wenn wir den Verf. recht verstehen, der Kirchengesang wurde in Deutschland früher populairisirt als in Italien. Der Verf. macht hierbei mit Recht die Einwirkung des deutschen Volksgesanges geltend; ja, es wäre noch die Frage, ob nicht auch in Italien der Einfluß des Volksmäßigen, nur im mindern Grade, die Vereinfachung und Veredelung des Kirchengesanges befördert habe; denn daß es doch auch italienische Volkslieder gegeben habe, kann nicht bezweifelt werden. Wie nun der deutsche Volksgesang, dessen älteste vorhandene Melodien der Verf. in den geistlichen Weisen der sogenannten böhmisch-mährischen Brüder findet (doch gesteht er natürlich auch noch ältere gleichfalls volksmäßige Lieder der frühern Kirche zu; man vergleiche darüber auch Heinr. Hofmann's „Geschichte des deutschen Kirchenliedes", Breslau 1832), in den deutschen Kirchenchoral übergegangen ist, ferner, woher dieser seine Vortrefflichkeit empfangen, das wird mit lebendigem Antheil geschildert; ebenso auch, wie die contrapunktisch ausgeführten Gesänge der deutschen Componisten dieser Zeit beschaffen gewesen und sich in ihrer Nationalität zu den Leistungen der Italiener verhalten, wird mit größerer Ausführlichkeit belehrend behandelt. Unter den Meistern ausgearbeiteter Gesangsstücke treten Walther, Senfl, Jac. Gallus hervor. Letzterer schrieb auch ein Werk von ungewöhnlicher Vollstimmigkeit, nämlich zu drei Chören (S. 100), wobei wir uns erinnern gelesen zu haben, daß der alte Niederländer Ockenheim (den der Verf. nicht hätte ganz übergehen sollen) eine 36stimmige Motette geschrieben habe.

(Der Beschluß folgt.)

Geschichte der geheimen Verbindungen der neuesten Zeit. Erstes Heft: Actenmäßiger Bericht über den geheimen deutschen Bund und das Turnwesen, nebst einleitenden Bemerkungen über die frühern geheimen Verbindungen von J. D. F. Mannsdorf. Leipzig, Barth. 1831. Gr. 8. 1 Thlr. 3 Gr.

Sechstes Heft: Die demagogischen Umtriebe in den Burschenschaften der deutschen Universitäten. Fortsetzung der Centraluntersuchungscommission zu Mainz, von Rudolf Hug. Ebend. 12 Gr.*)

Wo der Druck der bestehenden Verhältnisse unerträglich ist, oder, es sei aus was immer für Ursachen, große Unzufriedenheit mit denselben herrscht, aber die Gewalt in zu starken Händen ruht, um sogleich durch eine offenkundige kühne That abgeschüttelt werden zu können: dort werden sich stets die Gleichgesinnten und Entschlossenen zusammengesellen, um in ihre Bestrebungen Einheit zu bringen, sich zur That vorzubereiten und im ent-

*) Vgl. Nr. 294, 296, 359, 360 u. 363 d. Bl. f. 1831. D. Red.

scheidenden Augenblicke den Schlag zu wagen, der das Volk, wenn es selbst der leidende Theil ist und gehörig vorbereitet wurde, in den meisten Fällen nach sich reißt und dann den Usurpator oder Tyrannen unwiederbringlich zerschmettert. Da es für Diejenigen, welche eine bestehende Gewalt zu stürzen beabsichtigen, unerläßlich ist, nicht nur alle Schritte, die wenn auch noch so fern, zu diesem Ziele führen, sondern sogar ihre Unzufriedenheit vor den Augen der Machthaber zu verbergen, weil sonst nicht diese, sondern sie selbst vernichtet würden, so sind solche Verbindungen nothwendigerweise geheim, und um so gefährlicher, unter einem desto dichtern Schleier des Geheimnisses sie für ihre Zwecke wirken. Die Machthaber selbst, die Regierungen bedürfen zu ihrer Stütze niemals geheimer Verbindungen, außer in dem Falle, daß sie geheime Verbindungen zu fürchten haben oder bereits das Dasein derselben ahnen, denn dann müssen sie zur Ausspähung, zur geheimen Policei ihre Zuflucht nehmen, weil sich die Mitglieder der geheimen Verbindungen natürlicherweise vor offenkundigen Agenten der Macht so sehr als möglich hüten. Aber selbst die geheime, politische Policei ist keine eigentliche geheime Verbindung im angenommenen und gebräuchlichen Sinne dieses Wortes. Zu einer solchen läßt sich eine Regierung nur dann herab, wenn sie nicht unabhängig ist, aber ihre völlige Unabhängigkeit wiedererringen will; wenn sie einem auswärtigen Eroberer als Vasall dienen muß und sich dieses Joches zu entledigen entschlossen ist. In einem solchen Falle bedarf sie der Mitwirkung des ganzen Volkes, es ist daher für sie unerläßlich, den Geist der Vaterlandsliebe zu kräftigen, den Sinn für Unabhängigkeit zu erhöhen, den Haß gegen fremde Unterdrückung zu verstärken, auf daß die Thatkraft der Nation nicht gänzlich einschlummere, erlösche und den Augenblick des Handelns, wenn er endlich durch einen Zusammenfluß günstiger Umstände herbeigeführt wird, unbenützt vorübergehen lasse. Da aber eine Regierung, die sich in einer solchen Lage befindet, umringt von fremden Spähern und bewacht von ausländischen Bayonneten, wie sie ist, begreiflicherweise sich sorgfältig hüten muß, dem Dränger Anlaß zum Argwohn zu geben, kann sie auf diesen Zweck nicht durch Mittel, die am Tage liegen, hinarbeiten, sondern sie muß zu dem Schleier des Geheimnisses ihre Zuflucht nehmen. Geheime Verbindungen, an deren Spitze Männer stehen, die ihr unbedingt ergeben sind, lernen ihr Diejenigen kennen, auf welche sie sich verlassen kann, ziehen die Bande der Patrioten näher, geben ihr Gelegenheit, nur mit solchen alle Stellen zu besetzen, erhalten einen guten Sinn im Volke, entflammen den Schwung der Vaterlandsliebe, erwecken im Herzen der Nation moralische Größe und befähigen dieselbe, wenn die Zeit offenkundiger Thaten gekommen ist, mit einer Kraft und Aufopferung zu wirken, welche die Welt in Erstaunen setzt. In einer solchen Lage war Preußen, als Napoleon über alle deutschen Gauen mit Ausnahme der östreichischen Erblande despotisch gebot, und das angegebene Mittel hat das kleine Preußen in den Stand gesetzt, eine Thatkraft zu entfalten, wie Europa sie noch nicht gesehen hatte.

Von dieser Art waren die geheimen Verbindungen, bekannt unter den Namen des Tugendbundes, des deutschen Bundes, der Loge des Todtenkampfes zu Königsberg. Ueber die beiden ersten Verbindungen gibt das erste Heft der „Geschichte der geheimen Verbindungen" einigen, aber nicht befriedigenden Aufschluß. Namentlich ist die unermeßliche Wirksamkeit des Tugendbundes nicht gehörig auseinandergesetzt. Dem Verf. standen entweder nicht hinreichende Quellen zu Gebote, oder er wollte sie, aus was immer für Gründen, nicht in vollem Umfange benutzen. Gar nicht ist die Seite hervorgehoben, daß sich durch den Tugendbund das Napoleon so feindlich entgegenstehende hierarchisch-aristokratische Element mit den Bessern und Unzufriedenen im Volke verband.

Als Napoleon gestürzt war und seinem schönen Frankreich den Rücken wenden mußte, standen die Fürsten in der Glorie des Sieges da und verfügten auf dem wiener Congresse in stolzer Sicherheit über Land und Leute unsers Welttheiles. Drei Elemente hatten ihnen zum Triumphe verholfen, die Aristokratie, die Hierarchie und das Volk, das träge, für einen Augenblick von wilder Kriegsbegeisterung aufgeregte Menschenmeer. Alle diese drei Elemente verlangten in Deutschland von den Fürsten Anerkennung, Geltung als Selbständiges, Zugeständnisse. Umsonst hatte das vorsichtige östreichische Cabinet vor den großen Verheißungen gewarnt, die man zur Zeit der Noth gemacht hatte. Die Stimme des weisen Warners — der auch im Kampfe um das Dasein nicht seine anderweitige Zukunft compromittiren wollte und, während Einigkeit und Soldatenüberzahl wahrscheinlich den Streit noch glücklich wenden konnten, die tiefern Mächte, die im Volke schlummern, die Grundgewalten, welche das europäische Staatensystem mehr dulden als stützen, aufzurufen vermied — verhallte in dem außerösterreichischen Deutschland; die widersprechendsten Hoffnungen wurden bei den unvereinbarsten Parteien erregt, um sie alle zu jeder Aufopferung hinzureißen. Als der Friede hergestellt war und die großen kriegführenden Mächte rathschlagend, ländervertheilend zusammentraten, offenbarte es sich gar bald, daß man zu weit gegangen war; unbequeme Mahner traten auf, von welchen die einen Wiederherstellung alles Alten, die andern Neugestaltung alles Gegenwärtigen wollten; Neigung und Politik zogen die Fürsten, insoweit nicht ihr eignes Interesse dabei im Spiele war, zu jenen hin. Dabei kam den Aristokraten und Priestern zu statten, daß sie anerkannte, vielfach unterstützte Körperschaften bildeten, mithin auch corporativ auftreten konnten; während das dritte Element, das Volk, des Stimmführers entbehrte, aus lauter vereinzelten kleinen Größen bestand und dem Sand der Sahara glich, der, vom Sturme aufgeregt, allüberstürzend dahinbraust, bei ruhigem Wetter aber geduldig Löwen, Tiger, Kameele und Karavanen über sich wegziehen läßt.

Verwickelt, spröde, schwer zu handhaben, selbst kampfesschwanger waren die zahllosen Interessen, welche die Fürsten auf dem wiener Congresse zu berücksichtigen, zu schlichten, zu besiegen, zu vereinen hatten; ein Gott kaum hätte ihren Riesenknoten so entschlungen, daß alle Parteien zufriedengestellt gewesen wären. Formlos lagen die Trümmer des alten deutschen Reiches da, und die große Frage, in sich zahllose Unterfragen von äußerster Wichtigkeit begreifend, war, wie man dieselben wieder zu einem großen Ganzen vereinigen solle, denn daß dies geschehen müsse, leuchtete selbst Denjenigen ein, denen Deutschlands Zerrissenheit Vortheil brachte. Zwei Wege boten sich dar, beide gleich entscheidend, jedoch in ihren weitern Folgen wesentlich verschieden.

Der erste war die Wiederherstellung des deutschen Reiches mit einem Kaiser an der Spitze. Für diese Maßregel sprach das Recht. Daß Kaiser Franz II. die Krone niederlegte, konnte das Reich rechtlich nicht auflösen; vielmehr waren die deutschen Fürsten nicht nur berechtigt, sondern verpflichtet, ein neues Reichsoberhaupt in den rechtsbeständigen Formen zu wählen. Daß einige deutsche Fürsten, und zwar die mächtigern, den Rheinbund schlossen und einen auswärtigen Fürsten als Protector anerkannten, hob ihre Verpflichtungen als Reichsglieder nicht auf; daß die Gewalt der Waffen viele reichsunmittelbare Fürsten mediatisirte, vernichtete ihr Recht auf Reichsunmittelbarkeit nicht; die rohe Kriegsfaust konnte den Reichsverband rechtlich nicht lösen; wirklich kehrten einige deutsche Fürsten lieber dem Lande ihrer Väter den Rücken, als daß sie sich dem fremden Zwingherrn unterwarfen. So lange Napoleon's Heere Deutschland fesselten, schlummerten alle diese Rechte und Verpflichtungen, lebten aber in dem Augenblicke wieder auf, als seine Gewalt gebrochen und Deutschland frei war von fremdem Joche. Nachdem daher die französischen Armeen aus Deutschland hinausgetrieben waren, gab es wieder ein deutsches Reich, der frühere Rechtszustand war wieder vorhanden und ein Kaiser zu wählen. Schwerlich wird man diese Ansichten in Zweifel ziehen können, wenn man das Recht nach Dem bemißt, was seit einem Jahrtausende als Recht gegolten hat. Für diese Maßregel der Wiederherstellung waren ferner die geistlichen und weltlichen Fürsten, Grafen, Herren und Städte, welche ihre Reichsunmittelbarkeit thatsächlich,

aber nicht rechtskräftig verloren hatten. Der reichsunmittelbare Adel sowie die reichsunmittelbare Geistlichkeit übergaben dem wiener Congresse Actenstücke, worin sie ihre Rechte auf Wiederherstellung mit den kräftigsten und, legal genommen, unwiderleglichen Gründen geltend zu machen suchten. *) Für diese Maßregel waren endlich die Wünsche des deutschen Volkes, welchem ein großes deutsches Kaiserreich, stark nach Außen und im Innern nicht durch Zölle und verschiedenartige Gesetze getrennt, als ein erreichbares Ideal vorschwebte, lieb war und ewig lieb bleiben wird.

(Der Beschluß folgt.)

Romanenliteratur.

1. Graf Robert von Paris. Von Walter Scott. Aus dem Englischen. Vier Theile. Dritter und vierter Theil auch unter dem Titel: Das gefährliche Schloß. Zwei Theile. Stuttgart, Brodhag. 1832. 12. 4 Thlr.

Die Pietät gegen einen Abgeschiedenen, der zu den Seltenern gehört, wie man auch seinen Ruhm schmälern mag, gestattet kein strenges Urtheil über seine letzten geistigen Erzeugnisse, kaum die Bemerkung, daß „Das gefährliche Schloß" eine seiner schwächsten Schöpfungen sei. Die Laune eines reichen und schönen englischen Fräuleins verheißt demjenigen kühnen Ritter ihre Hand, der das gefährliche in Schottland gelegene Schloß gegen die Angriffe der Schotten ein Jahr durch behaupten wird. Der Ritter findet sich, und die Liebe der Dame wird ihm schon durch den Vorsatz verkleidet will sie ihn aufsuchen, wodurch ihm und ihr viel Ungemach entsteht, viel Abenteuerliches geschieht, bis denn endlich der Knoten auf eine etwas sophistische Weise gelöst wird und wir den Tapfern und die Schöne als ein glückliches Paar verlassen.

Die lange Exposition im „Graf Robert" führt zu ergötzlichen Begebenheiten, zu der Veranschaulichung anziehender Charaktere und Oertlichkeiten. Dem überverfeinerten, verbildeten Hof des Kaisers Alexius Komnenus, mit seiner blue stocking Tochter, seinen Philosophen und Centurionen, ist die tollkühne Tapferkeit, der ritterliche Muth, die unverdorbene noch ungebildete Gradheit des Grafen Robert und seiner Gemahlin, einer Amazone, sowie die noch freimüthigere Biederherzigkeit des Wäringers Heerward entgegengesetzt, der sich mit seinem großen Pfund gesunder Vernunft, seinem Scharfblick und derber Tüchtigkeit zu dem fränkischen Grafen verhält wie ein veredelter John Bull zu einem feudalstolzen und volksthümlich-eiteln Aristokraten unserer Tage. Aber auch die Griechen sind nicht jeder bessern Regung bar, selbst Alexius hat untadelige Absichten, nur ist die Wahl seiner Mittel, den Zweck zu erreichen, straffällig. Freilich darf man diese passiven Tugenden nicht mit den activen des durchaus tüchtigen Heerward's des Angelsachsen (sichtlich die Lieblingsgestalt des Verf.) vergleichen, wenn sie nicht in dunkeln Schatten treten sollen; dieser Heerward durchschneidet die fein gesponnenen Netze der Arglist und ist für Freund und Feind der Helfer in der Noth. Dafür wird ihm die Jugendgeliebte, Rückkehr in sein Vaterland und der Vorzug, hell in einer Erzählung zu leuchten, die zu unserer Unterhaltung und Belehrung beitrug, und die bestätigt, daß man wol des edeln Todten Manier, nicht aber sein inneres Wesen, die schöne Harmonie seines dichterischen Seins nachzuahmen vermag.

2. Stella. Eine poetisch-humoristische Gabe. Von Ferdinand Stolle. Leipzig, Kollmann. 1833. 8. 1 Thlr. 6 Gr.

Mehr harmloser Frohsinn, schnellerer Witz und eine gemüthlichere Laune, und diese Aphorismen, welche in mancherlei Form Gebrechen und Thorheiten der Zeit bald glimpflich, bald scharf beleuchten, darüber vernünfteln, auch wol prophetische Blicke in die Zukunft thun lassen, würden zu den bessern der Gattung gehören.

*) „Geschichte der geheimen Verbindungen", 1. Heft, S. 99—119.

3. Schattenspiele des Lebens und der Liebe, von Ferdinand Schubert. Viertes Bändchen. Auch unter dem Titel: Das Christkind, oder: Ende gut, Alles gut! und Merkwürdige Schicksale zweier Liebenden in Frankreich während der Revolution. Zwei Novellen. Köslin, Hendeß. 1832. 8. 1 Thlr.

Ein wackerer Mann, genügsam und patriotisch, findet den Lohn seiner Tugenden in einem sorgenfreien Alter; das wäre mit wenig Worten der Inhalt der ersten Novelle. Die zweite leistet, was sie im Titel verspricht.

4. Novellen von H. Wilke. Vierter Band. Auch unter dem Titel: Die Belagerung von Diu. Historische Novelle aus der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts. Braunschweig, Meyer sen. 1833. 8. 1 Thlr. 8 Gr.

Vor lauter Farbenspiel in diesem chinesischen Feuerwerke mit Worten sieht man weder Zeichnung noch Umriß, es wird einem wirr und schwindelnd vor den geblendeten Augen, und man erräth mehr, als man es notorisch weiß, daß in dieser „Belagerung von Diu", der einzigen Novelle des Buches, ein edler, mit aller Schöne ausgestatteter portugiesischer Ritter von einer mohammedanischen Prinzessin geliebt wird, sich nach Kämpfen aller Art zu Land und zu Wasser und mehren Knalleffecten von Ebelmuth mit ihr vermählt, sodann zum Kronprinzen von Cambaja ernannt wird, sie bekehrt und noch die Genugthuung hat, daß Feinde und Widersacher ein klägliches Ende nehmen. 18.

Literarische Nachweisungen.

Geschichtlich-Maccaronisches.

Ueber Karl V. kriegerische Unternehmungen in der Provence ist nirgend mehr und frischer aus der Zeit Gegriffenes zu finden, als in dem abgeschmackten Maccaronengerichte: „Mey gra Entrepriza catoliqui imperateris quando de anno dñi. mille CCCCCXXXVj veniebat per Provensam bene coronatus in postam prendere Francam cum villis de Provensa propter gressas et menutas gentes rejohire per *A. Arenam* bastifausata. Avionione, mille CCCCCXXXVij." 8. (und öfter auch, „stampatus in stampatura stampatorum, 1670", 12.). Der Verfasser, ein Rechtsgelehrter und Günstling Franz I. hat Alles mit eignen Augen gesehen und nichts, selbst nicht, wie schlecht ihm dabei zu Muthe gewesen ist, verhehlt:

— mihi de morte granda peura fuit.
Pou, pou, bombarda de tota parte petabant,
in terram multos homines tombare videbam
testas et brassos atque volare pedes.
Non espargnabant allos de morte ferire,
Quem non blessabant ille beatus erat.

Eine Vor-Racine'sche „Athalia".

Bevor Racine (1639) geboren, und 43 Jahre früher, als seine „Athalia" geschrieben und aufgeführt worden ist, haben die speculirenden Väter im Jesuitencollegium zu Clermont schon eine „Athalia" mit außerordentlicher theatralischer Zurüstung zur Schau gebracht. Johann Loret, der Herausgeber einer wöchentlichen Zeitung in Reimen: „La muse historique ou Recueil de lettres en vers, contenant les nouvelles du temps etc." (3 Thle., Paris 1656—65, Fol.), hat am 19. August 1658 die Vorstellung gegen sechs Groschen Einlaßpreis von einem ziemlich guten Platze aus mit angesehen und in seinem Blatte vom 24. August desselben Jahres seinen Lesern davon kund und zu wissen gethan:

Au college de Saint-Ignace
Ou, dans une assez bonne place
Je me mis et me cantonai
pour quinze sols que je donnai,
fut avec appareil extreme
Réprésanté certain poeme,
Environ cinq jours il y a,
portant pour titre Athalia. 185.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Dienstag, — Nr. 169. — 18. Juni 1833.

Für Freunde der Tonkunst, von F. Rochlitz. Vierter Band.

(Beschluß aus Nr. 168.)

Unter der Rubrik der dritten Periode setzt der Verf. mit größerer Ausführlichkeit auseinander, welche Veränderungen die Gesangsmusik durch die Einführung der Oper im 17. Jahrhunderte erfuhr. Auf einen wichtigen Einfluß werden wir hierbei aufmerksam gemacht, nämlich den, daß die Musik nun sich mehr auf den Ausdruck bestimmter Gemüthslagen zu richten und sich an Einzelnheiten des Textes anzuschließen anfängt (S. 112), nachdem sie früher fast ausschließend der Ausdruck der allgemeinen und affectlosen religiösen Stimmungen gewesen. Die ätiose Cantilene und die aus ihr sich entwickelnde Form der mehrstimmigen obligaten Gesangstücke (die Form des Recitativs hat der Verf. übergangen), die größere Benutzung der Instrumente, das Oratorium zeigen sich als Erscheinungen jenes Einflusses. Der Verf. führt uns dann nach Neapel, um uns da die Repräsentanten dieser Periode zu zeigen; es sind A. Scarlatti, Durante (deren Beider Stellung zueinander der Verf. zuerst mit Klarheit gewürdigt hat) und Emanuele d'Astorga, den wir als einen Liebling des Verf. schon aus dem zweiten Bande dieser Sammlung kennen. Unter den Venetianern führt der Verf. nur den Benedetto Marcello an. Warum übergeht er aber den berühmten Lotti? Uebrigens erlaubt sich Ref. zu bemerken, daß grade an den Venetianern, bei denen die Oper vorzüglich gepflegt wurde, und sogar die komische Oper entstanden sein soll (und zwar viel früher als der Verf. in der Anmerkung zu S. 125 anzudeuten scheint), der Einfluß der neuen theatralischen Musik sich vorzüglich nachweisen läßt. Nachdem der Verf. nun gezeigt hat, wie die Deutschen während dieser Periode und besonders während des dreißigjährigen Krieges in der praktischen Musik zurückblieben, beginnt er eine vierte Periode, die Glanzperiode der Deutschen, mit Händel und Bach. Von einer interessanten Vergleichung ihrer Persönlichkeit geht er zur Würdigung ihrer Leistungen über: eine der glänzendsten Partien dieses Umrisses. Aber diese erhaben stehenden Meister waren in ihrer Größe in Deutschland wenigstens noch nicht anerkannt; der Verf. entwickelt daher wieder sehr klar und lebendig, wie das nun in ganz Italien verbreitete Musikleben auf die Deutschen einwirkte. In der Schilderung der Musik in Italien während des 18. Jahrhunderts zeigt sich jedoch beiläufig, wie auch an einem andern Orte, daß der Verf. von der komischen Oper allzu gering denkt (vgl. Anmerk. S. 178 mit Anmerk. zu S. 125), obgleich man grade in dieser die Italiener unübertroffen nennen kann. Leonardo Leo, Jomelli, Pergolesi werden als Repräsentanten genannt; dagegen mußten die ihnen folgenden Gesangscomponisten Traetta, Piccini, Cimarosa, Paesiello dem Plane dieser Darstellung gemäß übergangen werden. Der Verf. wendet sich nun zu der Schilderung der deutschen Meister Graun und Hasse und den, wiewol nicht in gleichem Umfang wirkenden Zelenka, mit welchen diese Periode geschlossen wird. Charakteristische Anekdoten von den Meistern beleben diesen Theil der Darstellung. Ueber eine fünfte und letzte Periode konnte der Verf. sich kürzer fassen, da die Gesangsmusik in beiden Fächern, welche derselbe ausschließlich zu betrachten sich vorgenommen hatte (Kammer- und Kirchenmusik), Dem, was für Theater und in reiner Instrumentalmusik in der letztern Periode geleistet worden ist, weit nachstehen muß, und die letztere sich sogar über die Gesangsmusik die Herrschaft erworben hat. Der letztern Erscheinung mögen manche andere, auch äußere Gründe unterliegen, welche unser Verf. in seiner Anmerkung S. 217 fg. zum Theil angeführt hat; der Hauptgrund scheint uns doch die vorherrschende Neigung der Deutschen zur Ausbildung der Harmonie zu sein, die sich nun an dem Reichthum der Instrumente entwickelte. Wie dann auch das musikalische Dramatisiren, das Schildern des Einzelnen in die Kirchenmusik eindrang, zeigt der Verf. (S. 225) an einem ausgezeichneten Beispiele. Zuletzt wird angedeutet, wie die Kammermusik, die doch eigentlich nie einen eigenthümlichen Styl besaß, in die Concertmusik überging und das Theatralische ganz in sich aufnahm, wogegen die Gesangvereine in neuerer Zeit der Vocalmusik einen weitern Spielraum gewährt haben. Nach einer kurzen, aber tiefgreifenden allgemeinen Charakteristik Haydn's, Mozart's, Beethoven's werden ihre Leistungen für die kirchliche Gesangsmusik noch insbesondere betrachtet und unbefangen und gründlich gewürdigt. Hiermit schließt diese treffliche Mittheilung.

Der zweite Aufsatz dieses Bandes enthält die äußerst lebendige Schilderung der Sängerin Faustina Hasse, geb.

Bordoni, die wir uns mit Vergnügen erinnern in des Verf. „Denkmalen glücklicher Stunden" und in einem frühern Bande der leipziger „Musikalischen Zeitung" gelesen zu haben. Ein dritter, der Erinnerung an ein großes Verdienst gewidmeter und zum Theil durch mündliche Ueberlieferung bereicherter Aufsatz schildert Karl Phil. Em. Bach, den Vorgänger Haydn's, in seinem die Hindernisse seiner Kunstneigung besiegenden Jugendstreben, als Accompagnateur Friedrich II., als Mann und Vater eines der Malerkunst sich widmenden, talentvollen Sohnes, und endlich in seinen musikalischen Werken. Das Vergnügen, welches uns diese Charakteristik verursacht hat, verpflichtet uns, den Leser auf die zwanglose Kunst aufmerksam zu machen, mit welcher Rochlitz hier die Eigenschaften der Bach'schen Musikart, die man sonst immer die galante oder freie genannt, schon durch die ersten Züge der biographischen Charakteristik dieses Mannes bestimmt und dem Leser anschaulich gemacht hat; wie Emanuel eine von seines Vaters Art abweichende und doch durch ihn geförderte Compositionsweise annehmen konnte. Wie immer erwirbt sich der Verf. auch hier das Verdienst, den Freunden der Tonkunst aus seiner eignen Erfahrung Anleitung zu geben, wie sie die Werke des Meisters zu wählen und zu üben haben, um sie gehörig zu genießen und würdigen zu können; er muntert durch das Interesse, welches er für sie zu erwecken weiß, zu der Anerkennung fast vergessenen Verdienstes auf.

Die belehrenden „Briefe über Musik und Musiker in Wien" (im Jahre 1822 geschrieben), welche der Verf. zuerst in seiner Sammlung: „Für ruhige Stunden", mittheilte, haben wir wiederholt mit Vergnügen gelesen. Ihre Einleitung enthält beachtungswerthe Resultate, welche der beobachtende Verf. aus der Kunst- und Culturgeschichte gezogen hat. Im zweiten tritt eine gemüthliche Schilderung Salieri's und Beethoven's, nach dem Leben entworfen, hervor.

„Der Componist und der Gelehrte, ein Dialog", früher in der leipziger „Musikalischen Zeitung" mitgetheilt, stellt in concreto das wahre Verhältniß des Kritikers zu dem Tonsetzer dar und gibt interessante Bemerkungen über den Rhythmus und dessen Vernachlässigung bei den Neuern. Als Ausnahme hätte auch K. M. von Weber angeführt werden können, der oft vornehmlich durch seine Rhythmen viel gewirkt hat.

Hierauf folgt ein ebendaselbst gelesener, noch interessanterer Aufsatz: „Ueber Seb. Bach's Passionsmusik nach dem Evangelisten Johannes". Der Verf. wirft hier zuerst einen Blick auf die auffallende Erscheinung, daß eben zu der Zeit, wo die Musik am meisten dem schimmernden Sinnenreiz und der Mode huldigt, auch viele der ernstesten, glücklichsten und kunstreichsten Werke alter Meister, vorzüglich Händel's und Bach's, zahlreicher als je gedruckt werden. Gewiß mit Recht erklärt er dieselbe aus der Leere und Unbefriedigung, welche das nur nach den Sinnen hin Gerichtete der neuern Musik erzeugen muß, und aus der Sehnsucht nach dem Tiefern, Gehaltvollern, welche es bei den Bessern hervorbringt; wobei Ref. jedoch eine gewisse, durch Kunstübung erworbene Vielseitigkeit der Auffassungskraft als mitwirkend in Anschlag bringen möchte, die freilich mit der Unbefangenheit früherer Zeiten nicht in gleichem Verhältnisse steht. Der Verf. wird darum den Ref. doch nicht Denen beizählen, welche jene Erscheinung aus trivialer Universalität erklären (S. 404), da er ja selbst (S. 228) lobend von Vereinen spricht, in welchen die vorzüglichsten Gesangstücke aller Zeiten und Gattungen zu Gehör kommen. Was der Verf. dann von der Entstehung solcher deutschen Passionsoratorien, und wie sie endlich wieder verdrängt worden, ausführlich erzählt, wird Vielen ganz unbekannt und doch zur Würdigung des Bach'schen Werkes förderlich sein, wohin auch die weitere, fast zu kurze Schilderung desselben leitet. Der „Versuch einer musikalischen Reise im Befreiungsjahre 1813" schließt mit erheiternder Rührung diese Sammlung und erregt in uns den Wunsch, dem milden und klaren Geiste des Verf., der den Freunden der Tonkunst noch Manches verspricht, auf seiner Lebensreise noch recht oft zu begegnen. A. Wendt.

Geschichte der geheimen Verbindungen der neuesten Zeit. Erstes und sechstes Heft.

(Beschluß aus Nr. 158.)

Wirklich gab es bald nach der Schlacht von Leipzig ein vorübergehendes Aufflammen, während dessen Kaiser Franz gebeten wurde, die alte Krone Deutschlands wieder auf sein Haupt zu setzen. Der weise Fürst kannte jedoch zu genau alle die Verwickelungen, denen ein solcher Schritt ihn aussetzte, um zu einer Zeit, in welcher der Hauptfeind blos erst geschlagen, nicht vernichtet war, die Politik der Fürsten und die Thatkraft der Völker zu zerstreuen. Als der Feind wirklich vernichtet war, kam jener Moment nicht wieder. Unermeßliche Schwierigkeiten, fremde Besorgniß und heimischer Neid, vor Allen der Wunsch, das einmal Gewonnene zu behalten, stellten sich der thatsächlichen Wiederherstellung des deutschen Reiches entgegen. Andere Interessen waren groß, mächtig geworden, wollten selbständig bleiben für immer. Dennoch sollte es wieder ein Deutschland geben!

Man mußte daher den zweiten Weg einschlagen. Der bestand darin, die Auflösung des Reichs, die Mediatisirung zahlreicher Mitglieder derselben als ein Geschehenes anzusehen und aus dem nun einmal Vorhandenen ein Neues zu bilden. Allein man übersah, daß man dadurch eine ganz andere Ordnung der Dinge, einen ganz andern Grundsatz des Rechtes anerkannte. Man zertrümmerte die alten Säulen, welche von Diamant waren, und schob thönerne unter, die in einem Jahrzehend zerschlagen werden konnten, während jene tausendjährigen Stürmen Trotz geboten hatten. Die Nichtherstellung des deutschen Reichs, die nach den bisher gültigen Rechtsbegriffen Frevel war, konnte nur dadurch vertheidigt werden, daß man von ihnen gänzlich abging. Man mußte, um das Gewissen zu beruhigen, auf folgende Weise schließen. Im Staatenleben bedingt der Zustand der Auflösung nothwendigerweise Neugestaltung. Das im Staatenleben nach Vernichtetem Nothwendige ist aber auch das Rechte, insofern durch dieses nothwendige Neue die sittlich freie Nebeneinanderexistenz, der Zweck des Staates allein möglich ist. Nach Niederlegung der Kaiserkrone von Seiten Franz II., bei Nichterwählung eines neuen Kaisers vermöge fremden Zwangs war aber das deutsche Reich im Zustande der Desorganisation, der Auflösung begriffen, folglich war dasjenige Neue, welches sich aus dieser Periode des Auseinanderfalls nothwendigerweise entwickelte, damit die Deutschen als sittlich freie Wesen nebeneinander bestehen konnten, auch das Rechte. Es entwickelte sich aber, oder es hätte in jener Periode keinen Rechtszustand gegeben, die Souverainetät derjeni-

gen Fürsten, welche nach dem Auseinanderfalle die Macht besaßen, auf eine nothwendige Weise, folglich war sie auch das Rechtmäßige. Wer aber einmal aus einer Periode der Desorganisation als Souverain hervorgegangen ist, hört nur auf dies zu sein, wenn eine zweite Periode der Desorganisation eintritt, die abermals ein staatsnothwendiges Neues erfoderlich macht. Zur Zeit des wiener Congresses war aber nichts Neues erfoderlich, weil die deutschen Souveraine einen Bundeszustand bereits begründet hatten, der durch Napoleon's Sturz nicht aufhörte. Man durfte also, da kein Zustand der Desorganisation da war, das in Folge eines Zustandes der Desorganisation früher rechtlich Gewordene nicht zertrümmern, sondern mußte einen Bund der deutschen Fürsten als etwas ohnedies rechtlich Bestehendes anerkennen. Dies geschah denn auch; nun taufte man das Ding neu, nannte es deutschen Bund, und das Protectorat Napoleon's, etwas nach der eben erörterten Ansicht Außerwesentliches, wurde in den Vorsitz Oestreichs verwandelt.

Nach alle Diesem ist daher der deutsche Bund das Product einer Umwälzung; denn wo ist das deutsche Reich, aus welchem er entstand? Indem man aber einerseits eine Umwälzung als Rechtsquelle anerkannte, weil man das aus derselben Hervorgegangene als rechtlich Bestehendes nahm, andererseits auf dem davon wesentlich verschiedenen Rechte, dem alten, sogenannten göttlichen der Legitimität bestand, veranlaßte man eine außerordentliche, höchst folgenreiche Verwirrung der Begriffe. Das Kriterium, nach welchem man bisher außer Frankreich beurtheilt hatte, was im Staate recht ist, wurde wesentlich verrückt. Man heiligte das Factum, und seitdem dies geschehen ist, braucht man nur das Glück für sich zu haben wie Cäsar Augustus, und man ist im Rechte. Ludwig Philipp säße hiernach fest auf seinem extemporirten Throne, während in den Köpfen, den Herzen der Deutschen Zwiespalt, Ungewißheit, Besorglichkeit, Rechtsunwissenschaft dergestalt herrscht, daß man fast eine Preisfrage auf die Begriffsbestimmung eines deutschen Patrioten setzen könnte!

Nachdem die Fürsten das Palladium des alten Rechtes auf dem wiener Congresse durchlöchert hatten, indem sie dem Factischen rechtsbegründende Uebergewalt einräumten, konnte es nicht fehlen, daß unter Denjenigen, die darunter litten, einige weitersehende Köpfe begriffen, wie mit der Zeit das immer näher heranwogende Meer der Plebejer ihnen auch noch die Rechte entreißen würde, welche die Fürsten ihnen gelassen hatten. Es entstand ein Bund, bekannt unter dem Namen der Adelskette, gestiftet vorzüglich von vorigen Reichsunmittelbaren. Welche schöne Worte auch die Bundesstatuten enthalten mochten *), so hatte der Adelsbund doch nur einen Hauptzweck, nämlich durch Einigkeit und Organisation stark zu sein und in ganz Deutschland einen enge zusammenhängenden Staat zu bilden. Wenn dieser Bund vollkommen entwickelt worden wäre, so würde der Traum einer zweiten Kammer zu Frankfurt vielleicht haben verwirklicht werden können. Die Adelskette entstand zu Wien am 10. Jan. 1815, zu einer Zeit, in welcher die Nichterfüllung der sanguinischen Hoffnungen, durch die frühern Versprechungen bei den Völkern erregt, noch nicht ausgemacht war. Sowie aber diese Nichterfüllung Gewißheit geworden, wandte sich der Adel wieder ungetheilt den Fürsten zu, und die geheime Verbindung, genannt „Die Kette", hörte auf in dieser Form zu bestehen. Die Fürsten liehen dem Adel **), der Adel dem Fürsten gegenseitig ihre Kraft; beider unbeschränkte, funfzehnjährige Herrschaft begann und würde noch in ganz Europa fortdauern, wenn in Frankreich das aristokratisch-hierarchische Element so stark, das demokratische so schwach gewesen wäre wie in Deutschland.

Indessen wurde selbst noch im J. 1815 durch die Cabinetsordre des Königs von Preußen von 22. Mai eine Stellvertretung des Volkes im Allgemeinen zugesichert, um zu dem neu bevorstehenden Kampfe anzufeuern. Kaum war jedoch der Sieg errungen, als von einer Volksvertretung nicht mehr die Rede war, sich im Gegentheile bedeutende Stimmen in Deutschland gegen dieselbe erhoben und Wiederherstellung des Alten foderten. *) Allein lag nicht ein seltsamer Widerspruch darin, daß die Machthaber an Herstellung alles Alten dachten, während sie in Deutschland das wichtigste Alte, die Reichsverfassung, nicht wiederhergestellt hatten? Bei Errichtung des deutschen Bundes in Folge der Umwälzung des deutschen Reichs gingen sie, wie gezeigt worden, von einem in Deutschland ganz neuen Rechtsgrundsatze aus; und sowie es sich um ihre eignen und die Rechte des Adels handelte, beriefen sie sich auf das alte, mit diesem Grundsatze in aufhebendem Widerspruche stehende Recht! Mußte dies nicht die Begriffe über Das, was im Staate Recht ist, verwirren? mußte die zögernde, halbe Erfüllung, oder die gänzliche Nichterfüllung feierlich gegebener Versprechungen nicht einen um so tiefern und heißern Wunsch nach Erlangung der versprochenen Güter erregen? War dies nicht ein fruchtbarer Keim der Unzufriedenheit, besonders da materielle Folgen der Zersplitterung Deutschlands in fast vereinzelte Staaten nur zu sehr die Nichtherstellung des deutschen Reichs bedauern ließen? Diese Unzufriedenheit wurde von den Machthabern mehr gefühlt als erkannt; sie nahmen sie ferner nicht als natürliche Folge ihrer eignen Schritte, sondern als das künstliche Product hochverrätherischer Bestrebungen und handelten dieser Ansicht gemäß. **) Allerdings wurden sie dabei von einer Flut von Schriften, die gegen den bösen Zeitgeist predigten, unterstützt, und Schmalz's Behauptung (1815): „Es haben sich nach Aufhebung des Tugendbundes bald andere Verbindungen in der Stille gebildet, vielleicht aus den Trümmern dieses und anderer ähnlichen Bünde: löblich wenn für Befreiung des Vaterlandes von auswärtigen Unterdrückern; fluchwürdig, wenn dadurch Zwecke im Innern ohne des Königs Willen durchgesetzt werden sollen", fand willigen Glauben.

Dies lag in der Natur der Dinge; denn welche Voraussetzung war erklärlicher, als die, daß die Deutschen, welche unter Connivenz der Fürsten die Macht geheimer Bündnisse kennen gelernt hatten, sie nun fortsetzen würden, um solche Zwecke zu erreichen, die ihren Wünschen und den in den Tagen der Gefahr gemachten Verheißungen nach gerecht erschienen? Sowie sich aber einmal eine solche Ansicht bei den Herrschenden festgesetzt hatte, konnte es unter Zuthun anderweitiger Umstände ***) nicht anders kommen, als daß man überall geheime Bündnisse erblickte. Daß solche bestanden, wer möchte es leugnen? daß man im Staate geheime Bündnisse nicht dulden darf, wer wollte es in Abrede stellen? aber ebenso gewiß wird Jeder, der den Gang der Ereignisse einigermaßen beobachtet hat und die vorliegende „Geschichte der geheimen Verbindungen" ohne Vorurtheil prüft, zugeben, daß die geheimen Verbindungen jener Zeit nicht viel zu bedeuten hatten, daß bei den meisten die Inquisitoren alle Mühe hatten, eine hochverrätherische Tendenz herauszuklügeln, und daß endlich die Richter nur zu häufig das strengere Urtheil fällten, wo alle Gründe das gelindere rechtfertigten.

Wenn die Regierungen durch ihre damalige Strenge die geheimen Verbindungen oder vielmehr die Neigung zu denselben auszurotten vermeinten, so hat die neueste Zeit bewiesen, in einem wie großen Irrthume sie befangen waren. Was damals die schwärmerische Meinung einiger Enthusiasten war, ist jetzt zum

*) „Geschichte der geheimen Verbindungen", 1. Heft, S. 69 fg.

**) Deutsche Bundesacte, Art. 14.

*) Z. B. die würtembergischen Stände in ihrer Adresse vom 26. Juli 1815.

**) Selbst die Schriften, die im ultrareactionnairen Sinne geschrieben wurden, trugen dazu bei, die Idee der Einheit Deutschlands rege zu erhalten. Adam Müller, gewiß kein Mann von „hochverrätherischen Bestrebungen", verlangte in seinen „Deutschen Staatsanzeigen" (1816) Einheit Deutschlands, nur freilich mit Souverainetät der Religion und Lehnscharakter aller Herrschaft.

***) Das Wartburgsfest, die Zusammenkunft von Abgeordneten fast aller deutschen Universitäten zu Jena, Vertheilung aufregender Schriften, Sand's Meuchelmord, die wirkliche oder angebliche Tendenz der Turnanstalten und Burschenschaft.

Theil unter das Volk gedrungen, man ist weiter geschritten, hat Pressvereine gestiftet, Volksversammlungen gehalten, ja sogar den Sitz des deutschen Bundestages zum Schauplatze von Blutscenen gemacht. Es ist eine äußerst folgenreiche Thatsache, daß die Machthaber beharrlich verkennen oder geringschätzen, daß die politische Aufklärung der Deutschen seit dem J. 1815 keinen Augenblick still gestanden, sondern sich auf eine vorher nie erhörte Weise entwickelt und verbreitet hat. 32.

Témoignages historiques, ou quinze ans de haute police sous Napoléon, par *M. Desmarest*, chef de cette partie pendant tout le consulat et l'empire. Paris 1833.

Seit Mitte November 1799, wenig Tage nach dem 18. Brumaire, bis zur Restauration war der Verf. dieser interessanten Schrift bei der französischen hohen Polizei angestellt und half ihre geheimsten Fäden leiten. Napoleon, dem seine Rapporte täglich vorgelegt wurden, schenkte ihm sein Wohlwollen, was für die Fähigkeit des Verf. spricht und die Anforderungen an seine Mittheilungen über jene Zeit — gewissermaßen steigert. Darum beschlich uns beim Lesen diesmal jener Unmuth nicht, den wir nur zu oft empfanden, wenn wir neuere französische Beiträge zur Geschichte unserer Zeit zur Hand nahmen und oft kaum etwas mehr als Buchhändlerspeculationen darin erblicken konnten. Hier tritt ein Mann auf, dessen Stellung ganz geeignet war, ihm über die geheimen Triebfedern vieler Ereignisse der auf dem Titel des Buches angegebenen Periode zuverlässliche Aufschlüsse zu verschaffen, und diese sind es, welche er mittheilt. Schon der Titel Mémoires war ihm zu anspruchsvoll, und er verschmähte es, seine Erfahrungen mit dem Ballast des 10 und 20 mal Wiederholten amalgamirt und in viele Bände ausgedehnt zu publiciren. Es lag in der Natur seiner amtlichen Stellung, daß ihm alle Conspirationen gegen Napoleon und seine Herrschaft genau bekannt wurden, und in seinen Mittheilungen über dieselben, von der Höllenmaschine, den Verschwörungen Pichegru's, Georges', Moreau's, der Tollkühnheit Mallet's, den Angriffen eines Stapß, v. Sala u. s. w., findet sich fast überall Ergänzendes und Berichtigendes, mindestens aber eine Bestätigung. An Napoleon rühmt er besonders die Verachtung, welche er jenen feindseligen Versuchen entgegensetzte, und daß er den betreffenden Behörden nur defensive (?) Maßregeln dawider erlaubte.

Den Militairverschwörungen unter dem Consulate, die man mit den Philadelphen und dem geheimnißvollen Oubet in Verbindung gebracht, legt Desmarest wenig Gewicht bei und behandelt sie kurz. Ueber Moreau läßt er sich aber weitläufiger aus. „Um die Zeit des Concordats", heißt es unter Anderm, „wurde von Rennes, wo Bernadotte befehligte, eine für den ersten Consul beleidigende Proclamation, in der von capucinades de Corse die Rede war, an Moreau's damalige Adjutanten Rapatel abgeschickt, von der Polizei aber aufgefangen. Fouché sprach in des Consuls Auftrage mit Moreau über diese Angelegenheit, der sich aber nur ironisch und spottend über diese Buttertopfverschwörung ausließ, denn dort war das corpus delicti gefunden worden. Als Fouché darüber an Napoleon berichtete, hob dieser an: „Dieser Streit muß ein Ende nehmen. Frankreich darf nicht darunter leiden, daß sich zwei Leute darum reißen. Wär ich an seiner, er an meiner Stelle, ich würde sein erster Adjutant — glaubte er regieren zu können! Wohlan, morgen früh um 4 Uhr im boulogner Holz; unsere Säbel sollen entscheiden, und ich werde ihn dort erwarten. Vergessen Sie meinen Befehl nicht, Fouché." Der Letztere kam um Mitternacht mit diesem Auftrage aus den Tuilerien, Moreau wurde aufgesucht, und die Folge war, daß der General, statt zu dem erwähnten Rendezvous, am andern Morgen sich zum Lever in die Tuilerien begab; aber sein Groll blieb derselbe".

Ueber die vom Parteigeiste vielfach entstellten Geheimnisse Pichegru's und des Capitain Wright sowie über das Loos des unglücklichen Enghien verbreitet sich der Verf. sehr gründlich und nimmt Napoleon besonders wegen des Letztern in Schutz. Seit Moskaus Brande wuchs die Unzufriedenheit der hohen Offiziere in der Armee bis zur Errichtung eines Complotts unter mehren Marschällen und Generalen, dessen Zweck war, Napoleon 1814 verschwinden zu lassen und ihm ein heimliches Grab zu bereiten. Ein Brigadegeneral erhielt den Auftrag, den alten Herzog von Danzig für den Anschlag zu gewinnen; die Indignation desselben bewog jedoch den Unterhändler selbst, in die Mittheilung des Complotts an Napoleon zu willigen, der aber nur entgegnete: „Ich weiß, was ich von Narren zu halten habe." Indessen war er doch nicht ohne Furcht. Als er eines Tages in einer öden Ebene zu Pferde steigen wollte, was ihm bekanntlich schwer zu werden anfing, und Lefebre von hinterwärts herbeieilte, ihm zu helfen, befiel ihn ein heftiges Zittern, bis er den Nahenden erkannte und ihm nun freundlich dankte. 3.

Notiz.

Oeffentlicher Unterricht in Schottland, Irland und Belgien.

Die englische Regierung nimmt sich in Schottland und in Irland ebenso wenig als in England des Elementarunterrichts an. Die Pfarreien sind lediglich auf ihre eignen Hülfsmittel angewiesen. In Irland fühlen die niedern Classen das Bedürfniß geistiger Cultur weit lebhafter als in England. Allein Bücher und Schulen sind lange Zeit so selten in diesem Lande gewesen, daß Tausende von Kindern ihren Unterricht auf den Kirchhöfen erhielten. Als Alphabet dienten ihnen die Inschriften der Grabmäler; statt einer Feder hatten sie ein Stück Kreide; sie schrieben auf Grabsteinen. Auch trifft es sich wol in Irland, daß ein Unterrichteter einen Bekannten lesen lehrt, unter der Bedingung, daß dieser zehn Andere unterrichte. Auf diese Weise hat sich trotz der Fahrlässigkeit der Regierung der Schulunterricht bis in die wildesten, ödesten Gegenden Bahn gebrochen, die Zahl der Schulen und Schüler belief sich im Jahre 1831

	Schulen	Schüler
in der Provinz Ulster auf	3897	143,764
Leinster .	3935	164,480
Munster .	3748	198,088
Connaught .	2052	78,461
Im Ganzen	13,632	589,793.

In Schottland findet man selten, ausgenommen in irgend einem abgelegenen Winkel des Gebirges, einen Erwachsenen, der nicht lesen und schreiben kann. Die ärmern Classen legen sich die schwersten Opfer auf, um ihren Kindern den nöthigen Elementarunterricht zu verschaffen. In dem Mittelstande ist classische Bildung fast allgemein. Im Jahre 1832 zählte die Universität von St.-Andrews 180 Studenten, Glasgow 609, Aberdeen 218, Edinburg 2020. Ein Schullehrer bezieht in Schottland an Gehalt 20—35 Pf. St. nebst freier Wohnung und einem Garten von einem Viertelmorgen; die wohlhabenden Aeltern entrichten ihm außerdem ein Schulgeld von 1—5 Sh. vierteljährig. Im Jahre 1831 zählte man 1850 Sonntagsschulen mit 66,116 Schülern. Es fehlt uns an authentischen Nachweisungen über den Zustand der gewöhnlichen Schulen.

Seit der im September 1830 in Brüssel ausgebrochenen Empörung hat der Elementarunterricht wenig Fortschritte in Belgien gemacht. Am ersten Februar 1832 betrug die Anzahl der Schüler in den Gemeinde- und Privatschulen 355,422. 143.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Mittwoch, — Nr. 170. — 19. Juni 1833.

Wolfgang Menzel. *)

Menzel ist am 21. Juni 1798 zu Waldenburg am Fuße des Riesengebirges geboren. Sein Vater, ein geschätzter Arzt und feingebildeter Mann, starb früh, und der lebhafte Knabe, der älteste von drei Brüdern, entwickelte ungehindert ein gewisses Unabhängigkeitsgefühl, das sich nur um so schroffer gestaltete, als später ein Stiefvater demselben Schranken setzen wollte. Die Waldgebirgsgegend seiner Vaterstadt, die auf der einen Seite groß und wild, auf der andern freundlich ist, scheint einen mächtigen Eindruck auf Kind und Knaben gemacht, die weiten, wenn auch nicht grenzenlosen Aussichten, welche die nahen Berge in Menge darbieten, den Trieb in die Ferne erweckt zu haben. Wenigstens soll unser Wolfgang in noch sehr zartem Alter einmal eine Reise in die weite Welt versucht haben, von welcher er freilich bald genug wieder ins elterliche Haus zurückgeführt wurde. Waldenburg ist aber auch und war noch mehr eine wohlhabende Stadt, und die Gegensätze großen Reichthums und tiefer Armuth mochten sich ihm oft um so greller darstellen, je näher und enger in kleinen Orten Alles aneinander gerückt ist. Dazu kam noch alle Sommer das Leben und Treiben einer fremden, vornehmen oder reichen Welt in dem nahen Bade- und Brunnenort Altwasser: Alles zusammengenommen war wol geeignet, einem lebhaften, aufgeweckten Geist vielfache Nahrung zu geben, Gefühl, Phantasie und Verstand zu reger Thätigkeit zu entflammen, vielleicht, wenn auch nur dunkel, den Gedanken an das feste, sich selbst treue und stets gleichkräftige Walten der Natur, gegenüber dem wechselnden Kommen und Gehen der Menschen, dem steigenden und fallenden Glück derselben hervorzuheben. Zu einem gewissen Bewußtsein über das Letztere namentlich kam der Knabe, als er im Jahre 1806 durch die Franzosen eine völlige Umkehr vieler bisher für unwandelbar gehaltenen Zustände seiner Vaterstadt veranlassen sah. Besonders auffallend war ihm die Rathlosigkeit und Muthlosigkeit mancher Väter der Stadt, als es galt, dem General Vandamme mit Ruhe und Festigkeit entgegenzutreten, da doch dieselben vorher als wohlweise und hochansehnliche Männer sich mehr als billig gebreidet hatten. Einige diesen Zustand der wohlweisen Herren offenbarende Scenen schilderte der achtjährige Wolfgang dramatisch wie manche andere aus seinem Knabenleben. Diese ersten Jugendeindrücke scheinen um so vielbender geworden zu sein, als nachmals seine Mutter wieder heirathete und auf ein Rittergut unfern der Stadt Strehlen zog, welches der Stiefvater bewirthschaftete. Hatte der Knabe vorher städtisches, ja vornehmes Leben mitten in einer schönen und erhabenen Natur kennen gelernt, so wurden ihm hier die Verhältnisse des höhern und niedern Landlebens, adeliger Gutsherrschaften untereinander und gegen ihre Untergebenen nahe gebracht. Die Einförmigkeit, oft Geistlosigkeit des einen, die Verdorbenheit und Armseligkeit des andern konnten ihm so wenig entgehen als die Ausnahmen, in welchen uns der innere Reichthum einfacher Verhältnisse, wenn sie mit Sinn und Geist behandelt werden, und das Glück einer beschränktern, der Natur getreuen, aber nicht drückenden Wirksamkeit erscheint. Inzwischen gewann er durch den Unterricht, den ihm sein Stiefvater ertheilte, die nothwendigsten Schulkenntnisse, und ward noch mehr zur Lectüre und selbstthätigen Arbeiten angeregt durch die wohlbestellte Bibliothek seines Vaters, welche er, so oft er konnte, benutzte. Reisebeschreibungen, naturkundliche und historische Werke, besonders aber schöngeistige Schriften wurden mit Eifer gelesen und wiedergelesen und häufiger Anlaß zum Sinnen und Denken, ja zu eignen Versuchen, so oft das Leben selbst Scenen oder Empfindungen darbot. Im 15. oder 16. Jahre wurde er nach Breslau geschickt und besuchte dort das damals unter der Leitung des Rector Etzler stehende Elisabethanum, zwar Verwandten und Freunden seiner Familie empfohlen, im Grunde aber sich selbst überlassen. Seine äußere Lage war hier sehr beengt, um so mehr, da, wie es scheint, Mißhelligkeiten zwischen ihm und seinem Stiefvater ausgebrochen wären, die ihn lieber auf Vieles verzichten ließen, als daß er eine gewisse Unabhängigkeit, die ihm Bedürfniß war, aufgegeben hätte. Ueberhaupt möchte kurz vor und nach seinem Aufenthalte in Breslau Manches in seiner Familie sich ereignet haben, was ihn tief verwundete, aber, statt ihn zu Boden zu werfen, nur zu größerer Schnellkraft anfeuerte und mit so vieler Bitterkeit versah, als

*) Dieser Artikel war ursprünglich für das „Conversations-Lexikon der neuesten Zeit und Literatur" bestimmt, wo aber ein anderer aufgenommen worden ist. D. Red.

erfoderlich ist, um unsere Gefühle gesund zu erhalten und namentlich vor Verweichlichung zu bewahren. In der Schule stand er anfangs wol hinter seinen Mitschülern in schulgerechtem Wort- und Formenwissen und Können zurück; aber bald fühlte und zeigte er, in welchem weit höhern Grade er z. B. durch die Lectüre deutscher Classiker für das wahre Verständniß der Alten, ja selbst für dem stylistische Nachbildung vorbereitet war. Mit Riesenschritten und zur Verwunderung seiner Lehrer durchflog er die Classen bis zur obersten und schwang sich auch in dieser bald zu den Vordersten auf, obgleich der Feldzug von 1815 ihn unter die Reihen der Freiwilligen rief und zur Unterbrechung seiner Studien nöthigte. Neben den Schulstudien setzte er eifrig die Lectüre deutscher Classiker und anderer belehrender Werke fort, und das Bedürfniß, seine innern und äußern Erlebnisse in den mannichfaltigsten poetischen Formen des Liedes, des Epos, des Drama auszudrücken, kehrte immer häufiger wieder und ward immer vollendeter befriedigt. Seine deutschen Aufsätze zeigten eine Vollendung der Form, die auch die Lehrer überzeugen mußte, daß dieselbe eine durch natürliche Anlage, fleißige Lectüre und eigne Uebung erworbene sei. Während er für die Schule Livius, Virgil, Horaz, Tacitus, Cicero, Homer, Xenophon, Sophokles u. s. w. mit Liebe trieb, vervollständigte er seine Kenntniß der deutschen Literatur. Göthe, Schiller, Herder, Wieland, Lessing waren ihm schon früher bekannt gewesen; Jean Paul, Tieck, die Schlegel, Novalis u. s. w. lernte er nun kennen und neben diesen Koryphäen der Literatur nicht weniger auch die dii minorum gentium und Solche, die wenigstens nicht im Munde Aller waren. Aber nicht allein mit der neuern und neuesten Literatur von Hagedorn und Klopstock an u. s. w. machte er sich vertraut, auch die Poesie des Mittelalters, lyrische wie epische, die der Meistersänger und der schlesischen Dichterschule lernte er kennen, unterstützt hierbei durch die vortreffliche Rhediger'sche Bibliothek, welche zum Elisabethanum gehört. Sein rastloses Arbeiten und Schaffen wirkte auf seine Mitschüler vortheilhaft ein, die ihn nicht blos als einen curiosen Mitschüler ansahen, sondern es ihm auch nahe zu thun versuchten. Es entstand eine Art literarischer Club, welcher ein blos abschriftlich circulirendes Journal verfaßte, worin humoristische Aufsätze, Satiren, Kritiken über Alles, was der Schuljugendwelt auf- oder anstößig erscheinen mochte, aber auch poetische Arbeiten aufgenommen wurden. Neben diesen geistigen Beschäftigungen blieb ihm noch Zeit für die Turnkunst übrig, die er im Jahre 1817 wie Alles, was ihn interessirte, mit großem Eifer betrieb. Und wieder folgten auch hierin seine Mitschüler seinem Beispiele. Im Herbst 1817 machte er mit einem Turngenossen eine Reise nach Dresden, angelockt von den gepriesenen Schönheiten der sächsischen Schweiz und der dresdner Kunstsammlungen. Von dieser Reise kehrte er mit dem Vorsatz zurück, das nächste Jahr die Universität zu beziehen. Ehe das Jahr aber um war, veranlaßte ihn ein seltsamer Vorfall, die Schule schon vor Ablauf dieser Frist zu verlassen. Das Turnwesen hatte durch manches Ungehörige, was sich damit verbunden, zum Theil auch an sich viele Feinde erhalten, unter Anderm auch darum, weil viele der Männer, welche sich dafür interessirten, offene Gegner der Freimaurerei waren. Um so mehr erbitterten sich auch viele Schulmänner dagegen, die sich nicht sattelfest genug fühlten, um die allerdings etwas kräftiger werdende Jugend mit gewohnter Bequemlichkeit zu bändigen. Und so kam es, daß Herr Karl Adolf Menzel, damaliger Prorector des Elisabethanums, vermuthlich durch einige breslauische Turnfreunde persönlich verletzt, im Frühling 1818 eine donnernde Philippika gegen das Turnen hielt, die er mit der Aufforderung an die Schüler schloß, den Turnplatz zu meiden. Bei der Umfrage, die noch dazu so gestellt wurde, daß dem Schüler nur die bange Wahl zwischen dem Turnplatz und der Schule oder doch der Ungnade der Lehrer übrig blieb, erklärten mehre sich dahin, den Turnplatz nicht verlassen zu wollen. An der Spitze dieser jungen Frevler, welche den Turnplatz der Schule, d. h. dem Elisabethanum, nicht aber etwa den Studien vorzogen, stand Wolfgang Menzel. Er verließ die Schule, bereitete sich privatim auf das Maturitätsexamen vor und ging im Herbst 1818, 20 Jahr alt, auf die Universität Jena. Zuvor machte er noch eine Reise nach Berlin, das er aber nach mehren Wochen um so unbefriedigter verließ, als er sich das dasige Leben in jeder Beziehung reger, jedenfalls aber nicht so durch und durch unwahr, nicht als so vollkommenes Abbild des glänzenden Soldatenelendes gedacht hatte. In Jena warf er sich mit großem Eifer auf das Studium der Geschichte und Philosophie, nahm an dem Burschenleben zwar Antheil, indem er sich für die Sache der Burschenschaft gegen die der Landsmannschaften erklärte, widmete demselben aber nur einen geringen Theil seiner Zeit. Noch weniger ließ er sich, wie warm er auch für Freiheit, Recht, für Volkswohl und Ehre eingenommen war, von politischen Träumen und Schwärmereien hinreißen. Dazu hatte er einen zu klaren Verstand und schon zu viele Kenntniß der Verhältnisse und Menschen wie sie sind, aber auch eine zu edle Gesinnung, um etwa aus Ehrsucht den Demagogen zu spielen. Mit Follen, Wit-Dörring u. s. w. kam er wol in Berührung, aber nie in Uebereinstimmung. Die meiste von Studien freie Zeit widmete er fortgesetzter Lectüre deutscher Classiker, eignen Poesien und dem Umgange weniger, gleichgesinnter Freunde. In Folge von Kotzebue's Ermordung verließ er Ostern 1819 Jena und ging nach Bonn, wo er seine jenensischen Studien und Beschäftigungen fortsetzte, nur daß er dem burschenschaftlichen Leben etwas mehr Zeit widmete. Er war hier wie immer in der Regel sehr fleißig, manchmal vielleicht in zu hohem Grade, und dann machte er wieder zu seiner Erholung Ausflüge in die schöne Umgegend. Als im Frühjahr 1820 die Demagogenverfolgungen heftiger begannen und häufig Männer und Jünglinge trafen, die nur frei sich geäußert hatten, wurde es ihm zu eng in Preußen; der Gedanke an die bloße Möglichkeit, wie so Manche das unverschuldete Loos einer mehrmonatlichen, vielleicht mehrjährigen Gefangenschaft zu erfahren, trieb

ihn in die Schweiz. Hier richtete er in Zürich, Luzern und Aarau die ersten ordentlichen Turnplätze ein und wurde Professor an der obersten Classe der Secundairschule zu Aarau. Diese Stelle versah er zwei Jahre zu allgemeiner Zufriedenheit. Ihn selbst konnte sie aber nicht befriedigen, und als ihm eine Professur an der Cantonsschule, um die er sich beworben, aus nichtigen Gründen nicht ertheilt wurde, legte er seine frühere Lehrstelle nieder und privatisirte zwei Jahre lang in Aarau. Während dieser ganzen Zeit seines Aufenthalts in Aarau, wo er Zschokke, E. Münch, Troxler, Görres, Pestalozzi (Letztern auf einer Reise nach Genf) kennen lernte, studirte er sehr fleißig, besonders wieder Geschichte und Philosophie, mit besonderer Liebe aber die Geschichte des Mittelalters, und zwar in den Quellenschriftstellern, die ihm die arauer und züricher Bibliothek darboten, wendete seine Aufmerksamkeit auf das Treiben der literarischen und politischen Parteien in Deutschland, arbeitete ältere Poesien um, dichtete Neues. Im Herbst des Jahres 1822 entstanden binnen wenigen Wochen seine „Streckverse", welche im Frühjahr 1823 bei Winter in Heidelberg erschienen. In der geharnischten Vorrede, worin er gleich jeder literarischen Halbheit und Gemeinheit den Krieg erklärte und öffentlich gelobte, immer nur sich selber treu sein zu wollen, brachte er nur Jean Paul Friedrich Richter diejenige Huldigung dar, welche ihm die Achtung vor dem edeln Mann und die Liebe zu dem Schriftsteller, der einen tiefern und bleibendern Eindruck als die andern auf ihn gemacht, in welchem er immer einen ältern Geistesverwandten erblickt hatte, fast zum Bedürfniß machte. Persönlich kannte er ihn nicht. Jean Paul aber, dem er seine „Streckverse" zuschickte, wurde sehr erfreut durch dieselben, indem auch er in dem Verfasser einen jungen Mann zu erblicken glaubte, der ihm in höherm Grade geistesverwandt schien als irgend ein Anderer. Nichts hat Jean Paul mehr bedauert, als daß grade Menzel sich damit begnügte, ihm nur ein Mal mit den „Streckversen" in der Hand nahe getreten zu sein, während andere, unbedeutendere Menschen sich ihm lästig machten. Im Jahr 1824 gründete Menzel mit Troxler, Follen und einigen Andern im Bunde die „Europäischen Blätter für Literatur und Leben" und gab den ersten Band seiner „Deutschen Geschichte" bei Geßner in Zürich heraus, deren dritter und letzter Band im Jahre 1827 erschienen ist. In den „Europäischen Blättern" erschienen der Reihe nach mehre Artikel über deutsche Classiker. Hier war es, wo er den Kampf nicht sowol gegen Göthe, als gegen Göthomanie und jede literarische Halbheit, Gemeinheit und Geistlosigkeit eröffnete. Doch da dies Alles nur Präludien zu dem Concert waren, das er in seinem spätern Buche über die deutsche Literatur gab, so soll davon erst später geredet werden. Seine „Geschichte der Deutschen" in drei Bänden gehört offenbar zu den besten populairen Darstellungen unserer vaterländischen Geschichte, wenn sie sich auch wegen einiger Ungenauigkeiten im Einzelnen nicht grade zum Schulbuch so gut eignet wie das bekannte Buch von Kohlrausch. Was die Entwickelung der politischen, religiösen und geistigen Zustände unseres Volkes von Anbeginn bis auf unsere Tage betrifft, so ist sie unter allen Werken dieses Umfangs und dieser Gattung weitaus die beste. Uebersichtlichkeit, Auffindung und klare Entfaltung des organischen Zusammenhanges aller Hauptrichtungen des innern und äußern Lebens, Vorzüge, welche allen Arbeiten Menzel's auch von seinen Feinden werden zugestanden werden müssen, treten auch hier deutlich hervor. Im Jahr 1825 gab er eine polemische Pièce heraus: „Voß und die Symbolik" (Stuttgart, bei Franckh), worin er seiner Indignation über des alten Voß Ketzerriecherei und höchst unfreie Alleinrechthaberei freien Lauf ließ. Der Grundgedanke dieser Schrift war wol, daß eine jedenfalls geistvolle Ansicht und die Liebe, mit welcher Creuzer dieselbe durchzuführen versucht hatte, als solche Anerkennung verdiene, wenn sie auch zu vielen Irrthümern geführt habe und mannichfach gemisbraucht werden könne; daß eine poetische Auffassung der alten Culte und Cultgeschichte ebenso vielen Anspruch zu existiren habe als die prosaische von Voß, und daß die ganze Creuzer'sche „Symbolik" für ein Werk des Kryptokatholicismus zu erklären mindestens eine Thorheit, wenn nicht boshaft sei.

(Der Beschluß folgt.)

Maria de Zayas' Novellen. Uebersetzt vom Verfasser des Don Enrique u. s. w. (W. Genthe.) Erstes Bändchen. Neuhaldensleben, Eyraud. 1833. 8. 1 Thlr.

Es müßte jedenfalls ein verdienstliches Werk genannt werden, förderte uns ein Uebersetzer mit Kenntniß und Geschick die unter dem Schutte der alten spanischen Novellenliteratur vergrabenen poetischen Perlen an das Tageslicht. Einzelne haben wol früherhin solche Unternehmungen versucht. Sie ermangelten aber des dazu durchaus erfoderlichen Geschmacks in Wahl und Bearbeitung ihres Stoffes und verschuldeten selbst, daß das Publicum keinen Theil daran nahm. Dazu kommt noch, daß die bessern spanischen Novellisten, wie eben etwa obige Dame, der vortreffliche Montalvan, ja selbst Antonio de Castillo selten geworden und bei uns nur in wenigen Exemplaren vorhanden sind, die mittelmäßigern also, wie z. B. die in der Sammlung: „Novelas escogidas de los mejores ingenios de España" (8 Bde.), enthaltenen, gewöhnlichen Uebersetzern viel leichter in die Hände fallen und wirklich für Das gehalten werden, was ihr Collectivtitel fälschlich verspricht. Wurden nun ehedem überdies von manchem schlechten deutschen Autor unter der Firma spanischer Novellen wol auch eigne Producte mitunter in die Welt geschickt, so kann man es dem Publicum, wie es uns nach vielfältigen Täuschungen früherhin selbst ergangen ist, nicht verdenken, wenn es eine wahre Scheu vor den langweiligen, so getauften Büchern empfangen hat. Die nächste betrübte Folge dieser Scheu und Gleichgültigkeit ist denn gewesen, daß wir bis jetzt keine auch nur einigermaßen befriedigende Uebersetzung der classischen Novellen des Cervantes aufzuweisen haben, die wenigstens verriethe, daß der Uebersetzer die allerdings unnachahmliche Grazie und Feinheit seines Autors selbst erkannt und gewürdigt habe. Muß nun der mit der spanischen Literatur bekannte Kritiker von einer Uebersetzung dieser Novellen die allerstrengste Genauigkeit und Vollständigkeit verlangen, so kann er nicht umhin, es dem Uebersetzer anderer spanischer Novellisten zum Tadel anzurechnen, findet er bei ihm beide Eigenschaften vor. Ein solcher Tadel trifft leider auch die Uebersetzung der Novellen des Lope de Vega, die Herr Richard vor einigen Jahren mit vieler Liebe zur Sache und nicht geringer Sprachkenntniß unternommen hat. Der große Lope arbeitete bekannt-

sich so tüchtig, daß der größte Theil seiner Werke eher improvisirt als vollendet zu nennen ist. Lope's eigentliches Talent war ein dramatisches. Die Novellen schrieb er nur versuchsweise, und sie sind keineswegs alle gut, obwol sein großes Talent sich auch in ihnen nicht selten offenbart. Soll der deutsche Leser jetzt noch daran Freude finden, so dürfte man ihm nur einige zum Theil abgekürzt und geändert darbieten, wobei freilich vorausgesetzt wird, daß der Bearbeiter à la hauteur steht. Herrn Richard's getreue vollständige Uebertragung konnte kein Glück machen. Derselbe Tadel führt uns zu dem Buche zurück, von dem wir abgegangen sind.

Donna Maria de Zayas y Sotomayor aus Madrid lebte und schrieb um die Mitte des 17. Jahrhunderts, weiter wissen wir von ihr nichts. Velasquez, Diez, Sismondi, Bouterwek, Sulzer, Jöcher erwähnen sie gar nicht oder nur bei Namen, denn sie schrieben Einer dem Andern nach. Zwischen den Novellen der Maria de Zayas und denen des Cervantes ist zwar, wie immer zwischen großen Männern und ihren Nachahmern, eine ungeheure geistige Kluft; sie verdienen aber doch mit denen des Lope de Vega und Montalvan danach den ersten Platz, und einige, wie „La fuerça del amor", „El desengaño amado", „El imposible vencido" müssen der Idee nach ausgezeichnet genannt werden. Wie wir nun den Titel des vorliegenden Bändchens aufschlugen, hatten wir in einer Art eine angenehme Ueberraschung, indem wir glaubten, wenn nicht gar über die Verfasserin selbst etwas Näheres, als uns bekannt war, zu erfahren, doch wenigstens eine zweckmäßige, mit Geschick abgekürzte Auswahl ihrer zum Theil mittelmäßigen Arbeiten zu finden. Was wir fanden und über das Buch zu sagen haben, faßt sich in wenigen Worten ab.

Der Titel des in unserm Besitz befindlichen Ausgabe des spanischen Werkes heißt: „Primera y segunda parte de las novelas amorosas y exemplares de Doña Maria de Zayas y Sotomayor, natural de Madrid. Corregidas y emendadas en esta *ultima* impression etc." (Madrid 1664). Die erste Ausgabe des ersten Theiles erschien im Juni 1634, die des zweiten im November 1646. Beide Theile enthalten 20 unter einander sehr verschiedene Novellen, die nach Art des Boccaccio'schen „Dekameron" durch den fortlaufenden Faden einer selbständigen Geschichte verbunden sind.

Der Uebersetzer hat seinem Buche eine vom 25. November 1656 datirte Vorrede der Verfasserin vordrucken lassen, von der in unserer Originalausgabe nichts zu finden ist. Wäre sie jemals in einer frühern vorhanden gewesen, so würde sie späterhin unmöglich ohne Weiteres weggelassen worden sein. Wozu also die ungeschickte, unglaubliche Mystification?

Herr Genthe hat den langweiligen Faden der Einleitung wie billig weggelassen. Er hätte dies aber dem Leser sagen sollen. Er hat keine Auswahl getroffen, wie wir voraussetzten, sondern die drei ersten Novellen der Reihe nach mitgetheilt: wie wird er also, da er nur zwei Bändchen geben zu wollen scheint, die 17 übrigen Novellen in dem zweiten Bändchen aufhäufen? Die erste der drei Erzählungen ist sehr matt, und verdient eine Uebertragung nicht. Die andere würde interessant sein, erschiene sie nicht als eine überbotene Nachahmung des unendlich graziösern und feinern „Casamiento engañoso" des Cervantes. Sie wäre also besser auch nicht übersetzt. Der Inhalt der dritten ist bedeutender, verlangt aber eine gewandte völlige Umschmelzung, die nicht vorgenommen ward.

Die Uebersetzung an sich selbst ist sehr mißlungen, denn anstatt abzukürzen, hat ihr Verfasser in einem Style, der an Gottsched's Zeiten erinnert, noch breiter als die Spanierin gearbeitet. Der Druck ist incorrect, und es kommen Schnitzer vor, die man kaum für Druckfehler halten kann. Wir rathen dem Uebersetzer also, seinen Buchhändler sowie das Publicum mit einem zweiten Bändchen zu verschonen. 167.

Notizen.

Steuerregulirung in Rheinpreußen

(nach „Preußen und Frankreich, von einem Rheinpreußen", Leipzig 1838).

Hier hatte die preußische Regierung beschlossen, nicht nur die angefangenen französischen Katasteroperationen fortzusetzen, sondern sie auch auf Westfalen auszudehnen; im Regierungsbezirk Aachen ist die Arbeit bereits vollendet worden. Es ergab sich daraus ein abgeschätzter Reinertrag von 2,701,980 Thlr. aus 58,321 Wohnhäusern und 1,624,252 magdeburgischen Morgen an Flächeninhalt. Unterdessen haben darüber vielseitige Verhandlungen der rheinischen und westfälischen Provinzialstände stattgefunden, deren wesentlichster Punkt darin besteht, daß die Reinerträge um ein ganzes Drittel zu hoch, besonders im Anschlag des Korns, dagegen die Culturkosten und die Unterhaltungskosten der Gebäude zu niedrig abgeschätzt seien; wogegen die preußische Staatsregierung zur Zeit erwidert hat, daß diese Abschätzung nur zu einer Purification in den westlichen Provinzen dienen solle, und eine höhere oder niedrigere Norm insofern ganz unpräjudizirlich bleibe.

Ueber die slawischen Emerden.

In den „Jahrbüchern für wissenschaftliche Kritik" 1838, S. 119, würde man der Ableitung der Emerden, vom Wort Mrt des Land, im „Jahresbericht des historischen Vereins im Regatkreis", gern und vor andern statt geben, wenn diese Bedeutung von Mrt und die slovenische Mundart, in welcher sie also gebräuchlich wäre, nachgewiesen würde. Man beziehe sich also deshalb auf Palkowitsch's „Böhmisches Wörterbuch" (Prag 1820) unter dem Wort: „Mrt, laube Erde, terra inanis sterilis; mrt zeme"; und bemerke, daß aus letzterm Wort Mrtzeme wol auch das germanisirte Schmerdzins hervorgegangen.

Exemplationen und Vidimus; s. Zellweger's „Geschichte des appenzeller Volkes" (Trogen 1830), S. 226, wo selbst der Verf. sagt: „Wir finden die Bedeutung dieses Wortes nirgend; sollte es vielleicht heißen Exemtionen?" Antwort: Nein! Die Exemplationen sind überhaupt Abschriften an und für sich selbst, vom Original, Exemplar genannt, entgegengesetzt der Abschrift, Exemplum; s. „Summa Rolandini", und Dufresne s. v. Exemplar: „Exemplar genus est, Exemplum quod trahit inde. Exemplare, id est, describere, assimulare." Mit der ausdrücklichen Formalität der Beglaubigung wird es ein Vidimus. S. 250: die freien Männer hätten vier Ahnen nachweisen müssen, das heißt, daß sie seit vier Geschlechtsfolgen frei gewesen; vier Ahnen sind nur zwei Generationen, nämlich die vier Großältern, väterlicher und mütterlicher Seits — vier Geschlechtsfolgen wären 16 Ahnen. Sonderleute sind dem Verf. nicht (nach Grimm) Solche, die in keiner Genossenschaft gestanden, sondern Solche, welche ihre Güter dem Kloster unter Vorbehalt des Nießbrauchs geschenkt; nach v. Arx waren es die Leute, welche sich der Abt von St.-Gallen zur unmittelbaren Verwaltung und Benutzung gegen den Advocatus oder Villicus vorbehalten. — Der Verf. war bis in sein 40. Jahr ein gelernter Kaufmann, widmete sich erst mit dem 43. Jahr der Geschichte seines vaterländischen Cantons und suchte auch von da an erst sich der andern Hülfswissenschaften und der lateinischen Sprache zu bemächtigen. Er hat unter diesen Umständen das Möglichste geleistet und ist in viele Archive und Bibliotheken gedrungen. Die Urkunden, 161 an der Zahl, haben wir noch im zweiten Theil zu erwarten; der Verf. sucht bei allen Gelegenheiten besonders mit v. Arx auf den Kampfplatz zu treten, ob aber immer siegreich, stellen wir dahin; sehr viel kommt ihm überall die Kenntniß der Oertlichkeiten zu statten. 85.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Donnerstag, — Nr. 171. — 20. Juni 1833.

Wolfgang Menzel.

(Beschluß aus Nr. 170.)

In dem Jahr 1824 hatte Menzel die Schweiz verlassen und war zuerst nach Stuttgart, dann nach Heidelberg gegangen, mit dem Wunsche, dort als Privatdocent aufzutreten. Da er sich aber nicht entschließen konnte, seine freie Ueberzeugung dem damaligen Parteitreiben der Universität zu opfern, so wurde nichts daraus. Er war mit Paulus und Schlosser, aber auch mit Creuzer in Berührung gekommen und hatte sich weder dem Einen noch dem Andern ausschließlich gewidmet; zum alten Voß ging er trotz mehrfacher Veranlassung nie, weil er einen ästhetischen Widerwillen gegen ihn hatte. So kehrte er denn 1825 im Frühjahr nach Stuttgart zurück und übernahm die Redaction des Literaturblattes zum „Morgenblatt", welche er noch führt. In demselben Sommer gab er ein Taschenbuch auf 1826: „Moosrosen" (bei Metzler in Stuttgart) heraus, welches eine ziemlich reiche Auswahl poetischer und prosaischer Gaben von ihm selbst, Gustav Schwab, Rückert, Chamisso ꝛc. enthielt. Doch huldigte es zu wenig dem Geschmack des Almanachpublicums, z. B. darin, daß es, statt vieler zierlicher Kupferchen, die da rührende Scenen, reizende Weibergestalten, Landschaften ꝛc. darzustellen pflegen, nur des Dichters Uhland sehr edles, aber auch sehr männliches Angesicht als Titelkupfer darbot. Ueber die Hauptgabe des Herausgebers, ein satirisch-dramatisches Märchen: „Der Popanz", später, wo von der bisher erschienenen Trilogie dramatischer Märchen Menzel's geredet werden soll. Wir gehen sogleich zu einem Werke über, welches das meiste Aufsehen erregt, die allgemeine Aufmerksamkeit auf M. gelenkt, ihm viele Freunde und Feinde erworben hat, ohne doch von beiden Seiten diejenige Würdigung zu erfahren, die es verdient. Wir meinen die „Deutsche Literatur" (Stuttgart bei Franckh, 1827). Das Buch ist keine Geschichte der deutschen Literatur, wie Manche gemeint und getadelt haben. Es enthält Betrachtungen über Geist und Wesen der deutschen Literatur, vornehmlich der schönen und eigentlichen Nationalliteratur. Die deutsche Literatur ist hier nicht als ein zufälliges, für sich existirendes Unding, sondern als ein nothwendiges Product, als eine Offenbarung des gesammten, vornehmlich des geistigen Lebens der Deutschen, als eine Frucht desselben betrachtet, aber als eine solche, die in sich selbst wieder ein großes, einiges Ganzes, eine wohlgegliederte Organisation bildet. Als Gipfel, oder wenn man lieber will, als Mittelpunkt wird nun die schöne, die Nationalliteratur wieder betrachtet, weil diese vorzugsweise den Nationalgeist ausspricht, während die wissenschaftliche und gelehrte Literatur überall nur eine nationale Tinctur neben dem europäischen Character annimmt. In diesem Grundgedanken und dessen geistvoller Durchführung, wie in der blühenden, lebhaften und klaren Darstellung desselben liegt der unbestreitbare Werth des Buches, in wie vielen einzelnen Fällen und Urtheilen man auch mit demselben nicht übereinstimmen mag. Dieser Grundgedanke, der in Bezug auf poetische Literatur von Menzel in dem Satz ausgesprochen ist: die analytische Einheit der Poesie ist die synthetische der Dichter, rechtfertigt übrigens im Wesentlichen die meisten Urtheile über Einzelnes, die Manchem, dem jener Gedanke und Ausspruch entgangen oder unverständlich geblieben ist, einseitig, ungerecht, entsetzlich vorkommen müssen und vorgekommen sind. Hiezu kommt noch, daß allerdings durch das ganze Buch ein polemischer Ton gegen übertriebenes Lob wie gegen ungerechten Tadel und gegen Nichtachtung gewisser Koryphäen der neuern deutschen Literatur, welche jede freie Würdigung ausschließen, sich hindurchzieht. Aber diese Polemik ist keineswegs der Zweck des Buches, wie Manche gemeint haben, sondern die Folge verletzten Gerechtigkeitsgefühls und einer tiefen Indignation über ein geistloses, jedes eigne Empfinden und Urtheilen verleugnendes Theegeschwätz über Literatur und Literatoren. Alles das haben Jene nicht beachtet, denen über dem unerwartet strengen Urtheil über Göthe Hören und Sehen verging. Denn nachdem man sich einmal eingebildet hatte, in Göthe eine erste und letzte Incarnation der Poesie selbst zu haben, in welchem sie beschlossen und geendet sei, so mußte es freilich frevelhaft erscheinen, daß er mit einem Mal nur eine Seite der Poesie, die sinnliche und formale zu höherer Vollkommenheit als Frühere und Andere entwickelt haben, und daß er arm an geistig-schönen Ideen, an wahrer Schöpferkraft gewesen sein sollte. Besonders stark ereifert man sich darüber, daß die Immoralität Göthe'scher Dichtungen nicht sowol behauptet, sondern als poetische Schwäche derselben bezeichnet wurde, und die Berliner glaubten Menzel für immer aus dem Felde geschlagen zu haben, in-

dem sie ihn Pustkuchen redivivus nannten. Aber während Pustkuchen blos Verletzung conventionneller Moralität und Religiosität, die oft mit philisterhaften Vorurtheilen identisch sind, Göthe vorgerückt hatte, wies Menzel nach, daß es auch eine moralische Schönheit gebe, daß überhaupt wahre Schönheit und Sittlichkeit nicht identisch, aber harmonisch seien, daß jene moralische Schönheit selber poetisch, ihre Verletzung, deren Göthe sich allerdings schuldig gemacht, unpoetisch und daher weder von Homer z. B., noch von Shakspeare, überhaupt von keinem echten poetischen Genius geübt worden sei. Diese Ansicht über Göthe mußte hier ausführlich berührt werden, weil sie die Grundansicht und der Maßstab ist, die Menzel seither im „Literaturblatt" bei allen Kritiken poetischer Werke in Anwendung bringt. Einzelne Abweichungen von dieser Regel, die sich aber gewöhnlich nur bei zu milden Beurtheilungen zeigen, heben die Regel nicht auf, und sie kommen überdies gewöhnlich nur vor, wo M. glaubt, daß einem Schriftsteller von andern Seiten her, wie z. B. Börne, unverantwortlich nahe getreten werde. Es kann nicht geleugnet werden, daß M. hierbei oft mit Leidenschaftlichkeit verfährt und sich zu leicht entschließt, die Offensive gegen die Feinde eines Verfolgten zu ergreifen, statt sich auf starke, aber freilich schwierigere, defensive Aufrechterhaltung des Gekränkten einzuschränken. Inzwischen muß man gestehen, daß diese Folgen leicht zu erregender und zu weit gehender Indignation immer seltener werden und vielleicht längst aufgehört hätten, wenn Menzel's Gegner es über sich gewinnen könnten, allen seinen schneidenden, aber nur zu oft wahren Kritiken, nicht fortwährend gemeine Motive, als da sind: Eitelkeit, Hochmuth, Anmaßung, Parteisucht, kindisches Streben nach dem Ruhme eines gefürchteten Kritikers u. s. w., unterzuschieben. Wer ruhig M. beobachtet und beurtheilt, wird gestehen müssen, daß es ihm wesentlich um Wahrheit, Schönheit und Gerechtigkeit zu thun ist, und daß er sich höchstens im brennenden Eifer dafür hier und da zu weit führen läßt, daß er zu einem Kritiker zwar nicht zu wenig Kenntniß und Urtheil besitzt, aber zu poetisch empfindet und denkt. Ist denn sein Buch über deutsche Literatur nicht eine Art von dramatischer Schilderung deutscher Dichtungen und Dichter? Ist in demselben nicht Alles nach dem Princip kämpfender Gegensätze und Charaktere geordnet, deren Kämpfen Hauptsache, deren Schicksal Nebensache ist?

Daß Menzel mindestens ebenso sehr, wenn nicht mehr zum Dichter als zum Kritiker geboren sei, beweisen seine bisherigen poetischen Leistungen. In den Vorgrund derselben treten die drei dramatischen Märchen. Das erste: „Der Popanz", erschien schon 1826 in seinem Taschenbuch „Moosrosen", die beiden andern: „Rübezahl", 1829, und „Narcissus", 1830 bei Cotta. Man könnte dieselben satirische Dramen nennen; denn allerdings sind alle drei reich an Satire; allein die Satire ist nicht auf Alles, sondern vorzugsweise nur auf die Erscheinungen in Politik und Literatur gerichtet, wenn auch andere Thorheiten gelegentlichen Seitenhieben nicht entgehen. In diesem satirischen Theil zeigt Menzel einen wahrhaft Aristophanischen Witz, der gewöhnlich grotesk und phantastisch und so ganz Ausbruch der Laune ist, daß er auch das Burleske nicht verschmäht. Man würde aber sehr irren, wenn man in diesen satirischen Partien seiner Dramen ihr Hauptthema entdeckt zu haben meinte, weil sie den meisten Raum einnehmen. Dieses ist vielmehr, wie bei allen echten modernen Dichtern, die Liebe, ihr höchstes Glück und tiefste Wehe, das sich aus ihrem ewigen Wesen im Conflict mit ihren endlichen Offenbarungen ergibt. Im „Popanz" liebt der Dichter eine seiner dramatischen Personen, die verklärte, von seiner Phantasie mit dem Schleier echt weiblicher Liebenswürdigkeit umgebene, aber dem wirklichen Leben entlehnte Persönlichkeit; aber die poetisch-verklärte Schöne liebt nicht den Dichter, sondern das gleichfalls idealisirte Spiegelbild desselben im Drama. Wie wahr, tief und schön die so wunderlich eingekleidete poetische Idee! Oder lieben wir wirklich in der Geliebten etwas Anderes rein und tief als ihr innerstes Wesen, das uns bei ihrem Anblick unsere Phantasie offenbart und mit ihrer äußern Erscheinung identificirt? Kann an uns etwas Anderes wahrhaft geliebt werden, und muß die Liebe nicht mit dem Verschwinden jenes offenbar und leibhaft gewordenen Innern schwinden? Aehnlich ist das Thema im „Rübezahl"; doch wie im „Popanz" Dichterliebe den Mittelpunkt bildet, so im „Rübezahl" die Liebe eines edeln Geistes, die verschwendet wird an ein schönes Weib, welches die Marotte hat, nur Den heirathen zu wollen, der nur sie liebt, ohne Gegenliebe zu verlangen, also an eine personificirte Idee des wahren und tiefsten Grundes der Coquetterie. Das Gegenstück hierzu ist „Narcissus", der in sich selbst verliebte Mann. Die Ausführungen sind alle phantastisch, aber selbst in dieser, gegen die sogenannte Wahrscheinlichkeit gerichteten Phantasterei durch und durch poetisch; man müßte denn die Poesie auf eine blos niederländische Kunst der Natürlichkeitstreue oder auf die Leistungen einer verschönernden Gartenkunst beschränken.

Außer einzelnen, sehr gelungenen lyrischen Stellen muß die Leichtigkeit und Lebendigkeit vieler Dialoge in gebundener und ungebundener Rede anerkannt werden. Besonders gelungen sind die Dialogen, in welchen ein heiterer, scherzender Ton vorherrscht. Wir zweifeln überhaupt nicht, daß Menzel, wenn er seinen Beruf nicht verkennen wollte, Vieles fürs Drama, namentlich fürs höhere Lustspiel leisten könnte. Seine lyrischen Gedichte, die in den „Moosrosen", im „Damenalmanach", im „Musenalmanach" u. s. w. zerstreut sind, zeichnen sich alle entweder durch Tiefe und Reinheit des Gefühls, oder durch Feinheit der Empfindung, alle aber durch Leichtigkeit und Natürlichkeit des Ausdrucks, wenige, aber diese auch in hohem Grade, durch Wohllaut der Verse aus. In den letzten drei Jahren hat sich Menzel leider fast ausschließlich mit Kritik und Politik beschäftigt. In seinem „Literaturblatt" fährt er fort gegen Geistlosigkeit und Gemeinheit zu Felde zu ziehen, und man wird es ihm späterhin mehr danken als jetzt. Nur bei wissenschaftlichen Werken sollte er die Anzeige, so oft sie in Kritik übergeht, Männern vom Fach übertragen. Sein Fach ist National- und Popularliteratur. Seine

historischen Taschenbücher, in denen er seit 1830 von Jahr zu Jahr eine Uebersicht der Begebenheiten des nächstvergangenen Jahres liefert, sind sehr lesenswerth. Die Auffassung der Begebenheiten ist geistvoll, und obgleich der vorwärtsstrebenden Partei geneigt, doch besonnen, umsichtig und gemäßigt. Die äußere Form der Darstellung ist ein Muster echtpopulairer Schreibart. Wie entfernt Menzel von den Schreiern aller Parteien der Gegenwart ist, stellt sich unter Anderm auch in seiner „Reise nach Wien" heraus, die er 1831 unternommen und 1832 beschrieben hat. Die Würdigung Oestreichs und seiner Bewohner ist vortrefflich; die Erwägung politischer und religiöser Dinge zeigt bei aller Leichtigkeit des Conversationstones, darin sie vorgetragen ist, den Mann von Charakter, edler Gesinnung und gebildeter Einsicht. Als solchen hat er sich auch neuerdings als Deputirter in der würtembergischen zweiten Kammer von 1833 gezeigt, in welcher er zwar der linken Seite, aber dem rechten Flügel des linken Centrums angehört. 8.

Der Freiknecht. Historischer Roman aus der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts. Von Ludwig Storch. Drei Bände. Leipzig, Hartmann. 1830—33. Gr. 12. 4 Thlr. 16 Gr.

Ohne Zweifel gehört dieser Roman, wenn nicht zu der geringen Anzahl unbedingt erfreulicher, doch immerhin zu den merkwürdigsten Erscheinungen der letzten Jahre in diesem Gebiet der Literatur. An Fülle und Frische der Erfindung, an Anziehungskraft, an Reiz der Diction, historischer Begründung und philosophischer Bedeutsamkeit der Fabel hat er unter den neuesten Hervorbringungen dieser Gattung nur wenige Nebenbuhler und schließt sich in diesen Bezügen dem „Cabanis" von W. Alexis nahe genug an. Die einzige Kunstfoderung, die er nicht ganz erfüllt, der einzige Punkt, in Absicht dessen er einer begründeten Kritik verfällt, ist die rein ästhetische. Wie dem aber auch sei, wir sind einigermaßen erstaunt, den Namen eines Novellisten, der bis jetzt wenig mehr als Mittelmäßiges auf den literarischen Markt gebracht hat, vor einem Werke von solcher Kraft, innerer Haltung, historischer Ergründung zu erblicken. Sein Hauptverdienst bleibt indeß immer eine fast beispiellos reiche Erfindung; der Punkt, in dem der Verf. geradezu von keinem unter allen seinen Mitbewerbern um den historisch-romantischen Preis übertroffen wird. So reich, so wechselvoll und so überfüllt ist seine Geschichte, daß wir auf keinem andern Wege zu einer Uebersicht der Begebenheiten zu gelangen hoffen können, als indem wir diese an die einzelnen Hauptfiguren anknüpfen; bei dieser Berichtsform wird sich zugleich die beste Gelegenheit ergeben, über Charakteristik und poetische Gerechtigkeit des Dichters das Nöthige zu sagen.

Zuerst also das Reichsoberhaupt, König Wenzel von Böhmen. Der Verf. behandelt die Historie vollkommen in der Weise Walter Scott's, des bis jetzt unerreichten Meisters in dem Schmelzungsproceß von Geschichte und Erfindung. Storch ist der einzige deutsche Novellist, der bis jetzt, unserer innersten Ueberzeugung nach, Scott's Meisterschaft in diesem Punkt erreicht hat. Historische Wahrheit und poetische Dichtung sind bei ihm wie bei dem Schotten völlig eins, ein neues Mittelwesen, vollkommen selbständig, durch und durch ineinander aufgehend. Seine Dichtung ist mit Historie vollkommen gesättigt, seine Historie ist ein Werkzeug des Dichters geworden; beide stehen nicht mehr, wie bei den meisten, ja fast bei allen Nachahmern Scott's roh und gesondert nebeneinander, sondern sie gehen in- und durcheinander auf. So ist Wenzel ganz die historische Person, welche von 1378—1419 für das deutsche Reichsoberhaupt galt, und dennoch ganz des Dichters Werk. Wenzel besteht aus einem zwiefachen Menschen: aus einem aufgeklärten, das Rechte wollenden, kräftigen, humanen Fürsten und aus einem verworfenen, gewaltthätigen, schwachen, grausamen, in Niedrigkeit versunkenen Tyrannen, ein Spielball aller Leidenschaften; in dieser letzten Gestalt erscheint er am meisten. Die Sage, wahrscheinlich eine leere Erfindung seiner Feinde, daß er nicht Karl IV. Sohn, sondern der Sproß einer nürnberger Schusterfrau, dies Geheimniß, welches zwei oder drei Personen wissen, das den Tyrannen wie ein furchtbares Gespenst auf Schritt und Tritt verfolgt und dem er nur im Weinkruge oder im Blute entfliehen kann, ist der Schlüssel zu allen Räthseln dieses merkwürdigen Charakters. Es lähmt seine Kraft in der Grausamkeit, und rüttelt den Versunkenen plötzlich zu furchtbarer Kraftentwickelung auf. Wenzel ist ein Schlemmer, ein Trunkenbold, ein wilder Jäger. Das Gift, das er als Knabe in Aachen erhielt, peinigt ihn, bis er im Wein sein Bewußtsein ertränkt hat. Sein Busenfreund, Mitwisser seines Geheimnisses, ist Jobst, der Henker von Prag. Dieser Jobst gehört einer Familie an, für welche diese Geschichte — ein treues, verdienstvolles Bild der Zeit und Deutschlands in der Zeit — zugleich Familiengeschichte ist. Ein furchtbares Geschick hat den Namen der Happerswyl in Tirol ausgelöscht. Zwei Brüder und eine Schwester sind nach Deutschland entflohen. Der Aelteste, Niklas, ist Bürgermeister von Nürnberg geworden, der zweite ist Jobst, der Henker von Prag, die Schwester ist die böhmische Gräfin Eresba. Niklas, mit dem Namen Muffel, hat aus erster Ehe zwei Söhne und zwei Töchter, Wenzel und Babet, verworfene Wesen, die den Greis das furchtbare Geschick König Lear's in gräßlicher Wahrheit durchgehen lassen, Marquart und Johannes, seine guten Engel, die den durch seine Schwachheit verrathenen, von Heuchelei betrogenen Vater mit der Menschheit wieder aussöhnen. Außer diesen ist aus einer zweiten Ehe Henrico, Hinko, der Held unsers Romans, sein Sohn. Von dem schändlichen Wenzel und seinen Hessern, Stürzenbach und Häterbach, Rittern vom Steigbügel, verfolgt, in einen blutigen Handel verwickelt, rettet sich Hinko vor seinen Verfolgern in das Freihaus Meister Jobst's. Er wird sein Freiknecht. Eine zwiefache glückliche Liebe versöhnt das düstere Geschick des Jünglings: Hermenegilde, Tochter der Gräfin Eresba, und Markita, Tochter Jobst's, des Stöckers, beide seine Muhmen. Hermenegilde, ein ätherisches Wesen, stirbt, wie sie gelebt hat, wie eine Blume abstirbt, wenn der Sturm sie geknickt hat. Sie muß des verworfenen Potuschka, Hinko's Verfolgers, Gattin werden. Markita, die schönste weibliche Gestalt in dieser Dichtung, flieht nach Italien, wo Hinko's Mutter lebt. Jobst und Hinko sind die Vertrauten, die Zechbrüder des Kaisers, seine Kumpane in den Kneipen Prags, wie in seinen Wäldern, auf seinen Jagden. Es ist uns nicht möglich, auch nur von fern dem außerordentlichen Reichthum origineller und dennoch vollkommen natur- und zeitgemäßer Scenen zu folgen, in welche der Verf. sie versetzt. Stets stehen sie dem Kaiser zur Seite, bald wenn er sich in den Straßen Prags gegen Scharen von Studenten bort, oder gegen den ihm feindlichen Erzbischof tolle Schwänke ausgehen läßt, oder wenn er von den Großen Böhmens, denen er verpfändete Krongüter abzunehmen trachtet, befehdet, in Gefangenschaft fortgeführt wird, oder wenn er Hof hält, sich mit Sophien vermählt, nachdem seine erste Gemahlin, die sanfte Johanna von England, von seinem furchtbaren Bärenfänger Türk erwürgt worden, oder wenn er Elsen Stengel, die Tochter des Schusters in Nürnberg, als seine Schwester öffentlich anerkennt, und als Gräfin Rothkirch an Czuch von Zasada vermählt, für, die eigentlich die Tochter Karl IV. ist, für welche er selbst ausgetauscht wurde. Hinko ist in allen diesen Scenen bald sein lieber Jagdgenoß, bald sein Hundeführer in den Momenten seines Zorns, bald sein Befreier aus dem Felsenschloß Wiltstein, bald sein Gesandter in Italien, beauftragt zu ergründen welcher der rechte Papst sei, der zu Rom oder der zu Avignon, dann

wieder Sänger, bald Taschenspielkünstler und Magier, bald der Geliebte der zarten Kaiserin Sophie, dann wieder der Freiknecht, der seinen Bruder Wenzel, den Bösewicht, enthaupten und Potuschka, seinen Verfolger, aufknüpfen soll und beide durch seine Künste rettet, nun der Freund Hussens, der das Neue Testament abschreibt für die Glöckerstöchter, endlich der Arzt des Papstes in Avignon und der Bekehrer seines entarteten Bruders, den er zuletzt reuig zu den Füßen seines nach Italien geretteten alten Vaters führt, der in seinem Anblick sanft hinstirbt. Hier, in der Nähe des Vesuvs, endet das Gemälde.

Das Gesetz des Schönen fodert jedoch außer dem Wahren, dem Kräftigen, dem Neuen, was der Verf. vollkommen gibt, auch das Sittliche und das Geschmackvolle. Gegen diese Vorschrift verstößt der Verf. allzu oft. Die ganze Gestalt der Gräfin Agnes Potuschka, Wenzel's Gemahlin, nachdem er Elsen, die Schuster-Kaiserstochter verlassen, ist eine unwürdige. Die weibliche Liederlichkeit paßt durchaus in kein Gebild der Kunst. So verwerflich wie diese Gestalt, so trefflich ist dagegen die kugelrunde Wirthin, Frau Schlehen, ein Schatzkästlein für deutsche Sprichwörter, die Besiegerin Sancho Pansa's in dieser Beziehung. Eben die Kenntniß seiner Sprache und die unvergleichliche Laune, welche der Verf. in dieser und in der Gestalt Butterknöteles, des Hofnarren, bewährt, eben die Kenntniß seiner Zeit und ihrer Sitten gibt er uns in den Raubrittern Stürzenbach und Häterbach und ihren Angehörigen zu erkennen. Er stellt das wahre Spiegelbild jenes ritterlichen Elends, aus dem eine vergangene Zeit Pracht, Stolz und Heldenthum machte, zur Schau und contrastirt dies Bild vortrefflich mit dem Bürgerwohlstand (z. B. in Stengel's Hause), grade wie er die Interessen der fleißigen Städte den Interessen der räuberischen Steigbügeltritter gegenüberstellt. An Originalität ist der Stiftung und Einsegnung des Raubordens, dem Ueberfall der Krämer und der Rache der kaiserlichen Feme an Häterbach nichts vergleichbar, was wir in dieser Art kennen. Ebenso hinreißend sind Scenen wie die zwischen Wenzel und seiner Mutter, der Schusterfrau in Nürnberg, und anderer Seits wieder Hermenegilde's Tod, Hinko's Traum im dritten Bande (wo Heine nur etwas zu sehr zum Vorbilde genommen zu sein scheint), sein Lied beim Vermählungsfeste Sophia's: Stellen, vom Geist echter Poesie eingegeben. Hat der Verf. jedoch Hermenegilde und Markita durch Agnes und Babet contrastiren wollen, so ist dieser Contrast zu grell und in Agnes und Babet selbst eine geschmacklose Wiederholung.

Durchgehend glücklich ist die Handhabung der poetischen Gerechtigkeit. Hinko selbst, edel aber leichtsinnig, tugendlich, aber unfest in der Tugend, büßt seine Verirrungen schwer. Nicht eher lächelt ihm standhaft das Glück, als bis er sein Gelübde — die Abschrift des Neuen Testaments — erfüllt hat. Der alte Muffel büßt seine Schwachheit; er durchgeht wie Lear alle Stadien des Leides bis zum Wahnsinn, aber Johanna wird seine Cordelia. Die Aehnlichkeit mit Lear ist beinahe zu groß. Wenzel Muffel leidet fast nicht genug; wenigstens läßt ihn der Dichter zu früh aus den Augen; die Rettung durch Elsen ist unverdient. Das Schicksal des alten Jabst, des eigentlichen Urhebers aller dieser Leiden durch eine leidenschaftliche That, ist ein Muster poetischer Gerechtigkeit. Er stirbt, als der einzige überlebende Mitwisser um des Königs Geheimniß, von seiner Hand, wie im Scherz enthauptet, schnell, ohne Qual, grade wie er verdient. Er hat Blut vergossen — aber auf entschuldbare Weise — im ganzen Bereich der Todesmöglichkeiten war keine passendere für ihn zu erfinden als diese Enthauptung durch den betrunkenen Wenzel. Agnes und Babet leiden, was sie verdient haben, und Markita und Johanna genießen und erhalten, was ihr Werth foderte. Durch Grausamkeit empörend (und also geschmackwidrig) ist des heiligen Nepomuk Ende wie des alten Muffel Mißhandlung durch Dreyssel; hier gibt der Verf. zu gerechten Anklagen Stoff und Anlaß; aber er bedeckt diese Fehler durch seine ausgezeichneten Erfindungen. Gedicht ist Alles an diesem Buch; es wäre ein schönes Gedicht, wenn der Verf. stets im Guten Maß gehalten, das Geschmackwidrige streng ausgesondert, das allzu Grelle gemildert hätte. 130.

Notizen.

Mäßigkeitsvereine in Großbritannien und Amerika.

In England bestehen 250 Mäßigkeitsvereine, welche 47,000 Mitglieder zählen, und in Schottland 300 Vereine mit 55,000 Mitgliedern; die irländischen Vereine haben 20,000 Mitglieder. Beachtenswerth ist jedenfalls, was James Stuart in seinen „Three years in North America" (Edinburg 1833) über die Folgen der Mäßigkeitsvereine in Neuyork sagt. Es fiel ihm auf, in den wöchentlich bekannt gemachten Listen der Verstorbenen häufig kaltes Wasser als Todesursache angegeben zu finden. „Eingezogene Erkundigungen", erzählt er, „belehrten mich, daß der Genuß von kaltem Wasser, ohne Beimischung einer spirituellen Flüssigkeit, an diesen Todesfällen schuld sei. Wenn es nun außer Zweifel ist, daß die Mäßigkeitsvereine in Nordamerika viel Gutes gewirkt haben und gerühmt zu werden verdienen für ihren Eifer (sie besitzen eine eigne Wochenschrift: „Journal of humanity and herald of the american temperance-society", und haben ein Dutzend Geistliche zu Agenten, welche gleich Missionnairen das Land durchstreifen, vor den Folgen des Genusses spirituöser Getränke warnen und überall Zweigvereine gründen), so dringt sich doch die Frage auf, ob dieser rühmenswerthe Eifer nicht zu weit getrieben wurde. Der tägliche und reichliche Genuß von Branntwein ist allerdings ein Anfang zur Unmäßigkeit und Untergrabung der Gesundheit; allein Handwerker und Arbeitsleute überhaupt, die heftiger Erhitzung ausgesetzt sind, können, nach meiner Ansicht, ihren Durst nur unbedenklich mit einer Flüssigkeit löschen, die eine kleine Quantität Spiritus enthält. Todesfälle der oben erwähnten Art haben sich sehr vermehrt, seit Leute aus den arbeitenden Classen sich den Mäßigkeitsvereinen angeschlossen haben, unter deren Vorschriften sich auch die befindet: hitzige Getränke dürfen nicht einmal gekostet werden."

Jeremias Bentham pflegte bei Tische gern über die Vergangenheit zu plaudern, und nur zuweilen wählte er ein anderes Thema, oder erlaubte sich einen lustigen Ausfall gegen einen seiner Gäste. Zu einem derselben, gleich ausgezeichnet durch die Rechtlichkeit und Aufrichtigkeit seiner Meinungen, wie durch das Talent, welches er bei ihrer schriftlichen Vertheidigung entwickelte, auf dessen mündliche Unterhaltung jedoch Garrick's Scherz über Goldsmith: „Er schreibt wie ein Engel, aber schwatzt wie ein Narr", vollkommen paßte, sagte er eines Tages: „J..., nimm die Feder einmal in die Hand". Als dies geschehen war, fuhr er fort: „So, jetzt bist du einer der geistreichsten Männer in England. Gib die Feder wieder her. Nun, ach nun bist du einer der ärgsten Pinsel geworden. Sage kein Wort, kein Wort, aber schreibe! schreibe!"

Madame Ida Saint-Elme (la contemporaine) bereitet sich zu ihrer letzten Pilgerfahrt. Sie will Frankreich und Europa für immer verlassen, nur Wien noch auf eine kurze Zeit besuchen, von da aber, mit ein wenig Erde vom Grabe des Sohnes versehen, zum Grabe des Vaters nach St.-Helena wallen — das eine wie das andere von Fremden in fremder Erde bereitet —, und dort, des Grabes Pflege freiwillig übernehmend, mit ihrem unversiegbaren Schmerze sterben.

Die Bevölkerung von Paris betrug 1832 nach officiellen Angaben 770,286 Einwohner; davon lebten 69,986 auf öffentliche Kosten. S.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Freitag, — Nr. 172. — 21. Juni 1833.

Dramatische Bücherschau für das Jahr 1832.

Dritter und letzter Artikel. *)

25. Der Tod der Malachowski. Historisches Drama in fünf Acten, von Gustav Callenius. Ilmenau, Voigt. 1833. Gr. 8. 16 Gr.

Urtheilen Sie nicht ungerecht deshalb,
Daß ich noch ruhig auf der Hufe bleibe,
Ob die Gemüther schon im Aufruhr lodern,
Ich bin fürwahr nicht minder Patriot —

sagt Joseph Malachowski auf der ersten Seite. Wo wir können, helfen wir uns gern durch Proben. Diese Probe mag zeigen, welche dramatische Sprache der Verf. spricht. Wir wollen nicht ungerecht über ihn urtheilen, aber wir haben keine Art von Talent in seiner Arbeit entdecken können. Nach unsern Grundsätzen würden wir es aufgesucht, hervorgehoben haben. Die Fabel, welche sich an die Geschichte des polnischen Aufstandes von 1792 anschließt, ist äußerst locker und unkräftig entworfen. Joseph Malachowski und sein Oheim, der Reichsmarschall, werden von dem Verräther Goulan wider Willen in den Aufstand mit hineingerissen; Kosciuszko wird Dictator; Joseph liebt seine Cousine Marie, eine Zeit lang siegt die Sache der Polen, durch Goulan's Verrath geht sie verloren, Joseph fällt im Kampf, der russische Sieger ehrt seinen Tod, Marie stirbt bei seiner Bestattung, der Kosciuszko, verkleidet und von den Russen erkannt, beiwohnt. Das Drama schließt mit den prophetischen Worten der Aebtissin über die sterbende Marie:

Dein Schicksal ist das deines Vaterlands:
Stirbt die Idee, geht kalt das Leben unter;
Das Edle aber knüpft sich an die Sterne.

Es begegnet dem Verf. bisweilen, so glückliche Ausdrücke wie dieser ist, anzuwenden. So sagt der feindliche General S. 112 mit einem guten Bilde:

Gibt's einen Fluß, der gegen seine Quelle
Den Lauf zurück je lenkte? Einen Baum,
Der sich zurückdrängt in das Samenkorn?
So wenig wird die neue Zeit die alte,
Die Gegenwart je die Vergangenheit.

Der Verf. fand in seinem Stoffe Anlaß genug zu politischen Anspielungen. Er hat diesen Anlaß ungeschickt benutzt; wir finden nichts kräftig Angeschautes, energisch Ausgedrücktes in seinen politischen Gesprächen. Oft gehörte Tiraden genügen ihm, wie denn überhaupt das Meiste in diesem Drama abgehört ist. So ist der Bericht über Joseph's Tod das reinste Echo zu Rittmeister Neumann's Bericht, und was Marie darauf antwortet, sind Thekla's Worte. All Dieses mag seinen Grund darin haben, daß es dem Verf. an einer kräftigen Gestaltung seiner Charaktere gebricht. Hätte er diese neu zu erfinden vermocht, so würden sich die neuen Worte, ja die neuen Situationen wol von selbst gefunden haben. Dies ist und bleibt die Hauptaufgabe des Dramas. Gebt uns neue Menschengestalten, das Uebrige ergibt sich Euch durch sie und mit ihnen! Mit der bloßen Sprachfähigkeit ist nichts gethan.

26. Petrarca. Künstlerdrama in fünf Acten. Von Wilhelm von Chezy. Baireuth, Grau. 1832. 8. 18 Gr.

Neue Menschengestalten, darauf kommt es an; der Verf. gibt sie. An Zartheit, an schönen, feinen Gedanken, an Fluß der Rede, an Zierlichkeit des Verses wird diese Arbeit wol keiner der Gaben der letzten Jahre nachstehen. Sie umschließt ein eigenthümliches und achtbares Verdienst, wenn es auch übereilt wäre, ihr ein besonderes tragisches zuzuerkennen. Eine frühere Arbeit desselben Verf. der „Camoens" bewährte uns schon eine eigenthümliche, neue, selbständige Lebensansicht, die es vorzüglich liebt, Kunst und Leben in ihren innern und äußern Contrasten aufzufassen. Für diese Vorliebe fand sich in dem gegenwärtigen Stoff eine ganz vorzügliche Gelegenheit. Aus dem an sich kargen Material, das Petrarca's Liebe zu Laura darbot, hat der Dichter gemacht, was irgend zu machen war; ja, er hat, jene Liebe desto reiner zu erhalten, eine irdischere dazwischen geschoben, mit großer, anerkennenswerther Kunst. Dieser Umstand allein würde von seinem Künstlertakt zeugen, gäbe nicht ohnedies die ganze Auffassung des Gemäldes, der Reichthum, die Fülle von Charakteren, Bildern und Situationen ein sprechendes Zeugniß dafür. Der Dichter des „Camoens" und des „Petrarca" gehört zu den dramatischen Notabilitäten, und wir sind nicht so reich daran, daß wir ihm den Eintritt in diesen kleinen Kreis durch kritischen Pedantismus streitig machen sollten. Frische, blühende, feurige Auffassung des Lebens und seiner Erscheinungen ist sein Hauptverdienst. Die ersten Scenen schon entwickeln diese schöne, täglich seltener werdende Gabe. Petrarca auf der Wanderschaft nach dem Sitz der Wissenschaft, nach Avignon, trifft auf Bianca Beccari. Die Scene, wie Beide in plötzlicher Liebe füreinander erglühen, ist — unzweifelhaft nach Shakspeare's „Romeo und Julie" studirt; aber sie ist nichtsdestoweniger des Dichters Eigenthum.

Bianca.

Trinkt nicht so hastig; Ihr seid heiß vom Wandern.

Petrarca.

Lehrt mich, nicht trinken Eures Blickes Strahlen.
Die Seele taumelt von dem süßen Rausch ....
Nein, deckt nicht zu das holde Augenpaar,
Der Wimpern dunkles Gitter hebt empor,
Gefangen habt Ihr meine Seele drin,
Daß sie nicht mehr die alte Freiheit wünscht ...

Bianca.

... Erst so fromm und sittig,
Und nun so ungestüm.

Petrarca.

.... O zürne nicht,
Du Engelsbild. So hohe Schönheit lehrt
Mich Liebesworte, das erstaunte Herz
Macht heut zu Schwätzern die sonst scheuen Lippen.
. . . . . .

*) Vgl. N. 108, 109 und 144—146 d. Bl. D. Red.

Bianca.

Ich hört' einmal von einem Schmetterling,
Der küßte jede Ros' im reichen Garten
Und lispelte solch feines Lied ihr vor,
Wie Du mir eben. Jede küßt' ihn gern,
Und ließ ihn wieder fliegen, wenn er wollte.
Zur reinen Lilie kam er endlich auch
Und flüstert' ihr die alte Weise vor.
Da schloß im Abenddunkel sich ihr Kelch,
Und hielt ihn in solch ungewohnter Haft,
Daß er, des flücht'gen Duftes nur gewohnt,
Im Uebermaß der reichen Liebe starb.

Das ist dichterisch, wenn irgend etwas! Mit einem zartern, treffendern Bilde hat selbst keine Julie ihre Liebe erklärt. Wir dürfen nicht weiter suchen; der diese Verse schrieb, ist ein Dichter. Oder die folgenden:

Es lacht die Welt zwar des verliebten Meinrads;
Sie sagt, die Götter hören kaum den Schwur,
. . . . . Ich glaub', ein ernster Engel
Wägt jedes Wort, und welches treulos lügt,
Das wandelt er zu einem Donnerkeil
Und schleudert's einst auf des Verpesteten Haupt.

Genug! Petrarca trägt Bianca's Liebe davon. Da trifft er auf Astor, den Maler, der Bianca liebt. Er entzündet seine Seele für Laura de Noves. Der Dichter sieht sie. Ihr überirdischer Reiz reißt ihn hin. Er weiht ihr seine Lieder. Der schwere Punkt ist, nun zu zeigen, daß bei dieser Kunst- oder Dichterliebe die Glut für Bianca in des Dichters Seele fortlebt. Der Verf. kommt mit dieser schweren Aufgabe so so zu Stande. Laura, reizend in dem Unbewußtsein ihrer Schönheit, vermählt sich mit Hugo de Sade, dem Ritter — sie stirbt — Petrarca zieht nach Neapel, wird in Rom auf Cardinal Colonna's, seines Beschützers, Veranstaltung gekrönt, findet Bianca wieder und wird ihr Gatte.

Petrarca.

Dein ist mein Herz — doch Laura's meine Lieder.

Bianca.

Wie du zu Laura, blick ich auf zu dir!

Was zwischen liegt, ist in reizender Einfachheit und Wahrheit aufgefaßt. Des Cardinals Trost- und Kunstgespräche, Astor's heitere, etwas frivole Kunstansicht, des Grafen Colonna und Hugo's eigenthümliche Rivalität gegen Petrarca, selbst die Amme und was an Nebenpersonen vorkommt, Alles zeugt von dem Gestaltenreichthum des Dichters. Er hat ein durchweg erfreuliches Bild gegeben, in dem Zartheit mit Kraft, Sinniges, Feinempfundenes mit Starkem und Edlem um den Vorzug streiten. Hugo ist in wenig Zeilen charakterisirt:

. . Ich erlaube gern,
Was ich nicht wehren kann. Meinetwegen seid
Der Sänger Laura's . . .
Schickt Ihr die Lieder; sie liest gern Gedichte;
Doch sendet sie uns aus der Ferne zu.
Vergönnen wollen wir Euch alles Das,
Verzeiht nur, daß Ihr thöricht mir erscheint.

Und Laura:

Wenn deine Worte deiner Seele Bild,
So findest du den Himmel in die selbst.
Ich glaube, du sonnst wahr.

Mit seiner Kunst läßt der Verf. Petrarca's Worte an Laura zu schönen Sonetten werden, wie seine Monologe meistens Canzonen sind. Wir müssen uns begnügen, dies Zeugniß seiner feinen Empfindung und seines Vermögens blos anzuführen; wie er diese in der Form schwierige Aufgabe löst, müssen wir in seinem schönen Gedicht selbst nachzusehen unsern Lesern überlassen. Gewiß aber gehört dieser „Petrarca" zu den vorzüglichsten dramatischen Gaben der verflossenen Jahre, zu denen, deren die Bühne, wenn sie ihr Interesse verstünde, sich schnell bemeistern sollte. Allerdings ist der „Tasso" unendlich höher gefaßt; aber lebensvoller, wahrer, süßer durch Wohllaut und Sprachreiz ist er kaum. Die Motive und die Interessen sind verwandt, und der Verf. geht aus dem kühnen Wettstreit wenigstens nicht ohne Ehre hervor.

Mehr braucht es fürwahr nicht, um unserer Achtung und der Aufmerksamkeit unserer zerstreuten Kunstwelt werth zu sein.

27. Alte und neue Kunst. Allegorisches Vorspiel zu Göthe's Gedächtnißfeier. Von Eduard von Schenk. Stuttgart, Cotta. 1832. 8. 6 Gr.

Von dem Dichter des „Belisar" war bei einem Anlaß solcher Art unstreitig etwas Sinniges zu erwarten. Eine kleine, aber seines Namens würdige Gabe ist aus diesem Anlaß hervorgegangen. Der Dichter zeigt uns Melpomene, von ihrem Chor umringt, in Sorge um die Stille ihres Tempels, den ein ärmender Schwarm bedroht. Sie preist in schönen Strophen die heitere, heilige Zeit der Griechen. Der Chor tröstet sie:

So wird auch wiederkehren deine Zeit, denn du
Hast Wahrheit nur und reinste Schönheit ausgestellt,
Und die sind ewig, wie die Gottheit selbst es ist.

Da dringt der Chor der Ritter ein.

Rasch, ohne Zügel
Mit Sturmesflügel
Im schimmernden Kleid,
Gleich dem Gedanken
Frei von Schranken
Des Raumes, der Zeit,
Eilen wir ihm dahin,
Folgend der Königin,
Der wir geweiht.

Chorführer.

Es brauft daher, wie der Mänaden Zug, wenn sie
Hinjauchzen nächtlich durch die Fluren, durch den Wald . . .

Romantia, die Fee, tritt auf. In Trochäen preist sie sich glücklich, den langgesuchten Tempel gefunden zu haben. Sie sei zur freiern Natur, zur Liebe zurückgekehrt. Verschwinden der Chöre und der Musen folgen.

Melpomene.

Du siehst mich staunen. Nur ein Afterbild bist du
Von mir. Du heuchelst wol den Mienen strengen Ernst.
Doch deine Haltung, dein buntfarbiges Gewand
Straft diese Mienen Lügen. Ich bin Tochter Griechenlands.

Romantia.

Ich bin des Lebens Tochter, wo die Schatten
Des Unglücks oft ein heitrer Scherz erhellt . . . .

Melpomene.

Den ew'gen Kampf des Menschen mit dem Schicksal stell'
Ich dar . . .

Romantia.

Still walten laß ich, statt des Schicksals Macht
Die ew'ge Vorsicht, die des Menschen Pfade
Mit treuem Auge mütterlich bewacht.

Was frommt der Streit? Aeschylos, Sophokles, Euripides zeugen für mich, sagt Melpomene; Shakspeare, Calderon für mich, ruft Romantia. Endlich ruft Melpomene, bedrängt, den Geist der Poesie an. Der Genius erscheint.

Dein Flehn, Melpomene, war nicht vergebens;
Es drang zu jenem lichten Raum empor,
Wo ich, ein Seraph, steh' am Born des Lebens
Und hohe Lieder sing' im heiligen Chor.

Ich bin gekommen, einen Dichter zu erwecken, der Euch versöhne. Dir, Melpomene, bringt er Iphigenie, Tasso, Eugenie dar; dir, Romantia, Götz, Egmont, Faust.

Willst du den Gipfel neuer Dichtung nennen,
So wirst du ihn am Namen Faust erkennen.

Hierauf Versöhnung. Jedes Glück soll ihm blühen.

Das tiefste Glück der edelsten Naturen,
Wird ihm zu Theil, doch auch ein tiefes Leid.

Ein Freund und sein früher Tod!

Dann wird ein schneller Tod, das Leben leise
Wegküssend, treten zu dem edeln Geist.

Schluß. Wir haben diese liebliche Dichtung mehr skizzirt als kritisirt. Klarheit, edle Gestalt des Gedankens und Wohllaut des Verses machen sie zu einem der schönsten Gelegenheitsgedichte, die uns in dramatischer Form bei diesem Anlaß geboten sind. Der Wettstreit zwischen Schenk und Immermann scheint uns diesmal zum Siege des Erstern ausgeschlagen zu sein, so ungern wir den Letztern auch irgend wie und wo unterliegen sehen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die römische Malaria und die Räuber der Campagna.

Nr. 21 des „Foreign quarterly review" gibt eine Analyse der „Etudes statistiques sur Rome et la partie occidentale des états romains, contenant une description topographique, et des recherches sur la population, l'agriculture, les manufactures, le commerce, le gouvernement, et les établissemens publics: par le comte de *Tournon*, pair de France, Préfet de Rome de 1810—14" (2 Bände, mit Atlas, Paris 1831), deren Verfasser durch seinen Beruf genugsame Gelegenheit erhielt, einen großen Theil der jetzigen päpstlichen Staaten auf das Genaueste kennen zu lernen. Was wir über obengenannte Gegenstände nach unserm Bedünken Interessantes aus diesem Werke in der englischen Zeitschrift angeführt finden, heben wir in Folgendem aus:

„Die Maremme oder ungesunden Niederungen Italiens, die aus einem vulkanischen, an manchen Stellen mit den Anschwemmungen der Tiber und anderer Ströme, oder mit faulenden üppigen Vegetabilien bedeckten Boden bestehen, erstrecken sich von der Riviera Genuas bis hinunter an Sicilien, längs der Küste des mittelländischen Meers, selten tiefer landeinwärts als 25 englische Meilen und an manchen Punkten beträchtlich weniger; überdies von gesunden, fruchtbaren Stellen und Gegenden, wie die afrikanische Wüste von Oasen, überall durchschnitten und unterbrochen. Die Maremme beschränken sich also nicht, wie man zuweilen irrthümlich annimmt, auf die päpstlichen Staaten, und die päpstlichen Staaten sind auch nichts weniger als durchweg ungesund. Unser Autor spricht weitläufig über die Ursachen der verrufenen Malaria. Es scheint allerdings gewiß zu sein, daß die Ansteckung zum Theil von der Beschaffenheit des Bodens und Klimas, zum Theil von den stehenden Gewässern und der faulenden Materie herrühre. Die erstere hängt von dem Lande ab und muß in den ältesten Zeiten sogar da dieselbe gewesen sein, wo die Niederungen angebaut und bewohnt gewesen sind. Die Lage der römischen Ebene zwischen der See und den Apenninen gibt sie dem plötzlichen Wechsel heißer Südwinde und kalter Nordwindstöße von den Gebirgen her preis. Die Nähe des Meers, die Seen und Sümpfe erzeugen eine große Feuchtigkeit, und die von dem Kamm der Apenninen aufgefangenen Wolken entladen sich in häufigen Regengüssen. Der außerordentlichen Hitze der Sommertage folgt oft, wenn der Wind von den Bergen herweht, eine plötzliche Kälte nach Sonnenuntergang, sobald die durch die Wirksamkeit der Sonnenstrahlen aufgezogenen Dünste in schwerem Thau wieder zu Boden fallen, und es gefährlich, sogar tödtlich werden kann, sich der Abendluft auszusetzen. Ist Südwind oder Scirocco, so wird die Luft erstickend, es tritt eine unaufhörliche Ausdünstung ein, die Nächte bleiben so schwül wie die Tage, der Körper wird geschwächt und unfähig zu jeder Anstrengung. Ueberdies hat die mittelländische See keine Ebbe und Flut und kann also die Luft der Küstenebenen nicht erfrischen und erneuen, die Gewässer der Flüsse nicht reinigen, welch bedeutender Umstand, so viel wir wissen, noch immer übersehen worden ist. Die trockene, stauchige Ebene um Rom herum ist aber auch nicht minder ungesund als die Sümpfe von Ostia und Macarese an den Mündungen der Tiber. Daß diese und die noch entferntern, durch den Rücken des Monte Albano von Rom getrennten pontinischen irgend einen wesentlichen Einfluß auf die Atmosphäre der Hauptstadt und ihrer nächsten Umgebung haben könnten, leugnet unser Autor zwar, gibt aber eben deswegen zu, daß sie theilweise Ursachen der Malaria ihrer Nachbarschaft sind, und bemerkt, daß die ungesunde Gegend vulkanischer Formation ist, daß sie eine große Anzahl Wasserschwefel oder wasserstoffhaltigen Kohlenstoff enthaltender Quellen besitzt, und daß an wol tausend Stellen Stickstoff ausfließt. Er vermuthet, daß die vulkanische Lage, in Folge der Einwirkung der Sonnenstrahlen schädliche Gase in großem Maße ausdünstet, die die Lebenselemente des menschlichen Körpers angreifen und von der Kälte der Nacht unterstützt Fieberanfälle hervorrufen. Der verstorbene geistreiche Geologe Brocchi hat zwar bei seiner Analyse der Luft außerhalb der römischen Ringmauern Emanationen der Art nicht entdeckt; es könnte aber freilich Urstoffe geben, die der Nachforschungen der Chemie spotteten."

„Was nun auch immer die Grundursachen der Ungesundheit der römischen Campagna gewesen sein mögen, unzweifelhaft bleibt es, daß die Dünnheit und Armuth der Bevölkerung, der Ueberfluß von Seen, Kanälen und Strömen an manchen Punkten, der der Weide vor dem Ackerbau gegebene Vorzug, Fäulniß vegetabilischer und animalischer Bestandtheile das Uebel in erschreckendem Maße verschlimmert haben. Nach einer von Dureau de la Malle angeführten Beweisstelle des Dionysius von Halikarnaß betrug die Bevölkerung der Stadt Rom und ihrer Colonien im Jahre 278 ihrer Erbauung 440,000 Seelen, inbegriffen 17,000 Sklaven und 32,500 freie Fremde. Unstreitig war das alte Latium, bevor es die Römer eroberten, noch bevölkerter, und dennoch nahm es nicht ein Drittheil des Flächenraumes der jetzigen Provinz Rom ein, denn das rechte Ufer der Tiber, Etrurien und die sabinischen und umbrischen Gebirge waren damals noch unabhängig. Man kann daraus, daß das ganze 4. Jahrhundert der Stadt in deren Bezwingung verstrich, abnehmen, daß ihre Bevölkerung wenigstens ebenso zahlreich als die römische gewesen sein muß. Als nun im 5. Jahrhundert die Römer in ferne Kriege verwickelt wurden und die Bestellung des Landes ihren Sklaven überließen, die bereicherten Patricier aber große Strecken Grundeigenthum an sich brachten, sodaß es zu Cicero's Zeit nicht mehr 2000 Grundeigenthümer gab, wurden die Felder in große Gärten und Weideplätze umgeschaffen, der, freiwilliger Vegetation überlassene Boden fing an schädliche Ausdünstungen zu entwickeln, die pontinischen Sümpfe und andere Niederungen, die von den Römern zerstörten Städte wurden überschwemmt, weil man Abzugsgräben zu ziehen vernachlässigte, und einzelne Autoren, wie Cicero, Livius und Horaz, sprechen von der Ungesundheit mancher Orte. Die Bürgerkriege und Proscriptionen des Marius und Sylla und der Triumvirate müssen beträchtlich dazu beigetragen haben, indem sie die Bevölkerung furchtbar schnell verminderten. Städte gingen unter, die Felder Latiums und Etruriens wurden an Sklaven und Soldaten überlassen, während das römische Volk sich aus den Kornkammern Afrikas und Siciliens mit Getreide versah."

„Ueber die Malaria ist die letztern Jahre her viel verhandelt worden, von Brocchi, Dr. Macmilloch und Andern, und wir gedenken hier nur der neuerlich in Toscana von den Herren Savi und Passerini, Professoren der Naturgeschichte und Chemie an der Universität Pavia, angestellten Experimente (wie die Novembernummer des „Nuovo giornale de'letterati" von ihnen berichtet), die Malaria zum Theil von mehren in den Morästen zahlreich wachsenden giftigen Pflanzen, namentlich den Cicuta abzuleiten, die in den Sommermonaten Mai, Juni, Juli und August, während deren der Einfluß der Malaria am empfindlichsten ist, einen stinkenden Geruch um sich verbreitet. In dem Werke des Herrn von Tournon findet sich gleichfalls viel Neues über diesen Gegenstand vor. Die Miasmata der Malaria scheinen dichter, schwerer Art zu sein und selten, wenn sie nicht durch Winde emporgetrieben werden, sehr hoch über den Boden sich zu erheben. Mauern ebenso wie gepflasterte Straßen und Wege scheinen ihre Ausdünstung zu hemmen. Feuer zertheilt sie."

„Ueber die vorgeblichen Fortschritte der Malaria in der Stadt Rom selbst ist in den letztern Jahren viel gefabelt worden. Wo nur wenige und vereinzelte Häuser stehen, der Boden nur mit Gärten und Feldern oder Ruinen bedeckt ist, fühlt man die Malaria zwar am heftigsten, jedoch noch immer nicht so schlimm als auf dem offnen Lande außerhalb Roms. Dies findet aber fast ausschließlich in dem alten Rom und nicht nur schon seit 30 Jahren statt, sondern schon, wie wir meinen, seit viel längerer Zeit, weil man von da an von der Malaria als von gar nichts Neuem spricht. Das moderne Rom hingegen, das von dem Quirinal und dem Capitol bis zum Ufer der Tiber sich erstreckt, ist ganz gesund, wenigstens nicht von der Malaria angesteckt."

„Die Bevölkerung Roms hat auch nicht abgenommen, wie Einige behaupten wollen, sondern sich seit dem Frieden schnell vermehrt. Die Zahl der Geburten ist zwar in Rom immer geringer als die der Sterbefälle, und erstere verhielt sich 1831 zu der Volksmenge wie 1 zu 32, letztere wie 1 zu 29½; dies erscheint aber ganz natürlich, wenn man die daselbst fortwährend ab- und zuströmenden unzähligen Fremden, die vielen dort studirenden und Anstellung suchenden Inländer, die zahlreiche Geistlichkeit und die während der Ernte in der Campagna am Sommerfieber in Menge erkrankenden Arbeiter aus der Provinz bedenkt, die alle nach Rom gebracht werden, um großentheils in den dasigen Spitälern zu sterben. Unerträgliches, durch gewaltige Erschütterungen und fremde Besitznahme herbeigeführtes Elend verringerte sie zu manchen Zeiten allerdings bedeutend. Die früheste Zählung, die nach dem Fall des weströmischen Reiches, den Verwüstungen der Barbaren und den darauf folgenden Angriffen der Normannen und Sarazenen 1198 unter Innocenz III. stattfand, erweist eine Einwohnerzahl von 35,000. Die Verlegung des päpstlichen Stuhles nach Avignon brachte sie auf 17,000 zurück und bedrohte die ewige Stadt mit gänzlichem Untergange. Die 1377 erfolgte Rückkehr des päpstlichen Hofes hob sie indeß fortwährend bis zu Leo X. auf 60,000. Sturm und Plünderung durch Bourbon's Heer führte sie zwar 1527 auf 33,000 zurück, nachher aber, besonders unter Sixtus V., der das Land von Banditen säuberte, den Feudaldruck durch strenge Gerechtigkeit gegen Jedermann abschaffte, Vertrauen und Sicherheit wiederherstellte, den Gewerbfleiß ermunterte und den Beinamen „Wiederhersteller des öffentlichen Friedens" wohl verdiente, erholte sich die Stadt wieder, und ihre Bevölkerung stieg seit dieser Regierung unausgesetzt bis zum Anfange des vorigen Jahrhunderts. Damals betrug sie 138,000, 1730: 145,000, 1750: 157,000, 1775 gar 165,000, auf welcher höchsten Höhe sie sich bis zur französischen Invasion 1795 behauptete. Das Elend der folgenden Jahre, die Herabsetzung des von Pius VI. mit verschwenderischem Unbedachte ausgegebenen Papiergeldes, die unerhörten Erpressungen französischer Generale, die den öffentlichen Schatz gleichwie Adel und Geistlichkeit alles beweglichen Reichthums beraubten, versetzten die niedern Volksclassen in einen beklagenswerthen Zustand, den das Einrücken der Franzosen 1798, die gewaltsame Entfernung Pius VI., die Auflösung seines Hofes und Vertreibung der Geistlichkeit, die Plünderung und Confiscation alles Privat- und öffentlichen Eigenthums, Contributionen und andere Lasten noch um Vieles verschlimmerte. Nicht wenig trugen dazu auch die Empörungen in der Campagna und die folgenden Verheerungen verschiedener Städte, wie Terracinas, Frosinones, Forentinos, Roneigliones, Viterbos und anderer bei. Im Jahre 1800 finden wir also die Bevölkerung Roms auf 153,000 Seelen reducirt, 1805 sogar, da die Ursachen des Verfalls fortwährend bestanden und wirkten, bis auf 135,000. Zu dieser Zeit war der päpstliche Hof zurückgekehrt, Pius VII. hatte den Thron bestiegen; aber das Land war verarmt, der Kirchenstaat seiner nördlichen Provinzen beraubt, die in den vorgängigen Jahren geschlagenen Wunden waren zu tief gewesen, um schon heilen zu können, und es stellte sich kein Vertrauen in die Zukunft wieder her. Im Jahre 1808 kam die zweite französische Invasion, 1809 eine abermalige gewaltsame Entfernung des päpstlichen Hofes und der Clerisei, wodurch wieder einer Anzahl Familien die Mittel des Unterhalts entzogen wurden, die öffentlichen Institute und Wohlthätigkeitsanstalten aufhörten zahlungsfähig zu sein, und 30,000 Personen von ihren Seelsorgern auf die Armenlisten gestellt und der französischen consulta oder provisorischen Regierung als dringender Hülfe bedürftig namhaft empfohlen wurden. Kein Wunder, daß die Einwohnerzahl immer mehr sank und 1810 nur 123,000 betrug. Dies war die wahrhafte Malaria Roms. Die vier folgenden Jahre erhielt sie sich unvermindert, Dank der besondern Fürsorge wohlwollender, erleuchteter Männer, wie Tournon's, Degerando's und Anderer, unter Mitwirkung des eingebornen Adels. Aber die Wiedereinsetzung Pius VII. und der Centralverwaltung trieb die Bevölkerung der Stadt schon 1814 auf 128,000 empor, bis 1820 auf 135,000, bis 1830 auf 147,385, und die Zählung im letzten Jahre 1831 gibt eine fernere Steigerung derselben bis zu 150,666 kund."

(Der Beschluß folgt.)

Miscellen.

Die Vertheilung des Bodens in Frankreich.

Nach Lullin de Chateauvieux soll es in Frankreich nur 4,300,000 Grundstücke geben und zwar

8000	von	1200	Morgen
99,000	"	285	"
200,000	"	160	"
600,000	"	83	"
3,400,000	"	15	"

Dagegen soll es nach A. Seguin („Revue encyclopédique", 1831, S. 83) in Frankreich nicht weniger als 10,290,783 Grundbesitzer geben, von welchen

8,024,987	jährlich	20	Fr.	Steuer	zahlen,
663,234	"	20—	30	Fr. Steuer	zahlen,
642,345	"	30—	50	" "	"
523,991	"	50—	100	" "	"
322,659	"	100—	300	" "	"
68,457	"	300—	500	" "	"
33,662	"	500—	1000	" "	"
13,447	"	1000	und mehr.		

Es scheint fast unmöglich, diese zwei Angaben zu vereinigen. Rau, der in seiner „Politischen Oekonomie" darauf anspielt (vergl. I, 291, II, 80), gesteht den Widerspruch ein, ohne Angabe eines Mittels seiner Lösung. Ich erlaube mir, eine Conjectur vorzulegen, die für mich beinahe den Charakter der Richtigkeit an sich trägt. Nach allem Anscheine sind unter den Grundbesitzern, deren Zahl über 10 Millionen betragen soll, nicht blos die Besitzer von Landgütern, sondern auch von Häusern zu verstehen. Nach Hassel's „Lehrbuch der Statistik", S. 500, sind vor längerer Zeit in Frankreich 5,431,000 Privathäuser vorhanden gewesen. Rechnet man nun Grundstücke und Gebäude zusammen, so bringt man so ziemlich die Summe von Besitzern heraus, die von Seguin aufgeführt wurde.

Schön, nicht Schoen.

Schön's „Staatswissenschaft" ist mit lateinischen Lettern gedruckt, der Name des Verfassers daher so gesetzt, daß das o neben das o zu stehen kam. Fr. von Raumer setzte, in der zweiten Auflage seiner „Geschichtlichen Entwickelung der Begriffe von Recht, Staat, Politik", den Namen mit deutschen Lettern auf dieselbe Weise und verführte den trefflichen Schmitthenner („Ueber Staat und Staatswissenschaft", Heft I, S. 181 u. 209), zwei Schriftsteller anzunehmen, wovon der erste, Schoen, die „Staatswissenschaft", der zweite, Schön, die „Grundsätze der Finanz", geschrieben haben soll. 150.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonnabend, — Nr. 173. — 22. Juni 1833.

Dramatische Bücherschau für das Jahr 1832.

Dritter und letzter Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 172.)

28. Tage der Vorzeit. Dramatisches Gedicht in vier Darstellungen aus der Geschichte der freien Stadt Frankfurt. Von Georg Döring. Frankfurt a. M., Sauerländer. 1833. 8. 1 Thlr. 8 Gr.

Auch ein Gelegenheitsgedicht; aber ein schwaches, sowol von Seiten des Stoffes als von Seiten der Behandlung. In einem geschichtlich-romantischen Vorspiel in einem Aufzuge wird uns die Sage von Frankfurts Gründung durch Siegbert, den Frankenführer, und Christianus, einen Mönch, erzählt. Man kennt dergleichen, und das gegenwärtige Schauspiel unterscheidet sich nicht von poetischen Erzeugnissen dieser Art. Fabel, Charaktere und Sprache sind nothdürftig gut. Das Schauspiel: „Der Kaisersitz", in einem Aufzuge, zeigt uns Karl den Großen mit dem gefangenen Tassilo von Baiern. Alcuin und Eginhard und die arabischen und griechischen Gesandten bringen einiges Leben in die Scene. Von Feinden und Niederlagen umringt, ruft Karl: „Tendelindens Fluch", und der Vorhang fällt. Das Stück konnte ebenso gut zu Aachen oder am Rhein spielen wie zu Frankfurt; die Aufgabe ist daher nicht gelöst. Das dritte Stück: „Die Wahlstadt", Trauerspiel in zwei Aufzügen, zeigt eine Scene aus dem zweiten Interregnum, und zwar Günther von Schwarzburg und seinen Gegenkaiser Karl von Böhmen. Hier fällt der Bürgerschaft von Frankfurt mehr Antheil zu als im vorigen Stück, und der Verf. trifft also diesmal besser das Ziel. Schade nur, daß das Ziel selbst so klein ist! Im vierten Stück: „Gustav Adolf's Abschied von Frankfurt", wird über Bürgerglück und Bürgerfreiheit viel hin und her gesprochen; gehandelt wird gar nicht, wenn man ein: Lebt wohl! nicht etwa für eine Handlung nehmen will. Das Stück wird von einer poetischen Vision beschlossen, die der Bürgermeister Eberhart hat. Nichts in der Welt kann unglücklicher erdacht sein als diese von allem psychologischen Motiv total entblößte Verzückung, in welcher der Herr Stadtbürgermeister die Genien von Frankfurts Freiheit, von seiner Handelschaft und seiner Poesie erblickt und apostrophirt. Natürlich durfte der Name Göthe nicht fehlen. Aber ließ sich etwas Ungeschickteres ersinnen als den Bürgermeister aus dem 17. Jahrhundert den Namen des großen Dichters aus dem 18. hier nach Buchstab und Sylbe aussprechen zu lassen? War denn Göthe sonst auf keine Art kenntlich zu bezeichnen? Wie roh ist's, plötzlich ausrufen zu lassen:

Wer flüstert mir den Namen Göthe zu?

29. Die Wiedertäufer zu Münster. Romantisch-historisches Gemälde in fünf Aufzügen nebst einem Vorspiel; nach der Idee des Van der Velde'schen Romans: „Die Wiedertäufer". Von Eduard Lange. Berlin, Krause. 1832. Gr. 8. 1 Thlr. 8 Gr.

Ueber die Gattung, zu welcher das eben angezeigte Drama gehört, haben wir uns zur Genüge ausgesprochen; als Individuum in seiner Gattung gehört es zu den leiblichen. Das Vorspiel stellt ein äußerst belebtes und dramatisch wirksames Gemälde der Zeit und der Umstände dar, unter denen die nachfolgende tragische Handlung sich entwickeln soll. Schiller's Vorspiel zur „Jungfrau von Orleans" hat das Muster dazu hergegeben; aber es ist eine geschickte Nachahmung eines trefflichen Musters. Die Rolle der Jungfrau übernimmt der begeisterte Alf Kippenbrok, eine durchweg wohlgezeichnete und dramatisch gut ausgestattete Gestalt. Schon hier zeigt sich, daß der Verf. der Rede mächtig ist; seine Worte sind entflammt, oft poetisch, meistens von dramatischem Klang.

Zum Fluch wird euch die Freiheitslehre werden,
Verderben, zehnfach Weh die Lehr' euch bringen
Von ird'scher Güter- und von Standesgleichheit;
Denn was in euerm Schwärmerwahne ihr
Gesetze nennt und Recht — ist Aufruhr nur,
Der Raub, der Mord und Brand zur Folge hat.

Die Charakteristik der Häupter des tollen Schwärmerhaufens — erst Matthäus, der Prophet, dann Johann Bockold, der Schneiderkönig, Rottmann, der Orator, Tuiskoschierer, der Goldschmied, der den ganzen Unfug mit Bewußtsein schürt, um daraus eine Fürstenkrone für sich zu schmieden, Knipperdolling und Krachtings, Johann's Henkerknechte u. A. mehr — ist zwar mit keinem großen Aufwand vielgestaltiger Menschenkenntniß, aber doch mit Geschick und dramatischer Wirkung durchgeführt. Besser noch als sie sind die weiblichen Heldinnen, Elise und Klara, Töchter des hingerichteten Truttinger, die Beute, um die sich unsere Helden streiten und die sie verdirbt. Tuiskoschierer erreicht seinen Zweck:

Mein Riesenplan gelingt — er muß gelingen.
Matthäus fällt — Alf muß den Tod ihm bringen.

Und später:

Triumph! Matthäus sank in ew'ge Nacht,
Und meines Glückes goldner Stern erwacht....
. . Es ist kein Kinderspiel
Ein Volk, das in des Glaubens Schwärmerwuth
Des Thrones Heiligkeit in Staub getreten,
Zur Huldigung des Purpurs neu zu zwingen.
Doch kenne ich die Macht, die dies vermag:
Es ist des Freistaats blendend Gaukelbild....
Auf denn! die Consulkrone Alf zu bringen;
Sein Blut soll mir den Königspurpur färben...

Johann wird König, und Elise ergibt sich ihm, um ihre Theuern zu retten; als er sie, welche die gefangenen Söhne des Bischofs rettet, enthaupten lassen will, wird er gestürzt; der Bischof siegt durch Alf, welchen Fabritius mit Klara zum Bunde einsegnet. Die Führung dieser Fabel ist durchaus dramatisch, und läßt man dem Verf. eine Anzahl unnöthiger Personen einmal durch, so ist keine seiner Scenen leer und entbehrlich. Es ist ein tüchtiges Talent, das dies Drama gestaltet hat, hie und da allzu ungestüm, aber niemals matt und eintönig; ein Ta-

lent, das sich nur zu besonnenerer Wahl seines Stoffes hinwenden darf, um etwas Erfreulicheres zu leisten.

80. Dramatische Werke. Von Karl Blum. Auch unter dem Titel: Friedrich August in Madrid. Originalschauspiel in fünf Aufzügen. Der Fächer. Lustspiel in drei Aufzügen. Leipzig, Leo. 1832. 8. 20 Gr.

Besser: „undramatische Werke von K. B.“; denn Alles in der Welt ist der Verf. eher als ein Dramatiker! „Friedrich August in Madrid“ gehört zu den Arbeiten, die nicht um der Kunst willen, sondern um die Neugierde der Zuschauer zu befriedigen, da sind. Herr Blum ist unsers Erachtens ein durchaus unglücklicher Bühnendichter, der trotz seiner langen Beschäftigung mit der Bühne weder Bühnenkenntniß noch dramatische Sprache sich anzueignen gelernt hat; und der in Bearbeitungen und Uebersetzungen fast noch unglücklicher ist als in eignen Erfindungen. Das eben genannte Stück gehört zu den letztern. Die wortselige, gänzlich undramatische Breite der ersten Acte, die Ueberstürzung und Motivlosigkeit der letzten und die fade Rhetorik der mittlern zeigen nur allzu sehr, daß dem Verf. jedes dramatische Geschick, selbst in Bezug auf den bloßen, baaren Bühneneffect abgeht. Wir möchten Den sehen, der dies Stück zweimal mit Vergnügen zu sehen oder zu lesen vermag, den Verf. allein ausgenommen! Bedeutender fast als das Stück selbst erscheint uns daher die historische Notiz, die der Verf. darüber voranschickt. Friedrich August's Liebe zur Marquise Isabella von Manzera ist zwar ein in Geheimniß gehülltes, aber nichtsdestoweniger unbestreitbares Factum. Die Thatsache selbst ist aus einer spanischen Erzählung unter dem Titel: „Le prince du Nord“, 1724 ins Französische übersetzt und aus der „Saxe galante“ (1728 zu Amsterdam gedruckt) ziemlich bekannt. Der „Gesellschafter“ gab 1830 nach diesen Quellen eine romantische Erzählung, welche ihren Beifall dem allerdings sehr glücklichen Stoffe zu danken hatte. Nach der letzten dieser Quellen starb Isabelle, von ihrem verlassenen Gatten vergiftet; nach der ersten reiste Isabelle nach ihres Gatten Tode zu ihrer Mutter nach Valencia, und Friedrich August von Sachsen, der ihr folgte, traf hier grade an ihrem Todestage ein. Der Verf. gab einem glücklichen Schluß den Vorzug, und schließt die Scene mit dem Abschied vom Hofe zu Madrid, wie uns scheint, mit offenbarem Unrecht, da er auf diese Art den mächtigsten tragischen Hebel, die Nemesis, aus seinem Drama hinwegließ, recht wie zum Beweise, daß ihm alle tiefere Einsicht in das Wesen des Dramas durchaus mangelt. Zwei oder drei besser ausgestattete Gestalten, den König, den Franziskaner Dibacius und die Königin Mutter abgerechnet, zeigen sich und verschwinden alle übrigen gleich wesenlosen Schatten, nichts, nicht einmal Erinnerung bei uns zurücklassend; denn bei der breiten, reizlosen, formenarmen und ungestaltigen Sprache des Verf. wünschen wir jeder seiner Figuren von Herzen ein baldiges Abtreten. Den Ton des Hofes aber trifft derselbe so wenig, daß er in jedem Augenblick gegen die bekanntesten Dinge verstößt.

„Der Fächer“, Lustspiel in drei Aufzügen und Alexandrinern, nach Goldoni's „Ventaglio“ ist ebenso unglücklich bearbeitet wie die „Mirandolina“ desselben Verf. von demselben Bearbeiter. Zwar theilt schon Vers und Reim dem Stück etwas mehr Leben mit, als die trübselige Prosa des Bearbeiters dies vermöchte, und die Intrigue mit dem durch viele Hände wandernden Fächer, welcher Treue und Untreue verräth, ist so artig und natürlich, als Goldoni's Intriguen meist zu sein pflegen. Indeß schleppt die Entwickelung doch nach des Verf. Art, und seine Sprache ist, wiewol zum Vers zusammengekeilt, doch möglichst reizlos. Wie unglücklich ist schon die Idee, aus Ceder einen Referendarius zu machen, der in keinen vernünftigen Vers paßt!

Ceder.
Gilt es Vergnügen nur — Ihr habt ja hier zu wählen.
Eduard.
Das ist ein Glück!
Von Schirm.
. . . . . Ein Schild für deinen Eigensinn!
Referendarius liebt, und diese Zauberin,
Der es gelang, sein Herz durch holden Blick zu fangen.

Der „Schild für deinen Eigensinn“ ist gar nicht zu verstehen! Bei alledem ist Goldoni's Gedanke mächtig genug, das Stück aufrecht zu erhalten, wie oft es auch unter des Bearbeiters Hand zu zerbrechen drohe.

81. Armin, genannt (!) Herrmann der Cherusker. Ein Trauerspiel in fünf Abtheilungen. Von G. Schütz aus Mecklenburg (!). Hamburg 1830. Gr. 8. 1 Thlr. 6 Gr.

Es ist dies eine von mindestens zwanzig Tragödien dieses Stoffes, welche uns nach und nach bekannt geworden sind. Von keiner einzigen haben wir einen lebhaften Eindruck empfangen, und allmälig sind wir daher auf die Vermuthung gekommen, daß die Schuld davon wol an dem Stoffe selbst, an seiner unüberwindlichen Magerkeit liegen möge. Wir wissen keine andere Ursache des Scheiterns so vieler Versuche anzugeben. Hermann ist ein Name, weiter nichts; nicht einmal das Feld seiner Thaten wissen wir genau zu bezeichnen. Hermann ist ferner ein deutscher Römer, oder ein römischer Deutscher; Hermann siegt durch List und Verrath gewährten Vertrauens mehr als durch Waffen und Muth; Hermann's Sieg endlich war nach einem Jahrzehend spurlos, und auf seinem Siegesfelde herrschte der Römer. Dies Alles mag dazu kommen, nächst so vielen verunglückten Versuchen, uns diesen Stoff zu verleiden. Sein Sieg ist eine That, aber ein Factum ist keine Tragödie, wiewol die Geschichte die große tragische Mutter heißt und zu heißen verdient. Indeß hat der Verf. aus dem magern Stoff durch glückliche Rhetorik gemacht, so viel durch dies Hülfsmittel daraus zu machen war. Zwar ersetzen Worte und Verse den Mangel der Handlung schlecht, die wir vom Drama fodern, indeß, zu reden und reden zu lassen, versteht der Verf. Sein ganzes Drama, besonders aber der erste Act ist eine rhetorische Stylübung. Segest und Inguiomir werfen Hermann seinen Verrath vor, gegen ihren Hohn vertheidigt er sich.

Inguiomir.
. . . Ging der Kampf durch dich gerecht
An? Und wie nennst du diesen Kampf?
Hermann.
. . . Den Kampf
Der Freiheit für Germanien, den Kampf
Des Rechtes wider Fremdherrschaft und die
Gewalt! Wirst du ihn anders nennen? . . .
Inguiomir.
Was dein Beginnen war, weißt du allein!
Hermann.
Weil ich es weiß, kann ich vor dir auch schweigen.
Segest.
Ein frecher Streich, ein trostloses Beginnen,
Ein Frevel wider alles Recht der Völker . . .

Man sieht, die Führer Deutschlands zu Hermann's Zeit sind schon spitzfindige Juristen und aus ihren Bärenhäuten heraus declamiren sie bereits über Völkerrechte und Volksrechte. Diesen casuistischen Zweiflern gegenüber erhebt sich Hermann allerdings zum Helden und Siegmund, Segest's Sohn, zu einem edeln Opfer; Segest und Inguiomir, Hermann's Gegner, wiegeln die Fürsten gegen den Befreier vom Römerjoche auf; sie zeihen ihn des Raubes an Thusnelde, welche von Siegmund aus der väterlichen Gewalt in den heiligen Hain gerettet ist, des Verraths an ihrer Freiheit, richten ihn und opfern ihn durch Gift hin, nachdem Thusnelde und Siegmund gefallen sind. Eine so einfache Handlung kann ohne viel Redeprunk zu einem fünfactigen Stück nicht ausreichen; in diesem sucht der Verf. daher auch seine Stärke. Hierbei begegnet es ihm, bald Gutes, bald Schlechtes zu geben, wie der rhetorische Würfel grade fällt. Zuweilen macht er den Versuch, eine alte Geschichte auf neue Verhältnisse anzuwenden und seinem Hermann, Segest und Sueno die Klagen und Wünsche unserer Tage in den Mund

zu legen. Solche Stellen machen ihre Anziehungskraft geltend. In Siegmund malt der Verf. jedoch ein Wesen, wie es nur in unserer modernen Romanwelt lebt.

Verstanden wird nicht, was ich in mir trage,
Ein ew'ges Etwas lebt es überall,
Ein ew'ges Nichts (F) und Etwas steigt es auf,
Vollendet ist mit ihm das ganze Leben,
Vollendet ist in ihm mein Lebenslauf.

Das Wort des Räthsels soll die Liebe sein. Es ist schwer zu glauben, daß die Zeitgenossen Hermann's in so mystischen Worten von der Liebe gesprochen hätten, oder daß Thusnelde's Bruder ein Novalis gewesen sei. Bisweilen überstürzt der Verf. den dramatischen Effect. So sagt Hermann:

Ich steh vernichtet hier — und bin kein Gott.

Das wissen wir. Segest hat Thusnelde, die ihm nicht folgen will, in Hermann's Armen ermordet. Dennoch nennt er diesen ihren Mörder. „Fühlst du nicht Reue"? fragt ihn Hermann.

Reue? Ich? Ich? Ich? Ich? Reue? Ich — nein du!

erwidert Segest.

Der Verf. kündigt einen ganzen Cyklus von historischen Tragödien an; wir müssen erwarten, ob darunter welche sein werden, die mehr tragisches Vermögen beurkunden als die gegenwärtige, von der sich nur sagen läßt, daß sie eine ziemliche rednerische Fertigkeit bewährt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die römische Malaria und die Räuber der Campagna.

(Beschluß aus Nr. 172.)

„Auch sind wir der Meinung, daß ein doch wenigstens im Reiche der Möglichkeit liegendes, wo nicht bevorstehendes Aufhören der päpstlichen Regierung die Volkszahl der ewigen Stadt nicht eben wieder in Abnahme bringen dürfte. Rom ist der Mittelpunkt eines großen Ackerbaulandes, das sich von den Grenzen Toscanas bis nach Neapel hinunter, von der See bis zu den umbrischen Gebirgen hinein erstreckt und keine einzige Stadt besitzt, die sich mit Rom messen könnte. Der Zustand des Landes ist gegenwärtig höchst verschieden von dem, wie er war, als die Päpste in Avignon residirten, und es kann ebenso wenig die Zeit der aufgedrungenen unheilbringenden französischen Herrschaft ein warnendes Beispiel sein. Die großen Grundeigenthümer und reichen Pächter müßten nothwendig in Rom wohnen bleiben, weil die Malaria sie abhalten würde, in der Campagna sich aufzuhalten. Der römische Adel würde seine glänzenden Paläste, Galerien und Villas um so weniger alsdann verlassen, wenn er durch die Entfernung des geistlichen Regimentes eine größere Wichtigkeit erlangte. Die Märkte Roms würden fortwährend die Preise in der ganzen Provinz bestimmen. Verbesserten sich die Anpflanzungen, so würden Colonisten und Speculanten herbeigezogen werden. Verschiedene Manufacturen gedeihen schon jetzt in Rom, versorgen Stadt und Land und beschäftigen viele Hände. Rom ist der Mittelpunkt eines beträchtlichen Ausfuhr- und Einfuhrhandels durch die Häfen Fiumicino, Civita Vecchia und Porto d'Anzio, und mit dem innern Lande bis an das adriatische Meer. Seine zahlreichen Kirchen und Stifter würden eine verhältnißmäßige Anzahl Weltgeistlicher daselbst erhalten. Es würde immerdar die Universität und hohe Schule aller Amtsstudien für die ganze Provinz ebenso wie der Zusammenfluß aller Künstler und Kunstfreunde aus allen Theilen der Welt sein und liegt überdies an der einzigen Landverbindungsstraße nach Neapel und dem reichen Königreiche beider Sicilien. Wofern also der etwaigen Entfernung der päpstlichen Residenz nicht fremde Unterjochung und Beraubung folgte, würde Rom auch trotz derselben eine Stadt von großer Bedeutung bleiben. Wir sind aber keineswegs der Meinung, daß bei künftigen politischen Veränderungen in Italien Rom zu dem Range einer bloßen Provinzialstadt herabgesetzt werden dürfte."

„Seine Bemerkungen über die Criminalgesetze lassen den Herrn de Tournon bedeutende Blicke auf den Charakter des römischen Volkes thun. Mord und Straßenraub waren lange Zeit die alltäglichsten Verbrechen. Ein heftiger Trieb nach Rache und Eifersucht, von anmaßlichem Hohn oder von Unterdrückung aufgeregt, ist der gewöhnliche Grund des erstern Verbrechens. Ward es einmal begangen, so sucht der Schuldige Zuflucht in Bergen und Wäldern und fängt da nothgedrungen seine Laufbahn als Bandit (Verbannter) an. Es ist schon, und allerdings nicht ohne den Anschein des Rechts, gesagt worden, die Mängel der Gesetzgebung in den päpstlichen Staaten hätten der Zunahme dieser Verbrechen Vorschub gethan; doch aber finden wir die nördlichen Provinzen von Banditen frei und in den südlichen nur einen gewissen District der Campagna besonders damit angefüllt. Schon Cicero meldet, daß zu seiner Zeit derselbe Bezirk verrufen gewesen sei. Die an die pontinischen Sümpfe grenzenden Monti Lepini sind schon lange um dieser übeln Gewohnheit ihrer Bewohner willen berüchtigt gewesen, derweil das benachbarte Thal des Anio friedlich und rein von Verbrechen ist. Graf Tournon schreibt die Neigung mancher Gegenden zu Mordthaten dem Eindruck zu, welchen die Fehden des Mittelalters im Volke zurückgelassen haben, das die Barone selbst zu Räubereien anhielten, bis die strenge Herrschaft Sixtus V. sie bändigte. Freilich konnte die Schwäche folgender Regierungen das Uebel nicht mit der Wurzel ausrotten. Das Leben eines Banditen hatte alle seine Schrecken und seine Schande verloren und ward als ein ehrenvolles, abenteuerliches Gewerbe angesehen. In solchen abgeschlossenen Bezirken erscheint ein Bandit den Menschen in anderm Lichte als in den Städten. Er wird gefürchtet und bemitleidet. Sein Weib rühmt sich gegen ihre Gevatterinnen, daß ihr Mann in den Bergen sei. Die Nachbarsleute bestellen seine Felder umsonst, damit er die ihrigen schone. Der Dorfbarbier, der Krämer sind immer bereit, seine Bedürfnisse zu befriedigen, die Schafhirten sind seine Boten, die menschliche Gesellschaft hat nicht alle Bande mit dem Verbrecher zerrissen, er wird als ein Unglücklicher angesehen. Sogar die Regierung ist bereit, ihm zu verzeihen, sobald er von seinen bösen Wegen zurückkehren will, ja sie will ihn nicht blos der bürgerlichen Gemeinschaft wiedergeben, sondern ihn selbst zu Aufrechthaltung des Friedens im Lande anstellen. So stark ist dieses Gefühl überhaupt, daß Landmädchen häufig vorziehen, das Schicksal eines Banditen zu theilen, als das Weib eines friedlichen Landmanns zu werden. Der Bandit seinerseits strebt seinen Einfluß durch den Schrecken, den er einflößt, zu erhalten. Seine schärfste Rache trifft meist Diejenigen seiner Dorfgenossen, welche ihn entweder angegeben oder sich geweigert haben, ihm in der Noth beizustehen. Auch wenn er gegen Reisende und Andere, die ihm in die Hände fallen, nicht blutdürstig ist, so zeigt er doch den Opfern seiner Rache keine Barmherzigkeit. Er brennt ihre Hütten nieder, zerstört ihre Pflanzungen und foltert die Unglückseligen, sobald sie in seine Gewalt gerathen, selbst zu Tode. Denen, die hingegen auf einem guten Fuße mit ihm stehen, gibt er nicht selten Großmuth zu erkennen."

„Als die Franzosen 1809 Rom besetzten, hatte sich die Zahl der Banditen auf besorgliche Weise in Folge der Verwirrungen vermehrt, worein das Land durch die sich darum streitenden feindlichen Gewalten, die päpstliche und französische, gerathen war."

„Die Räuber hatten sich etwa 100 an der Zahl in der Kette der Monti Lepini an der Landstraße nach Neapel zusammengerottet. Das einzige Dorf Giulano zählte deren 12, worunter einige Veteranen, die schon 20 — 30 Jahr ihr Handwerk trieben. Santo Stefano, Prossedi, Supino, Sonimo lieferten ihre Contingente. Die letztere Ortschaft wurde — beiläufig — nach der Restauration auf Befehl des Cardinals Consalvi wegen ihrer Unverbesserlichkeit von Grund aus zerstört."

„Die Franzosen bildeten, nach Einführung ihres Code, eine Gensdarmerie und fingen ernstlich an auf die Banditen Jagd zu

machen. In kurzer Zeit fiel denn auch deren größter Theil in die Hände der Justiz und wurde hingerichtet, während die übrig gebliebenen sich in die entferntesten Verstecke der Gebirge in der Hoffnung, vergessen zu werden, flüchteten. Im Jahre 1811 kamen die Banditen aber noch einmal und verstärkter, 120 an der Zahl, zum Vorschein und verbreiteten Schrecken bis vor die Thore Roms. Nach des Grafen Tournon freimüthiger Versicherung trugen verschiedene Fehlgriffe der französischen Behörde selbst die Schuld. Eine falsche Oekonomie und zu große Veränderungssucht hatte sie veranlaßt, die ganze Schar der Sbirri oder die alte Policei plötzlich zu entlassen. Also in die Welt gestoßen und untauglich zu jedem andern Erwerb, traten viele dieser Leute aus Verzweiflung in die Räuberbanden der Gebirge ein. Ebenso war die für die römischen Staaten allerdings wohlweislich sehr gemilderte Conscription den Sitten des an einen jahrhundertelangen Frieden gewöhnten Volkes so fremd und entgegen, erschien ihm so ungerecht und drückend, daß viele junge Leute, unwillig, ihr Vaterland zu verlassen und in fernen Klimaten für eine fremde Sache ihr Leben hinzugeben, fortliefen und in den Schlupfwinkeln der Gebirge Zuflucht suchten, wo einige sich zu den Räuberbanden rotteten. Dasselbe geschah auf genuesischem Gebiet, in Toscana und Parma, und die Apenninenkette wurde das Asyl widerspenstiger Conscribirter. Aus den also recrutirten Banditen entstand aber eine Art Guerillas, sie gefährdeten die Communication der französischen Behörden, nahmen 1813 den Unterpräfecten von Frosinone gefangen, und es gelang erst durch Anwendung der vollständigen, aus einigen Compagnien Gensdarmes bestehenden bewaffneten Macht der Ortsbehörden, durch Reformirung eines Hülfscorps auserwählter alter Sbirren und nur unter dem Beistande der Linientruppen die Sicherheit des Landes einigermaßen wiederherzustellen. Am Ende der französischen Herrschaft 1814 hausten in der Campagna immer noch mehr als 50 Banditen. So viel von der von leichtgläubigen Reisenden so gepriesenen Ausrottung der Banditen unter den Franzosen!"

„Wenn diese nun aber aus politischen Gründen nicht gelang, so wurde die Städtepolicei von dem französischen Regime gänzlich und auf das Heilsamste reformirt. In der Stadt Rom erhielten acht Policeicommissarien mit einer geringen Municipalwache vollkommene Sicherheit aufrecht, welche durch die von den Franzosen damals in den meisten italienischen Städten eingeführte und seither fortbestehende nächtliche Straßenbeleuchtung wesentlich gefördert ward. Wir erinnern uns der Zeit, da die Straßen von Rom und Neapel entweder in gänzliche Dunkelheit begraben lagen, oder nur theilweise bis Mitternacht durch die Lampen in den Läden und Kaffeehäusern oder hier und da durch ein trübes Lichtchen beleuchtet waren, das vor dem Bilde einer Madonna oder eines heiligen Antonius dämmerte. Doch auch damals hatte man nur Privatrache zu fürchten, und es waren nur wenige Räubereien auf den Straßen oder in Häusern erhört. Die Schnelligkeit und Oeffentlichkeit des gerichtlichen Verfahrens waren zwei wichtige durch die Franzosen bewirkte Verbesserungen und sind nach der Restauration leider nicht beibehalten worden. Sobald sich einmal die heilsame Ueberzeugung in dem Gemüthe des Volkes begründet hatte, daß unvermeidliche Strafe jeder Gewaltthat und jedem Verbrechen folge, ging eine erstaunende Umwandlung vor. Es war gleichsam ein auf sie treffender Lichtstrahl, der ihren ganzen Ideengang berichtigte. Oft hielt ein plötzliches Bedenken die schon zum Stoß erhobene Hand zurück, und mancher Mann rief, wie auf einmal wieder seiner gesunden Sinne mächtig aus: Ah, se non fosse la seduta! Die öffentlichen Gerichtshöfe boten dem Volke ein neues Schauspiel dar, und es nahm eifrigen Theil an den Verhandlungen, indem es die Gewißheit von unparteiischer Rechtspflege gewann und die völlig freistehende Vertheidigung billigte. Die Ueberzeugung, daß Rang und Stand des Beleidigers keinen Unterschied zu seinen Gunsten machten, war eine hohe moralische Lehre. So bewirkte unter Anderm die Verurtheilung eines Wechselmäklers wegen des an einem Diener verübten Mordes einen tiefen, dauernden Eindruck. Der Einfluß der Pfarrgeistlichen und des achtungswerthen Theiles der Landbewohner stand der Regierung in dem Werke ihrer wohlthätigen Reformation bei, und die Bauern und Landleute erkannten jetzt, eines höhern Schutzes gewiß, ihren Vortheil, der Obrigkeit und Polizei in Einziehung von Missethätern beizustehen."

„So lautet des Grafen von Tournon warmes Zeugniß zu Gunsten der armen herabgewürdigten Römer, das unsere eigne Bekanntschaft mit ihnen völlig bestätigt." 153.

Literarische Notizen.

Aus den „Annales" der akademischen Gesellschaft zu Nantes ist besonders abgedruckt eine Abhandlung von Penhouet: „De l'ophiolatrie ou culte du serpent", zur Erklärung der Monumente von Karnak und der griechischen und römischen Kunstdenkmale, worin die Schlange vorkommt.

Achille Allier gibt in Verbindung mit mehren Künstlern „L'ancien Bourbonnais", ein aus 50—55 Lieferungen bestehendes Werk über die Geschichte, die Denkmale, Sitten und Statistik der ehemaligen Provinz Bourbonnais heraus. Ein ähnliches Werk: „Antiquités de la Brétagne", in 20 Lieferungen, das in Brest erscheint, ist angekündigt. Das Interesse, das diese Richtung auf die Provinzialverhältnisse erweckt, ist nicht ohne Bedeutung.

Von des Grafen Alexander de Laborde „Les monumens de la France" ist die 39. Lieferung mit sechs Kupfertafeln erschienen.

Die „Oeuvres complètes de Buffon", mit Supplementen von Cuvier, in 18., sind bis zum 45. Bändchen vorgerückt. Eine neue Sammlung in 20 Octavbänden, mit 20 Lieferungen von Kupfertafeln, von Richard, Professor der Arzneiwissenschaft zu Paris, herausgegeben, hat seit den December 1832 begonnen. Es sind bereits drei Bände erschienen. Das Ganze soll im Januar 1834 vollendet sein.

Der Abbé Ledru hat eine „Profession de foi de l'église française de Leo Leves" zu Chartres herausgegeben. Darauf erschien „Réponse à l'appel de M. l'abbé Ledru", „von einer alten Bekanntschaft." Der Abbé Auzou hat „Réponse de l'église française aux attaques de l'église romaine" bekannt gemacht.

Von dem geistreichen Parlamentsredner T. B. Macauley erscheint (in Lardner's „Cabinet cyclopaedia") „View of the history of France, since the restoration of the Bourbons", und von Robert Southey in derselben Sammlung „History of the Moors", drei Bände. Von beiden läßt sich viel erwarten.

Sir John Malcolm, berühmt durch seine Schriften über Indien und Persien, zuletzt Gouverneur von Bombay, hat soeben in Beziehung auf die bevorstehenden Verhandlungen über den Freibrief der ostindischen Compagnie herausgegeben: „The administration of british India", aus amtlichen Schriften und glaubwürdigen Urkunden.

Ein englischer Artilleriehauptmann hat herausgegeben: „Journal of an excursion to Antwerp, during the siege of the citadel". Der Verfasser war, wie mehre englische Offiziere, im französischen Lager.

Sir Henry Halford, Präsident der königlichen Collegiums der Aerzte zu London, hat mehre in dem Collegium vorgelesene „Essays" herausgegeben, welche, außer ärztlichen Abhandlungen, einen interessanten Bericht über die Oeffnung des Sarges Karl I. im Jahre 1813 enthalten. 9.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonntag, — Nr. 174. — 23. Juni 1833.

Dramatische Bücherschau für das Jahr 1832.

Dritter und letzter Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 173.)

32. Ida. Schauspiel in fünf Acten. Von E. Falsen. Aus dem Dänischen übersetzt von Chr. E. Wettwer. Kopenhagen, Schubothe. 1831. 8. 21 Gr.

Die Fabel dieses Schauspiels in einer langathmigen, reizlosen Prosa, ist aus Lafontaine's „Ida von Tockenburg" bekannt und an sich nicht undramatisch. Nur hätte eine andere Hand dazu gehört, sie uns ansprechend zu machen. Göthe, der in „Iphigenia" und „Tasso" den echten Gebrauch des Verses im Drama gelehrt hat, hat zugleich in „Clavigo" gezeigt, wie die Prosa dramatisch zu formen sei. Wir sind sehr für den Gebrauch der Prosa im Drama; sie hat das Gute, allem falschen, hohlprunkenden Pathos, allem leeren Wortgeklingel einen starken Damm entgegenzuwerfen und in der Unmöglichkeit, mit eitlem Wortprunk zu glänzen, zur eigentlichen Aufgabe des Dramas zurückzuführen. Allein es muß eine Prosa sein, wie die Göthe's oder Lessing's, kurz, sachreich, energisch durch Gedanken und Form. Die langen und mattherzigen Dialoge dieses Stücks erinnern lebhaft an Lafontaine's behaglich-breiten und süßlich-unmännlichen Romanstyl. Es ist nichts darin und daran.

33. Shakspeare's dramatische Werke, übersetzt von Philipp Kaufmann. Zweiter Theil. Enthaltend: Othello. Cymbeline. Berlin, Nicolai. 1832. 8. Subscriptionspreis 1 Thlr.

Ohne Zweifel gehört der Verf. zu den achtbaren Uebersetzern des großen Briten; es wird sogar wenig daran fehlen, daß er, Alles zusammengenommen, nicht der beste sei, wiewol Schlegel sprachgewandter und Benda treuer ist. Jene schwierige Verschmelzung von Treue und Geschmack, die ihre höchste Aufgabe in einer Uebersetzung des Shakspeare findet, gelingt seiner Besonnenheit und seinem Fleiß vorzüglich oft. Dessenungeachtet fodern wir ihn heraus, uns drei Verse seiner Verdeutschung zu zeigen, an denen wir nicht mit vollem Rechte etwas auszustellen fänden; so schwer ist es, den Shakspeare allgenügend zu übertragen! Der zweite Theil zeigt, mit dem ersten verglichen, eher ein Fortschreiten als einen erschlafften Eifer; „Othello" und „Cymbeline", welche dieser Theil liefert, sind von Niemand besser übersetzt, aber, wiewol ziemlich verschieden im Text, von Benda auch eben nicht schlechter. Das scheint paradox und ist es doch nicht. Shakspeare's Gedanke ist so prägnant, daß er meist zwei, drei Gestaltungen zuläßt, die alle gleich gut und gleich treu sein können. Vergleichen wir z. B. die ersten Verse des „Othello" bei dem Verf. und bei Benda.

Rodrigo.
Still, sag mir nichts, es dünkt mir sehr unfreundlich,
Daß, Jago, du, der meinen Beutel führte,
Als ob's dein eigner wär', hievon gewußt.
Jago.
Mein Gott, Ihr hört mich ja nicht an.
Wenn ich mir je dergleichen träumen ließ,
Verabscheut mich.

Rodrigo.
Du sagtest mir, er wäre dir verhaßt!
Dafür sagt Benda:
Still, schweig davon! Erbittern muß es mich,
Daß, Jago, du, der meine Börse hatte,
Als wär' sie dein, gewußt um diese Sache.
Jago.
Zum Teufel! Hören willst du mich nur nicht.
Wenn ich von solcher Sache nur geträumt,
So mag' ich dir ein Greuel sein.
Rodrigo.
Du sagtest mir, du würd'st ihn ewig hassen.

Hier schwankt der Vortheil hin und wieder. Benda ist treuer, aber minder sprachrein, Kaufmann gewandter, aber weniger genau. „Du würd'st ihn ewig hassen" und „er wäre dir verhaßt" ist nicht Dasselbe, und der erste Ausdruck steht dem Original ungleich näher. Einem Uebersetzer des Shakspeare begegnet es bei der Sprachverwandtschaft des Deutschen und des Englischen gar leicht, daß er wörtlich verdeutschte englische Phrasen für deutsche hält und gibt; die größte Sorgsamkeit vermag kaum davor zu bewahren. Dies geschieht auch unserm Verf. gar häufig, z. B.

Hinweg dies Werkzeug,
Daß es nicht meine Hand verdamme!

Dam heißt im Englischen verdammen und in Verdammniß bringen; aber das deutsche verdammen hat den letzten Nebensinn nicht. Dies eine Beispiel mag für viele gelten. Beispiele offenbar verfehlten Sinnes sind auch nicht selten anzutreffen, z. E.

Da hilft nun nichts. Das ist des Dienstes Fluch,
Beförderung geht nach Schreiberei und Gunst,
Nicht nach der alten Ordnung, wo der Zweite
Des Ersten Erbe ist.

„Alte Ordnung" soll heißen: nach der Ordnung des Alters, wo u. s. w., wie Benda ganz richtig wiedergibt.

34. Johanna Gray. Trauerspiel in fünf Acten. Von Eduard Sommer. Mit einem Steindruck. Dresden, Grimmer. 1833. Gr. 12. 21 Gr.

Das Schicksal der unglücklichen Johanna Gray, die gegen ihren Willen auf den Thron erhoben, dies kurze Glück, das niemals ein solches für sie war, mit frühem unverdienten Tode büßte, die Grausamkeit ihrer Nebenbuhlerin, Maria, der mitleidlosen Tochter des mitleidlosen Heinrich VIII., und der Kampf der Parteien für und wider Beide, bilden das Thema dieser, in manchem Betracht löblichen Tragödie. Der Verf. geht indeß nicht so seinen eignen Gang, daß er nicht Vieles in seinen Motiven aus ältern Dichtungen entlehnt hätte. Aus Schiller's „Maria Stuart" hat er z. B. die dramatische Wirkung weiblicher Nebenbuhlerschaft entlehnt, und wiewol seine Maria von Natur viel grausamer ist als Elisabeth, so hat der weibliche Neid gegen Johanna's Schönheit und ihren Ruf doch nicht geringen Antheil an ihrer Verfolgung. Die eigentlich handelnden Personen in diesem Stück sind Northumberland, Johanna's

Schwiegervater und ihr Vorgänger im Tode, und Arundel, der listige Verräther, der seinen Todfeind, den Herzog, erst verstrickt, dann verräth, zuletzt mit grellem Hohn zum Tode führt. Northumberland ist ganz von Ehrsucht und Schandthat zusammengesetzt: er ist der Mörder Somerset's und des jungen Königs Eduard, den er durch Blumen vergiftet hat. Der Verf. hat nicht wohl gethan, den Anklagen seiner Feinde unbedingten Glauben zu schenken; seine Schuld ist durchaus deutlich, und hier ist ihre Gewißheit dem dramatischen Zwecke sehr hinderlich. Johanna selbst ist ein völlig schuldloses Opfer seines Ehrgeizes. Sie kämpft gegen ihre eigne Krone. Maria ist zu wild und grausam, zu unerbittlich-unmenschlich, um wahrhaft dramatisch zu sein; es wäre besser gewesen, sie schwankend, von den Parteien hingerissen darzustellen. Die Parteihäupter selbst, Arundel, der edle Hastings, der kraftlose Guilford, Paget, Montague, Aylmer, Johanna's Lehrer, sind gut aufgefaßt, und was sie sagen, ist zweckmäßig.

Der Verf. ist der dramatischen Sprache ziemlich mächtig; sein Vers ist rein, voll und tönend; nur treibt er Misbrauch mit müßigen Epitheten und sprachlichem Schmuckwerk. Er gehört zu Denen, die kein Hauptwort ohne sein schmückendes Beiwort setzen können. Z. B.

Mich hat die tröstende Hoffnung getäuscht,
Als sei es die Liebe, die Liebe verheißt.
Als trügen der Herrschaft sanft waltenden Geist
Des Dankes glückschimmernde Wogen.
Es folgt ihm ein dunkler, verfolgender Geist,
Der Fluch ihm des Hasses in stürmendem Lauf,
Es thut sich ein nächtlicher Abgrund ihm auf.
Hier rollt sich's in dröhnendem Wogengedraus u. s. w.

Oft wird der Jambus zum lyrischen Vers, ja, wie hier, selbst zum dithyrambischen; aber zwischen dem Drama und der Lyrik liegt eine unüberspringbare Kluft, und das Lyrische als Element des Dramas gebrauchen, ist völlig unstatthaft. Schon der gereimte Jambus leitet von der Spur des Dramas ab und nöthigt, Dinge zu sagen und in einer Form zu sagen, die dem Wesen des Dramas wenig entspricht. Nur zu Schlüssen hat unsere Gewöhnung ihn brauchbar gemacht. Statt des auf Reim und lyrische Diction verwendeten Fleißes hätte der Verf. sich lieber bemühen sollen, seine Dialoge aus dem bloßen Gedankenaustausch in die eigentlich dramatische Region zu erheben. Es fehlt seiner Arbeit an Situationen von spannkräftigem Interesse. Das Historische, äußerlich sich Begebende waltet zu sehr vor, und so dramatisch-wirksam wie die Scene, wo Northumberland vor Arundel kniet, um einige Stunden Lebens bittend, sind wenig andere. Auf dem Todesblock kniend mit ihrem Gatten, bricht Johanna wieder in einen Dithyrambus aus, der sehr geschmacklos mit den Worten anfängt:

Der du zu dir ihn,
Mein Vater, erhebest —
Laß deinen Engel
Dem Scheidenden mild
Nahen, mit süßem
Verklärenden Schlummer.

Maria hat unterdeß eine höllische Vision: sie will Johanna retten, es ist zu spät, und indem sie in Ohnmacht sinkt, fällt der Vorhang. Gutes und Schlimmes mischen sich in diesem von Seiten der Charakteristik achtbaren Drama. Wäre die Sprache nur einfacher, die Fabel in einen kürzern Raum zusammengedrängt und mehr Bedacht auf die scenische Wirkung der Situationen genommen, so könnte das Stück zu den guten Dramen gezählt werden. Doch der Verf. hat seinen Ruhm und seinen Preis in den Worten mehr als in den Thaten gesucht.

35. Bühnenrepertoir des Auslandes: Frankreichs, Englands, Italiens, Spaniens. In Uebertragungen herausgegeben von L. W. Both. Zweiter bis vierter Band. Berlin, Hayn. 1832. Schmal gr. 4. Preis jedes Bandes 1 Thlr. 12 Gr.

Diese den Bühnendirectionen und Liebhabern gewidmete Sammlung neuer Dramen des Auslandes hat sich eines willkommenen Empfanges zu erfreuen. Sie erfüllt ihren Zweck, und ist die Auswahl des Gegebenen auch nicht immer tadellos, sind namentlich Italien und Spanien über Frankreich bis jetzt ziemlich vernachlässigt worden, so sind die Uebersetzungen doch der Mehrzahl nach mit Sorgfalt gearbeitet, und die Redaction thut ihre Pflicht. Die Sammlung ist in diesem Jahre so angewachsen, daß wir über jede einzelne Arbeit kaum etwas sagen können. Wir müssen uns mit einer Beurtheilung in Pausch und Bogen begnügen. Unter den Mitarbeitern haben W. Förster, Lebrun, Preuß und Stawinsky die besten Beiträge geliefert; das Unterhaltendste und Bühnengerechteste ist aus Frankreich gekommen, das Dramatisch-werthvollste aus Spanien und England. Das berühmte russische Sittengemälde von Gribojedoff: „Gore ot uma", ist unter dem nicht glücklichen Titel: „Kummer durch Verstand", im dritten Bande von L. Schneider recht glücklich übertragen; eine bessere und zugleich verständlichere Uebersetzung des Titels wäre „Leiden der Bildung" gewesen. Die vorzüglichsten Beiträge aus dem Französischen sind: „Heinrich IV. Familienleben", Lustspiel in einem Acte von Stawinsky; „Reue", Drama in zwei Acten nach Scribe, vom Herausgeber; „Anstellung oder Frau?" Lustspiel in drei Acten nach Bayard von Demselben, ein äußerst lebhaftes, dramatisch-wirksames Sittengemälde, und „Frauenhaß" nach Scribe von Demselben. Das Trauerspiel „Monaldeschi", nach Alex. Dumas in drei Acten, leidet dagegen an allen Gebrechen französischer Dramaturgie und war so gut wie „Trilby", komische Oper in einem Act, in dieser Sammlung füglich zu entbehren. Es muß ja nicht Alles übersetzt werden, und Frankreich, das durchschnittlich in jedem Jahre 5—600 neue Dramen producirt, läßt es an Auswahl ja nicht fehlen. Im dritten Bande ist das Lustspiel: „So geht's", in zwei Acten von Schneider, trotz seines nichtssagenden Titels eines der anziehendsten. Die Scene ist nach Wien verlegt, wodurch viele Beziehungen etwas Gewaltsames angenommen haben. Am besten scheint es uns, französische Lustspiele immer in der Localität zu lassen, aus der sie hervorgegangen sind. Wir Alle kennen das französische Leben hinreichend, um sie zu verstehen, und die Verpflanzung hat offenbar ein Uebergewicht von Nachtheilen in ihrem Gefolge. „Jean Calas", historisches Melodrama in drei Acten, ist eben ein Melodrama. Wir hätten es weggelassen. „Die Scheidungsklage" nach Melesville von Schneider, ist besser. Am meisten gefällt „Er amusirt sich doch", in einem Aufzuge und von dem Herausgeber zu einer berliner Localposse umgebildet. „Der Quäker und die Tänzerin", nach Scribe und Duport von Stawinsky, leidet an Uebertreibung, wenn die Erfindung gleich ergötzlich genug ist. Ganz unbedeutend ist „Der Schiedsrichter" und die englische Burleske: „Verheirathet und begraben", nach James Kenney. Im vierten Bande ist „Dominique", Lustspiel in drei Acten nach d'Epagny und Dupin, das ideenreichste und durch seine Fabel anziehendste Stück. „Mädchen und Frau", nach Mazères in drei Aufzügen von L. Schneider, macht Anspruch, ein classisches Lustspiel zu sein, und in der That ist es durch Intrigue und Charakteristik vortrefflich; auch hier haben wir indeß die Verlegung der Scene wieder zu tadeln. „Heinrich III. und sein Hof", historisches Drama in drei Aufzügen nach Dumas von Schiff, ist bekannt. Der Bearbeiter hat die fünf Acte des Originals sehr glücklich in drei zusammengedrängt. Das Stück hat in Frankreich Furore gemacht. „Richard's Wanderleben", Lustspiel in vier Acten nach dem Englischen von O'Keefe, von Kettel bearbeitet, gehört zu den besten Erscheinungen der englischen Dramaturgie in neuester Zeit; es ist witzig, lebhaft, voll guter Charakteristik. Die Uebersetzung ist nicht die beste und die Verlegung der Scene hier äußerst unpassend, da Donner durch und durch Engländer ist. Das lange und langweilige Drama: „Die eiserne Maske", nach Fournier und Arnould in fünf Acten, hätte wegbleiben oder zusammengezogen werden sollen. Das Stück spielt 42 Jahre und an fünf verschiedenen Orten. Bedeutender ist uns Calderon's „Peor esta que estaba", unter dem Titel: „Es ist schlimmer als es war", von H. Smidt metrisch und sehr glücklich übersetzt. Die

Verkürzungen des Dialogs und der Versuch, ihm eine deutsche Form mitzutheilen, sind vollkommen gelungen und der herrlichen Intrigue, an deren Fülle und in deren Reichthum sich alle deutsche Lustspieldichter spiegeln können, ist dadurch kein Abbruch geschehen. Möchte dies Stück auf allen deutschen Bühnen zur Ehre unsers Geschmacks doch einheimisch werden! „Die beiden Pachter", nach dem Englischen des Buckstone, haben ihr Verdienst; neben dem eben genannten Lustspiel Calderon's erscheinen sie trivial, poesielos, vertrocknet. Der Herausgeber fährt fort, durch seine Fingerzeige über Costum, Darstellung, Aussprache der Eigennamen und Fremdwörter und Quellennachweisungen sich ein Verdienst zu erwerben, wofür Bühnendirectionen ihm dankbar sein müssen. Von einem Kreise tüchtiger Mitarbeiter unterstützt, ist er und sein Unternehmen zu dem Beifall berechtigt, welchen das Ganze zu finden scheint.

(Der Beschluß folgt.)

Literarische Nachrichten aus Polen.

Warschau, April 1838.

Noch immer gehemmt erscheint in unserm Königreiche das literarische Leben. Obgleich die hier bestehenden 15 Buchdruckereien nach dem „Dziennik" vom 1. März bis Ende December v. J. zusammen 63 polnische Werke geliefert haben, so ist doch zu bedenken, daß ein guter Theil derselben nur von geringem Umfange ist. Die meisten gingen aus der Buchdruckerei von Gałęzowski hervor, welche sich zugleich durch Eleganz der Ausstattung und Correctheit auszeichnet. Im Ganzen herrscht jetzt in unserer Literatur die Richtung auf das praktische Leben vor, am häufigsten erscheinen Schriften für den Elementarunterricht, Medicin, Landwirthschaft u. dergl.

Das wichtigste Werk, welches der genannte Zeitraum geliefert hat, ist unstreitig die von allen slawischen Literatoren mit Sehnsucht erwartete „Geschichte der slawischen Gesetzgebungen" („Historya prawodawstw Słowiańskich"), zwei Theile, vom Dr. und Prof. Maciejowski. Statt eines Urtheils über das Werk stehe hier eine Stelle aus einem Briefe, welchen der Prof. Szafarzyk aus Neusatz an den Verf. nach Warschau geschrieben hat. „Sie haben mir durch Uebersendung Ihres vortrefflichen Werkes eine unaussprechliche Freude gemacht. Groß war meine Erwartung von demselben, dennoch muß ich Ihnen frei gestehen, daß sie übertroffen worden ist. Ich bin zwar kein Jurist, glaube aber den Werth ähnlicher historisch-kritischer Untersuchungen zu beurtheilen im Stande zu sein. Wenn ich nun einerseits über die gründliche und bündige Darstellung eines so unermeßlichen Gegenstandes erstaune, so entzückt mich doch noch mehr der schöne Standpunkt, welchen Sie erwählt haben, um die Eigenthümlichkeit unsers vaterländischen Lebens zu entwickeln und zu beurtheilen. Das Werk wird ungemein dazu beitragen, der Welt die Nationalität der Slawen im wahren Lichte zu zeigen, somit sie dieselbe höher achten lehren. So gibt Ihnen Ihre Arbeit ein Recht auf die Hochachtung und Dankbarkeit des ganzen slawischen Stammes. Um so mehr bedauere ich, daß ich diesmal Ihrem Wunsche, dem Werke einen Abriß der slawischen Geographie und Geschichte beizufügen, nicht habe entsprechen können; die Schwäche meiner Gesundheit, Familienunglück und andere Leiden stören mich jetzt so sehr, daß über zwölf begonnene literarische Arbeiten noch immer unvollendet vor mir liegen, und Gott weiß, wann ich sie werde vollenden können; sogar meiner Geschichte der slawischen Literatur kann ich mich nicht so hingeben, wie ich wünschte." Einen gleichen Gegenstand, wie das genannte Werk, aber in engerm Kreise behandelt „Die Darstellung der slawischen Erbschaftsrechte" („Wywód praw spadkowych słowiańskich") von Joseph Hube mit Zusätzen von Romuald Hube, welches sich ebenfalls durch Klarheit und sorgfältige Bearbeitung auszeichnet.

Für die eigentliche Geschichtsforschung dagegen, besonders vaterländische, hat diese Zeit nichts leisten können; verdienstlich ist es jedoch, daß man ältere Historiker allgemein zugänglich zu machen sucht. So hat die Buchdruckerei von Gałęzowski wieder einen Band der „Chronik Polens" von Bielski geliefert, als sechsten Theil der daselbst erscheinenden Sammlung polnischer Schriftsteller; der interessante Anhang bringt die Fortsetzung der Wappen von Polen. Für die Kunstgeschichte ist als sehr verdienstlich auszuzeichnen Adam Idzkowski's „Grundriß der Architektur in ihrer verschiedenen Gestaltung", vom ästhetischen Gesichtspunkte aus betrachtet („Kroie Architektury"), mit Kupfertafeln.

Unter den medicinischen Werken erregt die meisterhafte Abhandlung eines der ersten Aerzte Polens, des Dr. Malcz: „Ueber die indische Cholera" („O cholerze indyiskiey"), die größte Aufmerksamkeit. Eine gründliche Untersuchung unsers bekannten Chemikers Ferdinand Werner über die immer berühmter werdenden und in ihrer Art einzigen Mineralbäder bei Busk in der krakauer Wojewodschaft („Rozbiór wód mineralnych pod Buskiem") verdient auch im Auslande bekannt zu werden. Uebersetzungen aus den Werken von Boisseau, Kreysig, Ottivier vom Dr. Plaszkowski suchen die wissenschaftlichen Fortschritte des Auslandes bei uns einheimisch zu machen; neuerlich hat Ignatowski „Die systematische Lehre der venerischen Krankheiten in allen ihren Gestalten", von dem breslauer Prof. Wendt, ins Polnische übertragen.

Die Musen der Dichtkunst scheinen diesmal nur unsern Damen hold gewesen zu sein. Unter den Romanen verdient allein eine Erzählung unserer musterhaften Schriftstellerin Clementina Hoffman, geb. Tanska: „Das Täubchen" („Gołąbek"), besonderer Erwähnung. Dieselbe beschäftigt sich jetzt mit einer neuen Ausgabe ihrer Schriften, welche nächstens zu Breslau in zehn Theilen in 8. erscheinen wird (Preis 60 Fl. Poln.). Zwei neue dramatische Werke verdanken wir gleichfalls jungen Polinnen. Das eine, „Die Braut von Lamermoor", aus dem Französischen übersetzt, ist auf unserer Bühne häufig mit Beifall gegeben worden; das andere, ein Original, „Der Schäfer Kaspar" („Kacper Owczarek"), nach einer wahren Begebenheit, ist zwar sehr leicht und fließend geschrieben und zeugt von den Talenten und dem guten Herzen der ungenannten Verf., macht aber selbst auf keinen großen dramatischen Werth Anspruch. Von den Werken Krasicki's, Glücksberg's Ausgabe, ist eine Fortsetzung erschienen.

Periodische Blätter in polnischer Sprache zählte Warschau neun, täglich erschienen fünf politische: der offizielle „Dziennik powszechny" (Allgemeines Tageblatt), „Kuryer Warszawski" (Warschauer Courrier), „Gazeta Warszawska" (Warschauer Zeitung), „Gazeta codzienna" (Tägliche Zeit.) und „Korrespondent Warszawski" (Warschauer Correspondent). Außerhalb erscheinen nur folgende fünf politische Blätter in polnischer Sprache: „Tygodnik Petersburgski" (Petersburger Wochenblatt), „Kuryer Litewski" (Lithauischer Courrier in Wilna), „Gazeta Krakowska" (Krakauer Zeit.), „Gazeta Lwowska" (Lemberger Zeit.) und „Gazeta Poznanska" (Posener Zeit.). In Warschau erscheinen noch wöchentlich ein Heft des „Polnischen Wochenblatts" („Tygodnik polski") und zwei Zeitschriften für Oekonomie: „Sylwan" und „Denkschriften für Landwirthschaft und Technologie" („Pamiętnik rolniczo-technologiczny"), bis jetzt fünf Bände. In Petersburg erscheint seit Anfang dieses Jahres eine Zeitschrift „Egida", welche Aufsätze in polnischer, italienischer und französischer Sprache enthält. Das Programm derselben in der ersten Nummer ist sehr pomphaft. Die Zeitschrift wird enthalten: „Erhabene Dichtungen, welche den großen Geist des Friedens und allgemeinen Wohles athmen; meisterhafte Vergleichungen der Erzeugnisse in den philosophischen Wissenschaften, den schönen Künsten und der Industrie; Darstellungen aus der Geschichte zur allgemeinen Erbauung, mit einziger Rücksicht auf das wahre Glück des Menschen; Früchte der Ceres und der Flora im Segen der Industrie; Werkzeuge, die des Menschen Kraft vertreten. Besondere Nummern enthalten ein System wissenschaftlicher Uebungen für Kinder. Zuletzt noch Modekupfer u. A." Wöchentlich erscheint eine Nummer. Jährliche Pränum. 30 Rub. Ass.

Krakau.

Die hiesige Societät der Wissenschaften gewinnt in unsern Tagen für die Freunde polnischer Literatur an Wichtigkeit dadurch, daß jetzt alle dergleichen Anstalten im Königreiche Polen, zuletzt noch vor kurzer Zeit auch die Societät der Freunde der Wissenschaften in Warschau aufgehoben worden sind. In der diesjährigen öffentlichen Sitzung am Jahrestage der Gründung der Societät (28. Febr.) hat der Präsident derselben, zugleich Rector der jagiellonischen Universität, Dr. Estreicher, über die Arbeiten der Societät während des verflossenen Jahres Rechenschaft abgelegt. Im Ganzen sind 14 Abhandlungen verlesen oder eingeschickt worden, welche in dem nächsten Bande der gesammelten Abhandlungen erscheinen werden. Die wichtigsten derselben sind: Wiszniewski, „Ueber die ersten Einwohner von Altpreußen"; Weisse, „Triennium astronomicum, seu altitudo poli Cracoviensis ex observationibus cum circulo meridiano per tres annos institutis, et comparatio hujus determinationis cum illa per Theodolitum inventa, una cum propositionibus ad ampliorem usum hujus instrumenti"; Karl Hube, „Ueber Maß und Gewicht der alten Polen"; Staczkowski, „De longitudine geographica Cracoviae"; Dr. und Prof. Kajetan Trojanski, „Ueber die Telegraphen der Alten, besonders der Griechen und Römer". Wichtig ist in der letzten Abhandlung die durch Stellen aus Cäsar's gallischem Kriege, in denen von Buchstabentelegraphen die Rede ist, belegte Ansicht des gelehrten Verfassers, daß man den alten Galliern den ersten Gedanken an eine vollkommenere Telegraphie zusprechen müsse, welchen die Nachkommen derselben später weiter ausgebildet haben. Im verflossenen Jahre hat die Societät ernannt: zum Ehrenmitgliede Adam v. Siemonski; zu wirklichen Mitgliedern: den Dr. und Prof. der Theol. an der jagiellonischen Universität Schindler und den Dr. phil. et jur. Rzesinski, Advocaten in Krakau; zu correspondirenden Mitgliedern: den Prof. v. Leonhard in Heidelberg, die Prof. Stromeyer und Hausmann in Göttingen, den Prälaten Brutti in Rom, den Chemiker Toroseiwicz in Lemberg und den Propst Mickiewicz. Verloren hat die Societät durch den Tod: den Dr. und Prof. der Medicin an der Universität Bobuszynski und den Prorector des Lyceums Wysocki.

In der hiesigen akademischen Buchdruckerei ist vor Kurzem ein treffliches Werk von einem jungen Autor erschienen, nämlich Dr. Macherzynski's „Geschichte der lateinischen Sprache in Polen". Nach dem Zeugnisse unserer Literatoren ist schon seit langer Zeit kein Werk von so tiefer Gelehrsamkeit und so großer Wichtigkeit für die Wissenschaft von uns ausgegangen. Im 15. und 16. Jahrhunderte war die lateinische Sprache unter den höhern Ständen Polens allgemein verbreitet. Die Könige sprachen lateinisch. Barbara Zapolska, die Gemahlin Sigismund I., hatte sich nicht nur lateinische Classiker zur Lecture erwählt, sie schrieb auch, so oft der König abwesend war, lateinische Briefe an ihn. Bona Sforza, die zweite Gemahlin dieses Königs, in allen Wissenschaften erfahren, bediente sich selbst in den vertrautesten Gesprächen mit dem Könige der lateinischen Sprache. Choisnin in seinen Memoiren über die Erwählung Heinrich's von Valois zum Könige von Polen gibt das Zeugniß, daß unter 100 polnischen Edelleuten kaum zwei zu finden seien, die nicht lateinisch, deutsch und italienisch verständen, und Martin Cromar, Bischof von Ermeland (st. 1589), der in reinem und edlem Latein eine ausführliche polnische Geschichte geschrieben hat („De originibus et rebus gestis Polonorum libri XXX"), in welcher man so viele Parteilichkeiten für die Polen antrifft, meint, es hätten sich vielleicht in Latium selbst nicht so Viele befunden, die geläufig lateinisch gesprochen, als in Polen. Am Ende des genannten Werkes befindet sich ein Verzeichniß aller in Polen erschienenen Ausgaben der lateinischen Classiker. Von Cicero sind ganz oder theilweise 45 Ausgaben erschienen, zuerst das Buch „De senectute" um 1500, eine Incunabel, in Krakau; von Virgil gibt es sechs Ausgaben, die erste 1642; von Horaz acht, die erste 1521; von Ovid vier, die erste 1589.

Lemberg.

Im verflossenen Jahre besuchten 1291 Studirende die hiesige Universität. Dieselbe besteht jetzt aus drei Facultäten, aus einer philosophischen, juristischen und einer theologischen. Da ein Jeder, der in eine der andern Facultäten eintreten will, zuvor den zweijährigen Curs in der philosophischen vollendet haben muß, so zählte diese Facultät im verflossenen Jahre allein 499 Zuhörer (darunter 177 polnischer Abkunft, 200 Russen, 69 Deutsche); an dem vierjährigen juristischen und administrativen Curse nahmen Theil 242 Zuhörer (117 Polen, 23 Russen, 92 Deutsche), und an dem ebenfalls vierjährigen theologischen 435 (145 Polen, 320 Russen, 9 Deutsche). Von medicinischen Wissenschaften wird nur in einem zweijährigen Curse Medicochirurgie gelehrt, im vorigen Jahre vor 65 Zuhörern (41 Juden, 12 Polen, 10 Deutsche); wer promoviren will, begibt sich nach Wien, wo auch ein Stipendium für unbemittelte, Medicin studirende Galizier besteht.

Die wichtigste wissenschaftliche Zeitschrift, welche jetzt in polnischer Sprache erscheint, ist diejenige, welche das hiesige Ossolinskische Nationalinstitut herausgibt („Czasopismo naukowe od zakładu narodowego Ossolińskich wydane"); für den Geschichtsforscher sind besonders interessant die Auszüge aus den noch ungedruckten Werken von Ossolinski über die Anfänge der Slaven, und von Frz. Siarczynski Geschichte des Zeitalters Sigismund III. 177.

Notizen.

Der franz. Geschichtschreiber Lemontey sagt in seinem „Essai sur l'établissement monarchique de Louis XIV" (S. 358): „Ce seroit un livre neuf et utile, qu'une histoire des crimes du pédantisme." Hat schon Jemand unternommen, eine solche Geschichte zu schreiben?

Der literarische Nachlaß des Neugriechen Korais.

Bekanntlich ist dieser gelehrte Hellenist und ebenso kenntnißreiche als menschlichgesinnte Arzt seiner Nation am 6. April dieses Jahres, beinahe 85 Jahr alt, in Paris durch den Tod entrissen worden. Wie wir aus guter Quelle erfahren, hat er selbst eine bis zu Ende des J. 1829 sich erstreckende Autobiographie hinterlassen, die mit seinem übrigen schriftlichen Nachlasse seinen Erben anheimfällt, jedenfalls aber nicht ungedruckt bleiben wird. Zu Erben hat er seine Landsleute, die Chioten, eingesetzt; namentlich seine Bibliothek soll das in Chios zu gründende Lyceum erhalten, und dieselbe wird also demnach, wenigstens vor der Hand, Griechenland unmittelbar nicht zu gute kommen. Unter jenem Nachlasse befindet sich der fünfte Band der „Ἄτακτα" (mit Beiträgen zur griechischen Lexikographie, in einem neuen Alphabete, wie schon der vierte Band), ferner viele Bemerkungen zu den Schriften des Hippokrates und Galen, eine fast ganz vollendete neugriechische Uebersetzung des Herodian, Materialien zu einem französisch-neugriechischen Wörterbuche u. s. w. Auch dies wird hoffentlich, etwa unter dem Namen „Ἄτακτα", durch die Erben (die Testamentsvollstrecker sind die Griechen J. Rotas in Triest und A. Kontostavlos in Aegina) in Druck gegeben werden. Von einer durch ihn besorgten Gesammtausgabe seiner vielen Prolegomenen waren bei dem Tode des Korais bereits 22 Bogen fertig; hoffentlich bleibt aber auch dieses nützliche Unternehmen nicht unvollendet. Die beste Biographie von ihm enthält die „Biographie nouvelle de contemporains" (1822), indeß ist sie nicht ohne falsche Angaben, welche die Autobiographie berichtigen wird. 30.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Montag, — Nr. 175. — 24. Juni 1833.

Dramatische Bücherschau für das Jahr 1832.

Dritter und letzter Artikel.

(Beschluß aus Nr. 174.)

36. Spiele für die deutsche Bühne. Von Julius Eberwein. Erstes Bändchen. Das Osterwasser. Lustspiel in einem Acte. Leipzig, Weygand. 1833. 12. 8 Gr.

Die kleinste aller Kleinigkeiten mit dem Namen eines Lustspiels, und diese Kleinigkeit unter dem anspruchsvollen Titel: „Spiele für die deutsche Bühne", eingeführt, läßt uns auf wenig Urtheil, Bescheidenheit und Selbstkenntniß bei dem Verf. schließen. Das Stück selbst gehört zu der großen Gattung des Mittelguts, welches bündelweise aus Thalia's Schoos fällt. Geschmack und Witz spielen darin eine sehr untergeordnete Rolle, und die Erfindung eine nicht bedeutendere. Der Verf., der dies Kind der öffentlichen Ausstellung werth hielt, verspricht eben nicht, der Wiederhersteller der deutschen Komödie zu werden.

37. Dramatische Kleinigkeiten. Auch unter dem Titel: Dramatische Spiele, von Herzenskron. Dritter Band. Wien, Tendler. 1833. 8. 20 Gr.

Wir lesen diese dramatischen Beiträge stets mit Vergnügen. Wiewol sämmtlich entlehnt oder bearbeitet, sind die Stücke selbst meistens mit Geschmack erwählt und in heiterer Sprache, welche manchen körnigen Einfall des Verf. aufnahm, glücklich übertragen. Er versteht es, seinen französischen Sujets das Fremdartige abzustreifen und durch einen Reichthum von localen Beziehungen und localen Witzen sie völlig einzubürgern. Fast alle fünf hier gegebenen Lustspiele (oder besser: Possen) lesen sich wie in Wien empfangene und geborene, und wir sehen dem Verf. seine Scenenversetzung nach um des Geschickes willen, mit dem er diese vornimmt. Er übersetzt nicht, er bearbeitet seinen Stoff von Neuem. In dieser Weise hat er „Jagd und Ball", „Die Witwe von achtzehn Jahren", nach Théaulon, „Acht vernünftige Tage", nach Castelli's Erzählung dieses Namens, und „Die Landpartie" (nach Weidling), nach dem Französischen des Scribe und Melesville, in der That zu ergötzlichen Stücken gemacht. Von dem „Bittsteller in Verwirrung" gibt er uns keine Quelle an. Ist es Original, so ist es ein erfreuliches und steht dem bekannten Herrn „L'Esperance" an Laune und glücklichem Witz wenig nach. Der Dialog des Verf. ist durchaus lebendig und mit Witzworten und Wortwitz fast überfüllt. Hierin sucht er seinen Meister. Ob ihn die höhern Gattungen des Witzes, Situations- und Charakterwitz, zu Gebote stehen, hat er uns noch nicht bewiesen; aber wir sollten glauben, es müsse ihm nur an dem Willen dazu fehlen. Der Verf. versuche es einmal, zu dem höhern Lustspiel emporzusteigen; es ist etwas in ihm, was einen zweiten Kotzebue, einen Besieger Raupach's verkündet. Und dies Etwas ist sein echtdramatischer, von Witz sprudelnder Dialog.

38. Die Zeitalter. Drei flüchtige Skizzen zu einem Charaktergemälde: I. So sind sie gewesen 1520. II. So waren sie 1703. III. So sind sie 1830. Von C. M. Heigel. Nürnberg, Winter. 1832. Gr. 12. 18 Gr.

Der Verf. bildet sich steif und fest ein und brüstet sich nicht wenig damit, der Erste gewesen zu sein, der den Gedanken einer dramatischen Trilogie gefaßt habe. Er versichert, daß, was in und außer Deutschland in dieser ziemlich unkünstlerischen Form erschienen, Nachahmung seiner außerordentlichen Erfindung sei, und daß „Patent und Shawl", „Das Leben eines Spielers" ja selbst Dumas' „Stockholm, Fontainebleau und Rom" nichts anders als Plagiate seiner „Zeitalter" seien. Es ist zu bewundern, wie blind der Dünkel machen kann. Als wenn nicht Sophokles, Shakspeare, Lope und Schiller Trilogien aller Art geschrieben hätten!

„Die Zeitalter" nun versinnlichen die Idee, die deutsche Gesellschaft in drei verschiedenen Perioden der Culturgeschichte und zwar in einer und derselben Familie darzustellen. Wir haben nichts gegen diesen Gedanken, er ist an sich selbst gut, wiewol lange nicht so unendlich geistreich und originell, als der Verf. meint. Dramatisch genommen aber ist er vollends ein salto mortale, der mit dem Halsbruch aller Kunst, aller dramatischen Bedeutung endet. Nichtsdestoweniger können die einzelnen Gruppenbilder, für sich betrachtet, gut sein. Und wären sie es nur! Die Ritter-, Kloster-, Gelübde-, Sauf- und Aberglaubenszeit von 1520 ist mit sehr matter Farbe gemalt, die Contraste sind lange nicht scharf genug, und die Empfindelei von Ekbert ist ein vollkommner Anachronismus. Solchen Bildern muß mehr Studium zum Grunde liegen als der Verf. hat; wir können die Wahrheit in seinem Bilde nicht herausfinden. Viel besser ist die zweite Periode, die Zeit der Diplome, des Stolzes auf alte Vorrechte, verliebter Süßigkeit, der Cabinetsregierkunst, 1703. Hier ist das Clarissenthum bei kalten Herzen und manches Andere recht gut geschildert. Das dritte Bild stellt endlich die Selbstsucht unserer Zeit, die Regierung der Münze, die allgemeine Skepsis unserer Tage und die hohe Verehrung, welche Jeder von uns für sich selbst haben soll, ziemlich gut heraus. Das Ganze resumirt sich endlich in Julius Schlußworten: „Das Gefühl bleibt ewig dasselbe. Immer will der Bessere sich dem Vorurtheile opfern, das ihm der Zeitgeist als Nothwendigkeit unterschiebt. Meist siegt die Natur..... Ethelinde wollte sich einem Gelübde, Clarissa einem Diplome und ich mich dem Gelde opfern. Einst herrschte der Aberglaube, dann der Stolz, jetzt, unter uns gesagt, der Egoismus, die Habsucht. Ehmals kamen die bewegenden Gründe aus dem Kloster, dann aus dem Cabinete, heute aus der Münze. Aber die reinen Gefühle, Großmuth, Liebe, waren zu allen Zeiten da. Rauh, tapfer, leichtgläubig, fromm und verliebt sind sie gewesen; steif, förmlich, stolz, ängstlich und verliebt waren sie; leichtsinnig, eigennützig, frei und verliebt sind sie. Liebenswürdig aber sind sie gewesen, waren sie, und liebenswürdig sind sie (die Frauen nämlich)." Dies dramatisch auszumachen und darzustellen, war die Aufgabe des Verf. Er hat es dargestellt, aber dramatisch eben nicht. Er hätte eine Fabel erfinden müssen, welche seine drei Bilder zu einem Ganzen vereinigte; die Sache war leicht; er hätte ferner das Wesen der dramatischen Sprache studiren müssen, die er entweder in kleine, ungenießbare Bissen zerhackt oder in langen Brühen herumschwim-

mend unappetitlich auftischt; er hätte endlich seinen Bildern mehr dramatisches Interesse mitgeben sollen, als sie jetzt entwickeln. Bei alledem bleibt die Idee gut und der Wiederaufnahme mit bessern Kräften würdig.

39. Die Freier. Lustspiel in drei Aufzügen von Joseph Freiherrn von Eichendorff. Stuttgart, Brodhag. 1833. 8. 9 Gr.

Zu guter Letzt treffen wir doch noch auf diesen Autor, den ohne Zweifel zu den dramatischen Notabeln Deutschlands gehört, und der sein Patriciat auch jetzt wieder mit einem, von vielen Seiten her achtbaren Beweise kundgibt. „Die Freier" sind ein Lustspiel, wie wir deren brauchen, damit die Bühne sich von ihrem ästhetischen Verfall erhebe; phantasievoll mit dichterischer Läuterung und Steigerung der Lebensverhältnisse erfunden, in der Sprache der echten Komödie — theilweise, wo es eine gesteigerte Empfindung gut hieß, in Versen — geschrieben und voll derjenigen Charakteristik, die wir vorzugsweise als eine poetische bezeichnen müssen, weil sie die Wirklichkeit verklärt und hinter sich zurücklässt. Wäre die Intrigue so rein, so klar und kunstgemäß als es die Charaktere sind, so würden wir nicht anstehen, „Die Freier" ein classisches Lustspiel zu nennen und es der sehr geringen Anzahl von wahrhaft poetischen Komödien beizuzählen, die wir im Deutschen besitzen. Allein hier herrscht Verwirrung, Schwanken und Motivlosigkeit, und der Mangel eines klaren Willens und einer klaren Anschauung wird erkennbar. Verkleidungen, auf welche am Ende Alles hinauskäuft, sind ein zu verbrauchtes komisches Motiv, um noch heute eine wirksames zu sein; ihr ausschließlicher Gebrauch deutet immer auf eine inhärirende Schwäche der erfindenden vis comica. Dagegen ist der Wortwitz in diesem Stücke von vorzüglicher Wirkung; er nimmt fast immer die Form unerwarteter Antworten an, welche den Lachgeist in uns erwecken. Z. B. Flitt und Schlender, zwei Bankrotte Genies, die Träger des komischen Effects, reden also: „Schl. Sag, lieber Flitt, hast du noch etwas in der Tasche? Flitt. Blos ein großes Loch, um mit der ganzen Hand durchzukommen. Aber du! Sach' einmal! Schl. (erschrocken). Bei Gott, ich habe gar keine Tasche mehr.... Nein, es muß anders werden! Bei diesem Leben kommt nichts heraus... Flitt. Als der Ellbogen aus dem Aermel u. s. w." Dieser Wortwitz in Verbindung mit einer echt poetischen Auffassung der Charaktere, Gräfin Adele, Flora, Leonard, des Weltmenschen Fieber zwischen den Genies, Flitt und Schlender, das ist die starke Seite dieses jedenfalls bedeutenden Lustspiels, dessen schwache Seite die Führung der Intrigue ist, welche uns weder besondern Reiz noch Wahrscheinlichkeit für sich zu haben scheint.

40. König Vollmar auf Hardenstein. Vaterländisches Trauerspiel in fünf Aufzügen von C. G. Korte. Schwelm, Scherz. 1833. 8. 18 Gr.

Wir schließen unsere Anzeigen mit einer Gedankentragödie achtbarer Art, der wenig fehlt, um zu den ausgezeichnetsten Gaben dieses Cyklus gerechnet zu werden. Eine wunderliche westfälische Sage hat den Stoff zu dieser Tragödie hergegeben. Im J. 1378 soll auf Burg Hardenstein an der Ruhr bei Ritter Reveling von Hardenberg ein Geist erschienen sein, der sich König Goldemer (Vollmar) nannte, welcher sich als Gastfreund des Ritters lange bei ihm aufhielt, lieblich auf der Zither spielte, würfelte, ein guter Kumpan beim Wein war, aber geistliche und weltliche Männer durch seine Weisheit erbaute und mit dem Ritter, den er liebte, zu Bette ging. Seine weichen Hände ließ er anfühlen; aber sonst durfte Niemand Miene machen, sein Wesen zu ergründen, sonst ward er böse; einen Küchenjungen, der ihm nachspürte, schnitt er in Stücken und briet diese. Stets warnte er seinen Freund vor jeder Gefahr und lehrte ihn Weisheit. Er behauptete, die Christen gründeten ihren Glauben auf Worte, die Juden auf kostbare Steine, die Heiden auf Pflanzen u. dergl. mehr. Der Geist sollte, so sagt man, eigentlich die Schwester des Ritters (im Trauerspiel Aline genannt) lieben und sich deshalb vom Ritter Schwager nennen lassen. Endlich nach dem Tode des Küchenjungen verschwand Vollmar mit einer unglücklichen Weissagung über das Haus Hardenberg. So erzählt Cochlinus Persona in seinem „Cosmodram.", act. VI, c. 76. Aus diesem sagenhaften Stoffe hat der Verf. nun eine ideenreiche Tragödie gebildet. Vollmar ist ein verkörperter Geisterkönig, der Reveling und Alinen durch die Kämpfe des Lebens zur Tugend zu erziehen Auftrag hat. Beide Zöglinge verlieren den Sinn, Reveling, indem er sich seinen Schranken nicht fügen kann und begehrt, wo er zu begehren aufhören sollte, und Aline, weil sie zu demüthig, zu schwach ist, den Stürmen des Lebens zu widerstehen; Beide gehen an Ueberkraft und Schwäche, die schlimmsten Gegner eines beglückten Daseins, unter. Diese allegorische Fabel ist mit dramatischer Kunst an einer reichen Folge wechselvoller Scenen entwickelt, welche regen Theilnahme erwecken, bis Reveling der Verleumdung und der Feme, Aline ihrer Demuth erliegt. Im Ganzen genommen sind die Personen jedoch zu wortselig, um es immer zu rechter Zeit zur Handlung kommen zu lassen, und der Verf. gefällt sich zu sehr in schönen, aber leeren Worten. Seine Sprache ist rein, ideenreich und oft dramatisch, sein Vers gut, aber die Diction des Stücks ist diffus, breit und nicht selten schwülstig, z. B.

Vollmar.
. . . . Frei ist nun
Sein Geist von irdischen Fesseln, darum fort
Wird droben er das neue Leben leben.
O durch so manchen Kampf hast du die Lehre
Erlernen müssen, daß der Mensch so schwach
Wenn er die Kraft in Leidenschaften sucht
Und nicht in Ueberwindung seiner selbst —

Viel zu viel Worte für eine alte, triviale Lehre, die obendrein falsch ausgedrückt erscheint, da Niemand die Leidenschaft sucht, sondern hat und von ihr verflucht wird. Dergleichen Bedenken nun sind gar viele gegen dies Stück rege zu machen; aber dennoch hat es seinen Werth, als ein Zeugniß schöner, wenn auch nicht eben genialer Gedanken und geschmackvoller Kunstform. Wenigstens ist es unsers Beifalls viel würdiger, als die Mehrzahl jener Geschichten und Novellen in Action, die sich ganz fälschlich für Trauerspiele ausgeben, und welche selten oder nie eine so dichterische, rührende Scene aufzuweisen haben, als z. B. die ist, wo Aline Vollmar zu ihrem Ritter erkiest:

Vollmar.
Betrachte mich nicht als den höhern Geist....
Aline.
Und dennoch fühl' ich, daß es Demuth ist,
Abhängigkeit, was deine Liebe mir
Hat zugewendet....
So kehrten Götter einst
Bei schwachen Sterblichen, so kehrte Gott
Im Paradiese, so der Gottessohn
Bei Magdalena ein. Ich selber bin
Nur deine Magd Aline.
Vollmar.
. . . . Liebe, so
Muß ich wol deine Farbe tragen, um
Als deinen Ritter mich zu zeigen...
Flicht das blaue Band mir um...
Aline (bindend).
Es ist, als wenn aus unbekannten Sphären
Ein seltner, fabelhafter Vogel sich
Herniederwagt in eines Mägdleins Hände,
Von denen er sich willig halten läßt,
Worauf die Jungfrau, fein sich zu versichern,
Ihn, kindisch-schlau, in Fesseln legt. u. s. w.

Mit dieser lieblichen Probe seiner Poesie entlassen wir den achtbaren Verf., der sich des Beifalls zarter Seelen gewiß erfreuen wird.

105.

Ueber des Engländers Jacob Ansichten von den Wirkungen der Gold- und Silberausbeute und der Münze in den letzten drei Jahrhunderten.

Nicht leicht ist ein Gegenstand geeigneter, vielseitige Erwägung und Besprechung zu veranlassen als die Schrift, welche der durch seine Untersuchung der europäischen Getreideproduction bekannte Engländer Jacob über die Wirkungen der Metallproduction und Ausmünzung der letzten Jahrhunderte herausgegeben hat. Fast alle französischen und deutschen Zeitschriften lieferten einen Auszug aus dem interessanten Werkchen und verbreiteten mit den brauchbaren Thatsachen auch des Engländers Ansichten über die Ausbeute und Ausmünzung edler Metalle in den letzten drei Jahrhunderten, obgleich diese Ansichten grade nichts weniger als allgemeine Verbreitung verdienen. Ja, in den Anfoderungen mehrer britischen Radicalen, namentlich des Mr Attwood, nach Umänderung des Geldsystems, nach Emission von Pfundnoten stellen sich diese Ansichten in einer wirklich gefährlichen Gestalt heraus. Hoffentlich trage ich keine Eule nach Athen, wenn ich mir erlaube, ein Scherflein kritischer Beleuchtung in d. Bl. niederzulegen.

Der Inhalt der Jacob'schen Schrift ist in der Kürze folgender: Bis zur Entdeckung von Amerika war wenig edles Metall, wenig baares Geld in Europa; daher waren die Geldpreise des Getreides sehr niedrig. Die jährliche Ausbeute und Ausmünzung von Gold und Silber mochte nur so groß sein, daß sie den jährlichen Abgang ersetzen konnte; deswegen blieben sich die Getreidepreise im 15. Jahrhundert ziemlich gleich.

Mit der Entdeckung von Amerika trat eine enorme Vermehrung der edeln Metalle und der Münze ein. Im 16. Jahrhundert hob sich der Betrag des baaren Geldes von 400 Millionen Gulden auf 1600 Millionen Gulden; im 17. Jahrhundert stieg der Geldbetrag auf 3200 und im 18. auf 4750 Millionen Gulden. Die Geldpreise des Getreides stiegen im 16. Jahrhundert mit der Geldmenge auf das Vierfache; im 17. Jahrhundert stiegen sie aber nur um 50 Procent, weil der Kriege wegen ein Theil des Geldes und Metalles nicht zu Markte kam, im 18. Jahrhundert stiegen sie aber wieder mit der Geldmenge auf gleiche Weise um einige 20 Procent. Dieses anhaltende Wachsen der Geldpreise war für die industriösen Classen ebenso vortheilhaft, als es für die Capitalisten und Besoldeten nachtheilig war. Den Unternehmern kam der steigende Geldpreis nämlich sehr zu gute, weil sie den Lohn, die Materialien nicht gleich wegen des sinkenden Geldwerthes höher zu bezahlen hatten, die Venetianer sahen aber im Geldwerthe auch ihre Mittel schwinden. Der Sturz der europäischen Aristokratie wurde wesentlich durch die steigende Geldmenge begründet.

Seit dem 19. Jahrhundert nimmt jedoch die Ausbeute der edeln Metalle bedeutend ab, die Ausprägung kann nicht beständig sich steigern. Es muß daher der Geldwerth sich erhöhen, die Geldpreise der Güter müssen fallen. Die Abnahme des Geldpreises wird aber die entgegengesetzten Wirkungen hervorbringen. Die industriösen Classen müssen leiden, weil mit dem steigenden Werthe des Geldes Lohn und Material nicht gleich im Preise fallen, ja oft schon bezahlt sind. Dagegen werden die Capitalisten und Besoldeten einer goldenen Aera entgegengehen. Die heutigen Leiden Europas sind schon — Wehen der verminderten Metallproduction und Ausprägung.

Was bei diesem Inhalte der Schrift das Wunderbarste ist, das ist gewiß nicht die große Sensation, die sie macht, sondern lediglich das in derselben bekundete Vergessen der größten und gründlichsten Untersuchungen, welche Smith im Gebiete der politischen Oekonomie auf dem britischen Boden angestellt hat.

Zuvörderst müssen wir erstaunen, die Ansicht: „daß die Preise mit der Geldmenge steigen oder fallen", in der allercraffesten Gestalt hier ausgesprochen zu finden. Hume, der als der Vater dieser Ansicht angeführt werden kann, hat sie doch ganz anders entwickelt. Nach ihm ist nicht die absolute, sondern die relative Geldmenge der Regulator der Geldpreise, d. h., es kommt auf das Verhältniß des umlaufenden Geldes zu den ausgebotenen Waaren an. Herr Jacob läßt aber die Getreidepreise getrost auf das Doppelte, auf das Vierfache steigen, wenn die Geldmenge im Ganzen auf das Doppelte oder Vierfache stieg. Keine Frage: ob denn nicht auch die Verkehrsgüter sich vervielfacht und eine größere Masse Geldes zum Umsatze angefodert haben?! Gesetzt aber, Herr Jacob habe die relative Geldmenge im Auge gehabt, so hätten ihn doch wenige Blicke in das Smith'sche Werk überzeugen müssen, daß das Steigen und Sinken der Geldpreise auch von der relativen Geldmenge nicht in dem geschilderten Maße abhängen könne. Wenn auch das Geld sich stärker vermehrt als die Summe der Verkehrsgüter, so kann doch ein Sinken des Geldpreises daraus noch nicht gefolgert werden. Ist es denn nicht möglich, daß die Geschwindigkeit des Geldumlaufs sich vermindere, ein Thaler nicht mehr sechs, sondern nur vier Umsätze mache? Kriege hatten früher stets diese Wirkung. Umgekehrt kann wieder eine Abnahme der relativen Geldmenge ohne Steigerung der Geldpreise eintreten, wenn der Geldumlauf an Geschwindigkeit zunimmt und ein Thaler die Dienste von sechsen thut, während er vordem nur viermal dienen konnte. Die großen Umgestaltungen des modernen Europa haben offenbar eine solche Umlaufsgeschwindigkeit hervorgebracht, denn es mehrten sich die künstlichen Straßen, die Posten wurden besser, die Abrechnungsarten bequemer. Endlich scheint Herr Jacob unter der Geldmenge immer nur das baare Geld zu verstehen. Gewiß ist aber das Creditgeld ein ebenso gutes Umlaufsmittel als das baare. Gewiß wird ein Papiergeld, welches auf Pari steht, die geringe Menge baaren Geldes nicht empfinden lassen. Nur bei einem Schwanken des Papiergeldes tritt die Nachfrage nach dem baaren Gelde ein, nicht eher. Es ist daher wol seltsam, daß nur von Ausmünzungen die Rede ist. Auch von Emissionen sollte die Rede sein; aber folgt das Papiergeld nicht ganz andern Gesetzen? ist es die bloße Menge des Papiergeldes, welche den Curs bestimmt, wie Ricardo behauptete, oder ist es nicht vielmehr der durch die Menge wesentlich bestimmte Credit, der den Curs der Papiere hervorbringt?

Noch mehr müssen wir uns darüber befremdet zeigen, daß Jacob das Steigen der Geldpreise in den frühern Jahrhunderten nur aus den großen Ausmünzungen, nicht aber aus dem sinkenden Werthe edler Metalle ableitet. Durch die amerikanischen Bergwerke wurden Gold und Silber in Europa häufig, es sank der frühere hohe Werth. Da sich der Werth der Münze an den Werth des Materials anschließen muß, so sank natürlich auch der Werth der Münzen. Daher zum Theil die bedeutenden Ausprägungen. Nehmen wir an, daß die Ausprägung der Maßstab des sinkenden Metallpreises sei, so würde aus diesem allerdings sich begreifen, daß die Geldpreise im directen Verhältnisse mit der jedesmaligen Münzmenge stehen. Allein gewiß ist nicht anzunehmen, daß die Ausmünzung ganz und gar von dem sinkenden Metallwerth herrührte. Wir wissen ja, daß die Regierungen sehr schlechte Münze machten, einen übertriebenen Schlagschatz hoben. Wenn die Mark Silber auf dem Markte nur 18 Thaler gilt, aber zu 20 Thaler ausgeprägt wird, so wird bei gutem Credit der Regierung das Sinken des Silberwerthes einer Mark noch nicht ein ähnliches Sinken des Werthes der Münze nach sich ziehen. Die Münze ist ja in diesem Falle ein Creditgeld. Aber ebenso kann auch bei einem steigenden Preise des Silbers die schlechte Münze ungeheuer im Preise weichen, wenn nämlich der Credit der Regierung sich ins Schlechte gewendet hat. Was soll man dazu sagen, daß Jacob auf die Beschaffenheit der Münze gar keine Rücksicht nahm, sondern nur die Geldstücke überhaupt zählte?

Ohne Zweifel wird Niemand diesen Bemerkungen und Ausstellungen etwas anhaben können; aber vielleicht wird Jacob bei dem Leser dadurch die Oberhand behalten, daß ja die Erfahrung, die in Zahlen, durch die Geschichte documentirte Erfahrung die Jacob'schen Sätze bestätige. Ich bitte jedoch höflich, daß man dem Wahrscheinlichkeitscalcul, dessen sich Jacob

bedient, kein zu großes Ansehen einräume. Die Abschätzung der Gold- und Silbereinfuhr und der geschehenen Ausprägungen ist eine sehr schwankende; man darf sich nicht zu sehr darauf verlassen. Ebenso sind die angeführten hundertjährigen Durchschnittspreise des Getreides nur mit großer Vorsicht zu gebrauchen. Adam Smith hat in seinem unsterblichen Werke Aehnliches versucht; die Resultate fielen ganz anders aus. Es ist durchaus richtig, daß die Geldpreise des Getreides bis auf dieses Jahrhundert ungeheuer stiegen; aber man bedenke a) die wachsende Bevölkerung, b) die darniederliegende Agricultur, c) die vielen Kriege um die Religion, um das Gleichgewicht und um die Freiheit, und man wird nicht allein in der Geldmenge den Schlüssel suchen.

Die Abnahme der Metallproduction muß auf die Geldpreise mächtig einwirken; aber es ist sehr zu bezweifeln, daß das heutige Elend davon komme. Allerdings ist die Ausbeute der edeln Metalle gesunken; aber wie sehr fiel auch der Verbrauch! Asien verschlang sonst unser Silber, nun kommt zuweilen Silber zu uns zurück. Auf Geschirre wird jetzt weniger edles Metall verwendet; Papiergeld erspart uns ebenfalls viel Metall. Geldmangel ist wirklich gar nicht vorhanden. Fürs Erste haben die Ausmünzungen in allen Ländern seit 15 Jahren sich sehr vermehrt. In England z. B. wurden 1790—1809 nur 21,493,000 Pf. Gold und 1216 Mill. Pf. Silber ausgeprägt, aber 1810—30 wurden 45,387,000 Pf. Gold und 9,149,411 Pf. Silber geprägt. Aehnliches geschah in Frankreich, Oestreich, Preußen und Rußland. Fürs Zweite hat die Umlaufsgeschwindigkeit aus mehr als einer Ursache zugenommen. Allerdings sind die Geldpreise gesunken, aber die Ursachen liegen außerhalb der Geldmenge. Weicht der Getreidepreis, so bedenke man den langen Frieden, den Anbau aller Strecken, die Vervollkommnung der Urproduction und die Veränderung der Consumtion von Cerealien. Weichen die Preise der Fabricate, so erwäge man die Maschinen, den Arbeitslohn, den Zinsfuß. Weichen die Preise des liegenden Eigenthums, so führe man sich die Staatspapiere zu Gemüthe, deren Ankauf unendlich vortheilhaft geworden ist zum Nachtheil der Realitäten.

Jacob's Schrift ist nichts als eine hübsche Seifenblase. Unsere Mercantilisten schreien Wunder, weil sie darin einen Beweis sehen, daß die Geldmenge, die steigende Geldmenge Alles in Allem sei. Man lasse ihnen ihr Vergnügen; für Chimären dient bekanntlich auch der Sand zur Grundlage. Was man aus Jacob lernen kann und soll, ist die Wahrheit, daß steigender Reichthum an Freuden reich sei, sehr ausgedehnter Reichthum aber nur Leiden bringe!! 150.

Der historische Riesenverein in Nürnberg.

Als ich, ermuntert von Gönnern und Freunden, mit so günstigem Erfolg den ersten ausführlichern Plan zur Bildung der historischen Vereine in Baiern entwarf, ging ich von dem Grundsatze aus, daß die alten Denkmäler ihre vorzüglichste Deutung oder Erklärung aus dem Standpunkt der Orte zu empfangen hätten, wo sie gefunden worden, die Urkunden aus jener Gegend, worauf sie verlauten, die Ueberlieferungen und Sagen auf dem Boden, dem sie ursprünglich entsproßen, und daß, bei der jetzigen Vereinigung so mannichfacher Länder in ein Reich, jeder einzelne Bezirk oder Kreis seine eigne alte Geschichte selbst zu bewahren besonders berufen sei, bis dann endlich aus allen diesen Einzelnheiten ein kunstreiches Ganzes hervorgehen könnte. Diesen Ansichten vollkommen beistimmend, erklärte auch ein gewiß wohlbefugter Sprecher, Jakob Grimm, bei Beurtheilung des ersten historischen Jahrberichts in den „Göttinger Anzeigen", 1831, Nr. 121: es sei allen solchen Verbindungen eine solche provinzielle Beschränkung sehr zu wünschen, welche den Blick auf das Einzelne festhalte und die Freude des Naheliegenden erhöhe. Jede Gesellschaft dieser Art, wenn sie wirken wolle, stärke sich dadurch, daß sie sich eine warme Enge schaffe. Gesellschaften à la Férussac seien nicht mehr an der Zeit, wenigstens nicht in Deutschland (sind auch bereits in Frankreich selbst wieder in Dampf verpufft sowie noch andere, noch größere literarische Gesellschaften, die man darauf wollte folgen lassen, und in der That nur, wenigstens uns Deutschen, das Bild der höchsten Flachheit geboten). Die allgemeinen Verbindungen würden hinreichend genug durch Bibliotheken, Buchhandel, Briefwechsel angefacht. Auch die Aufnahme der Mitglieder fodere Maß und Bescheidenheit.

Ganz von diesen Ansichten abweichend, will aber der Freiherr Hans von Aufseß in seiner Einladung zu einer in Nürnberg gestifteten Gesellschaft für Erhaltung der Denkmäler älterer deutscher Geschichte, Literatur und Kunst (s. dessen „Anzeiger für Kunde des deutschen Mittelalters", 1833, S. 43, 82) seine Anstalt dahin ausdehnen, daß ihr nicht nur alle historischen Vereine in Baiern, sondern in ganz Deutschland, 24 an der Zahl, beiträten, und ihre Mitglieder sich auch noch in Nürnberg aufnehmen zu lassen und Beiträge zu zahlen hätten (6 Fl. jährlich; bei 3000 Mitgliedern der 24 Vereine mindestens 18,000 Fl. jährlich), während sie in unserm Kreis bisher gar nichts bezahlt. Für den nächsten August soll sofort die Generalversammlung aller dieser bairisch-pommersch-, thüringisch-mährisch-, voigtländisch-böhmisch-, preußisch-tirolisch-, schlesisch-nassau- und steiermärkischen Geschichtsvereine in Nürnberg gefeiert werden.

Augenscheinlich ist dieser Gedanke den Wanderungen und Zusammenkünften der Naturforscher entlehnt und abgeborgt. Es kommt mir nicht zu, zu beurtheilen, was durch diese bisher für die Naturwissenschaft geleistet worden sei. Da aber die Geschichte nicht in derselben Art auf der Einheit eines Systems beruht wie die Naturwissenschaft, nicht auf Experimenten, Demonstrationen, die man alsbald vor Jedermanns Augen zu allgemeiner Ergötzlichkeit der zuschauenden Laien ins Werk setzen kann, nicht auf Anschauungen von Seltenheiten und nicht auf schon bestehenden Formeln, so wüßte ich nicht, was aus dem Zusammentreffen so vieler Geschichtsfreunde in den wenigen Tagen solcher Festlichkeiten und Gastlichkeiten an einem Orte, der nicht einmal selbst eine recht alte Geschichte oder vorzügliche historische allgemeine Hülfsmittel in seinen Mauern hat, Gedeihliches herauskommen könnte; weit mehr aber etwas Ungedeihliches, als da wäre ein schnell dahinfahrendes historisches Plaudern und Absprechen, ein Waffenstillstand für die alten Fabeln, das Eindringen einer kernlosen und nur allzu leicht überschätzten Mittelalterthümlichkeit, welche in Ermangelung eines Bessern uns ihre alten Grabesköpfe, Streithämmer, Bierhumpen, verrosteten Spangen und verzerrten Heiligenbilder als vermeintliche geschichtliche Leckerbissen darzubieten gezwungen sein würde.

Ich beraube mich vielleicht selbst schöner freundlicher Genüsse, wenigstens jetzt noch süßer Träume, wenn ich bei einer solchen Generalversammlung so manche werthe Freunde zu treffen mir schmeicheln dürfte. So aber werde ich lieber dem Grundsatz zu Ehren ein Opfer bringen und als ein historischer Jonas unter meiner Kürbislaube zu Hause bleiben. Uebrigens im reinsten Interesse für die Wissenschaft, im freundlichsten Sinn für die nürnberger Anstalt selbst, der ich sonst das fröhlichste Gedeihen gönne, sobald sie sich nur — wozu sie auch wol die wenigsten Ansprüche hat — nicht als den Haupt- und Einigungspunkt aller historischen Provinzialvereine ohne Vollmacht und Beruf gleichsam zu einem neuen historischen Papstthum aufdringen will, erlaube ich mir den innigsten Wunsch auszusprechen, daß man doch ja den Werth und die Wichtigkeit des Besondern nicht plötzlich wieder in der Unreife und Leerheit einer hohlen Allgemeinheit untergehen lasse.

Ansbach, 12. Juni 1833.

Karl Heinrich Ritter von Lang.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Dienstag, — Nr. 176. — 25. Juni 1833.

Uebersicht der schwedischen Literatur vom Jahre 1832. *)

Zweiter und letzter Artikel.

Wissenschaften.

Unter den diesjährigen Erscheinungen im theologischen Fache sind folgende die bedeutendsten: „Paraphras öfver större delen af Nyn Tests. hel. Skrifter med Inledningar och Anmärkn." (Paraphrase über den größern Theil des N. Test., mit Einleitungen und Erklärungen von Dr. Samuel Oedman). Dies Buch ist wie Kant's Physik aus den Collegienheften des Verstorbenen nicht eben sonderlich zusammengetragen; lehrreich und scharfsinnig ist aber das Werk, wie die Schriften dieses berühmten Orientalisten überhaupt, wenn auch nicht Alles befriedigend sein möchte. „Om det theologiska studium, med särskillt hänseende till Sverige" (Ueber das theologische Studium, mit besonderer Rücksicht auf Schweden). Der Verfasser, H. Reuterdahl, ist Universitätslehrer zu Lund und Mitherausgeber der daselbst erscheinenden, aber dem Vernehmen nach bald eingehenden „Theologisk Quartalskrift". Predigtsammlungen sind von dem jüngst verstorbenen Ekendahl, Hedrén (2. Ausg.), Hagberg (2. Ausg.), Gagner und Schartau (einem seit mehren Jahren verstorbenen pietistischen Prediger in Lund) erschienen, einzelner Predigten und geistlichen Reden nicht zu gedenken. Früher schöpften unsere Prediger meist aus deutschen oder dänischen Quellen; jetzt hat sich eine selbständige Homiletik bei uns gebildet, die in mehren Punkten von der neuern deutschen abweicht. Vielleicht könnten manche deutsche Prediger jetzt von den unserigen etwas lernen; wenn uns das Nationalgefühl nicht trügt, sind die bessern schwedischen Homiletiker inniger, einfacher, mehr zum Herzen sprechend; so viel ist gewiß, daß wenig deutsche Predigten noch für unsere Gemeinden passen, weshalb auch fast keine mehr übersetzt werden. Anders ist es mit wissenschaftlichen Schriften, wo die deutschen Theologen noch immer unsere Lehrer sind; so wurden Tholuck's beide Commentarien über Pauli Brief an die Römer und Johannis Evangelium in diesem Jahr schwedisch herausgegeben und haben eine freudige Anerkennung gefunden.

Die Gesetzgebungscommission, die seit 1810 thätig gewesen und dem Staat etwa 130,000 Rthlr. gekostet, hat jetzt mit dem „Förslag till Criminal Lag" (Entwurf eines peinlichen Gesetzbuchs) ihre Arbeit beendigt, ob mit Glück, darüber sind die Urtheile sehr getheilt. Schon bei ihrem Entwurf zu einem neuen bürgerlichen Gesetzbuche wollte sie mehre durchgreifende Aenderungen einführen, die unserm uralten Recht, unsern Gewohnheiten und Gebräuchen entgegen sind. Viele dieser Veränderungen sind vielleicht theoretisch richtig; man wendet aber dagegen ein: „Das positive Recht ist in einem alten Staat kein Werk der Theorie, sondern ein Ergebniß früherer, zum Gesetz erhobener Gewohnheiten und volksthümlicher Sitten. Wir verlangen und brauchen kein neues Recht, nur eine Revision des alten." Die Commission kommt in dem Entwurf oft mit den Grundsätzen des bairischen Strafgesetzbuchs von 1813 überein und berücksichtigt die Abschreckungs- wie die Besserungstheorie. Sie erkennt, wie die Sachen jetzt stehen, die nach ihrem Ermessen theoretisch nicht zu rechtfertigende Todesstrafe unerläßlich für gewisse, aber äußerst wenige Verbrechen, weil deren unbedingte Aufhebung das Bestehen des Staats gefährden, ja unmöglich machen würde. Die fortgeschrittene Bildung und Gesittung wird nach der Meinung der Abfasser des Entwurfs die Todesstrafe einst unnöthig und unausführbar machen. Ihren philanthropischen und — ist anders der Ausdruck erlaubt — staatspädagogischen Grundsätzen gemäß, verlangt die Commission gänzliches Wegfallen körperlicher Züchtigungen und nimmt vier Strafarten an: Lebensstrafe, Strafarbeit in fünf Graden, schwere und leichte Haft und Geldbuße. Die Regierung hat den im Allgemeinen manches Gute enthaltenden Entwurf, der auch für die Rechtsgelehrten des Auslandes von Interesse sein dürfte, zur Begutachtung den Universitäten, den vornehmsten Collegien und dem norwegischen Storthing vorgelegt und will überhaupt die öffentliche Meinung darüber vernehmen. Die Universität Lund hat sich scharf, die von Upsala mäßiger dagegen ausgesprochen; Oersted in Kopenhagen soll sehr Vieles daran gebilligt haben.

Im Sommer erschien vom Dr. Lindblad zu Upsala eine Abhandlung: „Om Dråp och Mord" (Ueber Todschlag und Mord). Dr. Schlyter, der Herausgeber der altschwedischen Provinzialgesetze, schrieb eine äußerst

*) Vgl. Nr. 126 d. Bl. D. Red.

beleidigende Kritik darüber, welche zu einem langen Streit Veranlassung gab, der zwar nicht mit Todschlag und Mord endete, aber doch mit vieler Erbitterung geführt ward. Bei dieser Gelegenheit erwähnte man einer Abhandlung, die Schlyter nebst seinem Mitherausgeber der Provinzialgesetze, Dr. Collin, in Mittermaier's und Zachariä's „Kritische Zeitschrift für Rechtswissenschaft" 1829 einrücken ließ, deren Resultat ist, daß das juridische Studium sowie die Rechtspflege in Schweden in tiefstem Verfall sei. Dies stimmte die öffentliche Meinung gegen Schlyter, der einen nur zu leidenschaftlichen Charakter hat und vielleicht bei diesem Streit offenbarte, daß er kein so gründlicher Kenner der neuen Gesetzgebung als der alten sei, was zur Folge hatte, daß die Achtung, die man ihm als trefflichen Herausgeber und Commentator der Provinzialgesetze schuldig ist, bei Vielen erschüttert wurde.

In Christianstad kommt ein juridisches Archiv („Juridiskt Archiv") heraus. Die Originalabhandlungen darin sollen nicht sehr gehaltvoll sein, einige von Fehlern und factischen Misgriffen strotzen. Das einzige Werk, welches wir in der neuern Kameralistik besitzen, ist das jetzt in einer neuen Ausgabe erschienene Buch vom Prof. Dr. Rabenius zu Upsala: „Försök till Cameral-Lagfarenhet" (Versuch einer wissenschaftlichen Kameralistik). Eine gute, kritisch und sehr zweckmäßig geordnete Sammlung — Im Gebiete der Staatsökonomie begegnet uns eine Schrift vom Grafen Björnstjerna, Minister zu London, die viel Aufsehen gemacht hat, und deren Grundgedanke ist, dem Ackerbaue bedeutende Erleichterungen durch Herabsetzung der Grundsteuer zu gewähren und dafür den Staat durch eine Zollerhöhung der fünf wichtigsten Importartikel (worunter besonders Kaffee, Zucker und Thee) zu entschädigen. Eine vielfach modificirte Anwendung der in dieser geistreichen, nur etwas zu flüchtig hingeworfenen Schrift empfohlenen Maßregeln dürfte nützlich erscheinen und wird auf dem nächsten Reichstage zur Sprache kommen.

Die Medicin bietet wenig hier zur Erwähnung Geeignetes. Die schwedische Gesellschaft der Aerzte gibt zwar jährlich ihren Jahresbericht („Årsberättelse om Svenska Läkare-Sällskapets Arbeten") und seit Juli 1832 auch eine Zeitschrift („Tidskrift för Läkare och Pharmaceuter") heraus, doch weder jener noch diese greift eben tief in die Wissenschaft ein.

Weit reicher ist die Naturgeschichte an gehaltvollen Werken. Unsere Aufmerksamkeit wird zuerst vom Prof. Agardh in Anspruch genommen durch sein „Lärobok i Botaniken" (Lehrbuch der Gewächskunde), zweite Abtheilung, über dessen erste Abtheilung wir schon in einem frühern Bericht gesprochen haben. Dieser Theil enthält die allgemeine Pflanzenbiologie, und ist ebenso reich wie der erste an neuen Ansichten und genialen Bemerkungen; doch hören wir, daß es von einzelnen Fehlern, z. B. in Chemie, Mineralogie, sogar in gewissen Theilen der Botanik selbst, nicht frei sein soll. Zunächst kommt: „Handbok i Skandinaviens Flora" (Handbuch der Flora Skandinaviens), von Dr. C. J. Hartman, zweite Ausgabe. Diese besitzt große Vorzüge vor der ersten und gibt von dem Fleiß und der Beobachtungsgabe des Verf. ein rühmliches Zeugniß; indessen wird sie wol im Ausland wenig bekannt werden, erstens weil sie in schwedischer Sprache geschrieben ist, zweitens weil sie sich doch wol nicht neben der Wahlenberg'schen „Flora Suecica" behaupten kann; von dem ersten Theil dieser letztern erschien 1831 eine neue Ausgabe, und der zweite wird jetzt neu gedruckt. Von der Abhandlung: „Om Wermlands och Dalslands Vegetation" (Ueber die Vegetation Wermelands und Dalslands), von C. G. Myrin, aus den Verhandlungen der königl. Akademie der Wissenschaften, ist ein besonderer Abdruck erschienen. Gering an Blätterzahl, aber willkommen als nova dona ferens ist ohne Zweifel die „Mantissa novitiarum florae Suecicae; accedit commentatio de salicibus, auct. Elia Fries". Eine Uebersicht der neuesten Fortschritte in Zoologie und Gewächskunde liefern die Jahresberichte der Professoren Fries und Wikström („Årsberättelse om nyare zoologiska Arbeten och Upptäckter, afgifven d. 31. Mars 1832 af B. F. Fries" und „Årsberättelse om botaniska Arbeten för år 1831, af G. E. Wikström" [erschien im August] und „Årsberättelse m. m. för år 1830 [erschien erst im September]). Die schätzbaren Werke des Prof. Nilsson („Skandinavisk Fauna") und der Herren M. und W. von Wright („Svenska Foglar" u. s. w. Schwedische Vögel nach der Natur), beide mit illuminirten Figuren, werden noch immer fortgesetzt. Uebrigens behaupten die Verhandlungen der Akademie der Wissenschaften, als ein Magazin trefflicher Abhandlungen aus der Naturgeschichte, der Chemie, der Mineralogie u. s. w. noch immer ihren alten Ruhm.

In der Philologie wird nur so viel gearbeitet, als der höchste Bedarf erheischt. Indessen verdient die schwedische Sprachlehre („Svensk Språklära") des geistvollen Rectors Almquist als reich an eigenthümlichen Ansichten und für die Geschichte der Sprache lehrreichen Beiträgen rühmliche Erwähnung. Die Uebersetzungsbibliothek der griechischen und römischen Prosaiker rückt rasch fort; an Thucydides, Livius, Suetonius, Sallustius, von verschiedenen Uebersetzern, wird unablässig gedruckt, und mit Herodotus ist soeben der Anfang gemacht. Der akademische Adjunct Runstein zu Upsala gab Tacitus' „Leben des Agricola" mit Text, Uebersetzung und Commentarien heraus, woran die Kritik Manches auszusetzen hat.

In der diesmal sehr spärlich bedachten Philosophie nennen wir eine Schrift des wohlmeinenden, aber sehr beschränkten Predigers Rådberg: „Försök till populär Framställning af Christus-Pantheismen" (Versuch einer populairen Darstellung des Christus-Pantheismus), und dieser Titel bezeichnet zur Genüge die Tendenz des Büchleins. Eine andere hieher gehörige Schrift heißt: „Sphinxens Ziffern" (Die Zahlen der Sphinx). Leider spricht auch diese Sphinx in Räthseln; was wir davon verstanden, hat uns gefallen, das Meiste ist aber sehr unklar und verworren.

Die vaterländische Geschichte wird noch im-

mer fleißig und mit Erfolg bearbeitet. Die Krone unter den hieher gehörigen Werken ist in diesem Jahre die „Svenska Folkets Historia" (Geschichte des schwedischen Volks), von Prof. E. G. Geijer (erster Theil). Da dies Werk, für die Heeren-Ukert'sche „Geschichte der europ. Staaten" bestimmt, früher deutsch erschienen ist, so bedarf es, als in Deutschland längst bekannt, unserer Empfehlung nicht. Der Verf. arbeitet emsig an der Fortsetzung, und der zweite Theil wird wol in diesem Jahr erscheinen. Geijer hat auch im Namen der Universität Upsala eine Gedächtnißrede auf Gustav Adolf geschrieben, die reich an neuen und gehaltvollen Ansichten ist. Der Ertrag derselben wurde zur Unterstützung der unglücklichen Norrländer bestimmt und binnen wenigen Wochen 3000 Exemplare verkauft, sodaß jetzt eine neue Auflage davon erscheint.

Die früher erwähnte königl. historische Gesellschaft hat den 17. Theil ihrer Verhandlungen („Handlingar rörande Skandinaviens Historia") herausgegeben. Dieser Band enthält vorzugsweise viele wichtige Urkunden. Wir berichteten ebenfalls schon, daß Graf Adlersparre Herausgeber einer andern historischen Sammlung ist, die den Titel führt: „Handlingar rörande Sveriges äldre, nyare och nyeste Historia" (Urkunden, die ältere, neuere und neueste Geschichte Schwedens betreffend), und daß er darin, ganz den Preßgesetzen entgegen, Auszüge aus den Staatsraths-protokollen und aus den Acten des geheimen Ausschusses sowie auch ministerielle Verhandlungen der letzten funfzig Jahre und endlich Privatbriefe ohne Erlaubniß der Schreiber darin mitgetheilt hatte. Darüber gerichtlich belangt, wurde ihm laut Urtheils des königl. Svea-Hofgerichts vom 24. Oct. 1831 eine Geldbuße von 250 Rthlr. Bco. aufgelegt. Nichtsdestoweniger setzt er das Unwesen fort; der siebente und achte Theil sind bereits erschienen; die historische Ernte ist darin ebenso gering wie vorher und das Skandal dasselbe; auch wird ein Drittheil des siebenten Bandes von den Acten des Processes eingenommen, worin nichts merkwürdig ist, als daß ein Mann in einer so hohen Stellung auf eine so unverantwortliche Weise Gesetze verletzt, die er mit gegeben, und die Uebertretung durch kleinliche Advocatenkniffe beschönigen will. Eine viel anspruchslosere, aber weit verdienstlichere Sammlung ist: „De la Gardieska Archivet" (Das de la Gardie'sche Archiv), deren dritter Theil hier zu erwähnen ist. Er enthält Urkunden aus der gräflich de la Gardie'schen Bibliothek zu Löberöd in Skåne, verschiedene Länder, die mit Altschweden vereint sind oder waren, betreffend, nebst biographischen Notizen zur vaterländischen Geschichte in der mittlern Zeit.

Das Bilderwerk, schwedische Könige und ihre Zeitgenossen darstellend („Svenska Konungar och deras Tidehvarf"), ist bis zum zwölften Heft fortgerückt. Die künstlerische Ausführung läßt weniger zu wünschen übrig als die Art, wie das Unternehmen geleitet wird. Nicht immer sind die besten Originale gewählt, selbst ganz falsche Portraits werden untergeschoben. Eine ähnliche von uns früher schon erwähnte Sammlung ist: „Svenskt Pantheon" (Schwedisches Pantheon), wobei der Text mehr die Hauptsache; und weil dieser großentheils von dem Novellendichter Mellin herrührt, so läßt er sich recht gut lesen, ohne höhern Ansprüchen zu genügen.

Es fehlt uns an wissenschaftlichen Subsidien, um etwas für die Geschichte fremder Länder zu leisten. Daher müssen wir uns mit Uebersetzungen behelfen, und sogar in dieser Hinsicht ist uns in neuester Zeit nichts Wichtiges zugekommen, denn als solches können wir doch wol nicht die dresdner „Taschenbibliothek" bezeichnen, welche in Christianstad einen Uebersetzer gefunden hat. Freilich wird auch Gibbon übersetzt, aber leider schlecht.

Die zweite Abtheilung des dritten Bandes der Palmblad'schen Erdkunde („Handbok i Geographien") erschien zu Ende des Jahres. Sie enthält den Schluß der Beschreibung Indiens; und da diese im Ganzen 50 Bogen in gr. 8. einnimmt, so läßt sich wohl denken, daß viel zusammengetragen sein muß. Alle neuere Quellen, insofern sie dem Verf. zugänglich waren (und nur wenige der wichtigen fehlten ihm), sind mit Fleiß und Umsicht benutzt.

Die Regierung gibt einem gewissen Forßlund eine jährliche Unterstützung, um die Tuneld'sche Geographie von Schweden neu bearbeitet herauszugeben. Der dritte Band („Erik Tunelds Geographie öfver Konungariket Sverige", 8. Aufl.) liefert aufs Neue den Beleg, daß der Mann dem Geschäft nicht gewachsen ist und ohne Plan und nachlässig arbeitet.

Ueber das Gouvernement Mariestad hat Oberst Forßell eine schöne Karte mit Beschreibung („Charta öfver Mariestads Län, med Beskrifning") herausgegeben.

(Der Beschluß folgt.)

Ein Wort des „Foreign quarterly review" über den religiösen Glauben in Frankreich.

Unter den mancherlei Ausgelassenheiten der modernen französischen Literatur erkennt man sicherlich für ein Zeichen der Besserung, daß die höhere Classe der Autoren die Religion nicht mehr für eine Zielscheibe ihres Schmähungen ansieht. Der herausfodernde Scepticismus Voltaire's und seiner Schüler hatte schon lange vor der jüngsten Revolution aufgehört in Frankreich Mode zu sein. Eine Art Neutralität fand zwischen der beißischen Schule und der kleinen Schar statt, die man füglich die religiöse Welt Frankreichs nennen kann, und die von den Bekennern eines blos höfischen Aberglaubens wohl zu unterscheiden ist. Es vereinigten beide je zuweilen ihre Kraft gegen die Regierung, die sie als ihren gemeinschaftlichen Feind betrachteten. Und sowie jedes Jahr politischer Wechsel eine neue Lehre von der Unzulänglichkeit moralischer Systeme, die nicht auf geistigem Grunde beruhen, verkündigt und zu den ältern Erfahrungen fügt, so scheint das Charakteristische mancher neuern Autoren eine Art Annäherung an religiösen Glauben, ein halb schüchternes halb widerstrebendes Zuvorkommen gegen eine Aussöhnung mit dem Christenthume zu sein. Gleichsam als wäre das Gemüth willig, dem Bewußtsein nachzugeben, und als hielten es doch Stolz und Gewohnheit in den Schranken des Unglaubens zurück. Ueberdies bringen die Ausschweifungen des Pöbels oder gemeinen Haufens immer eine gewisse Rückwirkung in dem Sinne der großen Menge oberflächlicher Denker hervor. Die Masse der Bevölkerung von Paris und andern großen Städten Frankreichs ist wahrscheinlicherweise 1833 weder mehr noch weniger irreligiös als 1825. Aber das Aufheben

der überstrengen Observanz der Restauration hat sie aufgeregt, bei manchen Gelegenheiten den Anstand öffentlicher Gottesverehrung auf eine grobe und freche Weise zu verhöhnen, was denn gegenseitig die natürlichsten Erfolge gehabt hat. Des Pöbels Wüthen gegen die Kreuze hat zweifelsohne die Ehrfurcht vor der Religion ebenso wirksam befördert wie die Kanonade von Lyon und die Fusillade von Saint-Méry die Zweifelhaften und Schüchternen von der Nothwendigkeit gesellschaftlicher Ordnung überzeugt haben muß.

Es ist eine wichtige Frage: Was kann und wird das Endergebniß dieser Sucht nach Neuerungen, dieses rastlosen Hoffens auf Verbesserungen, dieser Unzufriedenheit mit bestehenden Dogmen und dem bestehenden Skepticismus sein, die sich aus den gegenwärtigen Zuständen Frankreichs tausendfach verkündigen? Es liegt eine Flugschrift vor uns, mit dem Titel: „Zwei Predigten über den Zustand der Religion in unserer Zeit, seine Uebel und Hülfsmittel, von Anton Vermeil" (1832). Ihr Verfasser, ein protestantischer Geistlicher in Bordeaux, spricht eine ähnliche Ansicht von den geistigen Bedürfnissen und dem Zustande seiner Landsleute aus. „Dieser Mangel", sagt er von dem Mangel an Religion oder mindestens dem einer starken Ueberzeugung statt systematischer Zweifel, „offenbart sich in der Richtung aller Gemüther, in der Unruhe und dem Unbehagen jedes Herzens. Es ist wol wahr, die Menschen glauben nicht, aber sie tragen ihren Unglauben nicht mehr zur Schau. Sie sind nicht fromm, aber sie haben aufgehört Frömmigkeit bei Andern lächerlich zu machen. Sie lachen nicht mehr darüber, daß sie dies Gefühl selbst nicht kennen, sondern bedauern eher diesen Mangel. Trotz all unsers Leichtsinns und unserer Sorglosigkeit fühlen wir insgeheim, daß uns etwas fehlt. Positives Interesse genügt uns länger nicht. Während wir noch Tag für Tag irgend ein großes politisches Ereigniß von der menschlichen Gesellschaft, von der Literatur irgend eine starke, krampfhafte Aufreizung verlangen, wenden wir uns doch nicht so verächtlich wie vorher von der Besprechung religiöser Fragen ab und hören mit einem gewissen Vergnügen zu. Wir empfinden eine geheime Freude, daß die moderne Philosophie den Materialismus des vergangenen Jahrhunderts von sich stößt, verfolgen neugierig die Fortschritte neuer Doctrinen und wünschen ängstlich, obwol wir es uns selbst nicht zugestehen, darin etwas zu finden, das die Leere unsers Herzens und Gewissens ausfülle, unsere Theilnahme von blos weltlichen Gegenständen abziehe und uns durch Lösung unserer Zweifel Gewalt gebe über unsere Leidenschaften, Ruhe in Leiden, Vertrauen in die Gegenwart und Bürgschaft für die Zukunft."

Bemerkenswerth ist es, wie selbst die christlichsten französischen Autoren sich gewöhnt haben, die Religion nicht in Hinsicht ihres persönlichen Einflusses auf Einzelne zu betrachten, sondern vielmehr als ein gesellschaftliches Princip, ein Element eines politischen Systems. Diese Erscheinung ist die ganz natürliche Folge des Mangels an einem eingewurzelten, nur durch Erziehung zu erlangenden religiösen Gefühle. Ungewohnt solchen Gegenständen in der frühesten Jugend Aufmerksamkeit zuzuwenden, weil die Politik das eigentliche Element ist, worin er seine Denkkräfte zuerst üben lernt, fragt sich der junge Pariser, wenn er dem höchsten Gegenstande endlich seine Betrachtungen widmet, nicht, wie es zwischen Gott und seinem eignen Herzen steht, sondern wie das Christenthum auf die Masse zu wirken fähig sein kann, nicht ob es wahr oder falsch ist, sondern ob es mit zu dem Fundamente eines Neubaus der menschlichen Gesellschaft dienen mag. Der Katholicismus soll nach Vielen verworfen werden; nicht eben weil er, anstatt der Verehrung Gottes, Geschöpfe menschlicher Einbildung zu verehren lehrt, sondern weil er anfängt in einer Reihe von Formen und Observanzen unterzugehen und dadurch seinen Einfluß zu verlieren. Der Protestantismus desgleichen; nicht weil seine Dogmen falsch, sein Glaube zu groß oder zu gering wäre, sondern lediglich weil er froidement stationnaire sei. Der neue Versuch, den Katholicismus in Frankreich zu reformiren, oder die Kirche des Abbé Chatel ebenfalls; nicht weil seine Doctrin und seine Gefühle ebenso lauwarm wie die von Laodicäa sind, sondern weil sie eine katholische Quasilegitimität sei. Wer Chateaubriand's Werke gelesen hat, wird erkannt haben, daß er das Christenthum nur wie der Maler seine Leinewand ansieht; nicht als ein wirkliches, lebendiges Princip, sondern als ein Mittel, Wirkung hervorzubringen. 153.

Notizen.

Republikanische Zeitschrift in Paris.

Unter dem Titel „Le républicain" erscheint gegenwärtig in Paris eine neue periodische Schrift. Jedes Heft enthält zwei Druckbogen in groß 4. und wird den fünften des Monats ausgegeben. Das erste Heft ist von der Policei weggenommen worden. Es enthält eine historische Einleitung, Betrachtungen über die bürgerliche Aristokratie im Jahre 1833, einen Bericht an das Volk über die Lage Frankreichs, eine chronologische Uebersicht der Tagesereignisse. Die zweite Abtheilung gibt folgende Aufsätze: Ueber das Studium der socialen Wissenschaften; Ueberblick der neuesten Erscheinungen im Fache der Gesetzgebung, Staatswirthschaft u. s. w.; eine Recension des Werkes: „Exposition des principes du gouvernement républicain, tel qu'il a été perfectionné en Amérique, par *M. A. Murat*". In der dritten Abtheilung, überschrieben: „Variétés", haben wir interessante Notizen über die von den Nordamerikanern gegründete Negercolonie Liberia gefunden. Sie enthält zwei Städte, Munro auf dem Cap Meserado (monte serado) und Cadwel an dem St.-Paulsflusse drei Stunden landeinwärts. Die Zahl der Einwohner beläuft sich auf 1500, welche 300 Familien bilden. Alle waffenfähige Bürger sind Soldaten. Die Colonie besitzt zwei Schiffe und mehre kleinere Fahrzeuge; zu Munro sind vier Schulen, Cadwel hat deren drei. Von Denmouth und Boston aus sind der Colonie 5—600 Bände zugeschickt worden; die Colonisten von Liberia zeichnen sich durch Reinheit der Sitten und religiöses Gefühl aus. Ihre Priester sind Neger wie sie; alle Sonntage wird in der Kirche der Colonie ein feierlicher Gottesdienst gehalten. Die Eingeborenen, mit denen die Colonie in Berührung gekommen, haben dem Negerhandel entsagt. Warum die französische Regierung den „Républicain" gleich bei seinem ersten Ausgange beim Kragen hat nehmen lassen, will uns nicht recht einleuchten. Was in den mächtigen Spalten dieses Blattes in starren, unbehülflichen, oft rohen Massen aufgeschichtet ist, predigt die „Tribune" jeden Tag mit Geist und Talent und unangefochten.

Reise eines französischen Schiffes in das nördliche Polarmeer.

Der französische Walfischfänger (baleinier) der Polarstern schiffte den 5. März 1832 über den nördlichen Polarkreis. Den 10. desselben Monates befand er sich unter dem 72° N.-Br., 80 Lieues weit im Eismeere. Das Thermometer zeigte 22°, und die Kälte war so heftig, daß die Matrosen nicht ohne Gefahr ihre wollenen Handschuhe ausziehen konnten. Einer von ihnen ließ aus Versehn seinen Handschuh fallen im Augenblicke, wo er auf die Taue klettern wollte, einige Secunden nachher war die Hand des Unglücklichen erfroren, er fiel ins Meer und ertrank. Wenn ein Schiff festgefroren ist, so wird mittels ungeheurer Eissägen ein großes Loch gemacht. Was die Schiffahrt in diesen Regionen noch gefährlicher macht, ist die ausnehmende Beweglichkeit des Compasses. In der Nähe des Poles behielt die Magnetnadel keine bestimmte Richtung. Zwanzig verschiedene Compasse werden 20 verschiedene Abweichungen vom Meridiane zeigen. Ende Mais befand sich der Polarstern im Norden von Spitzbergen, jenseit des 81°. 143.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Mittwoch, — Nr. 177. — 26. Juni 1833.

Uebersicht der schwedischen Literatur vom Jahre 1832.

Zweiter und letzter Artikel.

(Beschluß aus Nr. 176.)

Schöne Literatur und Kunst.

Unter den vielfachen neuen poetischen Productionen finden sich einige, auf denen unser Blick mit Liebe verweilen darf. Dahin gehört zuerst der erste Band der sämmtlichen kleinern Gedichte des Bischofs Tegnér („Smärre samlade Dikter"), die in einer zweiten Auflage erschienen sind. Etwas Neues von Bedeutung haben wir wol kaum von dem Dichter für die nächste Zeit zu erwarten, da derselbe ein paar Jahre lang sehr kränklich gewesen ist. Unser andrer poetischer Bischof, Franzén, ist mit dem dritten Bande seiner gesammelten Dichtungen („Samlade Arbeten") hervorgetreten, den größtentheils eine Art lappländischer Idylle füllt; viele einzelne Stellen sind schön, aber das Ganze hat uns jetzt ebenso wenig befriedigt als vor etwa zwanzig Jahren, wo wir sie zum ersten Male lasen. Sie gehört wie Mehres in dieser Sammlung zur mittlern Periode des Dichters, und diese scheint uns grade die schwächste; er verbrachte dieselbe in dem unglückseligen Bemühen, seine ältern Producte, die früher die Nation entzückt hatten, zu verdrehen, und leider findet man auch hier verschiedene solcher mislungenen Umarbeitungen. Doch einigen Ersatz dafür gab er uns durch zwei neue Gedichte, die beim Tode seiner zweiten Gattin aus seiner innigsten Seele hervorgingen; besonders ist das eine: „Die zwei Uhren", höchst gelungen. Der zweite Theil der lieblichen Euphrosyne („Dikter af Euphrosyne") ist hier auch zu nennen. Aber die Saiten ihrer Zither beginnen ein wenig schlaff zu werden; etwas so Reines wie „Der heilige Christophorus", etwas so Anmuthiges wie „Die Jungfrau im Grünen" ertönt nicht leicht wieder aus diesem Saitenspiele.

Finnland ist noch mit Schweden literarisch genau verbunden, und daher nennen wir ein dort entstandenes Gedicht: „Elgskyttarne" (Die Elenthierschützen), von demselben Runeberg, dessen frühere Volksgedichte auch der deutschen Lesewelt nicht unbekannt sind. Das genannte Gedicht ist eine Idylle, wie „Hermann und Dorothea" eine solche ist, und schildert auf eine sehr anschauliche Weise, aber mit Entfernung alles Rohen, finnische Sitten und finnisches Volksleben, welches freilich viel schmuziger und rauher ist als das Leben der Landleute in Schweden. Wir fodern Uebersetzer auf, die schon durch Verdeutschung manches in unserer Sprache geschriebenen Gedichts die schöne Literatur Schwedens im Auslande bekannt gemacht haben, denselben Liebesdienst auch dieser Idylle zu erweisen. Sie verdient es.

Die Muse Grafström's hat schon längst sich viele Freunde erworben, und die Theilnahme des Publicums ist soeben durch den zweiten Theil seiner „Skaldeförsök" (Dichterische Versuche) noch gesteigert worden. Seine Poesie ist der Franzén's, dessen Eidam Grafström ist, verwandt und bewegt sich in ihrem nicht allzu weiten Kreis mit vieler Anmuth, leichter Grazie und liebenswürdiger Naivetät.

Weihnachten — gewissermaßen die schwedische Büchermesse — hat diesmal drei Musenalmanache zu Tage gefördert. Der Herausgeber des ersten ist Mellin, und eine Novelle von ihm selbst ist vielleicht das Beste darin, trotz dem, daß selbst Franzén ein episches Bruchstück beigesteuert hat. Andere Gedichte sind von Nerwander (einem Finnländer), Ruda, Adlersparre (dem Sohne), Böttiger u. A. Der unermüdliche Dahlgren hat allein die beiden übrigen Almanache zu Stande gebracht. Der eine führt den glänzenden Titel: „Aftonstjernan" (Der Abendstern), der andere, anonym herausgegebene: „Tolletten-Kalender". Beide enthalten sehr leichte Waare, und die Poesien darin sind höchst unbedeutend; der erstere fand jedoch wegen eines burlesken Aufsatzes so schnellen Abgang, daß er bald vergriffen war und neu gedruckt werden mußte.

Assar Lindeblad zeigt sich in seinen Gedichten („Dikter") als einen Nachahmer Tegnér's, ist prächtig, funkelnd, bilderreich wie sein Vorbild, aber ohne dessen Tiefe und Kraft. In gewisser Hinsicht merkwürdig ist der junge Ekborn, der vor etwa acht Jahren als Bedienter einen vornehmen Herrn auf einer Reise aus Småland nach Stockholm begleitete. Bald nach seiner Ankunft daselbst nahm man zufällig wahr, daß der Bursche Verse schrieb; man las sie, war überrascht und prophezeite, daß er einst ein großer Dichter werden würde. Man legte ihm fremde Gedichte vor; mit erstaunlicher Leichtigkeit ahmte er bald Tegnér, bald Atterbom, sogar Sturleson nach. Man schickte den jungen Dichter auf die Schule zu Werió und später nach der Universität Lund. Von da kehrte er in

diesem Jahre mit einer Frau, einem kleinen Kind und einem sehr dicken Buche zurück, seine Gönner in nicht geringe Verlegenheit setzend, was sie mit allen diesen Dingen anfangen sollten. Das poetische Werk („Ungdomsförsök i Witterhet") spricht Niemand an, ist ohne alles Eigenthümliche und besteht nur aus Reminiscenzen. Viel interessanter scheint uns Wahlin, aus dessen „Sånger i Dalarna" (Gesänge in dem Thalland) wenigstens ein gewisser provinzieller Enthusiasmus spricht. Frau Dunckell hat uns mit dem zweiten Theil ihrer „Dramatiska och lyriska Försök" (Dramatische und lyrische Versuche) beschenkt, die Gabe ist aber nicht sonderlich aufgenommen worden. Noch weniger haben wir die Tragödie „Hjalmar och Ingeborg" des Dr. Engeström zu rühmen. Doch genug, wer vermag den übrigen Dichterschwarm zu zählen und zu nennen?

Ein Roman hat diesen Winter bei uns Glück gemacht: „Den siste Friseglaren" (Der letzte Freischiffer), vom Obersten bei der Marine Grafen Sparre. Die Geschichte spielt in den Zeiten König Sigismunds. Plan und Erfindung sind gelungen, auch die Charakteristik ist löblich. Der Verf. besitzt aber nicht die epische Virtuosität Cooper's, dem er sonst am meisten ähnlich ist; nicht dessen Kunst, den Leser zu spannen. Der Styl ist nicht ohne Kraft, die Darstellung voll Würde, aber ein wenig trocken. Dieser Roman liefert den Beweis, daß auch ohne eigentliche Phantasie und Wärme des Gemüths in dieser Gattung doch etwas über die Mittelmäßigkeit sich Erhebendes hervorgebracht werden kann.

Seit einer Weile von Jahren hat uns Mellin mit einer Gallerie historischer Gemälde beschenkt, die wir nicht mit dem Verf. Romane oder Novellen nennen möchten. Die Zeiten, die geschichtlichen Personen und ihre Verhältnisse, Sitten und Lebensweise, Alles ist wie nach dem Leben geschildert, sorgfältig und sträflich, nur ein wenig zu flüchtig. Die neuesten Hervorbringungen des ausgezeichneten Dichters sind: „Anna Nilsnig, das Sängermädchen aus Warschau"; „Siwards Kruses Bröllopp" (Die Hochzeit Siward Kruse's); „Flickorna i Askersund" (Die Mädchen zu Askersund); „Öjungfrun" (Die Inselnjungfrau) und „Gustaf Brahe". Sie würden, wenn wir nicht sehr irren, auch dem deutschen Publicum zusagen und verdienen deshalb eine Uebersetzung. Dasselbe läßt sich leider nicht von den Romanen des Fräulein A*** sagen; diese Dame hat binnen vier Jahren sieben Romane oder Novellen zu Tage gefördert, einen dicken, eben erschienenen Band Gedichte ungerechnet. Erstere sind ganz schlecht und nicht zu lesen, die Romane in altfranzösischem Geschmack, überaus sentimental, voll Aufopferungen, Liebe und Edelmuth. Andere Originalromane, z. B. „Axel och Maria", von Sophie v. R**; „Carolina, eller den rachre Pastejbagerskan" (Karoline, oder die schöne Pastetenbäckerin); „Draco och Ida"; „Ingrid Ornefot och Axel Pilmon Tott", denen noch viele beizufügen wären, genüge es als unbedeutende und mißlungene Arbeiten mit Namen zu nennen.

Der Bühne ist in diesem Jahre, einer unbedeutende Komödie ausgenommen, kein Originalstück geboten worden. „Toni" heißt ein Drama in drei Acten, für dessen Verfasser sich Hauptmann Lindeberg, der Herausgeber der Zeitung: „Stockholms Postens", der rüstige und fast alleinstehende Kämpfer für den classischen französischen Geschmack, ausgibt. Auf die Behauptung der Kritiker, daß sein Stück eine Verbildlichung des bekannten Körner'schen gleiches Namens sei, antwortet Herr Lindeberg: er habe das deutsche Original so roh, ungeschlacht und geschmacklos gefunden, daß er genöthigt gewesen, es ganz und gar umzuschmelzen; und weil nun alles jetzt darin befindliche Gute von ihm allein herrühre, das Stück also ein vollkommen neues sei, so habe er nicht angestanden, demselben seinen Namen vorzusetzen.

Musik.

Wir bemerkten bereits früher, daß Stockholm wol einige ausgezeichnete Bildhauer und Baukünstler, aber keinen bedeutenden Componisten hervorgebracht habe. Den hoffnungsvollen Wikander raffte ein früher Tod hinweg. Hüffner, der aber ein Deutscher von Geburt, Crusell, Berwald und Lindblad sind nun unsre größten Componisten. Der Erstere, ein 73jähriger Greis, hat „Svenska Folkvisor" (Schwedische Volkslieder) für vier Männerstimmen herausgegeben. Die meisten Melodien befinden sich schon in der Geijer-Afzelius'schen Sammlung schwedischer Volkslieder, aber blos fürs Pianoforte; in diesem neuen Arrangement sind sie von herrlicher Wirkung, und es ist zu hoffen, daß sie bei den Deutschen dieselbe Anerkennung finden werden, die ihnen in Paris in öffentlichen Concerten zu Theil geworden ist. — Soeben, ein junger Studirender, hat unter dem Titel: „Sånger m. m.", Lieder fürs Pianoforte herausgegeben, die ein nicht gewöhnliches Talent verrathen. Ohne uns auf Charakteristrung derselben einzulassen, nennen wir noch folgende neuere musikalische Compositionen: „Bellmanska Sånger för fyra Mansröster" (Bellmann'sche Gesänge für vier Männerstimmen), von Cronholm; „Sånger" (Gesänge) und „Snön" (Der Schnee) für Gesang und Pianoforte von Wauck; „Sju Sånger" (Sieben Gesänge) von Fräulein Karoline Nordström. In Stockholm erscheinen gegenwärtig fünf periodische musikalische Sammlungen, darunter eine: „Nordstjerna-Harpan", die nur schwedische Originalcompositionen aufnimmt, und zwei für die Guitarre, denn dies Instrument ist seit einigen Jahren bei uns sehr beliebt.

Der Sinn für Tonkunst wird durch die Harmonika Bällskapet, einen Verein, aus den Vornehmen, Reichen und Gebildeten der Hauptstadt bestehend, nicht wenig gefördert. Da werden nicht nur die besten neuern Compositionen auf eine würdige Weise ausgeführt, auch Werken des alten strengen Styls widerfährt hier ihr volles Recht. Ein solcher Verein ist von doppelter Bedeutung für unsere Hauptstadt, die zwar eine gewählte, nicht aber zahlreiche Hof- und Theaterkapelle besitzt.

Bildende Kunst.

Viele Jahre bestand schon der obenerwähnte Musikverein, als 1832 zur Aufmunterung der bildenden Kunst der Konstföreningen (Kunstverein) gestiftet ward. Dieser zählt gegen-

zählig schon 400 Mitglieder (worunter die Königin, der Kronprinz und die Kronprinzessin), deren jedes einen jährlichen Beitrag von 10 Reichsthaler Bco. (5 Thlr.) gibt, wofür Kunstsachen gekauft und unter den Mitgliedern verloost werden. Im vorigen Jahre kaufte man für 3700 Thlr.; es waren 70 Gewinnste. Außer dem Zweck, Künstler, namentlich jüngere, durch Ankauf ihrer Werke zu unterstützen, ist es dem Verein auch gelungen, eine öffentliche Ausstellung im vorigen Jahre zu Stande zu bringen, die vollkommen zufriedenstellend war. Ueber das wichtigste Neue in Malerei und Sculptur berichten wir ein ander Mal und nennen nur noch Einiges, was der Grabstichel und der in den letztern Jahren bei uns sehr vervollkommnete Steindruck gebracht.

Fortgesetzt werden noch immer die schon früher gerühmten Sammlungen: „Ett År i Sverige", von Forsell (bis zur zehnten Lieferung); Vought's „Lithographiska Konstramling" (1832 erschienen drei Lieferungen); „Svenska och Norska Utsichter", nach Fahlcrantz's und M. G. Anckarsvärd's Gemälden, lithographirt von M. G. Anckarsvärd; Graffmann's „Skottska Vuer" (bis zum dritten Heft). Dazu kommen als neu: „Lithographierade Handteckningar af Annen ur Historien, Mythologien, Allegorien och Hvardagslifvet" (Lithographirte Handzeichnungen von Gegenständen aus der Geschichte, der Mythologie, der Allegorie und dem täglichen Leben; bis jetzt drei Hefte); „Teckningar ur Skandinaviska Historien" (Zeichnungen aus der skandinavischen Geschichte), vom Kammerherrn Baron Hugo Hamilton. Ein schönes Bild des Königs, von Södermark, zwei vom Kronprinzen, das eine von G. Söderberg, das andere von Salmson, sind noch der Erwähnung werth, und endlich daß ein Herr Schützercrantz eine Sammlung von Abbildungen der Ordenswachten: „Teckningar af de Svenska kongl. Ordens-Costumerna", begonnen hat.

Geschrieben im März 1833. 17.

Hunfada. Westfälisches Taschenbuch für 1833. Herausgegeben von Moritz Bachmann. Paderborn, Wesener in Comm. 1833. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Ein Buch, das in allen Handlungen ausgeboten wird, kann keineswegs für einen bloßen Freundeszirkel bestimmt sein; da ferner in der Nachschrift von dem Herrn Herausgeber Beiträge erbeten werden, und der bisherige Mangel an fremder Beisteuer als Grund der noch fehlenden Mannichfaltigkeit des diesjährigen Sommerbüchleins angegeben wird, so darf dasselbe nicht als eine bloße Freundesgabe für gute Bekannte und Verwandte angesehen werden, es unterliegt mithin wie jedes andere der allgemeinen Kritik. Es ist freilich Alles so wohlgemuth und gutmüthig an diesem Taschenbuch, dessen erstes Bändchen als Sommertaschenbuch für 1832 bereits in d. Bl. besprochen wurde *), Zweck, Plan und Ausführung verrathen so viel gesellige Mittheilungslust, die sich auch auf werthlose Winkelprodukte erstreckt, daß es jedem Ref. schwer sein muß, über diese Gaben harmloser Poesiefreuden, an denen zweifellohne die Verfasser selbst das meiste Vergnügen finden, eine ernste Tadelstimme zu erheben. Gleichwol dürfen wir die Tendenz, die der Hr. Herausgeber, ein höchst achtbarer Beamte in Paderborn, für den Fortgang des Taschenbuchs bezweckt, nicht anders als eine verfehlte und peccirte nennen. Sich absichtlich mit seinen Intressen auf seine provinzielle Schaale zurückziehen und seinen Horizont, den das städtische und bürgerliche Leben schon genugsam zusammenschrumpft, im Felde der Kunst ebenfalls verengen wollen, nennt man spießbürgerlich und philisterhaft, und die Deutschen beginnen sich dessen allmälig zu entwöhnen. Und möchten der Hr. Herausgeber abermals Beiträge von örtlichem Interesse auch für andere Theile der Provinz Westfalen als besonders wünschenswerth für die Folge erklärt, geben doch die vorliegenden Lieferungen genügenden Beweis, daß das rein Locale keineswegs das Interessantere ist. Warum will auch der Jurist, wenn er vom Sessionstisch ermüdet aufsteht und, um den Actenstaub fortzuspühlen, an einem Trunke aus Hippokrene's Quell sich zu erlaben bemüht ist, seine Brust nicht erweitern und sich als ein Deutscher fühlen. An den Sagen seiner partiellen Heimat nimmt jeder Deutsche sicher warmen Antheil, wenn sie nur als Deutscher vorträgt, und nicht mit eigensinnig gehäuften Localnoten drückt und ungenießbar macht. Seltsam aber ist es, daß die Poesie heutigen Tages, nach vielfachen Anläufen und Erscheinungen zu schließen, sich local zu exploitiren strebt, während der reflectirende Gedanke, gleichviel ob er sich im abstracten Gebiete oder im Felde der Politik bewegt, uns stets nach seinem weitern und freiern Bedürfniß die allgemein deutsche Heimat als ein Gesammtes aufbauen möchte. Ist nun der Hr. Herausgeber bis jetzt genöthigt gewesen, auch Beiträge, deren Gegenständlichkeiten außer dem Bezirke Westfalens liegen, aufzunehmen, und betrugs der buchhändlerische Verkehr die „Gunloda" auch unter nichtwestfälische Leser, so ist man dennoch, wie es scheint, seinem Principe, blos westfälische Dichter beisteuern zu lassen, treu geblieben. Traurige Consequenz! Das diesmalige Büchlein ist äußerlich durch Druck, Papier, Deckel, Titelblatt und Vignette in Steindruck, die Ruinen und das Bad bei Lippspring darstellend, recht anmuthig ausgestattet; der Corrector, der den Druck revidirt hat, ist desto nachlässiger gewesen, oder es müßte dem allgemein westfälisch sein, zu sagen, „es hat sich an der Sage gehalten", „homöopatische Texte", „kabyrintische Gänge" u. dgl.; deutsch ist es wenigstens nicht; da aber die Leute mit ihrer westfälischen Besonderung sich brüsten, könnten sie in Gottes Namen neben ihrem eignen beengten Idealkreis auch ihre absonderliche Dorfgeographie pointiren. Unter den lyrischen Gaben der „Gunloda" sind nur wenige nennenswerth, und unter diesen wenigen ist nur eine kleine Auslese erfreulich dem innern Gehalte nach; die Form ist an den meisten lobenswerth. Für die besten lyrischen Gedichte halten wir einige von M. Bachmann, dem Herrn Herausgeber, mit den Ueberschriften: „Das Gelübde", „Der Eichbeo", „Phantasie"; sie sind die kürzesten und geben in guter, glatter Schale einen Gedankenkern; ein anderes, „Der Wachsmar", westfälisch für Alp, ist schlüpfrig, ohne fein und gefällig zu sein. „Die Bäder zu Lippspring", eine Idylle in Prosa, ebenfalls von M. Bachmann, sind etwas breitmaul gehalten, als es erstlich die Beschreibung des Ursprungs einer Quelle und zweitens eine phantastisch sein sollende Humoreske erfordert. Von Ferdinand Freiligrath finden sich manche nicht ganz üble Dinge, z. B. „Die Tanne"; daneben freilich auch etwas prosaisch gerathene, z. B. „Hafengang", mit dem ordinairen Anfang:

Es ist wirklich ein Vergnügen,
An dem Hafen Nachts zu wandeln u. s. w.

Herr Honkamp bringt unter Anderm einige Zeilen, worunter nur einige gefallen können:

„Herr von K.
Herr von K. spricht oft und gerne von Baum- und Stammbaum;
Wahrlich, ein stattlicher Baum; aber die Früchte sind schlecht!

Sonst macht der unbekannte Hr. Honkamp mitunter gar possirliche Versuche, z. B. folgendes, welches eine pantomimische Muse augenblicklich nothzüchtigt:

Rund um und umgeschaut reicht selbst eine Gais bis Sim.

*) Hall. Nr. 237 f. 1832. D. Red.

Gift für den guten Geschmack allerdings — und dieser Vers beschließt das westfälische Büchlein. Auch wir schließen und erwähnen nur noch ein allegorisches Gedicht, das die Genossenschaft der Gebirgsschichten mythisch darstellt: „Das Kloster", von F. v. B., und eine Novelle: „Die Seherin", von Freimund Wobler. Jenes ist mit zu speciell gelehrten Anspielungen, diese mit zu langgedehnten Reflexionen über das Wesen des Traumes angefüllt. Man hat in Deutschland über dieses Thema schon besser raisonniren gehört; indessen mag es für Westfalen lediglich bestimmt sein, und der Fehler besteht nur darin, daß das Buch auch andern Leuten außerhalb der kleinen Heimat in die Hände fällt. 152.

Aus Italien.

Auch jenseit der Alpen ist der Name Lucchesini ein so bekannter, daß eine Nachricht über Einen dieses Geschlechtes, der zu der politischen Berühmtheit die literarische hinzuzufügen bemüht war, hier vielleicht nicht ohne Interesse gelesen wird. Es ist der Marchese Cesare Lucchesini, der Bruder des preußischen Staatsministers Girolamo Lucchesini, den wir meinen; ein Mann, der unter minder begünstigenden Verhältnissen vielleicht den Ruhm eines der bedeutendsten Linguisten erlangt haben würde. Cesare war am 2. Juli 1756 zu Lucca geboren, erhielt aber seine Bildung im Collegium zu Modena, wo Hippolito Pindemonte sein Schulgenosse war. Im J. 1774 kam er in die nazarenische Schule (Coll. nazzareno) in Rom, wo ihn Fantoni so für die mathematischen Wissenschaften einzunehmen wußte, daß Algebra auch des jungen Lucchesini Lieblingsunterhaltung wurde. Aber körperliches Unwohlsein, das der Anstrengung im Rechnen immer folgte, zwang ihn, eine Beschäftigung späterhin aufzugeben, die in Italien damals von Männern aus den höchsten Ständen vorzugsweise gesucht wurde, und Sprachstudium mußte ihm Ersatz dafür geben. Griechisch und hebräisch lernte er durch Selbststudium, im letztern nur durch einen Juden aus Livorno, Jakob Nugnez Vais, unterstützt; die neuern Sprachen waren ihm längst geläufig. Diese Beschäftigungen erweckten begreiflich die Lust am Büchersammeln, und seine Sammlung von Giuntinen, sowie sein Schatz von Handschriften altitalienischer Reimer erlangte bald bei italienischen Bibliographen entschiedenes Ansehen. Schon im J. 1791 erklärte Bandini die letztere Sammlung für unschätzbar. In näherer Beziehung auf sein Vaterland vereinigte er seit 1786 mit den bisherigen Studien Forschungen über Gelehrtengeschichte, die ihn in Verbindung mit Tiraboschi brachten. Als Schriftsteller trat er zum ersten Male 1792 durch eine Gedächtnißrede auf Attilio Arnolfini auf, einen eben damals betrauerten Wasserbaumeister. Doch die Zeiten, die darauf folgten, nahmen Leute von Talent unerbittlich als Bürger in Anspruch, und Cesare Lucchesini mußte im Auftrage seines Vaterlandes bald nach Wien, bald nach Paris reisen, um die drohenden Stürme zu beschwichtigen, dann, da Vorstellungen die Beschlüsse der Gewalt nicht abwehren konnten, bald dem einen bald dem andern Gebieter seine Kräfte weihen. Sowol unter der Herrschaft der Baciocchi als unter den wiedergekehrten Bourbonen verwaltete er das Amt eines Staatsrathes. Erholung von diesen Bürden des Staatslebens fand er in der Beschäftigung mit der Literatur, besonders der alten; und Uebersetzungen des Pindar, des Quintus Calaber, des Cebes, einzelner Stellen des Homer zeugten eben so sehr für den Erfolg seiner Nebenbeschäftigungen als für den Fleiß, mit dem er sich ihnen hingab. Die wissenschaftliche Akademie zu Lucca hatte an ihm einen der eifrigsten Theilnehmer, wovon die „Opere edite ed inedite del march. Ces. Lucchesini", die eben noch bei Giusti in Lucca erscheinen, den besten Beweis geben. Eins seiner wichtigsten Bücher: „Illustrazione delle lingue antiche e moderne e principalmente della italiana procurata nel secolo XVIII degli Italiani", das oftmals gedruckt ist, verdankt einer Preisfrage jener Akademie seine Entstehung. Gleich verdienstlich schienen seinen Zeitgenossen „Della storia letteraria di Lucca l. VII", die durch dreistere Urtheile von den Aussprüchen der höflichen Lauheit sich entfernten, die man in ähnlichen Werken Italiens anzutreffen gewohnt ist. Alle spätern, in Zeitschriften abgedruckten Aufsätze hat Giusti sorglich gesammelt. Cesare Lucchesini starb am 17. Mai 1832, von Jahren und den Folgen frommer Uebungen aufgerieben, denen er allzu eifrig in seinen letzten Lebenstagen sich hingab. 27.

Literarische Notiz.

Des Lords John Russell neueste anonym herausgegebene kleine Schrift: „The causes of the french revolution" (London 1832), mag nachgrade kein Meisterwerk sein. Die erbitterte Beurtheilung derselben im diesjährigen Aprilhefte des den Tories zugethanen „Quarterly review" kann aber recht wohl ein abermaliger Beweis der Wahrheit sein, daß ungerechte blinde Parteiwuth ihre Streiche immer auf sich selbst zurückfallen läßt. Was soll man dazu sagen, wenn sie hier getrost behauptet, daß nicht die unverbesserliche Verdorbenheit der höchsten Stände in Frankreich vor der Revolution, nicht die ungezählten Sünden der Regierungen Ludwigs XIV. und XV. und der vorherigen, nicht die Niederträchtigkeiten langjähriger Maitressenherrschaft die Hauptursachen der Revolution gewesen seien, sondern vielmehr die Schwäche Ludwig XVI., die Philosophen des 18. Jahrhunderts und die Rückwirkung des amerikanischen Befreiungskrieges dieses Ereigniß herbeigeführt haben. Wir fragen, konnte Ludwig XVI. stärker sein? War es nicht schon ein Wunder, daß er schuldlos blieb? Bietet die Geschichte ein Beispiel, daß ein so ausgeartetes, abgestorbenes, moralisch todtes Geschlecht wie das der Bourbons jemals noch einen Charakter hervorgebracht hat? Ein starker Regent an Ludwig's Stelle hätte freilich zu der Rettung Frankreichs viel beitragen können, obwol es immer dahingestellt bleiben muß, wie viel. Aber er war nicht da, und Ludwig's Vorfahren bleiben nichtsdestoweniger die Urheber der Revolution. Wenn man folgern dürfte wie das „Review", so hörte alle Kritik der Geschichte auf, und es gewänne freilich Alles ein andere Gestalt. Wir fragen ferner, erklärt sich das Dasein eines Voltaire, Rousseau und anderer Philosophen ihrer Zeit anders als aus der Entwürdigung der Regierung und der Regierenden? Oder würde ohne dieselbe Amerikas Beispiel in Frankreich heftigere Wirkungen geäußert haben als im übrigen Europa? Kann der Funke zünden, wo kein Zunder vorhanden ist? Alle diese einfachen Fragen stellt sich das „Quarterly review" nicht; eine Wahrheit spricht es aber bei dieser Gelegenheit aus, die in gegenwärtiger Zeit gewiß nicht genug beherzigt werden kann. Es bemerkt nämlich, daß in Frankreich und England — wir nehmen es im Allgemeinen an — das falsche System, welches zu einer Revolution geführt habe, immer das entgegengesetzte desjenigen gewesen, durch welches die letztvorhergehende hervorgebracht worden sei. Habe zu leichte Nachgiebigkeit die frühere erzeugt, so entstehe die nächste gewiß aus zu hartnäckigem Widerstande, habe jene ihren Turgot gehabt, so fehle dieser nicht ihr Polignac. Die darauf folgende Anwendung von Karl I. von England Beispiel auf Richard Cromwell, von dessen Beispiel auf Jakob II., von diesem auf Ludwig XVI. und endlich auf Karl X. läßt sich hören. Soll die Prophezeiung, daß die nächste Revolution in Frankreich oder England wahrscheinlich aus zu ungemessener Nachgiebigkeit werde hervorgerufen werden, auf das letztere Reich Bezug haben, wie leicht zu errathen ist, so wird uns der ängstliche Tory ein leichtes Lächeln schon zu gute halten müssen. Wir stimmen ihm übrigens keineswegs bei, daß des Lords großes Wort: „Ein in der Freiheit geübtes Volk hat zahlreiche Sicherheiten in seinen alten Grundsätzen und Gewohnheiten, und es würde keinem Gesetzgeber des Tages möglich sein, sie in eine moderne Papierconstitution aufzufassen", im geringsten für einen eignen Verdammungsspruch gegen seine Reformbill zu erachten sei. 153.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Donnerstag, — Nr. 178. — 27. Juni 1833.

Gelehrtes Essen in Paris.

Auch ich bin Mitglied einiger Gelehrtenvereine. Kaum war ich vor acht Jahren in Paris angelangt, so bot man mir von allen Seiten diesen ehrenvollen Titel an. Sie bezahlen jährlich 20 oder 30 Francs, sagte man mir, und kommen dadurch in Berührung mit den ersten Gelehrten der Hauptstadt und werden Mitglied einer Art von Akademie. Mit Freude willigte ich in diesen Vorschlag. Obwol ich schon Doctor der Philosophie war, so wollte ich hiezu noch jene andere, zumal wohlfeilere Würde hinzufügen, und als ich dem Geschäftsführer eines einzigen Gelehrtenvereins die Summe von 20 Francs zugeschickt, so erwiderte mir der liebe Mann noch denselben Tag sehr höflich, zeigte mir meine Ernennung an, foderte mich auf, der Gesellschaft die Resultate meiner eignen Forschungen mitzutheilen, und um mich vollends zu beschämen, schrieb er auf die Adresse: A Monsieur Monsieur *, membre de plusieurs sociétés savantes. Darauf war ich lange Zeit in diesem Vereine, der mir zuerst so viel Ehre angethan, und bald in ähnlichen Zirkeln, wo ich mittels 20—30 Francs Aufnahme fand, eines von den eifrigsten Mitgliedern. Mit religiöser Aufmerksamkeit hörte ich zu, wie die gelehrten Herren hier auseinandersetzten, was sie über Zend und Pali und die paradiesischen Urlaute erforscht, dort, welche hohe Belohnungen man dem Reisenden bestimme, der kühn genug sei, durch Afrika zu wandern und nach Paris zurückzukehren; in wieder andern Vereinen wurde ich mit der berühmten Unterrichtsmethode Jacotot's bekannt; in andern endlich nahm ich monatelang an den Discussionen Antheil, um für die Gesellschaft ein Reglement auszuarbeiten, das, kaum beendigt, wieder neuen Erörterungen unterworfen ward. Nicht unbelohnt blieb diese meine Bestrebung. Schon bin ich in einem der Gelehrtenvereine Mitglied des Ausschusses, des Conseils und genieße der wichtigen damit verbundenen Prärogativen, wozu auch die gehört, daß ich mehrmals im Jahre dem Könige Ludwig Philipp in den Tuilerien meine Aufwartung machen darf. Wie denn aber der Mensch niemals ganz zufrieden und selbst des höchsten Genusses am Ende überdrüssig wird, so wollen mir seit einiger Zeit die Sitzungen der Gelehrtenvereine nicht sehr behagen. Stunden lang vor dem grünen Teppiche zu sitzen und die langen Reden anzuhören; zuzusehen, wie Jeder seine Privatsysteme auftischt, wie man Reisen und Belohnungen ankündigt, die sich nicht verwirklichen; wie man die beste Zeit verschwendet, um Ehrenstellen zu vertheilen und Reglements aufzusetzen — ich weiß nicht, warum mir das seit einiger Zeit fast langweilig vorkommt; aber unleugbar ist, daß ich nicht mehr allen Sitzungen beiwohne, sogar wo ich Mitglied des Conseils bin; das letztemal, glaube ich, habe ich mich ganz in der Regel gelangweilt, gegähnt, geschlafen und ward von einem Nachbar geweckt, der mir zurief: „Wie ganz anders sah ich Sie vor acht Jahren, als Sie den Brief erhielten, mit der Adresse: membre de plusieurs sociétés savantes!"

Aber ich kann nun einmal die Gelehrtenvereine mit dem grünen Teppich und den langen Vorlesungen nicht mehr leiden. Es geht mir dort zu langweilig-spiritualistisch her; da lobe ich mir jene andern Gelehrtenzirkel, wo das Materielle mit dem Geistigen so innig vermählt und identificirt wird, als nur irgend ein deutscher Idealphilosoph Geist und Materie zu einigen vermag. Da lobe ich mir die Zusammenkünfte von Gelehrten, wo nicht wie um den grünen Teppich geduldig zusammengelesene Erudition die Ungeduld des Zuhörers erweckt, sondern wo durch die frohe gegenseitige Inspiration der Funke originell hingeworfener Ideen sich entzündet, und um nicht länger in Räthseln zu sprechen, so lobe ich mir, und gestehe es gradezu, die wissenschaftlichen Bankette, ein gelehrtes Essen. Der Art Festlichkeiten sind noch allzu selten am heutigen Tag. Politische Bankette haben seit drei Jahren überhandgenommen; diese altdeutsche Erfindung wird jetzt besonders in Frankreich und England exploitirt. Gelehrte Essen aber sind erst im Entstehen, und ich bedauere es. Nicht daß die gelehrten oder politischen Bankette nothwendigerweise zu einem großen Resultate führen, keineswegs; was die Gesellschaft heute beim Klange der Gläser beschließen wird, hat sie oft morgen wieder vergessen. Allein wenn auch zufällig nie etwas dabei erreicht werden sollte, wenn sich die champagnerhafte Originalität immer Tags darauf in philiströse Gleichgültigkeit verwandelt, so ist die Mühe dennoch nicht ganz verloren; bei den andern Gesellschaften hat man sich ein paar Stunden gelangweilt, bei den Banketten hat man, wenn man dadurch nicht weiter gelangt, wenigstens ein gutes Essen mitgemacht.

Drum lobe ich mir — um von der Politik nicht mehr zu sprechen — ein gelehrtes Essen und namentlich dasjenige, welches vorigen Dienstag am 28. Mai in dem schönen Saale des Restaurateurs Fèvre zu Paris, Place Chatelet, stattfand. Während der Restaurationszeit hatte Herr Jullien, Herausgeber der Zeitschrift „Revue encyclopédique", jeden dritten Dienstag des Monats seine Mitarbeiter und sonstige gebildete Leute aus dem Inland und der Fremde zu einem Bankett vereinigt; auch nach der Revolution wurde es fortgesetzt, war jedoch seit einem Jahre durch die Cholera, bei welcher die reinspiritualistischen Gelehrtenvereine ihren Vortheil fanden, sowie auch durch die in Paris einreißende Gleichgültigkeit an allen Dingen, und somit auch an den Gelagen, unglücklicherweise eingegangen. Schon glaubte ich, die Sache habe ein Ende, und ging in der Verzweiflung wieder nach den Vereinen mit dem grünen Teppich und dem Reglement, als mich plötzlich Hr. Jullien benachrichtigte, daß sein gelehrtes Essen wieder anfange, nur nicht unter dem Titel: diner encyclopédique, sondern es heißt: union des nations. Der Titel setzte mich natürlich in Schrecken. Ich fürchtete, als Mitglied eines solchen Vereins für einen Propagandisten gehalten zu werden und bei meiner ersten Reise nach der Heimat übel wegzukommen. Aber Hr. Jullien beruhigte mich mit der Versicherung, das Essen habe einen reinwissenschaftlichen Zweck, und so war ich denn vorigen Dienstag der Erste, der nach sechs Uhr Abends in den schönen Speisesaal des Hrn. Fèvre eintrat.

In einem Nebenzimmer lagen Flugschriften, ich ergriff die erste beste, Titel: „Souvenirs de la Pologne". Schier wäre ich von Neuem in Verlegenheit gekommen, denn Polen ist nicht reinwissenschaftlich, das ist Politik; ich war aber allein im Zimmer, und ich las. Es ist unmöglich, sich eine rührendere Erzählung zu denken als die, welche der erste Artikel dieser Zeitschrift (dritte Nummer) in nur drei Seiten enthält. Der Verf. schildert darin das herbe Schicksal, welches die Polen bei Pulawy traf, und die mütterliche Fürsorge der Fürstin Czartoryska für ihre unglücklichen Landsleute. Nebenan ein Kupferstich, die Fürstin darstellend, wie sie in ihrem prachtvollen Salon die Witwen und Waisen der Verwundeten pflegt. Allein im Zimmer, stellte ich so meine Betrachtungen an über die Polen, die entfernt von ihrer Heimat noch weit mehr Nationalgefühl haben als ein anderes Volk, wenn es zu Hause bleibt. Das Almosen, das ihnen Frankreich vergönnt, kaum genug für ein dürftiges Auskommen, verwenden sie noch zur Hälfte, um nach niedergelegtem Schwerte als Schriftsteller den Ruhm ihres Vaterlandes zu verherrlichen. Diesen Ruhm singen in Paris polnische Dichter, polnische Literaten jeder Art stimmen ein, polnische Künstler weihen sich demselben Zwecke, und wir gehen nicht zu weit, wenn wir behaupten, daß Polen jahrelang für Literatur und Kunst zu Hause nicht gelekket, was jetzt eine geringe Zahl seiner Söhne im Auslande zu Tage fördert. Noch weiter hätte ich meine Betrachtungen fortgesetzt, aber ich war nicht mehr allein im Zimmer, Hr. Jullien war gekommen, mit ihm eine zahlreiche gemischte Gesellschaft.

Im Nu machte ich sogleich ein paar Dutzend Bekanntschaften, unter andern die mir werthe des Hrn. Dr. Auzoux, der in der Straße Vivienne Vorlesungen über Anatomie hält. Er ist Erfinder eines Präparats, welches beim Studium der Anatomie die menschlichen Gebeine und das Cadaver überhaupt ganz unnöthig macht, auch hat er eine Methode entdeckt, mittels welcher man, nach seiner eignen Schätzung, in vier Monaten so viel von der Anatomie lernen kann, als man braucht, um Professor zu werden. Ueberdies richtet er seinen Vortrag auf eine Art ein, daß auch Damen dabei zugegen sein können. Und deshalb liest er in der Rue Vivienne, der Straße der neuesten Moden, dem Quartiere der vornehmen Frauenzimmer. Dankbar nahm ich die Adreßkarte des Hrn. Auzoux und die Erlaubniß an, seinen Hörsaal besuchen und Andere dort einführen zu dürfen. Wenn eine der geehrten Leserinnen sich die anatomischen Präparate von mir zeigen lassen will, so wende sie sich gefälligst wegen meiner Adresse an die Redaction der Blätter für literarische Unterhaltung.

In England besonders fand die Erfindung des Herrn Auzoux viel Beifall, um so mehr, da man sich dort wegen bekannter Vorurtheile nicht leicht Mittel zu anatomischen Studien verschaffen kann. Blos in Deutschland, sagt mir Hr. Auzoux, gibt man sich noch nicht mit seiner Entdeckung ab.

Eben wollte ich mit Herrn Auzoux untersuchen, wie man seine Entdeckung nach Deutschland besorgen könne, als mich Hr. Jullien zur Seite rief, um mir einen interessanten jungen Künstler vorzustellen, der sich sogleich in ein ästhetisches Gespräch mit mir einließ, über die letzte Ausstellung, die ich nicht gesehen hatte, und über die französische Kunstschule im Allgemeinen, in Bezug auf welche er sich mein Urtheil ausbat. Was die Ausstellung betrifft, so beging ich die Thorheit, zu erwidern, ich sei nicht hingegangen, weil Kennern zufolge kein einziges gutes Stück dort gewesen sei, worauf mir Hr. C. bescheiden entgegnete, es sei nur zu wahr, und er selbst habe einige Gemälde dort ausgestellt. Noch ungeschickter antwortete ich auf die andere Frage; denn um ein Urtheil über die französische Schule zu fällen, verglich ich sie mit denen des Auslandes. Ich sprach von der düsseldorfer Schule. „Sie haben also eine Schule in Düsseldorf?" Von den andern in Dresden und München. „Wie nennen Sie die dortigen Künstler?" Ich sprach von Baukunst und Sculptur, von der Pinakothek. „Was versteht man unter dem Worte Pinakothek in Deutschland?" Ob dieser Verschmähung unserer deutschen Kunst war ich eine Weile fast ungehalten, allein ich hätte bedenken sollen, daß man in Deutschland die Entdeckung des französischen Anatomen verschmäht.

„Sie werden doch wol zugeben", sagte mir der junge Künstler, „daß unsere französische Kunst hoch über der deutschen steht; wie wollten Sie es sonst erklären, daß so viele deutsche Künstler nach Paris kommen, um zu lernen, und daß so wenige von hier über den Rhein gehen?" „Weil wir Euch kennen", erwiderte ich, „gehen wir

zu Euch, und Ihr geht nicht nach Deutschland, weil Ihr von der dortigen Kunst nichts wißt. Durch diese meine Antwort ließ er sich aber nicht überzeugen. Ueberhaupt wird es gewiß noch lange dauern, bis man hier zu Lande etwas Ausführliches über Deutschland weiß. Mit wenigen Ausnahmen kennt der Franzose nur die hervortretendsten Männer Deutschlands aus jetziger und früherer Zeit; er kennt Luther, Kant, Winckelmann, Schiller und Göthe. Die Extreme kennt er auch, den Fürsten von Metternich und den Dr. Wirth in der Politik, in der Literatur Gessner und Hoffmann. Alles Andere mag man ihm lang und breit in den Zeitschriften erzählen, den andern Tag weiß er nichts mehr davon.

Die französischen Künstler können sich schon deshalb nicht leicht in Deutschland umsehen, weil die Art ihres Studiums sie an Paris und an Italien bindet. Wer sich in der Schule zu Paris auszeichnet, wird nach Italien geschickt. Wer in Frankreich bleibt oder dahin zurückkehrt, erzählte mir Hr. C., hat oft, wenn er nicht vermögend, jahrelang mit den größten Schwierigkeiten zu kämpfen, z. B. Gérard, der damit anfing, im Dorfe Belleville bei Paris Ladenschilder zu malen. Wer aber nur erst einigen Ruf erworben, bekommt für ein Portrait 1500 Francs und mehr, und es gibt in Paris eine große Zahl von Malern, die ein kolossales Vermögen besitzen.

(Der Beschluß folgt.)

Unser Herr als das Musterbild aller Weltverbesserer.

Herr Dr. Röhr in Weimar hat in zwei Predigten zum Lichtmeßfest und am Sonntage Reminiscere 1833 darüber gesprochen und sie mit jener Ueberschrift abdrucken lassen. Hat man nicht selten darüber gestritten, ob Zeitereignisse auch auf der Kanzel zu verhandeln sein möchten, und haben Politiker, deren Weltklugheit freilich mit den Gesetzen der christlichen Weisheit nicht immer in Einklang zu bringen war, es oft sehr ungnädig vermerkt, wenn ein geistlicher Redner sich für verpflichtet hielt zu dem Bibelwort: „Rufe getrost und schone nicht; große Leute fehlen auch"; so wird hingegen der wahrhaft religiöse Mensch gern das Wort des Verf. in dem Vorbericht unterschreiben: „Wo soll in einer aufgeregten Zeit und bei der geflissentlichen Irreleitung der Gemüther, welche sich jetzt ein großer Theil der Wortführer des Tages angelegen sein läßt, die Stimme der Wahrheit für das Volk noch laut werden, wenn sie auf dem christlichen Lehrstuhle schweigen sollte? Das Christenthum ist der Stützpunkt und Träger des Geistes einer edeln Freisinnigkeit; aber nichts warnt auch nachdrücklicher gegen die Ausschreitungen desselben und bekämpft das Maßlose seiner Aeußerungen so rücksichtslos als diese himmlische Anstalt unter irrenden Menschenkindern." „Darum dürfen Diejenigen, deren Mund zunächst dem Dienste desselben verpflichtet ist, ihre Pflicht nicht versäumen, wenn sich Alles um sie her anschickt, in Dem, was die Jetztwelt zum Baue ihres Glücks für unerläßlich erachtet, Schranke und Ziel aus den Augen zu setzen und die menschlichen Verhältnisse bis auf einen Punkt zu treiben, wo das Verderben Aller beginnt." Wenn ein Röhr, der nichts mehr bekämpft als das starre Beharren im Alterthümlichen, dieses sei auch noch so unrecht und abgeschmackt, und jede Bekrechtung auf dem Gebiete gesetzmäßiger Freiheit, dennoch den Reformatoren entgegentritt, die erst in Grundsätzen und dann durch Thaten, wie sie das arme Frankfurt kennen gelernt hat, Alles umstürzen wollen, und dadurch jeder Maßregel der Strenge, die man bisher Vormund und Despotismus nannte, den Stempel der Nothwendigkeit aufdrücken, so schließt er sich damit an die Tausende an, die es beklagen, daß die heilige Sache der Wahrheit und des Rechts entweiht und befleckt wird, sodaß man ihren Freunden entgegenruft: Seht, das ist der Geist der Zeit, das ist die Freiheit, womit die herumirrenden Ritter, meist Doctoren der Philosophie, die sie nicht kennen, die Welt beglücken wollen. Unser Verf. „fürchtet nicht das Geschrei Derer, welche der größten aller Thorheiten dieser Zeit verkauft sind, der Thorheit, den Erfahrungssatz, der die Gewähr von Jahrtausenden für sich hat: daß es in allen Dingen eine richtige Mitte gebe, zu bekämpfen und lächerlich zu machen". Man könnte freilich vorschlagen, jenes Gift durch Gegengift, durch wahrhaft volksthümliche Blätter und Schriften zu dämpfen. Aber es scheint, als müsse man jetzt wirklich erst die Menschen durch Schaden klug werden lassen, wie sie es durch die französischen Schulmeister lernten, was Freiheit und Gleichheit für gewisse Leute zu bedeuten habe, und welchen Segen sie in diesem Sinne bringen. Witze, zuweilen treffende, endlich aber, da die Presse drängt und die Tageblätter voll sein sollen, erpreßte, fade; Lächerlichmachen alles Ehrwürdigen und Achtbaren, Tadel alles Dessen, was und weil es von oben oder von einem unbeliebten Minister kommt, das soll solchen Blättern Reize geben und — die Welt will betrogen sein — das wird als Ambrosia und Nektar verschlungen; wahrhaft nährende, kräftige Hausmannskost, die freilich den Gaumen nicht kitzelt, wird verschmäht. Möchten nur Die, welche die Aerzte gegen diese Uebel der Zeit sein wollen, nicht falsche Mittel anwenden; Gewalt allein thut's halt nimmermehr; möchten sie keine Blößen geben in Erhaltung des Alten und Bestehenden, in Bestrafung der Schlechten und der Irrenden, in Maßregeln, die Ruhe und Sicherheit herbeiführen sollen, aber höchstens die Außenseite eine Zeit lang übertünchen, unter welcher im Innern der Wurm des Misvergnügens und der endlichen Zerstörung nagt, was auch die Freunde der Ordnung und des Gesetzes mistrauisch, unmuthig, kalt und zurücktretend macht, da, wo es gilt, mit Begeisterung zu sprechen, mit Kraft zu handeln. Auch die redlichsten Patrioten können irren und fehlen; aber sie sodann sogleich Verbrechern gemäß zu behandeln, das schüchtert für den Augenblick ein; aber beruhigt und überzeugt es auch die Gemüther? Und grade diese Fehlgriffe sind die verwundbaren Stellen, welche die Ultraliberalen recht gut zu treffen und dann mit Erfolg auch wieder zu rufen verstehen: seht, das will der Absolutismus und die Aristokratie!

Unser Redner stellt Jesum als das Musterbild aller Weltverbesserer erstlich insofern auf, daß er sich dem Werke seines Lebens nicht ohne den entschiedensten Beruf unterzog. Nachdem er dies bewiesen, fragt er, ob dies auch alle unsere Weltverbesserer von sich sagen können. Er gesteht zu, daß Viele durch ihre Stellung, Einsicht und Erfahrung dazu berechtigt sind, alles Unbillige, Schroffe und Drückende abzuthun und den Misbräuchen und Beschwerden ein Ende zu machen, welche dem gesellschaftlichen Vereine einen Theil seines Beglückenden und Behaglichen rauben. Aber Andere haben auch nicht die geringste Befugniß dazu. „Das sind die Anmaßlichen, welche von dem niedrigsten Standpunkte in der Gesellschaft aus die verwickeltsten Verhältnisse derselben übersehen und ordnen zu können vermeinen; die Kecken und Eingebildeten, welche sich in dem kleinen Kreise ihres Wirkens stets als Unweise und Thoren darstellen und doch die größten Weltangelegenheiten untrüglich berathen und leiten wollen; die Harten und Fühllosen, welche dem einzelnen Nebenmenschen bei jedem Anlasse wehe thun und gleichwol die Miene annehmen, als wolle ihnen bei der geringsten Unbilde im Staats- und Völkerleben das milde Herz brechen; die Unruhigen und Aufgeregten, welche ihres Berufes und Amtes nimmer gehörig warten, wol aber sich mit der Sorge für Dasjenige befassen, wozu sie weder verpflichtet noch befähigt sind, und während sie es auf sich nehmen, die Welt zum Bessern umzugestalten, nicht daran denken, nur ihrem Hause und ihrer Familie die rechte Verfassung zu geben." Der Verf. bemerkt dabei sehr

wahr — und hieraus erkenne man seine Freisinnigkeit und Unparteilichkeit —: „daß sich Mancher nicht dazu würde versucht fühlen, wenn Diejenigen, denen Gott zu fortschreitender Herstellung eines vernunftgerechten und christlichen Zustandes der Dinge den äußern und innern Beruf gab, auch redlich thäten, was sie sollten und Menschen und Völker den unleugbaren Uebeln, welche sie drücken, mit Ernst und Eifer zu entziehen suchten". Aber dadurch werden „die unberufenen Weltverbesserer nicht gerechtfertigt". Unser Herr war Muster, daß er bei seinem Wirken und Schaffen nichts für sich selbst, sondern Alles für die Welt wollte. Der Redner stellt davon ein schönes Bild dar, fragt aber dann, ob man darin auch unsere vermeinten Heilande finde; bescheidet sich, daß nur Gott That und Absicht vollkommen würdigen könne, behauptet aber, daß Erfahrungen auch uns zu einem freimüthigen Urtheile berechtigen. „Es hieße das menschliche Herz mit seinen trüglichen Falten, mit seinen versteckten und niedrigen Leidenschaften wenig kennen, wenn man nicht hinter der Schonungslosigkeit, mit welcher viele solcher Weltverbesserer alle Unvollkommenheiten des öffentlichen Lebens aufdecken, die leere Eitelkeit fände, welche von sich reden machen will; wenn man nicht aus der Kühnheit, mit welcher sie in den Verhältnissen der Staaten das Oberst zu Unterst kehren wollen, den ungezähmten Ehrgeiz blicken sähe, welcher sich nach einer namhaften bürgerlichen Bedeutung sehnt; wenn man nicht in dem Geschrei, welches sie über die Unzweckmäßigkeit und Verkehrtheit aller vorhandenen Einrichtungen erheben, das stürmische Verlangen anklingen hörte, durch Beseitigung derselben zu größerm Besitze und reicherm Genusse zu kommen; wenn man nicht von dem scheinbar edeln Ingrimme, mit welchem sie die bestehende Ordnung der Dinge befeinden und bekämpfen, die kecke Herrsch- und Strebesucht bemäntelt erblickte, welche in einer andern ihre Rolle spielen will. O vierzig lehr- und warnungsreiche Jahre lassen uns hierin nicht irren. Das gilt freilich den Edeln und Rechtlichen nicht, welche sich in Sinn und That als Freunde ihrer Brüder bewähren, die Mängel und Gebrechen menschlicher Gemeinwesen mit bescheidenem Freimuth an das Licht ziehen, in allen Einrichtungen derselben Recht und Gerechtigkeit mit besonnenem Eifer herzustellen trachten und der Verblendung, dem Eigensinne und bösem Willen mit festem Muthe entgegentreten, welche in irdischen Zuständen und Dingen auch das Unhaltbarste halten, das Thörichtste vertreten, das Drückendste verewigen und das von Zeit und Welt Verworfene wieder zurückführen wollen. Sie sind die echten Zöglinge Christi!" Dieser „war Muster, indem er das Heil der Welt vornehmlich von Innen heraus zu schaffen suchte". „Das Heil der Staaten blüht allerdings da nicht, wo man aus schlaffer Trägheit oder wohlberechneter Selbstsucht nicht daran gehen mag, Gesetzen, Sitten und Einrichtungen, welche aus den Bedürfnissen eines dahingeschwundenen Weltzustandes hervorgingen, ein Ende zu machen und zeit- und zweckgemäße an deren Stelle zu setzen, und man frevelt schwer an der Menschheit, wenn man bei dem steten Wachsthume ihrer geistigen Bildung von einer angemessenen Vervollkommnung ihres Gesellschaftskörpers durchaus nichts wissen will." „Aber die vollendetsten Staatsverfassungen sind ja nur Formen, welche der Geist des Menschen beleben muß, wenn sie fruchtbar werden sollen. Umgebet alle Fürstenthronen mit volksvertretenden Versammlungen: waltet in ihnen nicht die Weisheit und Redlichkeit, welche das Beste Aller sucht, sie werden fruchtlos und unnütz sein. Richtet den Staatsdienst in allen seinen Zweigen aufs Beste ein: gebricht es den damit Betrauten an Treue und Pflichteifer, er wird keinen Gewinn und Segen bringen. Beschränkt die bürgerlichen Lasten bis auf das kleinste Maß: lassen Die, welche sie tragen, nicht ab; durch ihre Ueppigkeit und Genußsucht sich selbst von Tage zu Tage höher zu besteuern, sie werden nie mit zufriedenem Sinne übernommen werden u. s. w."

Dies wird hinreichen, um zum Lesen dieser geistreichen Reden einzuladen und Das zu beherzigen, worin, nach der zweiten Predigt, unser Herr sonst noch als Musterbild aller Weltverbesserer erscheint, nämlich darin, „daß er beflissen war, das Neue an das Alte zu knüpfen und die Beseitigung des minder Guten durch das Bessere allmälig zu betreiben, daß er dabei alle arglistige und gewaltsame Mittel verschmähte, unermüdet das Seinige that, das Uebrige aber Gott anheimstellte!" Daß auch hier Gediegenes vorkommt, wird Niemand bezweifeln.

Schließlich fragen wir nun noch, womit wol der alte Supranaturalismus seine hämische Verleumdung, daß die neuere Theologie, besonders der Rationalismus, die Throne untergrabe, die Fürsten herabwürdige, die Gesetze und bürgerliche Ordnung zerstöre und Anarchie herbeiführen müsse, beweisen will? ferner, ob nicht die erwähnten Predigten ganz aus dem Leben hergenommen und dabei ganz christlich sind? oder ob etwa der Tadel über die Fürsten und Obern, wie ihn z. B. Harms und Hengstenberg aussprechen, daß die Monarchen nicht auf die reine (das heißt kirchliche) Lehre halten, nicht Prediger, die von den Symbolen abweichen, sie mögen übrigens noch so nützlich wirken und noch so beliebt bei den Gemeinden sein, absetzen und fortjagen, die Gemüther besänftigt und Liebe und Vertrauen zwischen Regenten und Unterthanen und bei diesen einen willigen Gehorsam befördern? oder ob die süßlichen Reden, die Blümeleien der hyperorthodoxen Mystiker, ihre Jeremiaden über die Erbsünde und die Unfähigkeit des Menschen zum Guten besser überzeugen und zum Guten hinführen mögen, als die kräftigen Worte eines solchen Rationalisten? 68.

Literarische Notizen.

Paulding, einer der vorzüglichsten amerikanischen Schriftsteller, hat einen neuen Roman in zwei Bänden: „Westward ho!" geliefert.

Joseph Story, Professor der Rechte auf der Harvarduniversität, hat ein schätzbares Werk: „Commentaries on the constitution of the United States", mit einer Einleitung über die Verfassungsgeschichte der Colonien und Staaten von der Annahme des Grundgesetzes, in drei Bänden herausgegeben.

In monatlichen Lieferungen erscheinen bei Murray in London: „Landscape illustrations of the old and new testaments" von William und Edward Finden, nach Originalzeichnungen, an Ort und Stelle aufgenommen, von Turner und Callcott.

Der berühmte Anatom Sir Charles Bell hat herausgegeben: „The hand, its mechanism and vital endowments as evincing design."

John M. Kemble hat ein angelsächsisches Gedicht: „Beowulf", nach der Handschrift im britischen Museum drucken lassen.

Bei Murray erscheint die metrische Uebersetzung der „Ilias" und „Odyssee" von William Sotheby, mit 75 Kupfern nach Flaxman von Henry Moses, in vier Bänden. Die erste Ausgabe der „Ilias" erschien 1831.

Thomas Anthony Trollope, ein Rechtsgelehrter, gibt bei Murray unter dem Titel: „Encyclopaedia ecclesiastica", eine vollständige Geschichte der christlichen Kirche in vier Quartbänden heraus. Er will zugleich eine vollständige Darstellung der Gebräuche und Ceremonien der englischen Kirche hinzufügen. Die Geschichte der Mönchsorden wird durch lithographische Abbildungen erläutert.

Es erscheint in Kurzem bei Murray in London die 18. Ausgabe der berühmten „Rejected adresses", mit den Bildnissen der Verfasser nach Harlow und Holzschnitten von Georg Cruikshank, nebst einer neuen Vorrede und Anmerkungen von den Verfassern. 9.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Freitag, — Nr. 179. — 28. Juni 1833.

Gelehrtes Essen in Paris.

(Beschluß aus Nr. 178.)

Leider konnte ich die interessanten Mittheilungen des jungen Künstlers nicht zu Ende hören, denn man benachrichtigte uns gegen sieben Uhr, daß es Zeit sei, zu Tische zu gehen. An einer langen, reichlich besetzten, blumenverzierten Tafel nahm Hr. Jullien als Präsident den Ehrenplatz ein, und nebenan reihte sich ein kleines Heer von Engländern, Polen, Franzosen, Italienern, Deutschen und Leuten von zehn andern Nationen aus Europa und den sonstigen Welttheilen. Das Gespräch war meist wissenschaftlich, oder doch literarisch; wenn der Eine zu Ernsthaftes vorbrachte, suchte es der Nachbar durch attisches Salz zu würzen. Nur bisweilen schweiften Manche ins Gebiet der Politik ab, besonders ein Engländer, der, an sein Porter und Ale gewöhnt, gleich beim ersten Glase Wein in Enthusiasmus gerieth und wol zwanzigmal uns Allen zurief: „Fiat lux! fiat lux!" Der wissenschaftlichste Mann von der Gesellschaft war gewiß Derjenige, der mir zur Rechten saß; Niemand befolgte wie er das Reglement, demzufolge über Wissenschaftliches gesprochen werden sollte, und er legte offenbar das Gesetz dahin aus, daß jedes andere Gespräch verboten sei. Nun hatte ich das Glück, daß er mich vornehmlich seiner Unterredung würdigte. Als ich eben ein filet de boeuf mit Trüffeln aß und so vor mich hin die Bemerkung machte, die Trüffeln seien kein übles Gewächs, da hättest du, lieber Leser, die Miene sehen sollen, mit der mein Nachbar mich betrachtete. Endlich fand er Worte, seine Verwunderung auszudrücken. „Ein Gewächs? sagen Sie. Sie entscheiden also mit einem Male eine kitzliche Frage, worüber alle Gelehrte noch im Streite stehen. Was sind die Gründe, mein Herr, weshalb Sie die Trüffeln für ein Gewächs halten?"

„Gewächs oder kein Gewächs", gab ich zur Antwort, „die Trüffeln sind gut beim Restaurateur Fèvre", und nach dieser Erwiderung, die mir schon zu viel Zeit wegnahm, aß ich weiter fort. „Pardon, mein Herr, fügte mein Nachbar hinzu", und gab nicht acht, daß ihm der Kellner unterdeß den Trüffelteller wegnahm, „tausendmal um Vergebung, aber ich für meinen Theil bin nicht überzeugt, daß die Trüffeln ein Gewächs sind. Was dient zum Beleg, daß die Trüffeln kein Thier sind? Woraus erhellt, daß sie kein Stein sind? Die Trüffeln haben sie Wurzeln? sie sind also kein Gewächs. Die Trüffeln sind erdig" — „Sie verderben mir den Geschmack an den Trüffeln", erwiderte ich vergebens — „die Trüffeln sind erdig, und wenn nicht alle Zeichen trügen, sind die Trüffeln ein Stein." „Das ist möglich." Aber mein Nachbar war nicht zu Ende. „Nehmen Sie eine Trüffel in dem Augenblicke, wo sie gefunden wird, wenn die klebrige Masse noch von steinigen Theilen bedeckt, in dem Zustande, worin sie ist, wenn das Schwein sie von dem Boden abnagt —"

„Ums Himmels willen, lieber Herr Nachbar, Sie verderben mir den Geschmack an den Trüffeln, und Sie vergessen die Ihrigen zu essen", sagte ich und nahm zum Trotze ein Stück von dem Lachse an, welchen eben der Kellner vertheilte. Mein Nachbar gewahrte mit Schrecken, daß man ihm das räthselhafte Gewächs oder Animal oder vielmehr Mineral weggenommen, und als er sich nun ebenfalls mit dem Salm tröstete, so dachte ich, nun wenigstens mit der Naturgeschichte verschont zu werden. Nein, das geschah nicht. Der Herr befolgte das Reglement. Es sollte von wissenschaftlichen Dingen gesprochen werden. Noch ehe er den Salm anrührete, fing er an zu demonstriren, wie die Fische zum Theil im süßen, theilweise im Salzwasser leben, wie der Salm aber aus dem Meere in die Ströme hinaufsteigt, welche andere Fische desgleichen handeln, in welcher Jahreszeit, wie weit sie ihre Wanderschaft fortsetzen; dann sprach er über den Unterschied zwischen Lachs und Forelle, von Fischen überhaupt, wie man sie einbalsamirt vom Meer ins Binnenland bringe, wie sie oft halbtodt, oft todt in Paris anlangen. „Ach, mein Herr, Sie verderben mir ja den Geschmack an dem guten Fische" — „Tausendmal Pardon", rief der Nachbar und wollte essen, aber der flinke Kellner war mit seinem Teller voll Salm schon weit davon.

Das Schlimmste war, daß der Naturforscher mich hinderte, an dem übrigen Gespräche Theil zu nehmen, und ich freute mich daher, als Hr. Jullien das Zeichen zu den Toasten gab. Zuvor aber erzählte der Präsident die höchst anziehende Geschichte der von ihm gestifteten Bankette, die 15 Jahre hindurch fortbestanden und jetzt wieder beginnen; er zeigte, wie solche Festlichkeiten oft zu nützlichen Resultaten Anlaß geben, und führte etliche Beispiele an, wie das encyklopädische Diner insbesondere vie-

len wissenschaftlichen Männern und Andern in ihren Zwecken förderlich gewesen sei.

Einst kam ein unglücklicher Kaufmann, ein Familienvater, zu Herrn Jullien und theilte ihm mit, daß ihm nicht füglich etwas Anderes übrig bleibe, als sich vom Pont Neuf in die Seine zu werfen. „Davor bewahre Sie Gott!" erwiderte Hr. Jullien, „ich bin beschäftigt, kommen Sie heute Nachmittag zu unserm Bankett." Dies geschah, der Unglückliche ward einem reichen Manne vorgestellt, der im Begriffe war, nach Peru abzureisen; dieser nahm die ganze Familie mit; jetzt ist der erwähnte Familienvater in Peru Geschäftsführer und Associé des reichen Mannes, macht vortheilhafte Reisen nach Kalkutta und Macao, und so oft ihm seine Geschäfte einen Augenblick Muße lassen, denkt er gerührt an das diner encyclopédique.

Ein andermal — und diese Erzählung wird meine Leserinnen weit mehr interessiren — kam ein blonder junger Deutscher, ein studirter Mensch ehrlichen Angesichts, zu Hrn. Jullien mit den Worten ins Zimmer, daß er ihm einen Empfehlungsbrief bringe und sonst weiter nichts bei sich habe. Hr. Jullien nahm ihn mit zum literarischen Essen und setzte ihn zwischen einem Schottländer und einem russischen Staatsrathe hin, welchen unser Landsmann sogleich dieselben Geständnisse eröffnete. Angezogen durch die Offenheit und die Bildung des jungen Deutschen, boten ihm Beide ihre Hülfe an. Der Schottländer gab ihm Empfehlungen nach seiner Heimat. Dort lernte Fritz * eine liebenswürdige Waise kennen, vergaß Armuth, vergaß Studien und hielt um die Hand des Mädchens an. Dies gewährte man unter der Bedingung, daß er sich eine Stellung in der Welt verschaffe, und da Rußland ebenfalls in der Welt liegt, so schrieb Fritz * an den erwähnten Staatsrath, erinnerte ihn an sein gütiges Versprechen und bekam bald darauf ein Diplom als Professor an der Universität zu Kasan. Drei Jahre waren seit dem Tage verstrichen, als Fritz bei dem Bankett zugegen war; da erhielt Hr. Jullien einen Brief aus Kasan: „Ihnen danke ich den Besitz eines geliebten Weibes, Ihnen die Professur zu Kasan, und der kleine Knabe, den mir soeben meine Frau geschenkt, wird sein Leben lang das literarische Essen segnen, das nächst Gott und seinen Aeltern am meisten für sein Dasein gewirkt!"

Ein drittes mal, erzählte Hr. Jullien viel schöner und ausführlicher als mir möglich ist, kam ein reicher Mann zum Bankett und klagte, daß er gar gern sein Geld für die Civilisation, namentlich in Griechenland — es war die Zeit des griechischen Kampfes — verwenden wollte; daß er aber nicht wisse, wie; und er suche einen Mann, der ihm in dieser Sache behülflich sei. Dort unten sitzt er, antwortete Jullien und rief einen jungen Griechen herbei, der noch die hellenischen Gewänder und Schienen forttragen mußte, bis einst seine Privatstunden ihn in den Stand setzten, zu einem pariser Schneider zu gehen, ohne zu borgen. Eine schwere Stellung, denn wer Neugriechisch in Paris lernt, hat selber kein Geld. Dieser arme Gelehrte, den Jullien herrief, reiste Tags darauf, reichlich mit Geld versehen, nach der Moldau und stiftete dort Schulen, bis zu einem Werthe von 30,000 Francs, welche Anstalten später zum Theil nach dem Peloponnes und Hellas verlegt wurden. Keine einzige Gelehrtengesellschaft mit grünem Teppich und langen Reden hat ausgerichtet, was in diesem Falle ein literarisches Essen gethan.

Vor oder nach den Toasten, ich erinnere mich nicht mehr, zeigte der Präsident an, daß ein Gast, den Alle gern in ihrer Mitte gesehen hätten, leider nicht kommen konnte, daß er aber ein Gelegenheitsgedicht zugeschickt. Hr. Jullien sprach von Béranger. Allgemeiner Applaus. Auch das Gedicht, welches Jullien sodann vortrug, wurde sehr beklatscht. Nachher erzählte Hr. César Moreau an der Tafel, es sei nur zum Theil von Béranger, Hr. Jullien habe die meisten Strophen zugesetzt.

Hr. César Moreau ist ein merkwürdiger Mann, ein ausgezeichneter Statistiker, ein geschickter Viceconsul, kein geübter Redner, doch ist der Zweck seiner Worte oft nützlich und stets wohlgemeint. Bei einem frühern Bankett nach der Julirevolution brachte er einst einen Toast zu Ehren de cette glorieuse populace de Paris; allein der Vorschlag, den er nachher entwickelte, fand das größte Mitgefühl. Letzten Dienstag vergalloppirte er sich durch jene Bemerkung, daß Hr. Jullien Béranger'sche Verse gedichtet, machte aber sogleich einen von sämmtlichen Anwesenden gebilligten Vorschlag, man solle nämlich die bisher regellos gehaltenen Banketts in eine eigentliche Association verwandeln. Vermuthlich hat dies unter Anderm die Folge, daß die union des nations bald ein Journal herausgibt; denn jede Association in Paris hat ihr gedrucktes Organ. Noch hielt dann Hr. C. Moreau eine andere merkwürdige Rede über eine Erfindung, die ein Landmann in den Vogesen gemacht, er heißt Granger, und die Erfindung ist eine Vervollkommnung des Pfluges. Funfzehn Akademien haben bereits die Idee von Granger feierlichst beschrieben und gerühmt, ohne daß sich der arme Granger darum für gelehrter als sonst hält. Er fodert auch kein brevet d'invention, und wenn die Engländer sich an seinen Pflug schleichen, um heimlicherweise etwas abzulernen, so bleibt Granger stehen, bittet sie, nur Alles ordentlich zu beobachten; denn, sagt der arme Bauer, ich will nichts dabei gewinnen, es ist mir lieb, wenn die Sache meinen Nebenmenschen nützt. Hr. Moreau gerieth bei dieser Erzählung in noch wärmern Enthusiasmus und stolperte noch lustiger über halbe Perioden und Sprachschnitzer weg und wurde noch lauter belacht und beklatscht als an dem Tage, wo er den „glorreichen Pöbel von Paris" hoch leben ließ.

Da also einmal Reden gehalten wurden, so dachte ein anwesender Provinziale, auch er gehöre zum literarischen Essen, und begann in gravitätisch gedehntem Tone wie folgt: „Meine Herren, ich bin, wie Sie längst bemerkt haben werden, ein gesetzter Mann von schon reifen Jahren und Doctor der Medicin, der Chirurgie wie auch der Entbindung in einer wohlgelegenen prosperirenden Ortschaft der Normandie. Doch nicht in meiner Qualität als Schüler des Aeskulap ergreife ich das Wort vor Ihnen, meine hochzuverehrenden Herren, und nicht als Ver-

treter einer einzelnen Ortschaft, einer einzelnen Provinz in einem einzelnen Lande ergreife ich das Wort; meine Mission ist eine höhere, mein Zweck ein weiterer; so vernehmen Sie denn" — die ganze Gesellschaft war Ohr.

„Vernehmen Sie", sprach der normännische Arzt, „daß mein Ziel ist, in allen Theilen der Welt die Bettelei auszurotten, und gelang mir dies Bestreben annoch nicht in meiner kleinen Ortschaft der Normandie, so hoffe ich, durch Ihren Rath belehrt, meine Herren, bald zu günstigern Resultaten zu gelangen. Ich möchte zuvörderst Sie von der gesprießlichen Tendenz meines Planes durchdringen. Die Bettelei, welch Unheil richtete sie nicht an von den ältesten Epochen bis auf den heutigen Tag!" Hier entwarf der Redner ein schauerhaftes Gemälde jenes Unheils von den biblischen Zeiten bis auf die neuesten Ereignisse in der Normandie und in Paris; er citirte nacheinander die heilige Schrift, den Confucius, die orientalischen Werke überhaupt von den brahminischen Gesängen bis zu modernen Verordnungen des türkischen Sultans, geleitete uns allmälig nach Griechenland, Rom, durch das Mittelalter, und es war eine Freude, zu hören, wie der gelehrte Mann die jetzigen Ordonnanzen, sogar aus Deutschland über das Fechten der Handwerksburschen, auswendig weiß. Solch eine Erudition war mir nie vorgekommen; über die Mittel aber, der Bettelei ein Ende zu machen, hatte er vergeblich nachgedacht, und er bat uns, ihm hierin behülflich zu sein.

Ebenso interessant war die Erwiderung, die ein anwesender Engländer gab. Er war gleich beim ersten Worte des Normannen in einen heiligen Eifer gerathen, sammelte sich aber nachher, um mit Salbung zu reden, und entgegnete in einem ausführlichen Vortrage, wie es ein gottloses Bestreben sei, die Bettelei auszurotten; dies kleine Uebel erzeuge viel Gutes; wer jenes Unkraut ausjäte, verderbe die schöne Saat; keine Armen, keine christliche Liebe — plus de mendiants, plus de charité chrétienne!

Nun ergriff von der Gesellschaft gar Mancher die Partei des Normannen, und Andere erhoben sich für des Engländers Ansicht; es war ein toller Lärm, und leicht hätte das Gezänke viel länger gedauert ohne die Intervention des Hrn. César Moreau, der über den Ursprung des Streites folgende Aufklärung gab: „Der Herr Doctor ist diesen Morgen in Paris angekommen. Schon um acht Uhr war er bei mir, ich lud ihn zu diesem Essen ein, und wir gingen zusammen her. Unterwegs erzählte er mir, daß er ein großes Grundstück besitze, das nur zwei Procent jährlich einbringe und er möchte fünf Procent daraus ziehen. Dies geht aber nicht aus Mangel an Arbeitern. Denn ehe die Taugenichtse für geringen Lohn das Feld bauen, betteln sie lieber. Deswegen ist der Hr. Doctor gegen die Bettelei."

Das Gelächter der Gesellschaft nahm noch überhand, als der Geograph Montémont plötzlich das Wort nahm und erklärte, er fände jenes Gespräch über Bettelei höchst langweilig. Weder hievon noch von Politik solle die Rede sein; dann brachte er den Toast aus: „A la république des lettres!" Und fast hätte dieser Ausruf noch zu größerm Lärm geführt, aber Hr. Jullien unterbrach und kündigte an, daß er nach dem Wunsche der Gesellschaft die Commissaire vorschlagen werde, die in Zukunft dem Bankett vorstehen sollen.

Sir Sidney Smith, der jetzt in Boulogne sur Mer ist, um seine Entdeckung eines nicht-untergehbaren Schiffes zu versuchen, wurde in contumaciam als Commissair für Großbritannien, Graf Plater für Polen ernannt u. s. f.; für Deutschland aber und die angrenzenden Länder wurde ich selber zum Commissair gewählt. Mein Gebiet umfaßt die deutsche Conföderation mit Inbegriff der drei freien Städte und von Frankfurt a. M., die sonstigen östreichischen und preußischen Besitzungen, und Schweden, Norwegen, Dänemark. Damen aus diesen Ländern belieben sich wegen meiner Adresse an die Redaction zu wenden; Damen sind vom Bankett nicht ausgeschlossen, denn ich erinnerte daran, daß früher Lady Morgan mit uns gegessen, und setzte ausdrücklich durch, daß das schöne Geschlecht bei uns willkommen sei.

Dies Essen wird mir unvergeßlich bleiben. Es unterhielt mich besser als frühere Banketts der „Revue encyclopédique", wobei die Anzahl berühmter Gelehrten größer war, und bei denen ich nicht durch einen Nachbar wie den Naturforscher gestört wurde. Bei diesem Essen lernte ich die merkwürdige Entdeckung des französischen Anatomen kennen, die Ansichten hiesiger Künstler über unsere Kunst in Deutschland, die Bestrebungen des normännischen Arztes gegen die Bettelei. Und wenn dies erste der wiederbeginnenden Banketts auch nicht allen meinen Erwartungen entsprochen hätte, so habe ich doch jedenfalls ein gutes Essen mitgemacht. Die Trüffeln beim Restaurateur Fèvre sind vortrefflich. .... 187.

Dr. Wilhelm Butte.

Ein Mann, welcher als Schöpfer einer neuen Wissenschaft mit allen Schwierigkeiten zu kämpfen hatte, die dem Neuen und Ungewöhnlichen sich entgegenzustellen pflegen, und der wahrscheinlich erst bei den Nachkommen der rechten Würdigung seines Wirkens theilhaftig werden wird, Dr. Wilhelm Butte, königl. bairischer Hofrath, königl. preuß. Regierungsrath u. s. w., geboren 1772 zu Treyße an der Lumbde in Kurhessen, ist in Berlin kürzlich an den Folgen eines Nervenschlages mit Tode abgegangen.

Wir können dies Ereigniß nicht vorübergehen lassen, ohne mit einigen Worten der Bestrebungen dieses merkwürdigen Mannes zu gedenken, welche sowol wegen ihrer eignen Originalität und Tiefsinnigkeit, wie auch wegen des von ihrer weitern Entwickelung zu erwartenden praktischen Nutzens auch außer der gelehrten Welt bekannter zu werden verdienen, als es die Jugend der Sache und ihre von den bisherigen Anschauungen so völlig abweichende Gestalt bisher vielleicht gestattete. Durch statistische Forschungen, wozu sein Beruf als Professor der Staatswissenschaft zu Landshut ihm Veranlassung gab, wurde Dr. W. Butte zuerst auf die Unzulänglichkeit der bisher üblichen Eintheilungen des menschlichen Lebens aufmerksam und auf das neue System geführt, womit er unter dem Titel: „Arithmetik des menschlichen Lebens" (Landshut 1811), zuerst auftrat, und welches schon damals, namentlich in Paris, woselbst der Verf. Behufs der Ausbreitung desselben und um die zu Erläuterung seiner Ansicht dienenden Karten stechen zu lassen, sich 20 Monate lang aufhielt, großes Aufsehen machte. Völlig ergänzt und überarbeitet trat jedoch das Werk unter dem Titel: „Biotomie des

Menschen" im Jahre 1829 neuerdings ans Licht, wo denn nicht blos ein erweiterter Kreis von Theilnehmenden sich bildete, sondern auch sehr achtbare kritische Stimmen über den Werth desselben sich vernehmen ließen. So liest man unter Anderm in den Ergänzungsblättern der „Allgemeinen Literaturzeitung" vom August 1830: „Dieses Werk gehört ohne Zweifel zu den herrlichsten und gediegensten Früchten, welche auf dem klassischen Boden deutscher Wissenschaft und unter dem Schutz des vorzugsweise hier geschlossenen Bundes zwischen Philosophie und Naturkunde in neuerer Zeit reifen, daher es als eine reelle Erweiterung und Vertiefung des menschlichen Wissens für alle Kommende Zeiten sich bewähren, jedoch die vollkommene Anerkennung der Masse von gelehrten Kenntnissen, des Scharfsinns und der Originalität, wovon es erfüllt ist, dem tiefern Studium werde vorbehalten bleiben müssen."

Was das System selbst betrifft, so soll bei der Unmöglichkeit, durch Auszüge davon eine irgend genügende Darstellung zu geben, hier blos so viel gesagt werden, daß nach ihm das Leben des Menschen mit seinen Perioden, Epochen, Stufen und Jahren nach neuen, unwandelbaren Gesetzen bestimmt und geregelt erscheint, indem uns zugleich die Erde und der Mensch, die sich verhalten wie Raum und Zeit, im innigsten Zusammenhange mit einander und allen übrigen Lebensformen gezeigt werden. So ist denn in der Erdwelt der Erdkörper der allgemeine Raum, der Mensch aber, als Mittelpunkt aller auf der Erde möglichen Function, die allgemeine Zeit, daher die Wechsel, welche in dem Leben des Menschen unter der Form der Zeit oder als Zeiträume vorkommen, an dem Leibe der Erde als Raumzeiten unter der Form des Raumes nachgewiesen werden können, und was in dem tellurischen Leben Perioden, Epochen, Stufen und Jahre sind, auf der Oberfläche der Erde Zonen, Regionen, Sectionen und physikalische Grade sein müssen. Hiernach aber tritt, da auch die Thier- und Pflanzenwelt als actives und passives Leben ihre Stelle hat, wie die anorganische als neutrales und der Mensch — weil in ihm, und nur in ihm die Idee des Lebens zu ihrer Selbstanschauung kommt, als reciprokes Leben — hiernach also tritt alles Geschaffene in den lebendigsten Zusammenhang, und eine neue, überraschende Harmonie zwischen Mensch und Erdkörper in allen verschiedenen Stufen ihres Seins belebt uns den Anblick der Schöpfung. Jugend, Kraft und Alter, Entstehen, Bestehen, Vergehen, die drei Hauptabschnitte alles Lebens, finden sich auch vom Erdkörper ausgedrückt durch die heiße, die gemäßigte und die kalte Zone mit allen übereinstimmenden Kennzeichen, wodurch die thatsächlich große Verschiedenheit der Geschlechtsverläufe nach Himmelsstrichen, Nationalabstammung und Lebensweise glücklich gelöst, in unsern geographischen und naturhistorischen Eintheilungen jedoch auch freilich eine große Umwälzung bewirkt wird, daher denn wol manche verjährte Meinung, manches Vorurtheil, mancher Widerstand noch zu besiegen sein dürfte, bevor dem neuen Systeme dieses allgemeinen Erdorganismus seine praktische Anwendung und dem Entdecker desselben die passende Stelle unter den ersten Geistern des Jahrhunderts zu Theil werden wird.

Mögen diese kurzen Andeutungen, denen wir nur noch die Nachricht hinzufügen, daß die Lebensschicksale des Verewigten, von ihm selbst aufgezeichnet, nächstens zur Oeffentlichkeit gelangen und manchen guten Aufschluß über ihn selbst und die Menge seiner Schriften ertheilen werden, bei den Befreundeten sein Andenken erneuen, den Entfernteren aber ein Anlaß sein, über ein so reiches, großartiges Streben und dessen bedeutsame Resultate sich an den Quellen näher und vollständiger zu unterrichten! 187.

Literatische Notizen.

Folgendes im Januar d. J. in London erschienene Werk verdient Erwähnung: „A general view of the geology of scripture, in which the unerring truth of the inspired narrative of the early events in the world is exhibited, and distinctly proved by the corroborative testimony of physical facts, on every part of the earth's surface. By George Fairholme."

Nr. 22 des „Foreign quarterly review" tritt bei der Anzeige von Schlegel's Flugschrift: „Réflexions sur l'étude des langues asiatiques etc." (Bonn 1832), hinsichtlich der Art und Weise seiner Angriffe auf den Oriental translation fund, die ostindische Compagnie u. s. w. gegen Ihr und vornehmlich gegen seine geneigte Eitelkeit auf, die während seines Aufenthaltes in England bei den dasigen Orientalisten nicht die gebührende Anerkennung gefunden haben will. Er läßt ihm allerdings in manchen Punkten Gerechtigkeit widerfahren und leugnet nicht, daß die londoner Ausgabe der „Hitopadésa" von der Schlegel'schen keine Empfehlung verdiene, die ostindische Compagnie also Unrecht hätte, von dieser nur sechs Exemplare zu kaufen. Es möchte überhaupt wol die Frage sein, ob nicht eben Das, was Schlegel an dem Plane des Oriental translation fund tadelt, sondern blos — wie das „Review" meint — die Abneigung der Gesellschaft, ihre Bestrebungen und Erfolge öffentlich mehr zu verkündigen, Schuld an der Kleinheit ihrer Subscriptionsliste ist.

Dieselbe Zeitschrift gibt eine nichtssagende und sehr flüchtige Entgegnung des bekannten, die preußische Handelspolitik gegen die frühern englischen Angriffe vertheidigenden Artikels in den „Times" vom 7. Januar d. J. Neid und Bitterkeit über den bevorstehenden Handelsverein der kleinern deutschen Staaten mit dem preußischen geben sich auch hieraus als Hauptbeweggründe aller Anfechtungen des letztern kund.

Ein neuerlich in Madrid in zwei Bänden erschienener historischer Roman: „El conde de Candespina", wird von der „Gazeta de Madrid" günstig angezeigt. Der Verfasser ist Don Patricio de la Escosura, Artillerieoffizier in der königlichen Garde.

Das „Foreign quarterly review" beschuldigt Raumer, bei der ausländischen Anzeige der „Briefe aus Paris zur Erläuterung der Geschichte des 16. und 17. Jahrhunderts" einiger unbedeutenden Irrthümer in Betreff seiner Angaben über die englische Geschichte. Er habe nämlich den englischen Gesandten in Paris im Mai 1583 Dympson genannt, derweil doch fortwährend Sir Edward Stafford auf diesem Posten gewesen sei, und es in die Augen springe, daß nicht wohl ein obscurer Mr. Dympson, leicht aber ein von den alten sächsischen Königen abstammender Stafford einen Herzog von Sachsen, aus dem deutschen souverainen Hause Lothringen, habe herausfodern können; er bekenne ferner Beale, den Schreiber des Rathes, Lord Beale, Lady Arabella Stuart, die nächste Erbin des Thrones nach Jakob I. und seinen Kindern, Miß Arabella Stuart, und Sir Thomas Overbury Sir Overbury. Das „Review" beruft sich übrigens vor Raumer's Ansichten von Jakob I. und der damaligen Geschichte Englands näher zu beleuchten, sobald seine „Geschichte der letzten drei Jahrhunderte" vorliege.

Das Werk des „Cent et un" hat allerdings nur zu acht Bänden angekündigt. Man ist jetzt aber schon beim 11. Bande und gedenkt es erst mit dem 16. Bande zu beendigen. Nebenbei hat auch eine Fortsetzung dieses Unternehmens begonnen unter dem Titel: „Les cent et une nouvelles nouvelles des cent et un, ornées des 101 vignettes par 101 artistes", die aus sechs bis acht Bänden bestehen wird. Was den 101 scheint gradezu eine Mode in Paris zu werden, denn man hat ebenso angekündigt „Les cent et un mémoires, recueil de documens inédits, pour servir à l'histoire contemporaine", die in monatlichen Lieferungen in zehn Bänden sollen ausgegeben werden. 153.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonnabend, — Nr. 180. — 29. Juni 1833.

Politische und philosophische Miscellen, aus den Memoiren und der Correspondenz von Thomas Jefferson, nebst vorausgeschicktem Versuch über die Grundsätze der amerikanischen Schule und einer Uebersetzung der Constitution der Vereinigten Staaten, mit Commentar. Von L. P. Conseil. Zwei Bände.

Wenig Menschenleben bieten ein so befriedigendes Bild einer unausgesetzten, großmüthigen und warmen Bemühung für das allgemeine Wohl dar als das von Jefferson. Wenigen auch ist es gegeben, nach einer langen Reihe von Jahren der Früchte einer Arbeit sich zu erfreuen, welche in der Regel Diejenigen verschlingt, die Hand daran legen. Das ist das Eigne der großen Revolutionen, aller jener ungewöhnlichen Bemühungen, welche dahin streben, den Menschen aus der fortgeerbten Bahn seiner Erniedrigung zu erheben; die Männer von Herz und Beruf überleben selten die Krisis, ihre Hand wirft den befruchtenden Samen aus, und alsbald erliegen sie den Tribut der allgemeinen Sterblichkeit, oder fallen unter der anstrebenden Reaction. Jefferson konnte als 83jähriger Greis auf seine lange Bahn zurückschauen, das Entstehen der nordamerikanischen Freistaaten und ihre allmälige Entwickelung und Fortschreitung betrachten und mit freudigem Muthe den Tod und den ewigen Richterspruch über sein Wirken zum Besten der Menschheit abwarten. Sein Glaube an die unausbleibliche Emancipation der Völker, an ihr Recht, sich selbst zu regieren, war unerschütterlich, und bis zur Stunde seines Todes behielt er dieses Vertrauen in der nämlichen Frische und Lebendigkeit wie in den Jahren seiner kräftigsten Jugend. Im Jahr 1823, als 80jähriger Mann, mit einem steifen Daumen und mehren gelähmten Fingern, schreibt er an den General Lafayette, seinen alten Freund:

Ihre Mühen in Frankreich waren lang und hart; wann werden sie enden? Dies ist unmöglich vorauszusehen, aber es unterliegt keinem Zweifel, daß sie ein Ziel erreichen werden. Heilige oder höllische Allianzen können sich bilden und die Epoche der Befreiung verzögern; sie können die Bäche von Blut anschwellen, welche noch fließen sollen; allein ihr Fall muß das Drama beschließen und den Völkern das Recht belassen, sich selbst zu regieren.

Dieser Brief fällt in die Zeit des spanischen Krieges, als Frankreich den Bourbons in Madrid seinen Beistand lieh, um die Cortes zu Paaren zu treiben. Jefferson äußert seine Hoffnung, daß die Spanier sich halten, und daß ihr Sieg der Freiheit einen allgemeinen Aufschwung geben werde. In Beziehung auf die französische Revolution hatte er sich mehrfällig geirrt und seinen Irrthum später selbst eingesehen; er glaubte anfänglich, daß im Jahr 1789 und selbst später noch eine Vereinigung, eine Transaction zwischen der Volkspartei und dem Thron möglich gewesen sei; er bekannte in einem seiner spätern Briefe an Lafayette diesen Misgriff. Selbst im Jahr 1823 äußerte er noch einmal seinen Zweifel, ob die europäische Gesellschaft zu einer republikanischen Regierung sich eigne:

Ich zweifelte, wie Sie wissen, in der Zeit, wo ich mit Ihnen lebte, ob dem europäischen Zustande eine republikanische Regierung angemessen sei, und ich zweifle noch daran. Mit einem erblichen Chef, welcher aber in die engsten Grenzen eingeschränkt ist, mit einem gesetzgebenden Körper, welcher das Recht besitzt, Krieg zu erklären, einer strengen Sparsamkeit der öffentlichen Gelder und Untersagung aller unnützen Ausgaben, läßt sich der Zustand einer rechtlichen und von aller Bedrückung entfernten Regierung bis zu einem sehr hohen Grade realisiren; — aber die einzige Garantie hiervon ist eine freie Presse. Es ist unmöglich, der öffentlichen Meinung zu widerstehen, wenn sie sich ohne Beschränkung äußern darf. Man muß sich die Aufregung der Presse gefallen lassen, es ist die nöthige Bewegung, um das Wasser rein zu erhalten.

Auf diesen Zweifel erwidert der französische Uebersetzer und Herausgeber, daß diese Ansicht Jefferson's mit dessen Entfernung und nicht hinreichender Kenntniß der Fortschritte im Volksgeiste Frankreichs zu entschuldigen sei; „wenn aber Jefferson, der im Jahr 1823 obiges Programm der Erfoderniſse eines allein erträglichen Zustandes gegeben, die Julitage erlebt und die hier verbesserte Charte danebengelegt hätte, was würde er dann gesagt haben? ihm würde auch hinsichtlich Frankreichs bewiesen sein, was er sonst überall mit einer ungemeinen Kraft und Energie ausdrückte: daß jene engsten Grenzen eine unausführbare Chimäre sind, daß das Budget einer monarchischen Nation allen Regeln einer weisen Sparsamkeit entschlüpft; daß jener unbegrenzte Hochmuth, welchen man die Majestät des Thrones nennt, stets verweigern wird, die Oberhoheit der Gesetze und die Aufsicht der als ihre Organe constituirten Behörden anzuerkennen; daß die Eitelkeit und die Privilegien die unerläßlichen Stützen aller erblichen Gewalt sind, und daß aus dieser unerschöpflichen Quelle

von politischer und moralischer Verderbtheit und Bestechung jene Misbräuche herfließen, welche heimlich alle Dämme untergraben, die sie nicht offen umwerfen können."

Jefferson wurde im Jahr 1743 geboren. Er war Deputirter von Virginien auf dem alten Congreß und befand sich mit John Adams, Franklin, Sherman und Livingston in der nämlichen Commission, um die Erklärung der Unabhängigkeit zu fertigen. Er selbst faßte diese Erklärung ab, welche ewig ein Muster von würdiger und wahrer Politik bleiben wird. In der Folge ward er beauftragt mit der Reform der alten englischen Gesetze und Fertigung neuer Gesetzbücher, sodann wurde er Gouverneur von Virginien, Deputirter bei dem neuen Congreß, später bevollmächtigter Minister am französischen Hofe zur Zeit des Ausbruches der Revolution; von da kehrte er in sein Vaterland zurück, wohin ihn der damalige Präsident der Vereinigten Staaten, Washington, als Staatssecretair berief. Unter dem Präsidium von John Adams war er Vicepräsident und endlich von 1800 — 8 selbst Präsident. Die Dienste, welche er der Republik erzeigte, sind ebenso ausgezeichnet als anerkannt; zwei derselben stehen oben an und haben ihm die ewige Dankbarkeit seines Vaterlandes erworben: der erste ist die Thätigkeit, welche er als Deputirter von Virginien bei der ersten Unabhängigkeitserklärung an den Tag legte, und die Reinheit und Gediegenheit von Grundsätzen, welche er in dem von ihm abgefaßten Manifeste aussprach; der zweite und wo möglich noch größere ist die friedliche Revolution, welche er von dem Momente seines Präsidiums an in den Vereinigten Staaten und der Regierung zuwege brachte. Es war dem Einflusse der englischen Partei gelungen, mehr und mehr die Ideen der englischen Verfassung und der Monarchie in den Charakter der Regierung einzuführen, und wenn General Washington während seines Präsidiums sich unbewußt von diesem Strome leiten ließ, so that es John Adams mit Bewußtsein und aus Ueberzeugung, obschon im übrigen aus reiner und unbefleckter Ueberzeugung. Der Verlauf der französischen Revolution und die daraus hervorgehobenen Begebenheiten von Verirrungen und Misbräuchen hatten diese Besorgniß scheinbar gerechtfertigt; allein Jefferson betrachtete dieselbe und die Abweichung von der ursprünglichen reindemokratischen Bahn als das größte Unglück, welches den Vereinigten Staaten widerfahren könne, er strengte alle seine Kräfte an, um sie dahin zurückzuführen, und es gelang ihm, wiewol nicht ohne unsagliche Mühe, Kampf, Kummer und Verleumdung. Von dieser Epoche an war der Weg, welchen die Union zu gehen hatte, unabänderlich festgesetzt, und der Anklang, welchen Jefferson in dem Geiste des Volkes fand, bekräftigte sein Vertrauen, daß es fortan keiner Macht mehr gelingen werde, in den Vereinigten Staaten ein anderes als das republikanische Regierungssystem Wurzel fassen zu lassen.

Seine würdigen Nachfolger wurden die Monroe, die Madison, Jackson, welche seinen Fußstapfen folgten.

(Der Beschluß folgt.)

Silvio Pellico's Memoiren. *)

Was leicht vorauszusehen war, ist geschehen. Dies denkwürdige, nur durch ein wahres Wunder von der piemontesischen Censur verschonte Buch ist in dem lombardisch-venetianischen Königreiche verboten worden. Welche Anerkennung es überall in andern Ländern findet, beweisen eine deutsche Uebersetzung, die es schon erlebt, eine englische, die von Thomas Roscoe in London besorgt wird, zwei französische, deren eine mit zahlreichen Noten von Hrn. Maroncelli, dem spielberger Kerkergenossen des Autors, versehen ist, und drei Nachdrücke des Originals, in London, Paris und Leipzig.

Von Dem, was ein englisches Journal über dasselbe und über die italienischen Verhältnisse im Allgemeinen sagt, scheint uns Folgendes der Aushebung werth zu sein.

„Wir wollen aufrichtig gestehen, daß das tiefe Interesse, welches uns diese Memoiren abgewonnen haben, keineswegs von einer besondern Sympathie mit den Leitern der italienischen Unruhen unterstützt worden ist. Wir mögen die Bedrückungen der östreichischen Regierung in Italien, ihre offenbare Verachtung aller Nationalgefühle und Vorurtheile nicht vertheidigen und gestehen daher den Italienern ihr volles Recht zu, sich par voie de fait Hülfe zu verschaffen, sobald constitutionnelle Vorstellungen unbeachtet bleiben; aber ihre Insurrectionen in den letztern Zeit gaben eine Tollkühnheit in der Auffassung der Idee, eine Schwachherzigkeit in der Ausführung kund, die jede, auch die beste Sache in Verruf setzen mußten und das Gelingen jedes allgemeinen, kräftigen Versuches zu Gunsten der italienischen Freiheit in eine Unendlichkeit hinaus verschoben haben. Man kann eben deshalb nicht leicht an dem Schicksale der Urheber dieser übelberathenen Aufstände regen Antheil nehmen, denn wer sein Leben auf einen Wurf setzt, muß auch die Entscheidung der Würfel gewärtigen. Daß ausnahmsweise Männer darein verwickelt wurden, die für ihre selbstsüchtigen, ränkeschmiedenden Mitgenossen zu edel waren und durch ihre Festigkeit und Ausdauer in Misgeschicken, Gefangenschaft und Exil auf eine wenig empfehlenswerthe Sache einen erretteten Glanz warfen, muß jeden Mann von ruhiger Ueberlegung um so mehr bestimmen, alle solche unzeitigen und wagehalsigen Bewegungen zu misbilligen."

„Es ist der Fluch dieser übereilten Bewegungen, daß sie, sobald sie einmal losgebrochen sind, auch gegen seine bessere Einsicht manchen tugendhaften, schätzenswerthen Mann mit in sich hineinziehen, der niemals gewagt haben würde, wofern er sich selbst überlassen geblieben wäre, mit so ungleichen Mitteln und so wenig zu einem ernsthaften, anhaltenden Kampfe vorbereiteten Gemüthern ohne die Wahrscheinlichkeit eines endlichen Erfolges sein Vaterland in das gewisse Elend zu stürzen, das jede ausbrechende Revolution begleiten muß. Die weise und vernünftige Anhänglichkeit solcher Männer an die Freiheit, als an einen mit dem Wohle der Gesammtheit übereinstimmenden Begriff, hätte sie lehren sollen, wie wenig Vortheil für die wahre Freiheit aus solchen Unternehmungen zu ziehen ist, deren Fehlschlagen die Unterdrücker eines Volkes immer nur scheinbar berechtigt, ihm ihre eiserne Zuchtruthe härter fühlbar zu machen. Wann aber einmal der Schrei der Freiheit erschollen ist, so verhindert ihre ritterliche Natur und ihre Hochherzigkeit solche Männer zurückzustehen. Sie würden einen riesenhaften Feind nicht ohne Noth angegriffen haben; aber sie können ihren Beistand nicht versagen, wenn der Aufruf ihrer Landsleute zu dem verzweifelten Kampfe an sie ergeht. Es ist freilich nur zu oft ihr Lohn, daß während der selbstsüchtige Aufwiegler und Unruhstifter flüchtet oder sich bei dem ersten Zürnen des Glückes unterwirft, der unerschrockene und uneigennützige Vertheidiger der guten Sache, der ihr auch als einer verlorenen beigetreten ist, zuletzt als ein Opfer der Rache des erbitterten Gegners fällt."

„Für Männer wie diese, deren Gemüthsart den trüben Elementen der Revolution von Natur abgeneigt ist, die den stil-

*) Vgl. Nr. 186 d. Bl. D. Red.

len Pfad der Wissenschaft oder Literatur fortgewandelt sein würden, hätte sie nicht der Drang der Umstände in die von heftigern Köpfen oder eigennützigern Seelen erregte Bewegung gezogen, für die Giesa, Arrivabene und Pellico des leidenden Italiens, fühlen wir allerdings die Sympathie, welche eine großmüthige wenn auch misverstandene Hingebung für sich erwecken muß. Und wenn Pellico uns also die Geschichte seiner Gefangenschaft in diesem einfachen Buche vorlegt, fast ohne eine laute Klage, ohne die geringste Schmähung, ohne irgend ein Wort von Politik; wenn der milde, wohlwollende Charakter, das reine Herz des Verf. auf jeder Seite durchscheinen, da muß und wird jeder Leser, er mag einer politischen Partei angehören, welcher er will, von diesem Zauber ergriffen, dem unglücklichen Schicksale des Verf. seine Theilnahme schenken. Wir gestehen auch unsererseits, daß uns dies Büchelchen besser geeignet oder vielleicht berechnet scheint, die Gemüther gegen Oestreich und seine Verwaltung Oberitaliens zu indigniren, ja vielleicht den Weg zu ihrem Sturz zu bahnen, als irgend eine möglicherweise wieder ausbrechende Empörung, oder als die politischen Schmähungen, womit man sie angegriffen hat. Nicht von geheimen Verbindungen und von den Carbonari her droht Oestreich große Gefahr. Nach dem Erfolge der neapolitanischen und piemontesischen Revolutionen zu schließen, möchten wir behaupten, daß eine Seite von Pellico der Regierung mehr als zwanzig italienische Schwerter schaden kann. Auch von dem erbitterten und ungemäßigten Tone der politischen Schriften, in welchen sie zumeist angegriffen wird, hat sie wenig zu fürchten. Denn die Thatsachen, welche diese Schriften anführen, sind in der Regel so zweifelhaft, oder mindestens von der Leidenschaft politischer und nationaler Vorurtheile so sehr entstellt und übertrieben, daß die Wirkung, welche sie auf die Gemüther ruhiger Beobachter hervorbringen, häufig eine der beabsichtigten ganz entgegengesetzte wird. Hier ist nun ein Werk erschienen, welches nicht das Mitgefühl einer Partei, sondern das allgemeine der Menschheit in Anspruch nimmt, welches sich nicht mit nichtssagenden Gemeinsprüchen oder mit ungewissen Anekdoten beschäftigt, sondern mit strenger Wahrheit und Mäßigung die Wirkungen jenes Regiments in einem individuellen Falle schildert. Statt aller Uebertreibung ist vielmehr ängstlich auch das kleinste Merkmal von Heftigkeit in Gedanken und Ausdruck entfernt, und es kann dennoch kein Mensch das Buch lesen, ohne daß er sich innerlich empören muß. Strenge und gewaltsame Maßregeln hätten wol in dem Zorne und der ersten Aufregung über die vermeintliche Entdeckung einer weit verzweigten Verschwörung Entschuldigung finden können. Aber was läßt sich zu Gunsten eines Systems sagen, das, wenn alle Gefahr oder Störung vorüber ist, fortfährt mit vorbedachter Erfindungskunst das Elend lebenslänglicher einsamer Einkerkerung zu erhöhen durch Aussetzung in die Kälte und Feuchtigkeit des Winters, gleichwie unter die erstickende Hitze der Bleidächer im Sommer, durch grobe, ekelhafte Nahrung, durch Zwangsarbeiten, durch die Last der Ketten, durch den Mangel ärztlichen Beistandes außer an gewissen Tagen, durch Aufhebung aller Gemeinschaft mit Verwandten und Freunden, kurz durch jedes nur erfinnliche Mittel, das die Leiden des Gefangenen unerträglicher macht? Uns scheint es bei Erörterung dieses Gegenstandes gar nicht in Betracht zu kommen, ob das Opfer des ihm vorgehaltenen Verbrechens schuldig war oder nicht. Daß in irgend einem civilisirten Lande Europas gegen irgend ein Verbrechen oder gar gegen ein bloßes politisches Vergehen im 19. Jahrhundert ein solches System angewendet werden kann, ist ein Umstand, der uns höchlich in Erstaunen setzt u. s. w."

„Der Hauptreiz der Memoiren des Herrn Pellico liegt in der seltenen Haltung und der ruhigen Schönheit des Tones. Es ist ein langer tragischer Monolog, und wir lernen in dem Verf. ein so hochgebildetes liebenswürdiges Gemüth kennen, wie es die größten irdischen Prüfungen befreit; wir sehen es in so rührenden Momenten der Schwäche oder Stärke, geistiger Anstrengung oder der Abspannung getäuschter Hoffnungen, skeptischer Muthlosigkeit oder gläubigen Vertrauens, durchdrungen von solchem Wohlwollen gegen die Menschheit, von so heißem Verlangen, selbst in dem Bösen das Gute zu erforschen, unter der äußern Verhüllung von Härte oder Selbstsucht Herzensgüte und Freundlichkeit, daß uns dies Buch ein psychologisches Gemälde der seltensten Art bietet, weil es zugleich ein historisches, unverkennbar allenthalben mit dem Stempel der Wahrheit bedrucktes Document abgibt. Der Autor versichert selbst, daß kein Beweggrund persönlicher Eitelkeit sein Entstehen veranlaßt habe, sondern daß er es lediglich als ein Vermächtniß Denen habe hinterlassen wollen, die ihr Schicksal mit ähnlichen Leiden prüfe, als ein Zeugniß, welche Tröstungen Religion und Philosophie auch im härtesten Unglück zu gewähren im Stande sind."

„Wir wissen zwar nicht, wie viel von dem still ergebenen Tone des Buches auf Rechnung der Obacht der piemontesischen Censur zu stellen ist. Wir meinen aber, daß dasselbe, sowie es ist, in keiner Zeit einen glücklichern und tiefern Eindruck hätte machen können als eben in der unserigen; daß der Geist der Frömmigkeit, Menschlichkeit, Einfalt, Resignation und christlichen Milde, den es athmet, auf das Erfreulichste mit jenen scheußlichen Schilderungen von Lastern, Verbrechen und physischen Greueln contrastirt, die wilden, zügellosen Haß, Hochmuth und Selbstsucht, großentheils zu Gunsten einer zweideutigen Freiheit predigen und namentlich von Frankreich herüber die Literaturen anderer Nationen jetzt verunreinigen."

Wir fügen zu diesem kleinen Artikel nur noch die Notiz, daß nach neuerlichen Nachrichten Herr Silvio Pellico eine neue Tragödie, betitelt „Gismunda", geschrieben hat, die auf dem turiner Theater mit so gewaltigem Beifalle dreimal vorgestellt worden ist, daß die sardinische Regierung auf Anlaß der östreichischen Gesandtschaft sich bewogen gefunden hat, die fernere Aufführung zu untersagen. Das Stück spielt im 12. Jahrhundert in Mailand, zu der Zeit der Kriege der Mailänder mit dem Kaiser und der gänzlichen Zerstörung dieser Stadt durch letztern. Die Moral ist: den Italienern die Thorheit ihrer bürgerlichen Zwistigkeiten und die Nothwendigkeit zu zeigen, dieselben einzustellen, um sich gegen die Fremden zu vereinigen. 153.

Les fils d'Edouard, tragédie en trois actes, par Mr. *Casimir Delavigne*. Paris 1833.

Wir sind in einem Zimmer der Königin Elisabeth; sie stickt, neben ihr sitzt der kleine Herzog von York, der sich von seiner Wärterin ankleiden läßt, sich sehr heftig und unartig geberdet und weidlich über seinen Oheim Richard schimpft. Dieser stattet der Königin und seinem Neffen einen Besuch ab. Man wartet die Rückkehr des jungen Königs Eduard, des Herzogs von York Bruder, ab, und Glocester ladet die verwitwete Königin und ihren Sohn ein, den König im Tower zu erwarten. In dem Drama von Shakspeare, welchem Hr. Delavigne sein neues Trauerspiel entlehnt, schlägt der Herzog seiner Schwägerin und ihrem Sohne dasselbe vor; der junge York will sich aber nur unter der Bedingung dazu verstehen, daß ihm der Oheim sein Schwert gebe, und auf die Frage, wozu er dieses haben wolle, antwortet der muthige Knabe: „Um Euch dafür zu danken, daß Ihr mich immer einen kleinen, ohnmächtigen Jungen nennt." Diese Antwort verkündet Muth und Trotz und muß allerdings den Oheim stutzig machen. Bei Delavigne fodert der kleine Prinz Glocester's Schimmel; begreift man aber nun, warum ihn diese Bitte besorgt macht, ihn in Ausführung seiner Pläne hindert? Sie haben da mit einem Zuge das ganze classische System: es ziemt sich nicht, daß ein wohlerzogener Prinz sich dergleichen gegen einen Vormund erlaubt; un cheval blanc, das ist nett, graziös; die Bitte wird mit gehörigem Anstande vorgebracht; der junge York des Hrn. Delavigne ist ein charmanter dummer Junge, und der Oheim noch einfältiger, sich an dessen Dummheiten zu kehren. Im Augenblicke, wo die Königin sich entschließt, den Bitten ihres Schwagers nachzugeben, wird der Tod der Lords Rivers, Grey und

Bauchan, die auf Befehl des Regenten hingerichtet worden sind, verkündet. Der Herzog von Buckingham nimmt den jungen Herr vor dem Regenten; der kleine Prinz theilt seine Besorgnisse seiner Mutter mit, und der erste Aufzug schließt, ohne daß die Königin sich entschlossen hat, in den Tower zu gehen. Im zweiten Acte wird es etwas lebendiger. Elisabeth und ihr Sohn sind endlich zu Eduard geeilt, der im Tower abgestiegen ist. Die Freude des Wiedersehens wird bald durch die Schreckensnachricht getrübt, daß Hastings, der Königin ergebenster Freund, von Buckingham ermordet sei. Elisabeth, welche wohl weiß, daß Buckingham's Hand durch einen Mächtigern geführt worden, stellt den Lord Protector zur Rede, dieser antwortet mit dreistem Ungestüm und beleidigt Elisabeth im Angesichte der Lords und ihrer beiden Knaben, der junge Eduard reißt dem Regenten die Mütze vom Haupte, welche dieser im Angesichte der Königin aufbehalten. Dergleichen Mouvements behagen den Franzosen außerordentlich; die Kühnheit des kleinen Mannes wird alle Abend rauschend beklatscht. Richard wirft von nun an die Maske ab, läßt die beiden Prinzen gefangen nehmen und in den Kerker führen. Die Königin wird von ihren Kindern getrennt, wobei dann natürlich auffallen muß, daß sie und ihr Anhang sich dies Alles so gefallen lassen, und daß nicht eine Behörde zu ihren Gunsten sich erhebt.

Wir haben vergessen, zu berichten, daß die erste Idee dieser Tragödie beim Anblick des herrlichen Gemäldes von Delaroche entstanden ist, welches vor zwei Jahren im Louvre ausgestellt war. Dieses Gemälde wird im dritten Acte auf der Bühne dargestellt. Beide Knaben sitzen auf einem Bette, der eine hat eine Bibel in der Hand, der andere, auf seinen Bruder gelehnt, scheint in Nachdenken versunken. In diesem Acte erscheint zum ersten Mal Tyrrel, ein verschuldeter, gänzlich ruinirter Edelmann, der in Shakspeare's „Richard III." die Kinder Eduard IV. ermordet. Diese Rolle, die im Original kaum angedeutet ist, dehnt der französische Dichter über die Maßen aus und bemalt sie aufs Sorgfältigste mit Antithesen und blendendem Wortgeflimmer; dabei macht er ihn so schlecht und so sentimental, wie nur irgend ein Melodramenheld sein kann. Noch sind die beiden Prinzen nicht ohne alle Hoffnung; der Erzbischof von York hat ihnen in einem Buche ein Billet zustellen lassen, in welchem er sie benachrichtigt, daß ihre Freunde für sie thätig sind; wenn sie an ihrem Fenster würden God save the king singen hören, so solle dies das Zeichen sein, daß man komme, um sie zu befreien. Es wäre freilich eine sehr schickliche Gelegenheit gewesen, God save the king zu singen, nur schade, daß dieses Lied erst einige hundert Jahr später entstanden ist. Der Vorhang fällt, indem die Mörder eintreten.

Das Talent des Hrn. Delavigne verfolgt die ihm von Anfang gegebene Richtung; es bleibt sich so ziemlich gleich. Es schwebt ihm ein Ideal vor, das er mit Anstrengung und Fleiß bestimmt erreichen wird; nicht die Begeisterung ist es, die ihn auf seiner Bahn fortreißt; er durchwandelt sie bedächtig, stets sorgsam ausarbeitend, stets sich umsehend, ob Alles grade und ebenmäßig und abgezirkelt dasteht. Im Systeme Racine's würde es ihm schwerlich einer der jetzt lebenden Dichter gleich thun; vor 20 Jahren würde „Louis XI." und „Les fils d'Edouard" Hrn. Delavigne unter den höchsten Namen seines Vaterlandes eine Stelle zugesichert haben. Entspricht er übrigens den Forderungen der Kritik auch nicht in allem, so ist doch nicht zu verkennen, daß er bei einem großen Theil seiner Landsleute noch immer Anklang findet. Seine letzte Tragödie wird stark besucht; seit langer Zeit hat das Théâtre français sich keiner so langen und ungeduldigen queue zu erfreuen gehabt. Das Stück ist vor einigen Tagen bei Ladvocat im Drucke erschienen; das Manuscript ist für 8000 Francs verkauft worden. 143.

Notiz.

Statistische Schnitzer und Albernheiten.

Nachgrade kommt man zur Einsicht, daß jene unverschämte Lügenbeutelei, welche Länder der Statistik zur Last legte, noch keineswegs ausgestorben sei. In der „Neuen Monatschrift für Deutschland", 1833, Heft 3, befindet sich ein vortrefflicher Aufsatz über die „Unvollkommenheit der statistischen Werke", wo sehr hübsche Dinge nachgewiesen werden, unter Anderm, daß Colquhoun die Quantität des Futters nach der Zahl der Thiere und die Zahl der Thiere wieder nach der eingeernteten Fütterung beweist. Gleichwol wird in demselben Hefte Inglis' „Spanien im Jahr 1830" als ein ganz treffliches und für die Statistik höchst brauchbares Werk dargestellt. Unter andern sehr wahrscheinlichen Angaben finden wir daselbst S. 321 folgende Notiz: „Die spanische Kirche zählt 25,000 Brüderschaften und 45,000 Klöster (!), 135,000 Convente (!!), 312,000 Weltpriester (!!!), 200,000 niedere Geistliche (!!!!) und 400,000 Mönche und Nonnen (!!!!!)". Sehr naiv bemerkt der Berichterstatter: „Hierin liegt grade der Fluch der auf Spanien liegt!" Wie viel gesunder Verstand oder wie viel Elementarbildung in der Geographie oder Statistik gehört denn wol dazu, um diese Angabe als eine Albernheit zu verwerfen? Wir besitzen doch eine Zählung der spanischen Bewohner vom Jahr 1831. Warum sah der Berichterstatter nicht dieselbe durch? Er würde gefunden haben, daß Spanien eigentlich nur 16,481 Pfarrer, 4929 Vicare, 17,411 Beneficianten, 27,757 ausgeweihte Personen weltlicher Geistlichkeit, 38,422 Mönche, 23,110 Nonnen und 20,000 Laienbrüder oder Laienschwestern habe. Vgl. „Literarische Blätter der Börsenhalle", Nr. 593.

Ueberhaupt ist es unverantwortlich, daß man in den statistischen Werken das Alter der Zahlen nicht bemerkt. Hassel entlehnte die meisten Notizen über die südlichen Länder aus Werken des vorigen Jahrhunderts, und seine Nachfolger schreiben ihn ab, ohne auch nur ein Böses zu ahnen. Die besten Werke sind daher durch ganz falsche Angaben entstellt. Die Redaction d. Bl. ist zu liberal, als daß sie mir nicht die Bemerkung erlauben sollte, selbst in dem classischen Schuldbuche der mündigen Deutschen, in dem „Conversations-Lexikon", seien die statistischen Artikel durch das unkritische Eintragen der veralteten Hassel'schen Zahlen entstellt. Ich will nur ein einziges Beispiel anführen, welches zufällig mit der gerügten spanischen Notiz in Verbindung steht. In dem 10. Bande der 7. Auflage S. 255 heißt es von dem Königreiche beider Sicilien, daß dasselbe diesseit des Faro 47,255 Weltpriester, 25,399 Mönche, 26,659 Nonnen, jenseit des Faro aber 70—80,000 Welt- und Klostergeistliche aller Art habe. Diese Angabe ist aus Hassel und findet sich auch noch in dem „Historisch-genealogisch statistischen Almanach" abgedruckt. Inzwischen besteht eine jüngste officielle Angabe, die sich in der „Allgemeinen Zeitung", 1832, Nr. 281, abgedruckt findet, ganz anderer Art. Es sind in beiden Sicilien nur 26,804 Weltpriester, 11,505 Mönche und 9297 Nonnen vorhanden. Allerdings noch viel zu viel, aber welcher Unterschied!

Ich wünsche, daß diese Bemerkungen auf guten Boden fallen und einen unternehmenden Buchhändler veranlassen mögen, eine neue Ausgabe des Hassel'schen „Lehrbuchs der Statistik" durch einen fähigen Gelehrten veranstalten zu wollen. Es müßten die veralteten Angaben durch neue ersetzt, die Lücken ausgefüllt, die nicht mehr vorhandenen Dinge beseitigt werden. Bei den Zahlenangaben müßte man das Alter und die Art und Weise der Ermittelung anführen. So würden wir ein sehr brauchbares und noch immer ganz unentbehrliches Werk in eine Gestalt verwandelt sehen, in welcher es ohne Nachtheil in die Hände der Anfänger und Lernenden gegeben werden kann. 150.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonntag, — Nr. 181. — 30. Juni 1833.

Politische und philosophische Miscellen, aus den Memoiren und der Correspondenz von T. Jefferson ꝛc. Herausgegeben von L. P. Conseil. Zwei Bände.

(Beschluß aus Nr. 180.)

Im Jahr 1808, als Jefferson's Präsidentschaft sich endigte, zog er sich von den öffentlichen Geschäften zurück und lebte zu Monticello mit Ackerbau und Industrie beschäftigt, stets aber die Angelegenheiten des Vaterlandes im Herzen tragend und die Augen dahin gerichtet. In einem Briefe, welchen er im Jahr 1810 an Kosciuszko schrieb, gibt er folgendes Detail seines Tagwerkes:

Der Morgen ist der Correspondenz gewidmet. Den Zwischenraum vom Frühstück zum Mittagsessen bringe ich in meinen Werkstätten oder im Garten zu, oder aber ich reite auf meine Hofgüter, um diese nachzusehen; von Mittag bis Abend habe ich die Zeit der Erheiterung und dem Umgange mit meinen Freunden und Nachbarn bestimmt. Sobald das Licht kommt, fange ich an zu lesen bis zum Schlafengehen, welches frühe geschieht. Meine Gesundheit ist vollständig, und meine Kräfte haben durch das thätige Leben, welches ich führe, bedeutend gewonnen; vielleicht sind sie so stark, als es bei meinem Alter von 67 Jahren sein kann. Ich rede von der Egge und vom Pflug, von der Saat und von der Ernte mit meinen Nachbarn, und wenn es ihnen ansteht, auch von der Politik, mit so wenig Zurückhaltung als meine übrigen Mitbürger, und ich genieße endlich das Glück, frei sagen und thun zu können, was mir beliebt, ohne irgend Jemanden in der Welt dafür verantwortlich zu sein. Ein Theil meiner Beschäftigung, und zwar nicht der wenigst angenehme, besteht darin, die jungen Leute, welche sich an mich wenden, in ihren Studien zu leiten. Sie quartiren sich im nächsten Dorfe ein, sie haben den Genuß meiner Bibliothek und bilden einen Theil meiner Gesellschaft. In der Richtung, welche ich ihrer Lecture gebe, habe ich Bedacht, ihre Aufmerksamkeit fortwährend auf die Hauptgegenstände aller Wissenschaft, die Freiheit und das Glück der Menschen, zu lenken, damit sie, wenn sie dereinst in der Regierung und den Behörden ihres Landes einen Platz einnehmen, niemals vergessen mögen, daß dies der Endzweck jeder rechtmäßigen Regierung ist.

Dieses Bild eines heitern, ruhigen patriarchalischen Lebens, eines Zustandes, wie ihn nur das Bewußtsein einer rein und fleckenlos durchlaufenen Lebensbahn gewähren kann, findet sich in mehren andern Briefen an verschiedene Personen näher ausgemalt; Jefferson gibt dort seine diätetische Lebensweise an und beseitigt zur Genüge, was Miß Trollope in ihrer frivolen Oberflächlichkeit von den Orgien von Monticello erzählt.

Seine Religion war seiner ganzen Handlungsweise entsprechend, einfach und aufrichtig, er glaubte an die Unsterblichkeit der Seele, nahm die reine Lehre Christi als eine Lehre der Liebe, Güte und Gleichheit an und verwarf Alles, was die Folgezeit, Unverstand und berechnete Verfälschung an Verkehrtheit damit vermischt haben. In den letzten Jahren seines Lebens beschäftigte er sich sehr viel mit Philosophie, Moral und Religion, und seine Briefe enthalten darüber mehre kostbare Ergießungen. Es scheint, daß die priesterliche Partei, in Abgang anderer Beschuldigungen, Zweifel an der Orthodoxie seiner religiösen Gesinnungen zu erregen suchte, und mehre Male, mit aller Ruhe jedoch, nahm er die Gelegenheit, sein Glaubekenntniß abzulegen. Im Jahr 1817 noch schrieb er darüber an seinen alten Gefährten John Adams:

Das Resultat Ihrer funfzigjährigen Studien über Religion muß sich in die vier Worte zusammenfassen lassen: „Sei gerecht und gut", wie alle Logogryphen der Priester sich in die vier Worte auflösen: „Ubi panis, ibi Deus". Das, worüber wir Alle einverstanden sind, ist wahrscheinlich das Richtige; Das, worüber nicht zwei Menschen völlig einig sind, ist wahrscheinlich falsch. Einer unserer Biographen, welcher die kleinen Menschen als wirklich groß malt, fragte mich neulich mit einem Ausdruck von aufrichtigem Interesse, ob er das in allen Cirkeln verbreitete Gerücht meines Religionswechsels als wahr annehmen könne. Dies setzte nothwendig voraus, daß man wisse, welches meine frühere Religion war, und man beurtheilte sie ohne Zweifel nach Dem, was die Priester darüber gesagt, wiewol ich diese niemals zu Vertrauten meines Glaubens genommen habe. Meine Antwort war: Sprechen Sie nicht von meiner Religion; sie ist Gott und mir selbst bekannt. Mein Leben allein liegt der Welt als Zeugniß in dieser Beziehung offen; wenn es rechtschaffen, bieder und meinen Pflichten gegen die Gesellschaft entsprechend war, so kann die Religion, welche es also lenkt, nicht schlecht sein.

In den Fällen, welche häufig vorkamen, wo die Bewohner und Behörden der Freistaaten sich an ihn wandten, um Rath und Aufklärung in wichtigen Fragen des gesellschaftlichen und politischen Lebens zu erhalten, ermahnte er sie stets an das treue Festhalten ihrer volksthümlichen Verfassung, an deren allmäliges Verbessern und Fortschreiten und freute sich, die freudige Entwickelung, wenn nicht mehr auf dieser Erde, von oben herab sehen zu können. Diese Aussicht sprach er insbesondere, als ihnen Beiden bevorstehend, gegen John Adams aus. Im Alter von 83 Jahren war er zur funfzigsten Jahresfeier der Unabhängigkeitserklärung nach Washington geladen worden; er

entschuldigte sich mit Unwohlsein und konnte nicht dahin gehen, und während die versammelten Bewohner den Veteranen ihrer Freiheit Segens- und Glückwünsche ausbrachten, beschlossen Beide, Jefferson und Adams, am nämlichen Tage, 4. Juli 1826, ihr verdienstvolles Leben.

Jefferson war Demokrat und Republikaner im ganzen Umfange dieses Wortes, seine Strenge in der Ausführung dieser Principien und der beständig von Amerika entnommene Maßstab mochte ihn selbst hier und da zu unrichtigen Folgerungen und Erheischungen veranlassen. Er war ein abgesagter und unversöhnlicher Feind aller Monarchie, und sein im übrigen friedfertiger und gelassener Charakter geräth in Entrüstung und Unwillen, wenn er auf das Unheil zu sprechen kam, welches durch sie über die Völker gebracht worden. Wir bedauern, daß wir hier nicht einige Stellen und Beweise einer wahrhaft ergreifenden Beredsamkeit und Stärke anführen können, die Grenzen und der Charakter dieses Artikels veranlassen uns, darauf zu verzichten; was wir geben könnten, wäre entweder zu wenig oder zu viel. Im J. 1787, als sich einige Spuren von Anglomanie und Monarchismus zu äußern anfingen, schrieb er an einen gewissen Hawkins:

„Von einer Föderalconvention erwarte auch ich, wie Sie, die Verbesserung unserer Föderalangelegenheiten. Ich sehe sie keineswegs in einem so ungünstigen Lichte, wie viele Leute in diesem Augenblicke thun. Was mich über alles Andere wundert, ist, daß gewisse Leute mit einer königlichen Regierung eine Abhülfe gegen diesen Zustand der Dinge erdrücken wollen. Ersuchen Sie Bid, welche diesen Idee huldigen, die Fabel von den Fröschen, welche einen König verlangen, zu lesen. Wenn das nicht hinreicht, so schicken Sie sie nach Europa, um in der Nähe die obligate Umgebung der Monarchie anzusehen, und es ist unmöglich, daß sie nicht geheilt von dieser Verirrung zurückkehren. Wenn man alle die Nachtheile, welche für uns, von jetzt an bis zum Tage des jüngsten Gerichts, aus der republikanischen Form erwachsen können, auf die eine, und auf die andere Wagschale alles Unheil legen könnte, welches die Monarchie diesem Lande in einer Woche und England in einem Monat zufügt, so würde dieses letztere beiweitem überwiegen. Studiren Sie den Artikel, aus welchem das rothe Buch in England und der königliche Almanach in Frankreich besteht, und sehen Sie dann, was ein Volk bei der Monarchie gewinnt. Es gibt keine königliche Rasse, welche auf zwanzig Generationen einen vernünftigen Menschen geliefert hat. Das Beste, was ein König thun kann, ist, die Geschäftsleitung seinen Ministern zu überlassen; und wer sind diese Minister? Nichts anders als ein übel ausgesuchtes Comité. Wenn der König sich hineinmischt, ist es, um zu schaden.

Es gibt nicht leicht eine jener Fragen, welche heute, namentlich in Beziehung auf Amerika die öffentliche Meinung beschäftigen, welche nicht mit Schärfe und Aufrichtigkeit in der Correspondenz abgehandelt wäre. Jefferson spricht von dem überwiegenden Vortheil des Ackerbaus in Amerika und gibt insbesondere Aufklärungen, welche für Einwanderer von Wichtigkeit sehr dürften; er erklärt sich gegen die Anlegung einer Bank und Anleihen und bestreitet der lebenden Generation die Befugniß, den Staat und den Boden zum Nachtheil der folgenden Generationen zu belasten. Er sieht die dereinstige Trennung der einzelnen Staaten als möglich voraus, betrachtet dies aber durchaus nicht als ein Unglück oder Zerstörung der freien Grundlage von Nordamerika, indem stets die demokratische Verfassung und die Republik und mit ihnen die Gewähr der Freiheit und des Fortschrittes überleben würden. Sehr interessant ist ferner, was er über Napoleon und seinen Charakter vor und nach seinem Falle sagt, was er über Franklin und Washington berichtet. „Diese großen Männer haben niemals länger als 10 Minuten über einen Gegenstand gesprochen, sie berührten stets die Hauptsache und vermieden alle unnöthige Discussion." Welche Lehre für unsere öffentlichen Verhandlungen. Ein eignes Capitel ist dem Bilde Washington's gewidmet und trägt das Gepräge der Wahrheit und Treue.

Der Herausgeber und gewissenhafte, sprachkundige Uebersetzer hat den Memoiren und Briefen einen analytischen Versuch über die Principien der amerikanischen Schule, über deren Vergleichung und Anwendung auf Frankreich Zustand und eine textuelle Uebersetzung der amerikanischen Constitution beigegeben, der eigentlichen vom J. 1787, mit welcher noch sehr häufig die ursprüngliche Föderalconstitution vom J. 1778 verwechselt wird; er hat eine verdienstvolle und beherzigungswerthe Arbeit geliefert, welche einer vollständigen Uebersetzung ins Deutsche im höchsten Grade würdig wäre. 171.

Polnische Gedichte.

Ostatnie rymy Juliana Ursyna Niemcewicza pod tytułem: Treny Wygnańca. Tudzież Rozkaz Orderu przez Ad. Mickiewicza i Zgon Sowinskiego. w Lipsku 1833.

Eine Broschüre, welche soeben in Leipzig bei Michelsen erschienen ist und drei Gedichte in polnischer Sprache enthält:

1. Die letzten Verse von Julian Ursin Niemcewicz unter dem Titel: „Klagen eines Verbannten", geschrieben in London am Ende des Jahres 1831.

Ein Schwanengesang, der wol das Herz zu treffen versteht, in dem hohe poetische Kraft, unendliche Vaterlandsliebe und der tiefste Schmerz sich vereinigt finden; außerdem aber athmet durch das Ganze ein Gefühl der Rache, ein Ingrimm, dem gleich, der in den Psalmen des verbannten jüdischen Volkes so häufig hervordringt. Der Anfang lautet:

Kein Wölkchen ließ sich sehn am Abendhimmel,
Der untergehnden Sonne letzte Strahlen
Bekränzten purpurroth mit goldnen Streifen
Des nahen Meeres weiten, lichten Raum;
Als sich am Abhang' eines starren Felsens
Ein alter grauer Seher niederließ
Und schauend in der Wellen lustig Spiel
In schwere Klagen also sich ergoß:
Ach! wie so still ist Alles rund umher!
Warum in meiner trüben Brust allein,
Wenn Alles süßer Ruhe sich ergibt,
Warum denn regt sich fürchterliche Qual?...
Schon stieß ich an den Rande meines Grabes,
Es wankt mich des traurigen Alters Last,
Und nun des Lebens letzte Stunde naht.
Ist dieses Lebens Frucht... o! ein Verbannter.

Mit Staunen hat der Seher oft seine Umgebung betrachtet, die Herrlichkeiten der Baukunst, den Wald der Segel, die durcheinanderdrängenden Millionen von Menschen; doch banges Sehnen hat ihn ergriffen, denn, klagt er,

Luft, Himmel, Land, der Mensch mit seiner Sprache,
Und Alles, Alles ist nicht mein umher!

— Ach! weinend kehrt mein Herz zur eignen Flur,
Wo in der Stille zwischen hohen Eichen
Der Rauch am Strohdach leichte Kreise zieht;
Ich seh' am See die Netze ausgespannt,
Es summt die Biene früh an mir vorüber,
Geschwätzig hör' ich Schwalben unterm Dache,
Und Kinder laufen fröhlich durch die Aue;
Und voll der zarten, lieblichen Erinnerung
Rinnt von den wellen Wangen mir herab
Ein Thränenstrom.

Sein eigne Unglück führt den Seher auf das des Vaterlandes. Es folgt eine Beschreibung der schweren Bedrückungen unter Konstantin

Die wol des Urals wilder Sklave,
Doch nie der Pol' ertragen lernt.

Es werden Einzelheiten erzählt, unter andern Folgendes nach wahrer Begebenheit:

In Thränen, voller Reize, steh'!
Ein junges, unglückliches Weib,
Ein zartes Kindlein in den Armen,
So kommt sie vor des Kerkers Thor.
Sie will durchs starre Gitter nur
Von fern den neugebornen Sohn
Dem Vater zeigen; — doch verhöhnt
Wird ihre Freude, Thräne und Bitte,
Das Schloß bleibt stumm sie drohend fort.

In der Verzweiflung gedenkt das Volk seines frühern Glanzes; von Einem Gefühle durchdrungen, greift es zu den Waffen, es kämpft und siegt,

Und achtmal hat der Mond die Bahn durchmessen,
Noch immer hallt in tiefer Luft
Der Donner weit umher.

Da sinkt die Kraft, Frankreich, für welches Polen sich so oft geopfert, Britannien, das

Auf starkem Dreizack wohl gestützt
Frei bleibt in der Wogen Drange,

lassen ihre eignen Vertheidiger untergehen. Ergreifend ist eine nun folgende Beschreibung. Auf dem Schlachtfelde erhebt sich unter Leichen ein Soldat; sein erster Gedanke ist sein Weib und seine Kinder, er rafft sich auf, um zu ihnen zu gelangen. Er kommt bei Pulawy vorüber, die reizenden Anlagen, die vaterländischen Denkmäler *) sind zerstört, Alles in einen Trümmerhaufen verwandelt. Auch des Soldaten Hütte ist verschwunden, Weib und Kind findet er nicht, er stirbt in Verzweiflung. So ist auch das Vaterland gefallen, aber verloren ist es nicht.

O liebes Polen, Land mit Blut getränkt,
Nicht gönnt das Schicksal dir den Lorbeerkranz;
Doch mächtiger, wie dein Unglück höher steigt,
Sich deiner Söhne Liebe zu dir neigt.
— Dort unter Piast's verzweigter Eiche
Entspringt ein Quell unzähl'ger Tugenden.
In Thränen heut' und düsterm Trauerkleide
Steht du gestützt auf deiner Söhne Grab,
Dein Antlitz neigt zur Erde sich,
Wie sich, erfüllt mit dichter Frucht,
Ein Apfelbaum zur Erde neigt.
— O theures Vaterland!
Wenn auch ein grausig Loos dir fiel,
Du bleibst des Polen Trost und Stolz
Und seiner Hoffnung Ziel!

So klagt der Greis. Die Nacht steigt herauf, und mit leichtem Pfeile wird er auf Gottes Wink vom Todesengel getroffen.

2. Ordon's Redoute von Adam Mickiewicz, ein Gedicht, dem General Uminski geweiht.

Es ist dieses eine höchst lebendige und anschauliche, echt dichterische Beschreibung einer Scene aus dem letzten Kampfe der Polen. Eine Redoute, die nur mit sechs Geschützen besetzt ist, wird von den Russen angegriffen,

Es zieht der Feldherr einen Flügel
Gleichwie ein Wogen hin, und es umfließt
Sich unter ihm in dichten Reihn das Fußvolk,
Ein weiter schwarz'ger Lavastrom.

Die Redoute vertheidigt sich aufs Aeußerste,

Nicht so viel Worte spricht im Zorn der Mund,
Das Herz verseufzt so oft nicht in Verzweiflung,
Als Donner die Geschütze sprühn.

Doch die Menge siegt, die Redoute wird erstürmt. Da schwingt sich Ordon, der Anführer, der sich noch mit Wenigen hält, zur Mine herab und sprengt die Hunderte von Russen, die auf der Redoute

Gleich dem Gewürm auf frischen Leichen ziehen,

in die Luft. Der Dichter endigt also:

Hier schlossen, die im Leben sich bekämpft,
Den ersten Frieden, und auf Ewigkeit!
Zum ersten Mal' gehorcht des Russen Seele
Dem Zaren nicht, und wenn er selbst gebeut. —
Es sind der Leiber viele hier begraben;
Wo ist der Geist? — O Ordon, wahrlich, wird
Patron der Schanzen, denn Vernichtungswerk
Ist heilig, und dem Schaffen gleich;
Nur Gott kann sprechen: werde! und: vergehe!

3. Der Tod Sowinski's in Wola vor Warschau.

Auch dieses Gedicht bezieht sich auf den neuesten Kampf, in dessen Geschichte gewiß noch viele gleiche Dichtungen verborgen liegen. Von den Wällen vor Wola muß sich mit seiner Schar Sowinski,

Silberhaar ziert schon den Helden,
Doch mit Jugendkraft durchglüht ihn
Freiheit, Ehr' und Vaterland,

zurückziehen; er dringt in die Kirche des Dorfes, die Russen ziehen heran, und er empfängt sie mit Schüssen aus den Fenstern. Sie stürmen endlich die Thür,

Alle fallen die Gefährten,
Und Sowinski bleibt allein,
Ganz allein, ... doch unerschrocken
Beugt er sich nicht vor der Ohnmacht.
Und von Achtung drob durchdrungen
Nähert sich der Feinde Führer.
„Ruf Pardon", spricht er von Weitem,
„Wahnsinn ist ein solcher Kampf."
Aber der durchbohrt die Brust ihm:
„Kennst du nun Pardon des Polen?" —
Ach! das sind die letzten Worte
Des ergrauten Helden Polens,
Und er stirbt, ein Sohn der Freiheit. —
Aus der Kampf!.. Die stolzen Scharen,
Still, voll Achtung, furchtsam, schaun sie
Auf des Helden Leiche hin.

177.

Zohrab, der Geißel. Aus dem Englischen Morier's, des Verfassers des Hadschi Baba, von Johann Sporschil. Drei Theile. Braunschweig, Vieweg. 1832. 8. 3 Thlr. 12 Gr. *)

Morier, bereits durch seinen „Hadschi-Baba" unter die Lieblinge der Romanleser eingereiht, hat sich durch seine neueste Dichtung noch entschiedener in der Gunst desjenigen Publicums festgesetzt, das gern einen kleinen Schein historischer Wahrheit und Localität über die Illusion des Romantischen ausgegossen sieht, ohne jedoch gradezu streng und ängstlich mit historischer Wirklichkeit behelligt zu werden. Für solche Gaumen sind die Romane Morier's ganz besonders einladend zusammengesetzt. Hier ist Alles zu einer reizenden, lachenden Gegend ausgearbeitet, es ließ sich so bequem, wie wenn man auf geebneter Gar-

*) Vgl. Nr. 76 d. Bl. f. 1830. D. Red.

*) Vgl. Nr. 281 d. Bl. f. 1832. D. Red.

tempromenade einen Spaziergang macht; nirgend stößt man auf trockene historische Excurse wie bei Walter Scott, und ohne mit den Dornen der Lecture jenes Autors zu kämpfen zu haben, genießt man doch zugleich auch das bei Scott gewohnte behagliche Gefühl, sich auf einem bestimmten und sichern Boden der Verhältnisse zu befinden. Morier hat sich den Orient und in diesem vorzugsweise Persien mit Vorliebe zum Grund und Boden seiner Darstellungen erkoren und bewegt sich in diesem Kreise mit einer eigenthümlichen Lebendigkeit der Auffassung. Persien ist auch der Schauplatz seines „Zohrab". Man sieht, der Verf., der bekanntlich bei der britischen Gesandtschaft in Persien angestellt gewesen, hat selbst zu sehen und zu erleben Gelegenheit gehabt, was er schildert, und so sind seine Darstellungen persischer Natur, Sitte und Lebenseinrichtungen zu treuen und höchst anschaulichen Spiegelbildern geworden, welche uns lehrreich, ohne lehren zu wollen, in die Mitte des Landes und der Nationalität versetzen, deren bewegtes Schauspiel vor uns aufgerollt wird. Einzelne der persischen Geschichte entnommene Züge und Charaktere dienen der Dichtung zur Folie, sind aber auch meistentheils durch poetische Ingredienzien so umgestaltet und gefärbt, daß sie nicht eigentlich mehr für historische Conterfeis gelten können. Der in der Mitte des Gemäldes stehende Charakter des Aga Mohammed Schach, den der Verf. mit vieler Ausführlichkeit und nicht ohne sich in einzelnen Schilderungen desselben zu wiederholen, ausgemalt hat, ist am getreuesten der geschichtlichen Wirklichkeit entlehnt. Die zu vielen originellen und spannenden Scenen Anlaß gebende Grausamkeit, Kriegslust und Hinterlist dieses Schachs sind bis auf seinen durch den Sklaven Sadek herbeigeführten Tod historisch und mit manchen, nur anders gestellten Einzelnheiten in Malcom's „Geschichte von Persien" wiederzufinden. Manche andere seiner Thaten, wie die Belagerung von Asterabad, eine der lebhaftesten Darstellungen dieses Romans, erscheint hier zwar als erdichtet, ist jedoch, nach des Verf. eignem Geständniß, in Umständen und Ausschmückungen der historisch bekannten Belagerung von Kerman nachgebildet. Unter der anmuthig gezeichneten Gestalt des Prinzen Fatteh Ali hat der Dichter den gegenwärtigen König von Persien vorstellen wollen. Die beiden andern Hauptgestalten der Dichtung, Zohrab und seine Geliebte Amima, sind Bilder der Phantasie des Verf., wie man schon aus ihrem etwas weicher und gemüthlicher gehaltenen Colorit ersieht.

Wir wollen dem Leser, der sich diese empfehlenswerthe Lecture noch aufbehalten hat, nicht durch Nacherzählen des kunstvoll ineinandergefügten Stoffs den besonders auf Ueberraschung basirten Genuß vorwegnehmen. Es fehlt nicht an spannenden Abenteuern, lockenden Haremsintriguen, Verfolgungen, Einkerkerungen, wunderähnlichen Befreiungen, Heldenmuth, begünstigter und verschmähter Liebe, Haß, Eifersucht und Leidenschaften aller Art, welche, nach Klima und Nationalität eigenthümlich gefärbt, eine an Ereignissen reiche Welt in Bewegung setzen. Eine bunte Mannichfaltigkeit in glänzender und unterhaltender Weise zu entwickeln, darin scheint Morier überhaupt stärker als in Entfaltung tiefer poetischer Motive, die man bei ihm nicht findet. Einen Dichter im höhern Sinne des Wortes möchten wir ihn kaum nennen, da er zu wenig die innere Natur der Erscheinungen zu berühren versteht; aber er ist ein gewandter äußerer Darsteller, mit lebhafter Anschauung und Phantasie begabt, der alle Achtung verdient. Die mit vieler Sorgfalt gearbeitete Uebersetzung ist musterhaft zu nennen. 38.

Literarische Notizen.

Unter der Presse befindet sich: „The parliamentary pocket-companion for 1853", welcher enthalten soll. 1) Ein Verzeichniß aller Peers, Angabe ihrer Aufenthaltsorte, Aemter, Vota über Reform, Familienverbindungen u. s. w. 2) Ein Verzeichniß der Mitglieder des Unterhauses, Angabe ihrer Wohnorte, Gewerbe, politischen Grundsätze, Verpflichtungen u. s. w. 3) Ein Verzeichniß der Grafschaften, Städte und Flecken, die Vertreter in das Parlament senden, Bemerkungen über die Art, wie die gegenwärtige Reform sie betroffen hat, Angabe der Personen, welche in ihnen stimmberechtigt sind, der Anzahl der 10-Pfund-Häuser, der Bevölkerung, Steuern, vorwaltenden Interessen u. s. w., und endlich 4) verschiedene Einzelheiten in Betreff der beiden Häuser und der executiven Gewalt. Das Buch ist für englische Zeitungsleser geschrieben, dürfte aber auch vielen Zeitungslesern bei uns willkommen sein.

Ein Taschenbuch eigenthümlicher Art ist der (diesjährige) dritte Jahrgang des „Caricature annual, or looking glass; containing upwards of three hundred caricature subjects, delineating all the humorous and political events of the year in a most entertaining and humorous manner, by some of the first caricature artists". („One elegant folio volume, price 2 L. 2 S. plain, or 4 L. 4 S. coloured.")

Ein Verzeichniß des Oriental translation fund of Great Britain and Ireland gibt eine sehr erfreuliche Uebersicht der Wirksamkeit der Royal asiatic society. Von den 32 seit 1831 bereits erschienenen Bänden, unter denen sich höchst bedeutende Titel für Ethnographie, Geographie und Geschichte vorfinden, machen wir folgende namhaft: 1) „The travels of Macarius, patriarch of Antioch, written by his attendant archdeacon, Paul of Aleppo, in Arabic. Translated by *F. C. Belfour*." 2 Bde. 4. 2) „Han Koonh Tsew, or the sorrows of Han. A chinese tragedy, translated from the original, with notes and a specimen of the chinese text. By *John Francis Davis*." 4. 3) „The fortunate union, a romance, translated from the chinese original, with notes and illustrations, to which is added a chinese tragedy. By *J. F. Davis*." 2 Bde. 8. 4) „Yakkun Nattannawa, a cingalese poem, descriptive of the Ceylon system of demonology, to which is appended the practices of a Capua or devil priest, as described by a Budhist, and Kolan Nattannawa, a cingalese poem, descriptive of the characters assumed by natives of Ceylon in a masquerade. Illustrated with plates from cingalese designs. Translated by *J. Callaway*, late Missionary in Ceylon." 8. 5) „The adventures of Hatim Tai, a romance, translated from the Persian. By *Duncan Forbes*." 4. 6) „Customs and manners of the women of Persia and their domestic superstitions. Translated from the original persian manuscript by *James Atkinson*." 8.

In den „Miscellanous translations from oriental languages", erster Band, findet sich sogar ein indisches Kochbuch vor. Eine Geschichte der Afghanen, aus dem Persischen, ist ebenfalls fertig. Zweiunddreißig neue Uebersetzungen sind unter der Presse. Wir haben darunter eine Geschichte des Birmanenreiches zu erwarten, eine Geschichte der Berbern, besonders aber eine Uebersetzung des Li-ki, welches hochangesehene chinesische Werk dem Confucius beigemessen wird und in Hinsicht der Moral und des Ceremoniels als Gesetzbuch gilt. Ebenso wird auch an zwei fernern persischen Romanen gedruckt. Von dem außerordentlichsten Werthe scheint uns die erwartete, von Dr. F. A. Rosen besorgte Uebersetzung von Ibn-Khallikan's Leben berühmter Männer, einem arabischen biographischen Wörterbuche, zu sein, welches über die berühmtesten arabischen Geschichtschreiber, Dichter, Krieger u. s. w., die vom 7. bis zum 14. Jahrhundert lebten, Nachrichten gibt. 153.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Literarischer Anzeiger.

(Zu den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften.)

1833. Nr. I.

Dieser Literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften: Blätter für literarische Unterhaltung, Isis, sowie der Allgemeinen medicinischen Zeitung, beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile 2 Gr.

Die achte Auflage des Conversations-Lexikons in 24 Lieferungen zu 16 Groschen.

Trotz der vielen Versuche, die in den letzten Jahren gemacht worden sind, die leipziger Originalausgabe des Conversations-Lexikons zu verdrängen, hat sich die Theilnahme des Publicums für dieselbe nicht vermindert, und der zweite Abdruck der siebenten Auflage, der 1830 in 14,000 Exemplaren erschien, ist wiederum völlig vergriffen. Dankbar für diese Theilnahme, die in der Geschichte der Literatur ohne Beispiel ist, und erfreut über die rühmliche Anerkennung, welche dieses Werk auch im Auslande findet, da selbst literarisch reiche Länder, wie in der neuesten Zeit Frankreich und England, es als Grundlage oder Vorbild ähnlicher Unternehmungen benutzen, habe ich bei der achten Auflage keine Kosten und Mühe gescheut, um dem Werke einen höhern Grad von Vollkommenheit zu geben, und erlaube mir hierüber nur Folgendes zu bemerken:

1) Das ganze Werk wird von mehr als zwanzig deutschen Gelehrten, die sämmtlich in der Literatur und Wissenschaft hochangesehen sind und die in der Vorrede genannt werden sollen, gründlich revidirt, und vorzüglich darauf Rücksicht genommen, daß das Mangelhafte durch Einschaltung neuer Artikel und Fortführung der früher aufgenommenen bis auf die neueste Zeit ergänzt, das Ungehörige ausgeschieden und auf Reinheit der Sprache die größte Sorgfalt gewendet werde. Der reiche Stoff, den das „Conversations-Lexikon der neuesten Zeit und Literatur" darbietet, wird zwar bei der Bearbeitung der achten Auflage sorgfältig benutzt, geschichtliche Artikel zu ergänzen und wissenschaftliche Erörterungen zu berichtigen, jenes Werk behält jedoch seinen selbständigen Werth und sein Interesse und wird fortfahren, durch eine ausführliche Darstellung der Zustände der Gegenwart sich den ausgezeichneten Beifall zu erhalten, mit welchem es die achtbarsten Wortführer im Publicum empfangen haben.

2) Im Aeußern wird diese achte Auflage mit der siebenten übereinstimmen, aber durch eine besondere Einrichtung wird es möglich gemacht, den Druck des ganzen Werkes gleich scharf herzustellen; das Papier soll noch weißer und gleichmäßiger, der Druck noch correcter sein.

Hiernach darf ich in dieser achten Auflage ein mehrfach bereichertes, überall verbessertes und vervollständigtes Werk versprechen.

Der Preis des Conversations-Lexikons hat stets für beispiellos billig gegolten und nur die starken Auflagen machten es möglich, gegen 700 Bogen auf weißem Druckpapier für 15 Thaler zu liefern. Indeß war dieser Preis trotz seiner Billigkeit für Viele zu hoch, da er auf einmal entrichtet werden mußte, ich glaube daher den Wünschen eines großen Theils des deutschen Publicums zu entsprechen, wenn ich die Erscheinung der achten Auflage in

24 Lieferungen, deren zwei einen Band bilden,

und wovon jede beim Empfang zu bezahlen ist, ankündige.

Die Lieferung kostet

auf weißem Druckpapier 16 Gr.
auf gutem Schreibpapier 1 Thlr.
auf extrafeinem Velinpapier 1 Thlr. 12 Gr.

und da jede 4—6 Wochen bestimmt eine Lieferung erscheint, so vertheilt sich die Ausgabe für das ganze Werk auf zwei Jahre und wird daher auch dem Minderbemittelten nicht schwer fallen.

Zu diesen Bedingungen kann jede Buchhandlung des In- und Auslandes die achte Auflage des Conv.-Lex. liefern und die erste Lieferung wird im Februar zu erhalten sein.

Denen aber, die ein ähnliches, jedoch minder umfangreiches, und deshalb auch billigeres Werk wünschen, empfehle ich:

Joh. Hübner's Zeitungs- und Conversations-Lexikon. Einunddreißigste Auflage, dem jetzigen Stande der Cultur angemessen und mit vorzüglicher Rücksicht auf die nächste Vergangenheit und Gegenwart, besonders Deutschlands, erweitert, umgearbeitet und verbessert von F. A. Rüder. Ein vaterländisches Handwörterbuch. Mit 150 Bildnissen von vorzüglich ausgezeichneten Deutschen. Vier Theile. Gegen 200 Bogen in gr. 8. auf gutem Druckpapier. Leipzig, 1824—27.

und will dasselbe, so weit der freilich nicht bedeutende Vorrath reicht, für den ungemein billigen Preis von fünf Thalern erlassen. Das Werk wird für das Bedürfniß Vieler ausreichen, es hat sich eine lange Reihe von Jahren bewährt und ist vollständig durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

Die Verlagshandlung des Conversations-Lexikons hat nun seit mehr als 20 Jahren gegen offenen und versteckten Nachdruck kämpfen müssen, indem eine Unzahl ähnlicher Unternehmungen begonnen worden, die sich mit großem Geräusch ankündigten, aber in der That meistens nur das Wort Conversations-Lexikon als ein Aushängeschild betrachteten, unter welchem sie das Publicum täuschen zu können meinten. Ich nehme kein Monopol für ein Conv.-Lex. in Anspruch, werde aber stets gegen Unternehmungen auftreten, die unter diesem Namen das Publicum irre führen, und erlaube mir in dieser Hinsicht einige Worte über die Werke der Herren Basse und Brüggemann. Das Basse'sche Conversations-Taschenlexikon ist nun seit dem Jahr 1828, wo es begann, bis zum zweiundsechzigsten Bändchen gediehen, es kostet also jetzt schon, à Bändchen 6 Gr., mehr als die siebente Auflage, und der Preis wird sich am Ende wol auf 18 Thlr. stellen. Und was erhält das Publicum für diesen Preis? Gegen 70 dünne Bändchen in Sedez, für den Gebrauch äußerst unbequem und was das Innere betrifft, ein aus ähnlichen encyklopädischen Werken entlehntes, mit vielen Fehlern vermehrtes Allerlei, ohne bestimmten Plan und ohne alle Kritik zusammengetragen. Das Brüggemann'sche Neueste Conversations-Lexikon will zwar vorgeblich nicht mit dem meinigen concurriren, der Titel aber schon deutet an, daß es für dasselbe Publicum, das ich im Auge habe, bestimmt sein soll. Auch haben Herr Brüggemann und seine „Gesellschaft deutscher Gelehrten" es nicht verschmäht, mein Werk erweislich auf das Unverschämteste zu plündern, und das Meiste, was gegeben wird, ist fast nur ein verwässerter Auszug aus der siebenten Auflage

des Conversations-Lexikons, dem Conv.-Lex. der neuesten Zeit und Literatur, der Pierer'schen Encyklopädie ꝛc. Was bei Herrn Brüggemann neu und original ist, erkennt wer die Mühe langen Suchens nicht scheut sehr leicht. Uebrigens sind Darstellung und Sprache so nachlässig und leichtsinnig, daß es schwer sein mag, etwas Aehnliches nachzuweisen. Belachens- oder vielmehr beklagenswerthe Stellen seines Werkes anzuführen, enthalte ich mich, denn das Publicum mag prüfen und entscheiden!

Leipzig, im Januar 1833.

F. A. Brockhaus.

Ankündigung
von
Göthe's nachgelassenen Werken in 15 Bänden.

Sie erscheinen in drei Lieferungen, jede zu fünf Bänden, und werden zugleich auf einem zweiten Titelblatt als sämmtliche Werke 41ster bis 55ster Band bezeichnet.

Folgende Subscriptionspreise bleiben bis zu Schlusse dieses Jahres offen:

1) In Taschenformat
auf Velinpapier 12 Fl. 9 Kr., oder 6 Thlr. 8 Gr. Sächs.
auf Druckpapier 8 Fl. 6 Kr., oder 4 Thlr. 12 Gr. Sächs.

2) In der Octavausgabe
auf Velinpapier 34 Fl. 12 Kr., oder 19 Thlr.
auf Schweizerpapier 27 Fl., oder 15 Thlr.
auf Druckpapier 21 Fl. 36 Kr., oder 12 Thlr.

Die erste Lieferung erscheint noch vor dem Schlüsse dieses Jahres, die zweite Ostermesse 1833, die dritte Michaelismesse 1833.

Ferner:

Göthe's sämmtliche Werke in 55 Bänden. Vollständige Ausgabe.

Bei Subscription auf das ganze Werk:

Taschenausgabe
auf Velinpapier 44 Fl. 36 Kr., oder 24 Thlr. 18 Gr. Sächs.
auf Druckpapier 29 Fl. 42 Kr., oder 16 Thlr. 12 Gr. Sächs.

Octavausgabe
auf Velinpapier 125 Fl. 24 Kr., oder 69 Thlr. 16 Gr. Sächs.
auf Schweizerpapier 99 Fl., oder 55 Thlr. Sächs.
auf Druckpapier 79 Fl. 12 Kr., oder 44 Thlr. Sächs.

Die mit Neujahr 1833 eintretenden Ladenpreise sind:

1) von Göthe's Nachlaß in 15 Bänden.

a) Taschenausgabe.
Velinpapier, 16 Fl. 12 Kr., oder 9 Thlr. 12 Gr. Sächs.
Weiß Druckpapier, 10 Fl. 48 Kr., oder 6 Thlr. 8 Gr. Sächs.

b) Ausgabe in gr. 8.
Velinpapier, 45 Fl. 36 Kr., oder 25 Thlr. 18 Gr. Sächs.
Schreibpapier, 36 Fl., oder 20 Thlr. 12 Gr. Sächs.
Weiß Druckpapier, 28 Fl. 48 Kr., oder 16 Thlr. 8 Gr. Sächs.

2) von Göthe's sämmtlichen Werken in 55 Bänden. Vollständige Ausgabe.

a) Taschenausgabe.
Velinpapier, 59 Fl. 24 Kr., oder 34 Thlr. 6 Gr. Sächs.
Weiß Druckpapier, 39 Fl. 36 Kr., oder 22 Thlr. 20 Gr. Sächs.

b) Ausgabe in gr. 8.
Velinpapier, 159 Fl. 36 Kr., oder 90 Thlr. 18 Gr. Sächs.
Schweizerpapier, 126 Fl., oder 73 Thlr. Sächs.
Weiß Druckpapier, 100 Fl. 48 Kr., oder 57 Thlr. 4 Gr. Sächs.

Stuttgart und Tübingen im December 1832.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Im Jahr 1832 sind im Verlage der Gebrüder Borntträger zu Königsberg folgende Werke erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Arriani, Nic., De Expeditione Alexandri Libri VII. Recens. et Annotat. max. partem criticis tum Aliorum selectis, tum suis instruxit J. E. Ellendt. II Vol. 8. maj. 4 Thlr. 20 Gr.

Blumauer's Werke. 7 Bände in 8. Cart. 2 Thlr.

Burdach, K. F., Historisch-statistische Studien über die Choleraepidemie vom Jahre 1831 in der Provinz Preußen, insbesondere in Ostpr. (Aus den Verhandlungen besonders abgedruckt.) Gr. 8. Geh. 12 Gr.

Hirsch, Dr. G., Ueber die Contagiosität der Cholera. Bemerkungen zu dem Sendschreiben des Hrn. Präsid. Dr. Rust an A. v. Humboldt. 8. Geh. 12 Gr.

Kawerau, P. F. Th., Wandkarte von Ost- und Westpreußen zum Schulgebrauch. 4 Bl. Nebst einem Namensverzeichniß ꝛc. 1 Thlr. 20 Gr.

Kreyßig, W. A., Landwirthschaftskunde für Staatsbeamte und andere Nichtlandwirthe, denen solche nützlich und nöthig ist, enthaltend eine wissenschaftliche Grundlage zur richtigen Erkenntniß, Beurtheilung und praktischen Leitung aller Gegenstände der Landwirthschaft. Gr. 8. 3 Thlr. 16 Gr.

Rathke, H., Miscellanea anatomico-physiologica. Fasc. I. c. Tab. III. aen. 1 Thlr. 8 Gr.

Sachs, L. W., Die Cholera. Nach eignen Beobachtungen in der Epidemie zu Königsberg im Jahre 1831 nosologisch und therapeutisch dargestellt. Gr. 8. (Aus den Verhandlungen besonders abgedruckt.) 2 Thlr. 4 Gr.

Schmalz, F., Thierveredlungskunde. Mit 25 lithogr. Zeichnungen (auf 17 Tafeln). Gr. 8. 4 Thlr. 16 Gr.

Verhandlungen der physikalisch-medicinischen Gesellschaft zu Königsberg über die Cholera. Ersten Bandes 3tes Heft und zweiten Bandes 1stes, 2tes u. 3tes Heft. Gr. 8. 4 Thlr.

Voigt, J., Geschichte Preußens von den ältesten Zeiten bis zum Untergang der Herrschaft des deutschen Ordens. 5ter Bd. Mit 1 Kupfer. 3 Thlr.

Wagenfeld, L. (königl. preuß. Kreis-Thierarzt), Allgemeines Vieharzeneibuch, oder gründlicher, doch leicht faßlicher Unterricht, wonach ein jeder Viehbesitzer die Krankheiten seiner Hausthiere auf die einfachste und wohlfeilste Weise auch ohne Hülfe eines Thierarztes leicht erkennen und sicher heilen kann. Mit 8 lithogr. Tafeln. Gr. 8. 1 Thlr. 18 Gr.

Wichtige literarische Anzeige.

In der Buch- und Kunsthandlung von Gustav Georg Lange in Darmstadt erscheinen in dem Laufe dieses und des nächsten Jahres die ersten Lieferungen von folgenden für ganz Deutschland wichtigen Nationalwerken:

1) **Originalansichten der vornehmsten Städte in Deutschland, ihrer wichtigsten Dome, Kirchen und sonstigen Baudenkmäler alter und neuer Zeit,** nach der Natur aufgenommen von **Ludwig Lange,** Architekt und Zeichner, in Stahl gestochen von **Ernst Rauch,** Kupferstecher, im Verein mit **Karl Rauch** und andern deutschen Künstlern, mit einer artistisch-topographischen Beschreibung begleitet von **Dr. Georg Lange.**

2) **Geschichte der vornehmsten Städte in Deutschland,** im Verein mit mehren deutschen Gelehrten herausgegeben von **Dr. Georg Lange.**

Man subscribirt zunächst nur für die erste Folge, zu dem unten angegebenen beispiellos wohlfeilen Preise. Die erste Folge wird enthalten:

(A. Städte- und Domansichten.)

I. Heft. Frankfurt am Main. II. Heft. Würzburg. III. Heft. Bamberg. IV. Heft. a) Nürnberg. V. Heft. b) Nürnberg. (Fortsetzung.) VI. Heft. Der kölner und ulmer Dom. VII. Heft. Regensburg. VIII. Heft. Augsburg. IX. Heft. München. X. Heft. Landshut. XI. Heft. Passau. XII. Heft. Der regensburger Dom und die St.-Stephanskirche in Wien.

Ein jedes dieser Hefte, welche in möglichst kurzen Zwischenräumen (etwa von 2 zu 2 Monaten) aufeinander folgen sollen, wird sogleich bei Ablieferung desselben mit 8 Gr. oder 36 Kr. bezahlt.

Das I. Heft (vier der schönsten und inhaltreichsten Ansichten der Stadt Frankfurt a. M. nebst der vollständigen und anschaulichen Beschreibung derselben, enthaltend, ist bereits erschienen, und in allen guten Buchhandlungen Deutschlands zu haben. Es sollen diesem I. Hefte, welches nach dem Urtheil aller Kenner unvergleichlich schön ausgefallen, die nachfolgenden Hefte, was die größte Correctheit und wahrhaft künstlerische Anlage der Zeichnung, sowie was die vollendete Gediegenheit des Stahlstichs betrifft, keineswegs nachstehen, sondern dasselbe vielmehr möglichst übertreffen.

(B. Städtegeschichte.)

I. Heft. Geschichte der Städte Frankfurt a. M., Würzburg, Bamberg, Nürnberg.

II. Heft. Geschichte der Städte Regensburg, Augsburg, München, Landshut, Passau.

Ein jedes dieser Hefte von etwa 20 Bogen in Großoctav, auf gutem weißen Druckpapier mit schönen neuen Lettern gedruckt, kostet 10 Gr., oder 45 Kr. Das I. Heft erscheint um die Mitte des J. 1833, das II. um die Mitte des J. 1834 und so fort. Die Bezahlung findet auch hier jedesmal erst bei Ablieferung eines jeden einzelnen Heftes statt.

Die Herausgeber hoffen mit fester Zuversicht, daß bei der allgemeinen Begeisterung, welche gegenwärtig die ganze deutsche Nation für alle aus dem großartigen Geiste unserer Zeit hervorgehenden Unternehmungen erfüllt, diese dem deutschen Vaterlande gewiß zur großen Zierde gereichenden Nationalwerke durch ganz Deutschland, namentlich durch alle deutschen Städte, die beste Aufnahme finden werden. Für sie, für ihre dauernde Verherrlichung sind ja diese Nationalwerke bestimmt! Wenn die Originalansichten die ganze Pracht unserer Städte an öffentlichen Monumenten jeder Art der staunenden Bewunderung unserer deutschen Stammgenossen enthüllen, wenn sie ihnen in das Gedächtniß zurückrufen sollen, daß im deutschen Vaterlande — statt Einer Alles in ihren Busen verschlingenden Hauptstadt — sich eine mächtige und blühende Stadt an die andere anreiht, so soll die allgemeine Geschichte derselben, in einer gediegenen und zugleich auch das größere Publicum ansprechenden Form, darstellen, unter welchen Verhältnissen sie Das, was sie jetzo sind, allmälig geworden, welches die Ursachen ihres Entstehens, Blühens, theilweisen Verfalls und Wiederaufblühens sind.

Welch' erhabene Aufgabe für den Künstler wie für den Geschichtschreiber, die altehrwürdigen Städte unsers Vaterlandes, durch innere und äußere Wirksamkeit in früherer und späterer Zeit so bedeutungsvoll, aus dem Dunkel bisheriger Vergessenheit mit neuem Glanze, wie in einem echtdeutschen Pantheon, hervortreten zu lassen! Welche Anregung für den nationalen Kunstsinn, die herrlichsten deutschen Baudenkmäler, vor Allem aber die ausgezeichnetsten deutschen Dome und Kirchen in ihrer eigenthümlichen Pracht und Majestät der Reihe nach vorgeführt zu sehen! Welche Erhebung des deutschen Gemeinsinns, sich, trotz dem Mangel eines großen einheitlichen Reichs und einer allgemeinen Reichshauptstadt, in den vielen herrlichen Städten des gemeinsamen Vaterlandes, diesen Mittelpunkten der Freiheit und Aufklärung, des Reichthums und der materiellen Kraft, groß und mächtig zu fühlen!

Daß diese in beiden obengenannten Werken zu lösende herrliche Aufgabe brüderlich vereinter Kraft nicht unerreichbar bleiben wird, dafür bürgt zunächst der ernste und feste Entschluß der oben genannten, in ihrem Fache längst meisterhaft bewährten Künstler, diesem echt vaterländischen Unternehmen ihre ganze Kraft zu widmen, dafür bürgen ferner die Namen folgender allgemein hochgeschätzten Gelehrten, welche sich bereits, in Bezug auf die Städtegeschichte, theils als Förderer, theils als Mitarbeiter an den Herausgeber anzuschließen bereit erklärt haben: Dr. Böhmer in Frankfurt a. M., Dr. Scharold in Würzburg, Dr. Pfister in Tübingen, K. Jäger in Bürg bei Heilbronn, Oestreicher, Hohn und Heller in Bamberg, Lochner und Mayer in Nürnberg, Staudenraus in Landshut, Beyschlag, von Raiser und Wagenseil in Augsburg.

Darmstadt, im December 1832.

Gustav Georg Lange,
Buch- und Kunsthändler.

Anzeige
von einem neuen Taschenbuche für christliche Leser.

Soeben ist bei C. F. Osiander in Tübingen erschienen und durch alle gute Buchhandlungen Deutschlands und der Schweiz zu beziehen:

Christoterpe,
ein Taschenbuch für christliche Leser auf das Jahr 1833.

Herausgegeben
im Verein mit mehren Andern
von
Albert Knapp.
(Archidiaconus in Kirchheim unter Teck. Verfasser der so beliebten Christlichen Gedichte, 2 Thle. Basel, Neukirch.)

Mit Kupfern.

386 Seiten in kl. 8. 3 Fl. 36 Kr., oder 2 Thlr.

Alle Lebensverhältnisse, Anschauungen und Forschungen vom Geist und Leben des Evangeliums durchdrungen darzustellen, ist der Zweck dieser auf weitere Jahrgänge berechneten Sammlung, welche lauter ernste, nicht blos auf flüchtigen Genuß berechnete Gaben enthält; und in unserer Zeit, die der mittelbaren und unmittelbaren Hinweisungen auf das echte Christenthum so viele enthält und so vieler bedarf, nicht als unnütz erscheinen möchte.

Herabgesetzter Preis von
Schiller und Göthe's Briefwechsel.

Die Anzeige von dem Erscheinen des Göthe'schen Nachlasses von 15 Bänden, durch welchen sofort die sämmtlichen Werke des großen Dichters geschlossen werden, haben aller Orten und so allgemeinen Anklang gefunden, daß es wohl geeignet sein dürfte, hiermit eine wiederholte Anzeige von dem

Briefwechsel zwischen Schiller und Göthe
in 6 Bdn. kl. 8.

zu verbinden. Je mehr sich dieses Werk, seiner innern Bedeutsamkeit nach, an die sämmtlichen Göthe'schen Werke anschließt, um so häufiger dürfte der Wunsch entstehen, dasselbe der Sammlung letzterer anzuschließen. Unsererseits dies möglichst zu erleichtern, sind wir entschlossen, bis zu Ende Januars 1833 genannte 6 Bände um den herabgesetzten Preis

von 11 Fl. 48 Kr. auf Velin- } Papier
und 9 Fl. 30 Kr. auf Druck- }

zu erlassen, während der nachher wieder eintretende Ladenpreis 23 Fl. 36 Kr. und 19 Fl. ist.

Stuttgart und Tübingen, im December 1832.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Nachricht
für alle Freunde der Literatur.

Bei der beinahe täglich sich vermehrenden außerordentlichen Bereicherung der Literatur sämmtlicher Wissenschaften und Künste ist es gewiß ein höchst dringendes Bedürfniß für das gelehrte Publicum sowol als für Geschäftsmänner, so schnell als möglich von den wichtigsten neuesten Erscheinungen auf dem Gebiete der gesammten europäischen Literatur Kunde zu erhalten: — ein Bedürfniß, dem bis jetzt die vorhandenen Bibliographien nur theil-

weise abgeholfen haben, indem ihre Mittheilungen nur auf einzelne Länder (Deutschland, Frankreich ꝛc.) sich in der Hauptsache erstreckten und dadurch für Denjenigen, dessen wissenschaftliche Vervollkommnung sich keine geographischen Grenzen setzt, nicht genügten.

Aber auch in pecuniairer Hinsicht war es für Bibliotheken, Buchhandlungen, Lesecirkel, Gelehrte ꝛc. eine höchst drückende Nothwendigkeit durch eine nicht unbedeutende jährliche Ausgabe (das Journal général de la littérature de France kostet allein 20 Fr.) nur einseitige Mittheilungen über die neueste Literatur sich erwerben zu müssen, abgesehen davon, daß die Masse der Literaturzeitungen nicht Jedermann vom Fache sich halten kann.

Ein anderes ebenso wesentliches Bedürfniß ist eine fortlaufende Anzeige der erschienenen Recensionen über die interessantesten neuesten Werke, deren Werth oder Unwerth in den besten deutschen, französischen, englischen und italienischen Literaturzeitungen und Journalen dargethan wird, um jedem einzelnen Fachgelehrten den Stand der wissenschaftlichen Kritik nachzuweisen, ihm die Mühe zu ersparen, die ganze Masse von Literaturzeitungen durchzugehen, diejenigen Nummern anzuzeigen, die für ihn interessant sein könnten, ihm den unumgänglich nöthigen Leiter und Führer zu wissenschaftlicher Vervollkommnung auch bei Krankheiten, längern Entfernungen vom Orte der Bibliotheken und der allenfallsigen Lesevereine zu erhalten und das Nachholen zu erleichtern, endlich um ihm zwecklose Opfer bei Anschaffungen zu ersparen.

Diesen Bedürfnissen abzuhelfen, haben die bayerischen Annalen es sich in der Art zur Pflicht gemacht, daß jeden Samstag ein einen Bogen starkes Verzeichniß der neuesten Literatur des gesammten Europas und ein solcher Recensionsanzeiger von der Redaction dieses Instituts ausgegeben werden wird. Der Preis des Jahrgangs der bayerischen Annalen, vereint mit dem allgemeinen bibliographischen Intelligenzblatte, beträgt 6 Fl. — Der Preis des Jahrgangs des allgem. bibliog. Intelligenzblattes allein (von einer leipziger Michaelismesse zur andern) wird zu Frommen der Wissenschaft selbst in Vergleich zu andern, noch dazu viel speciellern Bibliographien, auf den äußerst geringen Betrag von 3 Fl. festgesetzt.

Bestellungen geschehen bei dem k. Ober-Postamt in München, sowie auch bei der unterfertigten Redaction in portofreien Briefen. Auch Inserationen werden, die Zeile zu 3 Kr. berechnet, portofrei angenommen.

München, am 24sten December 1832.

Die Redaction der bayerischen Annalen.

*** Zu der Forsteinrichtung und Abschätzung, sowie zu dem Grundriß der Forstwissenschaft von

Heinrich Cotta,

ist als zweiter Theil eine

Erläuterung der Forsteinrichtung durch ein ausgeführtes Beispiel,

mit 4 colorirten Tafeln erschienen und eingebunden für 1 Thlr. bis zur Ostermesse 1833 in allen Buchhandlungen zu bekommen. Der spätere Ladenpreis ist 1 Thlr. 6 Gr.

Der erste Theil des Grundrisses der Forstwissenschaft kostet bis dahin nur 2 Thlr., wovon der Ladenpreis 2 Thlr. 8 Gr. beträgt.

Arnold'sche Buchhandlung
in Dresden und Leipzig.

Soeben ist bei uns erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Freudenreich, O., Die Familie Orloff als Mörder der russischen Kaiserfamilie und deren Anhänger, überhaupt als Erzfeinde der russischen Monarchie. Brosch. Preis 10 Sgr., oder 8 Gr.

Krause, H., Vita Friderici Guilielmi, magni Electoris Brandenburgici, qui magnitudinis opumque, quas Borussia est nacta, auctor exstitit, in panegyrici formam redacta atque edita. Brosch. Preis 7½ Sgr., oder 6 Gr.

Kriegslieder für preußische Krieger. Geh. 2½ Sgr., oder 2 Gr.

Salina. Eine Zeitschrift für gebildete Leser. Der Literatur, der Kunst und Sitten des Tages bestimmt. Vierter Jahrgang 1833. Herausgegeben von mehren Gelehrten und von Dr. Fr. Weidemann. Wöchentlich 3 halbe Bogen; Preis für den ganzen Jahrgang 6 Thlr.

Merseburg, im December 1832.

Die Buch- und Kunsthandlung
von Fr. Weidemann.

Wiederholte Anzeige eines höchst interessanten für Kaufleute und Geschäftsmänner unentbehrlichen Handbuches.

Eines der reichhaltigsten Werke der neuesten Zeit ist:

A dictionary practical, theoretical and historical of commerce and commercial navigation by J. R. Mac Culloch.

Dasselbe enthält in alphabetischer Ordnung eine Sammlung sehr schätzbarer, größtentheils noch unbenutzter und mit vieler Genauigkeit untersuchter und verglichener Materialien, aus denen nicht nur Kaufleute, sondern auch Staatswirthe, Rechtsgelehrte und Geschäftsmänner viele wichtige Notizen und Kenntnisse sammeln können.

Wir haben von diesem Werke, wie bereits vor einiger Zeit angezeigt wurde, eine Uebersetzung veranstaltet, die ein sehr instruirter Mann mit Zuziehung mehrer Sachkenner besorgt, und wovon mit nächstem die erste Lieferung erscheinen wird.

Das Ganze wird bei 100 Bogen Medianoctav umfassen und Denjenigen, die darauf bei der Verlagshandlung unterzeichnen, für 5 Thlr. Sächs. oder 9 Reichsgulden erlassen.

Stuttgart und Tübingen, den 1sten Nov. 1832.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Ludwig's englisches Wörterbuch,

das mehre Jahre lang gar nicht zu erhalten war, habe ich an mich gebracht und ist dasselbe nun wieder durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes von mir zu beziehen. Es führt den Titel:

Vollständiges deutsch-englisches und englisch-deutsches Wörterbuch, von Christian Ludwig. Zweite Auflage, mit einer gründlichen Anleitung zur Aussprache des Englischen vermehrt und zum allgemeinen Gebrauche der deutschen und englischen Nation bequemer eingerichtet; verbessert durch eine genauere Angabe der Bedeutungen der Wörter, Redensarten und Sprichwörter, und vermehrt mit vielen neuen Ausdrücken, und einem Verzeichnisse der unregelmäßigen Zeitwörter beider Sprachen. Zwei Theile. Gr. 8. 57 Bogen. Cartonnirt. 2 Thlr. 8 Gr.

Dieses Wörterbuch zeichnet sich durch Vollständigkeit, zweckmäßige Anordnung und Wohlfeilheit aus und gehört anerkannt zu den besten Werken dieser Art.

Leipzig, im December 1832.

F. A. Brockhaus.

Literarischer Anzeiger.

(Zu den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften.)

1833. Nr. II.

Dieser literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften: Blätter für literarische Unterhaltung, Isis, sowie der Allgemeinen medicinischen Zeitung, beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile 2 Gr.

Durch alle Buch- und Kunsthandlungen ist von mir zu beziehen:

Der Sonntag. Gedicht in sechs Gesängen von Ludwig Bechstein, nebst sechs Kupfertafeln, erfunden und radirt von Ferdinand Berthold. Querfolio. Auf feinem Velinpapier. Geh. 1 Thlr. 21 Gr.

Leipzig, im Januar 1833.

F. A. Brockhaus.

Im Verlage der Unterzeichneten sind im Laufe dieses Jahrs erschienen, und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Annalen, Neue allgemeine, politische. Herausgegeben von C. v. Rotteck, neue Folge. 3ter Jahrgang 1832. 1stes—9tes Heft. Gr. 8. Brosch. 9 Fl.

Ausland, Das, ein Tageblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker. 1832. Gr. 4. 16 Fl.

Bernoulli, C., Vademecum des Mechanikers. 2 Bändchen, 2te vermehrte Auflage. 16. Mit 8 Steinabdrücken. 1 Fl. 48 Kr.

Correspondenzblatt des würtemb. landwirthschaftlichen Vereins, neue Folge. 1832. 2 Bände in 6 Heften. Gr. 8. Brosch. 3 Fl.

Diel, Dr. A. F. A., Beschreibung der Kernobstsorten. 6tes Heft. 8. Mit 1 illum. Kupfer. 1 Fl. 48 Kr.

Elsner, J. G., Handbuch der veredelten Schafzucht. Gr. 8. 2 Fl.

Göthe, J. W. v., Ueber Kunst und Alterthum. VI. 3tes Heft. 8. Brosch. 3 Fl.

Göthe, J. W. v., Reineke Fuchs in 12 Gesängen. 8. Velinpapier 1 Fl. 36 Kr.
Druckpapier 1 Fl. 21 Kr.

Grossi, E. de, Opera medica posthuma. T. II. Semiotice et isagoge in clinicen. Gr. 8. 4 Fl. 36 Kr.

Hartig, G. L., Lehrbuch für Jäger und die es werden wollen. 3te vermehrte Auflage. 2 Bände. Gr. 8. 9 Fl.

Hegel, Dr. G. W. F., Wissenschaft der Logik. 1ster Theil, die objective Logik, 1ster Band, die Lehre vom Sein. Gr. 8. 5 Fl.

Herder, J. G. v., Der Cid. Neue Auflage. 16. Velinpapier. 2 Fl. 42 Kr.

Herz, M., Der Geistliche als Vorbild der Gemeinde. Gr. 8. 48 Kr.

Hesperus, eine encyklopädische Zeitschrift für gebildete Leser. 1832. Gr. 4. 16 Fl.

Humboldt, Alex. v., Reisen nach den Aequinoctialgegenden des neuen Continents. Historischer Theil. 6ter Bd. 2te Abtheilung. Gr. 8. 2 Fl. 30 Kr.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik. Herausgegeben von einer Societät für wissenschaftliche Kritik. 1832. Gr. 4. 21 Fl.

Jahrbücher, Würtembergische, für vaterländische Geschichte, Geographie, Statistik und Topographie. Herausgegeben von J. G. D. Memminger. Jahrg. 1831. 2 Hefte. 8. 3 Fl. 30 Kr.

Journal, Polytechnisches. Herausgegeben von Dr. Dingler. Jahrgang 1832. 24 Hefte. Gr. 8. Brosch. 16 Fl.

Kerner, J., Die Seherin von Prevorst. 2 Theile. Gr. 8. 2te vermehrte Auflage. 5 Fl. 24 Kr.

König, J., Geist der Kochkunst. Herausgegeben von C. F. v. Rumohr. 2te vermehrte Auflage. 8. 1 Fl. 48 Kr.

Kunstblatt 1832. Herausgegeben von Dr. Ludwig Schorn. Gr. 4. 6 Fl.

Lenau, Nikolaus, Gedichte. 8. 2 Fl. 15 Kr.

Literaturblatt 1832. Herausgegeben von Dr. W. Menzel. Gr. 4. 6 Fl.

Mannert, K., Geschichte der alten Deutschen, besonders der Franken. 2ter Theil. Gr. 8. 5 Fl.

Menzel, Dr. W., Reise nach Oestreich im Sommer 1831. 8. 2 Fl. 45 Kr.

— —, Taschenbuch der neuesten Geschichte. 2ter Jahrg. 2ter Thl., oder Geschichte des Jahrs 1830. Mit 12 Bildnissen. 16. Brosch. 3 Fl.

— —, — —, 3ter Jahrg. 1ster Theil, oder Geschichte des Jahres 1831. Mit 12 Bildnissen. 16. Brosch. 3 Fl.

Mone, F. J., Reinardus Vulpes, Carmen Epicum. Seculis IX et XII conscriptum. 8. 2 Fl. 45 Kr.

Morgenblatt für gebildete Stände. 26ster Jahrg. 1832. Gr. 4. 20 Fl.

Müller, J. v., Sämmtliche historische Werke in 40 Bändchen. Taschenausgabe. 2te und 3te Lieferung, jede Lieferung auf Druckpapier 3 Fl.
auf Velinpapier 4 Fl. 30 Kr.

Nationalkalender für die deutschen Bundesstaaten. Herausgegeben von C. C. André, fortgesetzt von J. H. Meyer, für 1833. Mit Steinabdrücken. 4. Brosch. 1 Fl. 12 Kr.

Oehlenschläger, Correggio, ein Trauerspiel. 3te Auflage. 8. 1 Fl. 36 Kr.

Paris, oder das Buch von 101. 1ster Theil. Uebersetzt von Theodor von Haupt. 8. 1 Fl. 12 Kr.

Pechmann, H. v., Jahrbücher der Baukunde. 2ter Band. 1stes Heft. Gr. 4. 2 Fl. 15 Kr.

— —, Geschichte der Austrocknung und der Cultur des Donau-Moores, mit einer Karte. Gr. 8. 1 Fl. 45 Kr.

Pfizer, Dr. A. P., Briefwechsel zweier Deutschen. 2te Auflage. Gr. 8. 2 Fl. 24 Kr.

Pyrker's, J. L. v., sämmtliche Werke. 1ster Bd. Tunisias. Gr. 8. 3 Fl.

Reider, v., Die höchste Cultur aller Blumenpflanzen, um zu jeder Jahreszeit im Garten, im Zimmer und vor dem Fenster alle Arten von Blumen heranzutreiben und zu pflanzen, vorzüglich

die Kunst,

die neuesten und kostbarsten Blumenpflanzen, auch Hyazinthen, Tulpen, Rosen, Levkoien, Amaryllen, Lilien, Crocus, Camellien, Aurikeln, Maiblumen, Ranunkeln und Veilchen bis Weihnachten zur Blüte zu bringen, und den ganzen Winter Blumen in Menge; dann um Weihnachten Spargel, Salat und Radies, zur Fastnacht Erdbeeren und Kirschen, zu

Ostern Pflaumen und Weintrauben, Blumenkohl, Bohnen und Gurken, dann sicher alle Jahre im Junius, Julius Melonen und Ananas zu ziehen. Das Resultat dreißigjähriger Erfahrung eines versuchten praktischen Gärtners. 8. 1 Fl.

Reuß, Dr. F. F., Sammlung der wichtigsten Abhandlungen über die jetzt herrschende Cholera-Seuche. Erster und zweiter Theil. Gr. 8. 2 Fl. 45 Kr.

Reyscher, Dr. A. L., Sammlung der würt. Gesetze. 5ter Bd. Gr. 8. 4 Fl. 24 Kr.

Rhetores graeci ex codicibus Florentinis Mediolanensibus Monacensibus Neapolitanis Parisiensibus Romanis Venetis Taurinensibus et Vindobonensibus. Emendatiores et auctiores edidit suis aliorumque annotationibus instruxit, indices locupletissimos adjecit Christianus Walz, Professor Tubingensis. Vol. I. Gr. 8. 9 Fl.

Schenk, E. v, Alte und neue Kunst. Allegorisches Vorspiel zu Göthe's Gedächtnißfeier. 16. Brosch. 24 Kr.

Schnitzler, J. H., Briefe aus Paris über Frankreich im ersten Jahre seiner Julirevolution. Gr. 8. 2 Fl. 24 Kr.

Schnurrer, Dr. Fr., Die Cholera morbus, ihre Verbreitung, ihre Zufälle, die versuchte Heilmethode, ihre Eigenthümlichkeit und die im Großen dagegen anzuwendenden Mittel. Mit einer Karte ihres Verbreitungsbezirks. Gr. 8. Brosch. 2te vermehrte Auflage. 1 Fl. 24 Kr.

Seyffer, von, Beschreibung des königl. Landhauses Rosenstein. Mit 3 lithographirten Beilagen. 8. 48 Kr.

Staatsacten und Urkunden, Neueste, in monatl. Heften. 27ster—30ster Band. 12 Hefte. Gr. 8. Brosch. 16 Fl.

Sternberg, v., Die Zerrissenen, Novelle. 8. 2 Fl.

Tegnér, C., Die Frithiof Sage. Aus dem Schwedischen übersetzt von A. von Helwig. Gr. 8. Neue Auflage. 2 Fl. 15 Kr.

Vasari, Lebensbeschreibungen der ausgezeichnetsten Maler, Bildhauer und Baumeister von Cimabue bis zum Jahr 1567. 1ster Theil. Mit 30 lithographirten Abbildungen. Gr. 8. 4 Fl. 30 Kr.

Verhandlungen des poln. Reichstags, von dem Tage der Bestürmung Warschaus bis zu seiner letzten Sitzung (7—25. Sept.). 8. 1 Fl. 12 Kr.

Vogel, Lehrbuch der Chemie. 2ter Bd. Gr. 8. 8 Fl.

Weishaar, Dr. J. F. von, Handbuch des würtembergischen Privatrechts. 1ster Theil. 3te umgearbeitete Ausgabe. Gr. 8. 3 Fl. 45 Kr.

Weigel, J., Geschichte der Staatswissenschaft. 1ster Band. Gr. 8. 2 Fl. 45 Kr.

Zedlitz, J. Chr. v., Gedichte. 3 Fl.

Zeitung, Allgemeine, Jahrgang 1832. Gr. 4. 16 Fl.

— —, Register für 1831. Gr. 4. 30 Kr.

Karte, Topographische, von Würtemberg, vom k. würt. topographischen Bureau. Nr. 7 und 8. 3 Fl. 36 Kr.

Karte, Militairische, von Deutschland, von Klein. Nr. 3 und 4. 4 Fl.

Stuttgart und Tübingen, 1832.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Soeben ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

J. M. Duncanii Novum Lexicon Graecum ex C. D. Dammii LEXICO HOMERICO-PINDARICO vocibus secundum ordinem literarum dispositis retractarum emendavit et auxit V. C. F. Rost. 3te Lieferung. 43 Bogen in gr. 4. Velinpapier. — Das Werk wird circa 160 Bogen umfassen und bis zu Ostern 1833 vollendet sein. Zur Begegnung eines im Werke seienden ausländischen Nachdrucks des noch nicht einmal geschlossenen Werks lassen wir den frühern wohlfeilen Preis von 8 Thlr. für das Ganze von jetzt an wieder eintreten und haben die auswärtigen Buchhändler befähigt, den Ertragsunterschied den Abnehmern zum 2ten Subscriptionspreis, der auf 12 Thlr. fixirt war, zurückzuzahlen.

Baumgärtner's Buchhandlung in Leipzig.

Durch alle Buchhandlungen und Postämter ist zu beziehen:

Blätter für literarische Unterhaltung. Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung. Jahrgang 1832. Monat December, oder Nr. 336—366, mit 2 Beilagen: Nr. 18, 19, 4 literarischen Anzeigern: Nr. XXXXVI—XXXXIX, und dem Register zum ganzen Jahrgang. Gr. 4. Preis des Jahrgangs von 365 Nummern (außer den Beilagen) auf gutem Druckpapier 12 Thlr.

Der canonische Wächter. Eine antijesuitische Zeitschrift für Staat und Kirche und für alle christliche Confessionen. Herausgegeben von Alexander Müller, Jahrgang 1832. Monat November, oder Nr. 87—96, mit 8 literarischen Anzeigern: Nr. XXXXI—XXXXVIII. Gr. 4. Preis des Jahrgangs von 104 Nummern (außer den Beilagen) 5 Thlr.

Isis. Encyklopädische Zeitschrift, vorzüglich für Naturgeschichte, Anatomie und Physiologie. Von Oken. Jahrgang 1832. Elftes Heft. Gr. 4. Preis des Jahrgangs von 12 Heften mit Kupfern 8 Thlr.

Leipzig, im Januar 1833.

F. A. Brockhaus.

Oestreichische militairische Zeitschrift.
1832. Elftes Heft.

Dieses Heft wird soeben an alle Buchhandlungen versendet und enthält folgende Aufsätze:

I. Die Schlacht bei Bar-sur-Aube am 27sten Februar 1814. Nach östreichischen Originalquellen. Mit dem Plane der Gegend um Bar-sur-Aube. — II. Den Schluß der Begebenheiten in und um Mantua vom 16ten September 1796 bis 4ten Februar 1797; nebst der Schlacht von Rivoli. — III. Literatur. Den Schluß der Betrachtungen über das Werk des Obrist Okounef: Mémoires sur les principes de la stratégie etc. — IV. Die neuesten Militairveränderungen.

Alle Buchhandlungen nehmen auf den nächsten Jahrgang 1833 dieser Zeitschrift Pränumeration mit acht Thaler Sächsisch an. Auch sind durch dieselben die frühern Jahrgänge seit 1818 für eben diesen Preis zu erhalten.

Wien, d. 22sten Dec. 1832.

J. G. Heubner.

In der Unterzeichneten ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Ueber

Kunst und Alterthum

von

Göthe.

Aus seinem Nachlaß herausgegeben durch die weimarschen Kunstfreunde.

Drittes Heft des sechsten und letzten Bandes.

Mit einem Register.

8. Brosch. Preis 3 Fl., oder 1 Thlr. 20 Gr. Sächs.

Dieses Schlußheft enthält eine reiche Aehrenlese von Reliquien, deren mehre von hoher Bedeutung, von welchen wir besonders:

„Winke über landschaftliche Gegenstände"; „Die Epochen geselliger Bildung"; „Zwei Briefe nach Abschluß des Faust ge-

schrieben an Meyer und W. v. Humboldt"; „Für junge Dichter"; „Le livre des Cents-et-Un", alle von Göthe; dann: „Ueber die Eigenthümlichkeit von Göthe's Einwirkung auf Kunst und Wissenschaft" von W. v. Humboldt; „Im Sinne der Wanderer" von Varnhagen; und „Rückblick und Schlußwort" von Fr. v. Müller, anführen.

Nun erst, da diese Zeitschrift ganz abgeschlossen vorliegt, werden die 18 Hefte oder 6 Bände derselben ein Bestandtheil jeder Kunstbibliothek werden müssen.

Stuttgart und Tübingen, den 1sten Nov. 1832.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Von der Stellung sowol der constitutionnellen Bundesregierungen als der Ständeversammlungen Deutschlands zu dem deutschen Bunde und zu Deutschlands Einheit. Von Dr. Theodor Kind. Kl. 8. Broch. Preis 6 Gr.

Leipzig. *Baumgärtner's Buchhandlung.*

Bei J. A. Mayer in Aachen ist soeben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Auch ein Wort
über
Friedrich's II. und Friedrich Wilhelm's II.
Politik
in
Polens Unfällen,
oder
Bemerkungen
über
„Polens Untergang"
von Herrn von Raumer.
Vom
Obersten von Schepeler.
8. Geheftet. Preis 12 Gr.

Die
Annalen der Physik und Chemie, herausgegeben zu Berlin von *J. C. Poggendorff.* Gr. 8. Mit Kupfern, werden auch für 1833 ununterbrochen fortgesetzt und behalten, sowol in Betreff des Stoffes als der Form, ganz die frühere Einrichtung. Wie bisher wird das Bestreben des Herausgebers dahin gerichtet sein, den Lesern Alles mitzutheilen, was für die in das Bereich der Zeitschrift gehörenden Wissenschaften von Interesse ist, für die Gediegenheit der Aufsätze aber bürgen die Namen der Herren Mitarbeiter. Regelmässig zu Ende eines jeden Monats erscheint ein Heft mit den nöthigen Kupfern u. s. w., deren vier einen Band bilden. Der Preis des Jahrgangs von 12 Heften (circa 120 Bogen) ist 9 Thlr. 8 Gr.

Alle Buchhandlungen und Postämter nehmen Bestellung darauf an.

Leipzig, den 2ten Jan. 1833.

Joh. Ambr. Barth.

*** Soeben ist erschienen und in allen Kunsthandlungen zu haben:

CORONATIO Sᵒ Sᶜᵀᴬᴱ VIRGINIS,
Die Krönung der heiligen Jungfrau.

Nach dem Gemälde von Rafael im Vatican, gezeichnet und gestochen, in Rom und Dresden, von Ch. E. Stölzel.

Der Preis eines Abdrucks dieser Platte (25¼ Zoll hoch und 17 Zoll breit) vor der Schrift ist, bis Ende Januar 1833, zu 24 Thaler, und auf chinesischem Seidenpapier zu 28 Thaler, mit der Schrift aber zu 12 Thaler und auf chines. Papier zu 14 Thaler preuss. Cour. festgesetzt. Nach dieser Zeit kostet ein Abdruck vor der Schrift 30 Thaler und auf chines. Papier 36 Thlr., mit der Schrift aber 15 Thlr. und auf chines. Papier 18 Thlr. preuss. Cour. in allen Kunsthandlungen.

Diese Preise werden um so billiger erscheinen als der Künstler über acht Jahre mit Zeichnung und Stich sich hat beschäftigen müssen und ausserdem die Verlagshandlung kaum 600 vollkommene Abdrücke, wegen Weichheit der Platte und hauptsächlich wegen der engen zarten Arbeit, abziehen zu lassen im Stande ist.

Eine ausführliche Beurtheilung dieses Blattes, vom Herrn v. Quandt und Herrn Baron v. Rumohr, ist der Abendzeitung beigelegt und wird jedem Abdruck beigegeben.

Dresden und Leipzig, im December 1832.

Arnold'sche Buch- und Kunsthandlung.

Fortlaufende
Uebersicht der Landtags-Verhandlungen
der Stände des Großherzogthums Hessen.

Bei der Aufmerksamkeit, welche das größere Publicum den Verhandlungen des eben versammelten Landtags des Großherzogthums Hessen zuwendet, wird es eine willkommene Erscheinung sein, wenn ihm eine fortlaufende Uebersicht derselben gegeben wird, damit es dem Gang derselben hinsichtlich der bedeutendsten Momente folgen kann. Diese soll unter dem Titel erscheinen:

Fortlaufende Uebersicht der Verhandlungen bei dem Landtage des Großherzogthums Hessen im Jahr $18^{32}/_{33}$, mit Rückblicken auf die frühern Landtage.

Sie wird die wichtigsten Actenstücke wörtlich mittheilen, aber dennoch wahrscheinlich einen starken Octavband nicht überschreiten, der in Heften ausgegeben werden soll, damit so eine schnelle Mittheilung stattfinden kann. Die Arbeit soll dem Geist des Wissenschaftlichen nicht entfremdet bleiben und nach der Natur des Gegenstandes die Resultate der Landtage anderer deutscher Staaten beachten. Jeder Gegenstand, der dem Gesammtvaterland angehört, soll vorzugsweise Berücksichtigung finden.

Am Schluß wird ein sorgfältig ausgearbeitetes Register geliefert.

Der Preis von 6 Heften ist 1 Thlr., oder 1 Fl. 45 Kr.

Alle Buchhandlungen nehmen Bestellungen an.

Darmstadt, den 22sten December 1832.

C. W. Leske.

Geschichte der Austrocknung und der Cultur
des
Donau-Moores in Baiern
von
Heinrich Freiherrn von Pechmann,
königl. Oberbaurath ꝛc. ꝛc. ꝛc.
Mit einer Karte des Donau-Moores.
München, Stuttgart und Tübingen in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Preis 1 Fl. 45 Kr.

Die Austrocknung des Donau-Moores in Baiern gehört unstreitig unter die größten Unternehmungen dieser Art, denn man kennt nur zwei größere Sümpfe, welche man ausgetrocknet hat, nämlich die Oberbrüche in Preußen und die pontinischen Sümpfe, welch' letztere indessen nur unvollkommen entsumpft wurden, und einer neuen Entsumpfung, wie es scheint vergeblich, entgegenharren. Bei den toscanischen Maremmen (siehe „Das Ausland", Novemberheft) verhält es sich ebenso. In keinem Dinge gilt der Satz Müller's: „Wo das meiste Leben, da ist der Sieg", mehr, als eben bei solchen Unternehmungen, welche doch so gemeinnützlich und segenbringend sind. Die gegenwärtige Geschichte dürfte daher für so viele Localitäten von großem Interesse sein, und zwar um so mehr, als durch die Ent-

sumpfung und den Anbau eines Moores von 56,000 Morgen *), wie dieses ist, der Beweis geführt ist, wie ein solches Unternehmen nicht allein nicht in das Reich des Unmöglichen gehört, sondern durch ganz einfache Mittel bewerkstelligt werden kann und bei kleinerm Areal wenig Schwierigkeiten hat. Außer dem im oben angeführten Novemberheft der Zeitschrift „Das Ausland" enthaltenen Aufsatz über die toscanischen Maremmen verweisen wir Kenner und Techniker auch noch auf die im „Recueil industriel", August 1832, Seite 158, beschriebene Maschine zum Austrocknen der Sümpfe.

*) Der bair. Morgen enthält 40,800 bair. Quadr.-Schuhe.

Soeben ist erschienen und an alle Buchhandlungen versendet worden:

Neueste und geschmackvollste Maskenanzüge

in zwölf colorirten Blättern enthaltend 37 Anzüge.

Erste Sammlung. Querfolio. Preis 16 Gr.

Industrie-Comptoir.

Der Freischütz

für 1833 kann bei jedem Postamte und jeder Buchhandlung, in Hamburg bei dem Herausgeber P. L. Gottfriedt (neustädter Fuhlentwiete Nr. 6) bestellt werden, und kostet, wie bisher, 1 Mark das Vierteljahr. Hamburg, im December 1832.

In Karl Gerold's Buchhandlung in Wien

ist soeben erschienen und an alle Buchhandlungen Deutschlands versandt:

Jahrbücher der Literatur. Sechzigster Band. 1832. October. November. December.

Inhalt:

Art. I. Hesiodi carmina. Recensuit et commentariis instruxit Carolus Goettlingius. Gothae et Erfordiae 1831.

II. Die Baiern im Morgenlande. Gedächtnißrede zum dreiundsiebenzigsten Stiftungstage der kön. bair. Akademie der Wissenschaften. — Gelesen am 28. März 1832 durch Joseph Freiherrn von Hormayr.

III. Baierns Gauen nach den drei Volksstämmen der Alemannen, Franken und Bojoaren. Aus den Urkunden nachgewiesen von Karl von Spruner. Gegen Herrn Ritter von Lang's Baierns Gauen ꝛc. Bamberg 1831.

IV. Reginald Heber's Leben und Nachrichten über Indien. Herausgegeben von Friedrich Krohn. Berlin 1831.

V. Erste Wanderung der ältesten Tonkunst, als Vorgeschichte der Musik, dargestellt von Gottf. Wilh. Fink. Essen 1831.

VI. Pausaniae de situ Graeciae libri decem. Recognovit Imman. Bekkerus. Berol. 1826—27.

VII. Geschichte der Kreuzzüge, nach morgenländischen und abendländischen Berichten. Von Dr. Friedrich Wilken. Siebenter Theil. Die Kreuzzüge des Königs Ludwig des Heiligen und der Verlust des heiligen Landes. Leipzig 1832.

VIII. 1) Göthe, aus näherm persönlichen Umgange dargestellt. Ein nachgelassenes Werk von Johannes Falk. Leipzig 1832.

2) Göthe's letzte literarische Thätigkeit, Verhältniß zum Ausland und Scheiden, nach Mittheilungen seiner Freunde, dargestellt von Dr. Karl Wilhelm Müller. Jena 1832.

IX. Die Erscheinungen und Gesetze des organischen Lebens. Von G. R. Treviranus. Erste Abtheilung des zweiten Bandes. Bremen 1832.

X. Die Dichtkunst der Chinesen. Erste Epoche. Confucii Chi-hing, sive liber Carminum. Ex latina P. Lacharme interpretatione edidit Julius Mohl. Stuttgartiae et Tubingae 1830.

Inhalt des Anzeigeblattes Nr. LX.

Dänische Literatur. Von N. Fürst.
Gojuti's Leben und Schriften.
Ueber das Wunderbare im Epos.
Register.

Neue Karte von Würtemberg.

Da die in unserm Verlage erschienene „Land- und Höhenkarte von Würtemberg" völlig vergriffen ist, das Bedürfniß aber einer kleinern Generalkarte von Würtemberg auf Einem Blatte sich immer stärker ausspricht: so haben wir den Verlag einer neuen Karte übernommen, welche unter der Aufsicht des königl. stat.-top. Bureaus und mit Benutzung der Ergebnisse der Landesvermessung bearbeitet und im Laufe des künftigen Jahres erscheinen wird. Die Karte ist im 450,000theiligen Maßstab angelegt, und also bedeutend größer als die frühere. Mit derselben wird auch diesmal wieder eine Höhenkarte verbunden sein.

Der Preis ist für Diejenigen, welche bis Ende Aprils darauf unterzeichnen, 48 Kr.

In Beziehung auf die unlängst von uns angekündigte Generalkarte von Würtemberg in 4 Blättern, welche ganz auf die Landesvermessung und die in unserm Verlage herauskommende große topographische Karte des Königreichs gegründet sein wird, geben wir noch die Nachricht, daß wir bald im Stande sein werden, die Erscheinung der zwei ersten Blätter ankündigen zu können. Von der eben erwähnten großen Karte werden im Laufe dieses Monats auch wieder zwei neue Blätter ausgegeben werden.

Stuttgart und Tübingen, den 1sten Dec. 1832.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Im Verlage von Wilhelm Kaiser in Bremen ist soeben erschienen:

Gittermann, Dr. J. Ch. H., Christliche Lieder. Geheftet. 20 Gr.

Collisions-Anzeige.

Wir lassen den soeben erschienenen Band der *Edinburgh Cabinet Library:*

The travels and researches of Alexander von Humboldt being a condensed narrative of his journeys etc. One Vol. By Macgillivray etc.

für unsere Unterhaltende Bibliothek sogleich ins Deutsche übertragen und etwa in 4 Wochen ausgeben.

Leipzig. Baumgärtner's Buchhandlung.

In Halberstadt verdient die, den 11ten März 1833 beginnende Versteigerung einer über vierzehntausend Bände zählenden, gar reichhaltigen Bibliothek die Aufmerksamkeit aller Bücherfreunde. Viele sehr seltene alte Drucke und Chroniken werden hier feilgeboten, wie auch Kunstsachen, besonders werthvolle Oelgemälde und Kupferstiche.

Durch alle Buchhandlungen ist zu erhalten:

Conversations-Lexikon der neuesten Zeit und Literatur.

Zehntes Heft.

Grimm bis Heiberg.

Jedes Heft kostet

auf weißem Druckpapier 6 Gr.,
auf gutem Schreibpapier 8 Gr.,
auf extrafeinem Velinpapier 15 Gr.

Leipzig, 20sten Dec. 1832. F. A. Brockhaus.

Literarischer Anzeiger.

(Zu den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften.)

1833. Nr. III.

Dieser literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften: Blätter für literarische Unterhaltung, Isis, sowie der Allgemeinen medicinischen Zeitung, beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile 2 Gr.

Bericht

über die im Laufe des Jahres 1832

bei

F. A. Brockhaus in Leipzig.

erschienenen neuen Werke und Fortsetzungen.

1. **Augusteum, Dresdens antike Denkmäler enthaltend.** Herausgegeben von *Wilhelm Gottlieb Becker.* Zweite Auflage. Besorgt und durch Nachträge vermehrt von *Wilhelm Adolf Becker.* Erstes bis viertes Heft. Tafel I—XLVI, Text Bogen 1—12. Auf feinem Druckpapier. Folio. Jedes Heft im Subscriptionspreise 1 Thlr. 21 Gr.

Der Subscriptionspreis besteht einstweilen noch fort. Früher kostete das Heft 9 Thlr. 16 Gr. Die Fortsetzung wird rasch folgen.

2. **Baltisch (Franz), Politische Freiheit.** Gr. 8. 23½ Bogen auf gutem Druckpapier. Geh. 1 Thlr. 18 Gr.

3. **Bechstein (Ludwig), Der Sonntag.** Gedicht in sechs Gesängen. Nebst sechs Kupfertafeln, erfunden und radirt von Ferdinand Berthold. Querfolio. Auf feinem Velinpapier. Geh. 1 Thlr. 21 Gr.

4. **Blätter für literarische Unterhaltung.** (Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung.) Jahrgang 1832. Außer den Beilagen 366 Nummern. Auf gutem Druckpapier. Gr. 4. 12 Thlr.

5. **Cloveland, natürlicher Sohn Cromwell's.** Von ihm selbst geschrieben und frei ins Deutsche übertragen von St. Nelly. Mit einer Einleitung von Hofrath Böttiger. 3 Theile. 12. 28 Bogen auf gutem Druckpapier. Geh. 2 Thlr.

6. **Conversations-Lexikon der neuesten Zeit und Literatur.** Ein Supplementband zu allen frühern Auflagen des Conversations-Lexikons, sowol in den leipziger Originalausgaben als den verschiedenen Nachdrücken, aber auch ein für sich bestehendes und in sich abgeschlossenes Werk. Erstes bis zehntes Heft. Abel bis Heiberg. Gr. 8. Jedes Heft von 8 Bogen auf weißem Druckpapier 6 Gr., auf gutem Schreibpapier 8 Gr., auf extrafeinem Velinpapier 15 Gr.

7. **Cuvier (Baron von), Das Thierreich,** geordnet nach seiner Organisation. Als Grundlage der Naturgeschichte der Thiere und Einleitung in die vergleichende Anatomie. Nach der zweiten, vermehrten Ausgabe übersetzt und durch Zusätze erweitert von F. S. Voigt. Erster und zweiter Band. Gr. 8. Auf gutem Druckpapier. 6 Thlr. 8 Gr.

Der erste Band (1831, 64 Bogen, 4 Thlr.) enthält die Säugthiere und Vögel, der zweite (1832, 34½ Bogen, 2 Thlr. 8 Gr.) die Reptilien und Fische.

8. **Dante, Die göttliche Komödie.** Uebersetzt und erklärt von Karl Ludwig Kannegießer. Dritte, sehr veränderte Auflage. 3 Theile. Mit einem Titelkupfer und geometrischen Plänen der Hölle, des Fegefeuers und des Paradieses. Gr. 8. 60 Bogen auf feinem Druckpapier. 3 Thlr.

Früher erschien bei mir:

Dante Alighieri's lyrische Gedichte. Italienisch und deutsch herausgegeben von K. L. Kannegießer. 1827. Gr. 8. 34 Bogen auf feinem Druckpapier. Früherer Preis 2 Thlr. 8 Gr. Jetzt für einen Thaler.

9. **Depping (G. B.), Erinnerungen aus dem Leben eines Deutschen in Paris.** 12. 32½ Bogen auf feinem Druckpapier. Geh. 2 Thlr. 8 Gr.

10. **Detenhoff (Johann Wilhelm), Das Ganze der Handlung.** Ein theoretisch-praktisches Lehr- und Handbuch der gesammten Handlungswissenschaften. (Petersburg 1831.) Gr. 8. 16½ Bogen auf gutem Druckpapier. Geh. 1 Thlr. 6 Gr.

11. **Allgemeine Encyklopädie der Wissenschaften und Künste,** in alphabetischer Folge von genannten Schriftstellern bearbeitet und herausgegeben von J. S. Ersch und J. G. Gruber. Mit Kupfern und Karten. Gr. 4. Cart.

Jeden Theil im Pränumerationspreise auf gutem Druckpapier 3 Thlr. 20 Gr., auf feinem Velinpapier 5 Thlr., auf extrafeinem Velinpapier im größten Quartformat mit breiten Stegen (Prachtexemplare) 15 Thlr.

Erste Section A—G, herausgegeben von J. S. Gruber. Zweiundzwanzigster und dreiundzwanzigster Theil.

Zweite Section, H—N, herausgegeben von A. G. Hoffmann. Achter und neunter Theil.

Dritte Section, O—Z, herausgegeben von M. H. E. Meier und L. F. Kämtz. Zweiter und dritter Theil.

Seit ich Ende 1831 den Verlag der Encyklopädie übernommen, sind bereits sechs Theile fertig geworden und das Publicum wird hoffentlich wieder Vertrauen zu einem Unternehmen gewinnen, das ein wahres deutsches Nationalwerk genannt zu werden verdient und sich überzeugen, daß ich den Willen und die Mittel habe, dasselbe so rasch zu fördern, als es die Sorge für den innern Werth und die Rücksicht auf die Abonnenten, denen nicht zugemuthet werden kann, in einem Jahre mehr als höchstens sechs Bände zu erhalten, irgend gestatten.

Allen frühern Abonnenten, denen eine Reihe von Bänden fehlt, sowie Solchen, die sich das ganze Werk neu anschaffen wollen, werde ich die billigsten Bedingungen stellen, und man wolle sich in dieser Hinsicht entweder an mich selbst oder an irgend eine andere Buchhandlung wenden.

12. **Falk (Johannes), Göthe aus näherm persönlichen Umgange dargestellt.** Ein nachgelassenes Werk. 12. 13½ Bogen auf feinem Druckpapier. Geh. 1 Thlr. 12 Gr.

13. **Isis.** Encyklopädische Zeitschrift, vorzüglich für Naturgeschichte, Anatomie und Physiologie. Herausgegeben von Oken. Jahrgang 1832. 12 Hefte. Mit vielen Kupfern. Gr. 4. 8 Thlr.

14. **Knorring (Karl von), Russische Bibliothek für Deutsche.** Erstes bis drittes Heft. (Reval 1831.) 8. 34 Bogen auf Druckpapier. Geh. 2 Thlr. 12 Gr.

Diese drei Hefte enthalten ausgewählte Stücke von Polewoi, Schukowski, Puschkin und Gribojedow.

15. **Krug (Wilhelm Traugott), Encyklopädisch-philosophisches Lexikon,** oder Allgemeines Handwörterbuch der philosophischen Wissenschaften nebst ihrer Literatur und Geschichte. Nach dem heutigen Standpunkte der Wissenschaften bearbeitet und herausgegeben. Zweite, verbesserte und vermehrte Auflage. In vier Bänden. Erster Band. A bis E.

Gr. 8. 55½ Bogen auf weißem Druckpapier. Subscriptionspreis 2 Thlr. 18 Gr.

16. Kupffer (C. H.), Anfangsgründe der Buchstabenrechnung und Algebra, mit Inbegriff der Combinationslehre und unbestimmten Analytik, nebst Uebungsaufgaben. Zur Repetition des mündlichen Unterrichts und zur eignen weitern Fortbildung neben diesem. (Reval 1832.) Gr. 8. 16 Bogen auf Druckpapier. 20 Gr.

17. Ludwig (Christian), Vollständiges deutsch-englisches und englisch-deutsches Wörterbuch. Zweite Auflage, mit einer gründlichen Anleitung zur Aussprache des Englischen vermehrt und zum allgemeinen Gebrauche der deutschen und englischen Nation bequemer eingerichtet; verbessert durch eine genauere Angabe der Bedeutungen der Wörter, Redensarten und Sprichwörter, und vermehrt mit vielen neuen Ausdrücken, und einem Verzeichnisse der unregelmäßigen Zeitwörter beider Sprachen. 2 Theile. Gr. 8. 57 Bogen auf Druckpapier. Cartonnirt. 2 Thlr. 8 Gr.

18. *Martens* (le baron *Charles de*), Guide diplomatique. Contenant: 1° Considérations sur l'étude de la diplomatie. 2° Précis des droits et des fonctions des agens diplomatiques. 3° Traité sur le style des compositions en matière politique. 4° Bibliothèque diplomatique choisie, suivie d'un catalogue de cartes de géographie moderne. 5° Recueil d'actes et d'effices à l'appui du traité sur le style des compositions en matière politique. 2 Bände. Gr. 8. 67½ Bogen auf feinem französischen Druckpapier. Geh. 4 Thlr. 12 Gr.

19. *Münch (Ernst)*, Maria von Burgund nebst dem Leben ihrer Stiefmutter Margarethe von York, Gemahlin Karl des Kühnen, und allerlei Beiträgen zur Geschichte des öffentlichen Rechts und des Volkslebens in den Niederlanden zu Ende des 15. Jahrhunderts, aus französischen, flämischen, holländischen und deutschen Quellen. 2 Bände. 8. 64 Bogen auf feinem Druckpap. 4 Thlr. 16 Gr.

20. Mundt (Theodor), Die Einheit Deutschlands in politischer und ideeller Entwickelung. 12. 5½ Bogen auf gutem Druckpapier. Geh. 8 Gr.

21. Oertel (W. von), Harald und Elsbeth, oder das Zeitalter Johann's des Schrecklichen. Romantisches Originalgemälde aus der Geschichte des 16. Jahrhunderts. 2 Bände. (Petersburg 1831.) 8. 80 Bogen auf feinem Druckpapier. Geh. 2 Thlr. 8 Gr.

22. Le Parnasse français du dix-neuvième siècle. Oeuvres poétiques d'Alphonse de Lamartine, Casimir Delavigne et P.-J. de Béranger. 27½ Bogen auf feinem Velinpapier. Geh. 2 Thlr.

23. Pölitz (Karl Heinrich Ludwig), Die europäischen Verfassungen seit dem Jahre 1789 bis auf die neueste Zeit. Mit geschichtlichen Einleitungen und Erläuterungen. Zweite, neu geordnete, berichtigte und ergänzte Auflage. In drei Bänden. Erster Band, die gesammten Verfassungen des deutschen Staatenbundes enthaltend. 2 Abtheilungen. Gr. 8. 78½ Bogen auf weißem Druckpapier. Subscriptionspreis 4 Thlr. 20 Gr.

24. Provinzialrecht aller zum preußischen Staate gehörenden Länder und Landestheile, insoweit in denselben das Allgemeine Landrecht Gesetzeskraft hat, verfaßt und nach demselben Plane herausgegeben von Friedrich Heinrich von Strombeck. Ersten Theils erster Band, zweiten Theils erster bis dritter Band, und dritten Theils erster bis dritter Band. Gr. 8.
Auch unter den Titeln:

Provinzialrecht des Fürstenthums Halberstadt und der zu demselben gehörigen Graf- und Herrschaften Hohenstein, Regenstein und Derenburg, von Leopold August Wilhelm Lentze. 1827. 1 Thlr. 12 Gr.

Provinzialrecht der Provinz Westfalen. Erster Band: Provinzialrecht des Fürstenthums Münster und der ehemals zum Hochstift Münster gehörigen Besitzungen der Standesherren, imgleichen der Grafschaft Steinfurt und der Herrschaften Anholt mit Gehmen, von Clemens August Schlüter. 1829. 1 Thlr. 20 Gr.

Provinzialrecht der Provinz Westfalen. Zweiter Band: Provinzialrecht der Grafschaft Tecklenburg und der Obergrafschaft Lingen, von Clemens August Schlüter. 1830. 20 Gr.

Provinzialrecht der Provinz Westfalen. Dritter Band: Provinzialrecht der ehemals kurkölnischen Grafschaft Recklinghausen, von Clemens August Schlüter. 1833.

Provinzialrecht der Provinz Westpreußen. Erster Band: Provinzialrecht der Districte des preußischen Landrechts von 1721, von Leman. Erster Theil. 1830. 2 Thlr. 12 Gr.

Provinzialrecht der Provinz Westpreußen. Zweiter Band: Provinzialrecht der Districte des preußischen Landrechts von 1721, von Leman. Zweiter Theil. 1832. 2 Thlr. 12 Gr.

Provinzialrecht der Provinz Westpreußen. Dritter Band: Die Statutarrechte der Stadt Danzig, von Leman. 1833. 2 Thlr. 12 Gr.

25. Raumer (Friedrich von), Ueber die geschichtliche Entwickelung der Begriffe von Recht, Staat und Politik. Zweite, verbesserte und vermehrte Auflage. Gr. 8. 17 Bogen auf gutem Schreibpapier. 1 Thlr. 6 Gr.

26. — —, Polens Untergang. Zweite Auflage. 12. 6½ Bogen auf feinem Druckpapier. Geh. 16 Gr.

27. — —, Geschichte Europas seit dem Ende des 15. Jahrhunderts. In sechs Bänden. Erster Band. Gr. 8. 37½ Bogen. Subscriptionspreis auf gutem weißen Druckpapier 3 Thlr. 4 Gr., auf extrafeinem Velinpapier 6 Thlr. 8 Gr.

28. Raumer (Karl von), Lehrbuch der allgemeinen Geographie. Mit fünf Kupfertafeln. Gr. 8. 27 Bogen auf gutem Druckpapier. 1 Thlr. 6 Gr.
Um die Einführung in den Schulen zu erleichtern, wird von jeder Buchhandlung auf 12 Ex. ein Freier. bewilligt.

29. — —, Beschreibung der Erdoberfläche. Eine Vorschule der Erdkunde. Zweite unveränderte Auflage. Gr. 8. 5½ Bogen auf gutem Druckpapier. 4 Gr.
Auf 25 Ex. werden drei, auf 50 Ex. acht Freier. bewilligt. Diese Schrift ist bereits in vielen Schulen eingeführt worden, sodaß die zweite Auflage wenige Monate nach der ersten veranstaltet werden mußte.

30. Rumohr (C. F. von), Drei Reisen nach Italien. Erinnerungen. 12. 14 Bogen auf gutem Druckpapier. Geh. 1 Thlr. 12 Gr.

31. Schmid (Reinhold), Die Gesetze der Angelsachsen. In der Ursprache mit Uebersetzung und Erläuterungen herausgegeben. Erster Theil, den Text nebst Uebersetzung enthaltend. Gr. 8. 25 Bogen auf gutem Druckpapier. 2 Thlr. 6 Gr.

32. Schopenhauer (Johanna), Sämmtliche Schriften. 24 Bände. Mit dem Bildnisse der Verfasserin. 16. 436½ Bogen. 1829—32. Subscriptionspreis auf gutem milchweißen Druckpapier 12 Thlr., auf extrafeinem Velinpapier 16 Thlr.

33. Schulze (Ernst), Die bezauberte Rose. Romantisches Gedicht in drei Gesängen. Fünfte Auflage.
Nr. 1, auf gutem Schreibpapier. 8. Geh. 1 Thlr.
Nr. 2, mit sieben neuen Stahlstichen (Schulze's Bildniß von Barth, und sechs Darstellungen nach Schumacher'schen Zeichnungen von Wagner). Auf feinem geglätteten Velinpapier. 8. Cart. 2 Thlr.
Nr. 3, mit denselben Stahlstichen. Auf dem feinsten geglättesten Velinpapier in gr. 8. Cart. (Prachtausgabe.) 2 Thlr. 12 Gr.

34. Scipio Cicala. Ein Roman. 4 Bände. 8. 83½ Bogen auf feinem Druckpapier. 6 Thlr.

35. Sherer (Moyle), Bilder aus dem Kriegsleben. Aus dem Englischen übersetzt von Rudolf Lindau. Herausgegeben von Wilhelm Adolf Lindau. 8. 21½ Bogen auf feinem Druckpapier. 1 Thlr. 16 Gr.

36. Stieglitz (Christian Ludwig), Geschichtliche Entwickelung der Eigenthumsverhältnisse an Wald und Jagd in Deutschland von den ältesten Zeiten bis zur Ausbildung der Landeshoheit. Ein Versuch. Gr. 8. 20½ Bogen auf Druckpapier. 1 Thlr. 18 Gr.

37. Stimmen der Zeit. Lieder eines Deutschen. 12. 4 Bogen auf gutem Druckpapier. Geh. 10 Gr.

39. Sue (Eugène), Atar-Gull. Aus dem Französischen. 12. 14½ Bogen auf feinem Druckpapier. Geh. 1 Thlr. 12 Gr.

39. Historisches Taschenbuch. Mit Beiträgen von Gans, Varnhagen von Ense, Raumer, Voigt, Wagner. Herausgegeben von Friedrich von Raumer. Vierter Jahrgang. Mit Rubens' Bildniß. 12. 16 Bogen auf feinem Druckpapier. Cart. 1 Thlr. 16 Gr.

Jeder der drei ersten Jahrgänge, mit Beiträgen von Lorenz, Passow, Raumer, Varnhagen von Ense, Voigt, Wachler, Wilken, und den Bildnissen des Cardinals Richelieu, Maximilian II. und Ferdinand II., kostet 2 Thlr.

40. *Thiele* (*J. M.*), Leben und Werke des dänischen Bildhauers *Bertel Thorwaldsen*. In zwei Theilen. Erster Theil. Mit achtzig Kupfertafeln und einem Facsimile. Gross Folio. 51 Bogen Text auf dem feinsten Velinpapier. Text und Kupfertafeln in zwei Bänden sauber cartonnirt. 20 Thlr.

41. Urania. Taschenbuch auf das Jahr 1838. Mit Dannecker's Bildniß und sechs Stahlstichen nach französischen Gemälden. 16. 24½ Bogen auf feinem Velinpapier. Geb. 2 Thlr.

Die frühern Jahrgänge der Urania bis 1829 sind sämmtlich vergriffen; der Jahrgang 1830 kostet 2 Thlr. 6 Gr., 1831 und 1832 jeder 2 Thlr.

Die Bildnisse von Shakspeare, Ernst Schulze, Göthe, Kleist, Böttiger, Canova, Jean Paul, Scott, Thorwaldsen, Wilhelm Müller, Uhland, Cornelius, Oehlenschläger, Dannecker, Calderon, Kurt Sprengel, Baggesen, G. von Kügelgen (letztes 4 nicht aus der Urania) kosten in erlesenen Abdrücken in gr. 4. jedes acht Groschen.

42. Wachsmann (C. von), Erzählungen und Novellen. 4 Bändchen. 1830—32. 8. 88 Bogen auf feinem Druckpapier. 7 Thlr.

43. Der canonische Wächter. Eine antijesuitische Zeitschrift für Staat und Kirche, und für alle christlichen Confessionen. Herausgegeben von Alexander Müller. Jahrgang 1832. Außer den Beilagen 104 Nummern. Gr. 4. Auf gutem Druckpapier. 5 Thlr.

Der erste Jahrgang, 52 Nummern enthaltend, kostet 2 Thlr. 20 Gr., der zweite Jahrgang, 104 Nummern, 3 Thlr.

44. Wigand (Paul), Die Provinzialrechte der Fürstenthümer Paderborn und Corvey in Westfalen, nebst ihrer rechtsgeschichtlichen Entwickelung und Begründung aus den Quellen dargestellt. 3 Bände. Gr. 8. 77 Bogen auf Druckpapier. 4 Thlr. 12 Gr.

45. Zeitgenossen. Ein biographisches Magazin für die Geschichte unserer Zeit. (Herausgegeben unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung.) Vierten Bandes erstes bis fünftes Heft (XXV—XXIX). Gr. 8. Jedes Heft von 6—7 Bogen auf gutem Druckpapier 12 Gr.

46. Zettwach, Das pommersche Lehnrecht nach seinen Abweichungen von den Grundsätzen des preußischen Allgemeinen Landrechts. Gr. 8. 25 Bogen auf Druckpapier. 1 Thlr. 12 Gr.

Herabgesetzte Preise.

Heinsius (Wilhelm), Allgemeines Bücherlexikon, oder vollständiges alphabetisches Verzeichniß der von 1700 bis Ende 1827 erschienenen Bücher, welche in Deutschland und in den durch Sprache und Literatur damit verwandten Ländern gedruckt worden sind. Nebst Angabe der Druckorte, der Verleger und der Preise. 7 Bände. Gr. 4. 427 Bogen auf Druckpapier. 1812—29. Früherer Preis 87 Thlr. Jetzt für zwanzig Thaler.

Auch einzelne Bände werden zu verhältnißmäßig billigen Preisen erlassen. Ein Supplementband wird das Werk bis auf die neueste Zeit fortführen.

Hübner (Johann), Zeitungs- und Conversations-Lexikon. Einundzweißigste Auflage, dem jetzigen Stande der Cultur angemessen und mit vorzüglicher Rücksicht auf die nächste Vergangenheit und Gegenwart, besonders Deutschlands, erweitert, umgearbeitet und verbessert von F. A. Rüder. Ein vaterländisches Handwörterbuch. Mit 150 Bildnissen von vorzüglich ausgezeichneten Deutschen. 4 Theile. Gegen 200 Bogen in gr. 8. auf gutem Druckpapier. Leipzig 1828—27. Früherer Preis 13 Thlr. 12 Gr. Jetzt für fünf Thaler.

Neuere Verlagsbücher
von
Aug. Wilh. Unzer in Königsberg.

Dr. J. F. G. Abegg, Encyklopädie und Methodologie der Rechtswissenschaft. Gr. 8. 20 Sgr. (16 Gr.)

Dessen System der Criminalrechtswissenschaft als Grundlage zu Vorlesungen über das preuß. Criminalrecht. Gr. 8. 2 Thlr.

A. J. G. Brillowski, Auswahl von Fabeln des Phädrus und Elegien aus den Trauerbüchern des Publius Ovidius Naso; mit Anmerkungen und einem Wörterbuche zum Schulgebrauch. 8. 20 Sgr. (16 Gr.)

Denkmal der Erinnerung an den verstorb. königl. preuß. Staatsminister, Grafen zu Dohna-Schlobitten. 8. 5 Sgr. (4 Gr.)

F. Ebert, Dissertationes Siculae. Tom. 1. 8. maj. 1 Thlr.

A. J. Friedemann, Der praktische Schnellrechner. 8. 5 Sgr. (4 Gr.)

J. A. C. Fürstenthal, Theoret. und prakt. Lehrbuch des preuß. Civil- und Criminalprocesses. 2 Theile. Gr. 8. 3 Thlr.

Blumen auf Göthe's Ruhestatt gestreut von Friedr. Aug. Gotthold. 4. 5 Sgr. (4 Gr.)

Dr. Ed. Heinel, Kränze um Urnen preußischer Vorzeit. 8. 22½ Sgr. (18 Gr.)

Hessen Geschichte Preußens für das Volk und die Jugend. 2te Aufl. 8. 1 Thlr. 10 Sgr. (1 Thlr. 8 Gr.)

— —, Auszug daraus für Schulen. 8. 4 Sgr. (3 Gr.)

— —, Tobias, eine idyllische Erzählung in 3 Gesängen frei nach der heiligen Urkunde. 8. 12½ Sgr. (10 Gr.)

H. v. Grabowsky, Rechnungsaufgaben für Elementar-, Bürger- und Gelehrte-, auch für Militairschulen. 8. 20 Sgr. (16 Gr.)

J. F. Herbart, Psychologie als Wissenschaft, neu gegründet auf Erfahrung, Metaphysik und Mathematik. 1ster, 2ter Thl. Gr. 8. 5 Thlr. (In Commission.)

Dessen allgemeine Metaphysik, nebst den Anfängen der philosophischen Naturlehre. 2 Theile. Gr. 8. 7 Thlr. 15 Sgr. ~~(7 Thlr. 12 Gr.)~~ (In Commission.)

F. L. Heydenreich, Geschichte der deutschen Dichtkunst für die obern Classen der Gymnasien. 8. 15 Sgr. (12 Gr.)

W. Hoppe, Anweisung zum Gesangunterricht für Lehrer in Volksschulen. 4. 15 Sgr. (12 Gr.)

Juriy Miloslawski, oder die Russen im Jahre 1612, ein histor. Roman von M. Sagoskin. A. d. Russ. übers. v. E. Göring. 2 Theile. 8. 2 Thlr.

Dr. C. A. Kähler, Die christliche Lehre nach der heil. Schrift für Confirmanden. 8. 5 Sgr. (4 Gr.)

— —, Der Tag des Gerichts und der ewigen Versöhnung; eine christliche Dichtung. 8. 15 Sgr. (12 Gr.)

— —, Antwort auf einen Brief des Herrn Pfarrers Wigand an den Erzbischof v. Borowski. (Ueber Bekämpfung des Teufelsglaubens.) 8. 2½ Sgr. (2 Gr.)

— —, Leichenrede bei Beerdigung des Erzbischofs ꝛc. v. Borowski. 8. 1½ Sgr. (1 Gr.)

Preußisches Kochbuch für Frauenzimmer, die Hauswesen und Küche selbst verwalten wollen. 8te Auflage. 8. 1 Thlr. 10 Sgr. (1 Thlr. 8 Gr.)

Das Krönungsfest des preuß. Staats, gefeiert durch drei Vorträge der Herren Professoren F. W. Schubert und J. F. Herbart. 8. 15 Sgr. (12 Gr.)

Wilh. Traug. Krug, System der theoretischen Philosophie. 3 Bde. Neue Aufl. Gr. 8. 6 Thlr. 15 Sgr. (6 Thlr. 12 Gr.)

Dessen System der praktischen Philosophie. 3 Bde. Neue Aufl. Gr. 8. 6 Thlr. 5 Sgr. (6 Thlr. 4 Gr.)

Dr. C. G. Lorek, Flora Prussica. Abbildungen sämmtlicher Pflanzen Preußens auf 210 illum. Kupfertafeln in 12 Heften u. 1 Heft Text, in Royal 8. 25 Thlr. (In Commission.)

Dr. J. H. C. Lünemann's Wörterbuch zu Homer's Odyssee. 4te verbesserte Auflage, besorgt von Fr. Jul. Horn. Gr. 8. 22½ Sgr. (18 Gr.)

Dr. J. H. C. Lünemann's Wörterbuch zu Homer's Ilias. 2te von Dr. J. F. Ebert verbesserte Auflage. Gr. 8. 1 Thlr.

Dr. K. F. Merleker, De Achaicis rebus antiquissimis Dissertatio. 8. maj. 10 Sgr. (8 Gr.)

Dessen Geschichte des ätolisch-achäischen Bundesgenossenkrieges. Gr. 8. 10 Sgr. (8 Gr.)

— —, Historische Schuldisciplinen und Repetitionsbuch für gelehrte Schulen und jeden Freund der Geschichte. 1ster Band. Gr. 8. 2 Thlr.

Dr. A. J. C. Ohlert, Grundriß der allgemeinen reinen Logik zum Gebrauche für Vorlesungen. 8. 12½ Sgr. (10 Gr.)

Dr. Herm. Olshausen, Die Echtheit der vier canonischen Evangelien, aus der Geschichte erwiesen. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Sgr. (1 Thlr. 16 Gr.)

— —, Ein Wort über tiefern Schriftsinn. Gr. 8. 15 Sgr. (12 Gr.)

— —, Commentar über das Neue Testament. 1ster Band, enthaltend die drei ersten Evangelien bis zur Leidensgeschichte. Gr. 8. Subsc.-Preis 3 Thlr.

— —, 2ter Band, enthaltend das Evangelium d. Johannes, die Leidensgeschichte und die Apostelgeschichte. Gr. 8. Subsc.-Preis 3 Thlr.

Prof. G. Paucker, Die ebene Geometrie der geraden Linie und des Kreises, oder die Elemente. Mit viel. Kupf. 1stes Buch. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Sgr. (2 Thlr. 16 Gr.)

Dr. J. S. Rosenheyn, Ueber den deutschen Unterricht in den Gymnasien. 8. 15 Sgr. (12 Gr.)

Dr. F. D. Sanio, Observationum ad legem Corneliam de Sicariis P. I. 8. maj. 10 Sgr. (8 Gr.)

Dr. Ed. Steinorth, Geschichte des Menschengeschlechts für christliche Volksschulen. 8. 10 Sgr. (8 Gr.)

Rud. Stier, Andeutungen für gläubiges Schriftverständniß. 1ste Samml. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Sgr. (1 Thlr. 16 Gr.)

E. Tegnér, Die Nachtmahlskinder. Aus dem Schwedischen von Olof Berg. Neue Aufl. 16. 7½ Sgr. (6 Gr.)

Dr. C. Thiersch, Tabellar. Uebersicht der Homerischen Formen; zum Gebrauch bei Lesung des Homer's. Gr. Fol. 2te Aufl. 5 Sgr. (4 Gr.)

SUBSCRIPTIONS-ANZEIGE

für

Apotheker und Aerzte.

PHARMACOPOEA BORUSSICA.

Die

preußische Pharmacopöe

übersetzt und erläutert

von

FRIEDR. PHIL. DULK,

Doctor der Philosophie, Professor an der Albertus-Universität, und Apotheker in Königsberg, der physikalisch-ökonomischen und der physikalisch-medicinischen Gesellschaft daselbst Mitgliede, der mineralogischen Gesellschaft zu Jena und des Apothekervereins im nördlichen Deutschland Ehrenmitgliede.

Dritte vermehrte und verbesserte Auflage.

Zwei Theile, in vier Lieferungen.

Die dritte durchgängig verbesserte Auflage wird zu Erleichterung wenig bemittelter Käufer, in vier Lieferungen (Anfang Februars d. J. die erste) ausgegeben werden, deren jede im ersten bei Empfang zu erlegenden Subscriptionspreis 1 Thlr. 9½ Gr. preuß. Courant kostet. — Nach Erscheinung der vierten Lieferung hört dieser erste Subscriptionspreis auf, und wird ein zweiter von 8 Thlr. 18 Gr. preuß. Courant für ein vollständiges Exemplar, und 2 Thlr. 12 Gr. preuß. Courant für jede einzelne Lieferung eintreten.

Leipzig, den 14ten Januar 1833.

Leopold Voß.

In meinem Verlage ist erschienen und in allen Buchhandlungen zum Subscriptionspreise à 3 Thlr. zu haben:

Prof. Dr. Olshausen's Commentar über das Neue Testament. 2ter Band.

(Das Evangelium des Johannes, die Leidensgeschichte und die Apostelgeschichte enthaltend.)

Zugleich zeige ich, um mehren Anfragen zu begegnen, ergebenst an, daß der erste Band gedachten Commentars vergriffen ist, jedoch bald nach Ostern k. J. in neuer verbesserter Auflage zu haben sein wird.

Königsberg, im December 1832.

Aug. Wilh. Unzer.

---

††† Letzte einfache Frage an den Buchdrucker Herrn Basse in Quedlinburg.

Hat der unbekannte Schwarze vom Herrn Professor Berzelius die schwedische Handschrift seines vollständigen Lehrbuches der Chemie mit dem Auftrage erhalten, solches unter seiner Leitung in das Deutsche zu übertragen? oder hat Hr. Basse die deutsche Originalausgabe — welche der Herr Prof. Wöhler aus Berzelius' Handschrift (nicht Druckschrift) deshalb in das Deutsche übersetzen mußte, weil Berzelius unserer Schriftsprache nicht ganz mächtig zu sein glaubte — herausnehmen, zu seinem Vortheil wie zu der rechtmäßigen Eigenthümer größtem Schaden aus dem vollständigen Lehrbuche von 270 Bogen 90 Bogen zusammenflicken lassen und das Publicum mit der unmöglichen Zusicherung zu täuschen, der Schwarze habe beinahe dreihundert enggedruckte Bogen in 90 Bogen zusammenzudrängen vermocht?

Das rechtliche Publicum möge nach Hrn. Basse's Beantwortung entscheiden, wo die Gesetze leider so verschieden als so viele Länder und Ländchen in Deutschland sind.

Die deutsche vollständige Originalausgabe in 8 Theilen mit 13 großen Kupfern ist noch immer in allen ehrliebenden Buchhandlungen statt 25 Thlr. für 18 Thlr. 18 Gr. zu bekommen.

Arnold'sche Buchhandlung
in Dresden und Leipzig.

In Bezug auf die neuesten Börne'schen Briefe sehe ich mich, weil man meint, es könnte doch Jemand in der Farce einen ernsten Boden suchen, zu der Erklärung bewogen: daß die Angaben darin über persönliche Verhältnisse zwischen dem Verfasser und mir von Anfang bis Ende falsch, und selbst in ihren äußerlichsten Umständen erfunden und erlogen sind. Als Herr Börne vor mehren Jahren nach Berlin kam, suchte er mich mit einem in Weimar von Hrn. v. Holtei erbetenen Empfehlungsbrief in meiner Wohnung auf, nie habe ich ihn in der seinigen gesprochen, weder allein noch in Gesellschaft Ludwig Robert's, und ebenso wenig bin ich in den Fall gekommen mich mit ihm auf der Straße zu zeigen. — Von einem ihm zu Ehren gegebenen Gastmahle, von dem er fabelt, ist mir nichts bekannt. In den wenigen Gesellschaften, wo ich mit ihm zusammen traf, wechselte ich nur die Worte geselliger Höflichkeit, die jeder Fremde erwarten darf, und auf die ein literarischer Charakter, der sich damals noch nicht prostituirt hatte, Anspruch zu haben schien. Es kann keinem Manne von Ehre beikommen, gegen einen Menschen, dem nichts mehr heilig ist, sich in Streit einzulassen und ebenso halte ich es unter mir, seiner Denunciationen gegen mich, die halb Spaß, halb hämische Insinuationen, alle ohne Ausnahme aber aus der Luft gegriffen sind, auch nur zu erwähnen. — Obiges genüge zur Würdigung dieser gegen mich und einen edeln, von ihm gemißhandelten Todten (ehedem sein Freund!) versuchten Angriffe, deren Boden durchaus schamlose Lüge und deren Form witzloses Possenreißen ist.

Berlin, im Januar 1833.

Dr. W. Häring (W. Alexis).

Literarischer Anzeiger.

(Zu den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften.)

1833. Nr. IV.

Dieser Literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften: Blätter für literarische Unterhaltung, Isis, sowie der Allgemeinen medicinischen Zeitung, beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile 2 Gr.

Soeben erscheint bei mir und ist in allen Buchhandlungen des In- und Auslandes zu erhalten:

Francesco Petrarca's sämmtliche Canzonen, Sonette, Ballaten und Triumphe, übersetzt und mit erläuternden Anmerkungen begleitet von Karl Förster. Zweite verbesserte Auflage. Gr. 8. 34½ Bogen auf feinem Druckpapier. 2 Thlr. 6 Gr.

Eine gute Zugabe hierzu bildet:

Francesco Petrarca, dargestellt von C. L. Fernow. Nebst dem Leben des Dichters und ausführlichen Ausgabenverzeichnissen herausgegeben von Ludwig Hain. 1818. 8. 22½ Bogen auf Schreibpapier. Früherer Preis 1 Thlr. 12 Gr. Jetzt für 12 Gr.

Leipzig, im Februar 1833.

F. A. Brockhaus.

Anzeige über die neuesten Auflagen der Heyse'schen Sprachschriften.

Hanover, im Verlage der Hahn'schen Hofbuchhandlung sind neu erschienen:

Theoretisch-praktische deutsche Schulgrammatik, oder kurzgefaßtes Lehrbuch der deutschen Sprache, mit Beispielen und Aufgaben zur Anwendung der Regeln, von Dr. J. C. A. Heyse. 10te verbesserte Ausgabe. Gr. 8. 1832. 16 Gr.

Leitfaden zum gründlichen Unterricht in der deutschen Sprache für höhere und niedere Schulen, nach den größern Lehrbüchern der deutschen Sprache von Dr. J. C. A. Heyse. 9te verbesserte Auflage. Gr. 8. 1832. 6 Gr.

Die ausgezeichnete Brauchbarkeit dieser Schulbücher ergibt sich schon aus den öfter wiederholten und verstärkten Auflagen, welche die ungemein große Verbreitung derselben nöthig machte. Die Schulgrammatik hat seit dem Jahre 1816 nicht weniger als zehn, der Leitfaden seit 1821 neun verschiedene Auflagen erlebt, deren keine ein unveränderter Abdruck einer frühern, sondern jede mit Berichtigungen und Zusätzen ausgestattet ist, sodaß diese Werke in ihrer gegenwärtigen, durch die große Sorgfalt des jetzigen Herausgebers, Hrn. Prof. Dr. A. Heyse in Berlin, sehr vervollkommneten Gestalt gewiß allen billigen Foderungen genügen. Anerkannte Vorzüge derselben sind große Klarheit, Faßlichkeit und Popularität der Darstellung, verbunden mit wissenschaftlicher Gründlichkeit, eine zweckmäßige methodische Anordnung des Lehrstoffes und durchgängige Berücksichtigung des Praktischen durch einen reichen Vorrath von Beispielen und Uebungsaufgaben.

Als eine sehr schätzbare praktische Zugabe zu beiden obigen Lehrbüchern hat soeben die Presse verlassen:

Hülfsbuch für den Unterricht in der deutschen Aussprache und Rechtschreibung; auch als Stoff zu Vorschriften, nützlichen Verstandes- und Stylübungen zu gebrauchen. Von Dr. J. C. A. Heyse. Ein Anhang zu den Sprachlehren des Verfassers. Neue vermehrte und verbesserte Ausgabe. Gr. 8. 1833. 6 Gr.

Mit nicht minderm Beifalle und Erfolge als die obigen Lehrbücher, ist von demselben Verfasser herausgegeben, das soeben schon wieder in der

6ten rechtmäßigen, sehr vermehrten und verbesserten Ausgabe erschienene:

Allgemeine Fremdwörterbuch

oder

Handbuch zum Verstehen und Vermeiden

der in unserer Sprache mehr oder minder gebräuchlichen Ausdrücke, mit Bezeichnung der Aussprache, der Betonung und der nöthigsten Erklärung

von Dr. J. C. A. Heyse.

2 Bände. Gr. 8. 1832. Velin-Druckpapier. 56 Bogen. Preis 2 Thlr. 6 Gr.

Soeben ist erschienen und in allen Buch- und Kunsthandlungen zu haben:

Schönheit und Gesang.

Grosses lithogr. Tableau, 19 Zoll breit, 26 Zoll hoch. Preis 16 Gr.

Enthaltend die sehr ähnlichen Portraits der Damen Seidler, Schechner, Schröder-Devrient, Pirscher, Heinefetter, Fischer in reizender Gruppirung von Wolken umgeben und Emblemen der Musik.

Dieses äusserst angenehme, schön ausgeführte Blatt eignet sich sehr zu einer geschmackvollen Zimmerverzierung. Es werden in Kurzem noch einige dergleichen Blätter folgen.

Leipzig. *Industrie-Comptoir (Baumgärtner).*

Erschienen ist und durch alle Buchhandlungen Deutschlands und der Schweiz zu haben:

Musenalmanach.

Eine Neujahrsgabe für 1833. Im Vereine mit K. Baur, L. Bechstein, Eduard Bernstein, K. Blumauer, K. Buchner, F. Baron de la Motte Fouqué, G. Friederich, A. Hungari, K. W. Justi, H. König, K. Menck, A. Meyer, E. Müller, E. Münch, L. Neuffer, A. Nodnagel, H. Ottenheimer, L. von Plönies, J. B. Rousseau, F. Rückert, P. Schlinck, H. J. Schlingloff, A. Schnetzler, Ad. und A. Stöber, Wagner von Lauffenburg, J.

H. von Wessenberg, W. Wiegand, K. L. Wittich, H. G. Zehner, Fr. und G. Zimmermann ꝛc., mit Compositionen von W. Mangold, F. Neukäufler, Noch Jemand und E. H. Rinck ꝛc.

Herausgegeben von

Heinrich Künzel und Friedrich Metz.

Taschenbuchsformat, elegant gedruckt und gebunden. 360 Seiten stark. Preis 1 Thlr. 8 Gr., oder 2 Fl. 24 Kr.

worauf ich alle Freunde der Poesie und schönen Literatur aufmerksam mache.

In der Kürze erscheinen ferner in meinem Verlage:

Mittermaier, Geheimerath und Professor in Heidelberg, Die Lehre vom Beweise im Strafprocesse nach ihrer Ausbildung im deutschen Verfahren und den deutschen Gesetzbüchern, in Vergleichung mit der Beweislehre im englischen und französischen Processe ꝛc. Gr. 8.

Zimmermann, Ernst, nach seinem Leben, Wirken und Charakter. Ein Denkmal der Liebe und Dankbarkeit von seinem Bruder Karl Zimmermann, großh. hess. Hofdiakonus. Mit Ernst Zimmermann's Portrait, gestochen von Ernst Rauch. Gr. 8.

Darmstadt, im Januar 1833.

J. W. Heyer's Hofbuchhandlung.

Durch alle Buchhandlungen und Postämter ist zu beziehen:

Blätter für literarische Unterhaltung. Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung. Jahrgang 1833. Monat Januar, oder Nr. 1—31, mit 1 Beilage: Nr. 1, 3 literarischen Anzeigern: Nr. I—III. Gr. 4. Preis des Jahrgangs von 365 Nummern (außer den Beilagen) auf gutem Druckpapier 12 Thlr.

Leipzig, im Februar 1833.

F. A. Brockhaus.

Neuer Verlag von L. E. Lanz in Weilburg.

Braun, Joh., Allgemeine Erdkunde. Ein Lehr- und Lesebuch für Volksschullehrer, besonders im Herzogthume Nassau. 1stes Bändchen, enth. die mathemat. Erdkunde. 8. 8 Bogen. 8 Gr., oder 36 Kr. Rhein.

Briefe, Historische. Veranlaßt durch Heeren und das Archiv von Schlosser und Bercht. Gr. 8. 9 Bogen. Eleg. brosch. 16 Gr., oder 1 Fl. Rhein.

Dröß, H., Sammlung mehrstimmiger Choräle, Lieder und Motetten von verschiedenen Componisten, für höhere Unterrichtsanstalten und Singvereine, zunächst für das Herzogthum Nassau. Mit einer Vorrede von Dr. F. T. Friedemann. 1stes Heft. Gr. 8. 7½ Bog. Geh. 1 Thlr., oder 1 Fl. 48 Kr. Partiepreis 16 Gr., oder 1 Fl. 12 Kr.

Eichhoff, Dr. N. G., Die Kirchenreformation in Nassau-Weilburg im sechzehnten Jahrhundert. Mit einigen Urkunden und ungedruckten Briefen von Luther, Melanchthon und Schoepf. Mit einer lithogr. Ansicht der Stadt Weilburg. Gr. 8. 9 Bog. Geh. 20 Gr., oder 1 Fl. 30 Kr. Rhein.

Friedemann, Dr. F. T., Das herzogl. nassauische Landesgymnasium zu Weilburg nach seiner jetzigen Verfassung und Verwaltung gegen einige Anklagen gerechtfertigt. Nebst Beilagen und zwei lithogr. Zeichnungen. Gr. 8. 15 Bog. Eleg. brosch. 22 Gr., oder 1 Fl. 30 Kr. Rhein.

Auch unter dem Titel:

— —, Beiträge zur Vermittelung widerstrebender Ansichten über Verfassung und Verwaltung deutscher Gymnasien. 2tes Heft.

Jung, W., Flora des Herzogthums Nassau, oder Verzeichniß der im Herzogthum Nassau wildwachsenden Gewächse, zugleich als Lehrfaden beim Unterricht auf Gymnasien und Pädagogien. Gr. 8. 35 Bogen. 2 Thlr. 8 Gr., oder 4 Fl. Rhein.

Krebs, R., Lectiones Diodoreae, partim criticae, partim historicae, emendantur passim aliorum scriptorum loci plurimi. 8. 18 Bog. 1 Thlr., oder 1 Fl. 48 Kr. Rhein.

Lanz, K. F. W., Lateinisches Lesebuch für die untern Classen der Gymnasien. Gr. 8. 21½ Bog. 18 Gr., oder 1 Fl. 12 Kr. Rhein.

Ricker, Dr. L. A., Lehr- und Handbuch der Geburtshülfe für Hebammen. Gr. 8. 22 Bog. 1 Thlr. 4 Gr., oder 2 Fl. Rhein.

Im Verlage der unterzeichneten Buchhandlung erscheinen im Laufe dieses Jahres auf Subscription:

Theodor Körner's sämmtliche Werke.

Im Auftrage der Mutter des Dichters herausgegeben und mit einem Vorwort begleitet von

Karl Streckfuß,

königl. preuß. geh. Oberregierungsrathe.

Vollständige Gesammtausgabe in Einem Bande.

(Im Format und Druck der bekannten schönen Ausgabe von Schiller's sämmtlichen Werken in Einem Bande ähnlich.)

Die vorgenannte Ausgabe wird außer Demjenigen, was bereits öffentlich bekannt ist, mehre noch ungedruckte Gedichte, Novellen, beendigte dramatische Arbeiten, einige interessante Bruchstücke, Briefe des Dichters aus den letzten Jahren bis zu seinem Tode, auch mehre Briefe Göthe's über ihn und seine Arbeiten, enthalten.

In der Hoffnung auf einen recht zahlreichen Beitritt zur Subscription, werden wir den Preis so billig als möglich stellen, und wir glauben schon jetzt versichern zu können, daß derselbe die Höhe von 2 Thlr. preuß. Cour. nicht übersteigen werde. Die bis jetzt bekannt gewordenen einzelnen Schriften des Dichters kosten zusammen 4 Thlr. 16 Gr.; es wird demnach die hier angekündigte neue Gesammtausgabe, bei allen innern und äußern Vorzügen, noch um die Hälfte billiger sein!

Ausführliche Ankündigungen und Proben der Ausstattung werden in Kurzem durch alle Buchhandlungen zu erhalten sein.

Berlin, im Februar 1833.

Nicolai'sche Buchhandlung.

Um Collisionen zu vermeiden

zeige ich an, daß sich mehre sehr geschätzte geographische Schriftsteller auf meine Auffoderung vereinigt haben, um von dem eben in Paris erschienenen „Abrégé de géographie par *Balbi*", eine deutsche, mit den nöthigen Berichtigungen ausgestattete Uebersetzung in meinem Verlage erscheinen zu lassen. Ich hoffe, dieselbe vor Ende des Jahres in den Buchhandel zu bringen.

Wien, im Februar 1833.

Anton Strauß's sel. Wittwe.

(In Commission bei Friedr. Volckmar in Leipzig.)

Im Verlage von J. D. Sauerländer in Frankfurt am Main erscheinen auch für das Jahr 1833 folgende Zeitschriften:

Allgemeine Forst- und Jagdzeitung.

Herausgegeben vom Forstmeister Behlen.

Diese Zeitschrift erfreut sich in ihrer jetzigen Anordnung und neuen typographischen Ausstattung des allgemeinsten Beifalls. Bereits haben sich dem erneuerten Beitritt der ausgezeichnetsten frühern Mitarbeiter, neue angeschlossen aus allen Gegenden Deutschlands und der Schweiz. Hierdurch um so

mehr aufgemuntert, werden Redaction und Verlagshandlung gleich bemüht sein, derselben die Gunst der Leser zu erhalten. Die bereits erschienenen Monathefte der neuen Folge, October bis December 1832 (à 1 Thlr. 4 Gr., oder 2 Fl. 6 Kr.) und Januar 1833 (per Jahrgang zu 12 Monatheften à 4 Thlr. 16 Gr., oder 8 Fl. 24 Kr.) sind durch alle Buchhandlungen zu erhalten; bei näherer Ansicht wird man sich von der Gediegenheit der Aufsätze, der zweckmäßigen Anordnung und geschmackvollern äußern Ausstattung überzeugen. Diesen 4 Monatheften sind beigegeben 2 lithographirte Zeichnungen, 3 große Tabellen, Intelligenzblatt und Register zu October bis December 1832. Auf jedem Umschlag wird der Inhalt des einzelnen Heftes angegeben, und dem Decemberheft regelmäßig das Register über den ganzen Jahrgang beigefügt. Jede Buchhandlung wird die ersten vier Hefte gerne zur Ansicht liefern.

Erholungsstunden.

Zeitschrift für gebildete Leser. Herausgegeben von

Georg Döring.

Redaction und Verlagshandlung waren bemüht, neue Mitarbeiter, wie Belani, Ludwig Storch und Andere, für den laufenden Jahrgang zu gewinnen und von Seiten der Verlagshandlung wurde auch noch für eine schönere typographische Ausstattung gesorgt. — Der Jahrgang von 12 Heften à 6 Thlr., oder 8 Fl.

Wir zeigen hiermit an, daß auch nach des bisherigen Herausgebers, des Dr. J. Fr. Pierer's Tode, die in unserm Verlage erscheinende

Allgemeine
medicinische Zeitung
mit
Berücksichtigung des Neuesten und Interessantesten der allgemeinen Naturkunde
(als Fortsetzung der Allgemeinen medicinischen Annalen des neunzehnten Jahrhunderts)

von dem Hrn. Dr. K. Pabst, praktischem Arzte in Altenburg, welcher schon zu dem vorigen Jahrgange Beiträge lieferte, in demselben Geiste und derselben Form wie bisher, fortgesetzt werden wird.

Der äußerst billige Preis dieser wöchentlichen Zeitschrift, für den Jahrgang von 108 Bogen, ist nur 6 Thlr. 16 Gr. Sächs.

Es bedarf keiner besondern Erwähnung, daß diese Zeitschrift ihrer Bestimmung gemäß: von Allem und Jedem, was in näherm Bezuge zur Heilkunst und Heilkunde steht (Homöopathie ist natürlich nicht ausgeschlossen), baldige nähere und umfassende Notizen mitzutheilen, einzig in ihrer Art unter der großen Zahl von medicinischen Journalen dasteht.

Altenburg, Januar 1833.

Literatur-Comptoir.

Im Verlage der Unterzeichneten erscheint seit Anfang 1833 und ist durch alle resp. Buchhandlungen zu beziehen:

„Der Humorist." Eine Wochenschrift zur Beförderung guter Zeit, herausgegeben von C. Geisheim. 8. Preis für den Jahrgang 2 Thlr. 16 Gr.

Der Herr Herausgeber, bereits seit 12 Jahren als Redacteur des „Hausfreundes" in Breslau sowol wie überhaupt in Schlesien vortheilhaft bekannt, stellt sich bei dem Austritte aus dem bisherigen stillern Kreise des Hauses in die große Welt die Aufgabe: in Bildern, Ansichten und Mittheilungen Erheiterung, Seelenfrieden, Herzensfreuden, Geistesbewegung, glückliche Würdigung der Thorheit und Wahrheit, Lust und Liebe zum Leben und menschenfreundlichen Wirken den Lesern als die schönsten Gefährten der guten Zeit zuzugesellen.

Graß, Barth und Comp. in Breslau.

Anzeige für Gartenbesitzer, Blumenfreunde und Gärtner.

Durch alle Buchhandlungen sind die beiden folgenden, rühmlichst bekannten, höchst reichhaltigen und praktischen Werke zu beziehen:

1) Vollständiges Handbuch
der
Blumengärtnerei,

oder genaue Beschreibung von mehr als 4600 wahren Zierpflanzenarten, mit Angabe des Vaterlandes, der Blüthezeit, der vorzüglichsten Synonyme u. s. w. Alphabetisch geordnet und mit deutlichen, auf vieljährige Erfahrungen gegründeten Culturanweisungen, sowie mit einer Einleitung über alle Zweige der Blumengärtnerei, einer systematischen Uebersicht nach Linné und Jussieu und einem vollständigen Register der deutschen Namen und der Synonyme versehen. Mit besonderer Rücksicht auf das norddeutsche Klima und auf Zimmerblumenzucht bearbeitet

von

J. F. W. Bosse,
großherzoglich oldenburgischem Hofgärtner u. s. w.

2 Theile. Hanover in der Hahn'schen Hofbuchhandlung. 73 Bogen in gr. 8. 4 Thlr.

2) Der Blumenfreund,
oder
faßliche, auf vieljährige, eigne Erfahrung gegründete Anleitung zur Behandlung der Zierpflanzen,

sowol in Zimmern, Gewächshäusern, Behältern u. s. w. als auch im Freien, nebst deutlicher Beschreibung einer großen Anzahl der beliebtesten und schönsten, theils auch der neuesten Zierpflanzen, welche minder wohlhabende Blumenfreunde leicht zu cultiviren im Stande sind.

Von

J. F. W. Bosse.

Gr. 8. Das. Geh. 1 Thlr. 8 Gr.

Bei A. W. Unzer in Königsberg ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Tobias. Eine idyllische Erzählung in drei Gesängen frei nach der heiligen Urkunde von Dr. Eduard Heinel. Geh. 12½ Sgr. (10 Gr.)

Der bekannte Verfasser bietet hier dem Publicum ein Büchlein, welches den Freunden seiner Muse gewiß ebenso willkommen sein wird als den Freunden religiöser Erbauung. Wenn auch die Erzählung von dem frommen, vielgeprüften Tobias dem größern Theile des Publicums hinreichend bekannt sein dürfte, so erhält dieselbe dennoch, durch die poetische Einkleidung, worin sie hier erscheint, ein neues Interesse und mancher Leidende wird gewiß getrösteter und erheiterter das Büchlein aus der Hand legen. Ganz besonders kann dasselbe zu einem passenden Geburtstags-, Weihnachts- oder Einsegnungsgeschenke für Jünglinge und Jungfrauen empfohlen werden.

Bei Ludwig Oehmigke in Berlin, Burgstraße Nr. 8, an der langen Brücke, ist erschienen:

Willdenow, Dr. C. L., Anleitung zum Selbststudium der Botanik, ein Handbuch zu öffentlichen Vorlesungen. 4te vermehrte Auflage, mit Kupfern. Nach der vom Geh. Rath Link besorgten 3ten Auflage herausgegeben von Dr. A. Dietrich. 1832. Gr. 8. Preis 2 Thlr.

Die Brauchbarkeit des dorstehenden Werks, bereits durch drei Auflagen außer Zweifel gesetzt, ist in der vierten dadurch noch um Vieles erhöht worden, daß der Herausgeber auf das natürliche Pflanzensystem gebührende Rücksicht genommen, die

Charaktere der Gattungen und Kennzeichen der Arten berichtigt, und alles, für die Jugend Anstößige daraus entfernt hat. Ueberdies muß erwähnt werden, daß die Zahl der in der jetzigen Auflage beschriebenen Species fast um das Doppelte vermehrt worden ist, sodaß man kaum eine Pflanze von irgend einem Interesse darin vermissen wird.

Es läßt sich sonach mit Bestimmtheit erwarten, daß dieses, nicht nur für angehende Aerzte, Wundärzte und Apotheker, sondern für jeden Anfänger in der Botanik überhaupt bestimmte Werk, in seiner gegenwärtigen Gestalt, eine günstige Aufnahme finden werde, und möchte sich dasselbe zur Einführung in Lehranstalten durch seinen zweckmäßigen Inhalt und billigen Preis vor vielen andern Handbüchern ganz besonders empfehlen.

Bei mir ist soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Voigt (Johannes), Das Leben des königl. preuß. Staatsministers Friederich Ferdinand Alexander Reichs-Burggrafen und Grafen zu Dohna-Schlobitten. Gr. 8. Geh. 4 Gr.

Leipzig, im Februar 1833.

F. A. Brockhaus.

In Commission bei A. W. Unzer in Königsberg ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Flora Prussica,

Abbildungen sämmtlicher, bis jetzt vorgefundenen Pflanzen Preußens, herausgegeben von Dr. C. G. Lorek. Zwölf Hefte mit illum. Kupfern und einem Hefte Text, in Royaloctav. Preis 25 Thlr.

Die zahlreichen und ohne Ausnahme günstigen Recensionen des vorstehenden Werks in den geachtetsten Zeitschriften würden eine neue Anzeige desselben überflüssig machen, wenn es nur für Gelehrte bestimmt wäre. Da es aber namentlich auch für Anfänger und Dilettanten in der Botanik von Wichtigkeit ist, so sehe ich mich veranlaßt, hier zu wiederholen, was ich bereits an einem andern Ort ausgesprochen habe: daß der Habitus der Pflanzen in den Lorek'schen Abbildungen sehr gut dargestellt ist, und daß sie nicht nur in Preußen, sondern auch im ganzen nördlichen Deutschland, sowie in den russischen Ostseeprovinzen, welche sämmtlich eine ähnliche Flora haben, die Kenntniß vaterländischer Pflanzen zu verbreiten in hohem Grade geeignet sind. Ja, ich kenne kein anderes Kupferwerk, welches zu gedachtem Zwecke in den erwähnten Ländern gleich brauchbar und zugleich zu so mäßigem Preise zu erhalten wäre. Auch höre ich von Allen, die in meiner Nähe das Werk besitzen und benutzen, daß sie sich dadurch in Ermangelung einer größern botanischen Bibliothek wesentlich gefördert sehen.

Königsberg, im December 1832.

Prof. Dr. Ernst Meyer.

Im Verlag des Unterzeichneten ist nunmehr vollständig erschienen und zu den beigesetzten Preisen in allen Buchhandlungen zu haben:

Corpus poetarum latinorum,

uno vol. absolutum. Cum selecta varietate lectionis et explicatione brevissima, edid. Dr. G. E. Weber. 95 Bog. Royal 8. Cart.

Auf weiß Druckppr. 12 Fl., oder 6 Thlr. 18 Gr.
Auf fein Velindruckppr. 15 Fl., oder 8 Thlr. 12 Gr.
(Die frühern Subscriptionspreise sind hiermit erloschen.)

Diese Sammlung der römischen Dichterwerke bedarf, ihrem Inhalte nach, keiner weitern Empfehlung. Der Herausgeber übrigens, als tüchtiger Philolog bekannt, hat die besten Editionen dem Abdruck zum Grunde gelegt, die Werke der 28 Dichter mit einem fortlaufenden kritischen und erklärenden Commentare versehen, und die Biographien der Autoren, sowie ausführliche literarische Notizen über die verschiedenen Ausgaben ihrer Werke, beigefügt. Der unterzeichnete Verleger hat seinerseits für schönen Druck und höchste Correctheit Sorge getragen, und glaubt daher dies nun vollständige Werk mit Recht der Theilnahme des Publicums empfehlen zu dürfen.

Frankfurt a. M., im Januar 1833.

Heinr. Ludw. Brönner.

(Wohlfeile Taschenbücher; alte Jahrgänge.)

VIELLIEBCHEN.

Historisch-romantisches Taschenbuch von A. von Tromlitz. Wir haben die frühern fünf Jahrgänge dieses Taschenbuchs, jedes enthält 8 Kupfer (oder Stahlstiche), 1828, 1829, 1830, 1831, 1832 im Preise herabgesetzt und verkaufen sie zusammen genommen mit 2 Thlr. 16 Gr. Allein genommen den Jahrgang 1829 à 12 Gr. — 1830 u. 1831 à 15 Gr., 1832 à 1 Thlr. 6 Gr., wofür sie in allen Buchhandlungen zu haben sind.

Industrie-Comptoir in Leipzig
(Baumgärtner).

Berlin, im Verlage von Duncker und Humblot ist soeben erschienen und in allen Buch- und Kunsthandlungen des In- und Auslandes zu haben:

Sammlung architektonischer Entwürfe von Schinkel, enthaltend theils Werke, welche ausgeführt sind, theils Gegenstände, deren Ausführung beabsichtigt wurde, bearbeitet und herausgegeben von Schinkel. Neunzehntes Heft. 3 Thlr.

Auch mit dem Titel:

Sechs Entwürfe zu einem Denkmale für Friedrich den Grossen; entworfen und herausgegeben von Schinkel. 3 Thlr.

In der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart und Tübingen ist soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Topographische Karte von Würtemberg, nach der neuen Landesvermessung im $\frac{1}{50000}$ Massstabe. Nr. 9 oder Schichte IX. No. 6, enthaltend: Biberach, Buchau, Waldsee; und No. 10 oder Schichte XI. No. 5, enthaltend: Friedrichshafen. Ladenpreis 2 Fl. 8 Kr. Subscriptionspreis 1 Fl. 12 Kr.

Die früher erschienenen Blätter enthalten: Nr. 1. Tübingen; Nr. 2. Urach; Nr. 3. Blaubeuren; Nr. 4. Bahlingen; Nr 5. Saulgau; Nr. 6. Ehingen; Nr. 7. Ulm, und Nr. 8. Wilhelmskirch.

Durch alle Buchhandlungen ist zu erhalten:

Conversations-Lexikon

der

neuesten Zeit und Literatur.

Elftes Heft.

Heidegger bis Hussein.

Jedes Heft kostet
auf weißem Druckpapier 6 Gr.,
auf gutem Schreibpapier 8 Gr.,
auf extrafeinem Velinpapier 15 Gr.

Leipzig, 20. Januar 1833.

F. A. Brockhaus.

Literarischer Anzeiger.

(Zu den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften.)

1833. Nr. V.

Dieser Literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften: Blätter für literarische Unterhaltung, Isis, sowie der Allgemeinen medicinischen Zeitung, beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile 2 Gr.

Ankündigung
und
Einladung zur Subscription.

Die
europäischen Verfassungen
seit dem Jahre 1789
bis
auf die neueste Zeit.

Mit geschichtlichen Einleitungen und Erläuterungen
von
Karl Heinrich Ludwig Pölitz.

Zweite, neu geordnete, berichtigte und ergänzte Auflage.

In drei Bänden.

Erster Band, die gesammten Verfassungen des deutschen Staatenbundes enthaltend.

Zwei Abtheilungen.

Gr. 8. 78¾ Bogen auf gutem Druckpapier. Subscriptionspreis: 4 Thlr. 20 Gr.

Leipzig, bei F. A. Brockhaus.

Unter dem Titel: „Die Constitutionen der europäischen Staaten seit den letzten 25 Jahren", gab Herr Geheimrath und Professor Pölitz zu Leipzig in den Jahren 1817—25, doch ohne damals sich zu nennen, bei dem unterzeichneten Verleger ein Werk in vier Bänden heraus, das die gesammten neuen europäischen Verfassungen seit der französischen Revolution bis zum Jahre 1824 umschloß. Das in den letzten Jahren neu erwachte Interesse für constitutionelles Leben hat den Vorrath der ersten Auflage bald erschöpft; Herausgeber und Verleger beabsichtigen daher jetzt eine zweite, neu geordnete, berichtigte und bis zum Jahre 1832 fortgeführte Auflage erscheinen zu lassen. Die neue Anordnung des Werkes beruht darauf, daß die einzelnen Reiche und Staaten nach ihren Verfassungen aufeinander folgen, sodaß z. B. sämmtliche Verfassungen innerhalb des deutschen Bundes, sowie sämmtliche in Frankreich, den Niederlanden, Polen ꝛc. nacheinander ins Leben getretene Verfassungen auch unmittelbar nacheinander dargestellt werden. Die Berichtigungen werden theils die geschichtlichen Einleitungen, theils die Revision des abgedruckten Textes betreffen. Die Ergänzung endlich ist dafür bestimmt, daß alle seit dem Jahr 1824 erschienene Verfassungsentwürfe und Verfassungen bis zum Jahr 1832, auf gleiche Weise wie in der ersten Auflage, mit geschichtlichen Einleitungen bevorwortet werden sollen. Die nach dem beendigten Drucke eines Bandes erscheinenden Verfassungen sollen entweder beim dritten Bande oder in Supplementheften nachgeliefert werden. Die amerikanischen Verfassungen werden später, sobald das constitutionnelle Leben in den neuen Staaten dieses Erdtheils fest begründet sein wird, erscheinen.

Durch eine veränderte Druckeinrichtung — für die Einleitungen, für die bestehenden und für die erloschenen Verfassungen werden dreierlei Lettern genommen — wird es möglich werden, die gesammten bereits in die erste Auflage aufgenommenen, wie die neu erschienenen Verfassungen in drei Bände zusammenzudrängen, von denen der erste

die sämmtlichen erloschenen und bestehenden Verfassungen des deutschen Staatenbundes

enthalten wird, worauf im zweiten Bande

die französischen, italienischen, niederländischen, spanischen und portugiesischen,

und im dritten

die übrigen neueuropäischen Verfassungen (Polens, Schwedens, Norwegens, Griechenlands ꝛc.)

folgen sollen.

Ueber die Wichtigkeit dieses Werkes für Staatsmänner und Landtagsdeputirte, das in der zweiten Auflage, die wir hiermit ankündigen, alle erloschene und bestehende Verfassungen enthält, ist es überflüssig, etwas zu bemerken, und der berühmte Name des Herrn Herausgebers bürgt dafür, daß die so wesentlichen geschichtlichen Einleitungen befriedigend abgefaßt sein werden.

Der unterzeichnete Verleger rechnet auf eine große Theilnahme des Publicums; der Bogen wird daher im Subscriptionspreise nur 1½ Gr. kosten. Der erste Band erscheint soeben und die übrigen zwei Bände werden im Laufe des Jahres beendigt werden.

In allen Buchhandlungen des In- und Auslandes wird Subscription angenommen.

Leipzig, im Februar 1833.

F. A. Brockhaus.

Bei Craz und Gerlach in Freiberg sind erschienen und durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Freiesleben's, J. C., Magazin für die Oryktographie von Sachsen. Ein Beitrag zur mineralogischen Kenntniß dieses Landes und zur Geschichte seiner Mineralien. 5tes Heft. Brosch. 22 Gr. Preis des 1sten bis 4ten Heftes 3 Thlr. 12 Gr.

Lampadius, W. A., Ueber den Schwefelalkohol, nämlich über dessen Entdeckung, Zubereitung und Eigenschaften, vorzüglich über dessen Anwendung in der Arzneikunde. Zweite, mit neuen Erfahrungen bereicherte Auflage. Brosch. 6 Gr.

Jahrbuch für den Berg- und Hüttenmann auf das Jahr 1833. Herausgegeben bei der königl. Bergakademie zu Freiberg. Brosch. 16 Gr.

Freiberg, den 11ten Februar 1833.

Craz und Gerlach.

Anzeige für das deutsche Lesepublicum.

Von den

Leipziger Lesefrüchte.

Gesammelt

in den besten literarischen Fruchtgärten des In- und Auslandes.

Herausgegeben

von

Dr. Karl Greif.

erscheinen auch für 1833 in Leipzig regelmäßig alle Wochen zwei Bogen in gr. 4. auf weißem Druckpapier. Der billige Preis eines Quartals ist 1 Thlr. 6 Gr., wofür es von allen Postämtern, Buchhandlungen und sonstigen literarischen Instituten Deutschlands und der angrenzenden Länder zu beziehen ist.

Da die Lesefrüchte eine Auswahl des Besten aus einer Menge von Büchern und Journalen enthalten, so möchten sie unstreitig wol die anziehendste und geistreichste Lecture für alle Stände bilden. Um den Reichthum der Mittheilungen anzudeuten, folge hier die Angabe eines Theils vom Inhalte der ersten 4 Wochenlieferungen des zweiten Jahrgangs für 1833.

Inhalt der ersten 8 Nummern.

a) Die Eingemauerte. Erzählung in Briefen von Joh. Grafen von Mailáth. b) Das Stiergefecht in Aranjuez. c) Mylord Shirley als Scharfrichter. d) Begräbnisse in Neuseeland. e) Sklaverei in England. f) Kaiser Paul's nächtliche Jagd in Chautilly. g) Jordan, der Volksmann; eine biographische Skizze. h) Die Naturtöne und ihr Verhältniß zur Musik. i) Die Bestechung des Himmels. k) Der elegante Jude. l) Leben in London. m) Ceremonie bei Passirung des Wendekreises. n) Die Rache in Balkavargna. Eine Novelle. o) Ein Jagdabenteuer in den Bergen der Auvergne. Erzählung aus Forget me not, 1833. p) Die Entführung einer Nonne. q) Das Schwedenloch, oder das aufgefundene Skelett aus dem dreißigjährigen Kriege.

C. H. F. Hartmann in Leipzig.

Bei Goedsche in Meißen ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Oestreich wie es ist.

Gemälde von Hans Normann.

2 Bände. Pr. 2 Thlr. 20 Gr., auf Velinp. 3 Thlr. 8 Gr.

Der Verfasser, ein ausgewanderter Oestreicher, der die innern Verhältnisse seines Vaterlandes genau kennt und freimüthig würdigt, gibt in dieser höchst interessanten Schrift ein treues Gemälde dieses merkwürdigen Staats und Aufschlüsse über die noch immer im Auslande verkannte Lage der Provinzen, die Volksbildung, öffentliche Meinung und statistischen Verhältnisse, welche bisher geheim gehalten wurden. Anziehende Darstellung und gewandter Styl, verbunden mit der stets hervortretenden interessanten Subjectivität des Verfassers, kühner Humor und edles Gefühl, sind die Merkmale dieser außerordentlichen Erscheinung.

Der erste Band enthält:

Die östreichischen Länder und Völker.

Prognose. Gemälde von Oestreich. Tirol. Steiermark. Graz. Illyrien. Triest und der östr. Seehandel. Das lombardisch-venetianische Königreich. Böhmen. Mähren und Schlesien. Galizien. Ungarn. Die östreichische Armee.

Der zweite Band enthält

Wie es ist.

Geschichte der Entstehung Wiens. Topographisches Gemälde. Der k. k. Hof. Kaiser Franz und Karoline. Erzherzog Johann. Der Herzog von Reichstadt. Der Adel. Oeffentliche Stimmung. Geistesthätigkeit. Die östr. Literatur. Die wiener Literatoren. Die geheimen Literatoren. Die gelehrten Trodbeln. Die Universität. Die Policei. Charaktergemälde. Das schöne Geschlecht. Krankheiten. Kleidertrachten. Nahrung. Die wiener Mundart. Volkspoesie. Kunst und Kunstsinn. Wiener Volkslieder. Der Pöbel. Titel. Freudenmädchen. Theater. Der Fasching. Ballrevue. Abendunterhaltungen in Privatgesellschaften. Spaziergänge. Das Lerchenfeld. Ottakrán. Die Keller in Wien. Der Wurstlprater, noble Prater, Augarten, Brigittenau.

Der Thierarzt

als Rathgeber bei allen Krankheiten der Pferde, Rinder, Schafe, Ziegen, Schweine, Hunde, Katzen und des Federviehes.

Ein Handbuch zur Belehrung für Landwirthe und Viehbesitzer jeder Art von

Dr. F. A. Schrader.

2 Theile. 520 Seiten. Geh. 1 Thlr. 20 Gr.

Landwirthe, Pferde- und Viehbesitzer aller Art finden darin ein vollständiges Handbuch, in welchem sie über alle bei ihrem Viehe vorkommenden innerlichen und äußerlichen Krankheitszufälle, deren Zeichen, Vorboten, die Mittel, ihnen vorzubeugen, oder im Keime zu ersticken, oder beim völligen Ausbruche zu heilen, Belehrungen erhalten, um das, schon wegen vielen Kosten nicht ausführbare, Herbeiholen entfernt wohnender Thierärzte ersparen zu können. — Bei einem solchen Wegweiser kann überhaupt Jeder mit eignen Augen sehen, selbst urtheilen, und braucht sich auch nicht unwissenden Pfuschern anzuvertrauen. Doppelte alphabetische Register über die Krankheiten und die dagegen anzuwendenden Mittel und Recepte erleichtern den Gebrauch des Buches.

Terpsichore,

oder Museum der neuesten Modetänze.

Eine musikalische Zeitschrift für mittlere Pianofortespieler.

Herausgegeben von J. Häuser.

1833. 5ter Jahrgang in 6 Heften. 1 Thlr.

Jeder Jahrgang dieser mit so vielem Beifall schon seit 5 Jahren aufgenommenen musikalischen Zeitschrift enthält an 120 der neuesten beliebtesten Tänze für einen sehr geringen Preis.

Allgemeine

Weltgeschichte in Bildern,

oder

Bildergalerie zur Weltgeschichte

von den frühesten Zeiten bis zum Jahre 1832.

Nebst einem

Lehrbuche der allgemeinen Weltgeschichte

und erläuterndem Texte zu den Abbildungen.

1stes Heft schwarz 4 Gr., illuminirt 8 Gr.

Dieselbe Ausgabe ohne das Lehrbuch der Weltgeschichte

1stes Heft schwarz 3 Gr., illuminirt 7 Gr.

Letztere Ausgabe ist besonders für Diejenigen bestimmt, welche schon im Besitz einer Weltgeschichte sind.

Bei der jetzt stets rege vorwärts schreitenden Bildung aller Stände findet namentlich das Studium der Geschichte immer mehr Freunde und Anhänger, und verdient dies bei seiner großen Wichtigkeit in Bezug auf geistige Freiheit und Aufklärung. — Das Auffassen und Festhalten geschichtlicher Thatsachen und Erzählungen wird durch bildliche Darstellung derselben dem Gedächtniß sehr erleichtert, um so mehr wird allen Freunden historischer Lecture, sowie der Jugend diese Bildergalerie willkommen sein, worin, nach Auswahl eines sehr geachteten Lehrers der Geschichte, die Hauptmomente derselben bildlich dargestellt werden.

Jedes Heft beider Ausgaben enthält nebst Text 4 ganz vorzüglich gezeichnete und lithographirte Abbildungen auf schönes Velinpapier. Das Ganze wird ungefähr aus 20 Heften bestehen und alle 2 Monate oder 6 Wochen ein Heft erscheinen.

Musikalisches Lexikon,

oder Erklärung und Verdeutschung der in der Musik vorkommenden Ausdrücke, Benennungen und Fremdwörter, mit Bezeichnung der Aussprache, in alphabetischer Ordnung. Ein unentbehrliches Hand- und Hülfsbuch für Musiklehrer, Organisten, Cantoren, sowie für angehende Musiker, und überhaupt alle Freunde der Musik, welche sich über die Ausdrücke in der Musik zu belehren, das Nöthigste von den Tonwerkzeugen zu wissen und das Wichtigste von den vorzüglichsten Tonsetzern und Tonkünstlern der letzten Zeit zu erfahren wünschen,

von J. E. Häuser.

Zweite verbesserte und sehr vermehrte Auflage. Gr. 8. Geh. 2 Thlr. 4 Gr.

Dieses musikalische Wörterbuch zeichnet sich durch seine Reichhaltigkeit und Vollständigkeit in der Anzahl der Artikel und durch klare Darstellung und Erklärung derselben aus. — Nicht jeder Musikliebhaber kann sich große, theure Werke anschaffen; es war daher der Zweck des Verfassers, diesen zu sehr billigem Preise ein Werk zu liefern, was in gedrängter Darstellung Alles enthält, was große kostspielige Werke darbieten.

Bei Eduard Anton in Halle ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Dorow, Dr. Hofr., Altes Grab eines Heerführers unter Attila, entdeckt bei Merseburg. Mit 2 großen Steindrucktafeln. 8. 12 Gr.

Bernhardy, G., Dr. Prof., Grundlinien zur Encyklopädie der Philologie. Gr. 8. 27 Bogen. 1 Thlr. 12 Gr.

Schlieben, W. E. A. v., Kammerrath, Staatengeographie der Länder und Reiche von Europa, oder Uebersicht des Lebens und Wirkens der Völker in den einzelnen Staatsverbindungen. Gr. 8. 50 Bogen. 1 Thlr. 12 Gr.

Geschichte des alten Griechenlands.

Für das wichtige Studium der Geschichte des alten Griechenlands ist nachfolgendes, aus den besten Quellen bearbeitetes, wichtige Werk im Verlage des Unterzeichneten kürzlich erschienen:

Geschichte des alten Griechenlands. 1ster Bd., enthaltend die älteste Geschichte bis zu der sogenannten Wanderung der Herakliden. 2ter Bd., enthaltend die Geschichte von der Wanderung der Heraklíden bis zum Ausbruche des Perserkrieges vom Jahre 1000 bis 500 vor Christi. Auch unter dem Titel: Vor- und Urgeschichte der Hellenen. Bearbeitet von H. G. Plaß, Rector der Domschule zu Verden. 2 Bände. 1832. Gr. 8. Preis 5 Thlr.

Die Fortsetzung desselben ist unter der Presse und wird der dritte Band noch im Laufe dieses Jahres erscheinen.

Leipzig, im Februar 1833.

C. H. F. Hartmann.

Oestreichische militairische Zeitschrift 1833.
Erstes Heft.

Dieses Heft wird soeben an alle Buchhandlungen versendet. Es enthält folgende Aufsätze: I. Die Eroberung Manheims durch den kais. östreich. General der Cavalerie Grafen Wurmser, im November 1795. Nach östreichischen Originalquellen. — II. Die Maas. Eine topographisch-geschichtliche Skizze. — III. Der Feldzug des k. k. Feldzeugmeisters Prinzen von Sachsen-Hildburghausen 1737 in Bosnien. Nach östreichischen Originalquellen. — IV. Biographische Skizze des k. k. Hofkriegsrathspräsidenten, Feldzeugmeisters Grafen Ignaz Gyulai. — V. Literatur. — VI. Die neuesten Militairveränderungen.

Für den Preis von 8 Thlr. Sächs. kann sowol der Jahrgang 1833 als auch jeder der frühern Jahrgänge durch alle Buchhandlungen bezogen werden.

Im Laufe eines jeden Monats erscheint regelmäßig ein Heft. Wer die Jahrgänge 1818—32 auf Einmal abnimmt, erhält dieselben um ein Viertel wohlfeiler als der Ladenpreis ist.

Wien, den 24sten Januar 1833.

J. G. Heubner,
Buchhändler.

Im Verlage der Administration der S. Müller'schen Buchhandlung in Mainz ist soeben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Memoire
über die Gefangenschaft
der Frau Herzogin von Berri,
von
dem Vicomte F. A. von Chateaubriand.
Aus dem Französischen
von
Dr. Neurohr,
praktischem Arzte in Strasburg.
8. Geheftet. 54 Kr.

Die einfache Anzeige des Erscheinens dieser neuesten Schrift aus der beredten Feder eines der geistreichsten europäischen Publicisten genügt, alle Freunde der Zeitgeschichte auf dieselbe aufmerksam zu machen.

Wir benutzen diese Gelegenheit, eine verwandte Schrift desselben Verfassers aus unserm Verlag in Erinnerung zu bringen, nämlich:

„Denkwürdigkeiten, Briefe und Urkunden, das Leben und den Tod Sr. königl. Hoheit des Herzogs von Berri betreffend. Uebersezt von A. Käß und N. Weis." Gr. 8. Geh. 1 Fl. 30 Kr.

Berlin, im Verlage von Duncker und Humblot ist soeben erschienen und in allen Buchhandlungen des In- und Auslandes zu haben:

Neue Beiträge zur Kenntniß des gewerblichen und commerciellen Zustandes der preußischen Monarchie. Aus amtlichen Quellen. Von C. W. Ferber, k. pr. geh. Oberfinanzrathe. Mit 13 Tabellen. Gr. 8. 1 Thlr. 16 Gr.

Diese Mittheilungen aus amtlichen Quellen legen die Fortschritte dar, welche Preußens Handel und Gewerbe in den Jahren 1829—31 gemacht haben. Die gute Aufnahme, welche die frühern, 1829 erschienenen Beiträge fanden, werden diese neuen um so mehr erhalten, als sie noch reicher als jene an wesentlichen Materialien zur Beurtheilung des gewerblichen Zustandes des preußischen Staats und seines Handels sind.

Anzeige für das gesammte deutsche Lesepublicum.

Von dem Journale:

Unser Planet,

Blätter für Unterhaltung, Zeitgeschichte, Literatur, Kunst und Theater,

erscheinen in der bereits früher angezeigten und bekannten Einrichtung auch für 1833 im Verlage des Unterzeichneten und

unter der Redaction des Herrn Dr. Bönecke, eines der Lesewelt bereits vortheilhaft bekannten Gelehrten, wöchentlich sechs Nummern in 4. auf feinem Patentpapier. Der Preis des Quartals ist 2 Thlr. 12 Gr., wofür man den Planeten durch alle Postämter, Buchhandlungen und sonstige literarische Institute Deutschlands und des Auslandes beziehen kann.

Nächst dem jederzeit höchst mannichfachen und sorgfältig ausgestatteten Unterhaltungsblatte, dem Literatur- und Kunstblatte, dem Theaterblatte, machen wir noch besonders auf zwei fortlaufende Rubriken dieses Journals aufmerksam, welche den Werth und das eigenthümliche Interesse desselben noch steigern. Diese sind: a) Eine Reisezeitung; b) Neuestes Leben und Treiben auf unserm Planeten. Die letztere enthält Correspondenzberichte aus allen größern Städten Deutschlands, eine fortgesetzte Charakteristik ihrer Bewohner, Sitten und Vorfallenheiten.

Schließlich werde noch bemerkt, daß alles Theatralische und Dramaturgische in das Theaterblatt verwiesen und dieses sonach einen ganz eigenthümlichen, für Schauspieler und Kunstliebende vorzüglich berechneten Werth besitzt.

Vielfache öffentliche Urtheile haben entschieden, daß sich der Planet würdig an die Seite der besten ästhetischen Blätter Deutschlands anschließt.

C. H. F. Hartmann in Leipzig.

Bei J. G. Heubner, Buchhändler in Wien, ist soeben erschienen und an alle Buchhandlungen versendet worden:

Zeitschrift
für
Physik und verwandte Wissenschaften.
Herausgegeben
vom Professor *A. Baumgartner.*
2ter Band erstes Heft.

Inhalt: I. Ueber die neuerlichst bei Magdeburg zufällig aufgefundene problematische Metallmasse. Vom Director von Schreibers. — II. Merkwürdiger Sternschnuppenfall, beobachtet vom k. k. Bezirksarzte M. O. Rohrer. — III. System der ungemengten gasfähigen Körper. Vom Prof. Zennek. — IV. Ueber die Erzeugung eines dem chinesischen ganz gleichen Zinnobers. Vom k. k. Bergrathe und Prof. Wehrle. — V. Notizen über die Gewinnung der bei Verkohlung des Holzes in Meilern oder Haufen sich bildenden Essigsäure, ohne Anwendung von Thermolampen oder andern Apparaten. Von Ebendemselben. — VI. Bemerkungen zu der im Band I. dieser Zeitschrift enthaltenen Analyse des Meteoreisens v. Bohumiliz. Vom Dr. Ritter v. Holger. — VII. Beschreibung eines Aräometers mit zwei Gradleitern. Von J. N. Planiawa. — VIII. Ueber die Verfertigung eines Aräometers, welches das specifische Gewicht tropfbarer Flüssigkeiten bis auf 0,0001 und darüber anzugeben vermag. Von Ebendemselben. — IX. Ueber Kartenprojectionen. Von J. J. Littrow. — X. Ueber Littrow's Problem. Vom Hofrath C. H. Munke. — XI. Ueber den Bau der Centralalpenkette im Herzogthume Salzburg. Von J. Russegger. — XII. Literarische Notizen. — Meteorologische Beobachtungen. September. October. November.

Neue Verlagswerke von Boike in Berlin:

Aurelius Victor, Sextus, de viris illustribus urbis Romae. Mit Anmerkungen und einem vollständigen Wörterverzeichnisse für Schulen, herausgegeben von Dr. Brohm. Zweite, durchaus umgearbeitete Ausgabe. 10 Gr.

Hertwig, Dr. C. H., Praktische Arzneimittellehre für Thierärzte. 4 Thlr.

Lüdersdorff, Dr. F., Das Auflösen und Wiederherstellen des Federharzes, genannt: Gummi elasticum; zur Darstellung luft- und wasserdichter Gegenstände u. s. w. 8 Gr.

Pfeil, Dr. W., Neue vollständige Anleitung zur Behandlung, Benutzung und Schätzung der Forsten. Ein Handbuch für Forstbesitzer und Forstbeamte. Fünfte und letzte Abtheilung, die Forsttaxation enthaltend. Zweite Ausgabe. 2 Thlr. 12 Gr. (Die 4 ersten Abtheilungen kosten 7 Thlr. 12 Gr.)

Sammlung der Provinzial- und statutarischen Gesetze in der preußischen Monarchie. Nach Anleitung der Provinzial- und statutarischen Rechte des Justizministers Dr. v. Kamptz. Zweiter Band, die zweite Abtheilung der brandenburgischen Provinzialgesetze vom Jahre 1701—77 enthaltend. Subscr.-Pr. 2 Thlr. 20 Gr.

Valentini, Gener.-Lieut. Freih. v., Die Lehre vom Krieg, in 4 Bänden mit 56 Planen. Neue wohlfeile Ausgabe. 9 Thlr.

Wörterbuch, Encyklopädisches, der medicinischen Wissenschaften. Herausgegeben von den Professoren der medicinischen Facultät zu Berlin: Dr. W. H. Busch, C. F. v. Gräfe, C. W. Hufeland, K. A. Rudolphi, H. F. Link. Achter Band. (Cirillo's Salbe bis Crocidismus.) Subscr.-Pr. 3 Thlr. 8 Gr.

In A. E. B. Struve's Buch- und Musikalienhandlung zu Berlin ist soeben erschienen und an sämmtliche Buchhandlungen Deutschlands und der Schweiz versandt worden:

Hörschelmann's, Aug., Handbuch der Geographie, nach den neuesten Ansichten für gebildete Leser, Gymnasien und Realschulen bearbeitet (in Einem Bande, mit einer tabellarischen Uebersicht der europäischen Staaten, in Ansehung ihrer Verfassung, Regenten, Titel und Orden). Gr. 8. 40 Bogen stark. Cart. 1 Thlr. 8 Gr.

In meinem Verlage ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Meine Reisetage
in
Deutschland, Frankreich, Italien und der Schweiz.
Von
Dr. Waldemar Seyffarth.
4 Bände. 8. Preis 5 Thlr. 12 Gr.

Die reichen Betrachtungen über Länder, Völker, Menschen, politische und gesellige Verhältnisse des In- und Auslandes, welche der Herr Verfasser mit seltenem Geiste und in einer höchst anziehenden, humoristischen Darstellungsweise hier wiedergibt, und die eingestreuten launigen und ernsten persönlichen Reiseabenteuer geben diesem Werke sowol ein allgemeines politisches und wissenschaftliches, als auch ein besonderes, unterhaltendes Interesse, und eignen es zu einer gleich bildenden wie anziehenden Lecture.

C. H. F. Hartmann in Leipzig.

Allgemeine Encyklopädie
der Wissenschaften und Künste
von *Ersch* und *Gruber.*

Es ist wieder von jeder der drei Sectionen, in denen dieses Werk erscheint, ein Theil fertig geworden (Th. 23 der ersten, Th. 9 der zweiten, Th. 3 der dritten Section) und an alle Buchhandlungen und Subscribenten versandt, und es sind nun seit Ende 1831, wo ich den Verlag der Encyklopädie übernommen, im Ganzen sechs Theile geliefert worden. Den frühern Abonnenten, denen eine Reihe von Bänden fehlt, und Denjenigen, die als Abonnenten auf das ganze Werk neu eintreten wollen, werden die billigsten Bedingungen gestellt.

Leipzig, im Februar 1833.

F. A. Brockhaus.

Literarischer Anzeiger.

(Zu den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften.)

1833. Nr. VI.

Dieser Literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften: Blätter für literarische Unterhaltung, Isis, sowie der Allgemeinen medicinischen Zeitung, beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile 2 Gr.

Verzeichniß
gehaltvoller und empfehlungswerther Bücher
aus dem Verlage
von
Karl Wilhelm Leske in Darmstadt
welche auf unbestimmte Zeit zu herabgesetzten Preisen
durch alle Buchhandlungen zu beziehen sind.

Almendingen, L. H., Vorträge über den Codex Napoleon und seine organischen Umgebungen. 3 Bde. Gr. 8. 1811 und 1817. 3 Thlr. 8 Gr., oder 6 Fl. Herabgesetzter Preis 1 Thlr. 16 Gr., oder 3 Fl.

Dessen officiell wissenschaftliche Vorträge über den Codex Napoleon. 3 Bde. Gr. 8. 1812—13. Sonst 2 Thlr., oder 3 Fl. 36 Kr., jetzt 1 Thlr., oder 1 Fl. 48 Kr.

Aufklärungen über Begebenheiten der neuern Zeit. Uebersetzungen und Auszüge aus Werken des Auslandes. 1ster bis 4ter Bd. 1825—27. 8. Geh. Compl. 5 Thlr. 8 Gr., oder 9 Fl. 20 Kr., jetzt 2 Thlr., oder 3 Fl. 36 Kr.

Bausset, L. F. J. v., Denkwürdigkeiten und Anekdoten aus dem Innern des kaiserl. Palastes, und einige Begebenheiten während der Kaiserregierung vom J. 1805 bis zum 1. Mai 1814. Ein Beitrag zur Geschichte Napoleon's. Aus dem Französischen. 2 Bände in 4 Abtheilungen. 1828. Gr. 12. Geh. 2 Thlr. 16 Gr., oder 4 Fl. 40 Kr., jetzt 1 Thlr., oder 1 Fl. 48 Kr.

Dessen fortgesetzte Denkwürdigkeiten und Anekdoten aus dem Innern des kaiserl. Palastes. Ein Beitrag zur Geschichte Napoleon's und seiner Zeit. A. d. Franz. 1ster und 2ter Theil. Gr. 12. 1829. Geh. 2 Thlr. 8 Gr., oder 4 Fl., jetzt 1 Thlr., oder 1 Fl. 48 Kr.

Bibliothek für die Staatskunst, Rechtswissenschaft und Kritik. Herausgegeben von Almendingen ꝛc. 14 Hefte. Gr. 8. 1808—14. 7 Thlr., oder 12 Fl. 36 Kr., jetzt 2 Thlr., oder 3 Fl. 36 Kr.

Bignon, Geschichte von Frankreich, seit dem 18. Brumaire (November 1799) bis Ende 1802. Aus dem Französ. übersetzt von Th. v. Haupt. 2 Bände. Gr. 8. 1830 und 1831. 2 Thlr. 12 Gr., oder 4 Fl. 30 Kr., jetzt 1 Thlr. 6 Gr., oder 2 Fl. 15 Kr.

Blunt, J., Ursprung alterthümlicher Sitten und Gebräuche in dem römisch-katholischen Gottesdienste, besonders in Italien und Sicilien. A. d. Engl. 8. 1826. 18 Gr., oder 1 Fl. 20 Kr., jetzt 8 Gr., oder 36 Kr.

Bouilly, Geschichtchen für meine Tochter; frei übersetzt von A. v. Kotzebue. 2 Bde. Sonst 2 Thlr. 16 Gr., oder 4 Fl. 48 Kr., jetzt cartonnirt 1 Thlr. 12 Gr., oder 2 Fl. 42 Kr.

Brun, Friederike, geb. Münter, Neue Gedichte, mit Vignetten. Auch unter dem Titel: Gedichte, 2ter Band. Gr. 8. 1812. Brosch.

Velinpapier 2 Thlr., oder 3 Fl. 36 Kr., jetzt 1 Thlr., oder 1 Fl. 48 Kr.

Schreibpapier 1 Thlr., oder 1 Fl. 48 Kr., jetzt 12 Gr., oder 54 Kr.

M. T. Cicero de oratore ad Quintum fratrem libri tres. Recensuit O. M. Müller. 8. maj. 1819. Sonst 3 Thlr. 8 Gr., oder 6 Fl., jetzt 1 Thlr. 16 Gr., oder 3 Fl.

Creuzer, Fr. (grossherzogl. bad. Geheimrath und Professor der alten Literatur zu Heidelberg), Symbolik und Mythologie der alten Völker, besonders der Griechen. 1ster bis 4ter Band. Zweite vermehrte und durchaus umgearbeitete Auflage. Gr. 8. 1819—22. Mit einer Kupfersammlung in 4to.

Dasselbe Werk 5ter und 6ter Band, 1823. Enthaltend die Geschichte des Heidenthums von Mone. Gr. 8. Compl. 24 Thlr. 18 Gr., oder 44 Fl.

Herabgesetzter Preis, wenn alle 6 Bände zusammen genommen werden, 12 Thlr., oder 21 Fl. Einzelne Bände werden nur zum Ladenpreis abgegeben.

Dasselbe Werk im Auszug von G. H. Moser. Gr. 8. 1822. 4 Thlr., oder 7 Fl. 12 Kr. Herabgesetzter Preis 2 Thlr., oder 3 Fl. 36 Kr.

Denkwürdigkeiten über den Hof Louis Napoleon's und über Holland. Aus dem Französ. 2 Bdchn. 12. 1828. Geh. 1 Thlr. 8 Gr., oder 2 Fl. 20 Kr., jetzt 12 Gr., oder 54 Kr.

Denkwürdigkeiten von Joseph Fouché, Herzog von Otranto. Aus dem Franz. übers. von Dr. G. Dambmann. 2 Bde. 8. 1825. 1ster Bd. 1 Thlr. 18 Gr., oder 3 Fl. 2ter Bd. 1 Thlr. 6 Gr., oder 2 Fl. 15 Kr. Beide Bände also 3 Thlr., oder 5 Fl. 15 Kr., jetzt 1 Thlr., oder 1 Fl. 48 Kr.

Franceschetti, Ergeneral, Denkschrift über die Ereignisse, welche dem Tode Joachim I., Königs beider Sicilien, vorausgegangen sind, nebst beigefügter Privatcorrespondenz dieses Generals mit der Königin, Gräfin von Lipano. Aus dem Franz. Gr. 12. 1826. Geheftet 20 Gr., oder 1 Fl. 30 Kr., jetzt 8 Gr., oder 36 Kr.

Georget, Dr., Aerztliche Untersuchung der Criminalprocesse von Léger, Feldtmann, Lecouffe, Jean-Pierre und Papavoine, bei welchen Geisteszerrüttung als Vertheidigungsmittel vorgeschützt wurde u. s. w. Aus dem Französ. von D. F. Amelung. 8. 1827. Brosch. 18 Gr., oder 1 Fl. 20 Kr., jetzt 8 Gr., oder 36 Kr.

Geschichte des Königreichs Neapel vom Jahre 1800 bis zum Jahre 1820. Nach den Memoiren des Prinzen Pignatelli Strangoli und andern Originalquellen zusammengestellt von

H. v. R. 8. 1827. Geh. 1 Thlr. 8 Gr., oder 2 Fl. 20 Kr., jetzt 12 Gr., oder 54 Kr.

Girard, P. S., Theorie des Widerstandes der festen Körper. Ein Handbuch der mathematischen Baukunst. Deutsche Ausgabe von C. Krönke. Ohne Kupf. Gr. 4. 1819. Sonst 4 Thlr., oder 7 Fl. 12 Kr., jetzt 2 Thlr., oder 3 Fl. 36 Kr. Kupferabdrücke sind nicht mehr vorhanden.

Gourgaud, General, Napoleon und die große Armee in Rußland, zugleich eine kritische Beleuchtung und Berichtigung des Werkes des Grafen Ségur. Aus dem Franz. 2 Thle. Gr. 8. 1825. Geh. 1 Thlr. 18 Gr., oder 3 Fl., jetzt 12 Gr., oder 54 Kr.

Hesselbach, F. C., Anleitung zur Zergliederungskunde des menschlichen Körpers. Mit Kupfern. 1ster Band. 1stes Heft. 1805. 1ster Band. 2tes Heft. 1806. 2ter Band. 1stes Heft. 1810. 4. Sonst 4 Thlr. 8 Gr., oder 7 Fl. 30 Kr., jetzt 2 Thlr. 4 Gr., oder 3 Fl. 45 Kr. (Wird fortgesetzt.)

Hufeland, G., Die Lehre vom Geld und Geldumlaufe. Gr. 8. 1819. Sonst 2 Thlr. 12 Gr., oder 4 Fl. 30 Kr., jetzt 1 Thlr. 12 Gr., oder 2 Fl. 42 Kr.

Höffel, L., Der Staat, die Kirche und die Volksschule in ihrer innern und äußern Einheit. Gr. 8. 1825. 18 Gr., oder 1 Fl. 20 Kr., jetzt 10 Gr., oder 45 Kr.

Jahrbücher, Freimüthige, der allgemeinen deutschen Volksschulen. Herausgegeben von F. H. C. Schwarz, A. J. Nitzsch, Dr. F. W. Wagner und C. A. Schellenberg. 1ster Bd. 1stes u. 2tes Heft. Gr. 8. 1819. Geheftet jedes 1 Thlr., oder 1 Fl. 48 Kr.

Desselben Werkes 2ter Bd. 1stes u. 2tes Heft. Gr. 8. 1821 und 1822. Jedes Heft 1 Thlr., oder 1 Fl. 48 Kr. (Beide Bände zusammen im herabgesetzten Preis 2 Thlr., oder 3 Fl. 36 Kr.)

Kotzebue, Aug. v., Klios Blumenkörbchen, 1stes bis 5tes Bdchn. 8. 1814. Geh. 5 Thlr. 6 Gr., oder 9 Fl., jetzt 3 Thlr., oder 5 Fl. 24 Kr.

Desselben, Preußens ältere Geschichte. 4 Bände. Gr. 8. 1809. Sonst 8 Thlr., jetzt 4 Thlr. (Einzelne Bände à 1 Thlr. 12 Gr., oder 2 Fl. 42 Kr.)

Krönke, C., Anleitung zur Steuerregulirung. 2 Theile. Gr. 8. und Fol. 1810 und 1811. Sonst 3 Thlr., oder 5 Fl. 24 Kr., jetzt 1 Thlr. 12 Gr., oder 2 Fl. 42 Kr.

Locre, Geist der Civilgesetzgebung Frankreichs, ein ganz aus den Quellen geschöpfter Commentar. 4 Bde. Gr. 8. 1808—13. 4 Thlr., oder 7 Fl. 12 Kr., jetzt 2 Thlr., oder 3 Fl. 36 Kr.

Loos, Dr. J. J., Systematische Beschreibung der außer Gebrauch gekommenen Arzneimittel. Gr. 8. 1808. 1 Thlr., oder 1 Fl. 30 Kr., jetzt 8 Gr., oder 36 Kr.

Lucas, C., Von dem Strafsysteme und der Abhaltungstheorie im Allgemeinen; von der Todesstrafe insbesondere. Eine gekrönte Preisschrift. A. d. Franz. von C. Samhaber. Gr. 8. 1 Thlr. 14 Gr., oder 2 Fl. 42 Kr., jetzt 18 Gr., oder 1 Fl. 21 Kr.

Militairalmanach, Allgemeiner, 1ster Jahrg. Mit 8 colorirten Militairgruppen und 4 Portaits berühmter Generale. 12. Geb. 2 Thlr. 8 Gr., oder 4 Fl., jetzt 1 Thlr. 4 Gr., oder 2 Fl.

Monatschrift für Predigerwissenschaften, 1ster bis 6ter Band. Herausgegeben von Dr. C. Zimmermann und Dr. A. L. Heydenreich. 8. 1821—24. Jeder Band von 6 Heften 2 Thlr., oder 3 Fl. 36 Kr.

(Herabgesetzter Preis aller 6 Bände, womit diese Zeitschrift geschlossen ist, 4 Thlr. 12 Gr., oder 8 Fl.)

Mone, Fr. L., Geschichte des Heidenthums im nördlichen Europa. 1ster Thl. Die Religionen der finnischen, slawischen und skandinavischen Völker. Gr. 8. 1822. 2 Thlr. 6 Gr., oder 4 Fl.

Desselben Werkes 2ter Theil. Die Religionen der südlichen deutschen und der celtischen Völker. Mit 8 Steindrücken. Gr. 8. 1823. 2 Thlr. 18 Gr., oder 4 Fl. 30 Kr. Beide Bände 5 Thlr., oder 8 Fl. 30 Kr., jetzt 2 Thlr. 12 Gr., oder 4 Fl. 15 Kr.

Platner, Eduard (Professor zu Marburg), Der Process und die Klagen bei den Athikern. 1ster Thl. Process. Gr. 8. 1824. 2 Thlr., oder 3 Fl. 30 Kr.

Desselben 2ter Thl. Klagen. Gr. 8. 1825. 2 Thlr., oder 3 Fl. 30 Kr. (Beide Theile 4 Thlr., oder 7 Fl., jetzt 2 Thlr., oder 3 Fl. 30 Kr.)

Proceß der letzten Minister Karl X., von der Entwickelung des Verschwörungsplans Eusèbe Salverte's bis zum Urtheil des Gerichtshofs der Pairskammer. 4 Hefte. Aus dem Franz. Gr. 12. 1831. 1 Thlr. 16 Gr., oder 3 Fl. — Jetzt 16 Gr., oder 1 Fl. 12 Kr.

Röder, Fr., Die Kriegsdienstordnung der geschlossenen Haufen und der Besatzungen im Frieden. 1ste bis 3te Abthl. 1817—18. 3 Thlr. 8 Gr., oder 6 Fl. Herabgesetzter Preis 1 Thlr. 18 Gr., oder 3 Fl.

Rosso, Jos. del, Geschichte der Baukunst. Mit Kupfern. Gr. 8. 1817. 1 Thlr. 8 Gr., oder 2 Fl. 24 Kr., jetzt 16 Gr., oder 1 Fl. 12 Kr.

Scheibler, M. F., Neuer abgenöthigter ausführlicher Versuch zur Bekämpfung der Proselytenmacherei. 8. 1823. 1 Thlr. 4 Gr., oder 2 Fl., jetzt 12 Gr., oder 54 Kr.

Schulz, W., Almanach für die Geschichte des Zeitgeistes. 1ster Jahrg. 1829. 12. Geh. 1 Thlr. 18 Gr., oder 3 Fl., jetzt 16 Gr., oder 1 Fl. 12 Kr.

Seaman, James, Eines englischen Matrosen Gefangenschaft, Leiden und Flucht unter Hyder Ali und Tippo Saib. Geschrieben von ihm selbst. A. d. Engl. 8. 1827. Geh. 20 Gr., oder 1 Fl. 30 Kr., jetzt 8 Gr., oder 36 Kr.

Sempère, M., Betrachtungen über die Ursachen der Größe und des Verfalls der spanischen Monarchie. Uebersetzt und mit Anmerkungen begleitet von H. Schäfer. 1ster u. 2ter Bd. Gr. 8. Beide Bände 2 Thlr. 12 Gr., oder 4 Fl. 20 Kr., jetzt 1 Thlr. 6 Gr., oder 2 Fl. 15 Kr.

Steinbrenner, Dr. W. L., Naturlehre in Fragen und Antworten für wißbegierige Kinder. 3te Aufl. Mit 1 Kupf. 16. 1820. 9 Gr., oder 40 Kr., jetzt 6 Gr., oder 24 Kr.

Ullmann, Dr. C. (Professor der Theologie zu Halle), Das Leben des Gregorius von Nazianz, des Theologen. Ein Beitrag zur Kirchen- und Dogmengeschichte des 4ten Jahrhunderts. Gr. 8. 1825. 3 Thlr., oder 5 Fl. 15 Kr., jetzt 1 Thlr. 12 Gr., oder 2 Fl. 40 Kr.

Von der Reinlichkeit, ihrem Einfluß auf die Gesundheit und ihren Wirkungen auf Erhaltung der körperlichen Schönheit, auf das Wohlsein und die Dauer des Lebens. A. d. Franz. 12. Geh. 14 Gr., oder 1 Fl., jetzt 6 Gr., oder 27 Kr.

Wedekind, Dr. G. Freih. v., Ueber den Werth des Adels und die Ansprüche des Zeitgeistes auf Adelinstitute. 1ster und 2ter Theil. Gr. 8. 1818. Geh. 3 Thlr., oder 5 Fl. 24 Kr. Herabgesetzter Preis 1 Thlr. 8 Gr., oder 2 Fl. 24 Kr.

Dessen, Ueber den Werth der Heilkunde. Gr. 8. 1812. 1 Thlr. 16 Gr., oder 3 Fl. Herabgesetzter Preis 20 Gr., oder 1 Fl. 30 Kr.

Dessen, Einige Blicke in die Lehre von den Entzündungen und von den Fiebern überhaupt und von dem ansteckenden faulen Nervenfieber insbesondere. Gr. 8. 1814. 1 Thlr. 16 Gr., oder 3 Fl. Herabgesetzter Preis 20 Gr., oder 1 Fl. 30 Kr.

Derselbe über das homöopathische System des Dr. Hahnemann. 8. 1825. Geh. 18 Gr., oder 1 Fl. 20 Kr., jetzt 8 Gr., oder 36 Kr.

Welcker, Dr. F. G., Die Aeschylische Trilogie Prometheus und die Kabirenweihe zu Lemnos, nebst Winken über die Trilogie des Aeschylus überhaupt. Gr. 8. 1824. 3 Thlr., oder 5 Fl. 15 Kr., jetzt 1 Thlr., oder 1 Fl. 45 Kr.

Wild, C. A., Oekonomisch-praktische Hausapotheke, oder medicinischer Rathgeber für Jedermann, enthaltend: die besten und sichersten Mittel für die Krankheiten der Menschen, in Fällen, wo des Arztes Hülfe zu entfernt, oder dessen Zuziehung nicht durchaus nothwendig ist; wie auch diätetische Lehren, die Gesundheit zu erhalten. Gr. 12. Geh. 12 Gr., oder 48 Kr., jetzt 6 Gr., oder 27 Kr.

Wimpfen, Frhr. v., Briefe eines Reisenden, geschrieben aus

England und Frankreich, einem Theil von Afrika, und aus Nordamerika, aus der französischen Handschrift übersetzt und herausgegeben von P. J. Rehfues. 1ster bis 3ter Band. 8. 1814. Auf Druckp. 2 Thlr. 12 Gr., oder 4 Fl. 30 Kr., jetzt 1 Thlr. 6 Gr., oder 2 Fl. 15 Kr.

Zeitschrift für Physiologie. In Verbindung mit mehren Gelehrten herausgegeben von Fr. Tiedemann, Gottfried Reinh. Treviranus und Rud. Chr. Treviranus. 1ster Bd. 1stes u. 2tes Heft Mit 12 Abbildungen. Gr. 4. 1824 und 1825. Herabgesetzter Preis 4 Thlr. 8 Gr., oder 7 Fl. 45 Kr.

Derselben, 2ter Bd. 1stes u. 2tes Heft und 3ter Bd. 1stes u. 2tes Heft. Mit 37 Abbildungen. Gr. 4. 1826 u. 1827. 11 Thlr. 8 Gr., oder 20 Fl., jetzt 6 Thlr. 16 Gr., oder 12 Fl.

Auch unter dem Titel:

Untersuchungen über die Natur des Menschen, der Thiere und der Pflanzen etc. 1ster bis 3ter Bd.

(Einzelne Bände oder Hefte werden nur zum Ladenpreis abgegeben.)

Zimmermann, Dr. E., Predigten in der Hofkirche zu Darmstadt gehalten. 1ster bis 7ter Thl. Gr. 8. und ord. 8.

(Für die Käufer der ganzen Sammlung besteht der herabgesetzte Preis noch fort, die 7 Bände, nebst den patriotischen Predigten, kosten in der Ausgabe in gr. 8. 7 Thlr., oder 12 Fl. — in der Ausgabe in ord. 8. 4 Thlr. 12 Gr., oder 8 Fl.)

Zur Geschichte unserer Zeit. Eine Sammlung von Denkwürdigkeiten über die Ereignisse der letzten drei Decennien. 1ster bis 24ster Theil. Gr. 12. Geh. Die ganze Sammlung 6 Thlr., oder 10 Fl. 48 Kr., jetzt 4 Thlr., oder 7 Fl. Einzelne Bände à 12 Gr., oder 54 Kr.

Kunstwerke.

Museum Worsleyanum. Eine Sammlung von antiken Basreliefs, Büsten, Statuen und Gemmen, nebst Ansichten aus der Levante. Herausgegeben von H. W. Eberhard und H. Schäfer. Royal-Quart. 1ste bis 6te Lieferung, einzeln 1 Thlr. 8 Gr., oder 2 Fl. 24 Kr., complet 8 Thlr., oder 14 Fl. 24 Kr., jetzt 4 Thlr., oder 7 Fl. 12 Kr.

Ruhl, J. E., Denkmäler der Baukunst in Italien, vorzüglich aus dem Mittelalter, nach den Monumenten gezeichnet. 1stes bis 5tes Heft. Royal-Folio. Velinpapier. Jedes Heft 1 Thlr. 12 Gr., oder 2 Fl. 42 Kr. Alle 5 Hefte zusammen genommen 3 Thlr. 16 Gr., oder 6 Fl. 45 Kr.

Abbildungen aus dem Thierreich. Gestochen von Susemihl und unter seiner Aufsicht ausgemalt. 1stes Heft. (Ornithologie 1stes Heft.) 2tes Heft. (Amphibiologie 1stes Heft.) 3tes Heft. (Ornithologie 2tes Heft.) 4tes Heft. (Entomologie 1stes Heft.) 5tes Heft. (Ornithologie 3tes Heft.) 6tes Heft. (Ornithologie 4tes Heft.)

Velinpap. Klein Fol. Jedes Heft von fünf Blättern. 2 Thlr., oder 3 Fl. 36 Kr. In schwarzen Abdrücken 1 Thlr., oder 1 Fl. 48 Kr. Alle 6 Hefte zusammen genommen colorirt 6 Thlr., oder 10 Fl. 48 Kr. In schwarzen Abdrücken 3 Thlr., oder 5 Fl. 24 Kr.

Für folgende auf Unterzeichnung in demselben Verlag erschienene gehaltvolle Werke soll der billige Subscriptionspreis noch auf unbestimmte Zeit fortbestehen:

Geist aus Luther's Schriften, oder Concordanz der Ansichten und Urtheile des großen Reformators über die wichtigsten Gegenstände des Glaubens, der Wissenschaft und des Lebens, herausgegeben von F. W. Lommler, H. F. Lucius, J. Rust, L. Sackreuter und Ernst Zimmermann. I—IV. Bd. Gr. 8. Subscriptionspreis auf gewöhnlichem Druckpapier 6 Thlr., oder 10 Fl. 30 Kr., auf Velindruckpapier 10 Thlr. 8 Gr., oder 18 Fl.

Allgemeine Geschichte der Kriege der Franzosen und ihrer Alliirten vom Anfange der Revolution bis zu Napoleon's Ende, für Leser aller Stände. Aus dem Französ. Mit Schlachtplanen. 1ster bis 25ster Band. 16. Subscriptionsp. für die Abnehmer des ganzen Werkes 5 Thlr. 6 Gr., oder 11 Fl. 15 Kr. Einzelne Feldzüge per Band 9 Gr., oder 40 Kr.

STUART und REVETT, ALTERTHÜMER VON ATHEN, 1ste bis 28ste Lief. Roy.-Fol.

Subscriptionspreis für das ganze nun beendigte Kunstwerk, welches 336 Abbildungen, auf Zinktafeln sauber und sorgfältig gearbeitet, enthält, für die beiden Bände des Textes, welcher von Dr. Karl Wagner und Professor Fr. Osann bearbeitet ist, und das cartonnirte Exempl. der Abbildungen in der Ausgabe auf Velinpapier 52 Thlr. 12 Gr., oder 94 Fl. 30 Kr.

In der Ausgabe auf ordin. Kupferdruckpapier 40 Thlr. 20 Gr., oder 73 Fl. 30 Kr.

ALTERTHÜMER VON ATTICA (The unedited antiquities of Attica), enthaltend die architektonischen Ueberreste von Eleusis, Rhamnus, Sunium, Thorikus. Herausgegeben von der Gesellschaft der Dilettanti zu London. 1ste bis 7te Lieferung. Mit 78 Abbildungen. Royal-Folio. Subscript.-Preis auf fein Velinpapier 11 Thlr. 16 Gr., oder 21 Fl., auf ordin. Papier 8 Thlr. 18 Gr., oder 15 Fl. 45 Kr.

Der erläuternde Text dazu von Dr. Karl Wagner kostet 12 Gr., oder 54 Kr.

ALTERTHÜMER VON JONIEN. Herausgegeben von der Gesellschaft der Dilettanti zu London. 1ste bis 9te Lief. Mit 110 Abbildungen. Royal-Folio.

Subscriptionspreis für die Ausgabe auf fein Velinpapier 15 Thlr., oder 27 Fl.

Für die Ausgabe auf ordin. Papier 11 Thlr. 6 Gr., oder 20 Fl. 15 Kr.

Der erläuternde Text, herausgegeben von Dr. K. Wagner, kostet 1 Thlr. 8 Gr., oder 2 Fl. 24 Kr.

ALTERTHÜMER VON ATHEN und mehren andern Theilen Griechenlands. Als Supplement das Stuart-Revett'schen Werkes. 1ste bis 5te Lieferung. Royal-Folio. Subscript.-Preis für die Ausgabe auf fein Velinpapier 8 Thlr. 8 Gr., oder 15 Fl. Für die Ausgabe auf ordin. Pap. 6 Thlr. 6 Gr., oder 11 Fl. 15 Kr.

Der erläuternde von Dr. Karl Wagner besorgte Text kostet 2 Thlr., oder 3 Fl. 36 Kr.

Einzelne Hefte (von 12 Blättern) dieser verschiedenen Kunstwerke werden ebenfalls abgelassen und kosten in der Ausgabe auf fein Velinpapier 2 Thlr., oder 3 Fl. 36 Kr., in der gewöhnlichen Ausgabe 1 Thlr. 12 Gr., oder 2 Fl. 42 Kr.

Ueber die Vorzüglichkeit dieser Ausgabe der verschiedenen als classisch anerkannten Werke haben sich die kritischen Blätter einstimmig günstig ausgesprochen. Sie sind jedem gebildeten Architekten unentbehrlich, und dem Alterthumsfreund und Forscher vom grössten Interesse.

In derselben Verlagshandlung erscheint auf Subscription:

J. Rondelet's,

vorm. Architekt, Ritter der Ehrenlegion, Mitglied des Instituts von Frankreich ꝛc.,

theoretisch-praktische Anleitung

zur

Kunst zu bauen.

Nach der sechsten Auflage aus dem Französischen übersetzt.

In fünf Bänden.

Mit den 207 Kupfern der pariser Originalausgabe.

Dieses classische Werk auf deutschen Boden zu übertragen war schon lange die Absicht der unterzeichneten Verlagshandlung, die nun in dem Hrn. Distelbarth, Architekt zu Stuttgart, einen Mann gefunden hat, welcher durch seinen längern Aufenthalt zu Paris als Schüler Rondelet's und nach dem Zeugnisse des Hrn. A. Rondelet jun., Herausgeber der 6ten Ausgabe, vollkommen diesem Unternehmen gewachsen ist. Zur be-

sondern Förderung der Arbeit haben sich mit ihm einige Männer verbunden, welche mit der nöthigen Sachkenntniß ausgerüstet, ihm in Befähigung nicht nachstehen.

Die sechs Auflagen, welche das Werk erlebt hat, sind gewiß der sicherste Beweis seines Werthes und seiner allgemeinen Brauchbarkeit. Es bedarf daher keiner weitern Anpreisung. Da es dem Verleger gelungen ist, sich durch einen Vertrag mit Herrn A. Rondelet Sohn für diese Uebersetzung die Abdrücke der Kupferplatten zur Originalausgabe zu verschaffen, so steht die Uebersetzung in dieser, bei einem architektonischen Werk so wichtigen Beziehung dem Original ganz gleich.

Der Text soll in Royal-Octavformat, die Kupfer in besondern Heften in Folio, auf Unterzeichnung erscheinen, und jede Buch- und Kunsthandlung wie auch die unterzeichnete Verlagshandlung nehmen die Bestellungen an. Sammler von Unterzeichnungen erhalten auf zehn bestellte und bezahlte Exemplare ein elftes als Freiexemplar.

Der Subscriptionspreis eines jeden Bandes ohne Unterschied, ob derselbe mehr oder weniger Text und Kupfertafeln umfaßt, ist 5 Thlr. preuß. Courant, oder 8 Fl. 45 Kr. Bei der Ablieferung des ersten Bandes muß die Vorausbezahlung auf den 1ten Band geleistet werden, bei Empfang des 1ten wird der 3te bezahlt und so fort, sodaß der 5te und letzte Band gratis geliefert wird. Diese Maßregel ist zur Sicherheit, daß keine Exemplare der letzten Bände der Verlagshandlung als unvollständig übrig bleiben, nothwendig und unerläßlich. Nach Erscheinung des zweiten Bandes tritt für die ersten Bände der um ein Viertheil erhöhete Ladenpreis ein, sowie für jeden weitern Band, sobald er erschienen sein wird. Die Verlagshandlung bittet darum die Unterzeichnung nicht zu verschieben.

Zum Nutzen der einzelnen Bauhandwerker sollen die Abtheilungen des Werkes, welche die Kunst des Maurers, des Zimmermanns, des Tischlers, des Schlossers und des Dachdeckers enthalten, demnächst auch einzeln verkäuflich sein.

Der Preis dieser einzelnen Abtheilungen wird nach der Anzahl der Druckbogen und Kupfertafeln bestimmt. Alle Kunst- und Buchhandlungen nehmen Unterzeichnung an.

Der erste Band kann wegen eingetretener Verhinderung des Hrn. Uebersetzers erst zur Ostermesse dieses Jahres erscheinen und die folgenden in Zwischenräumen von 3 bis 4 Monaten. Da die Uebersetzung schon weit vorgeschritten ist und von den Kupferplatten nur die Abdrücke zu machen sind, so können die verehrlichen Subscribenten auf die pünktliche Einhaltung dieser Termine rechnen.

Darmstadt, im Januar 1833.

K. W. Leske.

Storch's neue Romane.

Allen Freunden der Dichtkunst und Unterhaltungslecture kann der Unterzeichnete die angenehme Nachricht geben, daß nachstehende Werke eines der ausgezeichnetsten Belletristen unserer Zeit bei ihm erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen sind:

Storch, Ludw., Der Freiknecht, historischer Roman aus der zweiten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts. 3 Theile, auf Patentpapier. Gr. 12. Elegant brosch. Preis 5 Thlr., oder 9 Fl.

(Der 3te und letzte Band dieses höchst anziehenden Charaktergemäldes ist nun erschienen und das Werk complett zu haben.)

Dessen: Die Fanatiker, historischer Roman aus den Zeiten der St.-Barthelemy. 2 Theile. 1830. 8. 2 Thlr., oder 3 Fl. 36 Kr.

Dessen: Förderts-Henns. Novelle aus dem Leben eines Wundermannes der neuern Zeit, nach wahren Begebenheiten dargestellt. 1830. Gr. 12. Eleg. brosch. Preis 1 Thlr. 12 Gr., oder 2 Fl. 42 Kr.

Dessen: Der Glockengießer. Novelle, nach einer deutschen Volkssage bearbeitet. 1830. Brosch. 1 Thlr. 8 Gr, oder 2 Fl. 24 Kr.

Storch gehört seit drei Jahren zu den beliebten Schriftstellern im Fache der Belletristik: er wird nun, nach dem Erscheinen der angekündigten Werke, zu den beliebtesten gehören, und es steht keinem Zweifel unterworfen, daß er, bei der überraschenden Fülle, Kraft und Lieblichkeit seiner Poesie, seiner Kenntniß des Lebens in dessen verschiedensten Gestaltungen, des menschlichen Herzens und endlich bei seiner treffenden und wahren Charakteristik, welches Alles sich seit dem Erscheinen seiner ersten Romane schon so weit und herrlich ausgebildet hat und stets noch in höherer Ausbildung begriffen ist, in kurzer Zeit die erste Stelle unter den jetzt lebenden deutschen Romanciers einnehmen wird. Wenn er in seinen größern historischen Romanen dem jetzt so viel gelesenen Spindler gleich kommt, so übertrifft er ihn in der kleinern Novelle und Erzählung. Der „Freiknecht" ist ein historischer Roman, wie Deutschland noch keinen hervorgebracht hat, Spindler's „Juden" ausgenommen, und es wird sehr interessant sein, die Verschiedenheit beider Schriftsteller zu beobachten. Die „Fanatiker" sind nicht minder ein höchst anziehendes Gemälde einer vielbewegten Zeit. In den beiden Novellen: „Förderts-Henns", und „Der Glockengießer", bethätigt der Verf. ebenso seine Meisterschaft in diesem Zweige. Die erstere ist idyllischer, die zweite dramatischer Natur. Dort führt er uns in eins der romantischen Thäler des Thüringerwaldes, macht uns mit dem darin lebenden Volke, seinen Sitten und Gebräuchen bekannt; hier bringt er Schiller's ewig wahre Worte: „Das eben ist der Fluch der bösen That, daß sie fortzeugend Böses muß gebären", zur lebendigsten Anschauung.

Leipzig, im Januar 1833.

C. H. F. Hartmann.

Hanover, im Verlage der Hahn'schen Hofbuchhandlung sind soeben erschienen:

Merkwürdige Criminal-Rechtsfälle

für Richter, Gerichtsärzte, Vertheidiger und Psychologen bearbeitet

von

Dr. Bischoff,

großherzogl.-sächsischem Criminalrichter, Dirigenten des Criminalgerichts in Eisenach, des großherzogl.-hessischen Ludwigsordens Ritter erster Classe.

Erster Band. Gr. 8. 1833. 2 Thlr. 20 Gr.

Der Herr Verfasser, welcher als ausgezeichneter und thätiger Schriftsteller, besonders im Fache der Criminalrechtspflege, bereits rühmlichst bekannt ist (vergl. u. a. Hitzig's Zeitschrift für die Criminalrechtspflege in den preußischen Staaten, Bd. III, S. 399—404; das Vorwort zum 10ten Hefte der Hitzig'schen Annalen der deutschen und ausländischen Criminalrechtspflege, sowie S. 223 desselben Heftes), wird vier Bände merkwürdiger Criminalrechtsfälle herausgeben, welche alle Verbrechen umfassen, die das deutsche gemeine Recht kennt. Abgesehen davon, daß ein Werk von solcher Reichhaltigkeit bisher nicht erschienen ist, daß der Herr Verf., um demselben diesen Umfang geben zu können, von in- und ausländischen Behörden unterstützt wurde und derselbe nur die ihm mitgetheilten interessantesten Untersuchungen zu Erläuterung der betreffenden Criminalrechtslehren auswählte: so gewährt diese Sammlung auch dem Untersuchungsrichter und dem Vertheidiger eine treffliche Anleitung zu Behandlung der verschiedenartigsten Criminalfälle. Sie zeigt dem Gerichtsarzte, wie er sich bei allen denjenigen Untersuchungen zu verhalten habe, welche seine Thätigkeit erfodern; sie enthält für den Geistlichen, welcher zum Besuch der Gefangenen bestimmt ist, sowie überhaupt für den Psychologen und jeden gebildeten Leser eine belehrende und höchst anziehende Unterhaltung.

Literarischer Anzeiger.

(Zu den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften.)

1833. Nr. VII.

Dieser literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften: Blätter für literarische Unterhaltung, Isis, sowie der Allgemeinen medicinischen Zeitung, beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile 2 Gr.

Durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes ist von mir zu beziehen:

Detenhof (Johann Wilhelm), Das Ganze der Handlung. Ein theoretisch-praktisches Lehr- und Handbuch der gesammten Handlungswissenschaften. (Petersburg 1831.) Gr. 8. 16¾ Bog. auf gutem Druckpapier. Geh. 1 Thlr. 6 Gr.

Kupffer (C. H.), Anfangsgründe der Buchstabenrechnung und Algebra, mit Inbegriff der Combinationslehre und unbestimmten Analytik, nebst Uebungsaufgaben. Zur Repetition des mündlichen Unterrichts und zur eignen weitern Fortbildung neben diesem. (Reval 1832.) Gr. 8. 16 Bogen auf Druckpapier. 20 Gr.

Leipzig, im März 1833.

F. A. Brockhaus.

Neuestes Handbuch für Reisende in Italien.

Bei C. H. F. Hartmann in Leipzig ist neu erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Natur, Volksleben, Kunst und Alterthum in Italien. Als neuestes allgemeines Handbuch für Reisende. A. u. d. Titel: Italienische Reise. Von K. Fr. Scholler. 2 Thle. 1830. Gr. 8. 3 Thlr. 8 Gr., oder 6 Fl.

Das Bedürfniß eines vollständigen Führers für Diejenigen, welche Italien, das Land der Kunst und des classischen Alterthums, mit Nutzen bereisen wollen, wurde immer fühlbarer, je weniger die vorhandenen literarischen Hülfsmittel dasselbe hinreichend befriedigten. Herr Scholler hat diese Aufgabe gelöst. Er hat die Reise nach Italien selbst gemacht, alle Merkwürdigkeiten und Kunstschätze dieses Landes selbst gesehen und theilt nur die Resultate seiner Forschungen mit zweckmäßiger Benutzung der vorzüglichsten Werke seiner Vorgänger mit.

Auf diese Weise ist Herrn Scholler's Werk ein wahrer Schatz für alle Diejenigen, welche eine Reise nach Italien beabsichtigen, und wird sowol zum Vorstudium als zum Führer auf der Reise selbst der treueste und beste Rathgeber sein.

Der Unterzeichnete, bisheriger Redacteur der nunmehr sistirten Zeitschrift „Hesperus", hat sich mit mehren Gleichgesinnten zu Herausgabe eines ähnlichen Journals verbunden, das unter dem Titel:

Der Unparteiische,

vom 1sten April d. J. an erscheinen wird. Dem Format nach dem Hesperus gleich und wie dieser wöchentlich sechs Nummern umfassend, wird der Unparteiische im Allgemeinen auch dieselbe Tendenz wie eben genanntes Blatt verfolgen, jedoch einerseits in ausgedehnterm Sinn auf Literatur und wissenschaftliche Leistungen hinweisen, andererseits noch erschöpfender auf die eigentlichen Lebensfragen unserer Zeit in kirchlicher, staatlicher, mercantilischer u. dgl. Beziehung eingehen.

Durch einen Prospectus und die Probeblätter, welche in den nächsten Wochen an alle solide Buchhandlungen Deutschlands gelangen werden, wird das hier Angedeutete noch ausführlicher zur Kunde und Beurtheilung des verehrten Publicums kommen.

Stuttgart, im Februar 1833.

Friedrich Natter.

Die unterzeichnete Buchhandlung hat den Verlag des Unparteiischen übernommen und wird Sorge tragen, daß die typographische Ausstattung im Einklange mit den Anfoderungen der Zeit stehe; der Preis eines Jahrgangs von 313 Nummern in 4. ist auf 12 Fl. oder 8 Thlr. 12 Gr. festgesetzt.

Alle Postämter und solide Buchhandlungen nehmen Bestellungen darauf an.

E. Schweizerbart's Verlagshandlung.

K. F. V. Hoffmann's Atlas.

An alle solide Buchhandlungen ist versandt:

Allgemeiner Atlas
über alle Theile der Erde
für Schulen und zum Selbstunterricht;
bearbeitet von
K. F. V. Hoffmann,
gestochen von W. Pobuda und J. Rees.
Erste Hälfte,

enthaltend: Nr. 1 und 2 die östliche und westliche Halbkugel; Nr. 3 Afrika; Nr. 4 Asia; Nr. 5. Europa; Nr. 7 Südamerika; Nr. 8 Australia und Nr. 13 Palästina; nebst dazu gehörenden 7 Erläuterungsblättern; im Ganzen also 15 Blatt.

In Umschlag cartonnirt, Preis 2 Fl. — 1 Thlr. 6 Gr.

Die 2te Hälfte wird außer Haupttitel und Vorrede enthalten: Nr. 6 Nordamerika; Nr. 9 Mitteleuropa; Nr. 10 Deutschland; Nr. 11 Oestreich; Nr. 12 Preußen mit den norddeutschen Bundesstaaten; Nr. 14 und 15 das Alpengebirge, Schweiz, Tirol ꝛc.; Nr. 16 Würtemberg und Baden.

Bis zu Erscheinen der 2ten Hälfte, deren beiweitem größter Theil fertig ist, bleibt der Prän.-Preis von 4 Fl. — 2 Thlr. 12 Gr. für das ganze Werk offen.

Der Verleger enthält sich aller Anpreisung, und wiederholt nur, daß er ein Prachtwerk versprochen — Sachverständige mögen beurtheilen, ob er sein Wort gehalten hat.

Stuttgart, im Februar 1833.

Karl Hoffmann.

Nordische Mythologie,
nach wissenschaftlichen Grundsätzen bearbeitet.

Bei C. H. F. Hartmann in Leipzig ist erschienen und in allen Buchhandlungen des In- und Auslandes zu haben:

Alkuna. Nordische und nord-slavische Mythologie für Dichter und Künstler, mit 13 Abbildungen nach Antiken und Stammtafeln. Herausgegeben von Dr. G. Thermod Legis. 1830. Gr. 12. Brosch. Preis auf extrafeinem Patentpapier 2 Thlr. 12 Gr., oder 4 Fl. 30 Kr., auf weißem Patentpapier 2 Thlr., oder 3 Fl. 36 Kr.

Das Bedürfniß einer umfassenden, den vorhandenen Quellen treu nachgearbeiteten nordischen Mythologie ist seit Lessing und Herder in Deutschland nur zu häufig gefühlt worden, und der Wunsch, unsere Literatur mit einem solchen bereichert zu sehen, erst neuerlich noch von Göthe lebhaft ausgesprochen worden.

Dieses Bedürfniß ist nun durch den ebenso geistreichen als sachverständigen Literator, den Herausgeber der Fundgruben des alten Nordens, Herrn Dr. Legis, genügend ausgeführt worden. Die nordische Mythen- und Sagenwelt enthält einen großen Schatz poetischer Fictionen und eine reichhaltige Masse von Stoff für dichterische und künstlerische Behandlung.

Die Alkuna wird sich also einer ausgezeichnetsten Theilnahme zu erfreuen haben, um so mehr, da der Verleger es an einer würdigen typographischen Ausstattung dieses Lesebuchs nicht hat fehlen lassen; 13 Abbildungen nach Antiken geben der Alkuna ein erhöhtes Interesse.

Von demselben Verfasser ist früher die erste Verdeutschung der Edda unter folgendem Titel erschienen:

Fundgruben des alten Nordens. Bearbeitet und herausgegeben durch Dr. Gust. Thermod Legis. Zweiter Band.

Auch unter dem Titel:

Edda, die Stammmutter der Poesie und der Weisheit des Nordens. Lyrisch-epische Dichtungen, Mythen und Sagen der Gotho-Germanischen Vorzeit. Zum ersten Mal aus der isländischen Urschrift übertragen, mit ästhetisch-kritischen Bemerkungen, mythologischen Erläuterungen, einem fortlaufenden Commentar und Register versehen von Dr. Gust. Thermod Legis. Erste Abtheilung mit einer kosmologischen Karte. 1830. Gr. 8. 2 Thlr.

In der Unterzeichneten ist erschienen und an alle Buchhandlungen verschickt worden:

Die Briefe
des
Freiherrn von Stein
an den
Freiherrn von Gagern
in den Jahren 1813—1831,
mit Erläuterungen.
Oder:
Mein Antheil an der Politik.
IV.
Einsamkeit.
Preis 3 Fl. 24 Kr.

Diese höchst interessante Schrift verbreitet über Charakter und Denkungsart des verstorbenen Freiherrn von Stein, eines der merkwürdigsten deutschen Reichsritter, ganz neues Licht, und lehrt seine Freunde und Verehrer den Mann von echtem Schrot und Korn, den wahren Deutschen, erst durch und durch kennen. Besonders erfährt der Leser dein frommbegeisterten Christenglauben des Entschlafenen, und die auf denselben begründeten Ansichten über Leben und Politik, welch' letztere sich am interessantesten über folgende Materien aussprechen: über den nassauschen Domainenstreit; über von Rotteck und dessen die Bundesacte betreffende Doctrin; über den Bundestag, die Rheinschifffahrt, die Universitäten und die Umtriebe der Demagogen auf denselben; über Burschenschaften und die mainzer Commission; über Stein's Theilnahme an dem Freiheitskampf der Griechen; über Preußens Verstärkung im europäischen Interesse und die innern Gründe seiner Politik ꝛc. ꝛc.

Man sehe Allgemeine Zeitung, Nr. 64 d. J., in der außerordentlichen Beilage „Vaterländische Briefe".

Stuttgart und Tübingen, im Febr. 1833.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Durch alle Buchhandlungen und Postämter ist zu beziehen:

Blätter für literarische Unterhaltung. Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung. Jahrgang 1833. Monat Februar, oder Nr. 32—59, mit 1 Beilage: Nr. 2, und 2 literarischen Anzeigern: Nr. IV und V. Gr. 4. Preis des Jahrgangs von 365 Nummern (außer den Beilagen) auf gutem Druckpapier 12 Thlr.

Isis. Encyklopädische Zeitschrift, vorzüglich für Naturgeschichte, Anatomie und Physiologie. Von Oken. Jahrgang 1832. Zwölftes Heft. Gr. 4. Preis des Jahrgangs von 12 Heften mit Kupfern 8 Thlr.

Leipzig, im März 1833.

F. A. Brockhaus.

In Baumgärtner's Buchhandlung zu Leipzig ist soeben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

ATALA

und les aventures du dernier Abencerage von Chateaubriand. Mit grammatischen Erläuterungen und Hinweisungen auf die Sprachlehren von Hirzel, Mozin und Sanguin und einem Wörterbuche. Zweite, vermehrte Auflage. 12. (177 Seiten.) Brosch. Preis 9 Gr.

LE DIABLE BOITEUX

par Lesage. Mit grammatischen, kritischen und erklärenden Noten, auch einem Wörterbuche. 12. (340 Seiten.) Brosch. Preis 16 Gr.

Bei dem jetzt herrschenden satirisirenden und moralisirenden Geiste der Beobachtung, der sich über alle Verzweigungen des Lebens verbreitet, glauben wir durch die Veröffentlichung dieser mit Allem, was Bequemlichkeit erfodert und wozu der vielseitige Stoff für Belehrung und Ausbildung die Hand bot, versehenen äußerst schönen und doch sehr wohlfeilen Ausgabe dem das französische Idiom liebenden Publicum einen wahren Dienst erwiesen zu haben.

CERVANTES NOVELAS EJEMPLARES.

Mit kritischen und grammatischen Anmerkungen, nebst einem Wörterbuche. Für den Schul- und Privatgebrauch bearbeitet von Dr. P. A. F. Possart. Novela de la sennora Cornelia y de la fuerza de la sangre. 12. Brosch. Preis 12 Gr.

Cervantes' Novellen sind einfach, natürlich und in einem schönen Styl geschrieben, sie eignen sich deshalb zum Studium der in unserer Zeit so viele Beförderer findenden spanischen Sprache ganz besonders.

Anleitung zum Betriebe der Landwirthschaft nach den vier Jahreszeiten geordnet; ein kurzer und deutlicher Leitfaden für Solche, welche dieses Gewerbe erst kennen lernen wollen und für Freunde desselben in andern Ständen von Dr. A. G. Schweitzer. 2ter und letzter Band. Brosch. 1 Thlr. 16 Gr. (Das vollständige Werk kostet 3 Thlr. 8 Gr.)

Der Name des Verfassers bürgt für die große, seiner Bestimmung entsprechende Zweckmäßigkeit dieses Werks, dessen Gründlichkeit und äußerst verständlichen Vortrag es der allgemeinen Anerkennung würdig machen. Die äußere Ausstattung ist sehr elegant.

Das Ganze der feuersichern Lehmschindelbedachung. Eine auf eigne Erfahrung gegründete vollständige Anweisung zu ihrer Herstellung, Unterhaltung und Vergleichung mit dem Ziegel- und Strohdache. Nebst diese Bedachung betreffenden geschichtlichen Beiträgen, Auszügen aus Schriften und Vorschlägen zu ihrer weitern Verbreitung von Friedr. Teichmann. Mit Abbildungen. Gr. 8. Brosch. 21 Gr.

Dieses Werkchen, welches durch die hohe Verordnung vom 18ten Mai 1832, nach welcher bei Neubauten Schindel-, Stroh- und Rohrdächer nicht weiter gestattet werden sollen, dagegen nachgelassen wird, sich der Lehmschindel zu bedienen, zu einem äußerst zeitgemäßen die allgemeine Aufmerksamkeit verdienenden wird, zeigt nicht allein die großen Vortheile dieser Bedachung, sondern lehrt auch deren wohlfeilste Herstellung mit allen dabei nothwendigen Handgriffen. Der hohe Werth, welchen man auf die Lehmschindelbedachung legt, geht wol ganz besonders aus den Preisaufgaben der königl. sächsischen Regierung für 1832 bis mit 1837 hervor, nach welcher Die, welche diese Bedachung in Gegenden zuerst in Anwendung bringen, wo dieselbe bis jetzt noch nicht im Gebrauch war, nach der Größe der damit versehenen Gebäude, 30—200 Thlr. erhalten.

Klotz, *R.*, Emendationes Tullianae. 8. maj. 6 Gr.

Putsche, Dr. *C.*, Commendationum Homeriarum specimen I. de vi et natura juramenti Stygii et de illustrando inde vocabulo ἀλατος. 4. maj. Geh. 8 Gr.

Neueste Romane von Henriette Hanke, geb. Arndt.

Der gesammten Lesewelt und besonders gebildeten Frauen und Jungfrauen sind die folgenden beliebten Schriften von Henriette Hanke, geb. Arndt:

Die Schwester. Seitenstück zur Schwiegermutter. Roman in 2 Theilen. 8. Hanover, bei Hahn. 3 Thlr. 6 Gr.

Die Schwiegermutter. Roman in 2 Theilen. Das. 2 Thlr. 12 Gr.

Die Perlen. Roman in 2 Theilen. Das. 2 Thlr. 18 Gr.

Der Blumenkranz in 8 Erzählungen. 2 Theile. Das. 3 Thlr. 4 Gr.

um so mehr zu empfehlen, da in diesen, treu nach dem wirklichen Leben entwickelten und durchgeführten Schilderungen und Charaktergemälden der Erzählungston anmuthig, natürlich und gemüthvoll ist, und überall die reinste Moral, tiefe Kenntniß und feine Beobachtungsgabe des menschlichen Herzens, sowie der verschiedensten Welt- und innern Familienverhältnisse ebenso anziehend als veredelnd und belehrend sich darin aussprechen, wodurch diese gelungenen Dichtungen sich so sehr über die gewöhnliche Unterhaltungslecture erheben und durch solche Vorzüge und durch ihren bleibenden Werth in jeder Familienbibliothek daher bereits ein so großes Publicum und so vielseitige günstige Beurtheilung gefunden haben.

(Zu haben in allen Buchhandlungen.)

Ein Buch für den Winter.

Soeben ist erschienen und in allen Buchhandlungen Deutschlands zu bekommen:

Der Erzähler,

oder

das Buch für lange Winterabende.

Eine Galerie

der

interessantesten Erzählungen, der merkwürdigsten historischen Begebenheiten, Empörungen, Verschwörungen, Revolutionen und Kriege aller Zeiten, charakteristischer Züge aus dem Leben berühmter Zeitgenossen, vorzüglicher Anekdoten, Witzworte und Epigramme.

Allen Ständen zur Unterhaltung

gewidmet

von

Dr. Karl Greif.

2 Theile, 104 Median-Octav-Bogen stark. Preis 2 Thlr. 16 Gr., oder 4 Fl. 48 Kr.

Leipzig, 1832. In Commission bei C. H. F. Hartmann.

Oken's Naturgeschichte.

Soeben ist erschienen:

Allgemeine Naturgeschichte

für alle Stände

von

Hofrath Oken.

Erste und zweite Lieferung, mit Oken's Portrait. 12 Bogen gr. 8. Preis 5 Gr., oder 18 Kr. für jede Lieferung.

In jeder Buchhandlung ist eine ausführliche Anzeige des Werkes gratis zu haben.

Karl Hoffmann in Stuttgart.

Im Verlage der Theissing'schen Buchhandlung in Münster ist erschienen:

Baader, Franz von, Beilage zum ersten Bande der philosophischen Schriften und Aufsätze. 1stes Heft, zwei neue Aufsätze enthaltend: a) Ueber die sich so nennende rationelle Theologie in Deutschland. b) Ueber den Begriff der Zeit und die vermittelnde Function der Form oder des Maßes. Gr. 8. 1833. Geh. 8 Gr.

— —, Ueber eine bleibende und universelle Geisterscheinung hienieden. Gr. 12. 1833. Geh. 6 Gr.

Erschienen ist das 4te Heft von der

Historisch-politischen Zeitschrift, herausgegeben von L. Ranke. Jahrgang 1832. September bis December.

Inhalt: Wesen und Werth der deutschen Universitäten. Von Savigny. — Die Revolution des Cantons Zürich vom Jahr 1830 in ihrer Entwickelung. — Rom 1815—23.

Staatsverwaltung des Cardinals Consalvi. Anhang: Ein Wort über die gegenwärtigen Irrungen im Kirchenstaate. — Boden, Arbeit und Ertrag (Resultate praktischer Beobachtungen). — Reflexionen.

Mit diesem Hefte ist der Jahrgang 1832 oder der erste Band geschlossen. — Die Zeitschrift wird auch im Jahre 1833 fortgesetzt werden. Der Preis für den Band von etwa 50 Bogen bleibt wie bisher 5 Thaler.

Friedrich Perthes von Hamburg.

Zur bevorstehenden Confirmation empfehlen wir aufs Neue folgende Werke:

Mitgabe für das ganze Leben,

beim Austritt aus der Schule und Eintritt in das bürgerliche Leben. Am Tage der Confirmation der Jugend geheiligt von M. Rosenmüller. 8. Sechste Auflage mit 1 Kupfer. Brosch. 16 Gr.

Aeltern können ihren Kindern bei jenem wichtigen Schritt kein passlicheres und einflussreicheres Geschenk machen, als mit diesem die allgemeine Anerkennung besitzenden, durch die darin enthaltenen Lehren wahrhaft segensreichen Buche.

Beicht- und Communionbuch

von M. Johann Christian Förster. Vierte Auflage, verbessert von M. Rosenmüller. 8. Preis 8 Gr.

Baumgärtner's Buchhandlung in Leipzig.

In allen Buchhandlungen ist zu haben:

Alexis.

Eine Trilogie von K. Immermann.

1) Die Bojaren. 2) Das Gericht von St.-Petersburg. 3) Eudoxia.

418 Seiten in 8. Mit einer Musikbeilage. Auf Velinp. in eleg. Umschlag geh: Düsseldorf, bei J. E. Schaub. Preis 2 Thlr. 12 Gr.

Diese Trilogie behandelt das letzte Aufstreben altrussischer Magnatenherrschaft gegen Peter's des Großen Alleingewalt, den Proceß und Tod des Alexis, Peter's des Großen letzte Lebensstunden und die Thronbesteigung Katharina's.

Um den bei uns gemachten häufigen Anfragen zu begegnen, zeigen wir hiermit an, daß von

Schiller's sämmtlichen Werken,

gr. 8. in einem Band

in kurzer Zeit eine neue Auflage veranstaltet wird, wovon wir demnächst eine besondere Anzeige ausgeben werden. Dagegen sind von diesen Werken noch folgende Ausgaben zu haben:

Schiller's sämmtliche Werke. Gr. 8. 12 Bände, weiß Druckpapier. 12 Thlr.

— — — — Kl. 8. 18 Bände, weiß Druckpr. Mit Titel-Vignetten. Wiener Ausg. 7 Thlr.

Bei letzterer Ausgabe bemerken wir, daß dieselbe ebenso vollständig wie die andern Ausgaben ist.

Schiller's sämmtliche Werke. Taschenausg. 18 Bändchen. Schweizerpr. 6 Thlr. 8 Gr.

— — — — Weiß Druckpr. 4 Thlr. 20 Gr.

Stuttgart und Tübingen, den 1sten März 1833.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Rotteck's Weltgeschichte in 4 Bänden.

Soeben ist fertig geworden:

Allgemeine Weltgeschichte für alle Stände

von

Hofrath Dr. Karl von Rotteck.

Vierter Band. Preis 15 Gr., oder 54 Kr.

Dieser 4te Band beschließt das Werk; er enthält die 18te bis 21ste Lieferung, deren letzte meinem frühern Versprechen gemäß den Subscribenten gratis geliefert wird.

Das ganze Werk, etwa 130 Bogen stark, ist in 4 Bänden à 4 Thlr. 4 Gr., oder 6 Fl., in allen soliden Buchhandlungen zu haben.

Stuttgart, im Januar 1833.

Karl Hoffmann.

Erklärung.

Die Etlinger'sche Buchhandlung zu Würzburg bietet unter dem Titel: „Allgemeine und specielle Pathologie und Therapie nach J. L. Schoenlein's Vorlesungen", ein Werk zum Verkaufe aus, das meine frühern Vorträge so unvollständig, so höchst fehlerhaft und häufig zu so baarem Unsinne entstellt wiedergibt, dass ich mich genöthigt sehe, öffentlich gegen diese Misshandlung zu protestiren und zugleich das ärztliche Publicum aufmerksam zu machen, gegen diesen literarischen Betrug auf seiner Hut zu sein.

Zürich, den 21sten Febr. 1833.

Dr. Schoenlein.

Anzeige eines Druckfehlers für die Besitzer von Rommel's Geschichte Philipp's von Hessen.

Seite 126, Bd. I, steht: „das es gegen Volksverführung kein sicheres, Gott wohlgefälligeres Mittel gebe, als Galgen und Rad". Ungeachtet nun sowol der Zusammenhang (der ganzen Darstellung des Bauernkriegs) als auch die am Ende des 2ten Bandes geschehene Anzeige dieses Druckfehlers den Verfasser, der grade das Gegentheil geschrieben und zur Druckerei eingeschickt (nämlich: daß es gegen Volksverführung ein sicheres, Gott wohlgefälligeres Mittel, d. i. vernünftige Aufklärung u. s. w. gebe), hinlänglich rechtfertigt, so veranlasst ihn doch der Umstand, daß selbst ein Schlosser denselben mißverstehen konnte (siehe Archiv für Geschichte und Literatur von Schlosser und Bercht, Bd. IV, S. 556), zu dieser wiederholten Bekanntmachung.

Kassel, am 28sten Februar 1833.

Rommel.

Durch alle Buchhandlungen ist zu erhalten:

Conversations-Lexikon der neuesten Zeit und Literatur.

Zwölftes Heft.

Ideler bis Kapodistrias.

Jedes Heft kostet
auf weißem Druckpapier 6 Gr.,
auf gutem Schreibpapier 8 Gr.,
auf extrafeinem Velinpapier 15 Gr.

Leipzig, 12. Februar 1833.

F. A. Brockhaus.

Literarischer Anzeiger.

(Zu den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften.)

1833. Nr. VIII.

Dieser Literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften: Blätter für literarische Unterhaltung, Isis, sowie der Allgemeinen medicinischen Zeitung, beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile 2 Gr.

Durch alle Buchhandlungen ist zu erhalten:

Conversations-Lexikon
der
neuesten Zeit und Literatur.
Dreizehntes Heft.
Karaiskakis bis Krogh.

Jedes Heft kostet
auf weißem Druckpapier 6 Gr.,
auf gutem Schreibpapier 8 Gr.,
auf extrafeinem Velinpapier 15 Gr.

Leipzig, im März 1833.

F. A. Brockhaus.

Jean Paul's Biographie.

Soeben ist erschienen und in allen Buchhandlungen theils gleich vorräthig, theils auf Bestellung schnell zu erhalten:

Wahrheit aus Jean Paul's Leben.
7tes und 8tes Heftlein.
Mit einem Facsimile zum 6ten Heftlein.
8. 1833. Breslau, im Verlage bei Josef Max und Comp.
Preis 3 Thlr. 16 Gr., oder 3 Thlr. 20 Sgr.
(Der Preis eines vollständigen Exemplars ist nun 13 Thlr. 18 Gr.)

Außer Göthe's Wahrheit und Dichtung besitzt die deutsche Literatur kein so reichhaltiges und in jeder Beziehung so wichtiges biographisches Werk, als das obige von und über Jean Paul, welches nun mit dem 7ten und 8ten Heftlein vollendet und geschlossen ist. Franzosen und Engländer haben ihre Memoiren; — ein Zweig der Literatur, der uns Deutschen fast ganz abgeht. Nur Göthe und jetzt auch Jean Paul dürfen in dieser Beziehung genannt werden, weil ihre biographischen Werke zugleich alle Richtungen, Bestrebungen, ja das gesammte Leben ihrer Zeit darstellen, und einen Schatz von Welt- und Lebensansichten enthalten, welche durch ihre Wahrheit und Tiefe von unvergänglichem Werthe sind.

Wie ist Jean Paul geworden, was er ist, d. h., was hat Erziehung, Umgebung, was haben Verhältnisse, Freunde, Feinde, was Schicksal, Natur und Welt, was hat er selbst dazu beigetragen, daß er der geworden, als den wir ihn kennen? — Diese Frage, die sich uns bei jedem bedeutenden Geiste aufdringt, wird hier in Bezug auf Jean Paul befriedigend gelöst.

Ein wichtiger Abschnitt in diesem Werke, in psychologischer Hinsicht, ist die Schilderung „Trostbedürftiger Seelen", die zugleich eine betrübende Schattenseite jener Zeit aufdeckt. „Maria" ist das Extrem dieser innern Zerrissenheit, in der sie zugleich fast tragisch untergeht. „Jean Paul's Verhalten gegen junge Autoren" stellt sein edles Gemüth wieder von einer andern Seite her in das hellste Licht, und ist oft ergötzlich, wegen der Letztern Anfoderungen, ihrer Ungeduld und ihres Ungestüms.

Mit aufgenommen sind eine Anzahl der ausgezeichnetsten Briefe Jean Paul'scher Zeitgenossen, welche zur Vervollständigung seines Lebens gehören und dem Werke zur Zierde gereichen. Wir lassen das Verzeichniß derselben hier folgen. Es sind Briefe an Jean Paul von:

Friedrich Wilhelm, König von Preußen; Louise, Königin von Preußen; Maximilian, König von Baiern; Karoline, Königin von Baiern; Amalia, Herzogin von Weimar; Charlotte, Herzogin von Hildburghausen; Emil August, Herzog von Gotha; Friederike, Fürstin von Solms; Georg, Erbprinz von Mecklenburg-Strelitz; Georg, Herzog von Meiningen; Fürst Primas; Therese, Fürstin von Taxis; Wilhelmine, Herzogin von Würtemberg; Fürstin von Zerbst.

Emilie v. B.; Sophie v. B.; Beckmann; Graf Benzel-Sternau; Frau v. Berg; Pastor Bülau; Gräfin v. Chassepot; Amtverwalter Clöter; Conrector Fischer; Karl Förster; Gleim; Hebel; Präsident Heim; Helena; Karoline Herder; J. H. Jacobi; Kanne; von Knebel; Kosegarten; Julie von Krüdener; Lavater; Julie M.; Geheimerath Maier; Staatsminister von Montgelas; Hofrath Moritz; Hofrath Methusalem Müller; Adam von Oerthel; Fr. von Oerthel; Otto; Pauli; Fr. Perthes; Elisa v. d. Recke; Renata; Karoline Richter; Sophie von La Roche; Henriette von S.; Friedrich Schlegel; Fr. Schlichtegroll; Schubert; Staatsminister von Schuckmann; Schütze; Heinrich von Spangenberg; Steffens; Paul Thieriot; Tieck; von Truchseß; Villers; Pfarrer Vogel; Pfarrer Völkel; Wagner; Weiße; Rector Werner; Dekan Wernlein; *** in Weimar.

Als ein, dieses ausführliche biographische Werk ergänzender Anhang ist noch erschienen:

Jean Paul Fr. Richter
in seinen letzten Tagen und im Tode.
Von
Dr. Richard Otto Spazier.
8. Breslau, im Verlage bei Josef Max und Comp.

Diese kleine treffliche Schrift, welche bei allen Lesern Jean Paul's Beifall finden wird, und deren bisheriger Ladenpreis 21 Gr. war, ist nun für den herabgesetzten ungemein wohlfeilen Preis von 6 Gr. oder 7½ Sgr. durch alle Buchhandlungen Deutschlands zu erhalten.

Oestreichische militairische Zeitschrift 1833.
Zweites Heft.

Dieses Heft ist soeben erschienen und an alle Buchhandlungen versendet worden. Es enthält: I. Biographische Skizze des k. k. Hofkriegsraths-Präsidenten, Feldzeugmeisters Grafen Ignaz Gyulai. (Schluß.) — II. Die niederländischen Polders. Ein Beitrag zur Militairtopographie der Niederlande. — III. Den Feldzug des k. k. Feldzeugmeisters Prinzen von Sachsen-Hildburghausen 1737 in Bosnien. (Schluß.) — IV. Die Operationen der Oestreicher am linken Rheinufer im Spätherbste 1796. Nach östreichischen Originalquellen. Erster Abschnitt. — V. Literatur. — VI. Die Fortsetzung des Ehrenspiegels de

k. k. östreichischen Armee. — VII. Neueste Militairveränderungen. Jeder Jahrgang dieser Zeitschrift kostet 8 Thlr. Sächs. Wer die Jahrgänge 1818 bis incl. 1832 auf einmal abnimmt, erhält dieselben um ein Viertel wohlfeiler als der Ladenpreis.

Wien, den 6ten März 1833.

J. G. Heubner,
Buchhändler.

Bei mir ist soeben fertig geworden und in allen guten Buchhandlungen zu haben:

Das Corpus Juris Civilis

ins Deutsche übersetzt
von einem Vereine Rechtsgelehrter
und herausgegeben von

Dr. Karl Eduard Otto,
kaiserl. russischem Hofrathe und ordentlichem Professor der Rechte an der Universität Dorpat,

Dr. Bruno Schilling,
königl. sächsischem Consistorial-Assessor und Professor der Rechte an der Universität Leipzig,

und **Dr. C. F. F. Sintenis,**
als Redactoren.

Erster bis sechster Band: Institutionen, Pandecten und Codex, nebst 5 Kupfertafeln und einem Titelregister. Preis 24 Thlr. 18 Gr., Velinpapier 37 Thlr. 3 Gr.

Der siebente und letzte Band (die Novellen und libri feudor. enthaltend) erscheint im Laufe dieses Jahres.

Diejenigen resp. Abnehmer, welchen ihre Buchhandlung die vollständige Fortsetzung dieses Werkes nicht zu liefern vermag, wollen sich deshalb nur an eine andere oder an mich direct wenden.

Leipzig, im März 1833.

Karl Focke.

Bei H. L. Brönner in Frankfurt a. M. ist soeben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Carové, Dr. F. W., Ueber das Cölibatgesetz des röm. kathol. Clerus. Zweite Abtheilung.

Auch unter dem Titel:

Vollständige Sammlung der Cölibatgesetze für die kathol. Weltgeistlichen, von den ältesten bis auf die neuesten Zeiten, mit Anmerkungen. 49¼ Bog. Gr. 8. Geh. Preis 3 Thlr. 3 Gr.

(Die erste Abtheilung kostet 2 Thlr. 6 Gr.)

Bei J. A. Mayer in Aachen ist soeben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Der Bucanier.

Ein
historischer Roman
aus der Zeit Cromwell's.

Aus dem Englischen
von
Louis Lax.

Drei Bände.
Preis: 3 Thlr., oder 5 Fl. 24 Kr.

Der geistreiche Verfasser des Pelham, Herr Bulwer, sagt in einer Recension obigen Werkes:

„Der Bucanier ist ein ausgezeichnet gut geschriebener Roman, in dem das Interesse der Handlung und die Schilderung der Charaktere von gleich hohem Werthe ist. Die Intrigue ist vortrefflich durchgeführt, und die Theilnahme wird stets in Spannung erhalten."

Alle englische Kritiker stimmen in dem Lobe dieses mit hohem Beifall aufgenommenen Werkes überein, das wir in seiner Uebersetzung mit gutem Rechte den deutschen Lesern dringend empfehlen können.

Leipzig. (Interessantes politisches Werk.) In J. Scheible's Verlagsexpedition erschien und ist in allen Buchhandlungen zu haben:

Zeitansichten
eines
Süddeutschen.

Herausgegeben von

Friederich Ludwig Bührlen.

21 Bogen stark. 8. Brosch. Velinpapier. 1 Thlr. 6 Gr., oder 2 Fl.

Es sind ruhige Blätter in einer bewegten Zeit; patriotische Blicke in das deutsche Nationalleben, auf die Puppen und Popanze unserer Tage, keine politische Einzelnheiten, keine hypochondrische Aengste, phantastische Hoffnungen. Es ist möglichst klares Anschauen des constitutionellen, des nationalwirthschaftlichen Lebens, gedrängte Aufsätze über freie Presse, Volksversammlungen, Parteikämpfe, öffentliche Meinung, Staatslasten, Reformen rc., durchwoben mit kurzen Bemerkungen über das Volksleben im Ganzen. Keine Gernrednerei, sondern entschiedener, heiterer Ernst, auch dem Nichtpolitiker jeden Standes genießbar. — Der Hr. Verfasser ist dem Publicum als höchst angenehmer Erzähler längst vortheilhaft bekannt.

Preiserniedrigungen.

Wir zeigen an, daß wir

Dr. J. A. Bergk's

LEBEN DES KAISERS NAPOLEON

nach Norvins und andern Schriftstellern dargestellt. 4 Bände in gr. 8. Mit 1 Portr. von 5 Thlr. 12 Gr. auf 3 Thlr. herabgesetzt haben.

Dieses Werk ward bei seinem Erscheinen wegen seiner historischen Zuverlässigkeit und der darin herrschenden parteilosen und lichtvollen Darstellung allgemein günstig aufgenommen und viele kritische Blätter sprachen sich sehr beifällig über dasselbe aus; das Erscheinen des Lebens Napoleon's von Walter Scott, welches eher einem Roman als einer Biographie gleicht, lenkte die Aufmerksamkeit von der Arbeit des deutschen Landsmanns ab, da nun einmal die Deutschen nach dem Ausländischen lieber greifen und des großen Unbekannten als Novellendichter so berühmter Name für jenes zu sprechen schien. — Wir glauben, daß wir nach Jahren, nachdem man sich in seinen Erwartungen getäuscht sieht, für Bergk's Buch aufs Neue um Aufmerksamkeit bitten dürfen, zu welchem Behuf wir denn auch den Ankauf sehr erleichtert haben.

Cuvier, G. Baron,

Geschichte der Fortschritte in den Naturwissenschaften, seit 1789 bis auf den heutigen Tag. Aus dem Französ. von Dr. F. A. Wiese. Gr. 8. 4 Bände in gr. 8. Sonst 6 Thlr. 6 Gr., jetzt 4 Thlr.

Durch dieses ausgezeichnete Werk allein würde sich Cuvier einen unauslöschlichen Ruhm in der wissenschaftlichen Literatur begründet haben. Dasselbe gewährt eine gedrängte und sorgfältige Uebersicht und ein vollständiges Wortregister geben ihm die Brauchbarkeit eines naturhistorischen Wörterbuchs, weshalb

es keinem Naturhistoriker, keinem Biographen und überhaupt keinem Bücherfammler fehlen sollte. — Beide Werke sind in allen Buchhandlungen zu haben.

Leipzig, Baumgärtner's Buchhandlung.

Durch alle Buchhandlungen und Postämter ist zu beziehen:

Blätter für literarische Unterhaltung. Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung. Jahrgang 1833. Monat März, oder Nr. 60—90, mit 1 Beilage: Nr. 3, und 2 literarischen Anzeigern: Nr. VI und VII, Gr. 4. Preis des Jahrgangs von 365 Nummern (außer den Beilagen) auf gutem Druckpapier 12 Thlr.

Der canonische Wächter. Eine antijesuitische Zeitschrift für Staat und Kirche und für alle christliche Confessionen. Herausgegeben von Alexander Müller. Jahrgang 1832. Monat December, oder Nr. 97—104. Gr. 4. Preis des Jahrgangs von 104 Nummern (außer den Beilagen) 5 Thlr.

Leipzig, im April 1833.

F. A. Brockhaus.

Kunstanzeige.

Seit Januar 1833 erscheint in meinem Verlage eine neue Zeitschrift unter dem Titel:

Museum. Blätter für bildende Kunst,

redigirt von Dr. F. Kugler.

Wöchentlich erscheint 1 Bogen in 4. auf mittelweißem Velinpapier; so oft es die Verständlichkeit des Textes erfodert, wird eine Kupferbeilage gegeben.

Der Preis des Jahrganges ist 5 Thlr.,
des halben Jahrganges 2 Thlr. 12 Gr.

und wird das Abonnement pränumerando entrichtet. Man unterzeichnet auf dieses Blatt, außer bei dem Verleger, auf allen königl. preuß. Postämtern und in jeder soliden Buchhandlung.

Berlin, im März 1833.

G. Groplus.

Leipzig. (Literatur.) In J. Scheible's Verlagsexpedition erschien und wurde soeben an alle Buchhandlungen versandt:

Cardinäle, Bischöfe und Priester
als
Liebesabenteurer
durch
Cölibatgebot und jesuitische Grundsätze.
Historisch geschildert von
Hanns-Dumingu.
Aus dem Französischen.

8. Brosch. Velinpapier. 20 Gr., oder 1 Fl. 21 Kr.

Betrachtungen über den weisen und wundervollen Bau des menschlichen Körpers, und über die Seele und den Geist des Menschen ꝛc., vom Schulrathe und Prof. Dr. Gelpke. Mit acht Kupfertafeln. Leipzig, Ernst Fleischer. 1831.

Dies vortreffliche Werk, welches bis jetzt ganz einzig in seiner Art ist, indem kein anderes den weisen und wundervollen Bau unsers Körpers so faßlich, anziehend und religiös darstellt wie dieses, verdient in den Händen jedes wißbegierigen und wahren Verehrers der hohen Gottheit zu sein; denn fast auf jeder Seite sind Winke und Beweise von dem weisen Bau unsers Körpers gegeben, und dabei mit einem Reichthum von Kenntnissen angefüllt, wodurch die Aufmerksamkeit des Lesers bis ans Ende gefesselt wird, worin der Herr Verfasser, wie aus seinen astronomischen Schriften erhellt, ein beneidenswerthes Talent besitzt. Dies Werk umfaßt 12 Betrachtungen, von welchen die 1ste „Ueber den Geist, die Seele und die Hülle des Menschen", die 5te „Ueber das Gehirn", wobei die Stufenfolge desselben von dem unvollkommensten Thiere bis zum Menschen hinauf, angeführt, die Seelenkrankheiten desselben und der thierische Magnetismus auf die faßlichste Weise erläutert, und eine Anwendung davon auf die Größe unsers Geistes und dessen Verherrlichung nach dem Tode gegeben worden ist, und die 6te und 7te: „Ueber den weisen Bau unsers Auges und Ohres", sehr interessant zu lesen und sehr lehrreich sind.

Wichtiges Werk für Philologie.

Neuerlich ist erschienen und an alle Buchhandlungen des In- und Auslandes versandt worden:

Bibliographisches Lexikon der gesammten Literatur der Griechen und Römer. Von Dr. S. F. W. Hoffmann. I. Band. 1ste und 2te Abtheilung: Griechen. Von A bis Euklid. Preis jeder Abtheilung 1 Thlr. Gr. 8. Brosch.

Das große Bedürfniß eines mit Vollständigkeit und Genauigkeit ausgearbeiteten Werkes dieser Art ist schon längst allseitig gefühlt worden. Daher wird sich dieses bibliographische Lexikon gewiß in kurzer Zeit in den Händen aller Literaturfreunde befinden und das Bestreben und der Fleiß des Herrn Verfassers nach Verdienst anerkannt werden. Trotz der großen Reichhaltigkeit der Materialien wird man selten eine Lücke finden, da nächst der Textausgabe der Schriftsteller auch die Uebersetzungen und Erläuterungsschriften sämmtlicher Autoren von den ältesten bis auf die neuesten Zeiten mit größter Genauigkeit angegeben sind.

C. H. F. Hartmann in Leipzig.

An alle Buchhandlungen wurde versandt:

Emmele, Dr., Beschreibung deutscher und römischer Alterthümer, in dem Gebiete der Provinz Rheinhessen zu Tage gefördert. Mit 34 lithograph. Tafeln und 493 Abbildungen. 2te Ausgabe. Gr. 4. Geh. 1 Thlr. 20 Gr.

Fritsch, Dr. C. A. (Lehrer am königl. preuß. Gymnasium zu Kreuznach), Die obliquen Casus und die Präpositionen der griechischen Sprache. Gr. 8. 16 Gr.

Diese Schrift, welche die griechische Grammatik auf einen echt wissenschaftlichen Standpunkt erhebt, wird allen Kennern und Freunden der Sprachwissenschaft willkommen sein; weshalb der Verleger sich erlaubt, ganz besonders auf dieselbe aufmerksam zu machen.

Mainz, im März 1833.

C. G. Kunze.

Literarische Anzeige.

Da hier und da von Freunden der Physik, denen das große Gehler'sche physikalische Wörterbuch, aufs Neue herausgegeben von Brandes, Gmelin, Horner, Muncke und Pfaff, für die Bedürfnisse, deren Befriedigung sie nur wünschten, zu umfassend und zu kostbar scheint, der Wunsch, daß ein, weniger für den Physiker als für den Dilettanten berechneter Auszug aus dem großen Wörterbuche erscheinen möge, geäußert worden ist, so zeige ich hierdurch an, daß ich mit den Herausgebern der neuen Ausgabe des Gehler'schen Wörterbuchs, über einen zweckmäßigen Plan, wie dieser Wunsch zu erfüllen sei, in Unterhandlung stehe. Ich hege die Hoffnung, sehr bald über die wirkliche Ausführung

dieses Planes genauere Auskunft geben zu können, und theile diese vorläufige Anzeige nur darum mit, damit theils den geschehenen Anfragen geantwortet, theils jede etwanige Collision vermieden werde, da offenbar Niemand besser, als die Bearbeiter des großen Wörterbuchs, im Stande ist, die Ansprüche des Publicums zu befriedigen.

Leipzig, im Februar 1833.

E. B. Schwickert.

Soeben ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Banditenleben.

Aus dem Englischen des Mac-Farlane

von

W. A. Lindau.

8. Leipzig, Rein'sche Buchhandlung, 2 Theile mit Titelkupf. und Vign., Preis geh. 2 Thlr.

Wer von den in mehren deutschen Schriften von Andern mitgetheilten Bruchstücken dieses höchst interessanten Werkes schon lebhaft angezogen worden ist, wird sich einen neuen Genuß verschaffen, wenn er in dieser Verdeutschung das Ganze im Zusammenhange findet, worin diese Bilder aus dem Banditenleben erst ins rechte Licht treten.

Göthe's Briefe an Lavater.

Bei uns ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu finden:

Göthe's

Briefe

an

Lavater.

Aus den Jahren 1774 bis 1783.

Herausgegeben

von

H. Hirzel.

Nebst einem Anhange und 2 Facsimile.

8. Velinpapier. Brosch.

Preis: 1 Thlr.

Leipzig, März 1833.

Weidmann'sche Buchhandlung

Pour paraître le 1er Septembre 1833.

Recherches sur les poissons fossiles, comprenant la description de 500 espèces qui n'existent plus; l'exposition des lois de la succession et du développement organique des poissons durant toutes les métamorphoses du globe terrestre; une nouvelle classification de ces animaux exprimant leurs rapports avec la série des formations; enfin des considérations géologiques générales tirées de l'étude de ces fossiles,

par ***Louis Agassiz,*** docteur etc. etc.

5 volumes, texte in 4., et 250 planches in folio sur papier fin.

On souscrit chez *Sigismond Schmerber,* libraire à Francfort s. l. M.

Recension über die Allgemeine Modenzeitung in der braunschweiger vielgelesenen Mitternachtzeitung Nr. 31 d. J.

Die Mitternachtszeitung, welche durch ihre Freimüthigkeit ebenso bekannt ist als durch ihre Unparteilichkeit, sagt:

„Ein Kind, dem weiblichen Geschlechte angehörend, das mit dieser Modenzeitung geboren wäre, hätte bereits seine Glanz- und Schönheitsperiode überlebt und ginge als vernünftige Hausfrau etc. zur Modenzeitung, um die Vergangenheit in Erinnerung zu bringen etc. Aber dann wundert sich die Hausfrau wohl, dass, indem sie schon Spuren der Zeit in ihrem Gesichte trägt, die gleichalte Modenzeitung noch in vollster Blüte der Schönheit steht, ja, diese noch immer mehr entfaltet."

„Die Damen und Herren werden immer lebendig schöner und, wenn nicht grade eine ironische Laune von Seiten der Modengöttin ihre Körper verstellt — liebenswürdiger. Seltsame und merkwürdige Liebeshändel oder ernstere Weltbegebenheiten gehen mit ihr Hand in Hand, und dabei erzählt das Blatt noch so viele Anekdoten, schildert so lebhaft Sitten, Gebräuche und Naturereignisse, dass man darüber alle Moden vergessen könnte."

„Im Ernste! Die Modenzeitung des Herrn Baumgärtner steigt fortwährend in ihrem Werthe. Das Blatt ist durch ein Beiblatt für Kleinigkeiten erweitert und auch sein artistischer Theil hat durch Extrakupfer, die sich jährlich bis auf zwölf belaufen, eine Vergrösserung gefunden, indem zugleich mehr Sorgfalt auf den Stich verwandt wird. — Dass die Modenzeitung kein ultraliberales Blatt geworden ist und sich überhaupt mit Liberalismus und hundert ähnlichen Sachen nur zuweilen, und dann auch in weiter Ferne, beschäftigt, ist natürlich und kann ihr gar nicht in Tadel nachgesagt werden etc. etc. etc."

Schönwissenschaftliche Schriften.

In meinem Verlage sind nachstehende interessante Schriften erschienen, die durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes bezogen werden können:

Knorring (Karl von), Russische Bibliothek für Deutsche. Erstes bis drittes Heft. (Reval 1831.) 8. 34 Bogen auf Druckpapier. Geh. 2 Thlr. 12 Gr.

Diese drei Hefte enthalten ausgewählte Stücke von Polewoj, Schukowski, Puschkin und Gribojedow.

Oertel (W. von), Harald und Elsbeth, oder das Zeitalter Johanns des Schrecklichen. Romantisches Originalgemälde aus der Geschichte des sechzehnten Jahrhunderts. 2 Bände. (Petersburg 1831.) 8. 30 Bogen auf feinem Druckpapier. Geh. 2 Thlr. 8 Gr.

Scipio Cicala. 4 Bände. 8. 83½ Bogen auf feinem Druckpapier. 6 Thlr.

Sherer (Moyle), Bilder aus dem Kriegsleben. Aus dem Englischen übersetzt von Rudolf Lindau. Herausgegeben von Wilhelm Adolf Lindau. 8. 21¾ Bogen auf feinem Druckpapier. 1 Thlr. 16 Gr.

Stimmen der Zeit. Lieder eines Deutschen. 12. 96 Seiten auf gutem Druckpap. Geh. 10 Gr.

Sue (Eugène), Atar-Gull. Aus dem Französischen. 12. 348 S. auf feinem Druckpapier. Geh. 1 Thlr. 12 Gr.

Leipzig, im April 1833.

F. A. Brockhaus.

Literarischer Anzeiger.

(Zu den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften.)

1833. Nr. IX.

Dieser literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften: Blätter für literarische Unterhaltung, Isis, sowie der Allgemeinen medicinischen Zeitung, beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile 2 Gr.

Auszug

aus der Ordnung der Vorlesungen an der königlichen Universität Würzburg für das Sommer-Semester 1833.

Gesetzlicher Anfang am 15ten April.

I. Philosophische Facultät: Prof. *Metz:* Allgemeine Encyklopädie und Methodologie des akademischen Studiums; theoretische Philosophie, Anthropologie und Logik; Metaphysik; praktische Philosophie, als Naturrecht und Tugendlehre; Geschichte der Philosophie; Encyklopädie und Methodologie der Mathematik überhaupt; Euklidische Geometrie, verbunden mit der ebenen und den Vorbegriffen zur sphärischen Trigonometrie. — Prof. *Schön:* Reine allgemeine Grössenlehre mit Encyklopädie und Methodologie der mathematischen Wissenschaften; niedere, reine und angewandte Geometrie mit ebener Trigonometrie; höhere Analysis und höhere Geometrie; sphärische und theoretische Astronomie mit der Anleitung zur Anstellung astronomischer Beobachtungen auf dem Observatorium. — *Wagner:* Praktische Philosophie, als Religionslehre, Moral, Naturrecht; Naturphilosophie; Geschichte der Philosophie; Staatswissenschaft. — Prof. *Denzinger:* Allgemeine Geschichte; europäische Staatengeschichte; allgemeine europäische und bairische Statistik. — *Richarz:* Römische Alterthümer, oder Darstellung der merkwürdigsten Formen und Zustände des öffentlichen und des Privatlebens der Römer; des Sophokles „Oedipus als König", des Tacitus „Historien". — *Fröhlich:* Pädagogik und Didaktik, a) allgemeine, b) specielle, mit besonderer Anwendung auf die öffentlichen Schulen und ihre zeitgemässe Behandlung; Geschichte der Erziehung; Aesthetik als Kunstwissenschaft mit specieller Entwickelung der verschiedenen Kunstformen; über einzelne plastische oder redende Künste; Geschichte der redenden und bildenden Künste. — *Osann:* Theoretische und Experimental-Physik; theoretische und Experimental-Chemie mit besonderer Berücksichtigung der Chemie organischer Körper. — *Leiblein:* Naturgeschichte, a) Zoologie, b) allgemeine Botanik. — Prof. *Rumpf:* Geognosie. — Dr. *Weidmann:* Des Sophokles „Oedipus in Kolonos"; des Terentius „Andria". — Dr. *Grostbach:* Geschichte Deutschlands; Geschichte Baierns; allgemeine und bairische Statistik. — Rath *Buchinger:* Ueber die historischen Hülfswissenschaften.

II. Theologische Facultät: *Fischer:* a) Hebräische, b) chaldäische, syrische und arabische Sprache; Exegese der Bibel, a) des Alten, b) des Neuen Testaments, Fortsetzung der Erklärung der Leidens- und Auferstehungsgeschichte Jesu nach der Harmonie der vier Evangelien. — *Moritz:* Kirchengeschichte; Patrologie; Theorie des geistlichen Geschäftsstyls. — *Rösch:* Moraltheologie; Pastoraltheologie; Homiletik; Katechetik; Liturgik. — *Bickel:* Erklärung der Offenbarung des h. Johannes; Dogmatik.

III. Juristische Facultät; Prof. *Kiliani:* Civilpracticum und Relatorium; Criminalpracticum und Relatorium; Examinatorium und Disputatorium über sämmtliche Zweige der Rechtswissenschaft. — Prof. *Ringelmann:* Encyklopädie und Methodologie der Rechtswissenschaft; deutsches Privatrecht in Verbindung mit dem gemeinen und bairischen Lehenrecht; Institutionen des französischen Civilrechts. — Prof. *Stahl:* Pandekten. — Prof. v. *Link:* Historische Einleitung in das deutsche Staatsrecht; gemeines und bairisches Territorialstaatsrecht.

IV. Staatswirthschaftliche Facultät: Prof. *Geier* sen.: Staatswirthschaft und Finanzwissenschaft; Landwirthschaft. — Prof. *Geier* jun.: Encyklopädie und Methodologie der Kameralwissenschaften; Forstwissenschaft; Bergbaukunde; Technologie; Handelswissenschaft.

V. Medicinische Facultät: Prof. *Pickel:* Chemie und Pharmacie. — Prof. *Ruland:* Arzneimittellehre; Kinderkrankheiten; gerichtliche Medicin und medicinische Policei. — Prof. *Heller:* Botanik, Demonstrationen der blos medicinischen Giftgewächse. — Prof. *d'Outrepont:* Geburtshülfliche manual- und instrumental-Operationen am Fantome und an Leichen; geburtshülfliche Klinik; über Weiberkrankheiten. — Prof. *Münz:* Anatomie des Menschen; vergleichende Anatomie. — Prof. *Ryss:* Veterinairmedicin. — Prof. *Jäger:* Syphilitische Krankheiten; Chirurgie über Augenkrankheiten; Selbstübungen der Studirenden in den chirurgischen Operationen; chirurgisch augenärztliche Klinik. — Prof. *Markus:* Specielle Pathologie und Therapie; medicinische Klinik; Geschichte der Medicin. — Prof. *Narr:* Encyklopädie und Methodologie; Physiologie; allgemeine Pathologie und Therapie; Semiotik. — Prof. *Rumpf:* Physiologische und pathologische Chemie; Pharmacie. — Prof. *Hensler:* Animalischen Magnetismus; Physiologie, mit physiologischen Experimenten. — Dr. *Fuchs:* Aerztliche Receptirkunst; specielle Pathologie und Therapie; Geschichte der epidemischen und contagiösen Krankheiten.

Schöne und bildende Künste.

Höhere Zeichnenkunst: *Stöhr.*
Kupferstechkunst: *Bitthäuser.*
Exercitienmeister.
Reitkunst: *Ferdinand.*
Fechtkunst: *Bündgens.*

Auszug

aus dem Verzeichniß der bei der großherzl. bad. Albert-Ludwigs-Universität zu Freiburg im Breisgau für das Sommersemester 1833 angekündigten, am 22. April beginnenden Vorlesungen.

I. Theologische Facultät.

1) Geistl. Rath, Domcapitular und Prof. ord. Ritter Hug: Einleitung in das Neue Testament
2) Geistl. Rath und Prof. ord. Werk: Praktische Schrifterklärung. — Theorie der Seelsorge und Liturgik. — Katechetik.
3) Geistl. Rath und Prof. ord. Ludw. Bucheger: Exegetische Vorträge über das Evangelium nach Matthäus. —

Dogmatik in Verbindung mit Dogmengeschichte. — Examinatorium über Dogmatik.

4) Geistl. Rath und Prof. ord. Schreiber: Moraltheologie. — Geschichte der Moraltheologie. — Praktisches Collegium über Moral. — Allgemeine Religionslehre.

5) Prof. ord. (der philos. Facultät) Wetzer: Anfangsgründe der hebräischen Sprache. — Arabische Sprache. — Biblische Hermeneutik. — Exegetische Vorträge über die Psalmen.

6) Lehramtsgehülfe Stengel: Hebräische Grammatik. — Anfangsgründe des Chaldäischen — Syrischen — Arabischen und des Sanskrit. — Grammatische und historische Erläuterung der Bücher Samuel's. — Exegese über den Römerbrief. — Exegese über die Briefe an die Thessaloniker.

7) Repetitor und Supplent Klenkler: Christliche Religions- und Kirchengeschichte. Zweiter Theil.

II. Juristen-Facultät.

1) Geh. Rath und Prof. ord. Ritter Duttlinger: Criminalrecht. — Theorie des bürgerlichen Processes. — Strafproceß. — Wechselrecht und Wechselproceß. — Proceßordnung in bürgerlichen Rechtsstreitigkeiten für das Großherzogthum Baden.

2) Hofrath und Prof. ord. Amann: Pandekten. — Uebungscollegium über Pandekten. — Examinatorium über Kirchenrecht.

3) Prof. ord. Fritz: Aeußere Geschichte und Institutionen des röm. Rechts. — Examinatorium über Pandekten. — Deutsches Privatrecht.

4) Prof. ord. Baurittel: Juristische Encyklopädie. — Einleitung in den Code Napoléon. — Code Napoléon. — Badisches Landrecht.

5) Prof. extraord. Buß: Europäisches Völkerrecht. — Allgemeine Staatslehre. — Polizeiwissenschaft. — Staatswirthschaft und Finanz.

6) Privatdocent Dr. Mußler: Institutionen und Geschichte des röm. Rechts. — Pandekten.

III. Medicinische Facultät.

1) Hofrath und Prof. ord. Beck: Operationslehre mit Uebungen an Leichen. — Ueber die Krankheiten des Gehörorgans. — Chirurgische und Augenkrankenklinik. — Gerichtliche Medicin.

2) Hofrath und Prof. ord. Baumgärtner: Conversatorium über allgemeine Pathologie und Therapie. — Medicinisch-klinische Uebungen im Hospital. — Practicum in der poliklinischen Anstalt.

3) Prof. ord. Fromherz: Chemie der organischen Körper. — Praktische Anleitung zur chemischen Analyse. — Arzneimittellehre.

4) Prof. ord. Ant. Buchegger: Knochen- und Bänderlehre des menschlichen Körpers. — Repetitionen aus der gesammten Anatomie. — Anatomie der Sinnesorgane.

5) Prof. ord. Leuckart: Einleitung in die Naturgeschichte und allgem. und specielle Naturgeschichte und Anatomie der wirbellosen Thiere. — Physiologie des Menschen. — Vergleichende Osteologie.

6) Prof. ord. Schwörer: Theoretisch-praktische Geburts- und Kindbettlehre. — Ueber Literatur der Geburtskunde. — Geburtshülfliche Klinik.

7) Prof. ord. (der philos. Facultät) Perleb: Encyklopädie der Naturwissenschaften und der Medicin. — Allgemeine Botanik. — Specielle Botanik mit besonderer Rücksicht auf officinelle Pflanzen. — Botanische Excursionen.

8) Prof. extraord. Werber: Semiotik. — Historisch-kritische Beleuchtung der verschiedenen Ansichten über die Heilgesetze der Natur. — Arzneimittellehre und Receptirkunst. — Veterinairkunde.

9) Prof. extraord. Spenner: Allgemeine Botanik. — Specielle Botanik, verbunden mit botanischen Excursionen. — Uebungen im Pflanzenbestimmen. — Medicinische Botanik.

10) Klinischer Assistent Dr. Frick: Ueber medicinische Physik.

IV. Philosophische Facultät.

1) Hofrath und Prof. ord. Deuber: Allgemeine Weltgeschichte: Mittlere und neue allgem. Geschichte. — Ueber Pindar.

2) Hofrath und Prof. ord. Buzengeiger: Reine Geometrie. — Angewandte Mathematik. — Privatissima über höhere Mathematik. — Mineralogie.

3) Hofrath und Prof. ord. Schneller: Geschichte der Philosophie. — Metaphysik. — Ethik. — Pädagogik. — Englische Sprache für weiter Vorgeschrittene. — Grundsätze der italienischen Sprache und Literatur.

4) Prof. ord. Zell: Ueber Tacitus' Annalen. — Ueber Aristophanes' Plutus. — Geschichte der bildenden und zeichnenden Künste bei den Griechen und Römern. — Ueber Aristoteles De mundo.

5) Prof. ord. Seeber: Differential- und Integralrechnung. — Experimentalphysik. — Physische Geographie und Meteorologie.

6) Prof. ord. Perleb: Encyklopädie und Geschichte der gesammten Naturkunde. — Allgemeine Botanik. — Specielle Botanik. — Botanische Excursionen und Demonstrationen im botanischen Garten.

7) Prof. ord. Wetzer: Anfangsgründe der hebräischen Sprache. — Arabische Sprache.

8) Prof. extraord. Zimmermann: Geschichte der Philosophie. — Logik. — Metaphysik. — Ethik. — Pädagogik. — Aesthetik.

9) Prof. am Gymnasium Dr. Baumstark: Erklärung der Briefe des Fronto. — Fortsetzung der Interpretation des Demosthenes. — Uebung im griechischen Styl.

10) Privatdocent Dr. Weick: Allgemeine Weltgeschichte: Geschichte des Mittelalters und der neuen Zeit. — Theorie der Statistik und Statistik der deutschen Bundesstaaten. — Deutsche Staats- und Rechtsgeschichte.

11) Lector Jacquot: Unterricht in der französischen Sprache für Anfänger. — Wiederholung der schwersten Regeln für weiter Vorgerückte.

Bei uns ist erschienen und durch jede solide Buchhandlung zu bekommen:

Ueber

Maschinen-

und

Fabrikwesen

von ***Charles Babbage,***

aus dem Englischen deutsch bearbeitet von Hrn. Dr. Friedenberg, mit einer Vorrede des Hrn. Director Klöden und mit vielen Originalbeiträgen, zugeeignet dem wirklichen Geh. Oberfinanzrathe Hrn. Beuth, dessen Bildniss vor dem Titel. Velinpap. Elegant broschirt. 2 Thlr.

Dieses Werk enthält die gründlichsten und neuesten Erfahrungen über den Gegenstand, welchen der Titel nennt. Die erste Auflage des Originals war in England im Sommer 1832 binnen zwei Monaten vergriffen und unsere deutsche Bearbeitung ist nach der zweiten, sehr vermehrten Auflage des Originals angefertigt.

Jedem Techniker, jedem Staatsmann, jedem Gebildeten, der sich für das Wohl der Menschheit interessirt, ja jedem Fabrikanten und Handwerker ist dies Werk von höchstem Interesse; denn es zeigt nicht nur den Fortschritt des Maschinen- und Fabrikwesens, sondern auch dessen Wirkung auf die Menschheit, auf den Staat, auf die einzelnen Classen, auf Fabrikunternehmer, Arbeiter und Consumenten.

Stuhr'sche Buchhandlung in Berlin.

ANKÜNDIGUNG.

Die lebhafte Theilnahme, deren sich das in Mailand erscheinende ECHO seit den fünf Jahren seines Bestehens

erfreut, bestimmte die Herausgeber, *eine von der italienischen unabhängige deutsche Abtheilung* zu veranstalten, deren Tendenz ist: *das Ausland in beständiger Uebersicht der Literatur, Kunst, Musik, des Theaters, und des Lebens in Italien zu erhalten.* Politik bleibt ausgeschlossen. Wöchentlich zweimal erscheint ein Bogen in Fol.

Der Jahrgang des deutschen Echo kostet . 33 Zwanziger.
Die postfreie Versendung bis an die Grenzen des östreichischen Staats beträgt . . . 8 „

Halb- und vierteljähr. Pränumeration im Verhältniss:
Abonnement für 2 Monate . . . . . 7 Zwanziger.
„ für 1 Monat . . . . . 4 „

Alle Postämter und vorzüglichern Buchhandlungen, in Wien die Karl Gerold'sche, nehmen Bestellung an.

Jedem Abonnenten steht die unentgeldliche Benutzung einer bedeutenden Anzahl der besten englischen, französischen, italienischen und deutschen Journale im Bureau des Echo frei.

INHALT *des vorliegenden Jännerheftes.*

Nr. 1. *Italia.* Gedicht von W. Marsano. — *Literatur.* Opere inedite e rare di Vincenzo Monti. — *Kunstausstellung in Mailand im Jahre* 1832. Sculptur. Marchesi. — *Theaterschau.* Mailand. — *Miscellen.* Toscana. Livorno. — *Nachricht an die H. H. Abonnenten des Echo.*

„ 2. *Literatur.* Opere inedite e rare di V. Monti (*Fortsetz.*). — Volksfeste im Veltelin und im Gebiet von Como. — *Theaterschau.* Mailand. Venedig.

„ 3. *Literatur.* Opere inedite e rare di V. Monti (*Fortsetz.*). — *Kunstausstellung etc.* Sculptur (*Fortsetz.*). — *Theaterschau.* Venedig. (*Fortsetz.*) Bergamo. Brescia. Crema. Cremona. Lodi. Mantua.

„ 4. *Kunstausstellung etc.* Sculptur (*Fortsetz.*). Vittorio Nesti, Marchetti, Gaetano Benzoni, Giuseppe Croff, Giovanni Labus, Girolamo Rusca, Giovanni Pandiani, Antonio Galli. — Werke in getriebener Arbeit von Desiderio Cesari. — Malerei. Diotti. — *Theaterschau.* Verona. Vicenza. Padua. Turin, Genua und Novara. — *Miscellen.* Neapel. Rom. Piemont. Turin. Vercelli. Chambery. Genua.

„ 5. *Literatur.* Opere inedite e rare di V. Monti (*Fortsetz.*). — *Die Schlangen in Mailand.* — *Mode.* — *Theaterschau.* Florenz. Rom.

„ 6. *Literatur.* Opere inedite e rare di V. Monti (*Schluss*). — *Kunstausstellung etc.* Malerei. (*Fortsetz.*) Hayez. Liparini. — *Theaterschau.* Mailand.

„ 7. *Literatur.* Länderkunde. Corografia dell'Italia di Rampoldi, Vol. I, fasc. I. — Geschichte. Pe' monumenti storici del Friuli di I. Pirona. — *Stylübungen im Hause des Marchese Basilio Puoti in Neapel, nebst einigen Worten über den italienischen Styl überhaupt. — Neuigkeiten aus Venedig, eine Austerschale voll.* — *Miscellen.* Neapel.

„ 8. *Literatur.* Geschichte. Commentarii della rivoluzione francese di Lazzaro Papi, Vol. 6. — Sulla Storia lombarda del secolo XVII, di Cesare Cantù. — Medicin. Riflessioni sullo stato attuale della chirurgia italiana, dell dott. L. Pacini. — *Kunst.* Dipinti nuovamente scoperti, d'invenzione di Giulio Romano. — *Schriftsteller und Buchhändler in Italien.* — *Der steinerne Mann in Mailand.* — *Charade.*

„ 9. *Literatur.* Baukunst. Principj di architettura civile di Francesco Milizia. — *Etwas über Malta.* — *Historische Rückblicke.* — *Theaterschau.* Parma. Piacenza. Modena. Ferrara. Rimini. Ravenna. — *Auflösung der Charade im vorigen Blatte.*

***. Die rechtmäßige Ausgabe letzter Hand der sämmtlichen Schriften von

Gustav Schilling

in 50 Bänden ist nun bis mit dem 40sten Bande vollendet. Diese sehr schöne Taschenausgabe ist so billig, daß alle 50 Bände bis zur Ostermesse 1833 nicht höher als 12 Thlr. 12 Gr. zu stehen kommen. Der spätere Ladenpreis ist dagegen zu 20 Thlr. angesetzt.

Arnold'sche Buchhandlung
in Dresden und Leipzig.

In Baumgärtner's Buchhandlung ist soeben erschienen und an alle Buchhandlungen versendet worden:

Dr. Caspari's
homöopathisches Dispensatorium
für Aerzte und Apotheker, worin nicht nur die bis jetzt bekannten, sondern auch die in Hofrath Hahnemann's neuestem Werke, die in Hartlaub's und Trink's Arzneimittellehre und Klinischen Annalen und die in dem Archive für homöopathische Heilkunst enthaltenen Arzneien aufgenommen worden sind. Herausgegeben von Dr. F. Hartmann. Vierte, verbesserte und vermehrte Auflage. Auch unter dem Titel: Homöopathische Pharmakopoe für Aerzte und Apotheker. Gr. 8. (10 B.) Brosch. 12 Gr.

Die Anzahl der Auflagen dieses nützlichen Werks spricht wol am lautesten für dessen Zweckmäßigkeit.

Versuch, den Gang der stationairen Krankheitsconstitution
nach Art der Barometer- und Thermometerbeobachtungen bildlich vergleichend darzustellen, von Dr. C. F. Trautsch. Mit 3 Steindrucktafeln. Gr. 4. Preis 6 Gr.

Diese neue sinnreiche Darstellungsweise wird jedem Arzt äußerst interessant sein. Wir dürfen sie mit Recht empfehlen.

Dr. J. Braun,
Ueber Onanie, Beischlaf,
männliches und weibliches Unvermögen, venerische Krankheit, und regelwidrige Monatsreinigung, mit Angabe der zweckmäßigsten Mittel und Vorschriften, wie man die durch Onanie verlorene Gesundheit wieder erhalten und stärken, den Beischlaf ohne Nachtheil für dieselbe vollziehen, männliches Unvermögen und weibliche Unfruchtbarkeit beseitigen, die venerische Krankheit gründlich heilen, gegen Ansteckung durch dieselbe sich verwahren und die Regelwidrigkeit der monatlichen Reinigung entfernen könne; nebst einem Anhange über die Natur und Heilung des weißen Flusses, und einer gedrängten Einleitung über die Natur und Verrichtungen des gesunden menschl. Körpers. Zweite vermehrte Auflage. Gr. 8. (17 Bogen.) Brosch. 1 Thlr. 8 Gr. (1 Thlr. 10 Sgr. 2 Fl. 24 Kr.)

Magazin der neuesten Erfindungen, Entdeckungen und Verbesserungen,
in der gesammten Gewerbkunde für Fabrikanten, Manufacturisten und Künstler. Von Dr. Netto und G. E. Seidemann. Neueste Folge. Band I. Heft V. Mit 31 Abbildungen. Gr. 4. Geh. Preis 8 Gr.

Inhalt: Neu erfundene, verbesserte Hefte für Grabstichel; Verbesserungen in der Verfertigung kurzer Waare, oder an dem Band- und Borden-Wirkstuhle; Verbesserungen in Schiffs- und andern Pumpen, welche auch durch gewisse Veränderungen zum Umdrehen der Drehbänke und zu andern Zwecken anwendbar sind; Wegschaffung des todten Ganges an Schraubenmuttern,

mittels denen eine feine und gleichförmige Bewegung bei mancherlei mechanischen Vorrichtungen hervorgebracht werden soll, wie z. B. an Stangenzirkeln, Nonien, Mikrometern ꝛc.; Verbesserungen in der Zusammensetzung der Stein- und andern Druckpressen; Verbesserungen in sich drehenden Dampfmaschinen; über das Reinigen der alten Oelgemälde; Verbesserung der achromatischen (farbenlosen) Fernröhre; über Dampfwagen; John Braithwaite's in London für die preußische Regierung erbaute Dampffeuerspritze „Comet"; Methode, im Schießpulver den Gehalt an Salpeter zu untersuchen; Bibliographie; Kritik der Literatur der Gewerbskunde. Der Sprecher: das Pantechnikon; neue Weizenart; Eisenbahnen; Schmelztiegel; Brotbereitung mit Beihülfe der Kartoffel; steinerne Fußböden; Titangrün.

Bei mir ist erschienen und durch alle Buchhandlungen und Postämter zu beziehen:

Zeitgenossen.

Ein
biographisches Magazin
für die
Geschichte unserer Zeit.
Vierten Bandes sechstes und siebentes Heft.
(XXX. XXXI.)

Gr. 8., Geh. 1 Thlr.

Inhalt:

Biographien und Charakteristiken.

Das Leben des königlich preußischen Staatsministers Friedrich Ferdinand Alexander Reichs-Burggrafen und Grafen zu Dohna-Schlobitten, General-Landschafts-Director, Ritter des rothen Adlerordens und des eisernen Kreuzes, dargestellt von Johannes Voigt.

Georg Christoph Lichtenberg. Von Heinrich Döring.

Lebensbeschreibung des Generals Baron Gustav Moritz Armfelt. Von ihm selbst verfaßt. Aus dem Schwedischen übersetzt und mit Anmerkungen des Uebersetzers begleitet.

August Wilhelm von Trosky, königl. sächs. wirklicher Geheimrath, Oberamtsregierungspräsident und Consistorialdirector des Markgrafthums Niederlausitz, Herr auf Ukro, Paserin und Pickel. Von F. A. Süßmilch.

Biographische Andeutungen.

Don Leandro Fernandez de Moratin.

Das achte Heft des vierten Bandes erscheint im Mai 1833.

Leipzig, am 1sten April 1833.

F. A. Brockhaus.

Oestreichische militairische Zeitschrift 1833.
Drittes Heft.

Dieses Heft ist soeben erschienen und an alle Buchhandlungen versendet worden.

Inhalt: I. Geschichtliche Skizze der Kriegsereignisse in Tirol im Jahre 1809. Einleitung. Erster Abschnitt. — II. Ueber Bildung im Militairstande. — III. Biographie des k. k. Generals der Cavalerie und Hofkriegsraths-Präsidenten Grafen von Frimont, Fürsten von Antrodocco. — IV. Literatur. V. Neueste Militairveränderungen.

Der Preis des Jahrgangs 1833, sowie der aller frühern Jahrgänge, ist 8 Thlr. Sächs. Wer die Jahrgänge 1818 — 32 auf einmal abnimmt, erhält sie um ein Viertel wohlfeiler.

Wien, den 29sten März 1833.

J. G. Heubner,
Buchhändler.

Das Vaterland.

Blätter für deutsches Volks- und Staatsleben.

Nicht umsonst hat diese Zeitschrift eine Erweiterung ihrer Schranken mit dem dritten Jahrgange angekündigt. Wie die Zahl ihrer Leser auch außerhalb Sachsens sich erfreulich vermehrt hat, so haben auch die hochgeehrtesten Männer aus allen Gegenden Deutschlands ihre Mitwirkung zugesagt und zum Theil schon bethätigt; ausgezeichnet durch Gediegenheit des Inhalts wie durch ansprechende Form, durch Freimuth wie durch Besonnenheit, durch Einheit der Gesinnung wie durch würdige Sprache, empfiehlt sie sich allen Freunden eines auf echte politische Bildung gegründeten Vorschritts.

Der Preis des Jahrgangs von 104 Nummern, die, obgleich anfänglich nur auf 4 Bogen berechnet, der Menge eingegangener Materialien wegen im verflossenen Vierteljahr schon öfters aus einem ganzen Bogen bestanden haben (wie Nr. 5, 8, 15, 19, 23, 27), ist 4 Thlr., oder 2 Thlr. für jeden Halbjahrband von 52 Nummern.

Besonders abgedruckt erschien:

Der deutsche Bund und die deutschen Stände.
8. Geh. 3 Gr.

Leipzig, im April 1833.

Joh. Ambr. Barth.

In allen Buchhandlungen ist unentgeltlich zu haben:

Vortheilhaftes Anerbieten

für
Freunde der Literatur,
besonders aber für
Lesegesellschaften und Leihbibliotheken.

Verzeichniß einer Auswahl

werthvoller
Romane, Novellen, Memoiren,
und
anderer Schriften
von
G. G. Bredow, Fr. v. Campan, Contessa, Aug. Hagen, Fr. H. von der Hagen, E. T. A. Hoffmann, Jean Paul, Wilhelm Martell, Thomas Moore, v. Salvandy, v. Schober, K. E. Schubarth, Spazier, Tieck, J. von Voß, G. F. Waagen, Wenzel u. A. m.,
welche im Verlage
der Buchhandlung Josef Max u. Comp. in Breslau
erschienen, und jetzt
zu sehr herabgesetzten Preisen
durch alle Buchhandlungen Deutschlands zu erhalten sind.

☞ Die in diesem Verzeichniß aufgeführten Bücher haben wir auf unbestimmte Zeit ganz ungemein wohlfeil, wie es fast noch niemals geschehen, im Preise herabgesetzt. Für die nächste Zeit gelten diese Preise, ohne alle Erhöhung, in allen Buchhandlungen Deutschlands, der Schweiz und den angrenzenden Ländern. Von mehren dieser Bücher sind aber nur noch eine sehr geringe Anzahl Exemplare vorhanden, welches wir haben bemerken wollen. Einzelne Bände der angezeigten Schriften können zur Ergänzung nur insoweit, als solche einzeln vorhanden sind, abgelassen werden.

Breslau, 1sten März 1833.

Josef Max u. Comp.

Herabgesetzter Preis.

Um Concurrenz zu begegnen, ist: Dammii novum Lexicon graecum, 2 vol., roy. 8, Velinp., Glasguae 1825, von 5 Pfund (20 Thlr.) auf 5 Thlr. W. Z. herabgesetzt und für diesen Preis durch mich auf feste halbjährige Rechnung zu beziehen.

Berlin. A. Asher.

Literarischer Anzeiger.

(Zu den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften.)

1833. Nr. X.

Dieser Literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften: Blätter für literarische Unterhaltung, Isis, sowie der Allgemeinen medicinischen Zeitung, beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile 2 Gr.

Verzeichniß
der
an der königlichen
Friedrich-Alexanders-Universität
zu Erlangen
im Sommersemester 1833
zu haltenden
Vorlesungen.

Der gesetzliche Anfang derselben ist der 15te April.

Theologische Facultät.

Dr. Vogel: Ausgewählte Abschnitte der christlichen Moral. — Dr. Kaiser: Uebungen im exegetischen Seminar; Erklärung der 5 Megilloth (Ruth, Esther, Klagelieder, Prediger und Hohes Lied), biblische Isagogik und Hoheslied, biblische Isagogik und Hermeneutik des N. T. und hebräisch-jüdische Alterthümer, oder Evangelium Johannis. — Dr. Engelhardt: Uebungen in der homiletischen und kirchengeschichtlichen Abtheilung des theologischen Seminariums; ausgewählte Abschnitte der kirchlichen Archäologie; erste Hälfte der Kirchengeschichte und Patristik. — Dr. Rust: Christliche Dogmatik mit besonderer Rücksicht auf die protestantisch-kirchliche Lehre; Brief Pauli an die Galater und Leitung seines philosophisch-theologischen und homiletischen Vereins. — Prof. Krafft: Zweite Hälfte der Dogmatik; Geschichte der Pflanzung des Christenthums in Australien; Leitung der Uebungen seines Pastoralvereins. — Dr. von Ammon: Symbolik; Dogmatik nach evangelisch-lutherischem Lehrbegriffe, gesammte Pastoraltheologie und Uebungen im homiletischen und katechetischen Seminar. — Prof. Harleß: Fortsetzung des dogmatisch-exegetischen Vereins; theologische Encyklopädie und Methodologie; Erklärung des ersten Briefes an die Korinther, Summa der christlichen Lehre nach dem Apostel Paulus, mit besonderer Berücksichtigung der verschiedenen kirchlichen und Parteierklärungen von einzelnen Stellen. — Dr. Ackermann: Homiletisch-katechetische Uebungen.

Juristische Facultät.

Dr. Bucher: Intestaterbfolge; Pandekten; Conversatorium über die wichtigsten Lehren des römischen Rechts. — Dr. von Wendt: Leitung seines juristisch-praktischen Instituts; Kirchenrecht für Katholiken und Protestanten; Criminalrecht; Civilproceß verbunden mit praktischen Arbeiten. — Dr. Schunck: Examinatorium über einzelne Theile des bairischen Staatsrechts; bairisches Staatsrecht in Verbindung mit dem deutschen Bundesrecht; Naturrecht. — Dr. Feuerbach: Mittlere deutsche Geschichte, mit besonderer Rücksicht auf Staat und Kirche; gemeines und bairisches Lehnrecht; Handels- und Wechselrecht und französisches Civilrecht. — Dr. Lang: Gemeinen und bairischen Criminalproceß; Kirchenrecht. Mit Dr. Kopp gemeinschaftlich Erklärung von Cicero's Rede pro Aulo Caecina. — Dr. Hunger: Encyklopädie und Methodologie; Pandektenrecht (insonderheit römisches Erbrecht), oder Institutionen und Geschichte des römischen Rechts.

Medicinische Facultät.

Dr. Henke: Examinatorium über specielle Pathologie und Therapie; specielle Pathologie und Therapie der acuten Krankheiten; gerichtliche Medicin; praktische Uebungen in der medicinischen Klinik des Krankenhauses und in der Poliklinik. — Dr. Fleischmann: Angiologie und Neurologie; allgemeine Anatomie, menschliche und vergleichende Anatomie der Sinnesorgane; Physiologie; über den Scheintod und dessen Behandlung; Examinatorium über anatomische und physiologische Gegenstände. — Dr. Koch: Ueber die natürlichen Gruppen der Pflanzen und das natürliche System des Gewächsreiches; angewandte Landwirthschaft, insbesondere Cultur der Obstbäume; beschreibende und physiologische Botanik mit besonderer Rücksicht auf die officinellen und technischen Gewächse; botanische Excursionen. — Dr. Leupoldt: Ueber den zweiten Theil der gesammten Theorie der Medicin, d. i. über allgemeine Pathologie und allgemeine Therapie, mit besonderer Beziehung auf die Principien der Toxikologie und Pharmakologie; Psychiatrie (specielle Pathologie und Therapie der psychischen Krankheiten); Leitung seines jatrosophischen Vereins. — Dr. Roßhirt: Theoretische und praktische Geburtshülfe; geburtshülfliche Klinik verbunden mit Kouchirübungen und Instrumentaloperationen am Fantom; Frauenzimmerkrankheiten (mit besonderer Rücksicht auf Krankheiten der Schwangern und Wöchnerinnen) und Krankheiten neu geborener Kinder. — Dr. Wagner: Vergleichende Anatomie und allgemeine Zoologie; Examinatorium über Anatomie und Physiologie des Menschen. — Dr. Dietz: Operationslehre in Verbindung mit Instrumenten- und Bandagenlehre; Leitung der chirurgisch-augenärztlichen Klinik und chirurgische Operationen an Leichen. — Dr. Trott: Arzneimittellehre und pharmaceutische Waarenkunde; Giftlehre; Receptirkunst.

Philosophische Facultät.

Dr. Mehmel: Psychologie, Aesthetik und Naturrecht. — Dr. Harl: Nationalökonomie; Policeiwissenschaft in Verbindung mit dem Policeirecht; Staatsfinanzwissenschaft mit Einschluß der Staatsrechnungskunde; Landwirthschaft und Forstwissenschaft; Examinatorien über Policeiwissenschaft und Policeirecht; Nationalwirthschaft und Staatsfinanzwissenschaft. — Dr. Köppen: Praktische Philosophie, d. i. Naturrecht; Ethik und Geschichte der Philosophie; Logik; Examinatorien. — Dr. Kastner: Encyklopädische Uebersicht der gesammten Naturwissenschaft; Meteorologie; Experimentalphysik; analytische Chemie und Theorie der pharmaceutischen Chemie. — Dr. Böttiger: Geschichte der neuesten Zeit; allgemeine Geschichte; Geschichte und Statistik von Baiern und Geschichte der Deutschen. — Dr. Pfaff: Ueber Chronologie und Kalender; Dynamik; Algebra und Analysis des Endlichen. — Dr. Rückert: Sanskritgrammatik und Erklärung des Sanskrit; Auslegung der Psalmen; über persische und arabische Grammatik oder Autoren. — Dr. Döderlein: Uebungen im philologischen Seminar; Annalen des Tacitus in Verbindung mit lateinischen Stylübungen und Stylistik; römische Geschichte und Antiquitäten. — Dr. von Raumer: Krystallkunde; Grundzüge der allgemeinen Naturgeschichte; Mineralogie; Geographie von Palästina. — Dr. Kopp: Erklärung von Cicero's Rede pro Aulo Caecina; Geschichte der Naturphilosophie oder speculativen Physik bei den Griechen; im philologischen Seminar Platon's Timäus. — Dr. Fabri: Technologie, verbunden mit Excursionen; politische Rechenkunst; Civilbaukunst und Feldmeßkunst mit praktischen

Uebungen. — Dr. Winterling: Geschichte der schönen Literatur von Luther bis auf die neuesten Zeiten; Spenser's Feenkönigin und allegorische Dichtung; stylistische Uebungen in gebundener und ungebundener Rede. — Dr. Drechsler: Weissagungen des Jesaias; hebräisches oder arabisches Fundamentale. — Dr. Martius: Toxikologie und Experimentalpharmacie. — Dr. Irmischer: Aeltere Literargeschichte und Handschriftenkunde. — Dr. L. A. Feuerbach: Entweder Geschichte der Philosophie, oder Psychologie. — Dr. Leutbecher: Ueber Göthe's Faust; Pädagogik und Logik in Verbindung mit einem Examinatorium. — Dr. Richter: Erklärung des vierundzwanzigsten Gesangs aus Homer's Ilias, sowie ausgewählter Horaz'scher Gedichte; Disputatoria. — Lector Dr. Doignon: Ueber Montesquieu's Considérations sur les causes de la grandeur des Romains et de leur décadence, und über verschiedene der schönsten Stellen aus den besten französischen Dichtern; Privatunterricht im Französischen; französische Conversatorien. — Lector Dr. Otto: Ueber den Don Quixote von Cervantes und Shakspeare's Macbeth; englische Literatur.

Die Reitkunst lehrt: der Lehrer der Reitkunst Esper; die Fechtkunst und Gymnastik der Fechtmeister Dr. Roux; die Zeichenkunst der Zeichenmeister Küster; die Tanzkunst der Tanzmeister Hübsch.

Die Universitätsbibliothek ist jeden Tag von 1—2, das Lesezimmer in denselben Stunden und Mittwochs von 2—3; das Naturalien- und Kunstcabinet Mittwochs und Sonnabends von 1—2 Uhr geöffnet.

Bei Fleischmann in München ist erschienen:

F. J. A. Schneidawind,

Lavalette's

wundervolle Rettung

vom

Henkertode

durch

die Liebe und Aufopferung seiner Gattin Emilie.

Nach

den eignen Denkwürdigkeiten Lavalette's und aus andern guten Quellen dargestellt.

12. 1833. In Umschlag. 12 Gr., oder 48 Kr.

Der als Geschichtschreiber rühmlich bekannte Herr Verfasser hat mit sorgfältiger Benutzung aller Quellen diese ewig denkwürdige That auf eine Art dargestellt, daß jeder Leser ihm innigen Dank dafür zollen wird.

Ernst Münch's Geschichte der neuesten Zeit.

Leipzig und Stuttgart. Als eines der wichtigsten historischen Werke unserer Tage erscheint in Unterzeichneter eine

Allgemeine Geschichte

der

neuesten Zeit

von

dem Ende des großen Kampfes der europäischen Mächte wider Napoleon Bonaparte, bis auf unsere Tage

durch

Dr. Ernst Münch.

Die Zeit bringt so rasch und mächtig vor und der Strom der Ereignisse schwellt in steigendem Verhältnisse so riesenhaft an, daß selbst Diejenigen, welche entweder Theil daran genommen oder durch die unmittelbaren Folgen auf irgend eine Weise berührt worden, von all dem Einzelnen, was an ihnen vorüberging, kaum eine bleibende Erinnerung sich bewahren können, ohne die unterstützende Mühe schriftlicher Verzeichnung. Auch hat der Parteigeist, welcher in Politik und Kirchthum, in Wissenschaft und Kunst, kurz in allen geistigen und materiellen Interessen das gegenwärtige Geschlecht so heftig bewegt und in zwei große Lager trennt, das Seinige dazu beigetragen, daß das Naheliegendste oft unkenntlich, das Klarste entstellt bleibe. Es gelang uns, Herrn Dr. Ernst Münch für die Bearbeitung einer zusammenhängenden und erschöpfenden, klaren und wahren Geschichte der neuesten Zeit (seit dem wiener Congresse bis zu Ende des Jahres 1833) zu gewinnen. Was das Publicum von dem als Historiker hinlänglich bekannten Verfasser zu erwarten hat, mag aus einigen seiner eignen Aeußerungen, die wir hier folgen lassen, hinreichend hervorgehen:

„Das beabsichtigte Werk enthält die politische und kirchliche, die Kriegs- und Literargeschichte aller Völker, namentlich des europäischen Welttheils. Einen besondern Platz wird in diesem jederzeit das deutsche Vaterland einnehmen. — Ich will es versuchen, in demselben von Zeitgenossen zu Zeitgenossen zu reden, als gehörten sie einem andern Geschlechte und als lägen ihre Begebnisse und Schicksale ein halbes Jahrhundert weiter entfernt. Die zerstreuten einzelnen Züge sollen zu einem möglichst getreuen Spiegelbilde gesammelt und alle Stimmen und alle Ansprüche vernommen werden. — Ein großer Theil Dessen, was in dem Werke enthalten sein wird, beschäftigt mich nicht erst heute; aber Vieles konnte von der jugendlichen Hand und im großen Ungestüm der Zeit nur unvollkommen und flüchtig sich darstellen. Es bleibt für mich eine Ehrensache, das Unvollkommene genügend, das Flüchtige gediegener wiederzugeben, sodann aber in das unermessene Feld der in der Periode von frühern Arbeiten bis zum jetzigen Tage vorgefallenen Begebenheiten, kritisch-historisch mich zu wagen, mein eignes früheres Urtheil zu überprüfen, und mein sorgfältiges Studium der neuesten wie der frühern Geschichte zu bethätigen. — Die Idee der Nothwendigkeit in den Schicksalen der Völker und ihrer Lebensentwickelung, verbunden mit der größten und vollsten Freiheit des menschlichen Willens schwebt mir als die hauptsächlich festzuhaltende bei der Darstellung vor. — Die verschiedenen Parteien und ihre Zugführer werden an den Augen des Lesers vorübertreten, die merkwürdigsten Charaktere nach ihren Grundansichten, Zwecken ꝛc. geschildert, überhaupt die interessantesten Zeitgenossen in jedem europäischen Lande, ganz besonders aber in Deutschland, biographisch in das geschichtliche Ganze verwebt werden. Ich werde auf die innere Geschichte mehr als von den meisten Historikern in der Regel zu geschehen pflegt, Bedacht nehmen. — Ich werde für meine Darstellung die ruhigste und würdigste, eine einfache zugleich und klare, für Jedermann verständliche Sprache wählen und mich von Rücksichten keinerlei Art einschüchtern lassen. — Mit diesem Versprechen kündige ich mich dem Publicum bescheiden, aber ohne Zagen an. Die Sache selbst, wenn sie vollendet, soll über sich und mich entscheiden."

Des Werkes Plan und Zweck ist in Vorstehendem genügend ausgesprochen, es bleibt uns daher nur noch Folgendes beizufügen übrig:

1) Münch's allgemeine Geschichte erscheint in groß Octavformat in sechs Bänden, deren jeder in 5 Lieferungen à 6 Bogen (oder 96 Seiten) ausgegeben wird, sodaß das Ganze 30 Lieferungen bildet, welche aus 180 Bogen bestehen. Alles was diese Bogenzahl übersteigen sollte, liefern wir unentgeldlich.
2) Jede Lieferung kostet im Subscriptionspreise nur 18 Kr. Rhein., 5 Gr. Sächs., 6½ Sgr. Preuß. Vorausbezahlung kann von keiner Buchhandlung verlangt werden.
3) Wir haben feines Velinpapier, scharfe, deutliche Lettern, geschmackvollen Druck gewählt und zieren den ersten Band mit dem höchst ähnlichen Bildnisse des Herrn Verfassers in herrlichem Stahlstiche.
4) Die Lieferungen erscheinen in Umschlag geheftet; bis Mai 1833 versenden wir noch fünf Lieferungen (also einen voll-

ständigen Band) und in ungefähr 1½ Jahren ist das Ganze beendigt.

Die erste Lieferung ist bereits in allen Buchhandlungen vorräthig, und der Leser derselben mag urtheilen, ob der Verfasser und die Verlagshandlung ihren Zusagen nachgekommen sind, oder nicht. Um es Jedem möglich zu machen, sich hiervon überzeugen zu können, erlauben wir es allen verehrlichen Abnehmern gerne (und alle Buchhandlungen sind von uns in den Stand gesetzt, ein Gleiches zu gestatten), diese erste Lieferung, wenn Inhalt und äußere Ausstattung unser Versprechen nicht rechtfertigen und ihre Erwartungen nicht befriedigen sollte, wieder zurückgeben zu dürfen. Des Publicums schätzbares Vertrauen wissen wir stets zu ehren, daher sei jede Täuschung — auf welche leider schon so manches Unternehmen ähnlicher Art berechnet war — ferne!

J. Scheible's Verlags-Expedition.

Bei Joh. Ambr. Barth in Leipzig ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Schiebé, A., Correspondance commerciale, suivie de la traduction allemande et anglaise des principaux termes employés dans les lettres et terminée par un recueil explicatif des mots les plus usités dans le commerce. Gr. in 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Der Sachverständige wird sich bei Durchsicht dieses Buches leicht davon überzeugen, dass eine vieljährige Erfahrung in den kaufmännischen Geschäften dem Verfasser bei der Bearbeitung desselben zur Seite gestanden hat, und dass es sich vor allen ähnlichen Werken durch seinen theoretischen und praktischen Werth auf das Vortheilhafteste auszeichnet, wie denn dieser auch schon durch den Namen des Verfassers, dessen deutsche Handelsbriefe so grossen Beifall gefunden und in kurzer Zeit eine neue Auflage erlebt haben, verbürgt wird.

In einigen Wochen erscheint in der
Nauck'schen Buchhandlung zu Berlin
die Fortsetzung von

Ludew. Ideler und Heinr. Nolte

Handbuch der französischen Sprache und Literatur
oder desselben
3ter *Theil*,
auch unter dem Titel:

Handbuch der neuern französischen Sprache und Literatur.

Erster Theil
oder
Auswahl interessanter chronologisch geordneter Stücke aus den neuern classischen französischen

Prosaisten

nebst Nachrichten von den Verfassern und ihren Werken,
bearbeitet von
Dr. Jul. Ludew. Ideler,
herausgegeben von
Ludewig Ideler.
Prosaischer Theil.
(55 Bogen gr. 8. 1 Thlr. 6 Gr.)

enthaltend ungefähr 40 Schriftsteller, die nicht sowol durch den Namen, den sie sich in der neuern Geschichte Frankreichs erworben, worauf hier offenbar keine Rücksicht genommen werden kann, als vielmehr durch den Ruf, der in literarischer Beziehung ihnen zu Theil geworden, sich ausgezeichnet haben. Das Werk, dass also ein rein wissenschaftliches Interesse haben wird, ist die Fortführung des frühern franz. Handbuchs von Ideler u. Nolte bis zur neuesten Zeit, und die Verlagsbuchhandlung protestirt hiermit im Namen des Verfassers und besonders des Herausgebers auf das bestimmteste gegen jedes andere Buch, welches ohne Theilnahme derselben etwa als Fortsetzung des angegebenen Werkes sich ankündigen möchte. Der poetische Theil befindet sich ebenfalls unter der Presse.

Berlin, im April 1833.

Durch alle Buchhandlungen und Postämter ist zu beziehen:

Isis. Encyklopädische Zeitschrift, vorzüglich für Naturgeschichte, Anatomie und Physiologie. Von Oken. Jahrgang 1833. Erstes und zweites Heft. Mit fünf Kupfern. Gr. 4. Preis des Jahrgangs von 12 Heften mit Kupfern 8 Thlr.

Leipzig, im April 1833.

F. A. Brockhaus.

In allen Buchhandlungen ist zu haben:

J. F. v. Weech,

Reise über England und Portugal nach Brasilien

und den Vereinigten Staaten des La-Plata-Stromes während den Jahren 1823 bis 1827.

3 Bände. Gr. 8. Leipzig, Rein'sche Buchhandlung.
Preis 4 Thlr.

Bei Eduard Weber in Bonn ist soeben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Europa und Deutschland
von Nordamerika aus betrachtet,

oder: Die europäische Entwickelung im 19. Jahrhundert in Bezug auf die Lage der Deutschen, nach einer Prüfung im innern Nordamerika, von

Gottfried Duden.

1ster Band. Gr. 8. Ladenpreis 2 Thlr. 8 Gr.

Für Aeltern, deren Söhne studiren wollen.

Versuch über die zu den Studien erfoderlichen Eigenschaften
und die
Mittel dieselben am Knaben, Jüngling und Manne zu erkennen.

Eine Abhandlung,
welcher nach einer vom k. preußischen Ministerium der Geistlichen, Unterrichts- und Medicinalangelegenheiten veranlaßten Prüfung
der Preis zuerkannt worden ist,
von Theodor Fritz,
Professor der Theologie in Strasburg.
Hamburg, bei Friedrich Perthes. 1833. Gr. 8.
Geh. Preis 1 Thlr. 4 Gr.

Dieser Titel spricht deutlich aus, was in diesem Buche zu suchen ist. Die Preisaufgabe hatte zum Gegenstande: Die Erforschung der zu den theologischen, juristischen und medicinischen Berufsarten erfoderlichen Anlagen. In dem Vorworte sagt der Herr Verfasser: „Die Leser, die ich während der Ausarbeitung vor Augen hatte, sind Personen der gebildeten Classe, und ich glaube, die Darstellung so gehalten zu haben, daß jeder Denkende unter ihnen leicht meinem Vortrage soll folgen können. Dabei suchte ich zugleich, so viel wie möglich, die Anfoderungen des Gelehrten zu befriedigen u. s. w."

Bei T. Franz in München erschien und ist durch alle guten Buchhandlungen des In- und Auslandes zu beziehen:

Unterhaltungen für das Theaterpublicum

von

August Lewald.

1stes und 2tes Stück. — Gr. 8. Brosch.

Inhalt: I. Vorwort. Ludwig Devrient. — Die Stumme von Portici. — Hiesiges. — Auswärtiges. — Einfälle. — Album. — Journal. — II. Ueber lebenslängliche Anstellungen. — Zeitungsblätt. — Urban. — Prolog von M. G. Saphir, gesprochen von Eßlair. — Iffland. — Dramatische Literatur. — Journal.

Abonnementspreis für 12 in einem Vierteljahr zu liefernde Lagen 3 Fl., oder 1 Thlr. 4 Gr.

Bei Fleischmann in München ist erschienen:

Neue Analekten

für

Erd- und Himmelskunde.

Herausgegeben

von

F. P. Gruithuisen.

1sten Bandes 1stes und 2tes Heft. Gr. 8. 1 Thlr., oder 1 Fl. 36 Kr.

Der rasche Fortgang dieser interessanten Zeitschrift ist ein erfreulicher Beweis für den fleißigen Anbau des reichhaltigen Feldes der Naturwissenschaften in Deutschland, worin kein Volk uns gleichkommt. Der Physiker, Naturhistoriker, Geolog, Geograph und Astronom findet in dieser Zeitschrift immer das Beste und Neueste aus seinem Fache; ebenso legt der Herr Herausgeber eine große Anzahl neuer Ansichten über die Natur und den Bau der Erde, des Mondes, der Planeten, Kometen u. s. w. darin nieder, die vom höchsten Interesse sind. In der Regel erscheinen jährlich zwei Hefte von dieser Zeitschrift.

Bei H. L. Brönner in Frankfurt a. M. ist soeben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Byron, Lord, Select works, vol. IV.

Auch unter dem Titel: Notices on the life of Lord Byron, by Thom. Moore. 23 Bog. 12. Geh. Preis 2 Fl., oder 1 Thlr. 3 Gr.

Von der so äußerst günstig aufgenommenen

Allgemeinen

HOMÖOPATHISCHEN ZEITUNG

herausgegeben

von den DD. der Medicin

G. W. Groß, F. Hartmann und F. Rummel

ist nunmehr der erste Band in 4. von 24 Nummern erschienen und kann durch alle Buchhandlungen, Postämter und Zeitungsexpeditionen zum Preis von 2 Thlr. bezogen werden.

In Zukunft wird wöchentlich eine Nummer der Zeitschrift erscheinen, deren glücklicher Fortgang die Redaction sowie die Buchhandlung befeuert, für dieselbe fortwährend aufs Entsprechendste zu sorgen, um sie der dauernden Gunst des Publicums würdig zu erhalten.

Den homöopathischen Schriftstellern, welche als Mitarbeiter dem Institut beitreten wollen, bietet die unterzeichnete Buchhandlung 10 Thlr. für den Bogen Honorar an.

Inhalt:

1) Originalabhandlungen und Uebertragungen aus fremder Literatur.
2) Ins Kurze gezogene Ergebnisse geprüfter Arzneien.
3) Kurze interessante Krankengeschichten.
4) Ausführliche Kritik aller im Fache der Homöopathie erscheinenden Schriften und Journale.
5) Auszüge aus interessanten Aufsätzen anderer Zeitschriften, die Bezug auf die Homöopathie haben.
6) Bibliographie, und endlich
7) Correspondenznachrichten.

Aus den vorstehenden Abtheilungen geht hervor, daß es der Hauptzweck der Zeitschrift ist, dem homöopathischen Arzt und dem Beförderer der Homöopathie eine gründliche Uebersicht, ohne Ausnahme, über Alles zu verschaffen, was im Felde der Wissenschaften vorkommen mag und zwar durch das periodische Erscheinen so schnell als möglich.

Baumgärtner's Buchhandlung.

In der Nauck'schen Buchhandlung in Berlin, Hausvoigteiplatz Nr. 1, ist soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes, sowie durch alle Zeitungsexpeditionen und Postämter zu beziehen:

Allgemeine Gartenzeitung.

Eine Zeitschrift für Gärtnerei und alle damit in Beziehung stehende Wissenschaften. In Verbindung mit den tüchtigsten Gärtnern und Botanikern des In- und Auslandes herausgegeben von Friedrich Otto, königl. preuß. Gartendirector und Inspector des botanischen Gartens zu Berlin, und Albert Dietrich, Dr. der Philosophie und Lehrer an der Gärtnerlehranstalt zu Berlin.

Diese Zeitschrift, rein praktischen Inhalts, wird alles Neue für Gartenkunst und Gartenbotanik Interesse habende aufführen, eine kurze Beschreibung von neuen Zierpflanzen geben und das Wichtigste aus englischen und französischen Gartenschriften, sowie aus den verschiedenen botanischen Werken des Auslandes aufnehmen und wo es nöthig ist, durch Abbildungen in Kupferstichen oder Holzschnitten erläutern.

Gegenwärtig sind die 3 ersten Nummern ausgegeben; der vollständige Jahrgang wird 52 Nummern oder Bogen in gr. 4. enthalten und kostet 4 Thaler.

Alle oben namhaft gemachte Institute sind von der Verlagshandlung in den Stand gesetzt, Probebogen, sowie auch vollständige Anzeigen vorzulegen.

Berlin, im April 1833.

Hoffmann's Leitfaden der Geographie.

Bei Unterzeichnetem erschien soeben:

Allgemeine Erdbeschreibung für Schulen,

ein

Leitfaden für Lehrer und Lernende,

von

K. Fr. Wilh. Hoffmann.

264 Seiten. Gr. 8. Eleg. geh. 54 Kr. — 12 Gr.

Der Name des Verfassers möge für den Werth dieses Schulbuchs Bürge sein; der Verleger hat es an schöner, solider Ausstattung nicht fehlen lassen, und einen so außerordentlich billigen Preis gestellt, daß es sich auch in dieser Hinsicht zu Einführung in Schulen ganz besonders eignet. Ich bitte hiermit die Herren Schulinspectoren und Lehrer der Erdkunde, sich Hoffmann's Leitfaden zur Prüfung von der nächstgelegenen Buchhandlung vorlegen zu lassen, und hege die feste Ueberzeugung, daß dieses Buch — ihren Erwartungen gewiß entsprechend! — zu Verbreitung der wichtigsten Kenntnisse mit Erfolg wirken und dadurch den Fleiß des Herrn Verfassers lohnen wird.

Stuttgart, im März 1833.

Karl Hoffmann.

Literarischer Anzeiger.

(Zu den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften.)

1833. Nr. XI.

Dieser Literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften: Blätter für literarische Unterhaltung, Isis, sowie der Allgemeinen medicinischen Zeitung, beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile 2 Gr.

Bericht über die Verlagsunternehmungen für 1833 von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die mit * bezeichneten Artikel werden bestimmt im Laufe des Jahres fertig; von den übrigen ist die Erscheinung ungewisser.

I. An Zeitschriften wird für 1833 fortgesetzt:

*1. Blätter für literarische Unterhaltung. (Herausgegeben unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung.) Jahrgang 1833. Außer den Beilagen täglich eine Nummer. Gr. 4. Auf gutem Druckpapier. 12 Thlr.

Wird Dienstags und Freitags ausgegeben, kann aber auch in Monatsheften bezogen werden.

*2. Isis. Encyklopädische Zeitschrift, vorzüglich für Naturgeschichte, Anatomie und Physiologie. Herausgegeben von Oken. Jahrgang 1833. 12 Hefte. Gr. 4. Auf Druckpapier. Mit Kupfern. 8 Thlr.

*3. Zeitgenossen. Ein biographisches Magazin für die Geschichte unserer Zeit. (Herausgegeben unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung.) Vierten Bandes sechstes Heft und folgende. (Nr. XXIX und folgende.) Gr. 8. Geh. Preis des Heftes von 6—7 Bogen auf gutem Druckpapier 12 Gr.

Es erscheint jede 6—8 Wochen ein Heft.

Zu den unter 1 u. 2 angeführten Zeitschriften erscheint für literarische Bekanntmachungen aller Art fast wöchentlich ein

*4. Literarischer Anzeiger,

der außerdem noch der „Allgemeinen medicinischen Zeitung" beigelegt wird. Für die gespaltene Zeile wird zwei Groschen berechnet.

Gegen Vergütung von 3 Thlr. werden Anzeigen, Antikritiken und dergl. den Blättern für literarische Unterhaltung, und gegen Vergütung von 1 Thlr. 12 Gr. der Isis beigelegt oder beigeheftet.

II. An Fortsetzungen und Resten erscheint:

*5. Atterbom (D. A.), Die Insel der Glückseligkeit. Sagenspiel in fünf Abenteuren. Aus dem Schwedischen übersetzt von H. Neus. Zweite Abtheilung. Gr. 8. 26 Bogen auf feinem Druckpapier. 2 Thlr.

Die erste Abtheilung (1831) kostet 1 Thlr. 12 Gr.

*6. *Becker (Wilhelm Gottlieb)*, Augusteum, Dresdens antike Denkmäler enthaltend. Zweite Auflage. Besorgt und durch Nachträge vermehrt von *Wilh. Adolf Becker*. Drei Bände oder 13 Hefte, mit 154 Kupfertafeln. Die Tafeln in Royalfolio, der Text in Octav. Fünftes Heft und folgende. Subscriptionspreis eines Heftes 1 Thlr. 21 Gr.

Das erste bis vierte Heft (Taf. I—XLVI, und Text Bogen 1—18) erschienen 1832 und kosten im Subscriptionspreise 7 Thlr. 12 Gr.

7. Bibliothek deutscher Dichter des siebzehnten Jahrhunderts. Begonnen von Wilhelm Müller. Fortgesetzt von Karl Förster. Dreizehntes Bändchen. 8. Auf feinem Schreibpapier. Geh.

Das dreizehnte Bändchen wird Hoffmannswaldau und Lohenstein enthalten. Erstes bis zwölftes Bändchen (1822—31) kosten 16 Thlr. 8 Gr.

*8. Conversations-Lexikon der neuesten Zeit und Literatur. In vier Bänden. In Heften zu acht Bogen. Zweiten Bandes viertes (elftes) Heft und folgende. Jedes Heft auf weißem Druckpapier 6 Gr., auf gutem Schreibpapier 8 Gr., auf extrafeinem Velinpapier 15 Gr.

Das erste bis zehnte Heft (Abel bis Heiberg) erschienen 1832. Obwol Manches hieraus als nothwendige Ergänzung in die unter 29 erwähnte achte Auflage des Conv.-Lex. übergehen mußte, so behält dieses Werk doch seine ganze Selbständigkeit, bildet aber für die Besitzer der achten sowie jeder frühern Auflage eine höchst interessante Erweiterung, da es die Verhältnisse der neuesten Zeit in ausführlicher Darstellung entwickelt. Es bleibt für Jeden unentbehrlich, der die Erscheinungen der neuesten Zeit richtig würdigen will, wie dies auch die Theilnahme des Publicums bezeugt, welche eine Auflage von 30,000 Ex. nöthig gemacht hat.

*9. Cuvier (Baron von), Das Thierreich, geordnet nach seiner Organisation. Als Grundlage der Naturgeschichte der Thiere und Einleitung in die vergleichende Anatomie. Nach der zweiten, vermehrten Ausgabe übersetzt und durch Zusätze erweitert von F. S. Voigt. In fünf Bänden. Dritter Band. Gr. 8.

Der erste Band (Säugthiere und Vögel, 1831) kostet 4 Thlr., der zweite Band (Reptilien und Fische, 1832) 2 Thlr. 8 Gr.

*10. Allgemeine Encyklopädie der Wissenschaften und Künste, in alphabetischer Folge von genannten Schriftstellern bearbeitet, und herausgegeben von J. S. Ersch und J. G. Gruber. Mit Kupfern und Karten. Gr. 4. Cart.

Jeder Theil im Pränumerationspreise auf gutem Druckpapier 8 Thlr. 20 Gr., auf feinem Velinpapier 5 Thlr., auf extrafeinem Velinpapier im größten Quartformat mit breitern Stegen (Prachtexemplare) 15 Thlr.

Erste Section, A—G, herausgegeben von J. G. Gruber. Vierundzwanzigster Theil und folgende.

Zweite Section, H—N, herausgegeben von A. G. Hoffmann. Zehnter Theil und folgende.

Dritte Section, O—Z, herausgegeben von M. H. E. Meier und L. F. Kämtz. Vierter Theil und folgende.

Seit Ende 1831, wo ich den Verlag der Encyklopädie übernommen, sind im Ganzen sechs Theile geliefert worden und sie wird so rasch fortgesetzt, als es die Sorge für den innern Werth und die Rücksicht auf die Abonnenten irgend gestatten.

Den frühern Abonnenten, denen eine Reihe von Bänden fehlt, und Denjenigen, die als Abonnenten auf das ganze Werk neu eintreten wollen, werden die billigsten Bedingungen gestellt.

11. *Ersch (Johann Samuel)*, Handbuch der deutschen Literatur seit der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts bis auf die neueste Zeit. Systematisch bearbeitet und mit den nöthigen Registern versehen. Neue, mit verschiedenen Mitarbeitern besorgte Ausgabe. Gr. 8. Auf gutem

Druckpapier, auf feinem franz. Schreibpapier, und auf demselben Papiere in gr. 4. mit breitem Rande.

Zweiten Bandes zweite Abtheilung: Literatur der schönen Künste. (Bearbeitet bis zum 28. Bogen vom Prediger *Rese* in Halberstadt, beendigt von *K. C. Kraukling*.)

Vierten Bandes zweite Abtheilung: Literatur der vermischten Schriften. (Bearbeitet von *K. C. Kraukling* in Dresden.)

Da ich nach Jahre langem Warten von Herrn Prediger Rese in Halberstadt die letzten Bogen der Abtheilung der schönen Künste nicht erhielt, so hat auf meine Bitte Herr K. C. Kraukling in Dresden die Beendigung derselben, die Bearbeitung der Register und der Nachträge übernommen. Er hat mir die feste Zusicherung gegeben, mich in Stand zu setzen, den Druck beider Abtheilungen in diesem Jahre zu beendigen. Dem Publicum kann die Verzögerung nicht unangenehmer sein als mir selbst, und es geschieht von meiner Seite gewiß alles Mögliche, um der Verpflichtung, die ich gegen das Publicum habe, zu genügen.

*12. Geschichte der Staatsveränderung in Frankreich unter König Ludwig XVI., oder Entstehung, Fortschritte und Wirkungen der sogenannten neuen Philosophie in diesem Lande. Sechster Theil. Gr. 8. Auf feinem Schreibpapier.

Der erste bis fünfte Theil (1826—30) kosten 9 Thlr. 16 Gr.

13. Heinsius (Wilhelm), Allgemeines Bücherlexikon, oder Vollständiges alphabetisches Verzeichniß aller von 1700 bis zu Ende 1833 erschienenen Bücher, welche in Deutschland und in den durch Sprache und Literatur damit verwandten Ländern gedruckt worden sind. Nebst Angabe der Druckorte, der Verleger und der Preise. Vierter Supplementband, oder des ganzen Werkes achter Band, welcher die von 1828 bis Ende 1838 erschienenen Bücher und die Berichtigungen früherer Erscheinungen enthält. Gr. 4.

Der erste bis siebente Band (1812—29) kosten im herabgesetzten Preise 20 Thlr.; auch einzelne Bände werden zu verhältnißmäßig billigern Preisen gegeben.

*14. Huber (Therese), Erzählungen. Gesammelt und herausgegeben von V. A. H. In sechs Theilen. Fünfter und sechster Theil. 8. Auf feinem Druckpapier.

Der erste bis vierte Theil (1831) kosten 9 Thlr.

15. Karamsin, Geschichte des russischen Reichs. Nach der zweiten Originalausgabe übersetzt. Elfter Band und folgende. Gr. 8. Auf gutem Druckpapier.

Der erste bis zehnte Band, mit Karamsin's Bildniß (1820—27), kosten im herabgesetzten Preise 10 Thlr.

16. Knorring (Karl von), Russische Bibliothek für Deutsche. Viertes Heft und folgende. 8. Geh. Auf Druckpapier.

Das erste bis dritte Heft (1831) kosten 2 Thlr. 12 Gr.

17. Krug (Wilhelm Traugott), Encyklopädisch-philosophisches Lexikon, oder Allgemeines Handwörterbuch der philosophischen Wissenschaften nebst ihrer Literatur und Geschichte. Nach dem heutigen Standpunkte der Wissenschaften bearbeitet und herausgegeben. Zweite, verbesserte und vermehrte, Auflage. In vier Bänden. Zweiter und dritter Band. Gr. 8. Auf gutem Druckpapier.

Der erste Band (1832) kostet im Subscriptionspreise 2 Thlr. 18 Gr.

*18. — —, Encyklopädisch-philosophisches Lexikon. Supplementband zur ersten Auflage, enthaltend die Zusätze und Verbesserungen der zweiten Auflage. Gr. 8. Auf gutem Druckpapier.

*19. Provinzialrecht aller zum preußischen Staate gehörenden Länder und Landestheile, insoweit in denselben das Allgemeine Landrecht Gesetzeskraft hat, verfaßt und nach demselben Plane ausgearbeitet von mehren Rechtsgelehrten. Herausgegeben von Friedrich Heinrich von Strombeck. Zweiten Theils dritter Band. Gr. 8. 20 Bogen auf Druckpapier. 1 Thlr.

Auch unter dem Titel:

Provinzialrecht der Provinz Westfalen. Dritter Band: Provinzialrecht der ehemals kurkölnischen Grafschaft Recklinghausen, von Clemens August Schlüter.

Ersten Theils (Provinz Sachsen) erster Band: Fürstenthum Halberstadt und die Graf- und Herrschaften Hohnstein, Regenstein und Derenburg, bearbeitet von Leop. Aug. Wilh. Lenze (1827), kostet 1 Thlr. 12 Gr.

Zweiten Theils (Provinz Westfalen) erster Band: Fürstenthum Münster, die zum Hochstift Münster gehörigen Besitzungen der Standesherren, die Grafschaft Steinfurt, die Herrschaften Anholt mit Gehmen, bearbeitet von C. A. Schlüter (1829), kostet 1 Thlr. 20 Gr.

Zweiten Theils zweiter Band: Grafschaft Tecklenburg und Herrschaft Lingen, bearbeitet von C. A. Schlüter (1830), kostet 20 Gr.

Dritten Theils (Westpreußen) erster Band: Districte des preuß. Landrechts von 1721, bearbeitet von Leman, erster Theil (1830), kostet 2 Thlr. 12 Gr.

Dritten Theils zweiter Band: Districte des preuß. Landrechts von 1721, bearbeitet von Leman, zweiter Theil (1832), kostet 2 Thlr. 12 Gr.

Dritten Theils dritter Band: Die Statutarrechte der Stadt Danzig, bearbeitet von Leman (1832), kostet 2 Thlr. 12 Gr.

Zu diesem Werke gehören ferner, obwol unter besondern Titeln erschienen:

Die Fürstenthümer Paderborn und Corvey in Westfalen, nebst ihrer rechtsgeschichtlichen Entwickelung und Begründung aus den Quellen dargestellt von Paul Wigand. Drei Bände. 1832. Gr. 8. 4 Thlr. 12 Gr.

Das pommersche Lehnrecht, nach seinen Abweichungen von den Grundsätzen des preußischen Allgemeinen Landrechts dargestellt von Zettwach. 1832. Gr. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

*20. Raumer (Friedrich von), Geschichte Europas seit dem Ende des funfzehnten Jahrhunderts. In sechs Bänden. Zweiter und dritter Band. Gr. 8.

Der erste Band (1832) kostet im Subscriptionspreise auf gutem Druckpapier 3 Thlr. 4 Gr., auf extrafeinem Velinpapier 5 Thlr. 8 Gr.

21. Schmid (Reinhold), Die Gesetze der Angelsachsen. In der Ursprache mit Uebersetzung und Erläuterungen. Zweiter Theil. Gr. 8. Auf gutem Druckpapier.

Der erste Theil, den Text nebst Uebersetzung enthaltend (1832), kostet 2 Thlr. 6 Gr.

22. Shakspeare's Vorschule. Herausgegeben und mit Vorreden begleitet von Ludwig Tieck. Dritter Band. Gr. 8. Auf feinem Druckpapier.

Der erste und zweite Band (1823—29) kosten 5 Thlr. 6 Gr.

*23. Historisches Taschenbuch. Herausgegeben von Friedrich von Raumer. Fünfter Jahrgang. Mit einem Bildnisse. 12. Auf feinem Druckpapier. Cart.

Jeder der ersten drei Jahrgänge kostet 2 Thlr., der vierte 1 Thlr. 16 Gr.

24. *Thiele* (*J. M.*), Leben und Werke des dänischen Bildhauers Bertel Thorwaldsen. In zwei Theilen. Mit 160 Kupfertafeln. Zweiter Theil. Gross Folio. Auf dem feinsten Velinpapier. Cart.

Der erste Theil, mit 80 Kupfertafeln und einem Facsimile, Text und Kupfertafeln in zwei Bänden sauber cartonnirt (1832), kostet 20 Thlr.

*25. Urania. Taschenbuch auf das Jahr 1834. Mit dem Bildnisse Zeiter's und sechs Stahlstichen nach englischen Gemälden. 16. Auf feinem Velinpapier. Geh. in Goldschnitt. 2 Thlr.

Alle frühern Jahrgänge bis 1829 sind vergriffen; der Jahrgang 1830 kostet 2 Thlr. 6 Gr., 1831, 1832 und 1833 jeder 2 Thlr.

III. An neuen Auflagen und Neuigkeiten erscheint:

*26. Alexis (W.), Wiener Bilder. 12. Auf feinem Druckpapier. Geh.

*27. Brun (Friederike), Römisches Leben. Zwei Bände. Mit zwei Vignetten. 8. 45 Bogen auf feinem Druckpapier. Geh. 3 Thlr. 18 Gr.

*28. *Brzozowski* (*M.*), La guerre de Pologne en 1831. Avec une carte de la Pologne et dix croquis des batailles principales. Gr. 8. 19 Bogen auf feinem Druckpapier. Geh. 2 Thlr. 12 Gr.

*29. Conversations-Lexikon, oder Allgemeine deutsche Real-Encyklopädie für die gebildeten Stände. Achte Originalauflage. In zwölf Bänden oder vierundzwanzig Lieferungen. Jede Lieferung auf weißem Druckpapier 16 Groschen, auf gutem Schreibpapier 1 Thaler, auf extrafeinem Velinpapier 1 Thlr. 12 Gr.

Die erste Lieferung (A—Aethiopier) dieser achten umgearbeiteten, vielfach verbesserten, zweckmäßig vervollständigten und bis auf die neueste Zeit fortgeführten Originalauflage ist Anfang März fertig geworden. Die folgenden Lieferungen erscheinen in Zwischenräumen von 4—6 Wochen. Vgl Nr. 8.

*30. Elsholtz (Franz von), Schauspiele. Zwei Bändchen. 8. Auf feinem Druckpapier. Geh.

Das erste Bändchen enthält das schon früher gedruckte Stück: „Die Hofdame", mit den Briefen Göthe's darüber an den Verfasser.

31. *Ersch* (*Johann Samuel*), Literatur der schönen Künste seit der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts bis auf die

neueste Zeit. Systematisch bearbeitet und mit den nöthigen Registern versehen. *Neue* fortgesetzte Ausgabe (vom Prediger *Rese* in Halberstadt und *K. C. Kraukling* in Dresden). Gr. 8. Auf gutem Druckpapier.

32. *Ersch* (*Johann Samuel*), Literatur der vermischten Schriften seit der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts bis auf die neueste Zeit. Systematisch bearbeitet und mit den nöthigen Registern versehen. *Neue* fortgesetzte Ausgabe (von *K. C. Kraukling* in Dresden). Gr. 8. Auf gutem Druckpapier.

Wegen der Erscheinung dieser beiden Abtheilungen beziehe ich mich auf das unter Nr. 11 Gesagte.

*33. Goldsmith (Oliver), Der Landprediger von Wakefield, eine Erzählung. Neu übersetzt durch Karl Eduard von der Oelsnitz. Mit einer Einleitung. Zweite Auflage. 12. 11¼ Bogen auf gutem Druckpapier. Geh. 15 Gr.

*34. Hagen (August), Künstlergeschichten. Enthaltend: Die Chronik seiner Vaterstadt vom Florentiner Lorenz Ghiberti, dem berühmtesten Bildgießer des funfzehnten Jahrhunderts. Nach dem Italienischen. Zwei Bändchen. 12. Auf feinem Druckpapier. Geh.

*35. Handwörterbuch in drei Sprachen: Englisch-deutsch-französisch, Französisch-deutsch-englisch, Deutsch-französisch-englisch. (Mit Stereotypen gedruckt.) Auf feinem Velinpapier. Cart.

Die drei Abtheilungen, aus denen dieses Handwörterbuch besteht, werden auch einzeln zu erhalten sein. Die Lettern sind aus England und von besonderer Schönheit, auf die Correctur wird die allergrößte Sorgfalt gewendet und der Preis wird auf das Billigste gestellt werden.

36. Hartmann (Karl Friedrich Alexander), Repertorium der Mineralogie und Geognosie, enthaltend eine vollständige Zusammenstellung der neuen Fortschritte dieser Wissenschaften. Als Supplemente zu seinem „Wörterbuche der Mineralogie und Geognosie" und zu seiner deutschen Bearbeitung von Beudant's „Lehrbuch der Mineralogie", sowie überhaupt zu allen neuern Lehr- und Handbüchern der Mineralogie und Geognosie. Mit lithographirten Tafeln. Gr. 8. Auf gutem Druckpapier.

Das „Handwörterbuch der Mineralogie und Geognosie" von Hartmann (1828) kostet 3 Thlr. 8 Gr.; das „Lehrbuch der Mineralogie von Beudant" (1826) 4 Thlr.

*37. Hauch (J. C.), Die Belagerung Mastrichts. Ein Trauerspiel in fünf Aufzügen. 8. Auf feinem Druckpapier. Geh.

38. Hüllmann (K. D.), Staatsverfassung der Israeliten. Gr. 8. Auf gutem Druckpapier.

*39. Koenig (H.), Die hohe Braut. Roman in zwei Bänden. 8. Auf feinem Druckpapier.

*40. Matthiä (August), Lehrbuch für den ersten Unterricht in der Philosophie. Dritte, verbesserte Auflage. Gr. 8. 13½ Bogen auf gutem Druckpapier. 20 Gr.

*41. *Mengotti* (*Francesco*), Del commercio dei Romani ed il Colbertismo. Memorie due. Mit grammatikalischen Erläuterungen und einem Wörterbuche zum Schul- und Privatgebrauche herausgegeben von *G. B. Ghezzi*. 12. 21 Bogen auf Druckpapier. Geh. 1 Thlr. 20 Gr.

*42. *Most* (*Georg Friedrich*), Encyklopädie der medicinisch-chirurgischen Praxis, mit Einschluss der Geburtshülfe und der Augenheilkunde. Nach den besten Quellen und nach eigner Erfahrung im Verein mit mehren praktischen Aerzten und Wundärzten bearbeitet und herausgegeben. Erster Band. Gr. 8. Auf gutem Druckpapier.

Es wird nächstens eine besondere Anzeige über dieses Werk ausgegeben werden.

*43. Neigebaur (Johann Ferdinand), Handbuch für Reisende in Italien. Zweite, sehr verbesserte Auflage. Gr. 8. Auf gutem Druckpapier. Cart. 2 Thlr. 16 Gr.

*44. Petrarca (Francesco), Sämmtliche Canzonen, Sonette, Balladen und Triumphe, übersetzt und mit erläuternden Anmerkungen begleitet von Karl Förster. Zweite, verbesserte Auflage. Gr. 8. 38½ Bogen auf feinem Druckpapier. 2 Thlr. 6 Gr.

*45. Pölitz (Karl Heinrich Ludwig), Die europäischen Verfassungen seit dem Jahre 1789 bis auf die neueste Zeit. Mit geschichtlichen Einleitungen und Erläuterungen. Zweite, neu geordnete, berichtigte und ergänzte Auflage. Drei Bände. Auf gutem Druckpapier.

Der erste Band in zwei Abtheilungen (78¾ Bogen), die gesammten Verfassungen des deutschen Staatenbundes enthaltend, kostet im Subscriptionspreise 4 Thlr. 20 Gr.; der zweite Band, die Verfassungen Frankreichs, der Niederlande, Belgiens, Spaniens, Portugals, der italienischen Staaten und der ionischen Inseln enthaltend (81 Bogen), kostet 2 Thlr.

46. Raumer (Karl von), Beschreibung von Palästina. Gr. 8. Auf gutem Druckpapier.

47. Schneller (Julius Franz), Weltgeschichte zur gründlichen Erkenntniß der Schicksale und Kräfte des Menschengeschlechts. Zweite, völlig umgearbeitete Auflage. In fünf Bänden. Gr. 8. Auf gutem Druckpapier.

Es wird nächstens eine besondere Anzeige über dieses Werk ausgegeben.

*48. Süßmilch (Friedrich August), August Wilhelm von Trosky's Leben und Wirken für die Niederlausitz, mit Benutzung seiner hinterlassenen autographischen Nachrichten. Gr. 8. 4 Bogen auf gutem Druckpapier. Geh. 8 Gr.

*49. *Thiersch* (*Frédéric*), De l'état actuel de la Grèce et des voies et moyens de sa restauration. Deux volumes. Gr. 8. Auf feinem Druckpapier. Geh.

*50. Voigt (Johannes), Das Leben des königl. preuß. Staatsministers Friedrich Ferdinand Alexander Reichs-Burggrafen und Grafen zu Dohna-Schlobitten. Gr. 8. 5 Bogen auf gutem Druckpapier. Geh. 4 Gr.

*51. Zwei Jahre in Petersburg. Roman aus den Papieren eines alten Diplomaten. 8. 20 Bogen auf feinem Druckpapier. 1 Thlr. 16 Gr.

(Ein unentbehrliches Werk für Alle, welche auf die schnellste Weise die englische Sprache erlernen wollen.)

Die Geschichte des unglücklichen Paares aus Derwent Conway's einsamen Spaziergängen. Bearbeitet zu einer kurzen Anleitung zum schnellen Erlernen der englischen Sprache, mit besonderer Rücksicht auf die Aussprache von H. v. Orth. 8. München 1833. Bei Fleischmann. 20 Gr., oder 1 Fl. 30 Kr.

Dem Herrn Verfasser ist es nach vielem Nachdenken gelungen, eine sichere Methode aufzufinden, die englische Sprache in sehr kurzer Zeit ganz allein, und ohne alle Beihülfe eines Lehrers, gründlich erlernen zu können. Den vielen Freunden dieser dem Gebildeten so nothwendigen Sprache empfehlen wir daher dieses Werk aus voller Ueberzeugung; denn vermittels desselben wird Jedermann schon in wenigen Monaten im Stande sein, einen englischen Autor lesen und verstehen zu können. Dem Buche sind die nöthigsten Regeln in höchst faßlicher Darstellung vorausgeschickt, worauf die „Geschichte des unglücklichen Paares aus Conway" folgt, unter Beisetzung der Aussprache mit deutschen Lettern und der Uebersetzung ins Deutsche nebst erläuternden Noten.

Bei Joh. Ambr. Barth in Leipzig ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Lanzi, L., Geschichte der Malerei in Italien, vom Wiederaufstehen der Kunst bis Ende des achtzehnten Jahrhunderts. Aus dem Italienischen übersetzt und mit Anmerk. von *J. G. von Quandt* herausg. von *Ad. Wagner*. 3ter Bd. Gr. 8. 2 Thlr. 6 Gr.

Mit diesem Bande, der den 5ten und 6ten der Originalausgabe umfasst, ist die Uebertragung des *Lanzi*'schen Werkes vollendet. Die als Kunstkritiker allgemein geschätzten Herausgeber hegten bei Bearbeitung derselben den Wunsch,

das wegen seines Reichthums an Materialien zum allgemeinen, für den reisenden Kunstfreund fast unentbehrlichen Handbuche gewordene Werk auf diejenige Stufe der Vollkommenheit zu heben, welche von ihren Landsleuten, nach den Fortschritten der Kritik der Kunstgeschichte in Deutschland, gefodert wird, und der Beifall, welchen die ersten beiden Bände gefunden, hat ihnen als ein Beweis gegolten, dass sie ihre Absicht nicht verfehlt, wie es denn auch mehrfach in kritischen Blättern öffentlich ausgesprochen worden, dass ihr deutscher *Lanzi* viel verständlicher, viel gründlicher sei als das italienische Original.

Beigefügt sind diesem Bande ein sehr ausführliches Register, zugleich mit Angabe des Geburts- und Sterbejahres der Maler und mit literarischen Nachweisungen, sowie ein zweites die gesammte in dieser Ausgabe angezogene Literatur nachweist.

Bei Fleischmann in München ist erschienen:

Pausanias

Beschreibung von Hellas

übersetzt und erläutert

von

E. Wiedasch.

5 Bände. Mit Planen von Athen, Olympia und Sparta, und einer Karte des Peloponneses. Preis 7 Thlr. 8 Gr., oder 12 Fl. 48 Kr.

Griechenland ist wiedergeboren! Ein deutscher Fürst, ein Wittelsbacher, hat den Thron der einst so hochberühmten Hellas bestiegen. Zahlreiche Reisende werden von nun an den classischen Boden des gebildetsten Volkes des Alterthums begrüßen. Pausanias hat uns in seinem Werk eine Beschreibung des alten Griechenlands mit einer Treue und Wahrheitsliebe geliefert, daß es jedem Alterthumsfreund durchaus unentbehrlich ist. Grade zur gelegensten Zeit beschenkt uns Herr Professor Wiedasch mit seiner vortrefflichen Uebersetzung dieses geschätzten Schriftstellers, und sie dürfte um so mehr bald in der Hand jedes Gebildeten sein, da die dem Buche beigegebenen ungemein reichhaltigen Anmerkungen ein wahrer Schatz sind und bleiben werden.

Bei G. Franz in München ist erschienen und an alle gute Buchhandlungen versandt:

Bilder und Lieder

von

Henriette Ottenheimer.

12. Brosch. 1 Thlr., oder 1 Fl. 36 Kr.

Gegen den Willen der bescheidenen Verfasserin würde es sein, wenn wir diese Sammlung von Liedern und Bildern unter Anpreisungen ankündigen wollten. Wir unterlassen es, überzeugt, daß die ebenso gemüthliche als geistreiche Tendenz derselben in Vers und Prosa recht vielseitigen Anklang finden werde.

Es ist nun vollständig erschienen und an alle deutsche Buchhandlungen versendet:

Spanisch-Deutsches und Deutsch-Spanisches

Taschen-Wörterbuch.

Nach der neuesten seit 1815 von der spanischen Akademie sanctionirten Orthographie

von C. F. Franceson.

2 Bände (102 Bogen). Geheftet. Leipzig, bei Friedrich Fleischer. 1833.

Preis 3 Thlr.

Obschon dieses Wörterbuch nur den bescheidenen Namen eines Taschenwörterbuches trägt, so kann man es doch unbedenklich als das neueste und vollständigste der existirenden spanischen Wörterbücher betrachten, welches dadurch, daß man darin zum erstenmale der neuen jetzt durchaus in Spanien gebräuchlichen Orthographie gefolgt ist, schon bedeutende Vorzüge vor allen andern hat, deren weitere zu erörtern, man ruhig der strengsten Kritik überläßt. Der Verleger hofft, daß, da er das Seinige durch schönes Papier, Druck und sehr wohlfeilen Preis gewiß redlich erfüllt hat, man ihn auch gewiß für die sehr bedeutenden Kosten durch eine rege Theilnahme von Seiten des Publicums entschädigen wird. Ein Wörterbuch einer so classischen Sprache als die spanische ist, gehört in die Bibliothek eines jeden Gebildeten.

Bei Unterzeichnetem ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Die dritte Auflage von

Joh. Florent. Schreven,

weil. Pfarrers in Bocholt,

hinterlassene Predigten.

Nach des Verfassers Tode gesammelt und herausgegeben von seinen Freunden.

I. Sonntagspredigten. 1 Thlr.

II. Festtagspredigten nebst einigen Gelegenheitsreden. 1 Thlr.

III. Fastenpredigten. 1 Thlr.

Der außerordentliche Beifall mit welchem diese Predigtensammlung aufgenommen worden ist, spricht am Besten für deren Vorzüglichkeit.

Dem Geiste des kirchlichen Festes und dem moralischen Bedürfnisse der Zuhörer gleichpassend gewählter Stoff, leichte, ungesuchte Uebergänge zu ihm, natürliche, von selbst herausfallende Abtheilung und bündige Kürze in Abhandlung desselben, Klarheit und Wärme, edle Popularität und Präcision im Ausdrucke, Entfernung alles Polemischen sind die schönen Eigenschaften, die diese Predigten schmücken — auf denen ihr Werth beruht.

Köln, im März 1832.

Peter Schmitz.

Bei Fleischmann in München ist erschienen:

Noth- und Hülfsbüchlein für Künstler, Kunstfreunde und Kunsthändler in dem Monde, an das Licht der sublumarischen Welt gestellt von Anselmus Rabiosus. Mit lehrreichen Anmerkungen und Anekdoten von Ambrosius Hasenschwänzlein. 12. Geheftet. 3 Gr., oder 12 Kr.

Ein Schriftchen voll Witz, Laune und Satire, aber auch voll Belehrung über das Treiben der Künstler, Kunstfreunde und Kunsthändler.

Von dem in London erschienenen Werke:

Passages from the diary of a late physician. With notes and illustrations by the Editor, in two volumes.

erscheint in meinem Verlage von einem Sachkenner eine deutsche Uebersetzung, welches ich zur Vermeidung von Collisionen hierdurch anzeige.

Aachen, den 15ten April 1833.

J. A. Mayer.

Falk über Göthe.

Ich habe wieder einige Exemplare dieser Schrift vorräthig, die zu dem Ladenpreise von 1 Thlr. 12 Gr. durch alle Buchhandlungen zu beziehen sind.

Leipzig, im April 1833.

F. A. Brockhaus.

Literarischer Anzeiger.

(Zu den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften.)

1833. Nr. XII.

Dieser literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften: Blätter für literarische Unterhaltung, Isis, sowie der Allgemeinen medicinischen Zeitung, beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile 2 Gr.

Bei Ludwig Oehmigke in Berlin ist soeben erschienen:

Linnaea. Ein Journal für die Botanik in ihrem ganzen Umfange. Herausgegeben von Prof. Dr. v. Schlechtendal. 8ter Band pro 1833 in 6 Heften. Gr. 8. Mit Kupfern. Geh. 6 Thlr.

Die ersten sieben Bände, mit vielen Abbildungen ausgestattet, sind noch in completten Exemplaren vorhanden und kosten 30 Thlr.

Bei Ankauf eines vollständigen Exemplars dieser sieben Bände, bin ich geneigt, zur leichtern Anschaffung den Preis auf 20 Thlr., also auf nur zwei drittel des ganzen Preises, zu ermässigen, und können alle gute Buchhandlungen Bestellungen annehmen. Für einzelne Bände verbleibt der bisherige Ladenpreis.

Soeben ist bei Fr. Vieweg in Braunschweig erschienen:

Der Bukkanier.

Historischer Roman aus den Zeiten Cromwell's.
Aus dem Englischen von Joh. Sporschil.
3 Theile. 8. Fein Velinpapier. Preis 3 Thaler.

Das einstimmige Urtheil aller englischen kritischen Blätter, unter ihnen das des geistreichen Verfassers des „Pelham", zählt den Bukkanier zu den besten Erzeugnissen der neuern romantischen Literatur. Rascher Gang der Handlung, beständige Steigerung des Interesses, äußerst geschickte Anordnung des Ganzen, zarte Haltung der weiblichen, kühne Zeichnung der männlichen Charaktere, ergreifende Situationen und ein historischer Hintergrund, in welchem Cromwell als die Hauptfigur desselben hervortritt, sind die Vorzüge des Romans, der in England binnen kurzer Zeit mehre Auflagen nöthig machte.

In demselben Verlage ist ferner kürzlich erschienen:

Die Heidenmauer, oder die Benedictiner.

Nach dem Englischen des J. J. Cooper
deutsch von J. Sporschil.
3 Theile. 8. Preis 3 Thaler.

Die Alhambra.

Nach dem Englischen des Washington Irving
übersetzt von Johann Sporschil.
2 Theile. 8. Fein Velinpapier. Preis 2 Thlr. 12 Gr.

Beide Werke sind durch die Namen ihrer berühmten Verfasser genügend empfohlen. Ueber ihren Werth und den Fleiß der Uebersetzung haben sich die besten deutschen Journale mit voller Anerkennung ausgesprochen.

Zohrab, der Geißel.

Historischer Roman (aus der persischen Geschichte)
von Morier, Verfasser des Hadschi Baba.
Aus dem Englischen von J. Sporschil.
8. 3 Theile. 3 Thlr. 12 Gr.

Hadschi Baba, der früher erschienene Roman des berühmten Morier, wurde dem deutschen Publicum in drei verschiedenen Uebersetzungen zugängig, und ist einstimmig als eins der geistreichsten Producte der neuern romantischen Literatur anerkannt. Dasselbe ist der Fall mit Morier's neuestem Roman „Zohrab", der binnen drei Monaten in England drei Auflagen erfoderte. Das Quarterly review bezeichnet ihn als den besten Roman, der seit mehren Jahren in England erschienen ist, und wir glauben, daß unsere deutschen Leser in dieses Urtheil einstimmen werden. Der Stoff ist historisch, und gibt uns ein treues Bild Persiens, seiner Bewohner und Sitten in einer so wahren Darstellung und Sprache, wie sie nur dem Verfasser, der längere Zeit bei der englischen Gesandtschaft in Persien angestellt war, möglich wurde. Die anziehendsten, ergreifendsten, zum Theil furchtbaren Situationen werden die Leser in fortwährender Spannung erhalten. x.

Bernhard Mergy,

oder

die Bartholomäusnacht.

Aus dem Französischen von Karl von Lutzow.
2 Thle. 8. Fein Velinpapier. 3 Thlr.

Bei J. A. Mayer in Aachen ist soeben erschienen und in allen Buchhandlungen Deutschlands zu haben:

Löwenigh, W. von, Gedichte. Erstes Heft. 8. Geheftet 3 Gr., oder 12 Kr.

Montigny, Louis, Capitain, Skizzen aus den Feldzügen der großen Armee und der Belagerung von Antwerpen im Jahre 1832. Aus dem Französischen. 8. Geheftet 1 Thlr., oder 1 Fl. 48 Kr.

Volksbibliothek, Allgemeine. In Verbindung mit Mehren herausgegeben von P. Kaatzer. Erstes Bändchen. Geheftet 2 Gr., oder 9 Kr.

Wagner, J., Der Jugend Morgentöne, oder: Sechzig leichte Chorallieder mit Orgelbegleitung, zum Gebrauche für Schüler der höhern und niedern Classen der Elementarschulen beim täglichen Gottesdienste. Die Singstimme. 4. Geheftet 12 Gr., oder 54 Kr.

Wilhelm Tell, oder die Befreiung der Schweiz. Frei nach Florian von P. Kaatzer. 8. Geh. 4 Gr., oder 18 Kr.

Bei Fleischmann in München ist erschienen:

Titus Livius
Römische Geschichte,

übersetzt und erläutert
von
E. F. Ch. Oertel.
10ter Theil. Gr. 12. 22 Gr., oder 1 Fl. 36 Kr.

Mit dem 10ten Band ist nun eine deutsche Uebersetzung des Livius vollendet, die von den kritischen Blättern als die gelungenste anerkannt und allenthalben mit außerordentlichem

Beifall aufgenommen worden ist. Herrn Professor Oertel gebührt der Dank eines jeden Gebildeten, daß er unsere Literatur mit dieser getreuen, mit Anmerkungen ausgestatteten Uebersetzung des größten Geschichtschreibers der Römer bereichert hat. Das ganze Werk in 10 Bänden ist nun durch jede Buchhandlung für 9 Thlr. 16 Gr., oder 16 Fl. 30 Kr. zu erhalten, ein Preis, der gewiß als billig erkannt werden wird.

In Karl Gerold's Buchhandlung in Wien ist soeben erschienen, und daselbst, sowie in allen Buchhandlungen Deutschlands zu haben:

Jahrbücher der Literatur.

Einundsechzigster Band.

oder

1833.

Januar. Februar. März.

Inhalt.

Art. I. 1) Réflexions sur l'étude des langues asiatiques, adressées à Sir James Mackintosh, suivies d'une lettre à M. Horace Hayman Wilson, par *A. W. de Schlegel*. Bonn 1832.

2) Annals of the turkish empire from 1591 to 1659 of the Christian era by Naima, translated from the turkish by Charles Fraser. London 1832.

II. Die Dichtkunst der Chinesen. Erste Epoche. Confucii Chi-king, sive liber Carminum. Ex latina P. Lacharme interpretatione edidit Julius Mohl. Stuttgartiae et Tubingae 1830.

III. A preliminary discourse on the study of natural philosophy. By *J. F. W. Herschel*. (Vorläufige Betrachtung über das Studium der Naturwissenschaften. Von Herschel.) London 1830.

IV. Novum Testamentum Graece. Textum ad fidem testium criticorum recensuit, D. *J. Mart. Augustinus Scholz*. Vol. I. IV Evangelia complectens. Lipsiae 1830.

V. Für Freunde der Tonkunst, von Friedr. Rochlitz. Vierter Band. Leipzig 1832.

VI. *Histoire de la littérature grecque profane*, depuis son origine jusqu'à la prise de Constantinople par les Turcs; suivie d'un précis de l'histoire de la transplantation de la littérature grecque en Occident. *Seconde édition*. Par M. *Schoell*. 8 tomes. Paris.

Geschichte der griechischen Literatur, von der frühesten mythischen Zeit bis zur Einnahme Konstantinopels durch die Türken, von *M. S. Schoell*. Nach der *zweiten Auflage* aus dem Französischen übersetzt von *J. Franz J. Schwarze* (vom zweiten Bande an von Dr. *Moritz Pinder*). 8 Bände. Berlin 1828—30.

VII. Alexis. Eine Trilogie von Karl Immermann. Düsseldorf 1832.

VIII. Ueber den Heiligenschein. Von Dr. C. Barthe. Rinteln 1830.

Inhalt des Anzeigeblattes Nr. LXI.

Hammer's morgenländische Handschriften.

Geist und Leben der britischen Dichter des neunzehnten Jahrhunderts. Von Christoph Kuffner. (Fortsetzung.)

Dänische Literatur. Von N. Fürst.

In der unterzeichneten Buchhandlung wird erscheinen:

Geschichte des gesammten britischen Reichs von Dr. Albert Hüne. In 2 Octavbänden.

Zwar fehlt es nicht an trefflichen Bearbeitungen der Geschichte Englands und es möchte deshalb auf den ersten Blick eine Vermehrung derselben durch gegenwärtiges Werk überflüssig erscheinen. Wie groß indeß auch die Zahl derselben sei, es mangelt uns immer noch ein Werk, welches, unbeschadet der Ausführlichkeit, in gedrängter Kürze die Geschichte Englands behandelt. Einem solchen Mangel soll das hier erwähnte Werk abhelfen und der Name des, als Geschichtschreiber hinlänglich bekannten Herrn Verfassers läßt nur Vortreffliches erwarten. Die Tendenz dieses Werks ist belehrende Unterhaltung eines größern geschichtliebenden Publicums, das sich ungern durch den Prunk gelehrter Citate gestört und belästigt sieht. Diese sind absichtlich vermieden. — Das Werk besteht aus 2 Bänden, wovon jeder 20—25 Bogen enthalten und im Subscriptionspreise nur 1 Thlr. 8 Gr. kosten wird. Der nachherige Preis wird erhöht werden. — Eine ausführlichere Ankündigung dieses Werkes ist in allen Buchhandlungen zu bekommen.

Celle, im April 1833.

Schulz'sche Buchhandlung.

J. A. Salzmann's allgemeines deutsches Gartenbuch,

oder

vollständiger Unterricht in der Behandlung des Küchen-, Blumen- und Obstgartens, theils aus eigner vieljähriger Erfahrung, theils nach den besten Gartenschriften bearbeitet. Mit einem Gartenkalender, enthaltend die monatlichen Verrichtungen im Garten und einem Anhang vom Trocknen, Einmachen, Erhalten und Aufbewahren der Gewächse.

Dritte durchaus vermehrte Auflage. Gr. 8. München, bei Fleischmann. 1 Thlr. 8 Gr., oder 2 Fl.

Das Salzmann'sche Gartenbuch ist bereits allgemein als eines der besten, gemeinnützigsten und vollständigsten anerkannt; deshalb wünscht Referent dasselbe in der Hand eines Jeden, der den edlen Gartenbau mit Nutzen und Vergnügen betreiben will, und empfiehlt es, ihres Dankes gewiß, allen Gartenfreunden aus inniger Ueberzeugung.

Durch alle Buchhandlungen und Postämter ist zu beziehen:

Blätter für literarische Unterhaltung. Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung. Jahrgang 1833. Monat April, oder Nr. 91—120, mit 1 Beilage: Nr. 4, und 4 literarischen Anzeigern: Nr. VIII—XI. Gr. 4. Preis des Jahrgangs von 365 Nummern (außer den Beilagen) auf gutem Druckpapier 12 Thlr.

Leipzig, im Mai 1833.

F. A. Brockhaus.

Bei Ludwig Oehmigke in Berlin ist soeben erschienen:

Berlinisches Jahrbuch für die Pharmacie und die damit verbundenen Wissenschaften. Herausgeber: Prof. Dr. Lindes. 33ster Band, 1ste Abtheil. 16mo mit Mitscherlich's Portrait. Preis 1 Thlr. 6 Gr.

Dieser neue Band schließet sich seinen Vorgängern auf eine würdige Weise an, ja er übertrifft solche vielleicht noch durch größere Gediegenheit und strengere Auswahl der darin aufgenommenen Gegenstände. Mit ganz besonderm Interesse dürften die Originalaufsätze von v. Schlechtendal, Wittstock, Grischow, und Andern von dem pharmaceutischen Publicum gelesen werden, und es wird genügen, diese Namen zu nennen, um die Aufmerksamkeit aller Verehrer der Pharmacie auf das Jahrbuch hinzulenken, und ihm neue Gönner und Freunde zuzuführen.

Sämmtliche früher erschienenen 32 Bände mit den Registern, einer grossen Anzahl Abbildungen und 25 Portraits, welche im Ladenpreise über 56 Thlr. kosten, sind durch neue Auflagen der vergriffen gewesenen ältern Bände jetzt

wieder ganz vervollständigt. Zur leichtern Anschaffung für diejenigen, welche dieses bedeutende, stets von den berühmtesten Gelehrten redigirte Werk (von denen hier nur Hermbstädt, Willdenow, V. Rose, Gehlen, Döbereiner, Kastner und Stolze genannt werden), noch nicht besitzen, bin ich bereit, ein vollständiges Exemplar für den, aber nur auf kurze Zeit gültigen, höchst geringen Preis von nicht mehr als 24 Thlr. zu erlassen, wofür es durch jede gute Buchhandlung zu beziehen ist.

Bei *Joh. Ambr. Barth* in Leipzig
ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Westermann, Dr. *A.*, Geschichte der Beredtsamkeit in Griechenland und Rom. Nach den Quellen bearbeitet. 1ster Theil. Gr. 8. 2 Thlr.

Auch unter dem besondern Titel:

Geschichte der griechischen Beredtsamkeit von unbestimmter Zeit bis zur Trennung des byzantinischen Reichs vom Occident.

Bei der hohen Steigerung, welche das Interesse für die griechischen Redner in dem letzten Decennium durch Männer, wie *Bekker*, *Schäfer* u. A., erfahren, war selbst nach *Ruhnken's* trefflicher *Historia critica oratorum Graecorum*, noch mehr nach des Franzosen *Belin de Ballu* unkritischer *Histoire critique de l'éloquence chez les Grecs*, eine Zusammenstellung des Wissenswürdigsten auf diesem Gebiete ein tief gefühltes Bedürfniss für die Freunde des griechischen Alterthums. Dieses Bedürfniss hat der Verfasser durch vorstehende Schrift und gewiss nicht ohne Glück, zu befriedigen gesucht, und wird dieselbe daher dem philologischen Publicum, wie den Freunden der Geschichtsforschung hiermit bestens empfohlen.

Bei J. A. Mayer in Aachen ist vor Kurzem eben fertig geworden und in allen Buchhandlungen Deutschlands zu haben:

J. W. Meigen,

Systematische Beschreibung
der
Europäischen Schmetterlinge;
dritten Bandes 4tes und 5tes Heft.

Gr. 4. mit 15 vom Verfasser selbst gezeichneten Steintafeln und 16½ Bogen Text.

Subscriptionspreis:

mit schwarzen Tafeln	. . . . .	2 Thlr.	16 Gr.
mit illuminirten Tafeln	. . . . .	8 "	16 "

Preis des ganzen Werkes in drei Bänden:

mit schwarzen Tafeln	. . . . .	17 Thlr.	16 Gr.
mit illuminirten Tafeln	. . . . .	66 "	— "

Mit diesen beiden Heften ist der dritte Band und damit das ganze Werk geschlossen.

Es enthält die Beschreibung von 313 Tagfaltern, 112 Abendfaltern, 180 Spinnern und 357 Eulen, zusammen also 962 Arten, welche auf 125 Tafeln durch 1445 Haupt- und 110 Nebenfiguren erläutert sind.

In der Jos. Lindauer'schen Buchhandlung in München ist soeben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Das Lied der Nibelungen. Aus dem altdeutschen Original übersetzt von Jos. von Hinsberg. Zweite verbesserte Auflage, mit 4 Kupfern. Gr. 8. Cartonnirt. Preis 1 Thlr., oder 1 Fl. 48 Kr.

Diese treffliche Uebersetzung des in seiner Art einzigen und ganz originellen Liedes der Nibelungen erfreute sich schon bei der ersten Auflage, die bedeutend höher im Preise war, einer so günstigen Aufnahme, daß wir uns bei dieser zweiten, der noch vier ganz vorzüglich gelungene Zeichnungen beigegeben sind, und bei schönerer äußerer Ausstattung, sowie eines dennoch billigern Preises, aller weiterer Anpreisung enthalten zu können glauben.

Neueste humoristisch-topographisch-statistische Beschreibung der Haupt- und Residenzstadt München und deren Umgebungen, für Fremde und Einheimische von Adolf von Schaden. Zweite, nach einem neuen Plane gänzlich umgearbeitete sehr vermehrte und verbesserte, dann mit vollständigen Registern versehene Auflage. Nebst ganz neu aufgenommenen, durchaus richtigen Grundrisse, mit vielen ebenfalls neuen Kupfern. Gr. 12. In Umschlag cartonnirt. 1 Thlr. 12 Gr., oder 2 Fl. 42 Kr.

Bei J. A. Mayer in Aachen ist soeben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Der Bucanier.
Ein
historischer Roman
aus der Zeit Cromwell's.
Aus dem Englischen
von
Louise Lay.

Drei Bände.
Preis: 3 Thlr., oder 5 Fl. 24 Kr.

Der geistreiche Verfasser des Pelham, Herr Bulwer, sagt in einer Recension obigen Werkes:

„Der Bucanier ist ein ausgezeichnet gut geschriebener Roman, in dem das Interesse der Handlung und die Schilderung der Charaktere von gleich hohem Werthe ist. Die Intrigue ist vortrefflich durchgeführt, und die Theilnahme wird stets in Spannung erhalten."

Alle englische Kritiker stimmen in dem Lobe dieses mit hohem Beifall aufgenommenen Werkes überein, das wir in seiner Uebersetzung mit gutem Rechte den deutschen Lesern dringend empfehlen können.

Verzeichniss der neuen Bücher,
welche zur Jubilate-Messe 1833
im Verlage von
Duncker und Humblot in Berlin
erschienen sind.

Büchner, K., und F. Herrmann, Handbuch der neuern französischen Sprache und Literatur, oder Auswahl interessanter, chronologisch geordneter Stücke aus den besten neuern französischen Prosaisten und Dichtern, nebst Nachrichten von den Verfassern und ihren Werken. Prosaischer Theil. Gr. 8. Geh. 1 Thlr. 8 Gr.

Freundesgräber. (Gedichte.) Gr. 12. Geh. 6 Gr.

Fortsetzung der 1832 in zweiter vermehrter Ausgabe erschienenen „Stimmen aus Gräbern".

Hartig, G. L., Entwurf einer allgemeinen Forst- und Jagdordnung, mit besonderer Rücksicht auf den preußischen Staat. Gr. 8. Geh. 1 Thlr.

Hartig, G. L., Gutachten über die Fragen: Welche Holzarten belohnen den Anbau am reichlichsten? und: Wie verhält sich der Grundertrag des Waldes zu dem des Ackers? Gr. 8. Geh. 8 Gr.

Hegel's, G. W. F., Philosophische Abhandlungen; herausgegeben von Dr. K. L. Michelet. Gr. 8. 1832. 3 Thlr.

— —, Phänomenologie des Geistes; herausgegeben von Dr. J. Schulze. Gr. 8. 1832. 4 Thlr.

— —, Vorlesungen über die Philosophie der Religion, nebst einer Schrift über die Beweise vom Dasein Gottes. Herausgegeben von Dr. Ph. Marheineke. 2 Bände. Gr. 8. 1832. 5 Thlr. 16 Gr.

Hirt, A., Die Geschichte der bildenden Künste bei den Alten. Gr. 8. 2 Thlr.

Rellstab, L., Erzählungen, Skizzen und Gedichte. 3 Theile. 8. Geh. 4 Thlr.

Wöhler, Dr. F., Grundriss der Chemie. Unorganische Chemie. Zweite umgearbeitete Auflage. Mit königl. würtemb., grossherzogl. hessischem und der freien Stadt Frankfurt Privilegien. Gr. 8. 16 Gr.

Interessante Neuigkeit.

Soeben ist erschienen und in allen Buchhandlungen Deutschlands, Oestreichs und der Schweiz zu haben:

Beschreibung der vorhandenen Telegraphen mit besonderer Berücksichtigung des preußischen nebst einem Vorschlage zur Verbesserung derselben, mit 2 Tafeln Abbildungen. Geh. Pr. 6 Gr., oder 27 Kr. Rhein., oder 24 Kr. Conv.

Außer einer kurzen, aber gründlichen Darstellung der bisher bekannten Telegraphen sowol in mechanischer, als historischer Hinsicht enthält diese noch besonders wichtige Details über die Construction der neuesten preußischen (mit Abbildung desselben), die von den franz. und englischen so bedeutend abweicht.

Bei G. C. E. Meyer sen. in Braunschweig ist erschienen und an alle solide Buchhandlungen Deutschlands und der Schweiz vollständig versandt:

Byron, des Lord, Briefe und Tagebücher, mit Notizen aus seinem Leben von Thomas Moore u. s. w. 8 Bände. Geh. 173¼ Bogen 8. Ausgabe auf feinem Velinpapier 9 Thlr., oder auf weißem Velindruckpapier 8 Thlr.

Die vortheilhaftesten Beurtheilungen in den kritischen Blättern Deutschlands haben bereits über den großen Werth und das hohe Interesse des Originals entschieden, in welchem allgemein ein vollendetes Meisterstück der Biographie anerkannt wird, und zugleich ein reicher Schatz lebendig ansprechender Geisteserzeugnisse des großen Mannes vorliegt, dem die Beschreibung gilt. Lord Byron ist als Dichter und als Mensch zu sehr das Eigenthum der Universalgeschichte und der ganzen gebildeten Societät geworden, als daß es nicht ein höchst anziehender Genuß sein sollte, die Entwickelung eines solchen Geistes, Herzens und Charakters von den frühesten Einflüssen an, die auf ihn gewirkt haben, durch alle entscheidenden Momente seines Lebens bis zu seinem wahrhaft tragischen, durch den menschenfreundlichsten Heroismus herbeigeführten Ende zu verfolgen; und dieses psychologische Studium des Außerordentlichen wird hier durch einen Classiker seiner Kunst geleitet, der mit der sinnigsten Aufmerksamkeit auf die kleinsten Einzelheiten den geistvollsten Ueberblick des Ganzen, mit dem eindringendsten Scharfsinne des Historikers die anmuthigste Darstellungsgabe des Erzählers, mit der innigsten Zartheit seines Freundschaftgefühls die strengste Unparteilichkeit verbindet, und, weil er bei der liebevollsten Schonung der Schwächen seines Helden doch immer den heiligen Ernst verletzter Sitte und die tiefste Wehmuth über seine Verirrungen ausspricht, sein Werk auch zu einem moralischen Bildungsmittel und zu einem praktischen Commentare der wichtigsten Lehren religiöser Lebensphilosophie gemacht hat. Von gleich großer Erheblichkeit ist die Lectüre fast alles Dessen, was hier aus Byron's Feder selbst mitgetheilt wird. Selbst über die alltäglichsten Vorgänge und Verhältnisse des Privatlebens redet der ausgezeichnete Geist auf eigenthümliche Weise, und schon von dieser Seite betrachtet, hat es seinen eignen Reiz, den gewaltigen Dichter und Menschen, indem man seine nachlässig hingeworfene Correspondenz vor sich hat, gleichsam im Hausgewande zu erblicken. Aber grade die wichtigsten und anziehendsten, auch in historischer und politischer Hinsicht sehr interessanten Partien seiner Lebensbeschreibung, sind in den von ihm aus Italien während der dortigen republikanischen Gährungen, und aus Griechenland in der Periode seines Freiheitskampfes geschriebenen Briefen enthalten, in welchen sich dem Leser das Gemälde seiner merkwürdigen Schicksale und hervorglänzenden Thaten in der bewegtesten Fülle dramatischer Lebendigkeit vor Augen stellt. Eine große Anzahl origineller poetischer Stücke, die größtentheils erst in diesem Werke gedruckt erscheinen, gereichen dem Ganzen zur angenehmen Abwechslung, und flößen, oft Impromptus, immer neue Bewunderung gegen die übersprudelnde Schöpferkraft dieses reichen Genius ein. Die Uebersetzung von sachverständigen und sprachkundigen Gelehrten geleitet, hat die künstlerische Vollendung der Urschrift, soweit es theils die gedankenreiche Gedrungenheit Moore's, theils die geniale Eigenthümlichkeit Byron's selbst, besonders in seinen in metrischer Hinsicht äußerst schwer nachzubildenden Versen gestattete nach Kräften zu erreichen gewußt.

Bei Ludwig Oehmigke in Berlin ist soeben erschienen:

Abbildung und Beschreibung aller in der Pharmacopoea borussica aufgeführten Gewächse, herausgegeben von Prof. F. Guimpel. Text von Professor F. L. v. Schlechtendal. 2ter Band, 11tes, 12tes Heft. Gr. 4. mit 12 illuminirten Kupfern. Geh. Pränumerations-Preis 1 Thlr.

Dieser zweite Band wird mit den folgenden 6 Heften noch vor Jahresablauf beendet werden, und der alsdann folgende dritte Band das ganze Werk schliessen. Durch den kürzlich geschehenen Ankauf ist dieses bedeutende Kupferwerk nunmehr Eigenthum der Verlagshandlung geworden, und dieselbe dadurch in den Stand gesetzt, auch den ersten Band noch auf kurze Zeit wiederum zu dem schon erloschen gewesenen Pränumerationspreise zu geben. Derselbe ist für ein sauber und zweckmässig gebundenes Exemplar mit hundert schön colorirten Kupfern, nicht mehr als 9 Thlr., auf welchen geringen Preis Freunde dieser Wissenschaft, namentlich jüngere Pharmaceuten, mit dem Bemerken aufmerksam gemacht werden, dass nach dem Erscheinen des zweiten Bandes dieser Preis für den ersten Band aufhören und dagegen der Ladenpreis von Zwölf Thalern eintreten wird.

Dietrich, Dr. A., Flora des preussischen Staats. 1ster Band, 4tes Heft. Mit 6 illum. Kupf. 16 Gr.

Uebersetzungsanzeige.

Von den neuen englischen Romanen:

Mary of Burgund, or the Revolt of Ghent, by the Author of „Darnley" etc. und

England and the English, by the Author of „Pelham"

erscheinen im Verlage von E. Bieweg in Braunschweig gleichzeitig mit den Originalen Uebersetzungen.

Literarischer Anzeiger.

(Zu den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften.)

1833. Nr. XIII.

Dieser literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften: Blätter für literarische Unterhaltung, Isis, sowie der Allgemeinen medicinischen Zeitung, beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile 2 Gr.

Durch alle Buchhandlungen ist zu erhalten:

Ueber

den Anschluß Sachsens

an die

deutschen

Zoll- und Handelsvereine.

Von

Friedrich von Raumer.

(Aus den Blättern für literarische Unterhaltung besonders abgedruckt.)

8. Geh. 4 Gr.

Leipzig, im Mai 1833.

F. A. Brockhaus.

In Karl Gerold's Buchhandlung in Wien ist soeben erschienen, und daselbst sowie in allen Buchhandlungen Deutschlands zu haben:

Taschenbuch

der allgemeinen

Pathologie und Therapie

mit

Inbegriff der Semiotik

nach dem

neuesten Standpunkt dieser Wissenschaften

und

zunächst für praktische Aerzte

entworfen

von

Dr. Burkard Eble,

k. k. Regiments-Feldarzte, akademischen Bibliothekar u. s. w.

In zwei Theilen,

wovon der erste die allgemeine Nosologie, Symptomatologie und Semiotik; der zweite die Aetiologie und allgemeine Therapie enthält.

12. Wien, 1833.

In Umschlag broschirt. Preis: 2 Thlr. 12 Gr. Sächs.

Dieses Werk reiht sich unmittelbar an das im vorigen Jahr erschienene und so beifällig aufgenommene Taschenbuch der Anatomie und Physiologie an, so zwar, daß es in mancher Beziehung selbst einige Lücken ausfüllt, welche in letzterm gelassen wurden. Alle vier Bände bilden zusammen genommen ein Ganzes, welches das gesunde und kranke Leben des menschlichen Organismus in seinen Hauptformen umfaßt. Nebstdem, daß der Verfasser, wie billig vorauszusetzen, die neuesten und besten Werke benutzte, hat er die Organisations- oder sogenannten chirurgischen Krankheiten seiner besondern Aufmerksamkeit gewidmet, weil ihre rationelle Erklärung die sicherste Basis einer wissenschaftlichen Chirurgie ist. Der Heilungsproceß bei Wunden und Knochenbrüchen, die Entzündung und Eiterung, sowie die verschiedenen Bildungsfehler sind nach den besten Theorien erklärt, und die noch immer so sehr vernachlässigte Heilkraft der Natur überall verdienterweise hervorgehoben.

Eigenthümlich dem Verfasser ist hier die Symptomatologie und Semiotik zu einem Ganzen innigst verbunden, und die eine wie die andere umfassender als gewöhnlich vorgetragen. — In der Aetiologie erscheint als Zugabe ein Verzeichniß unserer gebräuchlichsten Speisen nach dem Grade ihrer leichtern Verdaulichkeit. Auch die Gifte wurden classificirt, und namentlich alle aufgeführt. — Nach einer jeden der vier Hauptabtheilungen folgt die Literatur derselben, welche im Durchschnitt als ziemlich vollständig betrachtet werden kann. Dem zweiten Bande ist ein sehr ausführliches Register beigefügt, welches die Brauchbarkeit des Werkes ungemein erhöhen wird.

Im Verlage von T. Trautwein in Berlin sind folgende neue Bücher erschienen, die sich zur Einführung in Schulen vorzüglich eignen und durch alle Buchhandlungen zu erhalten sind:

August, E. F. (Director am cölnischen Realgymnasio in Berlin), Allgemeines deutsches Lehrbuch oder Auswahl aus den besten deutschen Schriftstellern und Uebersetzungen zur Erweckung des Gemüthes, Schärfung des Verstandes und Bildung des Geistes für die Jugend. Erster Cursus für die untersten Classen der gelehrten Schulen eingerichtet und vorzüglich Alttestamentliches und Althellenisches mit Nachbildungen desselben umfassend. 16 Bogen in gr. 8. Pr. 14 Gr.

(Ein 2ter und 3ter Cursus für höhere Classen werden nach und nach erscheinen.)

Heinrigs, Johann, Allgemeine deutsche Schulvorschriften für den ersten Unterricht im Schönschreiben. Erstes und zweites Ergänzungsheft. Preis eines jeden 8 Gr.

Mit diesen beiden Heften hat der um die Schreibkunst so höchst verdiente Verfasser die beiden ersten, die Anfangsgründe enthaltenden Hefte seiner allgemeinen deutschen Schulvorschriften zweckmäßig vervollständigt. Diese bestehen nunmehr aus 8 Heften, Preis 4 Thlr. 12 Gr., die englischen oder lateinischen aber aus 6 Heften, Preis 3 Thlr. 12 Gr., und es sind sämmtliche Hefte auch einzeln zu bekommen.

Diese Schulvorschriften haben sich im Inlande sowol, als auch in einem großen Theile des Auslandes allgemein verbreitet, und werden in allen Buchhandlungen vorräthig gehalten.

— —, Exemples d'Ecriture anglaise à l'usage des Ecoles. 2tes Cahier. 10 Bl. in gr. 4. 20 Gr.

Dies Heft enthält die gebräuchliche englische Schrift mit französischem Text.

Schmidt, E. A., Grundriß der allgemeinen Weltgeschichte für Gymnasien und andere höhere Lehranstalten und zum Selbstunterricht für Gebildete. In drei Abtheilungen. Gr. 8. 31 Bogen. Carton. Preis 1 Thlr. 8 Gr.

Die 3 Abtheilungen sind auch unter nachstehenden Titeln einzeln zu haben:

Schmidt, Grundriß der alten Geschichte. 10 Gr.

— —, Grundriß der Geschichte des Mittelalters. 10 Gr.

— —, Grundriß der neuern Geschichte. 20 Gr.

In der Richter'schen Buchhandlung in Zwickau erschien soeben:

Dinter's Gebete und Einleitungen zum Religionsunterrichte, nach seiner kurzgefaßten Glaubens- und Sittenlehre des Christenthums in einem fortlaufenden Cursus gehalten für Schullehrer. Zum Druck befördert von P. Haas. Preis 8 Gr.

Stimmen aus Amerika. Gesammelt und herausgegeben zu Nutz und Frommen für Auswanderungslustige von K. E. Richter. 1stes Heft. Brosch. 12 Gr.

Die vollständigsten und wohlfeilsten französisch-deutschen und deutsch-französischen Wörterbücher:

NOUVEAU

DICTIONNAIRE COMPLET

À L'USAGE DES ALLEMANDS ET DES FRANÇAIS

composé

d'après les meilleurs Dictionnaires de langues, d'arts ou de sciences qui ont paru jusqu'à ce jour, contenant l'explication des mots des deux langues, la prononciation de ceux qui peuvent offrir quelque difficulté, un choix d'exemples propres à en faire connaître l'emploi et les différentes acceptions, les principaux synonymes, les termes du Code français, les monnaies, poids, mesures des divers États; les noms de personnes, de pays, de peuples, villes, fleuves etc. qui diffèrent pour le genre ou par quelque nuance dans la traduction; 2de édition, entièrement refondue et augmentée de plus de 20,000 articles. 4 tomes en grand 4°, chacun d'environ 80 feuilles. Par M. M. l'Abbé Mozin.

Ladenpreis für alle 4 Bände 18 Fl.

PETIT

DICTIONNAIRE PORTATIF

ALLEMAND-FRANÇAIS ET FRANÇAIS-ALLEMAND.

EXTRAIT

DU DICTIONNAIRE DE POCHE COMPLET DE L'ABBÉ MOZIN,

contenant

les termes les plus nécessaires et leur prononciation; à l'usage des écoles reales et des Instituts des deux sexes par l'Abbé Mozin et le Dr. Eisenbach.

2 Vol.

Kleines

deutsch-französisches und französisch-deutsches

aus dem

vollständigen Taschen-Wörterbuch Mozin's von ihm und von Dr. Eisenbach

bearbeitetes

Hand-Wörterbuch,

enthaltend

die gemeinnützlichsten Wörter nebst der Aussprache.

Zum Gebrauche der Realschulen und Lehranstalten beiderlei Geschlechts bearbeitet.

Zwei Theile.

Dieses Dictionnaire, welches an Vollständigkeit und Reichthum Alles übertrifft, was bisher in diesem Fache geleistet worden ist, und dessen Druck bei weitem größer und für die Augen weniger angreifend ist als der des Dictionnaire de Poche, kann mit Recht dem Sprachkundigen ebenso wol als dem Anfänger, dem Uebersetzer und Geschäftsmann empfohlen werden.

Das Bedürfniß Aller wird mit demselben befriedigt werden. Uebrigens ist es schon der Gediegenheit und dem Reichthum dieses Wörterbuche, auch noch der ungemein niedrige Preis desselben, der es ganz besonders empfiehlt, und zur Einführung in Schulen und Anstalten sowie zur Anschaffung für Minderbemittelte geeignet macht.

Der Preis für beide Theile, von 55½ Bogen, ist nämlich unerachtet der gegen die frühere Berechnung sich bedeutend vergrößerten Bogenzahl nur auf 1 Fl. 30 Kr. festgesetzt. Bei 25 und mehren Exemplaren wollen wir denselben sogar nur auf 1 Fl. 12 Kr. stellen; jedoch ist bei diesen Preisen baare Bezahlung verstanden.

NOUVEAU

DICTIONNAIRE DE POCHE

ALLEMAND-FRANÇAIS ET FRANÇAIS-ALLEMAND

CONTENANT

LES MOTS, REQUIS DANS LES DICTIONNAIRES SEMBLABLES DE LANGUES OU SCIENCES, LA PRONONCIATION DE CEUX QUI PEUVENT OFFRIR QUELQUE DIFFICULTÉ, QUANTITÉ DE PHRASES etc., PROPRES À EN INDIQUER LES DIVERSES ACCEPTIONS, OU À EMPÊCHER DE LES CONFONDRE, LES NOMS PROPRES DE PERSONNES, DE PAYS, VILLES, FLEUVES etc., QUI DIFFÈRENT DANS L'UNE OU L'AUTRE DES DEUX LANGUES,

PAR

L'ABBÉ MOZIN.

Deux Volumes.

Neues

deutsch-französisches und französisch-deutsches

Taschen-Wörterbuch,

welches

die in den neuern Wörterbüchern über Sprachen und Wissenschaften aufgenommenen Wörter, die Aussprache der schwierigern, viele der verschiedenen Bedeutungen derselben anzeigende und der Verwechselung vorbeugende Redensarten und Erklärungen, wie auch diejenigen Eigennamen der Personen, Länder, Städte, Flüsse ꝛc., die in beiden Sprachen nicht gleich lauten, enthält.

Von

Abbé Mozin.

Der frühere Ladenpreis dieses Taschenwörterbuche in 2 Theile war 4 Fl. 30 Kr.; um dasselbe aber wegen seiner Gemeinnützigkeit auch in Schulen und für Minderbegüterte käuflich zu machen, haben wir diesen, bei der großen Bogenzahl immer noch sehr billigen Preis auf 3 Fl. auf unbestimmte Zeit herabgesetzt.

Stuttgart und Tübingen, im April 1833.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Ankündigung.

Schon längst war es mein Vorhaben, zu meinem kalligraphisch componirten Kunstblatt „Die Schöpfung" ein Seitenstück zu liefern, und hatte als Gegenstand die

VIER JAHRESZEITEN,

mit Texte von Dilschneider, Hohlfeldt, Jüling und Mellstab gewählt.

Die Bearbeitung desselben begann ich wirklich schon vor etwa drei Jahren, und würde damit fertig sein, wenn nicht die politischen Ereignisse der Zeit mich abgehalten hätten, fortzufahren. Da wir nunmehr einer friedlichern Zukunft entgegensehen, so habe ich mit neuem Muthe die Bearbeitung dieses Blattes wieder begonnen, und gedenke es noch vor Weihnachten dieses Jahres liefern zu können. Es wird dies sowol den Besitzern meiner Schöpfung, als auch allen andern Kunstfreunden um so mehr eine erfreuliche Anzeige sein, indem ich das Vor-

sprochen geben kann, daß diese Kunstlaft an Schönen und fleißiger Ausführung des Originals sowie an Schönheit des Stichs meine andern Werke noch übertreffen wird.

Man kann sowol bei mir und der Buch- und Musikhandlung des Herrn L. Trautwein in Berlin, als auch bei allen Buch- und Kunsthandlungen (die sich hinwiederum mit ihren Bestellungen an vorgenannte Handlung zu wenden haben) subscribiren.

Den Subscriptionspreis ist 5 Thlr. preuß. Cour., welcher erst bei Ablieferung bezahlt wird.

Köln am Rhein, im Mai 1833.

Johann Heinrich,
königl. akad. Künstler.

Soeben ist erschienen:

Geschichte
der griechischen Revolution
vom Jahre 1821
bis zur Thronbesteigung König Otto I.
von Dr. Theodor Kind.
2 Bände. 16 Gr., oder 1 Fl. 12 Kr.

Briefe eines Hofraths
oder Bekenntnisse einer jungen bürgerlichen Braut
von
H. Laube.

Memoiren
eines preußischen Offiziers.
Herausgegeben
von
C. Herloßsohn.
2 Bände. 2 Thlr.

Keine Mystification, kein Roman, sondern die Mittheilungen eines vielgeprüften, vielerfahrenen Mannes aus einer denkwürdigen Zeit anziehend dargestellt und lebendig geschildert. Dieses Werkchen gehört unter die Zahl der wenigen gediegenen Unterhaltungsschriften, welche alljährlich erscheinen, und das Lesepublicum wird es dem Herausgeber danken, daß er es mit einem so geistreichen Manne, dessen Verhältnisse trotz einer strengen Anonymität erheischen, bekannt gemacht hat.

Literarisches Museum in Leipzig.

In der Weygand'schen Buchhandlung in Leipzig ist soeben erschienen, und daselbst sowie in allen Buchhandlungen Deutschlands zu haben:

Der
Herzog von Reichstadt.
Aus dem Französischen
des
Grafen von Montbel,
vormaligen Ministers König Carl X.
Mit
Verbesserungen und Ergänzungen,
im
Einvernehmen mit dem Verfasser.
Gr. 8. Leipzig, 1833.
In Umschlag broschirt. Preis: 1 Thlr. Sächsisch.

Seiner Natur nach verschieden von den Schriften des Tages, welche nur nebenbei und oberflächlich die Aufmerksamkeit der Leser in Anspruch nehmen, erscheint das Werk des Grafen von Montbel als ein wichtiger Stein zum Bau der Zeitgeschichte, und hat als Dokument einen bleibenden und unbenehmbaren Werth. Es spricht überdies durch Urtheil, Ruhe und Klarheit in der Darstellung an; überall leuchtet der tieferfahrene Mann durch, der an sich selbst den Unbestand des Glückes gewahr worden ist, und daher mehr als ein Anderer den merkwürdigen Jüngling aufzufassen in der Lage war, welcher für lange Jahrhunderte als das sprechendste Wahrzeichen des irdischen Wechsels, als das Opferbild eines hochtragischen Verhängnisses gelten wird. Im Gefühle, daß dies Werk einiger Verbesserungen und Ergänzungen bedürfe, haben die Uebersetzer sich deshalb unmittelbar an den Autor gewendet, und sind durch seine Güte und durch die Mitwirkung der Personen, die ihm als Quellen gedient haben, in den Stand gesetzt worden, eine Uebersetzung zu liefern, die den Werth einer verbesserten Ausgabe in sich schließt. Wirklich ist auch die in Paris eben unter der Presse befindliche zweite Auflage des Originals, nach des Autors bestimmter Versicherung, wörtlich gleichlautend mit unserer Uebersetzung, und diese somit am richtigsten als eine Uebersetzung dieser zweiten Auflage zu betrachten. Alle von dem Autor aus dem Deutschen ins Französische übertragenen Actenstücke und Briefe haben wir nach dem Originaltexte gegeben, und somit den ihnen eigenthümlichen Styl mit diplomatischer Genauigkeit bewahrt.

Des Freiherrn von Zedlitz Gedichte und Todtenkränze (Canzonen).

In der Unterzeichneten sind erschienen und durch alle gute Buchhandlungen zu beziehen:

Gedichte
von
J. Ch. Freiherrn von Zedlitz.
Fein Velinpap. mit Umschlag. Preis 3 Fl.

Inhalt: I. Romanzen; Balladen; Lieder; Gelegenheitsgedichte; Sonette; Uebersetzungen; Epigramme. II. Canzonen: Vorwort; Todtenkränze; Das Kreuz in Hellas.

Bei dem ungemeinen Beifall, welchen die Canzonen des gefeierten Zedlitz durch ganz Deutschland und in mehren Auflagen erhalten haben, dürfte die Anzeige dieser seiner gesammelten Gedichte allerorten um so freudiger aufgenommen werden, als man hier in Einem, typographisch auf das eleganteste ausgestatteten, Bande alle seine Dichtungen vereinigt findet, während die frühern Editionen nur die Todtenkränze enthalten.

Von demselben Verfasser ist in unserm Verlage erschienen:

Der Stern von Sevilla,
Trauerspiel in fünf Aufzügen.
Nach dem gleichnamigen Schauspiel des Lope de Vega
bearbeitet
von
J. Ch. Baron von Zedlitz.
Preis Druckpap. 1 Fl. 12 Kr., Velinp. 1 Fl. 36 Kr.
Stuttgart und Tübingen, im Mai 1833.
J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Oestreichische militairische Zeitschrift 1833.
Viertes Heft.

Dieses Heft ist soeben an alle Buchhandlungen versendet worden. Es enthält: I. Den Zug der Alliirten in die Champagne 1792. Nach östreichischen Originalquellen. Erster Abschnitt. — II. Die Ausrüstung und Verwendung des östreichischen Pionniers im Felde. — III. Geschichtliche Skizze der Kriegsereignisse in Tirol im Jahre 1809. (Schluß des ersten Abschnitts.) — IV. Biographie des k. k. Generals der Cavalerie und Hofkriegsraths-Präsidenten Grafen von Frimont, Fürsten von Antrodocco. (Fortsetzung.) — V. Karten-Ankündigung. — VI. Neueste Militairveränderungen.

Der Preis des Jahrgangs 1833, sowie der aller übrigen

Jahrgänge ist 8 Thlr. Sächs. Wer aber die frühern Jahrgänge von 1818 bis incl. 1832 auf Einmal abnimmt, erhält sie um ¼ wohlfeiler.

Wien, den 8ten Mai 1833.

J. G. Heubner,
Buchhändler.

Walter Scott.

Von der in unserm Verlage erschienenen und mit großem Beifall aufgenommenen Neuen Folge von Walter Scott's Werken sind soeben der 11te und 12te Theil erschienen, welche enthalten:

Briefe
über
Dämonologie und Hexerei.
Aus dem Englischen
von
Dr. G. M. Bärmann.

8. Velinpapier elegant brosch. 2 Theile. 1 Thlr.

Gebrüder Schumann in Zwickau.

In allen Buchhandlungen ist zu haben:

Jörg, Dr. J. C. G., Der Mensch, auf seinen körperlichen, gemüthlichen und geistigen Entwickelungsstufen. 8. Brosch. 2 Thlr. 6 Gr.

Das constitutionnelle Leben der deutschen Staaten bethätigt sichtbar das Streben zum Fortschreiten in moralischer, geistiger, bürgerlicher und gesetzlicher Vervollkommnung der Menschheit, und so dürfte vielleicht auf diese Arbeit eines unserer ausgezeichnetsten Männer hingewiesen werden, der in derselben den Menschen von seinem Ursprunge bis zum Verschwinden in den verschiedenen Lebensaltern, in Verbindung und in der wechselseitigen Bestimmung seiner beiden Naturen, im Zusammenhange mit der großen Welt und im Conflict mit seines Gleichen, in der Ehe, im Staate und in der Kirche, für den Menschenforscher überhaupt, insbesondere aber für den Religionslehrer, für den Gesetzgeber und für den Vertheidiger der Gesetze, ferner für den Arzt und für den Erzieher gleich anziehend schildert.

Leipzig, im Mai 1833.

Joh. Ambr. Barth.

Einladung zur Subscription.

Die preussische Monarchie;
topographisch,
statistisch und wirthschaftlich dargestellt.
Nach amtlichen Quellen.

Von diesem für alle Civil- und Militairbehörden, jedem Statistiker und Geographen, und vorzüglich jedem Preußen wichtigen Werke, wird im Laufe dieses Jahres die erste Abtheilung unter dem Titel:

Die Provinz Ostpreussen;
topographisch,
statistisch und wirthschaftlich dargestellt
von
Leopold Krug,
Dr. d. Philos., Königl. preus. Geheimen-Regierungsrathe, Mitgliede des statistischen Bureaus zu Berlin und der kaiserl. Akademie der Wissenschaften in St.-Petersburg.

2 Bände. Gr. 8.

in unserm Verlage erscheinen. Die amtliche Stellung des Herrn Verfassers ist schon Bürge, daß ihm die besten Quellen zugänglich waren, und er hat sie alle zu seiner Arbeit benutzt. So ist denn sein Werk eine Darstellung der Provinz Ostpreußen geworden, wie sie sowol in Hinsicht auf den Reichthum als auf die wissenschaftliche Benutzung und Anwendung der zusammengestellten Materialien wol keine Provinz von gleicher Größe aufweisen möchte.

Wir werden dieses werthvolle Werk, das ungefähr 160 Bogen umfassen wird, auf Velindruckpapier drucken, und in acht Lieferungen (die erste zur I. Oster-Messe d. J.) ausgeben. Um die Anschaffung zu erleichtern, wollen wir Denjenigen, welche darauf unterzeichnen, jede dieser Lieferungen zu dem wohlfeilen Preise von 1 Thaler erlassen. Vorausbezahlung ist nicht nöthig, und macht sich jeder Subscribent durch seine Unterzeichnung nur zur Abnahme der ersten Abtheilung (Ostpreußen) verbindlich. Für die zweite und die folgenden Abtheilungen wird eine neue Subscription eröffnet werden.

Alle in- und ausländische Buchhandlungen nehmen Unterzeichnungen an.

Berlin, den 1sten März 1833.

Duncker und Humblot.

Bei den Gebrüdern Schumann in Zwickau sind erschienen und in allen soliden Buchhandlungen vorräthig:

Constitutionsfrage, Die. Denkschrift für die Zeitgenossen. 8. Geheftet. 4 Gr.

Cramer, H. C., Wilhelm der kleine Baumgärtner. Erzählung für Knaben; zugleich als Anweisung zur Obstbaumzucht. 8. Geh. 6 Gr.

Weisse, C. A., Archiv für praktische Rechtskunde, mit vorzüglicher Rücksicht auf sächsisches Recht. 1ster Theil. Gr. 8. Velinpap. Elegant geheftet. 21 Gr.

In der Schnuphase'schen Buchhandlung in Altenburg sind soeben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

A. Matthiä, Vermischte Schriften in lateinischer und deutscher Sprache. Gr. 8. (20½ B.) 1 Thlr.

F. C. F. Hauschildii Carmina omnia. Gr. 8. Brosch. (6 B.) 8 Gr.

Uebersetzungs-Anzeige.

Von dem in diesen Tagen in London erscheinenden Werke:

England and the English. By the Author of „Pelham" etc. (E. L. Bulwer). 2 vols.

erscheint gleichzeitig mit dem Original eine deutsche Uebersetzung von einem Sachkenner in meinem Verlage, welches ich zur Vermeidung von Collisionen hierdurch anzeige.

Aachen, den 6ten Mai 1833.

J. A. Mayer.

Durch alle Buchhandlungen ist zu erhalten:

Conversations-Lexikon
der
neuesten Zeit und Literatur.
Vierzehntes und funfzehntes Heft.
Krug bis Lyndhurst.

Auf weißem Druckpapier 12 Gr.
Auf gutem Schreibpapier 16 Gr.
Auf extrafeinem Velinpapier 1 Thlr. 6 Gr.

Leipzig, im Mai 1833.

F. A. Brockhaus.

Literarischer Anzeiger.

(Zu den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften.)

1833. Nr. XIV.

Dieser literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften: Blätter für literarische Unterhaltung, Isis, sowie der Allgemeinen medicinischen Zeitung, beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile 2 Gr.

In Karl Gerold's Buchhandlung in Wien ist soeben erschienen, und daselbst sowie in allen Buchhandlungen Deutschlands zu haben:

Handbuch der allgemeinen und technischen Chemie.

Zum Selbstunterricht, und zur Grundlage seiner ordentlichen und außerordentlichen Vorlesungen, entworfen von

P. T. Meißner,

Magister der Pharmacie, ordentl. und öffentl. Professor der technischen Chemie am k. k. polytechnischen Institute in Wien, und mehrer gelehrten Gesellschaften Mitglied.

Fünften Bandes

dritte und letzte Abtheilung:

betaillirt die noch nicht näher untersuchten und problematischen Substanzen.

Nebst einem vollständigen Sachregister über das ganze Werk.

Auch unter dem Titel:

Anfangsgründe des chemischen Theiles der Naturwissenschaft.

Gr. 8. Wien, 1832. Preis 4 Thlr. Sächs.

Dieses Lehrbuch, dessen Grundlinien schon in dem Jahre 1819 von dem Herrn Verfasser entworfen wurden, ist gegenwärtig von demselben vollendet, und kann daher von der Verlagshandlung den Händen des Publicums übergeben werden. Indem dieselbe alle weitern, mehr in das Einzelne gehenden Darlegungen des Inhalts dieses Werkes, wegen dessen zu großer Reichhaltigkeit, nothwendig übergehen muß, und hierin auf die in den Journalen eingerückte ausführlichere Anzeige verweiset, bleiben ihr nur zwei wesentliche Punkte — deren einer die lange Verzögerung dieses Lehrbuches, der andere aber die Wichtigkeit der in demselben ausgesprochenen Ansichten auf den gegenwärtigen Stand der Wissenschaft betrifft — zu erwähnen übrig.

In ersterer Beziehung muß sie den Leser auf die schon in den Grundprincipien vorgenommene Reform aufmerksam machen, die, eben weil hier die Stützen der ganzen Wissenschaft eine Umänderung erfuhren, eine solche auch in allen übrigen Theilen derselben nach sich zog, und so die Längere, zur Vollendung dieses Werkes nothwendige Zeit sehr leicht erklären wird. — In letzterer Beziehung hingegen wird es vollkommen genügend sein, hier zu bemerken, daß gerade jene Potenzen, welche den entschiedensten Einfluß auf die Bildung der unorganischen sowol als der organischen Gebilde nehmen, als: „Wärme, Licht, Elektricität u. s. w." von dem Herrn Verfasser auf eine, von den frühern sowol als auch zum Theil von den gegenwärtigen Ansichten ganz verschiedene Weise, und zwar mit so glücklichem Erfolge bearbeitet wurden, daß sich dieselben durch die neuesten Entdeckungen im Gebiete der Physik und Chemie bereits bestätigt sehen. Wie nothwendig, ja unerläßlich es demnach für jeden Chemiker sei, sich mit diesem Werke zu befreunden — wenn er nicht schon in den Principien der Wissenschaft, und wie leicht einzusehen, auch in allen übrigen noch so geringen Beziehungen derselben verstoßen will — geht schon aus dem früher Erwähnten zur Genüge hervor; nicht minder wichtig macht sich aber dieses Lehrbuch für den Arzt, welchem es, bei dem Umstande, daß die Elektricität eine immer wichtigere Rolle in den Funktionen des thierischen Lebens übernehmen zu wollen scheint, insbesondere aber, wenn er die von dem Herrn Verfasser später herausgegebene so überaus wichtige Schrift: „System der Heilkunde", verstehen will, sozusagen unentbehrlich ist.

Daß die Verlagshandlung bei der Herausgabe dieses Werkes durchaus nicht ihren Vortheil berücksichtigte, braucht wol kaum erwähnt zu werden, und dürfte sich auch am besten durch den für die Größe dieses Werkes äußerst billig berechneten Verkaufspreis ergeben; es bleibt ihr demnach nur zu bemerken übrig, daß sich der Herr Verfasser, eben der Wichtigkeit der früher erwähnten Ansichten halber, sowie durch den Umstand ermuntert, daß dieselben ihrer Bewahrheitung mit raschen Schritten entgegen eilen, entschlossen hat, unter der Aufschrift: „Nachträge", Alles, was die Wissenschaft seit Vollendung dieses Lehrbuches wirklich Merkwürdiges aufzuweisen hat, eben jenen Lehren gemäß geordnet, folgen zu lassen.

Mit dieser Abtheilung ist das ganze Werk, welches aus 5 Bänden in 10 Abtheilungen und 424 Druckbogen sammt 7 Kupfertafeln besteht, geschlossen, und nun complet in allen Buchhandlungen um 36 Thlr. Sächs. zu haben.

Von demselben Herrn Verfasser ist in obiger Verlagshandlung erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Die Heizung mit erwärmter Luft, erfunden, systematisch bearbeitet und als das wohlfeilste, bequemste, der Gesundheit zuträglichste, und zugleich die Feuersgefahr am meisten entfernende Mittel zur Erwärmung der Gebäude aller Art, dargestellt und praktisch nachgewiesen von P. T. Meißner. Dritte, sehr vermehrte und gänzlich umgearbeitete Auflage. Mit sechs Tabellen und zweiundzwanzig Kupfertafeln. Gr. 8. In Umschlag broschirt. 2 Thlr. 16 Gr. Sächs.

System der Heilkunde aus den allgemeinsten Naturgesetzen gefolgert von P. T. Meißner. Gr. 8. In Umschlag broschirt. 1 Thlr. Sächs.

Wiederholte Anzeige von Mac Culloch's höchst interessantem Handbuch für Kaufleute und Geschäftsmänner.

In der Unterzeichneten erscheint in kürzester Zeit die erste Lieferung der Uebersetzung von

A Dictionary practical, theoretical and historical of commerce, commercial navigation etc. by J. R. Mac Culloch.

Das neueste Foreign quarterly review Nr. XXI drückt sich über dieses Werk folgendermaßen aus:

„Eine französische Uebersetzung von Herrn M'Culloch's Handbuch für Kaufleute ist angekündigt. In Deutschland und Italien soll ihm, wie wir gehört haben, dieselbe Ehre widerfahren. Gewiß verdient sie auch kein Buch in höherm Grade, wir mögen den unermeßlichen Schatz nützlicher praktischer Kenntnisse berücksichtigen, die der Verfasser darin zusammengehäuft hat,

oder den freisinnigen und erleuchteten Geist, von dem jeder Theil desselben durchdrungen ist. Seine Verbreitung durch Europa wird mehr dazu beitragen, die Täuschungen und Vorurtheile, in welchen sowol Regierungen als Massen von Individuen noch über Handelsgegenstände befangen sind, zu zerstreuen, als irgend ein theoretisches Werk, das bis jetzt erschien."

Stuttgart und Tübingen, im April 1833.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Bei J. G. Heubner, Buchhändler in Wien, Nr. 690, ist soeben erschienen:

Zeitschrift
für
Physik und verwandte Wissenschaften,
herausgegeben
von
A. Baumgartner,

Zweiter Band, zweites Heft.

Preis eines Bandes in vier Heften 2 Thlr. 12 Gr.

Inhalt:

I. Ueber eine leichte praktische Methode das Vergrößerungsvermögen von Fernröhren aller Art genau zu bestimmen. Von Jos. Freiherrn v. Jaquin. II. Ueber einige merkwürdige Krystallisationserscheinungen. Von G. E. Richter. III. Ueber die Axendrehung der Nebenplaneten. Von W. v. Biela, k. k. Hauptmann. IV. Ueber das Verhalten dünner Fäden im Fokus einer Linse. Vom Director Prechtl. V. Entdeckung der kleinsten Mengen von Salpetersäure und quantitative Bestimmung derselben mittels leicht durch dieselben oxydirbarer Metalle. Von J. R. Planiama. VI. Ueber den Bau der Centralalpenkette im Herzogthume Salzburg. Von J. Russegger. VII. Magnetisirung des Stahls durch einen Elektromagnet und durch Reibungselektricität. VIII. Literarische Notizen. — Meteorologische Beobachtungen im December 1832. Januar 1833.

Wien, den 1sten Mai 1833.

Aus dem Frauenholz'schen Verlag habe ich angekauft:

Hoffmann, G. F., Vegetabilia in Hercyniae Subterraneis collecta iconibus descriptionibus et observationibus illustrata. 20 Bogen Text und XVIII fein colorirte Kupfertafeln. Royal Folio. 1811. Früherer Preis 18 Thlr., oder 32 Fl. 24 Kr.

Da dieses Prachtwerk wenig in Buchhandel gekommen, und darum in den meisten Bibliotheken noch fehlen dürfte, so habe ich zur Beförderung des Ankaufs — aber nur bis Ende des Jahres 1833 — den Preis auf 8 Thlr. herabgesetzt, später soll der Ladenpreis auf 12 Thlr., oder 21 Fl. 36 Kr. fixirt werden.

Nürnberg, am 6ten Mai 1833.

Joh. Leonh. Schrag.

In *Baumgärtner's* Buchhandlung in *Leipzig* ist soeben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

IDEEN-MAGAZIN

für Architekten, Künstler und Handwerker, die mit der Baukunst und ihren Einzelnheiten zu thun haben, als Maurer, Zimmerleute etc., wie auch für Bauherren und Gartenbesitzer, eine reichhaltige Sammlung von Zeichnungen zu Gebäuden aller Art und Bestimmung, mit ihren Theilen und Grundrissen, als: zu Stadt, Land-, Gewächs- und Badehäusern, Tempeln, Kapellen, Cabinetten, Balcons, Ballustraden etc. Herausgegeben vom Prof. *J. G. Grohmann.* Neue vermehrte Auflage, 1ster Band. 4tes Heft. 6 Blätter in gr. 8. Preis 8 Gr.

Die neue vermehrte so äußerst wohlfeile Ausgabe dieses so günstig bekannten Werkes, gefällt allgemein, wie die von allen Seiten darauf eingehenden zahlreichen Bestellungen beweisen.

DECORATIONEN
des Innern von öffentlichen und Privatgebäuden

oder ganze Anordnungen der Verzierung von Concert- und Ballsälen, verschiedenen Zimmern, Vorsälen, Treppen und andern Räumen; für Architekten, Decorationsmaler, Zeichner, Stucaturer, Holzbronzeschneider, Baugewerken und Freunde der Baukunst; auch zum Gebrauch als Vorlegeblätter für Gewerbs- und andere Schulen. Erstes Heft. Erfunden und gezeichnet von *F. W. Mercker.* Brosch. 6 Kupfer in 4. Preis 8 Gr.

Wie die früher erschienenen wird auch dieses neue Werk eine günstige Aufnahme erfahren; da auch hierin der gute Geschmack und das Talent des Zeichners sich deutlich aussprechen.

Ferner folgende Fortsetzungen von *F. W. Mercker's Zeichnungen:*

PRAKTISCHE ZEICHNUNGEN

von Meubles im neuesten und geläutertsten Geschmacke, mit beigefügtem Massstab etc. etc. 9tes *Zimmer* (vollständiges Ameublement). Stets 6 Blätter in gr. 4. Brosch. Preis 8 Gr.

DIE MAPPE DES BAUTISCHLERS,

oder Ideen zu Thorwegen, Hausthüren, Doppelthüren, Vorsetzern, Stubenthüren, Gewölbthüren, Glasthüren, Bogen- und andern Fenstern; 3tes Heft. 6 Blätter in gr. 4. Preis 8 Gr.

DER TAPEZIRER,

oder Drappirungen von ganzen Zimmern, Plafonds, einzelnen Wänden, Fenstern, Betten etc. 2tes Heft. 6 Blätter in gr. 4. Brosch. Preis 8 Gr.

Vor Kurzem war neu:

CONSTRUCTIONEN VON OEFEN,

nach Grundsätzen der Aesthetik und der Feuerungskunde dargestellt von *F. W. Mercker.* 3tes Heft. 8 Kupfertafeln in gr. Folio. Brosch. Preis 1 Thlr.

Wichtige Anzeige
für
Prediger und Schullehrer.

Bei A. Wienbrack in Leipzig sind erschienen und durch alle Buchhandlungen zu bekommen:

J. H. C. Fischer,
Pastor zu Schönberg im Fürstenthum Ratzeburg.

Predigtentwürfe

über die Episteln an den Sonn- und Festtagen des ganzen Jahres. 1ster Bd. von Advent bis Jubilate. Gr. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Bei aller Reichhaltigkeit unserer homiletischen Literatur bietet sie doch bis jetzt nur eine dürftige Auswahl von Bearbeitungen grade dieser Perikopen dar, welche gleichwol voll der herrlichsten Lehren und Wahrheiten sind, und auch einem großen Theil der kirchlichen Vorträge zum Grunde gelegt werden. Es dürfte daher die Herausgabe dieses Werkes ein sehr zweckmäßiges und nützliches Unternehmen sein, um so mehr, da der Verfasser sich die Aufgabe stellte, es von den Mängeln ähnlicher

Schulbücher frei zu halten, die theils zu wissig, theils zu oberflächlich abgefaßt, oder von denen die bessern wahre Ruhekissen sind, deren der Gewissenhafte und an Selbstthätigkeit Gewöhnte sich zu bedienen mit Recht anscheut. Jede Perikope ist in 4 vollständigern, und 8—12 kürzern Entwürfen behandelt, die aus dem Texte selbst hergeleitet sind, und ihn möglichst erschöpfen.

F. A. P. Gutbier,
Superintendent in Oberuff.

Summarien,

oder kurzer Inhalt, Erklärungen und erbauliche Betrachtungen über die heilige Schrift des Neuen Testaments, zum Gebrauch bei kirchl. Vorlesungen ꝛc. 1ster Thl. 3te bis 5te Abtheil. vom Pfingstfeste des letzten Jahres bis zu den letzten Tagen vor der dritten Osterfeier, der Leidens-, Auferstehungs- und Himmelfahrtsgeschichte Jesu nach allen 4 Evangelisten.

Gr. 8. Preis 1 Thlr.

Mehre günstige Beurtheilungen, welche der ersten Lieferung dieser Summarien zu Theil wurden, machten die Fortsetzung dieses Werkes wünschenswerth, und so übergeben denn Verfasser und Verleger selbige dem Publicum, im Vertrauen auf dessen nicht erkaltete Theilnahme für dies Unternehmen. Es sei hier nochmals empfohlen mit den Worten des Herrn Recensenten in der Jen. Literaturzeitung, Nr. 175, 1832.

„Wir ehren die theologische Denkart des Verfassers, welche wir mit ihm theilen. Herr Gutbier huldigt der reinen evangelischen Wahrheit und dem Princip der Exegetik, in allen Erzählungen, Bildern und Darstellungen des heiligen Codex nur das Geistige festzuhalten und zu betrachten. Er hat sich von den Fesseln einer Schuldogmatik frei gehalten und die freien Schwingen mit Kraft und Glück bewegt!"

Anzeige für Lesevereine, Zeitungscabinete und Freunde der Tagesgeschichte.

Briefe aus Paris
über
Frankreich
in den ersten Jahren nach der Julusrevolution,
als Fortsetzung
des Ausführlichen Berichtes eines Augenzeugen ꝛc. ꝛc. ꝛc. ꝛc.
von
Johann Heinrich Schnitzler.
Preis 2 Fl. 24 Kr.

Dieses höchst interessante Werk enthält so gründlichen Aufschluß über die französischen Zustände, so viele Details über die Machthaber und ihre Pläne, so viele Nachweisungen über den voraussichtlichen Gang der Dinge eines Landes, dessen Schicksal wir auf das Schicksal des übrigen Europa so großen Einfluß üben zu sehen gewöhnt worden, daß es mit Recht jedem Freunde der Geschichte unserer Zeit empfohlen werden kann.

Stuttgart und Tübingen, im April 1833.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Bei Eduard Anton in Halle ist soeben erschienen:

Leo, Heinr., Dr. Prof., Studien und Skizzen zu einer Naturlehre des Staats. 1stes Heft.
Gr. 8. 1 Thlr.

Der Herr Verfasser geht von der Ueberzeugung aus, daß die menschliche Gesellschaft ein Organismus sei, dessen Entwickelungen und Lebensbedingungen so bestimmten Naturgesetzen unterworfen sind, wie es die Entwicklungen und Lebensbedingungen irgend einer Pflanze sind. Er sucht in dieser Ueberzeugung eine Physiologie des Staats zunächst nicht sowol zu begründen, als in ihren Hauptelementen anzudeuten, wie es eine Physiologie der Pflanzenwelt, oder auch jedes thierischen Organismus, namentlich des menschlichen Körpers gibt.

Durch alle Buchhandlungen und Postämter ist zu beziehen:
Blätter für literarische Unterhaltung. Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung. Jahrgang 1833. Monat Mai, oder Nr. 121—151, mit 1 Beilage: Nr. 5, und 2 literarischen Anzeigern: Nr. XII und XIII. Gr. 4. Preis des Jahrgangs von 365 Nummern (außer den Beilagen) auf gutem Druckpapier 12 Thlr.

Leipzig, im Juni 1833.

F. A. Brockhaus.

Soeben ist in der C. J. Edler'schen Buchhandlung in Hanau erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:
Denkreize, oder über die Erziehung des Menschen. Ein Versuch von W. Pfaff. 8. Brosch. 8 Gr.

Diese Denkreize werden ihrem Namen entsprechend jeden Gebildeten reizen zum Denken über die höchsten Anliegen der Menschheit. Der Geist des Verfassers ist kühn und tief zugleich, und Alles, was er sagt und lehrt, fußt auf dem Grund eines vollreifen Studiums der Philosophie- und Menschheitgeschichte.

In Karl Gerold's Buchhandlung in Wien ist soeben erschienen, und daselbst sowie in allen Buchhandlungen Deutschlands zu haben:

Die
Exantheme der Pflanzen
und einige mit diesen verwandte
Krankheiten der Gewächse
pathogenetisch und nosographisch
dargestellt
von
Franz Unger,
der Heilkunde Doctor, Stadt- und Landgerichts-Physikus, der königl. bairischen botanischen Gesellschaft zu Regensburg, der großh. weimarischen Societät für die gesammte Mineralogie zu Jena, der k. k. Landwirthschaftsgesellschaft in Steiermark ordentlichem und correspondirendem Mitgliede.

Mit sieben Kupfertafeln.

Gr. 8. Wien, 1833.

Mit schwarzen Kupfern . . . . . 2 Thlr. Sächs.
Mit illum. Kupfern in Umschlag brosch. 2 Thlr. 12 Gr. Sächs.

So groß auch die Fortschritte sind, welche die Naturwissenschaft seit einem halben Jahrhunderte gemacht, und so bedeutend die Anzahl der Schriften ist, welche über das krankhafte Verhalten der Thiere, und besonders des Menschen weitläufig sprechen, so hat die Wissenschaft doch nur Weniges, und dieses nur in zerstreuten Aufsätzen, Journalen ꝛc. aufzuweisen, wenn es sich um die Krankheiten der Pflanzen handelt. Dieser Gegenstand bildete daher bis jetzt immer noch eine sehr fühlbare Lücke im Ganzen, und eine gute Bearbeitung desselben mußte nicht allein großes Licht auf die Pathologie der Thier- und Menschenwelt werfen, sondern die Botanik selbst um einen ihrer wichtigsten Theile bereichern. Einen sehr werthvollen Beitrag zur Pathologie der Gewächse bildet nun vorliegendes Werk des durch mehre wissenschaftliche Arbeiten schon hinlänglich bekannten Herrn Verfassers, welcher darin die Früchte seiner zehnjährigen, äußerst mühsamen Untersuchungen über die Hautausschläge der Pflanzen niedergelegt hat. Da unter diese letztern jene so viel besprochenen, dem Landbau und der Forstwirthschaft so schädlichen Krankheiten gehören, die un-

ter dem Namen von Mehlthau, Rost, Brand u. s. w. bekannt sind, so leuchtet die Nützlichkeit dieses Werkes auch für den Oekonomen und Forstmann von selbst in die Augen.

Die auf sieben Kupfertafeln anatomisch-mikroskopisch dargestellten Gegenstände sind ursprünglich vom Herrn Verfasser selbst gezeichnet, und von unserm, in dieser Art schon vortheilhaft bekannten Kupferstecher, Herrn Jung, so ausgeführt, daß sie schwerlich etwas zu wünschen übrig lassen, und ebenso sehr den wissenschaftlichen Forscher befriedigen, als dem Werke überhaupt zur Zierde gereichen dürften.

Im Verlage der Theissing'schen Buchhandlung in Münster ist eben erschienen:

Baader, Franz v., Vorlesungen über speculative Dogmatik. 3tes Heft. Gr. 8. 12 Gr.

In allen Buchhandlungen ist zu haben:

Grundsätze
der
AGRICULTUR-CHEMIE
in näherer Beziehung auf land- und forstwirthschaftliche Gewerbe
von
G. Schübler,
ordentlichem Professor an der Universität zu Tübingen ꝛc.
2 Theile,
mit Kupfern und Tabellen in 8. Leipzig, bei Baumgärtner. Pr. 1 Thlr. 16 Gr.

Wichtige politische Schrift!

Memoiren eines deutschen Staatsmannes
aus den Jahren 1788 bis 1816.
Leipzig, 1838, bei Friedr. Fleischer. 1 Thlr. 12 Gr.

Der Verfasser, gegenwärtig und mitwirkend bei den in diese interessante Zeitperiode fallenden wichtigsten Ambassaden und Congressen, gibt hier eine sehr anziehende Schilderung der dabei vorgekommenen interessantesten Ereignisse. Diplomaten und an Höfen lebende Männer, welche zu jener Zeit wirksam waren, werden bald daraus den hochgestellten und feingebildeten Verfasser erkennen, und gerne bezeugen, daß sein Werk keiner besondern Empfehlung bei einem gebildeten Publicum bedarf.

Soeben ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Werke
zum deutschen Volksthum
von
Friedrich Ludwig Jahn.
Preis 1 Thlr. 18 Gr.

„Wer öffentlich als Sprecher auftritt, gleichviel ob er nur in mündlicher Rede laut wird, oder sich in Druckschriften vernehmen läßt, ist der Wahrheit zum Anwalt verpflichtet. Wahrheit bleibt das erste Gesetz für Jeden, der das Wort nimmt, und Freimüthigkeit das zweite. Ein Worthalter, sei er Redner, sei er Schriftner, soll allezeit ein Ritter und Retter der Wahrheit sein, und niemals ein Schildknapp der Lüge."

Mit diesen Worten leitet der berühmte Verfasser eine Reihe der interessantesten Betrachtungen über die heiligsten Gegenstände des Vaterlandes ein und nicht blos der Name mag für die Gediegenheit dieses Buches Bürgschaft geben, sondern auch die Bemerkung, daß dasselbe nicht von einem Schriftsteller herrührt, welcher, wie es leider nur zu sehr der Fall ist, Messe für Messe seine bestellten Arbeiten abliefert. Diese „Werke" sind nämlich das Resultat mehr als zwanzigjähriger Forschungen eines Geistes, der nicht gewohnt ist auf der Oberfläche zu schweben, sondern mit seiner ganzen, nicht gewöhnlichen Kraft, alle Tiefen eines Gegenstandes zu durchforschen. Von der Schönheit der Sprache, von der Originalität der darin liegenden Ansichten, von der Begeisterung die durch Leid und Freud sich gleich und dem Vaterlande mit voller Seele anhängt, von dem Allen, was die Leser in diesem merkwürdigen Buche finden werden, überhebt uns der Name des Verfassers, zu reden.

Daß sich das Buch genau als Fortsetzung seines „Deutschen Volksthums" betrachtet, so ist es auch dem Aeußern, sowol in Format als Druck ganz gleich gehalten, was wir den Besitzern des obigen Buchs anzukündigen uns hiermit zur Pflicht machen.

Hildburghausen, den 1sten Juni 1838.

Der Verleger
C. J. H. Knopf.

In der Buchhandlung von G. Reichardt in Eisleben ist neu erschienen und in allen deutschen Buchhandlungen zu haben:

J. G. Fr. Cannabich's
Hülfsbuch beim Unterrichte in der Geographie
für Lehrer, die sich meiner oder auch anderer Lehrbücher bedienen. Zugleich zum Nachlesen für Freunde der Erd- und Länderkunde bestimmt, die sich über das Merkwürdigste derselben belehren wollen. Großoctavformat. 1stes Heft 4 Gr. (Das Ganze erscheint in 10 Monatsheften.)

„Ich werde mich in diesem Hülfsbuche über die Einleitung oder sogenannte mathematische Geographie mehr ausbreiten als es gewöhnlich in den Lehrbüchern geschieht; dann die vorzüglichsten Gebirge, Flüsse, Seen und andere Naturmerkwürdigkeiten der Länder, ihre Producte, wenigstens solche, die nicht ganz bekannt sind, naturhistorisch beschreiben; die verschiedenen Völker nach ihren körperlichen und geistigen Eigenschaften, Sitten, Gebräuchen, Lebensart, Bildung u. s. w. schildern; die ausgezeichnetsten Sehenswürdigkeiten der Städte, oder anderer Oerter, sowie wichtige daselbst vorgefallene geschichtliche Ereignisse darstellen, und von den Staaten, auch wol einzelnen Ländern die Hauptmomente ihrer Geschichte mittheilen. Endlich wird ein vollständiges alphabetisches Namen- und Sachregister den Gebrauch dieses Hülfsbuchs erleichtern, und den Lehrer in den Stand setzen, auch bei Benutzung eines andern Lehrbuchs sich dieses Hülfsbuches zum Unterrichte vortheilhaft zu bedienen. Uebrigens werden auch solche Personen, die nicht Unterricht in der Geographie ertheilen, sondern als Freunde dieser Wissenschaft sich gern damit beschäftigen, und mehr davon zu wissen wünschen als in gewöhnlichen Lehrbüchern vorkommt, dieses Hülfsbuch nicht ohne Befriedigung zur Hand nehmen und gewissermaßen als ein geographisches Lesebuch gebrauchen können."

Der Verfasser.

In der Unterzeichneten sind erschienen und durch alle Buch- und Kunsthandlungen zu beziehen:

Göthe, lithographirt von Strixner mit Thon, auf Carton aufgezogen. Preis 48 Kr.

Randzeichnungen zu Göthe's Balladen und Romanzen von E. Neureuther, lithograph. 4 Hefte. Preis 10 Fl.

Randzeichnungen zu den Dichtungen deutscher Classiker von E. Neureuther, lithograph. 6 Hefte. Preis 7 Fl. 12 Kr.

München, im April 1838.

Literarisch-artistische Anstalt.

Literarischer Anzeiger.

(Zu den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften.)

1833. Nr. XV.

Dieser Literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften: Blätter für literarische Unterhaltung, Isis, sowie der Allgemeinen medicinischen Zeitung, beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile 2 Gr.

NEUE MUSIKALIEN
von
Breitkopf & Härtel
in Leipzig.

Für Orchester.

Lobe, J. C., Ouverture (la Gaieté). Op. 27. 1 Thlr. 16 Gr.

Für Bogeninstrumente.

Richler, W., Variations sur un thême suisse pour le Violon avec acc. de l'Orchestre. Op. 2. 1 Thlr. 12 Gr.

— — Les mêmes pour le Violon avec acc. de Pianoforte. 16 Gr.

Götze, C., Variations instructives pour le Violon avec acc. d'un second Violon, pour servir d'Etudes des positions les plus en usage dans l'art de jouer le Violon de 3me Position. Cah. IV. 20 Gr.

Gross, J. B., 2 leichte Duetten ohne Daumen-Einsatz, mit Bezeichnung der Lagen, für 2 Violoncelles. Op. 5. 1 Thlr.

— — Capriccio sur un thême de l'opéra: Joseph en Egypte de Méhul pour le Violoncelle avec acc. d'une Basse. Op. 6. 12 Gr.

— — Divertissement pour Violoncelle et Pianoforte. Op. 8. 12 Gr.

— — Quatuor pour 2 Violons, Viola et Violoncelle. Op. 9. 1 Thlr. 16 Gr.

Kummer, F. A., Amusemens pour Violoncelle et Pianoforte. Op. 18. 1 Thlr.

Maurer, L., 6 Pièces sur des thêmes favoris pour 2 Violons et Violoncelle. Op. 70. Liv. 1 et 2. à 1 Thlr. 4 Gr.

Molique, Grand Concerto pour Violon avec acc. de l'Orchestre. Op. 9. 3 Thlr. 12 Gr.

— — do. do. avec acc. de Pianoforte.

Ries, F., Grand Quintuor pour 2 Violons, 2 Altos et Violoncelle. Op. 171. 2 Thlr. 12 Gr.

Soltyk, Rondeau avec Variations pour le Violon avec acc. de l'Orchestre. Op. 2. 1 Thlr. 8 Gr.

Für Blasinstrumente.

Bobrowicz, J. N. de, 6 Valses et une Polonaise pour Flûte et Guitare. Op. 11. 6 Gr.

Kopprasch, Soixante études pour le 1r Cor. Op. 5. Liv. 1. 2. à 1 Thlr.

— — do. do. do. pour le 2d Cor. Op. 6. Liv., 1. 2. à 1 Thlr.

Kummer, C., Trio pour 3 Flûtes. Op. 77.

Schindelmeisser, L., Concertante pour 4 Clarinettes avec acc. de l'Orchestre. Op. 2. 2 Thlr. 12 Gr.

— — do. do. avec acc. de Pianoforte. 1 Thlr.

Für Guitarre.

Bobrowicz, J. N. de, Variations brillantes. Op. 10. 8 Gr.

— — 6 Valses et une Polonaise. Op. 11. 4 Gr.

— — l'Impromptu, Variations. Op. 12. 8 Gr.

Bobrowicz, J. N. de, Introduction, Variations et Polonaise. Op. 13. 8 Gr.

Molino, Guitarre-Schule franz. und deutsch. 4te Aufl. 2 Thlr.

Für Pianoforte mit Begleitung.

Gross, J. B., Sonate pour le Pianoforte et Violoncelle. Op. 7. 1 Thlr. 8 Gr.

Gährich, W., Quatuor pour le Pianoforte, Violon, Viola et Violoncelle. Op. 4. 1 Thlr. 16 Gr.

Klein, J., Duo pour Pianoforte et Violon. 2 Thlr.

Kuhlau, Quatuor pour le Pianoforte, Violon, Viola et Violoncelle. Op. 82. Nouv. Edition. 2 Thlr.

Mendelssohn-Bartholdy, F., Concerto pour le Pianoforte avec acc. de l'Orchestre. Op. 25. 3 Thlr.

Schlesinger, D., Quatuor pour le Pianoforte, Violon, Viola et Violoncelle. Op. 14. 2 Thlr. 12 Gr.

Für Pianoforte zu vier Händen.

Belcke, C. G., 6 grandes Marches. Op. 8. 16 Gr.

Bellini, V., Ouverture de l'Opéra: i Capuleti ed i Montecchi, arr. 12 Gr.

Krollmann, 4 Pièces faciles. Op. 26.

Für Pianoforte allein.

Bellini, V., Ouverture de l'Opéra: i Capuleti ed i Montecchi. 8 Gr.

Hering, Variations sur une Valse favori. 14 Gr.

Krollmann, Rondeau brillant et faciles.

Mendelssohn-Bartholdy, F., Ouverture zum Sommernachtstraum. 12 Gr.

— — Concerto. Op. 25. 1 Thlr. 12 Gr.

Richter, C., 12 Redoutentänze. 11e Lieferung. 12 Gr.

Ries, F., Introduction et Variations brillantes. Op. 170. 1 Thlr.

Schlesinger, D., Sonate. Op. 12. 16 Gr.

— — 6 Exercices en forme de Valses. Op. 13. 10 Gr.

Siegel, D. S., Variations sur le Duo de Tancred. Op. 60. 10 Gr.

Taubert, W., 6 Scherzi. Op. 8. 18 Gr.

Für Gesang.

Claudius, O., 9 Lieder für Sopran mit Pianofortebegleitung. 16 Gr.

Danzi, Singübungen für die Basasstimme. Op. 32. Neue Auflage. 1 Thlr.

Geissler, C., Lieder der Unschuld, Liebe und Freude für Sopran oder Tenor mit leichter Klavierbegleitung. 16s und 17s Werk. à 12 Gr.

Häser, Requiem für 4 Männerstimmen. Op. 35. 1 Thlr. 12 Gr.

Lorenz, Lieder und Romanzen für eine Singstimme mit Pianofortebegleitung. 16 Gr.

Marschner, H., Ariette aus Falkners Braut: „Ihr wackern Leute seid gegrüsst", mit Guitarrebegleitung. 4 Gr.

— — Ariette daraus: „Seid unbesorgt ihr wackern Leute", mit Guitarrebegleitung. 8 Gr.

Miller, J., Fragen und Antworten, Wechselgesang für 4 Tenöre und 4 Bässe. 10 Gr.

Nicolai, O., 6 Lieder für Sopran mit Pianofortebegleitung. 16s Werk. 16 Gr.

Riehle, J., 6 Lieder mit Begleitung des Pianoforte oder der Guitarre. 3s Werk. 12 Gr.

Theorie.

Jelensperger, Die Harmonie des 19ten Jahrhunderts, und die Art sie zu erlernen, aus dem Französischen übersetzt von A. F. Häser. 2 Thlr. 12 Gr.

Soeben ist erschienen und an alle Buchhandlungen versendet worden:

ROMEO AND JULIET.

A Tragedy in five acts by William Shakespeare. Mit erklärenden Noten, einer Erläuterung und einem Wörterbuche, von F. E. Feller. 137 Seiten in 12. Mit 1 Kupfer. Brosch. 9 Gr.

Die Perle aus Shakspeare's Dichterkrone, ein Werk, das jedes süße Gefühl im Busen weckt, die einzige eigentliche Liebesgeschichte des unerreichbaren Tragikers wird hier in einem äußerst eleganten Abdruck mit Hinweglassung anstößiger Stellen und mit zum Verständniß nöthigen Erklärungen und Wörterbuche, als Lesebuch zum Gebrauch beim Erlernen der englischen Sprache geboten. — Wir machen Kenner auf ein erläuterndes Vorwort über das Trauerspiel aufmerksam.

Dupuytren's klinisch-chirurgische Vorträge,

gesammelt und herausgegeben von einem ärztlichen Verein, für Deutschland bearbeitet von Dr. Emil Bech und Dr. Rudolf Leonhardi. 5te Lieferung. Bogen 18—26. Mit 3 Kupfern. à 18 Gr.

Was bisher von diesem Werke erschienen ist, incl. dieser Lieferung, kostet 1 Thlr. 21 Gr. im Subscr.-Preis.

Kritische Blätter für Forst- und Jagdwissenschaft,

in Verbindung mit mehren Forstmännern und Gelehrten herausgegeben von Dr. Pfeil, königl. preuß. Oberforstrathe und Professor. 6ter Band 2tes Heft. In 8. Brosch. 20 Gr.

Inhalt: I. Recensionen über 5 neue Werke. — II. Abhandlungen. Der Einfluß des Oertlichen auf die Forstwissenschaft. — Wie groß ist der wirkliche Brennholzbedarf einer Familie? — Insektensachen. — Wovon hängt das Verhältniß des in der Gegend, oder von einem Reviere verbrauchten Nutzholzes, zu dem des Brennholzes ab? — Mancherlei die Erziehung des Holzes betreffend. — Saat der Ulme. — Wirkung des Feststampfens des Bodens. — Ueber die spätere oder frühere Bewurzelung der Senker. — Etwas über den Anbau der Fichte. — Der Wuchs der Lerche. — Ueber die zweckmäßige Größe einer Revierverwaltung. — Ueber die Verzinsung des in den verkäuflichen Holzvorräthen eines Waldes befindlichen Geldcapitals, durch den jährlichen Holzzuwachs. — Erklärung.

Magazin der neuesten Erfindungen, Entdeckungen und Verbesserungen,

in der gesammten Gewerbkunde für Fabrikanten, Manufacturisten, Künstler, Handwerker und Landwirthe. Von Dr. Netto und G. E. Seidemann. Neueste Folge. Band I, Heft VI. Mit 25 Abbildungen. In 4. 8 Gr.

Leipzig. Baumgärtner's Buchhandlung.

Bulwer's Romane.

Der geistreiche Verfasser des „Pelham", Sir E. L. Bulwer erregt durch seine höchst anziehenden Romane nicht allein in England das größte Aufsehen, sondern hat auch schon in Frankreich und Deutschland großen Ruf erlangt. Wir glauben daher durch die Veranstaltung einer ebenso schönen, als äußerst wohlfeilen Ausgabe von Bulwer's sämmtlichen Werken den Wünschen der gebildeten Lesewelt zu begegnen. Die ersten vier Theile dieser neuen Gesammtausgabe haben bereits die Presse verlassen, und enthalten des Verfassers zuletzt erschienenes Werk, unter dem Titel:

Eugen Aram.

Ein Roman

von dem

Verfasser des Pelham, Devereux u. s. w.

Aus dem Englischen

von

Dr. G. M. Pärmann.

4 Theile in klein Octav auf schönes Velinpapier.

Preis 1 Thlr. 12 Gr.

Vorräthig in allen guten Buchhandlungen Deutschlands und der Schweiz. Wir hoffen, daß diese schöne Ausgabe eine günstige Aufnahme finden wird, und werden in dieser Voraussetzung vorerst „Pelham", und dann den nächstens zu erwartenden neuesten Roman Bulwer's „Die Pilger am Rhein" baldmöglichst als Fortsetzung nachfolgen lassen.

Zwickau, den 1sten Juni 1833.

Gebrüder Schumann.

Poetische Literatur.

Im Verlag der Unterzeichneten hat soeben die Presse verlassen und ist durch jede solide Buchhandlung zu beziehen:

Das

Kloster.

Idyllische Erzählung

in

fünf Gesängen

von

Karl Egon Ebert.

Elegant gebunden. Preis 1 Thlr. 12 Gr., oder 2 Fl. 30 Kr.

Der Verfasser, als lyrischer Dichter unter den Trefflichsten genannt, hat seinem, mit großer Auszeichnung aufgenommenen Heldengedicht aus der böhmischen Sage „Wlasta" in dem gegenwärtigen „Kloster" ein idyllisches Gemälde nachgesendet, welches durch die Einfachheit der Composition, durch die Gemüthlichkeit des Tones, der das Ganze beseelt, und durch die Reinheit und Leichtigkeit des Verses gleich sehr anspricht; und wie es einer der edelsten deutschen Fürstinnen gewidmet ist, so gewiß vornehmlich von gebildeten Frauen und Mädchen Beifall ernten, aber auch bei dem schärfern Beurtheiler Anerkennung finden wird. Wir haben das Buch mit der gebührenden typographischen Eleganz ausgestattet. Sämmtliche Exemplare ziert ein lithographirter Umschlag, wozu die dem Gedicht entsprechenden Zeichnungen ein bekannter genialer Künstler lieferte.

Stuttgart, im Mai 1833.

Fr. Brodhag'sche Buchhandlung.

Schiller's sämmtliche Werke,

wohlfeilste Ausgaben.

In der Unterzeichneten sind erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Schiller's Werke, gr. 8. 12 Bde. weiß Druckpapier. 20 Fl. im 24 Fl. Fuß.

— —, 18 Bde. Wiener Ausgabe mit Vignetten auf schönem Papier. 12 Fl. im 24 Fl. Fuß.

— —, Taschenausgabe. 18 Bde. weiß Druckpapier. 8 Fl. 24 Kr. im 24 Fl. Fuß.

In Kurzem erscheint auch eine neue Auflage von:

Schiller's Werken in Einem Band, auf feinstem Velinpapier, wovon der Subscriptionspreis 8 Fl. ist.

(Der nachherige Ladenpreis ist 12 Fl.)

Stuttgart, den 1sten Mai 1833.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

In Karl Gerold's Buchhandlung in Wien ist soeben erschienen, und daselbst sowie in allen Buchhandlungen Deutschlands zu haben:

Specielle

Pathologie und Therapie

oder

Anleitung,

die einzelnen

Krankheiten der nutzbarsten Hausäugthiere zu erkennen und zu heilen,

für

angehende Thierärzte und Landwirthe

bearbeitet

von

Hieronymus Waldinger,

der Arznei- und Wundarzneikunde Doctor, Professor am k. k. Thierarzneiinstitute und correspondirendem Mitgliede der Gesellschaft für Beförderung der Veterinairkunde zu Kopenhagen, sowie auch der kaiserl. russischen medicinisch-chirurgischen Akademie zu Petersburg.

Dritte Auflage, mit Bemerkungen und Zusätzen

von

Michael von Erdelyi,

Doctor der Heilkunde, Professor der Anatomie und Physiologie am k. k. Thierarzneiinstitute in Wien.

Zwei Theile.

Gr. 8. Wien, 1833. Preis: 1 Thlr. Sächs.

Die Vortrefflichkeit und echt praktische Brauchbarkeit des Waldinger'schen Werkes ist nicht nur von dem thierärztlichen Publicum und unparteiischen Beurtheilern in öffentlichen Blättern im Allgemeinen anerkannt, sondern am sprechendsten dadurch bewahrheitet worden, daß eine zweite, nun aber auch eine dritte Auflage nöthig wurde. Diese letztere hat jedoch ihre erschöpfende Vollendung erst durch des oben genannten neuen Herausgebers genaue kritische Revision, durch dessen zahlreiche Zusätze, Bemerkungen und strenge Benutzung der seitherigen Fortschritte in der Veterinairkunde erhalten können. Da übrigens auch die möglichste Gemeinfaßlichkeit des Vortrags und eine große Auswahl von Receptformeln zu den Vorzügen dieses Werkes gehören, so wird selbes einer weitern Anpreisung wol nicht bedürfen.

Bei *A. Wienbrack* in *Leipzig* ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Der letzte Mensch,

ein Epos in zehn Gesängen

nach

GRAINVILLE

von

A. CREUZÉ DE LESSER.

Deutsch bearbeitet

von

CH. F. K. SCHIRLITZ.

Gr. 8. Preis: 1 Thlr. 12 Gr.

Dies Heldengedicht, welches nach dem Urtheil der Kenner zu den gediegensten und genialsten Producten der neuern belletristischen Literatur Frankreichs gehört, wird hier in einer deutschen Bearbeitung dargeboten, worin das Kühne, Erhabne und Wunderbare des Originals in einem dem Idiom unserer Sprache angemessenen, gleichfalls poetischen Gewande und zwar in der Form des hierzu besonders geeigneten Hexameters möglichst treu wiedergegeben ist. Eine Ankündigung, welche durch alle Buchhandlungen gratis zu bekommen, spricht sich ausführlicher über den Inhalt aus. Als ein für jeden Gebildeten passendes Geschenk darf dies auch äusserlich geschmackvoll ausgestattete Werk mit Recht empfohlen werden.

K. F. Rauer,

Die

sittliche Erziehung

der Menschen und Völker, als erstes Bedürfniß der Zeit.

8. Geh. 16 Gr.

Der Verfasser, von dem schlechthin unwiderlegbaren Grundsatz ausgehend, daß der Mensch zu etwas Edlerm bestimmt sei als zum Säugthiere, hat es versucht, hier das Gemälde einer Gesellschaft zu entwerfen, wie sie ihrer Bestimmung nach sein soll, und dabei die schwierige Aufgabe zu lösen, wie die Interessen der Fürsten und Völker am vollkommensten zu verschmelzen und zu versöhnen seien.

Dramatische Literatur.

Im Verlag der Unterzeichneten hat soeben die Presse verlassen und ist an alle solide Buchhandlungen versandt:

Die Freier.

Lustspiel

in

drei Aufzügen

von

Joseph Freiherr von Eichendorff.

Elegant broschirt. 9 Gr., oder 36 Kr.

Diese neue Dichtung, von dem rühmlichst bekannten Verfasser des „Taugenichts", verbindet mit reichem Witz eine gewandte Darstellung, und ist zugleich für den Effect der scenischen Aufführung so günstig berechnet, daß wir darin den Freunden der dramatischen Kunst eine sehr willkommene Gabe darzubieten glauben.

Stuttgart, im Mai 1833.

Fr. Brodhag'sche Buchhandlung.

In der literarisch-artistischen Anstalt in München ist erschienen:

Karte des Königreichs Griechenland,

nebst Theilen der angrenzenden Länder des osmanischen Reichs in Europa und Asien, nach den neuesten Grenzbestimmungen herausgegeben, in Kupfer gestochen von Schleich und Seitz. Groß Landkarten-Format.

Preis schwarz	2 Fl. 48 Kr.
— illuminirt	3 Fl. 24 Kr.
— illuminirt und auf Leinwand gezogen .	4 Fl.

Wir empfehlen die längst rühmlichst bekannten im *Industrie-Comptoir zu Leipzig* herauskommenden

BLÄTTER AUS DER GEGENWART,

von denen wöchentlich 1 Bogen enggedruckt dreispaltig in 4. mit 4 bis 5 Abbildungen erscheint. Der Jahrgang, incl. der Ergänzungsblätter, von circa 58 Bogen und mit etwa 200 Abbildungen kostet nicht mehr als 3 Thlr. Gewiss die allerwohlfeilste deutsche Zeitschrift, die zugleich eine der belehrendsten ist, welche erscheinen.

Inhalt und Abbildungen bieten stets Neues und Interessantes.

Dictionnaire Universel de la langue française, rédigé d'après le Dictionnaire de l'Académie française, et ceux de Laveaux, Cattel, Boiste, Mayeux, Wally, Cormon, etc. etc., contenant toutes les mots de la langue usuelle, avec leurs étymologies, leurs définitions, leurs diverses acceptions au propre et au figuré; les différentes expressions proverbiales, familières, populaires, poétiques, et du style soutenu, tous les principaux termes des sciences, arts et métiers, avec leur signification et les explications nécessaires à la parfaite intelligence de chacun deux.

Ouvrage enrichi de plus de Six Mille Mots, qui ne se trouvent dans aucun autre dictionnaire, et d'un grand nombre d'acceptions omises dans les autres dictionnaires, par Ch. Nodier et V. Verger.

Deux volumes in 8vo., contenant ensemble près de 1600 pages, en caractère neuf dit mignonne, à deux Colonnes, Paris, 6e. édition, 1832, prix 15 francs = 4 Thaler.

A. Asher. Berlin, Linden Nr. 20.

Nach dem ungetheilten Urtheile aller Gelehrten, denen dieses Werk zugekommen ist, das ausführlichste französische Dictionnair. Der nicht unbedeutende Vorrath der 5ten Auflage wurde rasch und ganz verkauft, sodaß die letztern Bestellungen uneffectuirt geblieben sind. Die 6te Auflage hat die Presse eben verlassen und ich erhielt die erste Sendung davon, welche ich mit Recht anempfehlen kann. Preis 4 Thlr.

Zu haben in allen soliden Buchhandlungen.

Soeben sind erschienen und versendet worden:

Memoiren der Herzogin von Abrantes. 7ter Band.

Memoiren Ludwig's XVIII. 7ter Band.

Da es längst anerkannt ist, daß diese beiden Werke vor so vielen ihres Gleichen sich vortheilhaft auszeichnen, erlauben wir uns blos, das Publicum auf das gesteigerte Interesse, welches die Fortsetzungen dieser Werke durch ihre wichtigen Mittheilungen erwecken, hiermit aufmerksam zu machen.

Leipzig, den 10ten Juni 1833.

Allgemeine niederl. Buchhandlung.

In meinem Verlage wurde soeben fertig und an alle Buchhandlungen versandt:

Ritsert, E. L., Der Orden der Trappisten. 24 Bogen in groß Octav auf Velindruckpapier. Preis 1 Thlr. 8 Gr., oder 2 Fl. 24 Kr. netto.

Alle Recensionen sprechen sich auf das vortheilhafteste über diese ebenso verdienstliche als zeitgemäße Schrift aus, und danken dem Verfasser besonders für die Unbefangenheit und Freimüthigkeit, mit welchem er das Mögliche bei der Geschichte dieser Ordensverbindung leistete.

Rathgeber und Wegweiser für Auswanderer nach den Vereinigten Staaten von Nordamerika. 2te vermehrte und verbesserte Auflage. 8. Geh. 6 Gr., oder 24 Kr.

Binnen 1½ Jahr verkaufte sich die erste Auflage dieses Werkchens. Mit Vollständigkeit verbindet dasselbe Gedrängtheit, und belehrt den Auswanderer über Alles, was er zu thun hat, um mit Vorsicht und Ruhe auswandern zu können.

Lauteschläger, Dr. G., großherz. hess. Hofrath, Figurentafeln zur Physik nebst ausführlicher Erklärung. Für Freunde dieser Wissenschaft, insbesondere für Gymnasien und Realschulen. 1stes Heft mit 6 Tafeln. Gr. 4. Preis 12 Gr., oder 48 Kr.

Bei der täglich allgemeiner sich verbreitenden Einsicht von dem großen Einflusse, den das Studium der Natur, insbesondere der Physik, auf die Ausbildung und Erhaltung unsers Geistes, und namentlich auf die Beförderung unsers irdischen Wohlseins hat, wird die Erscheinung des gegenwärtigen Werkes — aus etwa 4 Heften in groß 4. bestehend —, welches die Wahrheiten der Physik durch bildliche Darstellung begleitet von einem ausführlichen, erklärenden Texte enthält, und durch seine Wohlfeilheit auch dem Wenigerbemittelten zugänglich machen soll, nicht anders als sehr zeitgemäß genannt werden können. Der Herr Verfasser, der seit geraumer Zeit den physikalischen Unterricht in den obern Classen des hiesigen Gymnasiums besorgt, glaubt besonders durch Berücksichtigung der praktischen Anwendbarkeit der Lehren der Physik nicht allein seinen Schülern anziehenden, nicht trockenen Leitfaden beim Unterricht, sondern auch Erwachsenen ein angenehmes Erinnerungsmittel in die Hände gegeben zu haben.

Darmstadt, im Mai 1833.

J. W. Heyer's Hofbuchhandlung.

In der Buchhandlung von K. F. Amelang in Berlin (Brüderstraße Nr. 11) erschienen soeben folgende neue Unterhaltungsschriften:

Ehrenreich, E., Die Kämpfer der Vendée in Deutschland und Italien. Eine Novelle. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Reimann, Ulrich, Novellen. 2 Bände. 8. 3 Thlr.

I. Band: Die Maler. — Meine Ferienreise. II. Band: Berthold's Liebesgeschichte. — Die Dichter.

Anzeige.

Unterzeichneter erlaubt sich, auf eine in seinem Verlage von einem sachkundigen Gelehrten (welcher sich demnächst nennen wird) erscheinende Bearbeitung des soeben in Paris herausgekommenen Werkes:

Abrégé de Géographie, rédigé sur un nouveau plan d'après les derniers traités de paix et les découvertes les plus récentes etc. etc., par *Adrien Balbi.*

vorläufig aufmerksam zu machen.

Bei dieser Bearbeitung wird vorzugsweise auf Vermehrung und Vervollständigung der Topographie, sowie der auf Handels- und militairische Geographie Bezug habenden Gegenstände Rücksicht genommen werden. Das Nähere behalte ich einer binnen Kurzem erscheinenden ausführlichen Anzeige vor.

Zugleich zeige ich hiermit an, daß von:

Mayer, R., Deutsch-englischer Briefsteller, oder neue Sammlung deutscher Handlungsbriefe,

wovon bei Hilscher in Dresden die ersten beiden Auflagen vergriffen sind, binnen Kurzem die 3te Auflage revidirt und corrigirt vom Professor F. Gent, Lehrer am hiesigen Realgymnasium, in meinem Verlag erscheint.

Das junge kaufmännische Publicum, sowie die Handlungslehranstalten mache ich hierauf besonders aufmerksam.

Braunschweig, den 1sten Juni 1833.

G. C. E. Meyer sen.

Die englischen Almanachs zeichnen sich sowol durch Reinheit und Gediegenheit des Textes als auch durch die Vorzüglichkeit ihrer Stahlstiche aus. Dieselben finden ungetheilten Beifall in Deutschland, und die Gelegenheit billig dieselben zu acquiriren dürfte daher nicht unwillkommen sein. Der unterzeichneten Buchhandlung ist es gelungen, den ganzen Bestand der nachfolgenden englischen Taschenbücher an sich zu bringen und offerirt:

Keepsake. 1828—33.
Picturesque Annual. 1832—33.
Heath Book of beauties. 1833.

} Jeder Jahrgang 3 Thlr.

Gleichzeitig mache ich auf das Taschenbuch Turner's Annual Tour aufmerksam. Es erschien Anfangs dieses Jahres zum ersten Male in großem Format, welches 2 Guineen gekostet hat. Nunmehr erscheint eine Ausgabe in der gewöhnlichen Octavform, welche für 7 Thlr. gegeben werden kann. Der Inhalt ist eine Reise an der Loire, und die Kupfer dazu 21 der ausgezeichnet schönsten Stahlstiche der Loiregegenden. Die Kupfer sind ganz dieselben der frühern theuern Ausgabe.

Berlin. A. Asher. Linden Nr. 20.

Literarischer Anzeiger.

(Zu den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften.)

1833. Nr. XVI.

Dieser Literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften: Blätter für literarische Unterhaltung, Isis, sowie der Allgemeinen medicinischen Zeitung, beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile 2 Gr.

In der Literarisch-artistischen Anstalt in München sind erschienen und durch alle solide Buch- und Kunsthandlungen zu beziehen:

Landkarten.

Karte von Europa, zum Gebrauch für Schulen eingerichtet, 4 Blatt, colorirt 2 Fl. 48 Kr.

— von Deutschland, zum Gebrauch für Schulen eingerichtet, 4 Blatt, colorirt 2 Fl. 48 Kr.

Uebersichtskarte vom Königreich Baiern, vom Major von Pflummern, colorirt 36 Kr.

Karte des Isarkreises. 1 Fl. 48 Kr.

— zur Reise von München ins bairische und salzburgische Hochgebirg, 2 Blatt, jedes 1 Fl. 12 Kr.

Landgerichtskärtchen von Baiern, Subscriptionspreis für die ganze Sammlung per Blatt 15 Kr.
Das einzelne Blatt 24 Kr.
Bis jetzt sind erschienen: Velingries, Weilheim, Ketheim, Riedenburg, Werdenfels, Ingolstadt, Landsberg, Stadtamhof, Eichstädt, Pappenheim, Schongau, Abensberg.

Karte von Schlesien, nebst Theilen der angrenzenden Länder, von Macco. 1 Fl. 12 Kr.

— von Frankreich, für den Hand- und Reisegebrauch, in Kupfer gestochen von Seitz, colorirt 2 Fl. 48 Kr.

— von Italien nebst den nördlich angrenzenden Ländern, zum Hand- und Reisegebrauch, colorirt 1 Fl. 48 Kr.

Reisekarte der Schweiz, schwarz 4 Fl.
colorirt 4 Fl. 30 Kr.
color. auf Leinwand aufgezogen und in Etui 5 Fl. 24 Kr.

Karte von Ungarn und Siebenbürgen, nebst Theilen der angrenzenden Länder. 2 Fl.

— des osmanischen Reichs in Europa und einem Theil desselben in Asien, 6 Blatt 4 Fl.

— des osmanischen Reichs in Europa, 1 Blatt 1 Fl. 36 Kr.

— des Königreichs Griechenland, nach den neuesten Grenzbestimmungen, in Kupfer gestochen von Schleich und Seitz, groß Landkartenformat, schwarz 2 Fl. 48 Kr.
colorirt 3 Fl. 24 Kr.
auf Leinwand gezogen u. color. 4 Fl.

— von Georgien und des Hochlandes Armenien. 2 Fl.

Geschäfts- und Reisetableau für Deutschland und die angrenzenden Länder, in Kupfer gestochen von Seitz. 2 Fl. 42 Kr.
auf Leinwand und in Etui 4 Fl.

Kunstartikel.

Ansichten, Risse und einzelne Theile des Doms zu Köln, mit Ergänzungen nach dem Entwurf des Meisters, nebst Untersuchungen über die alte Kirchenbaukunst und vergleichenden Tafeln ihrer vorzüglichsten Denkmale, von Dr. Sulpiz Boisserée, in Kupfer gestochen von den ersten Künstlern Deutschlands. 4 Lieferungen. Gr. Weltpapier.
Jede Lieferung vor der Schrift auf chinesisch Papier 150 Fl.
auf Velinpapier 120 Fl.
mit der Schrift auf Velinpapier 60 Fl.

Sammlung alt-, nieder- und oberdeutscher Gemälde der Brüder S. und M. Boisserée und J. Bertram, lithographirt von Strixner, 1ste bis 32ste Lieferung. Gr. Fol.
Jede Lieferung zu 3 Blättern mit einem Umschlag, und die Abdrücke auf farbigen Karton aufgezogen 15 Fl.
Ein Blatt einzeln von 5 bis 10 Fl.

Königl. bairische Gemäldesammlung zu München und Schleißheim, herausgegeben von Piloty, Selb und Comp., lithographirt von Flachenecker, Piloty, Strixner und Andern, 20 Lieferungen zu 4 Blatt 400 Fl.
Das einzelne Blatt 8 Fl.

Auswahl einer Zahl der vorzüglichsten Gemälde der Pinakothek in München, als Folge obiger königl. bairischen Gemäldesammlung zu München und Schleißheim, lithographirt von Borum, Hohe, Leiter, Piloty u. A., in Heften von 3—4 Blättern, 1ste bis 4te Lieferung. Gr. Folio. Jedes Heft auf chinesisch Papier 11 Fl.
auf weiß Papier 8 Fl.
Einzelne Blätter auf chinesisch Papier 5 Fl. 30 Kr.
weiß Papier 4 Fl.

Herzoglich Leuchtenberg'sche Gallerie, Auswahl einer Zahl der vorzüglichsten Bilder, lithographirt von Borum, Hohe, Leiter, Piloty u. A. In Heften von 3—4 Blättern, 1ste bis 4te Lieferung.
Jedes Heft auf chinesisch Papier 11 Fl.
weiß Papier 8 Fl.
Einzelne Blätter auf chinesisch Papier 5 Fl. 30 Kr.
weiß Papier 4 Fl.

Denkmale der Baukunst vom 7. bis zum 13. Jahrhundert am Niederrhein, von Dr. S. Boisserée, 12 Lieferungen, Royalfolio, à 6 Blatt 48 Fl.

Sammlung architektonischer Entwürfe, welche ausgeführt oder zur Ausführung entworfen wurden, mit erläuterndem Text, von L. v. Klenze, 1stes bis 3tes Heft, jedes mit 6 lithographirten Blättern. Gr. Folio.
Jedes Heft 4 Fl.

Frescogemälde aus der Geschichte der Baiern, in den Arkaden des Hofgartens zu München, herausgegeben und lithographirt von einigen Malern derselben, in 35 Blättern. Gr. Folio. 10 Fl.

Randzeichnungen zu Goethe's Balladen und Romanzen von E. Neureuther, lithographirt, 4 Hefte 10 Fl.

— — zu den Dichtungen deutscher Classiker von E. Neureuther, 6 Hefte 7 Fl. 12 Kr.

Erinnerung an Rom, Florenz und Neapel, Monumente und Volksscenen Italiens darstellend, von W. Gail, 6 Hefte, mit 30 lithographirten Blättern. Fol. 11 Fl.

Sammlung von Contouren der vorzüglichsten Gemälde aus der Glyptothek, Pinakothek und den Arkaden in München, 16 Blatt mit erläuterndem Text. 2 Fl. 48 Kr.

Tempelruine von Korinth, mit Pallikaren, welche ihre Beute auf Kameelen durch gefangene Araber fortbringen lassen, gemalt von Heydeck und auf Stein gezeichnet von Hohe. 4 Fl.

Goethe, lithographirt von Strixner, mit Thon, auf Carton aufgezogen. 48 Kr.

Schulausgaben.

Wir empfehlen hier die bei uns erschienenen schönen Schulausgaben von St.-Pierre *Paul et Virginie* à 12 Gr. Marmontel *Bélisaire* à 12 Gr. *Lettres d'Héloise et Abeilard* à 12 Gr. Chateaubriand *Atala et les Aventures du dernier Abencerage* à 9 Gr.

Lesage *Le diable boiteux* à 16 Gr. Cervantes *Novellas ejemplares* à 12 Gr. Ortis *Ultime lettere* à 16 Gr. (Unter der Presse sind Manzoni *I promessi sposi* und Silvio Pellico *Le mie prigioni.*) Wash. Irving *Columbus* à 18 Gr. Shakespeare *King Henry IV.* à 1 Thlr. *Romeo and Juliet* à 9 Gr. sämmtlich mit Noten und Wörterbüchern.

In allen Buchhandlungen zu haben.

Baumgärtner's Buchhandlung.

Buchhandlung von S. Schmerber in Frankfurt a. M.

Einladung zur Subscription.

Geschichte
der
europäischen Menschheit
im
Mittelalter
von
Anton von Tillier.

Neue Ausgabe in höchstens 10 Lieferungen jede zu 10 Bogen, elegant geheftet. Der erste sehr niedrige Subscriptionspreis beträgt nur 9 Gr. für eine Lieferung.

Diese Geschichte des Mittelalters ist zunächst für die gebildeten Stände berechnet. Geflossen aus einem vielseitigen Quellenstudium, doch ohne die Quellen selbst ermüdend zu nennen und anzuführen, gibt dieselbe die Begebenheiten weder in compendiarischer Kürze, noch in zu weiter Ausdehnung; verweilt bei den, für die Bildung der Völker und die Gestaltung der Staaten entscheidenden Thatsachen ausführlicher als bei den minder erheblichen Ereignissen, und versichert sich durch die klare, edle, und oft sogar gemüthliche Form der Darstellung des Beifalls und des Interesse der denkenden Leser.

In einigen Wochen erscheint bei mir:

Archiv für Geschichte und Literatur. Herausgegeben von Fr. Chr. Schlosser und G. Aug. Wirth. Fünfter Band.

Hieraus einzeln:

Zur Beurtheilung Napoleon's und seiner neuesten Tadler und Lobredner. Von Fr. Chr. Schlosser. Zweite Abtheilung.

Dictionnaire Universel de la langue française, rédigé d'après le Dictionnaire de l'Académie française, et ceux de Laveaux, Cattel, Boiste, Mayeux, Wailly, Cormon, etc. etc., contenant toutes les mots de la langue usuelle, avec leurs étymologies, leurs définitions, leurs diverses acceptions au propre et au figuré; les différentes expressions proverbiales, familières, populaires, poétiques, et du style soutenu, tous les principaux termes des sciences, arts et métiers, avec leur signification et les explications nécessaires à la parfaite intelligence de chacun deux.

Ouvrage enrichi de plus de Six mille mots, qui ne se trouvent dans aucun autre dictionnaire, et d'un grand nombre d'acceptions omises dans les autres dictionnaires, par Ch. Nodier et V. Verger.

Deux volumes in 8vo., contenant ensemble près de 1600 pages, en caractère neuf dit mignonne, à deux colonnes, Paris, 6ième édition, 1832, prix 15 francs ou 4 Thaler.

A. Asher. Berlin, Linden-Nr. 20.

Nach dem ungetheilten Urtheile aller Gelehrten, denen dieses Werk zugekommen ist, das ausführlichste französische Dictionnair. Der nicht unbedeutende Vorrath der 5ten Auflage wurde rasch und ganz verkauft, sodaß die letzten Bestellungen uneffectuirt geblieben sind. Die 6te Auflage hat die Presse eben verlassen und ich erhielt die erste Sendung davon, welche ich mit Recht anempfehlen kann. Preis 4 Thlr.

In meinem Verlage ist soeben erschienen und durch alle solide Buchhandlungen zu beziehen:

Beiträge zur Kenntniß des Katholicismus und zur Förderung der Sache des Lichtes und der Wahrheit. Oder: Kritik der neuesten und merkwürdigsten Erscheinungen aus dem Gebiete der katholischen Theologie, von L. M. Eisenschmidt, königl. baierischen Professor zu Schweinfurt a. M. Gr. 8. Brosch. 1 Thlr. 6 Gr.

Dieses neue Werk eines Gelehrten, der schon durch mehre theologische Schriften sich einen großen Ruf erworben hat, wird den Werth seiner ausgezeichneten Verdienste noch erhöhen.

Jahrbücher der preußischen Provinzialstände. Eine Zeitschrift zur Besprechung gemeinsamer Angelegenheiten des Vaterlandes. Herausgegeben von Dr. Reaubr u. m. A. 3tes Heft. Gr. 8. Brosch.

Leipzig, im Juni 1833.

G. Wolbrecht.

Im *Industrie-Comptoir* (*Baumgärtner*) in *Leipzig* ist soeben erschienen und an alle Buch- und Kunsthandlungen versendet worden:

Die beliebtesten
OPERNCOMPONISTEN
der gegenwärtigen Zeit,

ein schön lithographirtes grosses Tableau 29 Zoll hoch, 23 Zoll breit. Preis 16 Gr.

Die Portraits von Cherubini, Spontini, Boieldieu, Rossini, Auber, Paer, Spohr, Bellini, Marschner, Meyer-Beer, befinden sich hier in einer schönen Gruppirung, von Wolken umgeben und den Emblemen der Musik begleitet.

Die Idee einer solchen Zusammenstellung wird gewiss jeden Musikliebhaber ansprechen und das Tableau als Zimmerverzierung unter die geschmackvollsten gezählt werden können.

Neue Verlagswerke
von
J. D. Sauerländer in Frankfurt am Main.
Ostermesse 1833.

Adrian, Dr. u. Professor, Skizzen aus England. Zweiter Theil. 12. 1 Thlr. 18 Gr., oder 3 Fl.

Aschbach, J., Dr. u. Professor, Geschichte Spaniens und Portugals zur Zeit der Herrschaft der Almoraviden und Almohaden. Erster Theil. Gr. 8. Auf Druckpap. 2 Thlr. 12 Gr., oder 4 Fl. 30 Kr. Auf Velinpap. 3 Thlr., oder 5 Fl. 12 Kr.

Creizenach, Dr., Lehrbuch der Planimetrie, für Gymnasien und Bürgerschulen. Mit 8 lithograph. Steintaf. 8. 21 Gr., oder 1 Fl. 30 Kr.

Döring, G., Tage der Vorzeit. Dramatisches Gedicht. 1 Thlr. 8 Gr., oder 2 Fl. 15 Kr.

Friederich, Dr. C., Serena. Die Jungfrau bei und nach ihrem Eintritt in die Welt. 2 Theile. Mit 2 Kpf. 4te verb. Auflage. 8. Geh. Auf Druckpap. 1 Thlr. 21 Gr., oder 3 Fl. 20 Kr. Auf Velinpap. cartonnirt 2 Thlr. 12 Gr., oder 4 Fl. 30 Kr.

Hahn, C., Arithmetisches Exempelbuch für den Schul- und Privatunterricht. Zweiter Cursus. Zweite Aufl. Gr. 8. 8 Gr., oder 30 Kr.

Hahn, C., Resultate desselben. Zweiter Cursus. Zweite Aufl. Gr. 8. 4 Gr., oder 15 Kr.

Kupfersammlung zu Cooper's Werken. Zweite Lieferung in 8 Blättern. 16 Gr., oder 1 Fl. 12 Kr.

— — zu Irving's Werken. Zweite Lieferung in 4 Blättern. 8 Gr., oder 36 Kr.

Lautir-, Buchstabir- und Lesespiel für Kinder. Dritte verb. und vermehrte Aufl. In einem eleganten Kästchen. 12 Gr., oder 48 Kr.

Defele, A. Frhr. von, Bilder aus Italien. 2 Theile. 8. 2 Thlr. 20 Gr., oder 4 Fl. 48 Kr.

Platen, August Grafen von, Geschichten des Königreichs Neapel von 1414—43. 12. 1 Thlr. 16 Gr., oder 2 Fl. 48 Kr.

— —, Die Liga von Cambrai. Geschichtliches Drama in drei Acten. 8. 12 Gr., oder 54 Kr.

Schwenck, Konrad, Beitrag zur Wortforschung der lateinischen Sprache. Gr. 8. 12 Gr., oder 54 Kr.

Storch, Ludwig, Die Intrigue. Novelle. 2 Theile. Zweite verbesserte Auflage. 8. 1 Thlr. 18 Gr., oder 3 Fl.

Walker, T., Präsident des Schachclubs in Nottingham, Anweisung zum Schachspielen. Die vorzüglichsten Spieleröffnungen und Endspiele, nebst einigen eigenthümlichen Stellungen und 50 ausgewählte Aufgaben enthaltend. Aus dem Engl. übersetzt und mit Anmerkungen begleitet von J. F. Schiereck. Mit einer lithographirten Zeichnung. 8. Geh. 21 Gr., oder 1 Fl. 30 Kr.

Zimmer, J. G. Consistorialrath, Die Geschichte der Auferweckung des Lazarus. Fünf Betrachtungen. 12. Geh. 8 Gr., oder 32 Kr.

Zeitschriften.

Erholungsstunden. Zeitschrift für gebildete Leser. Herausgegeben von G. Döring. Sechster Jahrgang für 1833 in 12 Heften, 5 Thlr., oder 8 Fl.

Forst- und Jagdzeitung, Allgemeine, herausgegeben vom Forstmeister Behlen. Neue Folge. October bis December 1832, 1 Thlr. 4 Gr., oder 2 Fl. 6 Kr. Januar bis December 1833 4 Thlr. 16 Gr., oder 8 Fl. 24 Kr.

* Diese Zeitschrift erscheint nun wieder regelmäßig und die Hefte werden zu Anfang jeden Monats ausgegeben. Den bis jetzt fertigen 9 Heften sind 5 lithographirte Zeichnungen und Tabellen beigegeben und für die nächsten Hefte sind wieder 3 lithographirte Zeichnungen in Arbeit. Dem innern Gehalt und der äußern Ausstattung wird der Beifall der Leser nicht entgehen.

In der Unterzeichneten ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Rhetores graeci, ex codicibus florentinis, mediolanensibus, monacensibus, neapolitanis, parisiensibus, romanis, venetis, tauriensibus, et vindobonensibus emendatiores et auctiores edidit suis aliorumque annotationibus instruxit, indices locupletissimos adjecit Chr. Walz. 8 maj. Vol. I. XII et p. 658.

Schreibpapier 9 Fl.
Druckpapier 7 Fl. 12 Kr.

Inhalt:

I. Ἑρμογένους προγυμνάσματα.
II. Ἀφθονίου προγυμνάσματα.
1) Ματθαίου τοῦ Καμαριώτου ἐπιτομὴ εἰς τὰ τῆς ῥητορικῆς προγυμνάσματα.
2) Ἀνωνύμου περὶ τῶν τοῦ Ἀφθονίου προγυμνασμάτων.
III. Θέωνος προγυμνάσματα.
Σχόλια εἰς τὰ αὐτά.
IV. Νικολάου προγυμνάσματα.
V. Νικηφόρου τοῦ Βασιλάκη προγυμνάσματα.
VI. Ἀδριανοῦ μελέται.
VII. Συνήγορου ρητήματα καὶ ἠθοποιΐαι.
VIII. Γεωργίου τοῦ Παχυμεροῦς προγυμνάσματα.
IX. Ἀνωνύμου προγυμνάσματα.

Vol. IV. X et p. 846.
Schreibp. 10 Fl. 48 Kr.
Druckp. 8 Fl. 36 Kr.

Inhalt:

Παραγωγὴ σχολίων ἐκ διαφορῶν τεχνογραφῶν εἰς τὰ προλεγόμενα τῆς Ἑρμογένους ῥητορικῆς.
Συριανοῦ καὶ Σωπάτρου καὶ Μαρκελλίνου εἰς Στάσεις τοῦ Ἑρμογένους.

Vol. V. IV et p. 629.
Schreibp. 8 Fl.
Druckp. 6 Fl. 24 Kr.

Inhalt:

I. Σωπάτρου σχόλια εἰς τὰς Στάσεις.
II. Μαξίμου τοῦ Πλανούτου σχόλια εἰς τὴν Ἑρμογένους τεχνην.
III. Μαξίμου περὶ τῶν Ἁπλῶν ἀντιθέσεων.
IV. Ἀνωνύμου περὶ Στάσεων.
V. Μιχαὴλ τοῦ Ψέλλου περὶ Συνθηκῆς τῶν τοῦ λόγου μερῶν.
Σύναψις τῶν ῥητορικῶν ἰδεῶν.
VI. Προλεγόμενα τῆς ῥητορικῆς.

Stuttgart und Tübingen, im Juni 1833.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Den Verehrern der englischen Sprache!

In der Buchhandlung von K. F. Amelang in Berlin (Brüderstraße Nr. 11) erschien und ist daselbst sowie in allen Buchhandlungen des In- und Auslandes zu haben:

Ausführliches Lehrbuch der englischen Sprache für Schulen und Privatunterricht; enthaltend: wissenschaftlich geordnete Anleitung zur Aussprache und Aneignung der Sprachformen; vollständige Entwickelung der Syntax, mit zahlreichen Uebungsbeispielen, besonders für reifere und gebildetere Schüler höherer Classen; einen Anhang zur Kenntniß und Uebung des im Mercantilischen üblichen Styles, und eine Auswahl guter, zweckmäßig erläuterter Lesestücke. Von

G. F. Burckhardt, aus London,
Lehrer der englischen Sprache an dem kölnischen Realgymnasium, dem Missionsinstitute und mehren andern Schulen in Berlin,
und J. M. Jost, Dr.
Vorsteher einer Erz- und Erziehungsanstalt.

Zweite verbesserte und vermehrte Auflage.

42 compresse Bogen im größten Octav, auf weißem Druckpapier 1 Thlr. 20 Gr.

Diese, mit so ausgezeichnetem Beifalle aufgenommene Sprachlehre, mit wissenschaftlichem Geist aufgefaßt, und gleichzeitig alle praktischen Zwecke mit genügender Ausführlichkeit verfolgend, ist nicht für Anfänger geeignet, aber reifere Schüler, sowol Jünglinge von classischer Vorbildung, als Damen, welche einigen vorbereitenden Unterricht in deutscher und französischer Sprache genossen, überhaupt Jeder, der neben vielseitiger Fertigkeit in der englischen Sprache auch gründliche Anschauung des Sprachorganismus erstrebt, wird in diesem Werke volle Befriedigung finden. Es übertrifft alle bisherigen Werke dieser Art an Reichhaltigkeit der Materialien, und dabei ist der Preis für 42 enggedruckte Bogen gewiß höchst mäßig.

In demselben Verlage erschien früher:

Vorschule der englischen Sprache für Deutsche, mit besonderer Berücksichtigung der Aussprache für Anfänger, nebst Uebungen zum Uebersetzen, vom Leichtern zum Schwerern übergehend, zweckmäßigen Beispielen und leichtfaßlichen Belehrungen. Von G. F. Burckhardt. 1833. 20 compresse Bogen im größten Octav. 20 Gr.

Der kleine Engländer; oder Sammlung der im gemeinen Leben am häufigsten vorkommenden Wörter und Redensarten zum Auswendiglernen. Englisch und Deutsch. Ein Hülfsbuch zur Erlernung der englischen Sprache, und

vorzüglich zur Uebung des Gedächtnisses, herausgegeben von G. F. Burckhardt. Zweite mit Phrasen und kleinen Erzählungen sehr verm. Aufl. Gr. 12. Geh. 8 Gr.

Vollständiges Englisch-Deutsches und Deutsch-Englisches Taschenwörterbuch, nach den vorzüglichsten über beide Sprachen erschienenen größern Wörterbüchern, besonders nach denen von Adelung, Johnson und Chambers bearbeitet von G. F. Burckhardt. Zweite vermehrte Auflage, in welcher die Betonung, die Aussprache, das Geschlecht, die Mehrzahl, die unregelmäßigen Zeitwörter, die technischen, veralteten, wenig gebräuchlichen und niedrigen Wörter genau bezeichnet, ferner die Hinweisung auf richtige Anwendung der Zeitwörter und deren Vorwörter, und auf die Mannichfaltigkeit des Ausdrucks, auch ein alphabetisches Verzeichniß der wichtigsten Länder, Oerter, Tauf- und anderer Namen, sowie der gewöhnlichsten Abkürzungen, und eine Tabelle der unregelmäßigen Zeitwörter beider Sprachen enthalten sind. Zwei Theile. Erster Theil: Englisch-Deutsch. Zweiter Theil: Deutsch-Englisch. 1833. Octav. Jede Seite in drei Spalten, mit ganz neuen Perlschriften gedruckt. Engl. Druckpap. Sauber geheftet 2 Thlr. 8 Gr.

Politik.

Soeben hat bei Unterzeichneter die Presse verlassen und ist an alle soliden Buchhandlungen versendet worden:

Baierns Heerzug nach Griechenland,

contradictorisch erörtert nach Grundsätzen des Rechts und der Politik. Mit Urkunden. Gr. 8. Geheftet. Preis 9 Gr., oder 36 Kr.

Vor andern politischen Flugschriften zeichnet die gegenwärtige sich dreifach aus: durch Neuheit und praktische Wichtigkeit des Gegenstandes; durch bleibenden Werth der Erörterung für Geschichte, Politik, Staats- und Völkerrecht; dadurch, daß über den Streitgegenstand die Stimmen beider Theile bis zur Quadruplik sogar, contradictorisch sich vernehmen lassen, wobei bairische Amtlichkeit der einen, und wohlbekannte politische Meisterschaft der andern leicht zu erkennen sein wird.

Stuttgart, Ende Mai 1833.

Fr. Brodhag'sche Buchhandlung.

In der Lüderitz'schen Buchhandlung (C. H. Schröder) in Berlin erschien eben und ist in allen Buchhandlungen zu haben:

Offenes Sendschreiben

an Hr. G.-O.-R.-Rath K. Streckfuß,

zur Verständigung über einige Punkte in den Verhältnissen der Juden. Von Dr. J. M. Jost (Verf. der Geschichte der Israeliten). 6 Bogen. Gr. 8. Geh. 12 Gr.

Im Verlage der Buch- und Musikhandlung von T. Trautwein in Berlin erschien soeben:

Des Adlers Horst,

romantisch-komische Oper in 3 Acten von K. von Holtei, componirt von Franz Gläser. Vollständiger Klavierauszug vom Componisten. Pr. 5 Thlr. 12 Gr. Ouverture f. Pfte. allein 10 Gr. Sämmtliche Nummern daraus sind auch einzeln zu haben.

Die Oper „Des Adlers Horst" ist bei den Aufführungen in Berlin und Leipzig mit dem entschiedensten Beifall aufgenommen worden; die Bühnen von Dresden, Prag, Riga und Wien setzen sie bereits in Scene, und es ist keinem Zweifel unterworfen, dass alle bedeutendern deutschen Theater in Kurzem ihr Repertoir mit derselben vermehren werden, da sie, competentem Urtheile zufolge, überall zu gefallen geeignet ist.

Es sei unter diesen Umständen erlaubt, die Musikfreunde auf den obigen Klavierauszug aufmerksam zu machen.

Bei Ferd. Eßmann in Minden ist erschienen:

Platon's Erziehungslehre, als Pädagogik für die Einzelnen und als Staatspädagogik. Ein Beitrag zur Geschichte der Erziehungswissenschaft und Kunst. Aus den Quellen dargestellt von Dr. Alexander Kapp, erstem Oberlehrer am Archigymnasio zu Soest. Oder: Platon's praktische Philosophie. 2 Thlr.

Kapp, Dr. Ernst, Einheit des geschichtlich-geographischen Unterrichts. Mit 1 lithograph. Tafel. 10 Sgr.

Derselbe. Hellas. Historische Bilder für den Jugendunterricht. 10 Sgr.

Derselbe. Leitfaden für den geschichtlich-geographischen Unterricht in den untern Gymnasialclassen, in Real- und Bürgerschulen. 7½ Sgr.

Neue Schriften von Theodor Mundt.

In meinem Verlage erscheinen soeben folgende höchst interessante Neuigkeiten, auf welche ich die Freunde der schönen Literatur wie alle Lesezirkel lebhaft aufmerksam mache.

1. Der Basilisk, oder: Gesichterstudien. Eine Novelle von Theodor Mundt. Gr. 12. Velinpapier. Brosch. 1 Thlr.

und

2. Kritische Wälder. Blätter zur Beurtheilung der Literatur, Kunst und Wissenschaft unserer Zeit. Von Theodor Mundt. Gr. 8. Brosch. 1 Thlr. 12 Gr.

Mundt nimmt seit einigen Jahren als Novellendichter wie als kritischer Schriftsteller unter unsern beliebtesten und fruchtbarsten Autoren einen anerkannten Platz ein, und sein Urtheil, das er als Mitarbeiter an den bedeutendsten deutschen Journalen abgibt, gilt überall für eine der einflußreichsten und geistvollsten Stimmen, welche man in der Gegenwart laut werden hört. Wenn wir daher seine neue reizende Gesichterstudiennovelle: „Der Basilisk", den zahlreichen Freunden seines „Duetts", seiner „Madalon", mit Zuversicht in die Hände geben: so hoffen wir nicht weniger, daß seine „Kritischen Wälder", in welchen er in seiner lebendigen Manier Charakteristiken von den bedeutendsten literarischen Erscheinungen der Gegenwart entwirft, eine anregende Lecture für das gebildete Publicum zur Orientirung im Geist der Zeit sein werden.

Leipzig, Ostermesse 1833.

G. Wolbrecht.

Soeben ist folgende zeitgemäße Schrift, welche insbesondere allen Freunden des Schulwesens zu empfehlen sein dürfte, bei uns erschienen und an alle Buchhandlungen versendet worden:

Ueber die Verbindung der Sprach- und Realwissenschaften in Gelehrtenschulen. Andeutungen und Wünsche von M. Rüdiger, Rector des Gymnasiums zu Freiberg. Gr. 8. 3 Bogen. 6 Gr.

Im Monat Juni 1833.

J. G. Engelhardt'sche Buchhandlung in Freiberg.

Um Collisionen zu vermeiden zeige ich hierdurch an, daß von Characteristics of women, moral, poetical and historical, by Mrs. *Jameson*. 2 vols. London 1832. eine deutsche Bearbeitung in meinem Verlage erscheint und zur Michaelismesse versandt wird.

Leipzig, den 14ten Juni 1833.

Joh. Ambr. Barth.